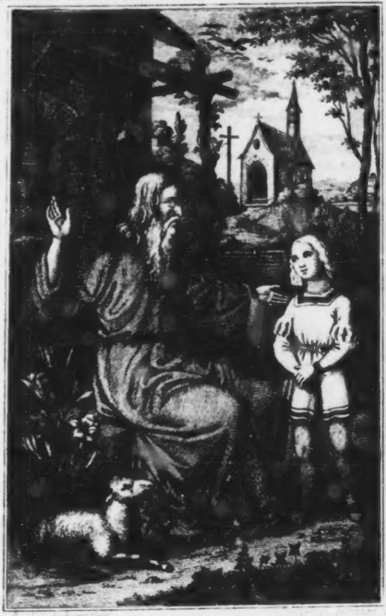


HEINRICH VON EICHENFELS.

[illegible]

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Erſtes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1841.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

An die verehrten Leſer!

Die Erzählungen des Verfaſſers der Oſtereier wurden mit ſolchem Wohlwollen aufgenommen und ſo viele freundliche Leſer haben ſo oft gewünſcht, dieſe zerſtreuten kleinen Schriften in einer ſchönen, gleichförmigen Ausgabe geſammelt zu ſehen, daß es dem Unterzeichneten eine angenehme Pflicht iſt, dieſen Wunſch zu erfüllen.

Es ſey ihm erlaubt, über dieſe Sammlung einige nöthige Worte vorzubringen, und vor Allem zu erzählen, wie er auf den Gedanken gekommen, dergleichen Erzählungen zu ſchreiben.

Urſprünglich waren dieſe Erzählungen ganz und gar nicht für den Druck beſtimmt. — Schon vor etlich und vierzig Jahren wurde dem Verfaſſer eine zahlreiche Schule zur Leitung und Aufſicht anvertraut; er fand es jedoch für nöthig, viele Jahre hindurch ſelbſt Schule zu halten. Da war er denn darauf bedacht, die Lehren, die er in dem Religionsunterrichte vorgetragen hatte, auch außer den zu dieſem Unterrichte beſtimmten Stunden, in Beiſpielen anſchaulich zu machen, nach der uralten Bemerkung: „Worte bewegen, Beiſpiele reißen hin.“

Den Stoff zu dieſen geſchichtlichen Beiſpielen nahm er — theils aus den Erzählungen, die er in ſeiner Kindheit aus dem Munde ſeines geliebten ſeligen Vaters vernommen, und ſonſt nirgends geleſen hatte, theils von Begebenheiten, die er ſelbſt erlebt hat, oder als zu ſeiner Zeit wirklich geſchehen, erzählen hörte; daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen. Einige Erzählungen, die er irgendwo geleſen, ſuchte er ſo zu bearbeiten, daß ſie für ſeine Schüler lehrreich und unterhaltend wurden; die vorzüglichſten ſind aus dem chriſtlichen Alterthume genommen und auf die genannte Art bloß neu erzählt.

Gewöhnlich wurde eine ſolche Erzählung, oder ein oder das andere Kapitel daraus, nach der Schule vorgeleſen, zur Belohnung des Fleißes und unter der Bedingung, ſie zu Hauſe aufzuſchreiben. So wurden die ſchönen Beiſpiele und guten Lehren, die darin vorkamen, dem Gedächtniſſe noch tiefer eingeprägt, und die Schüler zugleich geübt, ihre Gedanken zu Papier zu bringen, und ſie erlangten dadurch eine große Fertigkeit in ſchriftlichen Aufſätzen.

Die Art, wie dieſe Erzählungen entſtanden, trug wohl das Meiſte dazu bei, daß ſie einen ſo allgemeinen Anklang fanden. Sie wurden nicht für ein unbekanntes Publikum und gleichſam auf den Kauf gemacht, ſondern für Kinder verfaßt, in deren Mitte der Verfaſſer ſich befand. Er wurde in ſeiner Stellung mit deren Gedankenkreiſe und mit deren Sprache vertraut. Er ſchrieb ganz unbefangen, ohne daran zu denken, was gelehrte Kunſtrichter dazu ſagen würden; er war nur darauf bedacht, nicht die gewöhnliche breite Bücherſprache, ſondern die Sprache der Kinder zu reden. Er konnte ſich mit Augen überzeugen, was auf den Verſtand und das Herz, ſowohl der zarteren als der reifern Jugend einwirkte, oder was ſie gleichgültig ließ. Auch erſah er dies aus dem, was ſie von dem Vorgeleſenen niederſchrieben. Zu ſeiner Verwunderung haben ſie oft ganze Seiten von Wort zu Wort ihm nacherzählt. So gingen dieſe Erzählungen aus dem Leben hervor und wieder in das Leben über.

Da der Verfaſſer die meiſten dieſer Erzählungen vor 20 bis 40 Jahren geſchrieben hat, und ſie jetzt wieder durchliest, ſieht er ſich im Geiſte in den Kreis ſeiner damaligen Schüler und Schülerinnen verſetzt. Noch jetzt ſchweben ſie ihm vor Augen — wie ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörten, wie bei manchen Stellen ſich über alle Geſichtchen ein fröhliches Lächeln verbreitete, oder Thränen in Aller Augen glänzten! — Viele dieſer geliebten Schüler und Schülerinnen ſind nun ſelbſt Eltern, und ihre Kinder leſen ihnen dieſe Erzählungen vor. Manche aber, die damals wie Roſen blühten, überlebte ihr alter Lehrer. Er hat noch Briefe von ihnen, worin ein gebildeter Verſtand, und — was noch mehr iſt! — ein frommes Herz nicht zu verkennen iſt. Die freundlichen Leſer wollen vergeben, daß er, um dem Andenken der Früheverblichenen eine Thräne zu weihen, von der Sache abkam. —

Was nun die gegenwärtige Sammlung betrifft, ſo war es nicht bloß darum zu thun, dieſe Erzählungen zu ſammeln, ſondern ſie zu verbeſſern und zu ordnen — was bei den bisher erſchienenen, in benachbarten Ländern gegen Oſten, Weſten und Süden von Unberufenen ohne Wiſſen des Verfaſſers widerrechtlich veranſtalteten Geſammtausgaben durchaus nicht Statt findet.

Es iſt ſehr begreiflich, daß einem Schriftſteller ſein Buch, das er ſchon vor vielen Jahren geſchrieben und dem Drucke übergeben hat, wenn er es wieder durchliest, gleichſam als ein fremdes Werk erſcheinen und er manche Verbeſſerung nothwendig finden müſſe. Dazu kommt bei vorliegenden Schriften noch, daß ſie nur für einen engern Kreis, für die Kinder in einer beſtimmten Gegend Schwabens und Bayerns gedruckt, und erſt ſpäterhin weiter verbreitet worden; auch deßhalb mußten einige nicht allgemein verſtändliche Redensarten abgeändert werden.

Wie die einzelnen Erzählungen einer Verbeſſerung bedurften, ſo mußte auch auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung Bedacht genommen werden. Mit der Erkenntniß Gottes, mit der Menſchenfreundlichkeit Gottes, die in unſerm göttlichen Erlöſer uns ſichtbar erſchienen, und mit der Ausſicht auf ein künftiges beſſeres Leben nach dem Tode wurde daher der Anfang gemacht — alſo mit den drei Erzählungen: Heinrich von Eichenfels, der Weihnachtsabend und die Oſtereier. Hierauf folgen Beiſpiele von Menſchen, die von Herzen an Gott glaubten, auf Ihn vertrauten, Ihm gehorchten; die in dem Glauben an Jeſus Chriſtus ihr Heil gefunden, indem ſie ſeine Lehre zur Vorſchrift ihres Lebens machten; die in der Hoffnung einer ſeligen Ewigkeit nach dieſem kurzen vergänglichen Leben die größte Ermunterung zum Guten, den beſten Troſt in allen Leiden fanden. Auch einzelne Tugenden werden hervorgehoben. Mehrmals werden Eltern dargeſtellt, die ihre Kinder gut, fromm und chriſtlich erzogen, und Kinder, an denen ihre Eltern Freude erlebten. Auch durfte es nicht an warnenden Beiſpielen fehlen von Menſchen, die ſich nicht an Gott hielten, in Sünde und Laſter verfielen, und ſich in das größte Elend ſtürzten — an Beiſpielen von Gottes weiſer, liebevoller Vorſicht für gute Menſchen, und von der Gerechtigkeit Gottes, der böſe Menſchen ſtraft. Anfangs iſt nur von den Grundlehren unſrer heiligen Religion die Rede, erſt in der Folge wird auf einzelne Lehren des Chriſtenthums etwas tiefer eingegangen, ſo viel es nemlich in Schriften möglich iſt, die nicht zu eigentlichen Lehr- und Erbauungsbüchern beſtimmt, ſondern bloß für Kinder und jugendliche Gemüther geſchrieben ſind, um ſie auf eine ergetzende Weiſe zu belehren und zu erbauen. In unſerer Zeit, da man nicht nur einzelne Lehren zu beſtreiten, ſondern den Grund des Chriſtenthums zu untergraben verſucht, dürfte dieſes Verfahren nicht unweiſe zu nennen ſeyn. Man legt ja zuerſt das Fundament eines Tempels, führt dann die Hauptmauern auf, und erſt zuletzt errichtet man über dem vollendeten Dome das goldene Kreuz.

Außer dieſen Erzählungen ſuchte der Verfaſſer den Schulunterricht auch durch Geſang zu beleben. In dieſer Abſicht fand er es, ſo reich auch Deutſchland an gemüthlichen Liedern für die Jugend und das Volk iſt, von denen er viele ſingen ließ, dennoch nicht überflüſſig, ſondern vielmehr nöthig, noch einige dergleichen Lieder zu verfaſſen. Alle dieſe Lieder hatten auch das Gute, daß unſittliche und geiſtloſe Lieder durch ſie verdrängt wurden. Es war ſehr erfreulich, in Häuſern und Werkſtätten, auf dem Berge und im Thale ſolche Lieder ſingen zu hören. Auch wurde durch dieſe Vorübungen der gemeinſchaftliche Kirchengeſang eingeleitet, der denn auch, freilich erſt nach mehreren Jahren, zu großer Erbauung des Volkes allgemein zu Stande kam.

Nebſt den Erzählungen und Liedern ließ der Verfaſſer, einmal im Jahre, zur Zeit, die den öffentlichen Luſtbarkeiten gewidmet iſt, von der Schuljugend ein für ſie eigens verfaßtes Schauſpiel aufführen. Die Schüler und Schülerinnen wurden dadurch angenehm und lehrreich beſchäftigt, und von manchen, nicht immer den beſten Beluſtigungen abgehalten. So gut er übrigens weiß und wohl erwog, daß Schauſpiele für die Jugend manche Nachtheile haben können, ſo hat er ſich doch überzeugt, bei erforderlicher Aufſicht und Umſicht könne man das Nachtheilige entfernt halten. Recht benützt könnte die Bühne eine vortreffliche Schule der Tugend werden!

Einige dieſer Schauſpiele, nebſt den genannten Liedern, wird der Verfaſſer den Erzählungen beifügen, und damit (jedoch die nochmalige Durchſicht und Herausgabe ſeiner andern Schriften, vorzüglich der bibliſchen Geſchichte, ſich vorbehaltend) die gegenwärtige Sammlung ſchließen.

Dieſer Originalausgabe hat er auf dem Titel die Worte beigeſetzt, von letzter Hand, weil er ſie, aus Liebe zu den Kindern und aus Achtung für deren Eltern und Freunde, mit allem ihm möglichen Fleiße im 73. Jahre ſeines Lebens zu guter Letzt noch einmal durchgeſehen und verbeſſert hat. Er nimmt daher von ſeinen geliebten Leſern Abſchied. Die damalige Jugend, nunmehr in reifen Jahren, ja Hausväter und Hausmütter, nennen jene Zeiten, da ſie dieſe Erzählungen hörten, dieſe Lieder ſangen, dieſe Schauſpiele aufführten oder aufführen ſahen, die glücklichſte, die goldene Zeit ihres Lebens. Tauſendfältigen Verſicherungen zufolge haben unzählige Menſchen, nicht nur Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, ſondern auch betagte Männer und Frauen, dieſe Schriften, die in die meiſten Sprachen Europa's überſetzt wurden, mit Vergnügen und nicht ohne Segen geleſen. Der gütige Gott, der dieſe geringen Arbeiten des Verfaſſers bisher ſegnete, wolle ſie ferner ſegnen — und geben, daß Verfaſſer und Leſer ſich in einer beſſern Welt zuſammen finden mögen!

Augsburg im Mai 1841.

Chriſtoph von Schmid.

◆

Wie

Heinrich von Eichenfels

zur

Erkenntniß Gottes

kam.

Erſtes Kapitel.

Aufſicht über Kinder ein Engelsgeſchäft.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf einem alterthümlichen, aber ſehr prächtigen Schloſſe, nahe an einem großen Walde, Graf Friedrich und Gräfin Adelheid von Eichenfels. Ein zartes, wunderſchönes Knäblein, Namens Heinrich, das ſie unausſprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater ausſprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die fromme Gräfin blieb zurück auf dem Schloſſe, und der einzige Troſt über die Abweſenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer ſtillen Einſamkeit war ihr geliebter kleiner Heinrich. Sie hatte ſich vorgenommen, ganz der Erziehung deſſelben zu leben, und ihr ganzes Herz ſehnte ſich nach dem ſeligen Augenblicke, da ſie mit dem holden Knaben auf dem Arme ihrem theuern Gemahl würde entgegeneilen können.

Eines Abends ſaß die Gräfin mit ihrem Kinde auf dem Schooße in ihrem Zimmer. Margaretha, das Kindermädchen, ſtand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlichſcherzend, einige friſchgepflückte Blumen vor. Das Kind ſtreckte lächelnd die kleinen Händchen darnach aus, und auch die Mutter lächelte ſehr vergnügt, und ergötzte ſich an der Freude des Kindes. Da trat auf einmal ein Diener, der mit dem Grafen ins Feld gezogen war, herein, und brachte die traurige Nachricht, der Graf ſey ſchwer verwundet, und verlange vor ſeinem Ende, das vielleicht nahe ſey, ſeine Gemahlin noch zu ſehen. Die Gräfin ward todtenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind faſt nicht mehr halten. Der Bote machte, als er den Schrecken der Gräfin ſah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indeß konnte er doch nicht verhehlen, ſie müſſe Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn ſie ihn noch ſicher am Leben antreffen wolle. Die Gräfin entſchloß ſich, augenblicklich abzureiſen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter kleiner Heinrich," ſagte ſie, „ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter weint! Armes Kind, du verlierſt deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie ſchmerzt es mich, daß ich dich auf dieſer weiten beſchwerlichen Reiſe in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!"

„O Margaretha," rief ſie, „indem ſie ſich zu dem Mädchen wandte, „dir übergebe ich das Liebſte, was ich hier zurück laſſe. Habe doch recht Acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es ſchläft. Verpflege es ſo ſorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem ſchönen Tage, beſonders des Morgens, in den Garten an die friſche Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere ſchöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden, womit er ſich ſtechen oder das er verſchlingen könnte. Am wenigſten wirſt du dich unterſtehen, ihm etwas zu Leide zu thun, und ihm Zorn und Unwillen über ſeine kindliche Unbehülflichkeit empfinden zu laſſen. Die Aufſicht über kleine Kinder iſt ein Engelsgeſchäft. Sey du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beſchließerin, der ich das ganze Haus übergebe, wird mir ſchon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt habeſt. Verſprich es mir, dieſe meine letzten Ermahnungen nie außer Acht zu laſſen, damit ich wenigſtens in dieſem Stücke außer Sorge ſeyn könne. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurück komme. Wenn du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben wirſt, ſo werde ich dich zu belohnen wiſſen. Auch werde ich dir etwas Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen ſoll.“

Margaretha verſprach Alles. Die Gräfin küßte das Kind, ſegnete es, und blickte mit naſſen Augen indem ſie innerlich betete, lange zum Himmel, gab dann das Kind Margarethen in die Arme, und ſtieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerſchaft und Unterthanen in den Wagen, und fuhr noch bei einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

Zweites Kapitel.

Großes Unglück aus kleinem Ungehorſam.

Margaretha war ein armes, verwaiſtes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich frommes Gemüth, einen heitern, fröhlichen Sinn, und ein ſehr liebliches, blühendes Ausſehen. Deßwegen hatte die Gräfin ſie zur Wärterin des kleinen Heinrichs angenommen. Margaretha, das gute fromme Mädchen, befolgte Alles, was die Gräfin ihr befohlen hatte, genau, und es verging keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfin nicht zu Sinne gekommen wären. Denn ſie liebte die edle Frau als ihre größte Wohlthäterin, und hatte an dem holden Kinde die herzlichſte Freude; ja ſie ehrte in demſelben ſchon ihren künftigen Grafen und Herrn.

Eines Tages ſaß Margaretha neben dem ſchön geflochtenen Wiegenkorbe des ſchlafenden Kindes, und ſtrickte. Sie hatte den Korb, der ſich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Roſen geſchmückt, damit dem Kinde ſogleich bei dem Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor ſchützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe ſtöre — und lieblicher und ſchöner als die friſchen Roſen ſchienen die rothen Wangen des ſchlafenden Kindes durch den zarten, durchſichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Muſikanten vor das Schloßthor, und ließen ſich da hören. Die Leute im Schloſſe liefen alle zuſammen und riefen den Muſikanten herein in die untere Stube, um ſich, weil die Herrſchaft eben nicht zu Hauſe war, bei Muſik und Tanz einen luſtigen Nachmittag zu machen. Margaretha hörte nichts lieber, als Muſik; dennoch blieb ſie, der Worte der Gräfin eingedenk, an dem Wiegenkorbe des ſchlafenden Kindes ruhig ſitzen. Da kam Görge, der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gretchen,“ rief er, „komm doch auch herab! Du glaubſt nicht, wie luſtig es zugeht. Solche prächtige Muſik hab' ich noch nie gehört. Einer hat ein Hackbrett, und ſchlägt darauf zu, als wollte er's in Stücke zerſchlagen. Ein kleiner Bube ſpielt den Triangel, der auch nicht übel klingt; und ein großer dickbackiger Junge bläst das Poſthorn dazu, daß einem beide Ohren klingen, faſt lauter als der Triangel. Komm doch geſchwind herunter!" Margaretha ſagte, ſie dürfe das Kind keinen Augenblick verlaſſen. „Sey nur nicht ſo kindiſch," ſagte der leichtſinnige Burſche. „Du wirſt wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind ſchläft ja, und du kannſt ihm ja nicht ſchlafen helfen. Komm, komm, und zier' dich nicht ſo. In einem Viertelſtündchen biſt zu wieder hier. Einen Reihen wirſt du mir nicht abſchlagen." Margaretha ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, ſich bereden, und ging mit hinab. Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angſt kam ſie an. Sie wollte gehen; allein die übrigen hielten ſie auf. Zuletzt riß ſie ſich mit Gewalt los, und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entſetzen ergriff ſie! Das Bettchen war leer; ſie ſah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte ſich zwar, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schloſſe das Kind zum Scherze in ein anderes Bett gelegt, um ſie zu erſchrecken. Aber ſchon der Gedanke, die Gräfin könnte dieſes inne werden, machte ſie zittern. Sie eilte von Zimmer zu Zimmer — und ſah nirgends etwas von dem Kinde. Eine wahre Todesangſt ergriff ſie. Sie eilte hinab, und rief unter die Tanzenden: „Der junge Graf iſt nicht mehr in ſeinem Bettchen; wer von euch hat mich ſo erſ[illegible]ckt und das Kind hinweggenommen?" Niemand wußte etwas davon;

kein Menſch war aus dem Zimmer gekommen. Alle hörten ſogleich auf zu tanzen, und die Muſikanten gingen fort, ohne das Trinkgeld abzuwarten. Alle, ſo viel ihrer in der Stube waren, eilten erſchrocken hinauf; Alles wurde durchſucht. Bald zeigte ſich, daß außer dem Kinde noch allerlei Koſtbarkeiten fehlten. Was konnte man anders denken, als das Kind ſey geraubt worden!

Die allgemeine Luſtbarkeit verwandelte ſich nun in Weinen und Wehklagen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott,“ rief die Beſchließerin lautweinend, „ach, die gute Gräfin! Wie wird es erſt ihr ſeyn, wenn ſie das hört! Das iſt ihr Tod.“ Margaretha aber wollte verzweifeln; ſie wäre im erſten Anfall der ſchrecklichſten Verzweiflung fortgerannt, und vielleicht gar in den Fluß geſprungen, wenn man ſie nicht aufgehalten hätte. „O Du mein Gott,“ rief ſie mehrmals und voll des heftigſten Schmerzens, „wer hätte das geglaubt, daß ein ſo kleiner Ungehorſam ſo große ſchreckliche Folgen haben könne!“

Drittes Kapitel.

Der größte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schloſſe voll Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd, in dem Zimmer des Kindes beiſammen waren; indem Margaretha, halb wahnſinnig, ſcheu und verwildert aus ihren ſchwarzen Augen blickte, und mit zerrauſten Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden ſaß, auf dem die Roſen, die den Wiegenkorb geſchmückt hatten, zerſtreut und zertreten umher lagen: da ging mit einem Male ſchnell die Zimmerthür auf — und die Gräfin trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht ſo gefährlich, als es Anfangs geſchienen hatte. Sobald er ſich außer aller Gefahr befand, hatte die Gräfin, auf Zureden des Grafen und aus eigenem Antriebe ihres mütterlichen Herzens, die Rückreiſe angetreten, um nur recht bald wieder bei ihrem lieben Kinde zu ſeyn. Sie war nur aus der Kutſche geſprungen, und ſogleich auf das Zimmer geeilt, wo ſie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffte.

Alle im Zimmer erſchraken bei dem Anblicke der Gräfin. Margaretha that einen lauten Schrei. „O Gott, ſey mir und ihr gnädig!“ rief ſie. Die Gräfin ſah die todtenblaſſen Geſichter, die rothgeweinten Augen, Margarethens Verzweiflung, die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tauſend bange Ahnungen, tauſend ſchreckliche Gedanken zuckten gleich Blitzen durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als ſie endlich die Geſchichte halb erfuhr und halb errieth — da war es ihr, als brächen Himmel und Erde auf ſie herein; ſie ſank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht Alle herbei geeilt wären, ſie zu halten.

„O Gott, o Gott,“ rief ſie endlich jammernd, als ſie wieder zur Beſinnung gekommen war, welch ein entſetzliches Leiden haſt Du mir auferlegt! Ach mein Kind, mein Kind, mein liebſtes Kind! O mein Gemahl, mein theuerſter Gemahl, ach, dieſe Botſchaft wird dir tiefere Wunden ſchlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber, lieber, guter kleiner Heinrich, wo biſt du wohl jetzt? In welche Hände biſt du gefallen? O, wenn du von Räubern verführt werden und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachſen ſollteſt — wie ſchrecklich wäre das? Ich kann nicht einmal daran denken! Ach, lieber weinte ich an deinem kleinen Grabe! O dann wäreſt du ein ſchöner Engel an Gottes Throne und ich hätte den Troſt, dich dort einſtens wieder zu ſehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieſer einzige, dieſer ſüßeſte Troſt! Ach, was kann, was wird unter ſolchen Menſchen aus dir werden?“

„O Gott,“ rief ſie dann wieder, und fiel auf die Kniee nieder, und blickte mit gerungenen Händen weinend zum Himmel. „O guter Gott, Du einziger Troſt in allen Nöthen! Mein Kind iſt zwar meinen Armen entriſſen, aber Deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht, in welchen finſtern Wäldern, in welcher Räuberhöhle es ſich befinde; aber Dein Auge ſieht es, wo es auch iſt. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweiſen, aber Du und nur Du allein kannſt es erhalten. Du höreſt ja das Schreien der jungen Raben; o höre auch das Flehen dieſes Kindes, das gewiß weint und wimmert und ſich nach ſeiner Mutter ſehnt! — Mir und meinem lieben Gemahl' aber gib die Gnade, dieſen Verluſt zu ertragen! Obwohl zunächſt Unvorſichtigkeit und Bosheit der Menſchen uns den kleinen Engel geraubt haben, ſo ließeſt doch Du es zu. Du fügteſt es ſo; Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieſer Schmerz wird mir unter Deiner Leitung einmal zum Heile ſeyn.« So tröſtete ſich die trauernde Mutter.

Margaretha aber war ohne allen Troſt. Sie fiel der Gräfin zu Füßen, und bat ſie um Verzeihung. „Ach, ſagte ſie,« die Hände ringend, „wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreien könnte, ich wollte gern den letzten Tropfen vergießen. Laſſet mich hinrichten; ich will gerne ſterben.« Die Gräfin verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung,« ſprach ſie; „es ſoll dir kein Leid geſchehen. Du ſiehſt aber, wie gut ich's meinte, wie weiſe mein Befehl war; du haſt es nun erfahren, was Ungehorſam, Leichtſinn, Hang zu Luſtbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unſer Aller Freuden auf dieſer Welt ſind nun für immer dahin, wie die Roſen hier, die welk und entblättert auf dem Boden umherliegen.“

Nachdem die Gräfin ſich von dem erſten Schrecken erholt und vernommen hatte, das Kind ſey erſt vor ein paar Stunden geraubt worden, ſo ſchickte ſie ſogleich eine Menge Leute aus, es aufzuſuchen. Ein Bote nach dem andern kam wieder zurück. Margaretha lief jedem entgegen, und weinte immer aufs neue, ſobald ſie ſchon von weitem ſeine troſtloſe Miene ſah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringſte Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margaretha weinte ſich faſt die Augen aus. Nach und nach wurde ſie zwar ruhiger; allein ſie war immer ſehr blaß und ging umher, wie ein Schatten. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verſchwand ſie, und kein Menſch wußte, wo ſie hingekommen war.

Viertes Kapitel.

Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerin, ein altes, häßliches Weib, mit pechſchwarzen Haaren und gelbbraunem Geſichte, hatte das Kind geraubt. Das Weib gab ſich, leichtgläubige Menſchen zu betrügen und zu beſtehlen, mit Wahrſagen ab. Unter dieſem Vorwande war ſie ſchon früher einmal in das Schloß gekommen, und hatte alle Gelegenheiten wohl ausgekundſchaftet. Sie ſtand mit dem Aelteſten der drei Muſikanten im Einverſtändniſſe, und während dieſer mit lärmender Muſik alle Leute im Schloſſe in die untere Stube lockte, war die Zigeunerin durch ein kleines Thürlein in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtſamkeit offen gelaſſen hatte, in den Schloßgarten, und auf einer wenig beſuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kindes geſchlichen, hatte das Kind und was ſie ſonſt in der Geſchwindigkeit zuſammenraffen konnte, genommen, und war damit durch den Garten ſchnell in den nahen Wald entflohen.

Dort verbarg ſie ſich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finſtern Nacht machte ſie ſich auf, und trug das Kind weiter. Sie ging auf lauter abgelegenen, heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte ſie ſich hinreichend verſehen. Den Tag über verſteckte ſie ſich wieder in dichtes Geſträuch oder in das Korn. So wanderte ſie viele Meilen weit fort, bis in's Gebirg. Hier befand ſich, tief unter der Erde, eine ſchauerliche Höhle, die ein Theil eines eingegangenen, halbverſchütteten Bergwerks war. Der Eingang dazu war von Felſentrümmern und verwachſenen Dornen ſo gut verſteckt, daß ihn nicht leicht ein Menſch finden konnte. Nachdem die Zigeunerin lange durch Geſtein, Dorngeſträuch und Brombeerſtauden gekrochen war, kam ſie an eine eiſerne Thüre, zu der ſie den Schlüſſel hatte. Sie öffnete die Thüre, und kam durch einen langen Gang, der faſt eine Stunde währte, endlich in die Höhle.

Dieſe Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier verbargen ſie ſich, um vor der ſtrafenden Gerechtigkeit ſicher zu ſeyn. Hier verwahrten ſie in großen ſchweren Küſten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und koſtbarer Geräthe, Gold und Silber, Edelſteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer, mit trotzigen Geſichtern und rauhen Bärten, ſaßen, als die Zigeunerin mit dem Kinde ankam, eben beiſammen, tranken, rauchten Tabak und ſpielten in den Karten. Sie hatten eine große Freude, als ſie vernahmen, dieſes Kind ſey der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und ſie überhäuften die Zigeunerin mit Lobſprüchen über den gelungenen Raub. Ein ſolches Kind vornehmer Eltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten ſie ſchon lange gewünſcht. „Du haſt dich trefflich gehalten, alte Großmutter!“ ſagte der Räuberhauptmann. „Nun ſind wir vollkommen ſicher. Wird einmal einer von uns gefangen, und will man ihm ein Leid thun, ſo drohe er nur, daß wir übrigen dann dieſes Kind, gemäß unſrer Abrede, ſchrecklich zu Tode martern würden. Da wird man ſeiner gewiß ſchonen, oder ihn vielleicht gar gehen laſſen.« Der Hauptmann befahl hierauf der Zigeunerin, die den Räubern kochte und die Hauswirthſchaft führte, wohl für das Kind zu ſorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieſer ſchauerlichen Höhle kam nun das holde Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus ſeiner erſten Kindheit erloſchen. Es wußte nichts mehr von der Sonne, dem Monde, der ganzen ſchönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in dieſe Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hing von dem dunklen, rußigen Gewölbe der Höhle herab, und erhellte mit ihrem trüben, rothen Schimmer die rauhen Felſenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brod, Fleiſch, Gemüſe, und beſonders ſolche Speiſen, die ſich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberfluſſe. Ein großes Faß mit Waſſer in einer Ecke der Höhle, das ſie von Zeit zu Zeit friſch auffüllten, vertrat in dieſer unterirdiſchen Haushaltung die Stelle des Brunnens. Da ſie das Waſſer aber weit holen mußten, ſo ging die Zigeunerin ſehr ſparſam damit um, und ſchärfte es dem Kleinen ſehr ein, den Hahn immer wohl zu ſchließen. Eine Streu von Binſen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerin ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich zu eſſen; allein ſie unterrichtete ihn gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder leſen noch ſchreiben, und hörte aus dem Munde dieſer böſen Menſchen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, Namens Wilhelm, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Luſt zum Spielen zu dieſer ſchrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt ſich gern mit dem Kleinen. Auch brachte er ihm, ſo oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er ſchenkte ihm allerlei von Holz ausgeſchnitzte ſchönbemalte Figuren, die Abbildung einer Schäferei mit vielen Schafen, nebſt Schäfer und Schafhund, eines Gartens mit allerlei Bäumen, an denen gelbe und rothe Früchte hingen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine kleine Flöte, und lehrte ihn ein Liedchen darauf ſpielen; ein anders Mal brachte er ihm einen Bund gemalter Blumen und lehrte ihn, ſelbſt Blumen aus Papier ausſchneiden, ſie zuſammen fügen und mit allerlei Farben bemalen. Der Kleine beſchäftigte ſich auf dieſe Art manche Stunde. Das Liebſte aber aus allen ſeinen Spielſachen war dem Kinde ein kleines Bildniß ſeiner Mutter, das die Zigeunerin in dem Schloſſe entwendet hatte. Es war unvergleichlich ſchön und lieblich gemalt, in

Gold und Kriſtall gefaßt, und ringsum mit Diamanten beſetzt. Die Zigeunerin ließ es ihm aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn ſie beſonders guter Laune war.

Wilhelm betrachtete das Bild öfter, gedachte ſeiner eigenen Mutter und wiſchte ſich eine heimliche Thräne aus dem Auge. „Armes Kind,“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „es war doch grauſam, dich einer ſolchen Mutter vom Herzen hinweg zu reißen. O wie ganz anders würdeſt du es bei ihr gehabt haben, als hier in dieſem ſchauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute Mutter, wie wird ſie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen, wie gern würde ich es thun! Aber ich ſelbſt bin wie ein Gefangener! Hundert Male wäre ich ſchon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut und mich nicht immer ſo ſorgfältig bewacht hätten!“

Er führte mit dem Knaben allerlei Geſpräche, erzählte ihm mancherlei, das dem Kleinen Freude machte, und ſeinen Verſtand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden; das hätten die übrigen Räuber nicht gelitten, weil ſie ſich vor Allem ſcheuten, was ihr Gewiſſen aufwecken konnte.

Fünftes Kapitel.

Verſuch zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er ſehr neugierig zu wiſſen, wo die Männer denn immer hingingen. Er bat ſie öfter, ihn mitzunehmen. Allein ſie wieſen ihn allemal kurz und rauh ab, und vertröſteten ihn auf ein anders Mal. Einſt waren ſie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerin, die gar nicht mehr gut zu Fuß war und immer zurückblieb, war dem muntern Knaben eine traurige Geſellſchaft. Sie war immer ſehr grämlich und ſaß, wegen ihrer triefenden Augen, oft ſtundenlang hinter einem grünen Lichtſchirm und flickte altes Leinenzeug oder zählte Geld, ohne ein Wort zu reden. Dann ſchlief und ſchnarchte ſie wieder mehrere Stunden in Einem fort.

Als ſie nun wieder einmal feſt eingeſchlafen war, faßte der Knabe Muth, zündete eine Wachskerze an, ging in dem dunkeln Gange, durch den die Räuber alle Mal fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an die eiſerne Thüre. Es gelang ihm aber nicht, ſie zu öffnen, indem ſie mit einem ſchweren Schloſſe feſt verſchloſſen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere ſchmale Nebengänge, in denen man Stunden weit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine ging in den erſten Gang, den er im Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen, und ſeine Kerze bereits ausgebrannt und am Erlöſchen war, ſchien es ihm, als ſähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde ging er darauf zu. Das röthlich ſtrahlende Licht wurde immer größer und endlich ſo groß, daß es ihm als eine feurige, aufrecht ſtehende Geſtalt vorkam. Er aber ging immer muthig vorwärts, und ſtand endlich an einem Felſenriſſe, durch den die Morgenröthe herein ſchien, und durch den man bequem in das Freie hinaus gehen konnte — und mit einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er, dieſem dunkeln, unterirdiſchen Aufenthalte entronnen, nun das erſte Mal unter Gottes ſchönem, blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge daſtand — das kann keine Zunge ausſprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen, und der Morgenhimmel glänzte wie Glut, und auf Wald und Gebirg ſchwebte ein röthlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel ſangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem ſich das Morgenroth und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abſpiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erſtaunen außer ſich; es war ihm, als ſey er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie ſchlaftrunken. Er konnte nur ſchauen; er fand lange keine Worte, ſein Erſtaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit, wie unermeßlich weit iſt es um mich her! O wie ſchön, wie herrlich iſt Alles!“ Und dann ſtaunte er wieder eine hohe Eiche oder einen Felſen voll grüner Tannen, oder den ſpiegelhellen See, oder einen blühenden Strauch voll Waldroſen an.

Jetzt ging über einem entfernten Tannenhügel zwiſchen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine ſah mit ſtarrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor und er meinte wirklich, die Wolken, die er das erſte Mal ſah, fingen an zu brennen. Unverwandt ſah er hin — bis endlich die Sonne, von leichtem Morgenduft wie von einem zarten Flor bedeckt, golden, rund und ſchön über den Hügeln ſchwebte. „Was iſt doch das? Welch ein wunderbares Licht!“ rief der Knabe, und ſtand noch immer voll Verwunderung mit ſtarrenden Blicken und ausgeſtreckten Armen da — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte.

Hierauf ging er ein wenig umher; er getraute ſich aber kaum weiter zu gehen, aus Furcht, die ſchönen Blumen zu zertreten, mit denen der Boden überall wie beſäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das ſich unter einem blühenden Roſenſtrauche gelagert hatte. „Ei, ein Lamm, ein Lamm!“ rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte ſich, ſtand auf und blöckte. Der Kleine fuhr erſchrocken zurück. „Was iſt das?“ rief er. „Das lebt ja! Es kann gehen, es hat eine Stimme! Die meinigen ſind alle ſtumm und todt und keines rührt ſich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben?“ Er wollte ſich mit dem Lamme in ein Geſpräch einlaſſen; er that allerlei Fragen an das Thierchen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem nämlichen unverſtändlichen Schrei antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein ſchöner blühender Jüngling mit rothen Wangen und gelben Haaren, herbei, der das Lamm vermißt und geſucht hatte. Er hatte dem Kleinen ſchon lange zugeſehen, und wußte nicht, was er von ihm halten ſolle. Der Knabe erſchrak zuerſt über den Anblick des Jünglings. Da der Jungling ihn aber ſehr freundlich grüßte, ſo faßte der Kleine Muth. „O wie ſchön biſt du!“ ſprach er zu dem Jünglinge. „Und ſag' mir doch,“ fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, gehört dieſe große, große weite Höhle dir? Darf ich nicht hier bei dir und bei deinem Lamme bleiben?“ Der Jüngling verſtand das Kind nicht, und meinte anfangs, es ſey verrückt. Er fragte es, wie es hieher gekommen ſey. Als nun der Kleine ſagte, er ſey aus dem Boden herausgekrochen, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem Hirten unheimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indeß den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte ſein Lamm unter den andern, und eilte ſo ſchnell davon, als ſetzten ihm die Räuber ſchon auf dem Fuße nach.

Sechstes Kapitel.

Die Einſiedelei.

In dem Gebirge lebte ein alter, ſehr ehrwürdiger Einſiedler, der über achtzig Jahre zählte, und wegen ſeiner Weisheit und Frömmigkeit, unter dem Namen Vater Menrad, weit umher berühmt war. Zu dieſem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einſiedelei, zu der es nicht ſehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächſt dem See, und glich einem Paradieſe. Die kleine, mit Rebenblättern überkleidete und mit einem bemooſten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte ſtand zwiſchen ſchattigen Fruchtbäumen, mitten in einem Garten voll der ſchönſten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob ſich ein Weinberg, und ſeitwärts zog ſich ein ſchmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und wo ſonſt noch zwiſchen den Felſen ein übriges Plätzchen war, ſtand ein Baum, der die herrlichſten Früchte, oder wenigſtens ein Strauch, der köſtliche Beeren trug. Auf einem Felſen, der ſich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit ſpitzigem Thürmlein empor, und eine Treppe, die in den Felſen eingehauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis ſaß, als der Jüngling das vergitterte Pförtchen des Gartens öffnete, und mit dem Knaben herein kam, eben auf einer hölzernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigſte Ausſicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er ſehr andächtig las, lag vor ihm auf dem Tiſche. Die wenigen Haare, die ſeine kahle Scheitel umgaben, und ſein großer Bart waren weiß wie Schnee, ſeine Wangen aber noch blühendroth, wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutſeligkeit ſtand er auf, grüßte beide, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerkſamkeit an, und fragte den Knaben um deſſen Namen, indem er ihn voll des innigſten Mitleidens auf ſeine Arme nahm. Er ahnete bald, das Kind ſey vornehmen Eltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bei mir,“ ſagte er zu dem Jünglinge, „und ſage für jetzt noch keinem Menſchen davon. Ich hoffe, ſeine Eltern ſind noch aufzufinden; und hier iſt er indeß gegen die Nachſtellungen der Räuber am beſten geſchützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber iſt bei mir nicht zu holen, und guten Rath und heilſame Ermahnungen, die freilich oft mehr werth ſind als Gold und Silber, haſſen ſie.« Zu dem Knaben aber ſprach er: „Sey mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater ſeyn, und für dich ſorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurück geben kann. Nenne mich von nun an nicht anders als Vater.«

Der Alte bewirthete hierauf ſeine Gäſte mit Milch und Brod. Nachdem der Jüngling ſich erquickt hatte, ergriff er ſeinen Hirtenſtab, um zu ſeiner Heerde zurück zu kehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling verſprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm ſchenkte, ſo gab er ſich zufrieden, und zeigte über das Geſchenk, das in ſeinen Augen einen unermeßlichen Werth hatte, eine ganz ungemeine Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne und die Blumen.

Da der Jüngling fort war, ſetzte der mitleidige Greis den Knaben, um ſich in ein Geſpräch mit ihm einzulaſſen, neben ſich auf die Bank. „Lieber

Heinrich,“ fing er an, „weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?“

„O ja,“ ſagte Heinrich, „ich habe eine ſchöne Mutter — hier in meiner Taſche. Da ſieh einmal!“ Er zog das kleine Bildniß heraus, das er zu ſich geſteckt hatte, und das in einem ſchönen Futteral von rothem Saffian wohl verſchloſſen war. Der arme Kleine hatte das Bildniß ſeiner Mutter noch nie am Sonnenlichte geſehen. Er erſtaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit deſſelben, und über den Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergingen ihm die Augen.

„Wie es doch bei dir ſo helle iſt!“ ſprach er. „Aber ſag' mir nur,“ fuhr er fort, und zeigte auf die Sonne, „wer hat denn die ſchöne goldene Lampe da droben angezündet, die Alles rings umher ſo hell macht? Ich kann ſie nicht einmal anſehen vor Glanz. Die in unſrer Höhle war dagegen nur trüb und armſelig. — Und wie kommt's denn, daß ſie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich ſie zuerſt ſah, kam ſie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war ſie ſchon ſo hoch droben, daß ich ſie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auf dem höchſten Baume geſtanden wäre. Wie iſt doch dies gemacht, daß ſie ſo frei ſchwebt, und ſich ſo bewegt? Man ſieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt ſie denn? Und wer ſteigt wohl da hinauf, friſches Oel nachzugießen?“

Vater Menrad ſagte ihm, daß man dieſes große ſchöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl ſchon tauſendmal länger, als der kleine Heinrich lebe, immer ſo laufe und in Einem fort ſo brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Daß begreife ich nicht!“ ſagte Heinrich. „Aber was du da für wunderſchöne Blumen haſt!“ fing er wieder an, und ſtand auf, und ſprang zu den Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich ſchön roth und gelb und blau ſie bemalt ſind! Und wie alle die unzähligen Blättchen ſo ſchön und zart, eines wie das andere, ausgeſchnitten ſind! Und aus was wohl alle dieſe Blättchen ſeyn mögen? Papier iſt dies keines, ja Seide iſt nichts dagegen. Sag', haſt du alle dieſe Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen ſind gar unbeſchreiblich feine und zarte Fäſerchen. Da gehörte eine feine Scheere dazu, und ſcharfe Augen. Ich habe wohl auch ſchon Blumen gemacht; aber ſo ſchön kann ich's nicht.“

Menrad ſagte, daß kein Menſch eine ſolche Blume machen könne, und daß ſie alle von ſelbſt aus der Erde gekommen ſeyen. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. „Das kann gar nicht ſeyn,“ ſprach er; „da will ich doch viel lieber glauben, du habeſt ſie gemacht.“ Der Greis zeigte dem Knaben die zierliche Samenkapſel der gefüllten Mohnblume, ſchüttelte ihm die winzigkleinen, runden Körnlein auf die Hand und ſagte ihm, in jedem ſolchen Körnlein ſtecke eine Menge ſolcher großen purpurrothen Blumen, die daraus hervor kämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege; und ſo ſeyen auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe ſah den Greis an, ob das ſein Ernſt ſey, und ſprach: „Aus einem ſolchen winzigkleinen Kügelein ſollte eine ſo große, ſchöne Blume kommen? Da müßte ja ein ſolches Körnlein unendlich künſtlicher eingerichtet ſeyn, als die künſtlichſte goldene Taſchenuhr.“ „Das iſt es auch!“ ſagte Menrad. „Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?“ ſagte der Kleine. „Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle dieſe Blumen zu machen, als ein einziges ſolches Körnlein!“

Er betrachtete die Blumen auf's neue, ging immer von einem Blumenbeetchen zum andern und konnte ſich nicht ſatt daran ſehen. Indeß wurde es ihm an der Sonne zu heiß. „Was dieſe Lampe für eine Hitze hat!“ rief er. Sie iſt ſo weit weg,“ und macht einem doch ſo warm! Es iſt ein wunderbares Licht!“ Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tiſch lieblich beſchattete. „Da iſt es doch recht kühl und angenehm, ſagte Heinrich, indem er zum Baume aufblickte. Der Baum iſt gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige

Licht, ſondern auch gegen die Hitze ſchützt. Wie groß er iſt und wie viele tauſend Blättchen er hat! Der Stamm iſt, wie ich ſehe, wohl aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß du dieſe unzählige Menge von Blumen und Blättern gemacht habeſt. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!«

Achtes Kapitel.

Kräuter und Bäume.

Indeß ging der Greis in die Hütte und beſorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerſt Milch und Brod, und dann für den Knaben Butter und Honig, und ein niedliches Körblein voll der ſchönſten Aepfel; für ſich aber Wurzeln und Kräuter, eine große goldgelbe Melone und etwas rothen Wein in einer hellen gläſernen Flaſche. Heinrich ließ es ſich recht gut ſchmecken, und ſagte zu dem Greiſe: „Aber wo nimmſt du denn alle die guten Sachen? Ziehſt du bisweilen auch auf den Raub aus?«

Vater Menrad erzählte ihm unter dem Eſſen, wie wunderbar Alles gewachſen ſey. „Sieh',« ſagte er, da er eben nach einem Apfel griff, ihn für Heinrich zu ſchälen und zu zerſchneiden, „dieſe Aepfel hier im Körblein bekam ich von dieſem Baume.

Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll ſolcher ſchönen Aepfel hervor.« »Iſt das aber auch wahr?« ſagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich anſah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Aſt herab, und zeigte ihm die kleinen, grünen Aepfelein. »Siehſt du nun,« ſagte er, »wie ſie aus den Zweiglein hervor kommen. Sie werden nun immer größer und größer, und zuletzt ſo groß, und ſo ſchön gelb und roth, wie dieſe hier in dem Körbchen. Der ganze große Baum ſelbſt aber,« ſagte Menrad, indem er den Apfel zerſchnitt, »kam aus einem ſolchen kleinen Kerulein, wie hier an dem Meſſer eines hängt. Ich habe dieſen Baum da noch als ein ſolches Kernlein gekannt. In einem jeden ſolchen Kerne ſteckt ein ſolcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge ſolcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man ſo viele Aepfel bekommen, daß ſie die Welt nicht faſſen würde, und daß ein Menſch, wenn er auch tauſend Jahre lebte, ſie nicht zählen könnte.«

»Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein,« fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben einige Getreidkörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. »Es iſt da wie mit dem Apfelkerne oder den Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen ſolchen Getreidkörnlein könnten wir viele tauſend ſolche Brode bekommen, wie das hier auf dem Tiſche.“ Menrad beſchrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Geſpräches auf ſein reiches Kornfeld, wo man vor Kurzem nichts als Erdſchollen geſehen habe. Heinrich ſprang hin, und fand zu ſeiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und ſo,“ beſchloß Vater Menrad, „iſt es mit allen grünen Gewächſen, die du weit und breit umher erblickeſt. Alle, das Gras hier zu unſern Füßen, die blühenden Roſengeſträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaums — grünten und blühten aus ſolchen Körnlein auf, oder können wenigſtens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tiſche erblickeſt, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brod und der ſtärkende Wein; alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kreſſe, der Rettich, die große, ſchöne Melone; auch die Zweige, aus denen dieſe netten Fruchtkörblein geflochten ſind, das Holz, aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja ſogar Tiſch und Bank haben wir ſolchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauchte ſie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum, und dort hunderttauſende von

Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und ſo meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüſte war, mit Allem, was ſchön iſt, reichlich auszuſchmücken, und an Allem, was zum Leben nothwendig iſt, Ueberfluß zu haben.“

Dem Knaben waren dies lauter Wunderdinge. Wie er vorhin Alles voll Erſtaunen anſchaute, ſo höchſt erſtaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einſiedlers zu.

Neuntes Kapitel.

Die Quelle und der Regen.

Indeß neigte ſich die Sonne zum Untergange; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, ſo wollte er dennoch aus weiſer Vorſicht wenigſtens ſeine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm ſeine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand, und ging zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachſenen Felſen hervorbrach.

Heinrich ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen. „Welch eine Menge Waſſer das iſt,“ rief er, „die da aus dem Steine herausrinnt! Alle Augenblicke meine ich, es müſſe aufhören, und immer fließt es gleich ſtark fort. Wer hat doch die Menge Waſſer oben hineingegoſſen, und wo nimmt man Waſſer genug her, nachzufüllen? — Du ſollteſt die Oeffnung verſchließen und das Waſſer mehr ſparen; ſonſt geht es dir aus.« Menrad ſagte ihm, daß dieſes Waſſer wohl ſchon ſo lange, als die Sonne leuchte in Einem fort ohne Aufhören da heraus fließe, niemals abnehme und keines Auffüllens bedürfe. Er ſagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuer großen Spiegel angeſehen hatte, nichts ſey, als lauter Waſſer. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Menrad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück, und fing an, ſeine Blumen zu begießen. »Ach, was machſt du da?« ſagte Heinrich, »da verdirbſt du ja deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen.« Menrad ſagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewiſſe Art lebten, das Waſſer ſo nothwendig hätten, als der Menſch das Trinken. »Aber,« ſagte Heinrich, »wer kann denn allen dieſen Gewächſen genug Waſſer zutragen? Wer ſteigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?« Menrad ſagte ihm: »Dafür iſt ſchon geſorgt.« »Auf welche Art, ſiehſt du vielleicht eher, als wir denken!« fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her, und es fing an, erſt ſehr ſanft und dann ſehr ſtark zu regnen. Das war für Heinrich abermals eine wunderbare Erſcheinung. „Das iſt eine gute Einrichtung,“ ſagte er; „ſie erſpart dir viele Arbeit. Das Waſſer fällt ſo ſchön, in tauſend und tauſend Tropfen herab, als käme es aus einer Gießkanne. — Aber wer ließ denn dieſe Wolke, wie du das wunderliche Ding nenneſt, kommen? Wer brachte das Waſſer da ſo hoch hinauf? Wie kommt's doch, daß die Wolke ſo frei ſchwebt, und nicht herunterfällt?“ „Das ſollſt du ſchon noch hören!“ ſagte Menrad. Der Kleine ſah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es ſich verzog und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anſtaunen lauter neuer Gegenſtände, unter Freude und Bewunderung kam dem Knaben der Tag ſehr ſchnell herum. Denn hundert Dinge, die andere Menſchen aus Gewohnheit gleichgültig anſehen — ein goldgrünes Käferlein, das auf einem Roſenblatte ſaß; ein geſtreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumſtamme hinaufkroch; die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hingen; eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anſtimmte, und dann munter von Baum zu Baum flog; die Ziegen des Einſiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurück kamen — waren dem Kleinen höchſt wundervolle Erſcheinungen, und gaben Anlaß zu mancherlei Fragen und Antworten.

Endlich ging die Sonne jenſeits des See's unter. „O weh,“ rief Heinrich erſchrocken, „jetzt taucht ſich die Sonnenlampe dort in das Waſſer; dann liſcht ſie aus, und alle unſere Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine Lampe anzünden — die wird uns in dieſem großen, weiten Raum wenig helfen.“

Vater Menrad beruhigte ihn. „Hab' keine Sorge,“ ſprach er. „Jetzt gehen wir bald ſchlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeſchlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegengeſetzten Seite zwiſchen jenen Bergen wieder herauf. So lauft ſie, ohne nur einen Augenblick ſtille zu ſtehen, beſtändig im Kreiſe umher, und erleuchtet und erwärmet Alles.“

Zehntes Kapitel.

Die wichtigſte Frage und die richtigſte Antwort.

Heinrich kam auf ſeine alten Fragen zurück, die der weiſe Mann mit Vorſatz nicht ſogleich beantwortet, ſondern vielmehr die Wißbegierde des Knaben noch immer mehr gereizt hatte. „Ja,“ was macht denn,“ fragte er wieder, „daß die Sonne immer ſo lauft? Und wer hat dieſes große, große ſchöne Gewölbe da oben gebaut, und es ſo ſchön blau bemalt? Wer hat das viele Waſſer in jenen Felſenſtein dort eingeſchloſſen, daß es ſo reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß ſie ſo frei in der Luft herbei ſchweben, und alle Gewächſe mit ſo unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß ſie eine Flöte haben, ſo ſchöne Lieder ſpielen? Wer hat Blumen und Bäume in ſo kleine Körnlein verborgen, daß ſie, an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, herauskommen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen bedecken, und uns mit ſo herrlichen Geſchenken überhäuſen? Wer hat Alles ſo ſchön eingerichtet?“

„So meinſt du denn wirklich,“ ſagte Vater Menrad, „daß Jemand ſey, der dieſe ſchöne Einrichtung gemacht habe?“

„O ja freilich,“ ſagte Heinrich, „das iſt ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verſtand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn ſie dieſelbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten ſie viele Mühe, ſie zu ſtützen. Und an dieſem ſchönen, großen Gewölbe ſieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unſere Lampe in der Höhle zündete ſich nicht von ſelbſt an, und wenn wir nicht im Finſtern ſitzen wollten, mußten wir wohl auf ſie acht haben, und immer friſches Oel nachgießen. Und das Waſſergefäß mußte auch immer friſch gefüllt werden, wenn wir nicht Durſt leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuſchneiden für Mühe koſtet, und was für ein richtiges Augenmaß man haben müſſe, weiß ich gar gut. Daß dies Alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menſchenhänden könne gemacht ſeyn, begreife ich wohl. Wer aber Derjenige ſey, der dieſes Alles gemacht habe, das möchte ich eben wiſſen.«

Jetzt, als der Knabe von der Größe, Schönheit und weiſen Einrichtung der Welt ſo lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall ſeinen Blicken begegneten, gleichſam überwältigt war, und von Wißbegierde brannte, inne zu werden, wer denn dieſer große Wohlthäter ſey, von dem Alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu dem Knaben von Gott, von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen ſagte ihm der Greis, daß Heinrich Recht habe, daß Einer ſey, der dieſes Alles gemacht habe, und daß man dieſen Allmächtigen, Allweiſen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menſchen das Leben gegeben habe — Gott, unſern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben dieſen Morgen geweſen, als ihm die Sonne das erſte Mal aufging und mit ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — ſo, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Muth. Der Gedanke an Gott ging gleichſam als eine Sonne in ſeinem Innern auf, die von Innen heraus erleuchtete und erwärmte, und ihm die ganze Welt umher in einem ſchönern, freundlichern Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebevollen Vaters ſehen ließ.

„Ja liebes Kind,“ fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, „Gott iſt Derjenige, der Alles, was du ſiehſt, gemacht hat. Er hat jenes ſchöne blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet, und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt ſie uns die Wunder Seiner Werke, und leuchtet uns bei unſern Geſchäften; an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speiſen an dem Feuer. Er läßt reichliches Waſſer aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken herabtröpfeln, uns zu tränken und Alles zu erfriſchen. Er breitete auf unſerm Fußboden den farbigen Teppich von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er gibt uns aus der rauhen Erdſcholle reichliches Brod, und läßt aus den Bergen köſtlichen Wein für uns hervorrinnen. Er beladet die Aeſte der

Bäume mit Früchten aller Art; Er läßt uns in den grünen Thälern gleichſam Bäche von Milch fließen, und Felſen und hohle Bäume von Honig triefen. Er ſchuf den Baum, der uns mit ſeinem Schatten kühlt, und mit ſeinem Holze wärmt. Er lehrt die Vögel ihre Lieder, mit denen ſie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht iſt. Er gibt uns Alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfe[illegible] Er macht Alles ſo ſchön, damit wir Freude an ſei[illegible] Werken haben, und Ihn lieben, und dereinſt zu Ihm kommen möchten — in noch viel ſchönere Gegenden, als du hier um uns her erblickeſt, wo wir dann bei Ihm noch größere Freuden haben werden. Und obwohl wir Ihn jetzt noch nicht ſehen können, ſo ſieht Er doch uns überall, und hört jedes unſerer Worte, und weiß ſogar unſere Gedanken. Mit Ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unſere Schickſale. Er erlöste dich aus jener Höhle, und ließ dich auf den Armen zu mir hierher tragen. Er iſt unſer größter Wohlthäter, unſer beſter Freund, unſer liebreichſter Vater.«

Heinrich hörte dem frommen Greiſe mit der größten Aufmerkſamkeit und mit gerührtem Herzen zu, und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter dieſem Geſpräche Nacht geworden, ohne daß der Kleine darauf geachtet hatte. Der Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel ſchwebte, leuchtete jetzt im reinſten Glanze, und ſtand, von unzähligen hellfunkelnden Sternen umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel und man glaubte darin einen zweiten Himmel mit Mond und Sternen zu entdecken, und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume umher regte ſich; es herrſchte eine feierliche Stille. Ein neues, noch nie empfundenes Gefühl, das Gefühl der Andacht, der Anbetung, der Nähe Gottes regte ſich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände und blickte zum Himmel und betete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob ſeine Händchen das erſte Mal zum Himmel, und ſprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen floßen dem guten Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch ſchon ſo viel Gutes erwieſen habe. Und als der Greis das Gebet vollendet hatte, ſetzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke Dir auch noch, lieber Gott, daß Du mich aus meiner finſtern Höhle befreit und zu dieſem guten Manne geführt haſt, der mir ſo viel Schönes und Erfreuliches von Dir erzählte.“

Vater Menrad nahm hierauf den Knaben bei der Hand, und führte ihn in ſeine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Mooſe, über das er einen Teppich breitete, und deckte den Knaben mit ſeinem eigenen Mantel zu.

Eilftes Kapitel.

Eine Reiſe in's Gebirg.

Vater Menrad behielt den Knaben den Sommer über bei ſich, um ihn noch mehr zu unterrichten, und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener ſchlimmen Geſellſchaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bei der einfachen Nahrung und der geſunden Bergluft werde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdiſchen Wohnung ſehr blaß gemacht hatte, ſich am beſten erholen, und ſeine Eltern würden dann eine deſto größere Freude haben. Heinrich fing auch bald an, wieder aufzublühen, ſchön und hold wie eine Roſe am Strahle der Morgenſonne.

Gegen Mitte des Herbſtes beſchloß Vater Menrad, der ehemals weit umher gekommen war, und viele Städte geſehen hatte, ſeinen Wanderſtab noch einmal zu ergreifen und unter die Menſchen zurück zu kehren, um die Eltern des Kindes aufzuſuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, erſucht, den Knaben zu ſich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerſt bringen.

An einem ſchönen, heitern Herbſtmorgen, als kaum der Morgenſtern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, ging mit ihm zur Kapelle, und verrichtete ein inbrünſtiges Gebet, daß Gott dieſe Reiſe ſegnen wolle. Nachdem ſie hierauf ein Frühſtück genommen, und ſich mit Lebensmitteln auf die Reiſe verſehen hatten, machte Menrad ſich auf den Weg, und Heinrich begleitete ihn voll Freude. Sie gingen lauter einſame Fußſteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern beſucht wurden. Gegen Mittag kamen ſie an eine Felſenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier ſetzten ſie ſich in den Schatten, um auszuruhen, und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbei, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küſſen. Der kleine Heinrich ſprang auf und ſchrie voll Verwunderung laut: „Je, ein kleiner Menſch, wie ich! O das iſt ſchön! Das hab' ich noch gar nicht gewußt, daß es noch mehrere kleine Menſchen gebe; ich glaubte, ich ſey der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehſt mit uns?“ Der Hirtenknabe erbot ſich, dem Vater Menrad die Reiſetaſche zu tragen. Sie gingen mit einander weiter und Heinrich redete mit dem Hirtenknaben ſo angelegentlich, daß er beinahe auf ſonſt nichts mehr achtete.

Hierauf kamen ſie in ein kleines grünes Thal zwiſchen hohen Felſen, wo eine Heerde Schafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reiste. Heinrich hatte über ein Paar kleine Lämmchen, die erſt einige Tage alt waren, eine ganz unbeſchreibliche Freude, und ſtreichelte ſie unter allerlei ſüßen Benennungen.

Indeß ſchaute ſich der Greis nach dem Hirten um. Seitwärts unter einem überhängenden Felſen, aus dem eine kleine Quelle hervorbrach, ſah er ein Hirtenmädchen ſitzen, das in einer Hand den Hirtenſtab, und in der andern, zu ſeiner Verwunderung, ein Buch hielt, und ganz in das Leſen vertieft ſchien. Er ging zu ihr hin. Sie war weiß gekleidet, und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Geſichtsbildung war ſehr ſanft, und in ihren Mienen bemerkte man eine ſtille Schwermuth. Sie hatte den Vater Menrad noch nie geſehen; allein ſie erkannte ihn ſogleich aus der Beſchreibung, ſtand auf und grüßte ihn freundlich und mit ſichtbarem, freudigem Vertrauen.

Menrad ſagte zu ihr: „Du mußt dieſe Heerde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem ſie gehört, kürzlich ſprach, ſagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß ſie ſchon mehrere Jahre im Gebirge die Schafe hüte; allein in den Dienſt dieſes guten Mannes ſey ſie erſt vor drei Tagen gekommen. „Woher biſt du denn,“ fragte er weiter, „und warum biſt du ſo traurig?“ Das Mädchen brach ſogleich in Thränen aus. „Ach,“ ſagte ſie, „ich bin weit her. Eine jugendliche Unbeſonnenheit hat mich in das größte Unglück geſtürzt. Ich war bei einer ſehr guten Herrſchaft im Dienſt; aus Leichtſinn ließ ich ihr einziges, liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Da ward es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bei meiner guten Frau nicht mehr aushalten, und ihre Leiden nicht mehr anſehen, und flüchtete mich in's Gebirg. Hier lebe ich nun in dieſer Einſamkeit, und bete täglich zu Gott, Er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen, und den unbeſchreiblichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott wird ſich ja doch meiner Thränen erbarmen, die nur Er und dieſe Felſen hier fließen ſehen!“

Vater Menrad ſagte mit gerührter Stimme: „Ich denke, Gott hat dein Gebet dieſen Augenblick erhört.“ Er zog das Bildniß von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reiſe genommen hatte, zeigte es dem Mädchen und ſprach: „Kennſt du dieſes Bild?“ Das Mädchen ſchrie vor Schrecken und Freude laut auf: „O Gott! das iſt das Bildniß der

Gräfin von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!«

Auf den Schrei des Mädchens kam der kleine Heinrich herbei geſprungen. Er betrachtete die neue Geſtalt mit ſtarren Augen, und ſagte voll Mitleids: »Was weineſt du und was fehlt dir? Biſt du vielleicht hungrig? Sieh, da haſt du Brod und zwei Aepfel! Nimm und iß!«

Menrad aber ſprach zu dem Mädchen: »Sieh! dieſer Kleine iſt das Kind, das zugleich mit dem Bildniſſe geraubt wurde.« Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenſchrecken ihr das Herz. Sie ſank auf die Knie und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: »Ja, guter, barmherziger Gott, Du haſt mein Gebet, das ich Tag und Nacht zu Dir hinauf ſchickte, erhört! O ſieh jetzt auch meinen Dank gnädig an! Du ſiehſt ihn, obwohl ich ihn nicht ausſprechen kann.« Und hierauf umarmte ſie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. »O grüß dich Gott, liebſter Heinrich,« ſagte ſie; »ſo hat dich denn Gott uns wieder geſchenkt! O biſt du es denn wirklich, oder träume ich nur? — Ja, du biſt es; du ſiehſt deinem Vater ſo ähnlich wie ein Thautropfen dem andern! O wie wird ſich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch, ſieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter!«

Vater Menrad wiſchte ſich eine Thräne ab, und ſagte: »Sey geprieſen, guter Gott! Deine heilige Vorſicht waltet ſichtbar über dieſem Kinde. Du trockneſt die Thränen dieſer armen Jungfrau, die ohne Unterlaß zu Dir hinauf weinte. Du ſchenkeſt guten Eltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du kröneſt ſogleich meine erſten Tritte mit Segen, und erſpareſt mir altem Manne lange Nachforſchungen. Deine Huld und Erbarmung ſey ewig geprieſen!«

Menrad ging hierauf mit Heinrich und Margaretha zur Hütte des braven Bauers, die nur ein halbes Stündchen entfernt war. Der kleine Ziegenhirt, der Menrads Reiſetaſche trug, übergab ſie Margarethen, und übernahm es, einſtweilen ihre Schafe zu hüten.

»Iſt dies mein Vater und meine Mutter?« fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerin ihnen an der Hüttenthüre voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm ſehr leid, als er hörte, ſie ſeyen es nicht. »Sie ſind ſo freundlich!« ſagte er. »Mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher ſeyn. Ich wäre gleich bei ihnen geblieben.« Menrad, Heinrich und Margaretha aßen hier einiges Wenige; dann ſetzten ſie, von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Hausvaters, begleitet, ihre Reiſe weiter fort. Gegen Abend kamen ſie aus den Bergen herab in ein weites Thal, und nahmen ihre Nachtherberge in einem großen Dorfe. Mit

Anbruch des Morgens fuhren ſie auf einem Bauernwagen, den der wackere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung, etwa in drei Tagen in Eichenfels einzutreffen.

Zwölftes Kapitel.

Der unerwartete Beſuch.

Den erſten Tag ließ ſich die Reiſe gut an. Das Fahren, und die vielen Ortſchaften, Schlöſſer und Dörfer, die an dem Wagen gleichſam vorbeiflogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und ſo oft er wieder ein Ritterſchloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels ſey.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen ſie an einen dicken Wald. Die Wege waren ſo ſchlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob ſich ein fürchterlicher Sturmwind, und der Regen ſtürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein, und es wurde ſehr finſter. Sie waren genöthigt, in einem Wirthshauſe mitten im Walde, der wegen Räubereien ſehr verſchrien war, zu übernachten. Indeß aßen ſie hier zu Nacht und begaben ſich bald zur Ruhe, um morgen recht frühe aufbrechen zu können. Müde von der Reiſe ſchliefen ſie alle ſchnell ein; nur Menrad, der den kleinen

Heinrich zu ſich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf, und kniete bis gegen Mitternacht an dem Tiſche, auf dem ein Kerzenlicht brannte, und las und betete.

Da entſtand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hauſe. Mehrere rauhe Männerſtimmen ließen ſich hören. Es wurde mit Gewalt an die Hausthüre und Fenſterladen gepocht. Alles im Hauſe fuhr erſchrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus ſeiner Kammer. „Ach, Gott!“ rief ihm Gretchen entgegen, „ich fürchte, es ſind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen.“ Menrad befahl ihr zu ſchweigen und ging hinunter. Auch die Wirthsleute ſchienen ſehr erſchrocken und ſagten, ſie getrauten ſich nicht, die Thüre zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in Einem fort, und drohten, die Thüre zu erbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Muthes war, ſagte: „Die Thüre kann uns nicht ſchützen; Gott aber wird unſer Schutz und Schirm ſeyn. In ſeiner Hand ſind wir alle. Laßt uns ſehen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können.“

Er öffnete die Thüre; vier baumſtarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein, und einer derſelben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müſſen alle Stuben und Kammern des Hauſes in Augenſchein nehmen,« ſagten ſie; »unſer Gebieter wird mit mehreren Leuten ſogleich nachkommen, und das ganze Haus muß ihm zu Gebot ſtehen.« Menrad fragte, wer denn ihr Gebieter ſey? — und ihre Antwort verſetzte ihn in ein eben ſo großes als angenehmes Erſtaunen. Es war Graf Friedrich von Eichenfels, Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten dieſe ſeine Dienſtleute, nachdem er gar ſchwer verwundet, von ſeiner Wunde aber wieder hergeſtellt worden, das Heer nicht verlaſſen, ſondern mitſtreiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede ſey nun zu Stande gekommen, und der Graf ſey wirklich mit ihnen und ſeinen übrigen Leuten, die nicht an der türkiſchen Gränze begraben worden, auf dem Heimwege.

Die Nachricht, daß es Friede ſey, erfüllte Alles mit Freude. Alle im Hauſe beeiferten ſich, die braven Krieger zu bedienen. Dieſe wurden auch ſehr freundlich und zutraulich, und entſchuldigten ihr voriges ungeſtümes Betragen mit der ſchlechten Witterung. In einem ſolchen ſchrecklichen Sturm und Platzregen, ſagten ſie, ſey es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gern lange vor der Hausthüre ſtehen möge. Auch erzählten ſie, ſie hätten ſich in dem finſtern Walde verirrt, und das Haus ſicher nicht gefunden; allein das brennende Licht habe ihnen zum Leitſtern gedient, und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umſtand, daß die brennende Kerze, bei der Menrad noch ſo ſpät betete, den Grafen hierher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in Allem die Spuren der göttlichen Vorſehung zu ſehen, ſehr rührend, und er dankte Gott herzlich für dieſe glückliche Fügung.

Dreizehntes Kapitel.

Freude eines edlen Vaters.

Indeß kam der Graf an, ein großer, anſehnlicher Mann, von ſehr edler Geſichtsbildung und einnehmendem, ſanften Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad ſogleich mit ſich auf ſein Zimmer, hieß ihn niederſitzen, befahl von ſeinem eigenen Weine zu bringen, ſchenkte dem edlen Greiſe das erſte Glas ein, trank auf ſeine Geſundheit, und hieß ihn nach altdeutſcher Sitte mit dem Glaſe anſtoßen.

„Seyd mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater!“ ſagte der Graf. „Nach einem ſolchen Ritte und bei ſolchem ſtürmiſchen Wetter unter Dach und in eine warme Stube zu kommen, iſt angenehm. Aber der Anblick Eures frommen, treuherzigen Geſichtes iſt mir noch lieber, und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß Euch nur ſogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute ſind, wie ihr ſeht, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimath zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in dieſer Welt oft ſo geht — bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es ſteht bei mir zu Hauſe nicht Alles ſo recht, wie es ſeyn ſoll! Meine Gemahlin iſt zwar geſund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich ſehr bekümmert. Meine Gemahlin ſchrieb mir ſchon lange Zeit her nichts Beſtimmtes von ihm, und erſt in ihrem letzten Schreiben meldete ſie mir, ich werde ihn in dieſer Welt wohl nicht mehr ſehen. — Ihr ſeyd mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad; denn Ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr ſeyd eben auf der Reiſe, und vielleicht weit herum gekommen. Wißt Ihr nicht, wie es in Eichenfels ſteht? Wenn Ihr mir keine gute Auskunft geben könnet, ſo gebt mir wenigſtens Troſt.«

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichſten Geſichte von der Welt: „Da kann ich Euch die allerbeſten Nachrichten geben. Euer Sohn iſt geſund und der liebenswürdigſte Knabe, den ich in meinem Leben geſehen habe.« „Ihr kennet ihn?« rief der Graf ſehr begierig. „O ſehr wohl!« ſagte Menrad. „Indeß hat ſich mit dem Kinde, während Ihr im Felde waret, allerlei zugetragen.« Menrad erzählte dem erſtaunten Grafen Alles, was er von der Geſchichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm, zur mehreren Beſtätigung, das ſchöne Bildniß der Gräfin. „Ja, das iſt ſie,« ſagte der Graf, „nach dem Leben getroffen. Ob ſie wohl jetzt noch ſo blühend ausſieht? Ach, die arme Frau hat Vieles, Vieles ausgeſtanden! — Aber wo iſt der Knabe denn jetzt?« „Hier im Hauſe!« ſagte Menrad. „Hier im Hauſe!« rief der Graf, und fuhr auf, daß der Stuhl umſtürzte. „O warum haſt du mir dieſes denn nicht ſogleich geſagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm.«

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tiſche, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bett ſeines Sohnes. Der Kleine ſchlief ſo ſanft, wie die Unſchuld, und ſah ſo ſchön aus, wie ein Engel. Der Graf konnte ihn an dem Glanze des Lichtes nicht genug betrachten. „Da trifft es wohl recht zu,« ſagte Menrad, „Gott gibt ſeinen Kindern ihr Glück im Schlaf.« Dem Grafen aber traten die Thränen in die Augen. „Mein Gott,« ſagte er, „als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt iſt er ein holder Knabe. O meine gute, liebevolle Gemahlin! Jetzt erſt verſtehe ich deine Briefe, und danke dir für die zarte Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer erſparteſt. Heinrich, liebſter Heinrich,“ rief er hierauf und nahm den Knaben bei der Hand, und küßte ihn ſanft, „wache auf, ſieh, dein Vater iſt da!“ Der kleine Heinrich rieb ſich die Augen, ſtarrte ſeinen Vater an, und konnte nicht ſogleich aus dem Schlafe kommen. „Du biſt es?“ ſagte er endlich voll Freude und mit dem freundlichſten Lächeln. „O grüß dich Gott, liebſter Vater! Iſt meine Mutter auch bei dir?“ Der Graf nahm den Kleinen in ſeine Arme, und weinte die ſüßeſten Thränen. „Gottes heilige Vorſicht hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind,“ ſprach er. „Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dich mir wieder ſchenkte.“ „Ich auch nicht,“ ſagte Heinrich. „O der gute Gott; Er iſt doch gar ſo liebreich und freundlich gegen uns, daß Er uns ſolche große Freuden macht.“ Der Graf war höchſt erfreut, und hatte, als der Knabe erſt vollends wach und munter geworden, über deſſen natürliche lebhafte Antworten und Fragen ein Entzücken, das gar nicht zu beſchreiben iſt. „O Menrad,“ ſagte er, „wie vielen Dank bin ich Euch ſchuldig! Meine ganze Grafſchaft wäre zu wenig, Euch für den Unterricht, den Ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen.“

Margaretha war indeß auch in die Kammer gekommen und ſtand ſchüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte ſie freundlich, bot ihr die Hand, und ſprach ihr Muth ein. „Aber die Räuber,“ fuhr er mit großem Unwillen fort, „ſollen mir ihre Miſſethaten ſchwer büßen!“ Er gab noch in der Nacht den Beherzteſten ſeiner Leute Befehle und Vollmachten, ſie in ihrem Schlupfwinkel aufzuſuchen, und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann ſprach er wieder mit ſeinem Sohne, und wäre die ganze Nacht bei ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß ſie alle des Schlafes bedürften, um morgen bei Zeit, und friſch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

Vierzehntes Kapitel.

Die getröſtete Mutter.

Die gute, edle Gräfin lebte indeß auf ihrem Schloſſe Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmerniß. Sie hatte die Friedensbotſchaft ſogleich vernommen, und hoffte nun ihren Gemahl bald zu ſehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, Du mein Gott,“ ſagte ſie, „ich bin doch recht unglücklich! Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unausſprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut ſich auf die Zurückkunft ihres Mannes — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die ſchreckliche Geſchichte von dem Verluſte des Kindes beibringen! O für uns beide ſchlägt in dieſer Welt wohl keine freudige Stunde mehr!“

Es war ihr immer ganz unbeſchreiblich bange. Sie fand nirgends Raſt und Ruhe. Sie ging bald von einem Zimmer in das andere, bald in die Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo ſie ging und ſtand, betete ſie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebete, in dem Gedanken, daß Gott alle Schickſale der Menſchen lenke, und die verworrenſten Begebenheiten zu einem glücklichen Ausgange leiten könne, fand ſie allein Beruhigung.

„Du guter Gott,“ ſagte ſie, da ſie ſich eben wieder in die dunkelſte Laube des Gartens zurückgezogen und lange ſchmerzlich geweint hatte, „o erbarme Dich doch meiner, erbarme Dich meines Gemahls, mache Du dieſer meiner ſchrecklichen Qual ein Ende, denn Du kannſt es allein! O laß unſer Wiederſehen in Freude ſeyn. Du haſt aus den weiſeſten Abſichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in der Welt zerſtreut; o ſchenke uns unſer liebes Kind wieder und führe uns alle drei wieder zuſammen! Du haſt ſchon unzählige Thränen getrocknet; o trockne auch die meinigen! Du biſt ja der Allbarmherzige, und

Leid in Freude zu verwandeln, iſt Dein liebſtes Geſchäft. O Vater, Vater, liebſter Vater, ſo ſündig ich bin, ſo bin ich doch auch Deine Tochter, und darf Dich Vater nennen, und nenne Dich auf das Geheiß Deines Sohnes getroſt Vater. O Du liebſt mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre, höre mich, und verſtoße Dein Kind, Deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich.“

Indem ſie ſo betete, hörte ſie einen Fußtritt. Sie blickte auf, und ſieh, Margaretha, die eben mit der übrigen Geſellſchaft angelangt war, kam den langen, düſtern Bogengang des Gartens herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl der Hoffnung fiel in das Herz der Gräfin, als ſie Margarethen erkannte, und das heitere Geſicht des Mädchens erblickte; es war ihr als ſähe ſie einen Engel des Himmels. „O beſte, gnädige Gräfin,“ fing Margaretha an, „ich bringe Euch die fröhlichſten Nachrichten von Eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet Ihr ihn wiederſehen.“ Margaretha hatte kaum angefangen zu erzählen, ſo trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfin auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten. Der kluge Mann wußte Alles ſehr weislich einzulenken. Die Gräfin war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu ſehen, und führte Vater Menrad in das Zimmer, das ſie einſt mit Heinrich bewohnt hatte.

Als ſie nun die Thüre öffnete, ſieh, da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: „O, mein Gemahl! O, mein Kind!“ und ſank dem Grafen in die Arme. Sie weinte lange ſprachlos, und benetzte bald das Angeſicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den ſüßeſten Thränen. „Nun will ich gern ſterben,“ ſagte ſie endlich, „da ich dies noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott Alles zu lenken. Ich zitterte, dir, liebſter Gemahl, ohne unſern lieben Heinrich entgegen kommen zu müſſen, und nun bringſt du im erſten Augenblick des Wiederſehens ihn mir auf deinen Armen entgegen! — O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß Du dieſe ſchreckliche Geſchichte ſo freudig geendet haſt. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende Alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe biſt du indeß geworden! O mein Gemahl, welch' ein ſeliges Wiederſehen hat Gott uns allen Dreien bereitet! Er hat uns alle Drei von einander getrennt; Er hat uns wunderbar wieder zuſammengeführt. Ihm ſey Anbetung, Lob und Dank!“ Alle Drei weinten Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott; Margaretha weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigſt bewegt, ſich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem ſich die erſte ungeſtüme Freude etwas gelegt hatte, fing Heinrich an, der Mutter ſeine Geſchichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit und die Mutter mußte bald weinen und bald lächeln. Beſonders lebendig ſchilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felſenriß das erſte Mal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung ſprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblicke, da Vater Menrad ihm das erſte Mal von Gott ſagte, und es ſtanden ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen.

„Wahrhaftig,“ ſprach der Graf, „ich wünſchte bald, meine Kindheit auch in einer ſolchen Höhle zugebracht zu haben. Wir ſind des Anblickes der herrlichen Werke Gottes zu gewohnt. — O, daß wir Gottes Werke auch ſo, wie Heinrich, auf einmal und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden ſie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über Deine Macht erſtaunen, Deine Weisheit bewundern, uns Deiner Güte freuen! Wie würden wir es bei dem Anblicke Deines ſchönen Himmels und Deiner wundervollen Erde fühlen: Was ſo zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen!“

Die Gräfin ſagte: „Wie es dem guten Heinrich war, als er aus ſeinem unterirdiſchen Aufenthalte das erſte Mal auf Gottes ſchöne Erde herauf kam, ſo wird es uns einmal ſeyn, wenn wir aus dieſem Erdenleben in den Himmel verſetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen und Lämmer und Bäume, an denen er in ſeiner Höhle doch manche Freude hatte — nur ſehr unvollkommene Abbildungen dieſer herrlichen Werke Gottes ſelbſt waren, ſo mögen wohl alle ſichtbare Schönheiten und alle Freuden dieſer Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden des Himmels ſeyn. Nur die Freude auf Erden, unſere Geliebten nach langer ſchmerzlicher Trennung wiederzuſehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unſere verſtorbenen Freunde dort wiederzuſehen; denn wirklich fühle ich mich in dieſer Stunde des Wiederſehens ſo ſelig, als wäre ich bereits in dem Himmel!«

Der ehrwürdige Vater Menrad ſprach: »Ich finde die Empfindungen des edlen Herrn Grafen und der frommen Frau Gräfin ſchön und erbauend. Allein die eigentliche Lehre, die uns in Heinrichs Geſchichte vor Augen gelegt wird, bleibt dieſe: Die Weisheit, Güte und Freundlichkeit Gottes leuchten aus Himmel und Erde ſo klar und deutlich hervor, daß ſogar ein Kind die Spuren davon wahrnehmen und den Schöpfer in den Geſchöpfen erkennen kann.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gute belohnt, das Böſe beſtraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die ſie glücklich in der Höhle beiſammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zu zwei und zwei mit Ketten zuſammen geſchloſſen. Ein Wagen mit Kiſten, worin ſich lauter geraubte Koſtbarkeiten befanden, folgte dem Zuge, und zu oberſt auf dem Wagen ſaß die alte Zigeunerin. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgeſucht; denn da ſie die eiſerne Thüre feſt verſchloſſen fanden, und der Felſenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchſt baufälliger, gefährlicher Gang, in den ſie ſich nie hinein gewagt hatten, dahin führte, ſo glaubten ſie, Heinrich ſei entweder in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen, oder von einem eingeſtürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher ſehr erſtaunt, als ſie bei ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben ſeinem Vater unter dem Schloßthore ſtehen ſahen, und ſie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiſerne Thüre heraus gekommen.

„Wir glaubten,“ brummte der Hauptmann voll Verdruß, „kein Menſch in der Welt ſey uns an Liſt gewachſen, und nun muß uns ſogar ein Kind überliſten, und uns in Ketten und Bande bringen. Das iſt ſehr ärgerlich. Nun ſehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte: Wenn der Dieb reif iſt, ſo holt ihn ein hinkender Büttel ein.“

Jener Muſikant mit dem Hackbrette, der ſich auch unter ihnen befand, ſprach bei ſich ſelbſt: „Wir raubten dieſes Kind, damit es uns dereinſt zur Rettung dienen möge; allein, nun gereicht gerade dieſes Kind uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die da ſagen: Wer Böſes thut, findet am Ende immer, daß er ſich verrechnet habe.“

Wilhelm, der Jüngling, der gegen den kleinen Heinrich immer ſo freundlich und gefällig geweſen, und kein ganz verdorbenes Gemüth hatte, ſagte: „Das hat Gott ſo gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod ſeyn wird. Gott zeigt auch hier wieder ſeine Macht, die Unſchuld zu retten und die Schuldigen zu ſtrafen. Nun geht an uns allen in Erfüllung, was einmal mein ſeliger Vater geſagt und was mir meine Mutter oft wiederholt hat: Wenn ſich der Böſe auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, ſo wüßte ihn Gottes ſtrafende Gerechtigkeit doch zu finden und ihn zur verdienten Strafe zu ziehen.“

Als Heinrich den armen Wilhelm in ſeinen Ketten unter den Räubern erblickte, ging es ihm ſehr zu Herzen, und er bat ſeinen Vater inſtändig, dem armen Menſchen, der ihm ſo viel Gutes erwieſen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf ſagte, er könne für jetzt noch nichts verſprechen; er werde ihn aber ſo gelinde behandeln, als es in ſeiner Macht ſtehe. Da ſich bei dem Verhöre fand, daß der junge Menſch niemals Blut vergoſſen, und mehr der Diener der Räuber, als ſelbſt ein Räuber geweſen ſey, ſo wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängniſſe verurtheilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er ſo lange, bis er hinreichende Beweiſe von aufrichtiger Beſſerung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geſchickt werden ſolle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh“ ſagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, „wie nichts Böſes unbeſtraft bleibt, ſo wird alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe haſt du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde gethan haſt, will ich dir an deiner armen Mutter vergelten. Halte dich gut und mache, daß ich dich bald zu ihr zurückſenden könne.“

Die übrigen Räuber bekamen indeß alle den blutigen Lohn, den ſie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerin kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde den Eigenthümern, die man noch entdecken konnte, zurückgegeben; das übrige wurde zur Stiftung eines Waiſenhauſes verwendet. Der Graf gab dazu, aus Dankbarkeit gegen Gott, eine große Summe Geldes und die fromme Gräfin all ihren Schmuck.

Margaretha blieb in den Dienſten der Gräfin, wie vorher, und hatte nun nach langem Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Görge hatte man wegen ſeines Leichtſinnes und ſeiner Nachläßigkeit längſt fortjagen müſſen; er hatte ſich überdies noch dem Trunke und andern Schlechtigkeiten ergeben, und war in ſeinen ſchönſten Jugendjahren bereits an der Auszehrung geſtorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reiste, von dem Grafen reichlich beſchenkt, wieder zu ſeinen Eltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gern für immer auf ſeinem Schloſſe behalten. Er blieb zwar einige Zeit; allein er ließ ſich nicht bewegen, ſeine Einſiedelei ganz mit dem gräflichen Schloſſe zu vertauſchen: „Ich will den Reſt meiner Tage vollends Gott widmen,“ ſagte er, „und das glaube ich am beſten in der Einſamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt, und weiß aus Erfahrung, was an ihr iſt. Sich auf die beſſere Welt vorbereiten, iſt das Beſte, was wir in dieſer Welt thun können.“ Der ehrwürdige Greis ſegnete bei dem Abſchiede, der ſehr traurig war, den Grafen, die Gräfin, und den kleinen Heinrich, der ſich faſt nicht von ihm wollte trennen laſſen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er ſtieg ein, blickte alle noch einmal liebreich an, und ſprach noch, bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl und der Friede Gottes ſey mit Euch. Im Himmel ſehen wir uns wieder.“

◆

Der

Weihnachtsabend.

Erſtes Kapitel.

Das Weihnachtslied.

An dem heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeſte wanderte der arme Anton, ein holder Knabe von acht Jahren, noch durch die ſchneebedeckte Gegend hin. Der arme Kleine hatte ſeine blonden Locken, die von der Kälte angeduftet waren, noch mit dem leichten ſchwarzen Strohhute vom letzten Sommer her bedeckt, und ſeine beiden Wangen glühten hochroth von Froſt. Er war nach Soldatenart gekleidet, und hatte eine niedliche ſcharlachrothe Huſarenjacke an. In der Rechten führte er einen dicken Stecken von Schlehdorn, und auf dem Rücken trug er ein kleines Reiſebündelein, in dem ſich all ſein Hab und Gut befand. Er war aber fröhlich und guter Dinge, und hatte an der ſchönen weißen Winterlandſchaft umher und an den bereiften Hecken und Geſträuchen am Wege ſeine herzliche Freude. Indeß ging die Sonne gluthroth unter. Die angedufteten Halme und Zweige umher flimmerten wie mit röthlichen Fünklein beſtreut und die Gipfel des nahen Tannenwaldes ſtrahlten im Abendgolde.

Anton dachte das nächſte Dorf, das jenſeits des Waldes lag, noch leicht zu erreichen, und ging muthig in den dicken, finſtern Wald hinein. Er hoffte in dem Dorfe gute Weihnachtsfeiertage zu bekommen; denn er hatte gehört, die Bauern dort ſeyen ſehr wohlhabende und gutherzige Leute. Allein er war noch keine Viertelſtunde gegangen, ſo kam er vom rechten Wege ab, und verirrte ſich in die wildeſte Gegend des rauhen, bergichten Waldes. Er mußte faſt beſtändig durch tiefen Schnee waten, und einige Male verſank er beinah in Gruben und Schluchten, die unter dem Schnee verſteckt waren. Die Nacht brach ein und es erhob ſich ein kalter Wind. Wolken überzogen den Himmel, und verdunkelten jedes Sternlein, das durch die ſchwarzen Tannenäſte funkelte. Es ward ſehr finſter und fing auf's Neue an heftig zu ſchneien.

Der arme Knabe fand keine Spur mehr von einem Wege, und wußte nicht mehr wo an und wo aus. Müde von langem Umherirren vermochte er nicht mehr weiter zu gehen. Er blieb ſtehen, zitterte vor Froſt, und fing an ſchmerzlich zu weinen. Er legte ſein Wanderbündelein in den Schnee, kniete daneben nieder, nahm ſeinen Hut ab, erhob ſeine ſtarren Hände zum Himmel, und betete unter heißen Thränen: „Ach Du lieber Vater im Himmel! Ach laß mich doch nicht in dieſem wilden Walde, in Nacht und Froſt umkommen. Sieh, ich bin ja ein armes Waislein, und habe keinen Vater und keine Mutter mehr! Ich habe niemand mehr als Dich. Aber Du biſt ja der Vater aller armen Waiſen. O laß mich nicht erfrieren; erbarme Dich Deines armen Kindes. Es iſt ja heute die Nacht, in der Dein lieber Sohn zur Welt geboren wurde. Um Seiner Willen höre mich! Ach, laß nicht in eben der Nacht, da ſich alle Welt über die Geburt des göttlichen Kindes freut, mich armen Knaben hier einſam im Walde ſterben.« Er legte ſein müdes Haupt auf ſein kleines Bündelein, und ſchluchzte und weinte bitterlich!

Aber horch — da erklang es mit einem Male, ſeitwärts von der Höhe herab, lieblich wie Harfentöne, und ein wunderſchöner Geſang erhob ſich und hallte von den Felſen wieder. Dem Knaben war es nicht anders, als hörte er die heiligen Engel Gottes ſingen. Er ſtand auf, horchte und faltete die Hände. Der Wind hatte ſich gelegt, und kein Lüftchen regte ſich. Unausſprechlich lieblich erklang der Geſang in der tiefen nächtlichen Stille des Waldes. Jetzt vernahm er deutlich die Worte:

O ſey getroſt in jeder Noth,
Denn ſieh, den liebſten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf Ihn vertrau' und faſſe Muth,
Was ſchlimm iſt, macht Er wieder gut:
Er liebt dich wie ſein Leben.

Jetzt war es wieder ſtille; nur klangen noch wie ein leiſer Wiederhall einige ſanfte Harfentöne nach. Dem guten Anton wurde es wunderbar um das Herz. „Ach,“ ſagte er, „ſo muß es den Hirten zu Bethlehem geweſen ſeyn, als ſie in jener heiligen Nacht den himmliſchen Geſang vernahmen. Ich will wieder friſchen Muth faſſen und fröhlich ſeyn. Sicher wohnen gute Menſchen in der Nähe, die ſich meiner annehmen; denn ich hoffe, daß ſie nicht nur ſo ſchön ſingen, wie Engel, ſondern auch ſo gut und freundlich geſinnt ſeyen, wie die Engel!“ Er nahm ſein Bündelein, und ging die Anhöhe hinauf — der Gegend zu, woher er den lieblichen Geſang vernommen hatte. Kaum war er einige Schritte durch das Gebüſch gegangen, ſo glänzte ihm ein heller Lichtſtrahl entgegen, der ſogleich wieder verſchwand, über eine Weile aber wieder erſchien, dann wieder auf einige Augenblicke verſchwand, dann wieder heller glänzte, und ſo wechſelweiſe. Anton ging freudig vorwärts, und kam an ein Haus, das einſam im Walde ſtand. Er klopfte zwei, drei Mal an der Hausthüre; er hörte wohl mehrere fröhliche Stimmen in dem Hauſe, aber niemand antwortete ihm. Er verſuchte nun die Thüre zu öffnen; ſie war nur mit der Schnalle oder Klinke geſchloſſen. Er ging hinein, tappte lange in dem dunkeln Hausgange umher, und ſuchte die Stubenthüre. Endlich fand er ſie, machte ſie auf — und blieb höchſt erſtaunt ſtehen. Ein heller Glanz von mehrern Lichtern ſtrahlte ihm entgegen. Es war ihm nicht anders, als blickte er in das Paradies, ja in den offenen Himmel.

In der Ecke der Stube, zwiſchen den zwei Fenſtern, war eine überaus ſchöne Frühlingslandſchaft ganz nach der Natur im Kleinen abgebildet — eine gebirgige Gegend mit hohen bemooſten Felſen, grünenden Tannenwäldern, ländlichen Hütten, weidenden Schafen nebſt ihren Hirten, und einer kleinen Stadt oben auf dem Berge. In Mitte der Landſchaft war aber eine Felſenhöhle — da ſah man das Kind Jeſu — die heilige Mutter — den ehrwürdigen Joſeph — die anbetenden Hirten, und oben ſchwebten die jubelnden Engel. Die ganze Landſchaft flimmerte von einem wunderſamen Glanze; ſie war wie mit unzähligen winzig kleinen Sternlein beſät, ſo wie etwa Laub und Moos an Bäumen und Felſen ſchimmern, wenn ſie an einem Frühlingsmorgen von reichlichem Thaue tröpfeln.

Die Einwohner des Hauſes waren um die ſchöne Vorſtellung des Kindes Jeſu in der Krippe verſammelt. An einer Seite ſaß der Vater und hatte eine Harfe zwiſchen den Knieen ſtehen; an der andern Seite ſaß die Mutter mit dem kleinſten Kinde auf dem Schooße. Zwei liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, ſtanden zwiſchen den beiden Eltern, blickten andächtig zur Krippe des

Heilandes hinauf, und erhoben die Hände gleich den frommen Hirten, die vor der Krippe knieten. Jetzt griff der Vater wieder in die Harfe und die Mutter ſang mit ihrer lieblichen Engelsſtimme noch einmal das Lied, von dem Anton jene Worte gehört hatte. Die zwei Kinder ſangen mit ihren zarten hellen Stimmchen freudig mit, und der Vater begleitete den Geſang mit ſeiner angenehmen Baßſtimme und dem lieblichen Harfenſpiel. Sie ſangen:

Vor dir, Du holdes Himmelskind,
Dem Gottes Engel dienſtbar ſind,
Fall' ich anbethend nieder —
Und freue mit Maria mich,
Und preiſe mit den Engeln Dich,
Und ſinge Jubellieder!

Du, Du biſt aller Menſchen Heil;
Dich lieben — iſt der beſte Theil.
Du Liebe ohne Gleichen!
Zwar ſpricht noch Deine Lippe nicht,
Doch ſagt Dein mildes Angeſicht
Dem Armen wie dem Reichen:

„O ſey getroſt in jeder Noth,
Denn ſieh, den liebſten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf Ihn vertrau' und faſſe Muth,
Was ſchlimm iſt, macht Er wieder gut;
Er liebt dich wie Sein Leben.“

„Und kommt ein armes Kind in Noth
Vor deine Thür', ſag' nicht: Helf Gott!
Wollſt ſeiner dich erbarmen!

Fühlſt du für Gottes Liebe Dank,
Laß liebreich es bei Speis und Trank
An deinem Herd' erwarmen."

Anton ſtand noch immer unter der geöffneten Thüre, und hielt die Thürſchnalle in der einen Hand. und Hut und Stecken in der andern. Seine Augen waren beſtändig auf die ſchöne Vorſtellung der Krippe gerichtet, und mit offenem Munde horchte er auf den Geſang und das Harfenſpiel. Niemand bemerkte ihn. Jetzt fühlte aber die Mutter die Kälte, die durch die offene Thüre in die Stube drang und blickte nach der Thüre. „Lieber Gott," rief ſie, „wie kommt das Kind in der finſtern Nacht durch den dicken Wald hieher? Armer, armer Knabe — du haſt dich gewiß verirrt!" „Ach ja," ſagte Anton, „ich habe mich im Walde verirrt!" Alle ſahen jetzt nach der Thüre. Die zwei Kinder hatten ein herzliches Mitleid mit dem verirrten Knaben, blieben aber etwas ſcheu ſtehen, weil er ihnen fremd war. Die Mutter ging mit ihrem Kinde auf dem Arm zu ihm hin, und fragte ihn freundlich: „Wo biſt du denn her, lieber Kleiner, wie heißt du und wer ſind deine Eltern?" „O Du lieber Gott," ſagte Anton mit Thränen in den blauen Augen;" ich habe gar keine Heimath mehr. Ich heiße Anton Kroner. Mein Vater iſt in dem Kriege umgekommen und meine Mutter iſt den letzten Herbſt vor Jammer und Elend geſtorben.

Ich bin hier im Lande ganz fremd und irre in der Welt umher, wie ein verlornes Lämmlein.« Er fing an zu erzählen, wie er eben jetzt im Walde in ſo großer Noth geweſen, wie er da aber ihren Geſang gehört und ſo den Weg zu ihrem Hauſe gefunden habe. Er wollte weiter reden; allein die Stimme verſagte ihm; es fror ihn noch all zu ſehr. In der warmen Stube fühlte er die Wirkungen der Kälte erſt recht. Er zitterte vor Froſt und klapperte mit den Zähnen.

»Ach du armer Anton,« ſagte die Mutter; »du kannſt ja vor Froſt kaum mehr reden; und hungerig und müde mußt du auch ſeyn. Leg' dein Bündelein ab, und ſitz nieder; ich will dir eine warme Suppe geben, und was ſonſt noch von dem Nachteſſen übrig iſt.« Die zwei Kinder, Chriſtian und Katharina, nahmen ihm nun voll Mitleid Hut und Stock und das Bündelein ab. Katharine legte das Bündelein auf die Bank; Chriſtian legte den Hut oben darauf und lehnte den Stecken in eine Ecke. Hierauf führten ſie ihren kleinen Gaſt an den Tiſch. Die Mutter brachte Suppe und ein großes Stück Feſtkuchen nebſt gekochten Pflaumen. Sie ſetzte ſich an die andere Seite des Tiſches, und lächelte freundlich, daß Anton es ſich ſo gut ſchmecken ließ. Die Kinder aber theilten ihm reichlich von ihren Weihnachtsgeſchenken mit — ſchöne rothwangige Aepfel, goldgelbe Birnen, und große braune Nüſſe. Sogar das kleine Lieschen auf dem Schooße der Mutter ſchenkte ihm, auf Zureden der Mutter, das ſchöne purpurrothe Aepfelein, das ſie in dem kleinen Händchen hielt, und mit den zarten Fingerlein kaum umſpannen konnte.

Die warme Suppe bekam dem erſtarrten Anton ſehr gut, und die liebliche Stubenwärme that ihm nunmehr ſehr wohl. Er ward wieder munter und fröhlich. „Aber was ihr doch da in der Ecke eurer Stube Schönes habt!“ fing er jetzt an. Er hatte ſchon unter dem Eſſen beſtändig nach der Krippe hinübergeblickt. „Das iſt ja ein Frühling mitten im Winter!“ ſagte er. „So etwas Wunderſchönes hab' ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Ich muß es doch näher betrachten.“ Er ſprang hin und die zwei Kinder folgten ihm.

„Weißt du aber auch, was das alles vorſtellt?“ fragte Katharine. „Freilich weiß ich das,“ ſagte Anton. „Es ſtellt die Geburt Jeſu vor. Was das für ein ſchönes, liebliches Kindlein iſt! Sein Angeſicht iſt ſo ſchön weiß und roth, wie Lilien und Roſen. Und was es für glänzende Aeuglein hat, und wie freundlich es lächelt!“ „Das iſt aber nicht das rechte Jeſuskindlein!“ ſagte Katharine. „Jeſus iſt jetzt kein Kind mehr; Er iſt ſchon lange in den Himmel aufgefahren.“ „Das weiß ich wohl,“ ſagte Anton. „Meinſt du denn, ich ſey ein Heide? Es iſt ſchon bald zwei tauſend Jahre, daß Jeſus als ein Kind in der Krippe lag. Das Alles hier iſt nur ſo gemacht, damit wir Kinder uns Alles beſſer vorſtellen können. Das da oben iſt, glaube ich, die Stadt Bethlehem. Nicht ſo?“ Katharine nickte. „Siehſt du nun,“ ſagte Anton, „daß ich Alles weiß! Ich bin nicht ſo dumm, als du meinſt.“

Die Kinder lachten und machten nun Anton noch auf allerlei Kleinigkeiten aufmerkſam, die ihnen aber höchſt wichtig vorkamen. „Sieh nur, Anton,“ ſagte Katharine, „das ſchöne weiße Schaf hier mit krauſer Wolle, und die zwei allerliebſten kleinen Schäflein daneben! Sieh, hier herum graſet die übrige Heerde, und dort ſteht der Hirt und bläſt auf der Schalmei. In dem niedlichen rothen Hüttchen mit Rädern ſchläft er zu Nacht.“ — „Siehſt du auch,“ ſprach Chriſtian, „wie da aus dem Felſen ein kleines Quellchen, ſo fein wie ein Silberfädchen, hervorſpringt, und ſich in den hellen See ergießt? Sieh, zwei weiße Schwäne mit ſchöngebogenen Hälſen ſchwimmen auf dem See und ſpiegeln ſich in dem ruhigen, ſilberklaren Waſſer.“ „Dort,“ ſagte Katharine, „kommt ein Hirtenmädchen den ſteilen Weg am Berg herab, und trägt ein zugedecktes Körblein auf dem Kopf. Darin werden wohl Aepfel oder Eier ſeyn die ſie zur Krippe trägt.“ „Und ſieh,“ ſagte Chriſtian, „dort ſchiebt einer auf ſeinem Schiebkarren einen Sack die hohe Bergſchlucht hinauf. Was aber in dem Sacke iſt, weiß ich nicht zu ſagen.“

So unterhielten ſich die Kinder höchſt angenehm, und kein kleines ſtreifiges Schnecklein, das an dem Felſen klebte, und kein buntes Müſchelein am Ufer des Sees blieb unbemerkt.

„Nun wohl,“ ſagte Anton, „das iſt Alles ſehr ſchön. Allein das Schönſte iſt doch die Abbildung des himmliſchen Kindes! Das freut mich am meiſten. Denn um jenes Kindes willen, das hier abgebildet iſt, hat mich der himmliſche Vater aus meiner großen Noth errettet.“

Zweites Kapitel.

Geſchichte des armen Antons.

Der Hausvater, in deſſen Hauſe Anton ſo gut aufgenommen wurde, war ein Förſter. Er ſaß, indeſſen die Kinder ſo mit einander plauderten, in ſeinem Lehnſeſſel am Ofen, und ſchien in Gedanken vertieft. Die Förſterin ſetzte ſich, mit dem kleinſten Kinde auf dem Arm, neben ihn auf einen Stuhl, und ſagte über eine Weile: „Warum biſt du ſo ſtille, und über was ſinneſt du nach?“ „Ich ſinne den letzten Reimen nach, die wir geſungen haben, ſagte der Förſter. Du haſt nun freilich gethan, wie ſie lauten, und den armen Knaben geſpeiſet und erwärmt. Ich denke aber, wir könnten doch noch mehr an ihm thun. Sieh, es iſt heute die heilige Nacht. Wir feiern das Andenken jener Nacht, in der das göttliche Kind geboren wurde, das zu unſerm und aller Menſchen Heil in die Welt gekommen. Und nun ſchickt Gott uns eben heute Nacht ein Kind her, dem wir zum Heile werden können. — Der Erlöſer kam als ein Fremdling in die Welt, und hatte nicht, wo Er ſein Haupt hinlege, als wollte Er die Gaſtfreundlichkeit der Menſchen auf die Probe ſtellen. Die Einwohner von Bethlehem beſtanden in dieſer Probe ſchlecht, und verſtießen Ihn gleich anfangs zu den Thieren des Stalles; ſollten wir den Knaben da auch ſo verſtoßen? Sag mir aber deine Meinung aufrichtig, Eliſabeth, was wir thun ſollen!«

„Den Knaben annehmen,« ſagte die Förſterin freudig und freundlich. „Was ihr einem von dieſen Mindeſten thut, das habt ihr mir gethan, ſagte ja Er, der in dieſer Nacht geboren ward. Und der Anton ſcheint mir ein recht guter, ſanfter Knabe, der ein edles Gemüth hat. Er ſieht ſo fromm und unſchuldig aus, und, obwohl er bettelt, ſo iſt er doch gar nicht keck und verwegen. Gewiß iſt er ehrlicher Leute Kind. Er hat ſo eine feine Ausſprache, und obwohl ſeine rothe Jacke etwas abgetragen iſt, ſo iſt ſie doch von recht gutem Tuche. Wo ihrer fünf eſſen, eſſen auch ſechs. Wir wollen den Knaben behalten.«

„Du biſt doch eine gute, liebe Frau,« ſagte der

Förſter, und drückte ihr die Hand. Gott wird es dir vergelten, und was du an einem fremden Kinde thuſt, unſern eigenen Kindern zu gut kommen laſſen. Doch müſſen wir den Knaben zuvor erſt prüfen, ob er der Wohlthat werth iſt.“

„Anton, komm einmal daher!“ rief der Förſter jetzt laut. Anton kam und ſtellte ſich vor ihn hin, gerade und aufrecht, wie ein Soldat vor ſeinem Offizier ſteht.

„Dein Vater,“ fing der Förſter an, „war alſo ein Soldat, und ſtarb den Tod fürs Vaterland. Nun, das iſt wohl traurig für dich, allein für ihn iſt es ſchön und rühmlich. Aber erzähle uns doch Mehreres von deinen Eltern. Wo waret ihr vor dem Kriege? Wie kam dein Vater um? Wie ſtarb deine Mutter? Wie kamſt du hieher in unſern Wald? Laß einmal hören!“

Anton erzählte: „Meinen Vater, Gott habe ihn ſelig, nannten die Huſaren ihren Herrn Wachtmeiſter. Unſer Regiment lag, ſo lang ich denke, zu Glatz in Schleßien in Garniſon. Meine Mutter nähte immer ſehr fleißig und verdiente Vieles. Sie war ſehr geſchickt. Da kam der Vater eines Tages eilig nach Hauſe und ſagte: „Es iſt Krieg; wir müſſen morgen fort!“ Er war ein tapferer Mann und wußte ſich gut darein zu ſchicken. Meine Mutter aber hatte einen großen Schrecken und weinte bitterlich. Sie wollte ihn nicht allein ziehen laſſen; der Abſchied fiel ihr gar zu ſchwer. Auf ihr vieles Bitten nahm er uns endlich mit. Wir zogen weit — weit fort. Mit einmal hieß es: Der Feind rückt an. Mein Vater und die Huſaren mußten ihm entgegen. Meine Mutter und ich blieben zurück. Da wurde uns nun wohl recht bange, als wir in der Ferne ſo fürchterlich ſchießen hörten. „Ach, ſagte die Mutter zu mir, bei jedem Schuß geht mir ein Stich durchs Herz. Denn ich weiß ja nicht, ob die Kugel nicht das Herz deines Vaters durchbohrt.“ Wir weinten und beteten, ſo lange das Schießen währte. Doch der Vater kam glücklich und unverſehrt wieder zurück. So ging es nun öfter. Allein eines Tages kam nach einem Gefechte ein Huſar mit des Vaters leerem Pferde in das Dorf geſprengt und ſagte, der Vater ſey ſchwer verwundet; er liege eine halbe Stunde vom Dorfe auf der Wahlſtatt und werde wohl ſterben. Die Mutter und ich eilten ſogleich zu ihm. Er lag unter einem Baume. Ein alter Soldat kniete bei ihm und hielt ihn ſanft in den Armen, ſo, daß der Vater den Kopf an die Bruſt des wackern Kriegers anlehnen konnte. Noch zwei andere Soldaten ſtanden dabei. Mein armer Vater war durch die Bruſt geſchoſſen und ſah bereits ſo blaß aus wie ein Sterbender. Wir ſahen es ihm an, daß er uns noch etwas ſagen wollte; allein er konnte nicht mehr reden. Da blickte er mich mit ſeinen ſterbenden Augen noch einmal ſchmerzlich an, dann blickte er auf die Mutter, und dann zum Himmel. Wenige Augenblicke nachher verſchied er. Die Mutter und ich weinten uns faſt die Augen aus. Die Leiche wurde auf dem nächſten Kirchhofe begraben. Einige Herren Offiziere und viele Soldaten kamen und begleiteten die Leiche. Die Trompete klang mir ſo ſeltſam und ſo traurig, daß mir's iſt, ich höre ſie noch immer. Sie erwieſen ihm noch die letzte Ehre, und ſchoßen ihm noch in das Grab. Meine Mutter und ich wurden von dieſer traurigen Ehrenbezeigung ſo erſchüttert, als würde auf uns ſelbſt geſchoſſen. Viele Soldaten wiſchten ſich die Augen, als ſie vom Grabe zurückkehrten. Ich und meine Mutter aber zerfloſſen in Thränen.

Die Mutter wollte nun wieder in ihre Heimath zurück kehren. „Ich habe dort freilich keine Verwandten mehr, ſagte ſie, aber doch noch eine gute Bekannte. Sie wird uns wohl in ihr Haus aufnehmen, und ich denke, dort von meiner Arbeit dich und mich zu ernähren.“ Allein wir hatten kaum einige Tagreiſen zurück gelegt, da wurde die gute Mutter unterwegs krank. Mit Mühe erreichten wir noch ein kleines Weiler. Man wollte uns nirgend aufnehmen; endlich fanden wir in einer Scheure ein Unterkommen. „Das iſt wohl hart, ſagte meine Mutter; allein Maria hatte es ja auch nicht beſſer. Auch ſie wurde nirgends hinein gelaſſen und mußte in einem Stalle übernachten.“ Meine Mutter wurde indeß ſtündlich kränker. Sie ließ einen Geiſtlichen rufen und bereitete ſich zum Tode. Als es Nacht wurde, kam die Bäurin, der die Scheure gehörte, mit ein wenig Suppe in einem irdenen Schüſſelein, und ſagte zu meiner Mutter: „Ihr ſeyd wohl recht krank; ich muß daher ſchon noch etwas Uebriges thun.“ Sie ging, brachte eine alte Stalllaterne, in der ein kleines Oellicht brannte, und hängte die Laterne an einem Balken auf. Das war Alles, was ſie that. Sie ſagte uns nun gute Nacht und kümmerte ſich weiter nicht mehr um uns. Ich blieb ganz allein bei der Mutter; ich ſaß ſo neben ihr auf einem Bund Stroh und weinte bitterlich. Gegen Mitternacht wurde ſie, ſo viel ich bei dem trüben Scheine der Laterne ſehen konnte, immer bläſſer. Sie ſeufzte mehrmal ſehr tief. Ich weinte immer heftiger. Sie bot mir die Hand und ſagte: „Weine nicht, lieber Anton! Bleibe fromm und gut, bete gern, hab' Gott vor Augen und thu' nichts Böſes; ſo wird dir Gott einen andern Vater und eine andere Mutter geben.“ So ſprach ſie. „Aber lieber Gott,“ ſagte Anton, und die hellen Zähren floßen ihm über die blühenden Wangen, „eine ſolche gute Mutter bekomme ich doch nicht mehr.“ Nun, fuhr er fort, blickte ſie lange zum Himmel, betete in der

Stille, ſegnete mich mit ihren ſterbenden Händen und verſchied. Ich konnte nichts als weinen. Der Bauer und die Bäuerin hatten wohl meiner Mutter verſprochen, ſie wollen mich annehmen und mich wie ihr eigenes Kind halten. Sie nahmen das Wenige, was meine Mutter hinterlaſſen hatte, ihre Kleider und einiges Geld, auch wirklich zu ſich; allein ehe drei Wochen vergingen, ſchickten ſie mich fort, und ſagten, ich habe ſchon dreimal ſo viel verzehrt, als die Verlaſſenſchaft meiner Mutter werth ſey. Ich ging und nahm mir vor, nach Glatz zu meinen Schulkameraden zurück zu kehren. Allein die Bauern konnten mir nicht ſagen, wo der Weg nach Schleſien gehe. Da irre ich nun ſo im Lande hin und her und bettle; denn was ſoll ich ſonſt anfangen?“

Die Förſterin war ſehr gerührt, und ſagte mit Thränen in den Augen zu ihren Kindern: „Seht, meine Kinder, ſo könnte es euch auch gehen. Auch ihr könnet Vater und Mutter verlieren, und was wollet ihr dann anfangen? Darum bittet Gott doch alle Tage, daß Er euch eure Eltern erhalte.“

Der Förſter ſprach: „Du hatteſt, ſo viel ich ſehe, ſehr rechtſchaffene Eltern, lieber Anton. Allein haſt du denn gar nichts Schriftliches aufzuweiſen?“

„O ja wohl!“ ſagte Anton, und nahm eine Brieftaſche aus ſeinem Päcklein. „Dieſe Papiere,“ ſagte er, „hat mir meine Mutter noch auf ihrem Sterbebette übergeben. Sie befahl mir, wohl darauf Acht zu haben, und ſie nicht aus der Hand zu laſſen. Euch darf ich ſie aber ſchon ſehen laſſen.« Es waren der Trauſchein ſeiner Eltern, Antons Taufſchein und der Todtenſchein ſeines Vaters. Der Todtenſchein war von dem Feldprediger ausgeſtellt. Der Oberſt des Regiments hatte aber noch eigenhändig ein ſehr rühmliches Zeugniß von dem tapfern, edelmüthigen Betragen des ſeligen Wachtmeiſters und der tadelloſen Aufführung der hinterlaſſenen Wittwe beigefügt.

»Nun wohl,« ſprach der Förſter, »das iſt Alles gut. Jetzt ſage mir aber, Anton, wie gefällt's dir bei uns?« »Sehr gut,« ſagte Anton freundlich, »ſo gut, daß mir iſt, als ſey ich bei Euch zu Hauſe.« »Möchteſt du wohl bei uns bleiben?« fragte der Förſter. — »O nirgends in der Welt lieber!« ſagte Anton. »Eure Frau iſt gerade ſo freundlich, wie es meine Mutter war, und Ihr ſeyd auch recht brav, und habt gerade einen ſolchen Schnurrbart, wie ihn mein Vater trug.«

Der Förſter lachte, und ſtrich ſich den Bart. »Nun Knabe,« ſprach er, »ſo bleibe denn bei uns. Ich will dein Vater ſeyn, und meine Frau wird als Mutter an dir handeln. Sey uns aber auch ein guter Sohn, und habe deine neuen Geſchwiſter lieb und thu ihnen nichts zu leid. Hörſt du — du biſt jetzt mein Sohn Anton!« Der Knabe ſtand ſehr betroffen da, und ſah den Förſter mit großen Augen an, ob das auch ſein Ernſt ſey. Er war der harten Begegnung, die er von vielen Menſchen erfahren mußte, ſo gewöhnt, daß er's kaum glauben konnte, der Förſter wolle ihn an Kindesſtatt annehmen. „Nun wie, Anton," ſagte der Förſter, und bot ihm die Hand, „ſchlägſt du nicht ein?" Jetzt brach Anton in Thränen aus, reichte dem Förſter die Hand, küßte darauf die Hand der Förſterin, und grüßte beide Kinder, ja auch das kleinſte, wiewohl es noch nicht wußte, was vorging, als ſeine neuen Geſchwiſter. Chriſtian und Katharine hatten eine große Freude, daß Anton da bleiben durfte. „Jetzt iſt's erſt recht luſtig," ſagte Chriſtian; jetzt ſind wir, wenn wir ein Spiel machen, doch unſer drei."

Der Förſter fuhr aber ernſthaft fort: „Sieh Knabe, ſo ſorgt Gott für dich. Der Segen deiner guten Eltern ruht auf dir. Gott erhörte das Gebet deiner ſterbenden Mutter und — auch dein Gebet, als du dort im Walde zitternd vor Froſt im Schnee knieteſt. Er lenkte deine Tritte hieher! Er führte dich in unſer Haus. Wenn du unſern Geſang nicht gehört hätteſt, ſo wäreſt du auf deinem Bündelein eingeſchlafen und erfroren, und ich hätte dich todt im Walde gefunden. Gott rettete dich gerade noch im rechten Augenblick. Er führte dich gerade in dieſer heiligen Nacht, da unſere Herzen von der Liebe des Vaters im Himmel, der den Eingebornen für uns dahin gab, beſonders gerührt waren, zu unſerer abgelegenen Wohnung im Walde, die du ſonſt am Tage kaum gefunden hätteſt. Gott und Seinem lieben Sohne, der auch für dich armen Knaben vor bald zwei tauſend Jahren in der heutigen Nacht geboren ward, und auch für dich geſtorben iſt, haſt du es zu danken, daß du jetzt wieder ein Obdach haſt. Darum erkenne es, und vergiß es in deinem Leben nicht, und habe immer ein dankbares Gemüth gegen Gott und deinen Erlöſer. Hab' Gott dein Leben lang recht vor Augen und führe dich immer chriſtlich auf.“

Anton verſprach es mit weinenden Augen. „O Du guter Gott,“ ſagte er, indem er zum Himmel blickte, „Du haſt die letzten Worte meiner ſterbenden Mutter treulich erfüllt und mir wieder Vater und Mutter geſchenkt. Ich will aber ihre letzten Worte auch erfüllen. Deine heiligen Gebote halten, und beſonders das vierte Gebot gegen meine neuen Eltern recht beobachten.“ „Bravo, Anton,“ ſprach der Förſter, „das thu, und es wird dir wohl gehen.“ Die Förſterin wies hierauf dem Knaben eine kleine Kammer mit einem reinlichen Bette an, und alle begaben ſich vergnügt zur Ruhe.

Am andern Morgen waren die Kinder ſogleich wieder um die Vorſtellung des Kindes Jeſu in der Krippe verſammelt. Sie war an dem heiligen

Weihnachtsfeſte und den darauf folgenden Feiertagen und Feſten ihre einzige Freude. Allein dieſe unſchuldige Weihnachtsfreude wäre bald geſtört worden. Ein gewiſſer junger Herr von Schilf, der ein großer Jagdliebhaber war, und den Förſter öfter beſuchte, kam einmal in die Stube. Er machte über dieſe Art, den Kindern die Krippe Jeſu vorzuſtellen, allerlei ſpöttiſche Anmerkungen und konnte nicht finden, wozu dergleichen dienen ſollte.

»Wozu?« ſprach der Förſter. »Schauen Sie da einmal zum Fenſter hinaus, junger Herr! Sehen Sie, tiefer Schnee deckt die Erde; die Bäume des Waldes krachen unter ſeiner Laſt. Man ſieht keine Blume; nur hier an den gefrornen Fenſterſcheiben ſchimmern Blumen von Eis. An den Obſtbäumen, die mein Dach umgeben, hängen keine Aepfel und Birnen mehr, und es iſt kein grünes Blatt mehr daran zu ſehen; alle Aeſte und Zweiglein ſind weiß angeduſtet und ganz mit Reifen überzogen, und an dem Hausdache hängen lange Eiszapfen. Die armen Kinder hier ſind in der Stube, gleich Gefangenen, eingeſperrt und können kaum einen Tritt vor die Hausthüre thun. Sollte es denn nun ſo übel ſeyn, wenn liebende Eltern ihren Kindern zur rauhen Winterszeit in der wärmenden Stube gleichſam einen Frühling erſchaffen? Wirklich iſt dieſe Frühlingslandſchaft im Kleinen mit den grünen Wäldern, blumigen Wieſen, weibenden Schafen und deren Hirten faſt die einzige Winterfreude der Kinder.“

„Allein das iſt noch das Wenigſte! Die Hauptſache iſt dies: Wir Chriſten freuen uns zur heiligen Weihnachtszeit, daß uns in Chriſtus die Menſchenfreundlichkeit Gottes in Menſchengeſtalt erſchienen iſt. Und da möchten wir denn auch unſere Kinder, ſoviel ſie es verſtehen, an dieſer Freude Theil nehmen laſſen. Nun weiß ich zwar wohl, daß die größten Maler dieſe heilige Geſchichte in Gemälden darſtellten, die ſeit Jahrhunderten die Bewunderung der Welt ſind. Ich ſelbſt habe, da ich noch auf Reiſen war, jenes berühmte Gemälde der Krippe Jeſu zu Dresden, die heilige Nacht genannt, mehrmal bewundert. Allein die Einwendungen, die Sie gegen meine, freilich ſehr unvollkommene Darſtellung der Krippe Jeſu hier machen, ließen ſich, den Kunſtwerth abgerechnet, gegen jenes herrliche Gemälde auch machen, und ſie ſind deßhalb keiner Widerlegung werth. Solche koſtbare Gemälde ſind übrigens nur für große Herren, und wären bei Kindern gar nicht angewendet. Denn ich wette darauf, meine Kinder würden ihre Krippe gegen jenes berühmte Gemälde zu Dresden ſicher nicht vertauſchen.“

„Laſſen Sie alſo, mein lieber Herr von Schilf, uns einfältige Leute hier im Walde immer bei der alten Sitte unſerer Väter bleiben. Ich erinnere mich noch aus meinen eigenen Kinderjahren, daß die Krippe meine beſte Kinderfreude — und nicht ohne Segen für mich war. So möge ſie denn auch meinen Kindern zur Freude und zum Segen gereichen.«

Drittes Kapitel.

Die edle Förſterfamilie.

Der Förſter, der den armen Waiſenknaben an Kindesſtatt angenommen hatte, war ein ſehr rechtſchaffener, biederer Mann, und, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, noch von altem Schrott und Korn. Er war ſehr gottesfürchtig, gegen alle Menſchen wohlwollend, und in dem Dienſte ſeines Fürſten unermüdet und von unverbrüchlicher Treue. Der ehrliche Förſter hielt ſich ſtreng an die frommen Sitten ſeiner Großeltern, die er noch gekannt hatte, und ſeiner Eltern, die ganz ſo wie die Großeltern geſinnt waren.

Am Morgen war es immer ſein erſtes Geſchäft, mit Mutter und Kindern das Morgengebet gemeinſchaftlich zu entrichten; eben ſo wurde auch der Tag mit dem Abendgebete gemeinſchaftlich beſchloſſen. „Wie ſollten wir, ſagte er, nicht jeden Tag mit dem Gedanken an Denjenigen anfangen und beſchließen, der uns jeden Tag das Leben friſtet, und uns Speis und Trank und alles Gute gibt? Es iſt wohl auch, denke ich, ſelbſt für Engel ein rührender Anblick, wenn Vater und Mutter in Mitte ihrer Kinder vor Gott knien, und alle, auch das Kleinſte nicht ausgenommen, die Hände betend und dankend zum Himmel erheben. Der Vater im Himmel kann nicht anders als ſegnend auf ſie herabblicken.«

Eben ſo andächtig und ehrerbietig betete der Förſter mit allen den Seinigen vor und nach dem Tiſche. Eines Tages brachte er den jungen Herrn von Schilf von der Jagd mit nach Hauſe und lud ihn, da eben die Suppe aufgetragen wurde, zum Mittageſſen ein. Der junge Herr ſetzte ſich ſogleich ohne Tiſchgebet an den Tiſch. Allein der Förſter, der ſich, wie er zu ſagen pflegte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, ſagte ſehr ernſthaft: »Pfui, junger Herr! So machen es meine Wildſchweine draußen im Walde; die verſchlucken die Eicheln, ohne aufzuſchauen, woher ſie kommen.« Der junge Herr wollte Einwendungen machen, und meinte, das Tiſchgebet ſey eben nicht ſo bedeutend. Allein der Förſter ſprach mit großem Nachdrucke: »Was uns zu beſſern Menſchen macht, iſt von großer Bedeutung. Die Gottſeligkeit iſt zu Allem nütze; von der Gottvergeſſenheit hingegen habe ich noch keine guten Früchte geſehen, wohl aber ſchon ſehr viele ſchlimme. Beten Sie mit uns, wie es einem Chriſten und vernünftigen Menſchen geziemt, oder Sie ſind mit mir das letzte Mal auf der Jagd geweſen. Mit einem Heiden möchte ich nichts weiter zu thun haben. Ich mag nicht einmal mit ihm an Einem Tiſche eſſen.« „Doch, ſetzte der Förſter gelaſſener hinzu, „ich weiß wohl, daß Sie über die Sache nie nachgedacht haben. Sie ſahen etwa einige vornehme junge Herren nicht zu Tiſche beten, und machten es ihnen ohne weitere Ueberlegung ſogleich nach; Sie glaubten dadurch ſich ſelbſt ein vornehmes Anſehen zu geben. Allein, mein lieber junger Herr, obwohl Sie Schilf heißen, ſo müſſen Sie deßhalb doch nicht dem Schilfe gleichen, das innen leer und ohne Mark iſt und ſich nach jedem Lüftchen dreht.“ Der junge Herr ſtand wieder auf und bequemte ſich mitzubeten. Er that es aber nicht aus Andacht gegen Gott, ſondern bloß aus Liebe zur Jagd.

Am fröhlichſten war der ehrliche Förſter immer, wenn er ſich in der Mitte ſeiner Familie befand. „Was ſoll ich die Freude auswärts ſuchen,“ ſagte er, „da ich ſie zu Hauſe beſſer und wohlfeiler haben kann.“ Er trank daher nach vollbrachtem Tagewerk ſeinen Krug Bier, und Sonntags ſein Glas Wein daheim, führte mit ſeiner Hausfrau vertrauliche Geſpräche oder erzählte den Kindern fröhliche und lehrreiche Geſchichten. Wenn er beſonders aufgeräumt war, nahm er ſeine Harfe zur Hand. „Dieſe gilt uns,“ ſagte er, „bei den langen Winterabenden in unſerm rauhen Walde anſtatt Conzert und Oper.“ Er hatte in ſeiner Jugend zwar das Waldhornblaſen angefangen; allein da der Arzt ihm es unterſagte, ſo verlegte er ſich, als ein großer Freund der Muſik, auf die Harfe.

Die Förſterin wußte mehrere ſchöne Lieder, und der Förſter begleitete ſie mit ſeinem Harfenſpiel. Auch die Kinder hatten bald einige ihrem Alter angemeſſene Liedchen gelernt, und ſangen zuſammen, gleich den Zeiſigen im Walde.

Die Kinder des Förſters gingen nach Aeſchenthal, dem nächſten Pfarrdorfe, in die Schule. Sobald die Weihnachtsfeiertage vorüber und die Wege durch den Wald wieder gangbar waren, mußten Chriſtian und Katharine täglich dahin gehen. Anton ging mit tauſend Freuden mit, und übertraf bald alle ſeine Mitſchüler. Sein Fleiß und ſeine Talente waren ausnehmend. Wenn der Förſter Abends von der Jagd nach Hauſe kam und in ſeinem Lehnſtuhle nächſt dem wärmenden Ofen ſaß, mußten ihm die Kinder erzählen, was ſie in der Schule gelernt hatten, und ihm ihre Schriften vorweiſen. Anton wußte immer am meiſten zu erzählen; ſeine Schriften waren immer die ſchönſten, und in dem Leſen brachte er es bald zu einer großen Fertigkeit. Nach dem Abendeſſen mußten die Kinder abwechſelnd vorleſen; allein Alle im Hauſe hörten am liebſten dem Anton zu. „Er lieſ't am natürlichſten,“ ſagte die Förſterin. „Wenn man es nicht ſähe, daß er ein Buch vor ſich habe, ſo meinte man ſicher, daß er die Geſchichte nicht leſe, ſondern daß er ſie einmal gehört habe, und ſie uns nur ſo aus dem Kopfe erzähle.“

Der fröhlichſte Tag in der Woche war den Kindern immer der Sonntag. An dieſem Tage ging der Förſter nicht auf die Jagd und die Kinder konnten den ganzen Tag um ihn ſeyn. „Ich bringe,“ ſprach er, „die ſechs Tage der Woche unausgeſetzt und unverdroſſen in herrſchaftlichen Dienſten zu; allein der Sonntag iſt dem Dienſte eines größern Herrn gewidmet. Auch iſt mir und meinen Holzhauern nach ſechs Arbeitstagen wohl ein Ruhetag zu gönnen.“ Am Sonntage Morgens gingen Vater und Mutter in der lieblichen Sonntagsfrühe mit den Kindern nach Aeſchenthal in die Kirche. Das war den Kindern, beſonders im Frühlinge und im Sommer, eine große Freude. Der Weg führte bald über waldige Berghöhen hin, bald durch ſchmale Wieſenthälchen, die mit buſchigen Felſen und hohen Bäumen umgeben waren. „O wie ſchön iſt's doch im Walde,“ ſprach dann wohl Anton; „wie herrlich grünen die Bäume im Glanze der Morgenſonne! Ja am Sonntage kommt mir der Wald noch viel ſchöner vor, als ſonſt. Mir iſt's, als hätten alle Bäume ein freundlicheres Grün. Die Vögelein auf den belaubten Zweigen ſingen viel fröhlicher. Und außer ihnen ſchweigt Alles! Man hört keine Holzaxt, kein Wagenrad und keinen Schuß; nur die Kirchenglocke ertönt in der Ferne. Es iſt Alles ſo ſtill und ruhig, wie in der Kirche.“

„So feierlich, wie in einem Tempel,“ ſagte der Förſter. „Auch der Wald iſt ein Tempel des Herrn; Er, der Allmächtige, ſtellte dieſe Bäume wie Säulen umher, und fügte ihre Zweige zu einem grünen Gewölbe zuſammen. Alles, von der ungeheuren bemoosten Eiche dort bis zu den kleinen Maiblümchen hier zu unſern Füßen, verkündet uns ſeine Allmacht und Güte. Ja die ganze Erde, ſo weit der blaue Himmel ſich wölbt, iſt ein Tempel ſeiner Herrlichkeit. Beſonders am Sonntage ſollen wir Ihn in dieſem Seinem Tempel anbeten und dieſe herrlichen Werke andächtig betrachten. In dieſem prachtvollen Tempel, den Er ſelbſt erbaute, können wir Seine unermeßliche, unbegreifliche Größe und Herrlichkeit wahrnehmen; in unſern Kirchen aber, wiewohl ſie von Menſchenhänden erbaut ſind, läßt Er Seine Rathſchlüſſe und Seinen heiligen Willen uns näher offenbaren. Auch deßhalb wurde der Sohn Gottes ein Menſch, lehrte uns Menſchen und ordnete das Lehramt an. In hundert tauſend Tempeln und Kirchen der ganzen Chriſtenheit wird an dem heutigen Tage Seine Lehre verkündet und von Millionen Menſchen angehört. Merkt daher auch ihr, meine Kinder, heute in unſerer Kirche andächtig auf jedes Wort des Lehrers und bewahret es in eurem Herzen.“ Solche und ähnliche Geſpräche führte er mit den Kindern auf dem Wege zur Kirche; auf dem Heimwege aber redete er mit ihnen von der Predigt, und ſie wetteiferten, ihm zu erzählen, was ſie daraus ſich gemerkt hatten.

Bei Tiſche war der Förſter Sonntags immer beſonders fröhlich. „Die Freude," ſprach er, „mit euch zu Mittag zu eſſen, wird mir unter der Woche ſelten zu Theil; da verzehre ich mein Mittagsmahl meiſtens gleich im Walde aus der Fauſt, und es ſchmeckt mir, Gott ſey Dank, immer ſehr gut. Aber am Sonntage ſchmeckt es mir doch am beſten, nicht weil die Mutter da eine beſſere Mahlzeit bereitet, ſondern weil ich die Speiſen in eurer Mitte genießen kann." Er legte den Kindern mit dem herzlichſten Wohlwollen ſelbſt vor. „Eſſet, Kinder, eſſet," ſprach er, „und danket Gott für Seine Gaben." Nach Tiſche ging er mit den Kindern im Walde umher, lehrte ſie die mancherlei Bäume, Sträuche und Kräuter kennen, und pries ihre mannigfaltige Schönheit und Brauchbarkeit. „So," ſprach er dann immer, „hat Gott Alles, auch das kleinſte Kräutlein, ſchön gebildet und zu dem Nutzen des Menſchen eingerichtet. Auch der Wald iſt ein Buch, in dem ihr auf allen Blättern von der Weisheit und Güte Gottes leſen könnet."

Wenn im Frühlinge oder im Sommer der Abend ſchön war, ſo deckte die Förſterin unter der großen Linde, nicht weit vom Förſterhauſe, wo ein Tiſch nebſt einigen Bänken angebracht war. Nach dem Abendeſſen ſangen ſie noch einige ſchöne und rührende Abendlieder. Der Förſter ſpielte dazu die Harfe, und die Vögel auf allen Bäumen des Waldes umher ſtimmten in den Geſang und das Harfenſpiel mit ein.

Anton fühlte ſich unter dieſen edlen Menſchen, bei denen wahre Frömmigkeit, Eintracht und Liebe, Fleiß, Ordnung und Zufriedenheit wohnten, höchſt glücklich. „Gott meinte es doch recht gut mit mir,“ ſagte er öfter. „Er hätte mich auf der ganzen Welt zu keinen beſſern Menſchen führen können.“ Der gute Knabe war aber auch die lautere Dankbarkeit und Dienſtfertigkeit gegen ſeine Pflegeltern. Wenn der Förſter Abends aus ſeinem Forſtbezirke heimkam, eilte Anton ſogleich, ihm den alten hechtgrauen Ueberrock mit grünen Aufſchlägen, deſſen ſich der Förſter als eines Schlafrockes bediente, und die Pantoffeln zu bringen. Wenn die Förſterin in der Küche am Herde ſtand und kochte, trug er ihr ungeheißen Holz zu oder lief, um ihr einige Schritte zu erſparen, in den Gemüsgarten am Hauſe und holte Schnittlauch, Peterſilien oder was ſie ſonſt eben von grünen Kräutern nöthig hatte. Mancher ihrer Wünſche ward, bevor ſie ihn ausſprach, ſchon erfüllt.

Seinem guten Pflegevater erzeigte er aber noch ganz beſonders gute Dienſte. Der Förſter verfertigte von allen ihm anvertrauten Waldungen Riſſe, und gab ihnen mit Farben ein ſchönes, gefälliges

Anſehen. In der Ecke jedes Blattes war der Namen des Waldes mit großen Buchſtaben geſchrieben, und, nachdem es ein Wald war, mit einem Kranze von Tannenzweigen oder Eichenlaube eingefaßt. Anton brachte es bald ſo weit, daß er die größten Riſſe nett und genau nachzeichnen konnte. Die Verzierungen aber, die er dabei anzubringen wußte, waren von ihm ſelbſt erfunden und ſo gut ausgeführt, daß der Förſter darüber erſtaunte. Anton zeichnete zum Beiſpiele einen Eichbaum, an dem ein Schild mit dem Namen des Waldes lehnte, und ſeitwärts ſah man ein Wildſchwein, das nach Eicheln ſuchte. Oder der Namen des Waldes ſtand in einen Felſen eingegraben, der mit Tannen gekrönt war, und unten am Felſen ruhte ein Hirſch mit zackigem Geweihe. Ueberhaupt zeichnete und malte Anton in allen ſeinen freien Stunden bald Landſchaften, bald Thiere, und wo er nur ein Streifchen weißes Papier oder einen leeren Briefumſchlag fand, zeichnete er einen Vogel, eine Blume, oder einen Baumzweig darauf. Er konnte keinen Augenblick müßig ſeyn. Der Förſter und die Förſterin liebten den guten Knaben wie ihr eigenes Kind, ja ihre eigenen Kinder wurden, von Antons Beiſpiel aufgemuntert, noch viel dienſtfertiger und thätiger, als ſie es zuvor waren.

Viertes Kapitel.

Antons fernere Geſchichte.

Eines Tages ſchickte der Förſter den Anton mit einem Paar Schnepfen in das benachbarte fürſtliche Jagdſchloß Felseck. Der Verwalter hatte eben einen Gaſt und wollte ihn damit bewirthen. Anton kam unterwegs an einem Waſſerfalle vorbei, der zwiſchen ſchwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felſen herabſtürzte. Nicht weit davon ſaß ein fremder Herr in einem dunkelblauen Kleide, der den Waſſerfall abzeichnete. Anton ging hin, ſchaute über die Schulter des Fremden auf das Blatt, und konnte ſich nicht enthalten, laut zu rufen: „O wie ſchön! Ja, das heißt gemalt!“ Er bat um Erlaubniß, das ſchöne Gemälde näher beſehen zu dürfen, und erhielt ſie. „Mir iſts,“ ſagte er, indem er es betrachtete, „als wäre das Blatt da ein Spiegel, in dem ſich der Waſſerfall, nebſt Felſen und Bäumen, im Kleinen abſpiegelte. Wie ſilberhell das Waſſer aus dem geſpaltenen Felſen hervorſchießt und wie ſchön ſich der weiße Schaum unten zwiſchen den bemoosten Steinen kräuſelt! Wie friſch und grün das zarte Moos an dieſem Steine da iſt! Man meint, man könne es wegrupfen. Wie keck dieſe rauhen Tannen emporſtarren! Und da haben Sie überdies noch einen Hirſch hergemalt, der aus dem Bache trinkt. Wie leicht der auf den Füßen ſteht! Man ſieht es ihm an, wie flüchtig er über Stock und Stein wegſetzen kann. Die Hirſche, die ich male, ſtehen ſo lahm da, als wollten ſie alle Augenblicke umfallen. Ich weiß kein rechtes Leben in ſie hinein zu bringen.«

Der Maler hatte an den ungeheuchelten Lobſprüchen des Knaben und noch mehr an deſſen Gefühl für Kunſt ein großes Wohlgefallen. Er ſagte lächelnd: »Du biſt alſo, wie ich merke, auch ein kleiner Maler?« »Ach,« ſagte Anton, »bisher meinte ich wohl gar, ich ſey kein kleiner, ſondern ein großer Maler. Jetzt ſehe ich aber wohl, daß ich gar keiner bin.« Der Maler ſagte: »Ich wünſchte deine Malereien doch zu ſehen. Ich werde dich nächſtens beſuchen, und da mußt du mir ſie zeigen. Wer ſind deine Eltern und wo biſt du zu Hauſe?« »Ach,« ſprach Anton, »ich bin ein armer Waiſenknabe. Der Herr Förſter Grünewald hat mich aber an Kindesſtatt angenommen.« »Nun,« ſagte der Maler, »da biſt du wohl mit ihm verwandt, ein Bruderssohn oder ein Schweſterſohn?« »Nein,« ſagte Anton, »ich kam ganz landfremd in ſein Haus; er und ſeine Frau nahmen mich aber ſogleich auf und hielten mich wie ihr eigenes Kind.« »Das iſt viel, ſehr viel!« ſagte der Maler. »Doch wie kam denn dies?« Anton erzählte ſeine Geſchichte ausführlich. Der Maler hörte ihm aufmerkſam zu und ſagte am Ende: „Der Förſter und ſeine Frau müſſen ſehr edle Menſchen ſeyn. Grüße ſie mir, und ſage ihnen, morgen des Tages werde ich ſie beſuchen, um ihnen im Namen der Menſchheit für die Liebe, die ſie dir erweiſen, zu danken.“

Der Maler hieß Riedinger und war vor einem Paar Tagen auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe angekommen, um da einige alte Gemälde aufzufriſchen. Er benützte dieſe Gelegenheit, eine und die andere Waldgegend, die ihm beſonders gefiel, abzuzeichnen. Sogleich am Abende des folgenden Tages beſuchte er den Förſter. Beide biedere Männer fanden bald, daß ſie Eines Sinnes waren, und wurden Freunde. Der Maler wollte nun Antons Zeichnungen ſehen. Die Förſterin lobte ſie ausnehmend. „Glauben Sie mir,“ ſagte ſie, „ſie ſind unvergleichlich.“ Allein Anton ſtand erröthend an der Thüre und ſagte: „Herr Riedinger, Sie werden ſehen, daß ſie ganz und gar nichts heißen.“ Der Maler ermunterte ihn aber, ſie zu zeigen, und Anton brachte ſie. Herr Riedinger betrachtete eine nach der andern ſehr bedachtſam und lächelte einige Male. Wiewohl er Vieles daran auszuſtellen hatte, ſo gefielen ſie ihm dennoch ſehr. „Wahrhaftig,“ ſagte er, „es ſteckt ein Maler in dem Knaben. Herr Grünewald, überlaſſen Sie ihn mir. Sie ſollen Freude an ihm erleben.“ „Topp!“ ſagte der

Förſter und ſchlug ein. „Ich habe ſchon lange nachgeſonnen, was der Knabe werden ſolle. Er iſt nun bereits in dem vierzehnten Jahre und in der Schule zu Aeſchenthal iſt für ihn weiter nichts mehr zu lernen. Zu einem Jäger iſt er zu zart und zu mitleidig. Er artet mehr ſeiner ſanften Mutter nach, als ſeinem tapfern Vater. Wenn Sie alſo meinen, er gebe einen guten Maler ab, ſo nehmen Sie ihn immerhin in die Lehre. Wie viel verlangen Sie Lehrgeld?“ „Lehrgeld!“ ſagte der Maler. „Davon kann keine Rede ſeyn. Sie gaben mir zuerſt ein Beiſpiel, wie man ſich armer Waiſen annehmen müſſe. Eine edle That zieht immer andere nach ſich, wie eine Kerze andere anzündet. Das ergibt ſich alles ganz natürlich. Laſſen Sie es alſo gut ſeyn. Sobald ich mit meiner Arbeit auf dem Schloſſe fertig bin, fährt Anton, wenn er anders Luſt hat, mit mir in die Stadt, und ich werde keine Mühe ſparen, ihn zu einem Künſtler zu bilden.“

Anton hüpfte faſt vor Freude. Als indeſſen nach einigen Tagen der Maler in einer Kutſche vor das Haus gefahren kam, ihn mitzunehmen, weinte der gute Knabe doch recht herzlich. Allein der Förſter ſprach: „Weine nicht, Anton. Es iſt ja nur ein Sprung in die Stadt. Wir beſuchen dich öfter, und auch du kannſt uns an Sonn- und Feiertagen leicht beſuchen. — Ja, das bedinge ich mir noch aus,“ ſprach er zu Herrn Riedinger, „daß

Anton uns manchmal beſuchen, die Weihnachtsfeiertage aber allemal ganz bei uns zubringen dürfe. Sie müſſen ihm das erlauben.“ „O recht gern,“ ſagte der Maler, „recht gern; und wenn Sie und die Frau Förſterin nichts dagegen haben, ſo komme ich allemal mit.“ Sie gaben ſich darauf die Hand. Anton dankte ſeinen Pflegeltern. Sie ermahnten ihn, ſeinen Lehrmeiſter, der ſo vieles aus lauter Güte für ihn thun wolle, als ſeinen Vater zu ehren. Unter den beſten Segenswünſchen ſeiner Pflegeltern und Geſchwiſter ſtieg Anton in die Kutſche und fuhr mit dem Maler fort.

Der treffliche Maler hielt in allen Stücken Wort. Es war ihm eine Herzensluſt, einen ſo fähigen Schüler zu unterrichten. Auch kam er mit ihm zu dem Förſter öfter auf Beſuch; ja manchmal blieben ſie mehrere Tage, um in dem gebirgigen Walde ſchöne Gegenden abzuzeichnen. Der Meiſter konnte ſeinen Schüler jedesmal nicht genug loben. „Unter uns geſagt,“ ſprach er zum Förſter, „er wird ein Künſtler, dem ich das Waſſer nicht bieten darf.“

Nach einigen Jahren kam Herr Riedinger mit Anton, der nunmehr ein blühender Jüngling war, wieder einmal zu dem Förſter in die Weihnachtsfeiertage. Herr Riedinger blieb nach dem Abendeſſen mit dem Förſter und der Förſterin etwas länger auf. Anton und die Kinder des Förſters hatten ſich längſt zur Ruhe begeben. Der Förſter und die Förſterin merkten wohl, daß der Maler etwas auf dem Herzen habe, und es ihnen ſagen möchte. Endlich fing er an: „Was Anton bei mir lernen konnte, hat er gelernt. Er muß nun reiſen; er muß Italien ſehen. Allerdings wird das nicht wenig koſten; allein es lohnt ſich der Mühe. Kein Kapital könnte beſſer angelegt werden. Ich ſtehe Ihnen dafür, es wird auch reichliche Zinſen tragen und ſeiner Zeit wieder erſetzt werden. Was eine ſolche Reiſe koſtet, überſteigt freilich das Vermögen eines Privatmannes. Allein ich habe mir die Sache ſo ausgedacht: Es verſteht ſich, daß Anton nicht ganz auf fremde Koſten reiſe. Er muß ſelbſt etwas verdienen. Indeß braucht er doch immer anſehnlichen Zuſchuß; denn er muß auch für ſich noch freie Zeit behalten, um in der Kunſt weiter zu kommen. Was nun mich betrifft, ſo werde ich das Meinige redlich dazu beitragen. Ich habe mir es, von Ihrem Beiſpiele ermuntert, nun einmal in den Kopf geſetzt, den Anton umſonſt zu einem Maler zu bilden. Seine Arbeiten, die er bisher lieferte, ſind mir ſehr gut bezahlt worden. Dieſes Geld habe ich zurückgelegt, und werde es zu ſeiner Reiſe verwenden. Allein es reicht bei Weitem nicht zu. Wären Sie nun nicht geneigt, das noch Fehlende, das freilich eine nicht geringe Summe betragen kann, daraufzulegen? Ein gutes Werk, das man angefangen hat, muß man auch vollenden.“ Er bot dem Förſter die Hand hin, erwartend, er werde einſchlagen. Der Förſter hatte an Antons Wohlverhalten und ſeinen Fortſchritten in der Kunſt hohe Freude. Er beſaß ein ziemliches Vermögen. Er blickte ſeine Hausfrau an. Sie nickte. Der Förſter ſchlug ein und ſagte: „Nun wohl, wenn die Summe mein Vermögen nicht überſteigt, ſo will ich ſie ausbezahlen.“ Es wurde ein Ueberſchlag gemacht, was die Reiſe koſten könnte, und einmüthig beſchloſſen, Anton ſolle künftigen Frühling die Reiſe antreten.

Der Maler fuhr am nächſten Morgen mit Anton im Schlitten zurück in die Stadt. Der Förſter und die Förſterin machten aber den Winter über Anſtalten zu Antons bevorſtehender Reiſe. Der Förſter kaufte Tuch ein, um ſeinen Pflegeſohn hinreichend mit wohlanſtändiger Kleidung auszuſtatten. Auch ſuchte er ſeinen eigenen Reiſekoffer hervor, und ließ ihn mit Rehfell neu überziehen. Die Förſterin und ihre zwei Töchter nähten und ſtrickten ſehr emſig, den Anton reichlich mit Leinenzeug zu verſehen. Zu Anfang des Frühlings mußte Anton noch einige Tage bei ſeinen Pflegeltern zubringen. Sein Pflegevater gab ihm in dieſer Zeit noch viele gute Ermahnungen und Klugheitslehren, und war gegen ihn ganz ungemein liebreich. Der gute Mann nahm ſich ſelbſt die Mühe, den Koffer zu packen. So oft ihm die Förſterin ein neues Kleidungsſtück hinreichte, wurde Anton auf's neue gerührt. „Ach wie vieles — wie gar ſo vieles thun Sie an mir!“ ſagte er. „Meine eigenen Eltern, wenn ſie noch lebten, könnten nicht mehr für mich thun!“ Der Koffer wurde an einen berühmten Maler, dem der Herr Riedinger den Anton empfohlen hatte, vorausgeſchickt. Denn Anton wollte die ganze Reiſe zu Fuß machen. Chriſtian, Antons Herzensfreund, hatte aber noch für ein kleines Felleiſen geſorgt, in dem Anton das Nothwendigſte zum täglichen Gebrauche mitnehmen konnte.

Endlich kam der Abſchiedstag; Anton wollte nach Tiſche zu Herrn Maler Riedinger in die Stadt gehen, und von da aus dann weiter reiſen. Die Förſterin bereitete ein Abſchiedsmahl, und alle ſpeisten noch einmal miteinander zu Mittag. Es war ein freundliches, rührendes Familienfeſt. Der Förſter blickte in dem kleinen Kreiſe umher. Es herrſchte eine wehmüthige Stille. „Nicht doch, meine Söhne und Töchter,“ ſprach er, „ſeyd nicht ſo traurig; und auch du, gute Mutter, trockne dieſe Thräne da ab. Es iſt nun einmal ſo! Die Söhne, zumal wenn ſie bereits erwachſen ſind, müſſen hinaus in die Welt; und auch ihr, meine Töchter, ſeyd bald in dem Alter, wo ihr vielleicht das väterliche Haus verlaſſen werdet. Doch, wenn uns auch Berg und Thal dem Leibe nach trennen, im

Geiſte bleiben wir immer vereinigt. Und ſo traurig der Abſchied immer ſeyn mag, das Wiederſehen, das uns hier oder dort nie ausbleibt, iſt dann deſto freudiger!“ Der edle Mann wußte durch fröhliche Geſpräche alle wieder zu erheitern. Er ließ eine Flaſche guten Wein bringen, von dem er ſonſt nur an Feſttagen trank. Er ſchenkte der Mutter und den beiden Töchtern, obwohl alle drei ſich weigerten, davon ein. „Den Traurigen gib Wein!“ ſagte er lächelnd. Anton und Chriſtian boten ihre Gläſer her, ohne ſich lange nöthigen zu laſſen. Am Ende der Mahlzeit nahm der Förſter ſein Glas und ſagte: „Nun, Anton, ſtoß an — auf eine glückliche Wanderſchaft und ein fröhliches Wiederſehen!“ „Das gebe Gott,“ ſagte die Förſterin, ſtieß an und trank ein klein wenig. Chriſtian, Katharine und Luiſe ſtießen auch mit an. Allen ſtanden die Thränen in den Augen. Anton war am gerührteſten. Er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und ſagte: „O meine liebſten Eltern, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! Was wäre ich ohne Sie! Ach, ewig kann ich es Ihnen nicht vergelten, was Sie an mir gethan haben. Gott wolle ihr Vergelter ſeyn! Er wolle mich einſt in den Stand ſetzen, für das unausſprechlich viele Gute, das Sie an mir thaten, Ihnen und meinen lieben Geſchwiſtern meinen Dank durch die That zu bezeigen.

„Ja, lieber Anton,“ ſagte der Förſter, „ich kann es dir nicht verhehlen, wir thun viel an dir; und wenn ich deine Geſchwiſter hier ſo anſehe — ſo möchte ich faſt ſagen, zu viel. Denn was mich und meine geliebte Hausfrau betrifft, ſo brauchen wir wohl wenig mehr. Unſere Haare ſind bereits grau. So lange wir noch leben, haben wir wohl noch Brod. Allein, mein lieber Anton, wenn eines oder das andere deiner Geſchwiſter einmal in Noth kommen ſollte, ſo vergiß nicht, wie wir dir aus der Noth geholfen haben, und laß ſie nicht in der Noth ſtecken. Gib mir die Hand darauf, Anton! Nicht war, du verläſſeſt deine Geſchwiſter nicht?“ „O lieber Vater,“ rief Anton, indem er dem Förſter die Hand reichte, „ich müßte ja der undankbarſte Menſch von der Welt ſeyn, wenn ich Ihrer Wohlthaten je vergeſſen könnte. O gewiß! Ihre Liebe iſt mir ewig unvergeßlich. Meine größte Glückſeligkeit auf der Welt ſoll es ſeyn, Ihnen, lieber Vater, meiner beſten Pflegemutter oder meinen lieben Geſchwiſtern Gutes erweiſen zu können.“

„Ich glaube dir, Anton,“ ſagte der Förſter; „doch — nun iſt es Zeit, daß wir ſcheiden.“ Er ſtand auf und ſprach: „Knie nieder, lieber Sohn, damit ich dir noch den väterlichen Segen gebe.“ Anton kniete nieder. Der Förſter erhob ſeine Augen zum Himmel; es war etwas Ehrwürdiges und

Feierliches in ſeinem Angeſichte und ſeiner Geſtalt. Er ſegnete den Jüngling und ſprach: „Gott begleite dich auf allen deinen Wegen, bewahre dich vor Sünde, und führe dich gut und unverdorben wieder in unſere Arme zurück.“ Die Mutter und die Kinder ſtanden alle mit gefalteten Händen und weinenden Augen andächtig umher, und ſagten mit gerührten Herzen: „Amen!“ Der Förſter hob den Anton auf, ſchloß ihn in die Arme und ſagte: „Nun — zieh hin und Gott ſey mit dir! Habe Ihn ſtets vor Augen — und vergiß nicht, daß Sein allſehendes Auge dich überall ſehe. Halte dich für zu gut, Böſes zu thun. Die Güter und Lüſte dieſer Erde ſind es nicht werth, daß wir ihrethalben unſer Gewiſſen beſchweren. Gedenke, daß wir nicht für dieſe kurze Zeit, die wir auf Erden zu leben haben, geſchaffen ſind, und daß eine Ewigkeit ſey. Meide nicht nur das Böſe, ſondern auch jede Gelegenheit, Böſes zu thun. Beſonders fliehe ſolche Menſchen, die über den frommen Glauben unſerer Voreltern ſpotten und ſich über reine Sitten luſtig machen. Noch einmal — lebe wohl und Gott ſey mit dir.“

Die Förſterin ſagte mit Augen voll Thränen: „Anton! Sieh dieſe meine rothgeweinten Augen, dieſe meine naſſen Wangen! Um dieſer Thränen willen bleibe Gott ergeben, gut und rechtſchaffen. Gedenke dieſer Thränen, wenn du in Verſuchung kommeſt, Böſes zu thun. Bisher haſt du uns nur Freude gemacht; betrübe uns nie. So herzlich ich jetzt weine, ſo fühle ich dabei doch vielen Troſt! Aber wenn wir je etwas Unrechtes von dir hören ſollten, dann würden ich und wir alle, die bitterſten Thränen weinen. Vergiß unſerer treuherzigen, väterlichen und mütterlichen Ermahnungen — und der letzten Ermahnung deiner ſeligen Mutter — in deinem Leben nicht, und lebe wohl."

Die ganze Familie begleitete den tief gerührten, traurigen Jüngling noch eine weite Strecke Weges, faſt bis zu Ende des Waldes. Endlich ſagten ſie ihm alle noch einmal Lebewohl! Anton ging — ſie aber blieben ſtehen. Er ſah noch ſehr oft um, und winkte ihnen mit dem Hute. Der Förſter und Chriſtian winkten ihm auch mit ihren Hüten, und die Förſterin und die zwei Töchter mit ihren weißen Tüchern, bis er endlich mit ſeinem Wanderſtab in der Hand und ſeinem Felleiſen auf dem Rücken hinter einem waldigen Hügel verſchwand.

Fünftes Kapitel.

Ein Weihnachtsgeſchenk.

Der heilige Weihnachtsabend war, ſeit Antons Abreiſe bereits das dritte Mal, wieder angebrochen. Der Förſter kam heute mit ſeinem Sohne Chriſtian früher aus dem Walde nach Hauſe. Es war ſehr kalt. Der Abendhimmel ſtrahlte glühendroth durch die Fenſter in die Stube. Die runden Scheiben fingen ſchon an zu gefrieren und ſchimmerten in dem röthlichen Abendſchein wie Edelſteine. Der Förſter ſetzte ſich in ſeinen Lehnſeſſel neben dem großen Ofen. Er legte mehr Holz zu; denn der Ofen war ſo eingerichtet, daß man ihn auch in der Stube öffnen konnte. Die Flamme loderte bald hoch auf, verbreitete einen wallenden Schimmer durch die Stube, ſpiegelte ſich in den Fenſtern und vermehrte das Funkeln der gefrornen Fenſterſcheiben.

Jetzt kam die Förſterin in die Stube. „Iſt kein Brief von Anton da?“ fragte der Förſter. „Nein!“ ſagte ſie mit betrübtem Angeſichte. „Wunderlich!“ ſprach der Förſter und ſchüttelte den Kopf. „Auf den Weihnachtsabend war ſonſt allemal richtig ein Brief von ihm da. Er ſchrieb immer ſehr ausführlich und ſeine Briefe waren mir immer die angenehmſte Weihnachtsfreude. Was treibt der Junge, daß er nicht ſchreibt?“

Kaum hatte der Förſter dieſes geſagt, ſo trat ein Bote mit weißangeduſtetem Haare in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand und eine neue Kiſte von Tannenholz auf dem Rücken, die zwar nur ganz flach, aber ziemlich breit und ſo hoch war, daß der Mann ſich bücken mußte, um in die

Stube zu kommen. „In dem Kiſtchen wird wohl ein Spiegel ſeyn!“ ſagte Katharine. Der Bote überreichte dem Förſter den Brief, und lud die Kiſte ab. „Der Brief iſt von dem Herrn Maler Riedinger,“ ſagte der Förſter. „Wie kommt das? Nun glaube ich bald, daß dem armen Anton ein Unglück begegnete.“ Er riß den Brief eilig auf, und durchlief ihn am Glanze des Feuers, das aus dem Ofen ſtrahlte, mit begierigen Blicken. „Denkt nur,“ rief er freudig, „Anton ſchickt uns bis aus Rom ein Gemälde zum Weihnachtsgeſchenk. Er hat es, zuſammengerollt, an Herrn Riedinger übermacht, und ihn erſucht, es in eine reiche goldene Rahme faſſen zu laſſen, und dafür zu ſorgen, daß wir es auf den heiligen Abend ſicher bekämen. Das Gemälde ſey ein wahres Meiſterſtück, ſchreibt Herr Riedinger. Der Anton iſt doch ein trefflicher Junge; ich möchte ihn gleich umarmen.“

„Katharine!“ rief er jetzt, „bring' doch dem ehrlichen Boten, bis das Eſſen kommt, einſtweilen ein Glas Wein. Das wird ihm gut thun; denn es iſt draußen wirklich grimmig kalt.“ Der Bote nahm den Wein mit Dank an; verbat ſich aber das Abendeſſen. Er habe, ſagte er, zu Aeſchenthal Anverwandte, und wolle bei dieſen den Weihnachtsabend und den heiligen Tag zubringen. „Auch gut!“ ſprach der Förſter, hieß den Boten austrinken, beſchenkte ihn reichlich und entließ ihn.

„Nun," ſprach der Förſter, „ſetzt euch Alle um mich her! Da iſt in des Herrn Riedingers Brief auch noch ein Brief von Anton eingeſchloſſen; den will ich euch vorleſen." Luiſe ſagte: „Ich will nur noch zuvor ein Kerzenlicht holen." „Wohl," ſprach der Förſter; „ich kann dann den Brief mit mehr Bequemlichkeit leſen. Aber eile!" Luiſe brachte die brennende Kerze ſogleich auf einem glänzenden Leuchter von Meſſing. Alle ſaßen bereits begierig im Kreiſe umher. Der Förſter las:

„Liebſte, beſte Eltern und Geſchwiſter! Sie erhalten hier ein Weihnachtsgeſchenk, ein Gemälde, das ich mit vielem Fleiße gemalt habe. Es ſtellt den neugebornen Heiland in der Krippe vor. Mehrere Künſtler verſicherten mich, das Bild ſey mir ſehr gut gelungen. Ich wünſche, daß es Ihnen nur halb ſo viel Freude machen möchte, als mir die Vorſtellung des Kindes Jeſu in der Krippe machte, da ich das erſte Mal in Ihr Haus trat. Gewiß würden Sie dann keine geringe Freude daran haben."

„Ach, daß ich doch mit dem Bilde ſelbſt zu Ihnen reiſen, und es Ihnen überreichen könnte! Es iſt zwar dahier ein herrliches Land! Jetzt, im Monate November, da ich dies ſchreibe, iſt es bei Ihnen wohl ſchon längſt Winter, und Ihr Dach und die Tannen und Eichen umher ſeufzen unter der Laſt des Schnees. Aber hier prangen die Zitronen- und Pomeranzenbäume noch mit ſilberhellen Blüthen und goldenen Früchten. Dennoch ſehne ich mich unter all dieſen Herrlichkeiten nach Ihrem ländlichen Kaminfeuer zurück, an dem ich die ſeligſten Stunden meines Lebens zugebracht habe.«

»Ihrer Güte habe ich es zu danken, daß ich unter dem milden Himmel Italiens lebe, daß ich, wenn ich je dieſen Namen verdiene, ein Künſtler bin. Jene gemüthliche Vorſtellung der Krippe Jeſu für Kinder, ſo unvollkommen ſie auch ſeyn mochte, weckte mein Talent zuerſt. Immer ſteht ſie mir noch vor Augen, und was ich auch, allerdings ohne Vergleich Herrlicheres, von Kunſtwerken ſehe, ſo werde ich doch nicht ſo, wie damals, davon entzückt. Ach, die ſeligen Jahre der Kindheit gehen doch über Alles! Da erblicken wir Alles umher wie verklärt vom goldenen Glanze der Morgenröthe. Schade, daß ſie ſo ſchnell vorüber ſind!«

»Jetzt, in dieſem Augenblicke, da Sie dieſen Brief leſen und meine Malerei betrachten, bin ich im Geiſte unter Ihnen zugegen. Ich erinnere mich mit gerührtem Herzen, wie ich halb erſtarrt unter Ihr ländliches Dach kam, wie mich die gute Mutter mit warmen Speiſen erquickte, wie Sie mich zu Ihrem Kinde aufnahmen, wie Chriſtian, Katharine und Luiſe ihre Weihnachtsgeſchenke ſo freudig mit mir theilten. O liebſter Vater! ich küſſe dankbar Ihre und meiner Pflegmutter ehrwürdige Hände.

Ich umarme alle meine Geſchwiſter. Ich freue mich jetzt ſchon im Voraus, Ihnen nach einigen Jährchen nicht bloß im Geiſte und aus weiter Ferne, ſondern von Angeſicht zu Angeſicht ſagen zu können, wie von ganzem Herzen ich ſey — Ihr dankbarer, Sie innigſtliebender Anton. Rom, den 15. November 1765.«

„Das iſt ein Brief,« ſagte der Förſter und wiſchte ſich die Augen; „was wir auch an den Jungen gewendet haben, es iſt Alles noch zu wenig. Ich ſetzte zwar immer keine kleinen Hoffnungen auf ihn; allein er übertrifft ſie alle bei weitem. Niemals hätte ich geglaubt, eine ſolche Freude an ihm zu erleben. „Doch,« ſagte er jetzt lächelnd, „ich denke das Nachteſſen wartet auf uns. Nach Tiſche wollen wir das Gemälde beſehen.« „O nein!« riefen alle einmüthig, „jetzt gleich! Das geht uns über das Eſſen!« fügte Luiſe noch bei; „ich will nur geſchwind noch eine Kerze holen, damit wir das Gemälde noch beſſer betrachten können.« Chriſtian brachte Stemmeiſen und Hammer, und öffnete die Kiſte, und alle riefen, als das ſchöne Bild zum Vorſchein kam: „O wie ſchön! Wie lieblich! Welche himmliſchen Geſtalten! Welche unvergleichlichen Farben!« — —

Sechstes Kapitel.

Das ſchöne Gemälde des Kindes Jeſu in der Krippe.

Der Förſter ſtellte das Gemälde auf ein Wandtiſchchen und die zwei helleuchtenden Wachskerzen daneben. Aller Augen waren auf das ſchöne Bild gerichtet. Die Förſterin faltete andächtig die Hände und ſagte: „Wahrhaftig, man kann nichts Schöneres ſehen! Mir wird es, als wäre ich wirklich bei der Krippe Jeſu zugegen! Wie freundlich, wie holdſelig das göttliche Kind uns anblickt, als wollte es bei ſeinem Eintritte in die Welt uns alle willkommen heißen! Wie Maria, an der Krippe kniend, ſo zärtlich und liebreich auf das Kind niederblickt, es mit einem Arme umfaßt, die andere Hand auf ihr tiefgerührtes Herz legt, und über dem holden Kinde aller Dürftigkeit des armen Stalles vergißt! Wie ehrwürdig Joſeph daſteht, und wie fromm er mit gefalteten Händen zum Himmel aufſchaut! Wie den Hirten die Redlichkeit aus den Augen ſieht; wie ehrerbietig und andächtig ſie auf die Knie geſunken ſind! Und die Engel oben, wie himmliſch ſchön! Wie leicht und ſchwebend! Und welch ein heller Glanz das Kind umgibt, Alles umher erleuchtet, und ſelbſt den Schimmer der Engel überglänzt! Wahrhaftig, wer ſich da der Geburt des Erlöſers nicht freuen und mit den Engeln

Gott nicht loben und preiſen wollte, der müßte ein Herz von Stein haben.“

Der Förſter hatte das Bild bisher mit unverwandten Augen ſtillſchweigend betrachtet, ohne ein Wort zu ſagen. Endlich ſprach er, wie aus einem Traume erwachend: „Ja, du haſt Recht! Wenn wir dieſe heilige Geſchichte, ſo ſchön gemalt und in einen Rahmen gefaßt, vor Augen haben, ſo macht ſie einen neuen, ganz eigenen Eindruck auf unſer Herz. Ich will es einmal verſuchen, ob ich es euch ſagen kann, was ich Alles darin finde und wie es mir um das Herz iſt.“ Er ſchob ſeinen Lehnſeſſel herbei, ſetzte ſich in einer kleinen Entfernung von dem Bilde, in der es ſich am beſten ausnahm, und ſprach dann:

„Wir wollen, meine lieben Kinder, unſere Augen zuerſt auf das göttliche Kind in der Krippe richten! Wir wollen aber jetzt auf einige Augenblicke ſeiner göttlichen Abkunft noch nicht gedenken; wir wollen es zuerſt nur als ein Menſchenkind betrachten. Schwach und hülflos, in arme Windeln eingewickelt, liegt es auf einem wenig Heu und Stroh. Aber die liebevolle Mutter begrüßt es mit freundlichem Lächeln und voll der zärtlichſten Sorgfalt, es wohl zu verpflegen; und der treue Nährvater ſteht theilnehmend dabei, bereit mit ſeinem ſtärkern Arm Mutter und Kind zu ſchützen, mit ſeiner arbeitſamen Hand beide zu ernähren.

Ein treuer Vater, eine liebevolle Mutter und ein Kind, das dieſe treue Liebe, ſobald es zur Beſinnung kommt, dankbar erwiedert, iſt der ſchönſte Anblick auf Erden, über den ſich Engel erfreuen müſſen. Dieſes liebliche Drei — Vater, Mutter und Kind — hat Gott ſo zuſammen gefügt.“

„O meine Kinder, denkt daher bei dieſem Kinde in der Krippe: Als ein ſchwaches Kind bin auch ich einſt ſo dagelegen, wo man mich hinlegte. Ich hätte verſchmachten müſſen, wenn meine Eltern ſich meiner nicht liebreich angenommen hätten. Allein mit Freude und Jubel wurde der kleine fremde Gaſt aufgenommen, und Alles Nöthige war ſchon zu ſeiner Ankunft bereitet. Meine Mutter hüllte mich in meine erſte Bekleidung, die Windeln, die ſie wohl ſelbſt geſponnen, gebleicht und genäht hatte. All ihr Sinnen und Trachten Tag und Nacht ging nur darauf, daß mir nichts abgehen möge. Sorgſam wachte ſie an meiner Wiege, wenn ich ſchlief; manche Nacht brachte ſie ſchlaflos zu, aus zärtlicher Liebe zu mir! Der treue Vater theilte ihre Sorge und arbeitete für beide. So denket, und danket Gott, daß Er euch gute Eltern ſchenkte! Denn Er iſt es, der aus Liebe zu euch etwas von Seiner unausſprechlichen Liebe in das Herz eurer Mutter pflanzte, und eurem Vater von Seinem treuen Vaterſinne mittheilte und ihm das Vaterherz gab. Seyd aber auch nicht undankbar gegen eure Eltern. Ein Sohn, eine Tochter, die es vergeſſen könnten, was die Mutter mit ihnen ausſtand, was der Vater für ſie that, ſie zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, wären ohne Alles menſchliche Gefühl.«

„Laßt uns nun, meine Kinder, nachdem wir die heilige Familie betrachtet, zu den heiligen Engeln die dort oben ſchweben, hinaufblicken — und einen Blick auf die Thiere des Stalles werfen. Da wird uns die Würde und die Beſtimmung des Menſchen klar. — Schaut erſt noch einmal der heiligen Jungfrau in das milde Angeſicht voll himmliſcher Unſchuld und unausſprechlicher mütterlicher Zärtlichkeit! Betrachtet die aufrechte Geſtalt des ehrwürdigen Joſephs, wie er ſo voll Geiſt und Andacht die Augen zum Himmel erhebt! Sehet das holde Kind an, deſſen Angeſicht ſo lieblich lächelt, deſſen Augen wie Sterne leuchten! Und nun ſchauet auf die rauhen haarigen Thierköpfe — des Ochſen und des Eſels hin. Wie dumm und vernunftlos ſie darein ſehen! Wie das Maul hervorſteht, und uns zu erkennen gibt, daß ſie nur auf Futter bedacht ſind und von nichts Höherem und Beſſerem wiſſen. Sie ſind nicht einmal eines freundlichen Lächelns fähig! O, wem erſcheint bei dieſer Vergleichung der Menſch nicht als ein höheres Weſen? Wahrhaftig, er gehört einer höheren Reihe von Geſchöpfen an. Der roheſte Menſch hielte ſich ja für beſchimpft, wenn man zu ihm ſagte: Du biſt um nichts beſſer, als der Ochs, der deinen Pflug zieht, als der Eſel, der deine Säcke zur Mühle trägt und dann verfault. Nein, der Menſch gleicht vielmehr den heiligen Engeln Gottes, die ihren Schöpfer erkennen, ſich ſeiner freuen und Ihm lobſingen. Der Menſch iſt das einzige Geſchöpf auf Erden, der dies auch kann. Sey es, daß er einige Aehnlichkeit mit den Thieren hat; er iſt doch den Engeln des Himmels näher verwandt. Sey es, daß er weinend und wimmernd zur Welt kommt, daß er Vieles ausſtehen, Vieles leiden muß, bis er in ſeiner vollen Blüthe daſteht, daß er dann nach kurzer Zeit wieder gleich einer Blume dahinwelkt, gleich den Thieren dahin modert — nur ſeine Erdengeſtalt zerfällt zu Staub. Es iſt ein unſterblicher Geiſt in ihm; er iſt ein Engel in ſchwaches Fleiſch und Blut verhüllt. Sobald dieſe Hülle abfällt, iſt der Engel vollendet — wenn anders der Menſch ſeine Beſtimmung auf Erden erfüllt und dem Willen des Schöpfers gemäß gelebt hat.“

„Sehr gut hat der Maler, außer den größern Thieren noch ein Lamm und ein Körblein voll Früchte angebracht, die man als ein Geſchenk für das neugeborne Kind am Fuße der Krippe erblickt. Dem Menſchen ſind alle übrige Geſchöpfe der Erde unterworfen. Er bezähmt die ſtärkſten Thiere und ſie müſſen ihm dienen; ihm gibt das Schaf Milch und Wolle; ihm bringt die Erde ihre ſchönſten Früchte hervor. Nur ein Weniges hat Gott den Menſchen den Engeln nachgeſetzt, hat ihn mit Ehre und Hoheit gekrönt, hat ihn zum Herrn ſeiner Werke gemacht und Alles ihm zu Füßen gelegt.«

„Auch der Ort, an dem wir dieſes Kind und ſeine Eltern erblicken, die arme Krippe und der dürftige Stall, ſind nicht ohne Bedeutung. Der Menſch bedarf keines Palaſtes, um hier auf Erden ſeine Beſtimmung zu erreichen. Er kann in der elendeſten Strohhütte zufrieden leben und ſelig ſterben. Wir erblicken in dem Stalle nur Armuth und Mangel. Allein um wahrhaft glücklich, aller wahren Ehre würdig und von ächtem Menſchenadel zu ſeyn, braucht der Menſch weder Sammet noch Seide, weder Gold noch Silber. Gerade im Wichtigſten hat Gott keinen Unterſchied unter den Menſchen gemacht. Ein armer Stall beherbergt hier die heiligſten, die ſeligſten, die ehrwürdigſten Menſchen, die je auf Erden gelebt haben.“

„Doch meine Kinder, was ich euch bisher geſagt habe, iſt für uns wohl ſehr erfreulich und tröſtlich. Allein es gilt nur von dem Menſchlichſchönen dieſer Geſchichte. Die göttliche Abkunft und die hohe Beſtimmung dieſes göttlichen Kindes iſt erſt das Allerwichtigſte. Denn Jeſus Chriſtus, der menſchgewordene Sohn des Allerhöchſten, iſt in dieſe

Welt gekommen, die Menſchen, die von Gott und ihrer urſprünglichen Würde abgefallen und deßhalb verloren waren, zu retten. In Ihm erſchien uns die Menſchenfreundlichkeit Gottes ſichtbar; in Ihm erblicken wir Gott in Menſchengeſtalt. Er ward zwar in tiefſter Armuth geboren, lag als ein Kind in einer Krippe, hatte in dieſer Welt nicht ſo viel Eigenes, wo Er nur Sein Haupt hinlegen konnte, und ſtarb gleich einem Uebelthäter am Kreuze. Allein ohne alle irdiſche Hülfsmittel, ohne Reichthümer und bewaffnete Macht, hat Er durch ſeine göttliche Weisheit, Liebe und Allmacht die Geſtalt der Erde verändert, das Menſchengeſchlecht erleuchtet, veredelt, dem Verderben entriſſen — und ſo Seine göttliche Abkunft bewährt. Darauf wird in dieſem Gemälde, ſo wie in der Geſchichte, ſehr ſchön gedeutet.“

„Seht, ringsumher iſt es Nacht; tiefes Dunkel deckt die nächtliche Gegend; nur das Licht, das von dem göttlichen Kinde ausgeht, erhellet Alles mit ſeinem Glanze. So bedeckten bei der Geburt Jeſu die Finſterniſſe der Unwiſſenheit und des Heidenthums die Erde; in Jeſus Chriſtus iſt aber der Welt ein Licht aufgegangen, das jeden Menſchen erleuchtet, der in die Welt kommt. Die Menſchen waren in Sünde und Laſter verſunken, viele glichen an Rohheit — den Thieren des Stalles; manche hatten ſich durch Laſterhaftigkeit ſogar unter das Vieh herabgewürdigt; allein durch Chriſtus wurden alle, die wahrhaft an Ihn glaubten, zu beſſeren Menſchen, zu Heiligen, zu Engeln in Menſchengeſtalt neu umgeſchaffen. So unwiſſend und ſündig die Menſchen waren, ſo elend waren ſie auch. Allein ſeht, wie ſelig ſind ſchon die Menſchen, die ſeine Krippe umgeben und ſich ſeiner Geburt freuen! Maria, Joſeph, die Hirten fühlen im Anblicke des neugebornen Erlöſers ſich über allen Erdenjammer erhoben. Er, der in die Welt gekommen, die Menſchen von allem Elende zu erlöſen, ihnen wahre Freude und den göttlichen Frieden vom Himmel zu bringen, machte ſchon bei Seiner Geburt damit den Anfang. Die Worte des Engels erſchallen noch immer an alle Menſchen: „Ich verkünde euch große Freude; es iſt euch ein Erlöſer geboren, der da iſt Chriſtus, der Herr.“

„Zu Ihm ſteht jedem Menſchen der Zutritt offen. Er offenbarte ſich zuerſt armen, einfältigen Landleuten — den Hirten, auch ſeine Mutter iſt arm, ſein Nährvater ein Handwerker, der mit harter Arbeit ſein Brod erwirbt. Schon bei der Krippe Jeſu wird uns gezeigt, daß Reichthum, hoher Rang und Erdenweisheit vor Ihm nichts gelten. Er will nur Menſchen um ſich ſammeln, die eines guten Willens ſind, wie Maria, die heiligſte Jungfrau, wie Joſeph, der Gerechte, wie die Hirten, dieſe frommen Männer voll Gottesfurcht und

Univ. Bibl.
München

Rechtſchaffenheit. Doch weiſet Er auch den größten Sünder nicht zurück, der ſeine Sünden bereut und ſich ernſtlich beſſern will. Darauf deutet ſchon der Namen des göttlichen Kindes. Deßwegen verkündete der Engel Marien den göttlichen Befehl: „Ihm ſollſt du den Namen Jeſus geben!“ Deßhalb wiederholte er dieſen Befehl dem Joſeph: „Jeſus, das heißt Erlöſer, ſollſt du Ihn nennen, denn Er wird Sein Volk von Sünden erlöſen.“ Das ſündige Menſchengeſchlecht ſollte Sein Volk, ein heiliges Volk Gottes werden. Deßwegen ſehen wir über der Krippe Jeſu den offenen Himmel. Er wollte den Menſchen den verſchloſſenen Himmel wieder öffnen, ein Himmelreich auf Erden gründen, und ſo Himmel und Erde wieder vereinigen. Darüber freuen ſich die heiligen Engel Gottes, jubeln und frohlocken, preiſen Gott in der Höhe und wünſchen den Menſchen Glück zu dem Heile, das Ihnen durch Chriſtus bereitet ward.“

„Was uns bei der Krippe Jeſu verkündet wird, das hat Jeſus Chriſtus erfüllt, ſo große Hinderniſſe Ihm auch der Unglaube und die Hartnäckigkeit der Menſchen entgegenſetzte; an ſo vielen Seine Geburt und Sein Tod verloren war. Er gründete ein Himmelreich auf Erden, und Sein Werk beſtand. Manche Welteroberer ſtifteten indeſſen Weltreiche; allein ſie überlebten ihre Reiche nicht lange, oder ſahen wohl noch lebend ſie in Trümmer zerfallen. Das Reich Jeſu allein — das wahre Chriſtenthum — breitete ſich immer weiter aus und beſtand bis auf dieſe Stunde. Ganze Völker kamen zum Glauben an Ihn, und Könige zierten ihre Kronen mit Seinem Kreuze. Die alten heidniſchen Gräuel, Menſchenopfer und dergleichen, verſchwanden aus den chriſtlichen Ländern der Erde. Eine Menge von Tempeln und Kirchen erhoben ſich, in denen der wahre Gott angebetet und göttliche Wahrheit gelehrt wird. Unzählige Schulen, Armenanſtalten, Krankenhäuſer kamen durch die chriſtliche Liebe zu Stande. Wie viele Kinder, Arme und Kranke müßten ohne dieſe milden Stiftungen in Unwiſſenheit, Laſterhaftigkeit und Elend umkommen! Millionen von Menſchen haben im Glauben an Chriſtus Beruhigung über begangene Sünden gefunden, und ſind durch Ihn edle Menſchen geworden. Und noch jetzt, ſo ſehr auch der Unglaube und das Verderben über Hand nehmen, ſchlagen Ihm unzählige Herzen und finden in Ihm Troſt in Noth und Tod. Noch immer wird das Evangelium, die Freudenbotſchaft von Ihm, den Heiden verkündet, und wilde Völker bekehren ſich zum Glauben an Ihn, freuen ſich der himmliſchen Wahrheit und nehmen ſanftere Sitten an. Der Geburtstag Jeſu iſt daher der wichtigſte Tag in der Weltgeſchichte, und mit Recht fingen die weiſen Alten von dieſem Tage eine neue Zeitrechnung an. Jede Jahreszahl ſoll uns daran erinnern, der Geburtstag Jeſu ſey der Geburtstag des Lichtes und Heiles für alle Menſchen, die Ihm Augen und Herzen öffnen wollen — der Geburtstag des wahren Menſchenglückes, der Erleuchtung und Veredlung des Menſchengeſchlechtes. Laßt uns denn, meine Kinder, an dieſem Abende und am morgigen Tage dem Erlöſer auf's neue huldigen und in den Lobgeſang der Engel miteinſtimmen.“

So ſprach der Förſter; die Förſterin ſagte gerührt: „Ja, Kinder, das wollen wir! Das ſchöne Gemälde, das Anton uns ſchickte, iſt das ſchönſte Weihnachtsgeſchenk, das Anton oder irgend ein Menſch — ja wohl ein Fürſt! — uns hätte machen können. Die Andacht, mit der ihr die frommen Bemerkungen eures Vaters angehört habt, iſt die ſchönſte Weihnachtsfeier, mit der wir den heiligen Abend feiern können. Wir wollen das Heil, das uns Gott durch den neugebornen Heiland bereitete, dankbar annehmen. Dann iſt der Geburtstag des Erlöſers auch der Geburtstag unſers Heils.

Siebentes Kapitel.

Widerwärtige Schickſale des Förſters.

Der treffliche Förſter hatte mit den Seinigen ſeit Antons Abreiſe mehrere Jahre in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Seine Kinder waren erwachſen; der Sohn ein rüſtiger junger Mann, die Töchter blühende Jungfrauen; alle ſehr gut erzogen und von untadelicher Aufführung. Allmählig empfand der gute Vater aber die Beſchwerden des herannahenden Alters. Er war darauf bedacht, ſeinen Dienſt dem Sohne abzutreten. Der Fürſt des Landes beſuchte jährlich im Herbſte auf einige Tage das fürſtliche Jagdſchloß Felseck; denn die Jagd war ihm bei ſeinen vielen Geſchäften immer einige Erholung. Er war ein ſehr leutſeliger Herr; jeden ſeiner Unterthanen, auch den Geringſten, hörte er liebreich an und redete freundlich mit ihm. Als der Fürſt wieder auf dem Jagdſchloſſe angekommen, und die Jagd in dem Walde des alten Förſters beſonders gut ausgefallen war, näherte ſich ihm der Fürſt, klopfte ihm ſehr zufrieden auf die Schulter und ſagte: „Nun wie geht's, mein lieber Förſter?“

„Eure Durchlaucht,“ ſprach der Förſter, „dieſen alten Schultern will die Laſt des Tages zu ſchwer werden; ich wünſche ſie jüngern Schultern übertragen zu dürfen.“ „Nun,“ ſprach der Fürſt, „doch wohl Eurem Sohne, dem Chriſtian dort? Er iſt ein braver Jäger, und, was ich ohne Vergleich mehr ſchätze, ein ſehr guter Forſtmann. Die Waldungen ſind, wie ich auf der Jagd gar wohl bemerkte, im beſten Zuſtande. Verlaßt Euch darauf; kein Anderer bekommt den Dienſt. Er mag ihn auch einſtweilen verſehen. Indeß iſt mir's lieb, wenn Ihr noch eine Zeit die Oberaufſicht und den Förſtertitel beibehaltet. Auch die beſten jungen Leute werden leicht übermüthig und nachläßig, wenn ihr Rockkragen zu frühe mit goldenen Börtchen verbrämt wird. Es iſt mein und Euer Vortheil, wenn Ihr noch eine Zeit Förſter bleibt.«

Der Förſter bezeigte dem Fürſten für die gnädige Zuſicherung ſeinen Dank, und ſagte dann: „Es iſt aber noch ein anderer Umſtand dabei. Mein Sohn könnte ſich eben jetzt gut verheirathen — mit der Tochter meines Jugendfreundes, des längſt verſtorbenen Förſters Buſch. Das Mädchen hat erſt kürzlich auch ihre Mutter verloren, und weiß nun nicht wohin. Sie iſt arm — aber ſehr fromm, fleißig und die lautere Unſchuld, Güte und Beſcheidenheit.« „Nun wohl,« ſprach der Fürſt; „ich lobe es ſehr, daß ein braver Mann bei ſeiner Wahl mehr auf Unſchuld und Tugend, als Geld und Gut ſehe. Ich gebe ihm die Erlaubniß zu heirathen mit Vergnügen — und die Anwartſchaft auf den Förſterdienſt dazu. Ich werde ſogleich Befehl geben, damit das Dekret ausgefertigt werde.«

Der Förſterſohn, der voll banger Erwartung in einiger Entfernung ſtand, kam auf den Wink ſeines Vaters herbei, und dankte dem Fürſten. Die Heirath kam zu Stande. Mit der jungen ſanften Frau kam neuer Segen in das Haus; Friede und Eintracht wohnten unter dem Dache des guten Förſters. Dem alten Manne wurde noch die Freude, ſeine Enkel auf ſeinem Schooße zu ſehen, und die alte Förſterin wurde wie verjüngt, nun ihre kleinen Enkel pflegen und tragen zu können. Die Töchter des Hauſes lebten mit der jungen Förſterin wie mit einer Schweſter. Alle waren ſehr glücklich.

Allein bald kam über dieſes glückliche Haus eine große Widerwärtigkeit. Sie entſpann ſich aus einer alten Geſchichte, die der alte Förſter beinahe vergeſſen hatte. Jener junge Herr von Schilf, der ehemals mit dem Förſter öfter auf die Jagd gegangen war, hatte bald darauf ſich herausgenommen, allein und ohne Erlaubniß des Förſters in den Wald zu gehen, und Alles, was ihm zu Geſicht kam, ohne Erbarmen niederzuſchießen. Der Förſter traf ihn im Walde und ſagte: „Das Wildſchießen iſt ſehr ſtrenge verboten. Haben Sie, mein lieber junger Herr, Luſt zur Jagd, ſo kommen Sie, wie bisher, zu mir. Ich nehme Sie dann gern mit mir, und weiſe Ihnen die beſten Plätze an, wo Sie dann nach Herzensluſt ſchießen können. Allein das darf ich nicht zugeben, daß Sie eigenmächtig in dem mir anvertrauten Forſte ſchalten und walten.“

Wer aber nach wie vor auf die Jagd ging, war der junge Herr. Der Förſter traf ihn wieder, nahm ihm das Gewehr und ſagte: „Gott weiß es, ich thu' es ungern. Allein ich muß. Die Befehle ſind ſtreng; ich kann nicht anders. Wenn ich Sie nochmals treffe, muß ich weitere Anzeige machen, und dann — geht es Ihnen nicht gut.« Der brave Förſter ging überdies noch zu dem alten Herrn von Schilf, und bat ihn, dem jungen Herrn das Jagen zu verbieten. Der alte Herr ließ zwar ſonſt ſeinem Sohne Alles hingehen. Allein dieſes Mal ward er doch ſehr aufgebracht; er fürchtete die fürſtliche Ungnade. Er drohte ſeinem Sohne mit der Enterbung, wenn er noch ein einziges Mal auf die Jagd gehen würde; es ſey denn, der Förſter gehe mit ihm. Allein der junge Herr war es ſchon gewohnt, ſeinem Vater nicht zu gehorchen. Bald darauf hörte der Förſter einen Schuß, eilte hin und traf den jungen Herrn bei einem erlegten Hirſch. Der Förſter machte die Anzeige. Der alte Herr von Schilf reiſete ſelbſt zum Fürſten und flehte um Gnade. Der Fürſt ſagte: »Nach den Geſetzen ſollte der junge Herr in das Zuchthaus wandern. Ich will ihn zwar begnadigen; allein läßt er ſich noch einmal treffen, ſo ſchicke ich ihn ſicher dahin — und da begreifen Sie wohl, daß ich mir denn einmal keinen Rath oder andern Diener aus dem Zuchthauſe nehmen kann.« Die Sache wurde ſo beigelegt. Der junge Herr von Schilf faßte aber einen grimmigen Haß gegen den ehrlichen Förſter, und glühte, wiewohl indeß viele Jahre verfloſſen waren, noch immer von Rache gegen ihn.

Jetzt ſtarb nach einer Krankheit von wenigen Tagen der Fürſt; der Erbprinz war noch minderjährig und befand ſich eben auf Reiſen. Es wurde eine Vormundſchaft angeordnet, und in dem Lande ging manche Veränderung vor. Der junge Herr von Schilf, der ſehr reich war und angeſehene Verwandte hatte, wurde Oberförſter. Mit großer Pracht zog er in das fürſtliche Jagdſchloß Felseck ein, von dem ihm ein Theil zur Wohnung angewieſen wurde. Er war nunmehr der Vorgeſetzte des guten Förſters, und quälte den alten Mann unſäglich. Des Tadelns war kein Ende. Der Förſter konnte ihm nichts recht machen.

Der Erbprinz hatte zwar kürzlich die Regierung angetreten. Allein der Oberförſter von Schilf, der ſehr abgeſchliffen, gewandt und beredt war, wußte den oberſten Forſtmeiſter, der bei dem neuen Fürſten ſehr viel galt, ganz für ſich einzunehmen, und ward nun gegen den guten Förſter noch übermüthiger und feindſeliger, als zuvor. »Ihr taugt nicht mehr zum Dienſte,« ſagte er einmal zu ihm; „ich werde darauf antragen, einen brauchbareren Mann für den ſchönen Forſt zu bekommen.« Der Förſter ſagte: »Herzlich gern lege ich mein Amt nieder. Ich hätte es ſchon längſt gethan, wenn der hochſelige Fürſt es zugegeben hätte. Es iſt alſo mein Sohn Förſter.« »Das wäre!« ſagte Herr von Schilf höhniſch lächelnd. Da müßte ich auch etwas davon wiſſen." Der Förſter berief ſich auf jenes fürſtliche Dekret, dem zu Folge ſein Sohn geheirathet hatte. „Pah," rief Herr von Schilf, „ich kenne es wohl." Er wußte es ſehr künſtlich auszulegen. „Es iſt," ſagte er, „bloß ein Verſprechen auf Wohlverhalten; nichts weiter. Der Junge taugt aber nichts. Ich werde meinen Mann beſſer zu wählen wiſſen."

Der alte, graue Förſter bemühte ſich vergebens, eine Thräne zu verhehlen und ſagte: „Seyn Sie nicht ungerecht, Herr Oberförſter! Sie glaubten ſich einmal von mir beleidigt. Deßhalb ſollten Sie ſich zweifach in Acht nehmen, mir wehe zu thun." „Was," rief Herr von Schilf, und ſeine Augen funkelten von Zorn; „Ihr ſelbſt erinnert mich an Eure Grobheiten! Ihr ſelbſt mahnt mich daran, daß Ihr mir mein einziges Jugendvergnügen geraubt und mich bei Hofe angeſchwärzt habt. Ihr ſeyd ein ungeſchliffener, übermüthiger Kerl. Von jeher hattet Ihr keine Achtung für höhere Stände, und hieltet Euch nur an Bettelgeſindel. Eurem Sohne habt Ihr geſtattet, ein Mädchen ohne Heller und Pfennig, eine wahre Bettlerin zum Weibe zu nehmen. Euer hübſches Vermögen habt Ihr an den Bettelbuben, den Anton, weggeworfen. Ihr wußtet Euer eigenes Vermögen nicht zu verwalten, wie ſolltet Ihr fremdes Eigenthum und das Intereſſe des Fürſten gut beſorgen? Geht, geht, mit

Euch iſt nichts anzufangen. Ich hoffe, wir werden bald wenig mehr miteinander zu thun haben, und Ihr ſollet mir bald gar nicht mehr unter die Augen kommen.“

Der Förſter ging. „Hum,“ dachte er auf dem Heimwege, „der Oberförſter mag ſagen, was er will. Meine Waldungen ſind in der beſten Ordnung. Er kann, ſo abgeneigt er mir iſt, mir doch nichts anhaben. Ich laſſe es darauf ankommen.“ Er ſagte indeſſen zu Hauſe den Seinigen von Allem, was der Oberförſter geſagt hatte, nichts, um ſie nicht ohne Noth zu betrüben.

Allein bald darauf, da der alte Mann eben aus dem Walde zurückgekommen war und in ſeinem Lehnſeſſel ausruhte, trat ein Bote in die Stube, und überreichte ihm ein Schreiben vom Oberforſtamte. In dem Schreiben ſtand: „Der bisherige Förſter Grünewald ſey vermög' höchſten Befehls, wegen Altersſchwäche und davon herrührender Unfähigkeit, ſeines Dienſtes entlaſſen und der Forſt bis zur Wiederbeſetzung einſtweilen dem benachbarten Förſter zu Waldenbruch zur Verwaltung übergeben worden.“ Von einem Ruhegehalt für den verdienten alten Mann, von einer andern Anſtellung ſeines Sohnes war keine Rede. Nur wurde noch bemerkt, der abgekommene Förſter ſolle ſich von dem Augenblicke an, da er dieſes Schreiben erhalte, nicht mehr unterſtehen, im Walde einen

Schuß zu thun oder ſich auch nur mit einem Gewehre blicken zu laſſen, bei Strafe, daß es ihm abgenommen werde.

Der alte Förſter öffnete das Schreiben und ward ſehr beſtürzt; ſeine Hand zitterte, in der er es hielt. Indeſſen faßte er ſich wieder und las den Seinigen, die in der Stube mit allerlei Arbeiten beſchäftigt waren, das Schreiben laut vor. Die alte Förſterin und ihre zwei Töchter wurden bleich vor Schrecken. Der junge Förſter glühte vor Zorn über die Bosheit des Oberförſters. Die junge Förſterin ſtand eine Weile ſprachlos da und fing dann an, laut zu weinen. Ihre Kinder, die in der Stube ſpielten, und die Mutter weinen ſahen, weinten auch. Es entſtand ein allgemeiner Jammer. Nur der alte ehrwürdige Förſter ſtand ruhig in ihrer Mitte, und ſprach: „Vergeßt nicht, daß der alte Gott noch lebt. Du, Großmutter, höre zuerſt auf zu weinen, und gib unſern Kindern und Enkeln ein Beiſpiel von Vertrauen auf Gott. Gegen Seinen Willen können böſe Menſchen uns nicht ſchaden. Dieſe Prüfung kommt von Ihm; ſie wird uns einmal zu unſerm Beſten gereichen. Alſo Muth gefaßt! Gott iſt unſer mächtiger Beſchützer. Er verſtoßt uns nicht, wenn uns auch alle Welt verſtoßen ſollte. Er, der gute, reiche Vater wird es uns, ſeinen Kindern, nie an Brod fehlen laſſen. Auf Ihn wollen wir vertrauen und unverzagt und getroſt ſeyn.“

„Indeß,“ fuhr er fort, „will ich nichts von dem unterlaſſen, was ich thun kann. Ich reiſe Morgen des Tages zum Fürſten. Er iſt ſo edelmüthig, als ſein hochſeliger Vater. Er wird mich hören, ſo überhäuft er auch jetzt, bald nach dem Antritte ſeiner Regierung, mit Geſchäften ſeyn mag. Er iſt gerecht; er wird nicht zugeben, daß man einen alten Diener, der dem Fürſtenhauſe über vierzig Jahre treu und redlich diente, ſo ohne Weiters mit Weib, Kindern und Enkeln dem Mangel und dem Hungertode preis gebe. Du, Chriſtian, mußt mich begleiten. Wir können ja jetzt beide abweſend ſeyn, ohne den Oberförſter um Urlaub zu bitten. Wir machen die Reiſe zu Fuß; das Reiten oder Fahren wäre für unſere jetzigen Umſtände zu koſtbar; iſt auch gar nicht nothwendig. Die nöthigen Kleidungsſtücke für die Reiſe finden in unſern Jagdtaſchen wohl Platz. Macht nur Anſtalt, daß Morgen frühe alles bereit ſey.“

Der alte Förſter war am folgenden Morgen ſchon vor Anbruch des Tages aufgeſtanden und weckte ſeinen Sohn. „Es wird mir zu lange, auf den Tag zu warten,“ ſagte er; „es iſt ja Mondſchein und wir kennen alle Wege. Laß uns gehen!“ Die alte Förſterin legte die grüne, goldbordirte Uniform hübſch zuſammen, und ſchlug ein reines Leinentuch darüber, um ſie bequemer in die Jagdtaſche zu packen. Katharine brachte Weißzeug und einige Lebensmittel für die Reiſe. Die junge Förſterin und Luiſe machten das Frühſtück zurecht und kamen damit in die Stube. Die Kleinen ſchliefen noch. „Und bis wann gedenkſt du denn wieder zurück zu kommen?“ fragte die alte Förſterin ihren Mann. „Das weiß ich ſelbſt noch nicht genau,“ ſprach er; „vor acht Tagen ſchwerlich.“ „Morgen über vierzehn Tage iſt der heilige Weihnachtsabend,“ ſagte die alte Förſterin; „bis dahin kommſt du doch gewiß?“ „Will's Gott, morgen über acht Tage,“ ſagte der Förſter. „Uebrigens gehe es wie es will, den heiligen Weihnachtsabend muß ich mit Euch feiern.“ „Gott gebe, in Freuden!“ ſagte die Förſterin. „Betet indeſſen,“ ſagte der Förſter noch, „und vertraut auf Gott. Er wird machen, daß die Sachen gehen wie es heilſam iſt.“ Alle begleiteten die zwei Männer unter die Hausthüre. Es war noch völlig Nacht, und man ſah noch nicht das Geringſte von der Morgenhelle. Sie gingen indeſſen in der kalten ſchauerlichen Dezembernacht getroſt weiter.

Alle im Hauſe waren nun um die lieben Reiſenden, beſonders um den alten Vater ſehr beſorgt. Die erſten acht Tage wußten ſie ſich zwar immer zu tröſten. Als aber weiterhin ein Tag nach dem andern verging und die Witterung höchſt unfreundlich und ſtürmiſch wurde, und es faſt unaufhörlich regnete, wurden ſie ſehr unruhig. „Ach,“ ſprachen ſie, „der Chriſtian, ſo rüſtig er iſt, wird genug auszuſtehen haben; wie aber wird der alte Vater durchkommen?“ Die zwei Kinder des jungen Förſters liefen alle Augenblicke vor die Hausthüre, um zu ſehen, ob der Vater und der Großvater denn noch nicht kämen.

So verfloßen zu den erſten acht Tagen noch acht Tage in Kummer und Sorgen. Ueberdies hatte bald nach der Abreiſe der beiden Förſter ein Jägerburſch des Oberförſters ein amtliches Schreiben gebracht. Die Förſterin getraute ſich zwar nicht, es zu öffnen; allein ſie fürchtete, daß es nichts Gutes enthalte. Denn der Jägerburſch hatte noch mündlich mit höhniſcher Miene geſagt: „Es iſt toll, daß der alte Mann mit ſeinem jungen Brauſekopf in die Reſidenz lauft. Der Herr Oberförſter iſt ſeiner Sache gewiß. Sie richten ſicherlich nichts aus und kehren mit Schand und Spott zurück.“ Alle im Hauſe beteten indeß täglich, Gott wolle die beiden Reiſenden bei dem Fürſten ein gnädiges Gehör finden laſſen und ſie glücklich wieder nach Hauſe führen! Auch die Kinder beteten ungeheißen mit.

Achtes Kapitel.

Wie es dem Förſter weiter ergangen.

Unter dieſen traurigen Umſtänden brach der heilige Weihnachtsabend an. Es wurde heute früher Nacht als ſonſt. Denn der ganze Himmel war mit ſchweren Wolken bedeckt. Der Sturmwind brauste durch die alten Eichen und die ſchwankenden Tannen des Waldes. Es ſchneiete und regnete ſehr heftig und die Dachrinne rauſchte gleich einem Regenbach, der von einem Felſen ſtürzt. „Ach Du mein Gott,“ ſagte die alte Förſterin, nachdem ſie lange zum Fenſter hinaus geſehen hatte, „ſie kommen noch nicht. Wenn ſie heute, am heiligen Chriſtabende, ausbleiben, ſo iſt ihnen ſicherlich ein Unglück begegnet. Mir iſt ganz unausſprechlich bange. Es iſt ja ein Wetter, man ſollte keinen Hund vor die Thüre jagen; und die Wege ſind zum Verſinken ſchlecht. Ach, wenn ſie nur wieder da wären, gehe dann alles Uebrige, wie es wolle!“

Sie öffnete wieder das Fenſter, ſah hinaus und rief: „O Gottlob, nun kommen ſie!“ Alle eilten ihnen vor die Hausthüre entgegen; alle fragten: „Nun, wie iſt es in der Stadt gegangen?“ „Ich hoffe, es ſoll noch Alles gut gehen!“ ſagte der alte Förſter. „Ihr werdet aber unſertwegen Kum=

mer gehabt haben. Wir blieben lange aus. Allein ich wurde auf der Reiſe unwohl, und konnte nicht mehr weiter; und da es wieder beſſer ging, waren von dem vielen Regen die Flüſſe und Bäche ſo angeſchwollen, daß wir noch einige Tage aufgehalten wurden. Nun Gottlob, daß wir wieder da ſind!“ Er trat in das Haus, kleidete ſich um, und ſetzte ſich in ſeinen Lehnſeſſel an den wärmenden Ofen. Die alte Förſterin brachte eine Flaſche Wein, zwei Gläſer und die brennende Oellampe. „Erquickt euch doch beide ein wenig,“ ſagte ſie, indem ſie einſchenkte; „ihr werdet es beide ſehr nöthig haben. Das Eſſen wird bald fertig ſeyn.“ „Wohl!“ ſprach der Förſter, beim Scheine des hellen Oellichtes umherſchauend; „es iſt doch gut, wieder zu Hauſe zu ſeyn, unter den lieben Seinigen, wo man lauter freundliche und fröhliche Geſichter um ſich erblickt.“

Der junge Förſter hatte aber indeß ſeiner Frau im Vertrauen geſagt: „O, es ſteht gar nicht gut; wir kommen wahrſcheinlich um den Dienſt.“ Dieſe erſchrak ſehr, und ſagte es heimlich den übrigen. Der alte Förſter ſah, wie ſich auf einmal alle Geſichter verfinſterten, und von Schrecken und Angſt zeigten. „Hat Chriſtian ſchon geplaudert?“ ſagte er; „je nun, es iſt da nichts zu verhehlen. Ihr ſollet alles hören; doch werdet mir nicht zu traurig. Es iſt uns ja heute Nacht ein Erlöſer geboren; über dieſer großen Freude müſſen wir unſere kleinen Erdenſorgen vergeſſen; wenigſtens ſie uns nicht zu ſehr zu Herzen nehmen.« —

„Als wir,“ ſprach er hierauf, „Abends ſpät in der Reſidenz ankamen, ging ich noch zu dem alten Forſtrath Müller. Er iſt ein ſehr biederer Mann, dachte ich; er war vor alten Zeiten mein Oberförſter und immer mein Freund. Die übrigen Räthe, die mich kannten, ſind alle todt oder in Ruhe verſetzt. Wiewohl auch er ſich Alters halber von Geſchäften zurück gezogen hat, ſo kann er mir doch den beſten Rath geben.« So dacht' ich. Der edle Mann nahm mich auch in der That mit großer Herzlichkeit auf. Ich ſagte ihm mein Anliegen. Er ſprach: „Sie haben an dem Oberförſter einen ſehr ſchlimmen Feind, der dahier mächtige Freunde hat. Er will ihren Dienſt einem jungen Menſchen, der ſein Bedienter war, zuſchanzen, und ſendet immer die nachtheiligſten Berichte über Sie und ihren Sohn ein. Ich fürchte ſehr, er dringe durch, und bringe den guten Chriſtian um das väterliche Brod.“ „Ach,“ ſagte ich, „es wird ja nicht ſo weit kommen! Indeß bin ich Willens, ſelbſt zum Fürſten zu gehen.“ „Thun Sie das,“ ſagte der Forſtrath. „Ich gehe mit. Indeß kommen Sie eben jetzt zu der ungelegenſten

Zeit. Der Herr hat zu viele Geſchäfte. Sie werden kaum vorkommen. Auch zu dem oberſten Forſtmeiſter und den Forſträthen müſſen Sie gehen. Allein ich fürchte, da finden Sie keine gute Aufnahme. Herr von Schilf hat ſie alle ganz verblendet. Ich fand auch, daß der Forſtrath vollkommen Recht hatte. Ich machte manchen ſauren Gang. Der oberſte Forſtmeiſter nahm mich ſehr kalt auf und fertigte mich kurz ab. Die andern Räthe behandelten mich nicht viel beſſer; ich ſah nur finſtere Geſichter und mußte manche harte Rede anhören. Bei dem Fürſten aber wurde ich, da der oberſte Forſtmeiſter eben um ihn war, gar nicht vorgelaſſen. Der Oberförſter wußte mich und den Chriſtian ſehr ſchlau zu verleumden. Ich mag euch dies jetzt nicht ausführlich erzählen; es betrifft ohnehin Geſchäfte, die ihr nicht verſteht. Alles, was wir hoffen können, iſt eine Unterſuchung; allein es iſt zu fürchten, daß ſie in ſolche Hände kommen werde, von denen wir wenig Gutes zu erwarten haben. — Doch dieſe Geſpräche machen uns zu traurig, und heute Abend ſollten alle Menſchen in der ganzen Chriſtenheit fröhlich ſeyn. Es iſt ja der heilige Weihnachtsabend; wir wollen der Geburt unſers Erlöſers gedenken. Das wird unſern trüben Sinn erheitern."

Er richtete ſeine Blicke auf das Gemälde von der Geburt Jeſu, das Anton einſt geſchickt hatte.

Es hing in der Stube an jener Stelle, wo vorhin der Spiegel gehangen, und war, damit es nicht Schaden nehme. mit einem feinen weißen Flor verhüllt. Die kleinen Enkel des alten Förſters, zwei liebliche Kinder, Franz und Klara, hatten ſich ſchon ſeit mehreren Wochen auf die Feier des heiligen Weihnachtsabend gefreut. Sie ſprangen auf und trockneten ſich ſchnell die Thränen von ihren erheiterten Geſichtchen. „Großmutter,“ ſagte der kleine Franz, „nimm den Flor weg von dem Bilde und zünde, wie im vorigen Jahr', die Kerzen an, damit man es auch recht ſehe.“ „Und du, Großvater,“ ſagte die kleine Klara, „hole deine Harfe; wir wollen unſer Weihnachtsliedchen ſingen, das uns die Mutter gelehrt hat.“

„Nun wohl,“ ſprach der Förſter; „wir wollen ein Weihnachtslied ſingen. Doch, ſagt zuvor noch, hat ſich, während wir fort waren, nichts beſonders ereignet?“ „Nichts,“ ſagte die alte Förſterin; „nur iſt leider, bald nach eurer Abreiſe, wieder ein Schreiben von dem Oberforſtamte angekommen. Was es wohl ſeyn mag!“ Sie reichte ihm das Schreiben verſchloſſen hin. Er öffnete es — erblaßte — und ſagte mit einem Blick zum Himmel: „Nun,' Herr, dein Wille geſchehe!“ Alle ſchauten erſchrocken und erwartungsvoll auf ihn. „Was iſt es denn?“ fragte die Großmutter. „Wir ſollen aus dieſem Hauſe fort,“ ſagte er; „ja wir ſollten ſchon fort ſeyn. Der Oberförſter befiehlt in dieſem Schreiben, das Förſterhaus müſſe längſtens bis zum Weihnachtsabende geräumt und gereiniget ſeyn, damit der neue Förſter auf die Weihnachtsfeiertage einziehen könne. Er droht, wenn wir ihm nicht gehorchen würden, uns durch die Amtsdiener abführen zu laſſen. Mich wundert, daß ſie noch nicht da ſind; wir ſind keinen Augenblick ſicher, daß ſie uns aus dem Hauſe werfen.«

„Ach Gott!« rief die junge Förſterin, „jetzt, in dieſer fürchterlich ſtürmiſchen Nacht! Hört ihr, wie draußen der Sturmwind braust? Wie es regnet? Wo werden wir gegen Sturm und Regen ein Obdach finden!« Sie ſank auf einen Seſſel und umfaßte ihre zwei Kinder. „Guter Gott,« ſeufzte ſie, „ach erbarme Du Dich dieſer unſchuldigen Kinder!« Der junge Förſter ſtand mit gefalteten Händen ſprachlos vor ihr, und blickte ſie und ſeine zwei Kinder mit Augen voll Thränen an.

„O Du mein Gott,« ſagte die Großmutter ſchluchzend und die Hände ringend, „in unſern alten Tagen mit Kindern und Enkeln aus dem Hauſe vertrieben zu werden, in dem ich geboren bin, in dem mein Vater und mein Großvater lebten — ach, es iſt ſchrecklich! Guter Gott, laß mich in dieſem Hauſe, in dem ich geboren ward, vollends abſterben.«

Katharine weinte ſtille Thränen; Luiſe ſtand zitternd und bebend da, wie ein Lamm, das man ſchlachten will. Der alte Förſter aber mit ſeinem ehrwürdigen Angeſichte, der hohen kahlen Stirne und den grauen Seitenlocken, blickte lange ſchweigend zum Himmel, und ſprach dann ruhig und gefaßt: „Ja, meine liebſten Kinder, es iſt an dem, daß wir dieſes Haus verlaſſen müſſen. Ich weiß keinen Menſchen, der uns alle zugleich in ſein Haus aufnehmen könnte. Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden. Ich hoffte zwar, in eurer Mitte ein ruhiges Alter zu genießen — hoffte, ihr würdet, ſo wie ihr jetzt um mich verſammelt ſeyd, in dieſem Hauſe einſt alle an meinem Sterbebette ſtehen. Gott beſchloß es anders — wir wollen uns in Seinen heiligen Willen ergeben.“

Er blickte auf ſeine Enkel und ſprach weiter: „Unſer Herz regt ſich, wenn wir dieſe weinenden Kinder betrachten. Gott hat noch ein liebevolleres Vaterherz gegen uns. Schickt Er ein ſo ſchweres Leiden über uns, ſo hat Er gewiß die weiſeſten Abſichten dabei. Auch dieſen Jammer wird Er zu unſerm Beſten lenken. Wenn es einmal auf das Aeußerſte gekommen, muß es wieder beſſer gehen. Die Alten ſagten ja aus wohlbewährter Erfahrung: Iſt die Noth am höchſten, ſo iſt Gottes Hülfe am nächſten. — Wir haben in dieſer Stube viele Weihnachtsabende in Freuden zugebracht, laßt uns auch den Einen traurigen von Gottes Hand willig annehmen.

„Du haſt recht, liebſter Mann! ſagte die alte Förſterin; wir wollen Alles Gott überlaſſen, und in unſerm großen Jammer getroſt ſeyn. Ach, ich dachte oft daran, wie es Marien ſeyn mußte, als ſie nicht nur in dem Stalle übernachten mußte, ſondern bald darauf ihre Wohnung bei dunkler Nacht — wie jetzt wir — gar verlaſſen, und mit ihrem göttlichen Kinde fortziehen ſollte in ein anderes Land. O ſo groß ihr Glauben, ihr Vertrauen war, ich denke doch, daß ihr, wo nicht um ihrer ſelbſt, doch um ihres Kindes willen, Thränen in die Augen traten! Ich weiß, was es um ein Mutterherz iſt! Ihre Leiden waren gewiß herzzerſchneidend. Jeder Menſch auf Erden aber muß in ähnliche Lagen kommen. Gott läßt keines ſeiner Kinder ungeprüft. Jene alten Geſchichten werden auf eine gewiſſe Art an uns erneuert. Allein Derjenige, Der Marien, in dem armen Stalle und auf ihrer traurigen Flucht, tröſtende Freunde und leitende Engel zuſchickte, wird auch uns nicht ohne Troſt laſſen. Er wird zu rechter Zeit Hülfe ſchicken.“

Nun wurde mit einem Male an der Hausthüre geklopft. „Jetzt kommen ſie,“ ſagte der alte Förſter „und werden uns aus dieſer Stube vertreiben.“ Der Förſterſohn fuhr auf, blickte nach ſeinem Gewehre, und rief: „Das ſollen ſie ſich nicht unterſtehen, meine grauen Eltern, mein liebes Weib, meine Kinder, meine Schweſtern aus dem Hauſe zu werfen. Den Erſten, der an ſie Hand anlegt, den — —“

„O nein, nein, mein Sohn,“ ſprach der alte Vater, „ſprich dieſe ſchrecklichen Worte, die du auf der Zunge haſt, nicht vollends aus. Keine Widerſetzlichkeit; nichts von unrechtmäßiger Gewalt! Gott iſt über uns und ihnen. Er allein iſt unſer Schutz und unſere Zuflucht. Wenn unſere Bitten und Vorſtellungen über dieſe Männer, die uns zu vertreiben kommen, nichts vermögen, ſo gehen wir willig aus dem Hauſe, und flüchten uns, bis die Nacht vorüber iſt, in jene Höhle des Waldes, in der wir bei ſtürmiſcher Witterung auf der Jagd oft eine Zuflucht gefunden haben. „Ach,“ ſprach er, indem er aus ſeinem Lehnſeſſel aufſtand, „ich wollte, ein jedes aus euch könnte mit mir altem, vielgeprüften Manne ſagen:

Um mich hab' ich mich ausbekümmert,
Und alle Sorg' auf Gott gelegt,
Würd' Erd' und Himmel auch zertrümmert,
So weiß ich doch, daß Er mich trägt;
Und hab' ich meinen treuen Gott,
So frag' ich nichts nach Noth und Tod.“

Neuntes Kapitel.

Ein unerwarteter Beſuch.

Indeſſen wurde wiederholt geklopft, und noch ſtärker, als zuvor. „Geh, Chriſtian,“ ſagte der alte Förſter, „und öffne die Thüre.“ Chriſtian ging. Nach einigen Augenblicken trat ein ſchöner, anſehnlicher Herr, den ſie nicht kannten, in einen dunkelgrünen Mantel gehüllt und mit einer Pelzmütze bedeckt, zur Thüre herein. „Das iſt der neue Förſter!“ dachten alle mit erſchrockenen Herzen. Der Unbekannte ſchien aber ſelbſt erſchrocken, ſo viele rothgeweinte Augen und ſchreckenblaſſe Angeſichter zu ſehen. Er nahm ſeine Mütze ab, ſtand einige Augenblicke ſtill und ſagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ „Ach Gott,“ rief Luiſe, „es iſt Anton!“ „Anton!“ rief Katharine, „iſt's möglich?“ „Was fällt euch ein,“ ſagte die alte Mutter; „dieſer Herr da iſt ja viel größer und ſtärker als Anton.“ „Wahrhaftig, er iſt es,“ ſprach Chriſtian, „es iſt Anton! Um des Himmels willen, Bruder, wie kommſt du hieher? Ich hätte dich in Rom geſucht, mehrere hundert Meilen von hier!“ Der alte Vater rieb ſich die Augen, als traute er ihnen nicht, trat langſam näher, eilte aber plötzlich mit weitausgeſtreckten Armen auf Anton zu, ſchloß ihn in die Arme und konnte nichts mehr ſagen, als: „O mein Sohn Anton!“ Sie umarmten ſich lange und innig. Nun grüßte Anton ſeine ehrwürdige Pflegemutter, ſeine Geſchwiſter, Chriſtian, Katharinen und Luiſen, voll der herzlichſten Freude des Wiederſehens. Auch die junge Förſterin und ihre Kinder, die er das erſte Mal ſah, grüßte er mit großer Freude und Herzlichkeit. So tief betrübt alle noch vor wenigen Augenblicken waren, ſo hoch erfreut waren jetzt alle. Die unerwartete Freude hatte alle Traurigkeit verſcheucht, wie die aufgehende Sonne die nächtlichen Schatten zerſtreut.

Jetzt aber fing die alte Mutter an: „Ach Anton! du findeſt uns in ſehr traurigen Umſtänden. Du haſt ja unſere Thränen noch geſehen, als du in die Stube herein kameſt. Ach, laß dir unſern Jammer doch erzählen.“ „Ich weiß Alles, ſprach Anton; ſeyen Sie aber vollkommen ruhig, liebſte Eltern! Ihre Angelegenheiten ſtehen auf's Beſte. Ich komme eben vom Fürſten. Er grüßt Sie, liebſter Vater, auf das Freundlichſte.“

„Mich?“ rief der alte Vater? „Wie kamſt du zum Fürſten? Das begreife ich nicht. Wahrhaftig, ich fürchte, dieſes Alles iſt nur ein glücklicher Traum.“

„Nein,“ ſprach Anton, „nichts weniger als ein Traum, ſondern die gewiſſe Wahrheit. Setzen

Sie ſich einmal in ihren Lehnſeſſel, liebſter Vater, und Sie, liebſte Mutter, nehmen Sie hier Platz, und laſſen Sie ſich Alles ausführlich erzählen.“ Er legte ſeinen Mantel ab und holte noch ein paar Seſſel herbei. Die erfreuten Pflegeeltern nahmen ihn in ihre Mitte. Alle übrigen ſtanden umher und ſahen voll Verwunderung und Erwartung auf ihn. Anton erzählte:

„Unſer jetziger gnädigſter Fürſt war, wie Sie wiſſen, noch vor Kurzem als Erbprinz in Italien. Da wurden nun einmal zu Rom die Gemälde junger Künſtler zur Schau ausgeſtellt. Er ging hin, und unter den vielen Gemälden gefiel ihm eines ganz vorzüglich. Man ſagte ihm, ein junger Maler aus ſeinem Fürſtenthume, Anton Kroner, habe es gemalt. Der Prinz ließ mich rufen, lobte mich ſehr und war gegen mich ganz ungemein gnädig. Er fragte mich, was ich für das Gemälde fordere, und bezahlte mir mit fürſtlicher Großmuth noch einmal ſo viel als ich verlangt hatte. Da er die berühmteſten Gemälde zu Rom ſehen wollte, ſo mußte ich ihn öfter begleiten, durfte neben ihm in ſeinem Wagen ſitzen, ja ſogar einige Male bei ihm ſpeiſen. Nun wurden zu Rom mehrere alte Gemälde von ganz vorzüglicher Schönheit zum Verkauf ausgeboten. Der Prinz fuhr mit mir hin, ſie zu beſehen. Er fragte mich bei jenen Stücken, die ihm beſonders gefielen, um meine Meinung, und beſchloß ſie zu kaufen. Es war ein Tag beſtimmt, an dem ſie öffentlich ſollten verſteigert werden. Der Prinz konnte aber nicht mehr ſo lange bleiben; er mußte nach Hauſe reiſen, und die Regierung übernehmen. Er gab mir daher den Auftrag, die Gemälde zu kaufen, und dafür zu ſorgen, daß ſie ihm ſicher und unbeſchädigt überliefert würden. Er beſtimmte, wie viel ich im äußerſten Falle für die Gemälde geben dürfte, und wies mir eine Summe Geldes an. Dieſer für mich ſo ehrenvolle Auftrag lag mir nun ſehr am Herzen. Ich war auch ſo glücklich, die Gemälde für eine bedeutend geringere Summe, als er mir geſtattet hatte, zu erhalten. Da ich bereits Alles, was für einen Maler in Italien vorzüglich ſehenswerth iſt, geſehen hatte, und da eben ein Schiff zum Abſegeln bereit lag, ſo ſchiffte ich mich ſammt den Gemälden ein. Ich kam mit meinem koſtbaren Schatze glücklich an das Land. Da miethete ich nun für die Gemälde einen beſondern Wagen, und fuhr, damit ſie ja keinen Schaden nehmen möchten, ſelbſt mit, bis wir auf dem Wagen zuſammen in der Reſidenz anlangten. Ich eilte ſogleich nach Hofe und ließ mich melden. Der Fürſt war eben von der Mittagstafel aufgeſtanden und befand ſich in ſeinem Kabinette. Ich kam ſogleich vor. „Nun, willkommen in Deutſchland,“ ſprach der Fürſt ſehr freundlich; „was bringen Sie mir Gutes aus Italien?“ „Die Gemälde,“ ſagte ich, „die ich Eurer Durchlaucht höchſtem Befehle gemäß gekauft habe.“ „Nun,“ ſprach der Fürſt, „und wie viele davon?“ „Alle!“ ſagte ich. „Alle!“ rief er ſehr erfreut; „das iſt ja ganz vortrefflich.“ Er gab ſogleich Befehl, daß die Bilder ausgepackt und aufgeſtellt würden. Ich half auch mit. Alle waren vollkommen unbeſchädigt. Der Fürſt war in ſeinem größten Vergnügen. Denn er iſt nicht nur ein Liebhaber, ſondern auch ein Kenner von Gemälden. Ich überreichte ihm die Quittungen für die bezahlten Gemälde. „Die Summe,“ ſprach er, „beträgt ja ein Merkliches weniger, als ich Ihnen geſtattete.“ Ich ſagte: „Eure Durchlaucht wollen befehlen, wo ich das übrige Geld abzugeben habe.“ „Ach,“ ſagte er ſehr gnädig, „davon kann keine Rede ſeyn. Ich bin Ihnen Dank ſchuldig. Wenn Sie mit mir zufrieden ſind, ſo bin ich es mit Ihnen noch viel mehr. Doch — Sie ſind müde von der Reiſe und haben ſich mit Auspacken noch mehr abgemattet. Sie bedürfen der Ruhe.“ Er befahl, mir ein Zimmer in der Reſidenz anzuweiſen.

„Als ich Abends in meinem Zimmer ſaß, fiel mir plötzlich ein, den alten Forſtrath Müller zu beſuchen. Er war ja, außer dem Fürſten, der einzige Mann, den ich in der Reſidenz kannte, und ich erinnerte mich ſehr wohl, wie er ehemals als Oberförſter Sie, beſter Vater, öfter beſuchte und mit Ihnen in der herzlichſten Freundſchaft lebte. Er fragte mich, wie ich hieher komme. Ich ſagte es ihm. „Sie kommen zur glücklichſten Stunde!“ ſprach er, „und fing nun ſogleich an, mir zu erzählen, wie es Ihnen, liebſter Vater, gehe, wie viel Verdruß Ihnen der Oberförſter mache, wie Sie deßhalb ſelbſt in die Reſidenz gekommen, wie Sie aber einige Tage vor meiner Ankunft unverrichteter Sache wieder abgereiſet waren. Ich wollte ſogleich wieder zum Fürſten. „Nicht doch!“ ſagte der Forſtrath, „das geht nicht. Morgen frühe müſſen Sie um eine beſondere Audienz bitten. Ich werde Sie begleiten. Die Sache iſt jetzt ſchon ſo vorbereitet, daß wir ein geneigtes Gehör finden werden.“ Wir wurden am folgenden Morgen ſehr bald vorgelaſſen. Ich fing ſogleich von Ihnen an, und redete mit großem Eifer. Ich erzählte, wie ich in Ihr Haus gekommen, und was ſie Alles an mir gethan haben. Ich war ſehr ausführlich. Der Forſtrath ſagte einige Male: „Zur Sache, zur Sache!“ Der Fürſt aber lächelte nur und ſagte: „Laſſen Sie ihn immerhin reden! Die Dankbarkeit des guten Sohnes gegen ſeine Pflegeeltern gefällt mir. Wir werden ja am Ende finden, wo das Alles hinaus will.“ Ich kam nun auf den Herrn von Schilf und ſagte es gerade zu, warum er

Ihnen ſo aufſätzig ſey, und daß er als ein Wilddieb in das Zuchthaus gekommen wäre, wenn der hochſelige Fürſt nicht zu gnädig geweſen wäre. »Nicht doch,« ſagte der Forſtrath ernſthaft zu mir, »Sie vergeſſen den ſchuldigen Reſpekt. Fürſten können kaum zu gnädig ſeyn. — Der Oberförſter war damals ein junger Menſch, und es konnte deßhalb immer einige Schonung eintreten.« »Nur weiter, nur weiter!« ſagte der Fürſt zu mir. Ich zeigte ihm nun die Briefe, die Sie, liebſter Vater, mir nach Italien geſchrieben. Ich hatte ſie noch in der Nacht aus meinem Koffer hervor geſucht. Da iſt auch nicht ein einziger darunter, in dem nicht für den Durchlauchtigen Erbprinzen, der mit mir damals in einem Lande lebte, die beſten Segenswünſche enthalten wären. Der Fürſt las nicht nur die Stellen, die ich ihm zeigte, ſondern, nachdem er mich zuvor, mit zu vieler Gnade, um Erlaubniß gefragt hatte, die ganzen Briefe.« »Nun wohl,« ſprach er, »ich erinnere mich jetzt, daß Sie mir ſchon in Italien von dem wackern Manne geſagt haben; ein Mann, der ſo ſchreibt und einen ſo guten Sohn erzog, kann kein ſchlechter Mann ſeyn.« »Deßhalb, ſagte ich, müſſen Eure Durchlaucht den Oberförſter beſtrafen, und dem Sohne des Förſters den väterlichen Dienſt geben.« Der Forſtrath blickte mich unwillig an und ſagte: »Spricht man denn auch einmal ſo mit dem gnädigſten Herrn.

Zu einem Fürſten darf man nicht ſagen: Sie müſſen.« — Der Fürſt aber ſprach mit Lächeln: »So ſchnell geht es freilich nicht, wie Sie meinen, junger Mann. Ich muß den Oberförſter erſt auch hören.« Er winkte dem Forſtrath an ein Fenſter und redete einige Zeit beſonders mit ihm. Der Forſtrath ſetzte ſich hierauf und ſchrieb. Der Fürſt ſagte aber zu mir: »Seyen Sie ruhig, es wird recht werden.«

»Er redete nun, während der Forſtrath ſchrieb, mit mir von Gemälden.« »Mein ſeliger Vater,« ſagte er, »hat mir eine ganz artige Sammlung hinterlaſſen. Ich bin begierig, was Sie dazu ſagen. Indeß müſſen alle Gemälde wieder in beſſern Stand geſetzt werden. Dieſe Arbeit übertrag ich hiemit Ihnen. Wollen ſie das Geſchäft übernehmen?« »Mit dem größten Vergnügen,« ſagte ich; »aber erſt nach den Weihnachtsfeiertagen. Am heiligen Weihnachtsabende habe ich meine ehrwürdigen Pflegeeltern das erſte Mal geſehen; an dem Weihnachtsabende muß ich ſie wieder ſehen; beſonders da ſie in einer ſo traurigen Lage ſind, und ich ihnen erfreuliche Nachrichten bringen kann.« »Das iſt nicht mehr als billig!« ſagte der Fürſt. »Der Dankbarkeit gegen Eltern will ich gern nachſtehen.«

Der Forſtrath war indeſſen mit Schreiben fertig geworden, und überreichte dem Fürſten das Blatt. Der Fürſt unterzeichnete es. »Grüßen Sie mir Ihren guten Pflegevater,“ ſprach er zu mir, „und ſagen Sie dem braven, alten Manne, er ſolle außer Sorgen ſeyn.“

„Aber wie frei Sie doch mit dem Fürſten ſprachen,“ ſagte der Forſtrath, indem er mich auf mein Zimmer begleitete. „Ich wehrte Ihnen immer, aber Sie achteten nicht darauf. Nun, Ihrer Liebe zu Ihren Pflegeeltern iſt dieſes zu verzeihen. Auch finde ich, der geradeſte Weg iſt immer der kürzeſte.“ Ich fragte nun den Forſtrath, was der Fürſt mit ihm geſprochen und was er ihm zu ſchreiben befohlen. Nach vielem Bitten geſtand er mir endlich, der Fürſt habe geſagt: „Bald hätte man mich zu einer Ungerechtigkeit verleitet. Dort liegt ein Dekret, in dem an die Stelle des alten Förſters ein anderer Mann ernannt wird. Ich fand jedoch einige Bedenklichkeiten dabei, und habe, ſo ſicher man auch darauf rechnete, es noch nicht unterzeichnet. Ich werde nun die Sache zuvor noch gründlicher unterſuchen.“ Was der Forſtrath ſchreiben mußte, war ein beſonderer Befehl an den Oberförſter, ungefähr dieſes Inhalts: „Seine Durchlaucht hätten mit allergrößtem Mißfallen vernommen, wie unwürdig der Oberförſter den würdigen Förſter Grünewald behandle; der Oberförſter erhalte hiemit die geſchärfteſte Weiſung, bis auf weiters weder den alten Förſter noch deſſen Sohn im

Geringſten zu beunruhigen.« Den Befehl mußte der Forſtrath ſogleich durch eine Staffete abſenden. „Denn,“ hatte der Fürſt geſagt, „es liegt mir ſehr daran, dem alten ehrlichen Manne, ſobald möglich, Ruhe zu verſchaffen.« Der Forſtrath gab mir nun noch auf, Sie zu grüßen und Ihnen zu ſagen: „Die Unterſuchung, die der Fürſt anordnen werde, falle zuverläßig zu Ihrem Beſten aus, und Ihr Sohn erhalte ſicher den Förſterdienſt.“

Der alte Förſter wiſchte ſich, ſo wie alle übrigen, während dieſer Erzählung öfter die Augen. Jetzt ſtand er auf, umarmte Anton, nahm den Flor von dem Gemälde der Geburt Jeſu hinweg, blickte dankend zum Himmel, und rief: „Nun laßt uns in den Lobgeſang der Engel einſtimmen: Ehre ſey Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menſchen, die eines guten Willens ſind.“

Zehntes Kapitel.

Der Weihnachtsbaum.

Nachdem Anton ſeine Erzählung geendet hatte, erkundigte er ſich ſehr angelegentlich nach dem Befinden ſeiner lieben Eltern. Er hatte nicht ohne Schmerzen bemerkt, wie ſehr beide ſeit ſeiner Abreiſe gealtert hatten. Ihre grauen Haare und ihre vielen Falten preßten ihm beinahe Thränen aus. Indeß ließ er ſich davon nichts merken, um ſie nicht zu betrüben. Gar ſehr mußte er ſich hingegen verwundern, ſeine Geſchwiſter, Chriſtian, Katharine und Luiſe nun in der vollen Blüthe des Lebens zu erblicken. Er rief Chriſtians beide Kinder freundlich herbei. „Mein Gott,“ ſagte er, „ſo verfließt die Zeit! Ach, vor zwanzig Jahren waren Chriſtian, Katharine und ich Kinder wie dieſe hier; Luiſe noch kleiner. Jetzt ſind dieſe Kinder in unſere Stelle eingerückt.“ Er betrachtete die zwei Kinder mit Wohlgefallen. „Nun,“ ſprach er, „habt ihr aber auch eure Weihnachtsgeſchenke ſchon bekommen?“ „Ach nein!“ ſagte der kleine Franz. „Der Oberförſter hat uns den Spaß verdorben; er iſt ein rechter Herodes.“ Die Mutter verwies ihm dieſe Rede. Die kleine Klara ſagte: „Anton, dich hat gewiß ein Engel hieher geſchickt. Haſt du uns aber auch ein Weihnachtsgeſchenk mitgebracht?“ „O ja wohl,“ ſagte er, „ich habe eurer nicht vergeſſen. Nur müßt ihr warten, bis meine Kutſche nachkommt. In dieſer iſt Alles.“ Die Kinder gaben ſich zufrieden.

Hierauf wurde das Abendeſſen aufgetragen. Es wurde aber mehr geredet, als gegeſſen. Nach Tiſche verlangten die Kinder in das Bett. Alle übrigen blieben aber noch bei einander auf. „Den lieben

Kleinen,“ ſagte Anton, „müſſen wir morgen frühe noch eine beſondere Freude machen. Wir müſſen ihnen einen Weihnachtsbaum zurichten. Denn wie in einigen Gegenden die Krippe, ſo iſt in andern der Weihnachtsbaum Sitte. Chriſtian muß ſich aus Liebe zu ſeinen Kindern ſchon bequemen, noch dieſe Nacht aus dem nahen Walde eine junge Tanne zu holen. Das Nöthige, den Baum zu ſchmücken, bringe ich mit. Ich habe meinen Kutſcher, deſſen Pferde faſt erlegen waren, in Aeſchenthal zurückgelaſſen, und bin auf dem Fußſteig über alle Berge hieher geeilt; morgen frühe aber vor Anbruch des Tages wird die Kutſche mit meinem Koffer und übrigem Gepäcke hier eintreffen.“

Am folgenden Morgen, ſehr frühe, da die Kinder noch ſüß und ſanft ſchliefen, waren ſchon alle Erwachſene im Hauſe mit Aufſtellung und Ausſchmückung des Weihnachtsbaumes beſchäftigt. Ein junger ſchöner Tannenbaum mit dichten grünen Aeſten wurde in der Stubenecke zwiſchen den Fenſtern angebracht. Anton öffnete, nachdem die Kutſche abgepackt war, eine große Schachtel, die faſt mit Allem, was Kinder freuen kann, gefüllt war. Er hängte die kleinen Geſchenke — ſchönes Obſt, allerlei buntes Zuckerwerk, niedliche Körbchen voll verzuckerter Mandeln, Kränze von künſtlichen Blumen mit roſenfarbenen oder himmelblauen Bändern geziert, nebſt allerlei flimmerndem Spielzeuge an den Baumzweigen auf. Er wußte Alles ſehr maleriſch zu ordnen. Nun nahm er auch ein Paar Dutzend kleine blecherne Lampen hervor, die mit Wachs eingegoſſen waren. Er hängte ſie vorſichtig, damit ſie den Baum ſchön beleuchten, aber nicht anbrennen konnten, an den Zweigen auf. Da Alles fertig war, gingen Katharine und Luiſe, die Kinder zu wecken. „Sie dürfen aber nicht früher kommen,“ ſagte Anton, „als bis ich mit dem Anzünden der Lampen fertig bin und bis die Mutter ruft.“

Als die Kinder von den Weihnachtsgeſchenken hörten, verging ihnen ſogleich aller Schlaf. Man konnte ſie nicht ſchnell genug ankleiden. Endlich rief die Mutter: „Jetzt kommt!“ Die Kinder ſprangen eilig in die Stube — blieben aber von Glanz und Schimmer geblendet plötzlich ſtehen. Vor Erſtaunen und Entzücken über den unerwarteten Anblick konnten ſie Anfangs nicht reden. Sie ſtaunten den wunderſam ſchimmernden Baum mit ſtarren Augen und offenem Munde unverwandt an. Der grüne Glanz der Zweige, die Lichter, die dazwiſchen wie Sterne ſchimmerten, die hochroth ſtrahlenden Aepfel, die goldgelben Birnen, die vielen bunten und funkelnden Sachen kamen ihnen wie Zauberei vor. Sie wußten nicht, ob ſie wachten oder träumten. Endlich riefen ſie höchſt entzückt: „O wie ſchön, o wie herrlich!“ Franz ſagte: „Einen ſolchen Baum, der ſo ſchön iſt und im Winter ſo vielerlei Früchte trägt, gibt's in unſerm ganzen Walde nicht.“ „Ei,“ ſagte Klara, „ſolche Bäume wachſen nur im Paradieſe, oder gar nur im Himmel. Nicht wahr, Mutter, das Chriſtkindlein hat uns den Baum geſchickt?“ „So, wie er da iſt,“ ſprach die Mutter, „nun eben nicht. Indeß hat doch Chriſtus, der einſt als ein Kind in der Krippe lag und nun im Himmel iſt, euch dieſe Freude beſchert. Denn wäre Er uns nicht geboren, ſo wüßten wir nichts von Weihnachtsfreuden und Weihnachtsgeſchenken.“ „Nun gut,“ ſagten die Kinder, „wir wollen Ihn ſchon recht lieb haben und Ihm recht folgen. Er iſt doch gar ſo gut, und hat die Kinder gar ſo lieb. Eine ſolche Freude, wie Er uns macht, hatte noch kein Menſch in der Welt.“

Die Großmutter ſprach: „Es iſt wohl wahr, ein erwachſener Menſch kann kaum eine ſolche Freude empfinden, wie ihr Kinder. Schuldloſe Kinder ſind die ſeligſten Geſchöpfe auf Erden; ihre Freuden ſind rein und lauter. Gott erhalte euch unſchuldig und gut!“ — „Ach,“ ſagte ſie zu den übrigen, „die Freuden der Erwachſenen werden nur zu oft von Kummer und Sorge, von Ehrſucht, Geiz, andern böſen Leidenſchaften, wohl gar von Gewiſſensbiſſen verbittert. Darum iſt es ein ſchönes, wahres Wort unſers göttlichen Erlöſers: „Wenn ihr euch nicht bekehret und nicht werdet wie die Kinder, ſo könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Der Großvater ſagte: „Der Gebrauch mit dem Weihnachtsbaume gefällt mir ſehr wohl. Es war klug und weiſe von unſern Voreltern, daß ſie darauf bedacht geweſen, die ſchönen chriſtlichen Freudenfeſte auf mancherlei Weiſe den Kindern zu Tagen der Freude zu machen. Dieſe kindliche Freude macht ihnen die Feſttage des Herrn lieb und werth, und bereitet ihr Herz vor, an der höheren Feſtfreude, an dem Heile, das uns allen geworden, Theil zu nehmen. Von nun an ſoll in dieſem Hauſe an jedem Weihnachtsfeſte den lieben Kleinen immer ein Weihnachtsbaum grünen. Wenn er auch nicht ſo prächtig geziert ſeyn ſollte, wie dieſer, ſo wird er ihnen doch nicht weniger Freude machen. Es braucht wenig, Kinder zu erfreuen; einige Aepfel, Birnen, vergoldete Nüſſe reichen ſchon hin, wenn man etwa nichts Beſſeres hat. Auch wird wohl niemand knickern wollen, wenn es darauf ankommt Kindern eine ſchuldloſe und heilſame Freude zu machen. Ich denke auch, der Weihnachtsbaum kann uns bei der Kinderzucht große Dienſte leiſten; er kann uns, wenigſtens ſehr oft, die Ruthe erſparen Kinder, die einmal einen Weihnachtsbaum geſehen haben, freuen ſich gewiß das ganze Jahr wieder darauf, und werden gewiß mehr auf die Worte achten: Wenn ihr nicht gehorcht, bekommt ihr keinen Weihnachtsbaum! — als wenn man ihnen mit Schlägen drohte.«

Die Eltern und Großeltern dankten nun dem Anton für die viele Freude, die er ihren Kindern und Enkeln gemacht hatte. »Es iſt eine Kleinigkeit,« ſagte er, »die nicht der Rede werth iſt. Indeß muß ich Sie bitten, daß auch Sie einige kleine Weihnachtsgeſchenke von mir nicht verſchmähen.« Er ſchloß ſeinen Koffer auf, der in einer Ecke der Stube ſtand. »Dieſen Koffer,« ſagte er, »haben Sie mir einſt reichlich gefüllt mit auf die Reiſe gegeben; es iſt nicht mehr als billig, daß Sie ihn nicht ganz leer wieder zurück erhalten.« Er überreichte der alten Förſterin koſtbares Pelzwerk und Seidenzeug. »Es iſt ja die Pflicht guter Kinder,« ſagte er, »ihre alten Eltern bei der rauhen Jahreszeit warm zu halten.« Der jungen Frau und den zwei Jungfrauen gab er grünen Tafet zu Kleidern, ſeidene Halstücher aus Mailand und andern Frauenzimmerputz. Der junge Förſter bekam eine vortreffliche Doppelflinte, deren Schaft von Nußbaumholz ſehr ſchön mit Silber eingelegt war. »Sie, liebſter Vater,« ſagte Anton zu dem alten Förſter, »müſſen nun nicht mehr auf die Jagd gehen; Sie müſſen nun von Ihren vielen Beſchwerden ausruhen. Sie brauchen Stärkung in Ihren alten Tagen. Der Korb dort iſt mit Flaſchen vom beſten alten Rheinwein gefüllt. Und hier iſt ein Becher dazu.« Anton überreichte ihm einen ſilbernen Becher, der innen prächtig vergoldet war. Außen auf dem Becher waren in einem Kranze von Eichenlaub die Worte eingegraben: „Meinem lieben Vater Friedrich Grünewald zur Erinnerung an den Weihnachtsabend 1740, überreicht am Weihnachtsfeſte 1768 von deſſen dankbarem Sohne Anton Kroner.« Der alte Förſter umarmte Anton mit Thränen in den Augen. Allein Anton übergab ihm überdies noch eine Rolle Gold. „Sie, liebſter Vater,« ſagte er, „haben große Summen auf mich verwendet. Es wäre nicht recht, wenn Ihre übrigen Kinder und Ihre Enkel dadurch ſollten verkürzt werden.« Der edle Greis erſtaunte und wollte das Geſchenk nicht nehmen. Allein Anton ſagte: „Es iſt nichts weniger als ein Geſchenk von mir. Der gnädigſte Fürſt hat mich ſo reichlich beſchenkt, und ſein Geſchenk freute mich zweifach, weil ich dadurch in den Stand geſetzt wurde, Ihnen an einer alten Schuld, die ich nie werde ganz bezahlen können, wenigſtens Einiges abzutragen.« Alle Umſtehende waren höchſt erſtaunt. Die alte Förſterin aber ſagte: „Ach Anton, wie hätten wir an jenem Weihnachtsabende, an dem du das erſte Mal in unſer Haus kameſt, denken können, daß du uns dereinſt einen ſo fröhlichen Weihnachtsabend bereiten, uns durch die Verwendung bei Seiner fürſtlichen Durchlaucht aus ſo großer Noth retten, und uns Alles, was wir an dir thaten, ſo reichlich vergelten würdeſt!“ „Das hat Gott gethan,“ ſprach Anton. „Er führte mich in Ihr Haus, um Sie und mich reichlich zu ſegnen. Sein Name ſey geprieſen.“

„Doch,“ ſprach jetzt Anton, „erlauben Sie nun, daß ich ſogleich abreiſe.“ „Was, wie, warum?“ riefen Alle erſtaunt. Allein Anton ſagte: „Ich fahre jetzt zu Herrn Riedinger. Ich hoffe dort noch dem Gottesdienſte beiwohnen zu können, meinem vortrefflichen Lehrmeiſter durch meinen Beſuch eine unerwartete Freude zu machen, und ihn morgen Abends hieher zu bringen. Dann wollen wir die übrigen Weihnachtsfeiertage, ja alle Tage des noch übrigen Jahres recht fröhlich beſchließen.“ Alle begleiteten Anton an die Kutſche. Am Abende des andern Tages kam Anton mit ſeinem Lehrmeiſter an, und das alte Förſterhaus in dem düſtern Walde beherbergte in dieſen Tagen ſo ſelige Menſchen, als je auf Erden gelebt haben.

Was von Antons Geſchichte noch weiter bemerkt zu werden verdient, iſt kurz dieſes. Anton bat den alten Förſter und deſſen Hausfrau, ihm ihre Tochter Luiſe zur Ehe zu geben. Beide bewilligten es mit Freuden. „Ach Luiſe,“ ſprach die alte Großmutter, „damals, als du dem Anton jenes Aepfelein zum Weihnachtsgeſchenke gegeben haſt, dachte ich wohl nicht daran, daß er dich dereinſt als ſeine Braut zum Altare führen würde.“ Das Hochzeitfeſt war ein ſo freudiges Feſt, als je eines in dem Förſterhauſe gefeiert wurde. Anton aber kaufte ſich in der Reſidenz ein eigenes Haus, hatte als ein ſehr geſchätzter Maler immer ſehr viel zu malen, und lebte mit Luiſen in der ſeligſten Eintracht.

Im folgenden Frühlinge kam der Fürſt ganz unerwartet auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe Felseck an, und brachte den alten Forſtrath Müller und einen auswärtigen forſtverſtändigen Mann mit ſich. Der Oberförſter war ſehr beſtürzt und verſprach ſich von dieſem gnädigen Beſuche wenig Gutes. „Sie haben meine Befehle überſchritten,“ ſagte der Fürſt zu ihm. „Ich hatte zwar, durch Ihre Berichte verleitet, den alten Förſter ſeiner Geſchäfte überhoben, und war Willens, den jungen Förſter auf einen ſehr geringen Förſterdienſt zu verſetzen; allein die ganze Familie ſo unmenſchlich aus dem Forſthauſe zu verſtoßen, wie Sie es im Sinne hatten, war nie mein Wille. — Doch wir wollen vorerſt die Waldungen in Augenſchein nehmen.“

Des Oberförſters eigener Bezirk befand ſich in einem kläglichen Zuſtande. „Auf den Papieren, die er einſchickte,“ ſprach der Fürſt, „fand ich Alles vortrefflich. Da war Alles ſo ſchön geſchrieben und linirt, wie geſtochen. Allein im Walde finde ich es anders. Auf manchem Platze iſt offenbar ohne Vergleich mehr Holz geſtanden, als in den Rechnungen ſteht. Der Menſch hat mich abſcheulich betrogen.“ Der Oberförſter hatte, wie ſich's in der Folge zeigte, an eine benachbarte Eiſenſchmelze nach und nach einige tauſend Klafter Holz mehr abgegeben, als er in Rechnung brachte. Er hatte, um ſeinen großen, beinahe fürſtlichen Aufwand zu beſtreiten, nicht nur ſein eigenes Vermögen verſchwendet und ſich in Schulden geſteckt, ſondern ſich überdies noch Untreue gegen ſeinen Fürſten erlaubt. Der Fürſt ſetzte ihn ab, und verurtheilte ihn, den Schaden zu vergüten. Der arme Herr von Schilf lebte von nun an auf ſeinem kleinen, überſchuldeten Landgute in ſehr dürftigen Umſtänden.

Den Waldbezirk des alten Förſters fand der Fürſt im trefflichſten Zuſtande. Er kam in eigener Perſon zu ihm in das Haus, bezeigte dem alten Manne ſeine Zufriedenheit, ließ ſich deſſen ganze Familie vorſtellen und redete mit allen ſehr freundlich. Bevor er ſeinen Schimmel beſtieg, den ein Reitknecht vor dem Förſterhauſe am Zaume hielt, ſagte er zu dem Förſterſohne: „Er iſt hiemit Förſter; mache er ſeine Sache ferner ſo gut!“ „Sie,“ ſprach der Fürſt zu dem alten Förſter, „ſind nun wohl etwas alt, aber noch lange nicht der abgelebte Greis, für den Herr von Schilf Sie ausgab. Sie ſind trotz Ihres Alters noch ſehr wohl bei Kräften; ich kann Sie meiner Dienſte noch nicht entlaſſen. Sie werden mich verſtehen, wenn ich Ihnen ſage: Leben Sie wohl, Herr Oberförſter.“

◆

Die
Oſtereier.

Erſtes Kapitel.

„O wehe, da gibt's noch nicht einmal Hühner!"

Es lebten einmal, vor vielen hundert Jahren, in einem kleinen Thale tief im Gebirge, einige arme Kohlenbrenner. Das enge Thal war rings von Wald und Felſen eingeſchloſſen. Die Hütten der armen Leute lagen im Thale umher zerſtreut. Einige Kirſchen- und Pflaumenbäume bei jeder Hütte, etwas Ackerland mit Sommergetreide, Flachs und Hanf, eine Kuh und einige Ziegen waren all ihr Reichthum. Indeß erwarben ſie noch Einiges mit Kohlenbrennen für die Eiſenſchmelze im Gebirge. So wenig aber die Leute hatten, ſo waren ſie dennoch ein ſehr glückliches Völklein; denn ſie wünſchten ſich nicht mehr. Sie waren bei ihrer harten Lebensart, bei ſteter Arbeit und ſtrenger Mäßigkeit vollkommen geſund, und man ſah in dieſen armen Hütten — was man in Palläſten vergebens ſuchen würde — Männer, die über hundert Jahre alt waren.

Eines Tages, da ſchon der Haber anfing ſich zu bleichen und es in dem Gebirge ſehr heiß war, kam ein Köhlermädchen, das die Ziegen hütete, faſt außer Athem nach Hauſe geſprungen, und brachte ihren Eltern die Nachricht, es ſeyen fremde Leute in dem Thale angekommen, von gar wunderſamer Tracht und ſeltſamer Redensart — eine vornehme Frau und zwei Kinder, und ein ſehr alter Mann, der, ob er gleich ſehr prächtige Kleider anhabe, doch nur ihr Diener ſcheine. „Ach,“ ſagte das Mädchen, „die guten Leute ſind hungerig und durſtig, und ſehr müde. Ich traf ſie, als ich eine verlorene Ziege ſuchte, ganz abgemattet im Gebirge an, und zeigte ihnen den Weg in unſer Thal. Wir wollen ihnen doch Etwas zu eſſen und zu trinken hinaus tragen, und ſehen, ob wir ſie dieſe Nacht bei uns und den Nachbarn nicht unterbringen können.“ Die Eltern nahmen ſogleich Haberbrod, Milch und Ziegenkäſe und gingen hin.

Die Fremden hatten ſich indeß in den Schatten einer buſchigen Felſenwand gelagert, wo es ſehr kühl war. Die Frau ſaß auf einem bemoosten Felſenſtücke, und hatte ihr Angeſicht mit einem weißen Schleier von feinem Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunderſchönes Fräulein, ſaß ihr auf dem Schooße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beſchäftigt, das ſchwer beladene Maulthier abzupacken, das ſie bei ſich hatten. Das andere Kind, ein munterer ſchöner Knabe, hielt dem Thiere einige Diſteln hin, an denen es begierig fraß.

Der Kohlenbrenner und ſein Weib näherten ſich der fremden Frau mit Ehrerbietung. Denn an ihrer edlen Geſtalt, ihrem Anſtande und ihrem langen, weißen Gewande merkte man ſogleich, daß ſie von hohem Stande ſeyn müſſe. „Sieh' nur,“ ſagte die Kohlenbrennerin leiſe zu ihrem Manne, „den zierlich ausgezackten, ſtehenden Halskragen, die feinen Spitzen, aus denen die zarten Hände nur zur Hälfte hervorblicken, und — potz tauſend! — ſogar die Schuhe ſind ſo weiß, wie Kirſchenblüthe, und mit ſilbernen Blümchen geziert!“ Der Mann tadelte aber ſein Weib und ſagte zu ihr: „Dir ſteckt doch nichts im Kopfe, als die Eitelkeit! Den höhern Ständen geziemt eine vornehmere Kleidung. Indeß macht das Kleid den Menſchen um nichts beſſer, und mit den zierlichen Schuhen hat die gute Frau wohl ſchon manchen harten Tritt thun und manche rauhe Wege gehen müſſen.“

Der Köhler und die Köhlerin boten der fremden Frau jetzt Milch, Brod und Käſe an. Die Frau ſchlug den Schleier zurück, und Beide wunderten ſich über die Schönheit und die edle, ſanfte Geſichtsbildung der Frau. Sie dankte freundlich, und ließ ſogleich das Kind auf dem Schooße aus der irdenen Schale voll Milch trinken — und die hellen Thränen drangen ihr aus den Augen, und benetzten die blühenden Wangen, als das Kleine die Schale mit beiden Händchen feſthielt und begierig trank. Auch der liebliche Knabe kam herbei und trank auch. Darauf theilte ſie von dem Brode aus — und dann trank ſie erſt ſelbſt, und aß von dem Brode. Der fremde Mann aber ſchnitt große Stücke von dem Käſe ab, und ließ ſich ihn ſehr gut ſchmecken. Während ſie aßen, kamen aus allen Hütten die Kinder, Mütter und Väter herbei, ſtanden im Kreiſe umher, und betrachteten neugierig und wundernd die neuangekommenen Fremden.

Nachdem der alte Mann ſatt war, bat er flehentlich, die Leute möchten der Frau doch in irgend einer Hütte auf einige Zeit ein kleines Stübchen einräumen; ſie werde ihnen nicht zur Laſt fallen, ſondern Alles, was ſie nöthig habe, reichlich bezahlen. „Ach ja,“ ſagte die Frau mit ſanfter, lieblicher Stimme, „erbarmt euch einer unglücklichen Mutter und ihrer zwei Kleinen, die durch ein ſchreckliches Schickſal aus ihrer Heimath vertrieben wurden.“ Die Männer traten ſogleich zuſammen, und hielten Rath, in welches Haus man ſie am füglichſten aufnehmen könne.

Oben im Thale brach hoch aus röthlichen Marmorfelſen ein Bächlein hervor, ſtürzte ſich, ſchäumend und weiß wie Milch, von Felſen zu Felſen, und trieb eine Mühle, die gleichſam nur ſo an den Felſen dort hing. Auf der andern Seite des Bächleins hatte der Müller noch ein anderes nettes Häuschen erbaut. Freilich war es, wie alle übrige Häuſer im Thale, nur ganz von Holz; aber gar freundlich anzuſehen, von Kirſchenbäumen lieblich beſchattet, und von einem kleinen Gärtchen umgeben. Dieſes Häuschen bot der Müller der fremden Frau zur Wohnung an.

„Mein neues Hüttchen da droben,“ ſagte er, indem er mit der Hand hinauf zeigte, „räume ich Euch, wie es daſteht, herzlich gern ein. Es iſt funkel nagelneu, und noch kein Menſch hat darin gewohnt. Ich baute es eigentlich, um einmal dahin zu ziehen, wenn ich die Mühle meinem Sohne übergeben werde. Wie doch der liebe Gott — Ihm ſey Dank! — ſo wunderbar für Euch ſorgt! Erſt geſtern bin ich damit vollends fertig geworden, und heute könnet Ihr nun ſchon einziehen — gerade ſo, als wenn ich es nur für Euch gebaut hätte. Es wird Euch gewiß gefallen!“

Die gute Frau war über dieſes freundliche Anerbieten hoch erfreut. Nachdem ſie etwas ausgeruht hatte, ging ſie ſogleich hinauf. Sie trug das kleine Fräulein auf dem Arme, und der alte Mann führte den Knaben an der Hand. Der Müller aber beſorgte das Maulthier. Die Frau fand das Häuschen, zur großen Freude des Müllers, ganz unvergleichlich. Mit einem Tiſche, einigen Stühlen und Bettſtätten war es ſchon verſehen. Schöne Teppiche und prächtige Decken zur Nachtruhe hatte die Frau, auf dem Maulthiere, mitgebracht. Sie übernachtete daher ſogleich da, und dankte Gott mit ihren beiden Kleinen vor dem Schlafengehen noch herzlich, daß Er ſie nach langem Herumirren einen ſo angemeſſenen Zufluchtsort habe finden laſſen. „Wer hätte es geglaubt,“ ſagte ſie, „daß ich, in Palläſten erwachſen, mich noch glücklich ſchätzen würde, in eine ſolche Hütte aufgenommen zu werden. Wie nöthig hat auch der Höhere gegen den Niedrigſten gut und gefällig zu ſeyn! Könnte er auch ſo hart ſeyn, es nicht aus Menſchenfreundlichkeit zu thun, ſo ſollte ihn doch die Klugheit dazu bewegen. Denn kein Menſch weiß, was ihm bevorſteht.“

Am folgenden Morgen kam die Frau in aller Frühe mit ihren Kleinen aus der niedern Wohnung hervor, ſich ein wenig in der Gegend umzuſehen. Denn am Tage zuvor waren ſie dazu allzumüde. Mit Entzücken betrachtete ſie die ſchöne Ausſicht ins Thal. Die Hütten der Köhler lagen tief unten im grünen Thale wie hingeſät, nur immer zwei oder drei beiſammen. Das Mühlbächlein ſchlängelte ſich hell wie Silber mitten durch das Thal. Die bunten Felſen voll grüner Geſträuche, an denen die Ziegen nagten, hätte man, ſo wie ſie jetzt von der Morgenſonne beleuchtet waren, nicht ſchöner malen können.

Der alte Müller kam, ſobald er die Frau mit ihren Kindern erblickte, ſogleich aus der Mühle heraus, und über den ſchmalen Steg, der über das Bächlein führte, herüber. „Aber nicht wahr,“ rief er, „ein ſchöneres Plätzchen als dieſes, gibt es doch im ganzen Thale nicht! Hier ſcheint die Morgenſonne immer am erſten hin. Wann die Hütten da unten, wie eben jetzt, noch im ſchwarzen Schatten liegen, ſo iſt da droben ſchon Alles von der Sonne wie vergoldet. Ja oft, wann in dem tiefen, feuchten Thale kaum die Kamine der Hütten aus dem grauen Nebel hervorragen, hat man hier den klaren blauen Himmel.“

Den Kindern der Frau gefiel aber das Mühlrad, das ſich beſtändig ſo geſchäftig umdrehte, am beſten. Den Knaben ergötzte beſonders das Klappern der Mühle, und das Rauſchen des Waſſers, das wie ſiedende Milch zu kochen ſchien. Das Mädchen hingegen hatte, wie ſie ſagte, ihre vorzügliche Freude an den funkelnden Edelſteinen von allen Farben, die im Sonnenglanze von dem immer tröpfelnden Rade fielen.

Die Frau brachte den Tag zu, ſich einzurichten, ſo gut es in dieſem armen Thale ſeyn konnte. Die Leute wetteiferten, ſie mit Lebensmitteln, mit Brennholz, irdenem Küchengeſchirre, und andern Kleinigkeiten zu verſehen. Das Mädchen, das ihr zuerſt den Weg in das Thal gezeigt hatte und Martha hieß, kam zu ihr in den Dienſt.

„Vor Allem brauche ich Eier!“ ſagte die Frau, als ſie ſich zum Kochen anſchickte. „Sieh doch, daß du mir für Bezahlung einige auftreibeſt.“ „Eier?“ fragte Martha ganz verwundert. „Je, wozu denn?“ „Närriſches Mädchen,“ ſagte die Frau, „wozu? — zum Kochen. Gehe nur, und mache, daß du bald wieder kommeſt.“ „Zum Kochen?“ ſagte das Mädchen; „aber die Vögelein haben ja nun keine Eilein mehr, und dann wäre es doch auch Schade. Vier Perſonen hätten ja wohl einige hundert Eilein von Finken oder Hänflingen nöthig, ſich ſatt zu eſſen.“ „Was plauderſt du da,“ ſagte die Frau; „wer redet denn von den Eierchen der Vögelein. Ich meine Eier von Hühnern.“ Das Mädchen ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Was das für Vögel ſind, weiß ich gar nicht. In meinem Leben habe ich noch keine geſehen.“ „O weh,“ ſagte die Frau, „da gibt’s noch nicht einmal Hühner.“

Denn da die Hühner erſt aus dem Morgenlande zu uns gebracht wurden, ſo war damals in manchen Gegenden ein Huhn wirklich etwas ſo ſeltenes, als jetzt ein Pfau. Die Frau wußte ſich, da hier auch nichts von Fleiſchſpeiſen zu haben war, in ihrer kleinen Küche faſt nicht zu helfen. „Ich hätte nie daran gedacht,“ ſprach ſie, „was es um ein Ei für eine Wohlthat Gottes iſt, bis jetzt, da ich keines haben kann. So gings mir aber auf meiner Wanderung ſchon mit hundert Dingen.

Mangel und Noth haben doch auch ihr Gutes, indem ſie uns auf manche Gabe Gottes, die wir bisher nicht achteten, aufmerkſam machen, und uns Dankbarkeit lehren.“

Die gute Frau mußte ſehr kümmerlich leben. Die Leute trugen ihr indeß fleißig zu, was ſie nur immer glaubten, daß ihr angenehm ſeyn könnte. Wenn der Müller eine ſchöne Forelle, oder ein Köhler ein paar Krametsvögel fing, ſo brachten ſie ihr dieſelben ſogleich. Die größten Dienſte that ihr aber der alte Diener, der mit ihr gekommen war. Sie hatte noch einige goldene Kleinodien und koſtbare Edelſteine. Von dieſen gab ſie ihm von Zeit zu Zeit, und er verreiste damit, und blieb oft mehrere Wochen aus. So oft er zurück kam, brachte er immer Allerlei mit, das er für die kleine Haushaltung eingekauft hatte. Die Leute bemerkten jedoch, daß die Frau nach ſeiner Zurückkunft oft ſehr traurig war, und rothgeweinte Augen hatte. Sie wären gar gern dahinter gekommen, wer ſie denn eigentlich ſey, und woher ſie komme. Allein ſie ſelbſt zu fragen, hatten ſie den Muth nicht. Der alte Mann aber ſagte ihnen, wenn ſie ihn fragten, ſo ſeltſame Namen, daß ſie dieſelben kaum nachſprechen konnten, und ſie in einer Viertelſtunde ſchon wieder vergeſſen hatten, bis ſie endlich merkten, daß der muntere Greis ſie nur zum Beſten habe. Da machten ſie ſich an die Kleinen. „Sag' uns doch,“ ſagten ſie zum Knaben, „wie heißt denn deine Mutter eigentlich? Wir wollen es nicht weiter ſagen. Sag es uns nur in's Ohr.“ Da ſagte ihnen denn das Kind ſehr geheimnißvoll, aber auch ſehr offenherzig und zutraulich: „Sie heißt eigentlich Mama.“ Aehnliche Antworten gab auch das Mädchen. Die Leute mußten es alſo der Zeit überlaſſen, dieſes Geheimniß zu enthüllen.

Zweites Kapitel.

„Gottlob nun ſind doch einmal die Hühner da!“

Einmal kam der alte Diener, der Kuno hieß, wieder von einer Reiſe heim, und trug einen Hühnerſtall auf dem Rücken. In dem Stalle waren ein Hahn und einige Hennen. Als die Kinder im Thale den alten Mann kommen ſahen, liefen ſie alle zuſammen; denn er brachte ihnen immer etwas mit — weißes Brod, Mandelkerne und Zibeben, ein Pfeifchen, ein Glöcklein für ihre Ziegen oder ſonſt eine Kleinigkeit.

Diesmal waren die Kinder ſehr neugierig, was denn in dem vergitterten Käſtchen ſey, das faſt ganz mit Tuch bedeckt war, ſo daß man nicht recht hinein ſehen konnte. Sie begleiteten ihn bis vor die Thüre der Frau, die mit ihren zwei Kleinen ſogleich freudig heraus kam und ihn grüßte.

„Gottlob,“ rief das kleine Fräulein und klatſchte in die Hände, „nun ſind doch einmal die Hühner da!“

Der Mann ſtellte den Kaſten nieder, öffnete das Thürchen, und da kam denn zuerſt ein prächtiger Hahn heraus. Die Kinder erſtaunten. „Was für ein ſonderbarer Vogel das iſt!“ riefen ſie; denn wie man ihn heiße, wußten ſie noch nicht. „In unſerm Leben haben wir noch keinen ſo ſchönen Vogel geſehen! Was er für eine ſchöne Krone auf dem Kopfe hat, noch ſchöner roth, als Kornblumen; und wie wunderſchön bräunlich und gelblich ſeine Federn ſchimmern, noch ſchöner als reifes Getreid in der Abendſonne; und wie wunderlich er den Schweif trägt, faſt wie eine Sichel gekrümmt!“ Auch die Hennen gefielen ihnen ſehr wohl. Es waren ein Paar Schwarze mit hochrothem Kamme, ein Paar Weiße mit Schöpfen, und ein Paar Röthlichbraune ohne Schweif. Die Frau ſtreute den Hühnern einige Hände voll Haberkörner hin. Die Hühner pickten ſie geſchäftig hinweg, und die Kinder ſtanden und knieten im Kreiſe umher, und ſahen mit vergnügten Geſichtern zu.

Als der Haber aufgefreſſen war, da ſchwang der Hahn die Flügel und krähte — und alle Kinder lachten laut zuſammen, ſo freuten ſie ſich darüber. Und im Heimwege ſchrien die Knaben alle: „Kikiriki“ und die Mädchen machten es ihnen wohl auch nach, aber doch nicht gar ſo laut. Als die Kinder heimkamen, erzählten ſie von den Wundervögeln, die viel größer ſeyen, als die Ringeltauben, ja wohl größer, als die Raben, und wie ſie ſo ſchöne Farben hätten, noch viel ſchöner, als alle Vögel im Walde. „Und,“ ſagte die kleine Marie, Marthas geſprächiges Schweſterlein, „wie ſie ſo ein rothes Käpplein auf dem Kopfe tragen, wie es bisher noch bei keinen Vögeln des Waldes gebräuchlich geweſen.“ Auch die Eltern wurden neugierig und kamen, die fremden Vögel zu ſehen, und waren nicht weniger darüber verwundert.

Nach einiger Zeit ließ ſich eine der Hennen zum Brüten an. Martha mußte die Henne täglich füttern. Die Frau zeigte einmal den Kindern aus dem Thale das Neſt, und die Kinder wunderten alle laut über die Menge von Eiern. „Fünfzehn Eier!“ riefen ſie; „die Holztauben legen nur zwei, andere Vögelein nur fünf Eier. O wie wird die Henne ſo viele Junge auffüttern!“

Da die Jungen anfingen auszukriechen, wollte die Frau den Kindern eine Freude machen, und ließ ſie rufen. Es kamen aber, da es eben Feiertag war, auch viele große Leute mit. Die Frau zeigte ihnen ein aufgepicktes Ei. O wie freuten ſich die Kinder, als das junge Hühnlein ſo geſchäftig pickte, herauszukommen. Die Frau half ihm vollends heraus. Nun war die Verwunderung noch größer, daß das kleine Vögelein ſchon über und über ſo ſchöne gelbe Flaumfederlein habe, ſo munter aus den ſchwarzen Aeuglein blicke, und ſogleich davon laufen könne, da doch andere junge Vögelein nackt, blind und ganz hülflos zur Welt kämen. „Das iſt doch etwas Unerhörtes!“ ſagten die Kinder; „ſolche Vögel gibt es in der ganzen Welt nicht mehr.“

Als die ſchöne, glänzend ſchwarze Glucke mit dem purpurrothen Kamme, in Mitte ihrer fünfzehn gelbhaarigen Jungen, das erſte Mal auf den grünen Raſen herausſchritt, da war die Freude der Kinder und Eltern gar über alle Weiſe. „Schöneres kann man doch nichts ſehen!“ ſagte ein Köhler. „Und horcht nur,“ ſprach eine Köhlerin, „wie die Alte den Jungen lockt, und wie die kleinen Dingerchen den Ruf verſtehen, und ſogleich folgen. Es wäre zu wünſchen, daß ihr Kinder auch immer ſo auf den Ruf ginget!“

Ein Knabe wollte ein junges Hühnlein fangen, um es näher zu betrachten. Das kleine Dingelchen ſchrie aber kläglich, und auf das Geſchrei ſchoß die Alte plötzlich und mit weitgeöffneten Flügeln herbei, und flog dem Knaben, der heftig erſchrak und jammernd um Hülfe rief, auf den Kopf. Sie hätte ihm wohl die Augen ausgekratzt, wenn er das Junge nicht augenblicklich wieder hätte laufen laſſen. Der Vater ſchmähte den Knaben, und die Mutter ſagte: „Wie das treue Thier ſich ſeiner

Jungen ſo eifrig annimmt! Menſchen könnten ſogar von ihm lernen.“

Wann die Henne nur einen guten Biſſen fand, ſo erhob ſie ſogleich ein Geſchrei, und die Jungen eilten alle zuſammen. Die Alte zerhackte ihn erſt mit ihrem Schnabel, und legte ihnen gleichſam vor. Jedermann wunderte ſich, daß ſo junge Thierchen, die nicht viel über einen Tag alt waren, nicht nur ſogleich laufen, ſondern auch ſchon freſſen konnten.

Da jetzt die Sonne ſich etwas unter die Wolken verbarg, ſo ſammelten ſich alle Jungen unter die Alte, und verſteckten ſich da, um ſich zu wärmen. „Das iſt noch das Allerſchönſte,“ ſagten die Leute. Es iſt gar artig und munter, wie hie und da ein Köpfchen unter den Flügeln der Henne hervorſieht, oder ſich ein Junges hervorwagt, und ſogleich wieder an einer andern Stelle unter ſie hineinkriecht.“

Der Müller der in ſeiner weißbeſtäubten Kleidung in Mitte der ſchwarzen Köhler ſich gar ſonderbar ausnahm, aber auch an Einſicht ſich eben ſo vor ihnen auszeichnete, ſprach: „Was das doch für ein Wunderding mit dieſen fremden Vögeln iſt! Gott offenbart ſich uns zwar überall in ſeinen Werken; aber wenn wir etwas Ungewöhnliches ſehen, fällt uns ſeine Allmacht, Weisheit und Güte doch noch mehr in die Augen. Bedenkt nur, wie gut es iſt, daß dieſe kleinen Vögelein ſogleich laufen und freſſen können; wenn die Alte ſo vielen Jungen das Futter im Schnabel zutragen müßte, wie eine Schwalbe, da würde ſie nicht fertig! Wie gut iſt's, daß ſchon die Natur der Jungen ſo iſt, der Alten nachzulaufen und ihrer Stimme zu folgen. Liefen ſie, weil ſie doch auf der Stelle laufen können, ſogleich auseinander; die Alte könnte ſie nicht mehr zuſammen bringen, und die Jungen gingen verloren. Beſonders wundert mich aber, wo die Henne den Muth hernimmt, ihre Jungen ſo tapfer zu vertheidigen! Habe ich mich doch oft ſchon über die Hühner geärgert, und ſie dumme Thiere geſcholten, weil ſie allemal, ſo oft ich an ihnen vorbei ging, vor Furcht ſcheu auseinander flogen, obwohl ſie längſt merken konnten, daß ich ihnen nichts zu Leid thue. Und nun iſt die Natur der Gluckhenne ganz verändert, und ſie ſetzt ſich gegen einen Mann zur Wehre. Oft hat es mich ergötzt, wie die Hennen um einen Biſſen zanken, oder wie diejenige, die ein größeres Bröcklein fand, ſo neidig iſt, und ſogleich davon läuft, und wie die andern ihr nachlaufen, und es ihr nehmen wollen. Jetzt aber hat dieſe Henne ihre Gefräſſigkeit ganz abgelegt, und ruft den Jungen ſelbſt, und rührt nichts an, bis alle ſatt ſind. Ich glaube, das gute Thier ſtürbe lieber ſelbſt Hungers, als daß ſie eines ihrer Jungen verhungern ließe. Dieſe zärtliche Sorgfalt, mit der die Henne ihre zarten Jungen umherführt, Futter für ſie aufſucht, ſie ernährt, ſie beſchützt, ſie unter ihren Flügeln wärmt, hat Gott dem Thiere eingepflanzt. So zärtlich iſt Gott für dieſe jungen Hühnlein beſorgt! Und wie ſollten nun wir verzagen? Sollte Er nicht noch mehr für uns beſorgt ſeyn? Freilich ſorgt Er noch mehr für uns. Darum nur guten Muth, lieben Leute! Gott macht Alles wohl. Er ſorgt für alle ſeine Geſchöpfe — am meiſten aber für den Menſchen, der in Seinen Augen mehr iſt, als alle Hühner und alle anderen Vögel in der ganzen Welt.«

Drittes Kapitel.

„Jetzt gibt es Eier im Ueberfluß.“

Weil die guten Leute im Thale gegen die fremde Frau immer gar ſo gefällig geweſen, ſo war ſie ſchon lange darauf bedacht, ihnen auch wieder eine Freude zu machen, und ihnen ihre ärmliche Haushaltung zu erleichtern. Die gute Frau hatte daher Eier und junge Hühner ſehr geſchont, und da ſie nun einen ſchönen Vorrath von Eiern und auch mehrere bereits erwachſene Hühner beiſammen hatte, ſchickte ſie Martha in's Thal, alle Hausmütter auf den morgigen Tag, der ein Sonntag war, zu einem ländlichen Mittageſſen einzuladen. Sie kamen mit Freuden, und in ihrem ſchönſten Aufputze. In dem kleinen Gärtchen hatte der alte Diener einen ländlichen Tiſch mit einigen Bänken bereitet. Hier mußten ſie Platz nehmen.

Martha brachte hierauf einen großen Korb voll Eier. Sie waren alle ſo reinlich, daß man kein Flecklein daran ſah, und ſo weiß wie Schnee. Die Kohlenbrennerinnen erſtaunten, und wunderten ſich nicht wenig über die Menge von Eiern. „Gottlob!“ ſagte die Frau, „jetzt gibt es Eier im Ueberfluß, und es iſt allerdings ein ſchöner Anblick, ſo viele reinliche Eier beiſammen zu ſehen. Nun will ich euch aber auch zeigen, wie man ſie in der Haushaltung nützen kann.“

In einer Ecke des Baumgärtchens, unten an einem Felſen, war Feuer aufgemacht. Eine große Pfanne voll Waſſer hing über dem Feuer. Die Frau ſchlug zuerſt ein Ei auf, um zu zeigen, wie es innen ausſehe, bevor es in das heiße Waſſer komme. Alle betrachteten mit Aufmerkſamkeit die ſchöne, kriſtallhelle Feuchtigkeit, in der gleich einer gelben Kugel der Dotter ſchwamm. Nun wurden ſo viele Paar' Eier, als es Gäſte waren, weich geſotten. Auf dem Tiſche war Salz und weißes länglichtgeſchnittenes Brod in Bereitſchaft. Die Frau lehrte ſie die Eier öffnen, und nun wunderten ſich alle, wie das durchſichtige des Ei's ſo ſchön weiß wie Milch ausſah, und eben ſo, wie das gelbe, feſter geworden. Alle lobten, indem ſie nach Anweiſung der Frau die Eier mit dem Brode austunkten, die treffliche Speiſe. „Da hat man,“ ſagten ſie, „Geſchirr und Speiſe ſogleich beiſammen. Und wie ſchön und reinlich, wie lieblich weiß und gelb Alles ausſieht! Wie ſchnell, ohne Kunſt, ohne allen Aufwand ein Ei gekocht iſt. Auch für Kranke könnte man nicht leicht eine wohlfeilere und nahrhaftere Speiſe finden.“

Die Frau ſchlug hierauf Eier in heißes Schmalz. Dieſes war für die Köhlerinnen wieder eine neue Erſcheinung. „Wie das Gelbe ſo ſchön vom Weißen umgeben iſt,“ ſagten ſie, „wie bei den großen weiß- und gelben Wieſenblumen, die man Ochſenaugen nennt.“ Die Eier wurden nach und nach auf grünen Spinat gelegt, der in einer großen flachen Schüſſel bereit ſtand, und auch dieſe Speiſe wurde von Allen gelobt. So machte die Frau noch andere Eierſpeiſen, und unterrichtete die Köhlerinnen, wie die Eier nicht nur an und für ſich eine geſunde Speiſe ſeyen, ſondern mit noch größerm Vortheil zur beſſern Bereitung anderer, und beſonders der Speiſen von Mehl benützt werden können.

Zuletzt wurde ſchöner grüner Ackerſalat aufgetragen. Kuno brachte ein Teller voll Eier, die ſchon früher hart geſotten worden, damit ſie indeß wieder kalt würden. Der fröhliche Alte ließ aus

Scherz die Eier fallen, daß ſie auf dem ſteinigen Boden herumrollten. Die Köhlerinnen am Tiſche erſchraken, daß ſie laut aufſchrien. Sie meinten, die Eier würden ausfließen. Aber wie wunderten ſich Alle, als die Frau die Schalen rein ablöste, und jedes Ei ſo durchaus hart erſchien, daß es ſich ſchneiden ließ. Die Sache ſchien ihnen ein Wunder. Indeß ſagte ihnen die Frau, wie man die Eier hart ſiede, und legte die zierlich geſchnittenen Eier auf den Salat, und auch dieſe Speiſe ſchmeckte den Gäſten ſehr gut.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, vertheilte die Frau einige Hähne und mehrere Hennen unter die Hausmütter. Sie ſagte ihnen, daß eine Henne des Jahres hundert, bis hundert fünfzig Eier lege. „Ueber hundert Eier!“ riefen Alle erſtaunt. „Welch' ein großer Nutzen in der Haushaltung!“ Die guten Hausmütter brachten mit den Hühnern eine große Freude in's Thal. In allen Hütten war Jubel. Alle Leute im Thale ſegneten die Frau, und dankten Gott für ſo ſchöne, wohlthätige Geſchenke.

Die Hühner waren lange Zeit das tägliche Geſpräch. Immer bemerkten die Leute noch etwas Neues daran, das ihnen ſehr wohl gefiel und zugleich nützlich war. Die Eigenſchaft, daß der Hahn morgens krähe, war den Hausvätern beſonders lieb. „Er verkündet ſo,“ ſagten ſie, „den nahen Tag, und fodert die Menſchen auf, an ihr Tagwerk zu gehen. Es iſt ein ganz neues Leben im Thale, wann am Morgen die Hähne ſo zuſammen krähen, und man geht ordentlich munterer an die Arbeit!“ „Freilich wohl!“ ſagte der Müller. „Wann der Hahn aber gegen Mitternacht das erſte Mal kräht, ſo ruft er den luſtigen Geſellſchaften mit lauter Stimme zu, jetzt ſey es die höchſte Zeit, ſich zur Ruhe zu begeben!“

Den Hausmüttern gefiel es noch beſonders, daß die Henne es gatzend ankündete, wenn ſie ein Ei gelegt hatte. Allemal war Freude im Hauſe, wenn ſie ſich hören ließ. „So weiß man es doch gleich,“ ſagten ſie, „und kann das nützliche Geſchenk ſogleich in Empfang nehmen.“

Hausväter und Hausmütter ſagten oft unter einander: „Dieſe Vögel ſind wahrhaftig von Gott recht eigentlich zu Hausthieren geſchaffen. Sie halten ſich ſo treulich an das Haus, entfernen ſich nie weit davon, kommen, ſobald man ihnen lockt, ſogleich alle zurück, ja, ſie gehen am Abende von ſelbſt heim, und warten an der Hausthüre oder an den Fenſtern, bis man ſie hereinlaſſe. Nicht nur bringen ſie in der Haushaltung einen großen Nutzen; ihr Unterhalt koſtet auch ſehr wenig. Sie nehmen mit Kleie, mit dem Abfalle vom Gemüſe, und mit andern ſchlechten Dingen vorlieb, die man im Hauſe ſonſt nicht weiter nützen könnte. Ja ſie gehen von Morgen bis Abend außer dem Hauſe überall umher, und ſcharren und ſuchen ihr Futter ſelbſt auf. Viele tauſend Körnlein, die beſonders zur Aerntezeit und bei dem Dreſchen verloren gingen, kommen ſo noch den Menſchen zu gut. Die Hennen leſen ſie fleißig auf, und geben uns Eier dafür. Die ärmſte Wittwe, die ſonſt kein Hausthier halten könnte, vermag doch noch eine Henne zu kaufen, und zu füttern, und das tägliche Ei iſt ein tägliches Almoſen für ſie.«

Auch die zwei Kinder der Frau ſahen nun ein, woran ſie im Ueberfluſſe nie gedacht hatten, was die Eier für wohlthätige Geſchenke Gottes ſeyen. O wie froh waren ſie, als ſie hie und da morgens ein Ei in Milch eſſen konnten! Wie gut fanden ſie nun manche Mehlſpeiſe, die ihnen vorhin nicht recht genießbar ſchien, weil das Ei daran fehlte. Wie ſehr dankten ſie Gott dafür!

Viertes Kapitel.

Das Feſt der gefärbten Eier, ein Kinderfeſt.

Indeß gingen Sommer und Herbſt vorüber, und der Winter kam. Er war, zumal in dieſer rauhen Gegend, ſehr hart. Die kleinen Hütten im Thale lagen Monate lang, wie im Schnee vergraben. Nur die rauchenden Kamine und zum Theil auch die Dächer ſchauten noch aus der weißen Hülle hervor. Von dem Hohlwege zwiſchen den Felſen herauf ſah man gar nichts mehr. Die Mühle ſtand ſtill, und die Waſſerfälle hingen ſtarr und geräuſchlos an den Felſen da. Man konnte nur wenig zuſammen kommen. Deſto größer war die Freude, als der Schnee ſchmolz, und es nun wieder Frühling ward.

Die Kinder aus dem Thale kamen ſogleich wieder herauf, und brachten den beiden fremden Kindern, Edmund und Blanda, die erſten blauen Veilchen und gelben Schlüſſelblümchen, die ſie im Thale finden konnten. Ja, ſie flochten ihnen, ſobald es mehrere dieſer holden Frühlingsblümchen gab, die ſchönſten blauen und gelben Kränze. „Ich muß,“ ſagte die edle Frau, „den guten Kindern doch auch eine Freude machen. Ich will ihnen auf den kommenden Oſtertag ein kleines ländliches Kinderfeſt geben. Denn es iſt gar ſchön, daß man ſolche Feſttage den Kindern, ſo gut man nur immer kann, zu Freudentagen mache. Aber was ſoll ich ihnen geben? Auf Weihnachten konnte ich ſie mit Aepfeln und Nüſſen beſchenken, die ich für ſie hatte bringen laſſen. Allein zu dieſer Jahreszeit hat man nichts im Hauſe, als etwa ein Ei. Noch bringt die Natur nichts hervor, das zu genießen wäre. Alle Bäume und Sträuche ſtehen ohne Früchte und Beeren. Eier ſind die erſten Geſchenke der wieder auflebenden Natur.“

„Aber," ſagte Martha, „wenn die Eier nur nicht ſo ganz ohne alle Farben wären! Weiß iſt wohl auch ſchön. Allein die allerlei Farben der Früchte und Beeren, zumal die ſchönen rothen Wangen der Aepfelein, ſind doch noch ſchöner."

„Du bringſt mich da auf einen Einfall," ſagte die gute Frau, „der nicht gar übel ſeyn mag. Ich will die Eier hart ſieden, und ſie, was ſich während des Siedens leicht thun läßt, zugleich färben. Die mancherlei Farben machen den Kindern gewiß große Freude."

Die verſtändige Mutter kannte verſchiedene Wurzeln und Mooſe, die man zum Schönfärben brauchen kann. Sie färbte nun die Eier auf verſchiedene Art. Einige wurden ſchön himmelblau, andere gelb wie Zitronen, andere ſo ſchön roth wie das Innere der Roſen. Einige hatte ſie mit zarten grünen Blättchen eingebunden, die ſich dann auf den Eiern abbildeten, und ihnen ein unvergleichlich ſchönes buntes Ausſehen gaben. Auf einige ſchrieb ſie auch einen kleinen Reim.

„Die gefärbten Eier," ſagte der Müller, als er ſie erblickte, „ſind gerade recht für das Feſt, wo die Natur ihr weißes Kleid abgelegt hat, und ſich mit allerlei Farben ſchmückt. Die gute Mutter macht es gerade, wie der liebe Gott, der uns nicht nur ſchmackhafte Früchte gibt, ſondern ſie auch noch für das Auge ſchön und freundlich macht.

Wie Er die Kirſche roth, die Pflaume blau, die Birne gelb färbt, ſo macht ſie es mit den Eiern.“ Die Frau ſchickte hierauf Marthen hinab in das Thal, und ließ die Kinder, die mit Edmund und Blanda ungefähr von einerlei Alter waren, auf den heiligen Oſtertag zu einem kleinen Kinderfeſte einladen.

Der Oſtertag war dieſes Mal ein überaus ſchöner Frühlingstag — ein wahrer Auferſtehungstag der Natur. Die Sonne ſchien ſo ſchön und warm; der Himmel war ſo rein und blau, daß es eine Luſt war, und Alles neues Leben fühlte. Die Wieſen im Thale waren bereits ſchön grün, und hie und da ſchon bunt von Blumen. Jedermann freute ſich, und man ſah überall nur fröhliche Geſichter.

Schon lange vor Anbruch der Morgenröthe hatten die Frau und der alte Kuno ſich auf den Weg zur Kirche gemacht, die über zwei Stunden weit entfernt, jenſeits mehrerer Berge lag. Edmund und Blanda mußten indeß unter Marthens Aufſicht zu Hauſe bleiben. Die Väter und Mütter aus dem Thale, und die größern Kinder, die ſo weit gehen konnten, zogen auch mit dahin. Gegen Mittag kam die Frau mit Hülfe des Maulthieres, das Kuno führte, wieder zurück; die übrigen Leute aber kamen mit ihren Kindern erſt lange nach Mittag, oder gar erſt gegen Abend nach Hauſe.

Sobald die Frau angelangt war, eilten die eingeladenen Kinder, die man daheim gelaſſen hatte, und die ſehnlich auf die Zurückkunft der Frau warteten, voll Freude und in ihren ſchönſten Kleidern aus dem Thale herauf, und verſammelten ſich vor der Hausthüre der Frau. Die Frau kam mit Edmund und Blanda heraus, grüßte die verſammelten Kinder freundlich, und ging mit ihnen in den Garten am Hauſe, den Kuno im vorigen Jahre mit vieler Mühe ſehr verſchönert und bis an die nächſte Felſenwand erweitert hatte. Die Frau ſetzte ſich auf die kleine Bank unter einem Baume, rief die Kinder näher zu ſich her, und alle drängten ſich zu ihr, und blickten freudig und freundlich lächelnd zu ihr auf.

„Nun, meine lieben Kinder!“ ſprach ſie, „wißt ihr auch, warum der heutige Tag ein ſo großes Freudenfeſt für uns iſt?“ „O ja,“ riefen die Kinder, „weil Jeſus Chriſtus vom Tode auferſtanden iſt.“ „Könnet ihr aber auch erzählen,“ fragte ſie, „wie das zugegangen iſt. Ihr wißt, Er iſt aus Liebe zu uns geſtorben, und wurde begraben. Was geſchah nun weiter?“

Marthas Schweſterchen blickte in dem Garten umher, und dann auf die Felſenwand hin, und ſagte: „Sein Grab war auch in einem Garten, und es war in einen Felſen eingehauen. Das Grab wurde mit einem großen, hohen Steine, wie mit einer Thüre, verſchloſſen. Jeſus hatte voraus geſagt, in drei Tagen werde Er wieder vom Tode auferſtehen. Die Leute wollten es Ihm aber nicht glauben; allein Er hat doch Wort gehalten. Nun, was geſchah? Die heiligen Engel erſchienen, wie einſt bei ſeiner Krippe, bei ſeinem Grabe. Am Morgen des dritten Tages kam ein Engel von dem Himmel herab, und wälzte den Stein weg von dem Grabe. Sein Kleid war weiß, wie Schnee, und ein Glanz umgab Ihn, viel heller als ein Blitz. Noch andere ſchöne, glänzende Engel erſchienen. Und Jeſus Chriſtus ging neulebendig, ſchöner und herrlicher, als alle Engel, aus dem Grabe hervor. Wie die frommen Hirten ehemals zu der Krippe Jeſu gekommen ſind, ſo beſuchten fromme Frauen ſein Grab; und wie ein Engel den Hirten die große Freude verkündet hatte, Chriſtus ſey geboren; ſo verkündeten die Engel am Grabe den trauernden Frauen die eben ſo große Freude, Er ſey auferſtanden. „Was ſucht ihr den Lebenden unter den Todten, ſagte der Engel; Er iſt nicht mehr hier; Er iſt auferſtanden, wie Er es vorher geſagt hat.“

„Nun wohl,“ ſprach die Frau, „du haſt das, was ich dir, und meiner Blanda und meinem Edmund hier, erzählt habe, gut gemerkt. Nun will ich weiter erzählen. Nachdem die Engel verſchwunden waren, offenbarte Jeſus Chriſtus ſelbſt ſich zuerſt einer der frommen Frauen, die allein zu dem Grabe in den Garten gekommen war. Anfangs erſchien Er ihr, um ſie nicht zu erſchrecken, als ein Gärtner, gab ſich ihr aber dann ſogleich zu erkennen, nannte mit Seiner ihr bekannten liebreichen Stimme ſie freundlich mit ihrem Namen: »Maria!« und ſie rief voll Erſtaunen und Freude: „O mein Lehrer!« und fiel anbetend auf ihre Knie, und fühlte ſich ſo ſelig, als wäre ſie im Paradieſe.«

„Die übrigen Frauen kehrten, hocherfreut über die Freudenbotſchaft, Er ſey auferſtanden, von dem leeren Grabe zurück. Wie ſie nun an dem lieblichen Frühlingsmorgen der Stadt zu gingen, da kam Jeſus ihnen entgegen, und ſagte freundlich zu ihnen: »Seyd gegrüßt!« Sie erkannten Ihn, und fielen vor Ihm auf die Knie, und umfaßten voll Freude und Anbetung ſeine Füße.«

„Zwei ſeiner Jünger wollten nach einem Flecken gehen, der Emaus hieß. Sie waren recht traurig, und redeten von nichts, als von ſeinem Tode. Da geſellte Er ſich, unter der Geſtalt eines fremden Wanderers, zu ihnen und legte ihnen die heilige Schrift aus, in der es vorher geſagt worden, daß Chriſtus leiden und ſterben, und wieder vom Tode auferſtehen mußte. Sie baten Ihn, als ſie bei ihrer Wohnung ankamen, bei ihnen zu übernachten, weil es ſchon Abend war. Er kehrte bei ihnen ein, ſetzte ſich mit ihnen zu Tiſch, gab ſich ihnen bei dem Brodbrechen zu erkennen — und verſchwand. Und ihr ganzes Herz glühte von Freude und Anbetung.«

„Die Apoſtel hatten ſich, aus Furcht vor den Mördern Jeſu, in einen Saal eingeſchloſſen. Da ſtand Er auf einmal in ihrer Mitte und ſagte zu ihnen: „Der Friede ſey mit euch.“ Sie aber erſchraken und meinten einen Geiſt zu ſehen. Er aber zeigte ihnen ſeine Wundenmale, und ging ſo vertraulich mit ihnen um, wie ehemals vor ſeinem Tode. Sie erkannten nun, Er ſey es wirklich, und hatten eine Freude, die ſich gar nicht ausſprechen läßt.«

„Einer der Apoſtel, Namens Thomas, war nicht dabei geweſen. Er glaubte es den Apoſteln nicht, daß Jeſus Chriſtus auferſtanden ſey, und daß ſie Ihn geſehen hätten. Als die Apoſtel nun wieder in dem Saale verſammelt waren und Thomas bei ihnen war, ſtand Jeſus wieder plötzlich in ihrer Mitte — und Thomas fiel anbetend vor Ihm nieder und rief: „Mein Herr und mein Gott!« — —

„Jetzt,« ſprach die Frau, „muß ich euch noch ſagen, warum auch wir uns von ganzem Herzen freuen ſollen, daß Jeſus Chriſtus vom Tode auferſtanden iſt.«

„Jeſus Chriſtus hat durch ſeine Auferſtehung uns gezeigt, daß der Vater im Himmel Ihn in dieſe Welt geſandt hat, uns Menſchen das ewige Leben zu geben. Jeſus gab uns den ſchönſten und einfachſten Beweis von einem Leben nach dem Tode! Er ging lebend aus dem Grabe hervor, und zeigte ſich ſo als den Ueberwinder des Todes. Und was könnte für uns Menſchen, die wir alle ſterben müſſen, tröſtlicher und erfreulicher ſeyn, als die Hoffnung eines neuen ewigen Lebens nach dem Tode, das Jeſus uns verheißt! Wie Er ſeinen Jüngern vorher geſagt hat, Er werde auferſtehen, und wie dieſes geſchah; ſo hat Er auch vorher geſagt, daß wir auferſtehen werden, und auch dies wird geſchehen. Er konnte mit Wahrheit ſagen: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er gleich geſtorben iſt.“ — „Ja, wahrlich, ſprach Er, ich ſage euch, es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Sohnes Gottes hören, und hervor gehen und leben werden.“

„Alles, was ihr, meine lieben Kinder, zu dieſer ſchönen Frühlingszeit hier im Garten und dort im Thale und auf den Bergen umher nur immer erblickt, beſtätigt Das, was Jeſus Chriſtus von der Auferſtehung und einem neuen Leben geſagt hat. Schaut nur einmal um euch! Seht, die Bäume dort ſtanden dürr, ohne Laub, und wie erſtorben da; nun leben ſie neu auf, und ſchmücken ſich mit friſchen, grünen Blättern. Tauſend ſchöne, bunte Schmetterlinge und mancherlei niedliche Käferchen, die früherhin, unanſehnlichen Würmern ähnlich, nur auf Blättern umher kriechen konnten, ſich dann in die Erde verſcharrten, kommen jetzt beflügelt und als neue Geſchöpfe aus dieſen ihren Gräbern hervor, und freuen ſich ihres neuen Lebens. Die Blumen da auf den Gartenbeeten kommen aus der dunkeln Erde hervor; auch ſie ſind auferſtanden! Auf dieſe Wunder der Natur aufmerkſam zu ſeyn, hat ſelbſt Jeſus Chriſtus uns gelehrt — in dem ſchönen Gleichniſſe von dem Weizenkörnlein, das in die Erde gelegt wird, und da verweſet, und dann als eine ſchöne, reiche Aehre ſich aus der Erde erhebt. Jede Kornähre, jede Blume, jedes Gräslein ruft uns gleichſam zu: „Ich bin erſtanden; ſo wirſt auch du, o Menſch, der du in das Grab gelegt wirſt, wieder auferſtehen.“

Die Frau ſagte noch weiter: „Da ſehe ich unter euch, meine lieben Kinder, zwei Geſchwiſter in ſchwarzen Kleidern, einen Knaben und ein Mädchen, denen vor wenigen Tagen ihre Mutter geſtorben iſt. Ach, wie ſchmerzlich habt ihr Beide geweint, als ihr es ſo habt mit anſehen müſſen, wie man eure liebe Mutter begraben hat! Da ich nur davon rede, kommen euch wieder die Thränen in die Augen. Aber ſeyd getroſt, ihr guten Kinder! Auch eure liebe, fromme Mutter wird wieder auferſtehen. Wie die Jünger und Jüngerinnen Jeſu, die über den Tod ihres geliebten Herrn und Heilandes voll Traurigkeit waren, Ihn wieder geſehen haben, und eine unbeſchreibliche Freude hatten, ſo werdet auch ihr dereinſt eure liebe Mutter wiederſehen, ihr freundliches Angeſicht, nicht mehr vom Tode entſtellt, ſondern von himmliſcher Schönheit verklärt, wieder erkennen, und auch eure Freude wird unausſprechlich groß ſeyn. O weinet daher nicht mehr! Trocknet eure Thränen, und laßt uns fröhlich ſeyn! Denn es iſt eine Auferſtehung, ein ewiges Leben! Wir wollen uns darüber freuen, und Gott loben und preiſen. Alle frommen Chriſten auf der weiten Erde ſingen heute voll Freude: „Alleluja! Lobet den Herrn!“ In dieſen Freudenruf wollen auch wir mit einſtimmen, und freudig rufen: Alleluja!“

„Doch,“ ſprach die Frau und ſtand auf, „nun kommt mit mir!“ Sie führte die Kinder zur Felſenwand, wo Kuno auf einem zierlich mit feinem Kieſe beſtreuten Grunde, einen großen länglicht runden Tiſch aufgeſtellt hatte. Der Tiſch war mit einem farbigen Teppiche belegt. Raſenſitze von jungem, friſchen Grün umgaben ihn. Die Kinder ſetzten ſich rings um den Tiſch, und mitten unter ihnen Edmund und Blanda. Alle ſahen freundlich und fröhlich aus den Augen, und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Es war wirklich ein ungemein lieblicher Anblick, den ſchönen Kreis von gelb- und braunlockigen Köpfchen und alle die blühenden Geſichtchen zu ſehen. „So ſchön iſt kein Blumenkranz,“ ſagte die Frau bei ſich ſelbſt, „und wäre er auch aus den ſchönſten Roſen und Lilien gewunden.“

Nun wurde eine große irdene Schüſſel voll heißer Milch aufgetragen, darein Eier geſchlagen waren. Jedes Kind hatte ein neues irdenes Schüſſelchen vor ſich ſtehen. Jedes bekam nun ſeinen Theil, und ließ ſich's trefflich ſchmecken. Hierauf führte die Frau die Kinder durch eine Seitenthüre des Gartens in das kleine Tannenwäldchen, das an den Garten ſtieß. Zwiſchen den jungen Tannen waren hie und da ſchöne grüne Raſenplätze. Die Frau ſagte den Kindern, jedes ſolle aus Moos, mit dem die Felſen und Bäume umher reichlich bewachſen waren, ein kleines Neſtchen machen. Sie gehorchten mit Freuden. Denjenigen Kindern, die nicht zurecht kommen konnten, mußten die geſchicktern helfen. Jedes mußte ſich ſein Neſtchen wohl merken.

Nun kehrte die Frau mit den Kindern wieder in den Garten zurück. Aber ſieh! da erblickten ſie auf dem Tiſche einen großen Kuchen von Eierbrod, der wie ein großer gewundener Kranz geſtaltet war. Jedes bekam nun ein großes Stück Kuchen. Indeß nun die Kinder aßen, ſchlich Martha mit einem großen Korbe voll gefärbter Eier heimlich in das Wäldchen, und vertheilte die Eier in die Neſtchen, und die blauen, rothen, gelben oder bunten Eier nahmen ſich in den zierlichen Neſtchen von zartem, grünlichem Mooſe ungemein ſchön aus.

Nachdem die Kinder genug gegeſſen hatten, ſagte die Frau: „Nun kommt, jetzt wollen wir nach den Neſtchen ſehen.“ In jedem Neſtchen lagen fünf gleichfarbige Eier, und auf Einem derſelben ſtand ein Reim. Was da die Kinder für ein Freudengeſchrei erhoben! Die Freude und der Jubel ging über alle Beſchreibung. — „Rothe Eier! Rothe Eier!“ rief das eine, „in meinem Neſtchen ſind lauter rothe Eier.“ „Und in dem meinigen ſind blaue,“ rief ein anderes, „o alle ſo ſchön blau, wie jetzt der Himmel.“ „Die meinigen ſind gelb,“ ſchrie ein drittes, „noch viel ſchöner gelb, als die Schlüſſelblümchen, oder der hellgelbe Schmetterling, der dort fliegt.“ „Die meinigen“ rief das vierte, „haben gar alle Farben!“ „O das müſſen wunderſchöne Hühner ſeyn,“ rief ein kleiner Knabe, „weil ſie ſo ſchöne Eier legen. Dieſe möchte ich einmal ſehen.“

„Ei,“ ſagte Martha's Schweſterchen, die Hennen legen freilich keine ſo ſchöne Eier. Ich glaube gar, das Häschen hat ſie gelegt, das aus dem Wachholderbuſche herausſprang und davon lief, als ich dort das Neſtchen bauen wollte.“ Und alle Kinder lachten zuſammen, und ſagten im Scherze, „der Haſe lege die bunten Eier.“ Dieſer Scherz hat ſich in manchen Gegenden bis auf unſere Zeiten erhalten.

„O mit wie Wenigem,“ ſagte die Frau, „kann man den Menſchen eine große Freude machen! Wer ſollte nicht gern geben; indem ja Geben ſeliger iſt, als Empfangen! — Wer doch noch ein Kind ſeyn könnte! Eine ſolche Freude empfinden unter den Erwachſenen nur diejenigen, die ihr Herz rein und ſchuldlos bewahrten. Nur dieſe leben noch in dem Paradieſe der Kindheit — dieſem Gottesreiche ſchuldloſer Freude.“

Nun machte die Frau den Kindern wieder eine andere Unterhaltung. Manches Kind, das nur blaue Eier bekam, hätte gern auch ein rothes oder gelbes gehabt. Denen, mit den rothen, gelben oder bunten Eiern ging es eben ſo. Die Frau ſagte daher den Kindern, ſie ſollen miteinander tauſchen. Nur das Ei mit dem Sprüchlein durfte nicht vertauſcht werden. Das war jetzt eine neue Freude, da jedes Kind auf dieſe Art Eier von allen Farben erhielt. „Seht,“ ſagte die Frau, „ſo muß man einander aushelfen. Wie es mit den Eiern hier iſt, ſo iſt es mit tauſend andern Dingen. Gott theilte ſeine Gaben ſo aus, daß die Menſchen einander davon wechſelweiſe mittheilen können, und ſo einander Freude machen und einander lieb gewinnen ſollen. Möchte doch jeder Tauſch oder Kauf, wie euer kleiner Eierhandel beſchaffen ſeyn, daß immer beide Theile gewinnen und keiner verliere.“

Der kleine Edmund las ſeinen Reim. Ein Köhlerknabe war darüber voll Erſtaunen. Denn damals gab es noch wenige Schulen, und mancher Erwachſene wußte kaum, daß es um das Leſen und Schreiben etwas Schönes und Nützliches ſey. Der Köhlerknabe wollte nun ſogleich wiſſen, was denn da auf ſeinem Ei geſchrieben ſtehe. „O, ein unvergleichlich ſchönes Sprüchlein!“ ſagte die Frau. „Höre einmal! Für Speis und Trank dem Geber dank!“ Sie fragte die Kinder, ob ſie dieſes immer gethan hätten? Jetzt fiel es ihnen erſt ein, Gott für die fröhliche Mahlzeit und die ſchönen Eier zu danken, was ſie denn nach Anleitung der Frau auch ſogleich von Herzen thaten.

Nun wollte aber jedes Kind wiſſen, was auf ſeinem Ei ſtehe. Alle drängten ſich um die Frau. Alle die kleinen Händchen, und in jedem der Händchen ein Ei, waren gegen ſie ausgeſtreckt. Alle riefen, wie mit einem Munde: „Was ſteht auf meinem? Was auf meinem? Wie heißt meines? O, mein Sprüchlein zuerſt leſen!“

Die Frau mußte Friede machen, und die Kinder in einen Kreis ſtellen. Jetzt las ſie in der Reihe herum ein Sprüchlein nach dem andern. Jedes Kind war voll Begierde zu wiſſen, wie ſein Reimlein heiße. Alle horchten auf die Frau, und wandten kein Auge von ihr, wenn ſie wieder ein Sprüchlein las.

Die Reimlein beſtanden nur immer aus einigen Wörtchen. Alle zuſammen, ſowohl auf den Eiern, die ſie jetzt, als auf jenen, die ſie nachher noch austheilte, waren ungefähr folgende Reimen:

1. Nur Eins iſt noth,
Kind, liebe Gott!
2. Gott ſieht dich, Kind,
Drum ſcheu' die Sünd'.
3. Für Speiſ' und Trank
Dem Geber dank'.
4. Ein dankbar Herz
Flammt himmelwärts.
5. Vertrau auf Gott,
Er hilft in Noth.
6. Höchſt elend iſt,
Wer Gott vergißt.
7. Wer Jeſum ehrt,
Thut, was Er lehrt.
8. Gebet und Fleiß
Macht gut und weiſ'.
9. Fromm, gut und rein,
Drei Edelſtein.
10. Ein gutes Kind
Gehorcht geſchwind.
11. Beim Eigenſinn
Iſt kein Gewinn.
12. Ein reines Herz
Erſpart viel Schmerz.
13. Kind, wirſt du roth,
So warnt dich Gott.

14. Wie Roſen blüht
Ein rein Gemüth.

15. Beſcheidenheit
Das ſchönſte Kleid.

16. Wer Lügen ſpricht,
Dem glaubt man nicht.

17. Die Heuchelei
Ein faules Ei.

18. Verdientes Brod
Macht Wangen roth.

19. Unmäßig ſeyn
Bringt Schmach und Pein.

20. Geiz macht ein Herz
Zu Stein und Erz.

21. Ein frommer Mann
Hilft, wo er kann.

22. Zorn, Haß und Neid
Bringt dir nur Leid.

23. Still, ſanft und mild,
Ein goldner Schild.

24. Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden.

25. Gutſeyn, nicht Geld,
Macht lieb und hold.

26. Ein gut Gewiſſen,
Ein ſanftes Kiſſen.

27. Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth.

28. Zur Ewigkeit
Sey ſtets bereit.

29. Weltluſt vergeht,
Tugend beſteht.

30. Den Frommen lohnen
Dort ew'ge Kronen.

Jedes Kind gab ſich alle Mühe, ſein Reimlein zu merken, und wiederholte es in der Stille immer bei ſich ſelbſt, um es nicht zu vergeſſen.

Die Frau fragte nun in der Reihe herum, ob jedes Kind ſein Sprüchlein noch wiſſe. Hie und da mußte ſie ein wenig nachhelfen. Aber bald wußte Jedes das ſeine ſchön und deutlich zu ſagen. Ja, viele merkten auch die Reimlein der übrigen. Nach und nach wußte faſt jedes Kind alle Reime auswendig. Wenn man nur das erſte Wort nannte, ſo wußten ſie faſt allemal das Sprüchlein bis ans Ende zu ſagen. Und wenn man die erſte Hälfte ſagte, ſo wußten ſie die zweite ganz ſicher. So viel auf einmal, und ſo leicht, unter Luſt und Lachen, hatten die Kinder noch nie gelernt.

Die Väter und Mütter und die andern Kinder, die indeß nach Hauſe gekommen waren, und den lauten Jubel, der in das Thal hinabſcholl, vernahmen, eilten herauf, zu ſehen und zu hören, was es denn gebe. Die Kinder ſprangen ihren Eltern voll Freude entgegen, zeigten ihnen die Eier und ſagten die Reime auf. Die Eltern waren ganz erſtaunt. „So viel,“ ſagten ſie, „lernen ja die Kinder zu Hauſe kaum in einem halben Jahre auswendig, als hier in einer halben Stunde. Es bleibt doch wahr, „Luſt und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit ring.“ „Aber den Kindern Luſt zu machen,“ ſagte der Müller, „das iſt das Kunſtſtückchen. Da ſteckts! — Das heißt einmal viel gelernt! Das iſt ja eine ganze Sittenlehre für Kinder im Kleinen. Wie die Frau doch mit Kindern umzugehen weiß!«

Die Frau beſchenkte nun auch die übrigen Kinder mit bunten Eiern und mit Kuchen, und ſagte noch zu allen: „Die gefärbten Eier mögt ihr zu Hauſe eſſen; nur die mit dem Sprüchlein müßt ihr zum Andenken aufbewahren.« „Die eſſen wir freilich nicht!« ſagten die Kinder. „Die heben wir auf. Das Sprüchlein iſt ja mehr werth, als das Ei.« „Ganz gewiß,« ſagte die Frau, „wenn ihr das befolgt, was es euch lehrt.«

Sie ermahnte die Eltern nun, die Kinder bei guter Gelegenheit an die Sprüchlein zu erinnern. Die Eltern thaten's. Wenn ein Kind nicht ſogleich auf das Wort gehorſamen wollte, erhob der Vater den Finger und ſagte: „Ein gutes Kind« — und das Kind ſprach: — „gehorcht geſchwind!« und gehorchte dann auch geſchwind. Wenn ein Kind Miene machte, zu lügen, ſprach die Mutter: „Wer Lügen ſpricht« — und das Kind fuhr fort: „dem glaubt man nicht!« erröthete und ſchämte ſich zu lügen. Und ſo machten die Eltern es auch mit den übrigen Reimen.

Die Kinder ſagten noch gar oft: „In unſerm Leben haben wir keinen ſo vergnügten Tag gehabt.« „Nun,« ſagte die Frau allemal, „ſo thut nur fleiſig, wie es in den Sprüchlein heißt, und dann gebe ich euch alle Jahre ein ſolches Eierfeſt. Wer aber böſe und nicht folgſam iſt, darf nicht dazu kommen. Denn es ſoll nur ein Feſt für gute Kinder ſeyn.“ O, wie da die Kinder im Thale ſo gut und ſo folgſam wurden!

Fünftes Kapitel.

Ein Paar Eier — mehr werth, als wenn ſie von Gold wären.

Unter den Zuſchauern, die dem kleinen Kinderfeſte beiwohnten, hatte die Frau einen fremden Jüngling bemerkt, der in dem Kreiſe fröhlicher Menſchen ganz traurig daſtand. Der Jüngling mochte etwa im ſechzehnten Jahre ſeyn. Er war nur ſehr ärmlich gekleidet, allein von einem ſehr edlen Ausſehen und von einer blühenden, unverdorbenen Geſichtsfarbe; ſeine ſchönen gelben Haare hingen bis auf die Schultern herab, und in der Hand hatte er einen langen Wanderſtab.

Nachdem ſich die meiſten Zuſchauer zerſtreut hatten, fragte ihn die Frau voll Mitleids, warum er denn ſo traurig ſey. „Ach,“ ſprach der Jüngling, und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen, „mein Vater der ein Steinhauer war, iſt erſt vor drei Wochen geſtorben. Meiner Mutter geht es nun mit meinen zwei kleinen Geſchwiſtern, einem Knaben und einem Mädchen, ſehr hart. Mich will der Bruder meiner Mutter annehmen, und mich das Handwerk des Vaters, das er auch treibt, lehren, damit ich die Mutter erhalten, und mich einmal in der Welt fortbringen könne. Zu dieſem reiſe ich jetzt. Ich komme ſchon zwanzig Stunden weit her, und habe faſt noch einmal ſo weit zu gehen. Denn der Vetter wohnt weit von hier in einer andern Gegend des Gebirges.«

Die Frau wurde, beſonders da ihr eigenes Schickſal dem Schickſale der armen Wittwe des Steinhauers in etwas ähnlich war, ſehr gerührt. Sie gab ihm Milch mit Eiern und ein Stück Eierkuchen zu eſſen, und ſchenkte ihm Einiges, ſeine Mutter damit zu unterſtützen. Edmund und Blanda hatten auch großes Mitleiden mit ihm. „Da,« ſagte Blanda, „bring' dieſes rothe Ei deinem kleinen Schweſterchen, und grüße ſie mir recht freundlich.„ „Und,« ſagte Edmund, „dieſes blaue Ei bringe deinem Brüderchen zum Gruße, und ſag' ihm, er ſoll uns einmal heimſuchen! Wir wollen ihm dann auch Milchſuppe und Eierkuchen auftiſchen.« Die Mutter lächelte, holte noch ein bemaltes Ei, und ſagte: „Dieſes Ei da gib deiner Mutter. Das Sprüchlein darauf iſt der beſte Troſt, den ich ihr geben kann: Vertrau auf Gott, Er hilft in Noth! und ſo wird ihr das Ei kein unangenehmes Geſchenk ſeyn; ja, wenn ſie das Sprüchlein befolgt, ſo iſt es das beſte Geſchenk von der Welt, das man ihr nur immer machen könnte.“

Der Jüngling dankte herzlich. Der Müller behielt ihn über Nacht, und am andern Morgen, da die Spitzen der Felſen, die das Thal einſchloſſen, ſich rötheten, ſetzte der erfreute Jüngling ſeinen Stab weiter, nachdem der Müller ihm noch zuvor Haberbrod und Ziegenkäſe in ſeinen Querſack geſteckt hatte.

Fridolin, ſo hieß der Jüngling, wanderte durch das Gebirg, über hohe Felſen und durch tiefe Thäler, rüſtig fort. Am Abende des dritten Tages war er nur mehr ein paar Stunden von der Wohnung des Vetters entfernt. Aber ſieh da! als er ſo auf ſchmalem Wege längs einer himmelhohen Felſenwand hinkletterte, und in die tiefe, ſchauerliche Kluft zwiſchen den buſchigen Felſen mit Grauſen hinabſchaute, erblickte er auf einmal ein aufgezäumtes und geſatteltes Pferd; die Decke war ſchön purpurroth und der Zügel ſchien lauter Gold. Das Pferd aber ſchaute zu ihm herauf und wieherte, als freute es ſich, einen Menſchen zu ſehen, und als wollte es ihn mit lautem Jubel willkommen heißen.

„O Himmel!“ ſagte der Jüngling, „wie kommt das gute Thier in dieſe tiefe Schlucht hinab. Allem nach gehört es einem Ritter zu. Wenn dem Herrn, dem es angehöret, nur kein Unglück begegnet iſt! Ein geſatteltes Pferd ohne Reiter an einem ſolchen Orte iſt immer ein Anblick, über den man erſchrickt. Mir wird ganz bange; ich muß doch einmal nachſehen.“ Er verſuchte lange vergebens hinab zu klettern, wiewohl er im Bergſteigen ſehr geübt war. Endlich fand er zwiſchen den Felſen einen engen Steig, den ein wildes Bergwaſſer ausgehöhlt hatte, der aber jetzt trocken lag. Er kam glücklich hinunter. Da ſah er einen Mann von edlem Ausſehen und in ritterlicher Kleidung unter einem überhangenden Felſen liegen. Sein glänzender Helm mit dem prangenden Federbuſche lag neben ihm, und der Spieß ſteckte daneben. Der Mann aber ſah ſehr blaß aus, und der Jüngling wußte nicht, ob er nur ſchlafe, oder gar todt ſey. Mitleidig ging er zu ihm hin, faßte ihn freundlich bei der Hand und ſagte: „Fehlt euch etwas, lieber Herr?“

Der Mann ſchlug die Augen auf, blickte den Jüngling ſtarr an, ſeufzte, und verſuchte zu reden. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Da deutete er mit der Hand auf den Mund, und dann auf den Helm, der neben ihm lag. Fridolin verſtand, daß er trinken wolle, nahm den Helm, und ging, Waſſer zu holen. Ein Paar graue Weidenbäume tief in einem Winkel der Schlucht verriethen ihm, daß Waſſer in der Nähe ſeyn müſſe. Er ging hin, fand feuchten Grund, wand ſich eine Strecke zwiſchen Felſen und Geſträuchen hinauf, und ſieh! da rann ein kleines Quellchen, hell wie Kriſtall, aus einem mooſigen Felſen hervor. Fridolin füllte den Helm, und eilte dem Durſtenden zu. Er trank öfter und in langen Zügen. Nach und nach kam ihm die Sprache wieder.

„Gott ſey Dank!“ war ſein erſtes Wort. „Und auch dir ſey Dank, freundlicher Jüngling,“ fuhr er mit heißerer Stimme fort, indem er den Kopf auf die Hand ſtützte. „Dich hat mir Gott zugeſendet, damit ich nicht verſchmachte. — Aber wie mich jetzt hungert! Haſt du nicht einen Biſſen Brod bei dir?“

„O Du mein Gott,“ rief Fridolin, „wenn ich es nur früher gewußt hätte. Haberbrod und Ziegenkäſe, die ich da im Querſacke trug, ſind rein aufgezehrt. Doch halt, halt!“ rief er jetzt freudig aus, da habe ich ja noch die Eier. Die ſind eine geſunde, nahrhafte Speiſe.“ Er ſetzte ſich zu dem Manne auf den reichlich mit Moos bewachſenen Boden, langte die gefärbten Eier hervor, machte ſogleich eines von der Schale los, ſchnitt es mit ſeinem Taſchenmeſſer, gleich Apfelſchnitzchen, in länglichte Stücklein, und gab ein Stückchen nach dem andern dem Manne. Der Mann aß, trank dann wieder dazwiſchen, und aß dann wieder.

Fridolin wollte das dritte Ei auch aufklopfen. Aber der Mann ſagte: „Laß es gut ſeyn. Zuviel auf einmal eſſen, beſonders nachdem man lange gehungert, iſt nicht gut. Ich habe für jetzt genug. So hat es mir in meinem Leben noch nicht geſchmeckt. Es war ein Königsmahl.“ „Ich fühle mich, Gott ſey Dank, ſchon kräftiger!“ fuhr er fort und ſetzte ſich vollends auf. „O wenn du nicht gekommen wäreſt, ſo wäre ich dieſe Nacht ſicher verſchmachtet.“

„Aber,“ ſagte Fridolin, indem er den hellen Panzer und die Kleidung von prächtigen Farben näher betrachtete, wie kommt Ihr, edler Ritter, mit Eurem Pferde denn in dieſe ſchauerliche Schlucht herab?“

„Ich bin nur ein Edelknecht,“ ſagte der Mann, „und reiſe ſchon mehrere Wochen in Angelegenheit meines Herrn weit umher. Da hab' ich mich in dieſem waldigen Gebirge verirrt. Die Nacht überfiel mich. Auf einmal ſtürzte ich in der Finſterniß ſammt meinem Pferde den ſteilen Abhang dort herunter in dieſe Tiefe. Dem Pferde, das gut auf den Beinen iſt, geſchah nichts. Aber ich habe mich da an dem Fuße beſchädigt, daß ich nicht mehr gehen, und mich nicht einmal mehr auf das Pferd ſchwingen kann. Indeß iſt's ein Wunder, daß Mann und Roß nicht ſogleich zu Grunde gingen. Ich kann Gott nicht genug danken! Ich verband mir die Wunde, ſo gut ich konnte; aber das Wundfieber ſetzte mir hart zu. Ich hatte mich ſchon darein ergeben, zwiſchen dieſen Felſen Hungers zu ſterben. Da erſchienſt du mir, guter

Jüngling — wie ein Engel des Himmels. Sag' doch an, wie heißeſt du und wie kommſt du hieher in dieſe menſchenleere, einſame Wüſte?«

Fridolin ſagte ſeinen Namen und erzählte ſeine Geſchichte, und der Mann hörte aufmerkſam zu, und that dazwiſchen allerlei Fragen. „Wunderlich,“ ſagte er, indem er auf die Eierſchalen zeigte, die auf dem Mooſe umherlagen, „daß ſie ſo ſchön roth und blau ſind. Ich habe noch nie ſolche Eier geſehen. Wie, laß mich das Ei, das noch ganz iſt und das du wieder in den Querſack ſteckteſt, doch einmal näher betrachten!«

Fridolin gab's ihm, und erzählte, wie er dazu gekommen. Der Mann betrachtete das Ei ſehr aufmerkſam, und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Mein Gott,“ ſagte er, „was da auf dem Ei ſteht, iſt wohl recht wahr: Vertrau auf Gott, Er hilft in Noth. Das habe ich jetzt erfahren. Mit heißer Inbrunſt flehte ich in dieſem Abgrunde zu Gott um Hülfe, und Er hat mein Flehen erhört. Seine Güte ſey dafür dankbar geprieſen! Geſegnet ſeyen die guten Kinder, die dir das Paar Eier ſchenkten. O ſie dachten wohl nicht, daß ſie damit einem fremden Manne das Leben retten würden! Geſegnet ſey die gute Frau, die auf dieſes Ei hier den tröſtlichen Reim ſchrieb.«

„Liebſter Fridolin!« fuhr er fort, „gib das Ei mir. Ich will es aufheben, damit ich den ſchönen

Spruch, der ſich an mir ſo ſchön bewährte, immer vor Augen haben kann. Ja, meine Kinder und Kindeskinder ſollen noch im Vertrauen auf Gott geſtärkt werden, ſo oft ſie das Ei erblicken und den Spruch leſen. Vielleicht erzählen nach hundert Jahren meine Urenkel noch davon, wie wunderbar Gott ihren Urgroßvater durch ein Paar Eier vom Hungertodte gerettet habe. Ich will dir für die Eier etwas Anderes geben.“ Er zog ſeinen Geldbeutel heraus, und gab ihm für jedes Ei, das er gegeſſen hatte, ein Goldſtück — für das Ei mit dem ſchönen Reim aber zwei. Fridolin wollte ihm das Ei zwar nicht laſſen. Der Mann aber bat ſo lange, bis er es ihm gab.

„Doch ſieh,“ ſagte der Mann jetzt, indem er an der Felſenwand hinauf blickte, „es will Abend werden, und die Felſen und Geſträuche da oben ſchimmern in der Abendſonne ſchon wie rothes Gold. Verſuch es doch einmal, mir auf das Pferd zu helfen. Der Weg, auf dem du herabkamſt in dieſe fürchterliche Schlucht, wo die Sonne nie hinſcheinet, läßt mich doch einen Ausgang hoffen.“

Fridolin half ihm auf das Pferd, und führte es am Zügel. Sie kamen durch den Hohlweg mit vieler Mühe, aber dennoch glücklich herauf. O wie ſich da der Mann freute, als er die Sonne wieder erblickte, und Wald und Gebirg umher, von ihren glühendrothen Strahlen herrlich beleuchtet!

„Zu meinem Vetter,“ ſagte Fridolin, „kommen wir jetzt wohl noch. Ich gehe einen ſtarken Schritt, und Euer Pferd bleibt gewiß nicht zurück. Der Vetter wird Euch mit Freuden aufnehmen. Er iſt ein braver Mann. Ihr findet nicht nur eine gute Nachtherberge, ſondern ſicher auch, bis Ihr wieder hergeſtellt ſeyd, eine liebreiche Pflege.“

Mit anbrechender Nacht kamen ſie vor der Wohnung des ehrlichen Steinhauers an. Er nahm den Edelknecht mit Freuden auf, und klopfte ſeinem jungen Vetter Fridolin auf die Schulter, daß er ſo brav und gut gehandelt habe. — Fridolin trug ſeine Bedenklichkeiten vor, daß er nicht Wort halten, und ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern die gefärbten Eier nicht ſenden könne.“ „Ah was, Eier,“ ſagte Fridolins Vetter, „ich weiß zwar nicht, was du Alles von rothen und blauen und bunten Eiern daher ſchwatzeſt, oder was dieſe Eier vor andern Vogeleiern, deren viele gewiß noch weit ſchöner und zarter bemalt ſind, Beſonderes haben ſollen; aber wären ſie auch pures Gold, ſo wären ſie dennoch wohl aufgezehrt, da nur der brave Mann hier nicht Hungers ſterben durfte, und du einmal ein braver Kerl wirſt. Du haſt gehandelt, wie der wohlthätige Samariter — und ich will nun den Wirth machen. Aber bezahlen darfſt du mir nichts,“ ſetzte er noch lächelnd hinzu. „Hörſt du?“

Der Edelknecht zeigte das Ei mit dem Spruche.

„Es iſt wunderſchön,“ ſagte der Vetter zu Fridolin. „Indeß laß ihm's nur; das Gold da wird deiner Mutter lieber ſeyn. Komm, ich will es dir auswechſeln!“ Der Jüngling erſtaunte über die Menge Münze, die er dafür bekam; denn er hatte das Gold nicht gekannt, weil er noch nie eines geſehen hatte. Ja, das gelbe Geld war ihm ſogar etwas verdächtig vorgekommen. „Sieh,“ ſagte der Vetter „auch an deiner Mutter wird der Spruch wahr: Gott hilft in Noth! Der Spruch iſt mehr werth, als all das Geld. Es iſt indeß gut, daß man den Spruch auch ohne das Ei merken kann. Vergiß ihn daher dein Leben lang nicht.“

Der Edelknecht blieb ſo lange, bis er ganz geſund war, und beſchenkte, ehe er aufſaß, noch Alle im Hauſe reichlich.

Sechstes Kapitel.

Ein Ei, das wirklich in Gold und Perlen gefaßt wird.

Den Frühling und Sommer über fiel in dem Thale nichts Beſonderes vor. Die Kohlenbrenner bauten ihr kleines Feld und gingen fleißig in den Wald, Kohlen zu brennen; ihre Weiber beſorgten die Haushaltung und zogen viele Hühner, und die

Kinder fragten ſehr oft, ob es wohl nicht bald wieder Oſtern ſey. Die edle Frau aber war jetzt manchmal ſehr traurig. Ihr alter, treuer Diener, der ſie hieher begleitet hatte, und anfangs von Zeit zu Zeit bald größere, bald kleinere Reiſen machte, und ihre Geſchäfte beſorgte, konnte das Thal ſchon lange nicht mehr verlaſſen. Denn er fing an zu kränkeln. Ja, als es Herbſt ward und die Geſträuche an den Felſen umher bereits bunte Blätter hatten, konnte er kaum mehr vor die Thüre hinaus gehen, um ſich, was er ſonſt ſo gern that, ein wenig zu ſonnen. Die Frau vergoß aus Mitleid mit dem guten, alten Manne, und aus Beſorgniß, ihre letzte Stütze zu verlieren, manche ſtille Thräne. Auch fiel es ihr ſehr ſchwer, daß ſie nun durch ihn von ihrem Vaterlande keine Nachricht mehr erhalten konnte, und in dieſem abgelegenen Thale von der ganzen übrigen Welt wie abgeſchieden war.

Um dieſe Zeit ſetzte aber noch ein anderes Ereigniß die gute Frau in nicht geringe Aengſten und Schrecken. Einige Kohlenbrenner kamen eines Morgens aus dem Walde heim, und erzählten dem Müller: „Als wir die vergangene Nacht wohlgemuth bei unſern brennenden Kohlenhaufen geſeſſen, da ſind auf einmal vier fremde Männer zu uns gekommen; ſie hatten eiſerne Kappen auf dem Kopfe und eiſerne Wämſer an, und trugen große

Schwerter an der Seite und führten lange Spieße in der Hand. Sie nannten ſich Dienſtleute des Grafen von Schroffeneck der mit vielen Reiſigen in dem Gebirge angekommen ſey. Sie haben ſich auch nach Allem in der Gegend wohl erkundigt.“ Der Müller eilte mit dieſer Neuigkeit ſogleich zu der Frau, die eben an dem Bette des kranken Kuno ſaß. Sie wurde, als der Müller den Namen Schroffeneck nannte, todtenbleich, und rief: „O Gott, der iſt mein ſchrecklichſter Feind! Ich glaube nicht anders, als er ſtelle mir nach dem Leben. Die Kohlenbrenner werden den fremden Männern meinen Aufenthalt ja doch nicht entdeckt haben!“ Der Müller verſicherte, ſo viel er wiſſe, ſey von ihr gar nicht die Rede geweſen. „Die Männer,“ ſagte er, „haben ſich an dem Feuer nur gewärmt, und ſind gegen Tag wieder weiter gezogen. Daß ſie aber noch in dem Gebirge umherſtreifen, iſt dennoch gewiß.“

„Lieber Oswald!“ ſprach die Frau zum Müller, „ich habe, ſeit Ihr mich in Euer Haus aufnahmet, Euch immer als einen gottesfürchtigen, rechtſchaffenen, redlichen Mann kennen gelernt. Euch will ich daher meine ganze Geſchichte anvertrauen, und Euch die große Angſt entdecken, die jetzt mein Herz erfüllt; denn auf Euern guten Rath und auf Euern treuen Beiſtand mache ich ſichere Rechnung.“

„Ich bin Roſalinde, eine Tochter des Herzogs von Burgund. Zwei angeſehene Grafen warben um meine Hand — Hanno von Schroffeneck und Arno von Lindenburg. Hanno war der reichſte und mächtigſte Herr weit umher, und hatte viele Schlöſſer und Kriegsleute; allein er war nicht gut und edel. Arno war wohl der tapferſte und edelſte Ritter im Lande; allein in Vergleich mit Hanno arm, denn er hatte von ſeinem edlen, uneigennützigen Vater nur ein einziges alterndes Schloß geerbt, und war auch gar nicht darauf bedacht, durch Gewalt mehrere an ſich zu reißen. Ihm gab ich, mit Gutheißen meines Vaters, meine Hand, und brachte ihm eine ſchöne Strecke Landes mit mehreren feſten Schlöſſern zum Brautſchatze. Wir lebten ſo vergnügt, wie im Himmel.“

„Hanno von Schroffeneck faßte aber einen grimmigen Haß gegen mich und meinen Gemahl, und wurde uns todtfeind. Indeß verbarg er ſeinen Groll, und ließ ihn nicht in öffentliche Feindſeligkeiten ausbrechen. Nun mußte mein Gemahl mit dem Kaiſer in den Krieg gegen die wilden heidniſchen Völker ziehen. Hanno hätte den Zug auch mitmachen ſollen. Allein unter allerlei Vorwänden wußte er ſeine Rüſtungen zu verzögern, blieb zurück, und verſprach bloß, dem Heere ſobald möglich zu folgen. Während nun mein Gemahl mit ſeinen Leuten an den fernen Gränzen für ſein Vaterland kämpfte, und das ganze chriſtliche Kriegsheer genug zu thun hatte, den übermächtigen Feind abzuhalten, brach der treuloſe Hanno in unſer Land ein — und niemand war, der ſich ihm widerſetzen konnte. Er verwüſtete Alles weit umher, und erſtürmte ein feſtes Schloß nach dem andern. Mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwei lieben Kindern heimlich zu entfliehen. Mein guter alter Kuno war mein einziger Schutzengel auf dieſer gefährlichen Flucht, auf der ich keinen Augenblick vor Hannos Nachſtellungen ſicher war. Er führte mich in dieſes Gebirg', wo ich in dieſem vor aller Welt verborgenen Thale einen ſo ruhigen Aufenthalt fand.“

„Hier wollte ich nun verweilen, bis mein Gemahl aus dem Kriege zurück kommen, und unſre Habe dem unrechtmäſſigen Beſitzer wieder entreißen würde. Von Zeit zu Zeit zog Kuno aus dem Gebirge in die bewohntere Welt, Kunde von dem Kriege einzuholen. Allein immer kehrte er mit traurigen Nachrichten zurück. Immer noch waltete der böſe Hanno in unſerm Lande; immer noch währte der Krieg an den Gränzen mit abwechſelndem Glücke fort. Nun aber iſt es ſchon bald ein Jahr, daß mein guter Kuno krank iſt, und ſeit der Zeit weiß ich nichts mehr von meinem theuren Vaterlande, und von meinem lieben Gemahl. Ach, vielleicht fiel er ſchon lange unter dem Schwerte der Feinde! Vielleicht kam Hanno, der mir mit ſeinen Leuten ſo nahe iſt, meinem geheimen Aufenthalte auf die Spur — und was wird dann aus mir werden? Der Tod wäre noch das Beſte, das mir begegnen könnte. — O redet doch mit den Köhlern, lieber Oswald, daß ſie mich nicht verrathen!“

„Was verrathen!“ ſagte der Müller. „Ich ſtehe Euch gut für Alle; jeder gäbe ſein Leben für Euch. Ehe der grauſame Hans von Schroffeneck Euch etwas zu Leid thun ſoll, muß er es mit uns Allen aufnehmen. Seyd daher außer Sorgen, edle Frau!“ Eben ſo ſprachen die Kohlenbrenner, als ihnen der Müller die Sache vortrug. „Er ſoll nur kommen,“ ſagten ſie, „wir wollen ihm mit unſern Schürhacken den Weg weiſen.“

Die gute Frau brachte indeß ihre Tage unter beſtändigen Sorgen und Aengſten zu. Sie getraute ſich kaum mehr aus der Hütte zu gehen, und ließ auch keines ihrer Kinder vor die Thüre. Ihr Leben war ſehr betrübt und kummervoll. Da es aber in dem Gebirge wieder ruhig wurde, und man von den geharniſchten Männern nichts mehr ſah und hörte, wagte ſie es einmal, einen kleinen Spaziergang zu machen. Es war nach langem Regen gar ein ſchöner, lieblicher Tag ſpät im Herbſte. Einige hundert Schritte von ihrer Hütte ſtand eine Art ländlicher Kapelle. Sie war nur aus rohen Tannenſtämmen erbaut, und an der Vorderſeite ganz offen. In der Kapelle ſah man die Flucht nach Aegypten, ein ſehr liebliches Gemälde, das Kuno einmal von einer ſeiner Wanderungen mitgebracht hatte, die gute Frau über ihre eigene Flucht zu tröſten. Hinter der Kapelle erhob ſich eine hohe Felſenwand, und vor der Kapelle ſtanden einige ſchöne Tannen, und beſchatteten den Eingang derſelben. Das Plätzchen hatte ſo etwas Stilles und Trauliches, daß man mit Wehmuth und Freude hier verweilte. Ein angenehmer Weg über grünen Raſen, zwiſchen maleriſchen Felſen und Geſträuchen führte dahin. Dies war ihr liebſter Spaziergang. Sie ging, nicht ganz ohne Bangigkeit, auch dieſes Mal dahin. Sie kniete mit ihren Kindern einige Zeit auf dem Betſtuhle am Eingange der Kapelle. Die Aehnlichkeit ihres Schickſals mit dem großen Leiden der göttlichen Mutter, die auch mit ihrem Kinde in ein fremdes Land flüchten mußte, rührte ſie, und manche Zähre floß von ihren Wangen. Sie betete eine Zeit, und ſetzte ſich dann auf die Bank. Ihre Kinder pflückten indeß an den Felſen umher Brombeeren, freuten ſich, daß jede Beere gleichſam ein kleines, glänzendſchwarzes Träubchen bilde, und entfernten ſich nach und nach ziemlich weit.

Als nun die Frau ſo einſam da ſaß, ſieh! da kam ein Pilgersmann zwiſchen den Felſen hervor und näherte ſich der Kapelle. Er hatte nach Art der Pilger ein langes, ſchwarzes Gewand an und einen kurzen Mantel darüber. Sein Hut war mit ſchönfarbigen Meermuſcheln geziert, und in der Hand führte er einen langen, weißen Stab. Er war, wie es ſchien, ſchon ſehr alt, aber doch ein ſtattlicher, ſehr wohlausſehender Mann. Seine langen Haare, die auf beiden Seiten der Scheitel ſchlicht herab hingen, und ſein langer Bart waren weiß wie Schlehenblüthe, aber ſeine Wangen noch röther, als die ſchönſten Roſen. Die Frau erſchrak, als ſie den fremden Mann ſah. Er grüßte ſie ehrerbietig und fing ein Geſpräch mit ihr an. Sie aber war in ihren Reden ſehr vorſichtig und zurückhaltend. Sie blickte ihn nur ſehr ſchüchtern an, als wollte ſie ihn erſt ausforſchen, ob ſie ihm — als einem ganz fremden, unbekannten Manne, wohl auch trauen dürfte.

„Edle Frau,“ ſagte endlich der Pilger, „habt keine Furcht vor mir. Ihr ſeyd mir nicht ſo fremd, als Ihr denket. Ihr ſeyd Roſalinde von Burgund. Ich weiß auch gar wohl, was für ein hartes Schickſal Euch zwang, zwiſchen dieſen rauhen Felſen eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen. Auch Euer Gemahl, von dem ihr nun ſchon drei Jahre getrennt ſeyd, iſt mir recht wohl bekannt. Seit Ihr hier in dieſer abgelegenen Gegend wohnet, hat ſich in der Welt Vieles geändert. Wenn Euch je noch daran liegt, von dem guten Arno von Lindenburg zu hören, und das Andenken an ihn in Eurem Herzen noch nicht erloſchen iſt, ſo kann ich Euch die fröhlichſten Nachrichten von ihm mittheilen. Es iſt Friede! Mit Siegeskränzen geſchmückt kehrte das chriſtliche Heer zurück. Euer Gemahl hat ſeine geraubten Burgen wieder erobert. Der Böſewicht Hanno rettete ſich mit genauer Noth in dieſes Gebirg, und auch aus dieſem hat er ſich ſchon weiter flüchten müſſen. Der innigſte Wunſch Eures Gemahls iſt nun, Euch, ſeine geliebte Gemahlin, wieder aufzufinden.“

„O Gott,“ rief jetzt die Frau, „welch' eine Freudenbotſchaft! O wie danke ich Dir, lieber Gott!“ Sie ſank auf die Knie, und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen. „Ja,“ ſprach ſie, „Du, guter Gott, haſt meine heißen Thränen geſehen, meine ſtillen Seufzer vernommen, mein unaufhörliches Flehen erhört! — O Arno, Arno, daß mir doch bald der ſelige Augenblick würde, dich wieder zu ſehen, und dir deine Kinder, die bei deiner Abreiſe noch ganz unmündig waren, vorzuführen, damit du nun aus ihrem Munde das erſte Mal den holden Vaternamen vernehmeſt!“

„Ja wohl zweifeln, du fremder Mann,“ ſagte ſie zum Pilger, „ob ich meines Gemahls noch gedenke, ob nicht ſein Andenken in meinem Herzen erloſchen?“ — „O meine Kinder,“ rief ſie jetzt ihren zwei Kleinen zu, die ſchüchtern in einiger Entfernung ſtanden, und den fremden Mann neugierig betrachteten — „o, kommt hieher!“ Beide Kinder kamen eilig.

„Du, Edmund,“ ſprach ſie jetzt zum Knaben, indem ſie ihn ermunterte, nicht ſcheu, ſondern hübſch dreiſt zu ſeyn, „ſage dem Manne hier das kleine Gebet, das wir alle Morgen für den Vater beten.“ Der Kleine faltete, als ob es allzeit ſo ſeyn müßte, auch wenn man ein Gebet nur auswendig herſagte, andächtig die Hände, und ſprach mit ſichtbarer Rührung, die Augen zum Himmel gerichtet, laut und mit Ausdruck: „Lieber Vater im Himmel! Sieh auf uns zwei arme Waislein herab! Unſer Vater iſt im Kriege.. O laß ihn nicht umkommen! O wir wollen auch recht fromm und gut ſeyn, damit der liebe Vater Freude habe, wenn er uns einmal wieder ſieht! Ach ja, erfülle unſere Bitte!“

„Und du, Blanda,“ ſagte ſie zum gelblockigen Mädchen mit den Roſenwangen, „ſag', wie beten wir Abends für den Vater, ehe wir uns ſchlafen legen?“ Das Kind faltete eben ſo wie der Knabe die kleinen Händchen, ſchlug die blauen Augen zum Himmel auf, und betete ſchüchtern mit ſanfter, leiſer Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Ehe wir zur Ruhe gehen, flehen wir noch zu Dir für unſern Vater auf Erde. Laß ihn ſanft ruhen, und dein Engel beſchütze ihn vor feindlichem Ueberfall. Schenke auch der lieben Mutter ſanften Schlaf, damit ſie ihres tiefen Kummers ein wenig vergeſſe.

Oder wenn Du ihr auch den ſüßen Schlaf entziehen willſt, ſo laß ihn auf die Augenlieder des Vaters ſanft herabſinken. O möchte dieſer Abend der letzte unſerer traurigen Trennung ſeyn! Möchte bald der frohe Morgen jenes Tages anbrechen, an dem wir ihn wiederſehen.“

„Amen, Amen!“ ſagte die Mutter, indem ſie die Hände faltete, und weinend zum Himmel aufblickte. — —

Jetzt fing der Pilger mit einem Male an laut zu weinen. In einem Augenblicke hatte er die Verkleidung — Haare und Bart, Pilgermantel und Pilgerrock hinweg geworfen — und ſtand nun in prächtiger, ritterlicher Tracht, in Gold und Purpur, in jugendlicher Schönheit, voll Kraft und Leben da, und breitete ſeine Arme weit gegen Frau und Kinder aus, und rief mit lauter, herzdurchdringender Stimme: „O Roſalinde, meine Gemahlin! O Edmund und Blanda, meine liebſten Kinder!“

Die Frau war von plötzlichem Freudenſchrecken wie betäubt. Die Kinder, die bei dem lauten Weinen des Pilgers eben zu ihrer Mutter aufgeblickt hatten, als wollten ſie um Hülfe für den Mann flehen, ſchauten, als ſie jetzt ihren Namen hörten, um — und erſchraken über das Wunder, das ſie zu ſehen glaubten; denn ſie meinten, da die Mutter ihnen öfters aus der Legende erzählt hatte, nicht anders, als der Greis habe ſich mit einem Male in einen ſchönen Jüngling des Himmels — in einen Engel verwandelt; ſo ſchön kam ihnen ihr Vater vor. Denn wirklich war er auch der ſchönſte Mann unter dem ganzen chriſtlichen Heere. O wie entzückt waren ſie, als die Mutter ihnen nun ſagte, der ſchöne Herr ſey ihr lieber Vater, von dem ſie ihnen ſo oft erzählt habe. Vater und Mutter und Kinder fühlten ſich ſo glücklich, als wären ſie ſchon im Himmel, und ein Paar Stunden verſchwanden ihnen wie ein Paar Augenblicke.

Roſalinde hatte aus den Reden ihres Gemahls vernommen, daß er unter ſtarker Bedeckung spornſtreichs hieher geritten ſey, um ſie hier abzuholen; daß er aber wegen der ſteilen, gefährlichen Felſenwege ſein Gefolge von Reitern zurückgelaſſen habe, und in Pilgertracht, deren ſich damals auch Vornehme oft bedienten, wenn ſie unbekannt reiſen wollten, zu Fuße vorausgeeilt ſey, ſchneller bei ihr zu ſeyn, ſich unter dieſer fremden Geſtalt von ihrem Wohlbefinden und von dem Wohlverhalten ſeiner Kinder zu überzeugen, und ſie auf ſeinen Empfang vorzubereiten. Roſalinde fragte, wie es gekommen ſey, daß er ihren Aufenthalt ſo ſicher erfahren habe.

„O Roſalinde,“ ſagte er, „unſer Wiederſehen iſt die Frucht deiner Wohlthätigkeit gegen die armen Leute, beſonders gegen die Kinder in dieſem Thale. Darum hat Gott deinen Kindern den Vater wieder geſchenkt. Ohne dieſe deine wohlthätigen Geſinnungen hätten wir uns nicht ſo bald, ach vielleicht gar nicht mehr geſehen! Denn überall wareſt du von unſern Feinden umgeben, und leicht hätteſt du in ihre Hände fallen können. Erſt nachdem ich mit meinen Leuten im Gebirge angekommen war, entfloh Hanno mit den Seinigen über alle Berge. Er zeigte ihr das gefärbte Ei mit dem Spruche: Vertrau auf Gott, Er hilft in Noth. „Sieh da!“ ſprach er, „dieſes Ei war in der Hand Gottes das Mittel, uns wieder zu vereinigen. Ich hatte lange Zeit her Leute ohne Zahl ausgeſendet, dich zu ſuchen, aber immer vergebens. Da kam einmal Eckbert, einer meiner Edelknechte, den ich ſchon für verloren hielt, weil er mir gar zu lange ausblieb, von einem Ritte zurück. Er war in einen Abgrund geſtürzt, und wäre da bald verhungert. Ein fremder Jüngling rettete ihn mit einem Paar Eier vom Hungertode, und ſchenkte ihm noch obendrein dieſes Ei mit dem ſchönen Spruche, zum Andenken an ſeine Rettung. Eckbert zeigte mir das Ei. Aber, lieber Himmel, wie erſtaunte ich! Auf den erſten Blick erkannte ich in den Schriftzügen deine Hand. Augenblicklich ſaßen wir auf, und ritten dem großen Marmorbruche zu, in dem der gute Jüngling arbeitete. Dieſer zeigte mir den Weg hierher. Hätteſt du den ſchönen freundlichen Gedanken nicht gehabt, den Kindern mit den bunten Eiern ein Feſt zu geben; hätteſt du bei den leiblichen Wohlthaten nicht auch auf den Geiſt ſo ſchön Bedacht genommen, und die ſchönen Denkreime nicht auf die Eier geſchrieben, wäret ihr Alle — du mein lieber kleiner Edmund da, und du meine kleine holde Blanda hier, gegen einen fremden Jüngling nicht ſo wohlthätig geweſen: o ſo wäre uns der heutige Freudentag nicht geworden! Auf jeder milden Gabe — ſie ſey auch noch ſo klein — ruht doch immer der Segen des Höchſten, wenn ſie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. Sie iſt ein Saamenkorn, das reichliche Früchte trägt. Unter Gottes Leitung bringt ſie uns oft auf Erden ſchon großes Heil. Merkt euch das euer Leben lang, ihr lieben Kinder! Gebt den Armen gern, ſucht Andern einen frohen Tag zu machen, gleicht eurer Mutter! Helft Andern aus der Noth, und euch wird auch geholfen werden! Erbarmet euch, und ihr werdet auch Erbarmen finden. Freudig werdet ihr dann auf Gott vertrauen können, und die felſenfeſte Wahrheit auf der zerbrechlichen Eierſchale da, die große Wahrheit, die heute ſo ſchön in Erfüllung ging, wird auch fernerhin an euch herrlich in Erfüllung gehen. Er wird euch nie ohne Hülfe laſſen. — Dies ſeht ihr aus dieſer Geſchichte. In Gold und Perlen werde ich deßhalb dieſes Ei faſſen laſſen, und zum ſteten Andenken in unſerer Burgkapelle am Altare aufhängen.«

Indeß war es Abend geworden, und ſchon glänzte hie und da ein Sternlein am klaren Himmel. Graf Arno ging mit ſeiner Gemahlin am Arme ihrer ländlichen Wohnung zu, und die zwei Kleinen gingen voraus. Hier erwarteten ſie neue Freuden. Der Edelknecht und Fridolin, ſein Erretter, waren hier, und hatten ſich indeß mit Kuno unterhalten, den die Ankunft ſeines geliebten Herrn ſchon faſt geſund gemacht hatte. Der gute Jüngling Fridolin, dem die Gräfin die Eier geſchenkt hatte, kam zuerſt herbei, und grüßte ſie und die Kinder als alte Bekannte auf das freundlichſte und freudigſte. Dann trat Eckbert, der Edelknecht, den die Eier vom Hungertode gerettet hatten, ehrerbietig herbei und ſagte: „Laßt mich, theure Gräfin, die wohlthätige Hand küſſen, die mir unter Gottes Leitung das Leben rettete.« Den braven Kuno umarmte der Graf als ſeinen treueſten Diener, und auch dem wackern Müller, der feſtlich geputzt in ſeinem hellblauen Sonntagsrocke daſtand, ſchüttelte er mit dankbarer Rührung treuherzig die Hand. Sie ſpeiſten den Abend Alle zuſammen, und waren von Herzen fröhlich und vergnügt.

Am andern Morgen aber war großer Jubel im ganzen Thale. Die Nachricht, der Gemahl der guten Frau, ein vornehmer, ganz überaus vornehmer Herr ſey angekommen, ſetzte Alles in Bewegung. Groß und Klein kam herauf, ihn zu ſehen, und die kleine Hütte ward ganz von Leuten umringt. Der Graf trat mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern heraus und grüßte die Leute auf das liebreichſte, und dankte ihnen für alles Gute, das ſie ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern erwieſen hatten. „O, nicht wir ſind ihre Wohlthäter, ſagten die Leute mit Thränen in den Augen, ſie iſt unſre größte Wohlthäterin!“ Der Graf unterhielt ſich lange mit den guten Leuten, und ſprach mit einem Jeden aus ihnen, und Alle waren über ſeine Freundlichkeit entzückt.

Indeß hatte das Gefolge des Grafen, mit Hülfe einiger Kohlenbrenner, einen Weg in das Thal gefunden. Unter dem Klange der Trompeten kamen mehrere Ritter, und eine Menge Knappen zu Pferd und zu Fuß zwiſchen zwei waldigen Bergen hervor, zogen in das Thal herein, und ihre Helme und Spieße leuchteten im Glanze der Sonne wie Blitze. Alle begrüßten ihre wiedergefundene Gebieterin mit hoher Freude, und ihr Freudenruf hallte rings von den Felſen zurück.

Graf Arno blieb noch ein Paar Tage hier; am Abend, bevor er mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, mit Kuno und dem übrigen Gefolge abreiste, gab er noch allen Bewohnern des Thales eine große Mahlzeit. Der Müller und die Köhler ſaßen zwiſchen Rittern und Knappen, und die Tafel ſah ſehr bunt aus. Am Ende der Mahlzeit beſchenkte der Graf ſeine ländlichen Gäſte, vorzüglich den Müller, noch ſehr reichlich. Martha blieb in den Dienſten der Gräfin. Für die Mutter und Geſchwiſter des guten Jünglings Fridolin ſorgte er noch ganz beſonders. Zu den Kindern der Köhler aber ſagte er: „Für euch, ihr lieben Kleinen, will ich zum Andenken an den Aufenthalt meiner Gemahlin unter ſo guten Leuten eine kleine Stiftung machen. Jedes Jahr ſollen auf Oſtern allen Kindern Eier von allen Farben ausgetheilt werden.“ „Und ich,“ ſprach die gute Gräfin, „will dieſen Gebrauch in unſrer ganzen Grafſchaft einführen, und auch dort zum Andenken meiner Befreiung alle Jahre auf Oſtern gefärbte Eier unter die Kinder austheilen laſſen.“ Dies geſchah auch. Die Eier nannte man Oſtereier, und die ſchöne Sitte verbreitete ſich nach und nach durch das ganze Land.

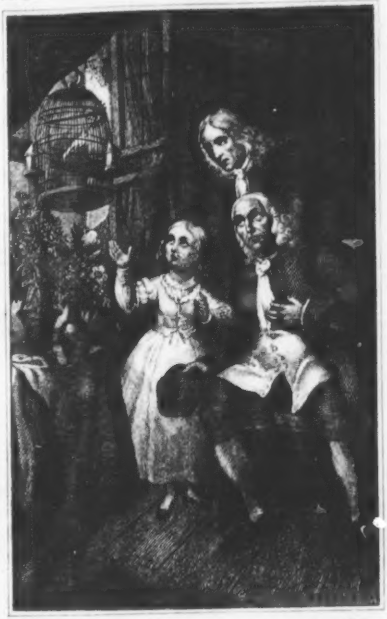
Die Leute an andern Orten, die den Gebrauch nachmachten, ſagten: „Die Erlöſung der guten Gräfin aus ihrem Felſenthale und jenes Edelknechtes aus jenem Abgrunde und vom nahen Tode, geht uns zwar nicht ſo nahe an, ihr Andenken jährlich zu feiern. Die bunten Eier ſollen daher unſre Kinder an eine größere, herrlichere Erlöſung erinnern, die uns ſehr nahe angeht — an unſere

Erlöſung von Sünde, Elend und Tod, durch Denjenigen, der vom Tode auferſtand. Das Oſterfeſt iſt das rechte Erlöſungsfeſt — und die Freude, die wir da den Kindern machen, iſt ganz dem Sinne des Erlöſers gemäß. Die Liebe, die gern Groß und Klein erfreut, iſt ja die Summe ſeiner heiligen Religion, und das ſchönſte Kennzeichen ſeiner wahren Verehrer. Ja, die Sitte, den Kindern Eier zu ſchenken, kann auch den Eltern und allen Menſchen eine ſchöne Erinnerung an die Vaterliebe Gottes gegen uns Menſchen, ja gleichſam ein Pfand der wohlwollenden Geſinnungen ſeines treuen Vaterherzens ſeyn. Denn der Mund der Wahrheit hat es ja ſelbſt geſagt: „Wo iſt unter euch ein Vater, der ſeinem Sohne, der ihn um ein Ei bittet, einen Skorpion geben könnte? Wenn nun ihr euren Kindern gute Gaben zu geben wißt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten, — die beſte aller Gaben — den guten Geiſt geben?“

Inhalt.

Seite
Heinrich von Eichenfels 1
Der Weihnachtsabend 65
Die Ostereier 167

Univ. Bibl.
München



[illegible] [illegible] Mayer's K.A. in [illegible]

DER KANARIENVOGEL.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Zweites Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1841.

Univ. Bibl.
München

Der Kanarienvogel.

1.

Die Familie Erlau.

Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgeſtürzt, und eine Menge adeliger Familien in das tiefſte Elend verſetzt wurde, lebte jenſeits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein ſehr edler, vortrefflicher Mann, ſeine Gemahlin, eine ſehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beiden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Eltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa ſo viel Blut und ſo viele Thränen koſteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau ſich aus der Hauptſtadt auf ſein entlegenſtes Landgut, zwiſchen dem Rheine und dem Vogeſiſchen Gebirge, zurück. Hier auf ſeinem Schloſſe, das nebſt dem dazu gehörenden Dörfchen von Felſen, Weinbergen, Kornfeldern, und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefſten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten, und ihn ſonſt nur einige Wochen im Jahre zu ſehen bekamen, freuten ſich ſehr, ihn jetzt beſtändig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeſchreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann aber ſuchte ſie durch Veredlung der Bewohner zu einem Paradieſe zu machen.

Der vortreffliche Vater ſchätzte ſich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer ſeiner Kinder zu werden. Die ſeligſten Stunden waren ihm jene, in denen er ſie in der Religion unterrichtete. Er war feſt überzeugt, daß allein die Religion den Menſchen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken, und in Noth und Tod tröſten könne. Die edle Mutter, die von den nämlichen Geſinnungen durchdrungen war, wohnte dieſen Unterrichtsſtunden immer bei, und ſprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit beſonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorſehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wann ſie ihre Kinder, die durch dieſe zerrüttete Welt durchkommen ſollten, ſo anblickte, und wann dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff. Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geiſt und Leben. Was ſo aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerkſamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Eltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen ringsumher drohten, heiter und getroſten Muthes.

Außer dem allerwichtigſten Gegenſtande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntniſſen; ja er unterließ nicht, ihnen auch Dasjenige beizubringen, was zur Zierde gehört, und das menſchliche Leben angenehmer macht. Er ſpielte unter Anderm vortrefflich Klavier, und ſang ſo überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von ſeiner Gemahlin, übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Klavierſpielen und die ſanfte Lina im Singen.

An einem trüben, ſchauerlichen Abende gegen Ende des Winters ſaßen einmal Vater und Mutter, Karl und Lina, in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beiſammen; denn Muſik und Geſang waren zu dieſer Jahrszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwei Kinder verfaßt, eine leichte, gefällige Melodie dazu geſetzt, und die Klavierbegleitung ſo eingerichtet, daß der Knabe mit ſeinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geiſtreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, geſungen hatte, ſprach er: „Nun, Karl und Lina, laßt ihr eure kleinen Künſte hören!“ Karl ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte, und Lina ſang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas ſchüchtern, aber ungemein lieblich das

Liedchen:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut!
Iſt unſer Gott!

Die Blitze droh'n,
Der Donner kracht?
Gott winkt — entfloh'n
Iſt ihre Macht.

Und wenn auch bricht
Der Bau der Welt —
Ich zittre nicht,
Da Gott mich hält.

Wer auf Ihn ſchaut
Mit ſtetem Blick,
Auf Felſen baut
Der all ſein Glück.

Unendlich gut
Und treu iſt Gott:
Drum hab' ich Muth
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieſes erſte Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Concert an dem königlichen Hofe hatte ihr je ſo viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. „Ja,“ ſprach ſie, „Gott, der euch bisher ſchützte, wird ferner euer mächtiger Beſchützer ſeyn.“ — —

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgeriſſen, da drangen bewaffnete Nazionalgarden in ihren Uniformen mit Ungeſtüm in das Zimmer, da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl vor, da wurde der edle Vater ergriffen; ohne Widerrede und auf der Stelle ſollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er ſey als ein Königlichgeſinnter und als ein Feind der Freiheit angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf ſich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit ſchwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirne hereinhängenden ſchwarzen Haaren und einem fürchterlichen Backenbarte trotzig vor ihr ſtand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beiden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fortzunehmen. Eine Thräne ſchlug die andere, und ſie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmal das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen, ja nur noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängniſſe zuſammen zu packen. Es blieb dabei. Auf der Stelle mußte er fort; und da die Mutter ihn weinend und lautjammernd umſchlang und die Kinder ſich um ſeine Knie klammerten, ſo wurde er ihnen mit Gewalt entriſſen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeſchreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau ſehr geliebt wurde, weiteres Aufſehen zu verhüten. Der Mutter waren vor Schrecken die Knie gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die naſſen Augen zum Himmel gerichtet, ſaß ſie in einem Armſeſſel; ihre Kinder drängten ſich ſchluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte ſich die edle, fromme Mutter bald wieder. „Laßt uns, meine liebſten Kinder," ſprach ſie, „das Vertrauen auf Gott nicht ſo ſchnell aufgeben! Dieſes große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unſerm Beſten lenken, und es dereinſt in Freude verwandeln. Laßt uns denn getroſt und vertrauensvoll ſagen: Herr, dein Wille geſchehe!"

2.

Die Mutter auf der Flucht.

Die unglückliche Frau verſuchte Alles, was in ihren Kräften ſtand, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, ſobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie ging zu den Richtern, ſie betheuerte die Unſchuld ihres Gemahls; ſie berief ſich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarſchaft, wie ſtill, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an den Welthändeln nicht den geringſten Antheil genommen, nicht einmal darüber mit Jemand geſprochen habe. Sie warf ſich den Richtern zu Füßen. Allein es war nicht anders, als redete ſie zu ſteinernen Bildſäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmal die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängniſſe zu beſuchen. Sie mußte ſogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes ſterben.

Als ſie nach drei Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten beſetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beſchlag genommen, das Schloß geplündert, und zu einer Kaſerne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr hineingelaſſen, und ging traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn niemand wußte ihr zu ſagen, wo ſie wären. Alle ihre Leute waren zerſtreut. Es war bereits ſpät am Abend. Sie wußte nicht, wohin ſie ſich wenden, wo ſie übernachten ſollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter treuer Diener, und ſprach zu ihr: „Liebe, gute gnädige Frau! Sie ſtehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben ſich im Eifer einige Worte von himmelſchreiender Ungerechtigkeit und Grauſamkeit, von Unterdrückung unter dem Scheine der Freiheit entfallen laſſen. Uebelgeſinnte haben dieſe Worte aufgefangen und ſie gehörigen Orts hinterbracht. Es iſt für Sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als ſchleunige Flucht. Sie zu verbergen, iſt mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie ſelbſt zu verderben. Ihre Kinder ſind in meinem Hauſe. Kommen Sie mit mir dahin! Mein Bruder, der alte Fiſcher am Rheine, iſt ſchon berichtet. Ich begleite Sie noch dieſe Nacht zu ihm, und er bringt Sie dann mit ihren Kindern ſicher über den Rhein. So retten Sie wenigſtens Ihr Leben."

Sie kam in das Haus des guten Richards, das unten im Dorfe ſtand. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf ſie. Lina war an eben dem Tage, da ſich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte dieſen Abend ſehr zugenommen. Das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bei Sinnen, und kannte ihre Mutter nicht einmal. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben, und ihr liebes krankes Kind ſelbſt verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das ſehr ernſtlich. „Die Kranke,“ ſagte er, „wird es nicht lange mehr treiben, ſie wird nicht mehr zu ſich ſelbſt kommen, ſie iſt ſchon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts mehr dienen. Es iſt Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken.“

Die tiefbetrübte Mutter ſtand todtenbleich und mit rothgeweinten Augen an dem Krankenbette, und konnte ſich nicht zur Abreiſe entſchließen. Der Arzt nahm ſie unter dringendem Zureden ſanft bei dem Arme, um ſie hinweg zu führen. Sie that ein Paar Schritte gegen die Thüre, ſchauderte zuſammen, wandte ſich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter und rief mit dem Ausdrucke des innigſten Schmerzens: „Nein, liebes Kind, ich kann dich nicht verlaſſen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit dir ſterben.“

Der alte Richard und ſein gutes Weib baten ſie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureiſen, und verſprachen beide heilig für das kranke Fräulein zu ſorgen, als wäre ſie ihr eigenes Kind. „Die Nacht iſt angebrochen,“ ſagte Richard. „Nur unter ihrem ſchützenden Dunkel iſt es möglich, zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr, und kann nicht nur Ihnen, beſte gnädige Frau, ſondern auch mir und meinem Weibe das Leben koſten. Denn Jemanden über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen — iſt bei Todesſtrafe verboten.«

»Nun denn, du liebe, holde Lina,« ſprach jetzt die beſtürzte Mutter zu ihrer Tochter, „wenn ich dir denn in dieſer Welt keinen Dienſt mehr erweiſen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als dieſe guten, alten Leute auf das Blutgerüſte zu bringen — ſo will ich denn in Gottes Namen gehen. Lebe wohl, liebſter Engel, zieh' hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unſchuld nicht mehr leidet, wo keine Thräne mehr geweint, wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden.«

Der kleine Karl, der neben der Mutter ſtand, nahm ſeine Schweſter weinend und ſchluchzend bei der Hand, und ſagte: „Sey froh, liebe Lina, du wirſt nun ein ſchöner Engel im Himmel. Dort haſt du es beſſer, als hier auf Erden, wo wir immer ſo in Furcht und Aengſten leben müſſen. O, wie gern ging ich mit Dir!«

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder, und ſprach, zum Himmel aufblickend: „Dir, o Gott, ſey ſie denn zum Opfer gebracht, und Deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!« Sie ſchwieg einige Augenblicke — ſtand dann ſchnell auf — küßte

Lina — nahm Karl bei der Hand — und eilte zitternd und bebend ohne umzuſehen zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab ſich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reiſe zuſammen gebracht. Er ſchritt ſchwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm, und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündelein trug, an der Hand. Kein Wort wurde geſprochen. Die Nacht war höchſt unfreundlich. Es ſtürmte und regnete fürchterlich. „Dieſer Sturm, dieſe Regengüſſe, dieſe ſchauerliche Finſterniß,“ ſagte endlich der alte Mann leiſe, „ſind lauter Wohlthaten Gottes. Sie ſchützen uns vor unſern Verfolgern. Bei einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir ſicher endeckt. So zielt Alles, was uns ſchrecklich dünkt, immer zu unſerm Beſten ab. So iſt es mit allen Trübſalen, Stürmen und dunkeln Schickſalen des Lebens.“

Sie kamen zur Wohnung des alten Fiſchers. Sie traten in die kleine, rußige Stube, die von einem düſtern Oellichte ſchauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fiſcher hieß die Frau und den Knaben in ſeiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn mit Hülfe Richards an den Rhein brachte, ſetzte die Fiſcherin der Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brod und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Froſt genoſſen ſie etwas

Weniges. Nun kamen die zwei Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond im letzten Viertel war aufgegangen, blickte von Zeit zu Zeit durch zerriſſene Wolken, und milderte die ſchreckliche Finſterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als ſie in der ungeſtümen Nacht, in Sturm und Regen, ſo an dem unermeßlichen, mächtig rauſchenden Fluſſe ſtand, und das kleine armſelige Fahrzeug erblickte, das kaum ſtark genug war, zwei Perſonen zu tragen. Sie zitterte, als ſie nun mit ihrem Kinde einſteigen und über den Fluß fahren ſollte. Die Männer machten ihr aber Muth. Der alte Fiſcher ſtieg ein, ergriff das Ruder, und ſprach mit frommer Zuverſicht: „Gott wird uns hinüber helfen.“

Richard nahm jetzt Abſchied. Der treue Diener hatte bei der Plünderung des Schloſſes eine goldene Doſe, eine goldene Uhr und ein Paar Ringe mit Edelſteinen gerettet. Dieſe übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldſtücke, die er in ihrem Dienſte erſpart hatte, bei — ohne zu ſagen, daß ſie von ihm ſeyen. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand, und ſchloß den Knaben ſchluchzend in die Arme. „O meine liebe, gnädige Frau!“ ſagte er. „Ich alter Mann ſehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mal. Ich kann nichts weiter für Sie thun. Aber Gott wird für Sie ſorgen.

Er wird Sie noch fröhliche Tage erleben laſſen. Einer ſo guten Herrſchaft kann es nicht übel gehen. Ich würde ſie begleiten. Allein vielleicht finde ich noch Mittel, unſern guten gnädigen Herrn zu retten. Ich werde Alles verſuchen.“ — Alle weinten und ſchluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch einmal, ſich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann verſprach es, und half ihr und dem kleinen Karl einſteigen.

Als das Schifflein vom Lande ſtieß, fiel Richard an dem Geſtade auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel. „Hier will ich knien und Gott bitten,“ ſagte er, „daß ſie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knien aufſtehen, bis mir mein Bruder die frohe Botſchaft bringt, ſie ſeyen gerettet. Wollte Gott, ich könnte ihnen von ihrem lieben Gemahl und ihrer geliebten Tochter noch einmal die nämliche frohe Nachricht bringen!“

3.

Der ehrliche Tyroler.

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen und nun in Sicherheit. Allein es war für ſie hier kein Bleiben.

Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten ſehr erſchwert; und überdies rückte der Kriegsſchauplatz immer näher. Sie reiste nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rheine hin, der Schweiz zu. Ihre Barſchaft ſchmolz ſehr zuſammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu koſtbar geſchildert. Man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu ſuchen. Nach mehrerem vergeblichen Hin- und Herreiſen kam ſie bis an die Gränzen des Tyrols. Endlich erhielt ſie durch die Vermittlung eines Menſchenfreundes die Zuſage, ein alter Tyroler wolle ſie in ſeine Hütte aufnehmen.

Sie machte ſich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reiſe; ein Wegweiſer, der zugleich das Gepäck trug, ging vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als ſie wieder einen Berg erſtiegen hatte, erblickte ſie in einer ſchauerlichen Tiefe ein ſchmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düſtern, weitüberhangenden Felſen, lagen einige niedrige, hölzerne Hütten, mit flachen, faſt ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzendgrau wie Atlaß, das hölzerne Schindeldach nebſt der Thurmſpitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog ſich ein ſchwarzer Tannenwald hin, hinter dem ſich zwei Berggipfel zu den Wolken erhoben; ſie waren, obwohl in den Thälern ſchon Alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiſer zeigte mit dem Reiſeſtab in die Tiefe und ſagte: „Dies iſt Schwarzenfels! Hier unten wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will.“ Frau von Erlau ſeufzte, und ſtieg den ſchmalen Fußſteig hinab.

Der alte Tyroler, der ſie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unſere Art von Höflichkeit verſtand er ſich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein ſehr richtiges Gefühl für Wohlanſtändigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau ſeine Achtung zu bezeigen, in ſeiner grauen Sonntagsjacke, nebſt dem ſcharlachrothen Bruſttuche, und trug ſeinen ſchönen, grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. „Grüß' dich Gott, gnädige Frau,“ ſagte er; „es iſt mir lieb, dich mit deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können.“

Die Tyrolerin, eine freundliche Alte, mit weißen Haaren und rothen Wangen, ſtand unter der Hausthüre. Sie war ſehr reinlich gekleidet, trocknete, da ſie eben aus der Küche kam, erſt an der weißen Schürze die Hand ab, reichte ſie dann der gnädigen Frau, und ſagte: „Grüß' dich Gott, du liebe Frau. Das Eſſen iſt gleich fertig: du mußt aber mit Wenigem vorlieb nehmen; bei uns gibt es faſt nichts, als Milch und Butter, Haberbrod und Erdäpfel.“

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenſtübchen, deſſen kleines Fenſterlein die Ausſicht auf den düſtern Tannenwald und die zwei Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens beſtand aus einem Tiſche, einer Bank und einem Paar Stühlen von Tannenholz, und aus einem glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Heerde diente; nebenzu war noch ein kleines, ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieſes Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hausweſen ein, ſo gut es die Umſtände erlaubten. Sie kochte ſelbſt, und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit ſie doch immer Einiges verdiente. Ihren Karl zu beſchäftigen, machte ihr die meiſte Sorge. Ihn ſelbſt zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern, und überdies hatte er auch ſchon angefangen, Latein zu lernen. Als ſie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Kapelle geläutet. Die gute, fromme Tyrolerin kam eilig herein, und ſagte, der Herr Pfarrer, aus dem Dorfe jenſeits des Berges, werde heute die heilige Meſſe dahier leſen. Frau von Erlau begab ſich mit ihrem Karl ſogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr ſehr zu Herzen ging. Sie ſprach nach dem Gottesdienſte mit ihm, und fand an ihm einen ſehr einſichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er verſprach, die nöthigen Bücher zu beſtellen, und dem Knaben jeden Nachmittag ein Paar Unterrichtsſtunden zu geben, wenn er ſich über den Berg bemühen wollte.

Karl verſtand ſich dazu mit Freuden, und war, ſeit er wieder ein beſtimmtes Geſchäft hatte, noch einmal ſo vergnügt. Er konnte jedesmal kaum das Mittageſſen abwarten, um mit ſeinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumal wenn es mehrere Tage nach einander regnete und er nicht ausgehen konnte, faſt gar keine Unterhaltung. Die verſtändige Mutter hielt eine unſchuldige Erholung für eben ſo nöthig, als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm beides zu verſchaffen.

In dem Tyrol werden viele Kanarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich ſchöne Kanarienvögel beiſammen. Karl bat ſeine Mutter, da dieſe Vögel hier ſo wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. „Zu Hauſe,“ ſagte er, „hatte Lina immer ein ſolches Vögelein. Kauf mir doch eines, ſo haben wir hier zwiſchen dieſen Felſen und Wäldern doch etwas, das uns an unſer liebes Vaterland erinnert!“ Die gute Mutter war dazu bereit, und der Knabe ſuchte ſich den ſchönſten Kanarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den ſeine Schweſter ehemals hatte, am ähnlichſten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen glänzendſchwarzen Aeuglein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgeſtreckten Zeigefinger, und pickte ihm Broſamen von den rothen Lippen. Wenn er ſchrieb, flog es herbei, rupfte, an der Schreibfeder und pickte ihn in den Finger, ſo daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einſperren mußte, um in ſeiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vögelein anfing zu ſingen, konnte Karl den Geſang gar nicht genug loben. „Du mußt ihm ein ſchönes Stückerl pfeifen lehren!“ ſagte einmal der Tyroler. Karl glaubte, der Alte ſcherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaſchinetterl nannte, hervor. „Ei,“ ſagte Karl, „das iſt ja eine unvergleichlich ſchöne, kleine Flöte von Elfenbein!“ Der Tyroler ſpielte ihm ein Tänzchen vor, und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen, reinen Ton entzückt, faßte, da er ſehr viel Talent zur Muſik hatte, Alles ſehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, ſogleich ſpielen. Er ſpielte nun dem Vogel ſehr oft ein und das nämliche Stückchen vor, und als der Vogel es endlich das erſte Mal genau und ohne Fehler ſang, hüpfte Karl vor Freude, und die Mutter ſagte lächelnd:

„Mache nur, daß du deine Lektion auch immer ſo pünktlich und ohne Anſtand aufſagen könneſt, wie der Vogel.“ Der Kanarienvogel und die kleine Flöte machten dem muntern Karl und ſelbſt der Mutter, zumal wenn Sturm und Regen ſie in ihre düſtre Stube verſchloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edlen Frau das Schickſal ihres Gemahls und ihrer Tochter beſtändig im Sinne, und verurſachte ihr manchen traurigen Tag, manche ſchlafloſe, thränenvolle Nacht. Sie ſuchte freilich beſtändig, Nachricht zu erhalten. Allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer ſendete ihr dieſelben jede Woche ein Mal durch Karl, denn er ſelbſt erhielt ſie nicht öfter. Eines Abends kam Karl fröhlich nach Hauſe, brachte die Zeitungen mit, packte ſie aus ſeiner Theke aus, und ſagte: „Der Herr Pfarrer hat zwar nicht Zeit gehabt, ſie ganz zu durchleſen; indeß hat er doch ſo viel geſehen, daß ſie viele gute Nachrichten enthalten.“ Die Mutter las begierig und fand, daß die Nachrichten vom Kriege wirklich ſehr gut lauteten. Sie ſchöpfte Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen. Aber ſieh! am Ende der letzten Zeitung befand ſich eine lange Liſte von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfaſſung hingerichtet worden. Und unter dieſen fand ſie auch den Namen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erſchrak, als hätte ſie ein Donnerſchlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen und ſie ſank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hauſe, die auf Karls Jammergeſchrei herbei eilten, ſie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen, und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zuſehends dahin. Der alte Tyroler ſagte öfter kopfſchüttelnd und von Herzen bekümmert: „Der kommende Herbſt wird wohl ſeine Blätter auf das Grab der guten Frau ſtreuen, und auch das arme Kind ſieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!“

4.

Der Vater im Gefängniſſe.

Der alte, getreue Diener Richard hatte jenſeits des Rheins gewartet, bis ſein Bruder, der Fiſcher, in dem kleinen Kahn wieder zurückgekommen war, und ihm die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, ſeinen guten Herrn von dem

Tode zu retten. Denn Richard hielt es für höchſt ungerecht, daß derſelbe wegen ſeiner Treue gegen den rechtmäßigen König ſollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nazionalgarde zu dienen. Mit Hülfe dieſes muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bei den Gefangenen traf, hoffte Richard ſeinen Herrn aus dem Gefängniſſe zu befreien. Richard und ſein Sohn machten allerlei Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beſchloſſen ſie, der Sohn ſolle ein aufmerkſames Auge haben, und die erſte beſte Gelegenheit, die ſich darbieten würde, benützen, den guten Herrn zu befreien. Es zeigte ſich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil ſollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß er noch ſpät in der Nacht ſchlaflos in ſeinem einſamen Gefängniſſe. Man hatte es nicht der Mühe werth geachtet, ihm Licht zu bringen, und dichte Finſterniß umgab ihn. Er dachte an ſeine Frau, an ſeine Kinder. Nicht um ſich ſelbſt war es ihm, ſondern nur um ſie. Er wußte nichts von ihnen, und war wegen ihres Schickſals ſehr bekümmert. Doch, was er bei

Anhörung ſeines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel geſagt hatte, das war auch jetzt noch ſeine Geſinnung: „Herr, dein Wille geſchehe!“

Er richtete alle ſeine Gedanken auf Gott. „Bei wem,“ ſagte er unter Anderm, „ſoll ich in dieſer letzten Nacht meines Lebens Troſt finden, als bei Dir, liebſter Vater im Himmel! Was Du geſchehen läſſeſt, iſt immer das Beſte. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach Deinem göttlichen Wohlgefallen. Willſt Du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, ſo wirſt Du väterlich für ſie ſorgen, und ſie in ihrem großen Jammer tröſten, und ich will im Vertrauen auf Dich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt iſt! Willſt Du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit ſchenken, ſo iſt es Dir ein Leichtes, mir die Thüre meines Kerkers zu öffnen und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen — und mein und der Meinigen ganzes Leben ſoll dann Dir gewidmet und ein beſtändiges Dankgebet ſeyn!“

Während der edle Mann in ſolche Gedanken vertieft war, entſtand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärmen. Auf einmal wurde die Thüre ſeines Gefängniſſes aufgeriſſen. Wolken von Rauch drangen herein und furchtbarer Feuerglanz erhellte das dunkle Gefängniß. Ein junger

Krieger ſtand vor ihm und rief: „Um Gotteswillen, retten Sie ſich!“

Der junge Krieger war Robert, der Sohn des alten Richards. Durch die Unvorſichtigkeit einiger betrunkenen Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen, und waren zum Löſchen herbeigeſtürzt. Der junge Robert hatte die erſte Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines Soldaten zuſammen gerafft, und ſich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

„Geſchwind ziehen Sie dieſe Kleider an!“ ſprach Robert, „und half ihm den Rock anziehen, ſetzte ihm den Hut mit Federbuſch und Kokarde quer auf den Kopf, ſchnallte ihm die Säbelkuppel um, und gab ihm die Muskete in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während ſeiner Gefangenſchaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur deſto ähnlicher und vollendete ſein kriegeriſches Ausſehen. „Nun,“ ſprach Robert, „eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieſer Kleidung, hoffe ich, ſollen Sie ohne Anſtand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der ſich bei ſeinem Bruder, dem Fiſcher am Rheine befinden wird.“

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erſcheinung eines Engels, und ſeine Anrede wie eine Botſchaft vom Himmel geweſen. Er wußte ſich ſogleich in ſeine Rolle zu finden. Mit einem Ernſte, als hätte er die wichtigſten Aufträge, eilte er die Treppen hinab, rief den Leuten, die ſich mit Feuereimern hereindrängten, mit trotziger Stimme zu: „Platz, Platz!“ und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit kühnem Muthe und ſtarken Schritten ging er nun geraden Weges dem Stadtthore zu, und kam, da ihm Robert auch die Parole geſagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bei dem Hauſe des alten Fiſchers an. Er klopfte an dem Fenſterladen. Der Fiſcher kam heraus — und erſchrak nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder ſeinen Bruder einfangen wolle, weil beide durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau ſich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fiſcher den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: „O, Gott Lob!“ und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier ſchon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, ſtürzte mit dem Ausruf: „O, mein Herr!“ auf ihn zu, und beide umarmten ſich unter Thränen. Die erſte Frage des Herrn von Erlau war nach ſeiner Gemahlin, und ſeinen Kindern.

Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Karl gerettet ſeyen, daß Fräulein Lina ſehr krank geweſen, daß ſie aber wieder geſund ſey — und ſich hier im Hauſe befinde. Lina, die in der Nebenkammer ſchlief, war über den Freudenausruf des guten Richards erwacht, und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte ſie in ſeine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Roſemwangen mit reichlichen Thränen.

Er beſtand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu ſetzen, um dem Lande, das ehemals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nämlichen Schifflein, das ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn an das jenſeitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damals noch friedlichen deutſchen Boden. Er machte ſich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fiſcher ging voran und Richard, mit einem Felleiſen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war ſternhell. In tiefer Stille näherten ſie ſich dem Rheine, wo das kleine Schifflein im Gebüſche bereit ſtand. Allein auf einmal hörten ſie hinter ſich ſchießen, und mehrere rauhe Stimmen riefen: „Halt, halt!“ —

Das Feuer im Gefängniſſe war bald gelöſcht worden. Die Soldaten unterſuchten hierauf ſehr ſorgfältig, ob während des Feuerlärmens und des Löſchens keiner der Gefangenen entronnen ſey? Zu ihrem großen Verdruſſe fanden ſie das Gefängniß des Herrn von Erlau leer. Der Soldat, der ſeine Uniform, ſeine Muskete und ſeinen Säbel vermißte, ſchrie wüthend vor Zorn: „In meinen Kleidern und mit meinen Waffen iſt er entflohen! Auf und ihm nach!“ Sie kamen dem Fliehenden bald auf die Spur. Eine ganze Schaar aufgebrachter Krieger ſetzte ihm eilig nach. Mit furchtbarem Geſchrei rückten ſie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesſchrecken. Sie eilten, ſo ſchnell ſie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, ſtieg eilends ein; Richard ſprang ihm nach. Beide griffen zu den Rudern, und arbeiteten mit Macht. Der alte Fiſcher, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg ſich in einem hohlen Weidenbaume.

Allein das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, ſo erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fingen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich ziſchten den unſchuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina ſollte in dem Schifflein niederliegen. Die beiden Ruderer verdoppelten ihre Anſtrengung. Eine Kugel durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein Paar andere ſchlugen in Richards Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Waſſer ragte, ſchwankte und ging — beinahe unter.

Doch ſie entkamen alle unverletzt, und erreichten glücklich das jenſeitige Ufer.

Herr von Erlau ſank auf die Knie, Gott für ſeine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten ſeinem Beiſpiele. Hierauf ſetzten ſie ſich auf einen umgeſtürzten Baumſtamm, um von den Anſtrengungen auszuruhen. Nachdem ſie ſich etwas erholt hatten, ſchritt Richard, der ſeinen Herrn auch in der Noth nicht verlaſſen wollte, mit ſeinem Wanderſtabe in der Fauſt und der ſchweren Bürde auf dem Rücken, voraus, und ſein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen ſeiner vielen düſtern Tannenwälder den Schwarzwald nennt.

5.

Der treue Diener.

Des Herrn von Erlau größte Angelegenheit war nun, ſeine Gemahlin aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann. Zu dieſem gingen ſie zuerſt, um hier ein Paar Tage auszuruhen, und ſich zur weitern Reiſe anzuſchicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, ſo ſprach er ſchon wieder von der Abreiſe. „Ich habe keinen ruhigen Augenblick,“ ſagte er zu Richard, „bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du ſagſt mir wohl, guter Richard, ſie ſeyen zuverläßig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht ſo weit reiſen; und hinzufahren, vermag ich nicht.“

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus, und ſchüttete das Gold auf den Tiſch. „Sie ſind nicht ſo arm, als Sie denken, beſter, gnädiger Herr!“ ſprach er. „Dies alles iſt Ihr Eigenthum.“ Herr von Erlau ſtarrte bald das Gold, und bald den treuen Diener an. „Da Sie noch wohlhabend waren, ſagte Richard, waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie Vielen haben Sie nicht in der dringendſten Noth Geld vorgeſtreckt? Einiges von dieſem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängniſſe ſchmachteten und Ihre Gemahlin auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, einkaſſirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menſchen gibt, bei denen weder Dank noch Redlichkeit iſt, ſo traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückſtellten, ſondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch Mehreres dazu gaben.“ Herr von Erlau zählte das Gold. „Es iſt viel, ſehr viel,“ ſagte er mit einem dankbaren Blicke zum Himmel. „Wie lange wird, wie lange kann aber das währen?“ „Wir wollen ſchon gut haushalten,“ ſagte Richard, „und deßungeachtet in die Schweiz fahren.“

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwägelein, über das vermittelſt einiger Reiſen eine Decke von Leinwand geſpannt werden konnte, um ſich gegen Wind und Regen zu ſchützen. Sie reisten weiter. Richard ging meiſtens zu Fuß neben her. Herr von Erlau und Lina wollten mit ihm abwechſeln, allein ſie mußten auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes faſt immer fahren. So kamen ſie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Sylbe von ſeiner Gemahlin in Erfahrung bringen. Alle Nachforſchungen waren vergebens. Er ward überzeugt, ſie müſſe einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängniſſe, Angſt und Schrecken bei ſeiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf ſeiner Flucht, und durch die täglichen Beſchwerden der Reiſe erſchöpft. Er wurde krank und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens ſich niederlaſſen, bis er ſich wieder erholt haben würde.

Richard miethete ein Paar Zimmer, nebſt Kammer und Küche, kaufte das nöthigſte Hausgeräthe, und beſorgte, da er in allen häuslichen Geſchäften ſehr geſchickt war, die kleine Hauswirthſchaft. Lina half ihm treulich bei, und verrichtete von Morgen bis Abend mit tauſend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte gingen. Herr von Erlau mußte anfangs beinahe immer das Bett hüten. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf ſeyn konnte. Lina that Alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern, und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen. Sie überraſchte ihn bald mit einer neuen Speiſe, die ſie das erſte Mal ſelbſt gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht. Der Vater gab ihr ſeine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weiſe zu erkennen.

Jetzt kam Linas Geburtstag. Sie ging ſehr frühe in die Meſſe, um an dieſem Tage Gott zu danken, und beſonders für ihre Mutter und ihren Vater, und für ihren Bruder zu beten. Als ſie heimkam, ſieh! da ſtanden ihre Lieblingsblumen, die herrlichſten rothen und blauen Levkojenſtöcke, in dem Fenſter, und ein Kanarienvögelein von der reinſten gelben Farbe und mit einem Schöpfchen, gerade ſo wie ſie zu Hauſe eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfich über den Blumen am Fenſter aufgehängt. Die Morgenſonne ſchien ungemein hell und freundlich in das Fenſter, und machte die ſchönen Farben der Blumen noch ſchöner.

Lina ſtand entzückt. Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte ihm in den liebevollſten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. „Nimm ſo vorlieb, gutes Kind!« ſagte der Vater. „Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unſerm Schloſſe waren, da war es freilich anders. Dieſer Tag wurde mit lautem Jubel gefeiert, und war ein Feſt für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in ſtiller Freude zubringen.«

Es wurde eine beſſere Mahlzeit bereitet. Der Vater war bei Tiſche wieder einmal recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an den Tiſch ſitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geſchäftige alte Diener noch eine mit Blumen gezierte Torte und eine Flaſche rothen Weines aus ihrem Vaterlande, dem Elſaße. Der Vater trank zuerſt auf Lina's Geſundheit, und dann auf die Geſundheit ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes. Allein Wehmuth miſchte ſich in die Freude, und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. „Ach, Lina,« ſprach er, „wo feiern heute deine Mutter und dein Bruder deinen Geburtstag? Was iſt ihnen wohl ſchon Alles begegnet? Ach, eine Frau, ein Kind, ohne Freund und Beſchützer in die Welt hinausgeſtoßen, ſind tauſend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgeſetzt. Wer weiß, ob wir dieſen Tag noch einmal zuſammen feiern werden? — Ich hatte ſonſt ſo einen fröhlichen Muth und ſo ein feſtes Vertrauen auf Gottes Vorſehung. Jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte — ich fürchte -- —«

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu tröſten. „Sey getroſt, liebſter Vater,« ſprach ſie. „Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß alle noch einmal zuſammen. Umſonſt hat Er uns nicht alle ſo wunderbar gerettet. Gewiß ſorgt Er für uns!« — „Ja, das wird Er!« ſprach Richard, und trocknete die Augen. Alle ſchwiegen. Es war ein Augenblick ſtiller, andachtsvoller Rührung.

Da fing das Kanarienvögelein mit einem Male an, die Melodie des Liedchens zu ſingen:

Ich habe Muth
In jeder Noth;
Denn gut, o gut
Iſt unſer Gott!

Lina ſchlug voll Erſtaunens die Hände zuſammen, und rief: „Gott im Himmel, was iſt dies? Das iſt ja das erſte Liedchen, das Karl auf dem Klavier ſpielen und ich dazu ſingen lernte, und das wir eben damals ſangen, als man dich, liebſter Vater, gefangen nahm.« Der Vater, Lina und Richard blickten alle drei ſtaunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwei, dreimal. „Es iſt nicht anders!«

ſagte Lina. „Es iſt genau das nämliche Liedchen. Keine Note fehlt!“

„Das iſt höchſt wunderbar!“ ſprach der Vater, und nahm die Mütze ab. „Guter Gott, ich glaube, Du willſt mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder ſchenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O, Richard, wie biſt du doch zu dem Vogel gekommen?“

Richard ſagte, daß er das niedliche Thierchen geſtern von einem jungen Tyroler gekauft habe. „O, ſo renne und laufe doch, was du kannſt,“ ſagte Herr von Erlau, „und ſuch' ihn auf. Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten ertheilen.“ Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und ſeine Tochter brachten die Zeit in der unruhigſten Erwartung zu. „Wie groß mußte ihre Noth ſeyn,“ ſagte der Vater, „wenn ſie ſogar dieſes liebe Geſchöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht ſind ſie gar todt, und das Vögelein iſt nun Alles, was ſie uns zurücklaſſen.“ Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Der junge Mann wußte aber von dem Kanarienvogel nichts Beſonderes zu ſagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben im Tyrole gekauft. Der Namen „Frau von Erlau“ war ihm unbekannt. Allein auf die weiteren Fragen des Herrn von Erlau verſicherte er: „Eine ſolche Frau und ein ſolcher Knabe, nach denen der gnädige

Herr ſich erkundigt, befinden ſich wirklich in meiner Gegend, und es iſt wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmal zugehört hat. Ich habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche geſehen, und der Knabe, der zu unſerm Herrn Pfarrer in die Schule geht, iſt mir oft begegnet. Der Kleine muß ſchon gar hochgelehrt ſeyn. Denn er hat allemal einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeſchnallt, auf dem Rücken getragen.« Der junge Tyroler beſchrieb die Geſtalt der Frau und des Knaben ſo genau, daß alle einmüthig und voll Freude ausriefen: „Sie ſind's! Sie ſind es gewiß!« Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß Er ihnen durch ſeine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte ſich auf das genaueſte nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und ſchenkte dem erſtaunten Tyroler für ſeine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun ſogleich Anſtalten zur Abreiſe. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung; die frohe Nachricht ſtärkte ihn mehr, als die beſte Arznei. Lina half ihm einpacken und Richard ging, das kleine Wägelein wieder in guten Stand zu ſetzen, und ihr Pferd, den alten Braunen, der indeß bei einem Wirthe, bloß für die Koſt ohne Lohn, gedient hatte, wieder abzuholen. Sogleich des folgenden Tags reiſten ſie ab, dem Tyrole zu. Auch das liebe Vögelein ließen ſie nicht zurück. Es ward mit ſeinem Käfich an einem Reifen des Wagens, über den ſich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen von Zeit zu Zeit mit ſeinem erheiternden Liedchen eine kleine Unterhaltung machte.

6.

Das Wiederſehen.

Herr von Erlau kam mit ſeiner kleinen Reiſegeſellſchaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin das kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrei gehörte. Er ging ſogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieſer beſtätigte Alles, was der junge Tyroler, der mit Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. „Nur,“ ſagte der Geiſtliche, „lebt die gute Frau in der tiefſten Trauer. Sie hält ihren theuern Gemahl für todt, und ſeit ſie dieſe unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann ſie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz ſie geſtürzt hatte, und nur mit Mühe und langſam erholt ſie ſich.“

Herr von Erlau fragte, wo dieſe unwahre Nachricht hergekommen ſey? Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, ſuchte ein Blatt heraus, und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit ſeinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte, er ſey an dem und dem Tage hingerichtet worden. So ſehr ihn dieſes befremdete, ſo konnte er ſich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine ſolche Unrichtigkeit unter die kleinen, unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergeſſen, ſeinen Namen aus der bereits verfaßten Liſte der Hingerichteten auszuſtreichen; oder man wollte ihn vielleicht nicht ausſtreichen, weil man hoffte, ſo am leichteſten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es ſchmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß dieſe falſche Unglücksnachricht ſeiner Gemahlin einen ſo großen Jammer bereitete, und ſie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußerſten Vorſicht beibringen müſſe. Er unterredete ſich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen ſey, und Alle traten hierauf, wiewohl es ſchon ſpät am Abende und die Witterung ſehr unfreundlich war, die Reiſe nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet und nun fing es, da es in dieſem Lande früher Winter wird, gar an, heftig zu ſchneien. Sie erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäſte die niedrigen Hütten mit ihren flachen, ſchneebedeckten Dächern, und mit ihren rauchenden Kaminen tief unten im Thale erblickte. Die Geſellſchaft ſetzte ſich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren tief herabhängenden Aeſten ſie vor Wind und Näſſe ſchützten, auf ein mooſiges Felſenſtück nieder, und Richard ging nun zuerſt der Hütte zu, die ihm der menſchenfreundliche Geiſtliche, mit dem Finger durch eine Oeffnung zwiſchen den Aeſten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau ſaß, ſchwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminfeuer, das mit ſeinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfing. Sie ſtrickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als ſie ihren treuen Diener mit den ſchneeweißen Haaren hereintreten ſah, that ſie einen lauten Schrei, und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu, und unter tauſend Thränen der Freude und des Schmerzens begrüßte ſie ihn ſo herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor Freude außer ſich. Die Frau hieß den alten Mann ſich auf den hölzernen Stuhl niederſetzen, den Karl an das Feuer herbei gerückt hatte.

„Ach, Richard,“ fing ſie an, „als er ihr gegenüber am Feuer ſaß, ſo — ſo müſſen wir uns wieder ſehen! Ach, von dem blutigen Tode des beſten, des vortrefflichſten Mannes laßt mich jetzt ſchweigen. Die Erinnerung iſt zu traurig. Aber wie ging es mit Lina? Starb ſie, das gute Kind, wie der Arzt es vorherſagte! Ach, vielleicht iſt ihre liebliche Geſtalt längſt ſchon Staub und Aſche!“ Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter deſto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina ſich bald wieder erholt habe, und ſeit der Zeit friſch und geſund ſey. Die Mutter war hocherfreut, und ihre Augen glänzten von Entzücken. „Aber,“ fuhr ſie ernſt und mit verfinſterten Blicken fort, „warum haſt du ſie nicht mitgebracht? Warum haſt du ſie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entriſſen, wo ſie keine Stunde des Lebens ſicher iſt? Wie konnteſt du ohne ſie abreiſen, harter Mann? Warum haſt du — —“ Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete ſich die Thüre, und Lina flog ihrer Mutter in die Arme. Karl drängte ſich auch hinzu. Süßere Thränen ſind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da ſie ihre beiden Kinder wieder ſo in den Armen hielt.

Allein bald mußte die Freude wieder der Wehmuth weichen. „Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl!“ ſprach ſie, indem ſie weinend zum Himmel blickte.« O dann — dann würde das Maaß meiner Freuden voll ſeyn. Aber ſo, meine liebſten Kinder, ſeyd ihr arme, vaterloſe Waiſen, und euer Anblick erfüllt das Herz eurer bedrängten Mutter mit Schmerz! Denn ach, was kann ich, eine dürftige, rathloſe Wittwe, für euch thun!«

Jetzt fing Richard an, unter leiſen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung ſeines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu ſehen, die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu ſchließen, war für die edle Frau die natürlichſte, ſtufenweiſe Vorbereitung, nun auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den ſie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann ſchon lange vor der Thüre geſtanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richards Geſpräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als ſie mit dem Ausdrucke des höchſten Entzückens laut ausrief: „Er lebt!« O, Gottes Barmherzigkeit ſey ewig geprieſen, die ihn ſeinen Mördern entriß! O, gewiß iſt er nicht weit. O, Kinder, kommt, kommt — fort zu ihm!« — Da öffnete Herr von Erlau die Thüre und ſtürzte vor Freude außer ſich in die offenen Arme ſeiner Gemahlin! Die gute Frau aber, die ihren lieben Gemahl bis zu dieſer Stunde als todt betrauerte und ihn nun wieder lebend vor ſich ſah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtſam, als zweifelte ſie noch, ob er es auch wirklich ſey, betrachtete ſie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, ſo vor ihr ſtand. Sie konnte es nicht ausſprechen, wie wunderbar ſelig es ihr zu Muthe ſey und ſie ſagte bloß: „O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir ſo viele Lieben, die wir als todt beweinen, wiederſehen werden.“

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen ſehr ſeligen Abend zu; auch der alte Tyroler und ſeine Hausfrau fanden ſich ein und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichſten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gaſt an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das Meiſte beigetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhauſe gelaſſen hatte. Karl freute ſich ſehr, ſein Vögelein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenſter entſchlüpft, und Karl hatte ſeit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo ſich ſeine Gemahlin und ſein Sohn befinde. Frau von Erlau vergoß über dieſe wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. „Ja, guter Gott,“ ſagte ſie mit gefalteten Händen, „das haſt Du ſo gefügt. Du haſt Dich dieſes kleinen geflügelten Boten bedient, meinem Gemahle anzuſagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte! Ohne ſeine ſchnelle Hieherkunft wäre ich dieſen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen!“

Karl ſtimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. „Nicht wahr,“ ſagte er, „das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieſes Liedchen beigebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verluſt des Vögeleins ſo betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schweſter, und das Vögelein noch obendrein, wieder zu geben. Da ſieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten könne.“ „Du haſt Recht, lieber Karl,“ ſprach der Vater. „So nahm uns Gott alle unſre irdiſchen Güter, um uns beſſere Schätze für den Himmel zu geben. Ich hoffe, wir Alle haben durch dieſen zeitlichen Verluſt an Frömmigkeit und Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts ſind — die allein einen ewigen Werth haben. Und vielleicht gibt uns Gott auch einſt die zeitlichen Güter wieder zurück, wie dir dein Kanarienvögelchen.“

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anſtatt ihn zurückzugeben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war ſehr beſtürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede geſtellt wurde, und von demſelben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier in einem andern Lande, den Diebſtahl verrathen habe. „In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln,“ ſagte der Knabe; „denn nun ſehe ich's klar: Kein Fädelein iſt ſo fein geſponnen, es kommt einmal an die Sonnen.“

Herr von Erlau beſchloß, vorerſt den Winter unter dieſem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten untergebracht. Das Kanarienvögelein kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, eh es entfloh. Lina verpflegte es auf das ſorgfältigſte, und ließ es ihm auch zur rauhen Jahreszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder friſchen Apfelſchnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen ſaß, und in die ſchneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, ſtimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;

Denn gut, o gut
Iſt unſer Gott!

Die Kinder und Eltern ſangen dann wohl ſelbſt das ganze Lied, und fanden darin Troſt und Erbauung. Ja, bei manchen traurigen Vorfällen und bangen Beſorgniſſen, die dieſe Familie in der Folge noch trafen, war es Allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich ſein Liedchen ſang, und dann mit einem fröhlichen, muthig ſchmetternden Triller ſchloß. „Wir wollen Dem vertrauen,“ ſagten ſie, „Der uns durch dieſes Vögelein, durch ein ſo kleines, unbedeutendes Geſchöpf, ſchon einmal ſo wunderbar half. Er, der auf tauſend Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen.“

„Ja, ja,“ ſagte der alte Richard, „ſo denke ich auch. Der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenſter, bei dem tiefen Schnee und ſchneidenden Froſte, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: „Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie ſäen nicht aus, ſie ärndten nicht ein, ſie ſammeln nichts in die Scheuern, und doch ernährt ſie euer Vater im Himmel! Und ſeyd ihr denn nicht viel vortrefflicher, als ſie?“ Allein, wenn ich dieſes Vögelein anſehe, ſo gehen mir dieſe Worte noch tiefer zu Herzen; und wenn es gar ſein Liedchen anſtimmt, ſo kann ich nun einmal nicht mehr kleinmüthig ſeyn — ſo übel es auch in der Welt ausſehen, und ſo hart es uns auch gehen mag. Er, Der für die Vögel ſorgt, kann Unſer nicht vergeſſen!«

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit ſehr eingeſchränkt leben, durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren und erhielt ihre Güter größten Theils wieder zurück, und Herr und Frau von Erlau freuten ſich, wieder reich und vermöglich zu ſeyn — weil ſie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, deſſen Frau und Sohn, den alten Fiſcher und jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzensluſt zu belohnen.

◆

Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines heißen, ſchwülen Sommertages ſaß Maria, eine arme Wittwe, an dem offenen Fenſter ihres kleinen Stübchens und ſah ſo hinaus in den ſchönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erſt dieſen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürr ward, gegen Abend in Schochen aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfriſchend und ſtärkend herein. Das Abendroth verglimmte bereits am Rande des wolkenloſen, heitern Himmels, und ſchön und klar ſchien der halbe Mond in das freundliche Stübchen, und malte das lichte Viereck des geöffneten Fenſters, und die hellen, runden Scheiben der geſchloſſenen Fenſter, ſammt dem Reblaube, das ſie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von ſechs Jahren ſtand in der Fenſterecke, und auch ſein blühendes Angeſicht und die gelben Locken waren, nebſt einem

Theile des weißen, reinlichen Hemdärmels und des ſcharlachrothen Weſtchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau ſaß wohl ſo da, um auszuruhen. Allein ſo ſchwer ihr die Laſt des heißen Tages geworden war, ſo drückte ſie noch ein ſchwereres Leiden, und machte ſie ihrer Müdigkeit vergeſſen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüſſel voll Milch, worein Brod gebrockt war, hatte ſie kaum ein Paar Löffel voll genoſſen. Der kleine Ferdinand war auch ganz beſtürzt, und rührte ſich nicht, weil er die Mutter ſo traurig ſah. Auch er hatte, da die Mutter, anſtatt zu eſſen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüſſelchen ſtand, beinahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tiſche im Glanze des Mondes ſo da, und warf einen hellen, rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Maria war erſt zu Anfang des verfloſſenen Frühlings Wittwe geworden. Ihr ſeliger Ehemann, wohl der bravſte junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparſamkeit ſo viel zuſammen gebracht, die kleine Hütte mit dem Grasgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den ſchönen, grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die ſchönſten Früchte trugen. Er hatte Marien, wiewohl ſie eine arme Waiſe war, und ihre Eltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlaſſen konnten, zur Gattin gewählt. Denn ſie galt in dem ganzen Dorfe für das frömmſte, fleißigſte und ſittſamſte Mädchen. Beide hatten in der glücklichſten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann ſtarb. Sie ſelbſt, die dem Manne mit aller Liebe abwartete, wurde ſogleich nach ſeinem Hinſcheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entging ſie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war ſie ſehr zurück gekommen. Allein jetzt ſollte ſie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verſtorbener Mann hatte lange bei dem reichſten Bauer des Ortes, dem ſogenannten Meierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen ſeiner Treue und ſeines Fleißes geſchätzt, und ihm dreihundert Gulden vorgeſchoſſen, dieſe Wohnung nebſt dem Garten zu kaufen; jedoch unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle, und eben ſo viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er krank wurde, richtig eingehalten, und ſeine Schuld betrug nur mehr fünfzig Gulden. Das Alles wußte Maria gar wohl.

Nun ſtarb der Meierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegerſohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den hinterlaſſenen Schriften des Verſtorbenen. Von der ganzen Geſchichte wußten ſie, da der Verſtorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Wittwe die ganze Summe. Die erſchrockene Frau verſicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verſtorbener Mann Alles, bis an fünfzig Gulden, abbezahlt habe. Allein all ihr Reden half nichts. Der junge Bauer nannte ſie eine unverſchämte Lügnerin und verklagte ſie vor Gericht. Da ſie es nicht beweiſen konnte, etwas bezahlt zu haben, ſo wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung; und da die arme Maria nichts hatte, als ihr kleines Haus mit dem Garten daran, ſo ſollte dieſes ihr kleines Eigenthum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebeten, ſie nicht zu verſtoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr. Beide weinten — allein Alles war vergebens. Ja, ſchon der morgige Tag war zur Verſteigerung angeſetzt. Dies letztere hatte ſie eben vor einer Stunde, als ſie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb ſaß ſie jetzt ſo beſtürzt am offenen Fenſter, blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor, bald auf ihren kleinen Ferdinand hin, weinte heiße Thränen, und ſtarrte dann wieder ſo vor ſich hin. Es war eine traurige Stille.

„Guter Gott,“ dachte ſie, „ſo habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu zuſammen gerechet! Die erſten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, ſind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die ſein Vater mit ſo unſäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht ſind wir heute das letzte Mal hier über Nacht. Morgen um dieſe Zeit gehört dieſe Wohnung einem Anderen, und wer weiß, ob er uns nicht ſogleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freien Himmel!“ Sie fing an heftig zu ſchluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der ſich bisher nicht geregt hatte, näher herbei und ſagte ſchluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar ſo bitterlich! Sieh, ſonſt kann ich vor Schluchzen gar nicht einmal mehr mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater geſagt hat, als er dort auf dem Bette ſtarb. „Weinet nicht ſo!“ ſagte er. „Gott iſt der Vater der armen Wittwen und Waiſen. Ruft Ihn an in der Noth; Er wird für Euch ſorgen.“ So ſagte er. Iſt es denn nicht ſo?“

„Ja, liebes Kind,“ ſprach die Mutter. „So iſts!“ „Nun“ ſagte der Kleine, „wie magſt du nun ſo lange weinen! Bitte den lieben Gott, ſo wird Er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im

Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte, wenn mich hungerte oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, ſo weinte ich nicht lange. Ich ging zu dem ſeligen Vater, als er noch lebte, und bat ihn, und er legte ſogleich das Beil weg, und gab mir Brod, oder zog mir den Dorn heraus. So gern hilft der liebe Gott auch. Er iſt nicht ſo hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir Beide niederknieten und um Barmherzigkeit flehten, und der uns beinahe mit den Füßen weggeſtoßen hätte, und uns die Thüre wies. Oder meineſt du, Gott ſey nicht reich genug uns zu helfen? Er iſt noch viel reicher als der Meierbauer. Da ſieh nur einmal zum Fenſter hinaus! Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater ſagte ja oft: „Die ganze Welt iſt Sein.“ Was ſollen wir alſo weinen und uns quälen? Komm, wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange nur an, ich will dir bitten helfen. Es lauft gewiß beſſer ab, als bei dem reichen Manne.“

„Gutes Kind, du haſt Recht,“ ſagte die Mutter, und weinte mildere Thränen, und Troſt miſchte ſich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre naſſen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch und blickte Himmel = wärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind und ſpiegelte ſich in ihren Thränen. Und die Mutter fing an zu beten und der Kleine ſprach ihr jedes Wort nach.

„Lieber Vater im Himmel,“ ſagte ſie, „ach, ſieh da eine arme Mutter und ihr Kind! Eine arme Wittwe und ein armes Waislein blicken zu Dir auf! Wir ſind in großer Noth, und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber Dein Herz iſt reich an Erbarmung. Du ſagſt es ja ſelbſt: Rufe mich an in der Noth, und ich will dein Erretter ſeyn. O, zu Dir flehen wir! Verſtoß uns nicht aus dieſer Hütte! Nimm einem armen Waislein ſein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder haſt Du es nach Deinem unbegreiflichen, aber gewiß weiſeſten und liebevollſten Rathſchluſſe dennoch ſo über uns verhängt — o, ſo laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gib uns Troſt in das Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir ſo fortziehen, und vom Hügel dort des letzte Mal nach unſrer Hütte umſehen.“

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden, und blickte weinend zum Himmel, und ſchwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da geſtanden war, auf einmal mit lauter Stimme und ausgeſtrecktem Zeigefinger: „Ei, Mutter, ſieh doch, was iſt das? Da ſchwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh, da ſchwebt es am Fenſter! O ſieh, jetzt kommt es herein! Wie ſchön hell es glänzt! Sieh nur, mit grünlichem Lichte! Faſt noch ſchöner als der Abendſtern! Jetzt ſchwebt es an der Decke der Stube hin! Das iſt wunderbar!«

»Das iſt ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand!« ſagte die Mutter. »Bei Tage iſt es ein kleines unanſehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderſchönen Schein.«

»Darf ich es fangen?« fragte der Kleine; »thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?«

»Es brennt dich nicht,« ſagte die Mutter, und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. »Fang es nur, und betrachte es näher. Es iſt auch ein Wunder der Allmacht Gottes.«

Der Kleine hatte jetzt aller Traurigkeit vergeſſen, und ſuchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden — bald unter dem Tiſche und bald unter dem Stuhle — ſchwebte, zu haſchen.

Aber jetzt rief er beſtürzt: »O weh!« — Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausſtreckte, es zu nehmen, ſich unter den großen Kaſten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kaſten. »Ich ſeh es wohl deutlich,« ſagte er; »dort ſitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand und der Boden und jedes Stäubchen, wo es ſitzt, ſchimmert hell, wie wenn der Mond hinſchiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm iſt zu kurz.«

„Habe nur Geduld,“ ſagte die Mutter; „es wird ſchon wieder hervorkommen.“

Der Knabe wartete ein wenig, und kam dann zur Mutter herbei, und ſagte mit ſanfter, flehender Stimme: „Mutter! O lange doch du es mir hervor, oder rücke den Kaſten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, ſo kann ich es leicht fangen.“

Die Mutter ſtand auf und rückte den Kaſten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen, und betrachtete es zwiſchen den hohlen Händchen, und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzeſſin an dem hellſten, reinſten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas Anderes aufmerkſam geworden. Als ſie den Kaſten gerückt hatte, war etwas, das zwiſchen dem Kaſten und der Wand geſteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that, indem ſie es aufhob, einen lauten Schrei. „Gott!“ rief ſie, „nun iſt es uns ja mit Einem Male aus aller Noth geholfen. Das iſt der Kalender vom vorigen Jahr', den ich ſo lange vergebens ſuchte. Ach, ich glaubte, er ſey während meiner Krankheit, als ich ſo beſinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unſerer Haushaltung nicht immer am beſten wirthſchafteten, als unnütz zerſtört worden. Nun wird ſichs finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kaſten ſtecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, ſeit die Hütte ſteht, wohl niemals von der Stelle kam!“

Sie zündete ſogleich Licht an, und durchſah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr ſeliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreihundert Gulden noch ſchuldig geweſen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende ſtanden noch die Zeilen von des alten Meierbauers eigener Hand geſchrieben: „Auf Sankt Martins Tag hab' ich mit Johann Blum abgerechnet, und iſt er mir nun nichts weiter mehr ſchuldig als fünfzig Gulden, ſage fünfzig Gulden.“

Die Mutter ſchlug vor Freuden die Hände zuſammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: „O, Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! Denn jetzt müſſen wir nicht ausziehen; jetzt dürfen wir in unſerer Wohnung bleiben.“

„Nicht wahr?“ ſagte der Knabe, „daran bin ich Schuld. Wenn ich dich nicht ſo gebeten hätte, den Kaſten zu rücken, ſo hätteſt du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da ſtecken können.“

Die Mutter ſchwieg betroffen ſtill — und ſagte dann: „O mein Kind, das hat Gott gethan! Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauder an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir Beide ſo unter Thränen beteten, da kam das glänzende Vögelein herein, und zündete mir gleichſam mit dem Lichte dahin, wo dieſe Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinſten Dinge. Gottes heilige Vorſehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wiſſen fällt auch nicht ein Haar von unſerm Haupte. Merke dir dies dein Lebenslang, und vertraue ſtets auf Ihn, beſonders zur Zeit der Noth. Ihm iſt es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu ſenden; Er kann es durch ein beflügeltes Würmchen!“

Die Mutter konnte vor Freude nicht ſchlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte ſie ſich auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war ſehr beſchämt, daß er die Frau vor Gericht geſchimpft, und als ehrlos abgeſchildert hatte. Der Richter ſagte, daß er ihr für dieſe Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verurſacht habe, eine Entſchädigung ſchuldig ſey. Der Mann zeigte ſich dazu bereit.

Als aber die arme Wittwe nun die ganze Geſchichte von ihrem nächtlichen Gebete und von der Erſcheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da ſagte der Richter: „Da iſt Gottes Finger; Er hat euch ſichtbar geholfen.“

Der junge Meierbauer aber ſtand ſehr gerührt da, und ſagte mit Thränen in den Augen: „Ja, ſo iſt's. Gott iſt der Vater der Wittwen und Waiſen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich ſo hart gegen Euch war. Es geſchah aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, ſchenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr ſonſt in Noth gerathet, ſo kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen. Denn nun ſehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt Er nicht, und Ihm vertrauen iſt ein ſicheres Kapital, das mehr werth iſt, als der größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Wittwe und meine Kinder Waiſen werden ſollten, ſo wolle Er uns auch ſo helfen, wie Er Euch geholfen hat."

„Vertraut eben ſo auf Ihn," ſagte der Richter, „und ſeyd ſo rechtſchaffen, wie dieſe fromme Wittwe, und die Hülfe wird zur Zeit der Noth Euch auch nicht ausbleiben."

* * *

Das Täubchen.

1.

Mutter Ottilia und ihre Tochter Agnes.

Auf dem alten Bergſchloſſe Falkenburg lebte vor mehreren Jahrhunderten der tapfere Ritter Theobald mit ſeiner frommen Gemahlin Ottilia. Der Ritter war eben ſo edelmüthig als tapfer. Alle Bedrängte weit umher im Lande nahm er in ſeinen mächtigen Schutz, und verlangte dafür nicht einmal einen Dank. Das Vergnügen, Menſchen zu beglücken, war ihm ſchon Lohnes genug. Frau Ottilia ſpendete reichliche Gaben unter die Nothleidenden aus. Sie beſuchte die Kranken in den Hütten der benachbarten Thäler, und ihr Schloß war der ſichere Zufluchtsort aller Armen, die nur immer einer Hülfe werth waren. Auch Agnes, das einzige Kind dieſer trefflichen Eltern, ein Fräulein von etwa acht Jahren, war die lautere Güte und Freundlichkeit gegen die Menſchen. Sie kannte keine größere Freude, als Anderen Freude zu machen. Eltern und Tochter wurden allgemein verehrt und geliebt, und wer nur den hohen Thurm der Falkenburg von Ferne erblickte, ſegnete in ſeinem Herzen die edlen Menſchen, die hier wohnten und Gutes thaten. Wirklich ruhte auch der Segen Gottes recht ſichtbar über Theobald, Ottilia und Agnes. So viel ſie hergaben und austheilten, ſo hatten ſie doch nie Mangel. Sie gehörten unter die wohlhabendſten adeligen Familien im Lande.

Einmal an einem ſchönen, heitern Sommertage gingen Frau Ottilia und Fräulein Agnes nach Tiſche in den Garten, der ſich unten am Abhange des Berges befand. Ein kleines Pförtchen in der Mauer des Schloßhofes und viele ſteinerne Staffeln führten dazu hinab. Der Garten gewährte einen überaus lieblichen Anblick. Sie bemerkten mit Freude, wie hier der bläulich grüne Kohl ſo ſchön ſtand, und dort die zarten Roſenknoſpen ſich öffneten; wie da die Bohnen hoch empor rankten, und dort die Kirſchen bereits hellroth zwiſchen den dunkelgrünen Blättern hervor glänzten. Sie ſtanden eine Weile bei dem Springbrunnen in Mitte des Gartens ſtill, und ergötzten ſich an dem Spiele des Waſſers, das im Glanze der Sonne hell wie Kriſtall emporſprang, und in tauſend funkelnden Tropfen von allen Farben des Regenbogens wieder herab fiel. Hierauf ſetzten ſie ſich in eine ſchattige Reblaube von zierlichem Gitterwerke, und arbeiteten mit vereintem Fleiße an einem Kleide für eine arme Waiſe. Alles im Garten war ſtill und ruhig; nur eine Grasmücke ſang auf den Zweigen eines nahen Baumes von Zeit zu Zeit ungemein lieblich, und von dem Springbrunnen her tönte unausgeſetzt das angenehme Plätſchern des Waſſers.

Da flog Etwas ſo plötzlich, daß ſie gar nicht ſehen konnten, was es ſey, in die Laube herein. Beide blickten erſchrocken auf. Augenblicks kam in ſtürmender Eile ein großer Raubvogel nachgeflogen, und ſchwebte mit weit ausgebreiteten Flügeln am Eingange der Laube. Da er aber Leute ſah, machte er ſich eben ſo ſchnell wieder davon. Agnes ſaß ſo ſchüchtern da, daß ſie ſich nicht umzuſehen getraute, was das wohl ſeyn möge, das ſo geſchwind in die Laube herein geflogen war. Allein die Mutter ſagte lächelnd: „Fürchte dich nicht! Es iſt wohl nichts, als irgend ein Vögelein, das ſich vor dem Stoßvogel hieher geflüchtet hat.“ Sie ſah nach, und rief: „Ei ſieh doch, ein ſchneeweißes Täublein! Es hat ſich in ſeiner Angſt da gerade hinter dir verſteckt.“ Sie nahm es, blickte Agnes forſchend an, und ſagte: „Auf den Abend will ich dir das Täublein braten.“

„Braten?“ rief Agnes erſtaunt, und griff mit beiden Händen nach dem Täubchen, als wollte ſie es dem angedrohten Tode entreißen. „Nein, liebe

Mutter,« ſagte ſie, »das war nicht dein Ernſt! Das arme Thierchen hat ſeine Zuflucht zu mir genommen — wie könnte ich es tödten? O ſieh doch, wie ſchön es iſt! In der That, es iſt ſo weiß wie Schnee, und ſeine Füßchen, ſieh nur, ſind ſo ſchön roth wie Korallen. Ach ſieh, wie ihm noch das Herz ſchlägt! Es blickt mich mit ſeinen unſchuldigen Aeuglein ſo flehendlich an, als wollte es ſagen: Thue mir nichts! — Nein, liebes Thierchen, ich thue dir nichts zu Leid. Du ſollſt dich nicht umſonſt zu mir geflüchtet haben. Du ſollſt es gut bei mir haben.«

»Recht, liebes Kind,« ſagte die Mutter freundlich. »Du haſt meinen Sinn getroffen. Ich wollte dich nur prüfen. Bring das Täublein auf dein Zimmer und verſorge es mit Futter. Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, dürfen wir nicht verſtoßen. Wir müſſen gegen alle Nothleidende mitleidig, und auch gegen die Thiere barmherzig ſeyn.«

Die Mutter ließ ein kleines, artiges Taubenhaus mit rothem Dache und grünen Gitterſtäben machen. Agnes ſtellte es in eine Ecke ihres Zimmers und wies es dem Täubchen zur Wohnung an. Sie gab ihm täglich reichliches Futter nebſt friſchem Waſſer, und verſah es von Zeit zu Zeit mit reinem Sand. Das Täubchen gewöhnte ſich bald an Agnes und wurde ungemein zutraulich und heimiſch. Sobald Agnes die Thüre des niedlichen Käſichs öffnete, flog das Täubchen heraus und pickte ihr die Körnlein, die ſie ihm vorhielt, aus der Hand. Sie brauchte auch das Häuschen nicht mehr zu verſchließen. Das Täubchen hielt ſich ſchon ſelbſt gern darin auf.

Wenn der Morgen anbrach und Agnes noch ſchlief, da kam das Täubchen auf ihr Kopfkiſſen geflogen, weckte ſie, und ließ ihr keine Ruhe mehr, bis ſie aufſtand und es fütterte. Agnes beklagte ſich bei ihrer Mutter darüber, und ſagte: „Ich weiß aber ſchon, was ich thue, damit die ungeſtüme Taube mich nicht mehr im Schlafe ſtöre. Ich werde künftig das Thürchen des Käſichs alle Abende fleißig verriegeln, damit ſie Morgens nicht heraus kann.“ „Nicht doch!“ ſagte die Mutter. „Lerne vielmehr von dem Täublein früh aufſtehen. Früh aufſtehen iſt geſund, und macht einen fröhlichen Sinn. Oder müßteſt du dich denn nicht ſchämen, wenn du träger wäreſt als eine Taube?“ So gewöhnte ſich Agnes an das frühe Aufſtehen.

Einmal ſaß Agnes an dem offenen Fenſter und nähte. Das Täubchen pickte zu ihren Füßen einige Broſamen auf. Allein plötzlich flog es auf — und zum Fenſter hinaus, und ſetzte ſich auf das nächſte Dach. Agnes erſchrak und that einen lauten Schrei; die Mutter kam und fragte, was es gebe. „Ach mein Täublein!“ ſagte Agnes, und zeigte weinend auf das Dach, wo das Täubchen ſaß, und ſich ſonnte. „Locke ihm einmal!“ ſagte die Mutter. Agnes that es — und augenblicklich flog das Täubchen wieder herab, und ſetzte ſich ihr auf die ausgeſtreckte Hand. Agnes war über dieſe Folgſamkeit entzückt. Die Mutter aber ſagte: „Sey du gegen mich auch immer ſo folgſam, wie das Täublein gegen dich; dann werde ich noch eine größere Freude haben, als du jetzt empfindeſt. Nicht wahr, dieſe Freude machſt du mir?“ Agnes verſprach es — und hielt Wort. Sie wurde das folgſamſte Mädchen.

Eines Tages hatte Agnes im Garten ihre Blumen und auch mancherlei Gemüſe begoſſen. Müde von der Arbeit ſetzte ſie ſich zu ihrer Mutter auf die grüne Bank nächſt dem Springbrunnen. Das Täubchen, das jetzt ſo zahm war, daß Agnes es überall frei herumfliegen ließ, kam herbei geflogen, an dem Brunnen zu trinken. „Sieh nur, Mutter,“ ſagte Agnes, „wie vorſichtig es von einem bemoosten Steine zum andern tritt! Wie ſorgfältig es ſich vor dem Schlamme zwiſchen den Steinen in Acht nimmt! Wie reinlich das Thierchen iſt! Die weiße Farbe iſt am ſchwerſten rein zu bewahren — und doch ſieht man nie das geringſte Fleckchen an den blendend weißen Federn des achtſamen Thierchens.“ „Und wie unachtſam Agnes bisweilen iſt!“ ſagte die Mutter, und zeigte auf das lange weiße

Kleid des Fräuleins. Agnes hatte, als ſie am Springbrunnen mit der Gießkanne Waſſer ſchöpfte, ihr Kleid nicht genug in Acht genommen. Sie erröthete und von nun an glich ihr weißes Kleid immer dem reinen neugefallenen Schnee.

Agnes hatte einſt mit ihrer Mutter eine kleine Reiſe gemacht, auf der ſie ſehr viele Freuden genoß. Als ſie Abends zurück kam, flog das Täubchen ihr ſogleich entgegen, und zeigte eine ſichtbare Freude über ihre Zurückkunft. „Es hat den ganzen Tag um Euch getrauert,“ ſagte eine Magd, „und Euch überall geſucht. Ich muß mich wundern, daß ein Thierchen, das doch keine Vernunft hat, ſeine Wohlthäterin erkenne, und ihr ſo ergeben ſey.“ „Es iſt wahr,“ ſagte Agnes, „für die wenigen Körnlein, die ich ihm täglich ſtreue, könnte es nicht dankbarer ſeyn.“ „Biſt du aber,“ ſprach die Mutter, „auch immer ſo dankbar? — Sieh, du haſt heute ſo viele Freuden genoſſen! Haſt du Gott auch ſchon dafür gedankt? Laß dich doch nicht von einem Thierchen beſchämen.“ Agnes hatte diesmal noch nicht daran gedacht, Gott zu danken. Von nun an ging ſie aber nie mehr zur Ruhe, bevor ſie Gott für die Freuden und Wohlthaten des Tages ihren innigſten Dank dargebracht hatte.

„Du liebes Thierchen!“ ſagte einſt Agnes, früh Morgens an ihrem Arbeitstiſchchen ſitzend, zu ihrer Taube, die an dem Rande des Tiſchchens ſaß, und mit den klaren, ſchuldloſen Augen freundlich zu ihr aufblickte. „Ich habe nun von dir ſchon Manches gelernt, und bin dir vielen Dank ſchuldig.“ Die Mutter ſagte: „Das Schönſte, was du von ihr lernen kannſt, iſt doch noch übrig. Sieh, die reine weiße Taube iſt ein liebliches Bild der Unſchuld. Sie iſt ohne Falſch, ohne Trug und Verſtellung, rein von Argliſt, ungekünſtelt und ohne alle Ziererei. Unſer göttlicher Erlöſer drückte dieſes Alles mit einem einzigen Worte aus, indem Er ſprach: Seyd einfältig wie die Tauben! O möchte dieſe edle Einfalt immer dir eigen ſeyn! Möchten Trug und Verſtellung und alles Böſe immer fern von dir bleiben! Gott gebe, daß man von dir ſagen könne: Agnes iſt ſchuldlos und ohne Falſch, wie eine Taube.“ Wirklich konnte man dieſes auch mit Wahrheit von ihr ſagen.

2.

Roſalinde und ihre Tochter Emma.

Einmal war Ritter Theobald von einem Zuge gegen eine zahlreiche Räuberbande zurück gekommen, die das ganze Land in Schrecken geſetzt hatte. Vergnügt und fröhlich über den glücklich vollbrachten Zug ſaß er Abends bei einem Becher Wein, und erzählte, wie er mehrere Räuber eingefangen und den Gerichten überliefert, die übrigen aber zerſprengt habe, ſo, daß nun wieder Ruhe und Sicherheit im Lande ſey. Die Erzählung währte etwas lange. Ottilia und Agnes hatten daher ihre zierlichen Spinnrädchen herbei geholt, ſpannen ſehr emſig, und hörten ihm aufmerkſam zu. Es wurde ziemlich ſpät, und das angezündete Licht brannte bereits auf dem Tiſche. Da trat eine anſehnliche, ſchöne Frau in ſchwarzer Kleidung und mit blaſſen Wangen in das Zimmer, und führte ein kleines Fräulein, das auch ſchwarz gekleidet war, an der Hand. Der Ritter, Ottilia und Agnes ſtanden auf, die fremde Frau, die ſie nicht kannten, zu begrüßen.

Die Frau aber ſprach unter vielen Thränen: „Gott grüße Euch, ſehr edler Ritter! — Obwohl ich Euch noch nie von Angeſicht geſehen habe, ſo nehme ich dennoch meine Zuflucht zu Euch. Ich bin Roſalinde von Hohenburg, und dieſes Kind iſt meine Tochter Emma. Ihr wißt nun vielleicht, mit welchem großen Leid mich Gott heimgeſucht hat. Mein ſeliger Mann, der gute Adalrich, Gott tröſte ihn, iſt an ſeinen Wunden geſtorben, die er in der großen Schlacht des vergangenen Jahres erhielt. O wie vieles habe ich an ihm verloren! Er war ein ſehr edler Mann, ein guter, liebevoller Gatte, der beſte Vater! Doch Ihr habt ihn ja ſelbſt gekannt. Er war übrigens ſo wohlthätig gegen alle Dürftige, daß er uns keine Schätze hinterlaſſen konnte; er hinterlegte uns dafür einen Schatz im Himmel. Jetzt will man uns aber auch noch Dasjenige nehmen, was wir zu unſerm Lebensunterhalte nothwendig haben. Meine Nachbarn, zwei habſüchtige Ritter, bedrängen mich ſehr. Der Eine will, unter allerlei Vorwänden, meine ſchönen, reichen Kornfelder und Wieſen, bis unten an die Mauern des Schloſſes, an ſich reißen. Der Andere möchte gern die anſehnlichen Waldungen zur andern Seite des Schloſſes ſich zueignen. Beide Ritter ſind gegen mich ganz verändert. Die Habſucht, die ſo viel Böſes auf Erden anrichtet, hat ſie aus Freunden meines Mannes zu meinen Feinden gemacht. Mein ſeliger Adalrich ſah das wohl voraus. Sterbend nannte er mir noch Euren Namen. Vertrau' auf Gott, ſagte er, und auf Ritter Theobald, ſo wird dir kein Feind auch nur ein Haar krümmen. Erfüllt nun dieſes Wort des Sterbenden. Ach, was ſollte ich anfangen, wenn ich ſo um alle meine Güter käme, und mir nichts übrig bliebe, als die Schloßmauern! Von dieſen Steinen könnte ich mit meiner Emma hier nicht leben. Solltet Ihr — was Gott verhüten wolle! — auch einmal das Schickſal meines Mannes haben, und ſollten Eure Frau und Euer liebes Kind hier in eine ähnliche Noth kommen, wie ich, ſo werden ſie dann auch einen Arm finden, der ſie rettet.“

Die kleine Emma, die mit Agnes ungefähr von gleichem Alter war, näherte ſich nun auch dem Ritter und ſagte weinend: „Edler Mann! Seyd mein Vater und verſtoßt mich nicht!“

Ritter Theobald ſtand ernſt da, hielt nach ſeiner Art mit der Hand das Kinn, und blickte ſchweigend zur Erde. Agnes weinte und ſagte: „Lieber Vater, erbarme dich ihrer! Sieh, als mein Täublein von dem Raubvogel verfolgt wurde und ſeine Zuflucht zu mir nahm, ſagte die Mutter: „Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, ſollen wir nicht verſtoßen.“ Sie freute ſich, daß ich mit dem armen Thierchen Mitleid hatte. Und dieſes liebe Fräulein und ihre Mutter verdienen ja doch mehr Mitleid und Erbarmen, als eine Taube. Errette ſie aus den Klauen dieſer böſen Ritter, die den Raubvögeln gleichen.“

Der Ritter antwortete gerührt: „Wohl, liebe Agnes, mit Gottes Beiſtand werde ich ihnen helfen. Mein Stillſchweigen war nicht Hartherzigkeit; ich überlegte nur, wie ich die edle Mutter und das gute Kind retten könne.“ Der Ritter holte für die Frau einen Seſſel, und Agnes rückte einen für Emma herbei. Sie ſetzten ſich. Frau Ottilia aber ging, wegen der unerwarteten Gäſte eine etwas reichlichere Abendmahlzeit zu bereiten.

Denn damals war es Sitte, daß die Rittersfrauen ſelbſt die Küche beſorgten.

Ritter Theobald erkundigte ſich nun genau nach den Urſachen, aus denen die zwei Ritter ſo große Forderungen machten, und ſagte am Ende: „Nun gut! So viel ich ſehe, habt Ihr vollkommen Recht. Morgen mit Anbruch des Tages will ich mich, von einigen Reitern begleitet, aufmachen, um erſt den Weg der Güte zu verſuchen. Bleibt mit Eurer Tochter hier, bis ich zurück komme; ſo könnet Ihr die guten Nachrichten, die ich Euch zu bringen hoffe, gleich ſelbſt mit nach Hauſe nehmen.“ Indeſſen wurde das Eſſen fertig. Sie aßen zuſammen fröhlich auf die Nacht, und am folgenden Morgen ſetzte ſich Ritter Theobald zu Pferd, und ritt mit ſeinen Leuten fort.

Agnes hatte eine große Freude, daß Fräulein Emma einige Tage da blieb. Sie führte das Fräulein auf ihr Zimmer und in den Garten, und zeigte ihr ihren Kleiderkaſten, ihre Blumen und ihre Taube. Beide Mädchen wurden bald herzliche Freundinnen; denn auch Emma war ein ſehr gutgeartetes, wohlgezogenes Kind.

Nach einigen Tagen kam Ritter Theobald zurück. „Fröhliche Botſchaft!“ rief er, als er in das Zimmer trat. „Eure Feinde, edle Frau! ſind von ihren ungerechten Forderungen abgeſtanden und aller Streit hat nun ein Ende. Zwar auf meine

Reden hätten ſie wenig geachtet, ſo klar ich ihnen auch ihr Unrecht vor Augen legte. Als ich aber jedem, der Euch das kleinſte Leid zufügen würde Krieg ankündete, da gaben ſie ſich zur Ruhe. Seyd nun getroſt und gutes Muthes, edle Frau! Kein Fremder wird nun von Euren ſchönen Feldern ärnten, oder in Euren Waldungen jagen und Holz fällen.“

Die trauernde Frau war hierüber ſehr erfreut. Thränen des Dankes glänzten in ihren Augen. „Gott,“ ſprach ſie, „der treue Beſchützer der Wittwen und Waiſen, der nichts Gutes unbelohnt läßt, wolle es Euch vergelten, was Ihr an mir und meinem Kinde gethan habt! Er wolle Euch vor Unglück bewahren, und Euch aus jeder Noth erretten.“

Sie machte nun Anſtalt, nach Hohenburg zurück zu kehren. Die beiden Fräulein nahmen Abſchied, und zerfloſſen in Thränen. Agnes wollte ihrer jungen Freundin ein Andenken geben. Emma hatte öfter den Wunſch geäußert, auch ſo ein zahmes Täubchen zu haben. Agnes brachte das Täubchen, drückte es an ihre naſſen Wangen, und gab es, ſo lieb ſie es auch hatte, ihrer Freundin. Emma wollte es nicht annehmen. Es entſtand ein freundſchaftlicher Streit. Endlich mußte Emma nachgeben. Agnes ſchenkte ihr nun überdies noch den zierlichen Käfich, und empfahl ihr das Täubchen ſo angelegentlich, wie etwa eine Mutter ihr Kind empfiehlt, das ſie fremden Händen anvertraut.

Als Emma fort war, wollte es Agnes faſt gereuen, ihr liebes Täubchen verſchenkt zu haben. »Ich hätte dem Fräulein lieber meine goldenen Ohrenringe zum Andenken geben ſollen!« ſagte ſie zu ihrer Mutter. Allein die Mutter ſprach: „Das magſt du ein ander Mal thun, wenn Emma uns wieder beſucht. Für jetzt konnteſt du deiner kleinen Freundin nichts Schicklicheres geben. Ein reicheres Geſchenk wäre ihr nicht ſo angenehm geweſen, und hätte ſie vielleicht nur gedemüthiget. Ein Geſchenk mit Dem, was dir das Liebſte war, obwohl es an ſich wenig Werth hat, ehrte ſie, und war ihr ein Beweis deiner Liebe. Laß es dich alſo nicht reuen. Sieh, dein guter Vater war bereit, ſein Leben daran zu ſetzen, der bedrängten Wittwe zu helfen. Und ſo iſt es ja ſchön, daß auch du deine liebſte Freude dahin gabſt, die betrübte Waiſe zu erheitern. Wer nicht früh lernt, jedes zeitliche Gut, ſo lieb es ihm auch ſey, für die Menſchen zu opfern, wird ſie nie wahrhaft lieben. Solche Opfer gehören aber unter die ſchönſten, die wir Gott darbringen können. Gott wird dir dieſes dein Opfer dereinſt herrlich belohnen.«

3.

Zwei Pilger.

Frau Roſalinde lebte mit ihrer Tochter Emma wieder ungeſtört, getroſt und zufrieden in den Mauern ihres alten Schloſſes, das tief in einem waldigen Gebirge lag. Da kamen eines Abends ſpät zwei Pilger an das Schloßthor, und baten um Nachtherberge. Sie trugen dunkelbraune Pilgerkleider, führten lange Pilgerſtäbe in der Hand, und hatten nach Pilgerart Muſchelſchalen an ihren Hüten befeſtigt. Der Thorwärter meldete ſie bei Roſalinde an. Die Frau befahl, die zwei Männer in die untere Stube zu führen, und ihnen ein Nachteſſen und jedem einen Becher Wein zu reichen. Nach Tiſche ging ſie mit Emma zu ihnen hinab.

Die Pilger erzählten von dem gelobten Lande. Alle Leute im Schloſſe hörten ihnen ſehr aufmerkſam zu. Fräulein Emma aber hatte über die wunderbaren Erzählungen eine gar ungemeine Freude. Thränen floſſen über ihre Wangen, und in ihrem kindlichen Herzen regte ſich der fromme Wunſch, das heilige Land auch einmal zu ſehen, in dem einſt unſer Erlöſer gewandelt. Sie bedauerte nur, daß dieſer Wunſch wohl niemals in Erfüllung gehen werde.

„Liebe Emma,“ ſprach die Mutter, „wir können uns zu jeder Stunde in das gelobte Land begeben, und den Oelberg, den Kalvarienberg und das heilige Grab beſuchen; wir dürfen nur fleißig in der Geſchichte Jeſu leſen. Da begleiten wir den göttlichen Erlöſer gleichſam auf jedem Seiner wohlthätigen Tritte, wir hören die Worte Seines Mundes, wir ſehen Ihn leiden, ſterben und auferſtehen. Wenn wir Seine Lehre, Sein Beiſpiel, Sein Leiden, Seinen Tod und Seine Verherrlichung uns recht zu Nutzen machen, ſo haben wir das gelobte Land in unſerm Herzen. Ja, wenn alle Menſchen Seine Geſchichte zu Herzen nehmen, und Seine Lehre getreulich befolgen würden, ſo könnte die ganze Erde ein heiliges Land werden.“

Die Pilger erkundigten ſich hierauf nach der umliegenden Gegend, beſonders aber nach dem Schloſſe Falkenburg. Sie lobten den Ritter Theobald über alle Maſſen. „Wenn ſeine Burg nicht gar zu weit außer unſerm Wege läge,“ ſagte der Aeltere der zwei Pilger, „und wenn ich hoffen könnte, ihn zu Hauſe zu finden, ſo ließ ich mich den Umweg nicht verdrießen.“ Roſalinde verſicherte ihn, daß ihr Weg nahe an Falkenburg vorbei gehe, und daß Ritter Theobald, der erſt vor einem Paar Tagen von einem Ritte heim gekommen ſey, ohne Zweifel noch zu Hauſe ſeyn werde. „Nun, das iſt mir ſehr lieb,“ ſagte der Pilger. „Es ſoll mir eine Herzensluſt ſeyn, ihn in ſeinem Schloſſe zu treffen. Ich habe gar Manches mit ihm abzumachen. Morgen in aller Frühe geht es alſo nach Falkenburg.“

Mutter und Tochter gaben den Pilgern tauſend freundliche Begrüßungen an Ritter Theobald, ſeine Frau und Tochter auf. Emma drückte jedem ein kleines Silberſtück in die Hand, das die Mutter ihr zuvor gegeben hatte, und bat Beide noch ſehr angelegentlich, der Fräulein Agnes zu ſagen, das Täublein befinde ſich recht wohl. Da die wohlthätige Rittersfrau aus den Geſprächen der Pilger vernommen hatte, daß ſie des Weges unkundig ſeyen, ſo befahl ſie noch einem Dienſtknaben, der in der Stube war, ihnen morgen früh den Weg durch das Gebirg zu zeigen, und wünſchte ihnen hierauf gute Nacht.

Am folgenden Morgen reisten die Pilger ab, Der Knabe ging fröhlich mit, und trug ihnen aus Gefälligkeit noch überdies die beiden Pilgertaſcher nach. Die Pilger gaben dem Knaben wenig Acht, und wanderten ſchweigend ihren Weg, der bald bergab, bald bergauf führte. Als ſie wieder einen ſteilen Berg erſtiegen hatten, und der Fußſteig ebener wurde, fingen ſie an mit einander italieniſch zu reden. Der Knabe, der ſie begleitete, war aus Italien. Man nannte ihn in dem Schloſſe nur den kleinen Lienhard, obwohl er den Namen Leonardo, wie man ihn in ſeinem Vaterlande hieß, lieber gehört hätte. Ritter Adalrich hatte ihn, als einen armen Waiſenknaben, aus Barmherzigkeit mit nach Deutſchland genommen. Obwohl der Knabe vollkommen deutſch gelernt hatte, ſo verſtand er ſeine Landesſprache doch noch recht gut. Er horchte hoch auf, und wollte den Pilgern eben ſeine Freude bezeigen, ſeine Mutterſprache reden zu hören — als ihr Geſpräch ihn mit Schrecken und Entſetzen erfüllte.

Er vernahm aus ihren Reden, daß ſie keine wahren Pilger ſeyen, ſondern ſich nur ſo verkleidet hatten; daß ihnen dieſe Gegend gar nicht ſo fremd ſey, als ſie vorgegeben; daß ſie unter die Räuberbande gehörten, die Ritter Theobald ſo glücklich bekämpft hatte, und daß ſie gegen ihn von Rache glühten; daß ſie im Sinne hatten, ſich unter dem Scheine der Frömmigkeit in ſeine Burg einzuſchleichen, und ihn um eine Nachtherberge zu bitten; daß ſie aber dann in der Nacht aufſtehen, ihn mit Weib und Kind und allen den Seinigen ermorden, und das Schloß plündern und in Brand ſtecken wollten.

Als ſie Falkenburg zwiſchen zwei waldigen Bergen in bläulicher Ferne liegen ſahen, ſprach der ältere Räuber, Namens Lupo, zu ſeinem Spießgeſellen Orſo: „Das iſt alſo das abſcheuliche Drachenneſt, wo der fürchterliche Mann wohnt, der ſo viele von unſern Leuten auf das Blutgerüſt gebracht hat. Unter den ſchrecklichſten Martern ſoll er es mit dem Tode büßen. Wir wollen ihn binden und in den Flammen ſeiner Burg lebendig verbrennen.«

„Das Unternehmen iſt aber doch etwas halsbrechend,“ ſagte Orſo, der jüngere Räuber. „Wenn es fehl ſchlüge, ſo ginge es uns ſehr übel. Indeß ſind die Schätze, die der Ritter aufhäufte, des Wagſtückes wohl werth.“

„Ihn zu morden,“ ſprach Lupo voll grimmiger Rachgier, „iſt mir eine größere Luſt, als alle ſeine Reichthümer zu erbeuten, wiewohl ich dieſe auch nicht verachte. Gelingt uns dieſer Streich noch, ſo ſind wir reich genug. Wir geben dann unſer Handwerk auf, und wählen eine ruhigere Lebensart. Und da kommt mir eben jetzt ein herrlicher Einfall! Wir ſuchen uns aus den Kleidern des Ritters die prächtigſten aus und ziehen ſie an. Du trägſt ſeine goldene Halskette, und ich ſein Ritterkreuz mit edlen Steinen. Dann entfliehen wir in ein fernes Land, wo man uns nicht kennt, gelten dort für große Herren, und laſſen uns von den geſammelten Schätzen wohl ſeyn.“

„Das wäre Alles gut,“ ſagte Orſo; „allein, ich weiß nicht, mir iſt bei dem Handel doch bange.“

„Was bange!“ ſagte Lupo. „Iſt nicht Alles gut ausgekundſchaftet und verabredet? Haben wir in der Gegend nicht Helfershelfer genug? Sobald wir, unſrer Abrede gemäß, an dem Fenſter der Pilgerſtube die drei Lichter anzünden, ſo kommen uns ſieben tapfere, rüſtige Kerle zu Hülfe, die ſchon lange jede Nacht auf dieſes Zeichen paſſen. Dieſe laſſen wir dann durch das kleine Gartenpförtchen, das von innen leicht zu öffnen iſt, in den Schloßhof. Einer darunter, der ehemals dort als Reitersknecht gedient hat, aber fortgejagt worden, kennt alle Gänge, Zimmer und Gewölbe des Schloſſes ſo gut, als ſein eigenes Haus. Und Unſerer neun werden wir dann wohl mit etlichen ſchlafenden Menſchen fertig werden. Nur gutes Muths! Es gelingt gewiß."

Dem guten Leonardo ſchauderte es über dieſe gräulichen Anſchläge. Er ließ ſich indeſſen nichts merken, daß er ihre Sprache verſtehe. Er ging hinter ihnen her, pflückte Blumen und Kräuter ab, und pfiff auf einem Blatte ein Liedchen. In ſeinem Herzen flehte er aber inbrünſtig zu Gott, Gott wolle die Anſchläge der Böſewichter zu nichte machen. Auch nahm er ſich vor, ſie bis Falkenburg zu begleiten, und dem Ritter Theobald Alles zu entdecken.

Indem die Räuber noch allerlei verabredeten, ihren Anſchlag in's Werk zu richten, trat der Aeltere auf dem ſchmalen Fußſteige fehl, und wäre beinahe in eine Felſenkluft hinab geſtürzt. Er blieb jedoch im Fallen an einem Dornbuſche hängen. Die Dornen riſſen ihm das Pilgergewand auf, und Leonardo ſah, daß er unter dem langen, ſchwarzbraunen Kleide ein ſcharlachrothes Wamms und einen blanken, eiſernen Bruſtharniſch trug. Auch entfiel ihm ein ſcharf geſchliffener Dolch. Allein der Knabe that, als hätte er nichts davon geſehen. Der alte Böſewicht ſteckte den Dolch eilends wieder zu ſich, knöpfte das Gewand wieder zu, und blickte den bangen Knaben öfters ſeitwärts an — mit Augen ſo ſcharf wie Adlersaugen.

Jetzt kamen ſie an einen fürchterlichen Abgrund, in deſſen Tiefe ein Gebirgsſtrom brauste, der von langem Regen mächtig angeſchwollen war. Zwei buſchige Felſen hingen zu beiden Seiten über den Strom herein, und ein langer ſchmaler Tannenbaum, der nur auf der obern Seite etwas behauen war, lag darüber hin und diente zum Stege. Der alte Räuber ſagte auf italieniſch zu ſeinem Gefährten: „Es könnte doch ſeyn, daß der Bube gemerkt hätte, ich ſey bewaffnet, und da könnte er leicht Verdacht geſchöpft haben. Ich will ihm, wenn er über den Steg geht, einen Stoß geben, daß er in den Abgrund hinunter ſtürze. Dann ſind wir ganz ſicher.“

Dem armen Leonardo lief es eiskalt über den Rücken. Er blieb mehrere Schritte von dem gefährlichen Stege ſtehen, und ſagte: „Da getraue ich mir nicht hinüber; mich kommt jetzt ſchon ein Schwindel an.“

Der alte Räuber ſagte aber: „Fürchte dich nicht, Knabe! Komm nur einmal her; ich trage dich hinüber.“ Der alte Böſewicht ging mit ausgeſtreckten Armen auf Leonardo zu, ihn zu ergreifen. Allein Leonardo wich ſchreiend und jammernd zurück, und war ſchon gefaßt, ſobald der Räuber ihm zu nahe käme, in das Gebüſch zu entſpringen. „Ach,“ rief der zitternde Knabe, „laßt mich doch gehen! Wir könnten ja Beide hinunter ſtürzen. Und wenn ich auch glücklich hinüber käme, wie komme ich dann wieder herüber? Laßt mich nach Hauſe. Ihr braucht jetzt keinen Wegweiſer mehr. Da ihr den Steg erreicht habt und es nicht mehr gar weit nach Falkenburg iſt, ſo könnet ihr nicht mehr fehlen.“

Der jüngere Räuber ſchrieb die Angſt des Knaben einzig dem ſchauerlichen Stege zu, vor dem ihm ſelbſt graute und ſagte italieniſch: „Ich will mich hinunter ſtürzen laſſen, wenn der einfältige Bube etwas gemerkt hat; und hätte er auch deinen Harniſch und Dolch geſehen — was iſt's denn? Unſere Sprache verſteht er doch nicht, und weiß alſo nicht, was wir vorhaben. Auch würde man auf ſein kindiſches Geſchwätz wenig achten, oder doch wenig daraus machen. Laß den armen Tropfen laufen!“

„Nun, meinethalben!“ ſagte der Aeltere. Zu größerer Sicherheit wollen wir aber den Steg abwerfen. Dann dürfte der Bube Alles wiſſen; er könnte unſer Unternehmen doch nicht mehr hindern. Dort liegt Falkenburg. Viele Stunden den Strom hinauf und hinab iſt keine Brücke. Es iſt unmöglich, eine Nachricht herüber zu bringen, bevor wir unſer Werk ausgeführt haben.«

Die beiden Räuber nahmen ihre Pilgertaſchen um, ließen den Knaben ſtehen und gingen, ohne ihm für die Begleitung zu danken, über den Steg. Als ſie hinüber waren, ſchrie Lupo deutſch herüber: »Knabe, du haſt Recht; das iſt ein böſer Steg! Er iſt von Alter morſch und halb verfault. Da könnte man leicht ſein Leben einbüßen. Damit kein Unglück geſchehe, wollen wir ihn wegſchaffen. Die Leute werden dann ſchon einen beſſern herbei ſchaffen.«

Die Räuber machten den ſchmalen Balken los; er ſtürzte mit großem Gepolter in den Abgrund, und der ſchäumende Fluß riß ihn wüthend mit fort. Sobald die verkappten Pilger hinter einem Felſen, um den ſich der Weg krümmte, verſchwunden waren, fing Leonardo an zu laufen, was er vermochte, um die ſchreckliche Nachricht ſeiner gnädigen Frau zu überbringen. Denn er wußte ſonſt weit und breit keinen Menſchen, der vielleicht die drohende Gefahr abwenden könnte.

4.

Schrecken und Angſt, Furcht und Hoffnung.

Frau Roſalinde dachte in ihrem Schloſſe Hohenburg an nichts weniger, als an das große Unglück, das ihrem Beſchützer, dem edlen Theobald, drohte. Fräulein Emma redete nur immer von den ſchönen Erzählungen der Pilger, und that an ihre Mutter eine Menge Fragen über das gelobte Land. Beide beſorgten den Tag hindurch ruhig ihre Geſchäfte. Gegen Abend, da die Sonne nicht mehr ſo heiß ſchien, und eine liebliche kühle Luft wehte, gingen ſie von dem Schloßberge hinab in das Thal, um ihre Aecker zu beſehen. Alle Feldfrüchte ſtanden herrlich. Einige Aecker prangten bereits mit gelben Aehren und verſprachen eine reichliche Aernte; andere, mit Spätflachs bebaut, waren von der lieblichen Flachsblüthe unvergleichlich ſchön blau. Mutter und Tochter hatten, da ihnen die Güter gleichſam wieder neu geſchenkt waren, eine doppelte Freude daran, und dankten Gott noch einmal ſo herzlich für Seinen reichen Segen.

Da kam Leonardo, der Knabe, der die Pilger begleitet hatte, mit Schweiß bedeckt und faſt außer Athem daher geſprungen. „O gnädige Frau,“ rief er, und ſchlug die Hände zuſammen, „was iſt doch das Schreckliches! Die zwei Männer ſind kein Pilger, ſondern Räuber und Mörder. Sie wo lle den Ritter Theobald mit allen den Seinigen ermorden, und ſein Schloß plündern und verbrennen.« Der Knabe war ſo entkräftet, daß er nicht weiter reden konnte. Er ſank unter einen Birnbaum hin, der am Wege ſtand, holte ſehr heftig Athem, wurde faſt ohnmächtig, und brauchte lange bis er wieder reden konnte.

Roſalinde und Emma waren über dieſe Nachricht faſt außer ſich. „O Gott im Himmel,“ rief die Mutter, „was für ein entſetzlicher Anſchlag iſt dieſes! Ach der gute edle Mann und die vortreffliche Frau!“

„Und die gute Agnes!“ rief die zitternde, todtenbleiche Emma. Ach, wenn ſie und ihre Eltern ermordet werden, ſo ſterbe ich vor Jammer!“

„O Emma,“ ſprach die Mutter, „ach eile doch voraus auf das Schloß! Ich werde mit dem ermatteten Knaben hier ſo ſchnell nachkommen, als es möglich iſt. Lauf aus allen Kräften, und ruf unſere Leute zuſammen! Sie ſollen aufſitzen und nach Falkenburg eilen, um die guten Menſchen zu warnen. Sie ſollen reiten, ſo ſchnell ſie können, und ſollten auch die Pferde darüber zu Grunde gehen.“

Emma eilte, ſo leicht und flüchtig, wie eine Gemſe, den ſteilen Berg hinauf und erreichte das

Burgthor. Auf ihren Schreckensruf liefen alle Leute im Schloſſe erſchrocken im Schloßhofe zuſammen. Emma erzählte kurz, daß Falkenburg in Gefahr ſtehe, durch Feuer und Schwert verheert zu werden. Die Umſtehenden entſetzten ſich, ſchmähten über die Pilger, und jammerten, als ſtände ihr eigenes Schloß in Flammen.

Ueber eine Weile kam Roſalinde nach, und trat mit Leonardo, den ſie unterwegs über die näheren Umſtände befragt hatte, in den Schloßhof. „Was ſteht ihr müßig und jammert!“ rief ſie. „Sitzt doch auf — eilet — rettet!“

„Das iſt unmöglich, gnädige Frau!“ ſagte der alte, eisgraue Stallmeiſter des ſeligen Ritters. „Die zwei Schurken haben einen zu großen Vorſprung. Sie können bereits das Schloß Falkenburg erreicht haben. Bedenkt doch, wir haben auf dem Fahrwege bei fünfzehn Stunden dahin und es iſt bereits Abend. Wie könnte man den weiten, von langem Regen verdorbenen Weg bei dunkler Nacht ſo ſchnell zurücklegen? Auf dem beſten Pferde getraute ich mir kaum vor Anbruch des Tages nach Falkenburg zu kommen. Unſre alten Ackergäule aber taugen gar nicht zum Reiten, und unſere Kriegsroſſe ſind ja ſeit dem Tode des ſeligen Ritters verkauft. In der ganzen Gegend weit und breit iſt kein Roß aufzutreiben, das den Ritt nur zur Hälfte aushielt.“

Die edle Frau ſtand da, und rang die Hände. Sie blickte ſchmerzlich zum Himmel, und Thränen floßen über ihre Wangen. „So iſt denn keine Hülfe — als bei Dir, o Gott!“ rief ſie mit aufgehobenen Händen. „Erbarme denn Du Dich der edlen Menſchen, die ſich meiner ſo liebreich erbarmt haben! — O Emma — bete — bete doch, daß Gott das Vorhaben der Böſewichter vereitle.“

Emma faltete die Hände, und betete mit Augen voll Thränen: „Lieber Gott! Hilf ihnen doch, wie ſie uns auch geholfen haben.“ Alle Leute im Schloßhofe falteten die Hände und ſtimmten in ihr Gebet mit ein.

„O ihr lieben Leute,“ fing die Mutter wieder an, „ſo ſchwer, ja beinahe unmöglich es ſeyn mag, vor Mitternacht Falkenburg zu erreichen, ſo verſucht es dennoch! Einige Worte könnten Aller Leben retten. An einigen Augenblicken iſt Alles geſtanden! Ach, wenn nur Leonardo nicht ſo ermüdet und von ſchnellem Laufen faſt krank wäre! Er würde ſo ſchnell hineilen, als gälte es den Preis bei einem Wettrennen.“ — „Aber du Martin,“ ſagte ſie zu einem jungen Knechte, „du haſt auch ſchnelle Füße. Mache du dich auf den Weg. Der Fußweg iſt ja wohl um ein Drittheil näher. Ich ſchenke dir hundert Goldgulden, wenn du noch zu rechter Zeit zu Falkenburg anlangſt.“

„Es iſt nicht möglich,“ ſagte der Knecht. „Wer wollte in der finſtern Nacht die ſchmalen Fußſteige durch das Gebirge finden, ohne zehnmal in Abgründe zu ſtürzen.«

„Zudem,« ſprach Leonardo, „iſt der einzige Steg über den Strom abgeworfen. Man müßte Flügel haben, um hinüber zu kommen.«

„Flügel!« rief Emma, und ihre Augen glänzten von Freude. „Jetzt fällt mir ein, wie wir eine Botſchaft nach Falkenburg ſchicken können. Ritter Theobald ſagte mir, ich müſſe mein Täublein anfangs wohl einſchließen, ſonſt würde es ſogleich zurück fliegen. So weit es auch ſey, ſagte er, es finde den Weg ſicher. Wir wollen daher der Taube ein kleines Briefchen anhängen, ſo bringt ſie es gewiß bald nach Falkenburg.«

„O Gott, Dir ſey Dank!« rief die Mutter; „ich denke, Du haſt unſer Flehen erhört. Emma, dieſen Gedanken gab dir dein guter Engel ein.«

Emma ſprang ſogleich ihr Täubchen zu holen. Die Mutter eilte auf ihr Zimmer und ſchrieb die Nachricht auf ein kleines Blättchen. Sie rollte das Blättchen feſt zuſammen, und befeſtigte es an dem rothen Halsbändchen, mit dem Emma die Taube geziert hatte. Emma, von ihrer Mutter, dem alten Stallmeiſter und allen Knechten und Mägden begleitet, trug hierauf die Taube ins Freie hinaus vor das Schloß, und ließ ſie fliegen. Die Taube flog hoch empor in die blaue Luft, ſchwebte eine Zeit hin und her — und nahm dann plötzlich mit eilenden Flügeln ihren Flug Falkenburg zu. Alle Einwohner des Schloſſes Hohenburg waren hoch erfreut, und prieſen den glücklichen Einfall des Fräuleins. Alle ſendeten der Taube tauſend gute Wünſche und herzliche Gebete nach. Kein Schiff mit Gold beladen war je unter ſo heißen Segenswünſchen abgeſegelt.

Frau Roſalinde und Fräulein Emma waren indeß doch voll ängſtlicher Sorgen. „Wird die Taube wohl auch an Ort und Stelle kommen?“ ſagte die Mutter. „Wenn ſie einem Raubvogel in die Klauen fiele — wenn ſie den weiten Flug nicht aushielte und ſich verſpätete — wenn ſie zu Falkenburg nicht bemerkt und nicht eingelaſſen würde — ach welch ein entſetzliches Unglück entſtände daraus!“ Mutter und Tochter ſetzten ſich an das Fenſter, das gegen Falkenburg ſah. Sie ſchauten mit ſehnlichen Blicken, unter ſtetem Herzensgebet, in die Gegend. Die Abenddämmerung brach ein. Es war ihnen unbeſchreiblich bange. Sie getrauten es ſich kaum zu denken — ein Feuerzeichen am Himmel müſſe es ihnen verkünden, wenn die Taube mit dem Briefchen nicht richtig eingetroffen wäre. Sie wichen nicht von dem Fenſter, und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Mitternacht war ſchon vorbei; ein fürchterlicher Sturmwind brauſte durch den Wald; die Gegend von Falkenburg lag in tiefem Dunkel. Jetzt wurde es aber zu ihrem Entſetzen dorthin helle. Sie zitterten beide und beteten. „Ach Gott,“ rief Emma, jetzt ſchlägt die Flamme empor — immer höher und höher! Ach ſieh, wie der Sturmwind ſie ſeitwärts beugt!“ Mutter und Tochter fielen beinahe in Ohnmacht. Allein zu ihrer großen Freude wurden ſie bald ihres Irrthums gewahr. Die vermeinte Flamme war die gebogene Spitze des Mondes im letzten Viertel, der in der dunſtigen Luft mit feuerfarbenem Glanze aufging und bald, einer Sichel ähnlich, über den fernen Bergen ſchwebte. Sie blieben am Fenſter; ſie bemerkten aber durchaus nichts von jener furchtbaren Röthe, die bei einer fernen Feuersbrunſt am nächtlichen Himmel erſcheint. Endlich brach der Tag an — und mit Freuden und herzlichem Danke gegen Gott begrüßten ſie nach überſtandener Schreckensnacht das freundliche Morgenroth.

5.

Die Errettung.

Roſalinde und Emma wußten nun wohl, daß es den Böſewichtern nicht gelungen ſey, Falkenburg in die Aſche zu legen. Allein ſie waren noch immer höchſt bekümmert, ob dem edlen Ritter und ſeinen lieben Angehörigen nichts am Leben geſchehen ſey. „Ach, was gäbe ich um eine gute Nachricht von Falkenburg!“ ſagte Roſalinde öfter. „All mein Schmuck wäre mir nicht zu viel.“ „Und ich,“ ſagte Emma, „wollte all mein Schatzgeld mit Freuden dazu legen.“ Indeß war das, was in der verfloſſenen Nacht zu Falkenburg vorgegangen war, für ſie jetzt noch ein Geheimniß, und es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als geduldig auf weitere Nachrichten zu warten. Die Sache war aber ſo gegangen:

Ritter Theobald, Frau Ottilia und Fräulein Agnes hatten ſich am vorigen Abende vergnügt und ohne Sorge zu Tiſche geſetzt. Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange. Ihre feurigen Strahlen ſchienen durch die runden Fenſterſcheiben, und erleuchteten den alterthümlichen Speiſeſaal. Da meldete ein Kriegsknecht die zwei Pilger. Der Ritter befahl, ſie gut zu bewirthen. „Nach Tiſch,“ ſagte er, „will ich ſie ſprechen. Da ſollen ſie herauf kommen, und uns von ihrer Pilgerfahrt erzählen. Gebt ihnen indeſſen zu eſſen und einen Krug Wein, damit ſie geſprächig werden.“ Der Knecht ging, und Agnes freute ſich ſchon zum voraus auf die ſchönen Erzählungen. Ach, keines ahnete, welch ein ſchreckliches Unglück ihnen drohe!

Wie ſie nun ſo fröhlich und traulich beiſammen ſaßen und redeten — rief Agnes auf einmal verwundert: »Je, mein Täublein!« Wirklich war es mit ausgeſpannten Flügeln vor dem Fenſter, und pickte an die Scheiben, als bäte es, daß man es herein laſſen möchte. Agnes öffnete das Fenſter und ſogleich flog das Täubchen ihr auf die Schulter, und liebkoſete ihr. »Sieh doch, was für ein nettes, rothes Halsbändchen es hat,« ſagte die Mutter; »und da hängt ja gar ein zuſammen gerolltes Papier daran! Ich glaube gar ein Briefchen. Was die Kinder doch für ſeltſame Einfälle haben!«

Der Ritter beſah das Papier näher, und las die Worte darauf: »Augenblicklich zu leſen.« »Nun,« ſagte er lächelnd, »das wird große Eile haben!« Er rollte das Blatt auf, ſah hinein — und entfärbte ſich. »Gott im Himmel,« rief er, »was iſt das!« »Was iſt's denn?« riefen Mutter und Tochter erſchrocken. Der Ritter las laut: »Sehr edler Herr! Die zwei Pilger, die heute Abends zu Euch kommen, ſind zwei Räuber, von der großen Bande, die Ihr beſiegt habt. Der Aeltere heißt Lupo; der Jüngere Orſo. Sie tragen Harniſche und ſcharfe Dolche unter ihren Pilgerkleidern. Dieſe Nacht wollen ſie Euch, Eure Frau und Fräulein Agnes, und alle Eure Leute ermorden, Euer Schloß plündern und in Brand ſtecken. Mit Eurer Ritterkleidung, der goldenen Kette und dem Kreuze von Edelſteinen geſchmückt, wollen ſie dann noch mehrere Menſchen betrügen. Noch ſieben Böſewichter in der Gegend warten nur auf das verabredete Zeichen — drei Lichter unter dem Fenſter der Pilgerſtube — um heimlich in das Schloß zu kommen, und ihnen zu helfen. Die zwei Räuber wollen ihnen das kleine Gartenpförtchen heimlich öffnen und ſie herein laſſen. Gott gebe, daß die Taube glücklich ankomme, und daß Ihr alle gerettet werdet! Euch auf einem andern Wege eine Nachricht zu ſenden, war unmöglich. Laßt doch augenblicklich durch einen reitenden Boten Eure Rettung melden — Eurer dankbaren Roſalinde.“

„O Gott,“ rief die Mutter gerührt, „wie wunderbar biſt Du! Die Taube iſt ein Bote des Himmels, wie einſt die Taube des Noe, die den Oelzweig in die Arche brachte. O Agnes, laß uns Gott auf den Knien danken, wie jene frommen Menſchen in der Arche! Er rettet uns eben ſo wunderbar!“

Auch der Ritter ließ ſich auf ein Knie nieder und rief mit gefalteten Händen zum Himmel blickend: „O Gott, Dir ſey Dank!“ Er hieß dann ſeine Gemahlin und ſeine Tochter in ein anderes Zimmer gehen, warf ſich in ſeinen Harniſch, gürtete ſein Ritterſchwert an, und befahl einem Paar ſeiner ſtärkſten Reiterknechte bei der Hand zu ſeyn.

Hierauf ließ er den zwei Pilgern wiſſen, ſie möchten herauf kommen. Mit gar demüthigen Mienen und vielen Verbeugungen traten ſie in das Zimmer, und Lupo, der das Wort führte, fing mit ſüßer, lächelnder Miene und ganz ausnehmender Höflichkeit an: „Edelgeſtrenger Herr und Ritter! Wir kommen eben geraden Weges von Hohenburg, und ſind die Ueberbringer von tauſend und abermal tauſend freundlichen Begrüßungen. O wie glücklich ſchätzen wir uns, den Mann von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, deſſen Heldenruhm die Welt erfüllt, den alle Bedrängte, alle Wittwen und Waiſen anbeten, und den die fromme Roſalinde, als ihren glorreichen Beſchützer, nicht genug loben und preiſen konnte! Ach, was das für eine gottſelige Frau iſt! Sie überhäufte uns Mindeſte mit unverdienten Ehren. Und was ihr zartes Töchterlein Emma für ein holdſeliges Fräulein iſt! Der kleine Engel zerfloß ganz in Thränen, als wir von unſrer andächtigen Pilgerfahrt erzählten. Doch — wir haben Euch und den hoch- und liebwertheſten Eurigen noch Stunden lang von Hohenburg zu erzählen. Für jetzt entledigen wir uns nur noch des Auftrages, Euch zu melden, daß Mutter und Tochter und beſonders das artige, allerliebſte Täublein ſich dermalen noch alle drei im höchſten Wohlſeyn befinden.“

Ritter Theobald war durch dieſe übertriebenen

Schmeicheleien, die ihm in der Seele zuwider waren, noch mehr aufgebracht. Indeß hielt er ſich noch zurück und fragte ſehr ernſt, aber ganz ruhig: „Wer ſeyd ihr?“ „Arme Pilgersleute!“ antworteten ſie; „wir kommen aus dem gelobten Lande und ziehen unſerer Heimath zu, nach Thüringen, wo wir geboren ſind.“ „Wie heißt ihr?“ fragte der Ritter weiter. „Ich heiße Hermann,“ ſagte Lupo, „und mein junger Vetter da heißt Burkhard.“ „Was wollt ihr auf dieſem Schloſſe?“ fuhr der Ritter fort. „Nichts als eine Nachtherberge!“ ſagten ſie, ſich verneigend; „morgen mit dem Hahnenruf ziehen wir weiter. O wie werden ſich die Unſrigen freuen, uns wieder zu ſehen.“

„Ihr lügt!“ rief jetzt der Ritter mit donnernder Stimme, und riß ſein Schwert aus der Scheide. „Ihr heißt nicht Hermann und Burkhard; ſondern du, alter Schurke, heißt Lupo, und du, junger Böſewicht, Orſo. Ihr kommt nicht aus dem gelobten Lande, und ſeyd keine Pilger, ſondern Räuber, Meuchelmörder und Mordbrenner. Thüringen iſt nicht eure Heimath; ihr ſeyd keine Deutſchen. Nicht eine Nachtherberge zu ſuchen, ſondern zu morden und zu rauben, zu ſengen und zu brennen, ſeyd ihr hieher gekommen. Der Lohn, den eure Thaten verdienen, ſoll euch werden. Durch Schwert und Feuer ſollt ihr hingerichtet werden. — Was? Ihr ſolltet Ritterkleidung, Kreuz und Kette von mir tragen? Auf, ihr Knechte, reißt ihnen ihre betrügeriſche Kleidung ab, damit ſie in ihrer wahren Tracht daſtehen. Entwaffnet ſie, legt ſie in Ketten, und werft ſie zu unterſt in den Thurm.«

Die Knechte packten ſie und riſſen ihnen die Pilgerkleidung ab. Da ſtanden ſie nun geharniſcht. „O der abſcheulichen Heuchelei,« ſprach der Ritter, „unter dem Scheine der Frömmigkeit fromme Gemüther ſo zu betrügen! Dieſer Frevel allein verdiente ſchon den Tod.« Sie wurden Beide kreuzweis gefeſſelt, und in den Thurm geworfen.

Wie ſie Beide unten im Thurme lagen, da ſagte der Jüngere: „Mich wundert nur, wie der Ritter Alles ſo haarklein wiſſen kann. Er weiß ja ſogar das, was wir erſt unterwegs miteinander verabredeten, daß wir ſeine Kleidung tragen, und uns künftig für Ritter ausgeben wollten. Sollte der Knabe, der uns begleitete, unſre Sprache dennoch verſtanden, und uns verrathen haben?«

„Da müßte er oben bei den Fenſtern des Schloſſes herein geflogen ſeyn,« ſagte der Alte. „Ich gab genau Acht, und ließ die Schloßpforte nicht aus dem Auge. Kein Menſch kam über die Zugbrücke, ſeit wir herein gekommen. Das geht einmal nicht mit rechten Dingen her! Der Ritter hat einen Bund mit der Hölle.«

Der alte Böſewicht gerieth ſo in Wuth, daß er die ſchrecklichſten Flüche über den Ritter ausſtieß. „Dieſer grauſame Theobald,“ ſagte er unter Anderm mit ſchäumendem Munde, „hat allein die Schuld an unſerm ganzen Unglücke.“ Der verſtockte Lupo wollte es nicht einſehen, er ſelbſt habe ſich durch ſeine Uebelthaten unglücklich gemacht.

Orſo, der jüngere Räuber, fing aber an zu weinen und zu jammern, und dem Alten Vorwürfe zu machen. „O daß ich deinen falſchen Vorſpiegelungen nicht geglaubt hätte!“ ſagte er. „Du verſprachſt mir ein luſtiges Leben in Ehre und Ueberfluß, und jetzt wartet meiner nichts, als der ſchmählichſte Tod. Du wollteſt es mir immer ausreden, daß unſere Thaten böſe ſeyen, daß Gott das Böſe in jener und oft auch ſchon in dieſer Welt fürchterlich ſtrafe. Allein die Stimme des Gewiſſens in meinem Innerſten ſprach immer ganz anders, und kündete mir die bevorſtehende Strafe an. O daß ich dieſer Stimme geglaubt hätte! Was helfen mir jetzt alle bereits geraubten Schätze? Hätte ich mich von der härteſten Arbeit, von Holzſpalten, Laſttragen oder Karrenſchieben, redlich und ehrlich genährt, und dabei ein gutes Gewiſſen bewahrt, wie glücklich wäre ich im Vergleich mit meinem jetzigen Zuſtand! Aber nun hat die Hand des höchſten Richters, der die geheimſten Miſſethaten ſieht und ſtraft, mich ergriffen, und in dies ſchauerliche Gefängniß herunter geſtürzt. In dieſer Welt iſt's mit mir vorbei. O daß mich Gott doch in jener

Welt noch Gnade finden laſſe! Daß ich doch wenigſtens andern jungen Leuten zum warnenden Beiſpiele dienen möge — damit ſie nicht auch von der Begierde nach Reichthum und Wohlleben ſich zu Sünde und Laſter verführen laſſen, und ſich nicht auch in einen ſolchen Abgrund von Elend ſtürzen, wie ich!“

Die Kriegsknechte im Schloſſe hatten indeß auf Befehl des Ritters noch ein anderes Geſchäft zu beſorgen. Sie ſtellten, ſobald es dunkel geworden, und die Sterne am nächtlichen Himmel glänzten, drei brennende Kerzen unter das Fenſter der Stube, die gewöhnlich den Pilgern und andern ehrbaren Wanderern zum Uebernachten angewieſen wurde. Hierauf begab der Thorwärter, auf deſſen Klugheit der Ritter rechnen konnte, ſich mit ſieben Kriegsknechten in den Schloßhof, und lauerte an dem kleinen Pförtchen der Mauer auf die Räuber. Er wartete lange vergebens. Die Mitternachtsſtunde war vorüber. Der Mond ging auf und erhellte bereits die Zinne des alten Schloßthurms. Die Knechte waren darüber voll Verdruß. „Jetzt iſt all unſere Mühe umſonſt,“ ſagten ſie; „die Schurken werden, ſobald ſie anſtatt der verkappten Pilger einen von uns erblicken, eilig im Dunkel der Nacht entfliehen.“

„Mir fällt ein Mittel ein,“ ſprach der Thorwärter, „ſie ſicher herein zu locken.“ Er ging eilig, kam aber ſogleich wieder zurück. Er hatte eines der Pilgerkleider angezogen und einen Muſchelhut aufgeſetzt. „So,“ ſprach er, „werden ſie mich nicht erkennen; ihr aber ſtellt euch dort hinter den Pfeiler der Mauer, damit ſie euch nicht ſogleich ſehen.“ Sie warteten aufs neue mit Ungeduld.

Endlich klopfte Etwas leiſe außen an dem Thürlein. Der Thorwärter machte leiſe auf. Ein Räuber ſtand unter dem Pförtchen, ſah ihn in der Verkleidung für ſeinen Spießgeſellen an, und ſprach mit heimlicher Stimme: „Kommen wir recht?“ „Gerade recht!“ ſagte der Thorwärter eben ſo heimlich; „ſeyd nur ſtill, und kommt alle herein!“

Alle ſieben ſchlichen, Einer nach dem Andern, auf den Zehen herein. Sie trugen Schwefel und Pechkränze bei ſich, und jeder hatte ein Schwert umgegürtet. Als der letzte herein war, ſchloß der Thorwärter das Thürlein, ſteckte den Schlüſſel zu ſich, und ſchrie laut: „Jetzt gilt's!“

Plötzlich ſprangen die Knechte herbei, fielen über die Räuber her, und jeder packte ſeinen Mann. Im nämlichen Augenblicke öffnete ſich die Schloßpforte und der Ritter kam, in voller Rüſtung, und von mehreren Knechten mit brennenden Fackeln und blitzenden Schwertern begleitet, in den Schloßhof. Die dämmernde Mondnacht glich auf einmal dem hellen Tage. Die Räuber waren vor Schrecken faſt des Todes. Sie hatten nicht einmal Zeit gefunden, das Schwert zu ziehen. Mit leichter Mühe wurden ſie überwältigt, in Ketten gelegt, und in das Gefängniß geworfen, um den Lohn ihrer Miſſethaten zu empfangen.

„So,“ ſagte der Ritter, „geht es jedem, der Böſes thut, und wer immer ſeinem Nächſten eine Grube gräbt, der ſtürzt am Ende ſelbſt hinein.“

6.

Der Oelzweig.

Zu Hohenburg warteten Frau Roſalinde und Fräulein Emma noch immer ſehnlich und nicht ohne bange Beſorgniß auf einen Boten von Falkenburg. Emma lief in einer Stunde wohl zehnmal die ſteinernen Staffeln der Wendelſtiege hinauf zu dem Thurmwächter, um ſelbſt zu ſehen, ob der Bote denn noch nicht komme, und ſah ſich faſt die Augen aus. Als Mittag vorüber war, und ſich noch kein Reitender blicken ließ, empfanden Mutter und Tochter aufs neue eine große Herzensangſt, und jede Stunde kam ihnen ſo lange vor, daß ſie das Ende derſelben kaum zu erleben glaubten. Endlich gegen Abend, da Emma wieder droben zum ſchmalen

Fenſterlein des Thurmes hinausſchaute, kam auf dem kleinen Sträßchen, das zum Schloſſe führte, ein Wagen von mehreren Reitern begleitet aus dem Walde hervor. Emma flog die Wendeltreppe herab, und rief ihrer Mutter voll Entzückens zu: „Sie kommen ſelbſt! Sie ſind's gewiß!“ Mutter und Tochter eilten ſogleich den Schloßberg hinab, und gingen ihnen eine Strecke Weges entgegen.

Ritter Theobald, ſeine Gemahlin und Tochter, hatten ſich ſchon lange vor Anbruch des Tages auf die Reiſe gemacht, die Freudennachricht von ihrer glücklichen Errettung ſelbſt zu überbringen, und mündlich zu danken. Ritter Theobald ſprang, ſobald er Roſalinde und Emma erblickte, vom Pferde, und Frau Ottilia und Agnes ſtiegen aus dem Wagen, grüßten ſie auf das freundlichſte, und dankten ihnen für die ſo ſinnreich mitgetheilte Nachricht mit einer Herzlichkeit, die nicht auszuſprechen iſt. Alle waren hoch erfreut, und gingen unter wechſelweiſen Erkundigungen und Erzählungen den Schloßberg mit einander zu Fuß hinauf.

Der Abend ihres glücklichen Wiederſehens nach einer ſo großen Gefahr wurde mit einer Freudenmahlzeit gefeiert. Alle waren höchſt vergnügt, und ſprachen beſtändig von dieſer Geſchichte. Auch Leonardo, der bei Tiſche aufwartete, mußte jedes Wort erzählen, das die Räuber mit einander geſprochen hatten. Er that es ſehr gern. Beſonders ausführlich erzählte er, wie der jüngere Räuber dort an jenem Abgrunde für ihn gebeten habe, ihn nicht hinab zu werfen. „Deßhalb,“ ſagte Leonardo, „möchte ich für den unglücklichen Menſchen jetzt auch fürbitten. Da er doch mildere Geſinnungen zeigte, ſo dürfte er doch auch mit einer milderen Strafe davon kommen.“ Alle gaben hierin dem guten Knaben Recht.

Am Ende der Mahlzeit ergriff Ritter Theobald den ſilbernen Becher und rief: „Es lebe Fräulein Emma! Ihrem glücklichen Einfall, das Täublein zum Briefboten zu machen, haben wir Falkenburger es zu danken, daß wir nicht unter dem Schutte der abgebrannten Burg begraben liegen.“

„O nein,“ ſagte die beſcheidene Emma erröthend, „die Freundlichkeit, mit der Agnes ſich des armen Täubleins erbarmte, und die Güte, mit der ſie es dann mir ſchenkte, waren die erſten Urſachen dieſer glücklichen Begebenheit. Ihr gebührt die Ehre.“

„Gottlob,“ ſprach Roſalinde, „daß wir Eltern mit euch beiden Kindern zufrieden ſeyn dürfen. Indeß werdet nur nicht ſtolz darauf, ihr Mädchen! Denn ſeht, der arme Waiſenknabe Leonardo hier, der voll dankbarer Liebe zu unſern Wohlthätern ſich außer Athem und faſt zu Tode gelaufen, hat ohne Vergleich mehr gethan, als ihr.“

„Wahrhaftig,“ ſprach Ritter Theobald, „Ihr habt Recht!“ Er füllte ſeinen ſilbernen Becher mit

Wein, trank erſt ein wenig, reichte ihn dann dem Knaben, und ſagte: „Da, trink einmal auf unſer Wohl! Du mußt mir einſt ein Edelknappe werden; denn dein treues Herz adelt dich, und gibt dir den gültigſten Anſpruch darauf.“

Ottilia ſprach: „Auch dem guten, menſchenfreundlichen Adalrich, Roſalindens ſeligem Eheherrn, gebührt noch eine dankbare Thräne! Denn hätte er den armen Knaben nicht voll Erbarmens mit ſich auf ſein Schloß genommen — wie ſtände es jetzt mit uns?“

„Es iſt wahr,“ ſagte Roſalinde, Emmas Mutter, „die Wohlthat, die mein ſeliger Adalrich dem armen Waiſenknaben erwies, ward uns durch Eure Rettung, die uns ſo herzlich freut, als wäre ſie uns ſelbſt wiederfahren, hundertfältig vergolten. Allein hat Ritter Theobald weniger edel an mir und meiner Emma hier, die auch eine vaterloſe Waiſe iſt, gehandelt? Seine Huld, mit der er uns aufnahm, und uns gegen unſere Feinde ſchützte, konnte nicht unbelohnt bleiben. Ihn, der uns gerettet, rettete Gott wieder. Eben ſo hat Er, der treue Vergelter alles Guten, der gütigen Ottilia und der freundlichen Agnes ihre Liebe gegen uns vergolten. Ihm ſey Lob und Dank!“

„Ja,“ beſchloß der Ritter, „Gott gebührt — wie allemal, ſo auch hier — der erſte Dank! Er hat gnädig auf uns herab geſehen, und hat durch ein ſchuldloſes Täublein große und mächtige Dinge an uns gethan. Ihm ſey unendlicher Dank! Indeß wollen wir auch gegen edle Menſchen nicht undankbar ſeyn! Was mein Schwert nicht vermocht hätte — meine feſte Burg gegen Liſt und Trug vor dem Untergange zu ſchützen — das führte Fräulein Emma mit Hülfe eines Täubleins aus. Auch Frauen, ja Kinder vermögen viel Gutes zu ſtiften, wenn ſie eines guten Willens ſind, und von ganzem Herzen auf den Herrn vertrauen, wie Roſalinde und Emma. Und da Fräulein Emma einſt Beſitzerin dieſes Schloſſes wird, und in ihrem kindlichen Alter, ohne Schwert, dem Reiche eine Gränzfeſte erhalten hat, ſo werde ich darauf antragen, daß ihr der Kaiſer geſtatte, eine weiße Taube mit einem grünen Oelzweige in ihrem Wappen zu führen.“

Ottilia ſagte zu Ritter Theobald, ihrem Gemahl: „Das haſt du ſehr gut ausgedacht, und mußt es zu Stande bringen. Indeſſen möchte auch ich der lieben Emma eine kleine Freude machen.“ Sie winkte ihrer Tochter. Agnes ging hinaus — und über eine kleine Weile flog das Täubchen herein. Agnes hatte es in einem Körblein mitgebracht, allein ihrer kleinen Freundin bisher nichts davon geſagt. Das Täubchen flog ſogleich auf Emma zu, und ſetzte ſich auf ihre ausgeſtreckte Hand. Zu Emmas freudigem Erſtaunen hatte es einen goldenen Oelzweig mit goldenen Blättchen im Schnabel. Ottilia aber ſagte: „Der goldene Oelzweig, das ſchöne Sinnbild der Rettung aus Gefahren, ſey Euch, liebe Emma, ein kleines Zeichen unſerer Dankbarkeit. Meine ſelige Mutter hat ihn mir, da es eben Krieg und eine harte, bedrängte Zeit war, zum Brautgeſchenke gegeben, und ich trug ihn bisher als eine Haarnadel, wozu er auch beſtimmt iſt. Die fromme Mutter ſagte mir, als ſie mir den Oelzweig gab, einen Reim, der auch durch dieſe Geſchichte ſehr ſchön erfüllt ward und ſo lautet:

Laßt felſenfeſt uns auf den Herrn vertrauen,
Auf Ihn gleich Jenen in der Arche bauen,
So ſendet zu der Zeit der Noth
Uns ſichere Hülf' der liebe Gott!“

* * *

Das Vergißmeinnicht.

Minna war ein ſehr gutherziges, wohlthätiges Fräulein. Von Allem, was ſie hatte, theilte ſie gern mit. Sie verfertigte Kleidungsſtücke für arme Kinder; ſie ſchickte armen Kranken erquickende Speiſen, und brachte ſie ihnen wohl hie und da ſelbſt; ſie hatte die aufrichtigſte Freude, wenn ſie von ihrem Taſchengelde einen Nothleidenden unterſtützen konnte. Allein, was man kaum glauben ſollte, bei aller ihrer Gutmüthigkeit betrübte ſie doch manchen guten Menſchen; denn ſie war — ſehr vergeßlich. Sie verſprach Manches, an das ſie ſchon am nächſten Tage nicht mehr dachte. Manchmal gab ſie ein Stück Geld für Dinge hin, die ſie eben nicht nöthig hatte, und erſt nachher, wenn dieſer oder jener Dürftige ſie um Hülfe anflehte, fiel ihr ein, welche große Wohlthat ſie ihm mit dem unnütz ausgegebenen Gelde hätte erweiſen können. Bald vergaß ſie die ſchönen Blumenſtöcke vor den Fenſtern des großen Saales im Schloſſe, die ihrer Pflege empfohlen waren, zu begießen, und ſie verdorrten zum großen Leidweſen der Mutter; bald ließ ſie, die auch dem geringſten Geſchöpfe vorſätzlich kein Leid zufügen konnte, ihr Kanarienvögelein beinah verhungern, indem ſie vergeſſen hatte, ihm Futter zu geben.

In dem Dorfe, nicht weit von Minnas Schloſſe, wohnte ein armes Fräulein, Namens Sophie. Ihr Vater, Hauptmann von Brühl, ein ſehr verdienter, ehrwürdiger Offizier, war durch ſeine erhaltenen Wunden zum fernern Dienſte unfähig geworden, und lebte von ſeiner Penſion. Er hatte ſich auf das Land zurück gezogen, um wohlfeiler leben zu können. Sein kleines Einkommen aber wollte zu ſeinem Lebensunterhalte dennoch kaum hinreichen. Ueberdies wurde ihm die Penſion nicht immer richtig ausbezahlt, und gegenwärtig hatte er ſchon ſeit einigen Monaten nichts mehr davon erhalten.

Sophie, ſeine einzige Tochter, ernährte ihn indeß mit Nähen, Sticken und andern weiblichen Arbeiten. Fräulein Minna hatte eine große Achtung für die edle Sophie, beſtellte bei ihr manche Arbeit, nahm bei ihr Unterricht im Sticken, worin Sophie eine Meiſterin war, bezahlte ſie ſehr reichlich, und nannte ſie nie anders, als ihre liebe Freundin. Allein auch dieſe Freundin ward durch Minnas Vergeßlichkeit einige Male tief betrübt.

Einmal war Minnas Mutter gefährlich krank geworden. Es wurde ein berühmter Arzt aus einer entfernten Stadt gerufen. Minna hatte verſprochen, ihn zu bitten, bei dieſer Gelegenheit Sophiens Vater zu beſuchen, der an den Folgen ſeiner Wunden oft ſehr viel zu leiden hatte. Sobald Sophie die Ankunft des Arztes vernahm, eilte ſie in das Schloß, Minna an ihr Verſprechen zu erinnern. Allein der Arzt war bereits vor einer Stunde wieder abgereiſt. Minna dachte erſt in dem Augenblicke, da Sophie in das Zimmer trat, wieder an ihr Verſprechen. Sie ward ſehr beſtürzt, bat Sophie um Verzeihung, und bedauerte den ehrwürdigen Kranken ſo ſehr, daß ſie heiße Thränen vergoß. Allein den fremden Arzt zurück zu rufen, war es zu ſpät!

Ein anderes Mal wollte Minna zu einem Angebinde auf das Namensfeſt ihrer Mutter, mit Sophiens Beihülfe, einen Lichtſchirm ſticken. Sie brachte Sophien eine ausgemalte Zeichnung dazu, die einen Blumenkranz vorſtellte, der kaum ſchöner hätte ſeyn können. Sophie ſagte: „Den Kranz wollen wir leicht zu Stande bringen. Allein ich werde wohl ſelbſt in die Stadt gehen müſſen, um Seide einzukaufen; denn um die Farben der Blumen und ihre zarten Schattirungen richtig zu treffen, muß die gefärbte Seide ſehr ſorgfältig ausgewählt werden.« »Dies wäre freilich das Beſte,« ſagte Minna, »wenn Sie, gütige Freundin, dieſe Mühe auf ſich nehmen wollten. Für Ihren kranken Vater will ich indeß ſchon ein kleines Mittagsmahl beſorgen, und es ihm ſelbſt bringen.« Sophie verließ ſich auf Minnas Wort und ging in die Stadt. Allein da kam unvermuthet eine adelige Herrſchaft aus der Stadt auf dem Schloſſe an — und Minna dachte, über die Freude und die Geſchäfte, die dieſer Beſuch ihr verurſachte, nicht mehr an ihr Verſprechen. Der kranke Hauptmann konnte nicht ausgehen. Da die Leute des Dorfes eben draußen auf den Wieſen mit dem Heu beſchäftigt waren, ſo konnte er auch keinem Nachbar rufen. Er mußte, während im Schloſſe Alles im Ueberfluſſe lebte, anſtatt des verſprochenen Mittagmahls, ſich mit Waſſer und Brod begnügen.

Am folgenden Morgen ging Minna mit den zwei fremden Fräulein um das Dorf ſpaziren. Sophie begoß eben ein Stücklein Leinwand, das ſie in den langen Winterabenden geſponnen und nun, auf dem kleinen Raſenplatze zwiſchen ihrer Wohnung und dem Bache, zum Bleichen ausgeſpannt hatte. Minna erſchrak, da ſie Sophien erblickte; denn erſt jetzt kam ihr Verſprechen ihr wieder in den Sinn. Sophie war aber zu beſcheiden, dem betroffenen Fräulein, zumal in Gegenwart anderer Frauenzimmer, Vorwürfe zu machen. Indeß wollte ſie ihr doch zu verſtehen geben, daß ſie künftig nicht mehr ſo vergeßlich ſeyn ſolle.

Sophie bat alle drei Frauenzimmer, ihr kleines Gärtchen zu beſehen. Sie traten herein, und lobten die blühenden Roſenſtöcke, die Sophie gepflanzt hatte, und die Vergißmeinnicht, die am Bache von ſelbſt wuchſen. Sophie führte ſie hierauf in ihr kleines reinliches Wohnzimmer, und zeigte ihnen, auf Minnas Bitte, ihre Arbeiten. Während die Fräulein die ſchönen Stickereien beſahen und bewunderten, ging Sophie in den Garten, und brachte ein kleines Geſchenk von Blumen. Sie überreichte jeder der fremden Fräulein eine Roſe, der vergeßlichen Minna aber ein Sträußchen von Vergißmeinnicht, denen ſie bloß einige wohlriechende grüne Blättchen beigefügt hatte. Minna verſtand, was Sophie damit ſagen wollte. Sie fühlte die zarte Schonung in Sophiens Benehmen, und dankte ihr im Herzen, daß ſie ihre Vergeßlichkeit ihr auf eine ſo feine Art vorwarf. „In der That, Sie wiſſen, welche Blümchen ſich am Beſten für mich ſchicken!“ ſagte ſie, und ſteckte das blaue Sträußchen erröthend vor die Bruſt.

Minna ging mit den zwei Fräulein zurück in das Schloß, und begleitete ſie auf das Zimmer, das man ihnen angewieſen hatte. Sie ſtellten die Blumen in ein Glas, das eben in einer Fenſterecke ſtand, und in dem ſich noch etwas Waſſer befand. Nach mehreren Wochen kam Minna von ungefähr in das Zimmer. Die fremden Fräulein hatten ihre Roſen mitgenommen; allein Minna hatte ſogar ihre Vergißmeinnicht vergeſſen. Alle die wohlriechenden Blättchen in dem Sträußchen waren verdorrt; allein die Vergißmeinnichtblümchen waren noch ſo lebhaft blau, und die zarten grünen Blättchen daran ſo friſch und ſchön, als wären ſie eben erſt am Bache gepflückt worden. Minna verwunderte ſich darüber. „Wie iſt das möglich," ſagte ſie, „da kein Tröpflein Waſſer mehr in dem Glaſe iſt, und alle übrige Blättchen des Sträußchens falb und gelb, wie dürres Laub, ausſehen?" Sie unterſuchte die Blümlein näher, und ſieh da! es waren keine natürliche Vergißmeinnicht. Sophie, die ausnehmend geſchickt war, kleine Blumen auszuſchneiden, hatte ſie gemacht. Zeichnung und Farbe waren ſo treu der Natur nachgebildet, daß man dieſe künſtliche Blümchen für natürliche halten mußte.

„O du gute Sophie," dachte Minna; „du haſt wohl recht! Ich verſtehe dich. Ja, ich bedarf einer beſtändigen Erinnerung. Dieſe unverwelklichen Blümchen ſollen mir immer ſagen: „Vergißmeinnicht! Ja, du liebe Freundin, nun will ich deiner nicht mehr vergeſſen. Mich ſtets meiner Pflicht zu erinnern, dazu will ich dieſe Blümchen von Stund' an benützen!«

Sie nahm die freundlichen Blümchen zwiſchen den verdorrten Blättern heraus, und ſteckte ſie in eine kleine, zierlich gearbeitete und ſchön vergoldete Urne, die dazu beſtimmt war, kleinen, künſtlichen Blumenſträußen zum Geſtelle zu dienen. Sie eilte damit zu Sophien, dankte ihr für ihre ſinnreiche Zurechtweiſung, und lobte ihre treffliche Arbeit. „So oft ich künftig etwas verſpreche,« ſagte ſie, „will ich dieſe holden Vergißmeinnicht auf mein Arbeitstiſchchen oder mein Klavier ſtellen, und ſo lange ſtehen laſſen, bis das Verſprechen erfüllt iſt.«

„Bravo! Bravo!« ſagte der Hauptmann. „Machen Sie es ſo. Ich lege, wenn ich mir etwas recht merken will, ein Stückchen Papier in meine Doſe hier; mein Feldwebel machte allemal einen Knopf an ſein Taſchentuch. Für ein Fräulein aber iſt ein Blümchen immer ein zierlicheres Merkzeichen. Ich habe nichts dagegen, daß man das lieblichſte Blümchen der Flur zum Denkmahle freundſchaftlicher Erinnerung auserwählte, und ihm den Namen Vergißmeinnicht gab. Allein das holde Blümchen zur Erinnerung an unſere Berufspflichten, beſonders an die heilige Pflicht der Wohlthätigkeit zu benützen — das iſt wohl noch ſchöner! Das iſt ein glücklicher Einfall; er gefällt mir ſehr!«

Minna hielt Wort; die lieblichen Vergißmeinnicht gereichten ihr und vielen Dürftigen zum großen Segen. Mancher arme Kranke, deſſen Minna ſonſt wohl würde vergeſſen haben, hatte den kleinen Blümchen eine kräftige Suppe, eine Flaſche guten Wein, oder ein Stück Geld zu danken. Manches Geſchäft, das ſonſt unterblieben wäre, wurde pünktlich vollzogen — und Minna erſparte ſich vielen Kummer und manche Gewiſſensbiſſe und Unannehmlichkeiten.

Minnas Mutter merkte bald, wie ſehr ſich ihre Minna gebeſſert habe. „Wie kommt das?“ ſagte ſie; „du vergiſſeſt ja nicht mehr das Geringſte. Wie haſt du das angefangen?“

Minna erzählte die kleine Begebenheit von den Vergißmeinnichtblümchen, und die Mutter hatte eine große Freude. „Ihr ſeyd gute Kinder,“ ſagte ſie; „ich werde darauf Bedacht nehmen, euch wieder eine Freude zu machen.“ Sie ließ von einem Goldſchmiede in der Stadt zwei Ringe von dem reinſten Golde verfertigen; auf jedem Ringe befand ſich ein Vergißmeinnicht von hellen Edelſteinen — fünf himmelblauen Saphiren, und einem lichtgelben Diamant in der Mitte.

Als die Ringe ankamen, gab ſie einen davon ihrer gebeſſerten Minna. „Bediene dich dieſes

Ringes,“ ſagte ſie, „wie bisher des Blümchens. Haſt du Jemanden etwas verſprochen, oder ein wichtiges Geſchäft zu beſorgen, ſo ſtecke den Ring mit dem Vergißmeinnicht an den Finger, und lege ihn nicht ab, bis dein Wort gelöst oder das Geſchäft abgethan iſt. Dieſen andern Ring aber überbringe deiner lieben Freundin Sophie. Die feine Art, mit der ſie dich zurechtwies, verdient eine kleine Vergeltung. Das freundliche Vergißmeinnicht, das ſie dir gab, iſt ein köſtlicheres Geſchenk, als dieſer Ring von Gold und Edelſteinen.“

Minna eilte mit dem Ringe ſogleich zu Sophie. „Sie haben freilich nicht nöthig, einen ſolchen Ring zu tragen!“ ſagte Minna. „Sie vergeſſen nie der kleinſten Pflicht. Tragen Sie indeß den Ring zum Andenken an eine Freundin, der Sie durch jene Blümchen eine große Wohlthat erwieſen haben.“

„O meine gütige Freundin,“ ſagte Sophie, „wer hätte nicht nöthig, an ſeine Pflicht erinnert zu werden! So oft wir dieſes koſtbare Vergißmeinnicht an dieſen Ringen erblicken, wollen wir uns allzeit vornehmen, etwas Gutes zu thun; wir wollen, wenn es je in unſrer Macht ſteht, einen Armen erquicken oder irgend einem guten Menſchen eine Freude machen.“ Beide gaben ſich die Hand darauf.

„Recht ſo! Kinderchen,“ ſagte der Hauptmann; „und wer es nicht vermag, ſolche Ringe zu tragen, der faſſe wenigſtens, ſo oft er ein Vergißmeinnicht am Bache oder wo immer auf einer Wieſe erblickt, den Vorſatz, etwas Gutes zu thun. Vor Allem aber denke er bei dem Anblicke der holden Blümchen an Denjenigen, der ſie ſchuf, und an Den uns jedes Blümchen erinnern ſoll. Jedes Vergißmeinnicht auf der Flur hat dann für ihn noch einen größern Werth, als wäre das ganze Pflänzchen von Gold, und jedes Blumenblättchen daran ein Edelſtein.“

Die Begebenheit mit dem Vergißmeinnicht hatte noch eine andere gute Folge. Als der Winter näher rückte, die ſchönen Fluren um das Schloß morgens mit Reif weiß überzogen erſchienen und rauhe Winde um das Schloß ſausten, reiste Minna mit ihrer Mutter wieder zurück in die Reſidenz-Stadt. Der Vergißmeinnicht-Ring fand bei allen Freundinnen Minnas und bei deren Müttern Beifall. Es wurde zur Mode, ſolche Ringe zu tragen. Die Geſchichte, die zu dieſen Ringen die erſte Veranlaſſung gegeben, wurde überall bekannt, ſogar bei Hofe. Der alte, tapfere Hauptmann, den der Fürſt kannte und ſchätzte, kam ihm durch das Vergißmeinnicht wieder ins Andenken. Der Zahlmeiſter, der vergeſſen hatte, die Penſion zu rechter Zeit auszuzahlen, bekam einen Verweis, der ihm ein ſehr ernſtes Vergißmeinnicht war. Dem braven Hauptmanne aber, deſſen dürftige Vermögensumſtände erſt jetzt bekannt wurden, bewilligte der gütige Fürſt eine bedeutende Zulage — und der ehrwürdige Krieger ſagte gar oft: „Wie viele Wohlthaten erwies Gott mir und Andern durch ein Vergißmeinnicht!“

* * *

Die

Kapelle bei Wolfsbühl.

Eine alte Sage.

1.

Die arme Wittwe Margaretha und ihr Sohn Georg.

Margaretha war die Wittwe eines armen Taglöhners. Ein kleines Haus, mit Stroh gedeckt, eine Wieſe, eine Kuh, und einige Bienenſtöcke waren all ihr Reichthum. Ihr kleiner Georg, ein munterer, hoffnungsvoller Knabe, war ihre einzige Freude in der Welt. Von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend ſpann ſie unermüdet. Spinnerlohn und der Ertrag der Wieſe ernährten ſie und ihr Kind hinreichend. Sie konnte Getreide kaufen; Milch und Butter hatte ſie umſonſt; Honig konnte ſie noch verkaufen.

Sie war in ihrer Armuth ſehr zufrieden und vergnügt. Im Frühlinge, wenn die Sonne recht hell und warm ſchien, führte ſie ihren kleinen Georg öfter hinaus auf ihre Wieſe, die ſich bis zu einem nahen, waldigen Hügel erſtreckte, und mit tauſend Blumen prangte. „Sieh,“ ſagte ſie dann zu ihm, „iſt es hier nicht ſo ſchön, wie im Paradieſe? Die Leute ſagen wohl, wir ſeyen arm. Aber was geht uns denn ab? Wir beſitzen freilich ſo zu ſagen nur einige Spannen Land; allein dieſe Wieſe voll Gras und Blumen iſt für uns wirklich ein Land, das von Milch und Honig fließt. — Wer mit Dem zufrieden iſt, was er hat, iſt reich; wer aber mehr verlangt, als er nöthig hat, der iſt arm und hätte er auch die ganze Welt. Wir wollen für Das, was wir haben, Gott täglich danken!“

Der kleine Georg wuchs heran und wurde, ungeachtet ſeiner einfachen Koſt, ein blühender, kraftvoller Knabe. Die Mutter war darauf bedacht, daß er einmal ein ſo brauchbarer Tagelöhner werde, wie ſein ſeliger Vater. Höher gingen ihre Wünſche nicht. Sie hatte ehemals auf einem Bauernhofe, der einige Stunden von ihrem gegenwärtigen Wohnorte entfernt war, gedient. Der Sohn des Bauers, der damals noch ein Kind war, hatte indeß das väterliche Gut übernommen. Sie erſuchte den jungen Bauer, ihren Georg in Dienſt zu nehmen. Der Bauer war dazu bereit, und ſie machte nun Anſtalt, den Knaben mit einigen noch nöthigen Kleidungsſtücken zu verſehen.

Der gute Georg ging noch zu allen ſeinen Wohlthätern und zu ſeinen Geſpielen, um Abſchied von ihnen zu nehmen. Sogar die Kuh, der er ſo manchen Büſchel Gras auf dem Kopfe nach Hauſe getragen hatte, verließ er nicht ohne Thränen. „Gutes Thier,“ ſagte er, und krabbelte ihr an der Stirne, „du haſt mich lange mit deiner Milch ernährt. Ich kann dich nun nicht mehr füttern; aber meine Mutter wird ſchon für dich ſorgen.“

Die gute Mutter gab ihm noch viele gute Lehren und mütterliche Ermahnungen. Noch unter der Hausthüre, als er mit einem vollgeſtopften Querſacke über den Schultern und dem Reiſeſtab in der Hand weinend vor ihr ſtand, ſprach ſie zu ihm: „So ziehe denn hin! Habe Gott ſtets vor Augen, bete gern, und verſäume keine Gelegenheit, eine Kirche zu beſuchen. Deinem Nebenmenſchen erzeige jeden Liebesdienſt, der dir nur immer möglich iſt. Vergiß deiner Mutter nicht, die dich ſo herzlich liebt und dich lieben wird, bis zu ihrem Tod. Lebe wohl, und Gott ſey mit dir!“

Als Georg fort war, ſpann die Mutter noch fleißiger, und lebte noch ſparſamer als zuvor. Sie wollte für ihren lieben Georg einige Sparpfennige zurücklegen, damit er ſein väterliches Erbtheil einſt deſto ſorgenfreier antreten könne. Sie kochte öfter nicht zu Mittag und zu Nacht, und genoß nichts Warmes, ſondern bloß Milch und Brod. Sie ſagte keinem Menſchen davon; allein die Leute merkten es dennoch, weil man von ihrem Schornſteine keinen Rauch aufſteigen ſah. Bei all ihrer Sparſamkeit war ſie aber gegen die Armen ſehr wohlthätig. Sie bewirthete die Kinder des armen Nachbars öfter mit einer Schüſſel voll Milch, oder rief ſie herein, und ſtrich auf das trockene Abendbrod, das ſie in der Hand hielten, Butter; an Feſttagen aber noch dazu Honig. Die guten Lehren aber, die ſie ihnen gab, waren noch köſtlicher, als Milch und Honig. — Eines Abends im Winter, da Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckt und es ſehr kalt war, trieb ſie ihre Kuh zur Quelle, die aus dem nahen waldigen Hügel hervorquoll. Der Abend war ſtill und heiter, der Himmel glühend roth, und die Kuh trank aus dem klaren Bächlein. Da ſtürzte plötzlich aus dem Walde ein Wolf hervor, und zerriß die Kuh vor Margarethas Augen. Der Schnee ward weit umher von Blut gefärbt. Margaretha ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, entfloh in ihre Hütte, und weinte ſchmerzlich. Nicht ſo faſt der große Verluſt, als das Mitleid mit dem guten Thiere zerriſſen ihr das Herz.

Die Kinder des Nachbars kamen am andern Morgen weinend zu ihr, und jammerten um die Kuh. Dabei bedauerten ſie aber auch, daß ihnen Margaretha nun weder Milch noch Butter mehr geben könne. »Aber,« ſagte eines der Kinder, »warum hat doch Gott den grauſamen Wolf erſchaffen, der ein ſo gutes, nützliches Thier zerreißt?“ „Der böſe Wolf,“ ſagte ein anderes Kind, „hat ſeit einiger Zeit her ſchon mehrere Schäflein umgebracht und aufgefreſſen. Warum läßt doch Gott dieſes geſchehen?“

„Das weiß ich euch nicht zu ſagen,“ ſprach Margaratha; wir müſſen aber glauben, daß Alles, was Gott geſchehen läßt, weiſe und gut ſey. Vielleicht will Gott uns an dem Wolfe zeigen, was es Schreckliches um einen Räuber und Mörder ſey, damit wir Raub und Mord recht verabſcheuen. O möchte doch nie Eines von euch dem böſen, räuberiſchen Wolfe ähnlich werden! Gleichet lieber den frommen, friedlichen Schäflein.“

2.

Ritter Ulrich von Wildburg und ſein Sohn Konrad.

Ein Ritter in der Gegend, Ulrich von der Wildburg, vernahm, was das Raubthier für Verheerungen anrichte, und daß es nicht nur die Heerden, ſondern ſogar die Menſchen anfalle. Er war ein großer Liebhaber der Jagd, und bot alle ſeine Dienſtleute und alle Jäger und Jagdfreunde der Nachbarſchaft auf, mit ihm gegen den Wolf ein allgemeines Treibjagen anzuſtellen. Konrad, ſein Sohn, bat den Vater inſtändig, ihn auch mitzunehmen. Der Vater freute ſich, daß ſein Sohn ſo viel Muth zeige. Er erlaubte ihm mitzuziehen, ſchärfte ihm aber nachdrücklich ein, dem Vater oder dem alten Leibjäger immer zur Seite zu bleiben, und ſich nie von ihnen zu entfernen.

Ritter Ulrich mit ſeiner Jagdgeſellſchaft zog aus, mit Spießen, Pfeilen und Bogen bewaffnet, und von vielen Hunden begleitet. Damals gab es noch keine Feuergewehre; es war daher zu jener Zeit viel ſchwerer, als jetzt, wilde Thiere zu erlegen. Sämmtliche Wolfsjäger drangen deßhalb mit großer Vorſicht in den Wald ein. Sie vertheilten ſich ſo, daß immer einer dem andern leicht zu Hülfe kommen konnte. Dem jungen, muthigen Konrad ging dieſes Alles zu langſam her. Er ſchlich ſich in dem dichten Walde heimlich von ſeinem Vater weg, und eilte voraus. Er brannte in ſeinem jugendlichen Muthe vor Begierde, die Ehre, den Wolf erlegt zu haben, ſollte vor allen Andern ihm zu Theil werden.

Mit geſpanntem Bogen trat er auf einen etwas freien Platz im Walde heraus. Da ſah er den Wolf aus einer Waldſchlucht herauskommen. Konrad legte ſogleich den Pfeil zurecht, zielte, ſchoß und traf den Wolf in die zotige Bruſt. Allein Konrad war zu voreilig geweſen, und hatte zu früh abgedrückt. Die Entfernung war noch zu weit, als daß der Pfeil den Wolf hätte erlegen können; das tödtliche Geſchoß verletzte das grimmige Thier nur leicht. Der Wolf ſtürzte wüthend auf ſeinen Feind los. Konrad ſuchte eilig auf den Baum zu klettern, bei dem er eben ſtand. Der Wolf erwiſchte den armen Jüngling beinahe noch am Fuße. Der Baum wär gar nicht hoch, und ſogar die untern, ſtärkeren Aeſte ſchienen zu ſchwach, die Laſt eines Menſchen zu tragen, ohne zu brechen. Konrad ſchwang ſich indeß auf einen Aſt, und hielt ſich an dem Stamme. Der Wolf lief eine Strecke zurück, nahm einen größern Anlauf, und machte einen ungeheuren Sprung, um Konrad herab zu reißen. Der weite, aufgeſperrte Rachen voll furchtbarer Zähne kam dem zitternden Jünglinge ſehr nahe, erreichte ihn aber doch nicht. Der Wolf wiederholte ſeine Anfälle mehrmals mit erneuerter Wuth; jedoch vergebens. Endlich ſetzte er ſich unter dem Baume nieder, blickte mit offenem Rachen, weit vorgeſtreckter Zunge und funkelnden Augen zu Konrad empor und winſelte und heulte von Zeit zu Zeit vor Blutgier und Ingrimm.

Konrad hoffte, das Thier werde den Baum verlaſſen, oder die Jäger und Hunde würden kommen und es tödten. Er fing nun an, aus allen Kräften um Hülfe zu rufen. Allein ein heftiger Sturmwind, der durch den Wald brauste, übertönte und verwehte ſeine Stimme. Es fing an

Abend zu werden. Die Sonne neigte ſich zum Untergange; es wurde ſchneidend kalt. Konrad war wirklich in Gefahr, wo nicht durch das grimmige Thier, doch durch den nicht minder grimmigen Froſt auf dem entblätterten, mit Reif überzogenen Baume umzukommen.

In dieſer großen Noth flehte er nun zu Gott um Hülfe. Seine von Kälte erſtarrten Hände vermochte er nicht empor zu heben; er mußte ſich damit am Stamme des Baumes halten. Er erhob aber ſeine Augen und ſein Herz zum Himmel. „O Du lieber, guter Gott,“ ſprach er, „erhöre mein Flehen in dieſer meiner großen Noth! Verzeih mir meinen Leichtſinn und meinen Ungehorſam gegen den weiſen Befehl meines Vaters. Laß mich dieſe Nacht nicht durch Froſt und Kälte umkommen oder von dieſem grimmigen Thiere zerriſſen werden. Ach, ich vermag es auf dieſem Baume nicht länger mehr auszuhalten! Hier oben und da unten wartet nichts auf mich als der gewiſſe Tod. O Gott, errette mich aus dieſer Gefahr! Gib es meinem Vater in den Sinn, mit ſeinen Jägern hieher zu kommen, und dies blutdürſtige Ungeheuer zu verſcheuchen. Mein ganzes Leben hindurch werde ich Dir dafür dankbar ſeyn, und Deine heiligen Gebote beſſer als bisher befolgen.“

Konrads Gebet blieb nicht unerhört. Als ſämmtliche Jäger Abends wieder zuſammen kamen, ward

Univ. Bibl. München

Konrad vermißt. Der Vater hatte geglaubt, er befinde ſich bei dem alten Jäger; der Jäger hatte gemeint, er ſey bei dem Vater geblieben. Alle Jagdgenoſſen verſicherten, nichts von ihm geſehen zu haben, und waren höchſt beſtürzt. Der Vater befahl und bat, den Wald noch einmal zu durchſtreifen. Das war bei einbrechender Nacht in einem ſo dichten, verwilderten Walde nichts Leichtes. Dennoch machten ſich alle ſogleich auf den Weg. Nach einiger Zeit kamen die Hunde auf die Spur des Wolfes, und fingen an, in der Ferne zu bellen. Alle Jäger wandten ſich dorthin. Der Wolf aber, der das Gebell der vielen Hunde vernahm, und die herannahende Menge der Jäger witterte, nahm eilig die Flucht. Die Hunde konnten ihn, weil er einen zu großen Vorſprung hatte, nicht mehr einholen.

Der Vater und ſein Gefolge näherten ſich dem Baume. Eben war der Mond aufgegangen. Konrad ſtieg von dem Baume herab, bat ſeinen Vater um Verzeihung, und erzählte wie es ihm gegangen; wie er in ſo großer Lebensgefahr geweſen, wie er zu Gott gebetet, und wie ſein Gebet erhört worden. „Nun, nun, Gottlob, daß ich dich nur wieder habe!“ ſprach der Vater und ſchloß ihn in die Arme. „Befolge aber künftig meine väterlichen Ermahnungen beſſer; du ſiehſt jetzt, wie weiſe und wie gut gemeint ſie ſind.“

Der alte Jäger aber gab dem jungen Herrn einen derben Verweis. „Da meinen die jungen Herren," ſagte er, „ſie verſtünden Alles beſſer, als wir Leute mit grauen Haaren! Allein das Ei muß nicht klüger ſeyn wollen, als die Henne. Laſſet Euch dieſe Geſchichte zur Warnung ſeyn."

„Diesmal," ſagte ein Anderer, „lief es noch ſo ziemlich gut ab; es hätte aber ſehr ſchlimm gehen können. Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht."

Der Vater ſprach: „Ihr braven Männer habt Recht. Konrad wird eure klugen Reden nicht vom Winde verwehen laſſen. Danken wir aber alle Gott, der ihn aus ſo großer Noth errettet hat, und immer hilft, wann wir in der Noth zu Ihm flehen."

3.

Die gutherzigen Kinder.

Georg, der Sohn der guten Margaretha, hatte, ſeit er das mütterliche Haus verlaſſen, ſeinem Bauer treulich und redlich gedient. Er griff jede Arbeit friſch und munter an, und war unermüdet, bis er ſie vollbracht hatte. Dabei war er immer fröhlich und guter Dinge, und gegen Jedermann freundlich, gefällig und dienſtfertig. Der Bauer und die Bäuerin liebten ihn, als wäre er ihr eigenes Kind, und die Kinder im Hauſe hatten ihn ſo lieb, als wäre er ihr Bruder.

Georg war eines Abends eben vor der Hausthüre beſchäftigt, von Tannenreis kleine Büſchel zum Einheitzen zu machen. Er hackte das Reis mit einem kleinen Handbeile auf dem Hackſtocke kurz, und die Kinder des Bauers banden es mit Strohbändern zu Büſcheln. Da kam ein Mann aus Georgs Wohnort, und ſagte zu ihm: „Du, Hans Jörg! Deine ſchöne Kuh daheim hat der Wolf zerriſſen. Deine Mutter war ſehr traurig und weinte bitterlich. Als ſie hörte, daß ich hier durchreiſe, hat ſie mir aufgegeben, dir von dieſem Unglücke Botſchaft zu bringen, und dich zu grüßen. So, nun weißt du's. Behüt' dich Gott; ich muß heute noch weiter.“

Georg fing an ſchmerzlich zu weinen; die Kinder jammerten auch. Der Bauer und die Bäuerin kamen zur Hausthüre heraus und ſagten: „Was gibts denn? Was habt ihr?“ Die Kinder erzählten es, und Georg ſagte ſchluchzend: „Ach, meine liebe Mutter wird einen großen Jammer haben, daß ſie um das gute Thier gekommen iſt. Die Kuh war die ſchönſte in unſerm Dörflein; Ihr ſelbſt habt keine ſchönere. Sie war ſchön braun, und hatte ein weißes Sternlein auf der Stirne. Sie war ſo glänzend und glatt, daß kein Tropfen Waſſer auf ihr ſtehen geblieben wäre. Sie war von der beſten Art und gab des Tages ſechs bis acht Maß Milch. Ach, eine gute Milchkuh iſt eine große Wohlthat Gottes. Sie machte meine Mutter reich; jetzt aber iſt die Mutter recht arm. Die Milch war die beſte, ja faſt einzige Nahrung meiner Mutter; eine andere Kuh zu kaufen, iſt ſie nicht im Stande. Das iſt ein großes Elend!“

Der gute Knabe ging weinend in ſeine Kammer. Er betete — und ſann nach, wie ſeiner Mutter zu helfen ſey. Er hatte noch nichts von ſeinem Lohne eingenommen. Er wollte, da er ſehr dürftig gekleidet hieher gekommen war, für das Geld ſich einen neuen Hut und eine rothe Weſte kaufen, wie die Bauernburſche im Dorfe ſie trugen, und er hatte ſich ſchon lange darauf gefreut. Allein nun dachte er nicht mehr an Hut und Weſte. „Ich will,“ ſagte er, „für meinen Lohn eine Ziege kaufen, und ſie meiner Mutter bringen; ſo iſt ihr doch wenigſtens einſtweilen aus der größten Noth geholfen!“

Er ging ſogleich zum Bauer, ſagte ihm ſein Vorhaben und bat, was er bisher an Lohn einzunehmen habe, ihm auszuzahlen. Der Bauer lobte Georgs kindliche Liebe und bezahlte ihn. Die Kinder ſagten: „Nun bekommſt du aber keinen neuen Hut und keinen rothen Bruſtfleck.“ Allein Georg ſagte: „Ich kann ohne einen neuen Hut und Bruſtfleck recht wohl leben, und friſch und geſund ſeyn; meine Mutter aber kann nicht ohne eine Ziege leben. Ich will nun ſogleich zum Bauer draußen am Bühel laufen! Der hat zwei ſchöne Ziegen. Vielleicht gibt er mir eine davon zu kaufen.“

Georg kam aber betrübt zurück, und ſagte: „Der Mann hat geſagt, ſeine Ziegen ſeyen ihm nicht feil; wenn ich ihn aber recht gut bezahle, ſo wolle er mir doch, weil ichs ſey, eine davon überlaſſen. Allein er forderte noch einmal ſo viel Geld, als mein Lohn beträgt. Nun iſt meine Freude vereitelt. Ich weiß mir weder zu rathen noch zu helfen.“

„Nun Kinder,“ ſagte die Bäuerin lächelnd, „ſo haltet ihr einmal Rath, wie dem guten Georg und ſeiner armen Mutter zu helfen ſey. Beſinnt euch, wie ihr das Geld zuſammen bringen könnet. Du, Lieſe, du biſt die älteſte; rede du zuerſt; fällt dir nichts ein?“ „Ei ja,“ ſagte Lieſe, „wir wollen das Geld aus unſern Sparbüchſen zuſammenlegen.“ „Nun wohl,“ ſagte die Mutter, „das iſt ein ſchöner Einfall; macht es ſo.“ Die Kinder liefen fort und kamen mit ihren blechernen Büchſen. Sogar das kleinſte kam, und rief: „Liebe Mutter, ſieh! Da ſind auch meine Sparpfennige.“ Die Sparbüchſen waren verſchloſſen und oben befand ſich eine Oeffnung, um das Geld hinein zu ſchieben. Die Mutter hatte die Schlüſſelchen. Sie öffnete die Büchſen und ſchüttete das Geld auf den Tiſch. Da die erſparte Münze nicht reichte, wollten die Kinder auch noch ihr Pathengeld dazu legen. Allein die Mutter ſagte: „Euer Pathengeld dürft ihr nicht wegſchenken. Was noch fehlt, will ich von meinem Erſparten hergeben.“ Georg weinte Thränen der Freude und Dankbarkeit. „Ach,“ ſagte er, „ihr ſeyd doch recht gutherzige Kinder.“ „Ei,“ ſagte Lieſe, „du biſt noch viel gutherziger! Was wir an Kleidern brauchen, ſchaffen unſre Eltern uns an; du aber mußt es mit deiner Arbeit verdienen, und doch gibſt du deinen Lohn für deine Mutter dahin!“

Georg nahm das Geld und ging, die Ziege zu holen, und alle Kinder begleiteten ihn. Sie brachten ſie wie im Triumphe. „Seht nur,“ ſagte Georg zum Bauer und der Bäuerin, „wie ſchön ſie iſt! Wie ſchön weiß mit ſchwarzen Flecken! Wie lang ihre Haare und wie ſchön gekrümmt ihre Hörner ſind, und welche ſchelmiſche Augen und welchen langen Bart ſie hat! Sie ſoll auch recht viel Milch geben, ſagte der Mann.“

Georg führte die Ziege in den Stall und band ſie an, und die Kinder brachten ſo viel Futter herbei, daß die Ziege mehrere Tage genug daran gehabt hätte, und Georg ihnen abwehren mußte, nicht noch mehreres zu bringen.

„Morgen,“ ſagte Georg zu dem Bauer, „will ich die Geis meiner lieben Mutter bringen, wenn Ihr es erlaubt, und wenn Ihr meint, daß von dem Wolfe nichts mehr zu fürchten ſey.“ Der Bauer erlaubte ihm, zu gehen und ſagte: „Vor dem Wolfe ſind wir, Gottlob! ſicher. Seit man ſo fleißig Jagd auf ihn macht, hat er unſere Gegend verlaſſen. Man ſieht und hört weit und breit nichts mehr von ihm.“

„Nun,“ ſagte Georg, „ſo will ich mich denn morgen in aller Frühe auf den Weg machen. O wie freue ich mich, die liebe Mutter zu ſehen! Wie froh bin ich, ihr meine kindliche Dankbarkeit für das viele Gute, das ſie mir erwieſen hat, ein wenig an den Tag legen zu können! Ich hoffe, ſie hat dann in ihrem großen Leid doch auch wieder eine kleine Freude.“ Der gute Knabe ſelbſt konnte vor Freude die halbe Nacht nicht ſchlafen.

4.

Der arme Greis.

Am andern Tage, bevor noch die Morgenröthe anbrach, war Georg ſchon reiſefertig. Die Bäuerin machte ihm ein Frühſtück, und gab ihm noch Lebensmittel mit auf den Weg. „Und da,“ ſprach ſie, „haſt du noch einen Laib Brod, und ein Stück geräucherten Speck, und einige Reiſten Flachs für deine Mutter.“ Georg dankte, packte Alles in ſeinen Zwerchſack, warf den Sack über den Rücken, führte die Ziege an einem Stricke, trieb ſie mit einem Stecken vor ſich her, und eilte freudig ſeiner Heimath zu.

Der Boden war hart gefroren, und mit friſchem Schnee leicht bedeckt, der in der vergangenen Nacht gefallen war. Georg kam auf ſeiner kleinen Reiſe durch das Weiler Wolfsbühl, zu einer ſchönen Kapelle, die auf einer Anhöhe ſtand. Die Thüre war offen. „Ich muß doch den Rath meiner Mutter befolgen und hineingehen, um zu beten,“ ſagte er. „Was fange ich aber einſtweilen mit der Ziege an? Es wäre unſchicklich, ja ſündhaft, das Thier mit in die Kirche zu nehmen.“ Er band ſie außen an der eiſernen Handhabe der Thüre feſt, trat hinein und kniete vor dem Altare nieder. Er betete recht herzlich für ſeine Mutter. Er gedachte ihrer Ermahnung, ſie nicht zu vergeſſen, und freute ſich, daß er die Ziege für ſie gekauft habe. Eben ſo herzlich betete er für ſeinen ſeligen Vater, für ſeinen Bauern und ſeine Bäuerin und deren Kinder, und für alle ſeine Wohlthäter. „Lieber Vater im Himmel!“ ſprach er unter Anderm, „ich verſpreche Dir, Deine heiligen Gebote und die guten Lehren meiner lieben Mutter immer getreulich zu befolgen, und Dir und Deinen heiligen Engeln und allen guten Menſchen Freude zu machen. Gib mir doch Deine Gnade dazu! Beſonders ſtehe mir bei, meiner armen Mutter Gutes zu thun!«

Getroſt trat er nun wieder aus der Thüre. Da erblickte er einen eisgrauen, abgelebten Greis, der auf der ſteinernen Bank vor der Thüre ſaß. Zu ſeinen Füßen lag ein großer Büſchel Reisholz. Der alte Mann ſtützte ſich auf ſeinen Stab, betrachtete aufmerkſam die Ziege, und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen. Georg grüßte ihn freundlich, und fragte: „Guter, alter Vater, warum betrachtet Ihr die Ziege ſo wehmüthig, und warum weint Ihr?«

„Ach!« ſagte der Mann, „eine ſolche ſchöne Ziege hatte ich auch, und ihre Milch war meine beſte Nahrung. Allein der Wolf hat ſie mir zerriſſen. Seit der Zeit iſt meine arme Küche ſchlecht beſtellt. Ich muß mich nur mit Waſſerſuppen begnügen, und auch zu meinem Stücklein Brod habe ich keine Ziegenkäſe mehr. Ich bin jetzt viel kraftloſer. Ich glaube kaum, daß ich noch im Stande ſeyn werde, dieſe Bürde Holz heim zu bringen, obwohl es zu meiner Hütte, der kleinſten und armſeligſten, die du dort unten, am Ende des Dorfes Greiſelbach ſiehſt, nur mehr einige hundert Schritte iſt.«

„Ei," ſagte Georg, „da iſt leicht zu helfen. Ich will Euch Eure Bürde geſchwind hinunter tragen zu Eurer Wohnung." Der Greis wollte das nicht zugeben. Allein Georg dachte an die Worte ſeiner Mutter: „Sey, ſo viel in deinen Kräften ſteht, dienſtfertig gegen alle Menſchen; einem Nothleidenden beizuſtehen, macht, ſo wie das Beten, keinen Aufenthalt." Er ſagte daher: „Laßt mich nur! Es macht mir wenig Mühe, und ehe eine Viertelſtunde vergeht, bin ich ja wieder hier oben. Die Ziege wird indeß hier ja ſicher ſeyn?" „O ja wohl," ſprach der Greis; „ſie wird gewiß nicht geſtohlen. Dafür ſtehe ich. Die Leute in der Gegend umher ſind ehrliche Leute."

Georg eilte mit der Bürde auf ſeinen Schultern ſchnellen Schrittes, und hie und da mit hohen Sprüngen, den Hügel hinab. Der Greis folgte ihm langſam. Georg legte das Holz neben die Thüre hin, und kehrte zurück. Der Greis begegnete ihm nicht weit vom Dorfe, und dankte ihm mit Thränen in den Augen. „Du biſt ein guter Jüngling," ſagte er, „der das Alter ehrt. Gott wolle dir deine Liebe gegen einen fremden alten Mann hundert und tauſendmal vergelten! Und das wird Er auch! Denk an mich." Georg drückte dem Greiſe gerührt die Hand, wünſchte ihm fröhliche Tage in ſeinem Alter, und ging weiter, erfreut, ein gutes Werk gethan zu haben. „Das war auch ein Almoſen,« dachte er; »man kann, auch ohne Geld zu haben, gegen die Armen wohlthätig ſeyn.«

5.

Der Wolf und die Ziege.

Kaum hatte Georg den Greis verlaſſen, und war noch keine zehn Schritte gegangen, ſo kamen die Knaben, die ſich auf dem Eiſe des nahen Baches ergötzten, faſt außer Athem geſprungen und ſchrien: »Der Wolf! Der Wolf!« Alle ſahen vor Schrecken ganz bleich aus. »Wo habt ihr den Wolf geſehen?« fragte Georg. »Dort oben auf der Höhe; er lief eilig der Kapelle zu!« ſagte ein Knabe — ſprang weiter und flüchtete ſich mit den andern Knaben in das nächſte Haus. Georg hatte einen Todesſchrecken. „Ach,“ rief er jammernd und rang die Hände, „da hat der Wolf meine Ziege zerriſſen! O meine arme Mutter! Nun weiß ich dir nicht mehr zu helfen.«

Er eilte den Hügel hinauf, ohne daran zu denken, daß er vielleicht ſein eigenes Leben in Gefahr bringe. Allein als er auf dem Hügel ankam — blieb er voll des höchſten Erſtaunens ſtehen. Seine Ziege war unverſehrt, nur war ſie etwas ſcheu und bemühte ſich zu entfliehen. Als ſie aber ihn erblickte, wurde ſie ruhig und fing an zu meckern, als freue ſie ſich ſeiner Ankunft. Die Kapellthüre, die halb offen geweſen, war jetzt geſchloſſen, und aus einem der zwei runden vergitterten Fenſter zu beiden Seiten der Thüre ſtreckte der Wolf ſeinen Kopf heraus. Das Fenſterglas hatte er zerſplittert, und bemühte ſich aus allen Kräften durch das eiſerne Gitter heraus zu brechen. Er ſperrte den Rachen weit auf und ſeine Augen funkelten vor Wuth. Es gelang ihm aber nicht, ſeiner Gefangenſchaft zu entrinnen.

„Das iſt ein offenbares Wunder!“ ſagte Georg. „Wer hat meine Ziege in Schutz genommen, und das grimmige Unthier da eingeſperrt? Kein Menſch wäre das im Stande geweſen. Auch ſehe ich hier im Schnee keine anderen Fußtritte von Menſchen, als die meinigen und die des alten Mannes. Die Fußſtapfen des Wolfes gehen aber gerade zur Thüre hinein. Nur ein Engel Gottes, der ohne den Boden zu betreten, ſchwebend vom Himmel herab kam, konnte das wilde Thier bändigen und es ſo leicht hier hineinleiten und verſchließen, damit es den Menſchen nicht mehr ſchaden könne.“ Er dankte Gott mit erhobenen Händen.

Indeß war der Greis herbei gekommen. Er hatte das Jammergeſchrei der Knaben: „Der Wolf, der Wolf!“ gehört, ſich eilig mit der alten, roſtigen

Lanze, die er als ehemaliger Kriegsmann in ſeiner Hütte aufbewahrte, bewaffnet und wollte ſehen, ob er ſeinem Wohlthäter nicht noch zu Hülfe kommen könne.

„Da ſeht einmal das Wunder an, das hier geſchehen iſt!“ rief Georg ihm entgegen. „Seht, der Wolf iſt gefangen, ohne daß er meiner Ziege ein Haar krümmen konnte. Nun ſagt mir doch, wie Ihr meint, daß die Sache zugegangen ſey?“

„Das iſt mir ganz klar,“ ſagte der Greis; „ich kann es dir erzählen, als wäre ich dabei geweſen. Als der Wolf die Ziege witterte und von fern erblickte, rannte er voll Raubgier auf ſie zu. Die Ziege, die an der halb offenen Thüre angebunden war, und ihn kommen ſah, flüchtete ſich in die Kapelle. Da ſie an der Thüre, die nach Innen aufgeht, angebunden war, und dem Wolfe entfliehen wollte, aber nicht vorwärts konnte, wandte ſie ſich ſeitwärts, und verbarg ſich, wie an einem Leitſeile geführt, hinter die offene Thüre. Der Wolf, der ſie aus den Augen verloren hatte, rannte voll Blutdurſt und blinder Wuth geraden Wegs vorwärts bis zum Altare. Als die Ziege ihn dort vornen ſah, ſprang ſie augenblicklich wieder aus der Kapelle heraus, und zog die Thüre mit dem Stricke, der daran befeſtigt war, hinter ſich zu. So ward der Wolf gefangen.“

„So war es denn kein Wunder,“ ſagte Georg betroffen und nicht mehr ſo fröhlich; „ſo ging denn Alles ganz natürlich zu?“

„So natürlich es zuging,“ ſprach der Greis, „ſo iſt es doch ein Wunder. Es iſt ein Wunder der göttlichen Vorſicht. Gott hat Alles ſo gefügt. Durch Seine Schickung ward nicht nur deine Ziege gerettet, nicht nur das verderbliche Raubthier unſchädlich gemacht — du haſt noch eine große Belohnung zu erwarten. Denn unſer gnädigſter Fürſt hat einen Preis von zehn Goldgulden ausgeſetzt für Denjenigen, der dieſes Raubthier fängt oder erlegt. Dieſer Preis gebühret dir. Du biſt die nächſte Urſache, daß es gefangen wurde. Du haſt, ohne es zu wiſſen, eine künſtliche Wolfsfalle angelegt. Du wirſt den Lohn auch ſicher erhalten.“

Georg erſtaunte; denn zehn Goldgulden waren in jenen Zeiten eine große Summe Geldes. „O wenn das ſo iſt,“ ſprach er, „ſo kann ich ja meiner Mutter nicht nur eine Kuh kaufen, ſondern es bleibt mir noch viel Geld übrig, das ich aber Alles meiner Mutter geben werde. Wenn ich das Geld bekomme, ſo ſchenke ich Euch die Ziege, und Euch iſt dann auch wieder geholfen. Wenn Ihr nicht geweſen wäret, ſo hätte ich meine Ziege unbeſorgt losgebunden, wäre meines Weges gegangen, und der Wolf hätte die Ziege gewittert, ſie zerriſſen, und vielleicht mich noch dazu.“

Der Greis erhob Augen und Hände zum Himmel und ſprach: „Gottes Barmherzigkeit ſey geprieſen! Er hat es dir vergolten, daß du mir meine Bürde zu meiner Hütte getragen haſt. Er hat mein Gebet erhört, und nun auch mir in meiner Noth geholfen. Laß uns Seine heilige Vorſehung dankbar anbeten!«

6.

Der belohnte Sohn.

Nachdem Beide vor der Kapellthüre Gott gedankt hatten, ſetzte der müde Greis ſich auf die Bank vor der Kapelle; Georg aber lief hinab nach Greiſelbach. Die Leute wagten ſich nicht aus ihren Häuſern; ſie guckten bloß bei den obern Fenſtern heraus, um zu vernehmen, wie die Geſchichte mit dem Wolfe abgelaufen ſey. Georg rief: „Kommt! Ihr habt nichts mehr zu befürchten. Der Wolf iſt gefangen und in der Kapelle eingeſperrt.« Der Vogt kam mit einigen der beherzteſten Männer herauf. Sie ſchauten bei den zwei Fenſtern hinein und ſahen, daß der Wolf wirklich in der Kapelle ſey, und wüthend an den Wänden gegen die hohen Fenſter der Kapelle empor ſpringe. Wann er dann wieder gegen die kleinen Fenſter herkam, bebten die Männer ſcheu zurück.

„Gottlob!« ſagte der Vogt, „der Wolf iſt richtig gefangen. Wir ſind nunmehr ſicher vor ihm und unſer Vieh auch. Wie ihr aber dieſes gemacht habt, iſt mir unbegreiflich.“ Der Greis erzählte es den erſtaunten Männern. „Ei, ei,“ ſagten die Bauern, „wer hätte das geglaubt, daß die Ziege den Wolf fangen könnte!“ „Es ging da,“ ſprach der Vogt, „wie ich euch hundertmal geſagt habe: „Wenn der Dieb reif iſt, holt ihn ein hinkender Büttel ein.“ Der Vogt rief noch einmal: „Nun, Gott ſey Lob und Dank! Er hat geholfen. Ich werde nun auf der Stelle einen reitenden Boten an den geſtrengen Ritter mit der fröhlichen Botſchaft abſenden. Herr Ulrich von Wildburg wird ſicher hoch erfreut ſeyn. Du aber, junger Geisbirt, mußt indeſſen hier bleiben. Du wirſt dann deine gebührende Bezahlung erhalten. Bis dahin werde ich für dich und deine Ziege ſorgen; ihr ſollet an nichts Mangel leiden.“

Einer der Bauern ritt ſpornſtreichs nach Wildburg. Der Ritter ſaß mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne eben bei Tiſch. Er warf ſobald er die Nachricht vernahm, Meſſer und Gabel auf den Tiſch, ſprang vor Freuden auf und rief: „Das iſt herrlich! Das iſt ein Feſt für einen ehrlichen Weidmann! Ich eile auf der Stelle hin! Konrad, freue dich, du darfſt auch mit.“ Er befahl ſogleich zu ſatteln, und alle Jagdluſtige im Dorfe, zu Pferd und zu Fuß, aufzubieten. „Den Braten da“ ſagte er, „packt in den Jagdranzen; wir wollen ihn nach erlegtem Wild auf Weidmannsart von der Fauſt verzehren.“

Bis die Pferde geſattelt und ſeine Leute zuſammen gekommen waren, ließ er ſich von dem Boten Alles ausführlich erzählen, und rief während der Erzählung öfter: „Herrlich, prächtig! Das ſoll eine Luſt ſeyn, das Raubthier zu erlegen.“

Er und ſeine Reiter ſetzten ſich zu Pferd; viele neugierige Leute folgten, ſo eilig ſie konnten zu Fuß. Der Ritter kam bei der Kapelle an, achtete kaum auf die tiefen Verbeugungen der Bauern, ſchaute durch eines der kleinen Fenſter und rief: „Wahr und wahrhaftig, der Wolf iſt gefangen! Er iſt ein ſo herrliches Stück Wild, als ich in meinem Leben eines geſehen habe. Nun ſoll der Spaß ſogleich angehen.“ Er fing an, ſeine Mannſchaft in Bereitſchaft zu ſtellen.

Der Vogt näherte ſich ihm demüthig und ſprach: „Mir däuchte es am Beſten, das Thier da drinnen verhungern zu laſſen; ſo hätte kein Menſch Mühe damit und keines Menſchen Leben käme in Gefahr.“

Allein der Ritter rief trotzig: „Meinſt du, wir ſeyen ſo feige Memmen wie ihr? Nein, nein, von dieſen meinen eigenen Händen, durch dieſen Spieß ſoll der Unhold ſterben, wie es nach Weidmanns Gebrauch ſich gebührt und Rechtens iſt. Er hat mir und meinen Unterthanen Herzenleid genug angethan. Hurtig! ſtellt euch in Ordnung, wie ich geſagt habe, und Einer, der dazu Muth hat, öffne die Thür'.“

Ein Jäger, mit einem Spieße bewaffnet, öffnete die Thüre. Allein der Wolf wollte nicht heraus. „Er merkts,“ rief der Ritter, „daß kein guter Willkomm auf ihn warte. Geſchwind, hetzt die Hunde auf ihn; da wird er, mag er wollen oder nicht, doch herauskommen.“ Der Ritter nahm ſeine Stellung einige Schritte vor der Thüre, den ausgeſtreckten Spieß mit beiden Händen haltend. Der Wolf kam heraus, und der Ritter ſtieß ihm den Spieß in den offenen Rachen. Das Thier ſpie einen Strom dunkelrothen Blutes aus, und röchelte und zappelte zu den Füßen des Ritters. Der Ritter jauchzte vor Freuden und rief: „So ſoll es jedem Räuber gehen. Luſtig, ſteckt grüne Zweige auf eure Helme und Mützen!“ Alle Knappen, Jäger und Bauern vollzogen ſeinen Befehl, und erhoben ſeine Tapferkeit bis an den Himmel.

Eine Menge Leute, auch Weiber und Kinder, kamen herauf, den Wolf zu ſehen, der lang ausgeſtreckt zu des Ritters Füßen lag. Der Ritter war in der Freude ſeines Herzens höchſt gnädig. „Nicht wahr,“ ſagte er, „ſo lang das Thier lebte, hättet ihr euch um alle Welt ihm nicht genahet? Nun, nun, ſo etwas wagen nur wir Ritter und ihre Getreuen. Auf, kommt nun her und ſehet den furchtbaren Rachen und die ſcharfen Zähne des

Thieres, ſeinen zotigen Balg und die ungeheure Länge!“ Die Leute bewunderten das Thier und den Muth des Ritters, worüber er höchſt vergnügt war.

Jetzt fragte der Vogt den Ritter: Ob Georg ſich der verheißenen Belohnung vertröſten dürfe? „Wohl, wohl,“ rief der Ritter, „die ſoll er haben. Er hat mir zwar das Thier nur vor meinen Spieß gebracht; allein ich begnüge mich mit der Ehre. Er ſoll mit mir kommen. Ich werde ihm das Geld, wiewohl ich es erſt ſpäterhin von dem fürſtlichen Rentamte wieder erhalten werde, ſogleich ausbezahlen.„

Der Vogt brachte dieſen Beſcheid dem Georg, und Georg ſagte zu dem Greiſe: „Nun iſt die Ziege dein!“ und ging zum Ritter hin, ihm zu danken, und der Greis begleitete Georg, und erzählte dem Ritter, wie dienſtfertig Georg an ihm gehandelt, und ihm überdies eben jetzt die Ziege geſchenkt habe. Der Ritter blickte den alten Mann an und rief: „Wie, was? Dich kenne ich ja! Du wareſt einſt ein tapferer Kriegsmann, und haſt unter mir gedient. Der Georg iſt ein trefflicher Burſche, daß er dir die Ziege geben will! Ich aber gebe dir noch einen Goldgulden dazu; trinke auf meine Geſundheit.“

Konrad nahm jetzt ſeinen Vater ein wenig bei Seite, und ſprach zu ihm: „Die Belohnung, die der gute Knabe erhält, gibt eigentlich der Landesfürſt. Wir aber ſollten doch auch etwas thun.

Als ich dort auf jenem Baume in ſo großer Noth war, machte ich das Gelübde, irgend ein großes gutes Werk zu entrichten. Dieſes Gelübde habe ich noch nicht gelöst. Wie wäre es, wenn wir der Mutter Georgs eine Kuh ſchenkten? Ich will ſie von meinem Spargelde bezahlen.“

„Wohl, ſehr wohl,“ ſagte der Ritter, rief Georg herbei, und ſprach zu ihm: „Da du dem alten Kriegsmanne deine Geis ſchenkeſt, ſo will ich, Hans Ulrich von Wildburg, mich nicht ſchlechter finden laſſen. Deine Mutter ſoll die beſte Kuh aus meinem Stalle haben. Du mußt heute Nacht in meinem Schloſſe bleiben, und morgen früh werde ich dir die verheißene Belohnung ausbezahlen, und mein Schweizer ſoll die Kuh zu deiner Mutter hinführen.“

Ritter Ulrich und ſein Sohn ritten zurück auf das Schloß, und kamen bei finſterer Nacht dort an. Adelhaid, die Gemahlin des Ritters, ſaß bei angezündeter Lampe in ihrem zierlich getäfelten Zimmer und ſpann. Beide erzählten ihr Alles, was geſchehen war, ſehr lebhaft und ausführlich. Die edle Frau ſagte: „In dieſer Geſchichte gefällt mir Georgs Frömmigkeit, ſeine Liebe zu ſeiner Mutter und ſeine Wohlthätigkeit gegen den armen Greis am Beſten. Ich muß den guten Knaben kennen lernen! Konrad geh doch ſogleich hinab, und führe ihn herauf. Er wird indeß angekommen ſeyn und ſich drunten in der Stube befinden.“

Konrad, in ſeiner grünen Jagdkleidung mit goldenen Schnüren und Börtchen, führte den ſchüchternen Georg, der in rauhen Zwillich gekleidet war, an der Hand in das Zimmer. Die Frau grüßte Georg überaus freundlich, und lobte ihn, daß er von ſeinem hart verdienten Lohne für ſeine Mutter die Ziege gekauft, und als die Mutter ſie nicht mehr ſo nöthig hatte, ſie dem armen Greiſe geſchenkt habe. Sie that viele Fragen an ihn; denn ſie dachte von ſeiner Mutter, die einen ſo guten Sohn erzogen hatte, noch Manches zu lernen. Sie war mit ſeinen Antworten ſehr zufrieden, gab ihm viele herzliche Grüße an ſeine Mutter auf, und entließ ihn ſehr gnädig.

Als er fort war, ſprach ſie zu Konrad: „Es freut mich, daß du Georgs Mutter mit deinem Taſchengelde unterſtützen willſt. Allein ſonſt haſt du dich in dieſer Geſchichte mit dem Wolfe nicht gut betragen. Deine Heftigkeit, dein Ungehorſam hätte dich bald um das Leben gebracht, und mich und deinen Vater in eine unausſprechliche Betrübniß verſetzt, wenn Gott nicht in das Mittel getreten wäre und Alles zum Beſſern gelenkt hätte. Ich wünſche, daß du an edlen Geſinnungen dem armen Knaben im Zwilchkittel gleichen mögeſt. Das würde dich mehr zieren, als das Gold auf deinem Kleide.“

Zu Ritter Ulrich, ihrem Gemahl, ſprach ſie: „Ich habe mich aufs neue überzeugt, das Allernothwendigſte ſey, die Kinder ſo zu erziehen, daß ſie Gott fürchten, ehrerbietig und gehorſam gegen die Eltern, und wohlwollend und liebevoll gegen alle Menſchen werden. Damit ſie aber dieſes können, müſſen ſie vor Allem ihre heftigen Neigungen beherrſchen lernen. Mit den Herzen der Kinder iſt es wie mit einem Acker; Dornen und Diſteln müſſen ausgerottet werden, bevor die guten Samenkörnlein gedeihen und Früchte bringen können. Das iſt für alle Kinder gleich nothwendig, ſie mögen nun in einer armen Hütte oder in einem Schloſſe aufwachſen, und dazu beſtimmt ſeyn, einmal die Pflugſchar, den Degen oder die Feder zu führen.“

7.

Die erfreute Mutter.

Am andern Morgen ſaß Margaretha bei ihrem warmen Ofen, und ſpann ſehr emſig. Da kam eilig die Nachbarin herein und rief: „Ich bringe Euch fröhliche Botſchaft! Euer Georg hat den Wolf eingefangen und erhält den Preis, der auf den Kopf des Thiers geſetzt war. Der brave Knabe hat Eure ſchöne Kuh an ihrem Mörder gerächt, und Ihr bekommt für Euren Schaden noch obendarein einen reichen Erſatz.“

Margaretha aber ſchüttelte den Kopf, und konnte es nicht glauben. „Wie wäre das möglich?“ ſprach ſie. „Mein Georg hat ſich nie mit der Jagd abgegeben, und nie ein Vögelein getödtet. Er hat nie Pfeil und Bogen in die Hand gebracht. Auch iſt er eher ein Knabe als ein Jüngling; wie hätte er ein ſo furchtbares Thier überwältigen können? Mir kommt es vor, man habe dieſes Mährchen nur erſonnen, meiner zu ſpotten. Das thut mir wirklich recht wehe, und ich könnte darüber weinen!“ Wirklich ſtanden ihr Thränen in den Augen.

Die Nachbarin ſagte: „Je nun, auch mir kam die Nachricht ein wenig verdächtig vor. Allein unſer Jäger, der ſich ſchon viele Mühe gegeben hat, den Wolf zu erlegen, hat eben vernommen, es ſey wirklich ſo. Der ehrliche Weidmann hat zwar die nähern Umſtände noch nicht erfahren; er hat aber keinen kleinen Verdruß, daß, wie er ſagte, ein unbärtiger Knabe der ganzen löblichen Jagdgenoſſenſchaft den Preis gleichſam vor der Naſe weggenommen habe. Doch,“ ſetzte die Nachbarin noch bei, indem ſie nach der Thüre griff, „wir werden ja weiter hören, wie ſich die Sache verhält.“

Margaretha ſpann mit zitternden Händen fort, und ſann der Erzählung der Nachbarin weiter nach. Je mehr ſie aber nachſann, deſto unglaublicher kam ihr die Geſchichte vor. Der Schmerz über den blutigen Tod ihrer ſo nützlichen Kuh erneuerte ſich, und ſie ward aufs neue herzlich betrübt. Da trat voll Freude Georg herein, erzählte was für ein großes Glück ihm der liebe Gott beſchert habe, und wie Alles zugegangen ſey — und zählte ihr die zehn Goldgulden auf den Tiſch. Margaretha glaubte kaum ihren Augen und Ohren; ſie konnte nur ſtaunen und Gott danken.

Georg blickte durch das Fenſter, nahm ſeine Mutter bei der Hand, und rief freudig: „Nun kommt einmal mit mir heraus und ſeht! Unſer geſtrenger Ritter ſchickt Euch eine andere Kuh, die Euch gewiß gefallen wird.“ Die Mutter ging mit dem Knaben hinaus vor die Thüre. Da ſtand der Schweizer, und hielt die Kuh am Horn. „Die Kuh,“ ſagte der Schweizer, „iſt eine der ſchönſten und beſten aus meinem Stalle. Ich verliere ſie ſehr hart. Mein einziger Troſt iſt, daß ſie wieder in einen guten Stall kommt. Denn ich weiß, wie ordentlich Ihr Eure verlorne Kuh gefüttert, und wie reinlich Ihr ſie gehalten habt. Eure Kuh war die ſchönſte Kuh weit umher — die meinigen ausgenommen.“

Margaretha, die ſich noch immer von ihrem Erſtaunen nicht recht erholen konnte, rief: „O mein Gott, wie gut biſt Du! Du verwandelſt Leiden in Freuden. Als Du das Unglück über mich geſchickt haſt und ich meine Kuh verloren hatte, dachte ich freilich nicht, daß Du mir dadurch ein größeres Glück bereiten wolleſt. Doch von dem Zeitlichen will ich gar nicht reden. Der zeitliche Schaden ward mir zum ewigen Segen. Die Noth lehrte mich eifriger beten und herzlicher auf Dich vertrauen; und Du ließeſt mein Vertrauen nicht zu Schanden werden.“

Sie wandte ſich hierauf zu dem Schweizer und ſprach: „Ich habe eine unbeſchreiblich große Freude. Ich ſehe auch recht gut ein, daß ich Euch ein recht anſehnliches Trinkgeld geben ſollte. Vor einer Viertelſtunde hatte ich kaum einige rothe Heller im Hauſe. Aber nun kann ich Euch einen Goldgulden geben.“

„Laßt es gut ſeyn,“ ſprach der ehrliche Schweizer; „der geſtrenge Herr hat mir ſtreng, bei Verluſt meines Dienſtes, verboten, ein Trinkgeld anzunehmen. Die gnädige Frau aber hat mir anſtatt Eures Trinkgeldes noch einmal ſo viel gegeben, als ich billiger Weiſe von Euch hätte erwarten können. Lebt wohl, und Gott gebe Euch zu der Kuh Glück und Segen.“

Nachdem der Schweizer fort war, und Margaretha und Georg die Kuh in den Stall geführt, und ihr von dem Heu, das noch im Ueberfluß da war, reichlich auf die Raufe geſteckt hatten, gingen ſie in die Stube. Margaretha ſetzte ſich in ihren Lehnſtuhl und ſagte: „Die Freude iſt mir gleich einem großen Schrecken durch alle Glieder gedrungen; ich fühle mich ganz matt und müde!“ Georg mußte ihr Alles noch ausführlicher erzählen. Sie hörte ſehr aufmerkſam zu, und bezeigte ihm mehrmals ihre Freude über ſein Betragen. Am Ende der Erzählung ſagte ſie: „Liebſter Georg! Du haſt die Worte deiner Mutter getreulich befolgt. Du haſt dich an Gott gehalten, dem Nebenmenſchen Gutes erwieſen, und deiner Mutter Freude gemacht. Thu' das ferner. Wer Gott liebt, Ihm gehorcht und vertraut, wer die Eltern ehrt, wer keinem Menſchen ein Leid, ſondern Allen nur Gutes thut, an dem haben Gott und Menſchen Freude, und es geht ihm wohl in dieſer und in jener Welt.“

Was die Mutter ihm vorausſagte, traf auch richtig ein. Er wurde ein wackerer, wohlhabender, ſehr geachteter Bauersmann. Aber auch Konrad wurde nicht nur ein ſehr tapferer, ſondern was noch mehr iſt, ein ſehr edler, mit Recht hochgeehrter Ritter.

Die Sage von dieſer Begebenheit hat ſich bis gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts erhalten, und beſteht wahrſcheinlich noch jetzt. Die Wildburg iſt ſchon längſt ſo von Grund aus zerſtört, daß nur die Stätte davon übrig geblieben, worauf jetzt noch der Name des Dorfes Wildburgſtetten hindeuten mag. Ein benachbartes Weiler heißt Wolfsbühl. Wenn man auf dem Wege von Dünkelsbühl nach Nördlingen durch Greiſelbach kommt, erblickt man, auf einer Anhöhe zur Linken der Straße, die erwähnte Kapelle.

◆

Die Krebſe.

Katharina war ein ſehr fleißiges und geſchicktes, ein ſehr freundliches und ſittſames Mädchen. Nur einen großen Fehler hatte ſie — ſie war ſehr naſchhaft. Ihre Eltern hielten den erſten Kaufladen in einem wohlhabenden Landſtädtchen. Schon als Kind konnte, oder vielmehr wollte Katharinchen der Verſuchung nicht widerſtehen, hie und da die Schublädchen mit den Weinbeeren, Zibeben und überzuckerten Mandeln heimlich zu beſuchen. Als ſie größer wurde, hatte ſie kein Bedenken, manchmal ein Reſtchen Taffet oder Kattun, eine Elle Band oder Spitzen heimlich zu verkaufen, um dieſe oder jene Eßwaare, die ihr ein beſonders guter Biſſen ſchien, heimlich dafür einzukaufen. Ein beſonderes Feſt war es ihr immer, wenn es ſich traf, daß ihre beiden Eltern einen Nachmittag nicht zu Hauſe waren, und ſie allein wirthſchaften konnte. Da wurde denn immer gekocht, bald Kaffee oder Schokolade gemacht, bald ein Hühnchen oder Täubchen gebraten.

Eines Tages war der Vater in Geſchäften verreiſt und die Mutter zu einem Hochzeitmahle eingeladen. Katharina wollte ſich dieſen Tag recht zu Nutzen machen. Sie bat drei ihrer guten Freundinnen, ſie nach Tiſche zu beſuchen. Sie bewirthete ſie mit Kaffee und Kuchen, mit Trauben, Aepfeln und Birnen, einer großen Torte, allerlei Zuckerwerk, und einer Flaſche ſüßen, rothen Wein. Der Tiſch war ſo reichlich beſetzt, daß kein leeres Plätzchen mehr übrig war, auf das man noch ein Früchtekörbchen oder ein Teller mit Konfekt hätte ſtellen können. Alle vier Mädchen ließen es ſich ſehr wohl ſchmecken; ſie plauderten, ſcherzten und lachten. Allein da ſie gerade im größten Vergnügen waren, ging plötzlich die Thüre auf, und die Mutter trat mit einer fremden Frau in die Stube. Die Mädchen fuhren erſchrocken von ihren Sitzen auf; Katharina aber hätte vor Schrecken und Scham in die Erde ſinken mögen.

Die Mutter ſagte für jetzt nichts; ſie führte die fremde Frau in den Laden. Die Frau war vom Lande; ſie war zum Hochzeitfeſte gekommen und hatte während der Mahlzeit den Wunſch geäußert, einige hübſche, dauerhaft gefärbte Zeuge zu Kleidern für ihre Kinder einzukaufen. Katharinens Mutter hatte ſie ſogleich höflich gebeten, ſich nach der Mahlzeit mit ihr in ihren Laden zu bemühen, wo ſie dann unter den ſchönſten und beſten Waaren der Art zu den billigſten Preiſen die Wahl haben werde. Die fremde Frau kaufte Mehreres, war mit dem Kaufe überaus wohl zufrieden, und Katharinens Mutter begleitete ſie zurück in den Gaſthof. Katharina aber, deren gute Freundinnen ſich ſogleich empfohlen hatten, mußte den zwei Frauen den Pack nachtragen.

Auf den Abend kam die Mutter wieder nach Hauſe; bald darauf kam auch der Vater von der Reiſe zurück. Die Mutter wollte ihm nicht ſogleich bei ſeinem Eintritt in das Haus Verdruß machen; erſt am andern Morgen erzählte ſie ihm, wie übel Katharina ſich aufgeführt habe. Der Vater war ſehr beſtürzt; die Mutter aber befahl Katharinen mit ihr zu dem Vater in die Schreibſtube zu kommen. Katharina, die in der verfloſſenen Nacht wenig geſchlafen hatte, folgte der Mutter mit zitterndem Herzen.

Der Vater machte ihr ſehr ernſtliche Vorſtellungen. „Liebe Katharina," ſagte er, „deine Naſchhaftigkeit macht mir vielen Kummer. Du ſiehſt ſie nur für einen kleinen Fehler an; er iſt aber ſehr groß und von ſehr großen Folgen. Wer ſeine Eßluſt nicht bezwingen kann, wird nie ein edler Menſch. Er kann ſich in andern Dingen noch weniger Gewalt anthun, und wird ein Opfer der

Sinnlichkeit. Wer nicht von einer Mahlzeit zur andern, ohne an Speis und Trank zu denken, ſich mit ſeiner Arbeit beſchäftigen kann und nicht Eſſen und Trinken darüber vergißt, bringt es nie weit. Und dann verleitet die Eßluſt zur Unredlichkeit. Du hätteſt den geſtrigen Aufwand nicht beſtreiten können, wenn du nicht Manches aus dem Laden heimlich verkauft und das Geld für dich behalten hätteſt. Was du aber deinen Eltern veruntreueſt, iſt auch geſtohlen. Eine untreue Tochter, wie du, wird einſt eine untreue Hausfrau, die den Schweiß ihres Mannes und den Noth- und Ehrenpfennig ihrer Kinder durch die Kaffeemühle jagt. O, beflecke doch dein Gewiſſen nicht, um deinen Gaumen zu kitzeln. Ich wollte ja lieber mein Leben lang mit ſchwarzem Brode und klarem Waſſer vorlieb nehmen, als Unrecht thun. Wer ſo naſchhaft iſt, kann auf die Achtung der Menſchen keinen Anſpruch mehr machen; er wird in ihren Augen klein und verächtlich.«

»Ja,« ſagte die Mutter, »ſo iſt's genau, wie der Vater da ſagt — und deine ſchönen Zähne verdirbſt du dir mit den Süßigkeiten auch. Du bekommſt in Bälde Zahnlücken, ja alle Zähne werden ſchwarz und faulen dir wohl gar aus — und viel Zuckerbrod verdirbt den Magen, und das zu viele Kaffeetrinken, beſonders in der Jugend, macht eine gelbe, ausgetrocknete Haut und frühe alt —

und hunderterlei Krankheiten ſind Folgen der ungemäßigten Eßluſt. Wie viele arme Kranke hätteſt du mit dem Gelde, das du ſeit den Jahren deiner Kindheit vernaſcht und womit du dir nur Krankheiten eingekauft haſt, erquicken können! Bedenke doch, daß der Menſch nicht bloß einen Magen hat, ſondern auch ein Herz. Die Freude des Herzens, Arme zu erquicken und Trauernde zu erfreuen, iſt unendlich höher, als das geringe, kurze Vergnügen an einer Speiſe. Fürchte dich doch der Sünde! Denk' an mich, Gott beſtraft dich gewiß noch, wenn du dich nicht beſſerſt. Jeder Betrug kommt am Ende doch auf. Es iſt kein Fädelein ſo fein geſponnen, es kommt einſt an die Sonnen."

„So iſt es," ſprach der Vater, „ich ſelbſt habe es erlebt, daß Gott die liſtigſten Betrügereien ſchlechter Menſchen wunderbar an das Tageslicht brachte, und daß die Betrüger dann zur Strafe gezogen wurden. Ich denke, wenn du wieder einen ſolchen Streich macheſt, ſo bleibt er gewiß nicht verborgen. Dann geht es dir nicht gut. Ich ſperre dich dann vier Wochen lang ein — bei Waſſer und Brod, um dich an eine mäßige Mahlzeit zu gewöhnen."

Katharina ſah die Wahrheit der väterlichen und mütterlichen Ermahnungen ein; ſie vergoß Thränen der Reue; ſie verſprach, ſich gewiß zu beſſern. Allein bald verfiel ſie wieder in den alten Fehler. Ihre Eltern fuhren eines Morgens in eine benachbarte Handelsſtadt. Der Vater hatte dort Geſchäfte; die Mutter wollte dort eine kranke Baſe beſuchen. Beide Eltern ſchärften es Katharinen ſehr ein, wohl Haus zu halten, und keine ſolche Einladungen, wie das letzte Mal, zu machen. Allein zwei von Katharinens Freundinnen kamen uneingeladen. Katharina dachte: „Es wäre doch nicht ſchicklich, ſie ſo ganz trocken abzufertigen, ohne ihnen wenigſtens eine Schale Kaffee vorzuſetzen.“ Sie nahm ſich aber vor, es den Eltern nicht zu verheimlichen. Indeß war ſie nicht ſo luſtig, als ſonſt. Die zwei Freundinnen gingen deßhalb auch früher, als ſie im Sinne gehabt hatten.

Bald darauf kam ein Bauersmann mit einem Zwerchſacke über den Schultern, und wollte für ſeinen kleinen Knaben, den er bei ſich hatte, rothes Tuch zu einem Bruſtfleck einkaufen. Der Mann fand aber das Tuch zu theuer, und griff ſchon nach der Thüre. Da ſagte Katharina: „Was habt Ihr denn da in Eurem Sacke, das ein ſo ſonderbares Geräuſch von ſich gibt?“ „Krebſe!“ ſagte der Mann. „Was, Krebſe?“ rief Katharina; „die ſollen ja recht gut zu eſſen ſeyn?“ „Das denke ich,“ ſagte der Mann; „ſie ſind die Leibſpeiſe Eures Herrn Bürgermeiſters.“ „Sind ſie feil?“ fragte Katharina ſehr ſchnell. „Sie ſind faſt ſo gut als verkauft,“ ſagte der Mann; „die Frau Bürgermeiſterin nimmt immer alle ſo viel ich bringe. An dieſen aber wird ſie eine beſondere Freude haben, und mir ſie gut bezahlen. Seht da!« ſagte er, indem er den Sack öffnete, »ſie ſind ſehr groß, und alle neu geſchält; ſie würden eine fürſtliche Tafel zieren.«

»Nun, wißt Ihr was,« ſagte Katharina, »ich nehme ein Dutzend davon. Ihr habt ja ſo viele, daß der Herr Bürgermeiſter ſich an den übrigen doch noch ſatt eſſen kann. Wegen des rothen Tuches aber werden wir, wie ich denke, nun bald überein kommen. Wartet nur ein wenig!« Sie flog die Stiege hinauf. Sie hatte ſchon vor einiger Zeit ein kleines Reſtchen Scharlach auf die Seite gebracht, und kam nun damit herab. »Seht,« ſagte ſie, indem ſie den Scharlach dem Knaben anmaß, »das gibt für den Kleinen eine Staatsweſte, und weil es ein Reſt iſt, ſo kann ich es auch wohlfeiler laſſen.« Der Handel ward richtig. Indeß war es Katharinen doch nicht recht wohl zu Muthe, als ſie das Geld einſtrich, und der Bauer ihr das Dutzend Krebſe in eine irdene Schüſſel zählte. Der Mann ſagte ihr noch, weil ſie, wie ſie aufrichtig geſtand, nie Krebſe gekocht hatte, wie ſie es machen ſolle, und ging.

Als der Mann fort war, wurde es ihr noch banger. »Ich hätte die Krebſe doch nicht kaufen ſollen!« ſagte ſie; »indeß iſt's nun einmal geſchehen, und wegwerfen kann ich ſie doch nicht.« Sie brachte die Krebſe in einer Pfanne voll Waſſer über das Feuer, that Salz und Kümmel daran, deckte ſie zu, und konnte kaum erwarten, wie die köſtliche Speiſe ſchmecken werde. Zu ihrem Verdruſſe ließ ſich das Ladenglöcklein wieder hören, und ſie mußte dort länger verweilen, als ihr lieb war. Sie eilte, ſo ſehr ſie konnte, wieder in die Küche. Allein als ſie mit der einen Hand die Pfanne vom Feuer hob, und zu gleicher Zeit mit der andern Hand den Pfannendeckel abnahm — that ſie einen lauten Schrei, und ließ vor Schrecken die Pfanne fallen. Denn mit Schauder und Entſetzen hatte ſie die hochrothe Farbe der Krebſe erblickt, und augenblicklich war ihr der entwendete Scharlach in den Sinn gekommen. Sie dachte an die Worte ihrer Eltern: „Gott werde ſie noch ſtrafen, und ihre Betrügereien an den Tag bringen.“ Die wunderbare Erſcheinung, daß alle Krebſe, zumal wenn ſie neue Schalen haben, ſich roth ſieden, war Katharinen gänzlich unbekannt. Sie glaubte, dieſe Begebenheit ſey einzig in ihrer Art, und ihr Erſtaunen war ſo groß, als ihr Schrecken. Ihr Schrecken ward dadurch noch vermehrt, daß die Pfanne ein Paar feine Kaffeeſchalen mit goldenen Reifchen, die noch auf dem Herde ſtanden, zerſchlagen hatte. Krebſe und Scherben lagen auf dem Kaffeebrette durch einander. Katharina wußte ihres Jammers kein Ende. Sie getraute ſich die rothen Thiere ſo wenig anzurühren, als glühende Kohlen. Sie fürchtete gar, die rothe Farbe möchte von Gift kommen. Sie bat wegen ihrer Sünde Gott unzählige Male um Vergebung, und nahm ſich ernſtlich vor, von nun an nie mehr den alten Fehler zu begehen.

In dieſem Augenblicke hörte ſie ein Poſthorn und das Raſſeln einer Kutſche, die vor dem Hauſe hielt. „Ach du mein Gott," rief Katharina, „jetzt kommen gar noch mein Vater und meine Mutter! Ich hätte ſie vor zwei Stunden noch nicht erwartet! Ach, was werden dieſe zu dieſer Geſchichte ſagen!" Sie lief ihnen voll Jammers und mit naſſen Augen entgegen. „O meine liebſten Eltern," rief ſie, „o kommen Sie doch mit mir in die Küche, und ſehen Sie, was ſich da Seltſames und Erſtaunliches zugetragen hat." Die Eltern gingen mit ihr in die Küche, um ſich mit eigenen Augen von der unerhörten Begebenheit zu überzeugen. „Ach Himmel," rief die Mutter, „meine ſchönen Schalen!" „Auch das iſt ein großes Unglück," ſagte Katharina; „aber ſehen Sie nur erſt die Krebſe an, wie die ausſehen." „Je nun," ſagte der Vater, „ich ſehe nichts Beſonderes daran; ſie ſehen aus, wie alle geſottene Krebſe ausſehen." „Ach du mein Gott!" rief Katharina mit neuem Schrecken, „mir kommen ſie ganz ſcharlachroth vor, und das kommt von dem entwendeten Stücklein Scharlach, das ich heimlich verkaufte." Sie legte ein aufrichtiges Geſtändniß ab, wie ſie aus Begierde, eine ihr neue Speiſe zu verkoſten, für den Scharlach und etwas Geld die Krebſe eingehandelt habe.

So unzufrieden der Vater mit der Aufführung ſeiner Tochter war, ſo mußte er über Katharinens wohlverſchuldeten Schrecken doch lachen; und auch die Mutter konnte, als eine erfahrne Köchin, ſich des Lächelns über den Irrthum ihrer Tochter nicht erwehren.

Der Vater wurde indeß ſogleich wieder ſehr ernſthaft, nahm Katharina bei der Hand und ſprach mit Nachdruck: „Du haſt wohl Urſache, dich über dein Vergehen zu entſetzen; dein Schrecken aber über die rothe Farbe der Krebſe iſt ohne Grund. Du weißt nicht, daß alle Krebſe, wenn man ſie ſiedet, roth werden, ſo wie einige Fiſche vom Sieden blau werden. Es iſt dieſes eine wunderbare, aber eine ganz gewöhnliche Naturerſcheinung, die jedoch dir als etwas höchſt Ungewöhnliches und Außerordentliches vorkommen mußte. Allein ſo natürlich und gewöhnlich dieſe Erſcheinung iſt, ſo iſt doch ihr Eintreffen gerade in dem Augenblicke, da du Böſes thateſt, eine Schickung Gottes, der alle, auch die kleinſten Dinge lenkt. Nimm alſo den Schrecken, den dieſe Begebenheit dir verurſachte, als eine Warnung von Gott. Du haſt ſehr übel gehandelt, und es betrübt mich tief, daß du die redlichen wohlmeinenden Ermahnungen deines treuen

Vaters und deiner guten Mutter, ja die Stimme deines Gewiſſens nicht geachtet und wieder den alten Fehler begangen haſt. Gott aber hat, durch dieſe merkwürdige Schickung, der Stimme deines Gewiſſens mehr Nachdruck gegeben, und dich auf ſie aufmerkſamer gemacht; du ſaheſt in der unſchuldigen rothen Farbe hier deine Schuld, und zitterteſt vor Gottes ſtrafender Gerechtigkeit. Erkenne die Macht des Gewiſſens, dieſer Stimme Gottes in uns. Wer ſündigt, muß — auch wider Willen — ſie hören. Er zittert vor ſeinem eigenen Schatten, und erſchrickt vor einem rauſchenden Blatt. Ueberall erblickt er nur ſeine Schuld; er muß ſich immer fürchten, und die ganze Natur wird ihm ſchrecklich. Ja der kleinſte Zufall kann ihn erſchüttern und ſeine geheime Schuld an den Tag bringen. Handle daher immer ſo, daß du dich vor Gott und Menſchen nie etwas zu fürchten haſt; ſo wird der vorübergehende Schrecken, den du hatteſt, dir einen bleibenden Segen bringen für dein ganzes Leben.“

Der Vater ſah Katharinens Beſtürzung, ihre Reue, ihren Ernſt, ſich zu beſſern, und erließ ihr die Strafe, die er ihr früherhin angedroht hatte, die er aber nun nicht mehr für nöthig hielt.

Wirklich erloſch auch der Eindruck, den die Begebenheit auf Katharinen gemacht hatte, nie mehr in ihrem Herzen. Nie veruntreute ſie mehr einen Helſer; ſie that ſich alle Gewalt an, ihre Naſchhaftigkeit zu bezwingen. Sie war mit den gewöhnlichen Speiſen zufrieden, verlangte keine Leckerbiſſen, wollte nie zur Unzeit eſſen, und ward überhaupt äußerſt mäßig in Speis und Trank. Als ſie ſchon längſt verheirathet, eine vermögliche, angeſehene Bürgersfrau und eine glückliche Mutter und Großmutter war, erinnerte ſie ſich noch des Schreckens, den ihr jene Krebſe verurſacht hatten; und erſt kürzlich, als ſie bei einer fröhlichen Mahlzeit war, und eine Schüſſel voll der ſchönſten rothen Krebſe, mit friſchen grünen Selleriblättern umlegt, aufgetragen wurde, erzählte ſie die Begebenheit ihren horchenden Enkeln. Am Ende der Erzählung fügte ſie noch bei: „Die Krebſe gehen ſonſt rückwärts; wie man denn auch von verſchwenderiſchen Leuten, die in ihrem Hausweſen zurück kommen, zu ſagen pflegt, es nehme mit ihnen den Krebsgang. Mir aber haben die Krebſe vorwärts geholfen; doch nicht den Krebſen, ſondern Gott, der ſich der Krebſe zu meiner Beſſerung bediente, habe ich es zu danken, daß ich meine Gelüſte beherrſchen lernte, daß ich jede unordentliche Begierde nach Speis und Trank, und überhaupt jede Art von unmäſſigem Aufwande vermied, und ſo zu einem nicht geringen Wohlſtande, zu Glück und Segen gelangte.“

* * *

Der Kuchen.

Fritz, ein lebhafter, fröhlicher Knabe von zehn Jahren, war der Sohn des Jägers zu Grünenthal. Eines Morgens ſollte ſein Vater einen Brief des Herrn von Grünenthal nach Rauhenſtein tragen, einem Schloſſe, das jenſeits rauher Berge einſam in einem großen, dicken Walde lag. „Der Gang wird mir ſauer werden,“ ſagte der Vater; „ſeit ich mir neulich auf der Jagd den Fuß übertreten habe, iſt er noch immer nicht ganz hergeſtellt. Nach Rauhenſtein aber hat man wohl drei Stunden zu gehen. Da indeß der gnädige Herr es befiehlt, ſo will ich es wagen.“ Allein Fritz erbot ſich zum Briefträger. „Schickt mich, lieber Vater!“ ſagte er. „Der Weg geht freilich faſt durch lauter Waldungen; allein mir iſt nicht bange! Bis zu unſerm Gränzſtein iſt er mir ja bekannt; und weiterhin will ich ihn ſchon finden und den Brief richtig beſtellen.« „Nun wohl,“ ſagte der Vater; „gib aber den Brief dem Herrn von Rauhenſtein, den du wohl kenneſt, in ſeine eigenen Hände. Es iſt viel Geld in dem Briefe, und du bekommſt gewiß ein gutes Trinkgeld.« Der Vater beſchrieb ihm noch den Weg von der Gränze bis Rauhenſtein auf's genaueſte, und Fritz hängte ſeine kleine Jagdtaſche um, nahm ſeine Vogelflinte auf den Rücken, und machte ſich unverzüglich auf die Reiſe.

Fritz kam glücklich in dem Schloſſe Rauhenſtein an, bat die Bedienten, ihn zu melden, indem es ihm befohlen ſey, den Brief dem gnädigen Herrn ſelbſt zu übergeben. Ein Bedienter führte ihn die breite ſteinerne Treppe hinauf, und wies ihn in ein prächtiges Zimmer. Herr von Rauhenſtein machte mit einigen Offizieren, die bei ihm auf Beſuch waren, eben ein Kartenſpiel. Fritz verneigte ſich vor allen den Herren, und übergab den Brief, in dem ſich hundert Gulden in Gold befanden. Herr von Rauhenſtein ging an ſeinen Schreibtiſch, und ſchrieb einige Zeilen, den Empfang des Briefes zu beſcheinen. „Es iſt gut,“ ſagte er hierauf, und ſetzte ſich wieder an den Spieltiſch; „jetzt kannſt du wieder gehen. Weitere Antwort iſt für jetzt nicht nöthig; ſie wird folgen.“

Fritz kam wohl recht traurig die ſteinerne Treppe herab; denn er war hungerig und durſtig, und ziemlich müde. Als er über den Schloßhof ging, begegnete ihm die Köchin, die eben aus dem Garten kam, und in einer Hand einige Stauden Blumenkohl, in der andern Hand aber ein Meſſer trug. Sie ſah es dem armen Knaben an dem Geſichte an, wie es ihm um das Herz war. „Komm mit mir, kleiner Jäger,“ ſagte ſie ſo freundlich, wie ein Engel; „ich will dir etwas zu eſſen und einen Trunk Bier geben. Du möchteſt ſonſt unter Wegs verſchmachten. Du haſt ſehr weit nach Hauſe, und findeſt auf dem ganzen Weg kaum eine Herberge. Du mußt es übrigens dem gnädigen Herrn nicht übel nehmen, daß er dir nichts zu eſſen anſchaffte. Er denkt nicht an dergleichen Sachen; indeß hat er nichts dagegen, wenn man den Leuten etwas gibt.“

Die Köchin führte den Fritz in die Küche, wo das Feuer auf dem Herde hoch empor loderte, und viele Töpfe und Bratpfannen umher ſtanden. „Leg' nun,“ ſagte ſie, „deine Jagdtaſche und dein Gewehr ab, und ſetze dich hieher!“ Sie zeigte auf ein kleines Tiſchchen in der Ecke der Küche, neben dem eine Bank an der Mauer befeſtiget war. Sie brachte Suppe, Fleiſch und Gemüſe, auch Brod und ein Krüglein Bier. Der gute Fritz ließ es ſich ſo gut ſchmecken, wie faſt noch nie in ſeinem Leben. Er ward recht erquickt, und ſagte der menſchenfreundlichen Köchin mehrmals „Vergelts Gott;“ ja mit einer Ehrerbietigkeit, als wäre ſie die gnädige Frau im Schloſſe, küßte er ihr, obwohl ſie das nicht zugeben wollte, die Hand.

Fröhlich und vergnügt trat Fritz ſeinen Weg nach Hauſe an. Allein als er in dem Walde etwa eine halbe Stunde weit gegangen war, erblickte er auf einem freien Platze, auf dem einige alte Eichen ſtanden — ein Eichhorn. Das nette, muntere Thierchen war ihm etwas Seltenes; denn in dem Jagdbezirke von Grünenthal hatte er kaum ein oder zweimal eines geſehen. Er war noch etwas kindiſch, und vielleicht mochte ihm auch das gute Bier ein wenig in den Kopf geſtiegen ſeyn. Es fiel ihm ein, das Eichhorn, das noch jung ſchien, lebendig zu fangen. Er warf darnach mit dem Trumme eines dürren Aſtes, das er unter den Bäumen fand, verfolgte das Thierchen von Eiche zu Eiche bis in den dickſten Wald, und verlor darüber den rechten Weg. Er irrte den übrigen Tag und die halbe Nacht im Walde umher, bis er endlich von Angſt und dem vielen Hin- und Herlaufen ermüdet ſich unter niedriges Geſträuch verkroch, und einſchlummerte. Er ſchlief ſehr unruhig, und ſtand faſt abgematteter auf, als er ſich niedergelegt hatte. Er blickte um ſich, und ging, immer noch zweifelnd, wohin er ſich wenden ſollte, weiter. Die ganze Gegend umher war ihm fremd. Die vielen Hirſche, die hie und da, von ihm aufgeſchreckt, die Flucht nahmen, ließen ihn vermuthen, daß er ſich in einer ganz unbeſuchten Gegend des Waldes befinden müſſe. Eine Rudel Wildſchweine, unter denen ſich ein grimmiger, ungeheuer großer Eber befand und mit den ſcharfen Fangzähnen ihm drohte, ſetzte ihn ſehr in Schrecken, und er entfloh mit Todesangſt. Es ward endlich Mittag, und er war ſo müde und hungerig, daß er nicht mehr weiter gehen konnte. Er hatte ſich heißer gerufen — aber keine Antwort vernommen, als den Wiederhall. Nirgends fand er eine Beere oder auch nur einen Tropfen Waſſer, ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen. Troſtlos warf er ſich unter eine Tanne nieder. Er betete mit Inbrunſt, Gott wolle ihn doch nicht verſchmachten laſſen. Von Hunger gequält durchſuchte er ſeine Jagdtaſche, ob er nicht noch einige Broſämlein von dem Brode fände, das er von Hauſe mitgenommen, und auf dem Wege nach Rauhenſtein verzehrt hatte. Aber — welches Erſtaunen, welche Freude ergriff ihn mit einem Male! In ſeiner Jagdtaſche ſteckte ein ſchönes, großes Stück Kuchen, nebſt einigen ſaftigen Birnen. „Dieß,“ rief er, „hat mir die gute Köchin, ohne daß ich es merkte, in meine Jagdtaſche geſteckt.“ Er dankte Gott mit Thränen, und gelobte es Ihm heilig an, gegen alle Dürftige, beſonders gegen Fremde, wohlthätig zu ſeyn; auch nahm er ſich vor, der wohlthätigen Roſalie, ſo hieß die Köchin, dieſe Wohlthat, wenn er je einmal reich genug werden ſollte, reichlich zu vergelten. „Denn,“ ſagte er, „nächſt Gott hat ihre Güte mir das Leben gerettet. Ohne ihre milde Gabe wäre ich ſicher hier in dem wilden Walde verſchmachtet.“

Fritz ſtand neugeſtärkt auf, und machte ſich muthig wieder auf den Weg. Er wanderte, ſo viel er aus dem Stande der Sonne abnehmen konnte, jener Gegend zu, in der Grünenthal lag. Nachdem er eine Stunde gegangen war, hörte er, in weiter Ferne, die Schläge einer Holzaxt. Er ging darauf zu, und traf zwei Holzhauer, die eine große Tanne fällten. Sie zeigten ihm den Weg, der nach Grünenthal führte, und ſo kam er denn endlich wieder glücklich nach Hauſe, zur großen Freude ſeiner Eltern, die um ſeiner Willen keine geringe Angſt ausgeſtanden hatten.

Indeß gab der Vater dem Knaben einen nachdrücklichen Verweis, und manche gute Lehre. „So gehts,“ ſprach er unter Anderm, „wenn man ſich von irgend einer Luſt verleiten läßt, vom rechten Wege abzuweichen. Du hätteſt in dem wilden Walde, fern von dem väterlichen Hauſe, verſchmachten können, und haſt deinen thörichten Wunſch, jenes Eichhörnchen zu fangen, nicht einmal erreicht. Dem Wege durch einen gefährlichen Wald gleicht unſer Weg durch's Leben; auch da gaukelt uns, gleich jenem verführeriſchen Thierchen, manche Luſt vor den Augen, und ſucht uns von dem Pfade der

Tugend abzulenken. Wie ich dir, lieber Fritz, den rechten Weg durch jenen Wald getreulich beſchrieben habe, ſo zeichnet Gott uns durch ſeine Gebote den richtigen Weg für die Pilgerreiſe durch das Leben vor. Laß dich keine Erdenluſt verführen, zur Rechten oder zur Linken, davon abzuweichen. Sonſt könnteſt du leicht in das Verderben gerathen, und würdeſt das rechte Vaterhaus dort oben ewig nicht erreichen.“

„Ueberhaupt,“ fügte der Vater noch bei, „verrückt die Vergnügungsſucht den geraden Sinn des Menſchen, und macht ſein Herz für die beſſern Empfindungen gefühllos. Der Herr von Rauhenſtein, mit dem du ſo übel zufrieden biſt, iſt ſonſt kein übler Mann. Allein da er eben auf das Spiel verpicht war, ſo fiel es ihm gar nicht ein, wie nöthig du eine Erquickung habeſt, und er dachte nicht einmal daran, dir ein kleines Trinkgeld zu geben, obwohl er mit dem hundertſten Theile von dem, was er vielleicht an jenem Morgen verſpielte, dir eine große Freude hätte machen können. Was dir aber an Andern mißfällt, davor hüte dich; vergiß über deinem Vergnügen nicht, deinem Mitmenſchen Freude zu machen, und ihnen Gutes zu erweiſen. Was dir an Andern wohlgefällt, das thu' auch du; ſey immer ſo mitleidig und wohlthätig gegen alle Menſchen wie die gute Schloßköchin Roſalie es gegen dich geweſen iſt.“

Fritz ward ein ſehr geſchickter Jäger, treu und unermüdet im Dienſte, freundlich und gefällig gegen Jedermann, und ſein ganzes Betragen war ohne Tadel. Beſonders aber war er gegen dürftige, ehrbare Reiſende ſehr mitleidig und wohlthätig. Er hatte der Wohlthat, die Roſalie ihm erwieſen hatte, nicht vergeſſen. Er ging auch deßhalb einmal beſonders nach Rauhenſtein, um ihr zu erzählen, wie viel er ihr zu danken habe. Allein ſie hatte den Dienſt bereits verlaſſen, und Niemand in dem Schloſſe konnte ihm Auskunft geben, wo ſie gegenwärtig ſich aufhalte. Er hörte nichts mehr von dieſer ſeiner Wohlthäterin.

Fritz kam einige Jahre nachher wegen ſeiner ausgezeichneten Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit als Jägerburſche zu dem fürſtlichen Oberjäger, und erhielt in der Folge den einträglichen Jägerdienſt zu Tanneck. Er erzählte ſeiner Ehegattin, die eben ſo gut wie er geſinnt war, Manches von den Tagen ſeiner Kindheit, beſonders aber von der freundlichen Roſalie, die durch ihre Wohlthätigkeit ihm das Leben gerettet habe. Beide nahmen ſich vor, da ſie der guten Roſalie ihre Wohlthat nicht vergelten konnten, gegen alle Dürftige ſo wohlthätig zu ſeyn, als in ihren Kräften ſtand. Da das neue ſchöne Jägerhaus Tanneck nur einige Schritte von der Landſtraße, am Eingange des Waldes lag, ſo hatten ſie hiezu auch manche Gelegenheit.

Einmal an einem ſchwülen Nachmittage holte die Jägerin an dem nahen Röhrbrunnen ein Glas Waſſer. Da erblickte ſie auf dem Raſenſitze, den ihr Mann zur Bequemlichkeit der Reiſenden unter zwei ſchattigen Tannen nächſt dem Brunnen angelegt hatte, eine etwas ärmlich, aber ſehr reinlich gekleidete Bürgersfrau, die hier ausruhte und ſehr ermüdet ſchien. Ein geflochtener Dekelkorb ſtand neben ihr auf der Raſenbank, und ein Stab lehnte dabei. Die Jägerin, der die ſanfte, aber wehmüthige Miene der Frau zu Herzen ging, grüßte ſie freundlich und bot ihr an, herein in die Stube zu kommen, wo ſie ihr einige Erfriſchungen vorſetzen wolle. Die Fremde nahm das freundliche Anerbieten dankbar an, und trat in die Stube. Die Jägerin trug ihr ein Stück übrigen Hirſchbraten auf, und ſchenkte ihr ein Glas Bier ein. Beide wurden bald vertraut, und die Fremde erzählte das Anliegen, das ſie auf dem Herzen hatte.

„Ich bin,“ ſagte ſie, „wohl zwölf Stunden von hier zu Hauſe. Mein Mann iſt ein ſehr guter Meiſter in Verfertigung von Kugelbüchſen, Flinten und Piſtolen. Er arbeitete Tag und Nacht und verdiente ſo viel, daß wir nebſt den zwei Kindern, mit denen Gott unſere Ehe geſegnet hat, unſer hinreichendes Auskommen fanden, und noch wohl Etwas zurück legen konnten. Allein ſeit einer Zeit hat der liebe Gott uns mit allerlei Unglücksfällen heimgeſucht. Mein Mann hatte das Unglück, daß eine neue Flinte, die er probirte, zerſprang; ſeine Hand ward davon ſo ſehr beſchädigt, daß er wohl ſchon ſeit einem Jahr nichts mehr verdienen konnte. Durch den Krieg, der auch in unſern Gegenden gewüthet, hatten wir ſchon zuvor Vieles verloren. Der Mangel an Verdienſt, nebſt den Heilungskoſten, hat uns noch weiter zurückgebracht. Endlich ſind wir durch die Viehſeuche um unſere Kühe gekommen. Da wir auf unſer Haus und unſere Wieſen bereits haben Schulden machen müſſen, ſo wollte uns Niemand Geld vorſtrecken, wenigſtens Eine andere Kuh zu kaufen, die uns zu unſerm Lebensunterhalte unumgänglich nöthig iſt. Ich habe, wohl zwei ſtarke Tagreiſen von meiner Heimath, einen Bruder, der ein hübſches Vermögen beſitzt. „Der Bruder,“ dachte ich, „wird mir das benöthigte Geld wohl leihen!“ Ich habe die weite Reiſe unternommen, ihm meine Noth zu klagen, und Hülfe bei ihm zu ſuchen. Mit zwanzig bis dreißig Gulden hätte ich eine Kuh kaufen können, und ſo wäre uns geholfen geweſen. Der Bruder war ſehr geneigt, mir das Geld zu ſchenken; allein die Schwägerin gab nicht einmal zu, daß er es mir auch nur vorſtrecke. Sie ward ſehr aufgebracht über mich, und machte mir harte Vorwürfe, daß ich einen Mann ohne Vermögen geheirathet habe. Der Bruder gab mir jedoch heimlich eine Kleinigkeit, womit ich meine Reiſe kaum zur Hälfte beſtreiten kann. Indeß war es all ſein Taſchengeld, das ihm zu ſeinem Vergnügen überlaſſen war. Eben komme ich von ihm her.“ — „Ach!“ ſeufzte ſie, „indem ſie die Augen troknete, ich bedauere meinen Bruder; noch mehr aber meinen guten Mann und meine lieben Kinder! Sie ſehnen ſich mit Schmerzen auf meine Zurückkunft, und erwarten ſichere Hülfe; wie wehe wird es ihnen thun, wenn ich mit leeren Händen zurückkehre!“

Indeß kam der Jäger mit einer wohlgefüllten Jagdtaſche von der Jagd zurück. Er grüßte die Fremde ſehr freundlich. Die Jägerin erzählte, wie ſie der Frau herein gerufen, und was die gute Frau für ein Anliegen habe.

„Recht ſo, Dorchen!“ ſagte der Jäger. „Das freut mich in der Seele, daß du nach meinem Sinne handelteſt, und der fremden, bedrängten Frau von dem mittheilteſt, was uns Gott beſchert hat. Wohlthätigkeit, beſonders gegen Fremde und Reiſende, iſt eine der heiligſten Pflichten.“

„Ich habe dazu noch eine beſondere Urſache!“ ſagte er zu der fremden Frau, indem er einen Stuhl herbei langte, ſich an den Tiſch ſetzte, und die Jägerin bat, ihm einen Krug Bier zu bringen. Er fing an, die Geſchichte aus ſeiner Jugend zu erzählen, wie die gute Roſalie, die Köchin zu Rauhenſtein ihn durch ein Stück Kuchen vom Hungertode errettet habe.

„Heiliger Gott!“ rief jetzt die fremde Frau, und ſchlug die Hände zuſammen, „jene Köchin war ich. Ich heiße Roſalie; Ihr heißt Friedrich — und Euer ſeliger Vater war Förſter zu Grünenthal. Ich kann Euch noch an einige kleine Umſtände erinnern, deren Ihr in Eurer Erzählung nicht erwähnt habt. Das Eſſen, das ich Euch vorſetzte, beſtand außer der Suppe, aus grünen Erbſen und gelben Rüben mit geräuchertem Fleiſch; das helle, gläſerne Krüglein, worin ich Euch das Bier brachte, hatte einen zinnernen Deckel, worauf ein Hirſch abgebildet war, der Euch ſehr wohl gefiel. Mit dem Herrn von Rauhenſtein aber waret Ihr übel zufrieden, und ſagtet, er habe ſeinen Namen nicht umſonſt; ich vertheidigte ihn aber, und ſagte, er ſey milder, als er ſcheine. Ihr habt mir wider meinen Willen zum Abſchiede aus Dankbarkeit die Hand geküßt. Ich kann es gar nicht ausſprechen, wie es mich freut, daß ich Euch durch jenes kleine Stücklein Kuchen einen ſo großen Dienſt geleiſtet habe, und daß ich Euch ſo unvermuthet und in ſo guten Umſtänden wieder finde. Wie wunderbar doch Gott Alles fügt! — Ich hätte Euch aber nicht mehr gekannt. Ihr ſeyd aus dem kleinen Jägerknaben ein rüſtiger, ſtattlicher Mann geworden, und Gott hat Euch, wie ich ſehe, in Allem geſegnet.“

Der Jäger grüßte Roſalie nun noch einmal, und hieß ſie tauſendmal willkommen. „Ihr kamt mir,“ ſagte er, „ſogleich auf den erſten Blick bekannt vor; indeß konnte ich mich nicht ſogleich deutlich erinnern. Bald ſchien es mir jedoch, wiewohl die Zeit Euch indeß etwas verändert hat, Ihr ſeyed jene gütige Roſalie. Ich wollte meiner Sache erſt recht gewiß werden, und erzählte Euch deßhalb jene Geſchichte. Nun, Gottlob, daß ich Euch wieder gefunden habe; ich freue mich unbeſchreiblich. Heute dürſt Ihr nicht mehr weiter. — Dorchen, tiſche auf, was Küche und Keller vermag!“

Roſalie wollte ſich nicht aufhalten laſſen. „Morgen auf den Abend muß ich zu Hauſe eintreffen,“ ſagte ſie. „Da jetzt die größte Hitze vorüber iſt, ſo will ich heute noch einige Stunden weit gehen, weil mir zwölf Stunden für den morgigen Tag doch zu viel wären.“

Allein der Jäger ſagte: „Das läßt ſich ſchon wieder einbringen. Morgen ſpann ich meinen Schimmel in mein leichtes, offenes Wägelein und führe Euch ſo weit, als der Gaul laufen kann. Wenn ich nicht übermorgen nothwendig bei einer Jagd, die der Fürſt einigen vornehmen Gäſten gibt, erſcheinen müßte, ſo würde ich Euch ganz nach Hauſe fahren.“

Auch die Jägerin zeigte eine große Freude, die Retterin ihres Mannes kennen zu lernen. Roſalie mußte den vereinten Bitten der guten Leute nachgeben. Sie blieb — und die Jägerin bereitete nun ein ländliches, ganz ausnehmend gutes Abendeſſen. Zu Ende der Mahlzeit brachte ſie noch einen Kuchen. Er war nach eben der Art, wie jener Kuchen Roſaliens zubereitet, und überdies noch mit den ſchönſten Blumen umkränzt. In der Mitte des Kuchens aber waren mit großen weißen Zuckerperlen die Worte eingelegt: „Aus Dankbarkeit.“

„Ach,“ ſagte Roſalie, „ſchneidet den ſchönen Kuchen nicht mehr an; ich bin ſo ſatt, daß ich keinen Biſſen mehr davon genießen könnte.“

„Nun wohl,“ ſagte die Jägerin, „ſo müſſet Ihr den Kuchen in Eurem Korbe morgen Euren Kindern mit nach Hauſe nehmen.“

Der Jäger hatte auch Wein aus ſeinem Keller bringen laſſen, und er und ſein Dorchen tranken mehrmals auf Roſaliens Wohlſeyn, und Roſalie mußte allemal mit anſtoßen. „Denn,“ ſagte der Jäger zu ihr, „ohne Eure Wohlthätigkeit ſäßen wir nicht hier, und dieſes Haus, in dem ich und meine Dorothea ſo glücklich ſind, würde von andern Leuten bewohnt.“

Am folgenden Morgen ſpannte der Jäger ſogleich mit Anbruch der Morgenröthe an, um ſeine Retterin recht weit fahren zu können. Die Jägerin hatte für ein reichliches Frühſtück geſorgt, und füllte den faſt leeren Korb der guten Frau mit dem Kuchen, nebſt einigen andern Lebensmitteln auf die Reiſe, und allerlei kleinen Geſchenken für ihre beiden Kinder. Der Jäger fuhr mit ihr weit über den halben Weg. Endlich nahm er Abſchied von ihr, und verſprach ihr, daß er nebſt ſeiner Frau ſie bald beſuchen und einige neue Gewehre bei ihrem Manne beſtellen werde, was in der Folge auch geſchah.

Roſalie reiste vergnügt weiter. Als ſie ihrem Wohnorte ſich näherte, erblickte ſie ihre zwei Kinder, Wilhelm und Thereſe, die ihr eine Strecke Weges entgegen gegangen waren. Die Kinder ſprangen, ſobald ſie die Mutter erblickten, mit lautem Freudengeſchrei auf ſie zu. Sie wollten ſogleich wiſſen, was die Mutter in dem Korbe mitgebracht habe. „Wartet nur, bis wir vollends zu Hauſe ſind,“ ſagte die Mutter. „Man muß nicht ſo neugierig und gelüſtig ſeyn.“

Unter der Hausthüre kam der Mann ihr entgegen. Alle gingen mit einander in das Haus. Die Mutter erzählte zuerſt, wie hart ihr die Schwägerin begegnet ſey, und ſagte dann, daß ſie leider kein Geld bringe. Ihr Mann ward darüber recht betrübt, und Alles, was ſie von der guten Aufnahme bei dem Jäger erzählte, konnte ihn nicht mehr erheitern. Die Mutter öffnete indeſſen ihren Korb, und langte den Kuchen hervor. Ueber den ſchönen Kuchen vergaßen die Kinder alles Jammers; ſie erhoben einen großen Jubel. Der Vater aber konnte die Thränen kaum zurück halten.

„Was hilft uns der Kuchen!“ ſagte er; „denn woher nehmen wir nun zwanzig bis dreißig Gulden zu einer Kuh?“ Aber ſieh — als die Mutter den Kuchen zerſchneiden und den Kindern davon austheilen wollte, blieb das Meſſer darin ſtecken, und ſie konnte ihn nicht durchſchneiden.

„Das iſt ein ſeltſamer Kuchen,“ ſagte ſie; „es muß aus Verſehen etwas Hartes hinein gebacken ſeyn!“ Sie zerbrach den Kuchen — und da kamen denn zuerſt ein Paar neue Kronthaler, und nach und nach ein ganzes Dutzend ſolcher Thaler zum Vorſchein, und die gute Mutter hatte eine eben ſo große unerwartete Freude, als ehemals der kleine Jäger Fritz, da er in ſeiner Jagdtaſche ſo unvermuthet das Stück Kuchen gefunden hatte. „Lieber Gott,“ ſagte ſie, „das Geld hat der gute Jäger Friedrich von ſeiner freundlichen Hausfrau in den Kuchen backen laſſen, damit wir dafür eine Kuh kaufen können, und uns in unſerer Noth geholfen werde.“

„Das Geld beträgt gerade zwei und dreißig Gulden und vier und zwanzig Kreuzer,“ ſagte der kleine Wilhelm, der in der Schule bereits das Kopfrechnen lernte; „dafür können wir eine ſehr ſchöne Kuh kaufen.“

„Und dann bekommen wir wieder Milch und Butterbrod!“ rief die kleine Thereſe, und hüpfte voll Freude in der Stube herum.

Der Vater aber nahm die Mütze ab, und dankte Gott mit Thränen, und Mutter und Kinder ſtimmten in ſeinen Dank mit ein. „Das Stücklein Kuchen,“ ſagte er, „das du vor vielen Jahren dem jungen Jäger gegeben haſt, war ein wohlangelegtes Kapital; das erhalten wir nun mit hundert-, ja tauſendfachen Zinſen zurück.“

„Ja,“ ſagte die Mutter, „und noch unendlich reichlicher wird jede, auch die kleinſte Gabe, die wir einem Dürftigen reichen, einſt im Himmel belohnt werden!“

„O Kinder,“ ſprach der Vater, „laßt uns barmherzig ſeyn, ſo werden wir Barmherzigkeit erfahren.“

* * *

Der Diamantring.

Eine Erzählung in Briefen.

Erſter Brief.

Der Hirtenknabe Johannes ſchreibt an ſeine Schweſter Maria.

Wieſenthal, den 1. Mai 1806.

Liebe Schweſter!

Geſtern war ein recht ſchöner Frühlingsabend. Ich ſaß unter einem Baume, und blies auf meiner Hirtenflöte. Meine Schäflein grasten friedlich am Bache. Mein kleines Büchlein, das ich noch aus der Schule habe, lag neben mir. Die Sonne ging bereits unter, und ihre feurigen Strahlen vergoldeten Himmel und Erde.

Da ging der Herr Vikar, ein gar würdiger Geiſtliche, am Bache ſpaziren. Er hörte mir eine Weile zu. Darauf kam er zu mir her. Er ſah das Büchlein im Graſe liegen. „Kannſt du denn leſen, lieber Kleiner?“ fragte er mich freundlich.

„O ja!“ ſagte ich, und las ihm ſogleich eine Seite ohne Anſtoß vor.

Er ſchien ſich darüber zu wundern, und ſagte: „Wo biſt du denn her? Wer ſind deine Eltern, daß ſie dich ſo fleißig in die Schule ſchickten? Und wie kamſt du in unſer Dorf?“

Ich erzählte ihm nun unſere ganze Geſchichte: Daß wir durch den Krieg um Hab' und Gut gebracht, und aus dem Lande vertrieben wurden; daß unſer guter Vater im Kriege umgekommen ſey; daß unſere liebe Mutter zu Tannenberg, ſechs Stunden von hier, in einer armen Hütte krank liege; daß du, liebe Schweſter, ihr abwarteſt, und ſie durch Spinnen zu erhalten ſucheſt; und daß ich, um doch auch etwas zu verdienen, mich dieſen Frühling als Hirtenknabe hieher nach Wieſenthal verdingt habe. Die Thränen ſtanden mir in den Augen, wie ich ihm dieſes Alles ſo erzählte.

Er ſprach mir hierauf recht liebreich zu. „Sey getroſt,“ ſagte er, „und weine nicht! Lebe ſo fromm und rechtſchaffen, wie deine guten Eltern, und es wird dir gewiß noch wohlergehen.“ Er griff in die Taſche, und ſchenkte mir dieſes ſchöne, neue Silberſtück, das ich hier, nebſt dem kindlichſten Gruße, unſerer lieben Mutter überſchicke. Gott gebe, daß ſie doch bald wieder geſund werde! Lebe wohl. Ich bin

dein getreuer Bruder

Johannes.

Zweiter Brief.

Maria ſchreibt ihrem Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Mai 1806.

Liebſter Bruder!

Ach, ich weine heiße Thränen! Mein erſter Brief an dich iſt wohl der traurigſte, den ich in meinem ganzen Leben ſchreiben werde. Unſere liebe Mutter iſt vorgeſtern Nachts geſtorben, und heute Morgens wurde ſie begraben.

Den Abend vor ihrem Tode ſaß ich an ihrem Bette. Da kam dein Brief. Ich las ihn ihr vor. Sie weinte vor Freuden.

„Ach, liebe Tochter!“ ſagte ſie, „ich werde von dieſem Krankenbette nicht mehr aufſtehen. Ich werde nun wohl heimgehen zu Gott, unſerm lieben Vater im Himmel. Daß ich euch, ſo gut ich konnte, erzogen habe, iſt nun mein beſter Troſt im Tode. Ach, meine lieben Kinder! bleibt doch immer fromm und gut und werdet täglich noch beſſer. Habt Gott ſtets vor Augen, liebt Ihn über Alles, haltet ſeine Gebote, und vertraut auf Ihn. Glaubet von ganzem Herzen an Jeſus Chriſtus, thut Alles, was Er uns lehrt, und folgt ſeinem ſchönen Beiſpiele. Bittet täglich, Gottes heiliger Geiſt wolle euch leiten und regieren, und gebt ſeinen Eingebungen Gehör. Liebet einander. Thut Niemanden etwas zu Leid'. Laßt euch durch eure Armuth und Noth nicht verleiten, Anderen auch nur das Geringſte zu nehmen. Hütet euch vor jeder, auch der kleinſten Sünde, und bewahrt eure Unſchuld rein und unbefleckt. Gott wird dann gewiß für euch ſorgen. Er wird nun auch Mutterſtelle an euch vertreten, wie Er bisher euer Vater war. Lebet wohl, und weinet nicht. Ich komme ja zu Gott, und werde dort ſtets für euch bitten. Dies ſind die letzten Worte eurer ſterbenden Mutter. Vergiß ſie nicht, liebe Maria, und ſchreib ſie auch dem lieben Johannes. Ich ſchicke ihm hiemit meinen letzten Gruß. Gern hätte ich ihn in dieſer Welt noch einmal geſehen! Allein im Himmel, wo ich euren verſtorbenen Vater gewiß anzutreffen hoffe, ſehen wir uns ja Alle einſt wieder."

Sie gab uns Beiden noch ihren mütterlichen Segen — und drei Stunden darauf verſchied ſie ſanft und ſelig! Und ich weine mir nun faſt die Augen aus!

Wie ſchön der Herr Pfarrer ſie zum Tode bereitete, und wie viel Gutes er ihr während ihrer langen Krankheit that, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Er beſuchte ſie faſt täglich, und ſchickte ihr täglich das Beſte zu eſſen. Er ließ ihr den Doktor kommen, und bezahlte für ſie in der Apotheke. Auch in ihren letzten Augenblicken war er noch zugegen, und machte ihr durch ſeine tröſtlichen Zuſprüche das Sterben ſüß und leicht. Bete doch recht, lieber Bruder, daß es Gott dem guten Herrn Pfarrer vergelten wolle!

Bete aber auch für mich; denn ich bin nun wohl ein recht armes Mädchen. Wir ſind zwar von jetzt an Beide verlaſſene Waiſen; allein du biſt doch ſchon ſo groß und ſtark, daß du dein Stücklein Brod mit Hüten der Schafe verdienen kannſt. Aber was ſoll ich anfangen? Zur Bauernarbeit bin ich noch zu ſchwach, und vor dem Betteln fürcht' ich mich. Man wird dabei ſo leicht liederlich. Gott erbarme ſich

deiner armen Schweſter
Maria.

Dritter Brief.

Johannes ſchreibt ſeiner Schweſter Maria.

Wieſenthal, den 2. Juni 1806.

Liebſte Schweſter!

Du haſt Recht: Gott wolle ſich unſer erbarmen! Ich kann dir vor Weinen faſt nicht ſchreiben. Es iſt nicht zu ſagen, wie mich dein Brief erſchreckt und betrübt hat. Ach, wer hätte das gedacht, daß unſere liebe Mutter ſo bald ſterben würde! Allein wir müſſen uns doch wieder faſſen; denn ſieh, was Gott thut, iſt doch Alles gut. Das müſſen wir glauben, wenn es uns gleich viel anders vorkommt.

Unſere liebe Mutter iſt nun ſelig! Das hoffen wir. Sie war ſo fromm, daß ſie gewiß im Himmel iſt. Sie hat es jetzt beſſer, als wir. Alſo ſollten wir ihrer wegen ja vielmehr fröhlich ſeyn!

Für uns wird Gott auch ſorgen. Er nährt jeden Vogel in der Luft, und kleidet die Blumen auf dem Felde. Wie könnte Er Seiner Kinder vergeſſen! Wenn das Lämmlein geſchoren iſt, ſchickt Gott einen warmen Wind, ſagt das Sprichwort. Er wird alſo auch uns in unſerm Elende Troſt und Hülfe ſenden.

Weine nun nicht mehr, liebe Schweſter! Laß uns lieber recht auf Gott vertrauen, beten, und die Lehren unſerer guten Mutter befolgen. Dann macht es Gott gewiß recht mit uns — und dann ſehen wir ſie im Himmel bei Ihm dereinſt wieder!

Ich lege dir da auch einen Brief an den Herrn Pfarrer bei.

Lebe wohl! Gott ſey mit dir und

deinem Bruder
Johannes.

Vierter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender
Herr Pfarrer!

Werden Sie doch nicht böſe, daß ein ſo armer Knabe, wie ich, ſich unterſteht, an Sie zu ſchreiben. Es iſt wahr, ich bin nur ein geringer Hirtenknabe, aber dennoch habe ich alle meine Schäflein von Herzen lieb. Ich gebe ihnen gern von meinem Brode. Ich habe Mitleid mit ihnen, wenn ihnen etwas fehlt, und ziehe ihnen die Dornen, die ſie ſich hie und da eintreten, ſorgfältig heraus. Beſonders habe ich auf die kleinen wohl Acht.

Verzeihen Sie, daß ich ſo geradezu mit Ihnen rede. Sie ſind auch ein Hirt. Sie lieben die Schäflein, die Ihnen der rechte gute Hirt anvertraut hat, gewiß noch mehr, als ich die meinigen. Und eben dieſes macht mir Muth, recht kindlich und zutraulich mit Ihnen zu reden.

Ja, Sie lieben ihre Untergebenen. Das haben Sie an meiner ſeligen Mutter gezeigt. Sie haben ſo liebreich für ſie geſorgt, als wäre ſie Ihre Mutter. Dies erfüllt mein Herz mit dem innigſten Danke! Und weil mein Vater und meine Mutter mir die Dankbarkeit als eine der ſchönſten Tugenden, beſonders an den Kindern, gar ſo eingeſchärft haben, ſo bezeige ich Ihnen meinen Dank hiemit auch ſchriftlich. Freilich weiß ich nicht Alles ſo recht zu ſagen, wie es mir um das Herz iſt; allein, glauben Sie mir, das kommt zum Theil auch daher, weil mein Herz ſo voll und bewegt iſt. Genug, ich bete alle Tage für Sie, Gott wolle Ihnen Alles reichlich vergelten — und das wird Er auch gewiß thun!

Verzeihen Sie, daß ich meinem Danke nun noch eine demüthige Bitte beifüge. Meine Schweſter iſt jetzt wohl ein recht armes, verlaſſenes Mädchen. Ich bin ihr älterer Bruder. Ich ſollte für ſie ſorgen; aber, mein Gott! ich bin ſelbſt ärmer, als arm. Ich weinte und betete recht von Herzen: Gott wolle mir doch eingeben, was ich thun ſoll. Nun, da fiel mir ein, Ihnen zu ſchreiben, Sie möchten ſich ihrer annehmen. Ach, ich bitte Sie nun um Gottes willen, und recht aus dem Innerſten meiner Seele: Erbarmen Sie ſich doch dieſer armen verlaſſenen Waiſe! — In der tröſtlichen Hoffnung, daß Sie dieſes thun werden, küſſe ich Ihnen ehrerbietig die Hand, und bin mit kindlicher Ehrfurcht Euer Hochwürden

Wieſenthal, den 2. Juni 1806.

dankbares Pfarrkind
Johannes Müller.

Fünfter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Juni 1806.

Liebſter Bruder!

Wie dank' ich dir für deine Liebe! Dein Brief an den Herrn Pfarrer machte mein Glück.

Ich zog ſogleich meine beſten Kleider an, die zwar nur ärmlich, aber doch reinlich ſind, und ging noch am Vormittage zu ihm. Er war eben im Garten, und las in einem Buche. Ich küßte ihm die Hand, und ſagte: „Da iſt ein Brief an Euer Hochwürden von meinem Bruder.“ Er machte ſogleich das Buch zu, und öffnete den Brief. Ich merkte bald, daß ihm der Brief gefiel. Er lächelte öfter unter dem Leſen. „Das iſt ſchön, das iſt recht ſchön von deinem Bruder!“ ſagte er, als er mit dem Leſen fertig war. Er fragte, ob du mir öfters ſchreibeſt? Ich gab ihm deine zwei Briefe. Er las ſie auch, und ſagte: „Ihr ſeyd gute Kinder! Eure Eltern haben viel an euch gethan, daß ſie euch ſo gut erzogen haben. Das iſt mehr werth, als wenn ſie euch zehn Tauſend Gulden hinterlaſſen hätten. Ich werde mein Haupt nicht ſanft niederlegen, bis da geholfen iſt. Geh' hin, mein gutes Kind; ich werde dich wieder rufen laſſen.“ Ich küßte ihm die Hand, und ging.

Noch am Abende des nämlichen Tages kam der alte Bediente des gnädigen Herrn, und ſagte mir, daß ich auf das Schloß kommen ſolle. Ich ging ſogleich mit ihm. Er ſagte mir unterwegs, wie ich mich bei der Herrſchaft betragen müſſe, und führte mich in ein prächtiges Zimmer. Der gnädige Herr und die gnädige Frau ſaßen bei Tiſche. Der Herr Pfarrer war auch da. Ich verneigte mich vor dem gnädigen Herrn und vor dem Herrn Pfarrer, und küßte der gnädigen Frau die Hand. Sie lächelte freundlich, und ſagte zu mir: „Ich hätte ein Kindermädchen nöthig — möchteſt du wohl bei mir bleiben?“

„O gnädige Frau!“ ſagte ich, und die Thränen kamen mir in die Augen. Ich konnte nicht weiter reden. Sie ſah aber wohl, daß ich tief gerührt und hoch erfreut ſey.

„Nun,“ ſagte ſie, „ſo bleibe denn bei mir, und wenn du dich wohl hälſt, ſo werde ich weiter für dich ſorgen.“ Ich küßte ihr die Hand. Meine Thränen fielen darauf. „Das iſt der ſchönſte Dank!“ ſagte ſie. „So — jetzt biſt du meine Tochter.“

Seit der Zeit bin ich nun im Schloſſe. Die gnädige Frau iſt immer ſo liebreich und freundlich, wie ein Engel. Sie ließ mich auch ſogleich ganz neu und recht artig kleiden. Das kleine Fräulein, das mir anvertraut wurde, iſt gar ein holdes, liebliches Kind. Es fängt ſchon an zu reden, und macht mir viele Freude. Ich ſchätze mich recht glücklich, ſeine Wärterin zu ſeyn. Kurz, ich bin ſo fröhlich und vergnügt, als wäre ich in dem Himmel.

Sobald ich aber auch das erſte Mal auf mein kleines, nettes, Schlafkämmerlein kam, fiel ich ſogleich auf die Knie nieder, und dankte Gott unter Thränen für ſeine gütige Schickung. O, es iſt doch wahr! Wer Gott liebt, und Ihm vertraut, dem geht es wohl. Freue dich mit mir, lieber Bruder! Gott wird auch für dich ſorgen, ſo wie für deine

dich ewig liebende Schweſter
Maria.

Sechster Brief.

Johannes an ſeine Schweſter Maria.

Wieſenthal, den 3. Juli 1806.

Liebſte Schweſter!

Was mir dein Brief für eine Freude gemacht hat, das iſt gar nicht zu beſchreiben! Gott ſorgt ſichtbar für uns. Daher wollen wir aber auch aufs neue Ihn lieben, Ihm gehorſamen, und Ihm vertrauen, dem liebreichen Vater armer Waiſen! Ihn ſehen wir freilich nicht; aber daß Er die Welt regiere und für die Menſchen ſorge, das ſehen wir klar. Oft ſag ich bei mir ſelbſt: „O unſere liebe Mutter! Wenn du doch das noch erlebt hätteſt!“ „Aber nein, denk' ich dann wieder, wenn ſie noch lebte, wär' es nicht ſo gegangen.“ Siehſt du da nicht auch, liebe Schweſter, wie Gott Alles recht macht? Ihr hat Er den Himmel gegeben, und dir einen ſo guten Ort. Sie hätte auf dieſer Welt nur noch bittere Tage gehabt — nun hat ſie Freude! Dir hätte ſie nicht mehr Viel helfen können — nun hat Er dir eine andere Mutter gegeben!

Da ſehen wir aber auch, wie gut es iſt, wenn man etwas lernt und ſich wohl hält. Hätten wir nicht leſen und ſchreiben können, hätten unſere Eltern uns nicht wohlerzogen, ſo hätteſt du dieſes Glück gewiß nicht gehabt. Ein ſo armes Mädchen hätte man nicht gleich ſo von der Straße weg angenommen. Ja, Gott ſey Dank, daß unſere Eltern uns lehrten, nicht auf Geld und Gut unſer Vertrauen zu ſetzen — ſondern auf Gott, und Fleiß und Tugend. Unſer Hab' und Gut hat der Feind alles geraubt. Allein Frömmigkeit und Tugend, Fleiß und Geſchicklichkeit kann man einem nicht nehmen. Darum ſind ſie aber auch die einzigen wahren Güter der Menſchen!

Ich bin nun aufs neue recht geſtärkt im Vertrauen auf Gott. Ich habe keine Sorge mehr, als Seinen Willen zu thun. Mach du es auch ſo, liebe Schweſter! Für das Uebrige wird dann Er ſorgen.

Bitte Gott täglich um ſeine Gnade, die neuen Pflichten, die Er dir auferlegte, getreu und freudig zu erfüllen. — Die Aufſicht über Kinder iſt ein ſehr ſchöner Beruf, ja ein ſteter Gottesdienſt. Denn Chriſtus der Herr ſagt ja: „Wer ein ſolches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“ Lebe wohl, ich verbleibe

dein getreuer Bruder
Johannes.

Siebenter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Mein Herz ſagt es mir, daß ich Ihnen ſchreiben, und Ihnen danken ſoll. Allein ich ſehe es voraus, daß ich nicht Worte genug finden werde, Ihnen meinen Dank auszudrücken. Sie haben meine Schweſter aus einem großen Elende errettet. Sie haben ihr zu einem großen Glücke geholfen! Gott ſieht meinen Dank, und hört mein kindliches Flehen für Ihr Wohl. Er, der den Trunk Waſſer, den man dem Durſtigen reichet, belohnt, wird ein ſo großes gutes Werk nicht unbelohnt laſſen! Er, der das Schreien der jungen Raben hört, wird das Flehen eines armen Hirtenknaben nicht unerhört laſſen!

Auch an die gnädige Frau möchte ich gern ſchreiben. Allein ich habe den Muth nicht dazu. Uebernehmen Sie es, verehrungswürdiger Herr Pfarrer, ihr zu danken. Sie haben die Bitte ſo gut angebracht; Sie werden auch den Dank auf die beſte Art anzubringen wiſſen. Sagen Sie ihr, daß ich, wiewohl ich ſie nicht kenne, dennoch die kindlichſte Ehrfurcht und Liebe gegen ſie empfinde. Wirklich geht es mir hier gerade ſo, wie mit dem lieben Gott. Man kann Ihn lieben, ohne daß man Ihn ſieht. — Wenn die Sonne aufgeht, ſo bete ich, ſie wolle ihr mild und freundlich ſcheinen, und wenn der Abendſtern am Himmel ſteht, ſo flehe ich, er wolle ihr Friede und Ruhe bringen!

Der Mann, der mir den Brief von meiner Schweſter übergab, ſagte mir auch, daß die jungen Herren im Schloſſe eine große Freude an ſchönen Schmetterlingen haben. Bei meinen Schafen hab' ich Zeit genug, ſie zu fangen. Hier ſende ich einmal einige. In Glas und Rahmen ließ ſie der Herr Vikar faſſen, der mir auch zeigte, wie ſie aufzubewahren ſind. Ich weiß nun einmal nichts Beſſeres zu ſchicken. Indeß ſoll ja Einer dem Andern ſo Viele Freude machen, als er nur immer kann — und wenn die jungen Herren an den ſchönen Farben der bunten Sommervögelein die

Allmacht und Freundlichkeit Gottes bewundern, ſo iſt doch auch etwas Gutes geſchehen.

Ich bin mit der herzlichſten Verehrung

Eurer Hochwürden

dankbares Pfarrkind,

Johannes Müller.

Wieſenthal,
den 3. Juli 1806.

Achter Brief.

Johannes an ſeine Schweſter Maria.

Wieſenthal, den 20. Auguſt 1806.

Liebe Schweſter!

Nun iſt mir auch ein Glück begegnet! Ich weidete neulich meine Schafe an dem Bache. Weil ich Gottes Weisheit und Güte auch in dem Geringſten gern betrachte, ſo ſuchte ich an dem Geſtade ſo allerlei ſchöne, buntgeſtreifte Schneckenhäuschen und Müſchelchen. Da ſah ich auf einmal etwas in dem Graſe wunderſchön glänzen. Es war ein goldener Ring, mit hellen funkelnden Steinlein beſetzt. Ich dachte ſogleich, es müſſe etwas recht Koſtbares ſeyn, und hüpfte vor Freude!

Da gingen ein Paar Juden vorbei. Ich zeigte ihnen den Ring. „Ei, ei,“ ſagte der Eine, „das Ding iſt etwas Rares. Dir hilft es aber nichts.

Sieh da einmal her! Ich geb' dir ſechs Groſchen dafür." „Ich gebe den Ring nicht her," ſagte ich. „Ich kann mir denken, daß ihn Jemand verloren hat — und da muß ich ihn ja wieder zurückgeben. Ihn zu verkaufen, wäre Sünde." „Nun," ſagte er, „du weißt ja nicht, wem er gehört. Ich geb' dir einen großen Thaler dafür." „Da ſieh!" fuhr er fort, und zeigte mir einen glänzenden Thaler. — „Nun, ſo nimm doch!" Ich ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Nein, nein! Um tauſend ſolche Thaler möchte ich keine Sünde begehen."

Der andere Jude, der ſchon ein alter Mann mit grauem Haar und Barte iſt, ſprach: „Du biſt ein ehrlicher Knabe. Ich bin aber auch ein ehrlicher Jude. Behalt du den Ring, und frag' fleißig nach, wem er gehört. Wenn du es nicht erfragſt, ſo gehört der Ring dein. Und dann erkundige dich in dem Dörflein dort, von dem du den Thurm ſiehſt, nur nach dem alten Samuel. Wenn du mir den Ring bringſt, ſo geb' ich dir hundert ſolche Thaler dafür. Denn das iſt er werth." So gibt es auch unter den Juden zweierlei Leute, wie unter den Chriſten.

Noch an demſelben Abend ging ich zu dem Herrn Vikar, und erzählte ihm Alles. „Den Ring," ſagte er, „hat der Herr Rittmeiſter verloren, der neulich auf der Entenjagd hier war. Der ehrliche Finder bekommt zehn Thaler. Laß den Ring da, und ſchreib einen Brief dazu. Ich will dann beides dem Herrn Rittmeiſter überſchicken. Er iſt der rechtſchaffenſte Edelmann von der Welt. Der Ring macht gewiß dein Glück.“ Ich denke auch, Gott habe mich den Ring nicht umſonſt finden laſſen, liebe Schweſter, und

bin dein getreuer Bruder
Johannes.

Neunter Brief.

Johannes an den Herrn Rittmeiſter von Brav.

Hochwohlgeborner, gnädiger Herr
Rittmeiſter!

Ein armer Hirtenknabe nimmt ſich die Freiheit, an Euer Gnaden zu ſchreiben. Ich war ſo glücklich, beiliegenden Ring zu finden. Noch glücklicher ſchätze ich mich, Ihnen denſelben wieder zuſtellen zu können. Dies wird die Freiheit dieſes Briefes entſchuldigen.

Sie waren ſo gnädig, Demjenigen, der den Ring finden würde, ein Geſchenk von zehn Thalern zu beſtimmen. Ihre Großmuth macht mich aber ſo kühn, mir eine andere Gnade auszubitten. Meine Eltern haben durch den Krieg Alles verloren. Beide ſind todt. Die Armuth nöthigt mich, die Schafe zu hüten. Ich thu' es mit Freuden. Allein ich bin doch wegen der Zukunft bekümmert. — Nun hätte ich eine recht große Luſt, das Schreinerhandwerk zu erlernen, und wäre auch wirklich ſtark genug, in die Lehre zu treten. Ich bitte Sie daher, helfen Sie mir dazu, gnädiger Herr!

Gott wird Ihnen eine ſo große Wohlthat, durch die Sie einen armen Waiſen glücklich machen, gewiß vergelten — und der Ring mit den ſchönen, ſchimmernden Steinen wird Ihnen dann noch einmal ſo lieb ſeyn, weil er Sie an eine edle Handlung und an die Thränen des Dankes erinnert, die aus gerührtem Herzen weinen wird

Euer Gnaden

Wieſenthal,
den 21. Auguſt 1806.

unterthänigſter Diener
Johannes Müller.

Zehnter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg den 30. Auguſt 1806.

Liebſter Bruder!

Das iſt nun einmal wieder eine recht große Freude! Gott macht ſich doch wirklich ein Geſchäft daraus, Diejenigen, die Ihn lieben, zu erfreuen!

Denk' nur, der Herr Bruder unſerer gnädigen Frau, der Herr Rittmeiſter, iſt ſchon acht Tage hier. Geſtern Abends ſaß nun die gnädige Herrſchaft unter der großen Linde vor dem Schloßthore. Die beiden Herren rauchten Taback. Die gnädige Frau ſtrickte. Ich ſtand dabei, und hatte das kleine Fräulein auf dem Arm.

Da kam ein Bote, mit einem Briefe an den Herrn Rittmeiſter. Er legte die Pfeife nieder, machte den Brief auf, und ſprach erfreut: „Je, da kommt ja mein verlorner Ring wieder zum Vorſchein! Das iſt mir ſehr lieb!“ Er fing an, den Brief laut zu leſen: „Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Rittmeiſter! Ein armer Hirtenknabe — —“

„Ach!“ rief ich aus, „dieſer Brief iſt von meinem Bruder!“

Der Herr Rittmeiſter las den Brief zu Ende. Die gnädige Frau ſagte hierauf: „Bruder! Gott hat uns nun ſchon einmal zu den Eltern dieſer armen Kinder beſtimmt. Ich habe das Mädchen angenommen, du mußt den Knaben übernehmen.“ „Ach ja,“ ſagte ich, „erbarmen ſich Eure Gnaden!“

„Was erbarmen!“ rief er mit Eifer. „Der gute Junge verdients. Ihm geſchehe, was er verlangt.“

Der gnädige Herr ſprach nun: „Wir haben hier einen trefflichen Schreiner, der keine Kinder hat. Geben wir den Knaben ihm in die Lehre — ſo ſind die zwei guten Geſchwiſter doch an einem Orte beiſammen, und wir bekommen vielleicht einmal einen braven Mann mehr in das Dorf.“

Der Meiſter wurde gerufen, und Alles ſogleich ausgemacht. Ich fragte, ob ich dieſe Freudennachricht dir nicht zuerſt berichten dürfe? „Ja freilich!“ hieß es. „Schreib' ihm, er ſoll kommen, je eher, je lieber!“

O ſo komm doch bald, liebſter Bruder! Mit tauſend Freuden und unter Thränen des innigſten Dankes gegen den Vater im Himmel, der uns Beide ſo glücklich machte, wird dir entgegen eilen

deine Schweſter
Maria.

Elfter Brief.

Herr Rittmeiſter von Brav an ſeine Schweſter, die Frau von Tannenberg.

Waldau, den 18. November 1816.

Geliebteſte Frau Schweſter!

Ich beeile mich, Dir eine ſehr angenehme Nachricht mitzutheilen, welche Dir, noch mehr aber unſern zwei Pflegekindern, Johannes und Maria, große Freude machen wird.

An dem Ringe, den ich verloren und den der redliche Johann gefunden hatte, war mir der mittle, große ſchöne Diamant locker geworden. Ich ging damit zu einem Goldſchmiede, um den Stein befeſtigen zu laſſen. Der Goldſchmied ſaß an ſeinem Werktiſche, nickte, mich zu grüßen, bloß mit dem

Kopfe, und feilte an der goldenen Doſe, die er eben in der Arbeit hatte, emſig fort. An dem Tiſche in der andern Ecke der Stube ſaß ein ältlicher Mann, ärmlich gekleidet, aber von ehrwürdigem Angeſicht und anſehnlicher Größe. Er hatte einen Krug Bier vor ſich ſtehen, neben dem ein großes Stück Brod lag. Der Mann ſtand, als ich in die Stube trat, ſogleich auf, bezeigte mir ſeine Ehrerbietung, und blieb in gerader Stellung, wie ſie einem Soldaten vor einem Offiziere geziemt, ſtehen.

„Ihr habt wohl auch gedient?“ fragte ich ihn. „Mehrere Jahre!“ antwortete er. „Als es Friede geworden, ward ich aber abgedankt. Mein kleines Gnadengehalt iſt zu meinem Lebensunterhalte nicht hinreichend, und ſo muß ich denn, was noch abgeht, mit Holzſpalten verdienen. Der Herr Goldarbeiter da war ſo gütig, mich, außer dem Lohne, noch mit einem Trunk zu bewirthen.“ Ich drückte dem alten Krieger ein Geldſtück in die Hand, wofür er mir ſehr herzlich dankte.

Ich zeigte hierauf dem Goldſchmiede meinen Ring. „Potz tauſend!“ ſagte er, „es iſt ein Glück, daß Sie den Edelſtein nicht verloren haben.“ „Ei,“ ſprach ich, „ich hatte ſchon einmal das Unglück, den ganzen Ring zu verlieren. Ein ehrlicher Knabe aber, Namens Johannes Müller, der durch den Krieg aus ſeiner Heimath vertrieben worden, hat ihn gefunden, und ihn mir wieder gebracht.“

Der ehrliche Krieger ſtand auf, näherte ſich mir ehrerbietig, und ſagte: „O gnädiger Herr, können Sie mir von dieſem Knaben nicht Mehreres erzählen? Woher iſt er? Hat er nicht eine Schweſter? Lebt ſeine Mutter noch?“

Ich erzählte ihm, daß ich mich des Knaben angenommen und ihm das Schreinerhandwerk lehren ließ; daß Marie, deſſen Schweſter, bei Dir, liebſte Schweſter, in Dienſten ſey; daß beide Kinder ſich ganz ausnehmend wohl halten; daß aber ihre Mutter, Helena Müller, geſtorben ſey.

„O Du mein Gott!“ rief der Soldat und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Dies ſind meine Kinder, Johannes und Maria. O wie freu' ich mich, daß ſie noch leben! Aber daß mein gutes, treues Weib geſtorben iſt, das betrübt mich tief!“

Er fragte hierauf ſehr begierig nach allen näheren Umſtänden. Ich erzählte ihm, was ich wußte. „Ach,“ rief er, „Alles, Alles trifft zu. Nur thut es mir ſehr leid, daß die guten Kinder mich für todt halten. Es wundert mich aber nicht. Ich hatte bei der fürſtlichen Leibgarde gedient, und war verheirathet. Als der Krieg ausbrach, mußte ich in das Feld rücken, Weib und Kinder aber zurück laſſen. Ich wurde ſo ſchwer verwundet, daß ich für todt auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, in feindliche Gefangenſchaft gerathen, und erſt nach langer Zeit wieder hergeſtellt worden bin. Unſer

Land wurde indeß von dem Feinde beſetzt, und die Mutter mit den zwei Kindern mußte aus dem Lande entfliehen. Als ich endlich wieder ausgelöst worden, gab ich mir alle Mühe zu erfahren, wo ſie hingekommen ſeyen. Allein alle meine Bemühungen waren vergebens. — Nun, nun, daß die Mutter ſo fromm und chriſtlich geſtorben iſt, daß iſt mir ein großer Troſt! Und daß meine Kinder fromm und gut ſind, daß Maria die Mutter verpflegte bis an deren ſeliges Ende, und Johannes den gefundenen Ring wieder zurückſtellte, und daß Beide ſich ſo wohl halten, das iſt jetzt meine größte und einzige Freude. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß Er ſo väterlich für Beide geſorgt hat. Ich will auf der Stelle zu ihnen hinreiſen, und ſollte ich den ganzen Weg bis Tannenberg von Ort zu Ort betteln müſſen; ich muß ſie noch einmal ſehen, und will dann gerne ſterben!“

Der wackere, alte Krieger ſagte dieſes mit ſolcher Herzlichkeit und unter ſo heißen Thränen, daß auch mir und dem Goldſchmiede die Thränen in die Augen traten. Die Frau und die Kinder des Goldſchmieds, die auf das laute Weinen und Schluchzen des Mannes herbeigeeilt waren, weinten auch, und vergoſſen reichliche Thränen.

Ich verſprach dem guten, liebevollen Vater, daß ich ihm Gelegenheit verſchaffen wolle, ſobald die beſſere Jahrszeit eintrete, nach Tannenberg zu reiſen; daß ich ihn, was ein ſo braver Krieger wohl verdiene, neu montiren laſſen wolle; und daß ich ihn auch mit dem nöthigen Reiſegeld verſehen werde, worüber er hoch erfreut war.

Nun, liebe Schweſter, bring' Du den guten zwei Kindern die Freudennachricht, daß ihr Vater noch lebe, auf eine kluge Art bei. Auch rechne ich ſicher auf Deine Güte und Menſchenfreundlichkeit, daß Du dem ehrlichen Krieger während ſeines Aufenthaltes zu Tannenberg ein Winkelchen in Deinem Schloſſe einräumen werdeſt.

Grüße mir Deinen edlen Gemahl und Deine lieben Kinder. Ich bin von ganzem Herzen

Dein Dich liebender Bruder
Adolph.

Zwölfter Brief.

Johannes an den Herrn Vikar zu Wieſenthal.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender
Herr Vikar!

Euer Hochwürden haben ſchon damals, als ich zu Wieſenthal die Schafe hütete, ſich meiner auf das liebreichſte angenommen. Ihrem weiſen Rathe hab' ich es zu danken, daß jener Ring, den ich dort am Bache gefunden habe, mir dazu verhalf, das Schreinerhandwerk zu erlernen. Sie haben mit Freuden vernommen, wie der liebe Gott durch eben jenen Ring es ſo gefügt hat, daß ich und meine Schweſter inne geworden, unſer lieber Vater ſey noch am Leben. Sie werden nun gewiß auch gern hören, wie es uns Kindern und unſerm Vater noch weiter ergangen ſey.

Welche Freude wir zwei Kinder empfanden, als wir unſern geliebten Vater, den wir ſo lange für todt gehalten, wieder von Angeſicht ſahen, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Er war ſehr verwundert, daß wir indeß ſo groß geworden; es freute ihn, daß wir ſo friſch und geſund ausſehen; noch mehr freute es ihn, daß er nichts als Gutes von uns hörte.

„Nun wäre Alles gut," ſagte er, „wenn nur die Mutter noch am Leben wäre!" Wir mußten ihn zu ihrem Grabe führen. Auf dem Grabe ſteht ein Kreuz von Eichenholz. Ich hatte alle meine Kunſt aufgeboten, es recht ſchön zu verfertigen. Meine Schweſter hatte das Kreuz, gerade an dem Tage, bevor der Vater kam, mit einem Blumenkranze geziert, der aber bereits welk war. Der Vater brach, als er den grünen Grabhügel erblickte, in Thränen aus. Ja wir alle Drei weinten und beteten lange an dem Grabe. „Sie ruhe im Frieden!" ſagte der Vater zuletzt. „Hier auf Erden haben wir Kreuz und Leiden; wenn wir aber alle Leiden mit Geduld übertragen und auf Gott vertrauen, ſo wartet unſer dort eine unverwelkliche Krone."

Der Vater war hier in Tannenberg ſehr vergnügt; die gnädige Herrſchaft, der Herr Pfarrer, und mein Meiſter begegneten ihm überaus freundlich und erwieſen ihm viele Ehre. Als er bereits drei Wochen bei uns zugebracht hatte, ſprach er zum gnädigen Herrn: „Nun bin ich Euren Gnaden lange genug zur Laſt gefallen; es iſt einmal Zeit, daß ich meinen Stab weiter ſetze.“ Allein der gnädige Herr ſprach: „Meine Gemahlin hat Eure Tochter in ihre Dienſte genommen; mein Schwager, der Rittmeiſter, hat für Euren Sohn geſorgt — und da will denn auch ich etwas für den Vater dieſer guten Kinder thun. Ihr habt geſehen, daß mein Schloßgut ſehr groß und weitſchichtig iſt, und ſehr viele Aecker und Wieſen umfaßt; an Euch habe ich bemerkt, daß Ihr Euch ſehr gut auf die Landwirthſchaft verſteht. Schon lange habe ich gewünſcht, einen Mann zu finden, auf deſſen Treue ich mich verlaſſen könnte, und der die Aufſicht über das zahlreiche Geſinde zu führen wüßte. An Euch glaube ich den rechten Mann gefunden zu haben. Ich habe daher dieſes Dienſtchen, zu dem Ihr alle erforderlichen Eigenſchaften habt, und bei dem Ihr Euer gutes Auskommen finden werdet, Euch zugedacht. Ich verlange nicht, daß Ihr bei den ländlichen Arbeiten ſelbſt Hand anleget; dazu ſeyd Ihr zu alt. Es iſt mir ſchon genug, wenn Ihr Alles wohl anordnet, und fleißig nachſehet, ob auch Alles richtig geſchehe.“ Dieſen Antrag nahm der Vater mit Freuden an, und auch wir Kinder waren höchſt erfreut, daß nun der Vater beſtändig bei uns bleibe. Er trat ſein neues Amt ſogleich an; er griff, da er ungeachtet ſeines Alters noch ſehr rüſtig iſt, ſogleich zur Senſe und zog mit den Mähdern hinaus auf die Wieſe, und mähte voran; auch bei der Kornärndte führte er, wie er ſich ausdrückte, das Commando über die Schnitter, ließ aber dabei, obwohl es Niemand von ihm verlangte, ſeine Sichel, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, keinen Augenblick ruhen.

Auch mein lieber Meiſter gewann meinen Vater ſehr lieb; ſie wurden ſehr gute Freunde. Da der Meiſter aber nunmehr alt und gebrechlich und ſeine Hausfrau nicht mehr am Leben iſt, ſo hat er ſich entſchloſſen, ſein Haus und ſeine Werkſtätte mir zu übergeben. „Denn,“ ſagte er, „ich bin überzeugt, daß der Johannes mir den nöthigen Lebensunterhalt ſicher reichen, und mich bis zu meinem Tode mit kindlicher Liebe verpflegen werde.“ Indeß hatte die Sache doch noch eine nicht kleine Schwierigkeit. Um Meiſter zu werden und das Bürgerrecht zu erlangen, auch einen größern Vorrath von Holz anzuſchaffen, und ſonſt noch einige Zahlungen zu leiſten, war eine Summe von hundert großen Thalern erforderlich, und wir wußten nicht, woher wir das Geld nehmen ſollten.

Wir hatten von dem Vorhaben des Meiſters noch keinem Menſchen ein Wort geſagt. Da ließ mich geſtern morgens der Herr Pfarrer rufen, zählte mir hundert große Thaler auf den Tiſch hin, und ſprach: „Da nimm, Johannes! Das iſt ein Geſchenk für dich, damit du das Haus deines Meiſters übernehmen kannſt.“ Ich konnte vor Erſtaunen kein Wort vorbringen; es war mir, ich träume. Der Herr Pfarrer lächelte, und erklärte mir die Sache. Es ging nämlich ſo: Der Herr Rittmeiſter, hatte ſchon lange im Sinne, mir zur Uebernahme der Werkſtätte zu verhelfen. Nun wurde der Herr Pfarrer dahier vor wenigen Tagen zu einer hohen geiſtlichen Würde erhoben, gemäß welcher er einen Ring mit Edelſteinen tragen muß. Der Herr Rittmeiſter ſprach daher zu ihm: „Der Ring da nützt mir zu nichts; er iſt ein todtes Kapital. Ich weiß auch gar nicht, wozu ich ihn trage. Sie können ihn aber nun beſſer brauchen. Ich mache deßhalb Ihnen ein Geſchenk damit — jedoch unter der Bedingung, daß Sie dem wackern Schreinergeſellen, Johannes Müller, hundert große Thaler ſchenken. Das iſt der Ring unter Brüdern werth.“ Der Herr Pfarrer war über dieſe Großmuth ſo erſtaunt, als vorhin ich, da mir der Herr Pfarrer das Geld vorzählte. Allein der edle Herr Rittmeiſter ſagte bloß: „Wenn man etwas Gutes anfängt, ſo muß man es vollenden. Johannes kann dereinſt ſeinen Vater, und auch ſeine Schweſter, wenn dieſe keine andere Verſorgung finden ſollte, in ſein Haus aufnehmen. So iſt für alle Drei geſorgt.«

Der Herr Rittmeiſter hatte noch weiter geſagt: „Der Ring da war auch die Veranlaſſung, daß wir, ich und mein Schwager, den Herrn Vikar zu Wieſenthal kennen und ſchätzen lernten; und mein Schwager, der Herr von Tannenberg, wird ihn zu Ihrem Nachfolger ernennen.«

Der Herr Pfarrer dahier nahm den Ring aus dem zierlichen Futterale hervor, ſteckte ihn an den Finger und ſprach gerührt und mit Thränen in den Augen: „Ich werde den Ring zum Preiſe der göttlichen Vorſehung tragen; er wird mich ſtets daran erinnern, wie der gütige Gott ſich oft kleiner Mittel bedient, vielen Menſchen große Wohlthaten zu erweiſen.«

Verehrungswürdiger Herr Vikar! Ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, wie herzlich es nicht nur mich, meinen Vater und meine Schweſter, ſondern viele, ja alle Menſchen dahier freuen wird, in Ihnen unſern würdigen Seelſorger zu verehren. Mit der aufrichtigſten Verehrung und Liebe

Euer Hochwürden

Tannenberg,
den 17. Mai 1817.

ewig dankbarer
Johannes Müller.

* * *

Das Marienbild.

1.

Der kleine Auguſt.

Die arme Fiſcherin Theodore lebte in einer einſamen Hütte des Waldes, nicht weit von dem Ufer der Donau. Ihr Mann war vor Kurzem in der ſchönſten Blüthe ſeines Lebens geſtorben. Ihr einziger Troſt in ihrem frühen Wittwenſtande war ihr einziges Kind, ein holder, ſchöner Knabe von etwa fünf Jahren, der Auguſt hieß. Ihn fromm und gut zu erziehen, war ihre größte Angelegenheit; ihm die väterliche Hütte mit dem Fiſcherrechte zu erhalten ihre beſtändige Sorge. Den Fiſchfang hatte ſie für jetzt freilich aufgeben müſſen, und die Fiſchergeräthe ihres ſeligen Mannes, die ungebraucht an der Wand hingen, und ſein Fiſcherkahn, der umgeſtürzt neben der Hütte ruhte, waren ihr ein ſchmerzlicher Anblick. Indeß verdiente ſie immer Einiges mit Netzſtricken, worin ſie ſehr geſchickt war, und oft um Mitternacht, wann der kleine Auguſt längſt ſchlief, arbeitete ſie noch unermüdet für ihn.

Der Kleine hatte aber auch keinen anderen Sinn und Gedanken, als ſeiner Mutter Freude zu machen. Die gute Mutter weinte bei jeder Gelegenheit, die ſie an ihren ſeligen Mann erinnerte, und Auguſt war immer darauf bedacht, ſie ſo viel er in ſeiner kindlichen Einfalt vermochte, zu tröſten. Einige Tage nach dem Tode ihres geliebten Mannes kam ihr Bruder, ein Fiſcher aus dem nächſten Dorfe, in die Stube, und brachte ihr einen Fiſch zum Geſchenke. Theodore betrachtete den ſchönen Spiegelkarpfen, und fing an zu weinen. „Ach,“ ſagte ſie, „ich hätte nicht gedacht, daß noch einmal ein ſo ſchöner Fiſch in meine Hütte kommen ſollte!“ Da ſprach der kleine Auguſt: „Weine nicht, Mutter; wenn ich einmal groß bin, fange ich dir Fiſche genug.“ Die trauernde Mutter lächelte wieder, und ſagte: „Ja, Auguſt, ich hoffe, du ſollſt einmal der Troſt meines Alters ſeyn. Werde ein ſo guter, rechtſchaffener Mann, wie dein Vater, und ich werde dann die glücklichſte Mutter ſeyn.“

Einmal an einem ſchönen Herbſttage ſtrickte Theodore vom frühen Morgen an ſehr emſig an einem großen Netze, mit dem ſie heute fertig zu werden dachte. Auguſt ſammelte indeſſen im Walde umher Buchnüſſe, aus denen die Mutter wollte

Oel preſſen laſſen, um in den langen Winternächten bei ihrer Netzſtrickerei ein wohlfeiles Oellicht zu haben. Der kleine Auguſt freute ſich allemal herzlich, wenn er ſein kleines, länglicht tiefes Armkörblein, aufgehäuft voll Buchfrüchte, wieder der Mutter bringen konnte. Die Mutter lobte ihn dann allemal, um ihn noch mehr zum Fleiße zu ermuntern und ihn früh zu einem arbeitſamen Leben zu gewöhnen. Jetzt wurde es aber bald Mittag, und der Kleine war hungerig und müde. Endlich läutete man in dem nächſten Dörflein die Mittagsglocke, und die Mutter rief zum Eſſen. Sie hatte das kleine Mittagsmahl, eine Schüſſel voll Milch mit eingebrocktem Brode, unter den ſchönen Buchbaum herausgebracht, der nicht weit von der Hütte auf einem freien, grünen Platze des Waldes ſtand.

Nachdem Milch und Brod verzehrt und die Schüſſel leer war, ſagte die Mutter zu Auguſt: „Nun leg dich hier in den Schatten des Baumes nieder und ſchlafe ein wenig. Ich gehe indeß an meine Arbeit, und komme dann zu rechter Zeit ſchon wieder, dich zu wecken.“ „So, ſchlaf wohl!“ rief ſie, indem ſie noch einmal umblickte, und dann mit dem leeren Geſchirre in die Hütte ging. Sie ſah über eine Weile wieder nach. Der Kleine war auf dem grünen Raſen eingeſchlafen; ſein lockiges Köpfchen ruhte auf dem einen Arme und mit dem andern umſchlang er das niedliche Körblein. Er lächelte im Schlafe, und ſein Angeſicht und die rothe Wange war von dem wankenden Buchlaube lieblich beſchattet.

Sie eilte wieder zu ihrem Netze, und ſtrickte eifrig fort, bis es vollends fertig war. Ueber der Arbeit verfloſſen ihr ein Paar Stunden wie ein Paar Augenblicke. Sie wollte nun den kleinen Auguſt wecken; allein ſie fand ihn nicht mehr unter dem Baume. „Das fleißige Kind iſt mit ſeinem Körblein ſchon wieder bei der Arbeit!“ ſagte ſie freudig. Ach, ſie ahnete nicht, was für ein Jammer auf ſie warte! Sie ging wieder und breitete das Netz auf dem grünen Raſen aus. Sie fand hie und da noch etwas daran auszubeſſern. So verfloß wieder eine gute Weile. Als aber der Knabe mit ſeinem Körblein noch immer nicht kam, wurde ſie um ihn beſorgt. Sie ſuchte ihn im ganzen Walde, der etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit war; allein nirgends fand ſie ihn. Sie rief wohl hundertmal: „Auguſt! Auguſt!“ Allein ſie vernahm keine Antwort.

Es wurde ihr nun ſehr bange; ſie fühlte eine wahre Todesangſt. „Sollte er,“ ſprach ſie, „meiner Warnung, die ich ihm ſo oft, ſo ernſtlich wiederholte, vergeſſen und ſich an das Waſſer gewagt haben!“ Sie zitterte ſchon bei dem Gedanken, und lief an den Fluß. Auch da ward ſie nichts von ihm gewahr. Nun eilte ſie weinend und wehklagend in das Dorf. Eine Menge Leute verſammelte ſich um die jammernde Mutter. Alle hatten Mitleid mit ihr; beſonders ihr Bruder. Kein Menſch aber wußte etwas von dem Kinde. Indeß beſchloß die ganze Schaar einmüthig, das Kind zu ſuchen. Einige begaben ſich in den Wald, Andere in die umliegende Gegend, wieder Andere an den Fluß, den Knaben aufzuſuchen. Die Nacht brach ein, und nirgends hatte man eine Spur von ihm erblickt.

„Wenn er in der Donau ertrunken iſt," ſagte einer der Fiſcher aus dem Dorfe, „ſo finden wir die Leiche gewiß. Wir kennen ja den Zug des Waſſers. Dort unten auf dem Kiesgrunde, wo der große Weidenbaum ſteht, wirft es ihn ſicher wieder aus."

Die Mutter ſchauderte über dieſe Rede zuſammen, kehrte troſtlos in ihre Hütte zurück, und durchwachte und durchweinte da einſam die Nacht. Sobald ſich die Morgenhelle zeigte, eilte ſie an den Fluß, die Leiche ihres geliebten Kindes vielleicht dort zu finden. Ja, mehrere Tage, mehrere Wochen ging ſie alle Morgen und Abende mit erſchrockenem Herzen dahin, und wanderte jammernd am Strome bald aufwärts, bald abwärts. Die Fiſcher, die in der Morgendämmerung auf dem Fluſſe an ihr Tagwerk fuhren, oder am ſpäten Abende davon zurück kehrten, ſahen ſie oft ſo wandeln und die Hände mehrmals zum Himmel erheben, und wurden alle herzlich betrübt.

So verging eine geraume Zeit. Die Leiche kam nicht zum Vorſchein; die Mutter ſah und hörte nichts mehr von dem Kinde. Sie war immer unausſprechlich betrübt. „In ſo kurzer Zeit,“ ſprach ſie, „meinen ſo guten Mann und mein ſo liebes Kind zu verlieren — ach, das iſt zu hart! Wenn ich nicht dächte, Gott habe es ſo geſchehen laſſen, ich müßte verzweifeln.“ Sie machte ſich oft ſelbſt die bitterſten Vorwürfe. „Ich hätte beſſer auf das Kind Acht geben ſollen!“ rief ſie weinend und die Hände ringend. „O ihr Mütter,“ ſagte ſie zu den Weibern des Dorfes, die ſie tröſten wollten, „ſpiegelt euch an mir, und ſeyd vorſichtiger!“

Die arme Theodore ſah vor Kummer nach und nach ſo blaß aus, wie eine Leiche, und ſchwand dahin, wie ein Schatten. Als ſie in ihrer ſchwarzen Kleidung, die ſie noch ihres verſtorbenen Mannes wegen trug, einige Wochen nach Verluſt des Kindes, am Sonntage in die Kirche kam, ſagten die Leute zu einander: „Die arme Dore! Sie folgt ihrem Manne und Kinde gewiß bald nach in das Grab!“

Der Pfarrer des Dorfes, ein ehrwürdiger Greis, der an den Schickſalen ſeiner Pfarrkinder den herzlichſten Antheil nahm, hatte ſie ſchon einige Male in ihrer Hütte beſucht, und ſie getröſtet. Allein als er ſie dieſes Mal in der Kirche ſah, war ihm ihr blaſſes, tiefbetrübtes Angeſicht recht aufgefallen. Er ließ ſie nach dem Gottesdienſte rufen. Als ſie in das Zimmer trat, ſaß der gute Greis, ſeine ſchneeweißen Haare mit einem ſchwarzen Sammetkäppchen bedeckt, an ſeinem Pulte und ſchrieb eben etwas in das Pfarrbuch ein. Er grüßte ſie freundlich und ſagte: „Wartet nur ein klein wenig, ich bin den Augenblick fertig.“ Theodore betrachtete indeß ein kleines Gemälde, daß in einem runden, ſchön vergoldeten Rämchen an der Wand hing. Sie wurde davon ſehr gerührt, und die Thränen floſſen ihr über die Wangen.

„Nun,“ ſprach der Pfarrer, „indem er die Feder ausſpritzte und aufſtand, gefällt Euch das Bild?“ „Ach ja,“ ſagte Theodore; „es iſt ſehr anmuthig. Mir kommt das Weinen, indem ich es anſehe.“

„Wißt Ihr auch, wen es vorſtellt?“ fragte der Pfarrer weiter. „O ja wohl,“ ſagte Theodore, „es iſt ein Muttergottesbild. Ich habe die ſchmerzvolle Mutter, wie ſie den Tod ihres lieben Sohnes beweint, noch nie ſo ſchön gemalt geſehen.“

„Nun,“ ſprach der Pfarrer, „eben ſie iſt das ſchönſte und das troſtreichſte Beiſpiel für Euch. Betrachtet deßhalb dieſes ihr Bildniß nur recht! Seht, das Schwert in ihrer Bruſt iſt ein Sinnbild des tiefſten Schmerzens, der ihr bei dem blutigen Tode ihres göttlichen Sohnes, nach Simeons Weiſſagung, gleichſam das Herz durchbohrte. Ihre Augen voll Thränen, die ſie, ſo wie die feſt zuſammen gepreßten Hände, zum Himmel erhebt, zeigen von ihrer Andacht und von ihrem Vertrauen auf Gott. Die goldenen Strahlen aber, die um ihr Haupt glänzen, bedeuten ihre Verherrlichung im Himmel, zu der ſie durch ihre Geduld im Leiden und ihre Ergebung in den göttlichen Willen gelangte.«

»Gute Theodore!« fuhr er fort, »Ihr habt viel verloren — Euren Mann und Euer Kind! Ein zweiſchneidiges Schwert hat auch Euer Herz durchbohrt. Allein blickt, wie Maria, zum Himmel auf! Ergebt Euch in Gottes Willen! Vertraut auf Ihn! Betet um Troſt, um Kraft von Oben. Ihr wißt ja, Maria ſtand, im Vertrauen auf Gott und von Gottes Gnade geſtärkt, aufrecht unter dem Kreuze. Der Glaube, mit dem ſie bei der Freudenbotſchaft des Engels ſprach: »Sieh, ich bin die Magd des Herrn; mir geſchehe nach Seinem Willen!« — erfüllte auch in den Stunden des Leidens, in ihrer tiefſten Trauer, ihr Herz und ließ ſie nicht ſinken. Nur der Glaube, daß Gott Alles recht mache, daß gerade dies, was Er geſchehen läßt, das Allerbeſte ſey, kann auch Euch aufrecht halten, daß Ihr dem Schmerzen nicht unterliegt. Vergeßt daher das ſchöne große Ziel aller unſrer Leiden nicht. Die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbar werden. Durch Leiden wird die Tugend vollendet; bald vorüber gehende Leiden führen zu ewigen Freuden. Selbſt Chriſtus mußte durch Leiden in ſeine Herrlichkeit eingehen; auf dieſem Wege folgte Ihm Maria — und auch für uns gibt es keinen andern Weg zum Himmel.«

Theodore hörte ihm ſehr gerührt zu, und fand an dem ſchönen Bilde ein großes Wohlgefallen. Sie konnte es nicht genug betrachten. »Ich will dem Beiſpiele der ſchmerzvollen Mutter folgen,« ſagte ſie; »ich will zum Himmel aufblicken — beten — glauben — und von Herzen ſagen wie ſie: »Herr, dein Wille geſchehe!«

»Gut,« ſagte der Pfarrer; »das iſt recht, das freut mich!« Dem edlen Manne war nichts zu koſtbar, eine trauernde Seele zu tröſten. Er nahm das ſchöne Bildniß von der Wand, gab es der armen Fiſcherin und ſprach: »Damit Ihr Euren ſchönen Vorſatz nicht vergeſſet und ihn halten möget, ſo nehmt das Bild mit nach Hauſe. Ich ſchenke es Euch. Wenn Euch das Herz wieder zu bluten anfängt und Ihr darinnen gleichſam das zweiſchneidige Schwert fühlet, ſo werft einen Blick auf das Bild — erneuert Euren Vorſatz — und die Wunde wird mit Gottes Hülfe nach und nach heilen, und droben im Himmel wartet dann Eurer auch eine herrliche Krone.«

Theodore folgte der Ermahnung des guten Pfarrers, und ihr Schmerz wurde um vieles milder. Nur wann ſie an dem Baume vorbei kam, unter dem ſie ihren Auguſt das letzte Mal geſehen hatte, ging ihr allemal ein Stich in das Herz. Dá kam ihr denn einmal der Gedanke, eine Vertiefung in den Baumſtamm zu ſchneiden, und das ſchöne Bild hinein zu ſetzen. „Der Baum,“ ſagte ſie, „macht mich immer aufs neue traurig; dann aber werde ich hier auch immer neuen Troſt finden.“ — „Ach,“ ſeufzte ſie, „andere Mütter ſetzen ihren verſtorbenen Kindern auf dem Gottesacker ein kleines Denkmal; der Baum mag dann das Denkmal meines lieben Auguſts ſeyn.“

Sie ſagte dem guten, alten Pfarrer von ihrem Einfalle, und er hatte nichts dagegen. „Da Euch das Troſt bringt,“ ſagte er, „ſo thut es immerhin.“ Sie ſchnitt nun mit vieler Mühe eine runde Vertiefung, etwa ſo groß wie eine Fenſterſcheibe, in den Baumſtamm, fügte das Bild hinein — und wann ſie nun an dem Baume vorbei kam und ihr das Herz ſchwer wurde, blickte ſie auf das ſchöne Bild, und ſagte: „Auch ich will eine Dienſtmagd des Herrn ſeyn, wie Maria; auch mir geſchehe nach ſeinem Willen!“ — und ihr ward allemal wieder leichter um das Herz.

2.

Herr Wahl.

Indeſſen die trauernde Mutter ihren lieben Auguſt als todt beweinte, hatte der kleine, wenige Monate mehr als fünfjährige Knabe einen Weg von mehr als hundert Stunden zurück gelegt, war in der großen Kaiſerſtadt Wien angekommen, lebte da friſch und geſund in einem prächtigen Hauſe, das einem Pallaſte glich, war ſo ſchön und zierlich gekleidet, als wäre er von adeliger Geburt, und was noch mehr war, als alles dieſes — er wurde auf das ſorgfältigſte erzogen, und von den beſten Lehrern in allem Guten und Nützlichen unterrichtet.

Dieſe wunderbare Veränderung ergab ſich auf eine ſehr einfache Art. Nachdem Auguſt dort unter der Buche erwacht war, und ſich die Augen ausgerieben hatte, ſuchte er ſogleich wieder im Walde nach Buchnüſſen, und hatte ſein Körblein bald wieder über die Hälfte gefüllt. Allein jetzt traf er lange keinen Buchbaum mehr an, und kam zuletzt, auf der Seite gegen den Fluß hin, aus dem Walde heraus. Da lag ein großes Schiff an dem Ufer. Das Schiff hatte hier nur angelegt, um noch auf einige Reiſende zu warten, die mitfahren wollten.

Die Schiffsgeſellſchaft, die aus mehreren, theils ſehr reichen, theils minder wohlhabenden Familien beſtand, war an das Land geſtiegen. Die Eltern gingen auf dem ſchönen grünen Raſen am Ufer auf und ab, ſich eine kleine Bewegung zu machen; ihre Kinder ſuchten indeſſen auf einem Kiesplatze am Waſſer bunte Steinchen. Die Kinder erblickten den kleinen Auguſt, kamen herbei, und guckten, was er in ſeinem Weidenkörblein habe. Die netten, braunen Buchfrüchte, die ſie noch nicht kannten, gefielen ihnen. „Das ſind ſonderbare Baumfrüchte,“ ſagte die kleine Antonie, ein liebliches Kind, etwas jünger als Auguſt, und zierlich wie ein Fräulein gekleidet. „Solche kleine dreieckige Kaſtanien habe ich noch nie geſehen.“ „Nein,“ ſagte Auguſt, der noch nie etwas von Kaſtanien gehört hatte, „das ſind keine ſo ſeltſamen Dinger, wie du meineſt; das ſind Büchelein, und man kann ſie eſſen.“ Er theilte mit vollen Händchen den Kindern davon aus, und es entſtand ein großer Jubel unter ihnen. So viele fröhliche Kinder beiſammen zu finden, machte dem guten Auguſt die größte Freude. Dieſes Glück war ihm gar noch nie begegnet; denn nur ſelten hatte er ein Kind aus dem Dorfe zu ſehen bekommen. Er geſellte ſich zu den Kindern, nnd ſie theilten mit ihm, was ſie eben hatten, Birnen und Pflaumen.

Auguſt war nun ſehr begierig, das Schiff näher zu beſehen. Es war das erſte große Schiff, das er in der Nähe erblickte. Das ſchwimmende Haus darauf, größer als ſeine Hütte, kam ihm ſehr wunderbar vor. Die Kinder nahmen ihn mit in das Schiff. Antonie führte ihn in das tapezirte Zimmer, das für die vornehmere Reiſegeſellſchaft beſtimmt war. „Ei," rief Auguſt erſtaunt, „in dieſem Hauſe iſt eine ſchönere Stube, als bei mir daheim." Antonie und ſeine übrigen neuen Geſpielen zeigten ihm nun ihre Spielſachen. Auguſt war über den Anblick all der Herrlichkeiten entzückt, und dachte nicht mehr an das Heimgehen. Indeſſen ſtieß das Schiff, ohne daß Auguſt in der Schiffsſtube etwas davon merkte, vom Lande, und ſchwamm majeſtätiſch den Strom hinab.

Niemand auf dem Schiffe hatte dem Knaben eine ſonderliche Acht gegeben. Die Reiſenden, die ſich ſchon früher auf dem Schiffe befanden, glaubten, er gehöre den Leuten, die erſt neu angekommen waren; die Neuangekommenen aber meinten, er gehöre zur frühern Reiſegeſellſchaft. Erſt gegen Abend, als Auguſt anfing laut zu weinen und zu ſeiner Mutter verlangte, bemerkten die Leute, daß ſich ein fremdes Kind auf dem Schiffe befinde. Sie erſtaunten nicht wenig, und es entſtand kein geringer Lärm auf dem Schiffe. Einige jammerten und bedauerten Mutter und Kind; andere lachten über den ungebetenen, kleinen Reiſegeſellſchafter; die Schiffsknechte aber zankten und drohten, den Knaben in das Waſſer zu werfen.

Jetzt kam der Schiffer herbei, und nahm den Knaben in das Verhör. „Sag' einmal, Kleiner," fing der ernſte, dicke Mann an, „aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe biſt du?" „Ich bin aus keiner Stadt und aus keinem Dorfe!" ſagte Auguſt. „Das iſt ſeltſam," ſprach der Schiffer, „irgendwo wirſt du doch zu Hauſe ſeyn." „Mein Haus," antwortete Auguſt, „ſteht im Walde, nicht weit vom Dorfe." „Nun gut," ſprach der Schiffer, „wie heißt aber das Dorf?" „Ha," ſagte Auguſt, „wie ſollte es denn ſonſt heißen, als Dorf? Meine Mutter nannte es nie anders. Jetzt läutet man im Dorfe zu Mittag, ſagte ſie, oder morgen geh' ich mit dir in das Dorf und kaufe Brod." „Wie heißen denn deine Eltern?" fragte der Schiffer verdrüßlich. „Mein Vater," antwortete Auguſt, „iſt ſchon geſtorben, und meine Mutter heißt man die Fiſchersdore." „Alſo, Theodore heißt ſie mit dem Vornamen," ſprach der Schiffer; „wie heißt ſie aber mit dem Zunamen?" „Sie hat keinen andern Namen, als Dore," ſagte der Kleine; „ſie hat auch oft geſagt, man dürfe den Leuten keine andere Namen geben; denn das ſeyen Spitznamen." Der Schiffer ſah wohl, von dem unerfahrnen Kinde, das noch nicht einmal einen Begriff von einem Zunamen hatte, ſey wenig Auskunft zu erhalten.

Er wurde ſehr unwillig und rief: „Ich wollte, der Kukuk hätte dich wo anders hingeführt, als auf mein Schiff." Der gute Kleine, dem noch die Augen voll Thränen ſtanden, antwortete ganz treuherzig und ohne alles Arg: „Der Kukuk hat mich nicht hieher geführt. Ich habe ihn gar noch nie geſehen; aber im Frühlinge habe ich ihn öfters gehört."

Alle im Schiffe lachten; der Schiffer aber war in großer Verlegenheit. Denn zum Unglücke floß hier die Donau eben durch eine unbewohnte, waldige Gegend, und weit und breit ſah man keinen Ort. Späterhin, da die Sonne bereits unterging, erblickte man endlich einen fernen Kirchthurm. „In jenes Dorf," ſprach der Schiffer, „will ich das Kind bringen, damit man es der Mutter zurückſtelle. Auch wir wollen, weil wir heute doch nicht mehr weit fahren können, dort übernachten." Allein Herr Wahl, Antoniens Vater, gab dieſes nicht zu. Er war ein reicher Kaufmann, der mehrere Kiſten voll Geld und Koſtbarkeiten mit ſich führte und ſich, ſo wie die übrigen Leute auf dem Schiffe, vor dem Feinde flüchtete; denn damals wurde Deutſchland eben von dem dreißigjährigen Kriege verheert.

„Ich wünſche zwar herzlich," ſprach Herr Wahl, „daß die bekümmerte Mutter ihr liebes Kind unverzüglich wieder zurück erhalte. Allein in dieſem

Augenblicke kann dieſes nun einmal nicht ſeyn! Der Feind iſt im Anzuge und nähert ſich dem Donauſtrom; ein Aufenthalt von einigen Stunden würde uns der Gefahr ausſetzen, dem Feinde in die Hände zu fallen, und alles das Unſrige zu verlieren. Fahrt in Gottes Namen weiter.“

Herr Wahl, der ſehr in Sorgen war, beſtand ſogar darauf, die Schiffer ſollten, weil der Vollmond eben aufging, die ganze Nacht hindurch fahren. Sie ſagten, das ſey gegen ihren Gebrauch. Allein, da er dem Schiffer und den Schiffsknechten viel Geld verſprach, ſo willigten ſie endlich ein, und fuhren bei dem hellen, klaren Mondſcheine die ganze Nacht hindurch.

Als die Sonne aufging, kam man an einem kleinen Dorfe vorbei, das nahe am Fluſſe lag. Der Schiffer erſuchte nun die Bauern, das Kind zu übernehmen, ſich in jener Gegend, aus der es her war, nach dem Wohnorte und der Mutter desſelben zu erkundigen, es der Mutter zu übergeben, und ſo an Mutter und Kind ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Allein die Bauern ſagten: „Wer weiß, wem der Knabe gehört? Es könnte leicht geſchehen, daß wir ihn nicht mehr los würden und ihn aufziehen müßten. Wir haben bei dieſen harten Zeiten der Armen ohnehin mehr als genug. Wir wollen uns keine neue Laſt aufbürden.“

Bald darauf erblickte man wieder ein Dorf, zur andern Seite des Stromes, das nicht weit vom Ufer entfernt und ſehr groß und anſehnlich war. Der Schiffer wollte nun zu dem Beamten oder Pfarrer gehen, um das Kind anzubringen. Er befahl daher, an das Land zu fahren. Allein mit einem Mal rief Herr Wahl: „Horcht! — Hört ihr den Donner der Kanonen? Der Feind iſt uns nahe. Wir dürfen keinen Augenblick verweilen. Vorwärts! Vorwärts mit dem Schiffe!“ Der Schiffer fürchtete, das Kind möchte am Ende gar ihm bleiben, und widerſprach dem Herrn Wahl. Bald wäre ein heftiger Streit entſtanden. Allein Frau Wahl, die gar eine gute, ſanfte Frau war, trat in das Mittel. Sie ſagte mit der ihr ganz eigenen Freundlichkeit leiſe zu ihrem Manne: „Wir wollen den ſchönen, holden Knaben annehmen; ſo thun wir ein gutes Werk und aller Streit hat ein Ende.“ Dieſer Vorſchlag gefiel dem Herrn Wahl ſehr wohl, und er rief ſogleich laut: „Fahrt zu! Ich nehme das Kind an, und werde weiter für dasſelbe ſorgen!“ Damit war der Schiffer vollkommen zufrieden, und Alle auf dem Schiffe lobten den edelmüthigen Entſchluß des Herrn Wahl.

Das Schiff kam glücklich in Wien an. Herr Wahl kaufte ſich hier ein ſchönes, großes Haus, und ſetzte ſeine Handelsgeſchäfte fort. Er ließ ſeine einzige Tochter Antonie von ſehr vortrefflichen Hauslehrern unterrichten, und Auguſt durfte an den

Lehrſtunden Theil nehmen. Der Kleine, ſo unwiſſend er noch war, zeigte einen ganz ungemeinen Verſtand, und machte im Lernen in kurzer Zeit ſolche Fortſchritte, daß Jedermann darüber erſtaunte. Dabei war er ſo beſcheiden und folgſam, ſo gefällig und freundlich, ſo von Herzen fromm, daß Herr Wahl und ſeine Frau ihn wie ihr eigenes Kind liebten. Die Gefühle der Gottesfurcht, deren Keim ſeine Mutter zuerſt in ſeinem Herzen belebt hatte, wurden nun immer lebhafter und kräftiger.

Herr Wahl bemerkte mit Vergnügen, daß Auguſt große Luſt zur Handlung zeige. Er verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich alle einem Kaufmanne nöthigen Vorkenntniſſe zu erwerben, und nahm ihn dann zu ſich auf ſein Arbeitszimmer. Auguſt leiſtete hier bald die trefflichſten Dienſte, und ehe er noch das zwanzigſte Jahr erreichte, war er ſchon im Stande, die wichtigſten Aufträge ſeines Pflegevaters glücklich zu vollziehen. Herr Wahl erweiterte ſeine Geſchäfte immer mehr; er übernahm große Lieferungen zur Armee, und gewann, wiewohl er ſich nie einen unrechtmäßigen Gewinn erlaubte, dennoch ſehr große Summen. Er ſah es wohl ein, wie viel er der Geſchicklichkeit, dem unermüdeten Fleiße und der unverbrüchlichen Redlichkeit ſeines Pflegeſohnes zu danken habe, und war darauf bedacht, ihn zu belohnen. Die kleine Antonie war indeß zur liebenswürdigen Jungfrau herangeblüht; ſie war an Geiſt und Herzen ohne Tadel, und ein rechtes Bild der Unſchuld und Schönheit. Herr Wahl gab ſie dem edlen Auguſt zur Ehe. Nach geendigtem Kriege erhob der Kaiſer den Herrn Wahl und deſſen Schwiegerſohn Auguſt, da Beide ihm gleich große Dienſte geleiſtet hatten, in den Adelſtand.

Auguſts Schwiegereltern konnten ſich des langerſehnten Friedens nur wenige Jahre erfreuen. Sie wurden von Auguſt und Antonie gleich innig geliebt und bis an ihr Ende aufs zärtlichſte verpflegt. Sie ſtarben bald nach einander mit dem Troſte, dieſe ihre geliebten Kinder in jenen ſeligen Wohnungen, wo ewiger Friede herrſcht, wieder zu ſehen.

Auguſt, nunmehr Herr von Wahlheim, gab ſeine Handelsgeſchäfte auf, und beſchloß in Bayern oder Schwaben ſich einen der Edelſitze zu kaufen, die durch den Krieg verwüſtet worden, und zu wohlfeilen Preiſen zu bekommen waren. Es wurden ihm mehrere angetragen. Er machte eine Reiſe dahin, nahm ſie in Augenſchein, und wählte das ſchöne Rittergut Neukirch, das ihm ganz beſonders gefallen hatte. Er traf ſogleich Anſtalt, damit das ſchöne, aber ſehr vergangene Schloß bald wieder hergeſtellt wurde, und reiste dann zurück nach Wien, ſeine Frau und ſeine zwei Kinder abzuholen.

Als Antonie an der Seite ihres Gemahls auf ihrem neuen Landſitze ankam, und überall noch die

Spuren des Elends erblickte, das der Krieg angerichtet hatte, wurde ſie ſehr betrübt. Denn mehrere Häuſer des Dorfes waren Schutthaufen, andere drohten den Einſturz, und ganze Strecken von Aeckern lagen unangebaut. „Ach, die armen, armen Leute,“ ſagte Antonie mit Thränen in den Augen; „wir müſſen ihnen helfen!“ Auguſt freute ſich, daß ſeine Gemahlin eben ſo geſinnt war, wie er, und verwendete einen großen Theil ſeines Reichthums dazu, ſeinen Unterthanen in ihrer großen Armuth zu Hülfe zu kommen. Er gab Bauholz her und ſtreckte Geld zum Bauen vor; er kaufte Samengetreide und Vieh ein, und theilte es unentgeltlich aus. Auguſt und Antonie ſahen ihr Schloß bald wieder von wohlgebauten Häuſern und reichen Kornfeldern umgeben. Die Bauern konnten ihren neuen Gutsherrn nicht genug preiſen, und kamen, ihm zu danken. Er aber ſagte: „Gott hat mich aus einem armen Knaben zu einem reichen Manne gemacht, und mich in Allem wunderbar geſegnet. Es wäre Undank, wenn ich von dieſem Segen Andern nicht mittheilen wollte. Ich freue mich, etwas zu Eurem Glücke beitragen zu können. Es gibt kein größeres Glück, als Andere glücklich zu machen.

3.

Die wunderbare Entdeckung.

Während Auguſt von Wahlheim ein reicher vornehmer Herr geworden war, hatte ſeine Mutter, die gute Theodore, manches harte Schickſal erfahren, und ein ſehr armes, jedoch bei ihrer Ergebenheit in Gottes Willen ſehr zufriedenes Leben geführt.

Bald nachdem ſie den kleinen Auguſt dort im Walde verloren hatte, zog ſich der Krieg auch in jene Gegend der Donau, wo ſie wohnte, und feindliche Soldaten beſetzten mit einem Male den Wald. Theodore verließ ihre einſame Hütte, und flüchtete in das Dorf zu ihrem Bruder, dem Beſitzer des väterlichen Hauſes. Allein auch hier war für ſie kein Bleiben. Das Dorf wurde während eines Treffens beinahe ganz in die Aſche gelegt, und die meiſten Einwohner zerſtreuten ſich. Auch Theodorens väterliches Haus war abgebrannt. Ihr Bruder ſuchte irgendwo als Fiſcherknecht unterzukommen; Theodore aber zog zu ihrer Schweſter, die wohl zehn Stunden weit entfernt war. Die Schweſter nahm ſie ſehr freundlich auf; ſie hatte viele Kinder, und Theodore half ihr dieſelben erziehen. Beide Schweſtern lebten zuſammen in Frieden und Eintracht, und erleichterten einander das

Leiden, das der Krieg über beide gebracht hatte. Nach vielen Jahren erhielten ſie aus ihrer Heimath einen Brief von dem Bruder. Er ſchrieb ihnen, daß ſeine Hausfrau geſtorben ſey, daß ſeine zwei Töchter während des Krieges ſich auswärts verheirathet hätten, und daß Theodore zu ihm kommen und ihm das Hausweſen führen möchte. Theodore kehrte daher wieder zurück in ihre Heimath.

Sie war kaum in dem Dorfe angekommen, ſo begab ſie ſich in den Wald, und ſuchte den Buchbaum mit dem ſchönen Bilde auf, das ſie bei ihrer eiligen Flucht nicht hatte mitnehmen können. Aber, lieber Himmel, wie war da Alles verändert! Der Weg, der einſt zu ihrer Hütte führte, war nicht mehr zu erkennen; er war mit hohem Graſe und dichten Geſträuchen bedeckt. Wo ehemals nur niedriges Geſträuch aufwuchs, erhoben ſich nun hohe Bäume mit weit ausgebreiteten Aeſten; viele alte, große Bäume hingegen, die Theodore ehemals wohl gekannt hatte, waren verſchwunden. Von ihrer armen hölzernen Hütte war ſchon lange keine Spur mehr zu ſehen; ſogar den Platz, auf dem ſie ehemals geſtanden, wußte ſie nicht mehr ſicher zu finden. Alles umher war ein dichter, faſt undurchdringlicher Wald. Theodore bemühte ſich lange vergebens, den Baum aufzufinden, unter dem ſie ehemals ſo viel geweint hatte. Sie drang durch

Dornen und Dickicht, und betrachtete jeden Buchbaum genau. „Wenn ich das ſchöne Bild auch nicht mehr finde,“ dachte ſie, „ſo muß die leere Oeffnung mir doch den Baum kenntlich machen, an dem ſich ehemals das Bild befand.“

„Macht Euch keine vergebliche Mühe, gute Mutter,“ ſagte ein alter Mann, der im Walde dürres Reisholz ſammelte. „Ich denke, der Baum ſteht ſchon lange nicht mehr. Wie es uns bei unſrer Zurückkunft in das Dorf ging, ſo geht es uns auch hier im Walde. Menſchen, die wir als Kinder zurückließen, ſind erwachſen; die damals erwachſen waren, ſind nun alte Leute; und die alten Leute jener Zeit liegen bereits alle im Grab. Der junge Nachwuchs verdrängt die alten Bäume. Alles in der Welt geht ſchnell vorüber — Menſchen noch ſchneller als Bäume. Wir haben dahier keine bleibende Stätte, und wollen nach jener trachten, die uns dort oben bereitet iſt, wo wir auf ewig zu bleiben haben.“ Der abgelebte Greis ging weiter, und Theodore gab die Hoffnung, den Baum zu finden, gänzlich auf.

Herr von Wahlheim wohnte mehrere Stunden von hier; allein der Wald, ſo wie das Dorf, worin Theodore jetzt lebte, gehörten zu der Herrſchaft, die er gekauft hatte. Eines Tages kam er nun in den Wald, den Leuten des Dorfes Holz für den Winter auszutheilen. Da die Waldungen ſehr verwildert waren, und mancher überſtändige Baum darin ſtand, ſo wollte er bei der Vertheilung ſelbſt zugegen ſeyn, damit das Holz mit Nutzen geſchlagen würde. Auch wollte er ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß jeder Dürftige ſeinen Antheil richtig bekomme. Er hatte die Hausväter dahin beſtellt, und ſchenkte bald dieſem, bald jenem einen Baum. Theodore war anſtatt ihres Bruders gekommen. Der Ordnung gemäß, nach der Herr von Wahlheim die Bäume vertheilte, traf der Baum, an dem er jetzt ſtand, ihren Bruder. Sie trat näher und ſagte, der gnädige Herr wolle verzeihen, daß ihr Bruder nicht ſelbſt komme; er ſey krank und könne das Bett nicht verlaſſen. Herr von Wahlheim dachte nichts weniger, als daß die alternde, dürftig gekleidete Frau ſeine Mutter ſey; eben ſo wenig fiel ihr es ein, der gnädige Herr, der ſchön und blühend wie das Leben, in einem feinen lichtbraunen Kleide, mit einem Diamantringe am Finger, vor ihr ſtand, ſey ihr Sohn. Er hatte, ohne ſie zu kennen, herzliches Mitleid mit ihr, und ſchenkte ihr den Baum.

Der Förſter machte Einwendungen. „Für die große, ſchöne Buche iſt es Schade,“ ſagte er. „Espen und Birken ſind für die armen Leute gut genug. Das Buchenholz ſollte für die gnädige Herrſchaft und die herrſchaftlichen Diener aufgeſpart werden.“ Der Herr von Wahlheim ſah den Förſter ernſthaft an, und ſprach: „Nicht bloß das Schlechte, was wir verſchmähen, müſſen wir den Armen geben; auch das Beſte ſollen wir, beſonders zur Zeit der Noth, mit ihnen theilen. Der Baum gehört hiemit der Schweſter des kranken Mannes, und überdies noch ſoll der Baum auf meine Koſten gefällt, das Holz zu Klaftern gemacht, und den armen Geſchwiſtern vor die Thüre geführt werden. Legt nur ſogleich jetzt Hand an, ihr Holzhauer, bevor ihr mein Holz ſpaltet.“

Er eilte weiter, ihr den Dank zu erſparen. Theodore ſah ihm mit Thränen in den Augen nach und ſagte: „Gott ſegne den guten Herrn!“ und ging dann ihres Weges.

Jetzt wären Mutter und Sohn, die ſich in dieſem Walde vor etlichen und zwanzig Jahren das letzte Mal geſehen hatten und ſich in dieſem Augenblicke, ohne einander zu erkennen, hier wiederſahen, wohl auf's neue und vielleicht auf immer von einander getrennt worden — wenn es Gottes heilige Vorſehung nicht ſchöner und beſſer gefügt hätte.

Zwei Holzhauer legten unverzüglich die Axt an den Baum. Er ſtürzte mit großem Gekrache zu Boden — und die Männer ſchrien erſtaunt auf: „Ein Wunder! Ein wahres Wunder!“ Der Baumſtamm war unten, wo er etwas morſch war, im Fallen zerbrochen; ein Stück von der Rinde war losgeſprungen, und die Männer erblickten in dem

Baumſtamm mit Einem Male das Bild, das Theodore ſo lange vergeblich geſucht hatte. Die Farben des lieblichen Bildes waren noch vollkommen friſch und lebhaft, und die im Feuer vergoldete Einfaſſung ſchimmerte im Glanze der Sonne, als wäre das Bild von hellen Strahlen umgeben. Die Holzhauer waren junge Männer, und wußten nichts von der alten Geſchichte des Bildes. „Das überſteigt unſern Verſtand,“ ſagten ſie zu einander, „wie das ſchöne Muttergottesbild in den Baum hineingekommen ſeyn mag. Man ſah doch außen an dem Baume keine Oeffnung; er war ganz mit Rinde umgeben und mit Moos bewachſen, wie die übrigen alternden Bäume des Waldes. Es iſt etwas ganz Unerhörtes; es iſt ein offenbares Wunder.“

Auf den Lärmen, den die Männer machten, kam Herr von Wahlheim herbei, der kaum zwei hundert Schritte davon noch mit Muſterung der Bäume und Austheilung des Holzes beſchäftigt war. Er nahm das Bild in die Hand und betrachtete es. „Wirklich,“ ſprach er, „es iſt ſehr ſchön; ich möchte faſt ſagen, ein Meiſterſtück! Das blaſſe wehmüthige Angeſicht und der rührende Blick zum Himmel ſind unvergleichlich ſchön, auch das ſanftrothe Gewand und der Faltenwurf des dunkelblauen Mantels ſind vortrefflich gemalt. Indeß iſt es leicht zu begreifen, wie das ſchöne Bild in den Baum kam. Irgend ein frommer Menſch ſchnitt eine Vertiefung in den Stamm, und that es hinein. Die Rinde iſt dann nach und nach, wie es bei dieſen Bäumen zu geſchehen pflegt, wieder darüber hergewachſen, und hat das Bild ſo in den Baum eingeſchloſſen.“

Allein plötzlich erblaßte Herr von Wahlheim; ſeine Hand, mit der er das Bild hielt, fing heftig an zu zittern. „Ja,“ ſagte er, „das iſt höchſt wunderbar!“ Er mußte ſich auf den Stock des abgehauenen Baumes niederſetzen, um nicht umzuſinken. Denn er hatte das Bild umgewendet und auf der Rückſeite die Worte geleſen: „Im Jahre nach Chriſti Geburt 1632, den 10. October, ſah ich hier unter dieſem Baume meinen einzigen Sohn Auguſt, ſeines Alters fünf Jahre drei Monat, das letzte Mal. Gott ſey mit ihm, wo er auch ſey, und tröſte, wie Er einſt Maria unter dem Kreuze getröſtet hat, mich — die betrübte Mutter, Theodore Sommer.

Wie ein Blitz ſchoß ihm der Gedanke durch den Sinn: „Dieſes verlorne Kind war ich! Name, Jahr und Tag treffen genau zu; dieſes Bild kam durch meine Mutter hieher.“

Indem er dieſes bei ſich dachte, eilte ſeine Mutter herbei. Sie hatte in dem Walde noch auf eine Nachbarin, mit der ſie nach Hauſe gehen wollte, gewartet, und die Nachricht von dem gefundenen Bilde, die ſich ſogleich durch den ganzen Wald verbreitete, mit Erſtaunen vernommen. „Ach, gnädiger Herr," rief ſie, „das Bild iſt mein; ich bitte Sie, geben Sie mir es. Sehen Sie, es ſteht noch mein Namen darauf; der ſelige Herr Pfarrer, den ich darum gebeten habe, hat ihn darauf geſchrieben. Auf mein Verlangen hat er auch die übrigen Worte beigefügt." „Ach," ſagte ſie weinend, indem ſie den umgeſtürzten Baum betrachtete, „ſo iſt alſo dieſes die Buche, unter der mein Auguſt das letzte Mal noch ſo ſüß und ſanft geſchlafen hat, bevor er mir genommen wurde! Wie oft ging ich, ſeit ich von meiner Flucht zurück kam, an dem Baume vorbei, ohne ihn wieder zu erkennen! Der Stamm des Baumes iſt noch einmal ſo dick geworden. — O mein Auguſt, ſo ſehe ich doch den Platz noch einmal, wo dich meine Augen zum letzten Male erblickten! Ach dich — dich — ſehe ich doch in dieſem Leben nicht mehr! Mir iſt es, als ſtünde ich an deinem Grabe!" Sie konnte vor Weinen nicht mehr reden.

Herr von Wahlheim, den ſchon der Namen ſeiner Mutter auf dem Bilde ſehr erſchüttert hatte, kam faſt außer ſich, in der armen Frau ſeine Mutter nun ſelbſt zu erblicken. Das Herz brannte ihm; er wollte ſchon aufſpringen und ſie mit dem Ausruf: „Mutter!" in ſeine Arme ſchließen. Allein er faßte ſich noch; es fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, die plötzliche Freude könnte ſeine Mutter tödten. Er nahm ſie freundlich bei der Hand, trocknete ihr mit ſeinem weißen Taſchentuche die Thränen ab, ſprach ihr Troſt ein, und brachte ihr nach und nach bei, ihr Sohn lebe noch, er kenne ihn wohl, ſie werde ihn ſicher wieder ſehen. Nach dieſen und ähnlichen Vorbereitungen ſprach er endlich das Wort aus: „Ich bin Euer verlorner Auguſt!“ Die Mutter ſank ihm mit dem einzigen Rufe: „Du!“ an die Bruſt und konnte vor Entzücken kein Wort weiter ſprechen. Beide hielten ſich lange ſtillſchweigend umarmt. Alle Umſtehenden weinten und ſchluchzten.

„Liebſte Mutter,“ ſagte Herr von Wahlheim endlich, „Gott hat Euren Wunſch für mich, den Ihr auf das Bild ſchreiben ließet, erfüllt! Er war mit mir, wo ich immer war und hat mich in Allem reichlich geſegnet. Er hat aber auch den Wunſch, den Ihr für Euch ſelbſt thatet, eben ſo treulich in Erfüllung gebracht. Er hat Euch getröſtet, wie Er Maria tröſtete, hat Euren Sohn Euch gleichſam von den Todten wieder gegeben, und ihn Euch in dieſem Leben noch lebend vor Augen geſtellt. Er hat uns unter dieſem Baume von einander getrennt, und an eben der Stelle uns wieder zuſammen geführt. Er hat das Bild in dem Baume ſicher und treulich aufbewahrt, und es im rechten

Augenblicke wieder zum Vorſchein kommen laſſen, damit wir uns unbezweifelt wieder erkennen möchten. Er hat ſich auch an uns als Denjenigen geoffenbaret, der alle Dinge zu unſerm Beſten leitet.«

»Ja,« ſagte die Mutter, »das hat Er, der liebe, gute Gott! Er hat dich mir genommen, weil ich dich aus zu zärtlicher Liebe vielleicht nicht gut erzogen hätte! Er hat dich mir wieder gegeben, um mein Helfer in der Noth, ja für die ganze Gegend umher ein tröſtender und hülfreicher Engel zu ſeyn. Alles, was Er thut, iſt Weisheit und Liebe. Sein Namen ſey geprieſen.« Alle Umſtehende ſtimmten mit ein und lobten Gott laut.

Herr von Wahlheim befahl nun dem Förſter, er ſolle dem Bruder der Theodore ſagen, ſie werde erſt morgen nach Hauſe kommen und dann ihren Sohn mitbringen. Theodore erſuchte ihre Nachbarin, den kranken Bruder indeſſen gut zu verpflegen. Hierauf ließ Herr von Wahlheim ſeine Kutſche kommen, half ſeiner Mutter einſteigen, ſetzte ſich neben ſie und fuhr mit ihr zurück auf ſein Schloß. Hier warteten neue Freuden auf die gute Theodore. Es war ihr bange, in ihrer geringen Kleidung vor ihrer Schwiegertochter, der gnädigen Frau, zu erſcheinen. Allein Antonie war zu edel, auf ſo etwas zu ſehen. Sie ging mit offenen Armen auf ſie zu, begrüßte ſie auf das freundlichſte, und ſchätzte ſich glücklich, die Mutter ihres geliebten Gemahls kennen zu lernen. Theodore weinte vor Freuden. Als ihr aber überdies noch ihre zwei Enkel, Ferdinand und Marie, vorgeſtellt wurden, beide hold und ſchön, und fromm und gut wie die Engel, ſo verging ſie faſt vor Freude und Entzücken. „Unausſprechlich,“ ſagte ſie, „war ehemals meine Traurigkeit; aber meine Freude iſt jetzt doch noch viel größer. Ich kann nichts als weinen — anbeten — und Gott danken. Guter Gott, da Du ſchon auf dieſer Welt die Leiden ſo in Freuden zu verwandeln weißt, wie wird es erſt bei Dir im Himmel ſeyn! Ja dort wartet gewiß eine überſchwängliche Seligkeit auf uns.“

Am folgenden Morgen ließ Herr von Wahlheim ſeine Kutſche anſpannen, und beſuchte mit ſeiner Mutter ihren kranken Bruder. Theodore blieb bei ihrem Bruder, bis er wieder geſund war, und zog dann auf immer in das Schloß. Denn Auguſt und Antonie wollten ſie durchaus bei ſich haben. Für Theodorens Bruder, ſo wie für deren Schweſter, wurde indeſſen auf das liebreichſte geſorgt. Herr von Wahlheim und ſeine Gemahlin waren zu vernünftig und zu gut, als daß ſie ihrer armen Verwandten ſich hätten ſchämen ſollen. Vielmehr luden ſie einmal alle, Eltern, Kinder und Enkel, auf Einem Tag ein, und gaben ihnen ein Freudenfeſt, bei dem Mutter Theodore die erſte Stelle einnehmen mußte. Die guten Leute waren über die Güte und Freundlichkeit, mit der ſie bewirthet wurden, entzückt und faſt immer ſtanden ihnen die Freudenthränen in den Augen.

Auguſt und Antonie erkundigten ſich bei dieſer Gelegenheit nach den Umſtänden eines jeden genau, und ließen mit großmüthiger, aber keineswegs unüberlegter Güte, einem jeden diejenige Unterſtützung angedeihen, die zu deſſen ſtandesmäßigem, bürgerlichem Fortkommen in der Welt nöthig war.

Das kleine Gemälde hatte Herr von Wahlheim an der ſchicklichſten Stelle des Wohnzimmers aufgehängt. „Es ſoll uns,“ ſagte er, „eine ſtete Ermunterung zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott ſeyn. Der unausſprechlich ſchöne Blick, mit dem Maria hier in dem Bilde zum Himmel aufblickt, ſoll uns noch oft zum Himmel erheben. Denn was kann uns bei allen Gefahren und Leiden dieſes Lebens mehr vor Sünde bewahren, zum Guten erwecken und im Leiden tröſten — als ein frommer Blick zum Himmel?“

Inhalt.

Seite
Der Kanarienvogel 3
Das Johanniskäferchen 47
Das Täubchen 59
Das Vergißmeinnicht 104
Die Kapelle bei Wolfsbühl 115
Die Krebſe 149
Der Kuchen 161
Der Diamantring 178
Das Marienbild 207

LUDWIG DER KLEINE AUSWANDERER

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Drittes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1841.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Ludwig,

der

kleine Auswanderer.

Erſtes Kapitel.

Das verirrte Kind im Walde.

Lorenz Linder, der Pächter eines kleinen Landgütchens zu Ellerſee, war mit Anbruch der Morgenröthe in den Wald gegangen, und hatte den ganzen Tag hindurch Holz gefällt. Als die Sonne ſich zum Untergange neigte, machte er ſich, mit einem großen Büſchel Reisholz auf dem Rücken und mit ſeiner Axt über der Schulter, auf den Weg nach Hauſe. Da hörte er aus einem Dickicht des Waldes eine kläglich jammernde Stimme. „Ach,“ ſagte Lorenz voll Mitleids, „das iſt ein Kind, das ſich in dem Walde verirrt hat. Ich will es aufſuchen, und auf den rechten Weg führen.“

Er drang mit Mühe durch das verwachſene Geſträuch, und kam auf einen grünen Platz, der rings von Schlehendornen und Haſelſtauden umgeben war, und in deſſen Mitte ein großer Eichbaum ſtand. Unter dem Baume kniete ein holder, lieblicher Knabe von etwa ſechs bis ſieben Jahren.

Der Knabe blickte mit ſeinen ſchönen, ſchwarzen Augen andächtig zum Himmel; die hellen Thränen floßen ihm über die röthlichen Wangen, und ſeine empor gehobenen Hände waren feſt gefaltet. Er war ſehr gut und zierlich gekleidet. Sein dunkelblauer Frack war von ſehr feinem Tuche; alle übrige Kleidungsſtücke waren weiß wie Schnee. Reichliche ſchwarze Locken hingen ihm auf die Schultern herab; den Hals trug er bloß, und ein ſchön geſtickter Halskragen vom feinſten Neſſeltuche war über das dunkelblaue Kleid ausgebreitet. Der bekümmerte Kleine hatte übrigens weder Hut noch Mütze bei ſich. Er wiederholte jetzt die Worte, die er ſchon mehrere Male laut ausgerufen hatte, noch einmal. „O mein Gott, mein Gott,“ rief er in franzöſiſcher Sprache, „erbarme Dich meiner!“

Lorenz verſtand kein Franzöſiſch. Allein der gute Knabe hatte die Worte ſo rührend ausgeſprochen, daß ſie dem ehrlichen Lorenz dennoch tief in das Herz drangen. Sobald der weinende Knabe den Mann erblickte, ſprang er auf, eilte auf ihn zu, nahm ihn freundlich bei der Hand, und bat, in gebrochenem Deutſch, inſtändig und flehentlich, ihn zu ſeiner Mutter zurück zu führen.

Lorenz fragte den Knaben, wo ſeine Mutter ſich aufhalte, und wie es komme, daß er ſich in dieſem Walde verirrt habe. Mit Mühe und öfterem Fragen verſtand Lorenz die Erzählung, die der

Kleine von ſeinem Unfalle machte, ſo ziemlich. Der Knabe war aus Frankreich, und hieß Ludwig. Seine Eltern hatten, als die Revoluzion ausgebrochen war, ſich nach Deutſchland geflüchtet. Ludwig war damals noch kaum drei Jahre alt geweſen. Sein Vater hatte einen der entflohenen Prinzen begleitet, und befand ſich gegenwärtig noch unter deſſen Gefolge. Die Mutter hatte ſich mit Ludwig indeſſen zu Trier aufgehalten. Als die franzöſiſchen Kriegsheere ſich der Stadt näherten, nahm Ludwigs Mutter auf's neue die Flucht. Auf ihrer Flucht war ſie nun heute in einem großen Dorfe unweit des Waldes angekommen. Ludwig war mit ſeiner Mutter von frühem Morgen bis Mittag in einer Kutſche geſeſſen, die gedrängt voll Flüchtlinge war. Er wünſchte, bis das Eſſen fertig würde, in dem Garten am Wirthshauſe ſich eine kleine Bewegung zu machen. Die Mutter erlaubte es ihm, verbot ihm aber ernſtlich, ſich aus dem Garten zu entfernen. Ludwig verſprach zu gehorchen, und ſprang voll Freude und ohne Hut in den Garten hinab. Allein da erblickte er einen Schmetterling von gar prächtigen Farben, und wollte ihn fangen. Der Schmetterling flog über die Hecke. Zum Unglücke ſtand die Gartenthür offen. Ludwig verfolgte das bunte, flüchtige Thierchen auf die große Wieſe, die an den Garten ſtieß. Nun ließ ſich auf einmal in dem nahen

Walde der Kuckuk hören. Ludwig hatte unter ſeinen Spielſachen einen Kuckuk gehabt, der ſehr artig aus Holz geſchnitzt und mit Farben bemalt war. In dem Geſtelle, auf dem der Vogel ſaß, befand ſich ein kleiner Blaſebalg, durch deſſen Bewegung man den Ruf des Kuckuks hervorbringen konnte. Ludwig freute ſich ſehr, jetzt einmal einen lebendigen Kuckuk zu hören; er wünſchte ihn auch zu ſehen, und dachte nicht mehr an den Schmetterling. Er ſprang ſogleich hinein in den Wald. Es war aber, als wolle der Vogel ihn nur zum Beſten haben; er ließ ſich von Zeit zu Zeit auf einem andern Baume tiefer im Walde hören, ohne daß Ludwig das Geringſte von ihm ſah. So wurde denn der arme Ludwig ſehr tief in den Wald gelockt. Es fiel ihm nun doch ein, wieder zu ſeiner Mutter zurück zu kehren. Er lief ſo ſchnell er konnte. Allein er wußte ſich nicht mehr zurecht zu finden. Anſtatt nach dem Dorfe zu laufen, entfernte er ſich immer mehr davon. Er irrte mehrere Stunden im Walde umher, und gerieth zuletzt ſo tief zwiſchen Büſche und dornige Geſträuche hinein, daß er keinen Ausweg mehr fand. Ermüdet und von heftigem Hunger gequält, war er unter dem Baume, unter dem ihn Lorenz fand, auf die Knie geſunken, und hatte mit heißen Thränen zu Gott gefleht, ihn aus dieſer äußerſten Noth zu erretten.

Lorenz ſprach: „Du haſt einen großen Fehler gemacht, mein lieber Ludwig, daß du dich durch die bunten Farben eines Schmetterlings und den luſtigen Ruf des Kuckus verleiten ließeſt, den Befehl deiner Mutter zu übertreten.“

Ludwig nickte treuherzig mit dem Kopfe, und weinte ſchmerzlicher.

„Nun, nun,“ ſagte Lorenz liebreich, „weine nicht mehr! Ich denke, Gott hat deine Reue angeſehen, und dein kindliches Gebet erhört. Ja glaube mir, Er habe dir verziehen, und dir Hülfe geſchickt. Danke Ihm nun dafür, dem lieben Gott, und verſprich Ihm, daß du künftig vorſichtiger ſeyn, und das vierte Gebot nicht mehr ſo leichtſinnig vergeſſen wolleſt. Du haſt nun erfahren, wie leicht ein Menſch, der nur ſeiner Augenluſt folgt, und jeder luſtigen Stimme Gehör gibt, auf Abwege und in große Noth gerathen könne.“

„Ach,“ fügte Lorenz noch bei, „es gibt in dieſer Welt noch manche bunte Dinge, die einen Menſchen leichter verführen können, als ein Schmetterling; und die lockende Stimme der Verführung kann beſonders die Jugend in größeres Unglück ſtürzen, als der Ruf des Kuckuks. Gott wolle dich davor bewahren, und dich glücklich und unbeſchädigt durch dieſe Welt führen. — Doch, nun komm mit mir; ich will dich wieder zu deiner Mutter bringen.“

Lorenz führte den Knaben auf einem ſchmalen Fußſteige, der nicht leicht zu finden war, aus dem Dickicht heraus auf den gewöhnlichen Weg.

Zweites Kapitel.

Die Nachtherberge.

Ludwig ging mit dem freundlichen Manne durch den Wald hin, nach Ellerſee zu. Unterwegs fragte ihn Lorenz, wie das Dorf heiße, in dem ſeine Mutter zu Mittag ſpeiſen wollte. Ludwig wußte es nicht zu nennen; er beſchrieb es aber. Er ſagte, es liege an einem Berge, auf dem ein ſchönes, großes Schloß aus dem Walde hervor rage.

„Das iſt Waldenberg,“ ſagte Lorenz; „es iſt aber über zwei ſtarke Stunden dahin. Du biſt zu müde, heute noch ſo weit zu gehen. Auch haſt du nicht zu Mittag gegeſſen, und wirſt wohl ſehr hungerig ſeyn. Mein Haus iſt gar nicht weit von hier. Da mußt du mit mir zuerſt auf die Nacht eſſen; dann nehm' ich dich zu mir auf ein Pferd, und wir galoppiren mit einander nach Waldenberg. In einer Stunde biſt du dann wieder bei deiner Mutter.“

Der lebhafte Knabe freute ſich ſehr, reiten zu dürfen, was er ſich ſchon lange vergebens gewünſcht hatte; allein noch mehr freute er ſich, heute noch ſeine Mutter wieder zu ſehen. Er hätte vor Freude hüpfen mögen, wenn er nicht ſo gar müde geweſen wäre.

Sobald Ludwig mit Lorenz aus dem dunkeln Walde heraus kam, erblickte er das freundliche Dörflein Ellerſee. Es lag an einem kleinen mit Erlen umkränzten See, und war eben jetzt herrlich von der untergehenden Sonne beleuchtet. Das Haus des guten Lorenz war ihnen das nächſte, und ſie hatten dahin nur mehr einige hundert Schritte.

Lorenzens Ehegattin, Mutter Johanna, kam mit ihrem kleinſten Kinde auf dem Arme, und von ihren übrigen fünf Kindern umgeben, ihrem Manne aus der Hausthüre entgegen, und rief jammernd: „Haſt du es ſchon gehört? Die franzöſiſchen rothen Huſaren ſind heute Mittags in Waldenberg angekommen, und vieles Fußvolk, das ihnen nachzog, hat bereits alle Ortſchaften jenſeits des Waldes beſetzt.“

Lorenz hatte in dem Walde von Allem, was in der übrigen Welt vorging, weder etwas geſehen, noch gehört. Er war daher über die Nachricht, die franzöſiſchen Krieger ſeyen ſo weit vorgedrungen, nicht wenig erſtaunt. Noch mehr aber erſtaunte die gute Hausmutter Johanna, daß Lorenz ſchon einen kleinen Franzoſen mit nach Hauſe bringe.

Sie betrachtete indeß die zarte, liebliche Geſtalt des Knaben mit Wohlgefallen. Die Kinder ſchauten ihn zuerſt eine Weile ſcheu und betroffen an; ſie näherten ſich ihm aber nach und nach, und die kleine Liſe ſagte: „Ich dachte Wunder, wie fürchterlich die Franzoſen ausſehen; allein wenn alle ſo hübſch und freundlich ſind, wie dieſer da, ſo werden ſie uns Kinder wohl nicht freſſen.“

Lorenz erzählte ſeiner Hausfrau, was er von dem Knaben wußte. Sie hatte großes Mitleid mit Ludwig, und ſagte: „Ach! da wird der arme Kleine wohl recht hungerig ſeyn; ich will daher machen, daß die Suppe bald fertig werde.“ Sie eilte in die Küche. Die Kinder plauderten indeß mit Ludwig, und die mangelhafte Art, wie er deutſch ſprach, beluſtigte alle ſehr.

Sobald die Mutter die Suppe brachte, ſetzte Ludwig ſich mit den Kindern ſogleich zu Tiſche, als wäre er da zu Hauſe. Mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit brachte er den Löffel voll heißer Suppe zum Munde, und hätte ſich beinahe die Lippen verbrannt. „Ach,“ rief er, da ihm das Wörtleinh eiß nicht ſogleich einfiel, „in das Supp' iſt viel Sommer!“ Die Kinder lachten, allein ſie verſtanden ſehr gut, was er ſagen wollte.

Der Vater fragte ihn während des Eſſens, in welchem Gaſthofe zu Waldenberg er eingekehrt habe. „In dem goldenen Wildbrett!“ ſagte Ludwig.

Er meint den goldenen Hirſch, ſprach der Vater, und verbot den Kindern ihr lautes Gelächter, obwohl er ſelbſt ſich des Lachens nicht ganz enthalten konnte.

Nach der Suppe brachte die Mutter eine große Schüſſel voll ſchöner, röthlicher Erdäpfel. Ludwig ſchälte ein Paar, ließ ſie aber unberührt auf ſeinem Teller liegen. Er war gewöhnt, die Erdäpfel nur als eine Beiſpeiſe zu eingemachtem Fleiſche zu eſſen. Er hätte gern ein eingemachtes Huhn gehabt, wußte es aber in dieſem Augenblick nicht zu nennen. Da blickte er durch das Fenſter, deutete auf die Thurmſpitze, auf der ein vergoldeter Hahn in der Abendſonne flimmerte, und fragte: „Was das?“ Die Kinder glaubten, er meine den Thurm, und ſagten: „Der Kirchthurm!“ „Nun wohl,“ ſagte Ludwig, „ſo koch mir jung Kirchthurm!“ Eltern und Kinder lachten nun zuſammen.

Der Vater erklärte ihm das luſtige Mißverſtändniß. Die Mutter aber ſagte: „Lieber Ludwig, junge Hühner wären für uns Landleute eine zu koſtbare Speiſe; wir verkaufen die Hühner, die wir ziehen, in der Stadt, um für das Geld andere Dinge einzukaufen, die uns nöthiger ſind.“ Indeß brachte ſie ihm etwas Butter zu den Erdäpfeln und gab ihm überdies noch ein Stück Butterbrod. Er aß Beides mit Luſt, und verſicherte, es ſchmecke und ſättige ſo gut, als der beſte Braten.

Nach dem Eſſen ſprach der Vater: „Heute, mein lieber Ludwig, können wir nicht mehr zu deiner Mutter reiten. Waldenberg und die ganze Gegend iſt von franzöſiſchem Kriegsvolke beſetzt, und da wäre es ſehr gefährlich, in der Nacht zu reiſen. Du mußt alſo ſchon bei uns übernachten, und Geduld haben; morgen frühe wollen wir dann ſehen, was zu thun iſt.«

Ludwig, der ſehr müde und ſchläfrig war, ergab ſich darein, ſo gern er heute noch ſeine Mutter geſehen hätte. Die ſorgſame Hausmutter Johanna machte ihm oben in der Schlafkammer ihrer Kinder ein reinliches Bettchen zurecht, und Ludwig ſchlief faſt augenblicklich ein.

Als die Mutter alle ihre Kinder zu Bette gebracht hatte, ging ſie vor die Hausthüre, und ſetzte ſich zu ihrem Manne auf die Bank. Denn hier ſaßen ſie an ſchönen Abenden nach vollbrachtem Tagwerke gewöhnlich noch eine Weile, überlegten, was morgen Alles zu thun ſey, redeten von der Erziehung ihrer Kinder, und dankten Gott für alle den Tag hindurch empfangene Wohlthaten.

Nachdem Beide eine Weile nachdenkend geſchwiegen hatten, ſagte Johanna: »Ich halte es für rathſam, daß du morgen vorerſt allein, ohne unſern kleinen Gaſt mitzunehmen, nach Waldenberg geheſt. Ludwigs Mutter, die ſich vor ihren Landsleuten geflüchtet, hält ſich wahrſcheinlich im Verborgenen noch dort auf, und wartet, bis der Knabe wieder aufgefunden iſt. Brächteſt du ihn nun ſogleich mit dir, ſo könnte das gar leicht Aufſehen erregen und der armen Mutter Gefahr bringen.“

„Da haſt du Recht,“ ſprach Lorenz. „Morgen will ich zuerſt allein dahin gehen, um der guten Frau Nachricht von ihrem Kinde zu bringen. Sobald der Tag anbricht, will ich mich auf den Weg machen, um ſobald möglich dahin zu kommen, und ſo ihr eine jammervolle Stunde zu erſparen.“

„Das thu',“ ſagte Johanna; „ach, ich kann mir denken, wie es der guten Mutter um das Herz ſeyn mag. Ich würde vor Jammer vergehen, wenn ich im fremden Lande eines meiner Kinder verloren hätte. Damit du aber auch eine Urſache angeben kannſt, warum du nach Waldenberg kommeſt, ſo will ich dir ein halbes Dutzend von unſern ſchönen, jungen Hühnern mitgeben, die jetzt eben groß genug, und auch ſo fett ſind, daß man ſie ſogleich braten kann.“

„Das iſt klug,“ ſagte Lorenz. „Die Hühner werden mir anſtatt eines Paſſes dienen, damit ich leichter durch die aufgeſtellten Wachen hindurch komme. Auch wird die Frau Hirſchwirthin, die gar eine brave Frau iſt, ſie mir ſehr gern abkaufen, um die fremden Gäſte gut zu bewirthen. Was aber die Hauptſache iſt, ſo kann ſie mir über die Mutter des kleinen Ludwigs ſicher die beſte Auskunft geben. Ich will alſo den Gang dahin wagen.“

„Es iſt allerdings ein kleines Wagſtück," ſagte Johanna; „allein da es ein Werk der Barmherzigkeit iſt, ſo wird es mit der Hülfe Gottes gelingen. Dies glaube ich feſt; ſonſt ließe ich bei dieſer gefährlichen Kriegszeit dich um alle Welt nicht gehen. Gutes zu thun, iſt aber der Beruf eines jeden Menſchen; und wer in ſeinem Berufe wandelt, der wandelt unter Gottes Schutz."

Drittes Kapitel.

Jammer einer Mutter.

Am andern Morgen, bald nach drei Uhr, da noch kaum die erſte Morgenhelle zu bemerken war, nahm der gutherzige Pächter Lorenz den Korb mit den Hühnern, hängte ihn an ſeinen Reiſeſtab, ſchwang ihn über die Schulter, und wanderte mit eiligen Schritten Waldenberg zu. Der rüſtige Mann kam deßhalb auch ſehr bald wieder zurück.

Als es eben auf dem Thurme zu Ellerſee ſieben Uhr ſchlug, trat er mit dem leeren Korbe und dem erlösten Gelde ſchon wieder in ſeine Stube. Johanna ſtand eben am Butterfaſſe. Er ſetzte ſich auf den nächſten Stuhl, und wiſchte ſich den Schweiß ab. „Ich habe eben ausgerührt," ſagte Johanna.

„Sieh, da haſt du ein Glas Buttermilch, nebſt einem Stücke Brod. Erzähle mir nun, was du in Waldenberg erfahren haſt.“

„Die Frau Hirſchwirthin,“ ſagte Lorenz, „erzählte mir die Geſchichte ſehr ausführlich; ich will ſie etwas kürzer faſſen. Schon am Morgen des vergangenen Tages ſah man durch Waldenberg eine Menge Kutſchen und Leiterwagen fahren; alle waren gedrängt voll Menſchen, die ſich vor den herannahenden franzöſiſchen Kriegsheeren flüchteten. Gegen Mittag kamen ſo viele Kutſchen mit franzöſiſchen Ausgewanderten, daß ſie in den Wirthshäuſern des Ortes kaum mehr ein Unterkommen finden konnten. Die bedauernswerthen Leute wollten bloß ein kleines Mittagsmahl nehmen, und ſobald ihre Pferde gefüttert waren, eilig wieder weiter fahren. Ludwigs Mutter, eine ſchöne Frau, von zartem, feinem Ausſehen, befand ſich unter ihnen. Als es Zeit zum Eſſen war, rief ſie dem Knaben, dem ſie erlaubt hatte, in den Garten hinab zu gehen; allein es war nichts mehr von ihm zu ſehen, noch zu hören. Indem ſie überall, in dem Garten, auf der nahen Wieſe und auf der Gaſſe ihn ängſtlich ſuchte, kamen plötzlich einige öſterreichiſche Dragoner in das Dorf geſprengt, und ſagten, daß die franzöſiſchen Huſaren ſogleich nachkommen würden. Man hörte in einiger Entfernung ſcharf ſchießen. Es entſtand ein allgemeiner Schrecken und ein großes

Getümmel. Die ausgewanderten Franzoſen ſprangen eilends vom Tiſche auf, und befahlen, augenblicklich anzuſpannen. Einige Herren halfen ſelbſt mit, die Pferde anzuſchirren und aus dem Stalle zu führen. Die Angſt und der Jammer der bekümmerten Mutter aber waren unbeſchreiblich. Sie war blaß wie eine Leiche, und lief, die Hände ringend und mit zerſtreuten Haaren umher; ſie bat, uneingedenk, daß die Leute die franzöſiſche Sprache nicht verſtanden, mit heißen Thränen und aufgehobenen Händen alle Menſchen, die ihr im Hauſe und auf der Straße begegneten, ihr den Knaben ſuchen zu helfen. Indeß hörte man immer furchtbarer ſchießen; es fiel Schuß auf Schuß bereits ſehr nahe an den Hecken und Weingärten des Dorfes. Die Reiſegefährten der Frau wollten ſie bereden, abzureiſen, indem ſie ſonſt in Gefahr ſtehe, gefangen nach Frankreich ausgeliefert zu werden. Allein ſie ſagte: „Lieber will ich ſterben, als mein Kind im Stiche laſſen.“

Einer der Ausgewanderten, ein ältlicher Mann, verſicherte ſie, der Kleine ſey mit ſeinen Geſpielen in der Kutſche, die in dem nächſten Gaſthofe angehalten, ſogleich bei dem erſten Lärmen abgefahren. Die Frau lief ſogleich ſelbſt hinüber in den Gaſthof, und fragte, ob das auch gewiß ſey. Die Wirthsleute ſagten: „Ja, ganz gewiß!“ — Ob die Leute die Frau nicht recht verſtanden haben, oder ob der alte Mann, der ſehr um die Frau bekümmert ſchien, die Leute nur angelernt habe, die Frau zu hintergehen, damit ſie nicht in Gefangenſchaft oder gar um das Leben komme, weiß ich nicht. Die arme Mutter wurde, todtenbleich und faſt ohnmächtig, von dem zitternden Greiſe in den Reiſewagen gehoben. Als der Wagen zu dem Dorfe hinaus fuhr, ritten die franzöſiſchen Huſaren auf der andern Seite des Dorfes herein, und ſetzten ſich zur Mahlzeit nieder, von der die Geflüchteten, beinahe ohne Etwas davon zu koſten, aufgeſtanden waren.“

„Das iſt ſehr traurig,“ ſagte Johanna; „aber ſag' doch, wer iſt die unglückliche Mutter? Wie heißt ſie? Und was iſt ſie ſonſt für eine Frau?“

Lorenz ſagte: „Man nannte ſie blos Madame Düval. Sie ſchien ehemals reich geweſen zu ſeyn; aber nun ſcheint ſie arm und dürftig. Ihre Kleidung von aſchenfarbenem Kattun war nur ganz einfach, wiewohl ſehr reinlich. Sie trug weder Gold, noch Spitzen. Die Kutſche, in der ſie kam, war ganz gemein, und ihr Koffer ſehr klein. Auch das Mittagsmahl, das ſie für ſich, ihren Ludwig und jenen alten Mann beſtellt hatte, war gar nicht prächtig, ja ſogar etwas ſparſam. Die Hirſchwirthin, die franzöſiſch ſpricht, und mir dieſes Alles erzählte, konnte übrigens die Frau nicht genug loben, wie verſtändig und beſcheiden ſie ſey.“

„Ach die arme Mutter!“ ſeufzte Johanna, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen floſſen. „Wie groß wird ihr Schrecken ſeyn, wenn ſie jene Kutſche einholt, und ihren geliebten Ludwig nicht darin findet. Wegen der nachſetzenden Kriegsheere kann ſie nicht zurück kehren, ihn aufzuſuchen; ſie weiß nicht, wie es ihm unter einem fremden Volke ergehen werde. Sie muß fürchten, ihn lange Zeit, oder gar nicht mehr zu ſehen. Wahrhaftig, ſie muß einen Todeskummer empfinden.“

„Ich bedauere die gute Frau von ganzem Herzen,“ ſprach Lorenz; „aber wo iſt denn ihr Sohn, der kleine Ludwig? Iſt er noch nicht aufgeſtanden?“

„Ach,“ ſagte die Mutter, „das gute Kind ſchläft noch ſanft und ſüß. Ich habe eben nach ihm geſehen. Der arme Kleine wird ſehr beſtürzt ſeyn, ſeine Mutter vielleicht Jahre lang nicht mehr zu ſehen.“

Lorenz ſprach etwas bekümmert: „Allein was fangen wir indeſſen mit dem Kinde an?“

„Das gibt ſich von ſelbſt!“ ſagte Johanna. „Gott hat uns das Kind zugeführt — und ſo behalten wir es, bis die Mutter wieder kommt, und das Kind wieder abholt. Ich denke, Gott hat es ſo gefügt, daß du eben nicht weit von dem alten Eichbaume vorbei gehen mußteſt, als das Kind unter dem Baume ſo herzlich betete.“

„Das denke ich auch!“ ſagte Lorenz. „Aber wenn der Krieg viele Jahre lang dauern, und die

Mutter gar nicht mehr zurück kommen würde, wenn ſie auf ihrer traurigen Flucht, auf der ſie ſicher Vieles auszuſtehen hat, erkranken und ſterben ſollte, — was machen wir dann mit dem Kinde?“

„Dann erziehen wir den armen Kleinen mit unſern Kindern,“ ſagte Johanna. „Wo Sechſe eſſen, iſt das Siebente auch mit — ohne großen Aufwand. Gott wird uns das Wenige, das wir haben, wenn wir es mit einem armen Kinde theilen, um ſo reichlicher ſegnen. Derjenige, der mit fünf Broden fünf tauſend Mann in der Wüſte ſpeiste, lebt noch!“

„Das iſt wahr,“ ſagte Lorenz. „Allein wenn gute Leute, die reicher ſind, als wir, ſich des Kindes erbarmen und es aufnehmen wollten, ſo wäre es mir doch lieb!“

„Wenn ſich ſolche Leute fänden, und ſich ſelbſt dazu erböten,“ ſagte Johanna, „ſo wäre mir das vielleicht auch recht. Allein bitten wollen wir ſie nicht darum. Die reichſten Leute ſind nicht immer die freigebigſten. Und auch die Freigebigſten unter ihnen könnten zwar mehr für den armen Knaben thun, als wir, aber mit willigerm Herzen könnten ſie es gewiß nicht thun. Ich fühle einmal ein Mutterherz zu dem Knaben, und du, liebſter Lorenz, — ich weiß es gewiß — biſt nicht weniger liebreich gegen denſelben geſinnt; du haſt ſicher ein Vaterherz für ihn.“

„Das wohl!“ ſagte Lorenz, und fing nun an zu rechnen, ob ſie bei dem geringen Ertrage ihres kleinen Pachtgutes ſo viel erübrigen könnten, den Knaben zu ernähren und zu kleiden. Lorenz kam aber mit ſeiner Rechnung nicht zurecht.

Allein Johanna unterbrach ihn, und ſagte: „Wenn man etwas Gutes thun will, muß man nicht gar ſo genau rechnen; man muß dem lieben Gott auch Etwas zutrauen. Ich dachte ſchon immer, wenn unſer kleiner Konrad uns verloren ginge, und unter landfremden Menſchen, etwa in Frankreich, hülflos und verlaſſen umher irrte — nicht wahr, da wünſchten wir wohl recht herzlich, daß gute Menſchen ſich ſeiner erbarmen, und ihm unter ihrem Dache und bei ihren Kindern ein Plätzchen gönnen möchten! Nun, was wir wollen, daß man uns thue, das ſollen wir auch Anderen thun.“ Die Thränen ſtanden ihr in den Augen, als ſie dieſes ſagte.

Lorenz ſprach ſehr gerührt: „Ich wollte das Kind ja von Herzen gern annehmen und erziehen; allein da wir ſelbſt nichts Ueberflüſſiges haben, ſo können wir das doch kaum thun.“

„Ei,“ ſagte Johanna, „wir Menſchen können mehr, als wir manchmal meinen! Du wollteſt mir ja auf dem nächſten Jahrmarkte ein neues Kleid kaufen; laß das gut ſeyn, und verwende das Geld für den armen Ludwig!“

„Du biſt doch eine eben ſo verſtändige als gutherzige Frau!“ rief Lorenz, indem ſeine bedenklichen Mienen verſchwanden, und ſeine gewöhnliche Fröhlichkeit wieder ſein ganzes Geſicht erheiterte. „Ja, ja,“ ſagte er, „ſo wollen wir es machen; und auch ich will mich mit meinem alten Sonntagsrocke noch ein Jahr länger behelfen. So iſt einſtweilen für den Knaben geſorgt. Wir wollen ihn alſo behalten. Der liebe Gott wird weiter ſorgen!“

In dieſem Augenblicke trat der kleine Ludwig, völlig angekleidet, zur Thüre herein, wünſchte Beiden ſehr freundlich guten Morgen, und bat Lorenz, nun ſogleich zu ſatteln, und mit ihm zu ſeiner Mama zu reiten.

„Lieber Ludwig!“ ſagte Lorenz, „deine Mutter iſt ſchon geſtern Mittags von Waldenberg abgereist, und jetzt viele Meilen weit von uns entfernt. Sie war ſehr bekümmert um dich; allein ſie konnte nicht dort bleiben. Die Huſaren vertrieben ſie. Jetzt ſtehen mächtige Kriegsheere zwiſchen ihr und uns, ſo, daß wir jetzt unmöglich zu ihr kommen können.“

Der gute Ludwig fing an ſchmerzlich zu weinen; er ſchluchzte vor Jammer und inniger Betrübniß. Mutter Johanna ſetzte ſich auf die Bank, ſtellte den weinenden Knaben zwiſchen ihre Knie, trocknete mit dem kleinen, weißen Taſchentuche, das er bei ſich hatte, ihm die Thränen ab, und ſagte liebreich:

„Weine nicht, liebſter Ludwig! Habe eine kleine Weile Geduld; dann wirſt du deine liebe Mutter wieder ſehen, und dann eine deſto größere Freude haben. Indeſſen will ich deine Mutter ſeyn, ſo wie mein Mann ſich als Vater gegen dich erweiſen wird. Alle meine Kinder werden dich lieben, als wäreſt du ihr Bruder. Alles, was wir haben, wollen wir mit dir theilen!“

Allein Ludwig wollte ſich nicht tröſten laſſen, und hörte nicht auf zu weinen. Da verſuchte Johanna ein anderes Troſtmittel. Sie ging mit ihm hinaus in den Hof am Hauſe, und ſagte zu Lorenz, er ſolle das Füllen aus dem Stalle führen. Lorenz that es. Ludwig hatte noch nie in ſeinem Leben ein junges Pferd geſehen, und wußte nicht, daß dieſes Pferdchen noch gar ſo jung ſey. Er rief daher voll Erſtaunen: „Ei, ein kleines Pferd! Ein kleines Pferd!“ Er betrachtete das hübſche Thierchen, das kaum drei Monate alt war, mit großem Wohlgefallen, und verſicherte, die Pferde, die er in der Stadt und auf der Reiſe geſehen habe, ſeyen alle ſehr groß; dies kleine Pferd aber finde er viel artiger. Lorenz ſetzte ihn auf das Pferdchen, und führte es in dem Hofe auf und ab. Ludwig hatte eine ganz ungemeine Freude, das erſte Mal zu Pferde zu ſitzen, und zwar auf einem ſo kleinen, niedlichen Pferde, das ganz für ihn geſchaffen ſchien. Aller Jammer war vergeſſen.

Er ſagte, wiewohl ſeine Wangen noch von Thränen naß waren, mit lachendem Munde: „Auf dieſem Pferde werde ich morgen oder übermorgen zu meiner Mutter galoppiren.“

„Dies,“ ſagte Johanna zu Lorenz, „hat geholfen, und die Traurigkeit des Knaben auf einmal in Freude verwandelt. Um bei einem Kinde eine Empfindung, die unangenehm oder gar unrecht iſt, zu überwinden, muß man ſie nicht geradezu beſtreiten, ſondern das Kind auf andere Gedanken zu bringen und in ihm andere Empfindungen zu erregen ſuchen. Dies thut auch bei Erwachſenen gut, wie ich es öfter an mir ſelbſt erfahren habe. Wann mir etwas im Kopfe herum geht, ſinge ich ein fröhliches Liedchen oder plaudere mit meinen Kindern von etwas Anderem, oder erzähle ihnen ein Geſchichtchen; oder ich ſehe in dem Garten nach, wie ſchön Alles wachſe und gedeihe, oder wie ſchön draußen auf dem Acker der Flachs gerathe, und wie lieblich er blühe. Neulich war ich gar übel aufgeräumt; da brachte mir die kleine Liſe ganz unerwartet einen Strauß von den erſten Maienblümchen, und ich wurde ſogleich wieder aufgeheitert und der beſten Laune. Freilich, wann ſchwerere Sorgen oder Leiden der Erde uns danieder drücken, da hilft ſo Etwas nicht mehr! Allein dann erhebe ich meine Gedanken zum Himmel, und denke an den lieben Gott, der für uns Alle ſorgt, und nach den kurzen Leiden dieſer Erde uns ewige Freuden gibt. Da wird es denn ſogleich beſſer mit mir, und ich bin wieder getroſt, heiter und fröhlich.“

Viertes Kapitel.

Die Landleute im Dorfe.

Die Ankunft des franzöſiſchen Knaben war ſogleich im ganzen Dorfe bekannt geworden, und machte großes Aufſehen. Es kamen den Tag über eine Menge Kinder und auch viele Mütter zu Lorenz in das Haus, um den fremden Knaben zu ſehen. Gegen Abend verſammelten ſich die Bauern unter der großen Linde, die mitten im Dorfe, nicht weit von der Kirche ſtand. Denn hier pflegten ſie, nach vollbrachtem Tagwerke, auf den Bänken zu ruhen, und bei vertraulichen Geſprächen eine Pfeiſe Taback zu rauchen. Dieſesmal war Ludwig das einzige Geſpräch. Ueber eine Weile kam der Ortsvorſteher, und ſetzte ſich zu ihnen. Lorenz bemerkte ihn durch das Fenſter, und ging mit Ludwig zu ihm hin, um ihm den Knaben vorzuſtellen. Lorenz erzählte, wie er das Kind in dem Walde gefunden habe, und ſagte dann: „Ich mache Euch hiemit die Anzeige, daß ich das Kind, bis die Mutter es abholt, bei mir behalten werde.“

Die Bauern lobten den Lorenz wegen ſeiner chriſtlichen Liebe; einige meinten jedoch, Lorenz habe ſchon Kinder genug zu ernähren; es ſey nicht klug von ihm, noch ein fremdes Kind anzunehmen. Einer der Bauern aber, Namens Krall, der kein guter Menſch und gegen Lorenz beſonders feindſelig geſinnt war, behauptete, man müſſe den jungen Franzoſen auf der Stelle aus dem Dorfe ſchaffen. „Denn bedenkt, Nachbarn!“ ſagte er, „die Ausgewanderten ſind Feinde Frankreichs; die franzöſiſchen Soldaten, vor denen wir keine Stunde ſicher ſind, werden es uns ſehr übel nehmen, daß wir ein Kind ihrer Feinde in unſerm Dorfe dulden. Sie werden es uns entgelten laſſen, unſer Dorf plündern, oder gar in Brand ſtecken. Ach du lieber Himmel,“ rief er, ſich recht wehmüthig ſtellend und mit kläglicher Stimme, „mir iſt's, ich ſehe unſer gutes Dorf ſchon in Flammen!“ — — „Ortsvorſteher,“ ſetzte er noch mit einem grimmigen Blick auf Lorenz bei, „ich mache daher den Antrag, daß Ihr den franzöſiſchen Knaben noch dieſen Abend durch den Gemeinde-Diener über die Gränze bringen laſſet — den Lorenz aber, der das Kind hieher ſchleppte, und ſich dadurch als einen Anhänger der Franzoſen offenbarte, und uns leicht hätte unglücklich machen können, zu einer gebührenden Strafe an Geld verurtheilet.“

Einige Bauern geriethen über die große Gefahr, in der das Dorf ſchwebe, in Schrecken, und ſtimmten dem Krall bei; andere aber, die mehr Verſtand und menſchliches Gefühl hatten, widerſprachen dem Krall mit Nachdruck. Es entſtand ein Wortwechſel, und die Bauern ſprachen ziemlich laut. Alle Leute im Dorfe, Jung und Alt, Weiber und Kinder, liefen zuſammen, theils um dem Streite zuzuhören, theils um den kleinen Franzoſen zu ſehen, über den der Streit angegangen war.

Als das Gezänk anfing bedenklich zu werden, kam der Pfarrer herbei, hörte eine Weile zu, und ſagte dann ſehr ruhig: „Liebe Freunde und Pfarrkinder! Ihr ängſtet Euch ohne Urſache; und die Gefahr für unſer Dorf, die Einige von Euch als ſehr groß anſehen, iſt gar nicht vorhanden. Die tapfern franzöſiſchen Krieger ſind zu edelmüthig, als daß ſie Euch ein Leid zufügen ſollten, weil Ihr dieſes unſchuldige Kind, das von ihrer bürgerlichen Uneinigkeit noch nichts verſteht, in Euer Dorf aufgenommen; Ihr werdet Euch vielmehr ihre Zufriedenheit und ihr Wohlgefallen erwerben, wenn Ihr dieſem armen, hülfloſen Kinde, das doch zu ihrem Volke gehört, freundlich und liebreich begegnet. Sollte jedoch Einer oder der Andere aus ihnen damit unzufrieden ſeyn, ſo legt nur alle Schuld auf mich allein. Sagt ihnen, ich habe Euch gerathen, das Kind in Euer Dorf aufzunehmen. Ich werde mich zu verantworten wiſſen. Ich halte es mit dem Ausſpruche: „Thue recht und fürchte Niemand.“

Der Pfarrer nahm hierauf den kleinen Ludwig liebreich bei der Hand, und ſtellte den holden lieblichen Knaben, der Thränen in den Augen hatte, daß wegen ſeiner ein ſo großer Streit entſtanden war, in ihre Mitte. „Seht,“ ſagte der Pfarrer, „ein ſolches Kind hat einmal unſer göttlicher Erlöſer in die Mitte ſeiner Jünger geſtellt und zu ihnen geſagt: „Wer Eines von dieſen Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ Ja, Er warnte die Jünger und ſprach zu ihnen noch weiter: „Sehet wohl zu, daß ihr Keines von dieſen Kleinen gering achtet; denn Ich ſage euch, ihre Engel ſehen beſtändig das Angeſicht meines Vaters, der im Himmel iſt. Euer Vater im Himmel will nicht, daß Eines von dieſen zarten Kleinen verloren gehe.“ So ſprach unſer göttliche Erlöſer. Nun, meine lieben Freunde! Dieſes arme Kind hier, der kleine Ludwig, war wirklich verloren; Lorenz, dieſer gute Mann, hat es gefunden, und es in ſein Haus aufgenommen. Wolltet Ihr ihm nun das wehren? Wolltet Ihr darauf beſtehen, das Kind ſolle verloren bleiben, und gleich einem verlornen Lämmchen in der Welt herum irren? Da würdet ihr die heiligen Engel Gottes, denen die Kinder lieb ſind, betrüben! Unſer göttliche Erlöſer, der Alles, was man einem ſolchen Kinde thut, ſo anſieht, als hätte man es Ihm ſelbſt gethan, würde übel mit Euch zufrieden ſeyn. Ihr würdet Euch dem himmliſchen Vater, der da will, man ſoll ſich ſolcher verlornen Kinder annehmen, offenbar widerſetzen! Nein, meine Freunde, das thut Ihr gewiß nicht; es würde Euch auch keinen Segen bringen. Wenn Ihr aber Alle gegen dieſes fremde Kind ſo liebreich geſinnt ſeyd, wie der mitleidige Lorenz — das wird Euch und Euren Kindern Segen bringen. Bedenkt, während wir hier unter dieſem friedlichen Baume verſammelt ſind, befinden ſich viele Eurer Söhne im Kriege, und ſind tauſend Gefahren von Kugeln und Schwertern ausgeſetzt. Sollte einer oder der andere von dieſen braven Jünglingen, fern von Eltern und Geſchwiſtern, unter freiem Himmel und auf hartem Boden, verwundet und blutend daliegen, und nach Hülfe ſeufzen — ſo wird Gott ihm auch gute Menſchen zuſchicken, die ſich ſeiner erbarmen. Glaubt mir, es wird Euch an Euren eigenen Kindern reichlich vergolten werden, was Ihr an dieſem verlaſſenen, fremden Kinde gethan habt.«

Die Mütter, Schweſtern und Bräute der entfernten jungen Krieger fingen an zu weinen; ja manchem Vater, manchem Sohne, manchem alten, betagten Greiſe ſtanden Zähren in den Augen. Alle verſprachen, die Ermahnung ihres ehrwürdigen

Pfarres zu befolgen, lobten den menſchenfreundlichen Lorenz, und tadelten den feindſeligen Krall, daß er ihnen eine eitle Furcht eingejagt habe, und ſie bald zu Thorheit und Sünde verleitet hätte. Der kleine Ludwig aber küßte dem Pfarrer dankbar die Hand, daß er ſich ſeiner ſo liebreich angenommen habe; und der Pfarrer ſprach freundlich, Ludwig ſolle ihn morgen beſuchen.

Fünftes Kapitel.

Der würdige Landpfarrer.

Ludwig machte ſich am folgenden Tage eine große Angelegenheit daraus, den Herrn Pfarrer zu beſuchen. Er bürſtete ſeinen blauen Frack reinlich aus, und bat ſeine Pflegemutter, ihm ſeine langen Haare zierlich auszukämmen. Er nahm, nachdem er erſt um Erlaubniß gebeten, des kleinen Konrads Strohhut, indem es ſich nicht ſchicke, ohne Hut Beſuche zu machen. Johanna ſagte, der einfache Strohhut werde ſich wohl nicht zu dem ſchönen Kleide ſchicken. Allein Ludwig verſicherte, das ſchicke ſich ſehr wohl; es ſey eben jetzt die neueſte Mode. Er ging nun in das Pfarrhaus, ließ ſich bei dem Herrn Pfarrer erſt melden, trat dann mit ſeinem

Anſtande und einer Verbeugung in das Zimmer, und ſagte in franzöſiſcher Sprache, er komme, dem Herrn Pfarrer ſeine Aufwartung zu machen, und ihm für die Güte, mit welcher geſtern Abends der Herr Pfarrer ſich für ihn verwendet habe, nochmal zu danken.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis und ein großer Kinderfreund, verſtand die franzöſiſche Sprache ſehr gut, und hatte in ſeiner Bibliothek auch mehrere franzöſiſche Bücher, die er ſehr ſchätzte und ſehr oft darin las; allein franzöſiſch reden konnte er nicht, weil er auf dem abgelegenen Dorfe, in dem er bereits vierzig Jahre lebte, nie Gelegenheit gehabt hatte, ſich darin zu üben. Er hieß alſo den Knaben in deutſcher Sprache willkommen, ließ ihn neben ſich auf das Kanapee ſitzen, und ſagte zu ihm: „Wiewohl ich, mein lieber Ludwig, bloß in deutſcher Sprache mit dir reden kann, ſo verſtehe ich deine Sprache dennoch ſehr wohl; zumal du eine ſehr deutliche und reine Ausſprache haſt. Rede du alſo immerhin mit mir franzöſiſch; ich werde, da du von unſerer Sprache das Meiſte verſtehſt, dir deutſch antworten, jedoch hie und da mit einem franzöſiſchen Worte nachhelfen.“ Das war dem kleinen Ludwig ſehr lieb, und er war nun ſehr beredt.

Dem Pfarrer ging es ſehr zu Herzen, daß der zarte, liebenswürdige Knabe von ſeiner Mutter getrennt worden, und in einem fremden Lande leben mußte. Er unterredete ſich daher ſehr liebreich und freundlich mit ihm, that mancherlei Fragen an ihn, und überzeugte ſich, daß Ludwig eine ſehr gute Erziehung genoſſen habe, und daß ſeine Mutter eine ſehr edle und gebildete Frau ſeyn müſſe.

„Nun, lieber Ludwig,“ fragte der Pfarrer unter Anderm, „haſt du auch ſchon angefangen, leſen zu lernen?“

„O ja,“ ſagte Ludwig; „ich kann franzöſiſch leſen, aber deutſch nicht.“

Der Pfarrer holte aus ſeinem Büchergeſtelle ein franzöſiſches Buch, das für Kinder geſchrieben war, legte es offen vor Ludwig hin, zeigte mit dem Finger auf eine kleine Erzählung, und ſprach: „Sieh, da lies einmal!“ Ludwig las mit großer Fertigkeit und vielem Ausdruck.

„Wer hat dich ſo ſchön und gut leſen gelehrt, lieber Ludwig?“ fragte der Pfarrer, nicht ohne Verwunderung.

„Meine Mutter,“ antwortete Ludwig; „ich hatte außer ihr nie einen Lehrmeiſter.“

Der Pfarrer hätte nun auch gern gewußt, ob der Knabe in der Religion unterrichtet ſey, und that deßhalb mehrere Fragen an ihn. Ludwig beantwortete alle ſehr gut, ja mit Andacht und gerührtem Herzen. Mit beſonderer Rührung ſprach er von der Güte Gottes gegen die Menſchen, von der göttlichen Vorſehung, die Alles, auch die Leiden, den Menſchen zum Beſten lenkt, vom Vertrauen auf Gott und dem Gebete, und von dem beſſern Leben dort in jener Welt, im Himmel, wo wir einſt alle hinkommen, wenn wir das thun, was der himmliſche Vater uns durch ſeinen lieben Sohn zu thun befohlen hat.

Der Pfarrer war ſehr erfreut und ſagte: „Ich ſehe wohl, deine Mutter hat dir jene Lehren beſonders eingeprägt, mit denen ſie in ihrem Leiden ſich tröſtete, und die auch wirklich in allen Leiden uns den beſten Troſt gewähren. Du haſt eine ſehr fromme, gute Mutter, liebſter Ludwig!“

„O ſie iſt ſo gut, ſo gut,“ ſagte Ludwig mit Thränen in den Augen, „und hat mich ſo lieb, daß ich es gar nicht ausſprechen kann! Sie iſt auch recht fromm! Jeden Morgen und Abend betete ſie mit mir, — beſonders für den Vater, daß wir ihn wieder finden mögen, und dann alle Drei wieder mit einander in unſer Vaterland zurück kehren dürfen. — Ach, die liebe Mutter war oft recht traurig, daß wir ſo aus unſerm Vaterlande verſtoßen wurden, und daß wir wegen des Krieges nicht zu meinem Vater kommen können. Ja, die Leute wußten gar nicht, wie traurig ſie oft war. Wann ſie Beſuch bekam, war ſie zwar immer heiter und klagte nie. Aber wann ſie in dem Zimmer ſo allein an ihrem Arbeitstiſchchen ſaß, da ſeufzte ſie oft, und blickte mit naſſen Augen zum Himmel!«

„Nun,“ ſagte der Pfarrer, „Gott wird ihr frommes Gebet und auch dein kindliches Flehen erhören!“

„Das glaube ich auch,“ ſagte Ludwig, „allein ich weiß nicht, wie das iſt! Als ich dort im Walde betete, erhörte mich Gott gleich, und ſchickte mir den Lorenz zu. Allein es iſt heute ſchon der dritte Tag, ſeit ich beſtändig bete, der liebe Gott wolle mich doch wieder zu meiner Mutter führen. Allein Er ſcheint gar nicht darauf zu achten. Ich begreiſe gar nicht, warum Er mich ſo lange vergebens bitten läßt. Wenn ich an ſeiner Stelle wäre, ich würde die Menſchen ſogleich erhören, und jedem geben, um was er bittet.“

„Da würdeſt du großes Unheil anrichten, mein lieber Ludwig!“ ſagte der Pfarrer. „Gott, der Allwiſſende allein weiß, was uns Menſchen gut iſt. Nach ſeiner Weisheit kann Er, der nichts als unſer Beſtes will, uns nicht immer ſo ſchnell erhören, oder uns gerade auf die Art helfen, wie wir es wünſchen. Die Wünſche der Menſchen ſind oft ſehr thöricht; ja manchmal würde auch das, was uns ſehr gut ſcheint, uns doch nicht zum Beſten gereichen. Indeß iſt ein frommes Gebet nie vergebens. Gott hilft oft ſpäter und anders als wir wünſchen, aber beſſer, als wir es immer wünſchen können. Für jetzt hat Gott für dich geſorgt, und dich zu guten Pflegeeltern gebracht; deiner lieben Mutter wird Er in ihren großen Leiden auch Troſt in das Herz geben, und ich denke, der Tag wird bald anbrechen, an dem Er dich wieder in ihre Arme zurück führt.“

„Ach, die liebe, liebe Mutter!“ rief Ludwig, und drückte beide Hände auf ſeine Bruſt, „ich kann es gar nicht ſagen, wie lieb ich ſie habe, und wie es mich ſchmerzt, daß ich durch meinen Leichtſinn die Leiden, die ſie ſchon hat, noch vermehrt habe. Sie wird ſehr in Sorgen um mich ſeyn, und oft weinen.“ Der arme Knabe brach ſelbſt in einen Strom von Thränen aus.

„Nun, nun, liebſter Ludwig,“ ſagte der Pfarrer, „ſey ruhig. Sich kümmern und plagen hilft nichts. Alles, was du jetzt thun kannſt, iſt dies — daß du für deine Mutter beteſt, und recht fromm und gut ſeyeſt, und fleißig lerneſt, um ihr Freude zu machen. Ich will dir täglich eine oder zwei Stunden Unterricht geben. Da du ſo gut franzöſiſch leſen kannſt, ſo mußt du nun auch das Schreiben lernen; und da du bereits ſo ziemlich gut deutſch ſprichſt, ſo will ich dich in deutſchen Büchern leſen lehren. Ich will mit Hülfe der franzöſiſchen Bücher, die ich habe, dich in Allem unterrichten, was ich für dich als nützlich erachte. Deine gute Pflegeeltern werden es gewiß gern zugeben. Grüße ſie mir freundlich, und komm' morgen zu dieſer Stunde wieder — und weine nun nicht mehr, liebſter Ludwig! Gott wird Alles recht machen, und dein und deiner Mutter Leiden noch in Freuden verwandeln.“

Ludwig beſuchte die Lehrſtunden, die ihm der Pfarrer gab, mit Herzensluſt, und ſie waren ihm die angenehmſten Stunden des Tages. Er war ſehr wißbegierig, hatte immer etwas zu fragen und ſeine Fragen veranlaßten Geſpräche, die für ihn ſo unterhaltend, als lehrreich waren. Er hatte ein ſehr gefühlvolles Herz, wurde von den ſchönen Lehren oft ſehr gerührt, und empfand die kindlichſte Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den edlen Mann.

Ludwig hätte ihm auch gern ſeine Dankbarkeit zu erkennen gegeben. Am Vorabende von dem Namenstage des Pfarrers, der Bonifazius hieß, bat Ludwig ſeine Pflegemutter, ihm einen Groſchen zu ſchenken. Die Mutter fragte, wozu.

„Ach,“ ſagte Ludwig, „ich möchte dem lieben, guten Herrn Pfarrer zu ſeinem Namensfeſte gern ein Geſchenk machen!“

„O mein lieber Ludwig,“ ſprach die Mutter, „was kannſt du für einen Groſchen kaufen, das den Herrn Pfarrer freuen könnte? Denn einen Groſchen wirſt du ihm wohl nicht ſchenken wollen?“

Ludwig ſagte: „Ihm einen Groſchen zu ſchenken, wäre allerdings ſehr unſchicklich. Ich werde ihm aber etwas kaufen, das ihm gewiß Freude machen wird. Der Herr Pfarrer iſt ein großer

Liebhaber von Blumen. Er hat viele Roſenſtöcke in ſeinem Garten, und freut ſich ſehr auf die Roſen. Allein noch ſieht man da nichts als Knoſpen. Auch in unſerm Gärtchen gibt es nur erſt Roſenknoſpen; und ſo iſt es in allen Gärten des Dorfes. Ich habe überall nachgeſehen. Allein vor dem Fenſter des Müllers ſteht ein Roſenſtock, der ſchon herrliche Roſen trägt. Ich bat den Knaben des Müllers nur um eine einzige Roſe; allein er wollte mir keine ſchenken, ſondern ſagte, für einen Groſchen wolle er mir eine zu kaufen geben.«

Mutter Johanna ſagte lächelnd: „Nun, das iſt ſchön, daß du den Herrn Pfarrer ſo in Ehren hältſt, und ſo viele Aufmerkſamkeit für ihn haſt; ſieh, da gebe ich dir den Groſchen mit Freuden.“

Ludwig eilte mit dem Groſchen in die Mühle, und ſprach zu dem Müllersknaben, er ſolle ihm nun die Roſe dafür geben. Der Müller, der dies hörte, ſagte: „Das iſt ein thörichter Einfall von dir, Ludwig, daß du für eine Roſe Geld ausgeben willſt. Warte noch vierzehn Tage, ſo kannſt du Roſen genug umſonſt haben. Allein ſo thöricht wie du handeln noch viele Menſchen, die ſich viel Geld koſten laſſen, um etwa zwei oder drei Wochen früher Baumfrüchte oder Gemüſe zu eſſen, die ſpäterhin wohlfeiler, und auch beſſer und ſchmackhafter zu bekommen wären. Man muß warten können; die Zeit bringt Roſen.«

Ludwig ſagte betrübt, daß er die Roſe nicht für ſich kaufen, ſondern dem Herrn Pfarrer ein Geſchenk zum Namenstage damit machen wolle. Da wurde der Müller ſehr freundlich. „Das iſt etwas Anders!“ ſagte er. „Das iſt ein herrlicher Einfall von dir! Stecke aber deinen Groſchen nur wieder ein, lieber Kleiner. Nicht nur eine Roſe ſollſt du haben, ſondern den ganzen Roſenſtock. Für unſern lieben Herrn Pfarrer iſt mir nichts zu viel.“

Wer war nun je glücklicher, als Ludwig ſich fühlte! Er trug den Roſenſtock wie im Triumphe nach Hauſe, ordnete ſeinen Anzug ſo zierlich als er konnte, eilte dann in den Pfarrhof, überreichte dem Herrn Pfarrer den Roſenſtock, und ſagte dabei ein Sprüchlein, das er kürzlich geleſen hatte: „Gott woll', Ihr Leben zu erfreuen, auf Ihre Wege Roſen ſtreuen.“

Der Pfarrer ſagte gerührt: „Wo nahmſt du doch den herrlichen Roſenſtock her, liebſter Ludwig?“

Als Ludwig nun erzählte, wie er zu dem Roſenſtock gekommen ſey, und der Pfarrer aus der Erzählung erſah, welche Angelegenheit ſich Ludwig daraus gemacht habe, ihn zu erfreuen, traten dem ehrwürdigen alten Manne die Thränen in die Augen. „Gott ſegne dich, liebſter Ludwig,“ ſagte er; „du gleicheſt jetzt noch einer dieſer zarten Roſenknoſpen; bleibe immer fromm und gut, und du wirſt ſchöner blühen, als dieſe vollen Roſen hier.“

Als Ludwigs Namensfeſt kam, ſchenkte ihm der Pfarrer ein kleines, franzöſiſches Gebetbüchlein, das er eigens für ihn aus der Buchhandlung hatte kommen, und ſehr ſchön in rothen Saſian mit Gold hatte einbinden laſſen. Er hatte auch den Spruch hineingeſchrieben: „Jugend und Schönheit welken dahin gleich den Blumen; wer aber den Willen Gottes thut, beſteht ewig.“

Ludwig hatte an dem ſchönen Büchlein eine unbeſchreibliche Freude. Er verſicherte, es ſey ihm das angenehmſte Geſchenk von der Welt, das man ihm nur immer hätte machen können. Allein es war auch das nützlichſte Geſchenk für ihn; denn es enthielt ſehr ſchöne Gebete, und Ludwig las darin Morgens und Abends, zu Hauſe und in der Kirche mit großer Andacht.

Sechstes Kapitel.

Das Landleben.

Der kleine Ludwig war in ſeinem neuen ländlichen Aufenthalte bald angewöhnt. Er gewann ſeine guten Pflegeeltern ſehr lieb, und ging mit ihren Kindern ſo vertraulich um, als wären ſie ſeine Geſchwiſter. Die Freundlichkeit, mit der Alle im Hauſe ihm begegneten, machte ihn vergeſſen, daß er ſich in einem fremden Hauſe befinde. Zwar hatte er noch immer eine große Sehnſucht nach ſeiner Mutter; allein er war deßhalb nicht traurig. Er tröſtete ſich mit der Hoffnung, die geliebte Mutter bald wieder zu ſehen; und die fröhliche Gemüthsart, die dem kindlichen Alter eigen iſt, und mit der beſonders Ludwig reichlich begabt war, verſcheuchte alle traurige Gedanken. Er war immer ſo fröhlich, ſo freundlich und dienſtfertig, und hatte ſo gute Einfälle, daß Alle im Hauſe ihn täglich lieber hatten. Ja in dem ganzen Dorfe war er bei Jedermann beliebt.

Die ländliche Koſt kam ihm anfangs etwas ſeltſam vor. Sogleich am erſten Morgen, an dem er ſich wieder heiter und fröhlich fühlte, machte er mit den Kindern einen Spazirgang um das Dorf und den kleinen See, um die Gegend zu beſehen. Sobald er aber zurück kam und in die Stube trat, fragte er, ob der Kaffee noch nicht fertig ſey?

Die Mutter lächelte und ſagte: „Lieber Ludwig! Wir haben dahier unſern eigenen Gebrauch, in den du dich fügen mußt. Einige vornehme Leute in der Stadt trinken den Kaffee ohne Milch; wir Landleute dahier trinken die Milch ohne Kaffee. Wir finden dieſes viel wohlfeiler; überdies iſt die Milch viel geſünder und ſchmeckt uns viel beſſer. Verſuch es einmal!“ Sie brachte eine Schüſſel

Milch und ein großes Stück Roggenbrod. Da Ludwig beinahe zwei Stunden lang die Felder und Wieſen durchwandert hatte, und der ſchöne Morgen ſehr warm geweſen, ſo ſchmeckte ihm die friſche Milch ſehr gut. Er ſagte, der beſte Kaffee würde ihm lange nicht ſo gut geſchmeckt haben, und er werde künftig zu ſeinem Frühſtücke anſtatt des Kaffees ſich immer Milch ausbitten. So ging es auch mit andern Speiſen. Er bekam ſelten Fleiſch, ſondern meiſtens nur Speiſen von Mehl, Milch und Butter, gekochtes Obſt und allerlei Gemüſe, was aber Johanna alles ſehr gut zu bereiten wußte. Er gewöhnte ſich ſehr gut daran. Da er auf dem Lande mehr Bewegung hatte, als in der Stadt, ſo hatte er auch mehr Appetit, und die Speiſen ſchlugen ihm auch beſſer an. Da er anſtatt des Zuckerbrodes nur ſchwarzes Brod, und anſtatt des Confektes bloß Obſt zu eſſen bekam, ſo waren ſeine Zähne ſchöner und weißer, als das reinſte und weißeſte Elfenbein. Ueberhaupt bekam er ein viel geſünderes Ausſehen, und blühte wie eine Roſe.

Das Angenehme des Landlebens hat wohl kein Menſch lebhafter gefühlt, als der kleine Ludwig. Da er, ſo lange er ſich denken konnte, in einer engen Straße der Stadt gewohnt hatte, ſo gefiel es ihm auf dem Lande ganz ungemein wohl, und er ſah faſt täglich etwas Neues, das ihm Freude machte. Seine Pflegemutter Johanna hatte für die Schönheiten der Natur vieles Gefühl, und ſuchte es auch in ihren Kindern zu wecken. Und da Ludwig in der deutſchen Sprache bewundernswerthe Fortſchritte machte, ſo konnte die liebevolle Pflegemutter ſich bald ungeſtört mit ihm unterhalten.

Eines Tages hatte Johanna die gewöhnliche Wohnſtube friſch ausweißen laſſen, die Fenſter und den kleinen Spiegel wohl gereinigt, und den Stubenboden nach Landesſitte mit feinem, weißem Sande beſtreut. Als Ludwig am andern Morgen in die Stube trat, betrachtete er die Stube, und ſagte: „Sie iſt nun wohl recht hell und freundlich; aber in der Stadt haben wir doch in einem viel ſchönern Zimmer gewohnt. Da waren ſchöne Landſchaften an die Wände gemalt, zwiſchen den Fenſtern hing ein großer Spiegel in einer goldenen Rahme, und der Fußboden war mit einem farbigen Teppiche bedeckt. So ſollteſt du deine Stube auch auszieren laſſen!“

„Lieber Ludwig,“ ſagte die Mutter, „wir Landleute haben nicht ſo viel Geld, uns ſo prächtig einzurichten. Dies iſt aber auch gar nicht nothwendig. Es wäre thöricht, wenn wir uns eine Landſchaft wollten an die Wand malen laſſen; wir ſehen ja hier in unſerer Stube immer die ſchönſte Landſchaft vor Augen. Sieh nur einmal durch das Fenſter! Wie ſchön blau iſt die Luft, wie lieblich grün ſind Feld und Wald, und ſieh nur, wie eben jetzt die

Bäume und dort der Kirchthurm im Morgengolde glänzen! So etwas kann kein Maler zu Stande bringen. Die blumige Wieſe, die ſich vor unſern Fenſtern ausbreitet, iſt ein ſo ſchöner, bunter Teppich, daß nie ein Prinz oder eine Prinzeſſin auf einen von ſchöneren Farben getreten iſt. Und der See dort, in dem ſich der Himmel, Wald und Felſen, und die Mühle mit dem neuen rothen Ziegeldache abſpiegeln, iſt ein größerer Spiegel, und viel herrlicher, als man in einem fürſtlichen Pallaſte einen finden kann. Meinſt du nicht?“

„O ja,“ ſagte Ludwig; „in der Stadt ſah ich nie etwas ſo ſchönes. Da ſah ich, wann ich zum Fenſter hinausſchaute, nur Dachziegel, Mauern und Pflaſterſteine. Auf dem Lande iſt es viel ſchöner!“

„Nicht wahr,“ ſprach die Mutter, „der liebe Gott hat unſern Aufenthalt auf Erden recht ſchön eingerichtet? Sag' einmal ſelbſt, hat Er nicht Alles, was wir ſehen, ſehr ſchön gemacht, und mit den lieblichſten Farben bemalt?“

„Ja, das iſt wahr!“ rief Ludwig; „Er iſt doch ein recht lieber, gütiger Gott. Das erkennt man auf dem Lande viel beſſer, als in der Stadt.“

Ludwig machte manchmal ſelbſt ſehr gute Bemerkungen über das Stadt- und Landleben. Lorenz ſtand mit allen den Seinigen im Sommer mit Aufgang der Sonne auf, und bald nach Untergang der Sonne gingen ſie zu Bette. Den Sommer über wurde in dem Hauſe kein Licht angezündet. Ludwig fügte ſich in dieſe Ordnung und ſie gefiel ihm ſehr wohl. Er ſah früherhin die Sonne nie aufgehen; nun aber konnte er die ſchönen, goldenen Morgen, die ihm ins Fenſter ſchienen, nicht genug bewundern. „Die Leute in der Stadt,“ ſagte er, „ſind doch rechte Thoren, daß ſie den ſchönen Morgen verſchlafen, und dann die halbe Nacht beim Kerzenlicht zubringen. Sie könnten viel mehr Freude haben, wenn ſie früher aufſtehen und früher zu Bette gehen wollten. Auch würden ſie viel Geld für Kerzen erſparen.“

Die Kinder gingen mit Ludwig öfter in den nahen Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Da kamen ſie einmal in ein kleines Thal, das gar nicht ſchöner hätte ſeyn können. Die Hügel umher waren von prächtigen Eichen und ſchlanken Birken mit hellgrünem Laube, und die röthlichen Felſen von dunkelgrünen Tannen beſchattet; der Wieſengrund, durch den ein ſilberhelles Bächlein floß, war mit reichlichem Graſe und unzähligen Blumen von allen Farben bedeckt, und herrlich von der Sonne beleuchtet. Unten an den Hügeln und Felſen wuchſen eine Menge Erdbeeren, und die Ufer des Bächleins waren blau von Vergißmeinnicht. „Hier iſt es doch recht ſchön!“ rief Ludwig. „Der große herrſchaftliche Garten, in den mich meine Mutter zu Zeiten führte, iſt nichts dagegen. Dort ſah man mehr Sand, als Gras und Blumen; und an den Bäumen ſah man keine Aeſte; ſie ſahen wie große, grüne Kugeln aus. Aber hier in dieſem Waldthale — wo duftende Erdbeeren in Fülle wachſen, wo zu beiden Seiten des klaren Bächleins viele tauſend und tauſend zierliche blaue Blümchen blühen, wo dieſe großen Eichen ihre mächtigen Arme ausſtrecken — da iſt es herrlich! Das iſt ein rechter Garten; ja die ganze Gegend, die unſer Dörflein umgibt, iſt ein wahrer Luſtgarten; und ich lobe und preiſe den Gärtner, der Erdbeeren, Vergißmeinnicht und Eichen gepflanzt hat — den lieben Gott! Wann ich wieder zu meiner Mutter komme, ſo gehe ich nicht mehr mit ihr in die Stadt; ſie muß mit mir auf das Land ziehen. Da wollen wir uns der lieben Sonne und der friſchen Luft, der Blumen und Kräuter und Bäume recht freuen, und Gott dafür danken.«

Was dem fröhlichen Ludwig das Leben auf dem Lande noch angenehmer machte, war die Fröhlichkeit, mit der alle Kinder des Dorfes Abends bei der großen Linde oder draußen auf der Wieſe ein gemeinſchaftliches Spiel machten. Wie es zu Kriegszeiten gewöhnlich geht, ſo ſpielten die Knaben jetzt meiſtens Soldaten. Ludwig, der in der Stadt einige Male die Soldaten exerziren geſehen, ſah den Knaben zu, und ſagte zu ihnen: »Ihr machet es nicht recht! Wenn es euch beliebt, ſo will ich euch zeigen, wie ihr es machen müſſet.«

Das war den Knaben ſehr lieb, und Ludwig lehrte ſie nun, ſchön aufrecht hinſtehen, die Füße auswärts ſetzen, und das Gewehr auf mancherlei Art handhaben, das übrigens nur ein Haſelſtock war; er ließ ſie bald im langſameren, bald in ſchnellerem Schritte marſchiren, ſich bald rechts, bald links wenden, und allerlei Schwenkungen und Stellungen machen. Die Knaben ſagten, daß er die Sache verſtehe, und erwählten ihn einmüthig zu ihrem Oberſt, auf welche Ehre Ludwig nicht wenig ſtolz war. Er ließ es ſich ſehr angelegen ſeyn, Alles herbei zu ſchaffen, was, wie er ſagte, zum Dienſte nöthig ſey. Auf Ludwigs Bitten kaufte der reiche Müller ſeinem Knaben auf dem Jahrmarkte eine kleine Trommel, und Johanna gab ein Taſchentuch von feinem Muſelin her, das zur Fahne dienen mußte; es war zwar rein gewaſchen, allein etwas ſchadhaft. Doch Ludwig ſagte: „Das macht nichts! Wenn die Fahne recht zerfetzt iſt, ſo iſt das nur um ſo ruhmvoller.“

Er fand in Johannens Nähzeuge einige verſilberte Flitter, und verfertigte daraus, nachdem er zuvor um Erlaubniß gebeten, einen Stern, den er aber nur bei großer Parade an ſeinem blauen Fracke trug; er wußte ſich einige farbige Papierſtreifchen zu verſchaffen, und beſtimmte ſie für die flinkeſten und gewandteſten Knaben zu Ordensbändern.

Wann nun die Bauern Abends unter der Linde ihre Pfeife rauchten, ſo ſahen ſie dem Spiele der Kinder mit Vergnügen zu. Sogar der Herr Pfarrer ſchaute manchmal eine halbe Stunde zum Fenſter heraus, und bezeigte ſeine Zufriedenheit mit dieſen Spielen; denn er hatte es gern, wenn die Kinder fröhlich waren, und ſich öffentlich und gemeinſchaftlich beluſtigten. Auch viele Bäuerinnen kamen herbei, und hatten an der Geſchicklichkeit ihrer Söhnchen große Freude. Sie gaben indeſſen gern zu, daß Ludwig ſich vor allen übrigen Knaben auszeichne. Die Bauernknaben waren bräunlich von Angeſicht, und ſtark von Gliedern; Ludwig aber ſah aus wie Milch und Blut, und war ſo zart wie ein Prinz. Er wußte Alles ſehr gut anzuordnen, und gab ſeine Befehle mit ſo großem Ernſte, als wäre dieſes Spiel die wichtigſte Angelegenheit.

Johanna ſagte einmal beſorgt zu ihm: „Möchteſt du denn wirklich einmal Soldat werden?“ „O ja!“ ſagte Ludwig freudig; „warum denn nicht?“ „Aber da könnteſt du ja um das Leben kommen!“ ſagte ſie. „Das weiß ich wohl,“ ſagte Ludwig; „allein ich habe neulich geleſen, und glaube es auch: „Es iſt ſchön und rühmlich, für das Vaterland zu ſterben!“

Siebentes Kapitel.

Großer Kummer, Hülfe und frommer Dank.

Der gute Pächter Lorenz und ſeine treffliche Ehegattin Johanna brachten den Sommer bei ihren mancherlei ländlichen Beſchäftigungen ſehr vergnügt zu. Ihre Kinder, auch Ludwig, halfen, ſo viel es ihre Kräfte erlaubten, bei der Arbeit, und machten ihnen viele Freude. Allein die Aerndte fiel nicht ſo gut aus, als man erwartet hatte. Lorenz hatte überdies das Unglück, ein Pferd zu verlieren, und er mußte, da die Feldarbeit dringend war, ſogleich ein anderes kaufen, das ihm vieles Geld koſtete. Indeß nahte der Tag heran, an dem er das Pachtgeld erlegen ſollte; er wußte aber die vollſtändige Summe nicht aufzubringen. Er fragte bei dieſem und jenem wohlhabenden Bauer beſcheiden und bittweiſe an, ob er ihm das fehlende Geld nicht vorſtrecken wolle. Allein Diejenigen, die ihm hätten helfen können, wollten nicht; und die ihm gern helfen wollten, konnten nicht. Lorenz und Johanna waren ſehr beſtürzt; denn in dem Pachtbriefe ſtand, wenn die betreffende Summe nicht jedesmal an dem beſtimmten Tage voll und rund in der herrſchaftlichen Kanzellei zu Waldenberg erlegt werde, ſo habe der Pachtherr ſich auf dieſen Fall das

Recht vorbehalten, den Pacht aufzukünden, und der Pächter müſſe dann auf der Stelle abziehen. Als der gefürchtete Tag anbrach, zählte Lorenz noch einmal alles Geld, das er hatte, zuſammen. Allein es fehlten daran noch zwei und zwanzig Gulden. „Ach!“ ſagte Lorenz bekümmert, „der Herr Verwalter wird freilich ſehr unzufrieden ſeyn. Allein ich hoffe, er werde doch wohl einſehen, daß es bei der geringen Aerndte und dem Unglücksfalle, den wir mit dem Pferde gehabt haben, mir unmöglich war, die ganze Summe herauszuſchlagen; er wird Nachſicht mit uns haben, und uns und unſere Kinder nicht verſtoßen.“

„Gott geb' es!“ ſagte Johanna mit weinenden Augen; „ich werde indeß aus meinem bekümmerten Mutterherzen unausgeſetzt zu Gott flehen, Er wolle unſere armen Kinder, die ſonſt keine Heimath haben, nicht aus dieſem Hauſe vertreiben laſſen.“

„Thu' das,“ ſagte Lorenz wehmüthig; „ich will es auch thun. Auf dem ganzen Wege bis in die Kanzellei werde ich unausgeſetzt zu Gott flehen.“ Er blickte ſchmerzlich zum Himmel, und ging betrübt zur Thüre hinaus.

Der Verwalter war ein ſtrenger Mann, der wenig Worte machte. Er antwortete gar nicht auf Lorenzens Bitten und Vorſtellungen. Er zählte das Geld, ſtrich es ein, ſchrieb eine Quittung über den richtigen Empfang des erhaltenen Geldes, jedoch mit der Bemerkung, wie viel noch daran fehle, und ſagte dann: „Ihr wißt, wie der Pachtbrief lautet. Wenn nicht heute noch vor Sonnenuntergang die zwei und zwanzig Gulden bei Pfennig und Heller hier auf dem Tiſche liegen, ſo habt Ihr aufgehört, Pächter zu ſeyn; Ihr müſſet morgen das Haus räumen, und Euren Stab weiter ſetzen. Von Eurer Hauseinrichtung oder Eurem Vieh werde ich ſo viel zurückbehalten, als die fehlende Summe beträgt. Uebrigens hat ſich ſchon ein anderer Pächter gemeldet, der mehr Pachtgeld, als Ihr, zu bezahlen verſpricht.“ Er langte den Pachtbrief aus dem Aktenkaſten hervor, ſchlug ih'n auseinander und ſagte: „Da leſet! Den Vertrag habt Ihr unterſchrieben. Da ſteht Euer Name. Daran iſt nichts mehr zu ändern. Ihr wißt hiemit meine Meinung, und könnet gehen.“

Lorenz ging mit ſchwerem Herzen durch den Wald zurück, ſeiner Wohnung zu. Er dachte beſtändig daran, was für einen Jammer ſein Weib und ſeine Kinder erheben würden; die Thränen drangen ihm in die Augen, und er ſeufzte öfter ſo mächtig, als wollte er die Seele aushauchen. Der Weg führte nicht weit von jenem Eichbaume vorbei, unter dem er den kleinen Ludwig gefunden hatte. Er begab ſich auf dem ſchmalen Seitenwege dahin, kniete unter dem Baume nieder, und betete mit Inbrunſt, mit heißen Thränen und feſt gefalteten Händen: „Lieber Gott! Hier auf dieſer Stelle kniete Ludwig, als ein armes verlaſſenes Kind, und flehte mit erhobenen Händchen zu Dir — und Du haſt ſein Flehen erhört! Nun knie ich hier, und flehe in meiner Noth eben ſo zu Dir. Ach, laß mein Flehen zu Dir kommen! Erbarme Dich meiner — meines Weibes — meiner Kinder — auch des guten Ludwigs! — Ach Du lieber Gott, Du ſagteſt ja ſelbſt: Seyd barmherzig, ſo will ich auch gegen euch barmherzig ſeyn! Nun, ich habe mich des fremden Kindes erbarmt; erbarme Du Dich nun auch meiner und meiner Kinder! O Du guter Gott, laß mein Flehen nicht unerhört.“

Lorenz ſtand ſehr getroſt von ſeinem Gebete auf. Er war kaum einige hundert Schritte gegangen, ſo kam ihm ſeine Johanna eilig entgegen. Lorenz war darüber nicht wenig befremdet, und rief: „Iſt etwas Unangenehmes vorgefallen, daß du ſo eilig hieher kommeſt?“

Allein ſie rief: „Nichts, als Gutes!“ und lächelte dabei ſo heiter, wie ein Engel.

„Nicht wahr,“ ſagte ſie, als ſie näher gekommen, „der Verwalter will nicht warten?“

„Nein,“ ſprach Lorenz bekümmert, „das will er nicht!“

„Das dachte ich wohl!“ ſagte Johanna mit freudigem Angeſichte.

Lorenz ſprach: „Und das kannſt du mir mit lachendem Munde ſagen?“

„Jetzt wohl,“ ſagte Johanna; „denn Gott hat uns geholfen. Mein Herz iſt ſo voll Dank und ſo voll Freude, daß ich laut jubeln und Gott vor aller Welt danken möchte! — Ich konnte nicht ſo lange warten, bis du nach Hauſe kämeſt; ich mußte dir entgegen eilen, um dir das große Glück, das uns zu Theil ward, ſogleich zu verkünden. Gott hat uns wunderbar gerettet! Da ſieh einmal!“ — Sie öffnete die Hand, und zeigte ihm zwanzig glänzende Goldſtücke, alle faſt neu geprägt und mit ſcharfem Rande.

Lorenz traute kaum ſeinen Augen. „Um Gotteswillen,“ rief er, „wie kommſt du zu ſo vielem Golde?“

Johanna ſagte: „Du könnteſt Tage, ja wohl Jahre lang rathen, und würdeſt es doch nicht errathen. Ich will es dir alſo nur ſogleich ausführlich erzählen! Als du fort wareſt, wurde mir das Herz recht ſchwer, ach ſo ſchwer, daß ich es gar nicht ausſprechen kann. Die größern Kinder waren mit Ludwig in der chriſtlichen Lehre; die kleinern ſpielten draußen auf dem grünen Raſen im Baumgarten; das kleinſte lag in der Wiege, und ſchlief recht ſanft und ſüß. Ich ſuchte die Kleidungsſtücke der Kinder zuſammen, die des Ausbeſſerns bedurften, und ſetzte mich an den Tiſch in der untern Stube. Ich nähte ſehr emſig, und betete dabei beſtändig, recht aus dem Innerſten meines Herzens. Ich blickte dabei bald durch das Fenſter auf die Kinder im Garten, bald auf das Kind neben mir in der Wiege. „Ach Gott,“ ſeufzte ich öfter, „erbarme Dich dieſer armen Kinder, die von dem Kummer, der mich drückt, und von dem Jammer, der ihnen droht, noch nichts wiſſen!“ Manche Mutterzähre fiel auf das Kinderkleidchen, an dem ich eben nähte. Ich kam nun an Ludwigs blauen Rock, der auch anfängt, hie und da etwas ſchadhaft zu werden. Ich nähte eine Naht zu, die aufgegangen war, und ſah nun noch nach, ob nicht ein oder der andere Knopf beſchädigt ſey, oder gar fehle. Da bemerkte ich, daß an einem der mit blauem Tuche überzogenen Knöpfe der Rand etwas aufgeritzt ſey. Aus der kleinen Ritze ſchimmerte etwas hell wie Gold hervor. Ich machte die Oeffnung mit dem Nagel des Fingers etwas größer — und ein Goldſtück kam zum Vorſchein. Du kannſt dir denken, wie ich erſtaunte. „Lieber Himmel,“ dachte ich, „das iſt ja Gold? Wie kam dieſes da hinein?“ Ich ſann nach; ich konnte mir nichts Anderes denken, als man müſſe es da eingenäht haben, um es zu verbergen. Die Mutter des guten Ludwigs, dachte ich, mußte ſich flüchten. Die Geflüchteten ſind vielen Gefahren ausgeſetzt. Sie ſuchte daher das Geld auf dieſe

Art vor räuberiſchen Händen zu verwahren. Sicher enthalten die übrigen Knöpfe auch noch Gold. Ich trennte einen Knopf nach dem andern ab, öffnete den Ueberzug, und fand in jedem ein Goldſtück. So kam ich zu dieſen zwanzig Dukaten; ſo hat Gott uns aus der Noth geholfen. Du kannſt nun den Herrn Verwalter bezahlen, und wir dürfen mit unſern lieben Kindern wieder in unſrer Wohnung bleiben!“

Lorenz ſagte bedenklich: „Ich weiß nicht, ob uns mit dem Gelde geholfen iſt! Es iſt ja nicht unſer; es gehört Ludwigs Mutter. Vor fremden Gute bewahre mich Gott!“

„Mir fiel das auch ein,“ ſagte Johanna, „und ich überlegte die Sache. Höre einmal, was ich davon denke. Da Ludwigs Mutter nicht ſo arm iſt, als wir dachten, ja wohl reicher, als wir es ſind, ſo iſt ſie gewiß bereit, uns für ihr Kind ein billiges Koſtgeld zu bezahlen. Wir können es auch mit allem Rechte fordern. Und da denke ich, ein Gulden für die gänzliche Verpflegung die Woche hindurch ſollte nicht zu viel ſeyn. Ueberdies haben wir auf Ludwig ſonſt noch Manches verwendet. Er kam zu uns, wie er ſtand und ging, und hatte nicht einmal einen Hut; du kaufteſt ihm einen hübſchen Hut, ich verſah ihn mit weißem Zeug’, und kleidete ihn in ſelbſt geſponnene dichtgewebte blaue Leinwand, damit er ſeinen ſchönen Rock für die Sonntage ſparen könne; wir ließen auf ſeine alten Schuhe neue Sohlen machen, und ſchafften ihm ganz neue Schuhe an. So haben wir ihn vom Kopfe bis zu den Füßen gekleidet. Koſt und Kleidung beträgt bis dieſe Stunde ſchon bei weitem mehr, als zwei und zwanzig Gulden. Nimm du daher dieſe vier Dukaten hier, die gerade zwei und zwanzig Gulden ausmachen, getroſt, und bringe ſie dem Verwalter.«

»Wahrhaftig!« rief Lorenz hoch erfreut, »du haſt Recht. Wir können die vier Dukaten mit gutem Gewiſſen für uns verwenden. Gott hat uns aus unſrer großen Noth errettet. Ihm ſey Lob und Dank!« — Er ſchwieg voll frommer, dankbarer Rührung. »Aber,« fing er über eine Weile an, »der Verwalter wird ſich wundern, wie ich ſo ſchnell zu dem Gelde gekommen bin. Was ſoll ich ihm ſagen, wenn er mich darum fragt?«

»Ei,« ſprach Johanna, »ſag nur, deine Hausfrau habe dir das Gold gegeben; es ſey ein heimliches Geld, von dem du bis zu dem Augenblick, da ich es dir gab, nichts gewußt habeſt. Aber nun geh; ich will auch, ſo ſchnell ich kann, zu unſern Kindern nach Hauſe eilen!«

»Komm erſt noch ein wenig mit mir!« ſagte Lorenz. »Ich muß dir doch den Eichbaum zeigen, unter dem ich den guten Ludwig gefunden habe.« Er ging voran in das Gebüſch, und ſie folgte ihm.

„Sieh, Johanna,“ ſagte Lorenz, als ſie auf dem kleinen, grünen Platze ſtanden, „dies iſt der Baum, unter dem Ludwig ſo herzlich zu Gott gefleht hat, und von Ihm erhört wurde. Unter eben dieſem Baume flehte auch ich eben jetzt in meiner betrübten Lage zu Gott — und auch mein Gebet wurde erhört. Ach, ich dachte nicht, ja ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß ich dem barmherzigen Gott noch in eben dieſer Stunde, unter eben dieſer Eiche für ſeine Hülfe in der Noth würde danken können.“

Lorenz ſank mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicken auf die Knie, und rief: „Liebſter himmliſcher Vater! Eben ſo innig, als ich vorhin zu Dir betete, möchte ich Dir jetzt danken. Du haſt mein Gebet nicht verſchmäht; o laß Dir nun auch meinen Dank nicht mißfallen!“

Johanna kniete neben ihren Mann hin, und ſtimmte in ſeinen Dank mit ein. Beide freuten ſich unausſprechlich, daß der große, allmächtige Gott ſo liebreich für uns arme Menſchen ſorge, unſer gedenke, und uns aus unſern Nöthen errette; ihre Liebe, ihr Vertrauen zu Gott, ihre kindliche Dankbarkeit gegen Ihn erfüllte ihr Herz mit einer höhern, reinern Freude, als alles Gold der Welt ihnen hätte verſchaffen können.

Johanna eilte nach Hauſe; Lorenz machte ſich wieder auf den Weg nach Waldenberg. Es ward ziemlich ſpät, bis er in ſein kleines Thal zurück kam. Der Vollmond ſtand bereits hoch am Himmel, beleuchtete das freundliche Dörflein, und ſpiegelte ſich in dem ſtillen See. Johanna ſaß auf der Bank vor ihrer Hausthüre, und wartete auf ihren lieben Mann. Sie hatte die Kinder ſchon längſt zu Bette gebracht, und das Nachteſſen auf die Glut geſtellt. Beide gingen nun in die Stube, aßen zuſammen auf die Nacht, und redeten von den Begebenheiten des verfloſſenen Tages.

Lorenz fragte unter Anderm: „Weiß Ludwig davon, daß in ſeinem Rocke Geld eingenäht war?“

„Nein,“ antwortete Johanna. „Ich habe ihn darüber ausgeforſcht. „Du, Ludwig,“ ſagte ich, zu ihm, „die Knöpfe in deinem Rocke ſind bereits ſehr abgenützt. Ich habe ſie herausgenommen, und werde ſie wegwerfen. Anſtatt der tuchenen Knöpfe will ich metallene hineinſetzen, die dauerhafter ſind und wie Gold glänzen. Darüber freute er ſich ſehr, und hatte nichts dagegen einzuwenden. Wenn er von dem Golde gewußt hätte, ſo hätte er gewiß geſagt, ich ſolle zuvor das Gold heraus nehmen, ehe ich das Tuch wegwerfe.“

„Nun wohl,“ ſprach Lorenz; „da ſeine Mutter nicht für rathſam hielt, ihm etwas von dem Golde zu ſagen, ſo ſagen wir ihm auch nichts davon.“

„So meine ich auch,“ ſagte Johanna. „Obwohl er indeß nichts von dem Golde weiß, ſo ſoll es doch nur allein für ihn verwendet werden. Ich will ſchon ſo gut damit haushalten, als wie mit einem anvertrauten Gute, von dem ich einſt Rechenſchaft ablegen muß. Ich will Alles, was ich davon ausgebe, fleißig aufſchreiben, und gleichſam die Vormünderin des Knaben ſeyn. — Ich war bisher oft recht bekümmert, woher wir Geld nehmen wollen, ihn zu kleiden. Der lebhafte Knabe iſt ſogleich wieder mit einem Paar Schuhe fertig. Nun hat Gott auch dafür geſorgt. Die Mutter des guten Ludwigs hat ihm, ohne dieſe Abſicht zu haben, ſo viel, ja mehr Geld, als er jetzt nöthig hat, mitgegeben, indem ſie das Gold in ſein Kleid einnähte.«

„Das Gold,« ſagte Lorenz, „war ein heimlicher Schatz, den Ludwig, ohne es zu wiſſen, in unſer Haus brachte, und der nun auch uns zum Segen gereicht. Ohne die Beihülfe dieſes Geldes hätten wir das Pachtgeld nicht bezahlen können.«

„Sicher nicht,« ſagte Johanna. — „Was wir für den Knaben an baarem Gelde ausgelegt haben, iſt wenig; was er bei uns verzehrte, achteten wir in der Haushaltung kaum. Wir hätten, wenn wir das Kind nicht zu uns genommen hätten, keine zehn, viel weniger zwei und zwanzig Gulden erſpart.«

„So iſt es, meine liebſte Johanna,« ſagte Lorenz. „Wenn wir das Kind nicht in unſer

Haus aufgenommen hätten, ſo müßten wir jetzt dieſes Haus mit unſern Kindern verlaſſen. Indem wir dieſem Kinde eine Wohlthat erzeigten, hat Gott uns und unſern Kindern durch eben dieſes Kind eine noch viel größere Wohlthat erwieſen. — O laß uns Gott loben und preiſen, der Alles ſo weislich fügt, und auch das kleinſte Gute, das wir thun, hier oder dort, reichlich belohnt.«

Lorenz blickte gerührt zum Himmel. Johanna faltete die Hände. Beide ſchwiegen. Es war eine andächtige Stille. Der Mond ſchien durch die grünen Zweige der Bäume am Hauſe hell und freundlich ins offene Fenſter; die milde Abendluft wehte ſüße Wohlgerüche der Lindenblüthe herein. Das fromme Dankgebet der guten Leute aber war vor Gott ein angenehmeres Abendopfer, als der köſtlichſte Weihrauch.

Achtes Kapitel.

Die fremden Krieger.

Indeß hatte der Herbſt, der ſich ſehr heiter und freundlich eingeſtellt, die Wälder um Ellerſee bunt gefärbt, und noch immer hatte kein Soldat das freundliche Dörflein betreten. Man merkte es nur an den höhern Abgaben, daß es Krieg ſey. Allein eines Abends wiederhallte das kleine Thal plötzlich von kriegeriſchen Trommeln. Ein franzöſiſches Regiment zog durch das Dorf, und eine Compagnie davon blieb da, um auf unbeſtimmte Zeit hier zu verweilen. Johanna war doch etwas ängſtlich, die franzöſiſchen Soldaten möchten dem guten Ludwig, als dem Kinde ausgewanderter Eltern, feindſelig begegnen, und es auch ihr und ihrem Manne entgelten laſſen, daß ſie ihn in ihr Haus aufgenommen hatten. Es ward dem Lorenz angeſagt, auch er werde einen Mann in das Quartier bekommen; er ſolle ſich unter die Linde des Dorfes begeben, um ihn abzuholen.

Ludwig wollte geſchwind ſeinen Sonntagsrock anziehen, um darin dem erwarteten Gaſte ſein Compliment zu machen. Allein Johanna ſagte: „Behalte nur deine Werktagskleider an; es wird gut ſeyn, wenn du um nichts beſſer gekleidet erſcheineſt, als Konrad. Hüte dich auch, franzöſiſch zu ſprechen, und laß bei Leibe kein franzöſiſches Wörtlein von dir hören. Unſre fremden Gäſte müſſen es nicht ſogleich wiſſen, daß du ein kleiner Landsmann von ihnen biſt. Wir müſſen erſt ſehen, wie ſie ſich gegen uns betragen.“

Als der Soldat, ein Mann von ernſtem kriegeriſchem Ausſehen, in die reinliche Stube trat, und lauter freundliche Geſichter erblickte, ſchien er ſehr zufrieden. Er ſetzte ſich an den Tiſch, und ſtopfte ſeine Pfeife. Ludwig brachte eilig Licht, den Taback damit anzuzünden. Konrad brachte einen Krug gutes Bier, und ein ſehr reines, helles Trinkglas dazu. Liſe deckte indeß den Tiſch. Sobald der Mann ſeine Pfeife ausgeraucht hatte, und ſie ausklopfte, trug Liſe die Suppe auf. Ludwig brachte hierauf ein Paar gebratene Tauben, und Konrad folgte ihm mit dem Salat. Der ernſte Krieger lächelte freundlich, und nickte ſtillſchweigend mit dem Kopfe; es gefiel ihm ſehr, daß die Kinder ihn ſo emſig bedienten. Auch ließ er es ſich wohl ſchmecken. Ludwig ſetzte ſich indeß in die Ecke der Stube, und verwandte kein Auge von dem Manne.

Nach dem Eſſen kam noch ein anderer Soldat herein, ſeinen Kammeraden zu beſuchen, und fing, ein lebhaftes Geſpräch mit ihm an. Als Ludwig, nach ſo langer Zeit, ſeine Mutterſprache wieder reden hörte, war es ihm, als höre er eine himmliſche Muſik. Er ſprang auf, und begrüßte die zwei Soldaten in franzöſiſcher Sprache aufs freundlichſte. Die Soldaten ſchauten den zarten, lieblichen Knaben in Bauernkleidern, der ſo rein und fertig franzöſiſch ſprach, verwundert an. Sie zweifelten keinen Augenblick, daß er ein geborner Franzoſe ſey, und fragten ihn, wie er hicher gerathen. Ludwig erzählte, wie er mit ſeiner Mutter eine

Reiſe gemacht, wie er von dem böſen Kuckuk in den Wald gelockt wurde und ſich dort verirrte, wie Lorenz und Johanna ihn ſo gütig und liebreich aufgenommen, und wie er ſeit dieſer Zeit nichts mehr von ſeiner Mutter gehört habe. Beide Soldaten bezeigten ihm ihre herzlichſte Theilnahme, und wurden gegen Lorenz und Johanna ganz ungemein freundlich. Sie drückten Lorenzen und Johannen kräftig die Hand, und erſuchten Ludwig, auch in ihrem Namen und in deutſcher Sprache dieſen ſeinen Pflegeeltern zu danken, daß ſie ihm ſo viele Liebe erwieſen.

Am andern Morgen wurde es ſogleich unter allen Soldaten im Dorfe bekannt, daß ſich ein kleiner Knabe aus Frankreich in dem Dorfe aufhalte. Viele Soldaten kamen in das Haus, ihn zu ſehen, und hatten große Freude an ihm. Der Offizier aber, dem Ludwig als ein ſehr liebenswürdiger Knabe geſchildert wurde, ließ ihn zum Mittageſſen einladen. Ludwig eilte ſogleich in ſeine Kammer hinauf; und kam bald wieder feſtlich gekleidet herab. Er hatte ſeinen dunkelblauen Rock angezogen; ſeine Weſte und langen Beinkleider waren ſo weiß wie Schnee. Johanna brachte ſein ſchönes, ſchwarzlockiges Haar in Ordnung. So ſchön geputzt und den Hut in der Hand trat er mit ſeinem gewöhnlichen Anſtand in das Zimmer des Offiziers, verneigte ſich, und ſagte, er rechne es ſich zur Ehre, mit ihm ſpeiſen zu dürfen. Der Offizier fand großes Wohlgefallen an dem artigen Knaben, und unterhielt ſich während der Mahlzeit mit ihm ſehr gut; denn Ludwig war ganz ungemein fröhlich und geſprächig.

Der Offizier mit ſeinen Soldaten zog wieder ab; von Zeit zu Zeit kamen wieder andere. Der kleine Ludwig ward von nun an in dem Dorfe eine Perſon von großer Wichtigkeit. In vielen Häuſern entſtand zwiſchen den fremden Kriegern und den Hauseinwohnern Streit — bloß weil die Einen die Sprache der Andern nicht verſtanden. Ludwig wurde gerufen, und half oft mit einigen Worten aus aller Verlegenheit. Oft ſtand der zarte Knabe unter der Linde des Dorfes zwiſchen den ergrauten Gemeindemännern und bärtigen Kriegern, die ohne ſeine Vermittelung einander nicht verſtanden hätten, und beide Theile bezeigten ihm ihren Dank. Mancher Trupp kam mit trotzigen Mienen und drohenden Blicken in das Dorf; ſobald aber Ludwig ſie in ihrer Mutterſprache freundlich grüßte, erheiterten ſich plötzlich alle Geſichter, und manches Unheil, das ſie ſonſt vielleicht angerichtet hätten, unterblieb.

Die Bauern erkannten es auch, welche große Dienſte ihnen Ludwig leiſte. „Wenn Ludwig nicht wäre,“ ſagten ſie öfter, „ſo wäre es uns ſchon manchmal übel gegangen.“ Der Ortsvorſtand machte daher den Vorſchlag, weil Lorenz ſchon einen kleinen Franzoſen, der dem ganzen Dorfe ſehr nützlich ſey, im Quartier habe, ſo ſolle er künftig von andern Einquartierungen frei ſeyn. Nach einigem Widerſpruch von etlichen Wenigen nahm die Mehrzahl dieſen Vorſchlag an, und Lorenz, dem es doch etwas ſchwer fiel, ſeine zahlreichen Kinder zu ernähren, wurde dadurch ſehr erleichtert.

Neuntes Kapitel.

Der Verwundete.

Nunmehr wurden die Begebenheiten immer ernſthafter. Die Franzoſen hatten die waldige Gegend, worin das Dorf lag, beſetzt; die Deutſchen ſuchten ſie daraus zu vertreiben. Nicht weit vom Dorfe über dem See, in einer ſumpfigen, mit zerſtreutem Gebüſch bedeckten Gegend, fiel ein hitziges Gefecht vor. Die Einwohner von Ellerſee ſtanden in Schaaren auf einer kleinen Anhöhe neben dem Dorfe und ſchauten zu. Man ſah hier das Feuer und hörte den Knall von jedem Schuſſe; von den Kämpfenden konnte man jedoch wegen des Rauches und der Entfernung wenig unterſcheiden. Ludwig war einer der Erſten, die ſich auf dem Hügel eingefunden hatten. Mit begierigen Blicken und klopfendem Herzen ſah er dem Kampfe zu; es war ihm, als ginge jeder Schuß ihm durch das Herz, weil er dachte, daß jeder einem Menſchen das Leben koſten könne. Der gute Knabe war ſehr blaß und ſtand ganz unbeweglich da — und wie ſtumm. Nur bezeigte er ſeine Verwunderung, daß man zuerſt das Feuer von dem Schuſſe auffahren ſehe, den Knall aber erſt eine gute Weile nachher vernehme.

Das Gefecht währte bis an den ſpäten Abend. Als es bereits dämmerte, und das Gewehrfeuer ſich immer weiter entfernte, kam aus jener Gegend her ein Bauersmann und erzählte mit bleichem Angeſicht und bebender Stimme, was er von dem Kampfe wußte. „Mir wäre es bald übel gegangen,“ ſagte er. „Ich wanderte ruhig meines Weges hin; da fing es auf einmal an zu beiden Seiten des Weges zu krachen. Ich war gerade zwiſchen die zwei Feuer der ſtreitenden Partheien gerathen. Die Kugeln pfiffen rechts und links an mir vorbei. Voll Angſt und Schrecken kroch ich in einen Buſch, und blieb da verſteckt, bis das entſetzliche Schießen ſich weit genug hinweg gezogen hatte. Auf dem Wege hieher, fügte er noch bei, ſah ich einen verwundeten franzöſiſchen Offizier liegen. Ich hätte ihm gern Hülfe geleiſtet; allein ich war froh, daß ich mit dem Leben davon gekommen, und eilte weiter, ſo ſchnell ich konnte.“

Da Ludwig dies hörte, bat er die Bauern flehentlich, doch hinaus zu gehen, und den Verwundeten herein zu bringen. Einige Bauern ſchienen dazu geneigt. Allein einer der Männer, jener Krall, der ſich ſchon früherhin gegen Ludwig und Lorenz ſo feindſelig gezeigt hatte, rief: „Nein, das iſt nicht zu wagen! Mich dünkt, das Schießen rücke wieder näher. Hört ihr nicht, wie es kracht und donnert, und im Walde wiederhallt? Wie leicht könnte da einen von euch eine Kugel treffen! Wann der Kampf geendet iſt, ſo werden diejenigen, die das Schlachtfeld behaupten, ſchon für die Verwundeten ſorgen; uns haben ſie dazu nicht nöthig.“

Auf dieſe Rede wagte es keiner aus den Bauern, dem verwundeten Offizier zu Hülfe zu kommen. Als das Schießen nachließ, zerſtreuten ſich die Bauern nach und nach, und gingen nach Hauſe. Ludwig blieb noch, und horchte ängſtlich nach der Gegend hin. Das Gewehrfeuer hörte auf, und es herrſchte eine ſchauerliche Stille. Allein Ludwig vernahm von Zeit zu Zeit eine Stimme, die um Hülfe zu rufen ſchien. Der gute Knabe hatte gegen alle Menſchen das wohlwollendſte Herz, beſonders aber gegen ſeine Landsleute. Er konnte ſich nicht mehr halten. Er ſprang den Hügel hinab, lief längs dem See hin, und eilte der Stimme des Rufenden zu. Unter einem Weidenbaume fand er den franzöſiſchen Offizier. Er lag auf dem ſumpfigen Boden, war noch ſehr jung, todtenblaß, aber von ſehr edler Geſichtsbildung. Eine Kugel hatte ihn am rechten Fuße ſchwer verwundet. Weder Freund noch Feind konnte ſich in der Hitze des Gefechtes um ihn annehmen. Er hatte die Wunde, um das Verbluten zu verhindern, mit ſeinem Taſchentuche verbunden, und hatte verſucht, indem er ſich auf eine Flinte ſtützte, die während des Gefechtes verloren gegangen, das Dorf zu erreichen. Allein er vermochte nicht ſich weiter fortzuſchleppen, und war unter dem Weidenbaum entkräftet liegen geblieben. Seine Wunde ſchmerzte ihn heftig; der leichte Verband konnte das Blut nicht ganz ſtillen, und er litt brennenden Durſt. Die Abendluft wehte kalt. Er hatte ſich ſchon darein ergeben, hier auf dem feuchten Boden in der kalten Nacht umzukommen, und hatte eben ſeine Seele Gott empfohlen. Da erblickte er den holden Knaben in ländlichen Kleidern, der ihn zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen in franzöſiſcher Sprache anredete, auf das freundlichſte grüßte, und voll des herzlichſten Mitleids verſprach, ihm Hülfe zu verſchaffen. Dem jungen Offizier war es nicht anders, als ſähe er einen Engel des Himmels. Er klagte ihm ſeine Noth. Ludwig ſagte, er wolle ihm ſogleich zu trinken bringen, und Leute zu Hülfe rufen. Er lief der Mühle zu, wohin er einige hundert Schritte näher hatte, als zu dem Dorfe. Er bat den Müller, den verwundeten Offizier in die Mühle herein tragen zu laſſen, weil er ſonſt draußen umkommen müßte.

Der Müller ſagte mit bedenklicher Miene: „Das wäre höchſt gefährlich! Das Treffen iſt zwar vorbei, allein vor wenigen Augenblicken hörte ich doch noch einige Male ſchießen, und mich däuchte ziemlich nahe. Ich getraue mir nicht, mich und meine Leute der Gefahr auszuſetzen, erſchoſſen zu werden.“

Allein Ludwig fiel dem Müller zu Füßen, und flehte mit aufgehobenen Händen, um der Barmherzigkeit Gottes willen, ſich des Unglücklichen zu erbarmen. „Denkt an den barmherzigen Samariter,“ ſagte er unter Anderm, „und geht hin und thut desgleichen.“

Der Müller wurde gerührt, und befahl ſeinem Knechte, eine Tragbahre zu nehmen, und mit ihm zu kommen. Ludwig eilte mit einem Kruge Waſſer voran, reichte dem Offizier, der vor Durſt faſt verſchmachtete, zu trinken, und dieſer trank mehrmals in ſtarken Zügen. „Ach, wie das erquickt!“ ſagte er; „Gott, der den Trunk Waſſer, dem Durſtigen gereicht, nicht unbelohnt läßt, wolle dich dafür belohnen, du guter Knabe!“

Die zwei Männer, der Müller und ſein Knecht, legten nun den Verwundeten ſanft auf die Tragbahre. Ludwig war mit einem Male verſchwunden. Allein kaum hatten die Männer den Offizier in der Mühle auf ein Bett gebracht, wobei die Müllerin mit einem Kerzenlichte leuchtete, ſo trat Ludwig mit dem Wundarzte herein, den er indeſſen aus dem Dorfe herbeigeholt hatte. Der Wundarzt verband die Wunde, die er allerdings ſehr bedeutend fand; verſicherte aber, mit der Hülfe Gottes hoffe er ſie glücklich zu heilen. Ludwig überſetzte das in die franzöſiſche Sprache, und der Verwundete ward ſehr getröſtet.

Die Müllerin brachte ihm noch etwas zu eſſen, und bald darauf ſchlief er ein. Ludwig ſorgte noch dafür, daß ein Nachtlicht angezündet wurde, und begab ſich dann ſehr vergnügt nach Hauſe. Das Bewußtſeyn, eine ſo edle Handlung vollbracht, und einem Menſchen das Leben gerettet zu haben, erfüllte ſein Herz mit Seligkeit.

Am andern Morgen, bevor die Sonne aufging, war Ludwig ſchon wieder da, und fragte den Kranken, wie er geſchlafen habe. Bald darauf kam der Wundarzt, und fand den Zuſtand des Kranken beruhigend. Er ſagte unter Anderm, zu dem Verbande ſeyen viele Scharpien nöthig. Ludwig lief ſogleich zu ſeiner Pflegemutter, Scharpien zu beſtellen. Sie wußte nicht recht, was das ſey. „Das weiß ich wohl, was das iſt,“ ſagte Ludwig; „es iſt gezupfte Leinwand. Meine Mutter und

Ludwig gemeldet worden, iſt Euch dieſe Summe erlaſſen, und ich übergebe hiemit dem Ortsvorſtande die ſchriftliche Urkunde, daß wir an Euch keine weitere Forderung mehr zu machen haben. Dieſe milde Behandlung habt Ihr dem liebenswürdigen Ludwig zu danken!“ Er drückte hierauf dem Ortsvorſtande, dem Müller, einigen andern Männern, beſonders aber dem Lorenz, mit Thränen in den Augen, die Hand — und winkte dann dem Tambur. Die Trommel wirbelte; die Soldaten ſchwangen die Hüte, ſtimmten in den Dank des Hauptmanns mit ein und zogen zum Dorfe hinaus.

Die Bauern waren von dem Danke des Hauptmanns ſehr gerührt, und über den Nachlaß der großen Geldſumme hoch erfreut. „Hab' ich es nicht geſagt,“ rief bald dieſer, bald jener, „man ſolle den Ludwig in unſer Dorf aufnehmen!“ Diejenigen aber, die davon abgerathen hatten, beſonders Krall, ſchwiegen ſtill und hingen die Köpfe. Der Ortsvorſtand ſprach: „Es iſt gut, daß wir dem guten Rathe unſers Herrn Pfarrers gefolgt haben. Er iſt doch ein frommer, weiſer Mann! Er ſagte es uns voraus, Ludwig, wiewohl er ein armer Knabe ſey, werde dem ganzen Dorfe zum Segen gereichen. Und dieſe ſeine Weiſſagung iſt nun in Erfüllung gegangen.“

„Ja, ja!“ rief einer der erfreuten Bauern, „ſo iſt es. Es bleibt doch wahr, was wir als Kinder ſchon in unſerm Katechismus gelernt haben: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Und die übrigen Bauern gaben ihm Recht!

Zehntes Kapitel.

Eine gerichtliche Anklage.

Nunmehr wurde Waffenſtillſtand gemacht. Schon ſeit einigen Wochen hatte ſich weder ein feindlicher, noch freundlicher Krieger in Ellerſee blicken laſſen. Alles freute ſich auf den Frieden, den man ſehr nahe glaubte, und es war den Leuten, als ſcheine die Sonne heller und freundlicher in das Dorf. Nur über Lorenz und die Seinigen kam eine große Trübſal. Er wurde beſchuldigt, dem Kirchenbauer, einem der reichſten Bauern im Dorfe, eine anſehnliche Summe Geldes in Gold entwendet zu haben.

Die Sache war dieſe: Lorenz hatte in dem Garten dieſes Bauers einige Bäume gepfropft, was er ſehr gut verſtand. Der Garten war von einer niedrigen, etwas baufälligen Mauer aus Ziegelſteinen umgeben. Lorenz hatte die Pfropfreiſer und übrigen Geräthſchaften auf die Mauer gelegt, weil ſonſt kein bequemer Platz vorhanden war.

Allein an eben der Stelle hatte der Bauer, hinter einem Ziegelſteine, der los war und leicht konnte herausgenommen werden, mehrere Goldſtücke aus Furcht vor feindlicher Plünderung verborgen. Als nun die fremden Krieger aus dem Dorfe abgezogen waren, und der Bauer ſein Gold wieder hervorlangen wollte, war es zu ſeinem Entſetzen nicht mehr vorhanden. Sein Verdacht fiel auf Lorenz. Er wußte, daß es dem Lorenz an Geld gefehlt habe, ſeinen Pacht ganz zu bezahlen; denn Lorenz hatte ihn damals, als er bei ihm die Bäume pfropfte, wiewohl vergebens, gebeten, ihm Geld vorzuſtrecken. Der beſtürzte Bauer forſchte heimlich weiter nach, und vernahm von dem Gerichtsdiener, Lorenz habe, was ihm an dem Pachtgelde gefehlt, in Gold bezahlt. Der Bauer hielt es nun für ausgemacht, Lorenz habe das vermißte Gold geſtohlen. Er ging daher zu dem Verwalter in Waldenberg, der zugleich Gerichtshalter war, und verklagte den Lorenz. Der Verwalter war ſehr betroffen. Er hatte die Goldſtücke noch, die er von Lorenz bekommen, holte ſie, verbarg ſie aber in der Hand, und fragte den Bauer, von welcher Art und Beſchaffenheit die entwendeten Goldſtücke geweſen? Sie waren von eben der Sorte. Der Verwalter legte ihm nun die Goldſtücke vor. Der Bauer rief höchſt erfreut: „Sie ſind die nämlichen, die mir Lorenz geſtohlen hat!“ — und wollte ſogleich zugreifen und ſie einſtecken. Allein der Verwalter ſagte: „So ſchnell geht es nicht! Ich muß den Lorenz zuvor auch noch hören.“

Lorenz wurde gerufen und verhört, wie er zu dem Golde gekommen ſey. Er verſicherte, daß die Goldſtücke ſich in den tuchenen Rockknöpfen Ludwigs vorgefunden hätten; er berief ſich auf den Zettel, auf dem ſeine Ehegattin Johanna ſowohl den Fund, als was ſie davon für Ludwig ausgegeben, getreulich verzeichnet hatte.

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener unverzüglich Johanna vorrufen, mit dem Befehl, den angeblichen Zettel mitzubringen. Johanna kam zitternd und bebend; ſie hielt es ſchon für eine große Beſchämung, von einem Gerichtsdiener vor Gericht geführt zu werden. Lorenz mußte abtreten, und Johanna wurde vernommen; ihre Ausſage ſtimmte genau mit den Ausſagen ihres Mannes überein. Das Blatt, das ſie mitgebracht, durchſah der Verwalter mit ſichtbarem Wohlgefallen. Allein er ſagte dennoch: „Das wäre Alles gut; wer ſteht mir aber dafür, daß Ihr den Zettel nicht in der hinterliſtigen Abſicht geſchrieben habt, im Falle der Handel vor Gericht käme, mich zu hintergehen?“

Er ließ nun auch noch Ludwig rufen; allein daß Ludwig ganz und gar nichts von den Goldſtücken wußte, war für Lorenz und Johanna ein bedenklicher Umſtand. Der Verwalter war ein ſtrenger Mann, aber gerecht. Er war deßhalb in Verlegenheit, und wußte nicht, ob er der Ausſage des Lorenz Glauben beimeſſen, oder Alles für Lug und Trug, und einen abgeredeten Handel anſehen ſollte. Er getraute ſich nicht, den Lorenz zu verurtheilen, aber auch nicht, ihn loszuſprechen. Er ließ die Sache einſtweilen beruhen; allein auf Lorenz und Johanna blieb in den Augen vieler Menſchen der ſchwere Verdacht liegen, ſie hätten geſtohlen.

Die Begebenheit machte in Ellerſee großes Aufſehen, und erregte keinen geringen Lärm. In allen Häuſern, und wo im Dorfe oder Felde ein Menſch dem andern begegnete, wurde davon geſprochen. Die Kinder des guten Lorenz, Konrad und Liſe, kamen oft mit weinenden Augen nach Hauſe, und klagten es ihren Eltern, daß ſie von andern Kindern ein Diebsgeſindel geſcholten worden.

Lorenz und Johanna wurden zwar von manchem ehrlichen Bauersmann im Dorfe als verſtändige und tugendſame, friedliche und arbeitſame Leute geachtet; allein ſie hatten doch auch ihre Feinde. Da ſie als fremd in das Dorf gekommen, ſo waren ſchon deswegen aller Augen auf ſie gerichtet, und manches Löbliche an ihnen, das den Leuten ungewohnt vorkam, wurde getadelt. Den Bauern war es überhaupt nicht recht, daß ein Fremder das ſchöne herrſchaftliche Landgütchen in Pacht bekommen. Ueberdieß hätte jener bekannte böſe Krall ſchon früherhin das Gütchen gern gepachtet, und hatte damals die Bauern, die ihn fürchteten, zu überreden gewußt, ihn bei der Verpachtung deſſelben an den Meiſtbietenden nicht zu ſteigern. Krall hatte auch geglaubt, er ſey, für ein ganz geringes Pachtgeld, ſchon wirklich Pächter. Er gerieth daher als, anſtatt der erwarteten herrſchaftlichen Genehmigung, Lorenz als neuer Pächter ankam, in den heftigſten Zorn, wurde von der Stunde an Lorenzens abgeſagter Feind, und ſchmähte und läſterte bei jeder Gelegenheit über ihn. Jetzt aber behauptete er auf allen Bierbänken, Lorenz ſey ein ausgemachter Lügner und Dieb; und der eigennützige Kirchenbauer gab ihm vollkommen Recht, und ſchalt überdieß noch den Verwalter einen ungerechten Richter, weil er ihm jene Goldſtücke, die er ihm in der Kanzellei vorgelegt, nicht ſogleich zugeſprochen, und den Lorenz nicht zum Erſatze der übrigen Goldſtücke verurtheilt habe.

Auch einige Bäuerinnen waren der guten Johanna gar nicht geneigt. Denn Johanna war in einem entfernten Marktflecken, wo ſich eine ſehr gute Schule befand, von ſehr guten Eltern erzogen worden. Sie hatte eine reinere Ausſprache und einen feinern Anſtand in ihrem Betragen, und konnte manchen abergläubiſchen Meinungen der

Bäuerinnen zu Ellerſee nicht beiſtimmen. Ueberdies behielt ſie aus ihrem Geburtsorte die dortige Art ſich zu kleiden auch hier bei, die zwar bei weitem nicht ſo koſtbar, als jene der Weiber im Dorfe, aber viel netter und zierlicher war. Deßhalb wurde ſie von ihnen ſchon bisher immer mit neidiſchen Blicken angeſehen; nunmehr aber begegneten viele von ihnen ihr und ihrem Manne mit der größten Verachtung.

Lorenz tröſtete ſich mit ſeiner Unſchuld; Johanna aber war ſehr betrübt, und weinte oft ſtille Thränen. Lorenz ſuchte ſie zu erheitern, und ihr mehrmals Troſt einzuſprechen. „Liebſte Johanna," ſagte er einmal zu ihr, als ſie noch ſpät in der Nacht am Fenſter ſaß, und bitterlich weinte, „ſieh da den Mond an, der jetzt ſo ſchön und hell am Himmel glänzt! Sieh, jetzt kommt eben eine ſchwarze Wolke und verdunkelt ihn ganz. Allein habe nur eine kleine Weile Geduld. Sieh, jetzt iſt die Wolke vorüber gezogen, und der liebe Mond glänzt wieder ſo hell und ſchön, wie zuvor. So iſt es mit der Unſchuld. Sie kann wohl durch Verläumdungen und falſche Anklagen angeſchwärzt und verdunkelt werden, aber am Ende trägt ſie doch den Sieg davon. So wird Gott auch die Wolken zerſtreuen, die jetzt unſere Unſchuld bedecken, und ſie wird allen Menſchen ſo hell und klar in die Augen leuchten, wie jetzt der Mond."

Elftes Kapitel.

Das Wiederſehen.

Eines Sonntags gingen Lorenz und Johanna mit ihren Kindern, wie gewöhnlich, in die Kirche. Es war ein herrlicher Herbſtmorgen. Die Kinder waren ſehr fröhlich. Die Mutter aber war ſehr betrübt, weil viele der feſtlich geputzten Leute ſie nicht einmal grüßten, ſondern ſie nur mit verächtlichen Blicken anſahen. Sie betete in der Kirche beſonders herzlich, Gott wolle die große Schmach, daß man ſie für eine Diebin und ihren Mann für einen Dieb halte, von ihr nehmen.

Als ſie nach geendetem Gottesdienſte mit ihrem Manne und den Kindern aus der Kirche trat — ſieh, da hielt vor ihrem Hauſe eine prächtige Kutſche, mit vier Pferden beſpannt. Die Leute, die vor Johanna hergingen, riefen erfreut: „Das iſt die Kutſche unſerer Herrſchaft! O Gott Lob! unſere gnädige Herrſchaft iſt wieder von der Flucht zurück gekommen.“

Wirklich ſtand die Frau von Waldenberg unter Lorenzens Hausthüre; neben ihr ſtand eine andere Frau, von ſehr feinem, adeligen Ausſehen, die den Leuten unbekannt war. Ludwig aber that plötzlich einen lauten Schrei: „O mein Gott!“ rief er, „O meine beſte Mutter!“ und ſprang mit weit ausgeſtreckten Armen auf ſie zu. Sie faßte ihn in ihre Arme, und benetzte ſein Angeſicht mit reichlichen Freudenthränen. Auch Ludwig weinte vor Freuden. Die Leute, die umher ſtanden, wurden ſehr gerührt, und viele hatten Thränen in den Augen. „Es iſt Ludwigs Mutter!“ flüſterten ſie einander zu; wer hätte gedacht, daß der arme Knabe eine ſo vornehme Mutter habe!“

Da indeß das Gedränge des Volkes immer größer wurde, führte Frau von Waldenberg den hocherfreuten Ludwig und ſeine Mutter in die Stube. Die Mutter ſetzte ſich, von der Freude ſo mächtig angegriffen, daß ſie faſt nicht mehr zu ſtehen vermochte, auf die Bank. Sie betrachtete Ludwig mit innigem Vergnügen. „Ei, wie biſt du indeß gewachſen,“ ſagte ſie, „und wie geſund und blühend ſiehſt du aus!“ Sie bemerkte mit Wohlgefallen, wie nett und reinlich Ludwig gekleidet war; denn er hatte einen neuen blauen Frack an, der eben ſo gemacht war, wie ſein voriger, der ihm aber zu klein geworden; ſein Halskragen war zwar nicht geſtickt, aber weiß wie Schnee, und ſeine ſchwarzen Haarlocken waren auf's ſchönſte geordnet. Die Mutter that hunderterlei Fragen an ihn. Er konnte nicht genug rühmen, wie liebreich ſeine Pflegeeltern ihn aufgenommen, und wie gütig ſie ihn dieſe lange Zeit hindurch behandelt hatten.

Ludwigs Mutter erzählte hierauf, welchen Jammer ſie über ſeinen Verluſt empfunden, und was ihr ſeit jener Zeit Alles begegnet ſey; wie beſtürzt der Vater, laut ſeiner Briefe, über die Nachricht geweſen, Ludwig ſey verloren gegangen; wie ſie den Vater bisher nicht mehr geſehen habe; wie ſie ſich freue, ihren lieben Ludwig wieder zu ſehen, und wie ſie hoffe, nun, da der Friede nahe ſey, auch den Vater bald wieder zu ſehen. Beide, Mutter und Sohn, fühlten ſich ſo glücklich und ſelig, daß ſie die ganze Welt um ſich her vergaßen.

Lorenz und Johanna verſtanden von der ganzen Unterredung nichts; denn es wurde kein deutſches Wort, ſondern nur franzöſiſch geſprochen. Indeß ſahen ſie an den lebhaften Reden, an den Mienen, Blicken und Thränen der Redenden, daß ihre Freude unausſprechlich ſeyn müſſe.

Frau von Waldenberg wendete ſich, da Ludwig und ſeine Mutter jetzt von Dingen redeten, die ihr längſt bekannt waren, zu Lorenz und Johanna. Sie bezeigte ihnen ihre Freude, unter ihren Unterthanen ſo menſchenfreundliche Leute zu finden, und ſagte ihnen, wer Ludwigs Mutter ſey. Lorenz und Johanna vernahmen mit Erſtaunen, daß Ludwig, den ſie als den Sohn einer verarmten, landesflüchtigen Mutter in ihr Haus aufgenommen, ein junger Graf, und ſeine Mutter eine ſehr vornehme Gräfin und überaus edle, tugendhafte Frau ſey.

Frau von Waldenberg erzählte nun auch, wie es zugegangen, daß Ludwigs Mutter — bis aus Böhmen, ſehr eilig, und geraden Weges — hieher gekommen ſey. Die Geſchichte war kurz dieſe: Ludwigs Mutter, die Gräfin, hatte ſich nach Prag geflüchtet. Auch Herr und Frau von Waldenberg hielten ſich dort auf. Allein die Gräfin wußte nichts davon; ſie lebte in Prag ſehr zurückgezogen, und beſuchte keine Geſellſchaften. Der Verwalter zu Waldenberg mußte ſeiner Herrſchaft von Zeit zu Zeit berichten, was in ſeinem Amtsbezirke vorgehe. Er berichtete denn auch den Rechtsfall, der ſich mit den Goldſtücken zugetragen, die angeblich in den Rockknöpfen eines ausgewanderten franzöſiſchen Knaben ſich ſollen befunden haben. Frau von Waldenberg erzählte die ſeltſame Begebenheit in einer Geſellſchaft. Eine adelige Dame, die zugegen, und mit Ludwigs Mutter bekannt war, erzählte es dieſer. Ludwigs Mutter, die Gräfin, begab ſich augenblicklich zu Frau von Waldenberg, ſich näher zu erkundigen. Der Verwalter hatte ſehr ausführlich berichtet. Der Ort Waldenberg, der Namen Ludwig, der Tag, an dem er ſeine Mutter verloren, der angenommene Namen, unter dem ſeine Mutter ſich geflüchtet hatte, die Anzahl, ja auch das Gepräge der Goldſtücke traf auf's genaueſte zu. Die Gräfin zweifelte keinen Augenblick, der Knabe, in deſſen Rock die Goldſtücke gefunden worden, ſey ihr geliebter Ludwig; denn ſie ſelbſt hatte die Goldſtücke heimlich eingenäht. Sie brannte vor Begierde, ihren innigſt geliebten Ludwig wieder zu ſehen. Allein ſie wollte es nicht wagen, nach Waldenberg zu reiſen, weil bloß Waffenſtillſtand und noch nicht Friede war, und die franzöſiſchen Kriegsheere noch auf deutſchem Boden ſtanden. Allein Herr von Waldenberg ſagte zu der Gräfin: „Ich und meine Frau ſind bereit, unverzüglich mit Ihnen nach Waldenberg zu reiſen. Können Sie ſich entſchließen, in dem Paſſe für eine Kammerfrau meiner Gemählin zu gelten, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, Sie werden ganz ſicher, ohne irgendwo angehalten zu werden, nach Waldenberg kommen, und dort einen ſichern Aufenthalt finden.“ Die Gräfin nahm dieſen Vorſchlag mit der größten Freude an, und alle Drei machten ſich ſogleich auf die Reiſe.

„So,“ ſagte Frau von Waldenberg am Ende ihrer Erzählung, „gaben dieſe Goldſtücke Veranlaſſung, daß Ludwigs Mutter ſo ſchnell hieher kam. Ohne den falſchen Verdacht, in den Ihr, guter Lorenz, und Ihr, meine liebe Johanna, gekommen ſeyd, wäre es vielleicht noch Jahre lang angeſtanden, bis die Frau Gräfin ihren geliebten Ludwig wieder geſehen hätte.“

„Ach,“ ſagte Johanna höchſt erfreut, „die große Freude, die Ludwig und ſeine Frau Mutter empfinden, hat mich die unverdiente Schmach, die uns getroffen hat, ganz vergeſſen gemacht! Meine Freude gleicht wahrhaft der ihrigen. Ja, ich ſehe es auch hier wieder, daß Gott alle Widerwärtigkeiten, die Er über uns kommen läßt, uns und Anderen zum Beſten zu lenken weiß."

Frau von Waldenberg erinnerte nun Ludwigs Mutter, es ſey Zeit, nach Waldenberg zurück zu kehren. Die Gräfin ſtand auf, wendete ſich zu Lorenz und Johanna, und bezeigte ihnen in den rührendſten Worten, die von der Frau von Waldenberg in das Deutſche überſetzt wurden, den innigſten Dank. Johanna brachte die noch übrigen Goldſtücke nebſt dem Verzeichniſſe, was ſie davon für Ludwig verwendet habe, und wollte ſie zurück geben; allein Ludwigs Mutter ſagte: „Davon kann keine Rede ſeyn! Behaltet ſie, und ich werde darauf bedacht ſeyn, Eure Liebe zu meinem Sohne noch reichlicher zu belohnen."

Johanna beeilte ſich nun, Ludwigs Kleidungsſtücke und weißes Zeug zuſammen zu packen, und ihre zwei Kinder, Liſe und Konrad, brachten nach wenigen Minuten, jedes ein Päckchen. Als Ludwig die Wanderbündelein erblickte, und nun ſcheiden ſollte, ward er tief betrübt; ſein liebliches Geſichtchen zeigte von der innigſten Wehmuth und der gute Knabe brach in Thränen aus. Er nahm von ſeinen Pflegeeltern den rührendſten Abſchied, und umarmte alle Kinder des Hauſes als ſeine Geſchwiſter. Lorenz, Johanna und alle Kinder weinten. Auch Ludwigs Mutter ward ſehr gerührt, und die Thränen kamen ihr in die Augen. »Ich ſehe da einen neuen Beweis,« ſagte ſie, »daß Alle im Hauſe meinen Ludwig herzlich liebten, und daß er hier ſo gut aufgehoben war, wie ein Kind vom Hauſe.«

Frau von Waldenberg tröſtete die Kinder, und Lorenz und Johanna. »Weinet nicht, ihr guten Leute,« ſprach ſie; »Ludwig nimmt noch nicht für immer Abſchied; er bleibt mit ſeiner Mutter noch lange bei uns zu Waldenberg. Da könnet ihr einander noch recht oft ſehen.«

Ludwig ſtieg nun mit ſeiner Mutter und Frau von Waldenberg in die Kutſche, und nachdem ſie an dem Pfarrhauſe angehalten, und dem edelmüthigen Pfarrer einen Beſuch gemacht und auch ihm für ſeine Liebe und Güte gegen Ludwig gedankt hatten, fuhren ſie zurück nach Waldenberg in das Schloß.

Zwölftes Kapitel.

Belohnung und Strafe.

Ludwigs Mutter blieb vorerſt zu Waldenberg; nachdem es Friede geworden, kam auch ihr Gemahl, der Graf, dahin. Die Freude des Grafen und der Gräfin, und ihres einzigen Sohnes Ludwig, ſich nach ſo langer Trennung wieder vereinigt zu ſehen, läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken. Eben ſo groß, als ihre Freude, war ihr Dank gegen Gott.

Nachdem alle Drei mit großer Lebhaftigkeit einige Stunden hindurch von nichts Anderem ſprachen, als von dem was ihnen Alles begegnet, ſeit ſie von einander getrennt worden — da ſagte die Gräfin zu ihrem Gemahl: „Nun laß uns überlegen, wie wir Ludwigs Pflegeeltern belohnen wollen.“

Der Graf und die Gräfin hatten zwar ihre Güter in Frankreich verloren; allein ſie beſaßen noch anſehnliche Kapitalien, die ſie ſchon früher in England angelegt hatten. Auch hatte die Gräfin ihren Schmuck von koſtbaren Edelſteinen glücklich gerettet. Sie brachte ihr Schmuckkäſtchen, öffnete es und ſagte: „Alle dieſe edlen Steine hätte ich mit Freuden hingegeben, mein verlornes Kind wieder zu finden! Sollten wir nun nicht wenigſtens Einen dieſer Steine, etwa dieſen ſchönen Diamant hier, daran wenden, die Liebe zu vergelten, die Lorenz und Johanna, dieſe guten Landleute, unſerm Kinde erwieſen haben? Wir wollen den Herrn von Waldenberg bitten, daß er das Gütchen, das Lorenz und ſeine Hausfrau bloß im Pacht haben, uns zu kaufen gebe. Dieſes Gütchen wollen wir dann den guten Leuten ſchenken. So kann ein Edelſtein das Glück mehrerer Menſchen machen — was ſie um uns auch wohl verdient haben.«

Dem Grafen gefiel der Vorſchlag ſehr wohl. »Ja,« ſprach er, »der Diamant ſoll zum Beſten dieſer menſchenfreundlichen Landleute verkauft werden! Denn ſie haben uns einen Edelſtein aufbewahrt, gegen den alle dieſe Steine hier nichts ſind — unſern geliebten Sohn Ludwig.«

Der Graf und die Gräfin redeten mit Herrn und Frau von Waldenberg. Frau von Waldenberg zeigte Luſt zu dem ſchönen Steine, der ſehr zierlich in einen Ring gefaßt war. Der Werth des Edelſteines betrug indeß nur ungefähr die Hälfte von dem Werthe des Pachtgütchens. Die Gräfin wollte noch ein Paar kleinere Diamanten, die in goldenen Ohrenringen prangten, dazu legen. Allein Herr von Waldenberg ſprach: »Das iſt nicht nothwendig; das wäre zu viel! Wir wollen es ſo machen: Sie geben meiner Frau den Diamantring, der ihr ſo ſehr gefällt, und der für ſie, als Andenken an eine edle Freundin einen doppelten Werth haben wird. Ich aber gebe dem Lorenz das Pachtgut, das er nur auf neun Jahre gepachtet hat, in Erbpacht, und er ſoll in Zukunft nur mehr die Hälfte des Pachtgeldes, das er jetzt bezahlt, zu entrichten haben. So kann er das hübſche Gütchen als ſein Eigenthum betrachten, nur mit der Verbindlichkeit, jährlich die ſehr mäßige Abgabe davon zu entrichten. Er kann ſich dann ſehr wohl darauf ernähren; ja noch wohl Etwas für ſeine Kinder erübrigen!“

Der Graf und die Gräfin fanden dieſen Vorſchlag ſehr vernünftig, und der Verwalter mußte ſogleich die Schenkungsurkunde ausfertigen.

Herr von Waldenberg wollte nun den Lorenz rufen laſſen. Allein die Gräfin ſagte: „Nein! Ich und mein Gemahl wollen ſelbſt nach Ellerſee fahren, und Ludwig ſoll ſeinen geliebten Pflegeeltern die Urkunde überreichen.“

Herr von Waldenberg ſprach: „Nun wohl, ſo iſt es noch beſſer. Sie wiſſen auf eine ſehr ſchöne, edle Art zu geben. Ich und meine Frau werden auch mitfahren.“

Es wurde ſogleich angeſpannt, und man fuhr hin. Die Kutſche hielt vor der Hausthüre der guten Leute. Ludwig ſprang voll Freude zuerſt aus der Kutſche, und überreichte dem Lorenz die

Schrift. Lorenz las, ſtaunte und blickte gerührt zum Himmel; Johanna zitterte vor Freude und rief mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen: »Mein Gott, ſo dürfen wir dieſes Haus, in dem wir bisher mit unſern Kindern gleichſam nur zur Miethe wohnten, und die Aecker und Wieſen, die dazu gehören, nunmehr als unſer Eigenthum anſehen?«

»So iſt es!« ſagte Herr von Waldenberg. »Eure Freundlichkeit gegen ein armes Kind, das ohne Obdach umherirrte, hat Euch und Euren Kindern eine eigene Heimath verſchafft.«

Frau von Waldenberg fügte noch bei: »So bleibt keine edle That unbelohnt; und ſo reichlich ſie hier auf Erden auch zuweilen belohnt werden mag — in jener Welt wartet auf ſie noch ein ſchönerer Lohn!«

Die Einwohner von ganz Ellerſee konnten ſich über dieſen vornehmen Beſuch bei dem armen Lorenz, und über das reiche Geſchenk nicht genug wundern; und die reiche Kirchenbäuerin ſagte zu ihrem Bauer: »Wenn wir das voraus gewußt hätten, ſo hätten wir an dem kleinen Franzoſen das Werk der Barmherzigkeit gethan, und nicht geruht, bis Lorenz ihn uns in die Koſt gegeben hätte.«

Der Kirchenbauer aber ſah nun wohl ein, daß der Verdacht, den er wegen der entwendeten Goldſtücke auf den rechtſchaffenen Lorenz geworfen hatte, falſch geweſen. Er ging zu Lorenz, bekannte reumüthig ſein Unrecht, und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn überall als einen Dieb verſchrien und verläſtert habe. Allein der argwöhniſche Bauer richtete nun ſeinen Verdacht ſogleich auf einen Anderen, und zwar auf einen Mann, den er bisher für ſeinen beſten Freund gehalten hatte, auf ſeinen Nachbar Krall. Er ging ſogleich nach Waldenberg, erſchien vor Amt und ſagte, daß er eine neue Klage wegen ſeiner geſtohlenen Goldſtücke vorzubringen habe.

„Das iſt gewiß wieder eine ſo dumme Klage, wie die gegen Lorenz,“ ſprach der Verwalter. „Doch, laßt einmal hören!“

Der Bauer erzählte, nach ſeiner Art etwas ausführlich: „Als der Franzoſenkrieg uns ſo ſchnell über den Hals gekommen, wußte ich gar nicht mehr, wo mir der Kopf ſtand. Meine Capitalbriefe und meine armen, ſeit zwanzig Jahren ſauer erſparten Sparpfennige, fünfzig Goldſtücke an der Zahl, lagen mir ſehr am Herzen. Ich hätte ſie gern recht gut vor dem Feinde verſteckt, und wußte nicht wohin. Da fragte ich meinen Nachbar Krall um Rath. Der iſt ein geſcheiter Mann, dachte ich, und hat mir ſchon oft gut gerathen. Krall ſagte zu mir: „Verſteck dein Geld heute Nacht hinter einem der lockern Steine in deiner Gartenmauer; da findet es kein Menſch. Deine Papiere laß, wo ſie ſind; die nimmt dir der Feind nicht.« Dieſer Rath gefiel mir ſehr wohl; ich befolgte ihn. Nachts um zwölf Uhr, da Alles ſchlief, ſchlich ich heimlich und in aller Stille in den Garten. Weil es gar ſo finſter war, zündete mir meine Bäuerin mit der Laterne; denn um das Geld recht geſchickt zu verbergen, mußte ich dazu ja doch auch ſehen. Das Geld ging mir indeß bei Tag und bei Nacht im Kopfe herum. Sobald die Franzoſen fort waren, wollte ich die gut verwahrten Goldſtücke wieder aus der Mauer heraus nehmen. Allein ich war vor Schrecken faſt des Todes; denn leider war nicht ein einziges davon mehr vorhanden. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; bevor es Tag wurde, lief ich zu Nachbar Krall, klopfte und polterte an ſeinem Hauſe, bis er aufwachte. Ich klagte ihm mein entſetzliches Unglück.«

„Nun,« ſprach der Verwalter, „und was ſagte Nachbar Krall?«

„Er hat ſich recht über mich erzürnt,« ſagte der Bauer, „und zu all meinem Unglücke mich noch recht ausgeſcholten. „Ich ſehe wohl,« hat er geſagt, „wenn der Rath eines geſcheiten Mannes gut ſeyn ſoll, ſo muß ihn auch ein geſcheiter Mann ausführen. Du aber biſt ein dummer Kerl,« hat er geſagt; „du hätteſt keine Laterne mitnehmen ſollen; denn da konnten dich die Leute ja ſehen. Da wunderts mich gar nicht,« hat er geſagt, „daß die goldenen Vögel ausgeflogen ſind, und daß du das Neſt leer gefunden haſt. Doch," hat er geſagt, „ich will dir einen guten Rath geben, wie du ſie wieder bekommen kannſt. Haſt du, als du von dem Lorenz, wiewohl ich dir davon abwehrte, deine Bäume pfropfen ließeſt, nicht geſehen, daß er dort an der Gartenmauer, die ihn doch nichts anging, ſich immer etwas zu ſchaffen machte? Glaube mir," hat er geſagt, „das Geld hat kein anderer Menſch geſtohlen, als Lorenz. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ſo würde ich ihn verklagen." Nun, wie Sie wiſſen, habe ich auch geklagt; nur habe ich Ihnen damals nicht geſagt, daß Krall mir den Rath gegeben, wo ich das Gold verſtecken ſoll; denn er hat mir befohlen, keiner Seele ein Wörtlein davon zu ſagen, daß er mir den guten Rath gegeben habe."

„Sieh, ſieh," ſprach der Verwalter für ſich, „ſo wollte Krall, dieſer rachgierige Menſch, ſich an Lorenz rächen, und ihn verdächtig machen, und wohl gar aus dem Dorfe bringen, um am Ende an ſeiner Statt doch noch Pächter zu werden."

Der Verwalter fragte hierauf den Bauer: „Habt Ihr ſchon irgend einem Menſchen von Eurem neuen Argwohne etwas geſagt?"

„O bei Leibe nicht," ſprach der Bauer, „keiner Seele hab' ich ein Sterbenswörtlein davon geſagt. Ich ſetzte zwar von langer Zeit her mein größtes

Vertrauen in Krall; aber ich traue ihm doch nicht recht, und fürchte mich vor ihm. Er darf es auch nicht inne werden, daß ich ihn verklagt habe. Sagen Sie ihm bei Leibe nichts davon!«

„Nun,“ ſprach der Verwalter, der bei all ſeiner Ernſthaftigkeit über die Einfalt des Bauers lächeln mußte, „ſo ſchweiget ferner; ich werde Euch wieder rufen laſſen.“

Der Verwalter kannte den Krall als einen ſchlauen Kopf, und dachte: „Es könnte gar wohl ſeyn, daß Krall das Gold in ſeine Krallen zu bekommen ſuchte, und dem einfältigen Bauer bloß deßwegen gerathen, das Gold in der Mauer zu verſtecken, um den Bauer zu belauſchen und das Gold zu holen. Krall iſt ein ſchlechter Hauswirth, ein Schuldenmacher, ein Trinker und Spieler; wenn er das Geld entwendet hat, ſo hat er ſicherlich ſchon das Meiſte davon ausgegeben. Und das wird leicht zu erfahren ſeyn.“

Er rief ſeinen Gerichtsdiener, erzählte im Vertrauen ihm die Sache, und trug ihm auf, nachzuforſchen, ob Krall nicht irgendwo eine oder die andere ſeiner vielen Schulden in Gold bezahlt oder ſonſt Gold ausgegeben habe.

Nach einigen Tagen kam der Gerichtsdiener Morgens in die Kanzellei, und ſagte: „Von ſeinen Schulden hat Krall nicht einen Heller abbezahlt; allein in der Stadt hat er im Wirthshauſe zum ſchwarzen Bären eine ganze Nacht hindurch getrunken und geſpielt, und da er ſehr im Verluſte war, einige Goldſtücke wechſeln laſſen. Ich wußte mir ein Paar davon zu verſchaffen, die ich für Silbergeld einwechſelte. Hier ſind ſie; ſie ſind, wie Sie ſehen, von der nämlichen Art, wie der Kirchbauer die geſtohlenen beſchrieben hat.«

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener den Krall auf der Stelle rufen, und hielt ihm den Diebſtahl vor. Krall fing an zu toben und zu wüthen, daß man einen ſo ehrlichen Mann, wie er ſey, wegen ſolcher ehrloſen Streiche in Verdacht haben könne. Er konnte zwar nicht läugnen, daß er Goldſtücke habe wechſeln laſſen; er betheuerte aber mit hohen Schwüren, daß er ſie nicht geſtohlen habe.

»Das kann ſeyn,« ſprach der Verwalter; »indeß iſt nur noch eine Kleinigkeit ins Reine zu bringen. Ihr habt nachzuweiſen, von wem Ihr die Goldſtücke eingenommen habt.«

Da erblaßte Krall; er wußte keinen Menſchen zu nennen, von dem er die Goldſtücke erhalten. Er mußte den Diebſtahl einbekennen, und wurde zum Erſatze des geſtohlenen Geldes, und überdies als Dieb und Verläumder auf mehrere Jahre zum Zuchthauſe verurtheilt.

»So geht es,« ſagte der Verwalter, »wenn man nicht arbeitſam und ſparſam iſt, ſich dem

Trinken und Spielen ergibt, und am Ende gar betrügt und ſtiehlt. Schlechte Thaten bringen ſchlechte Früchte, Jammer und Elend; nur Tugend und Rechtſchaffenheit machen glücklich. Wie die Unſchuld des ehrlichen Lorenz an den Tag gekommen, ſo iſt nun auch Eure Schuld offenbar geworden. Wie Lorenz für ſeine Redlichkeit und Menſchenfreundlichkeit belohnt wurde, ſo werdet nun Ihr für Eure Falſchheit und Euer feindſeliges Weſen beſtraft.“

Da Krall ohnehin ſchon viele Schulden hatte, und nun die entwendeten und verſchwendeten Goldſtücke erſetzen ſollte, ſo mußte er vergantet werden. Er kam an den Bettelſtab, und ſeine Kinder kamen oft an Lorenzens Fenſter und bettelten ein Stücklein Brod, und die Leute im Dorfe ſagten: „Dies hat Krall nicht nur wegen ſeines liederlichen Lebenswandels, ſeiner Falſchheit und ſeiner Betrügereien, ſondern noch beſonders wegen ſeiner Hartherzigkeit gegen den guten Ludwig verdient. Er wollte den armen, verlaſſenen Knaben aus dem Hauſe des Lorenz und aus dem Dorfe vertreiben, und mußte nun ſelbſt mit ſeinen Kindern ſein eigenes Haus verlaſſen.“

Letztes Kapitel.

Der Oberſt.

Wie Frau von Waldenberg und die Gräfin ſehr gute Freundinnen geworden, ſo wurden auch Herr von Waldenberg und der Graf ſehr gute Freunde; denn alle hatten gleich edle Geſinnungen. Obwohl es Friede war, ſo konnten die Ausgewanderten ſich doch noch wenig Hoffnung machen, in ihr Vaterland zurück kehren zu dürfen. Der Krieg brach auch bald wieder mit erneuerter Heftigkeit aus, wurde jedoch in Gegenden geführt, die weit von Waldenberg entfernt waren. Herr und Frau von Waldenberg baten daher den Grafen und die Gräfin dringend, mit ihrem Sohne Ludwig bis auf beſſere Zeiten in Waldenberg zu bleiben, und alle Drei freuten ſich ſehr, einen ſo ſichern und angenehmen Aufenthalt gefunden zu haben. Sie brachten da längere Zeit ſehr vergnügt zu.

Eines Tages nun, da man an nichts wenigers dachte, als an franzöſiſches Militär, kam ein franzöſiſcher Offizier von einigen Huſaren begleitet, in den Schloßhof geſprengt. Er ließ ſich als einen franzöſiſchen Oberſt bei Herrn von Waldenberg melden. Alle im Schloſſe waren über dieſen unerwarteten Beſuch nicht wenig erſtaunt. Ludwigs Eltern aber hatten keinen geringen Schrecken; die Gräfin fürchtete gar verhaftet und nach Frankreich abgeführt zu werden. Der Beſuch mußte indeß angenommen werden.

Ein ſchöner, junger Mann in goldgeſtickter dunkelblauer Uniform trat in das Zimmer. Ludwig that einen Freudenſchrei, und ſprang mit offenen Armen auf ihn zu. Der Oberſt war jener Offizier, der bei Ellerſee verwundet worden, ſich aber indeſſen durch ſeine Einſicht und Tapferkeit ſo hoch erſchwungen hatte. Er hatte mit ſeinem Regimente einige Meilen weit von Ellerſee Raſttag, und war die Nacht durch geritten, um ſeinem kleinen Freunde Ludwig, dem Erretter ſeines Lebens, einen kurzen Beſuch zu machen, und zu ſehen, wie es ihm gehe. Zu Ellerſee hatte der Oberſt vernommen, Ludwig befinde ſich ſammt ſeinen Eltern zu Waldenberg. Er ritt alſo, ohne vom Pferde zu ſteigen, augenblicklich dahin.

Er umarmte Ludwig, und erzählte den erfreuten Eltern, wie unausſprechlich viel Gutes Ludwig ihm erwieſen habe. Herr von Waldenberg lud ihn ein, einige Tage auf dem Schloſſe zu bleiben. Allein der Oberſt ſagte: „Nicht länger als einige Stunden; ich muß auf die Minute wieder bei meinen Leuten eintreffen.“ Er redete mit dem Grafen und der Gräfin über deren Schickſale, und ſagte bei ſeinem Abſchiede: „Ich werde wieder kommen, und hoffe, Sie und meinen jungen Freund Ludwig dann unter fröhlichern Umſtänden wieder zu ſehen.“

Der Oberſt hielt Wort; er kam, einige Zeit, nachdem der Frieden wieder hergeſtellt war, nach Waldenberg, und brachte Ludwigs Eltern die ſchriftliche Zuſicherung, daß ſie nach Frankreich zurück kehren durften, und ihre Güter wieder zurück erhalten würden. Da der Oberſt mächtige Verwandte in Frankreich hatte, ſo war es ihm gelungen, den Eltern Ludwigs dieſe Begünſtigung zu bewirken, deren die meiſten Ausgewanderten ſich erſt nach vielen Jahren zu erfreuen hatten. Die Menſchenfreundlichkeit, womit Ludwig als ein zarter Knabe einem ausgezeichneten Offizier das Leben gerettet hatte, wurde allgemein bewundert; Jedermann ſagte, den Eltern eines ſo liebenswürdigen Kindes dürfe man die Rückkehr in ihr Vaterland nicht wehren.

Der Oberſt fuhr hierauf mit Ludwig und deſſen Eltern nach Ellerſee. Er beſuchte den Pfarrer, der ihm ſo manches gute Buch zum Leſen mitgetheilt und gar oft ſelbſt gebracht hatte, und verehrte ihm eine ſchöne Sammlung guter franzöſiſcher Bücher, alle in den ſchönſten Auflagen und vortrefflich gebunden. Er beſchenkte ſeine ehemaligen Hauswirthe; den Müller mit dem feinſten himmelblauen Tuche zu einem Rocke, und die Müllerin mit Taffet von gleicher Farbe und mit Band und Spitzen. Er gab Ludwigs Pflegeeltern eine anſehnliche Summe Geldes, damit ſie davon ſich ſelbſt anſchaffen möchten, was ihnen das Nöthigſte oder Angenehmſte wäre. Ueberdies gab er Johannen und ihren Kindern noch einen großen Pack von mehr als ſechzig Ellen feiner Leinwand. „Dies,“ ſagte er, „iſt für die Scharpien.“

Dem Oberſt war es eine große Freude, Ludwig und deſſen Eltern, wie im Triumphe, nach Frankreich zurück zu führen. Ludwig ſah ſein ganzes Leben hindurch es für eine große Wohlthat an, daß er einige Jahre ſeiner Kindheit auf dem Lande zugebracht hatte. Sein Aufenthalt auf dem Lande hatte nicht nur ſeine etwas ſchwächliche Geſundheit ſehr geſtärkt; auch ſein Verſtand und Herz hatten dabei ſehr gewonnen. Die frommen, einfachen Sitten ſeiner Pflegeeltern, die jeden Tag mit Gebet anfingen und beſchloſſen, vor allem Böſen eine heilige Scheu hatten, und alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit Ergebung und Geduld von Gott annahmen; der Unterricht und die Frömmigkeit des würdigen Landgeiſtlichen, und der andächtige Gottesdienſt in der kleinen Dorfkirche, nährten und befeſtigten ſeine Gefühle für Religion und Tugend. Häusliche Andacht und öffentlicher Gottesdienſt, Wort und Beiſpiel hatten ſehr ſchön zuſammen gewirkt, ihn wahrhaft fromm und gut zu machen. Er hatte bei ſeinen dürftigen, aber genügſamen Landleuten gelernt, mit wie Wenigem der Menſch geſund und zufrieden leben könne; aller unnütze Aufwand, und überhaupt alles Gekünſtelte und Gezierte in den Sitten blieb ihm verhaßt. Er behielt eine große Vorliebe für das Landleben. Sein Schloß in Frankreich war ſein liebſter Aufenthalt; nicht weil es prächtig gebaut und wohl eingerichtet, ſondern weil es in einer ſchönen ländlichen Gegend gelegen, und von reichen Kornfeldern, blumigen Wieſen und ſchattigen Wäldern umgeben war. Gottes Werke näher zu betrachten war ſeine Luſt, und er fand in ihrer Betrachtung eine eigene Seligkeit. Er war von einer ganz vorzüglichen Achtung gegen die niedern Stände durchdrungen; denn er hatte ſich mit eigenen Augen überzeugt, wie viele Mühe ſie ſich geben müſſen, die höhern Stände zu ernähren, und welche edle Seelen unter manchem Strohdache wohnen. Dieſe Geſinnungen äußerte er in reifern Jahren ſehr oft, und ſein Vater, der Graf, gab ihm vollkommen Recht.

„Wir haben uns,“ ſagte der Graf, „durch eitle Prachtliebe zu weit von der Natur entfernt, und Diejenigen, die von den niedrigen Ständen uns zunächſt ſtehen, traten in unſere Fußſtapfen ein. Daher rührt alles Elend, alle Unordnung und alle Verkehrtheit unſerer Zeiten. Wenn es beſſer werden ſoll, müſſen wir zur einfachen Natur zurückkehren. Nur auf dieſe Art kann die Unzufriedenheit vieler Bedrängten unter dem Volke gehoben werden, und auch wir werden dann zufriedener, ruhiger und glücklicher leben.“

Auch Ludwigs Mutter, die Gräfin, war dieſer Meinung; eine ganz beſondere Freude aber fand ſie darin, die Wege der göttlichen Vorſehung in Ludwigs Geſchichte zu betrachten. „Gott,“ ſprach ſie, „hat ihn mir entzogen, um mir ihn vernünftiger und tugendhafter wieder zu geben. Ein bunter Schmetterling, ein flüchtiges, unbedeutendes Geſchöpf, gab die erſte Veranlaſſung zu einer Reihe von Begebenheiten, die nicht nur für Ludwig, ſondern noch für viele Menſchen höchſt wohlthätig waren.“ Einem edlen jungen Manne, dem Oberſt, ward das Leben gerettet; eine arme, aber edle Familie, der Pächter Lorenz mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern, wurden in beſſere Umſtände verſetzt; uns aber ward die Bahn gebrochen, unſer liebes Vaterland wieder betreten, und unſer väterliches Schloß wieder bewohnen zu dürfen. Ich war bei den Widerwärtigkeiten, die uns betroffen haben, manchmal ſehr verzagt und kleinmüthig; allein nun habe ich einſehen gelernt: „Eine höhere, unendlich weiſe und gütige Macht lenkt in geheim die Schickſale der Menſchen, und leitet alle zu unſerm Beſten; und dieſer Glaube iſt bei allen Trübſalen, die auf unſerer Lebensbahn uns treffen, der einzige feſte, ſichere Stab, an den wir uns halten können, um auf dem Wege in ein beſſeres Vaterland nicht muthlos zu erliegen.“

* * *

Das Lämmchen.

Erſtes Kapitel.

Chriſtine und ihre Mutter Roſalie.

Chriſtine, ein armes Mädchen von etwa zehn Jahren, pflückte in dem Walde Erdbeeren. Es war ein heißer Nachmittag, und an den ſonnigen Waldplätzen, wo kein kühlendes Lüftchen hinkam, war es faſt zum verſchmachten ſchwül. Ihr leichtes Strohhütchen vermochte nicht mehr den brennenden Sonnenſtrahlen zu wehren. Die hellen Schweißtropfen ſtanden ihr beſtändig auf der Stirne, und ihre Wangen waren wie Glut. Dennoch pflückte ſie, ohne aufzuſehen, emſig fort. „Denn,“ ſagte ſie freudig, indem ſie mit ihrem weißen Tuche den Schweiß abwiſchte, „es iſt ja für meine kranke Mutter! Das Geld, das ich aus den Beeren erlöſe, verſchafft ihr doch wieder eine kleine Erquickung.“

Gegen Abend ging ſie, mit ihrem Körbchen voll Beeren am Arme, durch den Wald nach Hauſe. Es fing an zu regnen. Immer lauter rauſchten die Regentropfen in den Blättern der Bäume, und aus der Ferne her donnerte es ſehr ſtark. Als ſie aus dem Walde heraus kam, erhob ſich ein Sturmwind; ein heftiger Platzregen ſchlug ihr entgegen, und an dem glühendrothen Abendhimmel ſtanden dunkle Gewitterwolken, wie Gebirge auf einander gethürmt. Chriſtine wußte, wie gern der Blitz in hohe Bäume ſchlage. Sie ſuchte ſich daher fern von den hohen Bäumen unter niedrigen Haſelſtauden ein ſicheres Plätzchen, ſtand hier unter, und wollte warten bis das Gewitter vorüber wäre.

Allein auf einmal hörte ſie in dem nahen Erlengeſträuche ein klägliches Geſchrei, faſt wie das Geſchrei eines kleinen Kindes. Das gute mitleidige Mädchen ließ ſich vom Sturm und Regen, Blitz und Donner nicht abhalten, nachzuſehen, was es doch wohl ſeyn möge? Sie ging hin, und ſieh da! es war ein kleines, zartes Lämmchen, das vom Regen tröpfelte, zitterte und nicht wußte wohin. „Ach du armes, armes Thierchen!“ ſagte Chriſtine. „Nein, du ſollſt nicht umkommen. Komm, ich nehme dich mit mir nach Hauſe.“ Sie nahm das Lämmchen ſorgfältig in die Arme, und eilte damit, ſobald der Regen nachließ, ihrer kleinen, ſtrohbedeckten Wohnung zu.

„O ſieh doch, liebe Mutter,“ rief ſie, ſobald ſie in das niedere, reinliche Stübchen trat, „ſieh doch, was ich da gefunden habe! Sieh, ein wunderſchönes Schäflein! O wie glücklich war ich! Wie will ich es pflegen! Es ſoll meine ganze Freude ſeyn!“

„Kind,“ ſagte die kranke Mutter, indem ſie ſich in dem Bette aufrichtete und den Kopf auf die Hand ſtützte, „du vergiſſeſt in deiner Freude, daß dieſes Lämmchen ſchon ſeinen Herrn haben muß. Es iſt bloß verloren — und da müſſen wir es wieder zurückſtellen. Gewiß gehört es dem reichen Bauern auf dem Eichhofe. Fremdes Gut ſollen wir nicht einmal über Nacht im Hauſe behalten. Trag' es alſo heute noch hin.“

„Ihr ſeyd nicht geſcheid,“ rief jetzt eine rauhe Stimme zum offenen Fenſter herein; „man muß nicht Alles ſo genau nehmen!“ Der Mann, der dieſes ſagte, war ein Maurer, der draußen die Mauer des kleinen Hauſes ausbeſſerte, ihr Geſpräch behorcht hatte, und jetzt zum Fenſter hereinſchaute. Mutter und Tochter blickten ihn erſchrocken an. Er aber ſprach weiter: „Macht keine ſo ſeltſamen Geſichter! Ich meine es gut. Wir wollen das Thierchen metzgen, und es mit einander theilen. Das Fleiſch gibt gerade ein Paar kleine Braten, und das Fellchen iſt auch noch einige Kreuzer werth. Der reiche Bauer hat über hundert ſchöne, große Schafe; ob er das winzig kleine Ding da noch habe oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Ich will es alſo geſchwind ſchlachten. Ihr dürft euch dabei nicht fürchten. Es ſieht's ja Niemand. Und mir dürſt ihr ſchon trauen. Ich kann ſchweigen“ — ſagte er und warf eine Kelle voll Mörtel an die Wand — „wie eine Mauer.“

Chriſtine entſetzte ſich über die Reden des Mannes. Der Gedanke, das Lämmchen zu behalten, kam ihr jetzt abſcheulich vor. „Ihr habt Unrecht!“ ſagte ſie zu dem Maurer. „Was kein Menſch ſieht, ſieht doch Gott! Du aber, liebe Mutter, haſt Recht — und mich wundert nur, daß mir das, was du ſagteſt, nicht von ſelbſt einfiel. Ich hätte das Schäflein,“ fuhr ſie fort und Thränen traten ihr in die Augen, „freilich ſo gern, o ſo gern behalten! Allein dem lieben Gott müſſen wir willig gehorchen.“ Sie wickelte das Lämmchen in ihre Schürze, und wanderte damit dem Eichhofe zu, obwohl es noch nicht ganz aufhörte zu regnen und die Sonne bereits unterging.

Als Chriſtine auf dem Eichhofe ankam, ſtand die Bäuerin, mit ihrem kleinſten Kinde auf dem Arm, eben vor der Hausthüre, und die größeren Kinder ſtanden um ſie her. Sie betrachteten andächtig den ſchönen Regenbogen, der jetzt nach dem Gewitter in der ganzen Pracht ſeiner ſieben Farben im ſchwarzgrauen Gewölke zu ſehen war. „Seht den Regenbogen an,“ ſprach die Mutter zu den Kindern, indem ſie mit ausgeſtrecktem Arme darauf hinzeigte, „und preiſet Denjenigen, der ihn gemacht hat. In dem flammenden Blitze und dem furchtbaren Donner zeigt uns Gott ſeine groſse Macht und Herrlichkeit; in den ſchönen Farben des Regenbogens aber ſeine Güte und Freundlichkeit."

Chriſtine ergötzte ſich bald an den lieblichen Farben des Regenbogens, bald an den lächelnden Geſichtchen der Kinder, und ſchwieg, bis der Regenbogen verſchwunden war. Nun nahm ſie das Lämmchen aus ihrer Schürze hervor, ſtellte es auf die Füße, und erzählte, wie ſie es gefunden habe.

„Das iſt ja recht ſchön und brav," ſagte die Bäuerin freundlich, „daß du noch ſo ſpät am Abend und noch dazu im Regen da herausgeheſt! Du biſt ein ſehr gutes, grundehrliches Mädchen."

„Ja wahrhaftig, das iſt ſie!" ſprach der Bauer, der jetzt auch zur Hausthüre herauskam. „So ehrlich und rechtſchaffen, wie dieſes arme Mädchen, müßt ihr auch ſeyn und bleiben, meine Kinder! Beſſer iſt's, nicht einmal ein einziges Schäflein im Vermögen haben, und ehrlich und redlich ſeyn, als hundert Schafe beſitzen, und dabei ehrlos und unredlich ſeyn. Die Ehrlichkeit, mit der das arme Kind hier das Lamm zurück gab, iſt ein Schatz im Herzen, der reicher macht, als eine ganze Schafheerde — und dieſen Schatz kann uns kein Wolf und kein Feind rauben."

Franz, der Knabe des Bauers, lief jetzt zum Schafſtalle hin, und führte das alte Schaf heraus.

Wie da das Junge darauf zuſprang und ſich freute! Chriſtine ſah das ſo mit an und ſagte: „Schon um dieſer Freude willen, die das arme Thierchen jetzt hat, reuet es mich nicht, daß ich es zurückgab, ſo lieb es mir auch war, und ſo gern ich es behalten hätte!“

„Weißt du was?“ ſprach der Bauer; „da du ſo ehrlich biſt und an dem Thierchen eine ſo große Freude haſt, ſo will ich es dir ſchenken. Jetzt würde es dir aber nichts helfen. Es kann noch nicht ohne Milch leben und würde elend umkommen. Allein in vierzehn Tagen wird es ſtark genug ſeyn, ſich von Gras und Kräutern zu ernähren, und dann ſoll mein Franz es dir bringen.“

„Gib aber dann wohl darauf Acht!“ ſagte die Bäuerin. „Es aufzuziehen, koſtet dich übrigens wenig Mühe, und keinen Heller Geld. Während du Erdbeeren ſammelſt oder ſtrickeſt, kannſt du es leicht hüten, und ſo viel Gras kannſt du, ohne es von einer Wieſe zu nehmen, auch leicht ſammeln, und zu Heu auftrocknen, als das Lamm für den Winter nöthig hat. Wenn es einſt groß iſt, wird die Milch dir und deiner Mutter in eurer kleinen Haushaltung wohl kommen, und die Wolle gibt euch jährlich einige Paar Strümpfe.“

„Und wenn ihr glücklich damit ſeyd,“ ſprach der kleine Bauerknabe, ſo könnet ihr wohl noch gar eine ganze Schafheerde bekommen!“

Chriſtine mußte nun noch bei dem Abendeſſen bleiben und ließ ſich Milch und Butterbrod recht wohl ſchmecken. Die gute Bäuerin gab ihr überdieß noch ein ſchönes Stück goldgelbe Butter, das ſie in grüne Rebenblätter einmachte, und ein Dutzend Eier mit nach Hauſe. „Bring das deiner Mutter,“ ſagte ſie, indem ſie ihr die Eier vorſichtig in die Schürze that; „ich laſſe ſie freundlich grüßen, und Gott wolle ſie bald geſund werden laſſen!“

Chriſtine eilte voll Freude durch das blumige Thälchen ihrer Hütte zu. Der Himmel hatte ſich indeß aufgehellt, und der Abendſtern und ein zartes Streifchen des Mondes, der heute das erſte Mal wieder ſichtbar war, glänzten freundlich in das Thal. Alle Blumen und Kräuter tröpfelten noch von Regen, und dufteten von Wohlgeruch. Es war Chriſtinen unbeſchreiblich wohl um das Herz. „Nach einem Gewitter,“ dachte ſie, „ſind Himmel und Erde zwar immer ſchöner; allein ſo ſchön und freundlich, wie dieſen Abend, ſind ſie mir noch nie vorgekommen.“

Sie erzählte dieſes, als ſie nach Hauſe kam, ihrer Mutter. „Siehſt du,“ ſprach die Mutter, „das iſt's eben, was ich dir immer ſage. Es iſt die Freude des guten Gewiſſens. Wenn wir recht thun, ſo erfüllt ſüßer Friede unſer Herz. Gott gibt uns durch das Gewiſſen zu erkennen, daß Er mit uns zufrieden ſey. O Chriſtine, gib daher der Stimme deines Gewiſſens immer Gehör, und thu' nie etwas Anderes, als was vor Gott recht und gut iſt. Du weißt wohl, wir ſind arm und haben wenig in der Welt. Aber laß uns nur ein gutes Gewiſſen bewahren, ſo ſind wir reich genug, und es fehlt uns nie an Freude; ja die edelſte und ſüßeſte aller Freuden iſt dann unſer.«

Chriſtine zählte nun alle Tage, bis ſie ihr Lämmchen bekommen würde. Sie hätte auch an jedem Tage in den Kalender geſehen, wenn ſie einen im Hauſe gehabt hätte. Nun ſah ſie aber alle Abende nach dem Monde, und ging dann vergnügt zu Bette. „Denn,« ſagte ſie, „wenn er voll iſt, bekomme ich mein Lämmchen.«

Endlich ward es Vollmond, und der Mond nahm wieder merklich ab; allein das Lämmchen wollte nicht kommen. Chriſtine wartete — und wartete — und hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. „Ich werde von meinem Schäflein wohl nichts mehr ſehen!« ſagte ſie eines Abends, als ſie eben traurig neben dem Bette ihrer Mutter ſaß. „Habe Geduld,« ſagte die Mutter; „Geduld bringt Roſen.« Und ſieh! da ging auf einmal die Stubenthüre auf, und der muntere Bauerknabe trat mit dem Lamme und einem Korbe voll friſchen, grünen Futters herein. Chriſtine ſprang vor Freude auf, kniete zu dem Lämmchen hin, ſtreichelte es freundlich und ſagte: „O wie groß und ſchön iſt es indeß geworden! Ich kenne es ja faſt nicht mehr! Und wie die Wolle ſo ſchön weiß und zart geringelt iſt! O jetzt iſt meine Freude erſt vollkommen.“

„Ich wollte dir das Lämmlein ſchon vor einigen Tagen bringen,“ ſagte der Knabe. „Allein mein Vater ſagte: Laß es noch eine Zeit da. Es gedeiht dann beſſer, und wird noch größer und ſtärker.“

„Du und deine Eltern ſind doch recht gut!“ ſprach Chriſtine. „Wenn ich nur nicht ſo arm wäre, und dir auch Etwas ſchenken könnte! Allein von der erſten Wolle, die ich von dem Schäflein bekomme, ſtricke ich dir ein ſchönes Paar Strümpfe. Du ſollſt gewiß ſehen, daß ich die Wahrheit rede.“

Der Knabe ging, und Chriſtine führte das Lamm in den kleinen Stall, der ſich im Hauſe befand, und ſtreute ihm Futter vor. Das Lamm gewöhnte ſich bald an ſie, und wurde ſo zahm, daß es das Brod aus ihrer Hand aß, aus ihrem Schälchen Milch trank, und ihr wie ein Hündchen nachlief. Chriſtine durfte nur rufen, ſo kam das Lamm ſogleich daher geſprungen. Wenn nun die Mutter es ſo mit anſah, was für eine große Freude Chriſtine mit dem Lämmchen hatte, da ſagte die Mutter öfter: „Nicht wahr, jetzt reuet es dich doch nicht, daß du meinen Rath befolgt und das

Lämmchen zurück gegeben haſt?“ „O Mutter!“ antwortete Chriſtine, „wie mein Lämmlein mir auf den Ruf folgt, ſo folgſam will ich auch immer gegen dich ſeyn! Denn ich weiß es ja, du liebſt mich noch unendlich mehr, als ich mein Lämmchen.“

Zweites Kapitel.

Frau von Waldheim und ihre Tochter Emilie.

Das Dörflein, in dem Chriſtine lebte, lag unten an einem waldigen Berge. Oben aus den Eichen des Berges ragte ein altes Schloß mit einem großen Thurme hervor. Hier wohnte ſeit einigen Wochen die Frau von Waldheim. Das Schloß hatte ehemals ihr gehört; allein nach dem Tode ihres Gemahls war es ihr bloß zu ihrem Wittwenſitze angewieſen worden. Sie hatte ſich hier, weil das Schloß etwas vergangen war, einige Zimmer neu eingerichtet, die eine ſehr ſchöne Ausſicht hatten, und lebte nun da in ländlicher Einſamkeit ganz der Erziehung ihrer einzigen Tochter Emilie, eines ſehr liebenswürdigen Fräuleins von Chriſtinens Alter.

Chriſtine kam, ſo lange es Erdbeeren gab, beinahe täglich in das Schloß. Fräulein Emilie kaufte die Beeren von niemand lieber als von ihr, und nannte ſie nur ihr artiges Erdbeermädchen. Denn die Beeren, die Chriſtine pflückte, waren alle vollkommen reif und roth wie Scharlach; die Schale, in der ſie die Beeren brachte, war, wiewohl nur von geringem Porzellan, weiß und rein wie Schnee; und die Reinlichkeit ihrer Hände und ihres ganzen Anzuges ſchickte ſich genau zu dem reinlichen Geſchirre.

Allein ſchon ſeit acht Tagen kam Chriſtine nicht mehr. Emilie, der die Erdbeeren lieber als alles Zuckerwerk waren, beklagte ſich öfter, daß ihr Erdbeermädchen ſo lange ausbleibe. Eines Morgens kam endlich Chriſtine wieder in das Schloß. Die Köchin ging in das Zimmer der Herrſchaft, ſie zu melden, und Chriſtine blieb indeſſen draußen ſtehen Emilie kam ſogleich heraus und ſagte: „Warum ließeſt du mich denn ſo lange ohne Erdbeeren? Das iſt nicht ſchön! Du weißt ja, daß ich immer nur von dir kaufte. Wenn du ſo wenig Aufmerkſamkeit für mich haſt, ſo wirſt du meine Kundſchaft verlieren.“

Chriſtinens Augen füllten ſich mit Thränen. „Ach, gnädiges Fräulein!“ ſagte ſie, „meine Mutter iſt ſchon den ganzen Frühling krank. Dieſe Woche aber war es ſo ſchlimm mit ihr, daß ich mir ſie nicht eine Stunde zu verlaſſen getraute. Nur geſtern Abends wurde ſie ein wenig beſſer, und da eilte ich heute ſogleich mit Anbruch des Tages in den Wald, um wieder einmal einige Kreuzer für ſie zu verdienen.“

Emilie ſprach: „Warum haſt du mir aber nicht ſchon längſt von der Krankheit deiner Mutter geſagt? Meine Mutter iſt nicht hart gegen die Armen. Sie hätte es euch in dieſer Noth gewiß nicht an Unterſtützung fehlen laſſen.“

„O gnädiges Fräulein,“ ſagte Chriſtine, „ich weiß wohl, daß Sie und die gnädige Frau Mutter gegen die Armen ſehr gütig ſind. Allein meine Mutter ſagt: So lange man ſein Brod ſelbſt erwerben kann, muß man Andern nicht zur Laſt fallen. Es gibt viele Arme, die gar nichts mehr erarbeiten können. Es wäre Sünde, dieſen das Brod abzuſtehlen.“

Dieſe Worte gefielen Emilien ſehr wohl. „Warte hier ein wenig!“ ſagte ſie freundlich, und eilte in das Zimmer, mit ihrer Mutter zu reden. Ihre Mutter, die Frau von Waldheim, wollte Chriſtinen ſehen. Emilie führte ſie herein — und Chriſtine erſtaunte nicht wenig über das prächtige Zimmer, die lieblich grünen, mit bunten Blumenkränzen bemalten Wände, den großen Spiegel mit goldenem Rahmen, die zierlichen Schränke und Tiſche von glänzend braunem Holze, das Kanapee und die Seſſel mit grünen ſeidenen Ueberzügen und über den eingelegten, geglätteten Boden. In ihrem Leben hatte ſie noch nichts dergleichen geſehen, und es wandelte ſie bei dem Anblicke all dieſer Pracht eine Art von Ehrfurcht an.

Die gnädige Frau aber, die eben an ihrer Stickrahme ſaß, ward innig gerührt, als ſie das arme ſchüchterne Kind, das noch Thränen in den blauen Augen hatte, in ſeinem dürftigen, aber reinlichen Kleidchen von weiß und roth geſtreifter Leinwand, mit ſeinem gelben Strohhütchen, und mit der reinlichen Schale voll Erdbeeren in der zitternden Hand ſo bei der Thüre ſtehen ſah.

„Komm doch näher zu mir her,“ ſagte ſie freundlich. „Du darfſt dich nicht fürchten.“ Indem Chriſtine näher trat, erblickte ſie ihr Bild im Spiegel. Sie hatte noch nie einen großen Spiegel geſehen; der ihrige zu Hauſe war nicht größer, als ein Taſchenkalender. Sie glaubte im erſten Augenblicke noch ein anderes Erdbeermädchen, das ihr die Kundſchaft ſtreitig machen wolle, gehe auf ſie zu. Sie blieb verwundert ſtehen. Am meiſten aber erſtaunte ſie darüber, daß dieſes Mädchen gerade ſo wie ſie gekleidet ſey, eben ein ſolches Strohhütchen, mit Erdbeerblüthen geziert, aufhabe, und eben eine ſolche Schale mit Erdbeeren in der Hand halte. Indeß merkte ſie bald, daß ſie ſich geirrt habe, und wurde über und über roth.

Frau von Waldheim lächelte über den unſchuldigen Irrthum des armen Kindes und erkundigte ſich auf das liebreichſte nach den Umſtänden der kranken Mutter. Chriſtine bekam wieder Muth und gab auf jede Frage eine verſtändige Antwort. Als ſie aber von der Armuth und den vielen Leiden und Schmerzen ihrer lieben Mutter erzählte, konnte ſie vor Betrübniß faſt nicht mehr reden. Sie ſchluchzte und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen.

»Weine nicht ſo, liebes Kind,« ſagte die Frau; »ich werde für deine Mutter ſorgen. Du mußt mir jetzt nur noch ſagen, wo ihr wohnet?« »In der letzten Hütte des Dorfes,« antwortete Chriſtine. »Sie können aus dem Fenſter hier das Strohdach dort zwiſchen den Bäumen ſehen.« »Nun wohl,« ſprach Frau von Waldheim, »das kleine Haus mit den weißen Mauern und dem gelben Dache nimmt ſich zwiſchen den dunkelgrünen Bäumen ſehr artig aus. Da wohnt alſo deine Mutter! Und wie heißt ſie denn?« »Sie heißt Roſalie Weſt,« ſagte Chriſtine; »in dem Dorfe heißt man ſie aber gewöhnlich nur die arme Roſalie.«

Die Frau bezahlte hierauf die Erdbeeren dreifach, und befahl, die Porzellanſchale, in der Chriſtine die Beeren gebracht hatte, mit der beſten Fleiſchſuppe für die kranke Mutter zu füllen.

»Das iſt ja ein überaus liebes, gutes Kind!« ſagte Frau von Waldheim zu Emilien, als Chriſtine fort war. »Ich will nicht einmal etwas davon ſagen, daß ſie bei all ihrer Armuth ſchon in ihrem Aeußerlichen ein Muſter der Reinlichkeit und Ordnung iſt. Allein ihre Liebe zu ihrer Mutter geht über alles. Ein ſolches Herz voll kindlicher Liebe iſt mehr werth, als ein Diamantſtern auf der Bruſt. O Emilie! wenn ich einmal — was zu ſeiner Zeit auch eintreffen wird! — ſo krank und elend da läge, wie Chriſtinens Mutter, würdeſt du wohl auch ſo zärtlich um mich beſorgt ſeyn, meiner ſo liebreich pflegen, und ſo Vieles für mich thun?«

Emilie, der bei Chriſtinens Erzählung die Thränen ſchon immer in den Augen ſtanden, fiel ihrer Mutter weinend um den Hals. „Das wolle Gott verhüten,“ ſprach ſie ſchluchzend, „daß Sie, liebſte Mutter, krank und elend werden. Lieber wolle Er mir eine Krankheit zuſchicken. Aber wenn es denn doch ſo ſeyn müßte, und Sie krank werden ſollten — o gewiß, gewiß, ich würde nicht weniger für Sie thun, als Chriſtine für ihre Mutter thut.“

„Gott ſegne dich, liebes Kind, für dieſe deine kindliche Liebe!« ſprach die gerührte Mutter. „O bleibe immer ſo geſinnt, und du wirſt auf Erden noch viele frohe Tage erleben. Denn glaube mir, jedem Kinde, das ſeine Eltern aufrichtig ehrt und liebt, läßt es Gott wohl gehen. Und ſo wird, denke an mich, auch die arme Chriſtine noch beſſere Tage ſehen!«

Chriſtine war indeß vergnügt und fröhlich nach Hauſe geeilt. Ihre Mutter ward über ihre Erzählung hoch erfreut, und die kräftige Fleiſchbrühe kam der armen Frau, die ſeit langer Zeit nichts als Waſſerſuppen gegeſſen hatte, ſehr wohl. „O liebe Chriſtine,“ ſagte ſie, indem ſie mit aufgehobenen Händen andächtig zum Himmel blickte, „ſo verläßt Gott die Seinen doch nie! Er hilft allemal noch zur rechten Zeit! — Laß uns fernerhin auf Ihn vertrauen; allein dabei auch immer das Unſrige treu und redlich thun. Denn ſieh, liebe Chriſtine, wenn du, aus kindlicher Liebe zu mir, nicht ſo fleiſſig Erdbeeren geſammelt und meine Ermahnungen zur Reinlichkeit und Ordnung nicht befolgt hätteſt, ſo hätten wir das Glück wohl nicht gehabt, daß die gnädige Frau und das liebe Fräulein ſich unſerer Armuth ſo liebreich annehmen wollen. Sieh, nicht das geringſte Gute bleibt ohne gute Folgen; Gott bedient ſich deſſelben, edle Herzen zu rühren, und durch ſie uns aus der Noth zu erretten.“

Drittes Kapitel.

Die Schickſale der beiden Mütter.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Chriſtine ſaß des Abends, nachdem ſie ihre kleinen Haus-

Univ.Bibl.

geſchäfte beſorgt und ihr Lämmchen gefüttert hatte, neben dem Bette ihrer Mutter, und las ihr aus einem Buche mit ſanfter, lieblicher Stimme deutlich und langſam vor. Der Abend war ſehr ſchön und die untergehende Sonne ſchien durch die Rebenblätter am Fenſter glutroth in das kleine Stüblein. Da trat ganz unerwartet die Frau von Waldheim mit Emilien herein. „Je,“ rief Chriſtine und ſprang auf, „die gnädige Frau und das Fräulein!“ Die Kranke war von der Gnade dieſes Beſuchs ſehr gerührt.

Die Frau von Waldheim blickte vergnügt in dem engen Stübchen umher. Die Wände waren ſchneeweiß, die wenigen Schüſſeln und Teller auf dem Rahmen an der Wand hell und glänzend, der Tiſch, die Bank, das Paar Stühle und der Stubenboden rein gefegt. Auch die Bettüberzüge und die Kleidung der kranken Frau waren, ſo ärmlich ſie ausſahen, äußerſt reinlich. Die Frau von Waldheim ſetzte ſich auf den Stuhl, von dem Chriſtine aufgeſtanden war. Mit Wohlgefallen vernahm ſie, daß Chriſtine alles ſo in Ordnung halte. Sie blätterte in dem Buche, lobte das Buch und Chriſtinens gutes, vernehmliches Leſen, das ſie noch gehört hatte. Sie bemerkte auf dem Kaſten an der Wand ein Paar Strickkörbchen, durchſuchte ſie, und war mit den Arbeiten, der Mutter ſowohl als der Tochter, ſehr zufrieden.

»Ihr ſeyd ſicher nicht aus dem Dorfe dahier,« ſagte Frau von Waldheim. »Denn Ihr habt das Stricken und Euere Tochter hat das Leſen nicht dahier gelernt. Ihr müßt wohl durch beſondere Schickſale hieher gekommen ſeyn?«

»Ja wohl hatte ich beſondere und ſehr harte Schickſale!« ſagte die Kranke und fing an zu erzählen. »Mein Mann,« ſprach ſie, »war Leibjäger in den Dienſten einer Herrſchaft jenſeits des Rheins. Wir waren kaum zwei Jahre verheirathet und hatten dieſe Zeit ungemein glücklich und vergnügt gelebt — da brach der franzöſiſche Krieg aus. Unſere Herrſchaft flüchtete ſich über den Rhein, und konnte uns nicht mitnehmen. Mein Mann trat auf ihr Anrathen bei einem Jägerchor in Dienſte. Mir wurde es nicht geſtattet, ihm mit meiner Tochter, die damals noch ſo klein war, daß ſie den Namen Vater noch nicht ausſprechen konnte, zu folgen. Unter tauſend Thränen nahmen wir Abſchied. Ach, es war das letzte Mal, daß ich ihn ſah! Er ſchrieb mir zwar von Zeit zu Zeit, daß er geſund ſey. Allein plötzlich vernahm ich, er ſey ſchwer verwundet, und bald darauf erhielt ich die Nachricht, er ſey an ſeinen Wunden geſtorben. Mein Jammer war unbeſchreiblich! Ach, er war ein guter Mann, ehrlich und redlich! Ich weiß zwar ſein Grab nicht; allein ſeine Gebeine ruhen gewiß in Frieden! — Ich gerieth nun mit meiner

Tochter bald in ſehr großes Elend. Ich hatte mich nach Hauſe zu meinen Eltern begeben. Allein auch dieſe Gegenden wurden nunmehr von dem Kriege ſchrecklich heimgeſucht. Meine Eltern verloren all das Ihrige, und ſtarben bald darauf an einer anſteckenden Krankheit, die der Krieg verbreitet hatte. Ich war genöthigt, auszuwandern. Meine Habſeligkeiten waren klein beiſammen. Ich hatte faſt nichts, als dieſe zwei Hände. Ich irrte weit umher. Endlich kam ich in dieſes Dorf. Dieſe Hütte ſtand eben leer. Die wackern Bauersleute, zu deren Bauernhofe ſie gehört, geſtatteten mir, hinein zu ziehen, unter der Bedingung, daß ich ihre zwei kleinen Mädchen im Nähen und Stricken unterrichte, was ich denn auch ſehr gerne that! Ich habe allerdings viel gelitten; allein Gott hat doch immer treulich für mich geſorgt und mir immer und überall durchgeholfen, bis auf dieſen Augenblick, da Er Sie, edle Wohlthäterin, unter dieſes Strohdach führte. Ihm ſey Dank für Alles — für Leiden und Freuden!“

Die Frau von Waldheim hörte ſehr aufmerkſam zu, und die hellen Thränen glänzten ihr in den Augen. „Ach,“ ſagte ſie, „mein Schickſal gleicht ſehr dem Eurigen, nur iſt es noch trauriger! Ich habe nicht nur, wie Ihr, Eltern und Ehegemahl verloren, ſondern überdies noch meinen einzigen Sohn. Mein Gemahl war Major eines Huſarenregiments. Sogleich in einer der erſten Schlachten, in der er ſich ſehr auszeichnete, die aber unglücklich ausfiel, ward er gefährlich verwundet. Ich eilte auf die Schreckensnachricht mit meinen zwei Kindern unverzüglich zu ihm. Allein mir ward nur mehr der traurige Troſt, ihn noch einmal zu ſehen. Er ſtarb in meinen Armen. Wie mir zu Muthe war, könnet Ihr Euch denken, beſchreiben kann ich es unmöglich. — Auf die unglückliche Schlacht folgte eine übereilte Flucht. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen bedeckt. Ich ward unter dem Gewühle von Menſchen mit fortgeriſſen, faſt ohne zu wiſſen wohin. Meine zwei Kinder — ein lieblicher Knabe von kaum vier Jahren, und dieſe Tochter hier, die damals noch kein Jahr alt war, vermehrten noch meinen Jammer. Als ich mit ihnen an den Rhein kam und über die Brücke wollte, war das Gedränge von Soldaten zu Fuß und zu Pferde, von Kanonen, Pulverkarren, Wagen voll verwundeter Krieger, die alle hinüber wollten, ſo groß, daß ich mich der Brücke gar nicht nähern konnte. Indeß war die Sonne untergegangen. In einiger Entfernung wurde noch gefochten, um den Uebergang über den Fluß zu decken. Allein der Donner der Kanonen rückte immer näher. Ach es war der ſchrecklichſte Abend meines Lebens! Einige der Flüchtlinge bemächtigten ſich weiter hinab an dem Fluſſe eines Schiffes, um das andere Ufer zu erreichen. Aus Mitleid nahmen ſie mich und meine Kinder in das Schiff auf. Allein das Schiff war ſo mit Menſchen überladen, und ſie waren des Fahrens ſo unkundig, daß es umſchlug.

Ein Offizier am andern Ufer hatte unſere Gefahr bemerkt und uns zwei Soldaten mit einem kleinen Schifflein, dem einzigen, das eben vorhanden war, zu Hülfe geſchickt. Es kam eben an, als das unſrige geſunken war. Ich und meine Tochter, die ich feſt in den Armen hielt, wurden mit genauer Noth aus den Fluthen gerettet und halb todt an das Land gebracht. Allein mein Sohn war untergegangen und von ihm ward nichts mehr geſehen!“

Frau von Waldheim konnte hier vor Weinen nicht mehr reden, und verbarg ihr Geſicht in ihr weißes Tuch. Ueber eine Weile ſprach ſie weiter: „Ich und meine Tochter wären vor Froſt und Näſſe wohl auch noch umgekommen, wenn nicht eine mitleidige Herrſchaft, die eben vorbeikam und ſich auch auf der Flucht befand, uns in ihren Reiſewagen aufgenommen hätte. Allein die Angſt und der Schrecken beim Schiffbruche, die beſtändige Traurigkeit über den Tod meines Gemahls und meines Sohnes, und die Beſchwerlichkeiten auf der Flucht, zogen mir eine Krankheit zu. Als ich wieder hergeſtellt war, dachte ich erſt an eine andere nachtheilige Folge dieſes zweifachen Todfalles. Weil mein Gemahl ohne einen männlichen Erben geſtorben war, ſo fielen unſere Güter dem Landesherrn anheim. Unſer Schloß dahier wurde zu einem Spitale für kranke und verwundete Krieger eingerichtet. Ich mußte, was ich jedoch nur den unruhigen Zeiten zuſchreiben kann, lange ohne Wittwengehalt leben! Da ich keine eigene Wohnung mehr hatte, mußte ich in der Stadt einen ſehr hohen Hauszins bezahlen, und zuletzt wirklich Mangel leiden. Endlich ward mir ein anſtändiger Gehalt ausgeworfen, der Betrag für die verfloſſenen Jahre baar ausbezahlt, und mir ein Theil des Schloſſes dahier, das ehemals unſer Eigenthum war, zum Aufenthalt angewieſen. Allein der Verluſt meines Gemahls und meines Sohnes bleiben doch unerſetzlich! So groß indeß auch dieſer Verluſt iſt, ſo iſt doch dies ein ſchöner Gewinn dabei, daß meine Leiden mich Gott mehr kennen lehrten und mich gefühlvoller für die Leiden meiner Mitmenſchen machten. Und dann — was können wir uns auf Erden Beſſeres wünſchen, als unſer ordentliches Auskommen und ein ruhiges Plätzchen zu haben, wo wir im Frieden leben, Gott dienen und unſern Mitmenſchen Gutes thun können — in der ſeligen Hoffnung, unſere verklärten Geliebten in einer beſſern Welt wieder zu ſehen!“

Indeß war es ſpät geworden. Die Frau von Waldheim ſah an ihre Uhr, und ſtand auf. „Bedient Ihr Euch auch der Hülfe eines Arztes?“ fragte ſie noch. „Ach nein!“ ſagte die Kranke. „Einen ordentlichen Arzt vermag ich nicht, und mich eines Pfuſchers zu bedienen, trage ich Bedenken.“ „Ihr habt Recht!“ ſagte die Frau. „Beſſer gar keine Hülfe, als eine ſolche.“ Sie verſprach, der Kranken ihren eigenen Arzt zu ſchicken, und tröſtete ſie mit der Hoffnung, unter Gottes Beiſtande werde es dann bald beſſer werden. Hierauf befahl ſie, Chriſtine ſolle alle Tage in dem Schloſſe für ihre Mutter das Eſſen holen, wünſchte Beiden freundlich gute Nacht, und kehrte mit Emilien wieder zurück in das Schloß.

Viertes Kapitel.

Unterhaltungen der beiden Töchter.

Nach vierzehn Tagen beſuchten Frau von Waldheim und Emilie die kranke Roſalie wieder. Es hatte ſich mit ihr indeſſen ſehr gebeſſert. Die trefflichen Arzneien und die angemeſſenen Speiſen hatten ihr überaus gut angeſchlagen. Sie war bereits auf, ſaß an der Tiſchecke auf der Bank und ſtrickte. Sobald ſie die gnädige Frau erblickte, ſtand ſie auf, eilte ihr entgegen, und Thränen der Rührung und Dankbarkeit floſſen ihr über die blaſſen Wangen. Sie konnte keine Worte finden, ihren Dank auszudrücken. Frau von Waldheim ſetzte ſich an die andere Ecke des Tiſches. Sie hatte ihr Arbeitskörbchen mitgebracht und nahm ihr Geſtrick hervor. Emilien erlaubte ſie, mit Chriſtinen indeſſen in den Baumgarten zu gehen, der ſich von der Hütte bis an den Bach erſtreckte, und den guten Bauersleuten gehörte, von denen Roſalie ſo liebreich aufgenommen worden.

Während nun die zwei Mütter ſich über ihre Schickſale miteinander unterredeten, unterhielten ſich die zwei Töchter in dem Garten. Chriſtine führte ihr zahmes Lämmchen dem Fräulein vor. Emilie hatte über das artige Thierchen eine ungemeine Freude. Da ſie in einer großen Stadt erzogen worden, kannte ſie die Schafe beinahe nur aus ihrem Bilderbuche. Noch nie hatte ſie ein Lamm in der Nähe geſehen. Das Lamm ließ ſich von Emilien ſtreicheln, fraß die zarten, grünen Blättchen, die Emilie ihm vorhielt, ihr aus der Hand, und lief ihr ſogleich nach, als wollte es noch mehr. Emilie war ganz entzückt. Auch ein ſolches Lämmchen zu haben, war ihr herzlichſter Wunſch. Allein ſie war zu beſcheiden, es ſich merken zu laſſen. „Nein,“ dachte ſie, „um Alles in der Welt möchte ich die arme Chriſtine nicht um ihre einzige Freude bringen!“

Nachdem Frau von Waldheim und Emilie fort waren, erzählte Chriſtine ihrer Mutter, welche große Freude das Fräulein an dem Lämmchen gehabt habe. Da ſprach die Mutter: „Höre einmal, Chriſtine! Emilie und ihre Mutter haben viele Güte für uns gehabt. Ohne ſie läge ich vielleicht in dem Grabe, und du hätteſt keine Mutter mehr. Es iſt billig, daß wir uns ſo dankbar bezeigen, als möglich. Du könnteſt Emilien nun wohl auch eine große Freude machen — aber ich fürchte, es kommt dich zu ſchwer an. Allein an deiner Stelle wüßte ich wohl, was ich thun würde!“

„Ihr mein Lämmchen ſchenken!“ fiel Chriſtine ihrer Mutter ſchnell ins Wort. „Ja, das will ich!“ rief ſie. „Morgen in aller Frühe ſoll ſie es haben. Emiliens Mutter hat mir das Liebſte erhalten, was ich in der Welt habe — dich, liebſte Mutter! Warum ſollte ich mein Lämmchen, ſo lieb es mir auch iſt, nicht mit Freuden Emilien ſchenken!“

„Nun, das freut mich,“ ſprach die Mutter, „daß du ein dankbares Herz haſt. Das iſt mehr werth, als wenn man dir das Lamm mit Gold aufwägen würde.“

Die Mutter erinnerte ſich, daß ſie unter ihren Sachen noch ein kleines Streifchen rothen Atlaß und einige vergoldete Flittern habe. Sie ſuchte ſie unverzüglich hervor, und ſaß ſogleich hin, aus dem Atlaſſe für das Lämmchen ein Halsband zu machen, und mit den Flittern Emiliens Namen hineinzuſticken. Emilie hatte Chriſtinen ein feines, weißes Halstuch geſchenkt. In der Ecke deſſelben waren die Anfangsbuchſtaben von Emiliens Namen zierlich mit blauer Seide eingenäht. Dieſe Buchſtaben dienten der Mutter zum Muſter. Sie war geſonnen, ſo lange aufzubleiben, bis ſie mit dieſer Arbeit fertig wäre. Chriſtine leiſtete ihr treulich Geſellſchaft, fädelte ihr jedesmal die Nadel ein, und ſuchte die ſchönſten und tauglichſten Flittern heraus und bot ſie ihr hin. Endlich gegen Mitternacht war die Stickerei vollendet, und Chriſtine war über das ſchön gelungene Werk ſo erfreut, daß ſie vor Freude faſt nicht ſchlafen konnte.

Sobald am andern Tage die Morgenröthe anbrach, eilte das gute Mädchen mit dem Lamme dem Bache zu, und wendete ihr letztes Stückchen Seife daran, das nette Thierchen ſo rein zu waſchen, als möglich. Und ſieh da! es ward faſt ſo weiß, wie neugefallener Schnee. Die Mutter legte nun dem Lämmchen das Halsbändchen an. Der hochrothe Atlas mit den goldenen Buchſtaben und der goldenen Einfaſſung nahm ſich zwiſchen dem reinen, weißen Gekräuſel der Wolle ganz unvergleichlich ſchön aus. Chriſtine und ihre Mutter betrachteten das Lämmchen mit Entzücken, und konnten kaum aufhören es zu loben.

Chriſtine führte nun das Lämmchen in das

Schloß. Sie ging zuerſt in die Küche zur alten Köchin, die ſich immer beſonders liebreich gegen Chriſtine bezeigt hatte, und redete mit ihr, wie ſie ihr Geſchenk am ſchicklichſten anbringen könne. Die Köchin hatte an dem ſchön geſchmückten Lamme ein großes Wohlgefallen und lobte Chriſtinens Einfall ſehr. Sie nahm das Lämmchen, ging zu dem Zimmer der Herrſchaft, und öffnete leiſe die Thüre. Die gnädige Frau ſaß am offenen Fenſter und ſtickte. Emilie las ihr aus einem Buche vor. Beide waren ſo emſig, daß ſie nicht aufblickten. Da ſchob die Köchin das Lämmchen geſchwind zur Thüre hinein, machte die Thüre eben ſo leiſe wieder zu, und eilte zurück in die Küche.

Frau von Waldheim und Emilie hatten von allem nichts gemerkt. Das Lämmchen blieb an der Thüre ſtehen, ſchaute eine Weile umher, und fing dann laut an zu blöcken. Emilie blickte auf, und rief: „Je, das Lämmchen!“ Sie nahm von dem Seitentiſchchen ein wenig Brod, das von dem Frühſtücke übrig geblieben war, und hielt es dem Lämmchen hin, und das arme Thierchen, das den Morgen noch kein Futter bekommen hatte, lief ſogleich auf ſie zu, und fraß es ihr aus der Hand. Emilie hatte eine unbeſchreibliche Freude. Das Lämmchen kam ihr ohne Vergleich ſchöner vor als geſtern, und als ſie erſt die goldenen Anfangsbuchſtaben ihres Namens bemerkte, und daraus erſah, das Lämmchen ſey zum Geſchenke für ſie beſtimmt, da war ihre Freude noch größer.

„O wie gut iſt doch Chriſtine,“ ſagte ſie, „daß ſie mir ihr Liebſtes gibt! Ich getraue mir kaum es anzunehmen. Was meinen Sie, liebſte Mutter, daß ich thun ſoll?“

„Du mußt es annehmen,“ ſagte die Mutter, „ſonſt würdeſt du das gute Kind betrüben. Ich werde Chriſtinen auf eine andere Art entſchädigen.“

Emilie eilte nun in die Küche, ihr gutes Erdbeermädchen zu rufen. Chriſtine hatte ſogleich fort gewollt; allein die Köchin hatte ſie aufgehalten. Es koſtete Emilien viele Mühe, das beſcheidene Mädchen herein zu nöthigen in das Zimmer.

Die Frau von Waldheim hatte indeſſen aus ihrem Schreibkaſten ein Goldſtück hervor geſucht, auf dem ein Lamm abgebildet war. „Du haſt ein ſehr dankbares Herz, mein liebes Kind!“ ſagte ſie, als das erröthende Mädchen an Emiliens Hand in das Zimmer trat. „Du haſt meiner Tochter ein Geſchenk gemacht, das ihr wohl nicht für Gold feil wäre. Nimm hier als eine kleine Gegenerkenntlichkeit dieſes goldene Lämmchen.“

Die gute Chriſtine war von dieſer feinen Art zu geben ſo gerührt, daß es ihr ſehr ſchwer ankam, das Geſchenk zurück zu weiſen. Allein noch mehr würde es ſie geſchmerzt und gekränkt haben, ſich ihr dankbares Gemüth bezahlen zu laſſen. Sie kam in große Verlegenheit und die Thränen traten ihr in die Augen. „O nein, nein, gnädige Frau,“ ſagte ſie; „ich kann das Gold wahrhaftig nicht nehmen. Es würde mir meine ganze Freude verderben. Nichts, als die reinſte, herzlichſte Dankbarkeit bewog mich, Fräulein Emilien mein Lämmchen als ein armes, geringes Geſchenk darzubringen, und es iſt mir unmöglich, mich dafür ſo überreichlich belohnen zu laſſen.“ Sie blieb ungeachtet alles Zuredens darauf, nichts zu nehmen.

Dieſe Uneigennützigkeit an einem ſo armen Mädchen gefiel der Frau von Waldheim noch mehr, als das überbrachte ländliche Geſchenk. „Nun,“ ſagte ſie, „ſo will ich dich auf eine andere Art zu belohnen ſuchen, die deiner Denkart angemeſſener iſt. Wegen deines edlen Herzens ſollſt du von nun an die Geſpielin meiner Emilie ſeyn. In deiner Geſellſchaft läuft ſie keine Gefahr, niedrige Geſinnungen anzunehmen.. Komm für's erſte nur allzeit nach Tiſche hieher. Da will ich euch mit einander Arbeit geben, und dann wollen wir ſchon ſehen, was noch weiter zu thun iſt.“

Als Chriſtine nach Hauſe kam und erzählte, wie es gegangen ſey, war ihre Mutter mit ihrem Betragen ſehr zufrieden. „Siehſt du nun,“ ſprach ſie, „es iſt ſo, wie ich dir ſchon öfter geſagt habe. Das ärmſte Kind, wenn es ſich nur beſtrebt, von Herzen gut zu ſeyn, findet am Ende doch Men=

ſchen, die es um ſeiner Güte willen mehr ſchätzen, als wäre es mit Gold und Perlen behängt. Das reichſte und ſchönſte Mädchen hingegen — wenn es ſonſt nichts weiter iſt! — wird der gerechten Verachtung am Ende doch nie entgehen, und das Glück, von guten Menſchen aufrichtig geliebt und geehrt zu ſeyn, wird ihm nie zu Theil werden. Gutſeyn, Gutſeyn iſt das Einzige, was uns wahrhaft froh, reich und geehrt macht.«

Fünftes Kapitel.

Ein Fremder tritt auf.

An dem goldgeſtickten Halsbändchen, mit dem das Lämmchen geſchmückt war, hatte die Frau von Waldheim entdeckt, daß Roſalie eine ſehr geſchickte Stickerin ſey. Roſalie hatte aber dieſe Kunſt, weil dergleichen Arbeiten in dem Dorfe nicht geſchätzt wurden, lange nicht mehr geübt, und ſich bloß auf das Stricken und Nähen verlegt. Frau von Waldheim gab ihr nun Manches zu verdienen, und verſchaffte ihr auch anderwärts her Beſtellungen. Die arme Roſalie fand auf dieſe Art nicht nur ihr hinreichendes Auskommen, ſondern überdies noch öfteren Zutritt in das Schloß.

Frau von Waldheim hatte Anfangs ſich Roſaliens nur aus Mitleid angenommen; allein ſo wie ſie dieſelbe näher kennen lernte, verwandelte ſich dieſes Mitleid nach und nach in Hochachtung. Sie fand an dem Umgange mit der guten, verſtändigen Frau immer mehr Vergnügen. Man wunderte ſich, daß eine adelige Dame, die Gemahlin eines Stabsoffiziers, mit einer armen Soldatenwittwe Freundſchaft machen möge. Allein Frau von Waldheim ſagte lächelnd: „Nun, Ihr werdet doch nicht behaupten, mein ſeliger Mann, der tapfere Major, ſey kein Soldat geweſen? Doch im Ernſte! Eben dieſes, daß auch ihr Mann zum Militär gehörte, und wie der Meinige den Tod für das Vaterland ſtarb, diente ihr bei mir zur Empfehlung. Die Aehnlichkeit unſerer Schickſale vermehrte meine Zuneigung zu ihr. Sie iſt Wittwe wie ich, mußte Vieles leiden wie ich, hat wie ich nur eine einzige Tochter. Unſere Töchter ſind von gleichem Alter, und lieben einander herzlich — und wenn meine Emilie ſo gut und edel iſt als Chriſtine, und Emiliens Mutter ſo gut und edel als Chriſtinens Mutter, ſo will ich es gern zufrieden ſeyn. Die äußerlichen Verhältniſſe weiſen dem Menſchen allerdings ſeinen Rang in der menſchlichen Geſellſchaft an; allein nur ein wahrhaft gutes, edles Herz macht den wahren Werth des Menſchen aus. Dieſe arme Soldatenwittwe iſt ſo beſcheiden, ſo ſanft, ſo rechtſchaffen, ſo durch Leiden bewährt, ſo von Herzen fromm, und dabei ſo vernünftig und gebildet, daß ich dadurch mich geehrt fühle, ſie meine Freundin zu nennen.“

Frau von Waldheim zeichnete auch ihre arme Freundin immer mehr aus. Sie kam jeden Sonntag von dem Schloſſe in das Dorf herab zur Kirche, und da ging ſie nach dem Gottesdienſte nie an Roſaliens armer Wohnung vorüber, ohne wenigſtens auf einige Augenblicke einzukehren. Sie trug Chriſtinen, die täglich in das Schloß kam, öfter auf, ihre Mutter mitzubringen, und bald mußten beide alle Tage nach Tiſche in das Schloß kommen. Die Frau von Waldheim und das Fräulein, Roſalie und Chriſtine ſaßen dann zuſammen an Einem Arbeitstiſche, und beſchäftigten ſich einige Stunden ſehr emſig mit allerlei ſchönen Arbeiten. Roſalie mußte hierauf mit der gnädigen Frau Thee trinken, und Chriſtine mit Emilien ein Butterbrod eſſen. Auf den Abend machten ſie gewöhnlich alle zuſammen noch einen kleinen Spazirgang.

Einmal an einem ſchönen Sommerabende gingen ſie nun mit einander in den Eichwald, der ſich am Abhange des Schloßberges herumzog. Mehrere ſchattige Gänge, die mit reinlichem Kieſe beſtreut waren, führten durch den Wald, und hie und da war eine bequeme Bank zum Ausruhen angebracht. Der Tag war ſehr heiß geweſen und noch war es ziemlich ſchwül. Die Frau von Waldheim ſetzte ſich daher mit ihrer Begleiterin Roſalie auf eine ſteinerne Bank, die in einen Felſen des Berges eingehauen und von einem Paar Eichen beſchattet war. Das Plätzchen war, wegen der herrlichen Ausſicht, die man hier genoß, ihr Lieblingsplätzchen.

Emilie und Chriſtine gingen noch eine Strecke weiter, und jede trug ein niedliches Körbchen am Arme. Es war gerade die Zeit der Himbeeren, und Emilie hätte deren ſchon lange ſelbſt gern im Walde gepflückt. Chriſtine führte ſie zu einer ausgehauenen Stelle des Waldes, die beinahe ganz mit Himbeerſträuchen bedeckt war. Beide Mädchen pflückten nun ſehr geſchäftig und ließen ſich die duftenden Beeren ſehr wohl ſchmecken. Bald rief dieſe, bald jene, hier gebe es noch ſchönere. Die allerſchönſten ſammelten ſie aber in ihre Körbchen, um ſie Emiliens Mutter zu bringen. Das Lämmchen, das ſie mitgenommen hatten, lief indeß auf dem offenen Platze herum, graste hier ein wenig, nagte dort an den Blättern der Geſträuche, und hatte ſich nach und nach ziemlich weit von ihnen entfernt.

Da bemerkte Emilie auf einmal einen fremden Jüngling, der das Lämmchen ſtreichelte und das Halsband deſſelben ſehr aufmerkſam betrachtete. Emilie und Chriſtine eilten ſogleich hin, denn ſie fürchteten, er wolle das Halsband oder gar das

Lämmchen mit ſich fort nehmen. Der Jüngling blickte, als er ſie kommen hörte, auf. Er war ſchön und blühend von Angeſicht und hatte ein dunkelgrünes Sommerkleid an und einen runden Kaſtorhut auf. Er ſchien bis zu Thränen gerührt, und blickte Emilien mit einer Art von Erſtaunen und Verwunderung an. Endlich nahm er mit ſeiner Rechten ehrerbietig den Hut ab; in ſeiner Linken aber hielt er — was Emilien äußerſt ſeltſam vorkam — einen goldenen Ring.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ ſagte er, da er Emiliens Aengſtlichkeit bemerkte, „ich wollte dem Lämmchen, das, wie ich ſehe, Ihnen gehört, nichts zu leid thun. Es fielen mir nur die Buchſtaben auf, die hier auf das Halsband geſtickt ſind. Sind das vielleicht die Anfangsbuchſtaben Ihres Namens?“

„Ja,“ ſagte Emilie befremdet, „das ſind ſie. Die drei goldenen Buchſtaben auf dem rothen Atlaſſe hier heißen E. v. W. Ich aber heiße Emilie von Waldheim.“

„Emilie! Emilie!“ rief der Jüngling höchſt erſtaunt.

Emilie erſchrak über ſeine Heftigkeit. Sie glaubte, er ſey nicht recht bei Sinnen und es ward ihr unheimlich. „Komm, da iſt nicht gut ſeyn!“ ſagte ſie zu Chriſtine, nahm ſie bei der Hand und wollte mit ihr davon laufen. Der fremde Jüngling aber faßte ſich wieder und ſagte ganz ruhig: „Ich bitte Sie, bleiben Sie nur noch einen Augenblick! Ich habe da einen goldenen Ring, in dem die drei nämlichen Buchſtaben eingegraben ſind. Sehen Sie da E. v. W.! Deßhalb betrachtete ich die Buchſtaben da auf dem Halsbändchen ſo aufmerkſam und verwundert. Es liegt mir äußerſt viel daran, inne zu werden, woher dieſer Ring ſey. Allein,“ fügte er traurig bei, „Ihnen gehört der Ring zuverläſſig nicht. Es ſtehet da, den Buchſtaben gegenüber, noch die Jahrzahl 1786. Dieſes vereitelt meine Hoffnung. Ach, damals waren Sie noch nicht geboren!“

Emilie ſagte: „Meine Mut[illegible]at eben den Namen wie ich; auch ſie heißt Emilie von Waldheim.“

„Wie!“ rief der Jüngling aufs neue erſchüttert. „Wäre es möglich! Ach vielleicht gehört der Ring Ihrer Mutter. Könnten Sie mich nicht zu ihr führen?“

„Mit Vergnügen,“ ſagte Emilie. „Sie iſt kaum ein Paar hundert Schritte von hier. Haben Sie nur die Güte, mir zu folgen.“ Sie gingen. Der Jüngling ließ Emilien die rechte Seite, und Chriſtine mit dem Lämmchen begleitete ſie.

Als ſie zur Felſenbank kamen, blieb der Jüngling in einiger Entfernung ſchüchtern ſtehen, und betrachtete die Frau von Waldheim einige Augenblicke ſtillſchweigend. Sein Angeſicht war wie vor Schrecken bleich und die Hand, in der er den Ring hielt, zitterte. Indeß ermannte er ſich, trat näher, verbeugte ſich mit Anſtand, erzählte kurz den ſonderbaren Zufall mit dem Zuſammentreffen der Buchſtaben — und überreichte ihr den Ring.

Die Frau von Waldheim nahm den Ring — erblickte die drei Buchſtaben — that einen lauten Schrei und wäre umgeſunken, wenn Roſalie ſie nicht gehalten hätte.

„Gott im Himmel, was iſt das?“ rief ſie, als ſie ſich von dem Schrecken ein wenig erholt hatte. „Das iſt der Ehering meines ſeligen Gemahls! Sehen Sie, der Ring hier an meinem Finger, den mein Gemahl mir als Bräutigam gab und den ich noch immer zu ſeinem Andenken trage, iſt genau auf die nämliche Art gearbeitet, nur etwas kleiner. O reden Sie, reden Sie doch, wie kamen Sie zu dem Ringe? Wer ſind Sie? Wer ſind Ihre Eltern?“

Der Jüngling ward noch bleicher und zitterte an allen Gliedern. „Mein Vater,“ ſprach er, „ward im Kriege erſchoſſen. Meine Mutter war eine ſchöne Frau, trug, als ich ſie das letzte Mal ſah, ein ſchwarzes Kleid, und weinte immer ſehr viel. Ich hatte noch ein kleines Schweſterchen, die Emilie hieß. Die Mutter fuhr mit uns zwei Kindern über den Rhein. Das Schiff ging unter. Ich ward, als ein Kind von etwa vier Jahren, aus dem Waſſer gezogen. Von Mutter und Schweſter hörte ich ſeit dieſer Zeit nichts mehr. Den Ring fand man, nebſt einigen andern Kleinigkeiten, in einem Päckchen, das Kleidungsſtücke von mir enthielt und alſo für mein Eigenthum erklärt wurde. Sonſt weiß ich von meinen Eltern und meinem Vaterlande nichts zu ſagen. Mein Namen iſt Karl« — —

„O Karl!« rief jetzt Frau von Waldheim und fiel dem Jünglinge um den Hals, „du biſt mein Sohn! Wahrhaftig du biſt es! Du biſt das Ebenbild deines Vaters!« — — „O Gott, o Gott! wie wunderbar biſt Du in Deinen Fügungen!« rief ſie dann wieder, indem ſie mit aufgehobenen Armen weinend zum Himmel blickte. Und dann umfaßte ſie wieder ihren Sohn und benetzte ſein Angeſicht mit Thränen. Der Jüngling war ſo außer ſich, daß er keine andere Worte hervorbringen konnte, als: „Mutter! Mutter! Gott! Gott! O Du guter Gott!«

Emilie ſtand an Chriſtinen gelehnt — und zitterte und weinte. „Emilie!« rief endlich die Mutter, „Emilie, o ſieh da deinen Bruder! Karl, Karl, ſieh da deine Schweſter! O grüßt euch doch auch!«

Karl ſchloß ſeine Schweſter weinend in ſeine Arme, und rief: „O meine liebe, liebe Schweſter! O Gott, welche Freude machſt Du mir — ſo unerwartet Mutter und Schweſter zu finden!« Und auch Emilie konnte vor Weinen kein Wort vorbringen, als: „Lieber, lieber Bruder!“

Alle Drei aber waren ſo ſelig und hatten ſich ſo viel zu fragen und zu ſagen, daß ſie die ganze Welt um ſich her vergaßen. Die Sonne war untergegangen und es wurde bereits dunkel, ohne daß ſie darauf achteten. Roſalie erinnerte ſie endlich, es ſey Zeit, ſich nach Hauſe zu begeben. Frau von Waldheim ging nun, an jedem Arm eines ihrer Kinder führend, auf das Schloß zu, und Roſalie und Chriſtine folgten ihnen.

Sechstes Kapitel.

Karls Jugendgeſchichte.

Die Frau von Waldheim veranſtaltete nun in dem Schloſſe eine kleine Freudenmahlzeit. Emilie deckte den Tiſch mit dem feinſten blendend weißen Tafeltuche und zwei helle Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern ſpiegelten ſich in dem glänzend reinen Tiſchgeräthe. Karl mußte zwiſchen ſeiner Mutter und Schweſter Platz nehmen, und Roſalie und Chriſtine mußten auch mitſpeiſen. „Denn,“ ſprach die Frau von Waldheim, „ohne Euch und Euer Lämmchen hätte ich ja meinen lieben Sohn Karl nicht gefunden!“ Karl, der von der Reiſe hungerig geworden, ließ ſich das Abendeſſen ſehr wohl ſchmecken. Seine Mutter und Schweſter aber konnten vor Freude faſt nicht eſſen, und ſahen ihn nur immer an. Sie fragten ihn bald dieſes, bald jenes. Allein erſt nach Tiſche baten ſie ihn, ſeine Geſchichte im Zuſammenhange zu erzählen, was er denn auch ſehr gerne that.

„Meine Kindheit und meine Jugendjahre,“ ſprach er, „brachte ich, von dem Abende an, da ich aus dem Fluſſe gezogen wurde, beſtändig bei einem ſehr ehrwürdigen Pfarrer, Namens Engelhard, jenſeits des Rheins zu. Ich würde von den Schickſalen meiner erſten Kindheit und von meinen lieben Eltern wohl kaum mehr etwas wiſſen, wenn er das Wenige, was ich damals — in einem ſo zarten Alter ihm ſagen konnte — mir nicht öfters wiederholt hätte. Selbſt unſers Schiffbruches erinnere ich mich jetzt nur mehr dunkel. Allein der gute Pfarrer, der nicht weit von jener Unglücksſtätte wohnt und ſich nach Allem, was mich betraf, genau erkundigt hatte, beſchrieb mir jenen fürchterlichen Abend und die darauf folgende Schreckensnacht ſehr oft. Der Krieg hatte mit Allem, was er Schreckliches haben kann, ſich gleich einem verheerenden Gewitter, ganz in jene Gegend gezogen. Zwei Dörfer ſtanden im Brande, und die hoch auflodernden Feuerflammen erhellten mit ihrem rothen Glanze weit umher die Gegend, rötheten die Wolken des Himmels, und ſtrahlten ſchauerlich aus dem Fluſſe wieder. Die geſchlagene Armee rettete ſich über den Fluß. Die Sieger drangen ihr auf dem Fuße nach. Man glaubte ein furchtbares Hochgewitter zu hören, ſo laut donnerten die Kanonen, und man vernahm bereits das kleine Gewehrfeuer ſehr deutlich. Ganze Familien, Väter, Mütter und Kinder, hatten theils zu Fuß, theils zu Wagen ſich geflüchtet, und wußten nun, als ſie an den Fluß kamen, nicht mehr weiter. Das Gedränge und die Verwirrung war unbeſchreiblich. Auch der gute Pfarrer hatte das Haus voll Geflüchteter, und war unermüdet beſchäftiget, ſie zu tröſten und zu bewirthen. Da wurde auf einmal ſehr ſtark an die Hausthüre geklopft. Er öffnete ſie — und ein Soldat mit einem kleinen weinenden Knäblein auf dem Arme ſtand vor der Thür'. Dieſes Knäblein war ich!«

„Um Gottes willen, Herr Pfarrer,« rief der edle Krieger, „erbarmen Sie ſich dieſes armen Kindes, und nehmen Sie es zu ſich. Ich riß es dort aus dem Fluß. Ich weiß es nirgends unterzubringen. Dieſes naſſe Päcklein hier enthält die Kleider des Kindes und einiges Andere. Nehmen Sie! — ich muß augenblicklich weiter.« Der gutherzige Pfarrer nahm mich liebreich in ſeine Arme, und der Soldat ſtürzte fort, indem er noch rief: „Gott wird es Ihnen vergelten! Leben Sie wohl!“

Der würdige Geiſtliche brachte nun wohl ſo viel aus mir heraus: mein Vater, ein Offizier, ſey im Kriege umgekommen, und meine Mutter ſey mit mir und meinem kleinen Schweſterchen auf ihrer Fahrt über den Rhein verunglückt. Er unterließ nicht, nachzuforſchen, ob meine Mutter und Schweſter dem ſchauerlichen Tode des Ertrinkens nicht etwa noch entgangen ſeyen. Er begab ſich, ſo bald es möglich war, in die benachbarten Orte, und fragte überall nach ihr. Er traf auch einige Menſchen, die auf eben dem Schiffe geweſen, und gerettet worden. Sie ſprachen mit Achtung und Mitleid von der tiefbetrübten Offizierswittwe; allein alle ſagten einmüthig, ſie ſey mit ihrem kleinern Kinde ſicher ertrunken. Die Gewalt des Stromes habe bloß einige wenige Menſchen, die ſich auf dem untergegangenen Schiffe befunden hatten, an das Ufer, von dem ſie hergekommen, zurück geworfen. Es ſey gar nicht wahrſcheinlich, daß irgend eine Seele das andere Ufer erreicht habe. Der edle Pfarrer hielt es indeß doch für möglich. Allein er konnte ſobald keine Erkundigungen einziehen. Die Verbindung zwiſchen den beiden Rheinufern war, des Krieges wegen, lange Zeit aufgehoben. Und nachher, als man wieder Nachrichten von dem andern Ufer des Fluſſes erhalten konnte, ſtimmten alle darin überein, nirgends habe man eine ſolche Frau geſehen, wie die beſchriebene Offizierswittwe, und ſie ſey alſo ganz gewiß todt.

Der menſchenfreundliche Pfarrer behielt mich nun bei ſich, um mich zu erziehen. Er war ein ſehr liebevoller, ſchon etwas betagter Mann, und ein wahrer Kinderfreund. Die Tage meiner Kindheit hätten wohl nicht glücklicher ſeyn können. Er war immer heiter und freundlich, und wußte mich mit einem Wink zu leiten. Denn ſein ganzes Betragen war, bei aller Freundlichkeit, immer ſo ernſt und würdig, daß ich eine große Ehrfurcht gegen ihn fühlte, und um Alles in der Welt es nicht gewagt hätte, mich gegen ihn im geringſten widerſpänſtig zu zeigen.

Seine erſte Angelegenheit war es, mich in der Religion zu unterrichten; was er ſagte, war alles ſo klar und herzlich, daß ich Gott und meinen Erlöſer von Herzen lieb gewann. Er lehrte mich leſen und ſchreiben, und da er beſondere Fähigkeiten an mir zu entdecken glaubte, ſo gab er mir Unterricht in der lateiniſchen Sprache. Er las mit mir lateiniſche Bücher, und wußte immer die ſchönſten Stellen auszuwählen, die meinem Alter angemeſſen waren. Was ich geleſen hatte, mußte ich dann ſchriftlich ins Deutſche übertragen. Ich bekam ſo mehrere Bücher, von meiner Hand rein und deutlich geſchrieben, zuſammen, die er alle ſehr ſchön binden ließ. Ich hatte dabei ungemeine Freude, und erwarb mir eine Fertigkeit, jedes lateiniſche Buch zu verſtehen, wenn nur ſonſt der Inhalt meine Faſſungskraft nicht überſtieg. In der Folge gab er mir auch Unterricht im Griechiſchen.

Sein kleines freundliches Pfarrhaus war von einem ſchönen Gemüſegarten und einem großen Baumgarten umgeben. Wenn wir nun eine Stunde geleſen hatten, arbeiteten wir allemal eine Zeit im Garten. Denn er baute ihn ſelbſt, und ich mußte ihm dabei helfen. Dieſe Arbeit diente uns zur Erholung vom Studiren. Im Winter oder an Regentagen brachte er ſeine Nebenſtunden mit Zeichnen zu, worin er es ſehr weit gebracht hatte. Er verſtand ſeine Zeichnungen mit Tuſchfarben ſo ſchön und lieblich auszumalen, daß Kenner ſie den vollendetſten Kunſtwerken der Art an die Seite ſetzten. Auch ich hatte große Luſt am Zeichnen und Malen. Er geſtattete es mir aber allemal nur als eine Belohnung meines beſondern Fleißes im Studiren, und unter ſeiner vortrefflichen Anleitung machte ich auch in dieſer Kunſt gute Fortſchritte. So verfloß mir jeder Tag unter nützlichen und angenehmen Beſchäftigungen; ich war immer ſo fröhlich und vergnügt, als je ein Kind in dem väterlichen Hauſe es ſeyn kann.

Der gute Pfarrer hatte indeß auch Manches zu leiden. Er mußte die Trübſalen des Krieges hart empfinden. Einquartierungen und Lieferungen koſteten ihm ſehr viel, und zwei bis dreimal ward ſein Pfarrhaus ganz ausgeplündert. Er würde dieſes wenig geachtet haben, wenn es ihm nicht um mich geweſen wäre. Er hatte mich öfters verſichert, er werde mich ſtudiren laſſen. Obwohl die Erträgniſſe ſeiner Pfarrei nicht ſehr bedeutend waren, ſo hatte er bei ſeiner mäßigen Lebensart doch ſo viel zurück gelegt, daß er die Koſten des Studirens hätte beſtreiten können. Allein nun war es ihm unmöglich; er ſelbſt war durch den Krieg in dürftige Umſtände gerathen.

Er hatte indeſſen in Wien einen Jugendfreund, der dort in großem Anſehen ſtand, und unter dem Adel und den Gelehrten viele Freunde hatte. An dieſen ſchrieb er, ob er einem armen Jünglinge, der eine entſchiedene Anlage und Neigung zum Studiren habe, nicht Gelegenheit dazu verſchaffen könnte? Es kam ſogleich die erfreuliche Antwort, er wolle mich mit offenen Armen in ſein Haus aufnehmen, und dann weiter für mich ſorgen. Ich möchte mich aber, ſchrieb er, ſogleich auf die Reiſe machen, indem diejenigen, die unter die Zahl der Studirenden wollen aufgenommen werden, ſchon zu Anfang des künftigen Monats eine vorläufige Prüfung beſtehen müſſen.

Ein Kaufmann, der meinen Pflegevater öfter beſuchte, hatte eben eine Reiſe in die hieſige Gegend vor, und erbot ſich, mich unentgeltlich mit zu nehmen. Da ich auf dieſe Art beinahe die Hälfte des Weges in einem bequemen Reiſewagen zurücklegen konnte, ſo wurde dieſes Anerbieten mit Freude angenommen.

Der Morgen, an dem ich von meinem guten Pflegevater Abſchied nahm, wird mir ewig unvergeßlich ſeyn. Der gute Mann mit ſeinem frommen blaſſen Angeſichte und ſeinen ehrwürdigen grauen Haaren, ſchloß mich in ſeine Arme und benetzte mein Angeſicht mit Thränen. „Liebſter Karl,“ ſprach er, „der Augenblick iſt jetzt da, wo du hinaus mußt in die Welt. In unſerm ſtillen abgelegenen Dorfe und in meinem Hauſe hier haſt du, will's Gott, nichts als Gutes geſehen und gehört. In der großen Stadt, in die du jetzt kommſt, wird es anders ſeyn. Du kommſt zwar in das Haus eines guten Mannes und wirſt auch in der Stadt viele gute Menſchen kennen lernen; allein du wirſt auch der böſen Beiſpiele genug ſehen und mancherlei Böſes hören. O Karl, vergiß meiner guten Ermahnungen nicht — laß dich nicht verführen — bleibe ein edler Jüngling!“

„Die väterlichen Ermahnungen,“ ſagte Karl, „die er mir mündlich zum Abſchiede gegeben hat, überreichte er mir, damit ich keine derſelben vergeſſen möge, auch ſchriftlich. Ich habe das Blatt hier in meiner Brieftaſche aufbewahrt, und Sie können es gelegentlich leſen.“ „O nein, nein,“ riefen alle, „wir möchten dieſe guten Lehren ſogleich vernehmen!“ Karl nahm das Blatt heraus und las:

„Geliebteſter Sohn! Vor Allem bleibe dir unſere heilige Religion ſtets theuer. Sie iſt der koſtbarſte Schatz, den wir hier auf Erden haben, und ein wahres Himmelbrod für unſern unſterblichen Geiſt. Wohne nicht nur dem öffentlichen Gottesdienſte andächtig und ehrerbietig bei, ſondern weihe auch deine ſtille Kammer zum Tempel der Andacht. Vergiß es nie, daß Gottes Auge dich überall ſieht, und thue Alles wie vor ſeinem Angeſichte. Ihm klage deine Noth und vertrau' auf Ihn. Verlaß Ihn nicht, und Er wird dich ewig nicht verlaſſen.“

„Du wirſt mancherlei leichtſinnige Reden über Religion hören. Solche Reden verabſcheue. Wer die Lehren der chriſtlichen Religion befolgt, der erfährt es an ſeinem Herzen, daß ſie von Gott ſey. An dieſem Prüfſteine, den ihr Stifter ſelbſt angab, bewährt ſie ſich als lauteres Gold. Das hat ſich mir durch eine Erfahrung von faſt ſiebenzig Jahren beſtätiget. Das iſt ihr ſchönſter Triumph über alle Zweifel ihrer Freunde, die noch nicht ganz zur hellen Erkenntniß gekommen ſind, und über alle Einwendungen ihrer verblendeten Feinde.“

„Thu' nie etwas Böſes und handle nie gegen die Stimme deines Gewiſſens. Geſelle dich nicht zu ſolchen Menſchen, die über Unſchuld und Schamhaftigkeit ſpotten und aus dem Laſter einen Scherz machen; fliehe ſie als wären ſie vom gelben Fieber angeſteckt. Eine ſolche leichtfertige Denkart verleitete ſchon manchen ſchönen blühenden Jüngling, die kurze Luſt der Sünde zu genießen, machte ihn zum lebendigen Gerippe und ſtürzte ihn in ein frühes Grab. Bewahre dein Herz rein und unbefleckt, und du wirſt die ſchöne Farbe deiner Wangen, das Feuer deiner Augen, die Ruhe deines Gewiſſens und die Heiterkeit des Geiſtes bewahren. Mein erſter Blick, wenn ich dich je wiederſehe, wird mir ſagen, ob du noch gut und unverdorben ſeyeſt.«

„Sey unermüdet in den Arbeiten deines Berufes. Der Beruf eines Studirenden iſt ein ſchöner, edler Beruf. Es ſey nun, daß du Rechtsgelehrter, Arzt oder Gottesgelehrter werden wolleſt — allemal wird das zeitliche oder ewige Wohl deiner Mitmenſchen dir anvertraut werden. Es wäre ja wohl ſchrecklich, wenn du es dir nicht Ernſt ſeyn ließeſt, deiner Wiſſenſchaft Meiſter zu werden, und wenn du einſt, anſtatt zum Glücke der Menſchen beizutragen, aus Unfähigkeit und Unwiſſenheit nur Unheil ſtiften würdeſt. Die Studirjahre ſind die Zeit der Saat; benütze dieſe köſtliche Zeit, ehe ſie entflieht — ſonſt iſt an keine erfreuliche Aernte zu gedenken. Du haſt es in unſerm Dorfe geſehen, wie die Landleute ſich plagen müſſen, wie ſie vor

Tag aufſtehen, Froſt und Hitze dulden, und alle Kräfte aufbieten, nicht nur um ſich zu ernähren, ſondern um auch die Abgaben zu beſtreiten, die zur Unterhaltung der höhern und der gelehrten Stände nöthig ſind. Arbeite alſo auch unermüdet, um für die guten Leute, die ſo vieles für uns thun, dereinſt auch etwas thun zu können, und ihnen nicht zur unnützen Laſt, ſondern zum Segen zu werden.“

„Erlaube dir aber auch zu rechter Zeit eine unſchuldige Erholung. Nur laß den ſinnlichen Vergnügungen keine Herrſchaft über dein Herz. Wer ſich von der Sinnlichkeit, von Spiel, Trunk, Tanz und dergleichen, hinreißen läßt, der iſt, wenn er auch eben nichts offenbar Böſes thut, dennoch ein Sklave ſeiner Luſt — und alſo ein ſchlechter Menſch. Der ungeordnete Hang zu ſinnlichen Vergnügungen zerſtört in unſerm Herzen das Gefühl für alles wahrhaft Große, Schöne und Gute, und macht uns unfähig, edlere Vergnügungen zu genießen.“

„O mein liebſter Sohn! Vielleicht iſt es das letzte Mal, daß du mein Angeſicht ſieheſt. Ich bin bald ſiebenzig Jahre alt und nicht mehr fern vom Grabe. Erfahrung, Welt- und Menſchen-Kenntniß wirſt du mir nicht abſprechen wollen. Und dann — was für einen Gewinn könnte ich davon haben, dir eine Unwahrheit zu ſagen? Glaube mir alſo und bleibe gut. Denn ſieh, wenn du gut biſt, ſo biſt du dir gut, und du wirſt den Segen davon haben. Könnteſt du aber je böſe werden, ſo wäreſt du dir böſe, und dein wäre der Schaden, und dich träfe das Verderben. Liebſter Karl — bleibe, o bleibe gut!«

Alle wurden von dieſen ſchönen Lehren innig gerührt. Karl legte das Blatt wieder in ſeine Brieftaſche, und erzählte weiter. „Der edle Mann,« ſagte er, „gab mir nun den goldenen Ring mit den drei mir ſo theuren Buchſtaben, und ſprach aus gerührtem Herzen: „Nimm da die ganze Verlaſſenſchaft deiner geliebten Eltern! Bewahre dieſen Ring wohl auf! Vielleicht kann er dich unter Gottes Leitung noch auf eine glückliche Entdeckung führen.«

„Hierauf nahm der gute, liebevolle Greis die letzten zwei Goldſtücke, die er noch hatte, aus ſeinem Pulte hervor. Ach er hatte ſchon all ſeine Baarſchaft darauf verwendet, mich wohlanſtändig zu kleiden, und mich mit dem nöthigen Reiſegeld zu verſehen! Er gab mir dieſe Goldſtücke, die Sie hier ſehen und ſagte: „Nimm dieſes Wenige noch, liebſter Sohn, als einen Nothpfennig — und dann hier noch Etwas, das mehr werth iſt, als alles Gold — das Neue Teſtament! Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Allein lebe nur ſo, wie dieſes göttliche Buch es uns lehrt, bleibe gottesfürchtig, edel und gut — dann biſt du reich genug.«

Hierauf ſegnete er mich noch mit zitternden

Händen und weinenden Augen, ſchloß mich noch einmal in ſeine Arme, ſagte mir Lebewohl — und ich ging ſchluchzend und tief gerührt zur Thüre hinaus.«

Karl weinte, indem er dieſes ſagte, aufs neue; auch ſeiner Mutter und Schweſter und den Uebrigen floſſen die hellen Zähren über die Wangen. „Dieſer Pfarrer,« ſprach die Mutter, „iſt ein wahrhaft edler Mann, und ein ſehr würdiger Geiſtliche. Es iſt etwas Großes, ſich eines fremden armen Kindes ſo herzlich und thätig anzunehmen, ſo viele Jahre hindurch ſo viele Zeit, Mühe und Koſten aufzuwenden, und ſo zu ſagen noch den letzten Heller hinzugeben, um es zu einem guten und glücklichen Menſchen zu erziehen. Nur die chriſtliche Religion kann das menſchliche Herz ſo uneigennützig und wohlwollend machen, alle Menſchen auf Erden wie ſeine nächſten Blutsverwandten mit Liebe zu umfaſſen.«

Siebentes Kapitel.

Wie Karl hieher gekommen.

Karl ſchwieg eine Weile und trocknete ſeine Thränen; dann erzählte er weiter. „Der Kaufmann, der mir den leeren Platz in ſeinem Reiſewagen eingeräumt hatte, iſt ein ſehr rechtſchaffener Mann und ein recht fröhlicher Geſellſchafter. Er wußte immer etwas Erheiterndes zu ſagen, und bemühte ſich beſtändig, mich den traurigen Abſchied vergeſſen zu machen. Bald erzählte er ein artiges Geſchichtchen, bald gab er mir Räthſel auf, bald ſang er ein munteres Liedchen. Jedes Dorf wußte er mit Namen zu nennen, und in den Städten zeigte er mir die Merkwürdigkeiten, wenn es darin deren einige gab. Etwa drei Meilen von hier mußte ich mich von ihm trennen; denn er mußte einen andern Weg einſchlagen. Er wünſchte mir nun Glück und Gottes Segen zu meinem Vorhaben, ermahnte mich zum Fleiße und zum Vertrauen auf Gott, ſorgte noch dafür, daß mein kleiner Koffer, den er aufgepackt hatte, durch einen Fuhrmann an Ort und Stelle gebracht werde, ſchenkte mir ein Goldſtück, drückte mir zum Abſchied kräftig die Hand und fuhr in ſeiner Kutſche weiter.

Auch dieſer Abſchied war mir ſehr ſchwer gefallen. Ich war ja nun von allen bekannten Menſchen getrennt! Ich ſetzte indeß meine Reiſe zu Fuße fort. Gegen Abend wanderte ich durch den Wald, der dieſes Schloß umgibt. Ich war von der Hitze des Tages und dem weiten Gehen, das ich nicht gewohnt bin, ſehr ermüdet. Ich ſetzte mich daher, um ein wenig auszuruhen, auf einen Raſenſitz, den ich unter einem Buchbaume erblickte. Das alte Schloß, das von der Abendſonne vergoldet aus dem waldigen Berge hervorragte, gewährte hier einen unvergleichlich ſchönen maleriſchen Anblick. Ich nahm ein Blatt Papier aus meiner Brieftaſche hervor, und fing an das Schloß abzuzeichnen.

Allein ich mußte die angefangene Zeichnung bald wieder weglegen. Der Untergang der Sonne, die Stille des einſamen Waldes und die herannahende Nacht erregten ſehr wehmüthige Empfindungen in mir! Ein Gefühl von Verlaſſenheit wandelte mich an. „Ach, dachte ich, die Nacht bricht herein, und ich weiß noch nicht einmal, wo ich übernachten ſoll! Auf viele Meilen weit rings umher kenne ich keine Seele und komme nun zu lauter fremden Menſchen. Mein liebevoller Pflegevater, von dem ich nun ſchon einige Tagreiſen weit entfernt bin, iſt bereits ſehr alt und vielleicht ſehe ich ſein ehrwürdiges Angeſicht in meinem Leben nicht mehr! Und meine guten Eltern habe ich kaum gekannt! Ich kann mir meinen Vater nur mehr als Leiche und meine Mutter in ſchwarzen Trauerkleidern und mit rothgeweinten Augen denken.“

Bei dieſen Gedanken drangen mir die Thränen in die Augen. Ich nahm den goldenen Ring, den ich nebſt dem Blatte mit den ſchönen Lehren, das mir der gute Pfarrer gegeben hatte, in meiner Brieftaſche aufbewahrte, heraus. „Mein Gott, ſeufzte ich, dieſer Ring rührt noch von meinen Eltern her, und er iſt das einzige Erbtheil, das ich armer Waiſe von ihnen habe! Die drei kleinen Buchſtaben ſind die Anfangsbuchſtaben von dem theuren Namen meines Vaters oder meiner Mutter, und ich weiß nicht einmal, wie dieſe Namen heißen! Dieſen Ring trug entweder mein Vater, deſſen Hand längſt im Grabe modert, oder meine Mutter, die vielleicht doch noch am Leben iſt! Ja vielleicht lebte ſie einſt — vielleicht lebt ſie noch in eben dieſem Lande, das ich jetzt durchwandere.«

Mein Herz wurde von dieſen Gedanken mächtig ergriffen! Ein Gefühl voll der ſchmerzlichſten Wehmuth und der ſeligſten Hoffnung bemächtigte ſich meiner! Ich fiel auf die Knie nieder, ich rang die Hände, ich flehte mit Inbrunſt zum Himmel: „O lieber Gott! Du allein weißt es, ob meine Mutter noch lebe! Du allein kannſt, wenn ſie noch lebt, mich ſie wieder finden laſſen! Ach vielleicht ließeſt Du dieſen Ring nicht ohne weiſe Abſicht in meine Hände kommen. Die Buchſtaben darauf könnten mich unter deiner Leitung leicht zur Entdeckung meiner Mutter führen. O die liebe gute Mutter! Sie beweint — wenn ſie je noch am Leben iſt — mich als todt; ſie glaubt, ich ſey als ein zartes Knäblein in den Fluthen des Rheines ertrunken; o welche Freude würde ſie haben, mich jetzt als einen Jüngling in ihre Arme zu ſchließen!

Welche Seligkeit wäre es für mich, ihr freundliches, mütterliches Angeſicht zu erblicken, ihr zu danken für all das Gute, das ſie an mir gethan hat, als ich ihre Liebe noch nicht zu ſchätzen wußte und ihr noch nicht dafür danken konnte. Wie unbeſchreiblich glücklich würde ich mich ſchätzen, ihr meinen Dank jetzt zu bezeigen, und die Stütze ihres herannahenden Alters zu werden! O Du guter Gott, Du Vater der Wittwen und Waiſen — wenn — wenn ſie je noch lebt — o ſo führe — führe Du mich in ihre Arme! Höre mein kindliches Flehen, und laß mich ſie wieder finden!"

Als ich ſo gebetet hatte, und mit meinen Augen voll Thränen durch die Aeſte der Buche noch immer zum blauen Himmel aufblickte, hörte ich in dem nahen Geſträuch ein leiſes Kniſtern. Ich ſah hin, erblickte das Lamm — und die goldenen Buchſtaben auf dem purpurrothen Halsbande ſtrahlten mir im Glanze der untergehenden Sonne hellſchimmernd ins Auge. Eine wunderbare, unbeſchreibliche Empfindung, ein ſchauerliches Entzücken bemächtigte ſich meiner. Es war mir, als umleuchtete mich ein Licht vom Himmel, als hätte ein Lichtſtrahl von oben die Buchſtaben erhellt; ſie ſchienen mir wie verklärt. Ich glaubte die Nähe Gottes zu fühlen, und es dünkte mich, die Blätter aller Bäume rings umher zitterten aus Ehrfurcht vor Ihm. Mir war es, als ſpreche etwas in meinem

Innerſten: „Dein Gebet iſt erhört!“ Und ſo war es auch. Mein Gefühl hatte mich nicht getäuſcht. Gleich einem Engel des Himmels kam in ihrem weißen Kleide und im Schimmer der Abendſonne meine Schweſter auf mich zu, und nannte mir das erſte Mal den theuern Namen meiner Mutter. So, beſte Mutter, hat Gott mich in Ihre Arme, und in deine Arme, liebſte Schweſter, wunderbar zurück geführt!“

„Ja, ſo iſt es, meine liebſten Kinder,“ ſagte die Mutter, indem ſie ihre beiden Kinder in die Arme ſchloß. „Der gütige Gott, der liebevolle Vater im Himmel hat uns alle drei wieder zuſammen gebracht. Er hat dich, liebſter Karl, als einen zarten Knaben mir genommen und dich einem edlen Manne anvertraut, der dir aus der reinſten Menſchenliebe eine Erziehung gab, die ich als Frau und als eine verlaſſene Wittwe dir unmöglich ſo gut geben konnte, und die dir keine Fürſtin für Gold hätte beſſer verſchaffen können. Er hat dich als einen blühenden Jüngling mir wieder zurück gegeben, und mir die Thränen des Schmerzens, die ich über deinen Verluſt weinte, in Freudenthränen verwandelt. Er hat alles wohl gemacht und alle Seine Wege ſind die lautere Weisheit und Liebe. O liebſte Kinder! laßt uns Ihm danken und Seine heilige Vorſehung in Demuth und mit tiefer Ehrfurcht anbeten!“ Alle drei ſchwiegen mit tief gerührtem Herzen lange ſtill, und nur ihr Herz ſprach mit Gott. Auch Roſalie und Chriſtine ſaßen mit gefalteten Händen, mit thränenvollen Augen, und mit einem Herzen voll Rührung und Andacht ſtillſchweigend da und athmeten kaum.

„Welche Freude,“ ſagte Karl nach einiger Zeit, „wird der edle Greis, mein zweiter Vater, empfinden, wenn er dieſe wunderbare Fügung vernimmt! Dieſe Nacht noch muß ich ihm dieſe Freudennachricht ſchreiben.“ Es war bereits Mitternacht, bis Karl auf ſein Zimmer kam. Allein es wäre ihm unmöglich geweſen, zu Bette zu gehen. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, der in dem Zimmer ſtand, und ſchrieb an ſeinen theuern Pflegevater, den ehrwürdigen Pfarrer, ſo ausführlich, ſo begeiſtert, daß er noch bei der brennenden Wachskerze ſaß und ſchrieb, als die goldene Morgenröthe bereits zum Fenſter herein ſtrahlte und das Kerzenlicht, deſſen Schimmer kaum mehr zu bemerken war, überflüſſig machte.

Achtes Kapitel.

Karls Pflegevater.

Karl lebte auf ſeinem väterlichen Schloſſe ſo vergnügt, als wäre er in den Himmel verſetzt. Je mehr er ſeine Mutter kennen lernte, deſto mehr mußte er die vortreffliche Frau verehren. Eben ſo mußte er ſeine Schweſter, die unermüdet fleißig, und dabei immer fröhlich und freundlich war, mit jedem Tage mehr ſchätzen. Seine Ankunft in Waldheim hatte indeß noch eine andere glückliche Folge für ihn, für ſeine Mutter und ſeine Schweſter. Das Schloß, das vorhin das Eigenthum ſeiner Väter geweſen, war gegenwärtig nur mehr der Wittwenſitz ſeiner Mutter; allein jetzt konnte er dieſes Schloß wieder als ſein väterliches Erbtheil zurück fordern, und die Bewohner unten in dem Dorfe und einigen benachbarten Weilern als ſeine künftigen Unterthanen anſehen. Seine Mutter führte ihn daher voll Freude überall im Schloſſe herum, zeigte ihm die Umgebungen des Schloſſes nebſt den Gütern, die dazu gehörten, und redete mit ihm über ſeine künftige ſchöne Beſtimmung, zum Glücke der Bewohner des kleinen Thales unten am Berge ſo vieles beitragen zu können.

Unter ſolchen Geſprächen ſaßen Frau von Waldheim, Karl und Emilie einmal am Nachmittage auf der alten eichenen Bank, die, nebſt einem ähnlichen ländlichen Tiſche, auf einem ſchönen, mit reinlichem Kieſe beſtreuten Platze vor dem äußern Thore des Schloßhofes ſtand, und von zwei dichten Kaſtanienbäumen beſchattet war. Da ſahen ſie einen ehrwürdigen Greis, mit ſchneeweißen Haaren und in ſchwarzer Kleidung, auf ſich zukommen, der einen ziemlich langen Reiſeſtab in der Hand führte und einen dreifach aufgeſchlagenen Hut unter dem Arme hielt. „Gott im Himmel! Mein Pflegevater!“ rief Karl, indem er aufſprang und mit weit offenen Armen auf ihn zu eilte. „Iſt's möglich,“ rief er wiederholt, „Sie, Sie ſind es, liebſter, beſter Herr Pfarrer! Wie kommen Sie hieher?“

„Lieber Karl! Theurer Pflegeſohn!“ ſprach der Pfarrer; „ſobald ich deinen Brief erhalten hatte, war ich ſogleich entſchloſſen, ungeachtet meines hohen Alters die weite Reiſe hieher zu machen. Ich hielt aus wichtigen Gründen meine Gegenwart dahier für nützlich, ja für nothwendig. Auch war es mein lebhafteſter Wunſch, die Mutter und Schweſter meines lieben Pflegeſohnes kennen zu lernen, und die Freude, die Gott allen Dreien beſchert hat, nicht nur in weiter Ferne, ſondern an Ort und Stelle zu theilen.“ Karl fiel ihm um den Hals, und die Mutter und Emilie konnten nicht Worte genug finden, dem edlen Manne ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Der ehrwürdige Greis, den das Erſteigen des Berges ermüdet hatte, ſetzte ſich zu ihnen auf die Bank. Frau von Waldheim bot ihm Erfriſchungen an. Allein dem edlen Manne war es jetzt gar nicht um Speis' und Trank. Er fing ſogleich an mit eben ſo viel Einſicht als Rührung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorſehung zu reden; er ſagte hierauf, was nun zu thun ſey, damit der Landesfürſt Karln als einen jungen Herrn von Waldheim anerkenne; auch ſprach er noch ſehr ausführlich davon, was Karl noch Alles zu lernen habe, um ein weiſer und guter Vater ſeiner künftigen Unterthanen zu werden.

Indeſſen kamen Roſalie und ihre Tochter, wie gewöhnlich, auf Beſuch. Frau von Waldheim ſtellte beide dem ehrwürdigen Pfarrer vor. „Sehen Sie, mein lieber Herr Pfarrer,“ ſagte ſie, „dieſes da iſt das gute Kind, das uns mit dem Lamme ein ſo ſegenreiches Geſchenk gemacht hat, und hier iſt ihre Mutter, die das Halsband mit den drei entſcheidenden Buchſtaben geziert hat.“ Der edle Pfarrer freute ſich ſehr, die gute Roſalie und ihre Tochter kennen zu lernen, und grüßte beide auf das freundlichſte.

Frau von Waldheim trug nun Roſalien auf, den Thee, nebſt Brod und Butter, Wein und Obſt unter die Kaſtanienbäume herab zu bringen. Emilie und Chriſtine aber ſchlichen ſich fort, zierten das Lämmchen, das immer rein und weiß war wie Schnee, mit Kränzen von friſchem grünem Laub und jungen, halbgeöffneten Roſen, legten ihm das goldgeſtickte Halsband an, und führten es dem Herrn Pfarrer vor. Der freundliche Greis betrachtete es mit Wohlgefallen, ſtreichelte es und ſagte zu Frau von Waldheim und zu Emilien: „Sie haben mich mit den zwei werthen Perſonen, durch die Ihnen Gott ein ſo großes Glück bereitete, bekannt gemacht, und ſogar das Lamm hier nicht vergeſſen, das, ohne etwas davon zu wiſſen, zu dieſem Glücke ſo vieles beigetragen hat. Nun muß ich Sie aber auch noch den Mann kennen lehren, der nach Gott die vorzüglichſte Urſache dieſer erfreulichen Ereigniſſe war, und der das Größte that, was Menſchen thun konnten, Ihrer aller Glück zu gründen. Ich meine jenen edelmüthigen Soldaten, der ſich mit Gefahr ſeines eigenen Lebens muthig in den Rhein ſtürzte, und unſern lieben Karl hier, als ein zartes, unmündiges Knäblein, aus den reißenden Fluthen glücklich herausholte.“

„Der gute Mann hatte, ſeit dem er jene edle That vollbrachte, ſehr vieles auszuſtehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Weſentliche davon kurz erzähle. Er machte mehrere Feldzüge mit, hatte unſägliche Mühſeligkeiten zu erdulden und wurde endlich ſchwer verwundet. Er und eine Menge anderer Verwundeter wurden auf Wagen geladen und weiter geführt. Nun traf ſich's, daß der lange Zug von Wagen an dem Hauſe eines Wollfärbers vorbeikam, der außen vor dem Thore eines kleinen Städtchens nahe am Waſſer wohnte. In dieſem Hauſe war der brave Krieger ehemals einige Wochen im Quartier gelegen, und hatte dem Färber, deſſen Wohnung dem Uebermuthe der Soldaten am meiſten ausgeſetzt war, ganz ungemeine Dienſte geleiſtet, und ihm Vermögen und Leben gerettet. Der Färber ſchaute eben jetzt aus dem Fenſter, die Wagen vorüber ziehen zu ſehen — und erblickte unter den Verwundeten ſeinen ehemaligen Beſchützer, der ſich auf dem Wagen mühſam aufrichtete und ſehnlich zu den Fenſtern heraufſah. Augenblicklich eilte der Färber hinab, grüßte ihn, und bat den Offizier, der den Zug begleitete, den armen todtſchwachen Mann ihm zu überlaſſen. Der Feldarzt ward gerufen und dieſer erklärte, der Mann werde ohnehin, wie ſchon hundert Andere, das Militärſpital nicht mehr erreichen und zuverläßig unterwegs ſterben. Man ſolle ihn alſo ohne weiters in das Haus des barmherzigen Mannes bringen, ſo würde der arme Leidende wenigſtens für ſeine letzten Augenblicke noch einige Erleichterung finden.“

„Der Färber nahm nun ſeinen ehemaligen Hausfreund und Wohlthäter voll des herzlichſten Mitleids in ſein Haus auf. Die ſorgfältigſte Pflege und der Fleiß des geſchickten Wundarztes im Orte retteten ihm, unter Gottes Beiſtand, wider alle Erwartung das Leben; nur blieb er noch lange Zeit ſo ſchwach, daß er nicht weiter reiſen, auch keine etwas ſchwere Arbeit verrichten konnte. Der Färber, der ein reicher Mann war und ein ſehr weitläufiges Gewerbe hatte, behielt ihn aber ſehr gern bei ſich, und der dankbare Krieger, der eine ſchöne Handſchrift hat, beſorgte ihm ſeinen Briefwechſel und führte ihm ſein Handlungsbuch mit dem größten Fleiße und mit der pünktlichſten Genauigkeit. Beide gewannen einander immer lieber, und lebten zuſammen in wahrhaft brüderlicher Eintracht.«

»Allein nun änderte ſich auf einmal die Sache. Der ehrliche Färber ſtarb ſehr unvermuthet. Der Tod hatte ihn zu ſchnell übereilt, ſonſt würde er ſeinen Freund ſicher in ſeinem Teſtamente bedacht haben. Sein Vermögen fiel den Verwandten zu; die Färberei wurde verkauft; die hartherzigen Erben ließen den guten Mann mit leeren Händen abziehen. Er mußte ſein Unterkommen weiter ſuchen. Er wollte jedoch zuvor zu ſeinem Regimente reiſen, und, weil ſein linker Arm etwas gelähmt blieb, um ſeinen Abſchied bitten. Der Weg führte ihn nicht weit von meinem Pfarrdorfe vorbei. Da regte ſich natürlich in ſeinem Herzen der Wunſch, zu erfahren, was aus dem Kinde geworden ſey, das er einſt aus dem Waſſer gezogen hatte. Er kam an eben dem Tage, an dem Karl Morgens abgereiſt war, Abends in mein Haus. Ich hatte eine große Freude, den edelmüthigen Krieger wieder zu ſehen, behielt ihn bei mir, und ſann nach, ob ich ihm nicht irgendwo ein angemeſſenes Plätzchen verſchaffen könnte.

Da kam Karls Brief mit der unerwarteten Freudennachricht. Ich hielt es für ſehr zweckmäßig, den braven Mann mit hieher zu nehmen. Denn fürs Erſte, dachte ich, kann er bezeigen, daß er in jenem Jahre und an jenem Tage ein Knäblein von etwa vier Jahren aus dem Rheine zog, und es nebſt einem Päcklein mit deſſen Kleidern, in dem ſich jener Ring befand, mir übergeben habe, was ſehr dienlich ſeyn wird, zu erweiſen, Karl ſey wirklich der Sohn der gnädigen Frau von Waldheim, von dem man glaubte, er ſey ertrunken. Fürs Zweite hoffte ich, Karl werde gegen den Retter ſeines Lebens gewiß nicht unerkenntlich ſeyn — zumal der brave Mann treu wie Gold, im Schreiben und Rechnen ſehr gewandt, beſonders aber ein trefflicher Forſtmann iſt, und dem künftigen Herrn von Waldheim in Verwaltung ſeiner Güter ſehr nützliche Dienſte leiſten kann.“

„O, wo iſt er denn? Wo iſt er?“ riefen Frau von Waldheim, Karl und Emilie faſt mit Einer Stimme.

Der Pfarrer wandte ſich um, winkte einem ordentlich gekleideten Manne, der beſcheiden in einiger Entfernung ſtand, nahm ihn bei der Hand, ſtellte ihn der gnädigen Frau vor und ſprach: „Hier iſt er — der gute, ehrliche, vortreffliche Johann Weſt!“

„Johann Weſt!“ rief Roſalie, die eben den Thee brachte und auf den Tiſch ſtellte, ganz außer ſich. „O Gott, er iſt mein Mann!“ Sie flog in ſeine Arme; ſie begrüßte ihn zitternd und bebend vor Freudenſchrecken.

Alle erſtaunten über dieſe neue Fügung der göttlichen Vorſehung. Der Mann aber ſtand wie verſteinert da. Es währte lange, bis er ſich in dieſes unverhoffte Glück finden konnte und endlich in Freudenthränen ausbrach. Die hocherfreute Roſalie rief nun ihrer Tochter zu: „O Chriſtine, er iſt dein Vater! O grüße ihn doch auch!“ Chriſtine, die mit gefalteten Händen unbeweglich da geſtanden, näherte ſich ihm ſchüchtern, und er ſchloß ſie unter heißen Thränen in ſeine Vaterarme. Alle drei hatten eine Freude, wie vor einigen Tagen Frau von Waldheim, Karl und Emilie ſie gehabt hatten.

Nachdem ſie ſich von der erſten, ungeſtümen Freude erholt hatten, trat Karl herbei und umarmte den Retter ſeines Lebens mit unausſprechlicher Rührung. Die Frau von Waldheim und Emilie aber boten ihm freundlich die Hand, und überhäuften ihn mit Dankſagungen und Lobeserhebungen. „Lieber Weſt,“ ſagte Frau von Waldheim, „Ihr, Eure Frau und Eure Tochter ſollen von dieſem Augenblicke an in dieſes Schloß aufgenommen ſeyn, und nie mehr von uns getrennt werden; und wenn wir, wie ich hoffe, unſere Güter wieder zurück bekommen, ſo ſollet Ihr eine ſolche Anſtellung erhalten, mit der Ihr gewiß zufrieden ſeyn werdet.“

Neuntes Kapitel.

Allgemeine Freude im Dorfe.

Die Frau von Waldheim hatte es nicht ſogleich bekannt werden laſſen, daß der fremde Jüngling, der ſich auf ihrem Schloſſe befand, ihr Sohn ſey; ſie wollte ſich ihres Glückes einige Tage im Stillen ungeſtört freuen. Allein der Kutſcher, der den alten Herrn und deſſen Reiſegefährten hergeführt und ſeine Pferde unten im Wirthshauſe des Dorfes eingeſtellt hatte, plauderte Alles aus. Als er Abends die Kutſche wuſch und die Pferde tränkte, kamen mehrere Leute aus dem Dorfe, die eben Feierabend gemacht hatten, herbei und fragten, wem die Kutſche gehöre? Denn eine fremde Kutſche war etwas Seltenes im Dorfe. Der Kutſcher ſagte: „Ich habe den Herrn Pfarrer hieher gefahren, der euren jungen gnädigen Herrn erzogen hat.“ „Ei was,“ riefen die Leute, „der junge Herr iſt ja als ein Kind ertrunken!“ „Nein,“ ſprach der Kutſcher, „er lebt noch, er iſt droben auf dem Schloſſe. Er wurde von dem Manne, der bei dem Herrn Pfarrer in der Kutſche ſaß, aus dem Waſſer gezogen; ſonſt wäre er freilich ertrunken. Ich bin des Herrn Pfarrers ſein Knecht, und habe euren jungen Herrn, als er noch klein war, viel hundert Mal auf dem alten Schimmel, den ihr da ſtehen ſehet, mit auf den Acker oder auf die Wieſe reiten laſſen. Der Karl iſt aber auch ein recht braver, lieber, junger Herr, und er hat auf mich, ſeinen alten Hans, immer recht viel gehalten! Ihr werdet Freude an ihm haben, und er wird euch zum Segen ſeyn.“

Die Nachricht, der Baron Karl, der droben auf dem Schloſſe geboren und in der Pfarrkirche zu Waldheim getauft worden, und den man ſchon ſo lange für todt gehalten, ſey wieder gefunden, verbreitete ſich ſogleich durch das ganze Dorf. „Was?“ ſagten die Leute zu einander, „das junge Herrlein, das wir unzählige Mal' als ein liebliches Kind auf den Armen der gnädigen Frau geſehen haben, ſollte noch am Leben ſeyn? Das können wir kaum glauben. Wir müſſen uns mit unſern eigenen Augen davon überzeugen! Wir wollen ihn ſehen.“ Alles im Dorfe, Jung und Alt, lief voll Freuden dem Schloſſe zu. Da die Leute aber die Herrſchaft auf der Bank unter den Kaſtanienbäumen erblickten, blieben ſie in einiger Entfernung ſtehen. Es ſammelte ſich ein dichtgedrängter Kreis von Vätern, Müttern und Kindern, ohne daß die Herrſchaft und die übrige Geſellſchaft in ihrer großen Freude es ſogleich in Acht nahmen.

Die Frau von Waldheim bemerkte es zuerſt und fragte: „Was wollen denn die vielen Leute?“ Die Köchin, die zum zweiten Male heißes Waſſer zum Thee brachte, weil die Geſellſchaft das erſtere unbenützt hatte kalt werden laſſen, ſagte: „Die Leute möchten gern den jungen gnädigen Herrn ſehen; ſie haben es den Augenblick erſt erfahren, daß er da ſey.“

Der würdige Pfarrer ſprach: „Das iſt ſchön! Das gefällt mir von den Leuten! Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich den wackern Leuten meinen Pflegeſohn als ihren künftigen Gutsherrn vorſtelle, und ihnen einige Worte an das Herz rede.“ Der edle Greis nahm gerührt ſein ſchwarzes Sammetkäppchen von ſeinem ehrwürdigen ſchneeweißen Haupte, ſtand auf, trat etwas vorwärts, blickte mit Thränen im Auge zum Himmel und fing dann ganz begeiſtert an zu reden:

„Ihr Eltern und Kinder, Ihr Väter und Mütter, Söhne und Töchter, tretet näher, und ſehet und höret, was Gott Eurer gnädigen Herrſchaft und auch Euch für eine große Freude bereitet hat!“

„Gott, ohne deſſen Wiſſen kein Sperling vom Dache fällt, und der die Haare unſers Hauptes gezählt hat, iſt wunderbar in ſeinen Wegen und weiß Alles weislich zu fügen. Er, der Gott der Wittwen und Waiſen, der Vater aller Leidenden und Bedrängten, lebt noch, und nimmt ſich ihrer ſtets, und oft ſo wunderbar an, daß wir es deutlich mit Augen ſehen und gleichſam mit Händen greifen können. Nicht das geringſte Gute läßt Er, der reiche Vergelter, unbelohnt, und belohnt es oft ſchon hier auf Erden auf eine herrliche, göttlichſchöne Weiſe.“

Der würdige Pfarrer erzählte nun die vorzüglichſten Begebenheiten aus Karls Geſchichte, die ſeinen Zuhörern noch unbekannt war, und fuhr dann weiter fort:

„Seht, ſo herrlich belohnte Gott Eure edle gnädige Frau für ihre menſchenfreundliche Güte, mit der ſie ſich der armen, kranken Roſalie, die ſich für eine Wittwe hielt und ihren Mann als todt beweinte, angenommen hat! So ſchön vergalt Er ihr, dieſer wahrhaft gnädigen Frau, die Barmherzigkeit, die ſie Roſaliens Tochter, der armen Chriſtine, erwieſen hat! Gott gewährte ihr die größte Freude, die ihr in ihrem eigenen Wittwenſtande zu Theil werden konnte, und ließ ſie ihren eigenen geliebten Sohn wieder finden!“

„Reichlich ſegnete Gott Fräulein Emilien hier für ihr Mitleid gegen ein armes Mädchen und für ihre freundliche Güte, die nichts von Stolz weiß. Sie begegnete der armen Chriſtine ſo freundlich und liebreich, als wäre Chriſtine ihre eigene Schweſter — und Gott machte dem guten Fräulein dafür die unerwartete Freude, ihren eigenen lieben Bruder wieder zu finden.“

„Herrlich belohnte Gott die arme Roſalie, daß ſie die Leiden ihrer Krankheit und ihre Armuth ſo geduldig ertrug, ihre Tochter ſo gut erzog, ſie zur Redlichkeit, zur Dankbarkeit, zum Fleiße, zur Reinlichkeit und jeder anderen Tugend anhielt. Dieſe gute Erziehung brachte der guten Mutter jetzt ſchon die erfreulichſten Früchte und verwandelte ihre Leiden in Freuden!“

„Schön vergalt Gott der guten Chriſtine ihr Mitleid gegen ein verlornes Lamm, ihren Gehorſam gegen ihre Mutter, die Redlichkeit, mit der ſie das Lamm dem Eigenthümer zurück gab, die Dankbarkeit, mit der ſie es dem Fräulein hier zum Geſchenke machte. Dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften gewannen ihr die Zuneigung Eurer gnädigen Frau und Fräulein Emiliens, waren die Veranlaſſung, daß ſie ihren Vater wieder fand und werden ſie auch fernerhin glücklicher machen, als der reichſte Brautſchatz ſie machen könnte.“

„Wie wunderbar führte Gott Euren jungen gnädigen Herrn in die Arme der geliebten Mutter, die ihn längſt für todt hielt, zurück, um ihn für ſeinen Fleiß, ſeinen Gehorſam, ſein gutes Betragen von der zarteſten Kindheit an, zu ſegnen, ſein kindliches Gefühl gegen ſeine Mutter, die er nicht kannte, zu belohnen! Gott hat das herzliche, innige Gebet des bekümmerten Jünglings dort in dem Walde gnädig erhört!“

„Recht augenſcheinlich belohnte Er die edle Handlung des wackern Kriegers hier! Ach, der gute Mann ſprang voll herzlichen Erbarmens in das Waſſer, um mit Gefahr ſeines eigenen Lebens dem Kinde einer trauernden Wittwe das Leben zu retten! Dafür erbarmte ſich Gott auch über deſſelben Weib und Kind rettete ſie aus Noth und Mangel, erweckte edle Herzen, die ſich ihrer gütig annahmen, und ließ ihn Mutter und Kind, von denen er ungeachtet aller ſeiner Nachforſchungen nichts mehr erfragen konnte, wieder finden! Vater, Mutter und Kind ſehen nun nach vielen überſtandenen Leiden ruhigern und glücklichern Tagen entgegen.“

„Und dieſes alles führte Gott durch dieſes Lamm hier aus, das als ein liebliches Bild der Unſchuld, weiß wie Lilien und mit jungen Roſen geſchmückt, in Eurer Mitte ſteht. Er, der liebe Gott, ließ es verloren gehen; Er leitete Chriſtinens Tritte, daß ſie es fand; Er bewegte das Herz des ehrlichen Landmanns, es ihr zu überlaſſen; Er gab Chriſtinen und ihrer Mutter in den Sinn, es Emilien zu ſchenken; Er führte das Lamm gleichſam an der Hand dem reiſenden Jünglinge zu, um ihn in die Arme der geliebten Mutter zu führen. Er ſetzt ihn durch ein Lamm wieder in ſeine Güter ein, und bereitet dadurch auch Euch ein großes Glück. Denn ich kann Euch verſichern, Karl iſt ein edler, hoffnungsvoller Jüngling. Er fürchtet Gott und liebt die Menſchen. Er wird Euch und Euren Kindern ein guter milder Herr ſeyn.“

„Und ſollte nun Gott, der den Lebenslauf eines Lammes ſo ſicher leitet, den Eurigen außer Acht laſſen können? O mit unendlich mehr Liebe und Mitleid, als Chriſtine das Lamm hier aufnahm, trägt Er Euch alle am Herzen.“

„Meine geliebten Freunde! Wie könnte ein Diener des Evangeliums ein Lamm ſehen, ohne daß ihm Derjenige zu Sinne käme, der gleich einem ſchuldloſen Lamme zum Beſten ſeiner lieben Menſchen verblutete und der ſich ſelbſt öfter einem guten Hirten verglich! Ja, Er, deſſen Diener ich bin, deſſen Evangelium ich verkünde, iſt der ewig treue, liebevolle Hirt unſer Aller. Er kennt alle Seine Schafe, Er nennt ſie mit Namen, Er ruft ſie mit ſanfter Stimme, Er lenkt ſie mit Seinem milden Hirtenſtabe, Er beſchützt ſie vor Gefahren, Er weidet ſie. Er ſucht die verlornen auf, Er möchte jedes gleichſam auf Seinen Schultern in den Himmel tragen. Vertrauet Ihm daher vom ganzen Herzen!“

„Laßt uns aber auch Seine Stimme hören und Ihm folgen, und Gutes thun, ſo viel wir können. Denn ſeht, Gott bedient ſich unſerer guten Handlungen, uns und Anderen große Freude, Segen und Heil zu bereiten. Hätte zum Beiſpiele Eure gnädige Frau gegen die arme, kranke Roſalie ſich nicht ſo wohlthätig erzeigt; wäre Emilie gegen die arme Chriſtine nicht ſo freundlich geweſen, ja hätte ſie ihr auch nur das kleine Halstuch mit den Anfangsbuchſtaben ihres Namens nicht geſchenkt; hätte Chriſtine etwa aus Eigennutz Emilien das Lamm nicht ſchenken mögen; oder hätte Chriſtinens Mutter nicht aus herzlicher Dankbarkeit das ſchöne Halsbändchen gemacht und mit eben den Buchſtaben geziert; hätte Karl nicht eine ſo kindliche Liebe zu ſeiner Mutter gehabt, ſich nicht ſo nach ihr geſehnt, dort im Walde nicht ſo innig gebetet: ſo wäre Alles nicht ſo gegangen, und der heutige Tag wäre nicht für uns alle ein ſo großer Freudentag geworden. So bringt alles, auch das kleinſte Gute, das wir thun, reichen Segen über uns und Andere. Edle Handlungen ſind Perlen, die Gottes heilige Vorſicht nicht verloren gehen läßt, ſondern ſie gleichſam an eine Schnur reihet; gute Thaten gleichen goldenen Ringen, aus denen Gott eine goldene Kette herrlicher und erfreulicher Begebenheiten zuſammen fügt.«

»Ihr aber, meine lieben Kinder,« beſchloß der Pfarrer ſeine Anrede, indem er ſich zu den Kindern wandte, „ihr Größern, die ihr mir ſo aufmerkſam zugehört habt, und ihr Kleinern, die ihr nur nach dem niedlichen weißen Lämmchen hinblickt, das ſo ſchön mit Roſen geſchmückt in eurer Mitte ſteht — o euch alle wolle Gott ſegnen! Ja, Gott gebe, daß ihr alle ſo unſchuldig bleibet, wie ein Lamm, und ſo ſanft und geduldig, wie ein Lamm, wenn ihr, wie manches arme Lämmchen, unter rauhe Hände fallen ſolltet. Jeſus Chriſtus, der gute Hirt, deſſen Schäflein auch ihr ſeyd, Der auch für euch Sein Leben gegeben hat, wolle euch in Seinen Armen und an Seinem Herzen tragen; Er wolle euch in Seinen mächtigen Schutz nehmen, wenn die Verführung eurer Unſchuld droht, wie ein grimmiger Wolf einem ſanften ſchuldloſen Lamme. Er wolle euch ewig nicht ſeinen Händen entreißen laſſen.“

So redete der Pfarrer; ſein Angeſicht war von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, und ſein ehrwürdiges weißes Haar glänzte in dem hellen Abendſchimmer. Er ſtand da, mit ſeinen zum Himmel gerichteten Blicken voll Thränen, wie verklärt — und Alle, die ihn hörten, hatten Thränen in den Augen und neues Vertrauen auf den lieben, guten, treuen Gott, der Alles wohl macht, kam in ihr Herz, und erquickte es ſanft, wie der Thau, der bereits die Blumen im Thale erfriſchte. Die guten Landleute gingen alle gerührt und voll guter Vorſätze nach Hauſe. „Das iſt ſchön geweſen!“ ſagten ſie auf dem Heimwege zu einander, „und eine ſolche allgemeine Freude iſt wohl, ſeit das Dorf ſteht, noch nicht erlebt worden.“

Zehntes Kapitel.

Ein Kinderfeſt.

Die Frau von Waldheim reiste nun mit Karl in die Reſidenz, ſtellte dieſen ihren wieder gefundenen Sohn dem Fürſten vor, und bat um die Wiedereinſetzung in ihre Güter. Der ehrwürdige Pfarrer und der wackere Weſt waren auch mit gekommen, um durch ihr vereintes Zeugniß zu beweiſen, Karl ſey wirklich ein junger Herr von Waldheim. Der Fürſt hörte ſie ſehr gnädig an, fand die vorgebrachten Beweiſe vollkommen hinreichend und befahl, die Güter unverzüglich ausfolgen zu laſſen; er verordnete jedoch, daß die Frau von Waldheim, ſo lange bis Karl das geſetzliche Alter erreicht haben würde, die Verwaltung der Güter übernehmen ſolle.

Voll Freude kam Frau von Waldheim mit ihrer Reiſegeſellſchaft zurück auf ihr Schloß. Der würdige Pfarrer reiste nach einem Paar Tagen unter den dankbaren Thränen der Frau von Waldheim, Karls und Emiliens ab, um ſich wieder zu ſeiner geliebten Pfarrgemeinde zu begeben. Karl bezog, reichlich ausgeſtattet und unter glänzendern Umſtänden als vorhin, die hohe Schule. Den trefflichen Weſt aber ernannte die Frau von Waldheim als Vormünderin, zum Rentmeiſter, und übergab ihm, als einem ſehr geſchickten Forſtmanne, zugleich die Oberaufſicht über die Waldungen, die zu dem Gute gehörten und ſehr anſehnlich waren.

Nachdem Karl ſeine Studien rühmlichſt vollendet, dann zu ſeiner weitern Belehrung und Bildung eine große Reiſe gemacht, und nunmehr ſeine Herrſchaft übernommen hatte, ſaß er eines Abends mit ſeiner Mutter und mit Emilien, die nun eine erwachſene ſchönblühende Jungfrau war, auf der eichenen Bank nächſt dem Schloßthore. Es wurden eben die Schafe eingetrieben. Frau von Waldheim hatte ſehr viele angeſchafft. Auch jenes Lamm hatte ſich zu einer kleinen Heerde vermehrt, die aber von Emilie als ihr beſonderes Eigenthum betrachtet wurde. Karl und Emilie unterhielten ſich damit, die Schafe und Lämmer zu zählen. „Nun Kinder,“ fing die Frau von Waldheim an, als die Heerde vorbei getrieben war, „können wir den Gedanken ausführen, mit dem ich Euch ſchon längſt bekannt gemacht habe. Die Heerde iſt jetzt zahlreich genug. Morgen iſt es abermals ein Jahr, daß Gott mir, Eurer Mutter, und Euch, meine lieben Kinder, durch jenes Lamm eine ſo unbeſchreibliche Freude gemacht hat, an der alle Eltern und Kinder unſerer kleinen Gutsherrſchaft den herzlichſten Antheil genommen haben. Der morgige Tag ſoll daher ein allgemeines Kinderfeſt werden für das ganze Dorf und alle dazu gehörige Orte. Ja, auch die Eltern ſollen nicht leer ausgehen.“ Frau von Waldheim ging nun mit Karl und Emilien in den Schloßhof, ſuchte eine Anzahl der ſchönſten Schafe heraus und befahl dem Schäfer, ſie beſonders einzuſchließen. Am folgenden Morgen gebot ſie den Mägden im Schloſſe, die Schafe reinlich zu waſchen, und die Mägde wetteiferten, es recht ſchön zu machen. Die Schafe wurden faſt ſo weiß wie Schnee, und Emilie und Chriſtine ſchmückten ſie überdies noch mit roſenfarbenen Bändern.

Frau von Waldheim ließ nun alle Kinder des

Dorfes und des umliegenden Thales, die bereits in die Schule gingen, einladen, Nachmittags um zwei Uhr auf das Schloß zu kommen. Die Kinder, Knaben und Mägdlein, kamen mit tauſend Freuden, und waren wohl ſchon eine Stunde früher in ihrem ſchönſten Aufputze vor dem Schloßthore verſammelt. Zur beſtimmten Zeit wurden ſie in den Schloßhof gerufen. Und ſieh! da ſtand zu ihrem Erſtaunen eine lange Tafel, faſt ſo lang, als der Schloßhof, und auf der Tafel erblickten ſie, zu ihrer nicht geringen Freude, große ſchöne Kuchen, blinkende Schüſſeln aufgehäuft voll mit allerlei Backwerk, und zierliche Körbchen voll rother und ſchwarzer Kirſchen, und gelber und blauer Pflaumen. Auch ſtanden einige große gläſerne Flaſchen mit dunkelrothem Methe dazwiſchen. Die Kinder mußten nun auf den langen Bänken zu beiden Seiten des Tiſches, und zwar auf einer Seite die Knaben und auf der andern die Mädchen, Platz nehmen, und es wurde ihnen von Allem reichlich vorgelegt. Da ſah man nun lauter fröhliche Geſichter. Die Kinder ließen es ſich recht wohl ſchmecken, und vergaßen auch nicht von dem ſüßen Methe auf die Geſundheit der gnädigen Frau, Karls und Emiliens zu trinken.

Nachdem alle ſatt waren, ertönten auf einmal fröhliche Schallmeien. Die Söhne des Schäfers zogen mit dieſer ihrer ländlichen Muſik in den Schloßhof; die reinliche, ſchön geſchmückte Schafheerde folgte ihnen, und der alte Schäfer, mit ſeinem großen, zotigen Schafhunde, machte den Beſchluß. Die Kinder hatten an den ſchönen Schafen große Freude, und bald rief dieſes, bald jenes: „O wie ſchön! So ſchöne blüthenweiſe Schafe, die mit ſo ſchönen rothen Bändern geziert ſind, haben wir noch nie geſehen.“ Aber wie groß war erſt die Freude der Kinder, als ſie hörten, die Schafe ſollen unter ſie vertheilt werden, und die Kinder jedes Hauſes ſollen zuſammen ein Schaf bekommen! Die Frau von Waldheim wollte die Schafe durch das Loos vertheilen laſſen, um die Vertheilung unterhaltender zu machen und jeden Schein von Partheilichkeit zu vermeiden. Jedes Schaf hatte an dem rothen Bande, womit ſein Hals umgeben war, ein Blatt mit einer Nummer hängen. In einem großen irdenen Topfe, den die Kinder einen Glückshafen nannten, befanden ſich auf zuſammen gerollten Blättchen eben die Nummern, wie an den Schafen. Nun mußte ein Kind nach dem andern eine Nummer ziehen, und ſobald es gezogen hatte, erſchallten die Schallmeien und ſpielten ſo lange fort, bis das Schaf mit eben derſelben Nummer aus der Heerde herausgefunden war. Die Begierde der Kinder bei dem Ziehen, die Erwartung, welches Schaf dem ziehenden Kinde zu Theil werden würde, die Freude des Kindes, wenn ihm das Schaf übergeben wurde, laſſen ſich gar nicht beſchreiben. Der ganze Schloßhof war voll Jubel.

Nachdem die Schafe alle vertheilt waren, zogen die Kinder damit hinab in das Dorf. Die Schäfersſöhne mit ihren helltönenden Schallmeien gingen voran, die Schafe von den Kindern begleitet folgten, und der alte Schäfer mit ſeinem Schafhunde beſchloß den Zug. Gleichſam im Triumphe zogen ſie in dem Dorfe ein. Als die Leute die Schallmeien und das Jubeln der Kinder hörten, und die ſchöngeſchmückten Schafe erblickten, wunderten ſie ſich ſehr, was doch dieſes alles zu bedeuten habe. Allein da ſie vernahmen, daß die gnädige Herrſchaft die Kinder ſo gütig beſchenkt habe, da hätte ihre Freude kaum größer ſeyn können. Viele Eltern vergoſſen über die mildthätigen Geſinnungen ihrer gnädigen Herrſchaft Freudenthränen.

In jene Häuſer, wo ſich kein Schulkind befand, ſchickte Frau von Waldheim dennoch ein Schaf hin; den wackern Bauersleuten aber, die einſt die arme Roſalie ſo liebreich in ihr Nebenhäuschen aufgenommen hatten, ſchenkte ſie zehn Schafe. Auch den ehrlichen Bauern und die gute Bäuerin auf dem Eichhofe, die einſt der kleinen Chriſtine jenes Lamm geſchenkt und ſie ſo freundlich zum Nachteſſen eingeladen hatten, vergaß ſie nicht. Da dieſe Leute ſehr reich waren, und noch immer Schafe genug hatten, ſo ließ ſie auf den folgenden Sonntag beide zum Mittagseſſen einladen, und der Bauer verſicherte öfter, dieſe Ehre ſchätze er viel höher, als wenn die gnädige Frau ihm hundert Schafe geſchenkt hätte.

Am andern Morgen kamen alle Hausväter aus dem Dorfe in ihren Sonntagskleidern auf das Schloß, der gnädigen Herrſchaft für die erzeigte Wohlthat zu danken. Nun nahm Karl das Wort und ſagte: „Liebe Männer! Ihr wißt, als ein armer Jüngling, der beinahe nichts hatte, als ſeinen Stab, wanderte ich einſt durch dieſe Gegend. Durch ein Lamm half mir Gott wieder zu meinem väterlichen Erbtheile, und machte mich ſo glücklich, der Gutsherr von Euch lieben Leuten zu werden. Meine Mutter, meine Schweſter, und ich wünſchten, daß die Wohlthat, die Gott uns durch ein Lamm erwies, auch noch für unſere und Eure Nachkommen unvergeßlich bleiben, und ihnen noch zum Segen werden möchte. Hört deßhalb, was wir beſchloſſen haben!“

„Das Recht der Schafweide in unſerm Dorfe hier gehörte bisher Ausſchließungsweiſe der Herrſchaft zu. Dieſes Recht ſollt Ihr von dem heutigen Tage an nun alle genießen. Deßwegen gab meine Mutter Euren Kindern zu einem kleinen Anfange die Schafe. Gott wolle ſie Euch ſegnen!“

„Ich hoffe, Euer Ackerbau ſoll durch die Schafzucht ſehr verbeſſert werden, nach dem alten Sprichworte: Die Fußtritte der Schafe verwandeln ſich in Gold. Aber auch den Aermern, die keinen Acker haben, wird wenigſtens Wolle und Milch ſehr gut kommen.“

„Ich werde die Anſtalt treffen, daß die Wolle, die wir gewinnen, ſogleich in unſerm Dorfe verarbeitet werde, und ich hoffe, es ſoll noch der Tag kommen, daß die Kleider aller Bewohner meiner Herrſchaft von ſelbſt gewonnener Wolle verfertigt ſeyn werden. Gott gebe ſeinen Segen dazu!“

Karls Wunſch ging auch vollkommen in Erfüllung. Die arme Roſalie, nunmehr Frau Rentmeiſterin, und ihre Tochter Chriſtine gaben Unterricht im Wollſpinnen und Stricken. Ein Tuchmacher, ein Hutmacher und ein Strumpfwirker zogen auf Karls Veranſtaltung in das Dorf. Es wurden ſehr ſchöne Tücher und auch ſehr gute Hüte und Strümpfe verfertigt. Karl bemerkte oft mit Rührung, wie Groß und Klein im Dorfe vom Haupte bis zu den Füßen mit ſelbſt gewonnener und verfertigter Kleidung verſehen waren, und wie alle Getreidfelder des ganzen Thales in einen blühenderen Zuſtand kamen und reichlichere Früchte trugen.

Emilie verlegte ſich noch beſonders auf das Sticken mit gefärbter Wolle. Sie hatte von ihrer kleinen Heerde einen Vorrath an Wolle geſammelt, die von ſehr feiner Art war. Der Rentmeiſter Weſt legte ganz unerwartet ein neues Talent an den Tag. Er hatte von jenem Färber, bei dem er einige Zeit gelebt hatte, gelernt, der Wolle alle

Farben, und jeder Farbe alle mögliche Abſtufungen zu geben, von dem hellſten Lichte bis zum dunkelſten Schatten. Emilie war daher in den Stand geſetzt, ganz vorzüglich ſchöne Stickereien zu verfertigen. Karl machte dazu die Zeichnungen und Chriſtine leiſtete ihr dabei treffliche Hülfe. Sie ſtickten bunte Blumenkränze und niedliche Körbchen voll Blumen von allen Farben, große Roſenſträuche, die mit halb und ganz aufgeblühten Roſen und reichlichem grünem Laube prangten, ja ganze Landſchaften, in denen Baumſchläge, Felſen, Waſſerfälle und dergleichen zu ſehen waren, und die mit Gewinden von Reblaube und gelbgrünen und purpurblauen Trauben dazwiſchen oder mit andern ſchönen Verzierungen eingefaßt waren. Emilie richtete ſo nach und nach ein ganzes Zimmer im Schloſſe ſehr ſchön ein. Der Teppich auf dem Tiſche, die Ueberzüge der Seſſel und des Kanapees und auch der Fußteppich waren auf dieſe Art geſtickt, und wer hineintrat, erſtaunte über die Pracht der lebhaften Farben, die Richtigkeit der Zeichnung, und die kunſtreiche Schattirung.

Da alle die ſchöngefärbte Wolle, die dazu verwendet worden, urſprünglich von jenem einzigen Lamme herkam, ſo machte Karl, nunmehr Herr von Waldheim, eine ſehr ſchöne, große Zeichnung, in der er den ihm unvergeßlichen Augenblick abbildete, in dem er Mutter und Schweſter vermittelſt des Lammes wieder gefunden. Ganz im Vordergrunde auf der Felſenbank unter den Eichen zeichnete er ſeine Mutter, nebſt ihrer Geſellſchafterin Roſalie. Weiterhin in dem Walde erblickte man Emilie und Chriſtine und ihn ſelbſt, und in ihrer Mitte befand ſich das Lamm. Er hielt in einer Hand den Ring und deutete mit dem Zeigefinger der andern Hand auf die goldenen Buchſtaben, die auf dem rothen Halsbande des Lämmchens deutlich zu ſehen waren. Emilie aber zeigte mit ausgeſtrecktem Arme nach der Gegend hin, wo ihre Mutter ſaß, als wollte ſie ſagen: „Dort iſt ſie!“ Karl malte die Zeichnung mit ſehr lebhaften Farben vortrefflich aus, und die ſehr kenntlichen Perſonen auf dem Bilde, die nebſt dem Lamme von der untergehenden Sonne kräftig beleuchtet waren, machten zwiſchen den dunkeln Schatten des Waldes eine unvergleichliche Wirkung. Er hängte das Gemälde, in einen goldenen Rahmen gefaßt, in dem Zimmer auf, nachdem er zuvor mit goldenen Buchſtaben die drei Worte darunter geſchrieben hatte:

„Unter Gottes Leitung!“

* * *

Das hölzerne Kreuz.

Erſtes Kapitel.

Das Münſter.

Die Frau von Linden, eine reiche adelige Wittwe, lebte ſeit dem Tode ihres Gemahls auf ihrem Schloſſe in ländlicher Stille, und ward wegen ihres Verſtandes, ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen von der ganzen Nachbarſchaft allgemein verehrt und geliebt.

Einſt mußte ſie wegen wichtiger Angelegenheiten ſich in die Hauptſtadt begeben und brachte dort gegen drei Wochen ſehr beſchäftigt zu. Am Tage vor ihrer Rückreiſe wollte ſie gegen Abend noch einen Spazirgang um die Stadt machen. Es war Sonntag und nach langem Regen ein unvergleichlich ſchöner Frühlingstag. Die Einwohner der Stadt ſtrömten, feſtlich gekleidet und frohen Sinnes, den Thoren zu, den herrlichen Abend im Freien zu genießen. Frau von Linden war bereits auf dem Wege zum Thore, und wollte zu ihrer Begleitung nur noch eine Freundin abholen. Da kam es ihr auf einmal in den Sinn, die Hauptkirche der Stadt, das Münſter, an dem ſie eben vorbeiging, noch einmal zu beſehen. Zu dieſer Stunde, dachte ſie, würde ſie dieſes Wunder alter Baukunſt am bequemſten betrachten können, ohne Jemand in ſeiner Andacht zu ſtören, oder von Jemand in ihren Betrachtungen geſtört zu werden.

Mit frommer Ehrfurcht trat ſie durch die Hauptpforte in den ehrwürdigen Tempel. Das hohe erhabene Gewölbe, die langen Reihen prächtiger Säulen, die Farbenpracht der bemalten Fenſter, der Hochaltar in der tiefen Entfernung des Chors, die Dämmerung und Stille an dieſem gottgeweihten Orte, das Majeſtätvolle des ganzen Baues erfüllte ſie mit Bewunderung, und in ihrem Herzen regten ſich die Gefühle der Anbetung und leiſe Ahnungen von der Nähe des Unendlichen. Sie kniete ſogleich in dem nächſten Stuhle nieder, und blieb da einige Zeit in ſich verſunken und ſtill anbetend knien.

Hierauf ging ſie in dem Hauptgange des Tempels langſam vorwärts, ſtand öfter betrachtend ſtill, und ſprach endlich bei ſich ſelbſt: „Welch ein Denkmal von dem tiefen Gefühle der Ehrfurcht und Anbetung, das die Vorwelt gegen Gott hatte, iſt dieſer Bau! Wie mächtig und ſtark muß dieſes Gefühl ſeyn, wie tief in dem menſchlichen Herzen gegründet, daß es etwas ſo Großes und Herrliches zu Stande bringen konnte! Wie viele Menſchen mußten ſich vereinigen, welche Anſtrengung, welcher Aufwand, welche Ausdauer wurde erfordert, bis — wie die Geſchichte ſagt, erſt nach einem Jahrhundert — dieſer Tempel endlich da ſtand, und die Menſchen hier ihren Schöpfer gemeinſchaftlich anbeten konnten!“

Sie beſah hierauf die einzelnen Merkwürdigkeiten, beſuchte die Nebenaltäre und Seitenkapellen des großen, herrlichen Tempels, und betrachtete die alten, vortrefflichen Gemälde voll Kraft und Ausdruck, auf denen die Botſchaft des Engels, und die heilige Jungfrau; die Geburt des Herrn, ſein Leben und Tod, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt; die hohen Apoſtel und heiligen Märtyrer, und viele heilige Frauen und Jungfrauen mit den lebhafteſten Farben den Augen gleichſam als gegenwärtig dargeſtellt wurden. Die vornehmſten Begebenheiten aus der Geſchichte Jeſu, der Apoſtel, der erſten Kirche gingen ſo vor ihren Blicken vorüber, und weckten in ihrem Herzen heilige Empfindungen und edle Entſchließungen.

Vor jedem der marmornen Grabmahle blieb ſie ſtehen, und las die Inſchriften, die in uralten, ihr ungewohnten Buchſtaben Nachricht gaben von denkwürdigen Männern und tugendhaften Frauen, die vor Jahrhunderten gelebt hatten. Nirgends erblickte ſie einen Menſchen, beſtändiges Schweigen herrſchte unter den hohen Gewölben. Sie vernahm nichts als ihren Fußtritt, und nur, wie aus weiter Ferne her, tönte das Getümmel draußen auf den Straßen.

Die Schauder der Vergänglichkeit bebten durch ihre Seele, da ſie ſo, als die einzige Lebende, über dem Staube verſtorbener Menſchengeſchlechter und unter Todesdenkmahlen wandelte. Sie dachte mit Wehmuth daran, wie Alles auf Erden ſo gar eitel und vergänglich ſey; ſie erinnerte ſich an ihre verſtorbenen Eltern, Freunde und Verwandte; der Gedanke an ihren eigenen bevorſtehenden Tod machte ſie bekümmert und traurig. Allein die tröſtlichen Sprüche auf den Grabſteinen brachten wieder Troſt in ihre trauernde Seele und erfüllten ſie mit froher Hoffnung der Unſterblichkeit. Mit frommer Rührung las ſie auf einem Grabmahle die Worte Jeſu: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er ſchon geſtorben wäre. Und ein jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht ſterben.“ Eben ſo ging ihr der Ausſpruch Jeſu auf einem anderen Grabſteine ſehr zu Herzen: „Es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern ſind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Die da Gutes gethan haben, werden hervorgehen zur Auferſtehung des Lebens, die aber Böſes gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichts.“

Ganz beſonders rührte ſie noch das Grabmahl einer frommen Frau, die in dieſer Welt Vieles gelitten und viel Gutes gethan hatte. Es ſtanden da die Worte der heiligen Schrift mit goldenen Buchſtaben geſchrieben: „Selig ſind die Todten, die im Herrn ſtarben. Denn der Geiſt ſpricht: Sie ruhen jetzt von ihren Mühſeligkeiten aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Frau von Linden nahm ſich vor, ſo lange ſie noch auf Erden wandeln würde, die Mühſeligkeiten des Lebens geduldig zu übertragen, und ſo viel nur immer in ihren Kräften ſtand, Gutes zu thun.

Zweites Kapitel.

Das betende Kind.

Als Frau von Linden abermals in eine Seitenkapelle des herrlichen Tempels trat, erblickte ſie ein kleines, ganz ſchwarz gekleidetes Mädchen von etwa acht Jahren, das ganz allein auf der Stufe des Altars kniete. Das Kind betete mit feſtgefalteten Händen ſo andächtig, und blickte ſo unverwandt zu dem Altare auf, daß es gar nicht darauf achtete, wer da vorbei gehe. Die hellen Thränen tröpfelten ihm über die blühendrothen Wangen. Das ſchöne, unſchuldvolle Geſicht des Kindes hatte einen Ausdruck von Wehmuth und Ergebung, von Andacht und Innigkeit, der über alle Beſchreibung ging.

Die Frau von Linden empfand das innigſte Mitleiden, das herzlichſte Wohlwollen, ja ſelbſt eine Art von Ehrfurcht gegen das betende Kind. Sie wollte es in ſeiner Andacht nicht ſtören. Erſt als es von dem Gebete aufſtand, näherte ſie ſich dem Kinde, und ſprach mit ſanfter Stimme: „Du biſt wohl ſehr traurig, liebe Kleine! Was fehlt dir, und warum weineſt du?“

„Ach,“ ſagte das Kind, und die Thränen floſſen ihm aufs Neue über die Wangen, „vor einem Jahre an eben dieſem Tage iſt mein Vater geſtorben, und heut vor acht Tagen haben ſie meine Mutter begraben!“

„Um was haſt du den lieben Gott denn ſo herzlich gebeten?“ fragte die Frau weiter.

„Daß Er ſich meiner erbarme,“ antwortete das Kind. „Ich habe keine andere Zuflucht, als zu Ihm. Zwar bin ich noch bei den Leuten, in deren Hauſe wir zur Miethe wohnten. Allein bleiben kann ich da nicht. Morgen ſoll ich weiter; das hat mir der Hausherr erſt heute wieder geſagt. Ich habe in der Stadt wohl noch einige Verwandte, und wünſchte wohl recht herzlich, daß Einer oder der Andere ſich meiner erbarmen, und mich annehmen möchte. Auch der Herr Pfarrer an dieſer Kirche, der meine ſelige Mutter während ihrer Krankheit öfter beſucht und ihr unbeſchreiblich viel Gutes gethan hat, ſagte es ihnen ſehr nachdrücklich, es ſey ihre Pflicht, mich anzunehmen. Allein ſie können nicht einig werden, wer die Laſt übernehmen ſoll, mich zu erziehen. Ich kann ihnen das auch nicht übel nehmen; denn ſie haben ſelbſt viele Kinder, und nichts dazu, als was ſie mit ihrer Handarbeit täglich verdienen.“

„Armes Kind!“ ſprach die Frau von Linden, „da iſt es wohl kein Wunder, daß du traurig biſt.“

„Freilich wohl,“ ſagte das Kind, „ich kam auch recht traurig hieher; aber der liebe Gott hat mir auf einmal alle Traurigkeit vom Herzen hinweggenommen; ich bin nun ganz getroſt, und habe keine Sorge mehr, als nur immer nach Seinem Willen zu leben, damit Er Wohlgefallen an mir haben könne.“

Die Worte des ſchuldloſen Kindes, und die Redlichkeit, die ihm aus ſeinen rothgeweinten Augen blickte, drangen der edlen Frau durch das Herz. Sie blickte das Kind ſo freundlich wie eine zärtliche Mutter an, und ſagte: „Ich denke, Gott hat dein Gebet erhört, meine liebe Kleine! Bleibe auf deinem Vorſatze; bleibe immer ſo fromm und gut, und ſey getroſt. Dir ſoll geholfen werden. Komm mit mir!“

Die gute Kleine ſah die fremde Frau verwundert an, und blieb unentſchloſſen ſtehen. „Ja, wohin denn?“ ſagte ſie; „Ich darf nicht, ich muß nach Hauſe.“

Die Frau von Linden ſprach: „Ich kenne den würdigen Herrn Pfarrer, der, wie du ſagſt, deiner kranken Mutter ſo viel Gutes erwieſen hat, ſehr wohl. Zu ihm wollen wir gehen. Mit ihm will ich überlegen, wie dir zu helfen ſey.“

Nachdem ſie dieſes geſagt hatte, bot ſie dem Kinde liebreich die Hand, und das Kind ging nun voll Freuden mit ihr.

Drittes Kapitel.

Ein würdiger Geiſtliche.

Der vortreffliche Pfarrer, ein etwas betagter Mann, ſo ehrwürdig von Ausſehen, faſt wie ein Apoſtel, ſtand mit frohem Erſtaunen von ſeinem Schreibtiſche auf, als er die Frau mit dem Kinde an der Hand hereintreten ſah. Frau von Linden erzählte ihm, wie ſie das Kind eben jetzt erſt kennen lernte, und hieß das Kind dann ein wenig hinausgehen, weil ſie mit dem Herrn Pfarrer noch beſonders zu reden habe.

„Lieber Herr Pfarrer!“ ſprach ſie nun, als das Kind hinaus war, „ich habe im Sinne, dieſes Mädchen zu mir zu nehmen, und Mutterſtelle an ihm zu vertreten. Meine eigenen Kinder ſtarben alle in ihrem zarten Alter. Mein Herz ſagt mir, daß ich die Liebe, die ich zu ihnen hatte, dieſem Kinde zuwenden könnte. Doch wünſchte ich zuvor noch zu erfahren, ob Sie, der Sie ſowohl die Eltern, als auch das Kind genauer kennen, mir dazu rathen. Was ſagen nun Sie dazu? Ich möchte mein kurzes, ſchnell vorüber gehendes Daſeyn auf Erden gern mit einer oder der andern wohlthätigen Handlung bezeichnen. Glauben Sie, daß die Wohlthat, die ich dieſem Kinde erweiſen möchte, gut angewandt wäre?“

Der fromme Mann erhob ſeine Augen, in denen Freudenthränen glänzten, und ſeine gefalteten Hände anbetend zum Himmel, und ſprach: „Gottes heilige Vorſicht ſey ewig geprieſen! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht leicht thun — und ein frömmeres, ſittſameres und verſtändigeres Kind könnten Sie auch nicht leicht finden, als die kleine Sophie. Ihre beiden Eltern waren die rechtſchaffenſten Leute von der Welt; wahrhaftig fromm und chriſtlich. Sie gaben dieſem ihrem einzigen Kinde eine ſehr gute Erziehung. Schade, daß ſie dieſelbe nicht vollenden konnten! — O ich werde es nie vergeſſen, mit welchem Kummer die ſterbende Mutter auf dieſes ihr innig geliebtes Kind hinblickte, das weinend und ſchluchzend unten an ihrem Sterbebette ſtand; mit welchem vertrauensvollen Blicke ſie aber auch zum Himmel aufſah, und die Worte ſprach: „Du, Vater im Himmel, wirſt auch hier Vater ſeyn. Du wirſt dieſer meiner Tochter eine andere Mutter geben. Das weiß ich gewiß, und ſterbe getroſt.“ Dieſe Worte der frommen Mutter werden nun erfüllt. Es iſt augenſcheinlich, daß Gott, der Allmächtige, Sie, verehrungswertheſte, gnädige Frau, dazu auserkohren hat, die zweite Mutter dieſes Kindes zu werden. Deßwegen mußten Sie in die Hauptſtadt kommen; deßwegen gab Gott es Ihnen in den Sinn, vor Ihrer Abreiſe noch Seinen Tempel zu beſuchen. Es iſt offenbar Sein Werk. Seine heilige Vorſehung ſey dankbar geprieſen!“

Der würdige Pfarrer rief nun die arme Waiſe herein, und ſprach: „Sieh, Sophie, dieſe fromme, gute, verehrungswürdige Frau will deine Mutter ſeyn. Es iſt dieſes für dich ein ſehr großes Glück, das der liebe Gott dir beſchert. Willſt du nun mit ihr gehen und ihr eine gute Tochter werden?“

Sophie ſagte freudig: „Ja!“ und fing an vor Freude zu weinen. Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden. Sie dankte der gnädigen Frau bloß mit Blicken, und küßte ihr ſtillſchweigend die Hand.

„Sieh, mein Kind,“ fuhr der Pfarrer fort, „wie Gott für dich ſorgt! Da deine ſelige Mutter auf dem Sterbebette lag, hatte Er dieſe deine zweite Mutter, ohne daß wir etwas davon wußten, ſchon hieher geführt, und Er ließ ſie nicht von hier abreiſen, bevor ſie dich gefunden und zu ihrer Tochter angenommen hatte. Erkenne darin Seine liebevolle Vaterſorgfalt! Liebe Ihn von ganzem Herzen, den lieben, guten, barmherzigen Gott, der ſich deiner ſo ſichtbar annimmt; vertrau auf Ihn, und halte Seine Gebote. Sey gegen die gnädige Frau, dieſe deine neue Mutter, die dir Gott gegeben hat, ein ſo gutes, folgſames Kind, wie du es gegen deine verſtorbene Mutter warſt. Dann wird die gnädige Frau an dir Freude erleben, und es wird dir wohl gehen! Merke dir noch dieſes beſonders: Es werden dir in deinem künftigen Leben zwar Leiden und Trübſale nicht ganz ausbleiben; allein bete dann mit einem eben ſo kindlichen Vertrauen zu Gott, wie du eben jetzt in unſerer Pfarrkirche gebetet haſt, ſo wird Er allzeit dein treuer Helfer ſeyn, wie Er dir eben jetzt geholfen hat.«

Nun wurden noch die Verwandten des Kindes gerufen. Sie machten nicht die geringſte Einwendung dagegen, daß die gnädige Frau die arme Waiſe annehmen wolle. Sie freuten ſich vielmehr darüber, und waren mit Allem ſehr zufrieden. Eine noch größere Freude und Zufriedenheit zeigten ſie aber, als die Frau von Linden erklärte, ſie wolle das Mädchen ſo annehmen, wie es ſtehe und gehe, und die kleine Verlaſſenſchaft der Verſtorbenen, nebſt Sophiens übrigen Kleidern, ihnen und ihren Kindern überlaſſen. Sophie wünſchte ſich nur noch einige Andachtsbücher ihrer Mutter zum frommen Andenken, die man ihr dann auch gern überließ.

Am folgenden Morgen ſehr frühe nahm die Frau von Linden Sophie zu ſich in den Reiſewagen, und fuhr mit ihr zurück auf ihr Schloß.

Viertes Kapitel.

Die edle Pflegemutter.

Frau von Linden war auf ihrem Schloſſe ſpät in der Nacht mit Sophien angekommen. Da man ſie erwartet hatte, ſo war das Abendeſſen ſchon längſt bereit. Sie ſetzte ſich zu Tiſche, und ließ die kleine Sophie neben ſich ſitzen. Sie ſelbſt aß nur noch einiges Wenige, legte aber Sophien von Allem reichlich vor. Hierauf führte ſie das Kind auf ein kleines, artiges Zimmer. „Dieß,“ ſagte ſie, „iſt von nun an dein Schlafzimmer. Da du das erſte Mal hier über Nacht bleibſt, ſo bete dein Abendgebet mit beſonderer Andacht, und weihe gleichſam ſo dieſes Zimmer zu deiner Wohnung ein. Bitte den lieben Gott, Er wolle immer mit dir ſeyn, und dir deinen Aufenthalt dahier zum Segen gereichen laſſen. Nun, gute Nacht, ſchlaf wohl, und vergiß nicht, das Licht auszulöſchen.“

Sophie war über die Freundlichkeit der Frau, und noch mehr über die Güte Gottes, der ſo väterlich für ſie geſorgt hatte, ganz entzückt. Mit Thränen des Dankes in den Augen betete ſie ihr Abendgebet, und mit noch gefalteten Händen ſchlief ſie ein.

Als Sophie Morgens erwachte, fand ſie neue Urſache, ſich zu freuen, und Gott zu danken. In der Stadt hatte ſie in einer finſtern Straße eine ſehr enge, traurige Wohnung gehabt; in ihr dunkles Schlafkämmerlein hatte das ganze Jahr hindurch weder Sonne noch Mond hinein geſchienen. Allein hier, in dem Schloſſe, ſchien ihr ſogleich die aufgehende Sonne in das Fenſter, und weckte ſie.

Sophie ſtand ſogleich auf, trat an das Fenſter, und blickte nun ſo recht in den vollen Frühling hinaus. Der Gemüſegarten unten am Schloſſe prangte mit grünen Kräutern und farbigen Blumen aller Art. Seitwärts den Hügel hinauf zog ſich der Baumgarten, der von reichlichen Blüthen faſt ganz weiß und roth war. Zur andern Seite hatte man eine ſchöne Ausſicht über artige Dörfer, wohlgebaute, bereits herrlich grünende Getreidfelder und blumige Wieſen, die von waldigen Bergen begränzt wurden. Sophie ſank auf die Knie, und dankte Gott von Neuem, daß Er ſie an einen ſo freundlichen Ort, und zu einer noch freundlichern Frau geführt habe.

Die menſchenfreundliche Frau bezeigte ſich gegen

Sophie als eine wahrhaft liebevolle Mutter; aber auch Sophie hing mit der kindlichſten Liebe an ihr, und that Alles, was ſie ihr nur an den Augen anſehen konnte, mit Freuden. Gar oft, ehe die Frau noch ein Wort ſagte, war Sophie ſchon auf dem Wege, Dieſes oder Jenes herbeizubringen. Sie war ſo fromm, ſo aufrichtig, ſo beſcheiden, daß die Frau das Kind mit jedem Tage lieber gewann.

Frau von Linden ſchickte Sophien, die bereits ſehr gut leſen konnte, und auch im Schreiben und Rechnen einen guten Anfang gemacht hatte, ſehr fleißig zur Schule, die durch die Wohlthätigkeit der edlen Frau ſehr wohl beſtellt war. Den Unterricht in der Religion erhielt Sophie mit andern Kindern von dem würdigen Pfarrer des Dorfes, der die Schule faſt täglich beſuchte, und ein wahrer Kinderfreund war. Sophie war nicht nur die aufmerkſamſte Schülerin, ſondern ſie befliß ſich auch, die guten Lehren, die ſie in der Schule hörte, zu Hauſe getreulich zu befolgen.

Außer der Schulzeit mußte Sophie in der Küche und dem Garten, ſo viel es ihre Kräfte erlaubten, mithelfen, theils um jede Arbeit frühzeitig zu lernen, theils damit ſie, von Kindheit auf, an ein arbeitſames Leben gewöhnt würde. Wenn es ſonſt nichts zu thun gab, durfte ſie mit ihrer Strickerei oder ihrem Spinnrädchen auf das Zimmer der gnädigen Frau kommen, und die Geſpräche der frommen, gebildeten Frau waren für ſie ſehr lehrreich. In der Folge unterrichtete die gnädige Frau ſelbſt ſie noch im Nähen und Sticken, und lehrte ſie alle, einer guten Haushälterin nöthige Geſchäfte.

Die verſtändige Frau ließ Sophie auch ſehr ſchön und anſtändig, aber nur bürgerlich kleiden. „Denn“ ſagte ſie, „manche Bürgermädchen, die ſich über ihren Stand kleiden, finden ſchwer eine gute Verſorgung. Dem Bürgersmanne ſind ſie zu vornehm, und den Vornehmen ſind ſie zu gering.“

Unter der Aufſicht und Leitung einer ſo vortrefflichen Erzieherin wuchs Sophie auf, und ward in ihrer bürgerlichen Kleidung recht das Bild einer unſchuldigen, beſcheidenen Jungfrau. Sie blühte, — weil nie eine unlautere Begierde ihr Herz entweiht hatte, — ſchöner als eine Roſe. Manches geputzte Fräulein, das durch Zorn, Tanzwuth, oder andere böſe Leidenſchaften ihre ſchöne Geſtalt zerſtört hatte, beneidete das liebliche Bürgermädchen um ihr blühendes Ausſehen.

Fünftes Kapitel.

Die gute Pflegetochter.

Sophie hatte bei Frau von Linden über zehn Jahre ſehr vergnügt und glücklich zugebracht.

Allein nun wurde die vortreffliche Frau krank. Sophie wurde nun die zärtlichſte Verpflegerin ihrer theuern Pflegemutter, und bediente ſie mit einer Liebe, als wäre die Frau ihre eigene Mutter. Sophiens Sorgfalt für die geliebte Kranke erſtreckte ſich auf die kleinſten Dinge. Sie ſprach immer ſo ſanft, und ihre Fußtritte waren immer ſo leiſe, daß die Kranke nicht im Geringſten beunruhigt wurde. Sie öffnete und ſchloß die Thüren ſo ſtill und ohne Geräuſch, daß man es kaum hörte. Frau von Linden hatte in ihrer Krankheit Niemanden lieber um ſich, als ſie. Oft ſaß Sophie ganze Nächte hindurch in dem Lehnſeſſel des düſtern Krankenzimmers, das nur von einem dämmernden Nachtlichte ſchwach erhellt war, und wenn ſie auch etwas einſchlummerte, ſo eilte ſie auf das leiſeſte Geräuſch der Kranken wieder herbei. Die Frau war ſehr lange krank, und Sophie ward nicht müde, ſie zu bedienen.

Frau von Linden wußte dieſe kindliche Liebe zu ſchätzen, und ſegnete den Augenblick, da ſie Sophien zu ſich genommen hatte. Einmal in einer rauhen, ſehr kalten Winternacht, in der die Kranke ſich ſchlimmer, als je befand, verlangte ſie Thee. Sophie machte in der Küche den Thee, und brachte ihn, zitternd vor Froſt, an das Bett. Frau von Linden trank ihn, gab die Schale zurück und ſagte: „Liebe Sophie, du thuſt ſehr viel für mich! Eine Tochter könnte nicht mehr für mich thun. Gott vergelte es dir. Und auch ich werde es dir nicht ganz unbelohnt laſſen. Ich habe dich in meinem Teſtamente bedacht. Liebe läßt ſich zwar nicht bezahlen. Du wirſt aber doch ſehen, daß ich nicht undankbar bin. Ich habe dir eine Summe ausgeſetzt, daß deine Armuth kein Hinderniß mehr ſeyn wird, dich ordentlich zu verheirathen. Nach meinem Tode wirſt du es erfahren.“

Sophie weinte, und bat, doch nicht mehr vom Sterben zu reden.

Allein die edle Frau ſagte: „Weine nicht, gutes Kind! Der Tod iſt nicht ſo fürchterlich, als er ſcheint. Er iſt ein ernſter Freund — aber doch ein Freund, der uns aus dem Gefängniſſe, in dem wir ſchmachten, aus dieſem hinfälligen Leibe, befreit, und uns das Thor in eine ſchönere Welt aufthut. Ich freue mich, bald Denjenigen zu ſehen, an Den ich geglaubt habe, ohne Ihn zu ſehen. Bleibe von Herzen fromm, liebe Sophie, wandle ſtets auf Gottes Wegen, habe unſern göttlichen Erlöſer, der aus Liebe zu uns am Kreuze ſtarb, ſtets von Herzen lieb, thue nie etwas Böſes, und immer nur Gutes, ſo wird dir einſt der Tod auch leicht und ſüß ſeyn! — Es iſt nichts Schreckliches, von allen Leiden befreit zu werden, und es beſſer zu bekommen.“

Frau von Linden ſchwieg eine Weile. Sie

hatte ein kleines hölzernes Kreuz in der Hand. Das Bildniß des Gekreuzigten war mit altdeutſcher Kunſt in das Holz ſehr anmuthig eingeſchnitten. Sie küßte es mit Thränen frommer Rührung, und ſagte: „Noch ſehe ich Ihn, meinen Erlöſer, nur in dieſem Bildniſſe! Aber bald — o der Freude! — bald von Angeſicht zu Angeſicht! Bis dahin erinnert mich dieſes Bildniß — ſo unendlich weit es auch unter dem Urbilde iſt! — dennoch an die große Liebe, mit der Er für mich am Kreuze blutete, erblaßte, Sein Haupt neigte und ſtarb!“

„Glaube mir, liebe Sophie,“ ſprach ſie über eine Weile, „Er war ſchon hier auf Erden mein beſter Freund; das habe ich oft an meinem Herzen erfahren. Die ſüßeſten Stunden meines Lebens ſind die, die ich in Betrachtung Seines Wortes, Seines Beiſpiels, Seiner Liebe bis zum Tode, und im Gebete und Herzensumgange mit Ihm zugebracht habe. Es iſt für uns Menſchen kein anderes Heil, als im Glauben an Ihn, und in Vollbringung ſeines Wortes! Wenn wir im Leiden auf Ihn vertrauen, ſo läßt Er es uns nie an ſicherm Troſte fehlen!“

„Und ſo, meine gute Sophie,“ ſprach ſie noch mit ſchwacher Stimme, „finde ich in Seinen Worten auch jetzt den letzten Troſt. Er ſagte es ja Seinen Jüngern ſo treulich: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen — wenn es anders wäre, hätte ich es euch geſagt. Ich gehe hin, euch dort eine Stätte zu bereiten.« So ſprach Er, und ich denke, meine Stätte iſt bereit — mein Herr kommt und ruft mich, und ich folge Ihm mit Freude.«

Sie wollte noch Einiges ſagen. Allein ihre Stimme brach. »In Deine Hände,« ſagte ſie jetzt noch ganz ſchwach und leiſe, »empfehle ich meinen Geiſt!« und dieſes waren ihre letzten vernehmlichen Worte. Sie ward ſehr ſchwach und ſchloß die Augen. Sophie weckte die Leute des Hauſes. Der Herr Pfarrer ward gerufen. Er betete der Sterbenden vor. Sie öffnete die Augen, und winkte, daß ſie ihn verſtehe. Man ſah, daß ſie ſtill mitbetete. Nach einer Stunde verſchied die fromme, gottſelige Frau, und Sophie weinte ſo heiße Thränen, wie damals, als ihre eigene Mutter geſtorben war.

Sechstes Kapitel.

Die Erbſchaft.

Da Frau von Linden in der ganzen Gegend weit umher aufrichtig verehrt wurde, und da beſonders die Armen in ihr die größte Wohlthäterin verloren hatten, ſo fand ſich bei dem Leichenbegängniſſe eine große Menge Menſchen ein, und unzählige Thränen wurden dabei vergoſſen. Auch viele vornehme Anverwandte waren, in tiefe Trauer gekleidet, dabei zugegen.

Nachdem die traurige Feierlichkeit geendigt war, wurde das Teſtament eröffnet. Sophien waren zwei tauſend Thaler ausgemacht. Die Zinſen hatte ſie von dem Tage an, wo das Teſtament eröffnet ward, zu genießen; das Kapital aber war zu ihrem Heirathsgute beſtimmt. Ueberdies ward ihr geſtattet, aus den Koſtbarkeiten der Verſtorbenen eines der ſchönſten Stücke, was für eines ſie nach reifer Ueberlegung nur immer verlangen würde, ſich zum Andenken auszuwählen.

Einige der Herren Vettern und Frauen Baſen hatten über die zwei tauſend Thaler große Augen und ſehr verdrießliche Geſichter gemacht. Die jungen Fräulein aber waren über den Verluſt des ſchönſten Stückes aus dem Schmucke der ſeligen Tante höchſt unzufrieden. Sie ſagten indeß mit verſtellter Freundlichkeit zu Sophien: „Sieh, dieſes Kleid von prächtigem Stoffe mit den farbenreichen Blumen nimm! Schau' es nur einmal recht an! Die Blumen ſind von ſo ſeltener Art, daß noch kein Menſch dergleichen geſehen hat, und jeder Blumenſtrauß iſt beinahe ſo groß, als ein Teller. Und wie dicht der Stoff gewebt iſt! Wenn man das Kleid nur ſo hinſtellte, ohne es anzuziehen, ſo bliebe es aufrecht ſtehen. Es war das Brautkleid der ſeligen Tante. Herrlicheres gibt es nichts! Das gibt einmal ein Brautkleid für dich.“

Einer der Verwandten aber, ein Herr von Hagen, ein ſehr rechtſchaffener, etwas ältlicher Offizier, ſagte: „Das Kleid taugt ganz und gar nicht für Sophie. Schwätzt ihr kein ſolch tolles Zeug vor. Ueberhaupt habt Ihr da nichts darein zu reden. Laßt ſie ſelbſt wählen!“ Allein die Fräulein ſchalten ihn unartig, und gaben ſich alle erdenkliche Mühe, Sophien bald dieſes, bald jenes Stück von geringem Werthe unter großen Lobpreiſungen aufzudringen.

Sophie wurde von dem vielen Zureden faſt betäubt, und ſchien unentſchloſſen, was ſie wählen ſollte. Endlich ſprach der brave Beamte, der das Teſtament eroffnet hatte: „Sophie iſt eine arme Waiſe. Ich muß zufolge meiner Amtspflicht mich ihrer annehmen. Es ſind Stücke da von großem Werthe — von Gold und Edelſteinen. Die Frau von Linden hatte, wie ich zuverläßig weiß, und wie auch das Teſtament deutlich genug ſagt, die Abſicht, Sophien etwas von Werth zu hinterlaſſen, das ihr zur Zeit der Noth ein Nothpfennig ſeyn könnte. Auch wird in dem Teſtamente weislich darauf hingedeutet, Sophie ſoll die Sache zuvor wohl überlegen, damit ſie ſich nicht übereile. Ich gebe daher Sophien Bedenkzeit, was ſie wählen wolle. Sie mag auch verſtändige Freunde zu

Rath ziehen, und dann morgen ſich erklären, was ſie wünſche — und ich werde es ihr dann ausfolgen laſſen.“ Hierauf gingen alle, und einige murrend und ſehr unzufrieden, auseinander.

Nun ſchien es, daß es große Streitigkeiten abgeben würde. Die Köchin im Schloſſe rieth Sophien, den Ring mit dem großen Diamant zu wählen, oder die Schnur Perlen, die alle ſehr ſchön und ächt waren. Der alte Schloßgärtner ſagte, das kleine ſchöne Porträt der ſeligen Frau, das in Gold und Diamanten gefaßt ſey, ſchicke ſich am beſten zu einem Andenken für Sophie. Die fremden Bedienten und Kammerjungfern aber behaupteten, ihre gnädigen Herrſchaften würden es nie zugeben, daß Sophie etwas wähle, das ein Bürgermädchen nicht einmal tragen dürfe; denn es könne nie der Sinn der gnädigen Tante geweſen ſeyn, ihr etwas dergleichen zu vermachen.

Als man am andern Morgen zuſammen kam, hatte der Amtmann ſämmtliche Koſtbarkeiten, ſchön geordnet auf einer grünen Tafel ausgelegt. Man erblickte da Haarnadeln und Ohrenbehänge mit Edelſteinen, goldene Ketten, Spangen und allerlei Kleinode, den Diamantring, die Perlenſchnur, und das kleine Porträt mit Diamanten. Sophie ſollte nun wählen. Die meiſten Erben ſtanden wie zum Streite gerüſtet da, und beſonders einige Fräulein ſchoſſen drohende Blicke auf Sophie.

Allein Sophie ſagte: „O meine gnädigen Fräulein! Es iſt mir nicht im Geringſten darum zu thun, ein Andenken von Geldeswerth zu erhalten. Das kleinſte unbedeutenſte Stück würde, da es von einer ſo guten Frau iſt, für mich ſchon den größten Werth haben. Auch hat mich die ſelige gnädige Frau ja mit der Summe Geldes reichlich genug bedacht, und ich habe dieſe nicht verdient. Da ich indeß frei wählen darf, ſo bitte ich mir das kleine hölzerne Kreuz aus, mit dem in der Hand die gnädige Frau ſtarb, und das ſie mit ihren letzten Thränen und mit ihrem Todesſchweiße benetzte. Dies iſt mir das theuerſte Andenken. Es wird mich an die letzten Ermahnungen erinnern, die ſie mit bereits erblaßten Lippen mir gab. Wenn ich dieſe guten Lehren befolge, ſo werde ich — im Glauben, daß es etwas Beſſeres als Erdengüter gebe, — Gold und Edelſteine leicht entbehren können. Der Segen der ſeligen Frau wird dann auf mir ruhen.“

Sophiens Bitte wurde von den Anverwandten mit großem Beifall aufgenommen, und ſie ertheilten ihr über ihre fromme Wahl viele Lobſprüche, obwohl ſie im Herzen darüber lachten. Die Köchin aber ſagte im Herausgehen: „Du biſt ein dummes Ding, daß du nichts Koſtbares gewählt haſt. Haſt du denn nicht geſehen, wie ich dir immer winkte, und heimlich auf den Ring und die Perlenſchnur deutete. Das uralte, hölzerne Kreuz hätteſt du ſo zu dir nehmen können. Kein Menſch achtete darauf, und Niemand hätte darnach gefragt. Du biſt nicht klug.“

Allein der alte Gärtner ſprach: „Gott ſegne dich, liebes Kind! Du biſt eine fromme, gute, dankbare Seele. Bei dem hölzernen Kreuze da wird mehr Segen ſeyn, als bei Gold oder Silber, und es wird dir in der Stunde der Noth — und wohl noch in deiner letzten Stunde mehr Troſt gewähren, als Perlen und Edelſteine. Denke an mich!“

Sophie verwahrte das kleine, hölzerne Kreuz in ihrem Kaſten, und es war ihr unter Allem was ſich in dem Kaſten befand, das ſchätzbarſte Stück. Das Bewußtſeyn, aus Liebe zum Frieden ſich mit Wenigem begnügt zu haben, gewährte ihr das reinſte Vergnügen, und die ſeligſte Beruhigung. Die eigennützigen Fräulein aber geriethen über die Theilung der Koſtbarkeiten, unter einander ſelbſt, noch in große Streitigkeiten, und hatten von der reichen Erbſchaft in der That mehr Verdruß, als Vergnügen.

Siebentes Kapitel.

Die zufriedene Ehe.

Etwa ein Jahr, bevor die Frau von Linden ſtarb, hatte der Sohn des Gärtners, ein ſehr rechtſchaffener, wohlgeſitteter, blühender Jüngling, gewünſcht, Sophie zur Ehe zu bekommen. Er hatte, da ſeine Mutter nicht mehr lebte, mit ſeinem Vater darüber geſprochen, und der Vater, der dieſe Wahl vollkommen billigte, hatte die Sache bei der gnädigen Frau angebracht.

Die gnädige Frau, der Sophiens Geſinnungen ſchon bekannt waren, hatte ſich ſo erklärt: „Euer Wunſch, mein lieber Gärtner, und der Wunſch Eures Sohnes iſt auch der meinige. Ihr habt Euren Sohn ſehr gut erzogen, und ihn von Kindheit auf zur Gottesfurcht, zur Rechtſchaffenheit, zur Mäßigkeit, zu Fleiß und Ordnung gewöhnt. Er hat ſich auch immer ſo wohlanſtändig und eingezogen betragen, wie es einem ehrbaren Jünglinge geziemt. Ich habe alſo nicht nur nichts gegen die Heirath — ſondern Euer Antrag macht mir vielmehr große Freude. Allein jetzt iſt's noch zu frühe, daß Ihr, lieber Vater, Euren Dienſt abtretet; denn Euer Wilhelm muß noch eine Zeit in die Stadt, um in der Gartenkunſt, die man jetzt ſehr hoch treibt, auch das noch zu lernen, was heut zu Tage von einem herrſchaftlichen Gärtner gefordert wird. Kommt er nach zwei bis drei Jahren wieder zurück, und haben dann er und meine Pflegetochter noch die nämlichen Geſinnungen, nun, ſo werde auch ich — wenn ich anders noch lebe! — mich als Sophiens Pflegemutter bei der Hochzeit einfinden.“

Mit dieſer Antwort waren ſowohl der Vater, als auch Wilhelm und Sophie ſehr wohl zufrieden. Frau von Linden hatte dem trefflichen Wilhelm noch einige Kleidungsſtücke für die Reiſe machen laſſen, ihn mit Reiſegeld verſehen, und ihm ein Empfehlungsſchreiben an den fürſtlichen Hofgärtner mitgegeben, und Wilhelm war hierauf abgereiſt.

Jetzt, nach dem Tode der ſeligen Frau, da Sophie nicht wußte wohin, nahm der alte Gärtner ſie zu ſich, und ſie führte ihm die Haushaltung. Ein Jahr nachher kam Wilhelm zurück — und er und Sophie bedauerten herzlich, daß die gnädige Frau bei dem Hochzeitfeſte nicht mehr zugegen ſeyn könne. Allein Bräutigam und Braut beſuchten, ſo wie ſie an ihrem Hochzeittage aus der Kirche traten, auf dem kleinen ländlichen Gottesacker das Grab ihrer ſeligen Wohlthäterin, das der junge Gärtner lieblich mit Blumen geziert hatte. Beide brachten ihr für ſo viele Wohlthaten unter reichlichen Thränen den herzlichſten Dank dar.

Da Wilhelm und Sophie von Herzen fromm und tugendhaft waren, einander aufrichtig liebten, und von Kindheit auf gelernt hatten, Eigenſinn, Rechthaberei, üble Laune, Jähzorn und ähnliche Leidenſchaften zu beherrſchen, ſo lebten ſie höchſt zufrieden und vergnügt. Ihren alten Vater trugen ſie gleichſam auf den Händen. Der alte Mann war hoch erfreut, ſeine Enkel noch zu ſehen. Das erſtgeborne Knäblein hatte dem Großvater zu Ehren in der Taufe den Namen Friedrich erhalten; das zweite Kind, ein Mägdlein, bekam zum Andenken an die ſelige Frau von Linden den Namen Thereſe. Dem guten Großvater war es Herzensluſt, ſeine Enkel auf den Schooß zu nehmen, oder auf den Armen umher zu tragen. Die kleine Familie lebte in der ſeligſten Eintracht.

Allein ihr Leben blieb, wie das hier unter dem Monde nun einmal ſo iſt, nicht frei von Leiden. Der redliche Greis genoß die Freude, bei ſeinen Kindern und Enkeln zu leben, nur wenige Jahre. Er ſtarb nach einem kurzem Krankenlager. Wilhelm und Sophie waren darüber tief betrübt, und weinten bei dem Leichenbegängniſſe die aufrichtigſten Thränen.

Ein Jahr darauf fiel Wilhelm von einem Baume, brach den linken Arm, und ward ſonſt noch ſehr übel zugerichtet. Er kam zwar mit dem Leben davon, allein er konnte den Arm nicht mehr recht zur Arbeit gebrauchen, und den Gärtnerdienſt nicht mehr verſehen. Man bedeutete ihm, er müſſe in Zeit von einem Vierteljahre die herrſchaftliche Wohnung räumen, und da die neue Herrſchaft ſehr karg war, ſo wurde ihm nur ein äußerſt kleines Gnadengehalt an Geld, nebſt etwas Getreide und Holz, ausgeworfen.

Wilhelm war ſehr traurig und niedergeſchlagen, Dienſt und Wohnung zu verlieren. „Wovon ſollen wir nun leben,“ ſagte er bekümmert, „und womit unſere Kinder erhalten?“ Er wußte ſeines Jammers kein Ende. Allein Sophie ſuchte auf allerlei Weiſe ihn zu tröſten und zu erheitern. „Laß dir einmal ein Gleichniß ſagen,“ ſprach ſie eines Tages. „Sieh dort im Käfig unſer Kanarienvögelein, das ich noch von der gnädigen Frau habe. In ihrer letzten Krankheit war ihr ſein Schlag zu laut, und ſie ſagte, ich ſolle es auf mein Zimmer tragen. Allein täglich fragte ſie, ob ich nicht vergeſſen habe, das Vögelein zu füttern, und noch am letzten Tage ihres Lebens ſagte ſie, ich ſolle nach ihrem Tode das Vögelein mitnehmen, und wohl dafür ſorgen. Ich war damals ſehr bekümmert, wie es mir nach dem Tode der liebevollen Frau ergehen werde. Allein da fiel mir ein: „Sieh, dieſe gute Frau iſt ſo liebreich für ein Vögelein beſorgt; wie ſollte der liebe Gott nicht für uns Menſchen ſorgen!“ Daran habe ich indeſſen ſchon oft gedacht. Ja, ſo oft ich in unſern gegenwärtigen bedrängten Umſtänden das Vögelein füttere, denke ich allemal: „Gott wird es uns und unſern lieben Kindern nie an dem nöthigen Lebensunterhalte fehlen laſſen.“ Sey daher getroſt, lieber Wilhelm! Gott kann unſer nie vergeſſen. Auf Ihn wollen wir vertrauen. Er, der bisher half, wird weiter helfen. Nur müſſen auch wir das Unſrige thun. Es iſt nicht leicht eine Lage des Lebens ſo ſchlimm, in der ein Menſch, der auf Gott vertraut, und arbeiten mag, nicht noch Rettung finden ſollte.“

Sie überlegten nun mit einander, was zu thun ſey. Sie wurden bald einig, ſich in dem Dorfe ein Haus zu kaufen, und, da kein Krämer im Orte war, einen Kramladen von ſolchen Waaren anzulegen, die dem Landmanne am nöthigſten ſind. „Den Laden, ſagte Wilhelm, hoffe ich, ungeachtet meines etwas gelähmten Armes, mit leichter Mühe verſehen zu können. Dabei wird es mir gut kommen, daß ich mit Schreiben und Rechnen wohl umzugehen weiß. Meinem Vater im Grabe ſey noch dafür gedankt, daß er mich ſo fleißig zur Schule ſchickte.“ — „Wohl,“ ſagte Sophie, „und ich hoffe mit Nähen und Sticken, worin mich die ſelige Frau von Linden ſehr gut unterrichtete, neben meinen häuslichen Geſchäften, auch noch wohl Etwas zu verdienen.“

In dem Dorfe war eben ein Haus feil. Sie beſchloſſen, wiewohl es ziemlich baufällig war, es zu kaufen, und wieder in guten Stand herſtellen zu laſſen. Allein zu dem Ankaufe und der Ausbeſſerung des Hauſes, ſo wie zur Einrichtung des Ladens, hatten ſie eine anſehnliche Summe Geldes nöthig. Ueberdies beliefen ſich die Koſten von Wilhelms Kur ſehr hoch, und dieſe Koſten mußten noch vor allem Andern bezahlt werden. Sophiens zwei tauſend Thaler waren bei einem Kaufmanne in der Stadt angelegt. Wilhelm begab ſich in die Stadt, um einſtweilen die Hälfte dieſes Kapitals aufzukünden, und ſie ſobald möglich zu erheben. Allein der Kaufmann ſagte, daß er in Zeit von einem Jahre nach der Aufkündigung, wie es in der Obligation ausbedingt worden, richtig bezahlen werde; früher aber keinen Heller. Wilhelm und Sophie ſahen ſich nun in großer Verlegenheit. Allein ein reicher Bauer aus dem Dorfe erbot ſich, ihnen die erforderliche Summe gegen landesübliche Zinſen auf ein Jahr vorzuſtrecken. Sie nahmen das Anerbieten dankbar an. Das Haus wurde gekauft und ausgebeſſert, und bekam ein ſehr heiteres, freundliches Ausſehen. Sehr lieb war es dem guten Wilhelm, als einem ehemaligen Gärtner, daß ſich ein kleiner Garten am Hauſe befand. Denn obwohl Wilhelm wegen ſeines beſchädigten Armes nicht mehr im Stande geweſen, den großen Schloßgarten gehörig zu bearbeiten, ſo machte es ihm doch keine beſondere Mühe, ſein kleines Gärtchen ſehr ſchön und gut anzubauen, und es prangte bald mit trefflichem Gemüſe und lieblichen Blumen.

Wilhelm und Sophie ſchätzten ſich ſehr glücklich, eine eigene Wohnung zu haben. Ihre kleine, ländliche Wohnſtube war freilich nur ſehr einfach, allein ſehr heiter und traulich. Man ſah nur die nöthigſten Geräthſchaften darin, und Tiſch, Bank und das Paar Stühle waren nur von Eichenholz; allein ſie thaten doch die nämlichen Dienſte, als wären ſie von dem theuerſten ausländiſchen Holze verfertigt. Anſtatt einer koſtbaren Uhr mit goldenen Verzierungen und Säulen von Alabaſter hatten ſie nur eine gemeine hölzerne Wanduhr; allein ſie ging ſehr richtig, wurde fleißig aufgezogen, und was das Beſte war, die Hausbewohner theilten ihre Geſchäfte den Tag über genau nach dem Stundenſchlag ein. Ein Spiegel fehlte gar; indeß ſtanden einige gute Bücher auf einem Brettchen oben an der Wand, in die ſie fleißig hineinſahen, um die Geſtalt der Seele wohl zu ordnen. Wilhelm las, beſonders an den langen Winterabenden, während Sophie ſpann, daraus vor. Das geſponnene Garn hängte Sophie an der Wand auf, damit ſie ſehe, wie viel ihr an der Aufgabe, die ſie für jede Woche ſich ſelbſt machte, noch fehle, und damit ſie bis zum Samstag deſto ſicherer fertig werde. Dieſes Garn war ein Spiegel von Sophiens Fleiß, und brachte mehr Nutzen im Hauſe, als der prächtigſte Spiegel in goldener Rahme. Anſtatt der Gemälde erblickte man bloß einen kleinen Schattenriß von Wilhelms Vater, der ſie an die Tugenden des rechtſchaffenen Mannes erinnerte. Das ganze Stübchen war immer höchſt reinlich; Sophie duldete nirgends ein Stäubchen, und der Kehrwiſch hatte immer ſein beſtimmtes Plätzchen an einem

Nagel, um ſogleich bei der Hand zu ſeyn. Uebrigens hatte Wilhelm immer einige Blumengeſchirre mit blühenden oder grünenden Gewächſen in dem Stübchen ſtehen, die einen lieblicheren Anblick gewährten, als in manchem Staatszimmer die gemalten Blumen auf den Tapeten, und die koſtbarſten Meubel, die nur zum Prunke dienen.

Ihren Kramladen verſahen Wilhelm und Sophie mit guten und ſchönen Waaren, und da Beide Jedermann freundlich begegneten, ihre vorzüglich guten Waaren zu billigen Preiſen verkauften, in Maß und Gewicht immer lieber etwas mehr, als weniger gaben, und den Leuten, beſonders den Kindern, faſt immer noch etwas in den Kauf ſchenkten, ſo bekamen ſie großen Zulauf. Sie überzeugten ſich, daß die Redlichkeit am längſten währe, und daß ein kleiner, oft wiederholter Gewinn ſicherer nähre, als ein großer, übermäßiger Vortheil, bei dem man auf einmal reich zu werden gedenkt, der aber um das Zutrauen und in übeln Ruf bringt, und deßhalb nicht leicht wiederkommt.

Wilhelm und Sophie fühlten ſich nach den mancherlei Leiden und Beſchwerden, die ihnen Wilhelms Sturz vom Baume, der Verluſt des Dienſtes, das Bauen, das Aus- und Einziehen verurſacht hatten, wieder ſehr glücklich. Sie konnten Gott nicht genug danken, daß Er ſie mit ihren zwei Kindern wieder in ſo gute Umſtände verſetzt habe. Obwohl ſie von ihrem

Fenſter aus das herrſchaftliche Schloß, aus dem ſie verſtoßen worden, immer vor Augen ſahen, ſo ſehnten ſie ſich doch gar nicht dahin zurück. Eintracht und Frieden, Freude an ihren Kindern, ſtete Beſchäftigung und Genügſamkeit machten ihnen ihr kleines Wohnhaus mit dem Gärtchen daran zum Paradieſe.

Achtes Kapitel.

Das Gebet in der Noth.

Auf Erden gibt es kein ungeſtörtes Glück; es iſt da ein beſtändiger Wechſel von Leid und Freud'. Dies erfuhren Wilhelm und Sophie bald wieder auf's neue. Ehe ein Jahr verging, erſcholl plötzlich in dem Dorfe die Nachricht, der Kaufmann in der Stadt, bei dem Sophiens Geld angelegt war, habe aufgehört zu zahlen, und die ganze Summe ſey verloren. Der Bauer, von dem Wilhelm und Sophie die Tauſend Thaler entlehnt hatten, war wohl ſehr dienſtfertig — allein nur, wo Geld zu gewinnen war. Seine Dienſtfertigkeit rührte nicht von Menſchenliebe, ſondern nur von Eigennutz her. Sobald er vernahm, Sophiens Kapital in der Stadt ſey verloren, kam er, wie raſend in ihr Haus, und forderte auf der Stelle ſeine tauſend Thaler. Wilhelm und Sophie erboten ſich, ihm Haus und Garten nebſt dem Kramladen zu verſchreiben. Allein der Bauer behauptete, das Alles gewähre ihm keine hinreichende Sicherheit. Er ſchimpfte und fluchte fürchterlich über Wilhelm und Sophie, obwohl ſie an dem Verluſte ihres Vermögens unſchuldig, und ohnehin darüber äußerſt beſtürzt waren. Er kündete ihnen an, wenn ſie ihn nicht auf den beſtimmten Tag bezahlen würden, ſo werde er ihnen, ohne weiters, Haus und Hausgeräthe und alle Waaren im Laden, ja ſogar die Betten verkaufen laſſen. Dabei ſchlug er auf den Tiſch, und ſchäumte vor Wuth.

Nun waren für Wilhelm und Sophie ſehr traurige, kummervolle Tage angebrochen. Beide waren tief betrübt. Es war kaum mehr drei Wochen bis zu dem gefürchteten Tage, und nirgends wußten ſie ſo viel Geld aufzutreiben. Sie vertrauten indeß auf Gott, wiewohl ſie nicht ſahen, wie ihnen könnte geholfen werden. Sie beteten ohne Unterlaß. Sophie fühlte bei ihrer Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern den größten Kummer; ihr Herz war voll unbeſchreiblicher Bangigkeit. Allein ſie fühlte auch das größte Vertrauen auf Gott. Am Abende vor dem Tage, an dem ſie bezahlen ſollte, ging ſie hinauf in ein kleines Kämmerlein unter dem Dache, um da ungeſehen von Mann und Kindern zu weinen. Sie faßte in der Angſt ihres Herzens das kleine, hölzerne Kreuz, das theure Andenken von den Leiden, der Geduld und dem frommen Vertrauen ihrer ſeligen Frau, feſt zwiſchen ihre gefalteten Hände. Sie kniete nieder und fing an zu beten: „O mein göttlicher Erlöſer, wie bin ich in ſo großen Nöthen! Ach, es iſt mir gar nicht um mich! Es iſt mir nur um meinen Mann, und um meine Kinder! Ach, wie wird es den armen Kleinen gehen! Mein Mutterherz möchte mir zerſpringen, wenn ich daran denke. Nicht für mich, nur für ſie flehe ich! Wie Du in Deiner Todesangſt zu Deinem himmliſchen Vater flehteſt, ſo flehe ich jetzt auch: Vater wenn's möglich iſt, ſo nimm dieſen Kelch von mir — doch nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Deine!“

Sie ſchwieg, und weinte wieder — und das Kreuz in ihren Händen wurde ganz naß von Thränen. „Ach,“ ſagte ſie, „mir bricht der Jammer meiner Kinder mein Mutterherz! Aber Dein Vaterherz, lieber Vater im Himmel, iſt ja noch unendlich liebevoller! O höre mich! Erbarme Dich meiner und meiner Kinder! Wenn auch eine Mutter ihrer Kinder vergeſſen könnte, ſo willſt Du doch unſer nicht vergeſſen. Das haſt Du ja ſelbſt geſagt! O beweiſe nun Deine Vaterbarmherzigkeit!“

Sie blickte wieder ſchmerzlich weinend auf das Kreuz, das ſie zwiſchen ihren feſtgefaltenen Händen hielt, und ſprach: „O Du mein liebreichſter Erlöſer! Wie Du vom Kreuze auf Deine heilige Mutter herabblickteſt — ſo blicke jetzt vom Himmel auf eine arme, ſündige Mutter herab, die in ihrem Jammer vergeht. Ja, Du biſt Allen nahe, die eines zerſchlagenen Herzens ſind! O gieße Troſt in mein Herz und hilf mir! Schon in meiner Kindheit, da ich als eine arme, vater- und mutterloſe Waiſe nicht wußte wohin, und in meiner großen Noth und Verlaſſenheit dort in Deinem Tempel zu Dir flehte, haſt Du mein Flehen wunderbar erhört. O erhöre mich auch jetzt!“

Nachdem ſie lange auf dieſe und ähnliche Art gebetet hatte — ſieh, da ward es ihr auf einmal ſo unbeſchreiblich leicht und wohl um das Herz, wie damals, als ſie nach dem Tode ihrer Mutter dort in der Hauptkirche der Stadt an dem Altare gekniet hatte. Sie gedachte der Worte des ehrwürdigen Stadtpfarrers, die er ihr, damals beim Abſchiede, geſagt hatte: „Gott werde allezeit ihr treuer Helfer ſeyn, wie Er ihr in jener Noth geholfen habe.“ Getroſt und geſtärkt im Vertrauen auf Gott ſtand ſie auch jetzt auf, nicht mehr mit Thränen des Jammers in den Augen, ſondern mit ſüßen Thränen inniger Tröſtung.

Sie wollte nun das kleine Kreuz wieder an Ort und Stelle bringen. Da bemerkte ſie, daß an der Rückſeite des Kreuzes ein kleines Stückchen

Holz los geworden war, und eben jetzt auf den Boden herabfiel. Das hölzerne Kreuz war ehemals etwas beſchädigt, und wieder geleimt worden. Allein von ihren reichlichen Thränen, und der Wärme ihrer Hände ward der Leim aufgeweicht. Sie trat an das kleine Kammerfenſter, durch das die Abendſonne herein ſchien, und wollte nachſehen, wie der Schaden wieder zu verbeſſern ſey. Aber ſieh — da glänzte aus dem Kreuze ein blendendheller Lichtſtrahl hervor! Sophie erſchrak. Sie unterſuchte das Kreuz genauer, und fand, daß es innen hohl, und etwas Glänzendes darin verborgen ſey. Sie entdeckte, daß an der Rückſeite des Kreuzes kleine Schieber angebracht, aber ſo kunſtreich und genau eingefügt waren, daß man ſie bloß für eingelegte Arbeit hielt. Mit einiger Anſtrengung gelang es ihr, die Schieber herauszuziehen, und ſie erblickte nun in dem hölzernen Kreuze, das mit rothem Sammet ausgefüttert war, ein Kreuz von Diamanten, die in Gold gefaßt waren.

Sie nahm das Diamantenkreuz heraus; ſie betrachtete es näher. Es funkelte an der Abendſonne mit einer Klarheit, einem abwechſelnden Farbenglanze, daß die Augen es kaum ertragen konnten. Sie hatte bei ihrer gnädigen Frau öfter Diamanten geſehen; ſie hielt die Steine für ächt. Sie fiel auf's neue, in Thränen ausbrechend, auf die Knie. „O Du lieber, guter Gott!“ rief ſie, „da haſt Du ja mein Gebet abermal auf der Stelle erhört. O nimm dieſe meine Thränen als ein Opfer des Dankes gnädig auf! Du haſt es mir aufs neue bewährt: Wer Dir, Du lieber Gott! vertraut, der hat auf keinen Sand gebaut.“

Neuntes Kapitel.

Freuden nach Leiden.

Während Sophie droben in ihrem Dachkämmerlein betete, ſaß Wilhelm in der untern Stube traurig auf der Bank. Der Gedanke, mit ſeinen Kindern aus dem Hauſe vertrieben zu werden, war ihm ſchrecklich. Es ward ihm ganz unbeſchreiblich bange. Die Bangigkeit machte ihm ſo heiß, daß er ein Fenſter öffnen mußte. Er ließ ſeinen Thränen, die er vor ſeiner guten Sophie immer zurück gehalten hatte, jetzt freien Lauf. Er flehte inbrünſtig zu Gott um Hülfe.

Die zwei Kinder ſpielten in der Stube, und ſchienen nicht auf den Vater zu achten. Allein der kleine Fritz bemerkte dennoch, daß der Vater weine. Er ſprang eilends herbei, ließ ſein Spielzeug, ein kleines Wägelein, auf halbem Wege umgeſtürzt liegen, und fragte voll Mitleids: „Vater, warum weineſt du?“

„Lieber Fritz," ſprach der Vater, „du weißt ja, unſer Nachbar, der Kaſpar, will uns aus unſerm Hauſe vertreiben, und das Haus und Alles, was wir haben, andern Leuten verkaufen. Du haſt ja neulich geſehen und gehört, wie zornig er geweſen. Er will uns zwingen, daß wir von hier fortziehen, und betteln gehen. Hilf mir doch den lieben Gott bitten, daß Er dieſes nicht zugebe."

Der gute Fritz fing an bitterlich zu weinen, legte die kleinen Händchen zuſammen, blickte andächtig zum Himmel, und ſagte: „Lieber Vater im Himmel! Der böſe Kaſpar will uns das Haus nehmen. Leid' es doch nicht; ich bitte Dich darum!"

Als die kleine Thereſe dieſes hörte, und ihr Brüderlein ſo herzlich weinen ſah, und dem Vater in die naſſen Augen blickte, fing auch ſie laut an zu weinen und zu ſchreien. Der Vater hob das gute Kind auf ſeinen Schooß, um es zu tröſten. Allein das Kind ſchlug immer die kleinen Händchen zuſammen und rief mehrmal: „Lieber Gott! Bitte, bitte! Hilf, hilf!"

Der Vater hatte neben ſeinem Gartenmeſſer auf dem Fenſtergeſimſe einen Apfel liegen, den er den Kindern hatte austheilen wollen. Er nahm jetzt geſchwind den Apfel, und gab ihn dem weinenden Kinde, um es zum Schweigen zu bringen. Und Fritz ſagte voll Mitleids: „Sey doch nur ſtill, liebe Thereſe; dann laß ich den ganzen Apfel dir allein!

Weine nicht mehr, ſagte er ſelbſt noch weinend, und glaube mir, der liebe Gott hilft gewiß.« Der Vater aber ſprach mit einem ſchmerzlichen Blick zum Himmel: „Sieh dieſe Kinder an, lieber Gott, und erbarme Dich ihrer!«

In dieſem Augenblicke trat die Mutter mit dem Kreuze in der Hand herein, und rief voll der höchſten Freude: „Nun hat Gott geholfen; helft mir Alle Ihm danken!« Sie zeigte ihrem Manne das hölzerne Kreuz, in dem das Diamantkreuz lag, offen hin, und erzählte ihm, wie ſie den verborgenen Schatz eben jetzt erſt entdeckt habe.

Wilhelm warf einen Blick auf die funkelnden Steine, wollte auf die Knie ſinken, ſchlug die Hände zuſammen, und rief laut aus: „O Gott, welche wunderbare Rettung! Das Kreuz iſt von großem Werthe. Wir können nun unſere Schuld bezahlen, und brauchen mit unſern Kindern nicht zu betteln!«

Der kleine Fritz, der das hölzerne Kreuz, das ihm wohl bekannt war, nur von unten auf ſah, und nichts beſonders daran bemerken konnte, ſtreckte die kleine Hand empor und rief: „Ei wie, liebe Mutter, laß mich das Kreuz doch näher beſehen! Ich begreife ja noch gar nichts davon, warum ihr Beide, du und der Vater, ſo wundert und euch ſo freut.« Die Mutter zeigte ihm das Diamantkreuz, und ſagte ihm, daß dieſe ſchimmernden Steine wohl mehr als tauſend Thaler werth ſeyen. „Hum,«

ſagte Fritz, „dieſe blitzenden Dingerchen gefallen mir nicht übel; aber zu was kann man ſie denn brauchen?“ Die Mutter ſagte ihm, dieſe edlen Steine ſeyen, da ſie gar ſo ſchön glänzen, eigentlich nur zum Anſchauen. „Ei,“ rief Fritz, „da werden die Leute wohl ſchwerlich ſo viel Geld dafür geben! Die kleinen Steinlein glänzen wohl recht ſchön; aber doch nicht ſchöner als die Thautröpflein, die man jeden Morgen, dem Tauſend nach, an Gras und Blumen umſonſt ſehen kann.“ Die kleine Thereſe wäre indeſſen doch geneigt geweſen, ihren ſchönen, rothen Apfel, den ſie noch in der Hand hielt, für das funkelnde Kreuz zu geben, wenn ſie es hätte anhängen dürfen.

Der Vater, der ſich von ſeinem Erſtaunen kaum erholen konnte, ſprach jetzt, indem er in Freudenthränen ausbrach: „O meine lieben Kinder, ihr begreifet freilich noch nicht, was für eine große Wohlthat euch Gott erwieſen hat. Allein glaubt mir, von dem Gelde, das ich für die Edelſteine bekommen werde, kann ich den Nachbar bezahlen. Wir dürfen nun wieder in unſerm Hauſe bleiben, und unſern Garten und Alles, was wir haben, behalten.“ „Ei,“ rief Fritz, „ſo haben wir den lieben Gott doch nicht umſonſt gebittet. Er iſt doch recht gut, daß Er uns gleich geholfen hat.“ „Das iſt Er,“ ſprach der Vater; „darum laßt uns Ihm danken.“

Beide Eltern dankten Gott mit gefalteten Händen, und blickten mit thränenvollen Augen zum Himmel. Auch die Kinder falteten die zarten Händchen, und weinten vor Freude. Und dieſe Thränen, womit Eltern und Kinder Gott dankten, hatten vor Ihm einen größern Werth, als die koſtbarſten Diamanten in den Augen der Welt.

Zehntes Kapitel.

Segen des Leidens.

Mit Anbruch des folgenden Tages reiste Sophie in die Stadt. Vor Allem ſprach ſie mit dem edlen Stadtpfarrer, zu dem ſie ſchon als Kind das ehrerbietigſte Vertrauen gefühlt hatte. Er war nunmehr ein ehrwürdiger, allgemein geſchätzter Greis mit ſchneeweißen Haaren. Sie zeigte ihm das Kreuz, und erzählte ihm die Geſchichte. „So,“ ſagte ſie am Ende der Erzählung, „ſind die Worte, die Sie mir als einem Kinde, vor etlichen und zwanzig Jahren, zum Abſchiede geſagt haben, in Erfüllung gegangen: „Bete in Leiden und Trübſalen mit kindlichem Vertrauen zu Gott, und Er wird allzeit dein treuer Helfer ſeyn.“

„Habt Ihr dieſe Worte nicht vergeſſen?“ ſagte der gerührte Greis freundlich. „Das iſt ſchön. Ihr ſeht nun, daß ich die Wahrheit geſprochen. Ja, Gott iſt ein treuer Helfer in der Noth! Niemand fleht umſonſt zu Ihm. Zwar hilft Gott nicht immer ſo ſchnell und augenſcheinlich, wie Er Euch geholfen hat. Eure Rettung aus der Noth gehört unter die ſeltenen Begebenheiten. Allein dies bleibt immer gewiß: „Wer Gott vertraut, den verläßt Er nicht.“ Gott gibt ihm Troſt in das Herz, ſteht ihm bei, daß er dem Leiden nicht unterliege, lenkt ihm das Leiden zum Beſten, und führt es zu einem fröhlichen Ende. Das habt Ihr öfter erfahren. Von Eurer Kindheit an bis zu dieſer Stunde hat Er als ein treuer Vater für Euch geſorgt, und Euch geholfen. Bleibt daher auch fernerhin unerſchütterlich feſt im Glauben an Gott und ſeinen geliebten Sohn, vollbringt Gottes heiligen Willen, vertraut in allen Leiden auf Ihn, erzieht Eure Kinder in eben dieſem beſeligenden Glauben, und Gott wird ferner mit Euch und Euren Kindern ſeyn, und Euch alle auch ferner aus allen Nöthen erretten, bis Er einſt jede Noth enden, und Euch in Seine Freude dort oben heimnehmen wird.“

Sophie hatte nun noch eine große Bedenklichkeit, die ihr ſchwer auf dem Herzen lag. Sie war vorzüglich deshalb zu dem einſichtsvollen, frommen Greiſe gekommen, um mit ihm darüber zu ſprechen. „Kann ich,“ ſprach ſie, „das koſtbare Kreuz als mein Eigenthum betrachten, und begehe ich an den Erben der Frau von Linden kein Unrecht, wenn ich es behalte, und zu meinem Nutzen verwende? Ach, es iſt von größerm Werthe, als alles Andere, was die gute Frau an Koſtbarkeiten hinterlaſſen hat!“

Der edle Pfarrer ſprach: „Das Kreuz iſt Euer! Die ſelige Frau von Linden wußte zwar vielleicht ſelbſt nicht, was für Koſtbarkeiten in dieſem alten Familien-Erbſtücke verborgen ſeyen. Wahrſcheinlich iſt es von einem Onkel, der eine hohe kirchliche Würde begleitete, an ſie gekommen. Indeß war zuverläßig ihre letzte Willensmeinung, Euch das koſtbarſte Stück aus ihrem Schmuck zu vermachen. Aus Liebe zum Frieden, aus frommer Zufriedenheit mit Wenigem, habt Ihr bloß dieſes geringe Kreuz von Holz gewählt, das Euch gar wenig Geldwerth zu haben ſchien. Allein Gott hat Eure Wahl geſegnet, und unter Seiner Leitung iſt Euch doch noch das beſte Stück aus den Koſtbarkeiten der ſeligen Frau — wie das auch ihr Wille war — zu Theil geworden. Gott hat Euch mit dem Kreuze einen geheimen Schatz gegeben. Die Diamanten ſind ſehr groß; das Kreuz kann zwei bis drei tauſend Thaler werth ſeyn. Nehmt das Diamantkreuz von Gott, verkauft es, ſteuert mit einem Theile des Geldes Eurer gegenwärtigen Noth, legt das Uebrige als einen Nothpfennig zurück, und genießt Eures Glückes mit Freude, mit Mäßigkeit und Dank gegen Gott! Das hölzerne Kreuz aber bewahrt auf, als ein theures Andenken für Kinder und Kindeskinder an Eure Wohlthäterin, die fromme Frau von Linden, und noch mehr an die große Wohlthat, die Gott Euch erwieſen hat.“

Der fromme Greis legte das Diamantkreuz in das hölzerne Behältniß, ſchob die Schieber wieder zu und ſprach: „Wer ſähe es dieſem armen Holze an, was für reiche Koſtbarkeiten es in ſich enthalte? Allein glaubt mir: Wie mit dieſem Kreuze hier, ſo iſt es mit jedem Leiden, das wir Chriſten ſehr ſchön und ſinnvoll ein Kreuz nennen. Von außen gleicht das Leiden dieſem ſchlechten Holze, innen aber enthält es einen großen Schatz, der mehr werth iſt, als Gold und Edelſteine. Denn Kreuz und Leiden führen uns näher zu Gott, lehren uns die Nichtigkeit irdiſcher Dinge einſehen, reinigen uns von Schwachheiten und Unvollkommenheiten, üben uns im Vertrauen auf Gott, in der Geduld, in der Demuth, und machen uns erſt himmliſcher Freude fähig. Daran denkt bei allen Leiden, und haltet es für kein Unglück, ſondern für lauter Glück und Segen, wenn Gott Euch mit Leiden heimſucht. Denn es wird die Stunde kommen, wo die rauhe Hülle, die ſolche Schätze umſchließt, abfallen, und der reinſte Gewinn, ſchätzbarer als Gold und Edelſteine, erſcheinen wird. Und geſchieht dies nicht immer hier auf Erden, ſo werdet Ihr doch dort in jenem Leben inne werden, daß jedes Leiden eine geheime, unausſprechlich große Wohlthat Gottes war, die uns reich macht für die Ewigkeit, und uns dann noch Freude gewährt, wenn die Welt längſt vom Feuer verzehrt, und alle ihre Herrlichkeit, nebſt allem Golde und Edelgeſtein, Staub und Aſche ſeyn wird."

Der ehrwürdige Stadtpfarrer kannte in der Stadt einen Juwelenhändler, der ein guter Freund von ihm, und ein ſehr rechtlicher Mann war. Da der alte geiſtliche Herr nicht gut zu Fuße war, ſo ſchickte er hin, und ließ ihn bitten, auf einige Augenblicke in das Pfarrhaus zu kommen. Der Juwelier, deſſen Handel mit Edelſteinen ſehr ſtark war, kam ſogleich, beſah das Diamantkreuz ſehr genau, und erklärte, er wolle drei tauſend Thaler dafür bezahlen — ein tauſend Thaler ſogleich, die übrigen aber in Friſten. Sophie war darüber hoch erfreut, begab ſich am folgenden Tage zur beſtimmten Stunde in das Haus des Juweliers, und nahm das Geld in Empfang.

Sophie machte übrigens aus der Geſchichte ganz und gar kein Geheimniß; die Nachricht davon erfüllte bald die Stadt, und kam auch den Anverwandten der Frau von Linden, die in der Stadt wohnten, zu Ohren. Sie liefen augenblicklich zuſammen, hielten Rath und beſchloſſen einmüthig, Sophien vor Gericht zu verklagen, um den gefundenen Schatz an ſich zu bringen. „Denn,“ ſagten ſie, „es wäre ja Unſinn, einer Bettlerin, wie dieſe Sophie iſt, ein Diamantkreuz von drei tauſend Thaler im Werthe zum Andenken zu geben. Tolleres könnte man ſich gar nichts denken!“

Da trat auf einmal der alte Herr von Hagen herein, fragte, was ſie beſchloſſen hätten, und ſprach dann mit großem Nachdrucke, indem er mit ſeinem Krückenſtocke öfter auf den Boden ſtieß: „Bleibt mit Eurer Klage zu Hauſe — und ſeyd froh, wenn Niemand weiters von der Sache ſpricht. Und wenn Eure Erbitterung Euch je nicht aller Vernunft beraubt hat, ein vernünftiges Wort zu hören, ſo höret, was ich Euch jetzt ſagen will. Wenn damals bei der Erbtheilung es Euch Allen bekannt geweſen wäre, was für einen koſtbaren Schatz das von Euch verachtete hölzerne Kreuz enthalte, und wenn die gute Sophie dann darauf beſtanden wäre, das koſtbare Kreuz von Diamanten auszuwählen, ſo hättet Ihr geldhungerigen Leute, in Kraft des Teſtaments es müſſen geſchehen laſſen, und mit Grund nichts dagegen einwenden können. Was damals trotz alles Widerſpruches gegolten hätte, das gilt eben ſo unwiderſprechlich auch jetzt. Gebt Euch daher zufrieden. Uebrigens geſchieht es Euch recht, daß Ihr um dieſen herrlichen Fund gekommen ſeyd. Euer Mangel an Frömmigkeit, Eure geringe Ehrfurcht gegen die

Selige von Linden, und Eure Hartherzigkeit gegen eine arme Waiſe iſt Schuld daran. Ihr habt immer über Sophiens hölzerne Wahl, wie Ihr ſpottweiſe zu ſagen beliebtet, gelacht; nun ſeyd Ihr dafür beſtraft, und die Reihe, verlacht zu werden, iſt an Euch. Behaltet alſo Eure Klage zurück, um Euch nicht noch mehr zum Geſpötte und Gelächter der Menſchen zu machen.« So ärgerlich ſie waren, ſo mußten ſie in ihren Herzen ihm doch Recht geben, und die Klage unterblieb.

Sophie aber begab ſich, ehe ſie mit ihrem Gelde nach Hauſe reiste, zuvor noch in jene Kapelle der Hauptkirche, in der ihr kindliches Gebet, vor mehr als zwanzig Jahren, ſo wunderbar, wie ſpäterhin in ihrem Dachkämmerlein, erhört wurde, und ſie dankte noch einmal innig dem guten treuen Gott, der die Seinen, die auf Ihn vertrauen, und Ihm gehorchen, niemals verläßt.

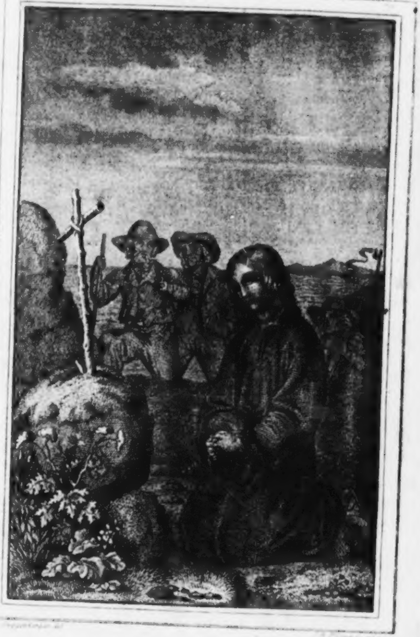
◆

Inhalt.

	Seite
Ludwig, der kleine Auswanderer	1
Das Lämmchen	105
Das hölzerne Kreuz	189

◆

Univ. Bibl.
München



GOTTFRIED DER JUNGE EINSIEDLER.

Druck v. Carl Mayer Nbg.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Viertes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1841.

Univ. Bibl.
München

Gottfried,

der

junge Einſiedler.

Erſtes Kapitel.

Die grüne Inſel.

Gottfried wurde in einem Alter von zwölf Jahren in eine ſchauerliche Wüſte verſetzt, und lebte da als Einſiedler. Das ſcheint allerdings wunderlich und ſeltſam. Allein es iſt der Mühe werth, die merkwürdige Geſchichte, die ſich ſchon vor mehreren hundert Jahren zugetragen hat, ausführlich zu hören.

Die Eltern Gottfrieds waren ſehr gottſelige und tugendhafte Leute, und wohnten in einem kleinen Dorfe am Meere. Sie hatten ſieben Kinder, unter denen Gottfried das älteſte war. Beide Eltern vereinigten ihre Kräfte, die vielen Kinder ordentlich zu ernähren und zu kleiden. Der Vater, Namens Philipp, beſtellte ſein kleines Ackerfeld, ſeine Wieſe und den Baumgarten am Hauſe mit ſo großem Fleiße, daß die Haushaltung ſtets reichlich mit Brod, Milch und Obſt verſehen war. Auch die Bienenzucht betrieb er mit Einſicht und vielem Glück. Er war ein ſehr geſchickter, fleißiger Korbmacher, und ſeine Knaben mußten ihm mit Abſchälen der Weiden und dergleichen kleinen Geſchäften in die Hand arbeiten. Nebenbei half er den Fiſchern im Dorfe beim Fiſchen, und bekam immer ſeinen redlichen Antheil am Fange. Die Mutter, Namens Margaretha, beſorgte die Hauswirthſchaft auf das beſte, und ſtrickte fleißig Fiſchnetze, wozu die Mädchen den Hanf ſpinnen mußten. So fehlte es den Kindern nie an dem nöthigen Lebensunterhalt. Zur wichtigſten Angelegenheit aber machten es ſich die Eltern, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen. „Eine gute Erziehnng,“ ſagten ſie öfters, „iſt das beſte Erbtheil, das Eltern ihren Kindern hinterlaſſen können.“

Gottfried, der älteſte Knabe, war der Liebling ſeiner Eltern. Er hatte einen aufgeweckten Verſtand, war in Allem, was er anfing, flink und geſchickt, bei der Arbeit ganz ungemein fleißig, und gegen alle Menſchen überaus dienſtfertig und gefällig. Dabei war er ſchlank gewachſen und ſchön und blühend von Angeſicht. Vorzüglich gaben ſeine hellen Augen, die zarten Augenbraunen, und ſeine lichtbraunen lockigen Haare ihm ein ſehr feines Ausſehen. Auch ſeine hechtgraue Schifferkleidung, eine kurze Jacke mit langen Unterkleidern bis an die Knöchel, die ihm ſein Taufpathe, der reiche Fiſcher Thomas, hatte machen laſſen, ſtand ihm ſehr gut.

Allein ein ſo hoffnungsvoller Knabe Gottfried war, ſo hatte er doch ſeine großen Fehler. Er war ſehr eigenſinnig, wollte immer Recht haben, niemals zugeben, daß man ihm widerſprach, und ſeine Eltern mußten oft Ernſt anwenden, ihn zum Gehorſam zu bringen. Er wollte ſeine Geſchwiſter beherrſchen, ward auffahrend und zornig, wenn ſie ihm nicht gehorchten, ſtritt mit ihnen und gab ihnen rauhe, unfreundliche Worte. Da er zu Zeiten bei ſeinem reichen Taufpathen eſſen durfte, ſo wollte er mit der einfachen Koſt an dem väterlichen Tiſche nicht mehr zufrieden ſeyn, murrte manchmal bei dem Eſſen, und hielt es dann in ſeinem Unwillen kaum der Mühe werth, Gott und ſeinen Eltern dafür zu danken. Die Eltern ermahnten ihn, ſo oft ſie einen Fehler an ihm bemerkten. Er weinte und verſprach Beſſerung; allein bald fiel er wieder in die alten Fehler. Seine Eltern wurden darüber oft recht betrübt, und fürchteten, er werde die ſchönen Hoffnungen, die ſie von ihm ſich machten, wohl gar noch vereiteln. Sein Taufpathe, der alte Fiſcher, ſagte aber öfter zu ihm: „Gottfried, Gottfried, gib Acht! Der liebe Gott muß dich noch in eine eigene Schule führen und dich beſonders in Zucht nehmen, wenn etwas aus dir werden ſoll!“

Von der Anhöhe, auf der Gottfrieds väterliches Haus ſtand, hatte man eine unermeßliche Ausſicht auf das Meer. Eine kleine Inſel, die man von den Fenſtern der Stube aus ſehen konnte, gewährte einen beſonders ſchönen Anblick. Sie war ganz mit laubreichen Bäumen und Gebüſchen von mancherlei Grün überwachſen, und wurde deßhalb die grüne Inſel genannt. Die Inſel war nicht bewohnt; der Vater fuhr jedoch von Zeit zu Zeit hinüber, um Weidenzweige zum Korbflechten zu ſchneiden, deren es dort eine Menge gab. Gottfried, der nunmehr ſtark genug war, dem Vater beim Rudern zu helfen, und ihm auch bei dem Abſchneiden der Weiden gute Dienſte leiſtete, durfte jetzt gewöhnlich mitfahren, was dem lebhaften Knaben allemal große Freude machte. Eines Abends ſagte nun der Vater: „Wenn Himmel und Meer ſo ſtill und ruhig bleiben, wie heute Abends, ſo fahren wir morgen frühe mit einander auf die Inſel. Gottfried ſprang vor Freude hoch auf, und konnte vor Vergnügen über die morgige Seereiſe kaum ſchlafen.

Mit Anbruch des folgenden Tages, da der Morgenhimmel anfing ſich zu röthen, und der helle Morgenſtern bereits erbleichte und bläſſer glänzte, war Gottfried ſchon auf. Er half der Mutter ſehr geſchäftig, alles Nöthige in das Schifflein zu bringen. Denn die Anſtalten zu der kleinen Seereiſe waren nicht klein. Es war ſchon einmal geſchehen, daß ſich das Wetter ſchnell änderte, und der Vater mit Gottfried drei Tage auf der Inſel zubringen und großen Mangel an Nahrung leiden mußte. Die Mutter verſah ſie daher mit einem hinreichenden Vorrathe von Brod, Milch und Butter. Sie gab ihnen überdies einen Kochtopf und eine irdene Schüſſel mit, damit ſie im Nothfalle ſich doch eine warme Suppe kochen könnten. Auch brachte ſie noch des Vaters dichten, wollenen Mantel, damit der Vater und Gottfried, wenn ſie auf der Inſel über Nacht bleiben müßten, ſich damit zudecken könnten.

Da Alles zur Abreiſe in Ordnung war, holte Gottfried den neuen Strohhut, den ihm ſein Taufpathe Thomas am letzten Markte gekauft hatte. Martha, Gottfrieds freundliche Schweſter, hatte ihm ein hübſches, grünes Band geſchenkt, und es mit einigen Stecknadeln auf dem Hute befeſtigt. Der Vater aber ſprach: „Gottfried, nimm auch ein Paar Körbe mit; wir werden ſie nöthig haben.“ „Je, wozu denn?“ fragte Gottfried. „Das wirſt du ſchon ſehen,“ ſprach der Vater lächelnd. „Trauſt du es mir nicht zu, daß mein Vorhaben vernünftig ſey? Du machſt es mit mir gerade ſo, wie viele Menſchen mit dem lieben Gott, die es ſchon vorhinein wiſſen möchten, warum Er dieſes oder jenes anordne oder geſchehen laſſe. Thu' du, was ich dir ſage, und am Ende wird es dann ſchon recht heraus kommen.“ Gottfried eilte fort, und holte die Körbe.

Der Vater machte ſich nun mit Gottfried auf den Weg. Mutter und Kinder begleiteten ſie hinab an das Meer, bis zum Schifflein, und riefen ihnen noch lange nach: „Glückliche Reiſe und eine fröhliche Heimfahrt!“ Gottfried wetteiferte im Rudern mit ſeinem Vater ſo ſehr, daß ihm warm wurde, und er ſeine Jacke ausziehen mußte. Sie kamen glücklich bei der Inſel an, und fuhren eine Strecke um ſie herum, bis an einen Platz, wo es die ſchönſten Weiden gab, und gut zu landen war. Hier ſtiegen ſie an das Land, und der Vater knüpfte das Schifflein mit einem Stricke an einem nahen Weidenbaume feſt. Beide machten ſich ſogleich an die Arbeit. Der Vater haute mit ſeinem Handbeile Weidenzweige ab, und band ſie mit dünnen Weidenſproſſen in Büſchel. Gottfried machte es mit ſeinem kleinen Handbeile eben ſo, nur band er die abgehauenen Zweige in kleinere Büſchel zuſammen. Hierauf trugen ſie die Büſchel, der Vater die größern und Gottfried die kleinern, in das Schifflein. Der Vater freute ſich, an ſeinem Gottfried einen ſo fleißigen Gehülfen zu haben. „So iſts recht!“ ſagte er; „Kinder müſſen nach Kräften ihren Eltern helfen. Wie der Vater die ſchwerere Laſt gerne auf ſich nimmt, ſo ſoll der Sohn willig die leichtere Bürde tragen.“

Nachdem ſie die Weiden in das Schifflein gebracht hatten, ſagte der Vater: „Nun laß uns ausruhen, und unſer Mittagsmahl halten! Nach der Arbeit iſt die Ruhe ſüß, und das Eſſen ſchmeckt, wenn man ſich hungerig gearbeitet hat, noch einmal ſo gut.“ Gottfried freute ſich, ſeinen Vater zu bedienen. Er brachte einen Krug Milch unter einen ſchattigen Pappelbaum am Ufer des Meers, brockte Brod in die irdene Schüſſel, und goß die Milch daran. Nachdem Beide, wie ſie zu Hauſe es vor Tiſch gewohnt waren, gebetet hatten, ſetzten ſie ſich auf den ſchönen grünen Raſen, und griffen nach den blechenen Löffeln. Die ſüſſe, friſche Milch ſchmeckte ihnen herrlich. Nachdem die Schüſſel leer war, aßen ſie noch Butterbrod, das ihnen eben ſo gut ſchmeckte.

Unter dem Eſſen erzählte der Vater, wie ſein Großvater einſt auf dieſer Inſel gewohnt habe, aber ſpäterhin auf das feſte Land hinüber gezogen ſey. „Er war ein ſehr gottesfürchtiger, rechtſchaffener Mann,“ ſprach der Vater. „Das Haus, das er drüben in unſerm Dorfe erbaute, haben wir, ſeine Enkel und Urenkel, noch jetzt inne.“ „Nun,“ ſagte Gottfried, „da hat mein ſeliger Urgroßvater ſehr wohl daran gethan, daß er ſich näher zu den Menſchen heran machte. Es iſt zwar ſehr ſchön auf dieſer Inſel. Allein um Alles in der Welt möchte ich nicht ſo entfernt von den Menſchen hier wohnen.“

Als Beide ſatt waren und Gott für ſeine Gaben gedankt hatten, ſprach der Vater: „Jetzt will ich dir noch eine beſondere Freude machen! Hole die Körbe aus dem Schifflein, und komm mit mir!“ Der Vater führte Gottfried tief in das Dickicht. Sie kamen auf einen freien grünen Platz, auf dem ein herrlicher Wallnußbaum ſtand. Der Baum breitete ſein ſchönes Laub weit in die blauen Lüfte aus, und hing voll reifer Nüſſe. Gottfried hatte über den unerwarteten Anblick eine ganz ungemeine Freude. Denn da die Nüſſe ſchon ſeit mehreren Jahren nicht gerathen waren, ſo war nie die Rede von dem Baume, und Gottfried wußte nichts von ihm.

„Sieh,“ ſagte der Vater, „dieſen Nußbaum hat dein Urgroßvater gepflanzt. Von andern Bäumen, die er pflanzte, ſind wenige mehr übrig. Dort aber am Felſen ſtand vor uralter Zeit das Haus des braven Mannes!“ Gottfried lobte ſeinen Urgroßvater, daß er den ſchönen Baum gepflanzt hatte, fing aber ſogleich an, von den abgefallenen Nüſſen, die im Graſe umher lagen, einige aufzuleſen. Er ſchälte die grüne Schale mit den Zähnen ab, und verſuchte, die braune Schale aufzubeißen, um den Kern heraus zu bringen. Es koſtete ihn nicht wenig Mühe, und er ſagte: „Vater! warum hat doch Gott den ſüßen Kern in zwei Schalen, eine gallbittere und eine ſteinharte, eingeſchloſſen?“

„Lieber Gottfried,“ ſagte der Vater, „Gott hatte dabei die weiſeſten Abſichten. Er wollte den köſtlichen Kern, aus dem ein ſo herrlicher Baum werden ſoll, in der harten Schale wohl verwahren; die bittere Schale aber hält die Mäuſe und andere Nagethiere ab, die harte Schale anzunagen und den Kern zu verzehren. Noch eine andere Abſicht iſt zuverläßig dieſe: Gott wollte uns in einem Sinnbilde belehren, wie wir das Bittere und Harte, das in dieſer Welt über uns kommt, anſehen ſollen. Wie wir dieſe Nüſſe, trotz der bittern und der harten Schale, nicht verachten oder wegwerfen, ſondern ſie wegen des ſüßen, nützlichen Kerns für Wohlthaten Gottes erkennen; ſo ſollen wir es auch mit den Leiden und Widerwärtigkeiten machen. Das Aeußerliche daran, das wir zuerſt zu verkoſten haben, iſt nun freilich bitter und hart; wir müſſen aber feſt glauben, das Innere, der ſüße Kern, werde am Ende doch zum Vorſchein kommen, und uns Nutzen und Segen bringen.“

Der Vater ſtieg nun auf den Baum, und fing an, einen Aſt nach dem andern zu ſchütteln. Gottfried ſammelte voll Freude die Nüſſe, die auf ihn herab regneten, in ſeinen Korb. Er achtete nicht darauf, daß ſie ihm manchen Puff verſetzten. Er lachte nur. Indeß wurde ihm der Nußregen, wie er ſich ausdrückte, doch zu ſtark, und er fand für gut, ihm ein wenig auszuweichen, ohne jedoch das Aufleſen der Nüſſe ganz zu unterlaſſen. So oft er einen Korb gefüllt hatte, eilte er damit dem Schifflein zu, ſchüttete die Nüſſe in dem Schifflein aus, und ſprang mit dem leeren Korbe wieder zurück zu dem Baume, unter dem immer aufs neue eine Menge Nüſſe umherlag. „Wie wird die Mutter ſich freuen,“ rief er zu dem Vater hinauf, „wenn wir ſo viele Nüſſe nach Hauſe bringen! Und was für ein Jubel wird unter meinen Geſchwiſtern entſtehen, wenn ich ihnen ſo reichlich davon austheilen kann! Ich freue mich ſchon darauf! Es gibt doch keine größere Freude, als Andern Freude zu machen.“

Zweites Kapitel.

Der Sturm.

Während Gottfried und ſein Vater in dem Wäldchen ſo beſchäftigt waren, zogen, ohne daß ſie es zur Zeit noch bemerkten, ſchwarze Gewitterwolken auf. Gottfried war eben wieder mit einem Korbe voll Nüſſe in das Schifflein geſtiegen, hatte den Korb ausgeleert, und freute ſich über den zunehmenden Haufen der Nüſſe — da erhob ſich plötzlich ein furchtbarer Sturmwind, beugte die Bäume am Ufer, und empörte die Meereswellen. Ein gewaltiger Windſtoß riß das Schifflein los, und nahm es mit ſich fort in das Meer!

Gottfried ſchrie vor Entſetzen, ſo laut er konnte. Der erſchrockene Vater eilte an das Ufer. Da erblickte er den jammernden Knaben bereits in weiter Ferne. Das ungeſtüme Meer brauste hoch auf. Das kleine Schifflein ſchwebte bald hoch auf einer Meereswelle, bald ſank es wieder zwiſchen die Wellen herab, daß der Vater nichts mehr davon ſah; bald hob es ſich wieder, und ſchwankte ſo immer weiter und weiter fort. Der Vater ſah den armen Knaben die Hände bald zum Himmel, bald gegen das Ufer ausſtrecken; ſein Jammergeſchrei konnte er aber vor dem Sauſen des Sturmes in den Bäumen, und vor dem Getöſe des Meeres nicht mehr hören. Der ganze Himmel überzog ſich in wenigen Augenblicken mit finſtern Wolken, und dunkle Nacht bedeckte das Meer. Gezackte Blitze, die unter entſetzlichem Krachen hoch vom Himmel in das Meer ſchlugen, erhellten von Zeit zu Zeit das finſtere Gewölk und die dunkeln Fluthen. Nur beim Leuchten der Blitze ſah der beſtürzte Vater auf Augenblicke noch das ſchwankende Schifflein und die emporgeſtreckten Arme des unglücklichen Gottfrieds. Die weißen Hemdärmel machten ſie noch in weiter Ferne ſichtbar.

Ein heftiger Platzregen ſtürzte jetzt hernieder, und verſchloß, gleich einem niederrauſchenden Vorhang, die Ausſicht auf das Meer. Der Vater ſah nichts mehr von ſeinem lieben Gottfried und von dem Schifflein, ſank troſtlos unter einen Weidenbaum hin, und brachte den Abend und die Nacht in tiefer Betrübniß zu.

Die Mutter und die Kinder waren indeſſen zu Hauſe in großen Aengſten. Als das Gewitter ſo plötzlich ausgebrochen und die grüne Inſel in Regenſchauer und Gewitternacht verſchwunden war, rief die Mutter todtenbleich ihren zitternden Kindern zu: „O Kinder, betet! Gott gebe, daß dieſes fürchterliche Wetter euren Vater und Bruder nicht auf dem offenen Meere überfiel. Wenn das wäre, ſo wäre es ſchrecklich! O dann wolle Gott ſich ihrer erbarmen.“ Sie kniete in Mitte ihrer Kinder nieder und betete. Als das Wetter anfing ſich zu verziehen, und die grüne Inſel wieder zum Vorſchein kam, ſchauten Mutter und Kinder beſtändig aus dem Fenſter, ob ſie kein Schifflein erblickten. Sie ſahen keines. Die Mutter brachte die Nacht ſehr bekümmert zu und ſchloß faſt kein Auge.

Als endlich der Morgen, ganz ungemein ſchön und heiter, anbrach, die Sonne bereits hoch am Himmel ſtand, und das Schifflein noch immer nicht kommen wollte, ward ihr ſehr bange. Es wurde Mittag, und noch immer wartete ſie vergebens. Ihre Angſt ſtieg aufs höchſte. Sie lief jammernd zum Fiſcher Thomas, und klagte ihm ihre Noth. Der Fiſcher erſchrak, ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Das iſt bedenklich, daß ſie noch nicht da ſind! Ich will einmal hinüber fahren auf die grüne Inſel, und ſehen, was ſie treiben, daß ſie ſo lange nicht kommen.“ Er ſtieg mit einem Fiſcherknechte eilends in ein Schifflein, und ruderte hinüber.

Mutter und Kinder waren indeß voll banger Erwartung. Endlich ſahen ſie das Schifflein in der Ferne kommen. „O Gottlob,“ rief die Mutter, „Thomas kommt nicht allein mit ſeinem Knechte! Es ſind mehr als ihrer zwei im Schiffe. Nun iſt alles gut.“ Sie eilte mit ihren Kindern voll Freude ans Ufer. Als aber das Schifflein dem Lande näher kam, rief ſie erſchrocken: „Wo iſt Gottfried!“ Der Vater war todtenbleich, blickte ſie ſchmerzlich an, und ſchwieg. Sein tiefer Kummer machte ihn ſtumm.

Nachbar Thomas aber ſprach zur Mutter: „Gott tröſte Euch in Eurem Leid! Gottfried iſt in dem Meer ertrunken. Ergebt Euch in den Willen Gottes! Was Gott thut, iſt immer gut! Gottfried war, obwohl er ſeine Fehler hatte, ein gutherziger, frommer Knabe, und hat es, wie wir hoffen, jetzt im Himmel beſſer, als wir hier auf Erden!“

Die Mutter wollte ſich aber nicht tröſten laſſen.

Ihr Jammer war unausſprechlich. Die Kinder weinten und ſchrien laut. Sie dachten nicht mehr an Gottfrieds Fehler, ſondern nur ſeiner lobenswerthen Eigenſchaften. Der Vater, ſelbſt innigſt betrübt, vermochte nicht, ſie zu tröſten. Eltern und Kinder fanden endlich ihre einzige Beruhigung über Gottfrieds Verluſt in den tröſtlichen Gedanken: „Es war nun einmal Gottes Willen ſo! Gott hat ihn zu ſich genommen; Ihm ſey er zurückgegeben. Im Himmel werden wir unſern lieben, guten Gottfried wieder ſehen!“

Drittes Kapitel.

Die Felſeninſel.

Gottfried, der von Eltern und Geſchwiſtern als todt beweint wurde, lebte noch. Er hatte zwar auf dem tobenden Meere eine wahre Todesangſt ausgeſtanden. Jeden Augenblick meinte er, das Schifflein, über dem die Meereswellen zuſammen ſchlugen, werde unterſinken. In ſeiner großen Angſt hatte er ohne Aufhören die Hände zum Himmel ausgeſtreckt, und zu Gott um Gnade und Erbarmung gefleht. Endlich warf der Sturm das Schifflein auf eine felſige Inſel. Gottfried ſprang, ſobald er merkte, das Schifflein habe auf feſten Grund geſtoßen, eilends heraus, watete durch das ſchäumende Waſſer vollends ans Land, und erklimmte, tröpfelnd von Platzregen und Meerwaſſer, den nächſten Felſen. Als er ſich von Angſt und Schrecken etwas erholt hatte, und in das ſtürmiſche Meer hinaus blickte, ſich aber in Sicherheit ſah, da fiel er auf die Knie und dankte Gott mit aufgehobenen Händen. „Du, o Herr,“ rief er, „Du, dem Wind und Meer gehorchen; Du, zu dem ich in meiner Todesangſt um Hülfe flehte, haſt mein Flehen erhört! Dir ſey unendlicher Dank!“

Er blickte jetzt hinab auf ſein Schifflein. Die gewaltige Meereswoge hatte es gerade zwiſchen zwei hohe Felſen geſchleudert, die hier eine Lücke ließen. „Guter Gott!“ ſagte Gottfried gerührt; „der trefflichſte Schiffer hätte die Oeffnung zwiſchen den Felſen nicht genauer treffen können! Wer lenkte das Schifflein, ohne ein Ruder zu gebrauchen, ſo ſicher hieher? Wer gab den Winden und Meereswellen ſo zu ſagen Verſtand, daß ſie mich gerade hieher trieben? Wäre das Schifflein nur um einige Spannen mehr rechts oder links an das Land geworfen worden, ſo wäre es an den Felſen in Stücke zerſcheitert, und ich wäre in den gewaltigen Fluthen untergegangen! Deine allmächtige Güte, Deine allwaltende Vorſicht, barmherziger Gott, hat mich dieſen Weg zu meiner Rettung geführt! Mein ganzes Leben lang will ich Dir dafür danken!“

Das Gewitter fing an ſich zu verziehen. Die untergehende Sonne blickte aus zerſtreuten goldenen Wolken hervor. Gottfried ſchaute von dem hohen Felſen hinaus in das weite Meer. Die grüne Inſel mit den großen, ſchattigen Bäumen kam ihm ſo klein vor, wie ein Büſchchen grünes Moos, das er leicht hätte mit ſeinem Strohhute bedecken können. Das noch weiter entfernte Land erblickte er nur mehr an der äußerſten Gränze des Himmels, wo Himmel und Meer zuſammen zu fließen ſchienen. Die höchſten Berge glichen einem niedrigen dunkelblauen Gewölke, das der Glanz der Abendſonne da und dort röthlich beleuchtet. Von Gottfrieds väterlicher Hütte, von dem Hügel, auf dem ſie ſtand, von den Bäumen, die ſie umgaben, war nichts mehr zu ſehen. „Ach Du lieber Gott,“ ſagte Gottfried weinend, „wie unermeßlich weit bin ich von meiner lieben Heimath entfernt! Dieſe Felſen, auf denen ich mich befinde, kann man von dem Lande aus nicht einmal ſehen! Ich wenigſtens habe ſie nie geſehen, nie etwas davon gehört! Ich hörte nur immer ſagen, gegen dieſe Seite des Meeres hin befinde ſich auf fünfzig Meilen weit kein Land. Mein Vater glaubt ſicher, ich ſey ertrunken. Ihn holen die Fiſcher, wie ich nicht zweifle, von der grünen Inſel ſogleich wieder ab;

allein mich hier abzuholen kann ihnen gar nicht einfallen. Ich werde es ſchon wagen müſſen, in dem kleinen Schifflein zu meinen lieben Eltern bis auf das feſte Land hinüber zu fahren.“

Die ſtürmiſchen Wellen legten ſich nach und nach; das Meer wurde ruhig, und glich wieder einem grünlichen Spiegel. Die Meeresfluth hatte ſich zurück gezogen, und das Schifflein lag auf dem Trocknen. Gottfried kletterte von dem Felſen herab, ſtieg in das Schifflein — und hatte keinen geringen Schrecken. Der Boden des Schiffleins war zerborſten. Mehrere Nüſſe waren hinaus gerollt und lagen auf dem felſigen Grunde umher. Die Seitenwände des Schiffleins hielten nur mehr ſo ſchlecht zuſammen, daß ſie beinahe von ſelbſt auseinander fielen. So mächtig hatte der Sturm das Schifflein auf den Felſengrund geworfen. „Ach Gott,“ rief der bekümmerte Knabe, „das Schifflein iſt nicht mehr zu gebrauchen! Auch die beiden Ruder ſind verloren. Ich bin auf dieſer wüſten Inſel wie gefangen und eingeſperrt. Ich werde mein Leben lang hier bleiben müſſen, und Vater, Mutter und Geſchwiſter auf dieſer Welt nicht mehr ſehen!“ Er ſtand mit gerungenen Händen in dem Schifflein; ſein Angeſicht war bleich von Schrecken und reichliche Thränen floſſen über ſeine erblaßten Wangen.

Allein jetzt erſchien in den ſchwarzen Gewitterwolken, die nur mehr die eine Seite des Himmels bedeckten, ein lieblicher Regenbogen, ſpiegelte ſich in dem Meere, und bildete mit ſeinem Wiederſcheine einen großen, herrlichen, ſiebenfarbigen Ring. Gottfried ward von dem wunderſchönen Anblicke entzückt, und ſagte: „O Gott, da Du in Deinen Werken ſo freundlich biſt, wie können Menſchen noch traurig und verzagt ſeyn! Der ſchöne Regenbogen ſoll mir ein liebliches Zeichen Deiner Huld und Gnade ſeyn, wie einſtens dem Noe! Wie Du nach Regen wieder Sonnenſchein ſchickeſt, und nach Blitz und Donner den ſchönen Regenbogen erſcheinen läſſeſt, ſo ſchickſt Du nach dem Leiden wieder Freude, und nach Trübſal wieder fröhliche Tage. Was Du auch noch für Noth und Jammer über mich ſenden wirſt, ſo wirſt Du doch meine Traurigkeit wieder in Freude verwandeln. Du haſt mich ja eben vom Tode errettet — wie ſollteſt Du nicht weiter für mich ſorgen! Auf Dich will ich vertrauen, und wieder guten Muth faſſen!“

Gottfried dachte nun vor Allem darauf, ſeinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln in Sicherheit zu bringen. Die Nüſſe faßte er in den Korb, trug ſie auf dem Kopfe an eine ebene Stelle zwiſchen den Felſen, und ſchüttete ſie da aus. Er konnte den Korb mehrmals füllen. Die Milchkrüge waren während des Sturmes umgeworfen und zerſchmettert worden. Nur ein irdener Krug, die Schüſſel und der Kochtopf waren ganz geblieben. Er trug ſie ſorgfältig an die Stelle zwiſchen den Felſen. Hierauf brachte er auch die wenigen Geräthſchaften dahin, die ſich in dem Schifflein befanden. Er war froh, daß er nach vollbrachter Arbeit das größere und kleinere Handbeil, und nach dem kleinen Mittagsmahl die Geſchirre, Meſſer und Löffel ſogleich wieder ordentlich in das Schifflein getragen hatte. Auch die Bretter des Schiffleins machte er vollends los, und zog ſie weiter hinein auf das Land. „Wer weiß, ob ich ſie nicht brauchen kann?“ dachte er; „es wäre Schade, wenn das Meer, ſobald es wieder höher ſteigt, ſie hinweg ſchwemmte.“ Er brachte auch noch die Weidenbüſchel an eine ſichere Stelle, und arbeitete bis ſpät in die Nacht; der Vollmond, der Meer und Felſen erhellte, leuchtete ihm dazu.

Die Arbeit des Tages und die ausgeſtandenen Schrecken und Aengſten hatten ihn ſehr ermüdet. Es machte ihm bange, ſo einſam unter freiem Himmel übernachten zu müſſen; er ward aufs neue bekümmert, wie es ihm auf dieſer Inſel noch weiter gehen werde. Allein er dachte: „Gott hat bisher geſorgt; Er wird weiter ſorgen. Und ſein lieber Sohn ſagt ja: „Sorget nicht auf morgen!“ Gottfried betete, wie er es gewohnt war, ſein Abendgebet, und legte ſich neben ſeinen wenigen Habſeligkeiten nieder. Es hatte auf der Inſel nur wenig geregnet, und der felſige Grund war ſchon wieder vollkommen trocken. Er deckte ſich mit dem Mantel ſeines Vaters zu, und ſchlief, indem er ſich noch einmal dem Schutze Gottes empfahl, getroſt ein.

Viertes Kapitel.

Eine Wanderung.

Gottfried ſchlief, da er ſehr müde war, die Nacht hindurch auf dem harten Felſenlager ſo ſanft, wie auf Flaumfedern. Anfangs hatte er zwar unruhige Träume. Er meinte noch immer, das Krachen des Donners und das Brauſen des Meeres zu hören, und in dem Schifflein hin und her zu ſchwanken. Bald war es ihm, er ſinke ſammt dem Schifflein in den tobenden Meeresfluthen unter; bald kam es ihm vor, das Schifflein werde an den Felſen zerſchmettert, er falle ins Waſſer, und bemühe ſich vergebens, an den ſteilen Felſen empor zu klimmen. Allein gegen Morgen hatte er einen ſehr lieblichen Traum. Es träumte ihm, er komme nach Hauſe. Seine Eltern und Geſchwiſter waren eben im Garten; alle Bäume prangten mit friſchem, grünem Laube und mit purpurrothen Aepfeln und goldgelben Birnen, die ſo ſchön waren, wie er ſie in ſeinem Leben noch nie geſehen hatte. Der Vater ſaß auf dem Aſt eines großen Apfelbaumes, den er eben ſchüttelte. Die herabgefallenen Aepfel glänzten hell wie Glut in dem Graſe. Mutter und Kinder ſammelten ſie geſchäftig in zierliche Körbe, und grüßten Gottfried, ſobald ſie ihn erblickten, mit unbeſchreiblicher Freude. Der Vater ſtieg eilends vom Baum herab, und reichte ihm liebreich die Hand. Die Mutter ſchenkte ihm die allerſchönſten Aepfel, die in einem großen Korbe hochaufgehäuft waren.

Allein als Gottfried in ſeinem erfreulichen Traume eben die Hand nach einem Apfel ausſtrecken wollte — erwachte er. Das Geſchrei der Seevögel, die mit anbrechendem Morgen an den hohen Felſen umherflogen, hatte ihn aufgeweckt. Als er nun die Augen aufſchlug, und die furchtbaren Felſen erblickte, die drohend über ihn herhingen, und als er hinaus ſchaute in das weite Meer, und nichts ſah als Himmel und Waſſer, da ſchauderte ihm. Er wurde recht von Herzen betrübt, und fing an ſchmerzlich zu weinen.

Eine Schaar von Seevögeln flog mit freudigem, lautem Geſchrei dem feſten Lande zu. „Ach ihr lieben Vögel,“ dachte Gottfried, „könnte ich euch doch Grüße an meine lieben Eltern aufgeben; könntet ihr ihnen doch die Nachricht bringen, daß ich noch lebe, aber hier von dem Meere eingeſchloſſen ſey. Mein guter Vater und mein lieber Taufpathe wagten es gewiß, ſo gefährlich es auch wäre, mich nach Hauſe zu holen.“

Indeß ermannte er ſich wieder, ſtand auf, und betete mit größerer Andacht, als je in ſeinem Leben, ſein Morgengebet. Er verzehrte hierauf einige Nüſſe und ein Stückchen Brod zum Frühſtücke, und beſchloß dann, die Inſel näher in Augenſchein zu nehmen. „Vielleicht,“ dachte er, „finde ich doch einige fruchtbare Bäume oder Geſträuche, von denen ich mich nähren und mein Leben friſten kann, bis mich Gott von dieſer Inſel erlöst. Auch ſcheint es mir doch möglich, daß einige Menſchen hier wohnen. Sie verſtehen ſich gewiß auf die Schifffahrt, und ſind dann ſchon ſo mitleidig, und führen mich zurück in meine Heimath.“

Er packte ein Paar Stücke Butterbrod, die er ſorgfältig ſo zuſammen legte, daß die mit Butter beſtrichene Seite nach Innen kam, in ſein Taſchentüchlein, und that ſo viel Nüſſe dazu, als hineingingen. Er war ſo klug, um recht viele hinein zu bringen und nicht ſo ſchwer zu tragen, die grünen Schalen zuvor abzuſchälen. Hierauf ſuchte er aus den geſammelten Weidenſtäben einen der ſtärkſten aus, haute mit dem Beil ein Stück davon ab, und trat nun mit dieſem ſeinem Reiſeſtabe und ſeinem Bündelein ſeine Wanderung an.

Es war eine mühevolle, gefährliche Reiſe. Er mußte hohe Felſen erklimmen, und ſich in tiefe Schluchten hinab wagen, um weiter zu kommen. Die ganze Inſel beſtand aus ungeheuer großen, ſchwarzbraunen Felſenmaſſen, die hoch aus dem Meere empor ragten, und gegen die Mitte der Inſel hin ſich immer höher und höher erhoben. Das Herz bebte ihm bei dem ſchauerlichen Anblick. Mehrmal kam er in eine Felſenſchlucht, aus der er keinen Ausweg fand, und mußte auf dem nämlichen Wege zurückkehren. Mehrmal verſuchte er, bald dieſen bald jenen Felſen zu erklimmen, fand ihn aber ſo ſteil, daß er nicht mehr höher hinauf kommen konnte, und dann mit noch größerer Gefahr wieder herabklettern mußte. Nirgends fand er eine menſchliche Spur; auch nicht einmal die Fußſtapfen eines Thieres. Vergebens ſpähte er nach fruchtbaren Bäumen oder Geſträuchen umher. Er ſah nichts Grünes, als das Moos, mit dem einige Felſen bewachſen waren. Nur hie und da entdeckte er ein kleines Gebüſch von niedrigen Tannen, die in dem felſigen Grunde kümmerliche Nahrung fanden. „Ach Du mein Gott,“ ſeufzte er, und blickte ſchmerzlich zum Himmel, „wenn ich längere Zeit in dieſer ſchauerlichen Wildniß bleiben muß, ſo werde ich ſicher Hungers ſterben müſſen!“

Indeß ſetzte er, in der Hoffnung, daß es noch beſſer kommen werde, ſeine mühſame Wanderung fort. Die Sonne ſchien zwiſchen dieſen Felſen ſehr heiß. Der Schweiß floß ihm von Stirne und Schläfen, und es fing an, ihn heftig zu durſten. Die Felſen waren aber hier wie von dem Feuer ausgebrannt, dürr und trocken. „Ach Gott,“ ſeufzte er, „bevor mich der Hunger tödtet, werde ich wohl vor Durſt umkommen! Hilf mir doch, lieber Vater im Himmel!“ Nachdem er noch eine Strecke gegangen war, hörte er das Murmeln einer Quelle. Er eilte hin. Die Quelle war zwar nur klein; aber das Waſſer friſch, und hell wie Kriſtall. Er ſetzte ſich an der Quelle nieder, um ſich erſt abzukühlen; dann trank er nach Herzensluſt. Er aß etwas Butterbrod und einige Nüſſe und trank dann wieder. Er hatte es noch nie ſo eingeſehen, was für eine große Wohlthat Gottes das Waſſer ſey, das man ſo wenig achtet, weil es in ſo großer Menge vorhanden iſt. „O Du lieber Gott,“ ſprach er, „wie gut biſt Du, wie danke ich Dir für dieſen erquickenden Trunk! So lange ich hier bin, wird es mir nicht daran fehlen; allein wie lange werde ich an Brod und Nüſſen haben? Doch Du, der Du mich nicht verdurſten ließeſt, wirſt mich auch vor dem Hungertod' zu retten wiſſen. Jede Hülfe von Dir iſt, wie meine Mutter ſagt, gleichſam ein Pfand, daß Du ferner helfen werdeſt.“

Er ging an dem Quellchen weiter hinauf, und kam in ein junges, freundlich emporgrünendes Tannenwäldchen, in dem das helle, klare Waſſer aus einem Felſen hervorquoll. Der Fels erhob ſich von hieraus allmählig zu einer anſehnlichen Höhe, und Gottfried mußte, um den Gipfel zu erreichen, ſehr lange aufwärts gehen. Endlich ſtand er auf der höchſten Spitze der Inſel. Es wurde ihm recht ſchauerlich zu Muthe, als er die ganze Inſel mit allen ihren Felſenzacken und Tannengipfeln zu ſeinen Füßen ſah, und rings umher das unermeßliche Meer erblickte. Was er bisher nur gefürchtet hatte, war ihm nun traurige Gewißheit. Er ſah es nun mit Augen, daß er ſich weit, weit vom feſten Lande, auf einer abgelegenen wüſten Inſel befinde. Da war nirgends eine menſchliche Wohnung, oder ein angebautes Ackerfeld. In der That könnte man ihn, wenn er nicht vor dem allbekannten Robinſon gelebt hätte, den zweiten Robinſon nennen. Ja, er war noch beklagenswerther!

Allein ſo einſam und verlaſſen er ſich ſah, ſo verlor er den Muth doch nicht. „So bin ich denn,“ ſprach er, „ganz allein hier, durch dieſe unüberſehbare Menge Waſſers von allen Menſchen getrennt, und gleichſam hieher auf dieſe unfruchtbare Inſel verbannt. Doch, ich will nicht verzagen! Gott, der mich aus dem ſtürmiſchen Meere hieher rettete, wird mich auch hier zu erhalten wiſſen. Da drunten unter jenen grünen Tannen bei der Quelle will ich meine Nachtherberge aufſchlagen, und meinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln und meine wenigen Geräthſchaften dorthin bringen. Hier aber auf dieſem Felſengipfel will ich alle Tage ſitzen und Acht haben, ob nicht vielleicht irgend ein Schiff hieher komme, und mich wieder hinüberbringe auf das feſte Land.«

Die Sonne ging jetzt unter, und beleuchtete das ferne Land mit ihren feurigen Strahlen. Seine heimathlichen Berge glänzten wie Gold und Purpur. Gottfried ſah mit Thränen in den Augen hinüber, und ſagte: „Lieber Vater im Himmel! der Du mich aus meiner Heimath hieher verſetzt und mein kleines Schifflein trotz Sturm und Ungewitter ſicher hieher geleitet haſt — Dir iſt es ein Leichtes, den Lauf des größten Meerſchiffes ſo zu lenken, daß die Leute darauf, ohne vorher von mir zu wiſſen, mir zu Hülfe kommen, und daß ſie mich dann wieder zurückführen in mein geliebtes Vaterland. Bei Dir iſt ja kein Ding unmöglich. Du führeſt hinein in die Grube, aber auch wieder heraus. Auf Dich ſetze ich mein ganzes Vertrauen.«

Er ſtieg getroſt wieder von dem Felſen herab, ging in das Wäldchen, legte ſich unter den dichten Aeſten junger Tannen auf weiches Moos, und ein ſanfter Schlaf ſchloß ihm die Augen.

Fünftes Kapitel.

Die Hungersnoth.

Gottfried nährte ſich von dem wenigen Brode und ſeinen Nüſſen, und wartete alle Tage auf dem Felſengipfel, ob nicht ein Kaufmannsſchiff oder ein Fiſcherſchifflein ſich der Inſel nähere. Er ſah ſich faſt die Augen aus — allein auf dem ganzen weiten, breiten Meere war kein Schiff zu ſehen. Er fürchtete ſehr, auf ſeiner Inſel noch Hungers zu ſterben. Er ſah wohl ein, daß er mit ſeinem kleinen Vorrath von Lebensmitteln gut haushalten müſſe, um damit ſo lange als möglich auszureichen. Er bezeichnete mit ſeinem Taſchenmeſſer ſein Brod mit Strichen, wie viel er täglich davon abſchneiden und verzehren dürfe, um bloß dem heftigſten Hunger zu wehren. Das Stücklein, das er täglich genoß, war ſehr klein und ſteinhart. Er mußte es an der Quelle anfeuchten, um es genießen zu können. Mit größerer Aufmerkſamkeit, als ein Geiziger ſeine Goldſtücke, zählte er ſeine Nüſſe, und ſetzte eine ſehr kleine Anzahl feſt, die er täglich zu verzehren wagte. Um vieles Gold wäre ihm keine feil geweſen. Er aß ſich nie ſatt. Allein Brod und Nüſſe wurden doch täglich weniger. Endlich kam der Tag, an dem er den letzten Biſſen Brod, die letzte Nuß aufzehren mußte. Er legte ſich Abends ſehr bekümmert nieder, und am Morgen darauf quälte ihn der Hunger ſo ſehr, daß er große Schmerzen empfand und beinahe ohnmächtig wurde. „Ach Du lieber Gott,“ ſprach er, „ich kann es nicht glauben, Du werdeſt mich verhungern laſſen! Du haſt ja bisher immer liebreich für mich geſorgt! Du haſt mir einen Vorrath von Lebensmitteln auf dieſe Inſel mitgegeben, ohne den ich längſt verhungert wäre. Da nun Brod und Nüſſe zu Ende ſind, ſo wirſt Du mich andere Nahrungsmittel auffinden laſſen. Auf Dich vertraue ich; Du wirſt mich nicht verlaſſen!“

Er ſuchte nun überall auf der Inſel umher nach Wurzeln und Kräutern, ſich davon zu nähren. Allein da der Boden meiſtens felſig war, ſo entdeckte er nur wenige. Nur in der Quelle wuchs ziemlich viel Brunnenkreſſe. Er aß die grünen Blättchen und die ſaftigen Stengel begierig; er ſuchte alle, von dem Urſprunge der Quelle an bis an das Meer, ſorgfältig auf. Allein ſie waren nicht nahrhaft genug, ſeinen Hunger zu ſtillen, und gingen auch bald zu Ende. Matt von Hunger ſetzte er ſich auf einen Felſen am Meer, und blickte hinüber zu dem feſten Lande. „Ach Gott,“ ſprach er, „wie viele Deiner Wohlthaten genoß ich dort, ohne ihrer zu achten, ohne Dir recht von Herzen dafür zu danken! O dort wächſt das liebe Brod wunderbar aus der Erde hervor! Dort ſtehen fruchtbare Bäume, und beugen die beladenen Aeſte voll ſaftiger Aepfel und ſüßer Birnen zu uns herab, damit wir ſie leichter pflücken können. Dort floſſen für mich Quellen von Milch und Honig. Verzeih, daß ich Dir nicht herzlicher dafür dankte! Ach, man erkennt Deine Wohlthaten erſt recht, wenn man ſie nicht mehr hat!«

Indem er ſo ſprach, bemerkte er in dem klaren, hellen Waſſer des Meeres einige Fiſchlein mit rothen Floſſen und ſchwarzen Augen, die luſtig umherſchwammen. »Ach,« dachte er, »wenn ich ſie nur fangen könnte, um meinen quälenden Hunger zu ſtillen! Allein ich habe kein Netz, und ſie mit den Händen zu haſchen, iſt unmöglich!« Es war dem armen, hungrigen Gottfried ſehr ſchmerzlich, die Fiſchlein ſo nahe vor Augen zu ſehen, ohne ſie erreichen zu können; und eine andere Art zu fiſchen, als mit Netzen, war ihm nicht bekannt. »Lieber Gott!« ſagte er, »Dein lieber Sohn ſpricht ja, ein Vater, den ſein Sohn um einen Fiſch bittet, gibt ihm keine Schlange. Gib mir doch ein, wie ich dieſer Fiſchlein habhaft werden könne, damit ich nicht verhungere!«

Jetzt kam ein Vögelein geflogen, und ſetzte ſich auf den Aſt einer Tanne, die zunächſt am Meere ſtand und ſich darin ſpiegelte. Das Vögelein hatte ein Würmlein im Schnabel. »Lieber Vater im Himmel,« rief Gottfried, »Du nähreſt ja den Vogel in der Luft, wie Dein lieber Sohn es uns treulich verſichert, und wie ich es eben jetzt mit Augen ſehe. Ach, laß mich armen Knaben nicht verſchmachten!“ Das Vögelein ſchlug jetzt das Würmlein, das ſich lebhaft krümmte, gegen den Aſt, um es zu tödten. Allein das Würmlein entfiel ihm in das Waſſer. Die Fiſchlein eilten pfeilſchnell und ſchaarenweis herbei; eines derſelben erhaſchte das Würmchen und verſchlang es.

„Ei,“ dachte Gottfried, „wenn ein ſolches Würmlein an einem Faden angeknüpft wäre, und ein Fiſchlein verſchlänge es, ſo könnte ich vielleicht das Fiſchlein an dem Faden aus dem Waſſer ziehen!“ Sein Strohhut lag neben ihm. Gottfried zaſerte das Band auf, das um den Hut gewunden war, drehte einen langen Faden zuſammen, ſuchte ein Würmlein, knüpfte es daran, und ließ es in das Waſſer hinab. Allein ſo gar nahe wollten die Fiſchlein nicht heran kommen. Er band nun den Faden an ſeinen Reiſeſtab, und ließ das Würmlein in das Waſſer hinab. Sogleich ſchnappte ein Fiſchlein darnach und verſchlang es; allein Gottfried zog den Faden wieder leer zurück.

„Das geht nicht,“ ſagte er, „es ſollte ein Häklein an dem Faden ſeyn, an dem das Fiſchlein hängen bliebe!“ Er nahm eine von den Stecknadeln, mit denen das Band an dem Strohhute befeſtigt war, krümmte die Nadel, die ziemlich ſtark war, zu einem kleinen Haken, knüpfte den Faden unter dem Stecknadelkopfe feſt, ſteckte ein Würmlein an den Haken, und ließ ihn hinab in das Waſſer. Sogleich kamen die Fiſchlein herbei, und eines derſelben verſchlang das Würmlein. Gottfried zog den Faden ſchnell empor, und — o der Freude! — ein ſilberhelles Fichlein zappelte daran. Er machte das Fiſchlein los, und wiederholte den Verſuch öfter. Nicht allemal gelang es. Allein er brachte doch in kurzer Zeit ein halbes Dutzend Fiſchlein zuſammen. Wer war nun glücklicher, als er! Unter den Geräthſchaften des Schiffleins hatten ſich Stahl, Stein und Zunder gefunden. Er ſammelte dürre Aeſte, und ſchürte ein Feuer an, um dann die Fiſchlein auf der Glut zu braten. Er konnte nun nach langem Hunger ſich wieder ſatt eſſen, und dankte Gott dafür auf den Knien.

Gottfried beſchäftigte ſich nun täglich mit dem Fiſchfange. Er ſah von dem Felſen herab auch viele größere Fiſche in dem Meere ſchwimmen. „Ach," rief er, „wenn ich einen ſolchen Fiſch fangen könnte, ſo hätte ich auf mehrere Tage genug daran!" Er begriff wohl, daß ein ſolcher Fiſch mit dem ſchwachen Werkzeuge einer Stecknadel ſich nicht fangen laſſe. Er ſann hin und her, wie er einen ſtärkern Haken bekomme könnte. Jetzt fiel ihm ein, daß in den Brettern des zertrümmerten Schiffleins mehrere eiſerne Nägel ſtecken mußten.

Er eilte hin, zog einen ſtarken Nagel aus einem Brette, ſchliff und ſpitzte ihn an einem Steine wohl zu, krümmte ihn zu einem Haken, drehte aus mehreren Fäden ſeines leinenen Halstuches eine ſtarke Schnur, band den Haken daran feſt, ſteckte einen größern Wurm daran und es gelang ihm nun, auch größere Fiſche zu fangen. Er war darüber hoch erfreut.

Allein Gottfried merkte bald, daß ſeiner Erfindung noch vieles fehle. Oefter hatte er einen Fiſch an der Schnur ſchon hoch empor gezogen, und der zappelnde Fiſch fiel wieder in das Waſſer zurück. Gottfried ſann lange nach, woher dieſes komme. Er war von Kindheit auf ſehr wißbegierig, und auf Alles aufmerkſam geweſen. Da fiel ihm nun ein, daß er einſt bei einem Jäger einige Pfeile geſehen, womit man damals zu ſchießen pflegte, und daß er den Jäger gefragt habe, wozu die zwei Widerhaken daran dienten. Der Jäger hatte ihm geſagt, ſie dienten dazu, daß der Pfeil in der Wunde feſt hafte, und nicht mehr herausfalle.

Gottfried verſuchte nun, aus einem der ſtärkſten Nägel einen Haken mit Widerhaken zu verfertigen; ſeine zwei Beile und ſein Meſſer mußten ihm dabei zu Hammer, Amboß und Meißel dienen. Mit unſäglicher Mühe und Arbeit brachte er endlich einen Haken zu Stande, der wenigſtens mit Einem Widerhaken verſehen war. Er angelte damit, und zu ſeiner groſsen Freude geſchah es ſelten mehr, daß ein gefangener Fiſch in das Waſſer zurück fiel.

Indeſſen gab es an ſeiner Erfindung immer noch etwas zu verbeſſern. Es war dem kleinen Fiſcher ſehr beſchwerlich, den Stab immer in gleicher Höhe empor zu halten, und ſcharf aufzumerken, ob ein Fiſch anbeiße, um ihn ſchnell genug heraus zu ziehen. Da verwickelte ſich einſt ein Zweiglein, das im Waſſer ſchwamm, in die Angelſchnur. Gottfried bemerkte, daß er nun ſeinen Stab wohl nicht mehr in ſo gleicher Höhe zu halten brauche; denn wenn er die Schnur auch nachließ, ſo hinderte das Zweiglein, daß der Haken auf den Grund ſank. Auch nahm er bald wahr, das Zweiglein zeige es, auch bei trübem Waſſer, augenblicklich an, wenn ein Fiſch den Wurm berühre, um ihn zu verſchlingen; und Gottfried konnte den Fiſch nun gerade im rechten Augenblick herausziehen. Anſtatt des Zweigleins befeſtigte er ein Stücklein Holz an der Schnur. Nun war dem guten Gottfried ſein Fiſchfang ſehr erleichtert, und er hielt ſeine Erfindung für vollſtändig. Er meinte, ſie ſey ganz neu; er wußte nicht, daß ſie ſchon in den älteſten Zeiten bekannt war, und daß man dieſe Art zu fiſchen „Angeln“ nenne. Indeß hatte doch auch er dieſe Erfindung gemacht, und ſie freute ihn unbeſchreiblich. Er dankte Gott, der den Menſchen Verſtand gab, ſo nützliche Dinge zu erfinden.

Gottfried kam indeß noch einmal in große Noth, und mußte einige Tage bittern Hunger leiden. Das Meer war ſo ſtürmiſch, daß er nicht angeln konnte. Die Meereswellen ſchlugen mit donnerndem Getöſe ſo hoch empor, daß er es gar nicht wagte, dem Ufer näher zu kommen. Er ſann nach, wie er ſich künftig vor Mangel an Nahrung ſicher ſtellen könne, und kam auf den Gedanken, eine Fiſchgrube anzulegen. Er fand nicht weit von der Quelle eine ziemlich geräumige Vertiefung in dem felſigen Grunde. Er leitete die Quelle hinein, und die Grube füllte ſich bald mit klarem Waſſer. Hier bewahrte er nun ſeine gefangenen Fiſche auf, und hatte nun immer hinreichenden Vorrath. Jetzt erſt war er aller Nahrungsſorgen überhoben. „O wie froh bin ich,“ ſagte er, „daß ich das Hungerſterben nicht mehr fürchten darf! Wie dank ich Dir, lieber Gott! Nun will ich gerne auf meiner Inſel aushalten, ſo lange es Dein heiliger Wille iſt. Zu rechter Zeit wirſt Du mich ſchon aus meiner Gefangenſchaft erlöſen!“

Sechstes Kapitel.

Die Felſenhöhle.

Da nun Gottfried nicht mehr von Hunger und Nahrungsſorgen gequält war, ſo regte ſich die Sehnſucht nach Eltern und Geſchwiſtern wieder mächtiger in ſeinem Herzen. Er ſchaute täglich, ja faſt ſtündlich nach allen Weltgegenden, ob ſich noch kein Schiff ſehen laſſe.

Eines Morgens, da er wieder die Felſenſpitze beſtieg, erblickte er plötzlich ein großes Schiff! Es war kaum eine Meile weit entfernt, und die ausgeſpannten Segel waren von den goldenen Strahlen der Morgenſonne röthlich beleuchtet. Ein Freudenſchauer überfiel den guten Gottfried. Er zitterte vor Furcht und Hoffnung. Unverwandt blickte er nach dem Schiffe, das ſeinen Lauf geradezu auf die Inſel zu richten ſchien. Es kam immer näher. Gottfried holte eilends eine lange Stange von Tannenholz, die er ſchon in Bereitſchaft hatte, befeſtigte ſein rothgefärbtes Taſchentuch oben daran, und ſchwang nun, auf dem Felſengipfel ſtehend, dieſe rothe Fahne hin und her, um dem Schiffe ein Zeichen zu geben. Allein, ehe das Schiff ſo nahe gekommen war, daß es dieſes Zeichen bemerken konnte, änderte es auf einmal ſeinen Lauf, und ſegelte in weiter Entfernung an der Inſel vorbei. Gottfried folgte mit ſeinen Blicken dem Schiffe, bis es an der äußerſten Gränze des Himmels aus ſeinen Augen verſchwunden war, und ſank dann troſtlos und tiefbetrübt auf dem Felſen nieder!

Er weinte lange ſchmerzlich! Doch jetzt kamen ihm die Worte zu Sinne, die ſein Vater einmal bei einer vereitelten Hoffnung geſagt hatte: „Oft ſcheint uns im Unglücke die Hülfe Gottes ſehr nahe, und verſchwindet wieder. Allein wir müſſen deßhalb nicht verzagen. Das iſt nur eine Prüfung, durch die uns Gott im Vertrauen auf Ihn und in der Geduld bewährt machen will. Er wird dann ſpäter und um ſo herrlicher helfen. Ja, wenn Er uns auch in unſerm Elende umkommen ließe, ſo dürfen wir in dem Glauben an Seine weiſe Vaterliebe doch nicht wanken. Denn Alles, was Gott über uns ſchickt, iſt zu unſrer Seligkeit, wenn nicht in dieſem, doch in jenem Leben.“ Mit dieſen Worten ſeines Vaters tröſtete ſich Gottfried, und faßte wieder Muth.

Indeß gab er die Hoffnung nicht auf, es werde wohl noch ein anderes Schiff der Inſel näher kommen, und ihn mit ſich nehmen. Allein nunmehr wurde die Jahreszeit immer rauher. Der Spätherbſt ſtellte ſich mit heftigen Regengüſſen ein; es regnete Tag und Nacht in Einem fort. Die dichten Tannenäſte, unter denen Gottfried ſein Nachtlager aufgeſchlagen hatte, gewährten ihm keinen Schutz mehr. Er lag da wie unter der Dachtraufe; der Boden war überall ſo durchnäßt, daß in dem Wäldchen nirgends mehr ein trockenes Plätzchen zu finden war. Der lang andaurende Regen nahm nun wohl ein Ende. Allein der Winter rückte immer näher. Kalte Winde wehten, und das Tannenwäldchen war nicht dicht genug, ſie abzuhalten. Den armen Gottfried fror es zu Nacht ſo ſtark, daß er vor Froſt zitterte. „Ach Du mein Gott,“ ſagte er eines Morgens faſt erſtarrt, „wie wird es mir erſt gehen, wenn es ganz Winter iſt! Wenn ich dann in dem luftigen Wäldchen auf dem gefrornen Boden ſchlafen muß, ſo werde ich gewiß erfrieren. Du lieber Gott, laß mich doch ein Plätzchen finden, wo ich vor Froſt und Näſſe ſicher bin!“

Er machte ſich auf, ein ſolches Plätzchen zu ſuchen. Zwiſchen dem höchſten Felſen der Inſel, auf deſſen Gipfel Gottfried täglich ſtieg, und zwiſchen einem andern Felſen, der beinahe eben ſo hoch war, lag ein kleines, grünes Thälchen. Gottfried hatte es von dem Felſengipfel aus oft mit Vergnügen betrachtet, allein vergebens einen Eingang dazu geſucht. Von einem der ſteilen Felſen die es umgaben, hinunter zu klettern, war unmöglich. Er verſuchte daher noch einmal, irgend einen andern Weg dahin auszuſpähen. Endlich bemerkte er, nur einige hundert Schritte von dem Urſprunge der Quelle, einen Felſen, der von oben herab gleichſam entzwei geſpalten war. Er kletterte zu der Spalte hinauf, und kam durch die Oeffnung glücklich in das ſchmale Felſenthal. In einem der Felſen erblickte er eine Höhle, deren enger Eingang von einem Paar alten Tannen beſchattet war. Er ging in das ziemlich geräumige Gewölbe hinein, und rief voll Freude: „Dieſe Höhle iſt ganz wie für mich geſchaffen. Hier kann ich mich leicht vor Regen und kalten Winden ſichern. Du ſorgſt doch für Alles, lieber Vater im Himmel! Du haſt mich, ſo lange ich hier bin, mit Nahrung verſehen; Du ließeſt mich eine Quelle finden, meinen Durſt zu ſtillen, und nun verſchaffeſt Du mir auch noch eine ſchützende Wohnung für den Winter. So hart Du mich prüfeſt, ſo erkenne ich doch, ſelbſt in dieſer Prüfung, Deine zärtliche Vaterliebe. Ich kann Dir nicht genug dafür danken!“

Gottfried war nun ſehr geſchäftig, ſich reichliches Moos zu ſammeln, und es an der Sonne zu trocknen. Denn ſo kalt die Nächte waren, ſo ſchien den Tag über die Sonne doch ſehr warm. Er trug das getrocknete Moos Abends in die Höhle, und ſchlief in dieſer ſeiner neuen Wohnung auf dem weichen Mooslager ſogleich die erſte Nacht ſehr gut.

Gottfried richtete nun ſeine einſiedleriſche Hauswirthſchaft ſo gut als möglich ein. Er brachte ſeinen Waſſerkrug, ſeinen Kochtopf und ſeine Schüſſel, und was er ſonſt noch hatte, hieher. Vor Allem war er auf den nahen Winter bedacht. Er ſchichtete alles Holz, das er bereits gefällt hatte, zunächſt einer Felſenwand auf, und fällte noch mehreres dazu. Er verſuchte, in der Höhle Feuer aufzuſchüren; allein er mußte vor Rauch beinahe erſticken. Er ſann nun darauf, den Eingang der Höhle wenigſtens gegen das Eindringen kalter Winde zu verwahren. Er flocht aus Stäben und Zweigen von den noch vorhandenen Weiden eine Art Thüre. Zwei Tannenſtämme, die er dicht an dem Eingange der Höhle in dem Boden befeſtigte, dienten zum Thürgerüſt. Anſtatt der eiſernen Thürbänder drehte er Bänder aus zähen Tannenzweigen, und die leichte Thüre ließ ſich nun ohne Mühe öffnen und zumachen. Alle Zwiſchenräume der aus Weiden geflochtenen Thüre verſtopfte er mit Moos. Nur eine ganz kleine Oeffnung hatte er in der Thüre angebracht, um die Tagshelle zu ſehen. Nunmehr war es ihm die Nacht hindurch in der Höhle warm genug. Zum Feuerherde wählte er einen trockenen Platz unter einem überhängenden Felſen in einer Ecke des Thälchens. Hier bewahrte er immer Glut unter der Aſche, um mit Hülfe dürrer Reiſer, ſo oft er es nöthig hatte, ein luſtiges Feuer aufzuſchüren, bei dem er nicht nur ſeine Fiſche braten oder ſie in dem Topfe ſieden, ſondern auch ſich wärmen konnte. Denn nur im Nothfalle wollte er mit Stahl und Stein neues Feuer ſchlagen. Er ſparte ſeine wenigen Schwefelhölzchen wie Gold; um tauſend Gulden wäre ihm keines feil geweſen. „In der That,“ ſagte er, „um einen großen Klumpen Gold würde ich das klein wenig Schwefel, das an einem ſolchen Hölzchen klebt und kaum halb ſo groß als ein Gerſtenkörnlein iſt, nicht geben! Denn ohne ein ſolches Schwefelhölzchen hätte ich meine Fiſche roh eſſen müſſen; ja, ich könnte auf dieſer Inſel wohl gar noch erfrieren müſſen. Eben ſo nützlich waren mir Stahl und Stein. Ueberall ſind wir von Wohlthaten Gottes umgeben, die wir in glücklichen Tagen nicht dafür erkennen.“

Der Winter ſtellte ſich nunmehr ein, er war jedoch nie ſo kalt, wie in unſerm Lande. Als Gottfried eines Morgens aus ſeiner Höhle trat, hatte es die Nacht hindurch geſchneit. Ein anderes Mal waren Felſen und Bäume mit weißem Duft bereift. Es kam dem armen Gottfried ſehr gut, ſich an dem wohlthätigen Feuer wärmen zu können, und er dankte Gott recht von Herzen für dieſe Wohlthat.

Wenn nun Gottfried in den langen Winterabenden ſo einſam bei den lodernden Flammen ſaß, der Rauch zu dem geſtirnten Himmel empor wallte, und die bereiften Felſen und Tannen umher im Glanze des Feuers ſchimmerten — aber kalt und gefühllos daſtanden; ſo ſehnte er ſich wohl recht herzlich an den väterlichen Feuerherd zurück. Er dachte mit Thränen in den Augen daran, wie er ehemals dort bei ſeinen lieben Eltern und Geſchwiſtern ſo vergnügt geweſen, wie der Vater beim Korbmachen kleine Geſchichten erzählte, die Geſchwiſter umher ſaßen und Hanf ſpannen, und die liebreiche Mutter Netze ſtrickte, und gar oft Nüſſe oder gebratene Aepfel austheilte. „Einen Finger aus meiner Hand gäbe ich darum,“ ſagte er öfter, „wenn ich nur eine Stunde dort ſeyn könnte!“

Gottfried nahm den Winter hindurch noch eine Menge Arbeiten vor. Mit vieler Mühe verfertigte er aus den Brettern des geſcheiterten Schiffleins einen Tiſch und eine Bank, befeſtigte ſie an einer Felſenwand und errichtete ein Bretterdach darüber, damit er auch an Regentagen draußen vor der dunkeln Höhle im Trocknen ſitzen, Angelſchnüre drehen, Angelhaken zuſchleifen, Fiſche abſchuppen, und andere dergleichen Geſchäfte vornehmen, oder auch ſeine Mahlzeit verzehren könne. Den grünen Platz vor der Höhle ebnete er ſchön ab, und klaubte oder wälzte die herum liegende Steine hinweg. Den Weg zur Quelle machte er gangbarer, und brachte an einem Paar ſteilen, gefährlichen Stellen kleine Staffeln an.

Endlich ward es wieder Frühling. Die Möven und ähnliche Seevögel niſteten in dem Schilfe am Geſtade des Meeres und an den nahen Felſen, und es gelang ihm, ſich hie und da einige Eier aus ihren Neſtern zu holen. Dieſe Eier waren dann für ihn eine ſeltene feſtliche Mahlzeit, weil ſie nicht nur gut ſchmeckten, ſondern auch grünlich, gelblich oder bläulich gefärbt waren, und ihn an das Oſterfeſt erinnerten, das in dieſe Zeit fiel. Die Brunnenkreſſe und die zarten Blättchen der Kettenblume dienten ihm zum Salat; die Wurzeln dieſer Blumen auch zur Speiſe. Das Meerſalz, das er an den felſigen Ufern ſammelte, kam ihm ſehr gut zu ſtatten, ſeine gebratenen Fiſche und hartgeſottenen Eier ſchmackhafter zu machen. Seine einfache Koſt ſchlug ihm auch ſehr gut an; er ward dabei immer ſtärker und größer. „O wie wenig braucht der Menſch,“ ſagte er oft, „um ſein Leben zu erhalten, und friſch und geſund zu bleiben.“

Die Stunden in denen er nicht fiſchte, kochte, Holz fällte und ähnliche Arbeiten verrichtete, brachte er damit zu, aus den Muſcheln, die das Meer zu Zeiten auswarf, Perlen auszuleſen. Da ſonſt kein Menſch hieher kam, ſie aufzuſuchen, ſo fand er ſehr viele und darunter manche von ſeltener Schönheit. Auch ſammelte er an den Felſen des Meeres Korallen. Er flocht aus Binſen niedliche Körbchen mit ſcharf anſchließendem Deckel, in denen er die Perlen und Korallen aufbewahrte. „Ich hoffe,“ ſagte er, „Gott werde mich das Angeſicht meiner lieben Eltern noch einmal ſehen laſſen.

Dann bringe ich ihnen doch einen kleinen Schatz mit nach Hauſe. Sie können dann für ihr herannahendes Alter ſich manche Erquickung verſchaffen, und meine Geſchwiſter einmal gut verſorgen. Ach, die guten Eltern haben ſo viel an mir gethan, und ich kann es ihnen nicht vergelten! Wie gern hälfe ich ihnen, da ich jetzt bereits ziemlich groß und ſtark bin, bei ihrer vielen Arbeit, wenn ich nicht ſo weit von ihnen entfernt wäre! Allein indem ich hier Perlen und Korallen für ſie ſammle, bin ich ihnen vielleicht doch nützlich, und arbeite für ſie. Und für ein Kind, das nicht ganz ohne alles kindliche Gefühl iſt, gibt es keine angenehmere Beſchäftigung, als für die geliebten Eltern zu arbeiten.«

Siebentes Kapitel.

Der Freund in der Einſamkeit.

Gottfried lebte auf ſeiner Felſeninſel ſo zufrieden und vergnügt, als ein munterer, lebhafter Knabe es in der tiefſten Einſamkeit nur immer ſeyn kann. Unter beſtändiger Beſchäftigung wurde ihm die Zeit nie lang. Nur wenn trübe Regentage ihn nöthigten, unter ſeinem Bretterdache zu ſitzen, oder wenn heftige Stürme, Froſt und Kälte ihn gar zwangen, ſich in ſeine Höhle einzuſchließen, da ſeufzte er öfter: „Ach, gar Niemand zu haben, mit dem man reden könnte, iſt doch recht hart! O wie glücklich war ich, da ich noch zu Hauſe bei meinen lieben Eltern war.“ Er dachte den Tag über faſt immer an ſie, und träumte zu Nacht von ihnen. Einmal kam ihm ſein Vater wieder beſonders lebhaft im Traume vor, blickte ihn mit freundlichem Lächeln in dem ehrwürdigen Angeſichte an, nannte ihn ſeinen lieben Gottfried, rief ihn unbeſchreiblich liebreich zu ſich, und ſtreckte ihm die offenen Arme entgegen. Gottfried erwachte, und fing, als er ſich in ſeiner Höhle allein ſah, ſo herzlich zu weinen an, daß ihm die hellen Thränen reichlich über die Wangen floſſen. „O, der gute Vater,“ ſprach er; „wie lieb hatte er mich, da ich noch bei ihm war! Wie freundlich redete er mit mir, und wie viel Gutes erwies er mir! Und wie traurig iſt es, daß er nun ſo weit von mir entfernt iſt, und daß ich ſein Angeſicht nicht mehr ſehe, und auch er mich mit keinem Auge mehr ſieht! Ach, er weiß nicht einmal, daß ich noch lebe!“

„Doch,“ ſprach Gottfried jetzt mit einem frommen Blick zum Himmel, „ich habe ja noch einen andern Vater, Dich, Du lieber Vater im Himmel! Ich kann Dich zwar jetzt noch ſo wenig ſehen, als ich jetzt das Angeſicht meines Vaters auf

Erden ſehen kann. Aber ich weiß doch, daß Du da droben biſt in dem Himmel, ja, daß Du mir auch hier auf Erden nahe biſt! Du liebſt mich unendlich mehr, als mein Vater auf Erden mich lieben kann. Du ſiehſt mich, und weißt alle meine Gedanken. Mein Vater auf Erden hört mich nicht, und ich kann jetzt nicht mit ihm reden; aber Du hörſt alle meine Worte; mit Dir kann ich jeden Augenblick reden. Du redeſt zwar nicht mit mir, wie Menſchen mit Menſchen reden; allein Du gibſt mir gute Gedanken ein; Du ſendeſt mir Troſt und Freude in das Herz. Du gibſt mir Deine Liebe durch Deine Gaben, durch Deine väterliche Schickungen zu erkennen. O wie liebreich haſt Du ſchon auf dieſer Inſel für mich geſorgt! Und gewiß haſt Du mich nur aus den weiſeſten, liebevollſten Abſichten hieher geführt! Wie glücklich bin ich, daß ich Dich erkenne! Wie unglücklich, wie ſtrafbar wäre ich, wenn ich Deiner je vergeſſen könnte! Wie ich hier auf dieſer fremden Inſel ſtets an meinen Vater auf Erden denke, ſo will ich auch Deiner ſtets gedenken, liebſter Vater im Himmel. O wie ſelig iſt der Menſch, der Dich erkennt, Dich liebt, ſein Vertrauen auf Dich ſetzt! Er iſt nirgends allein; überall iſt ein Freund mit ihm, an den er ſich in allen Nöthen wenden kann. Ja, bei Dir liebſter Vater im Himmel, finde ich immer die ſicherſte Zuflucht, den einzigen Troſt, die beſte

Hülfe. Und wie ich meinen Vater auf Erden noch einmal von Angeſicht zu ſehen hoffe, ſo wird auch der ſelige Augenblick kommen, wo ich Dein Angeſicht ſehen werde.“

Gottfried betete täglich ſein Morgen- und Abendgebet mit großer Andacht; eben ſo betete er vor und nach ſeiner einſamen Mahlzeit. Er dankte Gott für jede Seiner Gaben. Da er in ſeiner tiefen Einſamkeit durch nichts zerſtreut wurde, und nur wenige Gegenſtände um ſich ſah, ſo betrachtete er dieſe mit deſto größerer Aufmerkſamkeit, und lernte Gott in ſeinen Werken immer mehr erkennen.

Oft ging er auf die höchſte Felſenſpitze, um die Sonne aufgehen zu ſehen. Wenn nun Himmel und Meer immer röther und heller glühten, die Wolken zu brennen ſchienen, und endlich die Sonne als eine große feurige Kugel herauf kam, ſo erfüllten Andacht und Anbetung ſein ganzes Herz. Er ſank dann auf die Knie nieder und betete Denjenigen an, der dieſes Wunderwerk hervorgebracht hat. Wenn man den frommen Knaben ſo hätte abmalen können, wie er auf dem Felſen kniete, und die röthlichen Strahlen der aufgehenden Sonne ſein Angeſicht und ſeine Hände beleuchteten, es hätte ein ſchönes Gemälde gegeben! Eben ſo betete er ſein Abendgebet am liebſten, wenn er die untergehende Sonne betrachtete. „Du, o Vater im Himmel, biſt es ja,“ ſprach er, „der ſie aufgehen und untergehen läßt, damit ſie den Menſchen, Deinen Kindern, leuchte, und Allem, was da lebt, grünt und blüht, Wärme, Wachsthum und Gedeihen gebe.“

Auch den ſanften, freundlichen Mond betrachtete er oft mit frommer Freude, und ergötzte ſich ſehr an ſeinem richtigen Abnehmen und Zunehmen, das er früherhin nicht ſo genau bemerkt hatte. „O, wie liebreich und mild muß Derjenige ſeyn,“ ſprach er, „der ihn den Menſchen, nach vollbrachtem heißem Tagewerke, ſo mild und ſanft leuchten läßt!“

In hellen, mondloſen Nächten freute er ſich der unzähligen funkelnden Sterne. Er ſtieg oft auf ſeine Felſenſpitze, um den Sternhimmel ganz zu überſchauen. Erſt jetzt, da er mehr darauf achtete, nahm er wahr, daß einige Sterne auf und unter gingen, und einen ſo weiten Weg um den Himmel machten, wie die Sonne; daß andere aber kleinere Kreiſe durchliefen, ohne je unterzugehen; ja, daß ſich das ganze Sterngewölbe um einen Stern, der nie von der Stelle kam, zu drehen ſchien. Er bemerkte, daß die Sterne täglich etwas früher aufgingen, daß von Monat zu Monat immer neue Geſtirne, die er noch nie aufgehen ſah, zum Vorſchein kamen, bis endlich, nach Verlauf eines Jahres, wieder die nämlichen aufgingen. Auch bemerkte er, wiewohl er noch nie von Fixſternen und Planeten gehört hatte, daß faſt alle Sterne immer gleich weit von einander entfernt blieben, und eine feſte

Stellung gegen einander behielten; daß jedoch einige wenige ihren eigenen Weg durch den Himmel machten und bei anderen Sternen vorbei wanderten; daß der hellſte und ſchönſte aller Sterne ſich nur am Morgen- oder Abendhimmel ſehen laſſe, und zu Zeiten ſo lebhaft glänze, daß Felſen und Bäume einen ſichtbaren Schatten warfen. Alles dieſes machte ihm große Freude. Ja, wenn ſo eine recht ſchöne, ſternhelle Nacht war, beſonders im Winter, da gerade die ſchönſten Geſtirne am Himmel ſtehen, ſo konnte er den überall funkelnden, geſtirnten Himmel nie ohne einen heiligen Schauer der Ehrfurcht anſehen. „Es iſt doch wahr," rief er, „die Himmel erzählen von der Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke ſeiner Hand."

Aber auch die Werke Gottes auf Erden, ſo viel davon auf der unfruchtbaren Felſeninſel zu ſehen war, erregten fromme Empfindungen in ihm, und erweckten ihn zur Andacht. „Wie dort oben der blaue Himmel mit Sternen geſchmückt iſt," ſprach er eines Tages im Frühlinge, „ſo iſt der grüne Raſen hier vor meiner Höhle mit ſchönen, goldgelben Blumen geziert, deren zarte Blättchen ſich wie Strahlen ausbreiten." Gottfried hatte in ſeiner Kindheit mit ſeinen Geſpielen aus den Stielen ſolcher Blumen öfter Ketten gemacht; auch die wollenen Kugeln, die nach dem Abblühen der Blumen entſtehen, mit kindlicher Luſt aus einander geblaſen, und ſich der umherfliegenden Flocken gefreut. Jetzt aber ſah er ſie ganz anders an! „Auch in dieſen wenig geachteten Blumen,“ ſagte er, „zeigt ſich die Weisheit und Güte Gottes. Jede dieſer Federflocken trägt unten ein kleines Samenkörnlein; jedes Samenkörnlein iſt gleichſam ein Schifflein mit Segeln, deren viele von dem feſten Lande durch die Luft hieher ſegelten. Da der Wind dieſe Samenkörnlein gar ſo leicht fortführt, ſo geſchieht es, daß auch dort oben an den Felſenwänden ſolche Blumen wachſen. So wurden, lange bevor ich hieher kam, faſt überall Blumen angeſäet, deren Kräuter und Wurzeln mir Nahrung gewähren.“

Die Tannen, die einzigen Bäume, die es auf ſeiner Inſel gab, waren ihm ſehr liebe Bäume. „Wenn dieſe Bäume mir nicht Holz lieferten,“ ſagte er, „ſo ſtünde es um meine Küche ſehr ſchlecht, und ich würde den kalten Winter kaum überleben.“ Er betrachtete die glänzend braunen, zierlich geſchuppten Tannenfrüchte, mit denen er ehemals als ein kleines Knäblein geſpielt hatte, ſehr aufmerkſam; er löſte die Schuppen mit ſeinem Meſſer ab, und entdeckte nun, daß unter jeder Schuppe ſich zwei geflügelte Samenkörnlein befanden. „Auch dieſe Samenkörnlein,“ ſprach er, „ſind vom feſten Lande herüber geflogen; dieſe Tannen auf den Felſen umher ſind auf ähnliche Art, wie jene gelbe Blumen, gepflanzt worden. Wie könnte ſonſt der Samen ſo hoch hinauf gekommen ſeyn auf die

Spitzen dieſer Felſen! Die Wurzeln der Tannen ſind auch recht dazu geſchaffen, ſich an den harten Felſen feſtzuklammern. Sie kriechen manchmal weit umher, und ſuchen, als hätten ſie Verſtand, überall an den glatten Felſenwänden, bis ſie eine Ritze oder Spalte finden, worin ſie ſich einbohren können. Die Stämme der Tannen wachſen ſchlank und gerade wie Kerzen empor, und ſind ſo beugſam, daß ſie im Sturm nur hin und her ſchwanken, aber nicht leicht brechen. Gerade ſo, wie es ſeyn mußte, damit ſie in ſolcher Höhe aushalten können. Ihre Aeſte und Zweige bleiben auch im Winter grün, und gewähren, wenn alle andere Bäume kahl ſind, manchem armen Vögelein Schutz. Auch ſind die Tannen, ſie mögen noch mit jungem, friſchem Grün geſchmückt emporwachſen, oder ſich ſchon hoch zum Himmel erheben, recht ſchön anzuſehen. Wenn ich zwiſchen den dunkelgrünen Zweigen der Tannen vor meiner Höhle zum Himmel hinauf blicke, ſo dünkt er mich noch einmal ſo ſchön blau, und der Mond ſcheint mir noch einmal ſo helle.« Gottfried ſchonte deßhalb auch die zwei Tannen vor ſeiner Höhle, und holte ſich ſein Holz lieber weiter her.

Auch die zarten grünen Mooſe, die Gottfried ſonſt wenig geachtet hatte, betrachtete er jetzt mit großer Aufmerkſamkeit. „Wie gut hat Gott doch Alles eingerichtet!« ſprach er. „Auch das kleinſte Moospflänzchen iſt ein Wunder ſeiner Weisheit und Güte. Es gleicht einem winzig kleinen Tannenbäumchen; und wie zart gewebt erſcheinen, gegen das Licht gehalten, die kleinen Blättchen! Alle Gewebe von Menſchenhand ſind dagegen rauh und grob.« Er bemerkte die kleinen Kapſeln, die den Samen enthalten. »Wie nett ſind dieſe kleinen Büchschen!« ſagte er; »ſie ſind wie winzig kleine Kelche geſtaltet, und mit Deckeln verſehen. Die Samenkörnlein ſind ſo klein, wie feiner Staub. Wenn die Samen reif ſind, fallen die Deckel ab, und der Wind ſtreut den Samenſtaub weit umher. So wurden dieſe Mooſe überall ſo reichlich ausgeſäet. Dem härteſten Felſen gewinnen ſie Nahrung ab, und bekleiden ihn mit lieblichem Grün. Das zarte, weiche Moos dient dem Vögelein, das dort ſingt, zu ſeinem Neſtchen, und mir zu einem Bette. Wie unzählige ſolcher Moosfäſerchen brauchte ich dazu, mir ein weiches Lager zu bereiten? Wenn ſie nicht ſo reichlich vorhanden wären, ſo wäre mir auf dem harten Felſen hart gebettet geweſen! Auch hätte ich meine Höhle nicht ſo gut gegen die Kälte verwahren können. Ja, Du lieber Gott, Alles von der hohen Tanne bis zu dem niedrigen Mooſe, von der Sonne bis zu dem Samenſtäubchen des Mooſes, verkündet Deine Macht. Die ganze Erde iſt voll Deines Ruhmes. Himmel und Erde ſind gleichſam ein Tempel Deiner Herrlichkeit. Mein Herz aber ſoll ein Dir geheiligter Altar ſeyn.«

Wiewohl nun Gottfried Himmel und Erde als einen Tempel Gottes betrachtete, ſo fiel es ihm doch äußerſt ſchwer, daß er keine Kirche mehr beſuchen konnte. »Irgend ein chriſtliches Zeichen zur frommen Erinnerung ſollte ich doch hier haben,« ſagte er; »ſolche Zeichen können uns Menſchen leicht zur Andacht bewegen.« Er fand ein ſchönes Tannenſtämmchen, deſſen braune Rinde mit zartem, gelbem und weißem Mooſe bewachſen war; er zertheilte mit ſeinem Handbeile es in zwei Stücke, ein längeres und ein kürzeres, fügte daraus ein Kreuz zuſammen, und errichtete es auf einem ſchönen, grünbemoosten Felſen nicht weit von ſeiner Höhle.

»Das Zeichen des Kreuzes,« ſprach er, »dieſes heilige Zeichen unſrer Erlöſung, iſt ſo einfach, daß man es überall leicht zu Stande bringen kann; und doch erinnert es uns ſo ſchön an unſern Erlöſer, der für uns am Kreuze ſtarb! Sonſt ziert man die Kreuze wohl mit Gold und Edelſteinen. Allein auch der einfache Schmuck von Moos nimmt ſich nicht übel aus, und iſt dem Aufenthalt eines armen Einſiedlers wohl angemeſſen.« Vor dieſem Felſen mit dem Kreuze, den er ſeinen Hausaltar nannte, betete er nun öfter ſein Morgen- und Abendgebet; ein Stein, den er herbeigewälzt hatte, diente ihm zum Betſchemmel.

Seine Eltern hatten ihm einige ſchöne, kurze Gebete auswendig beten gelehrt. Er freute ſich ſehr, daß er ſie gut im Gedächtniſſe behalten hatte, und betete ſie alle Tage. Er ſah wohl ein, daß ſie gute Gedanken in ihm erregten, und ihm gleichſam Flügel waren, ſein Herz zum Himmel zu erheben. „Freilich,“ ſagte er, „wenn Gott einem eben eine große Wohlthat erwieſen hat, oder wenn man ſich eben in einer großen Noth befindet, bedarf man keine Gebete auswendig zu wiſſen. Die Noth und ein gerührtes Herz lehren uns dann ſchon beten. Allein es gibt doch viele Stunden, wo uns keine beſondere Noth drückt, und wir auch keine beſondere Freude haben. Da kommen uns ſolche kleine Gebete ſehr zu gut. Dieſe kurzen Gebete, die ich auswendig weiß, ſind ein Gebetbüchlein, das meine lieben Eltern mir mit auf meinen Lebensweg gegeben haben; auch habe ich dieſes Büchlein immer bei mir, und kann es nicht verlieren.“

Seine Eltern hatten ihn auch mehrere Sprüche aus der heiligen Schrift auswendig lernen laſſen. Auch dieſe Sprüche, beſonders die Ausſprüche Jeſu, wiederholte er alle Tage, damit er, da er jetzt kein Buch mehr hatte, in dem er ſie nachleſen konnte, ſie nicht vergeſſen möge. Er überdachte dieſe Sprüche, und fand Erbauung und Troſt darin. „Dieſe ſchönen Sprüche,“ ſagte er, „ſind wie ein Schatzkäſtlein voll Edelſteine, die man mir nicht ſtehlen kann, die mir große Freude machen, und für mich einen unermeßlichen Werth haben!“

Gottfried erinnerte ſich in ſeiner Einſamkeit öfter an Johannes in der Wüſte. „Es war doch der Wille Gottes,“ dachte er, „daß Johannes, der ein heiliger Mann werden, und viel Gutes unter den Menſchen bewirken ſollte, ſeine Jünglingsjahre in einer Wüſte zubringen mußte. Die Einſamkeit muß alſo doch ihr Gutes haben. So hat Gott auch mich wohl nicht ohne Urſache hieher geführt!“ In der That ward das einſame Leben dem guten Knaben ſehr heilſam. Er wuchs in ſeiner ſtillen Einſamkeit zu einem ſehr frommen, guten Jünglinge heran.

Achtes Kapitel.

Neue Leiden und Mühen.

Bisher war Gottfried auf ſeiner Inſel immer vollkommen geſund geweſen. Allein eines Tages trat er ſich ein Stück von einer ſcharfen Meermuſchel tief in die Ferſe. Denn ſeine Schuhe hatte er auf den ſteinigen Wegen längſt durchgetreten, und konnte ſie nicht mehr gebrauchen. Die Wunde entzündete ſich, und verurſachte ihm große Schmerzen. Er bekam ein Wundfieber, und konnte kaum mehr von ſeinem Lager aufſtehen. Er hatte unſägliche Mühe, auf einen Stab geſtützt, an die Quelle zu gehen und ſich einen Krug Waſſer zu holen, um ſeinen brennenden Durſt zu löſchen. Er war froh, daß er keine Luſt zu eſſen hatte; denn aus dem Behältniſſe einen Fiſch zu holen und ihn zuzubereiten, wäre ihm faſt unmöglich geweſen. Es fehlte ihm an Leinwand, ſeine Wunde zu verbinden. Der arme Gottfried war in der That ſehr bedauernswerth!

Wie er nun, unter großen Schmerzen und glühend von Hitze, hülflos auf ſeinem Moosbette in der dunklen Höhle ſo da lag, da gedachte er mit mehr Wehmuth, als je, an ſein väterliches Haus. „Ach,“ ſagte er, „wenn mir zu Hauſe etwas fehlte, wie haben meine Eltern da ſo liebreich für mich geſorgt! Mein Vater ging ſelbſt, einen Arzt zu rufen. Die Mutter reichte mir unter freundlichem Zureden die Arznei, brachte mir warme Suppe an mein Bett, und legte mir meine Betten zurecht. Meine Geſchwiſter hatten das größte Mitleid mit mir, und waren nur darauf bedacht, mich zu tröſten und mir alle erdenkliche Gefälligkeiten zu erweiſen. Alle beteten für mich! Hier aber bin ich ſo ganz allein und von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen! Ach, es wäre ſchrecklich, wenn ich ſo einſam und verlaſſen hier ſterben müßte!“

Er vergoß heiße Thränen, erhob ſeine Hände und betete: „O Du guter Gott, liebſter Vater im Himmel, Du meine einzige Zuflucht! Wenn ich gleich von aller Welt verlaſſen bin, ſo verläſſeſt doch Du mich nicht! Ja, erbarme Du Dich meiner! Du haſt mir noch immer geholfen; hilf mir auch jetzt. Ach, laß mich wieder geſund werden! Gib nicht zu, daß ich auf dieſer einſamen Inſel ſterbe; führe mich wieder zurück zu meinen geliebten Eltern!«

Er ſah es jetzt mehr als je ein, daß er gegen ſeine guten Eltern nicht ſo dankbar, ſo gehorſam war, als er es hätte ſeyn ſollen. „Ach, lieber Gott,« ſagte er, „vielleicht haſt Du mich auch deßhalb hieher auf dieſe Inſel verwieſen, damit ich dieſe meine Fehler erkenne und beſſere. Ach, verzeih mir, liebſter Vater! Ich verſpreche es Dir, wenn Du mich je wieder zu meinen Eltern zurück kommen läſſeſt, ſo will ich gewiß die lautere Liebe und Dankbarkeit gegen ſie ſeyn, und ihnen mit dem bereitwilligſten Herzen gehorſamen!«

Er dachte mit betrübtem Herzen daran, daß er ſeinen lieben Geſchwiſtern oft unfreundlich begegnet, mit ihnen gezankt und ſie mit rauhen Worten betrübt habe. „Ach, wie mich das jetzt reuet!« ſeufzte er. „Verzeih mir doch, liebſter Vater im Himmel! und führe mich wieder zu ihnen zurück. O gewiß, gewiß werde ich mich dann befleißen, mit ihnen in der vollkommenſten Eintracht zu leben, und ihnen der liebevollſte Bruder zu ſeyn!«

„Ach,« ſprach er öfter, „ich wußte das Glück, ſo liebe Eltern, ſo gute Geſchwiſter zu haben, als ich noch bei ihnen zu Hauſe war, nicht genug zu ſchätzen! Ich habe dieſes Glück durch Eigenſinn und Unbeſonnenheit oft geſtört! Ach, laß mich, liebſter Vater im Himmel, Eltern und Geſchwiſter noch einmal ſehen, daß ich ſie um Verzeihung bitte, ihnen durch ein beſſeres Betragen Freude mache, und ihnen das viele Gute, daß ſie mir erwieſen haben, doch in etwas vergelte!“

So und auf ähnliche Weiſe betete Gottfried in ſeiner Krankheit öfter. Gott ließ ihn wieder geſund werden. Gottfrieds Wunde fing an zu heilen, das Fieber nahm immer mehr ab, und verließ ihn endlich ganz. Als er das erſte Mal wieder frei und ohne Stab aus ſeiner Höhle hervorgehen konnte, dankte er Gott auf den Knien, daß Er ihm ſeine Geſundheit wieder geſchenkt hatte. Neues Vertrauen auf Gott durchdrang ſein Herz. „Lieber, himmliſcher Vater!“ ſagte er voll frohen Muthes, „meinen Einen Wunſch haſt Du erfüllt, und mich wieder geſund werden laſſen; ich bin voll der freudigen Hoffnung, Du werdeſt auch meinen zweiten Wunſch erfüllen, und mich dereinſt zu meinen lieben Eltern zurück führen.“

Gottfried war, da er ſich wieder hergeſtellt ſah, nun vor Allem darauf bedacht, ſich eine Art Schuhe zu verfertigen, damit er ſeinen kaum geheilten Fuß nicht wieder verletze. Er machte mit Hülfe ſeines

Beiles und Meſſers aus einem Brettchen des zertrümmerten Schiffleins ſtarke Sohlen; aus dem Leder ſeiner alten Schuhe ſchnitt er Riemen, und nagelte ſie mit den Nägeln aus den alten Schuhen an den Sohlen feſt. Die neuen Schuhe, dergleichen man ſonſt Sandalien nannte, gelangen ihm ſo gut, als es mit ſeinen unvollkommenen Werkzeugen nur immer ſeyn konnte.

Allein Gottfried hatte auch neue Kleider nöthig. Die alten waren ihm zu klein geworden, und ſo abgetragen und zerriſſen, daß ſie ihn wenig mehr gegen Froſt ſchützten. Bei rauher Witterung fror es ihn manchmal ſo heftig, daß er mit den Zähnen klapperte, und aufs neue krank zu werden fürchtete. Er zog zwar an kalten Tagen den Mantel ſeines Vaters an. Allein der Mantel war ihm zu lang, und er ſchleifte ihn nach; auch die Aermel reichten ihm weit über die Hände hinaus, und waren ihm, obwohl er ſie aufſtülpte, bei der Arbeit ſehr unbequem. Der Mantel war aus dauerhaftem braunen Tuche, und beinahe noch wie neu. Er beſchloß daher, ſich daraus ein langes Kleid zu verfertigen, das bis auf die Erde reichte, und für eine vollkommene Kleidung gelten konnte, wie er ſie einmal an einem Klausner geſehen hatte. „Aber,“ ſagte er, „woher nehme ich Nadel und Faden, und eine Scheere?“ Zur Nadel ſchliff er ein Stück eines abgebrochenen Nagels zu; die größte Mühe machte es ihm, mit einem andern zugeſpitzten Nagel das Nadelöhr durchzubohren. Zu ſeinem Glücke hatte er einſt in der Werkſtätte des Schmieds bemerkt, wie das Eiſen nicht nur, ſo lange es glühe, ſehr weich ſey, ſondern auch nachher noch ziemlich weich bleibe; wie es aber, wenn man es glühend in kaltes Waſſer tauche, ſehr hart werde. Er dankte Gott, der zum Nutzen der Menſchen dem Eiſen dieſe zwei wunderbaren Eigenſchaften gegeben hat, und brachte eine ziemlich ordentliche Nadel zu Stande, die aber doch eher einer Packnadel, als einer Nähnadel glich. Um Faden zum Nähen zu bekommen, zog er die Ueberreſte eines leinenen Strumpfes auf, den er längſt abgelegt hatte. Anſtatt der Scheere bediente er ſich des Meſſers, das er an einem Steine wohl ſchärfte. Er machte ſich nun an die Arbeit, ſchnitt den Mantel auf einem Brette zu einem langen Rocke zu, und nähte ihn, ſo gut er konnte, zuſammen. Zum Gürtel beſtimmte er den Strick, mit dem einſt das Schifflein angebunden war, und den Sonne und Regen indeß hübſch weiß gebleicht hatten. Da auch ſein Strohhut morſch und unbrauchbar geworden, ſo verſuchte er, aus Binſengras einen neuen Hut zu flechten, was ihm, als einem jungen Korbmacher, ſehr gut gelang. Er zog hierauf ſeine neue Kleidung an, und ſtand nun in der braunen Kutte und mit dem weißen Stricke um den Leib, den dunkelgrünen Binſenhut, den er an beiden Seiten etwas aufgeſchlagen hatte, auf dem Kopf, und mit ſeinem langen Stabe von Weidenholz in der Hand, ganz als ein Einſiedler gekleidet da. Er ging an das Meer, beſah ſich in dem ſpiegelklaren Waſſer, und mußte ſelbſt ein wenig über ſeine Geſtalt lächeln. „Nun,“ ſagte er, „ſeh' ich gerade ſo aus, wie der Bruder Klausner, der uns, als ich noch zu Hauſe war, zu Zeiten beſucht hat. Meine Kleidung iſt freilich etwas rauh und ſchlecht gemacht. Allein ſie hält doch ſo warm, als wäre ſie aus dem feinſten Tuche aufs kunſtreichſte zugeſchnitten, und auf das ſchönſte ausgenäht. Ich erkenne dieſe Kleidung für eine große Wohlthat Gottes, und will Ihm täglich dafür danken.“

Während Gottfried an ſeiner Kleidung arbeitete, ſtellte er allerlei nützliche Betrachtungen an. „Bevor ich hieher kam,“ ſagte er, „habe ich nie daran gedacht, wie gut es ſey, unter mehreren Menſchen zu wohnen. Wie viele tauſend Menſchen müſſen zuſammen helfen, bis ein Menſch gekleidet wird! Wie viele Menſchenhände mußten in Bewegung ſeyn, bis nur der Flachs, woraus der Faden, den ich eben jetzt einfädle, geſponnen iſt, oder bis das Stroh, woraus mein alter Strohhut, hier neben mir, geflochten worden, auf dem Acker wachſen konnte! Bevor der Bauersmann den Acker pflügen kann, muß er einen Pflug haben. Das Eiſen dazu mußte von den Bergleuten aus den Bergen herausgegraben werden; man mußte es dann ſchmelzen, und auf dem Eiſenhammer ſchmieden. Wie viele Menſchen mußten zuſammen arbeiten, bis alle Werkzeuge für Eiſenbergwerk, Eiſenſchmelze und Eiſenhammer zu Stande kamen! Der Wagner verfertigte die Räder und das Geſtell des Pfluges. Auch da mußte erſt das Holz dazu im Walde gefällt werden, wozu wieder eine Art nöthig war. Und wie vielerlei Eiſen zum Bohren und Zuſchneiden braucht ein Wagner? Alles dieſes mußte wieder von Menſchenhänden verfertigt werden. Der Schmied mußte den Pflug und die Räder beſchlagen; auch er brauchte Eſſe, Kohlen, Blasbalg, Hammer, Zange und Amboß. Auch dieſe konnten nur durch den vereinigten Fleiß mehrerer Menſchen zu Stande kommen. Bevor man die Roſſe an den Pflug ſpannen konnte, brauchte man Geſchirr und Stränge. Da gab es dann nicht nur für Sattler und Seiler Vieles zu thun; es mußten noch vorher von vielen Menſchen die Werkzeuge dazu verfertigt werden. Alles dieſes und vieles Andere mußte geſchehen, bevor der Bauer Flachs oder Korn auf ſeinem Acker anbauen konnte. Und nachdem die Saat zur Aernte reif iſt, ſind noch eine Menge von Arbeiten nothwendig. Man muß den Flachs ausraufen, riffeln, dörren oder beizen, ſchwingen und hecheln, bis man endlich einen Faden ſpinnen kann.

Das Korn mußte der Schnitter ſchneiden, der Dreſcher dreſchen, bis endlich der Strohflechter das Stroh bekam, und einen Strohhut daraus flechten konnte.“

Eben ſo ſann Gottfried nach, welch eine Menge von Händen geſchäftig ſeyn mußte, um die Wolle zu gefärbtem Wollentuche zu verarbeiten; wie viele Werkzeuge und Geräthſchaften, Webeſtühle, Walkmühle, Färberkeſſel und unzählige andere Dinge dazu ſchon vorher fertig ſeyn mußten; wie viele Arbeiter, denen wieder andere Handwerker vorarbeiten mußten, nöthig waren, um alles dieſes herzuſtellen, bis man endlich Scheere und Nadel ergreifen und eine vollſtändige Kleidung verfertigen konnte.

„Was nur eine einzige Nadel für Arbeit koſtet,“ ſprach Gottfried, „davon kann ich ſagen. Und nun kauft man mehrere um einen Kreuzer, weil immer ein Menſch dem andern in die Hände arbeitet. Es iſt eine ſchöne Einrichtung, daß immer viele Tauſende für Einen arbeiten; ſo ſoll auch jeder Einzelne zum Wohle Anderer durch ſeine Arbeit beitragen, damit das Ganze beſtehe. Der Vornehmſte ſoll daher den Geringſten nicht gering achten; der Geringſte den Vornehmſten nicht beneiden. Einer muß durch den Andern und für den Andern leben. Wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen. Das richtete Gott ſo ein, damit die Menſchen, die ſich gegenſeitig ſo nöthig haben, einander lieben, und ſich mit einander vertragen mögen. O es iſt gut, in der menſchlichen Geſellſchaft zu leben! Wer von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſchieden iſt, der muß ſich viel plagen und vieler Bequemlichkeit entbehren. Wenn ich wieder unter die Menſchen zurückkomme, ſo werde ich es mich gewiß nicht verdrießen laſſen, fleißig zu arbeiten. Ich will durch unermüdeten Fleiß auch meinen Theil zur Erhaltung des Ganzen beitragen.“

„Doch Alles, was ich aus der menſchlichen Geſellſchaft mit hieher brachte, Kleidung, Leinwand, Faden, Eiſen, ſo unentbehrlich es mir auch iſt, wie iſt es ſo wenig, ſo gar nichts gegen den Unterricht, den ich zu Hauſe, in Schule und Kirche, erhielt!“ — „O Du lieber Gott,“ rief er, „was wäre ich ohne Kenntniß von Dir, von Deinem lieben Sohne, von Seinen Lehren und Verheißungen! Ich wäre der elendeſte Menſch auf Erden! O daß doch alle Menſchen, einſehen möchten, welcher Segen, welches Heil es iſt, Dich, o Vater, und Den Du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, zu erkennen!“

Neuntes Kapitel.

Ein großes Unglück.

Gottfried lebte, da er wieder geſund war und ganze Kleider anzuziehen hatte, nun wieder ruhig und zufrieden auf ſeiner Inſel. Allein die Sehnſucht nach ſeinen geliebten Eltern erfüllte immer ſein Herz, und nahm mit jedem Tage noch zu. Er ging noch immer, mehr als einmal des Tages, auf den Felſengipfel, und ſchaute nach allen vier Weltgegenden, ob er nicht irgendwo ein Schiff erblicke. Wirklich ſah er auch manches Schiff, das gerade auf die Inſel zufuhr — und ihm klopfte das Herz allemal vor Freude. Allein jedesmal wendete ſich das Schiff, bevor es der Inſel näher kam, und fuhr in weiter Ferne rechts oder links an der Inſel vorbei. Gottfried zweifelte nun nicht mehr, daß alle Schiffe die Inſel mit Vorſatz vermieden. Allein warum ſie die Inſel ſo flohen, konnte er lange nicht begreifen. Indeß kam er nach und nach auf die rechte Urſache. Weit umher um die Inſel ragten viele Felſen aus dem Meere hervor, und noch mehrere waren unter dem Waſſer verborgen, was man an dem Aufbrauſen der Wellen, die ſich an ihnen mit Gewalt brachen, leicht abnehmen konnte. Um nun an dieſen Klippen nicht zu ſcheitern, wollten die Schiffer ihnen nicht näher kommen. Als eines Tages wieder ein Schiff mit vollen Segeln auf die Inſel zuſegelte, plötzlich alle Segel einzog, hingegen alle Ruder in Bewegung ſetzte, und ſich ſeitwärts wendete, ward Gottfried ſehr traurig. Allein er faßte ſich wieder und ergab ſich in den Willen Gottes. — „Gott will es nun einmal ſo haben,“ ſprach er, „daß ich noch länger auf dieſer Inſel bleibe; und ſo geſchehe denn Sein Wille. Kommt einmal die Stunde, die Er beſtimmt hat, mich aus meiner Gefangenſchaft zu befreien, ſo wird Er leicht Mittel und Wege dazu finden. Ihm ſey Alles anheim geſtellt! Er wird Alles recht machen.“

Gottfried dachte, er werde wohl noch mehr als einen Winter hier zubringen müſſen, und verſah ſich wieder mit Holz. Er fällte manche Tanne, ſpaltete das Holz, und ſchichtete die Scheiter an der Felſenwand nächſt ſeiner Höhle auf. Er ſammelte und trug auch eine Menge dürrer Aeſte und Zweige dahin, um gelegentlich ſie in kleine Büſchel zu binden, mit denen er leichter und ſchneller ein Feuer aufſchüren könne.

Eines Tages hatte er an einem hohen Felſen, ziemlich weit von ſeinem kleinen Thälchen, eine Tanne gefällt, die mit großem Gekrache in eine tiefe Felſenſchlucht hinab geſtürzt war. Er arbeitete nun vom frühen Morgen an unausgeſetzt, Scheiter daraus zu machen. Da er keine Säge hatte, und das Holz mit ſeinem Handbeile abhauen mußte, ſo koſtete ihm dieſes viele Mühe und er vergoß manchen Schweißtropfen. Als endlich Mittag vorüber war, und es anfing ihn zu hungern, machte er ſich, indem er eine ſchwere Laſt Holz auf ſeine Schultern nahm, auf den Weg zu ſeiner Wohnung. Allein als er aus der Schlucht herauf kam — wie erſchrak er! Er ſah zwiſchen den Felſen, gerade dort, wo ſeine Höhle ſich befand, dicke, ſchwarze Rauchwolken aufſteigen; und zwei ſchauerlich rothe Flammen, hoch und groß wie zwei Thurmſpitzen, loderten zum Himmel empor.

Gottfried hatte ſchon von Bergen gehört, die zu Zeiten Feuer auswerfen. Er fürchtete, ein unterirdiſches Feuer ſey ausgebrochen, und könne leicht die ganze Inſel verheeren. Er warf ſeine Holzbürde ab, näherte ſich mit bebendem Herzen ſeinem kleinen Thale, und blieb höchſt beſtürzt unter dem Eingange ſtehen. Er ſah nichts als Rauch und Flammen; das Praſſeln und Knallen des Feuers betäubte ihn faſt. Es war ihm indeß einiger Troſt, daß die Flamme nicht aus der Erde ausgebrochen war; er konnte ſich auch leicht denken, wie das Feuer ausgekommen ſey. Einige von den dürren Reiſern, die er auf dem grünen Platze vor der Höhle aufgehäuſt hatte, waren dem Feuerheerde in der Felſenecke zu nahe gelegen. Der Wind hatte die Glut unter der Aſche angefacht, und einige Reiſer dahingeweht. Dieſe loderten ſogleich in helle Flammen auf, und entzündeten die übrigen. So geriethen der Holzſtoß, die Thüre vor der Höhle, Tiſch und Bank, und das Bretterdach, das eben jetzt mit Krachen herabſtürzte, in den Brand. Ja auch die zwei großen, alten Tannen flammten gleich zwei ungeheuer großen, brennenden Fackeln hoch empor. Sie waren eben die Flammen, die er ſchon von Weitem erblickt hatte.

In den erſten Augenblicken überſchaute Gottfried noch nicht, welchen unerſetzlichen Schaden ihm dieſe Feuersbrunſt verurſacht hatte. Er machte ſich indeß bittere Vorwürfe, daß er mit dem Feuer nicht vorſichtiger geweſen. Er jammerte um ſein Küchengeſchirr, um ſeinen Vorrath von Holz und ſein hölzernes Geräth. „Lieber Gott,“ ſagte er, „das herabgefallene Dach hat meinen Kochtopf zerſchlagen; nun kann ich keine Fiſche mehr ſieden. Auch mein Waſſerkrug iſt zu Scherben zerbrochen! So oft ich trinken will, muß ich von der Höhle bis zur Quelle gehen. Ich habe weder Tiſch noch Bank mehr, ja weil auch das Bretterdach verbrannt iſt, habe ich außer der Höhle kein trocknes Plätzchen mehr, wenn es regnet! Sogar die Thüre zu meiner Höhle iſt in Aſche verwandelt, und kann mich ferner nicht mehr vor Kälte ſchützen!“

Doch jetzt erſt fiel ihm ein, was für ihn das Schlimmſte war; er ſchlug laut jammernd die Hände zuſammen, und rief: „O Du mein Gott, welch ein großes Unglück iſt das für mich armen Knaben! Alle meine Schnüre, die mir zum Fiſchen ſo unentbehrlich waren und die ich ſorgfältig unter dem Bretterdache aufgehängt hatte, um ſie zu trocknen, ſind im Feuer aufgegangen! Was ſoll ich nun anfangen! Alle Leinwand, die ich hatte, habe ich bereits zu Faden aufgezaſert und Schnüre zum Fiſchfange daraus gedreht; — womit ſoll ich nun fiſchen? Die Fäden von dem wollenen Tuche, womit ich bekleidet, und von dem wergenen Stricke, womit ich umgürtet bin, ſind nicht haltbar genug und taugen nicht dazu. Ich weiß mir nicht mehr zu rathen und zu helfen! Ich bin aufs neue in Gefahr, Hungers zu ſterben. Während meiner Krankheit ſchauderte mir am meiſten vor dem Gedanken, einſam auf dieſer Inſel ſterben zu müſſen. Ach Du mein Gott, wenn Du mir nicht eine beſondere Hülfe ſendeſt, ſo wird es doch noch dazu kommen, daß ich zwiſchen dieſen ſchauerlichen, unfruchtbaren Felſen verſchmachte!“

Gottfried war einige Schritte in ſein Felſenthal hinein gegangen. Allein er vermochte hier nicht lange zu verweilen. Der Boden glühte, die Luft zitterte von qualmender Hitze, geſchmolzenes Harz regnete in hellen Feuerfunken von den brennenden Tannen herab, und der Rauch war faſt erſtickend. „Ach!“ ſprach er, „man ſagt freilich, aus Unglück komme oft Glück! Allein, wenn ich dieſe ſchreckliche Verwüſtung betrachte, ſo kann ich mir nicht vorſtellen, wie aus dem Unglücke, das mich betroffen hat, ein Glück entſtehen ſollte. Ich ſehe meines Jammers kein Ende!«

Betrübt verließ er ſein trauliches, ihm ſo lieb gewordenes Thal, ſetzte ſich in einiger Entfernung auf ein Felſenſtück, und ſtützte die Wange troſtlos auf die Hand. „Wenn ich unter Menſchen lebte,“ ſeufzte er, „ſo wäre der Schaden, den das Feuer anrichtete, bald wieder erſetzt! Für wenige Kreuzer könnte ich wieder Schnüre zum Fiſchen, und einen Kochtopf und Waſſerkrug kaufen. Und wenn ich auch nicht einen einzigen Kreuzer hätte, ſo würde ich leicht wohlthätige Menſchen finden, die mir gern einige Trümmchen Schnüre und ein Paar irdene Geſchirre ſchenken, oder mir das Geld dazu geben würden. Aber hier, ſo fern von Menſchen, iſt mein Verluſt nicht zu erſetzen! O wie gut iſt es doch, unter Menſchen zu leben! Wie leicht kann Einer das Unglück des Andern mildern; mit wie Wenigem kann Einer oft den Andern aus großer Noth erretten und ihn glücklich machen! Allein der arme Verlaſſene in ſeiner Einſamkeit muß in ſeiner Noth umkommen! O wenn mir je wieder das Glück aufblühen ſollte, unter Menſchen zu leben, wie liebreich wollte ich mich aller Unglücklichen annehmen! Die Leiden, die Gott über uns ſchickt, haben auch das Gute, daß ſie unſer Mitleid mit anderen Leidenden zarter und ſtärker machen. Ach, wo dieſes ſchöne, edle Gefühl fehlte, da wäre der Unglückliche mitten unter Menſchen ſo verlaſſen, wie ich armer Knabe auf meiner einſamen Inſel!“

Der arme, betrübte Gottfried blieb, in traurige Gedanken vertieft bis an den ſpäten Abend ſitzen. Er wollte nun in ſeine Höhle zurückkehren. Er kam in das Thälchen. Die Flammen waren zwar erloſchen, allein Glut und Rauch waren noch zu heftig. Er mußte anderswo eine Nachtherberge ſuchen. Das Wäldchen an der Quelle hatte er nach und nach umgehauen, um ſich mit Holz zu verſehen. Er mußte daher unter freiem Himmel übernachten, und ein harter Felſen war ſein Bett. Indeß war Gottfried zu traurig und bekümmert, als daß der Schlaf ihm die Augen hätte ſchließen können. „Ach,“ ſeufzte er, „ich bin wie ein armes Vögelein, das aus ſeinem Neſtlein verſcheucht worden!“ Eine mächtigere Sehnſucht nach ſeinem väterlichen Hauſe, ein ſchmerzlicheres Heimwehe, als je, erwachte in ſeinem Herzen. „O wie vieles,“ ſprach er, „habe ich auf dieſer Inſel ſchon ausgeſtanden, und wie vieler Jammer wartet hier noch auf mich! Aber dort in meinem väterlichen Hauſe, o wie gut hatte ich es da! Wenn ich nur wieder dort wäre, dann würde ich wieder neu aufleben!“

Er blickte mit weinenden Augen zum Himmel auf. Es war eine ſchöne Nacht; an dem ganzen Himmel war kein Wölklein zu ſehen; die Sterne funkelten mit unbeſchreiblicher Klarheit. „O Gott,“ ſprach er, „wie ſchön muß es im Himmel ſeyn! Wie gut werden wir es einſt haben bei Dir! Nur da droben iſt unſere Heimath, unſer rechtes väterliches Haus! Wie ich von dieſer rauhen, unfruchtbaren Inſel, auf der ich in der Fremde lebe, mich hinüber ſehne nach dem feſten Lande, wo ſchöne Gärten mit lieblichen Blüthen und köſtlichen Früchten prangen, wo mein Vater mich mit offenen Armen aufnehmen würde; ſo und noch mehr ſehne ich mich hinauf zu Dir, lieber Vater im Himmel! Die ganze Erde gleicht dieſer Felſeninſel. Die Menſchen auf Erden haben, wie ich hier auf dieſer Inſel, Vieles zu leiden — Kummer, Froſt, Hunger, Krankheit und zuletzt den Tod. Allein droben bei Dir im Himmel, dort iſt keine Plage und kein Leiden mehr, dort iſt wahre, vollkommene Freude. O wenn ich nur einmal dahin komme, wo ich einſt meine lieben Eltern gewiß wieder zu ſehen hoffe — ſo iſt es einerlei, wie viel ich hier noch zu leiden habe! Ach, wenn heute noch ein Schiff vom feſten Lande herüber käme, mich hinüber zu bringen zu meinem Vater, wie würde ich mich freuen! ſo will ich mich freuen, wenn der Tod kommt, mich abruft von dieſer Welt, und mich hinüber bringt in die beſſere Welt, in den Himmel!“

Zehntes Kapitel.

Die fernen Freunde.

Es waren jetzt drei Jahre verfloſſen, ſeit Gottfried vom Sturm auf dieſe Inſel geworfen worden. Seine Eltern dachten nichts weniger, als daß er noch lebe. Sie hofften ihn nur in dem Himmel wieder zu ſehen. Indeß machten ihnen ihre übrigen Kinder viele Freude. Martha, nun bald vierzehn Jahre alt, war ein ſehr fleißiges Mädchen. Auch Andreas, der damals, als Gottfried den Eltern entriſſen wurde, erſt neun Jahre alt war, leiſtete dem Vater bei der Arbeit bereits gute Dienſte. Beide waren ſehr gutartige, wohlgeſittete Kinder.

Eines Tages nun, eben zu der Zeit, da die Nüſſe wieder reif waren, ſagte der Vater zu Andreas und Martha: „Kinder, wir wollen heute, da der Morgen gar ſo ſchön und das Meer ſo ruhig iſt, mit einander hinüber fahren auf die grüne Inſel. Ich brauche wieder Weidenzweige. Nebenbei könnet ihr dann einige Körbe voll Nüſſe mitnehmen. Sie ſind heuer ſo gut gerathen, wie vor drei Jahren, als unſer lieber Gottfried noch lebte.“ Vater und Kinder fuhren hinüber. Als ſie genug Weiden geſchnitten hatten, ſetzten ſie ſich unter einen Baum und aßen Milch und Brod. „Liebe Kinder!“ ſagte der Vater, „dies iſt eben der Pappelbaum, unter dem ich mit eurem Bruder Gottfried das letzte Mal zu Mittag gegeſſen habe!“ Er erzählte die Geſchichte, hier an dem Orte, wo ſie ſich zugetragen hatte, noch einmal, und ſchilderte jenen furchtbaren Sturm und Gottfrieds Jammer ſehr rührend und lebhaft. „Seht,“ ſagte er am Ende, und zeigte mit dem Arme hinaus in das Meer, „gerade dorthin ſah ich ihn in den tobenden Fluthen verſchwinden!“ Dem Vater ſtanden die Thränen in den Augen; Andreas blickte ſeitwärts, eine Thräne zu verbergen; Martha aber weinte recht von Herzen. Sie gingen hierauf zu dem Nußbaume, und füllten ihre Körbe mit Nüſſen. „Die Mutter wird ſich freuen, ſagte Andreas, wenn ſie dieſe Menge von Nüſſen ſieht!“ „Ach,“ ſagte Martha, „die Mutter iſt zur Zeit, da die Nüſſe reif werden, allemal traurig. Sie denkt dann an unſern lieben Gottfried. Wenn ſie dieſe Nüſſe da erblickt, wird ſie gewiß recht ſchmerzlich weinen!“

Der Vater wollte jetzt wieder nach Hauſe fahren. Allein Andreas ſagte: „Lieber Vater! Ich bitte dich, geh mit uns doch noch zuvor hinauf auf den Berg da; droben muß man recht weit um ſich ſehen können.“ „O ja,“ flehte Martha, „thu' das, lieber Vater! Die Ausſicht gegen das Land hin ſoll gar überaus ſchön ſeyn.“ Der Vater ging mit ihnen hinauf. Es war ein unvergleichlich ſchöner, heiterer Herbſttag. Der Himmel war ſo rein und blau, und die Luſt ſo hell und durchſichtig, daß man in die weiteſte Ferne ſah. Die Kinder waren über den Anblick des fernen Landes entzückt. Andreas rief verwundert: „O wie klar und deutlich, wie ſchön und herrlich ſind Berg und Thal, Felſen und Wälder, und die vielen Ortſchaften, Schlöſſer und Thürme von hier aus anzuſehen! Man könnte ſie nicht ſchöner malen.“ „Und unſer Dörflein,“ rief Martha, „wie es in der weiten Ferne uns ſo klein vorkommt! Wie nett und freundlich es iſt! Und unſer Wohnhäuschen — ſiehſt du es dort, Andreas? — wie ſchön weiß und reinlich es zwiſchen den grünen Bäumen daſteht! O wie ſcheint es gar ſo winzig klein! Die Fenſter gleichen nur ſchwarzen Tüpfelein! Es däucht mich nicht größer, als ein Würfel, mit dem man ſpielt. Und wie der Herbſt die Wälder ſchon zum Theile ſo ſchön bunt gefärbt hat! Und ſieh nur, weiter hinein in dem Lande, die blauen Berge, die ſich hoch zum Himmel erheben, die wir aber von unſerm Dorfe aus, wegen der näheren waldigen Berge, nicht ſehen können. O wie hat Gott doch Alles ſo ſchön gemacht! Wie gut iſt Er! Es iſt doch recht ſchön auf Erden. Wie ſchön muß es erſt im Himmel ſeyn!“

Andreas wandte ſich jetzt gegen das weite Meer, und rief erſtaunt: „Vater, ſieh, was iſt das? Dort ſteigt aus dem Meere ein Rauch auf!“

Der Vater ſah die Rauchſäule, die hoch empor wallte, aber vom Winde etwas ſeitwärts gebeugt wurde. Dieſer Rauch kam von der Feuersbrunſt auf Gottfrieds Inſel. Der Tag, an dem der Vater ſich mit den zwei Kindern auf der grünen Inſel befand, war eben der Tag, an dem das Feuer den guten Gottfried in einen ſo großen Jammer verſetzt hatte. Allein der Vater ſprach: „Ich weiß nicht, was das ſeyn ſoll; ich fürchte, ein Meerſchiff ſey in Brand gerathen!“ „Ach Gott,“ rief Martha, „das wäre ja entſetzlich! Gott wolle ſich dann der armen Leute erbarmen! Sie können dem Feuer nicht entrinnen, ohne in dem Waſſer umzukommen!“ Der Vater ſah unverwandt hin. Die Sonne ſtand ſeitwärts; das Meer glänzte wie geſchmolzenes Silber. „Mir iſts,“ ſprach der Vater, „indem er die Hand über die Augen hielt, ich ſehe dort in dem Meere einen dunkeln Fleck, aus dem der Rauch aufſteigt. Seht ihr ihn nicht auch!“ „O ja,“ ſagte Martha, die ſehr helle Augen hatte; „ich ſehe ihn deutlich; er hat oben zwei Spitzen.“ „Ich ſehe die beiden Spitzen auch,“ rief Andreas; „die eine iſt etwas höher, als die andere.“ „Das iſt kein Schiff,“ ſagte der Vater; „ein Schiff iſt anders geſtaltet, und käme in einer ſolchen weiten Entfernung auch nicht ſo groß heraus. Das muß eine Inſel ſeyn, von der ich aber bisher nichts wußte. Dort müſſen Menſchen leben; wie könnte ſonſt dort Rauch aufſteigen?« „Mein Gott,« ſprach Martha, „wäre es nicht möglich, daß dort unſer lieber Gottfried noch lebe?« „Ei,« rief Andreas, „das könnte gar wohl ſeyn! Denn gerade gegen dieſe Gegend hin trieb ihn ja der Sturm.« „O wenn er noch lebte, das wäre eine große Freude!« rief Martha, und wurde vor freudigem Erſchrecken ganz bleich. „Gott, dem Allmächtigen, iſt kein Ding unmöglich,« ſprach der Vater; „ſeyn kann es gar wohl, daß Gott ihn erhalten hat!« „Nun,« ſagte Andreas, „ſo wollen wir geſchwind mit einander hinüberfahren, und ihn herüber holen!« „Das geht nicht ſo ſchnell, lieber Andreas!« ſagte der Vater; „indeß werde ich es wagen. Ich muß mich aber erſt um ein größeres Schiff, und um kundige Schiffer umſehen. Kommt, und laßt uns eilends nach Hauſe fahren!«

Der Vater ruderte mit ſeinen zwei Kindern eilig nach Hauſe. Alle drei erzählten der Mutter ihre freudigen Vermuthungen. Die Mutter war über dieſen Funken von Hoffnung ſchon entzückt; ja die Hoffnung war ihr beinahe ſchon Gewißheit. Die übrigen Kinder jubelten laut.

Die Eltern riefen die Nachbarn zuſammen. Die Meinungen dieſer Männer waren aber ſehr verſchieden. „Ei was,« rief der Vorlauteſte; „woher ſoll da eine Inſel kommen? In meinem Leben habe ich nichts davon gehört. Sicher iſt es ein brennendes Schiff geweſen.“ „Nein,“ rief ein Anderer, der Alles beſſer wiſſen und verſtehen wollte; „es war kein Schiff, ſondern ein feuerſpeiender Berg. Ich habe gehört, daß ſchon oft in dem Meere über Nacht ſolche Berge entſtanden ſind. Da könnten wir nun ſchön ankommen, wenn wir hinüber ſchifften. Die ausgeworfenen Flammen und glühenden Steine würden uns bald den Garaus machen.“ „Es ſey nun ein Schiff oder ein Berg,“ ſprach ein Dritter, „um tauſend Gulden möchte ich in einem ſo kleinen Schifflein, dergleichen wir haben, mich nicht ſo weit in das Meer hinaus wagen.“ „Wenn du mir hundert Gulden gibſt, Philipp,“ ſagte ein Vierter, „ſo wag' ich meine Haut daran; um weniger thu' ich es aber nicht.“

Der alte, ehrliche Thomas gebot jetzt Stille, und ſprach: „Gevatter Philipp, ich fahre mit dir! Da haſt du meine Hand darauf. Gottfried war immer ein lieber Knabe, und ich bin ſein Taufpathe. Es iſt zwar nicht gewiß, ja kaum wahrſcheinlich, daß er noch lebe; aber doch möglich. Deßhalb iſt es der Mühe werth, daß wir die gefährliche Fahrt unternehmen. Derjenige, der uns Muth dazu gibt, wird uns auch durchhelfen!“ Peter, ein rüſtiger, kräftiger junger Mann ſagte: „Da du mitfährſt, Thomas, ſo fahre ich auch mit. Da, ſchlag ein! Habe ich ſchon öfter mein Leben daran gewagt, einige armſelige Fiſche zu fangen, ſo kann ich es ja einmal daran wagen, ein gutes Werk zu vollbringen. Allein für Geld iſt mir mein Leben nicht feil. Ich verlange nichts. Denn ſo lange ich lebe, würde es mich freuen, wenn wir den wackern Jungen zurück bringen könnten, und dieſe Freude wäre mir Lohns genug.“

„Gott gebe uns dieſe Freude!“ ſagte Thomas. „Wenn Wind und Wetter ſo günſtig bleiben, wie heute, ſo fahren wir morgen frühe mit anbrechendem Tage ab.“ Die übrigen Männer gingen, den Kopf ſchüttelnd und Unglück weiſſagend, aus einander. Die zwei tapfern Männer, Thomas und Peter, blieben aber noch bei Gottfrieds Vater, und unterredeten ſich noch weiter mit ihm über die morgige Fahrt. Margaretha, die Mutter, machte indeſſen Anſtalten, ſie mit hinreichenden Lebensmitteln zu verſehen. Allein Thomas ſprach: „Laßt das! Ich nehme ohnehin zu dieſer Fahrt mein großes Schiff mit Segeln, und da behalte ich mir vor, es auch gehörig auszurüſten!“

Der folgende Morgen war ſchön, und es wehte ein günſtiger Wind. Mutter und Kinder begleiteten den Vater und die zwei Männer bis an das Schiff. Als ſie einſtiegen, ſagte die Mutter mit einem andächtigen Blick zum Himmel: „Ich und meine Kinder wollen indeß unausgeſetzt beten, bis ihr wieder glücklich zurück gekommen ſeyd. Und Gott gebe, daß ihr meinen lieben Gottfried mitbringt!« Sie zogen das Segel auf, ſtießen vom Lande, und fuhren an der grünen Inſel vorbei, genau der Gegend zu, wo Gottfrieds Vater den dunkeln Punkt im Meere bemerkt hatte, den ſie aber jetzt noch nicht ſehen konnten. Wie ſie eine Meile weit über die grüne Inſel hinaus waren, erſchien er endlich, und ſie ſahen ihn, ſo wie ſie weiter fuhren, immer deutlicher und größer. „Brüder,« rief Peter, „es iſt wahrhaftig eine Inſel; nur brav darauf los gerudert! Ruder und Segel müſſen zuſammen helfen, damit wir bald dahin kommen.« Die Fahrt ging ſehr ſchnell. Plötzlich rief aber Thomas: „Haltet, und zieht das Segel ein. Hier ſind viele Klippen im Meere; wir müſſen ſehr vorſichtig ſeyn, um nicht zu ſcheitern. Größere Schiffe, als das meinige, dergleichen die Kaufleute haben, würden hier ſicher ſtecken bleiben, oder gar zu Trümmern gehen.« Mit Hülfe der Ruder und vieler Mühe kamen die Männer endlich hindurch. Peter ſprang zuerſt ans Land und rief: „Da hätten wir einmal die Inſel, und wills Gott, werden wir unſern Gottfried auch finden. Was man mit Gott und aus Liebe zu den Menſchen anfängt, bringt man auch glücklich zu Ende.«

Die andern zwei Männer ſtiegen auch aus, und banden das Schiff mit einem Seile, das ſie um einen Felſenklotz ſchlangen, feſt. Thomas betrachtete die ſchauerlichen, unfruchtbaren Felſen umher und ſchüttelte den Kopf. „Da iſt nicht gut wohnen," ſagte er; „wenn der arme Gottfried ſich auf dieſe Klippen ſollte gerettet haben, ſo ſehe ich doch nicht ein, wie er da drei Jahre lang hätte leben können." Sie fingen an, die Inſel zu durchſuchen, und kletterten über Felſen, und ſtiegen in tiefe Klüfte hinab. Endlich kamen ſie auf einen betretenen Weg, und bemerkten einige Fußſtapfen, die in einen Felſen eingehauen waren. Sie ſtiegen hinauf. Der Weg führte gerade zu Gottfrieds Höhle. Der jugendliche Peter eilte voraus. Thomas, der für ſein Alter noch ſehr rüſtig war, folgte ihm faſt eben ſo ſchnell. Gottfrieds Vater ging etwas langſamer. Der Anblick der ſchauerlichen Wildniß erſchreckte ihn; Furcht und Hoffnung ſtritten in ſeinem Herzen. „Guter Gott," dachte er, „wenn der arme Knabe noch leben ſollte, ſo iſt das ein Wunder Deiner Güte und Allmacht! Nur Deine väterliche Fürſorge für Alles, was da lebt, konnte ihn hier erhalten."

Elftes Kapitel.

Der unerwartete Beſuch.

Gottfried hatte die Nacht traurig und ſchlaflos zugebracht. Als die röthliche Morgendämmerung anbrach, und nach und nach den Himmel erhellte, wurde es auch in Gottfrieds trüber Seele heller. „Lieber Gott,“ ſagte er, „aus der finſtern Nacht läſſeſt Du die freundliche Morgenröthe hervorbrechen; ſo wirſt Du auch aus dieſer meiner tiefen Betrübniß mir noch Freude zu ſchaffen wiſſen. Ach, damals, als ich meine letzte Nuß verzehrt hatte, war ich ſehr verzagt, fürchtete zu verhungern und weinte bittere Thränen! Allein Du verließeſt mich nicht! Du halfeſt mir dazu, mich mit Fiſchen zu ernähren. Jetzt, da mir mein Fiſcherhandwerk gelegt iſt, und ich wieder nicht weiß, wovon ich leben ſoll, wirſt Du auf eine andere Weiſe für mich ſorgen. Du verläſſeſt diejenigen nicht, die Dir vertrauen!“

Als die Sonne aufgegangen war, und ſchön und herrlich am Himmel ſtand, ging Gottfried in ſein kleines Felſenthal, die Brandſtätte zu beſehen. Der Raſenplatz war mit Aſche bedeckt, und aus der Glut, die unter der Aſche glimmte, ſtieg hie und da noch Rauch auf. Die Felſen umher waren von Rauch und Ruß geſchwärzt, alles Holzwerk vom Feuer verzehrt, und er ſah von den großen, ſchönen zwei Tannen wenig mehr. Nur das Kreuz auf dem Felſen war von dem Feuer nicht erreicht worden, und ſtand noch unverſehrt da. „Das iſt ſchön,“ ſagte Gottfried; „das iſt mir ein liebliches Sinnbild! Wenn Alles Staub und Aſche wird, ja wenn einſt die ganze Welt vom Feuer verzehrt ſeyn wird, ſo bleibt doch das Heil noch, das uns der Erlöſer erworben hat, der am Kreuze für uns den Tod der Liebe duldete.“

Gottfried kniete vor dem Kreuze nieder, und betete: „Lieber himmliſcher Vater! Verzeih mir, daß ich ſo verzagt und kleinmüthig war, und mich nicht ſogleich an das Beiſpiel Deines lieben Sohnes erinnerte. In ſeiner unbeſchreiblichen Betrübniß ergab Er ſich ganz in Deinen Willen. Ich bin jetzt auch ſehr bekümmert, und eine große Angſt ergreift mich, wenn ich daran denke, daß ich nichts mehr zu leben habe. Allein, wie Er betete, will auch ich beten: „Vater, wenn es möglich iſt, ſo gehe dieſer Kelch vor mir vorüber. Aber nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Deine!“ Willſt Du dieſen Kelch nicht vorüber gehen laſſen — nun, ſo gewähre mir nur ein Tröpflein Troſt; denn einen Troſtengel zu verlangen, wäre doch zu viel!“

Indem Gottfried ſo betete, kamen die drei Männer in ſein Felſenthal, und ſahen ihn in ſeiner Einſiedlertracht mit aufgehobenen Händen vor dem Kreuze knien. Er aber war ſo vertieft in ſeine Andacht, daß er ſie nicht bemerkte. Der muthige Peter erblickte ihn zuerſt, und ſagte leiſe zu den Andern: „Seht, dort kniet ein frommer Einſiedler und betet. Der kann uns vielleicht Auskunft geben, ihn wollen wir fragen.“ „He, frommer Bruder,“ rief er jetzt laut, „könnet Ihr uns nicht ſagen, ob auf dieſer Inſel nicht ein gewiſſer Gottfried lebe?“ Gottfried erſchrak, ſo plötzlich eine Menſchenſtimme zu hören, die ſeinen Namen nannte. Er ſchaute um, erkannte ſeinen Vater, ſprang auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, und rief mit lauter Stimme: „O mein Vater!“ Vater und Sohn konnten vor Freudenſchrecken lange nicht reden, und brachen in die ſüßeſten Thränen aus. „O liebſter Vater,“ ſagte endlich Gottfried, „als ich dich erblickte, war es mir, als ſähe ich einen Engel, den mir Gott gerade in der größten Noth zu Hülfe ſchickt!“ Beide dankten mit Einem Munde Gott, der ſie einander wieder hatte finden laſſen.

„Nun, nun,“ ſagte endlich Thomas, „ſchau uns andere Zwei nur auch ein wenig an, lieber Gottfried! Kennſt du denn deinen Taufpathen nicht mehr?“ Gottfried grüßte ſeinen Taufpathen auf das herzlichſte. Hierauf ſprach auch Peter: „Grüß dich Gott, lieber Gottfried! Wie, laß dich einmal recht anſehen! Nun, du ſiehſt gut aus, und biſt brav gewachſen. Allein wie in aller Welt kommſt du denn zu dieſer Klausnertracht, und wie konnteſt du auf dieſer Inſel, die eine wahre Drachenwohnung iſt, dein Leben durchbringen?“ Gottfried fragte, ohne hierauf zu antworten, ſeinen Vater: „Was macht meine liebe Mutter? Wie leben meine Geſchwiſter? Und wie kommt Ihr ſo ganz unerwartet und gegen alle meine Hoffnung hieher?« Der Vater ſagte: „Sie ſind alle wohl, und werden ſich unbeſchreiblich freuen, dich wieder zu ſehen! Allein laß jetzt das Fragen! Damit kämen wir an kein Ende. Erzähle du uns zuerſt deine Geſchichte vom Anfang an und der Ordnung nach. Dann wollen auch wir dir erzählen, was ſich indeſſen Alles zu Hauſe begeben hat. Sieh, dort am Felſen mit dem Kreuze iſt der Raſen ſchön grün und rein von Aſche. Dort wollen wir uns zuſammen hinſetzen, und zuerſt deine Geſchichte vernehmen.« Sie gingen hin und ſetzten ſich. „Nun,« ſprach jetzt Thomas, „fange an, Gottfried!«

Gottfried erzählte ſeine Geſchichte, von dem Augenblicke an, da er ſeinen Vater das letzte Mal geſehen, bis zu dem Augenblicke da er ihn wieder ſah. Er war ſehr ausführlich, und erzählte Alles, was ihm begegnete, was er gedacht und gethan, beſonders wie er in ſeinen großen Nöthen zu Gott gebetet, und Gott ihn allemal aus der Noth errettet habe. Gottfried vergoß unter dem Erzählen manche Thräne. Auch ſein Vater trocknete ſich öfter die Augen, und ſagte am Ende: „Nun, Gottlob, daß ich dich wieder habe, liebſter Gottfried, und daß du, wie ich aus deiner Erzählung ſehe, auf deiner Inſel ohne Vergleich frömmer und beſſer geworden biſt, als du es zuvor geweſen.«

Der fröhliche Peter ſagte: „Lieber Gottfried! Wenn ich dich ſo in deiner Kutte mit dem Stricke um den Leib betrachte, ſo kann ich mich nicht enthalten, zu lächeln. Ja, wenn mir Jemand, ohne mir zu ſagen, wie du hieher kamſt, erzählen würde, daß du in deinem jugendlichen Alter, gleich einem Einſiedler gekleidet, die dunkle Höhle einer Wüſte bewohnt und dich bloß von Fiſchen, Wurzeln und Kräutern ernährt habeſt, ſo würde ich dich einen thörichten Knaben ſchelten. Allein ich würde dir großes Unrecht thun, wie es denn faſt immer geht, wenn man über Begebenheiten urtheilt, die man nur zum Theil weiß. Du haſt es ſehr klug und verſtändig angegangen, dich in dieſer Wildniß zu ernähren und zu kleiden. Die Noth hat deinen Verſtand geweckt und geübt. Du wurdeſt aber nicht nur verſtändiger, ſondern auch viel frömmer und beſſer.“ Thomas, der mit großer Aufmerkſamkeit zugehört, und öfter mit dem Kopfe wohlgefällig genickt hatte, ſprach: „Ja wahrhaftig, lieber Gottfried, frömmer und beſſer biſt du auf dieſer Inſel geworden. Weißt du noch, wie ich dir einmal geſagt habe, Gott werde dich noch in eine beſondere Schule ſchicken? Das iſt jetzt geſchehen. Ja, die Leidensſchule iſt die beſte Schule. In dieſer Schule lernteſt du Gott erſt recht erkennen, zu Ihm flehen, Ihn lieben, und Ihm für ſeine Wohlthaten danken. Unter Anderm freut es mich, daß du, nachdem einmal die Liebe zu Gott in deinem Herzen reger geworden, ſogar auf dieſer wüſten Inſel Spuren der Güte und Freundlichkeit Gottes gefunden haſt, obwohl hier nur Tannenbäume und Moos, und nur ſolche Blumen wachſen, die ſich wohl ſchwerlich Jemand zu einem Blumenſtrauße wählen würde. Wie viel mehr Gelegenheit hätten wir, in unſern Gärten und Feldern Gottes Weisheit und Güte, bald in einem blühenden Roſenſtrauche, bald in einem Apfelbaume voll Blüthen oder Früchte, bald auf einer grünen, bunten Wieſe, bald auf einem goldenen Aehrenfeld zu bewundern! — Auch das freut mich, daß du die Wohlthaten, die Gott den Menſchen durch Menſchen erweiſet, mehr ſchätzen lernteſt. Wenn du nicht aus der menſchlichen Geſellſchaft einiges kleine Hausgeräth mitgebracht, ja wenn du nicht wenigſtens einen Nagel oder eine Stecknadel gehabt hätteſt, ſo wäreſt du auf deiner Inſel umgekommen. Eben ſo übel, ja noch übler, wäre es für dich geweſen, wenn du, bevor du hieher gekommen biſt, nicht den lieben Gott durch fleißigen, ſorgſamen Unterricht hätteſt kennen lernen. Ohne dieſe Erkenntniß Gottes hätteſt du verzweifeln müſſen. — Noch ganz beſonders aber gefallen mir in deiner Geſchichte — das Würmlein im Schnabel jenes Vögeleins, und der Rauch, der von deiner Inſel aufſtieg. Was könnte geringer ſeyn, als ein Würmlein, was nichtiger als ein Rauch! Allein jenes Würmlein brachte dich auf den Gedanken, Fiſche zu fangen, und rettete dich vom Hungertode. Jener Rauch aber war uns wie ein Zeichen am Himmel, daß hier eine Inſel ſeyn, und auf dieſer Inſel Jemand leben müſſe, und daß dieſer Jemand wohl gar unſer lieber Gottfried ſeyn könne. Dieſer Rauch machte aller deiner Noth ein Ende. Da iſt Gottes Finger! Durch ſo kleine Mittel weiß Gott große Dinge auszuführen. Seine heilige Vorſicht ſey geprieſen.“

Alle ſchwiegen und beteten in ihrem Herzen Gott an, der ſeine göttliche Weisheit in den menſchlichen Begebenheiten ſo herrlich offenbart. Ueber eine Weile ſagte Gottfried: „Der Rauch von dem Brande hier war alſo die Urſache, daß ihr zu mir von dem feſten Lande herüber gekommen ſeyd! Mein Gott, ich hielt dieſe Feuersbrunſt für mein größtes Unglück! Ich ſann recht ernſtlich nach, was für ein Glück daraus entſtehen könnte. Allein mir fiel nichts ein. Nun aber ſehe ich klar, daß ſie mein größtes Glück war. Da trifft es wohl recht zu: Glück aus Unglück! Ja, wahrhaftig, Gott weiß alle Dinge zum Beſten zu leiten!“ „Wohl wahr,“ ſagte Thomas; „deßhalb wollen wir bei jedem Unglücke denken, daß über kurz oder lang etwas Gutes daraus entſtehen werde und wollen uns bei allen traurigen Begebenheiten getroſt in den göttlichen Willen ergeben.“

Gottfried fragte hierauf, ob man den Rauch von der Inſel bis auf dem feſten Lande geſehen habe? „Nein, das wäre nicht wohl möglich!“ ſagte der Vater, „und erzählte hierauf, wie er auf die grüne Inſel hinüber gefahren ſey und weil die Nüſſe eben reif waren, nicht nur Andreas, ſondern auch Martha mitgenommen, und auf ihre Bitten mit ihnen den Berg jener Inſel beſtiegen habe. Gottfried ſprach: „Weißt du noch, lieber Vater, was du mir unter jenem Nußbaume für ein ſchönes Gleichniß geſagt haſt? Du ſagteſt: Jedes Leiden gleiche einer Nuß, die unter bittern und harten Schalen einen ſüßen Kern verberge. Du hatteſt vollkommen Recht. Meine Verſetzung auf dieſe Inſel war für mich wohl recht hart und bitter; allein nun finde ich endlich den ſüßen Kern. Mein Aufenthalt dahier war mir ſehr heilſam; meinem Leiden folgt nun Freude.“ Peter lachte und ſprach: „Solche bittere, harte Nüſſe ſind mir in dem menſchlichen Leben ſchon viele vorgekommen. Wenn mir wieder eine zum Aufknacken vorgelegt wird, ſo will ich allemal an dieſes Gleichniß denken.“

Gottfried zeigte nun ſeinem Vater und den zwei Männern ſeine Höhle, ſeine Quelle, ſein Fiſchbehältniß, und erbot ſich, ſie mit Fiſchen zu bewirthen. „Das ſind herrliche Fiſche,“ ſagte Peter; „die verſchmähen wir nicht. Allein du mußt heute unſer Gaſt ſeyn. Wir haben uns wohl mit Speiſen verſehen. Ich will indeß, dort auf jenem bequemern Wege, als auf dem wir kamen, zum Schiffe gehen, und Anſtalten zur Mahlzeit machen!“ Er eilte zu dem Schiffe, deſſen Maſtbaum er hinter einem fernen Felſen emporragen ſah. Die übrigen gingen ihm langſam unter vertraulichen Geſprächen nach. Als ſie dort ankamen, ſagte Peter: „Dieſer ſchöne grüne Moosplatz dient zugleich zur Tafel und zu Seſſeln, und die Speiſen ſind bereits aufgetragen.“ Wirklich waren auch Brod, Milch, Butter, kalter Braten, gebackene Fiſche und andere Speiſen im Ueberfluß vorhanden. Als Gottfried das Brod erblickte, war er darüber mehr, als über alle andere Speiſen erfreut. Er fing an vor Freude zu weinen, küßte es und ſagte: „O was iſt das liebe Brod für eine herrliche Gabe Gottes! Drei Jahre ſchon habe ich mich darnach geſehnt. Es iſt die kräftigſte Nahrung für den Menſchen. Wie danke ich Gott, daß ich nun wieder eines ſehe! Wir ſollten nie ein Stücklein Brod eſſen, ohne Gott dafür zu danken!“

Sie ſetzten ſich nun zuſammen, aßen, und waren ſehr vergnügt. Das Geſpräch ging ihnen nicht aus, wiewohl es bereis dunkel geworden, und der Mond die Schüſſeln und Krüge, und die Gäſte ſo helle beleuchtete, daß ſich ihre Schatten ſehr merklich auf dem grünen Grunde abbildeten. Da ſprach endlich Thomas: „Für heute iſt es genug! Morgen wird ſich, ſo viel ich merke, der Wind drehen, und dann fahren wir unverzüglich nach Hauſe. Die lieben Unſrigen ſind gewiß ſehr in Sorgen, und warten mit Schmerzen auf uns. Drum wollen wir uns jetzt zur Ruhe begeben, damit wir morgen recht frühe aufſtehen können.“ Thomas und Peter begaben ſich in das Schiff, und machten aus dem Segel eine Art von Zelt, um darunter zu ſchlafen. Gottfried und ſein Vater aber gingen in die Höhle, um dort zu übernachten. Gottfried freute ſich herzlich, ſeinen lieben Vater, den er hier öfter im Traume ſah, nun wirklich in ſeiner Höhle zu ſehen. Sie redeten hier noch lange mit einander, und ſchliefen, nachdem ſie Gott noch einmal für dieſen ſo glücklichen Tag gedankt hatten erſt lange nach Mitternacht ein.

Zwölftes Kapitel.

Freuden aus Leiden.

Am folgenden Tage mit Anbruch der Morgenröthe kam Peter zur Höhle und rief hinein: „Eilig ſteht auf, und kommt heraus! Es weht ein ſo günſtiger Wind, als wir ihn uns nur immer wünſchen können. Wir wollen auf der Stelle das Schiff beſteigen, und nach Hauſe fahren.“ Beide kamen ſogleich aus der Höhle heraus. Gottfried aber ſagte: „Wartet noch einige Augenblicke! Bevor ich dieſe Inſel verlaſſe, muß ich Gott noch danken, nicht nur für alle Wohlthaten, die Er mir dieſe drei Jahre hindurch hier erwieſen hat, ſondern auch für alle Leiden, die Er über mich hat kommen laſſen!“ Er kniete vor ſeinem Hausaltare, dem Felſen mit dem Kreuze, nieder, und dankte Gott mit gerührtem Herzen und vielen Thränen. Das gefiel ſeinem Vater und auch dem wackern Peter ſo wohl, daß ſie auch nieder knieten, und voll Andacht beteten.

Hierauf gingen alle Drei an das Ufer des Meeres. Thomas hatte indeſſen ein grünes Tannenbäumchen abgehauen, und war eben beſchäftigt, es reichlich mit blauen und weißen, rothen und gelben Bändern zu zieren, die er in einer Schachtel mitgebracht hatte. Gottfried fragte verwundert, was er mit dem ſchön geputzten Bäumchen machen wolle? Thomas ſagte: „Ich habe deiner bekümmerten Mutter bei unſrer Abfahrt verſprochen, wenn wir ſo glücklich ſeyn würden, dich zu finden, ein Freudenzeichen auf dem Schiffe aufzuſtecken. O wie wird die gute Mutter ſich freuen, wenn ſie dieſes erfreuliche Zeichen nun bald von weitem erblicken wird!“ Er ſteckte das grüne, bunt gezierte Bäumchen auf die Spitze des Maſtbaumes. Peter hatte indeſſen das Frühſtück aufgetragen. Nachdem ſie gefrühſtückt hatten, ſtiegen ſie in das Schiff und fuhren ab. Die Heimfahrt ging ſchnell und glücklich von Statten. Als ſie dem feſten Lande näher kamen, und Gottfried ſein väterliches Haus erblickte, klopfte ihm vor Freude das Herz.

Aber auch auf dem Lande kam Alles in freudige Bewegung. Gottfrieds Mutter und Geſchwiſter ſtanden ſchon lange am Ufer, ſtreckten, ſobald ſie ihn erblickten, ihm die Arme entgegen, und riefen ihm freundliche Grüße zu. Alle Einwohner des Dorfes, Groß und Klein, liefen zuſammen. „Wahrhaftig, ſie bringen ihn!“ riefen ſie, und alle eilten dem Ufer zu. Als Gottfried ans Land ſtieg, erhob die ganze Menge von Menſchen ein Freudengeſchrei. Die Freude der Mutter aber war unbeſchreiblich, ihren lieben Gottfried, den ſie drei Jahre lang für todt gehalten, wieder lebend in ihre Arme zu ſchließen. Sie benetzte ſein Angeſicht mit Freudenthränen. Auch Martha und Andreas hatten eine große Freude. Die kleinern Geſchwiſter aber kannten ihren Bruder Gottfried nicht mehr, und ſeine fremde Tracht machte ſie anfangs etwas ſcheu und ſchüchtern gegen ihn. Allein die Eltern ermunterten ſie, ihn freundlich zu grüßen, und ſo wurden ſie bald zutraulicher gegen ihn, und drängten ſich freudig um ihn herum. Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen boten ihm von allen Seiten her die Hände, hießen ihn tauſendmal willkommen, und wünſchten ihm Glück zu ſeiner Ankunft. Gottfried weinte vor Freude.

„Mein Gott,“ rief er, „ich kann mir keine größere Freude denken! Nur jene Freude kann größer ſeyn, wenn wir einſt in den Himmel kommen, und dort von den Seligen, vorzüglich von unſern lieben Freunden und Anverwandten, die uns dahin voraus gegangen ſind, ſo liebreich und freundlich aufgenommen werden!“

Gottfrieds Mutter war ſehr begierig, ſeine Geſchichte zu vernehmen. Sie wollte deßhalb mit ihm jetzt nach Hauſe gehen. Allein die Leute gaben dieſes nicht zu. „Wir wollen die Wunderdinge, die ihm begegneten, auch hören!“ riefen ſie, und führten ihn unter die große Linde in Mitte des Dorfes, baten ihn, damit ihn Alle ſehen könnten, ſich auf die Bank zu ſtellen, und ſeine Geſchichte zu erzählen. Alle drängten ſich um ihn; Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Sie hatten an dem jugendlichen Einſiedler, der gegen Alle ſo freundlich war, große Freude. Sie flüſterten einander in das Ohr und einige ſagten wohl auch laut: „Die Einſiedler, die wir bisher geſehen haben, waren bereits alt, und hatten ein runzliges Geſicht, einen kahlen Kopf und einen langen Bart; dieſer aber ſieht mit ſeinem jugendlich blühenden Angeſicht und ſeinen glatten Wangen gar lieblich aus; ſeine geſcheitelten Haare wallen in geringelten Locken über die Schultern herab, und der lange braune Rock ſteht ihm recht gut.“

Als nun Alle ſtill waren, fing Gottfried an zu erzählen. Er war anfangs etwas ängſtlich, als ein Knabe vor ſo vielen Menſchen zu reden; allein ſein volles Herz machte es ihm leicht. Er redete mit ſo vieler Empfindung und ſo großem Nachdrucke, daß die Leute ihm mit Freuden zuhörten. Er erzählte, wie er in Gefahr geweſen zu ertrinken, zu verdurſten, zu verhungern, zu erfrieren; wie er krank geworden, und wie das Feuer alle ſeine kleine Habe verzehrte und er aufs neue den Hungertod zu befürchten hatte; wie aber Gott, auf Den er vertraute, ihn aus allen Gefahren errettet habe. Er betheuerte mit weinenden Augen und zum Himmel erhobenen Händen, daß er ſeinen Aufenthalt auf jener einſamen Inſel für die größte Wohlthat Gottes anſehe; daß ihm auf jenen unfruchtbaren Felſen das ſchönſte Glück aufblühte, das Glück, Gott näher kennen zu lernen; ja, daß jene aus dem Meere hoch emporragenden Felſen ihm eine hohe Schule waren, auf der er gerade das Wichtigſte lernte — wie er ſich von ſeinen Fehlern losmachen und ein guter Menſch werden ſolle. „Wahrhaftig,“ ſprach er mit gerührtem Herzen, „ich danke Gott eben ſo innig dafür, daß Er mich auf jene Inſel geführt, als daß Er mich von dort wieder zurück geführt hat.“

Er verſicherte noch beſonders, daß er auch das Glück, unter Menſchen zu wohnen, erſt dort in ſeiner tiefen Einſamkeit und Abgeſchiedenheit recht habe ſchätzen lernen; er bezeigte ſeine Freude, ſich wieder in Mitte von Freunden, Nachbarn und Bekannten zu befinden; er grüßte alle noch einmal auf das herzlichſte, und ſchloß mit einem inbrünſtigen Dankgebete zu Gott. Alle ſeine Zuhörer bezeigten ihm, während ſeiner Erzählung, durch Kopfnicken, Thränen und zuweilen mit lautem Zuruf, die herzlichſte Theilnahme an ſeinem Schickſale, ſtimmten am Ende in ſeinen Dank mit ein, und gingen Gott lobend und preiſend aus einander.

Gottfried aber ging nun mit ſeinen Eltern und Geſchwiſtern in ſein väterliches Haus, deſſen Schwelle er, nach ſo langer Zeit, mit Freudenthränen im Auge betrat. Als er und ſein Vater in die Stube kamen, fanden ſie zu ihrer Verwunderung eine zierlich gedeckte, wohlbeſtellte und mit Blumen geſchmückte Tafel. Der reiche Thomas hatte eine Freudenmahlzeit veranſtalten laſſen, um die ſorgſame Mutter an dem heutigen Tage aller Sorgen und auch aller Koſten zu überheben. Gottfried mußte ſich zwiſchen ſeine hoch erfreuten Eltern ſetzen, neben dieſen ſaßen auf einer Seite Thomas und auf der andern Peter; dann folgten Martha und Andreas und die übrigen Kinder. Es wurden mancherlei Speiſen aufgetragen, dergleichen Gottfried ſeit drei Jahren nicht mehr zu ſehen bekommen hatte; und er genoß ſie mit herzlichem Dank gegen Gott. Am meiſten erfreuten ihn, da er ſeit Jahren keine andere Baumfrüchte, als Tannenzapſen geſehen hatte, die Körbchen voll rother Aepfel, gelber Birnen, blauer Pflaumen und brauner Nüſſe, und vorzüglich die herrlichen blaßgelben und röthlichblauen Trauben. „Auch dieſe köſtlichen Früchte,“ ſagte er, „findet man nur, wo Menſchen wohnen. Ohne den menſchlichen Fleiß wäre auch die Gegend um unſer Dorf wohl ſo unfruchtbar, wie die Inſel, auf der ich wohnte. Wo ich hinſehe, finde ich neue Urſache, mich zu freuen und Gott zu danken, daß ich mich wieder unter Menſchen befinde.“

Als man von der Mahlzeit aufgeſtanden war holte Gottfried den Bündel ſeiner alten, abgelegten Kleider herbei, den er in eine Ecke der Stube hingelegt hatte, und ſagte: „Da habe ich Euch, liebſte Eltern und Geſchwiſter, Etwas von meiner Inſel mitgebracht.“ Den Eltern wollte dies nicht gefallen, ſeine Geſchwiſter lachten, Thomas ſchüttelte den Kopf, und Peter ſagte: „Pfui, Gottfried; was ſoll das heißen? Dieſe alten Lumpen hätteſt du wohl auf deiner Inſel dürfen liegen laſſen.“ Allein Gottfried lächelte, knüpfte den Bündel auf, und nahm ſeine Binſenkörblein heraus. Sie waren, da er ſie zu tiefeſt in ſeiner Höhle aufbewahrt hatte, der Feuersbrunſt glücklich entgangen, und er hatte ſie, bevor er die Inſel verließ, heimlich in ſeine alten Kleider eingepackt. Er ſtellte nun die

Körblein auf den Tiſch, und nahm die Deckel ab. Alle Umſtehende verwunderten ſich über die Menge ſilberheller Perlen und hochrother Korallen, mit denen die Körblein angefüllt waren. „Ei, ei!“ ſprach Thomas erſtaunt, „da haſt du ja große Schätze mitgebracht, lieber Gottfried! Dieſe Perlen ſind mehrere tauſend Gulden werth. Denn es ſind viele von außerordentlicher Größe und Schönheit darunter. Auch die Korallen haben keinen geringen Werth. Nun iſt euch, ihr lieben Gevattern, aus aller Noth geholfen! Ihr könnet die Schulden, mit denen ihr euer Gütchen angetreten habt, vollens abtragen, und noch dazu eure Kinder reichlich ausſtatten.“

„Nein, nicht ſo!“ ſprach Gottfrieds Vater; „ihr zwei braven Männer, Thomas und Peter, habt die Gefahren dieſer Reiſe brüderlich mit mir getheilt; ihr ſollt auch dieſe Schätze mit mir theilen. Ohne eure treue Hülfe hätte ich weder meinen Gottfried mehr gefunden, noch von dieſen Perlen und Korallen etwas geſehen. Hier mache ich drei Häuflein daraus, und laſſe zuerſt dem Thomas, und dann dem Peter die Wahl, welches jeder wolle. Ich aber behalte dann das dritte für mich, mein Weib und meine Kinder.“

Von jenen Männern, die ſich geweigert hatten, mit Gottfrieds Vater nach der Inſel zu fahren, waren gegen Ende der Mahlzeit zwei uneingeladen in die Stube gekommen, um noch einen oder den andern guten Biſſen zu erſchnappen. „Zum Henker,“ rief der Eine, der um hundert Gulden hätte mitfahren wollen, „da hätte ſich mehr als hundert Gulden verdienen laſſen. Ich möchte mir alle Haare ausreißen, daß ich nicht mitfuhr!“ „Ei,“ ſprach der Andere, der ſeine Haut für tauſend Gulden nicht hätte daran wagen wollen; „nicht nur hundert, mehr als tauſend Gulden wären da zu gewinnen geweſen, und dafür hätte ich meine Haut ſchon gewagt.“ „Geht, geht,“ ſagte Thomas, „ihr ſeyd mit Haar und Haut nicht viel werth, ihr kleinen, eigennützigen Seelen, die ihr für eure Nebenmenſchen keine Hand und keinen Fuß bewegen wollt, wenn man euch nicht dafür bezahlt. Es geſchieht euch Recht, daß ihr leer ausgehet.“

„Was aber mich betrifft,“ ſprach Thomas weiter, „ſo nehme ich dieſe Perlen nicht an! Gottfried hat ſechs Geſchwiſter, und ſeine Eltern ſind arm. Ich hielte es für eine Sünde, ihnen auch nur eine einzige Perle abzunehmen. Ich habe ſo viel, als ich brauche, und verlange nicht mehr. Der Peter da muß aber das ihm zugedachte Ehrengeſchenk annehmen. Er ſteckt wirklich in großer Noth, und es iſt billig, daß ihm geholfen, und er für ſeinen Muth, mit dem er ſich einer nicht geringen Gefahr ausſetzte, belohnt werde.“ Peter nahm die reichliche Belohnung mit gerührtem Herzen an.

Die dankbaren Eltern redeten dem Thomas noch einmal zu, die ihn treffenden Perlen und Korallen nicht auszuſchlagen. Er aber ſagte: „Laßt es gut ſeyn! Ich achte dergleichen Dinge wenig. Die Perlen und Korallen da ſind das Geringſte, was Gottfried von ſeiner Inſel mit nach Hauſe bringt. Er hat ſich dort noch köſtlichere Schätze erworben — Erkenntniß Gottes, Vertrauen auf Gott, Liebe zu Gott und den Menſchen! Das ſind die rechten Perlen, von denen auch das Evangelium redet. Nach dieſen Perlen wollen wir trachten! — Ich bekenne es frei, ich bin durch Gottfrieds Geſchichte in vielem Guten, beſonders im Vertrauen auf Gott, mächtig geſtärkt worden, und dieſes iſt mir ein hinreichender Gewinn, gegen den ich alle Perlen des weiten Meeres und alle Korallen der Felſen am Meere für nichts achte. Ja, meine lieben Freunde, Gottes Gnade und Barmherzigkeit iſt unermeßlicher und unergründlicher, als das Meer, aus dem dieſe Perlen hier kommen; unſer Vertrauen auf Ihn ſtehe denn unerſchütterlich feſt, wie jene Korallenfelſen dort im Meer, die niemals wanken.“

Gottfried trat nun wieder in die menſchliche Geſellſchaft ein. Was er auf ſeiner Inſel durch einſames Nachdenken gelernt hatte, das übte er nun aus. Er kleidete ſich nun wieder, gleich den übrigen Jünglingen im Dorfe, und half ſeinem

Vater Körbe flechten, und ſeinem Taufpathen Thomas fiſchen. Er ward das Muſter eines tugendhaften Jünglings, und die Freude, Stütze und Krone ſeiner Eltern. Thomas, der keine Kinder hatte, übergab ihm ſein Gut und ſein Fiſchergewerbe. Gottfried ward ein ſehr frommer, edler Mann, voll Liebe zu Gott und den Menſchen; er wurde als der rechtſchaffenſte Hausvater und der größte Wohlthäter der Armen im Dorfe allgemein geſchätzt, nd ſein Andenken blieb im Segen.

* * *

Das Vogelneſtchen.

Der geheime Rath von Treuhold beſaß ein ſchönes Landgut in einer ſehr angenehmen Gegend. Von Zeit zu Zeit kam er aus der Reſidenz dahin, um auf einige Tage der Landluft zu genießen, und ſich von ſeinen Geſchäften zu erholen. Als es wieder Frühling ward, nahm er ſeine zwei kleinen Söhne, zwei liebliche, blühende Knaben, das erſte Mal mit dahin. Beiden gefiel es auf dem Lande ganz unvergleichlich. Der große Garten am Hauſe, die grünenden Saatfelder und die blumigen Wieſen entzückten ſie. Ueber Alles ging ihnen aber das nahe Wäldchen voll Eichen, Birken, Erlen und blühender Gebüſche, durch das mehrere, reinlich mit Kies beſtreute Wege führten. Die beiden Knaben lebten wie neu auf.

Eines Tages ging der Vater mit ihnen in das Wäldchen, und zeigte ihnen ein Vogelneſtchen. Das nette Neſtchen und die fünf zarten jungen Vögelchen, denen die alten, die gar nicht ſcheu waren, Futter zutrugen, machten den Knaben unbeſchreibliche Freude.

Der Vater ſetzte ſich hierauf mit den zwei Knaben auf die ſteinerne Bank unter einer alten Eiche am Ende des Wäldchens, wo man eine ſehr ſchöne Ausſicht in das kleine, freundliche Thal hatte. „Ich will euch einmal von einem Vogelneſtchen erzählen,“ ſprach er, „und ich denke, ihr werdet die Erzählung ſehr merkwürdig finden. Die Geſchichte hat ſich hier in dieſer Gegend zugetragen.“

Beide Knaben waren ſehr begierig, die Geſchichte zu hören, und der Vater erzählte:

„An einem ſchönen Frühlingsmorgen, vor etwa vierzig Jahren, ſaß unter eben dieſer Eiche ein armer Knabe und hütete die Schafe. Er las dabei in einem kleinen Büchlein, und war ſo vertieft in das Leſen, daß er faſt nicht aufblickte. Von Zeit zu Zeit warf er jedoch einen ſchnellen Blick auf ſeine Schafe, die auf dem beblümten Raſen, hier zwiſchen dem Wäldchen und dem klaren Forellenbache dort, weideten.

Als er wieder aufblickte, ſtand ein überaus ſchöner, junger Herr, der wie Milch und Blut ausſah, in einem grünen, goldgeſtickten Kleide vor ihm. Es war der Erbprinz, der damals noch nicht zehn Jahre alt war. Der Hirtenknabe kannte ihn aber nicht; er meinte, der freundliche junge Herr gehöre dem Forſtmeiſter, der manchmal in Geſchäften auf das benachbarte fürſtliche Jagdſchloß kam.

„Guten Morgen, junger Herr Forſtmeiſter,“ ſagte der Hirtenknabe, und zog ſeinen Strohhut ab, ſetzte ihn aber ſogleich wieder auf. „Kann ich Ihm womit dienen?“

„Sag' mir einmal,“ ſprach der Prinz, „gibt es in dieſem Wäldchen wohl auch Vogelneſter?“

„Das iſt eine ſeltſame Frage für einen jungen Forſtmann,“ ſagte der Knabe. „Hört Er denn nicht die Vögelein ſingen? Freilich gibt es Neſter genug hier. Jedes Vögelein hat ſein Neſtlein.“

„Nun ſo wirſt du wohl auch ein Vogelneſtlein wiſſen?“ ſprach der Prinz freundlich.

„O ein wunderſchönes Neſtlein!“ ſagte der Knabe freudig. „Das ſchönſte, das ich in meinem Leben geſehen habe. Es iſt ſo nett aus gelblichen Halmen geflochten, wie gedrechſelt, und außen auf das zierlichſte mit Moos bekleidet. Und Eilein ſind darin, fünfe an der Zahl; die ſind faſt ſo ſchön blau, wie der helle, klare Himmel, der hier durch die Eichenblätter ſcheint.“

„Das iſt ſchön!“ ſprach der Prinz. „Komm und zeige mir das niedliche Neſtchen. Ich bin ſehr begierig, es zu ſehen.“

„Das glaub' ich wohl,“ ſagte der Knabe. „Ich zeige es Ihm aber nicht.“

„Du darfſt es nicht umſonſt thun,“ ſprach der Prinz; „ich werde dich gewiß dafür belohnen.“

„Das mag wohl ſeyn,“ ſagte der Knabe. „Ich zeige es Ihm aber doch nicht.“

Jetzt trat der Hofmeiſter des Prinzen näher, ein ehrwürdiger geiſtlicher Herr in einem dunkelfärbigen Kleide, den der Hirtenknabe bisher nicht bemerkt hatte. „Sey nicht unartig, Kleiner,“ ſagte er; „der junge Herr hier ſah in ſeinem Leben noch kein Vogelneſtchen, ſo viel er auch ſchon davon geleſen hat. Schon lange wünſchte er, eines zu ſehen. Mache ihm dieſe Freude, und führe ihn hin. Er nimmt es dir nicht. Er will es bloß anſehen; er rührt es nicht einmal an.“

Der Knabe ſtand auf, und nahm den Hut ab, ohne ihn wieder aufzuſetzen, ſchüttelte aber den Kopf und ſprach: „Es bleibt bei dem, was ich geſagt habe. Ich zeige das Vogelneſt nicht.“

„Das iſt ſehr unfreundlich,“ ſagte der Hofmeiſter. „Es ſollte dir ja eine Freude ſeyn, Andern Freude zu machen, zumal — unſerm geliebten Erbprinzen.“

„Iſt der junge Herr der Erbprinz!“ rief der Knabe, und verbeugte ſich aus Ehrerbietung ſehr tief. „Es freut mich, den Herrn Prinzen kennen zu lernen. Aber das Vogelneſtlein zeig ich ihm doch nicht, und wäre er der Fürſt ſelbſt.“

Der Prinz ſprach verdrießlich: „Einen halsſtarrigern, eigenſinnigern Knaben habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Allein wir werden ja wohl Mittel finden, ihn zu zwingen.“

„Laſſen Sie das gut ſeyn, Prinz!“ ſagte der Hofmeiſter. Auch ihn befremdete die feſte Weigerung des Knaben. Er ſprach daher zu ihm: „Kleiner, nur das Einzige ſag uns: Warum willſt du das Neſtchen nicht zeigen? Dann wollen wir gern weiter gehen, und dich in Ruhe laſſen. Wenn du, was ich mir aber kaum vorſtellen kann, irgend eine vernünftige Urſache dazu haſt, ſo ſage ſie.“

„Hum,“ ſagte der Knabe, „die kann ich wohl ſagen. Der Michel, der da drüben am Berge die Ziegen hütet, hat mir das Neſtlein gezeigt, und ich habe ihm verſprochen, es keinem Menſchen zu verrathen.“

„Das iſt etwas Anders!“ ſprach der Hofmeiſter. Indeß wollte er die Ehrlichkeit des Knaben, die ihm ſehr gefiel, noch weiter auf die Probe ſtellen. Er zog ſeine Geldbörſe heraus, und ſprach: „Sieh hier dieſes Goldſtück! Dies ſoll dein ſeyn, wenn du uns das Neſt zeigeſt. Du brauchſt ja deinem Michel nichts davon zu ſagen, daß du es uns gezeigt haſt, ſo weiß er nichts davon.“

„Ei, bedanke mich gar ſchön,“ ſagte der Knabe. „Nein, nein da wäre ich ja doch ein Schurke, und das will ich nicht ſeyn, Michel möge es wiſſen oder nicht. Was hälf' es mich, wenn es die ganze Welt nicht wüßte, wenn aber ich — und Gott im Himmel es wüßte, daß ich mein Wort gebrochen habe und ein ſchlechter Kerl ſey? Pfui!«

„Du weißt vielleicht nicht, was dieſes Gold werth iſt,“ ſagte der Hofmeiſter. „Wenn du Kupfermünze dafür einwechſelſt, ſo bringeſt du ſie in deinen Strohhut da nicht alle hinein. Er würde aufgehäuft voll!“

„Das wäre!« ſagte der Knabe, und betrachtete das Goldſtück. „Freilich, da hätte mein armer Vater eine große Freude, wenn ich auf einmal ſo viel Geld heimbrächte!« Er ſann ein wenig nach und rief dann heftig: „Nein — weiche von mir, Verſucher!« Hierauf ſagte er aber ſehr ſanft: „Der Herr muß mir verzeihen! Er macht es gerade ſo, wie jener Unhold in der Wüſte, der auch ſagte: Dies Alles will ich dir geben. — Kurz und gut, ich gab dem Michel die Hand darauf, das Neſtlein nicht zu verrathen. Ein Mann, ein Wort! Und hiemit Ade!“ Er wollte gehen.

Jetzt kam der Jäger, der den Prinzen bediente, und in einiger Entfernung zugehört hatte, herbei. Er hatte den Sinn des Hofmeiſters, den Knaben zu prüfen, wohl gefaßt, machte ein grimmiges Geſicht, packte den Kleinen am Arm, und ſagte mit ſeiner tiefen Baßſtimme: „Grober Bube, ſo begegneſt du dem Prinzen, der einmal Fürſt des Landes wird? Den zerlumpten Ziegenhirten dort am Berge ziehſt du ihm vor? Auf der Stelle zeige das Neſt, oder ich haue dir einen Flügel vom Leibe!“ Er zog den Hirſchfänger.

Der Knabe erblaßte, zitterte, bebte, und flehte weinend und ſchreiend: „O Pardon, ich bitte um Pardon!“

„So zeige das Neſt, Bube,“ rief der Jäger, „oder ich haue!“

Der Knabe hielt beide Hände vor, ſchaute mit blinzenden Augen auf die blanke Klinge, rief aber dabei immer: „O ich kann nicht, ich darf nicht, ich thu's nicht!“

„Nun genug!“ ſagte der Hofmeiſter, und hieß den Jäger einſtecken. „Sey ſtill, Kleiner; es ſoll dir kein Leid geſchehen. Du haſt dich wohl gehalten; du biſt eine ehrliche Seele. Bitte deinen kleinen Freund erſt um Erlaubniß, und dann komm und zeige uns das Neſtchen. Das Goldſtück mögt ihr dann mit einander theilen.“

„Gut! Gut!“ ſagte der Knabe; „heute Abend noch ſollet Ihr Antwort bekommen.“

Der Hofmeiſter ging mit dem Prinzen zurück auf das fürſtliche Jagdſchloß, auf dem ſie erſt geſtern angekommen waren, den Frühling auf dem Lande zuzubringen. „Die Ehrlichkeit des Knaben,“ ſprach der Hofmeiſter unterwegs, „verdient in der That Bewunderung. Sie iſt ein Edelſtein, deſſen Werth nicht genug zu ſchätzen iſt. Der Knabe hat die Anlage zu einem großen Manne, zu einem feſten, unerſchütterlichen Charakter. — So findet man unter einem Strohdache oft Tugenden, die man in Palläſten manchmal vergebens ſuchen dürfte.“

Der Hofmeiſter erkundigte ſich bei dem Schloßverwalter näher nach dem Knaben. „Der Knabe,“ ſagte der Verwalter, „iſt ſehr brav. Er heißt Georg; ſein Vater iſt ein armer Rechenmacher, aber einer der rechtſchaffenſten Männer weit umher.“

Abends, als die letzte Lehrſtunde des Prinzen geendet war, trat er an das Fenſter. „Aha,“ ſagte er, „der kleine Georg wartet ſchon auf uns. Er hütet ſeine kleine Heerde nächſt dem Wäldchen, und blickt immer herauf gegen das Schloß.“

„So wollen wir denn hören, welche Antwort er uns bringt!“ ſprach der Hofmeiſter. Beide verließen das Schloß und gingen dem Wäldchen zu.

Der kleine Hirtenknabe ſprang ihnen voll Freude entgegen. „Dem Michel iſt Alles recht!“ rief er ſchon von weitem. „Er ſchalt mich einen dummen Jungen, daß ich den Handel nicht ſogleich einging, und dann das Trinkgeld mit ihm theilte. Aber es iſt doch beſſer, daß ich meinem Michel zuvor davon geſagt habe. Ich kann nun das Neſtlein mit Freuden zeigen. Komm Er alſo nur mit mir, Herr Prinz!“

Georg lief voran, dem Wäldchen zu; und Prinz und Hofmeiſter gingen ihm langſam nach. „Sieht Er dort das gelbliche Vögelein auf dem Erlenzweige, das ſo fröhlich ſingt?“ ſagte Georg zum Prinzen. „Dem gehört das Neſtlein; das iſt das Männchen. Nun müſſen wir aber leiſe gehen.“

Auf einer lichten Stelle des Wäldchens ſtand zwiſchen dunkeln Schatten ein Weißdornſtrauch, mit den glänzend grünen, zierlich ausgeſchweiften Blättern und einer Menge weißer, kräftig duftender Blüthentrauben, in vollem Glanze der untergehenden Sonne.

Der kleine Georg deutete mit dem Finger in den Strauch, und ſagte leiſe zum Prinzen: „Da guk' Er einmal hinein, Herr Prinz! Das Weibchen ſitzt wirklich auf den Eiern.“ Der Prinz ſah es ſitzen. Es flog aber ſogleich fort — und der Prinz hatte an dem zierlichen Halmenneſtchen und den netten Eierchen eine herzliche Freude.

Der Hofmeiſter machte manche ſchöne Bemerkung darüber. Hierauf ſagte er zu dem Knaben:

„Jetzt komm mit uns dorthin unter die Eiche, die verſprochene Belohnung in Empfang zu nehmen. Das Gold könnteſt du aber mit deinem jungen Freunde nicht theilen; ich will dich daher in Silber bezahlen.“ Er nahm eine Geldrolle aus der Taſche und zählte dem erſtaunten Knaben, hier auf der ſteinernen Bank unter der Eiche, den Betrag des Goldes in lauter neugeprägten Sechskreuzerſtücken vor. Theile aber richtig mit Michel!“ ſagte der Prinz. „Auf Ehre!“ ſagte der Knabe, dankte und ſprang mit dem Gelde fort, als ob er es geſtohlen hätte.

Der Hofmeiſter forſchte nach, ob Georg mit dem andern Knaben richtig getheilt habe. Er hatte ihm nicht ein Stück zu wenig gegeben. Seinen Antheil aber hatte er ſeinem Vater gebracht, und kein einziges Stück für ſich behalten.

Der Prinz kam nun alle Tage in das Wäldchen, um nach dem Neſtchen zu ſehen. Die alten zwei Vögelein ſcheuten ſich, da er ihnen nichts zu Leid that, bald gar nicht mehr vor ihm. Mit tauſend Freuden bemerkte der Prinz, wie die kleinen zarten Vögelein aus den Eierchen krochen, wie alle die gelben Schnäbelchen weit aufriſſen und alle zuſammen laut pipten, wenn die Alten ihnen Futter brachten; wie die jungen Vögelchen immer größer wurden und zarte Federchen bekamen; und wie ſie endlich eines Tages unter großem Jubel der Alten den erſten Ausflug wagten, und ſich auf die nahen Zweige der Bäume ſetzten; die Alten aber ſie noch immer fütterten.

Der Hofmeiſter und der Prinz trafen den Knaben, der ſeine Schafe bald da, bald dort weiden ließ, öfter an. Es gefiel dem Hofmeiſter ſehr wohl, daß der Knabe immer ſein Büchlein bei ſich hatte und ſehr fleißig darin las. „Du weißt dich gut zu unterhalten, lieber Georg!“ ſagte er zu dem Knaben. „Doch, lies mir einmal eine Stelle.“ Der Knabe las laut und mit großem Eifer; mußte aber doch hie und da ein wenig buchſtabiren.

„Nun,“ ſprach der Hofmeiſter, „es geht ſo ziemlich; in welcher Schule haſt du das Leſen gelernt?“ „Ach!“ ſagte Georg, „ich bin noch in gar keine Schule gekommen. Es iſt ſo weit dahin; und da hätte ich zu viel Zeit verſäumt. Ich mußte im Winter zu Hauſe beſtändig ſpinnen. Auch vermöchte mein Vater das Schulgeld nicht zu bezahlen. Da habe ich denn meinen guten Freund, den Michel, der ſehr gut leſen kann, angeſprochen, es mir auch zu lehren. Er lehrte mich die Buchſtaben kennen, und ſie zuſammen buchſtabiren. Ich habe das kleine Büchlein da, in dem ſchon Michel das Leſen gelernt hat, bereits dreimal ausgeleſen; allein es iſt nunmehr ſo beſchmutzt und zerriſſen, daß man viele Buchſtaben nicht mehr recht deutlich ſieht. Darum iſt es auch nicht leicht, darin zu leſen.“

Als der Prinz den Hirtenknaben Georg wieder einmal antraf, zeigte er ihm ein neues, ungemein ſchön, in rothen Safian mit Gold gebundenes Büchlein. „Dies will ich dir einſtweilen leihen,“ ſagte er; „ſobald du aber eine Seite ohne Fehler leſen kannſt, ſo darfſt du es behalten.“ Der Knabe war ſehr erfreut, und faßte es mit ſpitzigen Fingern ſo zart an, als wäre es von Spinneweben, und könnte leicht beſchädigt werden. Am andern Tage eilte Georg dem Prinzen, ſobald er ihn erblickte, entgegen. „Sie!“ rief er, denn man hatte ihm geſagt, daß er den Prinzen nicht „Er“ nennen dürfe, „ich will Ihnen von den erſten ſechs Blättern des ſchönen Büchleins hier eine Seite, welche Sie wollen, ohne Fehler leſen.“ Der Prinz ſchlug eine Seite auf, und Georg las ſie ohne Anſtand. Der Prinz ſchenkte ihm das Büchlein, und der Knabe hüpfte vor Freude.

Eines Morgens kam der Fürſt, zu Pferd und nur von einem Reitknechte begleitet, ganz unvermuthet auf dem Jagdſchloſſe an. Er wollte ſehen, wie der Prinz ſich befinde und welche Fortſchritte er im Lernen mache. Bei Tiſche erzählte der Prinz von dem niedlichen Vogelneſtchen und dem ehrlichen Hirtenknaben. Der Fürſt hörte mit Wohlgefallen zu, und bewunderte die Ehrlichkeit des Knaben. „In der That,“ ſagte der Hofmeiſter, „ſeine Ehrlichkeit iſt bewährtes, reines Gold. Der Knabe gäbe einmal für unſern geliebten Kronprinzen einen treuen Diener ab, auf den er ſich verlaſſen könnte. Und da Gott dem armen Knaben auch vortreffliche Talente verliehen hat, ſo wäre es zu wünſchen, daß er ſtudiren könnte. Allein ſein Vater iſt ſehr arm; es wäre aber doch Schade, wenn der Knabe, der ſo talentreich und ſo ehrlich iſt, in der Welt nichts weiter werden ſollte, als ein Rechenmacher, wie ſein Vater.“

Der Fürſt trat nach der Tafel mit dem Hofmeiſter an ein Fenſter, und redete einige Zeit allein mit ihm. Hierauf befahl er, den Knaben zu rufen. Georg kam, und war hoch erſtaunt, als er in den prächtigen Saal trat, und den ſchönen, anſehnlichen Herrn, mit dem Stern an der Bruſt, erblickte. Der Hofmeiſter ſagte dem Knaben, wer der Herr ſey, und der Knabe neigte ſich faſt bis zur Erde.

„Nun Kleiner,“ ſprach der Fürſt ſehr freundlich, „wie ich höre, haſt du große Freude an den Büchern. Hätteſt du wohl Luſt, zu ſtudiren?“

„Ach,“ ſagte Georg, „wenn es an ſonſt nichts fehlte, als an der Luſt dazu, ſo würde ich heute noch ein Student! Aber mein Vater hat kein Geld. Da fehlts.“

„Nun höre einmal,“ ſprach der Fürſt; „ich will verſuchen, ob wir einen Studenten aus dir machen können. Der Herr Hofmeiſter hier hat einen Freund, einen trefflichen Landpfarrer, der fähige Knaben in ſein Haus aufnimmt, ſie in den gelehrten Sprachen unterrichtet, und ſie auf die höheren Studienanſtalten vorbereitet. Dieſem Pfarrer will er dich empfehlen. Für Bezahlung der Koſten werde ich ſorgen. Wie gefällt dir der Vorſchlag?“

Der Fürſt erwartete, der Knabe werde ſich ſehr freuen, und dieſe Gnade mit beiden Händen ergreifen. Allein der Kleine hatte zwar Anfangs freudig gelächelt, machte aber ſogleich darauf ein ſehr wehmüthiges, betrübtes Geſichtchen, und ſchwieg. „Was iſt dir?“ fragte der Fürſt. „Es ſcheint, du möchteſt lieber weinen, als lachen? Was haſt du, laß einmal hören!“

„Ach Du mein Gott,“ ſagte Georg, „mein Vater iſt ſo arm! Was ich den Sommer über an Hirtenlohn, und den Winter über mit Spinnen verdiene, hat er höchſt nöthig. Es iſt zwar nur wenig; allein er könnte es doch nicht entrathen.“

„Du biſt ein guter Knabe,“ ſprach der Fürſt höchſt freundlich; „dieſe deine kindliche Liebe zu deinem Vater iſt mehr werth, als die koſtbarſte Perle die ſich in meiner Schatzkammer befindet! — Was indeß deinem Vater entgeht, wenn du deinen

Schäferſtab und dein Spinnrad mit der Feder und den Büchern vertauſcheſt, das werde ich ihm erſetzen. Iſt's ſo recht?«

Der Knabe war nun vor Freude faſt außer ſich. Er küßte dem Fürſten voll des innigſten Dankes die Hand, benetzte ſie mit Dankesthränen, und ſprang fort, die erfreuliche Nachricht ſeinem Vater zu bringen. Bald darauf kamen Vater und Sohn, vergoſſen Freudenthränen, und konnten ihren Dank für eine ſo große Gnade vor Weinen faſt nicht ausſprechen.«

Auch Herr von Treuhold konnte vor Rührung nicht weiter erzählen. Er hatte auch Thränen in den Augen, und ſchwieg.

„Nun,« ſagten Adolph und Wilhelm, „die Geſchichte iſt ja noch nicht aus! Wie iſt es mit dem braven Hirtenknaben Georg weiter gegangen, und was iſt aus ihm geworden?«

„Liebſte Kinder,« ſprach der Vater, »jener Hirtenknabe war — ich.«

„Der edle Fürſt, den ihr nicht mehr gekannt habt, nahm mich, nachdem ich meine Studien vollendet hatte, in ſeine Dienſte. Da er mit meinen treuen Dienſten zufrieden war, ſo erhob er mich in den Adelſtand, und ernannte mich zum Freiherrn von Treuhold. Er iſt bereits vor zehn

Jahren geſtorben; ſein Andenken aber wird nie ſterben. Mein Dank und der Dank des ganzen Landes folgt ihm nach in die Ewigkeit.“

„Jener kleine Prinz, den ich hier unter dieſer Eiche das erſte Mal ſah, iſt unſer gegenwärtiger gnädigſter Fürſt.“

„Der Herr Pfarrer an unſrer Hauptkirche, dieſer wahrhaft hochwürdige Geiſtliche, der eine ſo väterliche Liebe gegen euch zeigt und euch in der Religion unterrichtet, war jener Hofmeiſter.“

„Mein ſeliger Vater, euer Großvater, den ich zu mir genommen, und der ſeine alten Tage bei mir verlebte, iſt uns vor drei Jahren in den Himmel voraus gegangen. Er hatte große Freude an euch, und machte euch manche Freude, wiewohl ihr euch des blaſſen, frommen und freundlichen Greiſes nur mehr dunkel erinnert. Seine Aſche ruhe im Frieden!“

„Gott hat mich ſo geſegnet, daß ich dieſes Landgut, auf dem ich ehemals als ein armer Knabe die Schafe gehütet habe, kaufen konnte, und daß es nunmehr unſer Eigenthum iſt.“

„Nun,“ ſagte der kleine Wilhelm, „da hat das Vogelneſtchen doch recht viel Gutes geſtiftet. Leben wohl jene Vögelein auch noch? Sind ſie die nemlichen, die dort in dem Wäldchen wieder ein Neſtchen gebaut haben?“

Univ. Bibl. München

„Warum nicht gar!“ ſprach Adolph, der ältere Knabe. „Dergleichen Vögelein werden nicht ſo alt. Auch hat nicht das Vogelneſtchen dem Vater zu Ehre und Reichthum geholfen, ſondern weil der Vater ein ſo redlicher und fleißiger Knabe war, hat er es vom Hirtenknaben bis zum geheimen Rathe, und vom Wergſpinnen bis zum Beſitze dieſes ſchönen Landgutes gebracht.“

„Nicht mir gebührt die Ehre davon,“ ſprach der Vater, „ſondern Gott; Alles, was ich habe, kommt von Ihm. Wie hätte ich, als der ärmſte Knabe in der Gegend, es ſo weit bringen können? Gott hat es ſo gefügt. Er hat mich durch das Vogelneſtchen mit dem Erbprinzen bekannt werden laſſen, und in der Folge meine Ehrlichkeit und meinen Fleiß ſo reichlich geſegnet. Benützt auch ihr die Talente, die Gott euch verliehen hat, liebſten Söhne! Lernet fleißig, ſeyd immer ehrlich und treu, und vor Allem vertrauet auf Gott, und bittet Ihn um Seinen Beiſtand! So wird Gott auch euren Fleiß und eure Treue und Redlichkeit reichlich ſegnen.“

„Ja, das wolle Er, der gütige Gott!“ ſprach der Vater, indem er aufſtand, gerührt zum Himmel blickte, und ſeinen zwei Söhnen, denen beiden die hellen Thränen in den Augen glänzten, unter der Eiche ſeinen väterlichen Segen gab.

Was der Vater nicht mehr ſagte, muß hier noch beigefügt werden. Der geheime Rath von Treuhold war, weil er unbeſtechlich war, ſeinem Fürſten treu diente, und ihm immer redlich die Wahrheit ſagte, ein großer Segen für das ganze Land.

Seine beiden Söhne, Adolph und Wilhelm, traten in die Fußſtapfen ihres Vaters ein, und wurden ſehr edle, rechtſchaffene Männer. Adolph wurde fürſtlicher Rath, Wilhelm Offizier, und Beide wurden wegen ihrer Kenntniſſe und Dienſttreue allgemein geſchätzt. Sie waren die Freude ihres Vaters und die Stütze und Krone ſeines Alters.

* * *

Das ſtumme Kind.

1.

Eine tief betrübte Mutter.

Frau von Grünau lebte auf ihrem herrlichen Landgute in trauriger Einſamkeit. Eine ganze Reihe ſchmerzlicher Unglücksfälle hatte ſie betroffen. Vor zwei Jahren hatte ſie ihren Gemahl verloren, mit dem ſie nur ein Herz und eine Seele geweſen; und voll unausſprechlichen Jammers hatte ſie mit ihren drei Kinderchen die geliebte Leiche zu Grabe begleitet. Im vorigen Jahre wurden zwei ihrer Kinder, zwei fröhliche, hoffnungsvolle Knaben, von den Blattern hinweggerafft; und ſie benetzte die Blumen, womit ſie die zwei kleinen Gräber bekränzt hatte, mit heißen Thränen. Zu Anfang dieſes Jahres erhielt ſie die Nachricht, ihr einziger Bruder, ein tapferer Offizier, der ſich im Felde befand, ſey den Tod fürs Vaterland geſtorben; und dieſer neue Schmerz erneuerte und vermehrte ihre tiefe Betrübniß. Sie hatte keine Freude mehr auf Erden, als ihr einziges noch lebendes Kind, Meline, ein holdes Mädchen von etwa acht bis neun Jahren.

Eines Tages nun, da die gute Mutter, die ihre Tochter ſelbſt unterrichtete, an ihrem Arbeitstiſchchen nächſt dem Fenſter ſaß und Meline neben ihr ſtand, und, während die Mutter nähte, aus dem Büchlein, das aufgeſchlagen auf dem Tiſchchen lag, laut vorlas, trat ein Fremder in das Zimmer. Er hielt eine Schrift in der Hand, machte eine kurze Verbeugung und ſagte, daß er an den verſtorbenen Herrn von Grünau eine kleine Schuldforderung habe, die bloß zwei tauſend Reichsthaler betrage. Frau von Grünau fand dieſe Schuld höchſt unwahrſcheinlich, zumal der Fremde nicht zum Beſten gekleidet war, und eher das Ausſehen eines Landſtreichers hatte, als eines Mannes, der ſolche Geldſummen ausleihen könne. Sie war indeß etwas betroffen, weil von ihrer Dienerſchaft ſich eben Niemand zu Hauſe befand. Die Kammerjungfer hatte ſich in die Stadt begeben, ihre todtkranke Mutter das letzte Mal zu ſehen; der Kutſcher hatte ſie dahin gefahren; die übrigen Leute waren draußen auf der Wieſe mit dem Heu beſchäftigt. Frau von Grünau befahl Melinen, den Verwalter zu rufen. Der ernſte, alte Mann kam, und erklärte die Schuldverſchreibung für falſch. „Ich weiß gewiß,“ ſagte er, „daß der ſelige Herr von Grünau durchaus keine Schulden hinterließ. Die Unterſchrift iſt nachgemacht.“ Der Fremde ſchien vor Zorn außer ſich zu kommen und brachte gegen den Verſtorbenen unter furchtbaren Flüchen die gräßlichſten Verläumdungen vor. Die Mutter wollte nicht, daß Meline ſolche gottloſe Reden höre, und hieß ſie in den Garten gehen. Der Fremde fing nun eine ſehr lange, verworrene Erzählung an, wie der vorſtorbene Herr, da er noch auf der hohen Schule war, dieſe Summe von ihm entlehnt habe. Der Verwalter verlor endlich die Geduld und ſagte: „Geht, geht! Ihr ſeyd ein Betrüger. Wenn Euch der ſelige Herr nur zehn Thaler ſchuldig geweſen wäre, ſo hättet Ihr das Geld, das Ihr ſehr nöthig zu haben ſcheint, ſchon vor vielen Jahren verlangt, nicht erſt jetzt, mehr als zwei Jahre nach ſeinem Tode.“ Allein der Mann beſtand auf ſeiner Forderung, und wollte ſich nicht abtreiben laſſen. Es kam zwiſchen ihm und dem Verwalter zu einem heftigen Wortwechſel, der ſehr lange währte. Frau von Grünau bedauerte heimlich, daß ihre Leute nicht zu Hauſe waren; ſonſt hätte ſie den Kerl als einen Betrüger fortſchaffen oder feſtnehmen laſſen. Endlich ging er voll Unwillens und mit der Drohung, die Frau vor Gericht zu verklagen.

Frau von Grünau, der dieſer Auftritt ſehr unangenehm geweſen, ging in den Garten, um nach Melinen zu ſehen. Allein ſie erblickte das Kind nirgends. An dem Garten floß ein Fluß vorbei, der ſehr reißend war. An dem Ufer, das etwas abhängig war — lag Melinens kleine Gießkanne. Die Mutter ward vor Schrecken beinahe ohnmächtig. Ein Hirtenknabe kam gerannt, und brachte Melinens Strohhut.

Der Hut, ſagte der Knabe, ſey den Fluß hinabgeſchwommen, und an den Zweigen eines Weidenſtrauches hängen geblieben. An dem ſchönen blauen Bande habe er ihn erkannt.

„O Gott,“ rief die Mutter, todtenbleich und mit zum Himmel erhobenen Händen, „das liebe Kind wird ja doch nicht in den Fluß gefallen ſeyn!“

„Ach,“ ſchluchzte der Knabe, „das arme Fräulein iſt ſicherlich ertrunken! Sie ſehen ja, von da, wo die Gießkanne liegt, bis in das Waſſer, iſt das Gras zerdrückt. Ach, die gute, gute Meline! Erſt geſtern Abends hat ſie mir noch ein Butterbrod gegeben!“

Die erſchrockene Mutter rief: „O lauf, lauf, ruf Leute zuſammen, das gute Kind iſt vielleicht noch zu retten!“ Sie ſelbſt eilte zum Verwalter mit dem Jammerrufe: „Meline iſt nicht mehr da; ſie iſt in das Waſſer gefallen!“ Das ganze Dorf wurde aufgeboten, das arme Kind zu ſuchen. Alles Suchen war vergebens!

Die troſtloſe Mutter verlebte nun ſehr traurige Tage und viele ſchlafloſe Nächte. „Ach,“ ſprach ſie mehrmals, „mein lieber Mann und meine drei Kinder ſind mir vorausgegangen, und ſind nun bei Dir, o Gott, in dem Himmel! Auch mein edler Bruder iſt im fremden Lande aus dieſem Jammerthale in unſer rechtes Vaterland heimgegangen! Einſam und verlaſſen bleib' ich zurück. Meine Güter können mich nicht mehr freuen; die Welt iſt mir wie ausgeſtorben. Mein ganzes Herz ſehnt ſich mit den geliebten Abgeſchiedenen wieder vereiniget zu werden. Mein einziger Troſt liegt jenſeits dieſer Erde. Der Himmel war immer meine ſüßeſte Hoffnung; aber nun freue ich mich noch mehr darauf. Laß mich, lieber Gott, bald dahin kommen!«

2.

Major von Berg.

Der Bruder der edlen Frau, Herr von Berg, den man für todt hielt, lebte noch; er war, als Rittmeiſter bei den Huſaren, in einem hitzigen Gefechte unter den feindlichen Säbelhieben vom Pferde geſtürzt. Seine Leute ſahen ihn fallen. Sie mußten aber fliehen, und ließen ihn als todt auf der Wahlſtätte liegen. Allein er war bloß ſchwer verwundet, und wurde als Gefangener in eine entfernte Feſtung des Feindes abgeführt. Er fand keine Gelegenheit, den Seinigen Nachricht von ſich zu geben; auch er erhielt keine Nachrichten mehr von ihnen.

Endlich wurde es Frieden; Herr von Berg wurde ausgewechſelt, und kehrte als Major mit ſeinem Regimente in ſein geliebtes Vaterland zurück. Auf der weiten Reiſe nach Hauſe machte ſein Regiment in einem kleinen Städtchen Raſttag. Einige Meilen davon wohnte, auf einem abgelegenen Bergſchloſſe, tief in einer waldigen Gegend, ein Freund von ihm. Der Major beſuchte ihn. Hier vernahm er zu ſeiner großen Betrübniß den Tod ſeines geliebten Schwagers; wie es der Wittwe und den drei Kindern ergehe, wußte der Freund ihm nicht zu ſagen.

Als Herr von Berg Abends mit ſeinem Reitknechte ſo durch die wilde, waldige Gegend in das Städtchen zurückeilen wollte, kam er vom rechten Wege ab. Es war bereits ſpät im Herbſte. Die Gegend, voll finſterer Tannen, wurde immer rauher und wilder. Noch milderte der Mond, der im erſten Viertel war, und durch die Tannenäſte ſchien, die ſchauerliche Finſterniß ein wenig. Jetzt ging er aber unter. Schwere Wolken überzogen den Himmel, ein Sturmwind brauste durch den Wald, und mächtige Regenſchauer, mit Schnee vermiſcht, wehten den beiden Reiſenden in das Geſicht. Die Finſterniß wurde ſo dicht, daß man den nächtlichen

Himmel zwiſchen den Baumäſten kaum mehr unterſcheiden konnte. Der Major ſagte zu ſeinem Begleiter: „Unſere Pferde ſind ganz ermüdet; wir werden wohl, ſo kalt und froſtig es iſt, in dem wilden Walde übernachten müſſen.“

„Je nun,“ ſagte Haska, der Reitknecht, „das wäre nicht das erſte Mal! Ich will hier ein luſtiges Feuer aufſchüren; da wir weder zu eſſen noch zu trinken haben, ſo können wir uns doch wenigſtens wärmen.“ Er ſtieg ab, band die Pferde an einen Baum, und ſuchte unter den Bäumen einen ſtillen Platz, wo ſie vor Wind und Regen ſicher wären. Allein er bemühte ſich vergebens, Feuer zu Stande zu bringen. Die abgefallenen Zweige und Reiſer waren zu naß. Der Sturm ließ indeß ein wenig nach. Da hörten ſie in weiter Ferne das Bellen eines Hundes. „Nun, Gottlob,“ ſagte der Reitknecht, „wir können nicht mehr weit von einem Dorfe, oder einem einzelnen Bauernhofe ſeyn.“ „Das vermuthe ich auch,“ ſagte der Major; „wir wollen wieder aufſitzen und der Gegend zureiten, wo der Hund bellt.“

Nachdem ſie eine Strecke weit geritten waren, ſahen ſie ein fernes Licht durch die Bäume ſchimmern, das ihnen mehrmals verſchwand, allein immer wieder zum Vorſchein kam. Endlich gelangten ſie an ein einſames Haus im Walde, das nebſt Stadel und Stallungen, Garten und Hofraum von einer ziemlich hohen Mauer umgeben war. Der Glanz eines großen Feuers, das auf dem Küchenheerde loderte, warf einen röthlichen Schein an die nahen, hundertjährigen Waldbäume, und erhellte das Dunkel der Nacht. Das Haus ſchien ſehr feſt gebaut, und die Fenſter waren mit Eiſen vergittert. An den Mauern war jedoch der Anwurf mehrentheils abgefallen, und da und dort waren ſie grün und gelb von Moos. Beide Reiter ſtiegen ab, führten ihre Pferde am Zaum, gingen um das Haus herum, den Eingang zu finden, und kamen an das Hofthor. Der Reitknecht klopfte wiederholt an dem Thore, und polterte zuletzt, ſo ſtark er konnte. Endlich ſchob ſich ein kleines Schieberlein in dem einen Thorflügel auf; ein Licht ſchimmerte heraus, und eine Stimme rief: „Wer ſeyd Ihr?“ „Reiſende,“ ſagte Haska, „die ſich in dem Walde verirrt haben.“ „Hum, hum,“ brummte die Stimme; „Ihr kommt ſehr zur Unzeit. Wie viel ſind den Eurer?“ „Wir ſind nur unſerer zwei,“ rief Haska, „nebſt unſern zwei Pferden.“ „So wohl,“ ſagte die Stimme, „alſo in Allem vier Stücke.“ Ein altes, runzelvolles Geſicht ſchaute jetzt zu dem kleinen Lädelein heraus, um die Fremden in Augenſchein zu nehmen.

„Himmel,“ dachte der Major, „wenn ich die Weiberhaube nicht ſähe, ſo würde ich darauf ſchwören, es ſey der Kopf eines alten Huſaren.“ Er trat näher und ſprach: „Ei ja, ſeyd ſo gütig, und laßt uns hinein.“

„Nun wohl,“ ſagte die Alte, „da Ihr ein ſo hübſcher, junger Herr ſeyd, ſo kommt denn herein in unſer löbliches Gaſthaus.“ Sie öffnete das Thor; der Major trat hinein, und der Reitknecht mit den willigen Pferden folgte. „Dort iſt die Stallthüre,“ ſagte die Alte; „die Stalllaterne hängt daneben. Holt ſie einmal her; ich will ſie Euch anzünden. Raum und Heu werdet Ihr genug finden; mit Haber ſind wir aber dermalen nicht wohl verſehen.“

Haska führte die Pferde in den Stall. Der Major wollte auch ein wenig nachſehen, wie die Pferde verſorgt würden, und war ſo ziemlich zufrieden. Die Alte verſchloß indeß das Thor ſehr ſorgfältig, und nahm die Schlüſſel wieder zu ſich.

„Nun, mein lieber, artiger, junger Herr, kommen Sie einmal herein in die Stube!“ ſagte die alte Wirthin. „Recht gern,“ ſprach der Major. „Macht nur, werthe Frau Mutter, daß ich bald eine warme Suppe bekomme. Mich friert wie einen naſſen Pudel, und ich bin ſo hungerig wie ein Wolf.“ „Schön!“ ſagte die Wirthin, „es iſt mir aber recht leid, daß ich Sie nicht nach Wunſch bedienen kann. Mein Herr Sohn, der Wirth, iſt nicht zu Hauſe; ich will mich aber beeilen, ſo gut ich kann. Wie Sie ſehen, hinke ich ein wenig; zugleich den Tiſch decken, kochen und die Speiſen auftragen — iſt mir zu viel. Ich werde aber meiner Enkelin, dem Urſulein, rufen, bei Tiſche aufzuwarten. Das arme Kind iſt zwar ſtumm und kann keinen Laut hervorbringen; indeß hört ſie recht gut, und iſt für ein ſo kleines Mägdlein ziemlich geſchickt. Ehe indeß eine halbe Stunde vergeht, wird mein Herr Sohn kommen — und dann wird es mit der Anſprache und Bedienung ſchon beſſer gehen.«

3.

Das ſtumme Kind wird vorgeführt.

Der Major legte ſeinen naſſen Mantel ab, und ſetzte ſich an den großen, irdenen Ofen, um ſich zu wärmen. Die Wirthin führte Urſula herein und ſagte: „Mache dem Herrn dein Kompliment und verneige dich hübſch!« Die Kleine thats. „So, nun decke den Tiſch,“ ſagte die Wirthin, gab ihr das Tiſchzeug und ging. Urſula hatte ein rothes Mieder und einen ſchwarzen Rock an; Haube, Hemdärmel und Schürze waren ſchneeweiß. Sie ſah ſehr blaß und traurig aus. Die Wehmuth in ihrem lieblichen Geſichtchen rührte den Major. „Grüß dich Gott, liebe Kleine,“ ſagte er, „ich bedauere, daß du ſtumm biſt, und mir nicht antworten kannſt; ich würde ſonſt recht gern mit dir reden.“ Das Kind ſah ihn mit einem wehmüthigen, freundlichen Blick an, legte den Finger auf die Lippen, deckte den Tiſch, und ging wieder.

Ueber eine Weile brachte Urſula die Suppe. Der Major ſtand auf, und ſetzte ſich zu Tiſch. Das Tiſchtuch war, wieder ſeine Erwartung, ſehr fein und blendend weiß; eben ſo die Serviette. Löffel, Beſteck und Salzgefäß waren von Silber. Auch die Suppe fand er ſehr gut. Er lobte die treffliche Bedienung und ſagte: „Gottlob! ich bin in ein recht gutes Quartier gekommen; nun will ich mir, nach den Strapazen der Reiſe, recht wohl ſeyn laſſen.“ Das Kind ſah ihn mit Augen voll Thränen unbeſchreiblich ſchmerzvoll an, und ging wieder hinaus.

„Sonderbar,“ dachte der Major, „warum das Kind gar ſo traurig iſt! Aber freilich, hören und nicht reden können, muß — beſonders einem Frauenzimmer, ſo klein es auch noch iſt — ſehr ſchwer fallen. Indeß muß ihre Traurigkeit doch noch eine andere Urſache haben. Ich habe großes Mitleid mit dem Kinde, und bedauere ſehr, daß es mir nicht ſagen kann, was ihm fehle.“

Nach einer guten Weile brachte Urſula Rehbraten und Salat, und ſchob ihm heimlich ein Streifchen Papier hin. Sie winkte ihm mit den

Augen, blickte auf das Blättchen und dann ſeitwärts nach dem Küchenfenſter — und entfernte ſich ſchnell. Er bemerkte, daß die Wirthin am Fenſter, das in die Küche ging, lauſche, was in der Stube vorgehe. Der Major hatte den Wink des Mädchens verſtanden, er ſolle das Zettelchen heimlich leſen. Er rückte es, ohne es vom Tiſche aufzunehmen, näher herbei und las die mit Bleiſtift und zitternder Hand geſchriebenen Worte:

„Sie ſind in eine Mördergrube gerathen. „Man will Sie heute Nacht ermorden. Seyen „Sie auf Ihrer Hut. Gott wolle Sie — und „mich erretten!“

Der Major war höchſt betroffen. Er überlegte, ob er entfliehen oder ſich zur Wehre ſetzen ſollte. Indeß zweifelte er doch noch, ob die Sache auch wirklich ſo ſey.

Bald darauf kam Haska mit dem Felleiſen in die Stube, in dem ſich allerlei befand, was ſein Herr zu Nacht nöthig hatte. Der Major redete, damit die Wirthin das Geſpräch nicht behorchen könne, ungariſch mit ihm. Er machte ihn mit dem Inhalt des Billets bekannt, um ſich mit ihm über die Anſtalten zu berathſchlagen, die ſie treffen könnten, ſich zu retten. Der ehrliche Diener erſchrak. „Je nun,“ ſagte der Major, „wir wollen den Muth nicht verlieren. Laß uns, ſo wenig die Sache lächerlich iſt, mit lachendem Munde davon reden. Wenn wir ſo bedenkliche Mienen machen, möchte die Wirthin Verdacht ſchöpfen.«

Haska fing ſogleich an zu lachen, als hätte ſein Herr etwas recht Luſtiges vorgebracht. »Nun, ſo laut zu lachen,« ſagte der Major, »wäre eben nicht nöthig geweſen. Hole mir vorerſt meine zwei Doppelpiſtolen herein. Die ſollen mich vor dem erſten Anfall ſchützen. Mein Säbel hier in der Ecke ſoll mir auch gute Dienſte leiſten. Sieh aber jetzt ſogleich in dieſem Hauſe wohl nach, ob du denn wirklich etwas Verdächtiges — Waffen oder geraubtes Gut — entdecken könneſt, ob nicht etwa irgendwo einige Kerle verſteckt ſeyen, und ob wir uns nicht durch eine ſchnelle Flucht retten können. Ich werde indeß die Wirthin hüten, daß ſie dir nicht nachſchleiche, und dich beobachte. Sobald ſie die Küche verläßt, werde ich ſie in die Stube rufen und unausgeſetzt mit ihr plaudern.«

Haska ging, kam nach einer Weile mit den Piſtolen, und legte ſie auf den Tiſch. Er ſah ganz bleich und erſchrocken aus, und ſagte: »Ich habe mir genug geſehen! Neben dem Stalle iſt eine kleine ſchlechte Kammer für Knechte. Ich unterſuchte ſie genau. Unter der Bettſtatt bemerkte ich eine Fallthüre; ich rückte die Bettſtatt, die nur ein leichter Schragen iſt, weg, öffnete die Thüre und ſtieg hinunter. Und was ſah ich da!

Allerlei Kleider vom feinſten Tuche, von Sammet und Seide, woran Blut klebte. Eine atlaſſene Weſte, die einem ſehr vornehmen Herrn gehört haben muß, war gerade an der Stelle, wo ſie ſein Herz bedeckte, von einem Dolchſtiche durchbohrt, und man ſah es, daß ein Strom von Blut aus der Wunde hervorgequollen war. Der weiße Atlaß war davon roth gefärbt. Mir graute! Wir ſind wahrhaftig in eine Mördergrube gerathen. Entrinnen können wir nicht. Das Hofthor iſt mit ſtarken Schlöſſern verſehen, und die Wirthin hat, denk ich mir, die Schlüſſel gut verwahrt. Die Hofmauer iſt zu hoch, um ohne Leiter hinüber zu ſteigen — und dann möchte ich doch auch die Pferde nicht gern im Stiche laſſen. Von den Räubern dürfte übrigens, wie ich denke, zur Zeit keiner im Hauſe verſteckt ſeyn.“

„Und wenn ihrer ein Dutzend da wären,“ ſprach der Major, „ich fürchte ſie nicht. Indeß halte ich es doch für beſſer, daß wir der Wirthin, die allein zu Hauſe iſt, die Schlüſſel abfordern, und dann zum offenen Thore hübſch ordentlich und gemächlich hinaus reiten. Denn ich möchte es gern vermeiden, Blut zu vergießen.“

4.

Der Wirth und die Wirthin.

„He, Frau Wirthin,“ rief jetzt der Major, „kommen Sie einmal herein!“ Sie hinkte in die Stube und fragte: „Was befehlen Sie ſo eilig?“ — Allein in eben dem Augenblicke geſchahen drei ſtarke Schläge an das Hofthor. „Je,“ rief die Alte, „der Wirth kommt! Ich will ihm geſchwind aufmachen, ehe ich von Ihnen vernehmen kann, was Ihnen zu Dienſte ſteht.“ Der Major trat mit dem Lichte in der Hand unter die Hausthüre, als wollte er aus Höflichkeit der Frau leuchten. Er wollte aber nur ſehen, ob der Wirth allein komme, oder einige Räuber mit ſich bringe. Er war allein. Der Major ging mit ihm in die Stube, und ſetzte ſich wieder an den Tiſch, auf dem die Piſtolen lagen. Er fing mit dem Wirthe ein lebhaftes Geſpräch von dem Kriege an, und war ſo heiter, als hätte er nicht die geringſte Beſorgniß.

Haska hatte indeſſen die Pferde gefüttert, kam nun herein, und ſetzte ſich an den andern Tiſch. Der Major ſagte in ungariſcher Sprache zu ihm: „Mach' es kurz mit deinem Nachteſſen, laß dir dann mein Schlafzimmer zeigen, und trage mein Felleiſen dahin. Hernach verlange ſogleich zu

Bette und geh' in deine Kammer. Sey aber wohl auf deiner Hut! Sobald du merkſt, ich ſey nicht mehr hier in der Stube, ſo komm heimlich zu mir auf mein Zimmer, und nimm deine zwei Piſtolen und deinen Säbel mit dir.«

Haska trug das Felleiſen hinauf in das Zimmer, kam dann wieder herab, that ſehr ſchläfrig und gähnte fürchterlich. „Ihr reißt ja das Maul auf,« ſagte der Wirth, „als wolltet Ihr mich auffreſſen mit Haut und Haar.« Haska lachte, und ſagte: „Ich hätte gute Luſt dazu! Doch ich möchte nur ſchlafen gehen. Ich bin heute vor Tag aufgeſtanden, und den ganzen Tag geritten. Ich werde die ganze Nacht ſchlafen, wie ein Dachs. Weckt mich morgen zu rechter Zeit, damit ich nicht verſäume, die Pferde zu füttern. Ihr müßt aber recht ſtark lärmen, ſonſt höre ich Euch nicht.« Der Wirth ſchien ſehr erfreut, vorerſt den Diener zu Bette zu bringen, und leuchtete ihm über den Hof in die Kammer nächſt dem Pferdeſtalle.

Als er zurück kam, ſetzte der Major das Geſpräch fort. Der Wirth warf aber von Zeit zu Zeit einen bedenklichen Blick auf die Piſtolen. „Gefallen Sie Ihnen, Herr Wirth?« ſprach der Major.

„O ganz ungemein!« ſagte der Wirth; „nur hätten Sie dieſelben in den Piſtolenhulftern laſſen dürfen. Sie haben ſie hier nicht nöthig! Sie ſind hier in das ſicherſte Haus der Welt gekommen, ſo wahr ich ehrlich bin.«

„Ich finde Ihre Betheurung ganz der Wahrheit gemäß,“ ſprach der Major. „Ihr Haus iſt ſo ſicher, als Sie ehrlich ſind. Allein es iſt meine Art ſo, auf die Piſtolen wohl Acht zu haben. Beide ſind ſcharf geladen; es könnte durch ſie leicht ein Unglück angerichtet werden.“

„So will ich die Piſtolen dort in den Wandkaſten legen, und den Kaſten verſchließen,“ ſagte der Wirth; „den Schlüſſel mögen Sie indeß in Verwahrung nehmen.“

„O nicht doch, Herr Wirth,“ ſagte der Major; „machen Sie ſich keine Mühe. Ich nehme die Piſtolen mit auf mein Schlafzimmer. Es iſt ſo meine Art, oder wenn Sie wollen, meine Unart, daß die geladenen Piſtolen immer auf dem Tiſchchen neben meinem Bette liegen müſſen.“

Der Wirth ſchien nachdenkend zu werden, und ging etliche Male im Zimmer auf und ab. „Aber wie,“ rief er auf einmal, „was iſt denn das? Das ſehe ich erſt jetzt. Sie trinken nur Waſſer. Meine alte Mutter iſt ſo vergeßlich. Gewiß hat ſie Ihnen keinen Wein angeboten. Ich will Ihnen von dem beſten bringen, den ich im Keller habe; trinken wir noch ein Gläschen zuſammen!“ —

Er ging hinaus und rief ſehr laut in die Küche: „Mutter, Ihr habt vergeſſen, unſerm verehrten Gaſte Wein vorzuſetzen. Geſchwind kommt mit mir und nehmt die brennende Oellampe mit. Ich will das kleine Fäßlein anſtechen, das ich immer aufgeſpart habe, bis ein recht lieber, werther Gaſt komme.“

„Was hat der Kerl im Sinne?“ dachte der Major. „Will er mir einen Schlaftrunk beibringen, oder mich gar vergiften?“

Allein plötzlich riß der Wirth die Stubenthüre auf und ſchrie: „O mein liebſter Herr! Kommen Sie mir doch um Gottes willen zu Hülfe! Meine arme Mutter, die mir leuchten wollte, iſt ſammt dem Lichte die Kellerſtiege hinabgefallen. Ich weiß nicht, lebt ſie noch, oder iſt ſie todt. O helfen Sie mir doch die arme Frau herauf bringen!“

„Von Herzen gern,“ ſagte der Major; „nehmen Sie nur das Licht auf dem Tiſche hier, und leuchten Sie mir.“

Sie kamen zur Kellerthüre, die eine Fallthüre war. „Ach, da ſehen Sie nur,“ jammerte der Wirth, „da drunten liegt die liebe Mutter, und gibt kein Zeichen von ſich.“

Der Major wußte nicht, ob ſie wirklich hinabgefallen, oder ob es nur ein falſches Vorgeben ſey, um ihn in den Keller zu locken. Er blieb an der Stiege ſtehen, und ſagte: „Gehen Sie doch mit dem Lichte voran, Herr Wirth, damit ich auf der ſchlechten Stiege nicht auch noch den Hals breche.“

Der Wirth ging voran. Der Major bemerkte, daß ihm das Heft eines Stilets aus der Rocktaſche hervorſchaue, von dem er vorhin nichts wahrgenommen hatte. „Nun iſt mir's ausgemacht,“ dachte der Major, „der Böſewicht will mich drunten im Keller, während ich der ruchloſen Alten Hülfe leiſte, mit einem unverſehenen Stiche ermorden.“ Der Major rief: „Wer andern Gruben gräbt, fällt ſelbſt hinein!“ und gab dem Schurken ſchnell einen kräftigen Stoß, daß er die Stiege hinunter purzelte. Der Wirth fiel auf die Wirthin. Die alte Wirthin raffte ſich ſchnell auf, ergriff den Wirth bei den Haaren, und ſchrie: „Du Tölpel, du haſt mir, glaub' ich, gar zwei Rippen eingeſchlagen.“ Der Major aber warf die Fallthüre zu und ſchob die ſtarken, eiſernen Riegel vor.

5.

Das ſtumme Kind redet.

Der Major trat unter die Hausthüre und rief: „Haska! Haska!“ — Haska kam, und hatte, wie ein ächter ungariſcher Huſar bei dem Angriffe, in jeder Hand eine Piſtole, und den bloßen Säbel quer im Munde. „Du brauchſt jetzt keine Waffen,“ ſprach der Major lächelnd; „die Vögel ſind gefangen. Wirth und Wirthin ſind im Keller eingeſchloſſen.“

„Viktoria!“ rief Haska; „die Feſtung iſt alſo unſer. Nun wollen wir ſie aber ein wenig recognosziren, um ſie nöthigen Falls zu vertheidigen. Vor Allem müſſen wir die Schlüſſel aufſuchen, und in Verwahrung nehmen.“

Haska fand ſie, nach einigem Suchen, in der Küche, unter einem alten, umgeſtürzten Topfe verſteckt. Der fröhliche Huſar legte ſie auf einen Teller, und übergab ſie, wie man bei Uebergabe einer Feſtung zu thun pflegt, mit einer tiefen Verbeugung ſeinem Herrn.

Sie durchſuchten erſt den untern Stock des alterthümlichen Hauſes, gingen dann die ſchmale ſteinerne Stiege hinauf, und in den engen Gängen umher von Kammer zu Kammer, um zu ſehen, ob Niemand im Hauſe verſteckt ſey. Als ſie abermal an eine Kammerthüre kamen, hörten ſie drinnen beten. „Lieber Gott,“ ſagte eine ſanfte, liebliche Stimme, „erbarme dich des guten Herrn und ſeines treuen Dieners! Rette Du ſie, und errette auch mich aus dieſem Hauſe des Schreckens!“

Der Major öffnete die Thüre und rief erſtaunt: „Urſula, biſt du's, die ſo andächtig betet? Biſt du denn nicht ſtumm?“

„Ach nein, lieber Herr,“ ſagte ſie; „man gab mich nur dafür aus. Die böſen Menſchen in dieſem Hauſe hatten einen fremden Herrn ermordet, und drohten, mir es auch ſo zu machen, wenn ich vor einem Gaſte nur ein einziges Wörtlein von mir werde hören laſſen.“

„Sey gutes Muths!“ ſagte der Major. „Der Wirth und die Wirthin werden Dir kein Leid mehr thun; ſie ſind verſorgt.“

„Ach Gott,“ rief das Kind, „Sie werden ſie doch nicht umgebracht haben?“

„Nein,“ ſagte der Major, „ich habe ſie bloß in den Keller eingeſperrt. Komm nun mit mir herab in die Stube, laß uns fröhlich ſeyn, und erzähle mir, wie du in dieſes Haus gekommen biſt.“

„O lieber Herr,“ ſprach die Kleine, „Sie ſind noch lange nicht ſicher. Es halten ſich wohl zwanzig Räuber in dieſem Walde auf. Noch dieſe Nacht kommen zehn bis zwölf hieher. Denn für ſo viele kochte die Wirthin. Sorgen Sie doch dafür, daß die fürchterlichen Männer nicht in das Haus kommen.“

„So komm denn, Haska,“ ſagte der Major; „wir wollen uns in den gehörigen Vertheidigungsſtand ſetzen. Ich denke, ſie werden doch nirgends anders als zum Thore herein dringen können?“

„Nein,“ ſagte das Kind, „alle Fenſter ſind wohl vergittert. An dem Hauſe iſt ein Erker, den die Räuber ihren Leuchtthurm nennen. Dort zündet der Wirth, wenn er die Räuber zu Nacht erwartet, ein Licht an, damit ſie den Weg hieher leichter finden. Sie thun, wann ſie vor dem Thore angekommen ſind, allemal drei Schläge an das

Thor, und der Wirth oder die Wirthin öffnet dann das Thor.“

„Nun wohl,“ ſagte der Major, „wenn nicht alle zwölf auf einmal kommen, ſo laſſen wir ſie herein. Mit einem halben Dutzend davon iſt uns der Kampf nur ein Spiel. Wir wollen ihnen einen warmen Empfang bereiten. Geh' aber vorerſt, und ſieh, ob das Licht am Fenſter noch brenne.“

Haska ging, kam ſogleich wieder, und ſagte lachend: „Der Herr Wirth und die Frau Wirthin ſind pünktliche Leute im Dienſte. Sie haben, bevor ſie in den Keller expedirt wurden, eine friſche Kerze angezündet. Das Licht wirft einen ſo hellen Schein hinaus, daß wir dabei leicht ſehen können, wie viel der Spitzbuben vor dem Thore auf einmal ankommen werden.“

„Gut, Haska,“ ſagte der Major, „komm jetzt mit mir herab in den Hof, wir wollen die gehörigen Anſtalten machen.“ Der tapfere Offizier, zog ſeinen Ueberrock aus, und ſagte: „Schon vor der Huſaren-Uniform werden ſie Reſpekt haben. Suche indeß Stricke vor; wir wollen die Kerle damit binden.“

Plötzlich geſchahen die drei Schläge an das Thor. Haska eilte hinauf in den Erker, kam eben ſo ſchnell wieder herab, und ſagte leiſe: „Es ſind nur ihrer zwei.“ „Wohl,“ ſagte der Major, „ſo öffne das Thor, und bleib hinter dem offenen Thorflügel ſtehen. Mit dem erſten, der hereintritt, will ich's aufnehmen; über den andern fällſt du her. Stelle die Laterne hieher auf den Boden.«

Haska thats, und öffnete das Thor. Den einen Räuber faßte plötzlich der Major am Kragen, ſetzte ihm die Piſtole auf die Bruſt, und rief mit donnernder Stimme: »Ergib dich, oder du biſt auf der Stelle des Todes.« Der Kerl fiel vor dem fürchterlichen Huſaren-Offizier auf die Knie und flehte um Pardon. Haska hatte auch den andern augenblicklich zu Boden geriſſen. Beide Räuber wurden an Händen und Füßen gebunden, und ſeitwärts auf den Boden gelegt. »Wenn ihr euch nur regt, oder einen Laut von euch hören laſſet, ſo erſchieße ich euch augenblicklich!« ſagte der Major.

Bald darauf geſchahen wieder drei gewaltige Schläge an das Thor. Abermal ſtanden zwei Räuber, mit ſchweren Päcken auf den Schultern, vor dem Thore. Beide wurden, eben ſo, wie ihre zwei Kammeraden, hereingelaſſen, überwältigt und gebunden. Der tapfere Offizier und ſein wackerer Streitgenoſſe blieben bis gegen Tag, jeder auf ſeinem Poſten. Allein es ließ ſich weiter kein Räuber mehr ſehen, noch hören.«

»Ich begreife nicht, warum ſie nicht kommen,« ſagte Haska; »vielleicht haben ſie den Braten gerochen. Allein die Böſewichter werden ihrer Strafe doch nicht entrinnen.«

6.

Der Onkel.

Nunmehr brach die Morgenröthe über dem finſtern Tannenwald hervor, und es wurde Tag. „Jetzt wollen wir weiter ziehen!“ ſagte Haska. Allein der Major ſprach: „Noch droht uns große Gefahr. Du haſt gehört, daß ſich bei zwanzig Räuber in dieſem Walde befinden. Ehe wir es uns verſehen, kann eine Kugel aus dem Gebüſche uns treffen, ohne daß unſer Auge auch nur das Geringſte von dem Schützen ſieht. Ich muß erſt überlegen, was zu thun iſt.“

Haska rief plötzlich: „Ich höre den Hufſchlag mehrerer Pferde. Ich fürchte, die ganze Rotte zu Pferd und zu Fuß iſt im Anzug.“ Er eilte hinauf in den Erker, kam noch ſchneller und voll Freude wieder herab und rief: „Es ſind unſere Leute, ein ganzer Zug Huſaren!“

Haska öffnete eilig beide Thorflügel, und die Huſaren ritten herein. Alle grüßten ihren Major und ihren Kameraden Haska auf das freundlichſte. Der Wachtmeiſter aber ſagte: „Wir waren ſehr beſorgt um Sie, gnädiger Herr Major. Da Sie immer ſo pünktlich im Dienſte ſind, geſtern Abends aber zur feſtgeſetzten Stunde nicht eintrafen, ja noch eine Stunde darüber verfloſſen war, ſo fürchteten wir, Sie möchten ſich in dem Walde verirrt haben, oder den Räubern, die dieſen Wald unſicher machen, in die Hände gefallen ſeyn. Wir ſaßen alſo auf, und durchritten bei angezündeten Fackeln den finſtern Wald. Wir erblickten die Spuren zweier Pferde. Das da, rief ich, ſind die Fußſtapfen von dem Fuchs unſers Herrn Majors. Kein Pferd, weit und breit, hat einen ſo netten Huf. Wir folgten der Spur, und kamen ſo zu dieſem Hauſe.“

„Nun, Gottlob, daß wir uns gefunden,“ ſagte der Major, „ich danke Euch für Eure Mühe.“ Haska aber rief: „Aha, nun weiß ich, warum die Räuber nicht kamen. Ihr habt ſie verſcheucht.“

Der Major erzählte kurz, was ihm begegnet, und befahl darauf: „Bewacht die vier Gefangenen hier, und bringt den Wirth und die Wirthin, die in dem Keller eingeſperrt ſind, zu ihnen herauf. Durchſucht das ganze Haus, erbrecht alle Kammern, Kiſten und Käſten, wo ſich vieles geraubte Gut befinden muß; thut Euch von den Lebensmitteln und dem Weine, daran in dieſem Hauſe kein Mangel ſeyn wird, gütlich.“ Die Huſaren ſtiegen ab, vollzogen die Befehle, beſonders den letzten, mit Freuden, und verzehrten die großen Braten, die für die Räuber bereitet waren.

Der Major ging in die Kammer des Kindes, dem er ſeine Rettung zu danken hatte, führte es in das obere Zimmer mit dem Erker, das ziemlich hübſch war, und ſagte: „Nun, liebe Kleine, ſetze dich hieher neben mich auf das Kanapee, und ſage mir, wie du hieher in dieſes Haus gekommen biſt. Denn es iſt unmöglich, daß du eine Tochter dieſes ſchurkenhaften Wirthes, oder eine Enkelin dieſer ruchloſen Wirthin ſeyn ſollteſt. Erzähle einmal, liebe Urſula.“

„Ich heiße nicht Urſula,“ ſagte das Kind; „ich heiße Meline. Ich ward meiner Mutter geraubt, und hieher gebracht. Mein Vater war zwei Jahre zuvor geſtorben; er nannte ſich Freiherr von Grünau.“

„Gott im Himmel,“ rief der Major, und ſchlug beide Hände zuſammen, „ſo biſt du die Tochter meiner Schweſter! Ich bin dein Onkel! O ſey mir tauſendmal gegrüßt, liebſte Meline! Ich habe, als ich in den Krieg zog, dich nur als Wiegenkind das erſte und das letzte Mal geſehen, dich auf meinen Arm genommen und geſegnet. Du biſt mir ein Engel, durch den Gott mich von einem ſchauerlichen Tode errettet!“ Der hocherfreute Onkel faltete die Hände und blickte lange ſtillſchweigend zum Himmel. Auch Meline betete und weinte. „Nun, Gott ſey gelobt, daß er mich dich finden ließ!“ ſagte der Major wiederholt. „O wie wird meine Schweſter, deine Mutter, ſich freuen!“ Er ſchloß Meline in die Arme, und benetzte ihr Angeſicht mit Thränen. Ihre Thränen floſſen in einander!

Der Onkel fragte hierauf: „Wie kam es denn, daß du deiner Mutter geraubt wurdeſt, liebſte Meline?“

„Ach,“ ſagte Meline, „ein fürchterlicher Mann trat in unſer Zimmer, zeigte meiner Mutter eine Schrift, und ſchmähte und fluchte ſchrecklich. Die Mutter hieß mich in den Garten gehen. Ein anderer fürchterlicher Mann kam in den Garten, ergriff mich, verſtopfte mir den Mund mit ſeinem Taſchentuche, und ſchleppte mich in den nahen Wald, wo eine Kutſche bereit ſtand. Beide brachten mich dann hieher.“

Der Major führte Meline hinab in den Hof, und zeigte ihr die Gefangenen. „Dieſer da mit dem ſchwarzen Pudelkopfe,“ rief Meline, „hat meiner Mutter das Papier überreicht; jener dort mit rothem Haar und Backenbart hat mich geraubt.“

Der Major nahm mit Meline ein kleines Frühſtück, und befahl dann den Huſaren aufzubrechen. Er nahm Meline zu ſich auf das Pferd. Die Gefangenen wurden, die Hände auf den Rücken gebunden, von den Huſaren in die Mitte genommen. Vier Huſaren mußten in dem Hauſe zurückbleiben, die geraubten Güter, bis man ſie abhole, zu bewachen.

In der Stadt überlieferte der Major die Gefangenen dem Gerichte. Mehr als zweihundert Huſaren mußten den Wald umringen und durchſtreifen. Die ganze Räuberbande wurde eingebracht. In der Unterſuchung, die wohl ein Jahr währte, hat ſich, unter vielem Anderen, Folgendes ergeben: Herr von Klauenburg, der einzige Anverwandte der Frau von Grünau, ein reicher aber höchſt geiziger Mann, der in einer fernen Stadt lebte, hatte vernommen, daß Herr von Grünau, ihr Gemahl, nebſt ihren zwei Söhnen geſtorben, daß ihr Bruder im Kriege umgekommen, und daß nur mehr ein Kind, Meline, als Erbin des großen Vermögens übrig ſey. Er beſtellte den Anführer dieſer Räuberbande, das Kind zu entführen. „Blutſchuld," hatte er geſagt, „will ich nicht auf mich laden. Raube das Kind, bring es aber nicht um, ſondern liefere es an einen Ort ab, wo Niemand es entdecken kann. Laß ihm übrigens nichts abgehen."

Der Räuberhauptmann unternahm es, den Raub auszuführen. Er war es, der mit der Mutter, wegen einer vorgeblichen Schuldforderung den Streit anfing, ſein Spießgeſell ſchlich indeß um das Haus herum, ergriff das Kind, legte die Gießkanne an das Ufer des Fluſſes, hängte den Strohhut an den Weidenbuſch in's Waſſer, und entfloh mit Meline."

Der Räuberhauptmann und ſein Vertrauter, der Rothkopf, und alle ihre Spießgeſellen, auch der Wirth und die Wirthin wurden zum Tode, jener gottloſe Verwandte aber zu einer ſchweren Geldſtrafe und auf zehn Jahre zum Gefängniſſe verurtheilt.

7.

Die hoch erfreute Mutter.

Der Major übergab das Kommando dem Rittmeiſter, ließ Meline wieder ihrem Stande gemäß kleiden, und fuhr mit ihr nach Grünau. Da ſeine Schweſter ihn noch immer für todt hielt, ſo wollte er ſie vorher auf ſeine Ankunft vorbereiten laſſen. Erſt dann wollte er zu ihr gehen, und ihr beibringen, daß Meline noch lebe. Er ſtieg daher am Hauſe des Verwalters ab. Der alte Mann war vor Freude faſt außer ſich, als er den Major und Meline lebend erblickte. Er ſelbſt lebte neu auf; er konnte nicht Worte genug finden, ihnen ſeine Freude zu bezeigen. Er eilte ſogleich in das Schloß.

Frau von Grünau ſaß traurig und mit bleichem Angeſichte auf dem Kanapee, und las in einem Buche. Als ſie von dem Verwalter vernahm, ihr Bruder lebe noch, er ſey hier, wollte ſie ihm ſogleich entgegen eilen. Allein ſchon trat er in das Zimmer. Sie ſprang, als ſie ihn erblickte, mit weit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, und umfaßte ihn. „O liebſter Bruder,“ rief ſie, „ſo lebſt du denn wirklich noch! Gott ſey gelobt; ſo bin ich doch nicht allein in der Welt!“

Der Major ſetzte ſich zu ihr auf das Kanapee.

Er bat ſie, ihm zu erzählen, was ihr, ſeit er in das Feld gezogen, Alles begegnet ſey.

Sie erzählte unter tauſend Thränen, daß indeß ihr geliebter Gemahl, nach vielen Leiden, aber geduldig, fromm und ganz in den göttlichen Willen ergeben, geſtorben ſey; daß ihre zwei holden Knaben, die der Major wohl gekannt, und an denen er große Freude gehabt habe, ihr durch die Blattern entriſſen worden; und daß ihr einziges noch übriges Kind, ihre innigſt geliebte Meline, in dem nahen Fluſſe ertrunken ſey.

Der Major hatte mit großer Theilnahme zugehört, und ſprach nun: „Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die liebe Meline ertrunken ſey, da ihre Leiche nicht gefunden worden.“

„O Gott!“ rief die Mutter, und ihr wehmüthiges Geſicht erheiterte ſich und glänzte vor Freude. „Ach, wenn ſie noch lebte, wenn ich, ehe ich die Augen ſchließe, ſie noch einmal ſehen ſollte, welche Seligkeit wäre das für mich!“

„Zweifle nicht,“ ſprach der Major, „daß ſie noch lebe. Vetter Klauenburg hat hier ſeine Hand, oder vielmehr ſeine Klauen, mit im Spiele. Gewiß, Meline iſt nicht ertrunken; ſie wurde bloß von Räubern geraubt, und von ihnen in einen ihrer Schlupfwinkel gebracht.“

„Ach Gott!“ rief die Mutter, wurde noch bleicher, und reichlichere Thränen floßen über ihre erblaßten Wangen. „Beſſer wäre ſie todt, als unter böſen Menſchen. Es iſt viel beſſer geſtorben, als an Leib' und Seele verdorben!“

„Liebſte Schweſter,“ ſprach der Major, „ich bin über dieſe deine edlen Geſinnungen tief gerührt. Glaube mir aber, ſie iſt noch immer jene unſchuldige, reine, engelgleiche Meline, die ſie von jeher geweſen. Du ſollſt dich ſelbſt davon überzeugen. Sie iſt bereits aus jenen räuberiſchen, verruchten Händen befreit.“

Die Mutter ſtand hoch erfreut auf, und rief: „O Gott, wie wird mir! Welch ein Licht geht mir auf! Ach, liebſter Bruder, ſag mir Alles! Nicht wahr, Du haſt ſie geſehen; ſie iſt vielleicht nicht ferne von mir! O komm, komm, liebſter Bruder, und führe mich zu ihr.“

Der Major ging zur Thüre und öffnete ſie. Meline ſtürzte voll Entzückens herein, fiel ihrer Mutter in die Arme, und konnte kein Wort hervorbringen, als: „Mutter, liebſte Mutter!“

Die Mutter ſprach: „O Meline! Liebſte, beſte Tochter! Ja, du biſt es! Ich habe dich wieder! O Gott, Dir ſey Dank, unausſprechlicher Dank!“ Sie ſchloß, unter unzähligen Thränen der innigſten Freude, das geliebte Kind in die Arme, und rief noch unzählige Male: „O Gott, Dir — Dir, liebſter Gott, ſey Dank!“

Endlich ſprach die Mutter: „Komm, mein liedes Kind, ſetze dich zwiſchen mich und meinen Bruder, deinen lieben Onkel, und erzähle! Wie iſt es dir unter den böſen Menſchen, die dich geraubt haben, ergangen?“

Meline erzählte. „Ach Gott,“ fing ſie an, „ich war vor Schrecken und Angſt faſt des Todes, als ich von dem einen Räuber ergriffen, mit Hülfe des andern in eine Kutſche geſchleppt, und in jenes fürchterliche Haus im Walde gebracht worden. Die alte Wirthin grüßte mich ſehr freundlich. Sie ſagte, daß ſie mich ſchon lange mit Sehnſucht erwartet habe. Sie redete mir zu, ich ſolle nicht weinen. Sie legte mir eine Menge Zuckerwerk vor. Sie brachte Kaffee und Punſch, und wollte mich, wiewohl vergebens, mit der unbeſcheidenſten Zudringlichkeit nöthigen, doch wenigſtens ein Gläslein von ihrem Leibgetränke auf ihre Geſundheit zu leeren. Sie führte mich auf ein kleines, ziemlich artiges Zimmer. „Sieh,“ ſagte ſie, „dies iſt nun deine Schlafkammer; ſieh, das Bett könnte gar nicht feiner und weicher ſeyn.“ Sie erzählte mir, was ſie mir Alles kochen, ſieden und braten wolle, und ſprach davon ſo angelegentlich und ausführlich, als wenn es für uns Menſchen keine beſſere Freude gäbe, und als wenn wir nur auf der Welt wären, um zu eſſen und zu trinken. Sie kleidete mich in ein Landmädchen um, und ſprach dann: „So, nun gehörſt du ganz uns an. Der Wirth iſt nunmehr dein Vater, und ich bin deine liebe Großmutter.“

„Beide boten Alles auf, mich zu erheitern. Allein ich konnte mich nicht an dieſe Menſchen gewöhnen; mein Herz ſehnte ſich nur immer zurück, liebſte Mutter, zu dir. Denn wie ſo ganz anders, als bei dieſen Leuten, war es bei dir! Aus ihrem Munde hörte ich nie ein frommes Wort. Sie beteten nie, weder Morgens noch Abends, weder vor noch nach Tiſche. In dem ganzen Hauſe war kein Buch. Sie redeten von nichts, als von Geld und Gut, lobten ſich beſtändig, und ſchimpften über die ganze Welt. Ich mochte gar nicht mit ihnen reden; ich ſcheute und fürchtete mich vor ihnen. Ich war nirgends lieber als auf meinem kleinen Zimmer, das die Ausſicht in den Garten hatte. Ich dachte da an all das Gute, das du, liebſte Mutter, mich gelehrt und mir erzählt haſt. O wie manche Stunde der Nacht, wann der Mond zu mir herein ſchien, weinte und betete ich da! Ja, ich redete, auch wenn ich wider Willen in der Geſellſchaft dieſer böſen Menſchen ſeyn mußte, in meinem Herzen beſtändig mit Gott. O wie gut iſt es doch, daß man immer, bei Tag und bei Nacht, mit Gott reden kann, und daß Er uns immer freudig anhört.“

„Jene zwei Männer, die mich geraubt hatten, kehrten ſehr oft in dieſem Wirthshauſe ein, und brachten noch Andere ihres Gleichen mit. Dieſe

Gäſte, die da wie zu Hauſe geweſen, waren noch ſchlimmer als der Wirth und die Wirthin. Sie berauſchten ſich, ſpielten unter ſchrecklichen Flüchen in den Karten, ſangen allerlei Lieder und führten allerlei Reden, über die ſie in ein lautes Gelächter ausbrachen, und die ich zwar nicht verſtand, die aber wohl recht abſcheulich ſeyn mußten, weil ſo böſe Menſchen ein Wohlgefallen daran finden konnten. Manchmal geriethen ſie mit einander in Streit, warfen einander Krüge und Gläſer an den Kopf, und drohten, einander zu ermorden. Ich flüchtete mich dann zitternd und bebend auf meine Kammer. Ich war ernſtlich darauf bedacht, aus dieſem ſchrecklichen Aufenthalte zu entrinnen. Allein alle Fenſter waren mit eiſernen Gittern verwahrt, und das Hofthor immer ſorgfältig verſchloſſen.“

„Eines Abends kam ein Kaufmann, ein ſehr wackerer, freundlicher Mann, in das Wirthshaus, um da zu übernachten. Er führte ſehr ſchöne Waaren und viel Geld bei ſich. Dieſen ermordeten die Räuber. Ich hörte ſein Jammergeſchrei, und eilte aus meiner Kammer herab in die Stube. Ich war bei dem Anblicke vor Schrecken und Entſetzen außer mir! Ich ſagte den Mördern, daß dieſer Mord ein ſchreckliches Verbrechen ſey, und daß Gott ſie gewiß dafür ſtrafen werde. Sie achteten nicht darauf; ſie befahlen mir bloß, keinem Menſchen ein Wort davon zu ſagen. Der Wirth aber ſchrie:

„Du ſollſt mit fremden Leuten gar nicht mehr reden; wir werden dich von nun an für ſtumm ausgeben.“ Er ergriff mich bei der Hand, riß mich zu der blutigen Leiche hin, und ſagte faſt wüthend: „Da ſieh einmal! Wenn du gegen irgend Jemand, als gegen mich und die Wirthin, nur noch ein einziges Wort aus deinem Munde kommen läſſeſt, ſo ermorden wir dich auf eine noch ſchrecklichere Art, als dieſen Menſchen hier.“

„Ich fiel in meiner Kammer auf meine Knie nieder, ſtreckte beide Arme zum Himmel und betete: „O Du lieber barmherziger Gott! Du haſt Dich des Jünglings Daniel in der Löwengrube erbarmt. Heiter und fröhlich, wie ein Hirt unter ſeinen Lämmern, ſaß er zwiſchen den hungrigen, blutdürſtigen Löwen da. Du haſt ihm einen Engel geſendet, der ſich ſeiner angenommen. Du haſt ihn aus der Löwengrube befreit. O erbarme Dich auch eines armen Mädchens! Befreie mich von dieſen grimmigen Tigern. Sende auch mir einen Engel zu Hülfe.“ Und der gute Gott hat mein Gebet erhört! Ja, liebſte Mutter, Er hat mir in Wahrheit einen Engel zu Hülfe geſendet — hier deinen geliebten Bruder!“

„Ja wahrhaftig,“ ſagte die Mutter, „Er, der gute Gott, hat ſich deiner, Er hat ſich unſer Aller erbarmt. Dich, liebſte Meline, hat Gott mir entführen laſſen, um meinem Bruder das Leben zu retten, und dich, liebſter Bruder, hat Gott in jene

Räuberhöhle geführt, um meine geliebteſte Tochter daraus zu befreien. Mir diente es zum Heile, daß ich mein einziges noch übriges Kind als todt beweinte; ich betete öfter und inniger, als es ſonſt wohl geſchehen wäre, und ſehnte mich herzlicher nach dem Himmel. Auch dir, liebe Tochter, wird es zum Segen gereichen, daß du eine Zeit lang unter ſo böſen Menſchen haſt leben müſſen; du haſt nun geſehen, wie weit jene Menſchen im Böſen kommen, die ſich nicht an Gott halten, nicht mehr beten, und nichts Gutes mehr hören mögen. Du lernteſt alles Böſe noch mehr verabſcheuen, und das Gute noch mehr ſchätzen. Uns Alle hat Gott nach vielen Leiden wieder getröſtet, und unſere Betrübniß in Freude verwandelt. Ach, möchten wir es doch recht erkennen, daß Er uns Alles zum Beſten leite! Möchten wir es immer, auch in den größten Leiden, recht feſt glauben, daß es wieder beſſer kommen werde, daß Gott unſere Betrübniß in Freude verwandeln werde, und daß wir Ihm gewiß noch einmal für alle Leiden danken werden! Ja, gewiß! Alles, Alles, was Er thut, iſt die lautere Weisheit und Güte; Ihm ſey ewiger und unendlicher Dank!“

„Amen, Amen!“ ſagte der Major, und Meline wiederholte die Worte: „Amen, Amen!“

◆

Die Waldkapelle.

Konrad Ehrlieb war ein ſchöner, blühender Jüngling, voll Geſundheit und Leben, hatte das Handwerk eines Kupferſchmiedes wohl und richtig erlernt, und befand ſich bereits drei Jahre in der Fremde. Anſtändig gekleidet, ein ſchweres Felleiſen auf dem Rücken, und einen knotigen Wanderſtab in der Hand, ſchritt er einmal an einem heißen Sommertage durch einen dicken Wald — und verlor den rechten Weg. Wohl zwei Stunden irrte er in dem Walde hin und her, und wußte zuletzt ſchlechterdings nicht mehr, wo an und wo aus. Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange. Da ſah er endlich, von ihren goldenen Strahlen beleuchtet, die Thurmſpitze einer kleinen Kapelle aus den dunklen Tannen hervorragen. Er ging darauf zu, kam bald auf einen wohlbetretenen Fußweg, und gelangte zu dem Kapellchen, das auf einer ſchönen, grünen Anhöhe einſam im Walde ſtand.

Sein Vater hatte ihm die gute Lehre gegeben: „Gehe, wenn es je Zeit und Umſtände erlauben, nie an einer offenen Kirche vorbei; denn ſie iſt ja zur Anbetung deines Schöpfers erbaut, und der Thurm iſt gleichſam ein aufgeſtreckter Finger, der zum Himmel zeigt. Wie ſollteſt du eine Gelegenheit, dein Herz zum Himmel zu erheben, und dich vor deinem größten Wohlthäter niederzuwerfen, ungenützt vorbei gehen laſſen! Auch magſt du da leicht ein Gemälde oder ſonſt ein Kunſtwerk ſehen, das dich freut und dir das Herz erweitert; oder du kannſt vielleicht irgend einen Spruch leſen, der dir Troſt und Muth gewährt, und dich im Guten ſtärkt.“

Konrad gedachte dieſer Ermahnung ſeines Vaters, und ging in die offene Kapelle hinein. Das dunkle Gewölbe, die grauen Wände, die ſchmalen Fenſter mit kleinen runden Scheiben und der alterthümliche Altar verſetzten ihn einige Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Vorwelt. Die tiefe Stille, die an dieſem Gott geweihten Orte herrſchte, lud ihn zur Andacht ein. Er kniete in den letzten Stuhl nächſt der Thüre und betete eine Weile. Bevor er ſein Felleiſen wieder aufnahm, ging er noch vorwärts zu dem Altare, um das Altarblatt, das ihm ein ehrwürdiges Denkmahl alter Kunſt ſchien, näher zu betrachten. Da bemerkte er auf dem Betſtuhle, der vor dem Altare ſtand, ein kleines niedliches Gebetbüchlein, in rothen Safian gebunden, und mit goldenem Schnitte geziert. Er öffnete das Büchlein — und ſtand vor Erſtaunen wie verſteinert da. Denn vorn in dem Büchlein, auf dem erſten weißen Blatte, las er ſeinen Namen, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben. Allein es war ihm, als ſähe er die Buchſtaben nur im Traume, und er glaubte kaum ſeinen Augen.

Er durchblätterte das Büchlein. Das liebliche Titelkupfer — der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen ſegnet — einige Gebete und mehrere ihm gar wohl bekannte Reimen in dem Büchlein kamen ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe. „Ja,“ ſagte er innig gerührt, „das Büchlein war einſt mein; dieſer Namen iſt von meiner Hand geſchrieben. So ſchrieb ich, als ich noch zur Schule ging. Aber wie in aller Welt das Büchlein hieher kommt in dieſe einſame Kapelle, mitten in einem dicken Walde — das iſt mir unbegreiflich.“

Tauſend Erinnerungen aus ſeiner Kindheit wurden in ihm rege. Eine mächtige Sehnſucht nach den lieben Seinigen erwachte in ſeinem Herzen. Heiße Thränen floſſen über ſeine Wangen. „O Du lieber, guter Gott,“ ſagte er, und kniete auf den Betſtuhl hin, „was für gute Eltern haſt Du mir gegeben! Welche ſelige Tage hatten wir Kinder einſt in unſerm väterlichen Hauſe! O, wie glücklich war ich damals, als unſre liebreiche, freundliche Mutter, wenn ſie an ihrem Nähtiſchchen ſaß, uns Kinder zu ganzen Stunden neben ihren Knien ſtehen hatte, und uns von Dir und Deinem lieben

Sohne erzählte, und wenn unſer lieber, guter Vater, der als Gerichtshalter den ganzen Tag mit Amtsgeſchäften zu thun hatte, am Abende heimkam, und uns mit allerlei anmuthigen, oft ſehr wunderbaren Geſchichten erheiterte und belehrte! Wie vergnügt waren wir, mein kleines Schweſterchen und ich, wenn wir in dem großen, ſchönen Garten am Hauſe mit einander ſpielten, oder allerlei kleine Gartenarbeiten zur Freude der Eltern verrichteten! — Allein der traurige Krieg hat ſchon längſt uns alle aus unſerer geliebten Heimath vertrieben, und uns von einander getrennt! Ach, die gute Mutter iſt ſchon lange im Elende geſtorben, und ihre treue Hand, aus der ich dieſes Büchlein erhielt, iſt bereits im Grabe verweſen! Von dem guten Vater habe ich ſchon ſeit vielen Jahren kein Wort mehr gehört, und der Jammer hat wohl auch ihn vor der Zeit in das Grab gebracht! Wo meine arme Schweſter umher irre, ob ſie noch lebe, oder wie es ihr gehe, weiß ich nicht! Von allen meinen lieben Angehörigen getrennt, lebe ich nun allein in der Welt! Nur Du, großer, allwiſſender Gott, weißt es, ob mein Vater und meine Schweſter noch leben! O, wenn auch nur Eines von ihnen noch lebt — o, ſo führe Du uns doch wieder zuſammen! Erbarme Dich meiner, barmherziger Gott! Erhöre jetzt das Gebet, mit dem mein Vater damals zu Dir flehte, als ich ihn das letzte Mal ſah; erfülle den Segen, den er mir im Glauben an Dich bei dem Abſchiede gegeben hat!“

Auf dieſe und ähnliche Art betete Konrad noch lang. Endlich ſtand er auf. „Das Büchlein,“ ſagte er, „getraue ich mir nicht mitzunehmen. Ich weiß nicht, ob ich es jetzt noch als mein Eigenthum betrachten darf. Indeß hat ſicherlich Jemand es hier liegen laſſen, und kommt, bevor die Nacht einbricht, vielleicht wieder hieher, um es zu holen. Am beſten wird es ſeyn, ich warte hier eine Zeit. Vielleicht erhalte ich dann über Manches nähere Auskunft.“

Er ſetzte ſich gedankenvoll in eine Ecke der Kapelle, und fing an, in dem Büchlein zu leſen. Allein er hatte kaum zwei Seiten geleſen, ſo trat ein ſittſames, reinlich und nett gekleidetes Mädchen von etwa ſechzehn Jahren ehrerbietig in die Kapelle, näherte ſich dem Altare, verneigte ſich, und ſagte laut mit einem Seufzer: „Ach Gott, nein, es iſt nicht mehr da! Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, verloren haben.“ Sie betete noch einige Augenblicke voll Andacht vor dem Altare knieend, und wollte dann wieder gehen.

Jetzt trat Konrad mit dem Büchlein in der Hand hervor. Sie hatte ihn vorhin nicht bemerkt, und erſchrak ein wenig, als ſie ihn ſo unvermuthet erblickte. Er aber ſagte mit beſcheidenem Anſtande: „Sie hat wohl das Büchlein da liegen laſſen, Jungfer?“

„Ja,“ ſagte ſie fröhlich, indem ſie es in ſeiner Hand erblickte. „Es ſteht vorn der Namen darin: Konrad Ehrlieb.“

„Es ſcheint Ihr an dieſem Büchlein ſehr viel gelegen,“ ſagte Konrad. „Dürfte ich wohl fragen, warum? Der Namen Konrad Ehrlieb iſt mir gar nicht fremd. Ich kann der Jungfer ſichere Nachrichten von ihm geben.“

„Wenn Er das könnte,“ ſagte ſie, „ſo würde Er mich unbeſchreiblich glücklich machen. Dieſer Konrad Ehrlieb geht mich ſehr nahe an. Viele Reiſende behaupteten zwar, ſie hätten ihn da oder dort geſehen. Allein die Nachrichten haben ſich leider nie beſtätigt!“

„Ich muß Ihm doch einiges von meiner Geſchichte kurz erzählen,“ ſagte ſie weiter; „vielleicht kann Er daraus abnehmen, ob Er dieſen Ehrlieb kenne. Mein Vater war Beamter jenſeits des Rheins. Der Krieg und die feindliche Beſitznahme des Landes nöthigten ihn, unſer geliebtes Vaterland zu verlaſſen. Sein Fürſt, der ſelbſt Alles verloren hatte, war außer Standes, ihn weiter zu unterſtützen. Die Lage des guten Vaters wurde ſehr traurig. Die Mutter ſtarb vor Jammer und Elend. Der Vater fühlte den Verluſt doppelt, weil zwei Kinder, mein Bruder und ich, es ihm ſehr ſchwer machten, umher zu reiſen und Dienſte zu ſuchen. Ein Bürger des Städtchens, wo die

Mutter ſtarb, ein braver Kupferſchmied, der keine Kinder hatte, erbot ſich, den Bruder einſtweilen anzunehmen. Ich reiste mit dem Vater weiter — weit, weit fort. Der Vater wurde auf der Reiſe krank, und ſtarb nach wenigen Tagen unerwartet ſchnell. Ich war ein Kind von ſechs Jahren, noch zu jung, dieſen Verluſt ganz zu fühlen. Eine mitleidige Bürgersfrau erbarmte ſich meiner und nahm mich in ihr Haus auf. Nun iſt das aber ſchon bald zehn Jahre, daß der Vater ſtarb, und ſeit der Zeit hörte ich nichts mehr von dem Bruder. Der Vater hatte noch in der Nacht ſeines Todes den Gaſtwirth, in deſſen Haus er ſtarb, dringend erſucht, ſeinen Tod und ſeine letzten Segenswünſche dem Bruder zu berichten, und den menſchenfreundlichen Kupferſchmied zu bitten, Vaterſtelle an dem armen Waiſen zu vertreten. Der gute, todtſchwache Vater hatte noch mit zitternder Hand den Namen der Stadt und des Bürgers, bei dem der Bruder damals war, auf ein Blatt geſchrieben. Unglücklicher Weiſe ging aber das Blatt vorloren. Eine Magd, die nicht leſen konnte, hatte es bei dem Aufräumen in dem Zimmer des Verſtorbenen in die Hände bekommen, und es als unnütz zerriſſen und weggeworfen. Ach, viele tauſend Male dachte ich ſchon an den Bruder! Wir erkundigten uns auch überall nach ihm; allein alle Erkundigungen waren vergebens. Das Büchlein da iſt Alles, was ich noch von ihm habe. Obwohl ich es nicht aus ſeiner Hand erhielt, ſo ſteht doch ſein Namen, von ſeiner Hand geſchrieben, darin, und es iſt mir deßhalb ein höchſt ſchätzbares Andenken. Ich fand es unten in dem kleinen Koffer, der unſere geringe Habſeligkeiten enthielt. Als der Vater den Bruder zurück gelaſſen, und ihm ſeine Kleidungsſtücke ausgepackt hatte, ward das Büchlein überſehen; ſo blieb es in meinen Händen.“

Jetzt rief Konrad, dem ſchon lange die Thränen in den Augen ſtanden, mit innigſt bewegtem Herzen und bebender Stimme: „O Gott, wie wunderbar biſt Du! Nicht wahr, liebes Kind, du heißt Luiſe!“

„Ja,“ ſagte ſie erſtaunt und ihn mit großen Augen anblickend, „Luiſe Ehrlieb, das iſt mein Namen.“

„O, ſo ſey mir denn tauſend und tauſend Mal' willkommen — geliebteſte Schweſter!“ rief er. „Sieh, dieſe Zeilen hab' ich geſchrieben; dies iſt mein Namen. Ich bin wahrhaftig dein Bruder, Konrad Ehrlieb.“

Die Schweſter war über dieſes unerwartete Wiederſehen faſt außer ſich. Der Bruder war nicht weniger erſchüttert. Beide ſtanden eine Weile ſprachlos. Endlich brachen ſie beide in Freudenthränen aus, und grüßten einander vor dem Altare mit frommer Rührung auf das herzlichſte.

Nachdem ſie ſich von der erſten Freude des

Wiederſehens erholt hatten, und etwas gefaßter waren, ſprach der Bruder: „O du gute, liebe Schweſter, ich erinnere mich noch gar wohl, wie ich von dir Abſchied nahm. Eine fremde Herrſchaft, die, wie unſer Vater, ſich auch auf der Flucht befand, und auch ein Paar Kinder bei ſich hatte, erbot ſich, dich bis zur nächſten Stadt mitzunehmen, und unſer Vater wollte, weil für ihn im Wagen kein Platz mehr war, zu Fuß nachreiſen. Ich weiß noch wohl, wie du dich freuteſt, daß du in einer Kutſche fahren durfteſt, und wie ich weinte, als dich der Vater in die Kutſche hob. Damals warſt du noch ſehr klein, und ich habe dich mir noch immer als ein Kind gedacht. Du biſt indeß ſehr groß geworden, und ſiehſt ſehr geſund und blühend aus. Ich hätte dich nicht mehr gekannt, liebe Schweſter! O, Gottlob! daß ich dich wieder habe.“ —

„Ach,“ fuhr er fort, „mir iſt das Herz ſo voll, zum Zerſpringen, von Freude, daß ich dich wieder gefunden habe, liebſte Schweſter, und von Leid, daß es nun gewiß iſt — was ich immer vermuthete! — daß unſer guter Vater nicht mehr lebe! O, du glaubſt nicht, wie viele ſchwere Stunden ich hatte, daß ich und der redliche Kupferſchmied, der mich ſo gütig aufgenommen hatte, keinen Buchſtaben von dem Vater zu ſehen bekamen. Der geſchickte Meiſter lehrte mich indeß ſein Handwerk.

Ich mußte es aber oft anhören, wie die Leute ihm Vorwürfe machten, daß er ſo thöricht geweſen, mich anzunehmen. Mein Vater habe ihn betrogen, ſagten ſie, habe ſein Wort, mich wieder abzuholen und die Koſten für meine Verpflegung zu vergüten, nicht gehalten; habe meiner nur los werden wollen, und ſo ſein eigenes Kind böslich verlaſſen. Du kannſt denken, wie dieſe Reden mich ſchmerzten, obwohl ich ſie nicht glaubte. Denn wie hätte ich ſie glauben können! O, du weißt ja, wie fromm und gut unſer lieber Vater war! — Nun will ich ſogleich dem ehrlichen Kupferſchmied, meinem Lehrmeiſter, ſchreiben, daß ich dich, liebe Schweſter, wieder gefunden habe, daß aber unſer geliebter Vater, bald nachdem er mich ihm anvertraut hatte, geſtorben ſey. Der Meiſter wird ſich freuen, daß er ſich in dem Vater nicht geirrt hat, und daß unſer ſeliger Vater ein edler, ja ein wahrhaft chriſtlicher Mann geweſen ſey.“

„Ja, das war er!“ ſagte Luiſe. „Ich werde es in meinem Leben nicht vergeſſen, wie er in der Nacht, in der er ſtarb, mich wecken und an ſein Sterbebett bringen ließ, und wie er da mich, — und auch dich, liebſter Bruder! — noch geſegnet hat. Er ſah dabei ſo fromm und andächtig aus, als wäre er ſchon verklärt. Das Bild des guten ſterbenden Vaters wird nie aus meiner Seele kommen!“

„Ach,“ ſagte Konrad, „als ich vorhin in dieſe Kapelle trat, dachte ich unſers guten Vaters beſonders lebhaft! Es war mir, als ſähe ich ſeine ehrwürdige Geſtalt mit Augen, gerade ſo, wie er das letzte Mal mit wehmüthigem, blaſſem Angeſichte vor mir ſtand, und Abſchied von mir nahm. Ja, es war mir, als ſey es erſt geſtern geſchehen, obwohl ſeitdem ſchon viele Jahre vergangen ſind. Es war Morgens nach jenem Tage, an dem du in der Kutſche fortgefahren warſt. Der Vater machte ſich an dieſem Morgen ſehr frühe auf den Weg. Ich begleitete ihn bis zu dem nächſten Dorf. Die Thüre der Kirche ſtand offen. Er ermahnte mich bei dieſer Gelegenheit, ich ſoll nie an einer offenen Kirchenthüre vorbei gehen. Er ging mit mir hinein. Es war ſo frühe noch kein Menſch in der Kirche. Der Vater kniete mit mir am Altare nieder, und betete unter Thränen, und ich weinte und betete auch. Nun ſtand er auf, und ſagte: „Ich habe dich, lieber Konrad, und die gute Luiſe jetzt Gott recht anempfohlen, und euch Ihm ganz übergeben.“ Er ermahnte mich hierauf, Gott immer vor Augen und in dem Herzen zu haben, die göttliche Lehre Jeſu ſtets getreulich zu befolgen, und nie etwas Böſes zu thun. „Ich lebe wohl nicht mehr lange,“ ſagte er unter Anderm, „und du ſiehſt mich jetzt vielleicht das letzte Mal. Wenn du aber einmal im Stande ſeyn wirſt, ſo nimm dich deiner guten Schweſter brüderlich an.“ Ich mußte ihm vor dem Altare die Hand darauf geben, daß ich Alles thun wolle, was er mir geſagt hatte. Er hieß mich dann niederknien, blickte voll Andacht zum Himmel und ſegnete mich. Hierauf hob er mich auf, küßte mich, gab mir noch einiges Geld, und konnte vor Weinen kaum mehr die Worte hervorbringen: „Gott ſey mit dir!“ Als wir aus der Kirche herauskamen, ſah er mich mit ſeinen rothgeweinten Augen noch einmal unausſprechlich wehmüthig und liebreich an, ſagte ſchluchzend: „Lebe ſo, daß wir im Himmel wieder zuſammen kommen!“ und wandte ſich ſchnell um, und eilte um die Ecke der Kirche — und von dieſem Augenblicke an ſah ich ihn nicht mehr! Hier in dieſer einſamen Kapelle ging mir nun jener traurige Abſchied aufs neue zu Herzen. Das inbrünſtige Gebet des guten Vaters in jener Dorfkirche kam mir zu Sinn. Es war mir, als ſähe ich ihn noch am Altare knien. Ich mußte weinen, was du mir wohl noch wirſt angeſehen haben. Ich betete recht von Herzen, Gott wolle ſich meiner erbarmen, und nach ſo vielen Jahren banger Sehnſucht mich doch endlich einmal etwas von dem guten Vater und von dir erfahren laſſen. — O, wie getroſt bin ich, daß der ſelige Vater meiner nicht vergeſſen, daß er meiner noch im Tode ſo liebreich gedacht und mich geſegnet hat!“

„Ach, der gute, gute Vater!“ ſagte die Schweſter, die in Thränen zerfloß. „O, er iſt nun im Himmel, und ſein Segen ruht ſichtbar auf uns, ſeinen Kindern. — Ja, liebſter Bruder, das iſt doch recht wunderbar! Sieh, vor dem Altare jener Kirche nahm der Vater Abſchied von dir, und hier vor dem Altare dieſer Kapelle finden wir, ſeine zwei Kinder, uns jetzt wieder. Das iſt von Gott! Gott hat das Gebet des Vaters in jener Kirche, und dein Gebet in dieſer Kapelle erhört! — O, Gottlob, daß du den Ermahnungen des ſeligen Vaters getreu bliebſt, und Gott vor Augen hatteſt! Gottlob, daß du an dieſer Kapelle nicht vorbei gingſt; ſonſt hätten wir uns wohl auf dieſer Welt nie mehr gefunden. — O, komm, wir wollen ſogleich jetzt hier am Altare niederknien und Gott danken, daß Er uns ſo glücklich wieder zuſammen führte!“

Beide Geſchwiſter knieten vor dem Altare nieder, und dankten Gott von ganzem Herzen, und unter heißen Thränen für Seine gütige Schickung.

Hierauf ſprach der Bruder zur Schweſter: „Aber nun ſag' mir doch, liebſte Schweſter, wie um des Himmels willen du hieher gekommen biſt, und wie du dich ſo tief in den Wald hinein wagen konnteſt?“

„Wir ſind nicht ſo tief im Walde, als du denkſt,“ ſagte Luiſe. „Der Wald iſt hier ſchon beinahe zu Ende. Wir befinden uns hier auf einer Anhöhe. Etwa fünfzig Schritte von hier öffnet ſich ein weites freundliches Thal mit vielen Ortſchaften. Der Weg zu dieſer Kapelle iſt ſehr beſucht. Im Frühlinge und im Sommer gehe auch ich, wenn das Wetter ſchön iſt, an den Sonntagen Nachmittags oder auch an anderen Tagen, an denen ich früher Feierabend bekomme, faſt immer hieher. Es iſt ein ungemein ſchöner, ſchattiger Spaziergang, zwiſchen zwei Reihen von Obſtbäumen. Eine gute Freundin von mir, gar eine verſtändige und ſittſame Bürgerstochter, geht allemal mit mir. Auch heute begleitete ſie mich. Sie hatte aber nicht Zeit, mit mir zurück zu kehren, als ich wegen des verlornen Büchleins noch einmal hieher eilte. — Denn das kleine Büchlein da iſt mir mein liebſtes Gebetbüchlein. Ich nehme es faſt immer mit, obwohl ichs beinahe ganz auswendig kann. — O wie oft dachte ich in dieſem Kirchlein hier an dich, lieber Bruder, und flehte zu Gott, Er wolle dich mir wieder ſchenken. Und auch dieſes mein Gebet war nicht vergebens. Durch den kleinen Zufall, daß ich mein liebes Büchlein hier liegen ließ, führte mir ja Gott dich, den geliebten Bruder zu. Der Verluſt des Büchleins ſchien mir kein kleines Unglück, und iſt nun mein größtes Glück!«

„Eben ſo,“ ſprach der Bruder, „ging es mir mit meiner Verirrung im Walde. Ich war ſehr bekümmert, daß ich den Weg verlor — und wie groß iſt nun meine Freude, daß ich dich fand! So geht es aber immer; durch Leiden führt Gott zu Freuden. Allein, wo hälſt du dich denn jetzt auf, liebſte Schweſter?«

»Kaum eine Viertelſtunde von hier.« ſagte Luiſe, »unten im Thale, liegt Schönborn, ein anſehnlicher Marktflecken. Dort wohnt die edle Bürgersfrau, die mich auf- und annahm. Sie iſt eine Wittwe und hat ſonſt keine Kinder. Ihr Mann war ein ſehr vermöglicher Kaufmann. Sie liebt mich ungemein, und hält mich nicht anders, als ihr eigenes Kind. Aber, o, komm, laß uns jetzt gleich zu ihr! Nimm Hut und Stock, ich will dir dein Felleiſen tragen; denn du biſt wohl ſehr müde! Komm, meine Pflegemutter wird eine große Freude haben, dich kennen zu lernen.«

Sie machten ſich beide auf den Weg. Der Bruder gab es aber nicht zu, daß ihm die Schweſter das ſchwere Felleiſen trug. Unter vertraulichen Geſprächen gingen ſie die kurze Strecke Weges nach Schönborn. Als ſie in dem reinlichen, wohlgebauten und wohleingerichteten Hauſe angekommen waren, wollte die Frau es nicht ſogleich glauben, daß der fremde Jüngling Luiſens Bruder ſey. Es kamen mehrere Neugierige herbei. Der Eine ſagte: »Freilich iſt er Lischens Bruder; er ſieht ihr ja gleich.“ Der andere ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Trau — ſchau — wem!“ Allein Konrad öffnete ſeine Brieftaſche, legte ſeinen Lehrbrief, ſein Wanderbuch und ein Zeugniß ſeines Ortspfarrers vor — und nun zweifelte Niemand mehr. Und als die Frau erſt vernahm, wie die Kinder ſich fanden, weinte ſie die hellen Thränen.

„Mein Haus habe ich immer Luiſen zugedacht,“ ſagte ſie; „es ſoll ihr auch bleiben, wenn ſie gut und brav bleibt, wie bisher, und mir nicht ausartet, und nicht den leichtfertigen Mädchen gleich wird, die, frech in Kleidung und Geberde, nichts wiſſen, als ſich zu putzen und ſchlechten Vergnügungen nachzulaufen. Dir aber, guter Konrad, ſoll deßhalb doch auch geholfen werden. Gott hat mich mit zeitlichen Gütern geſegnet, und ich kann ſie nicht beſſer anwenden, als Menſchen damit glücklich zu machen. Ein Kupferſchmied fehlt hier gerade. Der Alte iſt ſeit einem halben Jahre todt, und ſein Haus iſt feil. Das kaufe ich für dich, wenn du anders im Stande biſt, dein Meiſterſtück zu machen, daß Meiſter und Geſellen es loben müſſen.“

Die Frau hatte dieſes in der Freude ihres Herzens geſagt. Einige ihrer Verwandten, lauter reiche Leute, die aber hungriger nach Geld waren, als der Bettler nach einer Armenſuppe, wollten es ihr ausreden. Allein ſie war edel und ſtandhaft genug, ihr Wort zu halten. Konrad wurde einer der angeſehenſten Bürger und der würdigſten Familienväter des Orts. Er hatte ſich Luiſens Freundin zur Hausfrau gewählt. Auch Luiſe ward ſehr glücklich verheirathet.

Konrad hatte auch ſeines guten Lehrmeiſters nicht vergeſſen. Nicht nur ſchrieb er ihm von Zeit zu Zeit Briefe, in denen das dankbarſte Herz wahrzunehmen war; er bezeigte ſeinen Dank auch durch die That. Als der brave Meiſter anfing zu altern, wenig mehr arbeiten konnte, ſeine Ehefrau durch den Tod verloren hatte, und durch die Kriegsvorfälle in ſeinen Vermögensumſtänden ſehr zurück gekommen war, beſchloß Konrad, ihn zu ſich zu nehmen, reiste ſelbſt zu ihm, ihn abzuholen, und behandelte ihn beſtändig mit einer Ehrerbietigkeit, Liebe und Dankbarkeit, als wäre der gute alte Mann ſein leiblicher Vater. Eben ſo kindlich dankbar betrug Luiſe ſich gegen ihre Pflegemutter. Die beiden alten Leute ſagten gar oft: „Gott hat uns zwar nicht mit eigenen Kindern geſegnet; aber dieſe angenommenen Kinder machen uns ſo viele Freude, daß wir auch an eigenen Söhnen und Töchtern nicht mehr Troſt und Freude hätten erleben können.“

Die alte Kapelle im Walde ließen beide Geſchwiſter gemeinſchaftlich erneuern, und Konrad pflanzte auf dem ſchönen Hügel, auf dem ſie ſtand, vier Linden. Auch das alte Gemälde, das von Alter unſcheinbar geworden war, und das ein geſchickter Maler ausnehmend lobte, ward gereinigt und aufgefriſcht, und nahm ſich nun ungemein ſchön aus. Wer in die Kapelle hineintrat, ward entzückt. Sie war ſchön hell und weiß, und gar freundlich blickten der blaue Himmel und die grünen Lindenzweige durch die ſpiegelklaren Fenſter herein. Der einzige Altar glänzte wie weißer Marmor, und war einfach mit Golde verziert. Die ſchönſte Zierde aber war das Gemälde. Die ungemeine Lieblichkeit der Farben, und die Anmuth der Geſtalten rührte Jedermann. Es ſtellte die heilige Familie vor. Die heilige Jungfrau ſaß, mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Schooße, am Eingange ihrer Hütte, deren Wände mit Reblaub bewachſen waren. Der fromme Pflegevater bot dem Kinde ein zierliches Körbchen mit Trauben dar. Beide Eltern blickten voll Zärtlichkeit auf das Kind, und das Kind erhob andächtig die zuſammengelegten Händchen, und blickte mit unausſprechlicher Andacht zum Himmel. Auf einer Seite war etwas von einem Tiſchchen, mit weiblichen Arbeiten, auf der andern Seite einiges Zimmermannsgeräth zu ſehen — und unter dem Gemälde ſtand mit großen goldenen Buchſtaben der Reim geſchrieben:

Bei Eintracht, Fleiß und Frömmigkeit,
Wohnt himmliſche Zufriedenheit.

Die
Waſſerfluth am Rheine.

1.

Eine Schreckensnacht.

Vor etwa hundert Jahren lebte in einem freundlichen Dörflein am Rheine der Weingärtner Martin Braun. Er war ein gottesfürchtiger, rechtſchaffener und ſehr arbeitſamer Mann; eben ſo fromm, tugendhaft und fleißig war ſeine Hausfrau Ottilie.

Martins Haus, daß äußerſte des Dorfes, ſtand zunächſt an dem Fluſſe. Der thätige Mann hatte den Abhang eines ſteilen, felſigen Hügels, der eine Strecke weit in die Wellen des Stromes hinein reichte, von unten bis oben mit Weinſtöcken bepflanzt, die ſehr köſtliche Trauben trugen; Ottilie benützte die ſchöne Wieſe am Hauſe, die ſich längs dem Rheine hinzog an den übrigen drei Seiten aber von einer grünen Hecke und ſchattigen Erlen und Pappeln begränzt war, zu einer Bleiche, und durch ihren Fleiß und ihre Aufmerkſamkeit wurde die Leinwand ſo blüthenweiß, daß alle Hausmütter im Dorfe und in den benachbarten Ortſchaften ihre Leinwand von ihr gebleicht haben wollten. So erwarb das wackere Ehepaar das tägliche Brod und den nöthigen Lebensunterhalt. Ueberdies lieferte die Wieſe ſo viel Futter, ein Paar Kühe davon zu halten. Ein großer, dunkelbrauner Pudel bewachte den Frühling und Sommer hindurch die Bleiche; im Herbſte, wann die Trauben reiften, den Weinberg; und das ganze Jahr hindurch, beſonders aber in den langen Winternächten, Haus und Hof.

Martin und Ottilie lebten hier ſehr glücklich und vergnügt, in Eintracht und Liebe. Ihre größte Freude aber und ihr koſtbarſter Schatz auf Erden waren ihre fünf Kinder, von denen das jüngſte noch in der Wiege lag. Die guten Eltern begnügten ſich nicht damit, ihre Kinder zu ernähren und gut zu kleiden; ihre größte Herzensangelegenheit war, ſie gut zu erziehen. Vater und Mutter beeiferten ſich, ſie von der zarteſten Kindheit an zum Beten und Arbeiten anzuhalten. „Arbeiten und Beten,“ ſagte Martin, „macht uns tauglich für dieſe und jene Welt.“ Die frommen und fleißigen Eltern bedurften auch keiner beſondern Erziehungskunſt, ihre Kinder zur Frömmigkeit und zur Arbeitſamkeit zu gewöhnen. Das Beiſpiel der Eltern wirkte mehr, als ihre Worte; die Kinder wurden ganz den Eltern ähnlich; ſie ſahen und wußten es nicht anders. Am ganzen Rheine fand ſich vielleicht keine glücklichere und zufriedenere Familie.

Allein dieſe gute und glückliche Familie wurde bald von einem großen Leiden heimgeſucht. Es kam ein ſo ſtrenger, harter Winter, daß man es bei Menſchengedenken nicht ſo wußte. Eine unermeßliche Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die Kälte war furchtbar. Der Rheinſtrom war wohl eine Elle tief zugefroren, und hart wie Marmor. Man fürchtete ſehr, der Eisgang werde große Ueberſchwemmungen verurſachen und großes Unglück anrichten. Endlich trat ſtarkes Thauwetter ein; doch ahnete man noch keine nahe Gefahr. Martin mit ſeiner kleinen Familie lag im tiefen Schlafe. Da wurde er um Mitternacht plötzlich von der Sturmglocke geweckt; es wurde mehrmal geſchoſſen; er vernahm ein mächtiges Rauſchen des Waſſers. Er ſprang eilends aus dem Bette, warf ſich in ſeine Kleider, und verließ die Kammer, um zu ſehen, wie es ſtehe. Allein ſchon war in die Stube und den Hausgang ſo viel Waſſer eingedrungen, daß er darin beinahe waten mußte; und als er die Hausthüre öffnete, brach ein Strom Waſſer mit ſolcher Gewalt herein, daß er davon faſt zu Boden geriſſen wurde. Er ſprang in die Kammer und ſchrie: „Ach Ottilie! Laß uns vor Allem unſere Kinder retten!“ Ottilie taumelte, noch halb im Schlafe auf, und zog beſtürzt die nöthigſten Kleidungsſtücke an. Beide Eltern ſuchten ſich mit ihren Kindern auf den Weinberg zu retten; allein das hochangeſchwollene Waſſer ſtrömte ihnen ſo mächtig entgegen, daß es ihnen unmöglich war, dahin zu gelangen. Sie verſuchten nun eine andere Anhöhe jenſeits des Dorfes zu erreichen. Allein die Nacht war ſo finſter, daß man keinen Schritt weit ſehen konnte. Der Mond war längſt untergegangen, und ſchwere Wolken verdunkelten die Sterne. Ueberdieß regnete es ſehr ſtark, und der Sturmwind ſauste furchtbar. Hohes Waſſer ſtrömte durch die Gaſſen des Dorfes, und bedeckte alle Wege und Stege. Die guten Eltern fürchteten bei jedem Tritte in der großen Waſſerfluth umzukommen. Die Kinder, die von den jammernden Eltern ſo plötzlich aus dem Schlafe geweckt worden, weinten und ſchrien laut. Aus allen Häuſern erſcholl Jammergeſchrei.

Indeß erſchienen oben im Dorfe einige brennende Pechfackeln, und der düſterrothe Fackelſchein machte den großen Jammer, den man bisher nur gehört hatte, nunmehr ſichtbar. Hunderte von Menſchen ſtrengten all' ihre Kräfte an, dem ſchauerlichen Tode im Waſſer zu entgehen. Ueberall, wo man nur hinſah, erblickte man Elend und Noth. Hier am niedrigen Fenſter einer kleinen Hütte ſtand eine jammernde Mutter mit ihren laut weinenden Kindern, und bot eines nach dem andern dem Vater hinaus, damit er ſie rette, obwohl er, bis an die Bruſt in dem reißenden Waſſer ſtehend, ſelbſt kaum ſich aufrecht erhalten konnte. Dort trugen erwachſene Söhne und Töchter eine kranke Mutter aus der Hausthüre, um ſie vor den eingedrungenen Waſſerfluthen zu flüchten. Die armen Leute waren in Gefahr, alle zuſammen in den Fluthen umzukommen. Allein mehrere tapfere, menſchenfreundliche Männer kamen ihnen liebreich zu Hülfe, um ſie zu retten.

Ottilie, auf jedem Arme ein Kind, wurde von der Gewalt des Waſſers umgeriſſen; ihr Mann, eben ſo mit zwei Kindern beladen, konnte ihr nicht helfen. Allein zwei rüſtige Männer eilten herbei, retteten Mutter und Kinder, und erreichten, nebſt dem Vater die benachbarte Anhöhe. Hier ſchürte man unter einigen Tannenbäumen ein großes Feuer auf, damit alle Gerettete, die ganz vom Waſſer trieſten, ſich trocknen konnten.

Als Ottilie, außer Athem und faſt ohne Bewußtſeyn, auf der Anhöhe angekommen war, und ſich von ihrem Schrecken etwas erholt hatte, blickte ſie um ſich und rief mit Entſetzen: „Wo iſt mein kleinſtes Kind, mein Kaspar?“ Das Kind war in der Wiege neben der Bettſtatt der Mutter gelegen. Das Waſſer war ſo plötzlich und in ſo großer Menge in die Kammer eingedrungen, daß die Wiege ſogleich zu ſchwimmen anfing, und von der Stelle hinweg geriſſen wurde. Die Mutter hatte im Dunkeln augenblicklich nach der Wiege greifen wollen, allein da ſie dieſelbe nicht mehr an Ort und Stelle fand, ſo meinte ſie, der Vater habe das Kind ſammt der Wiege ſchon in Sicherheit gebracht; ſie war nur mehr darauf bedacht, die übrigen Kinder zu retten. Jetzt, da ſie ihren Irrthum erkannte, ſchlug ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen, und weinte und jammerte ſo erbärmlich, daß es einen Stein hätte bewegen können. Sie wollte augenblicklich ſich aufmachen, und durch die gewaltigen Waſſerfluthen in ihre Wohnung eilen, um das geliebte Kind dem ſchauerlichen Tode im Waſſer zu entreißen. Allein der Vater hielt ſie zurück. „Bleib, liebe Ottilie!“ ſagte er; „du würdeſt unſer Haus ſicher nicht mehr erreichen. Das Waſſer reißt zu gewaltig, und wäre dir zu mächtig. Ich will verſuchen, das liebe Kind zu retten! Unſere getreuen Nachbarn werden mir beiſtehen!“ „Ja, das wollen wir!“ riefen die zwei Männer, die Ottilien und ihre Kinder gerettet hatten. Sie machten, mit langen Stangen verſehen, um damit den Grund zu unterſuchen und ſich darauf zu ſtützen, unverzüglich ſich auf den Weg und Einer von ihnen trug eine brennende Fackel.

Ottilie wollte ihnen nacheilen. Die Weiber aber, die ſich bei dem Feuer eingefunden hatten, hielten ſie mit vieler Mühe und nicht ohne Gewalt zurück. „Habe nur Geduld,“ ſagten ſie, „und bleib; du würdeſt nur in deinen Tod rennen. Die tapfern Männer retten, wenn es anders möglich iſt, dein Kind gewiß.“

Alle auf der Anhöhe ſahen den drei Männern mit bebenden Herzen nach, bis die Fackel hinter einem Hauſe verſchwand. Alle ſahen noch lange hinaus in die dunkle Nacht; ſie erblickten aber nichts mehr von ihnen, und hörten nur das furchtbare Rauſchen des Waſſers, das Sauſen des Windes, und von Zeit zu Zeit das Krachen eines einſtürzenden Hauſes. Es wurde den guten Leuten recht ſchauerlich, und alle flehten einmüthig und mit erhobenen Händen zum Himmel: „O Gott! erbarme Du Dich der guten Männer und des armen Kindes! Steh Du ihnen bei, und laß ſie nicht umkommen. Du allein kannſt ſie vom Tode erretten!“

2.

Neuer Jammer.

Ottilie wartete mit Todesangſt auf die Zurückkunſt ihres Mannes und ſeiner treuen Begleiter. Es war bereits eine Stunde verfloſſen, und noch ſah und hörte man nichts von ihnen. Ottiliens Angſt nahm mit jedem Augenblicke zu. Sie kniete mit feſtgefalteten Händen nicht weit von dem Feuer unter einer Tanne. Ein Kind, um das ſie die Schürze geſchlagen hatte, hielt ſie in den Armen; ein Anderes, der kleine Georg, ſtand im bloßen Hemdchen barfuß neben ihr und zitterte vor Froſt. Ottilie betete aus allen Kräften der Seele, und Angſtſchweiß benetzte ihre Stirne. Der kleine Georg, der dies am Glanze des Feuers bemerkte, ſagte in ſeiner kindlichen Einfalt: „Mutter, wie kommt doch dies! Du ſchwitzeſt ja, und mich frierts?“ Die Mutter ermahnte ihn und ſein nur um ein Jahr älteres Schweſterchen Marie, auch zu beten, und beide erhoben ihre Händchen zum Himmel. Endlich kam der Vater — mit troſtloſem Angeſicht und tröpfelnd vom Waſſer. Einer der zwei Männer, die ihn begleiteten, ſagte: „Es war unmöglich, Euer Haus zu erreichen, werthe Nachbarin! Das Waſſer iſt zu tief und zu reißend. Wir wagten uns faſt bis an die Schultern hinein, und wären beinahe alle Drei umgekommen. Der Andere ſprach: „Gebt indeß die Hoffnung noch nicht ganz auf; mehrere brave Männer, deren Häuſer der Gefahr weniger ausgeſetzt waren, kamen ja ihren lieben Nachbarn treulich zu Hülfe. Sie ſind, bevor das Waſſer überhand genommen, mit Laternen in die Häuſer gedrungen, und haben viele Menſchen und manches Hausgeräth gerettet. Vielleicht befinden ſich Wiege und Kind auch darunter.“ Wirklich kamen noch immer Leute, die mit allerlei Geräthſchaften beladen waren, auf dem Hügel an. Allein die Wiege kam nicht mehr zum Vorſchein; Niemand wußte etwas von dem Kinde.

Die ſchauerliche Nacht mußte endlich dem Tage weichen. Sturm und Regen ließen nach. Die Wolken zertheilten ſich. Die Sterne, die hie und da zwiſchen den zerriſſenen Wolken hervorblickten, flimmerten ſchon bleicher; die Morgenröthe brach an. Allein unter den guten Leuten, die ſich um das Feuer geſammelt hatten, entſtand ein großes Jammergeſchrei; denn von einem großen Theile ihres freundlichen Dörfleins ſahen ſie nichts mehr. Das Haus des ehrlichen Martins war nebſt vielen andern von den Fluthen verſchlungen; manches Haus ſtand mit ſchiefem, auf einer Seite geſenktem Dache da, und drohte den Einſturz. Die Leute jammerten um ihre verlorne Habe; Mutter Ottilie aber nur um ihr Kind. „Sey es,“ rief ſie, „daß Alles, was wir hatten, dahin iſt! Ich wollte es für nichts achten, wenn ich nur mein liebes Kind wieder hätte!“ Auch der Vater war mehr darüber bekümmert, daß er ein Kind verloren hatte, als daß er nunmehr ein armer Mann war. Indeß faßte er ſich, und ſagte mit einem frommen Blick zum Himmel: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſey gebenedeit!“

Er wandte ſich zu Ottilie und ſprach mit Thränen in den Augen: „Liebſte Ottilie, ergib dich in den Willen Gottes! Es iſt nun einmal ſo, und ſteht nicht mehr zu ändern. Sieh', Alles, was Gott thut, iſt wohlgethan. Schenke dein liebes Kind Ihm; bei Ihm in dem Himmel iſt es am beſten aufgehoben.“ Die Mutter hörte auf zu jammern, weinte ſanftere Thränen, und ſagte: „Nun denn, der Wille des Herrn geſchehe!“ Die Kinder, die viel geweint hatten, fingen an ihre Thränen zu trocknen, und die kleine Marie ſagte: „Wir wollen nun nicht mehr weinen! Unſer kleines Brüderlein iſt nun ein ſchönes Engelein im Himmel. Dort iſt es viel beſſer zu wohnen; denn dort gibt es keine Ueberſchwemmungen mehr!“

Der kleine Georg ſagte: „Das iſt wohl wahr! Es iſt aber doch ein großes Unglück, daß unſer kleines Brüderlein im Waſſer umgekommen iſt! Auch um unſere zwei ſchönen Kühe iſt es Schade! Noch mehr aber um unſern luſtigen Pudel! Der iſt auch ertrunken; ſonſt wäre er gewiß hieher gekommen! Er dauert mich faſt noch mehr als das Brüderlein!“

„Wie kannſt du doch ſo thöricht reden?“ ſagte Marie. „Das laß einmal hören.“

„Je nun,“ ſagte der Knabe, „das Brüderlein iſt ja nun im Himmel; der arme Pudel kann aber nicht in den Himmel kommen.“ So redeten die Kinder, und die Umſtehenden, die ihnen zuhörten, mußten, ſo betrübt ſie waren, doch ein wenig lächeln.

Indeß kamen aus den benachbarten, höher liegenden Ortſchaften, die durch die Ueberſchwemmung nichts gelitten hatten, mehrere Einwohner herbei, brachten den Verunglückten mancherlei Lebensmittel und Kleidungsſtücke, und erboten ſich, ſie einſtweilen in ihre Wohnungen aufzunehmen. Dies war Allen ein ſehr großer Troſt. Auch Martin war darüber ſehr erfreut, ſagte aber: „Ich werde von dem freundnachbarlichen Anerbieten nur für ſo lange Gebrauch machen, bis wir uns getrocknet und nothdürftig gekleidet haben; dann ziehe ich aber unverzüglich zu meinem Bruder, der einige Meilen von hier in dem Gebirge wohnt. Ihr, liebe Nachbarn, habt für ſo viele Leute nicht Raum genug; mein Bruder aber hat ein großes Haus, in dem er mir, nebſt Weib und Kindern, gewiß ſehr gerne ein Plätzchen einräumt. Sobald beſſere Witterung eintritt und wieder Frühlingsluſt weht, kehre ich zurück, und wir helfen dann treulich zuſammen, unſere zerſtörten Wohnungen wiederum aufzubauen. Seyd getroſt! Wenn wir das Unſrige treu thun, ſo läßt Gott es uns nie an ſeinem Beiſtande fehlen. Denkt an mich, dieſes große Unglück wird am Ende uns Allen noch großen Segen bringen!“

3.

Der getreue Pudel.

Nachdem Martin und Ottilie in verfloſſener Nacht ihr Haus verlaſſen hatten, durchbrach die tobende Waſſerfluth alle Wände, die nur leicht aus Weiden geflochten und mit Lehm bekleidet waren, bahnte ſich einen breiten Weg mitten durch das Haus, und riß alles Hausgeräth mit ſich fort. Nur die ſtarken Balken, die dem Hauſe einige Feſtigkeit gaben, leiſteten noch einige Zeit Widerſtand. Als das Haus zuſammenſtürzte, war das vermißte Kind ſammt der Wiege ſchon mehr als eine Meile weit den Rhein hinabgeſchwommen. Auch dort war die Waſſersnoth ſehr groß. Alle Flecken und Dörfer, die eine etwas tiefe Lage hatten, wurden unter Waſſer geſetzt, viele Menſchen geriethen in Lebensgefahr und verloren Hab' und Gut. Die Wiege ſchwamm indeß an einem Dorfe vorbei, das auf einem Hügel lag, und gegen die verheerende Ueberſchwemmung geſichert war. Die Bewohner des Dorfes ſahen mit Schrecken, wie allerlei Hausgeräth, da ein Tiſch, dort eine Bank, hier einige Fäſſer, dort ein Kaſten, da ein Mühlrad, ja dort ein ganzer Dachſtuhl, noch mit Stroh bedeckt, in den Wellen daher geſchwommen kamen. Einige Knaben wagten ſich bis an's äußerſte Ufer hinaus, um Alles recht in der Nähe zu ſehen. Da rief auf einmal einer der Knaben, der gute Augen hatte: »Ei, ſeht doch, dort mitten im Fluſſe ſchwimmt eine Wiege!« Ein anderer Knabe, der nicht minder gut ſah, rief: »Und ſeht nur, ein Hund ſchwimmt dahinter her, und ſucht ſie an das Land zu ziehen.« — »So iſt es,« ſprach ein dritter; »allein das gute Thier bemüht ſich vergebens; es ſcheint ſchon ſehr abgemattet, und die Gewalt des Stromes iſt ihm zu ſtark; auch wird es von den vorbei ſchwimmenden Eisſchollen gehindert.« — Einige Männer waren am Ufer beſchäftigt, mit langen Stangen, an denen eiſerne Haken befeſtigt waren, Fäſſer, Kiſten und allerle Hausgeräthe aus dem Waſſer heraus zu ziehen. Einer aus ihnen, ein junger Fiſcher, ſah die Wiege, und rief: »Das Kind befindet ſich gewiß noch darin; denn um die leere Wiege würde das treue Thier ſich wenig bekümmern! Auf, Brüder, eilt, laßt uns das Kind retten! Ein Hund ſoll uns nicht beſchämen!«

Der Mann ſprang, trotz der drohenden Gefahr, von den mächtig heranſtürmenden Eisſtücken zerſchmettert zu werden, in ein Schifflein, und zwei andere Fiſcher folgten ihm. Sie erreichten die Wiege, erblickten das Kind darin, hoben die Wiege in das Schifflein, und brachten das Kind glücklich ans Land.

Die Leute liefen zuſammen und drängten ſich um die Wiege, das Kind zu ſehen. Unter den Leuten am Ufer befand ſich ein reicher Weinhändler, Namens Blank, der mit ſeiner Frau am Arme auch herausgekommen war, die Zerſtörung zu ſchauen, die der angeſchwollene Strom anrichtete. Die Frau wollte das gerettete Kind auch ſehen. Auf die Bitte des Herrn Blank machten die Leute ihr ſogleich Platz. „Ach, mein Gott,“ ſagte die Frau, indem ſie ſich über die Wiege neigte, „welch ein holdes Kind! Und ſeht nur, wie ſüß es ſchläft, unwiſſend, in welcher Gefahr es ſich befunden, unwiſſend, daß es gerettet worden. Wahrhaftig, Gottes Auge wachte über das Kind!“

Die Frau hatte vor einigen Wochen ihr einziges Kind durch den Tod verloren. Sie wandte ſich daher zu ihrem Manne und ſagte zu ihm: „O ſieh doch, liebſter Daniel, wie dieſes Kind hier unſerm verſtorbenen Kinde ſo ähnlich ſieht! Es iſt auch von gleichem Alter. Ich denke, der liebe Gott, der unſer Kind uns genommen, wolle uns dieſes dafür ſchenken! Wie meinſt du, ſoll ich das holde Kind nicht zu mir nehmen, und wenn ſeine Eltern in dem Waſſer umgekommen ſeyn ſollten, oder ſonſt nicht mehr zu finden wären, es behalten und erziehen?“

Herr Blank lächelte freundlich, nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Wohl, wohl! Thu' das! Wir wollen nicht minder barmherzig ſeyn, als dieſe drei braven Männer, oder jenes mitleidige Thier!«

Die Umſtehenden waren über die menſchenfreundlichen Geſinnungen des Herrn Blank und ſeiner Frau alle ſehr erfreut, ja bis zu Thränen gerührt, und flüſterten unter einander: „Da trifft ſehr ſchön das Sprichwort ein: Gott gibt ſeinen Kindern ihr Glück im Schlaf. Macht Gott arme Waiſen, ſo erregt Er mitleidige Herzen, die an ihnen Elternſtelle vertreten.“

Die drei Fiſcher, die nur auf die Rettung des Kindes und ihres eigenen Lebens bedacht geweſen, hatten wenig auf den Hund geachtet. Der getreue Pudel kam aber jetzt auch an das Land, und ſchüttelte ſich ein paarmal ſo kräftig, daß alle Umſtehende vor dem umher ſpritzenden Waſſer eilig auseinander ſprangen. Der Hund fing hierauf an vor Freude zu bellen, wedelte mit dem Schweiſe, und ſprang bald an dem Einen, bald an dem Andern der Fiſcher empor, als wolle er ihnen für die Rettung des Kindes danken. Herr Blank ſprach: „Da dieſer brave Hund ſo dankbar iſt, ſo ſollen es die Menſchen nicht weniger ſeyn!« Er nahm ſechs Goldſtücke aus ſeiner Börſe, um Jedem der drei Fiſcher zwei davon zu geben. Sie wollten das Geld aber nicht nehmen. „Was wir gethan haben,“ ſprachen ſie, „haben wir aus chriſtlicher Liebe gethan, und nicht um eitlen Lohnes willen!“ Herr Blank ſagte: „Es iſt ſehr ſchön, daß Ihr für Eure edle Handlung keines Lohnes begehrt; allein von mir wäre es nicht ſchön, wenn ich Euch die geringe Belohnung, die ich Euch bieten kann, entziehen wollte. Derjenige, der den Trunk kalten Waſſers aus Liebe gereicht, zu belohnen verſpricht, — Er will gewiß, daß auch wir wohlthätige Handlungen nicht unbelohnt laſſen. Nochmal, nehmt, was ich Euch im Namen der Menſchheit, um die Ihr Euch verdient gemacht habt, mit freudigem Herzen gebe.“

„Nun,“ ſagte der junge Fiſcher, „ſo wollen wir das Gold denn nehmen, und damit unſere armen Brüder im nächſten Dorfe unterſtützen. Sie haben bei dieſer Ueberſchwemmung großen Schaden gelitten!“

Der Hund hatte ſich indeß durch die vielen Leute, welche die Wiege umgaben, hindurch gedrängt. Von ſeinem lauten, freudigen Gebelle erwachte das Kind, und fing an zu weinen. Frau Blank nahm es voll Mitleids auf die Arme und küßte es. Das Kind blickte mit ſeinen hellen Aeuglein begierig umher, als ſuchte es Etwas. „Du ſucheſt wohl deine Mutter,“ ſagte die Frau; „ach, der Himmel weiß, wo ſie iſt, und ob ſie nicht in den Fluthen ihr Grab gefunden! Weine aber nicht! Ich will für jetzt deine Mutter ſeyn.“ Sie trug es in ihr Haus, das ſehr ſchön und von einem großen Garten umgeben war. Die Wiege ließ ſie von einem der Fiſcher ſich nachtragen; der treue Hund aber folgte von ſelbſt.

4.

Die liebevollen Pflegeeltern.

Frau Blank nahm das Kind mit ſich auf ihr Zimmer, und war nun vor Allem darauf bedacht, daß es Etwas zu eſſen bekomme. Sie war ſehr geſchäftig, es auf's liebreichſte zu verpflegen. Sie reichte ihm in einem glänzenden ſilbernen Löffelchen Muß von dem weißeſten Semmelmehl. Hierauf hüllte ſie das Kind in die feinſte Leinwand, mit roſenfarbenen Bändern verziert, und trug es zu Herrn Blank in die Schreibſtube. „Sieh nur," rief ſie, „was für ein wunderſchönes Knäblein mit gekräuſelten goldenen Löcklein, hellen blauen Aeuglein und roſenröthlichen Wangen uns Gott zugeſchickt hat! Wie friſch und geſund es iſt! — Aber nun haben wir noch eine Sache von Wichtigkeit zu überlegen! Da zu beiden Seiten des Rheines lauter gute Chriſten wohnen, und das Kind bereits mehrere Monate alt ſeyn mag, ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daß es getauft ſey. Allein zu meinem großen Bedauern wiſſen wir den Taufnamen des muntern, lieblichen Knäbleins nicht. Wir ſind alſo genöthigt, ihm einen Namen zu geben. Sag' nun einmal an, wie ſollen wir es nennen?«

»Nenn' es Moſes!« ſagte Herr Blank; »denn wie Gott über den kleinen Moſes im Binſenkörblein gewacht hat, ſo wachte er auch über die Wiege dieſes Kindes. Wie jenes Kind, ſo wurde auch dieſes aus dem Waſſer gerettet. Der Name Moſes iſt deßhalb der angemeſſenſte; dieſen wollen wir dem Kinde geben.«

»Ei nicht doch!« rief die Frau; »das gebe ich nicht zu. Dieſer iſraelitiſche Name iſt unter Chriſtenkindern nicht gewöhnlich. Wir wollen das Kind Daniel nennen. So heißeſt du; ſo hieß jenes liebe Kind, das uns leider ſo frühe von dem Tode geraubt wurde. Um dieſes Namens willen wird mir dieſes Kind noch einmal ſo lieb ſeyn.«

Herr Blank lächelte, daß es ſeiner Frau nicht einfiel, auch Daniel ſey ein iſraelitiſcher Name. Indeß ſagte er bloß: »Nun wohl, das Kind ſoll Daniel heißen! Auch dieſes iſt ein ſchöner, angemeſſener Name. Wie Gott den Daniel unverletzt aus der Löwengrube befreit hat, ſo hat Er dieſes Kind einer eben ſo augenſcheinlichen Todesgefahr entriſſen. Gott gebe nur, daß dieſes Kind auch ſo fromm, ſo verſtändig, ſo voll kindlichen Vertrauens auf Gott, ſo gehorſam gegen Gottes heilige

Gebote werden möge, als es der junge Daniel geweſen!"

„Das wollen wir hoffen," ſagte die Frau, indem ſie das Kind mit Wohlgefallen betrachtete; „es wird auch gewiß ſo ſchön und lieblich heranblühen, als wie Daniel!" — „Doch komm nun, mein liebes Danielchen," ſprach ſie zu dem Kinde; „ich will dir nun ein recht weiches, zierliches Bettchen, aus Kiſſen, mit Muſſelin und den feinſten Spitzen garnirt, zurecht machen; alle die ſchönen Häubchen, Strümpfchen und Kleidungsſtückchen, die ich für mein verblichenes Kind bereitet habe, ſollſt nun du erben, und ſie ſollen ganz dein Eigenthum ſeyn. Ich will dich ſeiner Zeit herrlich damit herausputzen!"

„Laß uns," ſagte Herr Blank, „vielmehr den Vorſatz faſſen, das Kind fromm und chriſtlich zu erziehen; das wird ihm viel heilſamer und nützlicher ſeyn, als all der Flitterſtaat, mit dem du es zu ſchmücken gedenkſt."

„Da haſt du vollkommen Recht; dazu wollen wir beide zuſammen helfen!" ſagte die Frau, bot ihm betheurend die Hand, und ging mit dem Kinde wieder auf ihr Zimmer.

Der ehrliche Pudel begleitete ſie, und ruhte, da er nun das Kind in Sicherheit ſah, von ſeiner großen Anſtrengung aus. Nachdem er auch noch Futter bekommen hatte, machte er ſich aus dem Hauſe fort, ſchwamm über den Rhein, lief jenſeits des Flußes eilig am Ufer hinauf und verſchwand.

„Gib Acht, liebe Hildegard," ſagte Herr Blank zu ſeiner Frau, „du wirſt bald um dein liebes Pflegekind kommen. Der Pudel kehrt, wie ich nicht zweifle, zu den Eltern des Kindes zurück, und bringt ſie vermuthlich hieher!"

Die Frau ſeufzte. „Ach," ſagte ſie, „ich kann mir den Jammer der guten Eltern denken! Ich weiß es aus Erfahrung, wie tief der Verluſt eines geliebten Kindes ſchmerze. Deshalb würde ich den betrübten Eltern das Kind willig zurück geben. Allein es würde mich doch hart ankommen, es wieder zu verlieren."

„Nun, wir wollen ſehen, was zu thun ſeyn wird," ſagte Herr Blank. „Laß uns vorerſt die Zurückkunft des Hundes abwarten, der wahrſcheinlich nicht allein kommen wird."

Nach drei Tagen, als Herr Blank und ſeine Frau, die das Kind auf dem Schooße hatte, Abends auf dem Kanapee unter vertraulichen Geſprächen beiſammen ſaßen, kam der treue Pudel auf einmal in das Zimmer, und begrüßte das Kind und auch Herrn und Frau Blank mit freudigem Wedeln und Bellen. Er hängte aber bald wieder den Kopf und ſchien ſehr traurig; jedoch zeigte er von nun an kein Verlangen mehr, ſich von dem Hauſe zu entfernen. „Daraus," ſagte Herr Blank, „ſchließe ich, der Hund habe die Eltern des Kindes nicht mehr gefunden, und ſie ſeyen bei der großen Ueberſchwemmung wahrſcheinlich umgekommen. Das gute Thier wollen wir von nun an Treulich nennen, weil es ſeine Schuldigkeit als treuer Haushund ſo treulich gethan hat. Wir Beide wollen aber nun auch die Pflichten, die wir mit dem Kinde übernehmen, getreulich erfüllen! Wir wollen ihm eine ſo gute Erziehung geben, als nur immer in unſern Kräften ſteht.“

So verſchieden dieſe Erziehung von derjenigen war, die dem Kinde ſeine Eltern hätten geben können, ſo war ſie in der Hauptſache doch eben dieſelbe. Herr Blank war ein Mann, dem die Religion über Alles ging; in ſeinen Berufsgeſchäften arbeitete er unermüdet, und wegen ſeiner unverbrüchlichen Rechtſchaffenheit, ſeines durchaus würdigen Betragens wurde er allgemein als ein Muſter eines edeln Bürgers geſchätzt. Seine Ehegattin glich ihm an ungeheuchelter Frömmigkeit; ſie war vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend in dem Hauſe unaufhörlich thätig; ſie war das Vorbild einer guten Hausmutter, und ganz vorzüglich wohlthätig gegen die Armen. Der Wahlſpruch auch dieſes vortrefflichen Ehepaares war im Grunde kein anderer, als: „Beten und Arbeiten.“ Nie wurde der häusliche Gottesdienſt unterlaſſen, wobei Herr Blank gewöhnlich aus einem geiſtreichen Andachtsbuche ein Gebet oder eine Betrachtung vorlas. Morgen- und Abendgebet wurde immer gemeinſchaftlich entrichtet; ſo auch die Gebete vor und nach Tiſche. An Sonn- und Feſttagen mußten alle Handlungsdiener und Dienſtboten in dem öffentlichen Gottesdienſte erſcheinen. Auch ſprach Herr Blank mit ihnen über die Predigt. Nie redete er anders, als mit der größten Ehrfurcht von Gott und göttlichen Dingen.

So wurden die Gefühle für unſere heilige Religion früh in dem Herzen des kleinen Daniels geweckt. Die Arbeiten, zu denen der Knabe erzogen wurde, waren nun freilich anderer Art, als die ländlichen Geſchäfte, wozu er in ſeinem väterlichen Hauſe wäre angehalten worden; er mußte Alles lernen, was einem künftigen Kaufmanne dienlich ſeyn konnte. Aber der Fleiß und die Genauigkeit, die Herr Blank forderte, waren hier wie dort die nämlichen. Der Knabe wurde in den öffentlichen Religionsunterricht geſchickt, und mußte die ſehr wohl beſtellte Stadtſchule beſuchen. Ueberdies ließ ihm Herr Blank von den geſchickteſten Hauslehrern beſondere Stunden in der franzöſiſchen Sprache, der Erdbeſchreibung, Naturkunde und Geſchichte geben.

Beide Pflegeeltern wirkten bei der Erziehung in gutem Einverſtändniſſe zuſammen, wie es auch ſeyn muß, wenn aus einem Kinde etwas werden ſoll. Der Ernſt des Vaters erſetzte, was die

Mutter zu ſanft, zu nachgebend war; die Sanftheit der Mutter milderte die Strenge des Vaters. Daniel hatte gegen den Vater eine kindliche Ehrfurcht, und gegen die Mutter die zutraulichſte Liebe. Furcht hielt ihn von Unbeſonnenheiten zurück; die Liebe war ihm ein Antrieb zu allem Guten.

Daniel wuchs zu einem blühenden, ſchönen Knaben heran, zeigte ganz vorzügliche Talente, und zeichnete ſich in der Schule ſehr aus; denn er lernte ſehr fleißig, und that Alles, was ſeinen Pflegeltern nur immer Vergnügen machen konnte, mit Freuden. Beide liebten ihn, wie ihr eigenes Kind. Ja er glaubte, er ſey es wirklich. Sie hatten ihm nichts davon geſagt, daß ſie ihn ſo zu ſagen als ein Findelkind angenommen hatten; er hatte auch keine Gelegenheit, es zu erfahren. Denn als er kaum ein Paar Jahre alt war, hatte Herr Blank ein ſchönes Haus, nebſt einer anſehnlichen Handlung in Köln geerbt, war dahin gezogen, und hatte das Landgut, auf dem er bisher gewohnt hatte, in Pacht gegeben. Jedermann in der Stadt glaubte, der junge Daniel ſey ein Sohn des Herrn Blank. Wirklich hatte auch Herr Blank, ſchon bevor er nach Köln gekommen, ihn adoptirt, ihm ſeinen Namen beigelegt, und ihm auch den größten Theil ſeines Vermögens zugedacht — und Daniel zeigte ſich dieſer Wohlthat werth, und gereichte ſeinen Pflegeeltern zu großer Ehre und Freude.

5.

Der Pudel hält ſich abermal wohl.

Als der junge Blank, wie er in der ganzen Stadt genannt wurde, das vierzehnte Jahr erreicht hatte, leiſtete er bereits in der Handlung nicht unbedeutende Dienſte. Er ſchrieb mit zierlicher Hand ſehr viele Handelsbriefe, ſo daß ſein Pflegevater ſie nur zu unterzeichnen brauchte; auch die mündlichen Aufträge, die Herr Blank ihm gab, beſorgte er immer aufs genaueſte.

Da ſchickte ihn denn Herr Blank eines Abends hinaus an den Rhein, um bei dem Schiffszollamte Einiges zu berichtigen. Da der Abend ſehr ſchön war, ſo freute Daniel ſich ſehr, einen ſo angenehmen Spazirgang um einen Theil der Stadt machen zu dürfen. Er zog, da es ſehr heiß war, ſeinen ſchönen Sommerrock von feinem, meergrünem Zeuge an, nahm ſeinen grauen Kaſtorhut und ſein Spazierſtöckchen mit goldenem Knopfe, und ging vor das nächſte Thor; der treue Pudel, der noch am Leben war, und ſich ganz wohl befand, begleitete ihn.

Als Daniel ſein Geſchäft auf dem Zollamte abgemacht hatte, landete eben ein Schiff, das den Rhein herabgekommen war, und am folgenden

Tage weiter nach Holland fahren wollte. Die Reiſenden ſtiegen an's Land, und ſogleich drängten ſich einige junge Burſche und Knaben herbei, und erboten ſich, den fremden Herren und Frauen den nächſten Weg zu den beſten Gaſthöfen zu zeigen, und ihnen das Gepäcke nachzutragen. Zuletzt fragte ein Knabe noch einen zwar anſtändig, aber etwas dürftig gekleideten Mann, in welchem Gaſthofe er über Nacht bleiben wolle. „Ich werde auf dem Schiffe übernachten,“ ſagte der Mann; „in einem Gaſthofe wäre es mir zu theuer; mein Nachteſſen, ein Stück ſchwarzes Brod, führe ich in meinem Reiſeſack; einen erfriſchenden Trunk aber liefert mir der nächſte, beſte Brunnen, oder auch der Rhein im Ueberfluß.“

Daniel empfand Mitleid mit dem armen Manne, der ein ſehr redliches, treuherziges Ausſehen hatte, näherte ſich ihm etwas ſchüchtern, und ſagte, indem er ein wenig erröthete: „Wenn Ihr es nicht übel nehmen wolltet, ſo möchte ich Euch eine Kleinigkeit von meinem Taſchengelde zu einem Glaſe Wein geben. Wein iſt für einen Reiſenden doch immer beſſer, als Waſſer, zumal als Flußwaſſer.“

„Lieber, junger Herr,“ ſprach der Mann, „ich bin es zwar nicht gewohnt, vom Almoſen zu leben. Da Sie mir es aber gar ſo freundlich und wohlmeinend anbieten, ſo kann ich es unmöglich zurückweiſen. Es iſt dieſes das erſte Mal in meinem

Leben, daß ich Almoſen annehme. Gott ſegne Sie für Ihre milde Gabe!«

Der Pudel war, als Daniel ſich dem Fremden näherte, an den Fluß gelaufen, um ſeinen Durſt zu ſtillen, kam jetzt, als Daniel weiter gehen wollte, zurück — und ſprang auf einmal an dem Manne hoch empor, bellte ſo laut er konnte, und zeigte eine ſolche unbändige Freude, als wäre er von Sinnen gekommen. Der Mann rief erſtaunt: »Je, Waldi, biſt du's? Finde ich nach ſo vielen Jahren dich wieder? Ach, wie kommſt du hieher?«

Daniel ſagte: »Der Hund ſcheint Euch recht gut zu kennen. Hat er vielleicht einmal Euch zugehört?«

»Ja freilich!« ſprach der Mann; »ich habe gemeint, der gute Waldi, mein treuer Haushund, ſey ſchon vor dreizehn Jahren, als der Rhein mein Haus mit ſich fortgeriſſen, in dem Waſſer umgekommen. Ich hätte nicht gedacht, ihn noch einmal zu ſehen.« — »Ach,« fuhr er fort, und trocknete ſich die Augen, »ich habe damals noch einen größern Verluſt erlitten, der mir in dieſer Welt nie mehr erſetzt wird!«

Daniel fragte, worin dieſer Verluſt beſtanden habe. Der Mann erzählte nun ausführlich, wie bei jener großen Ueberſchwemmung, die das Rheinthal betroffen, auch ſein Wohnort hart mitgenommen worden; wie er in der Nacht plötzlich aus dem Schlafe aufgeſchreckt worden, und wie er und ſein Weib ſich alle Mühe gegeben, ihre Kinder aus dem furchtbar angeſchwollenen Waſſer in's Trockene zu bringen; wie aber ſein jüngſtes Kind in der Dunkelheit der Nacht und bei der großen Verwirrung in der Wiege zurückgeblieben ſey, und leider zu ſpät vermißt worden; wie das arme Kind, das gar ein holdes Knäblein geweſen, unter den Balken des einſtürzenden Hauſes und in den tobenden Waſſerfluthen des Rheines begraben worden, und er nichts mehr davon geſehen und gehört habe.

Dem guten Daniel kamen aus Rührung über das Schickſal des unglücklichen Kindes die Thränen in die Augen; er wußte nicht, er ſelbſt ſey jenes Kind geweſen, das er beweinte. Er tröſtete den betrübten Vater des verlornen Kindes, ſagte, er ſolle jene Schickung willig von Gott annehmen, der den Menſchen am Ende Alles zum Beſten lenke, und bot ihm zum Abſchiede freundlich die Hand, weil er nunmehr nach Hauſe eilen müſſe.

Er entfernte ſich einige Schritte, und rief ſeinem Pudel; allein der treue Hund wollte ſeinen wiedergefundenen Herrn nicht mehr verlaſſen. Indeß ſah man wohl, daß es ihm eben ſo ſchwer ankomme, ſich von Daniel zu trennen. Er ſprang bald zu Daniel hin, und ſtellte ſich ihm in den Weg, als wolle er ihn aufhalten, weiter zu gehen;

bald ſprang er wieder zurück zu ſeinem ehemaligen Herrn. Als Daniel endlich ſtehen blieb, ſetzte ſich der Hund in gleicher Entfernung zwiſchen Beiden auf den Weg, und blickte kläglich winſelnd bald dieſen, bald jenen an, als wollte er ſie bitten, bei einander zu bleiben, und einander nicht mehr zu verlaſſen. Als Daniel wieder weiter ging, und dabei beſtändig dem Hunde lockte, ſprang der Hund wieder ängſtlich hin und her, und war nicht zu bewegen, den Mann zu verlaſſen. Das währte eine halbe Stunde, und es wurde bereits dunkel. Endlich ſagte Daniel: „Ich weiß in der That nicht, was ich thun ſoll. Ich wollte Euch den Hund, ſo lieb er mir iſt, gern überlaſſen; allein er gehört meinem Vater, dem Kaufmanne Blank. Kommt mit mir; er ſoll entſcheiden, weſſen der Hund ſeyn ſoll.“

Beide gingen mit einander, und der Hund legte darüber mit muthigen Sprüngen und lautem Bellen ſeine Freude an den Tag.

6.

Wiederſehen und Wiedererkennen.

Herr Blank und ſeine Frau hatten mit dem Abendeſſen gewartet, bis Daniel zurückkam. Daniel führte den fremden Mann in das Speiſezimmer, das von zwei Wachskerzen erleuchtet war, die auf der mit einem blendend-weißen Tiſchtuche und hellem Silbergeräthe bedeckten Tafel ſtanden. Herr Blank fing ſogleich an, dem Daniel über ſein längeres Ausbleiben einen Verweis zu geben. Daniel erzählte die ſeltſame Begebenheit, die ſich mit dem Hunde zugetragen, und die ihm zugleich zur Entſchuldigung ſeines längern Ausbleibens diente. Herr Blank forderte den ehemaligen Beſitzer des Hundes auf, zu ſagen, wie er um den Hund gekommen ſey. Der Mann erzählte mit ſichtbarer Rührung, wie er in jener furchtbaren Nacht durch das Austreten des Rheines nicht nur ſeinen getreuen Hund, ſondern auch, was ihm unendlich mehr ſchmerze, ſein geliebtes Kind, das noch in der Wiege lag, verloren habe. Dem Herrn Blank und ſeiner Frau kam zu gleicher Zeit der Gedanke in den Sinn, jenes Kind in der Wiege könne ihr angenommener Pflegeſohn Daniel geweſen ſeyn. Herr Blank, als ein kluger, Alles wohl überlegender Kaufmann, wollte indeß die Sache noch genauer erforſchen. Er ſchickte Daniel in die Schreibſtube, um dort aus den Handlungsbüchern einen Konto auszuziehen, den ein fremder Weinwirth, der morgen in aller Frühe abreiſen wollte, verlangt hatte. Daniel ging in die Schreibſtube, und Herr Blank fragte nun den Mann über ſeinen Namen, ſeinen Wohnort, das Jahr und den Monatstag und alle Umſtände jener verhängnißvollen Nacht auf's genaueſte aus. „Sagt einmal,“ ſprach er unter Anderem, „hatte der Hund damals nicht auch ein Halsband an?“

„O ja,“ ſagte der Mann, „es war von rothem Leder, und die aus Meſſing verfertigten Buchſtaben J. M. B., die Anfangsbuchſtaben meines Namens, Johann Martin Braun, befanden ſich darauf.“

„Nun,“ ſagte die Frau, „und wie ſah denn jene Wiege aus, in der das Kind damals gelegen?“

„Je nun,“ ſagte der Mann, „ſie war nur von Tannenholz; aber ſehr ſchön roth und blau angeſtrichen, faſt ſo ſchön, wie die rothen und blauen Kornblumen.“

Herr Blank und die Frau faßten nun den Mann ſchärfer in die Augen, und fanden in ſeinem Angeſichte, ohnerachtet der Runzeln, die Kummer und Sorgen vor der Zeit hineingebracht hatten, eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Pflegeſohn.

„Ich habe keinen Zweifel mehr,“ ſagte Herr Blank, „Euer Sohn, der vor dreizehn Jahren als ein zartes Kind ſammt der Wiege von dem überſtrömenden Rheine hinweggeſchwemmt worden, ſey dem Tode im Waſſer entgangen, und noch am Leben.“

„Wie? Was?“ rief der Mann voll des höchſten Erſtaunens. „O, wo iſt er? Wo iſt er? O führt mich doch ſogleich zu ihm!“

„Ihr habt ihn ſchon geſehen,“ ſprach Herr Blank; es iſt eben der junge Menſch, der Euch hieher geführt hat.“

„Was?“ rief der Mann, „der ſchöne, feine junge Herr! Wäre es möglich! O mein Gott, wie wunderbar ſind Deine Wege!“ Er blickte mit gefalteten Händen zum Himmel, ſchwieg lange, und brach dann in einen Strom von Thränen aus. Endlich fragte er: „Wie wurde er denn gerettet? Wie kam er in dieſes Haus und in dieſe glücklichen Umſtände?“ Herr Blank erzählte kurz, wie die Treue des Hundes zur Rettung des Kindes Veranlaſſung gegeben.

„Wir haben,“ fuhr dann Herr Blank fort, „den zarten Knaben an Kindesſtatt angenommen, und ihn erzogen. Er hat ſich immer ſehr gut betragen, und uns ſchon viele Freude gemacht. Da wir ſeinen Taufnamen nicht wußten, ſo nannten wir ihn Daniel. Wir ließen ihn nichts davon merken, daß er nur unſer angenommenes Kind ſey, und er hält uns für ſeine wahren Eltern. Ich muß ihn nun auf die Entdeckung dieſes Geheimniſſes, das für ihn ſehr wichtig iſt, vorbereiten; auch Ihr, lieber Freund, habt nothwendig, Euch zu erholen. Ich höre Daniel kommen! Geht einſtweilen in dies Nebenzimmer.“

„Recht gern,“ ſagte der hocherfreute Vater; „es iſt mir lieb, daß ich einen einſamen Ort finde, an dem ich Gott für die unausſprechliche Freude, die Er mir bereitet hat, auf den Knien danken kann.“

Daniel trat mit dem verfertigten Konto in das Zimmer. Da er den fremden Mann nicht mehr, wohl aber den Pudel noch bemerkte, ſagte er: „Nun, lieber Vater, haben Sie den Mann zufrieden geſtellt?“

„Lieber Daniel,“ ſagte Herr Blank, „ſetze dich einmal zu mir; ich habe mit dir zu reden.“ Nach einer kleinen Einleitung ſagte er ihm: „Wir, die du bisher Vater und Mutter nannteſt, ſind nicht deine Eltern.“

Daniel war höchſt beſtürzt über dieſe Nachricht; er war faſt ſtarr vor Erſtaunen, und konnte lange kein Wort hervorbringen. Endlich ſagte er: „O meine liebſten Pflegeeltern, wie unermeßlich viel Gutes haben Sie mir gethan! Wie unausſprechlich war Ihre Liebe gegen mich, und um ſo dankenswerther, da ich nur Ihr angenommenes Kind bin! Mein ganzes Leben hindurch werde ich Ihnen dafür dankbar ſeyn! Aber wie kommt es, daß Sie mir dieſes Geheimniß erſt jetzt entdecken? Sie werden ja doch nicht im Sinne haben, mich zu verſtoßen!“

„Gewiß nicht,“ ſagte Herr Blank; „doch höre weiter! Du biſt jenes Kind, das aus dem Rheine gezogen wurde; der Fremde, den du draußen bei dem Schiffe angetroffen haſt, iſt dein Vater.“

„Dieſer!“ rief Daniel verwundert; „nun, er ſcheint mir ein recht guter, redlicher Mann zu ſeyn!“

Herr Blank ſprach, um Daniel zu prüfen: „Das mag wohl ſeyn! Allein er iſt ſehr arm; du biſt durch unſere Vorſorge reich. Du bedarfſt ſeiner nicht. Auch würde er dir in ſeinem ärmlichen Anzuge eben nicht viel Ehre machen. Ich habe deßhalb gedacht, ihn mit einer Summe Geldes in ſeine Heimath zurück zu ſchicken.“

„Ach, mein Gott,“ rief Daniel, indem er von dem Seſſel aufſprang, „Sie werden ihn ja doch nicht ſchon zu dem Schiffe zurückgeſchickt haben! O laſſen Sie mich ſogleich zu ihm hinaus! Ich muß ſein väterliches Angeſicht noch einmal ſehen, und an ſeinem Halſe weinen! — Doch, was Sie ſagten, war wohl nicht Ihr Ernſt. Wäre mein Vater auch der ärmſte, der unglücklichſte Mann von der Welt, er wäre doch mein Vater. Ich würde mich ſeiner nicht ſchämen, und Alles, was ich habe, mit ihm theilen.“

Daniels Vater hatte, da die Thüre des Nebenzimmers ein wenig geöffnet war, und Daniel laut und mit Nachdruck geſprochen hatte, dieſe Worte vernommen. Er kam zur Thüre herein, ſtürzte auf Daniel zu, und rief: „O mein Sohn!“ Daniel rief: „O mein Vater!“ Beide umarmten ſich, und vergoßen die ſüßeſten Thränen.

7.

Wohlwollen und Dankbarkeit.

Frau Blank befahl noch ein Gedeck zu bringen, und lud Daniels Vater zum Abendeſſen ein. Bei Tiſche unterhielt ſich Herr Blank ſehr lebhaft mit Martin, und freute ſich, an ſeinem Gaſte einen ſehr verſtändigen und wohlgeſinnten Mann zu finden. Unter vielem Andern fragte er ihn, was ihn bewogen habe, eine ſolche weite Reiſe zu machen? Martin erzählte, daß ihm in Holland eine kleine Erbſchaft zugefallen ſey, und daß er ſich wirklich auf dem Wege dahin befinde, ſie zu erheben. „Vor jener unglücklichen Ueberſchwemmung,“ ſagte er, „habe ich in ziemlichem Wohlſtande gelebt. Allein jenes große Unglück hat mich faſt ganz zu Grunde gerichtet. Ich mußte Haus und Stadel von Grund auf neu bauen, auch Hausgeräthe, Vieh und die zu dem Weinbaue und der Bleiche erforderlichen Werkzeuge neu anſchaffen. Dadurch gerieth ich, wie es nicht anders ſeyn konnte, in Schulden. Die nächſten zwei Jahre waren für mich, da mein Weinberg durch den rauhen Winter ſehr gelitten hatte, ſchlecht. Auch in der Folge kamen wenige gute Weinjahre. Deßhalb konnte ich bei allem Fleiße und aller Sparſamkeit nicht mehr aus den Schulden herauskommen. Die Nachricht von einer

Erbſchaft, die einige hundert Gulden beträgt, kam mir daher ſehr erfreulich. Man machte indeß Schwierigkeiten, ſie mir ausfolgen zu laſſen. Da beſchloß ich denn, ſelbſt hinzureiſen, um die Sache zu betreiben. Ob ich das Geld erhalten werde, ſteht nun zu erwarten.“

„Nun,“ ſagte Herr Blank, „Ihr werdet Euch hoffentlich mit den nöthigen Papieren verſehen haben?“

„Allerdings!“ ſagte Martin, indem er ſeine Brieftaſche hervorzog, und ſeine Schriften dem Herrn Blank überreichte. Herr Blank durchlief ſie mit ſchnellen Blicken, fand ſie in Ordnung, ſah jedoch, daß es noch ziemlich zweifelhaft ſey, ob Martin mit ſeinen Anſprüchen durchdringen werde, und daß er ſich wenigſtens noch bedeutende Abzüge werde müſſen gefallen laſſen. Es war vorauszuſehen, daß ihm, nach all den Ausgaben für die Reiſe, für den Aufenthalt in Holland, und für die Gerichtskoſten von dem kleinen Erbe wenig übrig bleiben werde. Allein Herr Blank, der eben ſo edelmüthig als reich war, ſprach: „Wißt Ihr was, mein lieber Freund! Eure Reiſe nach Holland iſt für Euch ſehr beſchwerlich; auch würdet Ihr dort lange aufgehalten werden, und Mühe haben, das Geld zu erhalten. Ich will Euch die betreffende Summe voll und rund ausbezahlen; Ihr gebt mir dagegen eine Vollmacht, die Summe zu erheben, und ich werde dann meinem Geſchäftsführer in Amſterdam auftragen, mir das Geld zu verſchaffen.“

Martin war über dieſen Vorſchlag ſehr erfreut, und nahm das gütige Anerbieten mit dem herzlichſten Danke an, obwohl er die Größe dieſer Wohlthat nicht ganz einſah, und nicht wußte, daß Herr Blank ihm den größten Theil an dem Gelde ſchenke.

Frau Blank, die eben ſo menſchenfreundlich und wohlwollend als ihr Mann war, erkundigte ſich jetzt liebreich nach Martins Ehegattin und ſeinen übrigen Kindern, und ſagte: „Da Euch, mein werther Martin, die Reiſe nach Holland erſpart iſt, ſo müſſet Ihr einige Tage bei uns bleiben. Daniel aber muß Euch dann begleiten, und auch eine Zeit bei Euch zubringen. Da er ſo glücklich war, ſeinen lieben Vater zu finden, ſo muß er nun auch ſeine liebe Mutter von Angeſicht kennen lernen. Auch ſeine Geſchwiſter zu ſehen, wird ihm große Freude machen. Wir wollen Euch, lieber Freund, dann ſchon eine Gelegenheit verſchaffen, mit Eurem wiedergefundenen Sohne nach Hauſe zu fahren.“

Martin war über ſo viele Güte entzückt, und verſicherte mehrmal, ſo gute, liebreiche Menſchen habe er noch nie angetroffen. Faſt immer ſtanden ihm die Thränen in den Augen; er ſagte wiederholt: „Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß Er meinen lieben Sohn ſo barmherzig von dem Tode im Waſſer errettet, ihn zu ſo edlen Menſchen geführt, die ihn ſo gut erzogen haben, und daß Er mich ihn wieder ſo wunderbar hat finden laſſen.«

Daniel ſah ſeinen Vater, der ſo froh und fröhlich war, faſt beſtändig mit der innigſten Freude und der kindlichſten Liebe an. Er hätte auch von ſeiner lieben Mutter gern mehr hören mögen, als in dem Geſpräche vorgekommen war. So lange aber Herr Blank ſo angelegentlich redete, hatte er aus Beſcheidenheit geſchwiegen. Jetzt bat er ſeinen Vater, doch noch mehr von der Mutter und den Geſchwiſtern zu erzählen. Martin erzählte mit Freuden; er war ſehr beredt, indem er die Frömmigkeit, den Fleiß, die Demuth, die Sparſamkeit und die übrigen häuslichen Tugenden ſeiner Ehegattin ſchilderte; und mit Entzücken erzählte er von dem guten Betragen ſeiner zwei Söhne und ſeiner zwei Töchter; er konnte ihre rühmlichen Eigenſchaften, ihre Gottesfurcht, ihre Ehrerbietigkeit gegen die Eltern, ihre Folgſamkeit, ihre Arbeitſamkeit, ihre Sittſamkeit und Beſcheidenheit nicht genug loben. Alle hörten ihm mit Freuden zu; die Herzlichkeit und Rührung, womit er ſprach, überzeugte ſie, daß er die Wahrheit rede, und daß er ſelbſt ein ſehr guter Ehegatte und ein ſehr liebreicher Vater ſey, in deſſen Wohnung Friede und Eintracht recht zu Hauſe ſeyen.

Daniel war über alle dieſe Nachrichten hoch erfreut, und ſchätzte ſich glücklich, nun auch noch ſeine Mutter und Geſchwiſter recht bald zu ſehen.

Als von der nahen Reiſe die Rede war, ſagte er: „Da muß ich meiner lieben Mutter und meinen Geſchwiſtern doch auch Etwas mitbringen! Es iſt gut, daß meine Sparkaſſe wohl beſtellt iſt; ich denke allerlei für ſie einzukaufen, wenn ich nur recht wüßte, was ihnen Freude machen werde.“

„Ich werde dir einkaufen helfen,“ ſagte Frau Blank, „und dich bitten, ihnen dann auch einige Geſchenke von mir mitzubringen.“

„Wohl,“ ſprach Herr Blank, „und ich werde mein Scherflein auch beitragen.“

Am folgenden Morgen ging die Frau mit Daniel in einen Kaufladen, und kaufte für Daniels Vater und zwei Brüder feines Wollentuch, dann für die Mutter und die zwei Schweſtern ſchöne Zeuge zu Kleidern, und noch allerlei, was ihnen angenehm und nützlich ſeyn konnte. Der Handlungsdiener hatte recht zu ſchleppen, um ihr Alles nachzutragen, und auch Daniel hatte unter jedem Arme ein Packet. Als ſie nach Hauſe kamen, und Frau Blank die vielen ſchönen Geſchenke auf einer langen Tafel ausbreitete, war Daniels Vater ganz erſtaunt. Frau Blank ergetzte ſich an ſeinem Erſtaunen, deutete mit dem Finger auf ein großes Stück feinen, dunkelgrünen Tuches und ſagte: „Dieſes Tuch hat

Daniel Euch, ſeinem lieben Vater, zum Geſchenke beſtimmt. Nehmt es nur ſogleich in Empfang! Das Macherlohn werde ich bezahlen; der Schneider iſt ſchon beſtellt.“ Und ſo erhielt Daniels Vater, deſſen Kleider wohl ſehr reinlich, aber auch ſehr abgetragen waren, eine vollſtändige neue Kleidung. Er konnte nicht Worte genug finden, den Dank, der ſein ganzes Herz erfüllte, auszudrücken. Alles, was er ſagte, ſchien ihm zu wenig. Allein Herr Blank ſprach: „Laßt es gut ſeyn! Wozu gäbe denn Gott einigen Menſchen mehr Vermögen, als ſie nöthig haben, wenn ſie nicht Denjenigen, die zu wenig haben, davon mittheilen wollten? Reiche Leute könnten, wenn ſie es recht verſtänden, in der Wohlthätigkeit eine größere Freude finden, als in tauſend andern Dingen, die für Geld zu haben ſind. Sie würden dann aus eigener Erfahrung lernen, wie wahr das Wort unſers göttlichen Erlöſers ſey: Seliger iſt geben, als empfangen.“

8.

Freude über Freude.

Ein Hausfreund des Herrn Blank, der eine Handelsreiſe nach Mainz zu machen hatte, erbot ſich, Daniel und deſſen Vater bis dahin mitzunehmen. „Nun wohl,“ ſagte Herr Blank; „von dort aus könnet ihr dann mit der Poſt vollends nach Hauſe reiſen; das Poſtgeld zu bezahlen übernehme ich.“ Sie reisten ab, und der getreue Pudel begleitete die Kutſche; zuweilen ſaß er auch eine Zeit ſehr ernſthaft neben dem Kutſcher auf dem Kutſchenbock. Daniel hatte das alte Halsband des Hundes wieder hervorgeſucht, es mit ſchönem rothen Leder neu überziehen, und das Beſchläg und die drei Buchſtaben J. M. B. im Feuer vergolden laſſen. „Der treue Pudel,“ ſagte Daniel, „hat es wohl verdient.“

Als Martin mit Daniel ſich ſeinem Wohnorte näherte, und man die weiße Leinwand auf der Bleiche ſchon von ferne zwiſchen den grünen Gebüſchen hervorblicken ſah, erkannte der Hund die Gegend, und ſprang freudig voraus. Ottilie mit ihren zwei Töchtern begoß eben das Tuch auf der Bleiche; die zwei Söhne waren in dem Weinberge beſchäftigt. Der Hund lief auf Ottilie, ſeine ehemalige Hausfrau, zu, und ſprang mit freudigem Bellen bald an ihr empor, und bald im Kreiſe um ſie herum. Ottilie erſtaunte nicht wenig, wie der Hund, von dem ſie ſeit jener traurigen Ueberſchwemmung nichts mehr geſehen noch gehört hatte, auf einmal hieher komme, und ſie noch kenne. Die ältere Tochter erinnerte ſich des Hundes wohl noch; allein dieſe kannte er nicht mehr. Die zwei Söhne, die von dem Weinberge aus die Freudenſprünge des Hundes bemerkt hatten, kamen herab, und der ältere Sohn, Georg, wurde faſt verdrießlich, daß ſein alter Spielkamerad Waldi, den er ehemals ſo bedauert hatte, ihn nicht mehr recht kennen wolle. Indem Alle, Mutter, Töchter und Söhne ſich noch immer über die unvermuthete Ankunft des Hundes nicht ſatt wundern konnten, vernahmen ſie den jubelnden Schall eines Poſthorns; die Kutſchenpferde, von dem geſchickten Poſtillion gelenkt, galloppirten muthig durch das Dorf, und hielten vor Martins Haus. „Nun," ſagte Ottilie, „was gibt's jetzt wieder? Was will die Kutſche bei uns? Der Poſtillion muß irre gefahren ſeyn." Sie näherte ſich der Kutſche; da ſprang zuerſt Martin heraus. Sie grüßte ihn freundlich, machte aber ſogleich ein ernſtes Geſicht, und ſagte: „Aber um des Himmels Willen, liebſter Martin, was ſoll doch dies heißen? Mit Extrapoſt zu fahren — und, was ich erſt jetzt ſehe, ſich vom Kopf bis zum Fuß ganz neu und ſo ſchön zu kleiden — nein, das iſt einmal zu arg! Und auch der Hund, der Waldi, den du wieder aufgetrieben und gewiß theuer genug bezahlt haſt, hat ein ganz neues prächtiges Halsband mit deinem Namen. In der That, ich habe dich bisher für einen beſſern Haushälter gehalten. Ich fürchte, die Erbſchaft habe dir den Kopf verrückt. Wenn du ſo verſchwenderiſch zu leben anfängſt, ſo wird es mit dem ererbten Gelde bald ein Ende haben.“

Martin ſagte lächelnd: „Werde nur nicht böſe, liebe Ottilie! Laß mich nur erſt auspacken! Du wirſt ſehen, an dem Gelde fehlt kein Heller.“ Er öffnete den Koffer, den der Poſtillion eben herein gebracht hatte, nahm den ſchweren Geldſack heraus, und ſchüttete das Geld auf den Tiſch. „Ach du lieber Himmel,“ rief Ottilie, „ſo viel Geld auf einmal habe ich ja in meinem Leben noch nicht geſehen! Mir flimmerts vor den Augen, und es iſt mir, als träume ich. Aber ſag’ doch, wo nimmſt du die neue Kleidung her?“

„Das iſt noch nicht Alles,“ ſagte Martin; auch du und die Kinder ſollen neu gekleidet werden.“ Er packte die ſchönen Zeuge, den etwas dunklern für die Mutter, und die von hellerer Farbe für die Töchter, nebſt Band und Spitzen und Strickgarn aus; langte hierauf das Tuch zu einer vollſtändigen Kleidung für die Söhne aus dem Koffer hervor, und legte dann noch einen großen Pack feiner Leinwand dazu. Der Tiſch war zu klein, Alles darauf auszulegen. Ottilie ſagte: „Nein, das iſt zu viel! Mir ſteht der Verſtand ſtill. Wie kommſt du doch zu allen den koſtbaren Waaren?“

„Dieſes Alles,“ ſagte Martin, auf Daniel deutend, „bringt Euch mein Reiſegefährte hier mit!“

9.

Die Seligkeit guter Eltern und guter Kinder.

Daniel war indeſſen ſeitwärts ſtehen geblieben. Mutter und Kinder hatten in ihrer Freude ihn kaum bemerkt, oder doch wenig auf ihn geachtet. Er aber ergetzte ſich innig an der Freude ſeiner Mutter und Geſchwiſter, die alle recht gut und blühend ausſahen. Die Mutter für die es bisher ſo Vieles zu ſehen gab, blickte ihn nun erſt recht an, und ſagte: „Der feine junge Herr da, ſagſt du, bringe uns alle dieſe ſchönen Sachen! Jewer iſt er denn?“

Martin erhob ſeine Augen zum Himmel, faltete die Hände, und ſprach mit Feierlichkeit und hausväterlicher Würde, die etwas Erhabenes hatte: „Höret und erſtaunet — und betet Gottes heilige Vorſicht an!“ Mutter und Kinder waren ſo zur Freude geſtimmt, daß er ihnen die größte Freude, die ihrer wartete, ohne Gefahr entdecken konnte. „Sieh, liebe Ottilie,“ ſagte er, „dieſer liebe, freundliche junge Herr iſt dein Sohn Kaspar — jenes Kind, von dem wir glaubten, es ſey in jener großen Waſſerfluth umgekommen. Ein reicher Kaufherr und ſehr edler Mann hat ihn an Kindesſtatt angenommen; und Kaspar, oder wie er jetzt heißt, Daniel, wird nun bald im Stande ſeyn, ſeine Geſchwiſter zu unterſtützen, und ſeinen Eltern ein fröhliches Alter zu bereiten.

Hierauf erzählte Martin, wie die Wiege mit dem Kinde, nachdem ſie aus dem vom Waſſer durchbrochenen Hauſe einen Ausweg gefunden haben mußte, auf dem Rheine weit hinab geſchwommen, wie der Hund der Wiege nachgeſchwommen, und das Kind, wiewohl vergebens, zu retten ſuchte; wie aber die Treue des Hundes die Leute am Ufer auf das Kind in der Wiege aufmerkſam machte, und die Urſache war, daß es gerettet wurde.

„Doch,“ ſprach Martin, „was rede ich von dem Hunde, ſo ſehr ich auch ſeine Treue bewundern muß? Gott, ohne deſſen Wiſſen kein Sperling vom Dache fällt, hat das Kind gerettet! Gott hat ſich nach ſeiner unendlichen Weisheit, die ſich auf Alles erſtreckt, bloß dieſes ſeines Geſchöpfes, dieſes treuen Thieres, zur Errettung unſers Kindes bedient. Ihn, den guten barmherzigen Vater der Menſchen, wollen wir anbeten; Ihm wollen wir danken.“ — Vater, Mutter, Daniel, alle Kinder, auch der Poſtknecht, der noch auf ſein Trinkgeld wartete, wurden von andächtigen Gefühlen ergriffen, und blickten mit Augen voll Thränen zum Himmel.

Daniel konnte ſich aber nicht mehr halten.

Er fiel ſeiner Mutter weinend um den Hals, und die Mutter ſchloß ihn in die Arme und drückte ihn unter den ſüßeſten Thränen, die ſie je geweint hatte, an ihr Herz. Er begrüßte hierauf alle ſeine Geſchwiſter. Die Seligkeit, die in dieſen himmliſchen Augenblicken Eltern und Kinder empfanden, iſt unbeſchreiblich.

Anfangs waren Daniels Brüder und Schweſtern etwas ſcheu gegen ihn; er ſchien ihnen zu vornehm, als daß ſie recht vertraut mit ihm hätten umgehen können. Sie konnten auch kaum glauben, daß er ihr Bruder ſey. In der That war zwiſchen ihm und ſeinen Geſchwiſtern, wenn er ſo in ihrer Mitte ſtand, ein auffallender Unterſchied zu bemerken. Seine zierliche Kleidung nach der Art reicher Städter, ſein Angeſicht weiß und roth, wie Milch und Blut, ſeine reine Ausſprache, der feine Anſtand in ſeinem Betragen, ſtachen ſehr ab gegen die bäueriſche Tracht ſeiner Brüder, ihre von der Sonne gebräunten Geſichter, ihre ländliche Mundart, ihre Dorfſitten und übergroße Höflichkeit. Allein, da er ſo ganz ohne allen Stolz, ſo anſpruchlos und beſcheiden, ſo liebreich und freundlich war, ſo gewannen Brüder und Schweſtern bald Zutrauen zu ihm, und ſie redeten ſo vertraulich mit ihm, als wären ſie mit ihm erzogen worden. Sie gingen mit ihm auf die Wieſe, in den Weinberg, und umher in der

Gegend. Sie zeigten ihm Alles, was das Landleben Schönes und Angenehmes hat. Er hatte nun freilich Vieles gelernt, und redete von Vielem, was ſie nicht wußten; allein auch ſie wußten Vieles, was ihm gänzlich unbekannt war. Er wußte als ein Städter, der wenig vor das Thor der Stadt kam, die verſchiedenen Getreidarten auf dem Felde kaum zu unterſcheiden; ſie aber konnten ihm faſt jedes Feldblümchen nennen.

Sie gingen an einem blühenden Flachsacker vorbei, und er fragte, wie es denn komme, daß man gar ſo viele von den niedlichen blauen Blümlein anbaue, und wozu ſie dienen? Wie er vorhin manchmal über ihre Unwiſſenheit gelächelt hatte, ſo brachten jetzt ſie, die keine ſo feine Begriffe vom Schicklichen hatten, in lautes Lachen aus. Allein ſobald ſie wahrnahmen, daß er etwas beſchämt erröthete, hörten ſie ſogleich auf zu lachen, und die zwei Schweſtern erzählten ihm nun die Geſchichte des Flachſes, vom Leinkörnlein an, das in die Erde gelegt wird, bis zu den gelben Flachsreiſten, die goldenem Haare gleichen, und zu den zarten, viele hundert Ellen langen Fäden verſponnen werden, aus denen die ſchöne, weiße Leinwand und die feinen Spitzen, dergleichen er ihnen mitbrachte, gewebt und geklöppelt werden. Daniel ſagte: „Ich ſehe nun wohl, auch Ihr wißt Vieles, was ich nicht weiß! Allein ſo muß es ſeyn. Jeder Menſch muß das lernen, was zu ſeinem Berufe nothwendig iſt.«

„Das iſt gut bemerkt,« ſprach der Vater; „ſo verſchieden übrigens eure Erziehung iſt, ſo war doch bei euch Allen die Hauptſache einerlei — Frömmigkeit, Arbeitſamkeit, Berufstreue; und dieſes gehört allen Menſchen gemeinſchaftlich an, dem Landmanne hinter dem Pfluge, dem Kaufmanne oder Gelehrten in ſeiner Schreibſtube, und dem Könige auf dem Throne.«

Eines Morgens gingen Vater, Mutter und Geſchwiſter mit Daniel auf die Anhöhe unweit des Dorfes, auf welcher ſie bei jener Ueberſchwemmung eine ſo fürchterliche Nacht zugebracht hatten. Die Mutter erzählte ihrem Sohne Daniel, welche Angſt ſie da ausgeſtanden und wie ſie um ihn gejammert habe; auch welcher allgemeine Jammer entſtand, als Alle, die ſich damals auf der Anhöhe befanden, ihr freundliches Dörflein ſo ſchrecklich verheeret ſahen.

„Nun, nun,« ſprach der Vater, „mit Gottes Hülfe ward es aber wieder aufgebaut, und zwar ſchöner und feſter als zuvor. Ich ſagte ſchon damals, dieſes große Unglück werde am Ende uns Allen großen Segen bringen! Und ſo iſt es auch gekommen. Die Leute in unſerm Dorfe und in der ganzen Gegend wurden mehr angetrieben zum Gebet und zum Vertrauen auf Gott; ſie erkannten ihre Abhängigkeit von Gott lebhafter, und welche Unterwürfigkeit ſie Ihm ſchuldig ſeyen. Ihre Arbeitſamkeit, die bei ihrem Wohlſtande ziemlich nachgelaſſen hatte, wurde auf's neue geweckt; und Einige, die der Reichthum und Ueberfluß hochmüthig und verſchwenderiſch gemacht hatte, wurden, von der Zeit an, demüthiger, ſparſamer und mäßiger. Gott hat auch viele wohlthätige Herzen erweckt, die ſich unſrer Noth liebreich annahmen, wie denn ſogleich am Morgen nach jener ſchrecklichen Nacht viele gutherzige Menſchen uns zu Hülfe kamen. Ich könnte davon eine ganze Reihe ſchöner Handlungen erzählen. Auch war unter den Einwohnern unſers Dorfes, von dem Tage an, mehr Eintracht und Liebe; manche Feindſchaft hörte auf; Alle wurden friedfertiger; Alle ſtanden in ihrer gemeinſchaftlichen Noth einander getreulich bei. Und wie gut hat es Gott insbeſondere mit mir und meinem lieben Weibe und meinen Kindern gemacht! Wer hätte damals geglaubt, daß wir unſer liebes Kind, das wir für ertrunken hielten, noch einmal und zwar in ſo erfreulichen Umſtänden wieder ſehen würden? Wie hätten wir in jener traurigen Nacht auch nur denken können, daß wir einſt hier auf dieſem Hügel einen ſo fröhlichen Morgen haben würden? Aber ſchon damals hatte Gott für uns dieſe Freude im Sinne, und ſah uns ſchon damals ſo erfreut, wie wir es jezt ſind, hier beiſammen. Drum ſag' ich immer: Nur nie verzagt, ſo übel es uns auch gehen mag; es geht gewiß wieder einmal gut. Gott macht am Ende Alles recht, wenn nicht in dieſer, doch in jener Welt.«

In der Folge machte Herr Blank den trefflichen Martin, von deſſen Ehrlichkeit und Kunde des Weinbaues er ſich vollkommen überzeugt hatte, zum Aufſeher und Verwalter ſeines anſehnlichen Weingutes, das er damals, als Daniel aus dem Rheinſtrome gerettet wurde, noch ſelbſt bewohnt hatte. Martin überließ ſein Haus nebſt Weinberg und Bleiche ſeinem älteſten Sohne, und zog mit ſeiner Ehefrau und ſeinen übrigen Kindern auf das anſehnliche Landgut, deſſen Verwaltung Herr Blank ihm anvertraut hatte. Daniel, dem Herr Blank ſeine ganze Handlung abtrat, ward dadurch in den Stand geſetzt, alle ſeine Geſchwiſter auf das Beſte zu verſorgen, was er auch redlich gethan hat. Vater Martin und Mutter Ottilie, die ſehr alt wurden, ſagten öfter mit gefalteten Händen und frommen Blicken zum Himmel: „Der liebe Gott hat nicht nur unſer Kind vom Waſſertode errettet; Er hat durch eben jene Waſſerfluth allen unſern Kindern große Wohlthaten erwieſen. Denn wir Eltern hätten, wenn auch jenes Unglück nicht über uns gekommen wäre, wenig für ſie thun können! Nun aber ſind Alle auf's Beſte verſorgt.

Der liebe Gott iſt der wundervolle Erretter aus aller Noth.“

Sie erlebten an ihren Kindern viele Ehre und Freude, und wurden von ihnen verpflegt bis an ihr ſeliges Ende. Auch Herr und Frau Blank fanden an Daniel einen guten Sohn, der die Stütze und der Troſt ihres Alters wurde. So ärnteten Alle die Früchte der guten Erziehung.

◆

Die Schriften des Verfaſſers der Oſtereier (Chriſtoph v. Schmid) ſind auch alle in einzelnen Ausgaben erſchienen, eignen ſich ganz vorzugsweiſe zu Schulpreiſen und kleinen Feſtgeſchenken, und ſind in jeder ſoliden Buchhandlung unter nachbenannten Titeln zu haben:

(Die allein rechtmäßigen Originalausgaben.)

Blumen der Wüſte. Erzählungen aus dem Leben der erſten, chriſtlichen Einſiedler. 12. Mit einem Stahlſtich. 27 kr.

Das Blumenkörbchen. Eine Erzählung dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Titelkupfer. 2te Auflage. 24 kr.

Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet. 8. 3te Aufl. Mit dem Portrait des Verfaſſers. 24 kr.

Erzählungen, dem blühenden Alter gewidmet. 2te Aufl. 1tes Bdchen.: Der Roſenſtock. Die Fliege. Das Karthäuſerkloſter. 8. Mit 1 Stahlſtich. 24 kr.

— — Derſelben 2tes Bändchen: Die Nachtigall. Die rothen und weißen Roſen. Die zwei Brüder. 8. Mit einem Stahlſtich. 24 kr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. 1s Bdchen. Enthält: Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Die Waldkapelle. 12. 2te Auflage. 9 kr. Mit drei Kupfern. 27 kr.

— — Derſelben 2tes Bändchen. Enthält: Das Täubchen. Das verlorne Kind. 12. 3te Aufl. 9 kr. Mit zwei Kupfern. 21 kr.

— — Derſelben 3tes Bändchen. Enthält: Das Lämmchen. 12. 9 kr. Mit 1 Kupfer. 15 kr.

— — Derſelben 4tes Bändchen. Enthält: Gottfried, der junge Einſiedler. 12. 12 kr. Mit einem Stahlſtich. 20 kr.

Drei Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die chriſtliche Familie. Das alte Raubſchloß. Das ſtumme Kind. 12. 15 kr.

Sieben neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die Kirſchen. Die Margarethablümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebſe. Das Rothkehlchen. Das Vogelneſtchen. 12. 18 kr.

Kurze Erzählungen für Kinder. Ein Lehr- und Leſebuch für Volksſchulen. 12. 9 kr.

Euſtachius. Eine Geſchichte der chriſtlichen Vorzeit, neu erzählt für die Chriſten unſerer Zeit. 3te Aufl. 8. Mit einem Stahlſtich. 30 kr.

Ferdinand. Die Geſchichte eines jungen Grafen aus Spanien. 2te Auflage. 8. Mit einem Stahlſtich. 30 kr.

Der Fremde in der engliſchen Anlage zu Thannhauſen. Eine Idylle. 32. Broſchirt. 9 kr.

Der gute Fridolin und der böſe Dietrich. Eine lehrreiche Geſchichte. 8. 3te Aufl. Mit einem Stahlſtich. 36 kr.

Die Früchte der guten Erziehung. 1tes Bändchen. Drei Erzählungen in Briefen: Der gefundene Ring. Die rothen Kreuzer. Die Feuersbrunſt. 12. Mit einem Stahlſtich. 18 kr. Auf feinem Velinp. mit ſchön illuminirtem Stahlſtich. 36 kr.

— — Derſelben 2tes Bändchen. Drei Erzählungen: Anſelmo. Die Wolfskapelle. Die Waſſerfluth. 12. Mit einem Stahlſtich und einem Muſikblatt. 24 kr.; ohne Muſikblatt 21 kr.

Genovefa. Eine der ſchönſten und rührendſten Geſchichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menſchen. 8. 7te Auflage. Mit einem Stahlſtich. 24 kr.

Die Hopfenblüthen. Eine Begebenheit aus dem Leben eines armen Landſchullehrers. 12. 15 kr. Mit einem Stahlſtich. 24 kr.

Joſaphat, Königsſohn von Indien. Eine Geſchichte aus dem chriſtlichen Alterthume. 8. Mit einem Stahlſtich. 30 kr.

Ludwig, der kleine Auswanderer. Eine Erzählung. 12. 15 kr. Mit einem Stahlſtich. 24 kr.

Das hölzerne Kreuz. Eine kleine Geſchichte der Vorzeit, zum Troſte für Leidende neu erzählt. 12. 2te Aufl. 9 kr. Mit 1 Titelkupfer. 15 kr.

Die kleine Lautenſpielerin. Ein Schauſpiel für Kinder und Kinderfreunde. 12. 12 kr.

Die Oſtereier. Eine Erzählung zum Oſtergeſchenke, für Kinder. 12. 3te Auflage. 9 kr. Mit einem Titelkupfer. 15 kr.

Roſa von Tannenburg. Eine Geſchichte des Alterthums, für Aeltern und Kinder erzählt. 8. 5te Aufl. Mit einem Stahlſtich. 30 kr. Mit 3 Kupfern in Umſchlag broſchirt. 54 kr.

Kleine Schauſpiele für Familienkreiſe. 3 Bändchen. 12. Enthalten: Die Erdbeeren. Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz. Der Eierdieb. Emma, oder die kindliche Liebe. 30 kr.

Timotheus und Philemon. Die Geſchichte chriſtlicher Zwillingsbrüder. 8. Mit 1 Stahlſtich. 36 kr.

Der Weihnachtsabend. Eine Erzählung zum Weihnachtsgeſchenke für Kinder. 12. 2te Auflage. 15 kr. Mit einem Titelkupfer. 21 kr.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung. 12. 3te Auflage. 9 kr. Mit einem Titelkupfer. 15 kr.

Der Verfaſſer der Oſtereier (Domherr Ch. v. Schmid) hat auch folgende Schriften im Druck herausgegeben:

Ein Blick zum Himmel am Feſte der Himmelfahrt unſers Herrn Jeſus Chriſtus. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr.

Domdekan Joseph von Weber. Eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Mit einem *Fac simile* seiner Handschrift. gr. 8. 24 kr.

Tägliche Gebete nach alten Denkreimen. 12. Das Dutzend 9 kr.

Chriſtliche Geſänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholiſchen Kirchen. 8. Dritte vermehrte Auflage. 18 kr. Auf Velinpapier 30 kr.

Bibliſche Geſchichte für Kinder, zum allgemeinen Gebrauche in den Volksſchulen Bayerns. 3 Theile in 6 Bändchen. 8. 1 fl. 9 kr.

Bibliſche Geſchichte für Kinder ꝛc. aus dem größern Werke von dem Verfaſſer ſelbſt ausgezogen. Zwei Bändchen. 8. 30 kr.

Jeſus am Oelberge. Sechs Betrachtungen, vorzüglich für die heilige Faſtenzeit. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr.

Katechismus der chriſtkatholiſchen Religion für das Bisthum Augsburg. 8. 9 kr.

Kleiner katholiſcher Katechismus nach Petrus Caniſius. 16. 1 kr.

Trauerrede auf den Hintritt Sr. päpſtlichen Heiligkeit Leo XII. in der Domkirche zu Augsburg den 12. März 1829. gr. 8. 6 kr.

Ueber die Worte Jeſu: Ich habe euch auserwählt und eingeſetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe. Joh. 15, 16. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr.

Unſere einzige Zuflucht bei der Vergänglichkeit unſers Lebens auf Erden. Eine Secundizpredigt. 8. 6 kr.

Erſter Unterricht von Gott für die lieben Kleinen. 16. 2 kr.

Geiſtliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der ſchönſten und geiſtreichſten Sinnreime von Angelus Sileſius. 12. Mit einem Stahlſtich. 20 kr.

Wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch, Joh. 20, 21. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr.

Inhalt.

Seite

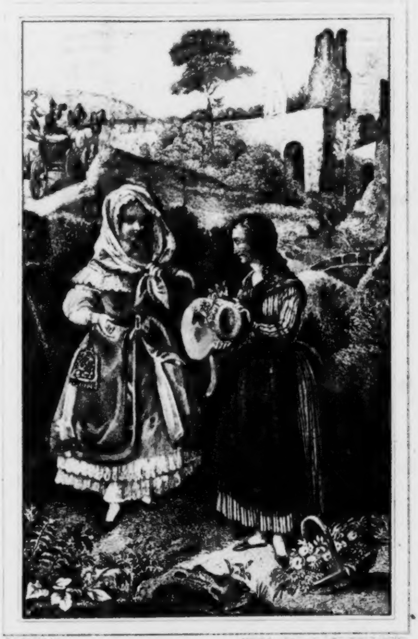
Gottfried der junge Einſiedler 5

Das Vogelneſtchen 105

Das ſtumme Kind 125

Die Waldkapelle 163

Die Waſſerfluth am Rheine 183



DIE HOPFENBLÜTHEN.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Fünftes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1841.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die Hopfenblüthen.

Erſtes Kapitel.

Der Schullehrer.

Der Schullehrer Friedrich Hermann zu Steinach war einer der edelſten und zufriedenſten Menſchen unter der Sonne. Seine größte Freude war es, mit Kindern umzugehen, und er ſtiftete in ſeinem ſchönen Berufe unbeſchreiblich viel Gutes. Dabei begnügte er ſich mit ſeinem geringen Einkommen, und fühlte ſich in ſeinem kleinen Reiche — wie er ſein Haus mit dem Strohdache, ſeinen Garten und vorzüglich ſeine Schule nannte — ſo glücklich wie ein König.

Das Dörflein Steinach lag in einer rauhen, gebirgigen Gegend. Als Hermann, an einem trüben Regentage, das erſte Mal von dem Berge, über welchen der Fußweg führte, herab ging, und den alten, grauen Kirchthurm, und die moosbewachſenen Strohdächer zwiſchen Wald und Felſen tief unten im Thale erblickte, ward es ihm ſehr ſchwer um das Herz. Nochmehr erſchrak der gute Mann, als man ihm das baufällige Schulhaus zeigte, zu dem man nur über gelegte Steine durch einen garſtigen Sumpf kommen konnte. In der finſtern Wohnſtube wurde es ihm ganz unheimlich; ſie hatte eine ſchwarzbraune hölzerne Decke, einen morſchen Stubenboden, und die kleinen runden Fenſterſcheiben waren von Schmutz und Alter beinahe undurchſichtig. Die Schulſtube hatte ein eben ſo dumpfes, widerliches Ausſehen. Der Garten am Hauſe war zwar ſehr groß, allein nur ein magerer Grasboden. Wenige Bäume darin trugen gutes Obſt; die meiſten waren ſchlechter Art, oder bereits ſo alt, daß ſie mehrere dürre, als grüne Aeſte hatten. Der Schullehrer verlor indeß den Muth nicht. „Mit Gottes Hülfe,“ ſagte er getroſt, „ſoll dieſes Alles beſſer werden.“

Er trat ſein Amt mit Einſicht, Eifer und Freude an. Die Kinder merkten dieſes ſogleich, und fühlten neue Luſt und Liebe zum Lernen. Der freundliche Lehrer, den die Kinder ſo lieb hatten, und bei dem ſie ſo vieles lernten, gewann bald die allgemeine Liebe der Eltern. Die Gemeinde gab ſeinen beſcheidenen Bitten Gehör, und beſchloß einmüthig, das alte Schulhaus zu erneuern. Er ſelbſt arbeitete, außer den Schulſtunden, beſtändig im Garten; vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende ſah man ihn die zu alten Bäume ausreuten, junge pflanzen, andere pfropfen und veredlen, Beete umgraben, Gemüſe anſäen, und junge Pflänzchen ſetzen. Da er der Sohn eines Gärtners war, ſo hatte er eine große Vorliebe für den Gartenbau, und verſtand ihn ſehr gut. Auch den ſumpfigen Platz vor dem Schulhauſe und einen buſchigen Hügel neben dem Garten, die mit zum Schuldienſte gehörten, wußte er ſehr gut zu benützen und anzubauen. Alles, was er unternahm, gelang, und die ganze Umgebung des erneuerten Schulhauſes ward ein großer blühender Garten.

Etwa nach drei Jahren reiſte Hermann zur Herbſtzeit in die Stadt, ſeine Braut abzuholen. Sie hieß Thereſe Hilmer, und war eine ſehr verſtändige, ſittſame und tugendhafte Jungfrau. Ihr ſeliger Vater war ein Beamter geweſen, und ſie hatte von ihm eine vortreffliche Erziehung erhalten. Das Hochzeitfeſt wurde bei dem Chorregenten in der Stadt, dem Bruder ihres Vaters, gefeiert. Thereſe hatte das Schulhaus nebſt dem Garten vor einigen Jahren ſchon einmal geſehen, und die Erinnerung daran machte ſie noch jetzt traurig. Hermann ſagte ihr zwar, es ſey nun Alles in einem beſſern Stande; indeß erwartete ſie wenig, und fuhr mit ihm bangen Herzens nach Steinach.

Allein wie erſtaunte ſie, als ſie dort ankam, und anſtatt des Sumpfes vor dem Hauſe einen ſchönen grünen Raſenplatz erblickte, auf dem reihenweis junge kräftige Bäume ſtanden, von denen einige bereits mit rothen Aepfeln und gelben Birnen prangten. Das Schulhaus war zwar wie zuvor nur mit Stroh gedeckt. Allein das neue, gelbe Strohdach und die bläulich grauen Mauern des Hauſes gaben ihm ein ſehr reinliches, freundliches Ausſehen. Der Schullehrer entſchuldigte ſich, daß man wegen der zu ſchwachen Mauern kein anderes Dach habe anbringen können. Allein Thereſe ſagte: »Auch unter einem Strohdache kann man vergnügt und glücklich leben, wenn man Gott liebt, und in Frieden und Eintracht lebt.«

Sie trat in die Wohnſtube, und erſtaunte aufs Neue. Die Fenſter waren hell wie Kriſtall, und gewährten eine herrliche Ausſicht in den Garten. Die Wände waren ſo weiß wie Schnee, und der Stubenboden neu und höchſt reinlich. An der einen Wand befand ſich der Schreibtiſch des Lehrers, auf dem ein Bücherſchrank mit Glasthüren angebracht war; an der andern Wand ſtand ein treffliches Klavier, das eben ſo, wie der Schreibtiſch, von ſchön geglättetem, braunem Nußbaumholze glänzte. Ueber dem Schreibtiſche erblickte man ein ſehr ſchönes Bild, einen Kupferſtich, den göttlichen Kinderfreund vorſtellend, der die Kleinen zu ſich ruft; über dem Klavier hing ein nicht minder ſchönes Kupfer, worauf die heilige Cäcilia, die Erfinderin der Orgel, abgebildet war; das ſchönſte Kupfer aber zierte die Wand zwiſchen den zwei Fenſtern, der Thüre gegenüber, und ſtellte die heilige Familie vor. Die ſchönen Bilder, auch in braune Rahmen von Nußbaumholz gefaßt, nahmen ſich auf der reinen weißen Wand ſehr gut aus, und gereichten dem Zimmer zur großen Zierde. Ein einfacher Tiſch, mit grünem Wachstuche überzogen, und ſechs ſtrohgeflochtene Seſſel machten die ganze übrige Einrichtung aus. Der Schullehrer hatte dieſe Geräthſchaften als Schulgehülfe in der Stadt, theils ſich erſpart, theils von ſeinen dankbaren Schülern und Schülerinnen zum Geſchenke bekommen. In jeder Ecke der Fenſterſimſe ſtand ein irdener Blumentopf mit blühenden Gewächſen.

Der Schullehrer fürchtete, da Thereſe früherhin in tapezirten Zimmern gewohnt hatte, ſo würden dieſe weißen Wände ihr nicht gefallen, und er bedauerte, daß in dem Zimmer ſich nicht einmal ein Spiegel befinde. Thereſe ſagte: „Dieſe blühenden Gewächſe an den Fenſtern ſchmücken ein Zimmer ſchöner, als die Blumen auf den Tapeten der Reichen, koſten weniger und verbreiten überdies noch liebliche Wohlgerüche. Was aber den fehlenden Spiegel betrifft, ſo iſt das ſchöne Bild des göttlichen Kinderfreundes, vorzüglich aber das liebliche Bild der heiligen Familie für uns Beide der ſchönſte Spiegel. Auch in dem Bilde der heiligen Cäcilia, die ihre Augen ſo begeiſtert zum Himmel erhebt, ſehen wir wie in einem Spiegel, daß wir die Him=

melsgabe der Muſik nur dazu gebrauchen ſollen, die Herzen der Menſchen zum Himmel zu erheben.“

Der Lehrer führte nun Thereſen in den Garten. Von der Gartenthüre an bis zur Hecke am Ende des Gartens, wo ein ſchöner, großer Apfelbaum ſtand, ging ein langer, breiter Weg, der mit reinem Kieſe beſtreut war. Die Hälfte des Gartens, nächſt dem Hauſe, war mit Gemüſen angebaut, die rechts und links, ſchön und zierlich geordnet, in den abgemeſſenen Beeten kräftig wuchſen, und deren mancherlei Grün ſehr ſchön in das Auge fiel. Die andere Hälfte des Gartens war der Baumgarten; die ältern Bäume waren ſo mit Obſt beladen, daß man ſie ſtützen mußte; auch die jüngſten trugen wenigſtens ein Paar Aepfelein oder Birnlein; der Boden war mit dichtem Graſe bedeckt. In der Ecke des Gartens ſah man einen Bienenſtand mit vielen Bienenkörben. Der Hügel zur Seite des Gartens war mit Hopfen bepflanzt, der ſich an den ſchön geordneten Stangen hoch empor wand, und zwiſchen deſſen dunkeln Blättern der goldene Abendhimmel herrlich hindurch blickte. Thereſe ſetzte ſich auf die Bank unter dem Apfelbaume, am Ende des Weges, blickte mit innigem Vergnügen um ſich und ſagte: „Wahrhaftig, da ſieht man, was der Fleiß vermag. Es iſt keine Lage des Lebens ſo ſchlimm, die man ſich durch Fleiß, Nachdenken und Betriebſamkeit nicht erträglich, ja angenehm machen könnte. Dein Fleiß hat dieſe Wildniß in ein Land, das von Milch und Honig fließt, ja in ein Paradies verwandelt.«

Der Lehrer begab ſich hierauf mit Thereſen in die Schulſtube. Die Kinder waren in ihren Sonntagskleidern in der Schule verſammelt. Alle begrüßten die Gattin ihres geliebten Lehrers mit freudigem Lächeln, und ſtimmten ihr zu Ehren ein Lied an. Ein Knabe, der ein zartes Lämmchen trug, und ein Mädchen mit einem Paar weißen Täubchen traten zu ihr hin, und baten ſie, dieſe Gaben der Unſchuld nicht zu verſchmähen. Jedes der übrigen Kinder überreichten ihr ein kleines ländliches Geſchenk — ein Huhn, ein Körbchen voll Eier, ein Körbchen voll Früchte, eine Flaſche mit Honig, hell und klar wie durchſichtiges Gold, goldgelbe Butter auf einem grünen Rebenblatte, oder eine Reiſte Flachs ſo zart wie Seide, oder wie die gelbweißen Haare der Kinder, die ihn überreichten. Thereſe wurde bis zu Thränen gerührt. „Ich komme aus einem ſchönen Garten,“ ſagte ſie, „dem Garten am Schulhauſe; doch jetzt komme ich in einen noch ſchöneren, wo liebliche Kinder gleich zarten Blumen und hoffnungsvollen Bäumchen aufblühen.“

„Ja,“ ſagte der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, der auch zugegen war, „ſo iſt es! Möchte es mit Gottes Hülfe mir, und meinem treuen Mitarbeiter hier gelingen, dieſe zarten Pflanzen zu pflegen, und ſie vor dem Verderben zu bewahren. Jede Schule ſoll ein Garten Gottes ſeyn, in dem Frömmigkeit, Unſchuld und jede Tugend blühen.“

Zweites Kapitel.

Die Jugendgeſchichte der Schullehrerin.

Thereſe war die Tochter des herrſchaftlichen Verwalters Hilmer zu Lindenberg. Sie verlor ihre Mutter früh. Der Vater ließ ſeinen mäßigen Tiſch und ſeine kleine Haushaltung von der ſehr geſchickten und treuen Magd beſorgen, die ſeit ſeinem Hochzeittage in ſeinem Hauſe treu und redlich gedient hatte. Thereſe war mit Leonore, dem jüngſten Fräulein im Schloſſe, von Einem Alter. Sie war die beſtändige Geſpielin des Fräuleins, durfte an ihren Unterrichtsſtunden Theil nehmen, und lernte mit ihr die weiblichen Arbeiten. Beide ſchön aufblühende Kinder waren Herzensfreundinnen.

Eines Tages fuhr die Herrſchaft mit zahlreichem Gefolge in die benachbarte Stadt, wo man den Landesfürſten erwartete. Fräulein Leonore hatte ſich von einer gefährlichen Krankheit noch nicht ganz erholt, und mußte zu Hauſe bleiben.

Eine Kammerjungfer wurde zu ihrer Bedienung zurückgelaſſen. Die Jungfer bat das Fräulein um die Erlaubniß, an die Landſtraße, wohin es nur eine halbe Stunde war, hinausgehen zu dürfen, um da den Fürſten vorbeifahren zu ſehen; und das Fräulein geſtattete es ihr ſehr gern. Auch die übrige Dienerſchaft im Schloſſe, und ſonſt alle Leute im Dorfe eilten hinaus an die Straße. Thereſe hätte mit ihrem Vater in die Stadt fahren können; allein ſie wollte lieber dem Fräulein Geſellſchaft leiſten. Doch auch dieſes unterblieb. Die alte treue Magd war ſehr krank geworden, und Thereſe wollte aus Liebe zu ihr ſie nicht allein laſſen.

Fräulein Leonore bekam in dem einſamen Schloſſe Langeweile, und ging in den Garten. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Sie ſah nach ihren Blumen, an die ſie in ihrer Krankheit gar nicht mehr gedacht hatte. Die Blumen, die lange nicht mehr begoſſen worden, waren beinahe verwelkt; das Fräulein holte eine Gießkanne, und ging damit zum Springbrunnen in Mitte des Gartens, um in dem großen marmornen Waſſerbehältniß, das ihn umgab, die Kanne zu füllen. Allein indem ſie, noch ſchwach an Kräften, ſich bemühte, die ſchwere Gießkanne herauszuheben, glitſchte ſie mit dem Fuße aus, und ſtürzte in das Waſſer, das ſehr tief war. Der Schrecken und die plötzliche Erkältung benahmen ihr ſogleich Athem und Beſinnung.

Thereſe ſtand in dieſem Augenblicke eben am Fenſter. Sie ſah das Fräulein hineinſtürzen, hörte den dumpfen Schall des aufrauſchenden Waſſers, ſchrie, ſo laut ſie konnte, um Hülfe, und ſprang eilends dem Garten zu. Zu ihrem Schrecken fand ſie die nächſte Gartenthüre verſchloſſen. Sie eilte, immer um Hülfe rufend, in den Schloßhof, um durch die andere Thüre in den Garten zu kommen. Faſt außer Athem erreichte ſie den Springbrunnen. Das Fräulein war in dem Waſſer untergegangen. Allein in ihrem Todeskampfe tauchte ſie noch einmal auf, und ſtreckte einen Arm aus dem Waſſer. Thereſe faßte ſie bei der Hand, und es gelang ihr, das Fräulein herauszuziehen. Das arme Fräulein war aber ohnmächtig, hatte die Augen geſchloſſen, und ſah ſo bleich aus, wie eine Leiche. Thereſe wendete Alles an, ſie wieder zurecht zu bringen. Endlich ſchlug das Fräulein die Augen auf, ſah Thereſen lange und ſtarr an, drückte ihr die Hand, konnte aber noch nicht reden. Als ſie ſich etwas erholt hatte, führte Thereſe ſie langſam zurück in das Schloß, und brachte ſie zu Bette. In der Bettwärme erholte ſie ſich vollends. Sie weinte aus Dankbarkeit, und aus Liebe zu Thereſen. „Du haſt mich vom Tode errettet,“ ſagte ſie öfter; „mein ganzes Leben hindurch werde ich dir dafür dankbar ſeyn.“ „Wir wollen beide Gott danken,“ ſagte Thereſe; „Er iſt es, der Sie errettet hat.“

Die Freundſchaft des Fräuleins für Thereſe wurde von dieſem Tage an noch zärtlicher. Das Fräulein wollte ſie immer um ſich haben. Beide arbeiteten, bald in einem Zimmer des Schloſſes bald in einer Gartenlaube, viele Stunden zuſammen. Fräulein Leonore fuhr nie ſpaziren, ohne Thereſe mitzunehmen, und war nur immer darauf bedacht, ihr Freude zu machen. So lebten ſie mehrere Jahre in ſchweſterlicher Eintracht. Ihre gleich edlen Geſinnungen, ihre Sanftheit und Beſcheidenheit, ihre Liebe und Eintracht machten ihnen das irdiſche Leben zum Himmel.

Indeß war der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Die feindlichen Heere rückten näher. Herr von Lindenberg faßte den Entſchluß, ſich mit ſeiner Familie nach Wien zu flüchten. Fräulein Leonore bat Thereſen unter Thränen, mit nach Wien zu reiſen. Sie bot alle ihre Beredſamkeit auf, ſie zu überreden. „Hier zu Lande, das bald in feindliche Gewalt fallen wird,“ ſagte ſie unter Anderem, „haſt du wenig Gutes mehr zu erwarten. Wer weiß, wie es dir gehen wird! Meine Eltern und ich kommen ſicher nicht ſo bald wieder zurück, und können dahier nichts mehr für dich thun. Dort aber werden wir Alles, was nur immer in unſern Kräften ſteht, beitragen, dich glücklich zu machen. Reiſe doch mit uns, liebſte Thereſe!“

Thereſe ſagte: „Der Himmel weiß es, wie

gern ich mit Ihnen ginge. Allein ich kann meinen guten Vater nicht verlaſſen. Wer ſollte ihn verpflegen? Unſere alte getreue Magd iſt geſtorben. Er hat ja nun Niemand mehr, als mich!“ Fräulein Leonore machte ihr eine prächtige Schilderung von den Herrlichkeiten der großen Kaiſerſtadt, und den Luſtbarkeiten Wiens. Allein Thereſe ſagte: „Ach, wie könnte ich Freude daran haben, wenn ich ſo weit von meinem Vater, der alt und kränklich iſt, entfernt wäre, und nicht wüßte wie es ihm gehe. Ich würde vor Kummer ſterben!“

Fräulein Leonore ſprach: „Du mußt aber auch weiter hinaus denken. Wenn wir fort ſind, werden die Fenſterläden des Schloſſes zugeſchlagen; es ſteht dann leer, und wenige Menſchen deines Standes kommen mehr hieher. Du ſiehſt dann in dem verödeten Dorfe nur mehr Bauern und Bauernknechte, und etwa noch feindliche Krieger. Aber in Wien wird es dir bei deiner Bildung und deiner ſchönen Geſtalt ein Leichtes ſeyn, eine gute Verſorgung zu finden.“

Thereſe ſagte: „So lange ich meinen lieben Vater nicht gut verſorgt weiß, will ich von keiner Verſorgung für mich wiſſen, und wäre ſie auch die beſte von der Welt.“

Auch Leonorens Mutter, die Frau von Lindenberg, hätte es ſehr gern geſehen, daß Thereſe mit nach Wien gehe. „Komm mit uns, liebe Thereſe!“

ſprach ſie. „Meine Leonore hat eine ſolche gute Freundin und treue Dienerin, wie du biſt, in dem fremden Lande nothwendig; und ich werde dich als meine Tochter halten, und du ſollſt in mir ſtets eine liebreiche Mutter finden.“

Allein Thereſe ſagte unter vielen Thränen, ſie ſey von der Güte und dem Zutrauen der gnädigen Herrſchaft tief gerührt; ſie betheuerte aber wiederholt, es ſey ihr unmöglich, ihren alten kranken Vater, zumal bei den unruhigen Kriegszeiten, zu verlaſſen.

Die Frau von Lindenberg ſprach: „Du haſt Recht, liebes Kind! Gott ſegne dich wegen deiner kindlichen Geſinnungen. Bleibe bei deinem Vater, und ſey der Troſt und die Freude ſeines Alters und ſeine liebevolle Verpflegerin. Sollte aber Gott deinen guten Vater zu ſich nehmen, ſo ſollſt du doch keine Waiſe ſeyn. Schreibe dann unverzüglich an mich, und ich werde dir Gelegenheit verſchaffen, zu uns zu kommen; ich werde dir dann eine Mutter, und meine Tochter wird dir eine liebende Schweſter ſeyn.“

Der Tag der Abreiſe brach an. Fräulein Leonore und Thereſe nahmen unter tauſend Thränen Abſchied. Auch Frau von Lindenberg war von der zärtlichen Liebe der jugendlichen Freundinnen ſo gerührt, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen floſſen. Selbſt Herr von Lindenberg wandte ſich ab, um eine Thräne zu verbergen. Thereſe aber ſah der Kutſche nach, bis ſie zwiſchen den nächſten Bergen verſchwunden war. Sie weinte und ſchluchzte ſo heftig, daß ihre lieblichen Augen von Thränen ganz geſchwollen waren, und heftige Kopfſchmerzen ſie nöthigten, ſich zu Bette zu legen.

Thereſe lebte bei ihrem guten Vater ſehr zufrieden, und führte ihm die Haushaltung. Da ſie immer ſehr beſchäftigt war, ſo hatte ſie keine Langeweile, obwohl das Schloß und der Garten am Schloſſe für ſie wie ausgeſtorben waren. So verfloß ein Jahr. Da kam die traurige Nachricht, Herr von Lindenberg ſey geſtorben. Da er keinen Sohn hatte, ſo fiel die Herrſchaft Lindenberg einem ſeiner Anverwandten zu. Dieſer hielt das ſchöne Gut wegen des gefährlichen Krieges für ein ſehr unſicheres Eigenthum, und verkaufte es. Ein Kornhändler, der durch große Lieferungen zur Armee reich geworden war, kaufte es, und nahm damit viele Veränderungen vor. Der bisherige Verwalter, Thereſens Vater, wurde in Ruheſtand verſetzt. Er mußte das Amthaus verlaſſen, und miethete ſich eine kleine Wohnung im Dorfe, die nur aus einer Stube, zwei Kammern, und einer Küche beſtand. Sein Jahresgehalt war ſehr gering, und wurde wegen der unruhigen Kriegszeiten nicht immer richtig ausbezahlt. Er hätte Hunger und Kummer leiden müſſen; allein die gute Tochter ernährte nun den Vater mit der Arbeit ihrer Hände. Sie war in den weiblichen Künſten eine Meiſterin, und ſaß den ganzen Tag und halbe Nächte hindurch an dem Nähkiſſen oder dem Stickrahmen. Dabei wußte ſie die kleine Haushaltung mit ſo viel Einſicht und Klugheit zu führen, daß dem guten Vater in ſeinem Alter nichts Nöthiges abging.

Indeß nahm ſeine Geſundheit immer mehr ab. Er mußte daher lange das Zimmer hüten, und konnte endlich das Bett gar nicht mehr verlaſſen. Thereſe verpflegte ihn mit der liebevollſten kindlichen Sorgfalt. Sie wachte viele Nächte hindurch bei ihm, arbeitete bei dem Schimmer der Nachtlampe unermüdet, und betete beſtändig für ihn. Der Vater ward von ihrer kindlichen Liebe innigſt, und oft bis zu Thränen gerührt. „Du thuſt Vieles an mir, liebſte Thereſe!“ ſagte er ſehr oft. „Denke an mich, Gott wird dir dieſe deine kindliche Liebe gewiß vergelten. Es wird dir gewiß noch wohl gehen.“ So ſagte er auch noch in der Nacht, in der er ſtarb.

Thereſe dachte jetzt, nach dem Tode des geliebten Vaters, zu der Frau von Lindenberg zu ziehen. Allein da ſie eben den Brief an die edle Frau geſchloſſen hatte, erhielt ſie von Fräulein Leonore, ihrer Freundin, einen ſehr traurigen Brief. Auch Frau von Lindenberg war geſtorben, und hatte das gute Fräulein in ſehr dürftigen Umſtänden zurückgelaſſen. Denn wegen des Krieges konnte Beiden ſchon lange Zeit her von ihrem Gehalte, den ſie von Lindenberg, vermög eines Vertrages, zu beziehen hatten, nichts mehr verabfolgt werden. Das arme Fräulein lebte bei einer alten Tante in Böhmen, die ſehr ſtolz, karg und jähzornig war. Das Fräulein mußte ihr Magddienſte leiſten. Ihr ganzer Brief war voll unbeſchreiblicher Betrübniß, und zeigte, daß es ihr ſehr hart gehe.

Nachdem Fräulein Leonore nunmehr auch eine arme Waiſe ohne Vater und Mutter geworden, und Thereſe die Hoffnung zu dieſer ihrer Freundin zu kommen, vereitelt ſah, reiſte ſie viele Meilen weit zu dem Bruder ihres ſeligen Vaters, dem Chorregenten Hilmer. Dieſer nahm ſie ſehr liebreich auf, und ſie fand an ihm einen zweiten Vater. Da Thereſe ſehr verſtändig und tugendhaft, beſcheiden und anſpruchlos, und von ſchöner, blühender Geſtalt war, ſo bewarben ſich bald mehrere wackere junge Männer in der Stadt um ihre Hand. Sie hätte eine ſehr reiche Heirath treffen können. Allein ſie zog in ihrem Herzen den armen Schullehrer Hermann, den ſie in dem Hauſe des Chorregenten kennen lernte, allen übrigen vor, weil er ein ſehr edler Mann war; und wohl auch, weil ſie für den Lehrſtand, den Viele gering achten, eine große Achtung hatte.

Sie fragte indeſſen den Chorregenten um Rath, was ſie thun ſolle, und dieſer billigte ihre Wahl vollkommen. „Denn,“ ſagte er, „Hermann iſt zwar arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Gütern höherer Art. Er hat Religion, iſt ein Mann von Verſtand und dem beſten Herzen, und durchaus tadellos in ſeinem Betragen. Er lebt ganz nur ſeinem ſchönen Berufe, in dem er überaus viel Gutes ſtiftet. Seine Einkünfte ſind zwar gering; allein bei Fleiß und Sparſamkeit doch hinreichend. Er iſt mit dir von einerlei Geſinnungen. Du wirſt mit ihm glücklich ſeyn. Was Euch an Einkommen abgeht, wird Euch Gottes Segen erſetzen. Die kindliche Liebe, die du deinem Vater erwieſen haſt, iſt ein reicher Schatz, der ſeiner Zeit dir reichliche Zinſen tragen wird.“

Drittes Kapitel.

Die Familie des Lehrers.

Hermann und Thereſe lebten in dem ländlichen Schulhauſe mit dem freundlichen, reichgebauten Garten ſehr glücklich und vergnügt. Da ſie beide Gott von Herzen liebten, ſo fanden ſie täglich Urſache, ſich Seiner Güte zu freuen und Ihm zu danken. Da ſie nur Ein Herz und Eine Seele waren, und von Jugend auf ſich gewöhnt hatten, Jähzorn und üble Laune zu beherrſchen, ſo lebten ſie in Frieden und Eintracht, und gaben einander nie ein unfreundliches Wort. Da ſie genügſam und ſparſam waren, ſich nicht mit eitlen Wünſchen quälten, und ſich keine unnützen Ausgaben machten, ſo waren ſie immer mit dem zufrieden, was ſie hatten, und behielten von ihrem Einkommen, ſo klein es auch war, immer noch etwas übrig, um ihren dürftigen Mitmenſchen kleine Wohlthaten zu erzeigen, und einen Sparpfennig zurück zu legen.

Sehr viel trug es zu ihrem Glücke bei, daß ſie immer beſchäftigt waren. Der Lehrer war unermüdet in ſeinem Berufe, in dem er ſeine Luſt und Freude fand. Thereſe beſorgte die Haushaltung, die ein Muſter der Reinlichkeit und Ordnung war. Wenn der Lehrer die Schule geendigt hatte, kam gewöhnlich Thereſe noch auf eine Stunde, unterrichtete die Mädchen im Stricken und Nähen, und erzählte ihnen dabei manches Lehrreiche, oder ſang, mit ihnen ein ſchönes Lied.

Die Lehrerin nähte und ſtickte in ihren freien Stunden, womit auch ſie Vieles erwarb. Ueberdies half ſie ihrem Manne in Beſorgung des Gemüſegartens. Der Lehrer nahm immer einige größere Schulknaben zu ſich, wenn er zu Wartung oder Veredlung der Bäume etwas vorzunehmen hatte; die Lehrerin zeigte den größeren Mädchen in dem Gemüſegarten Alles, was zu deſſen Beſtellung nöthig iſt. Nach wohlvollbrachtem Tagewerke waren Lehrer und Lehrerin immer ſehr zufrieden mit ſich. „Man fühlt ſich doch nie glücklicher,“ ſagten ſie oft, „als wenn man zum Glücke Anderer beiträgt.“

Ihre größte Glückſeligkeit aber fanden ſie in ihren eigenen Kindern, mit denen ihre Ehe geſegnet war. Katharine, ihr erſtes Kind mit den blauen Augen und den reichlichen blonden Locken, glich der Mutter; eben ſo ähnlich war ihr Sophie, das zweite. Der kleine Fritz, ein gar lebhafter Knabe, war dem Vater ähnlich. Noch andere Kinder kamen nach. Alle blühten wie Roſen, und waren ſchuldlos und ſchön wie die Engel. Als die größern Kinder anfingen zu reden, und täglich mehr Liebe und Zutrauen gegen die Mutter und den Vater an den Tag legten, nahm die Freude beider Eltern an ihnen täglich zu. Beide vereinigten ihre Kräfte, die Kinder gut zu erziehen. Und da die Kinder folgſam waren, und die Erziehung an ihnen täglich ſchönere Früchte brachte, ſo fühlten die Eltern ſich ſo ſelig, als wären ſie ſchon im Himmel.

Wenn die Mutter an ſchönen Frühlingstagen auf der Bank unter dem Apfelbaume ſaß und nähte, die kleineren Kinder zu ihren Füßen mit Blumen ſpielten, die größern ab- und zuliefen, und ſie um allerlei fragten, während rings umher Alles grünte und blühte, und auf dem Baume über ihr die Grasmücke ſang, ſo fing ſie oft ſelbſt an, vor Freude und innerer Zufriedenheit zu ſingen. Als ihre Kinder etwas größer geworden, ſo ſang ſie ihnen mit ihrer lieblichen Stimme manches Kinderliedchen vor, um das Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne früh in ihnen zu erregen. Die Kinder ſangen, gleich jungen zwitſchernden Vögelchen, bald auch ein wenig mit. Der Lehrer ward von dem erfreulichen Anblicke der liebreichen Mutter in Mitte ihrer Kinder und von ihrem lieblichen Geſange ſo gerührt, daß er ein eigenes Lied für Mutter und Kinder verfaßte. Da es, wiewohl ganz kunſtlos, dem Orte und der Stelle, wo es geſungen wurde, ganz angemeſſen war, ſo wurden die Kinder davon entzückt, und es machte auf ihre zarten Herzen den tiefſten Eindruck.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen, da die Sonne eben aufgegangen war, und mit ihren goldenen Strahlen Berg und Thal erleuchtete, kein Wölklein den reinen blauen Himmel trübte, und Laub und Blüthen, Gras und Blumen vom Thaue funkelten, ſang die gute Mutter in Mitte ihrer Kinder das Lied unter dem Apfelbaume das erſte Mal.

Frühlingslied einer Mutter, mit ihren Kindern zu ſingen.

Mit Laub und Blüthen ſchmücken
Sich wieder Berg und Thal;
Und rings um uns erblicken
Wir Blumen ohne Zahl.

Das Herz im Leibe lachet,
Wenn wir ſie nur anſehn;
Sagt, Kinderlein, wer machet
Doch Alles rings ſo ſchön?

Wer läßt die Sonne ſtrahlen,
Wer gibt ihr Glanz und Schein?
Wer mag die Blümlein malen,
So lieblich, zart und fein?

Ihr wißt, es iſt nur Einer,
Der Alles dies gemacht;
Der liebe Gott, ſonſt Keiner
Schuf alle dieſe Pracht.

Er ſchuf dort jene Eichen,
Das kleine Veilchen da,
Den Blüthenbaum desgleichen,
Und Alles fern und nah.

Der große Gott vollführte
Des Himmels Wunderbau,
Der liebe Gott, der zierte
Ihn mit dem holden Blau.

Ja, was wir ſehn und haben,
Leib, Leben und Verſtand,
Sind alles lauter Gaben
Aus Seiner milden Hand.

So laßt uns Ihn denn loben,
Schaut freudig himmelwärts;
Den guten Gott da droben —
Preist Ihn mit Mund und Herz!

Wer wollte Ihn nicht ehren,
Nicht froh zu Ihm aufſchau'n?
Sein theures Wort nicht hören,
Nicht beten voll Vertrau'n? —

O hebt die kleinen Hände
Mit mir zu Ihm empor!
Denn, Kinderlein, wo fände
Man ein geneigters Ohr?

Hört an, was ich jetzt ſage,
Und ſtimmet mit mir ein;
Ja, prägt für alle Tage
Es eurem Herzen ein:

„Sieh in der Kinder Mitte,
O Gott, die Mutter ſtehn!
Erhöre ihre Bitte,
Erhör' der Kinder Flehn!

Gib, daß ſie Dich erkennen,
Sich Deiner Güte freu'n,
Zu Dir von Liebe brennen,
Von Herzen fromm und rein!

Bewahre ſie vor Sünde,
Vor Elend und vor Noth;
Gib jedem armen Kinde
Sein täglich Stücklein Brod.

Ach leite ſie auf Erden
Den Weg zum Himmelreich;
Laß ſie einſt ſelig werden
Und Deinen Engeln gleich!

Möcht' Keines Dir mißfallen,
Ach Kein's verloren ſeyn!
O führ' mich einſt mit Allen
Zu Dir in Himmel ein!

Das Lied wurde an ſchönen Frühlingstagen noch oft mit erneuter Freude wiederholt. Auf dieſe und ähnliche Weiſe ſuchten die Eltern den Kindern Frömmigkeit einzupflanzen. Mehr als alle, auch die ſchönſten Worte wirkte das fromme Beiſpiel der Eltern. Die Kinder wurden von Herzen fromm, und deßhalb auch gutmüthig, freundlich, und zu allem Guten willig. Wie Vater und Mutter der ganzen Gemeine ein Beiſpiel tugendhafter Eltern und friedlicher Eheleute waren, ſo wurden ihre Kinder der Jugend ein Beiſpiel von Unſchuld, Freundlichkeit und einem wohlgeſitteten Betragen. Der alte Pfarrer ſagte öfter: „Die Familie des Schullehrers iſt die glücklichſte in dem Dorfe, weil ſie die frömmſte und tugendhafteſte iſt.“

Viertes Kapitel.

Theuerung und Krankheit.

So glücklich der Schullehrer mit ſeiner Familie lebte, ſo hatte er dennoch ſeine Leiden und Widerwärtigkeiten. Allein er nahm ſie willig von Gottes Hand an. Er ſagte: „Wie nicht immer heller Sonnenſchein und ein klarer blauer Himmel ſeyn kann, ſondern auch trübe Regentage kommen müſſen, damit die Feldfrüchte wachſen und zur reichen Aernte gedeihen; ſo muß es auch im menſchlichen Leben, zum Wachsthum und Gedeihen in der Tugend, Wolken und Stürme geben, wenn wir uns einſt in der Ewigkeit einer reichen Aernte erfreuen ſollen.“

Einmal wurde es in dem Lande ſehr theuer; das Getreide galt gerade noch einmal ſo viel, als gewöhnlich. Das kleine Einkommen des Lehrers wollte für die vielen Kinder bisher ſchon nicht mehr zureichen. Ueberdies gaben die Kinder der guten Mutter ſehr viel zu thun. Sie hatte für ihre Kinder immer ſo viel zu nähen, zu flicken und zu ſtricken, daß ſie mit Nähen und Stricken für Andere wenig mehr verdienen konnte, und dieſer einträgliche Nebenverdienſt faſt ganz aufhörte. Die guten Leute kamen daher bei der gegenwärtigen Theuerung in große Noth.

„Ach,“ ſagte die Mutter einmal zu dem Vater, „man ſieht der Mehltruhe ſchon wieder auf den Boden! Woher werden wir Brod nehmen für ſo Viele? Dabei haben wir noch manche andere nothwendige Ausgaben. Erſt heute brachte der Schuhmacher drei Paar neu geſohlte, und zwei Paar ganz neue Kinderſchuhe. Auch iſt dein grauer Rock, den du auf alle Tage anhaſt, ſo abgenützt, daß man alle Fäden daran zählen kann. Wir können unmöglich mehr Geld genug auftreiben, uns und unſere Kinder ordentlich zu kleiden und zu ernähren.“ Sie war ſehr bekümmert.

Der Lehrer ſuchte ſie zu tröſten. Er ſetzte ſich an ſein Klavier und ſtimmte das ſchöne Lied an:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hofft auf Ihn zu jeder Zeit,
Den wird Er wunderbar erhalten,
Trotz aller Noth und Dürftigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchſten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Die größern Kinder, und endlich auch die Mutter ſtimmten von Herzen in den Geſang mit ein, und ſchöpften wieder friſchen Muth.

Sobald das Lied geendet war, trat der Pfarrer in die Stube. Er hatte eben einen Kranken beſucht, ſie im Vorbeigehen ſingen hören, und ward von ihrem Vertrauen auf Gott bei dieſer harten Zeit innig gerührt. „Lieber Lehrer,“ ſagte er, „ich will Ihnen ein oder zwei Malter Getreide zu dem gewöhnlichen Preiſe geben. Ich habe, wie Sie wohl wiſſen, ſelbſt nur geringe Einkünfte; ſonſt würde ich Ihnen das Getreide ſchenken. Sie können es mir aber, wenn beſſere Zeiten kommen, mit Gelegenheit bezahlen.“

Eltern und Kinder waren hoch erfreut, und dankten dem Pfarrer mehr mit Thränen als mit Worten. Das erhaltene Getreide reichte gerade bis zur Aernte, wo dann wieder wohlfeiles Getreide zu haben war. Die Noth, die ſie erlitten hatten, gereichte ihnen indeß zum großen Segen. Sie hatten nun erfahren, daß Gott in der Noth helfe. „So groß die Noth war,“ ſagte der Vater, „ſo mußte doch keines von euch, meine lieben Kinder, je hungerig zu Bette gehen. Unſer Kummer war größer als die Noth. Gott half zu rechter Zeit, und gab uns Brod. Laßt uns Ihm danken, und auf's Neue auf Ihn vertrauen.“ — Die Kinder lernten die Gaben Gottes mehr ſchätzen. Sie erkannten es deutlicher und heller, daß Gott der allgemeine Brodvater ſey, und beteten von der Zeit an mit noch mehr Andacht vor und nach dem Tiſche. Sie verſtanden die ſchönen Worte nun erſt recht: „Aller Augen warten auf Dich, o Herr, und Du gibſt ihnen Speiſe zu rechter Zeit.“

Ein anderes Mal bekamen die Kinder das Scharlachfieber. Die liebevolle Mutter ging bekümmert von einem Krankenbettchen zum andern. Sie brachte mehrere Nächte ſchlaflos zu. Der Vater bat ſie dringend, doch wenigſtens einige Stunden in der Nacht zu ſchlafen, indem ja er bei den Kindern wache. Allein ſie war um die Kinder zu beſorgt, als daß ſie hätte ſchlafen können. „Es ſind der Kranken zu viele," ſagte ſie; „wir haben Beide genug zu thun, um ſie zu verpflegen." Auch fielen der bekümmerten Mutter ihre dürftigen Umſtände zu dieſer Zeit noch ſchwerer auf das Herz. „Ach," ſagte ſie eines Morgens nach einer bangen Nacht, „ſo viele kranke Kinder, und faſt kein Geld im Hauſe! Ich ſehe da keinen Ausweg mehr; mein Herz iſt äußerſt bedrängt."

Da ſetzte ſich der Lehrer an das Klavier, und ſang voll frommen Vertrauens zu Gott die Worte des ſchönen Liedes:

„Empfiehl du deine Wege,
Und was dein Herz bedrängt,
Der treuen Vaterpflege
Deß, Der die Himmel lenkt;
Der Sternen, Wolken, Winden
Beſtimmet ihre Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß wandeln kann."

Die bekümmerte Mutter wurde wieder getroſt, und die Kinder wurden dann auch bald wieder geſund.

Auch dieſes Leiden gereichte den Eltern und Kindern zum Segen. Die Kinder erkannten es mit Dank, wie viel die Eltern an ihnen gethan hatten. Bisher hatten die Kinder es noch nie ſo gefühlt, wie lieb ſie ihrer Mutter und ihrem Vater ſeyen, und liebten nun beide noch herzlicher als vorhin. Katharine ſagte noch ſehr oft zur Mutter:

„O liebſte Mutter, in meinem Leben werde ich es nie vergeſſen, wie viele Liebe du mir in meiner Krankheit erwieſen haſt! Ich werde mich gewiß befleißen, eine ſo gute, liebevolle Mutter nie zu betrüben, ſondern ihr durch Gehorſam, Fleiß und Wohlverhalten ſtets Freude zu machen.“ Eltern und Kinder fühlten ſich in der Liebe gegen einander noch glücklicher als zuvor. Auch erkannten die Kinder, was für eine große Wohlthat Gottes es um die Geſundheit ſey, und dankten Gott täglich dafür. Die Krankheit hatte ſo ihre Glückſeligkeit vermehrt.

Fünftes Kapitel.

Die kranke Mutter.

Es ging dem Lehrer und ſeiner Familie nun wieder ſehr gut. Ein Paar Jahre verfloſſen ihnen in Ruhe und Zufriedenheit, ohne beſondere Widerwärtigkeit. Allein jetzt ſuchte Gott das Haus dieſer guten Menſchen mit einem großen Leiden heim.

Der Lehrer hatte ſich über die Geburt ſeines neunten Kindes aufrichtig gefreut; allein die Mutter wurde bedenklich krank, und konnte lange Zeit das

Bett nicht mehr verlaſſen. Indeß ſchien es ſich mit ihr zu beſſern; ſie konnte des Tages einige Stunden wieder außer Bette zubringen. An dem Geburtstage ihrer Tochter Katharine blieb ſie den ganzen Tag auf. Da ſie jedoch ſich noch zu ſchwach fühlte, Hausgeſchäfte vorzunehmen, ſo ſuchte ſie einen Strohhut, den ihr ſchon in Lindenberg Fräulein Leonore geſchenkt hatte, hervor, um ihn zu einem Geſchenke für Katharinens Geburtstag zurecht zu machen. Der Hut war nun freilich ziemlich ſchadhaft. Allein ſie wußte die ſchadhaften Stellen ſehr geſchickt auszuſondern, den Hut kleiner zu machen, und ihn ſo zierlich herzurichten, daß er, wenn man ihn nicht zu genau beſah, für einen neuen Hut gelten konnte. Katharine hatte über dieſes Geſchenk, mit dem ſich die Mutter ſo viele Mühe gegeben, eine große Freude. Es fiel ihr wohl ein, daß ein hübſches grünes, blaues oder rothes Band auf dem ſchönen gelben Hute ſich ſehr gut ausnehmen würde. Sie hätte auch ſehr gern ein ſolches Band gehabt, und ſie wünſchte, der Vater möchte ihr zu ihrem Geburtstage eines kaufen. Sie zweifelte auch nicht, der Vater werde, wenn ſie ihn freundlich darum bitte, ihr das Geld dazu geben. Allein ſie ließ ſich von ihrem Wunſche nichts merken. Das beſcheidene Mädchen dachte: „Der gute liebe Vater hat ſo viele nöthige Ausgaben für uns Kinder zu beſtreiten; es wäre eine

Sünde, von ihm noch Geld zu unnöthigem Putze zu verlangen.“

Die Mutter hatte mit der kleinen Arbeit faſt den ganzen Tag ſehr vergnügt zugebracht. Allein die Nacht darauf wurde ſie ſehr krank. Sie klagte über heftige Schmerzen, und verfiel in eine ſolche Schwäche, als wollte ſie auf der Stelle ſterben. Der erſchrockene Vater zündete Licht an, und weckte Katharinen. Katharine weckte die übrigen Kinder. Alle kamen weinend und ſchluchzend in die Schlafkammer der Mutter. Es war ein großer Jammer. „Ach liebſte Mutter,“ rief eines der Kleinen, die Aermchen zum Bette emporſtreckend, „ich bitte dich, ſtirb doch nicht!“ Sogar das Kleinſte in der Wiege wurde von dem lauten Jammern im Schlafe geſtört, und fing an laut zu weinen.

Die Mutter ward von dem Anblicke und dem Jammergeſchrei der Kinder heftig erſchüttert. Der Vater führte die Kinder in die Wohnſtube und ſagte: „Liebe Kinder! Betet, o betet für eure Mutter.“ Alle knieten ſogleich nieder, und erhoben die kleinen Händchen. Der Vater ſah, bei dem trüben Scheine der Oellampe, die er in der Hand hielt, die Reihe der neun Kinder, von denen Katharine das kleinſte auf dem Arme hatte, mit naſſen Augen ſo an, und der traurige Anblick ſchnitt ihm durch das Herz. Katharine betete ihnen vor: „Lieber Vater im Himmel! Ach nimm uns unſere liebe Mutter nicht! Ach laß ſie doch wieder geſund werden!“ „Ja, liebſter Gott, beſter Vater im Himmel,“ ſeufzte der Lehrer in ſeinem Innerſten, „Du ſiehſt dieſe weinenden neun Kinder! Du weißt meinen Jammer! Du wirſt dieſen armen Kindern ihre geliebte Mutter, die ſie ſo nöthig haben, nicht nehmen!“

Er ging wieder in die Kammer, und ſetzte ſich an das Bett der kranken Mutter. Er zitterte vor Bangigkeit, und ſah beinahe bläſſer aus, als die kranke Mutter, die anfing, ſich von ihrer Schwäche zu erholen. Sie ſagte mit noch ſchwacher Stimme: „Kümmere dich doch nicht ſo, liebſter Mann! Ich fühle mich ſchon ein wenig beſſer. Gott wird helfen! Sey du ruhig, und bringe die Kinder zu Bette.“ Er that es. Nur Katharine blieb auf. Die Nacht verfloß unter Bangigkeit und Aengſten, und unter ſtillen Gebeten.

Als der Morgen anbrach und röthlich in das Fenſter ſchien, ging Katharine, um ihre Taufpathe, die Förſterin, zu rufen. Die Förſterin kam ſogleich. „Nun Gottlob,“ rief der Lehrer, „daß Ihr da ſeyd, wertheſte Frau Gevatterin! O bleibt doch bei der Kranken, und habt wohl auf ſie Acht. Ich eile zu dem Arzte in die Stadt.“ Er nahm Hut und Stock. Allein die Kranke ſagte: „O bleib doch, liebſter Mann! Doctor und Apotheker ſind für uns zu theuer. Wir haben bereits das nächſte

Quartal eingenommen. Weitern Vorſchuß, ſagte der Stiftungspfleger ſehr ernſtlich, dürfe er uns nicht ausbezahlen. Ich fühle mich auch wirklich ſchon um vieles beſſer. Ich hoffe, der gütige Gott werde *mein* Arzt ſeyn, und mich, was Er leicht kann, ohne Arzeney geſund machen. Sieh wenigſtens noch einen oder zwei Tage zu.“

Die Förſterin ſprach: „Liebſte Frau Gevatterin! Ich glaube, daß ſie Recht haben. Ja, ich halte dafür, daß der Anfall in der vergangenen Nacht nicht ſo gefährlich war, als es anfangs ſchien. Sie ſind geſtern zu lange aufgeblieben; Sie haben Ihren Kräften mehr zugemuthet, als Sie noch leiſten können. Die Arbeit, die Ihnen der Hut machte, war Ihnen ſonſt wohl nur ein Spiel; allein jetzt war die kleine Arbeit für Sie doch noch eine zu große Anſtrengung. Glauben Sie mir, die Schwäche die heute Nacht Sie befiel, kam lediglich von der Ermüdung her. Ich weiß das Alles aus Erfahrung. Ich hatte im verfloſſenen Jahre, wie Sie wiſſen, eben dieſe Umſtände. Der Arzt aus der Stadt hat mir eine Kräuterkur verordnet, die mich bald wieder herſtellte. Dieſe Kräuter, die in unſerer Gegend wachſen, dürften auch für Sie das dienlichſte Mittel ſeyn.“

Die Schullehrerin gab ihr Recht; allein der Lehrer hatte noch ſeine Bedenklichkeiten. Er ſagte: „Die Umſtände ſcheinen mir doch nicht ganz die nämlichen. Und dann iſt auch die Natur der Menſchen ſehr verſchieden. Die Arzeney, die dem Einen heilſam iſt, kann einem Anderen unnütz, ja ſogar ſchädlich ſeyn. Eben deßhalb iſt ein Arzt nothwendig, der allein dieſes zu beurtheilen weiß.“ Er wollte gehen. Allein die beiden Frauen beſtanden darauf, erſt die Kräuterkur zu verſuchen. „Sie kann durchaus nicht ſchaden,“ ſagte die Förſterin; „und wenn der Anfall wieder kommen ſollte, kann man allemal noch den Arzt rufen.“ Sie nannte die Kräuter, und beſchrieb, wie man ſie brauchen müſſe. Katharine, die für ihre Taufpathe eben dieſe Kräuter geſammelt hatte, erbot ſich, dieſelben ſogleich herbei zu ſchaffen. Die Lehrerin bat den Lehrer ſehr dringend, ihr zu geſtatten, dieſe Kur zu gebrauchen. Der Lehrer gab endlich nach, betheuerte aber, wenn ſeine geliebte Thereſe innerhalb zwei, höchſtens drei Tagen nicht merklich beſſer werde, ſo werde er keinen Einwendungen mehr Gehör geben, und unverzüglich zu dem Arzte in die Stadt eilen. „Ach,“ ſagte er, „nur zu lange ſchon haben wir, aus Scheu vor den Koſten, zugeſehen; wir hätten uns an die alte goldene Regel halten ſollen: Wende dich ſogleich zu Anfang einer bedenklichen Krankheit an einen richtigen Arzt, ſonſt könnte am Ende die Hülfe zu ſpät kommen.“

Sechstes Kapitel.

Das Fräulein auf dem Schloßberg.

Katharine ſetzte ihren Strohhut auf, nahm ein Körbchen an Arm, und ſagte zu ihrer Mutter: »Ich werde mit den Kräutern ſchon recht bald zurück kommen; droben auf dem Schloßberge, nicht weit von der alten, zerfallenen Ritterburg, wachſen ſie in Menge.« Da ſagte der kleine Fritz: »Katharine, nimm dich wohl in Acht, daß du der alten Burg nicht zu nahe kommſt. Dort läßt ſich das Burgfräulein zu Zeiten ſehen. Die iſt den Kindern gar nicht hold, und könnte dir leicht ein Leid anthun!« »Ei,« ſagte Katharine, »das iſt nur ſo ein Mährlein, das man für ungehorſame Kinder erdachte, damit ſie ſich nicht zu nahe zu dem alten Gemäuer hinwagen, und nicht etwa ein Stein auf ſie herabfalle, und ſie todt ſchlage.«

Katharine ging durch den Garten, und pflückte im Vorbeigehen von der Hecke eine Hopfenrebe ab, die mit ſchönen dunkelgrünen Blättern und blaßgrünen ſchuppigen Fruchtzäpfchen, gewöhnlich Hopfenblüthen genannt, reichlich geſchmückt war. Sie ſchlang die Hopfenrebe anſtatt des fehlenden Bandes zierlich um den Hut, und eilte dem Schloßberge zu.

Der Weg am Berge hinauf führte bald über ſonnige Stellen voll duftender Kräuter, bald durch ſchattige Gebüſche. Als ſie ſich rings von Haſelbüſchen und Hageroſenſträuchen umgeben ſah, kniete ſie nieder, blickte zum Himmel und betete mit aufgehobenen Händen inbrünſtig für ihre Mutter. Sie ging weiter, und kam auf einen freien Platz, nicht weit von der verfallenen Burg, wo ſie unter einer Menge anderer Kräuter diejenigen erblickte, die ſie ſuchte. Sie fing an zu pflücken, und betete beſtändig innerlich zu Gott: „Liebſter Vater im Himmel! Segne dieſe Kräuter; laß meine liebe Mutter wieder geſund werden; hilf uns in unſerer Noth!“ Alles rings umher war ſtille; nur die Grillen ließen ſich hören, und hie und da zwitſcherte ein Vögelein auf den nahen Sträuchen.

Da Katharine ihr Körbchen bereits gefüllt hatte, war es ihr auf einmal, als hörte ſie Jemanden kommen. Sie blickte auf, und aus dem dunkeln Gebüſche kam eine weißgekleidete, weibliche Geſtalt mit ſo leichten Tritten hervor, als ſchwebte ſie. Um das Haupt hatte ſie ein feines weißes Tuch, wie man es vor Zeiten zu tragen pflegte, ehe die Ritterburg auf dem Berge zerſtört wurde, und wie es auf einem alten Gemälde der Kirche im Dorfe noch zu ſehen war. Katharine empfand einen kleinen Schauder; indeß faßte ſie Muth, und blickte die unerwartete Erſcheinung feſt an. Die zarte jungfräuliche Geſtalt war nicht größer als Katharine, und ſchien von eben demſelben Alter. In der rechten Hand hielt ſie eine kleine grüne Geldtaſche mit einem ſilbernen Schloſſe, und mit der linken hielt ſie das blendend weiße Tuch, daß ihren Kopf umgab, unter dem Kinne zuſammen. Sie lächelte ſo freundlich, und ihr Angeſicht war ſo lieblich und blühend, daß Katharinen alle Furcht verging.

„Liebes Kind!“ ſagte das Fräulein mit ſanfter Stimme, aber etwas ſchnell, und in einer Katharinen unbekannten Ausſprache, „wäre es dir wohl mit einem hübſchen Stücke Geld gedient?“ Katharine war über dieſe Frage nicht wenig verwundert. „Geld,“ ſagte ſie, „könnten meine Eltern jetzt wohl brauchen. Allein wie wiſſen Sie davon! Wie kommen Sie auf den Einfall, mir Geld anzubieten?“

„Höre einmal!“ ſagte das fremde Fräulein, das nichts weniger als eine Erſcheinung war, wie Katharine anfangs beinahe geglaubt hätte; „ich habe dieſen Augenblick, durch einen kleinen Unglücksfall, meinen Hut verloren. Ich komme weit her, und habe noch eine weite Reiſe vor mir. Du würdeſt mir eine große Gefälligkeit erweiſen, wenn du mir deinen Hut gegen gute Bezahlung abtreten wollteſt! Möchteſt du wohl?“

„O recht gern,“ ſagte Katharine; „der Hut iſt zwar ganz artig, und mir ſehr lieb. Er iſt ein Geſchenk von meiner Mutter, und ſie trug ihn ehemals ſelbſt. Erſt geſtern machte ſie ihn für mich zurecht, und ich habe ihn heute das erſte Mal auf. Er freut mich ganz ungemein. Allein meiner Mutter zu lieb verkaufe ich ihn gern! Ach, ich wäre bereit, mein Leben für ſie zu geben!«

„Nun, das iſt ſchön!« ſagte das Fräulein. „Allein was verlangſt du für den Hut? Fordere einmal! Wie viel ſoll ich dir bezahlen?« Katharine ſagte: „Ich weiß den Hut nicht zu ſchätzen. Er iſt freilich ſchon etwas abgenützt, und dürfte nicht lange mehr halten. Allein ich denke, einen kleinen Thaler ſollte er doch werth ſeyn.« „Ei,« rief das Fräulein, „das iſt zu wenig. Der Hut iſt ſehr fein, und ganz ſo, wie die Hüte, die man jetzt trägt. Da ich ihn eben nöthig habe, ſo geb' ich dir einen großen Thaler für den Hut. Allein nun ſage, was verlangſt du für die herrliche Hopfenguirlande, die um den Hut geſchlungen iſt?«

Katharine blickte das Fräulein verwundert an, und meinte, ſie ſcherze. Sie ſcherzte aber nicht. Das gute Fräulein war nämlich in einen etwas ſeltſamen Irrthum verfallen. Da Katharine, zwar nur in blaugeſtreifte Leinwand, aber doch nach Art der vornehmeren Stände gekleidet war, und da ihr Strohhut zu den feinſten gehörte, ſo meinte ſie, die natürliche Hopfenrebe, mit der er umſchlungen war, ſey eine künſtliche, ja ein Meiſterſtück von Kunſt.

Das Fräulein ſagte daher, indem ſie die Hopfenrebe mit wohlgefälligem Lächeln anblickte: „Sie iſt in der That unvergleichlich! Sie iſt einzig! Meine Mutter beſchrieb unlängſt Blumen aus Italien, die ſehr theuer, aber lange nicht ſo ſchön waren. Sie prangten zwar mit lebhafteren Farben, allein dieſe beſcheidenen blaßgrünen Blüthen und die dunkelgrünen Blätter gefallen mir doch beſſer. Sie nehmen ſich auf dem gelben Hute, den ſie ſo leicht und ungekünſtelt umſchlingen, ganz ungemein gut aus! Fordere nun, wie viel ich dir für die ſchöne Hopfenrebe bezahlen ſoll!“

„Ei, die ſchenke ich Ihnen in den Kauf,“ rief Katharine. „Sie nahm den Hut herab, und übergab ihn dem Fräulein. „Nein,“ ſagte das Fräulein, „geſchenkt kann ich die Hopfenblüthen nicht nehmen. Das wäre ein zu koſtbares Geſchenk.“ Sie nahm ihr weißes Tuch ab, ſetzte den Hut auf das ſchönlockige Köpfchen, und ſagte: „Er iſt mir eben recht, und ich denke, er ſteht mir ſehr gut! Meinſt du nicht?“ Katharine nickte. „Nun, weißt du was?“ ſagte das Fräulein, „Wir wollen nicht viel unnöthige Worte machen; denn ich habe Eile. Ich bezahle dir für den Hut, wie geſagt, einen großen Thaler, für die ſchönen Hopfenblüthen aber drei große Thaler. Das ſind ſie werth; denn ſie ſind ganz Natur!“

„Das ſind ſie freilich,“ ſagte Katharine lächelnd;

„allein ich begreife nicht, warum ſie deßhalb ſo ungeheuer viel werth ſeyn ſollten. Ich denke, in der ganzen Welt iſt kein Menſch, der ſo viel für ſo ein Hopfenreislein geben würde.“ „Ah,“ ſagte das Fräulein, „du verſtehſt dich nicht auf ſolche Putzwaaren.“ Sie nahm ein Goldſtück aus ihrer Geldtaſche, bot es ihr hin, und ſagte: „Das Gold hier iſt vier große Thaler werth. Da! nimm es ohne weitere Umſtände.“ Katharine ſagte ſehr ernſtlich: „Ich kann es nicht nehmen; es iſt einmal zu viel!“ „Nun,“ ſagte das Fräulein, „wenn es dir nicht zu wenig iſt, mir iſt es nicht zu viel!“

Katharine, der es gar nicht in Sinn kam, das Fräulein halte die natürliche Hopfenrebe für eine künſtliche, fuhr fort, ſich zu weigern. Sie wollte eben ſagen, daß an ihrer Hecke und in ihrem Hopfengarten viele tauſend ſolche Zweige wachſen, und daß man für ſo viel Geld einen ganzen großen Sack voll kaufen könne; und ſo wären endlich Beide ins Klare gekommen. — Allein da erſcholl plötzlich ein Poſthorn. „Je,“ rief das Fräulein, „da iſt mein Kutſcher ſchon oben am Berge! Meine Mutter winkt mir mit ihrem weißen Tuche! Lebe wohl!“ Sie warf das Goldſtück in das Körbchen mit Kräutern, eilte mit ſchnellen Schritten der Kutſche zu, und ſtieg ein. Der Poſtillion ſchwang die Geißel, und da die Straße dort ſogleich wieder bergab ging, ſo war die Kutſche in einigen Augenblicken verſchwunden, als wäre ſie in die Erde verſunken.

Katharine würde Alles für einen Traum gehalten haben, wenn ſie das Goldſtück nicht unter den Kräutern gefunden hätte. Sie ſann vergebens hin und her, was doch wohl das Fräulein möge bewogen haben, ein Hopfenreislein theurer als den Hut, ja ſogar mit Gold zu bezahlen. „Doch,“ ſagte ſie endlich, „ſey das, wie es wolle, ſo viel ſcheint mir gewiß: Gott habe mein Gebet für meine Mutter erhört, und wolle ihr mit dem Golde in ihrer Krankheit Hülfe und Erquickung verſchaffen.“

Siebentes Kapitel.

Die liebevollen Kinder.

Katharine betrachtete das glänzende Goldſtück und ſagte: „Welche Freude werden meine lieben Eltern über das Gold haben, das ihnen wahrlich Hülfe vom Himmel iſt! Ich muß es ihnen nur ſogleich bringen. Kräuter habe ich für heute genug gepflückt. Das Körbchen aber, ſagte ſie, indem ſie es auf den Kopf nahm, dient mir, da die Sonne ſo heiß ſcheint, recht hübſch anſtatt des Strohhutes, und gibt mir Schatten.“ Sie eilte flüchtig, wie ein junges Reh, den Berg hinunter.

„Liebſte Eltern!“ rief ſie ſogleich unter der Stubenthüre; „mir iſt ein ſeltenes Glück begegnet! Seht da ein Goldſtück, das vier große Thaler im Werth' haben ſoll!“ „Mädchen,“ rief der Vater mit erfreuten Blicken, indem er die ſchöne neue Karolin betrachtete, wo nimmſt du das Gold her? Das iſt Hülfe in der Noth! Elf Gulden ſind für uns arme Leute eine große Summe Geldes.“

Die kranke Mutter ſetzte ſich in dem Bette auf, nahm das Gold aus der Hand des Vaters in die ihrige, und auch ihre Blicke glänzten von Freude.

Der kleine Fritz aber ſprach: „Wie, zeigt mir das Goldſtück doch auch! Ich habe ſchon ſo viel vom Golde gehört; aber ich möchte doch auch einmal eines ſehen!“ Die Mutter gab ihm das Gold. „O je,“ rief er, „iſt's nur das! Ich meinte Wunder, was es wäre, da man ſo viel Aufhebens davon macht! Da haben wir in unſerm kleinen Thale viel ſchöneres und helleres Gold in Menge. Was ſollte ein ſolches kleines, gelbes Ding dagegen ſeyn! Abends, bei Untergang der Sonne, ſind Wolken und Bergſpitzen, der Mühlbach und die Fenſter der Bauern lauter klares, rothſchimmerndes Gold; ja die Sonne ſelbſt, wenn ſie ſo ſchön rund und glänzend untergeht, iſt dann das herrlichſte Goldſtück.“

Katharine fing nun an zu erzählen, wie ſie das Goldſtück von einem fremden Fräulein für den Hut erhalten habe. Da wurden die heitern Blicke der Mutter wieder trübe und traurig. Die Mutter dachte, das Fräulein müſſe Katharinen bloß aus Verſehen ein Goldſtück von ſo großem Werthe gegeben haben.

Katharine legte die Traurigkeit der Mutter unrecht aus und ſagte: „Ach liebſte Mutter! zürne doch nicht, daß ich den Hut, mit dem du dir ſo viele Mühe gegeben und ihn mir zum Geburtstage geſchenkt haſt, verkauft habe! Der hübſche Hut freute mich ſehr, und war mir als ein Geſchenk von dir doppelt lieb. Es kam mich recht hart an, ihn zu verkaufen! Allein du, liebſte Mutter, biſt mir noch unendlich lieber, als mir der Hut war. Ich verkaufte ihn nur, um das Geld dir zu bringen, das du jetzt in deiner Krankheit ſo nöthig haſt.“

„Sey ruhig, liebe Katharine,“ ſagte die Mutter; „deine Liebe zu mir rührt mich ſehr! Du biſt ein gutes Kind! Allein das Gold da können wir mit gutem Gewiſſen nicht behalten. Es muß da ein Mißverſtändniß obwalten!“

„Freilich wohl,“ ſagte der Vater; „vier große Thaler gibt kein Menſch, der bei Sinnen iſt, für einen alten Strohhut. Das Fräulein muß entweder ſich in dem Golde vergriffen haben, oder ſie muß ein ſehr albernes Ding ſeyn; man ſollte ihr gar kein Geld unter die Hand laſſen.“

Katharine ſagte: „Sie gab mir für den Hut eigentlich nur einen großen Thaler. Die drei weitern Thaler gab ſie mir für die Hopfenblüthen, womit ich den Hut geſchmückt hatte. Sie ſagte dieß ausdrücklich.“ Katharine wiederholte alle Worte, die das Fräulein geſagt hatte.

„Nun iſt mir Alles klar!“ ſprach die Mutter. „Das fremde Fräulein meinte, die Hopfenrebe, die an unſerm Zaune gewachſen iſt, ſey von den künſtlichen Händen irgend einer Putzmacherin verfertigt worden; deßhalb bezahlte ſie ſo viel dafür.“

„So iſt es,“ ſprach der Vater, „und wir müſſen dem Fräulein das Gold wieder zurückſtellen.“ „Das müſſen wir,“ ſagte die Mutter; „die drei großen Thaler wären ihr wie abgeſtohlen, wenn wir ſie behielten.“

„Da habt ihr Recht, meine liebſten Eltern,“ ſagte Katharine, „und nun begreife ich erſt, warum das Fräulein die Hopfenrebe gar ſo bewunderte. Wir verſtanden einander nicht. Sie ſagte, die Hopfenblüthe ſey ganz Natur, und ich einfältiges Mädchen nahm dieſes im buchſtäblichen Sinne, und gab ihr vollkommen Recht. Allein ſie wollte, ſehe ich nun wohl, mit dem Ausdrucke bloß ſagen, der Hopfen ſey, wie ſie meinte, ganz nach der Natur gemacht. Es iſt ein ſeltſamer Irrthum! Allein wie können wir dem Fräulein das Gold wieder zurückgeben? Ich weiß nicht einmal ihren

Namen, noch woher ſie komme, und wohin ſie reiſe?“

„Das Alles können wir auf der nächſten Poſt, von der das Fräulein herkommt, leicht erfahren,“ ſprach der Vater. „Da ſie mit Poſtpferden reiſet, ſo iſt ihr Namen, oder doch der Namen ihrer Mutter in dem Poſtbuche eingeſchrieben. Auch erkundigt ſich die Frau Poſtmeiſterin immer ſehr genau nach Namen, Wohnort und Verhältniß der Reiſenden. Setz' dich alſo nur ſogleich hin, ſchreib an das Fräulein, und mache den Brief bis auf die Addreſſe fertig. Die Addreſſe wird dir dann die Frau Poſtmeiſterin ſagen; Brief und Geld kannſt du dann ſogleich auf der Poſt abgeben. So bekommt das Fräulein ihr Geld ſogleich wieder. Denn davor bewahre mich Gott, daß unrechtes Gut unter mein Dach komme; es bringt keinen Segen in's Haus. Wenn nur das Fräulein nicht auch für den Hut zu viel bezahlte! Was meinſt du, Thereſe?“

Die Mutter ſagte: „Da das Fräulein den Hut ſehr nöthig hatte, und der Hut, wiewohl er im Dienſte etwas gelitten hat, doch immer noch ſo beſchaffen iſt, daß ihn das Fräulein noch einige Zeit mit Anſtand tragen kann, ſo iſt ein großer Thaler nicht zu viel dafür. So viel kann das Fräulein wohl geben, und wir können es nehmen, ohne unſer Gewiſſen zu beſchweren.“

Katharine, die im Briefſchreiben wohl unterrichtet war, ſetzte nun den Brief an das Fräulein auf; der Vater ſah ihn durch, änderte hie und da ein Wort, und hieß ihn gut. Katharine, die eine ſehr nette Handſchrift hatte, ſchrieb ihn zierlich ab. Der Brief lautete ſo:

»Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Es war für mich eine Freude, Ihnen auf Ihrer Reiſe mit einem Hut auszuhelfen, den Sie mir ſehr gut zu bezahlen die Güte hatten. Allein mit den Hopfenblüthen auf dem Hute iſt ein großer Irrthum vorgegangen, den Sie nur zu bald werden entdeckt haben; auf den mich aber meine lieben Eltern erſt dieſen Augenblick aufmerkſam machten. Ich bedauere ſehr, daß ich den Irrthum nicht früher bemerkte, und ihnen nicht ſogleich ausdrücklich ſagte, die Hopfenrebe, die Sie ſo theuer bezahlten, ſey kein Werk der Kunſt, ſondern nur ein ganz natürliches Hopfenzweiglein, das an unſerm Gartenzaune gewachſen iſt. Ich ſende Ihnen daher die drei großen Thaler, die Sie mir dafür gaben, zurück, und behalte nur den Thaler für den Hut. Der Hut iſt damit freilich mehr als hinreichend bezahlt. Allein den wohlwollenden Geſinnungen zufolge, die Sie gegen mich armes Mädchen äußerten, wollten Sie mir ja über den Werth des Hutes noch ein gütiges Geſchenk machen. In dieſer Ueberzeugung danke ich Ihnen für Ihre freundliche Güte, empfehle mich Ihrem ferneren Wohlwollen, und verbleibe Hochachtungs-voll Ihre

gehorſame Dienerin
Katharine Hermann.“

Die Mutter gab ihr nun das Goldſtück und ſagte ihr: „Bitte die Frau Poſtmeiſterin, es zu wechſeln, und dir vier große Thaler dafür zu geben. Drei davon ſchließeſt du dann dem Briefe bei, und bitteſt die Frau Poſtmeiſterin, den Brief zu ſiegeln. Der vierte große Thaler für den Hut gehört aber dann dir, und du kannſt damit anfangen, was du willſt.“

„Iſt das wahr, liebſte Mutter?“ rief Katharine erfreut; „o ſo weiß ich ſchon, was ich damit thue. Da der Vater doch zweifelt, ob die Kräuterkur dir anſchlagen werde, ſo gehe ich mit dem Thaler zum Doctor, und bitte ihn, dich, beſte Mutter, wieder geſund zu machen. Für ſo viel Geld kann er es wohl thun. Es gibt dann freilich noch in der Apotheke zu bezahlen. Allein ich habe noch ein grünes, ſeidenes Halstuch, das mir die Frau Förſterin, meine Taufpathe, verehrt hat. Es iſt ſehr ſchön und noch wie neu; ich hatte es kaum dreimal an. Das will ich dann auch mit Freuden verkaufen, und ſo können wir ohne Schulden hinausreichen, und Alles in Richtigkeit bringen.“

Als Sophie, Katharinens jüngere Schweſter, dieſes hörte, ſagte ſie: „Und ich will meine ſchöne Perlenſchnur verkaufen, die ich von meiner Frau Taufpathe erhielt. Aus den Perlen löſen wir wohl etwas Rechtes.“ Es waren ſehr ſchöne — Glasperlen von geringen Werthe, die aber Sophiens vornehmſter Schmuck, und in ihren Augen ein großer Schatz waren.

Der kleine Karl rief: „Und ich will meinen Fuchs verkaufen!“ So nannte er ſein Steckenpferd, auf dem er eben angeritten kam, und das ihm ſehr lieb war. Die kleine Luiſe, die ihre Puppe auf dem Arme hatte, ſagte: „Ich will mein Gretchen verkaufen. Der Abſchied wird mir freilich ſchwer fallen. Ich werde weinen müſſen. Allein der Mutter zu lieb gebe ich mich darein! Die Mutter braucht jetzt Geld, wie ich höre.“ „Nun brav,“ rief Karl, „da bekommen wir ja Geld wie Heu.“

Der Vater lobte die liebevollen Geſinnungen ſeiner Kinder; die Mutter hatte Thränen in den Augen. „Gute Kinder,“ ſagte ſie zu dem Vater, „ſind in glücklichen Tagen die größte Freude der Eltern; im Unglück aber ihr beſter Troſt.“

Achtes Kapitel.

Die Poſtmeiſterin.

Katharine machte ſich nun ſogleich zur Reiſe in das nächſte Städtchen fertig, wo die Poſt war, und wohin man von dem Dörflein aus eine ſtarke Stunde zu gehen hatte. Sie entlehnte den Strohhut, den ſie ihrer Schweſter Sophie abgetreten hatte. Auf Erinnerung der Mutter ſchnitt ſie in dem Garten einige vorzüglich ſchöne Stauden Blumenkohl ab, und legte ſie in einen Armkorb, um ſie in der Stadt zu verkaufen. Denn die Mutter ſagte öfter: „Wenn eine gute Haushälterin einen Gang über Feld, in den Garten, oder auch nur durch das Haus zu machen hat, ſo bedenkt ſie immer, ob ſie nicht nebenher ein anderes Geſchäft verrichten könne, und geht nie gern mit leeren Händen.“

Als Katharine in dem Städtchen angekommen war, ging ſie geradezu in das Poſthaus, und trat in die untere Stube. Die Poſtmeiſterin, eine wohlausſehende, redſelige Frau, ſaß an dem Fenſter, und ſtrickte. Katharine grüßte ſie freundlich und fragte, wer die fremde Frau und das Fräulein geweſen, die heute früh mit der Poſt hier durchgereiſt wären.

„Das war die Frau von Grünthal und ihre

Fräulein Tochter Henriette," ſagte die Poſtmeiſterin. „Sie kamen von ihrem Landgute Grünthal, und reiſen in die Reſidenz, wo ſich Herr von Grünthal ſchon einige Zeit aufhält. Sie gedenken dort einige Monate zu bleiben. Aber was gehen dich, armes Kind, dieſe vornehmen Frauenzimmer an? Was für Geſchäfte haſt du bei ihnen?"

Katharine zog den Brief und das Goldſtück heraus, und ſagte: „Fräulein Henriette bezahlte mir bei einem kleinen Handel drei große Thaler zu viel; ich möchte ſie ihr gerne durch die Poſt zurückſchicken, und deßhalb dieſes Goldſtück wechſeln laſſen."

„Potz tauſend," ſagte die Poſtmeiſterin, „das muß ja ein recht bedeutender Handel geweſen ſeyn, bei dem man ſich um drei große Thaler verrechnen kann! Das ſäh' man dir, mein liebes Kind, nicht an, daß du ſo große Geſchäfte macheſt! Doch, worin beſtanden ſie denn? Darf ich es wohl auch wiſſen?"

Als Katharine zu erzählen anfing, kam der Poſtknecht, der das Fräulein gefahren hatte und eben mit den leeren Pferden zurückgekehrt war, in ſeiner ſchönſten gelben Jacke und ſcharlachrothen Weſte, herein. Er hatte einen Krug Bier in der Hand, und ſetzte ſich damit an den unterſten Tiſch, in der Ecke der Stube. Er hörte ein wenig zu, und rief dann lachend: „Das iſt ja die hübſche

Hopfenhändlerin, der das Fräulein von Grünthal für ein einziges Hopfenzweiglein von der nächſten, beſten Hecke drei große Thaler bezahlte!“

„Wie, was!“ rief die Poſtmeiſterin, „drei große Thaler für ein Hopfenzweiglein? Das iſt ja unerhört! Das iſt wohl nicht geſchehen, ſeit die Welt ſteht!“

„Wahrhaftig, das Mädchen verſteht ſich auf den Hopfenhandel!“ ſagte der Poſtillion, und griff nach dem Krug. „Ich wollte aber doch nicht, daß man jedes Hopfenreis mit drei großen Thalern bezahlen müßte. Da könnte ein ehrlicher Kerl, wie ich, keinen guten Trunk mehr thun! — „Doch,“ ſetzte er noch bei, bevor er trank, „die kluge Hopfenhändlerin ſoll deßungeachtet leben!“

„Das iſt eine ſeltſame Geſchichte!“ ſagte die Poſtmeiſterin. „Die muß ich recht aus dem Grunde erfahren. Komm, liebes Kind! Du wirſt wohl müde, und hungerig und durſtig ſeyn? Setze dich hieher zu mir auf dieſen Seſſel! Sieh! da haſt du ein Gläschen ſüßen rothen Wein und weißes Brod. Du mußt mir aber Alles recht ausführlich erzählen. Wie kam das Fräulein dazu, dir einen Hopfenzweig abzukaufen? Was wollte ſie damit anfangen? Das ſag mir! Laß einmal hören!“

Katharine fing an: „Das Fräulein hatte auf der Reiſe den Hut verloren!“ „Was,“ rief die Poſtmeiſterin laut auf, „gar noch den Hut verloren!

Ich denke faſt, ſie hat zuvor den Kopf verloren! Allein wie kam denn das? Sie hatte, als ſie dahier vor dem Poſthauſe einſtieg, den Hut ja noch auf. Es war ein ſehr ſchöner Hut von grünem Tafet mit roſenfarbenem Futter. Er war mit einem ſchönen roſenfarbenen Bande unter dem Kinne feſtgebunden. Wie war es nun möglich, daß ſie den Hut verlor?“

Katharine wußte dieß nicht zu ſagen. Allein der Poſtillion ſagte: „Da kann ich Bericht erſtatten! Da war ich dabei! Das Fräulein iſt ein ſehr lebhaftes, ziemlich unbeſonnenes und leichtſinniges Kind. Sie konnte keinen Augenblick ruhen. Bald ſang ſie ein Liedchen, bald mußte ich ihr ein Stücklein auf dem Poſthorn blaſen; bald bog ſie ſich rechts, bald links aus der Kutſche, die Gegend zu beſehen. Die Mutter mußte immer wehren, damit ſie nicht gar hinausfiel. Dann ſaß ſie wieder drei Augenblicke ſtill; dann klagte ſie wieder, es ſey ſo heiß, und knüpfte das rothe Band auf, mit dem der Hut feſtgeknüpft war. Gleich darauf kamen wir an die ſchmale, ſteinerne Brücke, nicht weit von dem großen Waſſerfalle. Als das Fräulein den reißenden Strom ſo zwiſchen Felſen und Gebüſchen, ganz weiß vom Schaume herabſtürzen ſah, war ſie vor Freude faſt außer ſich. Ich mußte auf der Brücke, wo man den Waſſerfall am beſten ſehen kann, halten. Sie ſtand in der Kutſche auf, und wunderte mit beiden Händen. „Wie das brauſt und ſchäumt,“ rief ſie; „mir iſt es, ich ſehe einen Strom von Milch! Und wie das Waſſer aufſpritzt, und wie Silberſtaub davonfliegt! Alle grüne Blättlein an den Geſträuchen, und die farbigen Felſen umher tröpfeln wie vom Regen.“ Solche ſchönen Worte brachte ſie noch viele vor, die ich aber nicht alle merken konnte. Das Wundern wollte gar kein Ende nehmen. Da kam plötzlich ein Windſtoß — und patſch! lag ihr ſchöner Sonnenhut mitten im Fluſſe. Sie wollte ihn im Fallen noch auffangen, und wäre beinahe ihm nachgeflogen. Zum Glücke hatte die Mutter ſie noch gehalten. Ich war mit einem Sprunge vom Kutſchenbock, und wollte den Hut mit der Peitſche herausangeln. Allein ich kam zu ſpät. Die brauſenden Waſſerwellen riſſen den ſchönen Hut eilig mit ſich fort, und kehrten ihn bald zu oberſt, bald zu unterſt, daß bald der grüne Ueberzug, bald das rothe Unterfutter aus dem Schaume hervorblickte. In wenigen Minuten ſahen wir nichts mehr von ihm. Ich mußte heimlich lachen; indeß war es mir doch ſelbſt leid um den ſchönen Hut!“

„Nun,“ ſprach die Poſtmeiſterin, „was ſagte aber die Mutter zu dem Verluſte des Hutes!“

„Die Mutter,“ ſagte der Poſtillion, „machte eben nicht ſo viel daraus, als ich erwartete. Sie hatte über die Gefahr des Fräuleins, die bei einem

Haar über die Brücke hinunter in den tobenden Fluß geſtürzt wäre, einen großen Schrecken gehabt. Sie zitterte, und ſah ſo bleich aus, wie das Gipsbild dort auf dem Ofen. Sie gab ihrer Tochter aber auch die ſchönſten mütterlichen Ermahnungen. „Dein Leichtſinn,“ ſagte ſie, „hätte dir beinahe das Leben gekoſtet. Du wäreſt beinahe in dieſen Abgrund geſtürzt; und was für ein Jammer wäre dieſes für deine Mutter geweſen, die dich ſo herzlich liebt! Wenn du ſo leichtſinnig bleibſt, und nicht bedachtſamer wirſt, ſo ſtürzeſt du dich ſicher noch in ſchrecklichere Abgründe des zeitlichen und ewigen Verderbens. Danke doch mit mir Gott, und verſprich es Ihm, dich zu beſſern.“ Dem Fräulein gingen dieſe Reden der Mutter ſehr zu Herzen. Sie ſagte mit Thränen in den Augen: „O liebſte Mutter, Sie waren mein Schutzengel! O wie dank' ich Ihnen! Ich verſpreche es Ihnen vor Gott, mich zu beſſern.“

„Dieſe Reden des Fräuleins,“ ſprach der Poſtillion, „gefielen mir ſehr wohl. Ich hoffe, Hopfen und Malz, wie ich anfangs fürchtete, werden doch nicht an ihr verloren ſeyn.“

„Das gebe Gott,“ ſagte die Poſtmeiſterin; „aber wie ging es weiter?“

„Wir kamen nun an den hohen Berg, über den der Fahrweg führt,“ erzählte der Poſtillion. „Dort, wo der Fußweg anfängt und ſich an der

Seite des Berges hinaufſchlingt, bat das Fräulein um Erlaubniß, daß ſie, anſtatt hinauf zu fahren, hinauf gehen dürfe. Sie wünſche, ſagte ſie, die hohen Felſen, die tiefen Thäler, und die alte Burg auf dem Berge recht zu beſehen, was man in der Kutſche nicht wohl könne; auch gehe das Fahren bergauf ihr zu langſam. Die Mutter geſtattete es, und blieb in der Kutſche ſitzen. Ich ſah von Weitem gar wohl, wie das Fräulein, das nun einmal wie Queckſilber iſt, auf die Kleine hier, die eben damals oben am Berge, nicht weit vom Fußwege, Kräuter ſammelte, mit ſchnellen Schritten, als flöge ſie, zueilte, und den Hut mit der, wie ſie meinte, ſo koſtbaren Hopfenrebe ihr abhandelte. Kaum hatte der Reiſewagen die Höhe des Berges erreicht, ſo war das Fräulein heiter und fröhlich wieder da, den hübſchen leichten Strohhut auf dem lockigen Köpfchen, der ihr auch in der That beſſer ſtand, als der verlorne, ziemlich ſchwerfällige Hut von Seide.«

„Nun, den Strohhut hat ſie mir abgekauft!« ſagte Katharine, und erzählte hierauf den Irrthum, der mit dem Hopfenzweige vorgegangen war.

„Aber,« ſagte die Poſtmeiſterin zu dem Poſtillion, „wie war die gnädige Frau Mama mit dem Hopfenhandel zufrieden? Erzähle du, Hans! Du weißt das Ende der Geſchichte.«

„Je nun, ſehr übel!« ſagte er. „Sie wurde, wie man ſich leicht denken kann, ſehr böſe. „Der Hut,“ ſagte ſie, „iſt für einen großen Thaler eben nicht zu theuer; allein der Hopfen, für den du drei große Thaler gegeben haſt, iſt keine drei rothen Heller werth.“ „Wie, was!“ rief das Fräulein, „haben Sie nicht ſelbſt für den ſpaniſchen Hollunder auf Ihrem Hute noch mehr gegeben?“ Allein die gnädige Mama ſagte: „Biſt du denn blind? Haſt du keine Augen? Siehſt du denn nicht, daß es ganz natürlicher Hopfen iſt?“ Das Fräulein wollte noch immer Recht haben. „Fühlen Sie die niedlichen Hopfenzäpfchen nur einmal an,“ rief ſie; „ſie rauſchen ja, wie gummirter Taffet; ſie ſind wirklich noch etwas kleberig von dem Gummi. Ich kann mich nicht geirrt haben.“ Allein nach und nach kam das Fräulein denn doch aus ihrem Irrthum, und wurde bis an die beiden Ohrläppchen ſo roth, wie meine ſcharlachene Weſte hier.“

„Nun,“ ſprach die Poſtmeiſterin, „was ſagte die Frau Mama noch weiter? Das möchte ich doch auch noch wiſſen. Hat ſie das leichtſinnige Geſchöpf nicht recht ausgeſcholten?“

„Die gnädige Frau,“ ſagte der Poſtillion, „machte über die Geſchichte ſehr ſchöne Anmerkungen, und gab der Fräulein Tochter ſehr gute Ermahnungen. Ich wollte nur, ich hätte ſie alle recht behalten können, um ſie mit ihren Worten wieder zu erzählen. Sie ſagte, indem ſie auf den Hopfenzweig deutete: „Sieh, mein Kind, ſo trügen die Augen! Du glaubteſt dir für deinen Hut eine ſchöne Zierde zu kaufen, die du Jahre lang tragen könnteſt, und haſt nun nichts, als ein gemeines Hopfenreis, das morgen verdorrt ſeyn wird. So irren ſich die Menſchen gar oft. Ja, es iſt der Fehler der meiſten Menſchen, daß ſie zu theuer einkaufen. Manches hübſche Kind hat ſchon für leere Schmeicheleien, eitle Verſprechungen und ſchnell vorübergehende Vergnügungen — Unſchuld, Ehre, Gewiſſensruhe, ja das ganze Glück des Lebens hingegeben. Da du ſo unbeſchreiblich leichtſinnig biſt, ſo iſt es mir für dich ſehr bange. Dein Leichtſinn hat dort auf der Brücke eben erſt dein Leben in Gefahr gebracht; und nachdem du kaum dem Tode entgangen biſt, und mir heilig verſprochen haſt, künftig bedachtſamer zu ſeyn, machſt du ſchon wieder ſo tolle Streiche. O trachte doch, dein leichtſinniges Weſen zu beſſern; nimm ein geſetztes, überlegſames Betragen an, ſonſt erlebe ich an dir noch unermeßlichen Jammer!“

Die Poſtmeiſterin, die vorhin viel gelacht hatte, wurde jetzt ſehr ernſthaft. „In der That,“ ſagte ſie, „die Frau von Grünthal iſt eine ſehr vernünftige und rechtſchaffene Mutter. Allein was ſagte die Tochter zu dieſen vortrefflichen Lehren, die jeder Menſch tief in ſein Gedächtniß, oder vielmehr in ſein Herz einprägen ſollte?“

„Die Fräulein Tochter,“ ſagte Hans, „war ſehr kleinlaut und hatte auf dem ganzen Wege kein Wörtlein mehr feil. Sie ſang kein Liedchen mehr, und wollte auch kein Stücklein auf dem Poſthorn mehr hören. Sie hatte nur immer Thränen in den Augen. Bevor wir aber zum Thore hineinfuhren, bat ſie ihre Mutter nochmal um Verzeihung und verſprach, die weiſen, mütterlichen Lehren zu befolgen.“

„Das wollen auch wir thun!“ ſagte die Poſtmeiſterin. „Dieſe Lehren ſind auch für uns, beſonders aber für die Jugend, ſehr heilſam. Du verſprichſt es doch auch, ſie zu befolgen, Katharine? Nicht ſo?“ Katharine verſprach es.

Die Poſtmeiſterin nahm nun das Goldſtück, holte die vier großen Thaler, und ſagte zu Katharine: „Den Brief möchte ich, wenns erlaubt iſt, doch auch leſen!“ Katharine gab ihr den Brief. Die Poſtmeiſterin ſagte, nachdem ſie ihn geleſen: „Der Brief iſt nicht aus dem hübſchen Köpfchen da gekommen; er iſt auch nicht von deiner Hand geſchrieben.“ Katharine verſicherte, ſie habe den Brief ſelbſt aufgeſetzt; ihr Vater habe nur einige Worte verbeſſert, und ſie habe ihn dann abgeſchrieben.

„Nun,“ ſprach die Poſtmeiſterin, „das wollen wir gleich ſehen, ob dies deine Handſchrift iſt.“ Sie packte die drei großen Thaler zu dem Briefe, machte einen Umſchlag darüber, und ſprach: „Nun ſchreibe einmal! Ich will dir die Addreſſe angeben.“ Katharine ſchrieb, und die Poſtmeiſterin verwunderte ſich ſehr. „Mädchen,“ ſagte ſie, „das hätte ich nicht gedacht! Du ſchreibſt ſehr ſchön; ich könnte es bei weitem nicht ſo. Dein Vater hat dich gut unterrichtet.“ Sie ſiegelte den Brief, legte ihn zu den übrigen Packeten, und ſagte: „Heute Nacht geht Alles zuſammen mit der fahrenden Poſt ab. — Du biſt aber nicht nur ein ſehr geſchicktes, ſondern auch ein ſehr ehrliches Mädchen. Bleibe es immer, und ich darf dir dann nicht erſt wünſchen, wohl zu leben.“

Neuntes Kapitel.

Der Doktor.

Katharine fragte nun die Poſtmeiſterin, wo der Doktor wohne. Die neugierige Frau wollte ſogleich wiſſen, was Katharine bei ihm zu thun habe. Katharine erzählte von ihrer kranken Mutter, von dem Kummer des Vaters, von dem Jammer der neun Kinder. Sie ſagte auch, daß ſie den Thaler dem Doktor geben, und ihn bitten wolle ihre kranke Mutter zu beſuchen.“

Die Poſtmeiſterin war von dieſer kindlichen

Liebe ſehr gerührt und ſagte: „Das iſt ja recht ſchön, daß du den großen Thaler, den du aus deinem dir ſo werthen Hut erlöst haſt, mit Freuden für deine kranke Mutter verwenden willſt! Komm nur ſogleich mit mir. Der Doktor wohnt nur wenige Schritte von hier. Seine Frau iſt meine ſehr gute Freundin. Ich will dich hinführen in das Haus.“ Sie nahm ihren ſchwarzen, ſeidenen Mantel um, und ging mit Katharine zum Doktor.

Die Poſtmeiſterin konnte ſich nicht enthalten, zuerſt die Geſchichte von dem Strohhute mit der koſtbaren Hopfenguirlande zu erzählen. Sie wußte ſie ſo luſtig vorzubringen, daß Doktor und Doktorin nicht wenig lachten. Hierauf aber erzählte ſie mit theilnehmendem Herzen von Katharinens kindlicher Liebe, von der kranken Mutter und dem bekümmerten Vater der neun lebenden Kinder, und lobte die Ehrlichkeit beider Eltern mit großer Rührung. Die Doktorin hatte Thränen in den Augen, und der Doktor ſagte zu Katharine, die, mit dem großen Thaler zwiſchen den Fingern, demüthig und flehend vor ihm ſtand: „Stecke dein Geld nur wieder ein, du gutes Kind! Ich würde es für Sünde halten, dir auch nur einen Heller abzunehmen. Morgen früh reite ich ohnehin nicht weit von deinem Dörflein vorbei. Da werde ich deine kranke Mutter beſuchen, und mit Gottes Hülfe ſie umſonſt geſund machen.“

„Nun wohl,“ ſagte die Poſtmeiſterin, „und ich werde, um doch auch etwas zu thun, für die gute redliche Kranke in der Apotheke bezahlen. Es iſt gar ſo ſchön und löblich von der rechtſchaffenen Frau und ihrem Manne, daß ſie trotz Armuth und Krankheit ſich ein Gewiſſen daraus machten, das Geld zu behalten, das ihnen das Glück auf eine ſolche ſonderbare Art in die Hand geſpielt hat.“

Katharine dankte dem Doktor und der Poſtmeiſterin unter Freudenthränen, und ging mit dieſer wieder zurück in das Poſthaus, wo ſie ihren Armkorb hatte ſtehen laſſen.

„Nun,“ fragte die Poſtmeiſterin, „und was haſt du denn in deinem Korbe?“ Katharine öffnete den Deckel und ſagte: „Da Sie gar ſo gütig gegen meine Mutter ſind, ſo bitte ich Sie, den Blumenkohl als eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen. Meine Mutter gab ihn mir zwar zum verkaufen mit; allein ich weiß es gewiß, die Mutter wird mich loben, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit damit zu bezeigen ſuchte.“

„Es iſt ſehr ſchön,“ ſagte die Frau, „daß du ſo erkenntlich biſt; allein ich bezahle dir den Blumenkohl recht gern. Deine Eltern haben das Geld nöthiger als ich.“ Sie nahm ihn aus dem Korbe, bezahlte ihn ſehr gut, und ſagte: „Damit du den Korb nicht leer nach Hauſe bringeſt, ſo warte noch ein wenig.“ Sie ging und brachte eine Flaſche

Malaga, und faſt eine Schürze voll weißes Brod. „Der Wein iſt für deine Mutter,“ ſagte ſie; „der Herr Doktor fand es ſehr rathſam, daß ſie des Tags ein Gläschen trinke. Das Brod aber vertheile unter deine Geſchwiſter, und vergiß dich ſelbſt nicht dabei!“ Sie legte die Flaſche Wein und das Brod in den Korb, und wünſchte Katharinen, die unaufhörlich dankte, recht gut nach Hauſe zu kommen. Katharine kam voll Freude nach Hauſe, gab ihrer Mutter den großen Thaler, ſagte ihr, daß Doktor und Apotheker keinen Kreuzer von ihr fordern würden; überreichte ihr dann die Weinflaſche, und theilte unter ihre Geſchwiſter Brod aus. Beide Eltern waren hoch erfreut, und die Kinder erhoben einen großen Jubel. Katharine aber ſagte: „So hat denn der liebe Gott unſere Ehrlichkeit ſogleich auf der Stelle belohnt. Es iſt doch wahr, was uns der Vater ſchon ſo oft geſagt hat: Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit erfreuen Gott und Menſchen.“

Am andern Morgen ſehr frühe kam der menſchenfreundliche Doktor. Er fand die Krankheit eben nicht gefährlich. „Nur,“ ſagte er, „wäre ſie gefährlich geworden, wenn man nicht, eben noch zur rechten Zeit, einen Arzt gerufen hätte.“ „Die Kräuterkur,“ ſprach er, „mag künftighin treffliche Dienſte thun; für jetzt aber ſind wirkſamere Mittel nothwendig. Indeß hoffe ich, mit Gottes Hülfe ſoll die werthe Kranke in Zeit von acht Tagen wieder aus dem Bette kommen.“ Er verſchrieb nun Arzeney, verſprach in einigen Tagen wieder zu kommen, ſchwang ſich auf ſein Pferd, und ritt eilends fort.

Schon nach drei Tagen kam er wieder. Er war dieſes Mal aber nur zu Fuß. Er erkundigte ſich ſehr genau nach dem Befinden der Kranken und ſagte: „Nun wohl! Es ſteht alles gut. Sie hat bald keine Arzeney mehr nöthig, ſondern nur Ruhe — beſonders aber kräftige Nahrung.“ „Ach,“ ſeufzte der Lehrer, „wo ſollen wir dieſe hernehmen!“ Der Doktor zog ein verſiegeltes Päckchen mit Geld aus der Taſche, und übergab es Katharinen. Sie las die Aufſchrift: „An Jungfer Katharine Hermann in Steinach, mit 32 fl. 24 kr.“ Sie öffnete voll Erſtaunen das Päckchen. Bei dem Gelde lag folgender Brief:

„Meine liebe Katharine!

Die Redlichkeit, mit der Sie mir die drei Kronenthaler zurückſchickte, rührte mich und meine lieben Eltern ſehr, und wir haben großes Wohlgefallen daran. Es war ein glücklicher Irrthum, zu dem mich die ſchönen Hopfenblüthen auf Ihrem hübſchen Strohhütchen verleiteten; er beſtätigte mir die Wahrheit, daß auch in dem kleinſten Dörflein und unter niedrigen Strohdächern redliche Menſchen wohnen. Die drei Kronen, die ich Ihr aus Verſehen gab, ſende ich Ihr nun mit Bedacht zurück; und lege noch drei andere bei, als eine kleine Belohnung Ihrer Redlichkeit. Einen beſſern Lohn hat Sie im Himmel zu gut. Wir vernahmen, Ihre gute Mutter ſey krank. Meine Mutter ſchickt daher der lieben Kranken noch weitere ſechs Kronenthaler zu einer kleinen Erquickung, und läßt ihr baldige Beſſerung wünſchen. In dieſen Wunſch ſtimme auch ich mit ein; der liebe Gott wolle ihn erfüllen. Lebe Sie wohl! Ich verbleibe Ihre

wohlwollende

Henriette von Grünthal.“

Katharine, ihr Vater und ihre Mutter waren über dieſen Brief und die anſehnliche Unterſtützung höchſt erfreut und erſtaunt. Sie wunderten ſich, wie Fräulein Henriette von der Krankheit der Mutter ſchon Nachricht habe, da doch Katharine dem Fräulein weder ein Wort davon geſagt, noch geſchrieben hatte. Allein der edelmüthige Doktor hatte, ſobald er von ſeinem letzten Krankenbeſuche zu Steinach nach Hauſe gekommen war, ſogleich an Frau von Grünthal geſchrieben. Er hatte ſie ſchon vor mehreren Jahren in Wien kennen gelernt, und wußte, daß ſie ſehr wohlthätig war. Die Hopfengeſchichte und Katharinens Brief gaben ihm eine ſchickliche Veranlaſſung, die ihm als Arzte anvertraute kranke Mutter, nebſt ihrer dürftigen, aber ſehr liebenswürdigen Familie, der Wohlthätigkeit der gnädigen Frau zu empfehlen. Von dem Allem ſagte aber der beſcheidene Mann, der am liebſten im Stillen Gutes that, kein Wörtchen. Er ſagte bloß: „Das Päckchen mit dem Gelde iſt erſt vor einer Stunde auf der Poſt angekommen. Da nahm ich denn ſogleich Hut und Stock, es ſelbſt zu überbringen. Denn wenn man heute eine Noth lindern, oder einem Menſchen eine Freude machen kann, ſo muß man es nicht bis morgen verſchieben. Ueberdies liegt mir die kranke Mutter ſo vieler Kinder ſehr am Herzen. Da der Abend ſo ſchön iſt, ich eben von Geſchäften frei war, und doch ſpaziren gegangen wäre, ſo dachte ich keinen angenehmeren Spazirgang machen zu können, als hieher. — — Indeß bin ich doch etwas müde und durſtig geworden!“ Er ſetzte ſich auf einen Strohſeſſel an das offene Fenſter, und bat um ein Glas Milch.

Katharine brachte es ſogleich auf einem reinlichen Teller von Steingut. Er trank, und ſagte: „Die Milch iſt ſehr gut; indeß iſt ſie mir etwas zu fett, ich bitte um Waſſer dazu.“ Katharine brachte das Waſſer in einer gläſernen Flaſche; Waſſer und Flaſche waren hell wie Kriſtall. Der Doktor lächelte freundlich, blickte in der Stube umher, und ſagte: „Hier iſt die Reinlichkeit recht zu Hauſe; ſo hab' ich es gern.“

Nachdem er die Milch getrunken hatte, ging er an den Bücherſchrank, durchſah die Bücher, und lobte ſie ſehr. „Die Schule dahier muß gut beſtellt ſeyn,“ ſprach er; „wie ich höre, wird die Schulprüfung bald gehalten?“ „Heute über acht Tage!“ ſagte der Lehrer. „Nun wohl!“ ſprach der Doktor. „Ich muß die werthe Kranke ohnehin noch einmal beſuchen. Ich werde daher an dieſem Tage kommen, und wenn es erlaubt iſt, dann der Prüfung beiwohnen.“ Der Schullehrer verſicherte, das werde ihn ſehr freuen, und der Herr Doktor werde ihm dadurch eine große Ehre erweiſen.

Der Doktor beſah hierauf das Klavier und ſagte: „Spiel' er mir einmal etwas darauf, Herr Schullehrer!“ Der Schullehrer ſetzte ſich an das Klavier, und ſpielte aus einer neuen Oper, die damals viel Aufſehen machte, dem Doktor aber noch unbekannt war, das ſchönſte und ſchwerſte Stück, mit großer Fertigkeit, mit Geſchmack und Ausdruck. Der Doktor horchte hoch auf. Er nannte den Lehrer nun nicht mehr Er. „Sie ſpielen vortrefflich,“ ſagte er; „Sie ſingen wohl auch recht gut? Laſſen Sie mich einmal ein ſchönes Lied hören.“ Der Schullehrer winkte Katharinen. Sie brachte ein Liederbuch, ſchlug es auf, und ſagte: „Dieſes Lied da liegt mir, ſeit der Herr Doktor die Mutter beſſer fand, und uns das reiche Geſchenk brachte, beſtändig im Sinne. Dieſes Lied wollen wir ſingen.“ Sie ſangen folgende Zeilen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen,
Meinem treuſten beſten Freund?
Seh' ich doch aus allen Dingen,
Wie ſo gut Er's mit mir meint!
Wie doch Nichts als lauter Lieben
Sein getreues Herz bewegt,
Das ohn' Ende hebt und trägt —
Die in Seinem Dienſt ſich üben!
Alles währt nur eine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit!“

„Schön, ſehr ſchön!“ ſagte der Doktor gerührt. „Sie ſingen ſehr gut, Herr Lehrer, und Katharine hat eine wahre Nachtigallſtimme. Allein die fromme Empfindung des Dankes, womit ſie das Lied ſangen, übertrifft ihre angenehmen Stimmen noch weit. Dieſe Empfindung iſt die Seele des Geſanges. Ihr Geſang war ſo vortrefflich, als der Inhalt des Liedes, das Katharine ſehr gut gewählt hat. Ich habe Ihnen nicht nur mit Vergnügen, ſondern mit wahrer Andacht zugehört!“

„Doch,“ ſagte der Doktor jetzt, „ich habe dieſen Abend in der Stadt noch einen Krankenbeſuch zu machen, und muß mich, ſo gern ich bei Ihnen bin, nun wieder auf den Weg machen.“ Er ſtand auf, und trat noch einmal an das Krankenbett der Mutter. Er tröſtete ſie liebreich, machte ihr die beſte Hoffnung, und verſprach ihr, da er es nicht früher nöthig finde, in acht Tagen wieder zu kommen. Sie bot ihm die Hand und ſagte: „Liebſter

Herr Doktor! O wie Vieles thun Sie an uns armen Leuten! Sie beſuchen mich ſo gütig, ja Sie haben die Mühe, das Geld zu überbringen, ſelbſt übernommen. Ich kann Ihnen meinen Dank nicht genug ausdrücken!« Die hellen Thränen floſſen ihr über die bleichen Wangen; auch der Vater und Katharine hatten Thränen in den Augen.

„Der Frau von Grünthal,“ ſagte der Vater, „werde ich meinen Dank ſchriftlich bezeigen, und Katharine wird an Fräulein Henriette ſchreiben. Ihnen aber, beſter Herr Doktor, mögen dieſe unſere Thränen mehr als Worte ſagen, wie innig wir Ihnen danken!« Dem Doktor ging es ſehr zu Herzen, daß die guten Leute ſo dankbar waren, obwohl ſie nicht einmal wußten, wie viel er für ſie gethan habe, indem er ſie der Frau von Grünthal empfohlen hatte. „Lebt wohl, ihr guten Menſchen!“ ſagte er, und ging, um ſeine eigenen Thränen zu verbergen, ſchnell zur Stubenthüre hinaus.

Als der Vater, Katharine und die Kinder, die den Doktor vor die Hausthüre begleiteten, wieder hereinkamen, faltete die Mutter die Hände, erhob die naſſen Augen zum Himmel und ſprach: „Du lieber Gott! Ja, Deine Liebe iſt unendlich. Du haſt Dich unſer erbarmt, und uns aus unſerer Noth errettet! Du hilfſt immer! Dir wollen wir ſtets dankbar ſeyn, und felſenfeſt auf Dich vertrauen. Nur im Vertrauen auf Dich finden wir in allen Leiden einen ſichern Troſt. Gib Du ſelbſt uns ein rechtes Vertrauen auf Dich in unſer Herz, und wir ſind ſelig in Dir ſchon hier auf Erden, und werden dann immer Urſache haben, Dir zu danken.“ So betete die Mutter, und der Vater und alle Kinder ſagten freudig: „Amen!“

Zehntes Kapitel.

Unerwartete Gäſte.

Die gute Mutter ward bald wieder ganz geſund, konnte wieder mit Luſt und Freude ihrem Hausweſen vorſtehen, und ſich ihrem liebſten Geſchäfte, der Erziehung ihrer Kinder widmen. Der Schullehrer hielt ſehr fleißig Schule, und lebte ganz für ſeine Kinder, wie er nicht nur ſeine eigenen Kinder, ſondern auch die Schulkinder nannte. Der Winter ging ihm bei ſteter Zufriedenheit, und ohne ſonderliche Sorgen vorüber.

Nun ward es wieder Frühling. Die Bäume waren zur Freude der Eltern ganz mit Blüthen bedeckt; die Kinder pflückten mit frohem Jubel in dem Wieſengrunde und an den neubegrünten Hecken gelbe Schlüſſelblumen und blaue Veilchen, und brachten ſie den Eltern. Jeden Morgen weckte ſie der liebliche Geſang der Vögel, die auf den Bäumen und Hecken umher ungeſtört niſteten; doch weit über den Geſang aller Vögel ging den kleinern Kindern der fröhliche Ruf des Kuckuks.

An einem ſchönen Frühlingstage ſaß der Lehrer nun einmal mit ſeinen neun Kindern, davon die Mutter das Kleinſte auf dem Schooß hatte, bei dem Mittagseſſen. Die große irdene Schüſſel voll Milchſuppe mitten auf dem Tiſche ward bald leer. Katharine ging, und brachte nun eine eben ſo große, aufgehäufte Schüſſel voll dampfender Erdäpfel, und die Kinder machten ſich fröhlich darüber her. Da klopfte man an der Thüre. „Herein!“ riefen die Kinder alle zuſammen und ſahen begierig nach der Thüre — und ein junges, ſchönes, ſehr zierlich gekleidetes Frauenzimmer trat herein.

„Je, Fräulein Henriette!“ rief Katharine, ſprang auf und eilte ihr entgegen. Alle ſtanden ehrerbietig auf. Katharine und die Eltern fingen an, ihr für das überſendete Geld nun auch mündlich zu danken, wiewohl ſie es ſchon ſchriftlich gethan hatten. Allein Henriette ſagte: „Ich bitte euch, ſchweigt davon, und ſetzt euch ſogleich wieder an den Tiſch. Sonſt gehe ich auf der Stelle wieder fort. Wenn ihr es aber erlaubt, ſo ſetze ich mich zu euch, und eſſe mit euch. Erdäpfel eſſe ich ſehr gern; ſie ſind eine meiner Leibſpeiſen.“

Katharine holte ſogleich den beſten Strohſeſſel in der Stube herbei, brachte einen Teller von Steingut, ſuchte ein Paar der ſchönſten Erdäpfel aus, ſchälte ſie, und legte die röthlichen Erdäpfel, nebſt einem Paar Meſſerſpitzen voll Salz, auf den weißen, reinen Teller. Das Fräulein aß ſie mit Luſt. Sie war ſehr heiter und fröhlich und die lautere Freundlichkeit. Sie hatte an den lieblichen Kindern mit den rothen Wangen und den ſchönen blonden oder braunen Locken große Freude. Sie ſah mit Vergnügen zu, wie die Kinder, die rund um den Tiſch herum ſaßen, es ſich ſo gut ſchmecken ließen. „Man weiß gar nicht, welches das ſchönſte und geſündeſte iſt,“ ſagte ſie, „ſo friſch und roth ſind alle. Ihre geringe Koſt ſchlägt ihnen recht gut an, und dabei ſind alle recht nett und reinlich gekleidet.“ „Gottlob!“ ſagte die Mutter; „und doch hält es etwas ſchwer, ihnen dieſe geringe Koſt zu verſchaffen, und ſie anſtändig und ordentlich zu kleiden. Sie werden mit jedem Tage größer, und da gibts mit jedem Tage größere Sorgen.“ „Ei,“ ſagte die fröhliche Henriette lächelnd, „wenn Eure Kinder mit jedem Tage kleiner würden, ſo würde Euch dies doch noch die größten Sorgen machen. Seyd gutes Muth's, und laßt den lieben Gott ſorgen.“

Als Henriette die Erdäpfel aufgezehrt hatte, ſagte ſie: „Nun will ich euch Tafelmuſik machen.“

Sie ſetzte ſich an das Klavier, und ſpielte ſehr artig. Als ſie bemerkte, daß der Schullehrer mit ſeinem Gericht Erdäpfel fertig war, bat ſie ihn, einen luſtigen Tanz zu ſpielen, nahm das kleinſte Kind von dem Schooße der Mutter auf ihren Arm, und tanzte, um dem Kinde Vergnügen zu machen, freudig mit ihm in dem Zimmer herum. Das Kleine lachte, und alle Kinder in der Stube fingen an, laut zu lachen. Alle waren ſehr fröhlich.

Die Mutter ließ ſich indeß die allgemeine Fröhlichkeit und die Gegenwart des Fräuleins nicht hindern, an das Tiſchgebet zu erinnern. Eltern und Kinder beteten nach Tiſche, und Henriette betete andächtig mit. „Nun,“ ſagte Henriette, „wollen wir auch ein ſchönes Lied ſingen. Es gilt auch für ein Gebet. Herr Lehrer, ſpielen Sie einmal das bekannte Lied mit dem ſchönen Chor: „Alle gute Gabe, kommt oben her von Gott, vom ſchönen blauen Himmel herab!“ Sie fing ſogleich an, mit ihrer ſehr lieblichen Stimme die erſte Strophe zu ſingen: „Im Anfang war's auf Erden — nur finſter, wüſt und leer, und ſollt's was ſeyn und werden, mußt es wo anders her!“ und Katharine, der Lehrer und die Lehrerin ſangen den Chor.

Es war wirklich ein ſehr ſchöner Geſang. Als der Geſang zu Ende war, trug die Mutter das kleinſte Kind, das ſchläfrig wurde, in die Nebenkammer, um es in das Bett zu legen. Kaum war ſie zur Seitenthüre hinaus, ſo klopfte man abermal an der Stubenthüre, und eine ſchöne anſehnliche Frau, ſehr vornehm gekleidet, öffnete die Thüre. Sie blieb einige Augenblicke ſtillſchweigend unter der Thüre ſtehen, und blickte in der Stube umher. Das helle, reine, freundliche Zimmer ſchien ihr zu gefallen; mit ſichtbarem Wohlgefallen aber ruhten ihre Blicke auf den blühenden, reinlich gekleideten Kindern.

Henriette ſagte leiſe zu Katharinen, die neben ihr ſtand: „Das iſt meine Mutter!“ Katharine näherte ſich ihr ehrerbietig, der gnädigen Frau die Hand zu küſſen. Allein Frau von Grünthal ſchlug erſtaunt die Hände zuſammen, und rief: „Gott im Himmel, was ſeh ich! Ich hatte eine Jugendfreundin, die dir ſo ähnlich ſah, wie eine blühende Roſe der andern. In der That, ich meinte in dem erſten Augenblick, ich ſehe ſie ſelbſt. Gerade ſo — ſo blühend und eben ſo gekleidet, ſtand ſie vor mir, als ſie vor vielen Jahren mir das Leben rettete. So erblickte ich ſie, als ich, aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, wieder die Augen aufſchlug. Ihre Geſtalt, wie ich ſie damals ſah, iſt mir unvergeßlich, und immer noch ſehe ich ſie ſo.“ Frau von Grünthal blickte in der Stube umher, und ſagte dann zu Katharinen: „Iſt deine Mutter nicht hier? O ſag', ſie lebt doch noch, und iſt noch geſund?“

Ehe Katharine antworten konnte, kam die Mutter wieder zur Seitenthüre herein. Frau von Grünthal betrachtete ſie einige Augenblicke, und rief dann voll des höchſten Entzückens: „Thereſe! — Ja, du biſt es wirklich! — O welche Freude, nach ſo langer Zeit dich wieder zu ſehen!“ Die gute Schullehrerin ſchaute die fremde Frau höchſt erſtaunt und mit ſtarren Augen an, und ſagte: „Ich kann mich nicht ſogleich erinnern, Sie einmal geſehen zu haben!“

„Wie?“ ſprach Frau von Grünthal, „kenneſt du denn deine Leonore nicht mehr? Erinnerſt du dich nicht mehr, wie wir in Lindenberg, in den goldenen Jahren unſerer Kindheit und Jugend zuſammen ſo ſelige Tage lebten? Wie du alle Tage zu uns in das Schloß kamſt, wie wir in dem Schloßgarten mit einander ſtrickten, nähten, ſangen, uns ſchaukelten, die Blumen begoſſen? Wie du mich dort am Springbrunnen, als ich ſchon halb todt war, aus dem Waſſer gezogen?“

„Ach Gott, Sie ſind es!“ rief jetzt die Schullehrerin vor Erſtaunen und Freude faſt außer ſich. „Welch ein Glück, Sie wieder zu ſehen! O viele tauſend Male habe ich an Sie gedacht! Allein ich konnte nie mehr etwas von Ihnen erfahren!“

„So ging's mir auch,“ ſprach die edle Frau. „O wie oft, wie unzählige Male habe ich mir gewünſcht, meine geliebte Jugendfreundin wieder um mich zu haben, ja ſie nur noch einmal zu ſehen! Allein feindſelige Umſtände ſind die Urſache, daß wir uns ſo lange nicht mehr fanden. Aber, Gottlob, daß wir uns nun doch wieder haben! O komm denn in meine Arme, und ſey mir herzlichſt gegrüßt, liebe Thereſe!“ Sie ſtreckte die Arme aus, umfaßte Thereſen, drückte ſie an ihr Herz, und benetzte ihr Angeſicht mit Thränen. „O weißt du noch,“ ſprach ſie, „wie traurig wir zu Lindenberg von einander Abſchied nahmen, als ich mit meinen Eltern nach Wien reiſen mußte? Gott ſey geprieſen, der uns ſo unverhofft, ſo ganz und gar unerwartet wieder zuſammenführte! Da ich ſchon unter deinem Dache war, ſchon in deiner Stube ſtand, dachte ich nichts weniger, als dich, dich liebſte Thereſe, hier zu finden!“

Die Lehrerin weinte auch vor Freuden, und ſagte: „Aber wie kommen Sie denn hieher, beſte Freundin? Nicht wahr, ſo darf ich Sie ſchon nennen? Auch weiß ich ja nicht, ſoll ich Sie noch Fräulein von Lindenberg — oder gnädige Frau nennen!“

„Ja ſo,“ ſagte Frau von Grünthal, „das weißt du noch nicht einmal! Sieh! — Henriette hier iſt meine Tochter!“

„So ſind Sie die Frau von Grünthal!“ rief die Lehrerin; „o ſo ſeyen Sie mir nun zweifach willkommen! O Gott, welche wunderbare Fügung!“

„Ja,“ ſagte Frau von Grünthal, „Gott fügte es ſo. Er wollte die Ehrlichkeit, die deine Tochter Katharine, und ihr Alle bei dem ſeltſamen Hopfenhandel bewieſen habt, nicht unbelohnt laſſen. Ohne daß ich wußte, daß du — du, liebe Thereſe, Katharinens Mutter ſeyeſt, nahm ich an deinem Schickſale den innigſten Antheil. Ich erkundigte mich ſonſt noch nach dir, nach deinem Manne, deinen Kindern, und hörte nichts als Gutes von euch. Wirklich reiſe ich mit meiner Tochter aus der Reſidenz nach Grünthal, wo ich den Frühling zuzubringen gedenke. Als wir oben vom Berge herab euer kleines Dörflein Steinach unten im Thale liegen ſahen, entſtand der Wunſch in mir, eine ſo gute, rechtſchaffene Familie perſönlich kennen zu lernen. Henriette, die es nie ſatt wird zu laufen, eilte auf dem näheren Fußwege voraus. Ich fuhr langſam auf dem Fahrwege nach. Ich ſtand eine gute Weile vor der Stubenthüre, hörte eurem ſchönen Geſange mit Vergnügen zu, und wollte, um euch nicht zu unterbrechen, nicht eher herein kommen, als bis er zu Ende war. So wunderbar führte mich Gott wieder in deine Arme, liebſte Freundin meiner Jugend! Doch komm jetzt, liebſte Thereſe; wir wollen mit einander in den Garten gehen. Wir haben viel, viel mit einander zu reden.“

Sie wandte ſich hierauf zum Schullehrer und ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Lehrer, daß ich, ohne Sie kaum zu grüßen, Ihnen Ihre Frau auf ein

Stündchen hinwegnehme. Obwohl ich zuerſt mit ihr reden muß, habe ich deßhalb gegen Sie, lieber Lehrer, nicht weniger Achtung. Ich weiß, daß Sie ein ſehr edler Mann, ein liebevoller Vater und Ehegatte, und ein ganz vortrefflicher Lehrer ſind. Ich werde nachher noch mit Ihnen ſprechen. Du, Henriette, theile indeß von dem Zuckerbrod, und was ſich ſonſt noch Schickliches in unſerm Reiſewagen findet, unter die Kinder aus, und unterhalte dich indeß mit ihnen."

Elftes Kapitel.

Die gute Haushälterin.

Frau von Grünthal ging mit ihrer wiedergefundenen Freundin Arm in Arm in den Garten. Sie ſetzten ſich auf die Bank unter dem Apfelbaum, zwiſchen deſſen weißen und rothen Blüthen der helle, blaue Himmel freundlich auf ſie herabglänzte.

Zuerſt erzählte Frau von Grünthal, wie es ihr ſeit dem Tode ihrer Mutter ergangen ſey; wie ſie bei ihrer kargen Tante ſehr harte Tage gehabt; wie ihr, um Poſtgeld, Papier und Siegellack zu ſparen, nicht weiter geſtattet wurde, einen Brief an Thereſe zu ſchreiben; wie ſie in der Folge ſich mit Herrn von Grünthal, einem edlen vortrefflichen Manne, vermählte, und mit ihm wegen des Krieges viele Jahre in Prag gelebt habe; wie ſie erſt nach hergeſtelltem Frieden mit ihrem Gemahl in Grünthal angekommen ſey, allein ungeachtet aller Erkundigungen nicht das Geringſte von Thereſe habe in Erfahrung bringen können.

Thereſe erzählte nun auch, was ihr, ſeit ſie Lindenberg verlaſſen, alles begegnet ſey; wie ſie zu dem Chorregenten, dem geliebten, verehrungswerthen Bruder ihres ſeligen Vaters gekommen; wie ſie da den trefflichen Schullehrer Hermann kennen gelernt, ihn zu ihrem Ehegatten gewählt, und mit ihm in der glücklichſten und zufriedenſten Ehe gelebt habe; wie ſie in den erſten Jahren ihrer Ehe, mit ihren geringen Einkünften vollkommen ausreichte; wie ſie unter dieſem Baume, unter dem ſie eben jetzt ſitze, Gott oft für das Glück ihrer Ehe gedankt habe; wie ſie erſt, da ihrer Kinder gar ſo viele wurden, anfing Mangel zu leiden, ja, während ihrer letzten Krankheit in wirkliche Noth gerathen.

„Aber um des Himmels willen, liebſte Thereſe,“ ſprach Frau von Grünthal, „ſag' mir doch, wie du es anfingſt, bei einem Einkommen von einem Paar hundert Gulden, und deinen neun lebendigen Kindern, dein Hausweſen ſo in Ordnung zu halten und ſo viele Jahre dich ehrlich durchzubringen?“

„Mich wunderte dies oft ſelbſt,“ ſagte Thereſe. „Ich denke aber, der Segen Gottes war ſichtbar mit uns! Freilich thaten wir auch, was wir konnten. Und da traf es denn zu, was mein lieber Mann ſo oft ſagte: Wer auf Gott vertraut, und das Seinige redlich thut, dem kann es nicht fehlen.“

Frau von Grünthal ſagte: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß du deiner Haushaltung mit Einſicht vorgeſtanden und dir alle erdenkliche Mühe gegeben, ſie wohl zu beſtellen. Allein ich möchte dieſes gern recht ausführlich wiſſen. Erzähle einmal vom Anfange an.“

Die Schullehrerin erzählte: „Sowohl ich, als mein Mann, waren beide in unſerm ledigen Stande ſehr ſparſam. Mein Mann, der ſich als Schulgehülfe in der Stadt, beſonders mit Nebenſtunden, die er gab, Vieles verdiente, war ſchon damals kein Freund von Trink- und Spielgeſellſchaften. Er war ſchon damals auf ſeine künftige Einrichtung und einen Sparpfennig bedacht. Was er Schönes hat, ſchaffte er ſich ſchon in jenen Zeiten an. Jetzt dürfte er nicht mehr daran denken, ſich ein Buch, ein Kupfer, oder gar ein Klavier zu kaufen. So ſah auch ich anſtatt auf unnützen Putz und Flitterſtaat nur darauf, mir Flachs, Leinwand, Betten und dergleichen zu erwerben, was uns ſpäterhin ſehr gut kam. Auch legten wir ſogleich Anfangs unſerer Haushaltung, wo uns von unſerm kleinen

Einkommen bei unſerer Sparſamkeit das Jahr hindurch immer einiges Wenige übrig blieb, dieſes ſorgfältig zurück. Mancher Pfennig, den wir damals erſparten, ward für uns in der Folge ein wahrer Nothpfennig.“

Frau von Grünthal ſprach: „Das war ſehr klug! Allein es iſt mir noch immer ein Geheimniß, wie du mit ſo Wenigem ſo weit reichteſt. Ich habe wohl mehrmals im Allgemeinen gehört, die Haushaltungskunſt beſtehe in den zwei Stücken, daß man ſeine Einnahme vermehre, und die Ausgabe vermindere. Nun ſag einmal, wie fingſt du das Erſte an?“

Die Schullehrerin ſprach: „Wir bewarben uns allerdings, unſere geringe Einkünfte auf eine rechtliche Weiſe zu vermehren. Zwar, was wir an Geld, Getreide und Holz zur Beſoldung hatten, das mußte natürlich bleiben, wie es war. Allein die Dienſtgründe waren einer großen Verbeſſerung fähig. Mein Mann hatte den Grundſatz: Benütze, was da iſt. Der Grasboden hier war, zumal wenn der Sommer heiß und trocken war, dürr und wie verbrannt; der Platz vor unſerm Hauſe hingegen glich beſonders bei naſſer Witterung einem Sumpfe. Mein Mann fand dort am Hügel eine kleine Quelle, die in das Dorf floß und vor unſerm Hauſe, wo ſie keinen rechten Abfluß hatte, den Boden zu einem Moraſte machte. Er leitete die

Quelle ſo, daß ſie den Theil des Gartens hier, der für Gras und Bäume beſtimmt iſt, reichlich wäſſert. Er prangt deßhalb auch, wie Sie ſehen, mit dem friſcheſten Grün und den fruchtbarſten Bäumen. Da der vorige Schullehrer kaum eine magere Kuh erhalten konnte, ſo können wir nun zwei ſehr ſchöne Kühe halten, die unſere Haushaltung hinreichend mit Milch und Butter verſehen. Der Sumpf vor dem Hauſe, der ſonſt ungeſunde Dünſte aushauchte, trägt nun geſundes Obſt. Der Theil des Gartens, der mit Gemüſen angebaut iſt, kam uns in der Haushaltung ſehr wohl. Er bringt aber viel mehr Gemüſe hervor, als wir nöthig haben. In dem Dorfe können wir davon freilich wenig anbringen. Allein mein Mann machte ausfindig, welche feinere Gemüsarten hier vorzüglich gedeihen. Er baut, zum Beiſpiele, Blumenkohl von ausnehmender Schönheit, und die Leute [illegible] der Stadt reißen ſich darum und bezahlen ihm ſehr gut. Das Meiſte bringen uns die Obſtbäume ein, die mein Mann ſchon vor fünfzehn Jahren gepflanzt oder veredelt hat. Für ein Haus, wo viele Kinder ſind, iſt ein Obſtgarten eine große Wohlthat. Allein nicht nur der Genuß, auch der Verkauf des Obſtes kam uns ſehr gut. Der einzige ſchöne Apfelbaum, unter dem wir ſitzen und der gar prächtige Aepfel trägt, brachte uns in manchem Jahre ſchon bei zehn Thaler ein. Auch aus der Baumſchule von veredelten Stämmen gewannen wir manchen Gulden. Die Bienen dort, die in dem Garten und an dem nahen Berge überreichliche Nahrung finden, gewährten uns faſt alle Jahre eine reiche Aernte an Honig und Wachs, wofür wir nicht wenig Geld einnahmen. Mein Mann bemerkte, daß an der Gartenhecke der Hopfen von ſelbſt wachſe, und ſehr gut fortkomme. Da kam er auf den Gedanken, den Hügel da, der zu unſerm Garten gehört, und meiſtens mit Dornen bewachſen war, in einen Hopfengarten umzuſchaffen. Der Verſuch gelang herrlich. So wurde uns der Garten, wenn auch nicht zu einem Goldbergwerke, doch zu einer kleinen Silbergrube. Mein Mann gibt ſich aber ſonſt noch alle erdenkliche Mühe, etwas zu verdienen. Er geht wöchentlich zweimal eine Stunde weit über Feld, die Kinder der Gutsherrſchaft zu Steinberg im Singen und Klavierſpielen zu unterrichten, und wird dafür ſehr großmüthig bezahlt. Auch ſchreibt er Muſikalien ab, und ſeine Noten ſind ſo ſchön, als wären ſie geſtochen; und da ſchickt ihm denn der Chorregent ganze Päcke zum Abſchreiben, und verſchafft ihm ſo einen anſehnlichen Verdienſt. Wem es nicht an Geſchicklichkeit und gutem Willen fehlt, der findet immer Gelegenheit, etwas zu verdienen.“

„Ich ſuchte nun auch das Meinige redlich beizutragen. Ich erlöſte manchen Groſchen aus jungen

Kohlpflänzchen, aus allerlei Geſämen, aus Blumen, beſonders aber aus Rosmarinzweigen, womit ſich hier zu Lande die Hochzeitgäſte zieren. Da der Bach nicht weit entfernt iſt, ſo zog ich junge Gänſe, die mir nicht wenig eintrugen. Die kleineren Kinder mußten ſie abwechſelnd hüten, und nebenbei ſtricken. Die Kinder hatten an den niedlichen gelbharigen Geſchöpfen große Freude, und thaten es gern. Wollte es ihnen auch manchmal ein wenig langweilig vorkommen, ſo machte das Verſprechen des Martinsbratens ihnen neue Luſt dazu. Ich nähte, ſtickte und ſtrickte früh und ſpät. Auch wenn ich um das Dorf mit meinem Manne zu Zeiten ſpaziren ging, legte ich das Geſtrick nicht aus der Hand.“

„Sobald die Kinder nur ein wenig herangewachſen waren, mußten ſie unausgeſetzt beſchäftigt ſeyn. Sie ſpannen, ſtrickten, jäteten auf den Gartenbeeten, reinigten Gartengeſäme, hülſeten Bohnen aus, ſchleißten Federn; kurz Alle mußten, jedes nach ſeinen Kräften, zu unſerm Lebensunterhalte beitragen. Draußen am Berge geriethen zum Beiſpiele im letzten Herbſt die ſchönen, ſcharlachrothen Hagebutten, dahier Hageputzen genannt, ſehr gut. Eine ganze Strecke des Berges war roth davon. Die Leute im Dorfe achteten ſie wenig. Allein meine Kinder mußten ſie mir ſammeln, und brachten ganze Körbe voll davon nach Hauſe. Ich zerſchnitt ſie, und die Kinder mußten ſie von den Kernen reinigen, und wir lösten in der Stadt mehrere Gulden daraus. So haben wir durch Fleiß und Thätigkeit den kleinen Ertrag unſers Dienſtes beinahe verdoppelt.«

Frau von Grünthal ſprach: „Das habt ihr vortrefflich gemacht. Allein ich bin nun um ſo begieriger zu hören, wie ihr das zweite Stück der Kunſt Haus zu halten, in Anwendung gebracht habt. Wie habt ihr durch Sparſamkeit eure Ausgaben verringert?«

Die Lehrerin ſagte: „Wir gaben keinen Heller unnütz aus. Wir begnügten uns mit einfacher Hausmannskoſt. Leckerhafte Speiſen, die viel koſten und wenig nähren, kamen nie auf unſern Tiſch. Unſere Kinder wiſſen nichts von Zuckerwerk und ähnlichen Näſchereien. Fremde Gewürze kamen nicht in meine Küche. Unſere Gewürze ſind Kümmel von unſern Wieſen, Peterſilie, Schnittlauch und Zwiebeln aus unſerm Garten; das beſte Gewürz aber iſt der Hunger, der uns bei unſerm arbeitſamen Leben nie fehlt. Mein Mann ging nie zum Weine; ich trank nie Kaffee. Bier tranken wir nur ſelten. Dafür aßen wir, beſonders im heißen Sommer, mit einander geſtockte Milch, die geſünder iſt und beſſer ſchmeckt, als das Bier, wie es hier bei uns auf dem Lande zu haben iſt. Mein Mann ſchnupft nicht Tabak. „Wenn ich des

Tags,“ ſagte er, „auch nur für einen Pfennig verbrauchte, ſo machte es des Jahres doch einen Thaler und in zehn Jahren zehn Thaler!“ Anſtatt des Tabakſchnupfens berührt er zuweilen die wohlriechenden Gewächſe im Garten oder auf unſern Fenſterſimſen mit den Fingern, und riecht dann daran. „Das iſt,“ ſagt er, „der wohlfeilſte und lieblichſte Schnupftabak.“ Noch viel weniger raucht er. „Wenn ich des Tages auch nur für einen Kreuzer Rauchtabak brauchte,“ ſagt er, „ſo machte das, die Pfeifen und anderes Geräth nicht einmal gerechnet, in einem Jahre ſechs, und in zehn Jahren ſechzig Gulden, was immerhin ein Kapital iſt, mit dem ſich ſchon etwas anfangen läßt.“ Wir kleideten uns ſchlecht und recht; überflüſſige Kleiderpracht verabſcheuten wir. Alle Kleider für mich und meine Mädchen machte ich ſelbſt; ja auch manches Kleidungsſtück für meinen Mann und die Knaben. Wir ſchonten unſere Kleider ſo viel möglich. Meine Kinder mußten ihre Sonntagskleider, ſobald ſie von der Kirche, von einem Beſuche oder Spazirgange nach Hauſe kamen, ſorgfältig ablegen, und aufbewahren. So blieben die Kleider lange hübſch und ſchön. Der kleinſte Schaden, den ich daran bemerkte, wurde auf der Stelle ausgebeſſert, um größern Schaden zu verhüten. Die alten Kleider, die ich und mein Mann nicht mehr anziehen konnten, machte ich unſern Kindern zurecht, wie ich es mit Katharinens Strohhut gemacht hatte. Manches Kleidungsſtück, aus dem das älteſte Kind herausgewachſen war, machte nach und nach die Wanderung bis auf das jüngſte. So benützte ich jedes Kleid bis auf den letzten Faden. Auch an den Hausgeräthen erſparten wir Vieles. Was nicht nöthig war, kauften wir nicht, und wäre es auch noch ſo wohlfeil geweſen. Was wir hatten, ſuchten wir, vorzüglich durch eine gute Hausordnung, zu erhalten. In einer unordentlichen Haushaltung geht manches nützliche Stückchen durch Nachläſſigkeit zu Grunde. Geſchirre werden zerbrochen, Gartenwerkzeuge, die man im Freien liegen läßt, verwittern oder werden geſtohlen; die Kinder nehmen, wenn nicht wohl aufgeräumt wird, was ſie erhaſchen können, zu Spielzeugen, und verderben es. Viele Zeit geht auch mit Suchen verloren. Bei uns muß Alles ſeine angewieſene Stelle haben, wo es vor Schaden ſicher iſt, und wo man es jeden Augenblick zu finden weiß. Mein Mann hob jedes Stückchen Papier, ich jedes Fleckchen Leinwand und jedes Trümmchen Faden auf. Noch muß ich bemerken, daß die Reinlichkeit, die kein Geld, ſondern nur eine beſtändige Aufmerkſamkeit koſtet, mir doch vieles Geld erſparte. Nicht nur ward Manches, das leicht hätte durch Schmutz verderbt werden können, erhalten; ich ſchreibe es vorzüglich der Reinlichkeit zu, daß unſere Kinder —

die gewöhnlichen Kinderkrankheiten ausgenommen — immer friſch und geſund blieben. So könnte ich noch hundert Dinge ſagen; allein ich ſprach davon wohl ſchon zu viel.«

»Ganz und gar nicht,« ſprach Frau von Grünthal. »Ich könnte dir noch lange zuhören. Kluge Hauswirthſchaft und weiſe Sparſamkeit kann ſowohl den höhern als niedern Ständen nicht genug empfohlen werden. So gut du dich aber in deine Lage zu ſchicken wußteſt, ſo mußte deine Dürftigkeit dir doch oft recht hart fallen?«

»Freilich,« ſagte die Lehrerin, »war unſere beſchränkte Lage für uns manchmal ſehr beſchwerlich und drückend; allein ſie hatte doch auch viel Wohlthätiges für uns. Wir waren genöthiget, immer thätig und arbeitſam zu ſeyn, und unſere Kräfte blieben in beſtändiger Uebung. Das war uns Allen gewiß ſehr heilſam und der Grund manches Guten. Unſere Dürftigkeit bewahrte uns auch vor mancher Thorheit, wozu Ueberfluß uns leicht hätte verleiten können. Die Sorgen, die uns von Zeit zu Zeit plagten, dienten aber vorzüglich dazu, daß wir öfter an Gott dachten, herzlicher zu Ihm beteten, mehr auf Ihn vertrauten und dann auch ſeine Hülfe in der Noth oft recht ſichtbar wahrnahmen. Dadurch wurden wir frömmere und beſſere Menſchen. Ich bin ſo fern davon, zu klagen, daß ich es vielmehr mit Dank erkenne, Gott habe es mit uns wohl gemacht; ja ich lobe und preiſe Ihn dafür, daß Er uns in dieſe dürftige Lage verſetzt hat.“

„Allein,“ fügte die Lehrerin noch bei, „ſeit einiger Zeit ſcheint es mir doch, daß wir uns dahier in die Länge nicht mehr werden behaupten können. Ich bin nicht mehr ſo geſund und kräftig, als in frühern Jahren; und dann iſt die Zahl unſerer Kinder für unſere kleinen Einkünfte doch zu groß. Es kommt jetzt bald die Zeit, wo die Knaben eine Kunſt oder ein Handwerk lernen ſollten; auch die Mädchen ſollten mit der Zeit eine Ausfertigung haben. Allein woher ſollen wir das Geld dazu nehmen? Ich rede oft mit meinem Manne darüber, und bin oft recht bekümmert, ſo ſehr er auch mich aufzuheitern, und mir guten Muth zu machen ſucht. Wir waren dahier zwar immer zufrieden und vergnügt, geſchätzt und geliebt. Es wäre aber doch zu wünſchen, daß mein Mann, vorzüglich unſrer Kinder wegen, eine einträglichere Stelle erhielte!“

„Nun, meine liebſte Thereſe,“ ſprach Frau von Grünthal, „das wird auch noch werden. Sey du nur getroſt, und glaube mir, der liebe Gott hat ſchon Vorſorge für Dich getroffen. Wenn das Plätzchen auf Erden, das Er uns anwies, nicht mehr für uns taugt, ſo bereitet Er uns ein anderes. Das müſſen wir ſeiner Güte zutrauen. Auch habe ich bemerkt, wenn ein Mann ſeine Berufspflichten mit Treue erfüllt, und ſich mit ſeinem geringen Gehalte begnügt, ſo zieht ihn Gott hervor, und ſtellt ihn an einen Platz, wo er noch mehr Gutes ſtiften kann, und dann auch mehr Einkommen erhält. Das wird bei deinem lieben Manne auch zutreffen. Sey alſo ruhig, und gedulde dich noch ein wenig.“ Sie ſtand auf, um mit Thereſe in das Schulhaus zurück zu gehen.

Zwölftes Kapitel.

Die beglückte Familie.

Während die beiden Freundinnen unter dem blühenden Apfelbaume die Zeit unter vertraulichen Geſprächen ſehr vergnügt zubrachten, hatte Fräulein Henriette ſich in dem Zimmer mit den Kindern ſehr angenehm unterhalten. Henriette hatte aus dem Reiſewagen eine Schachtel mit Konfekt geholt, und den Kindern davon ausgetheilt. Die kleineren Kinder hatten über die künſtlich geformten und ſchön gefärbten Zuckerwaaren, dergleichen ſie noch nie geſehen hatten, eine große Freude; ſie konnten kaum glauben, daß dieſe ſchönen Schäflein, Schäfer und Schäferinnen, dieſe niedlichen kleinen Blumenkränzchen und Körbchen voll Früchte zum Eſſen beſtimmt ſeyn ſollten.

„Nein, nein," riefen einige, „wir eſſen ſie nicht; es wäre ja Schade dafür." „Ich gebe mein ſchönes Blumenkränzlein der Mutter," ſagte die kleine Luiſe; „die Mutter muß mir es in ihrem Kaſten aufheben." Marie betrachtete ihr ſchön kandirtes Körbchen voll Früchte, die kaum größer als Erbſen waren, ſehr aufmerkſam, und rief: „O weh, über dieſe ſchönen Aepfelein iſt der Reifen gekommen; ſie ſind ganz mit Eis überzogen." Der kleine Anton ſprang zum Vater, und zeigte ihm das ſchöne Schäflein, das er bekommen hatte, und fragte, ob man es zuvor braten müſſe, ehe man es eſſe. Karl aber hatte zum Entſetzen der übrigen Kinder ſeiner ſchönen Schäferin ſogleich den Kopf abgebiſſen, und verſicherte, er ſchmecke ſehr gut.

Die kleine Lotte ſtand an einem Seſſel, klaubte die kleinen rothen und weißen Zuckerplätzchen ſorgfältig auseinander; die rothen aß ſie, die weißen aber legte ſie bedächtig bei Seite. „Was machſt du da," fragte Henriette; „warum iſſeſt du die weißen nicht?" „Ach," ſagte das Kind, „die ſind ja noch nicht reif; man hätte ſie noch nicht abpflücken ſollen." Alle Kinder lachten. Das beſchämte Lottchen aber erröthete, und fing über den Spott ſeiner Geſchwiſter beinahe an zu weinen. Henriette aber tröſtete ſie, und ſagte: „Sey du ruhig, liebes Lottchen! Irren kann man ſich leicht. Das iſt mir ſelbſt ſchon begegnet, und deine Schweſter

Katharine kann es mir bezeugen. Du verdienſt deßhalb keinen Spott! Nicht wahr, man hat dir verboten, von den Erdbeeren und Johannisbeeren zu eſſen, bevor ſie nicht reif und ſchön roth wären! Indem du nun mit den Zuckerzeltchen da dich irrteſt, zeigteſt du doch deinen Gehorſam. Das macht deinem Herzen Ehre; du biſt ein ſehr gutes Kind!“

Katharine hatte indeſſen für die Frau von Grünthal und Fräulein Henriette einige ländliche Erfriſchungen aufgetiſcht. Sie hatte den Tiſch mit einem reinen, blendend weißen Tiſchtuche gedeckt, und brachte nun eine Schale mit ſüßer, und eine Schale mit ſaurer Milch, ſchöne gelbe Butter auf einem reinen Teller, und eine kleine Schale mit Honig, hell und klar, wie durchſichtiges Gold. Ferners brachte ſie auf einem Teller gutes, kräftiges Hausbrod, und einem Teller von dem weißen Brode, das Henriette gebracht hatte, auch ein Paar kleine Körbchen mit Aepfeln, die ſo ſchön roth und gelb waren, daß man ſie nicht ſchöner hätte malen können. In die Mitte des Tiſches ſtellte ſie einen großen, ſchönen Blumenſtrauß. Die Geſchirre waren freilich nur von Erde und die Löffel nur von Blech, aber Alles höchſt reinlich.

Frau von Grünthal trat jetzt mit ihrer wieder gefundenen lieben Thereſe in das Zimmer, und lobte die wohlangeordnete ländliche Tafel. „Die Landleute ſind doch glücklich,“ ſagte ſie; „ſie bekommen die köſtlichſten Geſchenke der Natur — Milch, Butter, Honig, Obſt — ſogleich aus der erſten Hand; die Städter müſſen dieſelben theuer bezahlen, und erhalten ſie für ihr theures Geld doch oft lange nicht ſo gut! Auch ſind die köſtlichſten Zuckerwaaren und dergleichen Dinge, die von Menſchenhänden zubereitet werden, nichts gegen die Gaben aus der Hand Gottes — zum Beiſpiele gegen dieſe herrlichen Aepfel in den beiden Körbchen."

Frau von Grünthal ſetzte ſich mit Thereſe, die ihr immer zur Seite bleiben mußte, an den Tiſch. Henriette ſetzte ſich neben Thereſe, die Freundin ihrer Mutter. Der Lehrer blieb ehrerbietig in einiger Entfernung ſtehen. Allein Frau von Grünthal ſagte mit großer Freundlichkeit zu ihm: „Kommen Sie, Herr Lehrer, und ſetzen Sie ſich hieher an meine Seite; wir haben uns ja noch gar nicht geſprochen, und ich habe Vieles mit Ihnen zu reden. Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen, der, wie ich hoffe, Ihnen gefallen ſoll, und den Ihre Frau, wie ich bereits merkte, nicht übel finden wird. Ich rühre von den Erfriſchungen hier, womit Katharine uns ſo reichlich bewirthet, nichts an, bevor ich über dieſen Vorſchlag mit Ihnen in's Reine gekommen bin."

Der Lehrer ſetzte ſich, und die Frau von Grünthal ſprach nun weiter: „Mein Mann war ſchon lange her darauf bedacht, der Schule zu Grünthal eine beſſere Einrichtung zu geben. Allein er wollte dem guten, alten Lehrer nicht wehe thun. Dieſer fühlt aber ſeine Altersſchwäche nunmehr ſelbſt, und wünſcht in Ruhe geſetzt zu werden. Er kam bereits um ein Gnadengehalt ein, und mein Mann iſt geſonnen, dem guten Greiſe Alles, was er an baarem Gelde, Getreide und Holz von dem herrſchaftlichen Rentamte bezog, zu laſſen; den neuen Schullehrer aber doch ſo zu ſtellen, daß er zufrieden und ſorgenfrei leben kann. Es war nun die größte Angelegenheit meines Mannes, einen ſolchen Lehrer ausfindig zu machen, der Kenntniſſe und guten Willen genug hätte, die Schule von Grünthal in einen beſſern Stand zu bringen. Denn mein Mann iſt überzeugt, daß er ſeinen Unterthanen nicht leicht eine größere Wohlthat erweiſen könne. Der faſt lächerliche Irrthum mit der Hopfenrebe machte uns zu erſt auf Sie aufmerkſam, Herr Lehrer. Der Brief, den Katharine an meine Tochter Henriette ſchrieb, gefiel uns allen ungemein wohl. Zu gleicher Zeit kam ein Schreiben von dem Herrn Doktor, den Katharine damals zu ihrer kranken Mutter gerufen hatte. Er verſicherte, Ihre Tochter Katharine habe den Brief ſelbſt geſchrieben, und machte von Ihrer ganzen Familie eine ſehr empfehlende Schilderung. Mein Mann ſprach: „Der Lehrer, der ſeine Kinder ſolche Briefe ſchreiben lehrt, und dabei ſo grundehrlich iſt, muß ein vortrefflicher Lehrer und ein ſehr guter Menſch ſeyn.“ Mein Mann ſchrieb ſogleich an den Doktor, und bat ihn um nähere Nachrichten. Dieß war die Urſache, warum der Doktor zur Schulprüfung gekommen. Er war davon entzückt, und machte eine ausführliche Beſchreibung davon, die meinen Mann ganz begeiſterte. Der Doktor berichtete auch, daß Sie, lieber Herr Lehrer, ſich nicht nur um die Schule, ſondern in gar vieler Hinſicht um das ganze Dorf ſehr verdient gemacht haben. Ich habe das Dorf Steinach vor etwa zwanzig Jahren geſehen; allein ich hätte es jetzt nicht mehr gekannt. Vorhin lag es faſt kahl und öde zwiſchen ſeinen Felſen und waldigen Bergen da. Jetzt ragen nur mehr der Kirchthurm und die Dächer der Häuſer aus einem Wäldchen von Fruchtbäumen hervor. Es ſind mehrere Hopfengärten angelegt. Die Hausgärten ſind alle wohl mit Gemüſe bebaut, und in jedem befindet ſich ein Bienenſtand. Die Bewohner des Dorfes, die vorhin etwas unthätig und ſaumſelig waren, ſind nun von Ihrem Beiſpiele, Herr Lehrer, angefeuert, ſo fleißig, wie die Bienen. Auch du, liebſte Freundin, ſprach ſie zur Lehrerin, haſt hier ſehr viel Gutes geſtiftet. Da der Ackerbau in dieſem engen Thale die Leute nicht hinreichend beſchäftigt; ſo führteſt du das Spitzenklöppeln und Muſelinſticken ein, womit die Leute jetzt Vieles verdienen. So arm Ihr Beide, du und der Herr Lehrer ſind, ſo habet Ihr doch ſehr viel gethan, das Dorf zu bereichern. Ohne das der Name „Induſtrieſchule“ jemals in dem Dorfe genannt wurde, hatte es eine der vorzüglichſten Schulen dieſer Art — für die Baumzucht, den Gartenbau, die Bienenzucht und mancherlei nützliche Arbeiten, die durch eure Betriebſamkeit ſehr in Flor gekommen. — — Auf die günſtigen Berichte des Doktors, die ich jetzt alle beſtätiget finde, war der Entſchluß meines Mannes ſogleich gefaßt. Es hatten ſich zwar Viele um den Schuldienſt zu Grünthal gemeldet. Allein mein Mann ſagte: „Hermann und kein anderer ſoll Schullehrer in Grünthal werden, wenn er anders Luſt dazu hat.“ Da ich nun eben nach Grünthal reiſe, und die Straße ſo nahe an Ihrem Dörflein vorbeiführt, ſo wollte ich mir die Freude machen, Ihnen dieſe Nachricht ſelbſt zu überbringen. Denn ich zweifle nicht, dieſer Schuldienſt werde Ihnen angenehm und ganz angemeſſen ſeyn. Grünthal iſt ein ſehr freundlicher Ort. Das Schulhaus iſt neu gebaut, ſehr bequem und geräumig, und der Garten daran iſt groß und ſchön. An Gehalt bekommen Sie dreimal ſo viel, als Sie hier haben. Ich denke, Sie werden den Dienſt nicht ausſchlagen. So iſt dann für Ihre lieben Kinderchen geſorgt, und alle Kinder in ganz Grünthal werden ſich freuen, einen ſo guten Lehrer zu bekommen. Mir aber wird dann die große Freude, meine geliebte Jugendfreundin Thereſe wieder in meiner Nähe zu haben; und auch meine Tochter Henriette wird an Katharina eine ſo liebenswürdige Geſpielin finden, wie es ihre Mutter Thereſe mir in meiner Jugend war. Nun erklären Sie ſich, lieber Herr Lehrer, was iſt Ihre Geſinnung?“

Der gute Lehrer war über dieſes Anerbieten ſo erfreut, als überraſcht; die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen, und er konnte in den erſten Augenblicken keine Worte finden, ſeine Freude auszudrücken. „Welch ein Glück,“ rief er endlich, „welche wunderbare Hülfe vom Himmel, eben da wir ſie am nöthigſten hatten! Ja, verehrungswürdige gnädige Frau, ich nehme Ihr Anerbieten mit Freude und dem innigſten Danke an. Ich werde mich beſtreben, alle meine Pflichten auf das gewiſſenhafteſte zu erfüllen, und Ihnen und dem gnädigen Herrn meinen Dank mehr durch die That, als durch Worte zu bezeigen.“

Die Schullehrerin brach in ſo reichliche Freudenthränen aus, daß ſie ſchluchzte. Die kleine Lotte, die neben ihr ſtand, ſagte: „Warum weinſt du denn, liebe Mutter? Die gnädige Frau iſt ja recht freundlich! Sie zankt ja nicht mit Dir! Weine nicht, ſonſt muß ich auch weinen!“

Die Mutter aber ſagte zu der Frau von Grünthal: „O wie ſelig bin ich, daß ich Sie beſte, gnädige Frau, wieder gefunden habe, und daß Sie noch immer ſo gütig, ſo liebreich, ſo leutſelig, ſo anſpruchslos und beſcheiden ſind, als Sie es ſchon damals in Lindenberg waren. Wie freue ich mich, daß ich nun in Ihrer Nähe leben werde! Wie gütig hat der liebe Gott für mich und meine Kinder geſorgt. Wie weiß Er Alles am Ende recht zu machen!«

Frau von Grünthal ſagte: „Es iſt eine augenſcheinliche Fügung Gottes, daß wir einander wieder fanden, und daß der Schuldienſt zu Grünthal deinem Manne zugedacht war, ehe ich wußte, er ſey dein Mann. — Ach, ich habe mich beſtändig darnach geſehnt, dich in meinem Leben nur noch einmal zu ſehen! Ich wünſchte von ganzer Seele, jetzt, da mich Gott mit zeitlichen Gütern geſegnet hat, doch auch etwas für dich thun zu können, und dir, der Retterin meines Lebens, meinen Dank zu bezeigen. Wie erfreut, wie erſtaunt war ich daher, als ich unter dieſes dein Strohdach kam, und erſt Katharinen, dein treues Ebenbild, und dann dich ſelbſt erblickte! Gewiß, meine Freude iſt ſo groß, als die deinige. Nicht nur du, liebe Thereſe, und dein Mann und deine Kinder haben Urſache, Gott zu danken; auch ich, mein Mann und meine Kinder, ja ganz Grünthal müſſen dieſe Fügung als eine göttliche Wohlthat erkennen, und werden Gott nach vielen Jahren noch dafür zu danken haben. Der Irrthum mit der Hopfenrebe war in der That ein glücklicher Irrthum!«

„Nun,“ rief Henriette, die immer fröhlich und heiter war, das freut mich, daß ich mit jenem Hopfenhandel ſo viel Gutes ſtiftete! Ich wurde damals viel darüber getadelt; nun muß ich, da es ſonſt Niemand thut, mich ſchon ſelbſt ein wenig loben! Wenn ich jenes Hopfengewinde nicht ſo theuer bezahlt hätte, ſo wären alle die glücklichen Folgen unterblieben, die aus jenem Handel entſtanden ſind. Mama hätte Ihre Freundin nicht gefunden, und wir bekämen keinen ſo trefflichen Schullehrer nach Grünthal.“

Allein Frau von Grünthal ſagte: „Dieſe glücklichen Folgen kommen gar nicht auf deine Rechnung, meine liebe Henriette, und du darfſt dich des erfreulichen Ausgangs dieſer Geſchichte nicht rühmen. Dein Irrthum bleibt Irrthum, und deine unbeſonnene Handlung unbeſonnen. Allein, nichts verherrlichet die Vorſehung Gottes ſo ſehr, als daß ſie auch unſere Unbeſonnenheiten zum Beſten zu leiten weiß, ja, daß nicht ſelten unſere unüberlegten Handlungen zu unſerm Glücke ausſchlagen, während unſere wohlbedachten Unternehmungen oft zu nichts werden, oder manchmal uns gar zum Schaden gereichen. So zeigt Gott, daß Er die menſchlichen Begebenheiten lenke; ſo erkennen wir, daß wir bei Allem, was wir thun und vorhaben, unſer erſtes Vertrauen auf Ihn ſetzen, und alle Ehre Ihm allein geben ſollen. — Damit aber will ich ganz und gar nicht dich, meine noch immer etwas leichtſinnige Henriette, in deinem leichtſinnigen, unbeſonnenen Weſen beſtärken. Leichtſinn und Unbeſonnenheit bringen ihrer Natur nach immer traurige Folgen, und wenn Gott freudige Begebenheiten daraus entſtehen läßt, ſo iſt es lediglich Seine Gnade und Erbarmung. Wir wollen daher immer bedachtſam und mit Ueberlegung handeln, und dann den Erfolg Gott anheim ſtellen. Wir müſſen es machen, wie der Landmann, der ſeinen Acker mit aller Mühe und Sorgfalt anbaut, und den Segen dazu von Oben erwartet.“

Frau von Grünthal ſagte nun dem Schullehrer noch, daß er ſo bald möglich nach Grünthal ziehen, und ihr den Tag, an dem er von Steinach abreiſen werde, berichten ſolle; ſie werde dann ihn mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern, und ſämmtlichen Geräthſchaften abholen laſſen. Sie verſicherte ihn noch einmal, er werde mit ſeiner Frau in Grünthal gewiß vergnügt leben. „Ganz gewiß,“ ſagte ſie, „werden Sie wegen des Guten, das Sie ſicher dort ſtiften werden, allgemein geſchätzt und geliebt ſeyn, und dort auch Gelegenheit finden, Ihre Kinder gut zu verſorgen.“ Was ſie jetzt vorausſagte, ward in der Folge auch Alles genau erfüllt.

Frau von Grünthal nahm nun von Thereſe ſehr zärtlich Abſchied auf ein baldiges, frohes Wiederſehen, wünſchte mit der ihr eigenen Freundlichkeit dem Lehrer und den Kindern indeſſen wohl zu leben, und ging mit Henriette, von der ganzen hoch beglückten Familie des Schullehrers begleitet, zu ihrem prächtigen Reiſewagen, der zum Erſtaunen aller Einwohner des Dorfes nicht weit von der Hausthüre des armen Schullehrers hielt.

Bevor Henriette in den Wagen ſtieg, ſagte ſie zu Katharine: „Noch Eines hätte ich bald vergeſſen! Ich war ſo unartig, dir bei der größten Sonnenhitze deinen Hut vom Kopfe zu nehmen; überdies war dir der Hut, als ein Geſchenk deiner geliebten Mutter, doppelt lieb und werth. Ich bringe dir ihn aber hiemit wieder zurück.“ Sie nahm den mit Hopfen umſchlungenen Hut aus einer Schachtel, und überreichte ihn Katharinen.

„Iſt's möglich!“ rief die überraſchte Katharine; „ſind denn die ſchönen Hopfenblüthen, und die hübſchen grünen Blätter in dieſer langen Zeit nicht verdorrt? Wahrhaftig, ſie ſind ganz die nämlichen, und noch eben ſo friſch und grün, wie damals, als ich ſie um den Hut wand!“

Henriette klatſchte in die Hände, lachte und rief: „Nun haben wir einander nichts mehr vorzuwerfen! Ich ſah jene natürliche Hopfenrebe für eine künſtliche an, und du ſiehſt nun eben ſo dieſe künſtliche für eine natürliche an. — Ich ließ, ſo bald ich damals in der Stadt ankam, jenen Hopfenzweig, den ich dir eben nicht am wohlfeilſten abgekauft hatte, der aber indeſſen längſt verdorrt iſt, von einer Blumenmacherin genau nachbilden, und mit dieſer künſtlichen Nachbildung mache ich dir nun ein Geſchenk. Bewahre dieſes Hopfenreis ſo auf, als wäre es eben daſſelbe, mit dem einſt deine Hand dieſen Hut umſchlang, das aber in der Hand Gottes ein Mittel wurde, mehrere erfreuliche Begebenheiten in Eine zu verſchlingen, und uns Allen große Freude zu bereiten.“

„Das gnädige Fräulein hat ganz Recht,“ ſagte der Schullehrer; „bewahre dieſes Hopfengewinde ſorgfältig auf, liebe Katharine, zur Erinnerung an Gottes Güte und Barmherzigkeit. Er hat durch jenes Hopfenzweiglein, das wir hier ſo kunſtreich nachgemacht ſehen, große Dinge an uns gethan! Denn Er hat in ſeiner unermeßlichen Haushaltung unzählige Mittel, deren Er ſich zur Belehrung, Beſſerung und Beglückung ſeiner Menſchen bedient — es ſey nun eine Kürbißſtaude bei Ninive, oder der unfruchtbare Feigenbaum am Wege nach Jeruſalem, oder jene blühende Hopfenrebe von unſerm Gartenzaune!“

* * *

Das Rothkehlchen.

Martin Frank war ein tapferer Kriegsmann, der viele Jahre gedient, mehrere Feldzüge mitgemacht, und für ſein Vaterland rühmlich gekämpft hatte. Als er aus dem Felde zurück kam, waren ſeine dürftigen Eltern bereits geſtorben. Sie hatten ihm nichts hinterlaſſen, als ein baufälliges Wohnhäuschen und einen kleinen Baumgarten dabei. Der brave Mann befand ſich nun in einer ſehr traurigen Lage. Seine Wunden hatten ihn zu ſchwerern Arbeiten untauglich gemacht. Er war ſehr bekümmert und ſann Tag und Nacht ernſtlich nach, wie er ſich ehrlich ernähren wolle. Da bemerkte er eines Tages in dem nahen Walde, daß die vielen Stöcke und Wurzeln der abgehauenen Masholder-Bäume ſehr ſchönes Maſerholz lieferten, aber wenig geachtet wurden und unbenützt im Walde verfaulten. Er verſuchte ſogleich, aus dieſem Holze Tabacksdoſen und Pfeifenköpfe zu verfertigen, und brachte es zu einer ungemeinen Geſchicklichkeit; beſonders fanden die Pfeifenköpfe, die aus dem ſchönſten

Maſer zierlich geſchnitzt und glänzend polirt waren, großen Beifall und reißenden Abgang. Mancher vornehme Herr zog einen ſolchen ſchön mit Silber beſchlagenen Pfeifenkopf ſogar einem von Meerſchaume vor.

Der fleißige Mann arbeitete die ganze Woche hindurch unermüdet in ſeiner Werkſtätte, oder holte ſich Maſerholz aus dem Walde, und war dabei nicht viel beſſer gekleidet, als ein Tagwerker. Allein des Sonntags erſchien er in ſeiner grünen Uniform mit rothen Aufſchlägen, und mit ſeiner ſilbernen Ehrenmünze an der Bruſt, ging Morgens, indem er ſich, wegen ſeines etwas gelähmten Fußes, auf ſeinen Korporalſtock ſtützte, in gemeſſenem Schritte zur Kirche, und Abends auf eine oder längſtens zwei Stunden in den Gaſthof. Er hatte noch immer in Gang und Geberde etwas Kriegeriſches, und trug auch ſeinen Schnurrbart noch. Wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, Erfahrung und Ordnungsliebe wurde er allgemein geachtet. Er gelangte durch ſeinen Fleiß und ſeine kluge Sparſamkeit zu einem nicht unbedeutenden Vermögen. Denn er war keiner von denjenigen, die ſogleich großen Aufwand machen, wann ſie gute Geſchäfte gemacht haben, und da meinen, es werde immer ſo gehen. Unter Anderm ließ er ſein altes, hölzernes Haus, das ein wohlhabender Mann hätte niederreißen und neu bauen laſſen, bloß ausbeſſern; wußte es aber ſo gut herzuſtellen, daß er ſehr gut und bequem darin wohnte, und daß es ſich mit der braunen Holzfarbe, den erneuten, runden Fenſterſcheiben und dem glänzenden Fenſterblei, zwiſchen den hohen Birnbäumen und weitausgebreiteten Apfelbäumen des Gartens ſehr gut ausnahm. Er verheirathete ſich, erzog ſeine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, ſehr gut, und verſorgte ſie auch ſehr gut. „Wer es nicht an Fleiß fehlen läßt, dem fehlt es nie an dem nöthigen Auskommen,“ ſagte er öfter. „Auch die kleinſte Kunſt nährt ihren Mann. Thu' das Deine getreu und vertrau' auf Gott, ſo wird Gott auch das Seine thun, und es dir nie an Seiner ſo nöthigen Hülfe fehlen laſſen.“

Nachdem der ehrliche Martin Frank bereits ein ziemliches Alter erreicht hatte und ſeine gute, treue Hausfrau geſtorben war, verſah der wackere Kriegsmann ſeine kleine Haushaltung ſelbſt, und zwar wie bisher ohne Magd. Indeß nahm er ſeinen Enkel, einen muntern, blühenden Knaben zu ſich, dem man, den Großvater zu ehren, in der Taufe auch den Namen Martin gegeben hatte. Der kleine Martin hing bald mit Leib und Seele an dem Großvater, und that ihm Alles zu gefallen, was er ihm nur an den Augen anſehen konnte. Der Großvater bediente ſich ſeiner als Gehülfen bei ſeinen Holzarbeiten, und erzählte ihm während der Arbeit, theils luſtige, theils ſchauerliche Geſchichten aus ſeinen Feldzügen, denen er aber immer eine oder die andere gute Lehre beizufügen wußte.

Der Großvater brachte manchmal ganze Tage in dem Walde zu, um Wurzeln und Stöcke des Masholders auszuheben, und nach Hauſe zu bringen. Er nahm ſeinen lieben Enkel allemal mit ſich. Dies waren die fröhlichſten Tage des Knaben. Es gefiel ihm nirgends ſo wohl, als in dem Walde. Der Großvater nannte ihm alle Bäume des Waldes, und lehrte ihn die Eigenſchaften und den Nutzen der verſchiedenen Holzarten kennen. „Wir können dem lieben Gott nicht genug danken, ſagte er unter Anderm, daß Er die herrlichen Bäume da um uns her wachſen läßt. Wenn es keine Bäume gäbe, ſo wäre es für uns gefehlt. Die Tannen und Fichten dort am Berge liefern uns Balken, Bretter und Latten; unſer ganzes Haus beſteht ja aus Tannenholz, ja auch Tiſche und Bänke, Kaſten und Bettladen ſind daraus gemacht. Das Tannenholz iſt übrigens etwas weich; andere Bäume aber, wie dort die Eichen und Buchen, haben ſehr feſtes, hartes Holz. Wenn unſer Schiebkarren hier nicht von ſolchem harten Holze wäre, ſo würde er nicht ſo lange dauern. Ohne hartes Holz hätten wir nicht einmal einen dauerhaften Stiel zu unſrer Axt. — Sehr ſchön iſt es, daß jede Holzart ihre eigenthümliche Farbe hat, ſchön röthlich, bräunlich oder gelblich iſt, und deshalb zu allerlei zierlichem Hausgeräthe dient. Das Holz der Masholderſtöcke aber iſt gar marmorirt; es iſt ſo fein, daß man die Holzzaſern gar nicht ſieht, weshalb wir auch ſo feine Arbeiten daraus verfertigen können. — Man kann die Früchte der Waldbäume zwar nicht eſſen; dieſe Bäume ernähren aber dennoch viele tauſend arbeitſame Menſchen, die mit Holzarbeiten ihr Brod verdienen. Auch uns gewährt der Masholderbaum unſern Lebensunterhalt. So hat Gott Alles weislich eingerichtet. Wir wollen Seine Weisheit und Güte in Allem erkennen und ſtets ein dankbares Herz gegen Ihn haben!“

Eine ganz ausnehmende Freude hatte der kleine Martin an den Vögeln im Walde, und ihrem lieblichen Geſange. „Großvater,“ ſagte er, „wollen wir nicht einige fangen und mit nach Hauſe nehmen?“ „Nein,“ ſagte der Großvater, „das iſt nichts.“ „Je, warum denn nicht,“ fragte der Knabe; „ſie ſingen gar zu ſchön! Zu Hauſe könnten wir ſie immer ſingen hören.“ „Du hörſt ſie ſchon hier im Walde ſingen,“ ſprach der Großvater; „da klingt es viel ſchöner. Die armen Vögelein, die man ſo grauſam einſperrt, leben ſelten lange, ja ſie kommen durch Nachläßigkeit der Menſchen gar oft elender Weiſe um.“

Einmal aber an einem ſchönen Herbſttage ſaß der Großvater mit ſeinem Enkel an einem ſonnigen Plätzchen des Waldes bei dem kleinen Mittagsmahle, das der Knabe, wie gewöhnlich, in einem Korbe mitgenommen hatte. Da kam ein Rothkehlchen, oder wie man in jener Gegend ſagt, ein Rothbrüſtlein herbei, und pickte die Broſämlein auf. Der Kleine war darüber ganz entzückt. „Was dies für ein wunderſchönes Vögelein iſt!“ ſagte er zu dem Großvater, redete aber ganz leiſe, um es nicht zu verſcheuchen. „Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, ein ſolches Vögelein den Winter über in unſerer Stube zu haben.“ „Nun,“ ſagte der Großvater, „das mag wohl geſchehen. Ein Rothkehlchen iſt gar ein zutrauliches Vögelein, und iſt gern um die Menſchen. Es bringt den Winter vielleicht lieber unter Dach, als im Freien zu.“ Der Großvater lehrte dem Knaben die Anrichtung machen um ein ſolches Vögelein zu fangen.

Der kleine Martin lief die Woche hindurch alle Tage in den Wald, um nachzuſehen, ob noch kein Rothkehlchen eingegangen ſey. Immer kam er aber leer zurück, und hatte die Hoffnung, eines zu fangen, bereits aufgegeben. Endlich kam er einmal voll Freuden nach Hauſe gelaufen. „Großvater,“ rief er, „jetzt habe ich endlich einmal Eines! O ſieh nur, welche ſchöne, ſchwarze Aeuglein es hat, und wie unvergleichlich ſchön gelbroth das

Kehlchen iſt! Jetzt reut mich alle meine Mühe und Arbeit nicht.“ Er ließ das Vögelein in der Stube fliegen, und ſeine Freude ward noch größer, als es gar nicht ſcheu that, die Fliegen in der Stube wegſchnappte, aus dem grünen, irdenen Tröglein die geriebenen gelben Rüben mit Semmelmehl fraß, und ſich in dem kleinen Waſſergeſchirre badete. Martin holte ein friſches, grünes Tannenbäumchen aus dem Walde, und ſtellte es in die Ecke der Stube. Das Vögelchen flog ſogleich darauf zu. „Aha,“ ſagte Martin, „es weiß ſchon, wo es hingehört. Wie munter es von Zweig zu Zweig hüpft! Wie ſchlau es zwiſchen den Aeſten hervorblickt, und wie ſich das ziegelrothe Kehlchen in dem dunkeln Grün ſo lieblich ausnimmt!“ Das Rothkehlchen gewöhnte ſich bald ganz an ihn, pickte ihm die vorgehaltenen Fliegen zwiſchen den Fingern hinweg; ja es ſetzte ſich auf den Rand ſeines Tellers, aß mit ihm, und ließ ſich ſogar die Erdäpfel ſehr gut ſchmecken. Es kam einige Male durch das offene Fenſter in den Garten am Hauſe, ſchlüpfte in der Hecke pipend umher, kam aber allemal von ſelbſt wieder herein. Das Vögelein machte dem Knaben tauſend Freuden — und als es erſt anfing zu ſingen, da lauſchte Martin mit zurückgehaltenem Athem ſo entzückt auf das leiſe, liebliche Gezwitſcher, daß wohl nie ein Fürſt dem größten Flötenſpieler mit mehr Vergnügen zugehört hat.

Nun rückte der Namenstag des Großvaters wieder heran. Der Großvater ſah Abends an einem Sonntage in den Kalender, und ſagte: „Lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht! Künftigen Dienſtag iſt ſchon das Feſt des heiligen Martins. Ach vor einem Jahre war es anders, als jetzt! Da lebte meine ſelige Eliſabeth noch, und wir aßen die Martinsgans, die ſie eigens auf meinen Namenstag gemäſtet hatte, mit einander. Aber heuer — wirds ein trauriges Namensfeſt geben. Es iſt doch nichts, wenn keine Hausfrau die Haushaltung beſorgt. Nicht einmal den alten löblichen Gebrauch, in der Martinsnacht eine gebratene Gans zu eſſen, können wir mehr beobachten; ich habe darauf vergeſſen, und nun iſt es wohl zu ſpät dazu!“ Er zog, etwas mißmuthig, ſeine grüne Uniform an, und ging zu dem goldenen Adler, wo er den Bauern am Sonntage Abends gewöhnlich die Zeitung vorlas, und ihnen die Kriegsnachrichten erklärte.

Der Großvater war kaum zur Thüre hinaus, ſo kam der kleine Adolph des Herrn von Waldberg, der im Schloſſe droben auf dem Berge wohnte, zur Thüre herein, um nach dem Muſter, das er mitbrachte, ein Paar Pfeifenköpfe zu beſtellen. Der kleine Martin ſpielte eben mit ſeinem Rothkehlchen, das ihm auf den Finger geflogen war, und ihm einige zerdrückte Hanfkörnlein aus der Hand pickte. „Was willſt du für das Vögelein?“ ſagte Adolph. „Es iſt ſehr zahm; ich will es dir abkaufen.“ „Es iſt mir nicht feil,“ ſagte Martin, indem er dem Vögelein mit dem Finger der andern Hand die Federlein zurecht ſtrich; „ich gebe es um keinen Preis.“ Der reiche junge Herr bot nach und nach bis auf einen Gulden. Da fiel es dem kleinen Martin ein, für einen Gulden könne er ja wohl gar eine Gans kaufen, und dem Großvater eine unvermuthete Freude machen. Er überließ alſo das Vögelein dem jungen Herrn, indem er es ihm auf das nachdrücklichſte anempfahl, und ihn auf das dringendſte bat, das gute, trauliche Thierchen ja doch recht gut zu halten. „Haben Sie doch recht Acht,“ rief er ihm noch nach, „daß die Katze im Schloſſe es nicht erwiſcht; und beſchneiden Sie deßhalb dem Vögelein die Flügel nicht.“

Martin lief nun ſogleich von Haus zu Haus, eine feile Gans ausfindig zu machen. Eine Bäuerin hatte noch eine übrige gemäſtete Gans, ſagte aber, ſie könne ſie nicht unter einem Thaler geben. Martin ſagte betrübt, daß er nicht mehr als einen Gulden habe, und erzählte, wie er ſein Vögelein verkauft, um dem Großvater eine Freude zu machen. Das gefiel der Bäuerin. „Nun wohl,“ ſagte ſie „wegen deiner Liebe zu deinem Großvater will ich dir die Gans für einen Gulden laſſen. „Martin dankte erfreut, und ſagte, morgen Abends wolle er die Gans abholen.

Am Vorabende des lang erſehnten Feſtes trat nun der kleine Martin mit der wohlgenährten Gans unter dem Arme feierlich in die Stube, ſagte den Glückwunſch auf, den auf Martins flehentliches Bitten der Herr Schulmeiſter in zierlichen Reimen verfaßt hatte, den aber die Gans, zum großen Verdruſſe des Kleinen, mit ihrem Geſchnatter mehrmals unterbrach. Am Ende des Spruches überreichte Martin dem Großvater, ſich tief verneigend, die Gans als ein Geſchenk zum Namenstage.

Der alte Mann, der ſtreng auf Ehrlichkeit hielt, wollte ſich Anfangs nicht recht freuen. Er ſchöpfte Verdacht, und nahm den Knaben in ſcharfes Verhör. „Wo haſt du die Gans oder das Geld dazu her?“ fragte er ihn mit großem Ernſt, ſtand aus dem Lehnſtuhle auf, und erhob drohend ſeinen Stock von Haſelſtauden. Er wußte den Korporalſtock noch ſehr gut zu ſchwingen, obwohl er bei ſeinem gutherzigen, folgſamen Enkel nie nöthig hatte, Gebrauch davon zu machen. Martin ſchwieg. „Wo haſt du ſie her?“ rief der Alte noch einmal mit ſeiner nachdrücklichen, tiefen Baßſtimme; „das ſag mir!“ Martin erzählte die Geſchichte von dem Verkaufe ſeines geliebten Rothkehlchens. Der Großvater ward ſehr gerührt, und wiſchte eine Thräne vom Schnurrbarte, die während der Erzählung darauf herabgetröpfelt war. „Bravo!“ rief er, „du haſt dich wohl gehalten. Das freut mich, daß du auf deinen Großvater ſo viel hältſt. Jetzt wird die Martinsnacht doch noch ein Freudenfeſt für mich — ein wahres Feſt für mein Herz. Doch gehe jetzt, und ſperre die Gans einſtweilen in den leeren Gänſeſtall.“

Als der Knabe hinaus war, ſprach der Großvater: „Der Junge hat ein Herz, das lauter Gold iſt. Was er da gethan hat, iſt eine wahre Martinsthat. Der heilige Martin gab dem Bettler den halben Mantel; der Knabe da gab aber ſeine ganze Freude dahin, um ſeinem Großvater Freude zu machen. Mein heiliger Namenspatron wirds mir ja doch nicht übel nehmen, wenn mirs ſo vorkommt, der Kleine habe faſt noch mehr gethan, als der heilige Martin, der, ſo viel ich weiß, auch Soldat geweſen. Aus dem Knaben kann noch Etwas werden.“

Der Großvater, der im Felde öfters gekocht hatte, und dieſe Kunſt noch immer ausübte, bereitete die ſeltene Speiſe ſelbſt zu, und legte davon ſeinem Enkel bei der Mahlzeit immer das Beſte vor. Während ſie noch am Tiſche ſaßen, kam ganz unerwartet ein Bedienter aus dem Schloſſe mit einer Flaſche Wein herein, und ſagte, der gnädige Herr und die gnädige Frau hätten von dem jungen Baron Adolph vernommen, wie der kleine Martin ſein niedliches Rothkehlchen verkauft habe, um auf das Namensfeſt des Großvaters einen Braten anzuſchaffen, und da wolle die gnädige Herrſchaft nun auch dem Herrn Korporal ein Glas Wein dazu ſenden, und laſſe ihm zu dem heutigen Feſte Glück wünſchen. Der alte Mann fühlte ſich durch dieſe Gnade ſehr geehrt, und auch der kleine Martin freute ſich, daß ſein Rothkehlchen dem Großvater außer dem Braten noch zu einem guten Trunk verholfen habe.

Martin vermißte aber das trauliche Vögelein doch ſehr hart; er mochte das Tannenbäumlein, das noch einſam und verlaſſen in der Stubenecke ſtand, kaum anſehen. Eines Abends ſaßen Großvater und Enkel an dem wärmenden Ofen. Wegen des wolkigen Himmels war es in der Stube früher dunkel geworden, und ſie hatten deßhalb etwas früher Feierabend gemacht. Es war ein ſehr ſchauerlicher Novemberabend; es ſchneite und regnete draußen durch einander, und der Sturmwind ſauste und brauste, als wollte er das kleine Haus mit ſich fortführen. Da rief der kleine Martin mit einmal: „Je, da iſt ein Vögelein am Fenſter, und pickt an die Scheiben, als wollte es herein gelaſſen werden!“ Er öffnete das Fenſter — das Vögelein flog herein — und wer beſchreibt die Freude des Knaben, als er in dem Vögelein ſein geliebtes Rothkehlchen erblickte! Er hatte ihm ein rothes Seidenfädchen um das Füßchen gewickelt; daran würde er es erkannt haben, wenn er es auch ſonſt nicht erkannt hätte. „O du liebes Thierchen!“ rief er, „ſo biſt du denn wieder da? So haſt du deinen Martin noch nicht vergeſſen? Wie haſt du denn unſre Wohnung wieder gefunden? Gefällts dir unter dem niedrigen Dache hier doch beſſer, als droben im prächtigen Schloſſe? Nun, nun, wir haben dahier im Winter auch eine warme Stube, um nicht zu frieren, eine warme Suppe, um uns ſatt zu eſſen, und — was über Alles geht — ein fröhliches Herz. Und wer ſollte auch mehr verlangen?“

Er ſtreckte die Hand aus, und das Vögelein flog ihm darauf. „Nicht wahr,“ ſagte er, „du möchteſt wieder da bleiben? Aber das verſtehſt du nicht beſſer. Ich darf dich nicht hier behalten; das wäre gerade wie geſtohlen! Ich muß — muß dich wieder heimgeben.“ „Ach!“ ſeufzte er, und drückte das Vögelein an die naſſe Wange; du glaubſt nicht, wie hart es mich ankommt, dich fort zu tragen; aber es muß doch ſeyn.“

„Bravo, Junge,“ ſprach der Großvater; „das iſt recht, das iſt deine Schuldigkeit. Drum trag das Vögelein nur gleich fort; ſonſt kommts dich immer ſchwerer an. Was nicht unſer iſt, ſoll nicht einmal unter unſerm Dache übernachten. Alſo mach', daß du fortkommſt, ehe es vollends Nacht wird.“ Martin nahm ſeine neue Pelzmütze, die ihm der Großvater zum Namenstage geſchenkt hatte, und lief im Schnee und Regen hinauf in das Schloß. Der kleine Adolph hatte eine große Freude, als er das Vögelein in der Hand des Knaben wieder erblickte. Die gnädige Frau aber, die mit ihrer Arbeit auf dem Kanapee ſaß, und zwei hellleuchtende Wachskerzen vor ſich auf dem Tiſche ſtehen hatte, ward von der Ehrlichkeit des armen Knaben innigſt gerührt. „Das iſt ja recht ſchön von dir, Kleiner,“ ſprach ſie, „daß du das Vögelein wieder zurück bringſt. Du hätteſt es leicht behalten können, ohne daß wir etwas davon gewußt hätten. Ja, wenn ich es auch in deiner Stube geſehen hätte, ſo hätte ich ſicher geglaubt, es wäre ein anderes Rothkehlchen. Daß ein ſo kleines Vögelein ſo viele Anhänglichkeit an die Menſchen habe, und daß es ſogar die Wohnung, wo es gaſtfreundlich bewirthet worden, wieder finden könne, hätte ich nicht geglaubt. Da ein ſo kleines Geſchöpf nicht ohne Gefühl, ſondern erkenntlich und dankbar iſt, wie viel mehr ſollten wir Menſchen es ſeyn!“

Martin machte, indem er das Vögelein dem kleinen Baron Adolph übergab, ein recht betrübtes Geſichtchen. Die gnädige Frau aber ſprach zu Adolph: „Lieber Adolph, du ſiehſt, das Rothkehlchen war die einzige Freude des armen Knaben. Er hat, wie du wohl weißt, es recht vom Herzen hinweg verkauft, ſeinen alten Großvater zu erfreuen. Du haſt das Vögelein aus Nachläßigkeit entkommen laſſen; es hatte ihn aber ſo lieb gewonnen, daß es von ſelbſt wieder zu ihm zurück kehrte. Er iſt ſo ehrlich und bringt es dir wieder, ſo lieb er es hat, und ſo gern er es behalten hätte. Wäre es nun wohl ſchön, ihm das Vögelein wieder abzunehmen?“

„Nein,“ ſagte Adolph, „das wäre nicht ſchön! Da, guter Martin, haſt du dein Rothkehlchen wieder; ich ſchenke es dir zur Belohnung deiner Ehrlichkeit!“ Martin wollte das Vögelein, das der junge Herr ſo theuer bezahlt hatte, nicht nehmen. Allein Adolph beſtand darauf. „Nimm, nimm,“ ſagte er; „und wenn du einmal wieder ein Rothkehlchen fängſt, ſo magſt du es mir dann bringen.“ Martin war hoch erfreut. „Wenn Sie mir Ihr ganzes Schloß geſchenkt hätten,“ ſagte er, „ſo hätten Sie mir keine größere Freude machen können.“ Die gnädige Frau aber, die über die Denkart ihres Sohnes noch mehr erfreut war, als

Martin über das Rothkehlchen, ging an ihre Kommode, nahm ein ſchönes, glänzendes Goldſtück heraus, gab es dem Martin, und ſagte: „Da mein Adolph dein edles Herz ſo zu ſchätzen weiß, und dir zur Belohnung deiner Redlichkeit das Vögelein ſchenkte; wie ſollte ſeine Mutter dich unbelohnt gehen laſſen! Nimm da dieſes Gold; denn deine Ehrlichkeit iſt mehr werth als Gold.“

Martin eilte voll Freude und in hohen Sprüngen den Schloßberg herab, und ſtürzte beinahe zur Stubenthüre hinein. „Da hab ich das Rothkehlchen ſchon wieder!“ rief er: „das iſt jetzt ſchon das dritte Mal, daß es unter unſer Dach kommt. Es iſt ein wahres Glücksvögelein. Sieh nur, Großvater, was es mir eintrug!“ Er zeigte dem Großvater das Geld und ſagte: „Nicht wahr, das iſt ein ſchönes Goldſtück? Das mußt aber du nehmen. Ich bin reich genug, da ich nun mein liebes Vögelein wieder habe.“

„Siehſt du,“ ſagte der Großvater, „daß es wahr iſt, was ich dir immer ſage. Auch die gnädige Frau ſchätzt die Ehrlichkeit höher als Gold. Alle gute Menſchen denken ſo. So dachte auch der gute König, dem zu dienen ich einmal die Ehre hatte, und der hier auf dem Golde abgebildet iſt. Da ſieh einmal ſein Bild! Es iſt zum

Univ. Bibl. München

Sprechen getroffen; und wenn es ſprechen könnte, ſo würde es ſagen, wie der alte Korporal Frank immer ſagt: „Burſche, werde ein ehrlicher Kerl.“ Für das Goldſtück will ich dich aber neu montiren laſſen. Der Rock iſt dann ein wahres Ehrenkleid für dich; du haſt ihn dir durch deine Ehrlichkeit erworben. Mache nur, daß du dein Leben lang nie einen andern Faden, als der ehrlich und redlich verdient iſt, am Leibe trägſt.“

Dem kleinen ehrlichen Martin aber brachte ſein Rothkehlchen noch mehr ein, als einen Dukaten. Er und ſein Großvater wurden durch dasſelbe mit der Herrſchaft im Schloſſe näher bekannt. Einmal an einem heitern Wintermorgen ging die Herrſchaft ſpaziren, und kam an Martins Wohnung vorbei. Der junge Herr ſagte: „Ich möchte doch einmal ſehen, ob das Rothkehlchen noch lebt!“ Man ging hinein. Herr von Waldberg, der den alten Korporal Frank nur vom Anſehen kannte, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, erkundigte ſich nach ſeinen Feldzügen, und fand an ihm großes Wohlgefallen. Er redete von nun an allemal mit ihm, wenn er auf der Jagd ihn im Walde traf; er kam wohl ſelbſt zu ihm in das Haus, um ſich einen Pfeifenkopf auszuſuchen, und ſah ihm bei ſeiner Arbeit unter mancherlei Geſprächen Stunden lang zu. Adolph kam zu Zeiten auch mit, unterhielt ſich mit Martin, und lud ihn manchmal ein, in das Schloß zu kommen.

Indeß ſpürte der Großvater nach und nach die Beſchwerden des Alters; er machte ſich daher eine Herzensangelegenheit daraus, vor ſeinem Tode ſeinen Enkel gut zu verſorgen. Er hatte bisher immer gedacht, Martin werde ſich einmal mit Verfertigung von Doſen und Pfeifenköpfen gut ernähren können. Allein mehrere fleißige Hausväter in dem Dorfe, die ſich im Sommer mit dem Feldbau beſchäftigten und im Winter nichts zu thun wußten, hatten ſich nach dem Beiſpiele des alten gewerbſamen Kriegers auch auf dieſen Nahrungszweig verlegt. Die Doſen und Pfeifenköpfe wurden nun, da ſie nicht mehr ſo ſelten waren, nicht mehr ſo gut bezahlt. Der Großvater ſann deßhalb darauf, ſeinen Enkel ein anderes Handwerk lernen zu laſſen, das zwar mehr Kräfte und Geſchicklichkeit erfordere, aber ſeinen Mann auch reichlicher nähre. Allein er hatte ſchon ſeinem Sohne und ſeiner Tochter ſo viel gegeben, daß ihm ſelbſt wenig übrig geblieben, und ſein Enkel Martin hatte ſo viele Geſchwiſter, daß deſſen Eltern genug zu thun hatten, alle zu erhalten. Der gute Greis ſah daher im Aufbringen des Lehrgeldes mit den Koſten nicht recht hinaus.

Da kam nun der junge Martin, der jetzt bereits vierzehn Jahre alt war, wieder einmal in das Schloß, dem Baron Adolph zu ſeinem Geburtstage Glück zu wünſchen. Adolph zeigte ihm einen ſehr ſchönen Schreibeſchrank von kunſtreich eingelegter Arbeit, den ſeine Eltern ihm zum Geburtstage geſchenkt hatten. „Der geſchickteſte Meiſter in der Stadt hat ihn gemacht,“ ſagte Adolph; „ſag' einmal, wie gefällt er dir?“ Martin betrachtete den Schrank mit großer Aufmerkſamkeit. „Das ſind herrliche Maſer!“ rief er; „ich habe noch keine ſchönere geſehen! Auch das übrige Holz iſt ſehr ſchön. Dieſes dunkelbraune da iſt von Nußbaum, dieſes rothbraune von Kirſchbaum, das gelbe da von Birnbaum, und das ſchöne weiße von Ahorn.“ Herr von Waldberg, der eben in das Zimmer trat, verwunderte ſich, daß Martin alle Holzarten zu nennen wußte, und fragte: „Wer hat ſie dich alle ſo gut kennen gelehrt?“ „Mein Großvater,“ ſagte Martin. „Ich habe mir von allen Arten Holz, die es in unſerm Walde und unſern Baumgärten gibt, eine Sammlung gemacht. Sie beſteht aus lauter kleinen Brettchen, die ungefähr ſo geformt ſind wie die kleinen hübſchen Bücher hier auf dem Schranke; und auch ſo in einer Reihe ſtehen. Sie gleichen auch ſonſt den Büchern; die Rinde, die ich daran ließ, ſtellt gleichſam den Rücken vor, und das übrige Holz, das ich ſchön polirte, den Deckel und den Schnitt.“

Herr von Waldberg dachte, den Geburtstag ſeines Sohnes nicht ſchöner feiern zu können, als durch eine edle Handlung. Er ſagte daher: »Nun, Martin! du verſtehſt dich ſehr gut auf das Holz. Wie ich weiß, biſt du auch im Verfertigen der Pfeifenköpfe ſchon ſehr geſchikt. Allein ein ſolcher Schrank iſt doch ein viel ſchöneres Stück Arbeit. Möchteſt du nicht dieſe Kunſt lernen und ein Schreiner werden?« »Warum nicht?« ſagte Martin; »nichts lieber. Aber mein Großvater vermag das Lehrgeld nicht zu bezahlen.« »Nun wohl,« ſagte der gnädige Herr, »für das Lehrgeld will ich ſorgen. Wenn es deinem Großvater recht iſt, ſo will ich dich dem Meiſter, der dieſen Schreibeſchrank machte, in die Lehre geben.« Martin ward über dieſes Anerbieten ſehr erfreut, und auch der Großvater ſah es für ein großes Glück, ja für eine Fügung Gottes an, und forderte ſeinen Enkel auf, Gott für dieſe große Wohlthat recht von Herzen zu danken.

Martin kam in die Lehre, wurde nach drei Jahren Geſell, reiſte dann in die Fremde, und kehrte als ein geſunder, unverdorbener, junger Mann, wohl gekleidet, von blühendem Ausſehen und ſeiner Kunſt wohl kundig, zur herzlichſten Freude ſeines alten Großvaters wieder zurück. Herr von Waldberg war mit der erſten Arbeit, die er bei ihm beſtellte, höchſt zufrieden, und ſagte: »Nun wohl, mein lieber Martin! Es war ſchon lange mein Wunſch, einen geſchickten Schreiner im Orte zu haben. Ich werde dich daher hinreichend unterſtützen, eine eigene Werkſtätte zu errichten.“ Das alte Haus wurde nunmehr neu gebaut. Herr von Waldberg gab ihm alles erforderliche Holz dazu unentgeltlich, und der junge Meiſter verfertigte alle Schreinerarbeit daran mit eigener Hand; auch fand er, da er eben ſo billig als geſchickt war, reichlichen Verdienſt, und verheirathete ſich in der Folge mit einer ſehr tugendhaften, ſittſamen und fleißigen Bürgerstochter.

Der Großvater, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, erlebte dieſe Freude noch, und wohnte bei ſeinem Sohne in dem neuen Hauſe, ſehr geehrt und zufrieden. Martin konnte auch ſeinen Eltern und Geſchwiſtern ſehr viel Gutes erweiſen. Als einmal Martin am Namensfeſte des Großvaters, Eltern, Geſchwiſter und die übrigen Verwandten auf eine Martinsgans eingeladen hatte, und alle ſehr vergnügt und fröhlich waren, ſagte der Großvater: „Es iſt wohl das letzte Mal, daß ich alle meine Lieben an Einem Tiſche ſo beiſammen ſehe! Mit Freuden erinnere ich mich noch jenes Abends, da Martin, noch als kleiner Knabe, aus Liebe zu mir jenes Rothkehlchen verkaufte, um mir auf den Martinstag einen fröhlichen Abend zu verſchaffen.

Unter Gottes Leitung war jenes Vögelein die erſte Veranlaſſung zu Martins Glück. Gott belohnte ſeine Liebe zu mir, ſeine Ehrlichkeit, ſeinen Fleiß, ſeine gute Aufführung, und ſetzte ihn in den Stand, mir einen fröhlichen Abend meines Lebens zu bereiten, und euch Alle reichlich zu unterſtützen. Nun will ich gerne ſterben, da Derjenige, der für die Vögel ſorgt, durch ein Rothkehlchen ſo liebreich für uns Alle geſorgt hat.“

◆

Kupfermünzen
und
Goldſtücke.

Eine Erzählung in Briefen.

Erſter Brief.

Margaretha, ein armes Landmädchen, ſchreibt an ihre Mutter.

Liebſte Mutter!

Ich bin recht glücklich dahier in der Stadt angekommen. Die Frau, bei der ich jetzt diene, war recht erfreut, daß ich ſo richtig auf den Tag eintraf, und grüßte mich auf das freundlichſte.

Sie erzählte mir, was ſie auf den Gedanken gebracht habe, mich in den Dienſt zu nehmen. Da Ihr dieſes nicht wißt, wie ich es bisher nicht gewußt habe, ſo muß ich es Euch doch auch erzählen.

Als die Frau im letzten Frühlinge mit ihren zwei Kindern unſern Herrn Pfarrer, ihren Bruder, beſuchte, hatte ſie gar Vieles mit ihm zu reden, und einige Schriften mit ihm zu durchgehen. Die Kinder, die das erſte Mal auf dem Lande waren, wollten lieber ein wenig im Freien herumſpringen, als zu Hauſe ſitzen. Da ließ der Herr Pfarrer mich rufen, um die Kinder in den Garten, in das nahe Wäldchen und weiter hin auf die Wieſe zu führen, und wohl auf ſie Acht zu haben. Ueber eine Weile kamen aber doch die Frau und der Herr Pfarrer nach. Sie gingen in das Wäldchen, und ſahen uns auf der Wieſe; wir aber konnten ſie nicht ſehen. Der Knabe bemerkte in dem klaren Bache einige Fiſchlein, und wollte mit Gewalt in das Waſſer waten, um ſie zu fangen. Um ihn abzuhalten, ſagte ich: „Kinder, kommt hieher, ich will euch noch etwas Schöneres zeigen.“ Ich führte ſie an ein Plätzchen, wo Alles voll Blumen ſtand. Die Kinder hatten große Freude daran. „Nicht wahr,“ ſagte ich, „der liebe Gott kann doch recht ſchöne Blumen machen!“ Die Kinder gaben mir Recht. „Nun,“ ſagte ich, „ſo habt den lieben Gott, der uns ſo ſchöne Sachen ſchenkt, auch recht lieb.“ Dieſes Geſpräch gefiel der Frau ungemein wohl. Der Herr Pfarrer lobte nun Euch, liebſte Mutter, gar ſehr, und ſagte, daß Ihr Eure Kinder recht gut erzogen, und daß wir Kinder, der Bruder und ich, in der Schule immer unter ſeine beſten Schüler und Schülerinnen gehörten. Als nun im Herbſte darauf das Kindermädchen, das vor mir im Dienſte der Frau geweſen, nach Hauſe mußte, weil ſeine Eltern es nunmehr ſelbſt nöthig hatten, ſo ſchrieb die Frau an ihren Bruder, unſern Herrn Pfarrer, ob ich wohl nicht Luſt hätte, zu ihr in den Dienſt zu treten. Der Herr Pfarrer ſchrieb, wie Ihr wißt, ſogleich zurück, daß wir Beide es als ein großes Glück anſehen, und daß ich mit dem nächſten fahrenden Boten eintreffen werde. So erzählte die Frau. „Und ſo," ſagte ſie dann zu mir, und nahm mich freundlich bei der Hand, „hat uns wie ich denke, der liebe Gott zuſammengeführt."

Sie ging hierauf mit mir in die Kinderſtube, die aber ein ſehr ſchönes, helles Zimmer mit grünbemalten Wänden iſt. Die Kinder kannten mich noch, und ſprangen ſogleich auf mich zu. Der kleine Fritz fragte: „Was macht des Onkels Pudel, der mit uns auf die Wieſe lief, und ſo ſchöne Künſte kann, und die Steine, die man in den Bach wirft, aus dem Waſſer heraus holt?" Das kleine Thereschen fragte, wiewohl es bereits ſpät im Herbſte iſt: „Haſt du mir von den ſchönen Blumen, die auf deiner Wieſe wachſen, keine mitgebracht?" Ich beantwortete die Fragen der Kinder und ſagte: „Anſtatt der Blumen habe ich von den Bäumen, die damals ſo ſchön geblüht haben, euch Aepfel mitgebracht." Ich theilte ſie ihnen aus, und die Kinder hatten daran große Freude, und jedes behauptete, ſeine Aepfel hätten die ſchönſten rothen Backen.

Die Mutter lächelte, und ſagte zu mir: „Sey gegen die zwei Kinder immer ſo liebreich und freundlich, und habe immer wohl auf ſie Acht.“ „Das werde ich mit Freuden thun,“ ſagte ich; „es ſind ja gar liebe, artige Kinder!“ „Nun wohl, thu' es,“ ſagte die Frau, „und ich werde dann auch dir eine liebreiche, freundliche Mutter ſeyn.“

Dieſe Worte der Frau waren mir ſehr tröſtlich und erfreulich. Allein ſo liebreich und freundlich, wie Ihr, liebſte Mutter, kann doch kein Menſch in der Welt gegen mich ſeyn. Ach, wenn ich Eurer Mutterzähren und Eurer mütterlichen Ermahnungen beim Abſchiede gedenke, ſo kommen mir jetzt noch die Zähren in die Augen. Ich werde es in meinem Leben nicht vergeſſen, wie Ihr mich hinaus begleitet habt an die Landſtraße, wo der Botenwagen vorbei kommt; wie Ihr eines meiner zwei Päcklein getragen; wie Ihr, wiewohl ich es nicht zugeben wollte, im Regen ſtehen bliebt, um zu warten, bis der Wagen komme; wie Ihr einen kleinen Kuchen, den Ihr eigens für mich gebacken, nebſt einigen Aepfeln in ein Taſchentuch gebunden, und mir mit auf den Weg gegeben; wie Ihr mich dem alten, ehrlichen Boten anempfohlen, und mir Eure Ermahnungen noch einmal kurz wiederholt habt. Ja, liebſte Mutter, ich werde Eure Worte nie vergeſſen; ſie ſind in mein Herz geſchrieben. Ich werde immer Gott lieben, gern beten, jede Sünde ſcheuen, böſe Menſchen fliehen, meiner Frau treu und redlich dienen, und die mir anvertrauten Kinder wohl verpflegen. Das verſpreche ich Euch und dem lieben Gott. Betet doch recht für mich, daß Gott mir ſeine allmächtige Gnade verleihe, mein Verſprechen zu halten. Ich bete auch ſtets für Euch, und werde immer ſeyn

Eure

liebende gehorſame Tochter
Margaretha Oſt.

Zweiter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebſte Mutter!

Da ſchreib' ich Euch ſchon wieder, obwohl ich erſt vor acht Tagen dem zurückkehrenden Boten einen Brief mitgegeben habe. Es iſt mir gar ſo erfreulich und tröſtlich an Euch zu ſchreiben. Denn es iſt mir da, als ſitze ich bei Euch in unſerm traulichen Stübchen und plaudere mit Euch. Die beiden Kinder, über die ich die Aufſicht habe, ſchlafen bereits ſanft und ſüß. Da habe ich ſchon noch Zeit zu einigen Zeilen an Euch.

Meine Frau, die man dahier Madam Maier nennt, iſt wirklich eine recht verſtändige, chriſtliche Frau. Alles, was ſie mir zu befehlen hat, ſagt ſie mit Freundlichkeit, und belehrt mich liebreich über Alles, was ich noch nicht weiß. Ich könnte mir keine beſſere Frau wünſchen. Auch die zwei lieblichen Kinder haben mich ſehr lieb gewonnen, und ſind ſo gern bei mir, als bei ihrer Mutter. Das freut mich von Herzen, und iſt auch ihr ſehr lieb. Denn die Frau muß, weil der Herr in ſeinen Geſchäften viele Reiſen zu machen hat, die meiſten Stunden des Tages in ihrem Kaufladen zubringen.

Dieſen Laden, liebe Mutter, ſolltet Ihr einmal ſehen! Die Frau handelt mit Muſſelin, und Ihr könnet gar nicht glauben, wie alle dieſe Waaren ſo blendend weiß, und alle Fädelein ſo fein und gleich ſind. In meinem Leben habe ich nichts ſo Schönes geſehen; ich konnte mich nicht genug wundern, daß man etwas ſo Schönes machen kann. Meine Frau ſagte: „Alle dieſe Fäden wurden von Maſchinen geſponnen.“ Ich ſagte in meiner Einfalt: „Von dieſen Leuten habe ich zwar noch nie gehört; ſie müſſen aber ſehr geſchickt ſeyn.“ Meine Frau lachte von Herzen, und erklärte mir die Sache. Sie zeigte mir hierauf geſtickte Halstücher und ganze Kleider. Die weißen Blumen und Verzierungen darauf ſind wunderſchön. „Dieſe“ ſagte meine Frau, „kann man nicht durch Maſchinen zu Stande bringen; ſie ſind von Menſchenhänden geſtickt. Viele tauſend Menſchen — Gott ſey Dank! — verdienen mit dieſer Arbeit ihr Brod.“

Das Haus, das meiner Frau gehört, iſt ſehr groß und ſchön. In dem oberſten Stocke wohnt eine adelige Dame zur Miethe. Sogleich am erſten Morgen, nachdem ich Abends zuvor angelangt war, kam die Kammerjungfer herab, und hielt einen weißen, ſteinernen Krug in der Hand, der mit blauen Blumen bemahlt und mit einem glänzenden, zinnernen Deckel verſehen iſt. „Du!“ ſagte ſie zu mir, „das vorige Kindermädchen hat meiner gnädigen Frau immer draußen vor dem Stadtthore an dem Geſundbrünnlein das Trinkwaſſer geholt. Willſt du es nicht auch thun? Denn unſre Köchin und die Magd haben nicht wohl Zeit dazu, und für mich ſchickt es ſich nicht, mich mit dem Kruge zu ſchleppen. Du aber findeſt Abends, wenn deine Frau ihren Kaufladen geſchloſſen hat, und auf die Kinder dann ſelbſt Acht geben kann, leicht ein Viertelſtündchen, zum Brunnen zu gehen. Du darfſt es auch nicht umſonſt thun. Meine gnädige Frau gibt dir für jeden Krug Waſſer einen Kreuzer, und wird dich am Ende der Woche immer richtig bezahlen. Nun, willſt du?“

„Wenn es meine Frau erlaubt,“ ſagte ich, „recht gern. Allein wer wird ſich denn für einen Trunk kalten Waſſers bezahlen laſſen? Ich will das Waſſer mit Freuden umſonſt holen.“ Meine Frau, die dabei ſtand, ſagte: „Nimm du dieſe Belohnung immerhin an. Die gnädige Frau kann ſie leicht geben, und dir werden ſechs Gulden des Jahres ſehr wohl kommen.“

Ich nahm den Krug, und trat mein neues Amt als Waſſerträgerin ſogleich an. Heute Abends hatte ich eben das Licht angezündet, meine Frau ſtrickte, und die beiden Kinder ſpielten; da trat die Jungfer herein, und brachte mir ſechs rothe Kreuzer. „Sie kommen eben aus der Münze,“ ſagte ſie, „und funkeln, obwohl ſie nur von Kupfer ſind, wie Gold.“

Ich hatte an dem ſchönen, glänzenden Gelde große Freude, und dünkte mich ſo reich, als ich ſelten war. Dieſe ſechs Kreuzer ſchicke ich nun Euch, liebe Mutter. Ihr könnet nun Abends zu Eurem Stücke trockenen Brodes doch auch einen Schoppen Bier trinken. Ich werde Euch jeden Kreuzer, den ich bekomme, immer am Ende des Monats ſchicken. Der Bote hat ja verſprochen, alle Briefe umſonſt mitzunehmen.

Ihr werdet über mein armſeliges Geſchenk lächeln. Ich weiß aber doch, daß Ihr es ſo gut aufnehmen werdet, als es gemeint iſt.

So, nun gute Nacht! Es iſt ſchon ſpät, und Ihr ſchlaft wohl ſchon ſo ſanft, wie die zwei Kinder hier neben mir in ihren kleinen Bettchen. Ich will mich nun auch zur Ruhe begeben, damit ich morgen wieder zur Arbeit aufſtehen kann. Denn bevor Morgens die Kinder erwachen, habe ich immer allerlei Hausgeſchäfte zu verrichten. Gott ſey mit Euch und Eurer

Euch

herzlich liebenden Tochter
Margaretha Oſt.

Dritter Brief.

Die Mutter an ihre Tochter

Liebſte Tochter!

Um des Himmels willen, was haſt du getrieben! Als ich deinen Brief aufmachte, fielen ſogleich ſechs neue, blanke Goldſtücke heraus. Ich erſchrak und zitterte an allen Gliedern! O du lieber Gott, rief ich, das Kind wird das Geld doch nicht geſtohlen haben! Mein Gott, wenn meine Margaretha ſich von dem Glanze des Goldes hätte blenden und zu einer ſolchen Uebelthat verführen laſſen, ſo wäre ich die unglücklichſte Mutter!

Ich las nun deinen Brief. Du ſchreibſt da von rothen Kreuzern, und nennſt ſie ein armſeliges Geſchenk. Das verwirrte mich. Das Kupfer kann ſich ja doch nicht in Gold verwandelt haben, dachte ich. Ich ſann lange nach. Endlich fiel mir ein, ein Bedienter der gnädigen Frau könnte ſich vielleicht den Spaß gemacht haben, anſtatt der rothen Kupferkreuzer meſſingene Rechenpfennige in den Brief zu ſtecken, um mir Anfangs eine eitle Freude und am Ende einen rechten Verdruß zu machen.

Ich lief zu dem Herrn Verwalter, der das Geld ſehr gut kennt. Ich ſagte, daß ich die Sache für einen muthwilligen Scherz anſehe; jedoch wolle ich ihm die gelben, glänzenden Geldſtücke zeigen.

„Ja, ja,“ ſagte er, „das mag wohl ſo ein Streich eines muthwilligen Burſchen ſeyn.“ Er ſetzte ſeine Brille auf, und ſprach: „Laßt die feine Münze einmal ſehen.“

Ich gab ſie ihm. „Alle Welt,“ rief er, „das iſt wahrhaftig ächtes Gold; jedes Stück iſt 11 fl. 30 kr. werth. Nein, das iſt kein Spaß. Ich wenigſtens möchte Niemanden einen ſolchen Spaß machen, und ich denke, kein Menſch in der Welt könnte dazu Luſt haben.“

Ich ließ ihn nun deinen Brief leſen. „Da muß ein Irrthum vorgegangen ſeyn,“ ſagte er. „Die gnädige Frau muß ſich, zumal es bereits Nacht war, vergriffen haben; anſtatt der Kupferkreuzer erwiſchte ſie Goldſtücke.“

„Es kann wohl nicht anders ſeyn,“ ſagte ich; „am nächſten Botentage will ich das Geld meiner Tochter wieder zurück ſchicken.“

„Thut das,“ ſprach er, „es könnte ſonſt einen ſchlimmen Handel abſetzen.“

Ich nahm das Geld wieder mit nach Hauſe. Ich konnte aber die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich fürchtete immer, es möchten Diebe kommen, und das Geld ſtehlen, und mich wohl gar noch obendrein erdroſſeln. Mit dem Golde kam nichts als Schrecken, Angſt und Sorge unter mein Dach. Ich bin recht froh, daß ich des Unglücksgeldes heute los werde. Geh' doch augenblicklich zur gnädigen Frau, und gib ihr die Goldſtücke wieder zurück. Ich kann meinen Kopf nicht ruhig niederlegen, bis ich weiß, das Geld ſey wieder in der Hand, der es gehört. Schreib mir doch ſogleich, ob du es an den rechten Mann oder vielmehr an die rechte Frau gebracht haſt.

Georg, dein Bruder, hat geſchrieben. Er befindet ſich wohl, und es geht ihm gut. Ach du mein Gott! als ihn das Loos getroffen hatte, Soldat zu werden, und er mit den andern Rekruten fort mußte, war ich wohl recht tief betrübt, und weinte mir die Augen wund. Allein der liebe Gott macht doch Alles recht. Da Georg ſo vergnügt und zufrieden in ſeinem Stande iſt, ſo bin ich auch ruhiger. Indeß hat er doch allerlei Kleinigkeiten nothwendig, und möchte auch zu Zeiten mit ſeinen Kameraden ein Glas Bier trinken. Alle erhalten Unterſtützung von Hauſe; ich aber kann ihm zur Zeit keinen Kreuzer ſchicken. Das thut mir recht leid. Ja, wenn die Goldſtücke mein gehörten, da könnte ich ihm wohl helfen! Aber nichts da! Ich denke, wir alle Drei wollten lieber verhungern und verdurſten, als nur einen Heller von fremdem Eigenthum entwenden.

Gott ſey mit dir, liebe Tochter, und mit uns Allen, und bewahre uns vor allem Unrecht! Lebe wohl — und noch einmal, ſchreib' doch ſogleich mit dem zurückkehrenden Boten

deiner
bekümmerten Mutter.

Vierter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebſte Mutter!

Der Anfang Eures Briefes hat mich recht erſchreckt und betrübt! Ich mußte weinen, daß es Euch nur einen Augenblick einfallen konnte, es ſey möglich, daß ich das Geld entwendet habe. Nein, lieber wollte ich mir die Hand abhauen laſſen, als ſtehlen, oder ſonſt etwas Unrechtes thun!

Ich lief, ſo ſchnell ich konnte, die Stiege hinauf zur Frau von Holm, legte ihr die ſechs Goldſtücke auf den Tiſch und ſagte: „Sie müſſen mir aus Verſehen anſtatt der rothen Kreuzer lauter Gold gegeben haben.“ Die gnädige Frau ſchüttelte den

Kopf, und betrachtete die Goldſtücke, eines nach dem andern. Sie ſchien darüber faſt ſo erſtaunt, als Ihr.

Ich gab ihr nun Euren Brief zu leſen. Sie las ihn, und ſagte: „Das iſt ſeltſam! Von mir aus iſt aber keine Irrung vorgegangen. Für einen bloßen Spaß kann ich die Sache auch nicht anſehen. Ich denke, irgend eine unbekannte wohlthätige Hand hat das Gold in den Brief gethan, um deine arme Mutter zu unterſtützen. Dieſe Art zu geben iſt freilich etwas ſonderbar, aber doch gewiß wohl gemeint.“

Ich ſagte mit Thränen in den Augen: „Liebſte gnädige Frau! Dieſe unbekannte wohlthätige Hand iſt gewiß die Ihrige. Welche könnte es ſonſt ſeyn? Sie waren ſo großmüthig, mit dieſem reichen Geſchenke eine bedrängte Wittwe und ihre Kinder zu erfreuen.“

„O nein,“ ſagte die Frau, „wirklich habe ich, außer einigen goldenen Schaumünzen, wenig Gold in meiner Kaſſe, und von ſo ſchönen, neuen Goldſtücken auch nicht ein einziges. Da, nimm dein Gold wieder, mein liebes Kind!“

„Aber,“ ſagte ich, „was ſoll ich denn damit anfangen? Es gehört nun einmal nicht mein. Wem ſoll ich es geben? Ich kann mir gar nicht einbilden, wer anſtatt des Kupfers Gold in den Brief ſollte gelegt haben. Rathen Sie mir doch, was ich thun ſoll!“

„Schicke das Gold wieder deiner Mutter, der du die rothen Kreuzer zugedacht hatteſt,“ ſagte die Frau. „Sie kann es mit gutem Gewiſſen zu ihrem Nutzen verwenden.“

Ich blieb ſtehen, und brachte noch viele Bedenklichkeiten vor. „Ach, gnädige Frau,“ ſagte ich am Ende, „nehmen Sie das Geld in Verwahrung, bis man weiß, wem es gehört!“

Sie aber ſprach: „Auf mein Wort, behalte das Gold. Sollte Jemand darauf Anſprüche machen, und deine Mutter es bereits ausgegeben haben, ſo will ich es vergüten.“

Da traten zwei adelige Fräulein herein, der Frau einen Beſuch zu machen. Meine Tracht war ihnen etwas Neues, da die Landleute, die aus der benachbarten Gegend in die Stadt kommen, anders gekleidet ſind. Ich mußte mich um und um drehen, damit ſie mich recht betrachten konnten. Das kleine blaue Häubchen mit ſchwarzen Bändern, das rothe Mieder, der grüne Rock, die weißen Aermel und weiße Schürze wurden gemuſtert. „Du biſt in der That ein hübſches Kind!“ ſagten ſie. Das verdroß mich. „Ich bin kein Kind mehr!“ ſagte ich. Da lachten ſie und wollten mir weiß machen, in der Stadt nenne man auch erwachſene Fräulein, ja mancher Herr ſeine Frau Gemahlin: „Mein Kind.“ Ich glaubte es ihnen aber nicht. Hierauf fragten ſie mich, wie ich heiße. „Gretel,“ antwortete ich. „Das iſt ein garſtiger Namen,“ riefen ſie; du mußt dich Margot nennen.“ „Pfui,“ ſagte ich; „der Namen, den Sie da nannten, kommt mir närriſch vor. Ich habe ihn gar noch nie gehört. Kein Mädchen in meinem Dorfe heißt ſo, und ich glaube auch keines in der Welt.“ Da lachten und kicherten ſie noch mehr.

Die gnädige Frau aber ſagte: „Gretel, Gretchen oder das franzöſiſche Wort Margot iſt im Grunde einerlei Namen, und es liegt nichts daran, wie man ihn ausſpreche; allein daran iſt Alles gelegen, daß die Menſchen, in einem anderen Sinne, auf ihren guten Namen halten und gute Menſchen ſeyen.“

Ich gab ihr Recht, nahm die Goldſtücke, die noch auf dem Tiſche lagen, und wollte gehen. Da machten beide Fräulein große Augen, und fragten mich: „Gehört das Gold dir?“ Die Frau erzählte, wie ich dazu gekommen. „Das iſt wunderbar,“ ſagten die Fräulein; „aber ein großes Glück für dich. Nun mußt du dir ſogleich, anſtatt deiner bäueriſchen Kleidung, ſo ſchöne Kleider, wie die Stadtmädchen anſchaffen.“ Ich ſagte: „Das iſt kein guter Rath. Die Spinnenwebe-Kleidung der Stadtmädchen iſt nicht für Landmädchen.“ Die Frau ſprach: „Du haſt Recht, liebes Gretchen! Bleibe du bei deiner hübſchen ländlichen Tracht, die mir ſehr wohl gefällt. Manche Landmädchen haben mit der einfachen ländlichen Kleidung auch die ehrbaren ländlichen Sitten abgelegt, und ſind eitel und frech geworden. Wende du dein Gold beſſer an.“

Liebſte Mutter! ich weiß die Goldſtücke nicht beſſer anzuwenden, als daß ich ſie Euch ſchicke. Schickt davon auch dem lieben Georg. Ihr Beide habt das Geld nöthiger, als ich.

Noch habe ich eine Bitte an Euch, liebe Mutter! Meine Frau, die Madam Maier, freute ſich, daß ich gut ſpinnen kann, und das Fädelein ſo rein und feſt iſt. „Dieſen Winter mußt du mir ein Stückchen Tuch ſpinnen,“ ſagte ſie. — Schickt mir, liebe Mutter, daher mein nettes, zierliches Spinnrädchen, das der ſelige Vater noch kurz vor ſeinem Tode beſonders für mich gemacht hat. Denn ich kann an keinem andern ſo gut ſpinnen. Der Vater war doch der beſte Dreher in unſerer ganzen Gegend! Und Ihr, liebe Mutter, ſeyd die beſte Spinnerin. Ach, wenn wir Zwei ſo Abends beiſammen ſaßen, und die Rädlein ſchnurrten, ſo waren wir doch recht vergnügt. Ich werde den Winter hindurch an meinem Spinnrädchen recht oft an Euch denken.

Lebt wohl, und macht Euch wegen der Goldſtücke keine Sorge mehr, ſondern ſchafft Euch dafür an, was Ihr den Winter hindurch braucht. Es wird bereits kalt. Kleidet Euch wärmer, und heizt bei dieſem rauhen, unfreundlichen Herbſtwetter doch auch ein. Erfriert nicht mehr ſo, um Holz zu ſparen. Ich bin recht froh, daß ich denken kann, wenn ich ſo in dem warmen Zimmer ſitze, Ihr habt nun auch ein warmes Stübchen.

Ich bleibe ewig

Eure gehorſame Tochter
Margaretha.

Fünfter Brief.

Georg an ſeine Schweſter Margaretha.

Liebſte Schweſter!

Gott grüße dich, du liebe Schweſter, und Ihm ſey Lob und Dank, daß Er durch dich ſowohl der Mutter als mir eine ſo große Wohlthat erwieſen hat.

Die liebe Mutter hat mir die drei Briefe, die du ihr geſchrieben, und zwei von den Goldſtücken, die du ihr geſchenkt haſt, durch die Poſt überſchickt. Du kannſt denken, wie ich mich darüber freute!

Eure Ehrlichkeit aber freute mich noch mehr, als das Gold; wiewohl ich das Gold auch ſehr gut brauchen kann. Es kam eben zu rechter Zeit. Denn ich habe allerlei kleinere Kleidungsſtücke nothwendig, die wir Soldaten uns ſelbſt anſchaffen müſſen, wozu aber mein Sold nicht hinreichen will. Jetzt iſt mir auf lange Zeit geholfen.

Die Sache machte indeß bei dem ganzen Regimente großes Aufſehen. Meine Kameraden wiſſen alle, daß unſere liebe Mutter ſehr arm iſt, und nur kümmerlich zu leben hat. Sie wunderten ſich daher, woher die Mutter auf einmal ſo viel Geld nehme. Einer hatte nemlich den Brief an mich geſehen, und auf der Addreſſe die Worte geleſen: Mit 23 fl. in Gold.

Ich erzählte ihnen, wie wir zu dem Gelde gekommen, und las ihnen den Brief der Mutter, und auch deine drei Briefe, die ſie mir mit dem Gelde geſchickt hat. Allein Einige aus ihnen ſagten: „Geh', geh', das ſind Schwänke. Kein Menſch iſt ſo närriſch, daß er ſo heimlicher und verſtohlener Weiſe für ſeine blanken Goldſtücke rothe Kreuzer eintauſchen möchte. Die Goldſtücke ſind geſtohlen.“

Die Sache kam vor meinen Herrn Hauptmann, der zwar noch ein junger Offizier, aber von vieler Einſicht und großer Tapferkeit iſt. Er ließ mich rufen.

„Nun, Oſt,“ ſagte er, „wie ich höre, iſt Er ja auf einmal reich geworden. Die Geſchichte kommt mir aber doch etwas ſonderbar vor. Hat Er die Briefe ſeiner Mutter und Schweſter mitgebracht?“ „O ja wohl!“ ſagte ich, überreichte ihm alle vier Briefe, und legte die zwei Goldſtücke, die ich noch nicht hatte wechſeln laſſen, auf den Tiſch.

Er las die Briefe aufmerkſam und mit ſichtbarem Wohlgefallen. „Nun wohl, mein lieber Oſt,“ ſagte er, nachdem er die Briefe alle durchgeleſen hatte; „ſeine Mutter iſt eine grundehrliche Frau, und hat auch ihre Kinder, wie ich ſehe, zu ehrlichen Leuten erzogen. Seine Schweſter iſt ein ſehr rechtſchaffenes Mädchen, und auch Er hat ſich immer als ein recht braver, ehrlicher Burſch' betragen. Habet Beide Eure Mutter immer ſo lieb, befolgt ihre guten Lehren ferner, und es wird Euch wohl gehen.“

„Noch beſonders,“ ſagte der Herr Hauptmann, „gefällt mir an ſeiner Schweſter, daß ſie gegen die alte, kränkliche Frau von Holm ſich ſo gefällig und dienſtfertig bezeigte, und ihr das Trinkwaſſer täglich von der geſunden Quelle außer der Stadt unentgeltlich holen wollte. Ich kenne dieſe Frau ſehr gut. Sie iſt meine Tante, und — nicht nur nach meiner Meinung, die parteiiſch ſeyn könnte, ſondern auch nach dem Urtheile Aller, die ſie näher kennen — wirklich eine ganz vortreffliche Frau.“

„Sollte wohl,“ ſagte ich, „dieſe edle Frau ſich das Vergnügen gemacht haben, durch Verwechslung der rothen Kreuzer mit Goldſtücken, armen Leuten aus der Noth zu helfen!“

„O nein,“ ſprach der Herr Hauptmann. „An gutem Willen fehlt es ihr zwar nicht; allein ſie iſt nicht ſo reich, daß ſie eine kleine Gefälligkeit ſo überreichlich belohnen, und einen Krug Waſſer mit einem Goldſtücke bezahlen könnte. Was mit dem Kupfergelde und den Goldſtücken vorgegangen, iſt zur Zeit noch ein Geheimniß. Ich weiß es nicht; das weiß ich aber ganz gewiß, wenn Ihr zwei Geſchwiſter immer ſo gut bleibt, und Eure Mutter ſo ehrt und liebt, wie bisher, ſo wird Gottes Segen auf Euch ruhen, und Ihr werdet unter den Menſchen immer Wohlthäter und gute Freunde finden.“

Nach einigen Tagen kam ein Kamerad, der den Herrn Hauptmann bisher bediente, nunmehr aber als Grenadier zu einer andern Compagnie verſetzt wird, und ſagte zu mir, der Herr Hauptmann laſſe mich rufen, und werde mich, wie es ſcheine, zu ſeinem Bedienten nehmen. Denn du mußt wiſſen, daß mehrere Herren Offiziere ſich von Soldaten bedienen laſſen.

Ich ging auf der Stelle zu ihm. „Nun, Oſt,“ ſagte er, „will Er mein Bedienter werden? Da ſeine Schweſter ſo treu und redlich, und gegen meine Tante ſo dienſtfertig und gefällig iſt; ſo denke ich, Er werde es auch gegen mich ſeyn.“

Du kannſt denken, liebe Schweſter, daß ich dieſen Antrag mit Freuden annahm, und daß ich verſprach, ihm ein treuer, guter Diener zu ſeyn. Es iſt ihm auch gut dienen; er iſt gar ein lieber, freundlicher Herr. Auch kann ich die Dienſte, die ich ihm zu leiſten habe, neben dem Dienſte des Königs leicht verſehen. Ich habe ihm bloß täglich ſein Mittageſſen auf ſein Zimmer zu bringen, ſeine Kleider reinlich zu erhalten, und was er ſonſt noch nöthig hat, zu holen oder zu beſtellen. Auch muß ich ſein Pferd beſorgen. Dafür belohnt er mich ſehr gut, und läßt von ſeinem Eſſen immer etwas für mich übrig.

Neulich, da er ſehr viel zu ſchreiben hatte, ſagte er zu mir: „Höre Er einmal Oſt! Da ſeine Schweſter ſo gut ſchreibt, ſo wird Er wenigſtens nicht ſchlecht ſchreiben. Ihr Beide ſeyd ja in eine Schule gegangen, und Beide gleich fleißig geweſen. Will Er mir nicht die zwei Bogen da abſchreiben?“

„O recht gern,“ ſagte ich, „ſo gut ich es nemlich kann.“ Ich brachte ſie ihm am andern Morgen. Er war damit ſehr zufrieden, und ſagte lächelnd und im Scherze: „Vortrefflich, Herr Sekretär!“ Nun gibt er mir immer abzuſchreiben, und belohnt mich dafür beſonders. Ich ſtehe nun ſo gut, als mancher reiche Bauernſohn, der zu ſeinem Solde noch eine große Zulage von Hauſe erhält.

Sieh, liebe Schweſter, ſo haben deine Briefe und deine Kreuzer mir ein großes Glück beſchert. Wir wollen Gott dafür danken, daß Er Alles ſo gut fügte, und wollen ferner auf Ihn vertrauen.

Nun geht es bald wieder in's Feld. Bete, daß

Gott mich und meinen lieben Herrn Hauptmann unter feindlichen Kugeln und Schwertern bewahre. Sey aber, weil ich mich ſo vielen Gefahren ausſetzen muß, nicht traurig und kleinmüthig. Gott gibt mir einen fröhlichen Muth, für mein Vaterland zu ſtreiten. Auch der Muth unſers Herrn Hauptmanns belebt den meinigen. Er ſagt öfter: „Es iſt ſüß und rühmlich für das Vaterland zu ſterben.“ Er hat Recht, ja ich glaube, es iſt auch wahrhaft chriſtlich, für ſein Volk Blut und Leben darzugeben. Sollte ich dich und die liebe Mutter in dieſer Welt nicht mehr ſehen, ſo ſage ich Euch hiemit Lebewohl. Ach, es wäre mir freilich recht leid, wenn ich das viele Gute, das die Mutter uns gethan hat, ihr nicht mehr vergelten könnte. Auch Das betrübt mich, daß ich mich dann deiner, liebe Schweſter, nicht mit Rath und That werde annehmen können! Allein der gütige Gott wird, wenn Er mich zu ſich ruft, für Euch Beide ſorgen — und in dem Himmel ſehen wir uns ja Alle wieder!

Gott ſey mit dir, liebſte Schweſter, und mit

deinem treuen Bruder
Georg Oſt.

Sechſter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebſte Mutter!

Gott Lob, daß es Friede iſt! Ihr wißt zwar dieß ſchon längſt. Man hat ja dem lieben Gott in allen Kirchen dafür gedankt! Aber wir finden täglich neue Urſachen, Gott zu danken.

Viele Beurlaubte ſind ſchon zurückgekommen. In vielen Häuſern iſt Freude; in manchem Hauſe aber auch Trauer über die Gebliebenen, die nie mehr zurückkehren, und es werden viele ſchmerzliche Thränen vergoſſen.

Aber ich, liebe Mutter, mußte geſtern Freudenthränen vergießen. Denn, denkt nur, geſtern kam Georg ganz unerwartet hieher. Ich kann es Euch gar nicht ſagen, was für eine Freude ich hatte. Anfangs erſchrak ich zwar nicht wenig, als ein großer, anſehnlicher Soldat mit einem Schnurrbart und einem fürchterlichen Säbel an der Seite, in die Stube trat, und auf mich zueilte. Ich ſchrie vor Schrecken laut auf. Er aber lachte und ſagte: „Kennſt du mich denn nicht mehr, liebe Schweſter?“ Da ſah ich erſt, daß es Georg ſey, und war vor Freude faſt außer mir. Das Herz klopfte mir nun vor Freude faſt noch mehr, als zuerſt vor Schrecken.

Georg erkundigte ſich nun vor Allem recht angelegentlich nach Euch. Er läßt Euch tauſendmal grüßen, und Euch ſagen, daß er, ſo bald möglich, ſelbſt kommen und Euch beſuchen werde.

Meine Frau ließ eine Flaſche Wein, Brod und drei Gläſer bringen, und ſagte zu mir: „Die Ankunft deines Bruders muß gefeiert werden, und wir müſſen auf ſeine Geſundheit trinken.“

Er ſetzte ſich nun zu mir und meiner Frau an den Tiſch, und erzählte, wie es im Kriege ihm ergangen ſey. Die merkwürdigſte Begebenheit für uns, liebe Mutter, iſt, daß er ſeinen vortrefflichen Herrn Hauptmann, aus der Hand der Feinde und vom Tode errettet hat. Der gute Herr war verwundet und ſein Pferd erſchoſſen worden. Er war auf ein Knie geſunken. Ein feindlicher Huſar hatte ſchon den Säbel geſchwungen, ihm den Kopf zu ſpalten. Georg kam eben noch im rechten Augenblicke, hielt den Hieb auf, und ſchlug ſich mit dem ergrimmten Huſaren tüchtig herum. Mehrere feindliche Soldaten kamen herbei; aber auch Georgs Kameraden eilten auf ſeinen Ruf: „Rettet unſern Hauptmann!“ ihm zu Hülfe. Die Feinde wurden in die Flucht gejagt. Georg verband ſeinen Herrn, bis man den Feldſcheer rufen konnte, brachte ihn mit Hülfe ſeiner Kameraden in eine Bauernhütte, und verpflegte ihn auf das ſorgfältigſte. Der Herr wurde wieder hergeſtellt; die Wunde iſt ganz geheilt, und bringt ihm keinen weitern Nachtheil. Sie iſt aber für ihn, ſagte Georg, noch ein ſchöneres Ehrenzeichen, als das Ordenszeichen, das ſeine Bruſt ziert.

Der Herr Hauptmann, der bei der Frau von Holm, ſeiner Tante, hier im Hauſe iſt, ſagte zu Georg: „Ich muß deine gute Schweſter doch auch kennen lernen. Rufe ſie!“ Als ich hereintrat, ſagte er: „Es freut mich, die Schweſter des Mannes kennen zu lernen, der mir das Leben gerettet hat. Ich werde mich gegen ihn gewiß dankbar beweiſen, und auch dir und deiner Mutter ſo viel Gutes thun, als ich kann. Schreib' Das deiner Mutter, und grüße ſie mir recht herzlich. Eine Mutter, die ſo gute Kinder erzogen hat, kann man nicht genug ehren.“

Heute früh reiste der Herr Hauptmann wieder ab, denn er eilt ſehr, ſeinen Vater und ſeine Mutter, die Beide noch am Leben ſind, je eher je lieber, wieder zu ſehen. Georg begleitete ihn, und gab mir noch beim Abſchiede viele tauſend Grüße an Euch auf.

Die Frau von Holm, die immer recht gnädig gegen mich war, iſt jetzt noch viel freundlicher. Sie trat heute, als ſie aus der Kirche kam, in unſere Stube, und ſagte zu mir: „Ich habe eben Gott gedankt, daß Er mich meinen Karl wieder ſehen ließ. Ich mußte weinen vor Freuden, als

Karl mir erzählte, aus welcher großen Gefahr dein Bruder ihn errettet hat.“ „Sieh,“ ſagte ſie, „wie viel Gutes die rothen Kreuzer geſtiftet haben. Hätteſt du dieſe Kreuzer aus kindlicher Liebe nicht ſogleich deiner Mutter geſchickt, ſo wäre dein Bruder nicht Karls Bedienter geworden, und Karl wäre vielleicht nicht mehr am Leben. Gott hat auf dieſes dein kindliches Geſchenk einen großen Segen gelegt.“

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte die Kammerjungfer, die ihre Frau begleitete; „aber ich möchte doch nur wiſſen, wie die rothen Kreuzer aus dem Briefe herausgekommen, und wie die Goldſtücke dafür hineingekommen ſind!“

Frau von Holm ſagte: „Das möchte ich auch gerne wiſſen; allein nicht aus bloßer Neugierde, ſondern um dem unbekannten Wohlthäter, der das Gold in den Brief that, zu danken. Wir wollen indeß Gott danken, der durch Menſchen den Menſchen Gutes erweiſet! Gott wolle die edle Seele, die nur Er kennt, und durch die Er uns ſo großes Heil wiederfahren ließ, reichlich dafür ſegnen.“

Um Das, liebſte Mutter, wollen wir den lieben Gott täglich bitten. Ich werde aber Gott doch auch bitten, Er wolle es an den Tag kommen laſſen, wer uns für die Kupfermünzen Goldſtücke gegeben, und uns ſo viele Freude gemacht hat. Ihr habt die ſechs Goldſtücke recht gut vertheilt, indem

Ihr zwei für Euch verwendet, zwei dem Bruder, geſchickt, und zwei für mich aufbewahrt habt. Ihr wünſchet gewiß auch, ſo wie ich und der Bruder, die milde Hand zu küſſen, durch die Gott uns ſo viel Gutes gethan hat.

Lebt indeß wohl! Ich verbleibe mit einem Herzen voll der kindlichſten Liebe

Eure

gehorſame Tochter

Margaretha.

Siebenter Brief.

Georg an ſeine Mutter.

Liebſte Mutter!

Es iſt mir ſehr leid, daß mein herzlicher Wunſch, Euch wieder zu ſehen, bisher noch nicht erfüllt worden. Ich konnte meinen lieben Herrn Hauptmann, der an mich ſo gewöhnt iſt, und ſo großes Vertrauen in mich ſetzt, doch unmöglich allein reiſen laſſen! Ich hoffe aber nun recht bald zu Euch zu kommen, um dann auf immer bei Euch zu bleiben.

Wirklich habe ich Euch recht viel Angenehmes zu ſchreiben. Denkt nur, es iſt jetzt aufgekommen, wer anſtatt der Kupferkreuzer die Goldſtücke in den Brief der Schweſter gethan hat.

Geſtern kamen wir, mein Herr und ich, wieder hieher zu der Frau von Holm. Wir vernahmen ſogleich, daß der Herr Oberſt unſers Regimentes ſich hier bei einem ſeiner Verwandten befinde. Mein Herr eilte ſogleich zu ihm. Der Herr Oberſt machte ihm einen Gegenbeſuch, und wollte auch die Frau von Holm kennen lernen. Die Frau lud ihn zum Eſſen ein. Er ſpeiſte da mit noch einigen Gäſten. Ich mußte bei Tiſche aufwarten.

Die gnädige Frau erzählte während der Mahlzeit die Begebenheit mit den rothen Kreuzern. Alle fragten begierig, ob das Geheimniß, wer das Gold in den Brief gethan habe, noch nicht entdeckt ſey.

Der Oberſt, der gar ein heiterer, freundlicher Herr und auch ſehr reich iſt, lächelte und ſagte: „Da kann ich dienen. Weil ich ſehe, daß Ihnen ſo viel daran liegt, ſo muß ich ſchon mit der Sprache heraus.“

„Während des Krieges,“ ſo erzählte er, „waren wir auf alle Briefe ſehr aufmerkſam. Wir wußten, daß ſich Spione in unſerm Lande befanden, und dem Feinde von Allem, was ihm nützlich und uns nachtheilig ſeyn könnte, Nachricht gaben. Da wurde mir nun ein Packet Briefe gebracht, die theils an die Poſt, theils an Boten abgegeben worden. Ein Brief darunter hatte die Aufſchrift: „An meine liebe Mutter, verwittibte Drechslermeiſterin, mit 6 Kreuzern beſchwert.“ Dies kam mir etwas ſeltſam vor. Was ſoll das ſeyn? dachte ich. Das Porto koſtet ja mehr, als ſechs Kreuzer. Ich ſchöpfte Verdacht. Die Spionen ſuchen oft ihre Nachrichten unter einfältigen Adreſſen weiter zu fördern, und an ganz gemeine Leute zu addreſſiren, auf die man den wenigſten Verdacht haben könnte. Ich öffnete den Brief. Je, dachte ich, den ſeligen Dreher Oſt habe ich ja gekannt! Er war aus meiner Herrſchaft Kornfeld gebürtig und ein ſehr guter Mann. Er hat mir zu meinen Tabackspfeifen manches ſchöne Rohr gedreht. Gott habe ihn ſelig!“

„Der kindliche Brief der Tochter an die Mutter rührte mich innig. Ich hatte Tags zuvor eine Rolle Goldes erhalten, das mir eben nicht nöthig war, nahm die Kreuzer aus dem Briefe heraus, und legte dafür die Goldſtücke in den Brief. Nun, Gott ſey Dank, daß dieſer augenblickliche Einfall unter Gottes Leitung ſo viele freudige Begebenheiten veranlaßt hat.“

„Ich dachte,“ ſagte der Oberſt weiter, „es werde bei Tiſche wohl von den rothen Kreuzern die Rede ſeyn. Ich habe die ſechs Kreuzer zum Andenken aufbewahrt, und bringe ſie hier mit, um ſie an die betheiligten Perſonen auszutheilen. Denn da Gott dieſe rothen Kreuzer ſo geſegnet hat, ſo wird Jedem aus uns ein ſolcher rother Kreuzer lieber ſeyn, als ein Goldſtück.“ Er gab einen davon der Frau von Holm und einen dem Herrn Hauptmann. „Und einen,“ ſagte er, „behalte ich für mich.“ Die übrigen drei legte er neben ſein Teller. „Dieſe,“ ſagte er, „ſind für Georg, ſeine Mutter und ſeine Schweſter beſtimmt.“

Die Frau von Holm ſprach, indem ſie den Kreuzer zwiſchen den Fingern hielt und betrachtete: „Dieſer rothe Kreuzer, an den ſich ſo theure Erinnerungen knüpfen, indem er durch Gottes Leitung die Veranlaſſung gab, daß meinem Neffen das Leben gerettet wurde, ſoll mir ein ſo theures Andenken ſeyn, als eine goldene Denkmünze.“

Mein Herr ſagte: „Meine Eltern ſind auf meine Bitte darauf bedacht, ſich meinem Georg erkenntlich zu bezeigen, und ſeiner Mutter unter die Arme zu greifen. Das Haus der guten Wittwe iſt wegen des zu frühen Todes ihres Mannes und wegen verſchiedener Unglücksfälle überſchuldet. Georg hat wenig Hoffnung, das Haus ſchuldenfrei zu machen, und ſich darauf zu ſetzen. Wir haben daher, da ich dem Sohne ſo Vieles zu danken habe, uns vorgenommen, ihn mit einer Summe Geldes zu unterſtützen.“

„Nun,“ ſagte der Herr Oberſt, „dazu werde ich mit Freuden beitragen.“

Nach Tiſche, als die übrigen Gäſte ſich entfernt hatten, ließ der Herr Oberſt mich rufen, und berieth ſich mit Frau von Holm und meinem Herrn über unſere Angelegenheiten. Es wurde von ihnen beſchloſſen, die unverſchuldeten Schulden des ſeligen Vaters zu bezahlen, und mich ſo zu ſtellen, daß ich mein Gewerbe ſorgenfrei und mit Nutzen betreiben könne. Der Herr Oberſt verſicherte, er werde, da es jetzt Frieden iſt, meine Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte bewirken, damit ich alsdann ſogleich das Haus mit der Werkſtätte übernehmen könne. In weniger als einem Monate wird Alles berichtigt ſeyn.

Hierauf befahl mir der Herr Oberſt, meine Schweſter herauf zu führen. Er grüßte ſie ſehr freundlich, lobte ſie, gab ihr die drei rothen Kreuzer und ſagte: „Theile ſie mit deiner Mutter und deinem Bruder, und ſey immer eine ſo gute Tochter und Schweſter, wie bisher. Euch beiden Kindern ſollen dieſe Kreuzer ein Andenken ſeyn und Euch ſagen: Gott belohnt die kindliche Liebe. Eure Mutter aber wird, ſo oft ſie ihren Kreuzer anſieht, ſich freuen, daß ſie Euch Kinder ſo gut erzogen hat.“

Nun, liebſte Mutter, wollen wir Gott danken, der uns aus allen Nöthen und Trübſalen ſo gnädig errettet hat. Bald werde ich zu Euch kommen! Und da Ihr, wegen Eures Alters die Hausgeſchäfte nicht mehr wohl beſorgen könnet, ſo werde ich meine liebe Schweſter mitbringen. Wir Drei wollen dann in Liebe und Eintracht ein recht ſeliges Leben führen.

Wir, ich und Margaretha, Eure liebevollen Kinder, können Gott nicht genug danken, daß Er uns dazu hilft, Euch ein fröhliches Alter zu bereiten.

Ich und Margaretha, die dieſen Brief mitunterzeichnet, ſind mit gleicher kindlicher Liebe

Eure

ewig dankbaren Kinder

Georg und

Margaretha.

◆

Das alte Raubſchloß.

1.

Die Köhlerfamilie.

Tief im Gebirge lebte einmal vor uralter Zeit der ehrliche Kohlenbrenner Ruprecht. Sein hölzernes Wohnhaus ſtand auf einem großen Felſen, den ein enges, grünes Thal umgab. Ein kleiner, ſilberheller Bach floß durch das Thal; zu Zeiten ſchwoll er aber fürchterlich an, und wälzte dann, weiß von Schaum, abgeriſſene Felſentrümmer und entwurzelte Bäume mit ſich fort. Rings umher erblickte man eine ſchauerliche Wildniß. Waldige Berge ſchloſſen das Thal ein, über deren düſtere Fichten und Tannen weiterhin himmelhohe, mit Schnee bedeckte Felſengipfel emporragten. Man ſah hier keine Spur von Menſchenwerken, als die Köhlerhütte, einige in den Felſen eingehauene Staffeln, und den Steg über den Bach, welcher dazu führte.

Doch befand ſich in einiger Entfernung noch ein alter Steinbruch, deſſen buntes Geſtein ſehr maleriſch zwiſchen grünem Gebüſche hervorſchien, und auf einem etwas entferntern Berge erhob ſich der halbzerfallene Thurm, nebſt den Trümmern von den Mauern eines alten Raubſchloſſes.

In dieſer tiefen Einſamkeit wohnte Ruprecht mit ſeinem Weibe Hedwig, und ſeinen zwei Kindern Niklas und Thekla. Oft kam mehrere Wochen hindurch kein Menſch hieher. Nur Haſen und Rehe ließen ſich faſt täglich in dem Thale blicken, und manchmal kam am hellen Mittage ein Hirſch aus den Wäldern herab, und trank aus dem Bache.

Ruprecht fällte fleißig Holz, und brannte bald da, bald dort im Walde Kohlen. Hedwig beſorgte die Hauswirthſchaft, und ſpann ſehr fleißig. Niklas hütete die wenigen Ziegen, die an den ſteilen Bergen kletterten; Thekla aber weidete die kleine Heerde von etwa zehn Schafen, die friedlich in dem grünen Thale und auf den niedrigen Hügeln umher grasten. Die kleine Familie lebte bei Gottesfurcht, Liebe und Eintracht höchſt vergnügt, und wünſchte ſich nichts mehr. Die Kinder meinten nirgens ſey es ſchöner und herrlicher, als in ihrer Wildniß.

Den Kindern war Wald und Gebirg ihre Welt. Auch hier fanden ſie unter der Anleitung ihres verſtändigen Vaters und ihrer frommen Mutter einen reichen Schauplatz der Herrlichkeit Gottes. Die niedrigen Erdbeerſtauden und Heidebeerſträuche voll rother und ſchwarzer Beeren machten ihnen viele und große Freuden. Wann die Kinder ſeltnere ſchöne Blumen fanden, brachten ſie dieſelben voll Freude nach Hauſe — zum Beiſpiele den purpurrothen Fingerhut und das dunkelblaue Eiſenhütlein, vor deren giftigen Eigenſchaften jedoch der Vater ſie warnte. An einem Zweige des Spindelſtrauches mit den unvergleichlich ſchönen, karminrothen Früchten, die den Baretten gleichen, oder an einem Aſte voll Eicheln, die in ſo zierlichen grünen Schüſſelchen ſtecken, hatten die Kinder, ſo arm ſie waren, oft mehr Freude, als den reichſten Kindern die koſtbarſten Spielzeuge gewähren können. In dem klaren Bache, deſſen beide Ufer zur Freude der Kinder reichlich mit Blumen prangten, gab es ſchöne Forellen, und auf Ruprechts Tiſch kam manche Goldforelle, die einer fürſtlichen Tafel zur Zierde gereicht hätte.

In dem nahen Steinbruche fand man vorzüglich ſchöne Verſteinerungen. Manche Steine des gelblichen Schieferthones enthielten die herrlichſten Abdrücke von Kräutern, Blättern und Blumen. Niklas trieb ſeine Ziegen ſehr oft in dieſe Gegend, ſuchte ſich immer einige der ſchönſten Stücke aus, nahm ſie mit nach Hauſe, und brachte nach und nach einen anſehnlichen Vorrath zuſammen. Reiſende, die zu Zeiten in das Gebirg kamen, kauften davon, und der gute Knabe gab das erlöste Geld allemal mit Freuden ſeinem Vater.

Die größte Freude machte es dem guten Niklas, wenn er Abends, nachdem er ſeine Ziegen eingetrieben hatte, den Vater im Walde beſuchen, und mit ihm in dem Hüttchen aus Tannenäſten bei dem rauchenden Kohlhaufen übernachten durfte. Von hier aus konnte man das alte Raubſchloß recht gut ſehen. Wann hier die Sonne bereits untergegangen war, und die Tannen umher wie ſchwarz ausſahen, leuchtete der alte Thurm im Glanze der Abendſonne noch hell wie Glut.

Niklas ſagte einmal: „Ich bin begierig zu wiſſen, wie es innen in dem alten Schloſſe ausſieht. Ich werde, wenn ich wieder einmal mit meinen Ziegen dahin komme, den Berg vollends beſteigen, um die zerſtörte Burg näher zu beſchauen.“ Der Vater warnte ihn mit aufgehobenem Zeigefinger und ſprach: „Thu' das nicht, Niklas! Die alten Mauern ſind ſehr baufällig. Es könnte dir dort leicht ein Unfall begegnen.“

Der Knabe fragte: „Aber wie iſt es denn zugegangen, daß dieſe herrliche Burg ſo gräulich zerſtört worden?“

Der Vater erzählte ihm von dem böſen Ritter, der einmal dort gehaußt hatte, allerlei ſchauerliche Geſchichten. Dem guten Niklas wurde angſt und bange, als er vernahm, wie der Böſewicht die Leute weit umher beraubt, und gleich dem reichen Praſſer gelebt habe, bis endlich ſein Maaß voll geworden; und wie er dann gefangen, durch das Schwert hingerichtet, und die Burg durch Feuer zerſtört wurde.

Am Ende der Erzählung ſagte der Vater: „Siehſt du, ſo gehts! Der Böſewicht beſteht nicht; er iſt wie das Gras auf den öden Mauern dort oben, das bald verdorrt. Gott beſtraft alles Böſe. Wäre der Ritter ein braver Mann geweſen, ſo ſtünde das Schloß jetzt noch in ſeiner Herrlichkeit da, und wäre wohl noch bis auf den heutigen Tag von ſeinen Nachkommen bewohnt. So aber iſt dieſer Thurm ein Denkmal der Strafgerichte Gottes für unſere und alle künftige Zeiten.“

2.

Der junge Fuchs.

Eines Tages trieb Niklas ſeine Ziegen in die Nähe des Steinbruches. Während die muntern Thiere an den Geſträuchen nagten, ſuchte er nach Verſteinerungen. Da hörte er mit einem Male Etwas ſeltſam wimmern. Er ſah nach und erblickte in einer der Steingruben einen jungen Fuchs, der da hinabgeſtürzt war, und an den ſteilen Wänden vergebens herauf zu klettern ſuchte.

Niklas hatte Mitleid mit dem armen Thiere, fand ein Stück einer halbverwitterten Tanne, bediente ſich derſelben als einer Leiter, kletterte an den Ueberbleibſeln der Aeſte hinab, und kam mit dem verunglückten Thiere glücklich wieder herauf. Er trug den Fuchs nach Hauſe, um ihn dem Vater zu zeigen.

»Je,« ſagte die Schweſter, als Niklas in die Stube trat, »was haſt du denn da für einen ſeltſamen Hund?«

»Das iſt ein junger Fuchs,« ſagte der Vater, »nur wenige Monate alt. Das arme Thier ſieht ſehr abgemagert und halb verhungert aus.«

Der Knabe erzählte, wie er ihn bekommen habe. »Nun wunderts mich nicht, daß er Hunger haben mag!« ſagte der Vater. »Von dir aber iſt es ſchön, daß du dich des verſchmachtenden Thieres barmherzig angenommen haſt.« Die Mutter brachte ein irdenes Schüſſelchen Ziegenmilch, und das arme Thier leerte und ſchleckte es ſogleich mit der größten Begier bis auf den letzten Tropfen aus.

»Du magſt den jungen Fuchs behalten und aufziehen,« ſagte der Vater. »Er vermehrt zwar unſere Tiſchgeſellſchaft um einen Kopf; allein für einen ſolchen Koſtgänger bleibt immer Etwas übrig.« Der Fuchs fand ſich auch allemal richtig bei der

Mahlzeit ein, lernte Alles freſſen, und hielt ſich immer zu dem Hauſe, als wenn er dazu gehörte. Sein größter Wohlthäter aber blieb Niklas. Er fütterte ihn immer reichlich, und das Thier war ihm ſehr zugethan, ließ ihn mit ſich ſpielen, machte allerlei muntere Sprünge, und lief ihm, wie ein zahmes Hündlein, überall nach.

Allein bald zeigte ſich des Fuchſes räuberiſche Natur. Er ſtahl der Mutter ein Hühnlein, und verzehrte es heimlich in dem Gebüſche hinter der Hütte. Die Mutter kam dazu, und fing an laut zu jammern und zu zanken. Der Vater wollte den Dieb todtſchlagen. Niklas weinte und bat, den armen Schelm zu verſchonen. „So mag er denn leben,“ ſagte der Vater; „aber fort muß er.“

Den Tag darauf kam der Schmid aus dem nächſten Dorfe mit einem Wagen, eine Fuhr Kohlen zu holen. Er zeigte Luſt zu dem Fuchſe. „Meine Buben hätten tauſend Freuden damit!“ ſagte er. Da Niklas das Thier doch nicht behalten durfte, ſo ſchenkte er es ihm. Der Schmid verſprach dem Knaben etwas Anderes mitzubringen, woran er Freude haben werde, legte dem Fuchſe einen Strick um den Hals, an dem er ihn führte, und fuhr mit ſeinem Wagen ab. Das arme Thier ſah noch oft um, und ging ungern mit ſeinem neuen Herrn. Niklas ſtand mit Thränen in den Augen vor der Hausthüre, und ſah ſeinem luſtigen Geſellſchafter noch lange recht betrübt nach.

„Laß ihn!“ ſagte der Vater. „Es geſchieht ihm recht. Dem Dieb gehört ein Strick um den Hals. Wenn du einmal ſo ſchlecht werden und ſtehlen könnteſt, ſo müßteſt du, ſo lieb ich dich habe, mir auch aus dem Hauſe — und der Strick würde dir am Ende nicht ausbleiben.“

3.

Das unterirdiſche Gefängniß.

Niklas vergaß ſeinen Fuchs, und wanderte wieder vergnügt mit ſeinen Ziegen in den Bergen umher. Einmal weidete er ſie am Schloßberge. Als es bereits Abend war, und er die Ziegen nach Hauſe treiben wollte, vermißte er eine davon. Er ſuchte ſie weit umher, und beſtieg mit vieler Mühe den ſteilen Berg. „Vielleicht,“ dachte er, „hat ſich die Ziege in das alte Gemäuer verlaufen.“ Auch kam ihn eine große Luſt an, die alten Mauern und den Thurm, das Wunder der Gegend, in der Nähe zu beſchauen. Zwar fiel ihm die Warnung ſeines Vaters ein. Allein er dachte: „Es wird nicht ſo gefährlich ſeyn; ich will einmal hineingehen.“

Von dem ehemaligen Thore waren nur mehr die Trümmer zu ſehen. Niklas irrte zwiſchen den bemoosten Mauern, herabgeſtürzten Quaderſteinen, und verwachſenen Geſträuchen umher. Ganze Bäume, Tannen und Eichen, waren aus dem ungeheuren Schutte aufgewachſen. Er ſtaunte den mächtigen Thurm an, deſſen oberſtes Gemäuer zerſtört und mit Geſträuch bewachſen war. Er ging durch das ſchmale, offene Pförtchen in den geräumigen Thurm hinein. Auch hier war Alles voll Gebüſch; große mit dichtem Mooſe bewachſene Steine lagen umher, und auf den herabgefallenen Mauertrümmern ſah man gelbes, verdorrtes Gras. Es ſchauerte ihm, als er die Verwüſtung ſo anſah. „Mein Gott," ſagte er, „der Vater hat doch recht: Der Böſe beſteht nicht; er verdorrt, wie Gras auf öden Mauern." Es lief ihm eiskalt über den Rücken, und er wollte gehen. Jetzt aber bewegten ſich auf einmal alle Geſträuche um ihn her, und neigten ſich gegen ihn. Es entſtand ein dumpfes Gekrach, der Boden wich unter ſeinen Füßen, und plötzlich verſanken Geſträuche und Steine um ihn her — und er mit ihnen! — in einen Abgrund, der ſo tief war als ein Ziehbrunnen.

Niklas lag nun in einem unterirdiſchen Gefängniſſe, deſſen morſches Gewölbe mit ihm eingebrochen war. Ein ſolches Gefängniß nannte man in den alten Ritterzeiten das Burgverließ. Niklas war vor Schrecken beinahe des Todes; indeß hatte er keinen Schaden genommen. Allein bald ſah er mit Entſetzen, daß er an den glatten Mauern nicht mehr herauf kommen könne. Es kam ihn eine wahre Todesangſt an. Kröten und Nattern, die ſich oben zwiſchen den Sträuchen und Steinen aufgehalten hatten, und mit ihm herabgeſtürzt waren, krochen und ziſchten um ihn her. Dies verurſachte ihm noch größern Schrecken. Er ſchrie von Zeit zu Zeit um Hülfe; allein ſeine Stimme verhallte vergebens zwiſchen den hohen Mauern.

Weinend und die Hände ringend ſaß er auf dem Schutte, und blickte zu dem klaren, blauen Himmel hinauf, der durch den weiten Riß im Gewölbe, und durch die überhängenden Geſträuche wunderſchön zu ihm herableuchtete. „O Du lieber guter Gott,“ rief er, „der Du da droben im Himmel wohneſt! Kein Menſch hört meine Stimme, nur Du höreſt mich; kein Menſch weiß, daß ich hier bin, nur Du ſiehſt mich! O erbarme Du Dich meiner; laß mich hier nicht umkommen in dieſer gräßlichen und fürchterlichen Höhle! Ach verzeih' mir, lieber Gott, daß ich die Warnung meines Vaters nicht befolgt habe! Verzeih' mir, und hilf mir wieder herauf. O in meinem ganzen Leben will ich meinen Eltern nicht mehr ungehorſam, und Dir beſtändig dankbar ſeyn!“ Er hörte nicht auf zu beten und zu weinen.

Jetzt ward es immer dunkler um ihn her; die Nacht brach ein. An dem Himmel, von dem er nur einen ſchmalen Streif ſah, flimmerte hie und da ein Sternlein. Das blaſſe Mondlicht, das durch die leeren Fenſteröffnungen des Thurmes, und hoch oben in den ganz offenen Thurm herein ſchien, erhellte die grauen Mauern, und milderte die dichte Finſterniß. Allein jetzt vernahm er ein ſchauerliches Schnauben. Hohles, klagendes Geheul wiederhallte in dem einſamen Gemäuer. Schwarze Geſtalten ſchwebten oben im Thurme von Zeit zu Zeit ſchnell hin und her. Niklas konnte ſie zwar nicht deutlich ſehen; aber um ſo größer war ſeine Furcht. Es ſchauderte ihm davor. Er ſchloß die Augen, und Angſtſchweiß bedeckte ſeine Stirne. Ihm kamen die gräulichen Geſpenſtergeſchichten zu Sinne, welche ihm die Fuhrknechte, die zu Zeiten Kohlen holten, von dem alten Raubſchloſſe erzählt hatten. Er flehte innigſt und aus allen Kräften der Seele: „O Gott — Gott — rette Du mich; o ihr heiligen Engel Gottes, ſtehet mir bei und beſchützet mich!“

Unter Angſt und Schrecken ging ein Theil der Nacht vorüber; endlich ſchickte Gott dem erſchöpften Knaben einen ſanften Schlaf, und er ſchlief bis an den Morgen.

4.

Sehnſucht nach Erlöſung.

Der arme Niklas war wohl herzlich froh, als er erwachte, und es wieder Tag war. Es war ihm viel leichter um das Herz, da er die Geſträuche zu oberſt am Thurme von der Morgenſonne vergoldet ſah. Allein er fing auf's Neue an, zu jammern und zu weinen. „O Du lieber Gott,“ betete er, „Du haſt das ſchöne Morgenroth geſchaffen. Du läſſeſt nach der dunkeln Nacht wieder Tag werden. Du kannſt auch das größte Leiden in Freuden verwandeln. O, ende meinen Jammer — und auch den Jammer meiner guten Eltern! Führe mich wieder zu ihnen, daß wir uns alle wieder mit einander freuen. O das wäre eine Freude, wenn ich wieder nach Hauſe, oder ſie hieher kämen! Sie würden mir bald herauf helfen. Du kannſt es noch leichter; Du haſt mich noch lieber! O hilf mir herauf aus dieſem gräßlichen Aufenthalte.“

Unter ſtillen Thränen und wiederholtem, lautem Rufen verfloß ihm der Morgen. Nichts regte ſich um ihn; nur kam hie und da ein Vögelein weit oben auf das hohe Gemäuer geflogen, und ſtimmte ſein fröhliches Liedchen an. Dem guten

Niklas kam aber dieſer liebliche Geſang ſehr traurig vor. „Ihr habt gut ſingen,“ ſagte er, „ihr munteren, fröhlichen Vögelein! Ihr ſeyd frei, und eure Flügel tragen euch, wohin ihr wollt. Ach, wenn ich auch Flügel hätte, ſo wollte ich bald oben ſeyn, und zu meinen lieben Eltern nach Hauſe fliegen! — Doch ohne Wiſſen und Willen des Vaters im Himmel fällt ja keines von euch zur Erde. Gott weiß es und es iſt Sein Wille, daß ich in dieſe Grube fiel. Er hat mich doch lieber, als euch alle. Er, der für euch ſorgt, wird auch meiner hier nicht vergeſſen.“

Bisher hatte der arme Knabe vor Angſt und Jammer nicht an Eſſen und Trinken gedacht. Als aber bereits der Mittag vorüber war, regte ſich der Hunger. Zum Glücke hatte er noch etwas Brod und Ziegenkäſe in ſeiner Hirtentaſche. Er aß etwas weniges davon — und netzte jeden Biſſen mit Thränen. „Wie bald wird der kleine Vorrath zu Ende ſeyn,“ ſagte er, „und dann muß ich Hungers ſterben. Doch der liebe Gott, der die Vögel ernährt, wird mich nicht verſchmachten laſſen.“

Allein jetzt wurde Niklas von heftigem Durſte gequält. Er war ſchon geſtern an dem ſchwülen Nachmittage und am Abende ſehr durſtig geweſen; das trockene Brod nebſt dem ſauren Käſe, wovon er eben gegeſſen hatte, vermehrten ſeinen Durſt. „Ach Du lieber Gott,“ ſeufzte er mehrmal, „laß mich doch nicht verdurſten! Du tränkeſt ja alle Gräslein und Blümlein mit Thau und Regen; o gib mir nur ein Tröpflein Waſſer!“ Er fühlte ſich ſehr matt, und legte ſein Haupt auf einen Stein.

„Lieber Gott,“ ſagte er mit Thränen, „o wenn ich denn hier verſchmachten ſoll, ſo laß mich jetzt ſanft einſchlafen und im Himmel bei Dir wieder erwachen. Nur tröſte meinen guten Vater, meine liebe Mutter, und auch die kleine Thekla!“

5.

Neue Schrecken.

Niklas blieb eine Weile ſo liegen, ſchlummerte endlich ein, und ſchlief bis gegen Abend. Ein furchtbarer Donner ſchreckte ihn aus dem Schlafe auf. Es war bereits dunkel. Der Himmel hatte ſich mit ſchweren Gewitterwolken überzogen, und es war früher Nacht geworden. Ein gewaltiger Sturmwind brauste in dem hohlen Thurme, und mancher losgeriſſene Stein fiel mit großem Getöſe in dem Thurme herab. Der zitternde Knabe war des Lebens nicht mehr ſicher; er fürchtete, das Gewölbe möchte vollends einſtürzen, und ihn erſchlagen. Er flüchtete ſich in die äußerſte Ecke ſeines Gefängniſſes. Indeſſen blitzte es faſt unaufhörlich, als ſtünde der ganze Thurm in Flammen, und die ſchrecklichen Donner ſchienen ſeine alten Grundveſten zu erſchüttern.

Niklas betete mit aufgehobenen Händen. Jetzt rauſchte ein mächtiger Platzregen nieder. Niklas ſah bei dem Glanze der Blitze, die Alles um ihn her erleuchteten, daß alle Blättlein der Sträuche umher vom Regen tröpfelten. „O Du lieber Gott,“ rief er freudig, „wie gut biſt Du! Ich habe Dich nur um ein Tröpflein Waſſer gebeten, und Du gibſt mir nun deren viele Tauſende. Dieſes Gewitter, vor dem ich zitterte und bebte, iſt die größte Wohlthat für mich. Du biſt in Allem, was Du thuſt, die lautere Güte.“

Niklas faßte die großen, ſchweren Regentropfen, die an den Blättern hingen, mit dem Munde auf und ſtillte ſeinen Durſt.

Das Gewitter verzog ſich. Es blitzte zwar noch ſehr ſtark; allein es donnerte nur mehr dumpf aus weiter Ferne her.

Niklas fühlte ſich aufs Neue im Vertrauen auf Gott geſtärkt und betete: „O Du lieber Gott im Himmel, o gib es meinem Vater doch ein, daß ich hier ſey! Er denkt nicht daran, mich hier zu ſuchen. O laß es ihm einen Engel heute Nacht im Traume ins Ohr ſagen! Da wird er gleich aufſtehen und hieher kommen, und mich aus meiner Gefangenſchaft erlöſen.“

Der Regen hatte nunmehr aufgehört. Man hörte gar nicht mehr donnern. Nur blitzte es noch von Zeit zu Zeit; dann war wieder Finſterniß und Todesſtille umher. Jetzt hörte aber der erſchrockene Knabe oben am Rande des offenen Gewölbes Etwas herumſchleichen, und vernahm das Raſſeln einer Kette. Ja er ſah bei dem Glanze der Blitze, daß es zu ihm herunter ſchaue. „Ach Gott, was iſt wohl dieſes?“ dachte Niklas. „Ach, ich fürchte, es iſt ein Geſpenſt!“ Ihm wurde auf's Neue angſt und bange. Es verſchwand wieder und er hörte die Kette nicht mehr; aber nicht lange, ſo winſelte und ſcharrte Etwas dicht neben ihm zunächſt der Mauer, an der er ſaß, unter dem Boden. Er fuhr mit Entſetzen auf, und entwich in eine andere Ecke ſeines Gefängniſſes. Allein das unbekannte, gefürchtete Weſen arbeitete ſich aus der Erde hervor, und ſprang im Dunkeln auf Niklas zu, und an ihm hinauf. Niklas ſtieß einen Schrei des Schreckens nach dem andern aus. Jetzt blitzte es wieder, und Niklas erkannte nun das vermeinte Ungethüm. Es war ſein getreuer Fuchs.

Der Schrecken des Knaben verwandelte ſich in Freude. Der Fuchs liebkoſete ihm, und ſchmiegte ſich um ſeine Füße; dann ſprang er wieder freudig in großen Sprüngen umher. „Du gutes Thier,“ ſagte Niklas, „du, du biſt alſo das gefürchtete Geſpenſt! O ſey mir tauſendmal willkommen. Ja, ja! du haſt es nicht vergeſſen, daß ich dich einmal aus der Steingrube erlöste, du dankbares Thier, und kommſt nun zu mir, und ſuchſt mich in meiner Schreckenshöhle heim, und würdeſt mich gern erlöſen, wenn du nur könnteſt. — Aber was haſt du denn da am Halſe? Das iſt ja ein Stück von einer Kette? Hat dich jener böſe Schmid an dieſe Kette gelegt? Nun, nun, du biſt aber doch wieder aus deiner Gefangenſchaft erlöst worden. Auch ich bin gleichſam mit Ketten hier angefeſſelt; aber ich denke, der liebe Gott will mich durch dich vielleicht doch von dieſen meinen Ketten, die zwar nicht von Eiſen, aber doch ſehr feſt ſind, wieder losmachen. Ja, ja! gewiß hat er dich geſendet, mich zu erlöſen!“

Dem bekümmerten Knaben war es jetzt wieder leichter um das Herz, da er ein bekanntes, lebendes Weſen um ſich hatte. Alle Furcht war ihm vergangen. Er ſuchte eine trockene Stelle in dem Gewölbe, ſetzte ſich auf einen Stein, und der Fuchs legte ſich zu ſeinen Füßen.

6.

Befreiung aus dem Kerker.

Als die Morgendämmerung anbrach, und es etwas heller wurde, dachte Niklas: „Ich muß doch ſehen, wo der Fuchs herein gekommen iſt; vielleicht kann ich dort hinaus kommen.“ Er bemerkte, zunächſt am Boden, eine kleine Oeffnung, die von dem herabgefallenen Schutte des eingebrochenen Gewölbes verſchüttet geweſen, ehe ſie der Fuchs wieder aufwühlte. Niklas arbeitete den Schutt vollends hinweg, und entdeckte einen engen unterirdiſchen Gang. Er wagte ſich hinein, tappte im Finſtern immer weiter und weiter fort, und meinte, das Ende nicht zu erleben. Endlich kam er glücklich zur Seite des Berges heraus.

Wie es ihm um das Herz war, als er aus dem tiefen Dunkel heraustrat, und ſich nun frei ſah, und den goldenen Morgenhimmel erblickte und die aufgehende Sonne, und all die grünen Berge umher von dem nächtlichen Gewitter erfriſcht, und jedes Kräutlein, jedes Blümlein und Blättlein von hellen Regentropfen funkelnd, — das läßt ſich nicht ausſprechen. Es war ihm nicht anders, als ſey er vom Tode erſtanden. „O Du guter, lieber Vater im Himmel!“ rief er, und fiel auf die

Knie nieder. „Du haſt mich errettet! Dir — Dir ſey inniger Dank! Ja, es bleibt wahr, Du verläſſeſt keinen, der auf Dich vertraut. Dank, Dank — ewiger Dank ſey Dir!“

Er ſtand auf, und eilte nun, was er konnte, ſeinen lieben Eltern zu, und der Fuchs begleitete ihn.

In ſeiner väterlichen Wohnung war indeß große Trauer geweſen. Als Abends die Ziegen ohne ihren kleinen Hirten heimgekommen waren, ſo hatte dieſes ſchon Allen im Hauſe kein gutes Zeichen geſchienen. Vater, Mutter und Schweſter hatten ihren lieben Niklas noch in der Nacht, und den ganzen darauf folgenden Tag überall vergebens geſucht. Ihn droben in dem alten Schloſſe zu ſuchen, ſchien ihnen unnöthig, weil der Vater es ihm verboten hatte, dahin zu gehen. Sie fürchteten, er ſey von einem Felſen geſtürzt oder in den reißenden Waldſtrom gefallen.

Wie ſie nun alle Drei an dem ſchönen Morgen ſo traurig in der Stube da ſaßen, und von nichts, als dem großen Unglück redeten, das dem armen Niklas begegnet ſeyn müſſe, und als ſie ihn bereits als todt beweinten — öffnete Niklas auf einmal die Thüre, und trat friſch und geſund herein. Alle ſchrieen laut auf vor Freudenſchrecken. „O Gott im Himmel!“ rief der Vater. „Niklas! biſt du es wirklich, oder iſt's dein Geiſt!“ „O Niklas! Niklas!“ rief die Mutter, indem ſie ihn weinend in ihre Arme ſchloß; „wir hielten dich alle für todt. Ach, du haſt uns ein großes Leid angethan! Was iſt dir doch begegnet?“ Auch die Schweſter kam mit ihren rothgeweinten Aeuglein herbei, und grüßte ihn freundlich.

Nachdem die ungeſtüme Freude ſich ein wenig gelegt hatte, ſprach der Vater zu Niklas: „Erzähle nun, wo du ſo lange geblieben biſt! Denn es muß dir doch irgend ein Unfall begegnet ſeyn!“ Die Mutter aber ſagte: „Niklas warte noch ein wenig mit dem Erzählen, bis ich dir zuvor eine gute Milchſuppe zum Frühſtücke gekocht habe.“ Die geſchäftige, liebevolle Mutter war bald damit fertig, und Niklas aß nun, und fing während des Eſſens an zu erzählen, und alle ſetzten ſich um den Tiſch, um zuzuhören. Auch der Fuchs ſaß zu den Füßen des Niklas, und ſchaute beſtändig zu ihm hinauf, und verwandte kein Auge von ihm — nicht um zuzuhören, ſondern um ſeinen Antheil am Frühſtücke zu bekommen.

7.

Väterliche Ermahnungen und Dankbarkeit gegen Gott.

Niklas erzählte ausführlich, wie in dem alten Thurme der Boden mit ihm gebrochen, wie er in das fürchterliche Gewölbe, weit unter der Erde, hinabgefallen; und wie er da weinte, betete, hungerte, durſtete und ſo große Aengſten ausſtand. Mutter und Schweſter wiſchten bei dieſer Erzählung eine Zähre nach der andern ab, und die Mutter ſagte: „Ja, ja, Noth lehrt beten. Und in der heiligen Schrift ſteht: So ſpricht der Herr: Ruf' mich an in der Noth, und ich werde dich erretten.“

Als Niklas von dem gräßlichen Geheule und den ſchwarzen flatternden Schreckensgeſtalten redete, rief Thekla: „O ſchweig, mir ſchauert die Haut; ich wäre vor Furcht geſtorben!“ Der Vater aber ſprach: „Sey doch nicht ſo einfältig; das waren Nachteulen, ſonſt nichts. Erzähle weiter, Niklas.“

Niklas erzählte, wie in der ſchrecklichen Gewitternacht das treue, dankbare Thier zu ihm gekommen. „Ich denke,“ ſprach Niklas, „der Fuchs wollte mich aus meinem Kerker befreien, wie ich ihn aus jener Grube befreit habe.“ „Das,“ ſagte der Vater, „mcchte die Abſicht des Fuchſes nicht ſeyn, lieber Niklas. Indeß iſt doch ſo viel gewiß: Obwohl der Fuchs ein unvernünftiges Thier iſt, ſo hat er doch Gefühl für ſeinen Wohlthäter, und ſuchte dich auf, ſobald er auf deine Spur kam. Es iſt dies immer ſchön — und mancher Menſch, der kein Gefühl für Wohlthaten hat, könnte von dem Thiere lernen.“

Endlich erzählte Niklas noch, wie er durch die Oeffnung, durch die der Fuchs hereingekrochen, glücklich hinausgekommen. „Und ſo,“ ſagte Niklas, und ſtellte dem Fuchſe den Reſt der Milchſuppe auf den Boden, „war doch der Fuchs die Urſache, daß ich aus meinem Kerker befreit wurde.“

„Gott hat dich befreit!“ ſagte die Mutter. „Ihm danke du — und Ihm können wir alle nicht genug danken. Indeß iſt es ſchon wahr, daß Gott ſich dieſes Thieres bediente, dich zu retten. Gott lenkte es ſo, daß der Fuchs von ſeiner Kette abreißen, und die Oeffnung zu deinem Kerker finden mußte. Ja, daß du damals das faſt verhungerte Thier fandeſt, war ſchon Gottes Fügung, dir durch dasſelbe das Leben zu retten. Hätteſt du aber, wie es manche muthwillige Buben machen, das Thier zu Tode gemartert, ſo wäreſt du, zu deiner wohlverdienten Strafe, in dem Raubneſte da droben auch um das Leben gekommen. Darum ſag' ich euch immer, wir ſollen gegen alle Geſchöpfe mitleidig ſeyn.“

Der Vater fügte noch bei: „Kann übrigens ein unvernünftiges Thier dem Menſchen ſolche Dienſte leiſten, wie vielmehr kann der Menſch dem Menſchen zum Heile werden! Darum ſeyd doch nie gegen den geringſten Menſchen hart. Es wäre dies nicht nur eine Sünde gegen Gott und Menſchen; ſondern ein ſolcher Menſch handelte wohl recht ſich ſelbſt zum Schaden. Es iſt ja ſchon geſchehen, daß der ärmſte Bettler einem Fürſten das Leben rettete! Laßt uns daher, aber nicht aus Eigennutz, ſondern aus liebevollem Herzen, wohlthätig gegen alle Geſchöpfe Gottes ſeyn, vorzüglich gegen das vornehmſte aller Geſchöpfe auf Erden — gegen den Menſchen.“

Hierauf gab der Vater dem Niklas noch einen ernſtlichen, aber wohlgemeinten Verweis. „Ich habe,“ ſprach er unter Anderm, „dich treulich gewarnt, du ſollſt das alte Schloß nicht betreten, weil dir dort leicht ein Unglück begegnen könnte. Ich habe es dir ſtrenge verboten, dahin zu gehen. Du aber haſt auf meine väterliche Warnung nicht geachtet; du haſt mein Gebot übertreten. Siehſt du nun, wie bös es iſt, wenn Kinder ihren Eltern nicht gehorchen? Dein Ungehorſam war Urſache, daß du in jenen Abgrund geſtürzt und beinahe um das Leben gekommen biſt. Viele Kinder haben ſich ſchon durch ihren Ungehorſam unglücklich gemacht. Sie haben Hals und Bein gebrochen, ſind im Waſſer ertrunken, oder auch, wie du, in einen Abgrund geſtürzt. Allein der ſchrecklichſte Abgrund iſt der Abgrund von Sünde und Elend, wohin der Ungehorſam führt. Manche ungehorſame Kinder haben ſich nicht nur zeitlich, ſondern ewig unglücklich gemacht. Darum, ihr lieben Kinder, gehorcht euren Eltern, die es ſo gut mit euch meinen. Gedenkt des vierten Gebotes, ehret Vater und Mutter, ſo wird es euch wohl gehen, und ihr werdet lange leben auf Erden.“

Am folgenden Tage kam der Schmid, um einen Wagen voll Kohlen zu holen. Als er den Fuchs erblickte, rief er: „Ich dachte wohl, ich werde ihn hier finden. Ich habe daher eine neue, ſtärkere Kette mitgebracht, die gewiß halten ſoll.“ Zu Niklas ſprach er: „Dir, Niklas, habe ich den Fuchs noch nicht bezahlt. Sieh, da haſt du, anſtatt des verſprochenen Geſchenkes, einen neuen, glänzenden Gulden.“

Aber Niklas rief: „Nein, nein, den Fuchs geb' ich nicht für tauſend Gulden!“ Er erzählte, welchen großen Dienſt ihm das treue, dankbare Thier erwieſen habe. Der Schmid ſagte: „Nun ſchenke ich dir zu dem Gulden noch die Kette! Denn wenn deine Mutter nicht um alle ihre Enten und Hühner kommen will, ſo mußt du den Fuchs an die Kette legen.“

Am nächſten Sonntage dankten Eltern und

Kinder dem gütigen Gott für die Rettung des Niklas zuerſt Morgens in der Kirche; am Nachmittage aber gingen alle miteinander auf das alte Raubſchloß, um auch dort Gott zu danken. Auch wollten die Eltern und Thekla doch ſehen, wo Niklas geſteckt habe.

Als ſie den Berg erſtiegen hatten und bei dem Eingange angekommen waren, ſprach der Vater: „Laßt mich voran gehen, und geht alle hinter mir her, damit keinem von euch ein neues Unglück begegne.“ In das Pförtchen des Thurmes ging der Vater zuvor ganz allein hinein, um erſt nachzuſehen, ob noch einiger Boden feſt genug ſey, darauf ſtehen zu können. Er fand ein vorſtehendes, feſtes Quaderſtück, worauf zwei Perſonen bequem ſtehen konnten. Er rief zuerſt die Mutter und alsdann die übrigen, jedes beſonders herein. Die Mutter ſchaute mit Furcht und Zittern hinab in das tiefe, dunkle Gewölbe und ſprach: „Ach Gott, da drunten iſt's ſchauerlich! Wir können Gott nicht genug danken, daß Er dem Niklas da wieder herauf geholfen hat. Das Sprichwort bleibt doch wahr: „Der Herr führt in die Grube und wieder heraus!“ —

„Das thut Er,“ ſprach der Vater, um uns über unſere Fehler und Vergehungen zurecht zu weiſen, um uns für unſern Leichtſinn zu beſtrafen, um uns in der Geduld und im Vertrauen zu üben!

Niklas hat das erfahren. Gott gebe, daß jeder Menſch, der in große Noth gekommen, wie Niklas, am Ende mit David beten könne: „Du, o Herr, haſt mich in viele und große Angſt kommen laſſen; Du haſt Dich aber wieder zu mir gewendet, mir auf's Neue das Leben gegeben, und mich wieder herauf geführt aus dem Abgrunde der Erde.“

* * *

Die

Margarethablümchen.

Frau Berchthold, eine verſtändige und tugendhafte Bürgersfrau in der Stadt, ging an einem Sonntage vor das Thor, wo ſie eine große Wieſe hatte. Die kleine Marie, ihr Töchterchen, ging, weiß gekleidet und ein niedliches Strohhütchen auf dem Kopfe, ihr ſittſam zur Seite. Es war ein unvergleichlich ſchöner Frühlingstag, und die Wieſe war bereits mit dem ſchönſten Grün und mit den erſten Frühlingsblümchen geſchmückt.

„Wie hell und blau iſt doch heute der Himmel!“ ſagte Marie; „und wie ſchön grün iſt unſre Wieſe, und mit den kleinen weißen Blümchen da, wie mit Sternlein beſäet. Wie der blaue Himmel zu Nacht mit goldenen Sternlein prangt, ſo iſt jedes grüne Plätzchen auf Erden mit lieblichen Blümchen geziert. Das gefällt mir ſehr wohl; der liebe Gott hat doch Alles recht ſchön gemacht.“

Maria pflückte einige Blümchen und ſagte: „Sie ſind in der That recht artig. Das innere Scheibchen iſt unvergleichlich ſchön gelb, und die zarten, weißen Blättchen ſtehen wie Strahlen umher. Und ſieh nur, liebe Mutter, wie die Spitzen der weißen Blättchen ſo ſchön roſenroth ſind! Auch die kleinen Knöſplein da ſind ſchön weiß und grün, und rund wie Perlen. Wir nennen dieſe Blümchen nur Wieſenblümchen. Allein man kann ja alle Blumen, die auf den Wieſen wachſen, Wieſenblumen nennen. Haben dieſe Blümchen hier nicht noch einen beſondern Namen?«

»O ja wohl!« ſagte die Mutter. »Man nennt ſie auch Angerblümchen, weil man wohl keinen grünen Anger oder irgend einen Raſenplatz findet, auf dem ſie nicht zu ſehen wären. Man nennt ſie Monatblümchen; denn es iſt kaum ein Monat im Jahre, in dem ſie nicht blühen; es ſey denn, daß Eis und Schnee die Erde bedecke. Sie heißen auch Gänſeblümchen, vermuthlich, weil die zarten, grünen Blättchen der Stöcklein den jungen Gänſen zur erſten Nahrung ſehr willkommen ſind. Gewöhnlich nennt man dieſe Blümchen aber Maasliebchen.«

»Maasliebchen!« rief Marie; »das iſt ein ſeltſamer Name. Sag' mir doch, liebe Mutter, wie ſie zu dieſem Namen gekommen, und was er bedeute?«

»Ich weiß nicht gewiß,« ſprach die Mutter, »ob ich dir dieſes genau ſagen kann. Ich denke aber, man gab dieſen beſcheidenen Blümchen dieſen Namen, weil ſie mit einem ſo einfachen, prunkloſen Schmucke ſich begnügen, und doch ein ganz feines, artiges Ausſehen haben. So ſollen auch wir in Allem, beſonders aber im Putze das Maas lieben. Dieſe Blümchen ſind nur mit reinem Gelb und Weiß und etwas wenigem zarten Roth geſchmückt, und dennoch gefallen ſie. Wenn du, wie eben jetzt, in deinem Staate erſcheineſt, ſo haſt du ein gelbes Strohhütchen auf, und ein weißes Kleidchen an, das nur mit einer blaßrothen Schleife geziert iſt. Dieſer einfache Schmuck ſteht dir ſicher beſſer, als alle blendende Farbenpracht. Ich wünſche, du möchteſt in deinem Putze, ja in allen Dingen, immer ſo das Maas lieben. Ja, ſey auch du immer ein Maasliebchen.“

Marie ſagte: „In unſerm Garten am Hauſe haben wir keine Blumen, ſondern nur Gemüſe. Dürfte ich nicht einige Stöckchen von dieſen Blümchen auf das Gartenbeetchen verpflanzen, das du mir angewieſen und mir erlaubt haſt, darauf zu pflanzen, was ich nur wolle?“

„O ja, warum nicht?“ ſprach die Mutter. „Thu' es immerhin. Dieſe Blümchen gehören auch zu den nützlichen Gewächſen. Man kann die grünen Blättchen als Salat genießen, oder ſie doch unter den Salat, oder auch unter den Spinat miſchen. Auch dienen ſie zur Arzenei; ich ſelbſt habe eine Freundin, die anfing an der Lunge zu leiden, und, wie ſie behauptet, durch die grünen Blättchen dieſer

Blumenſtöcklein geheilt wurde. So vereinen dieſe Blümchen mit dem Angenehmen das Nützliche. Möchten auch wir dieſes immer thun.“

Marie ging am folgenden Tage auf die Wieſe, ſtach mehrere Stöcklein, die noch keine Knoſpen hatten, aus, und ſetzte ſie in zierlichen Reihen, wie die Mutter mit den Kohl- und Salatpflänzchen zu thun pflegte, auf ihr Beetchen. Das Erdreich war hier das allerbeſte. Marie wartete der kleinen Stöckchen auf das ſorgfältigſte. Sie lockerte den Grund umher öfter auf, ſie jätete jedes Unkräutchen oder Gräschen, das ihnen hätte die Nahrung entziehen können, fleißig aus, und ſie vergaß nicht, die Stöckchen zu begießen, wenn es einige Zeit nicht regnete.

Als die Knöſpchen hervorkamen, und endlich die Blümchen erſchienen, war Marie nicht wenig erſtaunt. Es waren ganz andere und viel ſchönere Blümchen, als die Stöcklein vorhin getragen hatten. Die Blümchen hatten die weißen Blättchen, die ſonſt das Gelbe umgaben, nicht mehr; allein die früherhin gelben Scheibchen waren nun viel größer, dunkelroth oder blaßroth, und wie aus kleinen zarten Röhrchen zuſammen geſetzt.

Marie lief eilig zur Mutter und rief: „Mutter, o komm doch und ſieh, was für ein Wunder ſich mit meinen Blümchen zugetragen hat! Du kenneſt ſie ſicher nicht mehr, ſo ſchön ſind ſie geworden.“

Die Mutter ging mit ihr. „Sieh nur, wie ſchön!“ rief Marie; „und ſag' einmal, gleichen dieſe Blümchen nicht geſchnittenem Sammet?“

„In der That, ſagte die Mutter, du haſt Recht. Sie ſind dem Sammet ähnlich. Deßhalb nennt man auch ſolche veredelte Wieſenblümchen in einigen Gegenden Sammetblümchen. Du ſiehſt da, wie ſehr dieſe gemeinen Blümchen ſich durch ſorgfältige Pflege verſchönern und veredeln laſſen.“

Marie war über die wunderbare Verwandlung der Maasliebchen in Sammetblümchen ſo entzückt, daß ſie noch eine Menge Stöckchen von der Wieſe holte, ihr Gartenbeetchen ganz damit beſetzte und ſie aufs ſorgfältigſte pflegte. Und da gab es denn wieder ein neues Wunder. Sie fingen an zu blühen, und als ſie nun in voller Blüthe ſtanden, ſieh, da war das Gelbe in der Mitte ganz verſchwunden; die äußern Strahlenblättchen hingegen hatten ſich ſo vervielfältigt, daß die ganzen Blümchen aus lauter ſolchen zarten Blättchen beſtanden, die zuſammen die niedlichſten Blümchen bildeten. Einige Blümchen waren weiß wie Schnee, andere blaßroth, noch andere roſenroth; und alle waren in einiger Entfernung wunderſchönen kleinen Röschen ähnlich.

Marie, die eines Morgens die ſchönen Blümchen erblickte, ſprang wieder eilig zur Mutter, und rief: „O komm doch, liebſte Mutter! Nun kannſt du an meinen Blümchen wieder etwas Neues ſehen! Da ſieh einmal, und ſtaune. Ich denke, wenn ich ſo fortfahre, die gemeinen Maasliebchen zu pflegen, ſo kommen noch tauſenderlei ſchöne Blümchen zum Vorſchein.«

»Das iſt wohl möglich,« ſagte die Mutter; »man nennt dieſe Blümchen deßhalb auch Tauſendſchönchen. Dieſe Erſcheinung iſt indeß nicht ſo neu, als du denkſt. Schon viele Blumengärtner haben die gemeinen Maasliebchen längſt vor dir veredelt; die Tauſendſchönchen gehören nunmehr unter die gewöhnlichen Gartenblumen.«

»Und ſo,« fuhr die Mutter fort, »kann man auch durch ſorgfältige Pflege und Wartung Alles in der Natur vervollkommnen und veredeln. Wie mit dieſen veredelten Maasliebchen, ging es mit den meiſten Blumen und Früchten. Viele der ſchönſten Gartenblumen ſtammen von gemeinen Feldblumen ab; ja die köſtlichſten Aepfel und Birnen nur von Bäumen, die ehemals ganz gemeine Holzäpfel und Holzbirnen trugen. So belohnt Gott die Aufmerkſamkeit und den Fleiß der Menſchen; ſo machte Er den Menſchen zum Herrn der Natur.«

»Aber ſelbſt der Menſch,« ſprach die Mutter weiter, »gelangt erſt durch eine weiſe und gute Erziehung zu ſeiner Vollkommenheit. Nur Schade, daß manche Kinder ſich nicht ſo leicht wollen veredeln laſſen, als dieſe Blümchen hier; ja daß nicht wenige Kinder durch Eigenſinn, Ungehorſam und Widerſpänſtigkeit die vortrefflichſte Erziehung vereiteln. Lerne du, liebes Kind, das Glück einer guten Erziehung, die ich dir zu geben bemüht bin, nicht geringe achten, ſondern mache, daß ſie an dir auf das vollkommenſte gelingen möge.“

Mariens veredelte Blümchen vermehrten ſich ſehr; das ganze Gartenbeetchen, auf das ſie ſonſt gar keine andern Blumen oder Gewächſe pflanzte, wurde von den grünen Blättchen überzogen, und glich einem dichten grünen Raſen. Marie glaubte, die ſchönen Blümchen hätten nun keiner weiteren Pflege mehr nöthig, und ließ ſie wachſen, wie ſie wollten. Allein bald erſtaunte Marie auf's Neue, nur nicht auf eine ſo angenehme Art, wie zuvor. Die ſchönen Sammetblümchen und die niedlichen Tauſendſchönchen wurden nach und nach wieder ganz gemeine Wieſenblümchen, wie ſie zuvor geweſen.

„Ach, das iſt doch recht ärgerlich!“ rief Marie. „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich an dieſen Blümchen, die mir ſo viele Freude gemacht, noch einen ſolchen Verdruß erleben ſollte. Sag mir doch einmal, liebſte Mutter, wo es herkomme, daß ſie ſo ausarteten!“

Die Mutter ſprach: „Die Urſachen dieſer unglücklichen Veränderung laſſen ſich leicht angeben.“

„Die erſte Urſache iſt dieſe: Du haſt dieſe Blümchen vernachläßigt; du ſorgteſt nicht mehr dafür, daß der Boden hinreichend gedüngt war; du dachteſt nicht daran, ſie zu begießen; du ließeſt ſie zu dicht auf einander ſtehen und reiteteſt das Unkraut nicht aus. Deßhalb wuchſen ſie wieder nach ihrer vorigen gemeinen Art und Weiſe. Nur fortgeſetzte Pflege kann die veredelten Blümchen ſchön und edel erhalten; ohne Pflege verwildern ſie.“

„So iſt es auch mit der Erziehung der Menſchen. Die erſte Erziehung mag noch ſo vortrefflich ſeyn, und die heranwachſende Jugend mag noch ſo gut gebildet werden; wenn man ſie zu frühe ſich ſelbſt überläßt, ſo artet ſie auch bald wieder aus. Laß es dich alſo nicht verdrießen, wenn ich bei dir noch immer Vieles zu erinnern, dich zu ermahnen, dir Manches zu wehren nöthig finde. Du biſt zwar, ſeit du dieſe erſten Blumenſtöckchen in unſern Garten verſetzteſt, größer und älter, und wohl auch frömmer und beſſer geworden. Allein du haſt doch noch eine beſtändige Aufſicht und Leitung nothwendig. Gehorche mir daher willig — damit du nicht gleich dieſen Blümchen ausarten mögeſt.“

„Eine andere Urſache, warum dieſe veredelten Gartenblümchen wieder ganz gemeine Wieſenblümchen wurden, iſt dieſe: Ich ließ zunächſt an deinem Blumenbeetchen ein Stückchen Land zu einem grünen Raſenplätzchen liegen, um Garn darauf zu bleichen. Eine Menge gemeiner Maasliebchen wuchſen auf dem grünen Raſen. Und da behaupten nun erfahrne Blumengärtner, daß die gemeinen Wieſenblümchen dieſe veredelten Gartenblümchen verderben, und ſie wieder verwildern und in ihren erſten Naturſtand zurückkehren machen. Es liegt darin eine feine Warnung, daß man die Geſellſchaft unedler und ungeſitteter Menſchen fliehen müſſe, wenn man ihnen nicht gleich werden wolle. Böſe Geſellſchaft verderbt gute Sitten.“

„Du ſiehſt da auch, liebe Marie,“ fügte die Mutter noch bei, „daß Gott in die Natur viele gute Lehren legte, die uns großen Nutzen bringen können, wenn wir anders die Natur aufmerkſam betrachten, dieſe guten Lehren aufzufinden wiſſen — und ſie dann auch befolgen.“

Marie pflegte nun ihrer Blumen mit neuer Sorgfalt, entfernte die unveredelten Blumen aus der Nachbarſchaft, und ſieh da — ihre Blumen, die ſie ihre Pflegekinder nannte, veredelten ſich wieder, und wurden immer ſchöner und ſchöner.

Aber auch Marie ſelbſt gab den Ermahnungen ihrer Mutter Gehör, und vereitelte die Bemühungen dieſer ihrer mütterlichen Erzieherin nicht durch Eigenſinn und Unfolgſamkeit; ſie mied die Geſellſchaft ungeſitteter junger Leute. Sie wurde ein ſehr edles tugendhaftes Mädchen, und blühte ſchöner, als alle ihre Blumen.

Marie erkannte mit Dank, daß ihre Mutter ihr eine ſo gute Erziehung gegeben. Als einſt der Namenstag ihrer Mutter wieder kam, führte ſie ihre Mutter an ein ſchönes grünes Raſenſtück im Garten, auf dem der Namen der Mutter von abwechſelnden dunkelrothen, weißen und roſenfarbenen Sammetblümchen und Tauſendſchönchen auf das lieblichſte blühte. „Du, liebſte Mutter,“ ſprach ſie, „haſt mehr Sorge auf mich verwendet, als ich auf dieſe Blümchen. Dieſe Blümchen haben meine wenige Pflege dankbar vergolten; wie könnte ich weniger dankbar ſeyn? Laß dir dieſen meinen kleinen Dank für deine große Mühe gefallen!“

Die Mutter freute ſich ihrer wohlgeſitteten, beſcheidenen und dankbaren Tochter. „Liebe Tochter,“ ſprach ſie, „dieſe Blümchen ſollen nun dir zu Ehren Mariablümchen heißen.“

„O nein!“ ſagte die Tochter; „ſie ſollen deinen Namen tragen, den ſie auch hier abbilden — den Namen Margaretha.“

Die Mutter nannte die Blümchen von nun an Marienblümchen, wie man ſie hie und da noch nennt. Die Tochter aber, und in der Folge auch andere Menſchen, nannten die lieblichen Blümchen am liebſten Margarethablümchen.

◆

Die Feuersbrunſt.

Eine Erzählung in Briefen.

Briefe des Herrn Aloys May
an ſeine Mutter.

Erſter Brief.

Liebſte Mutter!

Gott Lob, daß ich Sie, liebſte Mutter, wieder geſehen, und daß ich Sie geſund und wohl getroffen habe! Ich war ſehr erfreut, daß Sie, als eine arme Wittwe, von dem Fleiße Ihrer Hände, und von dem Wenigen, das ich Ihnen bisher ſchicken konnte, immer ſo zufrieden gelebt und keinen Mangel gelitten haben. Noch mehr freut es mich, daß ich bald eine einträglichere Stelle erhalte, und Sie dann reichlicher werde unterſtützen können. Ihre herzliche Frömmigkeit, Ihre mütterliche Liebe zu mir haben mich auf lange Zeit wieder im Guten geſtärkt; mit neuem Muthe ſetze ich meine Geſchäftsreiſe fort, hoffe auch, wiewohl wir jetzt die rauheſte Jahrzeit haben und es ſehr kalt iſt, dieſe beſchwerliche Reiſe glücklich zu vollenden, und dann, nachdem ich lange Handlungsdiener geweſen, als Buchhalter eines anſehnlichen Handelshauſes die fernere Zufriedenheit meines Herrn zu verdienen.

Meinem Verſprechen gemäß werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht von mir geben. Obwohl ich am liebſten kurze Briefe ſchreibe, ſo ſollen doch Sie von nun an längere Briefe von mir erhalten, damit Sie, Ihrem Wunſche gemäß, länger daran zu leſen haben. Meine Reiſe war bisher, Gott ſey Dank, recht glücklich. Es begegnete mir nichts beſonders Merkwürdiges, ausgenommen eine Begebenheit, die ich Ihnen jetzt etwas ausführlicher erzählen will.

Ich war geſtern Abends ſpät zu Bergheim in dem Gaſthofe angekommen. Da ich in dieſer Stadt keine Geſchäfte hatte, und mit Anbruch des Tages wieder abreiſen wollte, begab ich mich bald zur Ruhe. Allein um Mitternacht, als ich in tiefem Schlafe lag, wurde mein Schlafzimmer von einer ſo mächtigen Helle erfüllt, daß ich erwachte. Es kam mir anfangs wie ein Traum vor, daß ich alle benachbarten Dächer, die ganz mit Schnee bedeckt waren, von blendend hellem, feuerrothem Glanze beleuchtet ſah. Aber plötzlich erklang die Sturmglocke, und Trommeln ließen ſich auf der Straße hören. Ich ſprang auf, trat an's Fenſter, und ſah aus einem großen Hauſe, am Ende der Straße, dicke, ſchwarze Rauchwolken emporſteigen, aus denen furchtbare Flammen hervorbrachen. Ich warf mich, ſo ſchnell ich konnte, in meine Kleider, und eilte auf den Platz. Die Feuerſpritzen kamen in ſtürmiſcher Eile raſſelnd angefahren. Noch ließen ſich aber wenige Menſchen ſehen; nur der Beſitzer des brennenden Hauſes, ſeine Frau und ſeine zwei Kinder ſtanden halb angekleidet da, ſtarrten die Flammen an, rangen die Hände und jammerten laut; die Dienſtboten ſchleppten, ſchwer beladen, allerlei Geräthſchaften aus dem Hauſe. Ich ſtellte mich an eine Feuerſpritze, und bot Waſſer, das von dem nächſten Brunnen in Kübeln herbeigetragen wurde. Nach und nach kamen von allen Seiten, noch ſchlaftrunken und faſt taumelnd, Leute herbeigelaufen; ſie wurden in Ordnung geſtellt, um ſich von Hand zu Hand die Eimer zu bieten, die ſie mitgebracht hatten. Auf einmal entſtand ſeitwärts um die Ecke des brennenden Hauſes ein herzdurchdringendes Jammergeſchrei. Ich ſprang eilends hin, um etwa zu helfen, wenn ein neues Unglück begegnet ſeyn ſollte. Zwei Kinder waren in den Flammen zurückgeblieben. Die Eltern hatten in ihrer großen Beſtürzung es erſt jetzt bemerkt. Der Vater ſtand todtenbleich da, und deutete mit ausgeſtrecktem Arme auf ein Fenſter im dritten Stockwerke; die Mutter war auf die Knie geſunken, und erhob beide Arme zum Himmel, und flehte um Erbarmen. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, zwölf bis dreizehn Jahre alt, ſtanden neben ihren Eltern, ſchlugen die Hände über dem Kopfe zuſammen, weinten und ſchrien: „O unſer lieber Anton! O unſer guter Franz! Ach, ſie kommen im Feuer um; ſie müſſen verbrennen! O Du guter, barmherziger Gott, erbarme Dich ihrer!“ Indeß wurde eine große Feuerleiter gebracht, und an das Fenſter angelegt. Allein kein Menſch wollte ſich hinauf wagen; denn eben ſtürzten mit furchtbarem Gekrach die brennenden Sparren des Dachſtuhls zuſammen. Auf's Neue ſtiegen dicke Rauchwolken empor, und unzählige feurige Funken regneten auf die Leute herab. Einer der zwei Männer, welche die Leiter herbeigetragen hatten, rief: „Zurück, der Hausgiebel ſtürzt ein!“ Der Andere ſagte: „Die armen Kinder ſind verloren! Wenn auch Jemand ſich noch hinauf wagen wollte, ſo wäre es doch zu ſpät!“ Er ſprang hinweg. Alles Volk zog ſich erſchrocken zurück. Wirklich neigte der Giebel des Hauſes, der größtentheils von Holz war, und bereits brannte, ſich vorwärts, und drohte jeden Augenblick herabzuſtürzen. Allein ich dachte: „Im Namen Gottes ſey es gewagt! Er wird mir gnädig ſeyn.“ Ich kletterte ſo ſchnell als möglich die Leiter hinauf, und erreichte, obwohl die Leiter etwas zu kurz war, das Fenſter. Und was erblickte ich da!“ — Die Kammer war von ſchauerlich rothem Glanze des Feuers erleuchtet. Die zwei Kinder, recht liebliche, holde Knäblein, knieten in ihren weißen Hemdchen in Mitte der Kammer, erhoben ihre Händchen zum Himmel, und riefen mit vielen Thränen: „O lieber Vater im Himmel! Erbarme Dich unſer! Hilf uns doch! Laß uns nicht verbrennen!“ Das Getäfel der Stubendecke und die Thüre waren bereits von den Flammen ergriffen. Ich ſtieß das Fenſter ein, und plötzlich loderte das Feuer, das jetzt Luft bekam, mächtiger auf, und furchtbarer Rauch drang aus dem Fenſter. Eilig ſtieg ich hinein, und ſetzte die Knaben auf das Fenſterſims. Das Volk auf der Straße erhob ein Freudengeſchrei, als es die zwei Kinder erblickte. Ich ſtieg wieder heraus, mußte aber mit den Füßen lange ſuchen, die Leiter zu treffen. Ich ſagte zu dem einen Knaben, er ſolle meinen Hals feſt umfaſſen, und ſchlang den Arm um den andern Knaben. Ich bemühte mich nun mit der noch freien Hand die Leiter zu ergreifen, und mich daran feſt zu halten. Dieß war in der That höchſt gefährlich. Ein lauter Schrei des Schreckens erſcholl aus Aller Mund. Einer der vielen hundert Zuſchauer rief: „Ach Gott, er kann ſie nicht retten!“ Ein Anderer ſchrie: „O Gott, ſie ſtürzen alle Drei mit einander herunter!“ Mehrere Stimmen riefen zugleich: „Gott ſteh' ihm bei; Gott erbarme ſich der Kinder!“ Auch die zwei Kinder weinten laut vor Angſt und Entſetzen. Wirklich wurde es mir auch bange, wie ich, mit den zwei Kindern beladen, die Leiter erfaſſen, und an der ſchwankenden Leiter, an der ich mich nur mit einer Hand halten konnte, herabkommen wollte. Allein mit der Hülfe Gottes gelang es mir! Unter dem lauten, freudigen Zurufe der Volksmenge kam ich mit beiden Kindern glücklich herab.

Ich eilte, die Kinder den Eltern zu bringen. Die Mutter war über den Anblick der Gefahr, worin ihre zwei Kinder ſchwebten, ohnmächtig geworden. Der Vater hatte ſie in ein benachbartes Haus bringen wollen. Allein, von Schrecken und Angſt gelähmt, vermochte er nicht, ſie zu halten; ſie war auf den mit tiefem Schnee bedeckten Boden hingeſunken, und der Vater kniete neben ihr. Die zwei größern Kinder ſuchten Haupt und Schultern der Mutter zu ſtützen. Als ich mit den zwei kleinern Kindern, eines auf dem Arme tragend, das andere an der Hand führend, mich den Eltern nahte, riß der Knabe, den ich führte, ſich los, ſprang auf den Vater zu, und ſchrie freudig: „Liebſter Vater!“ Der Vater ſprang auf, ſchloß den Knaben in die Arme, und rief: „Gott ſey gelobt! Nun mag all' mein Vermögen vom Feuer verzehrt werden — meine liebſten Schätze ſind gerettet.“ Der freudige Ausruf des Vaters, und die helle Stimme des Kindes, das mit den kleinen Armen ihn zu umfaſſen ſuchte, drangen in das Ohr der Mutter; ſie erwachte aus ihrer Ohnmacht. Ich bot ihr das andere Kind hin. Sie riß es in ihre Arme, als wäre es vor dem Feuer noch nicht ſicher, drückte es an ihre Bruſt, und konnte vor Freude nur weinen und wimmern. Den Blick des Dankes, den ſie mir zuwarf, werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen! — Ich eilte wieder an meine Feuerſpritze. Nach einigen Stunden wurde man des Feuers Meiſter; es war keine weitere Gefahr mehr zu beſorgen. Da die Thurmglocke morgens ſechs Uhr ſchlug, kehrte ich zurück in den Gaſthof. Meine zwei Reiſegefährten ſtanden, in ihre Mäntel gehüllt, ſchon vor der Hausthüre, und warteten ungeduldig auf mich. Ich eilte auf mein Zimmer, holte meinen Mantel und mein kleines Gepäck, zahlte den Wirth, trank ſtehend eine Schale Kaffee, und ſetzte mich dann zu den zwei Herren in die Kutſche.

Ich erzähle Ihnen dieſes Alles, liebſte Mutter, nicht um mich zu rühmen, ſondern weil ich weiß, daß es Ihnen Freude machen wird. Ich verſpreche Ihnen, einem Fremden nie davon zu erzählen. Allein wir Zwei ſind ja Ein Herz und Eine Seele. Ich kann auch auf keinen Ruhm Anſpruch machen. Ich habe dieſe gute That lediglich Gott und Ihnen zu danken. Gott gab mir den Muth dazu; Sie, liebſte Mutter, lehrten mich von meiner Kindheit an, ſo zu handeln. O wie oft, wie herzlich ſtellten Sie mir das Beiſpiel unſers göttlichen Erlöſers vor Augen! O ich weiß noch alle Ihre Worte. „Er,“

ſagten Sie, „hat uns geliebt bis in den Tod; ſo ſollen auch wir Menſchen einander lieben. Er hat aus lauter Liebe ſein Leben für uns dahingegeben; ſo ſollen auch wir bereit ſeyn, aus Liebe für einander das Leben zu geben.“

Liebſte Mutter! Ich ſchreibe Ihnen dieſes in dem ſehr guten und deßhalb ſehr beſuchten Gaſthofe eines kleinen Dorfes, wo ich heute am ſpäten Abende angekommen bin. Morgen in aller Frühe habe ich mit mehreren Krämern, die hieher beſtellt und bereits eingetroffen ſind, nicht unbedeutende Rechnungen abzumachen. Ich muß daher noch ein wenig ruhen. Darum gute Nacht, beſte Mutter! -- Gott ſey mit Ihnen und Ihrem Sie

innigliebenden, dankbaren Sohne
Aloys.

Zweiter Brief.

Liebſte Mutter!

Ich bin zwar recht glücklich hier angekommen, aber — ach meine liebſte Mutter! — ich fand hier Alles verändert. Ich eilte, voll Freude über meine glücklich vollbrachte Geſchäftsreiſe, zu meinem Herrn Prinzipal, dem Herrn von Walther, auf ſein Arbeitszimmer; allein er, der ſonſt immer ſo gütig und freundlich gegen mich war, blieb unbeweglich in ſeinem Lehnſeſſel am Schreibtiſche ſitzen, und ſah mich höchſt aufgebracht und mit finſtern Blicken an. Er nannte mich ſonſt immer „Sie!“ Allein jetzt ſagte er: „Geh' Er! Wir ſind geſchiedene Leute; Er kann mir ferner nicht mehr dienen. Die Buchhalterſtelle, die ich Ihm zugedacht hatte, habe ich einem treuern Manne verliehen; und die Stelle, die durch Seine Beförderung wäre erledigt worden, iſt mit einem wackern, jungen Menſchen beſetzt, auf den ich mich mehr verlaſſen kann, als auf Ihn. Geh' Er, und laß Er ſich nie mehr vor mir ſehen.“

Ich war ſo höchſt erſtaunt über dieſen mir ganz und gar unerwarteten Empfang, daß ich wie verſteinert da ſtand, und lange nicht reden konnte. Endlich ſagte ich: „Iſt's möglich, daß Sie ſo mit mir reden? Womit habe ich Ihr Wohlwollen verloren, mein liebſter Herr Prinzipal?“

„Nenne Er mich nicht mehr ſo,“ ſagte er unwillig; „Er weiß es nur zu gut, daß Er meine Güte mit Undank vergolten, mein Zutrauen mißbraucht, und mich beſtohlen hat.“

„Ich bin kein Dieb!“ ſagte ich tief gekränkt und beleidigt. „Wer hat in meiner Abweſenheit mich bei Ihnen ſo angeſchwärzt und verläumdet? Stellen Sie mir ihn vor Augen, den böſen, falſchen Mann!“

„Ein ſehr redlicher Mann," ſprach mein Herr, „hat mich aufmerkſam gemacht. Ich glaubte deſſen Worten lange nicht; allein augenſcheinliche Beweiſe überzeugten mich von der Frevelthat, die Er verübt hat."

„Von welcher That?" rief ich, „nennen Sie mir dieſelbe! Ich weiß mich keiner Uebelthat ſchuldig. Erklären Sie ſich!"

„Wohl, ich will mich erklären," ſagte er.

Dieſe Erklärung würde aber Ihnen, liebſte Mutter, gar nicht klar ſeyn! Sie würden Manches nicht verſtehen. Ich muß Ihnen daher einiges Vorhergegangene erzählen, und etwas weiter ausholen.

Mein Herr iſt ein ganz außerordentlicher Liebhaber von ſeltenen Münzen, die entweder wegen ihres Alterthums, oder wegen der merkwürdigen Begebenheiten, auf die ſie geprägt worden, oder wegen ihres kunſtreichen Gepräges in ſeinen Augen einen großen Werth haben. Er hat auch davon eine ſehr ſchöne Sammlung zuſammengebracht. Er mag dieſe Liebhaberei allerdings ein wenig übertreiben; ſeine Freunde ſcherzen auch manchmal mit ihm darüber. Indeß fand auch ich an den ſchönen Münzen keine geringe Freude. Es gelang mir, die Umſchriften einiger alten römiſchen Münzen zu leſen, die mein Herr nicht herauszubringen wußte. Er zeigte mir von nun an jede alte Münze, die er oft mit theurem Gelde an ſich gekauft hatte, und ich gewann ſehr in ſeinem Zutrauen.

Einige Zeit nun vor meiner Reiſe kam aus dem Zimmer meines Herrn von den Münzen, deren er immer einige auf ſeinem Schreibtiſche liegen hatte, um ſich daran zu ergetzen, hie und da eine weg, die er für eine beſonders große Koſtbarkeit hielt, wiewohl ſie nur von Silber oder gar nur von Kupfer war. Seit meiner Abreiſe aber hatte nie mehr eine gefehlt. Er legte unter die geringern Münzen eine oder die andere von größerm Werthe mit Vorſatz hin, und merkte in Geheim auf, um den Dieb zu entdecken. Allein ſie blieb unverrückt. Ein Freund, ſagte mein Herr, den er aber durchaus nicht nennen dürfe, habe im Vertrauen die Vermuthung merken laſſen, es könnte doch vielleicht möglich ſeyn, daß ich, als ein ſo überaus großer Freund von ſchönen Münzen, die ſchönſten davon mir zugeeignet habe. Mein Herr glaubte es aber immer noch nicht, daß ich der Thäter ſey.

Nun beſuchten zwei angeſehene Reiſende meinen Herrn, um ſeine Sammlung von Münzen zu beſehen. Er zeigte ihnen mit dem größten Vergnügen alle die ſchönen goldenen und ſilbernen Münzen, die ſich in einem zierlichen Käſtchen mit vielen Schublädchen befinden, der Reihe nach vor, und pries ſie wegen ihres Alterthums, ihrer Schönheit oder Seltenheit. „Nun aber,“ ſagte er, „ſollen Sie erſt die zwei allerſeltenſten und koſtbarſten Schauſtücke ſehen.“ Beide große, goldene Münzen hatte er in Einem Futterale von grünem Saffian, das mit rothem Sammet ausgefüttert war, aufbewahrt, damit ſie ja nicht beſchädigt würden. Die zwei Herren waren voll Erwartung. Er öffnete das Futteral ſorgſam und mit wichtiger Miene. Allein es war leer, und beide Münzen waren nicht mehr darinnen. Mein Herr war vor Entſetzen faſt außer ſich, und gerieth in einen furchtbaren Zorn. Wenn man ihm alle ſeine Goldrollen aus ſeiner Kaſſe geſtohlen hätte, wäre er nicht ſo aufgebracht worden. „O der Dieb, der Schurke!“ ſchrie er mit einer ſolchen Heftigkeit, daß beide Fremde erſchraken, nach Hut und Stock griffen, und, ſeinen Verluſt bedauernd, ſich eilig empfahlen.

Mein Herr war nun feſt überzeugt, daß ich die zwei goldenen Schaumünzen geſtohlen habe. Er hatte ſein Münzkabinett, wie er das Käſtchen nennt, faſt täglich geöffnet, aber vorzüglich nur jene Münzen betrachtet, die er ſeit kurzer Zeit erhalten hatte. Nach den zwei Prachtſtücken, die er ſchon ſeit vielen Jahren beſitzt, und wohl ſchon hundertmal betrachtet hatte, hatte er ſchon ſeit mehreren Wochen nicht mehr geſehen. Weil das Futteral vorhanden war, fiel es ihm gar nicht ein, die Münzen könnten herausgenommen und entwendet ſeyn. Da er ſie nun nicht mehr fand, ſo war es ihm ausgemacht, ich ſey der Dieb. Er behauptete, ich habe vor meiner Abreiſe die koſtbaren zwei goldenen Schaumünzen geſtohlen, damit er, wenn er den Diebſtahl entdecke, meinen ſolle, eine andere Hand habe den Frevel begangen. Ich hatte meinen großen Koffer auf meinem Zimmer ſtehen laſſen, und meinem Herrn zu Zimmer und Koffer die Schlüſſel übergeben; denn ich wollte bloß ein kleines Felleiſen auf die Reiſe mitnehmen. Mein Herr öffnete nun in ſeinem Zorne den Koffer, und fand zu unterſt auf dem Boden deſſelben, ſorgfältig in Seidenpapier eingewickelt und in eine alte Schlafmütze verſteckt, beide Münzen. Allein ſo entzückt der gute Herr war, ſeine geliebten Schauſtücke wieder zu haben, ſo ſehr entſetzte er ſich, daß ich, dem er ſein ganzes Zutrauen geſchenkt hatte, ſo ſchändlich und treulos an ihm gehandelt habe.

Nachdem er mir dieſe Begebenheit ausführlich erzählt hatte, war mir die ganze Sache klar. Irgend ein Menſch — obwohl ich mir nicht denken kann, welcher? — mußte, um mir das Zutrauen meines Herrn zu rauben, früherhin die ſeltenen Münzen von Silber oder Kupfer weggeräumt haben; eben derſelbe hatte gewiß auch die Goldſtücke geſtohlen, ſie in meinen Koffer verborgen, und meinen Herrn verleitet, ſie da zu ſuchen. Ich wollte meinem Herrn das begreiflich machen. Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, oder wußte Alles, was ich ſagte, anders auszulegen. Ich ſagte unter Anderm: „Wenn ich die ſchönen Denkmünzen ge=

ſtohlen und in meinem Koffer verborgen hätte, ſo würde ich Ihnen wohl nicht den Schlüſſel dazu gegeben haben.« Allein er rief: „Das zeigt eben von einem feinen, ausgelernten Spitzbuben; Er wollte mich durch dies anſcheinende Zutrauen nur ſicher machen, daß ich den Raub gewiß nicht dort ſuchen ſollte. Geh' Er mir aus den Augen, und ſey Er froh, daß ich Ihn ſo ungeſtraft gehen laſſe. Ich könnte Ihn in das Zuchthaus bringen. Er verdiente es. Allein um Seines ſeligen Vaters willen, der ein ehrlicher Mann war, und um Seiner guten Mutter willen, die ſich über dieſe Geſchichte zu todt grämen würde, will ich den ruchloſen Diebſtahl verſchweigen, und keinem Menſchen davon ſagen.«

Ich wollte noch weiter reden; er öffnete aber die Thüre, und ſagte: „Packe Er ſich auf der Stelle aus meinen Augen, und laß Er Seinen Koffer und allen Seinen Plunder recht bald nachholen. Ich will weder Ihn, noch Etwas, das Sein iſt, mehr unter meinem Dache haben.“

Ihnen, liebſte Mutter, darf ich nicht erſt betheuern, daß ich dieſes Verbrechen nicht begangen habe. Sie haben mir von meiner Kindheit an die heiligſte Ehrfurcht gegen Gott und ſeine Gebote in's Herz gepflanzt. Sie haben mir den Abſcheu vor jeder, auch der geringſten Sünde zu tief in die Seele eingeprägt, als daß ich mich ſo weit hätte vergeſſen können. Sie werden auch nie von mir gehört haben, daß ich einen Menſchen, auch nur um einen Heller, betrogen habe. Sie ſind von meiner Unſchuld überzeugt. Ich aber bin ſehr bekümmert, mich ſo ſchrecklich an meiner Ehre angegriffen zu ſehen. Es macht großes Aufſehen dahier, daß ich die mir zugeſicherte Buchhalter-Stelle nicht antreten durfte, und das Haus ſo ſchnell verlaſſen mußte. Man weiß die Urſache nicht, denkt ſich aber etwas recht Arges, und es gehen allerlei Gerüchte in der Stadt. Allein ich habe das feſte Vertrauen auf Gott, Er werde meine Unſchuld noch an den Tag bringen.

Ich habe mir indeß dahier ein Dachſtübchen gemiethet, leſe und bete, gehe wenig aus, und gebe Unterricht in der engliſchen Sprache, um nicht ganz müßig zu ſeyn, und doch auch Etwas zu verdienen. Leben Sie wohl, und beten Sie für

Ihren unglücklichen Sohn
Aloys.

Dritter Brief.

Liebſte, beſte Mutter!

Gott ſey gelobt und geprieſen! Er hat meine Unſchuld an den Tag gebracht. Ich muß Ihnen die ganze merkwürdige Geſchichte von Anfang an erzählen, obwohl erſt der Ausgang derſelben für mich von der glücklichſten Folge war.

Sie werden ſich der Feuersbrunſt erinnern, von der ich Ihnen ſchrieb, und bei der ich ſo glücklich war, mit Gottes Hülfe zwei Kinder aus den Flammen zu erretten. Der Vater dieſer Kinder, Herr Bellini, hatte einem Kaufmanne dahier, dem Herrn Fein, eine Summe von fünfhundert Gulden geliehen. Herr Bellini hatte nun das Geld ſelbſt nöthig, ſein abgebranntes Haus wieder aufzubauen. Der Kaufmann Fein war indeß geſtorben, ſein Sohn aber hatte die Schuld anerkannt, übernommen, und auch die Zinſe richtig bezahlt. Herr Bellini ſchrieb nun an Herrn Fein, den Sohn, und kündete ihm das Kapital auf. Da er ihn für einen redlichen Mann hielt, ließ er, was freilich etwas unvorſichtig war, in den Brief mit einfließen, daß die Obligation, die der verſtorbene Vater ausgeſtellt, und die Briefe, die der Sohn deßhalb geſchrieben, verbrannt ſeyen. Der junge Fein behauptete aber jetzt, daß weder ſein Vater dieſe Summe geborgt, noch er ſelbſt je die Schuld anerkannt habe. Herr Bellini ſah ſich alſo genöthigt, vor Gericht zu klagen. Die Beweiſe, die er vorbringen konnte, machten die Sache ſehr wahrſcheinlich, aber nicht gewiß. Das Gericht übertrug daher dem Herrn Fein den Eid. Herr Fein erbot ſich, indem er den Herrn Bellini einen frechen Lügner ſchalt, den Eid auf der Stelle zu ſchwören. „Nun gut,“ ſagte Bellini, „ich will lieber fünfhundert Gulden verlieren, als Sie zu einem falſchen Eide verleiten.“ Der Rechtsſtreit ward abgebrochen, und man dachte kaum mehr daran.

Zu Anfang des Frühlings ließ Herr Bellini, um anſtatt des abgebrannten Hauſes ein neues zu bauen, die Brandſtätte vom Schutte reinigen. Früher war es nicht wohl möglich geweſen; der Schutt war, wegen des vielen Waſſers, womit man die Glut vollends gelöſcht hatte, feſt auf einander gefroren, und mit tiefem Schnee bedeckt. Herr Bellini war bei dem Abräumen beſtändig zugegen. Manches Brauchbare, auch geſchmolzenes Silber, wurde noch vorgefunden. Endlich kam auch gegen alle ſeine Erwartung das kleine eiſerne Kiſtchen, in dem er ſeine Obligationen und die Papiere, die ſich darauf bezogen, verwahrt hatte, zum Vorſchein. Der Boden des Zimmers war damals bei der Feuersbrunſt ſammt dem Kiſtchen herabgeſtürzt; jedoch mußte ſogleich ſo viel Schutt darauf herabgefallen ſeyn, und den Flammen gewehrt haben, daß die Papiere darin nicht verbrannten, ſondern bloß ziemlich braun geworden ſind, jedoch vollkommen lesbar blieben.

Herr Bellini legte nun die Obligation und die eigenhändigen Briefe des Herrn Fein dem Gerichte vor. Fein wurde gerufen. Als er die Papiere erblickte, wurde er todtenbleich, zitterte und konnte die Schuld nicht mehr läugnen. Das Gericht verurtheilte ihn zur Bezahlung des beſtrittenen Kapitals, der Zinſen und der Gerichtskoſten; überdies noch wurde er wegen vorgehabten Meineids, welches Vorhaben er zu Protokoll gegeben, auf mehrere Jahre zur Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Eben dieſer Herr Fein war nun der Mann, der, wie er ſagte, um ſich in Geſchäften noch mehr zu vervollkommnen, die Erlaubniß nachgeſucht hatte, in dem Handelshauſe des Herrn von Walther täglich einige Stunden unentgeltlich arbeiten zu dürfen. Fein wußte ihm zu ſchmeicheln, war immer ſehr nett und artig gekleidet, und in ſeinen Arbeiten ſehr geſchickt und ganz ungemein fleißig. Eben dieſer junge Mann hatte dem guten Herrn den falſchen Verdacht gegen mich beigebracht, und war anſtatt meiner Buchhalter geworden.

Als Herr von Walther die Betrügereien des meineidigen Feins vernommen, ging ihm mit einem Male ein Licht auf. Er eilte zum Stadtgerichte, und forderte, man ſolle Fein's Wohnung gerichtlich durchſuchen, ob ſich die entwendeten ſilbernen und kupfernen Münzen nicht etwa dort vorfänden. Man fand ſie richtig in deſſen Schreibpulte, und der meineidige Fein erſchien nun noch überdies als Dieb und Verläumder, und die ihm angekündigte Gefängnißſtrafe wurde verlängert.

Ich war ſeit zwei Tagen nicht aus dem Hauſe gekommen, auch von Niemanden beſucht worden, und wußte daher von Fein's entdecktem Meineide und den vorgefundenen Münzen nicht das Geringſte. Da trat auf einmal Herr von Walther mit offenen Armen in mein Dachſtübchen, und rief mit Thränen in den Augen: „Sie ſind unſchuldig! Fein hat mich ſchrecklich betrogen. Er hat früherhin die ſilbernen und kupfernen Münzen geſtohlen, und dann, wie ich jetzt klar einſehe, auch die goldenen Schauſtücke heimlich aus meinem Münzkabinette in Ihren Koffer gebracht, Sie um mein Zutrauen zu bringen. Ich war zu leichtgläubig und zu hitzig. Freilich, wenn der vorgebliche Diebſtahl nicht meine Lieblingsneigung betroffen hätte, ſo würde der Verluſt mir nicht ſo in das Herz gegriffen haben, und ich hätte die Sache beſſer überlegt. Je nun, wenn das Herz des Menſchen von irgend einer zu großen Neigung eingenommen iſt, ſo wird ſein Verſtand leicht der Spielball des nächſten, beſten Betrügers, oder er betrügt ſich ſelbſt. Ich habe Ihnen ſehr Unrecht gethan. Verzeihen Sie mir!“ Wir umarmten einander unter Thränen.

„Nun kommen Sie aber ſogleich mit mir,“ ſprach er; „Sie ſind nun, wenn Sie anders noch in die Dienſte Ihres Beleidigers treten wollen, mein erſter Buchhalter. Fein hat Arreſt, und wird heute noch in die Frohnfeſte abgeführt.“

Ich bezeugte mein Erſtaunen, und fragte, wie der Betrug des Herrn Fein an den Tag gekommen ſey? „Ja ſo,“ rief Herr von Walther, „Sie wiſſen es noch nicht? Nun hören Sie einmal die ehrloſen Betrügereien und die ungeheure Falſchheit und Heuchelei dieſes ruchloſen Menſchen.“

Herr von Walther erzählte mir die Begebenheit, ſowohl von der abgeläugneten Schuld und dem vorgehabten Meineide, als von den geſtohlenen Münzen, die man in Fein's Pulte gefunden hatte. Ich rief öfter: „Fein? Dieſer hat dieſes Alles gethan? Iſt's möglich, daß er ſo ſchlecht an mir gehandelt hat? Ich hielt ihn für meinen Freund und für ſehr fromm. Er hat mir immer ganz ungemein freundlich begegnet, und immer ſehr andächtige Reden im Munde geführt. So oft ich auf ſein Zimmer kam, hatte er ein Andachtsbuch in der Hand.“

„Ja, ja,“ ſagte Herr von Walther, „ſo traf ich ihn auch immer, und noch mehrere Gebetbücher und Erbauungsſchriften lagen neben ihm auf dem Tiſche. Der Schurke trug darauf an, meine Tochter Amalie zur Frau zu bekommen, und ſuchte mich durch fleißiges Arbeiten, meine Tochter durch Artigkeit in Kleidung und Betragen, und die Mutter durch ſeine Scheinheiligkeit für ſich einzunehmen. Die Heuchelei, daß er ſeine ſchlechten Streiche unter dem Scheine von Frömmigkeit ausübte, war noch das Schlechteſte und Strafbarſte von Allem.

Gott aber hat den gottloſen Heuchler entlarvt und beſtraft. Doch — kommen Sie nun mit mir! Alles in meinem Hauſe freut ſich, Sie wieder zu ſehen."

Er führte mich an ſeinem Arme durch die Straße. Die Geſchichte war ſogleich ſtadtkundig geworden, und Jedermann begrüßte mich mit freudigen Blicken. Als wir zum Hauſe kamen, ſtanden Mutter und Tochter, Handelsdiener und Packknechte, Köchin und Küchenmägde unter der Hausthüre, und bewillkommten mich mit großem Jubel. Da es bald darauf Zeit zu Tiſche war, ſo ſagte Frau von Walther: „Der heutige Tag iſt für uns Alle ein Freudenfeſt; ich bedaure, daß die Zeit zu kurz war, für eine feſtliche Mahlzeit zu ſorgen." Herr von Walther ließ aber von ſeinem beſten Rheinweine aus ſeinem Keller holen, und brachte die Geſundheit aus: „Ehrlich währt am längſten!"

Auf einmal entſtand ein Lärm auf der Straße; eine Menge Leute lief zuſammen. Wir traten an's Fenſter. Da kam, geputzt wie ein Prinz, Herr Fein — auf einem Leiterwagen. Er ſaß auf einem Bunde Stroh, und ein Soldat mit Ober- und Untergewehr ſaß neben ihm. Als er nun mit bleichem Geſichte und niedergeſchlagenen Augen ſo vor dem Hauſe vorbei geführt wurde, hatte ich doch Mitleid mit ihm. Herr von Walther ſagte aber: „Nun ſieht Herr Fein, wie wahr das alte Sprüchlein ſey: Kein Fädelein iſt ſo fein geſponnen, es kommet einmal an die Sonnen.“

Leben Sie wohl, liebſte Mutter, und danken Sie Gott mit

Ihrem
hocherfreuten Sohne
Aloys.

Vierter Brief.

Liebſte Mutter!

Das glaube ich, daß Ihnen mein letzter Brief große Freude gemacht hat. Allein auch der gegenwärtige Brief wird Sie freuen, und Sie werden ihn nicht ohne Rührung leſen.

Geſtern Abends wollten wir, mein Herr, ſeine Frau, Fräulein Tochter und ich, uns eben an den Theetiſch ſetzen. Da trat eine ſchöne, anſehnliche Frau mit zwei überaus lieblichen kleinen Knaben in das Zimmer. Sie war bei ihren Verwandten dahier in der Stadt auf Beſuch, und wollte nun auch ihre Jugendfreundin, die Frau von Walther beſuchen. Es war Frau Bellini. Ich kannte ſie aber nicht mehr; denn damals, als ich ſie ſah, war ſie todtenblaß, und glich einer Sterbenden. Sie wußte nichts davon, daß ich mich hier im Hauſe befinde; ſie hatte ſeit jenem Brandunglücke nichts mehr von mir gehört.

Das kleinere Knäbchen rief aber ſogleich: „Sieh, Mutter, das iſt der Herr, der auf der großen Leiter zu uns hinauf geklettert, und in unſere brennende Kammer zum Fenſter hereingeſtiegen iſt.“

„Ei ja, Sie ſind es!“ ſprach der größere Knabe, „Sie haben mich und das Brüderlein herabgetragen und geſagt, wir ſollen uns nicht fürchten, als die Leiter ſo ſchwankte, und die Leute ſo ſchrien, und man ſo arg trommelte und die Sturmglocke läutete, und Alles voll Feuer war.“

Die Mutter hatte, ſo wie ſie in's Zimmer trat, ſogleich ihre Freundin umarmt, und merkte erſt jetzt auf die Reden des Knaben. Sie ſah mich an, und rief: „Mein Gott, ja, Sie ſind es wahrhaftig! O, in meinem Leben werde ich Ihr Angeſicht nicht vergeſſen, wiewohl ich Sie nur wenige Augenblicke geſehen habe. Sie waren mir in meiner Todesangſt ein Engel vom Himmel, der mir nicht nur Troſt brachte, ſondern auch Hülfe. O, Gott weiß es, wie herzlich ich immer gewünſcht habe, Sie nur noch einmal in meinem Leben zu ſehen, um Ihnen den innigſten Dank eines gerührten Mutterherzens auszudrücken! Ich vermochte es damals nicht; allein ich vermag es auch jetzt nicht!“ Sie brach in einen Strom von Thränen aus.

„O meine Kinder,“ ſagte ſie, „küßt dieſem Herrn — ach ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen — küßt ihm die Hände, mit denen er euch das Leben gerettet hat! Wenn dieſer Herr nicht geweſen wäre, ſo wäret ihr Beide zu Staub und Aſche verbrannt.“ Die zwei Knaben fingen auch an zu weinen, und benetzten meine Hände mit Thränen. Auch meinem Herrn ſtanden die Thränen in den Augen; ſeine Frau und ſeine Tochter aber weinten recht von Herzen.

Herr von Walther ſprach jetzt: „Von dieſer Geſchichte weiß ich ja noch gar kein Wort! Kommen Sie, Madam Bellini, ſetzen Sie ſich hier auf das Kanapee, und erzählen Sie! — Und Sie, Herr May, müſſen neben der gerührten Mutter ſitzen.“

Ich wollte den Platz der Frau des Hauſes überlaſſen. Aber Alle drangen in mich, dieſen Ehrenplatz einzunehmen. Ich ſetzte mich, und die beiden Knaben drängten ſich an mich, und hielten immer meine Hände. Ich nahm den kleinern auf den Schooß; der andere ſtand neben meinem Knie. Mein Herr ſaß zwiſchen ſeiner Frau und Tochter auf den herbeigerückten Seſſeln.

Frau Bellini erzählte mit großer Lebhaftigkeit und Rührung. Sie beſchrieb, indem ſie auf's Neue todtenblaß wurde, ihren Todesſchrecken und die furchtbare Todesangſt, die ſie empfunden, als ſie ihre zwei Kinder vermißte; als es hieß, ſie ſeyen noch droben in der Schlafkammer; als unter dem Jammerrufe der vielen hundert Menſchen die große Leiter gebracht wurde! „Ach,“ rief ſie, „ich eilte hin, blickte auf, ſah die Fenſter der Kammer von den innern Flammen furchtbar erleuchtet — und das Mutterherz drohte mir zu zerſpringen, und die Knie brachen mir.“

Wir Alle, die wir ihr zuhörten, wurden erſchüttert und bebten. Sie machte hierauf von der großen Gefahr bei Rettung ihrer Kinder eine ſolche Schilderung, daß mir ſelbſt ſchauderte. Ich ſagte, ſie beſchreibe die Gefahr viel größer, als dieſelbe geweſen ſey. Allein ſie rief: „O nein, nein, die Gefahr war nicht ſo geringe, als jetzt Ihre Beſcheidenheit ſie macht. Als ich Sie oben an der Spitze der ſchwankenden Leiter mit meinen zwei Kindern beladen erblickte, Flamme und Rauch aus den Fenſtern drang, Feuerfunken über Sie herabregneten, der Hausgiebel brannte, wankte und krachte — da vergingen mir die Sinne. Ich ward ohnmächtig!“

„O hören Sie auf,“ rief Frau von Walther. „Mir ſchwindelt auch!“

„Wahrhaftig,“ ſagte Amalie, die Tochter des Hauſes, „ich bin nahe daran, auch ohnmächtig zu werden.“

Frau Bellini ſagte ſanfter und ruhiger, und zu mir gewandt: „In der That, Sie und die zwei Knaben hier ſchwebten augenſcheinlich in der größten Todesgefahr! Tapfere Männer ſagten mir nachher: Es fehlte uns wahrhaftig nicht an gutem Willen, Ihre Kinder zu retten. Allein es ſchien uns geradezu unmöglich. Den fremden Herrn hat Gott hergeſchickt; die Rettung Ihrer Kinder iſt ein Wunder. Es war wirklich nur um einige Augenblicke zu thun, ſo hätte der brennende Giebel, der ſogleich darauf mit furchtbarem Krachen und neu hervorbrechenden, dicken Rauchwolken herabſtürzte, den Herrn und Ihre Kinder erſchlagen. Gott hat die Kinder durch dieſen Herrn wunderbar gerettet!«

Sie ergriff mit Augen voll Thränen meine Hand, und ſprach: »O daß wir, ich und mein Mann, doch nur wüßten, womit wir Sie erfreuen, was wir Ihnen Gefälliges erzeigen könnten?«

Ich ſagte gerührt: »Ihre Mutterfreude, Ihr Dank iſt mir Lohnes genug. Ich bedarf jetzt nichts. Doch wenn ich in eine Verlegenheit kommen ſollte, ſo werde ich mich ganz gewiß an Herrn Bellini und Sie wenden.«

»Nun wohl!« ſagte ſie, und wandte ſich an ihre zwei kleinen Knaben. »Du, Anton!« ſprach ſie zum ältern, was willſt du dem Herrn geben?«

»Meine Trommel,« ſagte der Knabe, »und noch dazu das Eichhörnchen, das ich zu Hauſe habe.«

»Und du, Franz!« ſprach die Mutter, was willſt du ihm ſchenken?«

»Alles, was mir auf Weihnachten das Chriſtkindlein beſcheren wird!« ſagte der Kleine.

Die Frauen lächelten mit Thränen in den Augen. Herr von Walther ſtand auf und ſagte: »Unſer Thee iſt über die Geſchichte ganz in Vergeſſenheit gekommen. Doch wir ſind auf eine andere Art angefeuchtet worden!“ ſprach er, und trocknete ſich die Thränen. „Indeß kann ich eine ſo liebevolle Mutter und ihre holden Kinder doch nicht ſo mit naſſen Augen und trockenem Munde abfertigen. Speiſen Sie mit uns zu Nacht!“ Die Frau ſagte, ſie werde wirklich bei einem Abendeſſen erwartet, wozu einige ihrer Freundinnen eingeladen ſeyen. „Alſo kommen Sie morgen auf Mittag!“ ſprach Herr von Walther. Sie ſagte, daß ſie auch auf morgen Mittag ſchon eingeladen ſey, daß morgen auf den Abend ihr Mann kommen werde, ſie abzuholen, und daß ſie übermorgen mit Anbruch des Tages mit ihm abreiſen müſſe. „Ei,“ rief Herr von Walther, „ſo erwarte ich Sie ſammt Ihrem lieben Manne morgen auf ein kleines Abendeſſen! Ich laſſe keine Einwendungen gelten.“ Frau Bellini nahm die Einladung an, und wir Alle begleiteten ſie bis an die Hausthüre.

Gute Nacht, liebſte Mutter — denn ich ſchreibe Ihnen immer bei Nacht, weil ich bei Tag immer viele Geſchäfte habe. Ich denke, ſo ſehr die Erzählung der Frau mich ergriff, recht ſanft zu ſchlafen. Es iſt doch eine Freude, wenn man in der Welt auch einmal etwas Gutes geſtiftet hat. Gott ſey mit Ihnen und Ihrem

Sie

innigliebenden Sohne

Aloys.

Fünfter Brief.

Liebſte Mutter!

Ich ſchreibe Ihnen ſchon wieder! — Wenn mein voriger Brief Sie gerührt hat, ſo wird dieſer Sie hoch erfreuen. Ich habe Ihnen eine höchſt angenehme Begebenheit zu berichten!

Als ich geſtern morgens in das Zimmer trat, begrüßte mich mein Herr und ſeine Frau noch viel freundlicher, als ſonſt. Amaliens Angeſicht aber war, als ſie mir einen guten Morgen wünſchte, von Freundlichkeit wie verklärt. Wir tranken zuſammen Kaffee. Denn ſeit ich wieder in das Haus aufgenommen bin, darf ich bei dem Frühſtücke nie fehlen.

Herr von Walther ſagte mit ſehr heiterer Miene zu mir: „Ich bin unzufrieden mit Ihnen! Warum haben Sie von dem Allem, was Frau Bellini geſtern Abends erzählte, uns nichts geſagt?“

„In der That,“ ſprach Frau von Walther, „das war nicht freundſchaftlich, daß Sie von Ihrer ſo edlen Handlung uns nichts wollten wiſſen laſſen.“

Ich ſagte: „Unſere Linke ſoll nicht wiſſen, was die Rechte thut. Ich habe keinem Menſchen davon geſagt; nur meiner Mutter habe ich die Geſchichte geſchrieben.“

„Betrachten Sie mich künftig," ſprach Frau von Walther mit beſonderm Nachdrucke, als Ihre Mutter."

„Und mich," fügte Herr von Walther bei, „als Ihren Vater."

Ich getraute mir kaum zu denken, welche erfreuliche Bedeutung dieſe Worte für mich haben könnten. Ich eilte zu meinen Geſchäften. Weil ich eben einen ſtarken Poſttag hatte, und wir auf den Abend ſo werthe Gäſte erwarteten, wollte ich mit meinen Briefen recht bald fertig werden, um den Abend frei zu haben, und an der Geſellſchaft ungeſtört Theil nehmen zu können. Ich ging deßhalb Mittags nicht zu Tiſche, ſondern ließ mir einiges wenige Eſſen auf die Schreibſtube bringen.

Als ich am Abende in das Speiſezimmer trat, war noch Niemand da, als Herr Bellini und mein Herr. Beide Herren waren in einem eifrigen Geſpräche begriffen; die Frauen hatten ſich in ein anderes Zimmer begeben. Herr Bellini eilte ſogleich auf mich zu, umarmte mich als den Retter ſeiner Kinder, und bezeigte mir ſeinen Dank in kurzen, kräftigen Ausdrücken.

„Sie glauben nicht," ſprach er hierauf, „welche Mühe wir uns gaben, Ihren Namen und Ihren Aufenthalt zu erfahren. Ich ging in alle Gaſthöfe. Im goldenen Hirſche hörte ich, daß Sie da mit zwei Herren, die Niemand kannte, und mit einem ganz fremden Kutſcher Abends ſehr ſpät angekommen, und morgens ſehr frühe wieder abgereiſt waren; weiter konnte man mir nichts ſagen. Wir erkundigten uns im ganzen Städtchen, ob denn Niemand Sie kenne. O ja wohl, hieß es, den wohlgekleideten fremden Herrn, der ſo fleißig an der Spritze arbeitete, daß er wohl bis auf die Haut naß wurde, und der ſich dann in das brennende Haus wagte, kennen wir wohl! Der iſt weder waſſerſcheu, noch feuerſcheu. Wie er aber heiße, oder woher er ſey, das wiſſen wir nicht. Indeß erzählte man mir doch Manches von Ihnen, das mir ſehr wohl gefiel. Ihre zwei Reiſegefährten, die wahrſcheinlich nur der Zufall Ihnen zugeführt hatte, waren nicht Ihres Sinnes. Beide ſahen in guter Ruhe der Feuersbrunſt zu, und rauchten ganz behaglich Taback. Allein Sie riefen denſelben mit einem ſtrafenden Blicke zu: Meine Herren! Haben Sie vielleicht Ihre Pfeifen an dem Feuer da angezündet? Greifen Sie doch zu den Eimern! Die zwei Herren fühlten das Unſchickliche ihres Betragens, hatten aber keine Luſt zur Arbeit, ſondern entfernten ſich. In einer Feuersſpritze war nach der letzten Feuersbrunſt etwas Waſſer zurückgeblieben und eingefroren. Sie war nicht zu gebrauchen, und die Leute wußten ſich nicht zu helfen. Allein Sie riefen: Gießt ein wenig warmes, aber ja nicht zu heißes Waſſer hinein. Man machte es ſo, und die Spritze kam bald in Gang. So zeigten Sie ſich durchaus nicht nur als einen menſchenfreundlichen, edelmüthigen Mann, ſondern überhaupt als einen Mann, der genug Muth und Verſtand hat, den Menſchen die Wahrheit zu ſagen, und guten Rath zu ertheilen.«

Doch, liebſte Mutter, verdiene ich nicht Tadel, daß ich da ſo Vieles geſchrieben, was mir zum Lobe gereicht? Allein ich verſichere Ihnen, daß ich Selbſtlob haſſe, und daß ich dieſes Alles bloß geſchrieben habe, weil ich Ihnen gern Freude machen möchte, und weil ich weiß, daß Sie dieſen Brief mit Freude leſen werden.

Jetzt kamen die zwei Frauen und Fräulein Amalia; alle ſehr zierlich, ja feſtlich gekleidet. Frau von Walther ſagte zu Herrn Bellini: „Ich habe eine Beſchwerde gegen Sie. Warum haben Sie nicht geſtattet, Ihre zwei lieben Kleinen mit hieher zu nehmen?« Herr Bellini ſprach: „Kinder taugen nicht immer in die Geſellſchaft der Erwachſenen. Sie ſtören jede ernſtere Unterhaltung, oder haben Langeweile dabei. Wie nachtheilig ihnen die Geſpräche und Scherze in gemiſchten Geſellſchaften werden können, brauche ich hier nicht zu erwähnen; denn hier könnten ſie nur Gutes lernen. Indeß würden ſie hier vielleicht doch beſchwerlich fallen.«

„Ei, nicht doch,« ſagte Herr von Walther; „Sie müſſen ſie auf ein Stündchen hieher kommen laſſen. Die Kleinen müſſen doch die Kuchen und Torten verkoſten, die Amalia heute gebacken hat. Da es bereits dunkel iſt, ſo laſſe ich ſogleich anſpannen, um ſie in der Kutſche hieher zu bringen.“

Ich erbot mich, ſie abzuholen, und brachte ſie. Als ſie die zierliche Tafel, die hellen Wachslichter, das ſchimmernde Silber und die netten Körbchen voll Früchte erblickten, waren Beide ganz entzückt. Nachdem wir zu Tiſche gebetet hatten, und man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, ſprach Herr von Walther zu den Kleinen: „Nun, wo wollet denn ihr hinſitzen?“ Beide riefen: „Neben Herrn May.“

Während der Mahlzeit kam das Geſpräch bald wieder auf die Feuersbrunſt. Frau Bellini erzählte, das Feuer ſey vermuthlich durch eine Magd ausgekommen, die ſchon früher einmal die noch glühende Aſche in ein hölzernes Gefäß gethan, und ſie nicht in das feuerfeſte Gewölb, ſondern, um ſich einen Gang zu erſparen, in die nächſte Kammer geſtellt habe, und deßhalb ſehr ernſtlich und nachdrücklich gewarnt wurde; einige Leute aber ſeyen der Meinung, das Feuer ſey gelegt worden.

Amalia ſagte: „Wie kann der gütige Gott es doch zulaſſen, daß durch eine nachläßige Magd, oder gar durch einen böſen Menſchen ſo gute Menſchen in Schrecken geſetzt, und ihrer Wohnung beraubt werden! Ich würde einen Knaben, der ein Vogelneſt zerſtören, und junge und alte Vögelein verſcheuchen wollte, an den Haaren zurückreißen. Warum wehrt der liebe Gott, dem gute Menſchen doch unendlich lieber ſind, als uns die Vögel, den Böſen nicht, ſolches Unglück anzurichten?"

„Liebe Fräulein Amalia," ſagte Herr Bellini, der Verluſt meines Hauſes und eines großen Theils meines Vermögens war für mich, meine Frau und Kinder allerdings ein großes Unglück; allein wir und viele Menſchen wurden dadurch noch eines größern Segens theilhaft. Wir lernten die Hinfälligkeit und Nichtigkeit aller zeitlichen Güter noch mehr einſehen. Wir erkannten, daß wir keine andere feſte Stütze haben, als Gott allein. Wir wurden genöthigt, unſere einzige Zuflucht zu Ihm zu nehmen. O wie riefen auch unſere nächſten Nachbarn, die in Gefahr waren, zu Gott um Hülfe! Wie beteten wir ſelbſt bei der Todesgefahr unſrer geliebten Kinder! Wir wurden geübt in der Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Viele Menſchen fanden Gelegenheit, ihre Menſchenliebe an den Tag zu legen. Ich erkenne es mit Dank, daß viele große Kaufleute mir nicht unbedeutende Summen nachließen, und mir neue Waaren auf Treu und Glauben gaben. Viele, ſehr viele Menſchen aus benachbarten Ortſchaften, die dabei nichts zu gewinnen oder zu verlieren hatten, eilten herbei, den Brand zu löſchen. Ohne ſolche Unglücksfälle, ohne Feuersbrünſte, Hagelſchlag, Krankheiten und dergleichen, hätten gerade die ſchönſten Tugenden, Vertrauen auf Gott, Geduld im Leiden, Wohlthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte, heldenmüthige, ſich aufopfernde Liebe, und auch die Dankbarkeit gegen Wohlthäter gar nicht Statt. Und ſind gerade dieſe Tugenden nicht ohne Vergleich mehr werth, als alle zeitlichen Güter?«

„Vortrefflich!« rief Herr von Walther; „Mir ſelbſt, der ich doch viele Meilen weit von Ihnen entfernt wohne, war Ihr Unglück ein großes Glück. Ich lernte den heuchleriſchen Fein kennen, der ſich in mein Zutrauen einzuſchmeicheln gewußt, und der Sie, da Sie durch die Feuersbrunſt ſchon ſo Vieles verloren, noch um eine große Summe Geldes betrügen wollte; ich wurde, Gott Lob, ſeiner los. Die Unſchuld des Herrn May kam an den Tag, und ich nahm ihn wieder in mein Haus auf. Sein Edelmuth, mit dem er ſein Leben für Ihre Kinder gewagt hatte, macht ihn mir noch unendlich ſchätzenswerther. Wie Ihnen Ihre Kinder wieder geſchenkt worden, und Sie nun größere Freuden an ihnen haben, als zuvor, ſo geht es mir auch mit ihm. So weiß Gott alle Leiden, die Er über uns ſchickt, in Freuden zu verwandeln.«

Frau Bellini winkte jetzt ihren zwei Knaben. „Wir reiſen morgen ſehr frühe ab, ſagte ſie. Ihr müßt nun zu Bette gehen, damit ihr wohl ausſchlaft, und auf der Reiſe recht munter ſeyd.« Beide

Knaben ſtanden augenblicklich auf, beteten nach Tiſche, küßten dem Herrn und der Frau von Walther für die gütige Bewirthung die Hand, und baten, da ſie zu Bette gehen wollten, ihren Vater und ihre Mutter um den Segen. Ich erbot mich, ſie zu begleiten. Frau von Walther ließ eine Schachtel bringen, und packte für die Kinder, bis angeſpannt wurde, große Stücke Kuchen, eine ganze Torte, und ſo viele von den ſchönen Früchten ein, die auf der Tafel ſtanden, als in die Schachtel hinein gingen. „Ihr habt die ſchönen rothen Aepfel und gelben Birnen ſchon lange angelacht," ſagte ſie, „und waret doch ſo beſcheiden, keine zu verlangen. Das war recht ſchön. Ihr könnet ſie nun auf der Reiſe verzehren."

„Ei," ſagte der kleine Anton, „die ſchönen Aepfel und Birnen bringen wir unſerm Bruder und unſrer Schweſter mit nach Hauſe!"

„O ja wohl," ſprach Franz, „und auch die Torte und die Kuchen! Der Bruder konnte nicht mitreiſen, weil er das Studiren angefangen, und die Schweſter darf die Schule auch nicht verſäumen. Nun aber werden ſie über das Mitgebrachte doch noch eine Freude haben."

Herr von Walther ſagte zur Frau Bellini: „Sie erziehen Ihre Kinder ſehr gut; Sie werden Freude an Ihnen erleben."

„Das gebe Gott!" ſagte Frau Bellini. „Gott hat dieſe meine zwei Kinder auf's Neue mir wieder geſchenkt, und ich gelobte Ihm, ſie mit neuem Eifer Ihm zu erziehen. Es iſt aber ſo ſchwer! Den Kindern drohen noch ſchrecklichere Gefahren, als Flammen und Fluthen. Im Feuer und Waſſer findet man nur den zeitlichen Tod; die Verführung aber ſtürzt in ewiges Verderben. Gott gebe mir Weisheit, daß ich meine Kinder vor allen Gefahren Leibes und der Seele bewahre, und wenn ſie einſt in Gefahr der Verſuchung gerathen ſollten, ſie ſo muthig herausreiße, wie ihr edelmüthiger Erretter ſie aus den Flammen geriſſen hat.“

Als ich von Begleitung der Kinder zurückkam, erhob ſich Herr von Walther feierlich von ſeinem Seſſel, und ſprach zu mir: „Lieber Sohn! Ich bin Ihnen wegen des Unrechtes, das ich Ihnen zufügte, eine große Entſchädigung ſchuldig; auch wünſche ich, Ihre edle That, ſo gut ich kann, zu belohnen. Meine Handlung ſoll von nun an „Walther und May“ heißen. Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen — und dazu meine Tochter zur Frau. Ich habe bemerkt, daß Sie eine Neigung zu ihr haben, und meine Tochter zu Ihnen. Wir beide Eltern ſind einverſtanden, und Ihre gute Mutter wird auch nicht dagegen ſeyn. Reicht Euch die Hände und Herr und Frau Bellini ſeyen Zeugen der Verlobung, und dann auch die verehrteſten Hochzeitgäſte.“

Ich wurde bleich vor Freudenſchrecken, und Amalia glühte wie eine Roſe. Wir gaben uns die Hände, und Herr von Walther ſprach: „Gott ſegne Euch, meine lieben Kinder.“ So ſprach auch Frau von Walther mit Thränen in den Augen. Und Herr und Frau Bellini wünſchten uns von ganzem Herzen Glück.

Liebſte Mutter! Heute drei Wochen werde ich kommen, Sie zur Hochzeit abzuholen. Sie werden große Freude haben, Ihre künftige Schwiegertochter kennen zu lernen; ſie iſt vortrefflich erzogen und in jeder Hinſicht ein vollkommenes Frauenzimmer. Es iſt ein ſehr großes Glück für mich, daß die Tochter ſo verehrungswerther Eltern meine Ehegattin wird. Die gute Erziehung, die Sie mir gaben, legte den Grund dieſes meines Glückes. Ich kann Ihnen, beſte Mutter, und meinem ſeligen Vater nicht genug dafür danken. Ach, daß der Vater dieſe Freude noch erlebt hätte! Er hat bei dem kleinen herrſchaftlichen Amte, das er bekleitete, ſich manchen Biſſen am Munde erſpart, und anſtatt des Weines ſich mit Waſſer begnügt, um mich etwas Rechtes lernen zu laſſen, nicht, um damit zu glänzen, ſondern für Zeit und Ewigkeit guten Gebrauch davon zu machen. Er hielt ſehr viel auf einen gebildeten Verſtand und auf gründliche Kenntniſſe, aber noch mehr auf Frömmigkeit und Tugend. Er flößte mir heilige Ehrfurcht vor

Gott, und Abſcheu gegen alles Böſe ein. Gott wolle es ihm in jener Welt vergelten, da ich es in dieſer nicht mehr kann, und es auch nie im Stande ſeyn würde, wenn der gute, edle Mann noch lebte!

Nun, liebſte Mutter, machen Sie ſich reiſefertig — um dann für immer bei uns zu bleiben. Dies wünſchen Herr und Frau von Walther, die Ihnen ihre eigene Kutſche und Pferde ſchicken werden. Meine liebe Braut grüßt Sie mit kindlicher Ehrerbietigkeit und Liebe, und bittet Sie um Ihren mütterlichen Segen. Ihnen in Ihren alten Tagen recht viele Freuden zu machen, iſt der innigſte Wunſch Ihrer guten Tochter Amalia und Ihres

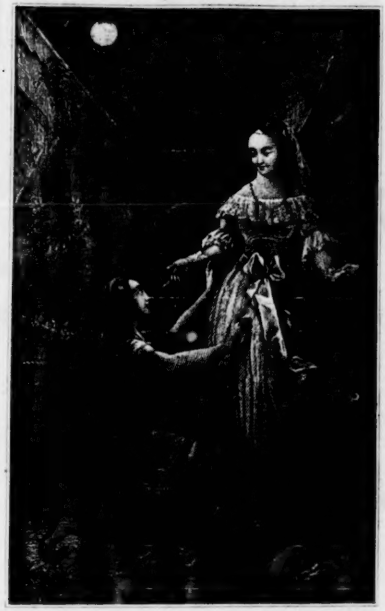
ewig dankbaren Sohnes
Aloys.

◆

Inhalt.

	Seite
Die Hopfenblüthen	3
Das Rothkehlchen	105
Kupfermünzen und Geldſtücke	129
Das alte Raubſchloß	163
Die Margarethablümchen	191
Die Feuersbrunſt	203

Univ. Bibl.
München



Geissler sen. Stahlstich v. Carl Mayer's K.A. in Nürnberg

DAS BLUMENKÖRBCHEN.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Sechstes Bändchen.

* * *

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1841.

Univ. Bibl.
München

Das

Blumenkörbchen.

1*

Erſtes Kapitel.

Vater Jakob und ſeine Tochter Marie.

In dem gräflichen Marktflecken Eichburg lebte vor mehr als hundert Jahren ein ſehr verſtändiger und rechtſchaffener Mann, Namens Jakob Rode. Als ein armer Knabe war er einſt nach Eichburg gekommen, um in dem gräflichen Schloßgarten die Gartenkunſt zu erlernen. Seine trefflichen Geiſtesgaben, ſein gutes Herz, die Geſchicklichkeit, mit der er Alles anfing, und ſeine edle Geſichtsbildung gewannen ihm das Wohlwollen der Herrſchaft. Es wurden ihm mancherlei kleine Geſchäfte in dem Schloſſe übertragen, und als der Graf, damals noch ein junger Herr, auf Reiſen ging, war Jakob unter ſeiner Begleitung. Auf dieſen Reiſen hatte Jakob ſeinen Verſtand mit vielen Kenntniſſen bereichert, ſich eine gebildete Sprache und einen feinen Anſtand erworben, und — was noch weit mehr iſt — ſein edles, redliches Herz unverdorben aus der großen Welt wieder mit zurückgebracht. Der Graf war darauf bedacht, Jakobs treue Dienſte zu belohnen, und ihm eine einträgliche Anſtellung zu verſchaffen. Jakob hätte in dem Pallaſte, den der Graf in der Hauptſtadt beſaß, Hausmeiſter werden können. Allein der gute Mann ſehnte ſich immer nach dem ſtilleren Landleben zurück, und da um eben dieſe Zeit zu Eichburg ein kleines Gütchen, das bisher verpachtet war, dem Grafen zurück geſtellt wurde, ſo bat Jakob, es ihm in Pacht zu geben. Der edle Graf überließ es ihm auf Lebenslang unentgeltlich, und bewilligte ihm noch jährlich ſo viel an Getreide und Holz, als für ſeine künftige Haushaltung nöthig ſeyn möchte. Jakob verheirathete ſich zu Eichburg, und nährte ſich von dem Ertrage des Gütchens, das, außer einem kleinen freundlichen Wohnhauſe, in einem großen ſchönen Garten beſtand, der zur Hälfte mit den beſten Obſtbäumen bepflanzt, und zur Hälfte zum Gemüsbaue beſtimmt war.

Nachdem Jakob mit ſeiner Gattin, die in jeder Hinſicht eine vortreffliche Frau war, mehrere Jahre in der glücklichſten Ehe gelebt hatte, ward ſie ihm durch den Tod entriſſen. Sein Schmerz war unausſprechlich. Der gute, bereits etwas betagte Mann alterte zuſehends und ſeine Haare bleichten ſich merklich. Seine einzige Freude in der Welt war nun ſeine einzige Tochter, die ihm von mehreren

Kindern allein am Leben geblieben war, und bei dem Tode der Mutter erſt fünf Jahre zählte. Sie hieß, wie die Mutter, Marie, und war in Allem ihr treues Ebenbild. Schon als Kind war ſie ungemein ſchön; allein, ſo wie ſie heran wuchs, gaben ihr frommer Sinn, ihre Unſchuld, ihre Beſcheidenheit, ihr ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menſchen ihrer Schönheit eine ganz eigene Anmuth. Es blickte ſo etwas unbeſchreiblich Gutes aus ihrem Angeſichte, daß es einem war, als blicke einen ein guter Engel an. Marie hatte das fünfzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, als ſie die kleine Haushaltung ſchon auf das Beſte beſorgte. In dem heitern Wohnſtübchen ſah man nirgends ein Stäubchen, in der Küche glänzten alle Geſchirre faſt wie neu, das ganze Haus war ein Muſter von Ordnung und Reinlichkeit. Ueberdies half ſie ihrem Vater bei den Gartenarbeiten mit unermüdetem Fleiße, und die Stunden, in denen ſie ſo um ihn beſchäftigt war, gehörten unter die vergnügteſten ihres Lebens. Denn der weiſe Vater wußte durch erheiternde und belehrende Geſpräche die Arbeit zum Vergnügen zu machen.

Marie, die unter Kräutern und Blumen aufwuchs, und deren Welt der Garten war, hatte von Kindheit an eine große Freude an ſchönen Blumen. Der Vater ließ daher jedes Jahr einige Samen, Zwiebeln und Ableger von Blumen kommen, die ſie noch nicht kannte, und erlaubte ihr, den Rand der Gartenbeete mit Blumen zu bepflanzen. So hatte Marie in ihren freien Stunden fortwährend eine angenehme Beſchäftigung. Sie pflegte die zarten Pflänzlein auf das ſorgfältigſte, betrachtete faſt jede ihr fremde Knospe nachſinnend und rathend, was für eine Blume ſie wohl enthalte; konnte kaum erwarten, bis ſie aufbrach, und hatte dann, wann die ſehnlich erwartete Blume in ihrer Pracht daſtand, eine ganz unbeſchreibliche Freude. „Das iſt eine reine, ſchuldloſe Freude,“ ſagte dann der Vater lächelnd. „Mancher gibt mehr Gulden für Gold und Seide aus, als ich Kreuzer für Blumenſamen, und macht ſeiner Tochter doch lange kein ſo großes und unſchuldiges Vergnügen damit.“ In der That blühten für Marie jeden Monat, ja jede Woche neue Freuden auf. Sie ſagte oft in ihrem Entzücken: „Das Paradies konnte kaum ſchöner ſeyn, als unſer Garten!“ Es ging auch nicht leicht Jemand an dem Garten vorbei, ohne ſtehen zu bleiben und die ſchönen Blumen zu bewundern. Die Kinder aus dem Orte guckten täglich durch das Gitter, und Marie reichte ihnen immer einige Blumen hinaus.

Der weiſe Vater wußte aber die Freude ſeiner Tochter an den Blumen zu einem höheren Ziele zu leiten. Er lehrte ſie in der Schönheit der Blumen, ihren mancherlei Geſtalten, der reinen Zeichnung, dem richtigen Ebenmaaße, den herrlichen Farben, den lieblichen Wohlgerüchen die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes bewundern. Er war es gewohnt, die erſte Morgenſtunde täglich der Andacht zu widmen, und er ſtand deßhalb immer früher auf, als es ſeine Arbeit erforderte. Er glaubte, das menſchliche Leben habe wenig Werth, wenn der Menſch bei allen ſeinen Geſchäften nicht ein Paar Stunden oder wenigſtens halbe Stunden des Tages heraus zu bringen wiſſe, in denen er ſich ungeſtört mit ſeinem Schöpfer unterhalten, und ſich mit ſeiner hohen Beſtimmung im Himmel beſchäftigen könne. An den herrlichen Frühlings- und Sommermorgen nahm er deßhalb Marien mit in die Gartenlaube, wo man, unter dem lieblichen Geſange der Vögel, den blühenden, von Thau funkelnden Garten und eine reiche Landſchaft in den goldenen Strahlen der Morgenſonne überſehen konnte. Hier redete er mit ihr von Gott, der die Sonne ſo freundlich ſcheinen läßt, Thau und Regen gibt, die Vögel unter dem Himmel ernährt und die Blumen auf dem Felde ſo herrlich kleidet. Hier lehrte er ſie den Allmächtigen als den liebevollen Vater der Menſchen kennen, der ſich uns noch unendlich lieblicher und freundlicher, als in der ganzen Schöpfung — in Seinem geliebten Sohne offenbart. Hier lehrte er ſie beten, indem er ſelbſt mit ihr aus ſeinem Herzen betete. Dieſe Morgenſtunden trugen Vieles dazu bei, die kindlichſte Frömmigkeit in ihr zartes Herz zu pflanzen.

In ihren liebſten Blumen zeigte er ihr die ſchönen Sinnbilder jungfräulicher Tugenden. Als ſie ihm einſt ſehr früh im März voll Freude das erſte Veilchen brachte, ſprach der Vater: „Das holde Veilchen ſey dir, liebe Marie, ein Bild der Demuth, der Eingezogenheit, der Wohlthätigkeit im Stillen. Es kleidet ſich in die ſanfte Farbe der Beſcheidenheit, es blüht am liebſten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern verſteckt, die Luft mit dem lieblichſten Wohlgeruche. Sey auch du, liebe Marie, ein ſtilles Veilchen, das einen bunten prahlenden Anzug verſchmäht, nicht bemerkt ſeyn will, und bis es verblüht iſt, im Stillen Gutes thut.“

Als die Roſen und die Lilien in voller Blüthe ſtanden, und der Garten in ſeiner ſchönſten Pracht erſchien, ſprach der Vater zu der hocherfreuten Marie, indem er mit dem Finger auf eine Lilie deutete, die von der Morgenſonne beleuchtet war: „Die Lilie ſey dir, liebe Tochter, das Bild der Unſchuld! Sieh, wie ſchön, wie hell und rein ſie daſteht! Der weißeſte Atlas iſt nichts gegen ihre Blätter; ſie gleichen dem Schnee. Wohl der Jungfrau, deren Herz ſo rein von allem Böſen iſt! Die reinſte aller Farben iſt aber auch am ſchwerſten rein zu bewahren. Leicht iſt ein Lilienblatt verletzt;

man darf es nicht rauh anfaſſen, oder es bleiben Flecken zurück. So kann auch ein Wort, ein Gedanke, die Unſchuld verletzen!« — „Die Roſe aber,“ ſprach er, indem er auf eine hinzeigte, „ſey dir, liebe Marie, das Bild der Schamhaftigkeit. Schöner als die Roſenfarbe iſt die Farbe der Schamröthe. Heil der Jungfrau, die über jeden unanſtändigen Scherz erröthet, und ſich von der Glut, die ſie auf ihren Wangen fühlt, vor Gefahr der Sünde warnen läßt. Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange ſchön und roth; Wangen, die nicht mehr erröthen können, werden bald bleich und gelb, und modern vor der Zeit im Grabe.“ Der Vater pflückte einige Lilien und Roſen, fügte ſie in einen Strauß zuſammen, gab ihn Marien, und ſprach: „Lilien und Roſen, dieſe ſchönen Schweſterblumen, gehören zuſammen, und ſtehen auch in Sträußen und Kränzen unvergleichlich ſchön neben einander; ſo ſind Unſchuld und Schamhaftigkeit auch Zwillingsſchweſtern, und können nicht getrennt werden. Ja, Gott gab der Unſchuld, damit ſie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnenden Schweſter. Bleibe ſchamhaft, liebe Tochter, und du wirſt auch unſchuldig bleiben. Dein Herz ſey immer rein, gleich einer reinen Lilie, und deine Wangen werden immer den Roſen gleichen.“

Die ſchönſte Zierde des Gartens war ein kleines Apfelbäumchen, nicht größer als ein Roſenſtock, das auf einem kleinen, runden Beetchen mitten im Garten ſtand. Der Vater hatte es an dem Tage, da Marie geboren wurde, gepflanzt, und das Bäumchen trug alle Jahre die ſchönſten goldgelben und purpurgeſtreiften Aepfel. Einmal blühte es vorzüglich ſchön und war ganz mit Blüthen bedeckt. Marie betrachtete es jeden Morgen. „O wie ſchön,“ rief ſie entzückt, „wie herrlich roth und weiß! Es iſt, als wenn das ganze Bäumchen nur ein einziger großer Blumenſtrauß wäre!“ Eines Morgens kam ſie wieder — da hatte der Reif die Blüthen zerſtört. Sie waren bereits gelb und braun, und ſchrumpften an der Sonne zuſammen. Marie weinte über den traurigen Anblick. Da ſprach der Vater: „So verderbt die ſündliche Luſt die Blüthe der Jugend. O Kind, zittre vor Verführung! Sieh, wenn es dir auch ſo gehen ſollte — wenn die ſchönen Hoffnungen, die du mir macheſt, nicht nur für ein Jahr, ſondern für das ganze Leben ſo dahin ſchwinden ſollten — ach, dann würde ich noch ſchmerzlichere Thränen weinen, als du jetzt weineſt. Ich würde keine frohe Stunde mehr haben, und noch mit Thränen in den Augen in das Grab ſinken.“ Wirklich ſtanden ihm Thränen in den Augen — und ſeine Worte machten auf Marien den tiefſten Eindruck.

Unter den Augen eines ſo weiſen und liebevollen Vaters wuchs Marie zwiſchen den Blumen ihres Gartens heran — blühend wie eine Roſe, ſchuldlos wie eine Lilie, beſcheiden wie ein Veilchen, und hoffnungsvoll wie ein Bäumchen in der ſchönſten Blüthe.

Mit zufriedenem Lächeln hatte der alte Mann jederzeit ſeinen lieben Garten betrachtet, deſſen Früchte ſeinen Fleiß ſo ſchön belohnten; eine noch innigere Zufriedenheit empfand er bei dem Anblick ſeiner Tochter, an der die gute Erziehung, die er ihr gab, viel ſchönere Früchte brachte.

Zweites Kapitel.

Marie im gräflichen Schloſſe.

Einſtens, an einem lieblichen Morgen zu Anfang des Maies, hatte Marie in dem nahen Wäldchen Weidenſproſſen und Haſelzweige geſchnitten, aus denen ihr Vater, wenn es im Garten nichts zu thun gab, die niedlichſten Körbchen flocht. Da fand ſie die erſten Maiblümchen. Sie pflückte einige davon, und machte zwei Sträußchen daraus, eines für ihren Vater und eines für ſich. Als ſie auf dem ſchmalen Fußſteige durch den blumigen Wieſengrund nach Hauſe ging, begegneten ihr die Gräfin von Eichburg und deren Tochter Amalia, die ſich gewöhnlich in der Reſidenzſtadt aufhielten, vor einigen Tagen aber auf ihrem Schloſſe zu Eichburg angekommen waren.

Marie trat, ſobald ſie die beiden weißgekleideten Frauenzimmer mit grünen Sonnenſchirmchen erblickte, etwas ſeitwärts, um ihnen Platz zu machen, und blieb ehrerbietig an dem Fußwege ſtehen.

„Ei, gibt es denn ſchon Maiblümchen!“ rief die junge Gräfin, die dieſe Blümchen mehr als alle andern Blumen liebte. Marie bot ſogleich jeder der beiden Gräfinnen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Goldbörſe von purpurrother Seide heraus, und wollte Marien beſchenken.

Allein Marie ſagte: „O nicht doch; ich nehme nichts. Gönnen Eure Excellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrſchaft, von der ſie ſchon ſo viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken!“

Die Gräfin lächelte freundlich, und ſagte, Marie ſolle Amalien noch öfter Maiblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und ſo kam ſie, ſo lange die Maiblümchen blühten, täglich in das Schloß. Amalie fand an Mariens gutem, natürlichen Verſtande, ihrem heitern, fröhlichen Sinne, ihrem beſcheidenen, ungekünſtelten Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche

Stunde in Amaliens Geſellſchaft zubringen, nachdem alle Maiblümchen ſchon längſtens verblüht waren. Ja, die junge Gräfin ließ es ſich öfter nicht undeutlich merken, daß ſie Marien immer um ſich zu haben wünſche, und ſie deßhalb noch in ihre Dienſte zu nehmen gedenke.

Nun näherte ſich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geſchenk bedacht. Einen Blumenſtrauß hatte ſie ihr ſchon oft gebracht. Sie verfiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte den letzten Winter einige ganz ungemein ſchöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer verfertiget. Das ſchönſte aus allen hatte er Marien geſchenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beſchloß, dieſes Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstage zu verehren. Der Vater gab das auf ihre Bitte ſehr gern zu, und er verzierte das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er ſehr nett und künſtlich hineinflocht.

Am Morgen des Geburtstages der Gräfin Amalie pflückte nun Marie die vollſten Roſen, die ſchönſten weißen, rothen und blauen Levkojen, bräunlichen Goldlack, hochrothe, hellgelbe und dunkelbraune Nelken, und andere ſchöne Blumen von allen Farben, brach ſchön belaubte grüne Zweige, und ordnete die Blumen und das grüne Laubwerk ſo in das Körbchen, wie die Farben am ſchönſten von einander abſtachen. Die Seiten des Körbchens umſchlang ſie mit einem leichten Gewinde von Roſenknospen und Mooſe; Amaliens Namen aber umgab ſie mit einem Kränzchen von Vergißmeinnicht. Die friſchen Roſenknospen, das zarte grüne Moos, und die blauen Vergißmeinnicht nahmen ſich auf dem feinen weißen Gitterwerke des Körbchens ungemein gut aus. Das ganze Blumenkörbchen war wirklich überaus ſchön. Selbſt der ernſte Vater lobte Mariens Einfall mit zufriedenem Lächeln, und ſagte, als ſie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, daß ich es noch länger betrachten kann.“

Marie trug das Körbchen in das Schloß und überreichte es, unter den herzlichſten Glückwünſchen, der Gräfin Amalia. Die junge Gräfin ſaß eben an ihrem Putztiſche. Ihr Kammermädchen ſtand hinter ihr, und war mit Amaliens Kopfſchmucke für das heutige Feſt beſchäftiget. Amalia hatte eine ganz ungemeine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die ſchönen Blumen, bald das nette Körbchen zu rühmen. „Gutes Kind!“ ſagte ſie, „du haſt ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich ſo reichlich zu beſchenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit — ſo ſchön, ſo geſchmackvoll, daß ich nie etwas Schöneres ſah.

O komm doch ſogleich mit mir zu meiner Mutter.“ Sie ſtand auf, nahm Marien freundlich bei der Hand, und führte ſie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

„O ſehen Sie doch, Mama,“ rief ſie ſchon unter der Zimmerthüre, „was für ein unvergleich ſchönes Geſchenk mir Marie brachte! Ein ſchöneres Körbchen haben Sie wohl nie geſehen, und ſchönere Blumen gibt es wohl auch nicht.“

Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin ſehr wohl. „In der That,“ ſagte ſie, „es iſt ſehr ſchön! Ich wünſchte es gemalt zu beſitzen. Das Körbchen mit den Blumen, auf denen noch der Morgenthau liegt, gäbe ein ſo ſchönes Blumenſtück, als je der größte Maler eines gemalt hat. Es macht Mariens gutem Geſchmacke ſehr viel — und ihrem guten Herzen noch mehr Ehre.“

„Warte indeß hier ein wenig, liebes Kind!“ ſprach ſie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.

„Unbeſchenkt,“ ſagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, „dürfen wir Marien nicht gehen laſſen. Was meineſt du, daß ſich wohl am beſten für ſie ſchicke?“

Amalia ſann einige Augenblicke nach. „Ich denke,“ ſagte ſie hierauf, „ein Kleid von mir wäre wohl das Beſte, etwa, wenn Sie, liebſte Mama, es erlauben wollen, das mit den niedlichen rothen und weißen Blümchen auf dunkelgrünem Grunde. Es iſt zwar noch ſo gut, als neu. Ich hatte es kaum einige Male an. Allein ich bin aus demſelben heraus gewachſen. Für Marie aber gibt es noch ein ſchönes Feſtkleid. Zurecht machen kann ſie es ſich ſelbſt; ſie iſt dazu geſchickt genug. Wenn es Ihnen alſo nicht zu viel wäre, ſo will ich es ihr ſchenken.«

»Thu' das!« ſagte die Gräfin. »Wenn man den Leuten etwas geben will, ſo muß man ihnen etwas geben, daß ihnen damit gedient iſt. Das grüne Kleid mit den niedlichen Blümchen wird der kleinen Blumengärtnerin recht gut ſtehen.«

»Geht jetzt, gute Kinder,« ſagte die Gräfin gütig, indem ſie mit Amalia aus dem Nebenzimmer trat, »und ſorgt für die Blumen, damit ſie bis zur Tiſchzeit nicht welken. Da wir heute Gäſte bekommen, ſo ſoll das Körbchen die ſchönſte Zierde der Tafel ſeyn, und anſtatt des Aufſatzes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überlaß ich Amalien!«

Amalia eilte mit Marie in ihr Zimmer, und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Jettchen — ſo hieß das Mädchen — blieb ſtehen, und ſagte: »Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?« — »Nein!« ſagte Amalia, »ich werde es Marien ſchenken.« »Das Kleid?« rief Jettchen ſchnell. »Weiß das die gnädige

Mama?“ — „Bringe du das Kleid,“ ſagte Amalia ernſt, „und für das Uebrige laß mich ſorgen.“

Jettchen wandte ſich ſchnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angeſicht glühte von Zorn. Zornig riß ſie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kaſten. „Wenn ich nur alle ſogleich zerreißen dürfte!“ ſagte ſie. „Das verwünſchte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunſt meiner Herrſchaft hat ſie mich ohnehin ſchon gebracht, und nun ſtiehlt ſie mir noch obendrein dieſes Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen könnte ich der verhaßten Blumenkrämerin auskratzen!“ Indeß verbiß Jettchen ihren Zorn, ſo gut ſie konnte, ſtellte ſich, wie ſie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie,“ ſagte Amalia, „es ſind mir zwar heute reichere Geſchenke gemacht worden, als dein Körbchen; aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da ſind freilich nicht ſo ſchön, als die deinigen; aber ich denke, du werdeſt ſie aus Liebe zu mir doch nicht verſchmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater.“ Marie nahm das Kleid, küßte der jungen Gräfin die Hand und ging.

Jettchen ſetzte voll Aerger, Neid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit ſtillſchweigend fort. Es koſtete ſie in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren während des Friſirens nicht ein wenig empfinden zu laſſen, wie aufgebracht ſie war. „Biſt du böſe Jettchen?“ ſagte Amalia ſanft. „Das wäre ja dumm,“ ſagte Jettchen, „wenn ich böſe wäre, weil Sie ſo gut ſind.“ „Das war ſehr vernünftig geſprochen,“ ſagte Gräfin Amalia; „ich wünſche, du möchteſt auch ſo vernünftig denken!“

Marie eilte indeß mit dem ſchönen Kleide voll Freude nach Hauſe. Der kluge Vater hatte aber über das ſchöne Geſchenk keine beſondere Freude. Er ſchüttelte den grauen Kopf und ſagte: „Du hätteſt mir das Körblein lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid iſt mir, als ein Geſchenk von unſerer gnädigen Herrſchaft, zwar ſehr ſchätzenswerth; allein ich fürchte, es möchte Andere auf uns neidiſch, und was das Schlimmſte wäre, dich eitel machen. Sey daher doch recht auf deiner Huth, liebe Marie, daß wenigſtens das Schlimmſte unterbleibe. Beſcheidenheit und Sittſamkeit kleiden ein Mädchen beſſer, als der ſchönſte, auserleſenſte Anzug.“

Drittes Kapitel.

Der entwendete Ring.

Kaum hatte Marie das ſchöne Kleid anprobirt, es dann wieder ſorgfältig zuſammen gelegt, und in den Kaſten verſchloſſen, ſo kam die junge Gräfin blaß und zitternd und faſt außer Athem in das kleine Stübchen.

„Um Gottes willen, Marie,“ ſprach ſie, „was haſt du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter iſt weg! Niemand kam in das Zimmer, als du. O gib ihn doch geſchwind her, ſonſt gibt das eine ſchreckliche Geſchichte. Gib geſchwind; dann läßt ſich die Sache noch vermitteln.“

Marie erſchrak, daß ſie todtenbleich wurde. „Ach Gott,“ ſagte ſie, „was iſt das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring geſehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen, auf dem ich ſtand.“

„Marie,“ ſagte die Gräfin Amalia wieder, „ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt willen, gib mir den Ring. Du weißt nicht, was der einzige Stein in demſelben für einen Werth hat. Der Ring koſtete bei tauſend Thaler. Wenn du das gewußt hätteſt, ſo würdeſt du ihn ſicher nicht genommen haben. Du ſahſt ihn wohl nur für eine

Kleinigkeit an. Gib ihn mir, und alles ſoll dir als ein jugendlicher Unverſtand verziehen werden.“

Marie fing an zu weinen. „Wahrlich,“ ſagte ſie, „ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mir nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, vielweniger es zu ſtehlen. Mein Vater hat es mir zu ſehr eingeſchärft, Niemanden etwas zu nehmen.“

Jetzt trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in dem Garten gearbeitet, und die junge Gräfin ſo eilfertig in das Haus gehen ſehen. „Gott im Himmel, was iſt das?“ rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede ſey. Der gute Mann hatte einen ſolchen Schrecken, daß er ſich an dem Tiſchecke halten, und auf die Bank niederſetzen mußte.

„Kind,“ ſprach er, „einen ſolchen Ring zu ſtehlen, iſt ein Verbrechen, auf das der Tod geſetzt iſt. Das iſt aber noch das Wenigſte. Denke an das Gebot Gottes: „Du ſollſt nicht ſtehlen.“ Für eine ſolche That ſind wir nicht bloß den Menſchen — wir ſind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich — dem höchſten Richter, der in alle Herzen blickt, und vor dem kein Läugnen und keine Ausflucht gilt. Haſt du Gottes und Seiner heiligen Gebote vergeſſen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblicke der Verſuchung nicht mehr erinnert; haſt du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelſteine verblenden und dich zu dieſer Sünde verleiten laſſen: ſo läugne es nicht, bekenne es, und gib den Ring zurück. Das iſt der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, ſo viel er noch kann gut gemacht werden.“

Marie ſagte weinend und ſchluchzend: „O Vater, gewiß — gewiß — ich habe nichts von einem Ringe geſehen. Ach, wenn ich einen ſolchen Ring auf der Straße gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigenthümer wieder zurück geſtellt hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!“

„Sieh,“ fing der Vater wieder an, „der Engel, die junge Gräfin Amalia, die nur aus Liebe zu dir herunter kam, um dich noch aus den Händen des Gerichts zu erretten, die es ſo gut mit dir meint, die dich dieſen Augenblick erſt ſo reichlich beſchenkte, verdient es nicht, daß du ſie belügeſt — und ſie zu deinem eigenen Verderben zu hintergehen ſucheſt! Haſt du den Ring, ſo ſag' es, und die gnädige Gräfin hier wird durch ihre Fürbitte die verdiente Strafe von dir abwenden. Marie, ſey aufrichtig und lüge nicht.“

„Vater!“ ſagte Marie, „Ihr wißt es ja ſelbſt, in meinem ganzen Leben habe ich nicht eines Hellers werth geſtohlen! Nicht einmal einen Apfel von einem fremden Baume oder eine Hand voll Gras von der Wieſe eines Andern würde ich mir zu nehmen getrauen; wie viel weniger etwas ſo

Koſtbares. Glaubt es doch, Vater! Ich habe Euch ja in meinem Leben nie belogen!“

„Marie,“ ſagte der Vater noch einmal, „ſieh meine grauen Haare an! Bring' ſie nicht mit Herzeleid unter die Erde! Erſpar' mir dieſen Jammer! Sag' es vor Gott — zu Dem ich bald zu kommen hoffe, und Der keine Diebe in ſeinen Himmel eingehen läßt — haſt du den Ring? Um deiner eigenen Seligkeit willen bitte ich dich, ſage die Wahrheit!“

Marie blickte mit weinenden Augen zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: „Gott weiß es, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich ſelig werden will; ſo gewiß habe ich ihn nicht.“

„Nun,“ ſagte der Vater, „ſo glaub' ich es auch, du haſt ihn nicht. Denn ſo würdeſt du vor Gottes Angeſicht, vor der edlen Gräfin hier, und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich feſt glaube, unſchuldig biſt, ſo bin ich ruhig. Sey du es auch, Marie, und fürchte nichts. Es gibt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchten haben, und das iſt die Sünde. Kerker und Tod ſind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menſchen verlaſſen, und wider uns ſeyn werden: ſo haben wir doch Gott zum Freunde, und Der rettet uns gewiß, und bringt unſre Unſchuld hier oder dort an den Tag.“

Die junge Gräfin wiſchte ſich eine Thräne ab und ſagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, ſo reden höre, ſo glaube ich es freilich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Allein, wenn ich wieder alle Umſtände überlege, ſo ſcheint es mir doch nicht anders möglich — ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weiß das Plätzchen auf ihrem Arbeitstiſchchen, wo ſie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, beſtimmt. Keine Seele kam ſonſt in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tiſchchen hinkam, wird Marie ſelbſt bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer; vor und nach ihr kein Menſch. Nachdem wir fort waren, ſchloß meine Mutter die Thüre, um ſich anders anzukleiden. Da ſie angekleidet iſt, und nur noch den Ring anſtecken will — ſo iſt er weg! Zum Ueberfluſſe durchſuchte meine Mutter noch ſelbſt das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorſicht, und ließ Niemanden von unſern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis ſie alles zwei-, drei-mal durchſucht hatte. Allein vergebens! Wer kann nun den Ring haben?“ —

„Das begreife ich auch nicht!“ ſagte der Vater. „Gott hat uns eine ſchwere Prüfung zugedacht. Doch, was da auch über uns verhängt ſeyn ſollte“ — ſagte er mit einem Blicke zum Himmel — „ſieh, Herr, hier bin ich! Nur Deine Gnade gib mir, o Gott, und es es iſt mir genug.“

„Wahrhaftig,“ ſagte die Gräfin, „ich gehe mit recht ſchwerem Herzen nach Hauſe. Das iſt mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böſe Geſchichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon geſagt, als mir, um Marie nicht unglücklich zu machen. Allein länger läßt ſich die Sache nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Reſidenz erwarten, würde ihn ſogleich vermiſſen. Er hat ihn ihr an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an meinem Geburtstage. Sie erwartet, daß ich ihn gewiß bringe!“ — — „Lebt wohl!“ ſagte Amalia noch. „Ich will es wohl ſagen, daß ich euch für unſchuldig halte; aber wird man mir es auch glauben?“ Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thüre hinaus. Vater und Tochter waren zu beſtürzt, als daß eines ſie hätte begleiten können.

Der Vater ſaß auf der Bank, ſtützte den Kopf auf die Hand, ſah nachdenkend zur Erde, und Zähren floßen über ſeine bleichen Wangen. Marie fiel vor ihm auf die Knie, blickte weinend zu ihm auf, und ſagte: „O Vater, gewiß, ich bin an der ganzen Geſchichte unſchuldig. Gewiß, ich bin unſchuldig!“

Der Vater hob ſie auf, blickte ihr lange in die blauen Augen, und ſagte dann: „Ja, Marie, du biſt unſchuldig. So redlich und treuherzig kann einen die Schuld nicht anblicken.“

„O Vater,“ fing Marie wieder an, „was kann dies für ein Ende nehmen! Wie wird es uns ergehen! O wenn das, was da kommen wird, nur mich allein träfe, ich wollte es gerne tragen. Aber daß Ihr, Ihr wegen meiner leiden ſollet, das iſt mir das Schrecklichſte!“

„Vertrau' auf Gott,“ ſagte der Vater, „und ſey unverzagt. Gegen ſeinen Willen kann uns kein Haar gekrümmt werden. Was da kommen wird, iſt alles von Gott — alſo gut, und zu unſerm Beſten, und was wollen wir mehr? — Laß dich nur nicht ſchrecken, und bleibe immer genau bei der Wahrheit. Wie man dir drohen, was man dir auch verſprechen wird, weiche nur kein Haar breit von der Wahrheit ab, und verletze dein Gewiſſen nicht. Ein gutes Gewiſſen iſt ein gutes Hauptkiſſen — auch im Kerker.“

„Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden; dein Vater wird dich nicht mehr tröſten können, gute Marie! Halte dich alſo deſto feſter an deinen Vater im Himmel. Er, der mächtige Beſchützer der Unſchuld, kann dir nicht genommen werden!“

Jetzt ward plötzlich die Thüre aufgeriſſen —

der Juſtizamtmann, der Aktuar, und mehrere Gerichtsdiener traten in das Stübchen. Marie that einen lauten Schrei und umfaßte ihren Vater mit beiden Armen. „Reißt ſie auseinander!“ rief der Amtmann, und ſeine Augen funkelten vor Zorn. „Die Tochter legt in Ketten, und werft ſie in das Gefängniß. Auch den Vater bringt einſtweilen in ſichere Verwahrung. Haus und Garten haltet wohl beſetzt und bewacht, und laßt Niemanden herein, bis ich und der Aktuar Alles ſelbſt genau durchſucht haben.“

Die Gerichtsdiener riſſen Marie, die ihren Vater feſt umſchlungen hielt, ihm mit Gewalt aus den Armen und feſſelten ſie. Sie fiel in Ohnmacht, und ward ohnmächtig fortgeſchleppt. Als man Vater und Tochter auf die Straße heraus brachte, war ſchon eine Menge Leute zuſammen gelaufen. Die Geſchichte von dem Ringe hatte ſich ſogleich durch den ganzen Flecken verbreitet. Es war ein Auflauf, ein Gedränge um das kleine Gärtnerhaus, als ſtünde es im Brande. Man hörte die verſchiedenſten Urtheile. So gut Jakob und Marie gegen alle Menſchen waren, ſo fehlte es doch nicht an Leuten, die voll Schadenfreude die boshafteſten Anmerkungen machten. Weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparſamkeit ſich ſehr gut fortbrachten, ſo wurden ſie von Manchen beneidet. „Nun weiß man doch,“ ſagten ſie, „woher ihr Vermögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber — iſt es keine Kunſt, beſſer zu leben, und ſich ſchöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Flecken.«

Die meiſten Einwohner von Eichburg hatten aber ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und ſeiner guten Tochter, und mancher Hausvater und manche Hausmutter ſprachen unter einander: „Ach Gott, es iſt doch ein Elend mit uns Menſchen! Der Beſte iſt nicht ſicher vor dem Fall. Wer hätte das von den wackern Leuten gedacht? Doch — vielleicht iſt es nicht ſo, und dann wolle Gott ihre Unſchuld an den Tag kommen laſſen. Und wäre es auch, nun ſo wolle Gott ihnen beiſtehen, daß ſie ihren Fehler erkennen, ſich beſſern, und dem großen Unglücke, daß ihnen droht, entgehen. Er wolle uns alle in Gnaden vor Sünden bewahren, vor denen wir ja keinen Tag ganz ſicher ſind!“

Von den Kindern des Ortes ſtanden da und dort einige beiſammen und weinten. „Ach,“ ſagten ſie, „wenn man ſie einſperret, ſo kann uns ja der ehrliche Jakob kein Obſt und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man ſollte es nicht thun!“

Viertes Kapitel.

Marie im Gefängniſſe.

Man hatte Marien noch halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht. Sie kam zu ſich ſelbſt, weinte, ſchluchzte, rang die Hände, betete und ſank dann, von Schrecken, Traurigkeit und dem vielen Weinen ganz erſchöpft, auf ihr Lager von Stroh, und ein ſanfter Schlaf ſchloß ihr die müden Augenlieder. Als ſie wieder erwachte, war es bereits Nacht. Alles um ſie her war dunkel und ſie konnte nichts unterſcheiden. Sie wußte lange nicht, wo ſie war. Die Geſchichte mit dem Ringe kam ihr wie ein bloßer Traum vor, und ſie meinte anfangs, ſie befinde ſich in ihrem Bette. Sie fing ſchon an, ſich zu freuen — allein da fühlte ſie die Ketten an ihren Händen, und das Raſſeln derſelben klang fürchterlich in ihren Ohren. Erſchrocken fuhr ſie von ihrem Strohlager auf. „O was kann ich anders thun,“ rief ſie, und ſank auf die Knie, „als dieſe gefeſſelten Hände zu Dir empor heben, lieber Gott! O blicke in dieſes Gefängniß, und ſieh mich hier auf meinen Knien. Du weißt es, daß ich unſchuldig bin! Du biſt der Retter der Unſchuld! Rette mich! Erbarme Dich meiner — erbarme Dich meines armen alten Vaters! O gib doch nur wenigſtens ihm Troſt in das Herz, und laß lieber mich alle Leiden doppelt fühlen!“ —

Ein Strom von Thränen floß bei dem Gedanken an ihren Vater aus ihren Augen; Schmerz und Mitleiden erſtickten ihre Stimme. Sie weinte und ſchluchzte lange ſo fort.

Jetzt ſchien der Mond, den bisher ſchwere Gewitterwolken bedeckt hatten, durch das kleine ſchwarze Eiſengitter in ihren Kerker, und bildete das Gitter auf dem Boden des Gefängniſſes ab. Marie konnte am Widerſcheine des hellen Mondlichtes die vier Wände des engen Kerkers, die rohen Ziegelſteine, aus denen ſie aufgeführt waren, die weißen Kalkfugen zwiſchen den rothen Steinen, das kleine Mäuerlein, das in einer Ecke ſtatt eines Tiſches angebracht war, den irdenen Krug und das irdene Schüſſelein, die auf dem Mäuerchen ſtanden, und jedes Hälmlein des Strohes, das ihr zum Lager diente, deutlich erkennen. So wie die dichte Finſterniß um Marie verſchwunden war, wurde es ihr etwas leichter um das Herz. Es war ihr bei dem Anblicke des Mondes nicht anders, als erblicke ſie einen alten Freund. „Kommſt du,“ ſagte ſie, „lieber Mond, und ſiehſt du dich nach deiner Freundin um? O damals, als du noch durch die grünen Rebenblätter am Fenſter in mein kleines Schlafkämmerlein ſchieneſt, damals glänzteſt du viel ſchöner und heller, als jetzt durch dieſes dicke, ſchwarze

Eiſengitter. Trauerſt du etwa auch mit mir? — Ach, ich hätte freilich nie geglaubt, dich einmal ſo zu ſehen! — Was macht wohl jetzt mein Vater? Wacht er jetzt vielleicht auch, und weinet und jammert er, wie ich? Ach, daß ich ihn doch nur einen Augenblick ſehen könnte! Du, lieber Mond, blickeſt vielleicht jetzt auch in ſeinen Kerker! O, könnteſt du doch reden, könnteſt du ihm doch ſagen, wie ſeine Marie um ihn weine und jammere!«

„Aber wie thöricht rede ich in meiner Trauer! Verzeih mir dieſe eiteln Reden, lieber Gott! Du o Gott, blickeſt in das Gefängniß meines Vaters! Du ſiehſt ihn und mich! Du ſchaueſt in unſer Beider Herzen! Deine allmächtige Hülfe läßt ſich durch keine Mauern und durch keine Eiſengitter abhalten. O ſende Du ihm Troſt in ſeinen Leiden!«

Marie bemerkte hierauf mit Verwunderung, daß ein lieblicher Geruch ihr Gefängniß erfülle. Sie hatte am Morgen eine halbgeöffnete Roſenknoſpe und andere Blumen, die ihr von dem Blumenkörbchen übrig geblieben waren, in ein Sträußchen gebunden, und es vor die Bruſt geſteckt. Dieſe Blumen hauchten die ſüßen Wohlgerüche aus. „Seyd ihr noch da, ihr lieben Blümchen,“ ſagte ſie, als ſie das Sträußchen erblickte, „und mußtet ihr auch mit mir in das Gefängniß hieher wandern, ihr ſchuldloſen Geſchöpfe? Womit habt denn ihr es verdient? Doch, das ſey mein Troſt, daß ich es ſo wenig verſchuldet habe, als ihr.«

Sie nahm das Sträußchen ab, und betrachtete es am Schimmer des Mondes. „Ach," ſagte ſie, „als ich am Morgen in meinem Garten dieſe Roſenknospe, und an dem nahen Bächlein dieſe Vergißmeinnicht pflückte, wer hätte da geglaubt, daß ich den Abend in dieſem Kerker liegen würde! — Als ich jene Blumenkette um das Körbchen wand, wer hätte es gedacht, daß ich heute noch dieſe eiſernen Ketten tragen würde? So veränderlich iſt Alles auf Erden! So weiß kein Menſch, wie ſchnell es mit ihm anders werden kann — und zu welchen traurigen Ereigniſſen ſeine ſchuldloſeſten Handlungen Anlaß geben können! Der Menſch hat alſo wohl Urſache, ſich jeden Morgen dem Schutze Gottes zu empfehlen.«

Sie weinte aufs Neue; ihre Thränen tröpfelten auf die Roſenknospe und die Vergißmeinnicht, und ſchimmerten im Mondlichte daran, wie Thau. „Derjenige, der die Blumen nicht vergißt, und ſie mit Thau und Regen tränkt," ſagte ſie, „kann ja auch meiner nicht vergeſſen. Ja, Du lieber Gott! tröpfle Troſt in mein Herz und in das Herz meines Vaters, wie Du die Kelche der dürſtenden Blumen mit reinem Thau des Himmels fülleſt!«

Mit Thränen gedachte ſie jetzt ihres Vaters. „O du guter Mann!" ſagte ſie; „wenn ich dieſes

Sträußchen da ſo betrachte — wie viele deiner Worte, die du mir über die Blumen ſagteſt, kommen mir da wieder zu Sinne!“

„Dieſe Roſenknospe da blühte aus den Dornen hervor; ſo werden auch aus dieſen meinen Leiden Freuden hervorblühen! Wer dieſe aufblühende Roſe früher hätte aus der feſtverſchloſſenen Knospe hervorziehen wollen, der hätte ſie nur zerſtört. Gott enthüllte nach und nach, gleichſam mit ſanftem leiſem Finger, dieſe zarten Purpurblättchen, und hauchte in ihr Innerſtes den lieblichen Wohlgeruch. Er wird auch mein Leiden wenden, und den Segen, den es in ſich ſchließt, enthüllen! Ich will alſo geduldig warten, bis die rechte Zeit dazu da iſt!“

„Dieſe Vergißmeinnicht erinnern mich an ihren Schöpfer! Ja, Du lieber Gott, ich will Deiner nicht vergeſſen, wie Du meiner nicht vergiſſeſt! — Sie ſind blau, dieſe zarten Blümchen, wie der Himmel. Der Himmel ſey mein Troſt bei allen Leiden dieſer Erde!“

„Da iſt eine wohlriechende Wicke mit den zarten weißen und rothen Blättchen! Wie dieſes ſchlanke Gewächs ſich an dem nahen Stabe, ohne den es im Staube kriechen würde, aufſchwingt, und ſo, freudig blühend, wie mit Schmetterlingsflügeln über dem Staube der Erde ſchwebt, ſo will ich mich feſt an Dich halten, o Gott, und mich ſo über den Staub und die Leiden der Erde fröhlich emporſchwingen.“

„Dieſe Reſede hier iſt es vorzüglich, die den ganzen Kerker mit lieblichen Gerüchen erfüllt. Sanftes, mildes Kräutchen, auch den, der dich abbricht, erfreueſt du mit deinem Wohlgeruch. Dir will ich auch gleichen — auch Denen gut ſeyn, die mich, ohne daß ich ihnen etwas zu Leid that, aus meinem Garten riſſen, und in dieſen Kerker warfen!“

„Hier iſt ein Zweiglein Sinngrün. Dieſes bleibet auch im Winter friſch, und behält auch zur rauhen Jahreszeit die ſchöne, grüne Farbe der Hoffnung! Ich will auch jetzt, zur Zeit des Leidens, die Hoffnung nicht aufgeben. Gott, der dieſes kleine Gewächs mitten unter den Stürmen des Winters, unter Eis und Schnee, friſch und grün erhalten kann, der wird auch mich erhalten — mitten unter den Stürmen des Leidens!“

„Da ſind noch ein Paar Lorbeerblätter. Dieſe erinnern mich an den unverwelklichen Lorbeerkranz, der Allen, die hier auf Erden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel hinterlegt iſt. O mir iſt es, ich ſähe ihn ſchon, von goldenen Strahlen umgeben, dieſen herrlichen ewiggrünen Siegeskranz! Ihr Blumen der Erde ſeyd wie ihre Freuden alle vergänglich, und welket alle bald dahin. Aber dort droben wartet nach den kurzen Leiden dieſer Erde eine Seligkeit, eine Herrlichkeit auf uns, die ewig und unvergänglich iſt.“

Eine finſtere Wolke verdunkelte jetzt plötzlich den Mond. Marie ſah nichts mehr von ihren Blumen, und ſchauerliches Dunkel erfüllte den Kerker. Es ward ihr aufs Neue bange um das Herz. Allein bald ging die Wolke vorüber und der Mond ſchien wieder hell und ſchön, wie zuvor. „So,“ ſprach jetzt Marie, „kann die Unſchuld wohl auch verdunkelt werden; aber am Ende glänzt ſie doch wieder hell und ſchön. So wirſt Du, o Gott, auch meine Unſchuld, auf der jetzt eine ſchwere Wolke böſen Verdachtes ruht, am Ende gegen alle falſche Beſchuldigungen ſiegen laſſen.“

Marie legte ſich jetzt wieder auf ihren Bund Stroh nieder und ſchlief ruhig und getroſt ein. Ein lieblicher Traum tröſtete und erheiterte ſie noch im Schlafe. Sie träumte, ſie wandle beim Mondſcheine in einem ihr ganz fremden Gärtchen, das mitten in einer rauhen Wildniß voll finſterer Tannen lag, und ihr unbeſchreiblich lieblich und freundlich vorkam. So hell und ſchön hatte ſie den Mond noch nie geſehen. Alle Blumen des Gärtchens blühten, von ſeinem ſanften Schimmer erhellt, ſchöner und lieblicher. Auch ihren Vater erblickte ſie in dem wunderſchönen Gärtchen. Der Mond erleuchtete ſein ehrwürdiges, heiter lächelndes Angeſicht. Sie eilte auf ihn zu, und weinte an ſeinem Halſe die ſüßeſten Thränen, von denen, als ſie erwachte, ihre Wangen noch ganz naß waren.

Fünftes Kapitel.

Marie vor Gericht.

Marie war kaum erwacht, ſo trat ein Gerichtsdiener in das Gefängniß, und führte ſie vor Gericht. Ein Schauder überlief ſie, als ſie in die düſtre, hochgewölbte Gerichtsſtube, mit den alterthümlichen Fenſtern voll kleiner ſechseckiger Scheiben hineintrat. Der Amtmann ſaß als Richter in einem großen mit blutrothem Tuche überzogenen Armſeſſel; der Aktuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuren Schreibtiſche, der vor Alter bereits ſchwarz ausſah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete ſie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unſchuld. Allein der Richter ſprach: „Mich betrügeſt du nicht, das Unmögliche für möglich zu halten. Niemand kam in das Zimmer, als du; Niemand kann den Ring haben, als du; alſo bekenne!“

Marie wiederholte unter Thränen: „Ich kann und weiß es einmal nicht anders zu ſagen! Ich weiß gar nichts von einem Ringe; ich ſah ihn nicht und hab' ihn nicht!“

„Man hat den Ring in deinen Händen geſehen!“ fuhr der Richter fort. „Was ſagſt du nun dazu?“

Marie betheuerte, das ſey unmöglich. Der Richter klingelte hierauf, und — Jettchen wurde hereingeführt.

Jettchen hatte in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und in der böſen Abſicht, Marien um die Gunſt der Herrſchaft zu bringen, zu den Leuten im Schloſſe geſagt: „Den Ring hat Niemand anders, als das liederliche Gärtnermädchen. Als ich ſie die Treppe herabkommen ſah, betrachtete ſie in der Hand einen Ring mit Steinen. Sie ſchob ihn aber, als ſie mich merkte, den Augenblick erſchrocken ein. Mir kam das ſogleich verdächtig vor. Indeß wollte ich nicht voreilig ſeyn und ſchwieg. Vielleicht, dachte ich, hat man ihr den Ring, wie ſo manches Andere, geſchenkt. Hat ſie ihn aber geſtohlen, ſo wird es ſchon Lärm werden, und dann iſt es noch immer Zeit zu reden. Ich bin recht froh, daß ich heute noch nicht in das Zimmer der gnädigen Gräfin kam. Solche ſchlechte Leute, wie dieſe heuchleriſche Marie, könnten auch noch andere honette Perſonen in Verdacht bringen.“

Man nahm Jettchen beim Worte; ſie ſollte jetzt ihre Ausſage vor Gericht beſtätigen. Als ſie in die Gerichtsſtube trat, und der Richter ſie ermahnte, vor Gott die Wahrheit zu bekennen, da klopfte ihr freilich das Herz nicht wenig, und die Knie zitterten ihr. Allein das ſchlechte Mädchen gab den Worten des Richters und der Stimme ihres Gewiſſens kein Gehör. Sie dachte: „Wenn ich jetzt bekenne, daß ich gelogen habe, ſo werde ich davon gejagt, oder gar eingeſperrt!“ Sie beſtand daher auf ihrer Lüge, und ſagte es Marien frech unter das Geſicht: „Du haſt den Ring; ich habe ihn bei dir geſehen.“

Marie entſetzte ſich über dieſe Falſchheit. Allein ſie läſterte und ſchmähte nicht. Sie weinte bloß, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Es iſt nicht wahr; du ſaheſt den Ring nicht bei mir. Wie magſt du doch ſo entſetzlich lügen, und mich, die dir kein Leid gethan hat, ſo unglücklich machen!“

Allein Jettchen, die nur auf ihren eignen zeitlichen Vortheil ſah, und noch immer voll Haß und Neid gegen Marie war, kehrte ſich gar nicht daran. Sie wiederholte ihre Lüge noch einmal mit allen erdichteten Umſtänden ausführlich, und ward dann auf den Wink des Richters wieder abgeführt.

„Du biſt überwieſen!“ ſagte der Richter hierauf zu Marien. „Alle Umſtände ſind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring ſogar in deinen Händen geſehen. Nun ſag' an, wo du ihn hingethan haſt.“

Marie blieb darauf, ſie habe ihn nicht. Da ließ der Richter ſie ſchlagen bis aufs Blut. Marie ſchrie, weinte, flehte zu Gott, wiederholte immer und immer, ſie ſey unſchuldig — allein alles half nichts. Sie wurde grauſam mißhandelt. Blaß, zitternd, blutend wurde ſie endlich wieder in das Gefängniß geworfen. Ihre Wunden ſchmerzten ſie entſetzlich; ſchlaflos lag ſie die halbe Nacht auf ihrem harten Lager von Stroh; ſie weinte, wimmerte, betete zu Gott — dieſer ſandte ihr endlich einen erquickenden Schlummer.

Des andern Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Da alle Strenge nichts geholfen hatte, ſo verſuchte er ſie durch Milde und durch freundliche Verſprechungen zum Geſtändniſſe zu bringen. „Du haſt das Leben verwirkt!“ ſagte er. „Du haſt verdient, durch das Schwert hingerichtet zu werden. Wenn du aber bekenneſt, wo der Ring iſt, ſo ſoll dir nichts weiters mehr geſchehen. Die Schläge ſollen für deine Strafe gelten. Du ſollſt mit deinem Vater wieder friedlich in deine Wohnung zurück kehren. Bedenke das wohl, und wähle — zwiſchen Leben und Tod! Sieh, ich meine es gut mit dir. Was wird der geſtohlene Ring dir nützen, wenn dein Haupt blutend zu deinen Füßen liegt?“ — — Marie blieb bei ihrer erſten Ausſage.

Der Richter, der ihre große Liebe zu ihrem Vater bemerkt hatte, fuhr fort: „Wenn du denn verſtockt bleiben, und ſelbſt dein junges Leben nicht achten willſt — ſo denke an das graue Haupt deines Vaters! Willſt du es blutend unter der

Hand des Henkers fallen ſehen? Wer, als er, kann dich beredet haben, ſo hartnäckig zu läugnen? Meineſt du nicht, daß es ihm auch den Kopf koſten könnte?“ Marie erſchrak über dieſe Worte, daß ſie faſt umſank. „Bekenne,“ ſagte der Richter, „daß du den Ring genommen haſt. Ein Wort, die einzige Sylbe „Ja!“ kann dein und deines Vaters Leben retten!“ —

Dieß war für Marie eine harte Verſuchung. Sie ſchwieg lange ſtill. Es kam ihr wohl der Gedanke, ſie könnte ſagen, ſie habe den Ring genommen, aber unterwegs verloren. Allein ſie dachte bei ſich ſelbſt: „Nein, es iſt doch beſſer, es durchaus mit der Wahrheit zu halten. Lügen wäre ja Sünde! Um keinen Preis will ich eine Sünde begehen — und könnte ich dadurch ſelbſt mein und meines Vaters Leben retten. Dir, o Gott, will ich gehorchen, und alles Uebrige getroſt Dir überlaſſen.“ Sie ſagte hierauf mit lauter, bewegter Stimme: „Wenn ich ſagen würde, daß ich den Ring habe, ſo wäre das eine Lüge, und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreien könnte, ſo wollte ich es doch nicht thun. Aber“ — fuhr ſie fort — „wenn einmal Blut fließen ſoll, o ſo ſchonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich mit Freuden mein Blut vergießen.“

Von dieſen Worten wurden alle, die zugegen waren, gerührt. Selbſt dem Richter, ein ſo ernſter, ſtrenger Mann er ſonſt war, gingen ſie zu Herzen. Er ſchwieg — und winkte, Marien wieder in das Gefängniß zu führen.

Sechstes Kapitel.

Vater Jakob bei Marie im Gefängniſſe.

Der Richter befand ſich nun in nicht geringer Verlegenheit. „Es iſt heute ſchon der dritte Tag,“ ſagte er am folgenden Morgen zu ſeinem Aktuar, „und wir ſind noch nicht weiter, als in der erſten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir ſähe, daß Jemand anders den Ring haben könnte, ſo wollte ich glauben, das Mädchen ſey unſchuldig. Eine ſolche Hartnäckigkeit in einem ſo zarten Alter iſt etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umſtände ſind zu klar gegen ſie; es kann nicht anders ſeyn, ſie muß den Ring dennoch geſtohlen haben.“

Er ging noch einmal zur Gräfin, und befragte ſie noch einmal um die kleinſten Umſtände. Er nahm Jettchen noch einmal in das Verhör. Er ſaß beinahe den ganzen Tag über den Prozeßakten, und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre geſagt hatte. Er ließ endlich noch am ſpäten

Abends Mariens Vater aus dem Gefängniſſe holen, und auf ſein Zimmer bringen.

„Jakob,“ fing er an, „ich bin zwar als ein ſtrenger Mann bekannt. Aber das werdet Ihr mir doch nicht nachſagen können, daß ich in meinem Leben Jemanden mit Wiſſen Unrecht gethan habe. Ich denke, Ihr traut es mir zu, daß ich den Tod Eurer Tochter nicht will. Allein nach allen Umſtänden muß ſie den Diebſtahl begangen haben, und nach den Geſetzen muß ſie ſterben. Die Ausſage der Kammerjungfer bringt die Sache zur völligen Gewißheit. Wenn indeß der Ring zum Vorſchein käme, und ſo der Schaden gut gemacht würde, ſo könnte ſie ihrer Jugend wegen begnadigt werden. Fährt ſie aber fort, ſo hartnäckig und boshaft zu läugnen, ſo erſetzt die Bosheit, was ihr an Jahren abgeht, und ſie iſt ein Kind des Todes. Geht alſo zu ihr, Jakob; redet ihr zu, den Ring zurück zu geben, und ich gebe Euch die Hand darauf, ſie ſoll dann — aber nur dann, merkt das! — nicht ſterben, ſondern mit einer gelindern Strafe davon kommen. Ihr ſeyd Vater; Ihr vermögt Alles über ſie! Wenn Ihr nichts aus ihr heraus bringt — was kann man anders denken, als daß Ihr mit ihr einverſtanden ſeyd, und an ihrem Verbrechen Theil genommen habt? Noch einmal! wenn der Ring nicht zum Vorſchein kommt, ſo geht es nicht gut.“

Der Vater ſagte: „Reden will ich wohl mit ihr; aber daß ſie den Ring nicht geſtohlen hat, und es alſo auch nicht bekennen kann, weiß ich ſchon zuvor. Ich will indeß alles verſuchen und ich ſehe es als eine große Gnade an, daß ich mein Kind, wenn es dennoch unſchuldig hingerichtet werden ſollte, zuvor noch einmal ſehen darf!“

Der Gerichtsdiener führte den alten Mann ſtillſchweigend in Mariens Gefängniß, ſtellte die rauchende Oellampe auf das Mäuerlein im Kerker, auf dem das irdene Schüſſelchen mit Mariens Nachteſſen und der irdene Waſſerkrug noch unberührt da ſtanden, ging dann wieder hinaus, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Marie lag, das Geſicht gegen die Wand gekehrt, auf ihrem Stroh und ſchlummerte ein wenig. Als ſie die Augen öffnete, und den düſterrothen Schimmer der Oellampe bemerkte, wandte ſie ſich um — erblickte ihren Vater, that einen lauten Schrei, fuhr ſo heftig, das ihre Ketten raſſelten, von ihrem Strohlager auf, und fiel, halb ohnmächtig, ihrem Vater um den Hals. Er ſetzte ſich mit ihr auf das Stroh, und ſchloß ſie feſt in ſeine Arme. Beide ſchwiegen lange, und ihre Thränen floſſen in einander.

Endlich fing der Vater an, ſeinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach Vater,“ fiel ihm Marie in in das Wort, „Ihr, Ihr werdet ja doch nicht an meiner Unſchuld zweifeln! Ach Gott," fuhr ſie weinend fort, „ſo iſt denn kein Menſch mehr in der Welt, der mich nicht für eine Diebin hält! Selbſt mein Vater nicht! — Vater, glaubt es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen."

„Sey ruhig, liebes Kind, ich glaube dir!" ſprach der Vater. „Es ward mir bloß befohlen, dich ſo zu fragen." Beide ſchwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärmt, ihre Augen vom Weinen roth und geſchwollen, ihre dichten, blonden Haare, in die ſie ſich hätte ganz einhüllen können, waren aufgelöſt und flogen zerſtreut umher. „Armes Kind," ſprach er, „Gott hat dir ein ſchweres Leiden aufgelegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerſchwerſte, das Entſetzlichſte kommt erſt noch! Ach vielleicht — vielleicht werden ſie dir dieſes jugendliche Haupt gar abſchlagen!" —

„Ach Vater," ſagte Marie, „um mich iſt es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerte müßte fallen ſehen!"

„Für mich fürchte nichts, liebes Kind," ſagte der Vater. „Mir geſchieht nichts! Aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Beſſere — aber mit dir könnte es wirklich ſo weit kommen, daß ſie dir das Leben nehmen."

„O," rief Marie freudig, indem ſie den Vater unterbrach, „wenn dies iſt, dann iſt mir der ſchwerſte Stein vom Herzen — dann iſt Alles gut. Vater, gewiß! Ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöſer! Auch meine Mutter werde ich im Himmel wieder ſehen! O wie freue ich mich darauf!“

Dieſe Worte gingen dem alten Vater tief zu Herzen. Er weinte wie ein Kind. „Nun, Gott Lob,“ ſagte er endlich, und faltete die Hände, „Gott Lob, daß ich dich ſo gefaßt finde. Zwar iſt es hart — ſehr hart — für einen alten, abgelebten Mann, für einen liebenden Vater, ſein einziges, ſein inniggeliebtes Kind, den einzigen Troſt, die letzte Stütze, die Krone und Freude ſeines Alters ſo zu verlieren! — Doch“ ſchluchzte er mit gebrochener Stimme, „Herr, Dein Wille geſchehe. Du verlangeſt ein ſchweres Opfer von dem Vaterherzen. Allein Dir bring' ich es willig. Nimm ſie hin! In Deine Hände übergebe ich ſie, mein Liebſtes auf Erden; da iſt ſie am Beſten aufgehoben. Deinem unendlich liebevollern Vaterherzen empfehle ich ſie; da iſt ſie am Beſten verſorgt. — Ach, es iſt doch beſſer, liebe Marie, du ſtirbſt unſchuldig auf der Richtſtätte unter dem Schwerte des Scharfrichters, als daß ich es hätte erleben müſſen, daß du in dieſer verderbten Welt verführt, deiner Unſchuld beraubt, und zu Sünde und Laſter wäreſt verleitet worden. Verzeih, daß ich ſo rede. Du biſt wohl noch gut, ſehr gut — werth unter die Engel des Himmels verſetzt zu werden; aber die Welt iſt böſe, ſehr böſe; Alles iſt möglich, und ſelbſt Engel fielen. Stirb denn, wenn es Gottes heiliger Wille ſo ſeyn ſollte, getroſt, meine Tochter. Noch ſtirbſt du in deiner Unſchuld. Das iſt der ſchönſte Tod, ſo blutig er auch ſeyn mag. Du wirſt dann als eine reine unbefleckte Lilie aus einem rauhen Boden in das beſſere Land — ins Paradies verſetzt!“

Ein Strom von Thränen unterbrach ſeine Worte. „Doch, noch Eines!“ ſagte er über eine Weile. „Jettchen hat gegen dich gezeugt. Sie betheuerte es eidlich, ſie habe den Ring in deiner Hand geſehen. Ihr Zeugniß iſt dein Tod, wenn du ſollteſt hingerichtet werden. Aber — nicht wahr, du verzeiheſt ihr? Du nimmſt keinen Haß mit in jene Welt? Ach, auf dieſem Stroh hier, in dieſem dumpfen Kerker, mit dieſen ſchweren Ketten beladen, biſt du doch glücklicher, als ſie in dem herrſchaftlichen Schloſſe, in Seide und Spitzen, in Ueberfluß und Ehre. Beſſer unſchuldig ſterben, wie du, als ſchändlich leben, wie ſie. Verzeih ihr, Marie, wie dein Erlöſer Seinen Feinden auch verzieh. Nicht wahr, du verzeihſt ihr, du nimmſt Alles von Gott?“ — Marie betheuerte es.

„Und nun,“ fuhr der Vater fort, denn er hörte den Gerichtsdiener kommen, „empfehle ich dich

Gott und Seiner Gnade — und deinem Erlöſer, der auch unſchuldig gleich einem Uebelthäter hingerichtet wurde! Und sollteſt du mein Angeſicht nicht mehr ſehen, ſollte es jetzt das letzte Mal ſeyn, daß ich dich erblicke, ſo werde ich dir bald nachfolgen in den Himmel! Denn dieſen Schlag — ich fühle es — überlebe ich nicht lange.“

Der Gerichtsdiener trat jetzt wieder herein und mahnte den Vater, zu gehen. Marie wollte ihn zurückhalten, und umſchloß ihn feſt mit ihren Armen. Der Vater machte ſich mit ſanfter Gewalt von ihr los. Ohne Bewußtſeyn ſank ſie auf ihr Stroh.

Jakob ward wieder zu dem Richter hinauf geführt. „Vor Gott, dem Allmächtigen, betheuere ich es,“ rief er ganz außer ſich, als er in das Zimmer trat, und erhob die rechte Hand zum Himmel, „ſie iſt unſchuldig. Mein Kind iſt keine Diebin.“

„Ich möchte es bald auch glauben,“ ſagte der Richter, „allein leider darf ich nicht nach Euren und Eurer Tochter Betheurungen richten, ſondern ich muß ſo richten, wie die Sache nun einmal liegt, und der Buchſtabe des Geſetzes es mir vorſchreibt.“

Siebentes Kapitel.

Das Urtheil und deſſen Vollziehung.

Jedermann im Schloſſe und in ganz Eichburg war nun begierig, wie Mariens Handel ausgehen werde. Alle Gutgeſinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebſtahl äußerſt ſtrenge beſtraft, und mancher Menſch wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigſten Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf wünſchte nichts ſehnlicher, als Marien unſchuldig zu finden; er durchlas alle Verhörsprotokolle ſelbſt, unterredete ſich Stunden lang mit dem Amtmanne, konnte ſich aber nicht von ihrer Unſchuld überzeugen, indem es ihm ſchlechterdings unmöglich ſchien, daß ein anderer Menſch den Ring entwendet habe. Die beiden Gräfinnen, Mutter und Tochter, baten mit Thränen in den Augen, Marien doch nicht hinrichten zu laſſen. Der alte Vater im Gefängniſſe flehte Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Gott, Er wolle doch die Unſchuld ſeiner Tochter an den Tag bringen. Marie glaubte, ſo oft ſie den Gerichtsdiener mit den raſſelnden Schlüſſeln kommen hörte, man werde ihr das Todesurtheil ankünden. Der Scharfrichter reinigte einſtweilen die Richtſtätte von den wilden Kräutern, mit denen ſie überwachſen war.

Jettchen erblickte auf einem Spaziergange ihn bei dieſer Arbeit und ein Stich ging ihr in das Herz. Sie ward ſehr beſtürzt, ſaß ganz bleich bei dem Abendeſſen, rührte nichts an, und Jedermann ſah, daß es ihr gar nicht wohl zu Muthe ſey. Die Nacht darauf ſchlief ſie ſehr unruhig, und Mariens blutiges Haupt kam ihr mehr als einmal im Traume vor. Ihr böſes Gewiſſen ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe. Allein das nichtswürdige Mädchen war nun einmal ganz ſinnlich und irdiſch geſinnt; ſie hatte den edlen Muth nicht, durch ein aufrichtiges Geſtändniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil: Marie, wegen offenbaren und ungeheuer großen Diebſtahls und hartnäckigen Läugnens des Todes ſchuldig, ſoll aus beſonderer Rückſicht ihrer Jugend und ſonſtigen unbeſcholtenen Rufes auf immer in das Zuchthaus geſchickt; ihr Vater, der entweder in der That, oder durch ſchlechte Erziehung ſich ihrer Schuld und Verſtocktheit theilhaftig gemacht, ſoll auf immer aus der Grafſchaft verwieſen; Beider Habſchaften aber ſollen zu einem, wie wohl unbedeutenden Erſatz an dem großen Schaden und den Gerichtskoſten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin, Marie ſolle mit ihrem Vater über die Gränze gewieſen werden, und er gebot, um alles weitere Aufſehen zu vermeiden, ſie ſogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Marie und ihr Vater von dem Gerichtsdiener an dem Schloßthore vorbei geführt wurden, kam Jettchen heraus. Da der Handel nach der Meinung des leichtſinnigen, gefühlloſen Mädchens über alle Erwartung gut ausgegangen war, bekam ſie ihre ganze vorige Munterkeit wieder. Daß Marie hingerichtet werden ſollte, hätte ihr doch zu arg geſchienen; daß ſie ſo fortgeſchickt wurde, war gerade, was ſie wünſchte. Sie hatte immer gefürchtet, Marie möchte ſie am Ende noch gar aus ihrer Stelle verdrängen. Dieſe Furcht war nun verſchwunden. Ihr voriger Haß gegen Marie, ihre Schadenfreude, ihr böſes Herz gewannen ganz wieder die Oberhand. Die Gräfin Amalia hatte einmal, als ſie Mariens Körbchen auf der Kommode ſtehen ſah, zu Jettchen geſagt: „Bring mir dieſes Körbchen aus den Augen! Es erweckt zu traurige Erinnerungen in mir, und ich kann es ohne Schmerzen nicht anſehen.“ Jettchen hatte es zu ſich genommen, und brachte es jetzt mit ſich heraus. „Da haſt du dein Geſchenk wieder,“ ſagte ſie zu Marie. „Meine gnädige Herrſchaft will nichts aus ſolchen Händen. Deine Herrlichkeit iſt jetzt dahin, wie die Blumen, die du dir ſo gut bezahlen ließeſt, und es macht mir ein beſonderes Vergnügen, dir hiemit den Korb zu geben.“ Sie warf

Marien das Körbchen vor die Füße, ging mit höhniſchem Lachen wieder in das Schloß zurück, und ſchlug die Thüre mit großer Gewalt hinter ſich zu.

Marie hob das Körbchen ſtillſchweigend und mit Thränen in den Augen auf, und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reiſe; Marie nichts als das Körbchen. Mit naſſen Augen ſah ſie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hauſe zurück, bis es, ſo wie zuletzt auch das Schloß und die Spitze des Kirchthurmes, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verſchwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Gränzſteine der Grafſchaft tief im Walde verlaſſen hatte, ſetzte ſich der alte Mann, müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachſen, und von einer hundertjährigen Eiche beſchattet war.

„Komm, meine Tochter,“ ſagte er, und ſchloß Marien in ſeine Arme, legte ihr die Hände zuſammen, und hob ſie mit den ſeinigen empor — „vor Allem laß uns Gott danken, daß Er uns aus dem finſtern, engen Kerker wieder herausgeführt hat unter Seinen freien Himmel und an die friſche Luft; daß Er unſer Leben gerettet, und dich, liebes Kind, mir wieder geſchenkt hat.“

Der Vater richtete ſeine Blicke zum Himmel, der hell und blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und betete mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Troſt Deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schutz aller Bedrängten! Nimm unſern vereinten Dank für unſere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängniß und Tod! Nimm unſern Dank für alle Wohlthaten, die uns auf dieſem Boden zu Theil wurden. Denn wie könnten wir dieſe Gränzen verlaſſen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzublicken! Sieh, bevor wir den fremden Boden betreten, flehen wir noch zu Dir! Blick herab auf einen armen Vater und ſein armes, weinendes Kind! Nimm Du uns in Deinen Schutz! Sey Du unſer Begleiter auf den rauhen Wegen, die ich und mein armes Kind jetzt vielleicht gehen müſſen! Führe uns zu guten Menſchen, lenke ihr Herz zum Mitleiden, laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein Plätzchen finden, wo wir unſere noch übrigen Pilgertage ruhig verleben, und dann getroſt ſterben können. Ja, dieſes Plätzchen haſt Du, obwohl wir es noch nicht wiſſen, uns gewiß ſchon bereitet! Im Vertrauen auf Dich und im Glauben an Dich wandern wir getroſt dahin.“

Da Beide ſo gebetet hatten, denn Marie ſprach in ihrem Innerſten dem Vater alle Worte nach, goß ſich ein wunderbarer Troſt und ein hoher, fröhlicher Muth in Beider Herzen.

Achtes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Jetzt kam Anton, der alte Jäger des Grafen, neben dem Jakob einſt gedient und den Grafen auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, durch den Wald her. Er war ſchon vor Tags auf einen Hirſch angeſtanden.

„Grüß Euch Gott, Jakob,“ ſagte er, „ſeyd Ihrs? Ich meinte, ich höre Eure Stimme, und ich habe mich nicht geirrt. Ach Du mein Gott, ſo haben ſie Euch doch noch fortgeſchickt! Es iſt doch recht hart, noch in ſeinen alten Tagen ſeine liebe Heimath verlaſſen zu müſſen!“

„So weit der Himmel blau iſt,“ ſprach Jakob, „iſt die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet Seine Liebe über uns. Unſere Heimath aber iſt im Himmel.“

„Lieber Gott!“ fing der Jäger wieder mitleidig an. „Man hat Euch ja fortgeſchickt, wie Ihr geht und ſteht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine ſolche Reiſe!“

„Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden!“ ſprach Jakob.

„Und mit Geld,“ fragte der Jäger wieder, „werdet Ihr auch nicht verſehen ſeyn?“

„Wir haben ein gutes Gewiſſen,“ antwortete

Jakob; „da ſind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich ſitze, Gold wäre und uns gehörte.“

„Redet doch,“ ſagte der Jäger, „Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?“

„Dieſes leere Körbchen da zu meinen Füßen,“ ſprach Jakob, „iſt unſer ganzes Vermögen. Was meint Ihr wohl das es werth ſeyn könne?“

„Mein Gott,“ ſagte der Jäger bekümmert, „einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was ſoll aber das ſeyn!“

„Nun,“ fuhr Jakob lächelnd fort, „ſo ſind wir ja reich, wenn anders mir Gott dieſe zwei geſunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigſtens hundert ſolcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater, der ein Korbmacher war, beſtand darauf, ich mußte außer der Gärtnerei noch das Korbmachen lernen, um auch im Winter eine nützliche Beſchäftigung zu haben. Ich danke es ihm noch im Grabe. Er hat mehr an mir gethan und beſſer für mich geſorgt, als wenn er mir drei tauſend Gulden hinterlaſſen hätte, die mir jährlich hundert Thaler baaren Zins trügen. Eine geſunde Seele, ein geſunder Leib und ein ehrliches Handwerk ſind der beſte und ſicherſte Reichthum auf Erden.“

„Nun, Gott Lob,“ ſagte der Jäger, „daß Ihr es ſo nehmen könnet. Ich muß Euch Recht geben. Auch denke ich, daß Euch die Gartenkunſt auch noch zu Gute kommen könne. — Aber wo wollet Ihr denn jetzt hin?«

»Weit fort,« ſprach Jakob, »wo uns kein Menſch kennet — wo uns Gott hinführt.«

»Jakob,« ſagte der Jäger, »nehmt doch dieſen ſtarken, dicken Knotenſtab da! Ich habe ihn, da es mir etwas ſchwer wird, den unwegſamen Berg dort zu erſteigen, zum Glücke mit mir genommen. Ihr habt ja nicht einmal einen Reiſeſtab! Und da,« fuhr er fort, und zog ein kleines ledernes Beutelchen aus der Taſche, »habt Ihr etwas Geld. Ich nahm es geſtern Abends in dem Dörflein da drüben, wo ich übernachtete, für Holz ein.«

»Den Stab,« ſprach Jakob, »will ich behalten, und ihn zum Andenken an einen braven Mann führen. Aber das Geld kann ich nicht nehmen. Da es für Holz iſt, gehört es dem Grafen.«

»Alter, ehrlicher Jakob!« ſagte der Jäger, »habt keine Sorge! Das Geld iſt dem Grafen ſchon bezahlt. Ich hatte es vor mehreren Jahren einem armen Manne, der um ſeine Kuh gekommen war, und das gekaufte Holz nicht zahlen konnte, vorgeſtreckt, und nicht mehr daran gedacht. Geſtern gab er es mir, da er ſich jetzt wieder in beſſern Umſtänden befindet, unvermuthet und mit Dank zurück. Das Geld iſt Euch recht von Gott beſchert.«

»Nun, ſo will ich es denn nehmen,« ſprach Jakob, »und Gott wolle es Euch in etwas Anderem wieder erſetzen. Sieh, Marie,“ ſagte er hierauf zu ſeiner Tochter, „wie gütig der liebe Gott ſogleich zu Anfange unſerer Reiſe für uns ſorgt. Da ſchickt Er uns, bevor wir die Gränze verlaſſen, noch unſern alten guten Freund her, der mir einen Reiſeſtab bringt und uns mit Reiſegeld verſieht. Bevor ich von dieſem Steine hier aufſtehe, hat Gott unſer Gebet ſchon erhört. Darum ſey fröhlich und unverzagt; Gott wird weiter für uns ſorgen.“

Der alte Jäger nahm jetzt mit Thränen in den Augen Abſchied. „Lebt wohl, ehrlicher Jakob! Lebe wohl, gute Marie!“ ſagte er, indem er erſt dem Vater und dann der Tochter die Hand reichte. „Ich habe Euch immer für ehrliche Leute gehalten, und halte Euch noch dafür. Es wird wohl auch noch bei Euch eintreffen: Ehrlich währt am Längſten. Ja, ja! Wer Recht thut und auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nehmt dieſen Spruch mit auf den Weg — und Gott geleite Euch!“

Der Jäger wandte ſich gerührt um und ging Eichburg zu. Jakob aber ſtand auf, nahm ſeine Tochter bei der Hand, und wanderte mit ihr die Straße durch den Wald hin — fort in die weite Welt.

Neuntes Kapitel.

Jakobs und Mariens Wanderſchaft.

Marie und ihr Vater reisten immer weiter und weiter, und hatten bereits einen Weg von mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt. Nirgends hatten ſie noch ein Unterkommen geſunden; ihr weniges Geld ging zu Ende. Sie behalfen ſich ſehr kümmerlich. Es fiel ihnen unbeſchreiblich ſchwer, um Almoſen zu bitten. Endlich mußte es doch ſeyn. An manchem Fenſter wurden ſie mit rauhen Worten abgewieſen, an manchem andern wurde ihnen mit Murren bloß ein Stücklein trockneſ Brod herausgereicht, und ſie hatten nichts dazu als Waſſer am nächſten Brunnen. Nur manchmal bekamen ſie in einem irdenen Schüſſelchen etwas Suppe oder Gemüſe; hie und da wohl auch etwas übrig gebliebenes Fleiſch oder Gebackenes. Allein Marie mußte es mehr als einmal mit anſehen, wie man lange wählte, um ſicher das kleinſte und ſchlechteſte Stücklein herauszufinden. Nachdem ſie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten ſie noch froh ſeyn, in einer Scheuer übernachten zu dürfen.

Eines Tages, da die Straße ſie beſtändig zwiſchen waldigen Hügeln und Bergen hinführte, und längere Zeit kein Ort kam, ward es dem alten

Manne übel. Bleich und ſprachlos ſank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie war vor Schrecken und Angſt beinahe außer ſich. Vergebens ſuchte ſie nach etwas friſchem Waſſer umher — ſie fand nirgends ein Tröpflein. Vergebens rief ſie um Hülfe — nur der Wiederhall antwortete. Weit und breit war keine menſchliche Wohnung zu ſehen. Marie ſtieg eilends und mit bebenden Knien auf den Hügel, damit ſie beſſer um ſich ſchauen könne. Da erblickte ſie tief unten an der andern Seite des Hügels ein Bauernhaus, das, von reifenden Kornfeldern und grünenden Wieſen umgeben, einſam im Walde lag. Sie lief, ſo ſchnell ſie konnte, hinab, und kam faſt athemlos bei dem Hauſe an. Mit naſſen Augen und gebrochener Stimme flehte ſie um Hülfe. Der Bauer und die Bäuerin, beide ſchon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angeſichte, den Thränen, der Todesangſt des armen Mädchens gerührt. Die Bäuerin ſagte zu dem Bauern: „Spann' doch ein Roß an das kleine Wägelein; wir wollen den alten, kranken Mann hieher bringen.“ Der Bauer ging, ein Pferd anzuſchirren und den Wagen vorzuſchieben. Die Bäuerin holte ein Paar Betten, einen irdenen Krug mit friſchem Waſſer, und eine gläſerne Flaſche mit Weineſſig. Da Marie hörte, daß der Fahrweg um den Hügel herum ſchlecht und eine ſtarke halbe Stunde weiter ſey, eilte ſie mit dem Waſſer und dem Weineſſig auf eben dem Wege, den ſie gekommen war, zurück, um deſto eher bei ihrem Vater zu ſeyn.

Als ſie bei ihm ankam, hatte er ſich etwas erholt. Er ſaß unter einer Tanne, und war herzlich froh, Marien, die er mit Schmerzen vermißt hatte, wieder zu ſehen. Man brachte ihn auf das Fuhrwerk und führte ihn auf den Bauernhof.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterſtübchen, mit Nebenkammer und Küche, das eben leer ſtand. Dieſes räumte er dem kranken Greiſe ein. Die Bäuerin bereitete ihm ein gutes Bett. Marie behalf ſich, um immer bei ihrem kranken Vater zu ſeyn, gerne auf der Bank. Die Krankheit war bloß Entkräftung, die von der ſchlechten Koſt, dem elenden Nachtlager und den Mühſeligkeiten der Reiſe hergekommen war. Die gute Bäuerin gab Alles her, was ihr Haus vermochte, den kranken Mann zu erquicken. Sie ſparte weder Mehl noch Eier, weder Milch noch Butter — ſogar einige alte Hennen waren ihr nicht zu viel, dem armen, kraftloſen Greiſe kräftige Suppen zu kochen. Späterhin holte der Bauer faſt täglich ein junges Täubchen aus dem Schlage herab. „Da,“ ſagte er lächelnd zu der Bäuerin, „brat es ihm! Weil du deine Hennen nicht ſchonteſt, ſo muß ich doch auch etwas thun.“

Der Bauer und die Bäuerin waren ſonſt alljährlich auf eine benachbarte Kirchweihe gegangen. Dieſes Mal redeten ſie es mit einander ab, zu Hauſe zu bleiben, und für das Geld, das ſie ausgegeben hätten, dem kranken Manne einige Flaſchen guten, alten Wein zu kaufen. Marie dankte mit Thränen. „O Gott,“ ſagte ſie, „ſo gibt es doch überall gute Menſchen, und gerade in den rauheſten Gegenden findet man oft die mildeſten Herzen.“

Marie ſaß beſtändig an dem Bette ihres Vaters. Sie legte aber dabei die Hände nicht in den Schooß. Sie war eine Meiſterin im Stricken und Nähen, und nähte und ſtrickte unermüdet für die Haushaltung der Bäuerin. Keinen Augenblick war ſie müßig. Die Bäuerin war mit ihrem Fleiße und ihrem ſittſamen und beſcheidenen Betragen ungemein wohl zufrieden. Dem Vater Jakob ſchlug die beſſere Pflege und Nahrung trefflich an; er hatte ſich bald ſo viel erholt, daß er wieder aufſeyn konnte. Alle die Tage ſeines Lebens mochte er nie müßig ſeyn. Er ſuchte daher ſeine Kunſt, Körbe zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden und Haſelzweige holen. Seine erſte Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen ſchönen tüchtigen Armkorb verfertigte. Er hatte ihren Geſchmack vollkommen getroffen. Der Korb war hübſch feſt und ſtark; in dem Deckel des Korbes waren mit hochrothgefärbten Weidenſproſſen die Anfangsbuchſtaben ihres Namens nebſt der Jahrzahl eingeflochten, und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, braun und grün gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebſt einem Paar Tannen angebracht. Alle im Hauſe bewunderten die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geſchenk hocherfreut, und die Anſpielung auf ihren Hof, den man den Tannenhof nannte, gefiel ihr ganz beſonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergeſtellt war, ſagte er zu dem Bauern und der Bäuerin: „Nun ſind wir euch lange genug zur Laſt gefallen; es iſt Zeit, daß ich meinen Stab weiter ſetze.“

Allein der Bauer nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Was fällt Euch ein, lieber Jakob! Ich hoffe, wir werden Euch doch nichts zu Leid gethan haben. Warum wollet Ihr denn fort? Ihr ſeyd ſonſt ein ſo kluger Mann, aber der Einfall iſt einmal nichts!“

Die Bäuerin trocknete ſich mit der Schürze die Augen und ſprach: „Bleibt doch bei uns! Es iſt ſchon ſpät im Jahre! Seht, das Laub an den Hecken und Bäumen wird bereits gelb und der Winter iſt vor der Thür! Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder aufs Neue krank werden?“

Jakob verſicherte, daß er nur deßwegen gehen wolle, um ihnen nicht beſchwerlich zu fallen.

„Ei was beſchwerlich,“ ſagte der Bauer; „habt da keinen Kummer! In dem kleinen Stüblein ſeyd Ihr uns nicht im Wege, und was Ihr brauchet, verdient Ihr ja!“

„Ja wohl,“ ſprach die Bäuerin, „das verdient Marie allein ſchon mit Stricken und Nähen. Und wenn Ihr, Jakob, Euch noch weiter mit Korbflechten abgeben wollet, ſo hat es gar keine Noth. Ich hatte Euren ſchönen Korb neulich, als ich der Tannenmüllerin da drüben ein Kind aus der Taufe hob, mitgenommen. Alle Bäuerinnen, die da waren, möchten gern ſolche Körbe haben. Ich will Euch Beſtellungen genug verſchaffen. Die Arbeit ſoll Euch ſobald nicht ausgehen.“

Jakob und Marie blieben, und der Bauer und die Bäuerin bezeigten darüber die aufrichtigſte Freude.

Zehntes Kapitel.

Jakobs und Mariens frohe Tage auf dem Tannenhofe.

Jakob und Marie richteten ſich nun in der kleinen Wohnung ein, um nach ihrem Wunſche eine eigene Haushaltung zu führen. Das Stübchen wurde mit den nöthigſten Geräthſchaften, und die Küche mit irdenen Geſchirren verſehen. Marie ſchätzte ſich glücklich, wieder am Feuerherde zu ſtehen und für ihren Vater zu kochen. Sie lebten zuſammen ſehr vergnügt. Während Jakob Körbe flocht und Marie ſtrickte oder nähte, führten ſie vertrauliche Geſpräche. Manchen Abend brachten ſie auch in der vorderen Stube zu, und der Bauer und die Bäuerin und Alle im Hauſe hörten Jakobs vernünftige Reden und lehrreiche Erzählungen mit tauſend Freuden. Der Winter mit ſeinen Stürmen ging ihnen ſehr angenehm vorüber.

Nächſt dem Bauernhauſe lag ein großes Stück Gartenland, das aber nicht zum Beſten beſtellt war. Der Bauer und die Bäuerin hatten, wegen der vielen Feldarbeiten, nicht Zeit, es gehörig zu bauen, und dann verſtanden ſie ſich auch nicht recht darauf. Jakob unternahm es, einen rechten Garten herzuſtellen. Er hatte noch im Herbſte Vorbereitungen dazu gemacht, und kaum war im Frühlinge der Schnee weg, ſo arbeitete er mit Marie vom Morgen bis an den ſpäten Abend. Der Garten wurde in Beete getheilt, die Beete wurden mit mancherlei Gemüſe bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefaßt, und die Wege mit reinlichem Kieſe beſtreut. Marie hatte nicht geruht, bis der Vater aus dem Städtchen, wo er die Gemüſeſamen einkaufte, auch einige Roſenſtauden, Lilienzwiebeln, Aurikelſtöcklein, Samen von Goldlack, Levkojen und andern ſchönen Blumen mitgebracht hatte. Sie zog wieder die prächtigſten Blumen, wovon man mehrere in dieſer rauhen, abgelegenen Gegend noch nie geſehen hatte. Der Garten grünte und blühte bald ſo herrlich, daß er dem ganzen düſtern Waldthale ein freundlicheres Ausſehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakobs Hand beſſer, und trug reichlichere Früchte. Es war Segen in Allem, was er that.

Der alte Gärtner war wieder in ſeiner heiterſten Laune. Er machte wieder ſeine Anmerkungen über die Blumen und Gewächſe. Er brachte aber nicht immer die alten vor; er wußte immer etwas Neues zu ſagen.

Marie hatte in den erſten Tagen des Frühlings an der Dornhecke, die den ländlichen Garten umgab, lange nach Veilchen geſucht, um ihrem Vater, wie ſie es gewohnt war, das erſte Sträußchen zu bringen. Endlich fand ſie einige der ſchönſten und wohlriechendſten, und brachte ſie ihm voll Freude. „Wohl!“ ſagte der Vater, indem er lächelnd das blaue Sträußchen nahm. „Wer ſucht, der findet.“ — „Aber höre,“ fuhr er fort, „es iſt doch immerhin bemerkenswerth, daß die holden Veilchen, dieſe lieblichen Blümchen, ſo gerne unter den Dornhecken wachſen, und es ſcheint mir dieſes ſehr lehrreich für uns. Wer in aller Welt hätte geglaubt, daß wir in dieſem dunkeln Waldthale und unter dieſem alten, mit Moos bewachſenen Strohdache ſo viele Freuden finden würden! Allein keine Lage des Lebens iſt ſo dornicht, daß nicht unter den Dornen noch einige ſtille Freuden verborgen ſeyn ſollten. Bleibe du nur von Herzen fromm und gut, mein Kind, und es wird dir, ſo hart es dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an ſtiller, inniger Freude fehlen.“

Eine Bürgersfrau aus der Stadt kam eines Tages, um der Bäuerin Flachs abzukaufen, auf den Hof und brachte ihren kleinen Knaben mit. Während nun der Flachs beſchaut, unterſucht und darüber gehandelt wurde, war der Knabe durch die offene Thüre in den Garten gerathen, und mit beiden Händen über einen vollen Roſenſtrauch hergefallen, um ihn zu plündern — und hatte ſich an den Dörnern jämmerlich zerſtochen. Auf ſein Geſchrei liefen die Mutter und die Bäuerin dem Garten zu; auch Jakob und Marie kamen herbei. Der Knabe ſtand heulend und mit blutenden Händen neben dem Roſenſtrauche und verwünſchte die böſen, betrügeriſchen Blumen.

„So ſind wir großen Kinder manchmal auch!“ ſagte Jakob. Jede Freude hat, wie die Roſe, ihre Dornen um ſich her. Da tappen wir denn gleich mit beiden Händen darein. Der Eine richtet ſich durch Tanz und Spiel, der Andere durch Trunk oder noch etwas Schlimmeres zu Grund. Dann ſteht er da, und weint und jammert, und klagt die Freude an. Laßt euch daher die ſchöne Roſe nicht zur Unbedachtſamkeit verleiten. Der Menſch hat ja Vernunft. Er ſoll daher nicht bloß ſeiner Begierde folgen, ſondern immer überlegt und vorſichtig handeln.“

An einem ſchönen heitern Sonntagsmorgen, nach einem Paar Regentagen, kam Marie mit ihrem Vater in den Garten, und fand die erſten Lilien ausgeſchlagen, und im Glanze der aufgehenden Sonne lieblich prangen. Sie rief den Leuten im Hauſe, die ſchon lange begierig geweſen, die Lilie blühen zu ſehen. Alle bewunderten ſie.

„Wie ſchön hell und weiß, wie rein und fleckenlos, ſie iſt,“ ſagte die Bäuerin.

„Ja wohl,“ ſprach Jakob mit Rührung; „o daß doch das Gemüth aller Menſchen ſo rein und fleckenlos ſeyn möchte! Dies wäre ein erfreulicher Anblick für Gott und für Seine Engel. Denn nur ein reines Herz iſt mit dem Himmel verwandt.“

„Und wie ſchön gerade, wie ſchlank und aufrecht ſie daſteht!“ ſagte der Bauer.

„Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt!“ ſprach Jakob. „Ich habe ſie gar gerne in dem Garten. In jedem Gärtchen des Landmanns ſollte eine ſolche Lilie ſtehen. Wir Leute müſſen immer ſo in der Erde wühlen und vergeſſen darüber ſo leicht den Himmel. Die ſchöne, aufrecht ſtehende Blume kann uns aber daran mahnen, daß wir bei all unſerer Mühe und Arbeit aufwärts blicken und noch etwas Beſſeres ſuchen ſollen, als was uns die Erde geben kann.“

„Alle Gewächſe,“ fuhr er mit Eifer und Nachdruck fort, „auch die zarteſten Grasſpitzen ſtreben aufwärts, und was zu ſchwach iſt, ſich ſelbſt empor zu heben, wie die Bohnen, die Gartenerbſen, der Hopfen dort in der Hecke, das windet und ranket ſich empor. Es wäre doch ſchlecht, wenn nur der Menſch allein mit ſeinen Gedanken, Wünſchen und Hoffnungen immer am Boden kriechen wollte!“

Eines Tages ſetzte Jakob junge Pflänzchen auf ein friſch gegrabenes Gartenbeet. Marie jätete auf einem Beetchen daneben das Unkraut aus. „Dieſes zweifache Geſchäft, liebe Tochter,“ ſagte der Vater, „ſollte das Eine Geſchäft unſers ganzen Lebens ſeyn. Unſer Herz iſt auch ein Garten, den uns der liebe Gott zu beſorgen gab. Immer müſſen wir beſchäftigt ſeyn, Gutes hinein zu pflanzen und das keimende Böſe auszurotten; ſonſt verwildert es. Wer aber dieſe zwei Geſchäfte recht verrichtet, und Gott, von dem Sonnenſchein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihen kommt, ſtets um ſeinen Segen dazu bittet, der baut ſich den ſchönſten Garten, ja ein Paradies in ſeinem Innern.“

Jakob und Marie hatten unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Geſprächen und manchen unſchuldigen Freuden bereits drei Frühlinge und Sommer auf dem Tannenhofe ſehr vergnügt zugebracht, und ihrer ehemaligen Leiden beinahe ganz vergeſſen. Als es aber wieder Herbſt ward, die Mittagsſonne bereits längere Schatten warf, der letzte Schmuck des Gartens, die rothen und blauen Aſtern blühten, das Laub der Bäume ſich bunt färbte und der Garten ſich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merkliche Abnahme ſeiner Kräfte, und er befand ſich manchmal gar nicht wohl. Er verbarg es zwar vor Marien, um ihr keinen Kummer zu machen; allein in ſeinen Anmerkungen über die Blumen war etwas Wehmüthiges, das der liebevollen Tochter manchmal ſehr zu Herzen ging.

Marie betrachtete einſt eine Roſe, die ſich verſpätet hatte, und erſt jetzt im Herbſte in voller Blüthe prangte. Sie wollte ſie brechen; allein die Purpurblättchen fielen plötzlich ihr unter der Hand ab, und lagen zerſtreut auf dem Boden umher. „Das iſt der Menſch!“ ſagte der Vater. „In der Jugend gleichen wir wohl einer friſchaufblühenden Roſe; allein wir welken auch dahin wie die Roſen, und unſere Blüthenzeit iſt ſehr kurz, und ſchnell vorüber. Bilde dir alſo, liebes Kind, nichts ein auf die eitle, vergängliche Schönheit des Leibes; trachte nach Schönheit der Seele, nach Tugend, die nie welkt.“

Jakob nahm einſt gegen Abend, auf der Gartenleiter ſtehend, noch Aepfel vom Baume, und reichte ſie Marien herab, die ſie ſorgfältig in einen Korb legte. Da ſprach er: „Wie die Herbſtluft ſo ſchauerlich über die Stoppeln herweht und mit den gelben Blättern und mit meinen grauen Haaren ſpielt! — Mein Herbſt, liebe Marie, iſt da, und der deinige wird auch kommen. Mache doch, daß du, wie dieſer Baum hier, dann reich an guten Früchten ſeyeſt, und der Herr Seines großen Gartens, der Welt, Sich deiner freuen möge.“

Als Marie noch einige Samenkörner für den künftigen Frühling in die Erde legte, ſprach der Vater: „So, meine Tochter, wird man auch uns einmal in die Erde hinein legen, und uns mit Erde bedecken. Aber ſey getroſt! Wie über ein Kleines das Körnlein in der Erde ſich regt, zu leben anfängt, und als eine ſchöne Blume ſich über die Erde erhebt, und gleichſam triumphirend über dem Grabe ſteht: ſo werden auch wir einſt ſchön und herrlich aus unſerm Grabe hervorgehen. Denke daran, liebe Marie, wenn ſie mich einſt begraben werden. Die Blume, die du dann etwa noch auf mein Grab pflanzen wirſt, ſey dir ein Bild der Auferſtehuug und Unſterblichkeit.“

Marie blickte ihren Vater an. Zwei große Thränen ſtanden ihm in den Augen. Sie erſchrak und bange Ahnungen erfüllten ihr Herz.

Elftes Kapitel.

Jakobs Krankheit.

Zu Anfang des Winters, der ſich ſehr rauh einſtellte und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckte, ward der gute Jakob ſehr krank. Marie bat ihn, den Arzt des nächſten Städtchens rufen zu laſſen, und der gutherzige Bauer fuhr im Schlitten dahin, denſelben zu holen. Der Arzt verſchrieb dem Kranken Arzenei, und Marie begleitete ihn unter die Thüre heraus. Sie fragte ihn, ob ſie hoffen dürfe, daß ihr Vater bald wieder geſund werde. Der Arzt ſagte ihr, daß es zwar für jetzt noch keine Gefahr habe; allein daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde, und daß, zumal bei ſeinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken ſey. Marie ſank faſt um, und weinte und ſchluchzte. Doch trocknete ſie ihre Thränen, und ſuchte ſich, ehe ſie wieder zu ihrem Vater hineinging, zu erheitern, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichſten Sorgfalt. Sie that ihm Alles, was ſie ihm nur an den Augen anſehen konnte. Sie wachte die langen Nächte hindurch bei ihm. Wenn Andere ſie ablöſen wollten, damit ſie nicht ſelbſt krank würde, und ſie ſich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, ſo konnte ſie doch ſelten ein Auge ſchließen. Wenn ihr Vater nur huſtete, ſo erſchrak ſie; wenn er ſich nur regte, ſo ſchlich ſie auf den Zehen hin, um nachzuſehen was er mache. Sie bereitete und reichte ihm die dienlichſten Speiſen mit der zärtlichſten Liebe. Sie legte ihm ſein Kopfkiſſen zurecht; ſie las ihm vor; ſie betete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male ſtand ſie, wenn er ein wenig ſchlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, naſſen Augen an ſeinem Bette und ſeufzte: „O Gott, ſchenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte ſich durch den Fleiß ihrer Hände, indem ſie manche halbe Nacht aufgeblieben war, und geſtrickt oder genäht hatte, einiges Wenige erſpart. Sie wendete den letzten Heller daran, ihm Alles zu verſchaffen, was ihm eine kleine Erquickung gewähren konnte.

Der fromme Greis, der ſich zwar wieder etwas erholte, es aber dennoch nur zu gut fühlte, daß dieſe Krankheit ſeine letzte ſeyn werde, war ſehr ruhig und gefaßt. Er ſprach mit der größten Heiterkeit von ſeinem Tode. Aber Marie ſagte unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebſter Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar Niemand mehr auf Erden.“

„Weine nicht, liebes Kind,“ ſprach der Vater, und bot ihr freundlich die Hand aus dem Bette.

„Du haſt ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden.“

„Wie du dich nähren und in der Welt fortbringen werdeſt, das iſt meine geringſte Sorge. Die Vögel finden ja ihre Nahrung; was ſollteſt du ſie nicht finden! Gott gibt ſie dem Spatzen auf dem Dache, was ſollte Er ſie dir nicht geben? Der Menſch braucht wenig, und auch dies nur eine kurze Zeit. — Ach, mich ängſtiget eine ganz andere Sorge! Sieh, meine einzige Sorge iſt die, daß du immer ſo fromm und gut und unſchuldig bleiben mögeſt, wie du es, Gott Lob! jetzt noch biſt.“

„Ach, meine liebe Tochter! du weißt noch gar nicht, wie böſe und verderbt die Welt iſt, und was für ſchlechte Menſchen es gibt. Leider gibt es Menſchen, die ſich nur einen Spaß daraus machen würden, dich, armes Mädchen, um Unſchuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das ganze Glück deines Lebens zu betrügen! Sie werden dich kindiſch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewiſſen, göttlichen Geboten, und von der Ewigkeit redeſt. O fliehe ſolche Menſchen! Wenn ſie dich ſchön nennen, und dir ſchmeicheln, dich wie der Schmetterling die Blume umgaukeln — ſo höre ſie nicht an, und achte nicht auf ſie. Nimm nie, nie ein Geſchenk von ihnen und glaube ihren Verſprechungen nicht. Unter der Geſtalt eines Engels iſt manchmal ein Satan verborgen, und die Schlange ſchläft gern unter Blumen.“

„Sieh, Gott hat dir zu deinem Schutze einen treuen Engel mitgegeben — die heilige Schamröthe. Wenn dir Jemand etwas Böſes zumuthen will, ja nur ein Wort ſagt, das gegen Unſchuld und reine Sitten iſt — ſo fühleſt du dieſe Gluth auf deinen Wangen. Laß dich dieſen Engel der Unſchuld warnen! Betrübe ihn nicht, daß er nicht von dir weiche. So lange er dich begleitet, und du dich von ihm warnen läſſeſt, biſt du ſicher vor Verführung. Sobald du aber gegen ſeine Warnung nur der geringſten unerlaubten Zumuthung ein einziges Mal nachgibſt, dann biſt du in Gefahr, verloren zu ſeyn auf immer!“

„O Marie! in deinem eigenen Herzen wird ein Feind erwachen. Du wirſt Augenblicke haben, in denen du Luſt zum Böſen fühleſt, und dich gerne überreden möchteſt, es ſey nicht ſo arg, oder wohl gar unſchuldig und erlaubt. Aber laß dich jetzt warnen! Grabe die Worte deines ſterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue — rede — denke nichts, worüber du erröthen müßteſt, wenn es dein Vater wüßte. Meine Augen werden ſich nun bald für immer ſchließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmliſcher Vater dich überall ſieht, und ſtets in dein

Herz blickt. Du würdeſt dich ja ſcheuen, mich, deinen Vater auf Erden, durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; ſcheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, deinem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen.“

„Sieh mich noch einmal recht an, Marie! O wenn du einmal in Verſuchung gerathen ſollteſt, Böſes zu thun, ſo denke an mein blaſſes Angeſicht, an dieſe meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen! Komm, lege deine Hand in meine kalte abgezehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Verſprichs mir, meine Worte nicht zu vergeſſen! In der Stunde der Verſuchung laß es dir ſeyn, als hielte dich dieſe meine kalte Hand vom Abgrunde zurück!“

„Gutes Kind! Du betrachteſt mein blaſſes, abgezehrtes Ausſehen mit Thränen. O ſieh da, daß Alles auf Erden vergänglich iſt. Auch ich war einſt von blühendem Ausſehen, friſch und roth, wie du es jetzt biſt. Auch du wirſt einſt ſo blaß und abgezehrt daliegen, wie ich jetzt auf meinem Sterbebette daliege, wenn anders Gott dich nicht früher und ſchneller von der Erde hinwegnimmt! Die Freuden meiner Jugend ſind dahin, wie die Blumen des vergangenen Frühlings, deren Stätte man nicht mehr findet; wie der Thau auf den Blumen, der nur einige Augenblicke glänzt und dann verſchwindet. Edle Thaten hingegen gleichen den Edelſteinen, die einen bleibenden Werth haben — ja die Tugend, ein gutes Gewiſſen gleicht dem edelſten aller edlen Steine — dem Diamant, den keine menſchliche Gewalt zerſtören kann. Trachte nach dieſem Kleinod! — Was ich Gutes that, das iſt jetzt meine einzige Freude; und wenn ich wo fehlte, ſo iſt dieſes jetzt mein einziger Schmerz.“

„Bleibe fromm, liebes Kind! denke gern an Gott, wandle wie vor ſeinen Augen, trage ihn ſtets im Herzen. In Ihm fand ich meine ſüßeſten Freuden, und in allen Leiden den beſten, den einzigen Troſt.“

„Glaube mir, Marie; ich rede die Wahrheit! Wenn es anders wäre, ſo würde ich es dir ſagen. Ich habe die Welt auch geſehen, ſo gut als einer — da ich mit dem Grafen auf Reiſen war. Wo nur in den größten Städten etwas Herrliches und Prächtiges zu ſehen war, da kam ich auch hin. Ich brachte ganze Wochen in Luſtbarkeiten zu; denn die glänzenden Feſte, die bunten Maskeraden, die rauſchende Muſik, die fröhlichen Reden und Scherze ſah und hörte ich ja ſo gut als der junge Herr ſelbſt, und von den ausgeſuchten Speiſen und koſtbaren Weinen blieb immer für mich mehr übrig, als ich genießen mochte. Allein dieſe lärmenden Freuden ließen mein Herz leer. Ich verſichere dich hoch und theuer: Ein einziges Stündlein ſtiller Andacht in unſerer Gartenlaube zu Eichburg oder auch hier unter dieſem Strohdache, ja ſelbſt auf dieſem Sterbelager da, machte mir immer ein innigeres Seelenvergnügen, als alle jene eiteln Freuden. Suche du daher deine Freude auch in Gott, und du wirſt ſie im reichlichſten Maaße finden.“

„Du weißt wohl, liebes Kind, daß es mir in meinem Leben nicht an Leiden fehlte. Ach, als deine Mutter ſtarb, da glich mein Herz den dürren, ausgetrockneten Gartenbeeten, die vor langer Sonnenglut aufſpringen und nach Regen lechzen. So ſchmachtete ich auch nach Troſt; allein in Gott fand ich ihn. O Kind! es werden in deinem Leben Tage kommen, wo auch dein Herz der dürren, trockenen Erde gleicht. Aber ſey dann unverzagt! Die Erde dürſtet nicht umſonſt nach Regen; Gott ſendet ihn zu rechter Zeit. Suche deinen Troſt bei Gott; dieſer Troſt wird dein Herz erquicken, wie den dürren lechzenden Erdboden ein milder, erquickender Regen.“

„Habe, liebes Kind, ſtets ein felſenfeſtes Vertrauen auf Gottes heilige Vorſicht. Gott lenket denen, die Ihn lieben, Alles zum Beſten; Er führt durch Leiden zu lauter Freuden.“

„Weißt du noch, liebe Marie, was für ein großes Leiden es für dich war, als ich auf unſerer mühſeligen Reiſe draußen an der Straße krank darnieder ſank. Sieh, dieſer Krankheit bediente ſich

Gott, uns dieſes ruhige Plätzchen, auf dem wir bei dieſen guten Landleuten nun ſchon über drei Jahre ſo vergnügt leben, zu verſchaffen. Ohne dieſe Krankheit wären wir entweder gar nicht vor ihre Thüre gekommen, oder ihr Mitleid wäre doch nicht ſo aufgeregt worden; ſie hätten uns etwa eine Schüſſel friſche Milch und ein Stück Brod vorgeſetzt und uns dann wieder weiter ziehen laſſen. Ohne dieſe Krankheit hätten wir und dieſe lieben Leute einander nicht ſo gut kennen gelernt, und einander nicht ſo liebgewonnen. Alle Freuden, die wir hier genoſſen, das Gute, das wir vielleicht hier ſtifteten, die mehreren hundert hier verlebten zufriedenen Tage waren ein Segen, der aus jener Krankheit entſprang. So, liebe Marie, können wir auch in den traurigen Begebenheiten unſers Lebens die Freundlichkeit Gottes ſehen. Wie Gott ſeine Blümchen über Berg und Thal, in Wälder und an Bäche, ſogar in Sümpfe und Moräſte mit reicher Hand ausſtreute, daß wir überall ſeine Güte und Freundlichkeit ſchauen mögen; ſo hat Er auch allen Begebenheiten unſers Lebens die Spuren ſeiner Weisheit, ſeiner Liebe und Erbarmung deutlich eingeprägt, ſo, daß ein jedes aufmerkſame Gemüth ſie bemerken, und Troſt und Freude daran haben kann. Jeder Menſch kann ſie in ſeinem eigenen Leben wahrnehmen, wenn er nur ein wenig aufmerken mag.“

„Unſer größtes Leiden war wohl jenes, da man dich jenes Diebſtahls beſchuldigte; da du auf den Tod in Ketten und Banden lageſt; da wir in deinem Gefängniſſe zuſammen weinten und jammerten. Auch jenes große Leiden bringt dir gewiß noch einen großen Segen, ja mich dünkt, dieſer Segen ſey jetzt ſchon ſichtbar! Damals, als die junge Gräfin dich vor allen Mädchen auszeichnete, dich ihrer Geſellſchaft würdigte, dir das ſchöne Kleid ſchenkte, dich immer um ſich haben wollte — da meinteſt du wohl, du ſeyeſt glücklich. Allein wie leicht hätten Ehre, Vergnügen und Ueberfluß dich eitel, leichtſinnig, irdiſch geſinnt — und Gott vergeſſen machen können. Gott hat es deßhalb recht gut mit uns gemeint, daß Er es anders lenkte, und jenes Unglück über uns ſchickte. Im Elende, im Gefängniſſe und auf unſerer Wanderſchaft lernten wir Ihn beſſer kennen, und kamen Ihm näher. In dieſer rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerſtreuungen und dem Verderbniſſe der Welt, ein beſſeres Plätzchen bereitet. Da blühteſt du, wie die Blume der einſamen Wildniß — ſicher vor frevelnden Händen.“

„Er, der gute, treue Gott, wird jenes Leiden dir noch ferner zum Beſten lenken. Er wird — ich hoffe zuverläſſig, Er habe dieſes mein Gebet erhört! — auch deine Unſchuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe;

was aber auch zu meiner Beruhigung nicht nothwendig iſt, da ich es ja ohnehin weiß, daß du unſchuldig biſt. Ja, Marie, Glück und Freude werden dir noch aus jenen überſtandenen Leiden aufblühen, und du wirſt noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglück das geringſte iſt, und die große Abſicht, warum Gott Leiden über uns ſendet, erſt im Himmel erfüllt wird, in deſſen Herrlichkeit wir nicht anders als durch viele Leiden und Trübſale eingehen können.“

„Quäle dich alſo, gute Seele, wenn du in Noth kommſt, nicht mit Sorgen, und glaube, daß Gott auf daß liebreichſte für dich ſorge, und daß deine Sorgen überflüßig ſeyen. Wo dich deßhalb Seine heilige Vorſicht noch hinführen wird, und wie hart die Lage auch ſeyn möge, in die du noch kommen wirſt, ſo denke immer: Das iſt der beſte Ort, die heilſamſte Lage für mich, ſo hart und elend es mir auch darin geht. Glaube, daß gerade dieſe Lage nothwendig ſey, dich in der Tugend zu vollenden und dich einmal ſelig zu machen.“

„Wie ein Gärtner jedes Gewächs an die Stelle hinpflanzet, die er für daſſelbe am tauglichſten findet, und wie er es nur auf die Art behandelt, die zum Wachsthume und Gedeihen desſelben die dienlichſte iſt, ſo verſetzt Gott jeden Menſchen in der Welt an jene Stelle und in jene Lage, wie es zu ſeinem Wachsthum im Guten am zuträglichſten iſt.“

„Und ſo, liebe Marie, wie alle Leiden, die bisher über dich kamen, wird Er dir auch noch dieſe meine letzte Krankheit und meinen Tod zum Segen werden laſſen.“

„Gutes Kind! da ich das Wörtlein Tod nur nenne, brichſt du aufs Neue in Thränen aus! O, weine nicht! Sieh den Tod nicht für etwas ſo Fürchterliches an! Er iſt ja vielmehr etwas Erfreuliches! Laß mich noch einmal mit dir reden, liebe Tochter, wie damals, als wir noch in unſerm Garten zu Eichburg mit einander arbeiteten. Sieh, du weißt, wie es mit einem Frühbeetchen iſt! Schwach und unanſehnlich ſtehen da die kleinen Pflänzchen in dem engen, dumpfen Beetchen beiſamen. Man ſieht es ihnen noch nicht an, mit welchen herrlichen Blumen oder mit welchen köſtlichen Früchten ſie dereinſt geſchmückt ſeyn werden. Blieben ſie aber in dem kleinen, armſeligen Beetchen eingeſchloſſen, ſo würden ſie weder Blüthen noch Früchte tragen. Sie fänden dazu nicht genug Raum. Der Gärtner ſetzte ſie aber auch nicht dahin, damit ſie da bleiben und aufeinander vermodern ſollten — nein, ſondern damit ſie im offenen Lande, an Gottes freier Luſt, unter dem ſchönen blauen Himmel, an dem goldenen Sonnenſchein, und getränkt von dem Regen und Thau des Himmels einſt herrlicher blühen möchten. Du freuteſt dich ja allemal, wenn ich die kleinen Pflänzchen aushob, ja, du mahnteſt mich oft daran, es nicht länger zu verſchieben, weil es den armen Pflänzchen in dem dumpfen Behältniſſe zu enge würde; du wareſt froh, wenn ſie nun im Lande waren und ſagteſt: „Wie wohl wird es ihnen jetzt ſeyn! Ich meine, ich ſehe es ihnen an.“ Solche ſchwache, arme Pflänzchen ſind wir Menſchen auch; ein ſolches enges, dumpfes Frühbeetchen iſt unſre Erde. Hier auf Erden iſt nicht unſers Bleibens! Hier ſind wir noch nichts, als kümmerliche, elende Gewächſe. Aber es ſoll noch etwas Beſſeres, etwas Herrliches aus uns werden. Deßhalb verſetzt uns Gott in ein anderes Land, in ſeinen großen, ſchönen, herrlichen Gottesgarten — den Himmel.“

„Weine daher nicht, liebes Kind! Sieh, ich bekomme es ja beſſer! O, wie freue ich mich, daß ich nun bald zu Gott komme! Wie gut wird es ſeyn, wenn wir dieſen Leib, der uns ſo viele Leiden macht, werden abgelegt haben! Liebe Marie, weißt du noch? wir hatten in unſerm blühenden Garten, an den ſchönen Frühlingsmorgen oft unbeſchreibliche Freuden! Sieh, auch der Himmel wird zu dem allerſchönſten Garten, in dem ein ewiger Frühling herrſcht, zum Paradieſe verglichen. In jene ſchönere Gegenden werde ich jetzt kommen. O ſey doch fromm und gut, damit wir uns dort wieder ſehen! Hier waren wir unter manchen Leiden und Trübſalen beiſammen, und ſcheiden unter

Thränen von einander. Dort aber werden wir in Freude und Seligkeit bei einander wohnen, und nichts wird uns mehr trennen! Dort werde ich deine Mutter wieder ſehen! O wie freue ich mich darauf! O Marie! bleibe doch fromm und gut! Und wenn es dir wohl gehen wird auf Erden, ſo vergiß über dieſen flüchtigen Freuden jene ewige Freude nicht, die uns im Himmel bereitet iſt! Dann werden deine Mutter und ich dir einſt voll Freuden entgegen kommen, und dich in unſere Mitte aufnehmen. Weine alſo nicht, liebes Kind, und freue dich vielmehr jetzt ſchon darauf!« — —

So benützte der fromme Vater die letzten Tage ſeines Lebens, ſeine Tochter, die er jetzt allein in der Welt zurücklaſſen ſollte, zu tröſten; ſo ermahnte er ſie, um ſie vor dem Verderben der Welt zu bewahren. Jedes ſeiner Worte war ein gutes Samenkörnlein, das in ein gutes Erdreich fiel. »Ich habe dich freilich betrübt, liebes Kind,« ſagte er, »und dich viele Zähren vergießen gemacht. Allein das ſind wohlthätige Thränen. Was ſo unter Thränen geſäet wird, wurzelt leichter, und gedeiht beſſer, gleich den Samenkörnlein, die bei einem milden, ſanften Frühlingsregen ausgeſäet werden.«

Zwölftes Kapitel.

Jakobs Tod.

Marie war, ſobald die Krankheit ihres Vaters bedenklich wurde, nach Erlenbrunn gegangen, wohin der Tannenhof in die Pfarrei gehörte, und hatte es dem Herrn Pfarrer gemeldet, daß ihr Vater krank ſey. Der Herr Pfarrer, ein edler, würdiger Geiſtlicher, beſuchte ihn ſehr oft, führte erbauende Geſpräche mit ihm, und tröſtete auch allemal Marien ſehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich ſchwächer. Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als ſie wieder hereingerufen wurde, ſagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun gebeichtet, und meine Gewiſſensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen frühe das Brod des Lebens aus der Hand unſers lieben Herrn Pfarrers zu empfangen.“

Marie erſchrak und die Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine nahe Todesgefahr zu Sinn kam. Allein ſie faßte ſich ſogleich wieder. „Ihr habt Recht, lieber Vater,“ ſagte ſie; „was können wir Beſſeres thun, als in unſern Leiden und Nöthen unſere Zuflucht zu Gott nehmen?“

Jakob brachte den übrigen Tag und den Abend im ſtillen Gebete zu, war immer ſehr in ſich geſammelt und redete wenig. Die Andacht, mit der er am andern Morgen in der heiligen Kommunion ſich mit ſeinem göttlichen Erlöſer vereinigte, war unbeſchreiblich. Glaube und Liebe, und Hoffnung des ewigen Lebens hatten ſein ehrwürdiges Angeſicht gleichſam verklärt; heiße Thränen floſſen über ſeine Wangen. Marie kniete unten an dem Krankenbette, zitterte, betete — und zerfloß in Thränen. Der Bauer und die Bäuerin und alle Leute im Hauſe wohnten der heiligen Handlung mit großer Rührung und gefalteten Händen bei, und allen ſtanden die Zähren in den Augen. „Jetzt,“ ſagte Marie nachher, „iſt es mir recht leicht um das Herz; und ich bin recht getröſtet; die chriſtliche Religion gewährt uns doch in Noth und Tod wahrhaftig einen himmliſchen Troſt!“

Der gute Jakob kam indeß ſeinem Ende immer näher. Der Bauer und die Bäuerin, die ihn als ihren beſten Freund ehrten und liebten, und die Stunde ſegneten, da er in ihr Haus gekommen war, thaten ihm alles erdenkliche Gute. Wohl zehnmal des Tages kam bald der Bauer, bald die Bäuerin in das kleine Stübchen zu ſehen, wie er ſich befinde. Marie fragte faſt allemal: „Meint ihr denn nicht, daß er noch aufkommen könnte?“

Die Bäuerin antwortete einmal: „O mein Kind!

Länger treibt er es gewiß nicht mehr, als bis das Laub der Bäume ausſchlägt.“

Von nun an ſah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenſter des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte ſie ſonſt immer mit Freude erfüllt. Allein jetzt ſah ſie die erſten zarten Blättchen der Stachelbeerhecke und die ſchwellenden Baumknospen mit Trauer, und hörte den freudigen Schlag des Finken mit Schrecken. Die hervorſproſſenden Schneeglöcklein und Schlüſſelblumen waren ihr ein ſchmerzlicher Anblick. „Ach Gott,“ ſagte ſie, „Alles lebt neu auf und alle Welt hofft! Soll denn mein lieber Vater nur allein ohne Hoffnung dahin ſterben? Doch“ — ſetzte ſie mit einem frommen Blick zum Himmel hinzu — „nicht ohne Hoffnung! Ja, er ſtirbt nach dem Worte Jeſu gar nicht. Er legt nur dieſe Hülle von Staub ab; er ſelbſt aber wird dort oben erſt recht anfangen zu leben!“

Der fromme Greis hatte es ſehr gerne, daß Marie ihm öfters vorlas. Sie that es mit ſanfter Stimme und großer Andacht. In den letzten Tagen ſeiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die letzten Reden Jeſu, und das letzte Gebet Jeſu. Einmal in der Nacht wachte ſie allein bei ihm. Der Mond ſchien ſo helle durch die Fenſter in das Stübchen, daß man den Schimmer des kleinen Nachtlichtes kaum mehr bemerkte. „Marie!“ fing der Vater an, „lies mir doch das ſchöne Gebet

Jeſu noch einmal.“ Sie zündete eine Wachskerze an, und las es.

„Jetzt gib das Buch mir her,“ ſagte er, „und leuchte mir ein wenig.“ Marie gab ihm das Buch, und leuchtete ihm mit der brennenden Kerze. „Sieh,“ ſagte er, „dies ſoll mein letztes Gebet für dich ſeyn.“ Er zeigte auf die Stelle, und betete, indem er die Worte auf ſich und ſeine Tochter anwandte mit gebrochener Stimme:

„Vater! ich bin jetzt nicht mehr lange in dieſer Welt; allein dieſe hier bleibt noch eine Zeit in dieſer Welt; ich komme — ſo hoffe ich es — zu Dir! Vater! Du Heiligſter! Bewahre Du ſie in Deinem Namen vor dem Verderben. So lange ich bei ihr in der Welt war, ſuchte ich ſie in Deinem Namen zu bewahren. Jetzt aber komme ich zu Dir. Ich bitte Dich nicht, daß Du ſie von der Welt hinwegnehmeſt, ſondern nur, daß Du ſie vor dem Böſen bewahreſt. Erhalte ſie in Deiner heiligen Wahrheit! Dein Wort iſt Wahrheit. Vater, gib, daß ſie, die Du mir geſchenkt haſt, einſt auch dahin komme, wo ich jetzt hinzukommen hoffe. Amen!“

Marie ſtand weinend am Bette, hielt die Kerze mit zitternder Hand, und wiederholte mit Schluchzen: „Amen!“

„Ja,“ fuhr der Vater fort, „liebe Tochter! Dort werden wir Jeſum in ſeiner Herrlichkeit ſehen, die Gott Ihm vor Gründung der Welt gegeben hat; dort werden auch wir einander wieder ſehen.“

Er legte ſich wieder auf ſein Kopfkiſſen, ein wenig zu ruhen. Das Buch behielt er in der Hand. Es war das neue Teſtament. Der arme Mann hatte es für die erſten Kreuzer, die er nach ſeiner Vertreibung aus Eichburg erübrigte und an ſeinem Munde erſparte, gekauft.

„Liebe Marie,“ fing er über eine Weile an, „ich danke dir auch noch für die Liebe, die du mir in dieſer meiner letzten Krankheit erweiſeſt. Du haſt das vierte Gebot getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke an mich, Marie, es wird dir deßhalb doch noch wohl gehen, ſo arm und hülflos ich dich auch in dieſer Welt zurücklaſſen muß. Ich kann dir nichts geben, als meinen Segen und dieſes Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, ſo wird dieſer Segen nicht vergebens ſeyn. Der Segen eines Vaters, der auf Gott vertraut, iſt guten Kindern mehr, als das reichſte Erbtheil. Das Buch hier nimm zum Andenken an deinen Vater. Es koſtete zwar nur einige Kreuzer; allein wenn du es fleißig leſen und befolgen wirſt, ſo hinterlaſſe ich dir für die wenigen Kreuzer, die ich darauf verwendete, den größten Schatz! Wenn ich dir mehrere Goldſtücke hinterließe, als der Frühling Blumen und Blätter hervorbringt, ſo könnteſt du für alles dieſes Geld dir doch nichts Beſſeres kaufen. Denn es iſt Gottes Wort darin enthalten, und dieſes hat eine Kraft in ſich, Alle ſelig zu machen, die daran glauben. Lies alle Morgen — wozu man bei aller Müh' und Arbeit doch immer Zeit finden kann — einen Spruch, und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Iſt dir eine oder die andere Stelle dunkel, ſo bitte deinen Seelſorger um Belehrung, wie ich es auch immer machte. Das Wichtigſte darin iſt für alle Menſchen klar. An das halte dich; das befolge; das wird für dich nicht ohne Segen bleiben. Sieh der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“ hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherlei Bücher, die ich in meiner Jugend las. Der tiefe Sinn dieſes Spruches ward mir überdies zur Quelle von tauſend unſchuldigen Freuden, und unter tauſend Bedrängniſſen, die mich ſonſt würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir einen heitern und fröhlichen Muth.“

Morgens gegen drei Uhr ſagte der Vater: „Marie, mir iſt ſo bange. Oeffne doch das Fenſter ein wenig.“

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel; aber die Sterne funkelten unbeſchreiblich ſchön.

„Sieh, wie ſchön der Himmel iſt!“ ſagte der Vater. „Was ſind die Blumen der Erde gegen jene unvergänglichen Sterne! Dort werde ich jetzt hinkommen! O wie freue ich mich! Lebe fromm, damit du einſt auch dahin kommeſt!“

Mit dieſen Worten ſank er zurück auf ſein Bett, und entſchlief — ſanft und ſelig! Marie meinte, es ſey etwa eine Ohnmacht. Sie hatte noch nie einen Sterbenden geſehen. Niemand hatte noch ſein Ende ſo nahe geglaubt. Indeß wurde es Marien bange; ſie weckte die Leute im Hauſe. Alle kamen an das Sterbebett. Als nun Marie hörte, er ſey wirklich todt, da umfaßte ſie die Leiche ihres Vaters mit lautem Weinen, und küßte ſein erblaßtes Angeſicht, und ihre Thränen vermiſchten ſich mit ſeinem Todesſchweiße.

„O du guter, guter Vater,“ ſagte ſie, „wie kann ich es dir vergelten, was du an mir gethan haſt! Ach, ich kann es nicht! O Dank ſey dir für jedes Wort, für jede gute Ermahnung, die deine nunmehr erblaßten Lippen mir gaben. Mit innigem Danke küſſe ich deine kalte, ſtarre Hand, die mir ſo viele Wohlthaten erwies — für mich ſo viel arbeitete — mich in den Jahren meiner Kindheit wohl auch väterlich züchtigte! Jetzt erſt ſehe ich es ein, wie gut du es auch da meinteſt, und wie heilſam mir das war! O, habe Dank! habe Dank für Alles, und verzeih, wenn ich dich durch kindiſchen Leichtſinn je betrübte! — O Gott! vergilt Du ihm ſeine Liebe! — Ach könnte ich jetzt meinen Geiſt auch aushauchen, und ihn dir, lieber Vater, nachſenden in den Himmel! Laß, o Gott, meinen Tod einmal ſeyn, wie den Tod dieſes Gerechten! O wie nichts, wie gar nichts iſt dieſes Leben auf Erden! Wie gut iſt es, daß es einen Himmel gibt, ein ewiges Leben! Das iſt jetzt mein einziger Troſt.“

Alle Umſtehenden weinten; die Bäuerin führte endlich Marien unter vielem Bitten und Zureden, ihr zu folgen, hinweg.

Marie ließ es ſich nicht wehren, ſie wachte die folgende Nacht hindurch bei der Leiche ihres Vaters, und las und weinte und betete bis an den Morgen. Bevor man den Todtenſarg zuſchloß, betrachtete ſie die Leiche noch einmal. „Ach,“ ſagte ſie, „das letzte Mal ſehe ich alſo dein ehrwürdiges Angeſicht! Wie ſchön es ausſieht — als lächelte es, als glänzten jetzt ſchon die Strahlen der künftigen Herrlichkeit darauf! O lebe wohl — lebe wohl — guter Vater!“ ſchluchzte ſie. „Sanft ruhe dein Gebein, nachdem die Engel Gottes — ſo hoffe ich — deinen Geiſt bereits zur Ruhe des Himmels gebracht haben.“

Sie hatte einen Rosmarinzweig, einige goldgelbe Schlüſſelblümchen und dunkelblaue Veilchen in ein Sträußchen zuſammengefügt und es der

Leiche des frommen Gärtners, der ſo viel geſäet und gepflanzt hatte, in die Hand gegeben. „Dieſe Erſtlingsblümchen der neuauflebenden Erde ſeyen ein Vorbild deiner künftigen Auferſtehung,“ ſagte ſie, „und dieſer immergrüne Rosmarin ein Sinnbild meines beſtändigen frommen Andenkens an dich.“

Als man den Sarg zunagelte, ging ihr jeder Hammerſchlag ſo durch das Herz, daß ſie faſt ohnmächtig wurde. Die Bäuerin brachte ſie in eine Kammer und bat ſie, ſich ein wenig nieder zu legen auf das Bett, damit ſie ſich wieder erhole.

Bei dem Leichenbegängniſſe ging Marie in dem ſchwarzen Kleide, das ihr ein mitleidiges Mädchen aus dem Dorfe gelehnt hatte, hinter der Leiche ihres Vaters her. Sie war ſelbſt bleich und blaß, wie eine Leiche, und Jedermann hatte Mitleid mit der armen, verlaſſenen Waiſe, die nun keinen Vater und keine Mutter mehr hatte.

Da Mariens Vater in Erlenbrunn fremd war, ſo wurde ihm ſein Grab in einer Ecke des Gottesackers, zunächſt der Kirchhofmauer gemacht. Zwei große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beſchatteten es. Der Pfarrer hielt dem Verſtorbenen eine rührende Leichenrede über die Worte Jeſu: „Es ſey denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und verweſe, ſo bringt es keine Frucht; wenn es aber verweſet, ſo bringt es viele Frucht.“ Er ſprach auch davon, wie der fromme Greis ſeine Leiden ſo gottergeben und geduldig ertragen und Allen, die ihn ſahen, ein ſo ſchönes Beiſpiel hinterlaſſen habe; ſagte viel Troſtreiches für die tiefbetrübte Waiſe; dankte den gutherzigen Landleuten im Namen des verſtorbenen Vaters für alle demſelben erwieſene Liebe, und ermahnte ſie, an der nun ganz verwaisten Tochter Vater- und Mutterſtelle zu vertreten.

Marie beſuchte das geliebte Grab, ſo oft ſie in den pfärrlichen Gottesdienſt nach Erlenbrunn kam, und auch, ſo oft ſie konnte, an den Sonntagen auf den Abend, und weinte und betete da. „So von Herzen, wie hier am Grabe meines Vaters,“ ſagte ſie, „kann ich doch nirgends beten. Die ganze Welt iſt mir hier nichts mehr. Ich fühle es, daß wir einer beſſern Welt angehören, und es regt ſich in mir ein Heimwehe nach jenem Vaterlande!“ Sie ging nie anders als mit dem frommen Vorſatze von dem Grabe, die Lüſte dieſer Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der ſeligen Hoffnung, droben am Throne Gottes wieder mit ihren guten Eltern vereiniget zu werden.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Leiden für Marien.

Marie war von nun an immer ſehr traurig. Es war ihr nicht anders, als hätten alle Blumen ihre friſchen Farben verloren, und die Tannenbäume um den Hof her ſchienen ihr ſo dunkel und ſchwarz, als wären ſie in Trauer gekleidet. Die Zeit linderte zwar Mariens Schmerz; allein bald kamen neue Leiden für ſie.

Auf dem Tannenhofe war es ſeit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehedem geweſen. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, ſtillen Menſchen, übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich ſchön und ſehr reich. Allein außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit hatte ſie für nichts anders Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz drückten ſich auch nach und nach ihrem Geſichte ſo merklich ein, daß es, bei aller Schönheit, ein recht widriges Ausſehen bekam. Wenn ſie wußte, daß ihren Schwiegereltern etwas angenehm ſeyn würde, ſo that ſie es durchaus nicht, und den ausgedingten Lebensunterhalt gab ſie ihnen nur ſehr kärglich und mit Unwillen. Sie machte ihnen tauſend Verdruß, und zählte ihnen gleichſam jeden Biſſen in den Mund. Die guten alten Leute zogen ſich in das kleine Hinterſtübchen zurück, und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts beſſer. Das rohe Weib gab ihm die gröbſten Reden und hundertmal des Tages warf ſie ihm ihr großes, eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, ſo mußte er dulden und ſchweigen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er ſeine alten Eltern beſuche, weil ſie fürchtete, er möchte ihnen, wie ſie ſich ausdrückte, heimlich etwas zuſtecken. Er wagte es nur mit erſchrockenem Herzen, Abends nach vollbrachter Arbeit, zu ihnen zu gehen. Sie ſaßen faſt allemal traurig ſo beiſammen auf der Bank, und er ſetzte ſich zu ihnen, und klagte ihnen ſeine Noth.

„Ja, ja!“ ſagte der alte Bauer, „ſo gehts. Du, Mutter haſt dir von dem Glanze des vielen Geldes, und du, mein Sohn, von den rothen Wangen die Augen verblenden laſſen, und ich war gegen eure Bitten zu nachgiebig. Da ſind wir nun alle drei miteinander geſtraft. Wir hätten dem guten Rathe des alten Jakobs folgen ſollen. Dem klugen Manne wollte die Heirath nie gefallen, als noch bei ſeinem Leben die Rede davon ging. Ich weiß noch alle ſeine Worte gar wohl, und habe ſchon tauſendmal daran gedacht.“

„Weißt du noch, Mutter? Du ſagteſt einmal: Zehntauſend Gulden ſind aber doch ein ſchönes

Geld.« Allein Jakob ſagte: „Ein ſchönes Geld nun wohl nicht. Die Blumen im Garten da draußen vor dem Fenſter ſind tauſendmal ſchöner. Ein ſchweres Geld habt Ihr vielleicht ſagen wollen. Das iſt es gewiß, und es gehören ſtarke Schultern dazu, es zu tragen, ohne daß es einen in den Boden drücke, und einen krüppelhaften, elenden Menſchen, der ganz irdiſch geſinnt iſt, aus einem mache. Warum trachtet Ihr denn nach ſo vielem Gelde? Es iſt Euch ja bisher nichts abgegangen; Ihr hattet immer noch etwas übrig. Glaubt mir, zu vieles Gut macht Uebermuth. Zu vieler Regen, ſo wohlthätig und nothwendig der Regen auch iſt, kann das geſündeſte Gewächs im Garten zu Grunde richten. Das ſind die Worte des ſeligen Jakobs genau — und mir iſt's, ich höre ihn noch.«

„Du, mein Sohn, ſagteſt einmal: „Aber eine recht ſchöne Perſon iſt ſie doch, blühend wie eine Roſe! Allein der vernünftige Jakob ſagte: „Eine Blume iſt aber nicht bloß ſchön; ſie vereiniget mit dem Schönen auch Gutes. Sie gibt uns die edelſten Geſchenke, das reine Wachs und den köſtlichen Honig. Eine ſchöne Geſtalt ohne Tugend iſt eine papierne Roſe, ein elendes, todtes Ding, ohne Duft und Leben, ohne Wachs und Honig.« Dies ſagte der redliche Jakob; wir wollten aber nicht hören. Nun müſſen wir fühlen. Was uns damals das größte Glück ſchien, iſt jetzt unſer größtes Unglück. Gott gebe uns Seine Gnade, es geduldig zu tragen; anders iſt jetzt nichts mehr zu machen.“ So ſprachen die drei mit einander.

Der armen Marie ging es nun auch ſehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen ſelbſt bezogen, ſo hatte ſie es räumen müſſen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl einige hübſche Kammern leer ſtanden, aus Bosheit die elendeſte im Hauſe an, fügte ihr alles erdenkliche Herzenleid zu, und plagte ſie unbeſchreiblich. Den ganzen Tag zankte ſie in ſie hinein, und Marie konnte ihr nie genug arbeiten und nicht das Geringſte recht machen. Die arme Waiſe fühlte es nur zu gut, daß ſie in dem Hauſe ſehr unwerth und überläſtig ſey. Die alten Leute konnten ihr wenig Troſt geben; ſie wußten ſich ſelbſt nicht zu rathen und zu helfen. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo ſollte ſie hin?

Marie fragte den würdigen Pfarrer zu Erlenbrunn um Rath. Dieſer vernünftige Geiſtliche ſagte ihr: „Auf dem Tannenhofe iſt Ihres Bleibens fernerhin nicht mehr, meine gute Marie! Ihr ſeliger Vater hat Ihr eine vortreffliche Erziehung gegeben und Sie Alles lernen laſſen, was für eine bürgerliche Haushaltung nöthig iſt; allein auf dem Tannenhofe fordert man von ihr die Dienſte einer rüſtigen Bauernmagd; man beladet

Sie mit Arbeiten, die über Ihre Kräfte gehen und Ihr nicht angemeſſen ſind. Indeß rathe ich Ihr nicht, jetzt ſogleich zu gehen, und auf das Ungewiſſe in die Welt hinaus zu wandern. Der beſte Rath dürfte dieſer ſeyn, für jetzt noch zu bleiben, ſo viel zu arbeiten, als Sie kann, zu beten, auf Gott zu vertrauen, und zu warten, bis Gott Sie aus Ihrer bedrängten Lage befreien wird. Gott, der Sie für einen andern Kreis erziehen ließ, wird Sie auch in einen andern Kreis zu verſetzen wiſſen. Ich werde verſuchen, Ihr bei einer chriſtlichgeſinnten und rechtſchaffenen Bürgersfamilie einen Dienſt auszumitteln. Bete Sie und vertraue Sie auf Gott; halte Sie aus in der Prüfung — und Gott wird Alles wohl machen.“ Marie dankte für den guten Rath, und verſprach ihn zu befolgen.

Das liebſte Plätzchen auf Erden war ihr das Grab ihres Vaters. Sie hatte einen Roſenſtrauch auf das Grab gepflanzt. „Ach,“ ſagte ſie, als ſie ihn weinend dahin ſetzte, „wenn ich nur immer hier ſeyn könnte; ich wollte ihn mit meinen Thränen begießen, daß er gewiß bald grünen und blühen ſollte!“

Der Roſenſtrauch war jetzt mit grünen Blättern geſchmückt und die purpurnen Knospen fingen bereits an, ſich zu öffnen. „Wohl hatte mein Vater Recht,“ ſprach Marie, „da er mir ſagte: „Das menſchliche Leben gleicht einem Roſenſtocke.

Bisweilen iſt er ganz dürr und kahl, und man ſieht nichts daran als Dörner. Aber wenn man nur warten kann, ſo kommt die Zeit auch wieder, wo er mit friſchem Laube bekleidet, und voll der ſchönſten Roſen iſt.“ Die Zeit der Dornen iſt jetzt für mich — aber ich will unverzagt ſeyn; ich will deinem Worte glauben, guter Vater! Dein Sprichwort geht doch vielleicht auch an mir in Erfüllung: „Geduld bringt Roſen.“

Vierzehntes Kapitel.

Mariens Verſtoßung.

Unter den mancherlei Leiden, die Marie zu dulden hatte, kam nun der fünf und zwanzigſte Julius, der Namenstag ihres ſeligen Vaters. Dieſer Tag war ſonſt immer ein Freudentag für ſie; allein dieſes Mal begrüßte ſie den anbrechenden Morgen der hell und golden in ihre Kammer ſtrahlte, mit Thränen. Sie hatte ehemals an dieſem Tage ihrem Vater allemal irgend eine Freude gemacht; ihm ein Geſchenk überreicht, das ſie ſelbſt heimlich verfertigte, ihm eine beſondere Speiſe bereitet, eine Flaſche Wein vorgeſetzt, und den reinlich gedeckten Tiſch mit Blumen geziert. Sie hätte ihre Liebe zu ihm auch jetzt noch gerne an den Tag gelegt. Die Landleute der Gegend hatten den Gebrauch, die Gräber geliebter Freunde, beſonders an ſolchen Gedächtnißtagen, mit Blumen zu zieren; ſie hatten Marien oft um Blumen gebeten, die ſie ihnen allemal ſehr gerne gab. Es kam ihr daher der Gedanke, das Grab ihres Vaters auch mit Blumen zu ſchmücken. Das niedliche Körbchen, das zu ihrem harten Schickſale den erſten Anlaß gegeben hatte, ſtand auf dem Kaſten und fiel ihr in die Augen. Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und friſchen grünen Blättern, ging damit eine Stunde früher, als der Gottesdienſt anfing, nach Erlenbrunn, und ſtellte das Körbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen, und ſchimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater,“ ſagte ſie, „du haſt alle meine Lebenswege mit Blumen beſtreut, und ich kann es dir nicht vergelten; ich will wenigſtens dein Grab mit Blumen zieren!“ Sie ließ das Körbchen auf dem Grabe ſtehen; ſie durfte nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Körbchen entwende. Die Landleute betrachteten vielmehr das Blumenkörbchen mit wehmüthiger Freude, ſegneten in ihrem Herzen die gute Tochter, und wünſchten dem frommen Vater die Ruhe des Himmels.

Sogleich am folgenden Tage, da der Bauer und ſeine Leute von der großen Wieſe jenſeits des Waldes, das Heu hereinbrachten, kam ein Stück feine Leinwand weg, das in dem Grasgarten nächſt dem Hauſe zum Bleichen ausgeſpannt war. Die junge Bäuerin, die es erſt gegen Abend vermißte, und die, wie alle geizigen Leute, ſehr argwöhniſch war, hatte ſogleich Marien im Verdachte. Der gute Jakob hatte aus der Geſchichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht, und ſie den alten Leuten vertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte ſie, was freilich unbeſonnen war, der jungen Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen über der Schulter, und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache, aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauheſten Worten an, und forderte die Leinwand von ihr.

Marie ſagte beſcheiden, daß ſie die Leinwand unmöglich haben könne, da ſie, wie alle Leute im Hauſe, den ganzen Tag bei dem Heumachen geweſen ſey. Während die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Menſch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin ſchrie fürchterlich: „Du Diebin! Meineſt du, ich wiſſe es nicht, daß du den Ring geſtohlen haſt, und mit genauer Noth dem Schwerte des Scharfrichters entronnen biſt? Auf der Stelle packe dich aus dem Hauſe. Unter meinem Dache iſt kein Platz für ein ſolches Geſindel.«

Der junge Bauer ſagte: »So ſpät wirſt du ſie doch nicht mehr fortſchicken! Die Sonne iſt ja bereits untergegangen. Laß ſie doch noch mit uns zu Abend eſſen, und behalte ſie, da ſie den ganzen Tag in der großen Hitze draußen für uns gearbeitet hat, wenigſtens noch über Nacht!«

»Keine Stunde mehr,« ſchrie das raſende Weib, »und du ſchweigſt gleich, oder ich hole ein brennendes Scheit aus der Küche, und ſtopfe dir damit das Maul.« Der Mann ſah, daß er durch Zureden das Uebel nur ärger machen würde, und ſchwieg. Marie aber erwiederte die Läſterungen nicht; ſie packte das Wenige, was ſie hatte, in ein weißes Tuch, worin es wohl Raum fand, zuſammen, nahm das Bündelein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tannenhofe empfangene Gute, betheuerte noch einmal ihre Unſchuld, und bat nur noch um die Erlaubniß von den guten, alten Leuten Abſchied nehmen zu dürfen. »Den kannſt du nehmen,« ſagte die junge Bäuerin höhniſch, »und wenn du gleich die beiden Grauköpfe ſelbſt mitnehmen willſt, ſo iſt es mir noch lieber. Der Tod hat, wie es ſcheint, ohnedem noch lange keine Luſt, ſie zu holen.«

Die beiden guten Leute hatten den Lärm bereits gehört und weinten beide. Sie tröſteten indeß Marien, ſo gut ſie konnten, und gaben ihr alles Geld, das ſie eben hatten und das einige Gulden betrug, mit auf den Weg. „Geh, gutes Kind,“ ſagten ſie, „und Gott ſey mit dir. Der Segen deines Vaters iſt ein wohl aufbewahrter Schatz für dich, der zu rechter Zeit ſchon noch zum Vorſchein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl.“

Marie ging in der Abenddämmerung, mit ihrem Bündelein unter dem Arme, den ſchmalen Fußſteig am waldigen Hügel hinauf. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal beſuchen. Da ſie aus dem Walde heraus kam, läutete man in dem Dorfe eben die Abendglocke, und bis ſie auf dem Kirchhofe ankam, war es bereits Nacht. Allein es war ihr gar nicht ſchauerlich, bei Nacht ſo unter den Gräbern zu wandeln. Sie ging zu dem Grabhügel ihres Vaters, und weinte, daß eine Zähre die andere ſchlug. Der Vollmond ſchien gerade zwiſchen den zwei ſchwarzen Tannen hindurch, und erhellte mit ſeinem blaſſen Silberlichte die Roſen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe ſtand. Die Abendluft rauſchte leiſe in den Aeſten der Tannen, und bewegte hie und da ein Blättchen des Roſenſtockes auf dem Grabe. Sonſt war es ſtille, wie es unter den Gräbern zu ſeyn pflegt.

„Du guter Vater,“ ſagte Marie, „ach, daß du noch lebteſt, und daß deine arme Marie ihre Noth dir klagen könnte! Doch — es iſt gut, und ich danke Gott, daß du dieſen neuen Jammer nicht erlebt haſt! Dir iſt nun wohl und dich rührt kein Leid mehr an. O wäre ich bei dir! — Ach ſo unglücklich, wie jetzt, war ich doch in meinem Leben noch nie! Damals, als der Mond durch das eiſerne Gitter in mein Gefängniß ſchien, lebteſt doch du noch, liebſter Vater, aber jetzt ſcheint er auf dein Grab! Damals, als ich aus meiner lieben Heimath vertrieben wurde, hatte ich doch dich noch — o einen ſo treuen Beſchützer und Freund! Jetzt aber habe ich gar Niemand mehr; arm, verlaſſen, in einem böſen Verdachte, überall fremd, bin ich ganz allein in der Welt und habe nirgends eine Heimath. Sogar von dem einzigen Plätzchen auf Erden, das mir noch übrig iſt, werde ich vertrieben. Sogar der letzte Troſt, dann und wann an deinem Grabe zu weinen, wird mir genommen.“ Sie brach aufs Neue in einen Strom von Thränen aus.

„O lieber Gott,“ rief ſie hierauf und ſank auf ihre Knie, „beſter Vater im Himmel, blicke doch von Deinem hohen Himmel herab auf eine arme verlaſſene Waiſe, die auf dem Grabe ihres Vaters weint — und erbarme Dich meiner! Wo die Noth am höchſten, iſt Deine Hülfe ja immer am nächſten. Mein Jammer könnte ja gar nicht größer ſeyn, und mein Herz möchte mir beinahe zerſpringen! O zeige es mir, daß Dein Arm nicht verkürzt iſt, verherrliche Deine Güte an mir, verlaß doch Du mich nicht; denn ich habe ja doch Niemand mehr, als Dich. Nimm mich hinauf zu Dir, wo meine guten Eltern ſind — oder ſende mir nur ein Tröpflein Troſt in mein verſchmachtendes Herz! Du läſſeſt ja die ſchmachtenden Blümlein, die an der glühenden Sonnenhitze den Tag über welk und matt geworden ſind, ſich jetzt an dem kühlen Mondlichte wieder erholen, und erquickeſt ſie reichlich mit erfriſchendem Thau! O erbarme — erbarme Dich meiner!“ Sie weinte aufs Neue heiße Thränen.

„Was ſoll ich nun heute noch anfangen,“ ſagte ſie über eine Weile, „und wo will ich noch hingehen? Ach, ich getraue mir nicht, ſo ſpät noch in irgend einem Hauſe um eine Nachtherberge anzuſprechen. Wenn ich erzählte, warum man mich fortgeſchickt habe, ließe man mich vielleicht nirgends hinein.“

Sie blickte umher. An der Kirchhofmauer, ſogleich neben dem Grabe ihres Vaters, lag ein alter, bemooster Grabſtein. Da ſeine Inſchrift längſt vergangen, und er ſonſt im Wege war, hatte man ihn dahin gelegt, und ihn als eine Bank benützt. „Auf dieſen Stein hier will ich mich niederſetzen,“ ſagte ſie, „und bei dem Grabe meines Vaters übernachten. Vielleicht bin ich doch das letzte Mal hier, und ſehe dieſes geliebte Grab in meinem Leben nicht mehr. Morgen, bevor der Tag anbricht, will ich dann in Gottes Namen weiter — wohin Seine Hand mich führen wird.«

Fünfzehntes Kapitel.

Es kommt Hülfe vom Himmel.

Marie ſetzte ſich auf den Stein an der Mauer in den dunkeln Schatten der überhängenden Tannenäſte, und verhüllte ihr Geſicht mit ihrem Taſchentuche, das ſie ſchon ganz naß geweint hatte. Ihr Innerſtes war tief gerührt, und ſie betete ſo innig, ſo heiß, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

»O Gott,« ſchluchzte ſie einmal, »haſt Du denn keinen Engel, der mir den Weg zeige, wohin ich mich wenden ſolle?«

Da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme ſie vertraulich bei ihrem Namen: »Marie! Marie!« Sie blickte auf und erſchrak. Eine helle Geſtalt, ſchön und ſchlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmliſcher Freundlichkeit glänzten, mit Wangen, die von dem ſanfteſten Roth, ſchöner als Pfirſichblüthe, wie angehaucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umfloſſen, in einem langen Kleide weiß wie Schnee — ſtand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie ſchauderte zuſammen, ſank zitternd auf die Knie und rief: „O Gott, was ſeh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt?“

„Liebe Marie!“ ſagte die Geſtalt freundlich, „ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Menſch, wie du. Aber ich komme dennoch dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebet erhört. Sieh mich nur recht an; kenneſt du mich denn nicht mehr?“

„Gott im Himmel,“ rief Marie, „ja, Sie ſind es — Gräfin Amalia! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an dieſen ſchauerlichen Ort, zu dieſer nächtlichen Stunde, ſo viele Meilen von Ihrem Wohnorte?“

Gräfin Amalia hob Marien ſanft von der Erde auf, ſchloß ſie in ihre Arme, küßte ſie unter Thränen und ſagte: „Liebe, gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einſt mit dem niedlichen Körbchen hier machteſt, iſt dir übel belohnt werden. Deine Unſchuld iſt aber entdeckt. O kannſt du uns, kannſt du meinen Eltern und mir verzeihen? Sieh, wir wollen Alles, ſo viel wir es noch können, wieder gut machen. Verzeih uns, liebe Marie!“

Marie ſagte weinend: „Reden Sie doch nicht ſo, gnädige Gräfin. Sie haben unter jenen Umſtänden noch ſehr ſchonend an uns gehandelt. O es kam mir nie in den Sinn, einen Groll gegen Sie zu hegen. Ich dachte immer mit Liebe an Ihre Güte. Was mich ſchmerzte, war nur einzig dies, daß Sie — Sie, edle Gräfin, und Ihre theuern Eltern mich für ſchlecht und undankbar halten mußten. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als daß Sie meine Unſchuld noch einmal erkennen möchten, und dieſen Wunſch hat nun Gott erfüllt. Ihm ſey Dank!“

Die Gräfin hielt Marien noch lange umarmt, und benetzte ihr Angeſicht mit Thränen. Dann blickte ſie auf das Grab zu ihren Füßen, faltete die Hände, und rief mit inniger Wehmuth: „O du lieber, guter Mann, deſſen Hülle hier in der Erde verweſet, den ich von meiner zarteſten Kindheit an liebte, der noch den Wiegenkorb machte, in dem ich als ein Kind lag, deſſen letztes Geſchenk zu meinem Geburtstage das Körbchen war, daß hier auf dem Grabe ſteht — — o daß du noch lebteſt, daß ich dein Angeſicht noch einmal ſehen, und die Beleidigung, die wir dir anthaten, dir abbitten könnte! Ach Gott, wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt, und mehr Zutrauen in deine ſo lange geprüfte Treue geſetzt hätten, du redlicher, alter Diener, ſo moderte deine Hülle nicht hier, ſo wäreſt du wohl gar noch am Leben und wandelteſt noch unter uns! O verzeih uns; ſieh, ich gelobe es in dem Namen meiner Eltern hier an deinem Grabe: Was wir dir nicht mehr erſetzen können, das wollen wir doppelt deiner Tochter vergüten! O verzeih uns — verzeih uns!“

„Ach, gnädige Gräfin!“ ſagte Marie, „mein Vater hatte nie die geringſte Bitterkeit gegen ſeine gnädige Herrſchaft. Er ſchloß ſie alle Morgen und alle Abende in ſein Gebet ein, wie er es ſchon zu Eichburg gewohnt war. Er ſegnete ſie noch im Tode. „Marie,“ ſagte er kurz vor ſeinem Ende, „ich glaube feſt, unſere gnädige Herrſchaft werde deine Unſchuld noch einmal erkennen und dich aus deiner Verbannung wieder zurück rufen. Verſichere alsdann den edlen Grafen, und die gütige Gräfin, und den Engel Amalia, die ich, als ſie noch ein Kind war, oft auf meinen Armen trug, daß mein Herz voll Verehrung, Liebe und Dankbarkeit gegen ſie war, bis es brach.“ Gewiß, gnädige Gräfin, das ſind ſeine Worte.“

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich ſagte ſie: „Komm, Marie, ſetze dich hier neben mich auf dieſen Stein. Ich kann mich noch nicht von dieſem Grabe trennen. Es iſt ſo traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters ſchwebt hier über uns!“

Sechzehntes Kapitel.

Wie Gräfin Amalia hieher gekommen.

„Gott iſt recht augenſcheinlich mit dir, liebe Marie!“ ſagte die Gräfin Amalia, nachdem ſie ſich mit Marie auf den Stein geſetzt, und ſie mit dem Arme umſchlungen hatte. „Er hat mich wunderbar hieher geführt, um dir zu helfen. Wie das zuging, muß ich dir vor allem Andern erzählen. Es fügte ſich ſehr natürlich und einfach, und doch ſehr wunderbar und göttlich ſchön!“

„Von der Zeit an, da deine Unſchuld entdeckt war, hatte ich keine Ruhe mehr. Du und dein Vater lagen mir immer im Sinne. Glaube mir, liebe Marie, ich habe manche Thräne um euch geweint. Meine Eltern ließen überall nach euch forſchen; wir konnten aber nie etwas von euch erfragen. Vor drei Tagen kam ich nun mit meinem Vater und meiner Mutter auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe an, das dort am Walde, nicht weit vom Dorfe, liegt, und wohl ſchon ſeit zwanzig Jahren nicht mehr beſucht, und nur von einem Förſter bewohnt wird. Mein Vater, der, wie du weißt, Oberſt-Forſtmeiſter iſt, hat da eben eine Streitigkeit, die Gränzen der fürſtlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Er brachte heute, mit den zwei fremden Herren, die in der nämlichen Angelegenheit hieher kamen, den ganzen Tag im Walde zu. Meine Mutter mußte Abends mit den Frauen und einer Fräulein Tochter dieſer Herren, ein Spiel machen. Ich war froh, daß man mich dabei nicht nöthig hatte; denn ich liebe dieſe Art von Vergnügen nicht. Der Abend war nach dem heißen Tage ſo ſchön, ſo kühl und angenehm; die Sonne ging ſo lieblich unter, die Berge umher, voll rauher Tannenwaldungen und hie und da mit maleriſchen Felſen abwechſelnd, gewährten mir einen ſo neuen Anblick und gefielen mir ſo ſehr, daß ich mir die Erlaubniß ausbat, die Gegend noch ein wenig in Augenſchein zu nehmen. Die Tochter des Förſters begleitete mich.

Wir gingen durch das Dorf; die Thüre des Kirchhofes ſtand offen. Die Grabſteine waren vom Golde der ſinkenden Sonne beleuchtet. Für mein Leben gern las ich von Kindheit an die Inſchriften und Reime auf den Gräbern. Ich konnte ſehr gerührt werden, wenn ich da las, wie ein Jüngling oder eine Jungfrau in der ſchönſten Blüthe des Lebens geſtorben war, und ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, wenn ich fand, wie da ein Mann oder eine Frau ein recht hohes Alter erreicht hatte. Auch die Reime, obwohl ſie mir manchmal mehr gut gemeint als gut gemacht ſchienen, erregten dennoch manche edle Empfindung in mir, und ich nahm immer einige gute Gedanken und Entſchlüſſe mit auf den Weg.

Wir gingen alſo hinein. Nachdem ich die meiſten Grabſchriften durchgegangen hatte, ſagte mir die Förſterstochter: „Nun will ich Ihnen noch etwas recht Schönes zeigen — das Grab eines armen Mannes, das zwar kein Denkmal und keine Grabſchrift hat, das aber die kindliche Liebe ſeiner Tochter ſehr lieblich und freundlich zu zieren weiß. Sehen Sie dort in dem dunkeln Schatten der Tannen den blühenden Roſenſtock und das niedliche Körbchen voll Blumen auf dem Grabe!“ Ich ging hin — und blieb wie verſteinert ſtehen. Sogleich im erſten Augenblick erkannte ich das Körbchen, deſſen ich mich wohl viele hundert Male ſeit deiner Verſtoßung aus Eichburg erinnert habe. Ich betrachtete es näher; es war es genau, und wenn ich noch hätte zweifeln können, ſo hätten mir doch die Anfangsbuchſtaben meines Namens und mein Wappen keinen Zweifel mehr übrig gelaſſen. Ich erkundigte mich nach deiner und deines Vaters Geſchichte. Die Förſterstochter erzählte mir von eurem Aufenthalte auf dem Tannenhofe, von deines Vaters letzter Krankheit, von deiner Trauer über ſeinen Tod. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, an dem ich einen ſehr ehrwürdigen Geiſtlichen kennen lernte. Er beſtätigte alles, und erzählte mir viel, viel Gutes von euch. Ich wollte ſogleich auf den Tannenhof gehen. Allein über der Erzählung des edlen Pfarrers war die Zeit ſo ſchnell verfloſſen, daß es bereits Nacht war. „Was iſt zu machen?“ ſagte ich. Heute iſt es freilich zu ſpät, mich auf den Hof zu begeben, und morgen mit Anbruch des Tages reiſen wir ab.“ Der Pfarrer ließ ſeinen Schullehrer kommen, und gab ihm den Auftrag unverzüglich auf den Tannenhof zu gehen, und dich in den Pfarrhof zu bringen.

„Das arme fremde Mädchen, die Marie?“ ſagte der Schullehrer. „Da darf ich nicht ſo weit gehen, ſie zu holen. Die iſt eben wieder bei dem Grabe ihres Vaters, und weint und jammert dort. Ach, das arme Kind! Wenn es nur nicht gar noch aus Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit verfällt! Ich ſah ſie durch die Oeffnung des Thurmes, als ich nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhr machte, um das alte Werk, doch wenigſtens ſo lange die gnädigen Herrſchaften da ſind, im Gange zu erhalten.“

Der Pfarrer wollte mich zum Grabe deines Vaters begleiten. Allein ich bat ihn, mich ganz allein zu dir zu laſſen, damit ich dich ohne Zeugen und ganz nach meinem Herzen bewillkommen könne; indeß erſuchte ich ihn dringend, zu meinen Eltern zu gehen, ihnen zu ſagen, wo ich wäre, und ſie auf deine Ankunft vorzubereiten. Daher, liebe

Marie, kam alſo meine plötzliche Erſcheinung. So hat das Blumenkörbchen, unter Gottes Leitung, uns hier an dem Grabe deines verklärten Vaters wieder zuſammen geführt.“

„Ja,“ ſagte Marie, indem ſie die Hände faltete und dankbar zum Himmel aufblickte, das hat Gott ſo gefügt. Er hat ſich meiner Thränen, meiner äußerſten Verlaſſenheit erbarmt. O, wie gütig, wie liebreich iſt Er gegen mich! Man ſagt freilich, Gott ſende keine Engel mehr, leidenden Menſchen zu helfen. Allein ich weiß es nun aus Erfahrung: Er ſendet noch Engel — edle Seelen voll Menſchlichkeit und Gefühl, die ſich der Leidenden thätig annehmen, wie Gräfin Amalia. Ja, Gott lenkt ihre Tritte und führt ſie an Ort und Stelle, wo ihre Gegenwart entzückt und tröſtet, wie die Erſcheinung eines Engels.“

Amalia unterbrach Marien und ſprach: „Noch Eins muß ich dir ſagen, liebe Freundin, was mich in dieſer Geſchichte noch ganz eigens rührt, und einen ehrerbietigen Schauder über Gottes heilige Gerechtigkeit, die oft unbemerkt unſere Schickſale lenket, in mir erregt. Sieh! Jettchen, die größte Feindin, die du auf Erden haſt, ſann und dachte auf nichts anders, als dich aus meinem Herzen zu verdrängen, um ſich in ihrer Stelle recht feſt zu ſetzen. Deßhalb erſann ſie die boshafte Lüge — und ihr böſer Anſchlag ſchien ihr auch wirklich ſchon ganz gelungen. Allein in der Folge ward, wie du noch hören ſollſt, eben dieſe Lüge die Urſache, daß ſie unſer aller Zutrauen und ihre Stelle auf immer verlor, und daß du unſern Herzen unendlich theurer wurdeſt. Sie ſuchte dich auf immer von mir zu trennen; ſie triumphirte ſchon über deine lebenslängliche Verbannung; ſie warf dir, im höchſten Ausbruche ihrer Bosheit und Schadenfreude, das Körbchen hier mit Hohnlachen vor die Füße; allein gerade dieſe boshafte Handlung ward in der Folge — was ihr damals wohl nicht einfiel — die Urſache, uns für immer mit einander zu vereinigen. Denn dieſes Körbchen hier war es ja, was mir deinen verborgenen Aufenthalt entdeckte. Es bleibt doch wahr, daß uns, wenn wir anders Gott lieben, kein Feind ſchaden kann, daß Gott alles Böſe, das böſe Menſchen uns nur immer anthun können, am Ende zu unſerm Beſten lenkt, und daß ſo unſere ärgſten Feinde bei Allem, was ſie nur immer zu unſerm Verderben erſinnen und ausüben können, im Grunde nur immer an unſerm Glücke arbeiten. Das Heil kommt aus den Feinden! — gilt auch hier.“

„Aber nun mußt auch du mir erzählen,“ ſprach die Gräfin weiter, „wie du, gutes Kind, noch ſo ſpät hieher zum Grabe kamſt, und warum du eben jetzt wieder gar ſo troſtlos weinteſt?“

Marie erzählte, wie ſchimpflich ſie auf dem

Tannenhofe weggeſchickt wurde — und die gute Gräfin erſtaunte aufs Neue. „Ja, in der That,“ ſagte ſie, „das hat Gott ſo gefügt, daß ich gerade in dem Augenblicke, da du am allertraurigſten wareſt, und ſo ſchmerzlich und mit ſo heißen Thränen zu Ihm um Hülfe flehteſt, hieher kommen mußte. Zugleich ſiehſt du hier eine neue auffallende Beſtätigung meiner Worte, daß Gott das Böſe, das uns feindſelige Menſchen zufügen, zu unſerm Beſten lenke. Die böſe Bäuerin verſtieß dich aus ihrem Hauſe, und dachte dich unglücklich zu machen. Allein wieder Wiſſen und Willen führte ſie dich mir und meinen guten Eltern in die Arme, die Beide wetteifern werden, dich glücklich zu machen.“

„Allein jetzt,“ ſagte Amalia, „iſt es Zeit, daß wir gehen. Meine Eltern erwarten mich. Komm alſo, liebe Marie; ich laſſe dich nicht mehr von meiner Seite, und morgen reiſeſt du mit uns.“ Marie, die mit Schmerzen daran dachte, daß ſie wohl niemals mehr in ihrem Leben hieher kommen würde, nahm weinend von dem geliebten Grabe Abſchied, und konnte ſich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm ſie zuletzt ſanft beim Arme und ſagte: „Komm, komm, liebe Marie, und nimm das Blumenkörbchen mit dir, ſo haſt du doch wenigſtens ein beſtändiges Andenken an deinen ſeligen Vater. Anſtatt des Körbchens, womit deine kindliche Liebe ſein Grab zierte, wollen wir ihm ſchon ein dauerhafteres Denkmal ſetzen laſſen; du wirſt gewiß Freude daran haben. Komm, du biſt doch wohl neugierig, die Geſchichte des Ringes zu vernehmen; auf dem Wege will ich ſie dir erzählen.«

Sie gingen endlich Arm in Arm bei dem ſanften Glanze des Mondes dem alten Schloſſe zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Der wieder gefundene Ring.

Der Weg zum Schloſſe führte durch eine lange, düſtere Allee von hohen, uralten Lindenbäumen. Nachdem Amalia und Marie voll ſtiller Rührung eine kleine Strecke gegangen waren, fing die junge Gräfin an: „Nun muß ich dir doch die Geſchichte erzählen, wie der Ring wieder zum Vorſchein kam.«

„Wir reiſten dieſes Jahr früher als ſonſt, und zwar ſogleich in den erſten angenehmen Tagen des Märzes, aus der Reſidenz nach Eichburg, weil die Geſchäfte meines Vaters es ſo nothwendig machten. Kaum waren wir angekommen, ſo wurde das Wetter wieder ſchlecht, und beſonders eine Nacht hindurch ſtürmte und regnete es ganz entſetzlich.

Du kenneſt den ungeheuer großen Birnbaum in unſerm Schloßgarten zu Eichburg. Er war ſchon ſehr alt, und trug wenig Früchte mehr. Der Sturmwind hatte ihn in jener Nacht ſo gebeugt, daß er umzuſtürzen drohte. Mein Vater befahl daher, ihn umzuhauen. Die ganze Dienerſchaft mußte Hand anlegen, ihn ſo vorſichtig zu fällen, daß er den übrigen Bäumen keinen Schaden thue. Mein Vater, meine Mutter, wir Kinder, und überhaupt alle im Schloſſe waren in den Garten hinabgegangen und ſahen zu.

Als der Baum mit großem Gekrache niedergeſtürzt war, da ſprangen meine zwei kleinen Brüder ſogleich auf ein Dohlenneſt zu, das ſich auf dem Baume befand, und ſchon lange der Gegenſtand ihrer jugendlichen Neugierde war. Sie unterſuchten es mit großer Aufmerkſamkeit. „Potz tauſend,“ ſagte Auguſt, „ſieh nur, Bruder, was da zwiſchen den eng in einander geflochtenen Reiſern ſo herrlich glänzt!“ „Das funkelt ja wie lauter Gold und Edelſteine!“ ſagte Albert. Jettchen ſah neugierig hin — und that einen Schrei. „O Jeſu, der Ring!“ rief ſie, und wurde todtenblaß. Die Knaben löſeten den Ring aus den Zweigen heraus, und brachten ihn mit Jubelgeſchrei meiner Mutter.

„Ja, er iſt es!“ ſagte ſie. „O du guter, ehrlicher Jakob, o du arme Marie, wie Unrecht haben wir euch gethan! Es iſt mir zwar ſehr lieb, daß der Ring gefunden iſt; noch lieber wird es mir aber ſeyn, wenn wir Jakob und Marie wieder auffinden. Mit Freuden werde ich den Ring hergeben, das Unrecht, das wir ihnen zufügten, zu vergüten.“

„Aber wie in aller Welt,“ fragte ich, „kommt doch der Ring da hinauf in das Vogelneſt auf den höchſten Gipfel des Baumes?“

„Das will ich Ihnen ſogleich ſagen,“ ſprach der alte Jäger Anton, dem die Freudenthränen in den Augen ſtanden, eure Unſchuld entdeckt zu ſehen. „Daß weder der alte Gärtner Jakob, noch ſeine Tochter Marie den Ring dahin verbergen konnten, iſt klar. Der Baum war zu hoch, als daß ſie den Gipfel hätten erſteigen können. Auch hätte man ihnen nicht Zeit dazu gelaſſen. Denn Marie war kaum aus dem Schloſſe heimgekommen, ſo wurde ſie nebſt ihrem Vater gefangen geſetzt. Allein die ſchwarzen Vögel, die auf dem Baume niſteten, die Dohlen, lieben Alles, was glänzt, und wo ſie etwas dergleichen erwiſchen können, tragen ſie es flugs in ihr Neſt. Ein ſolcher Vogel hat den Ring entwendet, und dahin getragen. Das iſt nun ganz ausgemacht. Mich wunderts nur, daß ich, als ein alter Jäger, nicht früher auf den Gedanken gekommen bin, die Vögel könnten den Ring geſtohlen haben. Allein es war nun ſchon einmal Gottes Wille ſo, daß ein ſo großes Leiden über meinen alten Freund Jakob und ſeine Tochter Marie kommen ſollte.“

Meine Mutter ſprach: „Ihr habt vollkommen Recht, Anton, und jetzt iſt mir mit Einem Male die ganze Geſchichte klar. Ich erinnere mich ſehr deutlich, daß die Vögel von dem hohen Birnbaume manchmal an das Fenſter herflogen, daß die Fenſter damals, als der Ring wegkam, eben offen ſtanden, daß jenes Tiſchchen, auf dem der Ring lag, ſich zunächſt an dem Fenſter befand, und daß ich, nachdem ich die Thüre meines Wohnzimmers geriegelt hatte, eine geraume Zeit in meinem Nebenzimmer zubrachte. Unſtreitig hat alſo einer dieſer diebiſchen Vögel den Ring von dem Baume aus mit ſeinen ſcharfen Augen erblickt, und während ich im Nebenzimmer verweilte, ihn unbemerkt im Schnabel davon getragen.“

Mein Vater war ſehr betroffen und beſtürzt, als er ſo unerwartet zur vollkommnen Gewißheit gelangte, daß du und dein Vater unſchuldig verurtheilt worden. „Es ſchmerzt mich in der Seele,“ ſprach er, „daß wir den guten Leuten ein ſo großes Unrecht gethan haben, und mein einziger Troſt iſt, daß es nicht aus böſem Willen, ſondern aus Unwiſſenheit und Irrthum geſchehen. Ich werde aber mein Haupt nicht ſanft niederlegen, bis wir die ehrlichen Leute aufgefunden, ihnen ihre geraubte Ehre wieder gegeben, und das ihnen zugefügte Unrecht wieder vergütet haben.“

Hierauf ging er auf Jettchen zu, die unter den vielen fröhlichen Geſichtern, die man um uns her erblickte, blaß und zitternd wie eine arme Sünderin daſtand. „Du falſche, betrügeriſche Schlange,“ rief er, „wie konnteſt du dich unterſtehen, deine Herrſchaft und das Gericht ſo zu belügen, und ſie zu einer ſo himmelſchreienden Ungerechtigkeit zu verleiten? Wie konnteſt du es über das Herz bringen, einen alten, ehrlichen Mann und ſein armes, unſchuldiges Kind in ein ſo großes Unglück zu ſtürzen?“

„Auf, und ergreift ſie!“ rief er den zwei Gerichtsdienern zu, die bei Fällung des Baumes mitgeholfen und ſich gleich zweien Habichten bereits Jettchen genähert, und die Augen auf meinen Vater gerichtet hatten, ſeine Befehle zu vernehmen. Er ſprach mit großem Ernſte weiter: „Die nemlichen Ketten legt ihr an, mit denen Marie gefeſſelt war; in ebendenſelben Kerker werft ſie, in dem Marie geſchmachtet hat. Sie ſoll die volle Zahl der Streiche bekommen, die Marie unſchuldig dulden mußte; alles, was ſie an Geld und Kleidern zuſammen geſpart hat, ſoll ihr genommen werden, um vielleicht noch einmal die widerrechtlich Beraubten damit zu entſchädigen; wie ſie geht und ſteht ſoll ſie endlich von dem Gerichtsdiener hier, der Marien fortführte, über die Gränzen gewieſen werden.“

Alle Leute, die da waren, erſchraken über dieſe Worte, und ſtanden blaß und ſtillſchweigend umher. So aufgebracht hatten ſie meinen Vater noch nie geſehen, und ihn noch niemals mit ſolchem Eifer ſprechen gehört. Es herrſchte lange Zeit eine große Stille; endlich ließen ſie ihre Gedanken und Empfindungen laut werden.

„Es geſchieht dir recht!“ ſagte der eine Gerichtsdiener, indem er Jettchen beim Arm faßte. „Wer andern Gruben gräbt, der fällt am Ende ſelbſt hinein.“

„Das hat man von Lug und Trug!“ ſprach der andere, indem er ſie beim andern Arm nahm. „O, es bleibt doch wahr: Es iſt kein Fädelein ſo klein geſponnen, es kommt einſt an die Sonnen.“

Die Köchin ſagte: „Der Zorn über Marien wegen des ſchönen Kleides hat das leichtfertige Jettchen zuerſt zu der Lüge verleitet, und dann konnte ſie, ohne ſich ſelbſt als eine ehrloſe Lügnerin anzugeben, nicht mehr zurück. Darum iſt es ein wahres Sprichwort: Wer ſich von dem Teufel bei einem Härlein faſſen läßt, deſſen bemächtiget er ſich leicht auf ewig.“

„Nun, nun,“ ſagte der Kutſcher, der den Baum umgehauen und die Axt noch auf der Schulter hatte, „wir wollen hoffen, ſie werde ſich wenigſtens

Univ. Bibl. München

jetzt noch beſſern; ſonſt gehts ihr in der andern Welt freilich noch ſchlimmer. Der Baum, der keine gute Früchte bringt,“ ſetzte er noch hinzu, und ſchwang die Axt, „wird umgehauen, und in das Feuer geworfen.“

Die Nachricht, der Ring habe ſich wieder gefunden, hatte ſich ſogleich durch ganz Eichburg verbreitet, und es lief von allen Seiten eine Menge Leute zuſammen, ſo daß bald eine dicht gedrängte Schaar von Menſchen um uns her ſtand. Jetzt kam auch unſer Herr Amtmann in den Schloßgarten. Der Aktuar, der bei Entdeckung des Ringes zugegen geweſen, hatte ihm den Vorfall ſogleich angezeigt. Du glaubſt gar nicht, liebe Marie, wie die Geſchichte den guten Amtmann angriff. Denn ſo hart er auch mit dir verfahren iſt, ſo iſt er doch gewiß ein ſehr rechtlicher Mann, der ſein Leben lang mit unverbrüchlicher Treue auf Recht und Gerechtigkeit hielt. „Mein halbes, ja wohl mein ganzes Vermögen wollte ich darum geben,“ ſagte er mit einer Stimme, die uns allen durch das Herz drang — „daß mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn die Unſchuld fälſchlich zu verurtheilen iſt etwas Schreckliches.“

Er blickte hierauf im Kreiſe des verſammelten Volkes umher, und ſprach mit erhobener, feierlicher Stimme: „Gott allein iſt der Richter, der niemals irrt, und den Niemand betrügen kann. Er, der

Allwiſſende, wußte es allein, wie der Ring hinweg gekommen und Ihm allein war der Ort bekannt, wo derſelbe bisher verborgen war. Menſchliche Richter irren leicht aus Kurzſichtigkeit, und hier auf Erden muß leider die Unſchuld nicht ſelten unterliegen und das Laſter trägt den Sieg davon. Allein dieſes Mal hat Gott, der Richter im Verborgenen, der einſt alles Gute belohnen und alles Böſe beſtrafen wird, ſchon hier auf Erden die verkannte Unſchuld und die geheime Bosheit offenbar werden laſſen. — Und ſehet und erkennet nun, wie wunderbar ſich da Alles nach ſeinem heiligen Willen zu dieſem Ziel und Ende fügen mußte. Da mußte der furchtbare Sturmwind, der geſtern Nachts das ganze Schloß erſchütterte, und uns alle zittern machte, den alten Baum beugen, daß er den Umſturz drohe; da mußte ein mächtiger Platzregen das Vogelneſt hier rein waſchen, damit der Ring ſogleich hell und ſchimmernd in die Augen falle; da mußte die gnädige Herrſchaft eben auf dem Schloſſe anweſend, und durch Gottes Leitung bei dem Umhauen des Baumes ſelbſt gegenwärtig ſeyn; da mußten die fröhlichen, unſchuldigen Knaben, die jungen Grafen, denen es nicht einfallen konnte, den Fund zu verheimlichen, den Ring zuerſt entdecken; da mußte ſelbſt Jettchen, die falſche Anklägerin, die erſte ſeyn, die Mariens Unſchuld mit einem durchdringenden Schrei gleichſam laut ausrief. Solche wunderbare Geſchichten haben ſich ſchon öfters zugetragen. Gott — der zwar erſt in jener Welt alle alten Prozeſſe noch einmal neu wieder aufnehmen und einem Jeden ſein Recht nach der Wahrheit ſprechen wird, ſey's nun zum Leben oder zum Tod — Gott läßt zu Zeiten doch ſchon auf dieſer Welt ſo etwas geſchehen, damit die Menſchen aufblicken zu Ihm, dem großen Richter da oben, den Niemand täuſchen kann, und damit ſie bei den mancherlei Ungerechtigkeiten, die hier auf Erden vorgehen, den Glauben nicht verlieren — an eine ewige, allwaltende, allvergeltende Gerechtigkeit!«

So ſprach der Amtmann mit großem Nachdruck, und die Leute hörten ihm ſehr aufmerkſam zu, gaben ihm Recht, und gingen nachdenkend auseinander. — Und dies, liebe Marie, iſt die Geſchichte, wie der Ring wieder zum Vorſchein kam.«

Unter dieſer Erzählung hatten Amalia und Marie die Pforte des alten Schloſſes erreicht.

Achtzehntes Kapitel.

Wie edle Menſchen das Unrecht vergüten.

Der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrſchaften waren indeſſen in dem großen Saale des Schloſſes, der nach dem Geſchmacke des Alterthums ſehr prächtig ausgeziert war, verſammelt. Alle Wände des Saales waren, nach altdeutſcher Kunſt und Art, mit Tapeten bekleidet, auf denen ganze Jagden mit Jägern, Pferden und Hunden, Hirſchen und Wildſchweinen ſehr künſtlich eingewirkt waren. Die Farben ſahen, ungeachtet ihres Alters, noch ſehr friſch und lebhaft aus, und wer nur, beſonders bei Nacht, wann die herab hängenden kriſtallenen Leuchter mit ihren vielen Kerzen brannten, hinein trat, glaubte in einen Wald zu kommen.

Der würdige Pfarrer war längſt in dem Saale angelangt, und die ganze Geſellſchaft hatte ſeine Erzählung von Jakob und Marie mit der größten Theilnahme angehört. Er hatte die Geſchichte des frommen Greiſes ſo herzlich und rührend erzählt, hatte von der edlen Denkart und dem ganzen Betragen des guten Mannes während ſeines Aufenthaltes auf dem Tannenhofe ein ſo rührendes ſchönes Gemälde entworfen, hatte beſonders die unwandelbare Verehrung und Liebe des alten Dieners gegen ſeine Herrſchaft, die bloß durch die ſeltſamſten, unbegreiflichſten Umſtände genöthiget geweſen wäre, ihn und ſeine Tochter zu mißkennen, in ein ſo helles Licht geſetzt, hatte von Mariens unausſprechlicher Liebe gegen ihren Vater, von ihrer kindlichen Sorgfalt für ihn, ihrer unermüdeten Thätigkeit, ihrer Frömmigkeit, Geduld und Beſcheidenheit ſo viele ſchöne Beiſpiele angeführt, daß allen, die ihm zuhörten, die hellen Thränen in den Augen ſtanden, die edle Frau Gräfin, Amaliens Mutter, aber ſich nicht mehr halten konnte, recht von Herzen zu weinen.

In dieſem Augenblicke trat die Gräfin Amalia, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen, in den hell erleuchteten Saal. Alle eilten ihnen entgegen; alle überhäuften Marien mit den freundlichſten Begrüßungen.

Der Graf nahm ſie liebreich bei der Hand und ſprach: „Armes, gutes Kind! Wie blaß und abgezehrt du ausſiehſt! Unſer unweiſes Benehmen hat deine Wangen ſo gebleicht, und deiner jugendlichen glatten Stirn die frühen Furchen eingegraben. Verzeih uns! Wir wollen Alles thun, die verſchwundenen Roſen deiner Wangen von Neuem aufblühen zu machen. Wir haben dich aus deiner väterlichen Wohnung vertrieben; aber ſie ſoll von nun an dein Eigenthum ſeyn. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichburg, und den ſchönen Garten dabei, wovon dein Vater nur die Nutznießung hatte, ſchenke ich dir hiemit, und mein Sekretär ſoll heute noch die Schenkungsakte aufſetzen, und Amalia ſie dir überreichen.“

Die Gemahlin des Grafen, Amaliens Mutter, küßte Marien, ſchloß ſie in ihre Arme, nannte ſie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen deſſen Marie ſo vieles hatte leiden müſſen, und den die Frau Gräfin, kurz zuvor, ehe Marie hereinkam, aus dem Schmuckkäſtchen genommen und angeſteckt hatte, vom Finger, und ſprach: „Sieh, liebes Kind! Deine Unſchuld und Tugend ſind zwar ein köſtlicheres Kleinod, als der große, helle Diamant in Mitte dieſes Ringes. Obgleich du indeß an beſſern Schätzen reich biſt, ſo verſchmähe dennoch dieſen Edelſtein nicht — als einen kleinen Erſatz für das Unrecht, das dir geſchehen, und als ein Pfand meiner wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit gegen dich! Da der Ring dein künftiger Brautſchmuck nicht ſeyn kann, ſo ſoll er zu deinem künftigen Brautſchatze beſtimmt ſeyn. Kommt einmal jene Zeit, daß du einen Brautſchatz nöthig haben wirſt, ſo werde ich den Ring nach ſeinem vollen Werthe wieder einlöſen!“ — und mit dieſen Worten ſteckte die Gräfin den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die ſüßeſten Thränen, wie ſie kurz vorhin die bitterſten geweint hatte; ſie war von ſo vieler Güte wie betäubt; ſie unterlag beinahe darunter, wie unter einer ſchweren Laſt. Sie konnte nicht reden, mußte nur weinen, wollte den koſtbaren Ring nicht nehmen.

Einer der zwei fremden Herren ſagte: „Nimm, du armes Kind, immerhin, was reiche Großmuth dir gibt. Gott hat den verehrungswürdigen Herrn Grafen und die liebenswürdige Frau Gräfin mit großen Reichthümern geſegnet; Er hat ihnen aber auch, was noch weit mehr iſt, ein großes Herz gegeben, dieſe Reichthümer auf die beſte Art zu verwenden.“

„O nicht doch,“ ſagte die Gräfin, „Sie ſchmeicheln uns, Herr Baron. Es iſt dieſes keine Handlung der Großmuth. Wir haben der Welt ein Beiſpiel von einer ſchreienden Ungerechtigkeit gegeben, an die ich lebenslänglich mit Betrübniß und Beſchämung denken werde; es iſt uns zu unſerer Beruhigung ſchlechterdings nothwendig, den begangenen Fehler wenigſtens in etwas wieder gut zu machen. Auf Verdienſt können wir hier gar keine Anſprüche machen; wir erfüllen bloß eine Pflicht der Gerechtigkeit.“

Die beſcheidene, anſpruchsloſe Marie ſtand — und hielt den Ring, den ſie wieder abgenommen hatte, in ihrer zitternden Hand; ſie blickte mit ihren thränenvollen Augen den Herrn Pfarrer an, als wollte ſie ihn fragen, was ſie thun ſolle.

Der würdige Pfarrer ſprach: „Ja, Marie, du mußt den Ring behalten. Der Herr Graf und die Frau Gräfin denken zu edel, denſelben wieder zurück zu nehmen. Da dieſe Begebenheit ein ganz außerordentliches Beiſpiel iſt, wie ein Verdacht, der vollkommene Gewißheit ſcheint, dennoch täuſchen könne; ſo laß du, liebe Tochter, dieſe Begebenheit immerhin auch ein außerordentliches Beiſpiel ſeyn, wie edle Menſchen ihre begangenen Uebereilungen ſchön und herrlich wieder vergüten. — Sieh, gutes Kind, Gott vergilt dir deine kindliche Liebe gegen deinen Vater; denn wer ſeine Eltern aufrichtig ehrt, dem muß es nach Gottes Verheißung ja wohl gehen. Gott bedient ſich der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überſtandenen Leiden zu vergüten. Nimm alſo dieſe reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglücke dich ſo gottergeben, ſanftmüthig und geduldig betrugeſt, ſo bleibt dir jetzt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glücke eben ſo dankbar gegen Gott, und eben ſo wohlwollend und beſcheiden gegen die Menſchen zu benehmen.«

Marie ſteckte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrücken.

Amalia, die mit dem Blumenkörbchen in der Hand neben Marie ſtand, war hoch erfreut, daß ihre Eltern ſo edelmüthig handelten. Aus ihren

Blicken ſtrahlte das reinſte Wohlwollen gegen Marie. Der Pfarrer, der es nur zu oft wahrnehmen mußte, wie ſcheel die Kinder ſehen, wenn Eltern andern Menſchen Wohlthaten erweiſen, war von Amaliens uneigennütziger Güte noch beſonders gerührt. „Gott,“ ſprach er, „wolle dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ihren Edelmuth lohnen, und das, was Sie an einer armen Waiſe thun, Ihnen an Ihrer eigenen liebenswürdigen Tochter, die ſo edel als Ihre Eltern geſinnt iſt, mit hundertfältigem Segen vergelten.“

„Und das wird Er auch; denn was wir von zeitlichen Gütern zum Beſten unſrer leidenden Mitmenſchen verwenden, iſt lauter Gewinn. Es wird uns nicht nur in dieſer Welt belohnt; es iſt ein Kapital, das für eine beſſere Welt angelegt wird, und keiner Gefahr mehr ausgeſetzt iſt, verloren zu gehen. Dort wird es uns dereinſt reichliche Zinſen tragen.“

Neunzehntes Kapitel.

Noch eine denkwürdige Nachricht zu dieſer Geſchichte.

Die Frau Gräfin befahl nun, die Abendmahlzeit aufzutragen, bat den Herrn Pfarrer bei der Tafel zu bleiben, und ſagte, Marie müſſe auch mitſpeiſen. Während des Tiſchgebets — welcher ſchöne Gebrauch damals auch bei höheren Ständen allgemein herrſchte — hatte Marie eine ganz eigne rührende Empfindung. „Mein Gott,“ dachte ſie, „wie wehe that es mir und wie kleinmüthig ward ich, als ich auf dem Tannenhofe nach vollbrachter Tagesarbeit ohne Abendeſſen fortgeſchickt wurde — und wie hätte ich denken können, daß zu eben jener Stunde bereits hier in dieſem Schloſſe unter dieſen edlen Menſchen mir eine Mahlzeit bereitet werde. Wie danke ich Dir, lieber Vater im Himmel, für Deine gütige Vorſorge! Ach, verzeih mir meine Kleinmuth und gib mir Deine Gnade, im Vertrauen auf Dich nie mehr zu wanken.“

Marien wurde ihr Platz zwiſchen der Frau Gräfin und der Gräfin Amalia angewieſen. Sie weigerte ſich mit jungfräulicher Schüchternheit, dieſe Ehrenſtelle einzunehmen. Allein die Frau Gräfin ſagte freundlich: „Da du, unſere — nicht verlorene, ſondern verſtoßene — Tochter, wiedergefunden biſt, ſo iſt es ja billig eine Freudenmahlzeit zu halten, und dabei gebührt dir mit Recht die erſte Stelle.“ Sie nahm Marien bei der Hand, und führte ſie an den ihr beſtimmten Platz.

Während des Speiſens war beinahe von nichts anderm, als von Mariens Geſchichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forſtverſtändigen Mann, mitgebracht. Der treue Diener half, mehr aus Neigung als auf Befehl, allemal ſeine Herrſchaft bei der Tafel bedienen. Dieſen Abend ſtand er aber faſt immer hinter Mariens Seſſel, und wiſchte ſich eine Thräne nach der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzuſprechen. „Nicht wahr, Jungfer Marie,“ ſprach er einmal, „es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzſteine im Walde ſagte: Ehrlich währt am längſten; und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nun fehlt nichts mehr, als Eines. Ihr Vater, mein alter, ehrlicher Jugendfreund, hätte dieſen Freudentag auch noch erleben ſollen! Der gute Jakob, wie der ſich gefreut hätte, ſein Kind, das ihm ſeit dem Tode ſeiner Frau das Liebſte auf Erden war, als unſchuldig anerkannt und ſo geehrt zu ſehen! Ich meine nicht, daß ich es aus dem

Kopfe bringen kann, der liebe Gott hätte ihm doch noch die wenigen Monate ſchenken ſollen. Wenn Er ihn dann gleich an dem heutigen Abende vor Freude hätte ſterben laſſen, ſo wollte ich mich gern darein gegeben haben. Wenn er dieſe Freude nur noch erlebt hätte!“

„Ich lobe Eure Empfindung, guter, alter Mann,“ ſprach der Pfarrer; „denn ſie macht Eurem Herzen wahrlich Ehre. Allein wir müſſen unſere Blicke nie bloß auf dieſes Leben hier unter dem Monde beſchränken, das nur den kleinſten, und ich darf es ſagen, gerade den armſeligſten Theil unſerer ganzen Dauer ausmacht. Dieſe Welt iſt nur der Vorplatz einer andern Welt; dieſes Erdeleben nur Vorbereitung auf ein zweites, beſſeres Leben im Himmel. Betrachten wir nun das Leben eines Menſchen, abgeriſſen von ſeiner künftigen Beſtimmung, ſo müſſen uns nothwendig Dinge darin aufſtoßen, die ſich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht reimen laſſen. Richten wir aber unſere Blicke aufwärts zum Himmel, ſo öffnen ſich uns Ausſichten, die uns über Alles, was in dieſem Leben ungleich und widerſprechend ſcheint, beruhigen müſſen.“

„So iſt es auch mit der Geſchichte Jakobs und Mariens. Dem guten Kinde hier werden die erduldeten Leiden von der edelſten Großmuth herrlich vergütet. Der alte, vortreffliche Vater hingegen mußte ſterben, von ſeiner edelmüthigen, geliebten Herrſchaft, durch eine ſeltene Schickung, ganz mißkannt und ins Elend verſtoßen; ja er mußte — was ſeinem Vaterherzen am allerſchwerſten fiel — ſein Kind in der tiefſten Armuth in dieſer Welt zurück laſſen. Wenn es nun kein anderes Leben gäbe, ſo müßte eine ſolche Ungleichheit in Vergütung erduldeter Leiden uns als eine ſchreiende Ungerechtigkeit erſcheinen, und jedes Menſchenherz empören, wie das der gute Greis hier ſehr richtig fühlt.“

„Allein es gibt ein beſſeres Leben; es gibt — o wohl uns armen Menſchen! — einen Himmel, wo das ſchöne große Ziel aller unſerer Leiden erſt vollkommen erreicht wird. Und dort im Himmel werden dem Vater Mariens ſeine Leiden und ſein unverdientes Elend ſchöner und herrlicher vergütet, als ſie ſeiner Tochter hier auf Erden erſetzt werden. Dort genießt er jetzt reinere Freuden, ja eine Seligkeit, eine Herrlichkeit, gegen welche dieſe prächtige Freudenmahlzeit in dieſem ſchimmernden Saale nicht einmal ein Schatten iſt.“

„Ja noch mehr! Ich weiß es zwar nicht — allein mein Herz ſagt es mir, und in vielen Fällen verdient das Herz mehr Glauben, als der Kopf — mein Herz ſagt es mir, daß der fromme Greis, der ja ſein Vaterherz mit in den Himmel nahm, an dieſem Freudenabende vielleicht mehr Antheil hat, als wir denken. Da ich alle die edlen Gäſte an der Tafel hier ſo gerührt ſehe, ſo muß ich doch noch Eines erzählen, daß ich unter andern Umſtänden vielleicht verſchwiegen hätte.“

„Eines Morgens kam ich an das Krankenbett des frommen Greiſes. So groß ſein Vertrauen auf Gottes Vorſicht immer war; ſo hatte er ſich doch nie aller ſchmerzlichen Sorgen um das künftige Schickſal ſeiner geliebten Tochter ganz entſchlagen können. An jenem Morgen aber fand ich ihn ungemein fröhlich. Heiter lächelnd bot er mir die Hand aus dem Bette, und ſagte: „Nun, Herr Pfarrer, iſt mir auch der letzte Stein vom Herzen genommen — die Sorge für meine Tochter; nun bin ich ganz ruhig. Dieſe Nacht konnte ich beten, wie faſt noch nie in meinem Leben — und eine noch nie gefühlte Ruhe, ein himmliſcher Troſt goß ſich in mein Herz aus. Ich habe den frommen Glauben, mein Gebet ſey erhört. Getroſt ſchließe ich nun meine Augen — denn ich weiß, die Unſchuld meiner Tochter werde noch entdeckt werden, und der edle Graf werde die Vaterſorge für dieſelbe übernehmen, und die vortreffliche Gräfin Mutterſtelle an ihr vertreten.“ So ſprach der fromme Greis am Morgen nach jener Nacht — und nun vernahm ich erſt dieſen Abend aus den Geſprächen während der Tafel mit Erſtaunen, daß gerade in jener Nacht der gewaltige Sturmwind den großen, alten Baum in dem Schloßgarten beugte, und ſomit den verſteckten Edelſtein und Mariens verkannte Unſchuld an den Tag brachte. So ward ſein frommes Gebet damals ſchon erhört. Und ſo hat wohl der verklärte Geiſt des frommen Greiſes am Throne Desjenigen, der alle menſchliche Schickſale lenkt, ſein Gebet fortgeſetzt, hat die Errettung ſeines armen Kindes, deſſen Jammer bereits auf das Höchſte geſtiegen war, beſchleuniget, hat uns allen dieſen ſeligen, göttlich-ſchönen Abend bereitet. — Und wie ſollte nun ihm allein, den doch das Schickſal ſeiner Tochter am nächſten angeht, die glückliche Wendung deſſelben ganz und gar unbekannt bleiben? Es iſt wenigſtens mir ein tröſtlicher Gedanke, daß er auch dort, jenſeits des Grabes um das Glück ſeines innig geliebten Kindes wiſſe, und unſere Freuden theile. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo bleibt doch dies gewiß, daß jenes nächtliche Gebet des frommen Greiſes und die Erhörung deſſelben über dieſe ganze Geſchichte das freundlichſte, ſchönſte Licht verbreitet und ihr gleichſam die Krone aufſetzt. Die ganze Geſchichte erſcheint nun erſt in vollem Glanze als ein Werk der göttlichen Vorſehung.«

»Nein,« fuhr der Pfarrer mit ſichtbarer Rührung fort, »kein bloßes Ungefähr hat uns hier zuſammen gebracht; kein blinder Zufall hat uns dieſe Stunde ſchöner Rührung und edler Empfindung bereitet. Gottes Güte, Gottes heilige Vorſehung iſt es, die mich, einen ganz Fremden, in den Kreis dieſer edlen Menſchen einführte — um von ihr zu zeugen, da mir der Sterbende einen Umſtand vertraute, der uns in eine der geheimſten Tiefen dieſer Geſchichte hineinblicken läßt.“

„Möchte uns dieſe Geſchichte ein Beweis ſeyn, daß Gott, der die Gefühle der zärtlichſten Liebe in die Herzen aller Väter und Mütter legte, noch eine unendlich größere Liebe gegen alle ſeine Menſchen habe, und zärtlicher für ſie ſorge, als Väter und Mütter auf Erden nur immer für ihre Kinder ſorgen können. Möchten wir alle in dem erfreuenden Glauben, daß ein großes Vaterherz dort oben für uns alle ſchlage, leben und ſterben. Denn dieſer Glaube iſt doch in Noth und Tod, gegen die kein Stand auf Erden ein Privilegium hat, gegen die kein Ordensſtern und keine Krone ſchützen kann, unſer einziger Troſt.“

„Dies iſt auch mein Glaube, lieber Herr Pfarrer!“ ſagte die Frau Gräfin, indem ſie aufſtand und ihm die Hand bot. Alle übrigen ſtimmten mit ein, und ſtanden auch auf. „Es iſt bereits ziemlich ſpät,“ ſagte jetzt die Frau Gräfin, „und da wir morgen ſehr frühe aufbrechen, ſo wollen wir nun noch ein wenig ruhen — und ſogleich aus einanger gehen, um die ſchönen Empfindungen, die der Herr Pfarrer in uns erregte, durch nichts mehr zu zerſtreuen. Denn beſſer können wir den heutiden Tag unmöglich beſchließen.“ Alle gingen gerührt auseinander.

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein Beſuch auf dem Tannenhofe.

Am folgenden Tage mit anbrechender Morgenröthe waren ſchon alle im Schloſſe geſchäftig, ſich zur Abreiſe fertig zu machen; am emſigſten aber waren Gräfin Amalia und das anweſende fremde Fräulein um Marie beſchäftigt.

Marie hatte ſich zu Eichburg ſo gekleidet, wie es bei den Töchtern herrſchaftlicher Diener damals gebräuchlich war; da ſie aber während ihres Aufenthaltes auf dem Tannenhofe ſich nach und nach neue Kleidungsſtücke anſchaffen mußte, ſo wollte ſie durch eine beſſere Tracht die Augen der Leute nicht auf ſich ziehen; ſie trug ſich daher jetzt beinahe ganz ſo, wie die Landmädchen jener Gegend. Das fremde Fräulein, das mit Marie von einem Alter und von einer Größe war, ſchenkte ihr nun auf Amaliens Bitte einen vollkommnen, beinahe noch ganz neuen, ſehr ſchönen Anzug. Marie nahm Anſtand, das ſchöne Kleid zu tragen.

Allein Gräfin Amalia ſagte: „Nur keine lange Bedenklichkeiten! Du mußt es ſogleich anziehen. Du bleibſt von nun an als meine Freundin und Geſellſchafterin beſtändig bei mir; und da mußt du doch anders als ein Bauernmädchen gekleidet ſeyn. Auch iſt es am Beſten, daß du dich ſogleich hier umkleideſt; ſo macht es am wenigſten Aufſehen!“

Beide Frauenzimmer wetteiferten nun, Marien recht heraus zu putzen, nahmen ſie dann in ihre Mitte, und führten ſie in den großen Saal, wo das Frühſtück ſchon bereit ſtand. Jedermann ſtutzte zuerſt über das dritte fremde Frauenzimmer — bald aber erkannten ſie Marien, begrüßten ſie alle mit frohem Jubel, und gaben dieſer vortheilhaften Veränderung, wie ſie dieſe Umkleidung nannten, ihren Beifall.

Nach dem Frühſtücke ſtieg man ſogleich ein, und Marie mußte ſich neben Amalia zu dem Grafen und der Gräfin in den Wagen ſetzen. Der Graf befahl, über den Tannenhof zu fahren, weil er die guten alten Leute, die Marien und ihren Vater ſo gütig aufgenommen hatten, wollte kennen lernen. Unterwegs erkundigte er ſich ſorgfältig nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derſelben ſehr traurig ſey, und daß ſie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen könnten.

Die Ankunft der Kutſche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufſehen; denn ſeit der Hof ſtand war vielleicht keine Kutſche, am allerwenigſten aber eine ſo prächtige dahin gekommen.

Die junge Bäuerin kam, als die Kutſche vor der Hausthüre hielt, eilends aus dem Hauſe geſprungen. „Ich muß doch,“ ſagte ſie, „dem vornehmen fremden Herrn nebſt Frau Gemahlin und zwei Fräulein Töchtern ausſteigen helfen.“ Als ſie aber dem einen vermeinten gnädigen Fräulein die Hand bot, erkannte ſie in ihr plötzlich — Marien. „Was Henkers ſoll dies ſeyn!“ rief ſie in ihrer rohen Art ſich auszudrücken; ſie ließ, als hätte ſie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenblicklich los, fuhr zehn Schritte weit zurück, und wurde bald bleich und bald roth.

Der alte Bauer arbeitete eben in dem Garten. Der Graf, die Gräfin und Amalia eilten zu ihm hin, reichten ihm die Hand, lobten ſeine Wohlthätigkeit gegen Marie und ihren Vater, und dankten ihm dafür in den gütigſten Ausdrücken. „Ach,“ ſagte der brave Bauer, „ich habe dem guten Manne mehr zu danken, als er mir. Mit ihm kam der Segen unter mein Dach, und wenn ich nur in allen Stücken ſeinem Rathe gefolgt hätte, ſo ſtände es jetzt viel beſſer mit mir. Seit er todt iſt, habe ich faſt keine Freude mehr, als den Garten hier. Und auch dies habe ich ſeinem klugen Rathe zu danken, daß ich mir das Stücklein Land da noch vorbehielt, ſo wie ich auch die Kunſt, es zu bauen, ihm abgelernt habe. Da arbeite ich denn ſo, ſeitdem mir der Pflug zu ſchwer wird, und ſuche unter den Kräutern und Blumen den Frieden, den ich in meinem Hauſe nicht mehr finde.“

Indeß hatte Marie die alte Bäuerin in dem kleinen Stübchen aufgeſucht, und führte ſie an der Hand herbei, indem ſie ihr beſtändig zuredete, ſich nicht zu ſcheuen. Denn die gute Frau hatte in ihrem Leben noch mit keiner ſo vornehmen Herrſchaft geſprochen. Sie kam nur ſehr ſchüchtern und furchtſam näher. Auch ſie wurde mit Lobeserhebungen und Dankſagungen überhäuft.

Die beiden guten alten Leute ſtanden ganz beſchämt da, und weinten vor Freude, wie Kinder. „Hab' ich's nicht geſagt,“ ſprach der alte Mann zu Marie, „es werde dir wegen deiner kindlichen Liebe gegen deinen Vater noch wohl gehen? Sieh, nun iſt meine Vorherſagung eingetroffen.“ Und die alte Bäuerin, die indeß Muth bekam, ſagte, indem ſie den Zeug von Mariens ſchönem Kleide zwiſchen den Fingern prüfte: „Ja, ja, dein Vater hatte doch Recht mit ſeinem Sprüchlein: Der die Blumen kleidet, werde auch für dich ſorgen.“

Die junge Bäuerin aber ſtand in einiger Entfernung und ſagte für ſich ſelbſt: „Hum! Hum! Was man nicht Alles erleben muß! Da iſt das elende Bettelmädchen gar noch ein hochadeliges Fräulein geworden. Je nun, wer hätte das gedacht! Jetzt darf unſer eins freilich nicht mehr neben ſie hinſtehen. Aber man weiß doch noch, wer ſie iſt, und daß ſie geſtern Abends mit ihrem Bündelein unter dem Arm dort die Steige hinauf ging, um im Lande auf und ab zu betteln.“

Der Graf vernahm zwar die läſternde Rede des Weibes nicht; er hatte aber ſchon an dem Anblicke ihrer höhniſchen, verzerrten Mienen genug. „Das iſt ja ein ganz abſcheuliches Geſchöpf!“ ſagte er, und ging in dem Garten einige Male nachdenkend auf und ab.

„Hört, guter alter Vater,“ ſagte jetzt der Graf, indem er auf einmal bei dem alten Bauer ſtehen blieb, „ich habe Euch einen Vorſchlag zu machen. Das kleine Gütchen zu Eichburg, das Mariens Vater baute, habe ich hier ſeiner Tochter geſchenkt. Allein Marie wird ſobald noch keine eigene Wirthſchaft anfangen. Wie wäre es, wenn Ihr dahin ziehen würdet? Es wird Euch gewiß gefallen, und ich weiß es ſchon zum voraus, daß Marie kein Pachtgeld von Euch verlangen wird. Dort könnet Ihr nach Herzensluſt den Kräutern und Blumen abwarten, und werdet noch obendrein in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für Eure alten Tage finden.“

Die Gemahlin des Grafen, Gräfin Amalia

und Marie, redeten alle den alten Leuten zu, es ſo zu machen. Es wäre aber nicht ſo viel Zuredens nöthig geweſen; ſie waren über den Antrag ſo froh, als hätte man ihnen die Erlöſung aus der Hölle angekündet.

Jetzt kam der junge Bauer vom Felde heim; denn er war ſehr neugierig, was in aller Welt doch die Kutſche mit den vier prächtigen Schimmeln auf ſeinem Hofe wolle. Als er vernahm, was man vorhabe, bedachte er ſich nicht lange, einzuwilligen, ſo hart es ihm auch fiel, ſeine alten Eltern fortziehen zu laſſen. Es war bisher ſein größtes Leiden, daß ſie von ihrer eigenen Schwiegertochter ſo geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Troſt, daß es ihnen nun beſſer gehen werde.

Die junge Bäuerin aber ſchob ſo zu ſagen mit beiden Händen, die alten Schwiegereltern recht gewiß aus dem Hauſe zu bringen. Sie wollte recht höflich thun und ſagte — da ſie den Herrn Grafen von Marie eben Exzellenz nennen gehört — mit einer tiefen Verbeugung: „Das iſt ja eine erſchrecklich große Gnade von dem Herrn Exzellenz da; es wäre eine Grobheit, wenn man ſie nicht annehmen thäte! Das thäte ihn gewiß ganz grauſam verdrießen, und ſeine Frau Exzellenzin da könnte gar denken, die Leute ſind ja gröber als die eichenen Klötze. Nein, das iſt einmal ein unerhörtes Glück!“

„Nun, das freut mich,“ ſagte der junge Bauer, „daß du das einſiehſt. Ich ſagte immer: Wohlthätigkeit gegen ehrliebende und tugendhafte Arme bringt Glück und Segen in das Haus! Du wollteſt es aber nicht glauben. Jetzt behalte ich doch auch einmal Recht.“

Die junge Bäuerin ward vor Zorn ſo roth, wie ein geſottener Krebs. Indeß getraute ſie ſich doch nicht, ihren Zorn vor der gnädigen Herrſchaft in Worte ausbrechen zu laſſen. Sie warf aber dem jungen Manne einen Blick zu, als wenn ſie ihn damit hätte durchſtechen wollen.

Der Graf verſprach, daß er die alten Leute, ſobald die nöthigen Anſtalten gemacht ſeyn würden, werde abholen laſſen — und ſomit ſtieg er mit ſeiner Reiſegeſellſchaft wieder in den Wagen und fuhr weiter.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Was ſich auf dem Tannenhofe noch weiter begab.

Der edle Graf hielt ſein Wort genau; noch in dem Herbſte kam eine Kutſche von Eichburg auf dem Tannenhofe an, die guten alten Leute abzuholen. Der Sohn weinte heiße Thränen, ſeine guten Eltern zu verlieren; die Schwiegertochter aber, die jeden Tag und jede Stunde gezählt hatte, bis ſie abreiſen würden, empfand die größte Freude, ihrer endlich einmal los zu werden. Dieſe Freude wurde ihr aber ſehr verbittert. Denn der Kutſcher überreichte ihr eine Signatur, in der geſchrieben ſtand, daß ſie alles dasjenige, was den Schwiegereltern zu ihrem Lebensunterhalte ausgedungen ſey, die Naturalien nach laufenden Preiſen zu Geld angeſchlagen, in guten und gangbaren Münzſorten jedes Quartal bei Vermeidung eines Exekutionsboten an das nächſte fürſtliche Rentamt zu bezahlen habe. Hierüber ward ſie ſchrecklich böſe und fluchte und tobte. „Da kommen wir ja von dem Regen in die Traufe,“ ſagte ſie; „wenn ſie da geblieben wären, hätten ſie uns nicht halb ſo viel gekoſtet.“ Der Sohn war aber ſehr erfreut, daß er auf dieſe Art gegen den Willen ſeines Weibes ſeinen alten Eltern noch Gutes thun könne; nur durfte er ſeine Freude ſich nicht merken laſſen.

Die guten Eltern ſetzten ſich am folgenden Morgen in die Kutſche und fuhren von den lauten Segenswünſchen ihres Sohnes und den heimlichen Verwünſchungen ihrer Schwiegertochter begleitet ab; dem böſen Weibe ging es aber noch ſo, wie ſie es an ihren Schwiegereltern verdient hatte, und wie es dem Geize und der Unmenſchlichkeit allemal geht. Sie hatte ihr Geld bei einem Kaufmanne angelegt, der eine neue Fabrik errichtete und für das Hundert zehn Gulden Zins zu geben verſprach. Die Zinſen wurden jährlich zum Kapitale geſchlagen und trugen wieder Zinſen, die abermal verzinst wurden. Die Bäuerin wähnte ſich ſehr glücklich und kannte kein größeres Vergnügen in der Welt, als ihrem Manne vorzurechnen, wie viel all das Geld in zehn, und wie viel es in zwanzig Jahren ausmachen werde. Allein ſie wurde bald ſehr unſanft aus ihren goldenen Träumen aufgeſchreckt. Das Unternehmen des Kaufmanns mißlang, und es wurde die Vergantung gegen ihn ausgeſchrieben. Das war ein Donnerſchlag für die Bäuerin. Sie hatte von dem Augenblicke an, da ſie das hörte, keine ruhige Stunde mehr. Sie war bei Tage faſt immer auf der Straße, bald zum Advokaten und bald zum Gericht; und zu Nacht konnte ſie vor lauter Sinnen, Ueberlegen und Hin= und Herdenken kein Auge mehr ſchließen. Endlich erhielt ſie anſtatt ihrer zehn tauſend Gulden noch einige hundert. Nun wollte ſie gar verzweifeln; das Leben war ihr verhaßt und ſie wünſchte ſich den Tod. Wirklich entkräftete ſie der beſtändige nagende Kummer ſo ſehr, daß ſie in ein ſehr hartnäckiges Fieber verfiel. Ihr Mann wollte ihr den Arzt aus dem nächſten Städtchen holen; allein ſie gab es nicht zu. „Er konnte dem alten Jakob nicht helfen,“ ſagte ſie; „ſo wird er mir wohl auch nicht helfen können. Der Scharfrichter von Buchdorf verſteht es viel beſſer.“ Das redete aber nur der Geiz aus ihr. Denn ſie glaubte bei dem Scharfrichter etwa ein Paar Gulden weniger bezahlen zu dürfen. Der Bauer widerſetzte ſich diesmal in allem Ernſte und brachte den Doktor; allein die Bäuerin warf voll Zorns ſogleich das erſte Arzneyglas uneröffnet zum Fenſter hinaus, und ließ den Scharfrichter heimlich rufen. Seine berühmten Tropfen ſtillten ihr auch wirklich das Fieber; zogen ihr aber, da ihnen Gift beigemiſcht war, anſtatt des Fiebers die Auszehrung zu.

Der Herr Pfarrer von Erlenbrunn beſuchte ſie in ihrer Krankheit, und redete ihr auf das liebreichſte zu, ſich zu beſſern, ihren Sinn zu ändern, und ihr Herz von den irdiſchen Dingen ab und zu Gott hin zu wenden. Allein darüber ward ſie ſehr aufgebracht. Sie ſchaute den wohlmeinenden Pfarrer mit weit aufgeſperrten Augen an und ſagte: „Ich weiß gar nicht, was der Herr Pfarrer mit ſeiner Bußpredigt will. Mit dem Kaufmanne, der uns um das Geld betrog, da dürfte er ſo ſprechen; ja, da ließ ichs gelten. Aber ich, meinte ich, wäre gut genug, ſo wie ich bin. Ich habe, ſo lange ich ausgehen konnte, den ſonntäglichen Gottesdienſt nie verſäumt und auch daheim meine täglichen Gebete nie unterlaſſen; ich habe in meinem Leben nichts gethan, als gearbeitet und geſpart und mich als ein treffliches Muſter der löblichſten aller Tugenden, der Häuslichkeit, betragen; kein Menſch in der Welt kann mir etwas Schlechtes nachſagen, und kein Armer, der vor meine Thüre kam, kann behaupten, daß ich ihn leer gehen ließ. Nun möchte ich doch wiſſen, wie man anders ſeyn kann? Ich hätte gemeint, der Herr Pfarrer hielte mich für eine der frömmſten und tugendhafteſten Perſonen in der ganzen Pfarrey.“

Der würdige Pfarrer ſah ſich genöthiget, nachdrücklicher mit ihr zu ſprechen, um ſie zur Beſſerung zu bewegen. Er zeigte ihr ausführlich und handgreiflich, daß ſie noch das Geld über Alles liebe, und daß dieſer Geiz, den ſie irrig mit der allerdings ſehr löblichen Tugend der Sparſamkeit verwechsle, eine wahre Abgötterei ſey; daß der rohe Zorn, von dem ſie ſich beherrſchen laſſe, unter die abſcheulichſten Laſter gehöre, Sanftmuth und Geduld aber, dieſe liebenswürdigen und unumgänglich nöthigen Tugenden, ihr gänzlich fehlten; daß ſie aus Geiz und Zorn ihrem Manne unzählige traurige Stunden gemacht, die arme Waiſe Marie grauſam verſtoßen, und ſogar ihre alten Schwiegereltern, die ſie doch wie ihre eigenen Eltern hätte ehren und lieben ſollen, aus dem Hauſe vertrieben habe; daß ſie bei ihrem großen Vermögen mit dem Stücklein Brod oder der Hand voll Mehl, die ſie hie und da einem Armen, oft nur um ſeiner los zu werden, aus dem Fenſter reichte, die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit keineswegs erfüllt habe; daß ſie im Gegentheile dieſe fromme Pflicht verachtet und ſogar den würdigſten und bemitleidenswertheſten Hausarmen niemals mit einer Metze Getreide aus der Noth geholfen, wiewohl ſie deren tauſende auf dem Kornboden liegen hatte; daß ihre Gaben, wenn für Abgebrannte oder andere Verunglückte geſammelt wurde, immer die kleinſten und unbedeutendſten geweſen; daß ſie durch ihren ſündhaften Wucher ſich um ihr großes Vermögen, mit dem ſie ſo viel Gutes hätte ſtiften können, gebracht und durch ihren Geiz ſich ſelbſt das Leben abgekürzt habe; daß ihr gerade die Hauptſache des Chriſtenthums, die Liebe gegen Gott und die Menſchen fehle; daß ihr Kirchengehen, ſo heilig die Pflicht auch ſey, den öffentlichen Gottesdienſt zu beſuchen, für ſie nicht verdienſtlich ſeyn könne, da ſie dadurch nicht beſſer geworden, und daß ihr Gebet, da es aus einem liebeleeren Herzen komme, unmöglich das rechte Gebet ſeyn könne. — —“

Allein ſie ließ den eifrigen Pfarrer nicht mehr ausreden; ſie fing an zu heulen und zu ſchreien: „Ich bin doch die unglücklichſte Perſon auf Erden,“ ſagte ſie; „mich mag doch auf der ganzen Welt kein Menſch leiden; aber von meinem eigenen Seelſorger hätte ich es doch nicht geglaubt, daß der auch ſo feindſelig gegen mich ſeyn könnte. Ich habe ihm doch nichts zu Leid gethan, daß er mir ſo abgeneigt iſt und mich für ſo ſchlecht hält.“

Der gute Pfarrer nahm betrübt Hut und Stock und ging. „Ach,“ ſagte er, „wie hart iſt es doch, daß ein Menſch, deſſen Herz am Irdiſchen hängt, Sinn und Gefühl für das Himmliſche erlange. Wie fern iſt er vom Reiche Gottes — von der wahren Frömmigkeit und der ächten Tugend. Mit einigen auswendig daher geſprochenen Worten glaubt er ſich mit Gott abzufinden, und mit einigen hingeworfenen Broſamen ſeines Ueberfluſſes ſich aller Pflichten gegen ſeine Mitmenſchen zu entledigen. Indeß bleibt ſein Herz ungebeſſert; ja er hält in ſeiner Verblendung wohl gar ſeine Laſter noch für Tugenden!“

„Ach,“ ſagte er, indem er eben an dem Garten vorbei ging und einen Blick hinein warf, „wie ſehr betrügen ſich diejenigen, die da meinen, um glücklich zu ſeyn, brauche man nichts, als recht viel Geld. Dieſe reiche Bäuerin hatte bei all ihrem Geld und Gute in ihrem Leben keine ſo frohe Stunde, als die arme Marie hier unter den Blumen dieſes Gärtchens ihrer tauſende hatte.“

Die Bäuerin mußte indeß noch ſehr vieles leiden. Sie huſtete ganze Nächte hindurch, getraute ſich aus Geiz kaum einen Tropfen Wein oder einen Löffel voll Fleiſchbrühe zu koſten, und hatte bei allen ihren Leiden keinen wahren Troſt, keine Kraft zur Geduld und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Der fromme Pfarrer gab ſich noch alle erdenkliche Mühe, ſie auf beſſere Wege zu bringen. Sie wurde zwar in ihren letzten Lebenstagen etwas milder, und zeigte Reue; allein er zweifelte dennoch, nicht ohne Grund, ob ſie ſich wahrhaft gebeſſert habe. Endlich ſtarb ſie in ihren ſchönſten Lebensjahren als ein trauriges Opfer ihres Geizes, und als ein augenſcheinliches Beiſpiel, daß die zeitlichen Güter den Menſchen nicht glücklich, wohl aber recht unglücklich machen können.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Noch eine ſehr traurige Begebenheit.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Reſidenzſtadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geiſtlicher mit eisgrauen Haaren in den gräflichen Hof, ließ ſich zu Marien führen, und ſagte ihr, daß er einen Auftrag an ſie habe. Eine ſehr kranke Perſon, die ihrem Tode nahe ſey, wünſche vor ihrem Hinſcheiden ſie noch zu ſprechen, und glaube ſonſt nicht ruhig ſterben zu können; wer ſie eigentlich ſey, wolle ſie Marien ſelbſt entdecken.

Marie war über dieſen Antrag ſehr befremdet; ſie fragte die Frau Gräfin um Rath, was ſie thun ſolle. Die Gräfin kannte den Geiſtlichen als einen ſehr frommen und verſtändigen Mann, und hieß ſie gehen. Auf Verlangen des Geiſtlichen ging der alte Anton mit.

Marie mußte ſehr weit gehen, bis in den abgelegenſten Theil der Vorſtadt. Endlich kam ſie an ein Haus in einer engen Seitengaſſe, das ein ſehr düſteres Ausſehen hatte. Hier mußte ſie fünf Stiegen ſteigen, von denen die zwei letzten ſo dunkel, ſchmal und baufällig waren, daß es Marien ganz bange wurde. Nun öffnete der Geiſtliche eine alte Thüre, die bloß aus rohen Brettern zuſammen genagelt war. Marie trat in ein Dachſtübchen, das nicht armſeliger hätte ſeyn können. Das trübe kleine Fenſter war häufig mit Papier beklebt; eine elende Bettſtadt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl daneben, auf dem ein ſteinerner Waſſerkrug ohne Deckel und Handhabe ſtand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke in dem Bette war erſt recht ein Gegenſtand des Entſetzens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu ſehen, daß ſich bewegte, mit einer röchelnden Stimme zu reden anfing, und ihr die dürre Hand entgegen ſtreckte. Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verſtand ſie endlich aus den hohlen, mit vieler Anſtrengung hervorgebrachten Worten ſo viel, dieſe entſetzliche Geſtalt ſey — Jettchen, jenes Mädchen, das ehemals im Schloſſe zu Eichburg gedient hatte und damals ſchöner blühte, als eine Roſe.

Die Unglückliche hatte von dem Geiſtlichen vernommen, Marie ſey mit der Herrſchaft wirklich in der Stadt, und hatte ſie rufen laſſen, um ſie wegen der Geſchichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte ſie vorher nicht nennen laſſen, weil ſie fürchtete, Marie möchte ſonſt aus Haß gegen ſie nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Strom von Thränen aus, und erſchöpfte ſich in Verſicherungen, daß Alles, Alles längſt verziehen ſey, und daß ſie nichts fühle, als das innigſte, ſchmerzlichſte Mitleid. Marie wollte die Unglückliche zum Zeichen, daß ſie ihr ganz verziehen habe, umarmen und küſſen. Allein der Geiſtliche rief: „Zurück!“ und ſtreckte den Arm aus, Marien abzuhalten. „Um Gotteswillen,“ ſagte er, „was wollen Sie machen! Das Gift dieſer Krankheit iſt anſteckend.“ „Was iſt es denn für eine Krankheit?“ — ſagte die unſchuldige Marie erſchrocken. Der Geiſtliche blickte zur Erde und ſchwieg; allein die Kranke forderte ihn auf, kein Geheimniß daraus zu machen, wie ſie ſo unglücklich geworden, indem ihr Unglück andern zur Warnung dienen könne.

Der Geiſtliche ſprach hierauf, Marien wehmüthig anblickend: „Ach, mein liebes Kind, dieſe Krankheit iſt die Folge ſchändlicher Ausſchweifungen. So fürchterlich kann die Unzucht die ſchönſte Geſtalt verwüſten; dieſer ſchreckliche Tod iſt die Folge eines unzüchtigen Lebens! Sie ſind noch jung, meine Tochter! Viele werden Ihnen ſagen, daß Sie ſchön ſeyen; Sie werden oft ſehr leichtfertig reden, über das Laſter ſcherzen und es entſchuldigen hören; Sie werden der böſen Beiſpiele nicht wenige ſehen. Die Verführung wird, gleich einer giftigen Schlange, auch Ihnen nachſtellen! — Denken Sie daher Ihr Leben lang an dieſes Beiſpiel hier. Sie ſehen da, wie elend die Sünde mache. Das Andenken dieſes Schreckenanblicks kann Sie bewahren. O könnte ich nur alle Töchter dieſer Stadt, die in ihrem Alter ſind, hieher führen — ſie zu warnen. Könnte ich beſonders jenen Böſewichtern, die unter dem Scheine der Freundſchaft, der Liebe, des Wohlwollens, der Freude dieſes einſt auch unſchuldige Mädchen verführten, und es ſo gräßlich hinrichteten, dieſe entſetzliche Geſtalt zeigen! Es gibt Leute, die uns Geiſtliche unweiſe nennen, und uns vorwerfen, wir predigen Freudenhaß; allein eine ſolche Freude, die ein ſolches Ende nimmt, kann ich nun einmal nicht liebenswürdig finden, und wehe dem, der, unſchuldige Geſchöpfe zu betrügen, ſolchen nichtswürdigen Vergnügungen eine Lobrede hält.“

Jettchen hatte ſchon früher, da ſie mit der Herrſchaft in der Reſidenzſtadt war, ſich heimlich in verbotene Bekanntſchaften mit ſchlechten Menſchen eingelaſſen. Als ſie aus Eichburg verwieſen wurde, ging ſie wieder dahin, ward ganz verführt, lebte eine Zeit in lauter Luſtbarkeiten, erſchien in prächtigen Kleidern, die ſie auf eine unerlaubte Art erwarb, und zog ſich dieſe Krankheit zu. Ihre Kleider, die ihr ganzes Vermögen ausmachten, hatte ſie während ihrer Krankheit für den zehnten Theil des Geldes, das ſie dafür ausgelegt, wieder verkauft und mußte nun, von allen ihren ehemaligen Freunden verlaſſen, im tiefſten Elende ſchmachten. Alles dieſes bekannte ſie unter heißen Thränen ſelbſt.

„Ach,“ ſagte ſie, „ich bin eine große Sünderin; ich habe mein Schickſal verdient. Daß ich nicht mehr an Gott denken, nichts Gutes mehr hören, die Stimme meines Gewiſſens nicht mehr achten mochte; daß ich nichts mehr als Putz, Schmeicheleien und Vergnügungen liebte, war der Anfang alles meines Elendes, und hat mich am Ende ſo weit gebracht.“ — „O,“ rief ſie lautweinend und mit heiſerer Stimme, „wenn nur in der andern Welt nicht noch ein größerer Jammer auf mich wartet! Doch da Sie, edle Marie, die ich ſo ſehr, ſo entſetzlich beleidigte, mir verziehen haben, ſo hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!“

Marie ging ſehr beſtürzt nach Hauſe; ſie konnte vor Entſetzen und Mitleiden nicht zu Mittag eſſen. Immer ſchwebte ihr die gräßliche Geſtalt vor Augen, immer klang die widerliche Stimme in ihren Ohren. Sie mußte nur immer bei ſich ſelbſt ſagen: „Dieſe entſetzliche Geſtalt — war einſt Jettchen, das ſchöne Jettchen!“ und ſie wiederholte dieſe Worte den Tag über faſt beſtändig. Dabei dachte ſie an ihr blühendes Aepfelbäumchen, das einſt der Reif verwüſtet hatte. Alles, was ihr Vater ihr damals und noch auf ſeinem — freilich viel tröſtlicherem! — Sterbebette geſagt hatte, kam ihr wieder zu Sinne, und ſie gelobte es Gott in ihrem Herzen aufs Neue heilig an, immer rein und untadelhaft zu leben. —

Sie bat indeß die Frau Gräfin für Jettchen. Dieſe ſchickte ihr einen Arzt, Speiſen, Leinewand, und was ſie ſonſt nöthig hatte. Allein nachdem Jettchen noch viele Schmerzen geduldet hatte, ſtarb ſie im drei und zwanzigſten Jahre ihres Alters!

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Noch eine freudige Begebenheit.

Im nächſten Frühlinge, da bereits alles grünte und blühte, begab ſich der Graf mit ſeiner Gemahlin und Tochter nach Eichburg; auch Marie mußte mitreiſen, und nahm in dem Wagen ihren gewöhnlichen Platz neben Amalia ein. Als die Reiſegeſellſchaft Abends Eichburg näher kam, und Marie nun im Glanze der untergehenden Sonne den Kirchthurm, das gräfliche Schloß und ihr väterliches Haus von Ferne erblickte, ward ſie ſehr gerührt, und ſie konnte die Thränen nicht zurückhalten. „Ach,“ ſagte ſie, „damals, als ich Eichburg verließ, hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich ſo in Freude und Ehre wieder zurück kommen würde! Wie wunderbar weiß Gott doch alle Dinge zu lenken, und wie gütig iſt Er!“

Als der gräfliche Wagen vor dem Schloßthore ankam, ſtanden die Beamten und alle die übrigen Diener des Grafen bereit, die Herrſchaft zu bewillkommen. Auch Marie ward ſehr freundlich begrüßt, und alle bezeigten ihre Freude, ſie wieder zu ſehen und wünſchten ihr Glück, daß ihre Unſchuld an den Tag gekommen. Der alte Amtmann aber nahm ſie mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit bei der Hand, bat ſie vor allen Anweſenden um Verzeihung, bezeigte dem Grafen und der Frau Gräfin für die edelmüthige Vergütung des zugefügten Unrechts ſeinen Dank, und verſicherte, auch er, auf den die größte Schuld falle, werde ſich beſtreben, dieſe Schuld nach Kräften abzutragen.

Marie ſtand am andern Tage ſehr früh auf. Die Freude und der herrliche Maimorgen, der ihr hier auf dem Lande wieder ſo recht in das Fenſter ſchien, hatten ſie ſo frühe geweckt. Sie eilte ihre väterliche Wohnung und ihren Garten zu beſuchen. Unterwegs begegneten ihr lauter freundliche Geſichter; manche junge Leute, denen ſie als Kindern Blumen geſchenkt hatte, waren ſo herangewachſen, daß Marie ſich darüber wundern mußte. An der Gartenthüre kamen ihr der Bauer und die Bäuerin entgegen, bei denen ſie auf dem Tannenhofe eine ſo freundliche Aufnahme gefunden hatte, grüßten ſie liebreich und erzählten ihr, wie zufrieden und vergnügt ſie hier lebten.

„Einſt,“ ſprach der Bauer mit Freudenthränen in den Augen, „da Sie ohne Herberge waren, nahmen wir Sie unter unſer Dach auf; und jetzt, da wir gleichſam aus unſerer Wohnung vertrieben wurden, geben Sie uns für unſere alten Tage dieſen freundlichen Aufenthalt.“

„Ja, ja!“ ſagte die Bäuerin: „Es iſt doch immer gut, freundlich und dienſtfertig gegen Andere zu ſeyn; man weiß nicht, wie ſie uns wieder dienen können.“ „Nun, nun,“ ſprach der Bauer; daran dachten wir damals nicht, und thaten es auch nicht deßwegen. Indeß bleibt es immer ein wahres Wort: „Seyd barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen.“

Marie ging in das Haus; die Wohnſtube, die Stelle, wo ehemals ihr Vater ſaß, weckte wehmüthige Erinnerungen in ihr. Sie ging in dem Garten umher. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte ſie, wie einen alten Bekannten; beſonders aber verweilte ſie bei dem Aepfelbäumchen, das eben jetzt in der ſchönſten Blüthe ſtand. „Ach,“ ſagte ſie, „wie kurz iſt das Daſeyn des Menſchen hier auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträuche überleben ihn!“

Sie ſetzte ſich in die Laube, in der ſie mit ihrem Vater ſo manche ſelige Stunde zugebracht hatte. Es war ihr, indem ſie in dem Garten umher blickte, den er im Schweiße ſeines Angeſichts gebaut hatte — als ſähe ſie ihn noch ſtehen und gehen. Sie weihte ſeinem Andenken eine fromme Thräne; ſie konnte aber mit Ruhe, mit getröſtetem Herzen daran denken, daß er ſich nun in ſchöneren Gegenden befinde, und dort einärnte, was er hier ausſäete. —

Marie kam jeden Frühling auf einige Wochen nach Eichburg, und lebte hier an der Seite Amaliens, von Jedermann geehrt und geliebt, immer ſehr frohe Tage. Eines Morgens ſaß ſie mit Amalia an dem Arbeitstiſchchen, und Beide waren ſehr beſchäftigt, ein Kleid fertig zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar, wiewohl es Werktag war, im ſcharlachrothen Feſtkleide und mit friſchgepuderter Perücke — ſehr feierlich in das Zimmer. Amalia und Marie ſchauten einander verwundert an, was dies zu bedeuten habe. Der Amtmann bezeigte erſt Amalien ſeinen Reſpekt, und ſagte dann, daß er Jungfer Marien einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen habe.

Sein Sohn Friedrich, fing er nun zu Marien gewandt an, der ihm durch die Gnade Seiner Excellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte adjungirt und ſein beſtimmter Nachfolger ſey, habe ihm geſtern eröffnet, daß er, wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortrefflichen Eigenſchaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe, und ſich glücklich ſchätzen würde, ſie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von ſeiner Neigung und Abſicht nichts ſagen wollen, bis er ſich zuvor der väterlichen Einwilligung, um die er hiemit bitte, verſichert habe. Dieſe Einwilligung habe ihm der Vater ſogleich mit Freuden und von ganzem Herzen gegeben, und es übernommen, als Vater den Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen, und um Mariens Hand zu bitten. Dieſe ihr angetragene Verbindung, fügte er noch mit einer Thräne im Auge bei, wäre ihm, dem Vater, um ſo angenehmer, da er das Unrecht, das er einſt Marien zufügte, und das ihm ſchon manche ſchwere Stunde gemacht habe, auf dieſe Art einiger Maßen wieder gut machen könne. Er hoffe, Jungfer Marie werde keine Abneigung gegen ſeinen Sohn hegen, am allerwenigſten aber das Unrecht, das ihr der Vater, lediglich aus Irrthum und vielleicht zu großem Eifer für Handhabung der heiligen Gerechtigkeit zufügte, einen Grund ſeyn laſſen, den gemachten Antrag abzuweiſen. Er ſchwieg — und wartete auf Mariens Antwort.

Marie war über den Antrag ſehr betroffen. Sie wußte nicht ſogleich, was ſie ſagen ſollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Der Sohn des Amtmanns war ein ſehr vortrefflicher junger Mann; er hatte ſeine Studien mit ganz ungemeinem Beifalle vollendet, und ſowohl auf der Univerſität, als während er bei der fürſtlichen Regierung ſich in Geſchäften übte, ganz ausnehmende Kenntniſſe erworben; ſeine Sitten waren durchaus untadelig; er hatte das edelſte Herz, ein ſehr feines, liebenswürdiges Betragen und überdies noch eine ſehr ſchöne Geſtalt. Er hatte Marien, ſeit ſie wieder nach Eichburg gekommen war, in dem gräflichen Schloßgarten, in den ſie mit der Herrſchaft gewöhnlich nach Tiſche herab kam, einige Male geſprochen, und ihr eine ganz vorzügliche Hochachtung und Aufmerkſamkeit bewieſen. Marie ahnete auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, daß ſie mit ihm ſehr glücklich ſeyn würde. Allein ſie gab dieſem Gedanken kein Gehör; ſie war zu beſcheiden, und glaubte ihre Wünſche nicht ſo hoch erheben zu dürfen. Sie war deßhalb ſehr auf der Hut, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu laſſen, die zu nichts diente als ſie unruhig zu machen; und ſie vermied es von dieſer Zeit an ſehr ſorgfältig, mit Friedrich in dem herrſchaftlichen Garten zuſammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jetzt gemacht wurde, ihren geheimſten Wünſchen gemäß war, ſo konnte ſie doch unmöglich ſich ſogleich erklären. Sie ſtammelte mit jungfräulicher Sittſamkeit und mit erröthenden Wangen, daß ſie durch den ehrenvollen Antrag überraſcht ſey — daß ſie um Bedenkzeit bitte — daß ſie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin, die bisher Vater- und Mutter-Stelle an ihr vertreten, zuvor noch ſprechen müſſe. —

Dieſes war dem klugen Amtmanne ſchon genug; er entfernte ſich ſehr vergnügt. Er zweifelte gar nicht, daß dieſe Verbindung dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ſehr angenehm ſeyn würde. Er ging ſogleich zu ihnen; ſie hatten Beide eine hohe Freude.

Der Graf ſagte: „Sie bringen uns in der That eine ſehr erfreuliche Nachricht, mein lieber Herr Amtmann! Meine Gemahlin und ich haben ſchon oft unter vier Augen davon geſprochen, daß der treffliche Friedrich und die liebenswürdige Marie ſich ſehr wohl für einander ſchicken würden. Allein wir hüteten uns ſehr, etwas davon merken zu laſſen. Wir fürchteten, man möchte unſern Wunſch — für ſo etwas von einem Befehl anſehen; und in Heirathſachen iſt uns alles, was auch nur von Ferne einem Zwang ähnlich iſt, in der Seele verhaßt. — Jetzt iſt es uns aber um ſo angenehmer, daß unſere Wünſche ohne unſer Zuthun erfüllt werden.“

Die Frau Gräfin ſprach: „Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück, Herr Amtmann! Sie erhalten an Marien die beſte Schwiegertochter und Ihr Sohn die beſte Ehegattin. Marie iſt in der Schule früher Leiden gebildet, und das iſt die allerbeſte Schule. Alle Ecken, die ſich wohl auch in der Gemüthsart ſehr trefflicher Menſchen finden, werden am Beſten durch Leiden abgeſchliffen. Marie iſt von Herzen demüthig. Sie ward durch Schmeichelei nicht verwöhnt; ſie iſt die beſcheidenſte und anſpruchloſeſte Seele, die ich kenne; ſanft, wohlwollend, und — was die Wurzel alles Guten iſt — von ganzem Herzen fromm. Auch ward ſie von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, und da ſie alle häusliche und ländliche Arbeiten ſelbſt verrichtete, ſo verſteht ſie es ſehr gut, einem Hausweſen vorzuſtehen. Das, was man feine Sitten und gute Lebensart nennt, hat ſie ſich in der Hauptſtadt, ohne Nachtheil ihrer Tugend, in kurzer Zeit eigen gemacht. Unſchuld und Schönheit ſind in ihr ſehr lieblich vereinigt. Sie iſt in jeder Hinſicht das Muſter eines vollkommnen Frauenzimmers. Ihr Sohn wird mit Marien ſehr glücklich ſeyn!“

Die Frau Gräfin fing nun, da ſie Mariens Einwilligung für gewiß hielt, ſogleich an, ſehr angelegentlich von den Anſtalten zur Hochzeit zu ſprechen. „Ich werde alles dazu beitragen,“ ſagte ſie, „die Hochzeit recht feierlich zu machen. Die Mahlzeit werde ich hier im Schloſſe geben, und auch auf die Ausfertigung und den Brautputz Bedacht nehmen.“ „Sieh, ſieh,“ ſetzte ſie lächelnd bei, „jetzt kann Marie doch noch den Ring als Brautring tragen. Wer hätte das gedacht!“ Auch wurde noch verabredet, mit Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg den Pfarrer von Erlenbrunn einzuladen, damit er Mariens eheliche Verbindung einſegne. „Dies wird der Braut eine ganz unerwartete Freude machen,“ ſagte die Frau Gräfin, „und auch der edle Pfarrer, der an ihrem Unglücke ſo vielen Antheil nahm, wird ſich freuen, nun ein Zeuge ihres Glückes zu ſeyn.“

Der Hochzeittag war einer der feierlichſten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräfliche Familie begab ſich zur beſtimmten Stunde in die Kirche, wo ſich bereits aus der ganzen Grafſchaft Eichburg eine unzählige Menge Menſchen eingefunden hatte. Wer nicht mußte, war ſicher nicht zu Hauſe geblieben; es war in den Augen der Leute etwas gar zu Außerordentliches, daß ein armes Mädchen, die ehemals in Ketten und Banden lag, zu ſolchen Ehren gekommen.

Amalia begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche. Sie glaubte dadurch ihrem Range nichts zu vergeben, und von ihrem Anſehen nichts zu verlieren; in der That gewann ſie vielmehr dadurch bei allem Volke an Liebenswürdigkeit, und Jedermann ſchätzte ſie wegen ihrer Leutſeligkeit und Herablaſſung nur um ſo höher.

Marie ſtand in ihrem Kranze von weißen und rothen Roſen, und in einem veilchenblauen Kleide, mit einem Angeſichte, das lieblicher als alle Roſen blühte, und mit beſcheiden niedergeſchlagenen Augen, ſchön wie ein Engel, neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Geſtalt, am Altare. Aller Augen waren auf ſie gerichtet.

Der alte Jäger Anton ſtand ſeitwärts am Altare, nicht weit von dem Brautpaare. Da er die ſo unbeſchreiblich ſchön blühende Braut erblickte, fiel ihm Jettchens ſchreckliche Geſtalt auf ihrem Sterbebette ein. „O Gott,“ ſagte er, „wenn nur alle, die hier zugegen ſind, Jettchen geſehen hätten, um ſie mit Marie hier in Gedanken zu vergleichen. Sie würden dann einſehen, wohin die verſchiedenen Wege, auf denen dieſe zwei Mädchen wandelten, am Ende führen.“

Der würdige Pfarrer von Erlenbrunn hielt vor der heiligen Handlung eine ſehr ſchöne Anrede an das verſammelte Volk. Er ſtellte die denkwürdige Geſchichte der Braut und ihres verklärten Vaters zuerſt kurz dar, und pries dann Gottes heilige Vorſehung, die hier auf Erden uns Menſchen durch Leiden bildet, uns durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, uns in der Frömmigkeit, im Vertrauen auf Gott, in der Demuth, in der Geduld übt, uns auf die Freude, die ſie uns auf Erden zudachte, vorbereitet, und — was das Vorzüglichſte iſt — uns durch Leiden für den Himmel erzieht, und uns ewiger Freuden fähig und werth macht. Er ermahnte die Eltern, ihre Kinder gut zu erziehen, ihnen Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten und Abſcheu vor dem Böſen einzuflößen, indem eine gute Erziehung das beſte Erbtheil ſey, das ſie ihnen hinterlaſſen können. Er redete der Jugend recht an das Herz, fromm zu leben, die Eltern zu ehren, die Unſchuld als die ſchönſte Tugendblüthe des jugendlichen Alters zu bewahren, und in Allem

Gottes Gebote heilig zu beobachten, indem ſie gleichſam eine Hand am Scheide=Wege ſeyen, die uns hindeutet, wohin wir gehen müſſen, um zu Glück und Heil zu gelangen.

Das Hochzeitmahl, das in dem großen Saale des gräflichen Schloſſes gegeben wurde, war ſehr prächtig. Anſtatt des ſilbernen Aufſatzes aber, der ſonſt die Mitte der Tafel einnahm, erblickte man zur allgemeinen Freude der Gäſte — das Blumenkörbchen. Amalia hatte es heimlich mit den ſchönſten Blumen gefüllt, und es dahin ſtellen laſſen.

„Das iſt,“ ſprach der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, „in der That ein ſehr ſchöner, lieblicher Gedanke, die Brauttafel mit dieſem Blumenkörbchen zu zieren. Ein ſolches Körbchen voll Blumen, das wirklich eine Tafel mehr ziert als Gold und Silber, iſt überhaupt ſchon ein ſehr erfreulicher Anblick. Nicht nur können wir auf Erden nicht leicht etwas Schöneres ſehen; es muß auch ein frommes Gemüth mit frommer Rührung erfüllen, und es zum Himmel erheben. Es iſt gleichſam vollgedrängt von Beweiſen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; denn Gott iſt es ja, der jeder Blume Geſtalt, Farbe und Wohlgeruch gab, und ſie ſchöner ſchmückte, als je der größte König in aller ſeiner Pracht gekleidet war.“

„Allein dieſes Blumenkörbchen ſteht als ein ganz beſonderer Beweis der göttlichen Vorſehung hier auf der Tafel; denn Gott bediente ſich ja desſelben, die Schickſale der Braut wunderbar zu lenken und uns Allen das heutige Freudenfeſt zu bereiten. Er, deſſen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Roſe, im Atlaßglanze der Lilie, und in der ganz eignen blauen Farbe des Veilchens bewundern — offenbart ſich uns noch freundlicher und liebreicher in den Schickſalen unſers Lebens, indem Er ſich oft eines geringfügigen Dinges bedienet, uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nöthen zu erretten, uns vom Böſen zurück zu ſchrecken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendſten Umſtand den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verſchiedenſten ſcheinbaren Zufälle zu Einem Ziele lenkt, ſo daß jedes Menſchenleben, wenn wir es — was wohl erſt jenſeits vollkommen geſchehen wird — mit Einem Blicke überſehen, als ein ſchön geordnetes Ganze, als ein Wunder ſeiner Allmacht, Weisheit und Güte erſcheinen wird.“

„Ich denke, die fromme Braut werde das Körbchen als ein Familienſtück aufbewahren, und es nie anders als mit dem innigſten Dankgefühle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeſte Ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja möge das Körbchen, mit Blumen gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweiten Male Ihre hochzeitliche Tafel zieren.“

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Jakobs Denkmal.

Das Denkmal des ſeligen Jakobs, das Amalia am Grabe des guten Mannes Marien verſprochen hatte, war indeß auch fertig geworden. Es war ſehr einfach und ſehr ſchön aus weißem Marmor gearbeitet, und mit einer goldenen Inſchrift geziert. Die Inſchrift enthielt, außer dem Namen, dem Stande, dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, bloß die Worte Jeſu, die allerdings verdienen mit goldenen Buchſtaben geſchrieben zu werden: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich geſtorben wäre.“ Unter dieſen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großen Leiden errettet hatte, ſehr kunſtreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalia hatte das Körbchen, nachdem Marie es zuvor mit den ſchönſten Blumen füllte, abgezeichnet, und die ſehr gelungene Zeichnung dem Künſtler mitgetheilt. Unter dem Blumenkörbchen war noch der denkwürdige Ausſpruch der heiligen Schrift zu leſen: „Alle Herrlichkeit des Menſchen iſt wie eine Blume des Graſes, die bald abfällt; aber das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ Oben auf dem Denkmale erhob ſich ein einfaches, im Feuer vergoldetes Kreuz.

Der erfreute Pfarrer von Erlenbrunn ließ das ſchöne Denkmal auf das Grab ſetzen. Es nahm ſich, von dem dunkeln Schatten der Tannen gehoben, ungemein ſchön aus; und wann erſt der Roſenſtock auf dem Grabe blühte, und dann einige grüne Zweige mit halb und ganz aufgeblühten Roſen, jedoch ohne die goldene Inſchrift zu bedecken, ſich über den blendend-weißen Marmor herab beugten, ſo konnte man nichts Schöneres ſehen. Das Denkmal war die ſchönſte Zierde des ländlichen Kirchhofes, und die größte Denkwürdigkeit des Dorfes. So oft der gute Pfarrer fremde Gäſte bekam, führte er ſie allzeit zu dem Grabmale. Wenn dann etwa einer oder der andere ſagte, es ſey ein artiger Gedanke, einem Manne, der Gärtner und Korbmacher zugleich war, ein Körbchen mit Blumen auf den Grabſtein zu ſetzen, ſo ſagte der Pfarrer: „O, es iſt noch mehr, als bloß ein artiger Einfall. Das Blumenkörbchen hat noch eine ſchönere Bedeutung, und die Landleute nennen es mit Recht das Wahrzeichen einer ſehr rührenden Geſchichte. Denn der Boden hier, auf dem wir ſtehen, ward mit mancher heißen Thräne benetzt.“ Er erzählte dann allemal den horchenden Fremden die Geſchichte des Blumenkörbchens, und die meiſten verließen die Grabſtätte des frommen Mannes mit ſolchen Empfindungen und Entſchlüſſen, daß nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt, als die Leſer und Leſerinnen möchten dieſes Büchlein mit ähnlichen Empfindungen und Vorſätzen aus der Hand legen.

◆

Die zwei Brüder.

1.

Vater und Mutter.

Joſeph Thann war ein Mann, vor dem Alle, die ihn näher kannten, Hochachtung hatten. Er gehörte zwar nur dem Stande der Tagwerker an. Seine Axt, nebſt einem kleinen Ackerfelde und einer Wieſe war all ſein Reichthum. Er hatte aber bei einem trefflichen Verſtande das edelſte Herz. Er war unermüdet fleißig, die lautere Ehrlichkeit und Redlichkeit, wohlwollend und dienſtfertig gegen alle Menſchen, und in ſeinem ganzen Betragen ohne Tadel. Seine Hausfrau Johanna glich ihm an herzlicher Frömmigkeit und Tugend, und Beide lebten, ungeachtet ihrer Armuth, vollkommen zufrieden und in der ſeligſten Eintracht.

Sie hatten zwei muntere, fähige Knaben. Die größte Angelegenheit der guten Eltern war, dieſe ihre Kinder fromm und chriſtlich zu erziehen. Als die zarten Knäblein kaum noch reden konnten, dachten Vater und Mutter ſchon darauf, ſo viel zu erſparen und zurückzulegen, als zu dem Schulgelde und zu Erlernung eines Handwerkes nothwendig ſeyn werde. Der Vater ſtand daher eine Stunde früher auf, und machte eine Stunde ſpäter Feierabend. Er ging, ſobald ſich die Tageshelle zeigte, mit Axt und Säge in den Wald, und arbeitete unermüdet und im Schweiße ſeines Angeſichts, bis die Sonne untergegangen war. Er gewöhnte ſich das Tabakrauchen ab; anſtatt zum Bier zu gehen, begnügte er ſich mit Waſſer oder einer Schüſſel Milch. Die Mutter wußte die Haushaltung ſehr gut und mit kluger Sparſamkeit zu führen, arbeitete bei den Bäuerinnen des Dorfes im Taglohne, und gab nie einen Heller für unnöthigen Putz aus. Viele Weiber und Mädchen im Dorfe machten die Tracht der Städterinnen nach, kleideten ſich weit über ihren Stand, ſchafften ſich Alles an, was neu aufkam, und lachten über ſie. Sie achtete aber nicht darauf, und blieb bei ihrer einfachen, alterthümlichen Tracht.

Als die zwei Knaben bereits ein Jahr in die Schule gegangen waren, da wurde der Vater krank, und konnte viele Wochen lang nichts mehr verdienen. Die Mutter jammerte ſehr, daß der kleine Vorrath von Lebensmitteln zu Ende ging, und auch ihre geringe Baarſchaft ſehr zuſammen ſchmolz. Der Vater war nur darüber bekümmert, daß er das Schulgeld nicht bezahlen könne. Die Mutter meinte, die Knaben könnten einſtweilen aus der Schule bleiben, bis der Vater wieder etwas verdienen könne. „Nein,“ ſagte der Vater, „lieber wollte ich meinen Sonntagsrock verkaufen, als das zugeben. Geh' zum Lehrer, und bitt' ihn, Geduld zu haben, bis ich wieder geſund werde und wieder arbeiten kann."

Die Mutter ging hin, und bat ihn mit weinenden Augen. Der Lehrer war ein ſehr guter, liebreicher Mann. „Gute Mutter," ſprach er, „weinet nicht! Ich will Eure Kinder unentgeltlich unterrichten. Sie machen mir mehr Freude, als Mühe; ſie ſind eine Zierde meiner Schule. Sie lernen ſo fleißig, daß ſie auch andern Schulkindern Luſt dazu machen. Ich nehme von Euch keine Bezahlung mehr an. Ihr müſſet aber Niemanden davon ſagen; denn viele Leute, die das Schulgeld gar wohl bezahlen können, würden ſonſt verlangen, ich ſoll es ihnen auch erlaſſen. Grüßt mir Euren Mann; ich wünſche, daß der liebe Gott ihn bald wieder geſund werden laſſe."

Der Vater war über dieſe gute Nachricht ſehr erfreut. Sobald er wieder ausgehen konnte, ging er zum Lehrer, dankte ihm, daß er die Knaben ſo lange umſonſt unterrichtet habe, verſicherte ihn aber, künftig das Schulgeld richtig zu erlegen. „Laßt es gut ſeyn," ſagte der Lehrer; „Ihr ſeyd ein armer Mann, und habt Euren Lohn, den Ihr mit ſaurem Schweiße verdienen müſſet, ſelbſt höchſt nothwendig; ich kann das Schulgeld leichter entbehren. Schafft Euch dafür nahrhafte Speiſen an, damit Ihr wieder zu Kräften kommet, und Gott ſey mit Euch. — Es iſt übrigens ſehr ſchön, daß Ihr, als ein armer Mann, ſo viel auf die Erziehung und den Unterricht Eurer Kinder zu verwenden bereit ſeyd. Denkt an mich, Ihr werdet an ihnen Freude erleben.“

Der Vater war indeß immer darauf bedacht, dem guten Lehrer, der, ohne dafür bezahlt zu werden, die beiden armen Kinder ſo treu und eifrig unterrichtete, als die reichſten, doch wenigſtens irgend ein Geſchenk zu machen. „Was fang ich doch an?“ ſagte er einmal. „Künftige Woche iſt der Geburtstag des Lehrers. Die meiſten Eltern ſchenken ihm da etwas zum Geburtstage, obwohl ſie das Schulgeld bezahlen. Wie viel mehr hätte ich Urſache, ihm ein hübſches Geſchenk zu machen! Allein mit meiner Holzart läßt ſich freilich nicht ſo viel verdienen, als mein dankbares Herz wünſchte. Einen treuen, fleißigen Lehrer kann man nicht genug ehren; ſeine Treue und ſein Fleiß ſind mehr werth als Gold.“

2.

Die Söhne.

Die beiden Knaben wurden außer den Schulſtunden fleißig zu allerlei kleinen Geſchäften angehalten, die ihren Kräften angemeſſen waren. Im Frühlinge ſammelten ſie Veilchen und Schlüſſelblumen, grünen Ackerſalat und junge Hopfenſproſſen, im Sommer Erdbeeren und Himbeeren, im Herbſte Haſelnüſſe, Dornſchlehen und Hagebutten; auch mußten ſie, beſonders im Winter, fleißig ſpinnen, ſo wie die Mutter, wenn ſie nicht im Taglohne zu arbeiten beſtellt war, Jahr aus und Jahr ein, unabläſſig ſpann. Wenn die Mutter dann das geſponnene Garn jeden Wochenmarkt in die Stadt trug, ſo nahm ſie auch die Beeren, Nüſſe oder andere dergleichen Früchte mit, welche die emſigen Knaben in Feld und Wald geſammelt hatten, und löste dafür immer einige Groſchen.

Eine Stunde von dem Dorfe Waldau, wo die Knaben wohnten, befand ſich eine Glashütte, für die der Vater das ganze Jahr hindurch Holz zu ſpalten hatte. Der Beſitzer der Glashütte, Herr Flint, war ein ſehr reicher Mann. Die Knaben trugen von ihren Erdbeeren und Himbeeren am liebſten dahin, weil der freigebige Herr oder ſeine edle Frau das Körbchen voll Beeren immer zwei oder dreifach bezahlten.

Eines Tages kam nun Johannes, der ältere Knabe, mit einem Körbchen voll Erdbeeren wieder dahin. Während Frau Flint die Erdbeeren in eine flache Schüſſel von Porzellan ausleerte, trat Herr Flint mit einem Briefe in der Hand eilig in das Zimmer, riß die hohen Glasthüren eines Wandkaſten auf, in dem er die ſchönſten geſchliffenen Trinkgläſer zum Verkaufe aufbewahrte, nahm ein koſtbares Kryſtallglas heraus, und rief verdrießlich: „Das iſt ein verwünſchter Streich!“

Die Frau ſagte: „Was haſt du denn?“ „Ah,“ ſagte er, „der Engländer, Herr Arthur Benjamin Clark, hat dieſes Glas da mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens beſtellt, und nun läßt er es wieder abſtellen. Der Lord, ſchreibt der Gaſtwirth, bei dem er wohnte, habe plötzlich abreiſen müſſen, und nach London dürfe man ihm das Glas nicht nachſchicken. Was fange ich nun mit dem herrlichen Glaſe an? Es kann mir nun zehn Jahre daſtehen, bis Jemand kommt, auf den die drei Anfangsbuchſtaben paſſen.

„Es ſind gerade die erſten drei Buchſtaben im A B C,“ ſagte der kleine Johannes.

„Das iſt eben recht einfältig,“ ſprach Herr Flint, „ich möchte das Glas in Stücke ſchlagen.“

„Ei,“ ſagte Johannes, „ſchenken Sie es lieber mir! Ich will Ihnen dafür den ganzen Sommer hindurch die Erdbeeren und Himbeeren umſonſt liefern, und ſo das ſchöne Glas abverdienen!“

„Biſt du toll, Knabe!“ rief der Herr. „Ein ſo koſtbares Glas taugt nicht in deine arme Hütte.“

Ich wünſchte das ſchöne Glas nicht für mich zu haben,“ ſagte Johannes. „Ich würde es unſerm Herrn Lehrer zu ſeinem Geburtstage verehren.“

„Du meineſt wohl,“ ſprach Herr Flint, „weil ihm das A B C, das er den Bauernkindern einprägen muß, ſo viel zu ſchaffen macht?“

„Nein,“ ſprach Johannes, „nicht deßwegen, ſondern weil die drei Buchſtaben A B C gerade die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens ſind. Er heißt Auguſt Benedikt Chriſtlieb.“

„Das iſt ein herrlicher Einfall von dem Knaben,“ rief die Frau, und klatſchte in die Hände. „Schenke ihm alſo das Glas. Er iſt ein ſehr verſtändiger, wackerer Knabe.“

„Du haſt Recht!“ ſprach der Herr. „Mir wäre der Gedanke nicht eingefallen. Nun, weißt du was, Johann? Ich und meine Frau ſchätzen den trefflichen Herrn Lehrer ſehr hoch. Er hat ehemals unſern, leider! zu frühe verſtorbenen Kindern, zu unſrer großen Zufriedenheit, beſondere Lehrſtunden gegeben. Ich möchte um Alles in der Welt den edlen Mann nicht um die Freude bringen, die du ihm zu machen gedenkſt. Ich ſchenke dir das Glas, aber unter der Bedingung, daß du es ihm gewiß, als ein Geſchenk zu ſeinem Geburtstage, überreicheſt.“

Der Herr nahm aus der untern Schublade des Kaſtens ein zierliches Futteral von grünem Safian mit goldenen Verzierungen, verſchloß das Glas darein, das genau hineinpaßte, und gab es dem Knaben. Johannes küßte dem Herrn und der Frau die Hand, und lief mit dem herrlichen Geſchenke voll Freude nach Hauſe.

Die Mutter ſaß, wie gewöhnlich, an ihrem Spinnrädlein. „Sieh doch, Mutter,“ rief Johannes, „was ich da für ein wunderſchönes Glas aus der Glashütte bringe! Das gibt ein prächtiges Geſchenk zu dem Geburtstage des Herrn Lehrers.“

„Ums Himmelswillen,“ rief die Mutter, „was denkſt du, daß du eine ſo koſtbare Waare ausnimmſt? Wir können das Geld in unſerm Leben nicht bezahlen. Es iſt ſechs bis acht Kronenthaler werth; ich ſah ſchon dergleichen Gläſer verkaufen. Den Augenblick trag das Glas wieder hin, und bitte den Herrn Flint um Verzeihung wegen deines Unverſtandes.“

Johannes erzählte aber, wie er zu dem Glaſe gekommen ſey, und die Mutter war nun voll Freude.

Als es bereits dunkel war, kehrte der Vater mit Jakob, dem andern Knaben, der ihm das Mittageſſen in den Wald hinausgetragen und ihm bei der Arbeit geholfen hatte, zurück nach Hauſe. Johannes ſprang ihnen ſogleich voll Freude entgegen und rief: „O kommt doch, und ſeht, was für ein prächtiges Glas mir Herr Flint geſchenkt hat, das ich nun dem Herrn Lehrer verehren werde.“

„Das wird den Herrn Lehrer freuen!“ ſagte Jakob. „Mich freut es noch mehr!“ ſprach der Vater, und ließ ſich von dem Knaben erzählen, wie Herr Flint auf den Gedanken gekommen ſey, ihm ein ſo koſtbares Geſchenk zu machen.

Der Vater trat in die dunkle Stube. Die Mutter zündete ſogleich ein Licht an, damit der Vater das ſchöne Glas beſchauen könne. „Es iſt das reinſte Kryſtallglas,“ ſagte der Vater, „das ich je geſehen habe. Die drei Buchſtaben ſind ſo kunſtreich eingeſchliffen, als wären ſie aus Diamanten zuſammen geſetzt. Auch der Kranz von Eichenlaub, der ſie umgibt, iſt wunderſchön. Das ganze Glas iſt ein Meiſterſtück von geſchliffener Arbeit.“

„Und ſeht nur,“ rief Jakob, „wie es ſchon bei dem Scheine des kleinen Oellichtes alle Farben des Regenbogens ſpielt! Wie herrlich wird es erſt im Glanze der Sonne funkeln!“

„Es iſt eine Pracht!“ ſagte der Vater. „Der Herr Lehrer wird ſo verwundert als erfreut ſeyn. Ich armer Mann habe mir ſchon lange den Kopf zerbrochen, und die Sorge nagte mir am Herzen, wie wir dem guten Herrn Lehrer ſeine viele Mühe doch auch ein wenig vergelten könnten! Nun hat mir der liebe Gott auch dieſe Sorge vom Herzen genommen. Er ſorgt doch für Alles! Das ärmſte Paar Knaben in der Schule wird nun ſicher dem Lehrer das reichſte Geſchenk überreichen.“

Die Mutter kaufte, auf dem Wochenmarkte in der Stadt, für etliche Kreuzer ein Teller von Steingut. In ihrem kleinen Gärtchen am Hauſe hatte ſie einige Blumen, beſonders ſchöne rothe Ranunkeln, die in dieſem Jahre vorzüglich gerathen waren.

Sie flocht am Morgen des erfreulichen Geburtstages einen Blumenkranz, legte den Kranz, dem die dunkelrothen, gefüllten Ranunkeln zur großen Zierde dienten, auf das weiße, reine Teller, und ſtellte das Glas in die Mitte des Kranzes, damit die Knaben es dem Lehrer überreichten. Beide Knaben ſtritten darum, wer das Glas tragen dürfe. „Ich habe es geſchenkt bekommen,“ ſagte Johannes; „mir gebührt die Ehre, es zu überbringen.“ „Ja, was ſoll dann ich tragen?“ ſagte Jakob mit Thränen in den Augen. „Du darfſt das ſchöne, grüne vergoldete Futteral tragen!“ ſagte die Mutter, und damit gab ſich der Kleine zufrieden.

Der Lehrer erſchrak anfangs, als er das prächtige Glas erblickte. „Es freut mich zwar,“ ſprach er, „daß ihr ſo dankbar ſeyd; allein es thut mir in der Seele weh, daß eure armen Eltern ſich in ſo große Koſten verſetzt haben.“

„Das Glas koſtet uns keinen Heller!“ ſagte Johannes, und erzählte, wie er es bekommen habe. Nun heiterte ſich das wehmüthige Geſicht des Lehrers auf, und glänzte von Freude. Er bewunderte das Glas, freute ſich der eingeſchliffenen Buchſtaben, hielt das Glas gegen das Licht, und ſagte: „O wie hell und rein! — Ein heller Verſtand und ein reines Herz iſt mehr werth, als das größte Glück auf Erden, das ſo zerbrechlich iſt als Glas. Daran ſoll mich dieſes ſchöne Andenken immer erinnern. Dieſe zwei Wörtchen: „Hell und rein!“ waren immer mein Wahlſpruch. „Hell und rein!“ ſey auch ferner das Ziel, wornach ich, ihr zwei Knaben und alle meine Schüler und Schülerinnen beſtändig ſtreben ſollen. Ihr wißt ja den ſchönen Reim auswendig:

Lieber Gott, laß hell und rein
Aller Menſchen Seele ſeyn!

3.

Die Schüler.

Herr Flint hatte durch den thätigen Betrieb ſeiner Glashütte und ſeiner vielen übrigen Handelsgeſchäfte ſeinen Reichthum ſehr vermehrt. Er kaufte das Schloß Waldau mit der dazu gehörigen Herrſchaft, und wurde nunmehr Herr von Flint auf Waldau genannt. Das Dorf, das von dem Schloſſe den Namen hatte, war der bedeutendſte Ort der Herrſchaft.

Herr von Flint war ein ſo verſtändiger, als wohlthätiger Mann. Er machte in ſeiner neuen Herrſchaft manche gute Einrichtung. Unter vielem Andern richtete er ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf die Schule. Eines Tages im Winter, da es heftig ſchneite und ſtürmte, kam er ganz unerwartet in die Schule. Der Herr Pfarrer, der die Schule täglich beſuchte, war eben zugegen, und die Kinder ſangen gerade ein Winterliedchen. Alle Kinder ſtanden ehrerbietig auf. Herr von Flint grüßte zuerſt den Herrn Pfarrer und den Herrn Lehrer, und dann die Kinder ſehr freundlich. Er bezeigte ſeine Freude über den Geſang, und ließ das Liedchen noch einmal ſingen. Hierauf ging er von Bank zu Bank, redete mit den Kindern, fragte nach den Namen ihrer Eltern, die er meiſtens kannte, und erkundigte ſich nach deren Wohlſeyn. Als er den Johannes und den Jakob Thann erblickte, lächelte er, und ſagte zu ihnen: „Wir ſind ſchon alte Bekannte; ihr ſeyd ja meine kleinen Erdbeer- und Himbeerlieferanten. — Doch, nun möchte ich auch hören, was ihr Kinder gelernt habt. Legen Sie ihnen, mein lieber Herr Pfarrer, einmal einige Fragen aus dem Religionsunterrichte vor.“ Der Herr Pfarrer fragte bald dieſes, bald jenes Kind, und die Kinder antworteten trefflich.

Die Kinder mußten nun leſen. Sie laſen nicht nur ſehr richtig, ſondern auch deutlich und mit Ausdruck; nicht ſo in einem ſingenden Tone, wie man aufzuſagen pflegt, ſondern ſo lebhaft und natürlich, wie man ſpricht, und im Geſpräche ſeine Verwunderung, ſeine Freude, ſeinen Unwillen oder andere Empfindungen auszudrücken pflegt.

Während die Kinder laſen, nahm Herr von

Flint die Schriften, die auf dem Tiſche lagen, in die Hand, und durchſah ſie. „Mit eurer Kunſt im Schönſchreiben,“ ſprach er, „bin ich ſehr wohl zufrieden; nun möchte ich aber auch ſehen, wie es mit dem Rechtſchreiben ſteht. Ich will euch einige Reimen diktiren, die ich noch aus meinen Kinderjahren im Gedächtniß behalten habe. Schreibt einmal an die ſchwarze Tafel.“ Er bezeichnete vier Knaben, die aus den Bänken hervor treten ſollten. „Nun ſchreibt,“ ſagte er; „aber jeder nur eine Zeile.“ Er ſprach ihnen die Worte langſam und deutlich vor, und ſie ſchrieben:

Unſchuld und Freude
Sind innig verwandt,
Es knüpfet ſie beide
Ein himmliſches Band.

Die Knaben hatten die Reimen ganz ohne Fehler geſchrieben. Jakob und Johannes aber am ſchnellſten und ſchönſten.

Nun mußten auch vier Mädchen ſchreiben. „Du, Katharina,“ ſprach er zur kleinſten unter ihnen, die aber ſehr geſchickt war, „fang an, und ihr übrigen fahrt dann fort:

Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborgnen blüht,
Sey immer fromm und gut,
Auch wenn es Niemand ſieht.

Auch die Mädchen ſchrieben ſehr fertig und zierlich, und beinahe ohne einen Fehler.

»Jetzt,« ſprach Herr von Flint, »will ich einmal verſuchen, ob es mir auch ſo gut gelingt. Du Johannes Thann, gib mir einmal einen Reim an; du wirſt wohl einen auswendig wiſſen?« Johannes bildete ſich nicht wenig darauf ein, dem gnädigen Herrn diktiren zu dürfen; dieſer aber ſchrieb mit Vorſatz äußerſt fehlerhaft. Die Kinder merkten ſogleich, daß er nur ſcherze, und fingen an zu lachen. Bei manchem neuen Fehler riefen ſie: »Oh, oh!« und lachten aufs Neue. »Nun,« ſprach er, »da ihr es beſſer wiſſet, ſo durchſtreicht einmal die fehlerhaften Buchſtaben. Jedes von euch aber nur einen. Da iſt die Kreide! Jedes der Kinder, ſo wie ihr der Reihe nach hier in den Bänken ſitzt, trete vor und bringe ſeinen Strich an.« Die Kinder bezeichneten jeden Fehler richtig mit einem Striche, und ſagten zugleich, warum es gefehlt ſey.

»Nun wohl,« ſprach er; »du Jakob Thann, ſchreibe unter die unrichtig geſchriebenen zwei Zeilen nun den Reim ſo, wie er geſchrieben ſeyn ſoll!« — und Jakob ſchrieb den Reim ganz richtig ins Reine:

Gott iſt die lautre Lieb' und Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe!

»Nun möchte ich,« ſprach Herr von Flint, »wiſſen, ob ihr auch rechnen könnet?« Die Kinder mußten zuerſt einige Beiſpiele aus dem Kopfe berechnen. Sie thaten es zu ſeiner Verwunderung ſehr ſchnell und immer ganz richtig. Hierauf ließ er ſie einige Aufgaben an der Tafel berechnen, und fand an ihrer Fertigkeit ganz ungemeines Vergnügen.

„Aber jetzt noch Eins!“ ſprach er. „Dort an der Wand hängt, wie ich ſehe, eine Landkarte; ich kann aber nicht recht ſehen, von welchem Lande.“ „Von Deutſchland!“ riefen die Kinder. „Das kann ich kaum glauben!“ ſprach er. „Sollte Deutſchland ſo ausſehen? Ich ſehe ja nirgends Berg und Thal; keinen Baum, kein Haus, und keinen Kirchthurm. „Darum iſt es kein Gemälde, kein Bild,“ ſagte Johannes. „Wenn man Deutſchland mit ſeinen Bergen und Thälern, Wäldern und Feldern, Städten und Dörfern ſo im Kleinen abmalen könnte, das müßte unvergleichlich ſchön anzuſehen ſeyn! Allein das Blatt da iſt bloß eine Karte, ein Grundriß.“

„So, wohl,“ ſprach Herr von Flint; „allein was iſt denn eigentlich eine Landkarte, und was kann man darauf ſehen? Wißt ihr das?“

Der Herr Pfarrer ſprach: „Sie wiſſen wohl gar eine kleine Landkarte zu entwerfen.“ Der Lehrer machte in die Mitte der Tafel einen Punkt und ſprach: „Wir nehmen an, hier liege das Schloß Waldau. Wo liegt nun wohl das Dorf Waldau?“

Ein Knabe bezeichnete die Stelle mit einem Punkt. „Von dem Schloſſe bis zum Dorfe iſt eine Viertelſtunde,“ ſagte der Lehrer. „Wo und wie weit entfernt wird nun wohl die Glashütte anzudeuten ſeyn?“ — „Hier rechts!“ ſagte Jakob, und ſetzte den Punkt viermal ſo weit von dem Dorfe Waldau, als das Schloß davon entfernt war. Der Lehrer ließ nun die Stellen andeuten, wo die Weiler Forſtheim und Anweiler, die Aumühle, der Auhof und die übrigen Orte der Herrſchaft lagen. „Aber eins haben wir noch vergeſſen,“ ſagte der Pfarrer, „das Jägerhaus; ich will alſo den Punkt rechts hieher ſetzen.“ „O nicht doch!“ riefen alle Kinder. „Das liegt ja auf der entgegengeſetzten Seite der Glashütte, aber dem Dorfe um eine Viertelſtunde näher. Hieher links muß der Punkt kommen.“

„Du, Johannes!“ ſprach nun Herr von Flint, „du warſt ſchon öfters in der Stadt; bezeichne die Stelle, wo ſie liegt.“ „Das geht nicht an,“ ſagte Johannes; „die Stadt iſt faſt drei Stunden von hier entfernt; es iſt dazu kein Raum mehr auf der Tafel.“ „Könnteſt du,“ fragte Herr von Flint, „nicht wenigſtens die Straße andeuten, die dahin geht?“ Johannes zog durch die ganze Tafel zwei feine gerade Linien, die Landſtraße zu bezeichnen, die durch die Herrſchaft nach der Stadt führte.

Der Herr Pfarrer ſagte: „Du, Jakob könnteſt du nicht auch den Bach bemerken, der an unſerm Dorfe vorbeifließt?“ Jakob zog eine ſchlängelnde Linie von einem Ende der Tafel zum andern, an der Glashütte, zwiſchen dem Schloſſe und Dorfe, und an der Aumühle vorbei, und bezeichnete mit zweifachen kleinen Querſtrichen die Brücken, und mit einfachen Strichlein die Stege die darüber gingen.

„Aber,“ ſprach Herr von Flint, „wenn Jemand in die Schule hereinkäme, ſo würde er nicht wiſſen, was ihr da Alles gemacht habt. Wer könnte wiſſen, was alle die wenig bemerkbaren Punkte bedeuten ſollen?“ Die Knaben umgaben nun die Punkte, damit ſie deutlicher in die Augen fielen, mit Ringchen, und ſchrieben überall die Namen bei: Schloß Waldau, Dorf Waldau, Anweiler, Glashütte und ſo die übrigen Namen.

„Schön,“ ſagte Herr von Flint; „man ſieht nun wohl, wie die Orte heißen, und daß ſie mehr oder weniger von Waldau, eurem Wohnorte, entfernt ſind. Man ſieht aber nicht, wie viel dieſe Entfernungen betragen — ob es zum Beiſpiel bis zur Glashütte eine halbe oder ganze Stunde ſey. Wüßteſt du wohl, Johannes, wie das anzuzeigen wäre?“ „O ja!“ ſagte Johannes, „mit einem Meilenzeiger.“ Er zog unten an der Tafel eine gerade Linie und ſprach: „Sie deutet, obwohl ſie nur einige Spannen lang iſt, eine Länge von einer Meile oder zwei Stunden an.“ Er theilte ſie mit kleinen Querſtrichen, um die Entfernungen von halben und ganzen Wegeſtunden anzudeuten. „Da kann man nun leicht abnehmen,“ ſagte er, „wie weit ein Ort vom andern entfernt ſey.“ Es gefiel dem Herrn von Flint ſehr wohl, daß die

Kinder eine ſo artige Karte von ſeiner Herrſchaft entwerfen konnten.

Der Lehrer machte von dieſer kleinen Karte nun die Anwendung auf die Karte von Deutſchland. Er nahm ſie von der Wand, und hängte ſie an die ſchwarze Tafel. Aus dem bloßen Anblicke der Karte konnten die Kinder angeben, aus welchen Königreichen, Herzogthümern und Fürſtenthümern Deutſchland beſtehe, welches deren Gränzen und Hauptſtädte ſeyen. Sie nannten die vorzüglichſten Flüſſe Deutſchlands, und die daran liegende Städte. Sie konnten ſagen, nach welcher der vier Weltgegenden ſie reiſen müßten, um von Waldau nach München, Stuttgart oder Karlsruhe, nach Wien, Dresden oder Berlin zu wandern, und durch welche Städte ſie kommen würden. Mit Hülfe des Meilenzeigers und eines Zirkels wußten ſie auch die Entfernungen dieſer Städte von einander zu finden. Was man auf der Karte nicht ſehen kann, hatte der Lehrer ihnen mündlich geſagt, wie viele Einwohner und welche Merkwürdigkeiten jede der bedeutendern Städte habe, welche Gewerbe da blühen, und was jedes Land hervorbringe. Er fragte die Kinder nun darüber, und ſie beantworteten auch dieſe Fragen ſehr gut.

Herr von Flint fragte, ob die Kinder auch etwas von der Naturkunde und Naturgeſchichte gelernt hätten? „So viel,“ ſprach der Herr Pfarrer, „als ſich bei der beſchränkten Zeit und ohne eigentliches Lehrbuch lehren ließ. Ich habe da meine eigene Anſicht, und benützte die heilige Schrift dazu, von der die Kinder einen Auszug in Händen haben."

„Nun," ſagte Herr von Flint, „da möchte ich doch hören, wie Sie das gemacht haben?" Der Pfarrer ſprach: „Die Bibel iſt die beſte Auslegung der Natur; die Worte Gottes verbreiten das ſchönſte Licht über die Werke Gottes. Sogleich die Geſchichte von Erſchaffung der Welt iſt ein großes, lebendiges Gemälde von Himmel und Erde; es gibt uns einen umfaſſenden Ueberblick von Licht und Luft, Waſſer und Land, von Sonne, Mond und Sternen, von Gras, Kräutern und Bäumen, von Landthieren, Vögeln, Fiſchen und den übrigen Thieren. Wie herrlich zeigt die Schöpfungsgeſchichte, in welchem Verhältniſſe der Menſch zu ſeinem Schöpfer und der ganzen Schöpfung ſtehe? Der Menſch ward nach Gottes Ebenbild geſchaffen, und die Erde mit Allem, was darauf iſt, ihm unterworfen. Dem erſten Menſchen wurden Baumfrüchte zur Nahrung angewieſen und ihm die Thiere vorgeführt. Dann zeigt die heilige Schrift weiter, wie die Menſchen das Feld bauten, Thiere zähmten oder jagten, das Eiſen und die Metalle bearbeiteten, und ſich ſo die ganze Erde unterthan machten. Wie viel Lehrreiches kann ein weiſer Lehrer über das Alles vorbringen! In der heiligen Schrift kommen unzählige Fingerzeige vor, wie wir die einzelnen Werke Gottes, den Menſchen und die Pflanzen und Thiere, betrachten ſollen.“ Welch ein tiefer Sinn liegt in dem Ausſpruche: „Der das Auge gebildet hat, ſollte Er nicht ſehen? Der das Ohr gepflanzt hat, ſollte Er nicht hören?“ Wie lieblich ſind die Worte Jeſu: „Betrachtet die Lilien des Feldes! Betrachtet die Vögel unter dem Himmel!“ Wie ſchön iſt die Auslegung, die Er ſelbſt davon macht! — Sogar zur Ameiſe werden wir in die Schule geſchickt, um Weisheit zu lernen.“

„Und welche ſchöne Gleichniſſe hat Chriſtus der Herr von Allem, ſowohl dem Größten als Kleinſten in der Natur, hergenommen — zum Beiſpiele von einem Getreidkörnlein?“ Der Pfarrer ſtellte an die Kinder zuerſt einige Fragen über das, was wir an einem Getreidkörnlein mit Augen wahrnehmen, und wie wir die Weisheit, Allmacht und Güte Gottes daran bewundern können. Er wußte ſie durch Fragen ſehr geſchickt darauf zu leiten, daß Halm und Aehre, die aus dem Körnlein hervorkommen, ſchon auf eine wunderbare, höchſt kunſtreiche Weiſe darin verborgen ſeyn müſſen; daß ein einziges Körnlein eine unausdenkliche, nicht zu berechnende Menge von Körnern hervorbringen könne, und wie dieſe gewaltige, ſich immer erneuende Kraft von der Allmacht Gottes zeuge; daß dieſe Wunder der Weisheit und Allmacht Gottes uns zugleich ſeine große Güte verkünden, indem durch die kleinen, unanſehnlichen Getreidkörnlein Millionen von Menſchen ſich nähren und ihr zeitliches Leben erhalten. Der Pfarrer fragte hierauf die Kinder, welches die ſchönen Gleichniſſe Jeſu ſeyen, die Er von einem Samenkörnlein hergenommen; wie wir daran lernen ſollen, was wir zu thun haben, damit Gottes Wort in unſerm Herzen wurzle und Früchte bringe und wir das ewige Leben erlangen; und wie uns das Weizenkörnlein auch ein Sinnbild ſey von Tod und Leben, Grab und Auferſtehung.

„Das Alles iſt freilich beſſer, lehrreicher und bildender,“ ſagte Herr von Flint, „als die Namenverzeichniſſe von Pflanzen und Thieren, worauf ſich die Elementarſchulen auf dem Lande meiſtens beſchränken müſſen, was aber den Namen einer Naturgeſchichte nicht verdient.“

„Bei dieſer Veranlaſſung,“ ſagte er weiter, „fällt mir eine Antwort ein, die einmal in einer Prüfung ein Kind gegeben hat, und die mir ſehr wohl gefiel. Nachdem viel gefragt worden, über die drei Reiche der Natur, das Mineralreich, das Pflanzenreich und das Thierreich, wurde gefragt: „In welches Reich gehört nun der Menſch?“ Ein Kind antwortete: „In das Himmelreich.“ Darauf ſollte ſich auch in der That aller Unterricht beziehen.“

Herr von Flint lobte nun den Lehrer, bezeigte den Kindern ſeine Zufriedenheit und ermunterte ſie zu fernerem Fleiße. „Ich weiß wohl,“ ſprach er, „daß der Herr Pfarrer euch öfter beſchenkt, um euch noch mehr Luſt zum Lernen zu machen. Er hat aus ſeinem großen Baumgarten manchen ſchönen Korb voll Aepfel, Birnen oder Pflaumen hieher bringen laſſen, und ſie unter euch vertheilt. Gegenwärtig habe ich nichts bei mir, was ich euch geben könnte; allein bei der nächſten Schulprüfung werde ich den fleißigſten Schülern und Schülerinnen ſchöne Bücher als Preiſe austheilen laſſen.“ Er hatte bemerkt, daß einige Kinder zwar reinlich, aber ſehr dürftig gekleidet, und wirklich ſehr arm ſeyen. Daher fügte er noch bei: „Ueberdies werde ich die ärmſten Kinder, die ſich durch Fleiß und Wohlverhalten auszeichnen, neu kleiden laſſen und den armen Knaben, die ein Handwerk lernen wollen, einen Beitrag zum Lehrgelde, den Mädchen aber zu ihrer künftigen Ausfertigung geben.“

Die Kinder kamen voll Freude nach Hauſe, und erzählten den Eltern, daß der gnädige Herr in die Schule gekommen ſey, und wie er ſie gelobt, und was für ſchöne Verſprechungen er ihnen gemacht habe. Die Kinder beſuchten die Schule mit neuem Eifer, und lernten noch viel fleißiger, als zuvor. Auch Johannes und Jakob erzählten zu Hauſe, was der gnädige Herr in der Schule geſagt habe. „Das wäre ein großes Glück,“ ſagte die Mutter, „wenn ihr zur Belohnung eures Fleißes beſſere Kleider und einen Beitrag zum Lehrgelde erhalten könntet.“ Die Mutter drang bisher ſehr darauf, daß die zwei Knaben den ganzen Winter hindurch Abends fleißig ſpannen, und ſah es nicht gern, wenn ſie bei den Büchern ſaßen, oder ſchrieben, rechneten, oder auswendig lernten. Jetzt aber ließ ſie es gern geſchehen und ſagte: „Wenn es euch gelingt, die verſprochenen Preiſe zu erhalten, ſo haben wir mehr Nutzen davon, als ihr mit Spinnen verdienen könnet.“ „Und wenn ſie,“ ſprach der Vater, „auch keinen Preis erhielten, ſo brächte das Lernen ihnen für ihr ganzes künftiges Leben dennoch mehr Nutzen, als die wenigen Groſchen, die ſie den Winter hindurch mit Spinnen verdienen könnten.“

4.

Die Schul-Prüfung.

Herr von Flint hatte den Herrn Pfarrer aus der Schule in das Pfarrhaus begleitet. Er war über den guten Zuſtand der Schule höchſt vergnügt, und ſprach zu ihm: „Mein lieber Herr Pfarrer! Die nächſte Schulprüfung wollen wir etwas feierlicher halten, als es bisher geſchehen. Ich wünſchte, daß alle Eltern dabei zugegen ſeyen. Allein in der Schulſtube iſt nicht Raum dazu. Ich denke, Sie werden nichts dagegen haben, die Prüfung in der Kirche zu halten.“

„Ganz und gar nichts,“ ſagte der würdige Pfarrer. „Kirche und Schule ſind mit einander nahe, ja innig verwandt. Aller Unterricht, der in der Schule ertheilt wird, muß ſich, ſo viel nur immer möglich, auf Religion beziehen, wenn er etwas taugen ſoll. — Was nun die öffentliche Prüfung betrifft, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß den Eltern öffentlich dargelegt werde, wie ihre Kinder unterrichtet worden, und was die Kinder gelernt haben. Nur meine ich, bloß die oberſte Klaſſe ſollte öffenlich geprüft werden; die Prüfung der untern Klaſſen ſollte bloß in der Schule, in Beiſeyn der Ortsvorſtände ſtatt haben. Die Prüfung würde ſonſt zu lange währen, die Zuhörer ermüden und ihnen lange Weile machen. Die mittlere Klaſſe kommt dann im nächſten Jahre, und die untere Klaſſe im darauf folgenden Jahre an die Reihe. So werden dennoch alle Kinder öffentlich geprüft.“ Herr von Flint fand dieſe Bemerkung gut, und war ganz damit einverſtanden.

Zum Tage der Prüfung wurde der erſte Mai beſtimmt. Herr von Flint lud einige adelige Herren und Frauen, auch die Beamten aus der Nachbarſchaft ein; der Pfarrer die benachbarten Geiſtlichen, und der Schullehrer die Schullehrer der Gegend. An dem Sonntag zuvor verkündete der Pfarrer von der Kanzel Tag und Stunde der bevorſtehenden Prüfung, und ermahnte die Eltern aufs Freundlichſte, dabei zu erſcheinen.

Die Kirche wurde zu dieſem Kinderfeſte ſehr freundlich ausgeziert. Herr von Flint hatte ein ſchönes Gemälde, den göttlichen Kinderfreund in Mitte der Kinder und Mütter vorſtellend, malen laſſen. Das Bild war zu einem Geſchenke für die Schule beſtimmt, und ſollte bei der Schulprüfung das erſte Mal Kinder und Eltern erfreuen und erbauen. Zu Herrn von Flints Bedauern war der goldene Rahmen dazu nicht fertig geworden; allein Frau von Flint ſorgte für einen Rahmen von Frühlingsblumen und friſchem Grün, darin ſich das Bild wohl noch lieblicher ausnahm, als in einem Rahmen von Gold. Das Bild wurde auf dem Hochaltare aufgeſtellt, und zu beiden Seiten mehrere blühende Blumenſtöcke aus dem herrſchaftlichen Glashauſe, die in voller Blüthe ſtanden. Beide Wände zunächſt am Altare wurden, wie an einem hohen Feſttage, mit ſchönen, karmoſinrothen Tapeten bekleidet, womit die Frau von Flint, ſogleich nach der Beſitznahme der Herrſchaft, die Kirche beſchenkt hatte. An den Tapeten wurden die Schriftproben der Kinder, lauter ſchöne Sprüche aus der heiligen Schrift enthaltend, mit Stecknadeln angeheftet, und die weißen Blätter auf dem ſchönen rothen Grunde fielen ſchon von weitem ſehr ſchön ins Auge. Aus dem Schloſſe und dem Pfarrhauſe hatte man eine Reihe von Seſſeln für die vornehmeren Gäſte in die Kirche gebracht. Davor ſtand ein Tiſch, mit einem farbigen Teppiche bedeckt. Die Leſebücher lagen darauf, und die Schreibhefte der Kinder, worin Muſter von Conten, Quittungen, Empfangſcheinen, Geſchäftsbriefen und dergleichen enthalten waren. Auch ſah man auf dem Tiſche die prächtig gebundenen Preisbücher in ſchimmernder Reihe aufgeſtellt.

Die Eltern, die erwachſenen Jünglinge und Jungfrauen, ja die ganze Pfarrgemeinde hatten ſich zur beſtimmten Stunde in der Kirche eingefunden. Die Gutsherrſchaft und die benachbarten Adeligen, Beamten und Geiſtlichen befanden ſich im Pfarrhauſe, die Schullehrer in dem Schulhauſe. Mit dem Glockenſchlag zwei Uhr zogen die Schulkinder, alle feſtlich gekleidet in ſchönſter Ordnung aus der Schule in die Kirche. Alle fremde Gäſte folgten ihnen.

Die Prüfung wurde mit einem frommen Gebetliede eröffnet. Eine Abſchrift davon, von den Schülern geſchrieben, wurde den anſehnlichſten Gäſten ausgetheilt. Sämmtliche Kinder ſangen ſehr lieblich und mit Andacht. Hierauf hielt der Pfarrer eine kleine Anrede. Er nahm von dem lieblichen Bilde des göttlichen Kinderfreundes Gelegenheit, den Eltern die angenehme Pflicht, ihre Kinder gut zu erziehen, an das Herz zu legen. Nach der Anrede, fragte der Pfarrer, und bald dieſer, bald jener der anweſenden Geiſtlichen, die Kinder aus dem Religionsunterrichte. Die Kinder, nicht alle zuſammen, ſondern nur das Kind, das gefragt wurde, antworteten vortrefflich. Wenn eines oder das andere, was aber ſelten geſchah, ſtockte, ſo erhoben alle, die antworten zu können meinten, den Finger, und der Lehrer nannte dasjenige, welches antworten ſollte.

Nach dem Religionsunterrichte wurde geleſen. Es wurde den Anweſenden frei geſtellt zu beſtimmen, welche Seiten geleſen werden ſollen. Zuerſt las die untere, dann die obere Abtheilung der Klaſſe; die minder geübten Kinder machten den Anfang und die geübteſten den Schluß. So wurde die Aufmerkſamkeit der Zuhörer immer erhalten und ihre Zufriedenheit ſtieg immer höher. Wann auch hie und da ein Kind ein Wort nicht ganz richtig las, ſo wurde der Fehler von dem Lehrer nicht gerügt. „Denn jetzt," ſagte er, „ſind die Kinder da, zu zeigen, was ſie gelernt haben, nicht um zu lernen. Auch würde der Tadel ſie nur erſchrecken, und einſchüchtern, und ſie erſt ſtottern machen. Die Anweſenden werden übrigens die Leſefehler ſchon von ſelbſt bemerken, ohne daß man ſie darauf aufmerkſam mache." Die Kinder laſen mit lauter, doch nicht ſchreiender Stimme, ſo ſchön und deutlich, daß es faſt Jedermann in der Kirche verſtand, und darüber verwundert und erfreut war.

Schon bevor die untere Abtheilung zu leſen anfing, hatte der Lehrer die verehrten Schulfreunde erſucht, den Schülern der oberen Abtheilung ein Thema zu einem Briefe aufzugeben. Herr von

Flint gab ihnen auf: „Ein Kind, daß in dieſem Jahre aus der Schule austritt, dankt dem Lehrer für den erhaltenen Unterricht.“ Nachdem das Leſen aus dem Buche geendet war, mußten die Kinder ihre verfaßten Briefe vorleſen. Alle hatten ihren Dank gegen den Lehrer ſehr herzlich ausgedrückt, ja einige Mädchen waren bei dem Leſen ihrer Briefe ſo gerührt, daß ihnen das Weinen kam, und ſie ihr Briefchen kaum zu Ende leſen konnten.

Jetzt kam man zum Rechnen. Auf die Bitte des Lehrers gab einer der anweſenden Beamten ein beliebiges Rechnungsbeiſpiel auf. Zwei oder drei der Schüler der obern Abtheilung berechneten es auf der großen ſchwarzen Tafel, die aber ſo geſtellt war, daß die übrigen Kinder, die das Beiſpiel auf ihren Schiefertafeln berechnen mußten, nicht darauf ſehen konnten.

Während dieſe Abtheilung ſtillſchweigend mit dem ſchriftlichen Rechnen beſchäftiget war, mußte die untere Abtheilung aus dem Kopfe rechnen. Die anweſenden Herren und Frauen wurden erſucht, Beiſpiele aus dem häuslichen Leben aufzugeben. Die Kinder ſchrieben die gefundene Zahl in großen, deutlichen Ziffern mit der beſten weißen Kreide auf ihre reinlich gehaltenen ſchwarzen Schiefertäfelchen, und hoben dann die Täfelchen mit beiden Händen über den Kopf empor, damit Jedermann ſie ſehen konnte. Da die zu ſuchende Zahl immer ſehr ſchnell, manchmal faſt augenblicklich zum Vorſchein kam und richtig getroffen war, ſo hatten die Zuſchauer kein geringes Vergnügen. Wenn hie und da ein Kind ſich verrechnet hatte, und die Zahl mit den übrigen Zahlen nicht übereinſtimmte, nannte man, nicht ohne Lächeln, die unrichtige Zahl, und das Kind nahm das Täfelchen äußerſt ſchnell wieder herab. Der herrſchaftliche Verwalter, der ein Meiſter im ſchriftlichen Rechnen, aber nicht mit allen dieſen Rechnungsvortheilen bekannt war, erſtaunte über die ſchnelle und richtige Löſung mancher Aufgabe. Die Kinder mußten allemal erklären, wie ſie die Aufgabe gelöst hatten. Er lachte dann und geſtand, daß er in dieſer Prüfung noch Vieles gelernt habe. „Dieſe Rechnungsart,“ ſagte er, „iſt zugleich eine treffliche Verſtandesübung; man kann auch nicht nur im Hauſe, ſondern beſonders auf dem Markte, wo man keine Rechnungstafel bei der Hand hat, guten Gebrauch davon machen.“

Indeß war die obere Abtheilung mit dem ſchriftlichen Rechnungsbeiſpiele fertig geworden. Das Beiſpiel an der Tafel war mit ſchönen deutlichen Ziffern geſchrieben, und ganz gelungen. Auch die Schiefertafeln, worauf die nämliche Aufgabe mit Schieferſtift berechnet war, wurden den Anweſenden herum geboten, und beinahe alle Auflöſungen richtig befunden.

Weil die große, ſchwarze Tafel noch aufgeſtellt war, ſollten die Kinder noch eine Probe von dem Rechtſchreiben geben. Ein alter Pfarrer diktirte auf Erſuchen einen Spruch aus der heiligen Schrift. Es war dieſer: „Gott lieben iſt die ſchönſte Weisheit; den Herrn fürchten iſt die Wurzel der Weisheit; ihre Zweige grünen ewig.“ Der Spruch wurde von den Kindern, und zwar von jedem nur ein Paar Worte, ſehr fertig, deutlich und richtig an die Tafel geſchrieben.

Nun wurde die Erdbeſchreibung vorgenommen. Der Lehrer brachte zuerſt eine Karte der Herrſchaft Waldau, und heftete ſie an die Tafel. Auf dieſer Karte waren Schloß, Dorf und die übrigen Orte nicht bloß mit Ringchen angedeutet, ſondern ſehr kenntlich und mit lebhaften Farben gemalt. Auch die Waldungen und der Bach waren ſchön grün und blau angedeutet. Dieſe Karte brauchte wenig Erklärung. Hierauf rollte der Lehrer eine ſchöne Karte von Deutſchland auf. Er wußte ſo gut zu fragen, und die Kinder wußten ſo gut zu antworten, daß mancher Landmann, der zuhörte, ſich nunmehr erſt eine deutlichere Vorſtellung von Deutſchland machen konnte, als bisher.

An die Erdbeſchreibung ſchloß der Pfarrer die Naturgeſchichte an, in ſofern er ſie in der Schule zu lehren für gut gefunden hatte. Er fragte die Kinder, an welchen Pflanzen, Thieren und Mineralien dieſe oder jene Gegend von Deutſchland vorzüglich reich ſey, und wozu gar Vieles, was das Land hervorbringt, in den Städten verarbeitet, und von mancher weit entfernten Stadt durch den Handel bis in das Dorf, worin die Kinder lebten, gebracht werde. Er durchging hierauf mit den Kindern einige Stellen des 103 (nach Andern des 104) Pſalms, in dem die Werke Gottes ſo herrlich dargeſtellt werden, und den die Kinder auswendig wußten. Der Pfarrer wendete auch auf Deutſchland die herrlichen Worte an: „Wie groß, wie viel ſind Deine Werke, o Herr! Alle haſt Du mit Weisheit geordnet; die ganze Erde iſt voll Deiner Güter.“

Nach der Prüfung wurden die Preiſe vertheilt. Der gnädige Herr überreichte die Preisbücher den Knaben, die gnädige Frau den Mädchen. Die beiden Brüder Johannes und Jakob erhielten, zu großer Freude ihrer Eltern, die erſten Preiſe. Der gnädige Herr nannte nun noch jene armen Knaben und Mädchen, die er neu kleiden laſſen, und ſie auch noch mit Geld beſchenken wollte. Auch hier wurden Johannes und Jakob zuerſt genannt.

„Es haben aber,“ ſprach Herr von Flint, „nicht nur die Kinder für ihren Fleiß Lob und eine Belohnung verdient, ſondern ganz vorzüglich der Herr Lehrer. Er überreichte ihm eine Schrift, die nicht bloß eine Belobung enthielt, ſondern auch eine Belohnung — eine Anweiſung auf Getreid und Geld, das er bei dem herrſchaftlichen Rentamte zu erheben habe.

Zum Schluſſe ſangen die Kinder noch ein fröhliches Danklied. Kinder und Eltern waren hoch erfreut, und viele Mütter und Väter hatten Thränen in den Augen. Die Kinder wurden nun noch in den Schloßgarten eingeladen, und zogen in ſchönſter Ordnung dahin. Auf einem ſchönen grünen Platze waren zwei lange Tiſche errichtet, einer für die Knaben und einer für die Mädchen. Die Tiſche waren reichlich mit Kuchen und großen Schüſſeln voll Backwerk und einigen Flaſchen Meth beſetzt. Auch prangten darauf einige Körbchen voll ſchöner Aepfel. Sie waren im vorigen Jahre, auf den Bäumen eben dieſes Gartens, im Ueberfluſſe gewachſen, und hatten ſich gehalten, bis die Apfelbäume wieder in voller Blüthe ſtanden. Knaben und Mädchen ſetzten ſich freudig auf die langen Bänke an die Tafel, und ließen es ſich ſehr wohl ſchmecken. Es war für die Herrſchaft und andere Anweſende eine Luſt, ihnen zuzuſehen. Nachdem die Kinder gegeſſen und getrunken hatten, ſangen ſie einige Frühlingslieder, die an dem ſchönen Frühlingstage und in dem herrlichen Garten voll blühender Bäume ſich beſonders ſchön ausnahmen. Einige Lehrer begleiteten den Geſang mit Klarinetten und Waldhörnern. Alle Kinder verſicherten: „In un=

ſerm ganzen Leben hatten wir noch nie einen ſo fröhlichen Tag.“ Die Eltern konnten die gute Schule und die gnädige Herrſchaft nicht genug loben und preiſen. Es bedurfte keiner Zwangsmittel mehr, die Kinder in die Schule zu nöthigen.

5.

Die Lehrlinge und Geſellen.

Nachdem die beiden Knaben Johannes und Jakob neu gekleidet waren, zogen auch Vater und Mutter ihre Sonntagskleider an, und der Vater ſagte: „Kinder, laßt uns nun miteinander in das Schloß gehen, und dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau unſern Dank bezeigen.“ Als ſie in das Zimmer traten, ſagte die Frau, jedoch um die Kinder nicht eitel zu machen, in franzöſiſcher Sprache zu ihrem Gemahl: „Die zwei Knaben ſind in der neuen Kleidung noch einmal ſo hübſch. Der Größere mit ſeinen dunkeln Haaren gleicht ſeinem Vater, und der Kleinere der Mutter. In der That, es ſind ein Paar recht ſchöne, allerliebſte Knaben!“

„Und was noch mehr iſt,“ ſagte der Herr in eben der Sprache, „ſie ſind zwei recht brave, fleißige, gutartige, hoffnungsvolle Knaben. — Wie wäre es, wenn wir ihnen nicht bloß einen Beitrag zum Lehrgelde machten, ſondern es ſogleich ganz bezahlten?«

»Damit bin ich ganz einverſtanden,« ſprach die Frau. »Wir wollen die Liebe, die wir zu unſern ſo frühe verblichenen zwei Söhnen hatten, dieſen zwei Knaben, und andern armen Kindern zuwenden. Ich will deßhalb gern auf die goldenen Ohrenringe mit Diamanten, die du mir kaufen willſt, Verzicht leiſten. Ich habe ja ohnehin Schmuck genug; das Geld wird ſo beſſer angewandt ſeyn.«

»Nun, wie ſteht es,« ſagte hierauf Herr von Flint zu dem Vater: »ſeyd Ihr nicht geſonnen, Eure zwei wackere Knaben Handwerke lernen zu laſſen?«

»Ich bin zwar,« ſagte der Mann, »mit meinem Stande, wiewohl ich, ſo wie mein ſeliger Vater, nur ein Holzhacker bin, vollkommen zufrieden. Da aber der liebe Gott meinen zwei Söhnen gute Talente gegeben hat, ſo meine ich freilich, ſie könnten Handwerke lernen, wozu mehr Geſchicklichkeit als zum Holzhacken gehört, und die auch einträglicher ſind.«

»Habt Ihr,« ſprach Herr von Flint, »auch ſchon darauf gedacht, welche Handwerke Ihr Euren Knaben möchtet lehren laſſen? Wozu hätten ſie wohl Luſt?«

»Mein Johannes da,« ſagte der Vater, »möchte gern ein Schreiner werden. Es befindet ſich in der nächſten Stadt ein trefflicher Schreiner, ein gar rechtſchaffener, chriſtlicher Mann. Es iſt der Meiſter Blank, der auch ſchon hier im Schloſſe gearbeitet hat. Er kommt zu Zeiten heraus in den Wald, um Holz zu ſeinen Arbeiten zu kaufen. Ich habe ihm ſchon ſo manchen ſchönen Kirſchenbaum ausfindig gemacht und ihm denſelben gezeigt. Der Herr Förſter ſchickte einmal den Johannes mit einem Brieflein an ihn in die Stadt. Dem Knaben gefiel es in der Werkſtätte ſehr wohl, und er will ſeit der Zeit nichts anders werden, als ein Schreiner. Der Meiſter wäre auch ſehr geneigt, ihn in die Lehre zu nehmen.“

„Nun wohl,“ ſprach Herr von Flint; „und was möchte denn Euer jüngerer Sohn, der Jakob, einmal werden?“

„Der,“ ſagte der Vater, „hat die größte Luſt zum Drechslerhandwerke. Die Mutter ſchickte ihn einmal mit ihrem ſchadhaften Spinnrädlein zum Dreher in die Stadt. Der Knabe ſah dem Drehen zu, und war über dieſe ſinnreiche Kunſt, wie er ſie nannte, ganz erſtaunt und entzückt, und ſagte zu dem Meiſter: „Ich möchte von der Welt nichts lieber werden, als ein Drechsler.“ Der Meiſter hatte Freude an dem Knaben, und zeigte Luſt, ihn in die Lehre zu nehmen. Auch dieſer Meiſter, den ich hier im Walde kennen gelernt, iſt ein ſehr braver Mann.“

„Das Alles, was Ihr mir da geſagt habt, iſt erwünſcht,“ ſprach Herr von Flint. „Nun hört einmal! Ich will für die beiden Knaben nicht bloß einen Beitrag zum Lehrgelde machen. Ich und meine Frau ſind bereit, es ganz zu bezahlen. Redet mit den Meiſtern und macht mit ihnen die Sache, auch wegen des Lehrgeldes, ſogleich richtig.“

Beide Knaben — und die Mutter unter vielen Thränen, — küßten dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau die Hand. „Ich und meine Söhne,“ ſagte der Vater, „werden Euren Gnaden, ſo lange wir leben, für eine ſo große Wohlthat dankbar ſeyn, und Gott wird ſie Ihnen vergelten.“

Sogleich am folgenden Tage begab ſich der Vater mit den beiden Knaben in die Stadt. Beide kamen ſogleich in die Lehre. Sie faßten Alles ſehr gut, griffen jede Arbeit mit Luſt an, waren unermüdet fleißig, und wurden ſehr geſchickt. Sie beſuchten auch, ſo viel es ihre Arbeiten geſtatteten, die Gewerbsſchule und den Unterricht im Zeichnen, und gehörten auch da unter die ausgezeichnetſten Schüler. Dabei waren ſie recht fromme Knaben, willig, wohlgeſittet, und ihre Aufführung war ohne allen Tadel. Ihre Meiſter hatten Freude an ihnen, und konnten ſie nicht genug loben.

Als Beide ausgelernt hatten und Geſellen geworden, ſagte Johannes zu Jakob: „Du, Bruder, dem gnädigen Herrn, der uns eine ſo große Wohlthat erwieſen hat, müſſen wir doch eine kleine Freude machen. Er iſt ein ungemeiner Liebhaber vom Schachſpiele. Ich will in den Stunden, in denen ich von Arbeit frei bin, ein recht ſchönes Schachbrett für ihn verfertigen. Drehe du in deinen Freiſtunden das Schachſpiel dazu. Du haſt ſchon viele Dutzende gemacht; du wirſt gewiß ein recht ſchönes zu Stande bringen.«

„Das iſt ein guter Einfall,“ ſagte Jakob, „das wollen wir thun. Aber für die gnädige Frau ſollten wir auch etwas machen. Sie hat Freude am Spinnen. Ich dachte daher ſchon daran, ihr ein recht hübſches Spinnrädchen von meiner Arbeit zu verehren.“

„Das iſt ſchön!“ ſagte Johannes, „das thu; und ich werde für die gnädige Frau ein ſo niedliches Arbeitstiſchchen verfertigen, als ich nur immer zu Stande bringen kann.«

Nach einiger Zeit begaben ſich Beide mit ihren Arbeiten, die trefflich ausgefallen waren, in das Schloß. Sie ließen ſich zuerſt bei dem gnädigen Herrn melden, und wurden ſogleich vorgelaſſen. Sie ließen das Arbeitstiſchchen und das Spinnrädchen einſtweilen in dem Vorzimmer ſtehen, und traten ehrerbietig in das Zimmer des Herrn von Flint. Johannes hatte das Schachbrett unter dem Arme, und Jakob hielt die ſchöngedrehte Kapſel mit dem Schachſpiele in der Hand. Johannes führte das Wort und ſagte: „Wir beide Brüder kommen, Euren Gnaden eine geringe Probe unſerer Arbeiten und einen kleinen Beweis unſerer Dankbarkeit zu bringen.“

Der Herr von Flint war ſehr freundlich, betrachtete das Schachbrett mit großem Wohlgefallen und ſagte: „Das iſt ja aus dem ſchönſten weißen und braunen Holze von Ahorn und Nußbaum, und ſo ſchön polirt, daß es glänzt wie ein Spiegel.“ Er legte das Brett auf den Tiſch, nahm das Schachſpiel aus der Kapſel, und ſtellte die Schachſpielfiguren ſogleich auf. „Sie ſind unvergleichlich,“ ſagte er; „ſie ſind ſo ſchön weiß und ſchwarz, als wären ſie von Elfenbein und Ebenholz, und ſo fein und zierlich gedreht, daß ſie kaum ſchöner ſeyn könnten. Es iſt doch ſchön, wenn man etwas gelernt hat! Es macht mir Freude, daß ihr ſo geſchickt geworden. Was doch der Fleiß vermag! Ich hätte nie gedacht, daß ihr mich ſo reichlich würdet beſchenken können. — Aber meiner Frau müſſet ihr nun auch eine kleine Arbeit von eurer Hand zum Geſchenke machen.“

„Wir haben auch für die gnädige Frau ein Paar kleine Geſchenke mitgebracht,“ ſagte Johannes. „Sie ſtehen draußen im Vorzimmer.“ Herr von Flint ging ſogleich hinaus, und lobte das hübſche Spinnrädchen und das ſchöne Arbeitstiſchchen ſehr. „Meine Frau wird ſich freuen,“ ſagte er; „über=

bringt ihr ſogleich die ſchönen Arbeiten.“ Frau von Flint wurde durch die ſchönen Arbeiten überraſcht. Sie betrachtete bald das Tiſchchen, bald das Rädchen mit Entzücken und lobte beides ganz ungemein. „Eure Geſchicklichkeit,“ ſprach ſie, „freut mich ſo ſehr, als eure Dankbarkeit. Bei euch trifft das Sprüchlein ein, das ihr in der Schule gelernt habt: Ein edles Herz und eine geſchickte Hand haben den Preis im ganzen Land.“

Jetzt trat Herr von Flint mit ſeinem Schachbrette und dem Schachſpiele in das Zimmer, und ſagte zu ſeiner Gemahlin: „Da ſieh einmal, was ich Schönes bekommen habe! Das Geld, das wir an die zwei Jünglinge verwendet haben, war ſehr wohl angewendet.“

„Nun werdet ihr euch,“ ſprach er zu ihnen, „wohl bald auf die Wanderſchaft begeben? Nicht ſo? Ich finde das ſehr nöthig. Denn ich wünſchte, geſchickte Handwerker in meine Herrſchaft zu bekommen.“

Sie ſagten, daß ſie noch ein Jahr bei ihren Meiſtern bleiben würden, um ſich noch mehr Fertigkeit und Gewandtheit in dem Handwerke zu erwerben, und ſich ein Reiſegeld zu erſparen; dann aber wollten ſie in die Fremde gehen.

„Nun wohl!“ ſprach Herr von Flint. „Ich werde mich künftigen Winter mit meiner Frau nach Frankfurt begeben, und dort werde ich für euch

Beide die beſten Meiſter ausfindig machen. Ihr ſollt weitere Nachricht erhalten. Auch werden wir, was euch an der nöthigen Ausſtattung für die Reiſe dann noch abgehen ſollte, euch anſchaffen, damit ihr dort mit Anſtand erſcheinen möget.“

Beide Jünglinge küßten voll der innigſten Dankbarkeit dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau die Hand, eilten nach Hauſe und riefen: „Lieber Vater, liebe Mutter! Nun habt Ihr wieder eine große Sorge weniger, die Euch ſchon lange das Herz ſchwer gemacht! Die gnädige Herrſchaft will uns für die Reiſe ausſtaffiren.“ Vater und Mutter weinten Freudenthränen, dankten Gott, und der Vater ſagte: „Wir alle — ihr, meine Söhne und wir, Eure Eltern! — wollen täglich zu Gott flehen: „Lieber Gott, ſegne unſre gute Herrſchaft!“

Bevor ein Jahr verfloß, ſchrieb Herr von Flint, ſeinem Verwalter, die beiden wackern Geſellen ſollen ſich unverzüglich auf den Weg machen; mit Allem, was ſie bedürfen, ſeyen ſie auf herrſchaftliche Koſten zu verſehen. Der Verwalter begab ſich ſogleich zu ihnen in die Stadt, um ſeinem Auftrage gemäß, ſie zur Reiſe auszurüſten, wie es ordentlichen Handwerksburſchen geziemt, und um ihnen Alles noch Fehlende zu beſorgen.

Nach einigen Tagen traten beide rüſtige Jünglinge in Reiſekleidern, ihre Ränzchen auf dem Rücken und den Wanderſtab in der Hand, zu ihren Eltern in das kleine Stübchen, um Abſchied zu nehmen. Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, blieben ſie. Sie beſuchten Morgens den Gottesdienſt mit beſonderer Andacht, um Gott für alle in ihrem Vaterorte genoſſene Wohlthaten zu danken, und ſich in Seinen fernern Schutz zu empfehlen. Nach dem Gottesdienſte gingen ſie zu dem Herrn Pfarrer, auch ihm für alles Gute, das er ihnen erwieſen, ihren Dank zu bezeigen. Der würdige Geiſtliche gab ihnen noch viele gute Ermahnungen, ſchenkte jedem ein ganz vortreffliches kleines Büchlein, (das damals in dem Schulbücher-Verlage zu München eben erſchienen war:) „Hundert väterliche Lehren, ein Geſchenk für wandernde Handwerksgeſellen“ und gab ihnen ſeinen Segen. Hierauf begaben ſie ſich zu dem trefflichen Schullehrer, zu dem Verwalter, zu ihren Taufpathen und allen Wohlthätern und Bekannten, die alle ihnen Glück und Segen wünſchten. Am folgenden Tage baten Beide, vollkommen reiſefertig, nun noch um den väterlichen und mütterlichen Segen. Die Mutter weinte, gab ihnen ihre wenigen zuſammen geſparten Groſchen, und viele gute Ermahnungen mit auf den Weg. Der Vater ſprach: „Ich kann euch nichts geben, als meinen Segen! Vertraut auf Gott, haltet ſeine Gebote, ſeyd rechtſchaffen und thut nichts Böſes — ſo wird Gott für euch ſorgen, und euch nie das Nöthige fehlen laſſen.“ Er blickte mit

Augen voll Thränen zum Himmel; die Mutter ſtand ſchluchzend und mit gefaltenen Händen neben ihm. Beide Söhne knieten nieder — und der Vater ſprach: „Der allmächtige Gott ſegne euch, bewahre euch, und wolle immer mit euch ſeyn!“ Und Mutter und Söhne ſagten: „Amen.“

Die Söhne ſtanden auf, küßten dem Vater und der Mutter die Hände, dankten ihnen für alle empfangene Wohlthaten, und baten wegen aller ihrer jugendlichen Fehler um Vergebung; ihre Stimme brach, ihre Thränen floſſen heftiger, der Schmerz übermannte ſie — ſie wandten ſchnell ſich um und eilten zur Thüre hinaus.

6.

Die Rekruten.

Beide Brüder kamen glücklich zu Frankfurt an. Herr von Flint ließ ſogleich die zwei Meiſter rufen, denen ſie ſehr wohl gefielen, und die ſie ſogleich mit ſich nahmen. Beide Jünglinge erwieſen ſich ſo geſchickt und ſo fleißig, und ihr ganzes Betragen war ſo gut und ohne Tadel, daß ihre Meiſter ſie bald ſo lieb gewannen, als wären ſie ihre Söhne, und ſie ſo gut hielten, wie ein Kind im Hauſe.

Die beiden fleißigen Geſellen bekamen auch ſo viel Lohn, und waren nach dem Beiſpiele ihres Vaters ſo ſparſam, daß ſie von Zeit zu Zeit, anſtatt um Geld nach Hauſe zu ſchreiben, ihren Eltern Geld ſchicken konnten. Die Eltern freuten ſich über dieſe kindlichen, dankbaren Geſinnungen ihrer Kinder, und konnten in ihrer Armuth nun ſich manches Nöthige anſchaffen.

Nach zwei Jahren aber wurden die liebevollen Eltern von einer neuen Sorge geängſtiget; beſonders war die Mutter tief bekümmert. Es war Krieg, und alle Jünglinge, die das zwanzigſte Jahr zurück gelegt hatten, wurden einberufen, um das Loos zu ziehen, welche aus ihnen dem Militär ſollten eingereiht werden. Unter dieſen Jünglingen war nun auch Johannes. Er kam nach Hauſe, und tröſtete voll fröhlichen Muthes ſeine bekümmerten Eltern. „Was auch geſchehen wird,“ ſagte er, „das wollen wir als den Willen Gottes anſehen, und es von Gott annehmen. Ich fürchte mich nicht, Soldat zu werden, und für mein Vaterland zu kämpfen, dem ich jetzt im Felde nützlicher werden kann, als an meiner Hobelbank.“

Er ging hin, zog das Loos — und ward für dieſes Mal frei. Die Offiziere bedauerten, daß ihnen ein ſo wohlgewachſener, kraftvoller, muthiger Jüngling entging; die Eltern aber waren hoch erfreut, und dankten Gott, daß ihr lieber Johannes ihnen wieder geſchenkt war.

Im folgenden Jahre wurden die Jünglinge von Jakobs Alter einberufen, um aus ihnen die erforderliche Anzahl zum Kriegsdienſte durch das Loos auszuheben. Jakob beſuchte drei Tage vor der Ziehung ſeine Eltern. Er war ſehr kleinmüthig und verzagt; bei ſeiner ſanften, ſtillen Gemüthsart war es ihm ein entſetzlicher Gedanke, Soldat zu werden und in den Krieg zu ziehen. Die Mutter ſuchte, obwohl ihr ſelbſt das Herz bebte, ihm Muth zu machen; auch der Vater verſuchte, ihn zu ermuntern. Allein alles Zureden half nichts. Der gute Jüngling war ſehr traurig, und es war ihm ganz unbeſchreiblich bange. Mit ſchwerem Herzen ging er hin, das Loos zu ziehen und ſeine Eltern verſprachen, indeſſen für ihn zu beten. Mit bleichem Geſichte kam er zurück und rief: „Nun iſts vorbei; ich bin Soldat!“ Die Eltern bemühten ſich vergebens, ihn zu tröſten. Es war ein großer Jammer.

In acht Tagen ſollte Jakob mit den übrigen Rekruten abgehen. Am Tage vor der Abreiſe trat plötzlich Johannes in die Stube. „Ich vernahm,“ ſagte er, „daß den Bruder Jakob das Loos getroffen habe. Ich weiß, daß er wenig Neigung hat, Soldat zu werden, und komme nun, anſtatt ſeiner einzutreten.“

Bruder Jakob war im Herzen erfreut, wollte es aber doch nicht zugeben. „Es iſt zu viel, liebſter Bruder,“ ſagte er, „daß du aus Liebe zu mir ſo große Beſchwerden auf dich nehmen, und dein Leben für mich daran wagen willſt.“

„Ich thu' es gern,“ ſprach Johannes; „es freut mich, daß ich meine Liebe zu dir — und zu meinem Vaterlande durch die That beweiſen kann.“ Jakob und beide Eltern wurden durch dieſe Großmuth ſo gerührt, daß ſie heiße Thränen vergoſſen. Sie lobten Johannes über die Maßen. Allein er ſagte: „Gottlob, ich habe Muth dazu! Dieſer Muth iſt eine Gabe Gottes, und Niemand kann ſich ihn ſelbſt geben. Man ſollte, was freilich nicht wohl möglich iſt, bei Aushebung der Mannſchaft nicht bloß darauf ſehen, ob ein junger Menſch ſeine geraden Glieder beſitze, ſondern ob er auch Herz habe.“ — „Nur Eines verſprich mir jetzt, lieber Jakob,“ ſagte er zu ſeinem Bruder. „Sorge für unſere lieben Eltern; gib ihnen jeden Kreuzer, den du von deinem Lohne erſparen kannſt; denn von meinem Solde werde ich wenig erübrigen können. Und ſollte ich umkommen im Kriege, ſo ſey du ihre Stütze in ihrem Alter.“

Johannes ging mit ſeinem Bruder in die Stadt zu dem Offizier, und bat, anſtatt ſeines Bruders angenommen zu werden. Der Offizier freute ſich des muthigen, jungen Mannes und ſprach: „Das iſt ja vortrefflich, daß du ganz freiwillig deinem Könige und Vaterlande dienen willſt. So, wie du, ſollten Alle denken.“ Johannes wurde ſogleich in die Liſte eingeſchrieben, und Jakob entlaſſen.

Nachdem Johannes hinreichend in den Waffen geübt worden, und nun zu Feld ziehen ſollte, nahm er noch von ſeinen Eltern Abſchied. In einer ganz neuen ſchimmernden Uniform und mit glänzendem Helme bedeckt, trat er in die Stube, und ſtand da, als ein ſchöner, ſtattlicher Kriegsmann. Die Mutter aber freute ſich des Anblicks nicht; ſie erſchrak, und als er vom Abſchiednehmen redete, brach ſie in Thränen aus. Er aber ſprach. „Weinet nicht, liebſte Mutter! Wir ſtehen überall in Gottes Hand; gegen Seinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Wen Er ſchützt, der iſt auf dem Schlachtfelde ſo ſicher, als in ſeinem Hauſe. Betet für mich, und ſeyd gutes Muths.“

Die Mutter ging in die Kammer, und kam mit einer kleinen Goldmünze wieder heraus. „Sieh,“ ſagte ſie, „das iſt noch der Pathenpfennig, den ich von meiner Taufpathe erhalten habe. Ich trug das Goldſtücklein an einem ſeidenen Bändchen am Halſe, als ich noch jünger war. Deßhalb iſt ein Oehr, ein kleines Ringlein, daran angelöthet. In meinem verheiratheten Stande habe ich, wenn ich in Geldnoth war, dieſes Gold vielmal verſetzt, aber das Pfand allemal richtig wieder eingelöſet. Gib es nicht aus, als in der äußerſten Noth; entlehne, wenn es je möglich iſt, lieber Geld darauf, damit das ſchöne Goldſtücklein nicht in fremde Hände komme. Es iſt mir ein gar zu theures Andenken! Sieh, der heilige Martin iſt darauf abgebildet.“

„Richtig,“ ſagte der Sohn; „er ſoll mein Vorbild ſeyn. Ich will mich beſtreben, ein ſo tapferer Soldat zu ſeyn, als er geweſen.“ „Wohl,“ ſagte die Mutter, „ſey aber auch im Kriege ſo ſchonend und mildthätig gegen Leidende und Bedrängte, wie er es geweſen.“

„Das will ich,“ ſagte Johannes; da habt Ihr meine Hand darauf. Ich werde dieſes Gold zum Andenken an Euch, und zur Erinnerung an den menſchenfreundlichen, heldenmüthigen Heiligen an einer ſeidenen Schnur, unter meiner Weſte hier, immer auf meiner Bruſt tragen.“

Als es zum Abſchied nehmen kam, brachen beide Eltern in Thränen aus. Der Sohn tröſtete ſie mit heiterem Angeſichte. Bald fühlte er aber, daß der Abſchied auch ihn weichherzig mache, und daß auch ihm das Weinen komme. Da ſagte er ſchnell: „Lebt wohl, und Gott ſey mit uns!“ und riß ſich, um ihnen ſeine Thränen zu verbergen, von den geliebten Eltern los. Ihre beſten Segenswünſche, und ihr inbrünſtiges Gebet begleitete ihn.

7.

Eine Trauernachricht.

Johannes ſchrieb, gemäß ſeinem Verſprechen, ſeinen Eltern von Zeit zu Zeit, und ſeine Briefe enthielten lauter Erfreuliches und Tröſtliches. Jakob ſtand wieder in der nahen Stadt, bei ſeinem ehemaligen Lehrmeiſter, der ihn darum erſucht hatte, in Arbeit. Am Namensfeſte der Mutter kam er heraus aufs Land, ihr Glück zu wünſchen. Beide Eltern waren ſehr bekümmert, daß ſie von Johannes ſchon lange keinen Brief mehr erhalten hatten, und klagten ihren Kummer dem Jakob. Jakob ſprach aber fröhlich: „Ich bringe einen Brief von ihm, der in einem Briefe an mich eingeſchloſſen war. Er enthält zwar keinen Glückwunſch zu dem heutigen Feſte, denn der Brief hat ſich, wohl um mehr als drei Monate verſpätet. Er wird Euch aber dennoch große Freude machen.«

Jakob las den Brief vor. Johannes ſchrieb unter anderm: „Liebſte Eltern! Gottlob bin ich noch immer geſund und wohl. Es fielen ſchon mehrere blutige Gefechte vor. Allein Gott hat mich in Mitte von feindlichen Kugeln und Bajonetten noch immer unverletzt erhalten. Ich habe dies Eurem frommen Gebete, liebſte Eltern, vorzüglich Euern Thränengebeten, liebſte Mutter, zu verdanken. Seyd unbekümmert um mich, und betet ferner für mich, ſo wird Gott mich auch ferner ſchützen.“ In dem Briefe folgten jetzt viele dankbare Erinnerungen, Empfehlungen und Grüße, an den gnädigen Herrn und deſſen Frau Gemahlin, an den Herrn Pfarrer, den Herrn Lehrer, den Herrn Verwalter, an Meiſter Blank und alle Wohlthäter und gute Freunde. „Der liebe Gott,“ hieß es dann weiter im Briefe, „hat uns doch immer gute Menſchen zugeſchickt, die ſich unſer annahmen. Auch meine Herren Offiziere ſind ſehr gnädig gegen mich, und denkt nur, liebſte Eltern, ſo kurz ich noch diene, ſo bin ich ſchon Unterofffizier. Auch das habe ich Euch zu danken, weil Ihr mich ſo fleißig zur Schule geſchickt, wo ich nicht nur fertig und deutlich ſchreiben, ſondern auch das, was ich ſah und hörte, zu Papier bringen lernte. Man iſt daher mit meinen Berichten ſehr zufrieden. Auch kommt es mir jetzt gut, daß ich ſchon in der Schule einen Begriff von Landkarten erhalten habe, und mich auf jeder Karte leicht zurecht finde. Danket mit mir dem lieben Gott, daß Er mich in meiner Kindheit einen ſo treuen Lehrer hat finden laſſen, und mich bei all' den großen Gefahren feindlicher Angriffe, die wir zurückſchlugen, bisher in Seinen heiligen Schutz genommen hat. Ich habe das feſte Vertrauen zu Ihm, Er werde es ferner thun. Darum ſeyd gutes Muthes und ſeyd fröhlich, wie ich es bin.“ Die Eltern wurden durch dieſen Brief ſehr aufgeheitert.

Die Mutter eilte nun in die Küche, ein etwas beſſeres Mittageſſen, als gewöhnlich, zu bereiten. Bei Tiſche redeten alle Drei, gleich angelegentlich und herzlich, noch lange von dem geliebten Johannes. Sie lobten ſein Vertrauen auf Gott, ſeinen kühnen Muth, ſeine kindliche und brüderliche Liebe. Alle waren, da man viel vom nahen Frieden ſprach, voll der ſüßeſten Hoffnung, ihn bald fröhlich und geſund wieder zu ſehen.

Jakob hatte in ſeiner Rocktaſche eine Flaſche Wein mitgebracht. Der Wein, der den guten, alten Leuten etwas Seltenes war, erheiterte ſie noch mehr. Sie tranken auf die Geſundheit des trefflichen Johannes. „Wir haben doch ſchon lange keinen ſo fröhlichen Tag gehabt!“ ſagte der Vater. —

Da näherte ſich ein Soldat, bleich und abgezehrt, an einer Krücke dem Hauſe. Die Eltern meinten, als ſie ihn durch das Fenſter erblickten, der Soldat ſey Johannes, von dem ſie eben redeten. Allein als er in die Stube trat, ſahen ſie, er ſey ein Bauernſohn aus einem benachbarten Dorfe. Der wackere Krieger war im Kriege verwundet und im Militärſpitale geheilt worden; da man ihn aber zu ferneren Kriegsdienſten unfähig befunden, ſo hatte man ihn nach Hauſe entlaſſen. Eben weil er ſo blaß und mager geworden, hatten ſie ihn nicht ſogleich wieder erkannt.

„Ich bringe Euch einen Gruß von Eurem Johannes,“ ſagte er, „von unſerm Herrn Korporal!“

„Von unſerm Johannes!“ riefen alle Drei erfreut. „Nun, geht's ihm gut?“

„Ich denke beſſer, als es uns auf dieſer elenden Welt gehen kann!“ ſprach der Soldat. „Er iſt als ein tapferer Kriegsheld auf dem Bette der Ehre geſtorben.“

Da erſchraken alle Drei heftig; die Mutter wollte umſinken. Die Fröhlichkeit war plötzlich in Traurigkeit verwandelt. Sie konnten vor Schrecken lange nicht reden, nur tiefe Seufzer und einzelne Jammerworte ſtießen ſie aus.

Endlich ſagte der Vater; „Setzt Euch zu uns, lieber Andreas, und erzählt, wie es ihm ging?“

Andreas ſetzte ſich; die Mutter ſchenkte ihm, mit zitternder Hand, den Reſt des Weines ein, legte ihm von dem Gebackenen vor, und er erzählte: „Wir wurden von dem Feinde angegriffen, und leiſteten ihm tapferen Widerſtand. Der Herr Korporal, Euer Johannes, ward von einer Kugel zu Boden geſtreckt. Da man nicht wiſſen konnte, wie das Treffen ausgehen werde, ſo wollten ich und ein Kamerad ihn in Sicherheit bringen. Wir trugen ihn auf einen nahen Kornacker, auf dem der bereits reife Roggen in hohen Aehren ſtand. Hier legten wir ihn ſanft nieder, und ich ſuchte das Blut zu ſtillen. Er erholte ſich ein wenig und ſagte: „Kehrt zurück in den Streit; mir könnet ihr nun nichts mehr helfen, aber wohl unſern Kameraden, die einen harten Stand haben.“ Es wurde ihm aber ſogleich wieder ſehr übel. Er ſagte zu mir mit ſchwacher Stimme: „Andreas! da unter meiner Weſte trage ich an einer ſchwarzen, ſeidenen Schnur ein Goldſtücklein. Bring das meiner lieben Mutter! Grüße ſie und meinen lieben Vater. Grüße auch meinen Bruder Jakob, und bring ihm dieſen meinen letzten Abſchiedskuß.“ Er küßte mich mit blutendem Munde, und da er ſah, daß er mich blutig gemacht, ſeufzte er, und ſagte: „Bring ihm dieſen blutigen Kuß.“ — „Gott ſey meiner Seele gnädig!“ ſagte er noch, — und verſchied. Wir eilten zurück in den Streit. Das Gefecht währte, bis die Nacht einbrach. Wir mußten der Ueberzahl der Feinde weichen, und wurden über eine Stunde weit zurückgetrieben. Am andern Morgen erneuerte der Feind, der indeß noch Verſtärkung erhalten hatte, den Kampf. Wir wurden geſchlagen, zogen uns aber in guter Ordnung noch weiter zurück. Mich traf eine Kugel in den Fuß, und ich kann ſeit der Zeit nur mehr an der Krücke gehen. In der Nacht bekam der Hauptmann Befehl, den Kampf aufzugeben, und auf der Stelle in aller Stille abzuziehen. Der Feind hatte nicht nur unſer Regiment angegriffen, ſondern zu gleicher Zeit alle Stellungen unſers ganzen Heeres. Wir räumten die ganze Gegend.“

Andreas zog jetzt das kleine Goldſtück, an der ſchwarzen Schnur, heraus und gab es der Mutter. Die Mutter, die bisher bleich und ſtumm dageſeſſen war, brach in Thränen aus, als ſie das Goldſtück erblickte. Sie erzählte, wie ſie es ihrem ſeligen Johannes beim Abſchiede gegeben, und wiederholte alle Worte, die ſie ihm geſagt hatte.

„Nun,“ ſprach der Soldat, „alle dieſe Worte hat Euer guter Johannes treulich befolgt. Er war ſehr tapfer gegen den Feind, und wußte gar nicht, was die Furcht ſey; gegen Bürger und Bauern aber, bei denen wir einquartirt wurden, war er immer ſehr freundlich und gut. Er ſah darauf, daß der Mann erhielt, was ihm gebührte; wer aber zu viel forderte, den wies er zurecht, und ſchlichtete manchen Zank und Streit. Alle Soldaten liebten ihn; auch bei den Offizieren, ſogar bei dem Herrn Oberſt, galt er ſehr viel. Wenn er noch länger gelebt hätte, hätte er es ſicher noch bis zum Offizier gebracht.“

Vater und Mutter dankten dem ehrlichen Krieger für die wiewohl traurige Nachricht, beſonders aber, daß er ihrem lieben Johannes in deſſen letzter Stunde ſo liebreich beigeſtanden, und die Goldmünze ſo treulich überbracht habe. Alle weinten. Andreas der auch Thränen in den Augen hatte, hinkte an ſeiner Krücke nach Hauſe. Am untröſtlichſten war Jakob. „Ach,“ ſeufzte er, „der gute Bruder hat ſein Leben für mich gegeben!“

8.

Der Korporal.

Der Korporal, Johannes Thann, der tapfere Sohn der guten Eltern, lebte noch. Er war damals bloß in eine tiefe Ohnmacht gefallen; ein heftiger Krampf hatte ihn ſo gelähmt, daß er kein Glied, nicht einmal ein Augenlied bewegen konnte. Der Athem ſchien ſtill zu ſtehen; man konnte ihn leicht für todt halten. Er mußte, nachdem Andreas ihn verlaſſen hatte, lange ſo da gelegen ſeyn. Denn als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war es bereits dunkle Nacht. Der Himmel war voll Sterne; Alles war ſtille. Man hörte nicht mehr ſchießen, und auch ſonſt kein Getümmel der Streitenden. Nur ein kühles Lüftchen bewegte leiſe die hohen Kornhalme. Der verwundete Krieger verſuchte aufzuſtehen; allein er war zu ſchwach und kraftlos. Er wollte um Hülfe rufen; aber die Stimme verſagte ihm. Da blickte er, wie er ſo da lag, zum geſtirnten Himmel auf, und flehte in ſeinem Herzen zu Gott um Erbarmen.

„O Du guter, barmherziger Gott!“ ſeufzte er; „Du ſiehſt mich hier hülflos in meinem Blute liegen! Du höreſt mein leiſes Seufzen, wie wohl ich kein lautes Wort hervorbringen kann! Du erbarmeſt Dich Aller, die keine andere Zuflucht haben, als Dich! Auf Dich ſetze ich mein ganzes Vertrauen! Keine Menſchenſeele hat in ihrem Jammer noch vergebens zu Dir gefleht. O erbarme Dich auch meiner, und laß mich in meinem Elende nicht umkommen! Willſt Du aber, lieber Vater im Himmel, daß ich ferne von Eltern — Bruder — Freunden — hier ſterbe, ſo geſchehe Dein heiliger Wille! Stehe Du mir bei! Tröſte meine Eltern und meinen Bruder! Vergib mir um Jeſu, Deines geliebten Sohnes willen meine Sünden, und nimm mich auf in Dein Reich!“

Nach einiger Zeit hörte er auf dem Fußwege, der nahe an dem Acker vorbei ging, einen Fußtritt und das Raſſeln eines Karren. Es war ein Mann mit einem Schiebkarren, der immer näher kam. Der Korporal brachte mit vieler Anſtrengung die Worte hervor: „Hülfe! Hülfe!“ Seine Stimme war aber zu ſchwach. Der Mann hörte ſie nicht vor dem Raſſeln des Karren. Er wäre vorbei gefahren. Jetzt hielt er aber, um ein wenig auszuruhen, und ſetzte ſich auf dem Ackerrain, dicht neben dem Platze, wo der Leidende lag, und vernahm das leiſe Winſeln. Er ſtand ſogleich auf, ging in den Acker hinein, und nach wenigen Schritten, ſah er, ſo viel er bei der Sternhelle wahrnehmen konnte, daß hier ein Menſch liege. Er kniete bei ihm nieder, damit er ihn leichter verſtehen möge, und fragte ihn, wer er ſey und was ihm fehle? Der Verwundete konnte nur die zwei Worte hervorbringen. „Soldat“ und „Bleſſirt!“ „Ach Du mein Gott, wie dauert Ihr mich,“ ſagte der mitleidige Mann, ob wohl er noch nicht wußte, ob der Soldat Freund oder Feind ſey; „ich bin bereit, Euch zu helfen, ſo gut ich kann!“ Er ſchob ſeinen Schiebkarren herbei, verbarg, was darauf war, in dem Korn und lud den Verwundeten, der ſehr ſeufzte, nicht ohne Mühe und mit vieler Schonung auf den Karren, um ihn mit ſich nach Hauſe zu bringen.

Der Mann, der ſo viel Mitleid zeigte, war ein armer Landbote, der allerlei ländliche Waaren, Hühner, Eier, Butter und dergleichen auf den Wochenmarkt in das nahe Städtchen zu führen pflegte, und dagegen allerlei ſtädtiſche Waaren aus der Stadt zurück brachte. Er wurde heute durch das Gefecht, das in der Gegend vorgefallen war, in der Stadt aufgehalten, und hatte ſich erſt, nachdem die Streitenden ſich entfernt hatten, auf den Rückweg gemacht. Sein Haus lag in einem Waldthale, und war das äußerſte, ja wohl das geringſte eines kleinen Weilers. Er rief, als er bei der Hansthüre ankam, ſeine Leute heraus; ſein Weib und ſein Sohn kamen ſogleich mit Licht. Sie hatten das aufrichtigſte Mitleid mit dem ſchimmernd gekleideten, aber todtblaſſen Soldaten auf dem Schiebkarren. Beide Männer trugen ihn in die Stube, und die Mutter leuchtete. Der Vater befahl dem Sohne, augenblicklich in das nächſte Dorf zu laufen, und den Landarzt zu rufen. „Auf dem Heimwege,“ ſagte der Vater, „kannſt du dann die Waaren mitnehmen, die in dem Kornacker, zunächſt dem großen Birnbaume, liegen geblieben. Da eben der Vollmond aufgeht, brauchſt du keine Laterne. Lauf aber, was du kannſt.«

Die Hausmutter bereitete indeß in der Stube ein Bett und was ſonſt zum Verbinden der Wunde nöthig ſeyn möchte. Sie kochte, bis der Chirurg kam, eine Suppe. Der Kranke wollte aber nichts eſſen, ſondern begehrte bloß zu trinken. Der dienſtfertige Hausvater wollte ihm, zur Stärkung, ein Gläschen Branntwein aufnöthigen; allein der Verwundete wies es mit der Hand zurück, und ſeufzte: „Waſſer, Waſſer!«

Der Wundarzt kam, ſah die Korporalsuniform, und ſagte ſehr freundlich: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal! Von ganzem Herzen biete ich Ihnen meine ärztliche Hülfe an. Ich bin in meinen jüngern Jahren Feldſcheer geweſen, und habe mit Gottes Beiſtand ſchon vielen hundert braven Soldaten wieder auf die Beine geholfen.« Er verband den Korporal, ordnete die Diät an, die er zu beobachten habe, machte ihm die beſte Hoffnung baldiger Geneſung, verſprach morgen wieder zu kommen und wünſchte ihm gute Nacht.

Der Korporal wurde von dem Landarzte ſo verſtändig und treulich beſorgt, und von den guten Hausleuten ſo gut und ſorgſam verpflegt, daß er bald ſich außer Gefahr befand, mit jedem Tage mehr zu Kräften kam, und auch bald den größten Theil des Tages außer Bett zubringen konnte. Sein größter Kummer war nun, wie er den Arzt und ſeine Hauswirthe für ſo viele Mühe und ſo vielen Aufwand bezahlen wolle. Als der Arzt nunmehr erklärte, der Herr Rekonvaleszent habe keines Arztes mehr nöthig, ſagte der Korporal, daß er leider kein Geld habe. Allein der wackere Chirurg ſprach: „Obwohl ich jetzt nicht mehr als Feldſcheer im Felde dienen kann, ſo ſehe ich es dennoch als meine Pflicht an, verwundete Krieger zu beſorgen. Es iſt dies aber auch Chriſtenpflicht. Ein rechtſchaffener Arzt ſoll ſich auch armer Leute, von denen er keine Bezahlung hoffen kann, ſo gut und ſorgfältig annehmen, als der reichſten Pazienten. Das fromme herzliche „Vergelts Gott!“ der Geretteten iſt mehr werth, als Geld, und wird auch einmal meinen Kindern mehr Segen bringen.“

Als die Hausfrau Tags darauf wieder eine kräftige Suppe, in der ſich eine abgeſchlachtete Henne befand, auf den Tiſch ſtellte, ſagte der Korporal: „Aber beſte Hausmutter, Ihr macht wegen meiner Euch zu große Koſten. Ich habe jetzt keiner ſo auserleſenen Nahrungsmittel mehr nöthig; und dann bin ich wirklich ohne Geld, und nicht im Stande, Euch Eure Ausgaben zu erſetzen.“

„O dafür iſt ſchon geſorgt,“ ſagte Lene, die Hausfrau. „Mit Euch kam der Segen Gottes in unſer Haus. Seit Ihr unter unſerm Dache ſeyd, bringen die Bauersleute im Weiler und aus dem nächſten Dorfe uns ſo viele Hennen, junge

Hahnen, Tauben, Eier, Butter, Mehl und Brod, daß Ihr nicht Alles aufzehren könnet. Ich ſagte das den Leuten. Allein ſie ſagten: „Sollten wir Das, was wir umſonſt haben, nicht mit den tapferen Männern theilen, die ihr Blut für uns vergießen?“ Ich ſagte: „Es ſey aber zu viel: es bleibe mehr übrig, als Ihr davon genießet.“ Allein ſie ſagten zu mir: „Nun, was der Herr Korporal nicht nöthig hat, das iſt dann für Euch. Eſſet nur mit ihm. Ihr müſſet für Eure Mühe und Verſäumniß auch etwas haben.“ „So ſagten ſie, obwohl die Mühe, die wir mit Euch haben, nicht der Rede werth iſt.“

Der Hausvater ſprach: „Ich denke auch immer: Was wir Euch thun, das thun vielleicht andere gutherzige Leute unſerm Sohne, der auch Soldat iſt, und alle Tage bleſſirt werden kann, ja vielleicht eben jetzt, da wir von ihm reden, ſchwer verwundet daniederliegt.“

Der Korporal war endlich ſo weit hergeſtellt, daß er, wenn das Wetter ſchön war, an einem Stabe in dem kleinen Waldthale ſpaziren gehen konnte. Bald brauchte er den Stock nicht mehr, und fühlte ſich ſo kräftig, daß er darauf dachte, ſeinen bisherigen freundlichen Aufenthalt zu verlaſſen, und ſich wieder zu ſeinem Regimente zu begeben. Da vernahm er mit Freude, daß die Deutſchen wieder geſiegt, den Feind überall zurückgedrängt hatten, und nun wieder vorrückten. Sein Regiment zog durch die benachbarte Gegend; er fand ſich voll fröhlichen Muthes wieder dabei ein, und wurde, da man ihn für todt gehalten hatte, mit deſto größeren Freuden aufgenommen. Da er bei ſeinem trefflichen Verſtande faſt täglich Gelegenheit fand, ſich eine vorzügliche Kriegskunde zu erwerben, und ſich eben ſo ſehr durch Muth und Tapferkeit auszeichnete, und da viele Offiziere verwundet oder getödtet wurden, ſo rückte er ſchnell vor, wurde Offizier und erſchwang ſich bis zum Hauptmann.

9.

Der Hauptmann.

Der Krieg währte noch mehrere Jahre, und wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Die Deutſchen wurden wieder weit zurückgedrängt. Endlich machte man Waffenſtillſtand. Die beiden ſtreitenden Heere quartierten ſich, kaum eine Meile weit von einander entfernt, in Städten und Dörfern bei Bürgern und Bauern ein. Der Hauptmann Thann nahm ſein Quartier in einer Mühle, dem beſten Hauſe eines kleinen Dorfes. Die gebirgige Gegend umher war ihm fremd. Er hatte ſie nie geſehen, und wußte ſich auch keine Karte zu verſchaffen, worauf die kleineren Städte und die Dörfer verzeichnet waren. Er fand aber die Gegend ſehr ſchön; Felſen und Wald machten ſie ſehr maleriſch. Er blieb einige Wochen da, und ging täglich ſpaziren.

Eines Morgens machte er ſich ſehr früh auf den Weg, und beſtieg einen fernen Berg, auf dem man eine herrliche Ausſicht hatte. Die Gegend jenſeits des Berges kam ihm ſehr bekannt vor. Es ſchien ihm, je aufmerkſamer er ſie betrachtete, einige Dörfer ſchon einmal geſehen zu haben. Ja, über den nahen Wald hin glaubte er in bläulicher Ferne den alten Kirchthurm des Städtchens zu erkennen, unweit deſſen einſt das Gefecht vorgefallen war, in dem er verwundet worden. Indem er oben auf dem Berge einige hundert Schritte weiter ging, da erblickte er unten in einem freundlichen Thälchen das kleine Weiler und die niedrige Hütte, in der er als verwundet ſo liebreich aufgenommen und verpflegt worden. Er hatte nicht gewußt, daß er dieſem Orte ſo nahe ſey, und eilte ſogleich dahin, um ſeine gutherzigen Hauswirthe zu begrüßen.

Mit einem Herzen, das von Freude und Dankbarkeit klopfte, trat er in die Stube, fand aber die guten Leute in ſehr traurigen Umſtänden. »Ach, Herr Korporal,« rief der alte Vater, obwohl er die glänzende Offiziersuniform ſah, „beſuchen Sie uns auch in unſerm Elende! Nun, das freut uns, das iſt uns ein großer Troſt.« Die Hausmutter lag, von Kummer und Elend bleich und abgezehrt, krank zu Bette. Der eine Sohn, der Soldat geweſen, verwundet, wieder geheilt, aber als unfähig ferner zu dienen entlaſſen worden, ſaß an ihrem Bette. Er ſtand ſogleich auf, dem Herrn Hauptmanne die gebührende Ehre zu bezeigen. Der andere Sohn, ein Zimmermann, der bei einem Nachbar ein Stadelthor ausbeſſerte, kam auch herbei, rief freudig: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal!“ und ſchüttelte ihm die Hand. Der Hauptmann ſetzte ſich, und ließ ſich erzählen. Der junge Zimmermann, der ſeine Eltern ernährte, hatte ſchon lange keine Arbeit gefunden. Weil es Krieg war, ließ man nichts mehr bauen. Es gab nur hie und da ein wenig Flickarbeit. Der Vater, der ehedem auch Zimmermann geweſen, aber nachher, weil ihm dieſes Handwerk zu ſchwer wurde, ein Bote geworden, und nebenzu mit Eiern und dergleichen gehandelt, hatte wegen zunehmender Altersſchwäche ſeinen Botendienſt und Eierhandel aufgeben müſſen. Die guten Leute waren in Armuth und Schulden gerathen, und es war an dem, daß ihr Haus, nebſt einem kleinen Acker und einer Wieſe, dem Meiſtbietenden verkauft werden ſollten. Der ſehr geſchickte junge Zimmermann hatte ſich mit einer ſehr tugendhaften Bauerntochter verheirathen wollen, und man betrachtete ſie bereits allgemein als ſeine Braut. Allein als der Bauer die nunmehr ſo herabgekommenen Vermögensumſtände der Leute vernahm, gab er die Heirath nicht mehr zu.

Der Hauptmann bedauerte die arme, aber wahrhaft edle Familie von Herzen. „Ach, daß ich reich wäre,“ ſagte er, „wie gern wollte ich Euch helfen! Allein unſer Sold konnte uns ſchon ſeit langer Zeit her nicht mehr ausbezahlt werden. Das wenige Geld da — er zog ſeine Geldbörſe heraus — iſt Alles, was ich gegenwärtig habe. Nehmt es einſtweilen; ich will ſehen, was ich weiter für Euch thun kann.“ Er ſprach ihnen Muth ein, ermahnte ſie zum Vertrauen auf Gott, bot allen die Hand, und verſprach bald wieder zu kommen. Die kranke Mutter war über den freundlichen Beſuch ſo erfreut, daß ſie ſich von Stund' an beſſer fühlte; auch war die milde Unterſtützung ſo zu rechter Zeit gekommen, und hatte ſie ſo erquickt, daß ſie nach wenigen Tagen ſchon wieder das Bett verlaſſen konnte.

Der Hauptmann überlegte auf dem Rückwege zur Mühle, ob er die guten Leute, ſeine Wohlthäter, die ihm das Leben gerettet, nicht aus ihrer gegenwärtigen Noth erretten könnte. Seinen rückſtändigen Sold zu erhalten, war, wie er wohl wußte, jetzt unmöglich. Er konnte, wie er auch nachſann, ſich Niemand denken, der ihm Geld darauf vorſtrecken würde. Er betete aus ſeinem frommen, kindlichen Gemüthe, das er auch im Getümmel des Krieges nicht verloren hatte, herzlich zu Gott, Gott wolle ihm eingeben, wie da zu helfen ſey. Er hatte ein ganz vortreffliches Pferd, das ſein Eigenthum war, und für das er ſchon öfter zwanzig bis dreißig Louisd'or hätte haben können. Er beſchloß, das Pferd, ſo lieb es ihm auch war, zu verkaufen, und künftig zu Fuße zu gehen. Denn es war nur eine Vergünſtigung, daß die Offiziere von der Infanterie Pferde haben durften. Er kündete dem Soldaten, der das Pferd beſorgte, den beſchloſſenen Verkauf des trefflichen Thieres an, worüber der Mann ſehr betrübt wurde. Allein dieſer Verkauf wollte nicht zu Stande kommen. Die übrigen Offiziere waren eben ſo wenig mit Geld verſehen, als er, und auch ſonſt zeigte Niemand Luſt, ein ſo theures Pferd zu kaufen, weil man nicht wußte, ob der Frieden zu Stande kommen werde, und man den Beſitz eines ſchönen Pferdes zur Zeit des Krieges für höchſt unſicher hielt. Die Verlegenheit des Hauptmannes, ſein Pferd gut anzubringen, wurde noch größer. Es kam der Befehl, das Regiment ſolle auf einen beſtimmten Tag an einem bezeichneten Orte eintreffen, indem der Waffenſtillſtand aufgekündet und der Krieg neuerdings ausgebrochen ſey. Er war ſchon entſchloſſen, das Pferd dem Müller um den halben Preis zu verkaufen. Allein in der folgenden Nacht wurde das Pferd aus dem Stalle geſtohlen. Der Hauptmann war höchſt beſtürzt, nicht ſo faſt über den Verluſt des Pferdes, als wegen ſeiner Wohlthäter, für die er das Geld, das er zu löſen dachte, beſtimmt hatte. Er konnte die Nacht darauf nicht ſchlafen, und betete recht von Herzen, Gott wolle den bedrängten Leuten auf eine andere Weiſe helfen.

Da hörte er den Hufſchlag eines Pferdes, das ſich in ſchnellem Trabe dem Hauſe näherte, und vor der Hausthüre ſtill ſtand. Er glaubte, es komme eine Ordonanz an ihn, ſtand augenblicklich auf, machte Licht, ging hinab, öffnete die Thüre — und erblickte ſein Pferd, das vor Freuden wieherte. Es war prächtig geſattelt und aufgezäumt, und mit einem Felleiſen bepackt; allein Niemand ſaß darauf.

Der Roßdieb hatte das Pferd an einen feindlichen Offizier verkauft; allein das muthige Pferd, das ſich nicht leicht bändigen ließ, hatte den Herrn, der wohl kein guter Reiter geweſen, abgeworfen, und war wieder dem alten, gewohnten Stalle zugelaufen. Der Hauptmann führte das Pferd ſogleich in den Stall, gab ihm Futter, und nahm das Felleiſen mit auf ſein Zimmer. Aus den Papieren, die es enthielt, ſah er, daß er den feindlichen Offizier kenne. Der Hauptmann hatte, ſogleich nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes, den Auftrag erhalten, ſich mit ihm über die Gränzlinie zwiſchen beiden ſtreitenden Heeren zu unterreden. Der fremde Offizier, dem das Pferd äußerſt wohl gefiel, hatte es ihm abkaufen wollen. Allein damals war das Pferd dem Hauptmanne nicht feil. Es war nicht zu bezweifeln, daß der ſchlaue Herr ſich durch einen verdächtigen Menſchen, den man in der Gegend erblickt hatte, das Pferd dennoch zu verſchaffen gewußt. In dem Felleiſen befanden ſich mehrere Rollen Geld, theils in Gold, theils in Silber. „Gott ſey Dank!“ rief der Hauptmann, „Gott hat den armen Leuten geholfen. Das Geld iſt, nach dem beiderſeits beſtehenden Kriegsrechte — Kriegsbeute; denn als mein Pferd geſtohlen wurde, war der Waffenſtillſtand bereits aufgekündet, und der Krieg hatte aufs Neue wieder angefangen. Doch ich will keinen Heller von dem Gelde; Alles ſoll den guten Leuten, meinen Wohlthätern, zu gut kommen.“

Schon vor Anbruch des Tages ritt der Hauptmann eilig zu ſeinen guten Landleuten, ließ ihre Gläubiger und den Gemeindevorſtand rufen, ſetzte ſich an den Tiſch, und bezahlte alle Gläubiger. Nachdem Alles berichtigt war, kam der Vater der Braut, und erklärte, er habe nun keine Einwendung mehr gegen die Heirath, ſondern freue ſich vielmehr darüber. Der Hauptmann wollte die Braut ſehen. Die Mutter kam mit der Tochter. Die Tochter, ein blühendes, verſtändiges und ſittſames Landmädchen, trat ſehr ſchüchtern und verſchämt, aber bräutlich gekleidet in die Stube. Der Hauptmann erinnerte ſich, daß er ſie ſchon öfter geſehen habe. Sie hatte ihm, als er ſo ſchwer verwundet danieder gelegen, von Zeit zu Zeit dienliche Speiſen gebracht. Er wünſchte nun dem Brautpaare Glück, und gab ihm von dem Gelde, das ihm noch übrig geblieben, zwei hundert Gulden als ein Hochzeitgeſchenk. »Ich bin überzeugt,« ſprach er zum Bräutigam, »daß ihr das Meiſte davon zum Beſten Eurer alten Eltern verwenden werdet.« Das Brautpaar, und die Eltern des Bräutigams und der Braut, waren höchſt erfreut und dankten dem edelmüthigen Offizier mehr mit Freudenthränen als mit Worten. Der Hauptmann aber ſagte: »Ihr habt mir mehr Gutes gethan, als ich Euch thun kann. Es iſt eine ſüße Pflicht gegen Wohlthäter dankbar zu ſeyn. Euer Wort geht nun in Erfüllung: »Wer barmherzig iſt gegen die Menſchen, der findet in der Noth bei Gott auch Barmherzigkeit.«

»Ich bedauere,« ſprach er noch, indem er aufſtand, um zu gehen, »daß ich nicht bei der Hochzeit ſeyn kann! Ladet aber anſtatt meiner alle Eure Nachbarn dazu ein, die mich ſo reichlich mit Lebensmitteln verſehen haben. Lebet wohl, und betet für mich!« Er ſaß auf das Pferd und ſprengte davon. Alle wünſchten ihm noch tauſend Glück und Segen auf den Weg.

Der edle Hauptmann machte aber noch einen Beſuch. Er ritt vor das Haus des Landarztes, der ihn geheilt hatte, ſtieg ab, bezeigte ihm noch einmal ſeinen Dank, und drückte ihm den Reſt der Kriegsbeute, ein Dutzend blanke Dukaten, in die Hand. »Sie waren ſo edelmüthig,« ſprach er, »mich ganz unentgeltlich zu beſorgen; verſchmähen Sie aber dennoch dieſe kleine Erkenntlichkeit nicht.“ Er ſchwang ſich eilig wieder auf ſein Pferd, und ritt im Galoppe weiter.

Sogleich als er in ſeinem Quartiere angelangt war, erhielt er, vier und zwanzig Stunden früher als Anfangs beſtimmt worden, den Befehl zum Aufbruche, und zog mit ſeiner tapfern Kriegsſchaar wieder muthig zu Feld.

10.

Die Eltern und der Bruder des Hauptmanns.

Während der Hauptmann im Felde ſtand, für ſein Vaterland kämpfte, und ſich tauſend Gefahren und Beſchwerden ausſetzte, übernahm ſein Bruder Jakob die Werkſtätte und das Haus des Drechslermeiſters, bei dem er gelernt hatte. Ueberdies gab ihm der alte, rechtſchaffene Meiſter, der mit ihm äußerſt zufrieden war, ſeine Tochter Eliſabeth, eine ſehr treffliche wohlerzogene und wohlgeſtaltete Jungfrau, zur Ehe. Jakob erhielt das ganze Vermögen, und wurde Bürger und Familienvater. Er bewies gegen den alten Vater ſeiner Ehegattin, deren Mutter ſchon längſt geſtorben war, die nemliche Liebe, wie ſie ſelbſt. Beide hielten ihn in Ehren, und verpflegten ihn bis an ſein Ende.

Nachdem der alte Mann geſtorben war, nahm Jakob ſeine beiden alten Eltern zu ſich, und ſeine Ehefrau war nun gegen ſeine Eltern eben ſo liebevoll, als er es gegen ihren Vater geweſen. Die alten Eltern und das junge Ehepaar lebten in ſolcher Eintracht und Liebe miteinander, daß ein Fremder nicht zu erkennen gewußt hätte, ob Jakob der Sohn oder Eliſabeth die Tochter der alten Leute, oder welches von beiden bloß Schwiegerſohn oder Schwiegertochter ſey.

So zufrieden und vergnügt, und in ſo ſeliger Eintracht dieſe fromme, tugendhafte Familie lebte, ſo fehlte es ihr doch auch nicht an Leiden. Die Stadt war während des Krieges in die Gewalt des Feindes gefallen, und blieb nebſt der ganzen Gegend umher beſtändig von den feindlichen Kriegern beſetzt. Die Kriegslaſten waren faſt nicht mehr zu ertragen; die Zahlungen und mancherlei Lieferungen faſt nicht mehr zu erſchwingen. Dazu kamen noch die vielen Einquartierungen, die auch große Koſten und nicht geringe Unbequemlichkeiten verurſachten. Endlich erſcholl die frohe Botſchaft: „Es iſt Friede!“ und Alles freute ſich.

Die Freude der guten alten Eltern war jedoch von Wehmuth getrübt. Sie hielten ihren lieben Sohn noch immer für todt. Er hatte zwar öfter geſchrieben, allein die Briefe waren, weil die Stadt ſich noch immer in feindlicher Gewalt befand, nicht angekommen. Als die alte Mutter den frohen

Jubel über die Friedensnachricht vernahm, ſeufzte ſie und ſagte: „Ach, daß Johannes noch lebte!“ — „Ja,“ ſagte der alte Vater, „dann würde eine große Freude auf uns warten!“ Dem Jakob ſtanden die Thränen in den Augen. „Der gute, gute Bruder Johannes!“ ſagte er; „Ach für mich iſt er Soldat geworden — für mich eines blutigen Todes geſtorben. Gott wolle es ihm im Himmel vergelten.“

Nachdem die letzten fremden Krieger aus der Stadt abgezogen waren, wurde auf den nächſten Sonntag ein Dankfeſt veranſtaltet. Man zierte die ehrwürdige, alterthümliche Kirche der Stadt mit grünen Maien; die Säulen wurden mit friſchem Laube umwunden, und der Altar mit Blumen geſchmückt. Schon am frühen Morgen verkündeten alle Glocken den erfreulichen Feſttag. Es war ein herrlicher, heiterer Morgen, der den ſchönſten Tag verſprach. Zur beſtimmten Stunde riefen die Glocken zum feierlichen Gottesdienſte. Alle Einwohner der Stadt wanderten in Schaaren, aus allen Straßen und wie an den höchſten Feſttagen in ihren beſten Kleidern, der Kirche zu. Auch Jakob und ſeine Ehegattin und ihre Eltern gingen — wiewohl mit ſchwerem Herzen! — dahin. Als das hohe Te Deum angeſtimmt wurde, und alles Volk mit Herz und Mund zu ſingen anfing: „Herr und Gott, wir loben Dich!“ und Orgelton und Poſaunenſchall den tauſendſtimmigen Geſang begleiteten, ſchluchzte die alte Mutter laut; nur konnte man es vor den mächtigen, von dem Gewölbe wiederhallenden Tönen des Geſanges, der Orgel und Poſaunen, der Trompeten und Pauken nicht hören. Nur einige Bürgersfrauen, die der weinenden Mutter zunächſt knieten, bemerkten ihren Jammer und hatten herzliches Mitleid mit ihr. Der alte Vater hatte ſich hinter eine mit Laub umkränzte Säule gekniet, um ungeſtört weinen zu können. Jakob in ſeinem Kirchenſtuhle verhüllte ſein Geſicht in ſein weißes Tuch.

In der ganzen Stadt wurde in jedem Hauſe auf Mittag, wie am Oſtertage oder einem ähnlichen hohen Feſttage, eine feſtliche Mahlzeit bereitet. Auch Jakobs Hausfrau hatte für ein reichliches Mittagsmahl geſorgt, und, was des Jahres kaum dreimal geſchah, Wein aufgeſtellt. Allein Vater und Mutter und Jakob zeigten wenig Luſt zu eſſen und zu trinken. Eliſabeth ſprach: „Trocknen wir unſere Thränen!“ wiewohl ihr ſelbſt die hellen Thränen über die Wangen floſſen, und ſie dieſelben zu trocknen vergaß.

Auf den Abend wurden die Gaſthöfe der Stadt zahlreich beſucht. Jeder Bürger begab ſich mit ſeiner Hausfrau, ſeinen erwachſenen Söhnen und Töchtern dahin, indem er glaubte ſich heute ein Vergnügen machen zu müſſen. Die Zünfte der Handwerker erſchienen auf ihren Herbergen. Reichere Bürger bewirtheten ihre ärmern Mitbürger. Die Fenſter aller Gaſthöfe waren hell erleuchtet, und überall war Jubel und

Freude; doch herrſchte überall die beſte Ordnung, und der feſtliche Tag war durch kein Uebermaaß entweiht.

Jakob war mit ſeiner Hausfrau bei ſeinen Eltern zu Hauſe geblieben. In wehmüthige Geſpräche vertieft, ſaßen ſie betrübt um den Tiſch. Da trat der ehemalige Lehrmeiſter ihres Johannes, Stadtrath Blank, ihr alter, treuer Hausfreund in die Stube. Er hatte Alters halben ſein Handwerk aufgegeben, leiſtete aber, bei ſeiner Erfahrung, Einſicht und Redlichkeit, als älteſter Stadtrath noch immer der Stadt gute Dienſte. „Dacht' ich's doch,“ ſprach der fröhliche Greis mit weißen Haaren, „ich werde euch ſo traurig beiſammen finden. Das iſt nichts! Heute iſt ja die ganze Stadt fröhlich. Freuet euch im Herrn allzeit! Die Weinflaſche hier auf dem Tiſche iſt auch noch nicht angebrochen,“ ſagte er, indem er ſich ſetzte. „In der heiligen Schrift heißt es aber: „Dem Traurigen gib Wein!“ Vereitelt den Sinn dieſer Worte nicht, und trinkt, und ihr, Eliſabeth, bringt mir auch ein Glas!“ Er füllte die Gläſer und ſtieß an. Sie aber ſagten: „Ach, wenn nur Johannes mit uns hier am Tiſche ſäße! Ihn aber ſehen wir auf Erden nicht mehr!“ Da ſprach der ehrwürdige Greis mit Ernſt und Rührung: „Die Seligen im Himmel haben es beſſer, als wir hier auf Erden. Das Wiederſehen auf Erden iſt wohl eine große Freude; noch größer aber iſt die Freude des Wiederſehns im

Himmel. Dieſe Freude wartet noch auf uns; mit dieſer Freude wollen wir uns tröſten.«

Nach und nach wurden Alle, nicht ſo faſt von dem Weine, als von den vernünftigen, troſtreichen und erfreulichen Reden des herzlich wohlmeinenden alten Mannes heiterer, und zuletzt wohl gar fröhlich und vergnügt. Der kluge, treue Hausfreund hatte das Geſpräch auf die angenehmſten Erinnerungen aus den vergangenen Zeiten geleitet, worüber alle ihres Kummers vergaßen.

„Es iſt doch eine große Wohlthat Gottes,« ſagte er, „daß in traurigen Stunden die Erinnerung froher Tage uns erheitern und unſer Herz mit Dank gegen Gott erfüllen kann; noch eine größere Wohlthat Gottes, die alle Schmerzen ſtillt, iſt die ſelige Hoffnung eines beſſern Lebens in jener Welt bei Gott!«

11.

Der Major.

Am Morgen des folgenden Tages wurde in der Stadt bekannt gemacht: Eines der Regimenter, die nunmehr ſiegreich aus dem Felde zurückkehrten, werde gegen Abend einrücken und hier übernachten. — Alle Bürger wetteiferten, es wohl zu bewirthen, zumal es eben das Regiment war, deſſen Mannſchaft aus der Stadt und der Gegend ausgehoben worden. Bürgermeiſter und Rath, und die Geiſtlichkeit begaben ſich vor das Thor, um die tapfern Krieger, die nach einem ſo lang währenden, blutigen Kampfe endlich geſiegt hatten, freundlich zu bewillkommen. Die Schulkinder, die Knaben mit Lorberzweigen in den Händen und die Mädchen mit Blumen bekränzt, zogen ihnen entgegen. Eine Menge Volkes hatte ſich vor dem Stadtthore verſammelt. Da die Bewohner ſeit Jahren nur fremde Uniformen geſehen hatten, ſo ſchlug ihnen, als ſie wieder die vaterländiſchen Fahnen mit den blauen und weißen Farben von Weitem wehen ſahen, freudig das Herz; und als die Feldmuſik den ihnen ſo bekannten Kriegsmarſch ſpielte, ſo brach bei dieſen befreundeten Tönen alles Volk in lauten Jubel aus, und viele weinten vor Freude.

Meiſter Jakob und ſeine Eltern waren nicht vor das Thor gegangen; ſie hatten wohl Freude über die Zurückkehr des Heeres; allein die Traurigkeit über den Verluſt desjenigen Kriegers, der ihnen der liebſte war, ſchlug doch vor. Als ſie indeß die laute, muthig und mächtig ertönende Feldmuſik der einrückenden Kriegsſchaaren vernahmen, eilten ſie an die Fenſter der obern Stube, und ſahen den Zug die Straße der Stadt herauf kommen. Die Muſik ließ abwechſelnd die ſanfteſten, lieblichſten Töne der Blasinſtrumente vernehmen, und dann fiel wieder der Donner der Trommeln und die vollſtändige Kriegsmuſik ein. Alle Soldaten hatten ihre Helme mit grünem Eichenlaube geſchmückt. Zu beiden Seiten der Straße ſtanden gedrängte Schaaren Volkes. Aus den Fenſtern aller Häuſer begrüßten tauſend Hände ſie mit weißen Tüchern. Jakob und ſeine Eltern brauchten aber ihre Tücher mehr dazu, ihre Thränen zu trocknen.

Als der Zug vor Jakobs Hauſe vorüberziehen wollte, gebot der kommandirende Offizier, der auf einem prächtigen Pferde voraus ritt und rechts und links mit dem entblößten Degen die Grüße erwiederte, plötzlich: „Halt!“ ſprang vom Pferde, eilte in Jakobs Haus, und ſtand, ehe man ſichs verſah, in der Stube. Alle in der Stube erſtaunten. Jakob aber ſchrie laut auf: „Gott im Himmel! Es iſt Bruder Johannes!“ Die alte Mutter ſank ohnmächtig ihrer Schwiegertochter in die Arme. Der alte Vater ſtand vor Freudenſchrecken wie erſtarrt da.

Johannes war es wirklich. Es brauchte lange, bis Mutter, Vater und Bruder von der ſo ganz und gar unerwarteten Freude ſich wieder erholten. Der ſchnelle Uebergang von tiefer Traurigkeit zur höchſten Freude war für ſie zu angreifend. Doch nach und nach erholten ſie ſich. Der liebevolle Sohn umarmte Vater und Mutter, Bruder und Schwägerin. Er und alle vergoſſen Freudenthränen. Die Mutter konnte noch immer nicht reden, ſondern nur weinen. Alles war ihr wie ein Traum. Sie konnte kaum die Worte hervorbringen: „Mir iſts, ich ſey nicht mehr auf Erden, ſondern im Himmel.“ Der Vater hielt beſtändig die Hände gefaltet und wiederholte, zum Himmel blickend, nur immer die Worte: „Mein Gott! Mein Gott! Wie danke ich Dir, daß ich dies noch erlebt habe!“ „O Bruder, liebſter Bruder!“ ſprach Jakob, „wie viele Thränen habe ich dir nachgeweint! O Gott Lob, daß du noch lebſt; wir alle hielten dich für todt! Mit tief betrübtem, aber eben ſo dankbarem Herzen habe ich deiner Liebe zu mir beſtändig gedacht! Nun, Gott hat das Opfer, das du mir gebracht haſt, herrlich geſegnet, und uns alle hoch erfreut! Mit Ruhm und Ehre kehreſt du zurück. Ihm ſey Dank!“

Die junge Frau konnte kaum glauben, der prächtig gekleidete Herr Offizier ſey jener Schreinerjunge, der, als ſie noch ein kleines Mädchen war, gar oft in dieſes ihr väterliches Haus gekommen, um ſeinen Bruder zu beſuchen. Sie brachte dem verehrten Herrn Schwager ihre zwei Kinder; ſie führte das Knäblein an der Hand, und trug das Mädchen auf dem Arm. „Küßt doch dem Herrn Onkel die Hand!“ ſagte ſie. Die Kinder waren aber noch zu jung, um zu begreifen, wer der Herr ſey. Sie thaten etwas ſcheu; erſt nach und nach wurden ſie ein wenig zutraulicher. Der Knabe rief: „Soldat! ſchenk mir deinen Säbel!“ Das Mädchen ſtreckte das Händchen nach dem funkelnden Ordenskreuze aus.

Endlich ſetzten ſich Alle zuſammen und der Sohn ſollte nun den Eltern erzählen. Er war Major bei dem Regimente; weil aber der Oberſt ſich zu ſeiner Familie begeben hatte, und der Oberſtlieutenant von ſeinen Wunden noch nicht ganz hergeſtellt war, ſo führte er das Kommando. Er hatte ſeinen Eltern geſchrieben, um ſie von ſeiner Ankunft vorläufig in Kenntniß zu ſetzen; bedauerte aber herzlich, daß ſein Brief noch nicht angekommen ſey. Sonſt, ſagte er, wäre er gewiß nicht ſo unangemeldet herein getreten.

Die Freude der Eltern, ihren geliebten Sohn, ſo verdienſtvoll und hochgeehrt wieder zu ſehen, die Freude des Sohnes, ſeine geliebten Eltern noch lebend getroffen zu haben, läßt ſich nicht beſchreiben. Der alte Vater ſagte: „Eltern haben in dieſer Welt keine größere Freude, als daß ihre Kinder in Wahrheit aller Ehre würdig wandeln.“ Der Sohn ſprach: „Jede Ehre, jede Freude iſt dankbaren Kindern noch einmal ſo groß, weil ſie dadurch ihren Eltern Ehre und Freude machen.“

12.

Eine Freudenmahlzeit.

Als der Major eben im eifrigſten Erzählen begriffen war, trat der Bürgermeiſter, in ſchwarzer Amtskleidung, und mit goldener Kette geziert, herein, wünſchte den Eltern Glück, und verſicherte, daß die ganze Stadt ſich freue und ſich geehrt fühle, einen Mann, der einen Theil ſeiner Jugendbildung dahier erlangt habe, zu ſo hoher Ehre befördert zu ſehen. „Erſt nachdem Sie, Herr Major, ſich ſo ſchnell in dieſes Haus begeben hatten,“ ſprach er, „habe ich von einem der Herren Offiziere vernommen, daß Sie der Sohn dieſer ehrwürdigen Eltern ſeyen. Denn wirklich habe ich Sie nicht mehr gekannt. Doch kommen Sie jetzt mit mir! Es ſind für Sie in meinem Hauſe die beſten Zimmer bereitet. Ich komme, Sie dahin abzuholen. Auf den Abend haben wir, in dem erſten Gaſthofe der Stadt, für Sie und alle Herren Offiziere eine Mahlzeit veranſtaltet, bei der zu erſcheinen die angeſehenſten Männer der Stadt ſich zur Ehre rechnen. In den übrigen Gaſthöfen werden die Unteroffiziere bewirthet. Alle Soldaten ſind, wie ich hoffe, recht gut bei den Bürgern einquartirt. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo kommen Sie mit mir, von Ihren Zimmern Beſitz zu nehmen.“

Der Major bezeigte dem Herrn Bürgermeiſter, der für Alles ſo gütig geſorgt hatte, den herzlichſten Dank, und ſagte weiter: „Dieſem meinem Danke habe ich jedoch zwei Bitten beizufügen. So ſehr ich die Ehre zu ſchätzen weiß, in dem Hauſe des verehrten Herrn Bürgermeiſters dieſer Stadt zu wohnen, ſo muß ich doch bitten, hier in dieſem Hauſe, bei meinen lieben Eltern und Geſchwiſtern, wo ich mich gleich ſelbſt einquartirt habe, bleiben zu dürfen; ich wußte noch von alten Zeiten her, daß die obere Stube hier für Beſuche und Gäſte ganz ordentlich eingerichtet ſey. Von der Einladung zu der Mahlzeit werde ich mit Freuden Gebrauch machen; doch bitte ich zu erlauben, daß ich meine lieben, alten Eltern hier mitbringen darf.“

„Nicht nur dieſe,“ ſagte der Bürgermeiſter; „auch Ihren Bruder müſſen Sie mitbringen und Ihre Frau Schwägerin. Er iſt einer der würdigſten Bürger unſerer Stadt, und ſie iſt, ſo wie ſie immer eine der tugendhafteſten Jungfrauen war, eine der beſten Hausfrauen der ganzen Stadt. Doch — Sie, Herr Major, und die werthen Ihrigen haben ſich noch Vieles zu ſagen und zu erzählen. Ich will ſie nicht länger ſtören. Abends ſieben Uhr werde ich aber wieder kommen, Sie zur Mahlzeit abzuholen.“ Er verbat ſich alle Begleitung, und eilte ſchnell die Stiege hinab.

Der Bürgermeiſter kam, von zwei Stadträthen begleitet, auf die Minute, den Major und die ganze Familie abzuholen. Mit Staunen traten des Majors Eltern in den großen, hell erleuchteten und mit Blumen geſchmückten Saal. Die eingeladene zahlreiche Geſellſchaft, die Offiziere, ſo wie die Beamten und die Geiſtlichen und die angeſehenſten Bürger der Stadt, waren bereits verſammelt.

Der Major erblickte ſogleich bei ſeinem Eintritte, zu ſeiner großen Freude, Herrn und Frau von Flint, und den Pfarrer und Schullehrer von Waldau, denen er ſo viel zu danken hatte. Der Bürgermeiſter hatte ihnen einen reitenden Boten geſchickt, ſie in einigen Zeilen freundlich eingeladen, und Herr von Flint hatte ſogleich einen vierſitzigen Wagen anſpannen laſſen, und auch den Pfarrer und Schullehrer mit hieher genommen. Die Freude des Majors, dieſe ſeine Wohlthäter wieder zu ſehen, war unbeſchreiblich. Sie hatten zwar ſehr gealtert; allein ihre Freude, daß der arme Knabe, deſſen ſie ſich einſtens ſo liebreich angenommen hatten, ein ſo ausgezeichneter Mann geworden, verjüngte ſie gleichſam. „Es iſt doch ein herrliches Gefühl,“ ſagte Herr von Flint zu ſeiner Frau, zu dem Pfarrer und dem Schullehrer, „wenn man in ſeinen alten Tagen auf ſein vergangenes Leben zurückblickt, und ſich ſagen kann: „Wir haben nicht ganz vergebens gelebt.“

Mehrere Stadträthe, die mit dem Major als einem aufblühenden Jünglinge wohl bekannt, und ſeine Jugendfreunde geweſen, hatten auch große Freude, grüßten ihn auf das Freundlichſte und wünſchten ihm Glück; und er drückte einem Jeden die Hand. Vor Allen aber freute ſich der alte Stadtrath Blank, daß ſein ehemaliger Lehrling zu ſo hohen Ehren gelangt ſey; und der Major umarmte ihn mit inniger Rührung und Dankbarkeit.

Bei der Mahlzeit mußten die Eltern des Majors, der die erſte Stelle einnahm, zu ſeinen beiden Seiten ſitzen. Alle Gäſte waren höchſt fröhlich und vergnügt. Der Vater und die Mutter des Majors konnten vor Freude faſt nicht eſſen. Die Mutter mit ihren thränenvollen Augen und von dem Glanze der vielen Lichter und dem Glanze des Silbers auf der feſtlichen Tafel faſt geblendet, wußte noch immer nicht, ob ſie wache oder träume. Alle, die zugegen waren, nahmen an der Seligkeit der hocherfreuten Eltern herzlichen Antheil, doch Niemand mehr, als Herr und Frau von Flint, und der Pfarrer und Schullehrer von Waldau.

Während der Mahlzeit kam das Geſpräch, wie leicht zu erachten, auf Erziehung und Unterricht. Nachdem die anweſenden, einſichtsvollen und erfahrenen Männer viel Treffendes darüber geſagt hatten, ſprach Herr von Flint: „Wo, in einer Stadt oder in einem Dorfe, Eltern, Lehrer und Seelſorger zuſammen wirken, da bringen Erziehung und Unterricht reichlichen Segen. Die beiden Brüder, der verehrungswerthe Herr Major und deſſen würdiger Bruder, ſind davon augenſcheinliche Beweiſe. Dem Herrn Major, der ſich vom gemeinen Manne zu einem hohen Offiziere erſchwungen hat, geben alle Offiziere das Zeugniß, daß er in ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn ſich durch Einſicht, Tapferkeit, Treue und Genauigkeit im Dienſte, durch edles, würdiges Benehmen, durch Menſchenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnet habe. Sogar der König wurde aufmerkſam auf ihn, und hat ihn mit dem Ordenskreuze des Militärverdienſtordens geehrt. Der Bruder des Herrn Majors bewährte ſich, wiewohl in einem ſtillern, nicht ſo ruhmvollen, aber im Grunde eben ſo ehrenwerthen Berufskreiſe, als einen eben ſo trefflichen Mann. Er macht ſeinen Eltern eben ſo viele Ehre und Freude, als ſein Herr Bruder. Er iſt, wie die ganze Stadt bezeugt, ein guter Sohn, ein treuer Ehegatte, ein liebevoller Vater ſeiner Kinder; ein geſchickter, unermüdet fleißiger Arbeiter; einer der beſten Bürger, voll Liebe und Anhänglichkeit gegen König und Vaterland, dienſtfertig und gefällig gegen Jedermann, und vorzüglich ſehr wohlthätig gegen ſeine ärmern Mitbürger. Jeder guten Anordnung redet er das Wort, bietet die Hand dazu, und geht mit ſeinem Beiſpiele voran. Er lebt im Wohlſtande und iſt allgemein geehrt. Wir ſehen da, was eine gute Schule vermag, wenn ſie von der häuslichen Erziehung unterſtützt wird. In der Schule erhielten die beiden Brüder die Anleitung zu einem religiöſen und ſittlich guten Leben, und den erſten Unterricht in all Demjenigen, was Kindern für ihr künftiges Leben nothwendig war. Der Verſtand der Knaben wurde geweckt; ſie erwarben ſich Vorkenntniſſe, ihren Verſtand weiter zu bilden. Die gute Erziehung, die ihnen ihre frommen, chriſtlichen Eltern gegeben, die wahre Gottesfurcht, die tiefe Ehrfurcht gegen Gott und ſeine Gebote, die heilige Scheu vor Allem, was böſe und unrecht iſt, die ächte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die ihnen die Eltern durch Wort und Beiſpiel eingeflößt haben, legten den Grund, aus dem die Tugend, die wir an ihnen ehren, emporwuchs. Dadurch wurden dieſe zwei Brüder vor den Abwegen, worauf die Jugend, und wohl auch Männer, ſo leicht verleitet werden können, bewahrt; dadurch wurden ſie in den Stand geſetzt, alle Pflichten ihres Berufes getreulich zu erfüllen, und die Widerwärtigkeiten des Lebens ſtandhaft zu ertragen. Dadurch wurde dieſes Brüderpaar zu ſo edlen Männern. — Mit der Bildung des Verſtandes allein iſt es nicht gethan; das Herz muß in eben dem Maaße gebildet werden. Einſeitig gebildete Verſtandesmenſchen arten aus, werden kalt gegen alles Gute, und nur um ſo gewandter, Böſes zu thun; fromme, wohlwollende Gefühle ohne gründlichen Unterricht führen auch nicht ſicher zum Ziele, ſondern zu mancherlei Irrthümmern und Mißgriffen. Religion allein, recht erkannt und treu ausgeübt, bewahrt vor ſolcher Einſeitigkeit und Halbheit, und kann Verſtand und Herz in Einklang bringen; ſie allein iſt der ſichere, feſte Grund aller wahren Bildung. Die Hauptſumme aller Weisheit bleibt daher: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote; denn dies macht erſt einen ganzen Menſchen.“

Am Ende der Mahlzeit ſtand der Bürgermeiſter auf, um auf das Wohl des Herrn Majors zu trinken, deſſen Bruder, und die werthen Eltern, die ſo treffliche Söhne erzogen hatten, mit eingeſchloſſen. Alle Gäſte an der Tafel erhoben ſich, ſtimmten ihm mit lautem Jubel bei, und ſtießen die Gläſer an, daß ſie beinahe brachen. Unter eben ſo großem Jubel, wurde die Geſundheit des Herrn und der Frau von Flint, des Herrn Pfarrers und Schullehrers von Waldau, Meiſters Blank und aller Wohlthäter und Freunde des Majors ausgebracht. Hierauf wurde auf das Wohl eines Jeden der anweſenden Offiziere getrunken.

Nun ließ der Major den Bürgermeiſter, die Stadträthe, die Geiſtlichen, Beamten und Bürger der Stadt, in der er ſo viel Gutes genoſſen hatte, hoch leben. Der Stadtpfarrer, ein wahrhaft hochwürdiger Mann, der erſt ſeit kurzer Zeit die Stadtpfarrei angetreten hatte, äußerte den frommen Wunſch: „Gott, der dieſen furchtbaren Krieg gnädig geendet, wolle nun über dieſe Stadt, das Königreich, ganz Deutſchland, und alle Völker der Erde alle Segnungen des Friedens ausgießen!“ Die Mahlzeit endete mit dem feierlichen dreimal wiederholten Rufe: „Hoch lebe der König!“

◆

Inhalt.

Seite
Das Blumenkörbchen 1
Die zwei Brüder 73

ROSA VON TANNENBURG.

Geſammelte
Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Siebentes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1842.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Roſa von Tannenburg.

Erſtes Kapitel.

Roſa wird von einer guten Mutter erzogen.

An den ſüdlichen Gränzen Schwabens, in jenen maleriſchen Gegenden voll blühender Thäler und waldiger Berge, hinter denen ſich in blendendweißer Pracht die Schneegebirge der Schweiz erheben, ſtand vor uralter Zeit auf einer hohen, mit Tannen bewachſenen Felſenſpitze das anſehnliche Schloß Tannenburg. Noch Jahrhunderte, nachdem es zerſtört worden, machten die zerfallenen Thürme und die bemoosten Mauern, zumal wenn ſie von der untergehenden Sonne geröthet oder von dem Mondlichte blaß beleuchtet waren, einen eigenen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers. Er ſegnete in ſeinem Herzen die edlen Menſchen, die ehemals hier gewohnt und weit umher die ganze Gegend beglückt hatten, und ſetzte, von dem ſchauerlichen Gefühle der Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge ergriffen, ſeinen Stab weiter.

Auf dieſem Schloſſe lebte ehemals Ritter Edelbert mit ſeiner Gemahlin Mathilde in der ſeligſten Eintracht. Edelbert war ein ſehr tapferer Ritter. So rauh aber ſein Beruf war, Schwert und Lanze zu führen, ſo ſanft und mild war ſein Sinn. Unter dem eiſernen Panzer ſchlug ein Herz voll Menſchlichkeit. Er war ein überaus gottſeliger Herr, ein biederer deutſcher Mann, ein gütiger Beherrſcher ſeiner Unterthanen. Der Herzog von Schwaben ehrte ihn als ſeinen Freund, und ſelbſt der Kaiſer hatte ihn vor allen übrigen Rittern ſehr rühmlich ausgezeichnet. Mathilde, Edelberts Gemahlin, galt wegen ihres Verſtandes, ihrer Frömmigkeit, ihrer Tugend, ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen für die vortrefflichſte Frau weit umher; überdies war ſie von ganz ausnehmender Schönheit.

Ritter Edelbert befand ſich in jenen unruhigen, kriegeriſchen Zeiten wenig auf ſeinem Schloſſe; er begleitete den Herzog auf deſſen Kriegszügen, und war oft Jahre lang im Felde. Mathilde fand während der Abweſenheit ihres Gemahls die ſüßeſten Freuden in der Geſellſchaft ihres einzigen Kindes, eines zarten Fräuleins, das Roſa hieß, und an trefflichen Geiſtesgaben und an Schönheit der Geſtalt, der Mutter glich. Dieſes hoffnungsvolle Kind gut zu erziehen, war die größte Angelegenheit der liebenden Mutter. Ihre Erziehungsart war ſehr einfach, aber vortrefflich; da ſie ſelbſt von Herzen fromm und gut war, ſo konnte es ihr nicht ſchwer werden, auch ihre Tochter fromm und gut zu erziehen.

Die fromme Mutter lehrte ihre Tochter vor Allem Gott kennen, und ſuchte eine recht kindliche Liebe zu dem Vater im Himmel in ihr zartes Herz zu pflanzen. Die edle Frau hatte Sinn und Gefühl für die herrlichen Werke Gottes, und konnte ſie mit großer Andacht betrachten, und ſich von Herzen darüber freuen. Von dem hohen Bogenfenſter ihrer gewöhnlichen Wohnſtube, an dem ſie viele Stunden des Tages bei ihrer Arbeit zubrachte, hatte man eine prachtvolle Ausſicht. Himmel und Erde gewährten, von dieſer Höhe betrachtet, einen unbeſchreiblich ſchönen, herzerhebenden Anblick, und gaben der guten Mutter mannigfaltigen Anlaß, ihre Tochter auf die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes in ſeinen Werken aufmerkſam zu machen.

Mathilde weckte zum Beiſpiele einmal an einem herrlichen Sommermorgen die kleine Roſa ſehr frühe. „O komm doch, Roſa,“ rief ſie, „und ſieh, wie ſchön heute die Sonne aufgeht! Sieh,“ ſagte ſie und öffnete das Fenſter, „wie da, wo jetzt die Sonne heraufkommen wird, der Himmel ſo helle glüht! Sieh, die zarten Wölkchen umher glänzen vom feurigſten Roth, und die fernen Schneegebirge, dort über den dunkelgrünen Waldungen, gleichen

Gebirgen von Gold. Sieh — jetzt — jetzt geht die Sonne auf! O welch ein wunderbarer Gott, der ſie und Alles, was ihre Strahlen beleuchten, hervorgebracht hat! — Sieh, der Kirchenthurm da drüben ragt wie vergoldet aus dem Walde von Obſtbäumen hervor, in dem faſt das ganze Dörflein verſteckt liegt. Die fröhlichen Landleute gehen neugeſtärkt an ihre Geſchäfte. Der Hirt treibt die freudig brüllenden Kühe dem tiefen Thalgrunde zu; an jenem Berge weiden die Schafe, vom ſorgſamen Schäfer begleitet. Die Mähder dort auf den blumenreichen Wieſen mähen mit ihren blitzenden Senſen; die Getreidfelder ſind bereits gelb, und bald wird man die Sichel anſchlagen. Ueberall erblicken wir den reichſten Segen Gottes. O welch' ein guter Vater iſt Er, der auf alle Menſchen, ſie mögen in Schlöſſern oder in Hütten wohnen, gleich liebevoll herabblickt, ihnen dieſe ſchöne Erde, die ſo voll ſeiner Gaben iſt, zum Wohnplatze einräumte, und ſie alle einſt bei ſich in dem Himmel haben will! Wer ſollte ſich eines ſo guten, lieben Vaters nicht freuen!“ Solche Worte, die aus dem Herzen kamen, gingen der kleinen Roſa auch wieder zu Herzen. Sie faltete ungeheißen die kleinen Hände und ſagte: „O Du guter lieber Gott, wie dank ich Dir, daß Du Alles ſo ſchön gemacht haſt!“

Auf eine ähnliche Art lehrte Mathilde ihre

Tochter, wie Alles, was wir am Himmel und auf Erden erblicken — von der Sonne bis zum Thautropfen — uns die Güte und Freundlichkeit Gottes verkünde. Die abwechſelnden Jahreszeiten mit ihren mancherlei Schönheiten und reichlichen Gaben boten ihr dazu immer neue Gelegenheiten an. Roſa lernte von den Geſchöpfen ſich zum Schöpfer erheben; ſie dachte bei dem Anblicke einer ſchönen Blume oder lieblichen Baumfrucht mit erfreutem Herzen an Ihn, und dankte Ihm voll der kindlichſten Liebe für ſeine Wohlthaten.

Die fromme Mutter hatte die heilige Geſchichte ganz inne, und erzählte, während ſie ſpann oder ſtickte, der horchenden Tochter oft Stunden lang ſolche Begebenheiten, die dem kindlichen Alter derſelben angemeſſen waren. Roſa ward gleichſam in das Paradies, in die Hütten der Patriarchen, in die Wüſte der Iſraeliten, in das Land, das von Milch und Honig floß, verſetzt, und hatte unausſprechliche Freude. Sie lernte da, wie Gott ſich den Menſchen als den Heiligſten offenbarte, der nur am Guten Freude hat, alles Böſe haßt, und alle Menſchen gut und heilig haben will. In den böſen Menſchen, die uns die heilige Geſchichte aufſtellt, erblickte ſie abſchreckende Beiſpiele der Laſter; in den guten aber freundliche Vorbilder jeder liebenswürdigen Tugend. Am liebſten hörte Roſa von Jeſus Chriſtus erzählen. Sie freute ſich mit den Engeln und Hirten des göttlichen Kindes in der Krippe zu Bethlehem, und opferte mit den Weiſen aus Morgenland dem neugebornen Könige, deſſen Stern am Himmel glänzte, die kindlichſten Empfindungen der Anbetung und des Dankes, die köſtlicher als Gold und Weihrauch waren. Sie ſah den holden Himmelsknaben in der Hütte zu Nazareth, wie Er der heiligen Mutter und dem frommen Nährvater gehorchte, wie Er betete, arbeitete, an Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menſchen wie an Alter zunahm — und ſie machte die herzlichſten Vorſätze, ihren Eltern auch ſo zu gehorſamen, und täglich in allem Guten zuzunehmen. Sie begleitete in Gedanken den göttlichen Lehrer auf ſeinen Reiſen durch das gelobte Land, ſtand im Geiſte unter ſeinen Zuhörern dort am Berge oder See, oder im Tempel, hörte Ihm voll Andacht und Aufmerkſamkeit zu, und verſprach es ihrer Mutter heilig, ſolche ſchöne Lehren auch getreulich zu befolgen. Die innigſte Freude erfüllte ihr Herz, als ſie vernahm, wie Er, der göttliche Kinderfreund, die Kleinen liebreich zu ſich rief und ſie ſegnete; wie Er den trauernden Eltern des geſtorbenen Mädchens ſagte: „Das Kind ſchläft nur!“ und es aufweckte; und wie Er dort zu dem todten Jünglinge auf der Bahre ſprach: „Steh auf!“ und ihn der weinenden Mutter wieder lebend zuführte. Sie nahm ſich vor, ſtets ein gutes Kind zu ſeyn, das ſeinen Segen verdiene; ſie liebte Ihn von Herzen, ſie vertraute auf Ihn, der alle Thränen trocknen, in jeder Noth helfen, ſelbſt dem Tode alles Schreckliche benehmen, und das ewige Leben geben kann. Als endlich die Mutter von den Leiden erzählte, die Er, der Schuldloſeſte, aus Liebe zu den Menſchen auf ſich nahm, und wie Er, am Kreuze blutend, noch mit erblaſſenden Lippen für ſeine Mörder um Erbarmen zum Vater im Himmel flehte, und durch Leiden und Tod in ſeine Herrlichkeit einging; da floßen die hellen Thränen über Roſas zarte Wangen. Sie gelobte in ihrem Herzen, Dem, der auch für ſie ſtarb, ihr ganzes Leben zu weihen. So lehrte die fromme Mutter ihre Tochter Gott und den göttlichen Erlöſer kennen und lieben.

Wie die Mutter innige Liebe zu Gott in das Herz ihrer Tochter pflanzte, ſo wollte ſie, daß auch Liebe zu allen Menſchen darin Wurzel faſſe, vor allen aber zu ihren Eltern. Die mütterliche Liebe zu ihrer Tochter gewann ihr die kindliche Liebe der Tochter von ſelbſt. Eben ſo liebte Roſa ihren Vater, obwohl er wenig daheim war, mit kindlicher Zärtlichkeit; weil die Mutter immer mit herzlicher Liebe von ihm ſprach. Wenn die Mutter ſagte: „Mache doch, daß ich dem lieben Vater, wenn er kommt, nichts als Gutes von dir erzählen kann!“ ſo war das für Roſa immer die kräftigſte

Ermunterung zum Guten. Und kam dann der Vater wirklich nach Hauſe, ſo bemühte ſich Roſa, ſo wie die Mutter, ihm nichts als Freude zu machen.

Der Vater aß zum Beiſpiele die Pfirſiche ſehr gern, die ein Baum an der Schloßmauer trug. Die Mutter brach einſt die erſten reifen Früchte des Baumes, theilte ſie in drei gleiche Theile, für den Vater, ſich und Roſa, ſagte aber dabei: „Die meinigen werde ich dem Vater geben.“ Roſa ſagte ſogleich: „Ich werde es mit den meinigen auch ſo machen.“ Um alle Welt hätte ſie keine davon gegeſſen. Mit freudiger Geſchäftigkeit ordnete ſie alle Pfirſiche in ein zierliches Körbchen, legte ſie ſo, daß ihr liebliches Roth recht ſchön in das Auge fiel, und brachte ſie dem Vater.

Mathilde war es gewohnt, wahrhaft Dürftige mit Geld oder Lebensmitteln zu unterſtützen. Viele dieſer Gaben ließ ſie durch die Hand ihrer Tochter austheilen, damit dieſe die Seligkeit des Gebens aus Erfahrung möge kennen lernen. Sie wußte Roſas Mitleid für fremde Noth anzuregen, und ſie dahin zu bringen, ihr eigenes Vergnügen dem Wohle Anderer aufzuopfern. Roſa bekam einſt von dem Vater ein Goldſtück zu ihrem Geburtstag. Der Vater ſagte, ſie möchte ſich von Putzwaaren dasjenige ſelbſt dafür anſchaffen, was ihr das angenehmſte wäre. Roſa that eine Menge

Fragen an die Mutter, was für ſchöne Sachen man für dieſes Gold bekommen könnte. Die Mutter nannte allerlei, und die erfreute Roſa konnte gar nicht mit ſich einig werden, was ſie wählen ſollte. Jetzt ließ ſich aber eine arme Wittwe melden, die ihre einzige Kuh durch die Seuche verloren hatte. Die Mutter rief die Wittwe herein, hörte ſie an, und ſagte: „Ach mein Gott! das iſt wohl ein recht großes Unglück für Euch; allein ich habe ſchon ſo vielen Leuten, die das nämliche Unglück hatten, Geld gegeben. Ich werde kaum mehr ſo viel Geld entbehren können; ich muß doch noch einiges wenige für die täglichen Ausgaben behalten.“ Sie ging indeſſen, brachte Geld, und zählte es auf den Tiſch. „Mehr kann ich Euch nicht wohl geben,“ ſprach ſie; „allein wenn Ihr noch einen Goldgulden weiter hättet, ſo könntet Ihr eine ſchöne Kuh kaufen.“ Da lief Roſa eilends, brachte ihr Goldſtück, und legte es zu dem hingezählten Gelde auf den Tiſch. „Ich habe ja ſchon Kleider genug,“ ſagte ſie; „die arme Wittwe hat die Kuh viel nöthiger, als ich ein neues Kleidungsſtück.“ Das arme Weib weinte vor Freuden, und wollte Roſas Hand küſſen. Da ſie fort war, umarmte die Mutter ihre Tochter und ſprach: „Du haſt dich wohlgehalten, liebe Roſa; dieſes dein thätiges Mitleid iſt mehr werth, als zehntauſend Goldſtücke und als aller Putz und alle Pracht der Welt.“

Die Mutter gewöhnte Roſa von deren zarten Kindheit an zu einem freudigen Gehorſam. „Denn,“ ſagte die verſtändige Mutter, „der Eigenwille iſt das mächtigſte Hinderniß des Guten. Ein Kind muß erſt lernen, ſeinen Willen dem Willen der Eltern zu unterwerfen; dann wird es ihn um ſo leichter dem Willen Gottes unterwerfen können. Denn wenn ein Kind den Eltern, die es ſieht, nicht gehorcht; wie ſollte es Gott gehorchen, den es nicht ſieht? — Die heftigen Neigungen in dem Herzen des Kindes müſſen gemäßiget, das Unkraut muß ausgerottet werden, damit die ſchönen Blumen edler Empfindungen aufblühen können.“ Was daher nicht erlaubt werden konnte, ſchlug die Mutter kurz und beſtimmt ab. Die kleine Roſa ſuchte, wie alle Kinder, anfangs Manches, was ſie heftig begehrte, mit Bitten und Thränen zu erzwingen. Allein ſie merkte bald, daß ein „Nein“ der Mutter ſo viel, als tauſend Worte gelte; ſie ſah ein, daß alles Bitten und Weinen vergebens ſeyn würde, und unterließ es. Die Mutter gab ihr täglich kleine Anläſſe, ſich im Gehorſam und im Ueberwinden ſinnlicher Neigungen zu üben. Was die Mutter befahl, mußte ſogleich geſchehen; alle andere Beſchäftigungen, alle Spiele mußten ſogleich bei Seite gelegt werden. Keine Blume im Garten durfte gepflückt, keine Frucht abgebrochen werden, ehe die Mutter es erlaubte. Allein die Mutter hatte keine Freude an zu vielem Verbieten und Befehlen. Sie haßte das unaufhörliche, oft ſehr überflüßige Meiſtern und Zurechtweiſen an den Kindern, worüber dieſe zuletzt nicht mehr wiſſen, wo ihnen der Kopf ſteht. „Es ſind nur wenige Gebote nöthig,“ ſagte ſie; „dieſe müſſen aber genau befolgt werden. Der liebe Gott gab nur zehn Gebote, die Menſchen gut und glücklich zu machen, und wären dieſe immer gehalten worden, ſo hätte man ſich zehntauſend andere erſparen können.“ Die weiſe Mutter fand auch bald, um die Kinder zum Gehorſame zu ermuntern und vom Ungehorſame abzuſchrecken, ſeyen Belohnungen und Strafen nothwendig. „Der liebe Gott,“ ſagte ſie, „macht es mit uns großen Kindern ja auch ſo.“ Es war der Mutter eine Freude, ihrer geliebten Roſa von den ſchönſten Früchten des Gartens reichlich mitzutheilen. Allein Roſa mußte ſie verdienen. Die Mutter ſprach zum Beiſpiele: „Wenn du die Reime, die ich dir vorſagen werde, ohne Fehler auswendig gelernt, ſo bekommſt du dieſe ſchönen Kirſchen!“ Oder ſie ſagte ein anders Mal: „Wenn du das, was ich dir zum Stricken aufgegeben habe, recht macheſt, dann gebe ich dir, ſobald du damit fertig biſt, jene Traube.“ Roſa hatte die Aufgabe bald zu Stande gebracht, und ihre Freude war nun größer, als wenn ſie die Kirſchen, Trauben, oder andere Früchte ohne ihr Verdienſt erhalten hätte. Wenn Roſa einen Fehler gemacht hatte, ſo durfte ſie nicht mit der Mutter in den Garten. Dies war Strafe genug; und bald brauchte es auch dieſes nicht mehr. Wenn die Mutter mit ernſtem Blicke ſagte: „Das hätte ich von dir nicht geglaubt! Betrübe mich doch nicht!“ ſo hatte Roſa keine Ruhe mehr, bis die geliebte Mutter wieder lächelte.

Die treffliche Mutter, die man nie müßig ſah, hielt ſehr darauf, ihre Tochter immer zu beſchäftigen. Wenn ſie bei ihrer Arbeit ſaß, ſo mußte auch die kleine Roſa immer etwas zu thun haben. Die Mutter ſah ihr mit Wohlgefallen zu, und ſagte wohl auch bei ſich ſelbſt: „Der emſige Fleiß des Kindes nützt freilich noch nichts in der Haushaltung; allein er hat für das Kind ſelbſt einen deſto größeren Nutzen. Er bewahrt es vor langer Weile und übler Laune, und gewöhnt es früh an ein thätiges Leben.“ Roſa lernte auch wirklich ſehr früh fertig und zierlich ſpinnen, und bald wußte ſie auch die Nähnadel geſchickt zu führen. Sie verfertigte ſich, unter Anleitung der Mutter, aus der ſelbſt geſponnenen Leinwand ein Kleid — und hatte darüber eine ganz ungemeine Freude. Der reiche Stoff, den ihr der Vater einſt von einem ſeiner Feldzüge mitgebracht hatte, freute ſie lange nicht ſo.

Mathilde beſorgte, wie es damals Sitte war, die helle glänzend reine Küche ſelbſt. Auch da wußte ſie für Roſa, von deren zarter Kindheit an, immer irgend ein kleines Geſchäft ausfindig zu machen — und wäre es auch nichts Weiters geweſen, als Erbſen auszuleſen oder Bohnen abzufäden. Die angenehmſte Beſchäftigung aber fand die Mutter in dem ſchön angelegten Schloßgarten; zumal die Bewegung in der friſchen Luft ihrer Geſundheit ſehr wohl kam. Auch Roſa zeigte bald Luſt zur Gartenarbeit. Die Mutter wies ihr einige beſondere Gartenbeete an, und ließ ihr einen kleinen Rechen, eine kleine, niedliche Gießkanne, und anderes kleines Gartengeräth machen. Da gab es nun von den erſten Frühlingstagen an, in denen die lieblich rothe Pfirſichblüthe hervorkam, bis im Herbſte das Laub abfiel, immer etwas für Roſa zu thun. Mit der freudigſten Emſigkeit legte Roſa Geſäme in die Erde, und ſetzte junge Pflänzchen; ſie begoß die nützlichen Gewächſe, und jätete das keimende Unkraut aus; ſie häufelte um den jungen Kohl her die Erde auf, und band die empor rankenden Erbſenſtauden an Stäbe. Als die erſten ſüßen Gartenerbſen, die Roſa gezogen und gekocht hatte, auf den Tiſch kamen, hatte ſie kein geringes Vergnügen; ſie glaubte, nie habe ihr eine Speiſe ſo wohl geſchmeckt. „Das ſind die ſüßen Früchte des Fleißes,“ ſagte die Mutter. „So belohnt Gott den Fleiß — im Kleinen und im Großen. Fleiß hat die ganze Gegend, die unſer Schloß umgibt, aus einer Wildniß in einen reichen Garten umgeſchaffen.“

Wie die Mutter darauf bedacht war, ihre kleine Roſa immer zu beſchäftigen, und mit den Beſchäftigungen weislich abzuwechſeln, damit das Einförmige nicht ermüde; ſo ließ ſie es ihr auch nicht an Erholung fehlen. Zwei oder dreimal in der Woche durften einige arme, aber wohlgeſittete Mädchen von Roſas Alter auf Beſuch kommen, unter denen ſich beſonders eines, Namens Agnes, durch Gutherzigkeit auszeichnete. Roſa bewirthete allemal zuerſt ihre kleinen Freundinnen mit Milch, Obſt und Kuchen; dann ſpannen ſie eine Zeit lang, und machten hierauf in der Wohnſtube oder in dem Garten ein Spiel. Die Mutter hatte aber die Kinder, ohne daß dieſe es eben bemerkten, immer im Auge, und hörte Alles, was ſie mit einander redeten. Sie gab die Spiele an, und wußte ſogar das Spiel für ſie lehrreich zu machen. Auf dieſe und ähnliche Art erhielt ſie ihre Tochter — was ſie für ein weſentliches Stück einer guten Erziehung anſah — immer heiter und fröhlich. Roſa war immer ſeelenvergnügt, und deshalb zu jedem Geſchäfte williger und zu allem Guten aufgelegter.

Noch ganz vorzüglich war die weiſe Mutter darauf bedacht, daß die keimende Eitelkeit und die Liebe zum Putze für Roſas Herz nicht verderblich werde. Eines Tages, da Roſa ſchon etwas mehr herangewachſen war, kam der Herzog nach Tannenburg, um ſeinen Freund Edelbert zu beſuchen. Mehrere Ritter und Rittersfrauen aus der umliegenden Gegend wurden eingeladen. Roſa mußte in einem, ihrem Stande angemeſſenen Putze erſcheinen; ſie war in reiche Stoffe gekleidet und mit Edelſteinen geſchmückt. Die fremden Herren und Frauen lobten die Schönheit und den Putz des Fräuleins über die Maaßen, und ſagten ihr viele Schmeicheleien, die Roſa nicht ungern vernahm. Als die vornehmen Gäſte fort waren, ſprach die Mutter zu Roſa: „Die Worte, die dieſe Herren und Frauen dir ſagten, haben mich recht betrübt! So wußten ſie denn nichts an dir zu loben, als dieſe glänzenden Flitter, die dir nur angeheftet ſind, und die du jetzt wieder ablegſt! Dem Kunſtweber und dem Steinſchleifer galten ihre Lobſprüche, nicht dir. Nur deine Geſtalt rühmten ſie, die nicht dein Verdienſt iſt, deren Schönheit bald vergeht, die einſt in Staub zerfallen wird. Ach mein Gott, wenn ſonſt an dir nichts lobenswürdig wäre, ſo wäre ich wohl eine recht unglückliche Mutter! O meine liebe, gute Roſa, trachte doch nach ſolchen Eigenſchaften, die dir wahrhaft zur Ehre gereichen.“ Die Mutter ordnete ihren Schmuck traurig in das zierliche Schmuckkäſtchen. „Ach,“ ſagte ſie, „was ſind dieſe Kleinodien gegen ein edles Herz? Dieſe

Dinge können mich nicht glücklich machen. Wenn man mich einſt zu Grabe tragen wird, ſo bleibt dieſes Käſtchen hier ſtehen. Edle Geſinnungen und Thaten allein ſind die rechten Edelſteine, die in jener Welt noch einen Werth haben.“

Mehr als Alles aber, was Mathilde ſagen konnte, Roſa gut zu erziehen, wirkte ihr eignes ſchönes Beiſpiel. Das ganze Betragen der Mutter war gleichſam ein heller, reiner Spiegel, in dem es die Tochter den ganzen Tag vor Augen ſah, wie ſie beſchaffen ſeyn ſolle und was ſie werden müſſe. Die Mutter war ſo beſcheiden, ſo ſanft, ſo ſittſam, daß ihr Benehmen beſtändig eine ſtillſchweigende Lobrede auf die Beſcheidenheit, Sanftmuth und Sittſamkeit war. Sie ſprach nie ruhmredig von ſich ſelbſt. Keinem Menſchen ließ ſie ihren Vorzug an Rang, Reichthum und Einſichten empfinden. Ihr mildes, freundliches Angeſicht ward nie von Zorn entſtellt. Nie redete ſie Uebels von Anderen; nie kamen tadelſüchtige oder tadelnswürdige Worte aus ihrem Munde. Vorzüglich aber machten ihre Frömmigkeit und Menſchenfreundlichkeit auf das Herz der Tochter einen ſolchen Eindruck, daß derſelbe in ihrem ganzen Leben hindurch nicht mehr erloſch.

In der Burg befand ſich eine alterthümliche Kapelle, auf deren Fenſtern, zu Roſa's großer Freude, Begebenheiten aus der heiligen Geſchichte mit den lebhafteſten Farben abgebildet waren. In dieſer Kapelle kniete die fromme Mutter öfter mit einer Ehrerbietigkeit, einer Innigkeit vor dem Altare, daß man es ihr anſah, ſie ſey ganz in Gott verſunken, und daß ihr Angeſicht wie verklärt ward. Die betende Mutter war für Roſa ein himmliſcher Anblick, und erhob auch ihr Herz zum Himmel. Roſa ſah es hier mit Augen und fühlte es tief im Herzen: „Die edelſte und ſeligſte aller Empfindungen ſey — die wahre Andacht.“ Ein ganzes, weitläufiges Buch hätte ſie nicht ſo klar und ſo anſchaulich davon überzeugen können.

Mathilde nahm ſich der Kranken, der Leidenden und Bedrängten aller Art ſehr thätig an. Einmal war, in dem Dorfe unten am Berge, eine arme Tagwerkerin, die Mutter von ſieben unerzogenen Kindern, ſehr gefährlich krank geworden. Da war es der edlen Frau nicht zu viel, den hohen Schloßberg hinab zu ſteigen, die arme Kranke unter dem niedrigen Strohdache zu beſuchen, ſich nach ihren Umſtänden zu erkundigen, alles Dienliche anzuordnen, ihr Muth zum Einnehmen zu machen, und ihr die Arznei wohl ſelbſt zu reichen. Sie wiederholte den Beſuch täglich, und Roſa mußte ſie begleiten, damit ſie bei Zeiten mit dem menſchlichen Elende bekannt würde, und lernen möge, es Andern zu erleichtern, und auch ſich ſelbſt einmal um ſo leichter darein zu finden. Als Mathilde eines Tages wieder an das dürftige Krankenlager kam, und erklärte, daß die Kranke nun außer Gefahr ſey, als jetzt alle ſieben Kinder, der bekümmerte Vater und ſelbſt die kranke Mutter in Freudenthränen ausbrachen, als der Vater die Kinder ermahnte, der gnädigen Frau, die der Mutter das Leben rettete, auf den Knien zu danken; als er im Uebermaaße der Empfindung ſelbſt weinend auf die Knie niederfiel; als die Kinder die Hand und das Kleid ihrer Wohlthäterin küßten — da ward Roſa ſo gerührt, daß ſie ſelbſt mitweinte, ſich glücklich ſchätzte, eine ſo gute Mutter zu haben, und es in ihrem Herzen Gott heilig angelobte, in ihre Fußſtapfen einzutreten.

Eine ſo gute Erziehung konnte nicht ohne gute Früchte bleiben. Roſa ward recht das Bild jeder jungfräulichen Tugend. Sie war die lautere Liebe gegen Gott, gegen ihre Eltern, gegen alle Menſchen. Ihre Beſcheidenheit, ihre Sittſamkeit, ihr ſanftes Weſen, ihr frommer, reiner Sinn veredelte und verſchönerte ihr holdes Angeſicht. Einfach und rein, wie ihr Sinn, war ihre Kleidung von ſelbſt geſponnener und ſelbſt gebleichter Leinwand; ein Paar blaue Kornblumen oder eine Roſenknoſpe zu dem blendendweißen Kleide war ihr liebſter Schmuck. Allein ihre ſchuldloſen, freundlichen Augen waren ſchöner blau als die Kornblumen, und die Farbe der Unſchuld auf ihren blühenden Wangen beſchämte das Roth der aufbrechenden Roſenknoſpe. Wer ſie nur ſah, ſagte: „Roſa von Tannenburg iſt wohl das ſchönſte Fräulein von ganz Schwaben; allein ihre Tugend macht ſie noch unendlich liebenswürdiger, als ſie wegen ihrer Schönheit es iſt.“

Zweites Kapitel.

Roſa verliert ihre Mutter.

Ach, daß die gute Roſa des Glückes, eine ſo vortreffliche Mutter zu haben, nicht länger genießen konnte! Roſa war etwa vierzehn Jahre alt — da wurde die Mutter plötzlich ſehr krank. Sie fühlte die Gefahr, und verhehlte ſie ihrer Tochter nicht. Ritter Edelbert war zu Felde gezogen. Sie ſprach daher zu Roſa: „Liebſte Roſa, ſchicke doch ſogleich einen reitenden Boten an deinen Vater. Ich möchte ihn in dieſer Welt noch einmal ſehen! Und laß dann auch den frommen Abt Norbert rufen! Er hat mich getauft, und mich bei dem Eintritte in dieſes Leben Gott geweiht und geheiligt. Während meines ganzen Lebens war er mein Gewiſſensfreund und väterlicher Rathgeber. Er wird mir auch bei dem Austritte aus dieſem Leben ſeinen Beiſtand nicht verſagen, und mich ſanft hinüber geleiten in jenes beſſere Leben — hinüber zu meinem Schöpfer und meinem Erlöſer." — „Es wäre wohl zu ſpät," fuhr ſie fort, „wenn ich mich erſt jetzt auf den Tod vorbereiten wollte. Das ganze Erdenleben ſoll ja eine Vorbereitung auf jenes im Himmel ſeyn. Dazu ſind wir in der Welt. Indeß kann ein Menſch in den wichtigen Augenblicken des nahen Todes wohl nichts Beſſeres thun, als ſie Gott widmen, ſich noch einmal, auch wegen der kleinſten Fehler, mit Ihm ausſöhnen, und ſich nach Anordnung der Kirche mit Ihm vereinigen." Der fromme Abt, ein liebenswürdiger freundlicher Greis, erſchien. Mathilde redete eine Zeit allein mit ihm und beichtete ihm. Sie empfing aus ſeiner Hand das Brod des Lebens. Die Flamme ihrer Andacht ergriff auch das Herz der guten Roſa, und milderte ihren unausſprechlichen Schmerz. Der ehrwürdige Abt betete der Kranken vor. Er ſprach mit einer Kraft, mit einer Ueberzeugung von dem ewigen Leben, daß Roſa von ganzem Herzen wünſchte, ſogleich mit ihrer Mutter zu ſterben.

Roſa blieb, voll Andacht, Liebe und Mitleid gleich einem dienenden Engel, immer an dem Krankenbette der Mutter. Ritter Edelbert kam erſt am dritten Tage ſpät in der Nacht an. Roſa eilte ihm entgegen. Sie begrüßte ihn, als ſie ihm unten an der ſteinernen Wendeltreppe begegnete, mit einem Strome von Thränen. Tiefbetrübt trat der Ritter an das Krankenbett. Er erſchrak, ſeine innigſtgeliebte Gemahlin ſo blaß und verändert zu finden. Sein Schrecken löſte ſich endlich in Thränen auf. Roſa ſtand ſchluchzend an der andern Seite des Bettes. Die todtkranke Frau bot ihrem theuern Gemahl, mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit lächelnd, die Hand; die andere reichte ſie ihrer Tochter. „Liebſter Edelbert! Liebſte Roſa!“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, „mein Stündlein iſt da. Ich werde die aufgehende Sonne nicht mehr ſehen. Aber weinet nicht! Ich bekomme es ja beſſer — dort oben in dem Hauſe unſers himmliſchen Vaters, wo viele Wohnungen ſind. Laßt es euch ſeyn, als ginge ich jetzt nur in ein anderes Wohnzimmer dieſes großen Hauſes. Ich bin darum nicht für euch verloren. Wir ſehen uns bald wieder, und werden dann nie mehr von einander ſcheiden.“ Sie ſchwieg; die Schwäche geſtattete ihr nicht weiter zu reden.

„Liebſter Edelbert!“ ſprach ſie über eine Weile wieder, „ſieh da unſere Tochter! — Nie habe ich dir ein gemaltes Bild von mir gegeben; allein Roſa, unſere geliebte Tochter, mein lebendiges Ebenbild, ſey dir ein beſſeres Andenken an mich, ja das beſte, das ich dir zurück laſſen kann. Dir übergebe ich ſie jetzt in meinen letzten Augenblicken — wie vor Gottes Angeſicht! Ich ſuchte ſie fromm und chriſtlich zu erziehen; vollende du jetzt dieſe Erziehung! Verbeſſere, was ich etwa verſah! Wende alle Liebe, die du mir erwieſen haſt, und für die ich dir jetzt noch ſterbend danke, ihr zu!«

»Und du, liebſte Roſa!« fuhr ſie fort, »du haſt mir viele Freude gemacht, du haſt mich nie betrübt, du warſt mir immer eine gute Tochter! Dieſes Zeugniß muß ich dir noch in der Stunde meines Todes geben. O bleibe fromm, unſchuldig, gut; liebe Gott; halte dich an unſern göttlichen Erlöſer; thue, was Er uns lehrt; thue nie etwas Böſes! — Ehre und liebe deinen guten Vater. Ach, er iſt im Kriege immer ſo vielen Gefahren ausgeſetzt. Sollte er einmal verwundet nach Hauſe gebracht werden, ſo vertritt du meine Stelle an ihm. Sey ihm einſt in den Tagen des Alters eine liebevolle Verpflegerin, da ich es nicht mehr ſeyn kann. Bleibe ihm eine gute Tochter — und lebe wohl!«

»O Gott,« ſprach ſie noch mit einem frommen Blick zum Himmel, »bewahre Du ſie vor dem Böſen, und erhalte ſie im Guten! Erhöre mein letztes Gebet, das heiße Flehen eines Mutterherzens, das jetzt bricht, und laß mich ſie dort im Himmel wieder ſehen!«

Vater und Tochter zerfloſſen in Thränen. Die fromme Sterbende fügte die Hand ihres Gemahls und die Hand ihrer Tochter zuſammen, und hielt ſie zwiſchen ihren erkaltenden Händen. „Wir Drei,“ ſagte ſie, „waren immer ein Herz und eine Seele in dieſer Welt; wir werden es mit Gottes Hülfe auch in jener ſeyn. Der Tod kann unſerer Liebe nichts anhaben. Wir werden in dem Himmel ewig leben, und uns ewig lieben.“

Sie blickte ihren Gemahl und ihre Tochter mit der Heiterkeit eines Engels noch einmal an. In ihrem Angeſichte ſchimmerten ſchon die Strahlen ihrer nahen Verklärung. „Gott,“ ſprach ſie, „gewährt mir einen großen Troſt und eine große Freudigkeit in dieſen letzten Augenblicken. Ihm ſey Dank! — O meine Roſa, wie freue ich mich, daß du an mir ſiehſt, wie getroſt und ſelig diejenigen ſterben können, die an Gott, an Chriſtus und an das ewige Leben glauben. Chriſtus läßt es denjenigen, die an Ihn glauben, nicht an Troſt fehlen, wo ſie ihn gerade am nöthigſten haben. Er läßt uns nicht waiſe. Ich achte den Tod für nichts; ich bin in der Hoffnung des ewigen Lebens ſchon ſelig.“

Sie richtete jetzt ihre Blicke auf ein ſchönes Gemälde des ſterbenden Erlöſers, das ihr gegenüber an der Wand hing. Sie faltete die Hände, und ſagte noch mit leiſer, faſt unvernehmbarer Stimme: „Wie Du, mein Erlöſer, Deinen Geiſt in die Hände Deines Vaters empfohlen haſt, ſo empfehle ich meinen Geiſt in Deine Hände.“ Sie ſchwieg — wurde bläſſer — ihre Augen ſtarrten —

ſie verſchied. Roſa war vor Jammer ſprachlos. Edelbert ſagte ſchluchzend: „Sie lebte und ſtarb wie eine Heilige! Sie hat nun überwunden. Gott nehme uns auch einmal ſo ſanft zu ſich, und führe uns mit ihr dort oben wieder zuſammen.“

Die Trauer des guten Edelberts und der innigſt betrübten Roſa in dieſer Nacht, am folgenden Tag, und bei dem Leichenbegängniſſe war unbeſchreiblich. Die ganze Gegend weit und breit trauerte mit ihnen. In jedem Hauſe, jeder Hütte ihrer Unterthanen war ein Jammer, als wäre ihnen die eigene Mutter geſtorben! Der ehrwürdige Abt beſtattete die Leiche zur Erde. Er fing an zu der unzähligen Menge von Menſchen, die ſich bei dem Leichenbegängniſſe eingefunden hatte, zu reden. Das allgemeine Schluchzen wurde bald ſo laut, daß man die Stimme des Greiſes nicht mehr vernahm. Er ſelbſt brach in Thränen aus. Er winkte mit der Hand, ſtille zu ſeyn, und ſagte nichts mehr als die Worte: „Wo die Thränen ſo laut ſprechen, muß ich ſchweigen! Laßt uns ſo leben, daß auch an unſerm Grabe dankbare Thränen fließen! Laßt uns hier reichlich ausſäen, wie die Verklärte, ſo werden wir dort auch reichlich einärnten!“

Drittes Kapitel.

Roſa verpflegt ihren Vater.

Ritter Edelbert war wieder in den Krieg gezogen; allein eines Tages im Herbſte kam er, am rechten Arme ſchwer verwundet, zurück auf ſeine Burg. Roſa war ſehr beſtürzt, und empfand das zärtlichſte Mitleid mit dem geliebten Vater. Sie wich nimmer von ſeinem Bette. Sie bereitete und brachte ihm alle Speiſen. Sie half bei dem Verbande der Wunde. Und da der Arm nur ſehr langſam beſſer wurde, und Edelbert oft traurig und mißmuthig an dem Kaminfeuer ſaß, und ſchmerzlich bedauerte, daß er ſeine Pflicht als Rittersmann nicht erfüllen, und dem Herzoge nicht beiſtehen könne, ſo wußte nur Roſa ihn zu erheitern. Sie ſetzte ſich mit ihrer Stickrahme oder dem Spinnrocken zu ihm. Sie redete von ihrer ſeligen Mutter, und erzählte ſo manche weiſe Worte, ſo manche edle Handlungen von ihr, die dem Vater noch nicht bekannt waren. Sie fragte nach dieſem oder jenem Umſtande aus der Geſchichte ſeiner ritterlichen Thaten. Sie beredete ihn, den ſilbernen Becher, den er noch vom Ahnherrn, dem Vater ihrer Mutter, zum Geſchenke bekommen hatte, wenigſtens dem Ahnherrn zu lieb, noch einmal füllen zu laſſen. Der Ritter kam unvermerkt ins Geſpräch; ſein Mißmuth verſchwand. Viele Stunden des traurigen Winters vergingen ihm wie Augenblicke.

In den erſten Tagen des Frühlings kam ein ſehr edler Ritter auf Edelberts Burg an, und forderte ihn auf, mit dem Herzoge wieder zu Felde zu ziehen. Edelbert fühlte zu ſeiner großen Betrübniß ſeinen Arm noch zu ſchwach, Schwert und Lanze zu führen. Indeß berief er ſogleich ſeine Dienſtleute auf ſeine Burg, ſie dem Herzoge zu Hülfe zu ſchicken. Er bewirthete ſie drei Tage lang. An dem Morgen des vierten Tages, der zum Aufbruche beſtimmt war, verſammelte er ſie in dem großen Ritterſaale der Burg. Ritterlich gekleidet und mit einer goldenen Kette geziert, jedoch ohne Harniſch, deſſen eherne Armſchienen ſein wunder Arm noch nicht vertragen konnte, trat er in ihre Mitte, übergab ſie feierlich der Führung des fremden Ritters, und ermunterte ſie zur Tapferkeit und guten Mannszucht. „Seyd gegen den Feind tapfer wie ein Löwe; gegen den friedlichen Landmann aber ſanft wie ein Lamm!“ ſagte er unter Anderm. Mit Thränen in den Augen ſah er von den Fenſtern der Burg dem Zuge nach, bis derſelbe in dem nächſten Walde verſchwand. Vergebens ſuchte er ſich den Tag hindurch aufzuheitern; ſeine ſtille Burg ſchien ihm, nach dem Abzuge ſeiner treuen Kriegsgefährten, einſam und verödet. Traurig ſetzte er ſich nach dem Abendeſſen an das Kaminfeuer. Der Abend war kalt und ſchauerlich. Ein fürchterlicher Sturm sauste um die Thürme der Burg, und der Regen ſchlug an die Fenſter der Stube, daß ſie klirrten. Roſa legte mehr Holz an das Feuer, brachte ihrem Vater in dem ſilbernen Becher ſeinen Abendtrunk, ſetzte ſich zu ihm, und ſagte: „Lieber Vater! Erzähle mir doch einmal die Geſchichte des wackern Köhlers, der dich dieſen Nachmittag beſuchte. Ich weiß wohl davon. Er wohnte ja ehemals auf unſerer Burg, und ſeine Tochter Agnes war die Geſpielin meiner Kindheit. Allein ich möchte die Geſchichte doch einmal recht ausführlich hören.“

Die Geſchichte meines braven Burkhards?“ rief der Ritter. „O recht gern! Der gute Mann beſuchte mich nicht ohne Urſache gerade an dem heutigen Tage. Er wußte wohl, wie es mir zu Muthe war, ſo allein zurückbleiben zu müſſen. Er hat das auch erfahren. Er war einſt ein gar tapferer Krieger, der mich auf vielen Zügen begleitete.“

„Doch — bevor ich von dem wackern Burkhard erzählen kann, muß ich dir erſt Einiges von dem Ritter Kunerich von Fichtenburg ſagen. Die prächtige Burgfeſte Fichtenburg iſt dir zwar nicht unbekannt; wir ſehen ja von den Fenſtern unſers Saales ihre Thürme in weiter Ferne aus dunkeln Fichtenwaldungen hervorragen. Allein den Ritter ſelbſt haſt du noch niemals geſehen. Denn er war von jeher ſehr feindſelig gegen mich geſinnt, und hat mich noch niemals beſucht. Sein Haß gegen mich entſpann ſich ſchon ſehr frühe. Wir waren Beide ſchon in unſerm zarten Alter als Edelknaben an den Hof des Herzogs gekommen. Kunerich war als Knabe ſchon ſehr eigenſinnig, aufbrauſend und ruhmredig, und deßhalb bei dem Herzoge nicht ſehr beliebt; und da haßte und beneidete er mich, weil ich ihm vorgezogen wurde. Als wir Beide zu rüſtigen Jünglingen herangewachſen, und wehrhaft gemacht waren, mußten wir auf einem Turniere, das der Herzog dem jungen Adel gab, unſere Geſchicklichkeit in Führung des Schwertes und der Lanze das erſte Mal öffentlich zeigen. Ich erhielt den erſten Preis, ein Schwert mit einem goldenen Griffe, das mir deine ſelige Mutter, die damals das ſchönſte und ſittſamſte Fräulein an dem herzoglichen Hofe war, im Angeſichte der ſchwäbiſchen Ritterſchaft auf einem Purpurkiſſen überreichte; Kunerich hingegen erhielt den letzten Preis, ein Paar ſilberne Sporen. Von dieſer Zeit an haßte er mich noch mehr, und konnte mich gar nicht mehr gerade anſehen. Aufs höchſte aber ſtieg ſein Haß gegen mich, als der Kaiſer, wie du weißt, mir nach jener großen Schlacht dieſes goldene Ehrenzeichen hier umhängte; dem Ritter Kunerich aber, durch deſſen Unbeſonnenheit und Ungeſtüm die Schlacht beinahe verloren gegangen wäre, einen derben Verweis gab.“

„Der wackere Burkhard hatte nun als mein Lehensmann und Kriegsgefährte ein kleines Gütlein inne, das an der Gränze meines Gebietes liegt, und an Kunerichs Waldungen anſtößt. Allein Ritter Kunerich war meinem guten Burkhard ein ſehr böſer Nachbar. Er unterhielt in ſeinem Gebiete eine Menge Wild. Die Hirſche kamen häufig über die Gränze, und verheerten des guten Burkhards Aecker; die Wildſchweine zerwühlten ſeine ſchönen Wieſen. Ich gab dem wackern Manne den Auftrag, ſie ohne weiters nieder zu ſchießen, und ſie mir einzuliefern; indem alles Wild, das auf meinem Grund und Boden erlegt würde, von Rechtswegen mir gehöre. Einmal nun ritt ich Abends mit meinen Leuten von der Jagd heim. Die Sonne war bereits untergegangen, und das Abendroth blickte freundlich durch die Tannen. Da kam auf einmal Gertraud, des ehrlichen Burkhards Weib, mit zerſtreuten Haaren lautjammernd mir entgegen, fiel auf die Knie nieder, und flehte mich mit gerungenen Händen um Hülfe an. Sie hatte ihre kleine Agnes mitgebracht; das Kind kniete neben der Mutter, und erhob zitternd und weinend die kleinen Händchen. Der Anblick ging mir durch die Seele. Ich ſtieg ab, und ließ mir erzählen, was ſich begeben habe.“

„Die Geſchichte war dieſe: Der gute Burkhard, ſein Weib Gertraud und die kleine Agnes hatten unter dem Baume vor ihrer Hausthüre zu Nacht gegeſſen, und an nichts Böſes gedacht — da überfiel ſie plötzlich Ritter Kunerich, von mehreren bewaffneten Knechten zu Pferd und zu Fuß begleitet. Die Knechte ergriffen den guten Burkhard, banden ihm die Hände auf den Rücken, warfen ihn auf einen Karren, und führten ihn fort. Dies that Kunerich, weil Burkhard kürzlich an der Gränze, aber noch auf unſerm Grund und Boden, einen Hirſch erlegt, und ihn nach Tannenburg geliefert hatte. Der aufgebrachte Kunerich hatte geſchworen, er wolle den boshaften Wilddieb, wie er den ehrlichen Burkhard nannte, in dem fürchterlichſten Kerker zu Fichtenburg unter Kröten und Unken verſchmachten laſſen.“

„Er ſoll frei werden, ſagte ich zu Gertraud, und ſollte ich das ganze Raubneſt Fichtenburg darüber zerſtören müſſen. Sey nur getroſt, und geh einſtweilen mit deinem Kinde auf meine Burg.“

„Ich machte mich augenblicklich mit meinen Knechten auf den Weg, dem Feinde ſeinen Raub, wo möglich, noch abzujagen, ehe er damit ſeine Burg erreichte. Ich ſchickte einige Reitersknechte auf Kundſchaft aus, nannte ihnen einen Platz, wo wir wieder zuſammen kommen wollten, und ritt im ſcharfen Trab Fichtenburg zu. Die Knechte brachten mir bald Nachricht, Kunerich ſitze mit ſeinen Leuten in der Mühle im Föhrengrunde und zeche, weil dort eben jetzt ſehr gutes Bier zu haben ſey. Der Karren mit dem armen Burkhard ſtehe vor der Thüre. Ich fand, daß ich mit meinen Leuten auf dem Wege zu Kunerichs Burg ſchon einen guten Vorſprung hatte. Wir hielten daher an einem bequemen Platze im Walde, wo Kunerich mit ſeinen Spießgeſellen vorbei ziehen mußte. Sie kamen endlich, keine Gefahr ahnend, gutes Muthes und mit großem Gelärme. Plötzlich, wie ein Blitz vom klaren Himmel, überfielen wir die Räuber. Der Vollmond, der eben aufgegangen war, übernahm das Geſchäft, uns bei dieſer Arbeit zu leuchten. Da Kunerich auf den Ueberfall nicht gefaßt war, und überdies zu viel getrunken hatte, focht er ſehr ſchlecht, und nahm nach einer kurzen Gegenwehr mit ſeinen Leuten die Flucht. Ich hätte ihn wohl fangen können. Allein ich hatte Mitleid mit ihm, und ließ ihn entrinnen. Gottlob kam bei dem Gefechte Niemand ums Leben. Nur mit feindlichen Waffen war der Boden beſtreut."

„Wir banden nun den Mann auf dem Karren los, luden anſtatt ſeiner die eroberten Waffen auf, gaben ihm ein Pferd, das im Getümmel einen feindlichen Reiter abgeworfen hatte, und zogen freudig nach Hauſe. Was ſein Weib und ſeine kleine Tochter für eine Freude hatten, als wir zum Burgthore hereinritten, und ſie den Burkhard mir zur Seite reiten ſahen, läßt ſich gar nicht beſchreiben! Und doch war meine Freude noch größer. O es iſt ein ſeliges Gefühl, Andere aus der Noth errettet zu haben!“

„Ich wies den guten Leuten ein Plätzchen in unſerer Burg an, damit ſie vor Kunerichs Rache ſicher wären. Späterhin wurde Burkhard im Kriege verwundet, und konnte keine Kriegsdienſte mehr leiſten. Indeß war er nicht zu aller Arbeit unbrauchbar geworden, und wollte deßhalb ſein Stücklein Brod nicht müßig verzehren. Er machte in der wildeſten Gegend des Waldes ein kleines verborgenes Thälchen ausfindig, wo er ſich anzuſiedeln wünſchte. Ich ließ ihm dort ein hübſches Haus bauen. Er brach ein Stück Boden zu einem Ackerfelde um, das ihm Brod gibt, richtete den Thalgrund zu einer großen Wieſe zu, die einige Kühe nährt, und treibt mit meiner Bewilligung nebenzu das Kohlenbrennen. Die Gegend, wo er wohnt, wird faſt nie von Menſchen beſucht, und Ruß und Kohlenſtaub machen überdies ſein ſonſt blühendes Angeſicht die meiſte Zeit faſt unkenntlich. So glaubte er ſich vor Kunerichs Nachſtellungen ſicher genug, und wurde ſeitdem auch nicht im Geringſten beunruhigt.“

Dieſer Geſchichte fügte Ritter Edelbert noch einige Beiſpiele von Burkhards Tapferkeit und

Treue bei, ſo daß die Erzählung bis ſpät in die Nacht währte. Roſa hatte ſo aufmerkſam zugehört, daß der Becher ihres Vaters ſchon lange leer ſtand, und daß es ihr ſogar außer Acht gekommen war, neues Holz an das Feuer zu legen.

Da erhob ſich plötzlich in der Burg ein furchtbarer Lärm. Die gewölbten Gänge wiederhallten vom Geklirre der Waffen und dem Geſchrei ſtreitender Männer. Mehrere heftige Fußtritte näherten ſich der Wohnſtube, in der ſich Edelbert und ſeine Tochter befanden. Der Ritter ſprang auf, und blickte nach Waffen umher; Roſa riegelte eilends die Thüre. Allein mit einem fürchterlichen Stoße wurde die Thüre aufgeſprengt, und ein geharniſchter Mann, begleitet von mehreren Bewaffneten, trat herein.

„Nun Edelbert!“ ſprach er mit blitzenden Augen und mit donnernder Stimme, „iſt die Stunde der Rache gekommen. Ich bin Kunerich, dem du ſo oft zuwider gehandelt, und ihn ſo oft beleidigt haſt. Nun ſollſt du mir dafür büßen.“ Er wandte ſich hierauf zu ſeinen Kriegsknechten, und rief: „Schlagt ihn in Ketten, und bewacht ihn, bis wir aufbrechen! Das ſchauerlichſte Gefängniß zu Fichtenburg ſoll von nun an ſeine Wohnung ſeyn. Dieſe Burg hier iſt jetzt mein! Was von Rüſtungen und Waffen, Kleidern und Koſtbarkeiten mir anſtändig iſt, will ich mir jetzt ausſuchen. Alsdann mögt ihr zum

Lohne eurer Tapferkeit die ganze Burg rein ausplündern, während ich mir bei einem Krug alten Weines gütlich thue. Macht hurtig! In drei Stunden ziehen wir von dannen.“

Roſa warf ſich dem grauſamen Ritter weinend zu Füßen, und flehte um Erbarmen für ihren Vater. Der Wütherich ſtieß ſie von ſich, und ging, ohne weiter auf ſie zu achten, mit ſtolzen Schritten zur Thüre hinaus. Edelbert wurde gefeſſelt, und zwei Kriegsknechte hielten vor der Thür Wache.

Kunerich hatte den Augenblick, da Edelbert ſeine tapfere Rechte nicht gebrauchen konnte, für den günſtigſten gehalten, ſeine glühende Rache in helle Flammen ausbrechen zu laſſen. Er hatte überdies noch ſo lange zugewartet, bis Edelberts tapferſte Krieger mit dem Herzoge zu Felde gezogen waren, und ihn alſo nicht ſchützen konnten. Unter Edelberts wenigen Leuten, die der Burg zur Beſatzung dienten, hatte er einen feigen, wenig nützen Kriegsknecht, den Edelbert nur aus Barmherzigkeit beibehielt, durch Geld gewonnen. Dieſer hatte ihm zu Nacht ein geheimes, von Felſentrümmern und Dorngeſträuch verſtecktes Pförtchen geöffnet, das durch einen unterirdiſchen Gang in das Schloß führte. Die übrigen Kriegsknechte hatten die eindringenden Feinde zu ſpät bemerkt, und wurden trotz alles Widerſtandes in wenigen Augenblicken überwältigt, und zu Boden geworfen. So kam es, daß Kunerich ſo plötzlich in Edelberts Wohnſtube eindringen, und ihn in Mitte ſeiner Burg zum Gefangenen machen konnte.

Viertes Kapitel.

Roſa wird von ihrem Vater getrennt.

Edelbert ſaß in ſeinen Ketten traurig an dem erlöſchenden Kaminfeuer. Roſa kniete weinend, jammernd und betend bei ihm. Sie rang die Hände, und ihre Locken flogen zerſtreut umher. Sie war wie betäubt. Sie blickte mit ihren thränenvollen Augen zu ihrem Vater auf. Es war ihr nicht anders, als ſähe ſie bei dem röthlichen Scheine der erſterbenden Glut bloß ſein Bild im Traume. Durch das ganze Schloß hin hallte der wilde Lärm der plündernden und zechenden Feinde. In der Stube war es aber ſo ſtille und düſter, wie in einer Todtengruft, die nur von einer ſchwachen, trüben Lampe erhellt iſt. Nur Roſa ſeuzte zuweilen ſchwer auf, und rief wehmüthig: „Die Hand, die ſo oft die Unſchuld rettete, zu feſſeln! — Sogar den verwundeten Arm in Ketten zu ſchlagen! — O Gott hilf Du!“ Dann ſchwieg ſie wieder und konnte nichts, als ſchluchzen.

Edelbert brach endlich das Stillſchweigen. „Faſſe dich, liebes Kind,“ ſprach er, „und trockne deine Thränen! Dieſes Leiden hat Gott geſendet. Laß uns Seine Hand küſſen, auch wenn ſie uns ſchlägt. Er thut nur weh, um wohl zu thun. Er wird auch dieſen harten Schlag zu unſerm Beſten lenken. Wir ſind in Gottes Hand; gegen Seinen Willen kann uns nichts geſchehen. Sogar unſere Feinde können nichts, als an unſerm Beſten mitarbeiten. Im Vertrauen auf Gott wollen wir alſo feſt ſtehen. Ja, ich glaube, mein Wohl ſteht jetzt feſter gegründet, als vorhin. Vorhin traute ich zu viel auf die Gnade des Kaiſers und auf die Gunſt des Herzogs. Allein dieſe haben jetzt für ſich ſelbſt zu thun, und können ſich kaum ihrer mächtigen Feinde erwehren. Ich verließ mich wohl gar auf Stein und Eiſen, auf Mauern und Riegel; jetzt verlaſſe ich mich auf Gott allein. Er ſey von nun an mein einziger liebreicher und treuer Beſchützer, und meine feſte Burg.“

„Wir werden nun bald von einander ſcheiden müſſen, liebſte Tochter!“ ſagte er nach einer Weile, und umſchlang ſie mit ſeinem linken Arme, weil der rechte Arm mit der ſchweren Kette beladen war, und die Wunde daran ihn aufs Neue ſehr ſchmerzte.

„O rede doch nicht vom Scheiden, liebſter Vater!“ rief Roſa, ihm um den Hals fallend. „Aus deinen Armen ſollen ſie mich nicht reißen! Ich gehe mit dir in das Gefängniß und in den Tod.“

„Nein, liebe Roſa,“ ſprach der Vater ruhig, „das wird Kunerich nie zugeben, daß du bei mir bleibeſt. Dieſen Troſt gönnt er mir nicht. Noch einmal, wir müſſen ſcheiden! Höre aber jetzt meinen Rath. Auf dich achtet wegen deines zarten Alters wohl Niemand ſonderlich. Suche alſo aus dem Schloſſe zu entkommen, damit du dein Leben nicht etwa, gleich einer Sklavin, in ſchmählicher Dienſtbarkeit zubringen müſſeſt. Einer oder der andere meiner Diener wird dir zur Flucht verhülflich ſeyn.“

„Dieſes Schloß und Alles, was darin iſt, nimmt nun Kunerich in Beſitz. Du biſt jetzt aus einem Ritterfräulein ein ſehr, ſehr armes Mädchen geworden, ärmer als das geringſte Söldnermädchen in meiner Herrſchaft. Doch, obwohl man dich jetzt, wie du gehſt und ſtehſt, aus deiner väterlichen Wohnung verſtößt, und du auch von deinem mütterlichen Erbe und dem reichen Schmucke deiner Mutter nicht eines Hellers Werth erhalten wirſt, ſo verzage darum nicht. Zeitliche Güter verdienen es nicht, daß wir uns über ihren Verluſt betrüben. Wir können ſie nicht einmal mit Wahrheit unſer nennen. Du erfährſt es eben jetzt, wie leicht ſie uns können genommen werden. Und behielten wir ſie auch die kurze Zeit unſers Lebens hindurch, ſo raubte ſie uns doch der Tod einſt alle gewiß. Es gibt noch edlere Schätze, liebes Kind, die uns kein Schickſal und kein Tod rauben kann, gegen die Gold, Perlen und Edelſteine nichts ſind — ich meine Frömmigkeit, Keuſchheit, Sanftmuth, Fleiß. Dieſe und ähnliche Tugenden waren der größte Reichthum und der ſchönſte Schmuck deiner Mutter. Wenn dir nur dieſes Erbtheil deiner Mutter bleibt, ſo biſt du reich genug!«

»Haſt du dich aus der Burg gerettet, ſo ſuche unſern guten Kohlenbrenner, den ehrlichen Burkhard, auf. Er und ſein frommes Weib werden für dich ſorgen. Da kannſt du in ſtiller Verborgenheit leben, bis er dich auf der Burg eines meiner Freunde unterbringt. Und ſollteſt du auch Jahre lang bei ihm bleiben, ja dein ganzes Leben unter ſeinem niedrigen Dache zubringen müſſen, ſo laß es deinen Troſt ſeyn, daß man auch in einer Hütte — und in einer Hütte oft noch leichter als in einem Schloſſe — zufrieden leben und ſelig ſterben kann. Und das iſt am Ende doch das Beſte!«

»Schäme dich deßhalb der ländlichen Arbeiten nicht. Die Schwielen an den Fingern der fleißigen Hand verdienen mehr Achtung, als die Edelſteine und Perlen an müßigen Händen. O wie gut kommt es dir jetzt, daß deine ſelige Mutter dich an Arbeitſamkeit gewöhnte, und dich dein Glück nicht in eitlem Putze, köſtlichen Speiſen und rauſchenden Luſtbarkeiten ſuchen lehrte.«

„Mit fleißiger Arbeit vereine frommes Gebet. Wir ſind Leib und Seele. Der Leib ſoll arbeiten; der Geiſt ſich zu Gott erheben. Arbeit gewinnt Brod für den Leib; Gebet nährt die Seele. Wenn du alſo auch die Sichel in die Hand nehmen mußt, ſo habe Gott im Herzen. Stetes Andenken an Gott kann auch die geringſten Arbeiten veredeln, und gleichſam Spinnrad und Sichel in Gold verwandeln.“

„Vor allem bewahre deine Unſchuld. Fliehe Menſchen, die ſolche Reden führen, über die du erröthen mußt. Ich kann nicht mehr auf dich Acht haben, und nicht mehr dein guter Engel ſeyn. Sey es alſo ſelbſt! Denk', daß Gott dich überall ſieht, und daß Er auch in das Herz blickt. Thue alſo nie Böſes — ja denke nicht einmal etwas Böſes.“

„Um mich ſey unbeſorgt. Bete für mich, und laß den lieben Gott ſorgen. Ich weiß gewiß, Er verläßt mich nicht. Dein frommes Gebet wird nicht unerhört bleiben. So hart mein Schickſal ſeyn mag, Gott kann es mir leicht machen. Eiſerne Thüren und Riegel halten Ihn nicht ab. Gott iſt überall, nur im Herzen des Böſewichts nicht. Er wird auch in dem Kerker mit mir ſeyn. Vertrau auf Ihn, wie ich auf Ihn vertraue — auf Ihn, den einzigen Freund, der uns nie verläßt.“

„Gott wird, wie ich es getroſt hoffe, mich einſt wieder aus der Gefangenſchaft befreien. Sollte es aber das letzte Mal ſeyn, daß du, liebſte Tochter, das Angeſicht deines Vaters ſiehſt, und ſollte ich Lebens lang im Kerker ſchmachten müſſen — ſo laß mir nur den Troſt, daß ich in meinem Elende denken könne: „Meine Roſa vergißt die Ermahnungen ihres Vaters nicht — ſie tritt in die Fußſtapfen ihrer frommen Mutter ein, ſie iſt ihrer Eltern und gottſeligen Voreltern werth.“ Und ſollte denn auch in dem düſtern, einſamen Kerker die Todesſtunde für mich anbrechen, kein Auge mich ſterben ſehen, kein Ohr meine letzten Seufzer hören, keine freundliche Hand mir die Augen ſanft zudrücken; ſo bleibe mir doch im Tode der Troſt: Ich laſſe eine gute Tochter zurück — oder vielmehr — ich laſſe ſie nicht zurück, ſie wird mir nachfolgen in den Himmel!“

„Die letzten Worte deiner verklärten Mutter, die auch meine letzten Worte ſeyn würden, wenn du bei meinem Tode zugegen wäreſt, wiederhole ich dir jetzt: „Bleibe fromm, unſchuldig, gut; liebe Gott; halte dich an unſern göttlichen Erlöſer; thu nie etwas Böſes.« Wenn du hören ſollteſt, der Tod habe meine Ketten auf immer gelöst, ſo denke, jene letzten Worte meiner Mutter waren auch die letzten, die mein Vater mir bei dem Abſchiede ſagte! Befolge dieſe Worte, ſo wird Gott, der aus unerforſchlichen, aber gewiß weiſen und liebevollen

Abſichten dir ſchon früher deine Mutter nahm, und dir jetzt auch deinen Vater nimmt, uns alle Drei im Himmel wieder vereinigen.«

„Und ſieh da — da habe ich heute eben die goldene Denkmünze an der goldenen Kette umgehängt, die ich ehemals aus der Hand des Kaiſers erhielt. Ich habe ſie, als vorhin die Feinde zur Thüre herein kamen, hier unter meinem Kleide verborgen. Ach, ich kann ſie ohne Schmerz nicht anſehen! Wie unbeſtändig iſt doch alles Glück auf Erden! Ehemals hat mich der Kaiſer mit dieſer goldenen Kette beehrt; jetzt muß ich, gleich einem Uebelthäter, dieſe eiſerne Kette tragen!«

„Nimm dieſes goldene Ehrenzeichen indeſſen zum Andenken an mich! Verkauf es nicht, auch nicht in der größten Noth. Es kann, wenn ich einmal nicht mehr lebe, für dich von Wichtigkeit ſeyn. Du kannſt dadurch vielleicht einſt beweiſen, daß du aus dem rühmlichen Geſchlechte der Edeln von Tannenburg abſtammeſt.«

„Die ſchönen Sinnbilder und die tröſtlichen Worte auf der goldenen Denkmünze ſind mehr werth, als das Gold, aus dem die Münze geprägt iſt.«

„Sieh, das Auge Gottes von Strahlen umgeben, auf der einen Seite, mit der Umſchrift: „Wenn Gott für uns, wer wider uns!« erinnere dich daran, daß Gottes Auge uns überall ſieht, und immer über uns wacht, und daß diejenigen, die Alles wie vor Gottes Augen thun und ſich vor Sünden rein bewahren, nichts zu fürchten haben.“

„Das Kreuz im Strahlenkranze auf der andern Seite mit den Worten: „In dieſem überwinde!“ erinnere dich ſtets an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze ſtarb. Wir Menſchen alle haben in dieſer Welt zu ſtreiten und zu leiden. Im Glauben an den Gekreuzigten aber, im treuen Gehorſam gegen ſeine heiligen Gebote, in Liebe und Geduld nach Seinem ſchönen Beiſpiele, im Vertrauen auf Seine allmächtige Gnade, in der Hoffnung auf Seine Verheißungen können wir alles Böſe überwinden, und alles Widrige frohen Muthes übertragen.“

„Gott hat jetzt wohl ein großes Leiden über uns kommen laſſen! Allein was iſt dieſes Leiden gegen jene Leiden, durch die unſer göttlicher Erlöſer in ſeine Herrlichkeit einging! An ſeiner Herrlichkeit werden wir auch Theil haben, wenn wir unſern Kampf auf Erden glücklich vollenden, und in der Geduld ausharren bis ans Ende.“

„Und nun knie nieder, liebſte Tochter, damit ich dich noch ſegne.“ Roſa kniete weinend nieder, faltete die Hände, und neigte ihr liebliches Angeſicht voll unbeſchreiblicher Andacht und Wehmuth. Der Vater legte ihr ſeine gefeſſelte Hand auf das

Haupt, und ſprach: „Gott, der Allmächtige, ſegne dich, und die Gnade unſers Herrn und Heilands ſey mit dir ewig.“ Roſa zerfloß in Thränen. Der Vater ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme, und ſagte, indem er ſelbſt in Thränen ausbrach: „Ich werde deiner nie vergeſſen, und in meinem Kerker ſtets für dich beten. Verſprich auch du mir, daß du meine getreuen väterlichen Ermahnungen nicht vergeſſen, ſondern ſie treulich befolgen, und auch für mich beten wolleſt.“

„O Alles,“ ſprach Roſa ſchluchzend, „Alles will ich mit Freuden thun, was du mir geſagt haſt; nur Eines nicht! Ach ich kann, kann dich nicht verlaſſen! Ach verlange es nicht, daß ich entfliehen ſolle! Vielleicht können meine Bitten, meine heißen Thränen dieſen hartherzigen Ritter bewegen, daß er mir geſtatte, dir in die Gefangenſchaft zu folgen, und dich im Gefängniſſe zu bedienen.“

Jetzt entſtand in dem Schloße aufs Neue Lärm. Der feindliche Ritter befahl ſeinen Leuten aufzubrechen; nur einigen gebot er, als Beſatzung in der Burg zurück zu bleiben. Bewaffnete drangen in Edelberts Zimmer. Roſa hielt ſich feſt an ihrem Vater, und bat, ſie mit ihm ins Gefängniß zu bringen. Sie wurde ihm mit Gewalt aus den Armen geriſſen.

Edelbert wurde hinunter geführt in den Schloßhof, der von mehreren brennenden Pechfackeln furchtbar beleuchtet war. Die Schloßthore ſtanden weit offen! Kunerichs Leute hatten ſie geöffnet. Eine Menge ſeiner Kriegsknechte zu Pferd, deren jeder noch ein leeres Pferd an der Hand führte, waren eingedrungen. Kunerichs Kriegsroß, mit ſchimmerndem Zaume und purpurner Decke geſchmückt, befand ſich darunter. Den trefflichen, hochberühmten Edelbert ſetzte man auf einen ſchlechten Karren. Zwei große Wagen, die Edelbert gehörten, ſtanden mit geraubten Gütern hochbeladen da. Edelbert mußte es mit anſehen, wie ſeine Zugpferde aus dem Stalle geführt, und vor die Wagen geſpannt wurden. Der gute Mann, der von ſeiner Wunde noch nicht ganz hergeſtellt war, zitterte auf dem elenden offenen Fuhrwerke ſchon vor Näſſe und Froſt, bevor man aufbrach. Endlich kam Ritter Kunerich in den Hof, und ſchwang ſich auf ſein Pferd. Reiter umringten den Karren. Jauchzend und mit wildem Getümmel zogen ſie eilends zum Thore über die donnernde Fallbrücke hinaus.

Den ſteilen Berg hinunter ging es langſamer. Roſa holte den Zug ein. Kunerich ritt neben dem Karren, auf dem ihr Vater ſaß. Weinend und flehend drängte ſie ſich zwiſchen Kunerichs Pferd und den Karren, und bat mit aufgehobenen Armen, ſich zu ihrem Vater ſetzen zu dürfen. Allein Kunerich that, als hörte er ſie nicht; er ſah ſie gar nicht an und blickte, die linke Hand in die Seite geſtemmt, und in der rechten das bloße Schwert, trotzig umher. Unten am Berge rief Kunerich: „Nun vorwärts!“ Alle gaben ihren Pferden die Sporen; die Fuhrleute ſchlugen mit den Peitſchen auf die Roſſe, und mit wilder Eile ritten und fuhren alle davon. Roſa lief in Sturm und Regen nach, bis ihre Kräfte erſchöpft waren, und der Zug endlich aus ihren Augen in Wald und Nacht verſchwand.

Fünftes Kapitel.

Roſa nimmt ihre Zuflucht zu einem armen Köhler.

Roſa, die nur ſelten, ohne Begleitung aber niemals aus dem Schloſſe gekommen war, befand ſich nun bei finſterer Nacht im weiten Felde, bei Sturm und Regen unter freiem Himmel einſam und allein. Sie wußte nicht, wo an und wo aus. Sie ſuchte lange vergebens nach einem trocknen Plätzchen, wo ſie ſich hinſetzen, und den Tag erwarten könnte. Endlich kam ſie an ein dichtes Gebüſch von jungen Tannen, in dem ſie gegen die Näſſe und den Sturm einigen Schutz fand. Furcht fühlte ſie keine, hier ſo allein zu übernachten. Ihr Kummer ließ ſie wenig auf die Schreckniſſe dieſer ſchauerlichen Nacht achten. Sie hatte keinen andern Gedanken, als an ihren Vater, und weinte, jammerte, betete — daß es einen Stein hätte rühren können.

Als der Morgenhimmel anfing grau zu werden, kroch ſie aus dem Dickicht hervor, und blickte um ſich. Sie ſah den Thurm ihrer väterlichen Burg, ſchon etwas vom Morgenlichte erhellt, aus den Tannenſpitzen des Berges hervorragen, und brach aufs Neue in Thränen aus. „Wie gern,“ ſprach ſie, „möchte ich meine väterliche Wohnung noch einmal beſuchen! Vielleicht träfe ich dort doch noch einen oder den andern von den treuen Dienern meines Vaters an, der ſich meiner erbarmte, und mir zu dem guten Burkhard den Weg zeigte. Allein die Wohnung, in der ich geboren und erzogen worden, iſt nun für mich wohl auf immer verſchloſſen. Kaum war ich zum Thore hinaus, ſo wurde das Thor verriegelt, und die Fallbrücke aufgezogen. Meine väterliche Burg iſt für mich nun in eine feindliche verwandelt!“ Traurig ging ſie unten am Berge vorbei — dem Walde zu, in dem der ehrliche Kohlenbrenner wohnte.

Sie wußte die Gegend aus den Erzählungen ihres Vaters nur beiläufig. Tief im Walde erhoben ſich ein Paar rauhe finſtere Berge voll Tannen. Zwiſchen dieſen zwei Bergen lag die Köhlerwohnung.

Es war ungefähr zwei Meilen dahin. Roſa faßte die beiden Berggipfel wohl ins Auge, und nahm ihren Weg ſo, als wollte ſie mitten zwiſchen denſelben hindurch gehen. Allein ſie fand in dem wilden Walde weder Weg noch Steg. Sie mußte ſich bald mit Mühe durch ein Dickicht hindurcharbeiten, bald einen Sumpf umgehen, und bald ſich durch einen Waldbach wagen. Der Wald ward, je weiter ſie kam, immer dichter, und hinderte ſie, von den zwei Bergen das Geringſte zu ſehen. Der Mittag war bereits vorbei, und noch immer wollte kein Berg kommen. Sie wanderte muthig weiter. Da fing es, keine zehn Schritte von ihr, in dem Gebüſche plötzlich an, mächtig zu rauſchen und zu krachen. Ein großer Hirſch mit hohem zackigen Geweihe erhob ſich, ſtarrte ſie mit ſeinen weit offenen, ſchwarzen Augen an, wandte ſich dann ſeitwärts, brach ſich durch die Zweige einen Weg und entfloh. Sie ſetzte ihren Weg unermüdet fort. Jetzt ſchreckte ſie auf einmal das Grunzen eines wilden Schweines. Roſa blickte hin. Das ungeheure Thier hatte in einem Sumpfe gewühlt, ſtand auf, blickte grimmig aus ſeinen kleinen Augen, und drohte ihr mit ſeinen fürchterlichen Zähnen. Roſa nahm eilends die Flucht und lief, faſt außer Athem, ſo weit ſie konnte. Dichte Geſträuche hielten ſie endlich auf. Sie ſetzte ſich ermüdet unter einen Baum, deſſen niedrigſte Aeſte ſie zu erſteigen dachte, wenn das Thier nachkäme. Sie horchte beſtändig; allein Alles blieb ruhig und ſtille. Sie hatte ſich aber nun ganz verirrt; ſie wußte durchaus nicht mehr, welchen Weg ſie nehmen ſolle — und die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange. „Ach," ſeufzte die arme Roſa, „ich werde wohl in dieſem fürchterlichen Walde unter den wilden Thieren einſam übernachten müſſen."

Der Hunger, den ſie vor Jammer über das Schickſal ihres Vaters bisher wenig gefühlt hatte, fing jetzt an, ſie ſo ſehr zu quälen, daß ſie zu verſchmachten fürchtete. Beinahe ganz entkräftet von Hunger und Müdigkeit machte ſie ſich wieder auf, und erreichte eine kleine Anhöhe im Walde, auf der ſie freier um ſich blicken konnte. Schwarze Wolken mit glutrothem Rande bedeckten die untergehende Sonne; die ganze Gegend war ſehr düſter, und in trüben, blaurothen Dunſt gehüllt. Roſa kniete nieder und betete. „Lieber Gott!" ſagte ſie unter Anderm, „Du ſprichſt ja ſelbſt: Rufe Mich an in der Noth, ſo will Ich dich erretten und du wirſt Mich preiſen." Ach erfülle an mir dieſes Dein Wort!" Und ſieh, indem ſie noch betete, brach die Sonne noch einmal aus den Wolken, und ihre Strahlen vergoldeten eine Rauchſäule, die in weiter Entfernung aus dem waldigen Grunde emporſtieg. „O Gott!" rief Roſa freudig; „Dir ſey Lob und Dank! Du haſt Dein Wort an mir erfüllt! Du haſt mich gerettet! — Dort brennt der gute Burkhard Kohlen; denn ſonſt iſt ja der ganze Wald unbewohnt.“ Sie raffte ihre letzten Kräfte zuſammen, und eilte dahin, wo ſie den Rauch aufſteigen ſah.

Es war ſo, wie Roſa dachte. Burkhard hatte dort ſeine Kohlenſtätte aufgeſchlagen, und rings umher den Wald ſchon ziemlich gelichtet. Er ſaß auf einem umgehauenen Baumſtamme bei dem brennenden Kohlenhaufen. Der Stock des abgehauenen Baumes, auf den er ein kleines viereckiges Brett befeſtigt hatte, diente ihm zum ländlichen Tiſchchen, worauf ſich ſeine Abendmahlzeit, Brod, Butter und ein Krug mit Waſſer, befand. Seine Axt und ſein Schürhacken lagen neben ihm im Graſe. Er ſah dem Untergange der Sonne zu, und ſang mit ſeiner kräftigen Baßſtimme ſein Abendlied, ſehr andächtig und ſo laut, daß es rings umher im Walde wiederhallte. Roſa vernahm ſeine Stimme mit Freuden, und eilte noch mehr.

Als der gute Burkhard Roſa in der Ferne erblickte, ohne ſie noch zu erkennen, wunderte er ſich, wie in aller Welt ein ſo zartes Fräulein hieher in den wilden Wald komme. Sobald er ſie aber erkannte, erſtaunte er noch mehr, ſprang auf, grüßte ſie mit lautem Zurufe ſchon von weitem, und eilte ihr entgegen. Er drückte und ſchüttelte ihr nach altdeutſcher Art kräftig die Hand, und bat dann erſchrocken und ſehr höflich um Vergebung, daß er ihr zartes weißes Händchen ſchwarz und rußig gemacht habe. Er bezeigte ihr ſein Erſtaunen, ſie hier zu ſehen. »Gott im Himmel!« ſagte er, »Ihr ſeyd es, Fräulein, Ihr! Wie um des Himmels willen kommt Ihr hieher, ſo allein, ſo ſpät am Abende? Gewiß habt Ihr Euch verirrt. — Nun, nun,« fügte er nach ſeiner ſcherzhaften Weiſe noch bei, »Ihr kommt eben recht. Ich halte heute Abends hier offene Tafel vor allen Tannen und Fichten, Eichen und Buchen umher, und die Mahlzeit iſt eben aufgetragen. Kommt und ſetzt Euch zu mir auf mein neues hölzernes Kanapee, und ruht aus und labt Euch ein wenig. Denn Ihr müßt heute noch nach Hauſe. Dafür hilft nichts. Euer Vater könnte ſonſt, ſo wahr ich Burkhard heiße, vor Kummer die ganze Nacht kein Auge zuthun!«

»Ach mein Vater!« fing Roſa an, und konnte vor Schluchzen kaum mehr ein Wort hervorbringen. »Wißt Ihr denn die ſchreckliche Geſchichte noch nicht?«

»Euer Vater, der geſtrenge Ritter!« rief der Kohlenbrenner erſchrocken. Wenn ſein Geſicht von Kohlenſtaub und Ruß nicht ſo ſchwarz geweſen wäre, ſo wäre es todtenbleich geworden. »O liebſtes Fräulein Röschen,« fuhr er fort, »redet doch, um Gottes willen, redet! Sagt, was es gibt! Was iſt ihm geſchehen?«

„Ach Gott!“ ſprach Roſa, „Kunerich hat ihn die vergangene Nacht gefangen, und in Ketten und Banden mit ſich fortgeführt nach Fichtenburg.“

„Der!“ rief der Kohlenbrenner, und griff nach ſeinem Schürhacken, „Den ſoll — Doch,“ ſprach er, und warf den Schürhacken auf den Boden, „ich will nicht fluchen! Wenn ihn aber der grauſame Kunerich in ſeiner Gewalt hat, dann iſts nicht gut. Allein erzählt doch, wie das zuging! Ich begreife noch gar nicht, wie es möglich war. Ich verließ Euren Vater ja erſt geſtern Abends, und Alles war in Ruh und Frieden. Wie konnte Kunerich eine ſolche unerſteigliche Burg in einer Nacht erobern?“

Roſa ſetzte ſich neben den Mann auf den Baumſtamm, und fing an zu erzählen. Der ehrliche Burkhard merkte aber bald, daß ſie vor Hunger und Ermüdung kaum mehr reden konnte. Er gab ihr mit herzlichem Wohlwollen das Butterbrod, das für ihn beſtimmt war. Sie aß, und trank dazu von Zeit zu Zeit von dem klaren Quellwaſſer im Kruge. Der brennende Kohlenhaufen leuchtete zu der kleinen, dürftigen Mahlzeit. Indeſſen verſicherte Roſa, in ihrem Leben habe ihr Speiſe und Trank nicht ſo gut geſchmeckt.

„Ja, ja,“ ſprach der Köhler, „der Hunger iſt ein koſtbares Gewürz, desgleichen man in den Gewürzſchachteln der Reichen keines findet, das aber wir Armen umſonſt haben. So gleicht der liebe Gott Alles aus!“

Nachdem ſich Roſa erquickt, und Gott für ſeine Gaben herzlich gedankt hatte, erzählte ſie ausführlich, wie es ihrem Vater ergangen ſey. Burkhard hörte mit offenem Munde zu, ſchmähte dazwiſchen über den grauſamen Kunerich, jammerte um ſeinen lieben guten Herrn, und fuhr mit der Hand öfter über die Augen, eine Thräne zu verbergen. Als er aber vernahm, daß Ritter Edelbert das Fräulein an ihn gewieſen habe, konnte er, von dieſem Zutrauen gerührt, die Thränen nicht mehr zurückhalten, und fing an, laut zu ſchluchzen.

„Nun, nun, liebſtes Fräulein!“ ſagte er, „einen ſo guten Herrn kann der liebe Gott nicht ſtecken laſſen. Gott hilft ihm gewiß wieder heraus aus der Wolfsgrube — dem verwünſchten Fichtenburg. Denn Gott führt in die Grube, und führt wieder heraus. Laßt nur den lieben Gott walten, ſo wirds recht werden. Was aber Euch betrifft, liebſtes Fräulein — ſeht Ihr hier den brennenden Kohlenhaufen? — Ihr dürftet nur ein Wort ſagen, ſo ſpränge ich hinein. Für Euch und Euren Vater geh' ich durchs Feuer. Doch, vor Allem braucht ihr nun Ruhe. Zu meiner Wohnung iſts für Euch jetzt zu weit. Ich habe aber da ein Hüttlein, wie es ſo die Köhler zu bauen pflegen; und darin iſt gerade Raum für eine Perſon. Seht Ihr es dort im rothen Scheine des Kohlenhaufens unter den drei Buchen ſtehen?“ Das Hüttchen beſtand aus einigen ſchief gegen einander in die Erde geſchlagenen Pfählen, die mit jungen Tannenäſten durchflochten, und mit dichtem Raſen belegt waren. „Die vier Wände,“ ſagte Burkhard lächelnd, „ſind zwar vergeſſen; das Hüttlein iſt lauter Dach, aber ſo dicht und feſt, daß kein Regentropfen durchdringt. Das Bett darin iſt von dem ſchönſten trocknen Mooſe. Ein hübſcher Teppich von Baſt, den ich ſelbſt flocht, iſt zugleich Bettvorhang und Hausthüre. Ich verſichere Euch aber, wenn man, wie Ihr, ein gutes Gewiſſen hat, und müde iſt, ſo ſchläft es ſich darin ſo gut, als auf Flaumfedern unter einem goldenen Thronhimmel mit purpurnen Vorhängen.“

Er führte das Fräulein in die Hütte, und ſetzte ſich dann, nicht weit von ſeinem Kohlenhaufen, unter ein Paar dickäſtige Tannen, wo er einen bequemen Raſenſitz angebracht hatte. Er ſann die ganze Nacht über die Erzählungen des Fräuleins nach. Was ihn am meiſten ſchmerzte, war der Gedanke, daß die Hülfe, die Edelbert ihm gegen Kunerich geleiſtet hatte, wenigſtens zum Theil, Urſache an der Gefangennehmung des edlen Ritters ſey. Er kratzte hundertmal hinter den Ohren, und ſchob ſeine rußige Mütze hundertmal hin und her; zuletzt aber nahm er ſie gar ab, faßte ſie zwiſchen die gefalteten Hände, und betete inbrünſtig, Gott wolle den edlen Ritter retten, und das gute Fräulein einſtweilen tröſten. Er dachte an keinen Schlaf. Roſa aber war ſogleich eingeſchlafen, und ſchlief ruhig bis an den lichten Morgen, wiewohl bis Tagesanbruch furchtbare Sturmwinde durch die ſchwankenden Tannen brausten, und der ganze Wald mehrmals von heftigen Platzregen rauſchte.

Sechstes Kapitel.

Roſa in der Köhlerwohnung.

Als der Morgen angebrochen war, legte ſich der Wind. Die Wolken hatten ſich zerſtreut. Alles war ſtill, und die Gipfel der Tannen umher glühten im reinſten Morgengolde. Der Kohlenbrenner horchte von Zeit zu Zeit, ob ſich das Fräulein noch nicht rege. Er meinte einige Male, ſie ſey erwacht, freute ſich aber allemal wieder, wenn es nicht ſo war. „Mein Gott," ſagte er, „wie gönne ich ihr dieſe Ruhe! O der Schlaf iſt eine große Wohlthat Gottes! Ein ſanfter Schlaf macht uns alle Leiden vergeſſen; er nimmt uns die Laſt, die wir zu tragen haben, für eine Zeit ab, und gibt uns neue Kraft, ſie wieder aufzunehmen. Lieber

Gott," fuhr er gerührt fort und nahm die Mütze ab, „ſey gelobt für dieſe Deine ſtille Wohlthat — den Schlaf. So, denke ich, iſts wohl auch mit ſeinem Bruder, dem längern Schlafe unter der grünen Bettdecke von Raſen. Ja dieſer, freilich viel tiefere Schlaf, iſt wohl noch eine größere Wohlthat. Er macht uns der Leiden auf immer los, und ihm folgt, wenn wir unſer Tagewerk gut vollbracht haben, das fröhlichſte Erwachen."

Ueber eine Weile kam Agnes, des Kohlenbrenners Tochter, ein ſehr freundliches, gutherziges Mädchen auf der Kohlenſtätte an. Sie trug einen Korb an dem Arme, in dem ſich zugleich Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen für ihren Vater befand. Sie ſah es dem Vater ſogleich an, daß es mit ſeinen Augen nicht richtig ſtand; daß er geweint und einen ſchweren Stein auf dem Herzen habe. Sie fragte, was ihm fehle. Er winkte ihr, ſtille zu ſeyn, damit ſie das Fräulein nicht wecke, führte ſie auf den Raſenſitz unter den Tannen, und erzählte ihr Edelberts Geſchichte; und das gute Mädchen weinte, daß eine Thräne die andere ſchlug.

Roſa war indeſſen erwacht. Die Morgenſonne hatte ihr durch eine kleine Oeffnung der Hütte, die der Kohlenbrenner gelaſſen hatte, damit er nach dem Kohlenhaufen ſehen könne, gerade in ihr holdes Angeſicht geſchienen, und ſie geweckt. Nachdem ſie ſich beſonnen hatte, wo ſie war, weinte ſie aufs Neue. Mit Thränen auf den lieblichen Wangen kam ſie aus der Hütte hervor. Der Köhler und ſeine Tochter ſtanden von dem Raſenſitze auf, und eilten auf ſie zu.

„O nicht doch, liebſtes Fräulein!“ ſagte der Köhler. „Begrüßt den ſchönen Morgen nicht ſogleich mit Thränen. Seht, wie der Himmel nach der vergangenen ſtürmiſchen Regennacht ſo ſchön und hell iſt, wie klar die Tropfen an den jungen Tannenäſten und den Wachholdergeſträuchen blitzen, und wie warm und lieblich die Sonne ſcheint! So wird auch der Sturm, der über Euch und Euren Vater gekommen iſt, wieder vorübergehen. Nach Ungewitter kommt Sonnenſchein, nach Leid kommt Freud'. Vertraut auf den lieben Gott, von dem Sonnenſchein und Regen, Leiden und Freuden kommen.“

Roſa und Agnes begrüßten ſich, als Bekannte von ihrer Kindheit her, auf das freundlichſte. Sie hatten ſich lange nicht mehr geſehen. Eine Jede wunderte ſich, wie groß die Andere indeß geworden ſey. Agnes öffnete hierauf ihren Armkorb. Sie nahm eine irdene Flaſche heraus, goß ſüße Milch in ein reinliches, irdenes Schüſſelchen, und ſtellte es auf das ländliche Tiſchchen. Dann langte ſie friſche Butter und kräftiges Brod aus dem Korbe hervor, und lud das Fräulein zum Frühſtück ein. Roſa ſetzte ſich auf den Baumſtamm, brockte Brod in die Milch, aß ſie mit einem zierlich aus weißem Ahornholz geſchnitzten Löffel, und verzehrte dann noch ein Stückchen Butterbrod.

Nachdem Roſa ſatt war, und Gott und dem Köhler gedankt hatte, ſagte der treuherzige Mann: „Jetzt, mein liebſtes Fräulein, gehet mit meiner Agnes in meine Wohnung, und bleibt dort ſo lange, bis der liebe Gott hilft. Ich will indeſſen hier überlegen, ob ich mit Gottes Hülfe nicht Etwas für Euch thun könne. Gehet alſo mit Gott! Sobald der Kohlenhaufen da es erlaubt, komme ich nach. Seyd mir aber indeſſen nicht ſo traurig, und weinet nicht ſo viel! Traurigkeit hilft ja nichts, und Weinen macht die Sache nicht beſſer. Horcht, wie die kleinen Vögelein auf den Bäumen umher ihr Morgenliedchen ſo munter ſingen! Der liebe Gott ſorgt ſo liebreich für die armen Thierchen; darum ſind ſie ſo fröhlich. Für Euch, liebſtes Fräulein, und Euren Vater ſorgt Er gewiß noch viel liebreicher. Darum ſeyd auch Ihr fröhlich und getroſt. — Du aber Agnes, biete auf den ſteilen Felſenwegen dem Fräulein ſorgſam die Hand, damit ſie nicht falle, und grüße mir die Mutter. So — jetzt gehet mit einander, und der liebe Gott geleite Euch!“

Roſa und Agnes machten ſich auf den Weg in die rauhe, faſt unzugängliche Wildniß, von der die Köhlerwohnung umgeben war. Zuerſt mußten ſie wohl eine Stunde, ohne einen eigentlichen Weg zu haben, durch einen hohen, dunkeln Tannenwald gehen. Hierauf kamen ſie an ungeheure, mit Moos und Gebüſch bewachſene Felſen, zwiſchen denen ſich ein enger Steig aufwärts ſchlang. Sie mußten lange Zeit ſteigen. Nun führte ſie der ſchmale Fußweg längs einer hohen Felſenwand hin; ſie kamen an Abgründen vorbei, in denen ſie die Gipfel der höchſten Tannen tief unter ſich erblickten. Endlich ging es durch eine fürchterliche Felſenſchlucht wieder ſehr lange und ſehr ſteil abwärts. Roſa ſchaute aus der Tiefe nicht ohne Aengſtlichkeit zu den himmelhohen, buſchigen Felſen empor, die drohend über ihrem Haupte hingen, und von dem hellen klaren Himmel kaum mehr eine Spanne breit erblicken ließen. „Ach, Agnes,“ ſagte ſie, „wo führſt du mich hin? Mir iſt bange, ob wir einen Ausweg finden oder in eine noch ſchauerlichere Wildniß kommen werden.“ Sie hatte dies kaum geſagt, ſo thaten ſich die Felſen ſeitwärts auf, und ein kleines Thal, das einem blühenden Garten glich, lag in vollem Glanze der Sonne vor ihr.

„O, wie ſchön!“ rief Roſa; „mir iſt es, als käme ich aus der Wüſte ins gelobte Land.“ Es ward ihr ſehr leicht um das Herz; es regte ſich in ihr die frohe Hoffnung, Gott werde auf ähnliche Art auch ihrem traurigen Schickſal einen freudigen Ausgang geben, und ſie, wiewohl auf rauhen Wegen, zum Glücke führen.

Oben im Thale, das ſich ſanft gegen ſie herab ſenkte, ſtand das Köhlerhaus mit flachem, weit vorſtehendem Dache. Das Haus war ganz von Holz erbaut, und die gelbbraune Holzfarbe gab ihm kein unangenehmes Anſehen. Dunkelgrüne Tannen erhoben ſich hinter dem Hauſe; junge, weiß und roth blühende Obſtbäume umgaben es. Ein Bächlein, hell wie Kryſtal, rauſchte daran vorbei. Das ganze Thal prangte mit friſchem Grün und lieblichen Blumen von allen Farben. Die hohen Felſen und Bäume, die das Thal rings einſchloſſen, wehrten den rauhen Winden, daß ſich der Frühling hier immer früher einſtellte. Unten im Thalgrunde grasten ein Paar Kühe; ſeitwärts an den buſchigen Felſen kletterten Ziegen. Ein kleines, wohlgebautes Gärtchen, mit einem gegitterten Zaune aus Tannenäſten, grünte und blühte nächſt dem Hauſe. Ein Bienenſtand mit ſtrohgeflochtenen Bienenkörben befand ſich in der Ecke des Gärtchens; die Bienen ſummten fröhlich umher, und trugen emſig ein. Einige Hühner ſcharrten neben der Hausthüre im Sande. Roſa trat in das Wohnſtübchen, und ſetzte ſich ermüdet auf die hölzerne Bank. Das Stübchen war äußerſt reinlich, und durch die kleinen hellen Fenſter hatte man eine prächtige Ausſicht in das Felſenthal.

Es war bereits Mittag. Die Köhlerin war in der Küche beſchäftigt. Da ſie aber ihre Tochter mit Jemanden reden hörte, kam ſie ſchnell zur Thüre herein. Sie begrüßte das Fräulein mit unbeſchreiblichem Jubel. Sie glaubte, Roſa ſey nur auf einen freundlichen Beſuch gekommen. Als ſie aber vernahm, wie die Sache ſtand, brach ſie in lautes Weinen aus. Doch faßte ſie ſich wieder, und tröſtete Roſa auf das liebreichſte. „Liebſtes, beſtes Fräulein!“ ſagte ſie; „ſeyd uns in unſerm kleinen Thale, in unſerer armen Hütte von ganzem Herzen willkommen. Seht, dieſes Häuschen, das Euer Vater uns bauen ließ, hat er, ohne es zu wiſſen, für Euch bauen laſſen. Euch ſoll es nun ganz gehören. Seyd hier, wie in Eurem Eigenthume nur recht zu Hauſe, bis der liebe Gott Euch und Euren Vater wieder in Euer Schloß zurückführt, was Er gewiß bald thun wird. Wir alle wollen uns indeß beeifern, nur zu Eurem Dienſte zu leben.“

Roſa ſagte gerührt: „O mein Gott, wie wohl thut es, wenn man im Unglücke gute Menſchen antrifft! Wie danke ich Euch für Eure Liebe! Wie gut kommt es mir jetzt, daß mein Vater immer gut gegen Euch war!“

Die gute Köhlerin hatte aber nun auf einmal einen andern Jammer, der wenigſtens für ſie nicht klein war, und ſie Roſa's großen Jammer für jetzt vergeſſen machte. „Ach,“ ſagte ſie, „ich habe einen ſo lieben und werthen, einen ſo vornehmen Beſuch, und weiß nicht, was ich dem Fräulein auftiſchen ſoll. Wir haben heute nichts zu eſſen, als ein Habermuß; das iſt ſo dicht und feſt, daß man darauf tanzen könnte. Ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll. Wenn es nur nicht ſchon Mittagszeit wäre! Doch, Agnes, vertreib du dem Fräulein einſtweilen die Zeit. Ich will in die Küche, und ſehen, was ich aus Mehl und Eiern, Milch und Butter noch zuſammen bringen kann.“ Roſa ſuchte vergebens, ſie zu beruhigen. Die bekümmerte Hausmutter ging indeß in die Küche, und trug, etwa nach einer halben Stunde ein Paar ländliche Gerichte auf, die wirklich ſehr gut bereitet waren. Sie fing aber aufs Neue an, ſich zu entſchuldigen. „Bier und Wein haben wir auch nicht,“ ſagte ſie ſeufzend; „einem gnädigen Fräulein bei Tiſche nichts als Waſſer aufzuſetzen — das hat doch gar keine Art. Es iſt zum Verzweifeln! Heute iſt es das erſte Mal in meinem Leben, daß mir unſere Armuth ſchwer fällt!“

„O meine liebe Gertraud,“ ſagte Roſa, „Ihr wißt nicht, wie reich und glücklich Ihr in Eurer Armuth ſeyd. Von Eurer Koſt, bei der Ihr alle friſch und roth, geſund und ſtark ſeyd, und die auch mir ſehr wohl ſchmeckt, will ich jetzt gar nicht reden. Ihr habt aber etwas Beſſeres, als ſeltene Speiſen und koſtbare Getränke — ein ſtilles, ruhiges Leben. O wie thut dieſe Stille und Ruhe in Eurem friedlichen Thale meinem Herzen ſo wohl! Wie unruhig war es dagegen auf unſerer Burg! Wie mußte mein Vater, bei allen ſeinen Schmerzen, ſich immer mit allerlei Welthändeln plagen; wie oft wurde er von Menſchen, die Streit hatten, überlaufen; wie oft von traurigen Kriegsnachrichten betrübt; und wie ſchrecklich war erſt der letzte feindliche Ueberfall! O ſeyd froh und danket Gott für dieſen freundlichen Aufenthalt hier, in dem Ihr anſtatt des Weltgetümmels und der kriegeriſchen Trompeten nichts hört, als den Geſang der Waldvögel und den Ruf des Haushahns, die Schellen Eurer Kühe und die Glöcklein der Ziegen. Ich wollte gern mein Leben lang hier bleiben, wenn nur auch mein Vater hier wäre!«

Siebentes Kapitel.

Roſa als Köhlermädchen.

Der ehrliche Köhler Burkhard hatte mehrere Tage nichts von ſich ſehen und hören laſſen. Er hatte ſeiner Tochter, als ſie ihm wieder das Eſſen in den Wald brachte, bloß geſagt, er werde jetzt ſeine Kohlen in die Stadt liefern; ſie dürfe ihm nichts mehr zu eſſen bringen; er hoffe bald ſelbſt nach Hauſe zu kommen. Alle waren bereits ſehr beſorgt um ihn. Da trat er eines Abends plötzlich in die Stube. Er hatte einen ſchweren Rehbock auf den Schultern, und Pfeil und Bogen in der Hand; denn damals hatte man noch kein Feuergewehr. Er legte ſeine Laſt auf den Boden, und grüßte das Fräulein und ſeine Leute, die alle ſehr erfreut waren, auf das herzlichſte.

„Haſt du deine Kohlen gut verkauft, lieber Burkhard?“ ſagte die Köhlerin. „Ei was Kohlen!“ rief Burkhard. „Die wären jetzt mein geringſter Kummer; wenn mir nur meine goldenen Hoffnungen nicht zu Kohlen geworden wären! Ich habe indeſſen allerlei Gänge gemacht, von denen ich euch zuvor nichts ſagen wollte. Ich war bei den Rittern, denen einſt der Vater unſers lieben Fräuleins aus großer Noth geholfen hatte. Ich forderte ſie auf, Kunerichs Burg zu ſtürmen, und unſern guten Herrn mit bewaffneter Hand zu befreien; oder wenigſtens den Kunerich auf der Jagd zu überfallen, ihn zu fangen, und ihn ſo lange in den tiefſten Thurm einzuſperren, bis er Edelbert los laſſe, und ihm alles geraubte Gut zurückgebe. Allein all mein Zureden war vergebens. Sie ſagten, Kunerich ſey zu mächtig, das Unternehmen ſey zu gefährlich, es könnte übel ablaufen, man müſſe zuſehen, bis Edelberts übrige Freunde aus dem Kriege heimkämen; dann ließe ſich vielleicht ein Verſuch machen. Nach Euch, mein Fräulein, erkundigten ſich die matten Seelen nicht einmal. Ich hätte über dieſen Undank blutige Zähren weinen mögen! Ich mochte ihnen gar nichts mehr davon ſagen, daß Ihr, liebes Fräulein, Euch bei mir befindet; ich mochte auch keinen fragen, ob er Euch wohl in ſeine Burg aufnähme. Ihr thut beſſer, bei uns zu bleiben; doch könnet Ihr die Sache noch bedenken.«

„Da iſt nichts zu bedenken,« ſagte Roſa. „Ich bleibe hundertmal lieber bei Euch — wenn Ihr ſo gut ſeyn wollet, mich zu behalten.«

„Behalten?« rief der Köhler mit Thränen in den Augen. „Meinet Ihr, wir haben es vergeſſen, wie Euer edelherziger Vater mich aus der Hand des grauſamen Kunerichs rettete! Wie er mich mit Weib und Kind ſo freundlich in ſeine Burg aufnahm! Haus und Hof und Alles, was unſer iſt, haben wir von ihm. Wir wären die undankbarſten Menſchen von der Welt, wenn wir ſolcher Wohlthaten vergeſſen könnten. Nein, nein, ſo undankbar ſind wir nicht! Bleibt daher bei uns, beſtes Fräulein! Ich will Vaterſtelle an Euch vertreten. Meine Gertraud und meine Agnes werden Euch wie auf den Händen tragen. Wir alle werden Alles aufbieten, Euch dieſen einſamen Aufenthalt erträglich zu machen. Glaubt es: Wir finden die größte Glückſeligkeit darin, einem ſo guten Fräulein, der Tochter unſers Wohlthäters und Herrn, Gutes zu erweiſen.“

Er nahm den Rehbock, der noch zu ſeinen Füßen lag, wieder auf die Schultern, und ſagte: „Ihr habt mehrere Tage mit Faſtenſpeiſen vorlieb nehmen müſſen, mein gutes Fräulein; die friſche Rehleber ſoll Euch nun ein treffliches Abendeſſen geben. Ich will ſie ſelbſt zurichten; ich habe das oft gethan, wenn ich mit Eurem Vater auf der Jagd war.“ Und nachdem er dieſes geſagt hatte, trug er das Wildpret in die Küche.

Am folgenden Morgen veränderte er Vieles in ſeinem Hauſe, um Roſa anſtändiger zu beherbergen. Er trat ihr die beſte Kammer oben im Hauſe ab, die er ſo gut einrichtete, als er nur immer konnte. „So, mein Fräulein,“ ſagte er, als er mit der Arbeit fertig war, „jetzt habt Ihr doch einmal Dach und Fach. An Nahrung ſoll es Euch auch nicht fehlen. Alles Wild in dem großen, weiten Wald umher gehört ja Eurem Vater; ich will Euch Rehe und Haſen, wilde Enten und Schnepfen, im Ueberfluſſe einliefern; ja, wenn Ihr wollt, ganze Hirſche und Wildſchweine.“ Er führte Roſa im Thale umher, und Gertraud und Agnes gingen voll Freude mit. Er zeigte ihr ſeine Aecker und Wieſen, indem er beſtändig die Großmuth ihres wohlthätigen Vaters rühmte. Er führte ſie in ſein Gärtchen; und da Roſa Freude an den Bienen zeigte, ſchenkte er ihr ſeinen ſchönſten Bienenſtock. Ja, er brach, da die Bienen gut durch den Winter gekommen waren, ſogleich für das Fräulein ein Paar von den weißen, reinen Wachskuchen aus, in deren ſechseckigen Zellen der Honig wie durchſichtiges Gold glänzte. Nie kam er von der Kohlenſtätte zurück, ohne ihr irgend etwas mitzubringen — bald ein Gefäß aus Tannenrinde voll duftender Erdbeeren, bald ein Körbchen voll großer Krebſe, bald ein Gericht eßbarer Waldſchwämme. Er fing ihr ein Paar Turteltäubchen, für die er ſelbſt den Käfig mit vieler Mühe verfertigte. Einmal kam er mit einem niedlichen jungen Rehe aus dem Walde zurück, das ihm wie ein Hündchen nachlief; er hatte es für Roſa zahm gemacht, an die es ſich auch bald gewöhnte. Wenn er einige Tage zu Hauſe blieb, ſo wußte er ſie ſehr gut zu unterhalten; er erzählte ihr von den edlen, ritterlichen Thaten ihres Vaters, und von der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit ihrer ſeligen Mutter aus frühern Zeiten ſehr vieles, was Roſa noch nicht wußte. Dieſe Erzählungen des alten treuen Dieners waren für ſie immer ſo lehrreich, als angenehm.

Die gute Köhlerin gab an Gefälligkeit ihrem Manne nichts nach. Da ſie mit Schmerzen gehört hatte, daß Roſa um all ihr weißes Zeug gekommen ſey, ſo war ſie mit hausmütterlicher Sorgfalt darauf bedacht, ſie recht bald wieder damit zu verſehen. Sie nahm Leinwand aus dem Kaſten, und ſchnitt davon zu einigen Hemden für Roſa ab; ſie gab ihr Strickgarn zu Strümpfen, und bedauerte nur, daß dieſe Waare für das Fräulein nicht fein genug ſey. Die fleißige Hausmutter hatte den Winter über Garn zu einem Stückchen ſehr feinem Leinentuch geſponnen; ſobald es vom Weber kam, ſchenkte ſie es dem Fräulein, und das Tuch wurde nun ſogleich auf dem grünen Raſen nächſt dem Bächlein zum Bleichen ausgeſpannt. Dieſe Geſchenke waren der guten Roſa, weil ſie dieſelben ſo nöthig hatte, und überdies ſich damit nützlich beſchäftigten konnte, doppelt lieb und werth.

Auch Agnes war dem Fräulein eine ſehr liebreiche und angenehme Geſellſchafterin. Sie arbeiteten und ergetzten ſich zuſammen. Fräulein Roſa unterrichtete ſie im Nähen und Stricken. Sie begoſſen mit einander das Tuch auf der kleinen Bleiche ſehr fleißig. Sie beſorgten mit einander das Gärtchen am Hauſe, an dem Roſa ſehr viel Vergnügen fand; obwohl man faſt nichts darin ſah, als die nöthigſten Gemüſe, Kohl und Salat, Lauch und Zwiebel, Rettige und Rüben, Gartenerbſen und Bohnen, und dann noch zur Zierde einige goldgelbe Ringelblumen, feuerfarbene Kapuzinerkreſſe, blaue Winden, und hie und da einen purpurrothen Mohn. Sie gingen an dem ſilberhellen Bache, in dem blühenden Thale, und in dem prächtigen Walde zuſammen ſpaziren; ſie beobachteten die ſchnellen Fiſchchen in dem klaren Waſſer, und warfen ihnen von dem geländerten Stege Broſamen hinab; ſie horchten auf den Geſang der mancherlei Vögel, die Agnes alle zu nennen wußte; ſie pflückten Beeren; ſie ſammelten mancherlei Kräuter, an denen Roſa eine beſondere Freude hatte.

Allein nie wurde das Fräulein ganz heiter; immer lag ihr das Schickſal ihres Vaters im Sinne. Oft wußte man nicht wo ſie war, und nach langem Suchen fand man ſie im tiefen Dunkel des Waldes oder in einer Felſenhöhle, wo ſie mit heißen Thränen für ihren Vater betete. Es wurde je länger, je ärger. Sie wurde nur heiter, wenn ſie und die guten Köhlerleute mit einander Entwürfe machten, wie dem theuern Gefangenen ſein Elend erleichtert, oder wie er gar befreit werden könnte.

Eines Sonntags ſaßen alle Vier bei dem Mittagseſſen, und die Befreiung des guten Ritters aus dem Gefängniſſe war, wie gewöhnlich, faſt das einzige Tiſchgeſpräch. Die kleine Mahlzeit war bald vorbei, und es ſtand nur noch ein irdenes Näpfchen voll goldgelber Schwämme, köſtlich mit Butter und würzhaftem Kümmel zugerichtet, auf dem Tiſche. Der Köhler, der die eßbaren und giftigen Schwämme ſehr gut zu unterſcheiden wußte, hatte ſie mit vieler Sorgfalt für Roſa geſammelt, weil Roſa ſie ſo gerne aß. „Eßt doch, eßt!“ ſagte er; „wir machen uns nicht viel aus dem Zeuge da. Aber die vornehmen Leute glauben Wunder, was ſie daran haben. Ich brachte ehemals viele in Euer Schloß, beſonders von denen, die man Morcheln oder Morauchen nennt, und die nirgends ſo gut, als auf den Kohlenſtätten gerathen. Ein anderer Köhler, dort drüben in Fichtenburgs Waldungen, ſchickte durch ſeine Kinder auch immer ſehr viele nach Fichtenburg. Ein Mädchen von ihm kam ſogar zum Thorwärter in den Dienſt. Allein die Thorwärterin, die ein wahrer Drache ſeyn ſoll, jagte vor einigen Tagen das Mädchen davon, und da hat denn mein rußiger Herr Kollega, der auch ein ziemlicher Brauſekopf iſt, geſchworen, keine Schwämme mehr hinzuſchicken, und ſollten die Leute auf den Köpfen heraus kommen, und ihn darum bitten.“

Roſa, die nachdenkend da ſaß, ſprang jetzt plötzlich vom Tiſche auf, und rief freudig: „Ich habs; ſo kanns gehen! — Ich kleide mich als Köhlermädchen, trage Schwämme in die Burg, ſuche der Thorwärterin Gunſt zu gewinnen, komme zu ihr in Dienſt, und bringe es dann ſchon ſo weit, daß ich meinen Vater ſehen, ihm manches Gute erweiſen, und ihn vielleicht gar befreien kann.“ „O Gott,“ ſprach ſie, und blickte mit gefalteten

Händen zum Himmel, gib Du Deinen Segen zu dieſem Einfall!«

Der Köhler ſchüttelte den Kopf, ſagte »Hum, Hum!« und machte Einwendungen. Roſa wiederlegte alle; er mußte nachgeben. Sie eilte zur Thüre hinaus, und kam in einigen Minuten als Köhlermädchen gekleidet wieder herein. Sie hatte ihr langes himmelblaues Kleid mit einem Anzuge der Agnes verwechſelt, der ſehr nett und reinlich war. Das rothe Mieder, die ſchwarze Jacke, der grüne Rock nebſt blendendweißem Koller und eben ſo weißer Schürze waren ihr wie angemeſſen, und auch der ländliche Strohhut ſtand ihr ſehr gut. Die Köhlerin und Agnes hatten ihre Herzensluſt daran, das Fräulein ihnen ähnlich gekleidet zu ſehen; ſie klatſchten vor Freude in die Hände, und waren nun viel zutraulicher gegen ſie, als vorhin. »Die Kleider ſtehen Euch unvergleichlich,« ſagte die Köhlerin; »allein Euer liebliches Geſichtlein, das wie Milch und Blut ausſieht, und Eure zarten weißen Hände paſſen nicht dazu. Man wird gleich merken, daß Ihr kein Köhlermädchen, ſondern ein gnädiges Fräulein ſeyd!« Burkhard wußte ein unſchädliches Mittel, ihrem Angeſichte und ihren Händen eine braune Farbe zu geben, die ſich leicht wieder abwaſchen ließ. Er machte ſogleich den Verſuch damit, und die Köhlerin und Agnes riefen: »Jetzt gehts gewiß; nun kennt Euch kein Menſch!«

Roſa wollte ſogleich am folgenden Tage den Gang nach Fichtenburg wagen. Sie fürchtete, ein anderes Mädchen möchte ihr zuvor kommen. „So wagt es denn in Gottes Namen,“ ſagte der Köhler. „Noch dieſen Abend will ich Euch die ſchönſten goldgelben und ſilbergrauen Schwämme ſammeln; und einige Schnüre getrockneter Morcheln werden noch oben in der Kammer hängen. Agnes ſoll Euch begleiten bis zum Ausgange des Waldes an jenen kleinen Hügel, auf dem drei ſteinerne Kreuze ſtehen, wo man Fichtenburg ſehen, und den Weg nicht mehr verfehlen kann. Dort, bei den drei Kreuzen am Walde, ſoll ſie dann auf Euch warten, bis Ihr wieder zurückkommt.“

Am folgenden Morgen war Roſa ſchon ſehr frühe reiſefertig. Sie nahm den Korb mit Schwämmen an den Arm; Agnes trug einen andern Korb, der reichlich mit Lebensmitteln verſehen war. Der Köhler und die Köhlerin ſegneten Roſa an der Thüre herzlich, und gaben ihr noch viele Klugheitslehren. Mit Thränen in den Augen ſahen ſie ihr nach. „Das gute Kind!“ ſagte der Köhler. „Es muß ihr gelingen; ſonſt bliebe die Verheißung, die bei dem vierten Gebote ſteht, nicht in ihrer Kraft.“

Achtes Kapitel.

Roſa ſucht Dienſte in einer feindlichen Burg.

Roſa erreichte in der Tracht eines Köhlermädchens, von Agnes begleitet, glücklich das Ende des Waldes, der ſie bisher von der ganzen übrigen Welt geſchieden hatte. Ein Stich ging ihr ins Herz, als ſie die Fichtenburg mit dem hohen Wartthurme von Weitem erblickte. „Ach Gott," ſagte ſie, „vielleicht zu unterſt in dieſem Thurme liegt mein Vater! Was macht er wohl? Iſt er geſund? Haben Jammer und Kerkerelend ihn noch nicht aufgezehrt? Lebt er noch? O daß es mir gelänge, zu ihm zu kommen! O Gott, lenke Du meine Tritte, und laß mich Gnade finden vor den Menſchen, zu denen ich jetzt gehe!"

Roſa nahm Abſchied von Agnes, und ſetzte ihren Weg allein weiter fort. Als ſie den hohen Berg erſtiegen hatte, und in das offene Burgthor trat, erblickte ſie in dem Burghofe ſogleich den Ritter Kunerich hoch zu Pferd, prächtig in Grün und Gold gekleidet, und mit einem wankenden Buſche weißer und ſchwarzer Straußenfedern auf dem Haupte. Er war von mehreren Edelknechten und Jägern zu Pferde umgeben, und wollte eben auf die Jagd reiten. Der guten Roſa brachen bei dem Anblicke des grauſamen Feindes ihres Vaters beinahe die Knie. Sie mußte ſich auf die ſteinerne Bank ſetzen, die nächſt dem Thore war; ſonſt wäre ſie umgeſunken. Jetzt erklangen die Jagdhörner, und der Zug kam ſehr nahe an ihr vorbei. Roſa ſtand auf, dem Ritter die ſchuldige Ehre zu bezeugen. Allein der übermüthige Mann blickte das arme zitternde Mädchen kaum an, und ritt mit ſeinen Leuten ſtolz zum Thore hinaus.

Roſa ſetzte ſich wieder auf die Bank. Es war ihr unbeſchreiblich ängſtlich und bange um das Herz. Sie hielt es für das beſte, zu warten, bis man ſie anredete. Ueber eine kleine Weile kamen ein Paar Kinder, blieben in einer kleinen Entfernung von ihr ſtehen, und ſchauten ſie an. Roſa grüßte die Kinder freundlich, und fragte nach ihren Namen. Sie ſagten die Namen, und wurden nun ſogleich zutraulicher. Othmar, der Knabe, machte den Deckelkorb auf, der neben ihr auf der Bank ſtand, und guckte, was ſie darin habe. Die kleine Bertha ſtreckte das Händchen nach den blauen und rothen Kornblumen aus, die Roſa auf den Strohhut geſteckt hatte. Roſa gab dem Mädchen die Blumen, und beſchenkte beide Kinder mit einigen ſüßen Frühbirnen, die ihr die Köhlerin, zur Erfriſchung unterwegs, in den Korb gelegt hatte. Alle Drei redeten zuſammen, als wären ſie Geſchwiſter.

Die Kinder gehörten dem Thorwärter. Er blickte eben heimlich aus einem Seitenfenſterlein der Thorſtube, das da angebracht war, um leicht zu ſehen, wer aus und ein gehe. Er ward gerührt, daß ein fremdes Mädchen mit ſeinen Kindern ſo freundlich rede. Die reine Ausſprache, die liebliche Stimme, der edle Anſtand des freundlichen Landmädchens in der netten, reinlichen Bauerntracht fielen ihm auf. „In meinem Leben,“ ſagte er, „habe ich kein ſo ordentliches, wohlgezogenes Bauernmädchen geſehen.“

Er kam heraus, und führte Roſa in die Stube. „Was haſt du denn da feil?“ ſagte er freundlich. Roſa öffnete den Korb, und zeigte die Schwämme. Der Mann fragte, was ſie dafür verlange. „Was Ihr gern dafür geben wollet,“ ſagte Roſa. „Denn ich denke, Ihr gebt einem armen Mädchen gewiß nicht zu wenig.“ „Das iſt gut geantwortet!“ ſagte der Mann. „Warte hier; ich will die Schwämme ſelbſt in die Schloßküche tragen, und für dich handeln. Sie haben ſchon lange keine mehr zu ſehen gekriegt. Ich ſtehe dir gut, du ſollſt nicht zu wenig dafür bekommen.“ Er nahm den Korb und ging.

Bald darauf trat die Thorwärterin mit der Mittagsſuppe in die Stube. „Wie kommſt du da herein, du verwegener Bengel?“ ſagte ſie zu Roſa. „Wer biſt du? Was willſt du? Was unterſtehſt du dich als fremd gleich unangemeldet in dieſe Stube zu gehen! Auf der Stelle pack dich hinaus, oder ich werfe dir die Schüſſel an den Kopf, und laſſe dich durch den großen Hofhund hinaus hetzen!“

Die Kinder baten für Roſa, und zeigten die Früchte und Blumen, die ſie von ihr bekommen hatten. Eben kam auch der Thorwärter mit dem leeren Korbe und dem Gelde zurück.

„Nun, nun,“ ſagte er zur Thorwärterin, „ſey nur nicht gar ſo hitzig. Das Mädchen iſt brav. Ich dachte ſchon, ob ſie wohl nicht bei dir dienen möchte, da wir doch wieder ein Dienſtmädchen brauchen. Aber wenn du gleich ſo oben hinaus biſt, ſo bleibt kein Menſch mehr bei dir! — Ich ſelbſt führte übrigens das gute Kind in die Stube.“

„Dann iſt es etwas Anders,“ ſagte die Thorwärterin; „dann mag ſie bleiben. Du mußt mirs aber nicht übel nehmen, Mädchen, daß ich in Eifer kam; für das haben wir das Brod, daß wir auf fremde Leute wohl Acht haben.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte Roſa; „daß ich herein geführt wurde, konntet ihr ja nicht wiſſen. Auch war es gefehlt von mir, daß ich in einer fremden Stube allein blieb. In dieſer Hinſicht lobe ich Euren Eifer, und bitte Euch um Verzeihung.“

Das gefiel der Thorwärterin. Wenn man ihr nur Recht ließ, ſo gab ſie ſich ſchon zufrieden. „Weil du dein Obſt mit meinen Kindern theilteſt, ſagte ſie, ſo ſollſt du an unſerm Mittagsmahle auch Theil haben. Komm, ſetz dich an den Tiſch, und iß mit.«

Roſa aß mit. Die zwei Kinder gaben ihr aber ſo viel zu thun, daß ſie kaum einen Löffel zum Munde bringen konnte. Dennoch redete ſie mit der ihr ganz eigenen Leutſeligkeit immer mit ihnen, beantwortete alle ihre Fragen, und war ſo freundlich gegen die Kleinen, daß die Mutter davon ganz entzückt ward.

Als Roſa den leeren Korb nahm und gehen wollte, ſchrien beide Kinder: »Da bleiben, da bleiben!«

»Ja, mir wäre es auch lieb, wenn du bleiben könnteſt!« ſagte die Mutter. »Möchteſt du nicht zu mir in den Dienſt?«

»O von Herzen gern,« ſagte Roſa, »und ich würde Euch gewiß treu und redlich dienen.«

»Nun wohl,« ſagte die Thorwärterin, »ſo gehe erſt nach Hauſe, und rede zuvor noch mit deinen Leuten! und wenn es dieſen auch recht iſt, ſo kannſt du den kommenden Samſtag deinen Dienſt dahier antreten.«

Die Thorwärterin ſagte noch, was ſie ihr Lohn geben wolle, und that ihr weißes Brod und geräuchertes Fleiſch in ihren Korb. »Bringe das deinen Leuten zum Gruß,« ſprach ſie, »und komme gut nach Hauſe.«

Roſa dankte für die Gabe, und eilte nun freudig dem Walde zu. Agnes ſaß, nicht weit von den drei Kreuzen, unter einer Haſelſtaude und ſtrickte. Sie ſprang, ſobald ſie das Fräulein von weitem kommen ſah, augenblicklich auf, lief ihr entgegen, und ſagte: „Nun Gottlob, mein liebſtes Fräulein, daß Ihr wieder da ſeyd. Ihr werdet müde und hungrig ſeyn. Kommt, ſetzt Euch dort unter den Haſelſtrauch, wo mein Korb ſteht, ins Grüne, und labt Euch mit Milch und Butterbrod, und erzählt mir, wie Alles gegangen ſey.“

Roſa ging mit ihr, und Agnes nahm die Milchflaſche, Brod und Butter aus dem geöffneten Korbe.

„O du gute Agnes,“ ſagte Roſa; „du haſt ja mit dem Eſſen gewartet, bis ich kam. Du haſt indeſſen nichts angerührt. Iß doch jetzt! Ich habe ſchon zu eſſen bekommen. Einige Augenblicke will ich mich indeſſen doch zu dir ſetzen. Laß uns aber eilen; wir dürfen uns nicht in die Gefahren der Nacht wagen. Erzählen kann ich dir ja im Gehen, und etwa unterwegs auch noch ein Stückchen Butterbrod verzehren.“ Agnes ſagte: „Je, das kann ich ja auch!“ und Beide machten ſich unverzüglich auf den Weg.

Tief im Walde, als die Sonne bereits unterging, kamen ihnen der treue Köhler und ſein Weib, die um Roſa und Agnes beſorgt waren, entgegen. Die guten Leute freuten ſich, daß Alles ſo gut abgelaufen war; nur ſchmerzte es ſie, daß ſie nun ihr liebes Fräulein verlieren ſollten. Sie legten den übrigen Weg unter vertraulichen Geſprächen glücklich zurück. Als ſie in das kleine Thal kamen, war eben der Vollmond ſafrangelb in Oſten aufgegangen, und beleuchtete die friedliche Köhlerwohnung. Roſa begab ſich, ſehr ermüdet, aber auch ſehr vergnügt, auf ihre Kammer; ſie dankte, bevor ſie ſich niederlegte, Gott auf den Knien, daß Er den Anfang ihres Unternehmens geſegnet, und flehte zu Ihm, daß Er es auch zu einem glücklichen Ende führen wolle.

Neuntes Kapitel.

Roſa als Dienſtmädchen.

Der nächſte Samſtag, an dem Roſa abreiſen ſollte, war für Alle im Hauſe ein ſehr trauriger Tag. Es kam Roſa unausſprechlich hart an, dieſe guten Leute, die es ſo redlich mit ihr meinten, und das freundliche Thal, in dem ſie ſo ruhig lebte, zu verlaſſen — und hinzugehen, in die Burg eines Feindes, an den ſie nicht ohne Schrecken denken konnte. Auch wußte ſie wohl, daß ſie jetzt ſich in einen Dienſt begebe, in dem keine geringen Leiden auf ſie warteten. Allein im Vertrauen auf Gott, und aus Liebe zu ihrem Vater trat ſie dieſen harten Weg muthig an. Der ehrliche Burghard und die gute Gertraud gingen bis zu Ende des Waldes mit ihr, und nahmen dann unter tauſend heißen Thränen und frommen Segenswünſchen Abſchied von ihr. Agnes aber, die ihr das kleine Wanderbündelein trug, begleitete ſie bis in die Thorſtube zu Fichtenburg.

Die Thorwärterin nahm Beide ſehr freundlich auf. „Das iſt brav, daß du Wort hältſt,“ ſagte ſie zu Roſa. „Setzt euch nun Beide; ich will euch Beide gut bewirthen.“ Roſa öffnete den Korb, den ſie am Arm hatte, und überreichte, als einen kleinen Gegengruß von ihren Leuten, der Thorwärterin einige Reiſten ſehr feinen Flachs. Da ward ſie noch freundlicher. „Du und deine Leute wiſſen zu leben,“ ſagte ſie; „es wird gut gehen.“ Für die Kinder hatte Roſa Birnen und Pflaumen, und eine Menge Haſelnüſſe und getrockneter Dornſchlehen mitgebracht, worüber die Kinder eine ungemeine Freude hatten. Alle waren ſehr vergnügt.

Nach dem Eſſen nahm Agnes, bitterlich weinend, Abſchied von Roſa. „Nun, nun,“ ſagte die Thorwärterin; „weine nicht ſo! Du kannſt uns ja öfter beſuchen. Es wird mir allemal lieb ſeyn. Und wenn du allemal Morcheln mitbringen willſt, ſo wird es mir noch lieber ſeyn, und dir wird dann noch obendrein der Gang bezahlt.“ Agnes verſprach recht oft zu kommen, und ging ſchluchzend zur Thüre hinaus. Der guten Roſa aber, die ſich jetzt, von allen ihren guten Freunden getrennt, in den Mauern einer feindlichen Burg ſah, war es nicht anders, als wäre ſie nun ganz allein auf der Welt.

Nachdem Agnes fort war, ſetzte ſich die Thorwärterin in den großen Lehnſeſſel, der neben dem Ofen ſtand, nahm eine etwas höhere Miene an, und ſagte, indem ſie mit dem Finger auf den Boden zeigte: „Du, Roſa! Steh einmal daher, hieher auf dieſes Plätzchen. Ich habe ein Paar Wörtlein mit dir zu ſprechen. Merke alſo wohl auf.“

„Ich weiß wohl, man ſagt mir nach, es ſey mit mir gar nicht auszukommen; ich ſey zu hitzig und aufbrauſend, und habe in einer Zeit von fünf Jahren bei zwanzig Mägde gehabt. Das ſagt man weit umher im ganzen Lande. Davon ſagt man aber nichts, was alle dieſe Mägde für Fehler hatten. Ich muß dir dieſe Muſter doch ein wenig beſchreiben.“

Sie fing nun an, mit ſehr geläufiger Zunge und vieler Hitze ihre bisherigen Mägde abzuſchildern.“

„Die Erſte,“ ſagte ſie, „die Brigitt' —, doch ich will die Namen der Mägde nicht nennen, um ſie nicht in üblen Ruf zu bringen, ſondern dir nur ihre Fehler zur Warnung vor Augen ſtellen — die Brigitt' alſo, über die ich mich faſt am meiſten erzürnte, war höchſt ſtolz und hochmüthig, wollte alles beſſer wiſſen, und niemals Unrecht haben. Einmal hatte ſie mir einen Eierkuchen ſo vollkommen zu Kohlen verbrannt, als hätte ſie dieſe Kunſt von einem Kohlenbrenner gelernt. Und da war ſie noch ſo unverſchämt und behauptete mir unter das Geſicht, der Kuchen ſehe ſchön gelb aus wie Gold, und keiner auf der ganzen Welt könne beſſer ſchmecken. Da überlief mir die Galle, und ich wies ihr die Thüre.«

„Die Andere war ungenügſam, mit nichts zufrieden, immer mürriſch und verdrießlich. Sie machte beſtändig ein Geſicht, als kaute ſie Wermuth. Immer wußte ſie etwas an der Koſt zu tadeln. Mehr als zehnmal warf ſie mir die viele Arbeit und den wenigen Lohn vor. Da bekam ichs endlich genug, und ſagte: Nun Urſchel, ſo ſuche dir denn einen andern Dienſt, wo du mehr Lohn und weniger Arbeit haſt.«

„Die Dritte war die Faulheit ſelbſt. Ich glaubte es nicht zu erleben, bis ſie mit einer Arbeit, fertig war. Bis ſie einen Topf geſpült hatte, hätte Moos daran wachſen können. Sie war zu faul, ſich zu bücken. Wenn ſie die Stube gekehrt hatte, ließ ſie den Beſen vor der Thüre liegen, und ſtieg zehnmal darüber hinüber, bis ich ihn endlich in die Ecke ſtellte. Alle Morgen mußte ich ſie wecken, und wohl zehnmal rufen: Steh doch einmal auf, Käther! Es wäre faſt nothwendig geweſen, der Engel mit der Poſaune wäre gekommen, ſie zu erwecken. Ich glaube, wenn ich ſie einmal hätte liegen laſſen, ſie ſchliefe noch. Wem wäre nun mit einer ſo trägen Magd gedient geweſen? Ich ſagte, ſie ſollte gehen, oder wenn ſie zu faul dazu wäre, ſo wolle ich ſie auf dem Schubkarren fortführen laſſen.«

»Die Vierte war naſchhaft. Rahm und Butter, Fleiſch und Speck waren ſo wenig vor ihr ſicher, als vor einer Katze. Einmal im Frühlinge, an einem Sonntage Nachmittags, wollte ich meinem Manne, der über Feld war, entgegen gehen bis auf das nächſte Dorf. Unterwegs ſchaute ich mich um, und ſah aus meinem Kamine Rauch aufſteigen. Ich kehrte auf der Stelle um, — und als ich in die Küche trat, was erblickt ich da? Da ſaß meine ſaubere Margareth auf dem Herde, und hatte eine große Schüſſel voll Apfelküchlein vor ſich ſtehen. Alle Welt, wie ich da auffuhr! Sie mußte ſich über Hals und Kopf aus dem Hauſe packen. Wer hätte ein ſo treuloſes Thier auch nur noch einmal über Nacht behalten mögen?«

»Die Fünfte war unreinlich in ihrem Anzuge. Zwar an den Sonn- und Feſttagen ſtieg ſie geputzt einher, wie ein Pfau. Aber an den Werktagen ſah ſie aus, als wäre ſie ganz aus Schmutz und Lumpen zuſammengeſetzt. Wenn man ſie ausgeſtopft und auf den Acker hinaus geſtellt hätte, ſo hätte ſie nicht nur die Vögel verſcheucht; ſogar die wilden Schweine wären vor ihr davon gelaufen. Dieſe ſchaffte mir der Ritter weg; er ſagte, es ſey unanſtändig, daß einem ſogleich bei dem Eintritte in das Schloß eine ſolche Vogelſcheuche in das Auge falle.“

„Die Sechste war höchſt vergeßlich und unachtſam, und ſah nicht im Geringſten auf meinen Nutzen. Sie dachte an gar nichts, und ich mußte es ihr alle Tage aufs Neue ſagen, was ſie jede Stunde zu thun habe. Sie zerbrach mir mehr Schüſſeln und Häfen, als Tage im Jahre ſind. Die zinnernen Löffel ſchüttete ſie mit dem Spühlwaſſer aus; ich fand einmal einen im Schweinſtalle, und das Schwein hatte ihn zerbiſſen. Bald darauf zerbrach ſie ein Glas. Ich hörte es klingen, und lief in die Küche. Sie hatte aber die Scherben ſchon verſteckt, und läugnete die That. Ich ſuchte lange vergebens. Mir aber war ſie nicht zu liſtig. Sie hatte die Scherben in das Spühlwaſſer geworfen, aus dem ich ſie wieder herausfiſchte, und mich im Eifer noch dazu in die Finger ſchnitt. Darüber wurde ich noch zorniger „So,“ ſagte ich, „die Glasſcherben hätte wieder mein Schwein verſchlucken ſollen. Aber ehe ich mein Schwein darauf geben laſſe — gehſt mir lieber du.“ Sie mußte fort.“

„Die Siebente war vorwitziger und ſchwatzhafter als eine Dohle. Immer horchte ſie heimlich an den Thüren. Alles, was im Hauſe vorging, plauderte ſie aus, und ſtiftete dadurch vielen Zank und Hader an. Wenn man wollte, daß etwas recht bald allgemein bekannt werde, durfte man es nur ihr anvertrauen, ſo konnte man ſich das Trinkgeld für das Ausſchellen erſparen. Sie war eine entſetzliche Plaudertaſche, die Alles übertrieb, und an kein Ende kommen konnte. Doch — horch! — eben hat man mir geſchellt; jetzt muß ich abbrechen. Das iſt mir recht leid, denn ich habe mich ohnehin ſehr kurz gefaßt. Ich könnte dir von jeder dieſer Mägde drei Stunden lang erzählen. Wir wollen das Weitere auf morgen ſparen. Da iſts Sonntag; da haben wir recht Zeit dazu. Merk' dir indeſſen dieſe Fehler und hüte dich davor, ſo wie vor allen andern, die ich dir in dem Spiegel meiner Mägde noch ferner zeigen werde; dann werden wir, wie ich hoffe, nicht übel mit einander auskommen.“

Roſa ſah wohl ein, daß die Thorwärterin ſelbſt übertreibe, und gar nicht Urſache habe, Andern über die Schwazhaftigkeit Vorwürfe zu machen. Auch war Roſa der richtigen Meinung, daß man dieſe Mägde zuvor auch anhören müßte, ehe man über ſie urtheilen könnte. Sie ſagte indeſſen bloß: „Wenn eine Magd nur den zehnten Theil von einem der genannten Fehler an ſich hätte, ſo verdiente ſie ſchon Tadel, und eine Hausfrau, die auf Fleiß, Reinlichkeit und gute Hausordnung hält, könnte allerdings nicht mit ihr zufrieden ſeyn. Ich werde mich bemühen, alle dieſe Fehler gänzlich zu meiden.“

Wirklich war auch Roſa recht das Bild einer guten Dienſtmagd. Sie diente, nach der Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel, ihrer zeitlichen Herrſchaft nicht bloß unter den Augen, um ſich bei den Menſchen wohl daran zu machen, ſondern mit einem redlichen Herzen und aus Furcht Gottes. Was ſie immer that, das that ſie mit Freuden, als thäte ſie es Gott, und nicht den Menſchen. Sie war unermüdet fleißig; es war eine Luſt anzuſehen, wie flink und friſch ſie die Arbeit angriff, und wie ſchnell und gut ihr Alles von Statten ging. Nichts mußte man ihr zweimal befehlen; ſie verrichtete die Arbeiten, die täglich vorkamen, zur rechten Zeit und wartete nicht, bis man ſie daran mahnte. Sie ſah ſelbſt ein, was zu thun ſey; ja manche Arbeit war ſchon gethan, ehe man daran gedacht hatte, ſie ihr zu befehlen. Hausgeräthe und Geſchirre ſtellte ſie, wenn man ſie nicht mehr brauchte, an ihren Ort. Die Stube hielt ſie höchſt reinlich, und ſie ruhte nicht, bis in der Küche alle Geſchirre glänzten und blinkten, daß jeden, der herein kam, die Reinlichkeit gleichſam anlachte. Das Eigenthum ihrer Herrſchaft nahm ſie mehr in Acht, als das ihrige. Sie ging mit dem irdenen Geſchirre ſo vorſichtig um, als wäre es das feinſte Porzellan. Keine Nähnadel, die ſie auf dem Boden erblickte, ließ ſie liegen; ſie hob ſie auf, und ſteckte ſie in das Nähkiſſen ihrer Hausfrau. Heimlich zu naſchen wäre ihr ein Gräuel geweſen; ja ſie hätte ſich vor der Sünde gefürchtet, auch nur ein Trümmchen Faden zu veruntreuen. Sie war ſehr verſchwiegen, und was im Hauſe geredet und gethan wurde, kam nie über ihre Lippen. Sie war ſehr genügſam und zufrieden, und deßhalb auch immer heiter und freundlich. Sie war die Beſcheidenheit ſelbſt. Wenn ſie je etwas verſah, ſo geſtand ſie den Fehler ein und bat um Verzeihung. Wenn ſie ohne ihr Verſchulden ausgezankt wurde, ſo verſtand ſie die große Kunſt zu rechter Zeit zu ſchweigen und der Anblick ihrer ſanften Engelsmiene rührte und beſänftigte die aufgebrachte Hausfrau mehr, als Alles, was Roſa zu ihrer Vertheidigung hätte ſagen können. Die Thorwärterin wurde nach und nach ſelbſt ſanfter, und es kam, zum nicht geringen Erſtaunen ihres Mannes, hie und da ein Tag herum, ohne daß ſie ein einziges Mal zankte.

Indeſſen hatte Roſa dennoch einen ſehr harten Dienſt. Sie war in den feinen weiblichen Arbeiten, für ihr Alter, eine Meiſterin; allein viele der rauhen Arbeiten, die man ihr jetzt auftrug, waren ihr, als einem adeligen Fräulein, ganz und gar ungewohnt, und fielen ihr deßhalb ſehr ſchwer. Sie mußte jeden Morgen vor Tag aufſtehen, Holz und Waſſer tragen, in der Küche Feuer aufſchüren, die Geſchirre ſpühlen, den Stubenboden und das Küchenpflaſter auffegen, und noch viele andere Arbeiten der Art verrichten. Da ſie mit mancher dieſer Arbeiten, die ſie das erſte Mal in ihrem Leben that, bei dem beſten Willen nicht allemal ſogleich zurecht kommen konnte, ſo mußte ſie ſich von der aufgebrachten Hausfrau dumm und ungeſchickt ſchelten, und mit allerlei garſtigen Namen benennen laſſen. Die Koſt war zwar in ihrer Art gut; allein manche Speiſe kam dem guten Fräulein ſo fremd und ſeltſam vor, daß es ſie keine kleine Ueberwindung koſtete, davon zu eſſen. Ihr Bett war zwar ſehr reinlich, allein für ein Fräulein zu rauh und zu ſchwer.

Wenn ſie nun vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende hart gearbeitet hatte, und noch dafür ausgezankt und geſcholten worden, und müde und traurig auf ihre kleine Schlafkammer kam; ſo war es ihr einziger Troſt, noch eine halbe Stunde für ſich allein zu ſeyn, und ihre Leiden Gott zu klagen. Oft öffnete ſie ein Fenſter, blickte mit Thränen in den Augen zu den Sternen auf, und betete. „O mein Gott,“ ſagte ſie gar oft,

„alle dieſe Leiden will ich gern ertragen, wenn nur am Ende die Leiden meines geliebten Vaters dadurch erleichtert werden.“

Zehntes Kapitel.

Roſa kommt zu ihrem Vater in das Gefängniß.

Roſa hatte in ihrem Dienſte ſchon viele harte Tage zugebracht, und noch keine Gelegenheit gefunden, zu ihrem Vater in das Gefängniß zu kommen. Es war ihr ſehr ſchmerzlich, ihm ſo nahe zu ſeyn, und ihn doch nicht zu ſehen. Indeſſen war ihr ſogleich anfangs ein Strahl von Hoffnung aufgegangen. Sie hatte bemerkt, der Thorwärter ſey zugleich Kerkermeiſter, und er müſſe den Gefangenen die Koſt reichen. Sie erkundigte ſich bei ihm von Zeit zu Zeit nach allen Gefangenen. Da hörte ſie doch wenigſtens, daß ihr lieber Vater noch lebe und geſund ſey. Sie bat den Thorwärter öfter, ihr die Gefangenen zu zeigen; er aber ſchüttelte allemal den Kopf, und ſagte: „Man muß nicht ſo vorwitzig ſeyn.“ Oft konnte ſie die Thränen nicht zurück halten, wenn ſie das irdene Schüſſelein mit magerer Suppe ſah, das nebſt ſchwarzem Brod und dem Waſſerkrug für ihren

Vater beſtimmt war. „Ach,“ ſeufzte ſie, „was ich auch leide, iſt nichts gegen das, was er ausſtehen muß! Ich will von nun an jedes Leiden für nichts achten.“

Eines Abends, als eben die Suppe für die Gefangenen in den irdenen Geſchirren auf dem Tragbrette bereit ſtand, ſagte der Thorwärter zu Roſa: „Du, Röſe, komm mit! Morgen muß ich in Geſchäften meines geſtrengen Ritters verreiſen. Ich will dir die Gefängniſſe zeigen; du mußt nun den Gefangenen das Eſſen bringen. Mein Weib hat wenig Zeit und noch weniger Luſt dazu.“ Er nahm das Brett, auf dem die Geſchirre ſtanden, in eine, und den raſſelnden Bund Schlüſſel in die andere Hand, und ging durch einen langen, dunkeln Gang voran.

Es war für Roſa ſehr unerwartet, daß ſie jetzt in dieſem Augenblicke ihren Vater ſehen ſollte. So groß ihre Freude auch war, ſo empfand ſie doch eine Art von Schrecken. Sie war ganz erſchüttert. Mit klopfendem Herzen folgte ſie dem Thorwärter durch den dunklen Gang. Sie war indeß bald wieder gefaßt, und nahm ſich feſt vor, ſie wolle ſich in Gegenwart des Thorwärtes ihrem Vater nicht zu erkennen geben. „Denn,“ dachte ſie, „wenn das Geheimniß, daß ich ſeine Tochter ſey, entdeckt würde, ſo würde man mir die Schlüſſel zu ſeinem Gefängniſſe gewiß nicht anvertrauen.“

Der Thorwärter blieb bei einer kleinen Oeffnung, die ſich in der dicken Mauer befand und mit einem eiſernen Lädchen verſchloſſen war, ſtehen, und ſchloß das Lädchen auf. Roſa ſah ängſtlich und bebend hinein. Ein Mann mit verwildertem Haare und Bart und einem ſchrecklichen Blick ſaß in dem düſtern Kerker. „Der,“ ſagte der Thorwärter, „war ein tapferer, rüſtiger Kriegsmann. Aber die Spielſucht und das verwünſchte Saufen verleiteten ihn aus einem edlen, tapfern Krieger ein Straßenräuber zu werden. Ich möchte den Lohn, der auf ihn wartet, nicht mit ihm theilen.“ Er gab ihm die Waſſerſuppe hinein, und ſchloß wieder zu.

Hierauf öffnete er ein anderes Fenſterlädchen. Roſa erblickte in dem dumpfigen Gewölbe eine todtenbleiche, weibliche Geſtalt in ſchweren Ketten, mit zerſtreuten Haaren, eingefallenen Wangen und Augen voll unbeſchreiblicher Schwermuth. „Dieſe,“ ſagte der Thorwärter, indem er die Suppe hinein ſtellte und das Lädchen wieder zuſchloß, war einſt ein Mädchen, ſchön wie ein Engel — wenn ſie nur auch unſchuldig geblieben wäre, wie ein Engel! So aber lief ſie heimlich den böſen Gelegenheiten nach, und jetzt ruht ein ſchwerer Verdacht auf ihr, ſie ſey eine Kindesmörderin. Wenn es ſo iſt, ſo wird ſie mit dem Schwerte hingerichtet. Die Verzweiflung macht ſie manchmal faſt raſend. Bei

Leibe öffne die Thüre ihres Gefängniſſes nie. Sie könnte dir ein Leid anthun und ausreißen.«

„Nur zu Dieſem allein dürfen wir hineingehen,« ſagte der Thorwärter, und öffnete eine eiſerne Thüre. „Dieſer iſt ein guter Mann, ſanft und fromm wie die Geduld. Es iſt Ritter Edelbert von Tannenburg.« Die arme bebende Roſa hätte ihn aber nicht mehr erkannt. Er war ſehr bleich und hager, und hatte einen langen Bart. Seine Kleidung war abgetragen und unſcheinbar. Er ſaß auf einem ſteinernen Sitze, an den er mit einer langen Kette, ſo daß er im Kerker umher gehen konnte, angeſchloſſen war. Der Tiſch daneben war aus einem einzigen großen Steine ausgehauen. Ein irdener Krug, neben dem etwas trockenes Brod lag, ſtand darauf. Der gute Ritter hatte den linken Arm auf den Tiſch geſtützt, und hielt mit der Hand die Stirne. Die rechte bot er wehmüthig ſeinem Kerkermeiſter dar. Neben dem Tiſche ſtand eine uralte Bettlade von wurmſtichigem Holze. Etwas Stroh und eine grobe Wollendecke dienten zum Bette. Das ganze Gefängniß war ſehr ſchauerlich anzuſehen. Es war, weil es für gefangene Ritter beſtimmt war, ſehr geräumig, aus großen Felſenſtücken in die Runde gemauert, und hoch gewölbt. Mauern und Gewölbe ſahen von Alter ganz ſchwarzgrau aus. Ein einziges ſchmales und ſtark vergittertes Fenſter befand ſich in der dicken Mauer.

Der größte Theil der kleinen, runden Fenſterſcheiben war von außen mit Schutt verſchüttet; die übrigen Scheiben waren mit Neſſeln überwachſen, ſo, daß nur etwas grünliches Licht in dieſe düſtere Gruft fiel, und ſie noch ſchauerlicher machte.

„Ritter,“ ſagte der Thorwärter, „morgen wird Euch mein Dienſtmädchen Eure Koſt reichen. Ich muß in Geſchäften verreiſen.“

Edelbert betrachtete Roſa. Ihr Anblick erinnerte ihn ſogleich an ſeine Tochter; indeſſen kannte er ſie nicht. „Mein Gott,“ ſeufzte er, und Thränen kamen ihm in die Augen; „von dieſer Größe und in dieſem Alter iſt meine Roſa auch! Ach, könnet Ihr mir denn gar nichts von ihr ſagen, lieber Kerkermeiſter? Habt Ihr denn noch keine Kunde von ihr eingezogen, wo ſie ſey, und wie es ihr gehe? Ich habe Euch ja ſchon hundertmal darum gebeten.“

Der Thorwärter ſagte: „Der liebe Gott im Himmel weiß, wo ſie iſt! Denn von den Menſchen vermag keiner auszuſpähen, wo ſie hingekommen.“

„Ach Gott,“ ſagte Edelbert, „ſo hat denn nicht ein einziger von jenen Rittern, die ſich meine Freunde nannten, als ich noch im Glücke war, ſich meiner Tochter erbarmt, und ſie in ſeine Burg aufgenommen!“ — Edelbert dachte jetzt wohl an ſeinen getreuen Burkhard. Er hoffte, Roſa werd bei ihm ſeyn. Er wollte es ſich aber nicht merken laſſen, um den guten Burkhard, dem Kunerich ſehr feind war, nicht unglücklich zu machen. Er ſagte alſo bloß: „Nun, nun, ich hoffe, ſie werde ſich ſonſt bei guten Leuten befinden, die auf ſie Acht haben, damit ſie unſchuldig und gut bleibe.“ — „Nur dieſes noch,“ ſeufzte er, „laß mich ſicher erfahren, lieber Gott, ehe ich in dieſem Kerker ſterbe, dann will ich meine Augen im Frieden ſchließen, ohne ihr Angeſicht noch einmal zu ſehen, ſo ſehnlich ich dies auch noch vor meinem Tode wünſchte.“ — „O Ihr glaubt nicht, lieber Kerkermeiſter,“ ſagte er hierauf, „was für ein liebes, gutes Kind meine Roſa gegen mich war, wie ſie mich liebte, wie ſie mir Alles that, was ſie mir nur immer an den Augen anſehen konnte. Sie machte mir nichts als Freude. Nun, wo ſie auch ſeyn mag, wird es ihr wohl gehen!“ — „Sey du, liebes Kind,“ ſprach er zu Roſa gewendet, „gegen deine Eltern auch ſo gut und folgſam, wenn ſie noch leben.“

Roſa, die bisher nur Schrecken über das ſchauerliche Gefängniß und das bleiche Ausſehen ihres Vaters empfand, fing jetzt an zu weinen und zu ſchluchzen. Ihr Herz brach. Bald wäre ſie ihrem Vater um den Hals gefallen, und nur mit Mühe hielt ſie ſich zurück.

Edelbert verwunderte ſich, ſie ſo gerührt zu ſehen, und ſagte: „Iſt dir vielleicht erſt kürzlich dein Vater oder deine Mutter geſtorben, daß du gar ſo troſtlos weineſt?«

Roſa konnte vor Weinen kaum die Worte hervor bringen, ihre Mutter ſey ſchon länger geſtorben; ihr Vater lebe zwar noch, es gehe ihm aber ſehr hart.

»Nun,« ſprach Edelbert, »Gott wolle ſich über ihn erbarmen! — Du haſt aber ein ſehr weiches Herz, liebes Kind! Gott bewahre es vor Verführung!«

»Es iſt wahr,« ſagte der Thorwärter zu Roſa, »du biſt gar zu weichherzig! Weine nicht ſo, ſonſt kann ich dir dies Geſchäft nicht überlaſſen.« — »Uebrigens,« fuhr er gegen Edelbert fort, »iſt ſie ein herzensgutes Kind. So fromm, ſo willig, ſo fleißig, daß man wohl zehn Meilen in die Runde kein beſſeres Mädchen finden kann. Und wie lieb ſie meine Kinder hat, und was ſie an ihnen thut, das können ich und mein Weib gar nicht genug rühmen. Wenn meine kleine Bertha einmal auch ſo wird, ſo will ich Gott alle Tage auf den Knien dafür danken!« —

Edelbert blickte Roſa mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit an. »Gott ſegne dich, liebe Tochter!« ſagte er, und bot ihr die Hand. »Bleibe immer ein ſo gutes Kind, bete fleißig, und vertraue auf Gott! — ſo wird deinem Vater gewiß geholfen, und er erlebt gewiß noch große Freude an dir.«

„Das gebe Gott!“ ſagte Roſa mit gebrochener Stimme, küßte ihm die dargebotene Hand, und ihre heißen Thränen fielen darauf.

Es war gut, daß der Kerkermeiſter ging; denn länger hätte Roſa ſich nicht mehr halten können. Sie wußte nicht, wie ſie zum Kerker hinaus kam. Mit wankenden Tritten ging ſie durch den langen Gang zurück, und mußte ſich an den Mauern halten, damit ſie nicht umſinke.

Eilftes Kapitel.

Roſa gibt ſich ihrem Vater zu erkennen.

Roſa brachte den übrigen Abend in ſehr traurigen Gedanken zu. Die bleiche Geſtalt ihres geliebten Vaters, wie ſie ihn mit Ketten beſchwert in dem ſchauerlichen Gefängniſſe geſehen hatte, ſchwebte ihr immer vor Augen. Sein Elend ging ihr durch die Seele, und nur die nahe Hoffnung, ſich ihm zu entdecken, und ſein Elend zu erleichtern, linderte ihren Schmerz ein wenig. Sobald ſie nach vollbrachtem Tagewerk in ihre Schlafkammer trat, fiel ſie auf ihre Knie nieder, und flehte mit heißen Thränen zu Gott, Er, der ihr Unternehmen bisher geſegnet habe, wolle ihr ferner beiſtehen, und ihrem armen bedrängten Vater durch ſie Troſt und Erquickung bereiten. Sie legte ſich hierauf ſchlafen; allein ſie konnte faſt bis Mitternacht kein Auge ſchließen.

Nach ein Uhr wurde ſie von der Thorwärterin ſchon wieder geweckt. Der Thorwärter wollte bis zwei Uhr fort. Roſa ſollte ihm zuvor eine Suppe kochen. Sie ſchürte Feuer an, und machte die Suppe. Der Thorwärter aß, lobte Roſa's Kochkunſt, verſprach ihr von der Reiſe etwas mitzubringen, wenn ſie indeß ihre Geſchäfte gut machen würde, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt zum Burgthore hinaus. Die Fallbrücken wurden wieder aufgezogen, und die Thorſchlüſſel durch einen Kriegsknecht dem Ritter Kunerich überbracht, der ſie zu Nacht immer ſelbſt in Verwahrung nahm.

Die Thorwärterin war wieder ſchlafen gegangen. Roſa befand ſich in der einſamen Thorſtube allein. Leiſe und ſorgſam löſte ſie nun den Schlüſſel zu dem Gefängniſſe ihres Vaters, den ſie ſich wohl gemerkt hatte, aus dem Bunde heraus, nahm die alte Laterne des Kerkermeiſters, die neben dem Schlüſſelbunde in dem Kaſten hing, ging damit in ihre Kammer, und verweilte da noch einige Zeit. Jetzt, da Alles im Schloſſe wieder ruhig und ſtill war, ſtellte ſie ihr kleines Oellicht in die Laterne, bedeckte ſie mit ihrer Schürze, ſchlich, nach abgelegten Schuhen, durch den langen ſchauerlichen

Gang zu dem Gefängniſſe ihres Vaters — und öffnete, ſo ſtill als möglich, die Thüre.

Sie zündete mit der trüben Hornlaterne, die der viele Ruß noch trüber gemacht hatte, hinein — und ſieh da, Edelbert ſaß mit in einander geſchlungenen Armen auf dem Steine neben dem Tiſche. Er verwunderte ſich, als er bei dem braungelben Scheine der Laterne das Dienſtmädchen des Thorwärters zu erkennen glaubte.

„Biſt du's, gutes Kind?“ ſagte er. „Was willſt du hier ſo ſpät in der Nacht, oder vielmehr ſo früh am Morgen? Es iſt noch nicht lange, daß der Wächter zwei Uhr gerufen hat.“

„Vergebt,“ flüſterte Roſa mit leiſer Stimme, „daß ich Euch ſtöre. Doch wie ich ſehe, habt Ihr auch nicht geſchlafen. Ich möchte gern allein mit Euch reden; deßhalb komme ich zu dieſer nächtlichen Stunde.“

„O mein Kind,“ ſagte Edelbert, „das iſt gefährlich. Das könnte dir böſe Händel machen. Ein wackeres Mädchen ſollte überhaupt zu Nacht gar keinen Fuß über die Schwelle ihrer Kammer ſetzen, ja lieber die Thüre feſter verriegeln, als mein eiſernes Kerkerthor hier.“

„Seyd ohne Sorgen,“ ſagte Roſa. „Alles im Schloſſe, den Thurmwächter und den Hahn ausgenommen, liegt im tiefen Schlafe. Nicht ohne Ueberlegung und Gebet komme ich hieher. Gott leitete meine Tritte; Er iſt gewiß mit mir. Nur ein Paar Wörtchen möchte ich mit Euch reden. Euer Jammer um Eure Tochter geht mir ſo zu Herzen, daß ich nicht ſchlafen kann; ich komme, Euch Nachricht von ihr zu geben.«

„Von meiner Roſa?“ ſagte er ſchnell. „O Gott, wenn das wäre, ſo wäreſt du, liebes Kind, mir willkommen, wie ein Engel des Himmels, der meinen Kerker beſuchte! O ſag an — ſag an — kennſt du ſie? Haſt du ſie geſehen? Haſt du ſelbſt mit ihr geredet? Iſt ſie geſund? Gehts ihr wohl? O rede, rede! Kannſt du mir etwas Gewiſſes von ihr ſagen?“

„Ich kann Euch die ſicherſte Nachricht von ihr geben,“ ſprach Roſa. „Da ſeht! — Kennet Ihr dieſe goldene Kette? Dieſe goldene Münze?“

„Gott im Himmel!“ rief Edelbert, und griff mit zitternden Händen darnach. „Das iſt ja die goldene Denkmünze, die ich meiner Roſa in der Stunde des Abſchieds zum ſteten Andenken gegeben habe. Ich habe ihr ſehr nachdrücklich befohlen, dieſes koſtbare Geſchenk nie aus den Händen zu laſſen. Du mußt ſehr gut mit ihr bekannt ſeyn, liebes Kind, und ſie muß ſehr viel auf dich halten, daß ſie es dir anvertrauen konnte. Gewiß that ſie das nur, damit ich dir leichter glaube, und die Nachrichten, die du mir von ihr bringſt, ſind gewiß ſehr wichtig.“

„Sie gab es nicht in fremde Hände, lieber Vater,“ ſprach jetzt Roſa; „ſieh — ich bin Roſa, deine Tochter!“

„Du?“ rief Edelbert erſtaunt. „O betrüge mich nicht! Meine Tochter war, was ihr Name ſagt, eine blühende Roſe, und du — du, nein, du biſt es nicht!“

Roſa hatte, bevor ſie zu ihrem Vater ging, ihr Angeſicht von der entſtellenden braunen Farbe ſorgfältig mit Seifenwaſſer gereinigt. Sie nahm jetzt das helle Oellichtlein aus der düſtern Laterne heraus — und ſieh da, ihr ſanftes, holdes Angeſicht war lieblicher und ſchöner, als es der Vater je geſehen hatte; weiß und röthlich gleich einer zarten Lilie im purpurnen Morgenſcheine oder im Wiederſcheine einer nahen Roſe. Ihre braunen Locken ſchwebten in Ringeln um ihr Haupt. Thränen ſchimmerten in ihren Augen, obwohl ſie mit der Freundlichkeit eines Engels lächelte.

„Roſa, du?“ rief jetzt der Vater außer ſich, und die goldene Kette entfiel ſeinen Händen. „Du hier? O komm in meine Arme! O, da ich dich wieder habe — jetzt mag dieſer feſte Bau von ſchweren Quaderſtücken über mir zuſammen ſtürzen; ich achte es nicht!“

Er ſchloß ſie in ſeine Arme, und benetzte ihr Angeſicht mit Thränen, und auch ſie weinte lange an ſeinem Halſe. „Vater! Vater! liebſter Vater!« war Alles, was ſie hervorbringen konnte.

„Aber ſage mir doch, liebſte Roſa,“ ſprach der Vater, „wie kommſt du hieher? Enthülle mir doch dieſes Geheimniß. Welches ſchreckliche Schickſal hat meine Roſa ſo tief erniedrigt, die geringſte Dienſtmagd, die Dienerin des letzten Dieners in dieſem Schloſſe zu werden?«

Roſa erzählte ihrem Vater ihre ganze Geſchichte, wie freundlich ſie der redliche Köhler im Walde aufgenommen, wie ſie da immer ſo bekümmert um ihren Vater geweſen, wie ſie auf den Gedanken gekommen, als Köhlermädchen gekleidet in die Dienſte des Kerkermeiſters zu treten, um ſo wieder zu ihrem Vater zu kommen, wie ſchmerzlich ſie ſich nach dem ſeligen Augenblicke geſehnt, ihn wieder zu ſehen. —

»Und nun,“ ſprach ſie am Ende ihrer Erzählung, „hat Gott mein Gebet erhört, meinen herzlichſten Wunſch erfüllt, mir Gelegenheit verſchafft, dich, beſter Vater, öfter zu ſehen, mit dir zu ſprechen, dir hie und da eine beſſere Nahrung mitzutheilen, dir allerlei kleine Dienſte zu erweiſen. O, ich bin die glücklichſte Tochter! Mein ganzes Leben ſoll ein lauteres Dankgebet ſeyn!«

Der Vater blickte weinend zum Himmel. „Ach,“ ſagte er, „nicht die glücklichſte, aber die beſte Tochter biſt du! Ich bin der glücklichſte Vater. Wie oft ſchmerzte mich mein hartes Schickſal, daß ich die goldene Kette hier mit der eiſernen vertauſchen mußte! Aber jetzt danke ich Dir, o Gott, für dieſe Schickung! Ohne dieſe Schickung hätte ich das Herz meiner Tochter nie ſo kennen gelernt. Ich meinte, wie glücklich ich ſey, als der Kaiſer mir dieſe goldene Kette umhängte. Allein jetzt, mit dieſer eiſernen Kette beſchwert, die meinen Fuß längſt wund gedrückt hat, bin ich glücklicher, als damals. Ich fühle ſie nicht mehr. Ich gäbe dieſen Augenblick, da ich dich in meinen Armen halte, nicht für alle Schätze der Welt!« »Ja,« ſagte er, und warf einen verachtenden Blick auf die goldene Kette, die noch auf dem Boden lag, »was iſt Gold? — Nichts gegen die Tugend, nichts gegen die Seligkeit, mit der Gott ſie belohnt.«

»Doch halt, ich thue der Denkmünze Unrecht,« ſagte er jetzt, und hob ſie auf. »Sie hat einen hohen Werth; nicht weil ſie aus reinem, lauterm Golde geprägt iſt, ſondern weil die ſchönen Sinnbilder und Sprüche darauf ſich uns als goldreine, lautere Wahrheit bewähren!«

»Ja, liebſte Roſa, eben jetzt gehen dieſe erfreulichen Wahrheiten an uns in Erfüllung. Gottes Auge wachet über uns! Er bewahrte dich, und führte dich unſchuldig und gut wieder in meine Arme. Er, deſſen Blicke ſich von keiner Mauer abhalten laſſen, ſchaute in meinen Kerker, und erbarmte ſich meines Elends. Er bereitete uns mitten in dieſem ſchrecklichen Kerker dieſe Augenblicke des Himmels. Gott iſt mit uns. Dieſer Ritter wollte gegen uns ſeyn; allein er war nur ein Werkzeug in der Hand des Höchſten, mir dieſe Freude zu bereiten. Im Kreuz iſt Heil. Durch Leiden führt Gott zu den edelſten Freuden. Dies fühle, dies erfahre ich jetzt ſchon. Kunerich mag, wenn er bei rauſchender Muſik, Trunk und Tanz die Nächte durchſchwärmt, mich wohl für höchſt elend halten; allein, laß den Jubel der Trompeten und das Geſchrei der Zecher bis in meinen Kerker herabſchallen — wie ichs oft noch um Mitternacht hören mußte — ich tauſchte nicht mit ihm. Bei Waſſer und Brod, hier unten in dieſem dumpfen Gefängniſſe, bin ich glücklicher, als er oben in den Prachtzimmern des Schloſſes, bei köſtlichem Weine in goldenen Pokalen und bei ausgeſuchten Speiſen auf ſilbernen Tellern. Denn die Kette iſt noch nicht geſchmiedet, die den freien Geiſt feſſeln und zurückhalten könnte, ſich zu Gott aufzuſchwingen, und jeden Augenblick ſein Glück in Ihm zu ſuchen und zu finden.«

„O meine Roſa! wohl dir, daß du früh erfährſt, was Kreuz und Leiden iſt, daß du in den Stunden der Nacht, die Andere bei Spiel, Tanz und Lärm zubringen, lieber deinen bedrängten Vater im Gefängniſſe aufſuchſt! Durch Leiden wirſt du vor den Gefahren des Laſters bewahrt, und lerneſt die Schönheit der Tugend mehr kennen. O Roſa, Roſa, bleibe ferner gut! Halte dich an Gott, und befolge alle ſeine Gebote, wie das vierte. Bleibe Gott und der Tugend getreu. Beſiege im Glauben an den Gekreuzigten das Laſter, verachte die falſchen Freuden der Welt, und dulde ihre Leiden — und du wirſt glücklicher ſeyn, als wäreſt du auf den erſten Thron von Europa erhoben!"

Roſa verſprach ihrem Vater, innigſt gerührt, Alles getreu zu befolgen, und gab ihm die Hand darauf. Sie löſchte nun ihre Oellampe, und eilte fort; denn eben verkündete das Horn des Thurmwächters den anbrechenden Morgen.

Zwölftes Kapitel.

Roſa erleichtert das Elend ihres Vaters.

Roſa, von Angeſicht und Geſtalt nun wieder ganz das bräunliche Köhlermädchen, hatte ſich mit der Thorwärterin und den zwei Kindern kaum an den Tiſch geſetzt, um die Morgenſuppe zu eſſen — da trat ganz unvermuthet Ritter Kunerich ſehr ſtürmiſch und eilfertig in die Stube. Roſa hatte keinen geringen Schrecken. Seit ſie hier diente, war der Ritter nicht in die Thorſtube gekommen. Was konnte ſie anders denken, als ſie ſey verrathen? Kunerich ſprach mit befehlender Stimme: „Von nun habt ihr euch um das Burgthor nichts mehr zu bekümmern. Ich werde es von vier meiner Kriegsknechte beſetzen laſſen. Ihr Beide aber begebt euch auf der Stelle — in die Schloßküche, dort zu helfen. Denn heute und morgen bekomme ich viele Gäſte.“ Nun wurde es Roſa wieder leichter um das Herz. Ritter Kunerich hatte wohl geſehen, wie heftig ſie erſchrocken war. Er glaubte aber, ihr Schrecken ſey von der übergroßen Ehrfurcht hergekommen, die ſie vor ihm habe. Er lächelte ſelbſtgefällig und blickte ſie — das erſte Mal ſeit ſie in Fichtenburg war — nicht ganz unfreundlich an; denn er hatte nichts lieber, als wenn die Leute ihn recht fürchteten, und vor ihm zitterten.

Roſa ging mit der Thorwärterin an die angewieſene Arbeit. Schon auf Mittag kam ein benachbarter Ritter, Namens Theobald, mit großem Gefolge an; am folgenden Tage kam Siegebert, ein anderer ſehr tapferer Ritter, und viele Reiſige, wie man damals die reitenden Krieger nannte, begleiteten ihn. Beide Ritter waren Kunerichs gute Freunde und Bundesgenoſſen. Beinahe ſtündlich rückte viel Volk, theils zu Fuß, theils zu Pferd, in Fichtenburg ein. Nicht nur das eigentliche Schloß=

gebäude, in dem Ritter Kunerich wohnte, ſondern auch alle Nebengebäude, die den geräumigen Schloßhof umgaben, waren voll Kriegsleute. Sie zündeten Abends im Hofe große Feuer an und kochten, aßen und tranken, und hatten ein großes Gelärm. Roſa, begriff ſehr wohl, was dieſes Alles zu bedeuten habe; ſie hatte ſchon manche dergleichen Zurüſtungen zum Kriege erlebt. Wirklich trat auch, da ſie eben Abends ſpät den zwei Kinder zu eſſen gab, die Thorwärterin todtenbleich in die Stube und rief, indem ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen ſchlug: „O Kinder betet! Es iſt Krieg. Euer Vater, der die Leute aufbot und eben heim kam, muß auch mit fort. Morgen in aller Frühe brechen ſie auf.“

Am folgenden Morgen, bevor ſich die Tageshelle zeigte, wurde zum Aufbruche geblaſen. Der Thorwärter, der einer von des Ritters tapferſten Kriegern war, hatte ſich ſchon gewaffnet. Im eiſernen Harniſche und mit dem Schwert an der Seite, die eherne Pickelhaube auf dem Kopfe und den Spieß in der Hand, nahm er Abſchied von Weib und Kindern. Mutter und Kinder weinten, und Roſa weinte ſo herzlich mit, als wäre ſie auch ſeine Tochter. Er ermahnte ſein Weib und ſeine Kinder, alle Tage für ihn zu beten. „Bete auch du für mich, fromme Röſe,“ ſagte er, „daß ich Weib und Kinder wieder ſehen möge!“

Die fremden Ritter, alle prächtig gerüſtet, die Reiſigen, mit blanken Schwertern, das Fußvolk, mit langen Piken bewaffnet, zogen geordnet zum Thore und über die Fallbrücken hinaus. Kunerich war der letzte des Zuges. Er übergab, als alle hinaus waren, die Thorſchlüſſel dem alten Burgvogte, und ſprach: „Du, alter Getreuer, behalte dieſe Schlüſſel nun bei Tag und bei Nacht in deiner Verwahrung; ohne daß du ſelbſt, wenigſtens mit zwei von meinen Kriegsknechten, die zur Beſatzung zurückbleiben, dabei biſt, darfſt du Niemand weder herein noch hinaus laſſen. Dafür bürgſt du mir mit deinem alten grauen Kopf.“ Er gab dem Pferde den Sporn, ſprengte über die donnernde Fallbrücke, und ſogleich wurde die Brücke aufgezogen, und das Thor verſchloſſen und verriegelt.

Roſa und die Thorwärterin hatten, nachdem die vielen Leute fort waren, den ganzen Tag ſehr viele Arbeit, in der Schloßküche die Geſchirre zu reinigen, und Alles wieder in Ordnung zu bringen. Am Abende ſagte die Thorwärterin zu Roſa: „Röſe! Morgen frühe will ich mit meinen zwei Kindern meine alte Mutter in dem nächſten Dorfe heimſuchen. Denn von dem Kriegsgetümmel iſt mir der Kopf ganz voll, und von dem Abſchiede das Herz wund. Dieſer Beſuch wird mich ein wenig aufheitern. Vor ſpätem Abende komme ich nicht heim; denn der Weg iſt für die Kinder ziemlich weit. Du kannſt morgen auch ausruhen; denn das Schloßthor geht dich jetzt nichts mehr an. Nur vergiß das Eſſen für die Gefangenen nicht, und ſorge dafür, daß du auch uns, wenn wir heim kommen, ein gutes Abendeſſen vorſetzen kannſt.“ Am Morgen, mit Aufgang der Sonne, ging ſie mit ihren Kindern fort.

Wer war nun glücklicher, als Roſa? Sie dachte an keine Ruhe. In den verfloſſenen Tagen konnte ſie wegen vieler Arbeit ihren Vater nur auf Augenblicke ſehen; jetzt konnte ſie ihm, was ihre kühnſten Wünſche übertraf, einen ganzen Tag widmen. Sie hatte ſich ſchon lange her Alles ausgedacht, und Alles war ſchon vorbereitet, ihm ſein Elend zu erleichtern. Vor Allem war ſie darauf bedacht gewesen, ihn mit friſchem weißen Zeuge zu verſehen. Sie hatte von der feinen Leinwand, die ihr die Köhlerin geſchenkt hatte, ihrem Vater einige Hemden gemacht, und in den wenigen freien Stunden, die ihr bei ihrem harten Dienſte übrig blieben, oft noch um Mitternacht daran genäht. Eben ſo hatte ſie von dem Garn, das ſie ſelbſt geſponnen, einige Paar Strümpfe für ihn geſtrickt. Sie eilte nun zu ihrem Vater, und brachte ihm die neuen Hemden und Strümpfe; ſie ſtellte ihm ein großes Geſchirr mit lauem Waſſer, nebſt Seife und Handtuch in ſein Gefängniß; auch gab ſie ihm den Schlüſſel, ſeine Ketten abzulegen. Dem guten Edelbert, der die Reinlichkeit überaus liebte, war dies eine große Wohlthat, nach der er ſich lange vergebens geſehnt hatte. „Ich fühle mich wie neugeboren!“ ſagte er, als Roſa nach einer Stunde wieder kam, das Waſchgeſchirr zu holen.

„Nun mußt du doch wieder einmal friſche Luft ſchöpfen, liebſter Vater!“ ſagte Roſa. Aus dem dunklen Gange, der zum Gefängniſſe führte, ging ein enges Thürchen in ein freundliches Gärtchen, das der Kerkermeiſter zu benutzen hatte, und das Roſa ſehr gut in Ordnung hielt. Dahin führte Roſa ihren Vater. Der Morgen war unvergleichlich ſchön. Die Sonne ſchien warm und lieblich; die Luft wehte lau und erquickend. Es war dem guten Ritter, da er ſo aus dem dunkeln Kerker an Gottes freie Luft und an das Sonnenlicht heraus kam, als träte er in den Himmel. „Mein Gott,“ ſagte er, „wenn es einem nach dem Tode ſo leicht und wohl iſt, ſo ſollte man gern ſterben!“

Roſa brachte ihm nun ſein Frühſtück, eine kräftige Fleiſchſuppe, heraus unter den Nußbaum, der in einer Ecke des Gärtchens nächſt dem Wartthurme ſtand, wo ein Tiſch und eine Bank angebracht waren. Sie ſagte, daß er den ganzen Tag im Freien zubringen könne. „Gern,“ ſagte ſie, „bliebe ich den Tag hindurch bei dir, liebſter Vater, wenn ich nicht ſo manches, das höchſt nöthig iſt, zu thun hätte. Ich will aber ſchon öfter nach dir ſehen!“

Sie eilte fort; er aber ging, den herrlichen Morgen recht zu genießen, im Glanze der Sonne auf und ab. Ihre erwärmenden Strahlen thaten ihm innig wohl, und belebten ihn gleichſam neu. Er dankte Gott mit Thränen für die Sonne — und noch mehr für die Liebe ſeiner guten Tochter. „Liebe iſt die rechte Sonne in der Geiſterwelt,“ ſagte er, „die Alles erwärmt und belebt; ohne ſie wäre die Welt ein dumpfes, trauriges Gefängniß.“

Roſa, die ihrem Vater auch ein gutes Mittagseſſen heraus gebracht, und ihn den Tag hindurch wohl zehnmal, aber allemal nur auf einige Augenblicke, beſucht hatte, kam nun Abends wieder, und führte ihn — ach, mit ſchwerem Herzen! — zurück in das Gefängniß. Aber wie erſtaunte er, als er hinein trat! Er glaubte, Roſa habe ſich verirrt, und ihn anſtatt in ſeinen Kerker in ein Zimmer des Schloſſes geführt. Die Wände und das Gewölbe, die vorhin ſchwarzgrau wie Eichenrinde ausſahen, waren licht und weiß getüncht, und den heißen Tag hindurch bereits völlig getrocknet. Der unfreundliche Ziegelboden war geſäubert, und mit weißem Sande beſtreut, der ihm ein röthliches Anſehen gab — faſt ſo ſchön, ſagte Roſa, wie feiner weißer Flor, den man über Roſenroth trägt. Schutt und Neſſeln vor dem Fenſter waren weggeräumt, und der ſchöne blaue Himmel blickte durch die hellgereinigten Fenſterſcheiben freundlich herein. In der Bettlade befand ſich friſches Stroh, über das ein weißes Leinentuch ausgebreitet war; auch ein Kopfkiſſen, das bisher fehlte, war da, und friſch überzogen; ein neuer dichter Teppich von reiner Wolle diente zur Bettdecke. Auf dem weißgedeckten Tiſch ſtand ein Geſchirr voll ſchöner, wohlriechender Blumen. Die dumpfe Kerkerluft war verſchwunden, und liebliche Blumendüfte erfüllten das Gefängniß. „O wie viele Freude machſt du mir!“ ſagte Edelbert. „Wahrhaftig, die kindliche Liebe kann die Lebenswege der Eltern mit Blumen beſtreuen; Liebe kann einen düſtern Kerker zu einem Paradieſe umſchaffen.“

„Aber, ſprach er jetzt, indem er das reingeweißte Gewölbe und die Mauern betrachtete, dir allein war es nicht möglich, dieſes Alles zu Stande zu bringen. Wer in dieſer feindlichen Burg konnte ſo gutherzig ſeyn, dir zu helfen?“

Roſa ſagte: „Es befindet ſich ein alter Kriegsmann in dieſer Burg, der in ſeiner Jugend ein Maurer geweſen, und von ſeinem Handwerke noch hie und da Gebrauch macht. Vorige Woche war er einige Tage krank. Die Thorwärterin ſchickte ihm auf meine Fürbitte öfter ſolche Speiſen die dem kranken Manne dienlich waren. Ich brachte ſie ihm, und wenn es meine Zeit erlaubte, ſetzte ich mich an ſein Bett, und redete mit ihm. Da ſprach er einmal — ohne zu wiſſen, daß ich deine

Tochter ſey — mit großer Ehrfurcht und herzlichem Bedauern von dir. Er ſagte, er habe in jener Schlacht, die durch Kunerich bald verloren gegangen wäre, durch dich aber gewonnen wurde, auch mit gefochten, und ſey ſchwer verwundet worden; er würde damals auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und umgekommen ſeyn, verſicherte er, wenn du dich nicht ſeiner angenommen hätteſt. Geſtern Abends bat ich ihn nun ſehr ſchüchtern, mir zu helfen, dein fürchterliches Gefängniß ein wenig beſſer in Stand zu bringen. Ich dachte, er würde Schwierigkeiten machen. Allein er lobte mein Vorhaben ſehr, und übernahm den größten Theil der Arbeit mit Vergnügen. „Mag es auch Kunerich inne werden, ſagte er; ich frage nichts darnach. Er kann nichts dagegen haben, daß ich den Ritterſtand ehre.“

Edelbert erkundigte ſich bei Roſa näher nach dem alten Krieger, und ſprach dann: „Ich erinnere mich nicht mehr, ihm Gutes erwieſen zu haben; allein die Dankbarkeit des Mannes rührt mich ſehr. Du ſiehſt hier, liebe Roſa, wie das Gute, das wir längſt vergeſſen haben, nach vielen Jahren noch gute Folgen haben kann.“

Nun brachte Roſa das Abendeſſen. „Heute wollen wir wieder einmal zuſammen ſpeiſen, liebſter Vater!“ ſagte ſie. Sie hatte einen Stuhl mitgebracht, und ſetzte ſich zu ihm. Die Mahlzeit war klein, aber reinlich, und ſehr gut bereitet. Es war der zärtlich ſorgſamen Tochter geglückt, gerade die Lieblingsgerichte ihres Vaters zuſammen zu bringen: eine Suppe von geperlter Gerſte, ein Paar gebratene Feldhühner nebſt Endivien-Salat, und zum Nachtiſche ein Teller rothgeſottener Krebſe, die mit grünen Selleriblättern zierlich umlegt waren. Auch trug ſie ihrem Vater, der bisher nichts als Waſſer und rauhes Brod bekommen hatte, eine Flaſche guten Wein nebſt ſehr gutem Brode auf.

»Aber um des Himmels willen, liebſte Roſa,« ſprach der Vater, indem er auf den Tiſch und auf das Bett blickte, „woher nimmſt du bei deiner Armuth dieſes Alles?« Roſa ſagte, die Köhlerin habe ihr die weiße Leinwand geſchenkt, und Agnes habe ihr erſt geſtern die Feldhühner und die Krebſe gebracht; das wenige übrige habe ſie von ihrem Lohne und von dem Trinkgelde angeſchafft, das ihr die Gäſte für das Aufſchließen des Thores ſchenkten. Daß ſie aber ihr eigenes Kopfkiſſen, unter dem Kopfe hervor, ihrem Vater abgetreten hatte, davon ließ die gute Tochter ſich nichts merken. Der edle Vater war höchſt vergnügt. „Ich ſpeiste ſchon an der Tafel des Kaiſers,« ſprach er; »allein ſo hat mich noch nie eine Mahlzeit erfreut und erquickt! Gott wird dir deine Liebe vergelten, liebſte Roſa!«

Roſa fühlte ſich aber noch glücklicher; ja in ihrem Leben hatte ſie noch nie eine ſolche Seligkeit empfunden, als in dieſer Stunde, da ſie ihren Vater ſo bewirthen konnte. Sie empfand es recht: „Seliger iſt geben, als nehmen.“ „O wie glücklich könnten die Reichen ſeyn,“ ſagte ſie, „wenn ſie das wüßten! Wie ſelig könnten Kinder ſeyn, die reich genug ſind, ihren Eltern recht viel Gutes zu thun! Sie müßten auf Erden ſchon den Himmel haben.“

Roſa mußte nun wieder an ihre Arbeit gehen, und für die Thorwärterin und deren zwei Kinder kochen. Sie eilte, indem ſie ihrem Vater gute Nacht wünſchte, ſchnell zur Thüre hinaus. Allein das Gefühl der Vaterfreude, eine ſolche Tochter zu haben, ließ ihn lange nicht ſchlafen. Und als er endlich einſchlief, ſo war ſein Schlummer ſo ſanft und erquickend, wie noch nie in ſeinem Leben.

Roſa machte nun ihrem Vater jeden Tag eine neue Freude. Morgens brachte ſie ihm zu ſeinem Stückchen trockenen Brodes ein Glas friſche Milch, oder ein Paar weich geſottene Eier, oder goldgelbe Butter auf einem grünen Rebblatte, was dem armen Gefangenen ſehr wohl kam. Sie gab ihm, ſo oft ſie es ohne Aufſehen thun konnte, ihre gute kräftige Mittagsſuppe, und nahm dafür mit ſeiner geringen Suppe vorlieb. Sie aß oft nicht zu Nacht, und trug das Stücklein Braten, das ſie am Sonntage, oder das Stücklein Kuchen, das ſie ſonſt zu Zeiten bekam, ihrem Vater zu. Sie ſtellte ihm von Zeit zu Zeit friſche Blumen in das Gefängniß, die er ſehr liebte, und brachte ihm die Früchte, die ſie hie und da geſchenkt bekam. Sie hatte die Paar goldenen Ohrenringe, die ſie bei der Gefangennehmung ihres Vaters eben getragen hatte, den einzigen Schmuck, der ihr geblieben war, durch den Köhler verkaufen laſſen, um ihrem Vater von dem Gelde manches Nothwendige, beſonders aber alle Tage einen Becher guten Wein, der ihm ſehr wohl that, anſchaffen zu können. Sie lebte ganz nur für ihn.

Als der Kerkermeiſter einmal auf einige Tage aus dem Felde nach Hauſe kam, einiges zu beſtellen, ſah er nach den Gefangenen. Er ſtaunte nicht wenig, als er die Thüre zu Edelberts Gefängniß geöffnet hatte. Er ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Ritter Kunerich dürfte dieſes nicht ſehen, ſonſt könnte ich auch in eine ſolche Zelle mit vergittertem Fenſterlein kommen, die aber ſicher nicht ſo freundlich ausſehen würde. Indeſſen gefällt mir doch Alles ſehr wohl. Was es doch Schönes um die Reinlichkeit iſt! Einige Hände voll Kalk und Sand, nebſt etwas Müh' und Arbeit, haben dieſes dunkle Gefängniß in ein reines, helles Zimmer umgeſchaffen; indeß Mancher ſein Zimmer durch Nachläßigkeit und Unreinlichkeit zu einem düſtern Kerker macht.“

Draußen auf dem Gange ſagte der Thorwärter aber ſehr ernſthaft zu Roſa: „Höre, Röſe! Ich will dein mitleidiges Herz gegen den Ritter eben nicht tadeln. Ich kann mir auch denken, daß du ihm ſonſt noch viel Gutes erweiſeſt, und will auch das gelten laſſen. Allein laß dich dein Mitleiden nicht verleiten, ihm zur Flucht zu verhelfen. Es würde ihm zwar nie gelingen; dafür iſt mit den Schlöſſern und Riegeln am Burgthore und mit den Fallbrücken zu gut geſorgt. Allein ſchon der Verſuch könnte mich unglücklich machen. Ich käme um Amt und Brod, und würde mit Weib und Kind für immer aus dieſer Burg verſtoßen. Ja, mein Herr wäre im Stande, mich in der Wuth zu erſtechen. Denn ich habe es ihm mit meinem Kopfe verbürgt, daß die Gefangenen gut verwahrt ſeyen. Mache mich alſo nicht unglücklich, und ſetzte mein Leben keiner Gefahr aus.“ Roſa mußte ihm das heilig verſprechen, und bevor er wieder abreiste, es ihm noch einmal auf das Feierlichſte angeloben.

Dreizehntes Kapitel.

Roſa gibt den Ermahnungen ihres Vaters Gehör.

Während Edelbert in der kindlichen Liebe ſeiner Tochter ſo vielen Troſt, und Roſa in den zufriedenen Blicken ihres Vaters die größte Seligkeit fand, war zu Fichtenburg Vieles anders geworden. Ritter Kunerichs Schloß war bisher der Sitz der Freude geweſen; allein jetzt hatte das Leiden, das ſich durch verriegelte Thore und durch Fallbrücken nicht abhalten läßt, ſeine Einkehr auch dort in jenen Prachtzimmern genommen. Die Nachrichten von dem Kriege, den Kunerich aus Uebermuth mit einem ſehr mächtigen Ritter und deſſen Verbündeten angefangen hatte, lauteten gar nicht gut. Kunerich war verwundet, ſeines ganzen Gepäckes beraubt, und beinahe gefangen worden. Er lag in einer weit entfernten Burg eines ſeiner Anverwandten an ſeinen Wunden ſehr krank und elend darnieder. Anſtatt daß er, wie ſonſt, Wagen voll Beute auf ſeine Burg führen ließ, mußte man nun ihm Geld und Gut zuſchicken. Seine Gemahlin konnte ihn nicht einmal beſuchen, weil es ihr an Kriegsknechten fehlte, unter deren Schutz ſie hätte reiſen können. Sie durfte ſich nicht aus den Mauern wagen; ſie wußte es zu gut, daß nicht Liebe, ſondern nur die Furcht ihrem Manne die Menſchen umher gefällig mache. Kunerichs Feinde waren auch wirklich erwacht, und ſchritten bereits zu öffentlichen Gewaltthätigkeiten. Sie hatten ſchon einige Male die beſſeren Lebensmittel, die man in einem benachbarten Flecken aufgekauft hatte, und in das Schloß bringen wollte, weggenommen, ſo, daß die Frau und ihre Kinder mit ganz gemeiner Koſt vorlieb nehmen, und an Manchem gar Mangel leiden mußten. Die Kinder bekamen die Kinderblattern, und man zweifelte lange an ihrem Aufkommen. Zuletzt wurde die Frau von Kummer, Sorgen und ſchlafloſen Nächten ſelbſt krank.

Roſa hatte dieſes Alles, bis auf die kleinſten Umſtände, von der geſprächigen Thorwärterin erfahren. Denn Roſa ſelbſt war äußerſt ſelten, und nur wenn es ihr befohlen wurde und ſie den Befehl nicht ablehnen konnte, in jene oberen Zimmer und Gänge des Schloſſes hinaufgekommen, die der Ritter und ſeine Familie bewohnten. Bei jeder Staffel, die ſie betrat, wuchs ihr Widerwillen, und ſie eilte, ſo ſehr ſie konnte, wieder die ſteinerne Stiege herab. Ein Stich war ihr in das Herz gegangen, ſo oft ſie den Ritter erblickt hatte. Ja, ohne es ſich ſelbſt recht bewußt zu ſeyn, nährte ſie in ihrem Innern eine tiefe Abneigung — nicht nur gegen Kunerich, der ihrem

Vater ſo ſchreckliches Unrecht gethan und ihm Gut und Freiheit geraubt hatte, ſondern auch gegen Kunerichs Gemahlin und Kinder.

Roſa erzählte ihrem Vater, wie es nun oben im Schloſſe ſtehe. Ein kaum merkliches Lächeln zeigte ſich auf ihrem Geſichte, als ſie davon ſprach. „Nun,“ ſagte ſie, „mögen ſie es auch aus Erfahrung inne werden, was Elend ſey; nun mag ihr Stolz ſich beugen lernen. Dieſe Rittersfrau, die immer in Glanz und Ueberfluß lebte, ihre Kinder aufs prächtigſte kleidete, beſtändig von vornehmen Freundinnen beſucht wurde und ſie wieder beſuchte, kann nun ſo einſam und ſtille leben, wie in einer Kloſterzelle; ſie macht nun neue Bekanntſchaften — mit Thränen und mit Seufzern. Und der ſtolze, übermüthige Ritter, der uns und vielen andern Menſchen vielen Jammer bereitete, erfährt nun die Wahrheit des Sprichwortes: „Mit welchem Maaße man ausmißt, wird einem zuletzt wieder eingemeſſen.“

Allein der edelmüthige Vater billigte die Abneigung ſeiner Tochter gegen Kunerich nicht. „Wie, meine Roſa,“ ſprach er, „dich — dich höre ich ſo ſprechen? Dein ſanftes, mildes Angeſicht ſeh' ich von ſchadenfrohem Lächeln entſtellt! O nicht doch, liebes Kind! Dieſe Geſinnungen ſind nicht gut. O laß den Groll dein edles Herz nicht vergiften! Es iſt wahr, dieſer Ritter hat an mir gehandelt, wie es nicht recht iſt. Er haßte mich ohne Urſache,

Univ. Bibl.
München

und that mir viel Böſes. Allein iſt dir denn die Lehre und das Beiſpiel unſers göttlichen Erlöſers ſo fremd? Sollen wir denn diejenigen nicht lieben, die uns haſſen? Sollen wir denen, die uns Böſes thun, nicht Gutes erweiſen? — Und wie? Das Böſe, das Kunerich uns that, wollteſt du auch ſeiner Gemahlin entgelten laſſen? — Ihr, die durch ſein rohes Weſen ohnehin genug leiden mag, und ſein Verfahren gegen uns ſicher nicht billigt! Ja, was der Vater verbrach, wollteſt du ſogar an ſeinen Kindern rächen, die noch Unſchulden ſind und noch nicht rechts und links wiſſen? Roſa! Roſa! laß dich die Liebe zu deinem Vater nicht zum Haſſe gegen ſeinen Feind verleiten! Sieh, ich haſſe ihn ja auch nicht. Ja, mein Gott," fuhr er fort, legte ſeine Hand auf die Bruſt, und erhob die Augen zum Himmel, „Du weißt es — wenn ich mich im Getümmel der Schlacht befände, und dieſen Ritter in Lebensgefahr erblickte, ich würde mich unter feindliche Schwerter und Spieße hinein ſtürzen, um ihm das Leben zu retten — und ſollte ich auch das meinige zum Opfer bringen müſſen! — Und du, Roſa, wenn du wieder in Glück und Wohlſtand lebteſt, und wenn ſeine Frau und ſeine Kinder in Noth und Elend geriethen, und vor deiner Thüre um Hülfe flehten, würdeſt du ihnen Herz und Thüre verſchließen, und die armen Kleinen und ihre jammernde Mutter, die uns kein Leid thaten, hülflos von dannen ziehen, und in ihrem Elende umkommen laſſen?«

»Nein,« ſagte Roſa gerührt, »dies würde, dies könnte ich nicht thun. Ich würde ihnen von Herzen gern von Allem, was ich hätte, mittheilen.«

»Ich zweifle!« ſagte der Vater. »Da du ihnen nicht einmal das Kleinſte — einen freundlichen Blick, ein gutes Wort geben magſt, wie ſollteſt du ihnen etwas Größeres geben? Da du ſtets alle Gelegenheit fliehеſt, ſie nur zu ſehen, wie könnteſt du je Gelegenheit finden, ihnen Gutes zu thun? Aendere jetzt dein Betragen gegen ſie! Begegne ihnen jetzt von Herzen freundlich! Nur dann wirſt du, wenn ſich ein Anlaß dazu ergibt, ihnen noch mehr thun.«

»Ich rathe dir dies nicht aus menſchlicher Klugheit — um ſo unſere mächtigen Feinde, in deren Gewalt wir ſind, zu gewinnen, und ſie zu bewegen, daß ſie uns dasjenige zurückgeben, was ſie uns genommen. Wenn wir nur deßhalb freundlich gegen ſie wären, ſo hätte dieſe Freundlichkeit gar keinen Werth. Sie wäre eine elende, kriechende Heuchelei, deren wir uns ſchämen müßten.«

»Nein, meine liebſte Tochter, die wahre Menſchenfreundlichkeit, dieſe himmliſche Blume, kann nicht aus der ſchmutzigen Wurzel des Eigennutzes emporblühen; ſie kommt nur aus dem Grunde eines reinen, wohlwollenden Herzens; ſie iſt nur der Abglanz und Wiederſchein jener himmliſchen Liebe, die das Weſen unſerer heiligen Religion ausmacht, und jedes wahrhaft fromme Herz erfüllen muß.“

„Gott ſelbſt iſt ja die Liebe. Er liebt alle Menſchen, als ſeine Kinder. Er läßt ſogar ſeinen ungerathenen Kindern unter ihnen noch ſeine Sonne ſcheinen, und gibt ihnen Thau und Regen. Er will, daß auch dieſe ſich beſſern, und daß einſt alle zu Ihm in den Himmel kommen. Ja der Sohn Gottes gab ſogar ſein Leben dahin, und vergoß ſein Blut, ſie zu retten. So müſſen auch wir die lautere Liebe ſeyn. Wir müſſen alle Menſchen als unſere Geſchwiſter lieben, ihnen Gutes thun, und auch die feindſeligen, bösartigen nicht von unſrer Liebe ausſchließen. Wir ſollen bereit ſeyn, ſelbſt unſer Leben für ſie dahin zu geben. Wir ſollen ſie lieben, wie uns ſelbſt. Ja unſere Liebe muß ſich von der Erde zum Himmel empor ſchwingen. Wir müſſen Gott, der über Alles liebenswürdig iſt, nicht nur über Alles lieben; wir müſſen auch trachten, Ihm an Liebe zu gleichen.“

„Nur dieſe heilige Liebe gegen Gott und Menſchen macht uns fähig, einſt in den Himmel aufgenommen zu werden. Eine liebloſe Menſchenſeele würde ſelbſt im Himmel unſelig ſeyn. Wer noch haßt, taugt nicht hinein. Die Liebe iſt die Quelle aller Seligkeit im Himmel; ſie macht den Himmel erſt zum Himmel.“

„Eben deßwegen iſt es die Aufgabe unſers Lebens auf Erden, dieſe himmliſche Liebe, gleich einem edlen Gewächſe, in unſer Herz zu pflanzen, ſie zu pflegen, und ſie zur Vollkommenheit zu bringen. Die Liebe zu nichtswürdigen Dingen, eitler Ehre, ſinnlicher Luſt, vergänglichen Gütern, läßt die himmliſche Liebe in den Herzen der Menſchen keinen Platz finden, und erſtickt, gleich ſtechenden Dornen, ſie ſchon im Keime. Deßwegen, um das menſchliche Gemüth von Stolz, Eigennutz, Begierden nach Erdenluſt zu reinigen, läßt Gott mancherlei Leiden über die Menſchen kommen; deßwegen nahm Er wohl auch uns den Glanz unſers Standes, unſere zeitlichen Güter, die irdiſchen Vergnügungen, die der Reichthum verſchafft. Denn glaube ſicher, liebe Tochter, ſo lange uns Gott Leiden ſendet, iſt noch immer etwas in uns, wovon uns nur das Leiden reinigen kann. Wir wollen, meine liebſte Roſa, Gottes liebevolle väterliche Abſicht erkennen, ſie nicht durch Haß gegen unſere Beleidiger vereiteln, und uns nicht um den Segen bringen, den Gott uns durch Leiden bereitet.«

Roſa hörte ihrem Vater aufmerkſam zu. „Du haſt Recht, liebſter Vater,« ſagte ſie, indem ſie ihn mit ihren Augen voll Thränen freundlich anblickte. „O wie weit habe ich noch hin, des Himmels werth zu ſeyn! Nun, ich will mit Gottes Hülfe mich beſſern; da haſt du meine Hand darauf! Ich will trachten, Gott über Alles, und alle Menſchen — auch Kunerich und ſeine Frau und Kinder — wie mich ſelbſt zu lieben. Und kann das Leiden mich beſſer und liebevoller machen, ſo will ich gern leiden, ſo lange es Gott will. Denn was iſt dieſe Spanne Zeit, in Leiden hingebracht, gegen eine ſelige Ewigkeit?“

Roſa hielt getreulich Wort. Sie wich den Kindern des Ritters, die jetzt wieder geſund waren, und zu Zeiten in Begleitung ihres Kindermädchens in den Schloßhof herab kamen und da ſpielten, nicht mehr vorſätzlich aus. Sie that nie mehr, als ſähe ſie dieſelben nicht. Sie grüßte ſie mit freundlichem Lächeln. Sie ließ ſich mit ihnen in kleine Geſpräche ein. Sie ſuchte ihnen allerlei Gefälligkeiten zu erweiſen. Sie ließ ſich von Agnes das zahme Reh und das Paar Turteltäubchen bringen, und ſchenkte das Reh dem Knaben, und die Täubchen den zwei kleinen Fräulein. Sie fand in dem Knaben und den zwei Mädchen ſehr liebenswürdige Kinder. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie gegen dieſe holden Geſchöpfe bisher ſo unfreundlich ſeyn konnte. „Ich habe mich ſelbſt um viele Freude gebracht,“ ſagte ſie; „mein Fehler war zugleich meine Strafe. O wie Recht hat mein Vater: Es iſt beſſer, freundlich und verſöhnlich, als feindſelig und rachgierig ſeyn!“ Allein bald fand Roſa Gelegenheit, die Lehren ihres Vaters nach deren ganzem Umfange in Erfüllung zu bringen.

Vierzehntes Kapitel.

Roſa's Heldenmuth.

Es war nach langem Regen wieder einmal ein ungemein ſchöner, freundlicher Herbſttag angebrochen. Die Sonne war ſo hell, ſo warm aufgegangen, ſie ſchien ſo freundlich zwiſchen die hohen Mauern der Burg herein, daß Alles wie neu auflebte. Die Leute in dem Schloſſe hatten ſich auf das Feld hinaus gewagt, den Reſt der Feldfrüchte herein zu bringen. Das Kindermädchen, Namens Thekla, war nach Tiſche mit Kunerichs drei Kindern in den Schloßhof herab gekommen.

Mitten in dem großen geräumigen Schloßhofe befand ſich ein prächtiger Brunnen. Er war mit einer Mauer von ſchön behauenen Steinen eingefaßt, und ſechs ſchlanke Säulen trugen das hohe ſteinerne Spitzdach empor, das nach der Art alterthümlicher Münſterthürme ſehr kunſtreich mit allerlei ſteinernen Verzierungen geſchmückt war. Der Brunnen war von ganz ungemeiner Tiefe. Man hatte beinahe eine Viertelſtunde zu thun, den einzigen großen Eimer vermittelſt eines angebrachten Rades hinab und herauf zu winden. Die Fremden, deren gar viele die Burg beſuchten, bewunderten alle den Brunnen als die größte Merkwürdigkeit der Burg.

Um ihnen einen Begriff von der ungeheuern Tiefe des Brunnens zu geben, warf man kleine Kieſelſteine hinab — und da war kein Reiſender, der nicht erſtaunte, wie lange es anſtand, bis der Schall des hinab gefallenen Steines endlich wieder herauf kam. Auch ſtellte man eine brennende Kerze in den Eimer, und ließ ſie ſo hinab, und es war wunderſam anzuſehen, wie das Licht rings die Mauer, aus der hie und da ein grünes Kräutchen zwiſchen den Steinen heraus wuchs, ſo ſchön beleuchtete, ſich in jedem Tropfen der naſſen Mauerſteine ſpiegelte, und zuletzt wie ein röthlicher Stern aus der tiefen Nacht herauf ſtrahlte. Die Maurer, die zu Zeiten hinabſteigen und den Brunnen ausbeſſern oder reinigen mußten, brauchten eine Menge Leitern, die ſie an eigens dazu in die Mauer geſchlagene Hacken befeſtigten. Es war eine alte Sage, wer ſich, bevor der Brunnen mit einem Dache verſehen worden, unten in dem dunkeln Brunnen befand, habe am hellen Mittage die Sterne an dem blauen Himmel glänzen geſehen. Der Brunnen war mit einem großen runden Raſenplatze, deſſen freundliches Grün ſich in dem gepflaſterten Hofe ſehr gut ausnahm, und mit einem Kreiſe von Vogelbeerbäumen umgeben.

Die drei Kinder ſpielten nun auf dem grünen, Platze am Brunnen. Die kleinen Fräulein, Idda und Emma, waren über den Anblick der ſchönen, ſcharlachrothen Vogelbeeren, die jetzt reif waren, hoch erfreut. Thekla mußte ihnen einige Trauben abbrechen. Sie faßten ſehr geſchäftig die Beeren an Fäden, nannten die angefaßten rothen Beeren ihre Korallenſchnüre, ſchmückten damit, nicht ohne frühe mädchenhafte Eitelkeit, Hals und Arme, und bildeten ſich auf den ſeltſamen Schmuck nicht wenig ein.

Eberhard, der Knabe, warf zum Zeitvertreibe Kieſelſteine in den Brunnen; er ſuchte immer die größten heraus, die er finden konnte, horchte aufmerkſam, bis der Stein im Waſſer klatſchte, und hüpfte dann vor Freude. Als er dieſes Spieles überdrüſſig wurde, und ſich ein wenig von dem Brunnen entfernte, kam ein Vögelein herbeigeflogen, ſetzte ſich auf den Rand des Eimers, und weil, wie gewöhnlich, ein klein wenig Waſſer in dem Eimer geblieben war, ſo flog es hinein, zu trinken oder ſich zu baden. Der Knabe ſah das Vögelein hineinfliegen. „Wartet,“ ſagte er in ſeiner kindlichen Einfalt zu ſeinen zwei kleinen Schweſterchen, „das Vögelein will ich jetzt leicht fangen. Habt nur wohl Acht; das wird einen hübſchen Spaß abgeben.“ Er kletterte an der ſteinernen Einfaſſung des Brunnens hinauf, ſtreckte den kleinen Arm nach dem Eimer aus, neigte, als er ſein Aermchen bei weitem zu kurz fand, ſich immer weiter hinüber, bekam das Uebergewicht — und ſtürzte hinunter in den ſchrecklichen Abgrund!

Die beiden kleinen Fräulein am Brunnen erhoben ein entſetzliches Jammergeſchrei. Thekla, das Kindermädchen, war in die Schloßküche geſchlichen, um dort zu naſchen. Auf das Jammergeſchrei der Kinder ſprang ſie erſchrocken herbei. Gegen alle ihre Erwartung hörte ſie auch den Knaben in dem Brunnen noch jammern und ſchreien. Sie ſchaute hinunter. Er war weit unten mit einem Flügel ſeines Kleides an einem Mauerhacken hängen geblieben. Allein ſie ſtand da, und wußte nicht, was ſie anfangen ſollte! Die Rittersfrau lag noch krank zu Bette, und konnte nicht aus dem Zimmer; die übrigen Leute des Schloſſes waren draußen auf dem Felde. Das zitternde, todtenbleiche Mädchen ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief laut jammernd Gott und alle Heiligen um Hülfe an.

Jetzt kam plötzlich Roſa herbei. Sie hatte zu Hauſe bleiben müſſen, weil das kleine Mädchen der Thorwärterin in der vergangenen Nacht erkrankt war, und die Blattern zu bekommen ſchien. „O geſchwind,“ ſagte Roſa zu Thekla, „hilf mir in den Eimer hineinſteigen, und laß ihn dann ſorgfältig hinunter. Sobald ich „Halt!“ rufe, laß den Eimer nicht weiter hinab; rufe ich aber „Auf!“ ſo winde ihn wieder herauf. Horche aufmerkſam auf meinen

Ruf, und ſey gutes Muths! Mit Gottes Hülfe hoffe ich den Knaben zu retten!“ Roſa befahl ſich, mit einem vertrauensvollen Blicke zu Himmel, dem Schutze Gottes, und ſtieg in den Eimer. Ein Schauder nach dem andern überlief ſie, als ſie immer tiefer und tiefer hinab ſank — die feuchte kalte Luft des Brunnens ſie anwehte — die Sonne ihr zu erlöſchen ſchien, und es immer dunkler umſie her wurde. Endlich kam ſie dem jammernden Knaben nahe; ſie ſchrie aus der Tiefe herauf: „Halt!“ und der Eimer ſtand. Sie bemühte ſich nun, den Knaben in ihre Arme zu faſſen, und ihn von dem Hacken los zu machen. Allein das war ſehr ſchwer und höchſt gefährlich. Sie konnte nicht beide Arme ganz frei gebrauchen, weil ſie, um nicht ſelbſt in den Abgrund zu ſtürzen, immer die Kette mit einem Arme umſchlungen halten mußte.

Es wollte nicht gehen. Es überfiel ſie eine unbeſchreibliche Angſt, die ihr den kalten Schweiß auf die Stirne trieb. Sie flehte aus der ſchauerlichen, dunkeln Tiefe mit inbrünſtigen Seufzern zu Gott, Er wolle ſie in dieſer äußerſten Noth nicht verlaſſen. Endlich gelang es! Sie nahm den Knaben auf den Arm, und er ſchlang beide Händchen feſt um ihren Hals, als fürchtete er noch immer zu fallen. Er hörte auf zu weinen, und ſie ſchrie nun: „Auf, zieh auf!“ Mit Freuden ſpürte Thekla das vermehrte Gewicht des Eimers, und fing nun an, ihn hurtig herauf zu winden.

Die kranke Mutter des Knaben war auf das Jammergeſchrei im Schloßhofe an das Fenſter herbei gekommen. Mit einem Schrecken, der ſie gleich einem Blitze traf, hörte ſie von den jammernden Kindern im Schloßhofe die Worte: „Eberhard iſt in den Brunnen gefallen.“ Die furchtbaren Worte dünkten ihr gleich einem Donner im ganzen Schloſſe zu wiederhallen. Die arme, leichenblaſſe Frau hielt ſich an dem Feſtergeſimſe — ihre Knie wankten — ihre Hände zitterten — ſie konnte nicht von der Stelle. Es war ihr, als wollte das Klopfen ihres Herzens ihr die Bruſt zerſprengen.

Thekla rief ihr zu, Eberhard ſey hängen geblieben; des Thorwärters Dienſtmädchen ſuche ihn herauf zu holen. Da regte ſich ein ſchwaches Fünklein von Hoffnung in dem Herzen der Mutter. Sie fing an zu beten. Die Stimme verſagte ihr; aber aus allen Tiefen ihres Herzens flehte ſie zu Gott um Rettung ihres erſtgebornen, ihres einzigen Sohnes. Unverwandt waren ihre Augen auf den Brunnen gerichtet. Endlich kam Roſa zum Vorſchein, indem ſie den Knaben, der ſich feſt an ſie anſchmiegte, als ſchlummerte er, mit einem Arme umſchlang, und mit dem andern die Kette hielt. Als der Eimer weit genug herauf gewunden war, und Roſa mit dem Kinde in Mitte der ſteinernen

Einfaſſung über dem Abgrunde ſchwebte, befeſtigte Thekla das Rad, trat an den Rand des Brunnens, zog den Eimer, mit dem dazu beſtimmten Hacken, zu ſich herüber, und wollte den Knaben in ihre Arme faſſen. Allein es fehlte dem ſchwächlichen und noch immer zitternden und bebenden Mädchen an Kraft und Gewandtheit, zu gleicher Zeit den Eimer feſt zu halten, und zu eben der Zeit den Knaben aus Roſa's Armen in die ihrigen zu nehmen. Sie bemühte ſich lange vergebens. Das war für die Mutter ein ſchrecklicher Anblick! Jeden Augenblick glaubte ſie, alle Drei würden in den Abgrund ſtürzen.

Roſa ſah, daß es ſo nicht gelingen werde; und Thekla ließ den Eimer wieder los. Roſa wollte nun den Knaben Theklen herüber bieten. Allein ſo weit auch Thekla ſich mit weit vorgeſtreckten Armen hinüber neigte, ſo fehlte immer noch ein Weniges, ihn zu erreichen. Die Mutter am Fenſter konnte dieſes gar nicht mehr anſehen; es ward ihr dunkel vor den Augen; ſie verſuchte, ſo laut es ihre ſchwachen Kräfte erlaubten, zu rufen: „O nicht ſo, nicht ſo!“ Roſa vernahm die Worte nicht; allein ſie hatte ſelbſt ſogleich bemerkt, auf dieſe Art ſey es noch gefährlicher.

Roſa hielt ſich eine Weile ſtill, blickte zum Himmel auf, ſann nach, und ſagte dann ſchnell: „Thekla, ſtoße mit dem Hacken den Eimer ſanft an, daß er in der weiten Oeffnung des Brunnens langſam hin und her ſchwebe.“ Thekla gehorchte ohne zu wiſſen, wozu dies helfen ſolle. „Jetzt,“ ſprach Roſa und lächelte der bebenden Thekla Muth zu, „jetzt, wenn dir der Eimer von ſelbſt nahe kommen wird, ſo faſſe das Kind ſchnell und kräftig in beide Arme. Warte aber noch, bis ich es dir ſagen werde! — Sieh — jetzt — jetzt!“ Thekla nahm jetzt mit leichter Mühe den Knaben in die Arme, und ſetzte ihn auf die Erde.

Nun bot ſie Roſen die Hand, ihr heraus zu helfen. Allein Roſa ſagte: „Stoße lieber den Eimer ſo an, daß er ſich der Säule da nähern muß.“ Thekla that es, und als der ſchwebende Eimer der Säule nahe kam, umklammerte Roſa die Säule, trat auf die Einfaſſung des Brunnens, und ſprang herab auf den Erdboden. O wie froh war ſie, als ſie wieder den feſten Boden unter ihren Füßen fühlte; wie freute ſie ſich wieder des hellen Sonnenlichtes und des blauen Himmels! Sie ſank auf die Knie, und blickte zu Gott auf, der ſie und das Kind gerettet. „Guter Gott, Dir ſey Dank!“ war ihr erſter Gedanke. „Wie wird ſich mein Vater freuen, wie zufrieden wird er mit ſeiner Roſa ſeyn!“ war der zweite. Sie eilte, ihm ſogleich die Freudennachricht von der glücklichen Rettung des Kindes zu bringen. Er umarmte ſie mit Thränen der ſüßeſten Freude, die je das

Auge eines Vaters geweint hat. „Du haſt den ſchönſten Sieg erkämpft,“ ſagte er, „du haſt dich ſelbſt überwunden, und dem Feinde Gutes gethan! Du haſt eine beſſere Heldenthat vollbracht, als der kühnſte Ritter, der den mächtigſten Feind todt zur Erde hinſtreckt; du haſt ein Menſchenleben gerettet! Werde aber nicht ſtolz, liebſte Roſa. Gott iſt es, der dir die Gelegenheit und den Muth dazu gegeben hat; gieb alle Ehre Ihm allein!“

Fünfzehntes Kapitel.

Roſa's edelmüthige Geſinnungen.

Indeſſen hatte Thekla den geretteten Knaben der Mutter gebracht. Die Mutter fühlte in dieſem Augenblicke ihre Krankheit nicht mehr, ſtürzte auf ihn zu, umfaßte ihn mit beiden Armen, benetzte ihn mit Freudenthränen, und fragte ihn hundertmal, ob ihm nichts wehe thue. Er war unverſehrt; nur ſah er von Angſt und Schrecken noch ſehr bleich aus. Sie fiel, indem ſie ihren innigſt geliebten Eberhard in den Armen hielt, auf die Knie, und rief weinend: „Du, o Gott, haſt mir ihn wieder geſchenkt; Dir will ich ihn erziehen!“

Sie ſtand wieder auf, ſetzte ſich erſchöpft auf das Bett, nahm den Knaben auf ihren Schooß, und ſprach: „O du böſes Kind, welchen Schrecken haſt du mir durch deinen Leichtſinn gemacht! Wie oft habe ich dich vor ſolchen gefährlichen Dingen gewarnt! Wie oft habe ich dir geſagt, nicht zu dem Brunnen hinzugehen, von den Pferden hinweg zu bleiben, nicht auf die Bäume zu klettern! Sieh, bald hätte dein Ungehorſam dich um das Leben gebracht. Was hätte dein Vater geſagt, wenn ich dich ſo verloren hätte! O ſey doch von nun an gehorſamer! Wie durch ein Wunder biſt du mir wieder geſchenkt. Danke Gott, der dich durch ſeinen heiligen Engel gerettet hat!“

„Doch, der Engel, der dich rettete, iſt — das arme Köhlermädchen!“ ſprach ſie um ſich blickend. „Iſt ſie nicht da, das gute Kind? — Geh, Thekla, ſuche ſie — eile — laß ſie herbei kommen, daß ich ihr danke. Dieſe That ſoll ihr nicht unbelohnt bleiben.“

Thekla eilte in die Thorſtube. Roſa ſaß ſchon wieder an dem Bette des kranken Mädchens und ſtrickte. „Komm,“ rief Thekla, „du ſollſt den Augenblick herauf zur gnädigen Frau! Freue dich; du bekommſt gewiß ein gutes Trinkgeld.“ Was Thekla vom Trinkgelde ſagte, hatte Roſa's feines Gefühl beleidigt. Sie hatte keine Luſt, mitzugehen; ſie wollte keinen Lohn. Indeſſen dachte ſie, wenn ſie die Einladung nicht annähme, ſo wäre es unfreundlich, und könnte die erfreute Mutter betrüben. Sie ging alſo mit Thekla.

Beſcheiden und mit erröthenden Wangen trat Roſa in das Zimmer. Die gnädige Frau, die neben dem ſchlummernden Knaben auf dem Bette ſaß, eilte ihr mit offenen Armen entgegen; ſie dachte nicht ihres Ranges, und ſchloß das dürftig, in Zwilch und rauhe Wolle gekleidete Mädchen zärtlich in ihre Arme. „O meine Tochter,“ ſagte ſie, „wie vielen Dank bin ich dir ſchuldig! Welche edle That haſt du vollbracht! Welchen unendlichen Jammer haſt du von mir abgewendet! Welche unausſprechliche Freude machſt du mir! Ohne dich läge der holde Knabe, der jetzt ſo ſanft auf dem Bette ruht, kalt und todt in dem Abgrunde jenes Brunnens. Du haſt mein Kind dem Tode entriſſen, und es mir wieder geſchenkt; von nun an ſollſt du gehalten ſeyn, wie eines meiner Kinder, und in mir eine wahre Mutter finden. Bleibe von nun an auf immer bei mir.“

„Dich aber,“ ſprach ſie zu Thekla gewendet, mit Ernſt, aber dennoch ſanft und ohne alle Aufwallung von Zorn, „dich kann ich ferner nicht mehr in meinem Dienſte behalten. Du haſt die leichteſte Pflicht, die Kinder nie aus den Augen zu laſſen, die jeder Kinderwärterin heilig ſein ſoll, ſchlecht erfüllt. Du wäreſt aus einer Kinderwärterin bald eine Kindesmörderin geworden. Ich werde dir heute noch deinen Lohn auszahlen laſſen, und morgen räumeſt du dieſes Schloß.“

Thekla weinte und ſchluchzte, und bat um Verzeihung und Gnade. Sie fiel auf ihre Knie; ſie ſagte, daß ſie, als eine arme Waiſe, nicht wiſſe wohin, daß ſie gewiß ſich beſſern werde.

Allein die Frau ſprach: „Dieß haſt du mir ſchon öfter verſprochen, aber nie Wort gehalten. Ich kann mich nicht mehr auf dich verlaſſen. Es fällt mir ſchwer dich fortzuſchicken. Allein ich kann dir zu Gefallen meine Kinder nicht einer beſtändigen Todesgefahr ausſetzen. Geh alſo — und betrage dich in deinem künftigen Dienſte vernünftiger.“

Roſa ſprach: „Erlaubt mir, gnädige Frau, ein Wort für Thekla zu ſprechen, und nehmet meine Freimüthigkeit nicht ungütig auf!“

„Es iſt wahr, und wohl habt Ihr Recht, Thekla hat einen großen Fehler begangen. Ihr Leichtſinn hat Eurem Mutterherzen eine Todesangſt verurſacht, und hätte Eurem Sohne bald das Leben gekoſtet. Allein Thekla, die das leider nicht zuvor bedachte, wird ſich dieſe ſchreckliche Begebenheit zur Warnung ſeyn laſſen, und gewiß in ihrem Leben nicht mehr ſo leichtſinnig handeln.“

„Und hat denn Thekla nur gefehlt? Hat ſie nicht ſich redlich bemüht, ihren Fehler wieder gut zu machen? Hat ſie nicht treulich mitgeholfen, ja — wie Ihr es ſelbſt geſehen — wohl gar ihr

Leben daran gewagt, Euren Sohn zu retten? Und ſoll nun nur ihres Fehlers gedacht werden, und von ihrer treuen Hülfe gar keine Rede ſeyn? Wollet Ihr ſie, die ſich bei der Rettung Eures Sohnes wahrhaft als eine gute, treue Seele erwieſen, ohne Erbarmen verſtoßen, und ſie weinend von hier ſcheiden laſſen?«

„Seht, Gott hat eben jetzt Euer Gebet erhört; verſchmähet in der nämlichen Stunde die Bitten und das Flehen einer Leidenden nicht! Gott hat Euch Barmherzigkeit erzeigt; erweiſet ſie nun auch Andern! Gott hat Euch Euer liebes Kind wieder geſchenkt; entzieht nun einer armen verlaſſenen Waiſe ihre gütige Pflegemutter nicht. Gott ſelbſt verzeiht ja dem Reuigen, der ſich ernſtlich beſſern will; ſo verzeihet denn auch Ihr. Gott gibt Euch eine ſchöne Gelegenheit, den Dank, den Ihr Ihm ſchuldig ſeyd, ſogleich durch die That zu beweiſen — indem Ihr der tiefbetrübten Thekla verzeiht, und ſie wieder zu Gnaden aufnehmet.«

„Ach, wie haben Thekla und ich uns über die glückliche Rettung des Kindes gefreut, und mit Euch Freudenthränen vergoſſen! Wollet Ihr, die Glücklichſte aus uns — denn was geht über Mutterfreude! — gerade die ſeyn, die heute durch Unerbittlichkeit eine Unglückliche macht? Könntet Ihr, ehe noch die Freudenthränen auf Euren Wangen vertrocknet ſind, der armen Thekla Thränen des bitterſten Schmerzens auspreſſen — ohne dieſe Thränen wieder mit milder Hand abzutrocknen? Nein, das könnet Ihr nicht, edle Frau.“

„Was übrigens mich betrifft, ſo nehme ich die mir angebotene Stelle nicht an. Ich würde mich vor der Sünde fürchten, ein armes Dienſtmädchen aus ihrer Stelle zu verdrängen, und mein Glück auf fremdes Unglück zu bauen.“

Die Frau ſah das vermeinte Köhlermädchen mit großen Augen an. „In der That,“ ſagte ſie, „ich weiß nicht, ſoll ich deinen Heldenmuth oder deine edelmüthigen Geſinnungen mehr bewundern! Wer könnte einer ſolchen Fürbitterin widerſtehen? Thekla ſoll ihre Stelle nicht verlieren, aber du mußt dennoch bei mir bleiben. Ich laſſe dich nicht mehr von mir — wunderbares Mädchen! — hätte ich bald geſagt. Dich ganz zu belohnen, ſehe ich mich jetzt außer Stand, da mein Gemahl weit entfernt iſt, und ich gleich einer armen Gefangenen in dieſes Schloß eingeſperrt bin. Ich hoffe aber, es ſoll bald der Tag anbrechen, da mein Gemahl aus dem Felde zurückkommen, und dich dann herrlich belohnen wird. Indeß gieb deinen Dienſt bei der Thorwärterin auf, und ſey meine Tochter, meine Geſellſchafterin, meine Freundin. Ich laß dich ſogleich neu kleiden; du biſt zu etwas Beſſerem geboren, als zu dem Stande der Dienſtbarkeit.“

Roſa wurde von dem Betragen der ſanften, freundlichen Frau, die ihr ſo unbeſchreiblich liebreich begegnete, und die auch der reuigen Thekla ſo großmüthig verzieh, innig gerührt. Sie fühlte eine aufrichtige Hochachtung gegen die Frau, und wäre in dieſer Hinſicht gern bei ihr geblieben. Allein ſie dachte ihres Vaters, zu dem ſie dann nicht mehr ſo oft hätte kommen können, und den man dann fremden Händen übergeben hätte. Das Geheimniß, daß ſie Edelberts Tochter ſey, zu entdecken, trug ſie Bedenken. Sie wollte zuvor ihren Vater um Rath fragen. Sie ſagte daher: „Verzeiht mir, daß ich auch dieſes Anerbieten nicht annehmen kann. Ich erkenne Eure Güte mit Dank. Allein eines Theils iſt es beſſer, daß wir, wenn uns mit Gottes Hülfe je etwas Gutes auf Erden gelungen iſt, keinen Dank verlangen; wir haben ihn dann im Himmel zu erwarten. Und andern Theils bin ich in meinem Dienſte ſo zufrieden und vergnügt, daß ich mich gar nach keiner andern Stelle ſehne. Der Stand adelt den Menſchen ja nicht, ſondern die Art, wie er die Pflichten ſeines Standes erfüllt, und die Beſchwerden deſſelben erträgt. Ich habe als Dienſtmädchen des Kerkermeiſters Gelegenheit, den Gefangenen manche kleine Wohlthat zu erweiſen. Ich bin glücklich; macht mich durch Eure Güte nicht unglücklich."

„Sonderbares Kind!" ſagte die Frau; „ich begreife dich nicht. Deine Reden von deinem Glücke in deiner dunkeln Thorſtube, und von dem Unglücke hier bei mir, kommen mir ſeltſam vor. Iſt denn gar nichts in meiner Macht, womit ich dir dienen kann? Verlange, was du willſt, und ich verſpreche dir bei meiner Ehre, es ſoll dir — wenn es anders möglich iſt — gewährt ſeyn.“

„Nun denn,“ ſagte Roſa, „ſo nehme ich Euch beim Worte. Gebt mir, ſo lange ich es nothwendig finden werde, Bedenkzeit, um was ich Euch bitten ſolle. Ich denke, die Zeit wird nicht ausbleiben, da Ihr mir zu einem großen Glücke verhelfen könnet. Indeſſen laßt mich in meiner glücklichen Dunkelheit. Doch — verzeiht, daß ich jetzt gehe; ich darf das kranke Kind der Thorwärterin nicht länger allein laſſen.“ Sie verneigte ſich mit dem freundlichſten Blick gegen die edle Frau, und ging eilends zur Thüre hinaus.

Sechzehntes Kapitel.

Roſa's adelige Abkunft wird entdeckt.

Frau Hildegard von Fichtenburg, Kunerichs Gemahlin, zeichnete ſich durch ihr edles Herz eben ſo ſehr aus, als durch ihren Verſtand. Sie wußte Roſa's Edelſinn zu ſchätzen; ſie fühlte das innigſte

Wohlwollen gegen ſie, und wünſchte ſie glücklich zu ſehen; allein ſie konnte aus ihrem Betragen nicht klug werden. Sie glaubte, nicht ohne Grund, in ihrem ganzen Weſen etwas Geheimnißvolles zu finden. Sie ſtützte den Kopf auf die Hand, und ſann darüber nach.

„Wie kam dieſes arme Köhlermädchen zu dieſen Geſinnungen,“ ſagte ſie, „und zu der Art, ſie auszudrücken? Wo nimmt ſie dieſen Anſtand her, mit dem ſie in das Zimmer trat, und der in ihrem ganzen Benehmen ſichtbar iſt? Sie war ſo wenig verlegen, mit mir zu reden, als wäre ſie von jeher mit dem Adel umgegangen, als hätte ſie die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen! In der That, dieſes Alles befremdet mich faſt noch mehr, als ich ihren Heldenmuth, ihre Beſonnenheit und ihre Geiſtesgegenwart bewundern muß. — Und was kann wohl die Urſache ſeyn, daß ſie nicht beſtändig um mich ſeyn mag, da ſie es bei mir doch viel beſſer hätte? Da muß etwas Beſonderes dahinter ſtecken. Sollte ſie unerlaubte Wege gehen? Sollte es ein Geheimniß ſeyn, über deſſen Entdeckung ſie erröthen müßte? Ich glaube nicht. Indeß muß ich ſie näher beobachten.“

Sie gab vorerſt dem alten Burgvogte den Auftrag, auf alle Tritte und Schritte Roſa's wohl Acht zu haben. Der Mann that es, und hatte nichts als lauter lobenswürdige Dinge zu berichten.

Eines Morgens aber brachte der dienſtfertige Alte, wie man zu ſagen pflegt, mit brennendem Kopfe, die Nachricht, daß Roſa ſpät in der Nacht, wenn Alles bereits in tiefem Schlafe liege, den feindlichen Rittersmann im Gefängniſſe beſuche, und Stunden lang bei ihm verweile. „Die Sache däucht mir äußerſt bedenklich und gefährlich,“ ſagte er; „dieſes Köhlermädchen könnte ein großes Unglück über uns bringen, wenn ſie dem Ritter hülfreiche Hand böte, zu entrinnen; und an Muth dazu fehlt es dem kühnen Mädchen nicht. Indeſſen weiß ich noch nicht, was für Anſchläge ſie mit einander verabreden. Ich horchte an der Kerkerthüre aus Leibeskräften; ich hörte aber nichts, als ein unverſtändliches Gemurmel.“ Dies kam nun eben nicht daher, weil Edelbert und Roſa beſonders heimlich redeten, ſondern weil der ehrliche Burgvogt beinahe taub war.

Die Frau von Fichtenburg erſtaunte nicht wenig. „Edelbert,“ ſagte ſie, „iſt unſer ärgſter Feind, unſer Todfeind. Dies hat mir mein Gemahl öfter betheuert, wenn ich ihn bat, den armen Ritter nicht ſo zu quälen. Ja, mein Kunerich wußte mir von dieſem Edelbert ſo viel Nachtheiliges zu erzählen, daß ich nicht daran zweifeln kann, Edelbert ſey höchſt feindſelig gegen uns geſinnt. Daß dieſes fremde Mädchen mit unſerm ärgſten Feinde in ſolcher Vertraulichkeit ſteht, gefällt mir nicht. Ich will einmal ſelbſt hören.“

Sie befahl dem Burgvogte, ihr ſogleich Nachricht zu geben, wann Roſa ſich mit dem Ritter wieder unterreden würde; ſonſt aber keinem Menſchen in der Burg etwas von der Sache zu ſagen. Sie ſelbſt änderte in ihrem Betragen gegen Roſa nicht das Geringſte, begegnete ihr wie vorhin, mit ausnehmender Güte, und ließ ihr von dem Verdachte nichts merken. Ein Paar Tage nachher ging Frau von Fichtenburg gegen Abend, mit ihren Kindern in den Schloßgarten; ſie lud Roſa ein, mitzukommen, redete ſehr freundlich mit ihr, und beſchenkte ſie mit einigen Pfirſichen, die jetzt eben reif geworden. In der Nacht darauf, eine Stunde nach Sonnenuntergang, kam der Burgvogt eilfertig, und rief mit Eifer: „Jetzt, gnädige Frau, plaudern der gefangene Ritter und das Köhlermädchen wieder angelegentlich mit einander; nun könnet Ihr ſelbſt hören, was für Anſchläge Beide gegen Euch und den geſtrengen Herrn ſchmieden.“

Frau von Fichtenburg warf, um nicht ſo leicht bemerkt zu werden, ihren ſchwarzen Mantel um, und eilte an die Thüre des Gefängniſſes. „Es iſt wohl kein lobenswerthes Geſchäft, das ich da treibe,“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt. „Horchen iſt etwas Schlechtes und Niedriges. Indeß thue ich es ja nur, weil ich um das Wohl des armen Mädchens aufrichtig beſorgt bin — und dann auch das Wohl der Meinigen nicht aus den Augen verlieren darf.“

Die Thüre war nur angelehnt, und in dem Gefängniſſe brannte ein Licht. Sie konnte jedes Wort vernehmen, das geredet wurde. Sie hörte alſo zu, was Edelbert und Roſa mit einander ſprachen.

„Die Pfirſiche ſind vortrefflich,“ ſagte der gefangene Ritter; „ſie ſind von eben der Art, wie ſie der Baum trägt, der ſich in unſerm Schloßgarten an der Mauer des Thurmes befindet. Sie waren mir immer die liebſte Frucht. Lieblich für das Auge iſt das ſanfte, wie hingehauchte Roth, angenehm und kräftig iſt ihr Geruch, und ſaftreich und fein iſt der Geſchmack.“

„Ach, mein Gott!“ ſagte Roſa. „Mir kommen die Thränen in die Augen, indem ich dieſe Pfirſiche anſehe! Wenn ich nur wieder einmal ſolche liebliche Früchte von jenem Baume in unſerm Garten pflücken, und ſie dir, lieber Vater, wie in den vergangenen Zeiten, in einem reinlichen, zierlich mit Reblaube ausgelegten Körbchen auf dein Zimmer bringen könnte!“

„Danke Gott, liebe Tochter, daß du mir dieſe bringen kannſt!“ ſprach Edelbert. — „Kaum zehn Pfirſiche trug dieſes Jahr der Baum,“ ſagteſt du, und drei davon gab dir die edle Frau? Sie iſt ſehr, ſehr gütig gegen dich.“

„Darum meine ich immer,“ ſagte Roſa, „ich ſoll ihr einmal ſagen, daß ich deine Tochter bin. In ihrer Bruſt iſt das Geheimniß, denke ich, gut bewahrt, und ſie könnte es von Ritter Kunerich am Beſten erbitten, daß er dir die Freiheit ſchenke.«

»Das denke ich nicht!« ſprach Edelbert. »Du haſt gar keine Vorſtellung davon, wie grimmig er mich haßt. Der Sinn dieſer holden Frau mag wohl ſanft und mild ſeyn, wie dieſe zarte, weiche Pfirſich hier; aber Kunerichs Sinn iſt hart, wie der Pfirſichſtein. Du würdeſt dir eher die Zähne ausbeißen, als ihn zerbrechen.«

»Aber ich denke doch,« ſagte Roſa, »wenn Kunerich hört, daß deine Tochter mit Gottes Hülfe ſeinem Sohne das Leben rettete, ſo werde er dich nicht in dieſem Gefängniſſe ſterben laſſen. Wenn ich mich ihm zu Füßen werfe, und ihn bitte, ſo wird er mich gewiß erhören!«

»O glaube das nicht ſo leicht!« ſprach Edelbert. »Ich kenne ihn zu gut. Wenn er auch deine That ſchön findet, weil ſie ihm nützt, wenn er ſogar darauf denkt, ſich dir dankbar zu bezeigen, ſo wird er ſich doch nicht entſchließen können, ſeinen Haß gegen mich aufzugeben. Dieſer iſt zu tief gewurzelt. Eher würdeſt du einen Eichbaum mit den Wurzeln ausheben.«

»Aber, lieber Vater,« ſagte Roſa, »wenn man ihn davon überzeugen könnte, daß du, den er um Alles brachte, ihn dennoch liebeſt und ſegneſt, und ihm gern Gutes erzeigen würdeſt; daß du mich ihn und die Seinigen alle lieben, ſegnen und ihnen

Gutes thun lehrteſt; daß ich ohne deine vorhergehende väterliche Ermahnungen auf das Kindergeſchrei am Brunnen vielleicht nicht ſo ſchnell herbei geeilt wäre, und ſeinen Sohn wohl nicht gerettet hätte; daß alſo du die erſte Urſache dieſer Rettung biſt — müßte das nicht ſeinen harten Sinn aufthauen, wie die laue Frühlingsluft die Eisſchollen aufthaut? Sollte es denn gar nicht möglich ſeyn, ihn zu beſänftigen?“

„Möglich,“ ſagte Edelbert langſam und nachſinnend, „iſt es vielleicht; aber mir iſt es gar nicht wahrſcheinlich. Indeß iſt für jetzt nichts zu machen; bis er kommt, muß ich im Gefängniſſe bleiben. Wenn die Frau mich auch entließe — ohne ſeine Einwilligung möchte ichs nicht annehmen. Sie könnte es theuer büßen müſſen. Ja, wenn ſie mich nur frei im Schloße herum gehen ließe, ſo könnte der argwöhniſche, feindſelige Mann tauſend böſe Dinge daraus folgern. Du, liebſte Roſa, ſage daher der guten Frau nichts davon, daß du meine Tochter biſt; ich aber will in Gottes Namen bis auf weiters gefangen bleiben. Ich will der edelmüthigen Frau keine Leiden zuziehen. Gott wird am Ende alles recht machen. Doch — dieſe Reden machen uns beide weichherzig. Darum genug für heute.“ Edelbert und Roſa fingen ein anderes Geſpräch an.

Die Frau hatte aber genug gehört; ſie eilte zurück auf ihr Zimmer. Sie konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen; Erſtaunen, Bewunderung, Schmerz wechſelten ſtets in ihrem Herzen. „Dieſes vermeintliche, arme Köhlermädchen,“ dachte ſie, „iſt alſo ein adeliges Fräulein! Sie hat, um ihrem Vater nahe zu ſeyn, dieſe ſchlechte Kleidung gewählt, und einen ſo harten Dienſt übernommen. Sie hat die Baumfrüchte und ähnliche Geſchenke, die ich ihr gab, ſich an dem Munde erſpart, und ihrem Vater gebracht. Aus Liebe zu ihm ſchlug ſie das Glück aus, das ich ihr anbot, und wollte lieber alles Elend ihrer gegenwärtigen Lage ertragen. Welch ein Herz hat dieſes Kind! O wie glücklich wäre ihre Mutter, wenn ſie noch lebte! — Und dieſes Mädchen, ſie, die Tochter eines Vaters, den wir in Ketten und Banden halten, rettete meinem Sohne das Leben? Und dieſer Vater lehrte ſeine Tochter ſo denken, ſo handeln? Welche Geſinnungen von Edelmuth müſſen ſein Herz erfüllen!“

Sie brach in Thränen aus. „Nein,“ ſagte ſie, „er ſoll frei werden, der gute, edle Mann! Er ſoll ſeine Burg und ſeine Güter wieder zurück erhalten! Der vortreffliche Vater und die gute Tochter ſollen ſo glücklich ſeyn, als ſie es verdienen. O daß es in meiner Macht ſtände, ihn ſogleich aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreien, und ihm all das Seinige zurück zu geben! Noch dieſe Nacht ſollte er ſeinen traurigen Aufenthalt im Kerker verlaſſen, und morgen des Tages ſeinen Einzug in Tannenburg halten. Allein dieſes iſt unmöglich! Der alte taube Burgvogt dahier, der da immer behauptet, die Frauen hätten in Staats= und Kriegsſachen keine Stimme, würde für meine Befehle doppelt taub ſeyn. Er würde Edelbert weder aus dem Kerker, noch aus der Burg entlaſſen. Unſer Burgvogt zu Tannenburg würde mir eben ſo wenig gehorchen; er würde die Thore vor Edelbert ſorgfältig verſchließen, und die Burg gegen ihn, als gegen den gefährlichſten Feind vertheidigen. Mein Gemahl aber, wenn er hörte, daß ich auch nur verlangt hätte, die Tannenburg ihrem rechtmäßigen Herrn zurück zu geben, würde es mir in ſeinem Leben nicht verzeihen. Doch, wo die Frauen weder befehlen noch ſelbſt helfen können, vermögen ſie oft noch durch ihre Fürbitten Hülfe zu verſchaffen. Ich will, ſobald mein Gemahl aus dem Felde zurückkommt, einmal verſuchen, was Bitten und Thränen über ihn vermögen. Gott gebe dazu ſeinen Segen!“

„Wie benehme ich mich aber indeſſen gegen Fräulein Roſa?“ dachte ſie weiter. „Soll ich ihr ſagen, daß ich ſie kenne? Soll ich, da die Fehde zwiſchen meinem Gemahl und ihrem Vater auf ſie keinen Bezug haben kann, ſie ganz ihrem Stande gemäß behandeln, ſie als ein adeliges Fräulein kleiden, ihr ein Zimmer im Schloſſe einräumen, ſie an meinen Tiſch nehmen? — Welches Aufſehen würde das in der ganzen Burg machen? Der alte, ſtarrſinnige Burgvogt würde, unterſtützt von ſeinen alten Kriegsgenoſſen, es nimmermehr geſtatten, daß Roſa auch nur ein Wort mit ihrem Vater ſpreche. Er würde ihn aufs Strengſte bewachen laſſen; an eine mildere Haft wäre nicht zu gedenken. Ich hätte ſo den Jammer des guten Fräuleins nur vergrößert. Nein, nein, kein Menſch in der Burg darf für jetzt noch erfahren, daß Roſa Edelberts Tochter ſey. Ihr ſelbſt will ich nicht einmal ſagen, daß ich davon wiſſe. Denn was könnte ſie, was könnte ihr Vater dadurch gewinnen? Und in welche Verlegenheiten würde ich mich verwickeln? Es iſt das Beſte, ich thue dem edlen Fräulein und durch ſie ihrem Vater, ohne Aufſehen zu erregen, im Stillen ſo viel Gutes, als ich kann — und überlaſſe die Enthüllung des Geheimniſſes einem glücklichern Augenblicke, der nicht mehr ferne ſeyn kann."

Siebenzehntes Kapitel.

Roſa bittet um die Befreiung ihres Vaters.

Die Frau von Fichtenburg ließ am folgenden Morgen Roſa rufen, und begegnete ihr mit noch größerer Güte, als zuvor. „Ich weiß,“ ſprach ſie zu ihr, „daß du mit dem guten Ritter, der in unſerer Burg gefangen ſitzt, großes Mitleiden haſt, und ihm manches Gute erweiſeſt. Dies gefällt mir ſehr wohl, und ich lobe dich darum. Allein du, mein gutes Kind, haſt ja ſelbſt ſehr wenig, ja beinahe gar nichts. Ich will künftig deine Wohlthätigkeit aus meiner Küche und meinem Keller unterſtützen. Von nun an holeſt du Speis und Trank für den Ritter bei mir.“ Sie gab der erfreuten Roſa für Edelbert täglich die auserleſenſten Speiſen von ihrem eignen Tiſche, und den beſten Wein, beſſer als ſie ſelbſt ihn trank. Sie richtete es ſo ein, daß der grämliche Burgvogt nichts davon erfuhr, und wußte den alten Mann über den Argwohn, den er gegen Roſa gefaßt hatte, vollkommen zu beruhigen. Sie kam täglich mit ihren Kindern in die Thorſtube herab, um, wie ſie ſagte, die Erretterin ihres Sohnes zu beſuchen, und brachte es durch die Auszeichnung, mit der ſie Roſa behandelte und durch das Anſehen, das ſie über die Thorwärterin hatte, dahin, daß Roſa's ſchwerer Dienſt um gar vieles erleichtert wurde. Roſa mußte in ihren freien Stunden die gnädige Frau in deren Zimmer beſuchen, und durfte auch die Kinder der Thorwärterin mitbringen — eine Gnade, auf die ſich die Thorwärterin nicht wenig einbildete und ſich glücklich ſchätzte, ein Dienſtmädchen zu haben, das bei der gnädigen Herrſchaft ſich ſo zu empfehlen gewußt.

Indeſſen wartete die Frau von Fichtenburg mit doppelter Sehnſucht auf die Zurückkunft ihres Gemahls. Hätte er nicht Kunde geſchickt, er ſey wieder hergeſtellt, und werde bald zurück kommen — ſie hätte es gewagt, zu ihm in das Kriegslager zu reiſen. Endlich kam Ritter Kunerich mit den zwei Rittern und den Kriegsleuten, die mit ihm zu Felde gezogen waren, nach Fichtenburg zurück. Ritter und Gemeine hatten ihre Helme und Spieße mit grünem Eichenlaube geſchmückt, und zogen mit großer Pracht und unter dem Schalle der Trompeten zum Burgthore herein. Kunerich ſprang vom Pferde, begrüßte ſeine Gemahlin und ſeine Kinder, die im Schloßhofe ſtanden, mit großer Freude, und begab ſich dann mit ihnen, den Rittern und Edelknechten und den tapferſten Kriegern in den großen Ritterſaal. Nachdem der laute Jubel der erſten Begrüßungen vorbei war, und Ritter Kunerich an ſeinem Sohne, der ein ſehr ſchöner blühender Knabe war, ſich noch immer nicht ſatt ſehen konnte, erzählte die Mutter dem Vater die Geſchichte, wie der Kleine in den Brunnen ſtürzte, und Roſa ihn rettete. Sie erzählte ſehr ausführlich, und beſchrieb alles nach dem Leben. Dem Ritter ſchauderte. „Alſo," rief er, „wäreſt du bald ertrunken, und ich hätte dich bald nicht mehr geſehen, lieber Eberhard! Welch ein namenloſer Jammer wäre dieſes für mich und deine Mutter geweſen! Das Blut in den Adern möchte mir gerinnen, wenn ich nur daran denke. O Knabe, werde vorſichtiger!"

Die Mutter brachte das Gewand, das der Knabe damals anhatte, und das ſie zum Angedenken an dieſe Geſchichte aufbewahrte. Sie zeigte dem Vater den Riß, den der eiſerne Hacken gemacht hatte. Kunerich betrachtete den Riß ſehr aufmerkſam, und ſprach mit Entſetzen: „Es war die höchſte Zeit, daß Hülfe kam; nur mehr einige Fäden hätten brechen dürfen — und Eberhard wäre verloren geweſen. Das arme Dienſtmädchen hat uns einen ſehr großen Dienſt erwieſen. Ja, beim Himmel, das war ſchön und edel von ihr; das war ſehr viel von einem Mädchen! Es war eine Heldenthat. Die ſchnelle Entſchloſſenheit und der Muth des Mädchens gefallen mir noch ganz beſonders. Haſt du ſie aber dafür belohnt?"

„Das," ſagte Kunerichs Gemahlin, „überließ ich dir. Alles, was ich ihr hätte geben können, ſchien mir zu geringe — ja gar nichts; denn ſie wagte ihr Leben daran! Mir vergingen faſt die Sinne, als ich ſie ſo in dem Eimer über dem Abgrunde ſchweben ſah! So etwas läßt ſich nicht mit einigen Goldſtücken bezahlen. Ich verwies ſie auf eine Belohnung von dir. Ich hoffe, du werdeſt mich nicht beſchämen!«

Der Ritter war ſo gerührt, wie noch nie in ſeinem Leben. Der ungeſtüme Mann wollte das Mädchen auf der Stelle ſehen. Roſa ward gerufen. Mit beſcheidenem Anſtande trat ſie herein in den Saal. Der Ritter grüßte ſie mit dem lauten freudigen Zurufe: „Willkommen, junge Heldin, willkommen, du Retterin meines Sohnes! Doch ſieh, ſo viel ich mich erinnere, kennen wir uns ja ſchon. Ja, ja, ich habe dich einmal in der Thorſtube geſehen. Allein damals hätte ich es dir nicht angemerkt, das ein ſolcher Muth in dir ſtecke. Nun, ich bin dir einen großen Dank ſchuldig. Denn ohne dich wäre ich ein unglücklicher Vater! Der heutige frohe Tag wäre für mich ein Tag der tiefſten Trauer. Verlange, was du willſt, und du ſollſt es haben. Ja, rief er, der nie gelernt hatte, ſeine Empfindungen zu mäßigen, im Uebermaaße ſeiner Vaterfreude laut aus: Ich ſchwöre es dir auf Ritterehre, verlangteſt du auch eines meiner zwei Schlöſſer — Fichtenburg oder Tannenburg — ich würde es dir abtreten.«

Roſa ſag'e ruhig und mit jungfräulicher Beſcheidenheit: „Ihr habt ein großes Wort geſprochen, Herr Ritter, und dieſe zwei edlen Ritter hier haben es vernommen. Ich könnte Euch um eine große Gnade bitten, und Ihr dürftet ſie mir nicht abſchlagen. Allein ich verlange keine Gnade, nur um Recht flehe ich Euch an! Gebt mir, gebt meinem Vater zurück, was Ihr uns genommen habt!"

„Wie? Was? Wie war das!" ſagte Kunerich betroffen. „Ich ſollte euch beraubt und geplündert haben? Wer biſt du? Wer iſt dein Vater?"

„Ich bin Roſa von Tannenburg," ſprach ſie; „Edelbert iſt mein Vater. Entlaßt ihn aus dem Gefängniſſe, und gebt ihm ſeine Güter wieder zurück."

Die zwei fremden Ritter und alle Edelknechte und Krieger, die ſich im Saale befanden, waren Ein Erſtaunen. Ritter Kunerich aber trat einen Schritt zurück, und ſtand wie verſteinert da. So tief und mächtig ihn die edle That der Tochter gerührt hatte, ſo wild und heftig empörte ſich ſein alter, vieljähriger Groll gegen den Vater. In ſeinem Herzen erhob ſich ein fürchterlicher Streit der widerſprechendſten Empfindungen. Er ward blaß wie eine Wand, blickte mit ſeinen ſchwarzen Augen wild um ſich, und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Eines von meinen beiden Schlöſſern wollte ich darum geben, wenn mir jemand anders den Dienſt erwieſen hätte, als die Tochter dieſes Mannes.“

Alle im Saale erſchraken über dieſe plötzliche Veränderung des Ritters, und ſahen einander ſtillſchweigend und mit verlegenen Blicken an.

Kunerichs Gemahlin aber ſprach mit ſanfter Stimme: „Ich weiß es erſt ſeit einigen Tagen, daß dieſes ärmlich gekleidete Mädchen hier Edelberts Tochter iſt. Aus kindlicher Liebe zu ihrem Vater — um ihn im Gefängniſſe beſuchen zu können, ihn in ſeiner traurigen Einſamkeit zu tröſten, ihn zu bedienen, und den Biſſen von ihrem Munde mit ihm, dem geliebten Vater, zu theilen — kam ſie in dieſem ſchlechten Anzuge in unſere Burg, trat in die Dienſte des Kerkermeiſters, und ertrug alle Launen der Kerkermeiſterin, bei der es das ärmſte Mädchen im Lande nicht aushalten mochte, mit himmliſcher Geduld. Sie unterzog ſich den härteſten Arbeiten, die ihr noch zehnmal härter, als andern Mägden, vorkommen mußten. Mir zerriß es das Herz, wenn ich von meinem Fenſter aus ſah, wie ſie — ein Fräulein, die mit uns ebenbürtig iſt — den ſchweren Waſſerkübel auf dem Kopfe trug, oder wenn ich ſie, gleich der geringſten Magd, bei dem Beſen erblickte, wie ſie den Schloßhof kehrte. Ich ließ es mir nicht anmerken, daß mir ihr Stand und ihr Rang bekannt ſey. Ich getraute mir nicht, ohne deine Genehmigung, in der Sache etwas Entſcheidendes zu thun. Mit Schmerzen wartete ich auf deine Zurückkunft. Aber nun, liebſter Kunerich, laß die Güte und die Menſchlichkeit walten. Wenn Fräulein Roſa deinen Sohn auch nicht vom Tode errettet hätte — ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater allein ſchon ſollte dich bewegen, dich mit dem Vater einer ſolchen Tochter auszuſöhnen.“

„Bei meinem Schwerte,“ rief jetzt Siegebert, einer der zwei fremden Ritter, „was das Fräulein an ihrem Vater gethan hat, iſt noch unendlich mehr, als was ſie für den Knaben wagte. Die Rettung des Knaben war ein kühner Augenblick, deren auch minder edle Gemüther zu Zeiten haben. Die langen, ſchweren Leiden aber, die das Fräulein für ihren Vater mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertrug, zeugen von einer großen Seele. Ein ſolches kindliches Gemüth voll Liebe iſt ein wahrer Edelſtein. An deiner Stelle, Kunerich, würde ich mich nicht lange bedenken, was ich zu thun hätte.“

„Kunerich!“ ſagte Theobald, der andere Ritter, „wenn Edelbert feindlich gegen dich geſinnt wäre, ſo hätte er dir wohl genug ſchaden können. Hilf Himmel! während du im Felde dich mit auswärtigen Feinden herumſchlugſt, war derjenige, den du für deinen ſchlimmſten Feind hielteſt, mitten in deiner Burg — und ſeine Tochter hatte die Schlüſſel zu ſeinem Gefängniſſe. Neun unter zehn hätten die Gelegenheit benützt, hätten die Burg zu Nacht in Brand geſteckt, und ſich während des Tumultes aus dem Staube gemacht. Kunerich, Kunerich, du haſt wahrlich keine Urſache dem wackern Edelbert feind zu ſeyn.«

Kunerich ſtand mit ſtarren Blicken wie ſtumm da. Er athmete ſchwer auf, und rieb ſich die glühende Stirne. Es war, als habe er von Allem, was ſeine Gemahlin und die zwei Ritter ſagten, nichts gehört. Aller Augen waren voll banger Erwartung auf ihn gerichtet. Roſa blickte ſeufzend zum Himmel. Es herrſchte eine ſchauerliche Stille in dem Saale.

Da trat ſeine Gemahlin näher zu ihm hin, und ſprach mit großer Rührung: „Liebſter Kunerich! Nur Eines will ich dir noch ſagen! O höre mich gütig an!«

»Kunerich! Du glaubeſt, Edelbert ſey dein grimmigſter Feind! Aber darin haſt du dich bisher geirrt. Ach, wenn er ſo gegen dich geſinnt wäre, wie es dir vorkam, wie könnte ich, deine treue Gemahlin, dich bitten, ihn ſeiner Haft zu entlaſſen? Ich müßte dir vielmehr rathen, ihn in dem Gefängniſſe noch ſorgfältiger bewahren zu laſſen. Aber es iſt nicht ſo, wie es dir bisher geſchienen hat. Davon will ich dich jetzt überzeugen.«

„Sieh, ich war es einzig und allein, die es entdeckte, daß Roſa Edelberts Tochter ſey. Bis auf den Augenblick, da ſie es dir ſelbſt bekannte, wußte kein Menſch in der ganzen Burg etwas davon, als ich allein. Deine Leute, denen du die Burg auvertrauteſt, ahneten es ſo wenig, als du ſelbſt es ahnen konnteſt. Ohne mich wäre Niemand, ſelbſt dein getreuer Burgvogt nicht, darauf gekommen, daß Roſa in nächtlichen Stunden den gefangenen Ritter beſuche. Ich wollte wiſſen, was dieſe Beſuche für eine Abſicht hätten. Ich ließ mich — o nicht ohne Erröthen kann ich es vor dir und dieſen werthen Rittern und Edelknechten hier bekennen — ſo weit herab, in ſpäter Nacht, da Vater und Tochter im Gefängniſſe mit einander ſprachen, an der Thüre zu horchen. Mehr um dich und deine Burg beſorgt, als um mich, that ich dieſen Schritt, den ich ſelbſt tadeln muß. So weit ging meine Sorgfalt für dich! Ich wollte mit eignen Ohren hören, ob kein Anſchlag gegen dich im Werke ſey. Vater und Tochter dachten nicht daran, und konnten nicht daran denken, daß ich jedes ihrer Worte vernehme. Aber, o Gott, was mußte ich da hören! O wie beſchämt ſtand ich da! Wie gut ſind dieſe Menſchen, wie gut! Der arme, gefangene Edelbert weiß nichts von Haß und Rachgierde gegen dich. Er billigte nicht nicht nur die That ſeiner Tochter; er hat ſie vielmehr dazu ermuntert. Er war es, der ſie väterlich ermahnte, uns zu lieben, und uns, ſo viel in ihren Kräften ſtehe, Gutes zu erweiſen. Ohne dieſe treuherzigen Ermahnungen ihres Vaters hätte Roſa deinen Sohn wohl ſchwerlich gerettet. Ihm, dem guten Edelbert haſt du dieſe Rettung zuerſt zu danken. Wie könnte er nun dein Feind ſeyn! Ach, wie könnteſt du noch ferner über ihn zürnen!“

„Doch, was ſtehſt du noch zweifelnd und unſchlüßig da? — Ach Kunerich, nein, du kannſt, du darfſt Fräulein Roſa nicht unerhört aus dieſem Saale ſcheiden laſſen! — O Gott, rühre du ſein Herz!“

Kunerich ſagte mit dumpfer, halblauter Stimme: „Roſa mag die Tannenburg mit Allem, was dazu gehört, zurück nehmen. Ich habe nichts dagegen. Allein Edelbert muß bleiben, wo er iſt!“ Dabei ſah er ſeine Gemahlin nicht einmal an.

Da wandte ſie ſich zu ihrem Sohne, und rief mit innigſt bewegtem Herzen und in heiße Thränen ausbrechend: „O komm, Eberhard, bitte du deinen Vater für deine Retterin, daß er ihre Bitte nicht halb, ſondern ganz erhöre! Knie nieder, und erhebe deine Händchen zu ihm. Sieh, ich knie mit dir vor ihm! Ich will dir bitten helfen! Ich will dir jedes Wort vorſprechen. Sprich mir nach!“

Der holde Kleine ſah die Mutter weinen, und auch Roſa, die ihm faſt ſo lieb wie ſeine Mutter war, traurig und mit Thränen in den Augen da ſtehen, und fing ſelbſt an zu weinen. Die finſtere Miene ſeines Vaters ſchreckte ihn; er begriff ſehr wohl, daß viel daran gelegen ſey, den erzürnten Vater zu beſänftigen. Er kniete nieder, erhob zitternd die kleinen Hände, und ſprach mit Nachdruck und deutlicher, herzdurchdringender Stimme, wie die Mutter es ihm vorſagte:

„Lieber Vater! Sey nicht hart! Beſinne dich nicht ſo lange, Roſa's Vater zu befreien! Roſa beſann ſich ja auch nicht, ihr Leben für mich zu wagen. Sie, dieſes gute Fräulein hat mich aus dem Brunnen gezogen; befrei nun auch du den Ritter Edelbert aus dem Kerker. Sie errettete mich von dem ſchauerlichen Tode im Waſſer; laß nun ihren Vater nicht den traurigen Tod im Gefängniſſe ſterben. Sie ſchenkte dir, liebſter Vater, mich, deinen Sohn, wieder; gieb nun auch ihr, der geliebten Tochter, ihren lieben Vater wieder zurück! O blicke nicht ſeitwärts, liebſter Vater! Ach ſieh mich, deinen Sohn, doch nur an! Sieh, wenn Fräulein Roſa nicht geweſen wäre, ſo hätteſt du mein Angeſicht und dieſe meine Augen, die mit Thränen zu dir empor blicken, gar nicht mehr geſehen. Dieſe Hände, die ich zu dir empor hebe, würden jetzt im Grabe modern!“ —

„Halt inne! Es iſt zu viel!“ rief jetzt Ritter Kunerich. Er bemühte ſich vergebens die Zähren zurück zu halten, die nach ſeiner Meinung einem Ritter nicht geziemten. Er ſprach zu Roſa gewandt: »Euer Vater, Fräulein Roſa, iſt frei, und ſeine Burg gebe ich ihm mit allen Gütern wieder zurück. Ich habe ihm Unrecht gethan. Ein Mann, der eine ſolche Tochter erzog, kann kein böſer Mann ſeyn.«

»O Gottlob!« rief jetzt die edle Hildegard, und fiel ihrem Gemahl unter Thränen um den Hals, und hieß den kleinen Eberhard die väterliche Hand küſſen. Roſa war wie im Himmel. Die zwei Ritter verhehlten ihre Thränen nicht, und boten Kunerich die ritterliche Rechte.

»Ihr ſeyd ein edler Mann,« ſagte Ritter Theobald; »von dieſer Stunde an halte ich noch einmal ſo viel auf Euch, als zuvor.«

»Ihr habt gehandelt,« ſprach Siegebert, »wie es einem biedern Ritter geziemt. Gerecht ſeyn iſt mehr, als tapfer ſeyn; ſich ſelbſt überwinden beſſer, als die Feinde beſiegen.«

Die Edelknechte und die übrigen Krieger, von denen mancher ſich eine Zähre abwiſchte, murmelten freudig durch einander, ja ſie lobten den Ritter laut. »Das iſt ſchön! das iſt brav! das iſt edel!« ſagte bald der Eine, bald der Andere, und zuletzt riefen Alle einmüthig und von ganzem Herzen: »Es lebe Kunerich, Hildegard und der kleine Eberhard! Es lebe Edelbert und Roſa!«

Achtzehntes Kapitel.

Roſa kündet ihrem Vater ſeine Befreiung an.

Ritter Kunerich war jetzt, da die edleren menſchlichen Gefühle in ſeinem Herzen die Oberhand gewonnen hatten, gleichſam in einen neuen Menſchen verwandelt. Das Bewußtſeyn, ſeine feindſelige Leidenſchaft beſiegt und der Stimme der Vernunft Gehör gegeben zu haben, erfüllte ihn mit hohem, nie gefühltem Vergnügen; Ruhe und Friede kamen in ſeine erſt noch ſo empörte Bruſt, gleich der lieblichen Stille nach einem Gewitter. Sein Angeſicht hatte ſich aufgeheitert, und Freude ſtrahlte aus ſeinen Augen. Sogar der kleine Eberhard bemerkte dieſe glückliche Veränderung. »Nun, lieber Vater,« ſagte er, »ſiehſt du ſo freundlich aus, wie die Mutter und Fräulein Roſa. Jetzt kann ich dich erſt recht gern anſehen, und dich recht lieb haben.«

Fräulein Roſa trat zu dem Ritter, und dankte ihm in ſehr rührenden Ausdrücken. »Nun, nun, mein werthes Fräulein,« ſprach er, »macht von der Sache nicht ſo viel Aufhebens. Ich verdiene weder Lob, noch Dank! Ich müßte ja ein Unmenſch ſeyn, wenn ich anders handelte. Laßt es gut ſeyn, und kommt nun mit mir. Wir wollen zu Eurem

Vater in das Gefängniß. Ich halte es jetzt für Sünde, ihn nur einen Augenblick länger darin ſchmachten zu laſſen. Kommt, wertheſte Roſa! Euch hat er ſeine Befreiung zu danken; Ihr ſollet ihm ſie nun auch ankündigen. Legt aber dann auch ein gutes Wort für mich ein, daß er mir das Unrecht, das ich ihm anthat, verzeihe!«

Frau Hildegard winkte jetzt ihrem Gemahl, ging mit ihm an ein Fenſter, und redete heimlich mit ihm. Er nickte ein Paar Male freundlich, und Hildegard ſprach hierauf zu Roſa: „Kommt erſt noch ein wenig mit mir, werthes Fräulein!« Die edle Frau führte Roſa in ein prächtiges Zimmer, in dem ſchon einige Zeit her Kleider und Koſtbarkeiten für den Augenblick bereit lagen, da Roſa wieder in ihren Stand würde eintreten können.

Roſa reinigte ihr Angeſicht von der bräunlichen Farbe. Frau Hildegard brachte ihr die reichlichen Haare in kunſtloſe Locken, und zog ihr ein koſtbares weißes Kleid an, mit ſtehendem Kragen von den allerfeinſten Spitzen. Roſa war jetzt unbeſchreiblich ſchön. Ihr blühendes Angeſicht übertraf das liebliche Weiß und Roth der friſchen Apfelblüthe; ihre geringelten Locken floſſen auf ihre Schultern; edel war ihr Anſtand und ihre ganze Geſtalt. Die Frau betrachtete ſie mit wohlgefälligem Lächeln. Indeß ſchwieg ſie; ſie hielt es für unweiſe, ein Fräulein mit Lobſprüchen auf deren Schönheit eitel zu machen.

Frau Hildegard brachte hierauf ein niedliches Käſtchen von glänzend ſchwarzem Ebenholze, das ſehr ſchön mit Gold verziert war. „Seht, liebes Fräulein,“ ſagte ſie, indem ſie das Käſtchen öffnete, „das iſt der Schmuck Eurer ſeligen Mutter. Mein Mann, der ihn für eine gute Beute hielt, hat ihn mir geſchenkt. Allein nie trug ich dieſen Schmuck; ich hätte es für eine Schmach gehalten, mich mit geraubten Koſtbarkeiten zu ſchmücken. Der Schmuck war mir, als Euer Eigenthum, heilig, und immer habe ich mich nach dem Augenblicke geſehnt, ihn Euch wieder zurück zu geben. Empfangt ihn hiermit aus meinen Händen. Es fehlt daran kein Edelſtein und keine einzige Perle.“

Roſa nahm den Schmuck mit aufrichtigem Danke. Sie betrachtete die ſchönen Steine und Perlen; allein ſie zeigte keine ſolche Freude, als es Frau Hildegard von Roſa's Jugend erwartete. „O meine ſelige Mutter,“ ſprach Roſa mit Thränen in den Augen, „wie lebhaft erinnern mich dieſe Steine an dich! Nur als ein Andenken von dir ſind ſie mir ſchätzbar!“

„Ach, ſeht gnädige Frau,“ ſagte ſie zu Hildegard, „dieſer Ring mit Diamanten war der Brautring meiner guten Mutter; dieſe Perlenſchnüre erhielt ſie von der Herzogin zum Hochzeitgeſchenke;

dieſe diamantenen Ohrengehänge gab ihr mein Vater an dem Tage, da ich zur Welt kam. Ach Gott, mir iſt es, als ſehe ich die geliebte Mutter mit dieſen Perlen und Steinen geſchmückt jetzt vor mir ſtehen! Ach wie hinfällig ſind wir Menſchen! Dieſe Perlen ſind noch da; dieſe Steine funkeln noch mit unverändertem Glanze. Die Geſtalt der herrlichen Frau aber iſt jetzt Moder und Staub! Was wäre der Menſch, das herrlichſte Geſchöpf Gottes auf Erden, wenn nichts in ihm wäre, das länger dauerte, als dieſe ſchimmernden Steine!“

Frau Hildegard ſagte: „Liebſtes Fräulein! Dieſe Thränen, die in Euren Augen glänzen, ſind mehr werth, als alle dieſe Perlen, und Eure edlen Geſinnungen ſind ſchätzbarer, als dieſe Edelſteine. Ja, wenn auch Eure blühende Geſtalt wird in Staub zerfallen ſeyn, und wenn die Macht der Zeit ſelbſt dieſe feſten Diamanten zerſtäubt haben wird, werden Eure edlen Geſinnungen noch die Zierde Eures edlen Geiſtes ſeyn, und ihn ſchöner ſchmücken, als dieſer prächtige Schmuck jetzt Euren Leib zieren kann.“

Frau Hildegard ſchmückte nun Roſa's Haar und Hals mit den ſanftglänzenden Perlen, fügte ihr die funkelnden Ohrenringe ein, und ſteckte ihr den prächtigen Diamantring an den Finger. Der Ring war aber zu weit. Roſa lächelte und ſagte: „Den Ring könnten wir weglaſſen. Er ſchickt ſich ohne das nicht für meine Jugend; nur ein verlobtes Fräulein darf einen Ring tragen."

Allein Frau Hildegard ſagte: „Seht der Ring, der für den Goldfinger zu groß iſt, iſt für Euren Zeigefinger vollkommen recht. An dieſem tragt ihn alſo! Die Hand der Tochter, die ihrem Vater ſo viel Gutes that, verdient wohl, daß man ſie mit Edelſteinen ziere."

Frau Hildegard begleitete nun Fräulein Roſa bis an die Kerkerthüre. Roſa öffnete ſchnell die Thüre, und rief im Hineingehen: „O Gottlob, liebſter Vater! Du biſt frei!" Aber wie überraſcht war Roſa! Ihr Vater ſtand da, wie ehemals an feſtlichen Tagen, in Rittertracht von ſchwarzem Sammet gekleidet, und mit der goldenen Kette und Denkmünze geziert. Die zwei Ritter, Siegebert und Theobald, ſtanden ihm zur Seite.

Frau Hildegard hatte nämlich ihrem Gemahl vorhin heimlich geſagt, er ſolle, indeſſen ſie Roſa, wie es einem Fräulein gezieme, ankleiden wolle, auch den Ritter Edelbert ritterlich kleiden laſſen; auch möchten Siegebert und Theobald den guten Edelbert, damit ihm die unvermuthete Freude nicht ſchade, etwas darauf vorbereiten — jedoch ohne ihm merken zu laſſen, daß ſeine Befreiung ſo nahe ſey, um der edlen Tochter die Freude nicht zu verderben, ihrem Vater ſeine Befreiung zuerſt anzukünden. Die zwei Ritter hatten das Geſchäft mit

Vergnügen übernommen; ja ſie ſelbſt hatten die Kleidung, die man ihm ehemals raubte, ihm überbracht und ihn ankleiden helfen.

Edelbert umarmte ſeine Tochter mit großer Rührung; ſie ſank, nach ſo vielen überſtandenen Leiden, unausſprechlich ſelig an die Bruſt des hochbeglückten Vaters. „O meine liebſte Roſa!“ ſprach er, „mit Gottes Hülfe haſt du einen Sieg errungen, den ein ganzes Heer mit Schwert und Spieß nicht hätte erzwingen können. Gewalt der Waffen hätte nur Ritter Kunerichs Burg erſtürmen, und ihn nur dem Leibe nach beſiegen können; allein die ſanfte Macht deiner Liebe zu deinem Vater und zu allen Menſchen hat Kunerichs Herz erobert, und ihn aus einem Feinde in einen Freund umgeſchaffen. Laß uns Gott danken! Gott hat Alles wunderbar gefügt! Er iſt es, der deine kindliche Liebe geſegnet, und deine Bemühungen mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt hat!“

Jetzt erſt achtete Edelbert darauf, wie reichlich Roſa mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt war. „Sieh,“ ſagte er, „Gott hat nicht nur das, um was du Ihn ſo oft gebeten, erfüllt und deinem Vater die Freiheit gegeben; Er hat auch den Schmuck deiner ſeligen Mutter, um den du wohl niemals bateſt, dir wieder geſchenkt. Ich habe oft mit gerührtem Herzen daran gedacht, daß du deine Ohrenringe, das letzte Kleinod, daß du noch von allem

Glanze deines Standes übrig hatteſt, aus Liebe zu mir verkaufteſt; auch dafür gibt dir nun Gott, ohne daß du es erwarteteſt, reichlichen Erſatz. Er iſt ein treuer Vergelter. Er vergißt auch das nicht, an deſſen Belohnung wir gar nie gedacht haben."

Die beiden Ritter, Siegebert und Theobald, waren über Roſa's Schönheit nicht wenig erſtaunt. „Wahrhaftig, mein holdes Fräulein," ſagte Theobald, „Ihr habt Eurem Vater kein geringes Opfer gebracht, daß ihr dieſes liebliche Angeſicht unter der nußbraunen Farbe verborgen, und Eure Geſtalt durch jene ſchlechte Kleidung entſtellt habt. Ihr ſeyd wirklich ſo ſchön, wie ein Engel." Roſa erröthete, und nahm dieſes für eine Schmeichelei, die ſie nicht verdiente.

Siegebert, der andere Ritter, ſagte aber: „Schönheit iſt des Fräuleins geringſter Vorzug; ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater iſt noch unendlich mehr werth. Wie ein Engel ſtieg ſie vorhin in das Gefängniß ihres Vaters hinab, ſeine Noth zu lindern; als ein Engel erſcheint ſie jetzt, ihm ſeine Freiheit, die ſie ihm ausgewirkt hat, anzukündigen!"

Roſa brachte nun Kunerichs Bitte vor, ihr Vater ſolle ihm verzeihen. Edelbert ward ſehr gerührt. „Du ſiehſt meine Thränen," ſagte er, „und du weißt, daß ich ihm längſt verziehen habe." In dieſem Augenblicke, da er dies ſprach, öffnete ſich die Gefängnißthüre, und Ritter Kunerich trat mit dem kleinen Eberhard herein; Kunerichs edle Gemahlin folgte. Eberhard ſchmiegte ſich an ſeinen Vater, und blickte begierig empor, ob der Vater ſich auch recht herzlich mit Edelbert ausſöhnen werde. Edelbert und Kunerich boten ſich die ritterliche Rechte — und umarmten ſich mit großer Rührung. Aller Groll war verſchwunden. Sie empfanden die Seligkeit der Ausſöhnung — ſie gelobten ſich ewige Freundſchaft.

Der gute, menſchenfreundliche Edelbert hatte noch eine beſondere Freude daran, den holden Knaben zu ſehen, dem Roſa das Leben gerettet hatte. Er ſetzte ſich, von den vorhergegangenen Empfindungen ermüdet, auf den ſteinernen Sitz des Gefängniſſes, nahm den Knaben auf den Schooß, blickte ihn mit Thränen in den Augen freundlich an, ſegnete ihn, und ſagte: „Lieber, holder Knabe! Gott laſſe dich zur Freude deines Vaters und deiner Mutter aufwachſen, und einen edlen Mann aus dir werden.“

„O mein theurer Ritter,“ ſagte die Mutter des Knaben, „Gott gebe, daß der Knabe uns ſo liebe, wie Euch Eure Tochter liebt, und daß er ihr an edlen Geſinnungen gleiche! Dann werden wir die glücklichſten Eltern ſeyn.“

Der Tag wurde mit einer feſtlichen Abendmahlzeit in dem großen, hellerleuchteten Ritterſaale beſchloſſen. Edelbert und Roſa mußten die erſten Stellen an der Tafel einnehmen; Kunerich ſaß neben Edelbert, und Hildegard neben Roſa. Alle Gäſte waren ſehr fröhlich. Den Ritter Kunerich aber hatte man ſeit vielen Jahren nicht ſo vergnügt geſehen. Er ſelbſt betheuerte es, und ſprach: „So ſeelenvergnügt, wie heute, war ich in meinem Leben noch nie. Meine tolle Feindſeligkeit gegen dich, lieber Edelbert, vergällte mir meine beſten Freuden. Was iſt es doch ſeliges um Eintracht und Frieden! Jetzt fühle ich es recht; Haß und Feindſchaft ſtammen aus der Hölle; Liebe und Freundſchaft aus dem Himmel!“

Kunerich hatte heute die großen ſilbernen Pokale, die innen prächtig vergoldet waren, auftragen, und ſie mit dem beſten und älteſten Weine, den er im Keller hatte, füllen laſſen. Bei Edelberts Gedecke aber ſtand der ſchöne ſilberne Becher, aus dem er zu Hauſe auf ſeiner Burg gewöhnlich trank, und der ihm als ein Andenken von Roſa's Ahnherrn ſo ſchätzbar war. Roſa hatte den Becher ſogleich bemerkt, und der Frau Hildegard bloß mit einem Blicke für dieſe Aufmerkſamkeit gedankt.

Kunerich ergriff zuerſt den Pokal, und leerte ihn auf Edelberts und Roſa's Wohl. Die zwei Ritter, Siegebert und Theobald, folgten ſeinem Beiſpiele. Edelbert trank auch, ſagte aber ſehr bedeutend: „Vor dieſem ſtarken Weine, Ihr Herren

Ritter, müſſen wir wohl auf unſerer Hut ſeyn; er wäre im Stande, einen Rittersmann, den noch kein Feind beſiegte und der ſich vor keinem Türkenſäbel fürchtet, zu Boden zu werfen!“

Kunerich lachte; das Lob ſeines Weines gefiel ihm. Uebrigens verſtand er den Wink. „Weiß wohl,“ ſagte er zu Edelbert, „als wir noch Edelknechte an dem Hofe des Herzogs waren, ermahnteſt du mich und unſere Spießgeſellen immer zur Mäßigkeit. Nun, nun, du hatteſt Urſache dazu. Sey aber außer Sorgen! Recht luſtig wollen wir heute bei einander ſeyn; aber dabei doch ſattelfeſt bleiben. Wir wollen in der ſchönſten Ordnung verfahren! Jeder muß, bevor er trinkt, einen ſchönen Trinkſpruch vorbringen — und du, Hildegard, und Ihr, Fräulein Roſa, müßt heute auch mitanſtoßen.“

Hildegard und Roſa ſtießen mit an; allein ſie benetzten mit dem feurigen Weine kaum die Lippen. Die Trinkſprüche und Segenswünſche aber, die den meiſten Beifall fanden, waren dieſe:

Edelbert ſprach: „Alle deutſchen Männer ſollen in Frieden und Eintracht leben, und ſich nie mehr über Nichtswürdigkeiten entzweien!“

Theobald ſagte: „Alle deutſchen Frauen und Jungfrauen ſollen an liebenswürdigen Tugenden der Frau Hildegard, der holden Roſa und der ſeligen Mathilde gleichen!“

Siegebert ſprach: „Alle Eltern ſollen ihre Kinder erziehen, wie Edelbert und Mathilde ihre Tochter erzogen, und alle Kinder ihre Eltern ehren und lieben, wie Roſa ihren Vater!

Kunerich beſchloß mit den Worten: „Alle Eltern ſollen ſo viel Freude an ihren Kindern erleben, als Edelbert an ſeiner Tochter!“

Neunzehntes Kapitel.

Roſa und ihr Vater erhalten ihre Güter zurück.

Am andern Morgen ſehr früh kam Kunerich in Reiſekleidern, geſtiefelt und geſpornt in Edelberts Zimmer. „Edelbert,“ rief er, „ich habe ſchon lange meine Leute aus den Federn gejagt, und eben die Pferde ſatteln laſſen. Ich wollte ſpornſtreichs mit dir nach Tannenburg reiten, und dir deine Burg und deine Güter wieder zurück geben. Allein meine Hildegard meinte, das Schloß, in dem eine Zeit her bloß die Reitersknechte wirthſchafteten, dürfte nicht am Beſten ausſehen; man müſſe es zuvor in Ordnung bringen.“ „Darin,“ ſagte Kunerich lachend, „mag ſie wohl Recht haben; mir wäre es aber nicht eingefallen. Bleibe alſo mit deiner Roſa noch eine Weile bei mir, lieber Edelbert! Du haſt viele traurige Tage in dieſen

Mauern zugebracht; laß uns daher nun auch einige freudige Tage zuſammen leben.«

Edelbert war mit dem Vorſchlage ſehr zufrieden. Kunerich ging mit ihm in den großen Saal. Siegebert und Theobald fanden ſich mit ihren Edelknechten auch bald ein. Alle ſetzten ſich zuſammen an die Tafel zum Frühſtücke. Hierauf nahmen die zwei fremden Ritter, die ſich nach Hauſe ſehnten, von Kunerich und Edelbert Abſchied, und zogen mit ihren Kriegsleuten, die im Schloßhofe ihrer warteten, ab.

Kunerich aber ſagte zu Edelbert: »Nun mußt du vor Allem meine Burg beſehen; nach Tiſche reiten wir dann auf die Jagd. Zuerſt ſieh einmal die Bildniſſe meiner Ahnen, mit denen dieſer Saal geziert iſt.« Edelbert betrachtete die alten Ritter, die alle im Harniſche, und deren Frauen, die in alterthümlicher Tracht abgemalt waren. Bei den meiſten blieb Kunerich ſehr lange ſtehen, und wußte Vieles von ihnen zu erzählen. Hierauf zeigte Kunerich ihm die Rüſtkammer, worin Waffen aller Art, alle blank und glänzend, und nicht nur viele vollſtändige ſchimmernde Harniſche für Ritter, ſondern ſogar einige für die Roſſe aufgeſtellt waren. Dann führte ihn Kunerich in der ganzen Burg herum, und machte ihn in den gewölbten Gängen, durch die ſie kamen, beſonders auf die künſtlich gearbeiteten und bemalten Hirſchköpfe aufmerkſam, auf denen natürliche Hirſchgeweihe von zehn bis zwanzig Enden befeſtiget waren. Nun zeigte Kunerich ihm ſeine Stallungen, und die muthigen, wohlgenährten Pferde. Auch in den hochgewölbten Felſenkeller mußte Edelbert hinab ſteigen, die großen Fäſſer bewundern, und von den beſten Weinen, er mochte nun wollen oder nicht, verkoſten. Zuletzt beſuchten ſie den Brunnen im Schloßhofe. Beide ſchauten nicht ohne ein ſchauerliches Gefühl hinunter. Edelbert freute ſich aufs Neue der edlen That ſeiner Tochter, und Kunerich ſeines geretteten Sohnes. Beide Väter umarmten ſich an dem Brunnen, und dankten Gott für die gelungene Rettung.

Frau Hildegard hatte indeſſen dem Fräulein ihre ganze Hauseinrichtung, die mit blendend weißer Leinwand gefüllten Käſten, ihre ſehr ſchönen und reichen Stickereien, die große blinkende Küche, und manches andere Merkwürdige gezeigt. Zuletzt öffnete ſie noch einige Käſten, die in einer beſondern Kammer ſtanden, und in denen ſich Alles befand, was Kunerich an feiner Leinwand, ſchönen Frauenkleidern und dergleichen von Tannenburg nach Fichtenburg gebracht hatte. „Ich habe indeſſen Alles auf das Sorgfältigſte aufbewahrt,“ ſagte die edle Frau, „und werde es unverzüglich auf Eure Burg bringen laſſen. Die ſchönſten dieſer Stücke hat, wie man mir ſagte, Eure ſelige Mutter mit eigenen Händen verfertigt. Sie zeugen noch von ihrem unermüdeten Fleiße und von ihrer Liebe zu Euch. Schon damals war die liebevolle Mutter für Eure Ausfertigung beſorgt. Kein einziges unrechtmäßig erworbenes Stück, wie ich ſehr wohl weiß, befindet ſich darunter. Darum ruht auch ein Segen darauf, und darum, denke ich, konnten ſie Euch nicht auf immer genommen werden!«

Roſa wollte hierauf die Thorſtube noch einmal beſuchen. Frau Hildegard begleitete ſie. Als ſie über den Schloßhof gingen, geſellten Edelbert und Kunerich ſich zu ihnen. Der Thorwärter ſaß eben in dem großen Lehnſeſſel der Thorſtube, um von der Reiſe auszuruhen. Als er Kunerichs Stimme vernahm, ſprang er auf und öffnete die Thüre. Da ſtand Roſa vor ihm.

»Je, Röſe,« rief er — »doch verzeiht! — Fräulein Roſa wollte ich ſagen. Je, je, was habe ich an Euch erleben müſſen! Aber kommt mit der gnädigen Herrſchaft doch erſt herein in die Stube. — So! — Ja, ja! Ich hätte mir eher eingebildet, der Himmel werde einfallen, als daß ich geglaubt hätte, mein Dienſtmädchen ſey ein Fräulein von Tannenburg. Es iſt etwas ganz Unerhörtes. Ich kann es faſt jetzt noch nicht glauben, daß ein gnädiges Fräulein den reinlichen Stubenboden, auf dem ich ſtehe, aufgefegt haben ſoll. Und doch muß ich mich wieder wundern, daß ich Dummbart es nicht früher merkte, Ihr ſeyed Ritter Edelberts Tochter. Geſtern Abends, als auf einmal unter den verwunderten Kriegsleuten draußen im Schloßhofe über dieſe ſeltene Geſchichte der große Lärm entſtand, und ich ſie von ihnen vernahm, ging mir erſt das Licht auf, warum Ihr gegen den gefangenen Ritter gar ſo voll Mitleid geweſen! Nun, nun, ich lobe Eure kindliche Liebe, und Gott und mein geſtrenger Ritter hier haben Euch, wie ich ſehe, dafür belohnt. — Aber meine Hedwig, was erſt die für Augen machte! Das iſt gar nicht zu ſagen. Sie kam faſt von Sinnen; ſie riß ſich faſt den Kopf ab! Nun, ſie mag die Grobheiten, die ſie Euch, gnädiges Fräulein, angethan hat, Euch ſelbſt abbitten.“

Die zwei Kinder des Thorwärters ſtanden ſcheu in einer Ecke. Roſa ging zu ihnen hin, und redete mit ihrer gewohnten Freundlichkeit mit ihnen. Da bekamen die Kinder wieder Muth.

Die kleine Bertha ſagte: „Du biſt aber jetzt prächtig geputzt, Fräulein Röſe; alles iſt ſchön und neu an dir, ſogar dein Geſicht.“

Der kleine Othmar ſprach: „Das iſt kein Fehler! Das laſſe ich mir gern gefallen; wenn nur Fräulein Röſe unſere Magd bleibt! Denn eine ſo gute bekommen wir doch in unſerm Leben nicht mehr.“

Kunerich und alle übrige lachten. Roſa fragte hierauf die Kinder: „Wo iſt denn eure Mutter!" Die kleine Bertha ſagte: „Sie hat eben dort Brod zur Suppe eingeſchnitten. Die Schüſſel ſteht noch auf dem Tiſche."

„Ja," ſagte der kleine Othmar, „als ſie hörte, daß die Herrſchaften zu der einen Thüre herein kämen, da hat ſie ſich zur andern Thüre hinaus geflüchtet, als jagte ſie der Wolf." Roſa ging zu jener Thüre, die aus der Stube in die Küche führte, hinaus, und führte die Thorwärterin in die Stube.

Das arme Weib ſtand ſehr beſchämt da, als ſie den Ritter Edelbert und Fräulein Roſa prächtig gekleidet vor ſich ſtehen ſah, und auch den geſtrengen Ritter Kunerich, ihren Herrn, und Hildegard, ihre gnädige Frau, in der Stube erblickte. Sie ward bald blaß und bald roth. „In ein Mausloch," ſagte ſie, „möchte ich mich vor den gnädigen Herrſchaften verkriechen; denn ſie werden nun wohl alle wiſſen, was für ſaubere Reden in mir ſtecken, und welche ſchöne Namen ich oft dem gnädigen Fräulein gegeben habe. Allein wenn ich gewußt hätte, von welcher hohen Abkunft meine Röſe ſey, und zu was für hohen Ehren ſie noch ferner gelangen werde, ſo hätte ich mich freilich ganz anders gegen ſie aufgeführt."

Die Frau von Fichtenburg ſagte: „Meine gute

Thorwärterin! Der geringſte Menſch iſt göttlicher Abkunft; das iſt der höchſte Adel, mit dem ſich kein anderer vergleichen darf. Der ärmſte Bettler wird, wenn er anders ein guter Menſch iſt, in jener Welt zu einer Herrlichkeit gelangen, gegen die aller Glanz dieſer Welt nichts iſt. Wir haben alſo wohl Urſache, auch dem geringſten Menſchen gut zu begegnen. Ihr empfindet Reue und Scham, daß ihr gegen Euer ehemaliges Dienſtmädchen vormals unfreundlich geweſen, weil ſie jetzt in veränderter Geſtalt, als ein adeliges Fräulein, vor Euch ſteht. Noch eine ſchmerzlichere Reue würde uns quälen, noch eine größere Beſchämung uns treffen, wenn wir die Armen hier in dieſer Welt mit Stolz und Verachtung behandeln, und ſie dann dort in jener Welt in ihrer Herrlichkeit erblicken würden.“

Die Thorwärterin gab ihr ſehr Recht, und bat das Fräulein mit vielen Worten und unter reichlichen Thränen um Verzeihung. Roſa ſprach zu ihr: „Meine liebe Hedwig! Ich hätte Euch manchmal Manches ſagen mögen. Allein damals hielt ich es nicht für rathſam; ich ſparte es auf einen ſchicklicheren Augenblick, der jetzt gekommen iſt. Ich muß daher jetzt ſchon ein Wörtchen anbringen. Zuvor muß ich Euch aber vor Eurer gnädigen Herrſchaft und meinem Vater hier aufrichtig bezeugen, daß Ihr recht ſehr viel Gutes an Euch habt. Ihr ſeyd eine ſorgſame, liebevolle Ehegattin gegen Euren Mann, eine gute Mutter Eurer Kinder, eine treffliche Hauswirthin. Ihr ſeyd unermüdet fleißig, und in Eurer Haushaltung herrſcht Reinlichkeit und Ordnung. Ihr ſeyd ſparſam ohne karg zu ſeyn, und thut den Armen viel Gutes. Ja, Ihr ſeyd gegen Jedermann dienſtfertig, freundlich und zuvorkommend — ſo lange nichts vorfällt, das Euren Zorn reizt. Aber dann wißt Ihr Euch ſelbſt nicht mehr zu beherrſchen. Ihr ſagt und thut dann Dinge, die nichts taugen. Dieſer Euer Jähzorn verbittert Euch und denen, die um Euch ſind, das Leben, und hat Euch in den üblen Ruf gebracht, als wäret Ihr ein ſehr böſes Weib. Ja, man behauptet auch, Ihr habet — obwohl es Euch gewiß nicht daran fehlt — ſehr wenig Verſtand, weil Ihr ihn ſo wenig braucht, und anſtatt ſeiner nur den Zorn walten laſſet. Gewinnt es einmal über Euch ſelbſt, Eurem Zorne Meiſter zu werden. Braucht Euren Verſtand! Glaubt, daß der Jähzorn wohl mit Recht ein kurzer Anfall von Wahnſinn genannt werde. Bedenkt, daß Geduld und Sanftmuth Chriſtenpflichten ſind. Faßt ſogleich jetzt den ernſtlichen Entſchluß, Euch in dieſem Stücke zu beſſern. Erneuert dieſen Entſchluß alle Morgen und Abende, ja öfter des Tags vor Gottes Angeſicht, und bittet Gott um ſeinen Beiſtand. Verliert auch nicht ſogleich den Muth, wenn es Euch Anfangs ſchwer wird, den Zorn zu bekämpfen. Werdet nicht müde, Eure Vorſätze immer und immer wieder mit größerem Ernſte zu erneuern. Der Baum fällt nicht auf den erſten Streich. Harret aus — und am Ende werdet Ihr Euren Zorn, der in der That Euer grimmigſter Feind iſt, beſiegen. Und wenn Ihr wieder eine Magd bekommt, der es nicht an gutem Willen fehlt, ſo verlangt nicht, daß ſie augenblicklich Alles ſo verſtändig und geſchickt machen könne, wie Ihr ſelbſt. Nehmet Euch die Mühe, ſie nach Eurem Sinne abzurichten; habt ſo viel Geduld, ihr Alles mehrere Male zu zeigen; unterſagt ihr ihre Fehler mit Sanftmuth und Liebe — und ſie wird ſich belehren laſſen, und ſich in Euch ſchicken, und Euch ehren und lieben. Ja, wenn Ihr dieſen Euren Gewohnheitsfehler ablegt, ſo wird Euch Jedermann als eine vortreffliche Frau ſchätzen. Wenn ich Euch nicht ſchätzte, ſo hätte ich nicht halb ſo viel geſagt. Folgt mir, und Ihr werdet Ehre und Freude, Glück und Segen davon haben.“

„Das heißt einmal klug und ehrlich geſprochen!“ rief Kunerich. „Es iſt ein Zuſpruch, den mancher Mann und auch manche Frau — die Meinige jedoch ausgenommen! — zu Herzen faſſen dürfte. Was Ihr doch für ein verſtändiges, wohlunterrichtetes Fräulein ſeyd, meine werthe Roſa! Ich ſelbſt will mir meinen Theil aus Euren Reden entnehmen. Was Ihr da ſagtet, ſtimmt mit dem überein, was mir mein ſeliger Vater öfter geſagt hat. Nur faßte er es gewöhnlich in ein kurzes Sprüchlein zuſammen. Kunerich, Kunerich,“ ſagte er, „mehr Witz und weniger Hitz'; damit kommt man am beſten durch die Welt.“

Nach einigen Tagen zogen Ritter Kunerich und ſeine Gemahlin mit Edelbert und Fräulein Roſa, nebſt einem anſehnlichen Gefolge bewaffneter Krieger und ſchön gekleideter Diener, nach Tannenburg. Der Ruf von dem, was ſich in Fichtenburg zugetragen, hatte ſich ſchon überall verbreitet. In allen Dörfern und Weilern Kunerichs, durch die ſie zogen, kamen aus jedem Hauſe und jeder kleinen Hütte fröhliche Menſchen hervor, die ſich über die Eintracht der beiden Ritter freuten; beſonders aber das Fräulein ſehen wollten, die ſo liebreich an ihrem Vater gehandelt, und den kleinen Eberhard ſo heldenmüthig aus dem Brunnen errettet hatte.

Als aber Edelbert in ſein eigenes Gebiet kam — da war es überall ſehr ſtille, und alle Ortſchaften ſchienen wie ausgeſtorben. Edelbert wunderte ſich und machte ſich darüber allerlei Gedanken; allein als er durch das äußere Thor ſeiner Burg ritt, erblickte er den ganzen Hof voll Menſchen. Alle ſeine Unterthanen waren hier verſammelt, und in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt. Auf der einen Seite ſtanden reihenweiſe die Knaben, Jünglinge und Männer; auf der andern die kleinen Mädchen, Jungfrauen und Weiber. Alle waren feſtlich gekleidet. Im Namen der Männer führte Burkhard, der Köhler, das Wort; im Namen der Weiber die Köhlerin Gertraud.

Burkhard hatte ſich von dem alten Burgvogte einen nach damaligem Style ſehr langen und ausführlichen Spruch einüben laſſen, und fing mit ſehr ernſthaften Mienen und Geberden an: „Sintemalen, alldieweilen und was Maßen es ſich begeben, zugetragen und ereignet hat — daß — daß —“ hier wußte er nicht mehr weiter. Er faßte ſich aber, und ſagte: „Verzeiht, lieber geſtrenger Herr Ritter! In dem Augenblicke, da ich Euch von Angeſicht ſah, iſt mir Alles das gelehrte Zeug, das ſehr ſchön ſeyn ſoll, aus dem Sinne gekommen. Ich weiß nun nichts mehr zu ſagen, als: Da ich dieſen Tag noch erlebt habe, ſo will ich gerne ſterben.“ Auch die gute Getraud begrüßte ihren guten Herrn und Fräulein Roſa, anſtatt der auswendig gelernten Worte, faſt nur mit Freudenthränen. Ja, die Rührung aller der guten Landleute war ſo groß, daß ſie vor Weinen ihr „Lebe hoch!“ kaum hervorbringen konnten.

Edelbert und Roſa gingen, Beide ſelbſt zu Thränen gerührt, durch die Reihen hochbeglückter Menſchen. Auf dem erhöhten Platze, vor der innern Schloßpforte, durch die man in die Ritterwohnung kam, befanden ſich Ritter Siegebert und Theobald nebſt mehreren anderen mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern in feſtlichem Schmucke und von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben. Zu vorderſt ſtand Agnes, jenes gute Köhlermädchen, mit Blumen bekränzt und weiß gekleidet, und hielt ein purpurrothes Kiſſen, auf dem, ſilberhell und mit goldenen Quaſten geſchmückt, die Burgſchlüſſel lagen. „Edles Fräulein!“ ſprach ſie; „Ihr habt Euren geliebten Vater nicht nur aus ſeinem Kerker befreit; Eure kindliche Liebe hat ihm auch die Thore ſeiner Burg wieder geöffnet — empfangt hiemit dieſe Schlüſſel und überreicht ſie Eurem Vater.“

Roſa bot das Kiſſen ihrem Vater dar. Er nahm die Schlüſſel mit einem frommen Blick zum Himmel. Er gedachte jener ſchauerlichen Nacht, da er vor eben dieſer Pforte in Sturm und Regen gefeſſelt auf einem Karren ſaß, aus ſeiner Burg geführt wurde, und Roſa jammernd und weinend ihm folgte. Der freundliche Empfang, den Kunerichs Gemahlin ſo ſchön veranſtaltet hatte, war für ihn deßhalb um ſo rührender. Er ſprach: „Bevor ich die Schwelle der Schloßpforte betrete, laßt uns in die Burgkapelle gehen! Gott hat Alles, was geſchehen iſt, uns zum Beſten gelenkt. Er hat Trauer in Jubel verwandelt. Laßt uns Ihm ein herzliches „Herr Gott Dich loben wir!“ darbringen.“ Alle Ritter und ihre Frauen gaben ihm Beifall, und folgten ihm in die Kapelle.

Hierauf ging man zur Tafel, die in dem großen Saale bereit ſtand; das Volk wurde in dem Schloßhofe bewirthet. Edelbert konnte es aber nicht erwarten, bis abgeſpeiſet war. Er ging noch vor dem Ende der Mahlzeit hinunter in den Schloßhof, und war in Mitte ſeiner Unterthanen ſo vergnügt, wie ein Vater unter ſeinen Kindern. Vor Allem ſucht er den ehrlichen Köhler Burkhard und deſſen gutes Weib auf. „Du alter, treuer Diener,“ ſprach er zu ihm, „der du mit deiner frommen Hausfrau meine Tochter ſo freundlich in deine Wohnung aufgenommen haſt, du ſollſt nun dieſe meine Burg nicht mehr verlaſſen, und für immer hier wohnen. Ich mache dich hiemit zu meinem Stallmeiſter; ein Amt, auf das du dich, da du von Jugend auf als Reiter dienteſt, wohl noch beſſer, als auf das Kohlenbrennen verſteheſt, und noch immer mit ritterlichem Anſtande zu Pferde zu ſitzen weißt. Deine gute Gertraud, die mich in meiner Gefangenſchaft mit weißem Zeuge verſah, ſoll von nun an Beſchließerin in meiner Burg ſeyn. Die gute Agnes aber, die meiner Tochter im Unglücke eine ſo treue Gefährtin war, ſoll nun auch im Glücke ihre ſtete Geſellſchafterin ſeyn. Eine treuere Dienerin und Freundin kann ſie unmöglich finden.“

Edelbert ging hierauf bei allen Tiſchen herum, und redete mit jedem der Gäſte. Jedem wußte er etwas Angenehmes zu ſagen. Die Frau von Fichtenburg hatte, da ſie unmöglich alle Unterthanen Edelberts einladen konnte, die älteſten Hausväter mit ihren Kindern und Enkeln ausgeſucht, ohne einen Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen zu machen. Den übrigen hatte ſie geſagt, Edelbert werde ſie ein anderes Mal bewirthen. Manche der Anweſenden hatten vorhin monatliche oder jährliche Wohlthaten von Edelbert bezogen; allein ſeit das Schloß ſich in fremder Gewalt befand, nichts mehr erhalten. Edelbert ſicherte ihnen dieſe Wohlthaten aufs Neue zu. Die Freude darüber war allgemein. Alle betheuerten, daß ſie bereit ſeyen, für ihren guten Herrn Gut und Blut daran zu ſetzen. Kunerich, der auch herab gekommen war, und Edelberten zur Seite ging, ſagte: „Es iſt doch wahr, Güte geht über Gewalt, und es iſt beſſer geliebt, als gefürchtet ſeyn.“ Edelbert ſprach: „Ein Herr, den die Böſen fürchten, und die Guten lieben, iſt meines Bedünkens der Beſte.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Was von Roſa's Schickſalen noch weiter bekannt iſt.

Edelbert und Kunerich, Roſa und Hildegard beſuchten einander ſehr oft. Kunerich zog zu ſeinem und ſeiner Unterthanen Wohl in allen Angelegenheiten ſeinen Freund Edelbert zu Rath. Roſa ehrte die edle Hildegard als eine zweite Mutter, und ſuchte immer noch von ihr zu lernen. Die Freundſchaft, in der Alle zuſammen lebten, trug ſehr viel bei, ihrer Aller Leben zu verſchönern und zu veredeln.

Einige Zeit aber war Kunerich nicht mehr nach Tannenburg gekommen; ja er hatte ſogar die Beſuche, die Edelbert und Roſa ihm zudachten, unter unbedeutenden Vorwänden abgelehnt. Ganz unvermuthet ſprengte er jedoch eines Tages auf ſeinem Schimmel wieder in den Burghof, und lud Edelbert und Fräulein Roſa ein, unverzüglich ſich mit ihm nach Fichtenburg zu begeben. Sie merkten es ihm wohl an, daß er etwas Beſonderes im Sinne habe. Es gelang ihnen aber nicht, das Geheimniß herauszubringen. Indeſſen reisten ſie mit ihm.

Als ſie in Fichtenburg angelangt waren, ließ

Kunerich ihnen kaum Zeit, ſeine Gemahlin zu begrüßen. „Edelbert!“ ſagte er, „du mußt ſogleich mit mir, und Roſa muß auch mit!“ Er zog Edelbert faſt mit Gewalt fort, und Hildegard und Roſa folgten den beiden Rittern. Sie kamen — in den dunklen Gang zu Edelberts Kerker. „Himmel, wohin führſt du mich?“ ſprach Edelbert befremdet. „Mir ſchauert es,“ ſagte Roſa; „was ſollen wir in dem traurigen Gefängniſſe?“ Kunerich ſchwieg, öffnete die Thüre des Gefängniſſes — und ſie traten erſtaunt in eine ſehr ſchöne, nach damaliger Art prächtig ausgezierte Kapelle. Einige hohe Fenſter mit bunten Glasgemälden gaben ihr Licht; das Gewölbe und die Mauern waren himmelblau bemalt und mit goldnen Sternlein beſäet; der Altar prangte reichlich mit vergoldetem Schnitzwerke.

Edelbert und Roſa bezeigten ihre Verwunderung und ihren Beifall. „Das dacht' ich,“ ſagte Kunerich, „daß Euch dieſe Umwandlung gefallen werde. Ich wollte Euch damit überraſchen; deßwegen verbat ich, während wir bauten, mir Eure Beſuche. — Nicht wahr, die Kapelle iſt ſchön? Allein meiner frommen Hildegard gebührt die Ehre davon. Sie wußte es ſehr klug einzuleiten, daß ich das Kirchlein herſtellen ließ. Laßt Euch erzählen, wie ſie es anfing. Als wir Euch vorigen Herbſt nach Tannenburg begleitet hatten, und wieder nach Hauſe gekommen waren, bat ſie mich, mit ihr das Gefängniß, in dem du ehemals gefangen lagſt, zu beſehen. Ich hatte wenig Luſt dazu. „Wozu das?“ ſagte ich; „mir grauet davor!“ Indeſſen ging ich doch mit ihr. Sie bat gar zu beweglich. Als wir herein getreten waren, ſagte ſie zu mir: „Sieh doch, wie die kindliche Liebe das düſtere Gefängniß zu einer ſo freundlichen Wohnung umzuſchaffen wußte!“ — „Es iſt wahr,“ ſagte ich, „vorhin ſah es hier furchtbar aus; jetzt iſt es da ſo hell und ſchön, wie in einer Kapelle.“ Da rief meine gute Hildegard ſehr erfreut: „Du haſt da, lieber Kunerich, einen herrlichen Gedanken, der im Stillen auch der meinige war. Er kam mir zuerſt in den Sinn, als ich die ſchöne Burgkapelle in Tannenburg ſah. Ja, zu einer Kapelle läßt ſich dieſe geräumige gewölbte Halle leicht machen. Etwas müſſen wir doch thun, um unſere Dankbarkeit gegen Gott wegen der glücklichen Rettung unſeres Sohnes an den Tag zu legen. Die Stiftung einer Kapelle iſt das Beſte, was wir thun können. Dieſe fehlt uns gerade noch, ſo trefflich unſere Burg auch ſonſt eingerichtet iſt. Bisher mußten wir immer in die Dorfkirche unten am Berge in den Gottesdienſt gehen, was ſehr beſchwerlich, ja manchmal beinahe unmöglich war. Eine eigene Burgkapelle iſt ein Denkmahl, das noch unſern Nachkommen Segen bringen wird.“ So ſagte ſie. Der Vorſchlag gefiel mir. „Du haſt vollkommen Recht,“ ſprach ich; „ja, ſo ſey es. Hier ſoll kein Gefangener mehr ſchmachten; hier wollen wir Gott ſtets für ſeine Gnade und Erbarmung danken, daß er unſern Sohn durch Fräulein Roſa rettete, mich mit Ritter Edelbert ausſöhnte, und mir den Frieden meines Herzens wieder gab.“ So iſt dieſe Kapelle zu Stande gekommen.

„Und morgen,“ fügte Frau Hildegard noch bei, „wird der fromme Abt Norbert als Weihbiſchof die Kapelle einweihen. Siegebert, Theobald und mehrere andere Ritter, die uns lieb und werth ſind, werden mit ihren Frauen und Kindern bei dieſem Feſte erſcheinen. Allein die liebſten und wertheſten Gäſte ſeyd Ihr uns, werther Edelbert, und Ihr, meine theure Roſa. Wir ſind auch verſichert, daß Ihr an der Einweihung dieſer Kapelle, die Euch ihr Daſeyn dankt, einen beſondern Antheil nehmen werdet. Ihr werdet dieſem ſchönen Feſte gewiß mit frommer Rührung beiwohnen.“

Die Einweihung der Kapelle zum Gottesdienſte war auch wirklich eine ſehr ſchöne und rührende Feierlichkeit. Die eingeladenen Ritter trafen mit allen den Ihrigen zur beſtimmten Stunde getreulich ein. In ihrem feierlichſten Anzuge, nach damaligem Gebrauche in Helm und Harniſch und mit dem Schwerte umgürtet, ſtellten ſich die Ritter zu beiden Seiten des Altars; die Ritterfrauen erſchienen, wie es in jener Zeit an hohen Feſten Sitte war, in Schwarz mit Gold gekleidet; die Fräulein aber weiß und mit Blumen bekränzt. Alle waren voll Ehrerbietigkeit vor Gott. Der kleine Eberhard aber und ſeine zwei kleinen Schweſterchen knieten mit aufgehobenen Händchen und einer Andacht vor dem Altare, daß man kleine Engel in ihnen zu erblicken glaubte.

Die Kapelle war mit grünen Maien und der Altar mit friſchen Blumen geſchmückt; reine, weiße Wachskerzen brannten, und Weihrauchwolken ſtiegen empor.

Der ehrwürdige Abt Norbert betrat mit Inſel und Stab, und von mehreren Geiſtlichen in reichem Ornate umgeben, den Altar, wandte ſich zu der Verſammlung, bemerkte mit frommer Freude ihre andächtige Stellung und Geberde, und hielt eine kleine Anrede, die ihrem weſentlichem Inhalte nach ſo lautete:

„Geliebte im Herrn! Die Liebe guter Eltern zu ihrem Sohne, der aus einer großen Gefahr errettet wurde; die Liebe einer guten Tochter zu ihrem Vater, dem ſie hier an dieſem Orte ſehr viel Gutes that — waren die Veranlaſſung, daß dieſer vorhin fürchterliche Ort in dieſe freundliche Kapelle umgeſchaffen wurde, und nun heute zur Anbetung Gottes und zum dankbaren Andenken an Gottes Wohlthaten eingeweiht wird.“

„Die Geſchichte, die uns den heutigen Feſttag bereitete, beſtimmt auch den Inhalt meiner Feſtpredigt. Doch werde ich, um die Beſcheidenheit einiger meiner verehrten Zuhörer nicht zu beleidigen, die Geſchichte nicht weiter berühren. Sie iſt allen hinreichend bekannt. Ich werde bloß an einige Lehren erinnern, die ſich durch dieſe Geſchichte ſehr ſchön bewähren; ich werde — zumal ich mehrere verehrte Eltern mit ihren geliebten Kindern vor dem Altare verſammelt ſehe — bloß ein Wort an Eltern und ein Wort an Kinder vorbringen.“

„Es iſt eine ſchöne Anordnung Gottes, aus der Seine Weisheit und Güte beſonders freundlich hervorleuchtet, daß Er die liebenswürdigſten und hülfsbedürftigſten Geſchöpfe auf Erden, die Kinder, der Pflege liebender Eltern anvertraute; daß Er den Eltern eine ganz eigene Liebe zu den Kindern — einen Funken Seiner Alles umfaſſenden Liebe! — in das Herz legte; daß Er Seine erſten Wohlthaten, die den Menſchen auf Erden an Leib und Seele zu Theil werden, ihnen durch einen guten Vater, eine zärtliche Mutter zukommen läßt; daß Er, der Unſichtbare, den Kindern Seine unendliche Liebe in der Liebe treuer Eltern ſichtbar und augenſcheinlich offenbaret.“

„Möchten doch alle Väter und Mütter ſich bemühen, ihren Kindern ein treues Bild der höchſten Güte vor Augen zu ſtellen; möchten ſie Gott nachahmen, der uns Menſchen nicht bloß ſpeiſet, tränkt und kleidet, ſondern auch auf mannigfaltige Weiſe für unſere Belehrung ſorgt, uns durch Belohnungen und Strafen zum Guten lenkt, uns durch Alles, was Er verfügt, zu edlen Menſchen bilden will; möchte die Liebe der Eltern zu den Kindern, dieſe Flamme vom Himmel, nie vom Ruß und Rauch irdiſcher Leidenſchaften getrübt und verfinſtert werden, nie in blinde Zuneigung ausarten, die der Fehler nicht achtend, die Kinder verderbt; möchte dieſe himmliſche Flamme, das Gefühl der Eltern für ihre Kinder, nicht durch Weltliebe, Sinnenluſt, zerſtreuende Vergnügungen, wilde Leidenſchaften gar ausgelöſcht werden.“

„Möchten alle Kinder das Glück, gute Eltern zu haben, recht zu ſchätzen wiſſen! Ihr Söhne und Töchter, die ihr die Jahre der Kindheit bereits zurück gelegt habt, blickt in dieſe goldenen Jahre, die glücklichſte Zeit eures Lebens, noch einmal zurück! Eure Eltern ſorgten da für Alles, was ihr bedurftet; Speiſe und Trank wurden euch zur rechten Zeit gereicht; die fertigen Kleider euch von der liebreich geſchäftigen Mutter angezogen. Euer Vater ſcheute keine Mühe, und verſagte ſich manches Vergnügen, euch alles Nöthige zu verſchaffen. Die zärtliche Mutter theilte den Biſſen vom Munde mit euch! Wenn ihr krank waret, wachte die zärtlich beſorgte Mutter ſchlafloſe Nächte hindurch an eurem Krankenbette. Die Sorgfalt des Vaters, die zärtliche Aufſicht der Mutter warnte und bewahrte euch vor Gefahren. Zu ihnen nahmet ihr in allen euren kleinen Anliegen eure Zuflucht; und wie oft trockneten ſie eure Thränen? Bei ihnen, ihrer beſſern Einſicht, fandet ihr Belehrung. Sie erſetzten euch den Mangel an Erfahrung; ihre Einſicht wurde nach und nach die Eurige. Sie lehrten euch reden; hundertmal fragtet ihr ſie, wie dieſes oder jenes heiße, und der Vater und die Mutter wurden nicht müde, eure Fragen mit freudiger Bereitwilligkeit zu beantworten. Sie ſagten euch, was wahr, gut und ſchön iſt, und ermunterten euch dazu. Sie waren die Schiedsrichter in euren kleinen Streitigkeiten mit euren Geſchwiſtern, und gewöhnten euch zur Verträglichkeit, zu Frieden und Eintracht. Die Zufriedenheit des Vaters mit eurem Wohlverhalten, das freundliche Lächeln eurer Mutter war euch Belohnung, wohl noch mehr als ihre erfreuenden Geſchenke; ſelbſt die Strafen, die weiſe Eltern hie und da nothwendig fanden, waren Wohlthaten für euch! Wie liebreich hat Gott von dem Augenblicke an, da ſich eure Augen das erſte Mal dem Lichte der Sonne öffneten, für euch geſorgt!“

„Erkennet in dieſer ſchönen Anordnung Gottes Seine Liebe und Freundlichkeit gegen euch. Ehret Ihn in euren Eltern, durch deren Hände Er euch ſo viel Gutes erweiſet! Liebet eure Eltern, die Gott euch gab! Seyd euren Eltern, die euch an Einſicht weit übertreffen und die es ſo gut mit euch meinen, gehorſam, und folgt ihren Winken! Die zärtlichſte Dankbarkeit gegen ſie erfülle euer Herz. O fern von euch ſey eines der empörendſten Laſter — der kindliche Undank. Habt ein herzliches Zutrauen zu euren Eltern — und hütet euch, wenn ihr gefehlt habt, vor Falſchheit und Verſtellung, die immer die erſten Schritte zum gänzlichen Verderben ſind. Suchet euren Eltern Freude zu machen! Trachtet, da ihr die unzählbaren Wohlthaten, die ſie euch erwieſen, ihnen doch niemals ganz vergelten könnet, euch wenigſtens erkenntlich gegen ſie zu bezeigen. Wie ſie in den hülfloſen Tagen eurer Kindheit ſich eurer annahmen, ſo verpflegt auch ihr ſie in den kommenden Tagen des unbehülflichen Alters, und verſüßt ihnen ihre letzten Lebenstage. Ihr ſollet euch lieber mit trockenem Brode und mit Waſſer begnügen, und euch lieber in den rauheſten Zwilich kleiden, ehe ihr eure Eltern Mangel leiden ließet. So nur erfüllt ihr das vierte Gebot, ſo nur wird es euch wohl gehen in dieſem und in jenem Leben. Gottes Segen wird euch begleiten bis zum Grabe, und jenſeits wird er Seine Herrlichkeit mit euch theilen.«

»Von den Vätern und Müttern und von den Kindern, die hier um den Altar verſammelt ſind, blicke ich auf zu Gott, dem dieſer Altar geweiht wird; der unſer Aller liebevoller Vater iſt, und deſſen liebende Kinder wir Alle ſeyn ſollen; der da will, daß wir Ihm den zärtlichen Namen Vater geben, und der uns verſichert, daß Er unſrer weniger vergeſſen könne, als eine Mutter ihres Kindes!«

»Allen Eltern, die ihre Kinder herzlich und innig lieben, ſey dieſe ihre Liebe zu ihren Kindern ein Pfand der Liebe Gottes, des Vaters im Himmel, gegen alle Menſchen. Welch ein Troſt in allen Leiden muß einem Vater, einer Mutter der Gedanke ſeyn: Gott liebt mich unendlich mehr, als ich meine Kinder! Wie ſollte Er nicht für mich ſorgen, wie könnte Er meiner vergeſſen!«

»So können auch nur jene Kinder, deren Herz zur Ehrerbietigkeit, zur Liebe, zum Vertrauen, zum Gehorſam gegen die Eltern gebildet worden, Gott in Wahrheit und mit gerührtem Herzen »Vater« nennen; nur ſolche Kinder können dahin gelangen, Ihn den beſten Vater, über Alles zu lieben, aus Gehorſam zu Ihm in den Verſuchungen zum Böſen feſt zu ſtehen, und wahrhaft gute

Menſchen zu werden. Nur Kinder, die in ihrem väterlichen Hauſe zur Liebe gegen ihre Geſchwiſter, fern von Haß, Neid und Zwietracht, erzogen worden, können, wenn ſie in die Welt eintreten, alle Menſchen als Kinder des Einen Vaters im Himmel, als ihre Brüder und Schweſtern lieben. Nur ſolche Kinder werden bei den mancherlei Leiden, von denen kein Menſchenleben frei iſt, im Vertrauen auf den Vater im Himmel einen feſten Stab finden, und auch einſt den Tod nicht fürchten — denn er bringt ſie ja heim zu Ihm, in das väterliche Haus, wo es Kinder doch immer am beſten haben.“

„Gott, beſter Vater im Himmel! verleih uns, daß alle Menſchen Dich über Alles, und einander als Brüder und Schweſtern lieben, und ſich auch der armen Waiſen und Wittwen annehmen, und ſich vor dem Verderben der Welt, das alle wahre Liebe zerſtört, unbefleckt bewahren. Dies iſt ein reiner, Dir gefälliger Gottesdienſt. So nur würden alle Familien auf Erden Eine Gottesfamilie ausmachen, auf die Du, Vater der Menſchen, mit Wohlgefallen herabblickeſt. Daß der Gottesdienſt, zu dem jetzt dieſe Kapelle eingeweiht, und der jetzt und in künftigen Zeiten hier entrichtet wird, dazu beitrage — das iſt Dein Wille; dazu verhülf uns Du durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn, Amen.“

Nachdem die Kapelle eingeweiht und der erſte Gottesdienſt darin gehalten war, ging man in dem großen Saale zur Tafel. Kaum hatte man ſich geſetzt — ſo erſchollen Trompeten in dem Schloßhofe. Kunerich und die übrigen Ritter horchten hoch auf, ſprangen an die Fenſter, und ſahen eine Schaar bewaffneter Reiſige in dem Schloßhofe. Mehrere Diener ſtürzten zur Saalthüre herein und riefen: „Der Herzog!“ Die Ritter wollten ihm entgegen eilen — allein ſchon trat er, von mehreren Rittern begleitet, in den Saal. Er war ein anſehnlicher Mann, von hoher, edler Geſtalt. Seine Locken waren bereits grau, allein ſeine Augen noch voll Feuer. Er begrüßte Edelbert zuerſt, bot ihm die Rechte und ſprach: „Mein lieber Ritter Edelbert, ich wollte Euch die erſte Nachricht von dem ruhmvoll erkämpften Frieden, und meinen und des Kaiſers Dank für die durch Eure Krieger dabei geleiſtete Hülfe ſelbſt überbringen, und dieſe Eure tapfern Leute, die den Frieden erkämpfen halfen, Euch perſönlich wieder zuführen. Geſtern Abends ſpät kam ich auf Tannenburg an, wo ich hörte, daß Ihr in Fichtenburg wäret. Ich ritt alſo, mit meinen Kriegsgefährten, ſogleich nach Anbruch des Tages hieher — überzeugt, daß wir nun auch in Ritter Kunerich einen aufrichtigen und getreuen Freund finden würden.“

„Nicht wahr,“ ſprach er zu Kunerich gewandt und ihm die Hand bietend, „eines ſolchen Ueberfalls waret Ihr nicht gewärtig? — Ich verſichere Euch hiemit auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers deſſen höchſter Zufriedenheit über Eure Ausſöhnung mit dem vortrefflichen Edelbert, und bezeige Euch auch mein Wohlgefallen, zwei ſo tapfere Ritter in Frieden und Eintracht hier beiſammen zu finden.“ Kunerich war vor Freude faſt außer ſich. Die Gnade des Kaiſers und des Herzogs wirkte faſt wie Rheinwein auf ihn; ſie machte ihn beinahe trunken.

Der Herzog bemerkte jetzt den frommen Abt, ging zu ihm hin, bezeigte ihm ſeine aufrichtige Freude, ihn hier zu treffen, und ſetzte noch bei: „Ich freue mich um ſo mehr, Euch hier zu ſehen, Hochehrwürdiger Vater, da dieſes Glück uns Weltleuten ſo ſelten zu Theil wird; Ihr zeigt Euch nirgends außer den Mauern Eures Kloſters, als wo Euch die fromme Pflicht hinruft.“

Hierauf wandte ſich der Herzog an Kunerichs Gemahlin, und ſprach: „Auf Eure gütige Geſinnungen vertrauend, edle Frau, lade ich mich, als ein ungebetener Kirchweihgaſt, ſelbſt zu Tiſche, und begrüße in Euch meine und der Ritter, die mit mir kamen, freundliche Hauswirthin! An Euch, mein liebenswürdiges Fräulein,“ ſprach er zu Roſa, „habe ich noch beſondere Aufträge, die ihr nach Tiſche vernehmen ſollet.“

„Jetzt,“ ſprach der Herzog zu der übrigen Geſellſchaft, „will ich alle die Herren Ritter und deren Frauen und Fräulein Töchter, die ich hiemit ſämmtlich grüße, nicht länger von der Tafel abhalten, und ſogleich mit gutem Beiſpiele vorangehen; denn, die Wahrheit zu geſtehen, habe ich von dem etwas ſtarken Ritte hieher wirklich Hunger bekommen. Wir wollen einmal recht freundſchaftlich und ohne Umſtände zuſammen ſpeiſen. Frau von Fichtenburg und Fräulein Roſa wünſchte ich hier zu meinen beiden Seiten zu haben, obwohl ich ſo dreifach gegen das Sprichwort anſtoße: „Die Tugend befindet ſich in der Mitte.“ Euch, Hochehrwürdiger Abt, hätte ich am liebſten mir gegenüber, zwiſchen den zwei ausgeſöhnten Rittern. Friedenſtiften war von jeher Euer liebſtes Geſchäft; dieſe Stelle kann Euch alſo nicht anders, als angenehm ſeyn. So haben wir auch die vier Perſonen, die an der Geſchichte, die uns hier zuſammen bringt, den meiſten Antheil haben, zunächſt um uns, und können um ſo vertraulicher zuſammen ſprechen. Die Uebrigen wiſſen ihre Plätze.“

Der Herzog ſetzte ſich an die erſte Stelle der Tafel, wo man ein friſches Gedeck und einen goldenen Pokal für ihn bereitet hatte; alle übrigen ſetzten ſich, wie er es angeordnet hatte. Nachdem der erſte Hunger der Gäſte geſtillt war, ſprach der Herzog: „Sowohl die Fehde zwiſchen Edelbert und Kunerich, als auch ihre Ausſöhnung, und was Frau Hildegard und vorzüglich Fräulein Roſa dazu beigetragen, iſt uns zwar ſchon in dem kaiſerlichen Lager zu Ohren gekommen. Allein die Geſchichte iſt mir ſo wichtig, daß ich auch die näheren Umſtände zu wiſſen wünſchte.“ Er fragte nun bald nach dieſem, bald nach jenem Umſtand. Edelbert und Roſa, Kunerich und Hildegard mußten abwechſelnd erzählen. Der Herzog hörte ſehr aufmerkſam zu, und bezeigte dem trefflichen Edelbert öfter ſein Bedauern und der edlen Roſa ſeinen Beifall. Auch der Frau von Fichtenburg ertheilte er verdiente Lobſprüche, und fand an Kunerichs gegenwärtigem Betragen ein beſonderes Vergnügen. Edelbert und Roſa wollten, um Kunerich zu ſchonen, in ihrer Erzählung Manches verſchweigen, oder doch ſchnell darüber wegeilen. Allein Kunerich erzählte es dann ſelbſt mit freimüthiger Aufrichtigkeit. „Ich habe grob gefehlt,“ ſagte er; „ich weiß es. Allein der Fehler iſt nun einmal geſchehen, und ihn verheimlichen machte ihn nicht ungeſchehen. Rühmlicher iſt es, den Fehler friſch weg bekennen, und ihn, ſo gut man kann, wieder vergüten. Das, glaube ich, redlich gethan zu haben; und ich rathe jedem, der gefehlt hat, es auch zu thun. Er wird dabei nicht übel fahren, und auf einem andern Wege kommt Ruhe und Zufriedenheit niemals in ſein Herz.“

Am Ende der Erzählung blickte der Herzog vergnügt im Kreiſe umher, und ſprach, indem er auf Roſa deutete: „Dem werthen Fräulein hier haben wir es zu danken, daß wir bei dieſer Freudenmahlzeit friedlich beiſammen ſitzen. Ohne ihre Dazwiſchenkunft würden wir uns jetzt einander im blutigen Kampfe feindlich gegenüber ſtehen. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir den Ritter Edelbert nicht im Kerker hätten ſitzen laſſen. Es war im kaiſerlichen Lager ſchon beſchloſſen, ſobald der Friede mit den auswärtigen Feinden zu Stande gebracht wäre, ſollte ich mit großer Macht vor Kunerichs Burg rücken, um ſie zu erobern. Kunerich hätte uns den Kampf gewiß ſehr heiß gemacht, und vieles Menſchenblut wäre an den Mauern dieſer Burg herabgefloſſen. Gott ſey geprieſen, daß Er durch eine zarte Jungfrau, das edle Fräulein hier, es anders lenkte.“

Die beſcheidene Roſa erröthete. „Ach gnädigſter Herr,“ ſagte ſie, „ſo viele Ehre gebührt mir nicht! Gott allein lenkte Alles ſo. Das Vögelein, das in den Brunneneimer flog, hat an dem glücklichen Ausgange der Mißverſtändniſſe zwiſchen Ritter Kunerich und meinem Vater ſo vielen Antheil, als ich. Dadurch, daß es in eben dem Augenblicke, da Eberhard ſich am Brunnen befand und Thekla entfernt war, herbei gekommen, verhinderte es den Krieg.“

Der fromme Abt Norbert ſprach ſehr gerührt: „Dieſe feine und liebliche Bemerkung, die Fräulein Roſa machte, iſt nicht mit Gold zu bezahlen. Ja, ſo iſt es. Tauſend kleine Umſtände kommen in dem täglichen Leben vor, auf die wir nicht achten, und die doch von den wichtigſten Folgen ſind und oft das Schickſal vieler Menſchen entſcheiden. Solcher Umſtände finden ſich in dieſer Geſchichte noch mehrere. Wer denkt zum Beiſpiele daran, daß ſein Schickſal davon abhängen könne, ob es heute regne oder die Sonne ſcheine? Allein wenn es an jenem Tage, an dem die Herbſtſonne ſo freundlich in dieſe Burg herein ſchien, geregnet hätte, ſo wäre der kleine Eberhard nicht in den Burghof hinab gekommen, und Roſa hätte keine Gelegenheit gefunden, ihn zu retten und das Herz ſeines Vaters zu erweichen — und vielleicht mehrere hundert tapfere Männer hätten bei der Belagerung dieſer Burg das Leben verloren, und ihre Wittwen und Waiſen unzählige Thränen darüber vergoſſen. Wer hält es für möglich, daß es in der Geſchichte ſeines Lebens eine große Aenderung machen könne, ob dieſe oder jene Speiſe auf ſeinem Tiſche ſtehe? Allein wäre jenes Näpfchen voll Erdſchwämme dort in der Köhlerwohnung nicht auf dem Tiſche geſtanden, ſo wäre es dem Fräulein wohl nicht eingefallen, das Dienſtmädchen der Thorwärterin zu werden. Jene Erdſchwämme wendeten unter

Gottes Leitung das große Unglück ab, daß dieſe Burg anſtatt des Freudenfeſtes, das wir jetzt darin feiern, nun beſtürmt, und vielleicht in einen Schutthaufen verwandelt würde. So verherrlichet ſich die göttliche Vorſehung in den anſcheinenden Zufällen des menſchlichen Lebens. Wie ein geſchickter Tonkünſtler tauſenderlei Töne, ja mitunter ſelbſt Mißlaute, zu einem wohllautenden Ganzen zu vereinigen weiß, ſo fügt die göttliche Allmacht und Weisheit tauſenderlei, theils angenehme, theils unangenehme Ereigniſſe unſers Lebens zu einem wohl übereinſtimmenden Ganzen zuſammen. Möchten wir unſer Leben in dieſer Hinſicht öfter aufmerkſam überdenken — wie oft würden wir Anlaß finden, Gott für Seine weiſen und liebreichen Anordnungen mit frohem Herzen zu loben und zu preiſen!“

Alle gaben ihm Beifall; der Herzog aber ergriff jetzt feierlich den goldenen Pokal, ſtand auf, und rief: „Auf das Wohl des Kaiſers!“ Alle, der Abt, die Ritter, die Edelknechte, Frauen und Fräulein erhoben ſich ehrerbietig, wiederholten den Ausruf mit lauter Stimme, und tranken. Hierauf ſtellte der Herzog den goldenen Becher auf die Tafel, wandte ſich zu Roſa, und ſprach: „In dieſem feierlichen Augenblick entledige ich mich des Auftrages des Kaiſers — an Euch, mein theures Fräulein. Mit hohem Wohlgefallen hat der Kaiſer Eure große Liebe zu Eurem Vater vernommen, die uns nach glücklich beendigtem, auswärtigem Kriege eine einheimiſche blutige Fehde erſparte. Er beſchloß daher in ſeiner Weisheit, was ich jetzt Euch, werthes Fräulein, Eurem geliebten Vater, und allen Anweſenden kund und zu wiſſen machen werde." Der Herzog winkte einem der Ritter, die mit ihm gekommen waren. Dieſer brachte einen großen, mit vielen Verzierungen auf Pergement geſchriebenen Brief, in rothem, ſammetnem Umſchlag, von dem an ſeidenen, mit Gold durchflochtenen Schnüren ein großes kaiſerliches Siegel in einer Kapſel von Elfenbein herabhing. Der Herzog überreichte den Brief dem erſtaunten Fräulein, und ſprach: „Mein verehrtes Fräulein! Da Euer Vater keinen Sohn hat, und Tannenburg, als ein Mannslehen, nebſt allen Gütern an den Kaiſer und das Reich zurückfallen würde, Ihr aber dem Kaiſer und dem Reiche größere Dienſte geleiſtet habt, als es vielleicht zehn Söhne hätten thun können; ſo wird, wie dieſer Brief ausführlicher ſagt, dieſes Lehen von dem Kaiſer und den Fürſten des Reiches Euch übertragen. Ihr könnet nun aus den edelſten Ritterſöhnen Deutſchlands Euch einen Gemahl nach Eurem Herzen wählen, und derſelbe hat keine andere Bedingungen zu erfüllen, als daß er ſich von Tannenburg ſchreibe. Möge ſo der ruhmwürdige Name von Tannenburg ſich noch auf Enkel und Urenkelſöhne forterben, und dieſes edle Geſchlecht noch lange ein Segen der Erde bleiben.“

Edelbert war von dieſer ausgezeichneten Gnade des Kaiſers tief gerührt. Roſa, die ſich einer ſolchen Auszeichnung nicht würdig hielt, konnte kaum Worte finden, ihren Dank auszudrücken. Der Wunſch des Herzogs aber ward in der Folge vollkommen erfüllt. Viele edle junge Ritter bewarben ſich um Roſa's Hand; ſie aber wählte den edelſten unter allen, mit dem ſie auch in der glücklichſten Ehe lebte — Ekbert, den jüngſten Sohn des Herzogs. Doch dies geſchah erſt nach einigen Jahren.

Jetzt äußerte der Herzog, daß er nach beendigter Tafel noch den Brunnen und die Kapelle zu ſehen wünſchte. Hildegard ordnete ſogleich an, daß der Eimer des Brunnens, bevor man ihn hinab ließe, rings mit brennenden Wachskerzen umgeben werde, um die dunkle Tiefe des Brunnens zu beleuchten.

Der Herzog begab ſich mit der ganzen Geſellſchaft zu dem Brunnen, lobte deſſen kunſtreiche Bauart, und ſprach, indem er den Kranz von ſchimmernden Lichtern immer tiefer hinab ſinken ſah: „Wahrhaftig, mein wertheſtes Fräulein, mich wunderts, wo Ihr den Muth hergenommen, Euch da hinab zu wagen. So lange dieſe Burg ſteht, wird man von dem kühnen Fräulein von Tannenburg reden. Ihr habt Euch an dieſem Brunnen ein Denkmahl geſtiftet, desgleichen dem größten Helden kaum eines zu Theil wird.“

„Ach nicht doch, gnädigſter Herr,“ ſagte das anſpruchsloſe Fräulein. „Der Brunnen ſey vielmehr ein Denkmahl der Allmacht und der Barmherzigkeit Gottes. Ich fühle es in dieſem Augenblicke, da ich hinab ſehe, nur zu wohl, daß der Muth, mich hinab zu wagen, nicht in mir lag. Gott hat mir den Muth eingehaucht; Gott hat den Knaben gerettet. Nur Ihm, dem Allbarmherzigen, von dem Alles Gute kommt, wollen wir danken! Ihn lobe und preiſe, wer immer dieſen Brunnen erblickt.“

Der Herzog begab ſich hierauf in die Kapelle, kniete einige Minuten an den Stufen des Altars, ſtand dann auf, und ſprach: „Da eigentlich Roſa's kindliche Liebe zu ihrem gefangenen Vater ſein Gefängniß in eine Kapelle umgeſchaffen hat, ſo ſollte man mit goldenen Buchſtaben die Inſchrift über den Altar ſetzen: „Dem Andenken der kindlichen Liebe.“

Roſa antwortete, abermal beſcheiden erröthend: „O nein, nein! Das wäre zu viel Ehre für einen Menſchen. Dem Allerhöchſten allein, der große Dinge an uns gethan hat, bleibe dieſer Altar und dieſe Kapelle gewidmet.“

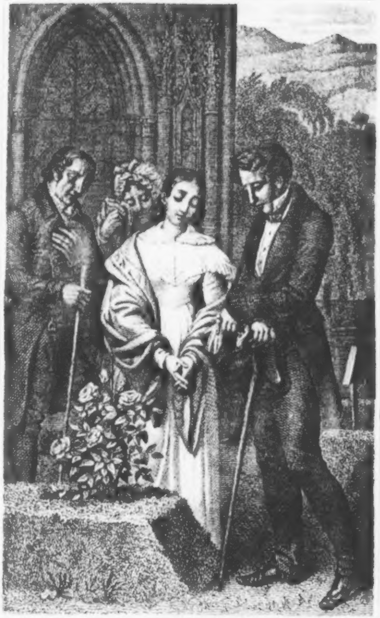
Der fromme Abt lobte Roſa's Beſcheidenheit, und ſprach dann weiter: „Ich ſchlage jedoch vor, anſtatt der Inſchrift, die das beſcheidene Fräulein mit Recht ablehnt, mit großen goldenen Buchſtaben die Worte anzubringen: „Ehre Vater und Mutter, ſo wird es dir wohl gehen, und du wirſt lange leben auf Erden.“ Es geſchah — und die göttliche Verheißung, die in dieſen Worten enthalten iſt, wurde auch fernerhin an Roſa im reichlichſten Maaße erfüllt.

◆

Inhalt.

Roſa von Tannenburg.

Univ. Bibl.
München



DER ROSENSTOCK.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Achtes Bändchen.

Augsburg.
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1842.

Univ. Bibl.
München

Der Roſenſtock.

1.

Herr Alkmar und ſein Sohn Ludwig.

Herr Alkmar war ein angeſehener Kaufmann von großem Verſtande, und, was noch mehr iſt, ein Mann von dem vortrefflichſten Herzen. Eine ihm ganz eigene Leutſeligkeit, die von Herzen kam, gewann ihm alle Herzen; die ungeſuchte, ihm ganz natürliche Würde bei Allem, was er ſprach und that, flößte Ehrfurcht ein. Obwohl er ſchon etwas betagt war, ſo hatte er, als ein Zeichen wohl zugebrachter Jünglingsjahre, noch eine ſo friſche, faſt jugendliche Geſichtsfarbe, daß Fremde, die ihn das erſte Mal ſahen, ihn für zehn Jahre jünger hielten. Sein Anzug war immer ſehr einfach und ohne allen Prunk; am liebſten trug er einen dunkelfarbigen Ueberrock von ſehr feinem Tuche, und nur ein Ring mit einem koſtbaren Edelſteine bezeichnete den Mann von großem Vermögen. Sein ſchönes wohlgebautes Haus, das er leicht mit fürſtlicher

Pracht hätte ausſchmücken können, hatte nur eine anſtändig bürgerliche und etwas alterthümliche Einrichtung; er haßte unmäßige Pracht und öfteres Aendern der Hausgeräthe als ungeziemend für einen Bürger; allein einige herzerhebende Gemälde von großen Meiſtern dienten dem Hauſe zur beſſern Zierde. Die Ordnung und Genauigkeit, womit er ſeine große Handlung führte, war muſterhaft; er war ſo zuverläßig, ſo rechtſchaffen und billig, daß Jedermann am liebſten mit ihm Geſchäfte machte.

Einige tadelten zwar an ihm, daß er ſich in manches Geſchäft einließ, das etwas ins Kleinliche ging, ihm viele Mühe machte, und ihm geringen Gewinn, ja manchmal wohl gar nicht unbedeutenden Verluſt brachte. Allein er befaßte ſich mit dergleichen Geſchäften bloß, um vielen arbeitſamen Familien, die ſonſt brodlos geweſen wären, Verdienſt und ihr ehrliches Auskommen zu verſchaffen, indem er dieſe Art von Wohlthätigkeit für die beſte hielt. Ehrliebende Hausarme, die nichts mehr verdienen konnten, unterſtützte er im Stillen ſehr reichlich, und um manchen Familienvater, der durch Unglücksfälle weit herabgekommen war, zu retten, hatte er mit wahrer Großmuth in Geheim ſchon manche bedeutende Summe hingegeben. Er wurde als ein ſehr wohlthätiger Mann und als ein wahrer Menſchenfreund geprieſen. Nur leichtſinnige und arbeitſcheue Verſchwender, die Geld von ihm bergen wollten, lobten ihn nicht; denn er wußte ihnen Sparſamkeit, Mäßigkeit und Arbeitſamkeit ſehr nachdrücklich einzuſchärfen, und hatte bei ſeinem mannichfaltigen und ausgebreiteten Gewerbe immer ſogleich eine angemeſſene Arbeit, wobei ſich mit anhaltendem Fleiße wohl etwas verdienen laſſe, für ſie in Bereitſchaft — wozu ſie ſich denn freilich nicht verſtanden, und ihm von Herzen gram wurden.

Mit ſeiner Ehegattin, einer in jeder Hinſicht vortrefflichen Frau, hatte er fünfzehn Jahre in der glücklichſten Ehe gelebt. Er hatte ſie, obwohl ſie ſehr ſchön war, nicht wegen ihrer Schönheit, auch nicht wegen ihres Vermögens, das geringe war, vor vielen Andern gewählt. Ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre liebenswürdige Beſcheidenheit, ihre jungfräuliche Sittſamkeit, ihre Arbeitſamkeit und ihre übrigen häuslichen Tugenden dünkten ihm der beſte Brautſchatz. Nach ihrem Tode, der ihn tief betrübte, wollte er nie mehr von einer zweiten Ehe hören.

Von ſeinen Kindern, die frühe ſtarben, war ihm nur ein einziger Sohn, Namens Ludwig, übrig geblieben, der nunmehr einige zwanzig Jahre alt, und das getreue Ebenbild ſeines Vaters war. Schön und blühend von Angeſicht, wohlgebildet und von edler Geſtalt, voll Anſtand in ſeinem Betragen, genau in ſeinen Geſchäften, gefällig gegen Freunde, großmüthig gegen Arme, untadelig in ſeinen Sitten, voll Ehrfurcht gegen Gott und gegen Alles, was dem Menſchen heilig ſeyn muß, war er die einzige Freude des Vaters und eine Zierde der Stadt. Gegenwärtig befand ſich der treffliche Sohn, theils in Geſchäften, theils ſich noch mehrere Handelskenntniſſe zu erwerben, in England, und der Vater erwartete täglich ſeine Zurückkunft.

Eines Abends nun, da es eben draußen ſehr ſtürmte und regnete, ſaß der alte Herr Alkmar eben in dem warmen Zimmer bei einer Schale Kaffee und rauchte ſein Pfeifchen. Herr Wohlmuth, ſein erſter Buchhalter, der noch mit ihm zur Schule gegangen war, und den er wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Treue ſeinen erſten Freund zu nennen pflegte, ſaß bei ihm und Beide verabredeten mit einander eben ein kleines Feſt, das bei der Ankunft des edlen Ludwigs gefeiert werden ſollte.

Da trat der Briefträger mit einem Pack Briefe herein. Herr Alkmar erbrach ſie und durchlief ſie mit ſchnellen Blicken. Als er wieder einen durchging, der ihn ſehr zu erfreuen ſchien, veränderte ſich plötzlich ſeine Geſichtsfarbe, und die Hand, in der er den Brief hielt, fing an heftig zu zittern. Wohlmuth erſchrak. Er wußte, daß Verluſte im Handel, deren Herr Alkmar ſchon viele mit Gleichmuth übertragen hatte, ihn nicht ſo betrüben könnten. „Um des Himmels willen, was iſt Ihnen!“ fragte Wohlmuth bekümmert. „Da lies!“ ſprach Alkmar mit einem Seufzer, reichte ihm den Brief, ſank in ſeinen Lehnſeſſel zurück, faltete die Hände, und blickte voll ſtummen Schmerzens zum Himmel.

Wohlmuth las. Ein Handlungsfreund in Hamburg meldete bloß in einer Nachſchrift den Untergang eines Schiffes — und das Schiff war, was der Handlungsfreund freilich nicht gewußt hatte, eben das Schiff, auf dem Ludwig zurückkommen ſollte.

Dieſe Nachricht war auch für Wohlmuth ein Donnerſchlag. Indeß ſuchte er ſeinen Freund Alkmar zu beruhigen. „Einige Perſonen,“ ſagte er, „wurden ja laut des Briefes gerettet. Vielleicht war Ludwig unter dieſen wenigen Glücklichen! Auch wäre es ja noch möglich, daß Ludwig ſich gar nicht auf dieſem Schiffe befunden hätte. Vielleicht ließ Gottes heilige Vorſicht, ihm irgend ein Hinderniß in den Weg kommen, daß er in England noch aufgehalten wurde, und ſich nicht einſchiffen konnte. Wir haben ja viele dergleichen Beiſpiele, wie der gütige Gott die Menſchen vor drohendem Unglück gnädig bewahrt hat.“

„Du machſt da,“ ſprach Alkmar, „ein ſchwaches Fünklein von Hoffnung in meinem Herzen aufglimmen, lieber Wohlmuth! Allein ich fürchte, es werde bald wieder erlöſchen. Indeß wollen wir ſobald möglich ins Klare kommen.“

Er ſchellte und ſagte dem hereintretenden Diener: „Geh eilends auf die Poſt, eine Staffete zu beſtellen. Sag' dem Herrn Poſtmeiſter, ich laſſe ihn bitten, dem abgehenden Poſtillion das ſchnellſte Pferd aus dem Poſtſtalle zu geben. Der Brief, den der Poſtillion mitnehmen ſoll, werde ſogleich folgen.“

Hierauf befahl Herr Alkmar, alle Handlungsdiener im Hauſe möchten bei allen Kaufleuten der Stadt nachfragen, ob ſie nicht Briefe mit genaueren Nachrichten über den Untergang des Schiffes erhalten hätten; er aber ſelbſt ſetzte ſich hin, an den Handelsfreund in Hamburg zu ſchreiben.

Die Handlungsdiener kamen bald zurück, und brachten die Nachricht, der Untergang des Schiffes ſey gewiß; jedoch ſeyen eilf Perſonen, und darunter ein junger Kaufmann, nebſt deſſen Diener gerettet worden. Der Name des Kaufmanns war aber nicht bekannt. Alkmar faßte wieder einige Hoffnung. Zwiſchen Hoffnung und Furcht verfloß ihm der folgende Tag. Mit unbeſchreiblicher Sehnſucht erwartete er die Staffette mit der Antwort zurück. Er fühlte eine unnennbare Angſt, und mußte alle ſeine Kräfte aufraffen, nicht vor Angſt zu vergehen. „Vater,“ betete er, „wenn dieſer Kelch nicht mehr vorüber gehen kann, ohne daß ich ihn trinke, ſo ſende mir Kraft und Stärke vom Himmel, mich in Deinen heiligen Willen zu ergeben!“

Die ganze Stadt, in der Ludwig allgemein geſchäzt und geliebt war, erwartete die Zurückkunft der Staffette mit banger Erwartung. Ludwigs Schickſal war das allgemeine Geſpräch der Stadt. Endlich kam die Antwort: Ludwig ſey mit auf dem Schiffe geweſen; allein unter den Geretteten befinde er ſich nicht. „Nun, guter Gott!“ ſagte Herr Alkmar tief erſchüttert, „ſo war es denn Dein Wille ſo! Was Du thueſt, iſt wohlgethan. Anbetend unterwerfe ich mich Deinen unerforſchlichen, aber immer weiſen und liebevollen Fügungen.“

Er war zu angegriffen, als daß ſeine Augen hätten Thränen finden können. Voll ſtummen Schmerzens verſchloß er ſich in ſein Zimmer, um dem Andrange tröſtender Freunde und Verwandten auszuweichen, und ſeinen Troſt in Gott zu ſuchen.

2.

Nähere Nachrichten von Ludwig.

Einige Tage nachdem der Brief mit der beſtimmten Nachricht von Ludwigs Tode angekommen war, ließ ſich ein alter Matroſe bei Herrn

Alkmar melden. Herr Alkmar, der im ſchwarzen Kleide an ſeinem Schreibtiſche ſaß, ließ ihn ſogleich vor. Der Matroſe hatte ſich auf dem unglücklichen Schiffe befunden, und konnte dem Herrn Alkmar den ausführlichſten Bericht von dem Untergange des Schiffes erſtatten.

»Wir hatten einen Sturm auszuſtehen,« ſagte der Matroſe, „desgleichen ich alter Mann noch nie erlebt habe. Der Sturm hatte ſich kurz vor Einbruch der Nacht erhoben, und das Schiff mit einer Gewalt fortgeriſſen, der nichts widerſtehen konnte. Wir kamen weit von unſerer Richtung ab, und wußten zuletzt nicht mehr, wo wir waren. Schwarze Wolken bedeckten den ganzen Himmel; die Nacht war ſo finſter, daß wir kaum die Hand vor den Augen ſehen konnten. Eine oder zwei Stunden nach Mitternacht fühlten wir plötzlich einen Stoß, der uns Alle zu Boden warf; ein furchtbares Gekrach verkündete uns, das Schiff ſey geſcheitert. Das Waſſer drang mit großer Gewalt von allen Seiten in das Schiff; es wurde von der Macht der Wellen bald vollends zertrümmert. Der Steuermann, ich und ſieben andere Matroſen, und noch zwei Reiſende, die gute Schwimmer waren, retteten ſich auf die Klippen, an denen das Schiff geſcheitert war. Der Kapitän und alle Uebrigen auf dem Schiffe ſind in dem Meere ertrunken.«

»Der junge Herr Alkmar,« fuhr der Matroſe fort, und wiſchte ſich die Augen, „wurde von uns allen herzlich bedauert. Wir Matroſen liebten ihn alle ſehr; er war gar ſo liebreich und freundlich. Er redete mit Jedem von uns, erkundigte ſich nach allem, was die Schiffſahrt betrifft, und hat uns, wenn wir wacker gearbeitet hatten, manchen guten Trunk bezahlt. Ich weiß gewiß, jeder aus uns hätte mit Freuden ſein Leben daran gewagt, ihn, wenn es möglich geweſen wäre, zu retten. Allein wir fanden nicht mehr Zeit, auch nur daran zu denken. Ich habe ihn Abends, da eben der Sturm loszubrechen drohte, noch oben auf dem Verdecke des Schiffes geſehen. Mir iſt's, ich ſehe ihn noch! Er ſaß in ſeinem dunkelblauen Ueberrocke auf einer Bank, las in einem Briefe, und eine Brieftaſche von rothem Saffian lag neben ihm. Er ſchien ſehr gerührt. Vielleicht hatte er eine Ahnung von dem, was ihm bevorſtand. Wir ſahen nichts mehr von ihm! Nur die Brieftaſche habe ich nachher unter den Trümmern des Schiffes gefunden. Hier iſt ſie! Sie enthält mehrere Briefe an ihn und eine Banknote von Werth. Deßhalb wollte ich Ihnen die Brieftaſche ſelbſt überbringen."

Herr Alkmar nahm die Brieftaſche mit zitternder Hand und öffnete ſie. Er erblickte die Briefe, die er an ſeinen Sohn geſchrieben hatte. „Der gute Ludwig!" ſprach Herr Alkmar. „Alle meine Briefe hat er auf's Sorgfältigſte aufbewahrt, ſie bei ſich getragen, und wie ich es wünſchte, öfter wieder geleſen!“ Der liebevolle Vater, deſſen Schmerz bisher thränenlos war, konnte erſt jetzt beim Anblicke dieſer Briefe wohlthätige Thränen vergießen, die ſeine gepreßte Bruſt erleichterten. „Weinen Sie immerhin,“ ſagte der Matroſe, indem ihm ſelbſt die Thränen über die braunen Wangen floſſen; „er iſt der Thränen werth. Ach, ich wollte, er ſtände hier, und ich läge dafür im tiefſten Abgrunde des Meeres! Er könnte der Welt noch mehr nützen, als ich alter, abgelebter Mann.“

Der Matroſe beſchloß ſeine Erzählung. „Am Morgen nach unſerm Schiffbruche,“ ſagte er, „erblickten wir uns auf einem kahlen Felſen und rings umher nichts, als das unermeßliche Meer. Wir wären hier ganz gewiß vor Hunger und Durſt umgekommen, denn wir fanden nichts als einige Meermuſcheln und etwas Regenwaſſer, das ſich in den Spalten der Felſen geſammelt hatte. Allein da ſchickte Gott ein Schiff her, das nicht weit von unſerm Felſen vorbeiſegelte. Wir erhoben an einer Segelſtange ein Segeltuch, das der Sturm an das Ufer geworfen hatte, und gaben damit dem Schiffe ein Zeichen. Wir wurden in das Schiff aufgenommen. Auf dem fremden Schiffe kamen wir nach Hamburg und brachten von unſerm Schiffe nichts zurück, als die Nachricht von ſeinem Untergange.“

Herr Alkmar nahm die Banknote aus der Brieftaſche, und ſchenkte ſie dem Matroſen. „Nehmt dieſes,“ ſagte er, „für Eure Liebe zu meinem Sohne und für die Redlichkeit, mit der ihr die Banknote zurück gabt. Mein Buchhalter ſoll ſie Euch in baares Geld umſetzen. Legt aber das Geld an — als einen Nothpfennig für Eure alten Tage!“ Der Matroſe erſtaunte über dieſes reiche Geſchenk, und dankte mit weinenden Augen Gott und dem Herrn Alkmar.

Herr Alkmar fühlte den Schmerz über den Verluſt ſeines Sohnes mehrere Tage in allen Gliedern. Seine Geſundheit fing an zu wanken. Eines Morgens, an einem Sonntage, da er eben aus der Kirche zurückkam, wo er dem Gottesdienſte mit großer Andacht beigewohnt hatte, fühlte er ſich gar nicht wohl. Er fand nicht mehr Zeit, die Trauerkleider abzulegen, und ſank in ſeinen Lehnſeſſel. Wohlmuth, der ihn begleitet hatte, hoffte, der Anfall werde vorübergehen, und machte dem Herrn Alkmar Hoffnung, es werde bald beſſer werden.

„Lieber Wohlmuth!“ ſagte Alkmar, „meine Hoffnungen in dieſer Welt ſind dahin. Allein mir gehen jetzt herrlichere Hoffnungen auf. Ja, bald wird es beſſer mit mir werden — drüben in der beſſern Welt. Ich habe heute meine Rechnung mit dem Himmel abgeſchloſſen, und mich mit dem

Brode des Lebens auf die weite Reiſe geſtärkt. Ich hoffe, meine ewigen Angelegenheiten ſeyen in Ordnung; nun will ich auch noch einige zeitliche Geſchäfte in Richtigkeit bringen. Setz' dich hieher an den Tiſch; da iſt Papier, Dinte und Feder. Ich will dir meinen letzten Willen diktiren; Notar und Zeugen mögen ihn dann unterſchreiben und ſiegeln. — Das große Vermögen, mit dem mich Gott ſegnete, würde ganz meinen Anverwandten zufallen. Wie ich ſie aber kenne, wäre das kein Glück für ſie, ſondern ein wahres Unglück. Sie ſollen indeß, wiewohl ſie mir nicht ſehr nahe verwandt ſind, dennoch den anſehnlichſten Theil davon erhalten; jedoch unter ſolchen Bedingungen, daß ſie das Geld nicht zu ihrem Schaden mißbrauchen und verſchwenden, ſondern nur nützlich anwenden können; es ſoll vorzüglich ihren Kindern zu gut kommen. Wenn aber die Kinder nicht was Rechtes lernen wollen, und ſich nicht gut aufführen, ſo ſollen ſie von meinem Gelde keinen Heller zu ſehen bekommen. Für dich, lieber Wohlmuth, und für alle meine treuen Diener, die mir mein Vermögen erwerben halfen, ſoll wohl geſorgt werden. Auch die Armen und die Schulen werde ich nicht vergeſſen. Doch, ſchreibe jetzt, mich dünkt, wir haben wenig Zeit mehr übrig.«

Allkmar fing an zu diktiren, hielt aber plötzlich inne und ſagte: „Gott, wie wird mir! — Nun, denke ich, kommt der Herr und ruft mich ab! — Er wolle dies Geſchäft, das ich nicht mehr ausmachen kann, vollenden, und es Allen, die es betrifft, zum Beſten gereichen laſſen!«

Er ſchwieg — betete ſtille — und ſprach dann mit brechender Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Nimm mich denn auf zu Dir, und vereinige mich droben bei Dir wieder mit meinen Geliebten, die mir vorausgegangen ſind — mit meiner frommen Gattin, mit meinem guten Sohne Ludwig, und mit meinen übrigen Kindern!« Mit dieſen Worten verſchied er. Er war vom Schlage gerührt worden. Durch einen ſanften Tod hatte Gott ihn ſchnell zu ſich genommen. Alle im Hauſe eilten auf Wohlmuths Rufen beſtürzt in das Zimmer. Der Jammer, den alle erhoben, als ſie ihren guten Herrn in der ſchwarzen Trauerkleidung, ſein Haupt an Wohlmuths Bruſt gelehnt, als Leiche im Lehnſeſſel daſitzen ſahen, läßt ſich nicht beſchreiben. Allein ſelbſt der Anblick ihres erblaßten Wohlthäters gewährte ihnen Troſt. Sein Angeſicht ſah ſo mild und lieblich, ſo fromm und ſelig aus, daß alle voll Andacht die Hände falteten. Es war ihnen, als lächle er, daß er ſein Tagewerk auf Erden nun glücklich vollbracht habe. Und Wohlmuth ſprach: „Er hat hier reichlich ausgeſäet, und iſt nun hingegangen, dort reichlich einzuärndten.«

3.

Eine unerwartete Erſcheinung.

Der Tod des alten Herrn Alkmar ſetzte, ſo wie früherhin die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes, die ganze Stadt in die aufrichtigſte Betrübniß. Nur die Anverwandten waren nicht ſehr beſtürzt; ſie fühlten vielmehr über die reiche Erbſchaft, die ihnen ſo unerwartet zufiel, eine ganz unmäßige Freude. Sie konnten bei dem Leichenbegängniſſe des alten Herrn, wo tauſend redliche Zähren floſſen, den Jubel ihres Herzens kaum verbergen, und mancher bedeckte ſeine Augen mit dem weißen Tuche, als trocknete er ſeine Thränen; allein im Grunde wollte er nur nicht merken laſſen, daß er nicht weine.

„Die Erbſchaft iſt ungeheuer — unermeßlich!“ hieß es. Sie betrug auch in der That mehrere hunderttauſend Gulden, wohl gar eine Million. Allein als es zum Theilen kam, zur Unterſuchung der Handlungsbücher, der Papiere, der verſiegelten Kaſſen — war den geldgierigen Erben Alles noch zu wenig. Sie begegneten dem alten würdigen Buchhalter Wohlmuth ſehr unwürdig. Sowohl er, als die übrigen treuen Diener, denen Herr Alkmar Vieles vermacht haben würde, wenn ihn der Tod nicht übereilt hätte, erhielten anſtatt irgend eines Geſchenkes, nichts als Vorwürfe. Von allen den milden Gaben, die Herr Alkmar ſeit Jahren ehrliebenden Armen wöchentlich hatte austheilen laſſen, wurde nichts mehr bezahlt.

Die Verwandten geriethen unter einander ſelbſt in Streit, und Alles ließ ſich zu einem Prozeſſe an. Endlich ſiegte die Begierde, die Erbſchaft ſogleich zu beſitzen. Sie ſchloſſen einen Vergleich und alle waren nun bloß mit dem Gedanken beſchäftigt, ihres Glückes zu genießen. Bei dem Einen wurde bereits gebaut, der Andere kaufte ein Landgut, der Dritte gab, um ſichs wohl ſeyn zu laſſen, ſeinen kleinen Handel ganz auf, und hielt ſich Kutſchen und Pferde. Sie dachten ſo wenig mehr an Herrn Alkmar, daß ſie, wie wohl ſie von Gericht dazu aufgefordert wurden, dem edlen Manne nicht einmal ein Denkmahl auf ſein Grab ſetzen ließen. Sie ließen zwar mehrere Zeichnungen zu einem herrlichen Grabmahle verfertigen; allein ſie konnten durchaus nicht darüber einig werden, welche Zeichnung ſie wählen wollten — obwohl ſie im Grunde alle einig waren, einen guten Vorwand zu haben, ihm gar kein Denkmahl errichten zu laſſen, um die erforderlichen Koſten zu ſparen.

Der größte Theil der Erbſchaft war, nebſt Haus und Garten, einem gewiſſen Herrn Pracht zugefallen. Herr Pracht ließ das Haus des alten

Herrn, das ſehr bequem und dauerhaft, allein von einer etwas veralteten Bauart war, neu bauen und verſchwenderiſch ausſchmücken. Vorzüglich ward der Speiſeſaal vergrößert, herrlich gemalt, und mit großen Spiegeln in goldenen Rahmen und prächtigen Kronleuchtern von Kryſtall geziert. Sobald Herr Pracht das neue Haus bezogen hatte, gab er allen Verwandten eine Abendmahlzeit und einen großen Ball. Er hatte ihnen dieſes, als der Vergleich wegen der Erbſchaft abgeſchloſſen wurde, verſprochen, und wollte, wie er ſagte, auf dieſe Art das neue Haus feierlich einweihen.

Hundert Wachskerzen erhellten den Saal, ſpielten in dem geſchliffenen Kryſtall alle Farben des Regenbogens, ſtrahlten aus den großen Spiegeln zurück, und erleuchteten das ſchimmernde Silbergeräth der Tafel. Alle Erben des ſeligen Alkmars, die ſämmtlich durch die Erbſchaft reich geworden waren, hatten ſich, feſtlich gekleidet, eingefunden; beſonders freuten ſich die Frauen und noch mehr deren Töchter, nach abgelegter Trauerkleidung bei dieſem Feſte das erſte Mal in erneutem Glanze erſcheinen zu können. Herr Pracht, der mit vielem Gelde das Wörtlein von erkauft hatte und ſich nunmehr Herr von Pracht nannte, und die nunmehrige Frau von Pracht gaben ſich eine ſehr vornehme Miene und ſuchten ihre Gäſte mit adeligem Anſtande zu bewillkommen; das Fräulein von

Pracht aber, die einzige Tochter des Hauſes, war geputzt wie eine Prinzeſſin, und geberdete und drehte ſich mit vieler Kunſt, um die geerbten koſtbaren Diamanten recht funkeln zu laſſen. Nach einer beinahe fürſtlichen Mahlzeit ward der Ball eröffnet.

Eine rauſchende Muſik ertönte. Man tanzte unausgeſetzt bis Mitternacht. Es ſchlug auf der großen Thurmglocke eben zwölf Uhr — da verbreitete ſich plötzlich über die ganze Geſellſchaft Schrecken und Entſetzen. Die Muſik verſtummte — die Paare der Tanzenden blieben wie eingewurzelt ſtehen. Todesſtille, nur von dem ernſten Glockenſchlag und hie und da von einem durchdringenden Schrei der Angſt, oder einem Rufe des Erſtaunens unterbrochen, herrſchte im Saale. Denn mit einem Male hatten ſich beide Flügelthüren des Saales raſch geöffnet — und ſchwarz gekleidet und mit einem Angeſicht, blaß wie der Tod, war der junge Alkmar in den Saal getreten, und ging ernſt und ſchweigend, mit langſamen Schritten und beſtrafenden Blicken mitten durch die Geſellſchaft hin.

Wenn er wirklich und wahrhaftig aus dem Grabe zurückgekommen wäre, ſo hätte der Schrecken und das Entſetzen nicht größer ſeyn können. Alle Anweſenden fühlten — auch nachdem ſie ſich überzeugt hatten, er ſey es wirklich und lebe — eiskalte Todesſchauer. So ſchicklich, ſo nothwendig es ihnen ſchien, Freude zu heucheln, ihn freundlich zu begrüßen — es war ihnen unmöglich. Der Verluſt der Erbſchaft war zu entſetzlich; das Erwachen aus dem glücklichen Traume, aus dem Rauſche des Vergnügens, zu plötzlich und zu ſchrecklich. Herr von Pracht hatte ſich in einen Seſſel geworfen; der Frau von Pracht waren die Knie gebrochen und man mußte ſie auf das Kanapee führen; die Fräulein Tochter lag in Ohnmacht.

Der edle Ludwig hatte nicht gedacht, daß ſein Hereintreten die Geſellſchaft in einen ſo furchtbaren Schrecken verſetzen würde. Er wollte ihrer ſchonen und entfernte ſich. Allein lange nachher, als er die Seitenthür hinter ſich zugemacht hatte, fragte man noch immer: „Wachen oder träumen wir? War er es wirklich, oder war es eine Erſcheinung aus dem Reiche der Todten?“ Die ganze Geſellſchaft ging mit verſtörten blaſſen Geſichtern und bebenden Schritten eilig auseinander.

4.

Ludwigs Errettung.

Die beſtürzten Erben konnten nicht begreifen, wie der junge Alkmar, den die ganze Stadt für todt hielt, und den ſogar das Stadtgericht für todt erklärt hatte, ſich unterſtehen könne, noch zu leben, und ſie durch ſeine unerwartete Wiederkunft ſo zu erſchrecken. In der That mußte ihnen ſeine Zurückkunft ſehr wunderbar vorkommen; indeß war es dabei ſehr natürlich zugegangen.

Ludwig hatte in jener ſchrecklichen Nacht, als das Schiff ſcheiterte, ſich auf einen Balken geſchwungen. Wind und Wellen führten ihn in kurzer Zeit einige Meilen weit fort. Nun legte ſich der Sturm, und es wehte nur mehr ein ſanfter Wind. Ludwig, der mit aller Kraft eines Menſchen, der mit dem Tode ringt, ſich an dem Balken feſt angeklammert hatte, erholte ſich etwas. Er ſetzte ſich auf den Balken. Als aber der Tag anbrach, ſah er nichts als Himmel und Waſſer. Er brachte den ganzen Tag, völlig durchnäßt und ohne irgend eine Erquickung, auf dem Meere zu. Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange; er ſah nichts als den Tod vor Augen. Allein er war von Herzen fromm; ſeine guten Eltern hatten ihn im Glauben an Gottes heilige Vorſehung erzogen. Vorzüglich hatte ſeine fromme Mutter ihn aus ihrem edlen, glaubensvollen Mutterherzen beten gelehrt. Er betete auch jetzt mit großer Inbrunſt um Rettung, oder Muth von Oben, männlich und in Gottes heiligen Willen ergeben zu ſterben. „Rette mich, Allmächtiger,“ rief er, „oder wenn es Dein heiliger Wille nicht iſt, daß ich meinen Vater noch einmal ſehe — ſo tröſte Du ihn; mir aber gieb Muth zu ſterben.«

Sieh, da erblickte er in unermeßlicher Ferne die weißen Segel eines Schiffes. Er betete mit neuer Inbrunſt. Das Schiff kam im Glanze der Abendſonne immer näher und näher. Er wurde bemerkt und gerettet — und ſein Dank gegen Gott, ſeinen Erretter, war ſo inbrünſtig als vorhin ſein Gebet.

Nachdem Ludwig auch dem Schiffskapitän und der Schiffmannſchaft gedankt, und ſich mit Speiſe und Trank geſtärkt hatte, erzählte er die Geſchichte ſeines Schiffbruchs, und bat den Kapitän, ihn an das nächſte Land zu bringen. Herr Anſon, der Kapitän, ſagte: »Ich würde dieſes von Herzen gern thun, mein lieber junger Freund; allein, wie Sie ſehen, iſt dieſes Schiff ein engliſches Kriegsſchiff. Ich darf kein Haarbreit von der mir vorgeſchriebenen Laufbahn abweichen. Sie müſſen, wenn unterwegs uns nicht etwa ein anderes Schiff begegnen ſollte, ſich gefallen laſſen, die Reiſe nach Amerika mitzumachen.«

Das Schiff kam auf einer kleinen amerikaniſchen Inſel, wohin es beſtimmt war, glücklich an. Ludwig war ſehr beſtürzt, als er hier nicht ein einziges Schiff fand, das nach irgend einem Welttheile abzuſegeln bereit geweſen wäre. Der Kapitän, ein Mann von Religion, Tugend und ſehr geſetztem Betragen, ſuchte ihn zu beruhigen. „Was iſt es denn,“ ſagte er, „wenn Sie einige Zeit hier zubringen müſſen? Ich muß wohl gar ein Jahr zum Schutze dieſer Inſel hier verweilen, bis ich von einem andern Schiffe abgelöſt werde. Machen Sie aus der Noth eine Tugend. Jede Lage, in die uns Gottes heilige Vorſehung verſetzt, iſt uns nützlich und heilſam, wenn wir es nur an uns nicht fehlen laſſen. Ihr Aufenthalt dahier kann für ihr ganzes künftiges Leben ſelige Folgen haben.“ Der Kapitän wies ihm ein hübſches Zimmer an, das die Ausſicht auf das Meer hatte, und ſorgte dafür, daß ihm nichts Nöthiges abging.

Ludwig wanderte auf der Inſel umher, ſie näher zu beſehen. Ueberall erblickte er unüberſehbare Pflanzungen von Zuckerrohr und Kaffeebäumen, und eine Menge ſchwarzer Sklaven, die ſehr fleißig arbeiteten; auch ſah er, bald da bald dort, ein ſehr ſchönes Landhaus. Die reichgebaute Ebene war von Felſen und Wäldern umgeben, die bis an die Wolken reichten. Allein jetzt trat auf der Inſel die gewöhnliche Regenzeit ein. Der Kapitän hatte von Morgen bis Abend mit ſeinen Dienſtgeſchäften zu thun. Ludwig ſaß den Tag über auf ſeinem einſamen Zimmer, durch deſſen Fenſter er nichts als trübe Regenwolken und das ſtürmiſche Meer erblickte. Er bekam lange Weile und fragte nach Büchern. Er vernahm, auf der ganzen Inſel befinde ſich kein einziges deutſches Buch. Er war ſehr froh, daß er die engliſche Sprache verſtand, und bat den Kapitän, ihm ein oder das andere engliſche Buch zur Unterhaltung mitzutheilen. „Von dergleichen Büchern habe ich wirklich keines,“ ſagte der Kapitän. „Ich werde Ihnen aber ein Buch bringen, das einem Manne, wie Sie ſind, die allerlehrreichſte und allerangenehmſte Unterhaltung gewähren muß, ja, das in jeder Hinſicht einzig iſt, und alle Bücher der Welt weit übertrifft.“ Der Kapitän brachte ihm die heilige Schrift, in einer alten, aber ſehr ſchönen Ausgabe. „Dieſes göttliche Buch,“ ſagte er, „hat mir der theuerſte meiner Anverwandten, ein ehrwürdiger Greis, der als Biſchof in Irland ſtarb, zum Andenken gegeben. Er warnte mich zwar, es nicht jedem Menſchen ohne Unterſchied zum Leſen mitzutheilen, indem ſchon manche, die nicht aufrichtig nach Wahrheit und Beſſerung trachteten, und noch voll Eigendünkel und Rechthaberei ſteckten, es zu ihrem Verderben mißbrauchten. Allein dieſe Gefahr iſt für Sie, lieber Alkmar, nicht zu befürchten; bei Ihrer chriſtlichen Erziehung und Ihrem frommen, durch Leiden geprüften Sinne wird es Ihnen ſicher zum Segen gereichen. „Nimm und lies!“ rief eine Stimme vom Himmel dem heiligen Auguſtin zu, und dieſe Worte, mit denen die heilige Schrift gemeint war, ſage ich auch Ihnen.“ Ludwig las nun täglich mehrere Kapitel. In ſeiner gegenwärtigen Lage, da er ſich aus allen ſeinen Geſchäften herausgeriſſen und von allen Zerſtreuungen entfernt ſah, machte dieſes göttliche Buch einen ganz eigenen Eindruck auf ihn; er ward von der Göttlichkeit deſſelben ganz entzückt und tief gerührt. Sein Herz ward von Anbetung Gottes und unſers Erlöſers durchdrungen; er fühlte ſich mit jedem Tage frömmer und beſſer.

Als ſich wieder eine heitere, freundliche Witterung einſtellte, kam der Kapitän gewöhnlich gegen Abend und nahm Ludwig mit auf die Jagd. Da aber der Kapitän ein großer Freund des Pflanzenreiches war, ſo beſchäftigte er ſich, indem er Feld und Wald, Berg und Thal durchwanderte, mehr mit Kräuterſammeln, als mit Jagen. Er rief oft hocherfreut, wenn er eine ihm noch unbekannte ſchöne Pflanze in voller Blüthe fand: „Herr, wie ſind Deiner Gedanken ſo viele!“ Auch Ludwig fand an dieſem unſchuldigen Vergnügen immer mehr Geſchmack. „Sie müſſen die Sache etwas ernſthafter treiben,“ ſagte der Kapitän. „Ich will Ihnen ein ſehr gründliches Buch über das Reich der Pflanzen mittheilen, aus dem Sie dieſen herrlichen Theil der Schöpfung Gottes näher werden kennen lernen.“ Ludwig ſtudirte nun die Pflanzenkunde, legte ſich eine Kräuterſammlung an, und fand täglich Gelegenheit, Gottes Allmacht, Weisheit und Güte auf's Neue zu bewundern.

„Hier auf dieſer Inſel,“ ſagte er zu dem Kapitän, „lernte ich Gott in ſeinem Worte — der heiligen Schrift, und in ſeinen Werken — der Natur, mehr erkennen! Und Gott kennen und Ihn lieben, iſt doch das wichtigſte Geſchäft, das den größten Gewinn bringt. Dieſem Geſchäfte, das den Geiſt bildet und ihn einer ewigen Seligkeit fähig macht, müſſen alle Handelsgeſchäfte, die nur die Bedürfniſſe des Leibes befriedigen, weit nachſtehen. Sie hatten vollkommen Recht, Herr Anſon, Gott hat mich nicht ohne die weiſeſte Abſicht hierher geführt. Mein Aufenthalt auf dieſer Inſel wird mir für mein ganzes künftiges Leben zum Segen gereichen.“

Endlich, nach mehreren Monaten landete ein Schiff, das aus Boſton in Amerika war und die folgende Woche wieder dahin zurück ſegeln wollte. Der Kapitän gab Ludwig den Rath, mit dem Schiffe nach Boſton zu reiſen. „Freilich,“ ſagte er, „entfernen Sie ſich auf dieſe Art noch weiter von Ihrem Vaterlande; allein in Boſton werden Sie bald Gelegenheit finden, nach London zu ſegeln, und von da gehen faſt jede Woche Schiffe nach Hamburg ab.“ Ludwig fand dieſen Rath ſehr gut; indeß gerieth er doch in große Verlegenheit. Er, der Sohn eines ſehr reichen Kaufmannes, war wirklich — was er ſich nie als möglich gedacht hatte — ohne alles Geld. Er ſaß daher am Abende vor ſeiner Abreiſe ſehr nachdenklich bei Tiſche. „Was fehlt Ihnen?“ fragte der Kapitän. Ludwig ſagte: „Wie kann ich die weite Reiſe unternehmen, da ich nicht einen Pfennig Geld habe!“ „Iſt's nur das!“ ſprach der Kapitän; „dafür iſt ſchon geſorgt.“ Er zählte dem erſtaunten Ludwig eine anſehnliche Summe, die ſchon bereit lag, in Gold hin. „Eine Handſchrift,“ ſagte der Kapitän, „iſt Alles, was ich von Ihnen verlange.“ „Wie?“ rief Ludwig, „mir, den Sie als einen armen Schiffbrüchigen in Ihr Schiff aufnahmen, wollen Sie ſo viel Geld anvertrauen? Sie kennen ja meine Verhältniſſe bloß aus meinem Munde.“ „Ich kenne Ihre Geſinnungen,“ ſprach der Kapitän, „und das iſt genug. Ich würde Ihnen noch mehr geben, wenn ich es hätte. Indeß werden Sie mit dieſem Gelde bis London ausreichen. Wenn ich einem Manne, wie Sie, nicht trauen wollte, ſo möchte ich mit den Menſchen lieber gar nichts mehr zu thun haben. Uebrigens erweiſen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie dieſes Geld annehmen und es in London meiner alten Mutter, die meiner Unterſtützung bedarf, wieder wollen auszahlen laſſen. Beſuchen Sie in London die treffliche Frau und übergeben Sie ihr dieſen Brief hier.“

Ludwig verſprach, ſowohl dieſe Summe, als was der Kapitän ſonſt noch für ihn ausgelegt hatte, bei einem Handelsfreunde in London zu erheben, und der Mutter des Kapitäns ſelbſt zu überbringen.

Am Morgen der Abreiſe umarmten Beide einander herzlich. Ludwig fuhr ab und kam, wiewohl auf großem Umwege, endlich nach London. Er eilte ſogleich zu dem Handelsfreunde, einem ſehr rechtſchaffenen Kaufmanne, bei dem er während ſeines letzten Aufenthaltes in London gewohnt hatte. Der Kaufmann war ſprachlos vor Erſtaunen, als er Ludwig, den er für todt hielt, lebend hereintreten ſah. Aber noch größer war Ludwigs Schrecken, als er hier vernahm, ſein guter Vater ſey todt. Sein Schmerz war unausſprechlich. Indeß ließ er ſich von dem Kaufmanne Geld vorſtrecken, bezahlte der Mutter des Kapitäns noch einmal ſo viel, als deſſen Forderung betrug, beſtellte ſich Trauerkleider, und reiste ſogleich mit dem erſten Schiffe nach Hamburg ab. Dort nahm er die Poſt, und kam endlich ſpät bei Nacht in ſeiner Vaterſtadt an.

Mit ſchwerem Herzen ging er durch die Straßen zu ſeinem väterlichen Hauſe. Er dachte, das Haus ſtill und in tiefer Trauer zu finden. Die hell erleuchteten Fenſter waren ihm ein ſchmerzlicher Anblick; die laute Freude, die Tanzmuſik, das

Getöſe der Tanzenden verwundeten ſein zerriſſenes Herz noch mehr. Er konnte ſich nicht enthalten, ſich unangemeldet zu zeigen, um dem wilden Lärmen ein Ende zu machen. Daher war ſeine plötzliche Erſcheinung in dem Saale gekommen.

5.

Das Grab des Vaters.

Ludwigs erſter Gang am folgenden Morgen war nach dem Gottesacker, das Grab des geliebten Vaters aufzuſuchen. Sein ſeliger Vater hatte ſich erſt ſeit einigen Jahren in der Stadt niedergelaſſen, und hatte deßhalb noch kein beſtimmtes Familienbegräbniß. Ludwig irrte lange zwiſchen Gräbern umher. Die Morgenſonne ſchien ſehr lieblich — er merkte es aber kaum. „Wunderbar,“ ſagte er, „daß ich das Grabmahl meines Vaters nicht finden kann, der bereits über ein Jahr todt iſt!“

Ein Todtengräber arbeitete an einem neuen Grabe. Ludwig ging zu ihm und ſagte: „Freund! ſey doch ſo gut und zeige mir den Grabſtein des ſeligen Alkmars.“ Der Todtengräber war ein alter, redſeliger Mann, der aber den edlen Ludwig nicht kannte. „Das Grab,“ ſagte er und ſteckte die

Schaufel in die aufgeworfene Erde, „will ich Ihnen wohl zeigen, mein Herr; aber ein Stein darauf fehlt noch. Es thut mir in der Seele weh, es zu ſagen! Die Erben haben ihm keinen Grabſtein geſetzt, und werden ihm wohl auch keinen ſetzen laſſen. Sie haben ihn bereits vergeſſen — den guten Herrn.“

Ludwig weinte glühende Thränen. Er folgte dem Todtengräber an das Grab. Der Hügel war mit reinem grünen Raſen bekleidet, und ein Roſenſtock war daraus hervorgewachſen, ſo ſchön, als Ludwig je einen geſehen hatte. Eine Menge halb und ganz aufgeblühter Roſen prangten zwiſchen dem dunkelgrünen Laube; tauſend Thautropfen hingen an Blättern und Blumen und funkelten in der Morgenſonne. Der Roſenſtrauch war ſehr gut gehalten; kein dürres Zweiglein, nicht einmal ein Blättchen, das von Inſekten beſchädigt worden, war daran zu entdecken.

Ludwig ſtand eine Zeit ſchweigend mit gerungenen Händen ſo da, und ſeine Thränen fielen herab auf das Grab ſeines Vaters. Der Anblick des Roſenſtockes war ihm indeß doch ein kleiner Troſt, und erheiterte ihn ein wenig. Nachdem er lange ſchweigend gebetet, ſeinem Vater in ſeinem Herzen für alle Wohlthaten gedankt, und ihm die Ruhe des Himmels gewünſcht hatte, fragte er den Todtengräber: „Und wer hat denn die ſchönen Roſen hieher gepflanzt?“

„Ach Du mein Gott,“ ſagte der Todtengräber, „das gute Kind! Es iſt die Tochter des alten Wohlmuths, der bei dem ſeligen Herrn Alkmar Buchhalter geweſen, die Jungfer Luiſe. Sie war ſehr beſtürzt, daß der gute, ſelige Herr nicht einmal einen Grabſtein haben ſollte.“ „O daß wir reich wären,“ ſagte ſie, „dann ſollte er das ſchönſte Denkmahl haben auf dem ganzen Gottesacker. So aber —“ ſetzte ſie traurig hinzu — „will ich thun, was ich kann. Ich will ihm ein Roſenſtöcklein auf das Grab pflanzen. Iſt's gleich nicht ſo koſtbar als ein Denkmahl von Marmor, ſo iſt's doch nicht weniger gut gemeint. Und vielleicht rührt es doch manches edle Herz mehr, als wenn eine marmorne Statue hier ſtände — zumal wenn man hört, welch eines edlen Mannes Grab es bezeichne.“ Sie kaufte ſchon im Februar einen Roſenſtrauch und brachte ihn hierher. Sie faßte mit ihren zarten Händen die Schaufel, die ſie von mir entlehnte, grub unter vielen heißen Thränen die Erde auf, und ſetzte den Strauch ein. Mit eigenen Händen legte ſie die Raſenſtücke, die ſie mit Hülfe ihrer Geſchwiſter herbei brachte, zurecht. Sehen Sie, es iſt ſehr weit von dem Gottesacker bis dort hinab an den Fluß. Und doch holte ſie öfter dort das Waſſer, den Strauch zu begießen. Sie brachte ein eigenes irdenes Geſchirr dazu, das ſie dort unter einem Leichenſteine verborgen hat.

Jeden Sonntag Nachmittags oder auch an den Werktagen Abends kommt ſie mit einem oder dem andern, oder auch mit mehreren ihrer kleinen Geſchwiſter hieher — und weint die hellen Thränen. Ja, Du mein Gott, es ging mir oft recht zu Herzen! Mancher beſucht ſeine lebenden Freunde nur, ſo lange ſie geben können. Der alte Herr kann ihnen nichts mehr geben, und doch kommen ſie noch hieher, wo ſeine Gebeine ruhen. Die Leute ſind ſehr dankbar!“

Da Ludwig ſehr theilnehmend zuhörte, ſo ſprach der Todtengräber noch weiter: „Es wäre dem alten, ehrlichen Wohlmuth und ſeinen guten Kindern zu gönnen geweſen, daß Herr Alkmar länger gelebt hätte. Der hätte ſie keine Noth leiden laſſen. Allein nun mußten der alte Herr Alkmar, und überdies noch ſein würdiger Sohn, der ſo gut wie ſein Vater geweſen ſeyn ſoll, faſt zugleich aus der Welt. Ja, dieſe zwei guten Herren hätten den treuen Diener mit Weib und Kindern gewiß nicht aus dem Hauſe geſtoßen, wie der hartherzige Erbe gethan hat. — Und wie denn ein Unglück ſelten allein kommt! Der Buchhalter Wohlmuth hatte ſein Erſpartes in der Handlung ſeines Herrn angelegt, wo es am Beſten aufgehoben war. Allein die Erben machten dem guten, ehrlichen Manne allerlei Beſchuldigungen, zogen ihn vor Gericht, behaupteten, er habe Gelder unterſchlagen, und Herr

Pracht belegte ſogar Wohlmuths Kapital mit Beſchlag. Der alte Mann bezieht indeß keinen Zins, und ſieht am Ende vom Kapital auch nichts mehr. Die Nadel der Tochter iſt jetzt der ganze Reichthum der zahlreichen Familie. Der Vater ſchreibt nicht mehr ſo zierlich wie ehemals, denn es verläßt ihn allmählig das Geſicht; die Mutter iſt nie ganz geſund; die übrigen Kinder ſind noch zu klein, um Vieles zu erwerben. Indeß kommen ſie durch den Fleiß der Tochter doch ehrlich durch die Welt. Sie ſtickt aber auch, daß es eine Art hat. Erſt vor einigen Tagen ſah ich eine Arbeit von ihr. Sie kam hierher zum Grabe, und ging dann hinab an den Fluß, um Waſſer zum Begießen des Roſenſtrauches zu holen. Ihr kleines Schweſterlein blieb indeſſen, mit einem Deckelkörblein auf dem Schooße, hier ſitzen. Wie man denn neugierig iſt, ſo wollte ich doch auch ſehen, was ſie in dem Körblein habe. Die Kleine gab es aber nicht zu. Indeß kam Luiſe zurück. Die Kleine verklagte mich. Luiſe lächelte, und zeigte mir eine Stickerei, die ſie eben fertig gemacht hatte, und irgend einer, ich weiß nicht welcher, gnädigen Frau bringen wollte, von der die Arbeit beſtellt war. Es waren Roſenzweige auf weißen Atlas geſtickt. Ja, es iſt zum Erſtaunen, wie ſie das mit der Nadel ſo zu Stande bringen konnte! Denn ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn die Roſen, die Knoſpen, ja auch das grüne

Laub, nicht ſo ſchön und wohl noch ſchöner waren, als hier am Stocke. Man hätte ſie nicht ſchöner malen können.“

Ludwig hatte der Erzählung aufmerkſam zugehört, und pflückte dann von dem Roſenſtocke auf dem Grabe eine Roſe ab. „Guter, theurer, ſeliger Vater!“ ſagte er. „Ach, ich hoffte, du ſollteſt mich bei meiner Zurückkunft in das väterliche Haus an dein Vaterherz drücken; allein jetzt zerfällt es hier unter dieſem Raſen zu Staub. So will ich denn die Roſe da, die aus deinen ſterblichen Ueberreſten aufblühte, an meine Bruſt ſtecken. Möge ſie da verwelken, wie all meine Freude dahier auf Erden dahin gewelkt iſt!“ Er ließ eine Thräne auf die Roſe fallen und ſteckte ſie an ſeine Bruſt.

Hierauf gab er dem Todtengräber, zu deſſen nicht geringem Erſtaunen, ein Goldſtück, ließ ſich die Straße und das Haus in der Vorſtadt, wo die Familie Wohlmuth eine kleine Wohnung bezogen hatte, beſchreiben, und machte ſich dahin auf den Weg.

6.

Die Familie Wohlmuth.

Das Gerücht von Ludwigs Zurückkunft hatte bereits die Stadt erfüllt, und war auch in Wohlmuths abgelegene Wohnung gedrungen. Wohlmuth war ſogleich ausgegangen, um ſich näher zu erkundigen. Er kam mit der Beſtätigung der frohen Nachricht hoch erfreut zurück, blieb in ſeiner Freude, ohne Hut und Stock abzulegen, in Mitte der Seinen ſtehen und erzählte. Luiſe ſaß an ihrem Stickrahmen — ohne zu ſticken; die ſonſt ſehr geſchäftigen Stricknadeln ihrer zwei kleinen Schweſtern, die neben ihr ſaßen, ruhten; einer der beiden Knaben ſteckte, was er ſeinem Vater abgeſehen hatte, die Feder hinter das Ohr, und der andere ſah, anſtatt in das offene Buch, nur auf den Mund des Vaters. Die Mutter ſtand wohl eine Viertelſtunde mit der Milchſuppe — dem Frühſtücke der Kleinen — in der Hand ſo da, und horchte, und es fiel ihr nicht ein, daß die Suppe kalt werde, oder daß es bequemer wäre, die Schale auf den Tiſch zu ſetzen. Wohlmuth ſchloß ſeine Erzählung mit lautem Danke gegen Gott, und bedauerte nur, daß er den edlen Ludwig nirgends auffinden konnte, und daß ihm kein Menſch habe ſagen können, wo er hingekommen ſey. Ihr auf dem Kirchhofe zu ſuchen, war dem guten Manne freilich nicht eingefallen.

Wohlmuth redete noch — da öffnete ſich die Thüre und Ludwig trat herein. Alle wurden erſt bleich vor Freudenſchrecken und brachen dann in Freudenthränen aus. Der alte Vater Wohlmuth eilte auf ihn zu, und drückte ihn ſchluchzend an die Bruſt. Mutter und Tochter faßten ſeine Hände, und benetzten ſie mit Thränen. Die übrigen Kinder hängten ſich an ſeine Kleider oder umſchlangen ſeine Knie. Sie vergingen faſt vor Entzücken. „Ludwig, Sie!“ rief Luiſe, „Gott im Himmel, welch ein Glück!“ „Ach, daß der ſelige Herr noch lebte!“ ſagte die Mutter. „Doch nun, ihr Kleinen, geht euch eine neue Lebensſonne auf, die euch erwärmen wird, an der ihr wachſen und gedeihen werdet.“ „Nun habe ich genug gelebt,“ ſagte der alte Vater; „nun Herr, läßt Du Deinen Diener im Frieden dahin ſcheiden, da meine ſchwachen Augen dies noch geſehen haben. Nun will ich, wenn's Gottes heiliger Wille ſo ſeyn ſollte, gern vollends blind werden!“

Auch die Kleinen kamen endlich zum Worte. „Grüß Gott!“ riefen ſie, „und Gott ſey Dank, daß Sie wieder leben! Wie ſind Sie denn wieder herausgekommen aus dem Meere?“ Fritz, der eben von dem Harfenſpieler Arion geleſen hatte, den ein großer Meerfiſch, ein Delphin, auf dem

Rücken aus dem Meere ans Land getragen haben ſoll, meinte, ein ſolcher freundlicher Delphin könnte wohl auch dem Herrn Ludwig dieſen Dienſt erwieſen haben. Franz, der ſchon einiges aus der Naturgeſchichte wußte, ſagte, es ſey gut, daß ihn kein Haifiſch erwiſcht habe. Die kleinen Mädchen aber fragten: „Haben Sie keine ſchönen Perlen und Korallen aus dem Meere mitgebracht?“

Ludwig ſetzte ſich, und erkundigte ſich nach den letzten Lebenstagen ſeines geliebten Vaters. Wohlmuth erzählte Alles, was er wußte, ausführlich — und alle weinten dem edlen Manne nicht minder aufrichtige Thränen, als Ludwig ſelbſt. Hierauf erzählte der alte Mann, wie es mit der Erbſchaft gegangen ſey, und wie roh, eigennützig und gefühllos ſich die Erben, beſonders Herr Pracht, betragen haben. Mehr als eine Stunde war wie ein Augenblick entflohen. Ludwig verſicherte Alle ſeines Wohlwollens, verſprach bald wieder zu kommen, und ihre Umſtände zu verbeſſern, und ging dann, weil er Beſuche zu machen und Geſchäfte zu beſorgen hatte, wieder zurück in die Stadt.

7.

Herr von Pracht und ſeine Familie.

In dem Hauſe des Herrn von Pracht waren indeß andere, nicht ſo erfreuliche Auftritte vorgegangen. Herr und Frau von Pracht, ihre Fräulein Tochter Luzie, und noch eine Tante, eine ältliche Wittwe, die für ſehr klug galt, waren nach dem verunglückten Balle den übrigen Theil der Nacht hindurch in dem Saale beiſammen geblieben, und hatten Rath gehalten, was jetzt zu thun ſey.

„Schlimmeres hätte mir von der ganzen Welt nichts begegnen können,“ ſagte Herr von Pracht, „als die Zurückkunft des Burſchen. Lieber wäre mir das Haus über dem Kopfe eingeſtürzt, und hätte uns Alle, wie wir da ſind, erſchlagen. Denn wißt, wenn ich das Erbe zurück geben muß, ſo bin ich ein Bettler. Was wir bisher verbrauchten, iſt zweimal ſo viel, als was wir zuvor hatten; uns bleibt weniger als Nichts.“

„O Du mein Gott,“ ſagte die Frau, „dann müſſen wir unſre vier Goldfüchſe verkaufen, und ich kann wieder zu Fuß in's Theater gehen, wie alles Geſindel. Das überleb' ich nicht!“

„Du wirſt wohl gar nicht mehr dahin gehen,“ ſagte der Mann. „Was uns das Theater jetzt für einen Abend koſtet, davon werden wir dann eine Woche leben müſſen.“

Luzie, die Fräulein Tochter, hatte die Augen, die ſie eben auf ihren Diamantring heftete, voll Thränen, und ſeufzte: „Ach du lieber Himmel, ſollte denn der ſchöne Ring auch fort müſſen? Nein, nein, der junge Alkmar wird doch ſo galant ſeyn, und ſich eine Ehre daraus machen, mir den Schmuck ſeiner Mutter, den ich nun einmal geerbt habe, zu laſſen.“

„Du Thörin,“ ſagte der Vater, „die du ſo etwas glauben kannſt. Ring, Schmuck, Gold, Silber, Haus, Garten, Kapitalien müſſen weiter wandern — und Alles iſt vorbei.“

Die Tante ſprach hochweiſe: „Zu was das Gewinſel? Ich weiß Rath! Eine Heirath macht aller Verlegenheit ein Ende. Mit einer Heirath gehen nicht nur die Komödien ſondern manchmal die blutigſten Kriege glücklich aus. Luzie nimmt den jungen Alkmar — und Alles bleibt ſo ziemlich im alten Geleiſe.“

Herr von Pracht ſchüttelte nachdenklich den Kopf. Frau von Pracht ſagte: „Ein Mädchen mit Nichts wird er ſchwerlich nehmen.“ Die eitle Tochter aber rief triumphirend: „Sorgen Sie nicht, Mama! Bevor vier Wochen vergehen, kniet er zu meinen Füßen, und bittet Sie darauf um meine Hand. Ein wenig zu ernſt, ein wenig zu — wie ſoll ich es nennen? — zu altfränkiſch, zu roſtig in ſeiner Denkart iſt er freilich. So hörte ich, ſchon bevor er nach England ging. Er nimmt Alles zu genau, und dürfte einer Frau nicht leicht jedes Vergnügen geſtatten. Indeß iſt er doch ein hübſcher Mann, und man muß ſich ſchon bequemen, ſeh' ich wohl, in einen ſaueren Apfel zu beißen."

Sie hatte, da ſie in der heidniſchen Fabellehre beſſer als in der chriſtlichen Religion bewandert war, auf dem Balle die Blumengöttin Flora vorgeſtellt, und Silberflor, bunte Blumen und Diamanten waren nicht geſpart. Sie trat vor den großen Spiegel, betrachtete ſich ſelbſtgefällig und ſagte: „Es geht gewiß!"

Da jetzt die Morgenröthe anbrach — gingen alle, wie ſie ſchon öfter um dieſe Zeit gethan hatten, zu Bette. Allein diesmal ließ ihre innere Unruhe ſie nicht mehr ſchlafen. Nach einigen Stunden ſaßen ſie ſchon wieder beiſammen und überlegten, was weiter zu thun ſey.

Sie wurden einig, den geſtrigen ſeltſamen Empfang mit dem großen Schrecken, der ſie bei der vermeinten Geiſtererſcheinung ergriffen, und alle gleichſam in Eis verwandelt habe, zu entſchuldigen; nun aber die Freude erſt recht aufthauen zu laſſen, und Ludwig mit Schmeicheleien zu überhäufen. Herr von Pracht entwarf den Plan zu einem großen

Freudenfeſte, das Ludwig zu Ehren gegeben werden ſollte.

Sie redeten noch — da trat Ludwig herein, und alle ſprangen auf, eilten ihm entgegen, und waren unerſchöpflich in den gewählteſten Ausdrücken, ihm ihre Freude über das wunderbare Wiederſehen zu bezeigen. Die Tante machte ihn ſogleich mit dem Entwurfe bekannt, den man ſo eben zu einem Freudenfeſte gemacht habe, das dem jungen Herren Alkmar zu Ehren gegeben werden ſollte — und Herr von Pracht tadelte ſie zum Scheine, als hätte ſie ihm die Freude verderbt, den jungen Herrn Alkmar damit zu überraſchen.

Ludwig verwarf den Plan zu dem Feſte nicht ganz; machte aber die beſtimmte Bedingung, daß er ſelbſt der Wirth ſeyn, und das volle Recht haben müſſe, noch einige ſeiner alten Freunde herzubitten. Er forderte noch beſonders, daß dieſes Feſt wenigſtens vierzehn Tage verſchoben werden müſſe, weil er dieſe Tage noch der Trauer und dem ſtillen Andenken an den geliebten Vater widmen wolle — und dann mit dieſem Feſte noch ein anderes verbinden möchte, das ihm ein Feſt des Herzens werden und das Glück ſeines Lebens gründen ſolle.

Herr von Pracht und ſeine Frau, ſo wie die Tante, fanden dieſe Bedingungen höchſt billig und überdacht, und Luzie flüſterte der Tante mit einem ſchlauen Blicke in die Ohren: »Merken Sie was!«

Sie ſchmeichelte von dem Augenblicke an dem Herrn Alkmar ſo ſehr, und war immer ſo geſchäftig um ihn, ſo zudringlich, daß er — er mochte wollen oder nicht — ſie von ganzem Herzen verachten mußte. Indeß wollte er ihr dieſes zur Zeit noch nicht ausdrücklich ſagen. Das eilte Geſchöpf aber war in ihrer Verblendung, ihres Sieges gewiß, und hielt das bevorſtehende Feſt für ihren Brautabend.

8.

Luiſe Wohlmuth.

Der Tag, den ein ſo herrlicher Abend krönen ſollte, kam. Ludwig begab ſich gegen Abend in das Wohnſtübchen des alten Buchhalters. Er ſchlug dem Vater, der Mutter und der Tochter einen Spaziergang vor. Luiſe wollte ſich vorerſt umkleiden. Er beſtand aber darauf, ſie ſolle ihr einfaches, reinliches Kleid von geſtreifter Leinwand anbehalten.

Man kam an dem Gottesacker vorbei. „Gehen wir hinein,“ ſagte Ludwig, „meines Vaters Grab zu beſuchen.“ Luiſen klopfte das Herz. Ludwig hatte noch von dem Roſenſtocke kein Wort geſprochen.

Die beſcheidene Jungfrau fürchtete, daß er nun die Entdeckung machen werde, wie dankbar ſie ſei, und welche Ehrfurcht und Liebe ſie gegen ſeinen Vater habe. Er trat mit ihr an das Grab, nahm ſeinen Hut ab, und blieb lang ſchweigend ſo ſtehen. Alle ſchwiegen — nur der Abendwind flüſterte in dem Roſenſtrauche und ſtreute hie und da ein Roſenblatt auf den grünen Grabhügel. In aller Augen ſtanden Thränen.

„Luiſe“ — fing endlich Ludwig mit tiefgerührter Stimme an — „der erſte Tropfen Troſtes der in mein Herz kam, nachdem ich den Tod meines Vaters erfahren hatte, war der Anblick des Roſenſtrauches, den deine Hand hieher pflanzte. Ich ehrte von Jugend auf dein edles Herz; ich lernte es da noch mehr verehren. Du hatteſt auch immer Achtung für mich, und deine Freude über die Rückkehr des Todtgeglaubten entdeckte mir die Geſinnung deines Herzens. Es iſt jetzt vierzehn Tage, daß wir uns wiederſehen. Meine Geſinnungen gegen dich können dir nicht mehr fremd ſeyn, und das, was ich jetzt ſagen werde, kann dich nicht mehr überraſchen. Lebte mein Vater noch, ſo hätte ich dich zu ihm geführt und zu ihm geſprochen: „Dieſe habe ich mir zur Gefährtin meines Lebens gewählt, verſag mir deinen Segen nicht.“ — Nun, beſte Luiſe, führe ich dich an ſein Grab, das ja dir, ſo gut wie mir ein Heiligthum iſt, und bitte dich um deine Hand und deinen würdigen Vater und deine ehrwürdige Mutter um ihren Segen.«

Wohlmuth, der auch nicht einmal im Traume ein ſolches Glück gehofft hätte, war ſo erſchüttert, daß er nicht reden konnte. Die Mutter brach in einen Strom von Thränen aus über eine ſo unerwartete Freude. Luiſe wollte umſinken vor Erſtaunen und Entzücken. „Aber bedenken Sie doch, Herr Alkmar,“ ſtotterte der Vater endlich, „Sie haben beinahe eine Million im Vermögen, und das arme Kind hat nichts — gar nichts.“

„Nun,“ ſagte Ludwig, „wenn Sie ſonſt keine Einwendung haben, ſo bin ich glücklich. Sie geſtehen ja ſelbſt, daß ich bei meiner Wahl nicht auf Geld zu ſehen brauche; und wirklich wäre auch der hundertſte Theil von dem, was ich habe, mehr als genug, um glücklich zu leben. Mein ſeliger Vater lehrte mich, die Tugend höher ſchätzen als Reichthum; aber erſt dort, als ich mich im wüſten Meere herum trieb, lernte ich recht einſehen, daß es etwas Beſſeres gebe als Gold. Luiſens Herz iſt mehr werth, als eine Million.“ Er brach eine Roſe und ſteckte ſie in Luiſens Haar. „Dieſe Blume,“ ſprach er, „mit der Luiſe das Grab meines guten Vaters zierte, iſt Brautſchatzes genug — und ſey auch ihr Brautſchmuck. Lieber Vater, liebe Mutter, ſegnen Sie uns.“

Vater und Mutter konnten vor Rührung kaum die Worte hervorbringen: „Gott ſegne euch, liebſte Kinder! O welche Freude macht Er uns in unſerm Alter! Wie gut iſt Er! Er laſſe euch ſtets ſo glücklich ſeyn wie wir es jetzt ſind.“

„Luiſe,“ fuhr Ludwig fort, „hier am Grabe meines Vaters verſpreche ich dir, dich zu lieben und zu ehren, bis ins Grab; und mögen unſere Kinder einſt auch mit ſo dankbaren Thränen an unſern beiden Gräbern ſtehen, wie wir hier an dem Grabe meines Vaters.“ Luiſe ſank weinend an ſeine Bruſt.

9.

Luzie von Pracht.

Mit tiefer Rührung und beinahe ohne ein Wort zu ſprechen kam Ludwig mit Luiſe und deren Eltern an ſein väterliches Haus. „Hier,“ ſagte er, „werde ich erwartet. Es iſt zwar Schade, daß ich mir dieſen Abend ſtiller Wehmuth und der ſeligſten Empfindungen durch eine — eben nicht durchaus angenehme Geſellſchaft verderben laſſen muß. Doch es muß ſeyn, denn ich gab mein Wort; und Sie müſſen alle auch herein kommen.“

Ludwig trat mit Luiſen am Arme in den feſtlich erleuchteten und mit Blumenkränzen geſchmückten Saal. Die beiden Eltern folgten. Der Jubel der Trompeten und der Donner der Pauken begrüßte ihn. Allein Luiſe an Ludwigs Arm war eine Erſcheinung, über die beſonders die Prachtiſche Familie jetzt beinahe ſo ſehr erſtaunte, als vor vierzehn Tagen über ſeine unerwartete Erſcheinung auf dem letzten Ball. „Tod und Hölle,“ brummte Herr von Pracht, „was wollen die hier? Das kommt von dem Prozeß! Sie klagten ihm ihr Elend — und er ſchleppt ſie nun gar mit hieher. Hätte ich doch dem alten Kerl, dem Wohlmuth, das Bettelgeld hingeworfen, ſo wäre ich ſeiner auf immer losgeworden!“

Frau von Pracht knirſchte mit den Zähnen, und murmelte mit verbiſſenem Aerger: „Das Nähtermädchen in dem Bettelaufzug hieher zu bringen, das iſt zu arg! Nein, bei dem ſeltſamen, wunderlichen Herrn Schwiegerſohne wird die Frau Schwiegermutter ihre liebe Noth haben.“

Luzie wurde blaß vor Ingrimm; indeß trat ſie mit ihren winkenden Federn auf dem Kopfe, mit funkelnden Diamanten geſchmückt und in ein Silbergewölk von Flor gehüllt, ſo ſtolz, wie es keine Fürſtin iſt, neben das arme Mädchen, das in einfachem leinenen Kleide, betroffen von all der Herrlichkeit, die man rings umher in dem Saale erblickte, beinahe zitternd, neben Ludwig ſtand.

Die Tante ſprach: „Das alberne Ding, die Ladendieners Tochter, die ſich doch ſo gar nicht zu benehmen weiß, hätte bleiben ſollen, wo ſie war. Steht ſie doch da, wie ein Mädchen, das vom Wollſpinnen lebt, oder als wollte ſie uns um ein Almoſen anſprechen!“ Indeß gab ſie Luzien einen Wink, Luiſen freundlich zu begegnen.

Das Geräuſch der Muſik hatte übrigens alle dieſe bittern Reden übertönt, daß Ludwig ſie nicht hörte. Allein die Tante erzählte nachher alles, was geſprochen worden, ihren vertrauten Freundinnen, durch die es in der ganzen Stadt bekannt wurde.

Ludwig trat in dem Saale vorwärts, winkte den Muſikanten, und die Muſik ſchwieg. Er hatte Luiſens Arm nicht losgelaſſen, und ſie ſtand ihm noch immer zur rechten Seite; die zudringliche Luzie mußte zu ihrem großen Verdruße ſich begnügen, ihm zur linken Seite zu treten. Neben Luiſen ſtanden ihr Vater und ihre Mutter, neben Luzien Herr und Frau von Pracht, und die Tante. Die übrige zahlreiche Geſellſchaft ſtand in einem weiten Kreiſe umher.

Herr von Pracht nahm ſogleich das Wort. „Ich weiß, mein lieber Alkmar,“ ſprach er, „warum ſie dieſe guten Leute hierher bringen. Es iſt wohl des Prozeſſes wegen, den ich mit den Leuten habe. Es iſt mir unendlich leid, daß ich mit dem wackern Herrn Wohlmuth in Mißverſtändniß und Zwiſtigkeit kam — ganz unendlich leid! Allein ein Wink von Ihnen, Herr Alkmar, iſt ja genug, und der Prozeß iſt abgebrochen. Ich zahle die ſtreitige Summe noch dieſen Abend aus. — He, Bediente, ruft meinen Buchhalter!“

„Laſſen Sie es gut ſeyn, Herr von Pracht!“ ſagte Ludwig. „Es iſt dies ohnehin nicht mehr Ihre Sache, ſondern die meinige. Herr Wohlmuth ſoll das Seinige zurück bekommen. Indeß iſt dies ganz und gar nicht die Abſicht, warum ich dieſe edlen, vortrefflichen Menſchen hieher brachte. Ich habe eine ganz andere Urſache, die ſie wohl kaum errathen. Wo meinen ſie wohl, daß ich eben jetzt geweſen bin? Denken Sie, wir kommen alle, wie wir da ſind, eben von dem Grabe meines ſeligen Vaters.“

Herr von Pracht erblaßte, und wäre bald mit dem Fluche herausgebrochen: „Haben ſich denn heute alle böſe Geiſter gegen uns verſchworen!“ Er wußte ſich aber zu faſſen und rief wie im größten Schmerz aus: „Ach Du mein Gott, ja, da bin ich wirklich recht beſchämt, daß die Idee zu dem herrlichen Denkmahle, das ich Ihrem ſeligen Vater, dem edlen, wahrhaft großen Manne zugedacht habe, noch immer nicht ausgeführt iſt. Wie groß wäre mein Vergnügen geweſen, wenn Sie, der vortreffliche Sohn des vortrefflichen Vaters, davon wären überraſcht worden. Aber die Künſtler ſind eigenſinnige Leute; es iſt ſo ſchwer, mit ihnen ins Reine zu kommen. Und ich muß es nur geſtehen — auch mit meinen Verwandten, den übrigen Erben, habe ich einen harten Stand. Sie wollen die Ehre, das Denkmahl zu errichten, mir allein nicht überlaſſen; und dann ſind ihnen meine Vorſchläge zu einem ſo prachtvollen Grabmahle, als je einem Könige eines errichtet wurde, doch wieder zu rieſenmäßig und zu koſtbar.“

Luzie ſprach: „Ach, was ich nicht ſchon antrieb, das Grabmahl möchte doch recht bald und recht prachtvoll aus weißem Marmor von Karara ausgearbeitet werden! O der theure Mann hat das herrlichſte Denkmahl verdient. Wie oft ſchon beſuchte ich die heilige Stätte, wo ſeine Aſche ruht. Erſt vor zwei Tagen war ich dort, und weinte Thränen ſtiller Wehmuth.“ Die letzten Worte ſagte ſie mit weinerlicher Stimme, und bedeckte mit ihrem weißen Taſchentuche die Augen, als weinte ſie wirklich.

Ludwigs ganzes Herz empörte ſich über die abſcheulichen Lügen des Herrn von Pracht, beſonders aber über die Heuchelei der Tochter. „Nun, Mamſell,“ ſagte er, „wenn Sie erſt vorgeſtern bei dem Grabe waren, ſo müſſen Sie ja wiſſen, daß ſich bereits ein kleines Denkmahl dort befinde. Ich ward entzückt bei dem Anblicke. Wie gefällt es Ihnen? Ich wünſchte ſehr, Ihre Meinung darüber zu hören und Ihren Geſchmack zu bewundern.“

Luzie erröthete und erblaßte — und fing an zu ſtottern. »Ich war — ich weiß nicht — es muß da — —« Es entſtand eine ſehr peinliche Stille in dem Saale. Luzie hätte ſich in die Erde verkriechen mögen. Selbſt die Tante ſann vergebens, die Lüge der beſchämten Luzie ſogleich mit einer neuen Lüge zu beſchönigen. Sie ſagte nur für ſich ſelbſt: »Der Menſch iſt doch ein wahrer Freudenverderber. Erſt bei dem letzten Ball hat er uns den häßlichen Spuck gemacht, ſo unangemeldet herein zu treten, daß wir glaubten, einen Todten zu erblicken, und jetzt kommt er gar von dem Kirchhofe, redet nur von Gräbern und Leichenſteinen, und bringt da noch die drei Geſpenſter mit; denn viel beſſer ſehen ſie in ihrem elenden Anzuge nicht aus.« Indeß verſuchte ſie, ſo gut es gehen wollte, ihre Baſe in der Noth nicht ſtecken zu laſſen. »Ich denke du irreſt dich, mein Kind,« ſagte ſie; »es mag wohl ſchon länger ſeyn, daß du dort warſt! Du wollteſt vielleicht ſagen, gerade einen oder zwei Tage zuvor, ehe Herr Alkmar, wie ich vermuthe, ein Denkmahl dahin ſetzen ließ.«

Ludwig ſagte: »Sie irren ſich eben ſo ſehr, Madam! Ich verſichere Sie, Luzie war gar nie dort — auch nicht ein einziges Mal, eben ſo wenig als Sie, oder als Herr von Pracht oder deſſen Frau Gemahlin; ſonſt müßten Sie das Denkmahl, das ſchon mehrere Monate dort ſteht, ja wohl geſehen haben. Und ich muß nur frei von der Bruſt reden, wie es dem Manne geziemt“ — fuhr er fort, und ſein Ton wurde ſehr ernſt und eindringend — „es ſchmerzt mich in der innerſten Seele, daß Sie, Herr Pracht, meinem Vater, einem Manne, der in ſo vielerlei Hinſicht die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen verdiente, und der Ihnen Ihrer Meinung nach, ſehr große Summen hinterlaſſen hat, nicht einmal einen Leichenſtein ſetzen ließen. Das heißt den Leichtſinn, den Undank und die Gefühlloſigkeit doch zu weit über die Gränze treiben. — Sie aber, Mamſell Pracht, will ich nicht weiter beſchämen. Ihre freche Lüge, Ihr Spiel mit den heiligſten Gefühlen, bedeckt Sie mit Schmach, die keine venezianiſche Seife mehr abwaſchen und keine Schminke verbergen kann.“

10.

Eine Verlobungsfeierlichkeit.

Ludwig wandte ſich an die übrige Geſellſchaft und ſagte: „Ich ſehe in dieſer zahlreichen, allerdings nicht ganz gleichgeſinnten Verſammlung ſo viele aufrichtige Verehrer meines ſeligen Vaters, ſehe ſo manches Angeſicht theurer Freunde und Freundinnen, die mich ſchon, als ich noch ein Knabe war, ſchätzten und liebten. Ich bin ſehr gerührt über den Antheil, den Sie an meiner Zurückkunft nehmen, und danke Ihnen, daß Sie das heutige Feſt, womit meine Ankunft gefeiert wird, mit Ihrer Gegenwart beehren. Zugleich muß ich Ihnen aber ſagen, daß mir dieſes Feſt noch in einer andern Hinſicht ſehr wichtig iſt. Es iſt der Abend meiner Verlobung — und ich habe hiermit die Ehre, Ihnen meine Braut vorzuſtellen — hier Jungfer Luiſe Wohlmuth!«

Kein Blitz, der vom hellen Himmel in den Kreis gefallen wäre, hätte eine ſtärkere Wirkung auf die Anweſenden hervorbringen können. Herr von Pracht und ſeine Frau wurden leichenblaß. Luzie weinte vor Wuth, Scham und Aerger. Die Tante konnte, trotz all ihrer feinen Lebensart, ihren Verdruß nicht zurückhalten. Ihre Beredſamkeit, die ſonſt einem Strome ähnlich war, glich aber nur mehr einzelnen Tropfen. Sie ſprach in lauter einſylbigen Worten. „Die!« rief ſie, und blieb mit aufgeſperrtem Munde eine Weile ſtehen. „So!« fuhr ſie endlich fort, und dehnte das Wörtlein „So!« noch länger hinaus, als man je in der Muſik eine Note zu dehnen pflegt. „Ei! — Schau, ſchau! — Nun, nun! — Glück zu!«

Ludwig ſprach: „Es ſcheinen beinahe alle Gegenwärtige über meine Wahl befremdet? Vielleicht hätte ein Anderer, der hier an meiner Stelle zwiſchen dieſen zwei Frauenzimmern ſtände, anders gewählt. Es iſt möglich, daß ihn all der Glanz der reichgeputzten Mamſell hier blenden würde, und daß er das arme, beſcheidene Kind in dem dürftigen Kleide von roth und weiß geſtreiften Leinen kaum eines mitleidigen Blickes würdigen möchte. Ich aber finde nun einmal an dieſen wankenden Federn, dieſem Flor, dieſen ſchimmernden Flittern gar nichts zu bewundern, und begreife durchaus nicht, wie ein Mann von Verſtand wegen ſolcher eiteln Dinge eine Perſon höher ſchätzen könne. Die einfache natürliche Roſe in Luiſens Haaren hat in meinen Augen einen höhern Werth, als alle dieſe blitzenden Diamanten hier. Denn hören Sie, dieſe meine Braut war es, die auf das Grab meines ſeligen Vaters einen Roſenſtrauch pflanzte — und mir ſo einen vollwichtigen Beweis ihres edlen Herzens gab. Dieſer Roſenſtrauch ſtiftete eigentlich dieſe Heirath.“

Ludwig erzählte die Geſchichte, und fuhr dann fort: „Wie ſollte ich nun dieſe edle, dankbare Seele, die noch obendrein ihre Eltern und Geſchwiſter mit ihrer Handarbeit ernährt, nicht höher ſchätzen, als eine andere, der die edelſten Gefühle — Ehrfurcht für tugendhafte Menſchen, Dankbarkeit, Beſcheidenheit, ſtiller Fleiß fremd ſind? Wie ſollte ich die fromme, anſpruchsloſe, ſittſame Luiſe nicht einer andern vorziehen, die nur von Gefallſucht, Wuth zu glänzen, eitelm Flitterſtaate eingenommen iſt, nur nach Vergnügungen Jagd macht, jedes häusliche Glück lächerlich und kleinſtädtiſch findet, und die einen Mann höchſt unglücklich machen würde! Ich bin verſichert, daß ich gut gewählt habe. Ja, wenn ich ſo arm neben Mamſell Pracht ſtände, als ſie jetzt wirklich iſt, und wäre ſie ganz mit Diamanten bedeckt, und brächte ſie mir Berge von Gold zu — ich würde ſie doch nicht wählen. Ein edles Herz allein macht den Werth des Menſchen. Wer dieſes findet — dem iſt der große Wurf gelungen. Ich werde unter Gottes Schutze unausſprechlich glücklich ſeyn.«

Er ſchwieg einige Augenblicke, und ſagte dann: »Ich habe mit mehr Wärme geſprochen, als es vielleicht ſchicklich iſt. Doch wenn es auch nicht artig war, ſo iſt es doch wahr. Falſchheit, Verſtellung und Heuchelei ſind mir nun einmal in der Seele zuwider. — Doch von etwas Anderem! Da nun dieſes Haus, ſo wie mein ganzes Vermögen, wovon Herr Pracht den größten Theil noch in Händen hat, wieder mein Eigenthum iſt — worüber ich hier die gerichtliche Entſcheidung habe — ſo mache ich ſogleich von meinem Hausrechte Gebrauch, und heiße Alle, die meiner Geſinnung ſind, von ganzem Herzen willkommen, und bitte Sie, dieſen Abend bei mir vorlieb zu nehmen.“

Die alten Freunde des Herrn Alkmar gaben Ludwig lauten Beifall, und kamen bewillkommend und glückwünſchend näher, und der Ruf: „Es lebe Bräutigam und Braut, Ludwig und Luiſe!“ wurde bald allgemein, und Trompeten und Paucken fielen jubelnd ein. Nur die Prachtiſche Familie, auch die Tante und die übrigen Verwandten, ſchlichen ſich in aller Stille davon, und ſahen nun ein, daß ſchlechte Geſinnungen keine Roſen bringen.

Ludwig brachte, in Geſellſchaft edeldenkender Freunde, mit Luiſen und deren Eltern einen ſeligen Abend zu; alle waren ſo vergnügt, daß es Niemanden einfiel zu tanzen, und daß der beſtellte Ball ganz in Vergeſſenheit kam. Als man, wie Ludwig es gewohnt war, mit dem Schlag zehn Uhr von der Tafel aufſtand, um auseinander zu gehen, beſtimmte Ludwig den Tag ſeines Hochzeitfeſtes mit Luiſe, und bat alle anweſende Gäſte ſich dabei einzufinden.

Ludwigs Ehe mit Luiſe war die glücklichſte. „Mir,“ ſagte er oft, „trug jener Roſenſtrauch keine Dörner, ſondern lauter duftende Roſen. Wäreſt du nicht ſo dankbar geweſen, liebe Luiſe, den Roſenſtrauch auf das Grab meines Vaters zu pflanzen, ſo wären wir nicht ſo glücklich geworden.“

„Und hätteſt du,“ ſprach Luiſe, „kein ſo kindliches

Herz gegen deinen Vater gehabt und ſein Grab nicht ſogleich beſucht, ſo hätten die Verwandten an die Stelle des Roſenſtrauches bald einen Marmorſtein geſetzt, und wir hätten uns vielleicht nicht gefunden!“

„Eure edlen Geſinnungen, liebe Kinder, gründeten unſer Aller Glück,“ ſagte die Mutter; „dieſe bringen immer und allzeit Roſen.“

„Und,“ beſchloß der Vater, „hätte Gott nicht Alles ſo gut gelenkt, ſo wären wir doch nicht ſo glücklich geworden. Unſer Aller Glück gründete Er. Er ließ uns Allen unzählige Freuden aus einem Roſenſtocke aufblühen.“

◆

Die Kirſchen.

In dem freundlichen Dörflein Rebenheim, das, von Obſtgärten und Weinbergen umgeben, unweit des Rheines liegt, lebte der treffliche Amtmann Ehrenberg. Er wurde wegen der Treue, mit der er ſein Amt verwaltete und auf Recht und gute Ordnung hielt, allgemein geachtet; ſeine Ehegattin war beſonders wegen ihrer Wohthätigkeit gegen die Armen allgemein geliebt. Sie hatten nur ein Kind, die kleine Karoline, die ſehr ſchön heranblühte, und ſehr frühe einen hellen Verſtand und ein ſehr gutes Herz zeigte. Beide Eltern liebten ſie unbeſchreiblich, und erzogen ſie vortrefflich.

Bei dem Amthauſe befand ſich, außer dem großen Baumgarten und dem wohlangebauten Gemüſegarten, noch ein kleines Gärtchen, das mit Blumen bepflanzt war. An dem Tage, da Karoline geboren ward, ſetzte der Vater, in die Mitte des Blumengärtchens, ein Kirſchenbäumchen; er hatte ein Bäumchen mit niederm Stamme gewählt, damit Karoline die Blüthen deſto genauer betrachten, und die Früchte leichter pflücken könne. Als das Bäumchen das erſte Mal blühte, und mit Blüthen ſo überdeckt war, daß es nur ein einziger weißer Blüthenſtrauß ſchien, betrachteten Vater und

Mutter es eines Morgens, und freuten ſich des herrlichen Anblicks. Die Mutter hatte die kleine Karoline auf dem Arm; das Kind lächelte das blühende Bäumchen an, ſtreckte die Händchen darnach aus, und bezeigte ſeine Freude in Worten, die freilich noch etwas undeutlich waren. Allein die Eltern verſtanden die Worte ſehr wohl: „Blumen! Blumen! Schön! ſchön!“ Sie hatten an dem lieblich blühenden Kinde eine ungleich größere Freude, als an dem blühenden Bäumchen, ja als an allen ihren Gärten und Weinbergen, und an Allem, was ſie hatten. Beide Eltern gelobten es Gott heilig an, Karoline fromm und gut zu erziehen; beide flehten zu Gott, Er wolle ihre Bemühungen ſegnen, und Karoline zu ſeiner Ehre und ihrer Freude heran wachſen laſſen.

An dieſen Bemühungen ließen es die guten Eltern nicht fehlen. Die Mutter gab Karolinen den erſten Unterricht in der Religion; ſie redete mit ihr herzlich und rührend von dem lieben Vater im Himmel, der die Blumen wachſen, die Bäume blühen, und die Kirſchen und Trauben reifen mache; ſie erzählte ihr von dem göttlichen Kinderfreunde Jeſus, der gute Kinder ſo lieb habe. Auch lehrte ſie die Kleine ſolche häusliche Arbeiten verrichten, die ihren zarten Kräften angemeſſen waren. Der Vater machte ſich das angenehmſte Geſchäft daraus, in den Stunden, die er nicht in der Amts=

ſtube zubringen mußte, Karoline im Leſen und Schreiben ſelbſt zu unterrichten.

Eine ſehr wohlthätige, ja die einzige Erholung fand er in ſeinem Baumgarten. Da er den größten Theil des Tages in der Kanzlei ſaß, und nur Schwarz auf Weiß vor ſich ſah, ſo fühlte er ſich im Grünen des herrlichen Baumgartens immer ſehr wohl, und er wartete der Bäume ſelbſt. Es gab da für ihn von den erſten Frühlingstagen an bis ſpät in den Herbſt, wo er zu ſeinem nicht geringen Vergnügen die Früchte abnahm, ſehr viel zu thun. Die ſorgfältige Mutter beſorgte, mit Hülfe der Magd, den Gemüſegarten. Als Karoline acht Jahre alt war, wurde ihr, jedoch unter Aufſicht der Mutter, die Pflege des Blumengärtchens aufgetragen. Sie fühlte ſich dadurch ſehr geehrt und erfreut. Sie vollzog den Auftrag, über alle Erwartung der Mutter, ganz vortrefflich.

Der Vater ſchenkte Karolinen das Kirſchenbäumchen in Mitte des Blumengärtchens. Sie hatte größere Freude daran, als an allen Blumen. Sie beſuchte und bewunderte es alle Tage, von der Zeit an, da die Blüthenknoſpen aufbrachen, bis die Früchte reif waren. Es betrübte ſie zwar, als die ſchönen weißen Blättchen der Blüthen abfielen; allein mit Vergnügen bemerkte ſie, wie die Kirſchen, erſt noch grün, und kleiner als Erbſen, zum Vorſchein kamen, und nach und nach immer größer wurden, bis endlich die ſchönen rothen Kirſchen zwiſchen dem grünen Laube hervorglänzten. „So iſt es nun einmal!“ ſprach der Vater, „Jugend und Schönheit vergehen, wie Blüthen; die Tugend aber iſt die Frucht, die man von dem Baume erwartet. Die ganze Erde iſt gleichſam ein großer Garten, in dem Gott jedem Menſchen eine Stelle anwies, reichliche Früchte des Guten zu bringen. Wie Gott dem Baume Regen und Sonnenſchein gibt, ſo gibt Er uns ſeine Gnade zum Wachsthume in jeder Tugend — wenn wir es nur an uns nicht fehlen laſſen.“

Karoline verſprach, das Ihrige treulich zu thun, und ihr tägliches Betragen rechtfertigte auch die ſchönen Hoffnungen der Eltern. Die kleine Familie lebte ſehr zufrieden und vergnügt, und trug nicht nur durch Rath und That, ſondern vorzüglich durch ihr ſchönes Beiſpiel ſehr viel bei, daß auch die wackern Landleute im Dorfe und in der Gegend umher in Eintracht und Frieden lebten, und ſich dabei ſehr glücklich fühlten.

Allein der Krieg, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den herrlichen Rheingegenden ſchon ſo viele Verheerungen angerichtet hatte, näherte ſich nunmehr auch dieſem friedlichen Thale, in dem bisher Ruhe und ſtilles, häusliches Glück gewohnt hatten. Das Dorf ward wechſelweiſe, bald von Freunden bald von Feinden beſetzt, und litt dabei unbeſchreiblich. Jetzt behauptete es wieder der Feind, und erpreßte, da es ihm an Lebensmitteln fehlte, beinahe den letzten Biſſen Brod. Allein noch einmal ſollte er aus dieſer Gegend vertrieben werden. Die Deutſchen hatten den Feind vor Aufgang der Sonne mit großem Muthe angegriffen, und waren bis an das Dorf vorgedrungen. Hier wurde der Kampf heftiger; das Feuer der kleinen Gewehre dauerte unausgeſetzt. Von den Bergen zu beiden Seiten des Dorfes donnerten die Kanonen. Die Kugeln flogen über das Amthaus hin und her, und am Ende des Dorfes fing es an zu brennen. Der brave Amtmann machte, ſobald der Donner des Geſchützes ſich etwas entfernt hatte, Anſtalten zum Löſchen. Seine Frau ſaß, mit gerungenen Händen und bleich wie eine Wand, am Fenſter der untern Stube, und blickte inbrünſtig betend zum Himmel. Karoline kniete weinend neben ihr, erhob die zitternden Hände, und betete ſo innig, wie die Mutter.

Es war bereits Nachmittags drei Uhr. Da wurde plötzlich an der Hausthüre geſchellt. Die Frau ſchaute durch das Fenſter. Ein Offizier in Huſaren-Uniform hielt mit ſeinem Pferde, von dem er abgeſtiegen war, vor der Thüre. „O Gottlob!“ rief die Mutter, „er iſt von dem Heere der Deutſchen.“ Karoline eilte hinaus, und öffnete die Hausthüre; die Mutter folgte. Der Offizier hatte indeß das Pferd neben der Thüre angebunden. „Lieber Himmel, wie erſchrocken ſehen ſie aus!“ ſprach er freundlich, indem er die bleichen Geſichter erblickte. „Seyen Sie ruhig! Die Gefahr iſt vorüber. Sie ſind ſicher. Auch das ausgebrochene Feuer iſt ſo viel als gelöſcht. Der Herr Amtmann wird ſogleich hier ſeyn. Ich bitte bloß um eine Erquickung, und wäre es, wenn Sie nichts Anderes haben ſollten, auch nur ein Biſſen Brod und ein Trunk Waſſer!“ Er trat in das Zimmer, lehnte den Säbel in eine Ecke, ſetzte ſich, und wiſchte mit einem weißen Tuche das glühende Angeſicht. „Dieſes Mal ging es ſcharf her,“ ſagte er; „doch Gott ſey gelobt, wir haben geſiegt.“

Ein Engel des Himmels hätte der Mutter und Tochter keine erfreulichere Erſcheinung ſeyn können. Die Mutter hatte noch einige Flaſchen alten Rheinwein im Keller tief unter dem Sande verborgen, in dem das Wintergemüſe aufbewahrt geweſen, von dem hie und da noch ein Blatt zu ſehen war. Der Feind hatte dieſen Wein nicht entdeckt. Sie brachte eine Flaſche Wein, und ein Stück Roggenbrod dazu. Sie entſchuldigte ſich, daß von Speiſen ſonſt nichts mehr vorräthig ſey. „Das iſt genug,“ ſagte der Offizier, indem er nach dem Brode griff und ſogleich davon aß; „das ſchmeckt! Es iſt der erſte Biſſen, den ich heute genieße.“

Karoline ging und brachte von ihrem Bäumchen, auf einem reinen weißen Porzellanteller, die ſchönſten hochrothen Kirſchen. „Kirſchen?“ rief der Offizier; „die ſind gegenwärtig hier zu Lande eine Seltenheit. Es iſt ein Wunder, daß ſie der Feind ſchonte. Es ſind ja alle Bäume umher abgeleert.“

„Die Kirſchen,“ ſagte die Mutter, „wuchſen auf einem niedern Bäumchen, das in Karolinens Blumengärtchen ſteht, und an ihrem Geburtstage gepflanzt wurde. Sie ſind erſt ſeit einem oder zwei Tagen reif geworden. Der Feind mag auf das kleine Bäumchen nicht geachtet haben.“

„Und dieſe Kirſchen tragen ſie mir auf, holde Kleine?“ ſagte der Offizier erfreut. „O nicht doch; ſie ſind für Sie. Es wäre Sünde, Ihnen nur eine einzige zu nehmen.“

„Wie könnten wir,“ ſagte Karoline, „den edlen Männern, die ihr Blut für uns vergießen, einige Kirſchen verſagen?“ und die hellen Thränen ſtanden ihr in den freundlichen, dunkelblauen Augen, und floßen ihr über die blühenden Wangen. „Sie müſſen alle eſſen,“ ſagte ſie mehrmal; „ich bitte Sie darum.“

Er nahm einige Kirſchen, und legte ſie auf das Teller neben ſein Weinglas. Kaum hatte er aber das Glas an den Mund geſetzt, ſo ertönten die Trompeten. Er ſprang auf und gürtete den Säbel an. „Sie blaſen zum Aufbruch,“ ſagte er; „ich darf keinen Augenbilck mehr verweilen.“ Die Mutter ſtand mit dem Weine vor ihm, und nöthigte zu trinken. Karoline bat ihn dringend, die Kirſchen, die ſie ſehr geſchickt in einen Bogen weißen Papiers wickelte, mit auf den Weg zu nehmen. „Es iſt ſehr heiß,“ ſagte ſie, „und Kirſchen ſind doch immer eine kleine Erfriſchung.“ „Ich habe wahrhaft keine leere Taſche!“ ſagte der Offizier. „Ich führe all mein Gepäck bei mir. Sehen Sie, ich bin beladen, wie ein Packpferd.“ „Ei,“ ſagte Karoline, „die wenigen Kirſchen werden wohl noch ein Plätzchen finden.“ Sie bat mit einer ſo wohlwollenden, gutmüthigen Zudringlichkeit, daß er ſich half, wie er konnte. Er nahm eine Brieftaſche heraus, verwahrte ſie auf der Bruſt unter ſeiner Weſte, und ſteckte die Kirſchen zu ſich.

„Wahrhaftig,“ ſagte er gerührt, „es thut einem ehrlichen Krieger, dem oft jeder Biſſen mit Unwillen gleichſam in den Mund gezählt wird, ſehr wohl, ſolche freundliche, wohlwollende Menſchen zu treffen. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann! Ich wünſchte Ihnen, mein liebes Kind, irgend eine Kleinigkeit zum Andenken zu geben; allein wirklich habe ich gar nichts, nicht einmal einen Kreuzer Geld. Begnügen Sie ſich mit meinem Danke.“ Er ſchwang ſich auf ſein Pferd, rief Karolinen und ihrer Mutter noch ein Lebewohl zu, und ſprengte davon.

Die Freude der guten Leute über ihre Rettung war von kurzer Dauer. Einige Wochen nachher fiel bei dem Dorfe ein groſses Treffen vor. Das Dorf wurde beinahe ganz in einen Schutthaufen verwandelt. Auch das Amthaus brannte ab. Die Familie war faſt um Alles gekommen. Mit weinenden Augen zogen Vater, Mutter und Tochter zu Fuß weiter, und ſahen noch oft nach dem rauchenden Schutte um.

Das Land kam in die Gewalt der Feinde. Der brave Amtmann, der es immer mit ſeinem Vaterlande gut gemeint hatte, und ſeinem Landesfürſten treu geblieben war, mußte ſich glücklich ſchätzen, mit dem Leben entronnen zu ſeyn. An eine weitere Anſtellung in dem eroberten Lande durfte er nicht denken. Er begab ſich mit Frau und Tochter in eine entfernte Stadt, und lebte da ſehr kümmerlich. Sein Fürſt irrte ſelbſt als ein Fremdling umher, und konnte ihm nichts geben. Der treffliche Amtmann ſuchte indeß mit Abſchreiben einiges Wenige zu verdienen; ſeine Frau machte Putzarbeiten, und Karoline, die bald in allen weiblichen Arbeiten Meiſterin ward, half dabei treulich mit. So ſchlugen ſie ſich doch immer mit Ehren durch die Welt.

Eine Gräfin von Buchenhain, die ſich ſeit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, gab ihnen beſonders viel zu verdienen. Einmal hatte die Gräfin einen Hut von ſtrohgelbem Taffet mit einer Verzierung von blauen Kornblumen beſtellt, und Karoline trug ihn am Morgen zur beſtimmten Stunde hin. Die Kammerjungfer ſagte: Die Frau Gräfin habe eben Beſuch, indem geſtern Abends deren Frau Schweſter mit Herrn Gemahl und Fräulein Töchtern angekommen ſey. Die Jungfer nahm indeß den Hut, der ſehr ſchön ausgefallen war, hieß Karoline ein wenig warten, und ging. Nach einer Weile kam ſie wieder und ſagte: „Der Hut fand großen Beifall; die zwei Fräulein wünſchen auch ſolche Hüte. Kommen Sie ſogleich mit mir; Sie bekommen gewiß mehrere Beſtellungen.“ Sie führte Karoline in den Garten, wo die Gräfin mit ihrer Geſellſchaft in der großen Laube Kafee trank.

Karoline trat in die Laube. Die beiden Fräulein betrachteten und bewunderten noch immer den Hut. Ihre Mutter, die Schweſter der Gräfin, beſtellte für ſich und ihre Töchter drei ſolche Hüte, und ertheilte Karolinen, beſonders wegen der ſchönen Kornblumen, die ganz allein von Karolinens Hand verfertigt waren, große Lobſprüche.

Die Gräfin ſagte: „Der Hut und die Blumen ſind allerdings ſehr ſchön. Karoline arbeitet vortrefflich. Allein das tugenthafte Betragen meiner freundlichen Karoline, wie ich ſie immer nenne, verdient noch größeres Lob, als ihre ſchöne Arbeiten.“ Die Gräfin erzählte von dem harten Schickſale, das Karoline getroffen, und wie ſie nun mit unermüdetem Fleiße ihre Eltern ernähren helfe.

Der Graf ſtand mit ſeinem Schwager, dem Oberſten von Holm, einige Schritte vom Eingange der Laube. Der Oberſt, ein anſehnlicher Mann in prächtiger Uniform, und mit einem Orden geziert, ward auf das Geſpräch aufmerkſam, nahm ſeine Tabakspfeife aus dem Munde, trat näher, betrachtete Karoline und rief: „Um des Himmelswillen! Was, Sie, Sie ſind die Amtmannstochter von Rebenheim? Nun, Sie ſind ſchön herangewachſen; ich hätte Sie nicht mehr gekannt — und doch ſind wir alte Bekannte.“

Karoline ſtand betroffen da, ſah den ihr unbekannten Herrn mit großen Augen an, und ihre Wangen glühten.

Er aber nahm ſie freundlich bei der Hand, führte ſie zu ſeiner Gemahlin, die neben der Gräfin ſaß, und ſagte zu ihr: „Sieh, Amalie, dieſe Jungfrau iſts, die mir vor zehn Jahren, als ſie noch Kind war, das Leben rettete.“ „Wie wäre das möglich?“ ſagte Karoline erſtaunt. „Das muß Ihnen allerdings unbegreiflich vorkommen,“ ſagte der Oberſt. „Allein Sie erinnern ſich doch vielleicht noch des Huſaren-Offiziers, der einſt auf ſeinem ſchäumenden Pferde vor das Amthaus zu Rebenheim angeſprengt kam, und den Sie ſo freundlich mit Kirſchen bewirthet haben?“

„Ach, Sie ſind es!“ rief jetzt Karoline, und ihr Geſicht ward von Freundlichkeit wie verklärt.

„O Gottlob, daß Sie noch am Leben ſind! Allein daß ich etwas zur Rettung Ihres Lebens ſollte beigetragen haben, davon weiß ich wahrhaftig nichts.“

„Freilich können Sie nicht wohl davon wiſſen, was für eine große Wohlthat Sie mir erwieſen haben!“ ſprach er. „Meine Frau und meine Töchter aber wiſſen es gar wohl. Ich ſchrieb es ihnen ſogleich. Denn es iſt wohl eine der merkwürdigſten Geſchichten meines Lebens.“

„Und für mich die merkwürdigſte des ganzen Krieges!“ ſagte die Gemahlin des Oberſten, ſtand auf, und umarmte Karoline ſehr gerührt.

„Nun,“ ſprach die Gräfin von Buchenhain, „von all dem wiſſen ich und mein Mann ja noch gar nichts! Geben Sie uns die Geſchichte doch einmal zum Beſten!“

„Sie iſt nur ganz kurz,“ ſagte der Oberſt. „Ich ſprengte hungrig und durſtig vor das Haus, in dem Karoline und ihre Eltern wohnten, und bettelte ſo zu ſagen um Brod und Waſſer. Sie theilten Alles mit mir, was ſie hatten, und bei der allgemeinen Noth wohl für ſich hätten aufſparen können. Karoline leerte ihr kleines Kirſchenbäumchen wohl gänzlich ab, um mich zu erquicken. Es waren herrliche Kirſchen — und ſo wahr ich ehrlich bin, vielleicht die einzigen in der Gegend. Der Feind ließ mir aber nicht Zeit, ſie zu eſſen; ich mußte ſogleich wieder zu Pferd. Da nöthigte mich Karoline mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit, die Kirſchen einzuſtecken. Allein das ließ ſich nicht ſo leicht machen. Mein Pferd war mir Tags zuvor unter dem Leibe erſchoſſen worden. Ich nahm in der Geſchwindigkeit das Unentbehrlichſte aus dem Mantelſacke, ſteckte es in die Taſchen, und focht einſtweilen zu Fuß, bis mir ein Huſar ſein Pferd abtrat. Ich trug, wie jener Weltweiſe, Alles, was ich hatte, bei mir. Um indeſſen für die Kirſchen in einer Taſche leeren Raum zu machen, nahm ich meine Brieftaſche heraus, und ſteckte ſie hier in die Weſte. Es ging ſogleich wieder auf den Feind los, der Miene machte, aufs Neue vorzudringen. Ich jagte mit meinen Leuten die feindlichen Huſaren, daß es eine Luſt war. Allein in einer Hecke war Infanterie verſteckt. Ein Jäger zu Fuß ſchoß unverſehens auf mich. Der Kerl hatte mich gut gefaßt; er traf mich gerade hieher auf die Bruſt. An der Brieftaſche aber iſt die Kugel abgeprellt — ſonſt wäre ich durch und durch geſchoſſen worden, und auf der Stelle todt geblieben.“

„Nun ſagen Sie alle,“ fuhr er mit großer Rührung fort, „hat ſich Gottes Vorſehung nicht der Hand des freundlichen Kindes bedient, mich dem Tode zu entreißen? Habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, Karoline da rettete mir durch ihre Freundlichkeit das Leben? Ihr habe ich es zu danken, daß meine Amalie nicht Wittwe iſt, daß meine Töchter keine Waiſen ſind; daß ich noch hier ſtehe, meine Pfeife rauche, und mich der Schöpfung Gottes freue.“

Alle gaben ihm Beifall. Die Gemahlin des Oberſten drückte Karolinens Hand, die ſie noch immer in der ihrigen hielt, und ſagte, indem ihr Thränen in den Augen ſtanden: „So iſt es! Sie waren für uns alle hier ein guter Engel, und haben eine große Trauer von unſerer Familie abgewendet.“ Auch die zwei Töchter des Oberſten ſahen mit leuchtenden Blicken auf Karoline. „So oft wir Kirſchen aßen,“ ſagte die jüngere, „ſprachen wir von ihnen, ohne Sie zu kennen.“ „Ich ſchätze mich ſehr, ſehr glücklich,“ ſagte die ältere, „daß unſer Wunſch, Sie kennen zu lernen, endlich erfüllt iſt.“ Beide Fräulein nöthigten Karoline, zwiſchen ihnen Beiden Platz zu nehmen, und ſchenkten ihr in eine ſchöne, prächtig vergoldete Porzellanſchale Kafee ein.

Der Oberſt aber war nachdenkend geworden. „Da rühmt ihr immer meine Thaten,“ ſagte er; „aber was iſt, was kann der Menſch? Ohne das Teller mit Kirſchen wäre ich als Lieutenant auf dem Kirchhofe zu Rebenheim längſt vermodert, und ein Anderer wäre an meiner Stelle Oberſt. Meinen Orden hier, Ehre und Wohlſtand, danke ich einer Hand voll Kirſchen, oder vielmehr Gottes Hand, die den Helden durch ein Kind errettete, und mit Sieg krönte.“

„Wir ſprechen uns weiter,“ ſagte er plötzlich zu Karolinen. „Jetzt habe ich mit meinem Schwager, dem Herrn Grafen da, ein kleines Geſchäft abzumachen.“ Die Herren gingen. Karoline blieb noch eine Weile und empfahl ſich dann. „Auf Wiederſehen!“ ſagte die Gemahlin des Oberſten, und entließ ſie ſehr gnädig.

Der Oberſt hatte indeß ſeinen Schwager, den Grafen von Buchenhain, an die andere Seite des Gartens geführt. Der Amtmann des Grafen war ſchon ſeit drei Monaten todt. Es hatten ſich Viele um den Dienſt gemeldet. Der Graf war unſchlüſſig, welchen er wählen ſollte, und hatte dieſen Morgen lange mit dem Oberſten darüber geſprochen. Der Dienſt ſollte, da dringende Amtsgeſchäfte abzumachen waren, heute noch vergeben werden.

„Jetzt brauchts kein Kopfbrechen mehr,“ ſagte der Oberſt; „den Ehrenberg nimmſt du. Gott ſchickt uns die Tochter des braven Mannes nicht umſonſt gerade am heutigen Morgen hieher — und wahrlich nicht umſonſt mußte ich geſtern Abends hier anlangen, um ſie, gerade bevor der Dienſt vergeben ward, hier zu treffen.“

„Es iſt wahr,“ ſagte der Graf, „die Leute haben ſich um die Familie verdient gemacht. Auch ſoll Ehrenberg ein wahrer Ehrenmann ſeyn. Allein ich ſah ihn kaum ein paarmal, und es iſt daher noch zu bedenken —“

„Was zum Kuckuk,“ ſagte der Oberſt, mit der ihm eigenen Hitze, „ſoll da noch zu bedenken ſeyn? Einen beſſern Mann treibſt du nicht auf, ſo weit der deutſche Boden reicht! Bin ich nicht auf meinen Zügen zweimal nach Rebenheim hingeritten, um das gute Kind, dem ich mein Leben zu danken habe, noch einmal zu ſehen und ihm meinen Dank zu bezeigen! Und hab' ich nicht Alles genau ausgekundſchaftet? Karoline und ihre Eltern traf ich freilich nicht! Auch konnte ich ihren Aufenthalt nicht erfahren. Aber andere Dinge erfuhr ich, die mir das Herz warm machten. Das ganze Dorf gab dem edlen Amtmanne, ſeiner trefflichen Frau und der kleinen Karoline das beſte Zeugniß. Alte graue Männer ſagten mir mit Thränen in den Augen: „Herr Ehrenberg war das Muſter der Gerechtigkeit, der Thätigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit. Ewig können wir es ihm nicht vergelten, was er uns gethan hat. Wo er auch ſey, und wie es ihm jetzt gehe — es muß ihm noch wohl gehen. Das hat er ſchon an jedem Einzelnen von uns mehr als einmal verdient.“ So ſagten die Bauern. Darum ſage ich, mach' hurtig, und laß das Dekret aufſetzen, damit ich ſogleich ſelbſt es ihm hintragen kann.“

Die Sache wurde richtig, das Dekret verfaßt und unterzeichnet, und der Oberſt hatte ſeit langer Zeit keinen ſo fröhlichen Morgen; ja kaum nach einem Siege wars ihm, wie er ſich ausdrückte, ſo leicht und wohl um das Herz.

Während dieſes ausgemacht worden, war Karoline, ohne nur im geringſten zu ahnen, was der Oberſt vorhatte, voll hohen Vergnügens nach Hauſe gekommen. „Je, Mädchen, was iſt dir,“ ſagte der Vater; „deine Augen glänzen ja vor Freude.“ Karoline erzählte, wie die Kirſchen dazu beitrugen, dem Oberſten das Leben zu retten; und die Eltern prießen Gottes heilige Vorſehung.

„Das iſt ein Strahl von Hoffnung,“ ſagte die Mutter; „vielleicht ſtehen uns doch noch beſſere Tage bevor.“ „Ja, Karoline,“ ſagte der Vater, „deine freundliche Güte, die dir als Kind ſchon eigen war, könnte vielleicht noch das Glück deiner Eltern machen.“ „Wenn ich dieſe Güte je hatte,“ ſagte Karoline beſcheiden, „ſo iſt ſie nur das Erbtheil meiner theuren Eltern.“

Sie ſprachen noch über die Begebenheit — da hörten ſie den Oberſten, ſeinen klirrenden Säbel nachſchleifend, ſchon die Treppe herauf eilen. „Guten Morgen, Herr Amtmann von Buchenhain!“ rief er ſogleich unter der Thüre.

„Wie, was, von Buchenhain?“ ſagte Ehrenberg.

„Nicht anders!“ ſprach der Oberſt, und zog ſeine Brieftaſche heraus. „Ich führe dieſe Brieftaſche nur an beſondern Freudentagen,“ ſagte er, „wie zum Beiſpiele heute, da ich Karolinen wieder fand. Sehen Sie da," — er zeigte auf eine beſchädigte Stelle der Brieftaſche — „hieher traf die Kugel. Karolinen hat Ihnen ja wohl davon erzählt?"

„Zu unſrer größten Freude!" ſprach Ehrenberg.

Der Oberſt öffnete die Brieftaſche, und nahm ein Papier heraus. „Da leſen Sie!" ſagte er zu Ehrenberg. Ehrenberg las und erſtaunte. Es war das Anſtellungsdekret auf die gräfliche Amtmannsſtelle in Buchenhain mit tauſend Thaler Gehalt, nebſt noch vielen andern Vortheilen. Der edle Mann, der bisher ſo viel geduldet hatte, und in einem ſehr abgetragenen, wiewohl ſehr reinlichen Rocke da ſtand, traute kaum ſeinen Augen. „Leſen Sie doch laut!" ſagte der Oberſt. „Ihre Frau und meine Retterin, die holde Karoline da, ſcheinen neugierig, was das Papier enthalte." Ehrenberg las das Dekret mit tiefgerührter Stimme, und Mutter und Tochter weinten und ſchluchzten beinahe laut.

„Bei den Huſaren muß alles ſchnell gehen," ſagte der Oberſt. „Vor einer Stunde dachte noch kein Menſch in der Welt daran, daß Sie Amtmann in Buchenhain werden ſollten. Wie ſich das angefangen, muß es ſich auch enden. Darum kommen Sie nur gleich mit, damit ich Sie meinem Schwager vorſtelle." Ehrenberg bat um Erlaubniß, ſich zuvor umzukleiden. „Eine Viertelſtunde ſey Ihnen dazu vergönnt," ſprach der Oberſt; „in einer Viertelſtunde erwarte ich Sie auf meinem Zimmer in dem Hauſe des Grafen.“

„Sie aber,“ ſagte er zu Karoline und ihrer Mutter, „machen Sie nur ſogleich Anſtalt zur Abreiſe. Sie wohnen ja hier ſo enge; nur im Kriege hatte ich manchmal ein ſo ſchlechtes Quartier. Allein in dem Amthauſe zu Buchenhain wird es Ihnen ſchon beſſer gefallen. Das Amthaus iſt eine ſehr freundliche Wohnung; es iſt auch ein herrlicher Garten dabei, in dem treffliche Kirſchenbäume ſtehen. Künſtigen Montag müſſen Sie dort einziehen; wir reiſen an eben dieſem Tage auch dahin. Das ſoll dann ein rechtes Feſt werden. Da wollen wir eine fröhlichere Mahlzeit halten, als jene Huſarenmahlzeit unter dem Donner der Kanonen, und zwiſchen den brennenden Häuſern zu Rebenheim. Vergeſſen Sie nur nicht, liebe Karoline, auch Kirſchen zum Nachtiſch aufzutragen! Ich denke, bis dahin werden ſie vollends reif.“

Und mit dieſen Worten eilte er, um der beglückten Familie den Dank zu erſparen, und um eine Thräne zu verbergen, ſo ſchnell zur Thüre hinaus und die Treppe hinab, daß Ehrenberg nicht mehr eilfertig genug ſeyn konnte, ihn zu begleiten.

„O Karoline,“ ſagte der Vater, „als er wieder in das Zimmer trat, wer hätte denken können, daß jenes Bäumlein, das ich an deinem Geburtstage gepflanzt habe, uns ſolche Früchte bringen würde!“

„Das hat Gott ſo gefügt,“ ſagte die Mutter mit gefalteten Händen. „Ich weiß es wohl noch, wie das Bäumlein das erſte Mal blühte, und wie wir Beide es betrachteten, und Karoline, die damals noch ein Kind war, das ich auf dem Arm trug, ſo große Freude daran hatte. Wir Eltern verſprachen es damals Gott, das Kind, das hoffnungsvoll, wie das junge Bäumchen blühte, gut zu erziehen, und beteten zu Ihm, Er wolle uns ſeine Gnade dazu geben. Jenes Gebet iſt nun über all unſer Wünſchen und Hoffen erhört. Ihm ſey ewiger Dank!“

„Ja,“ ſprach der Vater, „kein gläubiges Gebet liebender Eltern geht verloren! Wie Gott damals ſchon, als wir bei dem Kirſchenbäumlein ſtanden, unſer Gebet erhörte, ſo wolle Er auch jetzt ſich unſern Dank gefallen laſſen!“

Und Karoline ſtimmte in das Dankgebet ihrer Eltern mit ein, und rief mit innigſter Rührung: „Dir, Vater im Himmel, der für uns Menſchen liebreicher und zärtlicher ſorgt, als die liebreichſten und zärtlichſten Eltern für ihre Kinder, Dir ſey ewiger Dank!“

* * *

Die Melone.

1.

Thereſe.

Nahe vor dem Thore einer großen Handelsſtadt ſaß an einem heitern Sommermorgen eine Obſthändlerin an ihrem reich geſchmückten Stande. Man erblickte da in niedlichen, mit friſchem, grünen Reblaube ausgelegten Weidenkörbchen Früchte aller Art, ſchöne hellrothe und dunkelrothe Kirſchen von ſeltener Größe, und frühe, grünlich-gelbe Pfirſiche, die von dem zarteſten Purpurroth wie angehaucht waren. Zitronen und Pomeranzen erhoben ſich in kleinen Pyramiden. Als Prachtſtück aber in Mitte aller Früchte prangte, wie der Mond unter den Sternen, eine große, herrliche Melone — die erſte, die in dieſem Jahre reif geworden.

Wie die Obſthändlerin unter der Linde des Thores, die ihren Stand beſchattete, ſo da ſaß, und noch wenig Leute durch das Thor aus und ein gingen — kam ein ſehr reinlich, aber nur in weiß und blau geſtreifte Leinwand gekleidetes Mädchen, die noch nicht vierzehn Jahre alt, und recht das Bild der Unſchuld und Schönheit war. Sie fragte, was die Melone koſte.

„O mein Kind, dieſe Frucht iſt für dich zu theuer!“ ſagte die Obſtfrau. „In drei oder vier Wochen kann man eine ſolche Melone vielleicht für einen Thaler kaufen; allein dieſe hier könnte ich dir nicht unter fünf Gulden überlaſſen.“

„Fünf Gulden iſt viel Geld,“ ſagte das Mädchen. „Könnte die Frau ſie nicht wohlfeiler geben?“

„Um keinen Heller,“ ſagte die Frau. „Bei mehr als zehn Gärtnern fand ich nur dieſe einzige Melone. Ich gewinne faſt nichts daran. Ich kaufte ſie auch nicht des Gewinnſtes wegen; ſondern um bei meinen Kunden mir Ehre zu machen.“

„Nun denn,“ ſagte die Kleine; „ſo ſey es. Ich habe mir's gedacht, die Melone werde ungefähr ſo viel koſten.“ Sie zog ein kleines, zierlich geſtricktes Geldbeutelchen heraus, und zählte fünf und zwanzig Zwölfer hin.“

„Aber was will Sie denn mit der Melone machen?“ fragte die Frau bedenklich, ohne das Geld einzuziehen. „Sie wird die Melone doch nicht ſelbſt eſſen wollen?“

„Ich habe,“ ſagte das Mädchen, „in meinem Leben noch keine verkoſtet, und mir iſts auch gar nicht um ſolche koſtbare Speiſen. Wir ſind zufrieden, wenn wir nur Brod haben.“

„Je, für wen kauft Sie denn die Melone?“ fragte die Frau.

„Das darf ich nicht ſagen,“ ſprach das Mädchen mit einem kleinen Erröthen, „und ich bitte auch die Frau, doch Niemanden davon zu ſagen, daß ich die Frucht kaufte.“

Die Frau ſagte warnend, indem ſie den Finger erhob: „Liebes Kind, gieb doch Acht, daß du in keine böſe Geſellſchaft gerātheſt, wo man heimlich, hinterrücks der Eltern, koſtbar lebt, oft unrechtes Gut verſchwendet — und wo auch ſonſt nichts Gutes geſchieht. Es wäre Schade um dich! Noch einmal, ſey wohl auf der Hut. Den ſchönſten Früchten ſtellen die Wespen am meiſten nach.“

„O fürchte Sie nichts, Madam!“ ſagte das Mädchen. „Ich komme nirgends hin als in die Kirche.“ Dabei blickte ſie ſo unſchuldig und arglos aus den hellen, blauen Augen, daß der Frau alle Bedenklichkeiten vergingen.

Die Frau zog das Geld ein; das Mädchen kaufte nnd bezahlte noch das Körbchen, in dem die Melone lag, blickte ſchüchtern umher, ſchlug ſchnell die weiße, reinliche Schürze über die Melone, um ſie ſorgfältig zu verbergen, neigte ſich und eilte davon.

„Hum, hum!“ ſagte die Obſtfrau, „wenn das Kind nicht ſo ſeelengut und unſchuldig wäre — ſo hätte ich ihr nicht getraut. Und doch muß etwas dahinter ſtecken! Sie thut ſo heimlich — obwohl ſie ganz ohne Furcht dabei iſt. Ach, es wäre ewig Schade, wenn ſie verführt würde! Ihr Haar ringelt ſich wie lauter Gold, und ſo ſchön roth, als ihre Wangen, ſind keine Aepfelein, keine Pfirſiche auch die ſchönſten nicht, die ich je verkaufte.«

Die Obſtfrau war noch immer etwas nachdenkend. »Mein Gott,« ſeufzte ſie »als das gute Kind noch kleiner war, hat ſie mir manchen Kreuzer für Erdbeeren oder Kirſchen zu löſen gegeben. Ich muß doch mit ihrer Mutter reden. Man muß dem Böſen wehren, ſo gut man kann. Das iſt Pflicht! Man ſagt ſonſt wohl: Was geht das mich an? Aber die Unſchuld zu hüten, geht jedes ehrliche Herz ſehr nahe an.«

2.

Thereſens Mutter.

Abends ging Frau Muſch, die Obſthändlerin, nachdem ſie jene Früchte, die nicht verkauft worden, in ſichere Verwahrung gebracht hatte, zu Frau Maienfeld, der Mutter des Mädchens, und erzählte ihr die Geſchichte.

»Ich bin Ihr, liebe gute Frau Muſch, für Ihre Sorgfalt herzlich verbunden!« ſagte die Mutter. „Indeß weiß ich davon, und will Ihr Alles erzählen. Sie darf Alles wiſſen. Nur muß Sie mir verſprechen, davon zu ſchweigen. Seh' Sie, liebe Frau, Sie kennt ja wohl den alten Herrn Treu?“

„O freilich, freilich,“ ſagte Frau Muſch; „die ganze Stadt ehrt ihn ja als den bravſten Mann, als einen der erſten, der reichſten, der rechtſchaffenſten Bürger.“

„Nun wohl,“ ſprach Frau Maienfeld, „ſo höre Sie denn die Geſchichte.“

„Mein Mann, der mir in ſeinen ſchönſten Jahren dahin ſtarb, Gott tröſte ihn! diente in der Treuiſchen Handlung. Seit deſſen Tode unterſtützte Herr Treu mich immer ſehr großmüthig — beſonders aber in meiner letzten Krankheit. Ohne ſeine Güte würde meine Tochter ſchon lange an meinem Grabe weinen.

Nachdem ich wieder hergeſtellt war, wollte Thereſe, meine Tochter, dem guten Herrn Treu auch eine kleine Freude machen. Sie ſtrickte ihm eine Geldbörſe von dunkler Seide, mit Roſenlaub und Roſenknoſpen geziert, und mit der Inſchrift aus Perlen: „Gott lohne Sie!“

Thereſe brachte ihm das kleine, unbedeutende Geſchenk. Der alte Herr hatte eine große Freude daran. Er beſah und lobte die Arbeit. „Nun wird meine alte Börſe überflüſſig,“ ſagte er, indem er ſie herauszog. „Sie iſt zwar ſchon etwas abgetragen und unſcheinbar; allein als ein Andenken von dem alten Treu wirſt du, liebes Kind, ſie doch nicht verſchmähen. Nimm ſie hin! Was darin iſt, das iſt nur eine kleine Belohnung für die große Mühe, die du dir gegeben, und für die Freude, die du mir gemacht haſt.“

Thereſe wollte das Geld nicht nehmen. „Nimm, nimm!“ ſagte Herr Treu. „Ich weiß doch, daß du mit deiner Mutter theilen wirſt. Sie hat jetzt nach ihrer Krankheit einige Stärkung nothwendig, und kann noch wenig verdienen. Mach' alſo keine Umſtände und nimm!“

Thereſe mochte wollen oder nicht, ſie mußte das reiche Geſchenk annehmen. Als ſie nach Hauſe kam und das viele Geld auf den Tiſch ausſchüttete, weinten wir beide vor Freude. So reich waren wir, ſeit dem Tode meines ſeligen Mannes, nicht mehr geweſen.

„Es iſt mit dem lieben, guten Herrn Treu nichts anzufangen!“ ſagte Thereſe. „Man kann ihm die Dankbarkeit gar nicht an den Tag legen. Indeß müſſen wir dem gütigen Herrn doch eine andere Freude machen — etwa auf ſeinen Geburtstag, den er nach einigen Tagen feiern wird. Er darf aber nicht wiſſen, woher das kommt; ſonſt machen wir ihm nur neue Koſten.“

Wir wußten, die Melonen ſeyen ſeine Lieblingsſpeiſe; allein in dieſem Jahre ſeyen ſie in ſeinem Garten verunglückt. Ich erkundigte mich bei mehrern Gärtnern nach Melonen. Allein überall vernahm ich, die wenigen Melonen, die in dieſem Jahre geriethen, ſeyen noch nicht reif. Geſtern Abends ſpät war ich noch bei dem Gärtner vor dem neuen Thore. Er ſagte, er habe wohl eine herrliche Melone gehabt, aber ſie vor einer Stunde der Obſthändlerin am Thore, der Frau Muſch, verkauft. Thereſe eilte heute am frühen Morgen vor das Thor, erblickte die wunderſchöne Frucht, kaufte ſie, und brachte ſie voll Freude nach Hauſe.

Wir umgaben die herrliche Frucht mit einem friſchen Eichenkranze, dem Sinnbilde des bürgerlichen Verdienſtes und verzierten ſie noch mit de. Inſchrift aus Vergißmeinnicht: „Heil der Wohlthätigkeit!“

Thereſe übernahm es, die Melone dem Herrn Treu heimlich in ſeinen Gartenſaal zu ſtellen, wo er an ſchönen Tagen Morgens gewöhnlich Thee trinkt, und ſeine Pfeiſe raucht. Da Herr Treu unſere kleine Haushaltung aus ſeinem großen Garten mit hinreichendem Gemüſe verſehen läßt, ſo fiel es nicht auf, daß Thereſe mit einem Deckelkorbe am Arme in den Garten kam. Es gelang ihr, die ſchöne Frucht unbemerkt auf Herrn Treu's Theetiſchchen zu ſtellen, wo er ſie denn auch, wie ich ſicher hörte, richtig gefunden.“

Die Obſtfrau war mit dieſer Nachricht, die jedoch Frau Maienfeld viel ausführlicher erzählt hatte, vollkommen beruhigt. Voll Vergnügen ging ſie nach Hauſe. Ein kleines Geheimniß zu wiſſen, war ihr eine Herzensluſt. Nur waren die Geheimniſſe bei ihr nicht ſehr gut aufbewahrt. Sie war eine brave Frau — aber ſchweigen konnte ſie nicht. Ein Fehler, der in der Welt ſchon viel Unheil angerichtet, allein ſelten etwas Gutes geſtiftet hat.

3.

Herr Treu.

Als nach einigen Tagen Herr Treu, um in ſeinem Garten den ſchönen Morgen zu genießen, wieder einmal aus dem Thore kam, rief die Obſtfrau ihm ſchon von weitem: „Bſt, Bſt, Herr Treu! Nur auf ein Wörtchen!“

Herr Treu näherte ſich ihrem Stande, und ſprach etwas befremdet: „Was beliebt der Frau?“ „Nun,“ ſagte ſie leiſe und heimlich, „wie hat Ihnen denn die Melone geſchmeckt? Nicht wahr ſie war gut — voll Saft — vollkommen reif — außen gelb wie die Zitronen hier, und innen röthlich wie da die Pomeranzen? Sie war von mir. Laſſen ſie mich aber doch weiter empfohlen ſeyn!“

„Was für eine Melone?“ fragte Herr Treu, ohne ſich merken zu laſſen, daß er eine Melone zum Geſchenke bekommen habe.

„Je, die ſie neulich erhielten,“ ſagte Frau Muſch; „die mit dem Eichenkranze und den Vergißmeinnicht. Hat ſie Ihnen [illegible] geſchmeckt?“

„Doch, doch,“ ſagte Herr Treu, „ſie war ſehr gut; ich verzehrte ſie in einer ſehr angenehmen Geſellſchaft guter Freunde. Aber wer hat ſie denn gekauft und mir verehrt?“

„Ei, das iſt ein Geheimniß!“ ſagte die Frau; „das darf ich um alle Welt nicht verrathen. Nein, das ſag ich keinem Menſchen.“

„Aber doch mir?“ ſprach Herr Treu, und drückte ihr ein Stück Geld in die Hand. Frau Muſch weigerte ſich, es zu nehmen. Allein der alte Herr ſagte lächelnd: „Das iſt nur ſo zu einer kleinen Erkenntlichkeit. Im Grunde hat doch Sie mir die Melone auf meinen Tiſch geliefert, und ich bin Ihr für eine ſo auserleſene Frucht Dank ſchuldig. In der ganzen Stadt hat Niemand ſo köſtliche Waaren, als die Frau Muſch. Ich fand die Melone ſo gut, daß ich mir mehrere auszubitten gedenke.“

Nun ward die Frau voll Freundlichkeit. Sie erzählte die ganze Geſchichte, von dem Augenblicke an, da Thereſe Morgens an den Stand trat, bis zu dem Augenblicke, da ſie ſelbſt, Abends an der Hausthüre, Thereſens Mutter die Hand darauf gab, keiner Seele von der Melone zu erzählen. Frau Muſch ließ mit Wiſſen keine Sylbe aus von Allem, was die Mutter und die Tochter, und ſie ſelbſt geſagt hatten, wiederholte manches Wort zwei, dreimal, und fügte noch Alles bei, was ſie auf dem Heimwege gedacht hatte. Sie beſchloß mit den Worten: „Aber ſagen Sie es doch bei Leibe nicht weiter, damit ja Frau Maienfeld nichts davon erfahre. Ich mußte ihr, wie geſagt, mein Ehrenwort darauf geben, nicht aus der Schule zu ſchwätzen.“

„Nun, nun,“ ſagte Herr Treu, „das iſt ja Alles recht ſchön. Nur Eines muß ich mir ernſtlich ausbitten. Die Frau muß von nun an Ihr Ehrenwort mehr in Ehren halten. Sie muß von dieſem Augenblicke an von der kleinen Begebenheit mit der Melone ganz ſchweigen, und keiner Seele etwas davon ſagen, am wenigſten der Frau Maienfeld. Ich würde es gewiß wieder inne werden und der Frau Muſch auch nicht eine einzige Melone mehr abkaufen — ja nicht einmal mehr eine einzige Kirſche.“ Als Herr Treu ſchon einige Schritte weiter gegangen war, ſah er noch einmal mit ſehr ernſtem Geſichte um, indem er den Zeigefinger an die Lippen hielt.

Der gute, alte Herr war ſehr erfreut, daß er ſeine Vermuthung, Thereſe habe ihn mit der Melone beſchenkt, beſtättigt fand. „Dieſe zarte, beſcheidene Art von Dankbarkeit,“ ſagte er, „zeigt von einem ſehr edlen Gemüthe. Ich werde darauf bedacht ſeyn, ſie nicht unbelohnt zu laſſen!“

4.

Herr Reinhold.

Herr Treu ſchwieg von der Melone, und ließ ſich gegen keinen Menſchen merken, daß er wiſſe wer ihm damit ein Geſchenk gemacht habe. Alles ſchien vergeſſen, und auch Frau Maienfeld und ihre Tochter dachten nicht mehr daran.

Allein Herr Treu war von dieſer Zeit an noch wohlthätiger gegen Beide. Geld gab er zwar nur im Nothfalle. Er verſchaffte aber Thereſen Gelegenheit, alles Nützliche und Gute zu lernen; er gab ihr in der Folge Arbeit, die er gut bezahlte; er hatte über ihre Aufführung, ohne daß ſie davon wußte, ein wachſames Auge.

Thereſens Jugendfreundinnen prieſen ſie glücklich, daß Herr Treu ſo wohlwollende Geſinnungen für ſie habe. „Der hat Geld im Ueberfluß!“ ſagten ſie; „wenn ſich einmal eine Gelegenheit ergibt, dich zu verheirathen, ſo thut er ſeine milde Hand gewiß ſehr weit auf.“

Dieſe Gelegenheit kam. Herr Reinhold, ein edler junger Mann, von ausnehmender Geſchicklichkeit und unverbrüchlicher Rechtſchaffenheit, der auf Herrn Treu's Comtoir arbeitete, war geſinnt, Thereſen zur Frau zu wählen, und ſagte dem Herrn Treu davon.

„Wohl!“ ſprach Herr Treu, „ich billige Ihre Wahl. Können Sie Thereſens Hand erhalten, ſo ſind Sie glücklich. Was ihr an Vermögen abgeht, erſetzt ſie tauſendfältig durch ſchätzenswerthere Eigenſchaften. Ihre Unſchuld, ihre Beſcheidenheit, ihre Einfachheit in Putz und Kleidung, ihr Fleiß, ihre Geſchicklichkeit, ihre Frömmigkeit ſind mehr werth, als eine Tonne Goldes. Tugend iſt der beſte Brautſchatz.“ Mehr ſagte aber Herr Treu nicht.

Herr Reinhold bat einen guten Freund, dem er weſentliche Dienſte erwieſen hatte, mit Herrn Treu über die Sache zu ſprechen. Reinholds Freund, ein ſehr ſchätzbarer Bürger, den auch Herr Treu ſehr achtete, ſuchte ihn ſehr klug auszuforſchen, ob er nicht geneigt ſey, Thereſens kleinen Brautſchatz ein Bißchen zu vermehren. Aber Herr Treu ſagte, daß er ſchlechterdings nichts verſpreche.

„Ich habe,“ ſprach er, „an der Tochter des ſeligen Maienfeld genug gethan. Es ſind auch noch andere treue Diener da, die mit Recht Anſprüche auf Unterſtützung machen können. Und im Vertrauen geſagt: Sie wiſſen, wie es jetzt mit dem Handel ſteht. Ein Kaufmann kann in Geldſachen ſich nicht allemal beſtimmt erklären! Laſſen wir es gut ſeyn.“

Herr Treu hatte in ſeiner Handlung wirklich einige ſehr bedeutende Verluſte erlitten. Herr Reinhold wußte das gar wohl, und er und ſein Freund glaubten, die Sache ſtehe noch ſchlimmer, als man wiſſe, und es ſey von dem alten Herrn, von deſſen gutem Willen ſie jedoch vollkommen überzeugt waren, wenig oder nichts zu erwarten.

Herr Reinhold gab indeß ſeine Abſicht nicht auf. Er bat die Mutter um die Hand ihrer Tochter, wenn dieſe auch gar nichts im Vermögen haben ſollte. Die Mutter fragte Herrn Treu um Rath. Er gab dem jungen Manne das beſte Zeugniß, und wünſchte, mit großer Treuherzigkeit und einer Thräne im Auge, der Mutter Glück.

In dieſem Augenblicke trat Herr Reinhold mit einer Rechnung in das Zimmer. „Sie kommen wie gerufen!“ ſagte Herr Treu. „Ich habe eben der Frau Maienfeld Glück gewünſcht. Wozu? — darf ich Ihnen wohl nicht erſt ſagen. Auch Ihnen wünſche ich hiemit von ganzem Herzen Glück. Sie könnten wohl reichere Parthien treffen, aber ſicher keine beſſere.« Er verſprach, das Hochzeitmahl in dem Saale ſeines ſchönen Gartenhauſes vor der Stadt zu geben. Allein er ſagte nicht ein Wörtchen von einem Brautgeſchenke oder einem kleinen Beitrage zur Ausſfertigung, den Thereſe ſo wohl hätte brauchen können. Die Mutter und auch Herr Reinhold verwunderten ſich darüber, und konnten ſich in das Benehmen des Herrn Treu nicht finden.

5.

Das Hochzeitgeſchenk.

Der Hochzeittag kam; eine kleine, aber auserleſene Geſellſchaft guter Freunde war in dem ſchönen Gartenſaale beiſammen. Alles war von Herzen fröhlich und vergnügt. Man hatte abgeſpeist, und es ſollte nur noch der Nachtiſch aufgetragen werden. Sieh — da kam auf einmal eine große, herrliche Melone auf die Tafel. Herr Treu ſchob ſie der Braut hin, mit der Bitte, vorzulegen.

Oben auf der Melone, die in einem ſchönen Blumenkranze lag, erblickte Thereſe mit holdem Erröthen — die aus zarten weißen Blüthen und grünen Blättchen von Myrten kunſtreich zuſammen gefügten Worte: „Heil der Dankbarkeit!“

Thereſe dachte augenblicklich an jene Melone, die ſie, faſt noch als Kind, heimlich dem Herrn Treu auf ſeinen Tiſch geſtellt hatte. „O Herr Treu,“ ſagte ſie, „Ihnen entgeht doch nichts! Sie laſſen die geringſte Freude, die man Ihnen macht, nicht unbelohnt. Nein, hierin gebührt Ihnen allein der Preis.“

Herr Treu that aber nicht dergleichen, als verſtehe er ſie. Er nahm den bunten Blumenkranz legte ihn auf ein weißes Porzellanteller, legte dann die angebrachte Verzierung mit der Inſchrift in die Mitte des Kranzes, und überreichte ihn der Braut. „Nun aber,“ ſagte er ermahnend, „zerſchneiden Sie die Melone. Wir alle ſind neugierig, ſie zu koſten, ob die Frucht etwas tauge.“ Die erfreute Braut konnte aber nicht zurecht kommen. Aller Augen waren auf ſie gerichtet. Sie erröthete einmal über das andere. „Nein,“ ſagte ſie, „es geht einmal nicht! Ich weiß nicht, ſchneidet das Meſſer nicht, oder iſt die Melone noch zu hart. So ungeſchickt war ich doch noch nie.“ Sie kam in große Verlegenheit.

„Dacht' ichs doch,“ ſagte der alte Herr mit einem ſchalkhaften Lächeln, „es werde Ihnen nicht gelingen, die Melone zu zerlegen.“ Er hob mit leichter Mühe den oberſten Theil der Melone, wie einen Deckel, ab und ſagte: „Nun ſchöpfen Sie das Mark heraus. Es iſt Ihnen zugedacht,“ ſetzte er ſcherzend bei; „wir andern wollen uns mit der Schale begnügen.“

Die Braut nahm den ſilbernen Löffel, um zu ſchöpfen. Aber ſieh — da glänzte und ſchimmerte in dem Innern der Melone Alles von klarem, lauterm Golde. Die Melone war mit neuen Goldſtücken gefüllt. Die Braut erſtaunte, und ergriff Herrn Treu's Hand, ſie zu küſſen. Die Mutter brach in Thränen aus. „Gütiger, großmüthiger Mann,“ ſprach ſie, „wie ſinnreich wiſſen Sie zu erfreuen! Wie vergeſſen Sie auch einer Kleinigkeit nicht, an die wir ſelbſt längſt nicht mehr gedacht haben.“

Nicht nur die Mutter, auch Braut und Bräutigam, ja alle anweſende Freunde waren über ein ſo unerwartetes, reiches Hochzeitgeſchenk erſtaunt und tief gerührt.

6.

Heil der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit.

In dem Hochzeitſaale war eine feierliche Stille entſtanden. Aller Blicke waren mit Ehrfurcht und Liebe auf Herrn Treu gerichtet; alle prieſen ſeine Wohlthätigkeit, ſeine Großmuth, und den guten Gebrauch, den er von ſeinem Reichthume mache.

Ein ehrwürdiger Greis, Thereſens Großvater, den Herr Treu ſchon ſeit vielen Jahren im Stillen reichlich unterſtützt, ihn zu dem heutigen Feſte eingeladen, und in ſeinem eigenem Wagen abgeholt und hieher geführt hatte, ſprach: „Bei unſerm edeln Wohlthäter hier trifft das Wort des Herrn ein: „Gebt, ſo wird euch gegeben.“ Auch kann, was die Pſalmen von dem Gerechten ſagen, auf ihn angewendet werden: „Er ſtreut aus und gibt den Armen — und ſein Horn wird in Ehren erhöht.“ In der That, das Füllhorn voll Gaben, von denen Herr Treu beſtändig ſo liebreich mittheilt, iſt von Gott geſegnet, und wird nie leer.“ Alle ſtimmten dem alten Manne bei, und konnten nicht aufhören, die ſchöne Tugend der Wohlthätigkeit zu loben und zu preiſen.

Herr Treu ſagte: „Wahre, aufrichtige, herzliche Dankbarkeit iſt eine ſo ſchöne und lobenswürdige

Tugend, als die Wohlthätigkeit.“ Mit großem Vergnügen erzählte er, wie die dankbare Thereſe ihn ſchon vor vielen Jahren mit einer Melone beſchenkt habe. „Wie wir geben ſollen, ohne daß die Linke weiß, was die Rechte gibt,“ ſagte er: „ſo wußte Thereſe zu danken. Geben iſt für diejenigen, die Gott mit zeitlichen Gütern geſegnet hat, die leichteſte, die angenehmſte Pflicht. Seliger iſt geben, als empfangen. — Wohlthätigkeit und Dankbarkeit ſind gleich ſchöne Tugenden, und ich denke, damit beide ſtatt finden mögen, hat Gott die Güter dieſer Erde ſo ungleich ausgetheilt. Den größten Dank aber ſind wir alle, Reiche und Arme, dem großen Geber da Oben ſchuldig, von dem alle gute Gaben kommen, und der alle Menſchen, reiche und arme, im Grunde mit gleicher, weiſer Güte ſegnet.“

Als jedoch alle Gäſte die Wohlthätigkeit weit über die Dankbarkeit, die ſich von ſelbſt verſtehe, erhoben, und den Herren Treu als den wohlthätigſten Mann über alle Maßen rühmten, ſtand er auf und ſagte: „Ich muß in dem Garten ein wenig friſche Luft ſchöpfen; ich komme bald wieder. Bleiben Sie indeſſen hier.“

Er ging in dem großen ſchönen Garten einige Male auf und ab, und ſetzte ſich dann in eine hohe ſchattige Laube. Ein Diener brachte ihm, wie gewöhnlich nach Tiſche, die angezündete Pfeife. Herr Treu dachte aber nicht daran, zu rauchen.

Ueber eine Weile näherte ſich ihm Thereſe mit Augen voll Thränen. Sie wollte noch einmal ihm die Hand küſſen. Er aber gab es nicht zu, drückte ihr die Hand und ſagte: „Liebes Kind, du haſt mir vor vielen Jahren mit jener Melone eine große Freude gemacht. Du fürchteteſt, ich möchte dir jenes Geſchenk ſogleich wieder erſetzen, und wollteſt mich erfreuen, ohne daß ich merken ſollte, woher die Freude komme. Die freundliche Hand ſollte mir verborgen bleiben. O ich weiß es, du ſagteſt zu deiner Mutter: „Wenn es ihn nur freut; das iſt genug, wenn er gleich nicht weiß, wer ihm die Freude gemacht hat. Wir wollen uns einmal das Vergnügen machen, ihm eine Gefälligkeit zu erweiſen, ohne daß er auf uns denken, ohne daß er uns dafür belohnen kann.“ So ſagteſt du! Das iſt eine edle Geſinnung. Wahre Demuth gleichet dem Thautröpflein, das in der Erde verſchwindet nnd ſo im Verborgenen Gutes ſchafft. Dieſe Geſinnung — dieſe uneigennützige Güte, dieſe beſcheidene Dankbarkeit, dieſe anſpruchloſe Art zu erfreuen — gefiel mir ſehr. Sie durfte nicht unbelohnt bleiben. Deßwegen machte ich mir ſchon damals eine beſondere Angelegenheit daraus, daß du gut erzogen, und in allem Guten wohl unterrichtet wurdeſt. Auch dachte ich ſchon damals auf einen kleinen Brautſchatz für dich. Ich ließ mich aber davon nichts merken. Du ſollteſt immer fleißig, beſcheiden, anſpruchslos bleiben. Allein die wenigſten Menſchen bleiben dieſes, wenn ihnen wie man zu ſagen pflegt, die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Sie glauben gar zu leicht, in jenem fabelhaften, wunderbaren Zauberlande zu wohnen, wo es ſolche Vögel geben ſoll. Ich hinterlegte dir alſo das Gold als einen heimlichen Schatz — bis zur Zeit, wo er dir wohlkommen würde.“

Jetzt kam auch der Bräutigam herbei, dem Herrn Treu zu danken. „Sie kommen eben recht,“ ſagte Herr Treu; „ich habe der holden Braut eben geſagt, warum ich von dem kleinen Brautſchatz, den ich ihr zugedacht hatte, ihr vor der Zeit nichts ſagen wollte. Die Braut wird Ihnen dieſen Grund wohl nachher erzählen. Ich hatte aber noch einen andern Grund, der den Bräutigam angeht. Ich wußte, daß Thereſe hier eine edle Perle ſey. Ich wollte daher überzeugt ſeyn, daß der Jüngling, der ſie wählte, ſie um ihrer ſelbſt, um ihrer Frömmigkeit und ihrer Tugenden willen wähle. Ich kannte die Abſicht des Herrn Bräutigams hier; ich wußte, daß er hätte reiche Parthien treffen können. Ich wußte, daß einiges Vermögen, da er bereits ſelbſt Geſchäfte macht, in ſeinen Augen einen Werth haben mußte. Ich war aber heimlich entzückt, daß er nur auf Thereſens Vortrefflichkeit ſah, ſich lieber entſchloß, eingeſchränkter zu leben, als auf ihre Hand Verzicht zu leiſten. Dieſe Ueberzeugung, zu der ich Thereſen verhalf, iſt noch ohne Vergleich mehr, als Alles, was ich ihr geben konnte, und muß ſie unendlich glücklicher machen, als alles Gold der Welt.“

„Ich lobe mir die Menſchen,“ fuhr er fort, „die innern Werth haben, und nur auf innern Werth ſehen; Menſchen, die unter einer ſchlichten Außenſeite die edelſten Geſinnungen verbergen, und auch bei Andern nicht auf äußerliche Flitter achten, ſondern unter den dürftigen Kleidern, mit denen das Schickſal manche edle Menſchen umhängte, den wahren, innern Gehalt aufzufinden wiſſen. Gute Menſchen kommen mir vor, wie die Melone auf Ihrem Hochzeittiſche, die eine Schale hat, wie gewöhnliche Melonen, und ſich im Aeußerlichen nicht von ihnen unterſcheidet, aber im Innern mit Gold gefüllt iſt. Laßt Euer Thun ihr gleichen — ſo mag der Scherz mit der Melone, den die Geſellſchaft ſehr artig zu finden ſchien, auch noch ſehr lehrreich für euch ſeyn.“

„Doch,“ ſprach er jetzt, „es iſt hohe Zeit, daß Ihr Euch wieder zu der Geſellſchaft begebt. Ich aber muß noch ein wenig hier bleiben. In meinem hohen Alter kann ich längeres Sitzen bei einer Mahlzeit nicht mehr ertragen.“ Er ging, innigſt ſelig, Gutes gethan zu haben, mit ſeiner Pfeife in dem Garten auf und ab.

Nun kam auch noch die Mutter der Braut, dem Herrn Treu zu danken. Auch ſie hatte Thränen in den Augen. „Ich weiß ſchon, was Sie wollen,“ ſagte Herr Treu; „ſchweigen wir davon! Wofür hätte ich mich in dieſer Welt ſo viel bemüht, zeitliche Güter zu erwerben, und wozu hätte Gott meine Bemühungen ſo reichlich geſegnet, wenn ich guten Menſchen nicht davon mittheilen wollte! Ich nehme, wenn man mich einmal zu Grabe trägt, nichts mit mir. Gutes zu thun iſt die größte Seligkeit.“

Frau Maienfeld ſchwieg eine Weile gerührt, und ſagte dann: „Wunderbar ſind die Wege der göttlichen Vorſehung. O welche glücklichen Folgen hat jenes geringe Geſchenk zum Geburtstage des großmüthigſten Wohlthäters, jene Melone, für Thereſens ganzes Leben! Auch das kleinſte Gute wirkt, hier auf Erden ſchon, wieder Gutes. Und iſt auf Erden nicht gleich immer ein ſo edler Mann bei der Hand, der das kleinſte Gute ſo aufzufinden und ſo großmüthig zu belohnen weiß — ſo iſt doch Einer ober uns, deſſen Augen nichts entgeht, und der reich genug iſt, alles Gute zu vergelten; der das Thun edler Menſchen mit Wohlgefallen bemerkt, es oft nach Jahren erſt belohnt, noch den Kindern vergilt, was die Eltern thaten; und der uns in der Ewigkeit erſt den ſchönſten Schatz aufbewahrt hat. Er, der große Gott, der Vater aller Menſchen, wolle auch Ihnen vergelten, verehrungswürdigſter Herr Treu, was Sie an uns gethan haben! Denn ich bin ſogar an Worten zu arm, Ihnen meinen Dank auszudrücken.«

„Laſſen Sie es gut ſeyn,“ ſagte Herr Treu; „was ich gab, iſt nur eine kleine Belohnung für die Dienſte, die mir Thereſens Vater geleiſtet hat, die mir ihr Bräutigam nicht nur bisher leiſtete, ſondern auch noch ferner leiſten wird. Auch Thereſens kindliche Liebe zu mir altem Manne hat das ſchon lange verdient. Doch — ich mache keinen guten Hauswirth, daß ich hier ſo einſam auf und ab wandle. Gehen wir zur Geſellſchaft.«

Sie gingen; Braut und Bräutigam kamen ihnen entgegen. Herr Treu bot Beiden die Hände und ſprach: „Bleibt immer ſo edel, als ihr bisher es waret, wandelt vor Gottes Augen, vertraut auf Ihn, behaltet euch lieb, und ihr werdet glücklich ſeyn — und hättet ihr ſtatt der Melonen auch nichts als Erdäpfel zu genießen, und anſtatt des Goldes nur Kupfermünze in der Kaſſe.“

Die Geſellſchaft ſtand auf, als Herr Treu wieder in den Gartenſaal trat. Er ließ Rheinwein bringen. „Laßt uns,“ ſprach er, „nun die Melone verzehren, die bald ganz in Vergeſſenheit gekommen wäre. Wir wollen noch ein Gläschen Wein dazu trinken. Stoßet Alle an — auf das Wohl der edlen beſcheidenen Thereſe, und des Mannes, der ſie zu ſchätzen wußte!“ Alle ſtießen an und tranken; ebenſo wurde auf das Wohl des Herrn Treu getrunken. Der Saal erſcholl von dem Freudenrufe: „Es lebe Wohlthätigkeit und Dankbarkeit — Liebe und Freundſchaft — und jedes ſchöne menſchliche Gefühl! Gottes beſter Segen über alle gute Menſchen, und über jede wohlthätige und dankbare Seele auf Erden!“

* * *

Die Nachtigall.

1.

Der Hirtenknabe.

Die Gräfin von Sternfeld befand ſich mit ihren drei Kindern, einem jungen Grafen und zwei jungen Gräfinnen, auf der Reiſe aus der Hauptſtadt nach ihrem Landgute. Der Poſtillion war in dem Walde irre gefahren. Auf dem rauhen Wege brach ein Rad. Mutter und Kinder ſtiegen erſchrocken aus. Die Gräfin war um ſo bekümmerter, da die Sonne bereits unterging. Die jungen Gräfinnen waren in tauſend Aengſten, und fürchteten, im Walde übernachten zu müſſen. Der junge Graf ſuchte ſie zu tröſten. Der Poſtilion ſchmähte über den ſchlechten Weg, kratzte hinter den Ohren, und wußte ſich nicht zu helfen.

Da kam ein Hirtenknabe herbeigeſprungen, und ſagte: „Da iſt leicht zu helfen! So viel ich ſehe, läßt das Rad ſich ohne viele Mühe ausbeſſern. In einem Dorfe an der Landſtraße, nicht weit von hier, wohnt ein trefflicher Wagner. Der Holzweg, auf den der Herr Poſtillion gerieth, führt gerade dahin. Der Wagner wird das zerbrochene Rad bald wieder hergeſtellt haben.“

Der Knabe blickte umher und rief freudig: „Dort liegt eine Stange; mit der kann man die Kutſche ſtützen, und ſie ſo weiter ſchleifen. Der Fahrweg von hier in das Dorf iſt freilich ziemlich ſchlimm, und beträgt beinahe eine Stunde. Allein es gibt von hieraus keine beſſere und nähere Straße, weder in dieſes noch in ein anderes Dorf. Wenn es aber der gnädigen Herrſchaft gefällig wäre, ſo wollte ich ſie den Fußweg führen, der eine halbe Stunde näher, und überaus ſchön und angenehm iſt.

Die Gräfin äußerte einige Bedenklichkeit, ob man die Stange nehmen dürfe. „Ei!“ ſagte der Knabe, „ſie gehört eben dem Wagner, ſo wie all das Holz, das dort liegt, und das er im verfloſſenen Winter gefällt hat. Es wird ihm lieb ſeyn, daß er die Stange nun nicht nach Hauſe zu tragen braucht.“ Der Knabe holte die Stange und half ſehr flink und geſchickt dem Poſtillion, ſie mit Stricken an der Kutſche zu befeſtigen. Die Kutſcher fuhr langſam, indem der Poſtillion neben den Pferden herging, auf dem holperigen Wege weiter. Die gräfliche Familie aber begab ſich auf den Fußweg, der ſich zwiſchen grünenden Erlen und blühenden Hagedornen längs einem hellen Bache hinzog.

Da fing eine Nachtigall an zu ſchlagen. Die Gräfin ſetzte ſich mit den zwei jungen Gräfinnen auf den Stamm einer gefällten Buche, um dem Vogel zuzuhören. Der junge Graf, etwa ſechzehn

Jahre alt, lehnte ſich in einer kleinen Entfernung an eine Birke. Alles war ſtille. Nur der Abendwind flüſterte leiſe in den Blättern der Bäume, und ſanft rauſchte das nahe Bächlein. Mutter und Kinder horchten mit gleich großem Wohlgefallen auf den herrlichen Geſang des Vogels.

Als die Nachtigall ſchwieg, ſprach die Gräfin: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in unſerm engliſchen Garten hätte! In der Stadt habe ich zwar ſchon viele Nachtigallen gehört. Aber hier auf dem Lande, in der einſamen waldigen Gegend und in der tiefen Stille umher, jetzt bei anbrechender Dämmerung, da die Sichel des Mondes immer heller wird und der Abendſtern bereits am Himmel glänzt, hier klingt der liebliche Geſang dieſes Vogels ohne Vergleich ſchöner. In der That, hundert Gulden ließ ich mich koſten, wenn ich die holde Sängerin Abends in dem kleinen Luſtwäldchen an meinem Schloſſe hören könnte!“

„Hum,“ ſagte der Hirtenknabe, der neben dem jungen Grafen ſtand, „die hundert Gulden ließen ſich leicht verdienen!“ Der Graf winkte dem Knaben, zu ſchweigen, weil die Nachtigall wieder zu ſchlagen anfing. Nachdem ſie wieder aufgehört hatte, ſtand die Gräfin mit ihren Töchtern auf, um ſich in das Dorf zu begeben. Der junge Graf blieb im Gehen mit dem Hirtenknaben etwas zurück, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein.

„Von einer Nachtigall im Käfige," ſprach er, „iſt hier nicht die Rede. Meine Mutter wünſchte in ihrer ſchönen Gartenanlage, worin ſehr liebliche, ſchattenreiche Gebüſche ſind, eine Nachtigall zu hören, die da im Freien niſtete, jeden Frühling wiederkehrte, und ohne Menſchenpflege ihr herrliches Lied anſtimmte."

„Das begriff ich gar wohl," ſagte der Knabe. „Ich möchte auch keine Nachtigall fangen, um ſie in die Gefangenſchaft auszuliefern." Er erkundigte ſich hierauf um die Beſchaffenheit des Wäldchens, und ſagte dann: „Ich glaube im Stande zu ſeyn, die Nachtigall nebſt ihrem Neſte dahin zu verſetzen. Ich weiß ſehr gut, wie das anzugehen iſt. Ein Mann, der hier im Walde leider ſchon manche Nachtigall fing, ſagte mir Alles. Wo nicht in dieſer Woche, doch gewiß in der kommenden Woche muß die Nachtigall dort ſchlagen, daß es im ganzen Wäldchen wiederhallt."

Der Graf blieb ſtehen und betrachtete den Knaben. Der Knabe hatte ſehr helle, lebhafte blaue Augen, blühende, rothe Wangen, und ſeine gelben Locken hingen bis auf die Schultern herab, und quollen hie und da aus dem zerriſſenen ſchwarzen Strohhute hervor.

„Was wollteſt du denn mit den hundert Gulden anfangen?" fragte der Graf.

„O," ſagte der Knabe und die Thränen ſtanden ihm in den Augen, „mit hundert Gulden wäre mir aus aller Noth geholfen! Sehen ſie,“ ſprach er weiter, „mein Vater iſt ein armer Tagwerker, nie recht geſund, und wirklich ſehr krank. Eben gehe ich hin, ihn zu beſuchen und ihm abzuwarten, denn meine gute Mutter iſt ſchon vor zwei Jahen geſtorben. Mein Dienſtherr, der Bauer, dem der Hof dort drüben am Walde gehört, hat mir auf einige Tage Urlaub gegeben. Ich hüte ihm die Ziegen. Aber viel bringt mir das nicht ein. Es dient bloß dazu, daß ich meinem Vater von der Schüſſel komme. Geben kann ich ihm wenig. Da kommts mir denn oft in den Sinn, wenn ich ſo im Walde da ſitze, das Viehhüten ſei doch faſt nur eine Art von Müſſiggang. Du könnteſt, ſage ich oft zu mir ſelbſt, wohl etwas Beſſeres thun, und deine Jugend nicht ſo unnütz zubringen. Wenn ich im Gebirge ſo ganz allein bei meinen Ziegen bin, ſo flehe ich oft auf meinen Knien und mit Zähren in den Augen zum lieben Gott, Er wolle mir doch dazu helfen, einmal ein nützlicher, brauchbarer Mann zu werden. Ich möchte aber von der Welt nichts lieber als ein Handwerk lernen. — Und zwar wünſchte ich ein Wagner zu werden. Es iſt doch etwas Schönes, wenn man aus dem Holze, das hier im Walde gehauen wird, eine ſo prächtige Kutſche, wie die Ihrige, zu Stande bringen kann! Ich redete auch ſchon öfter mit dem Wagnermeiſter, der das Wagenrad ausbeſſern wird, und dem auch der Baum gehört, auf dem die gnädige Frau Mutter ſaß. Allein unter fünfzig Gulden will der Meiſter mich nicht in die Lehre nehmen. Auch ſagte er, ich müſſe mich zuvor beſſer kleiden, und mich mit weißem Zeuge verſehen, was wieder gegen fünfzig Gulden koſten würde; denn ſo wie ich gehe und ſtehe, in dieſer ärmlichen Jupe, will mich der Meiſter, der ein ſehr ordentlicher Mann iſt, nicht annehmen. Das würde alſo zuſammen hundert Gulden betragen, und ſo viel vermögen ich und mein Vater nicht. Wenn wir all unſer Hab' und Gut verkaufen wollten, gäbe uns kein Menſch hundert Gulden dafür."

„Armer Knabe," ſagte der Graf gerührt, „weine nicht! Wenn Alles ſo iſt, wie du ſagſt, ſo ſoll dir geholfen werden. Bringſt du mir ein ſchriftliches Zeugniß, daß du dich immer gut aufgeführt, und will dich der Wagner wirklich in die Lehre nehmen, ſo gebe ich dir fünfzig Gulden. Die kannſt du erheben, ſobald der Vogel im Wäldchen das erſte Mal ſchlägt. Und zu den fehlenden fünfzig Gulden wird wohl auch noch Rath werden. Nur darf früher, als bis die Nachtigall ſich dort hören läßt, und ſo der Wunſch meiner Mutter erfüllt iſt, kein Menſch etwas davon wiſſen, was wir mit dem Vogel vorhaben. Ich möchte ihr gern eine unvermuthete Freude machen."

Als die Reiſegeſellſchaft aus dem Walde hervorkam, erſchallte ſogleich das Poſthorn mit freudigem Klange, zum Zeichen, daß Alles zur Abreiſe bereit ſei. Es war kaum mehr zwei hundert Schritte zu dem artigen Dorfe. Der Wagner hatte ſeine Sache trefflich gemacht, und das Rad wieder in vollkommen brauchbaren Stand geſetzt. Der junge Graf nahm den Wagnermeiſter auf die Seite und redete wegen des Knaben heimlich mit ihm. Der Meiſter beſtättigte Alles, was der Knabe geſagt hatte. „Ich wünſchte ſehr, ihn in die Lehre zu bekommen,“ ſagte der Meiſter. „Allein wohlfeiler kann ich ihn nicht annehmen. Ich habe ſo wenig gefordert, als mir in meinen Umſtänden nur immer möglich iſt.“

Die Gräfin bezahlte hierauf das Rad, ohne dem Wagner etwas abzubrechen, gab dem Knaben ein anſehnliches Trinkgeld, und ſetzte ſich mit ihren zwei Fräulein Töchtern in den Wagen.

Der Graf nannte dem Knaben nun noch in Geheim das Schloß, das drei Stunden entfernt war, ſagte ihm, daß er ſich dort an den Schloßgärtner zu wenden habe, der ihn gut aufnehmen werde, und ſtieg dann zu ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern in den Wagen, und unter dem muthigen, ſchmetternden Schalle des Poſthorns fuhren ſie freudig weiter.

2.

Der kleine Vogelſteller.

Der Hirtenknabe, Namens Michael Schnell, ging nun, ſo ſpät es auch ſchon war, noch zu ſeinem kranken Vater. Er hatte faſt zwei Stunden lang zu gehen. Indeß leuchtete ihm der Mond noch eine Weile. Unterwegs kaufte er, von dem reichlichen Geſchenke der Gräfin, in einem Marktflecken weißes Brod, etwas Fleiſch und eine Flaſche Wein, zu einiger Erquickung des Kranken.

Zu ſeiner großen Freude fand er den geliebten Vater viel beſſer und gänzlich außer Gefahr. Er ſetzte das Fleiſch ſogleich an das Feuer, um dem Kranken eine kräftige Fleiſchſuppe zu bereiten.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, begab er ſich in den Wald, wo geſtern die Nachtigall ſo herrlich geſchlagen und der Gräfin ſo viel Vergnügen gemacht hatte. Er wußte das Neſt der Nachtigall ſehr wohl. In dichtem, ſchattigem Gebüſche ſtand ein alter, ausgehöhlter Weidenbaum. Ganz unten an dem alten Stocke war das Neſt. Außen beſtand es aus dürren Blättern und Binſen; innen aber war es mit Haar und Wolle weich ausgefüttert. Als er es das letzte Mal beſucht hatte, lagen fünf bräunlich grüne Eilein darin. Als er jetzt nachſah, fand er zu ſeiner großen Freube, daß die jungen Vögelein bereits aus den Eiern ausgekrochen waren. Er lief nun nach Sternfeld, um den Platz ausfindig zu machen, wo er das Neſt hinbringen wollte, und fand ihn erwünſcht. Er eilte unverzüglich zurück in den Wald. Als man im nächſten Dorfe die Mittagsglocke läutete, kam er im Walde an. Es gelang ihm, beide alte Vögel zu fangen. Er ſperrte ſie, nebſt dem Neſte mit den Jungen, in einen kleinen Käfig, machte ſich damit auf den Weg nach Sternfeld, und kam ſehr ſpät am Abende dort bei dem Gärtner an, der ihn aufs freundlichſte bewirthete.

Nächſt dem Schloſſe war ein liebliches Wäldchen von Eichen und Buchen, Erlen und Birken, auch einigen Akazien und Silberpappeln. Reinliche, mit Kies beſtreute Wege ſchlängelten ſich zwiſchen dem ſchattigen Gebüſche hin. Hie und da war eine Moosbank, nebſt einem ländlichen Tiſche angebracht. Mitten im Gebüſche ſah man einen runden Platz voll prächtiger Blumen, und mit Roſenhecken eingefaßt, die bereits zu blühen anfingen. In der Ecke des Wäldchens war, zwiſchen hohen Felſen und im dichteſten Schatten der Bäume, eine Einſiedelei angelegt. Sie beſtand bloß aus einer kleinen Hütte, mit Schilf bedeckt, und aus einer Kapelle von alterthümlichem Ausſehen. Ein Bächlein, das ſchäumend vom Felſen ſtürzte, floß klar wie Kryſtall an der Hütte vorbei, und das angenehme Gemurmel machte den einſamen, ſtillen Aufenthalt noch angenehmer. Hier war das Lieblingsplätzchen der Gräfin. Sie brachte, wann ihre Töchter eben in der Muſik oder in den Sprachen unterrichtet wurden, manche Stunde an ihrem Strickrahmen oder bei einem Buche einſam hier zu.

Kaum hundert Schritte von dem Hüttchen ſtand im dichten Gebüſche, unweit des Bächleins, ein Weidenbaum, der ungefähr wie derjenige ausſah, bei dem ſich das Nachtigallneſt vorhin befunden hatte. Der Knabe, der ſich den Baum wohl gemerkt und hier Alles ſchon vorbereitet hatte, begab ſich nun in der Nacht mit Neſt und Vögeln dahin, brachte, da eben der Mond ſehr helle ſchien, das Neſt an Ort und Stelle, und ließ die Alten los. Der junge Graf ſah ihm mit Vergnügen zu, und lobte ſeine Geſchicklichkeit.

Am folgenden Morgen lauſchte der Knabe, im Gebüſche verſteckt, ob die Alten ihre Jungen fütterten. Die Jungen fingen bald an, vor Hunger laut zu ſchreien — und es ſtand nicht lange an, ſo kamen zu ſeiner großen Freude die Alten zum Neſte geflogen, und brachten den Jungen Futter. „Jetzt iſt es gewonnen!“ ſagte er, eilte zum jungen Grafen und brachte ihm die frohe Botſchaft. „In einem Paar Tagen ſingt die Nachtigall gewiß!“ verſicherte er den Grafen.

„Gut,“ ſagte der Graf, „und die fünfzig Gulden liegen auch ſchon bereit. Bleib' ſo lange hier, ſo kannſt du das Geld ſogleich mit nach Hauſe nehmen.“

Der junge Graf hatte ſeinen zwei Schweſtern ſein Vorhaben entdeckt, die Mama auf ihren kommenden Geburtstag mit dem Geſange der Nachtigall zu überraſchen, und alle drei hatten die Summe von ihrem Taſchengelde zuſammen gelegt.

3.

Das Geburtsfeſt der Mutter.

Nach zwei Tagen feierte die Gräfin ihren Geburtstag. Die Sonne ging herrlich auf; der ganze Himmel war rein und unbewölkt. Der Graf ging in die Einſiedelei — und horch! da ſchlug die Nachtigall entzückend ſchön. Den Tag hindurch war großer Beſuch in dem Schloſſe. Als am ſpäten Abende die Fremden fort waren, ſagte die Gräfin zu ihren Kindern: „Nun müſſen wir doch noch eine Stunde dieſes geräuſchvollen Tages einer ſtillen Feier widmen.“

Sie ging mit ihren drei Kindern in den Garten. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. „Wir könnten wohl in der Einſiedelei zu Abend eſſen," ſagte der Graf, „dort iſt es doch gar ſo ſchön!"

Die Gräfin ging hin. Man ſetzte ſich auf Strohſtühle um den runden Tiſch unter der großen Eiche vor der Hütte. Der Mond ſchien durch die Aeſte der Eiche, beſtreute das vorbei fließende Bächlein mit kleinen flimmernden Sternchen, beleuchtete Hüttchen und Kapelle zur Hälfte, und ſpiegelte ſich im Silbergeſchirre der Tafel. Die jungen Gräfinnen hatten Nachtviolen und Reſeden hieher gepflanzt, und überdies verſchiedene wohlriechende Blumen in Geſchirren hieher bringen laſſen, die, vereint mit den Düften der Geisblattblüthe am Eingange des Hüttchens, die Luft mit den ſüßeſten Gerüchen erfüllten.

„Jetzt bin ich erſt recht ſeelenvergnügt," ſagte die Gräfin. „Was ſind die rauſchenden Vergnügungen dieſes Tages gegen dieſe ſelige Abendſtunde? Was iſt unſer prächtige Saal gegen dieſe Schönheit der Natur umher? Wie leer und geiſtlos finde ich das Lärmen der vielen durch einander redenden Menſchen gegen vertrauliche, weiſe Geſpräche!"

Die Kinder erneuerten ihre Wünſche. „O bleibt nur immer fromm und gut, liebe Kinder," ſagte die Gräfin, „dann habe ich auf Erden keinen Wunſch mehr; dann bin ich die ſeligſte Mutter! — Schnell ſind Jahre dahin; nur das Gute bleibt. Wo ihr auch künftig leben werdet, und den Tag der Geſellſchaft preis geben müßt, ſo ſammelt euer Gemüth doch allzeit am Abende wieder. An einem ſolchen ſchönen ſtillen Abende iſt Gott unſerm Herzen immer näher.“ Sie ſchwieg gerührt; die Kinder ſchwiegen auch; es war eine feierliche Stille gerührter Herzen. —

Jetzt fing ganz unerwartet die Nachtigall an herrlich zu ſchlagen. Die Gräfin war erſtaunt, und hörte zu, bis die Nachtigall wieder ſchwieg. „Ich danke euch für eure Liebe, beſte Kinder,“ ſagte ſie jetzt; „allein den Vogel hättet ihr nicht einſperren ſollen. Es iſt doch grauſam! — Genug, daß ihr mir eure Liebe bezeigt habt; ſchenkt ihm jetzt wieder die Freiheit.“

„Er iſt ſchon in der Freiheit,“ ſagte der Graf. „Dort ſitzt er auf dem Weidenbaume. Er nahm ſchon Beſitz von dem Wäldchen! Er iſt jetzt da wie zu Hauſe, und ich denke, er werde alle Frühlinge wieder kommen.“

„Wie iſt das möglich?“ ſagte die Gräfin. „Die älteſten Leute erinnern ſich nicht hier eine Nachtigall gehört zu haben.“

„Liebſte Mutter,“ ſagte Karl, „Sie wünſchten oft, daß eine Nachtigall dieſes Ihr Lieblingsplätzchen hier verſchönern möchte. Jener arme Knabe, der uns neulich im Walde aus einer großen Verlegenheit geholfen, half mir dieſen Wunſch erfüllen.“

Der Graf erinnerte daran, wie die Mama dort geſagt habe: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in dem Wäldchen an meinem Schloſſe hätte“ — und erzählte dann, wie der Knabe dieſe Worte ſogleich aufgefaßt, und ihren Wunſch in Erfüllung gebracht habe.

„Sie werden es daher nicht ungnädig nehmen,“ fügte er noch bei, „daß wir die fünfzig Gulden ſo verwendeten. Ihnen eine Freude zu machen, würden wir eben ſo viele Goldſtücke für nichts achten. Der Knabe hätte es zwar auch wohlfeiler gethan. Allein wir dachten: Wenn uns der Kleine auch nicht dieſe große Gefälligkeit erzeigt hätte — ſo wäre er's doch werth, daß wir ihm dieſe Wohlthat erweiſen. Es iſt eine Wohlthat für ſein ganzes Leben — und vielleicht der Grundſtein zu ſeinem künftigen Glücke! Vielleicht, wenn er einſt ein glücklicher Mann iſt, und wir ſchon längſt im Grabe ruhen, denkt er noch dankbar an uns zurück, und ſegnet unſere Aſche.“

„Ihr habt ſehr ſchön und edel gehandelt, liebe Kinder,“ ſagte die Gräfin gerührt; „und mit ſo großem Entzücken ich die Nachtigall das erſte Mal hier hörte, und mich eurer kindlichen Liebe freute; ſo rührt es mich doch noch mehr, daß ihr ein Herz habt, das groß genug iſt, eine Summe Geldes, die zu eurem Vergnügen beſtimmt war, hinzugeben, und auf euer Vergnügen Verzicht zu leiſten, um Andere zu erfreuen. Eure Mutter will euch nicht

Univ. Bibl.
München

nachſtehen. Solche Feſte, wie das Andenken der Geburt, können wir nicht beſſer feiern, als durch Wohlthätigkeit gegen Dürftige. Wir können dem großen Wohlthäter da oben für das Glück, das Er uns gab, nicht beſſer danken, als wenn wir darauf bedacht ſind, Glückliche zu machen.“

„Indeß,“ ſprach die Gräfin weiter, „möchte ich mich doch überzeugen, ob dieſe Wohlthat gut angewendet ſeyn wird.“

„Wir könnten das Geld nicht beſſer anwenden,“ ſagte der Graf, und erzählte ſein Geſpräch mit dem Wagner, der das zerbrochene Rad ausgebeſſert hatte. „Um indeß,“ ſagte der Graf, „noch ſicherer zu gehen, ſchrieb ich an den Pfarrer des Dorfes, in dem der Knabe geboren iſt, und erkundigte mich näher über den Knaben. Ich ſchickte einen eigenen Boten mit dem Briefe hin, und erhielt auch ſogleich Antwort. Ich habe das Antwortſchreiben bei mir. Hören Sie einmal! Der würdige Pfarrer ſchrieb: „Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht thun, als daß Sie den armen Michael Schnell ein Handwerk lernen laſſen. Er iſt ein Knabe von ſeltenen, ausgezeichneten Talenten. So lang ich mir denke, kam kein ſo fähiger, aufgeweckter Kopf in die Schule, und das Herz des Knaben iſt eben ſo gut und unverdorben. Ich hatte immer gewünſcht, daß er ſtudiren könnte. Er liest, ſchreibt und rechnet ſo gut, als der Schullehrer, und findet große Freude daran. Allein zum Studiren, was auch zu viel koſten würde, hat er doch nicht recht Luſt. Das beſtändige Stilleſitzen, ſagt er, möchte ihm nicht gut anſchlagen; er wünſche ſich lieber ein Geſchäft, wobei man allerdings den Verſtand gebrauchen, aber doch auch ſich regen und Hände und Füße bewegen müſſe. Und da glaubt er, das Beſte für ihn wäre, ein Wagner zu werden. Das denke ich auch, und bemerke nur noch, daß der Wagnermeiſter dahier ein trefflicher Arbeiter, und ein ſehr guter, rechtſchaffener Mann iſt. Helfen Sie alſo dem guten Knaben immerhin dazu, daß er zu dem wackern Meiſter in die Lehre komme. Gott wird Ihnen dieſe edle Handlung hier und dort gewiß reichlich vergelten. Denn unſer göttlicher Erlöſer ſagte ja: Wer ein ſolches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.« So ſchrieb der Pfarrer, und ich denke, wir werden das Geld nicht unnütz ausgeben.«

„Nun wohl,“ ſagte die Gräfin, „ich werde zu euren fünfzig Gulden noch fünfzig Gulden hinzulegen, damit die Summe der hundert Gulden voll werde, und damit der Knabe ſeinem Vater eine Freude mit nach Hauſe bringe, die für ihn nicht größer ſeyn kann, als die Freude, die ihr mir durch den Geſang der Nachtigall, und noch mehr durch eure edle wohlthätige Handlung gemacht habt.«

Die Gräfin, von den ſeligſten Empfindungen ergriffen, ſchwieg eine Weile, und ſagte dann: „Unerſchöpflich reich iſt die Natur an ſchuldloſen Freuden für uns! Alle Sinne werden in dieſem Augenblick hier in dieſem Garten ergetzt. Der helle Glanz des Mondes, durch die Schatten der Eiche noch mehr gehoben; der herrliche Geſang des Vogels in der feierlichen Stille der Nacht, und durch den Wiederhall vom Felſen verſtärkt; der liebliche Geruch der Nachtviolen und des Geisblattes; die laulichte abgekühlte Luft nach dem ſchwülen Tage; die Milch und Erdbeeren hier — o keine Illumination und kein Feuerwerk, kein rauſchendes Conzert, keine künſtlichen Wohlgerüche, keine Königstafel könnte mich mehr vergnügen.“

„Alle Freuden bei dieſer kleinen ländlichen Abendmahlzeit ſind mir aber noch einmal ſo ſchön, wenn ich denke, daß die Liebe meiner Kinder, und die Liebe des Vaters im Himmel ſie mir bereitete! Alle Freuden der Natur müſſen uns noch ſo erhebend werden, wenn wir das Gefühl im Herzen tragen, wohl gethan zu haben, und uns nur Gutes bewußt ſind! — Aber unendlich höher werden ſie erſt, wenn wir es erkennen und dankbar empfinden, daß ein gemeinſchaftlicher Vater dort oben, mit einem Herzen voll Liebe ſie uns alle — alle gibt, und wenn wir dabei denken können, daß Er mit Wohlgefallen auf uns herabſieht.“

Sie blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel. „Dort oben,“ ſprach ſie, „im Himmel bei Gott, iſt es noch unendlich ſchöner und beſſer, als hier auf Erden. Dort, bei Gott iſt, wie ich hoffe, mein unvergeßlicher, zu frühe verblichener Gemahl, euer geliebter Vater. Ach, von der Stunde an, da Gott ihn zu ſich genommen hat, ſeyd ihr, meine lieben Kinder, meine einzige und meine größte Freude auf Erden. Meine ſeligſte Hoffnung aber iſt, daß ihr immer fromm und gut bleiben werdet, und daß wir einſt alle uns dort im Himmel wieder zuſammen finden werden.“

4.

Der Wagnergeſell.

Am folgenden Morgen ließ der Graf den Knaben rufen, und zählte ihm hundert Gulden, in lauter neuen Zwölfkreuzerſtücken vor. Der gute Knabe bezeigte dem Grafen ſeinen innigſten Dank, und eilte voll unbeſchreiblicher Freude mit dem Gelde nach Hauſe. Als er bei der armen väterlichen Hütte ankam, bemerkte er durch das niedrige Fenſter und an dem rauchenden Kamine, daß der Vater nicht in der Stube ſey, ſondern in der Küche ſein kleines Mittageſſen bereite. Er ſchlich in die Stube und legte die ſchönen Silberſtücke in langen Reihen auf den Tiſch. Als der Vater mit einem irdenen Schüſſelchen voll Milchſuppe in der einen Hand und einer Schüſſel voll rauchender Erdäpfel in der andern, zur Thüre hereintrat, und den Tiſch ganz mit glänzendem Silber bedeckt ſah, erſchrak er, und ſprach mit finſterm, drohenden Geſicht: „Bube, du wirſt das Geld doch nicht geſtohlen haben!“

„Warum nicht gar,“ ſagte Michel. „Ein Vögelein im Walde, das wunderſchön ſang, half mir dazu — oder vielmehr hat uns Gott durch das Vögelein dazu geholfen.“

„Wie wäre das möglich?“ ſprach der Vater mit Ernſt. „Rede! Im Schnabel wird das Vögelein dir das Geld doch nicht gebracht haben?“

„Das nicht,“ ſagte Michel. „Denn Gott gibt uns, wie das Sprichwort ſagt, den Ochſen wohl, aber nicht am Horn. Gott hilft uns, wenn wir das Unſrige auch thun.“

Der Knabe erzählte nun die Geſchichte, wie er zu dem Gelde gekommen, ausführlich, und der Vater ſagte mit erheitertem Angeſicht: „O Gott, wie gut und wunderbar biſt Du! Durch eines Deiner kleinſten Geſchöpfe, durch ein Vögelein, weißt Du Menſchen zu beglücken. Wir wollen unſer ganzes Leben hindurch Dir dafür dankbar ſeyn.“

Der hocherfreute alte Vater ſorgte nun vor Allem, daß für ſeinen lieben Michel die nöthigen Kleidungsſtücke angeſchafft würden. Schneider, Schuhmacher und Nähterinnen bekamen vollauf zu thun. Michel ſah fleißig nach und trieb beſtändig, damit Alles recht gut gemacht und bald fertig werde. Als er vom Kopfe bis zum Fuße neu und ſehr gut gekleidet da ſtand, führte der Vater ihn zu dem Meiſter, bezahlte das verlangte Lehrgeld, und Michel wurde als Lehrling aufgedingt. Nach drei Jahren war er beinahe ein ſo trefflicher Wagner, als ſein Meiſter.

Bevor er in die Fremde ging, begab er ſich nach Sternfeld, um der gräflichen Familie für die erwieſene Wohlthat noch einmal zu danken, und um zu beweiſen, daß dieſe Wohlthat gut angewendet worden. Er ging zuerſt zu dem alten Schloßgärtner, der ihn ſchon früher ſehr lieb gewonnen hatte, ihn jetzt wieder aufs freundlichſte grüßte, ihm Glück wünſchte, und ihn bei der Herrſchaft meldete. Der wackere Jüngling wurde ſogleich vorgelaſſen, und legte ſeinen Lehrbrief vor, der ſehr zierlich mit großen gemalten Anfangsbuchſtaben auf Pergament geſchrieben war, und für ihn höchſt rühmlich lautete.

Die Frau Gräfin, der junge Graf und die jungen Gräfinnen bezeigten großes Wohlgefallen über das Wohlverhalten des trefflichen Wagnergeſellen.

Der junge Graf ſagte: „Die Zeugniſſe über Fleiß, Geſchicklichkeit und gutes ſittliches Betragen könnten gar nicht beſſer ſeyn. Sie laſſen nichts zu wünſchen übrig. Allein wie ſteht es mit der Ausſtaffirung für die Wanderſchaft? Ich fürchte, da werde noch Manches fehlen. Wir wollen den angehenden Wandersmann einmal in das Verhör nehmen.“

Es wurden viele Fragen an ihn geſtellt, und es fand ſich, daß ihm noch Vieles abgehe. „Das iſt nichts,“ ſagte der Graf. „Kleidung und das ganze Aeußere des jungen Mannes müſſen mit ſeiner innern Vortrefflichkeit übereinſtimmen. Wir wollen ihm einen guten, warmen Ueberrock, Stiefel, und ein hübſches, dauerhaftes Felleiſen anſchaffen.“ „Und beſonders noch mehr weißes Zeug!“ ſagten die jungen Gräfinnen. Die erforderliche Summe wurde ſogleich berechnet. Mutter und Kinder machten ihre Beiträge, und es kam ſo viel Geld zuſammen, daß es auch noch einen Zehrpfennig für den jungen Wagner abwarf.

„Nun wohl!“ ſagte die Gräfin. „Man muß das Gute nie halb thun; den Zweig, den wir pflanzen, müſſen wir auch begießen. — Wenn du, lieber Schnell, vollkommen zur Reiſe ausgerüſtet ſeyn wirſt, ſo komm noch einmal hieher.“ Da ſie vollkommen überzeugt war, er wiſſe gut einzukaufen, ſo überreichte ſie ihm das zuſammengeſchoſſene Geld.

Ehe acht Tage vergingen, erſchien Michael Schnell in dem Schloſſe, in einem ſchönen, grauen Ueberrocke, das zierliche Felleiſen auf dem Rücken, in einer Hand einen mit grünem Wachstuch überzogenen Hut, und in der andern den Wanderſtab. Die Frau Gräfin gab ihm mit wahrhaft mütterlicher Liebe noch viele gute Lehren und Ermahnungen mit auf den Weg. „Halte dich immer ſo wohl, wie bisher,“ ſprach ſie. „Vor allem bleibe immer fromm und gottesfürchtig. Wandle immer, wie vor Gottes Augen. Seine heiligen Gebote ſeyen dir in das Herz geſchrieben; weiche nie im Geringſten davon ab. Beſuche an allen Sonn- und Feſttagen den öffentlichen Gottesdienſt, und höre Gottes Wort mit Andacht und Aufmerkſamkeit. Unterlaß nie das tägliche Gebet; fange jeden Tag mit einem frommen Blick zum Himmel an und beſchließe ihn damit. Denke bei deiner Arbeit, und auf deiner Wanderſchaft unterwegs, öfter an Gott. Ehre jeden deiner künftigen Meiſter als einen Vater, die Hausfrau als eine Mutter, die Kinder als deine Geſchwiſter; ſo wirſt auch du wie ein Kind vom Hauſe gehalten werden. Wo Frömmigkeit und reine Sitten nicht zu Hauſe ſind, da ſetze deinen Stab weiter. Fliehe böſe Geſellen. Sey gegen alle Menſchen wohlwollend, aber nicht zu vertraut. Hüte dich vor Trunk und Spiel, und laß dich, wenn du nicht die ſichere Ausſicht auf eine nahe Heirath haſt, in keine Bekanntſchaft ein. In allen deinen Nöthen nimm deine Zuflucht zu Gott, nach dem ſchönen Spruche des Königs David: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn; Er wird es wohl machen. — Nun lebe wohl, und Gott ſey mit dir.“

Der junge Wanderer brach in Thränen aus, bezeigte ſchluchzend der Frau Gräfin, dem Herrn Grafen und den Fräulein Gräfinnen ſeinen herzlichſten Dank, und verſprach, alle gute Lehren getreulich zu befolgen.

3.

Graf Auguſt von Sternfeld.

Der junge Graf, Auguſt von Sternfeld, der ſo wohlwollend gegen die Armen und ſo voll kindlicher Liebe gegen ſeine Mutter war, glühte auch von Liebe zu ſeinem Vaterlande. Er nährte ſchon längſt den Wunſch in ſeinem Herzen, an dem großen Kampfe Deutſchlands gegen Frankreich Theil zu nehmen. Er ſtudirte im Stillen die Kriegskunſt und alle damit verbundene Wiſſenſchaften, unterhielt ſich gern mit Offizieren, und ſie bewunderten ſeine Kenntniſſe. Endlich entdeckte er, da ſein Vater nicht mehr lebte, ſein Vorhaben ſeiner Mutter. Die Gräfin war anfangs darüber beſtürzt; allein, von gleicher Vaterlandsliebe durchdrungen, gab ſie, wiewohl mit Thränen in den Augen, ihre Einwilligung. „So ziehe denn hin, mein Sohn,“ ſagte ſie; „kämpfe für dein Vaterland, und Gott wolle mit dir ſeyn. In Seinen Schutz empfehle ich dich; Er wolle dich gut und unverdorben, und mit Siegeslorbern bekränzt, wieder zurückführen in meine Arme.“

Graf Auguſt machte einige Feldzüge gegen Frankreich mit, und wurde Rittmeiſter. Allein nun nahmen die Weltbegebenheiten eine andere Wendung. Sein Regiment mußte, anſtatt gegen Frankreich zu kämpfen, mit der großen, franzöſiſchen Armee nach Rußland ziehen. Schon auf dem Wege nach Moskau verlor die Armee durch die gewaltſam angeſtrengten Märſche und Mangel an Lebensmitteln, bevor es noch zu ernſtlichen Gefechten kam, Tauſende von Menſchen. Nach unausſprechlichen Müheſeligkeiten und der ſchrecklichen Schlacht von Borodino, näherte ſich die Armee endlich Moskau, der großen Kaiſerſtadt, die mit ihren vielen Palläſten, den vergoldeten Kuppeln ihrer Tempel, ihren drei hundert Kirchthürmen, und dem alten Erzpalaſte der Herrſcher von Rußland, Kremlin genannt, einen prachtvollen Anblick gewährte. Der Graf hoffte nun, ſo wie jeder Krieger, hier Erholung von allen Beſchwerden zu finden, und überflüſſige Lebensmittel, um ſich wieder einmal ſatt zu eſſen. Allein die Stadt war beinahe von allen Einwohnern verlaſſen. Die Straßen waren öd'; die Paläſte und die meiſten Häuſer ſtanden leer. Um Mitternacht brach jene furchtbare Feuersbrunſt aus, die mehrere Tage währte, zu einem Flammenmeere anwuchs, und den größten Theil der herrlichen Stadt in die Aſche legte. Die Armee mußte den Rückzug antreten, auf dem ſo viele tauſend tapfere Krieger, Deutſche und Franzoſen, in Schnee und Eis, Hunger und Blöſſe, einen ſchauerlichen Tod gefunden. Eine einzige Nacht raffte über dreißig tauſend Pferde hinweg; auch alle Pferde von der Eskadron des Grafen kamen um. Er mußte mit ſeinen Dragonern den Weg in tiefem Schnee, in Schneegeſtöber und Sturm, zu Fuß fortſetzen. Sie mußten Meilen weit gehen, ohne eine Hütte anzutreffen, und wenn ſie auch in der Ferne einige menſchliche Wohnungen erblickten und ſich freuten, nun ein Obdach und einen Biſſen Brod zu erhalten, ſo fanden ſie dieſe Wohnungen halb zerſtört, leer von Menſchen und Lebensmitteln, ohne Thüren und Fenſterläden, und der ſchneidend kalte Wind ſaußte hindurch. Die meiſten Häuſer waren gar abgebrannt. Die bedaurenswerthen erſchöpften Krieger mußten manche Nacht auf dem mit Schnee bedeckten Boden unter freiem Himmel zubringen. Der

Mangel an Lebensmitteln nahm überhand. Der Graf gab all ſein Gold für trockneſ Brod hin, und hätte zuletzt für alles Gold der Welt keinen Biſſen Brod mehr bekommen können. Er hatte, ſo wie alle Soldaten und ſelbſt Generale, keine andere Nahrung, als das Fleiſch gefallener Pferde. Sie rieben es mit Pulver ein und röſteten es am Feuer; mit Schnee ſtillten ſie ihren Durſt. Die Straße, worauf der größte Theil der Armee bereits vorausgezogen war, ſah man mit zurückgebliebenen Kanonen und Pulverwagen bezeichnet; zu beiden Seiten der Straße lagen unzählige Leichen von Menſchen, über die der Schnee gleichſam ein großes Leichentuch ausgebreitet hatte. Viele von den Leuten des Grafen blieben im Schnee erſtarrt liegen; andere zerſtreuten ſich. Es hieß: „Rette ſich, wer kann.“

Der Graf war von den unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten äußerſt entkräftet, und vermochte nur mit Mühe weiter zu gehen. Er hatte den Bedienten, den er von Hauſe mitgenommen, ſchon auf dem Hinzuge, in Wilna krank zurück laſſen müſſen, und einen jungen Soldaten, der aus ſeiner Grafſchaft war, erſucht, neben dem Kriegsdienſte ihn zu bedienen. Der Mann hieß Georg Riſch, und war die treueſte redlichſte Seele, die man nur immer finden kann. Der Graf ſagte: „Georg, rette auch du dich! Ich komme nur mehr langſam weiter, und werde bald erliegen.“ Der treue Menſch ſagte: „Ich verlaſſe Sie nicht; ich will mit Ihnen leben und ſterben.“

Plötzlich kamen die Koſaken auf ihren kleinen ſchnellen Pferden und mit ihren langen Spießen herangeſprengt. Der Graf und ſein treuer Diener empfahlen ihre Seelen Gott; denn ſie erwarteten nichts, als den gewiſſen Tod. Die rauhen, bärtigen Krieger nahmen aber dem Grafen bloß ſeinen feinen blauen Mantel, der ihn bisher noch etwas gegen die Kälte geſchützt hatte, riſſen ihm ſein Ordenskreuz von der Bruſt, und ſprengten weiter, um reichere Beute zu machen. Georg bot ſeinen warmen Mantel dem Grafen an. Der Graf weigerte ſich, ihn anzunehmen. Allein Georg ſagte: „Nehmen Sie ihn nur: ich kann die Kälte leichter aushalten! Ich bin von Kindheit an mehr daran gewöhnt.“ Er legte dem Grafen den Mantel um. Indeß fand Georg bald einen andern Mantel, den er einem erfrornen Soldaten auszog, der ſich vergebens darein gewickelt hatte.

„Es iſt uns unmöglich,“ ſagte jetzt der Graf zu Georg, „auf dieſer verheerten Straße die Stadt Smolensk, auf die man uns vertröſtet, noch zu erreichen. Wir müſſen unſern Weg ſeitwärts, zur rechten oder zur linken nehmen. Vielleicht kommen wir zu gutherzigen Landleuten, die noch nicht geplündert worden, und ſich unſer erbarmen.“

Sie gingen weiter, und kamen zu einigen Hütten, aus denen ſie, voll freudiger Hoffnung, bläulichen Rauch aufſteigen ſahen. Allein die Bewohner betrachteten die beiden Krieger in fremder Uniform als Feinde, und wieſen ſie mit Unwillen, ja wohl gar mit Flüchen ab. Nur ein polniſcher Jude kam herbei, und redete ſie freundlich an. Sie verſtanden ſeine Sprache nicht. Der Jude, der ein länglicht rundes Brod unter dem Arm und ein Fläſchlein Branntwein, das mit Stroh umflochten war, in der Hand trug, deutete auf die Uhrkette des Grafen, die vorhin der plündernde Koſake nicht bemerkt hatte. Der Graf zeigte ihm die goldene Uhr, ließ ſie repetiren und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er darauf heraus zahlen müſſe. Allein der Jude ſchüttelte den Kopf, und wollte weiter gehen. Und ſo gab ihm denn der Graf die Uhr, und nahm dafür die wenigen Lebensmittel. Er ſetzte ſich auf einen Stein am Wege, ſchnitt das Brod an, und gab das erſte Stück ſeinem Diener. „Das iſt ein theures Brod,“ ſagte Georg; „die Uhr hat mehr als zwanzig Dukaten gekoſtet!“ „Lieber Georg!“ ſprach der Graf, „das Brod iſt uns nothwendiger als Gold; laß uns Gott dafür danken!“

Nachdem ſie mit dem Brode ihren Hunger geſtillt, und auch ein Wenig von dem Branntwein genoſſen hatten, zogen ſie durch die unermeßliche

Wüſte weiter. Es war gut für ſie, daß alle Bäche und Moräſte gefroren waren; ſo wurden ſie in der wüſten, moraſtigen Gegend nirgends aufgehalten. Sie erreichten ein dichtes Fichtengebüſch, das ihnen gegen Sturm und Schneegeſtöber einigen Schutz gewährte. Sie fanden ein Plätzchen, wo kein Schnee lag. Georg verſuchte Feuer aufzuſchüren; es gelang ihm aber nicht. Wiewohl er Zunder, Stahl und Stein hatte, ſo fand er doch nicht genug trockenes Holz. Vor Kälte ſchaudernd, ſaßen ſie auf dem gefrornen Boden; die Fichten umher waren ganz weiß von Reifen. Weit und breit ſah und hörte man keinen Menſchen; nur die Raben krächzten. Der Graf dachte mit Sehnſucht an die lieben Seinigen, wie er ehemals mit ihnen in jenen lieblichen grünen Schatten des Wäldchens am Schloſſe, unter Blumendüften und beim Geſange der Nachtigall ſo vergnügt war. „Es weiß doch kein Menſch, was ihm bevorſteht!“ ſagte er. „Wer hätte damals gedacht, daß ich einmal in dieſe ſchauerliche Wildniß voll Eis und Schnee, Nebel und Reifen würde verſetzt werden.“ Er flehte inbrünſtig zu Gott: „Errette Du, lieber Vater im Himmel, mich aus dieſem Lande und führe mich wieder zurück in die Arme der lieben Meinigen!“

Der Graf konnte die Kälte nicht mehr aushalten. Sie fiel ihm empfindlicher, als ſeine große

Müdigkeit. Er raffte ſich auf, und verſuchte, ſchnell weiter zu gehen, indem er hoffte, die Bewegung werde ihm etwas warm machen. Allein bald konnte er keinen Schritt mehr thun. Da nahm der gute Georg ihn auf den Rücken, und trug ihn an dieſem und dem folgenden Tage. Nun konnte aber der treue Diener nicht mehr gehen; ſeine Stiefel waren durchgetreten, und ſeine wunden Füße ließen in dem Schnee blutige Spuren zurück. Jetzt ſprach der Graf: „Ich habe nun genug geruht; ich fühle mich nicht mehr müde. Ich will nunmehr dich tragen, lieber Georg.“ Allein Georg wollte es durchaus nicht zugeben. „Es iſt nicht mehr weit bis zum nächſten Ort,“ ſagte Georg; „wir ſehen ja bereits den Thurm. Dahin können Sie allein noch leicht kommen; wenn Sie aber mich tragen, ſo erreicht vielleicht keiner von uns Beiden den Ort. An mir iſt nicht ſo viel gelegen, wenn ich auch umkommen ſollte! Laſſen Sie mich alſo hier, und gehen Sie ohne mich!“

Allein der Graf ſagte: „Nein! Du haſt dein Leben für mich gewagt; wenn du nicht bei mir hätteſt zurückbleiben wollen, ſo wäreſt du jetzt mit der Armee ſchon lange an einem ſichern Zufluchtsorte. Weigere dich nicht mehr! Was du zu mir geſagt haſt, ſage ich jetzt zu dir: „Wir wollen mit einander leben und ſterben.“

Georg blieb auf ſeiner Weigerung. „Es iſt einmal zu viel," ſagte er weinend und ſchluchzend „es ſchickt ſich nicht, ich kann nicht!"

Da ſprach der Graf mit Ernſt: „Mach keine Umſtände; ich befehl' es." Er faßte ihn, nahm ihn auf die Schultern und trug ihn ſo weiter.

Sie kamen auf einen Fahrweg, nicht weit davon ſtanden zwei Häuſer, zu denen ein Fußweg führte. Sie klopften an der Thüre des einen Hauſes. Die Hausmutter und ihre Kinder guckten durch das Fenſter heraus. Allein auch hier waren die fremden Uniformen verhaßt. Man öffnete ihnen weder die Thüre, noch reichte man ihnen aus dem Fenſter einen Biſſen Brod. Die Leute hatten gehört, welch ein unermeßliches Elend die feindlichen Krieger über das Land gebracht hatten, und wie ihre herrliche Hauptſtadt, was ſie feſt glaubten, von dieſen ſchrecklichen Menſchen niedergebrannt worden. Beide flehten in den rührendſten Ausdrücken um Mitleid und Erbarmen. Allein da man hier nur ruſſich verſtand, ſo fanden die deutſchen Worte keinen Weg zu den Herzen der Menſchen.

Der Graf und ſein Diener gingen zu dem andern Hauſe, ſahen die Hausthüre offen ſtehen, und wollten hineingehen. Allein der Hausherr ſtieß ſie mit Ingrimm zurück, und ſchlug die Thüre mit großer Heftigkeit zu. Sie gingen betrübt weiter, in der Hoffnnng, das Dorf zu erreichen, das kaum eine halbe Stunde entfernt ſchien. Aber nachdem ſie etwa hundert Schritte gegangen waren, wurde es dem Grafen übel. Er wollte ſich auf den Stamm eines umgeſtürzten Baumes ſetzen; allein er ſank faſt ohnmächtig in den Schnee hin und ſagte: „Nun denn, ſo will ich, wenn es Gottes heiliger Wille iſt, hier ſterben!“

Er bot ſeinem Georg die Hand, und ſagte mit Thränen in den Augen: „Lebe wohl, du guter treuer Diener! Gott vergelte dir deine Liebe und Treue. Wenn du Sternfeld noch einmal ſehen ſollteſt, ſo grüße meine Mutter und meine zwei Schweſtern.“

6.

Ein freundlicher Reiſender.

Ein anſehnlicher Mann, groß und ſchön von Geſtalt, in ruſſiſcher, prächtig mit Zobelpelz verbrämter Kleidung, kam im Schlitten auf der Straße gefahren. Er ſah den fremden Offizier in den Schnee ſinken und den jammernden Soldaten neben ihn niederknien, fuhr ſogleich hin, ließ halten, ſtieg aus, hörte die letzten Worte des Grafen, und ſagte mit ganz ungemeiner Freundlichkeit in deutſcher Sprache: „Gott grüße Sie, meine lieben Freunde! Kommen Sie mit mir! Mein Haus dort im nächſten Dorfe ſteht Ihnen zu Dienſten! Alles, was ich habe, will ich mit Ihnen theilen.“

Er befahl dem Fuhrmanne, den Schlitten umzuwenden, um in das Dorf zurück zu fahren, half dem Grafen einſteigen, und ſetzte ſich zu ihm. „Du, Oskinsky,“ ſagte er zu ſeinem Begleiter, „laß den braven Krieger zu uns neben dich in den Schlitten ſitzen!“ und ſo fuhren ſie zu dem Hauſe. In wenigen Minuten waren ſie dort angelangt. Das Haus ſah aber nicht ſo gut aus, als ſie erwarteten. Es war viel ſchlechter, als es ſich für einen ſo vornehm gekleideten Herrn ſchickte. Auch die untere Stube, in die er ſie führte, glich ganz einer gemeinen, ruſſiſchen Bauernſtube. Der Herr holte indeß eine zierliche ſilberne Theemaſchine, bereitete ſogleich auf dem Tiſche von dem beſten ruſſiſchen Thee, und ſchnitt von dem feinſten weißen Brod dazu auf. „Trinken Sie!“ ſagte er freundlich; „das wärmt! Indeß will ich ſehen, was ich Ihnen zu eſſen vorſetzen kann.“

Er ging, kam ſogleich wieder und ſagte: „Sie müſſen vorlieb nehmen. Es iſt nichts mehr da, als ein Wildbraten, der aber ſchon angeſchnitten iſt und das zweite Mal auf den Tiſch kommt; indeß werden Sie ihn gut finden. Ich habe ſchon zu Mittag geſpeist und war mir ſo lieber Gäſte nicht gewärtig.“

Ueber eine Weile trug ein Diener einen großen

Hirſchziemer auf, und brachte dann eine Flaſche köſtlichen Portowein und drei kryſtallhelle, geſchliffene Gläſer. Die ausgehungerten Menſchen aſſen, und der Hausherr ſah ihnen mit ſichtbarem Vergnügen zu, daß es ihnen ſo wohl ſchmecke. Er wollte ſie nicht mit vielen Fragen beläſtigen. Er ſah, daß ſie kaum das Reden vermochten, und erkundigte ſich bloß nach ihren Namen, ihrer Heimath, und zu welchen Truppen ſie gehörten. Hierauf redete er mit Oskinsky in ruſſiſcher Sprache, gab ihm, wie es ſchien, mehrere Befehle, ging dann eilfertig hinaus, kam erſt über eine gute Weile wieder, ſetzte ſich wieder zu ihnen, ſchenkte von dem Weine ein, ſtieß mit ihnen an, und rief: „Alle braven Streiter ſollen leben!“ — „Ich betheuere Ihnen,“ ſagte er, „daß mir, obwohl ich ein ruſſiſcher Unterthan bin, das traurige Schickſal aller ihrer Streitgenoſſen, beſonders der Deutſchen, ſehr leid thut. Ich weiß, daß ſie unſere Feinde nicht ſind; wir haben nur einen Feind — jenen Mann, auf deſſen allgewaltigen Willen alle die Hunderttauſende in unſer Land eindringen mußten.“

Plötzlich ſtand er aber wieder auf, ging eilends hinaus, und an ſeinem Hin- und Hergehen, und an ſeinen lauten, gebietenden Worten merkten ſie, wiewohl er ruſſiſch ſprach, daß er in dem Hauſe allerlei befehle und anordne. Der Schlitten, den er nicht hatte ausſpannen laſſen, hielt indeß vor dem Fenſter, und die Pferde ſchüttelten mit Ungeduld die Schlittenſchellen und ſcharrten im Schnee. Als der Herr wieder hereinkam, hatten ſeine beiden Gäſte ſich ſatt gegeſſen und getrunken. „Nun, liebſter Herr Rittmeiſter,“ ſprach er, „will ich zuerſt Ihnen Ihr Schlafkämmerlein anweiſen. Denn vor Allem haben Sie Ruhe nöthig.“ Er führte den Grafen in eine Art Scheuertenne, zeigte auf eine Leiter und ſagte: „Sie müſſen ſchon ſo gütig ſeyn, ſich dahinauf zu bemühen.“ Der Graf kletterte hinauf, und kam in ein ſchmales Gänglein zwiſchen einem Schober Stroh und einer rauhen Bretterwand. Der freundliche Hauswirth ſchob zwei alte, ungehobelte Bretter auseinander, öffnete dann eine verborgene Thüre, und der Graf trat — in ein ganz unvergleichlich ſchönes Kabinett. „Die Wände waren geſchmackvoll mit grünem Damaſte tapezirt und mit vortrefflichen engliſchen Kupfern in goldenen Rahmen geziert; an einer Wand befand ſich ein Kanapee mit grünem Damaſte überzogen, und an der andern Wand ſtand ein Schreibſchrank von Mahagoni mit einem ähnlichen Büchergeſtelle voll prächtig gebundener Bücher. In einem Alkoven, vor dem grüne damaſtene Vorhänge hingen, ſtand ein Bett, ſo fein und ſchön, als man je in einem gräflichen Schloſſe eines finden kann. Der Graf machte große Augen und blickte erſtaunt um ſich, erſchrak aber ſehr, als er zwiſchen den zwei Fenſtern in einem großen Spiegel ſeine blaſſe, abgezehrte Geſtalt und ſeinen verdorbenen Anzug erblickte. In dem Angeſichte des menſchenfreundlichen Hausherrn zeigte ſich großes Mitleid; er ſagte aber bloß: „Nicht wahr, das Zimmerchen iſt ziemlich ordentlich? Wenigſtens hätten Sie in dieſem Hauſe kein ſolches geſucht. Bleiben Sie einſtweilen hier, und erholen Sie ſich von Ihren Beſchwerden. Zu meinem großen Bedauern muß ich augenblicklich abreiſen. Meine Geſchäfte ſind äußerſt dringend. Indeß laß ich zu Ihrer Bedienung meinen Begleiter hier. Er ſpricht zwar nicht deutſch, aber ziemlich gut franzöſiſch. Alles im Hauſe ſteht Ihnen zu Gebot. Schalten und walten Sie hier, wie in Ihrem Eigenthume. Die Bücher hier können Ihnen vielleicht einige Unterhaltung gewähren. Die Jagd in der Gegend iſt ſehr ergiebig; wenn ſie Luſt dazu haben, wird Oskinsky Sie begleiten. Der wackere Ruſſe iſt ein ſehr guter Jäger.“

Der Graf äußerte einige Bedenklichkeiten, ob er wohl hier auch ſicher wäre, wenn ruſſiſche Krieger hieher kämen. Er fürchtete gefangen und nach Sibirien geſchickt zu werden.

„Hier meine Hand!“ ſagte der gütige Herr. „Sie werden hier ſo ſicher ſeyn, als der Kaiſer in ſeiner Burg. Geben Sie aber auch mir Ihr Ehrenwort, zu bleiben, bis ich wieder komme. Ich werde dann dafür ſorgen, daß Sie unverſehrt und wohlbehalten in Ihr Vaterland heimkehren. Doch — ich muß fort. Leben Sie wohl.« Er eilte zur Thüre hinaus.

Der Graf war über die Freundlichkeit und Güte des fremden Mannes höchſt erſtaunt. »In der That,« ſagte er, »der freundliche Mann erſchien mir, ſo unerwartet und hülfreich, wie ein Engel vom Himmel, und iſt auch eben ſo ſchnell wieder verſchwunden. Es dünkt mich ein Traum, mich aus den fürchterlichen Schneewüſten ſo plötzlich in ein ſo freundliches, lieblich erwärmendes und von wohlriechendem Rauchwerke duftendes Zimmer verſetzt zu ſehen. Es gränzt an ein Wunder; es iſt mir unbegreiflich.«

Doch war er zu müde, um ſich lange den Kopf zu zerbrechen Er legte ſich zu Bette, und da er lange Zeit auf Stroh, auf gefrornem Boden, oder gar im Schnee geſchlafen hatte, ſo that es ihm ganz unbeſchreiblich wohl, ſich in einem ſo ſanften, weichen Bette zu befinden. Er ſchlief ſogleich ein, und ruhte bis an den Abend ganz ungemein ſanft und ſüß. Als er erwachte, war es bereits dunkel.

7.

Oskinsky.

Oskinsky, ein junger freundlicher Ruſſe, hatte von Zeit zu Zeit gehorcht, ob der Herr Rittmeiſter noch nicht aufſtehe. Sobald er ihn hörte, klopfte er leiſe an der Thüre, trat in das Zimmer, und ſagte mit einer höflichen Verbeugung: „Nun, haben Sie wohl geruht!“ „So wohl,“ ſagte der Graf, „wie noch nie in meinem Leben.“ „Das freut mich,“ ſagte Oskinsky; „nun kommen Sie mit mir. Drunten iſt ein kleines Abendeſſen für Sie und Ihren Gefährten bereitet, ſo gut es ſich hier zu Lande bereiten ließ.“

In der untern Stube war der Tiſch für zwei Perſonen ſehr zierlich gedeckt. Georg wollte aber nicht miteſſen, ſondern bei Tiſche aufwarten. „Nicht doch,“ ſagte der Graf, „du warſt bisher mein treuer Leidensgenoſſe; daher mußt du, da es unſer gütiger Bewirther erlaubt, auch an dieſer frohen Mahlzeit Theil nehmen. Wir Menſchen ſollen ja Leiden und Freuden mit einander theilen. — Und Sie, Herr Oskinsky, bringen Sie noch ein Gedeck. Sie müſſen auch miteſſen.“ Das ließ ſich der ehrliche Ruſſe nicht zweimal ſagen. Er brachte das Gedeck und ſetzte ſich zu ihnen. Man trug ſchwarzes und rothes Wildpret, Vögel und Fiſche auf, und was ſonſt noch in dieſer Gegend von Rußland zu haben war. Auch wurden mehrerlei Weine aufgeſtellt. Der Ruſſe ließ ſich beſonders den Wein ſehr gut ſchmecken, und wurde ſehr geſprächig.

„Aber ſagen Sie mir doch,“ fing jetzt der Graf an, „wer iſt denn Ihr ſo unbeſchreiblich gütiger Herr?“

„Allerdings ein ſehr guter, liebreicher Herr,“ ſagte der Ruſſe. „Ich kann mir gar keinen menſchenfreundlicheren denken! Er iſt der Herr von Koslow, kaiſerlich ruſſiſcher Rath, und hat wirklich mit Verpflegung der Armee ſehr viele Geſchäfte. Er iſt die Güte ſelbſt! Das hat er auch an mir bewieſen. Ich war ein armer Waiſenknabe, und lebte vom Betteln. Da verlor ein Handlungsdiener des Herrn von Koslow ein Paket mit vielem Gelde. Es wurde ausgeſchellt. Ich fand es und brachte es dem Herrn. Er hatte an meiner Ehrlichkeit großes Wohlgefallen, und glaubte an mir gute Talente zu entdecken. Er nahm mich in ſein Haus, ließ mich mit ſeinen Leuten eſſen, und ſchickte mich zur Schule. Da ich im Leſen, Schreiben und Rechnen gute Fortſchritte gemacht hatte, ließ er mich auch in der franzöſiſchen Sprache unterrichten. Er gab mir hierauf in ſeiner großen Handlung allerlei kleine Geſchäfte; beſonders mußte ich ihm Briefe beantworten, die er dann nur zu unterzeichnen brauchte. Er ließ ſich nur von mir bedienen. Er nahm mich, wie eben jetzt, mit auf Reiſen, theils als ſeinen Sekretär, theils als ſeinen Kammerdiener. Er behandelte mich aber — ich darf wohl ſagen — ſo gütig und freundſchaftlich, daß man mich eher für ſeinen Freund, als für ſeinen Diener anſah. Kurz, er hob mich aus dem Staube; ihm danke ich, nächſt Gott, Alles, was ich bin und habe. — Er wohnt übrigens in Petersburg. Dieſes Haus hier hat er bloß gekauft, um ein Abſteigquartier zu haben, wenn ihn ſeine Geſchäfte in dieſe Gegend führen, was öfter geſchieht. Weil aber eben Krieg war, ſo wollte er das Haus nicht neu bauen laſſen, obwohl es bereits ſehr alt und ziemlich baufällig iſt. Er richtete ſich bloß ein Zimmerchen ein, das er aber ſehr gut zu verſtecken wußte. „Denn, hat er geſagt, es möchten ſonſt, wenn ich hieher käme, ſchon Andere ſich darin einquartirt haben.“ — Es iſt in der That ſehr viel, daß mein Herr Ihnen, wiewohl er es jetzt nicht nöthig hat, ſein eigenes Zimmer überließ. Noch mehr wundert es mich, daß er, um Ihnen Geſellſchaft zu leiſten, eine Stunde länger, als er im Sinne gehabt hatte, ſich aufhielt. Er war eben auf dem Wege, eilig zur Armee abzureiſen. Am meiſten wundert es mich aber, daß er mich zu Ihrer Bedienung zurück ließ. Er iſt ganz an mich gewöhnt und wird mich hart entbehren. Er befahl mir, als er heute Mittags ſo lange ruſſiſch mit mir ſprach, Sie ganz als meinen Herrn anzuſehen, und Sie zu bedienen, als wäre er's ſelbſt. Er gab mir mancherlei Aufträge, und ſah dann ſelbſt nach, ob Alles, was nur immer Ihnen dienlich ſeyn könnte, beihanden und in guter Ordnung ſey; er ſchärfte mir ſehr ein, mir ja nicht die geringſte Verſäumniß in Ihrer Bedienung zu Schulden kommen zu laſſen. Er werde ſich, ſagte er, wenn er wieder komme, bei Ihnen nach Allem genau erkundigen. — Nun ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden ſeyn, und mir, wenn Herr von Koslow zurückkommt, ein gutes Zeugniß geben. Doch, noch habe ich einige Geſchäfte zu beſorgen.“ Er ging. Als er nach einer guten Weile wieder zurückkam, bemerkte er, daß ſeine Gäſte ſchläfrig wurden. „Aha,“ ſagte er, „Sie möchten ſich gern zur Ruhe begeben? Sehr wohl; es iſt alles bereit.“

Er nahm zwei ſilberne Leuchter von einem Nebentiſche, zündete die Wachskerzen an, und leuchtete, indem er in einer Hand ſehr geſchickt die beiden Leuchter hielt, dem Grafen die Leiter hinauf. Auf dem Ankleidetiſche im Alkoven lagen Hemde, Halstücher, Sacktücher und Strümpfe; über einen Seſſel hing ein Schlafrock von dem feinſten Cottun und mit Flanell gefüttert. „Da iſt friſche Leinwand,“ ſagte Oskinsky, „und der Schlafrock hier iſt noch ganz neu und noch kein einziges Mal gebraucht worden. Wenn Sie morgen im Schlafrocke bleiben wollen, ſo will ich, ſo gut das hier angeht, Ihre Uniform ausbeſſern laſſen. Ihr Diener ſchläft, auf Befehl meines Herrn, ſogleich hier in dem kleinen Nebenzimmer, wo ich ſonſt zu ſchlafen pflege. Sie dürfen mit dem ſilbernen Glöcklein hier auf dem Nachttiſchchen nur klingeln, wenn Sie ungefähr etwas nöthig hätten.“ Er fragte noch, ob der Herr Rittmeiſter morgen zum Frühſtücke Kaffee oder Schokolade befehle und wünſchte ihm mit einer tiefen Verbeugung gute Nacht.

Am folgenden Morgen, ſobald der Graf aufgeſtanden, und mit dem ſchönen Schlafrocke bekleidet, ein paarmal im Zimmer auf und abgegangen war, kam Oskinsky und brachte Kaffee. Die Kannen, Taſſe und Zuckerdoſe waren vom feinſten Porzellan, und die ſilberne Zuckerzange und das Kaffeelöffelchen vergoldet. Oskinsky fragte noch, was der Herr Rittmeiſter ſonſt noch zu befehlen habe, Rauchtabak, Liqueur, Schinken, Butter, Honig, oder was es immer ſey? Da der Graf für jetzt gar nichts weiter verlangte, empfahl ſich Oskinsky ſehr ehrerbietig.

Der Graf lebte hier ſehr zufrieden; er und ſein Georg dankten Gott, daß Er ihnen eine ſo angenehme Zufluchtsſtätte bereitet hatte. Der Graf las ſehr viel in den Büchern des Herrn von Koslow; es waren Andachtsbücher, Reiſebeſchreibungen, und andere lehrreiche Werke in engliſcher, franzöſiſcher und auch in deutſcher Sprache. Es war auch dafür geſorgt, daß er wöchentlich einmal die Zeitung erhielt. Georg bekam, da er weder ruſſiſch noch franzöſiſch verſtand, und mit den Leuten im Hauſe nicht reden konnte, und da ſein Herr ſehr viel las, auch Geſchmack am Leſen.

Oefter gingen Beide auf die Jagd, und Oskinsky begleitete ſie. Die Leute, die ihnen unterwegs begegneten, begrüßten den Grafen, als einen Freund des Herrn von Koslow, ſehr freundlich. Die Kinder lächelten ihn an, die Männer zogen eilig die Mützen ab, und bückten ſich tief, die Weiber verneigten ſich. Herr von Koslow ſchrieb einige Male an den Grafen unter Oskinsky's Adreſſe, aber nur immer einige Zeilen. Er erkundigte ſich nach dem Wohlbefinden des Herrn Rittmeiſters, fragte, ob er mit der Bedienung zufrieden ſey, und bat ihn, noch einige Zeit Geduld zu haben.

So verfloſſen Frühling und Sommer. Der Graf hatte freilich, beſonders an Regentagen, an denen er nicht ausgehen konnte, Langeweile. Das beſtändige Leſen ermüdete ihn. Es ſchmerzte ihn, ſo unthätig hier ſitzen zu müſſen. Auch Georg klagte, daß ihm die Zeit ſehr lange werde. „Viel lieber," ſagte er, „möchte ich zu Hauſe meine Aecker pflügen." Allein der Graf ſprach zu ihm: „Was hätten wir bisher Beide thun können? Wir Beide haben erſt hier nur zu gut gefühlt, wie ſehr wir durch die Beſchwerden des Krieges, durch Kälte und Hunger an unſern Kräften herabgekommen ſind. Ich hätte bisher weder eine größere Reiſe unternehmen, noch auf's Neue in Kriegsdienſte treten können. Haben wir alſo Geduld! Der gütige Gott, der bisher ſo liebreich für uns geſorgt hat, wird weiter ſorgen.«

Die Stille und Ruhe in dieſem abgeſchiedenen Aufenthalte und die gute Verpflegung bekamen indeß dem Grafen ſehr wohl. Sein Ausſehen wurde wieder ſehr geſund und blühend, und auch Georg ward vollkommen hergeſtellt.

8.

Herr von Koslow.

Eines Abends im Herbſte kam ganz unvermuthet Herr von Koslow an. Mit einem Angeſicht, das von Freude glänzte, trat er zu dem Grafen in das Zimmer, und ſagte: „Ich komme, Ihnen Ihre Erlöſung aus Ihrer langen Gefangenſchaft anzukünden. Beide ſtreitende Heere ſtehen nun auf deutſchem Boden an der Elbe einander gegenüber. Ich überließ die Verpflegung unſers

Heeres den Deutſchen. Ich hoffe, die feindliche Armee wird bald über den Rhein zurückgedrängt ſeyn. Ich ſtehe nun ganz zu Ihren Dienſten, und bin bereit, Alles zu thun, um Sie wieder in Ihr Vaterland zu befördern. Hören Sie einmal einen Vorſchlag! Reiſen Sie mit mir nach Petersburg. Von da können Sie zu Waſſer leicht bis Hamburg, und dann von dort aus zu Land ungehindert in Ihre Heimath reiſen. Auch möchte ich Ihnen gern meine Frau und meine Kinder vorſtellen. — Und dann kann ich Sie doch auch nicht wie einen irrenden Ritter ziehen laſſen. Sie haben auf dem unglücklichen Feldzuge Ihr ganzes Gepäck verloren. Ich ſehe es als meine Pflicht an, Sie mit Reiſekleidern, die Ihrem Stande geziemen, mit einem wohlausgeſtatteten Koffer und mit Kutſche und Pferden zu verſehen. Das geht aber dahier nicht an; das läßt ſich am beſten in Petersburg machen. Es iſt mir leid, daß ich Sie nur in dem unſcheinbaren Fuhrwerke, in dem ich hieher kam, nach Petersburg führen kann; aber hier zu Lande kommt man auf den ſchlechten Wegen mit einem beſſern, größern Reiſewagen nicht fort.“

„Edelſter, gütigſter Mann!“ rief der Graf; „Ihre außerordentliche Menſchenfreundlichkeit überſteigt alles Maaß. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, womit ich ſie verdiene. Ihre wahrhaft übermäßige Güte iſt mir unbegreiflich.“

„Ei was,“ ſagte Herr von Koslow, „ich finde da nichts von außerordentlicher Menſchenfreundlichkeit, von übermäßiger Güte. Es iſt,“ ſprach er mit großem Nachdrucke und mit Thränen in den Augen, „bloß meine Schuldigkeit, bloß Dankbarkeit.“

„Ich begreife Sie nicht,“ ſagte der Graf; „ich kann mich nicht entſinnen, Ihnen je die geringſte Gefälligkeit erwieſen, ja Sie nur einmal geſehen oder von Ihnen gehört zu haben.“

„Nicht?“ rief Herr von Koslow. „Nun, ſo ſetzen Sie ſich einmal hieher zu mir auf das Kanapee und hören Sie. Mein ganzes Vermögen, das wahrlich nicht geringe iſt, habe ich Ihnen zu danken; Ihnen danke ich all mein Glück.“

Der Graf ſah ihn verwundert und erſtaunt an, und ſchüttelte den Kopf.

„Haben Sie nicht einmal,“ ſagte Herr von Koslow, „einem armen Bettelknaben hundert Gulden geſchenkt?“

„Ich erinnere mich nicht,“ ſagte der Graf, „daß ich je einem armen Knaben ſo viel Almoſen gegeben habe.“

„Nun,“ ſagte Koslow, „vielleicht erinnern Sie ſich aber doch noch einer Nachtigall, die an dem Geburtsfeſt ihrer gnädigen Frau Mutter in Ihrem Parke ſo ſchön geſungen, und die ein armer Hirtenknabe ſammt dem Neſte dahin verſetzt hat?“

„Ach ja,“ ſagte der Graf, „dieſes Knabens erinnere ich mich noch recht gut; er war ein armer, aber ſehr liebenswürdiger, hoffnungsvoller Knabe und hieß Michael Schnell. Er ging als Wagnergeſell in die Fremde.“

„Dieſer Hirtenknabe, von den Bauern Ziegenmichel genannt, war ich,“ ſagte Herr von Koslow; „nunmehr aber bin ich Fabrik-Beſitzer, Kaufmann, Wechsler und ruſſiſch kaiſerlicher Finanzrath in Petersburg. Da ich mir einen Edelſitz, Namens Koslow gekauft habe, ſo nennt man mich von der Zeit an von Koslow; ich bin jener Hirtenknabe, jener Wagnersgeſell.“

„Sie!“ rief der Graf voll des höchſten Erſtaunens, und die Thränen drangen ihm in die Augen. Er ſprang auf und umarmte ſeinen Wohlthäter. „O warum haben Sie mir das nicht ſogleich geſagt?“ ſprach er.

„Das war damals nicht wohl thunlich,“ ſagte Koslow. „Es hätte weitläufige Erörterungen nothwendig gemacht — dazu war ich damals von Geſchäften zu gedrängt, um lange zu erzählen, und auch Sie waren von Ihrer Reiſe zu angegriffen und erſchöpft, als daß Sie mir lange hätten zuhören können. Ich ſparte es daher auf eine ruhigere Stunde, Ihnen meinen Dank auszuſprechen. Ich ſah wohl, daß Sie mich nicht mehr kannten, allein auch ich hätte Sie nicht wieder erkannt, wenn Sie dort, in den Schnee hingeſunken, nicht den Namen Sternfeld genannt, und Ihrem Diener Grüße an Ihre gnädige Frau Mutter und Ihre zwei Fräulein Schweſtern aufgegeben hätten. Nun, Gott ſey gelobt, daß Er uns hier im fremden Lande wieder zuſammengeführt, und mir Gelegenheit gegeben hat, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht undankbar bin. Ich kann gar nicht ausſprechen, wie ſehr es mich freue, in Ihnen meinen Wohlthäter wieder zu erkennen, und Ihnen einige Dienſte zu erweiſen.“

Herr von Koslow erzählte nun ſeine Geſchichte ausführlich. Sie war kurz dieſe: Er war als Wagnergeſell nach Wien, Dresden, Berlin, Hamburg und London gekommen. Er ſuchte überall die beſten Meiſter auf; es war ihm nicht ſo faſt darum zu thun, vielen Lohn zu erhalten, als Vieles zu lernen, und ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen. Er beſuchte auch Schmiede, Schloſſer und Sattler und andere Handwerker, durch deren vereinte Arbeiten ein ſchöner Wagen zu Stande kommen kann. In London hörte er, daß man hier viele prächtige Staatswagen für Petersburg verfertige. Er reiſte daher mit einem der trefflichſten Sattlergeſellen und einem eben ſo geſchickten Eiſenarbeiter nach Rußland. Er nahm in Petersburg bei einem der beſten Meiſter Arbeit und verwendete, wiewohl ſein Meiſter auch deutſch ſprach, alle ſeine freien Stunden darauf, die ruſſiſche Sprache zu erlernen, und bemühte ſich, zur Uebung immer ruſſiſch zu ſprechen. Er erbot ſich, mit ſeinen zwei Freunden einen Staatswagen herzuſtellen, der ſo gut wäre, als einer aus London. Es geſchah. Der Wagen fand allgemeinen Beifall. Sein Meiſter bekam viele Beſtellungen, machte den neuen Geſellen mit ſehr großem Lohne zum Obergeſellen, und kam bald darauf mit ihm überein, den ganzen Gewinn mit ihm zu theilen. Der junge Mann gelangte in kurzer Zeit zu einem ſo großen Vermögen, daß er im Stande war, die ganze Werkſtätte des Meiſters, der bereits alt war, keine Kinder hatte, und ſich in Ruhe ſetzen wollte, käuflich zu übernehmen. Die Werkſtätte wurde in der Folge eine große Fabrik, mit einem bedeutenden Magazin von Kutſchen und Schlitten aller Art. Er heirathete die einzige Tochter eines reichen Kaufmannes, der, ſo wie deſſen Frau, in Deutſchland geboren war. Er hatte nun nicht mehr nöthig, in ſeiner großen Fabrik ſelbſt Hand anzulegen. Er brauchte bloß die Aufſicht über die Arbeiter zu führen, wobei es ihm ſehr wohl kam, daß er alle, auch die kleinſten Arbeiten ehemals ſelbſt verrichtet hatte, und alſo jede Arbeit ſehr richtig beurtheilen konnte. Er führte, was ihm bei ſeinen Einſichten und ſeiner Thätigkeit ein Leichtes war, nun auch die Handels- und Wechſelgeſchäfte ſeines Schwiegervaters, bis er nach deſſen Tod ganz in Beſitz dieſes großen Handelshauſes kam, deſſen Vermögensſtand mehr als eine Million betrug. Als der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, übernahm er große Lieferungen zur Armee. Man war mit ſeiner Pünktlichkeit eben ſo zufrieden, als mit ſeiner Ehrlichkeit. Er erhielt den Titel eines kaiſerlich ruſſiſchen Finanzrathes, wurde geadelt, und nach dem Namen ſeines Edelſitzes, von Koslow genannt.

Der Graf hatte der Erzählung aufmerkſam zugehört, und ſagte am Ende: „Gott hat Ihnen ganz ausgezeichnete Talente verliehen. Schon damals, da Sie noch als ein armer Knabe die Ziegen hüteten, zeigte ſich der künftige, große Geſchäftsmann in Ihnen. Als uns das kleine Reiſeunglück begegnete, und Sie uns ſo ſchnell zu Hülfe eilten, über alles Auskunft ertheilten, den beſten Rath gaben, ſelbſt Hand anlegten, und auch den Wunſch meiner Mutter eine Nachtigall in ihrem Schloßgarten zu haben, ſo geſchickt zu erfüllen wußten, wurden wir allerdings aufmerkſam auf Sie; aber die großen Anlagen zu ſo großen Unternehmungen hätten wir damals in Ihnen doch nicht geahnet. Es wäre ſehr gut, wenn Eltern und Erzieher immer genau zu erforſchen ſuchten, wozu ein Kind Anlage und Beruf habe. Nun, Sie haben die Talente, die Ihnen Gott verliehen hat, getreulich benützt. Sie ließen es, wie ich aus Ihrer Geſchichte erſehe, in Ihrem ganzen folgenden Leben nicht an ununterbrochener Aufmerkſamkeit, unermüdetem Fleiße, unverbrüchlicher Rechtſchaffenheit und wohlgeordnetem, ſittlichem Betragen fehlen. Sie begannen und endeten alle Ihre Geſchäfte mit Gott; und Gott, auf den Sie vertrauten, hat Ihre Bemühungen geſegnet.“

„Das hat Er,“ ſagte Herr von Koslow, „Ihm ſey Lob und Dank! Allein das große Vermögen, zu dem er mir verhalf, freut mich beinahe mehr um fremder armer Kinder, als um meiner eigenen Kinder willen. Eingedenk, wie arm und hülflos ich geweſen, griff ich ſchon manchen armen Knaben unter die Arme, daß er mit Gottes Hülfe ein tüchtiger Meiſter und ein glücklicher Familienvater wurde. — Arme Kinder, die ſich mit großem Fleiße und vieler Anſtrengung durch die Welt ſchlagen müſſen, gerathen immer am beſten. Reiche Kinder, die von Kindheit an Alles im Ueberfluſſe haben, ſchlagen gar oft aus der Art, werden träg und untüchtig zu Geſchäften, und gerathen wohl gar in Noth und Armuth. Ich habe ſchon öfters erlebt, daß große Handlungshäuſer reicher Eltern durch Fahrläſſigkeit und Verſchwendung der Kinder nicht auf die Enkel gekommen ſind. Eben ſo oft erlebte ich, daß Kinder armer Eltern durch Fleiß und Geſchicklichkeit ſich empor ſchwangen, großartige Geſchäfte machten und zu Anſehen und Reichthum gelangten. Doch Ehre und Geld ſind eitel und vergänglich; ſie zum Beſten ſeiner Mitmenſchen verwenden, bringt ewigen Ruhm vor Gott.“

Herr von Koslow ſchwieg eine Weile, ward ſehr gerührt und ſagte dann mit Thränen in den Augen: „Nur Eines hätte ich noch gewünſcht! Ach möchte doch mein lieber, guter Vater noch erlebt haben, daß die gute Erziehung, die er mir gegeben, nicht ohne gute Früchte geblieben! Er war ein armer, aber ein ſehr gottesfürchtiger Mann. Er flößte mir mit eben ſo großem Ernſte als väterlicher Milde wahre Frömmigkeit und heilige Ehrfurcht vor Gott und Gottes heiligen Geboten ein. „Dieß iſt der Grund von allem Guten, ſagte er oft; ohne dieß iſt kein Heil.“ Er ſchickte mich ſehr fleißig in die Schule, ſo nöthig ihm auch oft meine Beihülfe bei ſeiner Arbeit geweſen wäre. „Ich kann dir kein Geld hinterlaſſen,“ ſagte er oft; „was du jetzt lerneſt, und mein Segen iſt dein einziges Erbtheil, dein ganzer Reichthum.“ Er hatte Recht. Seine Ermahnungen, ſein Beiſpiel, ſein Segen, nützten mir mehr, als Tonnen Goldes. — Ich konnte ihm ſeine Liebe und Treue nicht mehr vergelten. Ich ſchickte ihm zwar einmal von London, und einige Male von Petersburg aus Geld. Allein was iſt das? — Als ich einmal von Petersburg aus in Geſchäften nach Frankfurt kam, wollte ich zu ihm reiſen, — da erhielt ich die Nachricht von ſeinem Tode. Nun, Gott wird ihm im Himmel vergelten, was der gute Mann auf Erden an mir gethan hat.« Er ſchwieg und trocknete ſich die Augen.

9.

Die Familie des Herrn von Koslow.

Am andern Morgen reiste Herr von Koslow mit dem Grafen nach Petersburg ab. So unanſehnlich ihr ruſſiſches Fuhrwerk war, ſo bequem und dauerhaft war es, und hatte auch für Oskinsky und Georg Raum genug. Sie hatten eine überaus glückliche, vergnügte Reiſe. Im Anblicke mancher ſchönen Gegenden und unter vertraulichen Geſprächen waren ſie, ehe der Graf es dachte, in Petersburg.

Das Haus des Herrn von Koslow glich einem Pallaſte. Er führte den Grafen, als ſeinen größten Wohlthäter auf Erden, ſeiner Frau und ſeinen Kindern vor. Die Kinder wollten es nicht ſogleich glauben, daß der Vater dieſem Manne in der abgetragenen, geflickten Uniform all ſein Glück zu verdanken habe; auch die Mutter war anfangs et=

was befremdet. Als aber der Vater den Namen „Graf Auguſt von Sternfeld“ ausſprach, ward ihr Angeſicht von der lebhafteſten Freude wie verklärt: „Ach, Sie ſind es, Herr Graf!“ rief ſie mit Thränen in den Augen. Sie fand nicht Worte genug, ihm ihre Verehrung, ihren Dank auszudrücken. Herr von Koslow erzählte, wie der Graf den Krieg gegen Rußland immer für ungerecht und abentheuerlich gehalten, denſelben aber wider Willen mitmachen mußte, und wie viel er in dieſem furchtbaren Feldzuge ausgeſtanden. Die Frau von Koslow hörte mit der innigſten Theilnahme zu, und die Kinder blickten den Grafen beſtändig mit naſſen Augen an.

Die Kinder wurden ſehr zutraulich gegen ihn. Die Geſchichte mit der Nachtigall war allen bekannt. Ein Knabe erkundigte ſich, ob jene Nachtigall noch lebe; ein kleines Mädchen fragte, ob er nicht ein Neſt voll junger Nachtigällchen mitgebracht habe; das kleinſte ſagte: „Sie müſſen uns ein ſolches Neſt voll junger Nachtigallen ſchicken.“ Die größern Kinder lachten, und der älteſte Knabe ſagte: „Das wäre freilich ſchön, wenn es möglich wäre. Wir hätten ſchon lange gern eine Nachtigall geſehen und gehört! In unſerm Land aber ſind dieſe lieblichen Singvögel ſelten.“

Herr von Koslow ließ nun aus dem erſten Kaufladen von den feinſten Tüchern bringen, und den trefflichſten Kleidermacher, nebſt Bordenwirker und Goldſticker rufen, um den Herrn Grafen ſeinem Range als Rittmeiſter gemäß neu zu kleiden. „Sie haben,“ ſagte Herr von Koslow, „mich ja auch zweimal neu kleiden laſſen.“ Die Frau von Koslow machte ſich eine große Angelegenheit daraus, den geplünderten Grafen mit Leinenzeug im Ueberfluſſe zu verſehen. Auch ſie ſagte: „Ihre Frau Mutter und Ihre Fräulein Schweſtern haben ehemals meinen Mann als einen armen Knaben und Jüngling eben ſo ausgeſtattet.“

Als der Graf ganz neu gekleidet in ſeiner prächtigen Uniform da ſtand, heftete Herr von Koslow ihm das geraubte Ehrenkreuz an die Bruſt. „Sehen Sie,“ ſagte er lächelnd, „wie weit ich es durch Ihre Güte gebracht habe! Sogar einen Orden kann ich Ihnen, wenn auch nicht verleihen, doch wenigſtens wieder erſetzen.“ Der Graf wunderte ſich, woher Herr von Koslow dieſes Ehrenzeichen genommen habe. Herr von Koslow ſagte: „Die Koſaken haben eine Menge Kreuze der franzöſiſchen Ehrenlegion und auch einige Ordenszeichen deutſcher Offiziere erbeutet, und an ihre ſchmutzigen Mützen genäht. Ich habe viele davon gekauft und glücklicher Weiſe fand ſich darunter auch das Zeichen des Ordens, den Sie zur ehrenvollen Auszeichnung erhalten hatten. — Das Ehrenzeichen an der Bruſt kann uns wohl geraubt werden; allein das wahre Ehrgefühl im Herzen — das Gefühl für Alles, was heilig und gut iſt, für Religion und Tugend, kann uns keine räuberiſche Hand entreißen.“

Auch Georg wurde neu montirt, und ein Felleiſen, das Herr von Koslow ihm ſchenkte, von der Frau von Koslow mit ganz neuer Wäſche und verſchiedenen nöthigen Kleidungsſtücken vollgeſtopft.

Der Graf mußte länger in Petersburg verweilen, als er gedacht hatte. Der Krieg in Deutſchland machte das Reiſen dahin noch nicht rathſam. Denn erſt Mitte Oktobers verloren die Franzoſen die furchtbare Hauptſchlacht bei Leipzig, und gingen zurück über den Rhein. Allein viele Städte in Norddeutſchland, Hamburg, Danzig und andere Städte, blieben noch lange von ihnen beſetzt. Es wurde für den Grafen zu ſpät im Winter, noch eine ſo große Reiſe anzutreten; ſie wurde alſo auf die erſten Tage des Frühlings verſchoben.

Herr von Koslow führte den Grafen vor dem Tage der Abreiſe in ſein großes Kutſchenmagazin, und ſchenkte ihm den ſchönſten Reiſewagen. „Sehen Sie,“ ſagte er lächelnd: „Alles in der Welt, was Gott geſchehen läßt, iſt irgend wozu gut; was wir jedoch oft erſt nach vielen Jahren einſehen. Das zerbrochene Wagenrad bringt Ihnen nun eine neue Kutſche ein. — Die Pferde dazu ſind ſchon beſtellt; in Hamburg werden Sie dieſelben finden. Die Adreſſe an den Kaufmann liegt ſchon bereit.“

Am Tage der Abreiſe gab Herr von Koslow dem Grafen noch eine Börſe voll Gold. „Ich habe das Geld freilich zur Reiſe nothwendig,“ ſagte der Graf, „aber ſobald ich nach Hauſe komme, ſoll mein erſtes Geſchäft ſeyn, Ihnen einen Wechſel auf dieſe Summe zu überſenden.“

„Nicht doch,“ ſagte Herr von Koslow, „unterſtützen Sie mit dem Gelde die Armen, beſonders dürftige Kinder, die etwas in der Welt lernen wollen, und dazu Fähigkeit genug, aber nicht Geld genug haben. Was wir den Armen geben iſt ein Wechſel — gültig und zahlbar in jener Welt.“

Die ganze Familie begleitete den Grafen bis zum Schiffe. Herr von Koslow umarmte den Grafen noch innig. Frau von Koslow trocknete ſich die Augen und die Kinder küßten ihm die Hände. Noch lange, nachdem er eingeſtiegen war, und das Schiff das Ufer verlaſſen hatte, winkten Herr von Koslow mit ſeinem Hute und die Frau mit ihrem weißen Tuche, und die Kinder warfen Hüte und weiße Tücher in die Höhe, bis das Schiff aus ihren Augen verſchwand.

10.

Des Grafen Mutter und Schweſtern.

Der Graf hatte eine ſehr glückliche Reiſe. Als er ſich ſeiner Grafſchaft näherte, vernahm er, daß man, überall in der ganzen Gegend, ihn für todt halte. Es ſchien ihm nothwendig, ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern die Freudennachricht: „Er lebe noch!“ vorerſt mit erforderlicher Vorſicht beibringen zu laſſen. Er begab ſich daher noch am ſpäten Abende zu einem Jugendfreunde, dem Herrn von Horſt, deſſen Schloß nahe an der Straße lag, und etwa zwei Meilen von Sternfeld entfernt war. Herr von Horſt hatte eine unbeſchreibliche Freude, ſeinen Freund, den auch er als todt betrauert hatte, lebend vor ſich zu ſehen. Beide verabredeten nun, die Frau von Horſt und ihre Schweſter ſollen ſogleich am nächſten Morgen nach Sternfeld fahren, und die Gräfin und ihre Töchter, bei denen ſie öfter Beſuche machten, auf die Ankunft des Grafen vorbereiten. Gegen Abend reiſten der Graf und Herr von Horſt auch dahin. Die Nachricht: „Der Graf lebe und werde noch heute Abends ankommen,“ hatte ſich, ſo zu ſagen augenblicklich, in der Grafſchaft und in der ganzen Gegend verbreitet. Als Graf Auguſt und Herr von Horſt ſich dem Schloſſe näherten, war bereits eine Ehrenpforte von grünen Zweigen errichtet und mit Blumen von allen Farben geziert. Eine Menge Landvolk begrüßte ihn mit lautem Jubel und mit Freudenthränen. Unter dem Schloßthore ſtanden die Gräfin und ihre Töchter und beinahe der ganze Adel der Umgegend. Die Mutter ſchloß ihren Sohn mit ſtummem Entzücken in die Arme, und auch die Schweſtern umarmten den geliebten, ſo lange todt geglaubten Bruder mit unausſprechlicher Freude. Kein Auge blieb trocken!

Auch Georg wurde von dem Landvolke mit lauter Freude begrüßt. „Je, ſeht nur,“ riefen zuerſt einige Bauernburſche, die mit ihm aufgewachſen waren, „Riſch iſt auch wieder da! Gottlob, daß du noch lebſt und Gott ſey Dank!“ Alles Volk umringte ihn und drang voll Freude auf ihn ein. „Nu, nu,“ ſagte Georg, „erdrückt und zerreißt mich nur nicht.“ Er drückte und ſchüttelte in der Reihe umher jedem die Hand. „Wie biſt du denn dem Erfrieren und Verhungern entkommen?“ fragten Alle. Georg erzählte ausführlich, wie er und ſein Herr durch einen reichen Edelmann, der einſt hier in der Gegend die Ziegen gehütet, vom Hungertode errettet worden. Diejenigen, die den Michael Schnell noch gekannt hatten, riefen erſtaunt: „Was, der Ziegenmichel iſt ein ſo großer Herr geworden? Man ſehe doch, wie weit es ein Menſch bringen kann, dem Gott Verſtand gegeben, und der ihn gut anwendet!“ Georgs Eltern drängten ſich jetzt durch die Menge des Volkes. Er hatte, ſobald er auf dem Schloſſe des Herrn von Horſt angekommen war, einen vertrauten Mann als Boten an ſie abgeſchickt, auch ſie auf die Ankunft ihres Sohnes vorzubereiten. Vater und Mutter ſchloſſen ihn wechſelweiſe in ihre Arme und führten ihn in ihrer Mitte und an ihren Armen freudeweinend nach Hauſe.

Indeſſen hatten der Graf, ſeine Mutter, ſeine Schweſtern, der anweſende Adel, auch viele Beamte und Geiſtliche, ſich in den großen Saal begeben. Mit großer Lebhaftigkeit ſchilderte der Graf ſeine überſtandenen Müheſeligkeiten, und erzählte ausführlich und mit inniger Rührung, wie Gott ihn durch einen edlen, menſchenfreundlichen Mann, den Herrn von Koslow, eben noch zu rechter Zeit vor dem nahen Tod errettete. Alle hörten ihm mit der größten Theilnahme zu, alle dankten Gott für dieſe augenſcheinliche Rettung, alle wunderten ſich, daß jener arme Hirtenknabe es in der Welt ſo weit gebracht, noch mehr aber erſtaunten ſie, daß er in ſeinem Glücke ein ſo wahrhaft dankbares Gemüth für empfangene Wohlthaten und eine in der That bewunderungswürdige Denkart an den Tag gelegt habe.

„Ja, ja,“ ſagte Herr von Horſt, „das iſt allerdings ein ganz außerordentliches Beiſpiel von Dankbarkeit. Solche dankbare Leute wird man aber in der Welt wenige finden.“

„Das ſoll uns nicht abhalten, wohlthätig zu ſeyn!“ ſagte die Gräfin; „wir haben alsdann den Dank in der andern Welt zu gut.“

Die Frau von Horſt ſagte: „So außerordentlich dieſe Dankbarkeit iſt — eben ſo ſelten, ſo weiſe und gütig war die Wohlthätigkeit des Herrn Grafen, ſeiner Frau Mutter und Fräulein Schweſtern, und brachte ihnen daher ſo herrliche Früchte!“

Die Gräfin ſagte: „Was wir gethan haben, iſt wenig. Wir wollen aber gegen die Armen künftig ſo wohlthätig ſeyn, als es nur immer in unſern Kräften ſteht. Wer reichlich ausſäet, wird immer, entweder hier oder dort, auch reichlich ärnd- ten!“

Nachdem die zahlreiche Geſellſchaft ſich entfernt hatte, ſagte Graf Auguſt: „Nun wollen wir noch ein wenig in den Garten und in unſer Wäldchen gehen. Sie, liebſte Mutter, ſind es ja ſo gewöhnt, nachdem Sie größere Geſellſchaft gehabt, noch eine oder die andere Stunde, in dem kleinen Kreiſe der Ihrigen ſtillern Freuden zu widmen. Nun können wir erſt recht herzlich und vertraulich mit einander reden. Ich ſehnte mich in jenen furchtbaren Schneewüſten recht herzlich nach Ihnen und meinen lieben Schweſtern, und wohl auch nach den lieblichen grünen Schatten unſers Wäldchens zurück.“

Sie gingen in den Garten, und durchwandelten in vertraulichen Geſprächen die reinlich bekiesten

Wege des daranſtoßenden Wäldchens. Die Sonne ging bereits unter, und Blätter und Blüthen waren von ihrem goldenen Schimmer geröthet. Alles war ſtille und ruhig, nur leiſe Lüfte wehten — und eine Nachtigall fing an zu ſchlagen.

Die Gräfin faltete die Hände und ſprach: „O mein Sohn! Was iſt Alles geſchehen, von der Stunde an, da wir dort im Walde jene Nachtigall ſchlagen hörten, bis zu dieſer Stunde, da wir nach langer Trennung wieder vereinigt, dieſen Schlag der Nachtigall hören! Wie hätte ich damals denken können, daß Gott damals ſchon durch den Geſang jenes Vogels deine Errettung von einem ſchauerlichen Tode vorbereite! So waltet die göttliche Vorſehung in menſchlichen Angelegenheiten. Anbetung, Lob, Preis und Dank ſey dem guten, liebevollen Vater im Himmel, der alle Vögel unter dem weiten Himmel ernährt, aber ſeine Kinder, die Menſchen, noch unendlich mehr liebt, und voll Weisheit und Güte Alles, was geſchieht, ihnen zum Beſten leitet. Ja, an ſeine Güte und Freundlichkeit erinnere uns der Geſang jedes Vogels, jede ſchlagende Nachtigall!“

* * *

Der Waſſerkrug.

1.

Herr Adelbert Frank.

Herr Adelbert Frank war ein ſehr vortrefflicher Mann. Er gehörte unter die redlichſten, die rechtſchaffenſten, die würdigſten Bürger der Stadt. Er war in ſeinen Geſchäften die Ordnung, die Pünktlichkeit ſelbſt. Jedoch behaupteten Viele, er habe in allem ſeinem Thun und Laſſen etwas Beſonderes. Er kleidete ſich noch ganz ſo, wie es vor fünfzig Jahren gebräuchlich geweſen. An feſtlichen Tagen erſchien er gewöhnlich in einer runden Perücke ohne Puder, mit einer Halsbinde von der feinſten Leinwand, und in einem zimmetbraunen Rocke nach altem Schnitte und mit Knöpfen, die mit Goldfaden überſponnen waren. Auch in ſeinem Hauſe herrſchte noch ganz die altväterliche Sitte. Die Einrichtung der Zimmer, die Tapeten, die Rahmen der Spiegel und Gemälde, die Tiſche, Seſſel und Käſten waren prächtig, aber noch ganz nach alterthümlicher Art. Sein Schreibſchrank von Nußbaumholz mit den vielen Schubladen und Schublädchen war noch der nämliche, an dem der Urgroßvater gearbeitet hatte, und er ſaß noch in dem ſchwerfälligen Lehnſeſſel des Großvaters.

Die Hausordnung war eben ſo den alten Sitten gemäß. Man ſtand ſehr früh auf und ging früh zu Bette. Im hohen Sommer wurde Abends in der Wohnſtube kein Licht mehr angezündet. Nur auf dem Hausgange brannte zu Nacht eine Lampe. Obwohl Herr Frank der reichſte Kaufherr der Stadt war, ſo ließ er ſich doch die Mühe nicht verdrießen, Trümmchen von Bindfaden und kleine Papierſchnitzchen mit eigener Hand in der Schreibſtube aufzuleſen, indem ſie, wie er ſagte, noch immer könnten benützt werden. Die Handlungsdiener brauchten ihm immer zu viel Siegellack, denn er behauptete, dieſe Verſchwendung verurſache das Jahr hindurch nicht nur eine unnöthige größere Ausgabe für dieſen Artikel, ſondern die Briefe nach fernen Handelsſtädten müßten wegen des dicken, ſchweren Siegels auf der Poſt auch theurer bezahlt werden. Auch konnte er ſehr böſe werden, wann der Hausknecht die Lampe auf dem Gange manchmal, als es bereits ſchon heller Morgen war, noch nicht ausgelöſcht hatte. Man hielt ihn deßhalb für zu ſparſam, zu karg. Ja Manche, die ihn um Unterſtützung gebeten, und die er ſehr nachdrücklich zu Fleiß und Sparſamkeit ermahnt und abgewieſen hatte, nannten ihn geradezu einen Geizhals. Indeß wurden Andere, die ihn nicht einmal darum gebeten hatten, von ihm ſo reichlich unterſtützt, daß ſie über ſeine Großmuth erſtaunten und dieſelbe nicht genug rühmen konnten.

Jetzt kam ſein Sohn, Herr Friedrich Frank, ein ſchöner, blühender, junger Mann, aus England zurück, wo er einige Zeit zugebracht hatte. Dieſer kleidete ſich ſehr zierlich nach dem neueſten Geſchmack. Die Leute ſagten, der alte und der junge Herr werden wohl ſchwerlich gut mit einander auskommen. Allein ſieh da! der alte Vater hatte gegen die Kleidung des Sohnes und deſſen ganzes Betragen nichts einzuwenden, und war damit vollkommen zufrieden. Die reichſten Kaufleute der Stadt würden ſich glücklich geſchätzt haben, den jungen Herrn Frank, den einzigen Erben des erſten Hauſes der Stadt, Schwiegerſohn zu nennen. Wirklich ſagte man auch allgemein, der einzige Sohn des Herrn Frank und die einzige Tochter des reichen Herrn Sachſe würden zuverläſſig ein Paar werden. Da die Väter von jeher im gutem Vernehmen geſtanden, Herr Sachſe nach Herrn Frank der reichſte Mann und die Tochter ein ſehr ſchönes Frauenzimmer von der feinſten Lebensart war, ſo zweifelte kein Menſch daran. Der Sohn ſchien auch, ſie vor andern Töchtern der Stadt auszuzeichnen, und ſein Vater einer Verbindung nicht abgeneigt zu ſeyn. Allein auf einmal hörte das gute Vernehmen der beiden Häuſer auf, und es war keine Rede mehr von einer Heirath. „Was mag wohl Schuld daran ſeyn?“ fragten ſich die Leute. Und die Antwort war immer: „Lediglich die Seltſamkeit des wunderlichen alten Herrn Frank.“

Der junge Herr Frank wandte ſeine Neigung einem Mädchen zu, die — was auch ihre Feindinnen geſtehen mußten — ſehr ſchön und ſehr tugendhaft war, aber kaum hundert Gulden im Vermögen hatte. „Daraus wird nichts!“ ſagten die Leute; „eine ſolche Mißheirath gibt der alte Herr ewig nicht zu.“ Die Stadt blieb ungläubig, bis Herr Friedrich Frank und Jungfer Wilhelmine Grünheim als Brautleute öffentlich von der Kanzel verkündet wurden. Ein ziemlich lautes Gemurmel, das kaum enden wollte, zeigte von dem Erſtaunen der Stadt.

Der alte Herr ſah ſelten zahlreiche Gäſte bei ſich, und erſchien nie bei einem öffentlichen Gaſtmahle. Lärmende Geſellſchaften und rauſchende Luſtbarkeiten, die bis ſpät in die Nacht währten, waren ihm in der Seele zuwider. „Da wird es eine ſtille Hochzeit geben!“ ſagte man. Und ſieh! Herr Frank lud alle angeſehene Bürger, mit denen er in irgend einer Verbindung ſtand, zum Hochzeitmahle ein. Sie ſagten freudig, wiewohl nicht ohne einige Verwunderung zu. Nur Herr Sachſe und ſeine Frau und ſeine Jungfer Tochter hatten ſich einige Tage zuvor auf das Land begeben.

„Das wird ein Hochzeitſchmaus alten Styls werden,“ ſagten die Eingeladenen zu einander. „Wir werden uns in dem alten Saale mit den altfränkiſchen Verzierungen um ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit zurück verſetzt ſehen.“ Allein ſieh da! — zum Erſtaunen Aller, die hereintraten, war der alte, vergangene Saal, in dem ſeit vielen Jahren kein Feſt mehr gefeiert worden, herrlich ausgemalt und verziert. Nichts bei der Mahlzeit gehörte dem vorigen Jahrhunderte an, als der Wein in den kryſtallhellen, einfach geſchliffenen Gläſern. Auf dem blendend weißen Tafeltuche, dem ſchönſten Produkte der niederländiſchen Webekunſt, erblickte man das feinſte engliſche Steingut, und das ſilberne Tafelgeräth war glänzend neu und von der neueſten Form, die dem alten Herrn, weil ſie ſo einfach war, ganz beſonders gefiel.

Der alte Herr war an dieſem Tage die Fröhlichkeit ſelbſt. Seine älteſten Freunde erinnerten ſich kaum, ihn in ſeinen Jugendjahren ſo durchaus heiter und ſo ſeelenfroh geſehen zu haben.

Einige der Gäſte flüſterten ſich jedoch in die Ohren: „Aus dem alten Manne wird doch kein Menſch klug. Das Glück, das ſein Sohn da macht, iſt doch einmal nicht ſo groß, daß man ſo viel Aufhebens davon mache. Die Braut hat ja kein Geld; ſogar das prächtige Brautkleid und die koſtbaren Perlen in ihren Haaren hat ihr der alte

Herr verehrt. Der wunderliche Alte handelt doch immer anders, als wir erwarten.“

Die Mahlzeit währte bis an den ſpäten Abend. Der kryſtallene Kronleuchter über der Tafel wurde angezündet, und im Glanze ſeiner vielen Wachslichter ſchimmerte das Silbergeräth auf der Tafel, daß einem die Augen flimmerten. Der Nachtiſch, Torten, Konfekt und Obſt wurden aufgetragen. Zwei Aufwärter brachten auf zierlichen Kredenz-Tellern die grünlichen Rheinweingläſer. Aber was geſchieht? — Da geht der alte Herr hinaus, kommt mit einem ungeheuer großen, dunkelgrünen — irdenen Kruge wieder herein, und ſetzt ihn in eigener Perſon mitten auf die Tafel, gerade unter den hellſchimmernden Kronleuchter. Alles riß die Augen auf. Der Krug war zwar ſehr zierlich mit friſchen Blumen umkränzt; allein er machte dennoch zwiſchen all der Pracht um ihn her eine ſonderbare Figur. „Dacht' ichs doch, es werde noch etwas Seltſames zum Vorſchein kommen!“ ſagte ein dicker Herr zu unterſt an der Tafel, der ſich den Wein ſchon recht wohl hatte ſchmecken laſſen, ziemlich laut. Die Gäſte bemühten ſich vergebens, ein ſpöttiſches Lächeln ganz zurück zu halten.

„Lächeln ſie immerhin, meine Herrn und Frauen,“ ſagte Herr Frank. „Ich tadle Sie deßhalb nicht; Sie haben Recht. Der irdene Krug auf der feſtlichen Tafel ſcheint ein Räthſel. Er iſt, wie Sie ſehen, nur ein gemeiner, irdener Waſſerkrug. Allein er iſt voll des herrlichſten Rheinweins, ächten Hochheimers vom Jahre sechs und ſechzig; und dieſer Wein ſoll heute das ſchönſte Familienfeſt, das ich alter Mann erlebt habe, zu guter Letze noch verherrlichen. So ſchätzbar indeß dieſer edle Wein iſt, ſo iſt es mir, in einer gewiſſen Hinſicht, dieſer Krug doch noch viel mehr. Denn eben dieſer Krug da gab die Veranlaſſung zu dem heutigen Feſte; ja ohne dieſen unanſehnlichen Waſſerkrug wäre die heutige Hochzeit nicht zu Stande gekommen. Deßhalb ließ ich ihn mit dem beſten Weine füllen, den ich im Keller habe, und der Krug ſoll nun als die Krone der Mahlzeit auf der Tafel ſtehen.“

2.

Die junge Waſſerträgerin.

Alle Gäſte wurden ſehr neugierig und baten den alten Herrn dringend, ihnen die Geſchichte des Kruges zum Beſten zu geben. Herr Frank erzählte: „Im letzten Herbſt ging ich eines Abends von meinem Garten außer der Stadt in der Dämmerung nach Hauſe. Ich hatte von den Bäumen, die ich beinahe alle ſelbſt gezogen habe, die letzten Früchte abnehmen laſſen. In der Freude meines Herzens hatte ich mich verſpätet, und nicht auf die ſchwarzen Regenwolken geachtet, die am Himmel heraufzogen. Als ich mich dem Stadtthore näherte, fing es an ziemlich ſtark zu regnen, und es wehte ein kalter Wind. In meinen Mantel gehüllt kam ich in der engen Gaſſe der Vorſtadt an dem Röhrbrunnen vorbei, auf dem der ſteinerne Löwe ſitzt und ſeinen Rachen ſo weit aufſperrt, als wollte er alle Mägde, die da Waſſer holen, verſchlingen. Diesmal erblickte ich aber Niemand bei dem Brunnen als ein artiges, junges Frauenzimmer von etwa ſechzehn Jahren, das ſehr nett und zierlich gekleidet war, das ich aber — ſagte Herr Frank lächelnd und mit einem freundlichen Blick auf die erröthende Braut — nicht nennen will, um ihre Beſcheidenheit nicht zu beleidigen. Der ungeheuer große irdene Krug, der jetzt hochzeitlich geſchmückt auf der Tafel ſteht, ſtand damals unter der Brunnenröhre, die ohnerachtet des prächtigen Löwens, der den Brunnen ziert, ſehr ſparſam fließt. Die zarte Waſſerträgerin, ſchön und blühend wie die Unſchuld, und lieblich und hold wie die Demuth, wartete mit großer Geduld bis der Krug gefüllt war. Sie hatte wegen des Regens ihr Haupt mit einem weißen Tuche umhüllt, und zitterte vor Froſt und Näſſe. Das gute Kind mit dem Engelsgeſichtchen ſo ſtehen zu ſehen, erregte mein innigſtes Mitleid.

„Guten Abend, mein liebes Kind!“ ſagte ich freundlich zu ihr. „Sie haben das Waſſer wohl auch nicht von jeher ſelbſt am Brunnen geholt?“

Sie erröthete ein klein wenig, ſchwieg, und machte nur eine kleine Bewegung mit dem Kopfe, mir Recht zu geben.

„Der Krug, mein gutes Kind, iſt ja für Sie zu groß und zu ſchwer!“ fuhr ich fort.

„Er iſt freilich etwas ſchwer,“ ſagte ſie mit einem angenehmen Lächeln.

„Vielleicht iſt die Noth Urſache daran, daß Sie das Waſſer ſelbſt holen?“ ſagte ich weiter.

„Ach, allerdings iſt die Noth daran Urſache!“ ſagte ſie mit einem leiſen Seufzer.

„Sagen Sie einmal,“ ſprach ich gerührt, „was kann ich für Sie thun?“

„Ich weiß jetzt eben nichts,“ ſagte ſie freundlich, „als daß Sie — wenn Sie je ſo gütig ſeyn wollen — mir den Waſſerkrug auf den Kopf nehmen helfen.“

Ich that es. Sie dankte ſo herzlich, als hätte ich ihr eine große Wohlthat erwieſen, und ging.

„Es iſt doch hart,“ dachte ich, „daß ein Fräulein das Waſſer ſelbſt holen muß! Denn eine Tochter vornehmer Eltern ſcheint ſie mir zu ſeyn, nicht ſo faſt wegen ihrer netten Kleidung, als wegen ihrer zarten Geſichtsbildung, ihrer reinen Sprache und ihres feinen Anſtandes. Sie hat gewiß eine ſehr gute Erziehung genoſſen. Da ſie ſo zwiſchen Licht, in der Abenddämmerung zum Brunnen kommt, gehört ſie gewiß unter die verſchämten Hausarmen. Ich muß ihr und den Ihrigen weiter nachfragen, und ihrer Armuth abzuhelfen ſuchen.“

Ich merkte mir das Haus, in das ſie ging, und erfuhr, in dem Hauſe wohne ein Tiſchler, oder, wie man hier ſagt, ein Schreiner, und in einem kleinen Hinterſtübchen eine arme, ſehr gutherzige alte Perſon. Der Schreiner hatte einen ſchönen Vorrath von Waaren, die er auf den Kauf verfertigte. Am folgenden Abende, da ich meinen gewöhnlichen Spazirgang in den Garten machte, und an dem Hauſe des Schreiners vorbei kam, ging ich hinein, um irgend etwas, das ich brauchen könnte, zu kaufen. Der Mann führte mich mit großer Höflichkeit die Stiege hinauf. Auf dem Hausgange erblickte ich mehrere Thüren. „Da gibt es viel Raum, ſagte ich; Sie müſſen ein ſchönes Stück Geld für Miethzins einnehmen!“

„Ei,“ ſagte der Mann, „in all dieſen obern Stuben und Kammern befinden ſich lauter koſtbare Schreinerarbeiten — Tiſche und Seſſel, Käſten und Schränke aller Art; nur in dem untern Stocke wird vielleicht nächſter Tage ein kleines Stübchen frei, das ich dann nach Belieben vermiethen kann.

Es iſt ſehr hübſch, und hat eine ſchöne Ausſicht in den Garten.“

„Nun,“ ſprach ich, „das Stübchen wäre mir erwünſcht. Vielleicht finde ich es für einen alten Diener bequem, den ich gern unterbringen möchte. Könnte ich es wohl ſehen?“

„O warum denn nicht?“ ſagte er. Der rohe gefühlloſe Mann fügte noch bei: „Die alte Hexe, die darin wohnt, bezahlt blutwenig. Wenn Sie etwas mehr Hausmiethe bezahlen, ſo ſteht ihnen das nette Zimmerchen heute noch zu Dienſten.“

Dieſe Hartherzigkeit verdroß mich. Ich ſchwieg aber, ging mit ihm in die nächſte Kammer, beſah die wirklich ſehr gut gearbeiteten Holzwaaren, und handelte mit ihm um einen Schreibtiſch ſo genau, daß aus dem Handel nichts wurde; ſonſt wäre es mir auf ein Paar Gulden mehr nicht angekommen. Ich wollte ihn für ſeine Liebloſigkeit gegen eine alte, arme Perſon beſtrafen, und gab's ihm auch zu verſtehen. „Mit ſo genauen Leuten muß man genau ſeyn!“ ſagte ich. Dafür ſchalt er mich, wie ich an ſeiner Miene bemerkte, in ſeinem Herzen einen Geizhals.“

Als wir die Stiege wieder herabgekommen waren, ſagte ich zu dem Mann: „Das Stübchen möchte ich doch ſehen! Da aus dem einen Handel nichts geworden, ſo könnte doch der andere zu Stande kommen.“

Er öffnete die Thüre und führte mich hinein. Die alte Martha, eine ſehr ehrliebend ausſehende Arme, ſaß auf der Bank und ſpann. Sie brach in Thränen aus, als ſie hörte, wovon die Rede ſey.

„O nicht doch!“ ſagte ich, „weinet nicht. Ich will Euch nicht vertreiben. Lieber will ich, um Euch das Winkelchen da zu ſichern, ſo viel darauf bezahlen, als der Meiſter billiger Weiſe fordern kann. Nur muß er ſich verbindlich machen, Euch ſo lange zu behalten, als Ihr lebt.“

Dieſer Handel wurde ſogleich abgeſchloſſen, denn ich gab dem Manne mehr als er verlangte. Ich ſagte ihm hierauf, ich wolle noch ein wenig bleiben, und er ging ſehr vergnügt, aber kopfſchüttelnd hinaus. Dieſes Kopfſchütteln überſetzte ich mir in deutliche Worte alſo: „Der alte Frank iſt doch ein wunderlicher Kauz, bald übertrieben ſparſam, bald zu freigebig. Kein Menſch kann aus ihm kommen.“

3.

Die alte Dienſtmagd.

„Die alte Martha,“ fuhr Herr Frank in ſeiner Erzählung fort, „war ſehr gerührt, und wollte mir die Hand küſſen, was ich natürlich nicht zugab. Ich ſetzte mich auf den einzigen etwas baufälligen Stuhl, der da war, und ließ mich mit der guten Alten in ein Geſpräch ein. Auf der Bank, in einer Ecke des Stübchens, ſtand der Waſſerkrug, deſſen Bekanntſchaft ich zuerſt an dem Brunnen gemacht hatte, und den Sie, meine verehrteſten Gäſte, nun auch kennen zu lernen die Ehre haben. „Der Krug da,“ ſagte ich, „iſt ziemlich groß — aber freilich braucht man in einer Haushaltung, ſie ſey auch noch ſo klein, immer ziemlich viel Waſſer. Allein Ihr habt weit zum Brunnen, und ſcheint mir nicht wohl zu Fuße. Wie kommt Ihr doch mit dem Waſſerholen zurecht?“

Die Alte hatte Zutrauen zu mir gefaßt, obwohl ſie mich vielleicht das erſte Mal ſah. Die Zunge ward ihr gelöst. Sie fing eine lange Erzählung an — und jedes Wort kam ihr aus dem Herzen. Sie war die Redlichkeit ſelbſt.

„Sehen Sie, lieber Herr,“ fing ſie an, „denn ich weiß nicht, wie ich Sie nennen ſoll: Euer Wohlgeboren oder Euer Gnaden. Ihnen darf ich Alles erzählen. Denn Sie haben ein mitleidiges Herz und verachten die Armen nicht. Es iſt wahr, es ging mir hart. Aber jetzt kann ich, Gottlob, nicht mehr klagen. Ein Engel von einem Kinde nahm ſich meiner liebreich an. Ich hatte einſt freilich beſſere Tage geſehen. Ich war Magd bei der Frau Amtmännin Grünheim zu Hellenbach. Ihr Mann — Gott hab' ihn ſelig! — war ein lieber, guter Herr, und es iſt Schade, daß er fault. Die Bauern ſagen, ſie würden, wenn ſie nur könnten, ihn wieder herauskratzen aus dem Grab. Denn er half und vermittelte, wo es ſich nur immer thun ließ. Er nahm durchaus keine Geſchenke; er gab noch überall, wo es noth war. Nun, deßhalb ſtarb er auch arm. Ich war dabei, als er ſtarb. — Seine Frau und ſeine Tochter — mein Gott, wie die Zeit herum kommt, damals war das Kind acht Jahre alt, jetzt iſt ſie bald gewachſen — nun, was wollte ich ſagen — ja, Mutter und Tochter, die ſtanden beide an ſeinem Sterbebette. O wir weinten alle drei, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen. Er machte uns aber Muth. Er ſprach ſeiner Frau ſehr rührend zu: — auf Gott, den Vater der Wittwen und Waiſen zu vertrauen, der ſie gewiß nicht verlaſſen werde. Er nahm die Frau bei der Hand — ach die ſeinige war bereits kalt! — und die Frau mußte es ihm geloben, die einzige Tochter fromm und chriſtlich zu erziehen, ſie vor Stolz, Eitelkeit, Vergnügungsluſt zu bewahren, ſie immer unter den Augen zu behalten, und ihr durchaus keinen Umgang mit eiteln, gefallſüchtigen Putzdocken zu geſtatten. Nun, die gute Frau befolgte dieſes treulich, und ihre Sorgfalt bringt auch gute Früchte.“

„Auch ſeiner Tochter ſprach er mit gebrochener Stimme noch zu: Vor allem Gott, den guten Vater im Himmel zu lieben, das Wort unſers göttlichen Erlöſers recht zu Herzen zu nehmen, täglich wenigſtens etliche Zeilen darin zu leſen, den öffentlichen Gottesdienſt fleißig zu beſuchen, gern zu beten, ihre Mutter zu ehren, ihr gehorſam zu ſeyn, ihrem liebevollen Mutterherzen zu vertrauen, vor ihr nichts geheim zu halten, ihr nie eine Lüge zu ſagen, ſie zu unterſtützen, ſie einſt in ihrem Alter nicht zu verlaſſen. Das Kind verſprach Alles unter Thränen, die auf die kalte Hand des Vaters floſſen, und ſie hielt auch Alles bisher getreulich. Gott ſegne ſie! Ein beſſeres Kind trägt die Erde nicht.“

„Auch mir ſagte der gute Herr noch einige Worte, die ich ewig nicht vergeſſe.“ „Martha,“ ſagte er, „Ihr habt noch unter meinen ſeligen Eltern hier gedient, und ſeyd in dieſem Hauſe grau geworden. Ich hatte gehofft, Euch auch in dieſem Hauſe verpflegen zu können, bis an Euer Ende. Nun will es Gott anders. Eure treuen Dienſte kann ich Euch nicht belohnen. Gott wird ſie Euch aber gewiß, hier oder dort reichlich vergelten.“

„Ueberhaupt, meine Lieben,“ fuhr er fort, „kann ich euch wenig hinterlaſſen. Indeß hinterlaß ich euch doch keine Schulden. Und unter dem Wenigen, das euch bleibt, iſt kein ungerechter Kreuzer. Deßhalb wird Gottes Segen darauf ruhen, und ihr werdet damit weiter kommen, als wenn ich euch Tauſende hinterlaſſen hätte. Auch das dankbare „Vergelts Gott“ das manche Arme mir geſagt haben, wird für euch nicht ohne Segen bleiben.“ Nun der gute Herr ſtarb alſo — o Du mein Gott, in einem Alter von zwei und vierzig Jahren! Wir mußten das Amthaus räumen. Das Gnadengehalt fiel gering aus. Die gute Frau wurde bald nach dem Tode des Herrn krank vor lauter Gram, und büßte viel von dem Ihrigen ein. Sie konnte keine Magd mehr erhalten — ich ſah das wohl — und doch wollte ſie mir nicht aufkünden. Ich hatte dahier noch eine Schweſter. Dieſe verlangte mich, und ich zog zu ihr. Die Frau Amtmännin aber fand zu Hellenbach ein kleines Stübchen, nicht viel größer als dieſes hier, und wohnte da mit ihrer Tochter einige Jahre. Voriges Jahr zog ſie endlich auch hieher. In einem alten herrſchaftlichen Hauſe wurde ihr, über vier Stiegen, ein leeres Zimmer nebſt einer Kammer und kleinen Küche unentgeltlich angewieſen. Sie hoffte, ſich hier in der Stadt leichter mit weiblichen Arbeiten durchzubringen, als auf dem Dorfe. Nun wohl! — Sobald aber Fräulein Minchen, ſo heißen wir ſie, eigentlich heißt ſie Wilhelmine, hier angekommen war, ſo ſuchte ſie mich auf. Meine Schweſter war indeß in großer

Armuth geſtorben, und ich hatte mich dahier in dieſes Stübchen eingemiethet. Was das für eine Freude war, als das Fräulein mich gefunden hatte, kann ich nicht ſagen. Sie küßte mich — mich, eine arme Magd, und wir weinten Beide vor Freuden. Seitdem that ſie mir ſchon unbeſchreiblich viel Gutes. Von allem — von gar allem, was die geſtrenge Frau und das Fräulein an Sonn- und Feſttagen Beſſeres zu eſſen haben, bringt ſie mir etwas. Ja, Sie mögen es glauben oder nicht — ſeit dem mirs ſo in den Fuß gekommen iſt, daß ich nicht mehr recht gehen kann, holt das gute Fräulein ſelbſt mir täglich, in dem Krug da, das Waſſer vom Brunnen. Sie hat den Krug weil ſie mit dem Waſſerkübel nicht zurecht kam, für einige Groſchen eigens dazu gekauft. Gott, der den Trunk kalten Waſſers nicht unbelohnt läßt, wird es ihr vergelten! Ich ſagte es ihr auch hundert Mal, es müſſe ihr noch wohl gehen. Nun, nun, bisher hat ſie freilich noch nicht viel Gutes genoſſen. Ihre liebe Mutter iſt ſchon wieder eine Zeit her nicht wohl. Da arbeitet Minchen immer allein. Sie iſt freilich recht geſchickt; aber, mein Gott, die ſchönſte Arbeit wird jetzt ſchlecht bezahlt. Beſonders im Sticken iſt ſie eine Meiſterin. Dort in dem alten Gebetbuche auf dem Kruge iſt ein kleines Bildlein, das ſie, faſt noch als Kind, bald nach dem Tode ihres Vaters geſtickt und mir zum

Andenken gegeben hat. Es ſtellt einen grünen Grabhügel vor mit einem ſchwarzen Kreuze, worüber ſich eine Trauerweide mit gelblichen Blättern beugt. So oft ich das Bildchen anſehe, kommen mir die Zähren in die Augen — über den Tod des liebevollen Vaters, dem das gute Kind ſo bald in das Grab nachſehen mußte. Allein auch darüber möchte ich weinen, daß eine ſo künſtliche Hand ſich aus Liebe zu mir mit dem Waſſerkruge ſchleppen mag. Der liebe Gott wolle es dem guten Kinde noch wohl gehen laſſen!" So ſprach die treue Magd.

Ich nahm das wohlgebrauchte Gebetbuch, das, wie es ſchien, dem Kruge zum Deckel diente, und betrachtete das Bildchen. Es gefiel mir. „Nicht wahr," ſagte Martha, „es iſt ſchön! Ich ſehe es Ihnen an, daß es ihnen gefällt."

„Doch," ſprach Herr Frank zu ſeinen Gäſten, „Sie müſſen verzeihen, meine lieben Freunde und Freundinnen, daß ich Sie mit der Erzählung der alten Martha ſo lange hinhielt. Die Art der alten Magd, ſich auszudrücken, die Form — iſt vielleicht nicht nach ihrem Geſchmack, aber der Inhalt iſt gut — wie hier bei dem Kruge auf dem Tiſche. Ich denke nicht, daß Sie den Rheinwein hier verſchmähen werden, weil er nur in einem irdenen Krug aufgetiſcht wird. Nein! nein! So thöricht ſind Sie nicht. Noch viel weniger trauete ich Ihnen die noch viel größere Thorheit zu, die Wahrheit zu verſchmähen, weil ſie aus einem einfältigen Munde kommt und in ungekünſtelten Worten erſcheint.“

4.

Wilhelmine.

„Ich hatte,“ erzählte Herr Frank weiter, „mich in dem Stübchen der alten Martha etwas länger aufgehalten. Ich dachte, Fräulein Minchen — jetzt meine liebe Tochter hier — werde kommen; denn es war nun bald Zeit zum Waſſer holen. Sie kam auch wirklich. Sie war verwundert, mich hier zu ſehen. Martha brach ſogleich in mein Lob aus. „Ich muß es Ihnen nur gleich ſagen, Fräulein Minchen,“ fing ſie an. „Der Stein, der uns ſo lange drückte, iſt uns nun mit Einem Male vom Herzen gewälzt.“ — „Ich fürchtete immer, mein Stübchen verlaſſen zu müſſen!“ ſagte ſie, zu mir gewandt. „Der Hausherr wollte mit dem Hauszinſe nicht mehr zufrieden ſeyn, und forderte von Quartal zu Quartal mehr. Er drohte, mir den Strohſak vor die Thüre zu werfen, wie er ſagte, das heißt, mir auszubieten. Ich ſparte von meinem Spinnerlohn ſo viel mir möglich war, zuſammen. Minchen hatte ſchon ein paarmale darauf bezahlt. Es wollte aber nicht mehr reichen. Wir zwei überlegten und rechneten, und ſahen nirgends hinaus. Da ſchickte Gott Sie, mein wertheſter Herr, hieher, und machte aller Noth ein Ende.« — „Ja, ja, mein liebſtes Minchen," ſagte ſie, „der Herr da wollen alles bezahlen, was noch fehlt — und ich bin nimmer genöthigt, das von Ihnen anzunehmen, was Sie wohl oft noch um Mitternacht für mich erarbeitet haben.«

Minchen ſtand erröthend, voll der liebenswürdigſten Beſcheidenheit da. Dennoch wollte ich ihr Herz noch ein Bischen auf dem Probierſtein bringen, ob es lauteres Gold ſey; denn ein Kaufmann geht gern ſicher. „Es iſt ſehr edel, mein Kind," ſagte ich, „daß Sie ſich der alten Martha ſo annehmen, und ich lobe Sie darum. Allein Sie übertreiben den Edelmuth. Das Waſſer für eine alte Magd am Brunnen zu holen — das iſt einmal zu viel! Wo denken Sie hin?«

Allein Minchen ſah mich mit großen Augen an, und ſchüttelte ihr lockiges Köpfchen. „Sie gaben eben einen zu ſchönen Beweis von Ihren mildthätigen Geſinnungen, Herr Frank," ſprach ſie, „als daß dieſes Ihr Ernſt ſeyn ſollte."

„Im Ernſte," fuhr ich fort, „ein ſo junges, hübſch gekleidetes Fräulein mit dem großen unförmlichen Krug auf dem Kopfe — das ſchickt ſich ein:

mal nicht! Sie ſetzen ſich dem Gelächter der Stadt aus. Waſſertragen — das mögen Andere thun.“ Allein Minchen ſagte: „Einem guten Menſchen in der Noth aushelfen, ſollte ſich, denke ich, doch immer ſchicken. Oder kann es auch einmal unſchicklich ſeyn, Gutes zu thun? Gewiß, Herr Frank, Sie denken ſelbſt ſo — ſonſt wären Sie wohl nicht ſo gütig geweſen, mir geſtern auf der öffentlichen Straße am Brunnen, den Waſſerkrug da, auf den Kopf zu heben. Sie hätten ja auch ſagen können, das ſchickt ſich nicht für einen ſo ehrwürdigen Bürger; das mögen Andere thun?“

„Nun, nun,“ ſagte ich, „das war eine Kleinigkeit, die nicht der Rede werth iſt. Es war, wenn Sie wollen, eine kleine Artigkeit gegen ein Frauenzimmer, die auch einem alten Manne nicht übel anſteht. Aber alle Tage, und ſo weit, und oft bei Froſt und Regen Waſſer holen — iſt nichts Kleines. Nein, nein, ſo die Magd einer Magd zu machen — das heißt den guten Willen zu weit treiben. Wenn Sie nun allen Leuten, die ſich ihr Waſſer nicht wohl ſelbſt holen könnten, Waſſer zutragen wollten, da würden Sie an kein Ende kommen.“

„Freilich wohl,“ ſagte Minchen lächelnd, „da reichte der aufrichtigſte gute Wille nicht hin. Aber daß ich für meine liebe, gute Martha, meine alte Wohlthäterin, die wenigen Schritte da thue —

das ſeh' ich nicht als einen guten Willen, ſondern für eine heilige Pflicht an. Ich müßte gar kein Gefühl haben, wenn ich es nicht thäte. Denn das können Sie ſich gar nicht vorſtellen, wie unausſprechlich viel Gutes Martha, ſo arm ſie auch iſt, mir und meiner Mutter ſchon gethan hat, und was für ein edles, liebevolles Herz unter dem ſchlechten rauhen Kleide da ſchlägt. Sie war nicht die Magd des Hauſes — ihr Herz machte ſie zur erſten Freundin des Hauſes, zu meiner zweiten Mutter. O wie lieb hatte ſie mich, ſo lange ich denke — ja länger als ich denken kann — von meiner Geburt an. Wie viele halbe Tage trug ſie mich auf dem Arme! Wie oft wachte ſie Nächte hindurch an meinem Bette, um meine Mutter, die ſich ganz auf ſie verlaſſen konnte, zu ſchonen! Wie viele tauſend Schritte that ſie wegen meiner! Was ſtand ſie alles aus, als ich die erſten Zähne, die Blattern, die Maſern bekam! Wie ſparte ſie jeden Heller ihres ſauer verdienten Lohnes dazu auf, mir auf Weihnachten und auf meinen Namenstag eine Freude zu machen! Wie treulich unterſtützte ſie meine Eltern in meiner Erziehung! Wie viele Stunden lang erzählte ſie mir, und ſtreute tauſend gute Lehren in ihre Erzählungen ein! Wie warnte ſie mich vor allem Böſen — welch eine heilige Scheu flößte ſie mir gegen die Sünde ein! Wie ehrwürdig machte ſie mir die frommen Gebräuche des Alterthums, wie liebenswürdig die Unſchuld, die Schamhaftigkeit, die Redlichkeit und jede Tugend! Und was that ſie in der langen Krankheit meines Vaters? Wie vielen Antheil nahm ſie an unſerm Jammer! Wie viele Wochen kam ſie nicht aus den Kleidern! Mit wie Wenigem nahm ſie ſelbſt vorlieb — da der Dienſt meines ſeligen Vaters nur wenig einbrachte und die langwierige Krankheit des ſeligen Vaters ſo viel koſtete! Und ſo was ſollte mit dem geringen Lohn, den ſie bekam, alles abgemacht ſeyn? O nein, ſo was bezahlt kein Geld. Kein Herz müßte ich haben, wenn ich ſo undankbar ſeyn könnte, nicht einmal die wenigen Schritte für ſie zu thun! — Ich kann es ja ſo leicht. Ich verſäume nichts. Bevor man Abends das Licht anzündet, hab' ich immer ein freies halbes Stündchen. Ich muß bei meiner Arbeit viel ſitzen; dieſe Bewegung iſt mir daher geſund. Sie gilt für einen Spazirgang. — Zwar mögen Sie nicht ganz Unrecht haben, es mag etwas Unſchickliches dabei ſeyn, in dieſer Kleidung Waſſer zu tragen. Es kam mir, als ich das erſte Mal mit dem Kruge über die Straße ging, auch ſo vor. Ich erröthete, wenn mir Bekannte begegneten; ich mußte mir manche kleine Spöttereien gefallen laſſen, obwohl ich abſichtlich zu dieſem Geſchäfte die Abenddämmerung wählte. Aber was iſt es denn, dachte ich. Es bringt keine Unehre, ſich wegen des Guten verlachen zu laſſen. — Uebrigens hätte ich, um ganz aufrichtig zu ſeyn, das Waſſer wohl nicht ſelbſt geholt, wenn ich es wohl anders hätte machen können. Allein die Leute hier im Hauſe nahmen ſich um die gute Martha ſchlechterdings nichts an. In der Nachbarſchaft fand ich eine einzige Magd, die geneigt dazu war, ihr das Waſſer zu holen und hie und da einen Gang für ſie zu thun — jedoch unter der Bedingung, daß meine Mutter jedes Vierteljahr einen Thaler dafür bezahle. Allein dieſe Magd war ſehr ſaumſelig. Sie kam oft ſehr ſpät und manchmal vergaß ſie es gar. Nun denken Sie ſich die Verlegenheit der guten Martha, die ihr Stübchen nicht verlaſſen konnte. Erſt ſo lange zu warten, und dann ſich nicht einmal eine Suppe kochen, oder ihren Durſt ſtillen zu können. Da dachte ich denn: Weg mit dem eiteln Stolze! Wer recht thut, hat keinen Tadel zu ſcheuen. Wenn man übrigens eine Sache ſelbſt thut, ſo weiß man, wie ſie geſchieht. Und dann — doch ich plaudere zu viel. Verzeihen Sie!“ ſagte ſie, und griff nach dem Kruge.

„O!“ rief Martha, „ſagen Sie doch auch noch das Uebrige. Ihre Frau Mutter überließ die verſprochenen Thaler Ihnen, und Sie ſchenkten das Geld mir. Dafür bekam ich hier im Hauſe jeden Morgen ein Schüſſelein warme Milch zum Frühſtück. In Wahrheit, ich bin Ihnen, mein beſtes Minchen, dafür, und noch für unzählig viel Anderes, unausſprechlich großen Dank ſchuldig. In meinem Leben kann ich dieſe Schuld nicht abtragen!“

„Ach, ſchweigt davon, liebe Martha,“ ſagte Minchen; „das iſt ſchon lange zum Voraus an uns abgetragen. O daß wir für unſere gute alte Martha noch mehr thun könnten, und unſre Wohnung nicht ſo winzig klein und enge wäre und nicht ſo viele Stiegen hinaufführten, ſo würden wir unſre treue Freundin für immer zu uns nehmen — da wir jetzt hier in der Stadt doch etwas beſſeren Verdienſt haben!“ Das gute Kind hatte Thränen in den Augen, und ging mit dem Kruge ſchnell hinaus.

„Ich machte mich,“ ſprach Herr Frank, zu ſeinen Gäſten, „nun auch auf den Weg, und dachte im Heimgehen über die Geſchichte nach. Die Handlung des guten Kindes, dachte ich, ſo unbedeutend ſie Manchem ſcheinen mag, iſt eine der edelſten, die mir in meinem Leben je vorgekommen. Ich weiß nicht, ſoll ich die Dankbarkeit gegen eine arme Dienſtmagd, der man ſonſt keinen beſondern Dank ſchuldig zu ſeyn glaubt, oder die Beſcheidenheit des edlen Mädchens, ihre verſtändige Verachtung unverſtändigen Spottes in dieſen Jahren, oder den Fleiß, mit dem ſie, die gute Tochter, ihre Mutter ernährt, mehr bewundern. Ich wünſchte, die Mutter einer ſo vortrefflichen Tochter kennen zu lernen, und beſchloß ſie zu beſuchen und die gedrückte Lage Beider in etwas zu erleichtern. Ich ging hin, um Stickereien zu beſtellen. Ich fand die Mutter ſo, wie ſie ſeyn mußte, eine ſolche Tochter zu erziehen. Die Reinlichkeit und Ordnung des Zimmers gefiel mir beſonders. Da war nirgends ein Stäubchen, alles an Ort und Stelle — alles gerade ſo, wie ichs gern habe. Ich ließ mir einige eben fertig gewordene Stickereien vorlegen und erſtaunte in der That über die Schönheit der Arbeiten. Minchen arbeitete von nun an für meine Handlung. Ich weiß wohl, daß einige Leute mich ſteinreich, andere ſteinhart nennen. Die Bezahlung war indeß eben nicht ſo, wie man ſie von einem ſteinreichen, doch auch nicht ſo, wie man ſie von einem ſteinharten Kaufmann erwarten konnte.“

5.

Mamſell Sachſe.

„Nach einiger Zeit,“ erzählte der alte Herr Frank weiter, „kam mein Sohn Friedrich aus England zurück — Gottlob! zur vollkommenen Zufriedenheit ſeines Vaters; denn er hatte ſich in jeder Hinſicht ſehr gut ausgebildet. Ich nehme keinen Anſtand, es an ſeinem heutigen Ehrentage zu bezeugen, daß er jede meiner Hoffnungen erfüllt, ja übertroffen hat. Es war bald bei der ganzen Stadt — wiewohl noch ganz und gar nicht bei mir und meinem Sohne — ausgemacht, zwiſchen dem jungen Herrn Frank und der Mamſell Sachſe werde nächſtens eine eheliche Verbindung Statt haben. Die beiden Häuſer Frank und Sachſe, ſagte man, ſeyen ja die reichſten der Stadt; die beiden Kinder ſeyen die einzigen Erben des großen Vermögens; und mehr, meinten die Leute, brauche es ja nicht zu einer Heirath, als zwei ungefähr gleichgroße Summen Geld. Da unſere beiden Gärten vor dem Thore neben einander liegen, ſo traf ſichs bisweilen, daß beide Familien Abends mit einander nach Hauſe gingen. Mein Sohn bot der Madame Sachſe und der Mamſell Tochter den Arm, und Herr Sachſe und ich beſchloſſen, ſo nach Art der Väter, den Zug. Nun hatte gar kein Menſch mehr einen Zweifel an einer bevorſtehenden Heirath.

Eines Abends, da es bereits etwas dunkel war, gingen wir wieder ſo zuſammen nach Hauſe. Da begegnete uns Minchen mit ihrem Waſſerkruge. Sie ſchien etwas verlegen, machte uns Platz in dem engen Gäßchen, und ſtand ganz ſchüchtern und demüthig, mit ihrem großen Kruge auf dem Kopfe, ſeitwärts am Wege. „Guten Abend, Fräulein Minchen!“ ſagte ich freundlich — und Mamſell Sachſe ſchlug ein lautes Gelächter auf. Das war mir nicht lieb. „Ueber wen lachen Sie denn, Mamſell Sachſe,“ ſprach ich — „über mich oder über das Mädchen?“ „O behüte Gott,“ ſagte die Mamſell, „nicht über Sie — ſondern über das Waſſerfräulein.“ „Warum nennen Sie das gute Kind ein Waſſerfräulein?“ fragte ich ruhig, ohne mir merken zu laſſen, daß mir der Ausdruck mißfiel. „Ha,“ ſagte Mamſell Sachſe lachend, „ein Fräulein mit dem Waſſerkruge auf dem Kopfe finde ich lächerlich. Die Tracht eines Fräuleins und der Waſſerkrug paſſen nicht zuſammen. Dieſe Kleidung iſt nun einmal ein Vorrecht, eine Auszeichnung der Vornehmern, und das Waſſertragen ein Geſchäft der Mägde. Ich muß immer lachen, wenn ich Vornehmthun und Bettelei ſo beiſammen ſehe.“ „Allein,“ ſprach ich, „das Fräulein holt, wie ich von guter Hand weiß, das Waſſer nicht für ſich — ſondern für eine alte, unbrauchbar gewordene Magd, die ehemals in ihren Dienſten war.“ „Nun,“ ſprach Mamſell Sachſe, „da iſt ſie eine von den empfindſamen Seelen, und ihre Empfindſamkeit hat ihr einen häßlichen Streich geſpielt. Nicht um tauſend Dukaten möchte ich in ſolchem zierlichen Anzuge mit dem Waſſerkruge auf dem Kopfe über die Straße gehen, und einer honetten Geſellſchaft begegnen. Den Dienſtboten gibt man ihren Lohn, der jetzt ohnehin hoch genug iſt —

und damit iſt Alles abbezahlt. Mehr können ſie nicht fordern.« Sie wollte noch mehr ſagen; allein die Mutter gab ihr, wie ich wohl bemerkte, einen Wink, zu ſchweigen. Die Tochter brach das Geſpräch ſchnell ab, indem ſie eine vorübergehende Putzmacherin, die eine große Schachtel trug, mit großer Freundlichkeit grüßte und ſie fragte, für welche Dame der Hut, der ſich vermuthlich in der Schachtel befinde, beſtimmt ſey.

Der kleine Auftritt war für mich von großer Wichtigkeit. Allerdings hatte ich an eine Verbindung meines Sohnes mit Mamſell Sachſe gedacht. Allein ich hatte noch meine Bedenklichkeiten. Ihre Gemüthsart war mir nicht entſchieden. Jetzt hatte ich einen Blick in ihre Seele gethan, der mir zeigte, daß unſere Geſinnungen wenigſtens nicht übereinſtimmend ſeyen. Den ganzen Abend ſchwebte mir das gute Minchen vor Augen, wie ſie bei aller Vortreflichkeit ihres Herzens, ihres Verſtandes und ihres wahren Künſtlertalentes, mit ihrem Waſſerkruge ſo ſchüchtern am Wege ſtand, und auf die übermüthigen Blicke, das höhniſche Gelächter und die ſpöttiſchen Reden der Mamſell Sachſe nichts erwiederte, ſondern beſcheiden die Augen niederſchlug.

„Ich kann es nicht verhehlen,“ betheuerte Herr Frank, „es regte ſich der Gedanke in mir, ein Mädchen, wie Minchen, möchte meine Schwiegertochter werden. Ein ſolch edles Herz, dachte ich, iſt ja doch mehr werth, als eine Tonne Goldes, und keine Tonne Goldes kann den Mangel eines edlen Herzens erſetzen. Und da Minchen gegen eine Magd ſo wohlwollend geſinnt iſt, ſo würde auch ihr Schwiegervater nicht übel mit ihr fahren. Ich verſchloß aber meine Gedanken in meinem Herzen. Ich wollte, mein Sohn ſollte frei wählen — nur wenn er meiner Einſicht nach geradezu einen Mißgriff gethan hätte, würde ich Einrede gethan haben.«

6.

Der Brautwerber.

Herr Frank erzählte weiter: „Mein Sohn Friedrich wurde auch nachdenkend. Er fragte mich bei Tiſche, wer denn das Frauenzimmer ſey, das er jetzt das erſte Mal geſehen habe, und er bat mich, ihm die Geſchichte mit dem Waſſerkruge, die ich meiner Verſicherung zufolge, von guter Hand habe, ausführlich zu erzählen. Ich that es ganz einfach, wie ich es eben jetzt gethan habe, jedoch ohne alle Anmerkungen, und er ward ſehr gerührt.

Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß mein Sohn eine große Angelegenheit auf dem Herzen habe. Eines Morgens beim Frühſtücke drang ich in ihn, meinem Vaterherzen zu vertrauen, und mir ſein Geheimniß, was es auch ſey, zu entdecken. Er geſtand, mit ſichtbarer Furcht, mich aufzubringen, ſeine hohe Achtung gegen Minchen, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen. Ich fragte: „Weißt du, daß ſie kein Vermögen hat?“ „Ich weiß es,“ antwortete er feſt. „Allein auf Geld brauche ich ja nicht zu ſehen.“ „Und wie iſt Minchen gegen dich geſinnt?“ fragte ich. „O gewiß, eben ſo, wie ich gegen Sie,“ ſagte er. „Ihr habt euch alſo,“ ſprach ich, ſchon gegen einander erklärt?“ „O nicht doch,“ ſprach mein Sohn, „kein Wort von einer ſolchen Neigung, keine Sylbe von einer Heirath wurde geſprochen! — Wie hätte ich ohne Ihre Einwilligung, beſter Vater, von einer Heirath ſprechen, wie von einer Neigung reden können, ohne eine ſichere Ausſicht auf eine Heirath zu haben?“ „Allein,“ ſprach ich, „weißt du auch, daß Minchen eine wahre, aufrichtige Neigung zu dir habe, daß ſie, als ein armes Mädchen, nicht etwa eine Nebenabſicht auf deinen Reichthum hege?“ „O das iſt unmöglich,“ ſprach Friedrich; „nicht nur weil dies ihrer ganzen Denkungsart widerſpräche, ſondern weil ſie überhaupt gar keine Abſichten hat.“

Friedrich fing nun an, mir zu beweiſen, daß Minchens Tugenden ſchätzbarer ſeyen, als alles Geld. Ich aber ſprach: „Ich hätte wohl Urſache über dich von Herzen böſe zu ſeyn. Seit wann glaubt denn mein Friedrich, daß ſein Vater das Geld mehr ſchätze, als die Tugend? — Komm, komm in meine Arme und empfange die Verſicherung meines vollkommenſten Beifalls. Ich habe in kleinen Dingen auf das Geld geſehen, damit du in deiner wichtigſten Angelegenheit nicht auf das Geld zu ſehen braucheſt. Ich bin entzückt über deine Wahl — ſie iſt ganz nach meinem Wunſche, ja der innigſte Wunſch meines Vaterherzens. Und nun laß mich — ich will ſelbſt bei Minchens Mutter deinen Brautwerber machen. In einer halben Stunde magſt du nachkommen.“

Ich eilte — was mir in der That ſauer wurde — die vier Stiegen hinauf in das kleine Zimmerchen der edlen Wittwe. Minchen ſaß und ſtickte. Sie war etwas betroffen, als ich hereintrat. Auch die edle Mutter ſchien verlegen über meine unvermuthete Erſcheinung ſo frühe am Morgen, zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde. Ich brachte meinen Antrag vor, und ergetzte mich herzlich an dem freudigen Erſtaunen der liebevollen Mutter und der ſogar nichts hoffenden guten Tochter. „Aber haben Sie auch bedacht,“ ſagte die vortreffliche Frau, „daß ich meiner Tochter nichts, faſt gar nichts zum Brautſchatze geben kann?“ „Es iſt da nichts zu bedenken,“ ſagte ich; „Minchen iſt ſo reich, als es je eine Fürſtentochter ſeyn kann — an den edelſten Gütern, an Frömmigkeit und Tugend. Ich brauche kein Geld. Keine reiche — eine gute Schwiegertochter wünſche ich mir; und wenn Sie, vortreffliche Frau und ihre edle Tochter „Ja“ ſagen, ſo machen Sie mich zum glücklichſten Vater. Uebrigens beſtehe ich darauf, daß Sie ihrer Tochter nichts zum Heirathgute geben, auch nicht einen Heller — nur ein einziges, koſtbares Hausgeräth ausgenommen — ich meine den großen Waſſerkrug, in dem Wilhelmine für die alte Martha ſo lange Zeit täglich Waſſer geholt hat. Ich bin feſt überzeugt, dieſer Waſſerkrug bringt mehr Segen ins Haus, als wenn er mit Goldſtücken gefüllt wäre.“ Ehe die Mutter antworten konnte, kam mein Sohn herein. Wir beiden Eltern legten nun die Hände unſerer beiden einzigen Kinder in einander und ſegneten ſie unter Thränen. Es war ein ſchöner, heiliger Augenblick der reinſten, ungetrübteſten Freude.

Wir hielten dieſes Verlöbniß noch geheim. Mein Sohn hatte noch eine große Reiſe zu machen. Indeß ließ ich den Saal hier neu ausmalen, und auch das Silberzeug da auf der Tafel umſchmelzen. Theils wollte ich unſern Künſtlern, die gegenwärtig wenig Arbeit haben, etwas zu verdienen geben, theils den heutigen Tag ſo viel möglich verherrlichen. Das heutige Feſt iſt Alles werth und ich glaubte nicht zu viel thun zu können.“

7.

Edelſinn des Brautpaars.

„Dieſes, meine werthen Freunde und Freundinnen,“ ſagte Herr Frank zum Schluſſe ſeiner Erzählung, „iſt die Geſchichte des Kruges, und ich denke, Sie werden ſich nun nicht mehr wundern, daß ich ihm hier, mitten auf der Tafel, den Ehrenplatz einräumte. Er ſpielt ja, wie Sie hörten, eine bedeutende Rolle in der Geſchichte dieſer Verbindung. Der alte, ehrliche, dickbauchige Krug vertrat auf eine gewiſſe Art die Stelle eines Heirathſtifters, obwohl er ſo wenig an dieſe Heirath denken konnte, als die holde, beſcheidene Braut, da ſie ſich aus Menſchenfreundlichkeit mit dem Kruge ſchleppte, bei ihrer edlen Handlung an eine Heirath gedacht hat. Gönnen Sie ihm alſo immerhin ſein Ehrenplätzchen und ſeine Blumenkränze, mit denen er umwunden iſt. Er hat es verdient — und mehr Gutes in der Welt geſtiftet, als mancher dicke Herr, der vielleicht ſchon zehnmal mehr Wein getrunken, als der Krug je Waſſer vom Brunnen gebracht hat.“

„Es ſey mir erlaubt,“ ſprach Herr Frank, „dieſer Erzählung noch einige Worte beizufügen. An dem Waſſerkruge ſehen wir, wie auch Diejenigen, die der Himmel nicht mit Gütern dieſer Erde ſegnete, den Armen ohne Geld — ſehr viel Gutes thun können; ja dieſe Art Allmoſen hat in den Augen Gottes den größten Werth, und den Armen iſt oft mehr damit geholfen, als mit Geld. Der Krug verdient als ein Denkmahl in der Familie aufbewahrt zu werden, und ich denke, nach hundert Jahren dürften ihn die Urenkelinnen des Hauſes noch mit Ehrfurcht gegen ihre Urgroßmutter — und nicht ohne Segen betrachten. Ja, es wäre zu wünſchen, daß jede Jungfrau, ſie ſey übrigens arm oder reich, und ihre Ausfertigung möge ſo prächtig oder ſo dürftig ausfallen, als möglich — ihrem künftigen Gatten irgend ein ſolches Geräthe ins Haus bringen möge — etwa einen kleinen Armkorb, in dem ſie von Zeit zu Zeit den Armen, Brod, Eier, oder Butter gebracht hätte; ein irdenes Näpfchen, das nur dazu beſtimmt war, von jeder Mahlzeit irgend einem Kranken einige Löffel voll Suppe, oder ſonſt eine dienliche Speiſe zu ſenden; ein Arbeitskörbchen, deſſen ſie ſich, und wäre es des Tags auch nur eine Stunde, bloß dazu bedient hätte, für Arme zu nähen oder zu ſtricken. Ein ſolches unbedeutendes Hausgeräth würde freilich nicht ſo zierlich in die Augen fallen, als manches Prachtſtück, dürfte aber dennoch unter allem Hausgeräth wohl das ſchätzbarſte Stück ſeyn. Auf manchem ſilbernen Geſchirre liegt ein großes Kapital, das ſich nun freilich zur Zeit der Noth in klingende Münze umſetzen läßt; aber auf einem ſolchen geringen Hausgeräth, das wenig oder nichts koſtet, liegt noch ein größeres Kapital — zahlbar in jener Welt.“

„Vortrefflich!“ rief der dicke Herr unten an der Tafel, der von Zeit zu Zeit ſchmachtende Blicke nach dem Kruge gerichtet hatte. „Sie haben ganz vortrefflich geſprochen, mein liebſter, beſter Herr Frank! Allein jetzt haben wir dennoch von dem Kruge genug gehört. Laſſen Sie uns nun das edle Getränk verkoſten, das er enthält. Der köſtliche Wein duftet lieblicher, als die Blumen, die den Krug umgeben. Ich rieche den herrlichen Wohlgeruch bis hieher zu unterſt an der Tafel.“

Während der dicke Herr ſo ſprach, flüſterte die holde Braut dem alten Herrn Frank etwas in die Ohren, und der alte Herr ſprach hierauf laut zur Geſellſchaft: „Ich habe der Braut verſprochen, ihr an dem heutigen Tage keine Bitte abzuſchlagen. Da ich aber, ohne Einwilligung meiner verehrten Gäſte die Bitte, welche die Braut eben an mich that, nicht gewähren kann, ſo erlaube ich mir, vorerſt die Meinung ſämmtlicher anweſender Freunde und Freundinnen zu vernehmen. Die Braut hätte gar zu gern ihre alte Wohlthäterin Martha, der ſie einen guten Theil ihres edlen Herzens dankt, hier an der Tafel geſehen, und bat mich, ſie auf die Liſte der Gäſte zu ſetzen. Ich ging ſelbſt hin, ſie einzuladen. Ihre Unpäßlichkeit vereitelte unſern Wunſch, und ich muß geſtehen, daß ich ſie, als eine Hauptttheilnehmerin an der heutigen Freude, hart vermiſſe. Es ward indeß dafür geſorgt, daß ihr von allen und jeden Gerichten etwas geſendet wurde. Nun rückt aber die Braut am Ende mit noch einer Bitte heraus. Der Arzt hat der guten alten Martha, guten, alten Wein verordnet. An dieſem Kruge voll, meint die Braut, hätte die bemitleidenswerthe Dulderin, wenn ſie nach ihrer Art, an beſondern Leidenstagen, nur ein kleines Gläschen davon nähme, wohl für ein ganzes Jahr genug, und würde dadurch vielleicht noch um zehn Jahre länger leben. Ich würde natürlich die werthe Geſellſchaft mit dieſer Bitte nicht beſchwert haben — ſondern, was freilich das kürzeſte und einfachſte geweſen wäre, den Krug, mit der fröhlichen Geſellſchaft hier auf das Wohl der Braut und des Bräutigams in Freuden geleert, und für die gute Martha aufs Neue gefüllt haben. Allein ein kleiner Umſtand macht mir das ſchlechterdings unmöglich; ich habe von dieſem edlen koſtbaren Weine, den ich eigens auf dieſen Tag geſpart habe, keinen Tropfen mehr weiter. Das kleine, wohlverwahrte Fäßchen reichte gerade hin den Krug zu füllen. In dem Kruge ſehen Sie nun allen dieſen Wein beiſammen. Die Geſellſchaft hat das vollkommenſte Recht auf den Wein. Das iſt unwiderſprechlich.

Indeß mache ich der verehrten Geſellſchaft den Vorſchlag, Stimmen zu ſammeln: Ob ſie den Krug auf das Wohl des Brautpaars und zur Vermehrung der gemeinſchaftlichen Fröhlichkeit austrinken, oder ob ſie mit dem Weine, von dem wir bisher tranken und der übrigens gewiß nicht zu verachten iſt, ſich begnügen, und mit dem Weine im Kruge, dem Wunſche der Braut gemäß, ein Werk der Barmherzigkeit üben wolle. Die Mehrheit der Stimmen ſoll entſcheiden.“

„Wa, wa, was!“ rief der dicke Herr zu unterſt an der Tafel, der bei der Abſtimmung die letzte Stimme gehabt hätte. Er räuſperte ſich, um in einer ausführlichen Rede Einwendungen zu machen. Allein ein freudiger Jubel erſcholl. Unter Händeklatſchen riefen alle der Braut ihren Beifall zu, und der Wein wurde der alten Martha mit hohem Vergnügen von Allen einmüthig zugeſprochen. Nur der dicke Herr war dagegen, und da er gar ſo herzlich betrübt darein ſah, entſtand ein lautes Gelächter. Er aber murrte und brummte beſtändig: „Ich bleibe darauf, aus dem Manne iſt nicht klug zu werden. Er iſt und bleibt ein —“ Er murmelte das letzte Wort ſo dumpf, daß auch ſein nächſter Nachbar es nicht verſtand.

Der Bürgermeiſter der Stadt, der, um dieſes Hochzeitfeſt zu verherrlichen, in ſchwarzer Amtskleidung und mit goldener Kette geziert, erſchienen war, ſaß an einem der oberſten Plätze, ſogleich neben der Mutter der Braut. Er hatte die Rede des dicken Herrn gehört und ſprach: „Ich habe ſchon öfters vernehmen müſſen, Herr Frank ſey ein ſeltſamer Mann; man könne nicht klug aus ihm werden. Er wiſſe nicht, was er wolle. Allein von klugen Leuten habe ich dieſes nie gehört. Herr Frank weiß ſehr wohl, was er will. Ich fand in ſeinem Betragen nie etwas Widerſprechendes. Er behielt zum Beiſpiele die alte Art ſich zu kleiden und ſein Haus einzurichten bei, und dieſem Beharren beim Alten, indem er die beſtändig wechſelnden, oft ſehr koſtſpieligen Moden nicht mitmachte, hat er einen großen Theil ſeines Reichthums zu danken. Er ſparte im Kleinen, um im Großen gegen ſeine Mitmenſchen wohlthätig zu ſeyn. Nicht ſelten handelte er allerdings ſo, daß die Leute, die ſeine Abſichten nicht erriethen, ihn tadelten. Er ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern ſchien ſich vielmehr daran zu ergetzen, daß ſie ihn nicht begriffen. Allein am Ende kam es allemal recht heraus. So iſt es auch ganz vorzüglich mit dem Kruge hier. Auch ich wußte nicht, wo das hinaus wollte. Ich ſah, daß die Braut erröthete, die Blicke des Bräutigams vor Vergnügen leuchteten, die Mutter der Braut dankend zum Himmel blickte, während einige der Anweſenden beinahe geneigt ſchienen, zu ſpotten. Allein welch einen herrlichen erfreulichen Aufſchluß hat uns Herr Frank über ſein Benehmen gegeben? Wir ſind über die Geſchichte des Kruges entzückt. Wir alle, etwa nur einen Einzigen ausgenommen, können die wohlthätige Handlung, wozu der Wein beſtimmt wird, nicht anders als gut und edel finden."

„Ich kann mich nicht enthalten," fügte er noch bei, „hier eine kleine, jedoch nicht unwichtige Bemerkung vorzubringen! Wenn ein Mann, von deſſen Einſicht und edler Denkart wir überzeugt ſind, etwas thut, das uns nicht einleuchtet, ſo müſſen wir nicht ſogleich urtheilen, es ſey unklug oder gar unedel. Wir müſſen warten können. Am Ende wird ſich finden, er habe Recht, wir aber Unrecht gehabt. Geht es ja manchmal ſelbſt mit Dem ſo, was der liebe Gott thut oder geſchehen läßt. Von vornen herein iſt es uns nicht ſelten unbegreiflich; aber nachher und am Ende ſehen wir erſt ein, daß es gerade ſo ſeyn mußte. Es dürfte alſo ſehr weiſe ſeyn, nicht vor der Zeit über die Abſichten eines vernünftigen, edlen Mannes, noch viel weniger über die allzeit weiſeſten und liebevollſten Abſichten Gottes ein voreiliges Urtheil zu fällen!"

Der Bürgermeiſter ergriff ſein Glas, trank unter allgemeiner Zuſtimmung auf das Wohl des Herrn Frank, der Braut und des Bräutigams, der Mutter der Braut und aller Anweſenden, und ſomit wurde dieſes Hochzeitmahl beſchloſſen!

Nachdem ſich die Geſellſchaft entfernt hatte, nahm die Braut den Krug, und ſagte freundlich zu dem Bräutigam: „Ich habe den Krug vielmal mit Waſſer gefüllt meiner alten Freundin gebracht; es wäre doch ſchön, wenn ich ihr den Krug auch einmal voll Wein und zwar an dem heutigen Abende das letzte Mal, ſelbſt brächte.“ Der Bräutigam griff ſogleich nach dem Hut, um ſie zu begleiten. Wilhelminens ſorgſame Mutter meinte zwar, man ſolle den Wein zuvor in Flaſchen abziehen. Allein der alte Herr Frank ſagte: „Nein, nein! In dem Kruge wird der Wein der guten Martha mehr Freude machen! Ich werde aber einen Diener mit einem Dutzend gläſernen Flaſchen hinſchicken, damit ſie unverzüglich und noch in Gegenwart des Brautpaares mit dem Weine gefüllt, und gut verſiegelt werden.“

Braut und Bräutigam gingen bei dem freundlichen Scheine des Mondes durch die Gaſſen der Stadt. O wie freudig erſchrak die alte treue Magd, als das ſchöngeputzte Brautpaar in ihr armes Stübchen trat, als ſie den mit Blumen umkränzten Krug erblickte, die Geſchichte vernahm, und ſogleich den herrlichen Trank, dergleichen bis dieſe Stunde ihres achtzigſten Lebensjahres nie ein Tropfen ihre Lippen benetzt hatte, verkoſten mußte. Thränen gleich großen Perlen tröpfelten in den Wein, der in dem mitgebrachten reinen, klaren

Gläschen wie durchſichtiges Gold ſchimmerte. „Gottes Lohn — Gottes Lohn über Sie!“ rief ſie einmal über das andere. „Wahrhaftig,“ fuhr ſie nun ruhiger fort, „das iſt einmal eine Hochzeit, wie Diejenige, bei der unſer Herr und Heiland ſelbſt erſchien. Das heißt Ihn zu Gaſt bitten, wenn Braut und Bräutigam ihren Hochzeittag ſo wohlthätig feiern. Und in Wahrheit, liebes Minchen, der liebe Gott hat Ihnen das Waſſer in Wein verwandelt. Denn das hätten Sie, wann Sie ſo mit dem Waſſerkruge in dieſes Stübchen kamen, wohl nie gedacht, daß der liebe Gott Sie einſt ſo reich machen würde, mir an Ihrer Hochzeit dieſen Krug voll ſo überaus köſtlichen Weines zum Geſchenke bringen zu können. Das iſt der Lohn Ihrer frommen, chriſtlichen Geſinnungen. Er wolle Sie, und Ihren edlen Bräutigam, der ſo wie Sie geſinnt iſt, noch ferner ſegnen. Er wolle Ihnen das Waſſer immer in Wein verwandeln. Und das wird Er auch! Denn ſollte Er Ihnen auch harte Prüfungen zu Ihrer größern Vollkommenheit zugedacht haben, ſollten Sie auch wider Verhoffen arm werden, und mit dem Waſſerkruge vorlieb nehmen müſſen — ſo würde Ihnen, bei den edlen Geſinnungen Ihres Herzens, das Waſſer doch ſo gut ſchmecken und gedeihen, als der koſtbarſte Wein!“

Noch einmal rief ſie, als das Brautpaar ging, ihm dankbar nach: „O Gottes — Gottes Lohn!“

* * *

Die
rothen und die weißen Roſen.

1.

Klärchen.

Klara war ſchon als Kind ein ungemein liebliches, hoffnungsvolles Mädchen. Ihr Vater war fürſtlicher Jäger, und ein ſehr verſtändiger rechtſchaffener Mann; die Mutter eine überaus fromme Frau. Ihre Wohnung, das Jägerhaus genannt, lag in einem einſamen Waldthale; man hatte zu dem nächſten Dorfe, von dem man zwiſchen zwei waldigen Hügeln bloß die Thurmſpitze erblickte, beinahe eine Stunde zu gehen.

Der Vater konnte wenig zu Hauſe ſeyn; er brachte den größten Theil des Tages im Walde zu, deſſen weiter Umfang ihm Vieles zu thun gab. Die Mutter hatte in ihrer Einſamkeit ihre größte Freude an ihrem lieben Kinde, und ihre Freude nahm von dem erſten kindlichen Lächeln an, ſo wie das Kind nach und nach reden lernte, immer zu. Die erſten Gedanken und Empfindungen, die es ausdrückte, waren der erfreuten Mutter wie ein zartes Morgenroth, das den ſchönſten Tag verſpricht.

Von Kindheit an zeigte Klärchen eine ganz beſondere Luſt an Blumen. Als die Kleine kaum vier Jahre zählte, war es ihre größte Freude, auf der nahen Wieſe Blumen zu pflücken; ſie brachte gar oft beide Händchen voll der Mutter. Die Mutter war daher darauf bedacht, in dem Garten am Hauſe, der bisher nur zu Gemüſen benützt worden, mancherlei Blumen zu ziehen, und pflanzte in die Mitte des Gartens einen Roſenſtrauch.

Klärchen konnte die ſchönen Primeln und Aurikeln, die Tulpen und Narziſſen nicht genug beſchauen und bewundern, und als erſt der Roſenſtock in voller Blüthe ſtand, war das Entzücken des Kindes ganz unbeſchreiblich. „O welch ein liebliches Roth,“ rief Klärchen, „welch ein angenehmer Wohlgeruch! Wahrlich, die Roſen ſind die ſchönſten Blumen von der Welt. Wie gütig iſt doch der liebe Gott, daß er ſo wunderſchöne Blumen für uns wachſen läßt!“

Klärchens Vater hatte, als ein geſchickter Feldmeſſer, den Befehl erhalten, einen weit entfernten Wald auszumeſſen, worauf er einige Wochen verwenden mußte. „O wie wird ſich der Vater freuen,“ ſprach Klärchen öfter, „wenn er nach Hauſe kommt und die ſchönen Blumen erblickt!“ Das gute Kind, das in ſeinem Leben die erſten Roſen ſah, meinte, auch der Vater habe noch keine Roſen geſehen und konnte ſeine Ankunft kaum erwarten.

Als er endlich das Thal herauf kam, eilte Klärchen in den Garten, pflückte eine friſch aufgeblühte Roſe, mit einer halbgeöffneten Knoſpe daneben, und lief dem Vater entgegen. Klärchen glühte vor Freude, den geliebten Vater wieder zu ſehen, und überreichte ihm die ſchönen Blumen.

Der erfreute Vater blickte bald auf Klärchen, bald auf die Roſen. Das liebliche Kind, das er ſeit mehreren Wochen nicht geſehen hatte, kam ihm viel lieblicher vor. In der Freude ſeines Herzens ſagte er: „Du ſelbſt, liebes Kind, gleicheſt dieſer Roſe; du biſt ein ſolches zartes Roſenknöspchen!“

Klärchen lachte; das holde Kind, das gar nicht wußte, daß es ſchön ſei, konnte die Aehnlichkeit nicht finden. „Du ſcherzeſt nur, lieber Vater,“ ſagte ſie; „wie könnte ich denn einer Roſe gleichen? Da müßte ich ja ſeltſam ausſehen! Der Unterſchied zwiſchen einer Blume und einem Menſchen iſt doch gar zu groß.“

Die Mutter, die nachgekommen war, ſagte: „Liebes Klärchen; mache durch dein Wohlverhalten uns Freude, wie die Roſe uns durch ihre liebliche Farbe und ihren Wohlgeruch erfreut, und hüte dich vor Eigenſinn und Ungehorſam, die uns mehr ſchmerzen würden, als dich neulich die Dornen an den Roſen.“

Die kleine Klara machte ihren Eltern auch wirklich nichts als Freude. Sie wurde mit jedem Tage blühender und ſchöner, aber auch mit jedem Tage artiger und ſittſamer. So lebhaft ſie war, ſo gehorchte ſie doch ihren Eltern auf den Wink. An allem Guten hatte ſie Freude. Man ſah ſie immer heiter, fröhlich und freundlich. Die holde Kleine war ein liebliches Bild der Unſchuld.

2.

Das Grab der Mutter.

Klärchen hatte nunmehr den zehnten Frühling erlebt, und blühte immer ſchöner auf; allein die Mutter fing gegen Ende des Sommers an, ſichtbar hinzuwelken. Man fürchtete eine Auszehrung. Als es Herbſt wurde, und das bunte Laub der Bäume abfiel, die Wieſen der Blumen beraubt waren, und ein kalter Wind über die Stoppeln des leeren Aerndtefeldes wehte, lag ſie, ohne Hoffnung wieder aufzukommen, danieder. Sie bereitete ſich als eine fromme Chriſtin auf den großen Schritt in die Ewigkeit, und benützte ihre letzten Lebenstage noch dazu, ihre liebe Tochter, von der ſie bald getrennt werden ſollte, zu allem Guten zu ermahnen und vor allem Böſen zu warnen.

„O liebſte Klara!“ ſagte ſie unter anderm, „dieſe Welt, durch die du hindurch mußt, iſt für dich, unerfahrnes Kind, voll Gefahren. Gar Vieles in dieſer Welt ſcheint zwar ſchön und lieblich, iſt aber doch nur Schein, und bringt nichts als Reue und Jammer. Halte dich deßhalb immer feſt an Gott, wandle wie vor ſeinen Augen und bete täglich. Er wolle dich in ſeinen heiligen Schutz nehmen. Trage die Worte Jeſu immer im Herzen: „Selig, die ein reines Herz haben. — Was hälfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an ſeiner Seele Schaden litte.“ Ehre deinen Vater, und laſſe dich immer von ſeinem Rathe leiten. Fliehe, fliehe die Schmeichler; die Schlange iſt oft unter Blumen verſteckt. Ich ſcheide bald von dir; aber an Gottes Thron werde ich deine Fürbitterin ſein.“

Eines Abends, da die liebevolle Mutter ſehr ſchwach war, blickte ſie ihre geliebte Klara noch einmal an und ſagte: „Klara, bleibe ein frommes, gutes, unſchuldiges Mädchen — eine reine edle Seele, und Gott wird mit dir ſeyn.“ Sie ſtreckte die Hand aus, Klara zu ſegnen. Todesbläſſe überzog plötzlich ihr Geſicht, und nach wenigen Augenblicken verſchied ſie. Klara zitterte und bebte, faßte die kalte Hand der Mutter, brach in einen Strom heißer Thränen aus, und benetzte damit das erblaßte Angeſicht der geliebten Mutter. Unter tauſend Thränen begleiteten der Vater und Klärchen die Leiche, die auf dem Gottesacker zu Eſchenbach, dem nächſten Dorfe, zur Erde beſtattet wurde.

Vater und Tochter beſuchten das Grab der ſeligen Mutter jeden Sonntag nach dem Gottesdienſte. Der Vater hatte es mit reinem grünen Raſen belegt, und ein einfaches ſchwarzes Kreuz darauf errichtet. Klara ſagte: „Wollen wir nicht den Roſenſtock aus unſerm Garten auf das Grab der Mutter pflanzen?“ „Ach,“ ſagte der Vater, jenen Roſenſtock hat noch deine Mutter gepflanzt! Wir wollen ihn ſtehen laſſen; er iſt mir ein zu werthes Andenken an ſie. Ich werde mir einen andern Roſenſtock zu verſchaffen wiſſen, und ihn auf das Grab pflanzen, das uns ſo werth iſt. Er brachte noch im Spätherbſte einen ſchönen Roſenſtock aus der Stadt mit, und ſetzte ihn, indem Klärchen mit weinenden Augen dabei half, auf das Grab.

Es ward wieder Frühling. Alles lebte neu auf. Der Wald prangte mit friſchem Grün, und Wieſe und Garten mit Blumen. Allein dem traurigen Klärchen kam der Frühling diesmal nicht ſo ſchön vor als ehemals. Sie hatte die gute Mutter noch im friſchen Andenken — und oft wandelte ſie noch, bald allein, bald mit ihrem Vater zum Grabe der Mutter, deſſen grüner Raſen von dem reichlich belaubten Roſenſtocke beſchattet war.

Eines Tages kam nun Klara mit ihrem Vater wieder zum Grabe. Allein wie erſtaunt, wie erſchrocken ſtand das gute Mädchen da! Sie hatte noch in ihrem Leben keine weißen Roſen geſehen, auch nichts von weißen Roſen gehört — und ſieh da, alle Roſen und aufbrechende Knoſpen an dem Roſenſtrauche auf ihrer Mutter Grabe blühten weiß, wie die Lilien. Das lieblich blühende Mädchen wurde vor Schrecken ſo blaß, daß ihre Wangen den weißen Roſen glichen.

„Was hat das zu bedeuten!“ rief Klara. „Weiße Roſen, weiße Roſenknoſpen! Ach mir iſts, ich ſehe in jeder Knoſpe den blaſſen Tod! Schön und lieblich, wie eine rothe Roſe, blühte die Mutter, als ſie noch geſund war; allein ſo blaß und bleich, wie dieſe weißen Roſen, war ihr Angeſicht, da ſie entſchlafen war. Ich kann dieſe Blumen ohne Schrecken nicht anſehen; mir ſchaudert, eine zu pflücken.“

„Du darfſt nicht erſchrecken, liebes Kind!“ ſagte der Vater. „Ein Roſenſtrauch, der weiße Roſen trägt, iſt nichts ſo auſſerordentliches, als du denkſt. In manchen großen Gärten gibt es deren die Menge. Einen ſolchen Strauch mit weißen Roſen pflanzte ich auf das Grab deiner Mutter, weil er mir auf einem Grabe ſchicklicher ſchien, als ein Strauch mit rothen Roſen. Ich ſah es allerdings voraus, der Anblick der weißen Roſen werde dich überraſchen. Es kann aber der Anblick dieſer weißen Roſen eben ſo lehrreich für dich werden, als überraſchend er für dich war.“

„Ja, liebe Tochter!“ fuhr der Vater fort, und nahm ſie liebreich bei der Hand. „Du biſt das Bild deiner Mutter. Noch ſchmückt das unverdorbene Roth der Jugend, ſchöner als rothe Roſen, deine Wangen. Aber ſieh! auch du wirſt dereinſt erblaſſen, wie deine einſt ſo ſchön blühende Mutter. Auch deine rothen Wangen werden dereinſt — vielleicht bald! — den weißen Roſen hier gleichen.“

„Was deine Mutter mit ihrem todtenbleichen Angeſichte dir auf ihrem Sterbebette geſagt hat, eben das ſagen dir dieſe Roſen hier auf ihrem Grabe: Kind, ſieh, wie blaß der Tod macht! Bilde dir daher nichts ein auf die blühende Farbe des Geſichts; die rothen Wangen vergehen bald. Die Schmeichler werden zwar kommen und dich ſchön nennen; aber gieb nie einem Schmeichler, der dich erſt eitel und dann leichtſinnig machen will, Gehör. Denke, daß auch du einmal ſterben mußt. Alle Schönheit welkt gleich den Roſen bald dahin; die Unſchuld hingegen hat einen ewigen Werth! Sie iſt das koſtbarſte Kleinod. Bewahre deine Unſchuld! Der Leib modert bald im Grabe; die Seele aber iſt unſterblich und zu einer unausſprechlichen Herrlichkeit, zu einer unendlichen Seligkeit beſtimmt! Bewahre deine Seele! Verſchmähe die niedern Lüſte der Erde! Denke in den Augenblicken, da dir das Böſe angenehm und reizend vorkommt: „Wenn ich einſt blaß und bleich auf dem Sterbebette daliegen werde, müßte es mich nicht ſchmerzlich reuen und mir meine letzten Stunden ſchrecklich verbittern, Böſes gethan zu haben?“ — Das frage dich in der Stunde der Verſuchung, und du wirſt nichts Böſes thun.“

„Pflücke daher, liebe Tochter, immerhin eine ſolche Roſe, und ſtecke ſie vor die Bruſt. Die weiße Blume erinnere dich, daß der Tod blaß und bleich mache; noch mehr aber ſoll die reine weiße Blüthe dich erinnern, rein und ſchuldlos zu leben. Wer rein und ſchuldlos lebt, darf den Tod nicht fürchten. Nimm dir vor, ſo zu leben, daß der jungfräuliche Kranz einſt dein Haupt am Brautaltare, oder doch wenigſtens dein Grab, mit Recht zieren möge. So oft du eine weiße Roſe ſiehſt, erneuere dieſen Vorſatz.“

3.

Die Baſe.

Die liebevolle Mutter war bisher Klarens einzige Erzieherin und Lehrerin geweſen. Denn der Vater hatte bei ſeinem mühevollen Forſtdienſte keine Zeit dazu; und die Schule des nächſten Dorfes war für das zarte Mädchen zu weit entfernt. Die Mutter hatte das Kind daher leſen und ſchreiben gelehrt; die Frömmigkeit der Mutter, ihre lehrreichen Geſpräche waren für Klara die trefflichſte Schule. Der Vater ſchickte ſie jetzt, nach dem Tode der Mutter, nach Eſchenbach in die Schule. Allein außer dem chriſtlichen Unterrichte, den der Ortspfarrer ſehr gut gab, wußte Klara ſchon Alles, was in dieſer Schule gelehrt wurde. Auch zu Hauſe konnte Klara von häuslichen Geſchäften und weiblichen Arbeiten wenig lernen. Die alte Magd, welche die Haushaltung führte, war wohl recht fromm und gut, allein ſie wußte doch hundert Dinge nicht, die Klara hätte lernen ſollen. Der Vater entſchloß ſich daher, ſo ſchwer es auch ſeinem Vaterherzen ankam, Klara auf einige Zeit ſeiner Schweſter anzuvertrauen, die mehrere Meilen weit entfernt in einer anſehnlichen Stadt wohnte. Sie war die Wittwe des ſehr rechtſchaffenen Kaufmannes Burk, hatte keine Kinder, handelte mit Seidenwaaren, Flor und Spitzen, auch mit Putzwaaren, die ſie zum Theil ſelbſt verfertigte, und war eine ſehr gute Frau. Der Vater ſchrieb an ſie, ob ſie dazu geneigt wäre, an Klara Mutterſtelle zu vertreten?

Indem er auf Antwort wartete, kam auf einmal Abends eine Kutſche vor dem Jägerhauſe angefahren, und Frau Burk, ſeine liebe Schweſter, ſtieg aus, und grüßte ihn auf das freundlichſte. Sie hatte Klara ſeit drei Jahren nicht mehr geſehen, und rief erſtaunt: „Ei wie groß und hübſch biſt du indeß geworden. Nun, willſt du jetzt mit mir in die Stadt?“ Klara lachte und ſagte: „O ja, eine Spazierfahrt in die Stadt hätte ich ſchon lange gern gemacht.“ Der Vater hatte ihr von ſeinem Vorhaben noch nichts geſagt. Darum nahm ſie die Sache ſo leicht. Allein da ſie nun hörte, ſie ſolle ein oder zwei Jahre in der Stadt bleiben — ſo wußte ſie nicht, wie ihr zu Muthe war. Mit der Tante, oder wie Klara ſich ausdrückte, der freundlichen Baſe, in die Stadt zu reiſen, war ihr wohl erfreulich; allein der Gedanke, ſich von ihrem lieben Vater zu trennen, war ihr höchſt ſchmerzlich.

Der Vater ſtellte ihr die Nothwendigkeit vor, in der Stadt noch Vieles zu lernen, und Klara war dazu bereit. „Nur,“ ſprach der Vater, „nichts von den vornehmen Künſten! Zeichnen, Klavierſpielen, feine Stickereien und künſtliche Strickereien ſind nur für adelige Fräulein, die von ihrem Einkommen leben können, und die Hausgeſchäfte ihrer Dienerſchaft überlaſſen. Ein bürgerliches Mädchen ſoll im Kochen, im Nähen und Flicken, im gewöhnlichen Stricken, im Waſchen und Bügeln, und in Allem, was zu Führung einer Haushaltung nöthig iſt, wohl unterrichtet ſeyn.“

„Das ſoll ſie Alles lernen, theils in meinem Hauſe, theils in der Töchterſchule,“ ſagte Frau

Burk, und Klara zeigte alle erdenkliche Luſt dazu.

Frau Burk blieb drei Tage, und Klara gewann die liebevolle Frau von Herzen lieb, und nannte ſie nicht anders, als liebe Baſe. Als indeß der Morgen zur Abreiſe anbrach, das Poſthorn erklang, die Kutſche bereit ſtand, und Klara von ihrem geliebten Vater Abſchied nehmen ſollte, fing ſie ſchmerzlich an zu weinen. Sie bat um den väterlichen Segen, und kniete nieder. Der Vater, dem auch Thränen in den Augen ſtanden, ſegnete ſie. „Gott ſey mit dir, liebes Kind," ſprach er; „Er begleite dich auf allen deinen Wegen, und führe dich fromm und gut, geſund und fröhlich, und in Allem, was dir zu wiſſen nothwendig iſt, wohl unterrichtet, wieder in meine Arme zurück."

Frau Burk verſprach, wie eine Mutter für Klara zu ſorgen. Der Vater begleitete Beide an die Kutſche; ſie ſtiegen ein, und der Vater bot Klaren noch einmal die Hand in die Kutſche. Klara zerfloß in Thränen. Die Kutſche fuhr ab und ehe die Sonne unterging, befand Klara ſich in der Stadt.

4.

Klärchen in der Stadt.

Frau Burk hatte in der Stadt ein ſchönes Haus, und wies Klaren ein eigenes, ausgemaltes Zimmer an, dergleichen Klara noch nie geſehen hatte. Klara beſuchte die Töchterſchule, und brachte die übrigen Stunden des Tages mit der Tante am Nähtiſche zu. Die Tante bemerkte mit Vergnügen, daß Klara die Nadel ſehr gut zu führen wußte, und ein ganz vorzügliches Talent zum Putzmachen zeige; auch an Klarens kindlichem Betragen, ländlichen Sitten und guten Einfällen ergetzte ſich die Tante ſehr. Sie hatte das gute Kind ſo lieb, als wäre es ihre eigene Tochter, und auch Klara liebte und ehrte die Tante als eine Mutter.

Indeß ſehnte Klara ſich in der Stille doch recht herzlich zurück zu ihrem Vater, und wenn ſie ſo neben der Tante am Nähtiſchchen ſaß, wandelte ſie in Gedanken auf ihren väterlichen Fluren umher. Die Tante bemerkte es wohl. „Du biſt wieder ganz in Gedanken,“ ſagte ſie einmal. „Sollte es denn in der Stadt nicht angenehmer ſeyn, als auf dem Lande? Dort hatteſt du ja nur ein kleines, enges Kämmerlein mit holzbraunen Wänden und einem kleinen Fenſter; hier aber wohnen wir in einem großen Zimmer mit Spiegelfenſtern und blauen Tapeten voll bunter Blumen, und auch dein Schafzimmer hat ſolche Fenſter, und iſt recht hübſch ausgemalt.«

»Ei!« ſagte Klara, »die Wände meiner Kammer waren freilich nur braunes Holz, und das einzige Fenſter mit den runden Scheiben war gar klein. Allein durch das kleine Fenſterlein ſtrahlte der goldene Morgenhimmel in aller ſeiner Pracht herein, daß es eine Luſt war. Die aufgehende Sonne malte die runden Scheiben und die Blätter der Bäume vor dem Fenſter an die Wand ab, daß es recht ſchön zu ſehen war. Wenn ich das Fenſter öffnete, blickte ich in ein Paradies von blühenden Wieſen und grünenden Wäldern. Hier in der Stadt aber ſah ich die Sonne noch nie aufgehen, und noch niemals einen Regenbogen; ich ſehe durch die hohen Fenſter nichts, als die grauen Mauern und die braunen Dächer der Nachbarn.«

»Nun,« ſagte die Tante, »ſo gefallen dir denn die breiten Straßen mit den großen herrlichen Häuſern nicht beſſer, als die ſchmutzigen Dorfſtraßen zwiſchen den niedrigen Strohhüten zu Eſchenbach?«

»Prächtiger,« ſagte Klara, »ſind dieſe Straßen hier wohl, allein man ſieht da doch faſt nichts als Steine. Auf dem Lande wandelte ich wie auf einem grünen Teppich, der mit Blumen geſtickt iſt; hier verwundet mir das harte Steinpflaſter Füße und Augen; und ſind die Häuſer auf dem Lande gleich nur mit Stroh gedeckt, ſo ſtehen doch Bäume mit ſchönen Blüthen oder Früchten umher, und die Strohhütten nehmen ſich dazwiſchen gar nicht übel aus.“

„Du redeſt von nichts lieber, als von deinen Wieſen und Bäumen,“ ſagte die Tante. „Allein was ihr auf dem Lande mit vieler Mühe von Aeckern, Wieſen und Bäumen gewinnt, das können wir in der Stadt für ein leichtes Geld im Ueberfluß haben.“

„Freilich wohl,“ ſagte Klara; „aber ſolche treffliche ſchäumende Milch, wie ich zu Hauſe hatte, bekam ich dahier noch nie zu koſten. Die Erdbeeren, die ich im Walde ſelbſt pflückte, waren ſo duftig und würzig, daß die auf dem Markte nichts dagegen ſind. Die gelben Birnen, die blauen Pflaumen, die uns auf dem Lande ganz friſch vom Baume in den Schoos fallen, ſind ohne Vergleich beſſer, als all die Früchte, die man, nachdem ſie lange genug herum geſchleppt worden, hier auf dem Markte kauft.“

„Das mag ſeyn!“ ſagte die Baſe. „Allein du ſiehſt und höreſt in der Stadt doch Manches, wovon ihr auf dem Lande gar nichts wiſſet. War die Illumination vorgeſtern Nachts nicht prächtig? Und Herrlicheres, als die Muſik mit den Schellen und der großen Trommel haſt du doch in deinem Leben nichts gehört?“

„Je nun,“ ſagte Klara, „die vielen tauſend Lichtlein waren artig genug. Allein wenn ich mit dem Vater und der ſeligen Mutter nach einem ſchwülen Tage ſo auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, der Mond über den Wald herauf kam und die lieben Sternlein funkelten, ſo gefiel mir das doch viel beſſer; und wenn die ſelige Mutter und ich, und der Vater mit ſeiner ſanften, tiefen Stimme das alte ſchöne Lied ſangen: „Der Mond iſt aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen,“ ſo ging mir das wirklich mehr zu Herzen, als jede lärmende Muſik. Es war ſo was Stilles, Liebliches und Heiliges dabei, das ich nicht nennen kann.“

„Sing einmal einige Strophen des Liedes,“ ſagte die Tante. „Du haſt eine ſo ſchöne, helle Stimme; ich höre dich gar zu gern.“ Klara ſang:

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
  Am Himmel hell und klar:
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget,
  Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmerung Hülle
  So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
  Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Gott, laß uns Dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,

Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß wahrhaft gut uns werden,
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſeyn.

Die Tante bot ihr gerührt die Hand und ſagte: „Du haſt das Lied mit Andacht und Anmuth geſungen, liebe Klara! Es klang nicht nur ſchön; jedes Wort kam aus deinem Herzen. Bleibe bei dieſer frommen Geſinnung.“

3.

Der Tod des Vaters.

Die größte Freude war es immer für Klara, wenn ihr Vater ſie in der Stadt beſuchte, was des Jahrs ein paarmal geſchah; auch dem Vater machte es allemal unbeſchreibliche Freude, von ſeiner Tochter nichts als Gutes zu hören. Als er wieder einmal kam, hatte er zu Klarens Schrecken merklich gealtert und ſah ſehr blaß aus. „Liebe Klara,“ ſagte er unter anderm, „du biſt nun bald zwei Jahre in der Stadt, und haſt für ein Mädchen deines Standes genug gelernt. Du biſt mir jetzt zu Hauſe nöthig. Ich habe nun einen Forſtgehülfen, komme nicht mehr ſo viel in den Wald, und vermiſſe dich in meiner Einſamkeit ſehr hart.

Zu Ende des Schuljahres werde ich wieder hieher kommen, und dich dann mit nach Hauſe nehmen. Ich hoffe, du werdeſt mir den Reſt meiner alten Tage noch recht angenehm machen.“

Die Tante hätte Klara freilich gern für immer bei ſich behalten; indeß wollte und konnte ſie gegen den Wunſch des Vaters nichts einwenden. Klärchen aber zählte Tage und Stunden, bis ihr Vater ſie abholen würde.

Da trat eines Morgens der Briefträger mit einem ſchwarz geſiegelten Briefe herein. Die Adreſſe an die Frau Burk war von der Hand des Pfarrers zu Eſchenbach. Klara erblaßte, und eine traurige Ahndung machte ſie beben. Mit zitternder Hand überreichte ſie den Brief der Tante. Die Tante öffnete den Brief und las ihn. Klarens Vater war nach einem kurzen Krankenlager geſtorben. Klara war vor Schmerz und Jammer faſt außer ſich.

Die Tante tröſtete ſie. „Gott habe ihn ſelig!“ ſagte ſie; „er war ein frommer, rechtſchaffener Mann, und iſt nun bei deiner ſeligen Mutter im Himmel; wenn wir fromm und chriſtlich leben, kommen wir auch dorthin und ſehen einſtens Beide wieder.“ Allein Klara weinte und ſchluchzte unaufhörlich; ihre lieblichen Augen waren von Thränen ganz roth und geſchwollen. Sie konnte weder eſſen, noch ſchlafen.

Am andern Morgen, als Klara mehrmal ausrief: „Ach ich arme, arme Waiſe ohne Vater und Mutter!“ ſprach die Tante: „Ich nehme dich nun an Kindesſtatt an, liebes Klärchen, und werde eine gerichtliche Urkunde darüber ausſtellen laſſen. Mein Haus, mein Laden und Alles, was ich habe, ſoll dein ſeyn.“

„Ach,“ ſagte Klara, „daran habe ich noch gar nicht gedacht, daß mein Vater mir nur ein geringes Vermögen hinterläßt. Was mich ſo tief betrübt, iſt einzig der Verluſt eines ſo guten, liebevollen Vaters! Der größte Reichthum, ja ein Königreich kann ihn mir nicht mehr erſetzen. Ich wünſche nun in dieſer Welt nichts mehr als zu ſterben, und zu meiner guten Mutter, und meinem lieben Vater in den Himmel zu kommen.“

6.

Fräulein Julie.

Einige Tage, nachdem Klara die Trauernachricht von dem Tode ihres Vaters erhalten hatte, mußte ſie einige Putzarbeiten zu Frau von Hügel tragen. Dieſe Frau war eine ſehr ehrwürdige Wittwe. Ihr Mann war fürſtlicher Oberamtmann auf dem Lande geweſen, und vor einem halben

Jahre geſtorben. Sie war bald nach deſſen Tod mit ihrer Tochter Julie, einem ſehr liebenswürdigen Fräulein von Klarens Alter, in die Stadt gezogen, und lebte hier von ihrem Wittwengehalt. Klara war ſchon einige Male mit Putzwaaren dort geweſen, und die Frau hatte allemal ſehr freundlich mit ihr geredet. Da Klara diesmal ganz ſchwarz gekleidet kam, und ihre Miene voll unbeſchreiblicher Wehmuth war, fragte die Frau, warum Klara Trauerkleider trage? Klara brach in Thränen aus, und ſagte, daß ihr Vater geſtorben ſey, und ſchon früherhin ihre Mutter. Frau von Hügel fragte weiter, woher Klara ſey, und wer ihre Eltern geweſen. Klara ſagte es.

„Gott im Himmel!“ rief die Frau, „deine Mutter habe ich ja recht gut gekannt! Sie hat, da ich noch bei meinen Eltern war, in unſerm Hauſe gedient. Ach ſo iſt ſie ſchon ſo frühe geſtorben! Sie war eine gute, edle Seele. Auch deinen Vater habe ich gekannt; er kam in Amtsgeſchäften öfter in unſer Haus. Er war ein ſehr rechtſchaffener Mann. Nun Beide haben es jetzt im Himmel beſſer als wir! Wir wollen hier auf Erden ſo leben, daß wir auch einſt dorthin kommen mögen.“

Fräulein Julie nahm an Klarens Jammer, die ſchmerzlich weinte, den herzlichſten Antheil; ihr Schmerz über den Verluſt ihres eigenen Vaters wurde erneuert. Auch ſie fing an von Herzen zu weinen, und auch der Mutter ſtanden Thränen in den Augen. Alle drei waren ſehr gerührt.

Gemeinſchaftliches Leiden ſtiftete eine Art Freundſchaft zwiſchen ihnen. Da überdies Frau von Hügel und Julie aus Klarens Erzählung ihren hellen Verſtand und ihr edles Herz, ihre Frömmigkeit, ihre Liebe zu ihren Eltern, ihren Sinn für alles Gute erkannten, ſo gewannen ſie das edle Mädchen, wiewohl ſie ſich kaum eine halbe Stunde aufhalten durfte, doch ſehr lieb. Klara mußte verſprechen, Sonntags nach dem nachmittägigen Gottesdienſte, ſie zu beſuchen, und kam ſehr vergnügt nach Hauſe.

Klara ging Sonntags hin und wurde ſehr gütig aufgenommen und bewirthet. Sie mußte von ihrer Mutter erzählen, was ſie gern und mit Lebhaftigkeit that. Julie zeigte Klärchen ihre Arbeiten, ihre Bücher. Sie ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte mit vieler Fertigkeit; hierauf ſang ſie ein ſchönes Lied. Klara kannte es, und ſang mit. Julie verwunderte ſich über Klarens vortreffliche Stimme. Klara mußte Julien verſprechen, jeden Sonntag zu kommen. Beide ſangen dann zuſammen, bald ein geiſtliches, bald ein weltliches Lied. Julie las auch aus ihrem kleinen, aber auserleſenen Vorrathe von Büchern vor, in denen Belehrung und Unterhaltung ſehr glücklich vereint waren. Klara hörte mit Entzücken zu. Sie zeigte das lebhafteſte Gefühl für alles Gute und Schöne. Bei rührenden Stellen glänzten Thränen in ihren Augen; wo ein witziger Einfall vorkam, faßte ſie ihn ſchnell auf, und konnte recht von Herzen lachen. Sie unterhielten ſich ſehr gut.

Julie bat ihre Mutter, Klaren nun auch Arbeit im Hauſe zu geben, um ſie länger bei ſich zu haben — und Klara brachte oft zwei bis drei Tage nach einander bei Julie zu. Während der Arbeit und bei Tiſche, wo Klara miteſſen durfte, wußte die Mutter immer ſehr viel Schönes und Nützliches zu erzählen. Da verfloſſen die Stunden ſehr ſchnell. Klärchen ſchätzte ſich ſehr glücklich, in dem Umgange mit einer ſo weiſen, gütigen Frau und dem vortrefflichen Julchen ſo vieles zu lernen. Sie fühlte ſich immer beſſer und im Guten geſtärkt, wenn ſie von ihnen nach Hauſe ging. Auch die Baſe war ſehr erfreut, daß Klara, wenn ſie nach Hauſe kam, immer ſo viel Angenehmes zu erzählen wußte.

Klara ging nun jeden Abend, auch wenn ſie keine Arbeit dort hatte, ſobald ſie zu Hauſe Feierſtunde gemacht hatte, zu Julchen, und blieb, bis man das Licht anzündete. Sie dankte Gott, der ſie an Julie eine ſo theure, liebenswürdige Freundin hatte finden laſſen. Sie ward über den Tod ihres Vaters nach und nach getröſtet, und erlangte wieder ihre vorige Heiterkeit.

7.

Der junge Herr von Winnig.

Klara erreichte nunmehr ihr achtzehntes Jahr. Ihre wirklich ungemeine Schönheit, ihre Freundlichkeit, ihr ungekünſteltes Betragen, ihre Artigkeit, und die Heiterkeit eines Herzens voll Unſchuld, die ihr aus den Augen leuchtete, zog vieler Augen auf ſie.

Eines Tages kamen zwei Fräulein in den Laden, die Töchter des Wechſelherrn von Winnig, der ſich hatte adeln laſſen und für ſehr reich galt. Jede der Fräulein kaufte Taffet zu einem Kleide. Sie fanden den Preis des ſchönen Taffets gar nicht zu hoch, ſagten, Frau Burk ſolle den vollen Betrag in den Jahreskonto bringen, und baten ſie, zu erlauben, daß Klara auf einige Tage zu ihnen in das Haus kommen dürfe, und ihnen die Kleider machen helfe. Die Baſe geſtattete dieſes ſehr gern. Klara ging den andern Morgen hin. Beide Fräulein begrüßten ſie ſehr freundlich. Man ſetzte ſich um den Arbeitstiſch. Allein die zwei Fräulein arbeiteten wenig. Sie erzählten unter der Arbeit, die ſie nur als Zeitvertreib behandelten, allerlei Stadtneuigkeiten, die zum Theil nicht fein waren. Sie wußten ſich über die Thorheiten der Menſchen ſehr luſtig zu machen; es wurde viel gelacht.

Nach einer Weile kam der Herr Bruder der Fräulein. Er war ſehr angenehm von Geſtalt, nach der neueſten Mode gekleidet, wußte über Alles mit Leichtigkeit zu ſprechen, und Jedermann etwas Artiges zu ſagen. „Was für einen Engel habt ihr da in eurer Geſellſchaft!“ rief er, und ſetzte ſich zu ihnen. Er überhäufte Klara mit Schmeicheleien. So viel Artiges hatte ihr noch Niemand geſagt. Obwohl ihr nicht Alles gefiel, was er ſagte, ſo gefielen ihr doch ſeine Schmeicheleien ſehr wohl. Seine ſchöne Geſtalt, ſein Witz, ſeine Beredſamkeit machten in den Augen des unerfahrnen Klärchens alle ſeine Fehler wieder gut. Der junge Eduard ward bald ihr einziger Gedanke. Sie träumte wohl gar, der junge Herr wolle ſie heirathen. Sie kleidete ſich nun viel zierlicher; ſie kam auf die Einladungen ihrer zwei neuen Freundinnen öfter in dieſes Haus, und vernachläßigte ihre liebe, treue Freundin Julie und ging ſelten mehr zu ihr.

8.

Frau von Hügel.

Frau von Hügel vernahm mit Schmerzen, daß Klara jenes Haus beſuche. Sie zitterte für Klarens

Unſchuld, Ehre und Lebensglück. Sie wußte, daß die beiden Fräulein, deren Mutter nicht mehr lebte, nicht im beſten Rufe ſtanden, daß aber beſonders der junge Herr von Winnig, ſo artig er ſich auch zu geberden wußte, ein ſchlechter Menſch und ein liſtiger Verführer der Unſchuld ſey.

Die Schweſtern begünſtigten die Ausſchweifungen des Bruders, und halfen noch dazu, weil auch er ihre Leichtfertigkeit überſah, oder bloß darüber ſcherzte. Der alte Herr von Winnig war zwar nach ſeiner Weiſe ein guter Mann; allein blind gegen die Fehler ſeiner Kinder. Er ſaß den Tag hindurch bei ſeinen Handlungsbüchern, rechnete und zählte Geld; und Abends ging er, auf zwei oder drei Stunden in Geſellſchaft, wo er ſich mit ſeinen Freunden bei einem Glas Wein, mit den Zeitungen oder dem Kartenſpiel unterhielt, und die Wirthſchaft zu Hauſe gehen ließ, wie ſie ging. Es kamen dort immer mehrere luſtige junge Leute zuſammen, und unterhielten ſich mit allerlei Spielen, Muſik und Tanz.

Die edle Frau von Hügel warnte deßhalb Klärchen mit der wohlmeinendſten Redlichkeit. „Mein liebſtes Klärchen," ſprach ſie unter anderm, „du kannſt ſchon noch glücklich werden, wenn du ſo fromm und tugendhaft bleibſt, als du ſchön biſt. — Ein liebliches Geſichtchen iſt wohl eine Gabe Gottes, und immerhin Dankes werth. Allein bei dem Allem iſt es dennoch nicht nur ein ſehr hinfälliges, ſondern auch ein ſehr gefährliches Geſchenk. Du hältſt es für das größte Glück, ſchön zu ſeyn; ſey vorſichtig, ſonſt kann es das allergrößte Unglück für dich werden. Du kleideſt dich all zu prächtig! Es iſt wohl ſchön und lobenswerth, wenn man nett und reinlich gekleidet einhergeht. Allein ſich über Stand und Vermögen kleiden, das iſt nicht recht, und ſetzt ein Mädchen in den Augen vernünftiger Menſchen nur herab. Wer ſich von Allen gern Schmeicheleien ſagen läßt, wird am Ende von Keinem geachtet. Ein hübſches, geputztes, luſtiges Mädchen, wenn es nichts weiters iſt, mag man wohl einmal zum Tanze führen; aber ſie zum Altare zu führen, wird ſich ein vernünftiger Mann bedenken. Gott fürchten, fromm ſeyn, fleißig arbeiten, ſtill und eingezogen leben — macht eine Jungfrau angenehm vor Gott und Menſchen, und ziert ſie mehr als Gold und Perlen. Für eine ſolche ſorgt Gott, damit ſie eine gute Verſorgung bekomme, und beſchert ihr Glück und Segen. — Es gilt auch da, wie überall: „Die Gottſeligkeit iſt zu allem nütze, und hat die Verheißung dieſes und des künftigen Lebens.“ Leichtfertigkeit aber, Tanzluſt, Gefallſucht machen elend an Leib und Seele, und ſtürzen in zeitliches und ewiges Verderben. Du haſt da zwei Wege vor dir — einen, der Anfangs etwas rauh ſeyn mag, aber zum Heile führt — den andern, der Anfangs mit Blumen beſtreut ſcheint, aber in einen Abgrund ſtürzt. Du magſt nun von dieſen zwei Wegen wählen, was für einen du willſt, ſo wirſt du — denke an mich! — am Ende jedes Wort, das ich dir ſagte, wahr finden; deine eigene Erfahrung wird es beſtätigen.“

Julie, die dabei ſtand, hatte helle Thränen in den Augen. Sie faßte Klärchen's Hand und ſagte: „Ach liebſte Freundin! Du haſt ſo viel Gutes — Verſtand, Gefühl, — eine gute Erziehung, eine ſchöne Geſtalt; o wie würde es mich ſchmerzen, wenn du unglücklich werden ſollteſt. Laß uns Beide den weiſen Lehren meiner Mutter Gehör geben.“

Klara ward ſehr gerührt, und verſprach, ſo gute, treue Ermahnungen nicht unbefolgt zu laſſen.

9.

Einladung zum Tanze.

Klara kam ſehr nachdenkend nach Hauſe, und faßte, während ſie in dem Laden bei ihrer Arbeit ſaß, die beſten Vorſätze. Sie machte, weil es Samstag war, etwas früher Feierabend, und wollte eben den Laden ſchließen. Da trat noch der junge

Herr von Winnig herein, kaufte für ſeine Schweſtern Ball-Handſchuhe und ſagte: „Morgen, meine ſchöne Freundin, iſt ein großes Feſt. Der neue Tanzſaal in dem engliſchen Park, eine Stunde von hier, wird eingeweiht. Meine Schweſtern fahren Morgens ſogleich nach dem Gottesdienſte dahin, und laſſen Sie dazu einladen. Wir ſpeiſen draußen zu Mittag, dann wird getanzt, und Abends noch ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Daß ich bei einer ſolchen Feierlichkeit nicht fehlen dürfe, verſteht ſich. Noch viel weniger dürfen Sie fehlen. Sie werden die ſchönſte Zierde, ja die Königin des Feſtes ſeyn. Nehmen Sie hier dieſes Bouquet friſcher Roſen, das ich hier vor die Bruſt geſteckt habe; — es ſei Ihnen ein Unterpfand, daß ich den Tanz mit Ihnen eröffnen werde. Die ſchönen rothen Roſen ſind ein Sinnbild der Freude. Sie, meine theuerſte Freundin, werden gewiß viele Freude haben.“

Klara nahm die Roſen, und verſprach zu kommen. Bei dem Abendeſſen bat Klara ihre Tante um die Erlaubniß, morgen mit den zwei Fräulein von Winnig eine Spazirfahrt machen zu dürfen. Die Tante erlaubte es mit Vergnügen. Die gute Frau verſtand ſich zwar ſehr gut darauf, Seidenwaaren und feine Spitzen zu beurtheilen; aber die Menſchen kannte ſie nicht. Was man von dem jungen Herrn und ſeinen Fräulein Schweſtern ſagte, hielt ſie für eitle Klatſcherei, weil die zwei Fräulein immer bei ihr einkauften. Es ſchmeichelte ihr, Klara, ihre junge Baſe, ſo geehrt zu ſehen. Sie zweifelte gar nicht, Herr von Winnig werde das ſchöne Mädchen heirathen. „Warum denn nicht?“ ſagte ſie. „Die Kammerjungfer der zwei Fräulein, die geſtern mehrere Ellen Band bei mir kaufte, ſagte mir ja im größten Vertrauen: „Mamſell Klara wird, wenn ſie nur will, unſere gnädige Frau.“

10.

Eine wunderbare Erſcheinung.

Der folgende Morgen war ſehr ſchön und wolkenlos, und verſprach den herrlichſten Tag. Klara war ſchon ſehr früh aufgeſtanden, und brachte wohl eine Stunde vor dem Spiegel zu, ihre reichen dunkeln Locken zu ordnen, mit einer Schnur großer Glanzperlen zu durchſchlingen, und die neuen, goldenen Ohrenringe einzufügen. Sie kleidete ſich ſonntäglich, um die Kirche zu beſuchen, legte aber ihr ſchönſtes Muſſelinkleid zurecht, um bei der heutigen Luſtfahrt damit zu prangen.

Auf dem Wege zur Kirche geſellte ſich Julchen zu ihr. „Ach, liebſtes, liebſtes Klärchen,“ ſagte Julie, „ſoll es denn wirklich wahr ſeyn, daß du deinen Vorſatz ſo ſchnell geändert, und heute ſchon wieder zum Tanze gehen wolleſt? Thu' doch das nicht! O du liebe Freundin, wie wäre es ſo Schade um dich, wenn du ein Opfer des Leichtſinnes werden ſollteſt! Der Hang zu dieſen eiteln Vergnügungen bringt dich um jene edleren Freuden, die ein Vorgeſchmack des Himmels ſind. Die wilden Tänze, die aus ſchlechten Schenken nun in die Tanzſäle der Vornehmen übergegangen ſind, raubten ſchon manchem Mädchen die Geſundheit des Leibes und der Seele. Glaube auch den luftigen Verſicherungen dieſes jungen Herrn von Windig nicht. Sie gleichen den glänzenden Glasperlen, die du da im Haare haſt — die nicht ächt und ſehr zerbrechlich ſind. Dieſer Herr von Winnig heirathet kein Mädchen, die ohne Vergleich weniger Vermögen hat, als er. Denn obwohl deine Tante dir Haus und Laden überlaſſen will, ſo hält er, im Vergleich mit ſich, dich dennoch für arm. Er hat keine edle Abſichten. Ihm iſt es nur um Zeitvertreib. Ach, laß dich doch warnen, liebſtes Klärchen! Du biſt wahrlich in Gefahr, auf dem Wege, den du gehſt, Unſchuld und Ehre zu verlieren, und dich für dein ganzes Leben in unermeßlichen Jammer zu ſtürzen.“

Klara antwortete verdrießlich: „Eduard iſt nicht ſo ſchlecht, als ihr denkt. Er iſt wohl der edelſte ſeines Geſchlechtes. Ich habe ihm einmal mein Wort gegeben, mit in den Park zu fahren, und kann es nun nicht mehr zurücknehmen. Doch mit dieſen Geſprächen verſäumen wir nur den Gottesdienſt, und kommen zu ſpät.« Sie verließ Julie und eilte voraus.

In der Kirche war Klara ſehr zerſtreut, und ihr Geiſt war nicht zugegen. Nach beendigtem Gottesdienſte begab ſie ſich ſehr eilfertig nach Hauſe, zog das feine, weiße Kleid an, blendender als Schnee, ſetzte einen roſenfarbenen Tafethut auf, und wollte nur noch die Roſen vor die Bruſt ſtecken, die Herr von Winnig ihr verehrt hatte. Sie hatte die Roſen in dem Nebenzimmer, wo es kühler war, in friſches Waſſer geſtellt. Allein indem ſie eilig in das Zimmer trat und den Arm ausſtreckte, das Sträuschen zu nehmen, blieb ſie plötzlich wie vom Blitze getroffen, ſtehen, und zog den ausgeſtreckten Arm erſchrocken zurück. Anſtatt der rothen Roſen, die ſie dahingeſtellt hatte, erblickte ſie weiße Roſen. Sie hatte, ſeitdem ſie das letzte Mal am Grabe ihrer Mutter geweint hatte, keine weißen Roſen mehr geſehen. Sie wußte nicht, ob ſie wache oder träume, und ihr ward ſeltſam zu Muthe. Es war ihr nicht anders, als ſtände ſie am Grabe ihrer Mutter. Die letzten Ermahnungen ihrer ſterbenden Mutter, die Reden ihres verſtorbenen Vaters am Grabe der

Mutter, die guten Vorſätze, die ſie dort gefaßt hatte, kamen ihr in dieſem Augenblicke mit Einem Male wieder zu Sinne. „Ach Gott,“ ſprach ſie, „mir iſt es, als höre ich die Stimme meiner geliebten Mutter mir aus dem Grabe zurufen: „Klara, bewahre deine Unſchuld!“ als wiederhole mein ehrwürdiger Vater mir die ernſten Worte, die er mir dort am Grabe der Mutter und noch beim Abſchiede geſagt hat: „Klara, bewahre deine Seele!“ Ach, du gute Mutter, du lieber Vater — ich habe eure Ermahnungen ſchlecht befolgt!“ Sie fing an zu weinen, und reichliche Thränen floſſen über ihre ſchreckenblaſſen Wangen.

In dieſem Augenblicke kam Julie herbei, die ſich, ohne daß Klara es merkte, in dem Nebenzimmer verborgen hatte. „O Julie!“ rief Klara, und eilte mit naſſen Augen und offenen Armen auf ſie zu. „Du biſt mein guter Engel. Du haſt mir dieſe weißen Roſen hieher geſtellt, mich zu warnen. Du weißt aus meiner Jugendgeſchichte, welchen Eindruck der Anblick weißer Roſen auf mich machen müſſe. O mehr als alle Worte ſprechen dieſe Blumen zu meinem Herzen! Ich war ſehr eitel, thöricht und leichtſinnig! Kannſt du mir verzeihen? O vergieb mir — ich will mich gewiß befleißen, deine mir ſo unbeſchreiblich theure Freundſchaft aufs Neue zu verdienen. Ja, du biſt eine wahre Freundin — immer ſagteſt du mir die

Wahrheit, auch da ich ſie nicht hören wollte, und als ich gar kein Ohr mehr dafür hatte, war deine Liebe ſinnreich genug, durch dieſe weißen Blumen zu meinen Augen zu ſprechen, und ſo ein neues Mittel zu finden, mich zu erſchüttern.“

Julie fiel ihr weinend um den Hals. „O! in dieſem Augenblicke,“ ſprach ſie, „biſt du meine Freundin, wie zuvor. Ja, wir wollen uns aufs Neue die Hand reichen, und Hand in Hand den Pfad der Tugend gehen. Rein und fleckenlos ſeyen unſre beiden Herzen — wie dieſe zwei weißen Roſen; ſo werden die Freuden, deren Sinnbild ihre rothen Schweſterblumen ſind, uns nicht ausbleiben.“ Sie nahm das Paar weiße Roſen, ſteckte Klara die Eine, und ſich die Andere vor die Bruſt und ſagte: „Jede weiße Roſe erinnere uns künftig an dieſen Bund.“ — Und Gott blickte ſegnend auf dieſes Freundſchaftsbündniß herab.

Klara legte die Ballkleidung ab, nahm die Glasperlen aus ihren Haaren, zog ihre gewöhnlichen Sonntagskleider an, und beide Mädchen eilten zu Juliens Mutter. Die edle Frau war über Juliens ſinnreichen Einfall und über Klarens Sinnesänderung hoch erfreut, und umarmte mit mütterlicher Zärtlichkeit Beide als ihre Kinder. Klara ehrte die Frau von Hügel als ihre zweite Mutter, gehorchte ihr mit kindlicher Ehrfurcht, beſuchte ſie täglich und arbeitete manche Woche dort. Klara und Julchen liebten ſich wie Schweſtern, und waren nur Eine Seele und Ein Herz.

Die Tante fand dieſes Alles ſehr gut; indeß wollte es ihr doch nicht gefallen, daß Klara den Umgang mit den Fräulein von Winnig und deren Bruder ganz abbrach. Allein nach einiger Zeit hörte dieſes Haus ganz unerwartet zu zahlen auf, wobei viele Menſchen großen Verluſt litten. Die Schuld an all dieſem Unglück ſchrieb man vorzüglich der ſchlechten Geſchäftsführung des Sohnes und der verſchwenderiſchen Wirthſchaft der Töchter zu. Frau Burk war ſehr aufgebracht, daß auch ſie an dieſen Leuten bei hundert Gulden verlor. Indeß war ſie doch ſehr froh, daß Klara die Freundſchaft mit den leichtfertigen Geſchöpfen ſchon früher aufgegeben hatte. „Frau von Hügel,“ ſagte ſie, „hat ſehr gut gerathen; ſie iſt in der That eine ſehr verſtändige Frau, und hat mehr Einſicht als ich.“

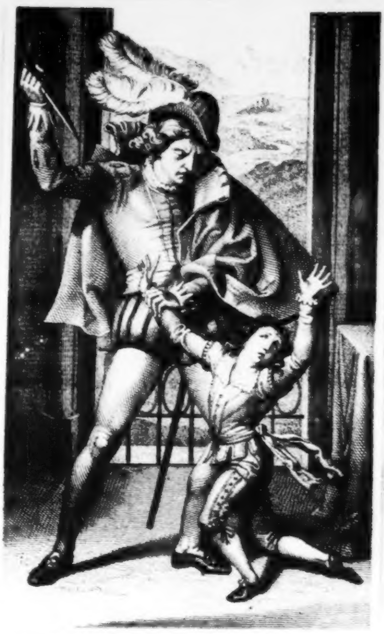
Klara und Julie wurden wegen ihres edlen, tadelloſen Betragens allgemein geſchätzt. Die edelſten Jünglinge warben um ihre Hand — und da Klara als Braut zum Altare geführt wurde, trug ſie einen Kranz von weißen und rothen Roſen, und Julie trug bald darauf zum Brautkranze eine ähnliche Roſenkrone.

* * *

Inhalt.

Seite
Der Roſenſtock 3
Die Kirſchen 59
Die Melone 81
Die Nachtigall 107
Der Waſſerkrug 171
Die rothen und die weißen Roſen . . . 215

* * *



Döbling del. [illegible]

FERDINAND.

[illegible]

Geſammelte
Schriften
des
Verfaſſers der Oſtereier,
Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Neuntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ferdinand.

Erſtes Kapitel.

Ferdinands Eltern.

Zur Zeit, da der deutſche Kaiſer zugleich König von Spanien war, lebte in dieſem herrlichen Lande Graf Alvarez von Alvaida. Er war Grand von Spanien, welcher Name eine Würde bezeichnet, zu der nur Herzoge und die erſten Grafen des Reiches erhoben wurden. Er beſaß in Madrid, der Hauptſtadt des Landes, einen prächtigen Pallaſt, hatte in den ſchönſten Gegenden Spaniens mehrere Schlöſſer und Landgüter, und überdies noch große Schätze an Gold, Silber und Koſtbarkeiten aller Art. Was aber über dieſes Alles ging, er war ein Mann von großem Verſtande und dem edelſten Herzen; er bediente ſich ſeiner Einſichten, ſeines Anſehens und ſeines Reichthumes nur zum Beſten ſeiner Mitmenſchen.

Seine Gemahlin Iſabella war eine der beſten Frauen, die je gelebt haben. Obwohl ſie nicht vollkommen geſund und faſt immer ſehr blaß von Angeſicht war, ſo gaben ihre Sanftmuth und ihre wohlwollenden Geſinnungen ihr dennoch eine unbeſchreibliche Anmuth. In ihrem ganzen Benehmen hatte ſie, ſo wie in ihrer Geſtalt und in ihrem ganzen Weſen, etwas ungemein Zartes. Sie glich einer lieblich blühenden Lilie.

Beide, der Graf und die Gräfin, lebten in der glücklichſten Ehe. Allein wie denn kein Erdenglück vollkommen iſt, ſo hatten auch ſie ein nicht geringes Leiden. Sie waren ſchon mehrere Jahre verheirathet, und hatten noch keine Kinder, die einſt die Erben ihrer Güter — und ihrer Tugenden hätten werden können. Dies machte beſonders der Gräfin einen tiefen Kummer. Sie fürchtete im Stillen, ihr Gemahl möchte ſie deßwegen weniger achten. Ihre ſchönen Landgüter und reichen Beſitzungen freuten ſie nur halb. Manche Freude verwandelte ſich für ſie in Wehmuth.

Einſt hatte ihr Gemahl ihr ein kleines, liebliches Gemälde in goldenem Rahmen geſchenkt, das die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde vorſtellte. Die mütterliche Zärtlichkeit, mit der die Mutter auf das holde Kind niederblickte, war ganz unvergleichlich ſchön ausgedrückt. Indem aber die gute Gräfin das ſchöne Bild betrachtete, kamen ihr Thränen in die Augen. „Ach,“ ſeufzte ſie, „Maria war wohl die ſeligſte aller Mütter; möchte mir nur ein Schatten dieſer Seligkeit zu Theil werden!“

Einmal an einem ſchönen Sommertage ging ſie mit ihrem Gemahl hinaus in das Feld. Eine arme Tagwerkerin ſchnitt an dem Rande eines Ackers für ihre einzige Kuh mit der Sichel Gras ab. Nicht weit von ihr ſaß in dem Graſe ihr Kind, ein zartes ſchwarzlockiges Knäblein, das wie eine Roſe blühte. Die Mutter hatte Blumen gepflückt, und ſie ihm zum Spielen in den Schooß geſchüttet. Faſt jeden Augenblick blickte ſie bei ihrer Arbeit nach dem Kinde, lächelte ihm freundlich zu, und redete mit ihm. Die Gräfin ging zu dem Kinde hin, betrachtete es mit Wohlgefallen, und ſagte zu der Mutter, halb im Scherze und halb im Ernſte: „Wollt Ihr das ſchöne Kind nicht mir geben?“ Allein die arme Mutter rief: „Nein, nein, nicht um alle Reichthümer des Königs!“ Die Gräfin ging und ſprach im Weitergehen zu ihrem Gemahl: „Wie reich iſt dieſe Mutter bei ihrer Armuth; und wie arm bin ich bei allem Reichthume, da ich der Mutterfreuden entbehren muß!“

Eine Jugendfreundin der Gräfin, Donna Blanka, eine ſehr liebenswürdige Frau, die mit dem Bruder des Grafen verehelichet war, hatte bereits fünf Kinder, die ſie vortrefflich erzog. Sie kam alle Jahre einmal zur Gräfin Iſabella auf Beſuch, brachte alle ihre Kinder mit, und blieb dann, auf die freundliche Bitten der Gräfin, immer einige Wochen länger, als ſie im Sinne gehabt hatte. Die edle Iſabella hatte an den Kindern ihrer Freundin eine ſo große Freude, daß ſie ihres Leidens darüber vergaß. Sie gab den Kindern allerlei Spiele an, und ergetzte ſich an ihrer Lebhaftigkeit und ihren kindlichen Fragen und Einfällen. Eine Kleinigkeit aber konnte ihr Gemüth verletzen. „Du, Tante,“ fragte einmal einer der Knaben, ein Kind von ſechs Jahren, in ſeiner kindlichen Einfalt, „warum haſt denn du keine Kinder?“ Gräfin Iſabella ſagte: „Ihr alle ſeyd ja auch meine Kinder.“ „O,“ rief der Knabe, „dann ſind wir glückliche Kinder, daß wir zwei ſo gute Mütter haben!“ und hüpfte vor Freude. Die Gräfin aber hatte Thränen in den Augen.

So gerne Donna Blanka mit ihren Kindern bei ihrer Freundin war, ſo mußte ſie, um ihre häuslichen Angelegenheiten nicht zu verſäumen, doch wieder abreiſen. Gräfin Iſabella nahm den zärtlichſten Abſchied von ihr, und beſchenkte noch alle Kinder überreichlich. Als ſie abgereist waren, und der fröhliche Tumult der Kinder ſich nirgends mehr hören ließ, ſo ſchienen der Gräfin die Zimmer des Schloſſes und die Raſenplätze und Gänge des Gartens ganz öde und wie ausgeſtorben. Die Stille, die nun da herrſchte, erfüllte ſie mit Wehmuth, und der Schmerz, keine Kinder zu haben, ergriff ſie mit erneuter Gewalt.

Da ſie nicht ſo glücklich war, Kinder zu haben, denen ſie ihr liebevolles Herz hätte zuwenden können, ſo verbreitete ſich ihre Liebe über alle Kinder ihrer Grafſchaft. Es ſchmerzte ſie ſehr, in ihrem Wohnorte viele Kinder auf der Straße müßig und verwahrlost umher laufen zu ſehen. Sie ließ daher ein entbehrliches Nebengebäude des Schloſſes zu einer Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalt einrichten, ſtellte Lehrer und Lehrerinnen auf, ſorgte dafür, daß die Kinder Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen bekamen, und ließ ſie für die kleinen Arbeiten, mit denen man ſie zu beſchäftigen wußte, reichlich bezahlen, um ihnen Luſt zur Arbeit zu machen, und ihnen ein kleines Kapital für die Zukunft zu hinterlegen. Faſt täglich beſuchte ſie dieſes Haus, kannte alle Kinder, wußte ſie mit Namen zu nennen, wohnte dem Unterrichte bei, fragte die Kinder, beſah ihre Arbeiten, und beſchenkte die Fleißigen. Sie verkoſtete ihre Speiſen, und fand ſich ſogar bei ihren Spielſtunden im Garten ein. Die Kinder gewöhnten ſich bald an Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung, und wurden von Herzen fromm. Sie bekamen auch ein ſehr heiteres, blühendes Ausſehen. Sie waren in dieſem Hauſe ſehr gerne, und nannten die Gräfin, was ihr große Freude machte, nie anders, als Mutter. Die edle Gräfin machte auch eine Stiftung, damit dieſe Anſtalt nach ihrem Tode noch fortdauern möge.

Indeß wurde der ſehnlichſte Wunſch und das heiße Gebet der Gräfin endlich doch noch erfüllt. Sie wurde Mutter eines Sohnes. Das Knäblein war friſch und geſund; allein die Mutter wurde gefährlich krank, und bald war alle Hoffnung des Lebens verſchwunden. Ihre letzten Augenblicke waren über alle Beſchreibung ſchön und rührend; an ihr zeigte ſich recht die Kraft der Religion. Voll Glaubens und Vertrauens ergab ſie ſich in den göttlichen Willen, und ihre Hoffnung des ewigen Lebens benahm dem nahen Tode alle Schrecken. Sie tröſtete ihren trauernden Gemahl, und dankte ihm für ſeine Liebe und Treue. Sie verlangte ihr Kind noch einmal zu ſehen. Der tiefbetrübte Vater brachte es. Sie ſetzte ſich in dem Bette noch einmal auf, ſchloß das Kind in ihre Arme, blickte — das letzte Mal lächelnd — es noch einmal an, benetzte es dann mit ihren letzten Thränen, und ſagte: „Armes, armes Kind! Du ſchauſt mich wohl an, aber du kennſt mich, deine Mutter, noch nicht; du weißt noch kaum etwas um dich ſelbſt; du weißt nicht, wie voll Liebe mein Herz zu dir ſey. Du kannſt deine Mutter, bevor ſie von dir ſcheidet, nicht einmal mit dem erſten Lächeln begrüßen, viel weniger den Mutternamen ausſprechen. Du weißt nicht, wie ſchwer mir das Scheiden falle! Du wirſt dich des mütterlichen Angeſichtes, das nun bald in Staub zerfällt, niemals erinnern, und nicht einmal wiſſen, das du deine Mutter geſehen! Ohne meine zärtliche Pflege wirſt du aufwachſen, wenn du anders mir nicht bald in jene Welt nachfolgeſt!

Doch der Wille des Herrn geſchehe!“ Thränen unterbrachen ſie. Sie küßte das Kind, ſegnete es, gab es dem Vater zurück, und ſagte: „So lege ich es in Gottes und deine Arme! — Gott wird für das arme mutterloſe Waislein ſorgen, und auch du wirſt ihm ein treuer Vater ſeyn.“ Der Schmerz und das Reden hatten ſie ſehr angegriffen; ſie ſchwieg lange Zeit; nur blickte ſie mehrmal ſtille betend zum Himmel.

Die Fieberhitze nahm immer mehr zu. Auf einmal verlangte ſie ihr Schmuckkäſtchen. Der Graf glaubte, ſie rede in der Fieberhitze irre. Allein ſie ſprach: „Ich weiß gar wohl, was ich vorhabe; bringt es mir!“ Die Kammerfrau brachte das Käſtchen, und bot es ihr offen hin. Iſabella ſah nach, ob ſich aller Schmuck darin befinde, und ſprach dann zu ihrem Gemahl: „Dieſen Schmuck erhielt ich einſt, da ich Braut war, von dir, liebſter Gemahl, zum Brautgeſchenke; nun möchte ich, wenn es dir auch recht iſt, ihn der geliebteſten meiner Freundinnen, meiner theuern Blanka, als ein Vermächtniß hinterlaſſen.“ Der Graf gab dieſes ſehr gerne zu. Sie wollte das Schmuckkäſtchen mit dem Schlüſſelchen wieder zuſchließen; allein ſie kam damit nicht mehr zu recht, und ſagte: „Ach, mit dieſem Schmucke ſchmückte die gütige Blanka meine Haare an dem Tage, da ſie als Brautjungfrau mich zum Altare begleitete; ſie empfange dieſen Schmuck nun aus meinen bereits erſtarrenden Händen. Schreib' ihr das, meiner geliebten Freundin, und bitte ſie, dieſe Steine und Perlen zum Andenken an eine Freundin zu tragen, die ihr treu blieb bis in den Tod."

Ermattet ſchwieg ſie wieder eine Weile, und ſagte dann: „Ich hätte wohl noch einen Wunſch; ich ſehe aber nicht, wie er zu erfüllen iſt. Die erſte Erziehung der Kinder gehört den Müttern an; und da wünſchte ich denn, daß meine liebe Blanka, dieſe vortreffliche Mutter, dieſes mein Kind mit ihren Kindern erziehen möchte! Allein ich weiß wohl, liebſter Gemahl, daß du dich von dem geliebten Kinde, dem theuren Pfande unſerer Liebe, nicht wirſt trennen wollen. Dieſer mein Wunſch wird daher wohl unerfüllt bleiben."

„Sey ruhig, liebſte Iſabella," ſprach der Graf; „Gott wird es ſo fügen, das deine Freundin noch die Erzieherin unſers lieben Kindes werde." Es durchſchauerte ihn die Ahnung, daß er ſelbſt nicht mehr lange leben werde; allein in dieſem Augenblicke wollte er ſeiner geliebten Gemahlin nichts davon ſagen.

Die edle Gräfin ertrug ihre Schmerzen mit himmliſcher Geduld; es war nichts Irdiſches mehr in ihr. Sie kam dem Tode ſichtbar näher. Tief betrübt ſaß der Graf an ihrem Sterbebette. Nach und nach verſammelten ſich alle Bewohner des

Schloſſes mit leiſen Tritten, Augen voll Thränen und gefalteten Händen um das Sterbebett ihrer innigſt verehrten und geliebten Gebieterin. Traurige Stille herrſchte in dem Zimmer; alle waren voll banger Erwartung.

Die Fenſter des Zimmers gingen in den Garten; es war der herrlichſte Frühlingstag. Eine Kammerjungfer ſagte leiſe, aber doch nicht leiſe genug, zu der Kammerfrau, die neben ihr ſtand: „Ach, es iſt doch hart, von dieſer ſchönen Welt zu ſcheiden und alle ſeine lieben Freunde zu verlaſſen.“ Die Gräfin, die das gehört hatte, wie denn das Gehör der Sterbenden gewöhnlich viel feiner iſt, ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ich komme ja in eine ſchönere Welt, und mein liebes Kind, mein lieber Gemahl und Alle, die ich auf Erden liebe, folgen mir dereinſt nach.“ Ihr Angeſicht war, indem ſie dieſes ſagte, von der Hoffnung, dem Himmel nahe zu ſeyn, und dort ihr Kind, ihren Gemahl, ihre lieben Freunde einſt wieder zu ſehen, wie verklärt. Wenige Augenblicke darauf verſchied ſie unter den Thränen und Seufzern des Grafen und aller Umſtehenden, und unter dem lauten Gebete eines frommen Geiſtlichen aus einem benachbarten Kloſter, der ihre letzte Beicht angehört, und aus deſſen Hand ſie das Brod des Lebens für die weite Reiſe in die Ewigkeit empfangen hatte.

Der Schmerz des Grafen über den unerſetzlichen Verluſt ſeiner geliebten Gemahlin war unausſprechlich. Nur der feſte Glaube, daß es der Wille Gottes ſo ſey, erhielt ihn aufrecht, daß er dem Schmerz nicht unterlag. Er fiel an dem Sterbebette ſeiner Gemahlin auf die Knie, und rief, die Hände ringend unter heißen Thränen und mit herzerſchütternder Stimme: „Herr, dein Wille geſchehe!“ Hierauf betrachtete er das Angeſicht ſeiner verblichenen Gemahlin noch einmal und ſagte: „So lebe denn wohl, du holder Engel, den mir Gott auf meiner Lebensbahn beigeſellt hatte! Du wareſt mir in der That ein guter Engel, und beſänftigteſt oft meinen aufwallenden Zorn, hielſt mich von manchem gewagten Schritte zurück, und machteſt mich auf manches Gute aufmerkſam, das zu thun ſich Gelegenheit darbot, das ich aber ohne deine ſanfte Erinnerung wohl nicht gethan hätte. Du wareſt mir, wie eine Erſcheinung vom Himmel, die wohlthätig vorüber ging! Trauernd ſcheide ich von dir; Gott gebe, daß wir uns in Freude wiederſehen. Er ließ ſich's nicht wehren, die geliebte Leiche zu Grabe zu begleiten, und ſtimmte, da ſie wegen ihrer Kränklichkeit auf Erden Vieles zu leiden und manche trübe Stunde gehabt, von Herzen in die Gebete der Kirche mit ein: „Herr, gieb ihr ewige Ruhe und ewiges Licht leuchte ihr.“

Die einzige Freude des Grafen auf Erde war nun ſein Kind, das in der heiligen Taufe den Namen Fernando, oder, wie wir Deutſche ſagen, Ferdinand erhalten hatte. Wohl zehnmal des Tages kam er an die Wiege, das holde Kind zu betrachten. Er forderte die Kammerfrau, wiewohl ſie ſehr verſtändig und voll Liebe gegen das Kind war, faſt jedes Mal auf, doch recht auf das Kind Acht zu haben. Er ſelbſt trug es öfter an das Fenſter oder in den Garten, und wer ihn in ſeinen ſchwarzen Trauerkleidern mit dem in die feinſte weiße Leinwand gehüllten Kinde auf dem Arme erblickte, wurde wohl bis zu Thränen gerührt. Das Kind wuchs und gedieh, und wurde mit jedem Tage ſchöner und lieblicher. Er redete mit dem zarten Knäblein, als ob es ihn ſchon verſtände. Er war entzückt, als das Kind ihm das erſte Mal entgegen lächelte, die Aermchen ihm entgegen ſtreckte, und er nun ſah, daß es ihn erkenne. Das noch unverſtändliche Lallen des Kindes klang ihm lieblicher, als die lieblichſte Muſik. Er ſehnte ſich, wie nach dem größten Erdenglücke, nach dem Augenblicke, da das Knäblein ihn das erſte Mal Vater nennen werde. Allein der edle Graf erlebte dieſen Augenblick nicht mehr. Er hatte ſich vor einiger Zeit durch einen Sturz mit dem Pferde eine Bruſtbeſchwerde zugezogen, die durch den tiefen Kummer um ſeine Gemahlin ſehr verſchlimmert wurde. Seine Geſundheit erlag dem zweifachen

Leiden; er verfiel in eine Auszehrung und fühlte es nur zu gut, daß er bald ſterben werde. Er verfaßte ſein Teſtament, und ſchrieb es mit eigener Hand. Er ſchrieb an ſeinen Bruder, den er zum Vormund des kleinen Ferdinand ernannte, einen ausführlichen Brief, den man nach ſeinem Tode dem Bruder übergeben ſollte. Wenige Tage vor ſeinem Tode ſchrieb er mit zitternder Hand noch beſonders an ſeine theure Schwägerin, Donna Blanka, und bat ſie in den rührendſten Ausdrücken, den Wunſch ſeiner ſeligen Gemahlin, der auch der ſeinige ſey, zu erfüllen und das verlaſſene Waislein, das weder Vater noch Mutter mehr habe, mit ihren Kindern zu erziehen, indem er es keinen beſſern Händen anvertrauen könne; in der Ueberzeugung, daß ſein liebes Kind ſo auf das Beſte verſorgt ſeyn werde, ſterbe er getroſt.

Am Tage ſeines Todes bat er die Kammerfrau, das zarte Knäblein an ſein Bett zu bringen, küßte und ſegnete es, und befahl ihr, ſobald er verſchieden ſeyn werde, das Kind unverzüglich zu Donna Blanka zu bringen, und ihr den Brief, der verſchloſſen auf dem Tiſchchen neben dem Bette zwiſchen den Arzneigläſern lag, zu überreichen. Eine Stunde nachher verſchied er in der ſeligen Hoffnung, ſeine geliebte Gemahlin in dem Himmel wieder zu ſehen. Die Kammerfrau aber machte ſogleich Anſtalten zur Abreiſe, um den letzten Auftrag des ſeligen Grafen zu vollziehen.

Zweites Kapitel.

Das Waiſenkind.

Donna Blanka lebte mehrere Meilen entfernt auf einem uralten Schloſſe, das noch von den Arabern und Sarazenen erbaut war; es ſah mit ſeinen vielen Erkern und Spitzthürmchen gar ſeltſam aus, und wer hinein kam, und die engen, düſtern Wendeltreppen hinauf ſtieg, und die ſchmalen Gänge und die hochgewölbten Zimmer durchwanderte, dem wurde ganz bange und ſchauerlich. Donna Blanka aber wohnte ſehr gerne in dieſem alterthümlichen Schloſſe, aus deſſen hohen Bogenfenſtern man eine herrliche Ausſicht in die dazu gehörigen ſchönen Gärten und in eine reiche Landſchaft hatte. Sie fühlte ſich, da ihr Gemahl Oberſter eines Regiments war und ſich meiſtens im Felde befand, in ihrer Abgeſchiedenheit, wo ſie nur von ihren Kindern umgeben war, ſehr glücklich. Sie war einzig darauf bedacht, ihre Kinder zu guten Menſchen zu erziehen, und ſie ſah wohl ein, daß ihr dieſes in der Stille des Landlebens beſſer gelingen werde, als in den Zerſtreuungen der Stadt.

Blanka hatte jene Nachricht, ihre Freundin Iſabella, mit der ſie von Jugend auf nur Ein Herz und Eine Seele war, ſei mit einem geſunden Söhnchen erfreut worden, mit der aufrichtigſten Freude vernommen. „O Gott Lob, Gott Lob,“ rief ſie, „daß Gott ihren ſehnlichſten Wunſch, ein holdes Kind an ihr Mutterherz zu drücken, nun einmal erfüllt hat!“ Ihre Freude war ſo aufrichtig, ſo rein von allem Eigennutze, daß ſie gar nicht daran dachte, durch die Geburt dieſes Kindes gehe für ſie und ihre Kinder der Beſitz einer großen reichen Grafſchaft verloren.

Wenige Tage nach der Freudenbotſchaft von Ferdinands Geburt kam der Trauerbote, und brachte ein Schreiben mit ſchwarzem Rand und Siegel, das die ganz und gar unerwartete Nachricht von dem Tode der Mutter enthielt.

Blanka ward bei dieſer Nachricht todtenbleich; es währte lange, bis ſie weinen konnte; aber dann zerfloß ſie in Thränen. Auch alle ihre Kinder weinten, da ſie die Mutter ſo ſchmerzlich weinen ſahen. „Ach,“ ſagten die Kinder, „die gute, gute, liebe Tante! Nun können wir nicht mehr zu ihr reiſen; nun kann ſie uns keine ſo ſchöne Sachen mehr ſchenken!“

Ehe Blanka die Trauerkleider um ihre geliebte Freundin abgelegt hatte, erhielt ſie durch einen reitenden Boten die Nachricht von dem Tode des edlen Gemahls ihrer Freundin. Dieſe Nachricht kam ihr wohl nicht ſo unerwartet, aber doch früher, als ſie dachte. Sie war darüber ſehr beſtürzt, und brach in einen Strom von Thränen aus. Mit betrübtem Herzen fertigte ſie einen Reitenden an ihren Gemahl ab, der ſich noch immer im Kriege befand.

Am Tage darauf, als ſie eben mit ihren Kindern bei der Abendmahlzeit ſaß, meldete man ihr, die Kammerfrau ſey angekommen, ihr den kleinen Fernando zu überbringen. Trauer und Freude erfüllten zugleich Blanka's Herz, — Trauer weil der Gedanke an die ſo früh verblichenen Eltern ſie mit neuer Gewalt ergriff; Freude, weil das geliebte Kind ihrer Freundin nun ihrer Mutterſorgfalt anvertraut wurde. Bevor ſie von ihrer Beſtürzung ſich erholen konnte, trat die Kammerfrau, ſchwarz gekleidet und mit zurückgeſchlagenem Schleier von ſchwarzem Flor, in das Zimmer, und trug das zarte ſchöne Knäblein, das ein langes weißes Kinderkleidchen mit ſchwarzen Bandſchleifen anhatte, auf den Armen. Die Kammerfrau konnte vor Weinen lange nicht reden; endlich ſagte ſie mit wehmüthiger, öfter von Schluchzen unterbrochener Stimme, daß ſie nach dem letzten Willen ihrer ſeligen Gräfin und des ſeligen Grafen dieſen einzigen Abkömmling der erlauchten Eltern überbringe. Sie überreichte den Brief, der die Bitte enthielt, daß Donna Blanka an dem armen verwaisten Kinde nun Mutterſtelle, ſo wie ihr Gemahl Vaterſtelle vertreten ſolle.

Blanka war bei dem Anblicke des lieblichen Knäbleins, des Kindes ihrer geliebteſten Freundin, das ſie das erſte Mal ſah, tiefgerührt, und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen. Sie ſtand auf, blickte das Kind mit der ihr eigenen unbeſchreiblichen Freundlichkeit an, und ſprach mit ihrer ſanften, lieblichen Stimme: „Sei mir gegrüßt, du lieber kleiner Engel; du biſt mir ſo lieb und theuer, wie deine geliebte, innigſtverehrte Mutter!“ Das Kind, das zwar nicht ihre Worte, wohl aber ihre freundlichen Mienen verſtand, ſtreckte ſogleich beide Aermchen lächelnd nach ihr aus. „Ach,“ ſagte Blanka, „du kannſt noch nicht reden; allein du beantworteſt meinen Gruß deutlich genug mit deinem heitern Lächeln; o komm, komm in meine Arme und an mein Herz!“ Sie ſchloß das Kind in ihre Arme, drückte es an ihre Bruſt, benetzte es mit Thränen, und ſprach: „O du liebes, liebes Kind! So ward dir denn deine Mutter genommen, ehe du ſie kannteſt! Du erinnerſt dich nie mehr, ihr liebliches Angeſicht geſehen, und die ſüßen Namen, mit denen ſie dich in dieſes Leben willkommen hieß, gehört zu haben. Ach jenes milde Angeſicht, jene holde Lippen modern jetzt im Grabe — ohne daß du es weißt, und darüber bekümmert ſeyn kannſt. Ach niemals konnteſt du deine Mutter mit dem ſüßen Mutternamen begrüßen. Du biſt wie eine zarte Roſenknoſpe, die von dem mütterlichen Stocke abgeriſſen worden; doch du ſollſt darum nicht verwelken. Ich will dir eine liebevolle Mutter und

Pflegerin ſeyn. Auch deinen Vater konnteſt du, als er dir genommen wurde, noch nicht mit Namen nennen. Seine zärtliche Liebe zu dir, wenn du ſie je fühlteſt, wird aus deinem Andenken verſchwinden, und die Erinnerung an ſeine ehrwürdige Geſtalt und ſein väterliches Angeſicht dir kaum mehr wie ein Traumbild vorkommen. Gott gebe, daß mein Gemahl dir den Verluſt deines Vaters erſetze.“

Blanka wandte ſich nun an ihre Kinder, die weinend umher ſtanden. „Nun, Kinder,“ ſagte ſie, „begrüßt euer neues Brüderchen doch auch, und verſprecht ihm, daß ihr es recht lieb haben und ihm Freude machen wollet!“ Die Traurigkeit der Kinder war nun ſchneller vergangen, als die Thränen auf ihren Wangen vertrockneten.

„Ich will es an mir nicht fehlen laſſen, ihm Unterhaltung zu machen,“ ſagte Philipp, ein Knabe von etwa ſieben Jahren; er holte eine Pfeife, und fing an, ſo gut es gehen wollte, einen Marſch zu pfeifen. Karl, der andere Knabe, hing ſeine kleine, roth und weiß bemalte Trommel an, und trommelte dazu. Das Kind ergetzte ſich an dem Lärm, und lachte vor Vergnügen laut auf. Endlich ſagte die Mutter, damit der Lärm nicht gar zu groß werde: „Es iſt genug!“ und augenblicklich verſtummten Trommel und Pfeife; ſo gut waren die Knaben gewöhnt, zu gehorſamen.

Eugenia, die größere der jungen Gräfinnen, etwa acht Jahre alt, ſagte: „Ich werde alle die kleinen Künſte, die ich bereits erlernt habe, aufbieten, unſer liebes Brüderchen zu bedienen. Ich werde für das liebe Kind Hemdchen nähen, wenn die Mutter ſie zuſchneidet, und werde ihm die niedlichſten Strümpfchen ſtricken. Auch denke ich, meine Kochkunſt wird wohl ſo weit reichen, ſeine Köchin zu werden. Sag', liebe Mutter, was ſoll ich ihm ſogleich kochen?“ „Das iſt ſehr gut erinnert,“ ſagte die Mutter; „denn das Kleine wird von der Reiſe her Hunger haben!“ Da kam Klara, die kleinſte junge Gräfin herbei, ein Fräulein von kaum vier Jahren, bot dem Kinde ein Paar Kaſtanien hin, und ſagte: „Da, iß!“ Sie bedachte nicht, das Kind habe noch keine Zähne. Alle übrige Kinder lachten; die Mutter aber lobte das beſchämte Klärchen wegen ſeines guten Herzens, und belehrte es über ſeinen Irrthum. „Irren,“ ſagte ſie zu den größern Kindern, „können wir Menſchen ſehr leicht. Allein wenn es nur nicht an gutem Willen fehlt, ſo hat dieſes nicht ſo viel zu ſagen. Der gute Wille iſt die Perle, die unſern Geſinnungen und Handlungen den rechten Werth gibt.“

Drittes Kapitel.

Die Pflegemutter.

Der kleine Ferdinand wuchs und gedieh unter der Pflege ſeiner zweiten liebevollen Mutter ganz vortrefflich. Er fing an, reden zu lernen, und das erſte Wort, das er ganz deutlich ausſprach, war der Name Mutter. Auch in der Folge nannte er, gleich den übrigen Kindern, Donna Blanka nie anders, als Mutter; ja er wußte gar nichts davon, daß er eine andere Mutter gehabt habe. Mit jedem Tage wurde er ſchöner und liebenswürdiger. Sein liebliches Geſichtchen, weiß wie die reinſten Lilien, ſeine roſenröthlichen Wangen, ſeine reichlichen dunkeln Locken, vor allem ſeine ſchönen, lebhaften ſchwarzen Augen gaben ihm eine ganz eigene Anmuth. Er zeigte einen ſehr aufgeweckten Verſtand und das wohlwollendſte Herz — voll regen Gefühls für alles Gute und Schöne. Seine Pflegemutter liebte ihn ſo innig, wie ihre eigenen Kinder; eben ſo liebten ihn alle ihre Kinder, und dachten gar nicht mehr daran, daß er nicht ihr wirklicher Bruder ſey.

Die treffliche Mutter wußte ihre Kinder, in deren Mitte ſie ſich immer am glücklichſten fühlte, ſehr gut zu erziehen. In dem großen herrlichen Garten am Schloſſe, unter dem freien blauen Himmel oder unter den laubreichen Bäumen voll köſtlicher Früchte, zwiſchen duftenden Blumen und blühenden Gewächſen aller Art, ſprach ſie am liebſten von der Güte und Freundlichkeit Gottes, obwohl ſie immer und überall, beim Aufſtehen und zu Bette gehen, beim Mittagmahle und Abendeſſen, bei jeder großen oder kleinen Freude, die den Kindern zu Theil wurde, an Ihn erinnerte. Sie erzählte, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Deutlichkeit, den horchenden Kindern alle die lieblichen und wunderbaren Geſchichten, wie Gott von Erſchaffung der Welt an als ein guter Vater ſich der Menſchen angenommen, an den Guten Freude gehabt und ſie glücklich gemacht, die Böſen aber beſtraft habe. Sie hatte es gerne, wenn die Kinder ſie fragten, und beantwortete ihre Fragen mit Weisheit und immer gleicher Freundlichkeit. Die Erzählungen gaben auf dieſe Art Anlaß zu Geſprächen, die für die Kinder eben ſo lehrreich als angenehm waren.

Eine beſondere Freude hatte die Mutter, wenn die Kinder ihre eigenen Bemerkungen zu den Erzählungen machten, worin der kleine Ferdinand beſonders glücklich war. So meinte er, das Paradies könne wohl nicht ſchöner geweſen ſeyn, als der Garten am Schloſſe. „In dieſem Garten da, den uns der liebe Gott einräumte,“ ſagte er, „ſind wir ja ſo glücklich, als die erſten Menſchen im Paradieſe!“ — „Das ſeyd ihr auch, meine lieben

Kinder," ſprach die Mutter, „wenn ihr fromm und unſchuldig bleibt, und euch vor der Sünde hütet." Ueber die Eva war Ferdinand ſehr aufgebracht. „Wenn ſie nicht ſo dumm geweſen wäre," ſagte er, „und der böſen Schlange nicht mehr geglaubt hätte, als dem lieben Gott, ſo müßten die lieben Mutter, meine Geſchwiſter und auch ich nicht ſterben. Ich habe noch keine Schlange geſehen; ich kenne ſie nur aus dem Bilderbuche. Wenn mir aber einmal eine käme und mich ſo betrügen wollte, ich würde ihr kein Gehör geben. Ich würde mir einen tüchtigen Stecken holen, und ſie todt ſchlagen. Die Mutter lächelte und ſprach: „Es wird wohl nie geſchehen, daß eine Schlange mit dir rede; was uns jetzt zum Böſen verleitet, iſt die Verſuchung zur Sünde." Die Mutter erläuterte dieſes durch Beiſpiele. „Ach," ſagte der Knabe, „die Verſuchung iſt alſo für uns eine ſolche giftige Schlange; nun, ich will vor ihr ſchon recht auf der Hut ſeyn."

Sehr wohl gefiel es ihm, daß die erſten zwei Brüder Gott ein junges zartes Lamm und Feldfrüchte zum Opfer darbrachten. „Das iſt ſchön," ſagte er, „das lobe ich. Aber warum errichten wir in unſerm Garten Gott nicht auch einen Altar, und warum bringen wir Ihm nicht auch ein zartes weißes Lamm von unſern großen Schafheerden, oder einige goldene Garben von unſern Kornfeldern zum Opfer dar?" Die Mutter ſagte: „Wir haben einen Altar in unſerer Kirche, auf dem ein unendlich herrlicheres Opfer entrichtet wird. Jenes erſte Opferlamm und jene Opfergaben waren nur ein ſchwaches Vorbild davon. Doch, das verſtehſt du noch nicht; allein wann du älter und verſtändiger ſeyn wirſt, ſo wirſt du ſchon noch davon hören. Auch ſoll jedes Menſchenherz ein Altar des Herrn ſeyn; wir ſollen Gott in unſern Herzen Opfer darbringen.“ Ferdinand ſagte: „Ich begreife nicht, wie das geſchehen könne.“ Die Mutter erzählte weiter, wie Gott an dem Opfer des frommen, unſchuldigen Abels Freude gehabt, wie Er aber das Opfer des feindſeligen Kains verworfen habe. „Nun verſtehe ich, was die Mutter meint,“ ſagte Ferdinand. „Die Frömmigkeit, die kindliche Liebe, die Unſchuld im Herzen Abels waren eigentlich das Opfer, das Gott gefiel. Dem Kain aber halfen alle ſeine Opfergaben nichts, weil er kein kindliches Herz gegen Gott hatte. Ich weiß nun ſchon, wie ich dem lieben Gott ein beſtändiges Opfer darbringen kann, das Ihm wohlgefällt. Ich will immer recht fromm ſeyn, Ihn lieb haben und Ihm gehorſamen.“

Ueber Kains That entſetzte Ferdinand ſich, und ſein ganzes Herz empörte ſich von Unwillen gegen den Böſewicht. „Dieſer,“ ſagte er, „ſah die Schlange nicht an einem Baume; ſie hatte ſich ſchon in ſein Herz geſchlichen. Die Abneigung gegen ſeinen Bruder war die Schlange, die ihn verführte!“ Mit dem unſchuldigen Abel hatte der gute Ferdinand das größte Mitleid, und als er ſich den Jammer Evas und Adams dachte, da ſie ihren geliebten Sohn todt in ſeinem Blute fanden, kamen ihm die Thränen in die Augen. „Das muß ein trauriger Anblick geweſen ſeyn,“ ſagte er. „Aber wie konnte der liebe Gott den guten, frommen Abel auf eine ſo ſchreckliche Art umkommen laſſen? Ich hätte dieſes nicht geſchehen laſſen, wenn ich der liebe Gott geweſen wäre.“ Die Mutter ſagte ihm, daß Gott den frommen Abel, eben weil er ihn ſo lieb hatte, zu ſich genommen habe — in viel ſchönere Gegenden, als ehemals das Paradies geweſen, in den Himmel!“ Ferdinand war mit dieſer Bemerkung zufrieden. „Auf dieſe Art,“ ſagte er, „iſt das Sterben doch nicht ſo fürchterlich, als man meint.“

Wie dieſe, ſo hörte er auch die folgenden Geſchichten mit dem lebhafteſten Antheil, den er auch immer in Worten, Mienen und Geberden ausdrückte. Auch die übrigen Kinder hörten die Erzählungen der Mutter mit Luſt, freuten ſich immer darauf, und beſtürmten die Mutter oft mit den vereinten Bitten: „O erzählen, erzählen!“ Dieſe Erzählungen der Mutter machten den Kindern die Religion liebenswürdig, legten den Grund zu einer richtigen Religionserkenntniß, und waren ihnen eine gute Mitgabe für das ganze Leben.

Viertes Kapitel.

Der Vormund.

Don Alonſo, Blankas Ehegemahl, war ganz das Gegentheil ſeines Bruders, des ſeligen Grafen. Er war ſtolz, herrſchſüchtig, ehrbegierig, gebieteriſch, prachtliebend und verſchwenderiſch. Sein ſchönes einträgliches Rittergut, das ihm, als dem zweitgebornen Sohne, zum Erbtheile zugefallen war, fand er zu Beſtreitung ſeines übermäßigen Aufwandes bei weitem nicht hinreichend, und er nannte es ſchlecht und höchſt unbedeutend. Er nahm deßhalb Kriegsdienſte, um das, was ihm, wie er ſagte, durch das Erſtgeburtsrecht ſeines Bruders entzogen worden, durch Tapferkeit zu erkämpfen. Sein Schloß war wegen der uralten Bauart ihm verhaßt, und er hätte es, ſo dauerhaft und feſt es war, längſt nieder geriſſen und ein neues erbaut, wenn ſeine Vermögensumſtände ihm das geſtattet hätten. Es war ihm darin zu enge und altväteriſch, und wenn er ſich auch nicht bei dem Kriegsheere befand, ſo hielt er ſich doch meiſtens in der Hauptſtadt und bei Hofe auf. Nur ſelten kam er nach Hauſe, und brachte dann immer viele prächtig gekleidete Diener und eine Menge der theuerſten Pferde mit. Sobald er angekommen war, verſammelte ſich der benachbarte Adel um ihn. Er gab dann große Mahlzeiten, und es ging in dem Schloſſe ſehr geräuſchvoll zu. Mit ſeinen Kindern gab er ſich wenig ab, und auch die Mutter, die ſonſt nur für ihre Kinder lebte, konnte, wenn der Vater da war, ihnen nicht mehr ſo viel Acht geben, als ſie gewohnt war. Die Kinder mußten dann immer prächtig geputzt ſeyn, ſich den fremden Herren und Frauen vorſtellen laſſen, auswendig gelernte Höflichkeitsbezeigungen herſagen, manche ängſtliche Stunde in langer Weile zubringen, und alle ihre jugendliche Munterkeit auf eine Zeit aufgeben. Sie ſehnten ſich nach dem Tage, an dem der Vater wieder abreiſen würde, und ſie dann unter den Bäumen des Gartens ſich wieder um die Mutter verſammeln und ihre Erzählungen hören, oder auf dem grünen Raſenplatze ein fröhliches Spiel machen könnten. Sie fühlten es nur zu gut, daß der Vater weniger Liebe zu ihnen habe, als die Mutter.

Den kleinen Ferdinand aber, deſſen Vormund er nunmehr war, konnte Alonſo in der Seele nicht ausſtehen, und der holde Knabe war ihm ein rechter Dorn im Auge. Schon die Nachricht von der Geburt des Knaben war ihm eine wahre Schreckensnachricht geweſen, und er war davon, wie vom Donner getroffen. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht, ſein Bruder werde je noch eigene Kinder bekommen, und hatte deſſen Güter bereits als ſein und ſeiner Kinder Eigenthum betrachtet. Allein als nunmehr ein anderer Erbe der reichen Grafſchaft da war, ſo ſprach Alonſo: „Mir iſts nicht anders zu Muthe, als einem Landmanne, der ſeine reichliche Aerndte vom Hagel vernichtet ſieht, oder als einem Kaufmanne, dem man ankündigt, das Schiff, auf dem ſich ſein ganzes Vermögen befand, ſey untergegangen.“ Er haßte den guten Knaben, ohne ihn noch geſehen zu haben, auf das Bitterſte, und als er ihn ſah, konnte er ſeine Abneigung gegen ihn kaum verhehlen. Niemals blickte er ihn mit aufrichtiger Freundlichkeit an, und immer fand er etwas an ihm zu tadeln. Dem kleinen Ferdinand war es deßhalb auch in der Nähe des Onkels Alonſo nie recht wohl, und er ward gegen ihn ſcheu und ſchüchtern. Wenn Blanka den Knaben lobte, ſo ward Alonſo aufgebracht und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ein fremdes Kind mehr, als ihre eigenen Kinder liebe. „Dies iſt nicht ſo,“ ſagte Blanka; „ich liebe aber den guten Knaben in der That ſo ſehr, als meine eigenen Kinder. Und warum ſollte ich es nicht? Er iſt ja doch der Sohn deines Bruders und meiner geliebten Freundin. Und wen hätte das arme Kind, das weder Vater noch Mutter mehr hat, wenn wir uns ſeiner nicht annehmen? Vergiß doch nicht der treuen Verſicherung unſers göttlichen Erlöſers: „Was ihr immer einem dieſer Kleinen thut, das habt ihr mir gethan.“ Alonſo aber wandte ſich unwillig von ihr ab, und gab ihr keine Antwort mehr. Wann nun fremde Gäſte da waren, die es gar nicht wußten, Ferdinand ſey nur Alonſos angenommenes Kind, und wann dann ein Ritter oder eine adelige Dame etwa ſagte: „Das muß doch wahr ſeyn, Don Alonſo hat ſehr liebenswürdige Kinder, aber das liebenswürdigſte aus allen iſt der kleine Fernando!“ — da ſtieg der Unwillen des ſtolzen Alonſo aufs Höchſte, und er haßte den armen Knaben noch mehr als zuvor.

Eines Abends, da Alonſo, wie gewöhlich, ſich nicht zu Hauſe befand, wurde der kleine Ferdinand, der nun in ſeinem ſechsten Jahre war, plötzlich krank. Er bekam Hitze und heftige Kopfſchmerzen; indeß war die Krankheit von keiner Bedeutung. Allein die zärtlich bekümmerte Pflegemutter, hielt ſie für ſehr gefährlich und war in großen Aengſten. Es war zu weit in die Stadt, um ſo ſchnell, als ſie wünſchte, einen Doktor der Arzneikunſt herbeiſchaffen zu können; ſie ließ daher den nächſten Dorfarzt rufen; der Arzt, Namens Ambroſio, erſchien unverzüglich. Feſtlich, aber etwas ſeltſam, in grasgrüne und hochrothe Farben gekleidet, und mit einer wolkichten, weißgepuderten Perücke auf dem Kopfe, trat er mit vielen tiefen Verbeugungen in das Krankenzimmer. Er ſetzte ſeine große Brille auf, näherte ſich dem Bette, betrachtete den kranken Knaben, fühlte ihm den Puls, zuckte die Achſeln, ſchüttelte den Kopf, machte ein ſehr bedenkliches

Geſicht, und ſagte — nichts. Der kranke Ferdinand fürchtete ſich vor ihm; die übrigen Kinder aber ſtanden umher, richteten neugierige Blicke auf den fremden Mann, und ein muthwilliges Fräulein darunter flüſterte ihren Geſchwiſtern heimlich zu: „Der Mann mit der großen Perücke, den Brillenaugen und der Spitznaſe gleicht einer Nachteule, wie ein Ei dem andern.“ Alle Kinder lachten; die Mutter aber verwies ihnen ihre Unart, und befahl ihnen, auf ihr Zimmer zu gehen.

Der angebliche Arzt war nicht viel mehr, als ein gemeiner Barbier; indeß nannten die Bauern ihn, wenn ſie ihn guter Laune ſehen wollten — Herrn Doktor Ambroſio. Als nun Herr Doktor Ambroſio noch immer mit der Sprache nicht heraus ging, was dem Kinde eigentlich fehle, vermuthete Gräfin Blanka, er wiſſe es ſelbſt nicht, und ſagte: „Ich denke, Ihr ſeyd doch ein geprüfter Arzt?“ „Das denke ich auch!“ ſprach er ſtolz. „Unter zehn jungen Landärzten, die damals mit mir die Prüfung beſtanden, bin ich der eilfte geworden.“ „Wenn ich das recht verſtehe,“ ſagte die Gräfin lächelnd, „ſo ſeyd Ihr unter eilf Candidaten der letzte geworden. Habt ihr aber auch ſchon glückliche Kuren gemacht?“ „Eure Gnaden unterthänigſt aufzuwarten,“ ſprach er; „ich habe einmal in einem einzigen Jahre ſieben Beinbrüche glücklich kurirt; allein ſeit der Zeit wollten ſie leider nie mehr recht graſſiren!“ „Graſſiren?“ rief Gräfin Blanka; „nun in der That, davon habe ich noch nie gehört, daß die Beinbrüche anſteckend werden könnten; allein ſagt mir kurz und gut, was fehlt dem Kinde?“ „Die Krankheit muß ſich erſt noch beſſer verwickeln,“ ſagte Ambroſio; „zur Stunde könnte der erſte Doktor von Europa noch nicht ausfindig machen, was für eine Krankheit der kleine erlauchte Pazient eigentlich zu haben belieben.“ „Nun gut,“ ſagte Gräfin Blanka, „ſo wollen wir denn zuſehen, bis morgen.“ Sie winkte ihm zu gehen, und wünſchte ihm gute Nacht.

Als ſie eben einen Boten an einen Arzt in die Stadt abfertigen wollte, kam ein prächtig gekleideter Vorreiter in den Schloßhof geſprengt, und meldete ihr die ganz unerwartete Ankunft ihres Gemahls. Mutter und Kinder eilten ihm entgegen. Die Mutter bemerkte aber ſogleich, daß der Vater ſehr mißmuthig ſey, und einen ſchweren Kummer auf dem Herzen haben müſſe. „Nun,“ ſagte er um ſich blickend, „wo iſt Fernando? Kann er ſeinem Pflegevater nicht entgegen kommen, ihm die ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen? Fühlt er ſich bereits als den künftigen Herrn einer großen Grafſchaft?“ „Ach,“ ſeufzte die Gräfin, „daran dachte er noch nie. Der arme Kleine iſt wirklich ſehr krank. O komm doch ſogleich mit mir zu ihm!“ „Krank!“ rief Alonſo, und ſein finſteres Geſicht erheiterte ſich plötzlich.

„Nun, da kann ich ihm nicht helfen; da mußt du ihm den Arzt rufen laſſen. Schick' nur ſogleich hinab in das Dorf.“ — „Der Dorfarzt war bereits da,“ ſagte Gräfin Blanka; „allein der Menſch iſt ſo unwiſſend, daß ich ihm das Kind unmöglich anvertrauen kann.“ „Ei,“ ſagte der Graf, „er iſt nicht ſo dumm, als er ausſieht. Für den Knaben mag er immerhin gut genug ſeyn.“

Jetzt kam Alonſo's Verwalter, und brachte ihm einen Pack Briefe, die indeß angekommen waren. Alonſo durchlief mit ſchnellen Blicken die Ueberſchriften. Er kannte von den meiſten die Handſchrift und ward über einige ſo unwillig, daß er mit dem Fuße ſtampfte. „Die verwünſchten, zudringlichen Kerle,“ rief er, „ich weiß ſchon, was ſie wollen!“ Indem er aber jetzt einen Brief mit einem großen Siegel erblickte, ſprach er: „Dieſer Brief iſt für mich von großer Wichtigkeit; ich muß ihn nur ſogleich leſen. Schickt indeß nach dem Barbier; ich will ihn ſelbſt ſprechen.“ Er eilte mit großen Schritten durch einen langen, düſtern Gang in den alten Schloßthurm, in dem er ſeine Kanzlei aufgeſchlagen hatte, und wohin er ſich gewöhnlich zurückzog, wenn er dringende Geſchäfte hatte, oder auch, was nicht ſelten geſchah, übler Laune war. Er riß eilig den Brief auf, der ihm ſo wichtig war, las ihn begierig, zerriß ihn ergrimmt in Stücke, warf ſich verzweifelnd in einen Seſſel, und rief: „Ich bin verloren!“

Alonſo's Lage war in der That höchſt mißlich und gefährlich. Er hatte, da ſein Bruder ſo lange ohne Kinder geblieben, ſich bereits als den Eigenthümer der reichen väterlichen Grafſchaft und eines ſehr großen Vermögens an Geld angeſehen. Da die Geſundheit ſeines Bruders immer ſehr wankend geweſen, und derſelbe eine Anlage zur Auszehrung zu haben ſchien, ſo hoffte Alonſo recht bald in den Beſitz ſämmtlicher Güter zu kommen. In dieſer Hoffnung nahm er große Summen Geldes auf. Die Leute dachten, er werde bald ein großer reicher Herr ſeyn, und ſtreckten ihm willig ſo viel Geld vor, als er von ihnen verlangte. Er aber ſtellte ihnen immer Schuldbriefe für größere Summen aus, als er von ihnen empfing, verſprach ihnen hohe Zinſe, und ließ die Zinſe wieder zu verzinslichen Kapitalien anwachſen. Als gegen alle ſeine Erwartung und zu ſeinem großen Schrecken ſeinem Bruder ein Erbe geboren ward, fing er zwar an, ſich einzuſchränken; allein doch nicht ſo viel, als es nöthig geweſen wäre. Er hätte es ſich zur Schande gerechnet, von ſeinen vielen Leuten einige abzudanken, oder ſeinen ſchönen Poſtzug zu verkaufen, von dem er oft rühmte, der König habe keinen ſchönern. Durch den Tod ſeines Bruders war ſeine Lage noch ſchlimmer geworden. Der liebevolle Bruder hatte ihm öfter große Summen Geldes geſchenkt; die Verſchwendung desſelben zwar getadelt, allein doch immer wieder deſſen Schulden bezahlt. Alonſo machte nach dem Tode ſeines Bruders, als Vormund des kleinen Ferdinands, einige Male den Verſuch, ein oder das andere Kapital ſeines Pflegeſohnes einzuziehen, um die dringendſten Gläubiger damit zu befriedigen. Allein ſein ſeliger Bruder hatte ihm ſehr weislich einen angeſehenen Grafen, einen ſehr klugen und gewiſſenhaften Mann, zum Mitvormünder gegeben, der dieſes ſchlechterdings nicht zugab. Indeß waren Alonſo's Schulden zu einer ungeheueren Summe angewachſen; die Gläubiger, die er nicht bezahlen konnte, drohten gegen ihn zu klagen. Eben vor ſeiner Abreiſe von Madrid hatte er von einem der ungeſtümſten mit vielen Demüthigungen kaum eine Friſt von vierzehn Tagen erhalten können. Auf ſeinen Jahresgehalt als Oberſt hatte er bereits einem Juden eine Anweiſung gegeben, um ihn von einer Klage abzuhalten. Ja was das Allerſchlimmſte war, er hatte aus der ihm anvertrauten Kaſſe des Regiments Gelder genommen, die er zu gehöriger Zeit wieder zu erſetzen hoffte. Allein in wenigen Tagen ſollte dieſe Kaſſe eine große Zahlung leiſten, und er wußte kein Geld aufzutreiben, das Fehlende zu erſtatten. Alle Briefe, die er eben erhalten hatte, und die aufgehäuft vor ihm auf dem Tiſche lagen, waren entweder drohende Mahnbriefe von Wechslern und Kaufleuten, denen er Geld ſchuldig war, oder abſchlägige Antworten auf ſein Anſuchen, ihm

Geld zu leihen. Auf den Brief, der in Stücke zerriſſen zu ſeinen Füßen lag, hatte er ſeine letzte Hoffnung geſetzt. Er hatte ſeinen Mitvormund erſucht, eine große Summe, die dem kleinen Ferdinand gehörte, und jede Stunde zu erheben war, als ein Anlehen übernehmen zu dürfen. Er hatte ſein Schreiben ſo ſchmeichelhaft und liſtig verfaßt, daß er gar nicht zweifelte, das verlangte Kapital, das ihn aus der größten Verlegenheit hätte retten können, zu erhalten. Allein der Mitvormund, ohne deſſen Einwilligung er von der ſchönen Summe keinen Heller erheben konnte, hatte ihm das Geſuch rund abgeſchlagen. Alonſo ward faſt raſend. Er knirſchte mit den Zähnen, und raufte ſich die Haare. Er ſtrengte alle Kräfte ſeiner Seele an, einen Ausweg zu finden; allein er ſah nichts vor ſich, als wegen des Kaſſenreſtes ehrlos kaſſirt und überdies noch, zu Deckung ſeiner Schulden, aller ſeiner Güter beraubt zu werden.

In dieſem Augenblicke trat mit tiefen Bücklingen und ſcharrenden Kratzfüßen Herr Doktor Ambroſio herein, der indeſſen in der Geſindeſtube bei einem Glaſe Wein ſitzen geblieben. Er begrüßte mit kreiſchender Stimme Ihre Erzellenz, den Herrn Grafen, bezeigte mit unendlicher Geſchwätzigkeit ſeine Freude über die erfreuliche Ankunft, und erkundigte ſich nach dem hohen Wohle des gnädigen Herrn. „Schweig,“ rief ihm Alonſo mit einem grimmigen Blicke zu, „und antworte bloß auf das, was ich dich frage. Für was hälſt du Fernandos Krankheit? Sag es mit Einem Worte!“ „Es iſt,“ ſagte der zitternde Arzt, „wenn es Eure Herrlichkeit gnädigſt erlauben, ein Kathedral-Fieber. „Ein Katarrhal-Fieber wollteſt du ſagen, du Dummkopf!“ ſprach Alonſo. „Allein da ſteckſt du in einem großen Irrthume. Der Knabe bekommt die Kinderblattern, die gegenwärtig an vielen Orten gleich der Peſt unter den Kindern wüthen. Rede einmal, Burſche, iſt es anders?“ — „Es iſt ganz ſo, wie Eure Herrlichkeit zu befehlen die Gnade haben!“ ſagte Ambroſio. „Das junge Herrlein bekommt die Blattern, oder wenn Eure Herrlichkeit ſo befehlen, gar die Peſt.“

Dem armen Manne war aber in dieſem Augenblicke ein großes Licht aufgegangen. Da die Kinderblattern in der umliegenden Gegend wirklich große Verheerungen angerichtet hatten, ſo war es ihm nun ausgemacht, der junge Graf bekomme die Blattern. Es wunderte ihn ſelbſt, daß dieſes ihm nicht ſogleich eingefallen war. So unwiſſend indeß der alberne Menſch war, ſo war er doch ſchlau genug, ſeine Unwiſſenheit zu verbergen. Er ſagte: „Ich merkte es ſogleich im erſten Augenblicke, die Blattern ſeyen im Anmarſche. Allein ich wollte es nur nicht ſogleich ſagen, aus Furcht, die gnädige Frau Gräfin und Eure Herrlichkeit zu erſchrecken.

Die jungen Herrſchaften ſind in der größten Gefahr, angeſteckt zu werden.“

Alonſo merkte die Liſt des vorgeblichen Doktors wohl; indeß ſagte er mit ſpöttiſchem Lächeln bloß: „Da hätteſt du über meine Familie ein großes Unglück bringen können! Ich ſollte wirklich recht böſe über dich werden. Du mußt mit den Geheimniſſen deiner Kunſt nicht ſo zurückhaltend ſeyn; man muß die Leute doch auch warnen. Doch geh nur hin, und verordne dem Knaben eine ſolche Arznei, die du in deiner Weisheit für die wirkſamſte erkennen wirſt.“ Ambroſio entfernte ſich unter vielen Verbeugungen und lauten Verwunderungen, über die Einſichten Seiner Herrlichkeit in die Tiefen der Arzneikunſt.

Der grauſame Alonſo machte ſich nicht das geringſte Bedenken daraus, das holde Kind dem elenden Pfuſcher anzuvertrauen. In ſeiner verzweifelten Lage kam ihm Ferdinands Krankheit ſehr willkommen; ja er wünſchte nichts ſehnlicher, als der unverſtändige Dorfarzt möchte ihn durch verkehrte Behandlung ums Leben bringen. Es war dem ſchlauen Alonſo auch ſehr lieb, daß der einfältige Menſch, der aus ſich machen ließ, was man wollte, nun einen rechten Lärmen anfangen, und mit ſeiner vermeinten Entdeckung das ganze Schloß in Schrecken ſetzen werde. Dadurch, dachte er, erweiſet er mir einen großen Dienſt, und befördert die Ausführung meines Anſchlages.

In der That ſtürzte Ambroſio, nachdem er das kranke Kind noch einmal beſehen, wie außer ſich in das Zimmer der Gräfin, erhob einen entſetzlichen Jammer, und behauptete feſt und ſteif: „Der kleine Engel Fernando bekommt die allergräßlichſten Blattern, und dieſe verwandeln ſich dann, wie ich fürchte, am Ende noch in einen wahren Vitus.“ Er hatte Typhus ſagen wollen.

Die Gräfin eilte bleich und erſchrocken in das Zimmer ihres Gemahls, und ſagte: „Sollte wohl der unwiſſende Bartſcheerer Recht haben — und ſollte es wirklich an dem ſeyn, daß der gute Fernando die Blattern bekomme? Noch kann ich es nicht glauben!“ „Ich zweifle nicht, der Mann habe Recht!“ ſagte Alonſo; „zuweilen findet ja auch eine blinde Henne eine Erbſe. Fernando iſt leider ſehr übel daran. Das Erſte, was wir jetzt zu thun haben, iſt unſere eigene Kinder vor Anſteckung ſicher zu ſtellen. Wir müſſen entweder den Knaben aus unſerm Schloſſe entfernen, oder mit unſern Kindern dieſes Schloß räumen. Es iſt da kein anderer Ausweg. Das letzte wird wohl das Beſte ſeyn. Darum mache nur ſogleich Anſtalt, daß eingepackt werde. Doch jetzt laß mich allein; ich habe da äußerſt wichtige und verdrießliche Geſchäfte, die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen.“ Die Gräfin ging ſehr bekümmert, und begab ſich in das Zimmer des kranken Ferdinands.

Alonſo blieb allein in dem ſchauerlichen Thurme. Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, und es ward in dem alten Gewölbe, das ehemals ein Gefängniß geweſen, ſehr düſter. Allein in Alonſos Seele war es noch düſtrer und dunkler. Denn Stolz und Eigennutz ſind ein Abgrund des Böſen, und erſticken jede gute Empfindung, alles Gefühl für Gott und Menſchen. In des verzweifelnden Aloſon's Herzen ſtieg daher der gräßliche Gedanke auf, giftige Säfte unter die Arzneien des guten Ferdinands miſchen zu laſſen. „Die große Schmach,“ dachte er, „die Armuth und Noth, die mir drohen, laſſen mir keine andere Wahl; ich muß den Knaben, der an all meinem Unglücke Schuld iſt, mir vom Halſe ſchaffen. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Die Krankheit des verhaßten Kindes bietet mir eine gute Gelegenheit dar, es auf eine unmerkliche Weiſe zu thun.“ Es fiel ihm wohl ein, den Barbier Ambroſio dazu zu bereden. Allein er fand es zu gefährlich, einen ſo albernen, ſchwatzhaften Menſchen an einem ſo furchtbaren Geheimniſſe Theil nehmen zu laſſen. Er richtete ſein Augenmerk auf einen jungen Menſchen aus ſeinem Gefolge, Namens Pedro, in den er ein unbegränztes Zutrauen ſetzte. Dieſer Pedro war ein junger Mann von vielen Talenten und großer Gewandtheit, keck und verwegen. Er bildete ſich auf ſeine Vorzüge ſehr viel ein, wollte ſehr hoch hinaus, und hatte ſich ſogar in den Kopf geſetzt, ein adeliges Fräulein, das ihm gefiel, zu heirathen. Alonſo dachte, Pedros unglückliche Leidenſchaft zu benützen, um ihn deſto leichter zu bereden. Indeß fühlte er einiges Entſetzen, dem Pedro einen ſolchen Antrag zu machen. Die That kam ihm noch gräßlicher vor, da er ſie nun ausſprechen und einem Menſchen offenbaren ſollte. Es ſchauderte ihm mehrmalen; er kämpfte mit ſich ſelbſt und ſein Innerſtes war wie in einem Aufruhr begriffen.

Indem Alonſo in ſolche ſchauerliche Gedanken vertieſt war, kam der Kammerdiener, und war nicht wenig erſtaunt, ſeinen Herrn mit der Miene und Geberde eines Verzweifelnden, den Kopf auf die Hand geſtützt, an dem Schreibtiſche zu erblicken. Da Alonſo die Gegenwart ſeines Dieners nicht wahr nahm, wagte es endlich dieſer, leiſe zu fragen, ob es ihm nicht gefällig ſey, zu ſpeiſen; indem die Frau Gräfin und die Kinder ſchon eine Stunde auf ihn warteten. Alonſo fuhr auf, gleich einem Verbrecher, der darüber erſchrickt, daß man ihn heimlich beobachte, und ſagte zornig: „Ich eſſe heute nicht zu Nacht. Ich will durchaus allein ſeyn. Bringe Lichter, einige Flaſchen Malaga und zwei Gläſer hieher!“ „Zwei Gläſer?“ fragte der Kammerdiener verwundert, weil ſein Herr zu gleicher Zeit erklärt hatte, er wolle allein ſeyn. „Zwei Gläſer, ſagte ich,“ rief der Graf mit einem Blick, der von Zorn funkelte; „hörſt du nicht mehr wohl? Mach geſchwind und bringe, was ich forderte; und dann pack dich, und laß dich dieſe Nacht nicht mehr vor mir ſehen.“

Der treue Diener entfernte ſich, und ſchüttelte, als er zur Thüre hinaus war, öfter den Kopf. Er fürchtete, ſein Herr ſey nicht recht bei Sinnen. Indeß brachte er ihm das Verlangte, und wünſchte ihm mit beſorgter Miene wehmüthig gute Nacht.

Fünftes Kapitel.

Der Lautenſpieler.

Pedro, den Alonſo ſich zu Vollbringung ſeines furchtbaren Anſchlages auserſehen hatte, war ein vortrefflicher Lautenſpieler und ein ſo ausgezeichnet guter Sänger, daß er nicht leicht ſeines Gleichen fand. Alonſo, der bei ſeiner Prachtliebe keinen Koſtenaufwand ſcheute und die Künſtler liebte, hatte ihn deßhalb in ſeine Dienſte genommen. Der treffliche Sänger mußte ſich gewöhnlich hören laſſen, wenn Alonſo große Tafel gab und er ſang dann am liebſten die Heldenthaten und wunderſamen Geſchichten alter ſpaniſcher Ritter, die ſich in dem Kriege gegen die Araber und Sarazenen hervorgethun hatten. Er hatte in ſeinem Geſange das Eigene, daß er unnöthige Zierathen vermied, und mit ſeiner reinen, volltönenden Stimme jedes Wort ſo deutlich ſprach, daß man keinen Buchſtaben überhörte. Beſonders wußte er die Leidenſchaften, die in ſeinen Liedern vorkamen — Freude und Trauer, Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe — ſo glücklich auszudrücken, daß man ſie mitfühlte. Alle Gäſte wurden von ſeinem Geſange und dem begleitenden Lautenſpiele oft ſo ergriffen, daß ſie Eſſen und Trinken vergaßen, und in dem Speiſeſaale feierliche Stille herrſchte.

Uebrigens war Pedro immer heiter und fröhlich, ſchön von Geſtalt und blühend von Angeſicht, und ſein ganzes Betragen war ungemein artig und gefällig. Auch wußte er ſich ſehr nett und zierlich, gewöhnlich Grün mit Silber, zu kleiden, und die knapp anliegende ſpaniſche Tracht mit geſchlitzten Bauſchärmeln und purpurfarbener Schärpe, ſo wie der kurze Mantel und der kleine, runde, ſchwarze Hut mit den weißen Straußenfedern, den er immer etwas ſchief auf dem blonden, lockigen Kopfe trug, ſtanden ihm ſehr gut.

Er hatte ſtudirt und bereits ein Jahr die Theologie gehört. Allein ſein Talent zur Muſik, das allgemeine Bewunderung erregte, machte ihn mit vielen Menſchen, Vornehmen und Geringen, bekannt, und bald war keine fröhliche Geſellſchaft mehr, bei der er fehlen durfte. Da er nun ſelbſt ſehr lebensluſtig war, ſo gab er die ernſten Studien auf, und lebte ganz der Kunſt und der Freude. Man konnte ihm übrigens keinen bedeutenden Fehler vorwerfen, als daß er ſehr leichtſinnig war, und ſein Vergnügen darin fand, die Menſchen zu täuſchen und zum Beſten zu haben, wozu er auch ein beſonderes Talent hatte.

Dieſer Lautenſpieler Pedro hatte Alonſo's ganzes Zutrauen gewonnen. Er wußte ſich in alle Launen ſeines Herrn zu fügen, und ihm auf die feinſte Art zu ſchmeicheln. Er galt bei ihm Alles, und war ihm unentbehrlich geworden. Auch Alonſo's Kindern war er ein ſehr lieber Mann. Er kam nie, ohne ihnen kleine Geſchenke zu bringen; er brachte den jungen Gräfinnen bunte Bänder und künſtliche Blumen, den jungen Grafen aber kleine zierliche Waffen, mit denen ſie übrigens, da die Flinten und Säbel bloß von Holz waren, kein ſonderliches Unglück anrichten konnten. Auch jene Trommel und Pfeife, die bei Ferdinands Ankunft erſchollen, waren ſein Geſchenk. Er lehrte die Fräulein das Filetſtricken, das damals die neueſte Mode war; er verfertigte den jungen Herren Pfeile und Bogen, und lehrte ſie damit nach einem Kürbiſſe ſchieſſen, dem er, freilich etwas unförmlich, die Geſtalt eines Türkenkopfs gegeben hatte. Er war unerſchöpflich, ſie zu unterhalten. Am liebſten aber vernahmen die Kinder die alten Heldenlieder, die er ihnen vorſang, und für ſie ſehr gut auszuwählen wußte; ſie hörten ihm allemal mit ſchauerlichem Vergnügen zu. Sie freuten ſich deßhalb jedesmal über die Ankunft des fröhlichen Sängers Pedro noch mehr, als über die Ankunft ihres Vaters.

Auch dieſes Mal hatte der Graf ſeinen Pedro mitgebracht; allein Pedro war gar nicht mehr der fröhliche Sänger, wie ehevor. Er war noch trauriger, als ſein Herr. Er ſah ſehr blaß und verſtört aus, redete wenig, und hatte alle ſeine vorige Munterkeit verloren. Er hatte ſogar vergeſſen, den Kindern irgend ein Geſchenk mitzubringen. Er vermied die Geſellſchaft der Menſchen, und wandelte mit verſchlungenen Armen in den dunkelſten Laubgängen des Gartens umher. Die Kinder ſuchten ihn dort auf, und baten ihn, eines ſeiner ſchönen Lieder zu ſingen. Er aber ſagte kurz, er ſey zum Singen gar nicht aufgelegt, und bat ſie, ihn zu verſchonen und allein zu laſſen.

Von dem Garten zog ſich ein grüner Raſen zwiſchen hohe, ſchauerliche Felſen hin. Das alte Denkmahl eines Helden aus der gräflichen Familie, der vor Jahrhunderten in dem Kriege gegen die Sarazenen hier gefallen war, ſtand auf dieſem Platze errichtet. Pedro begab ſich, als es bereits Mitternacht war, hieher. Der Vollmond erleuchtete das moosbewachſene, halb verwitterte Denkmahl von grauem Steine, und einen Theil des blaßgrünen Raſenplatzes. Alles, was ſonſt noch hier zu ſehen war, bedeckten die buſchigen Felſen mit ſchwarzen Schatten. Pedro ſetzte ſich in die tiefſten Schatten, und ſang dem Wiederhalle traurige Lieder vor.

Ohne daß Pedro Jemand gehen gehört, ſtand auf einmal Don Alonſo vor ihm. „Biſt du ſo ſpät noch hier, Pedro,“ ſagte er, „und klageſt dieſen unempfindlichen Felſen deine geheimen Leiden? Komm mit mir; hier iſt es ſo ſchauerlich, wie auf einem Kirchhofe! Ich habe dir angenehmere Dinge zu ſagen, und werde dir fröhlichere Ausſichten eröffnen.“ Er wandte ſich und ſchritt voran, und Pedro folgte ihm ſtillſchweigend und mit geſenktem Haupte.

Sechstes Kapitel.

Der argliſtige Verführer.

Don Alonſo ging durch den finſtern Gang in den alten, furchtbaren Thurm, und verſchloß und verriegelte ſorgfältig alle die eiſernen Thüren, durch die er mit Pedro kam. Sie traten in das Arbeitszimmer des Grafen. Zwei brennende Wachskerzen ſtanden auf dem Tiſche, und erleuchteten das ſchwarzgraue mit den Bildniſſen und Waffen alter Ritter ausgezierte Gewölbe. Zu Pedro's großem Erſtaunen lag zwiſchen den Weinflaſchen und Gläſern auf dem Tiſche ein großes entblößtes Schlachtſchwert.

„Setze dich zu mir, lieber Pedro," ſprach Alonſo, „ich habe mit dir zu reden, und dieſe mitternächtliche Stunde dazu auserſehen. Sieh doch nach, ob ich das Schloß des Vorzimmers auch wirklich abgeſchloſſen habe. Ich bin ſo zerſtreut. Riegle auch die Zimmerthüre — mit ſieben Riegeln möchte ich ſagen, wenn ſie ſo viel hätte."

Pedro that es, und ſetzte ſich voll Erwartung der Dinge, die ſein Herr ihm zu ſagen habe, zu ihm an den Tiſch.

Alonſo ſchenkte Wein ein und ſprach: „Trink erſt; wir beide haben es nothwendig, unſern trüben Geiſt zu erheitern. Wie, ſtoß einmal an, lieber, lieber Pedro, du der treueſte meiner Freunde!" Pedro ſtieß verwundert an, denn ſo vertraulich hatte ſein Herr noch nie mit ihm geſprochen.

Sie tranken, Alonſo ſchenkte mehrmal ein, ſchwieg aber noch immer. Dieſe Stille hatte für Pedro etwas Aengſtliches und erregte ihm Schauer. Endlich fing Alonſo an: „Ich befinde mich in einer ſchrecklichen Lage! Du, lieber Pedro, biſt der erſte Menſch, dem ich davon ſage. Ich ſtehe in der drohendſten Gefahr zu Schanden zu werden vor der ganzen Welt. Die Schmach, die mich gleich einem über mich herfallenden Berge zu bedecken droht, überlebe ich nicht. Liebſter Pedro, ich bin ein Bettler. Von dieſem Schloſſe gehört kein Ziegel auf dem Dache mehr mein; von allen meinen Gütern bleibt mir nicht ſo viel, als ein Pferd mit dem Hufe bedecken kann.«

Pedro war über dieſe unerwartete Nachricht ſo erſtaunt, daß er kein Wort darüber zu ſagen wußte; es war ihm gar nie eingefallen, nachzudenken, woher Alonſo das viele Geld nehme, ſeinen ungeheuren Aufwand zu beſtreiten.

„Du ſiehſt mich betroffen und mit ſtarren Augen an, lieber Junge!« ſagte Alonſo. „Mich wundert das nicht; denn bis zu dieſer Stunde haſt du um mich her nichts, als Glanz und Ueberfluß geſehen. Ach, liebſter Pedro, nicht Alles was glänzt, iſt Gold. Glaube mir, ich bin keine acht Tage mehr ſicher, mit Weib und Kindern aus dieſem Schloſſe vertrieben zu werden. Wovon ſoll ich dann leben? Es iſt zum verzweifeln. Meine Knaben wachſen heran; ich ſollte ſie an öffentliche Lehranſtalten und auf die theure hohe Schule ſchicken, und kann keinen Heller für ſie bezahlen. Die Mädchen ſollten, wenn auch kein Heirathgut, doch wenigſtens eine ſtandesmäßige Ausfertigung haben, und ich kann ihnen nicht eine Stecknadel mitgeben. Denke, wie es da einem Vater um's Herz ſeyn muß!«

Pedro war ſehr betrübt, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen.

„Du weineſt, treue Seele!“ ſprach Alonſo; „nun denke dir erſt, welchen herzzerreißenden Jammer Mutter und Kinder erheben werden, wenn wir dieſes Schloß für immer räumen müſſen! Ach die gute Mutter! Die arme Frau weiß nicht, wie ſchlecht ich ſtehe. Sie merkt wohl ſo etwas davon, daß meine Finanzen nicht die beſten ſeyen. Sie ermahnt mich oft, ſanft und ſchüchtern, zu ſparen. Sie ſelbſt lebt hier auf dem Schloſſe, wenn ich nicht da bin, ſo ſchlecht und recht, wie eine Bürgersfrau, und meint Wunder, was das ſey, wenn ſie des Jahrs ein oder zwei hundert Gulden erſpart, die ich manchmal an einem Abende am Spieltiſche verliere. Wie wird ſie ſich entſetzen, wenn ſie von meiner ungeheuren Schuldenlaſt hört! Das wird ihr Tod ſeyn. Und doch iſt mir all der Jammer noch nichts gegen die Schmach, die meiner wartet. Dieſe ertrage ich nicht; ich überlebe ſie nicht. Lieber todt, als ſo beſchimpft. In dieſer äußerſten Noth nehme ich nun meine Zuflucht zu dir, liebſter, beſter Pedro! Du biſt der Mann, auf den ich mein ganzes Vertrauen ſetze! Du mußt mein Retter ſeyn!“

„Ich?“ rief Pedro höchſt erſtaunt; „träumet Ihr, lieber Herr, oder verwirren Eure mißlichen Umſtände Euch die Sinne? Ich habe von der Welt nichts, als mein Lautenſpiel. Was kann ich Aermſter für Euch thun?«

„Viel, ſehr viel, Alles!“ ſagte Alonſo; „Du ſollſt nicht nur mir helfen, ſondern auch dir ſelbſt. Du ſollſt ein ausgemachter Mann, ein Mann, von Rang und Vermögen, ein Edelmann werden. — Was ſchaueſt du mich ſo ſeltſam und bedenklich an? Ich ſcherze nicht; in dieſen meinen traurigen Umſtänden am allerwenigſten. Es iſt mein Ernſt. Wir wollen einmal recht vertraulich mit einander ſprechen, mein theuerſter Pedro! Höre mich an! Ich weiß die Geheimniſſe deines Herzens ſehr gut, obwohl du ſie ſorgfältig vor mir verheimlicheſt. Umſonſt biſt du nicht ſo blaß und abgemagert, und ſingſt anſtatt luſtiger Lieder den tauben Felſen deine Qualen vor. Jenes wunderſchöne Fräulein, dem du zu Madrid Unterricht im Geſang und Lautenſpiel gegeben, iſt die Urheberin deiner Leiden. Du errötheſt? Du fürchteſt, ich werde dich tadeln, daß du deine Gedanken zu einem adeligen Fräulein erhebeſt, und wohl gar den Gedanken hegeſt, ſie zu heirathen? Nein, ich tadle dich nicht; die Vortrefflichkeit des Fräuleins entſchuldigt deine Wünſche. Ja, ich weiß nicht nur dein Geheimniß; ich weiß noch mehr! Fräulein Laura theilt deine Empfindungen. Sie iſt von deiner Liebenswürdigkeit entzückt; ſie iſt ſehr geneigt, dir am Altare die Hand zu reichen. Heute noch würde ſie mit dir ziehen, und wenn es ſeyn müßte, mit dir vor den Thüren ihre liebliche Stimme ertönen laſſen, um das tägliche Brod zu erwerben. Sie würde dabei ſich ſo glücklich dünken, wie eine Königin. Allein den Eltern iſt die Neigung ihrer Tochter zu einem Lautenſpieler ein Gräuel. Sie wiſſen, wie ihr gegen einander geſinnt ſeyd, und daß euer Wunſch, einander zu heirathen, faſt bis zum Wahnſinne gehe. Der Vater wollte dich aufgreifen laſſen und dich nach Amerika ſenden. Allein die Mutter, dieſe kluge Frau, will ſich keiner gewaltſamen Mittel bedienen. Sie thut, als wüßte ſie von Allem nichts. Sie ſchrieb an eine Freundin, die fünfzig Meilen von hier entfernt lebt, und dieſe Freundin lud in einem ſehr verbindlichen Schreiben und wie aus eigenem Antrieb das Fräulein zu ſich auf ihr Schloß ein. Dieſe Freundin wird dort das arme Fräulein bewachen, wie in deinen Ritterbüchern die Drachen eine bezauberte Prinzeſſin bewachten. Entfernung und Zeit, hofft die Mutter, werde ihrer Tochter dieſe Neigung vergeſſen machen. So wird es auch gehen. Wenigſtens wirſt du das geliebte Fräulein in deinem Leben nicht mehr ſehen. Du ſeufzeſt, guter Junge? Seufze nicht! Ich will dir einen leichten Weg zeigen, dir ein Rittergut und einen Adelsbrief zu verſchaffen, und alsdann deine holde Laura mit Einwilligung der Eltern, als deine Braut in dein Schloß heimzuführen. Obwohl die Eltern arm ſind, und ihrer Tochter keine Ausſteuer geben können, ſo würden ſie dennoch lieber Hungers ſterben, als ſie an einen Bürgerlichen verheirathen, und wenn er auch alles Gold beider Indien hätte. Allein ſobald du geadelt biſt und überdies noch der Braut ein ſchönes Rittergut zubringeſt, werden ſie gegen die Heirath eben nichts Sonderliches einzuwenden haben. Ich forſchte ſie aus, und kenne dieſe ihre Geſinnungen genau. Nun, liebſter Pedro, hängt es nur von dir ab, Herr eines Schloſſes, Edelmann und Bräutigam zu werden.“

„Ihr ſprecht heute in lauter Räthſeln,“ ſagte Pedro, „und ich begreife Euch nicht. Was Ihr mir da vorſpiegelt, ſind freilich lauter ſchöne goldene Träume — aber nichts weiter als Träume. Ich bin und bleibe der Unglücklichſte aller Sterblichen.“

„Das ſollſt du aber weder ſeyn noch bleiben,“ ſprach Alonſo. „Höre mich nur an, liebſter Pedro.“ Er rückte mit ſeinem Seſſel näher, und ſagte ihm mit hohler, gedämpfter Stimme in das Ohr: „Der kleine Knabe, der jetzt eben krank darnieder liegt, iſt die Urſache meines Elends, meiner Verzweiflung — er darf nicht mehr geſund werden. Das iſt Alles! Haſt du mich verſtanden?“

Pedro ſchüttelte mit dem Kopfe; Alonſo fuhr mit leiſer Stimme fort: „Du gibſt ihm ein Säftchen als Arzney, von dem er nicht mehr geſund wird. Iſt das Unglückskind todt, ſo bin ich regierender Graf von Alvaida, und überlaſſe dir dieſes Schloß. Bald kannſt du dann hier mit deiner Gemahlin Laura an eben dieſem Tiſche ſitzen, an dem wir jetzt ſitzen. Wenn du, ohne Verdacht zu erregen, dir kein Gift zu verſchaffen weißt, ſo greife zum Dolch.“

Pedro ſprang vom Seſſel auf und rief: „Was? Wie? Ich? Ich ſollte den holden Knaben, der mir nie ein Leid gethan, durch Gift oder Dolch hinrichten! Nein, nein! Das iſt zu gräßlich! Mir ſchaudert! Nie, nie werde ich es thun! Ewig nicht!“

„Um Gottes willen,“ ſprach Alonſo, „ſchreie nicht ſo und höre mich nur erſt an! Höre mich erſt ganz, ohne mich zu unterbrechen und dann entſcheide.“

Alonſo ſuchte nun liſtig alle Scheingründe auf, das Gräßliche einer ſolchen That zu beſchönigen, und den widerſtrebenden Pedro dazu zu bereden.

„Siehſt du das Schwert hier auf dem Tiſche, Pedro!“ ſagte er vertraulich. „Ich habe es im Kriege mit Macht geführt. Das Blut vieler Menſchen, die mir kein Leid gethan haben, klebte daran. Ja, auf meine Befehle ſtürzten Freund und Feind, blühende Jünglinge und kraftvolle Männer, wie jener elende Knabe nie einer werden wird, zu Hunderten, ja zu Tauſenden hinein in einen blutigen Tod. Ob der Krieg gerecht war? Ich weiß es nicht; ich zweifle daran. Allein, ich hatte das nicht zu unterſuchen. Ich überließ das Denen, die den Krieg unternommen. Ich war ein blindes Werkzeug meines Herrn, tödtete ſo Viele, als ich konnte, und hatte Ruhm und Ehre davon, ohne mein Gewiſſen zu verletzen. Auch ich bin dein Herr und Gebieter; ſey du mein blindes Werkzeug. Vollziehe die Befehle deines Herrn. Ich, dein Herr gebiete Dir die That. Ob ſie recht oder unrecht ſey, das geht dich gar nichts an; das iſt meine Sache. Ich will ſie auf mich nehmen; ſo bleibt dein Gewiſſen rein. Du handelſt gar nicht aus dir ſelbſt; du gehorchſt nur; und Gehorſam iſt eine Tugend, kein Verbrechen.“

Pedro ſagte: „Gebt mir dieſes Euer Schwert; ich will es mit meiner Laute vertauſchen. In einem ehrlichen Kriege, Stirn gegen Stirn, will ich zeigen, daß es mir nicht an Tapferkeit fehle. Allein Deſſen, wozu Ihr mich gebrauchen wollet, bin ich nicht fähig. Dazu habe ich nicht Muth; ſo wie kein ehrlicher Mann ihn haben wird. Es ſchaudert mir davor! Meuchelmord iſt das Schrecklichſte, das ich mir denken kann; er iſt ſchwarz wie die Hölle.“

„Nochmal, lieber Pedro,“ ſprach Alonſo, „die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, als du ſie dir vorſtelleſt. Der Knabe iſt gleich ſeinen frühe verſtorbenen Eltern ſchwächlich, und brachte den Keim eines frühen Todes ſchon mit zur Welt. Wenn er ſich auch von dieſer Krankheit, was gar nicht wahrſcheinlich iſt, wieder erholen ſollte, wie lange wird er noch leben? Ein Jährchen höchſtens; vielleicht kein halbes, vielleicht kein Viertel-Jährchen.“

Pedro ſagte ſchüchtern: „Ferdinand iſt wohl ein ſehr zarter Knabe; allein daß er ſo ſchwach ſein ſollte, als Ihr ihn ſchildert, kann ich nicht glauben.“

„Mir iſt das ganz ausgemacht und gewiß!“ ſprach Alonſo. „Zwar könnte er wegen meiner hundert Jahre alt werden; ich würde es ihm nicht mißgönnen. Seine Erbſchaft wäre mir gleichgültig, wenn meine Umſtände nicht ſo ſchrecklich wären. Allein die Noth iſt dringend, der Augenblick iſt entſcheidend. Wenn ich zuwarte, bin ich verloren. Zeit und Gelegenheit ſind eben jetzt günſtig, und kehren nicht ſo leicht wieder. Kein Menſch wird ſich wundern, daß ein ſchon ſeit Lebens kränkliches Kind an einem heftigen Fieber ſterbe. Es kann nicht der geringſte Verdacht auf uns fallen. Lebt er aber nur noch acht Tage, ſo iſt mein Unglück vollendet. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele, das Wohl meiner Familie, Alles, Alles. Was iſt nun beſſer, daß ein ſchwindſüchtiges Kind ſein armſeliges Leben noch einige Wochen hinſchleppe, oder daß meine Ehre unwiderbringlich verloren gehe, und mein Weib und meine Kinder in unabſehliches Elend geſtürzt werden? Warte nur noch zu und du wirſt bald mit Augen ſehen, wie dein Herr mit allen den Seinigen aus dieſem Schloſſe verſtoßen wird und als ein Spott und Hohn der Menſchen, in irgend einer Bauernhütte vergebens ein Unterkommen ſuche. Und das Alles, damit das vom Siechthum gequälte Kind ſich noch länger quäle. O wahrhaftig, einem Leidenden ſeine Leiden abzukürzen, iſt eine Wohlthat für ihn. Das mußt du doch wohl einſehen?«

»Ich ſehe wohl ein,« ſprach Pedro, »daß man einer böſen Sache mit ſchönen Worten einen guten Schein geben kann. Manchem, der Euch ſo reden hörte, dürfte es faſt ſo vorkommen, Ihr hättet Recht. Allein es iſt nicht ſo; eine untrügliche Stimme in meinem Innerſten ſpricht anders. — Mein liebſter Herr und Gebieter! Der Himmel weiß es, Eure gegenwärtige Noth zerreißt mir das Herz. Wenn ich Euch mit meinem Blute, mit meinem Leben aus dieſer Noth retten könnte — ich würde es mit Freuden thun. Aber, daß ich mein Gewiſſen ſo ſchrecklich beſchwere, daß ich euch das Heil meiner Seele aufopfere — ach verlangt das nicht! Ich kann es nicht.«

»Nun denn,« ſprach Alonſo, ſprang auf, und griff mit einem grimmigen Blicke nach dem Schwerte; »da du mir nicht zu Willen ſeyn willſt, ſo will ich es kurz machen. Einer von Beiden, der Knabe oder ich — muß ſterben. Da du mir deine Hülfe verſagſt, du, auf den ich zu ſehr vertraute, und ohne den ich die That nicht ausführen kann — da du willſt, der Knabe ſoll leben, ſo will ich ſterben. Hier vor deinen Augen ſtürze ich mich in dieſes Schwert!“ Er ſtellte den Griff des Schwertes auf den Boden, und kehrte die Spitze gegen ſeine Bruſt.

Allein Pedro hielt ihn zurück. Er war überzeugt, daß Alonſo, der ganz außer ſich ſchien, keine leeren Drohungen vorbringe, ſondern, daß er bei ſeiner heftigen Gemüthsart ſicher auf der Stelle ſich ermorden würde. „Um des Himmels willen, thut doch das nicht,“ ſagte Pedro, den eine wahre Todesangſt ergriff. „Ach, wenn es denn ſo ſeyn muß, und es nicht zu ändern iſt, ſo iſt es doch beſſer, der Knabe ſterbe, als Ihr. Ich will Euch gehorchen.“

„Schwöre mir,“ ſprach Alonſo, „daß du mich nicht betrügen, ſondern meine Befehle genau vollziehen wolleſt.“

Pedro ſchwor, zitternd und bebend; er war ſo blaß wie eine Leiche, und kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne. Noch nie in ſeinem ganzen Leben war es ihm ſo bang und unheimlich geweſen, wie bei dieſem Eide. Nachdem er den furchtbaren Eid, ſo wie Alonſo befahl, ihm nachgeſprochen hatte, eine Hand auf das Schwert legend, die andere zum Himmel erhebend, ſagte Alonſo: „Nun gut! Wenn du aber dich anders bedenken, wenn du dieſen deinen Eid brechen und mir treulos werden ſollteſt, ſo zittre — zittre vor meiner Rache!“ Zugleich ſchwang er ſein Schwert über Pedros Haupt, daß dieſer erſchrocken zurück wich.

Alonſo legte das Schwert bei Seite, ſetzte ſich wieder an den Tiſch, und bot dem Pedro die Hand. „Sey nur gutes Muthes,“ ſagte er, „und mache aus der Sache nicht ſo viel Weſens. Es wird alles gut gehen. — Nun höre, was ich dir noch weiter zu ſagen habe. Morgen mit Anbruch des Tages, reiſe ich mit allen den Meinigen in die Reſidenz. Denn Weiber und Kinder dürfen bei der Geſchichte, die hier vorgehen wird, nicht zugegen ſeyn. Meine Frau wird zwar Schwierigkeiten machen, das liebe Mutterſöhnlein zu verlaſſen. Allein der alberne Bartſcheerer hat uns mit ſeinem Lärmen ſchon vorgearbeitet. Da ſie weiß, wie bösartig dieſes Jahr die Blattern ſeyen, ſo iſt ſie ſchon lange her ſehr in Angſt und Schrecken, ihre Kinder möchten in dieſem Jahre von dieſer garſtigen Krankheit befallen werden. Ich denke, ſie wird deßhalb eilen, mit ihren Kindern aus dem Schloſſe weiter zu kommen. Sollte ſie aber bei dem kranken Knaben bleiben wollen, und Miene machen, die Kinder allein mit mir ziehen zu laſſen, ſo weiß ich zu befehlen, und ſie wird zu gehorchen wiſſen. Zu ihrer Beruhigung werde ich aber dann ſagen, daß ich dich, den der Knabe wohl leiden kann, als Krankenwärter zurücklaſſen werde. Auch werde ich dir zum Scheine befehlen, du ſolleſt einen Arzt aus Salamanka rufen laſſen, was du aber wohl wirſt bleiben laſſen; denn Der würde uns den ganzen Handel verderben.“

„Noch Eins muß ich dir ſagen,“ ſprach Alonſo, „damit ich morgen bei Zeiten weiter reiſen kann. Heute Nacht, ungefähr bis ein oder zwei Uhr, kommt eine Ordonanz, ein Küraſſier zu Pferd, und bringt mir in andern Geſchäften einen Brief mit großem, königlichem Siegel. Bleib bis dahin auf, und nimm den Brief in Empfang. Vor Anbruch des Tages weckſt du mich dann, und ſagſt, den Brief mit dem großen Siegel habe in der Nacht ein reitender Bote aus Madrid gebracht, und ich gebe vor, daß ich eilends zum Könige müſſe. Das gibt mir einen Grund meine Leute zu treiben, ſogleich abzureiſen. Niemand bleibt hier zurück, als die alte Beſchließerin, die du, ſo wie den einfältigen Barbier, leicht hintergehen kannſt. Nach drei Tagen ſchickſt du mir einen ſchwarz geſiegelten Brief voll Ach und Weh, mit der Nachricht, der junge Graf ſey an ſeinem Fieber geſtorben. Der Brief muß ſo geſchrieben ſeyn, daß ihn Jedermann leſen darf. Was du mir ſonſt noch etwa wirſt zu ſagen haben, das ſchreibe auf einen beſondern Zettel, den du beiſchließeſt. Der Reitende darf den

Brief nur in meine Hand übergeben. Niemand ahnet dann, was vorgegangen. Ich laſſe dem jungen Herrn ein prächtiges Leichenbegängniß halten — und werde Grand von Spanien; du aber wirſt Herr dieſes Schloſſes und Gemahl des liebenswürdigſten Fräuleins von der Welt. — So, nun geh! Gute Nacht!“

Pedro ging mit wankenden Schritten, wie ein Menſch im Traume. Er war von Schrecken, Furcht und Hoffnung wie betäubt. Wiewohl ihm die Hoffnungen, die ihm Alonſo machte, ſehr angenehm waren, ſo hatte ihn doch nur die Furcht vor den Drohungen dieſes ſeines Herrn dahin gebracht, den Eid zu leiſten, und er glaubte nun, er müſſe die beſchworene Mordthat vollbringen.

Siebentes Kapitel.

Die ſcheidende Mutter

Lange vor Anbruch des Tages pochte Pedro an der Thüre Alonſo's, und übergab gemäß der Abrede den Brief, den er durch den Reitenden erhalten hatte. Alonſo ſagte zu ſeiner Gemahlin, die durch den Lärm aufgeweckt worden: „Ich muß eilends nach Madrid reiſen; das kommt mir eben nicht ungelegen. So können wir ſogleich mit einander abreiſen. Alles, was wir zur Reiſe nöthig haben, haſt du ſicher ſchon einpacken laſſen?“

Donna Blanka antwortete: „Sollte der gute Fernando denn wirklich die Blattern bekommen, und ſollte ich es nicht wagen dürfen, mit den Kindern hier zu bleiben?“

„Wie!“ rief Alonſo auffahrend, „willſt du alle deine Kinder dem fremden Knaben aufopfern? Willſt du ſie blind, lahm, von Blatternarben entſtellt, als Krüppel oder gar als Leichen um dich ſehen?“

„Nun denn,“ ſagte Gräfin Blanka, „ſo reiſe mit den Kindern in Gottes Namen in die Stadt. Ich kann das kranke Kind nicht allein und ohne Pflege zurück laſſen?“

„Wie aber?“ ſagte Alonſo, „wenn unſere Kinder von dem Blatterngifte auch ſchon angeſteckt ſeyn ſollten, und es dann in der Stadt zum Ausbruch kommen würde? Sollten ſie dann ohne mütterliche Pflege dahin ſterben?“

„Dann werde ich auf die erſte Nachricht in die Stadt eilen!“ ſagte die Gräfin.

Don Alonſo rief mit Trotz: „Nun habe ich der Einwendungen ſatt. In einer Stunde müſſen wir in dem Wagen ſitzen. Das muß ſeyn; ſo will ichs. — Mein getreuer Pedro, den der Knabe liebt, mag indeß, ſo hart ich ihn entbehre, bei dem kranken Knaben zurück bleiben. Ich habe ihm ſchon die nöthigen Befehle und zugleich den Auftrag gegeben, den beſten Arzt aus Salamanka rufen zu laſſen. Du kannſt daher ganz ruhig ſeyn. Mach alſo Anſtalt zur Abreiſe.“

Die Gräfin wußte aus langer Erfahrung, daß man dem heftigen Manne nicht widerſprechen dürfe, ohne Uebel ärger zu machen. Sie ging und machte ſich mit den Kindern reiſefertig.

Völlig zur Reiſe angekleidet kam ſie mit ihren Kindern in das Krankenzimmer des armen Kleinen. Die Kinder blieben jedoch in einiger Entfernung von dem Krankenbette ſtehen. „Ach, mein Gott?“ ſeufzte der kranke Ferdinand; „ſo willſt du mich denn verlaſſen, liebſte Mutter? Und auch ihr, meine lieben Geſchwiſter, wollet alle gehen, und euren kranken Bruder allein in ſeinen Schmerzen liegen laſſen. Ach bleib doch, liebſte Mutter, ſonſt ſterbe ich gewiß!“

„Es muß ſo ſeyn,“ ſagte die Gräfin, „ich darf nicht bleiben, liebſter Fernando!“ Sie hatte Thränen in den Augen. Ferdinand fing an zu ſchluchzen; alle Kinder weinten. Die Gräfin küßte den beſtürzten Knaben, und ſegnete ihn. Sie ahnete nicht, daß ſein lockiges Haupt ſchon auf eine ſchrecklichere Art, als ſie es ſich denken konnte, dem Tode gewidmet ſey. „Sey getroſt, liebſter Fernando,“ ſagte ſie, „Gott bleibt bei dir; Er wird dich retten. Wir alle beten für dich!“

Die Kinder nahmen nun, unter vielen Thränen auch Abſchied von ihm, jedoch ohne ſich dem Bette ganz zu nähern.

„Ach,“ ſagte Ferdinand wehmüthig, „iſt denn meine Krankheit ſo bös, daß ihr euch ſcheuet, mir näher zu kommen? Doch bleibt nur dort, wo ihr ſteht,“ rief er, als ſie ihm näher kommen wollten, und wehrte ihnen mit der kleinen Hand ab. „Ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß ihr ſolche Schmerzen leiden müßtet, wie ich.“

Die Gräfin weinte, von dieſer liebevollen Sorgſalt für ſeine Geſchwiſter gerührt, heftiger, und ſagte: „Wir ſehen uns alle bald wieder!“ und wandte ſich mit einem wehmüthigen Blicke von ihm.

„O,“ rief Ferdinand mit ſchmerzlicher Stimme „o nie, nie mehr, in dieſer Welt nie mehr!“

Sie wandte ſich noch einmal zu ihm. Allein Don Alonſo rief mit donnernder Stimme zur Thüre herein: „Wird's bald? Der Wagen iſt längſt vorgefahren.“ Er wagte es nicht, zu dem kranken Kinde hinein zu gehen, und ihm Lebewohl zu ſagen. Denn ſo grauſam und gefühllos er gegen den armen ſchuldloſen Knaben war, und ſo muthig er in den Schlachten dem Tod in's Auge geſehen hatte, ſo hatte er jezt doch nicht den Muth, einem Kinde, das er zu morden dachte, unter die Augen zu treten. Er fühlte wider Willen die Macht des Gewiſſens.

Die Gräſin aber riß ſich mit ihren Kindern von dem kleinen Lieblinge ihrer Aller los, ſetzte ſich mit ihnen in den Wagen, und der Wagen rollte über die zitternde Zugbrücke zum Burgthore hinaus.

Achtes Kapitel.

Der Betrüger, der ſich ſelbſt am meiſten betrügt.

Nachdem Don Alonſo mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern, und ſämmtlichem Gefolge das Schloß verlaſſen hatte, ward es Pedro in dieſen alterthümlichen Mauern, in denen er allein zurück blieb und eine ſo furchtbare That vollbringen ſollte, ganz unbeſchreiblich bange. Die Stille, die rings um ihn herrſchte, hatte für ihn etwas Schauerliches; der Wiederhall ſeiner Fußtritte in den gewölbten Gängen ſchreckte ihn. Mit bebendem Herzen betrat er das Zimmer, in dem Ferdinand krank lag.

„Ach du lieber Pedro!“ rief der holde Knabe, deſſen Augen vom Weinen roth und aufgeſchwollen waren, ihm entgegen; „du biſt doch recht gut, daß du bei mir bleibeſt. Ich armes Kind wäre ja ſonſt ganz verlaſſen! Aber was iſt dir? Du ſiehſt ganz zerſtört und entſtellt aus! Biſt du über die Abreiſe meiner Eltern und Geſchwiſter ſo betrübt? Oder geht dir meine Krankheit ſo zu Herzen? Ach, ich ſehe es an deinen Blicken, ich werde wohl ſterben müſſen. Allein habe du kein zu großes Mitleid mit mir. Ich bekomme es ja beſſer; ich werde dann, wie die Mutter ſagt, ein ſchöner Engel in dem Himmel. Hier auf Erden iſt unſer Bleibens doch nicht; wir wollen ja alle einmal in den Himmel kommen, zu dem lieben Gott, und wir freuen uns darauf! Du freueſt dich doch auch darauf! Nicht wahr, lieber Pedro?“

Pedro ſchwieg; die Reden des unſchuldigen Kindes ſchnitten ihm durch's Herz. Er konnte jetzt nicht mit Freude an den Himmel denken; er dachte mit Schrecken an die Hölle. Der Gedanke, dieſes ſchuldloſe, engelgleiche Kind zu morden, erfüllte ihn mit Entſetzen und ſträubte ihm die Haare empor. Aber auch die Furcht vor dem Zorne Alonſo's machte ihn beben, noch mehr, als die Furcht vor der Hölle. Es ward ihm ſehr ängſtlich; er ſtand auf, und ging in das nächſte Zimmer. „Alonſo,“ dachte er, „wird mich ermorden, wenn ich das Kind leben laſſe, und das Kind wird dem Tode doch nicht entgehen. Er findet leicht andere Hände, es aus der Welt zu ſchaffen. Ich will einmal verſuchen, ob ich Gift auftreiben kann; ich kann ja dann noch allemal thun, was ich will.“

Pedro ging von dem Schloſſe hinab in das Dorf, und ſann unterwegs auf irgend einen Vorwand, von dem Barbier Gift zu kaufen. Denn er wußte wohl, es ſey verboten, Gift zu verkaufen.

Ambroſio, welcher Doktor und Apotheker zugleich war, ſah durch das Gitter am Fenſter ihn kommen, ſtellte ſich ſchnell an ſeinen Mörſer, und ſtieß darauf los, daß man das Klingen ſchon von Weitem hörte. Er wollte ſich das Anſehen geben, als habe er alle Hände voll Arbeit. Doch jetzt kam er aus dem Hauſe hervor, und rief ſchon von Weitem dem Pedro entgegen: „Ah, guten Morgen, guten Morgen, Herr Pedro, ſchon ſo früh auf? Nun; wie ſteht's mit unſerm kleinen Pazienten? Doch, was iſt Euch? Mich däucht, Ihr ſelbſt habt meine Hülfe nöthig. Ihr ſehet ganz blaß aus! Kommt, laſſet mich Euern Puls fühlen! — Er geht ſehr fieberhaft! Sagt doch einmal, was fehlt Euch?“

„Ach nichts!“ ſagte Pedro; „ich habe bloß die vergangene Nacht ſehr ſchlecht geſchlafen. Es gibt ſo viel Mäuſe und Ratten in dieſem alten Schloſſe. Könnet ihr mir kein Gift für dieſe beſchwerlichen Gäſte geben?“

„Hum,“ ſagte der Barbier, „ich hatte herrliches Mäuſegift und ein prächtiges Mittel zum Beſten der Ratten; allein wirklich bin ich nicht mehr damit verſehen.“

„Nun,“ ſagte Pedro, „Ihr werdet doch ſonſt irgend ein Gift in Eurer Apotheke haben?“

„Nein“ ſprach der Barbier verdrießlich. „Der

Doktor von Salamanka, der meine Apotheke geviſitirt, hat mir alle Gifte weggenommen, ja ſogar alle heftig angreifende Arzneimittel; er hat mir nur ganz unſchuldige Mittel gelaſſen, mit denen ich kein zu großes Unheil anrichten könne.“

„Wißt ihr mir nicht ſonſt Gift zu verſchaffen?“ fragte Pedro. „Ich hätte es wirklich ſehr nöthig.“

Allein Ambroſio ſagte höchſt bedenklich: „Ihr werdet es ja doch nicht ſelbſt einnehmen wollen? Ihr kommt mir heute ſo zerſtört vor, daß Ihr zu ſo etwas wohl Luſt haben könntet.“

„Liebwertheſter Herr Doktor Ambroſio,“ ſprach der betrügeriſche Pedro; ich ſehe nun wohl, daß ich ganz aufrichtig mit Euch ſeyn muß. Seht, es gilt lediglich eine Wette. Ein junger Herr von Adel behauptete neulich in einer Geſellſchaft, wie denn ſo beim Weine allerlei Geſpräche vorfallen, einem Menſchen wie mir, der nicht von Stand und Rang ſey, werde man niemals Gift zu kaufen geben, ſo viel Geld er auch dafür auslegen wollte. Das verdroß mich, und ich wettete ſechs Goldſtücke, innerhalb ſechs Tagen mir eine gute Portion Gift, in einem Pülverchen oder Säftchen, wie man es verlange, zu verſchaffen. Damit Ihr aber ſeht, daß ich es redlich mit Euch meine und Euch die Wahrheit ſage, ſo will ich den Gewinn der Wette mit Euch theilen. Seht, da habe ich die ſechs Goldſtücke, um die ich wettete, in Bereitſchaft, und gebe

Euch hier drei davon. Nur muß ich das Pülverchen oder Säftchen ſogleich haben, ſonſt verliere ich die Wette. Es ſind an den ſechs Tagen ſchon viere verfloſſen.“

Ambroſio blickte mit freudigen Augen auf das Gold. Allein ſo arm er war, ſo war er doch, wie die Bauern im Dorfe ſich ausdrückten, eine recht ehrliche Haut. Wenn er geahnet hätte, wozu Pedro das Gift verlange, er hätte um alle Schätze der Welt ihm keines gegeben. Er ſagte in ſeiner Einfalt: „Ei, da es nur eine Wette gilt, ſo iſt das etwas Anderes. Obwohl ich kein Gift habe, und die Herren Apotheker mir keines verabfolgen laſſen, ſo will ich Euch von dieſer verbotenen Waare dennoch ſo viel verſchaffen, als Ihr nur immer wollt. Einige Meilen von hier in dem Gebirge lebt ein alter Einſiedler, der, wie ich glaube, aus dem Morgenlande gekommen und ein großer Magnus iſt.“

„Ein Magus, wollt Ihr ſagen,“ ſprach Pedro; „und verſteht darunter wohl gar einen Zauberer. Allein woher wißt Ihr, daß er das iſt?“

„Ha,“ ſagte Ambroſio, „das iſt gut merken, daß er ſo etwas von einem Zauberer iſt, weil er oft ganze Tage hindurch auf den Bergen umher klettert, um Kräuter und Steine zu ſuchen, halbe Nächte bei ſeinem Schmelztigel am Glutofen ſitzt, eine Himmelskugel in ſeiner Zelle ſtehen hat, und oft ganze Nächte hindurch nach den Sternen guckt.

Zu dieſem will ich gehen. Da er alle Pflanzen und Kräutlein auf dem Erdboden, ſowohl heilſame als giftige, genau kennt, ſo bereitet er mir ſicher ein Tränklein, das ich nicht zum Schlaftrunke nehmen möchte; denn ich würde dann nicht mehr erwachen, bis an den jüngſten Tag. Ich will nur noch zuvor, in Kraft meiner aufhabenden Amtspflicht, nach meinem lieben kleinen Pazienten ſehen."

„Geht lieber ſogleich zu dem Einſiedler," ſprach Pedro; „Euren kleinen Pazienten habt Ihr ja geſtern ſo reichlich mit Arznei verſehen, daß er wohl acht Tage genug daran hat. Ich werde ihm jede Stunde fleißig davon eingeben."

„Thut aber das gewiß," ſagte Ambroſio, und drohte ihm mit dem Finger; „ſonſt könnte es übel gehen. Denn eine Krankheit gedeiht nie beſſer, als wenn meine hülfreiche Hand ſie unterſtützt." Er ſetzte ſeine etwas zerzauste Staatsperücke auf, nahm ſeinen bordirten dreiſpitzigen Hut unter den Arm und ſeinen mit Meſſing beſchlagenen und einer großen Quaſte gezierten Stock in die Hand, und ſagte noch: „Ich werde eilen, ſo gut ich kann. Längſtens bis die untergehende Sonne den Rand jenes Berges dort berührt, bin ich wieder da."

Pedro war froh, daß es ihm gelang, Ambroſio zu betrügen. Er hätte nun gerne auch ſich ſelbſt betrogen, und ſich überredet, die That, die er vorhabe, ſey nicht ſo böſe. In ſolche finſtere Gedanken vertieft wanderte er dem Schloſſe zu.

Es war ein herrlicher Sommermorgen; allein Pedro achtete nicht darauf; er ging durch den Garten, ohne deſſen Schönheit zu bemerken. Als er in das düſtere Schloßthor trat, überfiel ihn ein Schauder. „Es wäre doch beſſer geweſen,“ dachte er, „ich hätte die Schwelle dieſes Schloſſes gar nie betreten. Wenn ich dem Don Alonſo den furchtbaren Eid nicht geſchworen hätte, ich würde mein Vorhaben aufgeben, und entfliehen. Allein jetzt kann ich nicht mehr anders; ich muß meinen Eid halten.“ So ſuchte Pedro ſein böſes Vorhaben unter Gewiſſenhaftigkeit zu verſtecken. Allein wenn er recht in ſein Herz hinein geblickt hätte, ſo würde er entdeckt haben, daß die Begierde, Herr dieſes Schloſſes zu werden und die ſchöne Braut heim zu führen, tief darin verborgen ſtecke, und ihn faſt ſo ſehr als die Furcht vor Alonſo antreibe, das Verbrechen zu begehen.

Pedro ſuchte noch andere Vorwände auf, ſein böſes Vorhaben zu rechtfertigen; er ſagte bei ſich ſelbſt: „Wenn ich die That unterlaſſe, ſo entſteht ein noch ohne Vergleich größeres Unglück daraus. Don Alonſo ermordet dann nicht nur mich, ſondern auch ſich ſelbſt; ſeine Familie wird in einen großen Jammer verſetzt, und geräth in Armuth und unermeßliches Elend.“ Allein Pedro bedachte nicht, daß man nie, auch nicht das geringſte offenbar Böſe thun dürfe, um größeres Böſes zu verhüten. Seine Lehrer an der hohen Schule hatten ihm dieſe Wahrheit treulich geſagt und ihm unwiderlegbar bewieſen: „Man muß die Gebote Gottes genau erfüllen, und darf kein Haar breit davon abweichen, wenn auch dem Anſcheine nach allerlei Uebel daraus erfolgen könnten.“ Auch ſein Gewiſſen ſagte ihm: „Thu', was recht iſt, und überlaß den Erfolg Gott.“

Neuntes Kapitel.

Ein Menſch im Kampfe mit ſich ſelbſt.

Als Pedro in das Krankenzimmer trat, grüßte der kleine Ferdinand ihn freundlich, und fragte ihn wehmüthig: „Wo biſt du denn ſo lange geweſen, lieber Pedro? Es iſt ſchon mehr, als eine Stunde, daß ich dich nicht mehr geſehen!“

„Ich bin wegen deiner bei dem Arzte geweſen!“, ſprach Pedro.

„Du guter Pedro,“ ſagte der Knabe; „du biſt doch recht beſorgt um mich. Was ſagt der Arzt?“

„Er hofft,“ ſprach Pedro, „du werdeſt bald wieder geſund werden; er läßt dir ſagen, du ſollieſt nur fleißig einnehmen.“

„Nun,“ ſagte Ferdinand, „ſo gieb mir nur ſogleich Arznei. Ich ſoll jede Stunde einnehmen, und jetzt ſind ſchon faſt anderthalb Stunden vorbei.“

Pedro gab ihm Arznei. Ferdinand nahm ſie ſehr muthig ein, und dankte dem Pedro auf das Freundlichſte. Pedro ſetzte ſich neben das Bett. Die Freundlichkeit des holden Knaben, an der er ſonſt ſo große Freude gehabt, machte ihn traurig; der Blick aus Ferdinands argloſen Augen, mit denen er ſo zutraulich zu ihm empor ſah, drang Pedro tief in's Herz. Er konnte ihn nicht ertragen, ſtand eilends auf, und ging hinaus. Scheu und unſtät irrte er in allen Gängen und Zimmern des Schloſſes, im Schloßhofe und im Garten umher. Er kam dann wieder auf einige Augenblicke in das Krankenzimmer, konnte es aber da am allerwenigſten aushalten. Nirgends hatte er weder Raſt noch Ruhe; es war ihm, als verfolge ihn ein Geſpenſt. Er mochte weder eſſen noch trinken. Sein ſchreckliches Vorhaben verſcheuchte allen Frieden aus ſeinem Herzen. Der Tag war ihm unbeſchreiblich lange. „Einen ſolchen qualvollen Tag,“ ſeufzte er öfter, „habe ich noch nie erlebt!“ Je mehr ſich aber der Abend näherte, je bänger wurde es ihm. Er empfand eine Angſt, als wollte man ihn hinrichten. Er trat öfter an das Fenſter, um nach der Sonne zu ſehen. Endlich berührte ſie das Gebirg; er ſchaute hinaus auf den Weg, auf dem der Barbier kommen ſollte. Er ſah noch nichts von ihm, und es war ihm faſt lieb, weil ihm denn doch vor dem Verbrechen, das er begehen ſollte, ſchauderte.

Er ging wieder zu Ferdinand, und ſetzte ſich an das Krankenbett. „Aber warum gibſt du mir ſo lange keine Medizin, lieber Pedro?“ fragte Ferdinand; „Es ſind ſchon wieder zehn Minuten über eine Stunde verfloſſen.“

Pedro ſtand auf, die Arznei zu holen. Er hatte ſie in das Nebenzimmer geſtellt, unter dem Vorwande, daß es dort kühler ſey. Allein er hatte das Arzneiglas nur dahin getragen, um das Gift, ohne daß Ferdinand etwas davon merke, damit vermiſchen zu können. Er brachte die Arznei, und goß davon in ein zierliches Schälchen von vergoldetem Porzellan. Der Gedanke an das Gift, das er dem ſchuldloſen Knaben in eben dieſer Schale reichen wollte, ſobald die nächſte Stunde ſchlagen würde, erſchütterte ihn ſo, daß er zitterte. Ferdinand trank die Arznei, gab ihm die leere Schale zurück, und ſagte: „Gott wird dir Alles vergelten, was du an mir thuſt.“

Dieſe Worte trafen Pedro, wie ein Blitzſtrahl. „Ja wohl Alles,“ dachte er, „alſo auch den Mord.“ Er ſchauderte zuſammen, und ſtieß wider Willen einen Seufzer aus.

„Was iſt dir doch heute, lieber Pedro?“ ſagte

Ferdinand. „Den ganzen Tag hindurch kommſt du mir ſehr ſeltſam vor; und eben jetzt ſiehſt du ganz erſchrecklich aus. Ach, wenn ich dich ſo anſehe, iſt es mir als ſähe ich ein Geſpenſt, oder gar den Tod an meinem Bette ſtehen. Du biſt nicht mehr du. Ich fürchte du biſt ſehr krank, und ſchlimmer daran, als ich!“

„Das mag wohl ſeyn!“ ſagte Pedro, wandte ſich, und ging ſchnell zur Thüre hinaus. „Ach!“ ſagte er, „es mag wohl wahr ſeyn, was ich einmal hörte: „Kein Gift kann in dem Leibe des Menſchen eine ſolche furchtbare Zerſtörung anrichten, als eine böſe That in der Seele des Menſchen.“ Wenn der, der ſie bloß vorhat, eine ſolche Hölle in ſeinem Innern fühlt, wie muß es erſt Dem ſeyn, der ſie wirklich begangen hat?“

Pedro wiſchte ſich den Schweiß ab, und trat draußen auf dem Gange an ein offenes Fenſter, um friſche Luft zu ſchöpfen. Da erblickte er den Barbier, der auf die Gartenthüre zuging, durch die ein kürzerer Weg in das Schloß führte. Pedro eilte ſogleich die nächſte Wendeltreppe hinab in den Garten, winkte dem Ambroſio in eine dunkle Laube, und ſagte leiſe zu ihm: „Nun, gieb mir, was du mir bringſt!“ „Ich komme leer,“ ſagte Ambroſio; „der ehrwürdige Mann gab mir kein Gift.“ „Nicht?“ ſagte Pedro erſchrocken; er fürchtete, der Barbier möchte Verdacht erregt haben. „Und warum denn nicht?“ fuhr er fort, „was ſagte der Eremit?“ „Ha,“ ſprach Ambroſio, „der Emerit ſagte, er müſſe das Gift erſt bereiten; morgen werde er ſelbſt kommen.“ Pedro wußte nicht, ſollte er zürnen oder ſich freuen. „Nun,“ ſagte er, „ſo iſt es auch recht. Ich danke dir für deine Mühe, und wünſche dir gute Nacht.“

Allein Ambroſio rief: „Was denkt Ihr von meinem Amtseifer, dem Eifer eines kunſterfahrnen Arztes? Meint Ihr, ich werde gehen, ohne den mir von hoher Hand anvertrauten Pazienten zu ſehen? Nicht doch, ich eile zu ihm.“

Er ging mit Pedro und trat an das Bett des Kranken. Ferdinand war von der Betrübniß über die Abreiſe ſeiner Pflegemutter und ſeiner Geſchwiſter, und über Pedros ſeltſames Betragen äußerſt erſchöpft. Ambroſio beſah ihn lange, fühlte, mit ſeinem gewöhnlichen Kopfſchütteln und Achſelzücken ihm den Puls — und ging. Pedro begleitete ihn, und fragte draußen: „Nun, wie ſtehts?“

„Schlimm, äußerſt ſchlimm,“ ſagte Ambroſio; „ſeht Ihr's denn nicht ſelbſt? Der kleine Kranke, der geſtern wie eine Roſe blühte und glühte, iſt leichenblaß; der Puls iſt ſo äußerſt ſchwach, wie ein Spinnenfädelein; große Mattigkeit und Schlafſucht ſtellt ſich ein. Das ſind die Vorboten des Todes. Je nun, es liegt nicht immer am Arzte, daß der Kranke geſund werde; für den Tod iſt kein

Kräutlein gewachſen. Das arme Kind erlebt den kommenden Morgen nicht mehr.“

Bei dieſen Worten fiel dem Pedro ein ſchwerer Stein vom Herzen. „Wenn der Knabe ohne mein Zuthun ſtirbt,“ dachte er, „wer iſt dann glücklicher, als ich! Ich erſpare mir eine That, vor der ich mich entſetze; und der erwünſchte Lohn entgeht mir doch nicht. Denn ich werde dann meinen Herrn in der Meinung beſtärken, ich ſey es, der das Kind aus der Welt geſchafft, ihm aber zu der reichen Grafſchaft verholfen — und er hält dann ſein gräfliches Wort, und macht mich zum Herrn dieſes Schloſſes.“

Er ging wieder hinein und ſetzte ſich etwas ruhiger an Ferdinands Krankenbett. Ferdinand blickte ihn freundlich lächelnd an, und ſagte: „Nun ſiehſt du nicht mehr ſo fürchterlich aus, lieber Pedro; du haſt jetzt wieder ein menſchliches Angeſicht. Nicht wahr, jetzt iſt es dir wieder beſſer? Allein ich fühle mich ſehr matt und abgeſchlagen.“

Pedro wünſchte ihm gute Nacht, zündete ein kleines Nachtlicht an, das in dem Zimmer eine ſchwache Dämmerung verbreitete, ging in das Nebenzimmer, und warf ſich angekleidet auf ſein Bett. Da er die verfloſſene Nacht ſchlaflos zugebracht, und die furchtbare Angſt ihn den Tag hindurch ſehr abgemattet hatte, ſo überwältigte ihn ſogleich der Schlaf.

Zehntes Kapitel.

Der Meuchelmörder.

Pedro wurde die Nacht hindurch von furchtbaren Träumen geſchreckt. Es träumte ihm, er ſehe Ferdinand an den Folgen des Giftes unter den ſchmerzvollſten Zuckungen ſterben; er ſelbſt aber werde, von einer unermeßlichen Menge Volkes umgeben, zum Hochgerichte hinaus geführt. Alsdann hatte er aber wieder Träume von angenehmen Dingen, mit denen er ſich in ſeinen Gedanken am liebſten beſchäftigt hatte. Bald träumte ihm, er fahre in einer prächtigen Kutſche mit vier Pferden, und eine Menge Volkes ſtaune ihn an, und neige ſich tief vor ihm; bald kam ihm vor, er ſitze reich gekleidet mit vielen Gäſten an einer prächtigen Tafel voll köſtlicher Speiſen in ſilbernen Schüſſeln, und auserleſener Weine in goldenen Bechern; bald träumte ihm, ſeine Braut trete, mit Blumen bekränzt und mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt, zur Thüre herein. Als er erwachte, ſchien bereits die Morgenröthe in das Fenſter. Pedro ſtand auf, und ſah nach Ferdinand. Der gute Knabe lag mit geſchloſſenen Augen und halbgeöffnetem Munde da, und ſein blaſſes Angeſicht war mit Schweiß bedeckt. „Das iſt Todesſchweiß,“ dachte Pedro, „und die Art, wie das ſterbende Kind athmet, iſt wahres

Röcheln des Todes; das Kind wird aus dieſem ſchweren Schlafe wohl nicht mehr erwachen!“

Pedro fühlte, da er am geſtrigen Tage faſt keinen Biſſen gegeſſen hatte, ſtarken Hunger, holte ſich ein großes Brod und eine Flaſche vom beſten Weine, ſetzte ſich damit an das offene Fenſter ſeines Zimmers, ſchnitt von dem Brod große Stücke herab, und ließ ſich den Wein ſehr wohl ſchmecken. Er blickte mehrmal durch das Fenſter hinaus in die herrliche Gegend; die waldigen Berge, die Rebenhügel und die reichen Getreidefelder waren von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, an dem grünen Ufer des nahen Fluſſes weideten Kühe, und eine ferne Anhöhe war mit einer zahlreichen Schafheerde bedeckt. „Dieſes Alles iſt nun bald mein!“ ſprach Pedro freudig; „ja, ich bin nunmehr ein reicher Mann und ein ausgemachter Herr! Welches Fräulein im Lande ſollte ſich weigern, ſich von mir zum Altare führen zu laſſen?“ Er ſchenkte nochmal ein, trank auf das Wohl ſeiner Braut, dünkte ſich ſchon einen adeligen Herrn, ſtellte den Arm in die Seite und blickte ſtolzer um ſich, als je der ſtolzeſte ſpaniſche Edelmann.

Allein Pedro hatte ſich in Ferdinands Krankheit ſehr geirrt, und dem unwiſſenden Dorfarzte zu viel geglaubt. Es war gar nichts daran, daß Ferdinand die Blattern bekommen werde. Das Fieber hatte ihn geſtern Abends bereits verlaſſen;

darum hatte er ſo blaß ausgeſehen und ſich ſo matt gefühlt. Der Schweiß, den Pedro für Todesſchweiß hielt, war ſehr wohlthätig und vollendete die Geneſung; das Schnarchen, das Pedro für Todesröcheln hielt, war bloß die Folge eines ſehr geſunden Schlafes.

Als Pedro eben das letzte Glas ausgetrunken hatte und aufſtehen wollte, um noch einmal nach dem Knaben zu ſehen, und dann Dinte, Feder und Papier zu holen, und den Trauerbrief an ſeinen Herrn über Ferdinands Tod aufzuſetzen — trat Ferdinand vollkommen angekleidet zur Thüre herein, und rief: „Guten Morgen, lieber Pedro! O freue dich mit mir! Ich bin nun wieder friſch und geſund, und lebe wieder ganz neu auf.“

„Das ſollſt du aber nicht, Knabe,“ ſchrie Pedro, höchſt ergrimmt, alle ſeine Hoffnungen mit einmal ſo vereitelt zu ſehen. Glühend vom Weine, von dem er zu viel und zu ſchnell getrunken hatte, griff er nach dem Meſſer, das auf dem Tiſche lag, ſprang auf, und ging auf den armen Knaben los, ihn zu erſtechen.

„Um des Himmels willen, lieber Pedro,“ rief Ferdinand; „du wirſt mich ja nicht ermorden wollen?“

„Das will ich!“ ſprach Pedro, und zückte in erhobener Hand das Meſſer gegen ihn. Ferdinand, der ſehr flink und behend war, und den die Angſt noch behender machte, entwiſchte ſchnell durch eine

Seitenthür in ein anderes Zimmer, und aus dieſem wieder in ein anderes. Pedro verfolgte ihn von Zimmer zu Zimmer bis in den großen Saal, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. Ferdinand wollte durch den Haupteingang des Saales, der zwei Flügelthüren hatte, entrinnen. Allein der Arm des Kleinen reichte nicht bis zu dem obern Riegel hinauf, der vorgeſchoben war.

In Mitte des Saales ſtand eine große Tafel, mit einem bunten Teppiche bedeckt, der bis an den Boden reichte. Ferdinand floh, immer von Pedro verfolgt, um die Tafel herum, und wendete ſich bald rechts bald links, ſo daß die Tafel immer zwiſchen ihm und ſeinem Verfolger war. Dabei rief er beſtändig mit jammernder Stimme: „Ach Pedro! Laß mich leben! Bringe mich nicht um! Was habe ich dir denn gethan, daß du ſo aufgebracht gegen mich biſt? Ach, biſt du denn ganz von Sinnen? Ach, vergieß doch nicht unſchuldiges Blut! Erbarme dich meiner, ſo wird Gott ſich deiner auch erbarmen, wenn du in Noth kommſt! Glaubſt du denn nicht, daß Gott Alles ſieht, und das Böſe beſtraft? Bedenke, was Don Alonſo dazu ſagen wird, wenn du mich ermordeſt?“

„Eben der will, daß ich dich ermorde!“ rief Pedro und ſtrengte, von dem Namen des ihm ſo fürchterlichen Alonſo noch mehr aufgeregt, aufs Neue alle ſeine Kräfte an, den Knaben zu ergreifen.

Bisher war es dem Pedro, der vom Weine taumelte und ſich mehrmal an der Tafel halten mußte, nicht gelungen, den fliehenden Knaben zu erreichen; allein Ferdinand, der von ſeinem Uebelbefinden ſich doch noch nicht ganz erholt hatte, wurde bald müde, und ſeine Kräfte verließen ihn. Pedro erhaſchte ihn bei den Locken. Als der erſchrockene Knabe keine Möglichkeit mehr ſah, dem Mörder zu entrinnen, fiel er auf die Knie, ſtreckte ſeine kleine Arme zum Himmel, und ſchrie mit herzdurchdringender Stimme: „O Gott, da kein Erbarmen auf Erden mehr iſt, ſo erbarme Du Dich meiner! O all' ihr Mächte des Himmels ſteht mir bei!“

Pedro, der faſt noch mehr zitterte, als der geängſtete Knabe — ſtieß mit abgewandtem Geſichte und bebender Hand mehrmal auf ihn zu. „O Jeſu, Marie,“ rief jetzt das bedauernswerthe Kind, „ich bin getroffen! Ich blute! Ach ſieh, dieſes Blut ſchreit zum Himmel um Rache gegen dich, Pedro, wie das Blut Abels gegen Kain!“

Pedro ſah hin. Das todtenbleiche Angeſicht des holden Knaben, ſeine flehenden Blicke zum Himmel, das Blut, das ihm aus Bruſt und Schulter hervorquoll und ſein weißes Gewand roth färbte, erſchütterten Pedro. Er ließ den aufgehobenen Arm mit dem blutigen Meſſer ſinken, und ſagte mit bebender Stimme: „Schweig, lieber Fernando! Ich thue dir nun kein Leid mehr. Verzeih mir! Ich war von Sinnen. Wenn deine Wunden nicht tödtlich ſind, und du noch zu retten biſt, ſo will ich dich retten.“

Ferdinand aber ſtützte, noch immer knieend, ſich mit einer Hand auf den Boden, und ſtreckte die andere gegen Pedro aus, als wollte er neue Meſſerſtiche abwehren. Sein Angeſicht war das Angeſicht eines Sterbenden, und ſein Blut aus drei Wunden benetzte ſein Gewand! — —

Eilftes Kapitel.

Der unbekannte Ritter.

Als nun Pedro bleich und ohne Bewegung, wie eine Bildſäule, ſo da ſtand, und überlegen wollte, was er mit dem verwundeten Kinde anfangen ſolle, aber nicht recht zur Beſinnung kommen konnte, und ſich weder zu rathen noch zu helfen wußte — horch! da war es ihm, als höre er donnern. Er blickte gegen die hohen Saalfenſter hin. Die Sonne, die zwiſchen Gewitterwolken aufgegangen war, ſchoß feurige Strahlen herein. Pedro bebte vor Gottes ſtrafender Gerechtigkeit.

Jetzt dünkte ihn, noch mächtigeres Donnern zu vernehmen. Allein das Getöſe, das er hörte, glich bloß dem Donner. Man polterte heftig an die große Saalthüre, und eine tiefe, furchtbare Stimme rief: „Auf, auf! Mörder, mach auf!“

Pedro zitterte an allen Gliedern, und wagte es nicht, ſich von der Stelle zu bewegen. Allein plötzlich geſchah ein furchtbarer Stoß an die Thüre, und ſie ſprang mit mächtigem Krachen auf. Ein Mann von hoher, anſehnlicher Geſtalt und in ſchwarzer, ritterlicher Kleidung nach ſpaniſcher Tracht, mit kurzem rothem Mantel, weißem Halsgekröſe von feinen Spitzen, und mit überhängenden ſchwarzen Federn auf dem Hute, trat herein; in der Rechten ſchwang er ein großes, blankes Schwert und rief, indem er Pedros Kopf zu ſpalten drohte, mit mächtiger Stimme: „Stirb, Mörder!“

Pedro entſetzte ſich über dieſe Erſcheinung, die in vollem Glanze der Morgenſonne vor ihm ſtand. Es war ihm, als ſähe er den Engel des Gerichts vor ſich ſtehen; das Schwert ſchien ihm zu brennen, und Blitze von ſich zu werfen. Der beſtürzte Pedro bebte zurück, ſprang ſeitwärts, und ſuchte durch die offene Saalthüre zu entfliehen. Allein ein bewaffneter Krieger, der Diener des Ritters, trat ihm mit gezücktem Schwerte entgegen. Pedro zog ſich in eine Ecke des Saales zurück, fiel auf die Knie nieder und flehte um Gnade. Der fremde Ritter ſprach: „Du wirſt deiner Strafe nicht entgehen; doch zuerſt muß ich mich des unglücklichen Kindes annehmen!“ Er winkte ſeinem Diener, und dieſer ſtellte ſich, das Schwert in der Hand, neben Pedro.

Der Ritter betrachtete nun das blutende Kind, und rief voll des innigſten Mitleids: „O Gott, ſollte ich zu ſpät gekommen ſeyn!“ Er lehnte ſein Schwert an die Wand, hob den kleinen Ferdinand, der Kopf und Arme ſinken ließ und die Augen geſchloſſen hatte, vom Boden auf, ſetzte ihn auf den Tiſch, und unterſuchte deſſen Wunden. „Gott Lob,“ ſprach er, „ſie ſind nicht tödtlich! Das Meſſer war zu ſtumpf, durch die Kleidung tiefer einzudringen.“ Er befahl Pedro, ihm Ferdinands Krankenbett zu zeigen, legte den Knaben auf das Bett, zerriß einiges Leinenzeug von dem Bette, verband damit eilig, um nur vorerſt das Blut zu ſtillen, die Wunden, und that Alles, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Ueber eine Weile kam Ferdinand aus ſeiner tiefen Ohnmacht wieder zu ſich, ſchlug die Augen auf, und blickte den fremden Mann lange ſtarr an. Der Ritter, deſſen Angeſicht vorhin, als er mit Pedro geredet, höchſt furchtbar geweſen, lächelte nun mit himmliſcher Freundlichkeit gegen Ferdinand, und ſagte: „Sey getroſt, liebes Kind, mit Gottes Hülfe werde ich dich heilen!“

Der Ritter befahl hierauf ſeinem Diener, mit Pedros Hülfe, Alles, was zu ordentlicher Verpflegung des verwundeten Knaben in dem Schloſſe vorfindlich ſey, herbei zu ſchaffen, aber von dem, was hier vorgehe, zu ſchweigen. Beide gingen; er aber ſetzte ſich gleich einer zärtlichen, ſorgſamen Pflegemutter an Ferdinands Bett.«

Das bedauernswerthe Kind, das kaum von einer Krankheit aufgeſtanden war, und ſogleich darauf ſo grauſam mißhandelt und verwundet worden, war von Schrecken und Blutverluſt ſo entkräftet, matt und müde, daß es bald einſchlief.

Als die zwei Männer mit dem Verlangten zurück kamen, ſtand der Ritter leiſe, um das ſchlafende Kind nicht zu wecken, auf, winkte ſeinem Diener, ſeinen Platz am Krankenbette einzunehmen, faßte den Pedro kräftig beim Arme, führte ihn an ein Fenſter, und ſagte mit gedämpfter Stimme, die aber dennoch den Pedro zittern machte: »Ich durchſchaue das ganze Gewebe von Bosheit, in das du dich haſt verwickeln laſſen. Don Alonſo hat dich beredet, dem kranken Kinde anſtatt der Arznei Gift zu geben, um es aus der Welt zu ſchaffen, und dann der Welt weiß zu machen, es ſey natürlichen Todes geſtorben. Er befahl dir, im äußerſten Falle, wenn du kein Gift zu erhalten wüßteſt, zum Dolche zu greifen, Damit das ruchloſe Verbrechen deſto leichter könnte verheimlicht werden, erfand er die Lüge, die Krankheit des guten Kindes ſey anſteckend, und gab ſich den Anſchein, als flüchte er aus Furcht vor Anſteckung mit Frau und Kindern in die Stadt. Jetzt wartet der Böſewicht, der zugleich Mörder und Erbe ſeyn will, auf einen Boten von dir — mit der erwünſchten Todesnachricht, um die Grafſchaft in Beſitz zu nehmen, und ſeine verſchwenderiſche Lebensart, die wegen ſeiner Schulden zu Ende geht, von Neuem anzufangen."

Pedro war hoch erſtaunt, und es war ihm unbegreiflich, wie dieſer furchtbare Unbekannte einen Anſchlag, der um Mitternacht und bei verſchloſſenen Thüren, als das größte Geheimn'ß verabredet worden, ſo klar und genau wiſſen könne. Er geſtand, daß Don Alonſo ihm durch Drohungen einen ſchrecklichen Eid abgenöthigt habe, den jungen Grafen Fernando durch Gift oder Dolch aus der Welt zu ſchaffen. Er bekannte reumüthig, er habe das kranke Kind vergiften wollen, aber nicht ſogleich Gift bekommen können. Er behauptete hingegen ſtandhaft, daß er, wie wohl er nach dem Meſſer gegriffen und Fernando verwundet habe, dennoch von dem Anblick des blutenden Knaben und der Macht ſeines Gewiſſens erſchüttert, die That nicht habe vollenden können, ſondern bevor der Herr Ritter noch an der Thüre gerufen, des Kindes verſchont habe! Er brach in Thränen aus, und dankte Gott, der ihn abgehalten habe, die gräßliche That zu vollenden.

Der Ritter ſagte kein Wort, ob er die Reue des Verbrechers für aufrichtig oder für erheuchelt halte; er ſprach bloß: „O ihr grauſamen, blutgierigen Tieger! In euren Klauen werde ich das arme ſchuldloſe Lamm nicht mehr laſſen! Ich weiche nicht mehr von ſeiner Seite, und werde es vor euch zu beſchützen wiſſen."

Er machte nun Anſtalt, Ferdinands Wunden ſorgfältiger zu verbinden, als es im erſten Augenblicke geſchehen konnte. Sein treuer Diener ſagte: „Ich will euch dabei Hülfe leiſten, lieber Herr! Allein damit ich dies ungeſtört thun kann, muß ich zuvor noch ein anderes Geſchäft vornehmen. Ich habe da einige Stricke in dem Schloſſe vorgefunden; mit dieſen will ich dem Böſewicht Hände und Füße binden, damit er uns indeß nicht entrinne."

Pedro fiel vor dem Ritter auf die Knie, und flehte laut jammernd um Gnade und Erbarmen. Der kleine Ferdinand erwachte von Pedros Jammergeſchrei, und rief: „Was habt ihr mit Pedro vor?"

„Binden wollen wir ihn, den Meuchelmörder," ſagte der Diener des Ritters, „und ihn dem Gerichte überliefern, damit man ihm den Kopf abſchlage."

„Ach, thut doch das nicht!" ſprach der gutherzige Knabe mit ſchwacher wehmüthiger Stimme. „Pedro war immer gut und freundlich gegen mich!

So oft er hieher kam, brachte er mir ſchöne Sachen mit; auch lehrte er uns Kinder allerlei luſtige Spiele. Nie ſonſt hat er mir ein Leid gethan! Nur als er dieſes Mal hieher kam, war er ganz trübſelig und verwirrt. Wir Kinder merkten es ihm ſogleich an. Endlich wurde er ganz wahnſinnig, und wollte mich im Wahnſinne umbringen. Allein ſo raſend er war, ſo erhörte er doch mein Flehen und erbarmte ſich meiner! Ach, erbarmt Euch nun auch ſeiner, weil er ſich zuletzt meiner doch noch erbarmt hat!"

„Du lieber guter Fernando," ſprach der Ritter; „das that er nur, weil er mich an der Thüre heftig rufen und klopfen hörte."

„O nein, nein," ſprach Ferdinand, „ſchon ehe Ihr an der Thüre ſo fürchterlich gelärmt habt, nannte er mich wieder ſeinen lieben Fernando und verſprach, mir kein Leid mehr zu thun. O glaubt mir, ich rede die Wahrheit. Er kann ja nichts dafür, daß er wahnſinnig wurde. Und ſo groß auch ſein Wahnſinn geweſen, ſo war ſein Mitleid mit mir doch noch viel größer. Ach, bringt ihn deßhalb nicht in Unglück; ſorgt lieber dafür, daß der arme Menſch wieder zur Vernunft gebracht werde. Ich müßte weinen, wenn man ihm ein Leid anthäte. Mein Leben lang würde es mir Kummer machen, wenn man ihm wegen meiner den Kopf abgehauen hätte. Wegen meiner ſoll kein Blut vergoſſen werden!"

Der Ritter war über die edlen Geſinnungen des Kindes entzückt. „Du biſt ein ſehr gutes Kind, lieber Fernando!“ ſprach er, und wandte ſich hierauf zu Pedro, und ſagte: „Pedro, auf das Zeugniß dieſes unſchuldigen Kindes und auf ſeine Fürbitte will ich dich verſchonen.“

Der Ritter wuſch nun die Wunden des Knaben, legte lindernde Ueberſchläge darauf, und verband ſie mit der größten Sorgfalt. Als er damit fertig war, ſprach er zu ſeinem Diener: „Nun wollen wir den kleinen Engel eine Weile ruhen laſſen, und ihn dann dieſer Mörderhöhle entreißen und mit uns nehmen.“

Pedro nahte ſich dem Ritter ſehr demüthig und ſagte: „Es ſey mir, Eurem geringſten Diener, erlaubt, ein Wort vorzubringen, das wenigſtens aus einem aufrichtigen Herzen kommt. Don Alonſo erwartet jede Stunde Nachricht von dem Tode des Kindes. Wird er nun vernehmen, ich habe ſeine Aufträge nicht vollzogen, ſondern, wie er glauben muß, ihn an Euch verrathen, und das Kind leben laſſen, ſo wird er wüthend vor Zorn. Er wird mich zu verderben ſuchen, und ich werde ſeiner Wuth nicht entrinnen. Doch von mir will ich gar nicht reden; ich verdiene den Tod! Aber er wird ſuchen, das Kind wieder in ſeine Gewalt zu bekommen; und werdet Ihr es ihm dann vorenthalten können? Könnet Ihr das Kind und euch ſelbſt gegen ſeine Wuth ſicher ſtellen? Ich kenne Euch zwar nicht, und weiß Eure Verhältniſſe nicht. Allein Ihr dürft Euch wohl vorſehen! Don Alonſo iſt ſchlau und mächtig, aller Ränke voll und alles Böſen fähig. Obwohl er in Schulden ſteckt, ſo hat er doch noch viele mächtige Freunde. Mit einer gerichtlichen Klage gegen ihn würdet Ihr kaum aufkommen. Sein Anſehen würde mein Zeugniß gegen ihn, für das ich keine Beweiſe vorbringen kann, niederſchlagen, und das gute Kind würde wieder in ſeine Gewalt kommen. Es wäre daher wohl das Beſte, wenn ich dem Herrn ſchriebe, Fernando ſey geſtorben, und wenn ich dann bloß zum Scheine, was ſich leicht machen läßt, ein Leichenbegängniß veranſtaltete. Ihr könnet dann den jungen Grafen ganz ungeſtört bei Euch behalten, und würdet Zeit gewinnen, ſeine Rechte auf die Grafſchaft geltend zu machen. Glaubt mir, das Leben und Glück dieſes Kindes, deſſen edles Herz ich jetzt erſt recht kennen gelernt, iſt mir ſo lieb als mein eigenes Leben."

Der Ritter fand Pedros Vorſchlag ſehr klug; doch wollte er einen ſolchen Betrug nicht geradezu gut heißen. „Mach' das, wie es dir gut däucht," ſagte er; „das iſt deine Sache. Darein miſche ich mich nicht. Uebrigens erkläre ich dich hiemit für frei und du kannſt nun thun, was du willſt."

Pedro war deſſen ſehr froh, dankte dem Ritter, und eilte in die Küche, bei der Beſchließerin, die zugleich eine gute Köchin war, ein Mittagsmahl zu beſtellen. Er ſah den Barbier in der Küche ſtehen und dachte: „Den überläſtigen Menſchen muß ich augenblicklich entfernen; der würde es überall ausplaudern, daß ich Fernando verwundet habe.“

Ambroſio fragte neugierig: „Wer iſt denn der fremde Herr mit rothem Mantel und dem großen Degen an der Seite, der heute Morgens, von einem Diener begleitet, auf das Schloß kam?“

„Der iſt der Doktor von Salamanka,“ ſagte der liſtige Pedro ganz gleichgültig.

„O weh!“ rief der erſchrockene Barbier; „zu dieſem gehe ich nicht hinauf! Der könnte mich wieder examiniren oder mir gar meine herrliche Apotheke wegnehmen, was er ſich ſchon einmal erkühnt hat. Nein, nein, da mache ich mich eilends aus dem Staube, gleich dem Eſel in der Fabel bei dem Anblick des griesgrämigen Löwen.“ Er lief fort und ließ ſich mehrere Tage nicht mehr in dem Schloſſe ſehen.

Pedro bediente den Ritter mit vieler Gewandtheit bei Tiſche, und ſchaffte Alles herbei, was für den verwundeten Knaben noch weiter dienlich ſeyn konnte. Als die Nacht angebrochen war, nahm der Ritter den kleinen Ferdinand ſanft auf ſeine Arme, umhüllte ihn mit ſeinem Mantel, und trug ihn mit ſich fort; und ſein Diener begleitete ihn.

Niemand im Schloſſe und in der Gegend ſah ihn gehen, als Pedro, und auch dieſer wußte nicht, woher der Ritter gekommen, oder wohin er gegangen. Der Ritter war, wie vom Himmel gefallen, erſchienen, und nun eben ſo ſchnell wieder verſchwunden.

Noch in der Nacht ſetzte Pedro ſich hin, und ſchrieb an Don Alonſo einen ausführlichen Brief über Ferdinands vorgeblichen Tod. In einem beſondern Zettel, den er beilegte, ſagte er, daß es ihm ſehr ſchwer geworden, den gnädigſten Befehl zu vollziehen. Er habe kein Gift bekommen können, deßwegen zum Dolch greifen müſſen, und das Kind mit drei Dolchſtichen getödtet. Er pries dieſe vorgebliche That, als ein belohnenswerthes Verdienſt an; denn die Hoffnung ein vornehmer Herr zu werden und das adelige Fräulein zu heirathen, regte ſich auf's Neue mächtig in ſeinem Herzen.

Am folgenden Morgen machte Pedro bekannt, der junge Graf ſey geſtorben. Da die Leute auf Verſicherung des geſchwätzigen Barbiers die Krankheit des Kindes für eine Art von Peſt hielten, ſo ſcheuten ſich alle, auch die neugierigſten, den Leichnam ſehen zu wollen. Pedro warf ganze Hände voll Wachholderbeeren in aufgeſtellte Glutpfannen, und goß ſo viel Weineſſig auf glühende eiſerne Platten, daß die Leute von den aufſteigenden Rauchwolken und dem faſt erſtickenden Dampfe ſchon am Eingange des Schloſſes zurückgeſchreckt wurden.

Auch die Männer, die ſich mit der Beſtellung der Leichen abgaben, wußten es dem Pedro Dank, daß er ſie dieſes Geſchäftes überhob und ſie dennoch reichlich bezahlte. Pedro legte indeß, um noch ſicherer zu ſeyn, ein Gypsbild, das er irgendwo im Schloſſe aufgefunden, in den kleinen Sarg, und verhüllte es mit einem weißen Schleier von feinem, nur wenig durchſichtigen Flor. Mit einbrechender Nacht wurde der Sarg unter Begleitung einiger Geiſtlichen und vieler in ſchwarzen Flor gehüllter Fackelträger, in die Familiengruft beigeſetzt. Ein ſo leichſinniger Menſch übrigens Pedro war, ſo verdammte ihn doch ſein Gewiſſen, daß er, kaum dem Tode entronnen, die frommen, ehrwürdigen Gebräuche der Kirche betrügeriſcher Weiſe entweihte, und er fürchtete ſich ſehr, die Strafe Gottes für einen ſolchen Frevel werde ihm nicht ausbleiben.

Zwölftes Kapitel.

Der Einſiedler.

Der unbekannte Ritter, der ſo plötzlich ſich in dem Schloſſe eingefunden und den jungen Grafen Ferdinand mit ſich fort genommen hatte, war ein ſeltner, außerordentlicher Mann, der große Eigenſchaften, aber auch große Eigenheiten hatte. Auch ſeine Schickſale waren ſehr denkwürdig. Als ein noch ſehr junger Mann hatte er bei Hofe großen Beifall gefunden, und eine der anſehnlichſten Hofſtellen erhalten; die erſten adeligen Familien der Hauptſtadt wünſchten mit ihm verwandt zu werden; wirklich ward er auch mit einem Fräulein von ausgezeichneter Schönheit und Tugend verlobt. Das Hochzeitfeſt ſollte, auf dem viele Meilen weit entfernten, väterlichen Schloſſe des Fräuleins gefeiert werden. Er reiſte, von vielen adeligen jungen Herren umgeben, dahin; alle waren auf's prächtigſte, in Sammet und Gold, gekleidet; alle voll Jubel und Freude.

Allein, da er voll froher Hoffnungen an der Schloßpforte abſtieg, kamen Eltern und Verwandte ihm in ſchwarzen Trauerkleidern laut jammernd entgegen — denn Theodolinde, ſeine liebenswürdige Braut, lag bereits im Sarge. Ein heftiges Fieber hatte ſie ſchnell hinweg gerafft! Er wollte wenigſtens die Leiche der geliebten Braut noch einmal ſehen. Der Sarg wurde geöffnet. Ihre Schönheit war von der Krankheit und der beginnenden Verweſung furchtbar entſtellt. Der ſchauerliche Anblick zerriß ihm das Herz. Der tief erſchütterte Bräutigam ſtand mit todtenbleichem Angeſichte und gerungenen Händen lange unbeweglich da, und betrachtete die Leiche. „Dies, dies alſo,“ rief er endlich, „war jene liebliche Theodolinde! O, wo ſind nun jene hellen Augen, die ſchöner als die Sterne glänzten! Jene Wangen, die mit ihrer ſanften Röthe die Roſen beſchämten! Jene purpurrothen Lippen, lebhafter als Granatblüthen! Ach Alles, Alles iſt für immer dahin!“

Nie in ſeinem Leben hatte er die Vergänglichkeit aller Dinge und die Hinfälligkeit der Jugend und Schönheit ſo gefühlt. Wo er nur hinblickte, glaubte er nichts als Tod zu ſehen. Jedes welke Blatt erinnerte ihn an das Sterben; die ganze Erde erſchien ihm als ein großer Kirchhof. Die Vergnügungen des Hoflebens waren ihm zuwider; ſein eigenes Leben hatte in ſeinen Augen keinen Werth mehr. Er nahm Kriegsdienſte, und machte mehrere Feldzüge mit. Des Lebens überdrüßig ſuchte er den Tod. Allein auch hier ſchwang er ſich durch Einſicht, Geiſtesgegenwart und Tapferkeit bald empor, und erwarb ſich großen Ruhm. Seine Verdienſte wurden allgemein anerkannt, und er ſtand, wie bisher bei Hofe, ſo auch jetzt bei dem Kriegsheere in großem Anſehen. Man ſagte ſogar, der König werde ihn zu einem Herzoge erheben.

Allein ſeine Verdienſte, die von ſeinen Neidern blindes Glück genannt wurden, zogen ihm viele Feinde zu, unter denen Alonſo der heftigſte, und wegen ſeiner Liſt und Verſchlagenheit der gefährlichſte war. Sie ſuchten ihn zu ſtürzen. Die Freimüthigkeit des kühnen Helden, mit der er Alles, was ſchlecht war, unverholen ſchlecht nannte, gab ihnen Gelegenheit dazu. Sie beſchuldigten ihn, obwohl er ein Mann von den edelſten Geſinnungen war, gefährlicher Grundſätze. Er wurde von ihnen fälſchlich angeklagt, und ſtand, wie es damals in Spanien beſtellt war, in großer Gefahr, auf Lebenslang eingekerkert oder gar heimlich in dem Gefängniſſe hingerichtet zu werden. Seine Freunde wagten es nicht, ſich ſeiner anzunehmen, und verließen ihn. Es blieb ihm, obwohl er ſich ſeiner Unſchuld bewußt war, kein anderes Rettungsmittel übrig, als eine ſchnelle Flucht. Er flüchtete ſich in das Gebirg. Ein einziger Diener, der ihm treu geblieben, begleitete ihn.

Auf dieſer mühſeligen Wanderſchaft über hohe Berge und durch tiefe Abgründe kam er in ein geräumiges Thal, das nicht ſchöner hätte ſeyn können. Hohe Felſen und niedrige Hügel, mit Gebüſchen und Bäumen vom lieblichſten Grün bewachſen, umgaben die blumige Ebene. Ein Bach, der von einem Felſen ſtürzte, floß hell wie Kryſtall mitten hindurch. Seitwärts in dem Thale ſtand eine ſchöne, große Kapelle, die aus röthlich grauem Steine erbaut und ein Meiſterſtück der Kunſt war. Der ſchlanke Thurm, von vielfach durchbrochener Arbeit, ragte hoch empor; das Portal war, nach alterthümlicher Art, ſehr kunſtreich in Stein ausgehauen, und mit vielen Bildniſſen der Heiligen und mancherlei Laubwerk reichlich verziert. Man ſagte, ein Herzog, der vor uralter Zeit in einem Treffen gegen die Sarazenen hier in Lebensgefahr gerathen und wunderbar errettet worden, habe zufolge eines Gelübdes dieſe ſchöne Kapelle erbaut. Da aber die Familie des Stifters längſt ausgeſtorben war, ſo wurde der herrliche Bau nicht mehr gehörig unterhalten, und es war zu fürchten, daß er in wenigen Jahren den Einſturz drohen werde.

Unſer bedrängter Ritter ging in die Kapelle hinein. Die hohen Fenſter prangten mit Glasmalereien von den lebhafteſten Farben, der Altar aber mit reich vergoldetem Schnitzwerk. Ehrfurcht erweckende Dämmerung und feierliche Stille herrſchte an dieſem Gott geweihten Orte. Der Ritter nahete ſich dem Altare, warf ſich auf dem marmornen Pflaſter auf die Knie nieder, neigte ſich tief, und betete voll Inbrunſt und mit heißen Thränen, Gott wolle ihn, bei den vielen Lebensgefahren, die ihm überall drohten, in ſeinen heiligen Schutz nehmen, und ihn behüten und bewahren.

Nachdem er lange gebetet, ſtand er auf, und betrachtete das Altargemälde. Anfangs, als er aus dem vollen Sonnenſcheine in die dämmernde Kapelle getreten war, dünkte es ihm kaum bemerkenswerth; jetzt aber erſchien es ihm von wunderſamer Schönheit. Es ſtellte die Himmelfahrt Mariä vor, die auf goldenen Wolken und von jubelnden Engeln umgeben, mit unbeſchreiblich frommen, aufwärts gerichteten Blicken, zum Himmel empor ſchwebte. Das Gemüth des Ritters wurde mit zum Himmel erhoben. „Ach,“ ſagte er, „was können wir in dieſem Thal der Zähren, wo Alles ſo gar eitel und vergänglich iſt, uns Beſſeres wünſchen, als in jene Wohnungen dort oben aufgenommen zu werden!“ Der fromme Spanier betete: „O Du milde, gütige, ſüße Jungfrau Maria, wende Deine barmherzigen Augen zu uns, und ſey unſere Fürſprecherin, damit wir nach dieſem Elende in unſer himmliſches Vaterland aufgenommen, und dort bei Dir und Deinem gebenedeiten Sohne ewig ſelig werden.“

Indem er aus der Kapelle trat, blickte er zum Himmel und ſeufzte: „Nun, lieber Gott, leite ferner meine Tritte, und laß mich irgend ein Plätzchen finden, wo ich abgeſchieden von der Welt nur Dir leben kann.“

Er war kaum einige Schritte gegangen, ſo ſah er ſeitwärts eine Klauſe, die zu der Kapelle zu gehören ſchien. Er klopfte wiederholt an der niedrigen Thüre. Er hoffte, weil er ſehr hungrig war, wenigſtens ein Stück trocknes Brod zu erhalten. Ein alter, eisgrauer Hirt aus dem Gebirge, kam mit wankenden Schritten, in einer Hand den ſtützenden Stab und in der andern den Roſenkranz haltend, des Weges, um in der Kapelle zu beten, und rief ihm zu: »Ihr klopft vergebens, lieber Herr; der Einſiedler, der hier wohnte, iſt ſchon lange geſtorben, und leider werden wir nicht ſobald einen Andern bekommen.« Da kam dem Ritter plötzlich der Gedanke ſich in dieſer Einſiedelei vor ſeinen Feinden zu verbergen, und hier ſein Leben ganz Gott zu widmen. Für jetzt reiste er zwar mit ſeinem Diener weiter, allein nach einiger Zeit kamen Beide in Einſiedlertracht wieder zurück. Er ſuchte um Erlaubniß an, nebſt ſeinem Mitbruder die ziemlich zerfallene Klauſe bewohnen zu dürfen. Alle Bewohner der Gegend zeigten darüber große Freude, überließen ihm die Klauſe, und baten ihn, die Obſorge über die Kapelle zu übernehmen. Er verſprach es, und hielt ſein Wort über all ihre Erwartung. Obwohl es ſeine Feinde dahin gebracht hatten, daß ſein Vermögen eingezogen worden, ſo waren ihm, ohne daß ſie davon wußten, doch noch bedeutende Summen Geldes geblieben. Er ließ daher die Kapelle wieder herſtellen; anſtatt der engen, zerfallenen Klausnerhütte aber ein geräumiges feſtes Gebäude aus Quaderſteinen aufführen, das mit ſeinem dunkelblauen Schieferdache, den ſpitzen Fenſterbogen, und dem ſchönen Portale, zu dem hinauf mehrere Staffeln von gehauenen Steinen führten, ein ſehr ehrwürdiges, klöſterliches Ausſehen hatte.

Im Innern des Hauſes hatte er zum Wohnen, Studiren, Speiſen und Schlafen, je ein beſonderes Zimmer, nebſt zwei Gaſtzimmern, erbaut. Die ganze Einrichtung des Hauſes war ſo beſchaffen, wie es einem Manne von Stande, der ſich dem einſamen Leben widmen wollte, geziemte. Alles war ſehr einfach und ohne Prunk, jedoch waren die Zimmer mit einigen ſehr ſchönen chriſtlichen Gemälden und kunſtreichen Bildhauerarbeiten aus Elfenbein geziert, die er ſchon früherhin beſaß, und heimlich hatte hieher bringen laſſen; auch fehlte es nicht an einer kleinen, aber auserleſenen Büchersammlung.

Hinter dieſer freundlichen Einſiedelei erhob ſich ein Wald von Kaſtanienbäumen, die groß wie die Eichen waren, und lauter ſüße Früchte trugen. Vor der Wohnung breitete ſich ein großer Raum aus, der ungebaut, aber ſehr fruchtbar war. Der neue Einſiedler ſchuf ihn in einen herrlichen Garten um, der nach kurzer Zeit ſeinen Fleiß reichlich belohnte. Auf den zahlreichen Bäumen erblickte man, zwiſchen dunkelgrünem Laube, purpurgeſtreifte Aepfel und blaßgrüne Birnen, ſanftrothe Pfirſiche, dunkelrothe und veilchenfarbige Feigen, hellgelbe Zitronen und goldrothe Pomeranzen. Die Gartenmauer war mit Reben bekleidet, ja ſogar an den Ulmenbäumen, die den Garten umgaben, wanden ſich Reben mit großen blauen und gelben Trauben empor, und ſchlangen ihre traubenſchweren Ranken von einem Baume zum andern. Mancherlei nützliche Gewächſe und duftende Blumen grünten und blühten auf den Gartenbeeten. Die nahen, waldbewachſenen Hügel und die entfernteren hohen Felſenberge, auf denen man eine unermeßliche Ausſicht hatte, erhöhten die bezaubernde Schönheit dieſes glücklichen Aufenthalts noch mehr.

Hier lebte nun der edle Mann, der ſich, bloß mit ſeinem Vornamen, Bernardo nannte, in ſtiller Einſamkeit nur Gott und ſich ſelbſt. Er las täglich in der heiligen Schrift, und ſtudirte die Schriften, die von den Kirchenlehrern und andern großen Männern der Vorzeit auf uns gekommen ſind. Am liebſten las er in den vier heiligen Evangelien, und ſein Gemüth ward von dem lebendigſten Glauben an Jeſus Chriſtus erfüllt, und ſein Herz glühte von Liebe zu Ihm. „Ich habe einen ſichern Port des Heils gefunden,“ ſagte er öfter, „die Stürme der Welt können mir nichts mehr anhaben.“

Er ſammelte Kräuter und Steinarten, machte chemiſche Verſuche, und beobachtete die Sterne. Er arbeitete den Tag über manche Stunde im Garten. An heitern Morgen, wenn die Morgenröthe hinter den Bergen empor ſtieg, ſang er heilige Lieder zum Lobe Gottes, die er mit der in Spanien ſo allgemein beliebten Laute begleitete.

Manchmal ging er in ſtiller Nacht, wann der

Mond am wolkenloſen Himmel glänzte, in ein dunkles Wäldchen von Myrthen und Zypreſſen, wo er einen einfachen Stein errichtet und mit eigener Hand die Worte hinein gegraben hatte: „Dem Andenken Theodolindens.“ Oben auf dem Steine glänzte ein vergoldetes Kreuz. Hier ſtellte er ernſte Betrachtungen an über Tod und Unſterblichkeit, und tröſtete ſich über Grab und Verweſung mit freudigen Hoffnungen des Wiederſehens und des ewigen Lebens im Himmel.

Sein einziger, treuer Diener, Namens Friedrich, ein geborner Deutſcher, der neben ihm ehemals in heißer Schlacht gefochten, ihm einſt das Leben gerettet, und ihn in dieſe Einſamkeit begleitet hatte, bediente ſeinen Herrn mit der liebreichſten Sorgfalt, übernahm den ſchwerern Theil der Gartenarbeit, und beſorgte die kleine Hauswirthſchaft. Er legte auch ein Ackerfeld an, das er anſtatt des Pfluges mit einer Hacke bearbeitete und mit einer dichten Hecke von Rosmarin umgab, der in dieſem warmen Lande zu einem hohen, anſehnlichen Strauche gedeiht und in ſolcher Menge wächſt, daß man ganze Gebüſche davon findet. Friedrich kaufte auch einige Ziegen, angelte in dem nahen Fluſſe, und fing in den waldigen Bergen Gebirghühner und Schnepfen. So nährten ſich Beide von Brod und Milch, Fiſchen und Vögeln, und von den trefflichen Gemüſen und köſtlichen Baumfrüchten, die ihnen der Garten darbot. Was ihnen ſonſt noch abging, wußte der ehrliche Diener aus der Nachbarſchaft herbei zu ſchaffen.

Uebrigens hatte Bernardo, obwohl er, ſo wie ſein Diener den einfachen Habit eines Einſiedlers trug, ſeine ritterliche Kleidung und Waffen in einem beſondern Kaſten aufbewahrt; noch ſorgfältiger bewahrte Friedrich ſeine Waffen und kriegeriſche Kleidung in einer wohlverſchloſſenen Kiſte auf, weil er hoffte, noch einmal Gebrauch davon zu machen.

Die Bewohner des umliegenden Gebirges waren redliche fromme Hirten, deren zahlreiche Schafheerden auf den Bergen voll gewürzhafter, wohlriechender Kräuter reichliche Nahrung fanden, und die weltberühmte ſpaniſche Wolle lieferten. Dieſes gutmüthige Hirtenvolk, das noch jene Einfalt der Sitten hatte, die man an den Schäfern der Vorwelt preiſt, gewannen Bernardo bald ſo lieb, daß ſie ihn ihren Vater nannten, ihn öfter beſuchten, und in allen ihren Nöthen ihre Zuflucht zu ihm nahmen. Seinen Diener nannten ſie Bruder Friedrich, waren gegen ihn noch vertraulicher, und hatten auch zu ihm große Liebe. Sie wußten Bernardo's frühere Geſchichte nicht; indeſſen vermutheten ſie, daß er von hohem Stande ſey. Er redete aber nie davon; er hatte aller ehemaligen Herrlichkeit wie eines leichten Morgentraumes vergeſſen, und fühlte ſich in ſeiner Einſiedelei ſo glücklich, als es ein Menſch hier auf Erden nur immer werden kann.

Der ehrwürdige Vater Bernardo war nun eben der Einſiedler, zu dem jener unverſtändige Barbier gekommen war, Gift von ihm zu begehren. Es war für Bernardo ein Leichtes, ihn auszuforſchen, was man mit dem Gifte vorhabe. Der geſchwätzige Barbier erzählte bei einem Glaſe Wein, das Bernardo ihm vorſetzte, mit großer Ausführlichkeit und vielem Selbſtlobe, Alles, was er wußte, oder ſich zu wiſſen einbildete. Er ſagte, daß der kleine Graf Ferdinand die Kinderblattern bekomme, oder doch ein ſehr anſteckendes Fieber habe; daß die Ehre, den erlauchten Sprößling zu kuriren, ihm, dem gräflichen Chirurg, überlaſſen worden; daß die hohen Herrſchaften ſich eilends, ſammt und ſonders, entfernt hätten, um vor Anſteckung ſicher zu ſeyn; daß Niemand bei dem kranken Kinde zurückgeblieben, als der artige Herr Lautenſpieler Pedro, der jetzt, bloß um eine Wette zu gewinnen, das Gift verlange. Bernardo fand aus dieſem Geplauder ſogleich das Wahre heraus, und entdeckte das Geheimniß, das der kurzſichtige Barbier ſelbſt nicht wußte; es war ihm ausgemacht, man wolle den jungen Grafen vergiften. Bernardo wußte, wie verhaßt der kleine Erbe der herrlichen Grafſchaft dem feindſeligen Alonſo ſey, und zweifelte nicht im Geringſten an deſſen furchtbarem Anſchlag. Er ſagte aber bloß, daß er gegenwärtig kein zubereitetes Gift habe, jedoch morgen wolle er ſelbſt kommen, und dann werde Alles recht werden. Allein ſobald der einfältige Menſch fort war, warf Bernardo ſich in ſeine ritterliche Kleidung, befahl auch ſeinem Diener ſich zu waffnen, machte ſich auf den Weg, reiste die Nacht hindurch, um ſo ſchnell, als ſein Alter ihm geſtattete, auf dem Schloſſe einzutreffen, und den jungen Grafen den Händen des grauſamen Vormundes und ſeines Mitſchuldigen zu entreißen — was ihm denn auch, wiewohl nicht ſo gut, als er es wünſchte, gelungen war.

Dreizehntes Kapitel.

Der Erzieher.

Bernardo kam mit dem kleinen Grafen glücklich in ſeiner Einſiedelei an. Er verpflegte das gute Kind mit der Sorgfalt einer zärtlichen Mutter, verband täglich deſſen Wunden, reichte ihm Speiſe, ſaß Anfangs Tage lang neben dem Bette, und wachte, abwechſelnd mit dem Diener, Nächte hindurch bei dem holden Knaben. Die Wunden waren bald geheilt; Ferdinand wurde wieder friſch und geſund. Er fragte wohl ſehr oft nach ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern, wie er ſeine Tante und ihre Kinder nannte. „Ach,“ ſprach er öfter mit Wehmuth, „warum kommt ſie denn nicht, meine liebe Mutter? Und warum läßt ſich keines von meinen Geſchwiſtern ſehen?“ Bernardo ſagte ihm, daß es der guten Mutter, die ihn zärtlich liebe, jetzt noch unmöglich ſey. Sobald es ihr möglich ſeyn werde, werde ſie mit all ihren Kindern hieher kommen, und ihm viel Schönes mitbringen. „Indeß, lieber Fernando,“ ſprach er liebreich, „will ich Vater- und Mutterſtelle an dir vertreten.“ Auch nach Pedro fragte der Kleine öfter. „Der iſt ſicher wieder wahnſinnig geworden,“ ſagte er; „ſonſt würde er mich nicht ſo vergeſſen. O wenn er wieder zur Vernunft gekommen, ſo ſoll er mich doch ſogleich beſuchen. Früher aber ja nicht!“ Bernardo ließ den Kleinen auf dieſer Vermuthung, und ſagte: „Allerdings war Pedro wahnſinnig; ſonſt würde er dich nicht ſo grauſam behandelt haben. Doch fängt er bereits an zur Vernunft zu kommen.“ Bernardo lenkte den Kleinen aber immer von dieſen Geſprächen ab, und verſchwieg es ihm ganz und gar, daß er ein Kind von hoher, gräflicher Abkunft und der einzige Erbe großer Reichthümer und weit ausgebreiteter Ländereien ſey. Er wollte ihn ganz einfach erziehen, und dachte, die Hoffnung ein großer Herr zu werden könnte das Kind eitel und hochmüthig machen, und alle Früchte einer guten Erziehung vereiteln. Der Knabe gedachte nach und nach ſeines vorigen Aufenthaltes immer ſeltener, und erinnerte ſich ſeiner Pflegemutter und Geſchwiſter zuletzt nur mehr dunkel. Sein gegenwärtiger Pflegevater, an dem er mit der vollen zärtlichſten Liebe eines kindlichen Herzens hing, war ihm Alles. Wie Bernardo ihn nur immer Sohn nannte, ſo nannte der Kleine ihn nie anders, als lieber Vater, und es fiel ihm gar nicht ein zu fragen, ob er einen andern Vater habe. Die Leute in der Gegend wußten lange nichts von dem zarten Knaben, den der Einſiedler in ſeine Einſiedelei aufgenommen hatte, und es verging beinahe ein Jahr, bis es bekannt wurde. Da die Leute aber der Meinung waren, Bernardo, der ehemals ein vornehmer Herr geweſen, habe ſich aus Betrübniß über den frühen Tod ſeiner Gemahlin in dieſe Einſiedelei begeben, was das Denkmahl in dem Myrthenwäldchen klar beweiſe — ſo hielten ſie es für ganz gewiß, der holde, ſchöne Knabe ſey wirklich ſein Sohn, den er jetzt erſt zu ſich genommen habe.

Bernardo machte ſich die wichtigſte Angelegenheit daraus, den Knaben gut zu erziehen. Er unterrichtete ihn in der Religion und redete mit ihm von Gott. Er fing damit an, ihm Begebenheiten aus der heiligen Geſchichte zu erzählen, die ſeinem Alter angemeſſen waren. Welche Freude hatte aber der fromme alte Mann, als Ferdinand die Geſchichte von Erſchaffung der Welt und der erſten Menſchen, die Geſchichte der Patriarchen und viele der folgenden Begebenheiten bereits wußte, und ſie mit großer Lebhaftigkeit, leuchtenden Augen und beredtem Munde erzählte. Bernardo durfte alſo nur da fortfahren, wo der Unterricht der verſtändigen Pflegemutter unterbrochen worden. Mit eben ſo großem Wohlgefallen bemerkte Bernardo, daß der Kleine an Gewächſen und Bäumen Freude habe, und die Weisheit und Güte des Schöpfers daran zu bewundern wiſſe. Bernardo lehrte ihn die Pflanzen und Kräuter und ihre wohlthätigen Eigenſchaften noch mehr kennen. Er lehrte ihm die Namen der Sterne, und machte ihn auf ihren Lauf aufmerkſam. Die ganze Schöpfung, Himmel und Erde, ſtellte er ihm als das Werk einer unendlichen Weisheit und Güte dar, ja die ganze ſichtbare Natur gleichſam als eine Leiter, auf der wir zu Gott, den wir jetzt noch nicht ſehen können, aufſteigen ſollen.

Bernardo ward der Lehrmeiſter des Kleinen im Leſen und Schreiben, und erweiterte, ſo wie der Knabe im Alter vorrückte, auch den Unterricht. Da Bernardo vollkommen Deutſch verſtand, und die deutſche Sprache damals, weil der König von Spanien ein Deutſcher war, in Spanien ſehr geſchätzt wurde, ſo lehrte er ihm auch dieſe Sprache ſprechen und ſchreiben. Da er an Ferdinand ganz ausgezeichnete Talente wahrnahm, ſo unterrichtete er ihn ferner im Latein, las mit ihm die Schriften der alten Römer, und verſetzte ſich wieder in ſeine eigenen Jugendjahre, die er auf Schulen zugebracht hatte. Er lebte in dem Umgange mit dem lebhaften, aufgeweckten Knaben, der voll Lernbegierde war, neu auf und ward wie verjüngt. Er arbeitete mit ihm im Garten, unternahm kleine Wanderungen mit ihm in das Gebirg, und machte ihn auf alle Schönheiten der Natur, an denen es ſo reich war, aufmerkſam. Auch gewöhnte er Ferdinand an das Schickliche und Wohlanſtändige in Sprache, Gang, Stellung und ganzem Betragen, und ließ ihn ſo kleiden, wie es damals bei jungen Spaniern edler Herkunft gebräuchlich war. Ferdinand wuchs ſo zu einem ſehr gebildeten, verſtändigen Jünglinge heran, der das wohlwollendſte Herz hatte, auch bildſchön von Geſtalt war, und in ſeinem ganzen Betragen einen edlen Anſtand hatte.

So erreichte Ferdinand ſein vierzehntes Jahr. Da ereignete ſich eine Begebenheit, die für ihn und ſeinen gefühlvollen Pflegevater ſehr traurig war. Friedrich, Bernardo's alter treuer Diener und Freund, der auch den jungen Ferdinand ſehr lieb hatte, ihm viele Freude machte, und zu deſſen Erziehung nach Kräften beitrug, wurde gefährlich krank. Bernardo kam nicht mehr von deſſen Bette, und hatte, da es mit ihm ſichtbar ſchlimmer wurde, die Augen immer voll Thränen. Ferdinand ſaß dann unten am Bette, und auch über ſeine blühenden Wangen floſſen die hellen Thränen. Der Kranke war aber ſehr getroſt, und freute ſich auf das beſſere Leben. „Wir haben zuſammen Vieles gelitten, lieber Herr,“ ſagte er unter Anderm; „wir haben es einſehen gelernt, wie nichtig die Güter dieſer Welt, und wie eitel und vergänglich alle ihre Freuden ſeyen. Gott Lob, daß wir nach dieſem flüchtigen Traume von Leben einſt das rechte Leben zu erwarten haben. Da Gott ſich hier auf Erden ſchon ſo ſchön und herrlich offenbart, o wie unendlich ſchöner und herrlicher muß es dort ſeyn! Wie freue ich mich darauf!“

Bernardo ließ durch einen der benachbarten Hirten einen Prieſter rufen, zu dem man mehrere Stunden weit zu gehen hatte. Er kam, und der Kranke empfing mit großer Andacht die heiligen Sakramente der Sterbenden. Der gute kranke Mann wurde von Tag zu Tag ſchwächer, und ehe man es dachte, griff er in die letzten Züge. Bernardo kniete neben ſeinem Sterbebette nieder und betete mit gefalteten Händen und unter reichlichen Thränen laut, und Ferdinand kniete neben ihm, und weinte und betete mit ihm. Beide blieben, nachdem der gute, treue Diener verſchieden war, die Nacht hindurch in der ſtillen Todtenkammer, und wachten bei der Leiche. Ferdinand hatte noch nie einen Todten geſehen. „Ach,“ ſagte er, „wie bleich er ausſieht, wie ſtumm und ohne Bewegung er da liegt! Es iſt etwas Schauerliches um einen Todten.“

Bernardo benützte dieſe Veranlaſſung, mit ihm von dem ewigen Leben zu ſprechen. „Dieſe Leiche hier,“ ſagte er unter Anderm, „iſt nicht mehr unſer guter, alter Freund, den du ſo lieb hatteſt. Was du da ſiehſt, iſt nur das Kleid ſeiner Seele, das er jetzt abgelegt hat. Seine Seele, er ſelbſt, iſt jetzt, da er fromm gelebt und nichts als Gutes gethan hat, bei Gott, in einer unausſprechlichen Seligkeit. Auch ſein Leib, dieſe ſeine ſterbliche Hülle, die wir jetzt der Erde anvertrauen werden, wird einſt von Gott neugeſchaffen, und wieder mit dem Geiſte vereiniget werden. Wie Jeſus Chriſtus herrlich vom Tode auferſtand, ſo wird auch unſer Freund Friedrich wieder auferſtehen. Auch wir werden unſern Leib, dieſes Kleid von Erde, das uns umgibt, einſt ablegen; denn wir haben dahier keine bleibende Stätte. Auch wir müſſen fort von dieſer Welt. O laß uns ſo leben, liebſter Fernando, daß wir dann auch zu Gott kommen. Nur was uns dann, wann wir auf das Sterbebett kommen, noch freuen kann, iſt wahrhaft gut; was uns dann gereuen würde, iſt bös und verwerflich. Nur jene Güter, die dann, wann unſere Leiche blaß und ſtumm, kalt und ſtarr im Sarge liegen wird, uns noch in jene Welt begleiten, ſind wahre Güter; Alles, was wir zurück laſſen müſſen, Geld und

Gut, iſt der vielen Sorgen, die ſich die Menſchen oft darum machen, nicht werth. Wir wollen es uns an der Leiche unſers Freundes vor Gott angeloben, immer gut und rechtſchaffen zu ſeyn. Dann werden wir unſern Freund dort im Himmel wieder ſehen; dann haben auch wir eine fröhliche Auferſtehung zu erwarten.“

Nachdem die Leiche des guten Greiſes zur Erde beſtattet war, fühlte ſich Bernardo in ſeiner Zelle ſehr verlaſſen. Hundertmal des Tages vermißte er den treuen Freund und Diener, ſein vertrauliches Geſpräch, ſeine willigen Dienſte. Der Verluſt war für ihn unerſetzlich, und er war überzeugt, daß er nie mehr eine ſolche treue Seele in ſeine Dienſte bekommen werde, und ſeine einſame Lebensart nicht mehr, wie bisher, werde fortſetzen können. Auch glaubte er, daß nun die Zeit da ſey, ſeinen lieben Fernando in die öffentlichen Schulen und das Leben der Menſchen einzuführen. Er beſchloß daher, ihn auf eine hohe Schule zu begleiten, und als Freund und Führer, oder wie man zu ſagen pflegt, als ſein Mentor, bei ihm zu bleiben. Er legte das Einſiedlergewand ab, und kleidete ſich nun wieder ſeinem Stande gemäß; auch ließ er Ferdinand mit ſtandesmäßigen Kleidern reichlich verſehen, und ſtattete ihn mit Allem aus, was er nöthig hatte, um als ein junger Spanier von Adel zu erſcheinen.

Bevor Bernardo ſeine Einſiedelei verließ, machte er noch eine ſehr ſchöne Stiftung, die er ſchon damals heimlich im Sinne gehabt, als er die ſchöne große Kapelle wieder herſtellen, und das Wohnhaus dabei erbauen ließ. Die Hirten im Gebirge umher hatten keinen Geiſtlichen in ihrer Mitte, der ihnen das Wort des Herrn verkündet, das Heil ihrer Seelen beſorgt, und ſie in ihren Leiden getröſtet hätte. Ihre Pfarrkirche war ſo weit entfernt, daß ſie nur mit großen Beſchwerden dahin kommen konnten; Kinder und alte Leute aber kaum einmal des Jahres dahin kamen. Bernardo ſtiftete daher für ſie eine eigene Pfarrei. Die Kapelle wurde die Pfarrkirche, ſeine Wohnung das Pfarrhaus, und er wies dem künftigen Pfarrer ſo viel Einkünfte an, daß er über zeitliche Sorgen erhoben, einzig ſeinem heiligen Berufe leben konnte, und noch ſo viel übrig behielt, Nothleidende davon zu unterſtützen. Bernardo blieb noch ſo lange, bis der erſte Pfarrer in dieſer Gegend in ſein Amt eingeſetzt, und dem Volke vorgeſtellt worden. Bei dieſer Veranlaſſung gab er der neuen Pfarrgemeinde ein Feſt, und ſorgte dafür, daß nach Beendigung des feierlichen Gottesdienſtes Alle, Eltern und Kinder, Knechte und Mägde, reichlich mit Speis und Trank verſehen wurden. Die Freude des Volkes war ſehr groß und viele Freudenthränen floſſen. Eben ſo groß war aber die Trauer, und wohl noch mehr Schmerzensthränen floſſen, als Bernardo, ihr Vater, Freund und Wohlthäter, wenige Tage darauf Abſchied von ihnen nahm, und auf immer hinwegzog.

Vierzehntes Kapitel.

Der junge Kaufmann.

Bernardo begab ſich mit ſeinem Pflegeſohne an die berühmte hohe Schule zu Salamanka. Er hatte von ſeinen Feinden nichts mehr zu fürchten, weil man bereits einſah, daß ihm Unrecht geſchehen; er miethete in der großen, herrlichen Stadt, in dem Hauſe eines reichen Kaufmannes eine ſchöne Wohnung, und Ferdinand, der junge edle Spanier, war bald die Freude aller Lehrer und eine Zierde der hohen Schule. Allein ehe drei Jahre vergingen, wurde Bernardo ganz unerwartet vom Schlage gerührt. Er konnte nicht mehr reden. Man merkte wohl, daß er noch etwas ſagen wollte. Der Kaufmann brachte ihm eine Schreibtafel. Allein die Hand verſagte dem kranken Greiſe den Dienſt; da heftete er zuerſt einen wehmuthsvollen Blick auf den jungen Ferdinand, ſah dann mit flehender Miene den Kaufmann an, und gab mit Zeichen der Hand zu verſtehen, der Kaufmann ſolle ſich Ferdinands annehmen, was der Kaufmann ihm dann auch verſprach, und vor ſeinen Augen den Jüngling umarmte. Bald darauf verſchied der edle Freund und Wohlthäter des armen Ferdinands, und der Schmerz des guten Jünglings war ſo groß, daß ihn keine Zunge ausſprechen kann.

Ferdinand konnte die Größe ſeines Verluſtes zur Zeit noch gar nicht überſehen. Bernardo hatte im Sinne, den jungen Ferdinand dem Könige, ſobald dieſer wieder aus Deutſchland nach Spanien kommen würde, als einen Grafen von Alvaida vorzuſtellen, und deſſen Rechte auf die ihm entriſſene Grafſchaft geltend zu machen. Allein der Tod hatte nunmehr dieſes ſein Vorhaben vereitelt. Ueberdies fiel Bernardo's anſehnliches Vermögen nunmehr ſeinen Verwandten zu. Ferdinand war nun ein armer Jüngling, von ungewiſſer Abkunft, und ſtand da — als ein Fremdling in der Welt! Es war ihm unmöglich, ſeine Studien an der theuren hohen Schule fortzuſetzen. Der Kaufmann, der kein Freund der Gelehrſamkeit war und vom Studiren nicht viel hielt, rieth ihm, ſich der Handlung zu widmen, und erbot ſich, ihn in die Lehre zu nehmen. Ferdinand nahm das Anerbieten an; es machte ihm wenig Mühe, ſich in die Geſchäfte eines Kaufmanns zu finden. Da ihm die deutſche, auch die italieniſche und franzöſiſche Sprache ſchon geläufig war, ſo erlernte er nun auch noch die engliſche

Sprache, um den auswärtigen Briefwechſel des Handelshauſes zu führen. Seine Gewandtheit, die Leichtigkeit, mit der er die Feder führte, ſeine unverbrüchliche Redlichkeit erwarben ihm das volle Zutrauen ſeines Herrn.

Der Kaufmann machte mit ihm weite Reiſen durch die merkwürdigſten Länder Europa's. Einſt kam er mit ihm nach England. Graf Gallas war damals öſterreichiſcher Geſandter zu London. Der Geſandte ließ den Kaufmann rufen, um ihm einige Edelſteine abzukaufen. Weil Ferdinand ſehr gut deutſch ſprach, ſo ſchickte der Kaufmann ihn dahin. Der Geſandte war nicht wenig erſtaunt, als der junge Mann, der mit edlem Anſtand in das Zimmer trat, ihn in reiner, deutſcher Sprache anredete. „Sie ſind alſo ein Deutſcher,“ ſprach er freundlich, „und kein Spanier? Ich freue mich, hier einen Landsmann zu finden.“

Ferdinand verſicherte, er ſey ein geborner Spanier, und öffnete ſein Juwelenkäſtchen, in dem ſich koſtbare Haarnadeln, Ringe und Ohrengehänge befanden, die von hellen Diamanten und farbigen Edelſteinen aller Art funkelten. Der Geſandte rief ſeiner Gemahlin, und bat ſie, zu wählen. Auch ſie freute ſich, mit dem jungen Kaufmanne in ihrer Mutterſprache reden zu können. Die Gräfin wählte einigen Schmuck aus, und der Graf fragte nach dem Preiſe.

„Ich würde es für unanſtändig halten,“ ſagte Ferdinand, „einem Manne von ſolchem Range die Waare höher zu bieten, und ihm ſeine koſtbare Zeit mit widerwärtigem Handeln zu rauben. Ich denke, ſogleich den wahren Preis aufrichtig zu ſagen.“

„So habe ich's gern,“ ſagte der Graf, „das iſt mir das Liebſte.“

Ferdinand ſagte den Preis, und der Graf erſuchte ihn, über die gekauften Steine eine Note aufzuſetzen, und ſie ſogleich zu unterzeichnen. Ferdinand ſetzte ſich an den Schreibtiſch, und ſchrieb die Rechnung mit großer Fertigkeit, in deutſcher Sprache und mit überaus ſchönen Zügen nieder. Der Geſandte lobte die ſchöne Schrift, fand die Rechnung richtig, verſicherte, daß er mit dem Kaufe ſehr zufrieden ſey, und bezahlte die Summe in Gold. Ferdinand überblickte ſeine Edelſteine in dem Käſtchen noch einmal, warf einen Blick auf die verkauften, die noch auf dem Tiſche lagen, und ſagte zur Gräfin: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, es iſt hier mit zwei Diamanten, die ſich ſehr ähnlich ſehen, ein kleiner Irrthum vorgegangen; wir verwechſelten ſie. Der Stein, den Sie da haben, iſt eben ſo ſchön, hat eben ſo viel Feuer und ſcheint eben ſo groß, als dieſer hier, den Sie Anfangs gewählt hatten; nur iſt jener etwas flacher und deßhalb von geringerem Werthe. Wenn Sie indeß bei ihrer ſpätern Wahl bleiben, ſo müſſen wir die Ringe gegen einander austauſchen; ich aber muß Ihnen das zu viel bezahlte Geld zurück bezahlen, und die Rechnung umſchreiben.“

Der Geſandte und ſeine Gemahlin waren über die Redlichkeit des jungen Mannes entzückt. Sie begriffen ſehr wohl, daß er die ſechs Goldſtücke für ſich hätte behalten können, ohne daß weder ſie, noch ſein Herr etwas davon gemerkt hätten. Ferdinand gab mit ſichtbarem Vergnügen, den Irrthum entdeckt zu haben, der Gräfin den koſtbaren Stein gegen den geringern; der Graf aber ließ ſich mit ihm in ein weiteres Geſpräch ein, und fragte ihn nach ſeinen Verhältniſſen. Ferdinand ſagte, daß er nichts weiter, als ein armer Handlungsdiener ſey, ſich auch der Handlung bloß deßhalb gewidmet habe, weil er aus Mangel des Vermögens ſeine Studien nicht habe vollenden können.

„Das iſt Schade,“ ſagte der Geſandte; „doch hören ſie einmal einen Vorſchlag. Ich bedarf eben jetzt eines Mannes, der die deutſche, ſpaniſche, und engliſche Sprache wohl inne hat, und auf deſſen Treue ich rechnen kann. Wenn ſie Luſt haben, ſo ſind Sie hiemit mein Privat-Sekretär; wollen Sie nebenbei, wegen ihrer Rechnungskunde, meinem Hausmeiſter ſeine Rechnung führen helfen, und mir ſo zweifache Dienſte leiſten, ſo würde ich Sie dafür auch zweifach honoriren.

Ferdinand war über dieſes Anerbieten ſehr erfreut, und verſprach, das ehrenvolle Zutrauen durch Eifer und Treue im Dienſte zu rechtfertigen. Er eilte nach Hauſe, und meldete ſeinem Herrn was vorgegangen war. Der Kaufmann verſicherte, daß er ihn mit Schmerzen entlaſſe, jedoch ihm zu ſeiner Beförderung herzlich Glück wünſche. Beide nahmen von einander einen rührenden Abſchied, und Ferdinand trat ſeine neue Stelle ſogleich an.

Nach einiger Zeit wurde der Geſandte, auf ſein wiederholtes Verlangen, zurück gerufen, und Ferdinand begleitete ihn nach Wien. Hier fühlte Ferdinand ſich nicht ſo glücklich, als er gehofft hatte. Die große Kaiſerſtadt gefiel ihm zwar ſehr wohl. Auch ſchenkte ihm der Graf immer gleiches Vertrauen, und die Gräfin blieb ihm ſtets ſehr gnädig. Allein die Beamten und Diener des Grafen waren ihm, als einem Fremden, ſehr abgeneigt, nannten ihn nur einen Wälſchen, beneideten ihn um das Zutrauen und die Gnade der Herrſchaft, und wußten ihm in Geheim vielen Verdruß zu bereiten. Sein ſtiller Kummer, und die Stadtluft, die ihm nicht gut anſchlug, machten ihn ſehr krank. Die Krankheit ging in ein kaltes Fieber über, das zwar nicht gefährlich, aber doch ſehr heftig war, und ihm Vieles zu leiden machte.

Während ſeiner Krankheit wurde in Wien ein hohes Feſt gefeiert; der Hof und der anweſende Adel begaben ſich in die Stephanskirche. Die ganze Bevölkerung von Wien kam in Bewegung, den feierlichen Zug zu ſehen, und dem Gottesdienſte beizuwohnen. Die ſämmtliche Dienerſchaft des Grafen, auch der Bediente, der zu Ferdinands Krankenwärter beſtellt war, eilten dahin. Ferdinand lag indeſſen in der Fieberhitze auf ſeinem Krankenlager, und litt glühenden Durſt. Der Bediente, der keiner der aufmerkſamſten war, hatte geglaubt, früher zurück zu kommen, und hatte ſeinen Kranken nicht mit hinreichendem Trinkwaſſer verſehen. Ferdinand ſchellte zwei, dreimal, ohne daß Jemand kam. Er verſuchte vergebens aufzuſtehen, und ſich vom Brunnen friſches Waſſer zu holen. Es fiel ihm ſehr ſchwer, ſich von allen Hausgenoſſen ſo vernachläßigt und verlaſſen zu ſehen.

Indeß war eine fremde Gräfin, die Gräfin von Obersdorf, eben auf Beſuch da. Ihre Kammerjungfer kam, als Ferdinand abermals heftig ſchellte, ſehr feſtlich gekleidet und mit dem Gebetbuche in der Hand, eben die Treppe herab, um in die Kirche zu gehen. Sie ging zu ihm hinein, und fragte theilnehmend, was der Herr Sekretär befehle?

„Ach!“ ſagte er, „ich bitte bloß um ein Glas Waſſer oder, wenn's ſeyn könnte, um ein Glas Limonade; denn ich verſchmachte faſt vor Durſt und zerſchmelze beinahe vor brennender Hitze.“

„Ich will Ihnen zuerſt Waſſer bringen,“ ſagte die Kammerjungfer; „Hernach werde ich Ihnen ſogleich Limonade machen.“

Sie nahm die leere gläſerne Flaſche auf dem Tiſchchen neben dem Bette, eilte damit zum Brunnen, füllte die Flaſche mit friſchem Waſſer, eilte damit hinauf, reichte ihm ein Glas voll, und ſagte: „Hier iſt vorerſt Waſſer; Limonade wird ſogleich fertig ſeyn.“

Es fiel ihr wohl ein, ſie werde auf dieſe Art die Kirche verſäumen. Allein ſie dachte: „Krankendienſt iſt auch Gottesdienſt!“

Sie ging hinab in die Küche; jedoch weil die Herrſchaften heute bei Hofe ſpeisten, ſo war kein Menſch in der Küche. Sie ſuchte vergebens nach Zitronen und Zucker. Betrübt kehrte ſie zurück zu dem Kranken, und meldete ihm die unangenehme Nachricht. „Es iſt ſündhaft,“ ſagte ſie, „daß man für gar nichts ſorgt, und Sie hier ſo allein ließ. Ich werde deßhalb bei Ihnen bleiben, bis Ihr Krankenwärter zurück kommt.“

Sie ſetzte ſich an ein kleines Tiſchchen am Fenſter, und las ſehr andächtig in ihrem Buche; von Zeit zu Zeit aber ſtand ſie auf, ſchenkte ihm Waſſer ein, und ging, da dieſes bald zu Ende war, wieder zum Brunnen, friſches zu holen.

„Ich bin Ihnen ſehr vielen Dank ſchuldig,“ ſagte Ferdinand; „Derjenige, der verſprach, den Trunk kalten Waſſers nicht unbelohnt zu laſſen, wird es Ihnen vergelten. Es iſt mir, als gieße ich das Waſſer, das ich trinke, auf einen glühenden Stein. Ohne Ihre gütige Hülfe hätte ich, wie ich glaube, vor Hitze zerſchmelzen müſſen. Noch einmal: Gott wolle Sie dafür belohnen.“

Die Kammerjungfer ſagte: „Die Freude, Ihnen zu dienen, iſt ja ſchon Lohnes genug.“

Sie ſetzte ſich wieder an ihr Tiſchchen zu ihrem Gebetbuche, und fuhr fort zu leſen, bis der nachläßige Diener zurück kam. Sie wünſchte hierauf dem Kranken eine baldige Geneſung und ging. Sie beſuchte ihn am folgenden Tage, an dem ihre Gräfin abreiste, noch einmal auf einige Augenblicke, erkundigte ſich nach ſeinem Befinden, verſicherte, ſie wolle beten, daß Gott ihn bald wieder geſund werden laſſe, und ſagte ihm freundlich Lebewohl.

Nachdem Ferdinand wieder geſund geworden, nahm ihn Graf Gallas mit nach Böhmen. Der Graf hatte dort anſehnliche Güter und ein Schloß, das nach alter Bauart ſehr prächtig, und von herrlichen Gartenanlagen umgeben war. Ferdinand war die zwei bis drei Monate, die er hier auf dem Lande zubrachte, ungemein fröhlich und vergnügt. Das alte Schloß und der Garten umher gefielen ihm ganz ungemein; dazu trug, obwohl er ſich deſſen vielleicht nicht deutlich bewußt war, Vieles bei, daß er die glücklichen Jahre der Kindheit in einem ähnlichen Schloſſe mit einem ähnlichen Garten zugebracht hatte. Er fühlte ſich hier recht wie zu Hauſe. Graf Gallas bemerkte dieſes mit Wohlgefallen. Da nun ein Jahr nachher der alte Verwalter ſtarb, und der Graf wohl einſah, Ferdinand werde in Wien niemals ganz vergnügt ſeyn, ſo trug er ihm dieſe Stelle an. So hart Ferdinand ſich von dem Grafen trennte, und ſo gern auch dieſer ihn noch länger um ſich gehabt hätte, ſo nahm Ferdinand die Stelle doch mit Dank an.

Sobald es bekannt wurde, daß Ferdinand auf dieſe Stelle befördert worden, ſo wurden dem ſchönen, jungen Manne, der nun ein ſehr gutes Einkommen hatte, mehrere Töchter von Beamten und vermöglichen Bürgern zur Ehe angetragen. Allein Ferdinand hatte jener Jungfrau, die einſt, wiewohl nur eine Stunde, ſeine Krankenwärterin geweſen, noch nicht vergeſſen. Ihr freundliches Wohlwollen, mit dem ſie ihm in ſeinem heißen Durſte das erfriſchende Waſſer gereicht, die jungfräuliche Sittſamkeit in ihrem Betragen, die Andacht, mit der ſie in ihrem Gebetbuche geleſen, ſchwebte ihm noch immer vor Augen. Sein erſter Gedanke, nachdem er einen eigenen Heerd hatte, war deßhalb ſie zu ſeiner Ehegattin zu wählen. Er ſagte ſeiner Herrſchaft von ſeiner Wahl; der Graf und die Gräfin billigten ſie vollkommen. Er ſchrieb alſo an Jungfer Klara Hermann, deren Namen er erſt, nachdem ſie wieder abgereiſt war, erfahren hatte, bat ſie um ihre Hand, und wartete nun mit Sehnſucht auf ihre Antwort.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Braut.

Jungfer Klara Hermann war die Tochter eines Förſters. Sie verlor ihren Vater, der ein ſehr rechtſchaffener Mann geweſen, ſehr frühe. Die Mutter mußte die Förſterwohnung verlaſſen, und bezog mit Klara, ihrer einzigen Tochter, die damals kaum acht Jahre zählte, ein kleines Stübchen bei einer alten Anverwandten, und ernährte ſich mit feiner Nähterei, worin ſie ſehr geſchickt war. Sie ſchickte Klara ſehr fleißig zur Schule, und gab ihr Unterricht im Nähen und die Tochter übertraf in dieſer Kunſt bald ihre Mutter, deren Augen anfingen etwas ſchwach zu werden. Die Mutter fand in ihrer Tochter eine getreue Stütze ihres Alters, und Beide brachten ſich ziemlich gut fort.

Sie arbeiteten auch für die Gräfin von Obersdorf. Eines Tages trug Klara mehrere Arbeiten hin. Die Gräfin war damit ſehr wohl zufrieden, und ſchenkte ihr noch über den Lohn eine ganze

Schürze voll abgelegter Kleider. Klara kam voll Freude nach Hauſe. Mutter und Tochter unterſuchten die Kleider, die noch alle ſehr brauchbar waren, genauer — da fand ſich in einem ſeidenen Handſchuh ein Ring mit koſtbaren Edelſteinen. Klara eilte auf der Stelle zur Gräfin, den gefundenen Ring zurück zu geben.

Die Gräfin hatte eine große Freude. Ich habe den Ring längſt für verloren gehalten,« ſagte ſie; »ich muß ihn, ohne es zu bemerken, mit dem Handſchuh, der mir zu enge geworden, abgeſtreift haben. Ich freue mich ſehr, daß ich den Ring wieder habe; noch mehr freut es mich aber, daß ihr ſo ehrliche Leute ſeyd. Ich werde darauf denken, eure Ehrlichkeit zu belohnen.«

Einige Zeit nachher, da Klara etwa vierzehn Jahre alt war, ſtarb ihre Mutter. Weinend und ſchluchzend kam die tief betrübte Tochter in dürftigem, ſchwarzen Kleide zu der Gräfin, meldete den traurigen Todfall, und jammerte ſehr, daß ſie jetzt ohne Vater und Mutter ſich allein in der Welt befinde. Die Gräfin hatte das herzlichſte Mitleid mit ihr, und tröſtete ſie liebreich. »Sey getroſt, liebes Kind.« ſagte ſie unter Anderm, »ich will von nun an deine Mutter ſeyn. Ziehe nur ſogleich zu mir; du ſollſt bei mir nicht wie eine Dienerin, ſondern wie eine Tochter gehalten werden.«

Klara zog, nachdem die Leiche der geliebten Mutter zur Erde beſtattet war, in das gräfliche Schloß. Die Gräfin gewann ſie mit jedem Tage lieber. Da Klara von ihrer Mutter in Frömmigkeit, Fleiß und jungfräulicher Sittſamkeit erzogen worden, in ihrem ſtillen einſamen Stübchen vor dem Verderben der Welt bewahrt geblieben, nie zu Tänzen und in ſolche Geſellſchaften gekommen, die der Unſchuld leicht gefährlich werden können; da ſie einen hellen Verſtand und das edelſte Herz hatte, von Herzen demüthig und zu allem Guten willig war; ſo hatte die Gräfin ſie in der That ſo lieb, als eine Tochter. Auch Klara ehrte und liebte in der Gräfin eine zweite Mutter. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß ſie ihre innig verehrte und geliebte Gräfin je einmal würde verlaſſen können. Nur als ſie in Wien Ferdinand kennen gelernt, kam ihr der Gedanke, wie glücklich ſie mit einem ſo edlen Manne leben würde; allein ſie dachte, da er ſo gute Ausſichten habe, ſie aber nur die Tochter eines längſt verſtorbenen Förſters, eine vater- und mutterloſe Waiſe und ſehr arm ſey, ſo dürfte ſie ihre Wünſche nicht ſo hoch erheben. Sie hatte ſich längſt alle Gedanken an eine ſo glückliche Verſorgung aus dem Sinne geſchlagen — da erhielt ſie Ferdinands Brief. Der unerwartete Inhalt des Brieſes erfüllte ſie, zumal ſie von Ferdinand, ſeit ſie Wien verlaſſen, nichts mehr gehört hatte, mit dem angenehmſten Erſtaunen.

Sie eilte ſogleich zu ihrer Gräfin, und überreichte ihr, nicht ohne jungfräuliches Erröthen, den Brief. Der Brief enthielt die Geſchichte, wie Ferdinand Klara kennen gelernt. „Nun,“ ſagte die Gräfin freundlich lächelnd, „da wünſche ich dir von Herzen Glück, mein liebes Kind. Du biſt in der That eine zweite Rebeka, die durch Darreichung eines Trunk Waſſers zu einem trefflichen Manne kam. Wirklich gleicheſt du auch an Unſchuld und Güte jener Jungfrau der goldenen Vorzeit, und auch Ferdinand iſt ein Mann, ſo rechtſchaffen und redlich, und auch von ſo unverdorbenem, blühenden Ausſehen als je einer in jener Zeit gelebt haben mag. Schreibe ihm nur ſogleich aufrichtig deine Geſinnung.“

„Aber,“ ſagte Klara bedenklich, „wenn er hört, daß ich arm bin, ja daß ich gar nichts habe, als was ich von meinem Lohne erſparte, wird er ſeine Geſinnung nicht ändern?“

„Du biſt reich an jeder jungfräulichen Tugend,“ ſprach die Gräfin, „und der Lohn, den du für dein ſittſames Betragen, deine Eingezogenheit, deine Wohlthätigkeit gegen Arme, denen du von deinen kleinen Erſparniſſen ſo gern mittheileſt, bei Gott zu gut haſt, iſt ein reichlicherer Eheſegen, als alle Schätze von Gold und Silber, die du deinem künftigen Manne in das Haus bringen könnteſt.“

„Liebſte Klara,“ ſagte die Gräfin weiter, „du haſt mir, ſeit du nach dem Tode deiner Mutter, noch faſt als Kind, zu mir gekommen, beſtändig treu und redlich gedient. An allen meinen Freuden und Leiden nahmeſt du einen ſo herzlichen Antheil, daß die zärtlichſte Tochter keinen herzlichern daran hätte nehmen können. Ich konnte mich in Allem auf dich verlaſſen. Ich verliere dich hart, ſehr hart. Allein ich gönne dir dein Glück von Herzen.“ Die Gräfin umarmte ſie und ſprach: „Gott wolle dich und deinen künftigen Mann ſegnen mit ſeinem beſten Segen.“

Klara zerfloß in Thränen. Die Gräfin blickte zum Himmel, drückte ſie an das Herz und küßte ſie. So gnädig, ſo mütterlich zärtlich hatte die Gräfin ſich noch nie gegen ſie erzeigt.

„Ach, gnädigſte Gräfin,“ ſprach Klara, „dieſe ihre Güte gegen ein armes Mädchen geht mir tief zu Herzen! Sie zu verlaſſen, wird mir unausſprechlich ſchwer fallen. Ich glaube kaum, daß es mir möglich ſeyn wird.“

„Doch, doch,“ ſagte die Gräfin, „es muß ſeyn. Gott hat es ſo gefügt. Nur eine Bedingung werde ich deinem Bräutigam machen, auf der ich feſt beſtehe. Das Hochzeitfeſt muß hier in meinem Schloſſe gefeiert werden. Ich werde deine Brautmutter ſeyn, ſo wie ich auch für deine Ausfertigung mütterlich ſorgen werde. Schreibe das deinem Bräutigam, und melde ihm den freundlichſten Gruß von mir.“

Klara ſchrieb ſogleich, und der hocherfreute Bräutigam kam ſchneller, als ein Brief, den er geſchrieben hätte, auf der Poſt gekommen wäre. Er benahm Klaren alle Bedenklichkeiten, die ſie wegen ihrer Armuth in ihr Schreiben hatte einfließen laſſen, und konnte ihr ſein Entzücken nicht genug ausdrücken, daß ſie, wie er aus ihrem Brief erſehen, ſeit jener Zeit, da ſie ihm den erfriſchenden Trunk gereicht, ihn nicht vergeſſen, ſondern ſeiner nie anders, als mit Achtung und Zutrauen gedacht habe. Der Tag der Hochzeit wurde feſtgeſetzt, und der Bräutigam reiste höchſt vergnügt zurück, um bis dahin alle ſeine Geſchäfte zu ordnen.

Der Hochzeittag war einer der feſtlichſten Tage für das Schloß und für das ganze Dorf; denn Klara war allgemein geliebt und geſchätzt. Sie hatte nicht nur den Armen, beſonders den Hausarmen, immer von ihrem Lohne im Stillen mitgetheilt, ſondern war die allgemeine Fürbitterin bei der Gräfin für alle Leidende. Manche geheime Noth, die nie das Ohr der Gräfin erreicht hätte, ward ihr durch Klara bekannt, und die reichlichen Gaben, mit denen die Gräfin Dürftige unterſtützte, gingen meiſtens durch Klara's Hand. Die Gräfin hatte übrigens Klaren ein ſehr ſchönes Hochzeitkleid machen laſſen, und ihr den jungfräulichen Kranz mit eigenen Händen geflochten und aufgeſetzt.

Als es Zeit zum Kirchgange war, zögerte die

Gräfin unter allerlei Vorwänden noch immer, ſo daß es den beiden Brautleuten am Ende ſehr auffallend wurde. Nun aber öffnete ſich mit einem Male die Thüre, und dem Brautpaare ganz unerwartet, trat Graf Gallas mit ſeiner Gemahlin herein. „Nicht wahr, das heißt überraſchen?“ ſprach der Graf zu dem erſtaunten Ferdinand. „Indeß hoffe ich, daß wir dem würdigen Bräutigam und der holden Braut, wenn gleich ungebetene, doch keine unangenehmen Hochzeitgäſte ſeyn werden.“

Graf Gallas und ſeine Gemahlin waren der Gräfin Obersdorf ſchon lange einen Beſuch ſchuldig, und hatten ihr geſchrieben, ſie wollten ihn bis zu Ferdinands Hochzeitfeſt verſchieben, um bei der Einſegnung gegenwärtig zu ſeyn. Die ſchlechten Wege waren Urſache, daß ſie eine Stunde ſpäter kamen, als ſie verſprochen hatten.

Die Gräfin Gallas winkte hierauf der Gräfin Obersdorf in ein Nebenzimmer. Als beide Gräfinnen zurück kamen, ſagte die Gräfin von Obersdorf mit ſehr heiterem Geſichte: „Meine Freundin, die Frau Gräfin von Gallas, hatte einen ſehr ſchönen Einfall, der die beiden Brautleute betrifft, und meinen ganzen Beifall hat.“ Sie hielt in jeder Hand einen Ring mit Diamanten, und ſagte, indem ſie den Ring in der rechten Hand zeigte: „An dieſem Ringe hier bewährte der Bräutigam ſeine Ehrlichkeit, und an dieſem hier," fuhr ſie fort, den Ring in der andern Hand vorzeigend, „hat die Braut ihre Redlichkeit bewieſen. Dieſe zwei Ringe waren die Veranlaſſung, daß wir die beiden Brautleute als edle Menſchen kennen und ſchätzen lernten, und daß auch ſie Beide einander ſahen. Ohne die Geſchichte mit den Ringen hätte das heutige Feſt nicht ſtatt gehabt. Dieſe zwei Ringe, deren ſich Gottes heilige Vorſehung bediente, dieſes Eheband zu knüpfen, ſollen nun auch die Eheringe ſeyn."

Nachdem ſie dieſes geſagt, ſteckte ſie den einen Ring der Braut und den andern dem Bräutigam an den Finger. Braut und Bräutigam waren über dieſe freundliche, ſinnreiche Art zu geben, noch mehr erfreut, als über das großmüthige Geſchenk.

Hierauf gingen alle zur Kirche, wo Braut und Bräutigam Gott, dem Allmächtigen, mit innigſt gerührtem Herzen dankten, daß er für ſie, die Beide arme Waiſen waren und weder Vater noch Mutter mehr hatten, ſo väterlich liebreich geſorgt habe. Beide flehten mit glühender Andacht um Segen von oben; auch beteten ſie inbrünſtig für das Wohl ihrer beiden ſo wohlthätigen Herrſchaften. Unter den beſten Segenswünſchen der hohen Herrſchaften und der ganzen Pfarrgemeinde reiste das hochbeglückte Brautpaar, am dritten Tage nach dem Hochzeitfeſte, nach Böhmen ab.

Sechzehntes Kapitel.

Der unglückliche Glückliche.

Während Ferdinand und Klara zwiſchen den rauhen Bergen und finſtern Waldungen Böhmens ſehr glücklich und vergnügt lebten, und ſich bereits lieblicher, ſchön aufblühender Kinder erfreuten, führte Don Alonſo in dem herrlichen Spanien ein ſehr trauriges Leben; ja er war wohl einer der unglücklichſten Menſchen, die je dort gelebt hatten, wiewohl kurzſichtige Menſchen, die nur auf Glanz und Reichthum ſehen, ihn für einen der glücklichſten hielten. Er dünkte ſich damals, als ihm die Nachricht von dem Tode eines Kindes, das ihm eine ſo reiche Erbſchaft hinterließ, überbracht wurde, wohl auch ſelbſt glücklich, und er konnte die heimliche Freude ſeines Herzens vor ſeiner weinenden Gemahlin und den jammernden Kindern kaum verbergen. Er hatte nun Alles, was er wünſchte, — einen prächtigen Pallaſt in der Hauptſtadt, mehrere ſchöne Schlöſſer und einträgliche Landgüter, und einen unermeßlichen Reichthum an Kapitalien und an Koſtbarkeiten von Gold, Silber und Edelſteinen. Allein er fand bald, daß alle Schätze der Erde den Menſchen nicht glücklich machen können, wenn ihm ein gutes Gewiſſen fehlt.

Dies erfuhr er ſogleich am erſten Abende, nachdem er die Botſchaft von Ferdinands Tod erhalten hatte. Er bewohnte zur Zeit noch ein ſchönes Landhaus in den Umgebungen von Madrid, und ſaß auf einer Bank im Garten, um der Abendkühle zu genießen. Seine Gemahlin ſaß neben ihm, tief betrübt und mit rothgeweinten Augen über den Tod des geliebten Kindes. „Ach!“ ſagte ſie, „ich hätte das kranke Kind nicht verlaſſen ſollen; vielleicht wäre es dann am Leben geblieben. So lange ich lebe, werde ich mir Vorwürfe darüber machen, daß ich ſo hart ſeyn konnte, und des Flehens und der Thränen des kleinen Engels nicht achtend, ihn verließ.“

Alonſo ſprach murrend: „Laß das! Laß die Todten ruhen, und denke an die Lebenden! Bedenke, wie glücklich deine Kinder durch dieſen Trauerfall werden.“

„Ach daran habe ich gar noch nie gedacht!“ ſagte die edle Donna Blanka. „Kann man denn auch Freude haben an dem Tode eines Menſchen, weil er uns eine reiche Erbſchaft hinterläßt! Es iſt nicht gut, zeitliche Güter höher zu ſchätzen, als ein Menſchenleben.“ Sie ſtand auf und ging auf ihr Zimmer.

Jetzt kamen die zwei jüngſten Kinder Don Alonſo's daher geſprungen. Die kleine Bella hielt ein Täubchen in den Händen, das der Raubvogel getödtet hatte, und blickte mit den großen, ſchwarzen Augen zu dem Vater auf, und ſagte: „Ach, ſieh nur, lieber Vater, das arme todte Thierchen! Sieh, ſeine ſchneeweißen Federn ſind mit Blut befleckt! Sieh, hier am Halſe und an der Bruſt die rothen Flecken! Der Raubvogel iſt doch ein böſes Geſchöpf, daß er die Unſchuld ſo morden kann!“

„Er hat aber ſeinen Lohn dafür erhalten,“ rief der kleine Jago, der den getödteten Raubvogel an den ausgebreiteten Flügeln brachte. „Der Gärtner hat ihm ſein Recht angethan. So iſt's recht! Wer mordet, ſoll wieder ermordet werden.“

Dem Vater drangen dieſe Reden wie Pfeile in das Herz. „Geht mir aus den Augen,“ rief er, „und beläſtiget mich nicht mit eurem kindiſchen Geſchwätz!“ Er ſtand auf, ging in einen dunkeln Laubgang, und wiederholte bei ſich ſelbſt mehrmal die Worte: „Wer mordet, ſoll wieder ermordet werden!“ „O!“ ſeufzte er, „es iſt ſchrecklich, daß durch den Mund meiner Kinder, obwohl ſie nichts von meinem Verbrechen ahnen, mir mein Urtheil geſprochen wird!“

Nach einigen Tagen bezog Alonſo den gräflichen Pallaſt in Madrid. Eine zahlreiche Geſellſchaft vornehmer Herren und Frauen war bereits in dem großen Saale verſammelt, ihn als Grand von Spanien zu bewillkommen. In dem Saale erblickte man mehrere große, ſchöne Gemälde in goldenen Rahmen. Don Alonſo trat mit ſtolzen Schritten herein, und hieß mit vornehmer Miene die Anweſenden willkommen. Als er aber einen Blick auf eines der Gemälde warf, entfärbte er ſich plötzlich. Das Gemälde ſtellte den Kindermord von Bethlehem vor, und der Anblick eines Kriegers mit grinſendem Mördergeſicht, der einem zarten Knäblein den Dolch in die Bruſt ſtieß, daß ein Strom von Blut aus der Wunde quoll, hatte ihn ſo erſchüttert. Es fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: „Das bin ich; ſo habe ich die Unſchuld gemordet.“

Er wandte ſeine Augen ſchnell ab, auf die andere Wand des Saales. Ein anderes Bild fiel ihm in die Augen; es war die Enthauptung Johannis des Täufers. Mit Grauen erblickte Alonſo das blutige Haupt des Heiligen auf der Schüſſel. „Einen ſolchen Lohn habe ich verdient,“ ſagte er bei ſich ſelbſt. „Jener Heilige ſtarb unſchuldig; auf mir aber liegt eine ſchwere Schuld. Wenn meine That offenbar wird, ſo wird auch mir das Haupt vom Rumpfe geſchlagen.“

Er bemerkte, daß Aller Augen mit Befremden auf ihn gerichtet waren, und es war ihm, als ſähen ihn Alle um ſeiner That willen ſo ſtarr und erſchrocken an. Seine Hand, in der er den mit einer Diamantſchleife gezierten Federhut hielt, zitterte ſichtbar, und er ließ beinahe den Hut fallen. Seine Knie wankten, und es war ihm, als wolle er umſinken.

Mehrere riefen: „Es wird dem Herrn Grafen übel!“

„Ja, ſo iſts,“ ſagte er mit erſtickter Stimme und gehemmtem Athem; „führt mich in ein Nebenzimmer.“

Man führte ihn dahin, und ſetzte ihn auf ein Sopha. Er bat, ihn zu verlaſſen. Alle gingen; nur Blanka, ſeine Gemahlin, blieb bei ihm. „Um Gotteswillen,“ ſagte ſie, „was haſt du? Was iſt dir?“

„Laß die zwei gräßlichen Bilder wegſchaffen,“ ſagte er; „die gehören in keinen Freudenſaal.“

„Du haſt ſie ja ſchon öfter geſehen,“ ſagte die Gräfin, „und ſie immer als Meiſterſtücke gelobt.“

„Jetzt iſt es anders,“ ſagte er; „dieſe zwei ſchauerlichen Gemälde, mit dem blutenden Kinde und dem blutigen Haupte, ſind mir in der Seele zuwider. Ich ſetze keinen Fuß mehr in den Saal, ſo lange ſie darin ſind.“

Die Gräfin erſchrak, und das erſte Mal regte ſich in ihrem Herzen die bange Ahnung, ihr Gemahl müſſe eine ſchwere Blutſchuld auf dem Herzen haben.

Die Aerzte riethen dem Don Alonſo, ſich zur Herſtellung ſeiner Geſundheit auf das Land zu begeben. Er reiſte auf eines ſeiner Schlöſſer. Als er da ankam, waren ſeine Beamten in goldgeſtickten Kleidern, und die Einwohner des Orts in ihrem Sonntagsputze in dem Schloßhofe verſammelt. Eine fröhliche Muſik ertönte, und die Landleute brachten ihm ein Lebehoch dar. Allein ihm ſchien, daß dieſes Alles nicht ſo recht von Herzen gehe, und er bemerkte viele traurige Geſichter. „Ich weiß nicht, wie das mit mir iſt,“ dachte er; „liegt der Fehler an mir, und geht es mir wie den Leuten, welche an der Gelbſucht krank liegen, und deßhalb Alles gelb ſehen, oder iſt wirklich Alles um mich her verändert und traurig, und ſind alle Menſchen mir abgeneigt?“

Die Beamten begleiteten ihn auf ſein Zimmer; das Geſpräch kam auf ſeinen Bruder, ihren vorigen Herrn und deſſen einzigen zurückgelaſſenen Sohn, der ſo unerwartet geſtorben; und Allen ſtanden die Thränen in den Augen. „Verzeiht unſerer Weichherzigkeit,“ ſagte der erſte Beamte, ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren; „unſer Schmerz über den ſchnellen Tod unſers liebenswürdigen Erbgrafen iſt zu groß und noch zu neu, als daß er der Freude ſogleich Raum geben könnte. Ich habe Eurem Vater und Eurem Bruder, hochſeligen Andenkens, bei fünfzig Jahren gedient, und nichts, als Liebes und Gutes von ihnen erfahren. Den hoffnungsvollen Fernando habe ich noch vor Kurzem, als ich in Geſchäften zu Euch gekommen, auf Eurem Schloſſe — ach das letzte Mal! — geſehen. Er blühte noch wie eine Roſe. Ich hatte meinen Enkel, der hier neben mir ſteht, bei mir. Beide waren von einem Alter; nur war der junge Graf noch ſchöner und blühender. O wie freundlich der kleine holde Erbgraf mit ihm redete! Er zeigte Verſtand über ſeine Jahre. Ihr unterbrachet das Geſpräch, und befahlt dem kleinen Fernando, auf ſein Zimmer zu gehen. Ich aber dachte: „Holdes Kind, wie ich der Freund und Diener deines Großvaters und Vaters geweſen, ſo ſoll, wie ich freudig hoffe, mein Enkel einmal dein Freund und Diener werden.“ Allein Gott hat es anders gefügt! Ich hoffe aber, Ihr und Eure Kinder werden uns den großen Verluſt, den wir erlitten, wieder erſetzen.“

„Das hoffe ich auch!“ ſagte Alonſo, und entließ die Beamten. Er begab ſich auf ſein Zimmer, und ſpeiste allein.

Am folgenden Tage, der ſehr regneriſch war, hüllte Alonſo ſich in einen dunkelfärbigen Mantel ohne alle Verzierung, und ſetzte einen ganz gemeinen Hut auf, um unerkannt ein wenig die Gegend zu durchwandern. Er hätte gern inne geworden, was man von ihm und ſeiner Gelangung zur Grafſchaft ſage. Im Walde, durch den die Straße führte, traf er eine alte Bäuerin, die Trauerkleider anhatte. Er ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein und merkte ſogleich, daß ſie ihn nicht kenne. Er fragte ſie: „Für wen tragt ihr Trauerkleider? Iſt Euch vielleicht Euer Mann, ein Sohn oder eine Tochter geſtorben?“

„Ach," ſeufzte ſie, „Jemand, der mir ſo lieb war, als Sohn und Tochter — unſer junger Erbgraf."

„Und für dieſen tragt ihr Trauer?" fragte Alonſo.

„Wir alle legten ſchwarze Kleider an," ſagte ſie; „die Trauer war allgemein. Wir alten Leute hätten es freilich nicht mehr erlebt, daß er zur Regierung gekommen wäre; allein für unſere Kinder wäre es ein großes Glück geweſen. Es iſt für ſie ein ſegensreicher Stern untergegangen."

„Nun," ſagte Alonſo, „meint ihr nicht, Euer gegenwärtiger Herr ſey auch ein heilbringender Stern für Euch?"

„Es iſt," ſprach die Bäuerin etwas heimlich, „ſo eine Sache von der man nicht gern redet. Denn was wir von der Krankheit und dem Tode des lieben Kindes hörten, gefiel uns gar nicht. Es war ja nicht einmal Jemand von der Familie dabei zugegen. So unmenſchlich verläugneten ſie ihr eigenes Fleiſch und Blut; was ſollen nun wir Gutes von ihnen erwarten?" Sie ſchwieg eine Weile, und ſagte dann, in einen Strom von Thränen ausbrechend: „Wir Alle glauben, wenn das Kind in beſſere Hände gefallen wäre, ſo wäre es noch am Leben."

Dem betroffenen Alonſo waren dieſe Reden lauter Dolchſtiche. Da eben ein Seitenweg kam, ſagte er der Bäurin eilends: „Lebt wohl, mein Weg geht dahin!“ und verließ ſie. „Wie,“ dachte er aber bei ſich ſelbſt, „ſollten dieſe Leute bereits ahnen, ſollten ſie wiſſen, was vorgegangen? O dann wehe mir; es gäbe eine ſchreckliche Geſchichte!“

So diente Alles, was er ſah und hörte, immer dazu, ſein ſtrafendes Gewiſſen in einer beſtändigen Aufregung zu erhalten. Er fand in den Reden der Menſchen einen Sinn und eine Bedeutung, woran ſie ſelbſt nicht dachten, und bezog Alles auf ſich. „Ich bin die Zielſcheibe der beleidigten Menſchheit,“ ſagte er; „und es iſt ein elender Zuſtand, in dem ich mich befinde. Was hilft mich der Diamantſtern an meiner Bruſt, da das Herz, das darunter ſchlägt, keine Ruhe und keinen Frieden mehr hat!“

Einen ſehr großen Kummer machte ihm der Gedanke an Pedro. Alonſo hatte ihm unter anderm geſchrieben: „Den Genuß des Rittergutes überlaſſe ich dir einſtweilen; allein durch eine eigentliche Schenkungsurkunde kann ich es dir zur Zeit noch nicht als Eigenthum übergeben, um durch eine ſolche reiche Schenkung nicht Verdacht zu erregen. Nach meinem Tode ſollſt du das Gut haben. Halte dich übrigens immer fern von mir. Die Welt darf nicht wiſſen, daß du in beſonderer Verbindung mit mir ſteheſt.“

Pedro ließ ſich auch wirklich nicht mehr vor ihm ſehen, was dem Don Alonſo ſehr lieb war. Denn ſo eine große Zuneigung zu Pedro er bisher gehabt, eine eben ſo große Abneigung hatte er von der Zeit an gegen ihn, da er ihn als einen Meuchelmörder betrachtete. Er haßte ihn, als einen verabſcheuungswerthen Verbrecher, obwohl er ſelbſt alle erdenkliche Verſprechungen und Drohungen angewendet hatte, ihn zu dem Verbrechen zu verleiten. Die Eigenliebe verblendete ihn, das Verbrechen an einem Andern für gräßlicher anzuſehen, als er es an ſich ſelbſt anſah.

Da jedoch Pedro gar nichts mehr von ſich hören ließ; wurde Alonſo unruhig. Mit einem Mal vernahm er, der luſtige Lautenſpieler, der aber ſehr ſchwermüthig geworden, ſey entwichen, und kein Menſch wiſſe, wohin er gekommen. Alle Nachforſchungen, die Don Alonſo anſtellen ließ, waren vergebens. Er ward darüber ſehr beſtürzt. „Wenn ſein Gewiſſen ihn ſo peinigt, wie mich das meinige,“ ſprach er, „ſo kann es wohl ſo weit kommen, daß er ſich ſelbſt vor dem Richterſtuhle anklagt, damit ihm ſein Recht werde. Man hat viele Beiſpiele, daß Verbrecher ihre eigenen Ankläger wurden, und lieber auf dem Blutgerüſte ſterben, als länger in ſolcher Höllenqual eines ſchwerbelaſteten Gewiſſens leben wollten. Ja, ſo iſt es, er bringt ſicher noch ſich — und auch mich auf das Blutgerüſt!“

Endlich kam die Nachricht, Pedro habe ſich ertränkt; er habe ſich von einem Felſen, auf dem man noch ſeinen Hut und Mantel, und ſeine zertrümmerte Laute gefunden, in das Meer geſtürzt. Alonſo war nun wohl von einem großen Kummer befreit; allein die Qual, die ihm ſein Gewiſſen verurſachte, wurde nur noch furchtbarer. „Auch dieſen Menſchen,“ ſagte er, „habe ich nicht nur in das zeitliche, ſondern auch in das ewige Verderben — in die Hölle geſtürzt. Was kann ich Anders erwarten, als daß ich ihm einſt dahin folgen werde? Ach, ich verzweifle noch!“

Er ſtürzte ſich indeß in die Zerſtreuungen der großen Welt und glänzender Geſellſchaften. Als er auch da ſeiner innern Unruhe nicht los werden konnte, zog er ſich auf eines ſeiner Schlöſſer in die Einſamkeit zurück, vermied allen Umgang mit Menſchen, blieb oft Tage lang allein auf ſeinem Zimmer, und ging nur an Regentagen oder am ſpäten Abende auf den wenigſt beſuchten Wegen ſpaziren, um ja keinem Menſchen zu begegnen. Sein Angeſicht und ſein Gang drückten die tiefſte Traurigkeit aus. Wenn er ſo am ſpäten Abende noch durch den dunkeln Wald hinwandelte, und ihm die Holzhauer begegneten, die nach vollendetem Tagwerke nach Hauſe gingen, da ſagte oft Einer zu dem Andern: „Der arme Herr! Er hat Alles, was ſich ein Menſch nur wünſchen kann, Geld im Ueberfluſſe, und Alles was nur ſchön und herrlich ſeyn kann — allein ich möchte doch nicht mit ihm tauſchen!«

Er ſelbſt ſagte oft bei ſich ſelbſt, wenn er dieſe Holzhauer, oder die ackernden Bauern auf dem Felde, bei ihren harten Arbeiten ſo fröhlich ſah, und ſie ſingen oder pfeifen hörte: „Für mich wäre es beſſer geweſen, wenn ich bei der Holzart oder Pflugſchar aufgewachſen und von den Laſtern, wozu Ehrſucht, Glanz und Reichthum ſo leicht verführen, rein geblieben wäre. Ach das ſchrecklichſte, ja das einzige Uebel iſt die Schuld! Armuth, harte Arbeit, ja ſelbſt die ſchmerzlichſten Krankheiten und der bitterſte Tod ſind nur leichte Bürden gegen die Zentnerlaſt eines böſen Gewiſſens. Glücklich, ja ſelig, wer ein gutes Gewiſſen bewahrt hat; er iſt reich und wäre er auch der ärmſte Taglöhner im Lande. Das gute Gewiſſen iſt ein Kleinod, das über alle Schätze der Welt geht; Sterne und Ordensbänder ſind dagegen nur eitle Spielwerke.“

Siebenzehntes Kapitel.

Der reumüthige Verbrecher.

Bald kamen über den unglückſeligen Mann noch andere Leiden, die ſeine innern Qualen verſtärkten.

Seine jüngern Kinder wurden von den Kinderblattern ergriffen und in der ſchönſten Blüthe des Lebens ſchnell nach einander dahin gerafft. Der Verluſt dieſer ſeiner Kinder ſchmerzte ihn ſehr; der Umſtand aber, daß ſie gerade an den Kinderblattern ſtarben, machte ihm vieles Nachdenken. Er ſprach bei ſich ſelbſt: „Um Fernando unbemerkt aus der Welt zu ſchaffen, gab ich vor, er werde dieſe häßliche Krankheit bekommen, ja er ſey wirklich daran geſtorben — und nun verloren meine Kinder an eben dieſer Krankheit das Leben. Sollte dies eine Strafe Gottes für meine Falſchheit und Grauſamkeit ſeyn? Allein, da würde ja Gott die unſchuldigen Kinder anſtatt des ſchuldigen Vaters geſtraft haben! Das iſt unmöglich.“ Er ſann lange nach; endlich fiel ihm ein: „Für die ſchuldloſen Kinder kann ihr frühes Hinſcheiden eine Wohlthat geweſen ſeyn, allein für mich ſchuldbeladenen Mann iſt es eine Strafe; mein Gewiſſen macht es dazu. Der unendlich weiſe Gott weiß durch Ein Mittel immer mehrere Zwecke zu erreichen; nur wir kurzſichtige Menſchen müſſen uns öfter vieler Mittel bedienen, um Einen Zweck zu erreichen, der gar oft dennoch unerreicht bleibt. Ich denke deßhalb, der Tod meiner Kinder, durch den ſie in den Himmel verſetzt wurden, iſt für mich eine Strafe für das, was ich an dem Kinde meines Bruders ſo ſchwer verſchuldet habe.“ Bald dachte er aber wieder: „Ach, das ſind nur leere

Einbildungen von mir!“ und verſuchte ſich dieſe Gedanken, die in ihm gegen einander ſtritten, aus dem Sinne zu ſchlagen. Und dennoch quälte er ſich mit ſolchem Hin- und Herſinnen auf's Neue wieder Tage hindurch; er fühlte aber wohl, daß dieſes Alles mit zu den Qualen eines böſen Gewiſſens gehöre.

Alonſo's älteſte Tochter, Eugenia, ein ſehr liebenswürdiges Fräulein von achtzehn Jahren, hätte ſich ſehr glücklich verheirathen können. Ein ganz vortrefflicher junger Mann, der nicht nur ein Edelmann hieß, ſondern auch in der That ein edler Mann war, bewarb ſich um ihre Hand. Eugenia fühlte ſich durch dieſen Antrag, der ganz ihren Wünſchen gemäß war, ſehr geehrt und erfreut. Die Mutter hätte wegen der ausgezeichneten Eigenſchaften des edlen, jungen Mannes, wegen ſeiner Tugend und Rechtſchaffenheit, ihre Einwilligung von Herzen gern gegeben. Allein der Vater wies den trefflichen Mann mit Verachtung ab, weil er ihm nicht reich und vornehm genug war, und nöthigte Eugenia, gegen ihre Neigung einen abgelebten Herzog von wüſten Sitten zu heirathen, bloß weil der Herzog reich und mächtig war. Die unglückliche junge Frau welkte ſichtbar dahin, und ſtarb nach wenigen Jahren. Dieſer neue Schlag traf Alonſo ſehr tief. „Auch an dieſem frühen Tode der geliebten Tochter bin ich ſchuld,“ ſagte er; „meine Ehrſucht zwang ſie zu der unſeligen Heirath, die ihr den Tod brachte.

Sie hinterließ keine Kinder! Ich, der ich das einzige hinterlaſſene Kind meines Bruders und meiner frommen, ſanften Schwägerin mordete, werde noch alle meine Kinder verlieren. Ich werde keine Enkel von ihnen ſehen!“

So kam es auch! Philippo, der einzige noch übrige Sohn Alonſo's, der erſtgeborne und ihm der geliebteſte, ward das Opfer der Grundſätze, die ihm der Vater eingeflößt hatte. Der Vater erzog ihn, wie er ſagte, ganz nur für die Ehre. „Die Ehre über Alles!“ war ſein Denkſpruch. Die weiſere Mutter berichtigte dieſe Worte. „In einem gewiſſen Sinne,“ ſagte ſie, „iſt dieſer Spruch allerdings wahr. Was der Glanz am Golde iſt, das iſt die Ehre in Hinſicht der Tugend. Ehre ohne Tugend iſt nur ein leerer Schein, eine trügeriſche Vergoldung eines ſchlechten Metalles. Wahre Ehre aber iſt mit der Tugend ganz Eines, kein bloßer Goldglanz, ſondern durch und durch gediegenes Gold. Dieſe Ehre, die vor Gott gilt, ſoll uns allerdings über Alles gehen. Wir müſſen nicht nur Das meiden, was uns in den Augen der Menſchen, ſondern Alles, was uns vor Gott entehrt. Laß es dir alſo in dieſem Sinne immerhin geſagt ſeyn: „Ehre über Alles.“

Allein der Sohn achtete die Worte der Mutter wenig und richtete ſich mehr nach dem Beiſpiele des Vaters, der bloß in den Augen der Menſchen ein Mann von Ehre ſeyn wollte. Philippo machte manche Thorheit mit, die ihm zur Ehre eines wahren Edelmannes zu gehören ſchien. Einſt glaubte er ſich von einem jungen Herrn ſeines Standes beleidigt, und hielt es ſeiner Ehre gemäß, ihn zum Zweikampfe heraus zu fordern. Er verſetzte ſeinem Gegner eine Wunde, an der dieſer auf der Stelle blieb, allein er ſelbſt hatte drei Stiche erhalten, an denen auch er nach wenigen Tagen ſtarb. Als der Vater dieſe Trauernachricht erhielt, ward er tief erſchüttert, und bis zum Tode betrübt. „An drei Stichen!“ wiederholte er öfter; an drei Stichen, das iſt das Schrecklichſte bei der Sache!“ Er dachte an jene drei Stiche, durch die nach Pedros Bericht der kleine Graf Ferdinand umgekommen war. Seine Schwermuth ſtieg auf's Höchſte.

So ſehr Alonſo ſeine innere, unerträgliche Unruhe vor allen Menſchen zu verbergen ſuchte, ſo gelang es ihm doch nicht. Beſonders bemerkte ſeine Gemahlin ſie, und hatte mit ihm unausſprechlich zu leiden. Sie fragte ihn oft auf das Liebreichſte: „Was iſt dir doch, liebſter Gemahl, was quält dich? Gieß dein beängſtigtes, kummervolles Herz in das Herz deiner treuen Gattin aus. Dies wird dein Herz gewiß erleichtern, und vielleicht weiß ich dir doch zu rathen, oder dir ein Wort des Troſtes zu ſagen.“

Er aber ſchwieg hartnäckig, denn er dachte:

„Mein Verbrechen iſt zu groß, als daß ich es einem Menſchenohre anvertrauen könnte.“ Er ſagte zu ſeiner Gemahlin, wenn ſie mit wehmüthigem, flehendem Angeſicht und mit weinenden Augen vor ihm ſtand: „Laß mich! Es iſt nichts, als ein verdicktes Blut; eine Gemüthskrankheit, von der ich dir keinen Grund angeben kann.“

Allein die Qual, die er den Tag über ſo gewaltſam in ſeinem Herzen verſchloß, machte ſich, ohne daß er es wußte, zu Nacht Luft. Die blutige Schuld, die am Tage alle ſeine Gedanken beſchäftigte, kam ihm zu Nacht im Traume vor. Er redete davon oft mit lauter, herzzerſchneidender Stimme im Traume. „Laß ab, laß ab, du blutender Engel,“ rief er, „was ſiehſt du mich ſo finſter und drohend an; was zeigſt du mir jene drei blutigen Dolchwunden, die mir ohnehin immer gleich drei blutrothen Sternen vorſchweben? Können denn Engel ſo zürnen? Nein, ſie können weder zürnen, noch bluten. Deine Wunden ſchmerzen dich nicht mehr; gedenke ihrer auch nicht mehr! Ich war verblendet, ich war wahnſinnig; verzeih, lieber, engliſcher Fernando, was ich im Wahnſinne vollbrachte! Du biſt ja im Himmel; ich, ich aber bin jetzt ſchon in der Hölle, und die Flammen ſchlagen allwärts um mich empor. Ich ſehe nichts, als Rauch und Dampf; ich liege in heißer Gluth, und Feuerfunken regnen auf mich herab.“

Solche Reden hörte ſeine Gemahlin oft mit Entſetzen in der ſchauerlichen Stille der Nacht von ihm. Oft ſaß er auch bei Tage tief in Gedanken verſunken, das Haupt auf die Hand geſtützt, in ſeinem Zimmer, und merkte es nicht, daß ſeine Gemahlin in das Zimmer gekommen war und neben ihm ſtand. „Es liegt ein eigener Fluch auf meinem Hauſe!“ ſprach er einſt. „Ich wollte fremdes Erbtheil meinen Kindern zuwenden; allein es kommt nicht auf ſie. Ich bin an dem Tode eines fremden Kindes ſchuld, und muß nun alle meine Kinder überleben. Ich dachte den Glanz eines alten Grafenhauſes auf meine Kinder zu bringen, und bin nun der Letzte meines Stammes. Ich Thor dachte mir durch unerlaubte Mittel ein Himmelreich zu erbauen, und ſchuf mir eine Hölle.“ Seine Gemahlin zitterte und bebte über dieſe Reden, und entfernte ſich wieder unbemerkt.

Die edle Frau, die über den Verluſt aller ihrer Kinder tief gebeugt war, und mit unausſprechlichem Schmerz ſich kinderlos ſah, ward durch den täglichen Anblick ihres leidenden Gemahls noch mehr angegriffen. Sie liebte ihn, unerachtet ſeines Verbrechens, worüber er eine ſo furchtbare Reue fühlte, dennoch, und hatte das herzlichſte Mitleiden mit ihm. Sein Schweigen war ihr ſchrecklich; denn ſo konnte ſie ja nicht über ſeinen Kummer mit ihm ſprechen, ihn nicht tröſten und ſeine Qual nicht lindern. Ihre Kräfte wurden durch den beſtändigen Jammer endlich erſchöpft. Sie verfiel in eine Auszehrung.

Eines Tages, da ſie ſehr ſchwach und dem Tode nahe war, ſaß ihr Gemahl an ihrem Sterbebette. Sie winkte der Kammerfrau, ſich zu entfernen, faßte mit ihrer ſchon erkalteten Hand die ſeinige, blickte ihn mit himmliſcher Freundlichkeit in ihrem todtbleichen Angeſichte wehmüthig an, und ſagte mit ſchon erblaßten Lippen und ſchwacher Stimme: „Liebſter Gemahl! Ich ſcheide nun von hinnen; nur wenige Augenblicke mehr ſind mir zu leben vergönnt. Höre meine letzten Worte; es ſind Worte der Liebe, des Friedens und der Verſöhnung. Ach ſchon lange her kenne ich deine dich niederdrückende Schuld; ich ahnete ſie gleich Anfangs. Du ließeſt Fernando, den Sohn deines Bruders, aus der Welt ſchaffen. Das habe ich, ohne daß du es wußteſt, aus deinem eigenen Munde mehrmal gehört; du ſagteſt es ſowohl wachend, als träumend. Dein Verbrechen iſt ſchrecklich; aber bei Gott iſt Gnade und Erbarmen. Söhne dich mit Gott, dem Allbarmherzigen, noch jetzt in dieſem Leben aus. Ich hoffe jetzt zu Ihm in den Himmel zu kommen — ach rette deine Seele, damit wir jetzt, ach! nicht auf ewig von einander ſcheiden müſſen, und damit wir uns einſt im Himmel wieder ſehen mögen!"

Alonſo, deſſen Augen bisher immer thränenlos, und deſſen Herz für allen Troſt unempfindlich, wie ein Stein, geblieben, brach in einen Strom von Thränen aus, und ſagte: „O du Engel des Himmels, obwohl du weißt, daß ich ein Satan bin, ſo haſt du doch noch Mitleid und ein Herz voll Liebe für mich! Dieſe deine Liebe richtet mich wieder auf. Die Liebe und Erbarmung Gottes iſt noch größer. Du, über die ich ſo vielen Jammer gebracht, verzeiheſt mir; ſo wird denn auch Gott mir verzeihen! Ich will mich von ganzen Herzen zu Ihm wenden. Ich hoffe, bei Ihm Erbarmen zu finden, und dich im Himmel wieder zu ſehen!“

Sie lächelte freundlich, blickte ihn mit ſchon brechenden Augen noch einmal liebreich an, und verſchied. Er aber fiel an ihrem Sterbebette auf ſeine Knie nieder, erhob ſeine gefalteten Hände und ſeine Augen voll Thränen zum Himmel, und rief: **„O Gott, der Du dieſen Engel, deſſen ich nicht werth war, jetzt zu Dir in den Himmel aufnimmſt, ach verſtoß mich nicht — reiche Du mir erbarmungsvoll Deine Hand, und hilf mir hinüber über die große, weite Kluft, die mich auf ewig von ihr — und auch von Dir ſcheiden würde. Groß und herrlich ſind alle Deine Werke; aber darin, daß Du die Sünder beſſerſt und ſelig macheſt, zeigeſt Du Dich am herrlichſten!“**

Achtzehntes Kapitel.

Der Franziskaner.

Nach dem Tode ſeiner Gemahlin begab Alonſo ſich auf das abgelegenſte ſeiner Schlöſſer, das rings von Wald und Bergen umgeben war. Das Schloß war faſt ſo alterthümlich, wie jenes, auf dem einſt der kleine Ferdinand ſo grauſam mißhandelt worden, das aber Alonſo für keinen Preis mehr beſucht hätte. Er hatte Niemand um ſich, als ſeinen alten, treuen Kammerdiener, und lebte hier abgeſchieden von der ganzen übrigen Welt. Die meiſte Zeit brachte er einſam auf ſeinem Zimmer zu, und las in den Erbauungsbüchern, die er aus der Verlaſſenſchaft ſeiner ſeligen Gemahlin zu ſich genommen hatte, und die ihm bald ein ſchätzbareres Erbtheil wurden, als alles Gold, alle Perlen und Edelſteine ihres reichen Schmuckes. Er fand in dieſen Büchern, beſonders in dem neuen Teſtamente und der Nachfolge Chriſti, manche Stelle von ihr bezeichnet, oder dabei einige Worte von ihrer Hand geſchrieben, die ihre Empfindungen ausdrückten. Dieſe Stellen waren für ihn beſonders tröſtlich und erquickend. „Es iſt ein großes Unglück für mich,“ ſprach er oft, „daß ich dieſe Bücher nicht früher kennen lernte, oder vielmehr eine große Nachläßigkeit von mir, daß ich ſie nicht früher kennen lernen wollte. Ach, wenn ich dieſe Schriften fleißiger geleſen hätte, anſtatt mancher andern, die bloß zur Unterhaltung dienen, ſo wäre ich ein beſſerer Menſch geworden, und nie ſo tief geſunken!“ Er konnte nicht ſatt werden, darin zu leſen, und auch auf ſeine einſamen Spaziergänge nahm er eines oder das andere mit ſich.

So vielen Troſt er aber in dieſen Schriften fand, ſo war ſein Gewiſſen doch immer noch nicht beruhigt. Er hatte unausſprechliche innerliche Leiden, die ſeine Geſundheit mit Macht untergruben. Nach einiger Zeit wurde er gefährlich krank. Sein alter Kammerdiener ſagte zu ihm: „Lieber Herr, wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich meine Rechnung mit dem Himmel abſchließen. Es iſt immer gut, ſich mit Gott auszuſöhnen. Laßt einen Geiſtlichen rufen, der Euch beiſtehe. Der Menſch iſt ſich allein in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſelten klug genug; am wenigſten aber in der allerwichtigſten Angelegenheit, die ſein Wohl oder Wehe für die ganze Ewigkeit entſcheidet.“

„Das habe ich längſt gefühlt,“ ſagte Alonſo; „weißt du mir aber einen Prieſter, dem ich mein volles Zutrauen ſchenken könnte? Ich hatte ſchon in meiner Kindheit, da mein Hofmeiſter, ein alter grämlicher Geiſtlicher, mir die ſanfte Religion Jeſu mit Schlägen einprägen wollte, ein Vorurtheil gegen dieſen Stand gefaßt, und vermied, obwohl dieſer Stand ſicher auch ſehr viele würdige Mitglieder zählt, allen Umgang mit ihm. Es war dieſes nicht recht von mir, und hinderte mich, wie ich nun wohl einſehe, unſere heilige Religion näher kennen, und, wie ſie es verdient, ſchätzen zu lernen.“

Der Kammerdiener ſagte: „Es iſt fünf Meilen von hier ein Kloſter vom Orden des heiligen Franziskus, in dem mehrere ehrwürdige Männer Gott mit frommen Herzen dienen, und allem Eigennutze und aller Weltluſt abgeſtorben ſind; es ſind Greiſe darunter, die voll Einſicht, Erfahrung und Beſcheidenheit ſind. Ich will, wenn Ihr es ſo für gut findet, den Pater Quardian in Eurem Namen bitten, zu Euch zu kommen, oder einen Andern, den er für den würdigſten hält, Euch zuſenden. Wollt Ihr ſo?“

„Ja, thut das!“ ſprach Alonſo, und der Kammerdiener ſchrieb, da er die Gefahr für dringend hielt, ſogleich an den Quardian, übergab den Brief einem Reitknechte, und befahl ihm: „Sattle unverzüglich zwei Maulthiere, eines für den Geiſtlichen, den du abholen mußt, und eines für dich; ſchone der Thiere nicht, ſondern eile, ſo viel es vernünftiger Weiſe nur immer geſchehen kann.“

Mit einbrechender Nacht, als der Kammerdiener eben in dem Vorſaale die Nachtlampe anzündete, um ſie in das Krankenzimmer zu tragen, kam ein Pater Franziskaner an, und überreichte ihm einige Zeilen von ſeinem Quardian. Der Kammerdiener führte, mit der Lampe in der Hand, den Pater ſogleich in das Zimmer des Kranken, und ſprach: „Lieber Herr, da ſchickt Euch der Pater Quardian, wie er mir ſchreibt, einen der würdigſten Männer ſeines Kloſters, den Pater Antonio.“

Alonſo war etwas betroffen, und betrachtete bei dem Scheine der Lampe ſtillſchweigend den Mann, der im rauhen, braunen Gewande, das von einem Stricke umgürtet war, vor ihm ſtand; der Pater war bereits betagt, ſein Angeſicht war blaß und hager und ſein Haupt kahl; nur an den Schläfen erblickte man noch einige wenige ſchneeweiße Härchen. Seine Miene zeigte von der herzlichſten Theilnahme; doch ſchien er etwas ſchüchtern und ängſtlich. Endlich ſprach Alonſo: „Ihr überraſcht mich, ehrwürdiger Vater; ich habe Euch nicht ſo ſchnell hier vermuthet. Ich muß mich erſt ſammeln. Setzt Euch indeſſen hieher an mein Bett.“ Alonſo deutete auf einen Seſſel, und der Pater gehorchte. Der Kammerdiener ſtellte die Lampe auf ein Seitentiſchchen und entfernte ſich.

Pater Antonio war von dem Anblicke des Grafen ſo gerührt, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte; ſie floſſen ihm wider Willen über die bleichen Wangen. Man konnte auch wirklich Alonſo ohne Mitleid nicht anſehen. Er war ſehr abgezehrt und ſeine Haare waren eisgrau. Alle ſeine Geſichtszüge zeigten von großen ausgeſtandenen Leiden, und drückten unbeſchreiblichen Kummer aus. Er reichte dem mitleidigen Ordensmanne die Hand und ſagte: „Lieber ehrwürdiger Vater! Euer Mitleid macht mir Zutrauen zu Euch; allein ich bin Eurer Thränen nicht werth. Ich bin ein großer Sünder. Ich zittere, das ſchauerliche Geheimniß, das mein Gewiſſen beſchwert, Euch zu entdecken, und es will nicht über meine Lippen. Was für ein ſeltſames Geſchöpf iſt doch der Menſch, daß er ſich nicht entſetzt, ein Verbrechen zu begehen, deſſen Namen er nicht auszuſprechen wagt! O Gott, gieb Du mir Stärke, dieſes mein Sündenbekenntniß vor dieſem Deinem Diener abzulegen!“

Er ſank ermattet auf ſein Kiſſen zurück, richtete ſeine Blicke zum Himmel und ſchwieg. Es entſtand eine ſchauerliche Stille in dem düſtern Zimmer, das von der Nachtlampe nur ſparſam erhellt war; man hörte nichts, als den Perpendikel der Wanduhr, und hie und da einen ſchweren Seufzer des Kranken.

Endlich brach der fromme Ordensmann das Stillſchweigen und ſagte: „Da es Euch ſo ſchwer wird, Euer Vergehen auszuſprechen, ſo will ich Euch die Zunge löſen. Ihr habt Eurem ehemaligen Diener, einem gewiſſen Lautenſpieler, Namens Pedro, Befehl gegeben, den jungen, liebenswürdigen Grafen Fernando, den Sohn Eures Bruders heimlich mit Gift oder Dolch hinzurichten, um ſeine Grafſchaft an Euch zu reißen, in deren unrechtmäßigem Beſitze Ihr bis dieſe Stunde noch ſeyd.“

Alonſo ſah mit ſeinen großen ſchwarzen Augen den Franziskaner ſtarr an, und ſagte: „Woher wißt Ihr das? Wer hat Euch das geſagt?“

Antonio ſprach: „Es war nicht nöthig, daß irgend ein Menſch mir die Worte ſagte, die Ihr an jenen Pedro gerichtet; genug, mir iſt jede Sylbe davon wohl bekannt. Gemäß der Abrede, die Ihr mit Pedro genommen hattet, erſtattete er Euch in einem jammervollen Schreiben über die Todesart des Kindes einen erdichteten Bericht. Er ſchrieb Euch, Fernando ſey an den Kinderblattern und einem hitzigen, höchſt anſteckenden Fieber geſtorben; und Ihr habt das Schreiben Eurer Gemahlin, Euren Freunden, und wo es ſonſt nöthig war, vorgezeigt. Allein in einem beſonders eingelegten Zettel, den kein anderes menſchliches Auge, als das Eurige, je geſehen, und den Ihr auf der Stelle verbrannt habt, gab er Euch die geheime Nachricht, daß er das Kind, in Ermanglung des Giftes, mit drei Dolchſtichen getödtet habe.“

„Menſch!“ — rief Alonſo mit Entſetzen — „hat dir dieſes der Geiſt Gottes, des Allwiſſenden, geoffenbaret, oder iſt mein blutiges Verbrechen bereits weltkundig?“

„Seyd ruhig,“ ſprach Antonio; „in ganz Spanien weiß kein Menſch, der gegenwärtig noch am Leben iſt, etwas Zuverläſſiges davon, als ich. Ich kann Euch aber auch, wie ich denke, den beſten Troſt gewähren. — Die That ward gar nicht vollbracht. Fernando lebt noch!“

„Er lebt!“ rief Alonſo voll des höchſten Erſtaunens, und richtete ſich in dem Bette auf. „O bei dem allmächtigen Gott, ſagt mir die Wahrheit: Iſt das wirklich ſo?“

„Ja,“ ſprach Antonio ruhig, „ich kann es vor Gott bezeugen. Gottes heilige Vorſehung wachte über das Kind, und beſchützte es wunderbar. Das Meſſer, mit dem Pedro es durchbohren wollte, hatte ſeine Schärfe verloren; der Arm des Mörders war wie gelähmt; ſein Herz, vorhin härter als Stahl und Eiſen, zerſchmolz in Mitleid. Es war zwar auf das Aeußerſte gekommen. Das Blut des Kindes floß bereits aus drei Wunden. Allein ſie waren nicht tödtlich; Fernando blieb am Leben, und lebt noch bis auf dieſe Stunde.“

„Ach,“ rief Alonſo und zitterte vor Freude, „wenn das ſo wäre, wenn Fernando noch lebte, und ich kein Mörder wäre, ich würde wieder neu aufleben! Ja, ich wäre bereit, meinen vereitelten Mordanſchlag zu bekennen, und die ganze Grafſchaft, die ich widerrechtlich beſitze, ihrem wahren Herrn zurück zu geben. Aber noch iſt mir alles wie ein

Traum, und ich kann es kaum glauben! Doch ſagt, wie ging es weiter, und was fing Pedro mit dem blutenden Kinde an?“

Antonio ſprach: „Als Pedro ganz rathlos vor dem blutenden Knaben ſtand, und nicht wußte, wo er ihn unterbringen, und wie er Eurem Zorn entgehen ſollte, da ſchickte Gott ihm, oder vielmehr dem bejammernswerthen Kinde, gerade in der größten Noth einen edeln Mann zu Hülfe, ohne deſſen Beiſtand das Kind wohl verloren geweſen wäre. Ritter Bernardo von Rio trat plötzlich herein, verband die Wunden des Knaben und nahm, ohne daß Jemand, als Pedro davon wußte, den Knaben mit ſich.“

„Bernardo von Rio!“ rief Alonſo höchſt erſtaunt, „mein Feind, der geächtet ward, und heimlich aus Spanien entfloh?“ —

Antonio ſprach: „Der edle ſchuldloſe Mann, der ſo ſchwer, aber falſch angeklagt worden, war bloß in die Gebirge entflohen, wo er ungekannt als ein frommer Einſiedler lebte. Dahin brachte er den kleinen Fernando, gab ihm eine vortreffliche Erziehung, und begleitete in der Folge ihn auf die hohe Schule, feſt entſchloſſen, deſſen Rechte auf die Grafſchaft Alvaida vor dem königlichen Throne geltend zu machen. Alle Mittel dazu lagen in ſeinen Händen. Pedro hatte dem edlen Ritter nicht nur Euren ganzen Anſchlag entdeckt; ſondern von

Reue und Gewiſſensangſt getrieben, daß er dazu beigetragen, den jungen Grafen Fernando um die Grafſchaft zu bringen, hat er dem Ritter Eure Briefe, aus denen Euer Verbrechen deutlich zu erſehen, in der Folge übergeben. Dieſe Papiere, die gegen Euch zeugen; die drei Wundmahle des jungen Grafen, die er wohl mit in ſein Grab nehmen wird; das Gypsbild, das ſich ſtatt des Leichnams in der gräflichen Gruft befindet, und noch mehr andere Umſtände wären hinreichend geweſen, Euch Eures Verbrechens zu überführen, und es dahin zu bringen, daß Fernando als der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe des Grafen Alvarez anerkannt und in ſeine ihm entriſſene Grafſchaft wieder eingeſetzt werde. Allein der Ritter Bernardo von Rio ward durch den Tod an der Ausführung ſeines Vorhabens gehindert. Graf Fernando aber, der ſeine hohe Abkunft ſelbſt noch nicht wußte, begab ſich erſt nach London, wo ihn der öſterreichiſche Geſandte am engliſchen Hofe ſehr gnädig aufnahm, begleitete dann den Geſandten nach Wien, und lebt nun in Böhmen als Vater einer liebenswürdigen Familie.„

Alonſo ſchauderte über die Schmach, die ihm, ohne daß er davon wußte, gedroht hatte, öffentlich angeklagt und verurtheilt zu werden; allein die Freude, daß Ferdinand noch lebe, erfüllte bald ſeine ganze Seele. Er faltete ſeine Hände, blickte mit innigſter Rührung zum Himmel und rief: „Guter

Gott, Deine Barmherzigkeit ſey ewig geprieſen! Du haſt Alles zum Beſten gelenkt, was ich Böſes vorhatte. Ich bin Deiner Barmherzigkeit nicht werth. Vor Dir bin ich, obwohl der Mord nicht vollbracht wurde, zwar ein Mörder. Es iſt nicht mein Verdienſt, daß die böſe That unterblieb. Du verhinderteſt ſie. Ich hätte verdient, daß ich als unmenſchlicher Onkel, als treuloſer Vormund, als Räuber fremden Erbes, aller meiner Würden entſetzt, meine Wappen von Henkershand zerſchlagen, und ich auf lebenslang in ein dunkles Gefängniß geworfen würde. Allein du haſt dieſe Schmach von meiner Familie abgewendet. Du haſt mich durch Leiden anderer Art zur Beſinnung gebracht; ſie waren mir ein Glutofen, mich von Schlacken zu reinigen. O ſey auch dafür geprieſen! Dieſes einzige bitte ich Dich noch, erhalte mich noch ſo lange, bis ich mich ganz mit Dir ausgeſöhnt habe und laß mich dann auch noch das Angeſicht meines Bruderſohn's, des guten, von mir ſchwer beleidigten Fernando ſehen, den ich einſt in meiner Verblendung haßte, aber nun liebe, als wäre er mein eigener Sohn. Laß mich auch noch ſeine Verzeihung für das ihm zugefügte Unrecht erlangen — und dann will ich gerne ſterben!"

Neunzehntes Kapitel.

Ein alter Bekannter.

Don Alonſo ſchwieg lange Zeit ſtill, innerlich betend; endlich ſagte er zu Antonio: „Es iſt mir in dieſen Begebenheiten noch vieles dunkel, worüber ich Licht haben möchte.“ Er that eine Menge Fragen, über die Antonio ihm hinreichende Auskunft gab. Alonſo kam nun auch auf Pedro zu ſprechen. „Der unglückliche Menſch dauert mich,“ ſagte er; „auch an ihm habe ich mich ſchwer verſündigt. Er war kein bösartiger Menſch, ſondern nur von zu weichlicher Gemüthsart, die ſich eben ſo leicht zum Guten, als zum Böſen bewegen ließ. Durch die Hoffnungen, die ich in ihm erregte, und die Furcht, die meine Drohungen ihm verurſachten, brachte ich ihn dahin, die ſchreckliche That zu wagen. Daß er Fernando verſchonte, dafür danke ich ihm; daß er mich mit dem trügeriſchen Leichenbegängniſſe, und mit falſchen Berichten von Fernando's Tod hinterging, verzeih ich ihm; allein daß er mich an Bernardo verrieth, und ihm meine Papiere auslieferte, hätte ich nicht von ihm erwartet. Doch ſey ihm auch dieſes von Herzen verziehen! Laßt den unglücklichen, bedauernswerthen Menſchen in Euer andächtiges Gebet empfohlen ſeyn, ehrwürdiger Vater!“

Antonio ſprach unter reichlich hervorſtrömenden Thränen: „Ach, nennt mich nicht ehrwürdig; denn ich bin ein großer Sünder. Ich bin jener Pedro jener unſelige Lautenſpieler, der Euch hintergangen und verrathen hat.“

Alonſo hörte höchſt erſtaunt, ſein ehemaliger Diener Pedro lebe noch; eben ſo verwundert war er, ihn in ſo veränderter Geſtalt vor ſich zu ſehen. Er konnte kaum glauben, der alternde Mann mit den wenigen weißen Haaren und dem runzelvollen Geſicht ſey jener ehemals ſo fröhliche Lautenſpieler mit den reichen Locken und den vollen Wangen, die ehedem wie Roſen geblüht. Er faßte Pedro's Hand, betrachtete ihn lange mit Wehmuth, und entdeckte nach und nach unter den vielen Falten noch Spuren der ihm wohlbekannten, jugendlichen Geſichtszüge. Er ward von den Thränen des alten Mannes ſelbſt bis zu Thränen gerührt und ſagte: „Nun Gott Lob, daß Du noch lebſt, und Gott dir Zeit zur Buße ſchenkte. Wir ſind indeß Beide alt geworden, und haben uns ſehr verändert. Ja, die ganze Welt um uns her hat für uns eine andere, ernſtere Geſtalt angenommen. Wir ſehen nun Beide das Eitle, Leere und Vergängliche aller Erdenherrlichkeit ein, die uns ſo mächtig verblendete, uns zu Thorheiten und Verbrechen hinriß, und uns alle Ruhe des Herzens raubte. Ach ich habe vielen Jammer über dich gebracht! Auch dieſe deine Thränen klagen mich an. Verzeih mir, lieber Pedro! Du warſt damals ein unerfahrener, junger Mann, beinahe noch Jüngling; ich aber war ein Mann, von Erfahrung und Einſicht. Ich verführte dich, da ich vielmehr deine Jugend auf den guten Weg hätte leiten ſollen. Aber ſag, wie ging es dir indeß? Du hatteſt wohl auch Vieles zu leiden, bis Du, wie ich hoffe, in deinem frommen Orden, von dem dein Kleid zeigt, Ruhe gefunden!«

Antonio ſprach: „Lieber Herr und Graf! Wenn Euch an der Geſchichte eines ſo armſeligen Erdenſohn's, wie ich bin, etwas gelegen iſt, ſo will ich ſie Euch gern erzählen. — Als der innere Kampf, die Schrecken, die wahre Todesangſt, die jener Mordanſchlag und Mordverſuch in mir erregten, vorüber, der Betrug mit jenem Scheinbegräbniſſe gelungen, und mir das Verſprechen des Ritterſitzes in einem Belobungsſchreiben von Euch auf's Neue zugeſichert war, erwachte jener Wunſch, mit Fräulein Laura mich zu verehelichen, mit erneuter Gewalt in meinem Herzen. Feſtlich gekleidet eilte ich zu ihr, kündete ihr das Glück an, daß ich nun Beſitzer eines Ritterguts werde, und bat ſie um ihre Hand. Sie aber, wie ſie denn einen durchdringenden Verſtand hatte, erkannte ſogleich, wie es mit mir ſtand. „Welch ein furchtbares Licht geht mir auf!« ſprach ſie. „Wie kommt Don Alonſo dazu, Euch ein Rittergut zu ſchenken? Welches Verdienſt habt Ihr um ihn? Es iſt nicht Euer Geſang und Lautenſpiel, was er ſo belohnt. Ihr habt Euch von ihm zum Werkzeuge brauchen laſſen, den kleinen holden Engel Fernando heimlich, durch Gift oder Dolch, aus der Welt zu ſchaffen. O was für ein ſchwarzes Herz verbergt Ihr unter einer ſchönen, blühenden Geſtalt! — Wie? Ich ſollte meine Hand in Eure Mörderhand legen? Nein, nein, ewig nicht! Wenn Ihr ſo rechtſchaffen geblieben wäret, als Ihr bisher arm geweſen, dann hätte ich, wenn es, wie ich hoffte, meine Eltern zugegeben hätten, mich ſicher von Euch zum Altare führen laſſen. Denn ich hielt Euch für einen edeln Mann. Nun aber weiß ich, daß Ihr ein Böſewicht, ein Ungeheuer ſeyd! Schreibt es der Freundſchaft zu, die ich bisher für Euch gefühlt habe, daß ich das ſchreckliche Geheimniß Eures Verbrechens für immer in meinem Herzen begrabe, und mit mir in das Grab nehmen werde.“

Sie blickte ſchmerzlich zum Himmel, und ſtand da wie eine Heilige. „Ach Gott,“ rief ſie, „wie furchtbar ward ich getäuſcht! Ich glühe vor Scham.“ So ſprach ſie, und zwei große Thränen glänzten wie Diamanten in ihren lieblichen Augen. Ich fiel vor ihr auf die Knie. Allein ſie blickte mit dem edlen Zorn einer beleidigten Königin auf mich herab, und rief: „Weiche von mir, du giftige

Schlange, du blutgieriger Tieger, und betritt dieſe Schwelle in deinem Leben nicht mehr.“

„Ich war wie vernichtet; ich taumelte, einem Trunkenen gleich, nach Hauſe. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. „So habe ich mich denn ſelbſt, rief ich, um ein ſo großes Glück gebracht, indem ich von dem rechten Wege abgewichen bin! O ſo kann auch die Leidenſchaft, die man die zärtlichſte nennt, den Menſchen grauſam machen, wie einen Tieger! O kein Menſch traue einer Leidenſchaft, wie ſie auch immer heiße; ſie verblendet den Verſtand und vergiftet das Herz.“

„Mein Gewiſſen, das nie ganz ſchlief, erwachte mit furchtbarer Gewalt. Ich nannte mich ſelbſt Giftmiſcher und Meuchelmörder, der ich wegen meines gräßlichen Vorhabens in Gottes Augen auch war. Denn ich hätte ja den jungen Grafen wirklich vergiftet, wenn Gott es nicht gefügt hätte, daß mir kein Gift zu Gebot ſtand. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er, als ich ſchon zum Meſſer gegriffen hatte, und das ſchuldloſe Kind bereits blutete, mich noch abhielt, die blutige That ganz zu vollbringen. Ach, wenn ich jene ſchauerliche That vollbracht hätte, ſo wäre ich von Sinnen gekommen; ich wäre ganz verzweifelt. Ich ſah es nun für meine heiligſte Pflicht an, dem jungen Grafen wieder zu ſeinem geraubten Erbe zu verhelfen. Ich erfuhr, was ich bisher noch nicht gewußt, daß jener edle Ritter, welcher Fernando gerettet, und der fromme Einſiedler im Gebirge Eine Perſon ſeyen. Ich eilte zu ihm; ich übergab ihm Eure Briefe; ich fiel vor ihm auf die Knie, und bat und beſchwor ihn, vor den König zu treten und mit ritterlichem Muthe die Rechte des jungen Grafen Fernando zu vertheidigen.“

Bernardo ſprach: „Das ſoll geſchehen; verlaßt Euch darauf. Allein jetzt iſt es noch nicht Zeit dazu.“ Der milde, ſanfte, gütige Mann ſagte noch weiter: „Sobald ich es rathſam finde, werde ich bei Alonſo zuvor noch den Weg der Güte verſuchen, und erſt dann, wenn dieſe vergebens ſeyn ſollte, gegen ihn als Kläger auftreten. Dieſe für Alonſo ſo verderblichen Briefe aber werde ich verſiegelt dem Prior eines Karthäuſerkloſters, der mein Freund iſt, anvertrauen, mit der Bitte, ſie als ein heiliges Beichtgeheimniß in dem Kloſterarchive aufzubewahren, und ſie durchaus an keinen Menſchen auszuliefern, ſondern nur mir, auf mein Verlangen, verſchloſſen wieder zurück zu ſtellen. Schweigt auch Ihr zu dieſer traurigen Geſchichte, und geht hin im Frieden.“ Das hat Bernardo mir geſagt; das ſind ſeine Worte, deren aller ich mich noch gar wohl entſinne.“

„Da ich nun,“ erzählte Pedro weiter, „den jungen Grafen und ſeine Angelegenheiten in den beſten Händen und vollkommen geborgen glaubte, und da ich überdies hörte, Fräulein Laura habe den Schleier genommen und ſich in den ſtrengen Orden der heiligen Klara begeben, ſo entſchloß ich mich, der Welt auch ganz zu entſagen, und in ein Kloſter zu gehen. Indeß fürchtete ich, wenn Ihr erfahren würdet, daß ich, der Euer ſchreckliches Geheimniß wußte, meinen Sinn geändert, und zur Buße gegriffen habe, ſo könntet Ihr, um Euch gegen jede Entdeckung zu ſichern, mich leicht aus dem Wege räumen laſſen. Euren gefürchteten Nachſtellungen zu entgehen, legte ich daher meinen Hut und Mantel auf einem Felſenabhange am Meere nieder, und zerſchlug meine Laute an den Felſen, um die Welt zu überreden, ich habe mich ertränkt.«

»Ich begab mich in eine entfernte Gegend des Reiches, und ward auf mein dringendes Bitten in ein Kloſter vom Orden des heiligen Franziskus aufgenommen. Ich ließ meine reichen Locken, auf die ich mir ſo viel einbildete, abſcheeren und hüllte mich in dieſes rauhe, mit einem Stricke umgürtete Gewand, um in einſamer Kloſterzelle für mein Verbrechen zu büßen. Ich brachte meine Zeit mit Beten und Betrachten hin, verrichtete die Geſchäfte, die man mir ſonſt im Kloſter auftrug, mit Treue, und bekümmerte mich nichts mehr um Dinge, die außer mir in der Welt, ja ſogar in meinem Kloſter vergingen. Nur die Nachricht, die in dem vergangenen Jahre unſerm Kloſter in einem Sendſchreiben mitgetheilt und Abends den verſammelten Vätern und Brüdern vorgeleſen wurde, Laura ſey als die Vorſteherin ihres Kloſters, von allen Clariſſinnen innig verehrt und ſchmerzlich beweint im Herrn entſchlafen, machte den tiefſten Eindruck auf mich. Ich ward von dem lebhafteſten Gefühle der Vergänglichkeit alles Irdiſchen durchdrungen, und dachte an nichts mehr, als an Tod und Ewigkeit.“

„Erſt vor etwa drei Monaten erfuhr ich, ganz zufälliger Weiſe, oder vielmehr durch Gottes Schickung, Ritter Bernardo ſey ſchon lange geſtorben, ſein Pflegeſohn Fernando habe ſich nach England, und von da mit einem Grafen Gallas nach Wien begeben; Ihr aber ſeyed noch im Beſitze der Grafſchaft, und führtet auf dieſem Schloſſe hier ein ſehr trauriges, einſames Leben. Ich wünſchte, Euch zu ſprechen, und bat daher meine Obern, ohne jedoch den eigentlichen Grund meiner Bitte anzugeben, mich in das Kloſter zu verſetzen, in dem ich mich gegenwärtig befinde, und das nur einige Meilen von dieſem Eurem Schloße entfernt iſt. Vor wenigen Tagen kam ich da an, und als ich eben mir die Erlaubniß ausbitten wollte, Euch zu beſuchen, gab mir mein Quardian den Auftrag, Euch in Eurer Krankheit beizuſtehen. So hat Gott uns nach vielen Leiden und Trübſalen wieder zuſammen geführt.“

»Ich bin nun wohl hieher geſchickt, Euer Sündenbekenntniß zu vernehmen; anſtatt deſſen habe ich nun das meinige Euch abgelegt. Da ich Euer Mitſchuldiger bin, kann ich nun weiter nichts mehr für Euch thun. Ich kann Euch aber einen guten Rath geben. Seht, lieber Herr, ich habe in dem Kloſter den erwünſchten Frieden des Gewiſſens lange Zeit nicht gefunden. Immer ſtand mir mein Verbrechen vor Augen; ich fühlte, daß ich in den Augen Gottes ein Mörder ſey. Die ſtrengſten Bußübungen — Faſten und Nachtwachen — konnten mir die verlorne Ruhe des Gewiſſens nicht wieder geben. Da fand ich unter den Vätern des Kloſters, in dem ich damals lebte, einen ehrwürdigen Greis, der in dem Rufe der Heiligkeit ſteht. Ihm entdeckte ich den traurigen Zuſtand meines Gewiſſens. Dieſer Mann nun hat mich an die Erbarmungen Gottes hingewieſen. Er lehrte mich den Erlöſer näher kennen, der vom Himmel zur Erde gekommen, die Sünder, auch die allergrößten, ſelig zu machen. Es leuchtete mir ein, daß wir Menſchen, ſo wie wir ſind, einer verſöhnenden Liebe bedürfen. Troſt und Kraft von oben kam in mein Herz. Ich ward überzeugt, daß Gott durch Chriſtus mir verziehen und mich wieder zu ſeinem Kinde aufgenommen habe. Ich konnte nun die Blicke wieder freudig zum Himmel erheben; ich freute mich innigſt der Liebe Gottes und meines Erlöſers. Ich konnte ohne Schrecken an den Tod denken; ja es eröffneten ſich mir die lichteſten, erfreulichſten Ausſichten in die Ewigkeit. Macht es nun, wie ich! Vertraut Euch jenem frommen Greiſe, der ſich ſchon ſeit einem Jahre in eben dem Kloſter aufhält, in dem ich jetzt wohne, und der ſeine alten Tage da zu beſchließen gedenkt. Ihm legt Eure Beicht ab. Ich will ihn Euch zuführen, und er wird Euch Eurem Erlöſer zuführen, in Dem allein Heil und Ruhe für verwundete Herzen und geängſtigte Gewiſſen zu finden iſt.“

Alonſo war bereit, Antonio's guten Rath zu befolgen. Antonio reiste am andern Morgen ab; jener ehrwürdige Greis kam. Er blieb drei Tage, und Alonſo ward ſo beruhigt, daß er ſich wie neugeboren fühlte. Sein nunmehr beruhigtes Gewiſſen, der Gedanke, daß Ferdinand noch lebe, die Heiterkeit, die nunmehr ſeinen Geiſt erfüllte, wirkten mächtig auf die Geſundheit ſeines Leibes ein. Wie bisher ſein gebeugter Geiſt den Körper niederdrückte, ſo erhob ſich nunmehr mit ſeinem Geiſte auch ſeine körperliche Kraft. Er konnte bald das Bett verlaſſen, fühlte ſich mit jedem Tage kräftiger, und hatte nun keinen andern Wunſch mehr, als Ferdinand zu ſehen, und ihm die entzogene Grafſchaft zurück zu geben.

Zwanzigſtes Kapitel.

Drei liebliche Kinder.

Nachdem Don Alonſo von ſeiner Krankheit vollkommen hergeſtellt war, entbrannte ſein Herz von ſolchem Verlangen, Ferdinand zu ſehen, daß er den Entſchluß faßte, unerachtet ſeines Alters, ſelbſt nach Böhmen zu reiſen; ja, daß er dieſe Reiſe unverzüglich antrat. Antonio leiſtete ihm, unter dem Titel eines Hofkaplans, treue Geſellſchaft. Alonſo wußte ſich von dem Grafen Gallas ein Schreiben an Ferdinand zu verſchaffen, worin bloß geſagt war, der Ueberbringer dieſes Briefes ſey ein Grand aus Spanien, der Böhmen bereiſe; der Verwalter ſolle ihn und deſſen Reiſegefährten freundlich aufnehmen, und dieſelben, ſo lange es ihnen zu bleiben gefällig ſeyn werde, in dem Schloſſe Standes gemäß bewirthen.

Alonſo hatte auf den rauhen, ungebahnten Wegen über die waldigen Gebirge Böhmens viele Beſchwerden zu ertragen. Als er in ſeinem Reiſewagen mit vieler Mühe abermal die Höhe eines waldbewachſenen Berges erreicht hatte, erblickte er endlich durch eine Oeffnung des Waldes in blauer Ferne das alte Schloß, wo Ferdinand wohnte; es erhob ſich mit ſeinen ſtafflichten Zinnen und ſeinen hohen Thürmen aus einem großen, fruchtbaren Thale.

„Ach Antonio,“ ſagte Alonſo zu ſeinem Reiſegefährten; „mir iſt es ſehr bange um das Herz! Wenn Fernando erfährt, was ich gegen ihn im Sinne hatte, muß ſich ihm nicht das Herz im Leibe in glühenden Haß gegen mich wenden? Er wird mich für ein Ungeheuer halten. Ach es iſt ſchauerlich, wenn der Greis vor dem jungen Manne, der Onkel vor dem Neffen, ſo ſtrafwürdig daſtehen ſoll!“

„Seyd ruhig!“ ſagte Antonio; „Fernando weiß es ſicher nicht, daß Ihr je einen ſolchen Anſchlag auf ihn gemacht habt; er ſchiebt alle Schuld auf den Wahnſinn jenes Lautenſpielers, den er in mir gewiß nicht mehr erkennen wird. Indeß wollen wir ihn doch erſt ausforſchen, wie viel er etwa von der Geſchichte weiß; auch wollen wir ihm für jetzt durchaus nicht mehr ſagen, als er zu wiſſen nöthig hat. Ihr ſeyd ein Mann von Welt, und wiſſet dieſes ſchon zu machen.“

„Du haſt Recht,“ ſagte Alonſo; „auch können wir auf dieſe Art am ſicherſten zur vollen Gewißheit gelangen, ob der Bewohner dieſes Schloſſes wirklich der Fernando ſey, den wir ſuchen. Ach, ich bin ſehr mißtrauiſch gegen die Menſchen geworden; ich fürchte, der junge Mann könnte ein anderer junger Spanier ſeyn, ſich aber, wenn er ſogleich vernähme, welche glänzenden Ausſichten auf Fernando warten, für denſelben ausgeben, und ſo könnten wir leicht betrogen werden.“

„Sorgt nicht,“ ſagte Antonio; „Ihr werdet gewiß den rechten Fernando finden, und vollkommen überzeugt werden, er ſey es.“

Sie fuhren hinab in das Thal, und kamen in ein Dorf, das nur aus niedrigen Häuſern beſtand, die anſtatt der Mauern bloß hölzerne Wände hatten, und anſtatt der Ziegel mit hölzernen Schindeln gedeckt waren. Hier ließen ſie den Reiſewagen ſtehen, und gingen zu Fuß auf das Schloß zu, wohin es nur mehr eine halbe Stunde war. Alonſo hatte ſeine gräfliche Kleidung mit einem dunkelfarbenen Ueberrocke bedeckt. Antonio war in ſein Ordensgewand gekleidet, führte einen langen Reiſeſtab in der Hand, und trug ſein Brevier unter dem Arme.

Sie kamen an den Schloßgarten, den eine Mauer umgab; das große, eiſerne Gitterthor, das mit prächtigen Verzierungen und einem vergoldeten Wappen prangte, war nicht verſchloſſen. Sie traten hinein, und kamen in einen hochgewölbten ſchattigen Laubgang. Der dunkle Laubgang führte auf einen ſchönen, grünen Platz mit vielen Obſtbäumen — und da erblickten ſie nun, im Glanze der untergehenden Sonne, ein ſehr liebliches Schauſpiel.

Einer der nächſten Bäume, ein junger Kirſchenbaum, hing voll ungemein großer, glänzend rother Kirſchen; ein blühender Knabe von etwa ſieben Jahren ſtand auf einer kleinen Leiter, pflügte Kirſchen, und warf ſie ſeiner kleinen Schweſter, einem holden Mädchen von fünf Jahren, herab in die Schürze. Ein munterer Knabe, etwa ſechs Jahre alt, ordnete freundlich lächelnd die Kirſchen, die ihm die Schweſter hinbot, in ein zierliches Körbchen. Die drei Kinder waren bei ihrer ländlichen Beſchäftigung ſehr fröhlich und vergnügt; als ſie aber die zwei fremden Männer erblickten, ſtellten ſie ihr Geſchäft ſogleich ein. Beide Knaben ſprangen auf den Pater Franziskaner zu, küßten ihm nach Landesſitte die Hand, und verneigten ſich vor dem andern Herrn. Das Mädchen aber blieb ſchüchtern in einiger Entfernung ſtehen.

„Die Herren ſind wohl gekommen, unſern Garten zu ſehen?“ ſagte Karl, der ältere Knabe; „du Bruder, zeig ihnen indeß den Garten! Ich will den Vater ſuchen, und es ihm ſagen, das fremde Herren da ſeyen.“

Er ſprang eilends fort. Der jüngere Knabe und das Mädchen, das jetzt auch näher gekommen war, begleiteten die Herren. „Sehen Sie,“ ſagte der Knabe, „hier in dieſem Kreiſe von Obſtbäumen ſteht eine ſteinerne Jungfer, Namens Pomona. Sie hält uns ein Körbchen voll ſteinerner Früchte entgegen, als wollte ſie uns damit beſchenken; allein mir ſind die Kirſchen, die Aepfel und Birnen, die an unſern Bäumen wachſen, viel lieber.“

„O,“ ſagte die kleine Bertha, „ich will Ihnen noch eine ſchönere Jungfer zeigen! Kommen Sie mit mir. Sehen Sie da in Mitte des großen, runden Blumenbeetes das ſteinerne Fräulein mit dem Blumenkörbchen; ſie heißt Flora. Sonſt ſehen ihre ſteinerne Wangen ſehr blaß aus; jetzt aber hat die Abendſonne ſie recht artig roth gefärbt.“

„Nun,“ ſprach der Knabe, „müſſen Sie noch etwas recht Schönes ſehen! Kommen Sie mit mir durch dieſe Allee. Sehen Sie, hier in der Mitte des Garten, den ſteinernen Waſſermann, der ein Horn an den Mund hält, aus dem er Waſſer hoch in die Luft bläst; zu ſeinen Füßen krümmen ſich ein paar ſeltſame Fiſche, die aus den Naſen Waſſer ausſpritzen. Da unten aber in dem großen Waſſerbehältniſſe — ſehen Sie da! — ſind lebendige Fiſche, die wunderſchön roth ausſehen und luſtig umherſchwimmen. Dieſe Waſſerkunſt, ſagen die fremden Herren und Frauen, die hieher kommen, unſern Garten zu beſehen, ſey das Schönſte im ganzen Garten.“

„Aber jetzt kommen Sie einmal mit mir in jene Allee!“ fing der Knabe wieder an. „Sehen Sie nun hier den großen, runden Platz, der mit reinem, gelblichem Sande beſtreut und von hohen, grünen Laubwänden umgeben iſt; die Bäume da in den Kübeln, die im Kreiſe umher geſtellt ſind, tragen köſtliche Früchte, Zitronen und Pomeranzen genannt. Jetzt ſind die Früchte freilich noch klein und ganz grün, aber wenn ſie reif werden, was hier zu Lande freilich etwas lange hergehen ſoll, ſo werden ſie ſchön gelb, die Zitronen wie blaſſes Gold, und die Pomeranzen wie röthliches Gold. Solche Bäume gibt es nirgends, als bei uns. Man muß ſie aber im Winter in jenes Haus mit den vielen Glasfenſtern einſperren, damit ſie nicht erfrieren.“

„Ich komme aus Spanien,“ ſagte Alonſo lächelnd, „aus einem Lande, in dem es ganze Wälder von Zitronen- und Pomeranzenbäumen gibt, die jahraus und jahrein unter freiem Himmel ſtehen, ja die meiſten Monate des Jahrs, zugleich mit ſilberweißen Blüthen und goldenen Früchten prangen. Der Rosmarin, von dem ich hier in dem zierlichen Blumentopfe ein Zweiglein ſehe, iſt dort ſo gemein, und wird ſo hoch und ſtark, daß man Büſchel daraus bindet, deren man ſich zum Einheizen bedient.“

„Das muß ein herrliches Land ſeyn!“ ſagte der Kleine: „noch viel ſchöner, als unſer Land, das mir aber doch auch ſehr wohl gefällt.“

„Nun,“ ſprach Alonſo, indem er ſich etwas ermüdet auf die nahe ſteinerne Bank ſetzte, „komm einmal her, liebes Kind, und ſage mir, möchteſt du wohl mit mir in jenes Land ziehen?“

„O ja, warum nicht?“ ſagte der Knabe und lächelte ihn freundlich an; „wenn der Vater und

und die Mutter, und Karl und Bertha mitziehen, ſo reiſe ich mit Freuden dahin!“

Alonſo betrachtete den Knaben mit Wohlgefallen, ſetzte ihn auf ſein Knie, ſtreichelte ihm die geſcheitelten dunkeln Locken etwas zurück, und ſagte zu Antonio in ſpaniſcher Sprache: „Sieh nur Antonio, was das für ein holder Knabe iſt! Wie freundlich und unbefangen er mich mit ſeinen hellen, ſchwarzen Augen anblickt! Wahrhaftig, er kann ſeine ſpaniſche Abkunft nicht verläugnen!“

„Aber nun,“ ſagte Alonſo zu dem Knaben in deutſcher Sprache, „ſage mir, Kleiner, wie heißeſt du?“

„Ich heiße, wie mein Vater,“ ſprach der Knabe; „mein Name iſt Ferdinand.“

„Ach,“ rief Alonſo in ſeiner Mutterſprache, indem er Antonio anſah; „ich denke, der Knabe hat nicht nur den Namen ſeines Vaters; er iſt auch das treue Ebenbild ſeines Vaters. Ja gerade ein ſo lieblicher Knabe, wie dieſer, war ſein Vater, als er in dieſem Alter war. Ich meine, ich ſehe ihn! O was für ein Ungeheuer war ich, daß ich gegen ein ſolches ſchuldloſes, liebenswürdiges Kind ſo grauſam ſeyn konnte! Wie können doch die Leidenſchaften den Verſtand des Menſchen bis zum Wahnſinne verfinſtern, und alle edlere Empfindungen aus ſeinem Herzen heraus reißen. Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht erfahren hätte;

ja, jetzt noch iſt es mir unbegreiflich, wie ich ſo ruchlos handeln konnte.«

„Wir können,« ſagte Antonio, „vor unſern Leidenſchaften nicht genug auf der Hut ſeyn, und haben Urſache genug, täglich um Beiſtand von oben zu bitten, um ſie zu bändigen. O wenn ich daran denke, wie noch viel grauſamer, als Ihr, ich gegen ein ſolches Kind ſeyn konnte, ſo ſchaudere ich vor dem Böſen, das in dem Herzen des Menſchen liegt, und ich fürchte mich vor mir ſelbſt.«

Der Knabe verſtand dieſe Worte, die in ſpaniſcher Sprache geſprochen wurden, nicht. Allein es fiel ihm auf, warum die zwei Fremden auf einmal ſo ernſt wurden. „Ich werde doch nichts Ungeſchicktes geſagt haben, ſprach er, „daß die Herren ſo finſtere Geſichter machen? Wenn ich Sie ſollte beleidigt haben, ſo bitte ich um Verzeihung. Denn man ſoll keinem Menſchen ein unfreundliches Wort geben, ſagt der Vater.«

Die kleine Bertha war zu Anfang dieſes Geſpräches auf einmal eilig fortgelaufen, ohne zu ſagen warum; jetzt kam ſie aber freudig hüpfend wieder zurück, und hielt in jeder Hand ein Blumenſträußchen. „Seht da,« rief ſie, „wir haben in unſerm Garten doch auch ſpaniſche Blumen, die in Spanien ſelbſt nicht ſchöner ſeyn können, da, dieſe ſpaniſchen Wicken! Schaut nur, wie ſchön weiß und roth dieſes eine Sträußchen hier, und wie lieblich roth und blau das andere iſt. Und riecht einmal daran, wie wohl ſie riechen!“ Sie gab das rothe Sträußchen dem Antonio und das blaue dem Alonſo.

„Das iſt ſchön, liebe Bertha,“ ſagte der Knabe, „daß du den hochwürdigen Herrn und auch den andern Herrn mit Blumen beſchenkeſt. Wir haben noch nie einen Fremden leer, ohne eine Blume oder einige Früchte aus unſerm Garten hinweg gehen laſſen. Du erinnerſt mich an das, was ich über dem Geſpräche von dem ſchönen gelobten Lande Spanien vergeſſen habe. Ich werde ſogleich wieder da ſeyn!“

Er ſprang fort und brachte das Körbchen mit den ſchönen rothen Kirſchen, das er unter dem Baume hatte ſtehen laſſen, und ſagte: „Da meine lieben Herren, iſt eine kleine Erfriſchung für Sie. Eſſen Sie die Kirſchen, bis der Vater kommt. Sie ſind ſehr ſüß, und kommen eben friſch vom Baume.“

Ueber die lieblichen zwei Kinder, und ihr freundliches Wohlwollen vergaß Don Alonſo ſeine traurigen Gedanken, und wurde wieder heiter. „Sieh, Antonio,“ ſagte er, „wie dieſe unſchuldigen Kinder ſo freundlich und wohlwollend, ſo fröhlich und kummerlos ſind! Das waren wir einſt auch — und das könnten wir noch ſeyn, wenn wir ſo unſchuldig geblieben wären, wie ſie!“

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Vater.

Der Vater der lieblichen Kinder kam jetzt die Allee herauf. Alonſo ging ihm einige Schritte entgegen, und überreichte ihm den Brief. Ferdinand las den Brief, blickte Alonſo verwundert an, und bezeigte ihm ſeine Ehrerbietung. Auch dem Pater Franziskaner erwies er die geziemende Achtung. Alonſo, dem die Knie bebten, ſetzte ſich wieder auf die Bank, und bat Ferdinand, ſich zwiſchen ihn und Antonio in die Mitte zu ſetzen. Nach einer kurzen Weigerung ſetzte Ferdinand ſich, und ſagte dann: „Sie kommen alſo aus Spanien? Das iſt mein Vaterland, in dem ich die glücklichen Jahre meiner Kindheit und Jugend zugebracht habe.“

Sie ſind alſo ein geborner Spanier!“ ſprach Alonſo. „Wer waren Ihre Eltern? Wie kommen Sie aus dem herrlichen Spanien hieher zwiſchen dieſe dunkeln Wälder und rauhen Berge Böhmens?“

„Meine Schickſale,“ ſprach Ferdinand, „ſind etwas ſeltſam und ganz eigen; die Erinnerungen aus meinen Kinderjahren gleichen indeß bloß einem dunklen Traume. Ich wohnte in einem alten Schloſſe mit gewölbten Gängen und Zimmern; die hohen Fenſter hatten die Ausſicht auf den Schloßgarten. Die Frau, die ich für meine Mutter hielt, die es aber, wie ich ſpäter vernahm, nicht war, war ſehr ſchön, und immer überaus freundlich gegen mich. Meine älteſten drei Geſchwiſter, wofür ich ſie hielt, hießen Philippo, Eugenia und Karlos; die kleinern weiß ich nicht mehr zu nennen. Der Herr, den ich Vater nannte, war ſelten zu Hauſe. Er ſchien kein ſonderlicher Kinderfreund; er befahl immer ſehr ſtrenge und wir Kinder fürchteten ihn ſehr. Das iſt faſt Alles, was ich weiß. Eines Auftrittes indeß erinnere ich mich noch lebhaft. Ich ward einſt ſehr krank. Da mußte meine Mutter mit allen Kindern plötzlich verreiſen. Der ſtrenge Vater wollte es ſo haben; denn er hielt meine Krankheit für anſteckend. Die Mutter kam noch einmal an mein Bett, ſegnete mich, küßte mich mehrmal, benetzte mein Angeſicht mit Thränen, und verſprach, bald wieder zu kommen. Dieſer Abſchied war mir bis dieſen Augenblick unvergeßlich. Der Vater trieb ſie, zu gehen, und ſeit jener Zeit ſah ich ſie nicht mehr. Der Vater, eigentlich mein Pflegevater, hatte einen Lautenſpieler, Namens Pedro, der ein recht artiger Menſch war, und mit uns Kindern gut umzugehen wußte. Er ſang uns ſchöne Geſchichten vor, die in Reime gebracht waren, machte uns allerlei kleine Geſchenke, und lehrte uns allerlei Spiele, bei denen wir ſehr luſtig waren. Wir Kinder hatten ihn alle recht lieb. Als ich krank ward, blieb er bei mir, als

Krankenwärter. Allein plötzlich wurde er raſend, und wollte mich mit einem Meſſer erſtechen. Auf meine Bitten, denen die Todesangſt einen beſondern Nachdruck geben mochte, verſchonte er mich noch. Allein er hatte mir doch drei Wunden verſetzt, von denen man die Mahlzeichen bis auf dieſe Stunde noch ſieht.“

Alonſo hörte dieſe Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit und Theilnahme an. Als er ſeiner verſtorbenen Gemahlin erwähnen und ſeine verblichenen Kinder mit Namen nennen hörte, da drangen ihm die Thränen in die Augen. Er ſchauderte zuſammen, als Ferdinand von ſeiner Todesangſt ſprach. Auch Pater Antonio erblaßte und bebte, als er an ſeinen mörderiſchen Anfall und jene blutigen Wunden erinnert wurde. Alonſo war indeß froh, daß Ferdinand ihn, den Onkel, wegen des Mordanſchlages nicht in Verdacht hatte, und auch dem Antonio war es ſehr lieb, daß Fernando ihn nicht mehr erkannte, und die Grauſamkeit jenes Lautenſpielers dem Wahnſinne zuſchrieb. Beide aber dankten in ihrem Herzen Gott, daß Er die Vollendung ihres ſchauerlichen Verbrechens verhindert hatte. Ferdinand erzählte nun weiter, wie er von Bernardo erzogen wurde, und dann nach London, Wien und endlich nach Böhmen gekommen.

Alonſo zweifelte nicht mehr, der wohlgeſtaltete, edle junge Mann, zu dem ſich ſein ganzes Herz hinneigte, ſey der Sohn ſeines ſeligen Bruders. Indeß wollte er doch noch zum Ueberfluſſe, um die anſchaulichſten Beweiſe zu haben und zur vollkommenſten Gewißheit zu gelangen, jene Wundmahle ſehen. Er ſprach daher: „Eure Geſchichte iſt in der That merkwürdig; allein habt Ihr denn nie von Euren Eltern etwas Näheres erfahren?“

„Ach nein, nie, nie!“ ſagte Ferdinand wehmüthig. „Bernardo hat es mir zwar verſprochen, mir das Geheimniß, das auf meiner Herkunft ruht, zu entdecken; allein ſein unvermutheter Tod hinderte ihn daran.“

„Nun,“ ſprach Alonſo, „ſo kann vielleicht ich über Eure Abkunft Euch Aufſchluß geben. Allein da kommt Alles darauf an, ob Ihr wirklich jener Knabe geweſen ſeyd, den jener Wahnſinnige ermorden wollte, und ihm deßhalb drei Meſſerſtiche verſetzt hat. Doch, wie Ihr ſagt, kann man die Mahlzeichen jener Wunden bis auf dieſe Stunde noch ſehen?“

„Ihr ſelbſt ſollt ſie ſehen!“ ſprach Ferdinand, riß ſeine Weſte auf und zeigte ihm die Wundmahle. Alonſo ſprang auf, öffnete ſeine Arme weit, umfaßte Ferdinand, drückte ihn an ſein Herz, und rief unter einem Strome von Thränen: „O Fernando! Du biſt wahrhaft mein Neffe, der Sohn meines ſeligen Bruders Alvarez. Du biſt ein Graf von Alvaida, der einzige rechtmäßige Erbe einer der herrlichſten Grafſchaften Spaniens. Durch eine feindſelige Fügung von Umſtänden wurdeſt du aus deinem Erbe verſtoßen; unwiſſend deiner hohen Abkunft wuchſeſt du auf, und wußteſt nichts von deinen lieben Eltern und deinen Verwandten. Ich ſelbſt hielt dich für todt. Allein ſobald ich vernahm, du ſeyeſt noch am Leben, da brannte mein Herz von Verlangen, dich wieder zu finden. Ich dürſtete nach dem ſeligen Augenblicke, dich an dieſe Bruſt zu drücken. Aus Liebe zu dir, den ich nur als einen zarten Knaben gekannt, verließ ich unſer liebes Vaterland, das herrliche Spanien, und machte die weite Reiſe bis hieher in Böhmens Wälder, um dich von Angeſicht zu ſehen, das Unrecht, das dir geſchah, zu vergüten, dich wie im Triumphe nach Spanien zurück zu führen, dich in deine Grafſchaft einzuſetzen und dir alle deine Güter zurück zu geben. Sey mir denn, liebſter Fernando, von ganzem Herzen gegrüßt; ſey mir tauſendmal willkommen. Erkenne in mir deinen Blutsverwandten, den Bruder deines ſeligen Vaters — und ſchenke mir deine Liebe!“

Ferdinand war höchſt erſtaunt und erfreut; er umarmte ſeinen Onkel und weinte an ſeinem Halſe die ſeligſten Thränen. Alonſo weinte auch vor Freude, allein ſeine Freudenthränen waren mit Thränen des bitterſten Schmerzes vermiſcht. „Ach,“ dachte er, „wenn Fernando wüßte, wie ich gegen ihn geſinnt geweſen, er müßte mich haſſen und ſich mit Abſcheu von mir wenden. So kann die Schuld dem Menſchen die ſüßeſten Augenblicke ſeines Lebens verbittern!“

Alonſo ſprach hierauf, indem er ſein Oberkleid öffnete und den Stern von funkelnden Diamanten, den er am Rocke trug, abnahm und ihn Ferdinand überreichte: „Sieh, dieſes Zeichen meiner gräflichen Würde und eines Grandes von Spanien, das nun, da du noch lebend entdeckt wurdeſt, mir nicht mehr gebührt, übergeb' ich hiemit dir. Komm, laß dir dieſen Stern an deine Bruſt heften. Laß ihn dir einen kleinen Erſatz ſeyn für die Wunden, deren Merkmahle ſie noch trägt!“

„Ach,“ ſagte Ferdinand, „als dieſe Wunden bluteten, dachte ich wohl nicht, daß ſie zu einer ſo glücklichen Entdeckung führen, und mir ſo belohnt werden ſollten. So weiß Gott den Menſchen alles Böſe zum Guten zu lenken.“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Mutter.

Während Onkel Alonſo ſich ſeinem Neffen Fernando zu erkennen gab, und ihn als einen Grand von Spanien mit dem Stern ſchmückte, kam durch einen der grünen, ſchattigen Seitengänge Klara, Ferdinands Ehegattin herbei, um die fremden Herren zu begrüßen. Als ſie aber den Stern erblickte, der an Ferdinands Bruſt funkelte, und ihn Don Fernando nennen hörte, erblaßte ſie. Es war ihr als thäte ſich zwiſchen ihr und ihm eine große Kluft auf. Sie blieb erſchrocken in dem dunkeln Gange ſtehen.

Don Alonſo, der in der Freude ſeines Herzens Klaren nicht bemerkte, ſowie auch die Uebrigen ſie nicht wahr nahmen, ſprach weiter: „Nun laß uns eilends aufbrechen; mein Reiſewagen ſteht ſchon bereit. Ich will dich dem Kaiſer vorſtellen, daß er, als König von Spanien, deine Rechte anerkenne, dir den Beſitz deiner gräflichen Güter zuſichere, und deine liebenswürdigen Kinder für die rechtmäßigen Nachkommen meines ſeligen Bruders erkläre. Was iſt deine Gemahlin für eine geborne?“

„Sie iſt die Tochter eines Förſters,“ ſagte Ferdinand, „und heißt Klara Hermann.“

„Wie, was?“ rief Don Alonſo, und ſein ganzes Geſicht verfinſterte ſich; ſein Stolz auf den alten Adel, aus dem er abſtammte, erwachte mit ganzer Macht. „Eine Förſterstochter, die Tochter eines Jägers!“ ſprach er wiederholt und mit einer Art von Entſetzen und Verachtung. „Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm! Das kommt mir ganz unerwartet. Daran habe ich, mit andern Gedanken und Empfindungen beſchäftigt, noch gar nicht gedacht. Nun iſt all meine Freude verdorben und ich weiß meines Jammers kein Ende.“

Ferdinand war über dieſe Reden ſehr beſtürzt. Alonſo bemerkte es und ſagte: „Freilich, freilich wohl! Du wußteſt nicht, daß du ein Graf aus dem älteſten Adel Spaniens ſeyeſt; ſonſt wäreſt du nicht auf den unſeligen Gedanken gekommen, eine Bürgerliche, ein Jägermädchen zu heirathen. Da müſſen wir nachſinnen, was hier weiter zu thun und wie dieſer ſchreckliche Mißgriff in deiner Wahl zu verbeſſern ſey! Dieſe Mißheirath brächte mir ſonſt den Tod.“

Klara war tief betrübt; Alonſo's Worte zerriſſen ihr das Herz. Sie entfernte ſich eben ſo unbemerkt, als ſie gekommen war.

Alonſo aber ſtand auf, ging mehrmal mit großen Schritten auf und ab, rieb ſich die Stirne, und blieb dann auf einmal vor Antonio ſtehen: „Ihr, ehrwürdiger Vater,“ ſprach er, „wißt da vielleicht eine Auskunft. So viel ich weiß, trennt Irrthum in der Perſon die Ehe. Sagt einmal, könnte aus dieſem Grunde dieſe Ehe nicht für ungültig erklärt und getrennt werden!“

„Irrthum in der Perſon,“ ſagte Antonio, „iſt allerdings ein trennendes Ehehinderniß, das eine Ehe ungültig macht. Allein hier iſt es doch ein ganz eigener Fall.“ — „Der ſeltſame Fall nämlich,“ fuhr er fort und hielt ſeinen Zeigefinger an die Stirne, „daß Einer ſich in ſeiner eigenen Perſon geirrt, und ſelbſt nicht gewußt habe, wer er ſey, iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Wir müſſen ſolche Männer, die in dem geiſtlichen Rechte beſſer, als ich, bewandert ſind, um Rath fragen.“

„Es braucht da gar keine lange Berathungen,“ rief Ferdinand; „ich trenne mich um keinen Preis von Klara. Nein, nein, um keine Grafſchaft, nicht um die beiden Kronen des Kaiſers, nicht um beide Indien würde ich ſo treulos an meinem lieben Weibe handeln. Die Treue, die ich ihr am Altare vor Gottes Angeſicht gelobt habe, werde ich ihr halten bis in das Grab. Nichts, nichts ſoll uns trennen, als — wie dort der Prieſter ſagte — allein der Tod. Ich hatte zwar anfangs Freude, zu vernehmen, ich ſey ein Graf. Allein ich war ein Thor. Der eitle Glanz blendete mich — aber nur auf Augenblicke. Dieſer leichte Traum iſt nun vorüber, und ſo ſchnell verſchwunden, als er gekommen. Ich will von Eurer Grafſchaft nichts mehr wiſſen. Es freut mich zwar, Euch, ehrwürdiger Onkel, von dem ich nichts wußte, von Angeſicht kennen zu lernen. Aber ſagt mir kein Wort mehr von Eheſcheidung. Zieht mit Gott wieder zurück in Euer herrliches Spanien — ohne mich; ich bleibe hier in meinem zweiten Vaterlande, dem lieben Böhmen, wo ich ſo glücklich und vergnügt lebe, wie im Paradieſe, und wo ich mein Leben auch zu beſchließen gedenke. Ich bin in dieſem Augenblicke zu angegriffen, mich in ein weiteres Geſpräch mit Euch einzulaſſen. Indeß muß ich bekennen, daß ich mich in Eure Denkart nicht finden kann. Ich hätte mehr Weisheit und menſchliches Gefühl von Euch erwartet. Verzeiht, daß ich Euch jetzt verlaſſe; ich komme wieder, aber — wenn Ihr je noch einmal von Scheidung meiner Ehe ſprechen ſolltet — nur, um Euch Lebewohl zu ſagen.“

Ferdinand ging, um ſeine Klara aufzuſuchen; ſie hatte ihm geſagt, ſie werde ſogleich in den Garten nachkommen, und es wunderte ihn, wo ſie geblieben. Er fand ſie in der gewöhnlichen Wohnſtube in Thränen, mit zerſtreuten Haaren und blaß wie eine Leiche, auf ein Kanapee hingeſunken. Ihre drei Kinder umgaben ſie, drängten ſich an ihre Knie, oder hingen ſich an ihre Arme, und weinten und jammerten alle laut.

„Klara, liebſte Klara,“ rief Ferdinand, „um des Himmels willen, was iſt dir, was haſt du!“

Klara blickte wehmüthig zu ihm auf, ſah den Stern, den er noch an der Bruſt hatte, und rief: O dieſer Stern iſt ein wahrer Unglücksſtern für mich und meine Kinder. Du biſt nun ein Graf, ein großer Herr — ich aber nur eine arme Förſterstochter. Dein Onkel, deſſen ſtolze Blicke mich ſchreckten, und deſſen Reden mir die Knie beben machten, wird unſere Ehe nie zugeben. Er ſinnt darauf, uns zu trennen. Er will dich in Hoheitsträume einwiegen und dich bereden, mich zu ver=

ſtoßen, um dich mit einer Gräfin von altem Adel zu vermählen; er wird von dir fordern, deine Kinder zu verläugnen und ihnen nicht einmal geſtatten, deinen Namen zu führen. O den Jammer werde ich nicht lange überleben; er bringt mich ſicher bald in das Grab.«

„Liebſte Klara,“ ſprach Ferdinand und ſchloß ſie in die Arme, „was für Gedanken ſteigen in deinem Herzen auf! Iſt es möglich, konnteſt du auch nur einen Augenblick glauben, dein Ferdinand könne dich verſtoßen und ſeine lieben Kinder verlaſſen! Nein, nein, ewig nicht! Ein ſo treuloſer Mann, ein ſo unmenſchlicher Vater bin ich nicht. Ich habe meinem Onkel ſeine Grafſchaft ſchon wieder zurück gegeben. Und ſieh da, dieſen von Edelſteinen glänzenden Stern — ſieh, ich reiße ihn von meiner Bruſt und ſchleudere ihn von mir. Du biſt mir mehr, als alle Edelſteine in der Welt; ja du biſt mir ein freundlicher Stern aus einer beſſern Welt, den mir Gott aufgehen ließ, um alle Tage meines Lebens zu beglücken. Unſer Eheband, vor dem Altare geheiligt, iſt mir heiliger, als alle Ordensbänder, womit ein Menſch, ſey er König oder Kaiſer, mich ſchmücken könnte. Das Band, das uns vereiniget, hat Gott geknüpft und keine menſchliche Gewalt ſoll es mehr auflöſen.“

Er ſetzte ſich zu ihr, nahm das weiße Tuch aus ihrer Hand, und trocknete ihr ſanft die Thränen ab. Sie weinte auf's Neue — aber nur Freudenthränen. „Du biſt ein ſehr edler Mann, liebſter Ferdinand,“ ſagte ſie; „deine Liebe zu mir hat ſich nun in einer großen Prüfung bewährt, wie Gold in dem Feuer. Ich bin nun, wo möglich, noch glücklicher als zuvor.“

Ferdinand hatte auch Thränen in den Augen. Beide Eltern umſchloſſen ihre Kinder, und der kleine Ferdinand ſagte: „O Gott Lob, nun bleiben wir alle wieder beiſammen!“

„Ja, meine lieben Kinder,“ ſagte der Vater, „ich bleibe bei euch und eurer lieben Mutter. Bei Eintracht, Liebe und Frieden werden wir glücklicher ſeyn, als bei allem Glanz und Reichthum, den uns eine Grafenkrone verſchaffen könnte!“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die glückliche Familie.

Als Ferdinand eben ſeine Klara beruhigt hatte, und ſie mit Thränen in den Augen wieder lächelte, und die Kinder laut jubelten, öffnete ſich die Thüre, und Alonſo trat mit Antonio herein. Klara und die Kinder erſchraken; die kleine Bertha, die mit dem glänzenden Ordensſtern, den der Vater auf den Tiſch geworfen hatte, ſpielte, ließ den Stern vor Schrecken fallen.

Der ſtolze Alonſo zweifelte gar nicht, es dahin zu bringen, daß Ferdinands Ehe für ungültig erklärt werde, und hatte den Vorſchlag ausgeſonnen, Ferdinand ſoll ſich mit Klara abfinden. „Liebſter Fernando,“ ſprach er, „nimm doch Vernunft an. Es handelt ſich hier nicht von geringen Dingen, ſondern von einer ganzen großen Grafſchaft, von Erhaltung des Stammes und Titels der Grafen von Alvaida. Fernando! Dieſe deine gegenwärtige Ehegattin kann nie, nie eine Gräfin von Alvaida werden. Du dürfteſt ſie nicht einmal in eine Geſellſchaft von dem hohen Adel Spaniens einführen. Bedenke, was das Schreckliches wäre! Auch deine Kinder können unſere Grafſchaft nie erben; ſie fällt an die Krone Spaniens zurück. Dieſer Verluſt wäre unermeßlich. Ich will für Frau Klara hier dieſes Schloß oder eine andere ſchöne Herrſchaft in Böhmen, um welchen Preis es auch ſey, ankaufen; da ſoll ſie mit ihren Kindern im beſten Wohlſtande leben, und mit Allem reichlich verſorgt ſeyn. Die wackere Frau Klara und ihre lieben Kinderchen bleiben dann hier in Böhmen; du aber, lieber Fernando, geheſt mit mir nach Spanien, um von deiner Grafſchaft Beſitz zu nehmen. Es thut mir in der That Leid um die gute Frau! Allein, dieſe Trennung iſt nun einmal nothwendig und nicht zu vermeiden.“

Ferdinand ſchüttelte bloß den Kopf und ſagte:

„Ihr habt mein letztes Wort ſchon vernommen, Onkel; ich ſage nichts weiter.“

Karl, der ältere Knabe, trat mit trotzigem Muthe vor Alonſo hin, und ſagte: „Wir laſſen unſern lieben Vater uns nicht nehmen! Geh weiter, du böſer Mann, oder ich rufe dem Amtsdiener, dem Gärtner und dem Jäger, daß ſie dich mit Gewalt weiter führen.“

„O,“ ſagte der andere Knabe, der kleine Ferdinand, „du biſt ein ſchlimmer Onkel; unſer anderer Onkel, der Holzwart dort drüben im Walde, iſt trotz, ſeines Schnurrbartes viel freundlicher, und uns Kindern lieber als du! Der bringt uns allemal allerlei ſchöne Sachen, und erſt neulich hat er mir ein Eichhörnchen gebracht. Im ganzen Hauſe iſt Freude, wann er kommt. Du aber richteſt nichts, als Jammer an.“

Alonſo ward über das Geplauder der Kinder höchſt aufgebracht. Der Gedanke, daß ein Forſtwart eben ſo gut Onkel dieſer Kinder ſeyn ſollte, als er ſelbſt, war ihm unerträglich. „Schweig Bube,“ ſagte er unwillig; „ich will von Eurer Verwandtſchaft nichts wiſſen.“

Er ging zornig im Zimmer auf und ab — da trat er beinahe auf den gräflichen Ordensſtern, der noch auf dem Boden lag. „Sieh nur, Antonio,“ ſprach der erbitterte Alonſo, „was mein Neffe für ein Böſewicht iſt. Er wirft das Zeichen meiner hohen Würde auf den Boden, daß man es mit Füßen trete.“

Antonio, den der Anblick der Mutter und Kinder mit ihren rothgeweinten Augen innig rührte, nahm den entrüſteten Alonſo ſanft bei der Hand, führte ihn in das nächſte Zimmer und ſprach da unter vier Augen zu ihm: „Lieber Herr! Ihr bemüht Euch vergebens, dieſes Ehepaar zu trennen. Ja, um ganz aufrichtig zu ſeyn, kann ich Euch nicht verhehlen, es iſt lediglich Euer Stolz und Eure unbegränzte Ehrbegierde, nicht ruhige Ueberlegung, was Euch dazu treibt. Dieſer Stolz, dieſe Ehrſucht hat Euer ganzes Leben hindurch viel Unheil in der Welt angeſtiftet, und Euch verleitet, Eure Gemahlin, Eure Kinder, viele andere Menſchen und Euch ſelbſt höchſt unglücklich zu machen. Ach, Eure ſelige Gemahlin, die edle Blanka, die ſo beſcheiden und demüthig war, würde vielleicht noch leben, wenn Eure ehrgeizigen Unternehmungen ihr nicht ſo große Leiden verurſacht hätten. Die falſchen Begriffe von Ehre die Ihr Eurem hoffnungsvollen Sohne Philippo beigebracht, rächten ſich an ihm mit einem blutigen, ſchmerzvollen Tode. Eure unbeſchreiblich holde Tochter Eugenia ward der eingebildeten Ehre Eures Hauſes aufgeopfert, und welkte dahin, wie eine abgepflückte Roſe am heißen Sonnenſtrahl. Und wer iſt Urſache, daß Fernando, der von ſo hohem Adel iſt als Ihr, ein Handlungsdiener werden, ſein geliebtes Vaterland, das ſchöne Spanien verlaſſen, und hier im fremden Lande ein Unterkommen ſuchen mußte? Ja, wo wäre er jetzt, wenn Eure blutigen Aufträge wären vollzogen worden? Von mir ſchweig ich, wie unausſprechlich elend mich der Verſuch machte, Eure ehrgierigen Anſchläge zu befördern. Allein, wie höchſt elend habt Ihr Euch ſelbſt gemacht! Wie war Euer ganzes Leben eine Kette von Leiden, ja ſo voll von Qualen, daß Ihr der Verzweiflung nahe gekommen! Und kaum hat nun der gütige Gott Euch den ſchwerſten Stein vom Herzen gewälzt, und den liebenswürdigen, für todt gehaltenen Fernando, deſſen Mörder Ihr ſeyn wolltet und zu ſeyn glaubtet, Euch wieder lebend in die Arme geführt, ſo fangt Ihr ſchon wieder damit an, ihn, ſein holdes Weib und ſeine lieben Kinder unglücklich zu machen. Wollet Ihr denn nie aufhören, Unheil anzurichten? O Ihr habt Euch noch nie wahrhaft zu Gott bekehrt; Ihr ſeyd noch fern von der Demuth Jeſu, und ſeine Liebe zu den Menſchen iſt noch nicht in Euer Herz gekommen. O denkt, wie Er die lautere Demuth war, wie tief Er ſich erniedrigte, die Menſchen zu retten, wie Er ſeinen Jüngern die Füße gewaſchen, ja die Schmach des Kreuzes auf ſich genommen, und ſich unter die Uebelthäter zählen laſſen, um uns eine unvergängliche Seligkeit zu bereiten. Wenn Ihr im Ernſte ein Chriſt ſeyn wollet, ſo lernet von ihm Demuth und Liebe, und thut deßgleichen.“

Alonſo beſann ſich und ſagte: „Du haſt Recht, lieber Antonio. Hätte man mir immer ſo die Wahrheit geſagt, ſo würde es beſſer mit mir ſtehen, und viel Unheil wäre unterblieben. Ich danke dir für deinen guten Rath, und will ihn befolgen.“

Mit erheitertem Angeſichte kehrte Alonſo zurück in das andere Zimmer, zu Ferdinand, den Frau und Kinder noch immer umſchloſſen hielten, als fürchteten ſie, man wolle ihnen den geliebten Gatten und Vater entreißen. Alonſo blickte ſie alle liebreich an. „Lieber Fernando, liebe Klara!“ ſprach er, und legte ihre Hände in einander, „ich billige Eure Ehe; lebt immer ſo glücklich, wie bisher!“

Klara fiel ihm höchſt entzückt zu Füßen, und bat mit flehenden Blicken, die von Thränen glänzten, um ſeinen Segen. Ferdinand that deßgleichen, und die Kinder folgten dem Beiſpiele der Eltern. Alle knieten vor ihm. Er aber rief: „O nein, nein, vor mir dürfet ihr nicht knieen. Ich bin es nicht werth; ich kann es nicht zugeben. Ich habe es um Euch wahrhaftig nicht verdient. Ich bitte Euch, ſteht auf.“

„Nicht eher, als bis Ihr uns geſegnet habt!“ ſagte Ferdinand.

„Nun denn,“ ſprach Alonſo mit inniger Rührung und einem Blicke zum Himmel, „Gott ſegne Eure Ehe — Euch und Eure Kinder.“

Er hob Ferdinand auf, und ſchloß ihn in ſeine Arme. Er umarmte auch Klara, die in Thränen zerfloß. Ihm ſelbſt brach das Herz; die Augen ſtrömten ihm über von ſo ſeligen Thränen, wie er ſie noch nie geweint, ja er empfand eine Seligkeit, die er gar nie gekannt hatte. Er nahm von den Kindern, die ihre Arme nach ihm empor ſtreckten, eines nach dem andern auf ſeinen Arm und küßte ſie mehrmal mit väterlicher Liebe. Er bat Klara, auch das Kleinſte, das noch nicht gehen und reden konnte, herbei zu bringen. Sie brachte es, und das Kind lächelte den alten, freundlichen Mann heiter und fröhlich an, und litt gerne, daß er es auf die Arme nahm.

„Du gutes, liebes Kind,“ ſagte er, indem er es küßte, „ich harter Mann wollte dich unglücklich machen, und dir deinen lieben Vater nehmen, ehe du den Vaternamen ausſprechen gelernt. Allein nun haſt du von mir nichts mehr zu fürchten; lächle du immerhin in deiner kindlichen Unſchuld. Ich will den Reſt meiner alten Tage lediglich dazu verwenden, dich, holdes Kind, und deine lieben Geſchwiſter, und deine mir herzlich theuren Eltern ſo glücklich zu machen, als es in meinen Kräften ſteht.“

Klara bereitete nun eine ſo gute Abendmahlzeit, als es in der Eile noch geſchehen konnte; denn über die Begebenheiten dieſes Abends waren ihr die Anſtalten zu einer Mahlzeit ganz in Vergeſſenheit gekommen. Auf Verlangen Alonſo's mußten nicht nur Vater und Mutter, ſondern auch alle

Kinder mitſpeiſen. Der erfreute Greis ſaß zwiſchen den glücklichen Eltern, Antonio aber ihm gegen über. Die Mutter hatte das kleinſte Kind auf dem Schooße. Alonſo fühlte ſich ſo glücklich ſo heiter und vergnügt, wie noch nie in ſeinem Leben. Er ergetzte ſich an dem fröhlichen Geplauder der Kinder, und bat die Eltern, ihnen nicht zu wehren; ſogar das noch unverſtändliche Lallen des Kleinſten auf dem Schooße der Mutter klang ihm angenehm.

„Guter Gott,“ ſagte er am Ende der Mahlzeit, „wie gut biſt du! Welche unverdiente Glückſeligkeit bereiteſt Du mir für meine alten Tage! Einſam, verlaſſen und traurig ſaß ich den Tag über in meinem Zimmer; meinen Pallaſt zu Madrid beſuchte ich gar nicht mehr; in dem Schloſſe, daß ich bewohnte, herrſchte die Stille des Grabes. Alle meine Geliebten, meine Gemahlin und meine Kinder, hatte ich überlebt, und ihnen in das Grab nachſehen müſſen. Auf der ganzen weiten Erde wußte ich keinen Anverwandten mehr. Und nun, liebſter Gott, führteſt Du mich in eine ſo liebe Familie ein, und ließeſt mich in Fernando einen lieben Sohn, in Klara eine gute Tochter, und in ihren Kindern hoffnungsvolle Enkel finden; denn als ſolche werde ich ſie ſtets betrachten. Guter Gott, wie danke ich Dir! Mein ganzes übriges Leben ſoll ein lauteres Dankgebet ſeyn!“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der Kaiſer.

Alonſo beſchloß, bei Ferdinand und Klara, und ihren Kindern, in deren Mitte er ſich ſo glücklich fühlte, einige Tage zu verweilen, dann aber mit der ganzen Familie ſich an das Hoflager des Kaiſers zu begeben, um dort ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Während dieſes Aufenthaltes ward dem alten Manne noch eine ganz vorzügliche Freude zu Theil. Eines Abends kamen Graf von Gallas, ſeine Gemahlin und die Gräfin von Obersdorf unerwartet auf dem Schloſſe an, um Ferdinand und Klara Glück zu wünſchen. Ferdinand hatte dem Grafen Gallas, und Klara der Gräfin Obersdorf unverzüglich von ihren veränderten Glücksumſtänden Nachricht gegeben. Die hohen Herrſchaften waren darüber ſo erſtaunt und erfreut, daß ſie dem edlen Ferdinand und der holden Klara ihre Freude perſönlich bezeigen wollten. Alonſo ward entzückt, als Graf Gallas ſeinen bisherigen Verwalter nunmehr als ſeines Gleichen mit geziemender Achtung begrüßte, und als die beiden Gräfinnen die beſcheidene Klara auf's zärtlichſte umarmten. Alonſo verlängerte ſeinen Aufenthalt, und reiste erſt nach mehreren Tagen mit den Seinigen nach Hof ab.

Er ließ den Kaiſer um eine geheime Audienz bitten, und erhielt ſie ſogleich; denn da Don Alonſo in den Augen der Welt ein Mann von Ehre war, und für ſein Vaterland Spanien Vieles gethan hatte, ſo ſchätzte der Kaiſer, als König von Spanien, ihn ſehr hoch. Alonſo erzählte, jedoch ohne ſeines Vergehens zu erwähnen, die Schickſale ſeines Neffen. Er ſagte bloß, Bernardo von Rio, ein ſehr edler Mann, der aber gegen ihn ſehr mißtrauiſch und feindſelig geſinnt geweſen, habe Fernando als einen zarten Knaben heimlich in ſeine Gewalt zu bringen gewußt, ihm jedoch eine vortreffliche Erziehung gegeben, allein vom Tode überraſcht ſeine weitern, ohne Zweifel lobenswerthen Plane mit dem jungen Grafen nicht mehr ausführen können.

Der Kaiſer ſagte, daß Ferdinands Kinder auf die Grafſchaft in Spanien, nach den Geſetzen dieſes Reiches, keinen Anſpruch machen könnten, und daß es ſelbſt nicht in der Macht des Königs ſtehe, dieſe Geſetze zu ändern, oder davon abzuweichen; allein als deutſcher Kaiſer wolle er auf eine andere Weiſe für Ferdinands Kinder zur Zufriedenheit des Onkels ſorgen; übrigens wünſche er Fernando und deſſen Ehegattin zu ſehen.

Alonſo hatte nun keine größere Angelegenheit, als Fernando und Klara ſo prächtig zu kleiden, als je ein Graf und eine Gräfin jener Zeit gekleidet waren; beſonders aber ſchmückte er Klara mit jenem koſtbaren Schmucke von Diamanten, den ſeine ſelige Gemahlin Blanka einſt von Ferdinands Mutter als ein Vermächtniß erhalten, und den Alonſo zum Glücke auf die Reiſe mitgenommen hatte. Er ſtellte Ferdinand und Klara dem Kaiſer vor. Klaren klopfte das Herz nicht wenig, vor einem ſo mächtigen Herrn, dem erſten der ganzen Chriſtenheit, zu erſcheinen.

Der Kaiſer betrachtete das ſchöne, liebliche Ehepaar mit wohlgefälligen Blicken, und ſprach dann: „Don Fernando! Ihr werdet bereits aus dem Munde Eures Onkels wiſſen, aus welchen Gründen es nicht in meiner Macht ſtehe, Euren Kindern das Erbrecht auf die Grafſchaft Eurer Ahnen in Spanien zuzuſichern. Allein in Schleſien, in der Herrſchaft Ratibor, iſt eben ein ſehr ſchönes, anſehnliches adeliges Gut zu verkaufen. Euer Onkel, Don Alonſo, ſtreckte mir einſt zur Zeit des Krieges und großer Geldnoth ein Anlehen vor, das ungefähr den Werth dieſes Gutes betragen mag. Dieſe Summe, womit er mir geſtern ein Geſchenk machte, ſchenke ich nun Euch, und habe bereits Befehl gegeben, ſie Euch auszubezahlen. Kaufet damit jene Herrſchaft, und bleibt mir auf deutſchem Boden ein ſo getreuer Unterthan, als Ihr es bisher waret, und Euer Vater und Onkel es mir in Spanien geweſen. Euch aber, holde Klara, die ihr Herz längſt geadelt hat, will ich hiemit geadelt haben, und das

Adelsdiplom wird Euch, von mir unterzeichnet, heute noch zugeſtellt werden.“

Ferdinand und Klara ließen ſich vor dem Kaiſer auf ein Knie nieder, küßten ihm ehrerbietig die Hand und dankten für dieſe Gnade. Der Kaiſer ſprach: „Don Fernando! Donna Klara! ſtehet auf. Ich bezeige Euch hiemit mein gnädiges Wohlwollen.“

Onkel Alonſo war ganz ausnehmend vergnügt, daß der Kaiſer ihm zuvorkam, und die Bitte, die ihm auf der Zunge ſchwebte, ſchon ehe er ſie ausſprach, erfüllte. Er dankte dem Kaiſer in den lebhafteſten Ausdrücken, und wünſchte der nunmehr geadelten Klara ſo herzlich Glück, daß man wohl merkte, jetzt erſt ſey ſie ihm als die Gattin ſeines Neffen, des Grafen Fernando, willkommen und angenehm. Der Kaiſer entließ Alonſo, Ferdinand und Klara mit den Worten: „Lebt wohl. Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen.“

Alonſo nannte von dieſer Stunde an Klara nicht mehr anders, als Donna Klara; er reiste mit Ferdinand und deſſen Familie unverzüglich nach Schleſien, um jene Herrſchaft in Augenſchein zu nehmen. Er fand ſeine Erwartungen übertroffen. Der Kauf kam bald zu Stande. Alonſo beſchloß, einige Monate da zu bleiben, und war unabläßig mit Verſchönerung des Schloſſes und der Gärten beſchäftigt, und ſchaffte Alles herbei, was zur vollſtändigen ſtandesgemäßen Einrichtung eines adeligen Landgutes gehörte. Ferdinand und Klara ſchätzten ſich viel glücklicher, als zuvor — allein ganz und gar nicht, weil ſie nun auf Veranſtaltung des Onkels prächtiger wohnten, ausgeſuchtere Speiſen genoſſen und ſich ſchöner kleideten; auch nicht, weil ſie von den Menſchen mehr geehrt wurden, als zuvor; ſondern einzig deßhalb, weil ſie nun bei ihren größern Einkünften ſich im Stande ſahen, ihren Mitmenſchen mehr Gutes zu erweiſen, als zuvor.

Als der Tag, den Alonſo zu ſeiner Abreiſe nach Spanien beſtimmt hatte, anbrach, und es zum Abſchied nehmen kam, und die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder ihn weinend umgaben, die Eltern ihn umarmten, die Kinder ſeine Knie umfaßten, da ſprach er: „Nein, meine liebſten Kinder und Enkel, ich kann Euch nicht verlaſſen! Ich bleibe bei Euch, und Ihr ſollt mir einſt die Augen zudrücken. Nirgends noch fühlte ich mich ſo ſelig, als unter Euch. Ich hatte in Spanien, einem der ſchönſten Länder der Welt, Alles, was ein Menſchenherz ſich nur wünſchen kann, Rang, Ehre, Reichthum, Glanz, viele Schlöſſer und Beſitzungen, alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; allein ich war dabei höchſt elend. Alle dieſe Herrlichkeiten konnten mich nicht gegen widrige Schickſale ſichern, und mir fehlte die Hauptſache, ein ruhiges Herz, frei von Leidenſchaften und Gewiſſensvorwürfen. Der ſtete Anblick Eurer häuslichen Glückſeligkeit, Eure Genügſamkeit, Eure Liebe und Eintracht, Eure Nichtachtung alles eiteln Glanzes, Eure ſtille geräuſchloſe Wohlthätigkeit, mit der Ihr Alle beglückt, die Euch umgeben, hat mich gelehrt, worin einzig das wahre Glück des Lebens zu finden ſey.“

Er blieb, und Antonio wurde Schloßkaplan an der ſchönen Schloßkapelle, die Alonſo mit Würde und einfacher, des Gottesdienſtes würdiger Pracht hatte ausſchmücken laſſen. Er widmete ſeine letzten Lebenstage ganz Gott; er ſuchte ſeine Ehre nur darin, Gott zu gefallen, und ſein Glück und ſeine Freude nur in dem Glücke und in der Freude, die er Andern bereitete. Oft ſagte er: „Schwül und bang, und voll ſchwerer Gewitter war durch meine eigene Schuld, der Sommer meines Lebens; ich kann Gott nicht genug danken, daß Er den Herbſt meines Lebens, gegen all mein Verdienſt und alle meine Erwartung ſo lieblich und ſchön ſeyn läßt. Ich ward nicht eher glücklich, als bis ich mich Gott ganz unterwarf, demüthig wurde — und liebreich gegen alle Menſchen. Ohne Gottesfurcht, Liebe und Demuth gibt es kein wahres Glück auf Erden.“ Er wiederholte ſehr oft den Ausſpruch alter Weiſen: „Es gibt keine wahre Glückſeligkeit auf Erden ohne Tugend, und keine wahre Tugend ohne Religion.“

* * *

Angelika.

Der treffliche Maler Bergheim war ein Mann von dem edelſten Gemüthe und dem reinſten Gefühle für alles Gute und Schöne. Er hatte als junger Künſtler Italien durchreiſt, um ſich mit den Werken großer Meiſter bekannt zu machen. Die Gemälde aus der heiligen Geſchichte rührten ihn vor allen andern Malereien, und er beſchloß, ſeine Kunſt ganz der heiligen und vorzüglich der evangeliſchen Geſchichte zu widmen. Er machte ſich, mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Fleiß, von jenen Stücken, die ihm die ſchönſten und lieblichſten dünkten, ſehr gelungene Abbildungen. Mit dieſem Schatze von Gemälden kam er nach Deutſchland zurück, und wußte ſie in dem eigens dazu erbauten Saale ſeines Hauſes ſehr ſchön zu ordnen, wo ſie dann, in goldene Rahmen gefaßt, ſich auf den himmelblau bemalten Wänden herrlich ausnahmen.

Dieſe Sammlung von Gemälden war in der That einzig in ihrer Art. Da ſie nicht von dem Zufalle zuſammengebracht, ſondern von Einem fühlenden Gemüthe aus Tauſenden ausgewählt, und von Einer Meiſterhand abgebildet waren, ſo machten ſie ein ſehr ſchönes Ganzes aus. Wer nur immer in den Saal trat und Gefühl für das Schöne hatte, ward von dem Anblicke ſo vieler edler Geſtalten voll himmliſcher Anmuth und Würde gleichſam zum Himmel erhoben. Denn alles Schöne und Liebliche, alles Gute und Große, das der menſchlichen Natur Ehre macht, ſie adelt und der Gottheit näher rückt, war hier auf das ſchönſte und lieblichſte abgebildet — von der zarten Unſchuld des Kindes bis zum Bilde des Heiligſten unter den Menſchen, in Dem ſich die Freundlichkeit Gottes in Menſchengeſtalt offenbarte.

Der edle Maler war in ſeiner größten Seligkeit, wenn er einen Menſchen fand, der für die Schönheit dieſer Gemälde Gefühl hatte. Er ſchätzte ſich deßhalb ſehr glücklich, daß ſeine getreue Ehegattin nie anders als mit ſichtbarer Andacht in dieſen Saal trat, und mit ungeheuchelter Rührung bald dieſes, bald jenes Bild betrachtete. Noch glücklicher fühlte er ſich, daß auch ſeine einzige Tochter, faſt noch als Kind, an dieſen Gemälden eine für ihr Alter wunderbare Freude hatte, und aus ſich ſelbſt Bemerkungen darüber machte, über die er erſtaunte. Er hatte das Kind, der berühmten Malerin Angelika zu Ehren, Angelika taufen laſſen; er hoffte, auch die geliebte Tochter werde einſt eine vorzügliche Malerin werden und der liebenswürdigen Künſtlerin Angelika nicht bloß dem Namen nach gleichen.

Einmal an einem Sonntage, Morgens nach

dem Gottesdienſte, gingen Vater, Mutter und Tochter in den Saal und betrachteten die Gemälde. Die kleine Angelika blieb vor einem Bilde ſtehen und ſagte: „Dieſes Bild iſt mir das liebſte aus allen!“

„Es iſt auch wirklich eines der ſchönſten,“ ſprach der Vater; „ich habe es nach einem Gemälde deiner Namensſchweſter Angelika, das ich in Rom ſah, mit beſonderer Luſt und Liebe gemalt.“

„Sieh, liebe Angelika,“ ſprach er weiter, „Maria, die heiligſte Jungfrau, iſt hier als ein zartes Mädchen deines Alters abgebildet. Sie begießet die lieblichen Lilien, die ſie in einem Blumentopfe gezogen hat. Ein Lichtſtrahl vom Himmel beleuchtet die himmliſch ſchöne Geſtalt des heiligen Kindes. Die Eltern des Kindes ſtehen dabei. Der Vater erſtaunt über den wunderbaren Lichtglanz; die zärtliche Mutter iſt voll heiligen Entzückens.“

Angelikas Mutter war ſehr gerührt. Auch ihr hatte dieſes Bild immer am beſten gefallen. Sie hatte es oft ſehr lange mit Andacht betrachtet. Ja es kam ihr vor, das heitere, ſchuldloſe Angeſicht der kleinen Angelika ſey dem lieblichen Angeſichte Mariens auf dem Gemälde ſehr ähnlich. Davon ließ ſie aber ihrer Tochter, um ſie nicht eitel zu machen, nichts merken. Sie ſprach bloß: „Liebſte Angelika! Maria ſey dein Vorbild! O ſieh, wie fromm und innig, wie ſanft und demüthig, wie voll heiliger Unſchuld ihr zartes Angeſicht iſt!

Sieh, die reinen weißen Lilien ſind ein Bild ihres reinen Sinnes, ihrer Unſchuld! O möchteſt du auch ſo rein und unſchuldig emporblühen! Sieh, das Licht vom Himmel, das auf ſie herabglänzt, deutet ſehr ſchön an, daß Gott an der Unſchuld Freude habe, daß alles Gute von Oben komme, daß nur Gott uns Menſchen erleuchten und heiligen könne. O ſey auch du von Herzen fromm und gut, und bitte Gott täglich um Licht und Stärke von Oben.“

„Das thu' liebe Angelika,“ ſagte der Vater; „beſtrebe dich, Marien ähnlich zu werden, und wir, deine Eltern, wollen uns ferner beſtreben, ihren Eltern zu gleichen. Deine Mutter und ich haben uns bisher immer befliſſen, dich fromm und gut zu erziehen! Wir flehten täglich zu Gott, Er wolle gnädig auf dich herabſehen, dich erleuchten, dich emporblühen und gedeihen laſſen, wie eine Blume am lieblichen Sonnenſtrahle. Dieſen Vorſatz erneuern wir in dieſem Augenblicke; ſo beten wir auch jetzt.“

„Ja, Vater im Himmel,“ ſprach er mit gefalteten Händen, „blicke Du auf unſre Angelika herab, ſegne Du unſere Bemühungen, gieb Du, daß wir an dieſem unſerm geliebten Kinde Freude erleben, daß ſie fromm, beſcheiden und ſittſam emporwachſe, und Marien, dem ſchönſten Vorbilde aller chriſtlichen Jungfrauen, ähnlich werde!“

Die Mutter hatte Thränen in den Augen. Angelika blickte mit ihren lieblichen Augen zum Himmel, faltete die zarten Hände und ſagte: „Lieber Vater im Himmel! Segne mich, laß mich fromm und gut werden, laß meine guten Eltern Freude an mir erleben!“ Und beide Eltern ſagten gerührt: „Amen.“

So dachte Herr Bergheim, ſo waren ſeine Frau und ſeine Tochter geſinnt. Die kleine Familie war die edelſte und glücklichſte weit umher. Der Vater malte ſehr fleißig und zierte manche Kirche mit überaus ſchönen Gemälden aus der heiligen Geſchichte. Er hatte die edlen Geſinnungen und Empfindungen wirklich, die er ſo ſchön auf der Leinwand darzuſtellen wußte. Er unterrichtete Angelika in dem Malen; ſie wuchs empor und übertraf als treffliche Malerin und als fromme, beſcheidene und ſittſame Jungfrau alle ſeine Erwartungen. Die Mutter beſorgte das Hausweſen, das ein Muſter von Ordnung und Reinlichkeit war. Sie lebten in der ſeligſten Eintracht; ſie hatten Friede untereinander und mit der ganzen Welt.

Herr Bergheim wurde von mehrern Freunden der Kunſt beſucht. Herr von Weſt, ein junger Mann von vielem Verſtande und ſehr edlem Herzen, kam am öfteſten. Er war der jüngſte Sohn einer anſehnlichen adeligen Familie, und der Jahrsgehalt, den er von ſeinen väterlichen Gütern bezog, gewährte ihm reichliches Auskommen. Er hatte ein ſehr richtiges und lebhaftes Gefühl für die Kunſt, und brachte während Herr Bergheim malte, manche

Stunde bei ihm zu. Herr Bergheim unterhielt ſich gerne mit ihm, beſonders über Malerei, gab auf deſſen Bitte ihm Unterricht im Zeichnen, und gewann ihn ſo lieb, als wäre er ſein Sohn.

Eines Morgens ſaß Herr Bergheim in dem Saale, wo er während der wärmern Monate gewöhnlich malte, bei ſeiner Arbeit. Da trat Herr von Weſt, feſtlich gekleidet, herein und bat ihn — um die Hand der liebenswürdigen Angelika.

Herr Bergheim legte den Pinſel weg, ſtand auf, nahm ſeine Mütze ab, und ſprach nach kurzem Bedenken: „Mein lieber Herr Baron! Sie erweiſen mir und meiner Tochter eine ſehr große Ehre, die ich allerdings zu ſchätzen weiß. Allein zu meinem großen Bedauern kann ich die mir zugedachte Ehre nun einmal — nicht annehmen.“

„Nicht?“ rief Herr von Weſt höchſt erſtaunt und beſtürzt. „Und warum denn nicht? Habe ich, mein liebſter Herr Bergheim, Ihre Achtung durch irgend etwas verloren? Haben Sie etwas gegen mich?“

„Nicht das Geringſte,“ ſagte Herr Bergheim; „allein ich wunderlicher Mann habe mir nun einmal in den Kopf geſetzt, meine Tochter keinem andern Manne, als einem Maler zur Ehe zu geben.“

„Aber bedenken Sie doch, beſter Herr Bergheim!“ fing Herr von Weſt an — —

„Ich laſſe da keine Einwendungen gelten,“ ſprach Herr Bergheim. „Das ſteht einmal feſt; da iſt nichts zu ändern. Es iſt nun einmal ſo, ſo toll es auch ſcheinen mag. Verſchwenden Sie daher, lieber Herr Baron, Ihre Worte nicht vergebens. Obwohl Sie indeß, wie gegenwärtig die Sachen ſtehen, mein Schwiegerſohn nicht werden können, ſo werden wir, wie ich hoffe, doch gute Freunde bleiben — wenn Sie anders die Güte haben wollen, von Ihrem Wunſche weder mir noch meiner Frau, noch viel weniger meiner Tochter irgend ein Wort mehr zu ſagen. Auch wünſchte ich, daß ihre — mir übrigens ſehr angenehmen — Beſuche, von nun an, wo nicht ganz aufhören, doch nicht mehr ſo zahlreich ſeyn möchten.“

Herr von Weſt entfernte ſich ſehr betrübt. Er hatte ſich von der Einwilligung der Mutter und der Neigung der Tochter überzeugt, und zweifelte nicht im Geringſten, auch der Vater werde einwilligen. Er begab ſich zu der Mutter und Tochter, die nicht ganz ohne Bangigkeit warteten, was der Vater zu dem Antrage ſagen werde. Herr von Weſt ſtattete mit traurigem Angeſichte von der abſchlägigen Antwort des Vaters getreuen Bericht ab.

Die Mutter eilte ſogleich zu dem Vater in den Saal. „Aber um des Himmels willen!“ fing ſie an, „wie kannſt du doch ein ſolches Glück, das unſrer Angelika aufblüht, ſo kalt zurückweiſen?“

„Ein Glück?“ ſagte der Maler und malte ruhig fort; „woher weißt du, daß es ein Glück ſeyn würde?“

„Wie," fuhr ſie fort, „iſt der Herr Baron nicht ein edler, ein reicher, ein artiger, ein ſchöner, ein liebenswürdiger Mann?"

„Das iſt er," ſprach der Vater, „und ich ſelbſt achte ihn ſehr — allein leider iſt er kein Maler."

„Ach," ſagte die Mutter, „ich weiß gar nicht, wie du auf die ſeltſame Grille kommſt, unſere Angelika nur mit einem Maler zu verheirathen! Wie viel gibt es denn gute Maler? Oder wollteſt du ſie einem Pfuſcher geben? Sie wird alſo eine kleine Wahl haben."

„Ich hoffe," ſagte der Vater, „es werde ſeiner Zeit ſchon ein geſchickter Maler, der ihr gefällt, zum Vorſchein kommen."

„Aber du lächelſt dabei ſo ſeltſam!" ſagte die Mutter. „Es iſt dir mit deiner Erwartung nicht Ernſt, oder es ſteckt etwas Beſonders dahinter. Wenn du einen ſolchen Maler kennſt, warum haſt du bisher noch kein Wort von ihm geſagt?"

„Bisher war es nicht nöthig," ſprach der Vater; „es war ja von Verheirathung unſrer Tochter noch nie die Rede. Das hat auch noch Zeit! Laß ſie jetzt, in der Blüthe ihres Lebens, von Hausſorgen unbeſchwert, heiter und fröhlich der Kunſt leben. Für das Weitere wird Gott ſorgen. Doch nun," ſagte er, indem er eifrig weiter malte, „möchte ich allein bleiben; ich habe da eben einen Zug anzubringen, der mir ſonſt entfallen möchte."

Die Mutter kam ſehr troſtlos zu dem Herrn von Weſt und zu Angelika zurück, und erzählte den Inhalt des Geſprächs. „Ach,“ ſagte ſie am Ende, „mit dem herzensguten, aber wunderlichen alten Manne iſt nun einmal nichts anzufangen. Ich kenne ihn. Wenn er ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt hat, iſt er nicht mehr davon abzubringen.“

Der betrübte Baron nahm von der Mutter und von Angelika Abſchied. Er tröſtete die weinende Angelika. „Ich gehe,“ ſagte er zu ihr, „weil es das Beſte iſt, was ich gegenwärtig thun kann. Allein bleiben Sie mir nur getreu. Ich hoffe nach einigen Jahren wieder zu kommen, und dann die Einwilligung Ihres Vaters, der mir trotz der abſchlägigen Antwort immer ehrwürdig bleibt, doch noch zu erhalten.“ Weiter erklärte er ſich nicht, und reiste ab.

Beinahe drei Jahre verfloſſen. Herr von Weſt ſchrieb zwar ein paarmal des Jahres an Herrn Bergheim, und mehrere Male des Jahres an die Mutter. Dem Briefe an die Mutter ſchloß er allzeit einige Zeilen an Angelika bei. Er ſprach darin von den erfreulichſten Hoffnungen, ſagte aber nicht, worauf er ſeine Hoffnungen gründe. Seit etlichen Monaten aber waren ſeine Briefe ausgeblieben.

Indeß hatte Herr Gerhard, ein ſehr geſchickter Maler, der eben eine Kunſtreiſe machte, den Herrn Bergheim vor einigen Wochen beſucht, Angelika und ihre vortrefflichen Malereien geſehen, und in ſeinem Herzen den lebhafteſten Wunſch gefühlt, ſie zur Ehe zu erhalten. Er ſchrieb auch, ſobald er von ſeiner Reiſe nach Hauſe gekommen war, an Herrn Bergheim und bat ihn um Angelikas Hand. Mit dem Briefe kam ein Gemälde, das Herr Gerhard gemalt hatte, und dem Herrn Bergheim zum Geſchenk machte.

Herr Bergheim konnte das Bild nicht genug bewundern. Es war auch wirklich ein ſehr liebliches Stück. Es ſtellte zwei Kinder von drei bis vier Jahren vor, die unter einem Holderſtrauche im Graſe ſitzend, aus einer irdenen Schüſſel Milch aßen. „Es iſt unvergleichlich!“ ſagte Herr Bergheim. „Die lieblichen Geſichtchen der Kinder ſind allerliebſt! Die lebhaften braunen Augen und die dunkeln Haare des Knaben, die freundlichen blauen Augen und die blonden Locken des Mädchens, die blühenden rothen Wangen beider Kinder könnten nicht ſchöner ſeyn! Und wie die lichten Geſtalten der Kinder von dem dunkelgrünen Schatten des Holderſtrauches heraus gehoben werden! Alles bis auf das Kleinſte iſt vollendet. Sogar der Glanz der irdenen Schüſſel und der Blechglanz des vollen Löffels ſind meiſterhaft ausgedrückt. Angelika, ich will dich zwar nicht zwingen, das wäre nicht recht, das wäre Sünde; aber wenn du den vortrefflichen Maler zum Manne nehmen wollteſt, ſo wäre es mir doch ſehr lieb!“

Angelika war in großen Aengſten — eines Theils, weil ſie Herr von Weſt, obwohl er ſchon lange nichts mehr von ſich hatte hören laſſen, noch nicht vergeſſen hatte; andern Theils, weil es ihr doch ſchwer fiel, den herzlichen Wunſch ihres guten Vaters zu vereiteln. Sie wußte nicht, was ſie thun ſollte, und bat um Bedenkzeit. Da kam eines Morgens unvermuthet Herr von Weſt an. Herr Bergheim war eben verreiſt, ein Altarblatt, das er für eine entfernte Kirche gemalt hatte, ſelbſt zu überbringen, und dort einige beſchädigte Gemälde auszubeſſern. Die erfreute Mutter führte ihn unverzüglich in den Saal, wo Angelika malte. Angelika ſprang mit einem lauten Freudenruf von ihrer Malerei auf. Herr von Weſt ſprach nach den erſten Begrüßungen: „Nun, liebe Mutter, liebe Angelika, hoffe ich, Sie Beide, und wohl auch der Vater, ſollen mit mir zufrieden ſeyn. Ich kehre als Maler zurück, und wenn ich auch kein großer Maler bin, ſo denke ich dennoch, des Namens nicht ganz unwerth zu ſeyn.“

Er hatte zwei kleine Gemälde mitgebracht, die er ſelbſt gemalt hatte, — ein Blumenſtück und ein Stück mit Früchten.

Er zeigte zuerſt das Stück, auf dem die Früchte, zierlich in ein Körbchen geordnet, abgemalt waren. Angelika war darüber ganz entzückt. „O ſchön,“ ſagte ſie, „ſehr ſchön, ganz unvergleichlich! Dieſe Weintraube hier gleicht durchſichtigem Golde. Beſonders ſind die Beeren da, von denen der Duft etwas abgewiſcht iſt, ſo klar, daß man das innere Gewebe und die Kerne ſieht. An dem dunkelgrünen Rebblatte hier kann man alle Adern zählen, und das andere Blatt hat der Herbſt ſehr ſchön goldgelb und purpurroth gefärbt. Der gelblichgrüne Pfirſich hier iſt mit dem lieblichſten Roth wie angehaucht, und ſcheint zarter und weicher als Sammet. Er iſt ſo ganz nach der Natur gemalt, daß man Luſt bekommen könnte, ihn zu eſſen. Der purpurgeſtreifte Apfel mit dem ſchönen grünen Blatte, die gelben Birnen, die blauangedufteten Pflaumen geben der Traube und den Pfirſichen nichts nach! — Und dann die Weſpe hier! Sie ſcheint zu leben! Man wird verſucht ſie zu verſcheuchen."

Herr von Weſt zeigte nun das Blumenſtück. „O wie lieblich!" rief Angelika; „das Blumenkörbchen dünkt mich beinahe noch ſchöner, als das Körbchen mit Früchten. Ja, das iſt einmal eine Roſe — es fehlt ihr in der That nichts, als der Geruch. Hier an dem grünen Blatte hängt ein großer Thautropfen, in dem ſich der rothe Glanz der nahen Roſe abſpiegelt! Man glaubt jeden Augenblick, der Tropfen werde herab fallen. Wie ſchön ſind dieſe ſanftblauen Levkojen hier! Wie ſich da Blume an Blume drängt, wie eine Blume auf die andere, ein Blättchen auf das andere einen ſo zarten Schatten wirft! Wie prächtig prangen dieſe Nelken, hier die dunkelrothe und da die ſchneeweiße, auf der, — o wie ſchön! — ein bunter Schmetterling ſitzt. Der Schmetterling könnte gar nicht ſchöner und täuſchender gemalt ſeyn. Man fürchtet ſich, ihn zu berühren, um den Staub der Flügel nicht zu verwiſchen! Man meint alle Augenblicke, er werde die Flügel zuklappen, oder gar davon fliegen. — Sie haben es ſehr weit gebracht, lieber Karl! Ich muß erſtaunen. Die unſägliche Mühe, die ſie ſich gegeben haben, iſt mir der ſprechendſte Beweis Ihrer Zuneigung.“

Herr von Weſt ſagte: „Es koſtet allerdings viele Mühe und wirklich Jahre lange Uebung, bis man endlich im Stande iſt, eine Roſe oder Nelke nach der Natur abzumalen! Auch ſcheint mir eine Blume immerhin ein lieblicher Gegenſtand der Kunſt. Denn jede Blume iſt ja ein freundlicher Gedanke des höchſten Künſtlers, ein Werk des Schöpfers, der ſie in ihrer Schönheit zuerſt dachte, ſie uns vormalte, ja den Grundriß dazu, unſern Augen unſichtbar, in ein winzig kleines Samenkörnlein gezeichnet hat.“

„Allein,“ ſprach er weiter, „was ſind dieſe gemalten Blumen und Früchte gegen das ſchöne Bild des göttlichen Kinderfreundes hier, woran Sie wirklich arbeiten! Wie wenig ſind ſie gegen die Gemälde in dieſem Saale, dieſe herzerhebenden Geſtalten edler Menſchen, heiliger Engel und des Hocherhabenſten über alle Menſchen und Engel! Ach, wenn ich da den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn, die heilige Familie, die Erweckung des Lazarus, das letzte Abendmahl, den ſterbenden Erlöſer mit der blutbeſpritzten Dornenkrone, den Auferſtandenen in Mitte der hocherfreuten Jünger betrachte — wie fühle ich da die Würde und die Macht der Kunſt! Welch himmliſche Unſchuld, Demuth, Andacht und Innigkeit erblicke ich im Angeſicht der heiligen Jungfrau! Welche Heiterkeit, welche Reinheit von allen Erdenleiden und Erdenſorgen in dem Angeſichte der Engel! Wie herrſcht in den ehrwürdigen Geſichtern der Apoſtel, bei aller Mannigfaltigkeit, nur Ein Glaube und Eine Liebe! Wie vereinigt Chriſtus, der Gottmenſch, göttliche Hoheit und menſchliche Anmuth! Wer fühlt, ja wer ſieht da nicht — daß Gott ſich den Menſchen in Menſchengeſtalt geoffenbart — daß der Menſch mehr ſey als Staub, und daß die Tugend das Einzige ſey, was den eigentlichen Adel des Menſchen, das Göttliche im Menſchen ausmache!“

Er ſchwieg einige Augenblicke und ſagte dann: „Wenn ich wieder auf meine Blumen und Früchte zurückblicke, ſo wird mir, theure Angelika, wahrlich bange, ob Ihr lieber Vater mit mir zufrieden ſeyn werde, und ob ich nicht umſonſt gearbeitet habe.“

Angelika rief mit der ihr eigenen Heiterkeit: „Nicht zufrieden? — Erſtaunt, erfreut, entzückt wird er ſeyn in Ihnen ſo unerwartet einen vorzüglichen Künſtler zu erblicken!“

Die Mutter aber wurde ängſtlich und erzählte, wie ſehr der Vater für den Maler Gerhard eingenommen ſey, und wie er an einem Gemälde deſſelben großes Wohlgefallen finde. Herr von Weſt ließ ſich das Bild zeigen. „Es iſt in der That ſehr ſchön,“ ſagte er, „und ich beſcheide mich gern, dem Herrn Gerhard weit nachzuſtehen. Er hat ſich einen höhern Gegenſtand der Kunſt gewählt, als mir meine Kräfte geſtatteten. Die menſchliche Geſtalt — und wäre es auch nur die liebliche Geſtalt eines lockigen Kindes — iſt der edelſte Gegenſtand der Kunſt, ſo wie der Menſch das edelſte Geſchöpf Gottes auf Erden iſt. Alle übrige Geſchöpfe, Blumen und Früchte und Schmetterlinge, tragen zwar auch die Spuren ſeiner Weisheit und Güte, und offenbaren uns ſeine Freundlichkeit; allein der Menſch iſt nach Gottes Bild geſchaffen und göttlichen Geſchlechtes. Ich trete daher vor Herrn Gerhards Arbeit ehrerbietig zurück.“

Er ging einige Male in dem Saale auf und ab, und rief dann plötzlich: „Da kommt mir ein Gedanke, der den guten Vater überraſchen wird, und vielleicht doch noch mir den Sieg verſchaffen könnte. Wie Sie an meinen zwei kleinen Gemälden da ſehen, habe ich mich geübt, außer den Blumen und Früchten, auch Inſekten zu malen, und zwar, wenn mir nicht alle meine Freunde und Bekannte ſchmeicheln, mit ganz vorzüglichem Glücke. Ich erinnere mich zwar noch, daß der gute Vater von jeher ein großer Feind der Fliegen war, weil ſie ihm ſeine ſchönen Gemälde und die goldenen Rahmen zu verderben drohten. Ein ſo guter, wohlwollender Mann er iſt, der ſonſt keinem Geſchöpfe Gottes ein Leid zufügen kann, ſo verfolgte er dennoch mit einer Art von Ingrimm manchmal eine Fliege, die ſich hier im Saale blicken ließ. Er ruhte nicht, bis er ſie zu ſeiner Freude glücklich erlegt hatte. Wir ſcherzten ja oft genug darüber und unſre unſchuldigen Scherze waren ihm nicht zuwieder. Ich hoffe daher irgendwo auf dem Gemälde des Herrn Gerhard eine Fliege anzubringen, die dem Gemälde nicht ſchaden, ſondern ihm vielmehr vortheilhaft ſeyn ſoll. Bei einer Schüſſel voll Milch finden ſich ja gerne Fliegen ein. Die gemalte Fliege ſoll aber den Vater täuſchen, daß er ſie für eine wirkliche Fliege halte. Der Vater wird die Fliege zwar für ſeine Feindin anſehen; indeß wähle ich ſie nun einmal zu meiner vorbittenden Freundin und meiner Brautwerberin.“

Mutter und Tochter gaben ihm Beifall. Sie ließen ihn allein und er machte ſich an das Werk. Die Fliege gelang ſo vollkommen, daß ſelbſt Angelika, als ſie ihn zum Mittagseſſen abholte und einen neugierigen Blick auf das Gemälde warf, eine wahre Fliege zu erblicken glaubte.

Nach vierzehn Tagen kam der Vater Abends ſpät nach Hauſe. Man ſagte ihm nichts von der

Ankunft des Herrn von Weſt, der ſeine Wohnung bei ſeinen Verwandten in der Stadt genommen hatte. Am andern Morgen, als der Vater in Schlafrock und Schlafmütze an ſeiner Arbeit ſaß und ſehr emſig malte, trat Herr von Weſt, von Mutter und Tochter begleitet, in den Saal.

Herr Bergheim begrüßte ihn herzlich. Jedoch war ihm die Ankunft des Herrn Barons jetzt nicht ſo ganz angenehm. Er betrachtete den Maler Gerhard beinahe ſchon als ſeinen Schwiegerſohn und fürchtete, der Edelmann möchte dem Maler im Wege ſtehen, und Angelika möchte nun noch weniger Luſt haben, als ſie bisher zeigte, den Herrn Gerhard zu heirathen. Herr Bergheim beeilte ſich daher, dem Herrn von Weſt Gerhards ſchönes Gemälde zu zeigen, und dann, wenn der Baron das ſchöne Stück mit dem verdienten Beifall beehren würde, ihm zu erklären, dieſem großen Meiſter habe er ſeine Tochter zugedacht.

Der Baron lobte das Gemälde nach Verdienſt. Herr Bergheim pries ihm eine Schönheit des Stückes nach der andern an. „Sagen Sie ſelbſt,“ ſprach er, „iſt das nicht ein allerliebſtes Paar Kinderchen? Sind ſie mit ihren lächelnden Geſichtchen und mit ihren lockigen Haaren nicht ein Paar wahre Engelsköpfchen? Die guten Kleinen ſind bei ihrem Schüſſelchen voll Milch, ſo glücklich, ſo vergnügt, daß ſie auf der ganzen Welt ſonſt keinen andern Wunſch haben. Sie ſcheinen uns zu ſagen: „So glücklich, ihr lieben Leutchen, könntet ihr auch ſeyn, wenn ihr euch nicht ſo mit eiteln Sorgen plagen wolltet.“ Auch alles übrige iſt ſehr gut gemalt. Die irdene Schüſſel mit der ſchimmernden Glaſur iſt mir lieber als eine wirkliche Schüſſel von ſchwerem Golde. Sogar der blecherne Löffel da, der von Milch beinahe überfließt und den das Mädchen bedächtig und langſam, um nichts zu verſchütten, zum Munde zu führen ſcheint, iſt — —

Er brach plötzlich ab; denn eben erblickte er am Rande des Löffels die Fliege. „Ei, ei,“ rief er, „was machſt du da? Wie kommſt du hieher? Hat dich die gemalte Milch herbei gelockt? Allein du ſollſt mir dennoch nicht ungeſtraft bleiben.“ Er nahm ſeine Mütze ab, und ſuchte zwei, dreimal vergebens, die Fliege wegzuſcheuchen. „Gehſt du nicht, hartnäckiges Geſchöpf,“ rief er ärgerlich; „nun, ſo ſollſt du an Ort und Stelle es mit dem Leben büßen.“ Er ſchlug mit der Mütze auf die Fliege. „Wie,“ rief er erſtaunt, „hab ich dich nicht getroffen, biſt du nicht todt? Nicht?“ Er wiederholte den Streich bedachtſamer und nachdrücklicher. „Nun,“ rief er, „was ſoll doch das ſeyn?“ Er betrachtete die Fliege näher, er befühlte ſie mit dem Finger, er ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſeine Brille auf. „Wahrhaftig,“ rief er höchſt verwundert, „ſie iſt gemalt, ſo wahr ich lebe, gemalt! Wer hat das gethan?“

Herr von Weſt ſprach: „Verzeihen Sie mir dieſen kleinen Scherz, lieber Vater! Um mich Ihnen gefällig zu beweiſen, und Angelikas Hand zu verdienen, ward ich ein Maler. Früher wollte ich von meinem Vorhaben nichts ſagen, weil ich nicht wußte, ob es mir gelingen werde. Ich würde zwar in der Kunſt weiter gekommen ſeyn, wenn ich mich zu Ihnen in die Lehre begeben hätte; allein Umſtände halber wäre dieſes nicht ſchicklich geweſen. Ich hoffe Ihnen indeß noch beſſere Stücke von meiner Arbeit zu zeigen, als dieſe Kleinigkeit."

Herr Bergheim war ſo erfreut, als erſtaunt. „Nun wohl," ſagte er, die Fliege noch immer durch die Brille betrachtend, „die Fliege iſt Ihnen herrlich gelungen! Wie zierlich ſie die zarten Füßchen ſetzt! Wie nett ſie den kleinen Rüßel ausſtreckt, um von dem Tröpflein Milch da am Löffel zu trinken! Wie zart auf den feinen Flügelchen der Farbenſchimmer des Regenbogens ſpielt! So gram ich ſonſt den Fliegen bin, dieſer muß ich gut ſeyn. Es iſt eine herrliche Fliege!"

Herr von Weſt zeigte hierauf die mitgebrachten zwei Gemälde, das Früchtenſtück und das Blumenſtück.

„Nun habe ich," ſprach Herr Bergheim, „gar nichts mehr gegen die Heirath, mein liebſter Herr Baron! Sie haben nicht nur die Einwendung, die ich gegen Sie hatte, vollkommen widerlegt; Sie haben mir auch einen vollgültigen Beweis gegeben, daß ſie eine wahrhaftige Neigung zu meiner Tochter haben. Und ich muß Ihnen nun ſchon die ganze Wahrheit ſagen. Ich war nicht ſo faſt gegen die Heirath, weil Sie die Malerkunſt nicht verſtanden — ſondern weil Sie überhaupt keine Kunſt oder Wiſſenſchaft verſtanden, womit Sie ſich und Ihre künftige Frau ernähren konnten. Reichthum ſchien mir unſicher, zumal bei den gegenwärtigen Kriegszeiten; ich halte es für nöthig, daß ein Mann, er ſey reich oder arm, ſein Brod zu verdienen wiſſe. Auch bin ich überzeugt, daß ein Menſch, der keine beſtimmte Beſchäftigung hat, nicht glücklich und zufrieden leben könne, ſondern in tauſend Thorheiten, ja wohl gar in Sünde und Laſter verfalle. Und dann dachte ich ſo im Stillen bei mir ſelbſt: Der Herr Baron hat Sinn und Talent für die Kunſt; er zeichnet, wiewohl nur zu ſeiner Unterhaltung, ſehr artig; wenn es ihm Ernſt iſt, Angelika zur Frau zu bekommen, ſo kann er gar wohl noch ein Maler werden. Er hat ja Zeit und Muße dazu. So dachte ich. Den beſtimmten Antrag, Sie ſollen ein Maler werden, konnte ich Ihnen nicht gerade zu machen. Es ſchien mir zu viel begehrt, einem Manne, zumal einem Edelmanne, zuzumuthen, er ſolle ſich zu einem Maler in die Lehre begeben. Ich überließ es Ihrem Gefühle. Indeß war es mein geheimer Wunſch, und dieſen Wunſch haben Sie nun zu meinem großen Vergnügen erfüllt. Gott wolle Sie, lieber Sohn, und dich meine Tochter, ſegnen, ſo wie ich und eure Mutter euch jetzt unſern Segen geben.“

Die Vermählung des Herrn von Weſt mit Angelika wurde bloß als ein häusliches Feſt gefeiert. Sie reichten ſich vor dem Altare, deſſen Altarblatt Mariens Vermählung vorſtellte und von dem Herrn Bergheim ſehr vortrefflich gemalt war, die Hand.

Bei Tiſche war Herr Bergheim in ſeiner heiterſten Laune. „Heute,“ ſagte er, „ſollen alle Fliegen, wenn ſie es nicht zu arg machen, ungeſtraft an dem Hochzeitmahle Theil nehmen dürfen.“

Die Ehe des Herrn von Weſt mit Angelika war eine der glücklichſten von der Welt. Er widmete ſich, ſo wie Angelika und ihr geliebter Vater, ganz der Malerkunſt, und die Kunſt trug vieles bei, ihre Glückſeligkeit noch zu erhöhen. Kinder und Eltern führten ein ſehr ſeliges Leben. Herr von Weſt ſagte öfter: „Wie viel glücklicher bin ich jetzt, da jede Morgenröthe mich zur Arbeit ruft, als vorhin, da ich erſt nachſinnen mußte, mit welchem Zeitvertreibe ich die leeren Stunden des Tages ausfüllen oder vielmehr die edle Zeit verderben wolle.“

Der junge Maler hatte aber bald Urſache, die Weisheit ſeines Schwiegervaters noch in einer anderen Hinſicht zu preiſen. Herrn von Weſts väterliche Güter kamen durch den Krieg in die Gewalt des Feindes, und ſeine Jahresrenten hörten auf. Er fand nun in ſeiner Kunſt ſein reichliches Auskommen. „Sie hatten recht,“ ſprach er zu Herrn Bergheim, „Kunſt geht über Reichthum, und eine beſtimmte Beſchäftigung macht das Leben erſt angenehm und reich an mancherlei Freuden.“

„Mich freut es,“ ſprach der Vater, „daß Sie liebſter Herr Sohn, dieſes erkennen. Fleiß und Arbeitſamkeit gewähren uns das tägliche Brod, die Nahrung des Leibes; die Kunſt erheitert und verſchönert unſer Leben. Allein Alles in Allem iſt unſre heilige Religion. Sie iſt die Nahrung der Seele. Was wäre ohne ſie die Arbeit unſrer Hände? Was anders, als ein geiſtloſes, müheſeliges Wühlen im Staube der Erde? Die Religion muß die Seele aller wahren, ächten Kunſt ſeyn, ja die Seele unſrer Seele.“

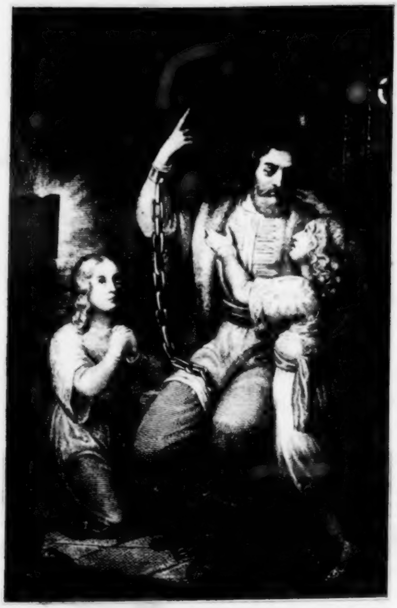
Angelikas Eltern erreichten ein hohes Alter. Angelika war die Freude und Krone der alten Eltern. Sie und ihr Ehegatte trugen die geliebten Eltern gleichſam auf den Händen. Angelika, die treffliche Künſtlerin, war auch die thätigſte Hausfrau, die liebevollſte Ehegattin, die beſte Tochter.

Beide Eltern ſagten öfter: „Alle unſere Wünſche, Hoffnungen und Gebete, von denen dort vor dem Bilde der Heiligſten aller Jungfrauen und Mütter unſer ganzes Herz überfloß, gingen durch dich vollkommen in Erfüllung, liebſte Angelika!„

◆

Inhalt.

Seite
Ferdinand 3
Angelika 207



TIMOTHEUS UND PHILEMON.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Zehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1842.

Timotheus und Philemon.

Erſtes Kapitel.

Vater und Mutter.

Die alten Zeiten ſind für uns reich an merkwürdigen und belehrenden Begebenheiten. Unter dieſe gehört vorzüglich der große Kampf, den die Chriſtenheit mit den Türken beſtanden hat.

Es war eine Zeit, da die Türken ſehr mächtig und den Chriſten ſehr furchtbare Feinde waren. Sie haben ſogar die größte und herrlichſte Stadt nach dem alten Rom, den Sitz der chriſtlichen Kaiſer, Konſtantinopel, erobert. Die prächtige Sophienkirche, die, ſo wie die Stadt, der erſte chriſtliche Kaiſer, Konſtantin der Große, erbaut hatte, wurde von ihnen zu einem türkiſchen Tempel, oder wie ſie ihre Kirchen und Tempel nennen, zu einer Moſchee gemacht. Sie haben viele Länder erobert, viele Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht.

Unter dieſen Völkern hatte auch die edle ungariſche Nation ſehr vieles von ihnen zu leiden. Die tapfern Ungarn überwanden zwar die Türken in vielen Schlachten; aber oft mußten ſie auch der Uebermacht unterliegen.

Es iſt betrübend, ja ſchauerlich, dieſe blutigen Blätter der Geſchichte zu durchleſen; wir können in dem furchtbaren Getümmel der Schlachten und in den Verheerungen des Krieges uns nicht zurecht finden, nicht abſehen, wozu Gott ſolche ſchwere Leiden über ganze Völker verhänge? Allein unter den vielen traurigen Welt-Begebenheiten kommen doch einzelne Ereigniſſe vor, aus denen Gottes weiſe Vorſicht, ſeine Huld und Liebe recht freundlich hervorleuchtet. Aus dieſen kleinen Theilen der Geſchichte können wir abnehmen, daß auch das große Ganze unter Gottes Leitung ſtehe, und von Ihm zu einem weiſen, menſchenfreundlichen Zweck geleitet werde.

In den ungariſchen Landen wurde das Evangelium ſchon in den älteſten Zeiten verkündet. Der erſte chriſtliche König Ungarns aber, Stephan der Heilige, hat durch ſeine frommen Bemühungen das Chriſtenthum in Ungarn allgemein eingeführt; er hat unzählige Kirchen erbauen laſſen, Prieſter und Lehrer dabei angeſtellt, und ſich ſo den ehrenvollen Namen eines Apoſtels der Ungarn erworben.

Auch unter den fernern ungariſchen Königen fanden ſich Männer, die, ſo wie ihre ganze Familie, vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungen waren. Ein Beweis davon iſt die königliche Prinzeſſin, die mit einem deutſchen Fürſten, dem Landgrafen von Thüringen, vermählt wurde, und die unter dem Namen der heiligen Eliſabeth in ganz Deutſchland verehrt wird. Durch ſie wurden nicht nur beide Fürſtenhäuſer, ſondern auch Ungarn und Deutſchland näher mit einander verwandt.

In ſpätern Zeiten, da die tapfern Ungarn Thron und Altar gegen die damals furchtbarſten Chriſtenfeinde, gegen die Türken, und ihre ungerechte Eroberungswuth zu vertheidigen hatten, waren nicht nur fürſtliche, ſondern auch bürgerliche Familien ſehr chriſtlich geſinnt, und reich an Frömmigkeit und jeder Tugend.

Zu den edelſten Bürgern gehörte der Kaufmann Luzius, der wegen ſeines großen Reichthums, noch mehr aber wegen ſeiner Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit in hohem Anſehen ſtand. Seine Mitbürger nannten ihn, je nachdem ſie Tugend oder Reichthum höher ſchätzten, nur den guten oder den reichen Luzius. Seine Ehefrau Hedwig wurde wegen ihrer ausnehmenden Schönheit, noch mehr aber wegen ihrer Tugend und Wohlthätigkeit bewundert. Beide lebten in der glücklichſten Ehe.

Sie hatten nur zwei Kinder, zwei holde, liebenswürdige Knäblein, die Zwillinge waren. Beide Brüderchen zeigten gleichtreffliche Geiſtesgaben, und glichen ſich auch an heiterer, freundlicher Gemüthsart. Sie ſahen mit ihren röthlichen Wangen, ihren lockigen gelben Haaren, ihren hellen blauen Augen einander ſo ähnlich, daß man ſie nicht auseinander kannte, zumal Beide ganz gleich gekleidet waren. Selbſt die Eltern hätten manchmal einen für den andern gehalten, wenn nicht jeder ſich ſeinen Namen wohl gemerkt hätte. Der eine hieß Philemon, der andere Timotheus.

Den Namen Philemon hatte der Vater gewählt, weil es ihn freute, daß der große Weltapoſtel Paulus auch an einen einzelnen Bürger, Namens Philemon, den er ſeinen Bruder und Mitarbeiter nannte, einen ſehr ſchönen Brief geſchrieben hat; die Mutter wählte den Taufnamen Timotheus, weil Timotheus, welchen Paulus ſchon als einen Jüngling zum Biſchofe erhob, von ſeiner Mutter und Großmutter im ungeheuchelten Glauben erzogen — und von Kindheit an in der heiligen Schrift unterrichtet worden. Sie nahm ſich vor, bei Erziehung ihrer Kinder dem Beiſpiele dieſer heiligen Frauen zu folgen.

Beide Eltern bekannten ſich nicht bloß mit dem Munde, ſondern von ganzem Herzen zur chriſtlichen Religion; die Erkenntniß Jeſu Chriſti ging ihnen über alle ihre Reichthümer. Sie waren beide bemüht, auch ihre zwei Knäblein von ihrem zarteſten Alter an, Gott und Jeſus Chriſtus kennen zu lehren, und ſie wahrhaft fromm und chriſtlich zu erziehen. Der Vater hatte zwar wenig Zeit dazu; ſeine Handelsgeſchäfte gaben ihm zu viel zu thun. Die Mutter aber hatte die Knaben beſtändig um ſich. Während ſie bei ihrer Arbeit ſaß, und nähte oder ſtickte, ſtanden beide neben ihren Knien, und ſie erzählte ihnen mit der ganzen Zärtlichkeit und Freundlichkeit einer frommen, liebevollen Mutter, was uns die heilige Schrift von der Liebe Gottes und Jeſu Chriſti zu den Menſchen erzählt. Beide Knaben verwandten dann kein Auge von ihr, und gar oft floſſen ihnen die hellen Thränen über die Wangen.

Als die zwei Knaben etwa ſechs Jahre alt waren, wurde die gute Mutter gefährlich krank. Der Vater war faſt immer an ihrem Krankenbette; die zwei Knäblein aber ſtanden beſtändig zu beiden Seiten des Bettes, und es war ihnen leid, wenn man ſie auch nur zum Eſſen rief.

Als ſie einſt bei Tiſche ſaßen, hörten ſie, daß eine Magd leiſe zur andern ſagte: „Ach, es iſt keine Hoffnung mehr! Die gute Frau ſtirbt gewiß.“ Da erſchraken Beide, daß ſie erblaßten.

Sie eilten ſogleich zur Mutter, traten mit aufgehobenen Händen und herabfließenden Thränen an das Krankenbett, und ſprachen in ihrer kindlichen Einfalt: „Ach, liebſte Mutter, wir bitten dich, ſtirb doch nicht, o verlaß uns nicht! Die Leute ſagen, du wolleſt ſterben.“

Die Mutter ſagte, auch zu Thränen gerührt: „Ja, meine lieben Kinder, ich fühle wohl, daß ich von dieſem Krankenbette nicht mehr aufkommen werde, ſo gerne ich auch noch länger bei euch bleiben möchte. Der liebe Gott will es aber ſo, daß ich euch verlaſſe, und was Er will, iſt immer das Beſte. Er will mich nun zu ſich in den Himmel nehmen. O, dort iſt es viel ſchöner und beſſer, als hier auf Erden. Dort iſt keine Krankheit und kein Tod mehr; dort weiß man nichts von Betrübniß und Traurigkeit; dort iſt lauter Freude und Seligkeit. Wenn ihr fromm lebt, ſo kommt ihr einſt auch dorthin!“

Die Mutter gab, während ihrer Krankheit, ihnen noch viele gute Lehren. Eines Abends, da Vater und Kinder an ihrem Bette ſtanden, wurde ſie auf einmal todtenbleich. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, und ſprach unbeſchreiblich heiter und fröhlich: „Nun, o Herr, rufſt Du mich!“ Sie bot ihrem tiefbetrübten Ehegatten die Hand zum Abſchiede; ſie ſtreckte beide Arme aus, und legte einem jeden der weinenden Knaben eine Hand auf das Haupt und ſegnete ſie. „Was ich euch Gutes lehren konnte, ſprach ſie mit ſchwacher Stimme, das hab' ich euch treulich und redlich geſagt. Thut es nun! Die Liebe Gottes und Jeſu Chriſti ſey und bleibe in euren Herzen! Willigt nie, o nie in die kleinſte Sünde! Im Himmel ſehen wir uns wieder!“ Sie machte noch das Zeichen des Kreuzes über ihre Kinder, die niedergekniet waren; ſie athmete noch einige Male, ihre Augen brachen, ſie verſchied — ſanft und ſelig.

Der Vater führte die beiden Knäblein noch einmal zur Leiche der verblichenen Mutter, bevor man ſie aus dem Sterbebette in den Sarg legte. Er wiederholte ihnen die Ermahnungen der Seligen; er forderte ſie auf, ihr noch einmal zu verſprechen, als wahre Chriſten zu leben und zu ſterben. Sie verſprachen es unter heißen Thränen; auch dem Vater ſtanden die hellen Thränen in den Augen. Unbeſchreiblich betrübt und in Trauerkleider gehüllt, begleitete er die geliebte Leiche zu Grabe. Die zwei Knäblein gingen weinend und ſchluchzend vor ihm her. Unzählige Menſchen waren bei der Beerdigung zugegen. Kein Auge blieb trocken. Am heftigſten weinten die Armen, die an der frommen, chriſtlichen Frau eine Mutter verloren hatten. Das meiſte Mitleid aber hatten Arme und Reiche mit den zwei lieblichen Knäblein, die in ihren ſchwarzen Kleidern, mit ihren blaſſen Geſichtchen und rothgeweinten Augen, zitternd und bebend, noch einmal in das Grab hinabblickten. „Es iſt doch unbegreiflich," ſagte mancher Vater, manche Mutter, „wie Gott dieſen Kindern eine ſo gute Mutter nehmen konnte!"

Der Geiſtliche, der am Grabe ſtand und die Leiche einſegnete, vernahm dieſe Worte, faßte ſie auf, und ſprach zur verſammelten Menge: „Die Reden, die ich aus eurem Munde hörte, erinnern mich an die Worte der heiligen Schrift: „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlaſſen; Du aber, o Herr, nimmſt mich auf." Das ſind

Troſtworte für alle Waiſen: ſo ſollen alle Waiſen ſagen. Dieſen weinenden Kindern hier ward ihre gute Mutter entriſſen; allein ſollte ihnen auch ihr Vater, oder ſollten ſie ihrem Vater entriſſen werden — in den Worten: „Du, o Herr, nimmſt die Waiſen auf!“ läge Troſt für ſie.“

Er erinnerte daran, wie Joſeph, der Sohn Jakobs, als ein Kind zuerſt ſeine Mutter verlor, und dann ſeinem Vater geraubt wurde; wie aber Gott ſich des Jünglings angenommen, und ihm und ſeinem Vater große Freude bereitet hatte. Dies ſprach der Geiſtliche vielleicht aus Gottes Eingebung im prophetiſchen Geiſte. Er führte es weiter aus, und beſchloß ſeine Rede mit den Worten Davids: „Ich bin jung geweſen und alt geworden; ich habe aber nie den Gerechten verlaſſen geſehen, oder ſeine Kinder nach Brod gehen.“

Zweites Kapitel.

Die geraubten Kinder.

Nach dem Tode der Mutter war der Aufenthalt in der Stadt für den Vater und ſeine zwei kleinen Söhne ſehr traurig. Er hatte eine Meile von der Stadt nächſt einem großen Dorfe ein ſehr ſchönes Landhaus. Hieher begab er ſich jetzt. Hier hoffte er ſich auch ungeſtörter der Erziehung ſeiner Kinder widmen zu können. Er hatte ſie immer bei ſich, nicht nur bei Tiſche und Spazirgängen, ſondern auch, wenn er in ſeinem Arbeitszimmer am Schreibtiſche ſaß, durften ſie da auswendig lernen, ſchreiben oder auch ſpielen. Er brachte, ungeachtet aller ſeiner Geſchäfte, an jedem Tage doch wenigſtens eine oder die andere Stunde heraus, ſie zu unterrichten. Er war in dieſem ihrem zarten Alter hier auf dem Lande ihr einziger Lehrer. Er betete mit ihnen jeden Morgen und Abend; er beſuchte mit ihnen an jedem Sonntage und allen Feſttagen die Kirche, und wohnte mit ihnen dem Gottesdienſte bei; er las zu Hauſe mit ihnen jedesmal das Evangelium, das auf den Tag traf, und ſprach mit ihnen darüber. Er machte ſie, wenn er mit ihnen in den Garten oder auf das Feld hinausging, auf die Schönheit der Werke Gottes aufmerkſam.

Die zwei liebenswürdigen Knaben waren jetzt, nach dem Tode ihrer Mutter, ſeine einzige Freude. Sie liebten ihn auch von ganzer Seele, und befolgten alle ſeine Winke. Die ſchönen Hoffnungen, die ihm in den holden Knaben aufblühten, milderten ſeinen Schmerz über den unerſetzlichen Verluſt der unvergeßlichen Mutter. Allein bald kam über den edlen Mann ein neues, noch größeres Leiden.

Er mußte wöchentlich ein paarmal in Handelsgeſchäften in die Stadt reiſen; beſonders war dies an den Börſetagen unumgänglich nothwendig. Eines Tages mußte er ſich wieder dahin begeben, weil er da mit mehreren Kaufleuten ein wichtiges Geſchäft abzumachen hatte. Er nahm von den beiden Knaben zärtlich Abſchied, empfahl ſie der treuen Obſorge der Wärterin, die ſie hatte erziehen helfen, einer bereits betagten, ſehr frommen Perſon, und verſprach gegen Abend bei Zeiten wiederzukommen. Die Knaben begleiteten ihn vor das Haus. Er küßte ſie noch einmal, ſchwang ſich dann auf das Pferd, und ſprengte davon.

Vor dem ſchönen Landhauſe befand ſich ein großer grüner Platz; in der Mitte deſſelben ſtanden einige ſchattige Bäume, und rings umher war er mit Blumenbeeten und blühenden Geſträuchen umgeben; ein breiter, mit reinlichem Kieſe beſchütteter Weg, ſehr bequem zum Gehen und Fahren, zog ſich um den länglichrunden Raſenplatz. Hier hatten die Knaben ihren Spielplatz; ſie ſprangen auf dem ſchönen grünen Raſen öfters in die Wette, ſpielten Ball, oder trieben auf dem kieſigen Wege den Reifen. Sie betrachteten jeden Morgen die neu ausgeſchlagenen Blumen; ſie rührten ſie aber nie an, wiewohl ihnen nur verboten war, ſie nicht abzubrechen. Sie horchten mit Freuden auf den fröhlichen Geſang der Vögel, die auf den Bäumen niſteten.

Als die zwei Knaben heute wieder Hand in Hand bei den Blumenbeeten herumgingen, ſahen ſie bei einem blühenden Roſenſtock, nicht weit von einem Feigenbaume, einen umgeſtürzten Blumentopf, aus deſſen Rande ein Stückchen herausgebrochen war. „Der Blumentopf gehört doch gar nicht hieher,“ ſagte Timotheus; „der Gärtner ſollte dergleichen zerbrochene Geſchirre beſſer aufräumen.“ Philemon nahm den Topf hinweg, um ihn anderswohin zu bringen. Aber wie erſtaunten beide Knaben, als ſie hier ein Vogelneſtchen erblickten! Die fünf jungen Vögelchen zwitſcherten laut, und ſperrten die kleinen gelben Schnäbelchen auf. „Das iſt ein Rothkehlchenneſt,“ ſagte Thimotheus: „ſieh, dort fliegt das alte Rothkehlchen ängſtlich umher; es meint, wir wollen ihm ſeine Jungen nehmen.“

„Nein, nein, du liebes Vögelein,“ ſprach Philemon, „wir wollen deinen zarten Jungen nichts zu leid thun!“ Er ſtürzte den Topf wieder über das Neſtchen, und beide Knaben entfernten ſich mehrere Schritte weit, um zu ſehen, ob das alte Rothkehlchen wieder zu ſeinen Jungen kommen werde. Es kam bald wieder, hatte eine Fliege im Schnabel, ſie ihnen zu bringen, und ſchlüpfte damit durch die kleine Oeffnung unter den Blumentopf. Darüber freuten beide Knaben ſich ſehr, und Timotheus ſprach: „Es iſt ganz ſo, wie der Vater uns geſagt hat. Dieſes Vögelein niſtet in niedern Geſträuchen, oder auch in kleinen Erdhöhlen. In dieſem Blumentopfe fand es eine noch viel bequemere Stätte zu ſeinem Neſtchen. O, wie wird der Vater ſich freuen, wenn wir ihm das Neſtchen mit den fünf jungen Gelbſchnäbelchen zeigen!"

Da kam ein wohlgekleideter Mann herbei, der vor einiger Zeit öfter in Geſchäften zu ihrem Vater gekommen war, und ihnen allemal ein kleines Geſchenk von Spielſachen für Kinder mitgebracht hatte. Die Knaben begrüßten ihn freundlich, und erzählten ihm ſogleich von dem glücklichen Fund, den ſie eben gemacht hatten. Sie wollten ihm das Neſtchen zeigen. „Ah, das Rothkehlchenneſt dort?" ſprach er. „Das kenn' ich ſchon; das heißt nicht viel. Ich will euch ein anderes Vogelneſt zeigen, über das ihr erſtaunen werdet. Es ſind zehn Junge darin: die Alten, die ſich immer bei dem Neſte aufhalten, ſind ohne Vergleich ſchöner, als ein Rothkehlchen. Sie funkeln wie lauter Gold und Edelſteine. Und ſingen können ſie — ſo ſchön, daß eine Nachtigall nichts dagegen iſt. Ihr habt dergleichen noch nichts geſehen und gehört. Dort in dem Gebüſche hinter eurem Hauſe befindet ſich das Neſt. Kommt einmal mit mir! Ich will es euch zeigen."

Die Knaben gingen voll Freude mit ihm. Das Gebüſch war nur einige hundert Schritte von dem Hauſe entfernt. Als ſie dort ankamen, erblickten ſie einen andern Mann mit zwei Pferden. Jeder der zwei Männer ergriff eilig einen Knaben und ſchwang ſich mit ihm auf ein Pferd. Die Knaben wollten um Hülfe rufen. Allein die Männer verſtopften ihnen mit einem Tuche den Mund, ſchlugen ihre Mäntel um ſie, ſie zu verbergen, und ritten im Galoppe davon.

Gegen Abend näherte der Vater ſich ſeinem Hauſe. Es wunderte ihn, daß ihm die Knaben nicht entgegen kamen; denn ſonſt waren ſie ihm allemal mit Freudengeſchrei entgegen geſprungen. Niemand war da, ihm das Pferd zu halten. Er ſtieg ab, und ging in das Haus. Alle ſeine Leute waren in der untern Stube verſammelt. Alle waren voll Jammer und Betrübniß, und erſchraken über ſeinen Anblick. „Was iſt's, was gibt's!“ fragte er beſtürzt. „Ach Gott,“ rief die Wärterin, „die Kinder ſind nicht mehr da, und kein Menſch weiß, wo ſie hingekommen ſind. Wir haben in allen Häuſern des Dorfes uns nach ihnen erkundigt; wir haben eine Menge Leute nach ihnen ausgeſchickt, ſie überall, in dem Walde und am See, zu ſuchen; allein vergebens!“ „Sie ſind doch wenigſtens nicht ertrunken!“ ſagte der Verwalter. „An den See, wo ſie zuweilen, von dem liebevollen Vater begleitet, kleine Muſchelſchalen und farbige Kieſelſteinchen ſammelten, ſind ſie nicht gerathen. Allein in dem nahen Walde fand der Förſter einen der kleinen

Schuhe und eine Mütze von ihnen, die dort auf dem Tiſche liegen; auch bemerkte er auf dem weichen Boden die Spur von zwei Pferden bis an die Landſtraße. Dort waren die Fußſtapfen der zwei Pferde aber von den vielen andern Spuren der Pferdehufe nicht mehr zu unterſcheiden!“

Der Vater ſtand todtenbleich in der Mitte ſeiner jammernden Leute. Er erhob Augen und Hände zum Himmel, und rief: „O Du guter Gott! Ich wollte lieber, ſie wären ertrunken! Dann wären ſie jetzt bei Dir im Himmel ſchöne Engel! Aber geraubt! — ach, das iſt ſchrecklich! In welche Gefahr können ſie kommen, ſelbſt böſe Menſchen zu werden! — Doch, wo ſie auch hinkommen mögen, überall ſind ſie, o Gott, in Deiner Hand!“ Er ſank auf die Knie nieder, und rief mit feſtgefalteten Händen: „O Gott, beſchütze Du ſie! Bewahre ſie nur vor Sünde!“ Er betete noch lange ſtille, ſtand dann ſtillſchweigend auf, und ging ohne ſeinen Leuten einen Vorwurf zu machen, in ſein Zimmer.

Drittes Kapitel.

Der Sklavenhändler.

Der Mann, der die zwei Knaben geraubt hatte, war ein arger Böſewicht. Er hatte früherhin verſucht, mit dem reichen Kaufmanne Luzius Handelsgeſchäfte zu machen. Dieſer merkte aber bald, der feine, geſchmeidige Menſch wolle ihn nur betrügen. „Geh!" ſagte Luzius unwillig; „ich will mit dir weiter nichts zu thun haben!" Der Betrüger wendete ſich hierauf an einen andern Kaufmann in der Stadt, und betrog ihn um eine große Summe Geldes. Der Betrogene klagte ſeinen Verluſt dem edlen Luzius, bei dem alle Nothleidende und Bedrängte immer ſichere Zuflucht und Hülfe fanden. Luzius nahm ſich des Betrogenen an. Der Betrüger wurde eingezogen und lag, während die Sache unterſucht wurde, einige Monate im Gefängniſſe. Endlich wurde er verurtheilt. Er mußte das Geld zurückbezahlen und überdies noch eine bedeutende Geldſtrafe erlegen.

Dieſer Mann hatte die Kinder geraubt, die nichts davon wußten, was für ein gefährlicher Menſch er ſei. Man hatte ihn in der Gegend geſehen. Ein Nachbar verſicherte, er habe einen ſolchen Mann, wie man denſelben beſchrieb, um das Landhaus umherſchleichen ſehen; allein es ſei ihm nicht eingefallen, der Kerl habe eine ſo ſchreckliche That vor. Luzius zweifelte nicht mehr, wer der Thäter ſei. Er ließ, um Nachrichten von ſeinen Kindern zu erhalten, ihm überall nachforſchen. Er ſetzte einen Preis von hundert Goldſtücken auf deſſen Kopf. Allein alle Nachforſchungen waren vergebens. Der verruchte Räuber ließ ſich nirgends mehr in dem Lande blicken.

Als der böſe Menſch den Urtheilsſpruch über ſein früheres Verbrechen vernommen hatte, und aus dem Gefängniſſe entlaſſen war, glühte er von Rache gegen Luzius, und ſann nur darauf, ſich an ihm zu rächen. Er wußte, daß er dem Vater kein größeres Leid zufügen könne, als wenn er ihm die geliebten zwei Kinder raube. Er würde ſie ermordet haben, wenn ihm nicht eingefallen wäre, ſie einem Sklavenhändler zu verkaufen.

„Je nun, umbringen will ich ſie nicht!“ hatte er zu ſeinem Räubergenoſſen geſagt, der wegen ähnlicher Bubenſtücke, ein Jahr ſpäter, in Unterſuchung gekommen war. „Es ſind hübſche Kinderlein. Daß ſie einander ſo gleichen, wie ein Ei dem andern, iſt eine große Seltenheit. Ich will ſie verſchachern; ich erlöſe aus ihnen gewiß ein ſchönes Stück Geld.“

Er flüchtete ſich mit den Kindern über die nahe Gränze der Türkei, in die nächſte Gränzſtadt. In der Türkei befindet ſich, in jedem bedeutenden Orte an der Landſtraße, ein großes Haus, in dem Rei-

Drittes Kapitel.

Der Sklavenhändler.

Der Mann, der die zwei Knaben geraubt hatte, war ein arger Böſewicht. Er hatte früherhin verſucht, mit dem reichen Kaufmanne Luzius Handelsgeſchäfte zu machen. Dieſer merkte aber bald, der feine, geſchmeidige Menſch wolle ihn nur betrügen. „Geh!“ ſagte Luzius unwillig; „ich will mit dir weiter nichts zu thun haben!“ Der Betrüger wendete ſich hierauf an einen andern Kaufmann in der Stadt, und betrog ihn um eine große Summe Geldes. Der Betrogene klagte ſeinen Verluſt dem edlen Luzius, bei dem alle Nothleidende und Bedrängte immer ſichere Zuflucht und Hülfe fanden. Luzius nahm ſich des Betrogenen an. Der Betrüger wurde eingezogen und lag, während die Sache unterſucht wurde, einige Monate im Gefängniſſe. Endlich wurde er verurtheilt. Er mußte das Geld zurückbezahlen und überdies noch eine bedeutende Geldſtrafe erlegen.

Dieſer Mann hatte die Kinder geraubt, die nichts davon wußten, was für ein gefährlicher Menſch er ſei. Man hatte ihn in der Gegend geſehen. Ein Nachbar verſicherte, er habe einen ſolchen Mann, wie man denſelben beſchrieb, um das Landhaus umherſchleichen ſehen; allein es ſei ihm leicht beſſer haben, als bei einem andern!“ ſagte er. Er bezahlte den Verkäufer, der mit dem Kaufe ſo ziemlich zufrieden war, und nahm die Knaben mit ſich nach Hauſe, in einen anſehnlichen Flecken, in dem er wohnte.

Sein etwas grämliches Weib ſchien mit dem Handel eben nicht mißvergnügt; ſeine Kinder aber hatten an den kleinen Gäſten große Freude. Der Türke Selim geſtattete ſeinen Kindern, mit dieſen Chriſtenkindern umzugehen, ließ ſie mit ihnen eſſen, hieß ſie miteinander ſpielen, und wies ihnen gemeinſchaftlich im Hauſe allerlei kleine Geſchäfte an. Er gedachte ſie ſo lange zu behalten, bis ſie ein wenig größer und ſtärker geworden und auch von der türkiſchen Sprache im Umgange mit ſeinen Kindern das Nöthigſte gelernt hätten.

Es wäre ihnen hier ziemlich wohlgegangen, wenn das Heimweh und die Sehnſucht nach ihrem väterlichen Hauſe nicht geweſen wäre. Das Schmerzlichſte aber war ihnen, daß ſie mit den Kindern des Türken nicht von Chriſtus reden durften, ja daß ihnen ſtreng und bei harter Strafe verboten war, ſeinen Namen auch nur zu nennen.

Viertes Kapitel.

Der fromme Gärtner.

In dem Flecken lebte ein reicher Türke, Namens Ibrahim, der einen großen, prächtigen Garten hatte. Er hielt ſich einen eigenen, ſehr kunſtreichen Gärtner, der ihn trefflich beſtellte. Es wurde ein ſolcher Ueberfluß von Gemüſe und Obſt darin gebaut, daß man nicht nur das Haus reichlich damit verſehen, ſondern noch davon verkaufen konnte.

Eines Tages wurden beide Knaben in den Garten des reichen Türken geſchickt, um in einem großen Korbe mit zwei Handhaben Gemüſe zu holen. Der Gärtner, ein bereits bejahrter Mann von ſehr ehrwürdigem Ausſehen, war auch ein chriſtlicher Sklave. Er hatte eben ein großes Gartenbeet umgegraben, und ſich nun in den Schatten eines Baumes in das Gras geſetzt, um auszuruhen. Er las in einem Buche; neben ihm lag die Schaufel, ein großes Stück Gerſtenbrod nebſt ein wenig Ziegenkäs auf einem irdenen Teller, neben dem ein Waſſerkrug ſtand. Als beide Knaben, jeder den Korb an einer Handhabe haltend, vor ihn traten, betrachtete er ſie mit Wehmuth. Ihr liebliches, ſich ganz gleichendes Ausſehen, und die zierliche ungariſche Kleidung, die ſie noch aus dem väterlichen Hauſe hatten, fielen ihm auf. Er grüßte ſie ſehr freundlich in ungariſcher Sprache, und ſagte ihnen, daß er ihr Landsmann ſey. Beide hatten eine unbeſchreibliche Freude, ihre Mutterſprache wieder zu hören. Der Mann war ihnen nun nicht mehr fremd; ſie fühlten das größte Zutrauen zu ihm. Er fragte, wie ſie als ſo zarte Kinder vornehmer Eltern in die Sklaverei gerathen ſeyen? Sie erzählten ihm ihre Geſchichte, und beide fingen an ſchmerzlich zu weinen, als ſie den Namen ihres geliebten Vaters nannten. Der gute Gärtner tröſtete ſie liebreich, und fragte ſie, ob ſie auch ſchon einigen Unterricht in der chriſtlichen Religion erhalten hätten? „O ja," ſagten ſie, „wir haben das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn, nebſt dem engliſchen Gruſſe gelernt. Wir beten dieſe Gebete alle Tage mit einander." „Nun," ſagte der Mann, „ſo betet einmal das Vater unſer." Beide erhoben ſogleich ihre kleinen Hände, fingen an zu beten, und blickten, als ſie die Worte ſagten: Der Du biſt in dem Himmel — ſo andächtig zum Himmel, daß der Mann darüber ſehr gerührt und erfreut war. Er lobte ſie, und ſagte ihnen, er heiße Antonius und ſey ein chriſtlicher Prieſter. Da wollten beide Knaben ihm ehrerbietig die Hand küſſen. Er gab dieſes jedoch nicht zu, ermahnte ſie aber väterlich liebreich, dem chriſtlichen Glauben getreu zu bleiben und auf Gott zu vertrauen. „Glaubt mir," ſprach er mit einem frommen Blick zum Himmel, „der gütige Gott wird ſich eurer erbarmen, und euch wieder in die Arme eures guten Vaters zurückführen.“ Er gab ihnen den prieſterlichen Segen, füllte hierauf ihren Korb mit Gemüſe, und beſchenkte ſie überdies mit Blumen. Sie eilten ſehr erfreut nach Hauſe, beſchenkten aber mit den ſchönen Blumen die Kinder des Türken.

Beide Knaben kamen nun öfter in den Garten, um Gemüſe zu holen. Die Kinder des Türken dünkten ſich zu vornehm, den Gemüſekorb zu tragen. Sie waren es daher wohl zufrieden, daß die Knaben ſich ſo bereitwillig dazu zeigten. Da ſie überdies die Blumen und Früchte, die ihnen der Gärtner mit in den Kauf gab, allemal unter die Türkenkinder austheilten, ſo ſagten dieſe: „Nun iſt's uns noch lieber, daß ihr euch mit dem Korb ſchleppt; denn uns hat der knauſerige Gärtner noch nie ſo ſchöne Blumen und köſtliche Früchte geſchenkt, wenn wir Gemüſe holten.“ Die Knaben kamen daher faſt täglich in den Garten. Der fromme, chriſtliche Gärtner, wußte ihnen allemal viel Lehrreiches und Erfreuliches zu ſagen. Sie freuten ſich ſchon am frühen Morgen auf die Viertelſtunde oder halbe Stunde, die ſie bei ihm zubringen durften. In der Folge erlaubte ihnen Selim, auf ihr flehentliches Bitten, täglich eine ganze Stunde bei ihrem geliebten Gärtner, wenn derſelbe Feierabend gemacht hatte, zuzubringen. Dieſe Stunden waren ihnen die ſeligſten Stunden, die ihnen in dieſem unchriſtlichen Lande zu Theil wurden. Sie dankten Gott alle Tage, daß Er ihnen einen ſo frommen, guten Prieſter zum Lehrer gegeben habe.

Fünftes Kapitel.

Der Sklavenmarkt.

So verfloſſen beinahe zwei Jahre. Der Türke Selim hatte die Knaben liebgewonnen, und dachte nicht daran, ſie zu verkaufen. Die Türkin aber war ihnen nicht ſo geneigt. „Wir haben,“ ſagte ſie eines Tages, „die Kinder gekauft und ſie bisher verpflegt. Wir müſſen aber nunmehr darauf bedacht ſeyn, ſie wieder zu verkaufen. Ihre Ernährung und Bekleidung iſt zu koſtſpielig. Sie ſind nun ſchon im Stande, ihr Brod anderwärts zu verdienen. Es iſt Zeit, daß ſie einmal aus unſerm Hauſe weiter kommen.“ Der Eigennutz war aber nicht die einzige Urſache, warum ſie die Knaben verkauft haben wollte. Faſt Jedermann, der in das Haus kam, lobte die Schönheit und Artigkeit der zwei Knaben gar ſehr, ihre Kinder aber nur wenig oder gar nicht. Das war ihr ſehr verdrießlich. Sie kleidete von nun an ihre Kinder auf das ſchönſte, die zwei Chriſtenknaben aber in Sklavenkleider von dem gröbſten Tuche, das ſie auftreiben konnte. Es half aber Alles nichts; die zwei Knaben gefielen den Leuten doch beſſer. Ja einsmals kam eine fremde Frau, eine reiche Türkin, in das Haus, um ſchön gefärbte Zeuge von Kameelgarn zu kaufen. Timotheus und Philemon ſaßen an einem niedrigen Tiſche, auf dem mehrere Kolben von Türkenkorn lagen, und waren damit beſchäftigt, die großen, goldgelben Körner herauszulöſen. Die fremde Frau erblickte die Knaben und rief verwundert: „Was dies doch für ſchöne Kinder ſind! Wahrhaftig, du biſt eine beneidenswerthe Mutter! Sie ſind wahre Engelskinder." Jetzt kamen zwei Kinder der Türkin in die Stube. „Was ſind denn dies für garſtige Geſchöpfe?" ſagte die Frau. „Die gehören wohl einem eurer Nachbarn? Mich dünkt, ſie ſind mit ihren feinen, aber beſchmutzten Kleidern recht ungezogene Kinder. Gegen die zwei Knaben da ſind ſie rechte Fratzengeſichter." Von dieſer Zeit an konnte das Weib die zwei Knaben gar nicht mehr ausſtehen. „Ich kann ſie nicht mehr vor Augen ſehen," ſchrie ſie; „ſie müſſen fort, je eher, je lieber."

Nach einigen Tagen wurde in der weit entfernten Stadt, wo der Paſcha dieſes Bezirkes ſeinen Sitz hatte, ein großer Jahrmarkt gehalten. Da ſagte das Weib zu ihrem Manne: „Du mußt die zwei Buben mit auf den Markt nehmen, und ſie dort verkaufen. Ich dulde ſie nicht mehr länger in dem Hauſe. Eine Wohlthat will ich jedoch ihnen noch erweiſen. Ich will ſie neu und etwas beſſer kleiden, damit ſie verkäuflicher ſind. Mach' alſo, daß wir ihrer los werden.“

Dem Türken Selim war dieſes nun gar nicht recht. Er war ein dicker, gutmüthiger Mann, der ſich aber von ſeinem hagern, zänkiſchen Weibe ganz beherrſchen ließ. Er gehorchte, ſetzte ſich mit beiden Knaben auf einen Wagen, und fuhr ab. Einige Kameele mit Waaren-beladen, folgten dem Wagen. Er begab ſich mit den Knaben, die Hand in Hand vor ihm hergingen, auf den großen Marktplatz, der ſich vor dem Hauſe des Paſcha befand, und gedrängt voll Menſchen war. Es verſammelten ſich ſogleich mehrere Leute um die zwei Knaben. Die zwei lieblichen Kinder, die einander ſo ähnlich ſahen, fielen Jedermann auf. Mehrere Käufer kamen herbei. Sie ſagten jedoch: „Wenn die Knaben nicht gar ſo jung und ſo klein wären, dann wären ſie wohl gut anzubringen; allein zu Sklavendienſten ſind ſie noch zu ſchwach.“ Sie gingen weiter.

Zwei Käufer, ein Türke und ein Mohr, handelten jedoch um die Knaben, machten aber auch die Ausſtellung, daß ſie noch keine Dienſte leiſten können. „Je nun,“ ſagte Selim zu dem Türken, „ſie könnten doch ihrem künftigen Herrn die Tabacksspfeiſe anzünden, und ihm den Kaffee auftragen, oder in dem Garten die abgefallenen Citronen aufleſen." Zu dem Mohren ſprach er: „Wie in chriſtlichen Ländern hohe Herrſchaften ſich's zur Ehre rechnen, einen ſchwarzen Diener zu haben, ſo haben die Mohren gern einen weißen Sklaven in ihrem Dienſte, wenn er auch gleich zu nichts ſonderlich taugen ſollte, als zum Staatmachen."

Der Mohr und der Türke kauften die Knaben. Der Türke ſagte zu dem Sklavenhändler Selim: „Du kennſt mich; hole das Geld bei mir ab!" und nahm Timotheus bei der Hand, um ihn mit ſich zu nehmen. Der Mohr ſprach zum Verkäufer: „Komm mit dem Knaben in meine Wohnung; dort werde ich dir das Geld erlegen."

Allein da die zwei Knaben hörten, daß ſie von einander getrennt werden ſollten, fingen ſie laut an zu jammern und zu weinen. „Nein, nein," rief der eine, ſeinen Bruder umarmend, „nein, mein liebſter Timotheus, ich ſcheide nicht von dir; ich will mit dir leben und ſterben." Der andere rief: „Unſere liebe Mutter iſt geſtorben, unſerem lieben Vater wurden wir geraubt! Ich habe nun Niemand mehr als dich, liebſter Philemon! Ich kann, ich kann dich nicht verlaſſen. Gott wolle dies verhüten!" Alle Umſtehende wurden von dem Jammer der Kinder gerührt.

Die Gemahlin des Paſcha, die an dem Fenſter ſtand, um den Markt zu beſchauen, hatte die zwei ſchönen Kinder, die einander ſo gleich ſahen, mit großem Wohlgefallen beobachtet. Der Jammer der guten Knaben griff ihr tief ins Herz. Sie ſandte einen Diener an den Verkäufer und die zwei Käufer der Kinder, und ließ ihnen ſagen: „Ich, die Gemahlin des Paſcha, will die zwei Kinder kaufen; überlaßt ſie mir.“ Alle drei verneigten ſich tief gegen das Fenſter. Der Sklavenhändler folgte mit den zwei Knaben dem Diener, und ſtellte der Frau die Kinder vor. Sie bezahlte den Mann viel reichlicher, als er erwartet hatte. Er ſagte den Knaben nicht ohne Thränen im Auge, Lebewohl, ging aber doch ſehr vergnügt über die gute Bezahlung weiter.

Die Frau ließ ſich mit den zwei Knaben in ein Geſpräch ein, und wollte ihre Geſchichte vernehmen. Sie erzählten ihr Alles, was ſie wußten, ſehr treuherzig. Sie konnten ſich in der türkiſchen Sprache freilich nicht immer ganz richtig ausdrücken. Indeß verſtand ſie doch Alles, was die Kinder ſagten, ſehr wohl, mußte jedoch über die ſeltſamen Ausdrücke, deren ſie ſich mitunter bedienten, hie und da lächeln. Da ſie eine große Kinderfreundin war, ſelbſt aber keine Kinder hatte, ſo beſchloß ſie, die Knaben an Kindesſtatt anzunehmen. Sie hoffte, ihr Gemahl, der eben in Geſchäften verreiſt war, werde dies gerne zugeben.

Sie ließ beide Knaben, die ziemlich ordentlich, aber doch als Sklaven gekleidet waren, nach türkiſcher Landesart ſehr prächtig kleiden. Als beide Knaben in dem langen türkiſchen Kleide ihr zugeführt wurden, war ſie ganz entzückt. „Das dunkelrothe Gewand,“ ſagte ſie, „auf das ihre gelben Locken ſich verbreiten, ſteht ihnen wunderſchön.“ Sie betrachtete ſie von allen Seiten. Den Knaben war es aber nicht lieb, ſich als Türken gekleidet zu ſehen. Allein die Frau ſprach: „Ihr lieben Kinder, ſeyd getroſt! Ich will keine Türken aus euch machen; ich werde aber doch eure zweite Mutter ſeyn.“

Sechstes Kapitel.

Elmine.

Elmine, die Gemahlin des Paſcha, war eine vortreffliche Frau, von großem Verſtande. Die türkiſchen Frauen leben ſonſt in ihre Wohnungen eingeſchloſſen, faſt wie Gefangene, und dürfen nie anders als verſchleiert und in Begleitung ausgehen. Allein in Elminens Einſicht und Tugend ſetzte ihr Gemahl ein ſo unbegränztes Vertrauen, daß er ſie dieſem Zwange nicht unterwerfen wollte; vielmehr übertrug er ihr die Oberaufſicht über ſein ganzes Hausweſen, ſeine Gärten und Feldgüter. Sie durfte überall frei umher gehen. Alle Hausgenoſſen mußten in ſeiner Abweſenheit ihr gehorſamen, wie ihm ſelbſt. Dieſe edle Frau, die eine überaus wohlwollende, menſchenfreundliche Seele war, hielt ihr Wort, den Knaben eine Mutter zu ſein, getreulich. Sie wies ihnen ein eigenes, ſehr ſchönes Zimmer an, übergab ſie der Aufſicht einer Kammerfrau, und befahl einem chriſtlichen Sklaven, zu dem ſie das meiſte Zutrauen hatte, ſie zu bedienen. Sie ließ die Knaben ſehr oft zu ſich rufen. Wenn dann ſie und ihre Kammerfrauen bei ihren Stickrahmen ſaßen, unterhielten ſie ſich mit den Knaben. Sie fragten ſie Vieles, wie es in chriſtlichen Ländern zugehe, und fanden an ihren kindlichen Erzählungen und lebhaften Schilderungen viel Vergnügen.

Wenn Elmine in den Garten ging, der ſehr groß und prächtig war, durften die Knaben ſie allemal begleiten. Sie erblickten da manche Blume, die ſie in den Gärten ihres Vaters und ihres Lehrers Antonius ſchon geſehen hatten, und begrüßten ſie mit Freuden als alte Bekannte; viele ſehr große Blumen von blendenden Farben, waren ihnen aber noch ganz fremd. Die Knaben ſagten zu der Frau: „Die chriſtlichen Blumen ſind uns ſchon alle bekannt; wir bitten dich, ſag' uns doch, wie heißen dieſe türkiſchen Blumen?“ Elmine lächelte und nannte die Namen.

Die Knaben durften nun auch, wenn Elmine nicht dabei war, in den Garten oder auch in den Hof an dem Pallaſte gehen. Jedermann in dem Pallaſte gewann die artigen Kinder lieb; die Arbeiter im Garten und die Dienſtboten im Hofe hatten große Freude an ihnen; ſogar die Thiere waren ihnen zugethan. Sobald die zwei Knaben in dem Garten ſich ſehen ließen, kam das Paar Schwanen, das ſich Elmine auf dem großen Gartenteiche hielt, ſogleich an das Ufer herbeigeſchwommen, weil die Knaben ihnen allemal Brod zuwarfen. Auch die zwei ſchönen, großen Jagdhunde, die der Paſcha hielt, ſprangen, ſo oft die Knaben hinab in den Hof kamen, ihnen freudig entgegen, weil die Knaben ihnen allemal einige gute Biſſen zuſteckten und ihnen ſchmeichelten.

Der kleine Philemon hätte, als er die Hunde das erſtemal ſah, bald großen Verdruß angerichtet. „Wir hatten auf unſerm Hofe auch einen ſolchen Hund, ſagte er; er gehörte unſerm Verwalter, und hieß Sultan.“ Zum Glücke hatte dieſe Rede nur ein chriſtlicher Sklave, der die Hunde füttern mußte, gehört, und warnte ihn, nichts ſolches mehr hören zu laſſen. „Bei Leib und Leben nicht,“ ſagte er, es könnte dir den Kopf koſten. Denn, Sultan nennen die Türken ihren Kaiſer. Es iſt auch nicht recht, daß einige Chriſten den Kaiſer der Türken ſo beſchimpfen und ſeinen Namen ſo entehren; ſie dürfen ſich deßhalb nicht beklagen, daß die Türken ſie Hunde nennen.“

Nachdem die Knaben in dem Pallaſte angewöhnt, und nun immer ſehr heiter und fröhlich waren, gab Elmine dem chriſtlichen Sklaven, der die Knaben bisher bediente, und der überaus geſchickt war, und ſchon lange unter den Türken gelebt hatte, den Auftrag, ſie in der türkiſchen Sprache, und im Leſen und Schreiben derſelben, auch im Rechnen zu unterrichten. Der Sklave war darüber höchſt erfreut. Er begnügte ſich aber nicht damit, den zwei Knaben die türkiſche Sprachlehre beizubringen; er übte ſie auch im Leſen und Schreiben ihrer Mutterſprache. Ganz vorzüglich aber ſprach er mit ihnen in jeder Unterrichtsſtunde von Gott und von Chriſtus dem Herrn.

Eines Morgens wollte Elmine nach den Kindern ſehen. Die Thüre des Zimmers ſtand halb offen. Beide knieten in Mitte des Zimmers und beteten mit lauter Stimme. „O Du lieber Gott, ſagten ſie unter anderm, Du lieber Vater im Himmel, o ſegne, ſegne unſere zweite Mutter, die gute Elmine, mit Deinem beſten Segen! Sie iſt gegen uns ſo liebreich und gut. O gieb, daß ſie Dich immer mehr, und auch Deinen lieben Sohn, Jeſus Chriſtus, erkennen lerne — und ſelig werde.“

Dieſe Worte gingen Elminen ſehr zu Herzen. Sie befragte von nun an die Knaben öfter über die chriſtliche Religion. Alles, was ſie ihr ſagen konnten, gefiel ihr ſehr wohl. Einiges war ihr jedoch nicht ganz klar. „Ach!“ ſagte ſie einmal, „ich wünſchte mit einem Manne zu ſprechen, der mir nähere Auskunft geben könnte!“

„O!“ riefen beide Knaben, „da wiſſen wir dir den Allerbeſten, den man nur immer finden kann! Es iſt der gute Gärtner, von dem wir dir — weißt du noch? — ſo Vieles erzählt haben. Er iſt ein frommer Chriſt, ein gelehrter Mann, ja ſogar ein chriſtlicher Prieſter.“

„Da habt ihr Recht,“ ſprach Elmine. „Ich werde ihn mir zu verſchaffen wiſſen. Doch laßt nichts davon merken, daß er ein chriſtlicher Prieſter iſt. Das könnte ihm das Leben koſten; die Türken wären im Stande, ihn zu erdroſſeln.“

Da nach einigen Wochen wieder Jahrmarkt war, ließ Elmine den Kaufmann Selim rufen. „Ich bin dir vielen Dank ſchuldig,“ ſprach ſie zu ihm. Du haſt mir die zwei Chriſtenknaben zu kaufen gegeben, mit denen ich ausnehmend zufrieden bin. Ich habe aber noch eine andere Angelegenheit. Ich wünſchte meinen Garten in einem beſſern Zuſtande zu ſehen. Die Chriſten verſtehen ſich aber beſſer auf die Gartenkunſt, als die Türken. Wüßteſt du mir keinen chriſtlichen Sklaven zu verſchaffen, der darin erfahren iſt? In dich ſetze ich das größte Vertrauen.“

Der Mann fühlte ſich durch dieſe Anrede geſchmeichelt. „Ich wüßte wohl einen,“ ſagte er, „der viele Proben abgelegt hat, daß er in der Gärtnerei ein großer Meiſter ſey. Allein der wird ſchwerlich zu bekommen ſeyn. Er iſt der Sklave des reichen Ibrahim.“ „Kaufe ihn mir,“ ſprach Elmine, „für welchen Preis es auch immer ſey. Sage dem reichen Manne, ich bedürfe ſeines Gärtners. Da wird er ſich gewiß nicht weigern, ihn mir zu überlaſſen.“

Selim begab ſich, ſobald er nach Hauſe kam, zu Ibrahim, und erbot ſich, ihm ſeinen Sklaven abzukaufen. Allein Ibrahim gab ihm mit Unwillen eine abſchlägige Antwort. „Was fällt dir ein?“ rief er; „mein Gärtner iſt ein ſo guter Mann, und leiſtet mir ſo gute Dienſte, daß er mir um keinen Preis feil iſt. Ich verkaufe ihn durchaus nicht.“ Als der reiche Türke aber vernahm, die Gemahlin des Paſcha verlange den Sklaven, ergab er ſich darein.

Selim kam mit Antonius in dem Pallaſte an, und der Hausmeiſter führte beide zu Elminen. Sie erſtaunte, obwohl Antonius nur in ſchlechte Sklavenkleider gehüllt war, über ſeine ehrwürdige Geſtalt. Sie bezahlte Selim, ſo viel als er gefordert hatte, befahl dem Hausmeiſter, die zwei Knaben zu rufen, und ſprach, ſobald er ſich mit Selim entfernt hatte, zu Antonius: „Ehrwürdiger Vater!

Deine zwei kleinen Schüler, Timotheus und Philemon, die dich ſo zärtlich lieben, wie Kinder ihren Vater, haben mir von dir erzählt. Du ſollſt von nun an auch mein Lehrer ſeyn. Ein chriſtlicher Prieſter, wie du, kann mir über Das, was mir am meiſten am Herzen liegt, und was für alle Menſchen das Allerwichtigſte iſt, die ſicherſte Auskunft geben.“

Antonius erhob Augen und Hände zum Himmel und ſprach: „Guter Gott! welche große Dinge führeſt Du durch dieſe Kinder aus!“ — In dieſem Augenblicke kamen beide in das Zimmer. Voll der höchſten Freude eilten ſie auf ihn zu, und riefen: „O Antonius! Du unſer Lehrer, unſer zweiter Vater! O wie danken wir Gott, daß wir dich wieder haben!“ Ihre Freude war unausſprechlich.

Elmine ließ Antonius beſſer, wiewohl nur als einen Gärtner, kleiden. Sie kam mit den zwei Knaben öfter in den Garten, und unterredete ſich mit Antonius. Die Türken meinten, ſie berathe ſich mit ihm bloß, wie der Garten des Paſcha zu verſchönern ſey. Allein ſie ſprach von einem herrlicheren Garten, als dieſem — von dem Reiche Gottes. Sie redete nur von Gott und dem göttlichen Erlöſer. Ueber das, was Antonius Elminen ſagte, ging ihr ein neues Licht auf. Sie wurde eine Chriſtin. Sie legte in Geheim, nur vor ihm, den beiden Knaben und zwei chriſtlichen Sklaven, in dem Gartenſaale das chriſtliche Glaubensbekenntniß ab, und ließ ſich von ihm taufen.

Elmine erhielt auf ihr Verlangen den Taufnamen Eliſabeth. Denn der fromme Ungar Antonius hatte ihr von der ungariſchen Prinzeſſin Eliſabeth erzählt, und dieſe heilige Landgräfin wegen ihrer Demuth, Sanftmuth und ungemein großen Mildthätigkeit gegen Arme und Leidende gerühmt, und ſie ihr beſonders als ein Vorbild fürſtlicher, ja nicht nur hoher, vornehmer, ſondern aller Frauen vorgeſtellt. Elmine wählte daher dieſen Namen, um an ein ſo ſchönes Beiſpiel beſtändig erinnert zu werden, und ganz in die Fußſtapfen dieſer heiligen Frau einzutreten.

Siebentes Kapitel.

Der Kriegsgefangene.

Während Elmine die zwei liebenswürdigen Kinder in ihr Haus aufgenommen, und den frommen Antonius nicht ſo faſt zum Oberaufſeher über ihre Gärten, als zu ihrem Seelſorger gemacht hatte, befand ſich der Paſcha, ihr Gemahl beſtändig zu Konſtantinopel. Der türkiſche Kaiſer rüſtete ſich zu einem neuen Feldzuge gegen die Chriſten, und hatte den einſichtsvollen Mann in den Kriegsrath berufen, und ihn zu einem der erſten Feldherren beſtimmt. Der Krieg brach wirklich aus. Elmine erhielt durch einen Eilboten zu Pferd ſogleich Nachricht davon. Sie und ihre chriſtlichen Freunde waren darüber ſehr betrübt; allein die Türken im Pallaſte und in der Stadt freuten ſich und jubelten hoch auf.

Obwohl das große Kriegsheer in einer ganz andern Gegend in Ungarn eindrang, ſo wollten die Türken doch auch dahier ihres Orts nicht müßig ſeyn. Sie rotteten ſich zuſammen, zogen in ſtürmiſcher Eile über die Gränzen, überfielen die benachbarten Städte, Flecken und Dörfer, plünderten die Häuſer, verheerten die Felder, trieben die Heerden weg, ſengten und brennten, und führten auch viele Gefangene mit ſich fort in die Türkei.

Mehrere Gefangene wurden, unter einem großen Zuſammenlaufe und Freudengeſchrei des Volkes, auf den großen Marktplatz vor dem Pallaſte des Paſcha gebracht, um ſie da zum Verkaufe feil zu bieten. Elmine und die zwei Knaben eilten an das Fenſter, um ſie zu ſehen. Da erblickten die Knaben unter den Gefangenen ihren Vater. Beide riefen mit Einer Stimme, ſo laut ſie konnten: „Vater! Vater! Liebſter Vater!“ Er ſah hinauf, ſah da zwei Knaben in türkiſcher Kleidung, wußte aber noch nicht, wem ihr Zuruf gelte. Aber ſchon waren ſie vom

Fenſter verſchwunden. Sie eilten hinab, ſie ſuchten ſich durch die Volksmenge hindurch zu drängen. Die Leute weichen ihnen zu beiden Seiten aus.

Sie gelangten zu ihrem Vater, ſie umſchlangen ſeine Knie. Er kannte ſie nicht ſogleich. „O liebſter, beſter Vater,“ riefen ſie, „kennſt du uns denn nicht mehr? Ich bin dein Timotheus! Ich bin dein Philemon!“ „O meine Kinder!“ rief jetzt der Vater mit lauter, herzdurchdringender Stimme. „O Gott! o Gott! wie dank' ich Dir!“ Vater und Söhne brachen unter tauſend der herzlichſten Begrüßungen in Freudenthränen aus. Er achtete nicht mehr ſeiner Ketten. Er war voll Seligkeit. Die Umſtehenden, beſonders die Ungariſch verſtanden, waren erſtaunt und gerührt; vielen kamen Thränen in die Augen. Sie riefen den Entferntern zu, die auch wiſſen wollten, was es gebe: „Er iſt ihr Vater! Sie ſind ſeine Söhne!“

Elmine ſchickte einen Diener hinab mit der Botſchaft: „Die Gemahlin des Paſcha verlangt, dieſen Gefangenen ihr zu überlaſſen.“ Die Soldaten führten ihn zu ihr hinauf. Elmine beſchenkte ſie reichlich und ſagte: „Nehmet dieſes nur einſtweilen! Bezahlen wird euch, ihr tapfern Krieger! ſobald er zurückkommt, der Paſcha.“ Die Knaben baten, ihrem geliebten Vater die Ketten abnehmen zu laſſen. Die Frau befahl den Kriegern, es zu thun. Sie gehorchten, und entfernten ſich mit den Ketten.

Luzius dankte ihr in türkiſcher Sprache, die er ſehr wohl verſtand. Die erfreuten Knaben verwandten kein Auge von dem Vater, bemerkten jedoch mit Wehmuth, daß er, ſeit ſie ihn das letzte Mal geſehen hatten, ſehr gealtert habe. In der That hatte ſeine tiefe Betrübniß über den Tod der geliebten Mutter und der unbeſchreibliche Kummer über den Raub ſeiner lieben Kinder, auch ſeine eigene Hinwegführung in die Sklaverei, wobei er von den grauſamen Türken Vieles leiden mußte, ſeine Haare vor der Zeit grau gemacht, und in ſeine edlen Geſichtszüge Falten gebracht. Beide Knaben waren darüber ſehr betrübt.

Doch auch der Vater wurde auf einmal ſehr traurig; die prächtige, türkiſche Kleidung ſeiner Söhne befremdete ihn. Er fürchtete, ſie ſeyen Türken geworden. Elmine bemerkte ſeine Traurigkeit, und vermuthete die Urſache derſelben. „Seyd gutes Muths, lieber Vater, und freuet euch,“ ſprach ſie. „Auch ich bin eine Chriſtin. Gott hat ſich dieſer Eurer guten Kinder bedient, mir Jeſum Chriſtum zuerſt zu verkünden. Und dieſer würdige Mann hier, der ein chriſtlicher Prieſter iſt — ſie zeigte auf Antonius, der eben in das Zimmer trat — ward weiterhin mein und ihr Lehrer. O, wie freue ich mich, den Vater ſo guter Kinder kennen zu lernen!“

Jetzt erſt fühlte der Vater ſich ganz ſelig; er lobte und pries Gott mit lauter Stimme.

Elmine, die zwei Knaben und Antonius beeiferten ſich nun, dem Luzius zu erzählen, wie wunderbar Gott Alles gefügt hatte. Er verlebte hier ſehr frohe Tage; alle waren ſelig in Gott.

Indeß ſehnte Vater Luzius ſich doch mit ſeinen Kindern zurück in ſeine Heimath, zumal die Türken, die ſich in dem Pallaſte befanden oder dahin kamen, ihm ſehr finſtere Geſichter machten, und, wie er wohl merkte, ihren Ingrimm gegen ihn nur mit Mühe zurückhielten. Er bat daher die Frau, ihn und ſeine Söhne nach Hauſe reiſen zu laſſen. Allein Elmine ſprach: „So lange der Krieg währt, iſt es nicht rathſam; ihr wäret da tauſend Gefahren ausgeſetzt. Sobald es aber Friede ſeyn wird, werde ich euch ehrenvoll und mit reichlichem Erſatz für Alles, was ihr durch den Krieg verloren habt, zurückſenden in euer Vaterland.“

Luzius gab ihr Recht, und erkannte ihre Güte mit Dank. „Nur,“ ſagte er, „würde es mir ſchwer fallen, dahier ohne beſtimmte Beſchäftigung zu leben. Die Langeweile würde mir unerträglich ſeyn.“ Er hatte ſich bisher bloß in ſeinen freien Stunden und zu ſeinem Vergnügen mit der Gartenkunſt beſchäftigt, und es beſonders in der Blumenzucht ſehr weit gebracht. Er bat daher, ihn dem frommen Antonius zum Gärtnergehülfen beizugeben, was Elmine denn auch ſehr gerne that. Luzius zog zu Antonius in die Gärtnerwohnung, und Beide freuten ſich, nun bei einander zu leben, und ihr Leben gemeinſchaftlich, in Arbeit und Gebet, Gott widmen zu können.

Achtes Kapitel.

Der Paſcha.

Nach langer Zeit kam, plötzlich und ganz unerwartet, der Paſcha zurück. Die Türken hatten eine große Schlacht verloren, und einen ſehr unrühmlichen, ihnen nachtheiligen Waffenſtillſtand eingehen müſſen. Als er mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und Soldaten durch die Straſſen der Stadt ritt, lief alles Volk zuſammen, und begrüßte ihn mit frohem Jubel. Er aber war höchſt aufgebracht, und fluchte über die Chriſten. Seine Diener verkündeten ihm, noch bevor er ſeinen Pallaſt betrat: „Auch deine Gemahlin iſt eine Chriſtin geworden. Ein Prieſter der Chriſten hat ſich, in einen Gärtner vermummt, in deine Wohnung eingeſchlichen, und ſie von Mahomed abtrünnig gemacht. Noch ein anderer Chriſt, der als Kriegsgefangener hieher gebracht wurde, den aber deine tapfern Krieger ihr ausliefern mußten, hat auch dazu geholfen. — Sieh, dort geht er eben vorbei! -- Dieſen zwei verruchten Chriſten ſchenkt ſie ihr ganzes Vertrauen; wir Türken gelten nichts mehr bei ihr! Sie richtet ſich in ihrem Betragen mehr nach den Sitten chriſtlicher als türkiſcher Frauen. Um aber das Maaß voll zu machen, hat ſie ſogar zwei Chriſtenknaben, die Söhne jenes gefangenen Türkenfeindes, an Kindesſtatt angenommen.“

Da wurde der Paſcha noch aufgebrachter, und kam vor Wuth faſt außer ſich. Er rannte wie toll die Stiege hinauf, ſeine Gemahlin zur Rede zu ſtellen. Oben an der Stiege begegnete ſie ihm, ihn freundlich zu bewillkommen. Bei ihrem Anblicke ſuchte er ſich zu faſſen, und ſagte ziemlich ruhig: „Iſt es wahr, biſt du eine Chriſtin?“ Sie ſprach: „Es iſt wahr, ich bin eine Chriſtin! Und ich freue mich, meinen Glauben an Chriſtus freimüthig zu bekennen.“ Da riß er ganz raſend ſeinen Säbel aus der Scheide, um ihr den Kopf zu ſpalten. Allein ein Hauptmann, der ihn begleitete, fiel ihm in den Arm, hielt ihm mit vieler Mühe die Hand zurück und ſagte: „Laß ihr doch Zeit, ſich zu bedenken; ich zweifle nicht, ſie läßt ſich auf beſſere Gedanken bringen. Unſere Geſetzlehrer werden ſie zu belehren wiſſen. Die gute Frau wurde durch Ueberredungskünſte nur zum Glauben der Chriſten verführt; ſie wird ihre Thorheit bald einſehen und bereuen. Laß ihr doch Zeit dazu.“

„Es ſey,“ ſprach der Paſcha: „ich laſſe ihr drei Tage Bedenkzeit. Führt ſie auf ihr Zimmer und bewacht ſie dort. Den verhaßten Prieſter aber, und den andern verfluchenswerthen Chriſten, werft in das Gefängniß. In drei Tagen ſollen ſie ohne Gnade ſterben; ich laſſe Beiden die Köpfe abſchlagen, und dem ſinnloſen Weibe da, wenn ſie indeß nicht zur Beſinnung kommt, zugleich mit ihnen. Alle drei ſollen dann in Einer Stunde hingerichtet werden.“ Man führte die Frau auf ihr Zimmer, und ſtellte eine Wache davor. Der fromme Geiſtliche aber und der Vater der zwei Knaben wurden in das Gefängniß geworfen.

Die guten Knaben, Timotheus und Philemon, waren höchſt traurig und beſtürzt, daß man ihren lieben Vater in drei Tagen wolle hinrichten laſſen. Alle im Pallaſte hatten Mitleid mit ihnen. Die chriſtlichen Sklaven liebten ſie von Herzen; denn die Knaben hatten ihnen viel Gutes erwieſen, und von der Frau des Hauſes manche Wohlthat für ſie erfleht. Auch die Türken waren den liebenswürdigen Kindern nicht abgeneigt. Sie hatten öfter zu einander geſagt: „Beide ſind wackere Knaben; ſie werden einmal ganz gewiß brave Türken werden.“ Sie tröſteten jetzt nach ihrer Art die Knaben. „Seyd froh,“ ſagten ſie, „daß der Paſcha euch nicht auch hinrichten läßt. Ihr dürft von Glück ſagen, daß er euch verſchont! Nehmt euch aber wohl in Acht, ihm jetzt vor die Augen zu kommen; ſonſt läßt er euch die blonden lockigen Köpfe auch abſchlagen."

Beide Knaben gingen auf ihr Zimmer, knieten da nieder, erhoben ihre Hände zum Himmel, und beteten unter heißen Thränen: „O Du guter, barmherziger Gott! Erbarme Dich unſers lieben Vaters, unſers lieben Lehrers und der guten Elmine! Errette Du ſie! Denn Du kannſt es allein." Sie tröſteten einander mit den Worten der heiligen Schrift. Beſonders tröſtlich waren ihnen die Worte Davids, die ihnen der fromme Antonius öfter geſagt hatte: „Die Gerechten haben viel zu leiden, aber der Herr wird ſie aus allen Leiden erlöſen; denn Er iſt der treue, mächtige Hüter und Beſchützer aller Bedrängten."

Hierauf beteten ſie wieder, und dachten dann wieder an einen ſchönen, troſtreichen Ausſpruch der heiligen Schrift, von denen ſie viele auswendig wußten. Und ihr kindliches Vertrauen auf Gott und ſeine Verheißungen machten es ihnen leichter um das Herz. Sie wurden getroſt und vollkommen ruhig.

Neuntes Kapitel.

Die Flucht.

Der herzlichſte Wunſch der Knaben war nun, ihren geliebten Vater im Gefängniſſe zu beſuchen. Der Soldat, der es bewachte, war wohl ein Türke; allein er war in ſeinem Herzen der chriſtlichen Religion eben nicht abgeneigt. Nur verbarg er, aus Furcht vor dem Paſcha, dieſe ſeine Geſinnungen. Die Knaben baten ihn, ſie zu ihrem Vater zu laſſen. „Ich will es euch geſtatten,“ ſagte er; „nur muß es heimlich geſchehen. Kommt heute Nacht wieder.“ Er nannte ihnen die Stunden, in denen er wieder Wache haben werde.

Beide begaben ſich hierauf zu dem Gefängniſſe ihres frommen Lehrers. Ein türkiſcher Soldat hielt Wache vor der Thüre. Sie verlangten mit vielen Bitten und Thränen eingelaſſen zu werden. Allein er wies ſie roh und trotzig zurück. Sie verſuchten hierauf, Elminen zu ſehen. Sie kamen vor die Thüre ihres Zimmers. Zwei Türken mit blanken Säbeln ſtanden vor der Thüre. Die Knaben brachten ſehr ſchüchtern und beſcheiden ihre Bitte vor. Allein der eine Soldat ſagte nur kurz: „Nichts da! Es iſt verboten.“ Der andere ſchwang den Säbel und rief: „Geht! oder !“ Sie kehrten betrübt zurück.

Als die Nacht angebrochen war, ſchlichen ſie ſich zu dem Kerker ihres Vaters. Die Gefängniſſe waren an den Pallaſt angebaut. Ein ſchmaler Gang führte dahin. Der Wächter zündete an einer Lampe, die auf dem Gange brannte, eine kleine Laterne an, gab ſie den Knaben, öffnete die Thüre, und ließ ſie hinein gehen.

Der Vater ſaß in dem dunkeln Gefängniſſe, das von der Laterne nur dürftig erhellt wurde. Sie fielen beide vor dem geliebten Vater auf die Knie nieder, und weinten über den blutigen Tod, der ihm bevorſtand. Er aber ſprach: „O meine liebſten Kinder, ſeyd getroſt. Was Gott über mich verhängt hat, wird in Erfüllung gehen. Gegen ſeinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Sein Wille geſchehe! Hat Er meinen Tod beſchloſſen, ſo freue ich mich darauf, meinen Glauben an Seinen geliebten Sohn Jeſus Chriſtus mit Vergießung meines Blutes zu bezeugen."

„O das iſt gut," ſagten die Knaben, „dazu ſind wir auch bereit." Aber was ſollteſt du dich von dieſem grauſamen Paſcha hinrichten laſſen? Alle dieſe Türken hatten kein Recht dazu, uns zu Sklaven zu machen. Entfliehe! Du kannſt es leicht. Der Soldat, der dich bewacht, iſt ein guter Mann, aber ein ſehr träger, ſchläfriger Türke. Er hat ſich, anſtatt Wache zu ſtehen, niedergeſetzt auf den Boden und hat ſeinen Säbel quer über die Knie gelegt; er wird bald einſchlafen. Dann können wir leicht entrinnen. Das Schlüſſelchen zu deinen Feſſeln iſt mit einer Schnur an den großen Kerkerſchlüſſel geknüpft, der an der Thüre ſteckt. Auch wiſſen wir ein verborgenes Thürchen, das durch den Garten hinausführt in das Feld.“

Der Vater bedachte ſich, und war dazu bereit. Einer der Knaben ſchlich vor die Thüre. Er kam zurück, und ſagte leiſe: „Hier habe ich das Schlüſſelchen. Der wachehabende Soldat ſchläft bereits und ſchnarcht gewaltig. Laß uns alſo entfliehen!“ „Nun denn, in Gottes Namen!“ ſagte der Vater. „Ich kenne die Gegend. Wir haben zwei hohe Berge zu überſteigen; dann kommen wir in lauter Wälder und erreichen mit Gottes Hülfe die chriſtliche Gränze.“ Er machte ſich von ſeinen Ketten los, und entfloh mit den zwei Knaben.

Der Mond leuchtete helle. Sie kamen glücklich über den erſten Berg, wiewohl ſie öſter durch dichte Gebüſche dringen oder über Felſen klettern mußten. Der Morgenhimmel fing an ſich zu röthen. Sie gingen nun mit leichterer Mühe weiter, quer durch das breite Thal hin, und erreichten den andern Berg. Nun hörten ſie aber auf einmal ein Jagdhorn erſchallen, den Hufſchlag mehrerer Pferde und das Gebell von Hunden. „Das iſt eine Jagd,“ ſagten die Knaben. Allein der Vater ſprach: „Ich fürchte, das ſind die Leute des Paſcha! Es ſind ſeine berittenen Feldjäger, die er uns nachſchickt, um uns wieder einzufangen. Wir müſſen uns verbergen, bis ſie vorübergezogen ſind." Sie fanden unten am Berge eine Felſenhöhle, deren Eingang von Geſträuch überſchattet war, und verbargen ſich darin. Die Reiter kamen das Thal herab und immer näher.

Der Vater kniete in der Höhle nieder und betete: „O Du lieber, guter Gott, o rette dieſe meine Kinder!" Er fürchtete, der Paſcha möchte in ſeiner Wuth auch die armen, ſchuldloſen Knaben ermorden laſſen. Beide Knaben knieten neben den Vater hin, und beteten mit erhobenen Händen: „O lieber Gott! Errette nur unſern lieben Vater vor einem ſo grauſamen Tode! Laß lieber uns beide hinrichten. Nimm unſer Leben für das ſeinige." Dem Vater kamen über dieſe kindliche Liebe die Thränen in die Augen. „Ein ſo armer Mann ich jetzt bin," ſprach er, „ſo bin ich doch ein glücklicher Vater. Gewiß, ich bin glücklicher als der Paſcha, ja ſelbſt als der Sultan."

Das Getöſe der Pferde und Hunde entfernte ſich jetzt. „Gott ſey Dank," ſagten die Knaben; „nun wollen auch wir weiter ziehen!" „Jetzt noch nicht," ſprach der Vater, „noch ſind wir nicht ſicher." Er ſetzte ſich auf das Moos in der Höhle; beide Knaben ſetzten ſich neben ihn. Alle drei fühlten erſt jetzt, wie müde ſie von dem angeſtrengten Bergſteigen ſeyen. Auch regte ſich bei den Knaben der Hunger. Sie hatten geſtern Abend, ja faſt am ganzen geſtrigen Tage vor Betrübniß nichts gegeſſen. Sie hatten aber von ihrem Abendeſſen Gebackenes und Obſt in ihre Taſchen geſteckt, um es ihrem Vater in das Gefängniß zu bringen; denn ſie wußten, daß man ihm nichts gebe, als Waſſer und ſchimmliges Brod. Jeder zog jetzt ein Stückchen Kuchen und einen Apfel aus der Taſche. Beide ſagten zugleich: „Da nimm, lieber Vater, und iß!"

„O meine lieben Kinder," ſprach der Vater gerührt, „eßt doch ihr! Ich habe noch keinen Hunger." „O, iß doch," ſagte Timotheus, „wir haben ſchon noch mehr. Sieh da!" Er legte noch ein Stückchen Kuchen und ein Paar Aepfel auf das Moos hin. Allein der Vater ſprach: „Eßt doch, meine Kinder, eßt, und ſpart das, was ihr noch mehr habt, auf. Ihr werdet es noch ſehr nöthig haben. Wir kommen nicht ſo bald zu Leuten, die euch ein Stücklein Brod geben würden." „Ach, Vater," ſagte Philemon, „wenn du nicht eſſen willſt, ſo eſſen wir auch nicht." Der Knabe legte Kuchen und Aepfel bei Seite.

„So wollen wir denn mit einander eſſen," ſagte der Vater, „doch zuvor dem lieben Gott danken für ſeine milden Gaben." Beide Knaben erhoben andächtig die gefalteten Hände. „Du guter Gott,“ ſagte Timotheus, „ich danke Dir, daß Du Getreide und Obſt wachſen läſſeſt!“ „Und,“ ſprach Philemon, „daß Du, lieber guter Gott, es uns in den Sinn gegeben haſt, Kuchen und Aepfel mitzunehmen. Wir könnten ja ſonſt in dieſer Wildniß hier leicht verhungern.“

Alle drei aßen ſehr vergnügt. Die Morgenröthe ſchien herein in die Höhle und erleuchtete das tiefe Dunkel. „O wie freundlich iſt doch Gott,“ ſagte Timotheus, „daß Er das ſchöne Morgenroth geſchaffen hat!“ Philemon ſagte: „Wie können doch die Menſchen, wenn ſie das freundliche Morgenroth anſehen, einandet noch ein unfreundliches Geſicht machen! Wie können ſie ſogar ſo grauſam ſeyn, das Blut ihrer Mitmenſchen zu vergießen!“

„Laßt uns,“ ſprach der Vater, „Gott loben und preiſen, daß Er das liebliche Morgenroth geſchaffen hat, und jetzt ſeine Sonne bald wieder aufgehen läßt über Gute und Böſe. Wir wollen darin Seine Liebe erkennen, und Ihm an Liebe gleichen und auch unſere Feinde lieben!“

Zehntes Kapitel.

Neue Gefahr.

Jetzt ließ auf einmal ſich das Jagdhorn wieder hören, und kam immer näher. Es war wirklich bloß eine Jagd. Der Paſcha jagte in der Gegend. Er hatte vor Zorn über den chriſtlichen Prieſter und den Vater der zwei Knaben, und vor Kummer wegen ſeiner Gemahlin die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen können. Er war daher lange vor Tag aufgeſtanden, und hatte beſchloſſen, ſich auf die Jagd zu begeben. „Die Jagdluſt,“ ſagte er, „wird mir vielleicht die Grillen vertreiben.“ Er wußte noch nichts davon, daß Luzius entwichen ſey. Der Wächter hatte wohl bemerkt, der Gefangene ſey nicht mehr im Gefängniſſe; allein er hatte ſich nicht getraut, eine Anzeige davon zu machen. Er zog bloß den Schlüſſel ab, der noch an der eiſernen Thüre ſteckte, ſchob ihn in die Taſche, und ging mit dem Gewehr im Arme vor der Thüre auf und ab, als wäre nichts geſchehen. Er dachte: „Wenn man mich zur Rede ſtellt, wo der Gefangene hingekommen ſey, ſo ſage ich, ich wiſſe es nicht.“

Indeß rückte die Jagd der Höhle immer näher. Auf einmal erhoben die Hunde ein lautes Gebell. Zwei große Jagdhunde kamen in die Höhle, und ſprangen, freudig bellend und mit dem Schweife wedelnd, um die zwei Knaben herum. Es waren die Jagdhunde des Paſcha. Sie waren auf die Spur der Knaben gekommen, verfolgten die Spur und zeigten daher eine ſo große Freude, ihre zwei Wohlthäter zu finden. „Ach, ihr guten, treuen Thiere,“ ſagte Timotheus, „ihr wißt nicht, was für einen ſchlimmen Dienſt ihr uns erweiſet!“ Philemon guckte durch den Eingang der Höhle hinaus in das Thal, und ſagte erſchrocken: „O Du mein Gott, es iſt der Paſcha ſelbſt. Er iſt vom Pferde abgeſtiegen, und kommt mit geſpanntem Bogen gerade auf die Höhle zu! Ach Gott, wie wird es uns ergehen!“ Beide Knaben bebten und zitterten vor Angſt.

Der Vater ſprach: „Fürchtet euch nicht, meine lieben Kinder! Es kann uns nichts begegnen, als was Gott über uns beſchloſſen hat. Der Wille des Herrn geſchehe!“ Er befahl ihnen, weiter zurückzugehen und ſtellte ſich vor ſie hin, um ſie zu beſchützen, und ſeine Bruſt zuerſt dem mörderiſchen Pfeile darzubieten.

Der Paſcha trat vor den Eingang der Höhle, in der Erwartung, ein Stück Wild anzutreffen. Er bemerkte, daß ſich in der dunkeln Höhle etwas rege, und wollte eben den Pfeil darauf abdrücken — da ſah er erſt, es ſey kein Wild, ſondern ein Menſch. Er ſenkte den Bogen und rief zornig hinein: „Wer du auch ſeyeſt, komm heraus!“ Luzius trat hervor, und blieb ruhig ſtehen, ohne daß ein Zeichen von Furcht oder Schrecken an ihm zu bemerken war.

„Du biſt es! Du!“ ſchrie der Paſcha wie raſend, „Du, mein Gefangener! Du haſt dich unterſtanden, mir zu entlaufen? Es ſoll dir aber nichts helfen! Ehe zwei Tage vergehen, wird dir der Kopf abgeſchlagen.“ „Auf!“ rief er ſeinen Leuten zu, „ergreift und bindet ihn.“ „Und ihr,“ befahl er zwei reitenden Jägern, „nehmt ihn zwiſchen eure zwei Pferde, führt ihn zurück, laßt ihn wieder in Ketten legen und ihn in das furchtbarſte Gefängniß zu unterſt in dem tiefſten Thurme werfen.“

Als die zwei Knaben ſahen, daß man ihren geliebten Vater binde, kamen beide aus der Höhle hervor, und flehten für ihn um Gnade und Erbarmung. „Wie?“ rief der Paſcha, „ihr ſeyd auch da! Welch ein Böſewicht iſt der Mann, der die zwei jungen Sklaven, für welche die Frau eines Paſcha ihr theures Geld ausgelegt hat, entführen wollte!“ So zornig er war, ſo konnte er die zwei lieblichen Knaben mit ihren Augen voll Thränen, ihren emporgehobenen zarten Händen doch nicht ohne Mitleid anſehen. „Dieſen Kindern,“ ſagte er, „kann ich es nicht übel nehmen, daß ſie mit ihrem Vater gingen. Dafür verdienen ſie keine Strafe; daran haben ſie Recht gethan. Denn der Mann, ſo ſchlimm er auch ſeyn mag, er iſt nun doch einmal ihr Vater! — Uebrigens nehme ein jeder von euch zwei Jägern einen der Knaben zu ſich auf das Pferd, um ſie zurückzubringen in meinen Pallaſt!“

Der Paſcha ritt voll Unmuths mit ſeinem Gefolge weiter, und ſetzte ſeine Jagd fort. Die zwei Knaben wurden in den Pallaſt zurückgebracht; ihr edler Vater aber in ein furchtbares unterirdiſches Gefängniß geworfen.

Eilftes Kapitel.

Verſuchung zum Abfall.

Der Paſcha, Namens Abdallah, fand an der Jagd das gewohnte Vergnügen nicht mehr. Er ließ Hirſche und Rehe ganz nahe an ſich vorbeilaufen, und bemerkte ſie kaum. Es war ihm ein ſchrecklicher Gedanke, daß Elmine, ſeine Gemahlin, nunmehr zu den Chriſten gehören ſollte, denen er Haß geſchworen hatte bis zum Tod. Indeß war die Liebe zu der edlen Frau, ſo zornig er auch über ſie war, in ihm doch noch nicht erloſchen. Haß und Liebe ſtritten mit einander in ſeinem Herzen. Er befand ſich in einem höchſt unruhigen, peinlichen Zuſtande; ſein ganzes Gemüth war im Aufruhre, gleich dem Meere, wenn es von entgegengeſetzten Winden bewegt wird. Er ritt den ganzen

Tag über unſtät im Walde hin und her, daß er ſeinen Leuten wie verwirrt vorkam. Erſt mit einbrechender Nacht ſchlug er den Weg zur Stadt ein. Er verbot den Jägern, ein Waldhorn erſchallen zu laſſen. In tiefer Stille zog er da ein. Auf den traurigen Tag folgte eine qualvolle Nacht.

Sobald es Tag ward, ließ Abdallah drei türkiſche Geiſtliche rufen, die man Imam nennt, und ſprach zu ihnen: „Euch halte ich für die gelehrteſten, eifrigſten und beredteſten aller Imame; deßhalb habe ich euch mir zu einem wichtigen Geſchäfte auserſehen. Geht zu meiner Gemahlin und beredet ſie, ihrem neuen Glauben zu entſagen, und wieder zu unſerm Glauben zurückzukehren. Wenn es euch gelingt, ſo gebe ich jedem von euch einen ſchweren Beutel voll Gold.“ Sie verſprachen, ihr Beſtes zu thun, und zweifelten gar nicht an dem glücklichſten Erfolge. Allein nach einer Unterredung von mehr als zwei Stunden kamen ſie wieder zu dem Paſcha zurück, zuckten die Achſeln, und ſagten mit betrübten Mienen: „Wir richten leider nichts aus! Es iſt eine ſeltſame Veränderung mit der Frau vorgegangen. Wir wiſſen gar nicht, was für ein Geiſt aus ihr ſpricht. Wir konnten ihm — wir bekennen es frei! — nicht widerſtehen.“

Der Paſcha fragte mehrmals des Tages, bald dieſe, bald jene der Kammerfrauen, die ſeine Gemahlin zu bedienen hatten. „Was macht ſie?“

ſprach er zu einer derſelben, „was ſagt ſie dazu, daß ich ihr will den Kopf abſchlagen laſſen? Iſt ſie recht aufgebracht gegen mich? Haßt ſie mich?“ „O nein,“ ſagte die Kammerfrau, „ganz und gar nicht; ſie iſt noch immer voll Liebe gegen dich.“

„Aendert ſie ihren Sinn noch nicht?“ fragte er eine andere. „Sie betet nur für dich,“ antwortete dieſe, „daß du deinen Sinn ändern mögeſt!“ „Sie wünſcht alſo,“ rief er freudig, „daß ich ſie nicht hinrichten laſſe?“ „Davon,“ antwortetete die Kammerfrau, „ſagt deine gute Gemahlin kein Wort. Sie wünſcht nichts, als daß auch du ein Chriſt werden mögeſt. „Die Seligkeit,“ ſagte ſie, „die ich empfinde, möchte ich auch meinem lieben Gemahl gönnen!“

Der Paſcha ließ Zerine, die erſte Kammerfrau, rufen, zu der ſeine Gemahlin immer das größte Zutrauen gezeigt hatte. „Du giltſt das Meiſte bei ihr,“ ſprach er, „du haſt ſie von ihrer zarteſten Kindheit an erzogen. Du vermagſt Alles über ſie. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Chriſtenglauben aufgebe, und wieder eine Türkin werde.“ „Ich rede ihr beſtändig zu,“ ſagte Zerine, „ihr junges Leben nicht ſo in die Schanze zu ſchlagen. Allein ſie ſagte: „Lieber ſterben, als Chriſto, meinem göttlichen Erlöſer, abtrünnig werden.“ „Sie denkt wohl,“ ſagte der Paſcha, „daß ich ihr nur drohe, und daß ich ſie nicht werde hinrichten laſſen?“ „Sie zweifelt nicht im Geringſten daran,“ ſprach

Zerine, „daß du es thun werdeſt, weil du ihr, wenn Hauptmann Omar dich nicht zurückgehalten hätte, wirklich den Kopf geſpalten hätteſt.“

„Allein, fürchtet ſie ſich denn nicht vor dem Tode?“ fragte der Paſcha. „Ganz und gar nicht,“ ſagte Zerine. „Ich begreife die Frau nicht. Sie freut ſich auf den nahen blutigen Tod. Ich ſagte weinend und ſchluchzend zu ihr: „Ach, ſo ſoll denn dieſer Hals durchhauen werden! So ſoll denn dieſes ſchöne, holde Haupt unter dem Schwerte fallen, und ſich blutig im Staube wälzen!“ Ich ſtellte ihr ſo recht vor, was dies Schauerliches ſey! Hu, mir ſelbſt ſchauderte! Aber ſie lächelte nur und ſagte: „Das iſt nur ein Augenblick; mein Geiſt kommt ja dann in den Himmel. O wie verlangt mich nach jener unbeſchreiblich großen Herrlichkeit und Klarheit!“ In meinem Leben habe ich die Frau nicht ſo heiter und fröhlich geſehen. Es iſt wunderbar! Die Chriſten ſind ganz eigene Leute; ich denke, es könnte doch etwas an dem Chriſtenthume ſeyn.“ „Ich denke,“ ſagte der Paſcha unwillig, „du biſt nahe daran, auch eine Chriſtin zu werden!“ Er warf ihr einen zornigen Blick zu, wandte ſich von ihr ab, und ging.

Gegen Abend wollte Abdallah in den Garten hinabgehen, um dort friſche Luft zu ſchöpfen. Auf der Stiege begegnete ihm eine junge Sklavin, Namens Orma, die bei ſeiner Gemahlin als Stubenmädchen diente und ihr auf einem Teller eben ein Glas Waſſer hinauſtragen wollte. Er bemerkte ihre von vielem Weinen geſchwollenen Augen und ſagte: „Du haſt ja recht viel geweint, du gutes Kind! Haſt du denn gar ſo großes Mitleid mit Elminen?“ „Ach,“ ſeufzte die Sklavin, „wer ſollte da nicht Mitleid haben? Sie iſt gar ſo gut, und was ihr bevorſteht, iſt gar ſo ſchrecklich!“ „Weinet auch ſie recht viel?“ fragte er. „Nicht ſo viel,“ ſprach ſie, „als wir alle, die bei ihr ſind. Ich glaube, ſie weint nur aus Mitleid mit uns. Sie iſt recht getroſt.“ „Was macht ſie denn den ganzen Tag hindurch?“ fragte er weiter. Das Mädchen antwortete: „Sie liest und betet beſtändig, bald ſtill, bald laut; auch für dich betet ſie, und für uns alle.“ „Sag' mir aufrichtig,“ fragte er, „haben ihre Geſellſchafterinnen ihr auch recht ernſtlich zugeredet, ſie ſolle es nicht ſo weit kommen laſſen, daß ſie ſterben müſſe?“ „O ja wohl,“ ſagte die Sklavin; „allein ſie ſprach: „Für den, der ſein Leben für mich dahin gegeben, ſterb' ich gerne!“ Alle ihre Kammerfrauen, und alle ihre Freundinnen, die ſich bei ihr verſammelt hatten, baten ſie mit weinenden Augen und aufgehobenen Händen: „O werde wieder eine Türkin wie wir!“ Allein ſie ſprach: „Lieber will ich mich mit glühenden Zangen zerreißen laſſen.“

Der Paſcha fluchte über dieſe Hartnäckigkeit, wie er ihre Standhaftigkeit nannte. „Nun denn,“

rief er, „wenn ſie es ſo haben will, ſo geſchehe ihr Wille!“ Er befahl, dicht vor ſeinem Pallaſte das Blutgerüſt zu errichten, welches denn auch noch in ſpäter Nacht bei Fackelſchein zu Stand kam.

Zwölftes Kapitel.

Noch eine ſchwere Prüfung.

Schon vor Anbruch des folgenden Tages war die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung. Faſt alle Einwohner, die chriſtlichen Sklaven ausgenommen, behaupteten, dem chriſtlichen Prieſter geſchehe es Recht, daß man ihm den **Kopf** abſchlage, und ſie freuten ſich darauf, ſeinen blutigen Tod mit anzuſehen. Den Vater der Zwillingsbrüder bedauerten ſehr viele. „Um ſeiner Kinder willen,“ ſagten ſie, „ſollte man den Vater verſchonen. Es ſind gar ſo liebe Knaben! Wenn ſie ſo in ihrer türkiſchen Tracht mit einander Arm in Arm durch die Straßen gingen, hatte Jedermann Freude an ihnen. In der ganzen Stadt gibt es keine ſchönere junge Türken ihres Alters. Und dabei ſind ſie gar nicht ſtolz, ſondern freundlich gegen Jedermann, auch gegen die ärmſten Kinder. Man ſollte ſie durch den Tod ihres Vaters nicht ſo betrüben.“

Ueber die bevorſtehende Hinrichtung der Gemahlin des Paſcha entſtand ein allgemeiner Jammer. „Sie iſt nicht nur die ſchönſte, ſondern auch die beſte Frau weit umher im Lande!“ ſagten die Leute. „Wie oft hat ſie den Zorn des Paſcha beſänftigt, wie viel durch ihre Fürbitten den Bürgern genützt!“ Die Armen in der Stadt zerfloßen in Thränen. „Sie war unſere größte Wohlthäterin,“ ſagten ſie alle einmüthig; „wir verlieren an ihr eine wahre Mutter.“ Die türkiſchen Frauen in der Stadt, reiche und arme, waren alle über den Paſcha höchſt aufgebracht. „Da kann man ſich kein Blatt mehr vor den Mund nehmen,“ ſagte Manche. „Seine eigene Frau hinrichten zu laſſen, das iſt zu arg, zu grauſam. Da gibt er unſern Männern ein böſes Beiſpiel! Wie werden dieſe uns künftig behandeln?! Es iſt freilich wahr, die gute Frau beging einen großen Fehler, daß ſie eine Chriſtin wurde. Allein deſſen ungeachtet kann ſie eine gute, ja vortreffliche Frau bleiben, wie ſie es bisher geweſen iſt. Es gibt unter den Chriſten auch gute Leute. Was wahr iſt, darf man ſagen. Viele chriſtliche Sklaven unter uns ſind beſſer als unſere türkiſchen Sklaven.“ So redeten die Türkinnen unter einander.

Niemand aber in der ganzen Stadt war ſo bekümmert, ſo unruhig, als — der Paſcha ſelbſt. Als der Morgen des verhängnißvollen Tages kaum angebrochen war, ließ Abdallah den biedern Hauptmann Omar rufen, und ſprach zu ihm: „Du, braver Omar, haſt Elminen ſchon einmal das Leben gerettet. Du biſt, als ich ihr den Kopf ſpalten wollte, mir in die Arme gefallen, und haſt den Todesſtreich von ihr abgehalten. Zu dir muß ſie Zutrauen haben; gegen dich muß ſie Dankbarkeit fühlen. Und Zutrauen und Dankbarkeit vermögen viel. Geh du zu ihr, und ſag' ihr: Wenn ſie wieder meines Glaubens werde, ſo wolle ich dem Prieſter Antonius und dem Vater der Knaben das Leben ſchenken. Auf dieſen Vorſchlag wird ſie eingehen; den Tod ihrer Freunde wird ſie nicht wollen. Stell' es ihr aber recht nachdrücklich vor; ſag ihr: „Sieh, du kannſt zwei Menſchenleben retten; werde doch nicht Schuld an ihrem Tod.“

Der Hauptmann ging und ſagte ihr Alles getreulich und redlich. Elmine hörte ihn an, und ſchwieg lange. Endlich ſagte ſie: „Ach wie bin ich in ſo großen Aengſten!“ Sie fing an zu weinen und rang die Hände. „Gott weiß es,“ ſprach ſie, „wie gerne ich dieſen guten, frommen Männern das Leben rettete! Aber ich darf nicht, ich kann nicht! Unter der Bedingung, die man mir macht, iſt es mir unmöglich. Meinen zwei Freunden und Mitbrüdern im Herrn würde auch das Leben, wenn es ihnen auf ſolche Art geſchenkt würde, kein angenehmes Geſchenk ſeyn. Mein Abfall würde ſie betrüben bis zum Tod. Beſſer iſt es, wir ſterben alle drei zuſammen; dann ſind wir, ehe eine Stunde verfließt, alle drei bei einander in dem Himmel!“

Die junge Sklavin Orma flüſterte ihr leiſe zu: „Stelle dich nur ſo an, als entſagteſt du Chriſtus, den du deinen Herrn nenneſt. Sage bloß mit dem Munde, ich bin wieder eine Türkin; im Herzen kannſt du eine Chriſtin bleiben. So kommt ihr alle drei mit dem Leben davon.“

„Auch bloß mit dem Munde,“ antwortete Elmine, „darf ich Chriſtus nicht verläugnen. Denn Er ſprach: Wer mich verläugnet vor den Menſchen, den werde ich auch einmal vor meinem himmliſchen Vater und ſeinen Engeln verläugnen. Das ſind Seine Worte. Ich halte mit Herz und Mund feſt im Glauben an Ihn. Ich bin bereit, zu ſterben.“

Omar brachte mit ſchwerem Herzen und bekümmertem Angeſicht dieſe Antwort dem Paſcha. „Nun,“ ſprach Abdallah, „ſo habe ich denn alle Mittel erſchöpft. Doch, Eines noch will ich verſuchen. Sie ſoll die Hinrichtung ihrer chriſtlichen Freunde mit anſehen. Wenn ſie das geſchwungene Schwert, das fallende Haupt, das aufſpritzende Blut ſieht, ſo wird das Alles ſie auf andere Gedanken bringen. Zarte Frauen können kein Blut ſehen. Sie wird zuſammenſchaudern und in Ohnmacht ſinken. Und wenn ſie dann wieder zu ſich ſelbſt kommt, ſo wird ſie ſagen: „Nein, ſo ſoll es mir nicht gehen. Ich will meinem Gemahle gehorchen; ich will eine Türkin bleiben.“

Der Hauptmann ſprach: „Die Geiſtesſtärke dieſer bewundernswürdigen Frau iſt ſo groß, daß ſie ſchwerlich ſo ſagen wird.“ Abdallah ſprach: „Mir fällt da noch Etwas ein. Ich will den Vater der Knaben zuerſt hinrichten laſſen. Wenn ſie dieſes blutige Schauſpiel mit anſieht, ſo wird ſie ganz gewiß einen ſolchen Tod von einem chriſtlichen Prieſter abwenden wollen. Die Ehrfurcht vor dem Prieſter, das Mitleid mit ihm werden ſiegen. Ich zweifle nicht. Man führe ſie auf den Altan, von dem man gerade auf das Blutgerüſt hinabſieht. Beharrt ſie auf ihrem Sinne, ſo bleibe auch ich auf meinem Entſchluß.“ Allein, bei all ſeinem Trotze, war es ihm doch nicht wohl zu Muth.

Dreizehntes Kapitel.

Luzius auf dem Blutgerüſt.

Während im Pallaſte tiefe Stille und Traurigkeit herrſchte, der Paſcha voll Unruhe und banger Erwartung war, und nur Elmine ihrem Tode ruhig und heiter entgegen ſah, hatte ſich eine unermeßliche Menge von Menſchen um das Blutgerüſt verſammelt, um das türkiſche Soldaten, die Janitſcharen, einen Kreis ſchloſſen. Alle Fenſter der Häuſer, die den großen Marktplatz umgaben, waren gedrängt voll Menſchen. Viele waren auf die Dächer geſtiegen. Die Hinrichtung einer ſolchen angeſehenen Frau, der Gemahlin des Paſcha, war etwas ſo Außerordentliches, ſo Unerhörtes, daß Jedermann zuſehen wollte.

Als Elmine, von zwei Kammerfrauen begleitet, auf dem Altane, hoch über dem Portale des Pallaſtes erſchien, entſtand ein theilnehmendes Gemurmel. Viele ſeufzten ſtille, Viele jammerten laut. „Seht, das iſt ſie!“ riefen Einige. „O wer ſollte dieſe herrliche Frau nicht bedauern.“ Die chriſtlichen Sklaven unter der Volksmenge beteten: „O Gott erbarme Du Dich ihrer; o Jeſu, ſteh' Du ihr bei!“ Aller Augen waren auf ſie gerichtet. Sie war ganz weiß gekleidet, ohne allen Schmuck von Gold und Edelſteinen. Sie warf den Schleier zurück. Sie ſah etwas blaß aus, war aber ganz ruhig und ohne alle Furcht. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, faltete ihre Hände und betete ſtille. Keiner der Zuſchauer, der ſie ſo ſtehen ſah, blieb ungerührt. Unzählige Thränen floſſen.

Jetzt trat der Paſcha mit großem Gefolge von Offizieren und Dienern aus der Pforte des Pallaſtes hervor, auf den erhöhten Vorplatz, zu dem mehrere Stufen hinaufführten. Der Paſcha war in ſeine lange, faltenreiche Amtstracht von Purpur gekleidet, und hatte einen Säbel angegürtet, deſſen Griff und Scheide von Gold und Diamanten funkelten. Auf dem Kopfe hatte er einen großen, blendend weißen türkiſchen Bund, den Turban, mit einer hohen Straußenfeder geziert. Sein Angeſicht war ſehr ernſt und finſter. Er war mit ſeinen großen, funkelnden Augen unter den dunkeln Augenbraunen, ſeiner gebogenen Naſe, ſeinem ſchwarzen langen Barte ein ſehr anſehnlicher Mann. Seine Geſtalt hatte etwas Majeſtätiſches. So oft er ſich ſonſt öffentlich zeigte, wurde er immer mit lautem, frohlockendem Zurufe begrüßt. Dieſes Mal ſchwieg aber Alles; es herrſchte eine Todesſtille.

Der edle Luzius wurde gebracht, von mehreren Janitſcharen begleitet. Mit feſtem, ſicherem Tritte betrat er das Blutgerüſt. Der Henkersknecht nahm ihm die Ketten ab, und löste ihm die Halsbinde, ihm den Hals zu entblößen. Der Scharfrichter mit gezogenem Schwerte ſtand bereit. Luzius richtete ſeine Blicke zum Himmel, und betete. Seine Geſtalt kam Allen ſehr ehrwürdig, ja ehrwürdiger und erhabener vor, als die des Paſcha, trotz all deſſen Pracht. Es war ein feierlicher Augenblick, der viele Gemüther, die nicht ohne alles Gefühl waren, erſchütterte. Nun kniete Luzius, auf Befehl des Scharfrichters, nieder. Der Scharfrichter mit erhobenem, furchtbar glänzendem Schwerte ſchaute zum Paſcha hinüber, bis dieſer, nach dem herkömmlichen Gebrauche der Türken, das Zeichen zum tödtlichen Streiche gebe.

Jetzt kamen mit einmal die zwei Söhne des guten Vaters auf das Gerüſt. „O Vater, liebſter Vater!“ riefen beide weinend und ſchluchzend, und fielen ihm beide um den Hals. „So mußt du uns denn jetzt verlaſſen! So mußt du denn ſterben!“ Der Vater ſtand noch einmal auf. Er faßte einen Knaben um den andern in ſeine Arme, drückte ihn an ſein Herz und küßte ihn. „O meine liebſten Kinder!“ ſagte er, mit lauter, kräftiger Stimme. „Seyd getroſt; ich ſterbe nicht. Ich werde ewig leben. Ich komme jetzt zu Gott! Ich werde jetzt — o wie freue ich mich darauf! — das Angeſicht unſers göttlichen Erlöſers ſehen. Auch eure liebe Mutter werde ich dort in dem Himmel wiederſehen. Ich will ihr Grüße von euch bringen. Gott, der Vater aller Waiſen, wird Vater- und Mutterſtelle an euch vertreten.“ Er bezeichnete beide Knaben mit dem Zeichen des Kreuzes, obwohl er wußte, daß dieſes den Türken ein großes Aergerniß ſeyn werde. „Und nun,“ ſprach er, „empfehle ich euch Gott und ſeiner Gnade. Werdet wahre Chriſten, und gute Menſchen; dann iſt Alles gut. Im Himmel ſehen wir uns wieder! Lebet wohl!“

Beide Knaben redeten einige Augenblicke leiſe mit einander, und riefen dann laut: „Wir müſſen zu dem Paſcha; wir haben mit ihm zu reden!“ Sie eilten die Staffeln des Gerüſtes hinab. Das Volk machte ihnen Platz. Sie eilten die Stufen zu der

Erhöhung, wo der Paſcha ſtand, hinauf. Sie warfen ſich ihm beide zu Füßen.

„Was wollt ihr?“ ſprach er trotzig. „Ich begnadige euren Vater nicht. Bittet mich alſo nicht, daß ich ihm das Leben ſchenke.“ „O nein,“ ſagten die Knaben; „wir bitten dich nicht um ſein Leben. Wir wiſſen wohl, daß es vergeblich wäre. Wir bitten dich, laß uns mit ihm ſterben!“ „Wie, was?“ ſagte er höchſt erſtaunt; „verlangt ihr, daß ich euch die Köpfe abſchlagen laſſe? Macht euch das Vergnügen?“ „Ja, ja,“ ſagten die Knaben; „es iſt unſer herzlichſter Wunſch!“ „Wie könnt ihr das wünſchen?“ ſprach er. „Warum verlangt ihr das?“ „Ach,“ ſagten Beide, „wir wünſchen ſogleich mit unſerm Vater in den Himmel zu gehen. O wie ſchön wird das ſeyn, wenn unſere ſelige Mutter den Vater und die Söhne zugleich erblickt! Wie groß wird unſer Aller Freude ſeyn!“

Der Paſcha betrachtete beide Knaben. Sie weinten nicht mehr. Ihre lieblichen Geſichtchen waren, wiewohl noch von Thränen benetzt, ganz unbeſchreiblich heiter und fröhlich. „Ach ja,“ ſagten beide wiederholt, „erfülle doch unſern Wunſch!“ Der Paſcha, der den Muth über Alles ſchätzte, konnte ſich über den Muth ſo zarter Knaben nicht genug verwundern. Ihre Bitte kam ihm höchſt unerwartet; die Freudigkeit, mit der ſie zu ſterben verlangten, war ihm unbegreiflich. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Er war überraſcht, erſchüttert, gerührt. Er rief dem Scharfrichter zu: „Stecke dein Schwert in die Scheide. Die Hinrichtung unterbleibt heute. Führt den Gefangenen wieder in ſein Gefängniß.“

Da entſtand ein großes Getümmel unter dem Volke. Einige murrten, daß ſie der Paſcha um das ſchauervolle blutige Schauſpiel bringe. Die meiſten aber freuten ſich, daß der Vater dieſer guten Kinder und die Gemahlin des Paſcha Gnade zu hoffen hatten. Die Freude wurde immer allgemeiner. Beinahe alles Volk brachte dem Paſcha ein lautes: „Lebe hoch!“

Das Volk ging auseinander. Viele Männer und Weiber blieben indeß truppenweiſe bei einander ſtehen. Wir möchten doch nur wiſſen, ſprachen Einige, was die zwei Kinder dem Paſcha geſagt haben!“ „Ei freilich,“ ſagten Andere, „wir auch. Allein wir und alles Volk waren zu weit entfernt, um ein Wort zu verſtehen. Was ſie geſagt haben, das weiß nur der Paſcha, und die Offiziere, die ihm zunächſt ſtanden. Etwas Beſonderes muß es aber geweſen ſeyn. Man ſah es dem Paſcha an, er war darüber ſehr erſtaunt. Er veränderte auf einmal die Farbe. Und daß er ſo plötzlich die Hinrichtung einſtellte, das iſt beinahe ein Wunder.“

Auch dem Vater Luzius kam es ſehr wunderbar vor. Er wußte auch nicht, was ſeine Söhne dem Paſcha geſagt hatten; denn er war überzeugt, daß die Bitte um ſein Leben, wenn ſie ſonſt nichts vorgebracht hätten, ganz vergebens geweſen wäre. „Was es aber geweſen ſeyn mag,“ dachte er, „ſo hat es ihnen gewiß Gottes Geiſt eingegeben!“

Die Gemahlin des Paſcha begab ſich, Gott dankend, wieder auf ihr Zimmer. Luzius wurde wieder in das Gefängniß geführt. Seine beiden Knaben begleiteten ihn. Sie wollten mit ihm in das Gefängniß. „So ſchauerlich es da ſeyn mag,“ ſagten ſie, „ſo werden wir dennoch da, bei unſerm lieben Vater, ſo ſelig ſeyn, als wären wir in dem Himmel.“ Man ließ ſie aber nicht mit ihm hinein. Der Vater umarmte ſeine Söhne; ſie umarmten ihn. Beide Knaben dankten Gott und ihrem Erlöſer auf den Knien, daß Er ſo augenſcheinlich und wunderbar ihren Vater errettet habe.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zwillingsbrüder vor dem Paſcha.

Der Paſcha Abdallah entließ ſein Gefolge, und begab ſich in ſeinen Garten. Hier ging er mit großen Schritten in einem langen Gange unter Palmbäumen auf und ab. „Es iſt ſeltſam!“ ſagte er bei ſich ſelbſt, und blieb ſtehen. „Einen ſo ſtarken Muth bei ſo zarten Knaben hätte ich nicht für möglich gehalten. Ich ſelbſt, der ich doch immer voll kühnen Muthes in die Schlacht ging, würde etwas verzagt und kleinmüthig werden, wenn ich als ein armer Sünder ſo jämmerlich und armſelig, ſo wehrlos, ohne ein Schwert zu meiner Vertheidigung zu haben, ſterben ſollte. Ich kann es nicht läugnen, ich würde mich entſetzen, wenn der Sultan mir die ſeidene Schnur ſchickte, daß ich damit erdroſſelt werde. — Woher nehmen dieſe Knaben einen ſo hohen, mehr als männlichen Muth? Ich fühlte mich von ihnen überwältigt, beſiegt, entwaffnet. Mit dem Schwerte iſt nichts gegen ſie auszurichten. Sie ſcheuen den Tod nicht; ſie ſind ihrer Sache ſo gewiß, ſie glauben ſo feſt an ein künftiges Leben, als blickten ſie ſchon in das Paradies, in den offenen Himmel. Dieſer Chriſtenglauben muß doch nicht ſo verwerflich ſeyn, als wir Türken dafür halten. Ich muß der Sache näher auf den Grund kommen.“

Er ging wieder eine Weile auf und ab, ſtand dann wieder ſtill, und ſprach: „Die zwei Knaben kamen mir ſehr gelegen. Ich bin in meinem Zorn gegen meine Gemahlin zu weit gegangen. Ich habe meinen Entſchluß, ſie zu tödten, zu beſtimmt, zu laut, vor zu vielen Menſchen ausgeſprochen. Er wurde in der ganzen Stadt, und wohl weit umher im Lande bekannt. Ich konnte ihn mit Ehren nicht mehr zurücknehmen. Da halfen dieſe guten Kinder ohne ihr Wiſſen, mir aus der Verlegenheit.“

„Freilich wohl,“ ſagte er, „wenn man ein Unrecht begangen hat, oder auf dem Wege iſt, es zu begehen, ſollte man es ſich nicht zur Schande rechnen, wieder umzukehren. Allein ein Paſcha denkt bisweilen anders als andere vernünftige Leute. — Doch, dies beiſeite. Ich kann nun, durch die Vermittelung dieſer Kinder, meinen Ausſpruch aufgeben, ohne das man mich deßhalb tadle; man wird mich vielmehr loben. Das habe ich heute geſehen und gehört. Alles Volk war traurig, da mein Urtheil vollzogen werden ſollte; es jubelte aber laut, da ich die Vollziehung einſtellte. Das Volk brachte mir ein Lebehoch! Es erwartete, daß ich, wenn ich auch Recht gehabt hätte, Gnade für Recht ergehen laſſe.“

Er wurde ruhiger, ging auf ſein Zimmer, und befahl, ſeine Tabackspfeife zu ſtopfen, die er ſonſt immer im Munde hielt, in dieſen Tagen aber ganz vergeſſen hatte. Er befahl, Kaffee zu bringen. Er rauchte und trank gemächlich, und gebot dann dem aufwartenden Sklaven: „Laß mir die zwei Knaben rufen!“ Sie kamen und blieben ſchüchtern an der Thüre ſtehen.

„Kommt doch näher, ihr lieben Kinder!“ ſprach Abdallah. „Ihr gefallt mir; ich ehre euren Muth.

Kommt, ſetzt euch zu mir. Du, zu meiner Rechten, und du, zu meiner Linken. So! Und nun erzählt mir!“

Er that viele Fragen an ſie — über ihren Vater, über ihre verſtorbene Mutter, und über beider Eltern Beſchäftigungen und ganzes Thun und Laſſen; über die Art und Weiſe, wie die zwei Knaben in dieſes Land gebracht worden, wie ihr Vater und Antonius hieher gekommen; wie Elmine veranlaßt worden, ſie alle in das Haus aufzunehmen, und was ſeine Gemahlin Alles während ſeiner Abweſenheit gethan habe. — Die Knaben beantworteten alle Fragen mit kindlicher Offenherzigkeit und Unbefangenheit. Der Paſcha mußte manchmal lächeln.

Am Ende ſprach er: „Dies alles gefällt mir ſehr wohl. Euer Vater iſt ein recht guter Mann, und eure Mutter war eine ganz vortreffliche Frau. Auch den Antonius muß ich loben. Aber ſagt mir nun, hat euer Vater nie über unſern Propheten Mahomed geſchmäht?“ „Unſer Vater hat uns den Namen niemals genannt,“ ſagten die Knaben; „wir haben dieſen Namen erſt hier zu Lande nennen hören.“ „Aber,“ ſagte der Paſcha, „ihr Chriſten haſſet doch die Türken?“ „O nein, nein,“ riefen beide Knaben. „Wir müſſen alle Menſchen lieben, über die Gott ſeine Sonne ſcheinen läßt. Und darunter ſind auch die Türken. Wir ſehen es ja mit Augen, daß Er auch euch die Sonne ſcheinen laſſe; wir müſſen alſo auch die Türken lieben.“ Der Paſcha lächelte. „Aber,“ ſprach er weiter, „Alles an den Türken gefällt euch Chriſten doch nicht?“ „Freilich nicht Alles!“ ſagten die Knaben. „Nun,“ ſprach der Paſcha, „zum Beiſpiele?“ „Ja,“ ſagten die Knaben, „daß die Türken die Chriſten rauben und zu Sklaven machen, von denen es manche in dieſer Sklaverei recht hart haben. Die Chriſten haben wohl auch ſchon im Kriege Türken zu Gefangenen gemacht; ſie behandelten ſie aber nie als ihre Sklaven; ſie raubten niemals Türken, um ſie zu ihren Sklaven zu machen.“

„Hat euer Vater dieſes an den Türken getadelt?“ fragte der Paſcha. „Nein,“ ſprach Timotheus; das haben wir von Ihm nicht gehört. Wir haben das geſehen. Bei uns, in unſerm Vaterlande, hat man keine türkiſchen Sklaven, aber hier zu Lande gibt es viele chriſtliche Sklaven.“ „Nur das hat der Vater getadelt,“ ſprach Philemon, „daß es in der Türkei mit der Gerechtigkeit nicht am beſten ſtehe, daß man da manchen ohne gerichtliche Unterſuchung verurtheile. Er ſagte auch einmal, in einem Geſpräche mit einem ſeiner Freunde, etwas von einer ſeidenen Schnur, die der Sultan zuweilen einem Paſcha ſchicke. Der Vater hielt ſich ſehr darüber auf; wir begriffen aber nicht recht, was er damit meinte. Dieſe Schnur muß, obwohl ſie von Seide iſt, eine ſehr ſchlimme Schnur ſeyn. Wenigſtens nahmen wir das aus den Reden unſers Vaters ſo ab.“

„Da hatte euer Vater vollkommen Recht!“ ſprach der Paſcha mit einem bittern Lächeln. „Aber was hatte euer Vater ſonſt noch an den Türken auszuſtellen?“ „Ach,“ ſagte Timotheus, „daß ſie die Leute mit Feuer und Schwert zu ihrem Glauben zwingen wollen.“ „Nun, genug, genug davon!“ ſagte der Paſcha. Es fiel ihm ein, daß er ſelbſt ſogar ſeine Gemahlin mit dem Schwerte zum Glauben an Mahomed nöthigen wollte. „Reden wir von etwas Anderm,“ ſprach er; „ich möchte gern etwas Näheres von eurer Religion inne werden.“ Er legte den Knaben mancherlei Fragen vor. Er war mit ihren Antworten ziemlich zufrieden; hie und da ſchüttelte er jedoch ungläubig den Kopf, ſagte aber nichts dagegen. Was ihm indeß ausnehmend wohl gefiel, waren einige Sprüche aus der heiligen Schrift, welche die Knaben vorbrachten. Ihre ſelige Mutter und ihr frommer Vater hatten ihnen dieſe Sprüche ſo oft vorgeſagt, und Antonius hatte ſie von den Knaben ſo oft leſen und wiederholen laſſen, bis ſie dieſelben auswendig wußten. Unter dieſen waren beſonders folgende Ausſprüche:

„Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Laſſet uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerſt geliebt.“

„So hat Gott die Welt geliebt, daß Er ſeinen Eingebornen für ſie dahin gegeben, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, ſondern das ewige Leben haben.“

„Denen, die an Ihn glauben, gibt Er die Macht, Kinder Gottes zu werden.“

„Die Liebe zu Gott offenbart ſich dadurch, daß wir Seine Gebote halten; und Seine Gebote ſind nicht ſchwer.“

„Das erſte und größte Gebot iſt: Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften.“

„Das zweite Gebot iſt dieſem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. — Alles, was ihr wollet, das euch die Menſchen thun ſollen, das thut ihnen auch.“

„In dieſen zwei Geboten beſteht das ganze Geſetz und die Propheten.“

„Wenn du zum Leben eingehen willſt, ſo halte die Gebote.“

„Die Welt mit ihrer Herrlichkeit vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.“

„Wer meine Gebote hat und ſie hält, ſpricht Chriſtus, der ſtirbt nicht, ſondern wird leben, wenn er auch geſtorben iſt; er iſt durch den Tod zum Leben hindurch gedrungen.“

„Die Gerechten werden im Reiche ihres Vaters (im Himmel) glänzen, gleich der Sonne.“

„Kein Aug' hat es geſehen, kein Ohr gehört, es iſt in kein Menſchenherz gekommen, was Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben.“

Dieſe göttlichen Ausſprüche, die Abdallah jetzt das erſte Mal und zwar aus dem Munde der kindlichen Unſchuld vernahm, leuchteten ihm ſehr ein, und drangen ihm in das Herz. Die Knaben mußten ſie ihm mehrmal wiederholen, und thaten es mit ſichtbarer Andacht.

„Nun gut,“ ſprach er, „ihr ſeyd gute, fromme, wohlunterrichtete Kinder. Nun geht hin, und kündet eurem Vater ſeine Befreiung an. Sagt ihm, ich werde ihm kein Leid mehr thun, ſondern ihm vielmehr Alles Gute erweiſen, das nur immer in meinen Kräften ſteht.“

Fünfzehntes Kapitel.

Fröhliche Botſchaften.

Der Paſcha ſtand auf, und befahl dem Hauptmanne Omar, der im Vorzimmer am Schreibtiſche ſaß: „Führe dieſe zwei Knaben zu ihrem Vater, laß ihm die Ketten abnehmen, und begleite ihn hieher.“ Sie gingen mit Omar. Den Knaben zitterte das Herz, als ſie die enge, ſteile Stiege in den tiefen Thurm hinabſtiegen. Die eiſerne Thüre wurde geöffnet. Sie erblickten in dem finſtern Kerker, in den nur durch die offene Thüre einige Helle eindrang, mit Mühe und voll des innigſten Mitleids den geliebten Vater. Er ſaß mit ſchweren Ketten beladen auf einem niedrigen Stein, an dem er angekettet war. Die Thränen kamen ihnen über ſeinen bejammernswerthen Zuſtand in die Augen; doch das Mitleid mußte ſogleich der Freude weichen. Beide Knaben eilten auf ihren Vater zu; beide umarmten ihn; beide riefen voll Entzückens: „O liebſter Vater! Du biſt frei! Der Paſcha thut dir kein Leid mehr; er will dir nur Gutes thun. Er wird dir dies ſelbſt ſagen; wir ſollen dich zu ihm führen.“

„Welche wunderbare Veränderung!“ rief der Vater. „O meine liebſten Kinder, welche große, unerwartete Freude hat uns Gott bereitet! Ja, Du großer, allmächtiger Gott, der Du die Herzen der Könige und Fürſten wie Waſſerbäche leiteſt, dieſe große Veränderung haſt Du bewirkt. O wie dank' ich Dir! O Gott, wie gut biſt Du!“

„Ja,“ ſagte Timotheus, „der liebe Gott iſt doch recht gut! Weißt du noch, lieber Vater, wie wir dort in der Höhle beiſamen waren, und zu Gott flehten, Er wolle uns erretten, und uns nicht dem Paſcha in die Hände fallen laſſen? Damals hat Gott uns nicht erhört; aber jetzt hat Er es doch noch gethan, und auf eine viel herrlichere Art, als wir denken konnten!“

„Ach ja,“ ſagte Philemon, „damals, als wir Ihn in jener Höhle — ach ſo herzlich! — gebeten hatten, Er wolle wenigſtens nur unſern lieben Vater retten, und der Vater dennoch gebunden, und zwiſchen den zwei Pferden fortgeführt wurde, da wurde ich recht betrübt. Ich konnte gar nicht begreifen, warum Gott uns nicht erhöre. Mir ſchien es, Er bekümmere ſich gar nicht mehr um uns. Ich habe aber dem lieben Gott Unrecht gethan. Unſer Gebet zu Ihm war doch nicht vergebens! Er weiß Alles ſchöner und beſſer zu machen, als wir wünſchen und hoffen! Wir müſſen nur Geduld haben, und warten können!“

Dem Vater wurden jetzt die Ketten abgenommen; er ging heraus aus dem engen Gefängniſſe. Er trat, von dem Hauptmanne begleitet und an jeder Hand einen der Knaben führend, in das Zimmer des Paſcha. Der Paſcha ging ihm einige Schritte entgegen, bot ihm die Hand, und ſprach: „Laß uns Freunde ſeyn, Luzius! Ich habe mich in dir geirrt. Ich habe dir Unrecht gethan. Der Vater ſo guter Kinder kann kein böſer Mann ſeyn.

Komm, ſetze dich zu mir.“ Er führte ihn zum Sopha, und Luzius mußte ſich neben ihn ſetzen.

Jetzt traten beide Knaben mit aufgehobenen Händen vor Abdallah und ſagten beide, flehentlich bittend: „Ach liebſter Paſcha! laß auch unſern lieben Lehrer los. Weißt du! er iſt jener gute Gärtner, von dem wir dir ſo Vieles erzählen mußten, was dir Alles recht wohl gefiel. Ach, ſchenke doch auch ihm das Leben!“

„Es iſt recht ſchön von euch,“ ſprach der Paſcha, „daß ihr ſeiner gedenkt und mich an ihn erinnert. Ihr ſeyd gute Kinder. Geht hin und ſagt ihm, er habe nunmehr, ſo wie euer Vater, an mir einen Freund. Er ſoll hieher kommen. Der Hauptmann hier, wird euch begleiten.

Jeder der Knaben faßte eine Hand des Hauptmanns. Sie gingen, mit eilenden Schritten und ihn vorwärts ziehend, neben ihm her.

Antonius wußte von Allem, was vorgegangen war, noch nichts. Als er, auf dem Gange zu ſeinem Gefängniſſe, mehrere Tritte vernahm, und als er nun die ſchweren Schlöſſer und Riegel der Thüre öffnen hörte, ſo erwartete er nichts Anders, als man werde ihn zum Tode führen. Die Thüre ging auf, und beide Knaben ſprangen voll Freude hinein und riefen: „Liebſter Antonius, freue dich! Du wirſt nicht hingerichtet. Du biſt frei! Der Paſcha iſt nun nicht mehr über dich zornig. Du ſollſt zu ihm kommen. Unſer Vater iſt wirklich bei ihm. Der Paſcha iſt nun gegen euch Beide recht gut; er nannte euch Beide ſeine Freunde. O komm nun eilig mit uns!"

„Iſts möglich!" rief Antonius höchſt erſtaunt. „Das kommt von Dir, o Gott! Da iſt der Finger Gottes! Menſchen hätten das nicht bewirken können. Du, o barmherziger Gott, Du haſt mein Gebet erhört!"

Antonius hatte in ſeinem einſamen Gefängniſſe inbrünſtig gebetet, Gott wolle es nicht zugeben, daß den guten Kindern ihr Vater geraubt werde, daß die edle Frau hingerichtet werde, daß der Paſcha ſeine Hände mit unſchuldigem Blute, ſogar mit dem Blute ſeiner frommen Gemahlin färbe! „Um mich iſt es mir gar nicht," hatte er öfter geſagt; „o Du lieber Gott, rette nur den edlen Vater der guten Knaben, rette die vortreffliche Frau! Dieſer Mann und dieſe Frau können auf dieſer Welt noch mehr Gutes ſtiften, als ich abgelebter Greis! Mich nimm zu Dir!"

Er war über die Nachricht der Knaben jedoch hoch erfreut, und ging mit ihnen. An jeder Hand einen führend, wie vorhin der Vater, trat er in das prächtige Zimmer. Der Paſcha hatte den Antonius noch nie geſehen. Er war über die ehrwürdige Geſtalt des frommen Prieſters ſehr verwundert und betrachtete ihn einige Augenblicke.

„O wie ſchrecklich wäre es geweſen,“ ſprach er, „wenn ein ſolches Haupt durch meine Schuld unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen wäre!“

Abdallah ging jetzt ſchnell auf Antonius zu, bot ihm die Hand und ſprach: „Luzius hat mir verziehen; verzeihe mir auch du! Sey mein Freund, wie er es nun auch iſt.“

Luzius umarmte Antonius unter Freudenthränen. Antonius weinte auch vor Freude. Beide waren ſehr gerührt; beide lobten und prieſen Gott. Der Paſcha war von dieſem Anblicke ſehr ergriffen. „Erlaubt mir,“ ſagte er, „daß ich euch auch umarme!“ „Und nun kommt, und ſetzt euch zu mir! Wir haben noch Vieles mit einander zu reden!“

„Ihr aber, meine lieben Kinder,“ ſprach Abdallah zu den Knaben, „geht nun zu Elminen, meiner Gemahlin. Erzählt ihr, was hier vorgegangen iſt. Sagt ihr, ich laſſe ſie bitten, mich wiſſen zu laſſen, ob und bis wann ich ſie beſuchen dürfe.“ Beide Knaben ſprangen augenblicklich fort, und hüpften vor Freude. Sie ſprangen in das Zimmer der Frau und riefen: „Der Paſcha hat eben jetzt unſern Vater und unſern Lehrer umarmt. Wir haben geſehen, daß ihm die Thränen in den Augen ſtanden. Alle drei ſitzen jetzt ſehr freundlich und vergnügt beiſammen. Er, dein Gemahl, läßt dich fragen, ob er zu dir kommen dürfe?“

„Die Frau hatte ſchon mit Erſtaunen vernommen, daß ihr Gemahl ſeinen Sinn geändert, und ſich gegen Luzius und Antonius ſehr gnädig bezeigt habe. Sie erwartete, ihr Gemahl werde auch ihrer nicht vergeſſen. Sie war deßhalb über dieſe Botſchaft höchſt erfreut. Sie weinte vor Freuden und ſchloß beide Kinder , die ihr die Hände küſſen wollten, in ihre Arme. „O eilt," ſprach ſie, „ſagt meinem Gemahl, ich freue mich unausſprechlich, ihn zu ſehen!" Die Knaben eilten fort; ſie flogen mehr, als ſie gingen.

Abdallah ſtand unverzüglich auf und ging zu ſeiner Gemahlin. Er blieb unter der Thüre ſtehen, und ſprach: „O geliebteſte Elmine! Kannſt du mir verzeihen? Ach, ich habe dich ſchwer beleidigt. Ich habe dir viele Angſt und großen Jammer bereitet. Ich habe dich ſogar tödten wollen! O zürne nicht über mich!" Elmine eilte mit offenen Armen auf ihn zu. „Ach," ſagte ſie, „ich habe nie über dich gezürnt. Ich habe nur immer für dich gebetet." „Dein Gebet," ſprach Abdallah, „war nicht vergebens. Ich habe vorhin Alles aufgeboten, deinen Sinn zu ändern; aber nun hat Gott meinen Sinn geändert. Ich habe nichts mehr dagegen, daß du eine Chriſtin biſt; ich hoffe, auch noch ein Chriſt zu werden."

Beide ſetzten ſich auf das Sopha. Sie erzählte, wie ſie die zwei Knaben kennen gelernt, wie ſie auf die kindlichen, rührenden Geſpräche der Knaben hin den Antonius habe rufen laſſen, wie die Türken den Vater der Knaben als Gefangenen hieher gebracht haben, und wie ſie ihn ſeinen Kindern wieder gegeben habe. „Ich denke,“ ſagte ſie, „dies Alles hat Gott ſo gefügt. Ich glaubte nicht anders handeln zu können. Du wirſt mir nicht Unrecht geben.“ „Du haſt ganz recht gehandelt,“ ſprach er; „ich hätte es wohl auch ſo gemacht, nur nicht ſo gut, wie du. Ich danke Gott mit dir.“ Er blickte gerührt zum Himmel. „Doch nun komm mit mir,“ ſprach er; „unſere Freunde warten auf uns. Wir wollen mit einander einen ſeligen Abend zubringen.“

Abdallah trat mit ſeiner Gemahlin, Arm in Arm, in das Zimmer. Sein Angeſicht leuchtete von Freude. Auch ſie lächelte mit Augen voll Freudenthränen. Luzius und Antonius bezeigten ihre freudige Theilnahme. Alle, auch die Knaben, waren voll Seligkeit. „Wir wollen dieſen Abend zuſammen ſpeiſen,“ ſagte der Paſcha. „Das Mittagseſſen iſt mir heute ohnedies ganz aus dem Sinne gekommen, und euch wird es wohl auch ſo gegangen ſeyn.“

Ueber eine Weile wurde aufgetragen. Vergnügter und ſeliger war nicht leicht eine Tiſchgeſellſchaft. Als es anfing ſpät zu werden, hieß Elmine die Knaben, in deren Augen ſich der Schlaf meldete, zu Bette gehen. Der Paſcha aber, ſeine

Gemahlin, Luzius und Antonius vertieften ſich ſo in fromme Geſpräche, daß ſie bis lange nach Mitternacht beiſammen blieben.

Sechzehntes Kapitel.

Ein großer Entſchluß.

Am folgenden Morgen hatte Abdallah Amtsgeſchäfte vorzunehmen, deren eine Menge auf ihn wartete, und ihm bis zum ſpäten Abende kaum einen freien Augenblick übrig ließ. Viele Beamten kamen, ihm über ihre Verwaltung während ſeiner langen Abweſenheit Rechenſchaft abzulegen. So ging es alle Tage, und währte mehrere Wochen. Elmine blieb meiſtens in ihren Zimmern. Antonius und Luzius waren wieder, wie zuvor, in dem Garten beſchäftigt. Die Sehnſucht nach ihrem geliebten Vaterlande regte ſich mächtig in ihrem Herzen. Luzius ließ durch ſeine Söhne Elmine an ihr Verſprechen erinnern, ihn zu entlaſſen, und Elmine redete darüber mit ihrem Gemahl.

Abdallah kam in den Garten und ſprach zu Luzius und Antonius: „Ich kann mir denken, daß ihr euch aus dieſem unchriſtlichen Lande in euer Vaterland zurückſehnt. Allein der Winter iſt vor der Thüre. In dieſer rauhen Jahreszeit iſt es nicht gut reiſen. Aus aufrichtigem Wohlwollen gegen euch kann ich euch noch nicht entlaſſen; jedoch muß ich geſtehen, daß einiger Eigennutz dabei iſt. So viel mir daran liegt, euch keinen unnöthigen Beſchwerden und Gefahren auszuſetzen, ſo iſt es mir doch auch um mich zu thun. Ich möchte eures belehrenden und erbaulichen Umganges gerne noch länger genießen. Den ehrwürdigen Antonius könnte ich ſchon gar nicht entbehren. Denn mir liegt nun an meinem Seelenheile mehr, als an aller Herrlichkeit der Welt. Ich bitte euch alſo, bleibt noch bei uns!"

Sie willigten in ſeine Bitte, und er brachte von nun an alle ſeine freien Stunden in ihrer Geſellſchaft zu. Beſonders hatte er mit Antonius lange Unterredungen über chriſtliche Wahrheiten. Oft ſpät in der Nacht, wenn er in der kleinen Zelle, die Antonius in der Gärtnerwohnung bezogen hatte, noch Licht ſah, ſchlich er aus Furcht der Türken zu ihm, wie einſt Nikodemus aus Furcht der Juden zu Chriſtus.

Allein die Türken merkten es dennoch, und es wollte ihnen gar nicht gefallen, daß ihr Paſcha mit dem Chriſten Luzius, und ſogar mit einem chriſtlichen Prieſter, dem Antonius, ſo vertraulich umgehe. Sie fanden aber, daß der Paſcha von dieſer Zeit an nicht mehr ſo jähzornig, ſondern viel ſanfter und milder ſey: daß er Niemanden mehr, der eine Beſchwerde vorzubringen hatte, ungehört abweiſe; daß er Manches in der Uebereilung begangene Unrecht wieder vergüte; und ſo waren ſie denn zufrieden. „Wir haben es nun beſſer unter ihm,“ ſagten ſie, „und ſo iſt es gut.“

Antonius wußte die Wahrheit, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der chriſtlichen Religion ſo klar und lebhaft darzuſtellen, daß Abdallah immer mehr dafür eingenommen wurde. Der fromme, erleuchtete Prieſter fing von dem Sündenfalle der erſten Menſchen und der göttlichen Verheißung eines Erlöſers an, durchging die älteſten Weiſſagungen der Propheten, die alle an Jeſus erfüllt worden; erzählte dann ganz einfach die Geſchichte Jeſu — von ſeiner wundervollen Geburt, von den Engeln, den Hirten, den Weiſen aus Morgenland, die ſich bei ſeiner Krippe eingefunden — von der Taufe Jeſu, dem offenen Himmel, und der Stimme, die vom Himmel kam — von der himmliſchen Lehre Jeſu — von ſeinen Weiſſagungen, die eben ſo, wie die der Propheten von Ihm, in Erfüllung gegangen — von ſeinen wohlthätigen Wunderthaten — von ſeinem Leiden — der blutigen Dornenkrone und dem Kreuze, von ſeiner unendlichen Liebe, mit der Er für die Menſchen in den Tod ging, mit der Er noch für ſeine Mörder betete — von ſeiner herrlichen Auferſtehung — den Engeln und

Frauen am Grabe — von ſeiner Himmelfahrt — von der Geiſtesſendung, und wie die Apoſtel, von dieſem Geiſte erleuchtet und entflammt, hingingen in alle Welt, und mächtig in Worten und Thaten die frohe Botſchaft von Jeſus Chriſtus, dem Erlöſer der ſündigen Welt, überall auf Erden verkündeten. Abdallah hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, und ward mehrmals innig gerührt.

Was aber die Worte des frommen Mannes noch eindringender machte, war die Glaubensfreudigkeit, die fromme Begeiſterung, mit der er redete — und vor Allem ſein Leben, das mit ſeinen Lehren ſo ſchön übereinſtimmte. Abdallah dachte ſehr ernſtlich nach über Alles, was er ſeit einer Zeit her gehört und geſehen hatte. Er ſaß manche Stunde allein in ſeinem Zimmer, oder ging an ſchönen Herbſttagen in den Gängen des Gartens auf und ab, und ſann nach, und überlegte Alles in ſeinem Herzen.

Einmal kam ſeine Gemahlin in den Garten, fand ihn auf einer einſamen Bank ſitzend, und ſprach zu ihm: „Warum biſt du immer ſo nachdenkend und immer ſo allein? Worüber ſinneſt du?“ „Ach,“ ſprach er, „das kannſt du dir ja leicht denken! Die Religion, zu der du dich nunmehr bekenneſt, iſt mein einziger Gedanke. Ich dachte eben an unſere zwei Freunde. Sie ſind doch recht edle Menſchen. Dieſer Antonius iſt ſo von Herzen demüthig, ſo ſanftmüthig, ſo voll Liebe gegen Gott und Menſchen, ſo einfach, ſo redlich und aufrichtig, daß ich ihn nicht genug bewundern kann. Auch Luzius iſt ein ſehr vortrefflicher Mann. So erfahren er in Weltgeſchäften iſt, ſo iſt er doch über die Güter, Ehren und Lüſte dieſer Welt weit erhaben. Dieſe beiden Chriſten hängen an nichts Irdiſchem mehr. Sie ſind ganz durchdrungen von Liebe zu Gott und den Menſchen; ihr ganzer Sinn iſt nur darauf gerichtet, Gott zu ehren und den Menſchen Gutes zu thun. O welch ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſen zwei Männern und den hochmüthigen, geldgierigen, blutdürſtigen, wollüſtigen Türken, wie ſie faſt alle ſind. — Und dann die zwei holden Knaben, Timotheus und Philemon! Wie lieben ſie ihren Vater! Wie hangen ſie mit ganzer Seele an ihrem Lehrer und ſeinem Munde! Wie gehorchen ſie jedem Winke! Wie freundlich und fröhlich ſind ſie immer! Was mich aber am meiſten in Erſtaunen ſetzte, und was mir unvergeßlich bleibt, iſt der Muth, mit dem ſie bereit waren zu ſterben, voll des lebhafteſten Wunſches, der feſteſten Hoffnung in den Himmel zu kommen!“

„Und auch du, liebſte Elmine, du warſt zwar immer eine gutgeartete, ſanfte, liebenswürdige Frau. Aber ſeit du eine Chriſtin biſt — o denke nicht, daß ich dir ſchmeicheln wolle! — kommſt du mir vor wie ein himmliſches Weſen. Wenn ich, unbemerkt von dir, dich in deiner Andacht, deinem frommen Gebete erblickte, ſchienſt du mir wie verklärt! Und mit welcher himmliſchen Sanftmuth haſt du mir mein rohes, rachgieriges Betragen, die Tigerwuth, mit der ich dich ermorden wollte, verziehen! Nein — nicht verziehen! Du hatteſt nicht einmal über mich gezürnt! Du wareſt mir nicht einmal gram geworden!" Er hatte Thränen in den Augen und umarmte ſie. „Eine Religion," ſprach er, „die ſo gute Menſchen bildet, muß eine gute Religion ſeyn. Ich bin nun entſchloſſen, auch ein Chriſt zu werden. Dieſer mein Entſchluß ſteht unerſchütterlich feſt."

Siebenzehntes Kapitel.

Ein chriſtlicher Gottesdienſt.

Abdallah eröffnete ſeinen Entſchluß, ein Chriſt zu werden, ſeinen zwei Freunden. Beide Freunde waren darüber hoch erfreut und dankten Gott. — „Nur," ſprach Abdallah, „muß die Sache für jetzt noch ein Geheimniß bleiben. Dazu habe ich meine wichtigen Gründe. Indeß möchte ich doch hier in meinem Pallaſte eine chriſtliche Hauskapelle haben. Und dieſe ließe ſich, wie ich denke, wohl zu Stande bringen, ohne daß die Türken etwas davon merken. Ich habe einmal, da ich zu Konſtantinopel war, in dem Hauſe eines der chriſtlichen Geſandten, eine ſolche Kapelle geſehen, die mir mit dem reich gezierten Altare und den ſchönen Gemälden ſchon damals — freilich nur in Hinſicht der Kunſt — ſehr wohl gefiel. Ich denke, das Zimmer, in dem ich bisher meine Schätze und Koſtbarkeiten aufbewahrte, und wohin ich nur ſelten einem Menſchen den Zutritt geſtattete, iſt am beſten dazu geeignet. Ihr aber, meine Freunde, müßt mir dazu behülflich ſeyn, dieſen Gedanken auszuführen.“

Luzius, der gewandte, viel erfahrne Kaufmann, erbot ſich, die goldenen und ſilbernen Gefäße zum Altardienſte herbei zu ſchaffen. Antonius übernahm es, ein Meßbuch, ein Ritual und die übrigen nöthigen Bücher, nebſt der prieſterlichen Kleidung zu beſorgen. „Und ich,“ ſprach der Paſcha, und ſtrich ſich vergnügt den Bart, „werde euch ſogleich mehr Geld dazu geben, als nur immer dazu erforderlich ſeyn kann. Laßt nur Alles recht koſtbar und auf das ſchönſte machen. Verabredet miteinander das Weitere. Sorgt dafür, daß Alles, wohl in Kiſten gepackt, unter meiner Addreſſe, ſicher an die Gränze gebracht werde. Ich werde Anſtalten treffen, daß die Kiſten, ohne Plackereien und Unterſuchungen von Mauthnern und Gränzwächtern, ſchleunig hieher kommen. Meiner Gemahlin müßt ihr aber zur Zeit noch nichts davon ſagen. Ich möchte ſie gerne überraſchen.“

Zur großen Freude Abdallah's kamen, eher als er dachte, die Kiſten an. Er wäre gern dabei zugegen geweſen, als Antonius und Luzius das Zimmer zur Kapelle, oder vielmehr nur zu einem Betſaale einrichteten. Allein wichtige Amtsgeſchäfte riefen ihn eben jetzt ab in eine entfernte Stadt. Das war ſeinen zwei Freunden ſehr lieb. Sie wollten auch ihn überraſchen.

Ein zierlicher Tiſch von Cedernholz diente zum Altar. Ueber dem Altare wurde an der Wand ein ſchönes Gemälde in goldenem Rahmen angebracht. Auf dem Altare wurde ein ſilbernes Kruzifix nebſt ſechs ſilbernen Leuchtern aufgeſtellt. Der koſtbare, mit Edelſteinen beſetzte goldene Kelch, die kleinen ſilbernen und vergoldeten Kännchen für Wein und Waſſer, nebſt dem Teller, worauf ſie ſtanden, alles von ſchöner getriebener Arbeit, die Meßglöcklein von Silber, auch die prieſterlichen Kleider, wurden ſeitwärts in einem anſtoßenden, geräumigen, hohen Gewölbe verwahrt, das zur Sakriſtei dienen mußte.

Als Abdallah von ſeiner Geſchäftsreiſe zurückkam, und ſich unverzüglich in ſeine Kapelle begab, ward er wirklich ſehr überraſcht. Er rief, bevor er ſich Zeit nahm, Alles näher zu beſehen, Elminen herbei, und führte ſie herein. Beide lobten Alles, was ſie erblickten. Vorzüglich aber gefiel ihnen das Altarblatt. Es ſtellte die heiligen drei Könige vor. Elmine war entzückt über die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde. Abdallah bewunderte überdies die ehrwürdige Geſtalt der Könige. Ihre morgenländiſche Tracht, die Bedeckung des Hauptes, die einem türkiſchen Bunde glich, und noch beſonders der Mohr, hatten ſeinen ganzen Beifall. Auch den Stern, der hoch oben glänzte, bemerkte er wohlgefällig. „Auch mir,“ ſprach er, „hat Gott einen Stern aufgehen laſſen. Auch ich will mit dieſen Königen meinen göttlichen Erlöſer anbeten!“

Der zur Taufe Abdallah's beſtimmte Tag brach an. Antonius hatte ihn über die heilige Handlung der Taufe und das heilige Geheimniß des Altars ſeit mehreren Tagen her eifrig unterrichtet. Abdallah trat, von ſeiner Gemahlin und von ſeinem Freunde Luzius begleitet, in die Kapelle. Die Kerzen auf dem Altare brannten, das Meßbuch war aufgeſchlagen. Abdallah und Elmine wunderten ſich aber, daß Antonius noch nicht zugegen ſey. Auch Luzius war befremdet, ſeine Söhne, die ſich ſchon früher hieher begeben hatten, nicht zu ſehen. Allein jetzt traten beide Knaben in Kirchenkleidung aus der Seitenthüre, um am Altare zu dienen, oder wie man zu ſagen pflegt, zu miniſtriren. Antonius hatte ihnen dazu den erforderlichen Unterricht gegeben. Er folgte ihnen in prieſterlicher Kleidung und trat an den Altar.

Abdallah legte vor dem Altare mit kräftiger Stimme das Glaubensbekenntniß ab. Antonius taufte ihn. Abdallah bekam in der Taufe, auf ſein Verlangen, den Namen Paulus. „Bisher,“ ſprach er, „war ich ein Saulus. Gott gebe, daß ein Paulus aus mir werde.“ Luzius war Taufzeuge. Elmine zerfloß in Thränen der ſeligſten Rührung. Sie dachte daran, wie auch ſie getauft worden, und wie ſie ſeit dieſer Zeit ſo ſelig und gleichſam in den Himmel verſetzt war.

Nun entrichtete Antonius das heiligſte Opfer, wobei der Neugetaufte und deſſen Gemahlin, voll frommer Sehnſucht, der heiligen Geheimniſſe des Altars theilhaft werden wollten. Bei dem dreimaligen: „Heilig, heilig, heilig!“ und bei der Erhebung der geweihten Hoſtie und des geſegneten Kelches klingelten die Knaben. Abdallah und Elmine ſchlugen, mehr aus Andacht, als weil ſie es gelehrt worden, ſich tief neigend an die Bruſt. Nachdem der Prieſter die heiligen Geheimniſſe des Leibes und Blutes des Herrn genoſſen hatte, reichte er zuerſt dem Abdallah, und dann Elminen das Brod des Lebens. Beide beteten in Anbetung verſunken. Antonius begab ſich mit ſeinen zwei Altardienern in die Sakriſtei. Es verging wohl eine halbe Stunde, bis er mit ihnen, in gewöhnlicher Kleidung, wieder heraustrat. Auch er hatte inbrünſtig für Abdallah und Elmine zu Gott gefleht.

„Mein Sohn, meine Tochter,“ ſprach er, indem er zu ihnen trat, „Gott wolle euch Beiden dieſe heiligen Handlungen zum ewigen Leben gereichen laſſen.“ Abdallah umarmte ihn; Elmine küßte ihm die Hand. Ein jedes ging ſtille auf ſein Zimmer, um dort noch zu beten, und in Gott verſammelt zu bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abſchied.

Luzius verlangte nun immer ſehnlicher, mit ſeinen Söhnen in ſein Vaterland zurückzukehren. „Ich kann dir dies nicht verdenken,“ ſprach Abdallah. „Auch ich habe nicht im Sinne, für immer hier in dieſem Lande zn bleiben. Allein ſogleich kann ich noch nicht abreiſen. Ich habe noch vieles Unrecht, das ich anrichtete, zu vergüten. Ich will nicht, gleich einem flüchtigen Diebe, mich aus dem Staube machen. Ich will dem Sultane von meiner Verwaltung Rechenſchaft ablegen, und von ihm, auf meine Bitte, der Ordnung gemäß meine Entlaſſung erhalten. Wenn er in der Folge, nachdem ich abgereiſt ſeyn werde, vernehmen wird, ich ſey kein Türke mehr, ſo ſoll er doch ſagen müſſen, ich ſey nicht nur ein ehrlicher Mann geblieben, ſondern es noch mehr geworden. Er ſoll keine Urſache finden, den Glauben, den ich nun angenommen habe, zu ſchmähen. Auch das große Vermögen, das meine Gemahlin mir zugebracht hat, will ich in Sicherheit bringen. Ich will an ihr und den Armen kein Unrecht begehen. Sie wird ihren Reichthum zum Beſten der Armen beſſer zu verwenden wiſſen, als wenn er, wer weiß, in welche raubgierige Hände käme. Ich will in Allem als ein Mann und als ein Chriſt handeln.“

Elmine war darauf bedacht, Luzius und ſeine zwei Söhne ganz neu und aufs beſte kleiden zu laſſen. Unter den chriſtlichen Sklaven in der Stadt befand ſich ein junger Mann aus Ungarn, der ein ſehr geſchickter Kleidermacher war, und mit ſeinen trefflichen Arbeiten ſeinem Herrn vielen Gewinn brachte. Elmine ließ ihn kommen, und fragte ihn, ob er ſich getraue, für Luzius und deſſen Söhne ungariſche Kleider zu verfertigen, und ob er dieſe Arbeit übernehmen wolle? „O, mit tauſend Freuden!“ rief er; „ich verſtehe mich noch viel beſſer darauf, ungariſche, als türkiſche Kleider zu machen. Und ſie müſſen gewiß ſo gut ausfallen, als ehemals mein Meiſterſtück. Alle Meiſter und Geſellen von ganz Ungarn müßten, wenn ſie zuſammengerufen würden, ſie auch für ein Meiſterſtück erklären.“ Er bat ſich die Erlaubniß aus, das Maaß zu nehmen. Elmine ließ Timotheus und Philemon rufen. „Das iſt luſtig,“ ſprach er, indem er ſie erblickte, „und erſpart mir viele Mühe. Ich brauche nur an Einem der jungen Herren das Maaß zu nehmen, um für Beide die Kleider zu verfertigen.“ Hierauf ließ Elmine ihn von den beiden Brüdern zu Vater Luzius führen. Nach einiger Zeit brachte der fleißige junge Mann die Kleider. Sie waren wie angegoſſen. Elmine lobte die Arbeit, bezahlte ihm das Macherlohn, reichte ihm überdies noch ein Geſchenk, und ſagte: „Der Paſcha wird, wie ich nicht zweifle, auf meine Bitte, dich von deinem Herrn kaufen, und dann dir die Freiheit ſchenken.“ Der flinke Geſell verneigte ſich tief, küßte ihr die Hand, und hüpfte höchſt vergnügt und erfreut zur Thüre hinaus.

Es ſtand aber noch über ein Jahr an, bis Luzius mit ſeinen Söhnen abreiſen konnte. Abdallah wollte ſie bis zur Gränzſtadt, wo er Geſchäfte vorzunehmen hatte, begleiten, ward aber durch andere Geſchäfte immer daran gehindert; Elmine ſuchte aus mütterlicher Zärtlichkeit die Abreiſe ſo lange, als es nur immer ſchicklich war, zu verzögern; Luzius wurde bedenklich krank, und brauchte längere Zeit, bis er ſich wieder erholt hatte.

Endlich brach der Morgen an, der zur Abreiſe beſtimmt war. Abdallah, Luzius und ſeine Söhne hatten das Frühſtück eingenommen. Alle ſtanden zur Abreiſe bereit. Da fingen beide Knaben auf einmal an laut zu weinen. „Was iſt euch, meine lieben Kinder?“ ſprach Elmine. „Ach, ach,“ riefen Beide, „ach, daß wir dich verlaſſen müſſen!“ Sie küßten ihr die Hände und benetzten ſie mit Thränen. „Ach, iſt es dieſes?“ ſprach Elmine. „Nun, nun, meine lieben Kinder! Seyd getroſt; wir ſehen uns ja bald wieder.“

Beide näherten ſich nun ſchluchzend und mit heißen Thränen ihrem theuren Lehrer Antonius, um Abſchied zu nehmen. Abdallah ſprach: „Ihr weinet ja, als müßtet ihr aus der Welt ſcheiden; ihr geht ja nur in ein anderes Land, in euer geliebtes Vaterland — und wir kommen nach. Bald, bald kommen wir dort alle wieder zuſammen.“

„So iſt es!“ ſprach Antonius. „Und ſo iſt es auch, wenn Eines unſerer Geliebten, ſey es Vater oder Mutter, Bruder oder Schweſter, die Reiſe in die Ewigkeit antreten muß. Es iſt nur um eine kleine Weile zu thun. Dort, dort im Himmel, unſerm rechten Vaterlande, hoffen wir alle wieder zuſammen zu kommen. Darum ſeyd getroſt, meine lieben Kinder! Bei jedem Abſchied iſt der beſte Troſt der Chriſten: Wir ſehen uns wieder — in dieſer oder in jener Welt.“

Die Knaben trockneten ihre Thränen und wurden ruhiger. Der Reiſewagen fuhr vor; eine Schaar tapfere Janitſcharen ſaß ſchon lange zu Pferd, ihn zu begleiten. Abdallah ſtieg mit Luzius in den Wagen; Timotheus und Philemon ſtiegen auch ein und ſetzten ſich rückwärts. Alle boten Elminen und Antonius noch aus dem Wagen die Hand. Die Knaben winkten ihnen mit ihren naſſen Tüchern noch lange.

Doch bald erheiterten die Knaben ſich wieder. Die Berge und Thäler, die Wälder und Felder, die Flecken und Dörfer, die an dem Wagen gleichſam vorbeiflogen, machten ihnen viele Freude. Sie konnten ſich nicht genug darüber wundern. Einige Gegenden mit Wald und Felſen waren gar unvergleichlich ſchön. Alle im Wagen dankten Gott, daß er ſeine Welt ſo ſchön geſchaffen habe.

Neunzehntes Kapitel.

Der Juwelenhändler.

Der Wagen kam glücklich in der Gränzſtadt an. Zwei Janitſcharen zu Pferd hatten es ſchon einen Tag vorher in der Stadt angeſagt, der Paſcha werde kommen. Es waren daher am Stadtthore und auf der Straße eine Menge Leute verſammelt, ihn zu ſehen.

Der Paſcha ſtieg bei dem großen Hauſe ab, das für Reiſende aller Art ſehr gut eingerichtet war, und verlangte, man ſolle ihn in das beſte und größte Zimmer führen. Es ſah zwar nicht prächtig, aber doch ordentlich aus, und von den Fenſtern hatte man eine weite, herrliche Ausſicht hinüber nach Ungarn. Luzius trat an ein Fenſter, erblickte ſeine vaterländiſchen Berge, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Er blickte zum Himmel und dankte Gott, der ihm nach ſo manchen Leiden eine ſo fröhliche Heimkehr ins Vaterland bereitete.

Indeß trat ein Mann in ganz hübſcher türkiſcher Kleidung, mit einem zierlichen Käſtchen unter dem Arme herein, neigte ſich tief vor dem Paſcha, und ſagte: „Befehlen Eure Herrlichkeit Nichts von meinen Waaren? Ich handle mit lauter Koſtbarkeiten, mit dem prächtigſten Schmucke für Herren und Damen. Das feinſte Gold, die herrlichſten Edelſteine! Alles gut und ächt, und ſehr wohlfeil. Ich mache immer die billigſten Preiſe!"

Ehe der Paſcha antwortete, hatte der Mann die Waaren ſchon auf dem Tiſche ausgelegt. „Von dieſen Ringen und Armbändern, mit Diamanten, Rubinen und andern Juwelen beſetzt," ſprach er, „von dieſen goldenen Halskettelchen ſollten Euere Herrlichkeit doch der Frau Gemahlin Etwas mit nach Hauſe bringen."

Luzius trat nun auch an den Tiſch, beſah die

Waaren, auf die er ſich als Kaufmann ſehr gut verſtand, und ſagte: „Das Gold iſt ſchlecht, es hat kaum ſechs Karat; die Steine aber ſind alle falſch!“

„Ei, Gott behüt!“ rief der Mann. „Wer dies ſagt, der verſteht ſich ſchlecht auf Gold und Edelſteine. Seine Hoheit da,“ ſagte er, ſich gegen den Paſcha verneigend, „iſt, wie ich ſogleich bemerkt habe, ein wahrer Kenner.“

Luzius blickte dem Manne ins Geſicht, legte ihm die Hand auf die Schulter, und ſprach: „Schurke! dich kenne ich ſchon lange. Du wollteſt mich auch einmal betrügen! Ja, du haſt einen Bürger meiner Vaterſtadt um eine große Summe Geldes wirklich betrogen. Der brave Mann wäre ein Bettler geworden, wenn der Betrug am Ende nicht noch glücklich wäre entdeckt worden.“

„Das iſt nicht ſo,“ rief der Betrüger, „der Herr irrt ſich! Ich habe den Herrn noch mit keinem Auge geſehen! Ich weiß gar nicht, wer er iſt!“ Indeß bemerkte er das ernſte Geſicht und die zornigen Blicke, die der Paſcha auf ihn richtete, und ſagte: „Je nun, ſey der ſeltſame, wunderliche Herr Chriſt da, wer er will. Er hat mir, wie ich ſehe, nun ſchon ein böſes Spiel gemacht. Ich werde hier nichts gewinnen.“ Er raſſte ſeine Waaren ſchnell zuſammen und wollte ſich entfernen.

Jetzt traten Timotheus und Philemon herein.

Der Vater hatte ihnen, auf ihre Bitte erlaubt, die Stadt ein wenig zu beſehen. Timotheus rief ſogleich: „Dies iſt der Mann, der uns geraubt hat.“ „Ja,“ ſprach Philemon, ihn näher betrachtend, „er iſt es!“ Beide Knaben ſagten: „Die Stadt kam uns, als wir hereinfuhren, ſogleich ſo bekannt vor. Wir erinnerten uns gar wohl, daß wir ſchon einmal hier geweſen.“ „Und,“ ſagte Timotheus, indem er im Zimmer umher blickte, „eben in dieſer Stube hat der Mann da uns verkauft. Auf dieſem Tiſche hier wurde ihm das Geld ausbezahlt.“ Philemon ſagte: „Der Wirth der damals zugegen war, hatte großes Mitleid mit uns; er konnte uns aber nicht retten. Allein jetzt ſcheint er freilich uns nicht mehr zu kennen.“

Der Handelsmann ſtand, mit ſeinem Käſtchen unter dem Arm, ſehr erſchrocken da. Indeß läugnete er Alles. Er ſchwur darauf und rief: „Weiß Gott! Ich kenne die feinen jungen Herren nicht Wie könnte ein Menſch auch ſo verwegen ſeyn, auf einmal zwei ſo ſchöne Herrchen, die bei dem großen Paſcha in ſo hohen Gnaden ſtehen, zu entführen und zu verſchachern. Ein ſolcher verruchter Böſewicht wäre ja nicht werth, daß ihn die Erde trage!“

Der Paſcha ließ den Wirth hereinkommen, und fragte ihn, ob er die Knaben kenne. Beide traten vor den Wirth. Er betrachtete ſie aufmerkſam, und ſagte dann: „Ja, jetzt erinnere ich mich ihrer. Anfangs erkannte ich ſie nicht wieder, denn Beide ſind indeß ſehr gewachſen. Allein die große Aehnlichkeit, die ſie mit einander haben, über die ich mich damals ſchon ſehr verwunderte, und die, auch jetzt noch, nicht größer ſeyn könnte, iſt mir ein ſicheres Kennzeichen, daß ſie wirklich die zwei Knaben ſind, die der Mann da, in dem Saale hier, verkauft hat. Von dem Manne weiß ich aber ſonſt nichts zu ſagen. Ich habe ihn ſeit der Zeit nicht mehr geſehen, noch etwas von ihm gehört.“

Jetzt rief der Paſcha den Kadi, den Richter der Stadt, der ſich eben hatte melden laſſen und im Vorzimmer ſtand, herein, erzählte ihm, weſſen der Mann beſchuldigt werde, und erkundigte ſich, was der Kadi von dieſem Manne wiſſe.

Der Kadi ſprach: „Der Mann war mir bisher gänzlich unbekannt. Denn ich bin noch nicht länger, als ſeit einem Jahre hier, und ſehe ihn, da er erſt vor einigen Tagen wieder in dieſe Gegend kam, jetzt das erſte Mal. Der Beſchreibung nach, die meine Leute mir von einem gewiſſen verdächtigen Edelſteinhändler machten, iſt es dieſer. Er gibt ſich, dem Vernehmen nach, bald für einen Türken, bald für einen Chriſten aus. Andern Nachrichten zufolge, die ich aber nicht verbürgen kann, iſt er ein polniſcher Jude. Wer er indeß auch ſeyn mag, ſo wäre er meiner Wachſamkeit nicht entgangen. Ich gab meinen Gerichtsdienern und Ausſpähern die gemeſſenſten Befehle, wohl aufzupaſſen, um ihn auf einem betrügeriſchen Streiche zu ertappen. Nun ward der Betrüger, freilich ohne mein und meiner Leute Zuthun, bloß durch den Scharfblick Eurer Herrlichkeit entdeckt und entlarvt.“

Hierauf erſuchte der Paſcha den Luzius, jenen frühern Betrug des Mannes zu erzählen. Luzius erzählte: „Der Betrüger hat ſchon vor mehreren Jahren, einem ſehr wackern, gutmüthigen Handelsmanne meiner Vaterſtadt, der aber nicht für ſehr klug gehalten wurde, einen Wechſel überreicht und das Geld dafür eingeſtrichen. Der Betrogene ward erſt, als er das Papier in Geld umſetzen wollte, zu ſeinem Schrecken inne, der Wechſel ſey falſch. Er verklagte den Mann. Der Betrüger läugnete aber, der Wechſel, den ihm das Gericht vorzeigte, ſey aus ſeiner Hand gekommen; er behauptete, er habe dem Handelsmanne einen ganz andern, ächten Wechſel gegeben. Der Betrogene kam in ſeinem großen Jammer zu mir. Ich nahm mich des guten, bedauernswerthen Mannes an. Ich empfahl ihn meinem Advokaten, und verſprach, alle Gebühren zu bezahlen. Der Betrüger kam in Arreſt. Er wußte ſich aber einen ſehr liſtigen Sachwalter zu verſchaffen. Es entſtand ein Prozeß. Nach ziemlich langer Zeit erfolgte endlich der Urtheilsſpruch: Der Betrüger habe das eingenommene Geld zurückzuerſtatten, und ſämmtliche Prozeßkoſten zu bezahlen. Den ausgeſtandenen Arreſt von mehreren Monaten wolle das Gericht ihm als Strafe gelten laſſen. Uebrigens ſey er, da noch manche andere ſchlechte Streiche von ihm entdeckt worden ſeyen, unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen — bis zur Beſſerung. Sein Advokat fragte ihn: „Was iſt nun zu machen? Wollen wir uns in den Spruch ergeben, oder an eine höhere Gerichtsſtelle appelliren?“ Die Antwort, die der Böſewicht gab, iſt einzig. Sein Advokat ſelbſt hat ſie einmal mit lachendem Munde in einer zahlreichen Geſellſchaft erzählt. „Je nun,“ hatte der Verurtheilte zu dem Advokaten geſagt, „auf das Zahlen will ich, ſo ungern ich es thue, mich einlaſſen; allein wenn wir nur die Beſſerung wegbringen könnten!“

Alle lachten; der Paſcha ſagte aber ſehr ernſthaft: „Dem böſen Menſchen iſt es allerdings gelungen, ſich der polizeilichen Aufſicht zu entziehen; auch hatte er offenbar nie einen Gedanken an Beſſerung, ſondern verharrte in ſeiner Bosheit. Obwohl aber weder ich, noch irgend eine weltliche Macht ihn zwingen kann, ſich zu beſſern, ſo kann ich ihn doch verhindern, ferner Böſes zu thun. — Die Sache iſt mir ganz klar; ſie bedarf keiner weitern Unterſuchung. Er blieb ein verhärteter

Böſewicht, und entführte, kaum aus dem Gefängniſſe befreit, die zwei Kinder, theils um ſich zu rächen, theils um an ihnen das ausgelegte Geld für die Prozeßkoſten wieder zu gewinnen. Wie er ehemals die Leute mit falſchen Wechſeln betrogen hat, ſo betrügt er ſie jetzt mit falſchen Edelſteinen. Man feßle den ruchloſen Kinderräuber, und führe ihn als Sklave in die Bleibergwerke ab. Dort ſoll er bei harter Arbeit und magerer Koſt für ſeine Freveltbaten büßen."

Luzius ſprach: „Das iſt die ſtrafende Gerechtigkeit Gottes! Der böſe Mann hat meine lieben Kinder hier in dieſem Saale zu Sklaven verkauft; jetzt ward er ſelbſt in eben dem Saale zur Sklaverei verurtheilt. Ein Böſewicht mag ſein Weſen, ohne ſonderlich dafür beſtraft zu werden, lange treiben. Am Ende läuft er doch noch, durch wiederholte Uebelthaten immer kecker geworden, blindlings in ſein Verderben. Gott weiß ihn zu finden. Möchten doch alle Menſchen ſich dies zur Warnung ſeyn laſſen, und vor Gottes allſehendem Auge immer gut und gerecht handeln."

Am folgenden Morgen ſehr frühe hatte Luzius ſich mit ſeinen Söhnen reiſefertig gemacht. Der Paſcha hatte ihn überreichlich mit Geld verſehen, den erlittenen Kriegsſchaden und das Verſäumniß ſeiner Geſchäfte wieder zu vergüten und dem wahrſcheinlichen Verfalle ſeiner Güter wieder zu ſteuern.

Er umarmte Luzius; beide Knaben küßten ihm dankbar die Hände, und baten ihn weinend, Elminen und ihren theuren Lehrer zu grüßen und auch ihnen noch einmal zu danken. Abdallah drückte beide Knaben an ſein Herz, und ſprach: „Ihr ſeyd meine guten Engel geweſen. Ihr habt, oder vielmehr hat Gott durch euch einen Tiger in ein Lamm umgeſchaffen. Weinet nicht, und lebet wohl!“ Die Knaben konnten vor Schluchzen nicht mehr reden; auch den Vater machte die Rührung ſtumm. Abdallah begleitete ſie noch an den Reiſewagen. „Gott, der Allmächtige, ſegne und bewahre euch und euren guten Vater!“ rief er noch, indem der Wagen abfuhr. „Will's Gott, ehe ein Jahr vergeht, ſehen wir uns wieder!“

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein Mönch.

Luzius kam mit ſeinen Söhnen in ſeiner Vaterſtadt an. Die Nachricht, der edle Mann, und auch ſeine Söhne ſeyen wieder da, verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt. Viele Menſchen drängten ſich herbei, ihn zu begrüßen. „O Gottlob,“ rief mancher alte Freund, „daß wir dich wieder ſehen! O wie gut, wie wunderbar iſt Gott! Und auch deine Söhne haſt du mit dir gebracht. Wir hielten ſie längſt für verloren. O wie ſchön und groß ſind ſie geworden! Die zarten Knäblein ſind bereits Jünglinge. Wir können Gott nicht genug loben und preiſen!“

Luzius ging in ſein Haus, das man, in der Hoffnung, er werde dereinſt wieder kommen, Miethleuten eingeräumt hatte; es war aber während ſeiner langen Abweſenheit ſehr vergangen und ganz unanſehnlich geworden. Seine Handelsgeſchäfte hatten aufgehört; Niemand hatte ſich gefunden, ſie fortzuſetzen. Er hatte viel zu thun, das Haus wieder herzuſtellen, und ſeine Handlung, wobei ihm jedoch ſeine Söhne behülflich ſeyn konnten, wieder in Gang zu bringen.

Er begab ſich auf ſein Landgut. Auch dort wurden er und ſeine Söhne mit Jubel aufgenommen. Das ganze Dorf lief zuſammen. Die Leute, die ehemals den Verluſt der kleinen Knaben ſchmerzlich beweint hatten, vergoßen nun bei dem Anblicke der blühenden Jünglinge und ihres edlen Vaters Freudenthränen.

Auch hier hatte man Haus und Güter einſtweilen verpachtet. Das Haus fand Luzius ſehr baufällig, und er traf ſogleich Anſtalten, es von Innen und Außen zu erneuern. Von den Blumenbeeten des Gartens war nichts mehr zu ſehen; man hatte auf den Beeten Kohl und Rüben angebaut. Nur der Baumgarten, den Luzius angelegt hatte, gewährte einen herrlichen Anblick. Die jungen Bäumchen, die er gepflanzt hatte, waren nun Bäume, mit weit ausgebreiteten Aeſten, die mit reichlichem Laube und unzähligen Blüthen prangten.

Ein Jahr verfloß dem Vater und den Söhnen unter anſtrengenden Beſchäftigungen. Jetzt ſtellte ſich wieder der Frühling in ſeiner vollen Pracht ein. Sie ſuchten, nachdem ſie täglich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende unausgeſetzt in der düſtern Schreibſtube gearbeitet hatten, auf dem Lande ſich zu erholen, und ſchöpften da friſchen Athem und freuten ſich der Güte und Freundlichkeit Gottes im Anblicke ſeiner herrlichen Werke.

An einem ſchönen Frühlingsabende ſaßen beide Jünglinge auf einer Bank neben der Hausthüre. Der Vater hatte noch Briefe zu ſchreiben, und wollte ſpäter heraus kommen. Da ſahen ſie auf dem Fußwege, der nicht weit vor ihrem Hauſe vorbei und weiter hinein in das Dorf führte, einen fremden Wanderer, der ſich nach einer Nachtherberge umzuſehen ſchien. Er hatte ein langes, braunes Gewand an, hielt in ſeiner rechten Hand einen langen weißen Stab, und unter ſeinem linken Arme ein Buch, und trug auf dem Kopfe einen großen, ſchwarzen Strohhut, der an beiden Seiten aufgeſchlagen war. „Das iſt ein frommer Kloſterbruder,“ ſagte Timotheus, „oder gar einer der ehrwürdigen Väter aus irgend einem Kloſter.“ „Er ſcheint in der Gegend ganz fremd zu ſeyn,“ ſprach Philemon. „Wir wollen ihn einladen, in unſerm Hauſe zu übernachten. Das wird unſerm Hauſe Segen bringen.“

Sie gingen auf ihn zu. Er aber ſtreckte ihnen beide Arme entgegen, und rief voll der höchſten Freude: „Gott grüße euch, meine liebſten Söhne! O wie danke ich Gott, daß gerade ihr die zwei erſten Menſchen ſeyd, die mir in dieſem — eurem Wohnorte begegnen!“

„O unſer geliebteſter Lehrer!“ riefen Beide voll des lebhafteſten Entzückens, und eilten in ſeine Arme. „O beſter Vater Antonius! O welche Freude, dich wieder zu ſehen!“ Sie hatten ihn, weil ſie ihn bisher nur in der grünen Gärtnerkleidung geſehen hatten, in ſeiner Ordenstracht, die er nun wieder angelegt hatte, nicht gleich erkannt. „O wie wird unſer Vater ſich freuen!“ ſagten ſie, „o komm doch ſogleich mit uns zu ihm!“

Ein Jeder faßte einen ſeiner Arme, um ihn zu ihrem Vater zu führen. Der Vater war eben ſo hoch erfreut. Beide würdige Männer umarmten ſich unter Thränen des Dankes gegen Gott. Timotheus und Philemon nahmen dem geliebten Lehrer Hut, Reiſeſtab und Mantel ab, und führten ihn zum Sopha, damit er von der Reiſe ausruhen möge. „Setzt euch Beide neben ihn!“ ſagte der Vater, und ſetzte ſich ihm gegenüber auf einen Seſſel.

„Und was macht unſer Freund Abdallah?“ ſprach jetzt Luzius, „was macht ſeine Gemahlin, die fromme Elmine? Wird ihnen ihr Vorhaben, in unſer Land zu kommen, wohl gelingen?“

„Ich denke,“ ſprach Antonius, „ſie befinden ſich wohl, und ich hoffe, ſie werden bald hier ſeyn. Es iſt aber ſchon über ſechs Wochen, daß ich ſie verlaſſen habe. Dies kam ſo: Wie ihr wißt, gehöre ich dem Orden des heiligen Franziskus an. Da war es mir nun die dringendſte Angelegenheit, eines unſrer Klöſter zu beſuchen, mich als noch lebend zu melden, wieder in den Orden einzutreten, und mit meinem Ordenshabit bekleidet zu werden. Ich bat daher unſern Freund Abdallah, mir zu erlauben, früher abreiſen zu dürfen, als er ſeine Reiſe antreten wollte; welche Erlaubniß er mir denn auch, nach einigen Einwendungen, gab. Mit welcher Freude ich in dem Kloſter aufgenommen wurde, kann ich euch gar nicht beſchreiben. Meine Mitbrüder hatten ſeit der Nachricht, ich ſey in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, nichts mehr von mir gehört, und hatten mich für todt gehalten. Mit großer Aufmerkſamkeit hörten ſie meine Erzählung, und lobten und prieſen Gott für Abdallah's und Elminens Bekehrung. Auch was ich ihnen von euch, meine lieben Söhne, und von eurem Vater erzählte, vernahmen ſie mit herzlicher Theilnahme und innigem Danke gegen Gott. Alle waren höchſt erfreut!“

„Indeß erinnerten ſich unter den Vätern des Kloſters nur die zwei älteſten, mich von Angeſicht gekannt zu haben; die übrigen waren alle erſt ſpäter in das Kloſter gekommen, und hatten nur von mir gehört. Jene ehrwürdigen zwei Greiſe mit ſchneeweißen Haaren, der Guardian und der Senior des Kloſters, hatten deßhalb aus Allen die größte Freude mich zu ſehen. Ich mußte, während ich erzählte, eben ſo zwiſchen ihnen ſitzen, wie ich jetzt zwiſchen euch blühenden Jünglingen ſitze. Am Ende meiner Erzählung ſagten ſie mir zwei denkwürdige Worte, die auch ihr euch wohl merken müſſet.

Der Pater Guardian ſprach zu mir: „Erinnerſt du dich noch der Worte der heiligen Schrift, die ich dir zum Abſchied ſagte: „Habe deine Luſt an dem Herrn, und Er wird dir thun, was dein Herz begehrt.“ Dieſe Worte ſind gewißlich wahr. Denn wer Gott liebt, begehrt nichts Eitles oder Unrechtes. Du hatteſt ein großes Verlangen, zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen, und dieſen deinen heißen Wunſch hat nun der gütige, barmherzige Gott erfüllt.“

Der Senior des Kloſters ſprach: „Ich habe damals, als du dich auf den Weg machteſt, dir geſagt: „Empfiehl Gott deine Wege, und Er wird es wohl machen.“ Auch dieſer Spruch ging in

Erfüllung; Gott hat, trotz aller Widerwärtigkeiten, am Ende Alles wohl gemacht.“

„Und nun,“ ſprach Antonius, „fehlt nichts mehr, daß meine Freude vollkommen ſey, als unſern Freund Abdallah und ſeine fromme Gemahlin Elmine hier zu ſehen, die auch beide, ſo Gott will, gewiß recht bald hier ankommen werden.“

Da es bereits ziemlich ſpät, und Antonius ſehr ermüdet war, genoß er nur noch einiges Wenige zur Abendmahlzeit, und begab ſich dann zur Ruhe.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das Wiederſehen.

Am folgenden Morgen ſprach Antonius zu Luzius und deſſen Söhnen: „Vielleicht wird Euch noch heute eine große Freude zu Theil. Wenn Alles nach Wunſch geht, und keine beſondere Hinderniſſe dazwiſchen kommen, ſo werden Abdallah und Elmine heute Abend hier eintreffen. Ich war unſchlüſſig, ob ich es Euch ſagen ſolle oder nicht, weil Euch für heute die Freude denn doch könnte vereitelt werden. Indeß halte ich es für das Beſte, in Allem gerade und aufrichtig zu handeln.“ Luzius und ſeine Söhne waren ſchon über die Hoffnung, vielleicht heute noch ihre theuren Freunde zu ſehen, voll Entzücken.

Bald nach Tiſche und lange bevor es Abend wurde, ſagten die beiden Jünglinge: „Nun wollen wir unſern geliebten Gäſten entgegen gehen!“ „Sehr wohl, meine Söhne!“ ſprach der Vater. „Geht beide; ich werde ſpäter nachkommen. Ich will indeß bei unſerm lieben Freunde bleiben. Er iſt von ſeiner Reiſe zu ermüdet, um weit zu gehen, und ſo allein kann ich ihn noch nicht hier zurücklaſſen.“

Beide Jünglinge eilten fort. Sie waren ſchon über eine Stunde weit gegangen, immer in die Ferne blickend, ohne Jemand zu ſehen, als hie und da einen Landmann, der aus der Stadt kam, ihnen aber von fremden Reiſenden nichts zu ſagen wußte. Endlich rief Timotheus: „Dort kommt ein leichtes, zweiſitziges Kütſchchen, in dem ein Herr und eine Dame ſitzen. Das ſind ſie vielleicht!“ „Ach nein,“ ſagte Philemon, „das ſind, ihrer Tracht nach, vornehme ungariſche Edelleute.“

Das Fuhrwerk kam näher. Da rief die Frau auf einmal: „Timotheus! Philemon! O ihr meine geliebten Kinder!“ Es war Elmine. Auch Abdallah rief ihnen zu: „Seyd mir gegrüßt, meine lieben Söhne!“ Er befahl dem Kutſcher zu halten, und ſprach zu Elminen: „Wir wollen ausſteigen und den noch übrigen Weg zu Fuße zurücklegen.“ Beide ſtiegen aus, und begrüßten die zwei Jünglinge ſo freundlich, als nur immer die zärtlichſten Eltern ihre geliebten Söhne beim Wiederſehen begrüßen können. „Wie befindet ſich euer Vater? ſagte Abdallah. „Iſt Antonius glücklich angekommen?“ fragte Elmine. „O ja,“ antworteten die erfreuten Jünglinge; „beide könnten ſich gar nicht beſſer befinden. Sie ſind voll Freude, ſich wieder zu ſehen, und erwarten auch euch mit eben ſo großem Entzücken.“

Timotheus fragte Abdallah: „Hat der Sultan dich doch entlaſſen?“ „Sehr ungern,“ erwiederte Abdallah, „jedoch ſehr gnädig. Auch erlaubte er mir, eine Reiſe in chriſtliche Länder zu machen. Er beſchenkte mich auch noch, um, wie er ſagte, meine getreuen Dienſte zu belohnen, mit einem Ehrenſäbel.“

Philemon fragte Elmine: „Wie ſeyd ihr denn zu der prächtigen ungariſchen Kleidung gekommen?“ „Haſt du denn,“ ſprach ſie, „jenen geſchickten Geſellen vergeſſen, der euch Brüder und euren Vater ſo trefflich gekleidet hat? Mein Gemahl kaufte ihn. Nachdem er einige Zeit in unſerm Hauſe geweſen, und ich von ſeiner Treue und Redlichkeit mich überzeugt hatte, gab ich ihm den Auftrag, ungariſche Kleider für Abdallah und mich zu verfertigen. Darüber ſprang er vor Freude hoch auf.“ „Dieſer Euer Auftrag,“ ſagte er, „erfüllt mich mit den ſeligſten Hoffnungen. Ich ſehe daraus, daß Ihr Euch nun bald frei und öffentlich zur chriſtlichen Religion bekennen werdet.“ „Wohl,“ ſprach ich, „allein das muß für jetzt noch ein Geheimniß bleiben.“ „Das verſteht ſich,“ ſagte er, „ich werde deßhalb in meinem kleinen Stübchen bei verſchloſſener Thüre arbeiten. Ich habe,“ ſagte er, „geſtern Abends, als ich bei der Mahlzeit auftrug, in der Eile eine ſchöne große Schüſſel von dem feinſten Porzellan auf den Boden fallen laſſen, daß ſie in Stücke zerbrach. Sagt nun, ich habe deßhalb Zimmerarreſt.“ So ſprach der etwas leichtſinnige junge Menſch. Ich wollte dies nicht ſagen. Allein die Leute im Hauſe meinten dennoch, er ſey wegen dieſes Fehlers eingeſperrt worden, und ich — hielt es nicht für klug, ihnen dieſe irrige Meinung zu benehmen.“ Er brachte die Kleider ganz vortrefflich zu Stande. Wir wollten ihn mit uns nehmen; er wollte aber lieber zu ſeinen alten Eltern zurückkehren. Wir geſtatteten es ihm und verſahen ihn mit Reiſegeld. Darüber vergoß er Freudenthränen, und reiste an dem nächſten Tage ab.“

Timotheus fragte Abdallah: „Habt Ihr mit Eurer Gemahlin die weite Reiſe ſo ganz allein gemacht?“ „O nein,“ ſprach Abdallah; „der treffliche Hauptmann Omar, der nun auch ein Chriſt iſt, begleitete mich.“ „Aber,“ fragte Philemon Elminen: „Was macht denn die gute Kammerfrau

Zerine, die ſo viel Liebe gegen uns gezeigt und ſo viele Mühe mit uns gehabt hat, als wir noch kleine Knaben waren?“ „Auch ſie iſt bei mir,“ ſagte Elmine; „auch ſie iſt nun eine Chriſtin.“

Die Jünglinge fragten nach einigen andern chriſtlichen Sklaven und Sklavinnen, die ſich vor den übrigen durch chriſtliche Geduld und Ergebung in ihrem Sklavenſtand ausgezeichnet und ihnen, den beiden Brüdern, immer mit großer Freundlichkeit viele Gefälligkeiten erwieſen hatten. „Einige von ihnen,“ ſagte Abdallah, „haben wir mit uns genommen. Sie wollten freiwillig in unſern Dienſten bleiben. Den Uebrigen, die ſich in ihr Vaterland, zu ihren Eltern oder Verwandten zurückſehnten, habe ich die Freiheit geſchenkt, ſie mit allem Nöthigen zur Reiſe verſehen, und ihnen Gelegenheit verſchafft, ſicher in ihre Heimath zu gelangen.“

Elmine erzählte, daß die junge türkiſche Sklavin Orma, die immer und vor allen Andern die größte Liebe, Treue und Anhänglichkeit zu ihr gezeigt hatte, nun auch den chriſtlichen Glauben angenommen habe und auch mitkomme. Sie hatte bei der Taufe den Namen jener treuen Magd in der Apoſtelgeſchichte, „Rhode“ erhalten.

„Aber,“ fragte Timotheus, „wo habt ihr denn alle dieſe lieben Leute gelaſſen? Warum ſind ſie nicht bei euch?“ Elmine ſagte: „Wir haben in der Stadt, wo wir geſtern übernachteten, ihnen geſagt, ſie ſollen dort bleiben, bis wir ihnen weitere Nachricht geben würden. Ich fürchtete, wenn wir ſo viele Leute mitbrächten, euren guten Vater und auch euch in Verlegenheit zu ſetzen.“ „O ja wohl,“ ſagte Abdallah, „wenn ein ſolcher Trupp Leute ein Haus plötzlich überfiele, das wäre ja wie im Krieg!“

„O ſorgt nicht,“ ſprachen die Jünglinge, „es fehlt uns eben nicht an Raum. Wir hätten ſchon zurecht kommen wollen; indeß wird es ſich jetzt um ſo leichter machen laſſen.“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Abendmahlzeit.

Unter dieſen und dergleichen Geſprächen näherten Abdallah und Elmine ſich, von beiden Jünglingen begleitet, dem Dorfe. Als ſie nur noch eine Viertelſtunde dahin hatten, kamen Luzius und Antonius ihnen entgegen. Abdallah und Luzius umarmten ſich mit großer Rührung; Elmine bot ihrem Freunde Luzius die Hand. Beide, Abdallah und Elmine, nahmen ihn in ihre Mitte und redeten auf das Freundlichſte und Lebhafteſte mit ihm. Sie hatten ſich einander ſo Vieles zu erzählen, daß ſie an kein Ende zu kommen, ja kaum anzufangen wußten. Antonius ging in der Mitte beider Jünglinge. Sie erzählten ihm voll Freude Alles, was ſie von Abdallah und Elminen vernommen hatten, und Antonius, der Vieles davon noch nicht wußte, weil er die Türkei ſchon vor einigen Wochen verlaſſen hatte, war hoch erfreut.

Als ſie alle bei dem Landhauſe ankamen, ſprach Luzius zu Abdallah und Elmine: „Der Friede Gottes komme mit Euch in dieſes Haus, und bleibe immer darin! — Dieſe Wohnung iſt freilich nur klein und gering, im Vergleich mit dem großen, herrlichen Pallaſte, den Ihr aus Liebe zu Gott und zu Chriſtus verlaſſen habt. Doch Alles, was ich habe, ſteht Euch zu Gebot. Wir wollen, in chriſtlicher Liebe und mit Dank gegen Gott, die milden Gaben, die er uns verleiht, genießen. Ich denke, wir werden hier recht zufrieden und vergnügt zuſammen leben.“

„Gewiß,“ ſagte Antonius. „Die Mauern von Marmor und die mit Gold und ſeidenen Tapeten verzierten Wände machen es nicht aus. Sie können uns die Ruhe des Herzens und die rechte Seligkeit, die nur in Gott zu finden iſt, nicht geben. Mancher Arme lebt in ſeiner Hütte vergnügter und zufriedener, als viele Reiche in dem prachtvollſten Pallaſte.“

Sie traten in das Haus; der Tiſch ſtand bereits gedeckt. Elmine betrachtete die runde, zierliche Tafel mit Vergnügen, rief aber: „Warum nur vier Gedecke? Speiſen Timotheus und Philemon nicht mit uns!“ Beide ſagten: „Es macht uns Freude, und wir rechnen es uns zur großen Ehre, unſere zweite Mutter und ihren Gemahl, unſern großen Wohlthäter, bei Tiſche bedienen zu dürfen. Wir laſſen es uns nicht nehmen, die Aufwärter zu machen.“ Sie waren auch bei dieſem Geſchäfte ſo aufmerkſam, ſo gewandt und flink, ſo gefällig und freundlich, daß der Paſcha geſtand, bei all ſeiner ehemaligen Macht und Herrlichkeit ſey er von ſeinen zitternden Sklaven nie ſo gut bedient worden. „Die Liebe geht über Alles,“ ſprach Antonius; „was bloß aus Furcht und Zwang oder um des Geldes willen geſchieht, iſt nichts. Es macht den Herren und den Dienern nur gar zu oft Unbehagen und Verdruß.“

Als die Mahlzeit zur Hälfte vorüber war, ſprach Elmine: „Nun kann ich es aber nicht mehr länger ertragen, euch, meine lieben Söhne, als Aufwärter und Bediente daſtehen zu ſehen. O kommt, ſetzt euch zu Tiſche! Es iſt Raum genug an der Tafel und auch Speiſen ſind noch im Ueberfluſſe vorhanden.“ „Ja,“ ſagte Abdallah; „du Timotheus, ſetze dich hieher, zwiſchen mich und deinen Vater!“ „Und du, lieber Philemon,“ ſprach Elmine, „nimm hier zwiſchen mir und unſerm Lehrer Platz!“ Sie weigerten ſich und ſagten: „O, wir ſind ſchon von der Freude ſatt; es iſt uns gar nicht um das Eſſen.“ Elmine ſprach: „Es iſt ſchön, wenn der Menſch höhere Freuden kennt, als Speis und Trank; doch werden auch die Freuden der Tafel erhöht durch Dank gegen Gott und Gaſtfreundlichkeit!“ Antonius ſprach das einzige Wort: „Gehorcht!“ Und nun ſetzten ſich Beide augenblicklich an den Tiſch. Elmine legte dem Philemon, Abdallah dem Timotheus vor und beide aßen.

Auf der Tafel ſtand auch in zierlichen Gefäßen Wein. Abdallah und Elmine aber tranken während der Mahlzeit nur Waſſer. „Nun,“ ſagte Luzius, indem er eine verſiegelte Flaſche öffnete, „müßt ihr wenigſtens doch dieſen Wein koſten! Dieſer Wein da iſt ein gar köſtliches Gewächs; er iſt aus Tokay. Wir pflegen ihn deßhalb, wie Ihr ſeht, nur aus kleinen Gläschen zu trinken. Trinkt einmal mit uns,“ ſprach er lächelnd, „ſonſt muß ich Euch noch für Türken halten.“ „Nun ſo will ich denn trinken,“ ſagte Abdallah. „Es iſt das erſte Mal, daß ich Wein trinke. Denn, wie Ihr eben bemerktet, hat der Prophet Mahomed den Türken den Wein ganz und gar verboten.“ Abdallah trank und leerte ſogleich das ganze Gläschen. Elmine netzte bloß die Lippen. Abdallah geſtattete aber gern, daß Luzius noch einmal einſchenke. „Unter vielem Andern,“ ſagte Abdallah, „was ich dieſem falſchen Propheten nicht verzeihen kann, iſt nunmehr auch dies, daß er den Türken ein ſo köſtliches Getränk verboten hat.“

Antonius, der in Allem eine ſehr billige Denkungsart hatte, ſprach: „In dieſem Stücke möchte ich dem Mahomed nicht ganz Unrecht geben. Er hatte zu dieſem Verbote ſehr wahrſcheinlich ſeine guten Gründe. Für die Türken, und — wenn ihr es mir nicht übel nehmen wollt! — für ein ſo rohes Volk, wie damals die Türken waren, ſcheint mir ein ſolches Verbot ſehr heilſam. Ach, der Wein und auch andere ſtarke Getränke, im Uebermaße genoſſen, haben ſchon großes Unheil angerichtet. Mancher Säufer hat ſich um Vermögen, Geſundheit und Leben gebracht. Auch verleitete der Rauſch ſchon viele Menſchen zu den abſcheulichſten Handlungen, ſogar zu Mordthaten. Freilich ſollte es des äußerlichen Zwanges, eines unbedingten Verbotes, nicht bedürfen. Bei Menſchen, die einmal zur Vernunſt und zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen ſind, und die ſich ſelbſt beherrſchen können, wäre ein ſolches Verbot auch unnöthig, ja ſehr hart. Allein einem Trinker, der ſich nicht zu mäßigen weiß, wüßte ich keinen beſſern Rath zu geben, als dem Weine und derlei Getränken ganz zu entſagen, und das Weinhaus oder die Branntweinſtube gar nicht mehr zu betreten.“

„Nun, nun,“ ſprach Luzius, „für Euch wäre ein ſolcher Rath ganz gewiß überflüſſig.“ Er wollte ihm noch einmal einſchenken. Allein Antonius bedeckte das Glas mit der Hand, und ſagte: „Es iſt genug. Euch aber, meine Freunde, will ich nicht wehren, dieſe Flaſche auszutrinken. Laß aber, lieber Luzius, die zweite und dritte dort wieder in den Keller bringen.“ Antonius mußte ſich jedoch auf vieles Zureden noch auf ein halbes Gläschen einlaſſen. Sie tranken die Flaſche aus, und Abdallah wurde von dem wenigen Weine, weil er noch nie Wein getrunken hatte und ihn nicht gewohnt war, ſehr fröhlich.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Rückblicke.

„Nun,“ ſprach Antonius, „erlaubt mir noch ein ernſtes Wort! — Ich habe es mir mein Leben lang zum Geſchäfte gemacht, über die Wege der göttlichen Vorſehung nachzudenken. Und ſo habe ich denn auch über unſere Geſchichte viel nachgedacht. Laßt euch einmal erzählen, was ich herausgebracht habe. Ich will von mir ſelbſt anfangen.“

„Ich trat als ein junger Studirender in den Orden, den der heilige Franziskus, dieſer wunderbar erleuchtete Mann, geſtiftet hat, — einen Orden, der, wie ich denke, viel Gutes wirkt und viele Herzen Chriſto dem Herrn zuwendet. Allein es wollte mir Anfangs gar nicht gefallen, daß man mir in dem Kloſter die Gartenarbeit anwies. Ich wollte höher hinaus. Ich hätte lieber den Garten Gottes, den Weinberg des Herrn angebaut. Ich brannte von Begierde, die Heiden zu bekehren. Endlich wurde mein Wunſch einiger Maßen erfüllt. Ich wurde ausgeſendet, in jenen Gegenden an der Gränze Ungarns, wo großer Mangel an Geiſtlichen war, das Evangelium zu predigen. Allein die Türken ergriffen mich und führten mich hinweg in die Sklaverei. Das hielt ich nun für das größte Unglück meines Lebens. Allein wie gut war es nun für mich, daß ich von dem trefflichen Kloſtergärtner die Gärtnerei erlernt hatte! Sie bewirkte, daß ich viel milder als andere Sklaven behandelt wurde. Aber das war das Wenigſte. Meine Kunſt, Blumen zu ziehen und Bäume zu pflanzen, ward die Veranlaſſung, daß ich zwei ſchönere Blumen, zwei hoffnungsvollere Bäumchen — jene zwei lieblichen Knäblein in Obhut und Pflege nehmen konnte. Ja, nur als Gärtner konnte ich in den Pallaſt des Paſcha, ohne Aufſehen zu erregen, eingeführt und der Religionslehrer dieſer vortrefflichen Frau — und in der Folge auch ihres Gemahls werden. Ach, wie hätte ich damals, als ich in dem Kloſtergarten, oft nicht ohne Mißmuth, das Gartenmeſſer ergriff oder die Schaufel in die Hand nahm, auch nur ahnen können, eben dieſe ſeyen die Werkzeuge, mit denen ich armer Menſch es ſo weit bringen werde, einen Paſcha, den allgewaltigen Stattbalter des Großherrn, den Befehlshaber mächtiger Kriegsheere, in der chriſtlichen Religion zu unterrichten. So wunderbar ſind Gottes Wege; ſo wunderbar weiß Er durch geringe Mittel ein großes Ziel zu erreichen!“

„Du, liebſter Luzius, hatteſt einen großen Jammer, als dir deine lieben Kinder geraubt wurden. Es mußte dir äußerſt ſchwer fallen, ſelbſt gefangen und auf dem Sklavenmarkte zum Verkaufe ausgeſtellt zu werden. Allein eben dort haſt du deine verlornen Kinder wieder gefunden. Die Sklavenfeſſeln wurden dir abgenommen! In dem Pallaſte des Paſcha lernten wir uns kennen, und knüpften das ſchönſte Band — das Band wahrer chriſtlicher Freundſchaft. Die liebevolle Wohlthäterin deiner armen Kinder wurde auch die Wohlthäterin des Vaters. Wir verlebten dort ſelige Tage. Zwar kamen noch große Leiden über dich. Du wurdeſt in einen ſchauerlichen Kerker geworfen; du ſtandeſt ſchon auf der Richtſtätte; das Schwert des Todes war ſchon über dich geſchwungen! Durch deine Kinder hat Gott dich errettet. So groß deine Leiden geweſen, deine Freude wurde doch noch größer und iſt es noch jetzt. Gott führt in die Grube und wieder heraus. Er weiß im rechten Augenblicke zu helfen. Er leitet denen, die Ihn lieben, Alles zum Beſten!“

„Und ihr, meine Söhne, ihr, geliebten Zwillingsbrüder! — was ſoll ich von euch ſagen? An euch und durch euch hat Gott große Dinge gethan. Er ſchuf euch einander ſo ähnlich; Er gab euch die einander ganz gleiche und liebliche Geſtalt, die Aller Augen auf euch zog, und euch die Herzen der Menſchen gewann. Er hatte, als man euch in das Haus des Sklavenhändlers brachte, mich ſchon vorausgeſchickt, damit ich dort in jenem ſchönen Garten euer Religionslehrer würde, und euch Gott und Jeſus Chriſtus noch näher kennen lehrte. Und wer hat es ſo gefügt, daß Elmine, dieſe große Kinderfreundin, keine eigene Kinder hatte; daß ſie, als euch der Sklavenhändler auf dem Marktplatze verkaufen wollte, eben an das Fenſter trat; und daß ſie, als ihr ſchmerzlich weinend Abſchied nehmen ſolltet, ſo gerührt ward, — und den armen verlaſſenen Knäblein eine zweite Mutter wurde? Alles dieſes geſchah durch Gottes Leitung. Gott hat, als man euren geliebten Vater hinrichten wollte, euch die Freudigkeit und den Muth verliehen zu der Bitte, mit ihm hingerichtet zu werden. Er hat euch die rechten Worte in den Mund gelegt. Euer Anblick, eure vereinten kindlichen Bitten — über Alles aber ein Lichtſtrahl von Oben — hat das Herz des mächtigen Gebieters gerührt, ihm ein ſo großes Heil wiederfahren laſſen, und uns Allen unausſprechliche Freude bereitet!"

„Ja," rief Antonius mit hoher Rührung, mit leuchtenden Blicken und gefalteten Händen: „Du großer, allmächtiger, barmherziger Gott, der Du Himmel und Erde geſchaffen und alle unſere Haare gezählt haſt, der Du die ganze Welt regiereſt und alle Dinge leiteſt, Du, ohne Deſſen Wiſſen und Willen kein Vögelein vom Dache, kein Haar von unſerm Haupte fällt — Du haſt es ſo geſchehen laſſen, daß dieſe Söhne aus ihrem väterlichen Hauſe entführt, und in ein entferntes Land gebracht worden. Nicht durch den Anſchlag jenes Böſewichts, ſondern durch Deinen Rathſchluß ſind ſie dorthin gekommen; er ſelbſt mußte, wider Wiſſen und Willen dazu beitragen, daß Dein Wille erfüllt werde! Du haſt aus den weiſeſten und liebevollſten Abſichten, Vater und Kinder getrennt, um uns Alle hier zu vereinigen, im Glauben an Dich und an Denjenigen, den Du zu unſerm Heile in dieſe Welt geſandt haſt, an Jeſus Chriſtus! Dir ſey inniger, unausſprechlicher, ewiger Dank! O verleih, daß wir Alle in Glaube und Liebe Ein Herz und Eine Seele bleiben! daß wir einſt im Himmel Dir ewig danken! Dir ſey Dank, Anbetung, Lob und Ehre und Preis und Ruhm in alle Ewigkeit!“

Alle hatten die Hände gefaltet, und jedes Wort klang in ihrem Herzen nach. Voll Andacht und mit Thränen in den Augen ſagten Alle: „Amen.“ Mehr ließ die Empfindung ſie nicht ſagen. Ihr Mund vermochte nicht auszuſprechen, was ihr Herz empfand. Sie gingen ſtillſchweigend aus einander, und begaben ſich zur Ruhe.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Dankfeſt.

Am folgenden Tage ſtanden alle ſehr frühe auf. Die Freude ließ ſie nicht länger ſchlafen. Sie verſammelten ſich in dem Saale, in den der reine, helle Morgenhimmel herein leuchtete, und den ſchönſten Frühlingstag verkündete. Sie brachten ihr Gebet Gott zum Morgenopfer dar. Hierauf gingen ſie hinaus in das Freie, um der friſchen Frühlingsluft und des Wohlgeruches der Blumen zu genießen, und die Sonne aufgehen zu ſehen.

Abdallah ging ſtillſchweigend und mit forſchenden Blicken umher, um die Gegend in Augenſchein zu nehmen. „Warum beſiehſt du Alles gar ſo genau?" fragte Elmine. „Gefällt dir das alte Bauernhaus da drüben ſo wohl, daß du es ſo aufmerkſam betrachteſt?" „Nicht das Haus," ſprach Abdallah, „ſondern der Platz, worauf es ſteht." Er rief Luzius herbei, der eben ſeine Blumen dem Gartenfreunde Antonius zeigte, und ſprach zu ihm: „Dieſes Haus gedenke ich zu kaufen. Ich werde dem Bauer, der es bewohnt, ſo viel dafür bezahlen, daß er ſich anderswohin ein anderes, neues und viel beſſeres Haus bauen kann. Die alte, baufällige Hütte werde ich dann niederreißen, und mir da, gerade deinem Haus gegenüber, eine Wohnung bauen laſſen. Wir ſind dann Nachbarn. Nur der ſchöne, grüne Raſenplatz mit den Blumenbeeten und den ſchattigen Fruchtbäumen liegt dann zwiſchen uns, und ich denke, wir werden wohl gute Nachbarſchaft halten. Mein Haus ſoll ganz ſo werden, wie das Deinige. Beide Häuſer ſollen einander ſo gleich ſehen, wie deine Söhne. Wenn wir alternden Leute einmal die Augen ſchließen, ſo ſoll das Haus deinen Söhnen, dieſen jungen Männern und ihren künftigen Familien überlaſſen bleiben. Ich denke, die Wahl zwiſchen den ganz gleichen Häuſern werde ihnen nicht ſchwer fallen, und auch ſie werden die beſten Nachbarn ſeyn." Was Abdallah ſagte, ging in der Folge in Erfüllung.

Noch vor Tiſche machte die ganze Geſellſchaft dem Pfarrer des Ortes einen Beſuch. Sie trafen ihn in ſeinem kleinen Gärtchen. Der alte Mann begrüßte Abdallah und Elminen ſo freundlich als ehrerbietig. Mit Antonius war er aber ſogleich vertrauter, und ſchüttelte ihm kräftig die Hand. Nachdem die Geſellſchaft eine Weile geblieben war, ſagte Luzius: „Die zwei geiſtlichen Herren haben ſich wohl Manches zu ſagen, das nicht für uns Laien iſt. Wir wollen uns entfernen; der Herr Pfarrer iſt aber heute Mittag mein Gaſt.

Sie gingen; Antonius blieb, und ſagte zu dem Pfarrer: „Herr Luzius hat allerdings Recht. Ich habe zwei Bitten vorzubringen. Luzius bekommt heute noch mehrere Gäſte, für die er kaum Raum haben wird; für mich aber iſt es ſchicklicher in einem geiſtlichen Hauſe zu wohnen. Ich bitte daher nur um ein kleines Kämmerlein, wo ich für mich allein ſeyn kann. Meine andere Bitte beſteht darin: Dieſer vornehme Türke und ſeine Gemahlin, und alle die Türken und Türkinnen, die mit ihnen kommen, ſind nunmehr Chriſten. Morgen werden ſie die Kirche beſuchen — und da wäre es doch wohl ſchicklich, in der Kirche ein kleines Dankfeſt anzuordnen.“ „Ein recht großes Dank- und Freudenfeſt,“ rief der Pfarrer, „ein ſo großes, als es dahier nur immer möglich iſt! Freilich, freilich, heute iſt es ſchon Samſtag, und morgen Sonntag. Das iſt ſehr kurz angeſtellt. Doch, mein Meßner und ich werden dennoch thun, was nur immer in unſern Kräften ſteht. Das Nöthigſte iſt ein feierliches Hochamt!“ Er lud Antonius ein, es zu halten. Antonius verſprach es, und empfahl ſich. Der Pfarrer aber eilte, ſo ſchnell als es ſeine alten Füße vermochten, zu ſeinem Meßner, um die nöthigen Anſtalten mit ihm zu verabreden.

Auf den Abend gab es bei Luzius neue Freuden, neue freundliche Begrüßungen. Abdallah's und Elminens Gefolge, lauter chriſtliche Freunde kamen an. Der Hauptmann Omar und zwei Diener waren zu Pferd und noch türkiſch gekleidet. Zerine, Orma und noch zwei Dienerinnen, nach ungariſcher Art gekleidet, ſaßen in Abdallah's ſchwerem Reiſewagen, dem zwei noch viel ſchwerere Packwagen folgten. Abdallah hatte das leichte Kütſchchen bloß gemiethet, um noch an dem beſtimmten Abende einzutreffen.

Am folgenden Morgen begaben ſich Alle zur Kirche. Die ganze Gemeinde war ſchon lange vor der Zeit in der Kirche verſammelt; die Leute hatten vernommen, welche vornehmen Gäſte angekommen ſeyen. „Ein Paſcha,“ hieß es, „ſeine Frau und ſeine Dienerſchaft, lauter Türken, die Chriſten geworden ſind! Das iſt ein großes Wunder.“

Der Pfarrer, in ſeinen ſchönſten Chorkleidern, bot Abdallah und Elmine am Portale der Kirche nach altem Gebrauche das Weihwaſſer. „Es iſt,“

ſprach Antonius, der neben dem Pfarrer ſtand, „zur Erinnerung an unſern allererſten Eintritt in die Kirche, an das Taufwaſſer und an das Taufgelübde. So oft wir in die Kirche treten, ſollen wir allzeit den Vorſatz erneuern, Alles zu halten, was wir bei der Taufe angelobt haben, und ein neues, Gott geweihtes Leben zu führen.“

Die ländliche Kirche prangte mit grünen Maien, der Altar war mit Blumen geſchmückt. Ein ſilbernes Kruzifix und ſechs brennende Kerzen auf zierlichen Leuchtern ſtanden auf dem Altare. Ein großes, ſchönes Gemälde diente dem Altare zur großen Zierde; auch an den reinen weißen Wänden erblickte man ſchöne Gemälde. Luzius hatte die Kirche neu bauen laſſen, und ſeine ſelige Frau hatte ſo viel auf die Kirchenzierde verwendet.

Elmine blieb einige Augenblicke verwundert ſtehen, und betrachtete die Kirche. Sie hatte, außer jenem Zimmer, das zu einer Hauskapelle eingerichtet worden, noch keine chriſtliche Kirche geſehen. „So ſehen alle chriſtlichen Kirchen aus,“ ſagte Luzius; „nur ſind die Domkirchen großer Städte viel prächtiger, aber in der Hauptſache dieſer ähnlich.“ Denn damals waren alle chriſtlichen Kirchen, in Ungarn und Deutſchland, noch lauter katholiſche Kirchen.

Der Pfarrer führte Abdallah, Elmine und Luzius zu einem Betſtuhle, der, mit rothem Tuche bedeckt, vor dem Altare ſtand. Antonius hatte ſich indeß in die Sakriſtei begeben. Jetzt trat er in reichem, mit Gold verziertem Ornate aus der Sakriſtei. Timotheus und Philemon traten vor ihm her, indem ſie es ſich zur Ehre rechneten, als Miniſtranten am Altare zu dienen. Der Weihrauch wurde in das Rauchfaß eingelegt, und lieblich duftende Weihrauchwolken ſtiegen empor. „So,“ ſprach Luzius, „ſoll unſer Gebet zum Himmel emporſteigen.“

Als der Prieſter am Altare die heilige Handlung anfing, erhob ſich ein lieblicher Geſang. Dann betete das Volk wieder ſtille. Ueber eine Weile ertönte der Geſang wieder. Und ſo abwechſelnd. Elmine, auch Abdallah und alle Anweſende waren voll Andacht.

Zuletzt ſtimmte der Prieſter das hohe „Te Deum“ an: „Herr, Gott, wir loben Dich!“ und die ganze Gemeinde fing nun an, den herrlichen Lobgeſang mit lauter Stimme zu ſingen.

Als die Geſellſchaft, nach dem Schluſſe der Andacht, aus der Kirche trat, ſprach Abdallah: „Unſer ganzes künftiges Leben ſoll der beſtändige, wiewohl ſtillſchweigende Lobgeſang ſeyn: O Gott, wir loben Dich!“

◆

Das Karthäuſerkloſter.

1.

Zwei hoffnungsvolle Knaben.

Ritter Otto lebte auf ſeiner alterthümlichen, mit dicken Mauern und hohen Thürmen befeſtigten Burg in tiefer Trauer, und die finſtern Tannenwälder umher, von denen die Burg den Namen Finſterwalde hatte, kamen ihm noch einmal ſo finſter und traurig vor. Seine geliebte Hausfrau, die fromme Edeltraut, die ihm dieſe Wildniß zum Paradieſe gemacht hatte, ward in der Blüthe des Lebens ihm vom Tode entriſſen. Der treffliche Ritter hatte in ſeinem abgeſchiedenen Aufenthalte nun keine Freude mehr, als ſeine zwei kleinen Söhne, Albert und Burkhard. Die zwei lieblichen Knaben blühten zwiſchen den düſtern Burgmauern auf, friſch und ſchön, wie Roſen. Er that für ihre Erziehung, ſo viel als er konnte. Ein alter ehrwürdiger Geiſtliche, der Pfarrer des benachbarten Dorfes, kam, wenn die Witterung nicht gar zu ſchlecht war, die Woche zwei oder dreimal auf die Burg, las in der Burgkapelle die heilige Meſſe, und unterrichtete die Knaben in dem Chriſtenthume. Der Vater aber übte ſie, ſo viel ihr zartes Alter es geſtattete, in den Waffen. Er lehrte ſie mit dem Pfeile ein entferntes Ziel ſicher treffen, mit Anſtand und Gewandtheit zu Pferde ſitzen und im Galoppe mit der Lanzenſpitze einen Ring auffangen, der hoch an einem Faden ſchwebte. Auch an den rauheſten Tagen nahm er ſie, um ſie abzuhärten, mit auf die Jagd.

Eines Tages nun ſagte der Ritter zu ihnen: „Liebe Söhne! Künftige Woche iſt das Feſt Mariä Himmelfahrt. Vor drei Jahren, an eben dieſem Tage, ſtarb eure Mutter. Ihre fromme, reine Seele ward, was ich zu Gott hoffe, wie Maria in den Himmel aufgenommen; ihr entſeelter Leib liegt, wie ihr wißt, drei Meilen von hier, in der Kloſterkirche der Karthäuſer begraben. Die jährliche Gedächtnißfeier ihres Todes wird am Tage nach Mariä Himmelfahrt von den ehrwürdigen Vätern des Kloſters mit Gebet und Geſang, und mit einem Traueramte feſtlich gefeiert. Ich fand mich immer bei dieſer traurigen Feierlichkeit ein. Dieſes Mal aber ſollt ihr mich das erſte Mal dahin begleiten. Ihr ſeyd nun ſtark genug, einen ſolchen Ritt mitzumachen. Da wollen wir dann an dem kalten Grabſteine eurer lieben Mutter zuſammen weinen; denn ich, wie wohl man mich für einen tapfern, ſtrengen Ritter hält, ſchäme mich nicht der Thränen um ſie. Und auch ihr, wenn ihr daran denkt, wie gut eure Mutter war und wie lieb ſie euch hatte, werdet an ihrem Grabe in Thränen zerfließen.“ Dem Ritter ſtanden, als er dies ſagte, die hellen Thränen in den Augen. Auch den Knaben floſſen, als ſie den Vater weinen ſahen, reichliche Thränen über die blühenden Wangen.

Indeß verdrängte die Freude, mit dem Vater einen ſolchen weiten Ritt machen zu dürfen, aus ihren jugendlichen Herzen bald allen Schmerz. Ihr tägliches Geſpräch war nunmehr die bevorſtehende Reiſe in die Karthauſe. So nannte man gewöhnlich das Kloſter, von dem ſie ſchon ſehr vieles gehört hatten. Denn die Großeltern der Knaben wurden als Stifter des Karthäuſerkloſters von Jedermann weit umher in der Gegend geehrt und gerühmt. Der Großvater hatte Grund und Boden, Holz und Bauſteine dazu hergegeben, die Großmutter aber ihren ganzen koſtbaren Schmuck zur Beſtreitung der Baukoſten verwandt. Auch die ſelige Mutter der Knaben hatte der Kirche daſelbſt Gold und Edelſteine vermacht, heilige Gefäße zum Gottesdienſte daraus zu verfertigen. Ueberdies hatte ſie noch eine wohlthätige Stiftung für Arme gemacht. Denn ihr ganzes Beſtreben war immer, Gott zu verherrlichen und den Menſchen Gutes zu thun.

An dem beſtimmten Tage, lange bevor der Morgen anbrach, wurden die geſattelten Pferde vorgeführt. Der Ritter beſtieg ſein großes ſtattliches Reitpferd; die zwei Knaben ſetzten ſich auf ihre kleinen, niedlichen Pferdchen, die der Vater ihnen vor einigen Monaten gekauft hatte. Die Pferde glänzten vor Reinlichkeit, und alles Meſſing an dem Reitzeuge ſchimmerte wie Gold. Denn die zwei Knaben hatten die ganze Woche hindurch an den Knechten getrieben, die hübſchen Thiere für die weite Reiſe wohl zu füttern und zu ſtriegeln; ja, um das Meſſing an Zaum und Sattel recht glänzend hell zu poliren, hatten ſie ſelbſt mitgeholfen.

Der Vater ritt mit ſeinen zwei Söhnen durch den Wald hin. Zwei Knappen, junge Krieger, die in ſeinen Dienſten ſtanden, begleiteten ihn. Sie waren wohl bewaffnet, und hatten in ihrer glänzenden Rüſtung und auf ihren muthigen Roſſen ein ſehr kriegeriſches Ausſehen. Noch lag düſtre Nacht auf den finſtern Wäldern umher. Nur der Morgenſtern ſtrahlte über den ſchwarzen Tannengipfeln. Nach und nach erhellte die hervorbrechende Morgenröthe die Gegend, und die zwei Knaben waren hoch erfreut, als die aufgehende Sonne manche ferne Burg und mehrere Kirchenthürme, die ihnen noch unbekannt waren, mit ihren goldenen Strahlen herrlich beleuchtete. So weit der Weg war, ſo wurde er den Knaben dennoch ſehr kurz. Ehe ſie es dachten, ſprach der Vater, indem er mit der Reitgerte auf einen mit blauem Schiefer gedeckten Thurm zeigte, der zwiſchen zwei waldigen Bergen hervorragte: „Dort iſt die Karthauſe!“

2.

Das Grab der Mutter.

Der Ritter und ſeine zwei Söhne kamen bei dem Kloſter an. Der Prior des Kloſters, ein ehrwürdiger Greis, von unbeſchreiblich mildem, freundlichem Ausſehen, und zwei andere Karthäuſer ſtanden ſchon unter der Pforte, begrüßten den edlen Ritter und die fröhlichen Knaben, und führten ſie in den Speiſeſaal, wo ſie mit einem Frühſtücke bewirthet wurden. Jetzt ertönte die Glocke und mahnte, daß es Zeit in die Kirche ſey. Mit Ehrerbietigkeit trat der Ritter in das alterthümliche Gotteshaus. Die zwei Knaben aber waren Ein Erſtaunen, als ſie aus dem vollen Tageslichte in die dämmernde Halle traten, die bunten, von der Sonne erleuchteten Glasgemälde der Kirchenfenſter ſahen und den Hochaltar und die übrigen Altäre der Kirche, von einer Menge brennenden Kerzen erleuchtet, in wunderbarem Helldunkel erblickten.

Ein Betſtuhl, mit ſchwarzem Tuche bedeckt, ſtand, in Mitte des Chors vor dem Hochaltare. Der Ritter kniete nieder, und zu jeder Seite einer ſeiner zwei Knaben. Bald darauf trat der Prior in ſchwarzem mit Gold geſticktem Ornate an den Altar; die übrigen ehrwürdigen Väter, in ihrer reinlichen, weißen Kloſtertracht, ſtanden zu beiden Seiten des Chors in den kunſtreich geſchnitzten Chorſtühlen und erhoben den ernſten feierlichen Chorgeſang. Der Ritter betete in Andacht und Wehmuth verſunken; das Herz der beiden Knaben wurde zum Himmel erhoben.

Nach entrichtetem heiligen Opfer gingen der Prior und die übrigen Geiſtlichen, unter andächtigem Geſang und in feierlichem Zuge, zu dem Grabe der ſeligen Edeltraud, das ſich in einem Seitengange der Kirche befand. Ein Grabſtein von grauem Marmor, in der Mauer der Kirche, bezeichnete die Grabſtätte. Ritter Otto mit ſeinen zwei Knaben folgte dem Zuge. Als der Geſang geendet und die fromme Feier mit dem Gebete beſchloſſen war: „Gott wolle allen abgeſchiedenen Seelen, deren ſterbliche Hülle in den dunkeln Gräbern ruhet, ewige Ruhe verleihen und ihnen ewiges Licht leuchten laſſen,“ gingen die frommen Väter langſam und in tiefer Stille wieder zurück.

Der Ritter mit ſeinen zwei Knaben aber trat näher an den Grabſtein, auf dem das Bildniß ſeiner ſeligen Gemahlin mit aller Kunſt und allem Fleiße jener Zeit ſehr ſchön ausgehauen war. „Seht da, meine lieben Kinder,“ ſprach er, „das iſt das Bildniß eurer Mutter! Seht, wie ſie vor dem Bilde des Gekreuzigten ſo fromm da kniet, und die gefalteten Hände ſo andächtig zum Himmel erhebt, gerade ſo, wie ſie es in ihrem Leben gewohnt war. Unter dieſem Steinpflaſter der Kirche, auf dem wir ſtehen, ruht ihr entſeelter Leichnam, der einſt ſo ſchön blühte, und zerfällt nun in Staub!“

Die guten Knaben fingen an ſo ſchmerzlich zu weinen, daß ihre Thränen auf das Steinpflaſter herabtröpfelten. Der Vater aber ſprach: „Kinder! Gelobt mir hier an dem Grabe eurer Mutter, von Herzen fromm zu leben und nie etwas Böſes zu thun. Bald werden auch meine Gebeine hier ruhen, und auch ihr werdet, wenn der Krieg euch nicht anderswo in das Grab legt, hier eure letzte Ruhe finden! Liebe Kinder! Die Herrlichkeit dieſer Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ Die Knaben verſprachen mit feierlichem Handſchlag, ſtets den Willen Gottes zu befolgen, und keinen Finger breit davon abzuweichen.

3.

Der Prior und ſeine Zelle.

Jetzt kam der Prior, der indeß die prieſterliche Kleidung abgelegt hatte, in ſeiner gewöhnlichen Kloſtertracht, den Ritter und deſſen zwei Söhne aus der Kirche abzuholen. Er führte ſie durch einen langen gewölbten Gang des Kloſters. Auf der einen Seite des Ganges waren die Thüren zu den Zellen der Karthäuſer; zur andern Seite befanden ſich hohe, ſchmale Fenſter, durch deren kleine, runde Scheiben man den Gottesacker des Kloſters und die mit ſteinernen Kreuzen bezeichneten grünen Grabhügel erblickte. Am Ende des Ganges öffnete der Prior eine Thüre, um den Ritter und deſſen Söhne in ſeine Zelle zu führen. Sie traten zuerſt in einen kleinen Vorſaal, dem die höchſte Reinlichkeit der weißen Wände und des glänzenden Pflaſters von gelbgrauem Marmor ein ſehr freundliches Ausſehen gaben.

In dem gewölbten Saale befanden ſich zwei alte Gemälde. „Dieſes Bild hier,“ ſprach der Prior, indem er auf das eine Gemälde zeigte, „ſtellt unſern Ordensſtifter, den heiligen Bruno, vor. Der fromme Mann hier, in der einfachen Mönchstracht aber von ehrwürdiger Geſtalt, betrachtet, wie ihr ſeht, einen Todtenkopf. Die Betrachtung des Todes war ihm der Anfang ſeiner Bekehrung. Der Tod iſt auch in der That der beſte Sittenlehrer. Er fängt damit an, uns zu zeigen, daß Alles in dieſer Welt nur Schein ſey, und daß wir in Dem, was vergeht, unſer wahres Heil nicht finden können. Und ſo werden wir denn ſo nach und nach weiſe, und ſuchen unſer Heil nur in Dem, was unvergänglich iſt.“

„Das andere Bild,“ ſagte der Prior, mit ausgeſtrecktem Arme auf das andere Gemälde deutend, „iſt Ritter Hugo, der Stifter dieſes Kloſters. Der edle Mann, in der prächtigen Ritterkleidung und von kühnem, kriegeriſchem Ausſehen, verdient es, unſerm Ordensſtifter an die Seite geſtellt zu werden. Denn das Kleid und der Stand machen den Werth des Menſchen nicht aus, ſondern der gute Wille. Beide Männer achteten dieſe Welt geringe, und trachteten nach etwas Beſſerem jenſeits dieſer Welt. Der gottesfürchtige, rechtſchaffene Ritter hier iſt euer Großvater, liebe Kinder. Werdet fromm und rechtſchaffen, wie er.“

Von dem Vorſaale traten ſie in das einfache Wohnzimmer des Priors. Ein Bildniß des Gekreuzigten aus blendend weißem Elfenbein an einem Kreuze von ſchwarzem Ebenholze, ſehr kunſtvoll gearbeitet, war die einzige Zierde des Zimmers. Vor dem Kreuze ſtand ein Betſtuhl, auf dem ein aufgeſchlagenes Evangelienbuch lag. Sonſt fand ſich nichts in dem Zimmer, als ein Schreibtiſch, zwei Seſſel, und einige Schränke mit Büchern und Schriften. Rechts ging eine Thüre in das reinliche Schlafzimmer; das Bett beſtand aber bloß aus einer Matratze, einem ähnlichen Polſter ſtatt des Kopfkiſſens, und einer wollenen Decke. Links führte eine Thüre in die Werkſtätte, wo ſich eine Drehbank, die dazu erforderlichen Werkzeuge, und mehrere fertige Arbeiten befanden. Der Prior beſchenkte die Knaben mit ſeinen Arbeiten. Er gab jedem einen ſchön aus Horn gedrehten Schreibzeug und eine aus Buchsbaumholze gedrehte Federbüchſe zu Aufbewahrung der Schreibfedern, und ſagte: „Ich denke, ihr werdet guten Gebrauch davon machen.“

Aus der Werkſtätte kamen ſie in einen kleinen Garten. Er war an allen vier Seiten von hohen Mauern umgeben, die mit auserleſenen guten Obſtbäumen, an der Nordſeite aber bloß mit grünen, laubreichen, hoch empor rankenden Gewächſen bekleidet waren. Die Gartenbeete prangten mit ſchönem Gemüſe und mancherley Blumen von prächtigen Farben. Sonſt ſah man hier von der ganzen übrigen Welt nichts, als den blauen Himmel und den grünen Gipfel eines Berges, auf dem zuhöchſt ein hölzernes Kreuz von rother Farbe ſtand.

„Eine ſolche Einſiedelei,“ ſagte der Prior, „eine ſolche Zelle zum Beten, Betrachten und Studiren, mit Werkſtätte und Ruheſtätte und einem Gärtchen, durch Mauern von der Welt geſchieden und nur nach Oben, gegen den Himmel offen, wohin uns das Kreuz den Weg zeigt, hat jeder Karthäuſer. Alle dieſe Einſiedeleien, deren unſer Kloſter zwölf enthält, ſtehen durch den Kreuzgang mit einander, und mit der Kirche, der Bibliothek und dem gemeinſchaftlichen Speiſeſaal in Verbindung, und machen ſo zuſammen die Karthauſe aus.“

Die fröhlichen Knaben betrachteten mit Entzücken die Blumen des Gärtchens. Sie kannten bisher faſt keine andere, als Wieſenblumen, und riefen verwundert: „So ſchöne Blumen, ſo groß und von ſo herrlichen Farben, haben wir in unſerm Leben noch nicht geſehen. Es iſt eine Pracht! Der Garten iſt ein Paradies.“ Sie liefen von einem Blumenbeete zum andern, und fragten begierig nach den Namen der ihnen unbekannten Blumen. Der Prior nannte die Namen, brach einige Blumen für ſie ab, fügte ſie zierlich zuſammen, gab jedem einen ſchönen, lieblich duftenden Blumenſtrauß, und verſprach, ihnen von allen dieſen Blumen auf künftigen Frühling Samen und Ableger zu ſchicken.

Jetzt blickten die Knaben, die Anfangs vor Ueberraſchung nicht gewußt hatten, wohin ſie ihre Blicke zuerſt wenden ſollten, an den Obſtbäumen empor, die hoch an der Gartenmauer aufgezogen waren. Die Menge goldener und purpurröthlicher Früchte ſetzte ſie aufs Neue in Erſtaunen. Der Prior pflückte ihnen mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit Aprikoſen und frühe Pfirſiche von den Bäumen, und wünſchte nur, um ſie noch beſſer bewirthen zu können, daß die köſtlichen Spät-Pfirſiche ſchon reif ſeyn möchten. Die Knaben dankten voll Freude für die ſchönen Blumen und die herrlichen Früchte. Der Prior aber ſagte: „Danket vielmehr dem Schöpfer, der ſo ſchöne Blumen und ſo herrliche Früchte geſchaffen hat.“

4.

Eine kleine Schulprüfung.

Hierauf ging der Prior mit ihnen wieder in ſeine Zelle zurück. Er bot dem Ritter einen Seſſel, ſetzte ſich auf den andern, langte das Evangelienbuch herbei und zeigte den Knaben die ſchönen Miniaturgemälde, mit denen das Buch geziert war. Die beiden Knaben waren über den Glanz des Goldes und der lebhaften Farben, beſonders über das herrliche Roth und das liebliche Blau ganz entzückt. Der Prior that nun allerlei Fragen an ſie über dieſe Bilder, die lauter Begebenheiten aus der evangeliſchen Geſchichte vorſtellten. Er wollte auf gute Art, ohne daß die Knaben es merkten, inne werden, wie es bei ihnen mit der Erkenntniß der Religion beſtellt ſey. Er war mit den Antworten der Knaben zufrieden und lobte ſie. „In dem Chriſtenthume,“ ſagte er, „ſeyd ihr, wie ich ſehe gut unterrichtet. Das iſt die Hauptſache. Wenn ihr das, was ihr wißt, auch thut, ſo werdet ihr ſelig!“

„Aber nun, Albert,“ ſprach er weiter, „lies mir einmal dieſe Stelle.“

„O weh!“ ſagte der Knabe, „das iſt ja, glaube ich, gar lateiniſch. Davon verſtehen wir Knaben nichts. Aber Deutſch können wir beide ſchon ziemlich gut buchſtabiren, obwohl ich erſt neun Jahre alt bin, und mein Bruder gar nur acht Jahre zählt.“

Der Prior ſah den Ritter betroffen an und ſprach: „Das iſt ſchlimm, daß die zwei fähigen Knaben noch nicht einmal ihre Mutterſprache leſen können. Es wäre Schade, wenn ſie ſo unwiſſend aufwachſen ſollten. Das muß anders werden. Sie müſſen nicht nur das Deutſche fertig leſen und ſchreiben, ſondern wenigſt ſo viel Latein lernen, daß ſie eine lateiniſche Urkunde verſtehen. Beſonders aber rathe ich, daß ſie die Italieniſche Sprache erlernen. Unſer Kaiſer ſteht mit Italien in naher Verbindung. Er bedarf biederer deutſcher Männer, die dieſe Sprache fertig ſprechen. Lernen Eure Söhne Italieniſch, ſo können ſie nicht nur einſt dem Kaiſer große Dienſte leiſten, ſondern dadurch vielleicht auch ſelbſt ihr Glück machen."

„Wohl wahr," rief der Ritter; „aber woher nehme ich einen ſolchen Mann?"

„Ich will Euch einen ſolchen Mann verſchaffen," ſprach der Prior. „Ich kenne einen frommen und gelehrten Geiſtlichen, Namens Antonio Celini. Er ward zwar in Deutſchland geboren; ſeine Eltern aber, vermögliche Handelsleute, waren aus Italien nach Deutſchland gekommen. Als er etwas herangewachſen war, haben ſie ihn zum Studiren nach Rom geſchickt, wo er ſich ſehr auszeichnete. Er ſpricht die Italieniſche und Deutſche Sprache mit gleicher Fertigkeit, und iſt in jeder Hinſicht ein ſehr vortrefflicher Mann. Ich will ihn erſuchen, zu Euch zu ziehen, und die beiden Knaben zu unterrichten. Ich denke, Ihr werdet ihn in Ehren halten und für ſeine Mühe zu belohnen wiſſen, wie's recht iſt!"

„Das werde ich!" ſprach der Ritter ſehr erfreut; „er ſoll es in meiner Burg ſo gut haben, als ich ſelbſt! Denn ich wollte lieber eine meiner zwei Burgen verpfänden, als es meinen Kindern am nöthigen Unterrichte und ihrem Lehrer an einer angemeſſenen, ehrenvollen Belohnung fehlen laſſen. Hier meine Hand darauf."

5.

Das Kloſter und ſeine Umgebungen.

Nun wurde zu Tiſche geläutet. Man ſpeiſte nicht in dem gewöhnlichen Speiſezimmer, ſondern in dem großen Speiſeſaale, der für fremde Gäſte beſtimmt war. Wirklich hatten ſich auch mehrere Ritter und Geiſtliche aus Veranlaſſung der heutigen Feierlichkeit als Gäſte eingefunden. Von den Karthäuſern waren aber nur der Prior und noch zwei andere Väter zugegen, um für die Bewirthung und Unterhaltung der Gäſte zu ſorgen.

Der Prior ſprach nun: „Benedicite!“ und fing, nach Kloſterſitte in lateiniſcher Sprache, das Tiſchgebet an, in das die übrigen Geiſtlichen mit einſtimmten: „Aller Augen hoffen auf dich, o Herr, und Du gibſt ihnen Speiſe zu rechter Zeit!“

Nach vollendetem Gebete und nach geſprochenem Segen, hieß der Prior alle ſeine Gäſte noch einmal herzlich willkommen und ſagte: „Fleiſch kommt nicht auf unſern Tiſch; bei uns Karthäuſern muß man mit Fiſchen, Gemüſen und Mehlſpeiſen vorlieb nehmen. Was wir indeß haben geben wir gern.“ Die unverſtellte Freundlichkeit und die ungeſuchte Heiterkeit des Priors, die aus einem liebevollen Herzen und einem reinen Gewiſſen kamen, erheiterten alle Gäſte und thaten ihnen im

Herzen wohl. Jedem wußte er nicht bloß etwas Angenehmes, ſondern auch etwas Nützliches und Heilſames zu ſagen, und ſelbſt ſeine unſchuldigen Scherze leiteten auf etwas Höheres.

Nach Tiſche führte der Prior ſeine Gäſte in den gemeinſchaftlichen Kloſtergarten, der für die Karthäuſer, dieſe Bewohner einſamer Zellen, zu gewiſſen Stunden zu geſelligen Spazirgängen, freundſchaftlichen Unterredungen und zu einer der Geſundheit dienlichen Bewegung beſtimmt war. Der Garten war von großem Umfange. Diejenigen Gäſte, die noch nie da geweſen waren, betraten mit Bewunderung die breiten, reinlich bekiesten Wege, die theils frei und der Sonne offen, theils von Fruchtbäumen oder mit Rebengewölben überſchattet waren. Sie betrachteten mit Erſtaunen bald die wohl gebauten und ſchön geordneten Gemüßbeete von mancherlei Grün, bald die reichen Blumenbeete, auf denen man Blumen aller Art und von den ſchönſten und lebhafteſten Farben erblickte. Die zwei Knaben ergetzten ſich ganz beſonders an dem großen waſſerreichen Springbrunnen, der in Mitte des Gartens hoch emporſprang, und deſſen geräumiges Becken allerlei Fiſche enthielt, und zu Begießung aller Gewächſe und Blumen überflüßiges Waſſer lieferte. Der Garten war ſehr ſchön und freundlich, und hatte ohne fremdartige Zierathen, ohne künſtlich geſchnittene

Hecken und ſteinerne Bildſäulen, wirklich ein ſehr prächtiges Ausſehen.

„All dieſe Pracht,“ ſagte Ritter Otto, „koſtet zwar wenig Geld, aber viele Mühe und Arbeit. Der Garten macht Eurem Kloſter Ehre.“

„Was wir dabei thun können,“ ſprach der Prior, „iſt nur wenig; Gott muß hier, ſo wie überall, das Beſte thun. Wir können, ſo wie in allen Dingen, nur pflanzen und begießen; Er aber gibt das Gedeihen. Alles, was wir in dieſem Garten Schönes und Herrliches ſehen, hat Er hervorgebracht.“

Aus dem Garten führte eine eiſerne Gitterthür in das Freie. Hier blieb der Prior ſtehen, gab den zwei andern Karthäuſern den Auftrag, den beiden Knaben und den andern Gäſten, die dazu Luſt hätten, die übrigen Denkwürdigkeiten des Kloſters und der Kirche, die Koſtbarkeiten der Sakriſtei, und die Umgebungen des Kloſters zu zeigen. Er aber ging mit dem Ritter durch das Gitterthor. Das Thal umher beſtand theils aus blumigen Wieſen, theils aus reichen Kornfeldern. Die nächſten Hügel waren mit Weinreben bepflanzt, die entfernteren höhern Berge aber mit Wald bedeckt. Auf der Spitze des nächſten Rebenhügels befand ſich eine von Reben beſchattete Bank. Hier ſetzten ſie ſich. Von hier aus konnte man alle Kloſtergebäude, die Kirche mit dem alterthümlichen

Spitzthurme, die vereinigten Einſiedeleien, die landwirthſchaftlichen Gebäude, die Aecker, Wieſen und Weinberge, die alle dem Kloſter gehörten, mit Einem Blicke überſehen. Unten im Thale erblickte man eine Mahlmühle mit mehreren Rädern, und aus den nahen Bergen erſcholl das Getöſe der Eiſenhämmer.

6.

Ritter Otto's Unterredung mit dem Prior.

Ritter Otto, neben dem Prior in der Rebenlaube ſitzend, fragte den frommen Mann wie gewöhnlich, über ſeine geiſtlichen und auch über ſeine weltlichen Angelegenheiten um Rath. Denn der Prior war nicht bloß ein frommer Gottesgelehrter; er hatte ehemals als Staatsmann am Hofe gelebt, ja ſogar als Ritter mehrere Feldzüge rühmlich mitgemacht. Er war ein Mann von großer Erfahrung und wußte in Allem Rath zu ertheilen. Sie redeten lange mit einander. Ritter Otto fühlte ſich ſehr beruhigt und erheitert. „Nun wohl,“ ſagte er am Ende der Unterredung, „ich ſcheide getroſt von Euch, wiewohl ich nirgends lieber bin, als bei Euch. Alles, was ich da ſehe und höre, gefällt mir ſehr wohl. Eure Frömmigkeit verdient Ehrfurcht; die Ordnung und Reinlichkeit in Eurem Kloſter ſind ſehr löblich; der Zuſtand Eurer Gebäude und Feldgüter könnte nicht beſſer ſeyn. Und doch wiſſen die Weltleute Euch eine Ausſtellung zu machen. Ich muß ſie Euch doch ſagen, um zu hören, was Ihr dazu ſprecht. Eure Lebensart ſcheint ihnen — zu unthätig und der übrigen Welt unnütz.“

„So ſcheint es Manchem,“ ſprach der Prior; „allein es iſt nicht ſo. Dies können dieſe Aecker, Wieſen, und Weinberge umher beweiſen. Damals, als Euer Vater, was wir mit Dank anerkennen, dieſes Thal und die Berge umher unſerm Orden ſchenkte, war Alles, ſo weit ihr von hier aus ſehen könnet, eine ſchauerliche Wildniß. Allein unermüdet fleißige Mönche haben die alten Baumwurzeln und Stöcke ausgegraben, Schluchten ausgefüllt, Felſen geſprengt und hinweggewälzt, die Wildniß in fruchtbares Land umgeſchaffen, und jene Gebäude aufgeführt. Die ſpätern Bewohner bedurften dieſer harten, angeſtrengten Arbeiten freilich nicht mehr; ſie konnten nunmehr die Früchte der Bäume genießen, die ihre geiſtlichen Väter gepflanzt hatten. Indeß blieb es ein ausdrückliches Ordensgeſetz bei uns, mit den Geiſtesübungen auch Handarbeit zu verbinden, obwohl dieſe Handarbeit zu unſerm Lebensunterhalte jetzt nicht mehr nöthig iſt. Wir wiſſen nämlich ſehr gut, die Arbeit ſey der Geſundheit der Seele ſo zuträglich, als der Geſundheit des Leibes. Das Ordensgeſetz, zu arbeiten, wird auch bis auf dieſe Stunde von uns Karthäuſern getreulich befolgt. Wir müſſen nicht nur den kleinen Garten, der jedem zugetheilt iſt, mit ernſtem Fleiße bauen und im Stande bewahren; jeder Karthäuſer iſt überdies außer ſeinem geiſtlichen Berufe, ein Handwerker oder Künſtler. Es gibt unter uns Dreher und Tiſchler, Bildhauer und Maler. Einige machen ſich auch ein vorzügliches Geſchäft aus dem Abſchreiben der Bücher. Die ſchön gearbeiteten Altäre und Chorſtühle, und manches ſchöne Gemälde in unſerer Kirche ſind Werke fleißiger Karthäuſer; eben ſo ſind die eingelegten Tiſche und Schränke in meiner Zelle, das ſchöne elfenbeinene Bildniß des Gekreuzigten und das zierlich geſchriebene Evangelium mit den lieblichen, trefflich gemalten Bildern lauter Werke ihrer Hand.“

„Auch ſind wir ſonſt der Welt nicht ſo unnütz, als es den Weltleuten dünkt. Mehrere Arten von Obſt und nützlichen Gewächſen wurden erſt durch Mönche hier zu Lande bekannt, und unſer verbeſſerter Feldbau fand überall Nachahmung und verbreitete reichlichen Segen über die ganze Gegend. Die Weinberge, die wir anlegten, und die Eiſenſchmelzen, die wir in Gang brachten, geben mehr als hundert Menſchen Arbeit und Brod. Ja mich dünkt, ſeit ich in den Orden der Karthäuſer getreten, habe ich mehr Gutes gethan, als damals, da ich noch dem Ritterorden angehörte. Als Ritter mußte ich an jenen verheerenden Kriegen Theil nehmen, durch die manche blühende Gegend zur Wildniß wurde; hier ſchuf ich einen Theil dieſer Wildniß zu blühendem Lande um. Dort wurden mehrere vermögliche Leute durch den Krieg arm; hier helfe ich vielen Armen durch wohlbelohnte Arbeit zu ihrem ehrlichen Auskommen; ja wir Karthäuſer ernähren viele Armen, die nichts mehr verdienen können, ganz und gar.“

„Selbſt unſre vorzüglichſte Beſchäftigung, das Beten und das Betrachten himmliſcher Wahrheiten, oder wie man zu ſagen pflegt, die beſchauliche Lebensart, iſt nicht ohne großen Nutzen für die Welt. Wenn es ein Verdienſt iſt, den rauhen Boden zu bauen, ſo muß es wohl ſchon an ſich verdienſtlich ſeyn, den eignen Geiſt nicht brach liegen zu laſſen. Die Veredlung des Menſchengeiſtes iſt etwas ohne Vergleich Höheres, als Veredlung der Bäume. Ein ſolcher veredelter Menſch aber kann ſeinen Mitmenſchen ſehr nützlich werden. Mancher Karthäuſer, der zwiſchen ſeinen Mauern gleichſam vergraben iſt, gleicht dem Bergmanne, der das ganze Jahr in den Schachten der Erde verſteckt lebt. Wie der Bergmann aus ſeinen dunkeln Klüften Gold zu Tage fördert, ſo hat ſchon mancher

Karthäuſer, in ſeiner unbekannten Zelle bei ſtiller Nacht wachend, reines Geld der Wahrheit ans Licht gebracht. Manche ihrer Schriften zur Erbauung der Mitmenſchen haben weit umher Segen verbreitet."

„Stille und Einſamkeit iſt übrigens zur Betrachtung göttlicher Dinge unumgänglich nöthig. In ſo ferne es indeß das Beſte unſerer Mitmenſchen oder das Wohl unſers Kloſters erfordert, fliehen wir die Geſellſchaft nicht — wie denn immer Einer oder der Andere aus uns dazu beſtimmt iſt, die Fremden zu bewirthen und zu bedienen, oder die Geſchafte des Kloſters auch auswärtig zu beſorgen."

„Die Hauptſache aber bleibt uns immer die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Unſere ganze Lebenszeit iſt gegen die Ewigkeit nur ein Augenblick, und ohne Vergleich weniger, als ein Waſſertröpflein gegen das Meer; und da dieſer Augenblick dennoch über die ganze Ewigkeit entſcheidet, ſo können wir nichts Beſſeres thun, als dieſen Augenblick des Lebens dazu anwenden, uns eine ſelige Ewigkeit zu bereiten."

7.

Abſchied des Ritters und ſeiner Söhne von dem Prior.

Der Ritter hatte dem Prior aufmerkſam zugehört und ſprach jetzt: „Ihr überredet mich bald, ein Karthäuſer zu werden.“

„Das ſey ferne,“ ſprach der Prior; „einen ſolchen Schritt dürftet Ihr in Euren Verhältniſſen nicht thun. Bedenkt Eure Kinder und Eure Unterthanen. Auch braucht man, um die Vortheile der Einſamkeit zu genießen, um zu beten und zu betrachten, und ſich auf die Ewigkeit vorzubereiten, eben kein Karthäuſer zu ſeyn. Jeder kann ſein einſames Zimmer zur Kloſterzelle machen.“

„Ihr habt vollkommen Recht,“ ſprach der Ritter. „Meine Burg ſoll denn von nun an meine Karthauſe ſeyn. Sie iſt ja ohnehin eine halbe Einſiedelei. Dort will ich Gott und dem Wohle meiner Mitmenſchen leben.“

Jetzt kamen die zwei Knaben des Ritters, von einem Karthäuſer begleitet, herbei. „Nun, meine Kinder,“ ſagte der ehrwürdige Prior freundlich, „wie gefällt es Euch bei uns?“

„O recht gut,“ ſagte Albert; „ich habe immer gemeint, in der Karthauſe müſſe es gar traurig und finſter ausſehen. Allein bei Euch iſt alles ſchöner und freundlicher, als in unſerer Burg. Ein junger Ritter ſagte mir, die Karthäuſer wohnten da gleichſam wie in einem Todtengewölbe lebendig begraben; allein Euer Aufenthalt gleicht dem Himmelreiche.“

„Hätteſt du wohl Luſt hier zu bleiben, lieber Albert?“ fragte der Prior lächelnd.

„Das nun doch nicht,“ antwortete der Knabe. „Es wäre mir doch zu langweilig, die ganze Woche ſo einſam in der Zelle zuzubringen.“

„Aber du, Burkhard,“ ſprach der Prior, „möchteſt wohl ein Karthäuſer werden?“

„O nein!“ ſagte Burkhard; „ich werde einmal ein braver Rittersmann, wie mein Vater.“

„Das will ich auch werden,“ rief Albert, „und für mein Vaterland Schwert und Lanze führen. Wir wollen in Allem in die Fußſtapfen unſers Vaters eintreten.“

„Das thut, liebe Söhne!“ ſprach der Prior. „Es iſt auch gar nicht mein Ernſt, daß ihr hier bleiben ſollet. Eurer aufblühenden Jugend wäre ſo etwas nicht zuzumuthen. Indeß weiß der Himmel, was noch Alles über euch verhängt iſt. Auch iſt es immer gut, daß einem Manne, der ſich, ſey es nun bei Hofe oder zu Felde, in der Welt verſucht hat und ihrer ſatt geworden, die Zufluchtſtätte eines Kloſters offen ſtehe, wo er nur für Gott und ſich ſelbſt leben kann. Ihr möget übrigens in der

Welt werden, was ihr wollt, ſo haltet euch nur an Gott und ſeyd rechtſchaffen. Ich habe am Hofe, im Felde und im Kloſter gelebt, und überall erfahren, daß nichts beſſer ſey, als ſich ganz an Gott halten und ſeinen Willen thun.“

Der Ritter ſtand jetzt auf, bot dem Prior die ritterliche Rechte, dankte für die freundliche Bewirthung und alle empfangene Ehren, und befahl den zwei Knaben, auch zu danken. Ein Diener des Ritters kam herbei, und fragte, ob man ſatteln ſolle. „Augenblicklich,“ ſprach der Ritter, nach der Sonne blickend. „Es iſt bereits ſpät und unſer Weg iſt ſehr weit!“

Der Prior und die zwei andern Karthäuſer begleiteten ihn bis ans Pferd. „Lebt wohl,“ ſprach der Ritter, „ehrwürdige Väter, und Gott vergelte Euch, was wir hier genoſſen haben!“ „Und,“ rief er noch, mit dem Fuße ſchon im Steigbügel, zum Prior gewandt, „vergeßt nicht, mir lieber morgen als übermorgen, den Lehrmeiſter für meine Knaben zu ſenden. So wird uns dieſer Beſuch bei Euch auch noch für künftige Zeiten Segen bringen.“

Er ſchwang ſich auf das Pferd; eben ſo flink und gewandt hatten die zwei Knaben ſich auf ihre kleinen netten Pferde geſchwungen. Der Vater ſprengte voran, die Knaben ihm nach, und die zwei jungen rüſtigen Krieger begleiteten ſie. So ging es bald im Galopp, bald im Trab, bis ſie bei dem hellen, klaren Scheine des Vollmonds ziemlich ſpät in der Nacht in ihrer Burg ankamen.

8.

Der Lehrer und Erzieher.

Eines Abends, da ein grauer Herbſtnebel die Tannengipfel der benachbarten Berge umhüllte, ſaß Ritter Otto in ſeiner Stube an dem hellauflodernden Kaminfeuer bei einem Becher Wein, und erzählte ſeinen beiden Knaben von einem ſeiner Feldzüge. Da ließ ſich ein fremder Geiſtlicher melden. Der Ritter ſtand eilig auf, und ging ihm entgegen. Der Geiſtliche war der verſprochene Lehrer und Erzieher für die beiden Knaben. Er war ein Mann bereits wohl über die mittlern Jahre, von edler Geſtalt, ernſtfreundlichem Angeſichte, und voll Anſtand und Würde in ſeinem Betragen. Der Ritter führte ihn in die Stube, ſtellte ſeine zwei Knaben ihm vor, und bat ihn, ihr zweiter Vater zu ſeyn; dann forderte er die zwei Knaben auf, mit einem Handſchlag anzugeloben, daß ſie den geiſtlichen Herrn als ihren zweiten Vater ehren und ihm gehorſamen wollten. Beide verſprachen es mit kräftigem Handſchlag.

Die Knaben gewannen den edlen Mann auch in der That bald ſo lieb, als ihren Vater. Mit ihm kam ein neues Leben in das Schloß; denn nicht nur wußte er die Lehrſtunden den Knaben ſehr angenehm zu machen; auch alle ſeine Geſpräche bei Tiſche und auf Spazirgängen waren ſo unterhaltend als lehrreich. Er unterrichtete die Knaben noch gründlicher in der Religion, und lehrte ihnen dann auch Geſchichte und Erdbeſchreibung. Dieſen Stunden wohnte der Ritter auch bei, hörte aufmerkſam zu, und geſtand, daß er Vieles lerne, was er bisher nicht ſo gut oder gar nicht gewußt habe.

Der Unterricht in der Lateiniſchen und der damit verwandten Italieniſchen Sprache ward mit Eifer betrieben, und die Knaben machten bald in beiden Sprachen große Fortſchritte. Der Vater war ſehr erfreut, wenn ſie Lateiniſche Stellen herſagten oder mit einander Italieniſch ſprachen, obwohl er nichts davon verſtand, und er bedauerte, dieſe Sprachen in ſeiner Jugend nicht gelernt zu haben. Uebrigens ſetzte der Vater, was der geiſtliche Herr vollkommen billigte, mit den Knaben täglich die ritterlichen Uebungen eifrig fort, und ritt mit ihnen öfter auf die Jagd. Beide Söhne wuchſen empor — ſchlank wie Pappeln, und ſtark und kraftvoll wie die Eichen. Sie wurden ſehr edelmüthige, verſtändige und wohlgeſittete Jünglinge.

Endlich kam die Zeit, da ſie dem Herzoge von

Schwaben als Edelknechte dienen ſollten. So wurden die adeligen Jünglinge genannt, die damals von unten auf als Kriegsknechte dienen mußten, und erſt nach vollendeten Dienſtjahren zu Rittern geſchlagen wurden. Albert und Burkhard machten ſich reiſefertig. Ihr Freund und Lehrer Antonio, der ihre Erziehung, ſo weit es von ihm abhing, für vollendet anſah, und ſich nach der wärmern Sonne Italiens zurückſehnte, machte auch Anſtalten zur Abreiſe. Die letzten Tage, die er noch in der Burg verweilte, verwandte er dazu, ſeine zwei jungen Freunde mit väterlicher Zärtlichkeit zu allem Guten zu ermahnen, und ſie vor den Gefahren, die nicht nur Jünglingen, ſondern auch jungen Männern drohen, treulich zu warnen.

„Meine liebſten Söhne!“ ſprach er unter anderm: „Ihr ſeyd nun bereits junge Männer und die Zeit iſt nicht mehr fern, da Ihr Euch eine Ehegattin wählen werdet. Seyd alsdann vorſichtig in Eurer Wahl; denn das ganze Glück Eures künftigen Lebens hängt davon ab. Sehet mehr auf die Schönheit der Seele als des Leibes. Schon Mancher, der ſeine Augen von der Schönheit der Geſtalt blenden ließ, betrog ſich, und machte ſich höchſt unglücklich. Sehet vielmehr auf wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit, Güte und Unſchuld des Herzens, jungfräuliche Sittſamkeit, Beſcheidenheit, und alle jene Tugenden, die eine Frau mehr zieren als künſtlich geflochtene Haare, Gold und Edelſteine und koſtbare Kleider; ſeht auch wohl zu, ob ſie Verſtand und Einſicht genug habe, einer Haushaltung als Hausfrau wohl vorzuſtehen. Trauet aber Euch ſelbſt nicht zu viel Einſicht und Menſchenkenntniß zu; denn nirgends kann ein Menſch ſo leicht irren, als bei einer ſolchen Wahl. Fragt verſtändige, rechtſchaffene Männer um Rath, die jene Perſon, die Ihr wählen wollet, genau kennen. Wählet nicht, laßt Euch in kein Eheverſprechen ein, ohne die vorhergehende Einwilligung Eures vernünftigen, liebevollen Vaters, der Euch eine Perſon, die Eurer werth iſt, gewiß nicht verſagen wird. Vor Allem überlegt eine ſo wichtige Angelegenheit vor Gott. Diejenigen, die bei ihrer Wahl Gott vergeſſen, und nur ihrer blinden Neigung folgen, ſtürzen ſich, wie ſchon manche bittere Erfahrung lehrte, in großes Elend. Bittet daher Gott, Er wolle Euch erleuchten, damit Ihr in Eurer Wahl glücklich ſeyd! Er wolle Euch eine treue Gattin zuführen. Man ſagt nicht ohne Grund: Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Glaubt mir, nur auf ſolchen Ehen, die mit Gott eingegangen werden und an denen der Himmel Wohlgefallen hat, ruht auch der Segen des Himmels!“

An Einem Tage reiſten alle drei ab — Antonio nach Italien und die zwei Söhne des Ritters an den herzoglichen Hof. Vater Otto, der die Beſchwerden des Alters bereits zu fühlen begann, blieb einſam und traurig zurück in ſeiner, wie es ihm ſchien, nun ganz verödeten Burg.

9.

Alberts Liebe zu ſeinem Bruder Burkhard.

Nach drei Jahren kamen Albert und Burkhard, die ihre Lehrjahre als Edelknechte ſehr rühmlich beſtanden hatten, als junge Ritter zurück in die väterliche Burg. Ihr alter Vater war hoch erfreut, und ritt in der Freude ſeines Herzens, und nicht ohne väterlichen Stolz auf ſo vortreffliche, wohlgeſtaltete Söhne, mit ihnen in der ganzen Gegend umher, bald zu dieſer, bald zu jener Burg, um die neugeſchlagenen jungen Ritter ſeinen Freunden vorzuſtellen. Sehr oft aber beſuchte er mit ihnen den ehrwürdigen Prior des Karthäuſerkloſters, den er unter allen ſeinen Freunden am meiſten ſchätzte. Der fromme Greis hatte an den hoffnungsvollen jungen Männern herzliche Freude. Er wußte als ehemaliger Staatsmann und Kriegsheld ihnen viele gute Lehren und manchen weiſen Rath zu ertheilen; zugleich ermahnte er ſie aber immer ſehr treuherzig, über den Weltgeſchäften Gott nicht zu vergeſſen, und entließ ſie niemals ohne ſeinen frommen Segen.

Ritter Otto beſchloß nun, ſeine ſchönen großen Rittergüter ſeinem ältern Sohne Albert zu übergeben. Allein Albert ſprach: „Wie könnte ich es über das Herz bringen, meinen geliebten Bruder Burkhard ſo verkürzt zu ſehen! Das Herz im Leibe könnte ich mit ihm theilen — und ſo will ich auch das väterliche Erbgut nicht für mich allein beſitzen. Es beſteht aus den zwei Burgen, Finſterwalde und Föhrenbach; die zu jeder Burg gehörigen Güter ſind ungefähr von gleichem Umfange und Ertrag. Als älterer Sohn will ich, dem Herkommen gemäß, unſer Stammgut Finſterwalde behalten; allein nur unter der Bedingung, daß Bruder Burkhard — Herr von und zu Föhrenbach werde. So bleiben wir Nachbarn und können Freud' und Leid, wie wir bisher immer gethan haben, brüderlich miteinander theilen.“

Der alte Vater freute ſich dieſer ſeltenen brüderlichen Liebe; er theilte die Güter unter ſeine Söhne, und war in der Stille darauf bedacht, Jeden mit irgend einem ſittſamen deutſchen Fräulein zu vermählen.

Indeß war der Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenſtaufen, deutſcher Kaiſer geworden. Ganz unerwartet kam ein fremder Ritter, von dem

Kaiſer geſandt, auf der Burg Fi
und brachte den kaiſerlichen Befehl:
ſolle mit ſeiner Kriegsſchaar den Ka
Kriegszug nach Italien begleiten; A
ſolle, um das Land umher gegen
feindliche Ueberfälle zu ſichern, die vä
gen wohl beſetzt halten.

Albert rüſtete ſich und ſeine Krie
lich zum bevorſtehenden Feldzuge, bat
kniend um den väterlichen Segen, un
Bruder, ſchwang ſich auf ſein Streitr
von ſeinen Reiſigen begleitet, mit de
Heere glücklich in Italien an. Er wu
Kaiſer, der ihn längſt kannte, wegen
muthes und ſeiner Tapferkeit von T
immermehr geachtet; ſeine Kenntniß
ſchen Sprache, damals ein ſehr geſc
zug, veranlaßte den Kaiſer, ihn mit w
trägen an mehrere Grafen und Edelleu
lichen Italiens zu ſenden. Albert fühl
dieſe Aufträge ſehr geehrt, freute ſi
Jugend etwas gelernt zu haben, und d
nem Herzen ſeinem weiſen Lehrer Ant
trefflichen Unterricht.

10.

Ritter Alberts erſte Geſchäftsreiſe.

Ritter Albert kam auf ſeiner Reiſe eines Tages auf das Schloß des Grafen von Arno. Er wurde, als ein Abgeſandter des Kaiſers, von dem Grafen mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Albert brachte ſeine Aufträge, die freilich in ziemlich großen Forderungen von Kriegsbeiträgen beſtanden, mit ſo guter Art vor, daß ihr Unangenehmes dadurch um vieles gemildert wurde. Der Graf, ein ſchlauer, weltkluger Mann, der nur auf ſeinen Vortheil bedacht war, faßte ſogleich den Anſchlag, den jungen Ritter zu überliſten, um die verhaßten Forderungen abzuwenden, oder ſie wenigſtens ſehr zu verringern. Er ſprach: „Ich bin bereit für Kaiſer Friedrich meinen letzten Blutstropfen zu vergießen; allein ich hoffe Euch zu überzeugen, daß es mir unmöglich iſt, von den genannten Forderungen mehr als den zehnten Theil zu leiſten. Bleibt heute mein Gaſt, ſehr edler Ritter; morgen aber wollen wir von der Sache weiter reden. Ich muß, um ſo viel zu thun, als nur immer in meinen Kräften ſteht, mich vorerſt mit meinen Beamten berathſchlagen."

Der Graf führte Albert in den Garten. „Es iſt glühend heiß," ſagte er; „dort in dem Lorbeerſchatten iſt es kühl und angenehm. Dort befinden ſich meine Gemahlin und meine Tochter. Dieſen muß ich meinen hochverehrten Gaſt doch auch vorſtellen.“

Durch einen ſchattigen Gang von Pomeranzenbäumen, die mit ſilberhellen Blüthen und zugleich mit goldenen Früchten prangten, kamen ſie in ein Lorbeerwäldchen. Auf einer zierlichen Bank, von dunkeln Lorbeerbäumen beſchattet, ſaßen Mutter und Tochter. Beide ſtanden auf, dem Abgeſandten des Kaiſers ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die Mutter, eine anſehnliche Frau, in einem Gewande weiß wie Schnee, verneigte ſich tief vor dem Ritter, und begrüßte ihn mit ungemeiner Freundlichkeit. Allein ſie war noch liſtiger und verſchlagener als ihr Gemahl; ſie durchdrang den jungen Ritter ſogleich mit ihren ſcharfen Blicken, und hielt es bei ſeiner treuherzigen Redlichkeit für ein Spiel, ihn zu ihrem Vortheil zu hintergehen. Die junge Gräfin, in einem Kleide von himmelblauer Seide und nur eine Perlenſchnur in dem dunkeln Haar, war ausnehmend ſchön; ihr blühendes Angeſicht, von den reichlichen ſchwarzen Locken noch mehr erhoben, beſchämte Lilien und Roſen. Allein auch ſie hatte es in der elenden Kunſt, ſich zu verſtellen, ſchon ſehr weit gebracht. Sie ſchien, ſo leichtfertig und eitel ſie auch war, die Sittſamkeit und Beſcheidenheit in Perſon. Sie blickte beſtändig auf ihre Stickerei; ſie erhob ihre glänzenden ſchwarzen Augen nur dann zu dem Ritter, wenn er ſie anredete, und ihre rothen Lippen liſpelten bloß die Antwort auf ſeine Fragen.

Auf einen Wink der Mutter bediente ſie den Ritter mit Erfriſchungen. Sie pflückte die auserleſenſten Pomeranzen, die ſie zierlich zerſchnitt und mit Zucker beſtreute; ſie goß rothen Wein, der wie Glut funkelte und ſilberhelle Perlen warf, in ein geſchliffenes Glas, und überreichte es ihm auf einem ſilbernen Teller mit einnehmendem Lächeln.

Der Ritter bemerkte eine Laute, die neben dem Fräulein auf der Bank lag, und betrachtete ſie mit aufmerkſamen Blicken. Es ſchien, er habe noch nie eine Laute geſehen. „Nun, Kamilla,“ ſprach die Mutter, „gieb dem deutſchen Helden einmal ein Italieniſches Liedchen zum Beſten.“

Das Fräulein ergriff die Laute, entlockte ihr erſt, faſt ſchüchtern, einige ſanfte Töne, und ſang dann mit einer Stimme, die bald ſo ſanft und lieblich, bald ſo laut und mächtig erklang, daß ſie alle Töne der Nachtigall weit übertraf. Der Ritter, der bisher bloß den eiſernen Klang der Waffen und den kriegeriſchen Schall der Trompeten gehört hatte, ward von dem Geſange ſo entzückt, daß er betheuerte, ein Engel vom Himmel könne nicht ſchöner ſingen.

Er ließ ſich gerne nöthigen, am folgenden Tage noch bei der Tafel zu bleiben — und nach der

Tafel gelang es dem Grafen, den Ritter vollkommen zu überzeugen, der zehnte Theil der geforderten Lieferungen ſey Alles, was er in ſeinen Umſtänden leiſten könne. Der Ritter verſprach dieſes dem Kaiſer vorzuſtellen, und bat nur um Erlaubniß, die vortrefflichen Eltern des holdſeligen Fräuleins zu Zeiten beſuchen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß ward ihm mit Vergnügen ertheilt, und der Graf, die Gräfin und das Fräulein begleiteten ihn noch bis an das Pferd.

11.

Fräulein Kamilla.

Ritter Albert ritt fort, und ſein alter treuer Diener und Kriegsgefährte Heinz hinter ihm her. Der Ritter war faſt eine Meile weit geritten, ohne ein Wort zu reden, was ſonſt gegen ſeine Gewohnheit war. Er ſchien ganz in Träumereien verloren. Endlich wandte er ſich auf dem Pferde um und ſagte: „Nun Heinz, wie gefiel es dir auf dieſem Schloſſe?“

„Hum,“ ſagte Heinz, „nicht gar übel. Der Wein war gut, und das Eſſen eben nicht ſchlecht.“

„Das meine ich nicht,“ rief Albert unwillig;

„ſag' mir aber einmal ehrlich und redlich, wie gefielen dir der Graf, die Gräfin und das Fräulein?"

„Je nun," ſagte Heinz, „ich bin ein dummer Kerl; aber ich denke, wenn wir nicht vom Kaiſer geſchickt wären, ſo wären die Leute nicht halb ſo freundlich gegen uns geweſen. Es ging ihnen, wie mir däucht, nicht ſo recht von Herzen. Sie wollten uns anſtatt der Goldſtücke bloß mit ſchönen Worten abfertigen. Ich fürchte, Ihr habt dieſen Italiener zu leicht ſchliefen laſſen. Nehmt euch in Acht; Ihr könntet bei dem Kaiſer eine ſchlechte Ehre einlegen. Und was das Fräulein betrifft, ſo ſingt ſie freilich trotz einer Amſel. Allein, ſo jüngferlich ſie auch thut, ſo iſt ſie, wie es mir vorkommt, doch bei weitem nicht ſo von Herzen fromm und ſittſam, als ſo manches deutſche Fräulein, das ich geſehen habe. Es ſcheint, dieſe Wälſchen haben uns nur zum Beſten."

„Heinz," rief jetzt der Ritter und warf ihm einen Blick zu, der von Zorn funkelte; „kein Wort mehr gegen dieſe verehrenswerthe Familie! Sonſt ſind wir geſchiedene Leute! Hörſt du, kein Wort mehr!" Der Ritter wandte ſich, und blieb nun wie ſtumm, bis ſie ins Nachtquartier kamen.

Ehe eine Woche verfloſſen war, wurde das Kriegslager auf Befehl des Kaiſers verlegt, und kam dadurch dem gräflichen Schloſſe um einige Meilen näher. Albert ritt nun, ſo oft es Kriegsdienſt und Wohlſtand erlaubten, auf das Schloß. Bisher war er beſtändig mit ernſten Kriegsangelegenheiten beſchäftigt, und achtete wenig darauf, wann ſein Panzer mit Staub bedeckt, und wohl gar hie und da vom Regen ein wenig angeroſtet war; nur Schwert und Lanze mußten hell und glänzend ſeyn, wie ein Spiegel. Nunmehr aber brummte Heinz öfter, daß er ihm Helm und Harniſch nicht mehr hell genug poliren könne, und über der unnöthigen Arbeit ſo manchen ſauren Schweißtropfen vergießen müſſe. Die übrigen Ritter, die ſich früherhin über Alberts roſtigen Panzer luſtig gemacht hatten, ſcherzten nunmehr öfter über ſeinen glänzenden Aufzug.

Der Kaiſer gab nun plötzlich Befehl, nach Rom aufzubrechen. „Gottlob!“ ſprach Heinz. Dem tapfern Albert aber, dem der Ruf ins Feld ſonſt immer willkommen geweſen, kam dieſer Befehl ſehr ungelegen. Er fand gerade noch einige Augenblicke, von der gräflichen Familie Abſchied zu nehmen. Er ritt im Galoppe auf das Schloß. Der Graf war nicht zu Hauſe. Die Gräfin und ihre Tochter konnten, wie es ſchien, kaum Worte genug finden, ihr Bedauern auszudrücken, daß der biedere deutſche Ritter, ihr wertheſter Hausfreund, nun dieſe Gegend verlaſſen und von ihnen ſcheiden müſſe.

„Theuerſtes Fräulein!“ ſprach Ritter Albert,

„laßt mich nicht ohne Hoffnung ſcheiden!“ Er zog einen goldenen Ring mit einem grünen, hellen Smaragd hervor und ſprach: „Beſte Kamilla! Verſchmäht dieſen Edelſtein nicht, den die Farbe der Hoffnung ſchmückt!“

Das Fräulein zeugte Freude über den ſchönen Ring, und ſteckte ihn an den Finger. Der Ritter war darüber höchſt entzückt; denn nach deutſcher Sitte wurde es als eine Verlobung angeſehen, wenn ein Fräulein von einem Ritter einen Ring zum Geſchenke annahm. Albert hielt die junge Gräfin von nun an für ſeine Braut.

Fräulein Kamilla ſagte: „Eure Abreiſe kam mir zu ſchnell. Ich würde Euch ſonſt ein Wehrgehäng, oder die prächtigſte, geſtickte Schärpe zum Andenken gegeben haben!“ Allein an dieſen ihren ſüßen Reden war auch nicht ein wahres Wort.

Die Mutter ſprach: „Gieb ihm eine deiner Haarlocken; er kann ſie dann in einen Ring faſſen laſſen.“ Sie dachte, den Ritter, der wohl nicht mehr zurück kommen werde, auf dieſe Art am wohlfeilſten abzufertigen.

Kamilla aber, die den Ritter wenig achtete, ward über dieſen Befehl der Mutter ſehr unwillig; vor Aerger traten ihr Thränen in die Augen. Indeß gehorchte ſie. Sie ſchnitt mit einem ſilbernen Scheerchen von einer Locke einige wenige Härchen ab und gab ſie ihm.

Ritter Albert meinte in ſeiner Verblendung, der Abſchied rühre ſie bis zu Thränen, nahm das Geſchenk mit einer tiefen Verbeugung, und rief: „Ich bin der Glücklichſte aller Sterblichen! Dieſe wenigen ſchwarzen Haare, ſchöner als die goldene Locke eines Engels, ſchätze ich höher, als alles Gold Arabiens; und dieſe funkelnden Perlen an Euren Augenwimpern, holdes Fräulein, haben für mich einen höhern Werth, als alle Perlen und Diamanten in der Krone des Kaiſers.“ Er empfahl ſich eilig, ſchwang ſich auf ſein Roß und gallopirte mit hocherfreutem Herzen dem Lager zu.

„Der Thor!“ ſagte die Mutter, indem ſie ihm nachſah. „Mag er das armſelige Paar Härchen immerhin höher ſchätzen als Gold, und deine Thränen, Kamilla, die ſehr gut angebracht waren, koſtbarer finden, als alle Perlen! Wir behalten dafür unſer Gold und unſre Perlen und Edelſteine vor den Händen dieſer räuberiſchen Deutſchen unter Schloß und Riegel. Er ſollte dein Gemahl werden? Nein, Herr Ritter, daraus wird nichts. Eine Italieniſche Gräfin will höher hinauf.“

12.

Ritter Alberts Beſtürzung.

Ehe ein Jahr verging, kam Albert wieder in die Gegend. Der Kaiſer hatte ihm einen wichtigen Kriegszug und die Führung einiger hundert Mann übertragen. Albert geſtattete der Schaar, nachdem ſie am ſpäten Abend ein Lager geſchlagen hatte, auf den folgenden Tag einen Raſttag, und ritt die ganze Nacht hindurch, um die gräfliche Familie auf einige Stunden zu beſuchen. Er langte Morgens, da die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, in dem Pinienwalde an, der das Schloß und den prächtigen Garten auf der Nordſeite gegen rauhe Winde ſchützte. Er ſtieg eilig ab und befahl ſeinem getreuen Heinz, der heute gar übler Laune war, ihm in einiger Entfernung mit den Pferden langſam zu folgen, indem er ſelbſt zu Fuß vorausgehen und ſeine Braut überraſchen wolle.

Ganz unerwartet trat Albert in den großen Saal. Mutter und Tochter, die eben in den Garten gehen wollten, begegneten ihm. Das Fräulein hatte ein niedliches Hütchen auf, worauf feuerfarbene Federn wehten, und trug wie gewöhnlich ein blaues ſeidenes Kleid. Allein ſie zeigte keine ſolche Freude, als der Ritter erwartete. Sie ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, ſtarrte ihn an als ſehe ſie ein Geſpenſt, und ſank todtenbleich ihrer Mutter in die Arme. Albert redete ſie freundlich an; allein ihr ganzes Geſicht verrieth nur ſtummes Entſetzen, und ihre entfärbten Lippen vermochten keinen Laut mehr hervorzubringen.

„Ach,“ ſagte die Mutter, „das gute Kind iſt ſehr, ſehr krank! Die unerwartete Freude über Euren Anblick kann für ſie tödtliche Folgen haben. Ihr hättet nicht ſo unangemeldet herein treten ſollen. — Komm, meine Tochter, ich will dich zu Bette bringen. — Ihr aber, Herr Ritter, könnet ſie heute nicht mehr ſehen. Ihre zerrütteten Nerven könnten vollends zerreißen. Ich muß nun dieſen Mittag und Abend ſchon bei ihr bleiben, und kann alſo das Vergnügen Eurer Geſellſchaft heute nicht genießen. Und da mein Gemahl abweſend iſt, ſo würde es Euch nur Langeweile machen, länger dahier zu verweilen.“

Sie führte ihre Tochter, die ſich matt auf die Mutter ſtützte, in ein Nebenzimmer, riegelte die Thüre hinter ſich zu, und ließ den betroffenen Ritter in dem Saale ſtehen. Er ſtand auch wirklich, vor Erſtaunen beide Arme erhebend, und die Augen unverwandt auf die Thüre gerichtet, in ſeinem hell polirten Harniſche ſo unbeweglich da, als wäre er eine Bildſäule aus Erz.

Jetzt kam ſein treuer Heinz herein. Er mußte den Ritter am Arme rütteln, um ihn zu ſich ſelbſt zu bringen. „O Heinz,“ fing der Ritter mit einem tiefen Seufzer an, „was habe ich ſehen und hören müſſen! Meine liebe Braut fand ich faſt ſchon als Leiche. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, und ihre ſchönen Augen ſchienen bereits zu brechen. Die Gunſt der Mutter habe ich, wie es ſcheint, auf immer verloren; ſie hat mich ſehr kurz und kalt abgefertigt. Und was das traurigſte Vorzeichen, ja, ein ſchauerliches Wunder iſt — der grüne Edelſtein in dem goldenen Ringe, den ich meiner holdſeligen Braut ſchenkte, hat ſich in Blut verkehrt. Er funkelte dunkelroth, wie ein großer Blutstropfen. Ach, mit der grünen Farbe iſt alle Hoffnung verſchwunden, und die Blutfarbe deutet auf Blutvergießen.“

„Lieber Herr,“ ſprach Heinz, „Ihr ſeyd unrecht daran! Ich habe die Sache indeß beſſer ausgekundſchaftet. Pietro, der alte Reitknecht drunten, mit dem ich voriges Jahr manche Flaſche geleert habe, erſtattete mir kurzen aber getreuen Bericht. Euer holdſeliges Fräulein, die falſche, giftige Natter, iſt die Braut eines Andern. Sie iſt friſch und geſund; nur Euer unvermutheter Anblick hat ſie ſo erſchreckt. Das iſt leicht zu begreifen, und wundert mich gar nicht! Sie erwartete den neuen Bräutigam, und wollte ihm eben entgegen gehen — da kamet Ihr daher! Euer Edelſtein hat ſich mit nichten verwandelt; wohl aber ihr ungetreues, wandelbares

Herz. Sie hat Euren Ring mit dem grünen Smaragd längſt bei Seite gelegt, und einen Ring mit einem rothen Rubin an den Finger geſteckt, den ſie von ihrem nunmehrigen Bräutigam erhalten hat. Für Euch iſts dahier vorbei. Macht alſo, daß wir weiter kommen. Der Bräutigam wohnt bereits hier. Er ritt geſtern mit dem Vater der Braut und mehreren Rittern nur in die Stadt, wo herrliche Ritterſpiele gehalten werden ſollen, und kann noch in dieſer Stunde zurück kommen. Sobald es Friede iſt, ſoll das Hochzeitfeſt gefeiert werden."

„Nein," rief Albert wüthend, „eher ſoll das große, weite Gewölbe des Himmels über mir einſtürzen."

„Warum nicht gar!" ſagte Heinz; „das fehlte noch! Auch wäre es wohl der Mühe werth! Vergeßt die Ungetreue und kommt! Wenn wir länger hier verweilen, ſo trifft uns der neugebackene Bräutigam, und ich fürchte Alles. Ihr ſeht mir darnach aus, als könntet Ihr in dieſem Schloſſe großes Unheil anrichten. Kommt, kommt, denn es iſt das Beſte, Ihr geht." Heinz beredete den Ritter mit vieler Mühe, aufzuſitzen und weiter zu reiten.

Ritter Albert ſchlug ſich, indem er voraus ſprengte, mit der Fauſt mehrmal gegen die Stirne, und rief: „O, was für ein Thor bin ich geweſen!

Wie ſchrecklich wurde ich betrogen! O du guter Antonio, du weiſer, treuer Lehrer, wie hatteſt du ſo wahr geſprochen! Ja, die äußerliche Geſtalt trügt; ein edles Herz iſt aber ſchwer zu finden.“

13.

Ein Zweikampf.

Als Ritter Albert mit dem ehrlichen Heinz durch den Wald ritt, begegnete ihm ein Ritter, der von einem einzigen Knappen begleitet war. Der fremde Ritter trug einen feuerfarbenen Helmbuſch und eine himmelblaue Schärpe. Dieſe Farben, die Albert eben erſt an der treuloſen Kamilla erblickt hatte, brachten ſeinen Zorn aufs höchſte. Der Gedanke, der fremde Ritter ſey der ihm verhaßte Bräutigam, fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf.

„Halt!“ rief ihm Albert von Weitem entgegen. „Keinen Schritt vorwärts! Antworte mir erſt! — Iſt Kamilla von Arno deine Braut?“

„So Gott will,“ rief der fremde Ritter: „was haſt du dagegen?“

„Sie iſt eine falſche betrügeriſche Schlange!“ rief Albert. „Bekenne das oder ſtirb!“

„Du ſollſt zuerſt ſterben, du ruchloſer Verläumder!“ rief der unbekannte Ritter.

Hiermit waren die Looſungsworte zum Kampfe gegeben. Beide Ritter ließen augenblicklich die Viſiere nieder, und legten die Lanzen ein. Mit einer Wuth, einem Ungeſtüm, womit ſich ein Löwe auf ſeinen Raub ſtürzt, rannte Albert auf den fremden Ritter los, und verſetzte mit ſeiner Lanze ihm einen ſo furchtbaren Stoß, daß er rückwärts weit über das Pferd hinausflog, und unbeweglich auf dem Boden hingeſtreckt liegen blieb.

Kurt, der Knappe des geſtürzten Ritters, ſprang vom Pferde, ſeinem Herrn von der Erde aufzuhelfen. Allein der unglückliche Ritter ließ Haupt und Arme ſinken, und ein Strom von Blut drang aus dem vergitterten Viſier. Die Bemühung des treuen Knappen und deſſen lauter Jammer gingen dem Ritter Albert zu Herzen. Die raſche That hatte ſeinen Zorn abgekühlt, und er fing an, Reue darüber zu fühlen. Obwohl er den überwundenen Ritter für ſeinen größten Feind in der Welt hielt, ſo war er doch zu gutherzig, einen beſiegten Feind ſeinem Elende zu überlaſſen. Er ſtieg eilig ab, gab die Lanze ſeinem beſtürzten Heinz, kniete neben dem blutenden Ritter nieder, öffnete ihm, damit er Luft ſchöpfen könne und nicht erſticken möge, den Helm, und ſchrie vor Schrecken und Entſetzen laut aus: „O weh mir, ich bin der Unſeligſte aller Menſchen auf Erden! Es iſt mein Bruder Burkhard! Ich habe meinen Bruder ermordet!“

Er wiſchte, voll des innigſten Mitleids, mit ſeinem weißen Tuche dem ſchwer verwundeten Burkhard das Blut ab, das ihm aus Mund und Naſe drang, und rief jammernd: „O Bruder, Bruder, lieb[illegible] Bruder Burkhard! Ach, öffne deine geſchloſſenen [illegible]gen! Schau mich an! Ach, nur noch einen Blick, der mir ſage, daß du mir verzeiheſt! Denn, ſo wahr ich lebe, ich habe dich nicht gekannt! Ach, höreſt du mich denn nicht mehr? Ich bin dein Bruder, dein Albert. Gieb mir nur ein Zeichen, daß du mich verſteheſt, daß du mir verzeiheſt! Drücke mir die Hand! Ach Gott, er hört mich nicht mehr, er kann keinen Finger regen, Er iſt todt — todt! O Gott, was habe ich gethan! Die Erde wankt unter mir; ſie zürnt, daß ich ſie mit dem Blute meines Bruders gefärbt habe. — Und horch! — Ich höre in der Ferne donnern. Der Allmächtige naht ſich mir im Gewitter, mich zu richten — wie den erſten Brudermörder Kain!“

„Lieber Herr,“ ſagte Heinz; „es donnert nicht, ſondern Eures Bruders Begleiter kommen im donnernden Galopp, und werden ſeinen Tod rächen. O kommt und laßt uns fliehen; ſonſt ſeyd ihr des Todes!“

„Des Todes“ rief Albert; „gut, ſo iſts recht. Ich habe den Tod verdient. Hier neben meinem geliebten Bruder ſoll mein Blut fließen, und Ein Grab ſoll unſre beiden Leichen bedecken!“

„Kommt, kommt,“ ſagte Heinz, „und macht aus Einem Unglück nicht zwei! — Und dann bedenkt wohl: Nicht nur Euer Leben iſt in Gefahr; Eure ganze Kriegsſchaar iſt ohne Führer und weiß nicht einmal, wohin und wozu ſie ausgeſandt iſt. Ihr ſeyd ohne Euer Wiſſen und Euren Willen ein Brudermörder geworden — werdet nun mit Wiſſen und durch Euer Verſchulden nicht auch noch ein Verräther an dem Kaiſer.“

Albert war zu beſtürzt, um auf dieſe klugen Reden ſogleich zu achten. Da faßte Heinz ihn kräftig beim Arme, führte ihn zu dem Pferde und nöthigte ihn aufzuſitzen. Albert, der vor Schmerz beinahe alle Beſinnung verloren hatte, ließ Alles mit ſich anfangen. Als er auf ſeinem Pferde feſt ſaß, ſchwang Heinz ſich auf ſein Roß, faßte des Ritters Pferd beim Zügel, und ſprengte damit, ſo eilig er konnte, ſeitwärts in den Wald.

Heinz ritt bleich vor Schrecken und Betrübniß neben ſeinem Ritter. Er hatte das herzlichſte Mitleid mit beiden Rittern, und fühlte den heftigſten Zorn über Kamilla. „Ach,“ dachte er ſeufzend, „es iſt ein großes Unglück! O daß doch die zwei Brüder einander ſogleich erkannt hätten! Dann wäre es zu keinem Zweikampf gekommen. Sie hätten einander kein Haar gekrümmt. Die gottloſe Kamilla hätte die Untreue, die ſie an Ritter Albert begangen hat, ſchwer büßen müſſen. Sie hätte die Suppe ausеſſen müſſen, die ſie eingebrockt hat! — Aber es iſt doch ſonderbar! Mein Herr hat hundertmal mehr Verſtand als ich. Jedermann, der Kaiſer ſelbſt lobte ſeine Einſicht, und doch ließ er ſich von dieſer nichtswürdigen Betrügerin übertölpeln. Ich merkte wohl, daß ſie es nicht redlich meine; allein mein Herr war wie blind. All mein Warnen half nichts. Er wurde nur zornig, wenn ich ihm mein altes Sprüchlein ſagte: Trau — ſchau — wem? — Ich könnte die falſche Kamilla in Stücke zerreißen! Allein Gott wird ihre boshafte Verſtellung, mit der ſie zwei ſo edle Ritter in Unglück brachte, gewiß beſtrafen. Ich denke das noch zu erleben. Denn Gott liebt nur Aufrichtigkeit und Redlichkeit, und haßt und beſtraft Falſchheit und Betrug."

11.

Ritter Alberts Reue und tiefe Betrübniß.

Spät in der Nacht kamen Ritter Albert und ſein getreuer Heinz bei ihrer Kriegsſchaar an. Alberts Freunde gaben ſich alle Mühe, ſeinen Kummer zu zerſtreuen; allein es half wenig. Indeß raffte Albert alle ſeine Kräfte zuſammen, den Kriegszug, wozu ihn der Kaiſer ausgeſandt hatte, glücklich zu vollenden. Der Krieg, der ihm ſehr viel zu denken und zu thun gab, machte ihn zwar ſeines Jammers hie und da auf einige Stunden vergeſſen. Allein Reue und Gewiſſensangſt kehrten immer mit erneuter Gewalt zurück. Nachdem er ſich den Tag hindurch mit den Feinden herumgeſchlagen hatte, brachte er die Nacht in ſeinem einſamen Zelte ſchlaflos und tiefbetrübt zu. Sobald er ſeinen Kriegszug vollbracht hatte, bat er um ſeinen Abſchied. Der Kaiſer, dem von dem Vorgefallenen nichts gemeldet, ſondern bloß berichtet worden, daß der gemüthskranke, junge Mann für jetzt unfähig ſey zu dienen, entließ ihn auf unbeſtimmte Zeit mit Bezeigung der kaiſerlichen Huld und Gnade für die geleiſteten Dienſte, und mit der Zuſicherung, ſobald Albert wieder geſund geworden, ihn wieder mit dem nämlichen Range anzuſtellen, den er bisher in dem Kriegsheere gehabt hatte. Bald darauf war Ritter Albert verſchwunden, und niemand wußte, wo er hingekommen.

Albert hatte mit ſeinem getreuen Heinz eine Pilgerfahrt in das gelobte Land angetreten, um für ſeine Sünde zu büßen, und dort die verlorne Ruhe des Gewiſſens wieder zu finden. Nach Jahren kam er in ſein geliebtes deutſches Vaterland wieder zurück, und trat aufs Neue in die Kriegsdienſte des Kaiſers, indem er ſeine übrigen Tage nicht müßig zubringen wollte; vielleicht auch weil er hoffte, ſein trauriges Leben im Kriege auf eine rühmliche Art zu enden.

Da eben in Deutſchland Kriegsunruhen ausgebrochen waren, ſo wurde ihm der Befehl über eine Schaar Reiter übertragen. Eines Abends ritt Albert mit einigen Reitern durch einen wilden, unwegſamen Wald. Da wurde er plötzlich von einer überlegenen Anzahl Feinde überfallen. Ein feindlicher Ritter rannte ihn vom Pferd; Alberts Reiter nahmen vom Feinde verfolgt die Flucht. Allein der treue Heinz, dem ſogleich zu Anfang des Kampfes ſein Pferd erſtochen worden, und der bald darauf ſeinen Ritter ſtürzen und deſſen Leute fliehen ſah, verbarg ſich in dem Gebüſche, um dem geliebten Herrn, ſobald ſich die Feinde entfernt hätten, zu Hülfe zu kommen. Er kam nun, als er kein Waffengeklirr mehr hörte, und der Hufſchlag der Pferde ſich nach und nach in der Ferne verlor, aus dem Gebüſche hervor und eilte zu ſeinem verwundeten Herrn. Er fand ihn noch am Leben, aber ſehr ſchwach. Er verband voll Mitleids die Wunden des Ritters, ſo gut er konnte, und verſprach Leute aufzuſuchen, um ihn mit ihrer Hülfe unter Dach zu bringen.

Als Heinz einige hundert Schritte weit gegangen war, bemerkte er ein fernes Feuer im Walde. Er ging darauf zu, und kam an einen brennenden Kohlenhauſen. Nicht weit davon war die Köhlerwohnung. Dort flehte er um Hülſe und Nachtherberge für ſeinen verwundeten Ritter. Der Köhler ſpannte ſogleich ſein Roß in den Kohlenkarren, zündete, da es bereits Nacht war, eine Pechfackel an, und kam mit Heinz zur Wahlſtätte. Dem ehrlichen Köhler bebte das Herz, als er bei dem düſterrothen Scheine der Fackel das todtbleiche Angeſicht und die blutbeſpritzte Rüſtung des Ritters erblickte, der auf dem Boden ausgeſtreckt lag, und ſein ſchweres Haupt mühſam mit der Hand ſtützte.

Heinz und der gutherzige Köhler hoben ihn mit großer Sorgfalt und Schonung auf den Karren, und brachten ihn in das kleine Stübchen der Köhlerwohnung. Eine rauchende Oellampe, der ein umgeſtürzter Topf anſtatt des Leuchters diente, ſtand auf dem Tiſch und erhellte ſparſam die rußigen Wände. Die Köhlerin ſchürte die Lampe, damit ſie heller leuchte. Die gute Frau hatte indeſſen auf der Ofenbank ein dürftiges Lager für den Ritter zurecht gemacht, und alte Leinwand hervorgeſucht, ihn zu verbinden. Der Ritter aber lag da, wie ein Sterbender und konnte kaum das Wörtlein hervorbringen: „Dank! Dank!“

Der Köhler lief nach einem Wundarzte fort, die Köhlerin ging, einen Geiſtlichen zu rufen.

„Denn,“ ſagte ſie leiſe und bekümmert zu Heinz, „der gute Herr wird wohl den Morgen nicht mehr überleben!“

15.

Eine ſchauerliche Erſcheinung.

Heinz ſetzte ſich auf die Bank hinter dem Tiſche, um bei dem Ritter zu wachen. Allein da er ſich den Tag über ſehr ermüdet hatte, ſo legte er beide Arme und den Kopf auf den Tiſch, und ſchlief über eine Weile ſanft und ruhig ein.

Im Schlafe kam es ihm vor, er höre ſeinen Herrn laut ausrufen: „Bruder Burkhard, was willſt du hier bei deinem Mörder! — Kommſt du aus dem Grabe zurück mich dahin abzuholen! — Laß, ach, laß dieſe meine Hand los, mit der ich dein Blut vergoſſen habe.“

Allein der ſchlaftrunkene Heinz konnte nicht ſogleich aus dem Schlafe kommen. Erſt als der Ritter ihm mehrmal mit Namen gerufen hatte, raffte er ſich auf, rieb ſich die Augen, nahm die Lampe, trat damit an das Bett des Ritters und fragte, was er befehle.

„Ach Heinz!“ ſprach der Ritter mit allen Zeichen des Schreckens und Entſetzens in ſeinem bleichen Geſichte, „haſt du hier in der Stube Niemand geſehen?“

„Nein, Niemand!“ ſagte Heinz, befremdet und ſich wundernd.

„Haſt du auch nichts gehört?“ fragte der Ritter mit leiſer, bebender Stimme, als ſcheute er ſich laut zu reden.

„Euch hörte ich jammern,“ ſagte Heinz, „ſonſt aber nichts.“

„Gewiß, mein lieber Heinz, es war Jemand hier,“ ſprach der Ritter; „ſieh, die Stubenthüre ſteht noch offen.“

Jetzt wurde es dem guten Heinz auch bange. Er hatte die Thüre ſelbſt zugemacht, und wußte gewiß, daß der Köhler und die Köhlerin, die ausgegangen waren, noch nicht zurück gekommen ſeyen, und daß ſich ſonſt keine Seele in dem Hauſe befinde, als der Ritter und er. Die Worte, die der Ritter vorhin von ſeinem Bruder Burkhard und dem Abholen in das Grab geſagt hatte, fielen dem erſchrockenen Diener jetzt ſchwer auf das Herz. Indeß ſuchte er den Ritter zu beruhigen. „Ei, wer ſollte denn hier geweſen ſeyn!“ ſagte er. „Ihr habt nur geträumt. Vielleicht hat nur der Wind die Thüre aufgeriſſen.“

„Höre, Heinz,“ ſprach der Ritter ſehr ernſthaft; „ich habe gewacht, wie jetzt. Auch wehte draußen wohl kein Lüftchen, ja die nächtliche Stille hatte für mich etwas Schauerliches. Alles ſchwieg, wie in einem Grabgewölbe. Da hörte ich leiſe Fußtritte, die immer näher kamen, die Stubenthüre öffnete ſich langſam und ſtille, und ich ſah — ach die Haare ſtehen mir jetzt noch zu Berg! — den abgeſchiedenen Geiſt meines Bruders ſichtbar zu mir herein treten."

„Ach," ſagte Heinz, „Ihr habt Euch dieſes nur ſo eingebildet. Das Wundfieber ſtellt ſich ein, und ſpiegelt Euch ſo fürchterliche Dinge vor."

„Nein, nein," ſprach der Ritter, „ich rede nicht im Fieber; mein ermordeter Bruder war wirklich hier. Ich habe ihn ſo deutlich geſehen, daß ich ihn abmalen könnte. Die Lampe dort beleuchtete ſeine ganze Geſtalt. Er war vom Haupt bis zu den Füßen in ein langes, weißes Sterbekleid gehüllt, das er mit der linken Hand ein wenig von der Stirne zurückſchob. Er blieb lange unbeweglich ſtehen. Sein Angeſicht war ſehr blaß, und ſeine lebhaften ſchwarzen Augen ſahen mich ſtarr und unverwandt an. Endlich kam er näher, faßte mit ſeiner kalten, rechten Hand die meinige, und nannte mich mit leiſer Stimme zwei — dreimal: „Bruder Albert." Da er aber mein Entſetzen ſah, ſprach er, mit ſeiner mir ſo bekannten Stimme: „Für jetzt verlaſſe ich dich morgen aber mit Anbruch des Tages ſiehſt du mich wieder." Er ging — und was er geſagt hat, wird wohl wahr werden. Dieſe Nacht, denke ich, iſt meine letzte. Morgen, bevor die Sonne aufgeht, werde ich meinen geliebten Bruder Burkhard wieder ſehen — in der andern Welt. So heftig dieſe nächtliche Erſcheinung meines Bruders mich erſchreckte, ſo iſt doch eines dabei, das mir großen Troſt bringt. Unter der Thüre wandte er ſich noch einmal um, und blickte mich wehmüthig, aber ganz unbeſchreiblich freundlich und liebreich an. Himmliſche Ruhe und Heiterkeit verklärten ſein mildes Angeſicht. Mit einem ſanften Lächeln ſchied er von mir. Ich bin nun feſt überzeugt, er ſey ein ſeliger Geiſt, und habe mir verziehen. Nun ſterbe ich getroſt und mit Freuden. Möge mein blutiger Tod und der brennende Schmerz meiner Wunde hier meine alte Blutſchuld ausſöhnen. Wie ich es meinem Bruder machte, ſo ging es mir wieder.“

Der tief betrübte Albert ſchaute mit frommen Blicken wehmüthig zum Himmel, wurde ruhiger, und ſprach innigſt bewegt: „Droben bei Dir, lieber Gott, wird meines Vergebens nicht mehr gedacht werden! Da mein Bruder mir vergeben hat, ſo wirſt Du, guter, barmherziger Gott, wie ich feſt glaube und hoffe, mir auch vergeben. Verderbliche, jugendliche Leidenſchaften haben uns Brüder hier auf Erden entzweit und elend gemacht; aber Du, o Gott, der Du die lautere Güte und Erbarmung biſt, wirſt uns beide droben bei Dir wieder vereinigen in ewiger Liebe und Seligkeit!“ Er faltete die Hände, und blickte noch lange mit empor gerichteten Augen ſtillſchweigend zum Himmel.

Auch Heinz zog ſeine Mütze ab, und blieb ſtille betend unten an dem Bette des Ritters ſtehen.

16.

Ritter Burkhards Schickſale.

Ritter Albert überlebte gegen alle ſeine Erwartung den nächſten Morgen. Allein darin hatte er ſich nicht geirrt, daß er ſeinen Bruder Burkhard geſehen habe. Burkhard, nicht bloß ſein Geiſt, war wirklich und leibhaftig in der beſchriebenen Geſtalt da geweſen. Um aber zu begreifen, wie dieſes zuging, müſſen wir in dieſer Geſchichte mehrere Jahre zurück gehen, und erſt vernehmen, wie Burkhard nach Italien gekommen, wie es ſich gefügt, daß beide Brüder ſich in jenem Walde ſo unverſehens und unbekannter Weiſe begegnet, und was ſich mit Burkhard, nachdem er im Walde für todt liegen geblieben, noch weiter begeben habe.

Kaiſer Friedrich wurde mit den Italienern nicht ſo bald fertig, als er gedacht hatte. Er ſah ſich genöthigt, friſche Kriegsvölker aus Deutſchland nachrücken zu laſſen. Nachdem ſie in Italien angekommen waren, wies er ihnen eine Strecke Landes an, die ſie beſetzt halten ſollten, bis der weitere Fortgang des Krieges beſtimmen würde, wo ihre Gegenwart am nöthigſten ſeyn werde. Ritter Burkhard befand ſich unter den neuangekommenen Kriegern, und befehligte einen anſehnlichen Theil derſelben. Wegen ſeiner Kenntniß der Italieniſchen Sprache wurden ihm die Unterhandlungen mit dem Adel und den Städten über die Bedürfniſſe des Heeres übertragen. Weil das Schloß Arno ſehr geräumig, und ihm zu ſeinen Geſchäften ſehr bequem gelegen war, wählte er es zu ſeinem Aufenthalte, und ſchickte zwei Krieger dahin, für ihn Quartier zu machen.

Als Ritter Burkhard, vom Haupt bis zu den Füßen in Eiſen gekleidet, vor dem Schloſſe ankam, und von ſeinem Streitroſſe ſtieg, ſtand der Graf ſchon unter der Schloßpforte bereit, ihn mit aller erdenklichen Höflichkeit zu empfangen. Die Gräfin und Fräulein Kamilla ſahen, von dem Fenſter aus, den Ritter abſteigen, und hörten ihn ſogleich darauf, unter der Laſt und dem Geklirre der eiſernen Rüſtung ſchwer und ſtark auftretend, die Stiege herauf kommen.

„Was dieſe ſtolzen Deutſchen für plumpe, ſchwerfällige Menſchen ſind,“ ſagte die Gräfin zu ihrer Tochter. „Ich haſſe ſie — dieſe unſre übermüthigen Unterdrücker. Indeß kommt es auf das

Gutbefinden dieſer eiſernen Maſchine an, die jetzt die Treppe heraufſtolpert, ob wir dem verwünſchten Rothbart, dem Kaiſer Friedrich, einige tauſend Dukaten mehr oder weniger bezahlen müſſen. Komm, meine Tochter, wir wollen dem ungebetenen Gaſt bis an die Saalthüre entgegen gehen; du, meine kluge Kamilla, wirſt ihm artig zu begegnen, ihn jedoch in gehöriger Entfernung zu halten wiſſen."

Ritter Burkhard trat in den Saal. Er wurde von der gnädigen Gräfin mit ſehr geläufiger Zunge auf das freundlichſte bewillkommt, und war über die Schönheit des Fräuleins nicht wenig erſtaunt. Da er ſich längere Zeit auf dem Schloſſe aufhielt, ſo wetteiferten der Graf, die Gräfin und Fräulein Kamilla, ihn durch verſtellte Freundlichkeit immermehr für ſich einzunehmen. Er war mit den Ehren, die man ihm erwies, höchſt zufrieden, und auch die Eltern des Fräuleins konnten die Billigkeit des Ritters in ſeinen Geldforderungen nicht genug loben.

Der Ritter wurde mit jedem Tage artiger. Da jetzt Waffenſtillſtand gemacht worden, kleidete er ſich ſehr zierlich in ſchwarzen Sammet, trug einen feinen weißen Spitzenkragen, den er zweifach mit Gold aufgewogen hatte, und an ſeiner Bruſt ſchimmerte ſein goldenes Ordenskreuz, das mit Edelſteinen beſetzt war. Er hatte in ſeinen Gedanken die junge Gräfin ſich zu ſeiner Braut auserkoren, und hoffte ſo glücklich zu werden, ſie als ſeine angetraute Gemahlin nach Deutſchland zu führen. Denn er wußte nicht das Geringſte davon, daß ſein Bruder Albert ſchon früher auf dieſem Schloſſe geweſen, Fräulein Kamilla kennen gelernt, und ſich mit ihr zu vermählen gedenke. Auch der Graf und die Gräfin, ſo wie das Fräulein, ahneten nichts weniger, als daß Albert und Burkhard, da der eine ſich Ritter von Finſterwalde und der andere ſich Ritter von Föhrenbach nannte, Brüder ſeyen. Kamilla und ihre Eltern hüteten ſich auch ſehr, dem Ritter Burkhard von Föhrenbach merken zu laſſen, daß ſie jenem Ritter von Finſterwalde einige, wiewohl eitle und leere Hoffnungen gemacht hatten. Sie nannten Alberts Namen nicht einmal, und Kamilla verbarg jenen Ring mit dem grünen Edelſtein aufs ſorgfältigſte in ihrem Schmuckkäſtchen. Uebrigens machte ſie ſich kein Bedenken daraus, auch von Burkhard den Ring mit dem koſtbaren Rubin, den er ihr auf eine ſehr gute Art anzubieten wußte, anzunehmen und zu tragen. Sie ſah den Ring als ein unbedeutendes Geſchenk an, das ſie zu ganz und gar nichts verbindlich mache. „Wenn er ſich einbildet,“ ſagte ſie, „deßhalb auf meine Hand Anſprüche machen zu dürfen, ſo iſt dieſes eine Thorheit, die er ſich ſelbſt zuſchreiben muß.“

Allein Ritter Burkhard betrachtete von nun an Kamilla als ſeine Braut. Wenn die Herrſchaft Abends in dem Garten ſpeiste, und Ritter Burkhard der jungen Gräfin den Arm bot, ſie dahin zu führen, murmelten die Bedienten des Grafen: „Das gäbe einmal ein ſchönes Brautpaar!“ Die Knappen des Ritters aber ſagten es ſich einander laut, und tranken bereits auf das Wohl des edlen Bräutigams und der ſchönen Braut.

17.

Der menſchenfreundliche Eremit.

An jenem unglücklichen Morgen, da Ritter Burkhard ſich auf dem Wege aus der Stadt nach dem Schloſſe des Grafen befand, war er in lauter goldene Träume von ſeinem künftigen Glücke vertieft. Er hatte ſich in der Stadt einen feuerfarbenen Helmbuſch und eine himmelblaue Feldbinde gekauft, und hoffte ſeine geliebte Kamilla ſehr angenehm zu überraſchen, daß er ihre Lieblingsfarben auch zu ſeinen Leibfarben gewählt habe. Er war weit vor ſeinem Gefolge vorausgeſprengt, um der vermeinten Braut dieſe Freude einige Augenblicke früher zu machen. Er dachte eben daran, wie ſein alter Vater ſich freuen werde, wenn er ihm die liebenswürdige Schwiegertochter vorführen würde. Als er nun in Gedanken allerlei Luftſchlöſſer baute, in welcher ſeligen Eintracht er mit ſeinem Bruder

Albert leben wolle, dem es nicht an einer ähnlichen Gemahlin fehlen könne — da kam Bruder Albert, unerkannt und unerwartet, daher geſprengt, warf ihn vom Pferde und alle die ſchönen Luftſchlöſſer über den Haufen.

Der gute Burkhard blieb, nachdem ſein Bruder ſich entfernt hatte, noch eine gute Weile, ohne ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben, ausgeſtreckt auf dem Boden liegen. Burkhards tapfere Krieger, der Graf mit ſeinem Gefolge, auch mehrere Ritter mit ihren Leuten, die etwas langſamer vom Turniere, wie man die ritterlichen Uebungen jener Zeit nannte, zurück kehrten, ſahen Burkhards Streitroß ohne Reiter ſcheu umher irren, ſuchten im Galoppe ihn auf, fanden ihn, ſtiegen ab, und verſammelten ſich um den ſchwer verwundeten Ritter. Der getreue Kurt war indeſſen unabläſſig beſchäftigt, ihn ins Leben zurück zu bringen. Endlich regte er ſich, und Kurt weinte vor Freuden. Die Ritter befahlen ihren Knappen, Aerzte zu rufen und eine Tragbahre von Aeſten zu verfertigen. „Wir ſelbſt,“ ſagten ſie, „wollen unſern geliebten Streitgenoſſen Burkhard auf das Schloß des Herrn Grafen tragen.“

Allein Graf Arno ſprach: „So unendlich ſchmerzvoll dieſer Unglücksfall meinem Herzen iſt, ein ſo großer Troſt würde es mir ſeyn, den vortrefflichen Ritter, meinen geliebteſten Freund, auf meinem Schloſſe zu verpflegen. Doch iſt der gute

Mann zu übel zugerichtet, als daß er ohne die größte Gefahr bis dahin gebracht werden könnte, Alle hier gegenwärtige Ritter, die alle ſehr einſichtsvolle Männer ſind, werden mir recht geben. Indeß ſoll das Urtheil der Aerzte entſcheiden, nach denen bereits geſchickt iſt."

Da es bald darauf hieß, einer der Aerzte komme, ſprach der Graf: „Ich muß ihm entgegen eilen, um ihm meinen theuren jungen Freund, mein zweites Ich, zu empfehlen." Er eilte dem Arzte, den er ſehr wohl kannte, entgegen, drückte ihm ein Paar Goldſtücke in die Hand und flüſterte ihm heimlich zu: „Sei geſcheit und mache mein Schloß nicht zu einem Spital."

Indeß der Graf dem Arzte entgegen ging, erſchien ein alter Eremit, mit ſchneeweißem Haar und Bart, in ſchwarzem, faltenreichen Gewande und mit einem langen Knotenſtock in der Hand, und drängte ſich durch die umſtehenden Ritter und Knappen hindurch. Er betrachtete den verwundeten Ritter mit ganz ungemeiner, außerordentlicher Rührung, und rief, indem er die Hände faltete und reichliche Thränen über ſeine noch blühenden Wangen floſſen: „Mein Gott, welch ein Unglück! Ich will den edlen Mann in meine Klauſe aufnehmen, die dort, kaum fünfhundert Schritte von der Straße, hinter Wald und Felſen verſteckt liegt."

Alle Ritter waren damit vollkommen zufrieden.

Der Graf aber, der eben mit dem Arzte am Arme zurückkam und das Anerbieten des Einſiedlers hörte, ſprach: „Ich habe dieſen Eremiten bisher immer als einen ſehr würdigen Prieſter gekannt; von nun an werde ich ihn aber nicht mehr anders nennen, als den wohlthätigen Samaritan.“

„Und ich,“ brummte Kurt, „dich nie mehr anders, als den unbarmherzigen Leviten.“

Der alte Einſiedler war wirklich ein ſehr würdiger Prieſter, den ein Diener des Grafen herbei gerufen hatte, damit er dem Ritter, der dem Tode nahe ſchien, beiſtehen möge. Ritter Burkhard wurde in die Zelle des Einſiedlers gebracht, und von dem Arzte und ſeinem Gehülfen verbunden. Der Einſiedler aber war für den jungen Ritter ſo zärtlich beſorgt, als es nur immer ein Vater für ſeinen einzigen Sohn ſein könnte. Auch verſtand er ſich ſehr gut darauf, Verwundete und Kranke zu verpflegen, und brachte Tag und Nacht an dem Krankenbette des Ritters zu.

Der gute Einſiedler mußte große Geduld mit ihm haben. Denn der Ritter redete wegen ſeiner Kopfwunde beſtändig irre; er hielt den alten, ehrwürdigen Einſiedler für einen furchtbaren Zauberer, und jenen ihm unbekannten Ritter im Walde für den berühmten raſenden Ritter Roland, und behauptete ſteif und feſt, beide hätten ſich mit einander verſchworen, ihm ſeine Braut zu rauben. Oft mußte der Einſiedler ihn mit Gewalt zurückhalten, damit er in der Fieberhitze nicht ausriß und Unheil anrichtete.

„Mein Gott!“ ſprach der fromme Greis, „wie viel Unheil richten doch die Leidenſchaften in der Welt an; die armen Menſchen, die ſich von ihnen überwältigen laſſen, haben weder wachend, noch träumend eine ruhige Stunde.“

18.

Ein alter treuer Freund.

Eines Morgens kam Burkhard endlich wieder zu ſich ſelbſt. Es war ihm, als erwachte er aus einem ſchweren Traume. Er blickte in der hellen, freundlichen Zelle, durch deren rebenumkränzte Fenſter die Sonne mild und lieblich hereinſchien, verwundert umher, ſah den Einſiedler, der neben dem Bette ſaß, lange ſehr aufmerkſam an, und fragte endlich mit voller Beſinnung: „Wo bin ich? Wie komme ich hieher? Und wer ſeyd Ihr, ehrwürdiger Vater?“

Der Einſiedler ſagte in deutſcher Sprache: „Burkhard, liebſter Freund, kennſt du mich nicht mehr? Freilich ſind meine Haupthaare und mein Bart indeß weiß geworden wie Schnee; allein da wir mehrere Jahre zuſammen unter Einem Dache gelebt haben, ſollteſt du dich meiner doch noch erinnern. Sieh mich einmal recht an!“

Burkhard betrachtete ihn längere Zeit nachſinnend und mit zweifelhaften Mienen; endlich erheiterte ſich auf einmal ſein ganzes Angeſicht, und er rief mit unbeſchreiblicher Freude: „O mein theurer Lehrer — mein väterlicher Freund Antonio!“

„Der bin ich!“ ſprach der Einſiedler, und umarmte den Ritter unter Thränen. Burkhard wollte ihn auch umarmen, fühlte aber, indem er ſeinen dicht verbundenen Arm emporheben wollte, ſtechende Schmerzen, die ihn daran erinnerten, daß er ſchwer verwundet ſey. Er blickte aber zum Himmel auf und ſagte: „O Gott, wie gut biſt Du, daß Du, während ich ohne Bewußtſein oder doch nur wie in einem ſchweren Traume da lag, ſo liebreich für mich ſorgteſt und mich nun in den Armen meines geliebten Lehrers erwachen ließeſt!“

„Ja, mein geliebter Sohn,“ ſprach Antonio, „das hat Gott ſo gefügt. Er hat es mir erſt vor einigen Wochen in den Sinn gegeben, dieſe Zelle zu beziehen; wie ich damals meinte, um da bloß Ihm und mir ſelbſt zu leben; wie ich aber jetzt wohl einſehe, damit ich ſogleich bei der Hand wäre, dir beizuſpringen, und damit ich ein bequemes Plätzchen haben möge, wo ich dich aufnehmen könnte. Gott hat mir ſo zu ſagen, einen eigenen Boten geſchickt, und mich dorthin rufen laſſen, wo du ver=

wundet im Walde gelegen. O welch einen Schmerz empfand ich, als ich in dir meinen geliebten Burkhard erkannte! Aber ſey getroſt, lieber Sohn! Du biſt außer Gefahr und deine Wunden werden bald geheilt ſeyn. Bis du wieder ganz hergeſtellt biſt, bleibſt du bei mir in meiner kleinen Einſiedelei. Da wollen wir zuſammen ſo ſelige Tage leben, als einſt auf deiner väterlichen Burg.“

Der Ritter ſank dem ehrwürdigen Greis an die Bruſt, und weinte dankbare Thränen.

Burkhard bemerkte jetzt, daß der gutherzige Greis ſein eigenes Bett ihm abgetreten, und ſich auf dem Boden der Zelle ein ſehr armſeliges Lager von etwas Schilf und einem alten wollenen Mantel bereitet habe. Der dankbare Ritter ward noch mehr gerührt und ſagte: „O was iſt es doch Schönes und Edles um die wahre chriſtliche Liebe! Sie ziert und adelt den Menſchen mehr als ein Ordensſtern an der Bruſt.“

19.

Wichtige Nachrichten für Ritter Burkhard.

Nachdem Ritter Burkhard von der erſten Freude des Wiederſehens ſich erholt, und ſeine Freudenthränen getrocknet hatte, fragte er: „Was macht die Gräfin Kamilla von Arno, meine liebe Braut? Hat ſie während ich ſo gefährlich krank darnieder lag und nichts um mich ſelbſt wußte, mich nicht beſucht? Und wer war jener verläumderiſche Ritter, der ſie eine falſche Schlange nannte, und mit ſo furchtbarer Gewalt mich vom Pferde ſtieß?“

Antonio fand es nicht rathſam, auf dieſe Fragen ſogleich zu antworten. Er hatte zwar Burkhards und Alberts traurige Geſchichte indeſſen genau erfahren, allein er fürchtete, Ritter Burkhard möchte darüber zu beſtürzt werden, und das Fieber, das ihn noch nicht ganz verlaſſen hatte, möchte neuerdings zurückkehren, über Hand nehmen, und ihm vielleicht gar den Tod bringen. Antonio ſagte daher: „Laß dies für jetzt gut ſeyn, liebſter Burkhard! Wenn du dich mehr erholt haben wirſt, will ich dir Alles getreulich erzählen. Ich muß nunmehr nach deinen Wunden ſehen und den Verband erneuern. Hernach aber mußt du, da der gütige Gott dir wieder Schlaf ſchenkt, eine Weile ruhen. Wir dürfen nicht ſo viel auf einmal reden, es würde dir ſchaden und deine Wunden verſchlimmern.“

Als Ritter Burkhard merklich beſſer und kräftiger geworden, und ſeine Fragen, auf die er bisher nur ausweichende Antworten erhalten hatte, immer wiederholte, erzählte Antonio ihm, nach einigen Vorbereitungen die Geſchichte im Zuſammenhange. Er brachte ihm zuerſt bei, daß Ritter Albert die junge Gräfin Kamilla von Arno ſchon früher gekannt, und ſie bereits als ſeine Braut betrachtet habe.

„Mein Gott,“ rief Burkhard, „ach daß ich dieſes doch früher gewußt hätte! Wenn ſie noch zehnmal liebenswürdiger wäre, ich hätte meine Gedanken nie zu ihr erhoben. Der edle Bruder Albert hat mir aus brüderlicher Liebe die ſchöne Burg Föhrenbach mit den dazu gehörigen anſehnlichen Gütern geſchenkt; wie könnte ich nun Anſprüche auf ſeine erwählte Braut machen? Antonio, hier meine Hand, ich entſage hiemit allen Gedanken auf das Fräulein!“

„Das iſt ein großmüthiger Entſchluß,“ ſprach Antonio; „daran erkenne ich meinen guten, edelmüthigen Burkhard.“

Antonio erzählte ihm nun mit zarter Schonung, eben jener fremde Ritter, der ihn, ohne ihn zu kennen, vom Pferde geſtochen, ſey Bruder Albert geweſen. Albert ſey aber, ſobald er in dem Verwundeten, den er für todt gehalten, ſeinen Bruder Burkhard erkannte, von unermeßlichem Jammer ergriffen worden, und habe verzweifelnd die Flucht genommen.

„Ach, der arme Albert!“ rief Burkhard bekümmert. „Freilich, wenn er mich gekannt hätte, wäre er nicht ſo feindſelig auf mich losgerannt. Er hätte mir ſicher kein Leid gethan. Ich ſelbſt bin Schuld daran. Ich hätte, obwohl ich ihn für einen ganz unbekannten Ritter hielt, ihn keinen Verläumder nennen, und anſtatt ſeine Ausforderung anzunehmen, mich mit ihm verſtändigen ſollen. Ach, der gute Albert! Wie er ſich nun quälen und abkümmern wird. Beſter Antonio, ſorgt doch dafür, daß er unverzüglich berichtet werde, ich lebe und er könne Fräulein Kamilla, wenn kein anders Hinderniß obwalte, ſogleich ehelichen.“

Antonio lobte die verſöhnliche Gemüthsart des trefflichen Burkhards, und kam nun, da Burkhard die ganze Geſchichte wiſſen wollte, auf die Familie von Arno zu ſprechen. „Es gibt in Italien,“ ſprach er, „gewiß ſehr viele vortreffliche, gottesfürchtige und rechtſchaffene, adelige Familien. Ich ſelbſt kenne mehrere, vor denen ich Ehrfurcht habe. Allein jene Familie Arno gehört leider nicht darunter.“

Antonio erzählte hierauf dem erſtaunten Ritter, daß die junge Gräfin Kamilla weder zu ihm, noch zu Bruder Albert jemals eine aufrichtige Neigung gehabt habe; daß ſie, beſonders auf Anſtiften der Mutter, den beiden Brüdern bloß geſchmeichelt und ſie mit leeren Hoffnungen getäuſcht habe, damit dieſe Ritter die geforderten Kriegsbeiträge auf eine unbedeutende Summe herabſetzen möchten; daß Kamilla ſchon früher mit einem jungen Italieniſchen Grafen, deſſen Kriegsbeiträge ſie durch ſchlau hingeworfene Worte und mitleidsvolle Fürbitten gleichfalls ſehr zu verringern wußte, verlobt war; und daß dieſe Kamilla und dieſer junge Graf ſich über die ehrlichen, leichtgläubigen Deutſchen öfter mit einander luſtig gemacht und ihrer geſpottet haben.

„Wäre es möglich," rief Burkhard, „unter einem ſo lieblichen, freundlichen Angeſicht ein ſo ſchwarzes, feindſeliges Herz zu verbergen? Nein, Antonio, Ihr habt Euch nothwendig betrogen."

„Ich habe mich nicht betrogen," ſprach Antonio ruhig; „aber Eure jugendliche Leidenſchaften haben Euch beide Brüder betrogen. Ich habe Euch öfter und beſonders bevor ich in Finſterwalde von Euch ſchied, noch beide treulich und väterlich gewarnt, Euch von der Schönheit der Geſtalt nicht blenden zu laſſen, ſondern erſt zu prüfen, ob auch das Herz edel und gut ſey. Ich habe es Euch mit den Worten der heiligen Schrift geſagt: Trüglich iſt eine anmuthige Geſtalt und eitel die Schönheit; ein Weib aber, das den Herrn fürchtet, ſoll man preiſen. Ihr nahmet aber meine Worte nicht zu Herzen. Jetzt habt Ihr beide erfahren, daß ich wahr geredet."

„Ach Antonio," ſprach Burkhard, „Ihr habt uns zwar immer die reine Wahrheit geſagt. Allein was Kamilla betrifft, da ſeyd Ihr, wie ich feſt überzeugt bin, in einem ſchrecklichen Irrthum! Kamilla iſt die edelſte ihres Geſchlechtes. Wenn Alle betrügen, ſo betrügt doch ſie nicht."

„Lieber Sohn," ſprach Antonio lächelnd, „deine

Verblendung iſt ſehr groß. Ich muß dir nun dieſe Kamilla, ſo ungern ich Uebles von meinen Mitmenſchen rede, ſchon noch etwas näher bezeichnen. Als ſie dein und deines Bruders Schickſal vernahm, lächelte ſie ſehr ſelbſtgefällig; es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, daß zwei ſo angeſehene Ritter, wie ihr zwei Brüder, ſich um ſie geſchlagen hatten. Ja, eben dieſe gefühlloſe Kamilla hielt, fern von allem Mitleid, Euer Beider Unglück für ihr größtes Glück. Ich kann Euch Wort für Wort wiederholen, was ſie ſagte. Ich habe es von einem ſehr glaubwürdigen Manne, der Alles mit ſeinen eigenen Ohren hörte und darüber ſehr empört ward, ganz zuverläßig vernommen. „Es hat ſich ja recht gut gefügt,“ ſagte ſie, „daß Einer dieſer Herren Ritter tödtlich verwundet auf dem Kampfplatze liegen blieb, und der andere ſich aus dem Staube machte. Ich hoffe, Burkhard werde nicht mehr in dieſes Leben, und Albert nicht mehr in dieſes Land zurückkehren. So bin ich aller Zwei auf Einmal los. Es hätte mir in der That keinen geringen Verdruß verurſachen können, wenn beide ſich hier im Schloſſe einander getroffen, und über ihre beiderſeitigen Abſichten ein vernünftiges Wort mit einander geſprochen hätten. — O der Thoren!“ rief ſie, „die ſich einbilden konnten, ich würde das herrliche Italien, wo Zitronen und Pomeranzen wachſen, verlaſſen, und in ein Land ziehen, das allerdings ſehr reich ſein ſoll — an Eicheln und Tannenzapfen. Nein, nein, meine Herren, ſo thöricht bin ich nicht, in Deutſchlands düſtern Wäldern, unter Bären und Bären-ähnlichen Menſchen zu verwildern und mein Leben zu vertrauern.“ So läſterte ſie Euch, Euer geliebtes Vaterland und die braven, biedern Deutſchen.“

Burkhard wurde glühend roth vor Zorn und Beſchämung; ſein beleidigter Stolz erwachte, ſich ſo verachtet und betrogen zu ſehen. „O die Abſcheuliche,“ rief er, „ich mag ihren verhaßten Namen gar nicht mehr nennen! Welch ein Thor war ich! — Ach, liebſter Antonio! es iſt mir unbegreiflich, wie wir beide Brüder, Albert ſowohl als ich, ſo gar ſinnlos und unvernünftig ſeyn konnten, einem ſolchen eiteln, liebloſen, bösartigen Geſchöpfe unſer Zutrauen und unſre Zuneigung zu ſchenken. Welchem Abgrunde von Elend bin ich entronnen! Welch ein Unglück wäre es geweſen, mich für immer an ein ſo widerwärtiges, verächtliches Weib gefeſſelt zu ſehen! Ich ſehe nun meinen unglücklichen Sturz vom Pferde für ein großes Glück an. Beſſer iſts, ich ziehe mit meinem zerſchmetterten Arme in mein Vaterland zurück, als daß ich an dieſem Arme ein ſolches Ungeheuer, das ſich in einen Engel des Lichtes verſtellte, in die Burg meiner Väter eingeführt hätte. — Ach Antonio, ich kann es gar nicht ausſprechen, wie beſchämt ich mich fühle! Man wird mich und meinen Bruder für zwei alberne Laffen halten!"

„Nicht doch!" ſprach Antonio. „Das zu behaupten, wird ſich Niemand unterſtehen. Ihr habt ſowohl in friedlichen Unterhandlungen, als in blutigen Schlachten großen Verſtand gezeigt; Ihr dürft es kühn mit den Beſten, mit den Einſichtsvollſten, ſowohl im Heere der Deutſchen, als der Italiener aufnehmen. Allein Ihr habt nun Beide aus eigener Erfahrung gelernt, wie ſehr die Leidenſchaft den Verſtand verblende. Sogar in Eure ſonſt ſo vortreffliche Geſchäftsführung hat Eure unſelige Leidenſchaft, ohne daß Ihr ſelbſt es bemerkt habt, einige Unordnungen und Abweichungen gebracht. Ihr habt bei Erhebung der Kriegsbeiträge von jenem Grafen und ſeinem künftigen Schwiegerſohne zu wenig verlangt, und mußtet alſo von Andern zu viel fordern; ſo habt Ihr, wiewohl unvorſätzlich und unwiſſend, ſehr Unrecht gethan. Ihr ſeht da: Jeder, auch der verſtändigſte Mann, der ſeine Neigungen nicht prüft, ſeine Leidenſchaften nicht bewacht und nicht beherrſcht, ſteht immer in Gefahr ſeinen Kopf, das heißt, ſeinen Verſtand zu verlieren. Ja ein Sklave dieſer oder jeder andern Leidenſchaft — Ehrſucht, Habſucht oder wie ſie immer heiße — kann in ſeiner Verblendung auch ſo weit kommen, daß er im eigentlichen Sinne ſeinen Kopf — durch das Schwert verliere."

Ritter Albert gab ſeinem alten Lehrer vollkommen Recht, und ſagte: „Wenn gleich arm an Ruhm, ſo werde ich doch reicher an Erfahrung in mein Vaterland zurückkehren. Sobald meine Wunde geheilt iſt, will ich mich dahin auf den Weg machen; ich hoffe dort doch noch immer einiges Gute zu ſtiften.“

„Gewiß, mein lieber Burkhard!“ ſagte Antonio. „Führe daher dieſen Entſchluß aus. Da du wegen deines gelähmten Armes nicht mehr zum Kriege taugeſt, ſo ſuche deine Unterthanen zu Hauſe durch die Segnungen des Friedens zu beglücken, und werde die Stütze deines alten Vaters.“

20.

Heimkehr in das Vaterland.

Ritter Burkhard blieb auf Antonio's Bitte den Herbſt und Winter noch bei dieſem ſeinem verehrungswürdigen Lehrer und Freund. Antonio ließ indeß ſehr angelegentlich überall nach Albert forſchen. Er hätte gar ſo gern die Freude gehabt, die zwei Brüder, ſeine Schüler und Freunde, in ſeiner Zelle beiſammen zu ſehen. Allein Albert hatte bereits die Kriegsdienſte verlaſſen, und alle Nachforſchungen nach ihm waren vergebens.

Der Kaiſer aber, dem die traurige Geſchichte der zwei Brüder erſt ſpäterhin zu Ohren gekommen, ließ die falſche, betrügeriſche Kamilla zur Strafe in ein Kloſter einſperren, und Kamillas Eltern mußten die liſtig abgewendeten Kriegsforderungen ohne den geringſten Nachlaß voll und rund nachbezahlen. Ueberdies mußten ſie wegen falſcher Angaben ihres Vermögens eine bedeutende Geldſtrafe erlegen.

„So iſts recht!“ ſagte Kurt; „die Bosheit muß beſtraft werden. Falſchheit kommt in ihrer Rechnung immer zu kurz.“

Im nächſten Frühlinge nahm Burkhard unter vielen Thränen Abſchied von Antonio, dankte ihm für die große Liebe, die er ihm erwieſen, bat ihn um den Segen, empfahl ſich in deſſen Gebet, und machte ſich, von dem treuen Kurt begleitet, auf den Weg nach Deutſchland. Nachdem er die hohen Alpengebirge ſchon längſt zurückgelegt hatte, und endlich die alten Schloßthürme von Finſterwalde in weiter Ferne erblickte, freute er ſich zwar; allein ſeine Freude war von wehmüthigen Empfindungen und traurigen Ahnungen getrübt. „Du lieber Gott!“ dachte er; „voll fröhlicher Hoffnungen bin ich einſt aus dieſer Burg ausgezogen, und ſehe nun — ach noch in der Blüthe meines Lebens! — alle dieſe Hoffnungen vereitelt. Anſtatt mit Siegeslorbeeren bekränzt, kehre ich, ohne einem einzigen Gefecht beigewohnt zu haben, ſozuſagen, als Krüppel zurück. Meine vermeinte Braut, jene falſche Italienerin, für die ich tauſendmal das Leben gegeben hätte, hat mich, indem ſie Honig auf den Lippen und Gift im Herzen trug, ſchrecklich getäuſcht! Mein innig geliebter Bruder, von der liſtigen Betrügerin eben ſo betrogen wie ich, irrt in der weiten Welt umher, und es ſcheint wenig Hoffnung mehr vorhanden, daß ich ihn je wieder ſehe. Und mein guter Vater, der bereits alt und kränklich war, als ich ihn verließ — was wird er ſagen, wenn er dieſe unglückliche Geſchichte vernimmt, mich ſo ruhmlos und verkrüppelt zurückkehren ſieht, und ich ihm von meinem bedauernswerthen Bruder keine ſichere Kunde bringen kann.“

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken langte Burkhard bei dem Thore ſeiner väterlichen Burg an. Allein er wurde nicht eingelaſſen. Er vernahm, ſein alter Vater ſey geſtorben und liege in der Kloſterkirche der Karthäuſer begraben; nach deſſen Tod aber habe ein benachbarter Ritter ſich der beiden Burgen Finſterwalde und Föhrenbach mit bewaffneter Hand bemächtigt.

Burkhard ward über den Tod ſeines geliebten Vaters ſo tief gerührt, daß ihm der Verluſt beider Burgen für jetzt wenig zu Herzen ging. Er wandte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, mit ſeinem Roſſe um, und ritt der Karthauſe zu, um dort am Grabe ſeines geliebten Vaters und ſeiner ſeligen Mutter ſeinen Schmerz auszuweinen.

Mit Andacht und tiefer Rührung trat Ritter Burkhard in die Kirche, und an die zwei Gräber. Beide waren nebeneinander. Auch ſeinem Vater hatte man, wie ſeiner Mutter, in der Mauer einen Grabſtein errichtet. Das Bildniß des geliebten Vaters war, auf ähnliche Art, wie das der Mutter, in Stein ausgehauen. Burkhard erkannte ſogleich die geliebten Züge des väterlichen Angeſichts. Der ſelige Ritter war, in voller Rüſtung abgebildet, das Schwert an der Seite und Helm und Wappenſchild neben ihm auf der Erde, mit erhobenen Händen vor dem Gekreuzigten kniend. Burkhard brach in Thränen aus. Er dachte, wie ſein Bruder Albert und er, als zwei kleine Knaben, vor vielen Jahren hier geſtanden, wie viel ſich indeß verändert; wie die Beſitzungen und aller Reichthum ſeiner Eltern in andere Hände überliefert, und wie viele fröhliche Hoffnungen zernichtet worden. „O ja wohl hatte mein guter Vater Recht,“ ſprach er. „Die Herrlichkeit dieſer Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ Es brachte dem herzlich betrübten Sohne großen Troſt, daß ſeine Eltern, die in dieſer Welt auch ihren Theil Leiden gehabt, ſo viel Gutes gethan hatten. „Selig,“ ſprach er, „ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben; ſie ruhen nun von ihren Mühſeligkeiten, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

21.

Der achtundneunzigjährige Prior.

Nachdem Burkhard lange in der Kirche gebetet hatte, ging er zur Kloſterpforte, und erkundigte ſich nach dem alten Prior. Er lebte noch, und Burkhard ließ ſich bei ihm melden. Der ehrwürdige Greis kam ihm — in einem Alter von beinahe hundert Jahren! — freudig entgegen. Sein Leib war von der Laſt der Jahre niedergedrückt und gebeugt; ſein Geiſt aber hatte nicht abgenommen und war noch in voller Kraft. Der liebevolle alte Mann bot dem jungen Ritter freundlich die Hand und ſagte: „Gott grüß Euch, lieber Burkhard, und ſeyd mir als der Enkel unſers Kloſterſtifters Hugo, als der Sohn meines Freundes Otto, und als ein edler, frommer Ritter dreimal willkommen! Kommt in meine Zelle, ſetzt Euch zu mir, und erzählt mir, wie es Euch und Eurem Bruder ergangen, ſeit Ihr als hoffnungsvolle junge Ritter mit Eurem ſeligen Vater das letzte Mal hier in dieſer Zelle geweſen!"

Burkhard konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten. „Ach, weinet nicht, lieber Burkhard," ſprach der menſchenfreundliche Prior, als er die Thränen in Burkhards Augen erblickte. „Euer Vater ſtarb ſelig in Gott, und ein ſeliger Tod iſt das Beſte, was wir ſterbliche Menſchen uns wünſchen können!"

Burkhard trocknete ſeine Thränen, ſetzte ſich neben den Prior und erzählte ſeine Geſchichte. Der Prior ſagte am Ende der Geſchichte: „Ihr habt es frühe erfahren, lieber Sohn, wie eitel und vergänglich Alles in dieſer Welt ſey: möchtet Ihr auch aus Erfahrung lernen, wie gar nichts beſtehe, als Gott lieben und ſeinen Willen thun! — Bleibt einige Tage, oder ſo lange Ihr wollt, bei uns. Unterhaltungen, die Euren Kummer zerſtreuen könnten, kann ich Euch zwar nicht anbieten. Allein wenn Ihr unſern Andachtsübungen beiwohnet, und wenn wir uns öfter ſprechen, ſo hoffe ich, Ihr werdet einen Troſt finden, der feſter und mehr auf die Dauer iſt, als aller Troſt dieſer Welt."

Burkhard nahm dieſes Anerbieten ſehr gerne an. Aus einigen Tagen wurden einige Wochen. Er fand an der abgeſchiedenen Lebensart der Karthäuſer mit jedem Tage mehr Wohlgefallen. „Es war ein kluger Gedanke von dieſen frommen Männern," ſagte er, „eine Mauer umher zu ziehen, um von der eitlen, trügeriſchen Welt gar nichts mehr zu ſehen." Er bat den Prior, ihn in das Kloſter aufzunehmen.

Der Prior ſprach: „Es iſt ſehr begreiflich, daß einem Manne, der in der Welt ſo bittere Erfahrungen gemacht hat, die Welt zuwider werde.

Allein dieſe Empfindung kann leicht zu weit führen. Wir müſſen nur Thorheit und Laſter haſſen, aber nie die Menſchen. Es gibt auch in der Welt viele gute Menſchen, und wir müſſen alle Menſchen lieben, nicht nur die Guten, ſondern auch die Böſen. Gott läßt ja ſeine Sonne aufgehen über Gute und Böſe, und gab ſeinen Sohn dahin, die Welt ſelig zu machen. — Euer gegenwärtige Widerwillen gegen die Welt, der ihr noch nützlich werden könnet, gibt Euch noch keinen hinreichenden Beruf in das Kloſter zu geben. Wenn aber Euer Entſchluß, Karthäuſer zu werden, über ein Jahr noch feſt ſteht, ſo wird es mich freuen, Euch meinen Ordensbruder zu nennen. Denn auch als Ordensmann könnet Ihr Euren Mitmenſchen zum Segen gereichen.“

Nachdem das Probejahr verfloſſen war, ſprach Burkhard: „Vor einem Jahre wollte ich Karthäuſer werden, weil ich die Welt haßte, in der ich überall Gewalt, Liſt, Falſchheit, Betrug, Unrecht, Laſter, Thorheit, Jammer und Elend gefunden habe; jetzt aber wünſche ich Einer aus Euch zu werden, weil ich Gott liebe und einſehe, daß der Menſch nichts Beſſeres thun könne, als jenen Frieden zu ſuchen, den dieſe Welt nicht geben kann, und der allein in Gott zu finden iſt.“

Burkhard ward alſo Karthäuſer. Da in der Folge das Kloſter wegen der unruhigen, kriegeriſchen Zeiten vielen Gefahren ausgeſetzt war, und da Burkhard ſich früher hin eine ſo vorzügliche Gewandtheit in Weltgeſchäften erworben hatte, daß er mit Rittern ſehr gut umzugehen wußte, die alle ihn als einen ehemaligen Ritter und Krieger ſehr hoch achteten; ſo ernannte der Prior ihn zum Schaffner des Kloſters. So pflegen die Karthäuſer Denjenigen aus ihren Mitbrüdern zu nennen, der vermöge ſeines Amtes die weltlichen Geſchäfte ſowohl innerhalb, als außerhalb des Kloſters zu beſorgen hat. Burkhard verſah dieſes Amt ſo gut und wohl, daß er dem Kloſter durch Rath und That wirklich ſehr bedeutende Dienſte leiſtete. Bei allen Weltgeſchäften ward er aber in ſeiner Andacht nicht kalt und zerſtreut, ſondern blieb immer ein frommer, eifriger Ordensmann. Der Prior ſagte oft von ihm: „Ihm iſt es gegeben, die Innigkeit der Maria, die zu den Füßen Jeſu ſaß, und die Geſchäftigkeit der Martha, die für die zeitlichen Geſchäfte ſorgte, mit einander zu vereinigen.“

22.

Ritter Albert außer Gefahr.

Nachdem wir nun Burkhards Geſchichte vernommen haben, müſſen wir wieder zu jener Köhlerhütte zurückkehren, in der wir den verwundeten Albert verließen.

Der Köhler war ein Unterthan der Karthäuſer, und lieferte ſeine Kohlen für gute Bezahlung in die Eiſenſchmelzen, die dem Kloſter gehörten. Die Köhlerin ward daher in jener Nacht, da Albert unter ihr Dach gebracht worden, der Karthauſe zugelaufen, hatte an der Kloſterpforte geläutet, und einen Geiſtlichen verlangt, der einem tödtlich verwundeten Ritter beiſtehen ſolle. Der Prior gab dem Pater Schaffner den Auftrag dahin zu eilen. Zugleich befahl er, die Köhlerin ſolle warten, bis man Alles, was ſich im Kloſter vorfände und dem verwundeten Ritter dienlich ſeyn könnte, zuſammen geſucht habe.

Burkhard ging, da es eben Vollmond war, eilenden Schrittes der wohlbekannten Köhlerhütte zu. Allein wie ward ihm zu Muthe, als er in das niedrige Stübchen trat, und in dem verwundeten Ritter ſeinen lange vermißten Bruder Albert erkannte! Er ward vor Freudenſchrecken, Jammer und Mitleid, leichenblaß, und blieb in ſeinem langen weißen Karthäuſergewand und die Stirne zur Hälfte mit der weißen Kapuze bedeckt, einige Zeit unbeweglich und ſprachlos ſtehen — und es war dem guten Albert, der ſeinen Bruder Burkhard für todt und ſich für deſſen Mörder hielt, zu verzeihen, daß er Burkhards abgeſchiedenen Geiſt zu erblicken glaubte. Da aber Burkhard den Schrecken und das Entſetzen ſeines verwundeten Bruders ſah, und da ſeine freundlichen Worte ihn nur noch mehr zu ängſtigen ſchienen, ſo wußte er für dieſen Augenblick nichts Beſſeres zu thun, als ſich eilig zu entfernen.

Burkhard ging vor der Köhlerhütte betend und überlegend, im Mondſcheine auf und ab. Jetzt hörte er den Köhler mit dem Wundarzte kommen. Er kannte den Wundarzt, den einzigen in der Gegend, als einen verſtändigen und rechtſchaffenen Mann. Er eilte ihm entgegen, ſagte ihm, wer der verwundete Ritter ſey und von welcher furchtbaren Einbildung er geplagt werde — und bat ihn, auf das Beſte für den unglücklichen Albert zu ſorgen.

„Wohl, wohl!“ ſagte der Wundarzt; „das werde ich thun. Ihr aber, ehrwürdiger Vater, kehrt zurück in Euer Kloſter. Bei Unterſuchung der Wunde und dem Verbande habe ich Euch nicht nöthig, und der Pazient, da er an ſo fürchterlichen Einbildungen leidet, darf Euch vor der Hand nicht mehr ſehen. Ueberlaßt ihn alſo lediglich mir; zumal ich aus dem Berichte des Köhlers abnehme, die Wunde ſey eben nicht ſehr gefährlich. Da übrigens der geſtrenge Herr Ritter in der Köhlerhütte nur ein ſehr armſeliges Lager gefunden haben dürfte, ſo macht in Eurem Kloſter Anſtalten, daß er dort beſſer verpflegt werde. Ich will es ihm beibringen, daß Ihr, ſein Bruder, noch am Leben ſeyd, und wenn er Euch dann ſehen will, ſo werde ich Euch ſogleich weitere Botſchaft ſchicken. Aber jetzt laßt mich! Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Burkhard ging, mit gefalteten Händen immer betend, in das Kloſter zurück. Der Wundarzt aber eilte in die Hütte. Er fand den Ritter wegen des Blutverluſtes zwar ſehr ſchwach; die Wunde aber nicht tödtlich. An dem Verbande, den der ehrliche Heinz gemacht hatte, wußte er indeß Vieles zu tadeln. Er verband nun den Ritter der Kunſt gemäß, und blieb die Nacht bei ihm. Gegen Morgen ſchlummerte der Kranke ein und ſchlief bis gegen Mittag. Als er aufwachte, fand der Arzt kein Bedenken, ihm beizubringen, Bruder Burkhard lebe noch, ſey gegenwärtig wohlehrwürdiger Pater Schaffner in dem nahen Karthäuſerkloſter, habe den geſtrengen Herrn Ritter ſchon in der vergangenen Nacht beſuchen wollen, ſich aber — da der Ritter ihn für einen Geiſt angeſehen — ſogleich wieder entfernt, und brenne nun vor Verlangen, ſeinen geliebten Bruder Albert zu ſprechen.

Ritter Albert wußte nicht, daß er dem ihm wohlbekannten Kloſter ſo nahe ſey. Von unzähligen Feinden verfolgt, war er nur immer darauf bedacht geweſen, ihnen auf abgelegenen Wegen zwiſchen Wald und Felſen zu entgehen. Die Nachricht des Wundarztes war ihm daher ſo überraſchend als erfreulich. Keine Arznei, auch nicht die allerköſtlichſte, die irgend ein Arzt in der Welt ihm würde verordnet haben, hätte eine herzſtärkendere und wohlthätigere Wirkung hervorbringen können. Albert fühlte ein ganz neues Leben in ſich. Es war ihm, als fließe ihm neues friſcheres Blut durch die Adern. Er richtete ſich in dem Bette auf. Seine Augen glänzten vor Freude, und Alles umher erſchien ihm in einem freundlicheren Lichte.

„O Gottlob!“ rief er, und reichliche Thränen floſſen über ſeine Wangen. „Er lebt! Ich bin kein Mörder! O Bruder, Bruder, geliebteſter Bruder Burkhard, ach, daß dieſe leidige Wunde mich nicht hinderte, augenblicklich zu dir zu eilen, und dir die zugefügte Beleidigung auf den Knien abzubitten!“

Der Arzt war in ſeinem größten Vergnügen. Er rieb ſich die Hände und rief: „Köhler, Köhlerin, Heinz, eilt, rennt, lauft und holt ſeinen Herrn Bruder, den hochwürdigen Pater Schaffner Burkhard.“

Der Köhler machte ſich eilends reiſefertig, und ſagte, indem er ſeinen Sonntagsrock anzog: „Ich allein bin Manns genug, das aufgetragene Geſchäft zu beſorgen. Um alle Welt laſſe ich mir die Freude nicht nehmen, dem ehrwürdigen Pater Schaffner dieſe Freudenbotſchaft zu bringen. Er hat mir ſchon ſo viel Gutes gethan, daß ich es ihm in meinem Leben nicht vergelten kann; wie freue ich mich, ihm wenigſtens etwas Gutes ſagen zu können.“

23.

Freudiges Wiederſehen der zwei Brüder.

Burkhard kam und trat in die Stube; Albert ſtreckte ihm beide Arme entgegen, und Burkhard eilte mit offenen Armen auf ihn zu. Beide umarmten ſich weinend, herzlich und innig. Es war ein herzerſchütternder Anblick. Alle, die zugegen waren, Arzt, Köhler und Köhlerin weinten vor Rührung und theilnehmender Freude — ſogar Heinz, der ſeit ſeiner früheren Jugend keine Thräne mehr vergoſſen hatte, konnte die Zähren nicht mehr zurückhalten.

Indeß war eine Sänfte mit zwei Maulthieren vor der Köhlerhütte angekommen, um den noch ſehr leidenden Ritter Albert ſanft über die ſteilen, ſteinigen Bergſteigen zu bringen, die zum Kloſter führten. Albert ward in die Sänfte gehoben, und der Wundarzt ſetzte ſich ohne weiters zu ihm, indem er erklärte, als Arzt ſey er hier am nöthigſten, und der hochwürdige Pater Schaffner müſſe es ſich für diesmal gefallen laſſen, zu Fuße nachzufolgen.

In dem Kloſter war bereits in dem beſten Gaſtzimmer ein Bett für den verwundeten Ritter bereitet, in das er mit Hülfe des Arztes gebracht wurde. Burkhard ſetzte ſich, als ſich alle Andere entfernt hatten, an das Bett, und die beiden Brüder hatten ſich ſo vieles zu ſagen und zu erzählen, daß ſie noch lange nicht fertig waren, als die mitternächtliche Glocke Burkhard in den Chor rief.

Nach einigen Tagen war Albert ſo weit hergeſtellt, daß der Wundarzt erklärte, dieſen Morgen müſſe der Herr Rekonvaleszent einen Spazirgang in den Garten machen.

„Lieber einen Gang in die Kirche!“ ſagte Albert. „Ja, mein theurer Bruder Burkhard,“ fuhr er fort, „danke Gott am Altare, daß wir gegen alle Erwartung einander wieder gefunden haben. Ich werde von Herzen in deinen Dank mit einſtimmen.“

Sie gingen zur Kirche. Burkhard trat in feſtlichem Prieſtergewande an den Altar, dem Allerhöchſten ein Dankopfer darzubringen. Für Ritter Albert hatte man in die Mitte des Chors einen Betſtuhl hingeſtellt, und dem werthen Gaſte zu Ehren mit rothem Tuche bedeckt. Der acht und neunzigjährige Prior und alle ehrwürdige Väter des Kloſters waren in den Chorſtühlen zugegen. Mit welchen Empfindungen aber Albert auf dem Betſtuhle kniete, auf dem einſt ſein Bruder und er als Knaben neben ihrem ſeligen Vater gekniet hatten, und mit welcher Rührung er ſeinen Bruder, den er ſo lange für todt gehalten, nun an dem Altare erblickte, läßt ſich mehr fühlen, als ſagen. Sein ganzes Herz war voll Dank und Anbetung.

Aus der Kirche gingen beide Brüder in die Zelle des Prior, um ihm für Alberts gütige Bewirthung zu danken. Albert aber ſprach: „Ehrwürdiger Pater Prior! Da ich und mein Bruder als kleine Knaben das erſte Mal hier geweſen ſind, habt Ihr geſagt, kein Menſch wiſſe, was ihm bevorſtehe, und es ſey gut, daß ein Weltmann, wenn er der Welt ſatt geworden, in einem Kloſter eine ſichere Zufluchtsſtätte finden könne, um da nur Gott und ſich ſelbſt zu leben. Dieſes habt Ihr im Geiſte der Weiſſagung geſprochen. Mein Bruder hat dieſe Zufluchtſtätte gefunden; verſtoßt mich, da ich bisher nur als Gaſt hier war, nicht aus dieſer Gottgeweihten Stätte.“

Der ehrwürdige Prior lächelte ſanft und ſagte: „Es ſey ſo — wenn auch Ihr zuvor Euch einem Probejahre unterziehen wollet. Ich denke indeß, Ihr werdet es gut beſtehen. Es iſt mir nunmehr klar, daß Euer Großvater und Eure Großmutter, indem ſie dieſes Kloſter ſtifteten, ihren Enkeln, ohne es zu wiſſen und zu wollen, eine Zuflucht gegen die Unbilden der Welt bereitet haben.“

21.

Noch zwei bemerkenswerthe Begebenheiten.

Der ehrliche Heinz hatte, während ſein Herr krank danieder lag, das Krankenzimmer nicht verlaſſen; nur ging er täglich in die heilige Meſſe, und betete mit großer Andacht für ſeinen Herrn.

Als er hörte, ſein Herr wolle Karthäuſer werden, ward er ſehr beſtürzt. Indeß beſann er ſich und ſagte: „Nun wohl, er thut recht! Ich ſehe ihn lieber unter dieſen frommen, redlichen Männern, als dort in jenem falſchen, wälſchen Schloſſe. Aber was ſoll ich anfangen? Ich bin ein alter Kerl, tauge nicht mehr zum Krieg, und kein Ritter wird mich mehr in ſeine Dienſte nehmen.“

Er ging in den Kloſtergarten, um nach dem langen Zimmerſitzen friſche Luft zu ſchöpfen, und ſeinen trüben Sinn ein wenig zu erheitern. Der Herbſt hatte die Blätter der Bäume bereits gelb gefärbt; die Sonne ſchien aber mild und freundlich. Der Gärtner, der eben ein Gartenbeet umgrub, warf die Schaufel weg, ſprang auf ihn zu, und grüßte ihn auf das freundlichſte als ſeinen ehemaligen Kameraden und tapfern Kriegsgenoſſen. Heinz ſah ihn lange ſtarr an, und rief endlich: „Je braver Kurt, wie kommſt denn du hieher, und wie kommſt du zu dieſem grünen Anzuge und der grünen Gärtnerſchürze?“

„Gott ſey dafür Lob und Dank!“ ſagte Kurt. „Auf die Fürbitte meines Ritters wurde ich dem alten Gärtner als Gehülfe beigegeben. Nach deſſen Tod wurde ich, da ich dieſes Handwerk gut begriff, als Kloſtergärtner angeſtellt.“

Heinz freute ſich, ſagte aber mit einem Seufzer: „Ach, wenn nur auch für mich in dieſem Kloſter ein ſolches Plätzchen zu finden wäre!“

Sie ſprachen noch mit einander — da kamen Albert und Burkhard in den Garten, näherten ſich ihnen, und Burkhard ſagte: „Guter Heinz, wenn es Euch recht iſt, ſo ſeyd Ihr hiemit, auf die Fürbitte meines Bruders Albert, Kloſterpförtner; es fügte ſich recht gut, daß der alte Pförtner ſchon ſeit einiger Zeit gewünſcht hat, ſeinen Dienſt niederzulegen, und ſich in die Ruhe zu begeben.“

Heinz und Kurt waren voll Freude. Die ehrlichen Krieger lobten um die Wette ihre zwei Herren, die ihnen ſo gute Dienſtchen verſchafft hatten, und dankten Beide einmüthig Gott für ſeine väterliche Vorſorge.

Nachdem in Deutſchland der Friede wieder hergeſtellt war, und man ſich damit beſchäftigte, die alte gute Ordnung wieder einzuführen, wurden die zwei Burgen Finſterwalde und Föhrenbach jenem Ritter, der ſich mit Gewalt und wider Recht ihrer bemächtigt hatte, wieder abgenommen; zur Strafe wurde er ſeiner eigenen Burg für verluſtig erklärt, aus der Zahl der Ritter ausgeſtrichen, und verurtheilt, als gemeiner Reitersknecht zu dienen. Da die beiden Burgen Alberts und Burkhards herzogliche Lehen waren, und die zwei Brüder als Ordensgeiſtliche keine Anſprüche mehr darauf machten, ſo fielen dieſe Lehen an den Herzog von Schwaben zurück. Einige Maierhöfe aber, die keine Lehen, ſondern Eigenthum der zwei Brüder waren, blieben ihnen. Beide Brüder machten damit dem Kloſter, an das dieſe Güter angränzten, ein Geſchenk, jedoch unter der Bedingung, daß von den Erträgniſſen außer dem, was das Kloſter zu ſeinem eigenen nothwendigen Unterhalte bedürfe, fleißige Arbeiter in ihren Geſchäften unterſtützt, und zur Arbeit untüchtige Leute davon ernährt werden möchten.

Albert, der ſein Probejahr rühmlich zurückgelegt hatte, ward in das Kloſter aufgenommen, und lebte mit ſeinem Bruder, ſo wie mit den übrigen Ordensbrüdern, in ſeliger Eintracht; beide Brüder fanden endlich neben ihren Eltern und Großeltern Ein Grab — und wie ſie und alle ihre Mitbrüder und Freunde hofften — im Himmel bei Gott auch Eine Seligkeit.

Inhalt.

Seite

Timotheus und Philemon 5

Das Karthäuſerkloſter 135

In der J. Wolffiſchen Buchhandlung in Augsburg ſind auch nachbenannte Werke, um die dabei bemerkten äuſerſt billigen Preiſe zu haben, jedoch muß bei der Beſtellung der Betrag dafür ſogleich baar und portofrei mit eingeſandt werden.

Geiſt aus J. G. von Herders Werken in einer Auswahl des Schönſten und Gelungenſten aus ſeinen ſämmtlichen Schriften. Nebſt deſſen Leben. 6 Bände in Taſchenformat. Berlin 1826. Gebunden Preis 2 fl. 42 kr.

Klopſtocks ſämmtliche Werke 12 Bände in Taſchenformat jeder Band mit 1 Titelkupfer. Leipzig 1823. Gebunden 4 fl. 48 kr.

Schiller, Friedr. von, ſämmtliche Werke 15 Bändchen in 12°. Stuttgart und Tübingen 1822 — 25. Geb. 3 fl.

Seumes, J. G., ſämmtliche Werke. 12 Bände Taſchenformat. Leipzig 1826 — 27. Gebunden Rücken und Ecken in Leder 4 fl. 48 kr.

Geſammelte Werke der Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. 20 Bände in 8°. Hamburg 1820 — 25. Broſchirt 10 fl.

C. F. van der Velde's Schriften. Neue Ausgabe. 12 Bände in 8°. Stuttgart 1826. Gebunden Rücken und Ecken in Leder 5 fl.

Wielands, C. M., ſämmtliche Werke. Herausgegeben von J. G. Gruber. 36 Bände in Taſchenformat, jeder Band mit einem Titelkupfer. Leipzig 1824 — 25. Gebunden 15 fl.

Cervantes ſämmtliche Werke. Aus der Urſprache neu überſetzt. 12 Bände in 12°. Quedlinburg und Leipzig 1825 — 26. Gebunden 6 fl.

Lemuel Gullivers Reiſen zu verſchiedenen bisher unbekannten Völkern des Erdbodens. Von neuem aus dem Engliſchen überſetzt. 4 Bändchen in 8°. Leipzig 1810. Gebunden 1 fl. 12 kr.

Pantheon. Eine Sammlung vorzüglicher Novellen und

Erzählungen der Lieblingsdichter Europa's. 24 Bände in 8°. Stuttgart 1828 — 31. Broſchirt 5 fl.

Shakspeares dramatiſche Werke. Ueberſetzt von Auguſt Wilhelm von Schlegel, ergänzt und erläutert von Ludwig Tieck. 9 Bände in 8°. Berlin 1825 — 33. Gebunden 10 fl.

Tauſend und eine Nacht. Arabiſche Erzählungen. Zum erſtenmal aus einer Tuneſiſchen Handſchrift ergänzt und vollſtändig überſetzt von M. Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall. 15 Bände in Taſchenformat. Breslau. 1825. Gebunden 4 fl.

Im Verlag der **J. Wolff**iſchen Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und durch alle ſoliden Buchhandlungen zu beziehen:

Augsburgiſches
Kochbuch

ausgearbeitet

von

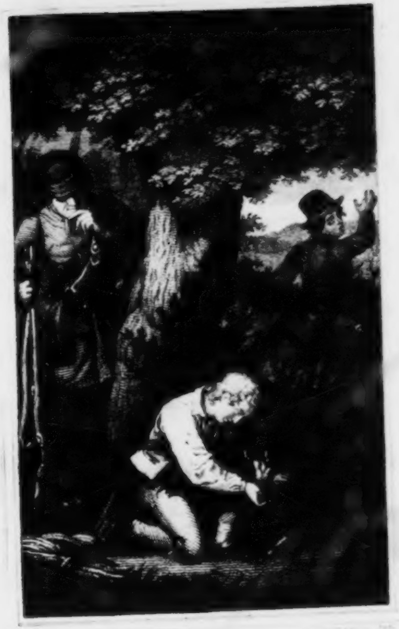
Sophie Juliana Weiler.

Ein und zwanzigſte Originalauflage

in Oktavformat Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Dies iſt das Kochbuch aller Kochbücher; — beinahe alle andern ſind erſt nach dieſem und aus dieſem entſtanden, denn bei ſeinem erſten Erſcheinen exiſtirten kaum noch 3 bis 4 gedruckte Kochbücher. Daß ſich das Augsburger Weilerſche Kochbuch aber allzeit und bis heute noch, als das Vorzüglichſte bewährte, beſtätigen hinlänglich

Ein und zwanzig Auflagen!!!



FRIDOLIN UND DIETRICH

Geſammelte
Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Eilftes Bändchen.

* * *

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1842.

Der gute Fridolin

und

der böſe Dietrich.

Erſtes Kapitel.

Fridolin, ein ſehr guter Knabe.

Fridolin war ein herzensguter, fröhlicher Knabe. Eines Morgens ging er in den Wald, dürres Holz zu ſammeln. Er hatte im vorigen Frühlinge und Sommer beinah alles Holz für den Winter auf ſeinem Kopfe nach Hauſe getragen, um ſeinen armen Eltern, die ſonſt viele Arbeit hatten, ihr hartes Tagwerk zu erleichtern. Er wollte es auch in dieſem Jahre thun, und machte heute damit den Anfang. Mit unermüdetem Fleiße ſuchte er weit umher im Walde die dürren Aeſte und Zweige auf, und ruhte nicht eher, bis er einen ſo großen Büſchel, als er nur immer tragen konnte, beiſammen hatte.

Er kam nunmehr aus dem dunklen Walde hervor in ein grünes, ſonniges Thälchen zwiſchen zwei finſtern Tannenhügeln. Eine friſche Quelle floß mitten durch das Thälchen, das mit allerlei Kräutern und niedern Geſträuchen bedeckt, war. Er ging an der Quelle hinauf, bis an den Felſen, aus dem das reine, klare Waſſer, im Schatten einer ſchönen grünen Buche, hell wie Kriſtall, hervorquoll. Nicht weit von dem Felſen fand er die erſten reifen Erdbeeren. Er pflückte ſie, und legte ſie ſorgfältig auf ein großes Blatt, das er von der nächſten Diſtel mit vieler Vorſicht abgebrochen hatte. Hierauf ſetzte er ſich nächſt der Quelle auf grünes Moos, ſein Mittagsmahl zu verzehren. Es beſtand aus einem großen Stücke ſchwarzen Brodes, und die Quelle lieferte dazu einen friſchen Trunk. Die ſcharlachrothen Erdbeeren, denen das grüne Blatt zum Teller diente, waren zum Nachtiſche beſtimmt.

Fridolin entrichtete, bevor er anfing zu eſſen, ſein Tiſchgebet mit aufgehobenen Händen ſo andächtig, als wohl wenige Reiche, bevor ſie ſich an die mit Silbergeräth gezierte, und mit zwanzig Gerichten beladene Tafel ſetzen. Er war ſehr vergnügt. Der Hunger würzte ihm die kleine Mahlzeit. „Wie gut mir auf die Arbeit mein Stücklein Brod ſchmeckt!“ ſagte er. „Wie dank' ich Dir, lieber Gott, daß Du es mir gibſt und immer guten Appetit dazu! Mir iſts da, in dem kühlen Schatten und an dem hellen Brünnlein, recht wohl. Ich denke, mir ſchmeckts ſo gut, als dem Könige. Freilich iſt meine Tafel nicht ſo prächtig, was ich auch nicht verlangen kann; allein ſie iſt doch auch nicht zu verachten. Anſtatt eines weißen Tiſchtuches iſt das meinige hübſch grün; es iſt ſo fein und zart wie Sammet, und mit ſchönen goldgelben und himmelblauen Blümchen geſtickt, dergleichen keine Stickerin zu Stande bringen kann. Mein Konfekt,“ ſagte er, indem er lächelnd auf die Erdbeeren blickte, „iſt von einem viel größern Meiſter zubereitet, als dem Zuckerbäcker in der Stadt, von dem lieben Gotte ſelbſt. Anſtatt der Heiducken und Leibgarden ſtehen die Bäume umher; und ihr, ihr lieben kleinen Vögelein, da droben auf den grünen Aeſten, machet mir die liebliche Tafelmuſik noch obendrein umſonſt!“

Indem Fridolin ſo mit ſich ſprach, ſieh, da kam ſeitwärts auf der Anhöhe eine Rehziege mit ihrem ſchön geſprenkelten Jungen aus dem Dickicht hervor. Sie ſtand erſt ſtill, ſah ſich ſchüchtern um, bewegte aufmerkſam die Ohren hin und her, und ging dann, ſorgſam die leichten Füße hebend, über alte Baumſtöcke und verſchlungene Brombeerranken den Hügel hinab, und das Junge trippelte hinter ihr her. An der Quelle, die unten am Hügel vorbei floß, trank ſie — und fing dann an, auf dem freien, grünen Platze zu weiden, und an den Geſträuchen zu nagen. Das Junge ſprang indeſſen luſtig und munter umher.

Fridolin hielt den Athem an ſich, und ſaß ſo ſtill und unbeweglich da, als wäre er aus Stein ausgehauen. Das Herz klopfte ihm vor Freude. „Was das für nette, liebe Geſchöpfe ſind!“ dachte er bei ſich ſelbſt. „Schöneres kann man doch nichts ſehen! Im Walde iſts doch luſtig und angenehm. Immer ſieht man etwas Neues, das einem neue Freude macht.“

Aber ſieh — da fuhr plötzlich, nicht weit von ihm, Feuer auf, und ein mächtiger Knall wiederhallte, gleich einem Donner, im Walde. Fridolin ſprang auf, und wäre vor Schrecken, beinahe unter und über ſich, die Anhöhe hinab gepurzelt. Feuer und Knall waren ein Schuß. Das Reh war geſtürzt, wälzte ſich röchelnd und zappelnd am Boden, und das Junge ſtand traurig dabei.

Sogleich auf den Schuß kam ein Knabe von blaſſem Ausſehen und in zerlumpter, blauer Jacke, mit einer Flinte in der Hand aus dem Gebüſche hervor, ſprang auf die geſchoſſene Rehziege zu, und rief: „Ha, dich hab' ich gut getroffen! Da liegſt du, und wirſt uns nicht mehr entlaufen.“

Ein Mann mit herabhängendem Haar und ſtarkem Bart folgte dem Knaben. Auch er war mit einer roſtigen Flinte verſehen, die er unter dem Arme trug. Er hatte einen zerriſſenen Hut auf, der eher grau als ſchwarz ausſah; ſein brauner Kittel war ganz abgetragen, und an den Ellenbogen ſah das Hemd heraus. Der Mann tödtete die Rehgeis vollends, lud ſie auf die Schultern, 14 und lief, da er den guten Fridolin erblickte, eilends davon. Der junge Burſche, der das Reh geſchoſſen hatte, blieb noch eine Weile ſtehen, blickte Fridolin ſtarr an, nahm aber dann auch plötzlich die Flucht.

„Das ſind Wildſchützen," ſagte Fridolin; „grauſame Menſchen, daß ſie dem armen Thierlein die Mutter vor den Augen wegſchießen, und es dem Hungertode preis geben! Wie ſcheu ſie das böſe Gewiſſen macht! Sie fürchten ſich Beide vor mir, einem ſchwachen Knaben! Nun, die böſe That wird ihnen wenig Segen bringen."

Jetzt kam das junge Reh hinter dem Strauche, wo es ſich vor den Wildſchützen verſteckt hatte, wieder hervor, und irrte kläglich ſchreiend umher. Fridolin lief darauf zu. Es duckte ſich, bei einem Geſträuch nächſt dem Stamme einer Eiche, ſchüchtern zur Erde nieder, und Fridolin fing es mit leichter Mühe. „Ach du armes, armes Närrchen," ſagte er, indem er niederkniete und das zitternde Thierchen ſtreichelte, „wie dauerſt du mich! Du haſt nun keine Mutter mehr, und mußt Hungers ſterben. Denn du haſt ja," ſagte er, indem er ihm in den Mund fühlte, „noch nicht einmal Zähnlein, dich von Gras und Kräutern zu ernähren. Du biſt recht elend daran, und weißt es nicht einmal."

Indeß war Moritz, der alte herrſchaftliche Jäger, der ſich eben in dem Walde befand, und den Schuß vernommen hatte, ſogleich herbei geeilt. Als er den Fridolin bei dem jungen Rehe erblickte, ſchlich er ſich hinter die Eiche, und hörte ihm neugierig zu.

Fridolin betrachtete das niedliche Thierchen noch immer mit Wohlgefallen, und ſagte: „Wie es ſo arglos und unſchuldig aus den großen, dunkelblauen Augen blickt, und wie ſchön der bräunliche Rücken gezeichnet iſt, wie mit zwei Schnüren weißer Perlen! Sogar das ſchwarze Näschen ſteht ihm gut.“ „Komm, du armes Thierlein,“ ſprach er jetzt, „laß dich auf die Arme nehmen. Ich weiß nicht, was mit dir anzufangen iſt. Ich will dich dem Jäger bringen; der wird es beſſer wiſſen. Wenn er dich nur nicht abſchlachtet! Aber wagen müſſen wir es dennoch. Denn ihm gehörſt du, und ich darf dich nicht mit nach Hauſe nehmen, ſo große Luſt ich dazu hätte! Ich will aber bei dem Jäger ſchon für dich recht bitten und anhalten. Vielleicht ſchenkt er dir das Leben, und findet ein Mittel, dich aufzuziehen.“

Der alte Jäger Moritz vernahm jedes Wort, lächelte ſehr zufrieden, hielt ſich nach ſeiner Art das Kinn, und nickte öfter mit dem Kopfe. Da nun Fridolin aufſtand, ſich umwandte, und weiter gehen wollte, erblickte er den Jäger, und hatte keinen kleinen Schrecken. Allein der ehrliche Moritz ſagte lächelnd: „Fürchte dich nicht, guter Knabe! Ich thu' dir nichts zu leid. Ich habe dein Geſpräch mit dem armen Thierchen gehört. Ich kann dieſes Rehkitzchen nicht brauchen, und wenn ich es laufen laſſe, kommt es nur um. Ich ſchenke es dir. Wenn du dir die Mühe geben willſt, kannſt du es leicht aufziehen." Der Knabe war vor Entzücken faſt außer ſich. Er nahm ſeinen Holzbüſchel auf den Kopf, und das Thierchen unter den Arm, und ging neben dem Jäger her, und horchte aufmerkſam auf jedes ſeiner Worte. Denn der Jäger gab ihm unterwegs Unterricht, wie er das junge Reh mit ein wenig Kuhmilch, ungefähr mit einem Drittheil Waſſer vermiſcht, aufziehen könne. Der Jäger nahm hierauf Abſchied von ihm, und ſagte: „Bleib' ferner ſo ehrlich und rechtſchaffen, liebes Kind, und es wird dir noch wohl gehen!"

Zweites Kapitel.

Fridolins fromme Mutter.

Voll Freude kam Fridolin nach Hauſe in ſein kleines Stübchen. Als aber die Mutter das junge Reh erblickte, ſchalt ſie ihn. „Du biſt ein gottloſer Knabe," ſagte ſie, „daß du es gefangen haſt. Das iſt nicht beſſer, als geſtohlen. Wenn der Diebſtahl aufkommt, ſo läßt dich der Jäger keinen Schritt mehr in den Wald thun, und dann kannſt du im Winter neben dem kalten Ofen vor Froſt mit den Zähnen klappern. Ja, du kannſt noch dazu eingeſperrt, und ſonſt noch gezüchtigt werden. Und wenn der Raub auch nicht aufkäme, ſo weiß ihn doch Gott, der keine Sünde ungeſtraft läßt. Ach, wie konnteſt du doch vor ſeinen Augen Böſes thun! Auf der Stelle trage das junge Reh wieder an das nämliche Plätzchen hin, wo du es genommen haſt, damit es wieder zu ſeinem Alten komme. Hörſt du, auf das nämliche Plätzchen — und jetzt gleich geh' damit wieder in den Wald."

„Laßt mich doch nur zu Worten kommen, liebe Mutter!" ſagte Fridolin, und erzählte ihr, wie es gekommen, daß der alte Moritz ihm das artige Thierchen geſchenkt habe.

„Nun, das iſt freilich etwas Anders," ſprach die Mutter; „aber mein Gott, das kleine irdene Schüſſelein voll Milch, das du täglich bekommſt, iſt ja, außer Schwarzbrod und Erdäpfeln, faſt deine einzige Nahrung — und das willſt du noch mit dem Rehe theilen?"

„Je nun," ſagte Fridolin fröhlich, „wir ſollen ja gern mittheilen, und auch gegen die Thiere barmherzig ſeyn. Umkommen können wir das arme Thierlein doch nicht laſſen. Du ſagteſt ja ſelbſt öfter: Es gebe kein größeres Almoſen, als das ein Armer dem Andern gibt; ſolche Almoſen ſeyen Gott am wohlgefälligſten. Wenn wir das arme

Thierlein nicht verſchmachten laſſen, ſo iſt dies auch eine Art Almoſen, und gefällt Gott gewiß ſehr wohl; und wer weiß, ob Er uns nicht einmal reichlich dafür belohnt.“

Die gute Mutter lächelte freundlich, und ließ es gut ſeyn. Fridolin zog das junge Reh nach Anleitung des Jägers auf. Er machte dem Thierchen in der Ecke der Haustenne ein warmes Lager von Heu. Es gewöhnte ſich bald an ihn, kannte ſeinen Ruf, und ſprang ihm, wenn er nach Hauſe kam, freudig entgegen. Es lief ihm überall nach, begleitete ihn in den Wald, und er durfte nicht fürchten, daß es ihm entlaufe. Wenn er im Walde Holz ſammelte oder Beeren pflückte, ſprang es oft ſehr weit umher; und wenn er müde von der Arbeit ſich unter einen Baum ſetzte, kam es wieder herbei, und legte ſich zu ſeinen Füßen nieder, um auch auszuruhen. Wenn er des Abends, mit ſeinem Büſchel Holz auf dem Kopfe, heim ging und das junge Reh, ſo zahm wie ein Hündlein, hinter ihm herlief, hatte Jedermann Freude daran. Beſonders freuten ſich die Kinder, und ein ganzer Zug kleiner Knaben und Mädchen begleiteten Anfangs ihn und ſein junges Reh immer bis an die Hausthüre.

Ein vermöglicher Knabe aus dem Dorfe kam einſt in das Haus, und wollte ihm das junge Reh abkaufen. Fridolin aber ſagte: „Das liebe Thierlein wäre mir für hundert Gulden nicht feil!“ Fridolins Mutter ſagte: „Ich denke, du wirſt dich noch anders beſinnen.“

Der Vater aber lachte, und ſprach zu ihr: „Laß dem Kinde ſeine Freude! Du ſiehſt nun daß auch der Aermſte in der Welt manche Freude habe, die ihm keinen Heller koſtet, und ihm doch nicht um vieles Geld feil wäre. Du haſt deine Freude an deinem kleinen Gärtchen, an deinen Bohnen mit den feuerfarbenen Blüthen, an dem Paar großen, gelb und ſchwarz blühenden Sonnenblumen, und deinem einzigen Roſenſtocke; ich finde an meinen zwei jungen Apfelbäumen vor unſerer Hausthüre, und dem alten großen Birnbaum neben dem Hauſe ein beſonderes Vergnügen; und eben ſo hat der Knabe nun einmal ſeine Freude an dem jungen Reh. Wer ein offenes Herz für Gottes Werke hat, und ſich über die mancherlei Geſchöpfe Gottes ſo recht von Herzen freuen kann, und ſie öfter mit frommem Gemüthe betrachtet — ſo arm er auch ſeyn möge! — er iſt reich genug, und ihm fehlt es niemals an ſchuldloſen Freuden.“

Drittes Kapitel.

Fridolins trefflicher Vater.

Fridolins Eltern, Niklas und Margarethe, wohnten am Ende des abgelegenen Walddorfes Haſelbach. Ihr niedriges Haus war nur mit Stroh gedeckt, und beinahe ſo alt, als der große hundertjährige Birnbaum, der es beſchattete. Das uralte, graue Strohdach war vielfältig mit dichtem, grünem Mooſe bewachſen; nur einige gelbe Stellen verriethen, daß es kürzlich mit vieler Sorgfalt und eben ſo vieler Sparſamkeit ausgebeſſert worden. Das Gärtchen am Hauſe nahm nicht viel mehr Raum ein, als das Haus. Wer an dem niedrigen Strohdache und an dem kleinen, mit Dornen umzäunten Gärtchen vorbei ging, dachte: „Hier wohnen ſehr arme Leute.“

Und dennoch war Niklas der fröhlichſte Mann in der ganzen Gegend weit umher. Mancher reiche Bauer, bei dem er für Taglohn im Sommer das Korn herein bringen, und es im Winter dreſchen half, beneidete ihn um ſeinen fröhlichen Sinn. Mancher ſagte zu ihm: „Wie kannſt du bei deiner Armuth doch ſo aufgeräumt und fröhlich ſeyn?“

Niklas antwortete: „Ich bin nicht ſo arm, als Ihr denkt! Ich habe einen reichen Vater, der es mir an nichts Nothwendigem fehlen läßt — den lieben Vater im Himmel. Unter meinem ſchlechten Bruſtflecke da verwahre ich einen Schatz, den ich nicht um hundert tauſend Gulden gäbe — ein ruhiges Gewiſſen. Dabei bin ich, Gottlob, geſund, und erwerbe mir mit meinen beiden Händen das tägliche Brod. Mein Werktagskittel,“ fügte er noch lächelnd bei, und ſchaute auf ſeinen Ellenbogen, „iſt freilich etwas geflickt, wie mein Strohdach; indeß iſt er doch ganz, und hält ſo warm, als der Sonntagsrock des reichſten Bauers im Dorfe. Warum ſollte ich nun traurig ſeyn?“

Der gute Niklas hatte ſeinen fröhlichen Sinn einigen ſchönen Sprüchen zu danken, die er beſtändig im Herzen bewahrte, und getreulich befolgte. Er hatte von ſeinem Großvater ein gedrucktes Blatt mit großen, rothen und ſchwarzen Buchſtaben geerbt, das in Glas und Rahme gefaßt, in der ärmlichen Stube die Stelle des Spiegels vertrat. **Dieſes Blatt enthielt drei Sprüche mit beigefügten Worten der heiligen Schrift, aus den Sprüchen Salomons und des Sohnes Sirachs.**

Erſtens: Fürchte Gott! „Bei der Furcht des Herrn leidet man keinen Mangel; wer ſie beſitzt, findet in ihr ein Paradies, das vom Herrn geſegnet iſt.“

Zweitens: Nähre dich von deiner Arbeit! „Wer ſich mit ſeiner Arbeit nährt, und ſich mit Wenigem begnügen kann, der hat ein ſanftes ruhiges Leben und einen Schatz über alle Schätze.“

Drittens: Sey rechtſchaffen! „Thu was recht iſt, dann wird deine Geſundheit feſt, deine Rede lieblich, dein Fußtritt ſicher, und dein Schlaf ſüß ſeyn; denn der Herr iſt dir zur Seite und dein Hüter.“

„Dieſe drei Sprüche,“ ſagte Niklas öfter, „enthalten das ganze Geheimniß, immer fröhlich zu ſeyn. Wer ſie befolgt, wird es erfahren, wie ich es erfahren habe.“

Margarethe, die Ehegattin des ehrlichen Niklas, konnte ſich Anfangs in ſeinen fröhlichen Sinn nicht finden. Sie war wegen ihrer Armuth oft recht bekümmert. „Du ſorgſt doch für gar nichts!“ ſagte ſie einmal zu ihm, als er Abends vor der Hausthüre pfeifend ſeine Senſe hämmerte, um am folgenden Morgen zu mähen.

„Für gar nichts?“ ſagte Niklas lachend. „Das wäre ſchlimm! Schärfe ich nicht eben meine Senſe, damit ſie morgen gut ſchneide? Für was ich gerade jetzt ſonſt noch ſorgen ſollte, fällt mir nicht ein.“

„Wir haben keinen ganzen Gulden im Hauſe!“ ſagte Margarethe. „Es wäre möglich, daß wir in eine rechte Noth kämen. Was wollten wir dann anfangen?“

„Ei,“ ſagte Niklas, „wenn wir für alle möglichen Fälle Geld im Vorrathe haben wollten, ſo brauchten wir dazu eine große Kiſte. Die wenigſten Menſchen in der Welt haben ſo viel vorräthiges Geld, daß ſie für alle mögliche Nothfälle damit ausreichen würden. Schickt Gott eine Noth her, ſo wird er auch Hülfe ſchicken."

„Ach," ſeufzte Margarethe, „es ſind im Dorfe ſo viele Leute krank! Wir könnten auch krank werden."

„Das können wir freilich," ſagte Niklas. „Allein die Sorgen ſind kein Mittel, geſund zu bleiben; ſie können einen eher krank machen. Werden wir indeß krank, und können wir nichts mehr verdienen — ſo laß den lieben Gott ſorgen. Der verſteht das beſſer, als du. Sein Sorgen hilft dann doch etwas: dein Sorgen aber taugt zu nichts."

„So biſt du immer," ſagte Margarethe. „Unſerm kleinen Fridolin können wir auch nichts hinterlaſſen, wenn wir einmal ſterben."

„Nichts?" rief Niklas; „da irreſt du dich." Er legte den Hammer nieder, ſtand auf, und ſagte mit Nachdruck: „Ich denke ihm etwas Beſſeres zu hinterlaſſen, als einen Sack voll Geld; ich meine einen guten Unterricht im Chriſtenthum und eine gute Erziehung. — Es gibt keinen größern Reichthum in der Welt, als Gottesfurcht, Fleiß und Genügſamkeit, und Scheu vor der Sünde, wie es in meinen ſchönen drei Sprüchen geſchrieben ſteht. Hälſt du einen ſolchen reichen Schatz für ein ſchlechtes Erbtheil? Wird Fridolin damit nicht weiter kommen, als mit vielem Gelde? Laß uns den Knaben nur fromm und gut erziehen, ſo iſts mir für ihn nicht bange. Wie ich bei all unſrer Armuth fröhlich und vergnügt bin, ſo wird ers dann auch ſeyn. Ein fröhliches Herz iſt doch das Beſte, was wir auf Erden haben. Wenn uns dieſes fehlte, was hälfe uns der größte Reichthum von der Welt? Laß uns alſo auf Gott vertrauen, recht thun und fröhlich ſeyn, ſo werden wir glücklich ſeyn.“

Viertes Kapitel.

Ein großes Leiden.

Niklas und Margarethe führten in der That ein ſehr zufriedenes und vergnügtes Leben; Frömmigkeit, Fleiß und Rechtſchaffenheit erſetzte ihnen allen Mangel an zeitlichen Gütern. Ihre frommen, guten Geſinnungen pflanzten ſich wie von ſelbſt auch in Fridolins Herz. Das Beiſpiel der Eltern wirkte noch mehr, als ihre Worte. Ihre Frömmigkeit und Andacht erleuchtete und erwärmte ihn gleich der Sonne; er athmete Tugend und Rechtſchaffenheit gleichſam wie die Luft ein, die uns überall umgibt. Er glich ganz ſeinen guten Eltern, und war von Herzen fromm, gut und fröhlich wie ſie. Alle drei lebten zuſammen in der ſeligſten Eintracht.

Indeß kam bald ein großes Leiden über dieſe guten Menſchen. Niklas ſpaltete eines Tages in dem Walde Holz. Nicht weit von ihm fällten andere Holzhauer eine große Eiche. Sie waren dabei nicht vorſichtig genug. Der Baum fiel gerade gegen jene Seite hin, wo Niklas arbeitete. Ihr Geſchrei, ihn zu warnen, kam zu ſpät; Niklas konnte nicht mehr entrinnen. Ein Aſt der niederſtürzenden Eiche erreichte ihn noch, und ſchlug ihn mit großer Gewalt zu Boden. Niklas wurde an mehrern Stellen verletzt; beſonders aber war ſein rechter Arm ſchrecklich verwundet. Alle Holzhauer im Walde liefen zuſammen. Sie brachten ihn unter dem Baumaſte hervor; ſie nahmen ihre Halstücher ab, und verbanden, ſo gut ſie konnten, ſeine Wunden. Er war nicht mehr im Stande, nach Hauſe zu gehen. Da machten ſie aus Tannenäſten eine Tragbahre, ſetzten ihn darauf, und trugen ihn nach Hauſe.

Mutter Margarethe und Fridolin erſchraken, als ſie das Getümmel und den Jammer der zuſammen laufenden Leute auf der Straße vernahmen. Aber wie war es ihnen erſt, als ſie zum Fenſter hinausſchauten — und den Vater ſo daher bringen ſahen, und ſein todtblaſſes Angeſicht erblickten! Sie eilten jammernd zur Hausthüre hinaus, und begrüßten ihn mit Thränen. Allein Niklas ſagte: „Jammert nicht ſo! Gott hat uns dieſes Leiden zugeſchickt. Er, ohne deſſen Willen kein Blatt vom Zweige fällt, ließ es geſchehen, daß der fallende Baum mich getroffen hat. Wir wollen das Leiden willig von Gott annehmen, ſo wird Er es uns zum Beſten lenken. Was Gott thut, iſt wohl gethan. Vertraut nur auf Ihn, ſo wird Alles wieder recht werden.“

Fridolin lief eilends in das nächſte Dorf, den Wundarzt zu rufen. Der Arzt kam, fand die Wunde am Arme ſehr gefährlich, hoffte aber dennoch, ſie zu heilen. Allein die Wunde wurde nicht beſſer, ſondern vielmehr von Tag zu Tag ſchlimmer. Der Arzt ſprach, als er eines Tages den Verband abnahm, man müſſe vielleicht den Arm gar ablöſen. Die Mutter und Fridolin hatten einen Todesſchrecken. Die Mutter ging ſogleich, um den Wundarzt aus der Stadt zu rufen. Dieſer Arzt war freilich ſehr geſchickt, aber leider auch ſehr eigennützig. Als er hörte, der Kranke ſey ein armer Tagwerker, hatte er wenig Luſt, die drei Stunden Weges zu ihm zu machen, und ihn zu beſorgen. Er zeigte Margarethen bloß einige Kräuter, dergleichen ſie im Felde leicht ſelbſt auffinden könne, hieß ſie dieſelben überſchlagen, und ſagte, es werde dann ſchon wieder beſſer werden. Margarethe fürchtete, dies ſey nur ein leerer Troſt. Sie bat den Arzt mit aufgehobenen Händen und weinenden Augen, ſich ihres unglücklichen Mannes zu erbarmen. Allein all ihr Bitten und Flehen half nichts. Sie kam mit rothgeweinten Augen troſtlos nach Hauſe. „Ach,“ ſagte ſie zu Niklas, „nun ſeh' ich doch, daß es ein Unglück iſt, arm zu ſeyn!“

Der fromme Niklas ſprach aber: „Rede doch nicht ſo! Setze auf das todte Geld nicht mehr Vertrauen, als auf den lebendigen Gott. Gott wird helfen! Er macht Alles weiſe und gut. Am ſchwülen Sommertage läßt Er ein kühles Lüftchen wehen, die ermatteten Schnitter zu erquicken. So wird Er uns in unſerm heißen Leiden auch Kühlung verſchaffen, wenn es ſeinen weiſen Abſichten gemäß iſt. Und will Er, daß ich ſterbe,“ ſagte Niklas und blickte zum Himmel: „Sieh Herr hier bin ich! Ich bekomme es ja dann beſſer. Und für mein Weib und mein Kind wirſt Du, guter Vater im Himmel, dann auch ſorgen. Es geſchehe Dein heiliger Wille.“

Der arme Fridolin war nun immer ſehr traurig. Er ſah ſehr blaß aus, und hatte alle ſeine Munterkeit verloren. So lieb dem Knaben ſein junges Reh war, ſo gab er ihm jetzt wenig Acht mehr, und es lief frei auf Bergen und in Thälern umher. Er betete ohne Unterlaß, Gott wolle den lieben Vater doch nicht ſterben laſſen.

„Liebſter Vater im Himmel,“ ſagte er, „erbarme

Du Dich unſer, und hilf Du, ſo lange es noch Zeit iſt! Laß Deine Verheißung an uns in Erfüllung gehen, guter, treuer Gott! Denn Du ſagſt ja ſelbſt: Ruf Mich an in der Noth, ſo will Ich dich erretten, und Du ſollſt mich dann preiſen.“

Fünftes Kapitel.

Es erſcheint Hülfe.

Eine Stunde von Haſelbach, jenſeits des Waldes, lag das Schloß Finkenſtein. Der Herr von Finkenſtein ging mit dem Bruder ſeiner Gemahlin, welcher Major bei der Garde und eben auf Beſuch da war, nach Tiſche auf die Jagd. Des Herrn von Finkenſtein kleiner Fritz, der ſein niedliches Gewehr ſchon ziemlich gut zu behandeln wußte, durfte auch mit. Sie durchſtreiften den ganzen Forſt, ohne ein Stück Wild zu erblicken, und kamen endlich bis auf die waldigen Hügel bei Haſelbach.

Fritz war diesmal mit der Jagd gar nicht zufrieden, und fand ſie ſehr langweilig. Allein Moritz, der alte Jäger, der ihm gar zu gern die Freude gemacht hätte, doch wenigſtens einen Haſen zu ſchießen,“ ſagte: „Geben Sie einmal Acht!

Dort in dem dichten Haſelgebüſche an jenem Kleeacker, einen Büchſenſchuß weit vom Walde, ſtecken gewiß einige Haſen. Ich wette, was Sie wollen, es lauft Ihnen einer in den Schuß."

Der Jäger zeigte den Platz, wo Fritz ſich hinſtellen ſolle. Die beiden Herren begaben ſich an die zwei andern Seiten des Gebüſches. Der Jäger aber ging mit ſeinem wohlabgerichteten Hunde hinein, und fing an, es zu durchſtöbern. Plötzlich gab der Hund Laut — und des guten Fridolins geliebtes Reh ſprang, kaum dreißig Schritte von Fritz, aus einem Buſche hervor. Es war indeſſen zu einem hübſchen Böckchen herangewachſen, das bereits mit kleinen zierlichen Hörnern prangte. Fritz legte an — zielte — ſchoß — und das erſchrockene Reh nahm eilends die Flucht. Fritz hatte, zum guten Glücke, fehl geſchoſſen. Er ſchaute dem Rehe ärgerlich nach, und ſah mit Erſtaunen, wie es dem Dörflein im Thale zulief, ſorgſam über den ſchmalen Steg des Mühlbaches trippelte, und ſogleich bei dem erſten Hauſe, der Wohnung des armen Niklas, ganz ruhig, als wäre es hier daheim, zur Hausthüre hineinging.

Der Herr von Finkenſtein und der Major kamen auf den Schuß herbei, und fragten, was Fritz geſchoſſen habe. Fritz erzählte mit Verwunderung, daß ſich das junge Rehböckchen, das er verfehlte, in jene Strohhütte am Ende des Dorfes geflüchtet habe. Fritz wußte noch nicht, daß ſich die Thiere des Waldes ſo zahm machen laſſen. Der Jäger Moritz belehrte ihn, und erzählte die Geſchichte von Fridolin und dem jungen Reh. Fritz bat ſeinen Vater um Erlaubniß, in die Hütte zu gehen und das Thierchen näher zu betrachten, indem er noch nie ein lebendiges Reh in der Nähe geſehen habe.

Der Vater erlaubte es, und Fritz ſprang, beinahe ſo ſchnell, als vorhin das verſcheuchte Reh, den Hügel hinab, und trat in das ärmliche, aber höchſt reinliche Stübchen. Niklas lag in dem Bette. Fridolin ſaß auf der Bank, und gab von ſeinem Abendbrode dem jungen Reh, das vor ihm ſtand, ein Bröcklein nach dem andern. Denn der gute Knabe hatte jetzt ohnehin keine Luſt zum Eſſen. Fritz achtete wenig auf den Kranken; er hatte nur Augen für das niedliche Thierchen. Er war entzückt, daß es ſo gar heimiſch war, ſich von ihm ſtreicheln ließ, und auch ſogleich ihm das Brod aus der Hand fraß.

Indeſſen kamen die beiden Herren nebſt dem Jäger zu Fridolins Wohnung. Der Major ſagte zu dem Herrn von Finkenſtein: „Da dieſes freundliche Dörflein zu deiner Herrſchaft gehört, und ich es gar noch nie geſehen habe, ſo muß ich es doch etwas näher in Augenſchein nehmen. Geh du indeß zu Fritz in die Hütte da; wir werden uns dann ſchon wieder finden.“ Der Major ging mit dem Jäger; Herr von Finkenſtein aber trat in die Hütte, erblickte den Kranken, und hatte mit ihm großes Mitleiden. Er fragte ihn liebreich, was ihm fehle. Allein Fritz nahm ſeinen Vater auf die Seite, und ſagte ihm in das Ohr, ob das Reh wohl nicht zu kaufen ſey. „Ich würde es dann,“ ſagte er, „in dem großen Baumgarten am Schloſſe laufen laſſen, und tauſend Freuden daran haben.“

Fridolin bildete ſich ſogleich ein, was Fritz für Geheimniſſe habe, und ſagte: „Vor drei Wochen wäre mir das Reh um vieles Geld nicht feil geweſen. Allein jetzt verkaufe ich es gern; ich gebe dann das Geld dem Bader aus der Stadt, damit er meinem Vater helfe.“

Der gnädige Herr war von der kindlichen Liebe des guten Sohnes und von der Armuth des kranken Vaters ſehr gerührt, und gab dem Knaben zwei große Thaler. So viel Geld hatte Fridolin gar noch nie in die Hand gebracht. Der gute Kleine dünkte ſich unermeßlich reich.

Herr von Finkenſtein dachte es nun bei dieſer großmüthigen Gabe bewenden zu laſſen. So wohlthätig er gegen ſeine Unterthanen war, ſo glaubte er dennoch für jetzt genug gethan zu haben. Er ſah die Umſtände des armen Niklas nicht für ſo gefährlich an, und wollte gehen, damit ſein Schwager nicht zu lange auf ihn warten müſſe. Dem armen Niklas wäre indeß in ſeiner dringenden Noth mit dem Gelde wenig geholfen geweſen. Allein Gott, der Alles wohl macht, wußte es beſſer zu lenken. Er zeigte ſich auch hier auf eine ſeltene wunderbare Art als Denjenigen, der die Hülfe in der Noth ſchon lange in Bereitſchaft hat, und ſie in dem rechten Augenblicke herbei zu führen weiß.

Sechstes Kapitel.

Eine merkwürdige Entdeckung.

Während der gnädige Herr, Fritz und Fridolin noch mit einander redeten, trat der Major in das niedrige Stübchen. Er war ein großer, anſehnlicher Mann; er mußte ſogleich ſeinen Hut mit dem Federbuſch abnehmen, ſonſt hätte er in dem Stübchen nicht aufrecht ſtehen können. Auch nachdem er den Hut abgezogen, war es ihm noch unbequem, mit dem Kopfe beinahe an der Decke anzuſtoßen. Er nahm den einzigen hölzernen Stuhl, der ſich in der Stube befand, ſetzte ſich an das Bett des Kranken, und ſprach, indem er in dem Stübchen umherblickte; „Mich dünkt, bei Eurer

Armuth müſſe Eure Krankheit Euch doppelt ſchwer fallen; allein ich denke, Eure Freunde werden ſich Eurer annehmen, und Euch unterſtützen?"

„Ich habe dahier keine Verwandte," ſagte Niklas; „ich kam fremd hieher, und bin wohl zwanzig Stunden weit von hier geboren." „Woher ſeyd Ihr denn?" ſprach der Major. „Von Waldengrund," antwortete Niklas.

„Das iſt mir ſehr wohl bekannt," ſprach der Major. „Mir begegnete dort eine merkwürdige Geſchichte. Es war ein gefährliches Abentheuer; allein ein gewiſſer Nikolaus Werner half es mir glücklich beſtehen."

„So heiße ich," ſagte der Kranke; „Niklas Werner iſt mein Name."

„Nikolaus Werner!" rief der Major wie außer ſich, faßte den Kranken bei der Hand, und betrachtete ihn ſehr aufmerkſam, ohne ein Wort zu ſagen. Alle in dem Stübchen waren über den Ausruf des Majors verwundert, und blickten ihn voll Erwartung an. Der Major aber ſchwieg lange; endlich ſagte er zu Niklas: „Ja, Ihr ſeyd es! Ich habe Euch zwar in meinem Leben nur einmal geſehen, allein Ihr ſeyd mir unvergeßlich. Ihr hattet damals freilich ein blühenderes Ausſehen, und ſeyd indeſſen blaß und hager geworden; aber dieſe Eure freundlichen braunen Augen erkenne ich jetzt deutlich wieder. Seyd mir tauſendmal gegrüßt!"

Niklas ſagte: „Ich erinnere mich nicht, daß ich Sie in meinem Leben einmal geſehen habe.“

„Freilich habt Ihr mich geſehen,“ rief der Major, wandte ſich zu dem Herrn von Finkenſtein und ſprach: „Ja, Bruder, das mußt du hören; und du, Fritz, höre auch zu!“

Der Major fing an zu erzählen. „Da ich etwa achtzehn Jahre alt war, ritt ich einmal nahe bei Waldengrund durch den Wald. Ich wollte noch ein Paar Meilen weiter reiſen, um einen Jugendfreund, der mit mir ſtudirte, zu beſuchen. Ich war zierlich gekleidet, und hatte meinem Reitpferde ein wohlgefülltes Felleiſen aufgeſchnallt. Als ich auf der Landſtraße durch den dichten Fichtenwald ſo fortritt, und die Sonne bereits unterging — da erſcholl plötzlich eine furchtbare Stimme aus dem Gebüſche: „Halt! halt!“ Ich erſchrak, und hatte keine Luſt zu halten. Da wurde auf mich geſchoſſen. Die Kugel ziſchte mir dicht am Ohre vorbei. Ehe ich mich beſann, geſchah ein zweiter Schuß. Die Kugel fuhr in das Felleiſen, und ich habe ſie zum Andenken an die Geſchichte noch aufbewahrt. Ich gab nun meinem Fuchſe die Sporen. Die zwei Räuber, die auf mich geſchoſſen hatten, ſprangen mir nach, und ſchrien wiederholt, ſo laut ſie konnten: „Halt, halt, oder du biſt des Todes!“ Ich kehrte mich nicht daran. Mein Fuchs griff mächtig aus. Ich war ſicher, daß ſie mich nicht einholten.

Allein zum Unglück war die Straße hier ſehr ſchlecht, und ging etwas bergab. Das Pferd ſtürzte! Ich flog weit über den Kopf deſſelben hinaus, und faßte mit beiden Händen den ſandigen Boden. Indeß war ich unbeſchädigt geblieben. Wie ich mich aber aufraffen wollte, ſprang der eine Räuber mit geſchwungenem Säbel auf mich zu, und drohte mir den Kopf zu ſpalten. Es wäre nun um mich geſchehen geweſen. Allein ein junger, rüſtiger Mann, mit einer Laſt Holz auf dem Rücken und einem dicken Knotenſtock in der Fauſt, war jetzt eben aus dem Walde hervor gekommen. Mich in Lebensgefahr erblicken — ſeine Laſt abwerfen — mir zu Hülfe eilen — und mit ſeinem Knotenſtock dem Räuber einen mächtigen Schlag auf den Arm verſetzen — war alles Ein Augenblick. Der Räuber ließ den Säbel fallen, und flüchtete ſich heulend ins Gebüſch. Ich ergriff augenblicklich den Säbel, den er hatte fallen laſſen, und vertheidigte mich. Der andere Räuber ſetzte mir mit ſeinem Säbel heftig zu. Er war ein Mann von hoher Geſtalt und kühnem Ausſehen. Er focht ganz nach der Kunſt, ja noch viel beſſer, als der Fechtmeiſter, bei dem ich das Fechten gelernt habe. Er hätte mich ſicher zu Boden geſtreckt. Allein mein Erretter kam meinem Feinde in den Rücken, und droſch mit ſeinem Prügel tapfer auf ihn los. Der Räuber ſah ſich übermannt, ſetzte mit Einem

Sprung über den Straßengraben, und verſchwand in dem Wald. Der brave Mann aber, der damals mein Schutzengel war — iſt der arme Niklas hier. Redet einmal, Niklas, waret Ihrs nicht, der ſo tapfer gegen die Räuber focht?"

„Ja, ich war es," ſagte Niklas. „Wenn Sie je noch zweifeln, ſo kann ich ihnen noch beſondere Merkmale angeben. Sie hatten damals eine grüne Reitjacke mit goldenen Bördlein an, und wie es damals der Brauch war, eine weiße Feder auf dem runden Hut. Ihr Pferd, ein hübſcher Fuchs und an der Stirne weiß gezeichnet, hatte an einer Baumwurzel, über die er geſtürzt war, einen Fuß beſchädigt, und hinkte. Sie gingen vollends zu Fuß nach Waldengrund, und ich begleitete Sie. Jetzt hätte ich Sie aber nicht mehr gekannt. Sie waren damals ſehr ſchlank, und ſahen aus wie Milch und Blut, allein indeß ſind Sie ein ſtarker, anſehnlicher Herr geworden; nur etwas bräunlicher von Ausſehen."

Der Major ſprach ſehr gerührt: „Ich bin Euer großer Schuldner. Verzeiht mir, daß ich dieſe Ehrenſchuld nicht ſchon längſt abgetragen habe. Ach, ich habe mir Euren Namen wohl in mein Taſchenbuch aufgeſchrieben. Allein ich war damals ein leichtſinniger junger Menſch, war ſelten bei Geld, und kam bald darauf zum Militär. Der Krieg hat mich weit in der Welt umher geworfen.

Ich dachte wohl hundertmal an Euch. Gott ſey Lob und Dank, daß ich Euch endlich gefunden habe!“

Niklas wußte noch nicht, der freundliche Offizier ſey der Schwager des Herrn von Finkenſtein, und eigentlich in deſſen Geſellſchaft hieher gekommen. Er fragte daher: „Aber wie war es doch möglich, daß Sie meine Hütte auffanden!“

„Das junge Reh hier,“ ſprach der Major, „zeigte uns den Weg. Es iſt dieſes augenſcheinlich eine Fügung Gottes. Denn ich denke, meine Gegenwart iſt hier eben jetzt am nöthigſten.“

Der Major erkundigte ſich nun ſehr angelegentlich nach den Umſtänden des Kranken. Niklas ſchilderte ihm die Wunde. Der Major, der während des Krieges die Wunden ſehr gut zu beurtheilen gelernt, erſchrak und ſagte: „Da iſt freilich ſchleunige Hülfe nothwendig. Ihr ſeyd wirklich in großer Gefahr. Indeſſen wollen wir den Muth nicht verlieren. Ihr habt einmal mir das Leben gerettet, und mit Gottes Hülfe hoffe ich, auch Euer Leben zu retten.“

Siebentes Kapitel.

Es wird ganz geholfen.

Der Major ſtand jetzt auf und ſagte: „Ich gehe nun eilends nach Finkenſtein. Mein Reitknecht ſoll von dort aus ſogleich in die Stadt ſprengen, um den widerſpänſtigen Wundarzt zu rufen. Die anſehnlichſte Belohnung wartet des Mannes, wenn er Euch hilft. Was Ihr von Lebensmitteln nöthig habt, um wieder zu Kräften zu kommen, werde ich Euch reichlich verſchaffen. Ich fühle mich recht ſelig, Euch den Dank, den ich Euch ſchuldig bin, und der mir ſchwer auf dem Herzen lag, endlich einmal abtragen zu können. Seyd nur getroſt; mit Gottes Hülfe ſollet Ihr wieder ſo geſund werden, als ich es bin!“

Jetzt trat die tiefbetrübte Margarethe, mit einem Büſchel Kräuter, den ſie auf Anrathen des Stadtarztes im Felde geſammelt hatte, zur Thüre herein. Sie war nicht wenig erſtaunt, die ſchimmernde Uniform des Majors, den Herrn von Finkenſtein und den jungen Baron in ihrem kleinen Stübchen zu erblicken. Als ſie aber vernahm, was vorgegangen war, konnte ſie vor innigſter Rührung ſich nicht mehr halten. Sie fiel auf die Knie nieder, und rief: „Nun erfahre ich es, daß der alte

Gott noch lebt! Ja, lieber Gott! alle Arme und Leidende haben einen ſichern Freund an Dir. Es iſt wahr, wer Dir vertraut, den verläſſeſt Du nicht. Vertrauen auf Dich iſt beſſer, als alles Gold. Dir ſey unendlicher Dank!“

Alle waren von der herzlichen Frömmigkeit des guten Weibes gerührt. Auch dem kleinen Fritz gefiel alles ſehr wohl; allein die größte Angelegenheit war ihm jetzt doch, wie er das Reh auf ſein Schloß bringen ſollte. „Was fangen wir doch an?“ ſagte er. „Das Thier iſt zu ſchwer, als daß Moritz es ſo weit tragen könnte, und an einem Stricke, wie ein Metzger ein Kalb führt, wird es ſich auch nicht leicht führen laſſen. Es iſt ein verworrener Handel!“ Der Major wußte Rath. Fridolin mußte mit gehen, und ſo lief das Reh von ſelbſt mit.

Noch in der Nacht kam der Wundarzt aus der Stadt an. Er unterſuchte die Wunde ſehr aufmerkſam, ſchüttelte den Kopf, ſchmähte über den ungeſchickten Dorfbader, und ſagte endlich: „Wenn ich einige Stunden ſpäter gekommen wäre, ſo hätte ich Euch den Arm allerdings abſägen müſſen. Jetzt iſt aber noch zu helfen. Bevor ſechs Wochen vergehen, ſoll der Arm geheilt ſeyn.“

Der Arzt kam nun alle Tage, und ſpäterhin alle zwei oder drei Tage, auf dem Reitpferde des Majors und von deſſen Reitknecht begleitet, vor die niedrige Wohnung des armen Mannes geritten, beſorgte die Wunde, und ehe ſechs Wochen vergingen, konnten Niklas, Margarethe und Fridolin in das Schloß gehen, und dem edlen Major ihren Dank abſtatten.

Die Wunde war vollkommen geheilt. Indeß verhehlte der Arzt nicht, Niklas werde ſeinen Arm wohl nie mehr zu ſchweren Arbeiten gebrauchen können. Allein der edelmüthige Major, der jetzt in ſehr guten Vermögensumſtänden war, wies den armen Leuten ein nicht unbedeutendes Jahrgeld an, und verſprach, wenn ſie älter würden, es zu verdoppeln. Er bezahlte auch den ſehr hohen Conto des Wundarztes, ermahnte ihn aber dabei nachdrücklich, künftig barmherziger zu ſeyn, und ſich der armen Leute unentgeltlich anzunehmen.

Das junge Rehböckchen befand ſich übrigens in dem Schloßgarten, der ungemein groß und mit ziemlich hohen Mauern umgeben war, ſehr wohl. Im folgenden Jahre wuchs das artige Böckchen zu einem ſtattlichen Rehbocke heran. Gegen Fremde wurde der Bock etwas wild und ſtößig; beſonders war er gegen einige Bauernknaben aufgebracht, die ſich zuweilen in den Garten ſchlichen und ihn neckten. Wo er nur einen erblickte, ſprang er auf ihn zu, und ſtieß ihn mit den Hörnern zu Boden. Der Bock verſah, gegen das Sprichwort, den Dienſt eines Gartenhüters. Gegen alle im Schloſſe aber, auch gegen jene Fremde, die mit Jemand aus dem Schloſſe in den Garten kamen — war er vollkommen zahm. Wenn die Herrſchaft im Sommer am Nachmittage unter den ſchattigen Bäumen Thee trank, kam der hübſche ſchlanke Rehbock herbei, und bettelte gleichſam bei Allen rings um den Theetiſch um ein wenig Brod. Die Jagdhunde, die mit der Herrſchaft in den Garten kamen, thaten dem Bock nichts zu Leid. Ja der flinke Rehbock ließ ſich zuweilen, zu allgemeinem Beifalle der Herrſchaft, in dem friſch gemähten Grasgarten von den Jagdhunden zum Scherze jagen, und ſchien ſich zu freuen, daß die bellenden Hunde ihn nicht einholen konnten.

Schon damals, als Fridolin mit dem jungen Rehe nach Finkenſtein gekommen war, und nicht ohne Rührung von dem artigen Thiere Abſchied nahm, hatte Baron Fritz zu Fridolin geſagt: „Sey getroſt, du ſiehſt ja dein liebes Reh nicht zum letzten Mal! Komm du nur, ſo oft du willſt, zu uns, um es zu beſuchen.“ Fridolin ließ ſich dies nicht umſonſt geſagt ſeyn. An den Sonntagen, wenn das Wetter ſchön war, ging er mit Erlaubniß ſeiner Eltern, Nachmittags nach der chriſtlichen Lehre, allemal nach Finkenſtein. Die Herrſchaft befand ſich gewöhnlich in dem Garten. Fritz machte dann mit Fridolin hie und da ein Spiel. Herr und Frau von Finkenſtein beobachteten den guten

Knaben. Fridolins heller natürlicher Verſtand, ſein gefälliges Betragen, ſein fröhlicher Sinn gefielen ihnen ſehr wohl. „Schade um den lieblichen Knaben,“ ſagte einmal Frau von Finkenſtein, „wenn er einmal nichts Beſſeres werden ſollte, als ein Holzhacker; und doch kann ſein armer Vater ihm kaum ein beſſeres Handwerk lehren laſſen.“

„Wie wäre es,“ ſagte Herr von Finkenſtein, „wenn wir den armen Knaben zu uns nähmen? Er könnte uns allerlei kleine Dienſte leiſten, den Unterrichtsſtunden, die unſer Fritz in der Religion, dem Leſen, Schreiben und Rechnen und anderen nützlichen Gegenſtänden erhält, beiwohnen — und dann würden wir ſchon ſehen, was wir weiter aus dem Knaben machen könnten.“

„Du haſt ganz meinen Sinn getroffen,“ ſagte Frau von Finkenſtein. „So wollen wir es machen. Ich weiß kein beſſeres Almoſen, als eine kleine Summe Geld zum Beſten armer Kinder zu verwenden; und es gibt kein größeres Werk der Barmherzigkeit, als ſolche Kinder irgend etwas lernen zu laſſen, wodurch ſie einſt gute und glückliche Menſchen werden. In der heiligen Schrift heißt es aber: „Gott bewahret das Almoſen, wie mit ſeinem Siegelringe verſiegelt, und die Werke der Barmherzigkeit, wie ſeinen Augapfel.“

Fridolin wurde nun zu ſeiner und ſeiner Eltern großer Freude in das Schloß Finkenſtein aufgenommen. Der gnädige Herr ließ ihn neu kleiden, und die zierliche grüne Kleidung ſtand dem holden Knaben mit den rothen blühenden Wangen ſehr gut. Was aber die Hauptſache war, ſo war Fridolin immer ſo dienſtfertig, ſo willig, ſo aufmerkſam auf alle Winke der Herrſchaft, ſo treu und redlich, und immer ſo freundlich und fröhlich, daß die Herrſchaft ihn alle Tage lieber gewann.

„Er iſt ein frommer, guter Knabe,“ ſagte der alte Moritz öfter bei ſich ſelbſt; „und an frommen, guten Kindern haben Gott und alle gute Menſchen Freude.“

Achtes Kapitel.

Dietrichs erſte Lebensjahre.

In dem kleinen Städtchen Waldingen, einige Meilen von dem Schloſſe Finkenſtein, lebte ein ſehr verſtändiger und rechtſchaffener Bürger, Namens Johannes May; er war ein ſehr geſchickter Maurermeiſter, oder vielmehr ein trefflicher Baumeiſter; ſeine Ehegattin Magdalena war eine ſehr geachtete Bürgersfrau. Sie beſaßen kein geringes Vermögen, und ihr Haus, an dem Marktplatze nächſt der Kirche, zählte man unter die ſchönſten der Stadt.

Sie hatten nur ein einziges Kind, ein munteres Knäblein, mit lebhaften ſchwarzen Augen und vollen rothen Wangen. Der liebevolle Vater machte ſich die größte Angelegenheit daraus, das Kind zu einem wahren Chriſten und nützlichen Bürger zu erziehen. Die Mutter verlangte nichts ſehnlicher, als daß ihr allerliebſter kleiner Dietrich der glücklichſte und geehrteſte Mann in dem Städtchen werde. „Nun, nun," ſagte der Vater, „laß ihn nur erſt einen guten Mann werden; dann werden Glück und Ehre nicht ausbleiben."

Der Vater war der ſehr richtigen Meinung, eine gute Erziehung müſſe ſogleich mit den früheſten Lebensjahren der Kinder anfangen; man müſſe den Kindern ſchon frühe den angebornen Eigenſinn brechen, und ihre heftigen Begierden mäßigen. Die Mutter war nur darauf bedacht, den kleinen Dietrich zierlich zu kleiden; ſie hielt ihn vor Allem an, ſchön gerade zu ſtehen, bei dem Gehen die Füße hübſch auswärts zu ſetzen, ſeine kleine blaue, mit Silber geſtickte Mütze artig abzunehmen, und ſich vor den Leuten höflich zu verbeugen. „Bildung, Bildung," ſagte ſie, „feine Lebensart, das empfiehlt einen Menſchen." Der Maurermeiſter lachte. „Ich habe gegen dergleichen Artigkeiten eben nichts," ſagte er; „allein was du Bildung nennſt, kommt mir vor, wie ein hübſcher Anwurf von der Maurerkelle an ein ſchlechtes Gebäude, das ohne einen richtigen Grundriß und ohne ſichere Grundfeſten aufgeführt wird. Eine gute Erziehung muß nach einem richtigen Plane unternommen, und mit großem Ernſte ausgeführt werden.“

Allein die Mutter wollte von einem ſolchen Ernſte nichts wiſſen. Sie konnte es nicht über das Herz bringen, dem lieben Kinde etwas abzuſchlagen. Sobald der heftige Kleine nach ſeiner Art mächtig zu ſchreien und zu heulen anfing, oder auch nur das Geſicht zum Weinen verzog, lief und ſprang ſie ſogleich, ihm Alles zu geben, was er nur immer begehrte. Sie überſah es ſogleich Anfangs, dem kleinen Lieblinge ihres Herzens ſeine Unarten abzugewöhnen, und ihn mit Ernſt zum ſchnellen Gehorſame anzuhalten. Das hatte die traurige Folge, daß ſie ihn bald gar nicht mehr zu bändigen wußte.

Zum Unglücke für Dietrich mußte der Vater ſein Brod auſſer dem Hauſe verdienen. Es wurde ihm mancher bedeutende Bau nicht nur in dem Städtchen, ſondern auch in benachbarten Ortſchaften anvertraut. Da mußte er denn mit Anbruch des Tages zur Arbeit gehen, und kam nur auf eine Stunde zum Mittageſſen, oder gar erſt mit anbrechendem Abende wieder heim. Ja manchmal ritt er am Montage vor Anbruch des Tages fort, blieb die ganze Woche aus, und brachte nur den Sonntag zu Hauſe zu. Die Erziehung des Knahen lag daher faſt gänzlich der Mutter ob, und die allzu nachſichtige Mutter verzärtelte ihn. Der Vater ſagte öfter: „Liebe Magdalena! brauche doch mehr Ernſt gegen das widerſpänſtige Kind. Mach es, wie ich. Vater und Mutter müſſen in der Erziehung der Kinder übereinſtimmen. Wenn du wieder niederreißeſt, was ich aufbaue, wie könnte da der Bau glücklich zu Stande kommen?“ Allein die Mutter, obwohl es ihr gar nicht am Verſtande fehlte, war aus mütterlicher Zärtlichkeit ſo verblendet, daß ſie die größten Fehler des Kindes nicht bemerkte, oder ſie doch ungeſtraft hingehen ließ.

Schon als ein zartes Knäblein ſchlug Dietrich manchmal mit der Hand nach der Mutter, und ſie machte ſich nichts daraus! „Sey doch nicht ſo unartig, du kleiner Schelm!“ ſagte ſie; das war Alles. Der Kleine ſchlug auch einmal nach dem Vater, der ihm ein ſcharfes Meſſer aus der Hand nahm. Da ergriff der Vater die Ruthe, und haute ihn einige Male heftig auf die Hand. „Die Hand gegen die Eltern erheben,“ ſprach der Vater, „iſt eine große Sünde!“ „Ei,“ ſagte die Mutter, „ſolche kleine Kinder verſtehen das noch nicht.“ Der Vater aber ſprach: „Deßhalb müſſen ſie fühlen! Ich bin gewiß kein Freund vom Zuſchlagen; ja wo ein ſanftes Wort hinreicht, da gebrauche ich kein hartes. Doch ſolche Keime großer Vergehen müſſen frühe ausgerottet werden. Ich halte mich an den weiſen König Salomon, der da ſagt: „Die Thorheit ſteckt tief in dem Herzen des Knaben, allein die Zuchtruthe treibt ſie heraus.“

Wann die Mutter dem Knaben befahl, dieſes oder jenes herbei zu holen, ſo ſagte er keck: „Ich mag nicht!“ — und ſie beſtand nicht weiter darauf, und holte es ſelbſt. Oder wann Dietrich auf der Gaſſe mit andern Knaben ſpielte, ſo konnte die Mutter ihm zehnmal rufen; er kam nicht, und ſie ließ es gut ſeyn. Dietrichs Geſpielen lachten dann über ſie, und machten dann wohl gar ihre Stimme nach, und riefen: „Dieterlein komm, o komm doch!“ Und Dietrich lachte mit ihnen, und die Achtung gegen ſeine Mutter ward immer geringer. Dietrich hatte einſt auch den Vater zwei- bis dreimal rufen laſſen, ohne ihm zu gehorchen. Da kam der Vater eilig herab, faßte ihn beim Arm, und züchtigte ihn mit einer Reitgerte ſo derb, daß alle umſtehende Knaben erſchraken und zitterten. „So,“ ſagte der Vater, „müſſen alle Kinder geſtraft werden, die ihren Eltern nicht auf das erſte Wort gehorchen.“ Von dieſer Zeit an ließ Dietrich den Vater nie mehr das zweite Mal rufen. Auf den erſten Ruf ließ er Alles ſtehen und liegen, ſprang faſt außer Athem herbei, und fragte: „Lieber Vater, was wollt Ihr?“ „Sieh, Magdalena,“ ſagte dann der Vater zur Mutter, „ſo leicht iſt es, ungehorſame Kinder zum Gehorſame zu bringen — wenn man es nicht an dem erforderlichen Ernſte fehlen läßt. Oefteres Schlagen oder beſtändiges widerwärtiges Zanken iſt auch ganz und gar nicht nothwendig; eine einzige recht ernſtliche Strafe hilft auf ein Vierteljahr, ja für manchen Fehler wohl auf immer.“

Einmal kam der Vater ganz unvermuthet nach Hauſe. „Wo iſt Dietrich?“ fragte er. Die Mutter wußte es nicht zu ſagen. Da ſprach der Vater mit dem größten Nachdrucke: „Wenn du eine gute Mutter ſeyn willſt, ſo laß doch um Gottes willen dein Kind nicht ſo ohne alle Aufſicht herumlaufen. Dort auf dem öffentlichen Platze, den wir von unſerm Fenſter aus überſehen, oder auch hier in unſerer großen Stube mag er mit andern wackern Knaben ſeines Alters immerhin ein Spiel machen. Allein wenn du unſern Dietrich — Gott weiß wo! — herum irren läſſeſt, wie leicht kann er unter freche, verdorbene Knaben gerathen, und für ſein ganzes Leben verderbt und elend werden!“ Die Mutter befolgte jedoch die treuherzigen Ermahnungen des Vaters nicht; die Bitten und Schmeicheleien des Knaben vermochten über ſie viel mehr. Wann der Vater nicht da war, hatte Dietrich freien Lauf.

Eines Tages ſuchte der Vater in einem Kaſten, der in Dietrichs Kammer ſtand, einige Zeichnungen und Bauriſſe. Da erblickte er unten in dem Kaſten ein Paar ſchöne, rothe Aepfel. Er ſah ſogleich, daß ſie von dem großen Apfelbaume in dem Garten des Nachbars ſeyen. „Wo haſt du dieſe Aepfel her?“ fragte er Dietrich. Dietrich ſagte: „Des Apothekers Franz hat ſie mir geſchenkt.“ Der Vater erkundigte ſich. Franz wußte nichts davon, und Dietrich mußte nun bekennen. Er hatte aus dem wohlvergitterten Fenſter der untern Kammer des Hauſes, das in den Baumgarten des Nachbars ging, die Aepfel im Graſe liegen ſehen, und ſie mit einem Stecken, an den er einen ſpitzigen Bretternagel gebunden, angeſpießt und zum Fenſter herein gelangt. Die Mutter lachte, und freute ſich, daß der kleine Dietrich ſchon ſo viel Witz habe. Allein der Vater ſagte ſehr ernſthaft: „Es ſteckt ein Dieb in ihm!“ und züchtigte den diebiſchen, lügenhaften Dietrich ſtrenger, als je. Die Mutter rief nun weinend: „Wegen der zwei Aepfel, die man um einen Kreuzer kaufen könnte, iſt es nicht der Mühe werth, daß man das Kind ſo hart züchtige.“ Der Vater aber ſprach: „Es iſt nicht bloß der Werth der Aepfel; allein daß der Knabe nicht der Stimme ſeines Gewiſſens, ſondern nur der Luſt ſeiner Augen folgte; daß er nicht darauf ſieht, was gut und recht, ſondern nur was ihm angenehm iſt; daß er die göttlichen Gebote für nichts achtet, und wie ein Thier ſich nur von ſeinen ſinnlichen Begierden leiten läßt, dies iſt der Anfang alles Verderbens. So ging durch einen Apfel das Paradies verloren; ſo würde auch unſer Dietrich, wenn man ihm dies ſo hingehen ließe, ein ſchlechter Menſch, abtrünnig von Gott, und höchſt unglücklich und elend werden."

Der Vater ſuchte dem Knaben das begangene Unrecht noch auf verſchiedene Weiſe recht fühlbar zu machen. Unter Anderm ſagte er, als man zum Abendeſſen ging: „Ein Dieb und Lügner iſt es nicht werth, daß er mit ehrlichen Leuten zu Tiſche ſitze." Dietrich mußte in dem Winkel der Stube auf den Boden ſitzen, und überdies wegen ſeiner Naſchhaftigkeit, von der er ſich zum Stehlen hatte verleiten laſſen, mit Brod und Waſſer vorlieb nehmen. Allein die Mutter ſteckte ihrem lieben Goldſöhnchen, wie ſie ihn nannte, heimlich Braten und Kuchen zu, ſtreichelte ihn, und ſagte: „Iß, liebes Dieterlein, und weine nicht. Dein Vater iſt gar zu ſtrenge. Allein du mußt es dir nicht ſo zu Herzen nehmen. Morgen frühe geht ja der Vater wieder, und dann geht es dir ſchon wieder beſſer." So vereitelte die thörichte Zärtlichkeit der Mutter den weiſen Ernſt des Vaters. Ja ſie ſuchte von nun an alle Fehler, die Dietrich in der Abweſenheit des Vaters beging, ſo viel möglich zu verheimlichen. Dietrich bemerkte die Liſt, deren die

Mutter ſich bediente, gar wohl, und ward dadurch ſelbſt liſtiger und verſchlagener.

So ſtrenge indeß der Vater war, ſo hatte Dietrich dennoch eine recht kindliche Ehrfurcht gegen ihn; ja er hatte ſogar mehr Liebe zu dem Vater, als zu der Mutter. Die Mutter wunderte ſich oft darüber; ſie bedachte nicht, daß Dietrich den Vater achte, ſie aber wenig achte, oder gar verachte, und daß Liebe ohne Achtung nicht beſtehen könne. Der Vater ſagte daher öfter zu ihr: „Liebe Magdalena! Die Kinder, wie ſie nun einmal ſind, müſſen zuerſt ihre Eltern fürchten lernen; die Liebe wird dann nicht ausbleiben. Es iſt da, wie mit der Furcht und Liebe Gottes. Die Furcht Gottes iſt der Anfang der Weisheit; die Liebe zu Gott aber iſt ihre Vollendung und ihre Krone.“

Der Vater ſprach deshalb öfter mit großer Ehrfurcht von Gott, was ihm auch leicht war, da ſein Herz ganz davon erfüllt war. Er ſuchte dem Knaben einen tiefen Abſcheu gegen die Sünde einzuflößen. Er erzählte ihm die auffallendſten Beyſpiele aus der heiligen Geſchichte, wie Gott gute Menſchen ſegne, die böſen Menſchen aber beſtrafe; er machte es ihm aus dem täglichen Leben anſchaulich, wie Gott die Welt ſo eingerichtet, daß ſchon in dieſem Leben dem Guten ſeine Belohnung, und dem Böſen die Strafe nicht ganz ausbleibe. Er betete oft aus der Fülle des Herzens mit Dietrich, und immer in ſolchen Worten, die der Knabe alle verſtehen konnte. Die Mutter aber ließ ihn nur einige auswendig gelernte Gebetlein, die er noch nicht verſtand, herſagen, und meinte, nun ſey Alles gethan. Der Vater lobte die Gebete; ſagte aber: „Verſtehſt du auch, Knabe, was du ſagſt?“ Der Vater erklärte die Gebete, und that mehrere Fragen an Dietrich, um ihm jedes Wort klar und verſtändlich zu machen. Dietrich hatte nun erſt Freude an den ſchönen Gebeten, und ſelbſt die Mutter wunderte ſich, daß in den Worten, die der Knabe, und zum Theile ſie ſelbſt, bisher ſinnlos daher geſagt hatten, ein ſo herrlicher Sinn enthalten ſey.

Es war ſehr zu bedauern, daß der vortreffliche Vater nicht länger lebte. Er hatte eine ganz vorzügliche Geſchicklichkeit im Brunnengraben, und zog ſich in einem tiefen Brunnen eine Verkältung zu. Er kam krank nach Hauſe, und die Krankheit wurde bald tödtlich. Er merkte wohl, daß er ſterben werde, und benützte ſeine letzten Stunden dazu, die Mutter zu ermahnen, daß ſie ihren geliebten Sohn fromm und chriſtlich erziehe. Er gab ihr von Zeit zu Zeit, ſowie es ſeine hinſchwindenden Kräfte erlaubten, noch manche ſehr gute Lehre.

„Erziehe unſern lieben Sohn in der heiligen Furcht Gottes!“ ſagte er unter Anderm. „Die Furcht Gottes, oder mit einem andern Worte, die

Religion iſt bei der Erziehung die Hauptſache. Kein Menſch kann ohne Religion tugendhaft, kein Menſch ohne Tugend glücklich werden. Religion iſt der Grund aller Tugend, aller Glückſeligkeit. Einen Menſchen ohne Religion tugendhaft und glücklich machen wollen, wäre gerade ſo, als hätte ich ein großes Gebäude aufführen wollen, ohne zuvor einen feſten Grund zu legen.“

„Schick' den Knaben fleißig in die Kirche und in die Schule. Die Eltern allein haben weder Einſicht noch Zeit genug, ihre Kinder in der Religion und Allem, was gut, heilſam und nützlich iſt, hinreichend zu unterrichten; deßhalb ſind die Geiſtlichen und Lehrer aufgeſtellt. Ach es iſt ſehr nothwendig, der Jugend gute Grundſätze einzuprägen. Behalte deßhalb — was ich dir ſchon oft geſagt habe, und dir ſterbend noch einmal wiederhole — den Knaben ſo viel möglich, unter deinen Augen, damit er nicht in böſe Geſellſchaften gerathe. Nimm ihn auch nicht in jede Geſellſchaft der Erwachſenen mit, zu der du eingeladen wirſt. Er könnte da manches hören oder ſehen, das ſeiner Unſchuld gefährlich ſein könnte. Böſe Reden und Beiſpiele verleiten zu falſchen und irrigen Grundſätzen, und dieſe haben die traurigſten Folgen für das ganze Leben. Wenn ein Baumeiſter eine falſche Setzwage und ein ſchiefes Winkelmaaß hat, ſo muß Alles, was er macht, krumm und ſchief werden.“

„Laß den Knaben nie müßig gehen. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Ein Paar Spielſtunden des Tages ſind ihm allerdings zu geſtatten. Allein gieb ihm, wenn er von der Schule nach Hauſe kommt, immer eine Beſchäftigung; man kann es ſchon ſo einrichten, daß dem Kinde die Beſchäftigung ſo angenehm und ergötzlich wird, als ein Spiel. Wann er aus der Schule entlaſſen wird, ſo ſorge dafür, daß er ein ehrliches Handwerk erlerne, und gieb ihn einem rechtſchaffenen und geſchickten Meiſter in die Lehre. Mache ihn nicht glauben, daß er ſich auf das Vermögen, das er von uns ererbt, verlaſſen könne. Das Geld fliegt oft wie Spreu davon: ein wohl erlerntes Handwerk aber hat einen goldenen Boden. Halte überhaupt nicht zu viel auf bloßes Aeußerliches, auf ſchöne Kleider und feine Geberden. Der Menſch muß von Innen heraus gut werden. Dann gibt ſich das äußere, wohlanſtändige Benehmen von ſelbſt. Bloß äußerliche Artigkeiten gleichen den gemalten Fenſterſtöcken, mit denen man das mangelnde Ebenmaaß und die ſchlechte innere Einrichtung eines Gebäudes verkleiden will, durch die aber weder Licht, noch friſche Lebensluſt in das Haus kommt.“

„Laß es dir doch recht ernſt ſeyn, dein Kind zu einem guten Menſchen zu erziehen; ſey nicht zu nachſichtig, und dulde nichts Böſes an ihm. Eine zu große Güte iſt Grauſamkeit; und ſchon manches Kind, an dem man die Ruthe ſparte, fiel dem Schwerte des Scharfrichters anheim.“

Nachdem der Vater der Mutter noch mehrere ähnliche, weiſe Ermahnungen gegeben, und die Annäherung des Todes immer mächtiger fühlte, rief er noch den kleinen Dietrich an ſein Sterbebett. Das Angeſicht des edlen Mannes war bereits leichenblaß, und der Todesſchweiß ſtand ihm beinahe ſchon auf der Stirne. Er nahm aber noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, und ſprach mit inniger Herzlichkeit und feierlichem Ernſte zu Dietrich: „Lieber Sohn! Es iſt an dem, daß ich von dir ſcheiden muß. Fürchte Gott, und thu nie etwas Böſes. Gedenke ſtets daran, daß Gott dich überall ſieht und in dein Herz blickt, daß vor Ihm die Nacht heller Tag iſt, und daß Er das Böſe nie ungeſtraft läßt. Befolge die Lehren unſers göttlichen Erlöſers. Liebe Gott über Alles — halte alle Seine Gebote, bete täglich zu Ihm, und vertraue auf Ihn. Liebe deinen Nebenmenſchen wie dich ſelbſt — thue nie einem Menſchen Unrecht, ſondern vielmehr alles Gute, das du nur immer kannſt. Ich habe, wie ich glaube, dir in Allem ein gutes Beiſpiels gegeben; tritt in meine Fußſtapfen ein, und ſey deines Vaters nicht unwerth. Ehre deine Mutter, gehorſame ihr, und führe dich ſo auf, daß ſie Freude an dir erlebe. Kurz iſt dieſes Leben; wie ich jetzt ſterbe, mußt du auch ſterben. Alles Irdiſche laſſen wir zurück; nur das Gute, das wir gethan haben, folgt uns in jene Welt. Dieſes iſt der einzige wahre Reichthum. Aber auch das Böſe würde uns dahin folgen, und uns ewig peinigen. Darum ſey fromm, gut und rechtſchaffen; lebe ſo, daß wir uns in jener Welt wieder ſehen mögen."

Der Vater gab hierauf ihm und auch der Mutter noch ſeinen Segen. Nach wenigen Stunden ſtarb er, und die troſtloſe Mutter und der bedauernswerthe Dietrich weinten bei dem erblaßten Leichname und bei dem Grabe des guten Vaters ſchmerzliche Thränen.

Neuntes Kapitel.

Dietrich als Schulknabe.

Dietrich hatte über den Tod des geliebten Vaters die aufrichtigſte Betrübniß gefühlt; allein bald war es ihm doch lieb, nicht mehr unter ſo ſtrenger Aufſicht zu ſtehen, und jetzt ganz ſein eigener Herr und Meiſter zu ſeyn. Denn ſeiner Mutter wußte er ſo ſüß zu ſchmeicheln, daß ſie alle ſeine Lügen glaubte, und Alles that und geſchehen ließ, was er wollte.

Dietrich war ſchon von ſeinem ſeligen Vater fleißig zur Schule geſchickt worden.* So lange der Vater lebte, machte der Knabe auch gute Fortſchritte im Lernen. Denn jeden Abend mußte Dietrich mit ſeinem Büchlein herbei kommen, und dem Vater aufſagen, was er heute gelernt hatte. Der Vater erkundigte ſich auch öfter bei dem Lehrer, wie Dietrich ſich in der Schule betrage. Wenn er eine Klage vernahm, ſo beſtrafte er den leichtſinnigen Dietrich ſehr nachdrücklich, und Dietrich fürchtete ſich vor den Strafen zu Hauſe mehr, als vor denen in der Schule.

Allein die Mutter ließ nunmehr Alles gehen, wie es ging. Dietrich mußte ihr zwar auch aus ſeinem Büchlein vorleſen; jedoch ſo ſchlecht er es machte, ſie lobte ihn dennoch; auch ſeine Schriften, ſo nachläßig ſie geſchrieben waren, nannte ſie ganz unvergleichlich; denn an ihrem lieben Dieterlein gefiel ihr nun einmal Alles ſehr wohl. Dietrich hatte immer weniger Antrieb, immer weniger Luſt zum Lernen. Er plagte die übrigen Schulkinder, ſpielte ihnen allerlei muthwillige Streiche, und widerſetzte ſich ſogar dem Lehrer und bot ihm Trotz. Der Lehrer ſah ſich einigemal genöthigt, den böſen Knaben zu beſtrafen. Darüber ward die Mutter höchſt aufgebracht. Sie war ſonſt zwar, wie man zu ſagen pflegt, eine Ehrenfrau, und begegnete Jedermann mit geziemender Achtung. Allein wenn man ihren Dietrich auch nur tadelte, ſo war es ihr, als griff man ihr in die Augen. Sie machte daher dem Lehrer heftige Vorwürfe. Einmal rannte ſie im Zorn ſogar in die Schule, und ſchmähte den Lehrer vor allen Kindern in den gemeinſten Ausdrücken. Ja noch zu Hauſe läſterte ſie über den Lehrer, und ſpottete, da ſie nichts anders wußte, über die ſeltſamen Geſichter, die er ſchneide, wenn er in der Kirche ſinge. Dietrich machte die Geſichter ſogleich ſehr übertrieben nach, und die Mutter lachte über die abſcheulichen Fratzengeſichter, daß ſie ſich die Seiten halten mußte. Von dieſer Zeit an hatte Dietrich gar keine Achtung mehr gegen den Lehrer.

Der Stadtpfarrer ließ die Mutter öfter rufen, und wies ſie zurecht. „Ein Schullehrer,“ ſprach er unter Anderm, „der ſein wichtiges Amt mit Einſicht und Eifer verſieht, iſt aller Ehre und alles Zutrauens werth. Es iſt heilige Pflicht der Eltern, einen Mann, der ihre Kinder unterrichtet und erzieht, in dieſem ſchweren Geſchäfte auf alle Weiſe zu unterſtützen, und ſich ihm dankbar zu erweiſen. Dies that Euer ſeliger Mann getreulich; und das müßt ihr auch thun. Die Erziehung zu Hauſe muß mit dem Unterricht in der Schule genau übereinſtimmen, wenn ſie gute Früchte bringen ſoll.“

Der Pfarrer ſchilderte ihr auch Dietrichs Fehler, die ſie ihm abzugewöhnen habe, und erzählte mehrere ſeiner böſen Streiche. „Ei,“ ſagte die

Mutter, „das ſind bloß Knabenſtreiche, Kinderpoſſen, Kleinigkeiten; man ſollte nicht ſo viel Aufhebens davon machen.“ Allein der Pfarrer ſprach: „Die Fehler der Kinder ſind ſelten ſo unbedeutend, als die Eltern meinen. Kleine Fehler werden mit den Kindern groß, wie nach einem bekannten Gleichniſſe die Buchſtaben, die man in einen jungen Kürbiß einſchneidet, mit dem Kürbiſſe zu einer ungeheuren Größe anwachſen. Allein Dietrichs Fehler ſind ſchon gegenwärtig nur all zu groß. Er hat gegen ſeinen guten Lehrer, der ſo gerne Vaterſtelle an ihm vertreten möchte, keine Ehrerbietigkeit; er iſt gegen ihn undankbar und ungehorſam. Er iſt gegen ſeine Mitſchüler, die ihm wegen ihres Fleißes und ſittlich guten Betragens mit Recht vorgezogen werden, voll Neid und Haß, und hat ſie ſchon auf mancherlei Weiſe beleidigt, beſchädigt und verläumdet. In einem ſolchen Herzen voll Unkraut muß jedes Samenkörnlein heilſamer Lehre erſticken. Dieſes Unkraut muß vor Allem ausgerottet werden. Es iſt die höchſte Zeit, daß der Knabe ernſtlich in Zucht genommen werde, ſonſt wird er einmal ein ausgemachter Böſewicht, der weder vor Gott, noch Menſchen Ehrfurcht hat, göttliche und menſchliche Geſetze mit Füßen tritt, und in der menſchlichen Geſellſchaft großen Schaden anrichtet, ſich ſelbſt aber den allergrößten zufügt. Ich widerhole es deßhalb noch einmal:

Eltern, Lehrer, geiſtliche und weltliche Obrigkeit müſſen getreulich zuſammen helfen, die Kinder zu erziehen, zu belehren, zu ermahnen, zu warnen, und wo es nöthig iſt, zu ſtrafen, wenn aus den Kindern gute Menſchen werden ſollen.“

Aehnliche Ermahnungen gab der Pfarrer dem Dietrich in der Schule, und redete ihm recht väterlich an das Herz. Alle Kinder wurden gerührt; auch Dietrich blieb nicht ungerührt. Allein die Mutter verdarb zu Hauſe Alles wieder. Sie gab dem Pfarrer Unrecht, ſagte, er ſey ihr und ihrem lieben Kinde abgeneigt, tadelte, da der Pfarrer in ſeinem Berufe und Lebenswandel untadelich war, wenigſtens ſeine Perücke, an der ſie, zu Dietrichs großem Vergnügen, viele Ausſtellungen zu machen hatte. So verwiſchte ſie den guten Eindruck wieder, den die Ermahnungen des Pfarrers auf Dietrichs Herz gemacht hatten, und Dietrich verlor von nun an auch alle Ehrfurcht gegen den Stadtpfarrer. Nicht nur merkte er in der Schule gar nicht mehr auf, und machte dem Lehrer ſtatt Freude nichts als Verdruß; er war auch in der Kirche ohne alles Gefühl von Andacht, ſtörte andere Kinder im Gebete, und gab auf die Predigt ſo wenig Acht, daß er ohne alle Belehrung und Erbauung hinaus ging, und kaum hätte ſagen können, wovon die Rede geweſen, wenn ſeine Mutter ihrer Pflicht gemäß ihn darum gefragt hätte.

Die Mutter machte in Dietrichs Erziehung noch ſonſt viele Fehler. Unter andern ſteckte ſie ihm beſtändig allerlei Näſchereien zu, ſo daß er oft ſchon ſatt zum Tiſche kam, und überhaupt mit einer ordentlichen Hausmannskoſt nicht mehr zufrieden war. Er wußte ihr faſt täglich einen oder den andern Groſchen abzuſchmeicheln, um zu kaufen, was ihm eben gelüſtete. Allein da dieſes der Mutter doch zu oft kam, und ſie nach dem Tode des arbeitſamen Vaters ſich genöthigt ſah, ihre Groſchen zu ſparen, ſo fing Dietrich das Stehlen an. Er nahm der Mutter nicht nur heimlich Geld, ſondern noch allerlei Sachen von Werth, die er dann an ſchlechte Leute, die er aufzufinden gewußt, für ein Drittheil oder Viertheil des Werthes verkaufte. Die Mutter hatte bald die Magd, bald ſonſt Jemand, der im Hauſe ein und aus ging, im Verdacht. Sie jagte ſogar einmal eine Magd aus dem Dienſte, weil dieſe behauptete, Dietrich ſey der geheime Hausdieb.

Uneingedenk der treuherzigen Warnungen des verſtorbenen Vaters, geſtattete die Mutter dem muthwilligen Knaben herum zu laufen, wie und wohin er nur wollte. Er war ſelten zu Hauſe, und wo er nur immer hinkam, plagte er die Kinder, quälte die Thiere, und richtete überall Schaden an. Immer ſtrich er in dem Felde und zwiſchen den Hecken umher, und da er beinahe ohne alles menſchliche Gefühl war, ſo zerſtörte er zum Zeitvertreibe die Vogelneſter, und marterte die jungen Vögelein mit boshafter Luſt zu Tod. Er hielt ſich nur immer zu den ſchlechteſten Buben, kroch mit ihnen in allen Winkeln herum, und ward durchaus verdorben. So friſch und blühend er ausgeſehen hatte, ſo bekam er nun nach und nach ein widriges, blaßgelbes Ausſehen. Dabei war er in ſeinem Anzuge äußerſt ſchmutzig und unordentlich. Denn obwohl ſeine Mutter viel Geld aufwendete, ihn ſo gut zu kleiden, als es der reichſte Bürgersknabe im Städtchen war, ſo konnte ſie es mit allem Zureden doch nicht dahin bringen, daß er ſeine Kleider ſchonte. Wenn er Abends nach Hauſe kam, hatte er in ſeinen beſten Kleidern Schmutzflecken; hier war eine Naht aufgeriſſen, dort fehlte ein Knopf, und ein anderer hing nur mehr an einem Paar Fäden herab. Jedermann ſah ſogleich, Dietrich ſey ein ganz vernachläßigter, grundliederlicher Knabe; man nannte ihn in der ganzen Stadt nicht mehr anders, als den böſen Dietrich.

Die Mutter, die früherhin in dem Städtchen wegen vieler guten Eigenſchaften, ihrem fleißigen Kirchenbeſuche, ihrer Ordnung im Hausweſen, der Richtigkeit in ihren Zahlungen, der Wohlthätigkeit gegen Arme, in keinem geringen Anſehen geſtanden, verlor nach und nach die Achtung der Menſchen.

Man nannte ſie allgemein eine ſchlechte Mutter. Die Leute wendeten das alte Sprichwort auf ſie an: „Man erkennt das Wetter am Wind, den Herrn am Geſind, die Mutter am Kind.“

Zehntes Kapitel.

Dietrich als Lehrburſche.

Dietrich mußte nun, ſo wenig er auch gelernt hatte, doch endlich von der Schule frei geſprochen werden, weil er bereits das Alter erreicht hatte, in dem er ein Handwerk lernen ſollte. Aber kein Meiſter wollte ihn in die Lehre nehmen. Jeder ſcheute ſich vor ihm. Die redlichſten Männer ſagten der Mutter unverhohlen, aus dem übel erzogenen Knaben könne nichts Gutes werden. Die Mutter kam nun doch etwas zur Beſinnung, und zweifelte nunmehr ſelbſt, ob ſie nicht gegen ihren lieben Dietrich zu nachſichtig geweſen, und ob man ihn vielleicht nicht ohne Urſache den böſen Dietrich nenne. Sie wußte nicht, was ſie mit ihm anfangen ſollte, und weinte oft heiße Thränen. Sie redete nun ſehr ernſthaft mit ihm, hielt ihm ſeine Fehler vor, und zankte oft Stunden lang mit ihm. Allein all ihr Zureden war vergebens; er achtete nicht darauf, und gab ihr wohl gar ſo harte Reden, daß ſie ihr gleich ſcharfen Meſſern in das Herz ſchnitten. „Ach," ſagte ſie dann ſehr oft, „es iſt doch wahr, was man zu ſagen pflegt: „Man muß das Bäumlein biegen, ſo lange es jung iſt; der krumm gewachſene Baum läßt ſich nicht mehr zurecht beugen."

Ein rechtſchaffener Schloſſermeiſter, ein Jugendfreund des ſeligen Mauermeiſters, erbarmte ſich endlich der bedrängten Mutter, und entſchloß ſich, den böſen Buben zum Lehrjungen anzunehmen. Der wackere Schloſſer ſparte keine Mühe, die verſäumte Erziehung nachzuholen, und ihm das Handwerk aus dem Grunde zu lehren. Er hatte große Geduld mit ihm. Allein ſo redlich und gut es der brave Mann auch mit ihm meinte, ſo blieb Dietrich gegen ihn doch immer verſtellt und heimtückiſch. Da Dietrich von ſeiner Mutter in ſeinem Leben nie mit Ernſt zu einem Geſchäfte angehalten worden, ſo wollte ihm das Arbeiten gar nicht gefallen. Er hatte zwar eine natürliche Anlage zu künſtlichen Arbeiten, und begriff Alles ſehr ſchnell; er war aber äußerſt träg und faul. Sehr hart kam es den verwöhnten Knaben an, mit dem Eſſen von einer Mahlzeit zur andern zu warten, und da er nicht Geld genug hatte, ſich ſo viele Näſchereien zu kaufen, als er ſich wünſchte, ſo war er nur immer darauf bedacht, irgendwo Geld oder Geldeswerth zu entwenden. Er lernte daher von dem Schloſſerhandwerke nichts ſo gut, als die Kunſt, alle Arten von Schlöſſern, ohne Schlüſſel mit Hacken und Sperreiſen zu öffnen. Er machte auch heimlich mehrere ſolche Eiſen nach, und trug ſie faſt immer bei ſich.

Eines Tages, da der Meiſter und die Meiſterin zu einem Hochzeitmahle eingeladen waren, und Dietrich ſich allein zu Hauſe befand, verſuchte er ſeine Kunſt in dem Eröffnen der Schlöſſer an dem Kleiderkaſten der Meiſterin. Er ſtahl ihr eine alte ſilberne Kette, die ſie nicht mehr trug, und einige große Thaler. Als die Meiſterin am andern Morgen ihre Feſttagskleider und ihren Silberſchmuck, womit ſie geſtern Staat gemacht hatte, wieder in den Kaſten ordnete, vermißte ſie die Kette, ward ſehr beſtürzt, und ſagte es heimlich dem Meiſter. Der Meiſter unterſuchte das Schloß, und ſah deutlich, daß es mit einem Sperreiſen aufgemacht worden. Der Verdacht fiel ſogleich auf Dietrich. Dietrichs Schlafkammer wurde durchſucht — da fand man unter dem Bettſtroh nicht nur die Kette und die Thaler, ſondern noch eine goldene Uhr und zwei ſilberne Löffel, nebſt allerlei Zuckerwaaren und feinem Backwerke.

Der Meiſter erblaßte vor Schrecken. Er hatte in dem Hauſe eines vermöglichen Kaufmanns, wo eben gebaut wurde, mit Dietrich einige neue Thüren angeſchlagen. Da war im oberſten Stocke des Hauſes, aus dem verſchloſſenen Zimmerchen eines Handlungsdieners, eine goldene Uhr, die an der Wand hing, entwendet worden. Die vorgefundene Uhr war die geſtohlene; der Schloſſer erkannte ſie der Beſchreibung nach ſogleich. Die ſilbernen Löffel waren, wie der Schloſſer wohl wußte, erſt vor wenigen Tagen dem Apotheker aus einem wohl verſperrten Wandkäſtchen weggekommen. Die Anfangsbuchſtaben von dem Namen des Apothekers ſtanden darauf. Dietrich hatte einen Conto hingetragen, und weil der Apotheker in der Apotheke und die Apothekerin in der Küche beſchäftigt war, einige Zeit in dem Wohnzimmer auf die Bezahlung warten müſſen.

Der beſtürzte Schloſſer eilte ſogleich hinab in die Werkſtätte, und nahm den Dietrich ins Verhör. Dietrich hoffte ſich wieder mit Lügen und ſchmeichelhaften Reden durchzuhelfen, wie ihm das bei ſeiner Mutter bisher faſt immer gelungen war. Er weinte und betheuerte ſeine Unſchuld mit Schwüren. „Wer weiß,“ ſagte er unter Anderm, „wer all die geſtohlenen Sachen in mein Bettſtroh verſteckt hat, um mich armen Knaben um die Gunſt meines lieben Meiſters und in Unglück zu bringen. Denn viele beneiden mich um meinen guten Platz, und wären gern an meiner Stelle.“

Die Meiſterin kam über dieſe Frechheit vor

Zorn faſt außer ſich. „Du gottloſer Lügner,“ rief ſie ſo laut ſie konnte, „du Dieb, für den der Galgen noch zu gut iſt!“ Ja ſie gab ihm alle erſinnliche Schimpfnamen, und ſchrie und tobte in Einem fort. Auf das Geſchrei liefen mehrere Nachbarn und Nachbarinnen zuſammen, und kamen in die Werkſtätte, oder guckten bei den Fenſtern herein. „Was gibts,“ fragten ſie, „hat der böſe Dietrich euch wieder einen böſen Streich geſpielt?“ Die Schloſſerin erzählte alles, was eben jetzt vorgegangen war, ja was Dietrich von jeher in ihrem Hauſe Böſes verübt hatte.

Der ehrliche Schloſſer ſtand ſehr beſtürzt da, und ſchwieg. Endlich ſagte er: „Was iſt nun zu thun? Wenn der Bube nur uns beſtohlen hätte, ſo würde ich aus Liebe zu ſeinem rechtſchaffenen Vater den Diebſtahl vielleicht nicht bei Amt anzeigen, ſondern den jungen Dieb bloß fortjagen; denn zu dem Schloſſerhandwerke, das grundehrliche Leute erfordert, taugt er durchaus nicht. Allein da er auch in andern Häuſern geſtohlen hat, und dieſe Diebſtähle nun bereits mehrern Leuten bekannt ſind, ſo muß ich — ſo leid es mir thut — augenblicklich von dem, was geſchehen iſt, Anzeige machen. Ein ſolcher ehrloſer Lehrburſch' könnte am Ende noch ſeinen ehrlichen Meiſter in Verdacht bringen.“

Der betrübte Meiſter nahm den Dietrich beim Arme, führte ihn die Stiege hinauf, und ſtieß ihn in die Kammer hinein, wo Dietrichs Bett und Bettſtroh, das die Meiſterin beim weitern Nachſuchen mit einer Art von Wuth alles aus der Bettſtatt heraus geriſſen hatte, noch zerſtreut auf dem Boden umherlag. Der Meiſter verſchloß die Thüre von außen mit dem ſtarken, eiſernen Anleger, der daran angebracht war, und ging zu dem Amte. Nach kurzer Zeit kam er mit dem Amtsdiener zurück. Viele Kinder liefen den zwei Männern nach, und vor dem Hauſe des Schloſſers war eine Menge Menſchen verſammelt; ſie konnten kaum erwarten, bis man den böſen Dietrich herausführe.

Der Schloſſer machte die Kammerthüre auf, und der Amtsdiener trat hinein, um den Dietrich in Verhaft zu nehmen. Allein die Kammer war leer. Man ſah da nirgends mehr einen Dietrich. Der Amtsdiener ſchaute unter den Betten, und unter der Bettſtatt, ob ſich Dietrich nicht darunter verſteckt habe. Aber auch da war nichts von ihm zu ſehen. Dietrich war fort. Das Fenſter ſtand offen, und an dem Kreuzſtocke war Dietrichs Bettuch feſt gebunden. „An dem Tuche,“ ſagte der Amtsdiener, „hat ſich der Spitzbube hinunter gelaſſen, und iſt, während die Leute vorn an der Hausthüre paßten, durch den Garten hinter dem Hauſe entlaufen. Nun, er wird der ſtrafenden Gerechtigkeit deßhalb doch nicht entgehen. Wann der Dieb reif iſt, holt ihn auch ein hinkender Büttel ein.“

Die Leute auf der Gaſſe gingen, weil ihnen eine Erwartung vereitelt worden, murrend aus einander, und ſchmähten und ſchimpften über Dietrich. Im ganzen Städtchen ſprach man faſt von nichts, als von dem böſen Dietrich.

Dietrichs Mutter aber war beinahe ohnmächtig geworden, als ſie die Geſchichte vernommen hatte. Vor Scham über Dietrichs ſchlechte Aufführung verſchloß ſie ſich in ihre Kammer, und ließ vorgeben, ſie ſey nicht zu Hauſe. Sie ſann hin und her, ob die Sache ſich nicht noch vermitteln laſſe. „Allein was iſts,“ ſagte ſie ſeufzend, „wenn er auch ganz ungeſtraft durchkäme, ſo bliebe ihm doch die Schande, und der Rhein und die Donau könnten ſie nicht mehr abwaſchen.“

Sie ſchickte indeß heimlich nach allen Seiten Boten aus, den entlaufenen Dietrich aufzuſuchen, und ſie verſprach demjenigen, der ſo glücklich ſeyn würde, ihn aufzufinden, viel Geld. Sie konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Es war eine ſtürmiſche Nacht, und regnete ſehr ſtark. Da ſeufzte ſie beſtändig: „Ach, wo mag jetzt wohl mein armer Dietrich über Nacht bleiben, oder wo mag er jetzt wohl in der Irre herumlaufen! Ich muß es nun ſelbſt bekennen, ich hätte mir und ihm vielen Jammer erſparen können, wenn ich ihn beſſer erzogen hätte!“

Die Boten kamen unverrichteter Sache wieder zurück; alle Mühe, den Knaben aufzufinden, war vergebens. Die Mutter kümmerte ſich faſt zu Tod. Sie fürchtete, Dietrich könnte wohl gar in das Waſſer geſprungen ſeyn, und ſich erſäuft haben. Es ſchauderte ihr bei dem Gedanken, und ſie wurde von Jammer krank. Sie konnte einige Wochen nicht mehr ausgehen; und als ſie wieder geſund war, blieb ſie noch lange zu Hauſe, indem ſie ſich ſcheute, ſich vor einem ehrlichen Menſchen ſehen zu laſſen. Sie weinte ganze Nächte hindurch. „Ach,“ ſprach ſie ſehr oft, „ich bin doch eine recht unglückliche, bedauernswerthe Mutter! Ich hatte den Knaben ſo lieb! Alles, was ſein Herz nur begehrte, that ich ihm; ich kaufte und ſchenkte ihm Alles, was er nur wünſchte, und nichts war mir zu theuer. Ich hätte mein Leben für ihn gegeben. Und er vergilt es mir nun ſo! Ich hoffte, Ehre und Freude an ihm zu erleben; und er bringt nun eine ſolche Schande über mich, und thut mir ein ſolches Herzenleid an. O, es iſt ſchrecklich, wenn Kinder den Eltern ſolche Thränen auspreſſen!“

Zu Zeiten ſagte ſie jedoch wieder: „Ich ſelbſt bin Schuld an dem Elende meines armen Dietrichs; ich hätte gegen ihn nicht ſo gelinde ſeyn ſollen; ich hätte mehr Strenge gebrauchen ſollen. Sein Vater, mein ſeliger Ehegatte, war doch ein kluger verſtändiger Mann. Er ſagte oft: „Die ſanfte Güte der Mutter mag allerdings die Strenge des Vaters mildern; es iſt dieſes auch von dem weiſen Schöpfer ſo angeordnet. Allein mit lauter weiblicher Sanftheit ohne männlichen Ernſt kommt nichts heraus. Eine ſolche baumwollene Erziehung taugt nichts; um einen rauhen, harten Stein zum Bauen tauglich zu machen, braucht man ſcharfe Eiſen und einen derben Schlägel.“ So ſagte er. O, ich erinnere mich noch aller ſeiner Worte ſehr wohl! Wenn er den Dietrich abſtrafen, und ich ſeinen Arm zurück halten wollte, da mahnte er mich allemal an die Worte Salomons. Damals kamen ſie mir nicht ſehr weiſe vor; aber nun möchte ich dieſe goldenen Worte ſelbſt unterſchreiben: „Ruthe und Zucht machen weiſe Leute — aber ein Kind, das ſeinem eigenen Willen überlaſſen iſt, macht ſeiner Mutter Schande.“

Eilftes Kapitel.

Dietrich unter den Wildſchützen.

Dietrich hatte ſich in den benachbarten Wald geflüchtet, von dem das Städtchen Waldingen den Namen hatte. Der Wald war ungeheuer groß, und faſt überall dicht verwachſen und unwegſam.

Dietrich verirrte ſich in dem wilden Walde, lief den ganzen Tag bald hin, bald her, und fand nirgends mehr einen Ausweg. Es regnete ſehr ſtark, und von Zeit zu Zeit ſchüttelte der Sturmwind von den Bäumen doppelte Regengüſſe auf ihn herab. Die Nacht brach bereits ein, und es wurde in dem Walde immer finſterer. Der Hunger quälte ihn heftig, und er zitterte vor Froſt. Er fürchtete ſich, in dem Walde umzukommen, und vergoß heiße Thränen. Seine böſe Aufführung reute ihn, und er nahm ſich vor, nie mehr zu ſtehlen. Allein er dachte dabei gar nicht an Gott, der den Diebſtahl verbietet und beſtraft; nur Angſt und Furcht hatten ihm dieſen Vorſatz ausgepreßt.

Endlich begegnete ihm ein Mann in zerlumpten Kleidern, der einen großen Büſchel Birkenreiſer auf dem Rücken trug, rechts eine blecherne Flaſche, links eine vollgeſtopfte Jagdtaſche anhängen hatte, und einen dicken Knotenſtock in der Hand führte. „Aha, Spitzbube, biſt du's?“ rief der Mann, und drohte dem Dietrich mit geſchwungenem Stocke. „Du kommſt mir eben recht! An dir iſt ein gutes Trinkgeld zu verdienen. Du haſt ſaubere Streiche gemacht; ich habe ſchon Alles gehört. In der ganzen Stadt, wo ich heute Beſen verkaufte, redet man davon. Warte nur, Halunke! Die Schergen ſuchen dich überall; dein Nachtquartier im Thurm iſt ſchon beſtellt.“

Dietrich fiel dem Manne zitternd und bebend zu Füßen, und bat mit aufgehobenen Händen: „Ach, erbarmt Euch meiner, und liefert mich doch nicht dem Gerichte aus! Ich verſchmachte faſt vor Hunger, und bin ſo müde, daß mich faſt kein Fuß mehr trägt. Gebt mir doch einen Biſſen Brod, wenn ihr da in Euerm Schnappſacke etwa ein Stücklein habt, und nehmet mich mit Euch, und behaltet mich über Nacht. Sonſt gehe ich in dieſem fürchterlichen Walde vor Hunger, Froſt und Näſſe noch gar zu Grund. Seyd doch — ich bitte Euch auf meinen Knien — nicht ſo grimmig böſe über mich!“

„Nun, nun,“ ſagte der Mann lachend, „was ich ſagte, war nur Spaß! Ich thue dir nichts zu Leid; ich will dir vielmehr aus der Noth helfen.“ Er griff in die Jagdtaſche und ſagte: „Da haſt du Brod!“ „Und da,“ ſagte er, „indem er zuerſt ſelbſt einen kräftigen Zug aus der blechernen Flaſche that, und ſie dann dem Dietrich reichte, „da haſt du einen Schluck Branntwein dazu. Das iſt eine wahre Herzſtärkung.“

Dietrich aß und trank ſehr gierig. „Nun komm mit!“ ſagte der Mann. „Ich will dir zum Abendeſſen einen guten Braten nebſt einem Krug köſtlichen Weins, und zum Nachtlager, wenn auch kein Bett, doch eine hübſche Schütte dürres Laub und trocknes Moos verſchaffen.“ Dietrich verwunderte ſich, woher der Mann in dem ſchlechten Aufzuge Wein und Braten nehmen ſollte, und fragte bedenklich: „Je, wer ſeyd Ihr denn?“

„Ich bin der Beſenbinder Joſt,“ ſagte der Mann; „weit umher im Lande gar wohl bekannt. Nebenzu diene ich einem ſehr vornehmen Herrn, der den Jagdbezirk da herum ſehr wohlfeil gepachtet hat. Komm mit, und es wird dir bei uns gefallen.“ Dietrich, der ſich durch Brod und Branntwein wieder geſtärkt fühlte, ging ohne Bedenken mit dem verdächtigen Manne.

Sie hatten keinen eigentlichen Weg; ſie mußten oft durch naſſe Gebüſche ſchlüpfen, und wurden davon ganz durchnetzt. Es wurde ſo finſter, daß ſie weder Zweige noch Blätter mehr ſahen. Dietrich folgte ſeinem Führer, um ihn nicht zu verlieren, dicht auf dem Fuße. Die naſſen Stauden ſchlugen ihm faſt beſtändig in das Geſicht. Bald blieb er mit den Haaren an einem Dornzweig hängen, und bald ſtieß er den Kopf an einen niedrigen Baumaſt, daß ihm Beulen davon auffuhren. So währte es über eine Stunde. Der verzärtelte Dietrich wimmerte und weinte, wie ein Kind. Endlich kamen ſie an eine ſteile felſige Anhöhe, und mußten durch eine enge Felſenſchlucht wandern. Sobald ſie das Ende derſelben erreicht hatten, und zwiſchen den Felſen hervortraten – war es dem Dietrich plötzlich, als ſtehe der ganze

Wald umher im Brand. Er ſah ein geräumiges Waldthal vor ſich. Hinter einem nahen buſchigen Felſen ſtieg Rauch auf. Die hundertjährigen Eichen, die Buchen und mancherlei Gebüſche, die bereits vom Herbſte bunt gefärbt waren, und die himmelhohen, immergrünen Tannen und Fichten ſchienen in rothem, gelbem und grünem Feuer zu brennen. Alle Bäume tröpfelten von blitzenden Regentropfen, und faſt jeder herabfallende Tropfen ſchien ein Feuerfunke.

„Nun ſind wir am Ziele!" ſprach der Beſenbinder. Er ging um die Ecke des Felſen, und ſie ſtanden vor einem großen Feuer, das praſſelnd empor ſchlug. Ein Mann mit hoher Stirne und dichten ſchwarzen Locken ſtand, mit in einander geſchlungenen Armen, an die Felſenwand gelehnt; der lodernde Glanz des Feuers beleuchtete ſeine anſehnliche Geſtalt. Er hatte, ungeachtet ſeines ſchwarzen, ſtarken Bartes und ſeines abgetragenen grünen Ueberrockes, einen gewiſſen Anſtand in ſeiner Stellung. Eine Doppelflinte lehnte neben ihm an der Felſenwand; ſeitwärts am Felſen lag ein eben geſchoſſener Hirſch mit weitaus reichendem, zackigem Geweih. Der Mann ſchien mit ſeinen hellen ſchwarzen Augen den Dietrich zu durchbohren, ſagte aber kein Wort. Dietrich, der nicht leicht einen Menſchen ſcheute, empfand unwillkührlich eine Art Ehrerbietigkeit vor dem Manne.

Ein anderer Mann, blond von Bart und Haaren, ſaß ohne Rock in den Hemdärmeln am Feuer, und drehte an einem hölzernen Spieße, der von zwei gablichten Baumäſten geſtützt war, einen großen Rehbraten um. Einige Schritte davon lag ein Fäßchen im Graſe, und ein Küchentopf, zur Hälfte ſchwarz wie Kohle, ſtand dabei, und mußte zugleich die Stelle der Flaſche und des Glaſes vertreten. „Kommſt du einmal Joſt,“ rief der Mann mit dem Bratſpieße dem Beſenbinder zu, „und was haſt du denn da für einen zerzausten Jungen aufgegabelt? Dürfen wir ihm trauen?“

„Ja wohl,“ ſagte Joſt, indem er die Birkenreiſer abwarf. „Der hat es mit den ehrlichen Leuten zu Waldingen auf immer verdorben. Ich muß mich nur erſt mit einem Schluck Wein erquicken; dann will ich Euch Alles erzählen.“ Er trank aus dem rußigen Topfe mit ſtarken Zügen, und ſagte dann: „Ah, das iſt köſtlich!“ Hierauf nahm er ſeine Jagdtaſche ab, und packte aus. „Da,“ ſagte er, habt ihr Brod; „da iſt Salz, ein ſehr nöthiges Gewürz; da iſt Käſe, aus Edam, wenn mich der Krämer nicht betrog; und da iſt Rauchtaback, ächter Knaſter, wenn ich mich nicht betrüge; hier iſt ein Spiel neuer Karten, und hier die Hauptſache, Pulver und Blei.“ Hierauf wandte er ſich zu Dietrich, und rief: „Nun, Meiſter Dietrich! ſetze dich an das Feuer, und trockne dich.

Sey luſtig; das Fäßlein dort iſt voll Wein, und der Braten iſt bald fertig." „Gut," ſagte der Mann, der den Spieß umtrieb; „der Burſche kann mich ablöſen." Er ſtand auf, griff nach den Karten, und ſagte: „Wollen wir nicht einſtweilen ein Spiel machen, Joſt?" „Ei," ſagte Joſt, „es regnet ja noch, und nirgends da herum iſt ein trocknes Plätzchen." „Nun," ſagte der andere, „ſo will ich dafür Eins rauchen." Er ſtopfte ſeine Pfeife von dem friſch angekommenen Taback. Dietrich aber ſetzte ſich an das Feuer, und trieb den Spieß um.

Der Beſenbinder ſtopfte ſich auch eine Pfeiſe, zündete ſie an einem brennenden Scheite an, und erzählte Dietrichs Geſchichte. „Glaubt mir," ſagte er am Ende, „der Dietrich iſt, ſo viel Böſes ihm die Leute auch nachſagen, kein ſo übler Burſch', als es ſcheint. Ich habe deßhalb den großmüthigen Entſchluß gefaßt, ihm das Beſenbinden zu lehren. Nebenbei kann er uns die Flintenſchlöſſer ausbeſſern, und uns, wie ihr wohl merkt, mit ſeiner Kunſt noch allerlei wichtige Dienſte leiſten." Joſt blickte den Mann am Felſen an, und fragte: „Nun, was ſagen Sie dazu, mein Herr?" Der ernſte Mann zückte die Achſeln, und ſagte kein Wort.

„Ei," rief Joſt, „ich hätte gedacht, Sie würden mit dem flinken, gewandten Burſchen beſſer zufrieden ſeyn. Indeß, ſey du gutes Muthes, Dietrich! Du bleibſt nun bei uns. Du bekommſt einen guten Dienſt. Doch — ich muß dich mit deinen neuen Herren jetzt ein wenig näher bekannt machen. Der ſtrenge Herr dort am Felſen, der nicht raucht und nicht trinkt, nennt ſich Herr Waller. Er ſpricht zwar nicht; allein in ſeinem Diskurſe gefällt er mir doch ſehr wohl. Er iſt nicht von gemeinem Stande, und hat ſtudirt!“

„Wer ſagt das?“ rief Waller mit einem fürchterlichen Blick auf den Beſenbinder; „was geht das den Buben an? Der Wein redet aus dir, Joſt! Schweig, oder —!“ Er blickte auf ſein Gewehr.

„Nun, nun,“ ſprach Joſt erſchrocken, „was ich da ſagte, weiß ich freilich nicht ſo gewiß. Wann ich getrunken habe, muß ich plaudern — ob etwas daran ſey oder nicht, kümmert mich wenig. Meine Reden muß man nicht ſo genau nehmen. Dietrich, du mußt mir bei Leibe nicht Alles glauben, was ich ſage. Du haſt ſchon an mir gemerkt, daß ich gern Spaß mache.“

„Der andere Herr da,“ fuhr jetzt Joſt fort, „der mit unſer einem doch auch trinkt und eine geſcheite Pfeife Taback raucht, iſt nicht ſo kitzelig. Er nennt ſich Herr Schlicht, und ging ehemals prächtig gekleidet einher, und ſchimmerte von Gold.“

„Sag dem Buben doch auch, wie wir dich nennen!“ ſprach Waller mit ernſter Stimme.

„Je nun,“ ſagte Joſt, „das darf der wakere

Dietrich wohl wiſſen. Die Herren nennen mich Schluck — wegen meines Leibſprüchleins: „Wie, noch einen Schluck!“ Ich weiß zwar wohl, das Sprüchlein hat mir wenig eingebracht. Ich war ehemals ſo reich, daß ich das Fäßlein dort mit großen Thalern hätte voll anfüllen können, und nun bin ich nichts mehr, als ein armer Beſenbinder.“ — „Je nun, mir iſt Alles Eins,“ rief der leichtſinnige Menſch, und griff nach dem Weingeſchirre, „wenn es nur daran nicht fehlt!“

Schlicht hatte nun ſeine Pfeife ausgeraucht, ſtand auf, und unterſuchte den Braten. „Wohl,“ ſagte er, „er iſt ausgebraten. Nimm ihn vom Spieße, Joſt, und leg ihn auf den platten Stein dort.“ Joſt that es. Schlicht ging indeſſen, brachte ein Glas friſches Quellwaſſer, und ſtellte es neben Waller auf einen Stein, der aus der Felſenwand hervor ragte. Waller ſchnitt ſich zuerſt ein Stück Braten ab, verzehrte es nebſt einem Stücke Brod ſtehend von der Fauſt, und trank das Waſſer dazu. Darauf ging er, während die Andern um das Feuer ſaßen und ſich Braten und Wein ſehr wohl ſchmecken ließen, hinab an den Bach, der durch das Thal floß; dort wandelte er, wiewohl der Regen noch nicht aufgehört hatte und es ſogar anfing zu ſchneien, beide Hände auf den Rücken zuſammen gelegt, an dem Bache auf und ab.

„Ein wunderlicher Herr,“ ſagte Joſt; „aber doch ein guter Herr. Indeß iſt es gut, daß er ging. Nun können wir erſt recht luſtig ſeyn!“ Joſt rückte das Weinfäßchen näher herbei, füllte den irdenen Topf, hob ihn hoch empor, und rief: „Nun Dietrich, du ſollſt leben! Sieh, neuer Kammerad, ich trinke deine Geſundheit im alten Weine. Eine ſolche Ehre iſt dir wohl noch nie wiederfahren. Nun, ſag einmal an, aber ehrlich, wie gefällt es dir bei uns!“

Dietrich, der bis auf die Haut naß, auf der einen Seite vom Feuer faſt gebraten, und auf der andern vor Froſt faſt erſtarrt war, griff mit der Hand nach ſeinen Beulen am Kopfe, die ihm ſehr weh thaten, und ſagte mit weinerlicher Stimme: „Wem ſollte es hier nicht gefallen? Auf der ganzen Welt könnte es ja nirgends luſtiger ſeyn!“

Zwölftes Kapitel.

Dietrich unter den Räubern.

Indeſſen war das Feuer, an dem die drei Zecher ſaßen, in Glut geſunken. Es hörte auf zu regnen, und die Regenwolken zerſtreuten ſich. Der Vollmond kam hinter den ſchwarzen Tannengipfeln hervor, und erhellte die ſchauerliche Finſterniß des

Waldes. Waller, der bisher unausgeſetzt an dem Bache im Thale auf und ab gegangen war, kam herauf und ſagte: „Wie iſts? Wollt ihr bis Mitternacht kein Ende machen? Brecht auf, und zieht weiter. Du, Schlicht, bedecke den Hirſch dort, den ich ſchoß, mit Tannenäſten. Joſt mag dafür ſorgen, ihn morgen an Mann zu bringen. Das Faß hier wird er ſicher nicht vergeſſen. Macht hurtig und geht! Ich komme vielleicht nach, vielleicht auch nicht.“ Er nahm ſein Gewehr auf den Rücken, ging in den Wald, und verſchwand im tiefſten Dunkel.

Joſt und Schlicht gehorchten augenblicklich, thaten Alles, was er befohlen hatte, und machten ſich mit Dietrich auf den Weg. Sie kamen nun erſt in die wildeſte Gegend des Waldes, und mußten ſich durch Dickichte hindurch arbeiten, ſteile Berge erſteigen, und über Felſen klimmen. Der müde Dietrich konnte ihnen faſt nicht mehr nachkommen. Er fing aufs Neue an zu winſeln und zu jammern. „Hab' noch eine kleine Geduld,“ ſagte Joſt; „bald wirſt du unſere prächtige Burg ſehen.“ Dietrich erblickte endlich, nicht ohne Schauder, im hellen Mondſchein einen halb zerfallenen Thurm von furchtbarem Ausſehen, der aus den zertrümmerten Mauern einer alten Ritterburg empor ragte. Hohe Tannen und Eichen waren aus dem ungeheuren Schutte aufgewachſen. „O weh,“

ſagte Dietrich; „das iſt die alte Geiſterburg im Walde; meine Mutter hat mir ſie genau beſchrieben. Da ſpukts!“ „Du Thor,“ ſagte Joſt, „in deinem Kopfe ſpukts!“ „Nein, nein,“ ſagte Dietrich, „da gehen oft Geſpenſter um, die Feuer ausſpeien. Meine Mutter hat es mir ſicher geſagt; mir grauet.“ „Dieſe Geſpenſter waren Niemand anders, als wir,“ ſagte Joſt; „wir machten ſolche Poſſen, um ungebetene Gäſte von unſrer Reſidenz zu verſcheuchen, und hier ungeſtört zu hauſen.“

Sie kamen jetzt an den ehemaligen Schloßgraben, der nunmehr ein Sumpf war, theils mit ſchlammichtem Waſſer gefüllt, theils mit Schilf und Binſen überwachſen. Die Männer wußten einen geheimen Weg durch das Schilf. Man mußte aber die gelegten Steine, deren einige etwas unter das Waſſer verſenkt waren, wohl zu treffen wiſſen, um nicht ſelbſt unter zu ſinken. Durch Schutt, Brombeerſtauden und Dornengeſträuch gelangten ſie endlich an das alte Gemäuer. Schlicht ſtieß einige Mauerſteine zurück. Alle drei krochen durch die Oeffnung hinein, und Schlicht ſchob die Steine wieder in die Lücke. Sie befanden ſich nun in der dickſten Finſterniß. Durch einen ſchmalen Gang, der kein Ende nehmen wollte, kamen ſie in ihren unterirdiſchen Aufenthalt. Hier war es nicht ſo gar finſter, denn der Mond ſchien ein wenig durch eine kleine Oeffnung herein. Allein man konnte doch nichts deutlich unterſcheiden. Schlicht zog Stahl und Stein hervor, ſchlug Feuer, zündete eine Kerze an, und Dietrich erblickte nun im Glanze des aufflammenden Lichtes ein altes, ſchwarzgraues Gewölbe über ſich. Die Mauern umher waren von rauhen Quaderſteinen aufgeführt, und der Boden mit eben ſolchen Steinen gepflaſtert. Dieſes unterirdiſche Gewölb war bei Zerſtörung des Schloſſes unverſehrt geblieben, und Niemand wußte mehr davon, als dieſe Männer. Eine Menge Sachen, Lebensmittel und Küchengeſchirre, lagen in großer Unordnung auf dem Boden durch einander. An den Wänden hingen allerlei Kleider, nebſt Flinten, Piſtolen und Säbeln. In einer Ecke war Schilf, dürres Laub und Moos aufgehäuft, das nebſt einigen Kopfkiſſen den Männern zum Bette diente. Hier legten ſie ſich nieder, deckten ſich mit alten Mänteln zu, und ſchliefen bis die Mittagsſonne durch die kleine runde Oeffnung der Mauer in das G[illegible]ölbe ſchien.

Unter dieſen Männern lebte von jetzt an Dietrich. Obwohl es ihm bei ihnen eben nicht ſehr gefiel, gewöhnte er ſich doch nach und nach an ihre Geſellſchaft. Allein gegen Waller blieb er immer ſcheu und fürchtete ihn ſehr; denn dieſer war ein ganz eigener Mann, und gar nicht wie die Andern, über die er die Herrſchaft führte. Er ſah immer ernſt aus, ſprach wenig, und war am liebſten einſam für ſich. Manche Stunde des Tages ſaß er oben in dem Schutte, in einer Ecke des zerfallenen Gemäuers, unter finſtern Tannen auf einem der umherliegenden Quaderſtücke, und las in einem kleinen Buche, das ſehr alt ausſah, und in graues Pergament eingebunden war. Er ließ es einſt auf dem Steine unter den Tannen liegen. Dietrich ſah hinein; da es aber griechiſch war, und Dietrich noch nie griechiſche Buchſtaben geſehen hatte, ſo meinte er, es ſey ein Zauberbuch.

Abends blickte Waller oft Stunden lang unbeweglich in den wilden bergichten Wald hinaus, hinter dem die Sonne unterging. Niemand durfte ſich dann ihm nähern, als Schlicht. Dieſer ſetzte ſich oft zu ihm, und ſie redeten, manchmal den ganzen Abend mit einander. Dietrich ſchlich ſich einige Male herbei, um zuzuhören. Allein Waller bemerkte ihn ſogleich und rief: „Was willſt du? Ich werde dich rufen laſſen, wenn ich dich nöthig habe.“ Dietrich machte ſich dann eilends davon. Waller kam ſelten herab in die Höhle, und wenn die Andern ein Kartenſpiel machten, tranken, ſcherzten und viel lachten, lächelte er nicht einmal. „Bei euch geht es,“ ſagte er einmal, „wie ich in einem engliſchen Buche geleſen habe: Was der Unterhaltung an Witz abgeht, ſucht ihr durch Lachen zu erſetzen.“ Manche halbe Nacht ging Waller zwiſchen den alten zerfallenen Mauern im

Mondſchein auf und ab; ja Dietrich, der ſich bisweilen unbemerkt herbei ſchlich, hörte ihn manchmal furchtbare Seufzer ausſtoßen.

Niemals übernachtete Waller bei den Uebrigen in der großen, unterirdiſchen Höhle. Er hatte unter den Trümmern der zerſtörten Burg ſeine beſondere Wohnung. Der Weg dazu war ſehr verſteckt und verborgen. In der Mauer der gemeinſchaftlichen Höhle befand ſich ein großer Quaderſtein, der ſich in eiſernen Angeln drehte, und gleichſam eine geheime, ſteinerne Thüre war, dergleichen man noch jetzt in ſehr alten Schlöſſern hie und da findet. Dieſe Thüre führte durch einen engen, ganz finſtern Gang und über eine ſchmale, ſehr baufällige und gefährliche Wendelſtiege hinauf in das mit Dornen, dichten Geſträuchen, und Schutt bedeckte Innere des zerfallenen Thurms. Eine ähnliche ſteinerne Thüre, ſeitwärts in dem finſtern Gange führte in ein kleines Gewölbe, das ſehr hell und reinlich war, und faſt für ein Zimmer gelten konnte. Es hatte ein Fenſter mit Glasſcheiben, und war mit einem ordentlichen Bette, einem Seſſel und einem Tiſchchen verſehen, auf dem einige Bücher ſtanden. Hier wohnte Waller; hier brachte er bei ſchlechter Witterung den Tag ganz für ſich allein zu. Manchmal zog er auch mit Schlicht fort, und kam dann mehrere Tage nicht mehr zurück.

Indeß hielt Dietrich ſich ganz an Joſt. Joſt ſchenkte ihm eine hübſche Flinte, und richtete ihn zum Wildſchießen ab. Dietrich begriff es ſehr gut, und hatte große Freude daran. Er zog mit Joſt in den Waldungen weit umher, und ſie plauderten unterwegs ſehr vertraut mit einander. Joſt ließ ſich nun manchmal ſo etwas vom Stehlen und Rauben verlauten; allein er machte nach ſeiner Art aus dem, was er geſagt hatte, allemal wieder einen Spaß. Nach und nach ging er aber, beſonders wann er getrunken hatte, mit der Sprache deutlicher heraus. „Meinſt du denn,“ ſagte er einmal, „ich ſey im Ernſt ein Beſenbinder? Ei, warum nicht gar! Ich treibe dieſes magere Handwerk nur ſo zum Schein. Das Beſenbinden muß mir bloß zum Vorwand dienen, bald in den Wald zu gehen, und bald in den Küchen reicher Leute nachzuſpüren, ob man kein Wildpret brauche. Ich ſehe mich dann auch in den Häuſern gelegentlich ein wenig um, ob da nicht etwa Eines oder das Andere zu holen ſey, das wir brauchen könnten. Viele dieſer reichen Leute ſind um kein Haar ehrlicher, als wir. Weil ich das Pfund Wildpret um ein Paar Kreuzer wohlfeiler gebe, als es bei dem Jäger zu haben iſt, ſo kaufen ſie es lieber von mir, obwohl ſie wiſſen, daß es ſozuſagen geſtohlen iſt. Für dieſen Frevel, zu dem ſie nicht die geringſte Noth zwingt, wollen wir ſie beſtrafen. Ich habe indeſſen ſo allerlei Gelegenheiten ausgeſpürt. Wenn die Nächte wieder länger werden, ſo werden Schlicht und ich ſie uns zu Nutzen machen. Der ſtolze Herr Waller zieht zwar nicht mit uns. Allein wann er und Schlicht einige Tage fort ſind, ſo gehen ſie auch nicht bloß ſpazieren. Sie haben ſchon manchem wackern Reiſenden die Piſtole auf die Bruſt geſetzt, und ihm den Geldbeutel abgefordert. Du biſt ein kluger Junge, und haſt wohl ſchon ſo etwas gemerkt. Mache dich nur darauf gefaßt! Nächſter Tage ziehen Schlicht und ich wieder zuſammen auf den Raub aus, und du darfſt dann auch mit.“ Der nichtswürdige Dietrich, der ſchon von ſeiner zarten Jugend an ein Dieb war, machte gegen dieſen ruchloſen Antrag keine Einwendung; er verſprach vielmehr mit zu ziehen.

Dieſes geſchah denn auch wirklich. In dunkeln Nächten, wann es recht furchtbar ſtürmte und regnete, brachen ſie in wohlhabende Häuſer benachbarter Flecken und Dörfer ein, und kehrten mit Raub beladen zurück in den Wald. Dietrich wurde von ihnen dann allemal reichlich beſchenkt. Dem grundſchlechten Buben gefiel dieſes müßige herumziehende Leben ſehr wohl. Er fand es ſehr bequem, was andere Leute mit ſaurem Schweiße erworben hatten, ſo leichten Kaufs zu bekommen.

Allein Dietrich fühlte auch das Beſchwerliche und Schreckliche dieſer laſterhaften Lebensart. Es gelang den Räubern mit dem Einbrechen nicht immer nach Wunſch. Oft wurde Lärm gemacht; es wurde auf ſie geſchoſſen; man läutete die Sturmglocke; Alles im Dorfe wurde wach. Sie mußten mit Schrecken entfliehen, und wurden von bewaffneten Männern verfolgt. Einſt packte ein losgelaſſener ungeheuer großer Kettenhund den Dietrich im Genick, zerrte und ſchüttelte ihn hin und her, und hätte ihn wohl gar zerriſſen, wenn nicht Schlicht den Hund mit Säbelhieben noch verſcheucht hätte. Dietrich aber war übel zugerichtet, und blutete ſehr ſtark; ſeine Wunden machten ihm große Schmerzen, und heilten erſt nach langer Zeit wieder zu. Denn zu irgend einem Wundarzte zu gehen, durfte er nicht wagen, um nicht verrathen zu werden.

Oft durchſtreiften Soldaten, Jäger und Gerichtsdiener den Wald; die flüchtigen Räuber konnten ihren geheimen Aufenthalt nicht allemal mehr erreichen, und mußten ſich dann Tage lang unter Angſt und Schrecken in einem Dickicht verborgen halten. Wenn nur ein Vogel durch die Zweige rauſchte, fuhren ſie erſchrocken auf; oft mußten ſie unter naſſem Gebüſch und auf feuchtem Boden übernachten. Sie durften ſich bei Tage in keinem Dorfe mehr blicken laſſen. Denn Schlicht war längſt durch Steckbriefe beſchrieben. Auch

Joſt war den Leuten bereits verdächtig, und wagte ſich nicht mehr ſo frei in die Dörfer, um Lebensmittel einzukaufen. Sie hatten gar oft kaum mehr altes, ſteinhartes Brod. Manchmal hatten ſie ſich bei einem aufgeſchürten Feuer im Walde kaum niedergeſetzt, um einen guten Wildbraten, den ſie eben vom Spieße nehmen wollten, zu verzehren. Allein plötzlich drang eine Schaar Jäger und Soldaten auf ſie ein, und ſie mußten alles im Stiche laſſen, mit hungrigem Magen entfliehen, und noch froh ſeyn, mit heiler Haut zu entrinnen.

Da ſagte dann Dietrich oft bei ſich ſelbſt: „Das iſt doch ein wüſtes, beſchwerliches Leben! O wie gut hatte ich es dagegen bei meinem Meiſter, wo ich mich nur an den gedeckten Tiſch hinſetzen durfte, und zu Nacht mein gutes Bett hatte. Alle Arbeit, die ich verrichten mußte, war nichts, gar nichts gegen die Beſchwerden, gegen die Aengſten und Todesſchrecken, die ich hier ausſtehen muß.“ Er fürchtete ſich auch ganz entſetzlich vor dem Zuchthauſe und dem Galgen. Oefter erwachte auch ſein Gewiſſen, das bei dem verruchteſten Menſchen nie ganz ſchläft. „Dietrich, Dietrich,“ ſagte er dann zu ſich ſelbſt, „du biſt ein recht gottloſer Menſch geworden. Wenn du einmal, was leicht geſchehen kann, in dieſem Zuſtande erſchoſſen wirſt, wie wird es dann deiner armen Seele in jener Welt ergehen!“ Er nahm ſich vor, den Räubern zu entlaufen und zu den Bauern in Dienſt zu gehen. „Lieber,“ ſagte er, „will ich die Schweine hüten, wie der verlorne Sohn, als noch länger ein ſo elendes Leben führen.“ Allein wenn er wieder einen luſtigen Tag, und Alles vollauf hatte, mit Schlicht und Joſt zechte und Schelmenlieder ſang, ſo vergaß er wieder alle gute Vorſätze, oder verſchob jedoch ihre Erfüllung auf eine gelegenere Zeit. Er bedachte das Sprichwort nicht, das er öfter von ſeinem ſeligen Vater gehört hatte: „Der Weg zur Hölle iſt mit lauter Vorſätzen ſich zu beſſern gepflaſtert — die niemals in Erfüllung gegangen.“

Dreizehntes Kapitel.

Ein Raubanſchlag.

Eines Morgens, da die Räuberbande wieder großen Mangel litt, ging Joſt mit Dietrich nach einem entfernten Wirthshauſe im Wald. Joſt war ſeit Jahren einer der beſten Kunden des Wirthes, und hatte ihm ſchon viel Geld zu löſen gegeben; und der Wirth, der ganz und gar nicht der Ehrlichſte war, hatte ihm ſchon oft Wildpret, ja auch manche andere geſtohlene Sachen abgekauft, oder ihm Lebensmittel dafür gereicht. Auch diesmal verſah ihn der Wirth gegen eine geraubte ſilberne Doſe mit neuem Vorrath. Joſt und Dietrich kamen Abends ſchwer beladen zurück in die Räuberhöhle.

„Luſtig, Bruder Schlicht,“ rief Joſt; „ich bringe nebſt vielem Anderm — Wein, Tabak und, was dich beſonders freuen wird, neue Karten. Nun wollen wir wieder mit einander trinken, rauchen und ſpielen, daß es eine Luſt iſt.“

Waller ging eben, nach ſeiner Gewohnheit, zwiſchen den zerfallenen Mauern einſam auf und ab. Schlicht bat ihn, herab zu kommen in ihr Gewölbe, ſich zu ihnen zu ſetzen, und mitzuhalten. Allein der ernſte Mann ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und ſetzte ſeinen einſiedleriſchen Spazirgang ununterbrochen fort. Indeß trug ihm Schlicht von allen Speiſen hinauf. Er aß ganz allein; die übrigen Drei aber waren deßhalb nur um ſo luſtiger.

Als ſie ſo beiſammen ſaßen, fing Schlicht auf einmal an: „Wir haben heute wohl einen luſtigen Tag; aber ſolcher Tage werden uns dahier wenige mehr zu Theil werden. Der kleine Vorrath wird bald wieder aufgezehrt ſeyn — und was fangen wir dann an? Da die ſilberne Doſe fort iſt, haben wir nichts mehr zu verhandeln, und werden auch nicht mehr ſo leicht etwas erbeuten. Wir ſind im Lande zu bekannt, und es iſt da für uns nichts mehr zu machen. Wir ſollten noch einen Hauptſtreich ausführen, und dann mit den erbeuteten Schätzen uns in ein anderes Land begeben, wo uns Niemand kennt. Wie wäre es, wenn wir einen Einbruch in das Schloß Finkenſtein wagten?“

„Was fällt dir ein!“ rief Joſt; „das Schloß iſt ja überall mit dicken Mauern, eiſernen Gittern und feſt verriegelten Thüren verwahret, wie ein Blockhaus.“

„Das iſt wohl wahr!“ ſagte Schlicht; „das Schloß gleicht einer unüberwindlichen Feſtung. Allein glaube mir, als einem ehemaligen Soldaten, auch in die unüberwindlichſte Feſtung kann man leicht hinein kommen, wenn man einen guten Freund darin hat, mit dem man im Einverſtändniſſe lebt, und der einem aufmacht. Und da könnte unſer getreuer Dietrich uns aus der Verlegenheit helfen. Höret einmal, wie ſich die Sache leicht ausführen ließe! Die Herrſchaft geht jetzt im Herbſte mit ihren Kindern an ſchönen Abenden auf den Schnepfenfang. Wann ſie nun mit den gefangenen Schnepfen ſich nach Hauſe begeben, muß Dietrich am Wege liegen, und ſich ſo krank anſtellen, als könnte er nicht mehr weiter. Das werden ſie ihm gerne glauben; denn der Kerl ſieht in der That ſo elend aus, als hätte er ſchon drei Jahre die Schwindſucht am Halſe. Da ihr

Schloß einſam ſteht, und es nach Hirſchfelden, dem nächſten Orte, wohl eine halbe Stunde weit iſt, ſo behalten ſie ihn in dem Schloſſe gewiß über Nacht, und Dietrich macht uns dann in der Nacht, wenn Alles im tiefſten Schlafe liegt, irgend ein Seitenpförtchen des Schloſſes auf, und läßt uns hinein.“

Joſt hörte beſtürzt und nachdenkend, mit geſenktem Kopfe zu, und ſagte am Ende: „Der Anſchlag, den du da vorbringſt, iſt ſchlau genug ausgedacht; er iſt übrigens nicht in deinem Kopfe gewachſen, Schlicht! Der ſtudirte Herr droben im Schutte hat ihn ausgebrütet. Allein mich wunderts, daß du mir einen ſolchen Antrag machen magſt. Ich kann mich nicht darauf einlaſſen. Du weißt ja, daß die Herrſchaft zu Finkenſtein mir ehemals viel Gutes erwieſen hat. Die Leute dort im Schloſſe ſind auch wahrlich ſehr brav. Es ſollte mir leid thun, wenn ihnen ein Leid geſchehe!“

„Ei was,“ ſagte Schlicht, „die Leute ſind ſteinreich, und eben nicht ſehr auf das Geld verſeſſen. Ob ſie ein Paar Tauſend Thaler mehr oder weniger haben, das wird ſie nicht ſonderlich kümmern. Sie haben deſſen ungeachtet Alles im Ueberfluß.“

„Das wohl!“ ſagte Joſt. „Aber der Herr von Finkenſtein wird ſich das Seinige nicht ſo leicht nehmen laſſen. Er wird ſich mit ſeinem alten, tapfern Moritz zur Wehre ſetzen, und da könnte es leicht wieder blutige Geſchichten abgeben.“

„Das laß deinen geringſten Kummer ſeyn,“ ſagte Schlicht. „Herr Waller hat die Sache ſo ausgeſonnen, daß keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden ſoll. Du kennſt ihn ja; er iſt klug und haßt das Blutvergießen. Er wird ſelbſt dabei ſeyn, und gedenkt den Anſchlag ſo auszuführen, daß die Leute vielleicht eher nichts davon merken, als bis ſie am andern Morgen die goldenen und ſilbernen Vögel ausgeflogen finden. Bewaffnen müſſen wir uns freilich, um ihnen nöthigen Falls einen kleinen Schrecken einzujagen. Waller weiß dieſes ſchon zu machen. Unſere Piſtolen dürften auch nicht einmal geladen ſeyn; wir würden dennoch nicht mit leeren Händen zurückkehren.“

„Wenn das zu machen wäre,“ ſagte Joſt, „ſo wäre ich dabei; doch wenn Waller mitzieht, ſo bekommt die Sache Hand und Fuß, und ich ziehe mit. Ich verlaſſe mich ganz auf ihn.“

Der liederliche, nichtswürdige Joſt wurde nun wieder munter, und fing wieder an zu ſcherzen. Er ſchenkte ein, und rief: „Herr Waller ſoll leben! Es iſt doch ſchön, wenn man ſtudirt hat.“ Er nahm einen reichlichen Schluck Wein, und ſprach dann: „Nun hört mich an! Auch ich habe etwas im Kopf, wenn ich getrunken habe. Ich ſtand vor Zeiten zu Finkenſtein in Dienſten, und bin in dem Schloſſe ſo bekannt, wie in meinem eigenen Hauſe, das man dem Meiſtbietenden verkauft hat. So finſter das Schloß Finkenſtein mit ſeinen alten grauen Mauern und den bemoosten Thürmen ausſieht, ſo hell und ſchön iſt es von Innen. Alles iſt neu gebaut, und die Zimmer ſind prächtig; nur im untern Stockwerke ſind noch einige alte Kammern und Gewölbe, nebſt einem langen, finſtern Gang, der dazu führt, ſo geblieben, wie ſie vor hundert Jahren geweſen. Die Zimmer, wo der Silberſchrank ſteht, wo der gnädige Herr ſein Geld und die gnädige Frau ihren Schmuck verwahrt, weiß ich ſehr genau. Unten in dem langen Gange iſt eine ſchwere, eichene Thüre, die in den Baumgarten geht. Sie iſt mit zwei ſtarken eiſernen Riegeln verwahrt; allein nur mit einem ganz gewöhnlichen Schloſſe verſehen. Dieſe Riegel darf Dietrich in der Nacht nur zurück ſchieben; an dem Schloſſe aber kann er mit leichter Mühe ſein Meiſterſtück machen. Sag einmal an, Dietrich! Willſt du es wagen? Sieh, als ich dich dort im Walde das erſte Mal erblickte, war es mein erſter Gedanke, du könnteſt uns die Thüren und Kaſten öffnen, zu denen wir die Schlüſſel nicht bei Handen haben. Eben wegen dieſer deiner Geſchicklichkeit und Brauchbarkeit habe ich mich damals deiner erbarmt, und dich in unſere Dienſte gebracht. Nun iſt die Zeit gekommen, dich dankbar zu erweiſen. Laß einmal hören, willſt du deines Namens werth, und ein wahrer Dietrich —

ein Hauptſchlüſſel ſeyn, der uns das Schloß Finkenſtein öffnet?"

„O ja wohl," ſagte Dietrich, „warum denn nicht? Ich will es einmal verſuchen, und ich denke, es ſoll mir gelingen."

Joſt klatſchte in die Hände, und Schlicht ſagte: „Morgen auf die Nacht wollen wir den Anſchlag ausführen." Beide unterrichteten während des Nachteſſens den Dietrich noch ausführlicher, wie er die Sache anzugeben habe, und es hatte bald Joſt, bald Schlicht noch etwas dabei zu erinnern.

Am andern Tage brachen die Räuber auf, und zogen auf weiten Umwegen und durch die dunkelſten Gegenden des Waldes dem Schloſſe Finkenſtein zu. Waller und Schlicht waren mit mächtigen Säbeln bewaffnet, und jeder hatte ein Paar geladene Piſtolen in den Gürtel geſteckt. Joſt trug die Säcke, um das geraubte Gold und Silber einzupacken. Dietrich hatte alle ſeine ausgefeilten Schlüſſel und Sperrhacken, die er ſein Handwerkszeug nannte, mit ſich genommen. Gegen Abend langten ſie auf einer buſchigen Anhöhe am Ende des Waldes an, von der das Schloß nur einige hundert Schritte entfernt war. Hier verbargen ſie ſich in das Gebüſch, und lauerten, ob die Herrſchaft komme.

Vierzehntes Kapitel.

Dietrichs boshafte Verſtellung.

Es war ein heiterer Herbſtabend. Der Wind wehte etwas kalt; die Sonne aber ging zwiſchen leichtem rothem Gewölk ungemein ſchön unter. Herr von Finkenſtein kam, mehr um den ſchönen Abend zu genießen, als des Schnepfenfanges wegen, mit ſeiner Gemahlin und ſeinen zwei Kindern, Fritz und Luiſe, zur Schloßpforte heraus; der alte Jäger Moritz, mit einem Gewehr über dem Rücken, und ein Jägerburſche mit dem Schnepfengarne begleiteten ſie. Sie gingen zu einer Lücke des Waldes, die zum Schnepfenfange eingerichtet war. Eine ſchmale Wieſe zog ſich hier tief in den Wald hinein, bis an einen Hügel voll Buchen und Birken, deren Gipfel herrlich von der Abendſonne beleuchtet waren. Am Eingang dieſer Waldwieſe ſtanden zu beiden Seiten, nebſt andern hohen Bäumen, zwei Tannen. Die zwei Jäger zogen nun vermittelſt eines Seiles, das von einer Tannenſpitze zur andern reichte, das lange, breite Netz von grüngefärbtem Garn empor, daß es gleich einem Vorhange von Flor vor der Oeffnung des Waldes ſchwebte. Herr und Frau von Finkenſtein ſetzten ſich auf eine Bank von Moos, die unter einer der zwei Tannen angebracht war; das kleine

Fräulein ſaß zwiſchen ihnen. Unter der andern Tanne ſtand Fritz, und hielt die Schnur, an der man nur zu ziehen brauchte, um das Netz fallen zu machen. Der alte Jäger ſtellte ſich hinter ihn, damit Fritz den rechten Augenblick nicht verfehle. Alle ſchwiegen und die Kinder ſchauten unausgeſetzt auf das Netz. Es wollte ſich aber keine Schnepfe blicken laſſen. Die Sonne war ſchon eine gute Weile untergegangen. Der halbe Mond, der bisher nur bleich, wie ein Wölklein am Himmel geſchwebt, wurde immer heller; das glühende Abendroth immer bläſſer. Das Netz war in dem röthlichen Scheine der Abenddämmerung kaum mehr ſichtbar. Die Kinder gaben die Hoffnung, etwas zu fangen, bereits auf. Allein plötzlich kamen zwei Schnepfen daher geflogen, und fuhren mit ihren langen Schnäbeln und Hälſen in die Maſchen des Netzes, als wollten ſie es mit ſich fort nehmen. „Jetzt!“ rief der Jäger. Fritz riß an der Schnur, daß ſie faſt entzwei brach; das Netz fiel — und beide Schnepfen waren zur größten Freude der Kinder gefangen.

Die kleine Jagdgeſellſchaft ging nun friedlich wieder nach Hauſe. Herr von Finkenſtein führte ſeine Gemahlin am Arme; die Kinder gingen voran, und jedes trug eine Schnepfe; die beiden Jäger folgten. Der boshafte Dietrich aber lag ſchon lange nächſt einem Dornbuſche, einige Schritte vom

Wege. Er war barfuß; ſein einer Fuß aber war vom Knie bis zum Knöchel mit Lumpen eingebunden, und beinahe ſo dick, als ein Feuereimer. Unter den Lumpen hatte Dietrich ſeine ausgefeilten Schlüſſel und Sperrhacken verſteckt. Als die Herrſchaft in der Dämmerung näher kam, bemerkte Fritz zuerſt, daß ſich bei dem Dornbuſche Jemand rege. „Wer biſt du?“ rief er; „gieb Antwort!“ Dietrich richtete ſich, mit Hülfe eines Steckens, mühſam auf, und hinkte ganz erbärmlich herbei. Er zog den verbundenen Fuß immer etwas empor, und that, als könnte er ſich an ſeinem Stecken kaum aufrecht erhalten.

Herr von Finkenſtein ſprach: „Woher kommſt du noch ſo ſpät, Knabe, und wo willſt du noch hin?“

Der falſche boshafte Dietrich that einen tiefen Seufzer, verzerrte, als wie von unausſtehlichen Schmerzen gequält, das Geſicht, und ſagte mit kläglicher Stimme: „Ach, ich armer, kranker Knabe habe keine Heimath, weder Vater noch Mutter, und muß leider betteln. Wegen meines böſen Fußes nimmt mich Niemand in Dienſt, ſo gern ich auch arbeiten wollte. Ich komme drei Stunden weit her, von dem Scharfrichter zu Schlebenhürſt; der legte mir ein Pflaſter auf meinen Fuß; das brennt nicht anders, als das hölliſche Feuer. Aber dieſer mein trefflicher Arzt ſagt, das müſſe ſo ſeyn, um das faule Fleiſch wegzubeizen. Ich habe mich im Walde verirrt. Seit heute Mittags hinke ich zwiſchen Dornen und Stauden umher, und habe nichts gegeſſen, noch getrunken. Ich wollte heute noch nach Hirſchfelden. Allein ich werde wohl hungrig und durſtig unter freiem Himmel übernachten müſſen.“ Er zog ein zerriſſenes Taſchentüchlein heraus, und ſtellte ſich, als trockne er ſich die Augen, die aber gar nicht naß waren. Die gnädige Frau ſprach gerührt: „Ach, der arme Schelm! Hirſchfelden kann er heute nicht mehr erreichen. Du, Luiſe, ſag' doch einmal, was wir mit dem Knaben anfangen ſollen?“ Die kleine Luiſe ſagte mit Thränen in den Augen: „Wir wollen ihm ein Abendeſſen geben, und ihn über Nacht behalten.“ Fritz rief: „Ja, das wollen wir; nicht wahr, Mama? Und Papa iſt dann ſchon ſo gütig, den Fuß des armen Knaben heilen zu laſſen, wie der Onkel den Arm des armen Niklas heilen ließ.“

Herr von Finkenſtein blickte den Dietrich ſcharf an, als zweifle er, ob auch Alles wahr ſey, was der Knabe geſprochen hatte.

Dietrich ſagte aber: „Ich muß Euren Gnaden doch meinen Fuß zeigen. Obwohl uns nur das erſte Mondsviertel und die Abendhelle leuchtet, ſo werden Sie ſich doch genug daran ſehen.“ Er fing an die Schnur, mit der die Lumpen zuſammen gebunden waren, aufzuknüpfen. Der ſchlaue

Betrüger rechnete ſicher darauf, die Herrſchaft werde die Wunde nicht ſehen wollen. Die gnädige Frau winkte auch wirklich ſogleich mit der Hand und rief: „Laß es gut ſeyn; ich kann die Wunde nicht ſehen. Ich glaube dir ohne das. Komm immerhin mit uns!“

Die Herrſchaft ging weiter, und Dietrich hinkte hinter ihr her, als vermöchte er ihr kaum nachzukommen, und lachte ſie wegen ihrer Leichtgläubigkeit heimlich aus.

Als die Herrſchaft an der Schloßpforte ankam, eilten ihr zwei Bediente mit brennenden Kerzen auf ſilbernen Leuchtern entgegen. Die gnädige Frau befahl, dem armen Knaben ein Nachteſſen zu geben, nannte die Kammer, in der er ſchlafen ſollte, befahl morgen mit Anbruch des Tages den Wundarzt zu rufen, der Fridolins Vater ſo glücklich geheilt hatte, und ging dann mit ihrem Gemahl und den Kindern die ſchöne ſteinerne Stiege hinauf.

Dietrich ließ ſich unten in der Thorſtube die gute Koſt, die ihm gereicht wurde, ſehr wohl ſchmecken. Dabei vergaß er aber nicht, von Zeit zu Zeit nach ſeinem Fuße zu greifen, und wie vor unleidentlichen Schmerzen zu winſeln. Nachdem er ſatt war, zündete der Thorwärter ein Licht an, hieß ihn mitkommen, führte ihn durch den langen gewölbten Gang, und öffnete eine Thüre. Dietrich trat in eine ungeheuer große Kammer, die hochgewölbt und mit rothen Ziegelſteinen gepflaſtert war. In der Ecke ſtand eine uralte Bettlade mit einem friſch überzogenen Bette. An den Wänden hingen einige Gemälde alter Ritter, die in ihrer alterthümlichen Tracht trotzig auf ihn herabzublicken ſchienen. „Hier iſt dein Nachtquartier,“ ſagte der Thorwärter; „Licht brauchſt du keines. Der Mond iſt für dich Nachtlampe genug. So, gute Nacht!“ Der Thorwärter ging mit dem Lichte, und machte die Thüre hinter ſich zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Dietrichs Gewiſſensangſt.

Als Dietrich in der finſtern Kammer, die von dem untergehenden Mondsviertel nur wenig erhellt wurde, ſich allein befand, nahm er den betrügeriſchen Verband von ſeinem Fuße ab. Die Sperrhacken und ausgefeilten Schlüſſel knüpfte er mit der Schnur zuſammen, damit er ſie leichter tragen könne. Hierauf legte er ſich angekleidet zu Bette, und hielt ſich ſtill, bis er denken konnte, daß Alles im Schloße ſchlafe. Nun ſtand er auf, öffnete leiſe die Kammerthür, und tappte in dem dunkeln Gange vorwärts. Er hatte, als der

Thorwärter ihm zu Bette leuchtete, die Gartenthür mit den eiſernen Riegeln und dem alten roſtigen Schloſſe in dem langen Gange wohl bemerkt. Jetzt ſuchte er mit der einen Hand im Gehen immer an der Mauer nach der Thüre; in der andern Hand trug er den Bund eiſerner Werkzeuge.

Er fand die Thüre richtig wieder, und ſchob die Riegel vorſichtig und ohne Geräuſch zurück. Es gelang ihm, das Schloß zu öffnen, und er trat nun vor die offene Thür. Ein ſchneidend kalter Herbſtwind rauſchte durch die halbentblätterten Bäume des Gartens, und raſſelte in dem abgefallenen Laube. Der Mond war längſt untergegangen, und nur hie und da ein Sternlein funkelte zwiſchen den zerriſſenen Wolken. Dietrich wollte hier warten, bis die Räuber kämen. Allein es fror ihn, ſowohl vor der Gartenthür, als drinnen auf dem gepflaſterten Gange, ſo heftig, beſonders an den bloßen Füßen, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er lehnte deßhalb die Gartenthür leiſe an, und ſchlich auf ſeine Kammer zurück. Die Kammerthür aber ließ er halb offen, damit er die Räuber ſogleich kommen höre; ſie hatten verſprochen, ihm mit einem Diebspfeifchen ein Zeichen zu geben. Er legte ſich wieder in das Bett, und ſtützte den Kopf auf die Hand, um nicht einzuſchlafen.

In der Kammer war es jetzt ſehr finſter.

Alles um ihn her war ſchwarz. Er ſah nichts mehr als das Fenſter, das als ein graues Viereck in dem tiefen Dunkel erſchien. Jetzt ſchlug es auf dem Schloßthurme eilf Uhr; zwiſchen eilf und zwölf Uhr wollten die Räuber kommen. Der ernſte Glockenſchlag machte ihn erbeben; er konnte nicht ohne Schrecken daran denken, was jetzt bald geſchehen ſollte. Wann er ſonſt in Geſellſchaft ſeiner Diebsgenoſſen auf den Raub auszog, war es ihm nie ſo bange geweſen. Ihre leichtſinnigen Geſpräche ließen ihn nicht zum Nachdenken kommen. Doch jetzt, in dieſer einſamen Kammer, in dem ſchauerlichen Dunkel und der tiefen Stille der Nacht vernahm er die Stimme ſeines Gewiſſens deutlicher. Das natürliche Entſetzen, das jedes Menſchenherz vor einer böſen That empfindet, machte ihn ſchaudern. Es kam ihm zu Sinne, wie liebreich ihn die Herrſchaft in ihr Schloß aufgenommen hatte. „Wie mitleidig,“ dachte er, „war der freundliche junge Herr gegen mich! Und dem kleinen Fräulein ſtanden die hellen Zähren in den Augen! Und zum Dank dafür ſollen nun die Eltern dieſer guten Kinder um all das Ihrige kommen, ja ihr Vater noch in dieſer Stunde vielleicht gar ermordet werden? Denn er und ſein alter Moritz werden ſich gewiß tapfer wehren — und Waller und Schlicht haben ſich nicht umſonſt mit Säbeln und ſcharfgeladenen Piſtolen bewaffnet.

Ohne Mord und Tod wird es kaum abgehen.“ Er wollte ſchon aufſtehen, und die Riegel wieder vorſchieben, um den Jammer zu verhindern.

Allein jetzt ſchwebten ihm die ſilbernen Leuchter, mit denen die Bedienten vorhin der Herrſchaft geleuchtet hatten, gleichſam wieder vor Augen. „Die Leuchter waren ſo ſchön,“ dachte er; „wie ſie glänzten und ſchimmerten! Gewiß ſind ſie auch recht ſchwer. Es müſſen unermeßliche Schätze von Gold und Silber in dieſem Schloſſe ſtecken, die wir nur nehmen dürfen. Was würden meine drei Freunde mit mir anfangen, wenn ich ſie um eine ſolche reiche Beute brächte? Nein, nein, das thue ich nicht. Auch meinen Antheil an dem Gewinn will ich nicht aus den Händen laſſen.“ So erſtickte die Begier nach Geld und Gut alles menſchliche Gefühl in ſeinem Herzen.

Er blieb in dem Bette liegen. Allein nun kam ihm ſein verſtorbener Vater zu Sinne; es war ihm, als ſähe er das blaſſe Angeſicht des Sterbenden mit Augen. „Ach,“ ſagte Dietrich, „wie oft in ſeinem Leben, und noch auf ſeinem Todbette, hat mir der gute Vater die göttlichen Gebote eingeſchärft! Mit welchem Nachdrucke hat er oft zu mir geſprochen: Du ſollſt nicht ſtehlen! Du ſollſt nicht tödten! — Und iſt das, was wir jetzt vorhaben, nicht ein großer Diebſtahl! Und kann nicht leicht Jemand von den Leuten im Schloſſe dabei um das Leben kommen? Und hätte ich dann nicht Theil an dieſer Blutſchuld? Und wie ginge es mir dann in jener Welt? O mit welch' fürchterlichem Ernſte ſprach mein Vater von der Hölle — von dem Wurm, der nimmer ſtirbt — von dem Feuer, das nimmer erliſcht!“ Es kam Dietrich eine unbeſchreibliche Angſt an. Er konnte nicht mehr in dem Bette bleiben. Er ſprang auf, um an die Gartenthür zu eilen, und ſie mit Schloß und Riegel gegen die Räuber zu verwahren.

Allein in Mitte der Kammer blieb er ſtehen. „So will ich mich denn ſelbſt, wie einen Gefangenen, hier einſchließen,“ dachte er, „und mich dem Gerichte ausliefern? Morgen früh kommt der Wundarzt, meinen Fuß in die Kur zu nehmen. Dann kommt es auf, daß ich gelogen habe. Ja alle meine böſen Streiche, von der goldenen Uhr an, bis auf meine gegenwärtige Betrügerei werden an den Tag kommen. Man ſchickt mich dann zum wenigſten auf zehn Jahre in das Zuchthaus. Es wäre freilich das Beſte geweſen, ich hätte mich nie in ſolche böſe Händel eingelaſſen; ſie gleichen jenen künſtlichen Körben, in denen man Krebſe fängt. Hinein kommt man leicht, aber nicht leicht mehr heraus. Ich kann nun nicht mehr anders; ich muß nun ſchon Alles gehen laſſen, wie es geht.“

Noch einmal aber war es ihm, als ſagte ſein guter Engel ihm in das Ohr: „Laß die Räuber nicht herein; eile und ſchließe die Thüre; falle morgen frühe der Herrſchaft zu Füßen; bekenne dein böſes Vorhaben; ſage, daß du von ihrer Güte gerührt es wieder aufgegeben; flehe um Gnade und Verzeihung! Deine Reue und dein Bekenntniß werden dir Verzeihung erwerben; die Herrſchaft wird dich gegen die Räuber ſchützen, und für dich ſorgen, daß du noch einmal als ein ehrlicher Mann dein Brod erwerben mögeſt. So kannſt du mit der Gnade Gottes noch zeitlich und ewig gerettet werden.“

Aber Dietrich gab dieſen guten Eingebungen kein Gehör. Da er ſelbſt unbarmherzig und gegen alle Menſchen falſch und verſtellt war, ſo konnte er auch zu keinem Menſchen Zutrauen haben; er konnte nicht glauben, die Herrſchaft werde ſich ſeiner erbarmen, und ihm verzeihen. Er ſchlug ſich die Gedanken an Gott und Ewigkeit mit Gewalt aus dem Sinne. Er ſuchte ſich ſelbſt zu betrügen, und den vorhabenden Raub als etwas Geringes anzuſehen. „Ei,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „es wird nicht ſo übel ablaufen, als ich fürchte. Schlicht hat ja verſichert, es ſoll dabei kein Tropfen Blut vergoſſen werden, und die Leute im Schloſſe ſeyen ſo reich, daß ſie einen ſolchen kleinen Verluſt für nichts achten. Was ſollte ich, da ich ein reicher Kerl werden kann, lieber ein armer Züchtling werden wollen, oder mich gar aufknüpfen laſſen?

Es ſey beſchloſſen, ich laſſe meine drei Freunde herein!“ So galt dem verhärteten jungen Böſewichte die Hoffnung zeitlicher Güter mehr als der Himmel, und er fürchtete zeitliche Uebel mehr als die Hölle.

Sechzehntes Kapitel.

Eine ſeltſame Erſcheinung.

Dietrich legte ſich, den Kopf auf die Hand geſtützt, wieder zu Bette — und erwartete die Ankunft der Räuber. Aber horch! jetzt war es ihm, als höre er hoch in der Luft ein Geheul; die Fenſter zitterten; die Kammerthür flog weit auf. Dietrich erſchrak; doch machte er ſich wieder Muth. „Es iſt nur der Wind, ſagte er; der heult oben in den Schornſteinen, klappert an den Fenſtern, und hat die Thüre aufgeworfen. „Allein jetzt hörte er draußen auf dem Gange einen fernen, leiſen Tritt, der immer näher kam. „Das iſt ein ſeltſamer Tritt,“ ſagte Dietrich; „ſo tritt kein Menſch auf. Ach, was mag wohl das ſeyn!“ Nun kams zur Thüre herein — und Dietrich erblickte gegen das Fenſter hin eine ſchwarze Geſtalt mit Hörnern. Die Geſtalt kam näher, und ſtand jetzt dicht vor dem Bette. Dietrich empfand einen Todesſchrecken, und zog die Bettdecke über den Kopf. „Ach,“ dachte er, „das iſt der böſe Geiſt, der über böſe Menſchen Gewalt hat!“

Was der junge Böſewicht für den Satan hielt, war weiter nichts, als der Rehbock. Durch die Gartenthür, die der Wind aufgeſchlagen hatte, war der Bock, dieſer Erzfeind böſer Buben, in das Schloß gekommen, hatte den fremden Gaſt ausgewittert, und ſtattete ihm nun dieſen nächtlichen Beſuch ab.

Dem erſchreckten Dietrich brach indeſſen der Angſtſchweiß aus. Der vermeintliche Satan verſetzte ihm erſt einige derbe Stöße, die ihm, ungeachtet der Bettdecke, ſehr wehe thaten. Hierauf ſprang das ſchwarze gehörnte Ungethüm auf das Bett, und bohrte mit den Hörnern in die Bettdecke, als wollte es ihn aufgabeln. Nun kam Dietrich ganz außer ſich. Er raffte ſich auf, ſprang aus dem Bette, rannte zur Thüre hinaus, lief vorwärts durch den dunkeln Gang, um bei den Leuten im Schloſſe eine Zuflucht zu ſuchen, und ſchrie dabei ſo fürchterlich, daß alle Gänge und Gewölbe des Schloſſes davon wiederhallten. Der Rehbock ſetzte ihm aber nach, ſtieß ihn zu Boden, und ſtampfte mit den Füßen auf ihm herum. Dietrich machte ſich mehrmal auf, um zu entrinnen; der Bock ſtieß ihn aber allemal wieder nieder, und jagte ihn ſo unten auf dem großen Vorplatze vor der Stiege lange umher. Dabei ſchrie Dietrich in Einem fort ſo laut, als ſteckte er am Spieße: „Er hat mich, er holt mich; o helft, helft!“

Endlich erſchien oben an der Stiege Jemand mit einem Licht. Es war der alte Jäger Moritz, der zugleich Kammerdiener des gnädigen Herrn war. Dietrich ſprang verzweifelnd die Staffeln hinauf, fiel vor dem Jäger auf die Knie, umfaßte ihm die Füße, und rief: „O rettet mich! Ich will Alles bekennen!“

„Bekennen?“ ſprach der Jäger, „gut! So bekenne.“ „Du aber,“ rief er mit drohender Stimme dem Rehbocke zu, „hebe dich von hier!“ Das Thier wandte ſich, und ſprang die Treppe hinunter. Es fürchtete ſich vor dem Jäger, der es ſchon öfter aus den obern Gängen des Schloſſes verſcheucht hatte, weil man es dort nicht gerne duldete. Dietrich aber, der ſich nicht umzuſehen getraute, meinte noch immer, der böſe Feind ſey aus der Hölle losgelaſſen worden, ihn wegen ſeines böſen Verhabens zu züchtigen. Todtenblaß und faſt athemlos klammerte er ſich an den Füßen des Jägers feſt, und zitterte wie Eſpenlaub. Die Stöße und Tritte, die ihm der Rehbock verſetzt hatte, ſchmerzten ihn ſchrecklich, und er wurde faſt ohnmächtig.

Der Jäger wiederholte mit donnernder Stimme:

„Bekenne!“ Bevor aber Dietrich wieder zu Athem kommen konnte, liefen von allen Seiten die Bediente zuſammen. Auch die Kammerjungfer, das Stubenmädchen, die Köchin und die Küchenmägde eilten herbei. Am Ende kamen ſogar noch der gnädige Herr, die gnädige Frau und die zwei Kinder. Das furchtbare Geſchrei hatte alle im Schloſſe aufgeſchreckt. „Um des Himmelswillen, was gibt es?“ rief die gnädige Frau. „Brennt es in dem Schloſſe?“ Fritz rief, als er den Dietrich zu den Füßen des Jägers liegen ſah: „Hat dir dein Fuß denn ſogar wehe gethan, daß du ſo fürchterlich geſchrieen haſt?“ Die kleine Luiſe ſagte: „Man ſieht ja kein Pflaſter und keine Wunde mehr am Fuße; er iſt ſo geſund, als der andere. So ſchnell konnte er doch nicht heilen. Das iſt ſeltſam!“

„Sprecht,“ ſagte der gnädige Herr zu dem Jäger, „was iſt hier vorgegangen? Was hat es mit dem Knaben für eine Bewandtniß?“

„Das ſollen Eure Gnaden ſogleich von ihm ſelbſt hören,“ ſagte der Jäger. „Rede, Bube! Was führte dich in dieſes Schloß? Was hatteſt du vor! Bekenne es — oder, du weißt es wohl, es geht dir nicht gut!“

Dietrich geſtand nun mit weinerlicher Stimme, er habe ſich von den Wildſchützen überreden laſſen, ſich für breſthaft und elend auszugeben, damit man ihn im Schloſſe über Nacht behalte; er habe aus

Furcht vor dieſen ſeinen guten Freunden ihnen die Gartenthür aufgeriegelt; allein anſtatt der Wildſchützen ſey der böſe Geiſt herein gekommen, und habe ihn mit ſeinen Hörnern ſpießen und mit ſich fort nehmen wollen.

Der alte Jäger rief zornig: „O du gottloſer Bube! An dir haben wir von unſerer Schnepfenjagd eine ſaubere Schnepfe mit nach Hauſe gebracht. Aber warte nur, der Scharfrichter von Schlehenhürſt wird dich nun wohl im Ernſte in die Kur nehmen.“

Der gute Fridolin, der mit einer brennenden Kerze neben dem Herrn von Finkenſtein ſtand, betrachtete den zitternden Dietrich näher und rief: „Je, dich kenne ich ja ſchon! Ich habe dich dort im Walde geſehen, als du jene Rehgeis dem jungen Reh vor den Augen weggeſchoſſen haſt. Ja, ja, du biſt es! Nicht wahr, das hätteſt du nicht gedacht, das junge Reh werde jenen Schuß noch einmal an dir rächen, und dich dem Gefängniſſe und dem Galgen ausliefern? Allein Gott hat dieſes ſo gefügt. Er iſt ein langmüthiger, aber richtiger Bezahler.“

Dietrich ſchaute den Fridolin mit ſtieren Augen an, und begriff nicht, was er meine. Allein der Jäger Moritz ſagte: „Einfältiger Bube, jenes Rehkitzlein, deſſen Mutter du im Walde bei Haſelbach ſo erbarmungslos weggebürſchet haſt, haben wir in den Schloßgarten aufgenommen, und es iſt indeß zu einem ſtattlichen Rehbocke heran gewachſen. Der böſe Geiſt, der dich mit ſeinen Hörnern bis hieher zu meinen Füßen verfolgte, war Niemand anders, als dieſer unſer Rehbock; indeſſen wirſt du den Klauen des Satans doch nicht entgehen.“

Dietrich ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und ſagte: „Einen dummern Jungen, als ich bin, gibt es doch in der Welt nicht mehr, daß ich einen Rehbock für den Teufel anſehen konnte. Ich dachte immer, liſtiger und verſchlagener ſey kein Menſch als ich, und nun mußte mich ein ſolches dummes, vernunftloſes Vieh ſo gräulich überliſten, daß ich einen ſolchen Lärmen anfing, und Alles einbekannte. Ich möchte mir vor Verdruß alle Haare ausreißen!“ Die Bedienten und die Mägde brachen über Dietrichs ſeltſamen Irrthum in ein lautes Gelächter aus.

Der gnädige Herr ſprach aber ſehr ernſthaft: „Die Furcht des Knaben rührte freilich aus Irrthum her. Allein ſelbſt dieſem Irrthum liegt eine große Wahrheit zu Grunde. Sein böſes Gewiſſen hat ihm den Satan vorgemalt; ein guter frommer Knabe hätte unmöglich glauben können, der Satan wolle ihn mit fort nehmen. Jeder Böſewicht fühlt es tief in ſeinem Innerſten, daß er noch etwas Schrecklicheres, als Galgen und Rad zu fürchten habe — jenen Abgrund von Elend, der nach dem

Ausſpruche des Erlöſers und Richters der Menſchen dem Teufel und ſeinem Anhange auf ewig beſtimmt iſt."

Die gnädige Frau ſchlug die Hände zuſammen, blickte zum Himmel auf und rief: „O Du guter Gott, wie können wir Dir genug danken, daß Du uns gerettet haſt! Du haſt es ſo gefügt, daß dieſem ruchloſen Heuchler noch zu rechter Zeit ein plötzlicher Schrecken eingejagt wurde, und daß er aus Angſt und Verzweiflung ſich ſelbſt verrathen mußte. Wir ſchliefen im Frieden, und ahneten keine Gefahr. Aber Dein Auge hat über uns gewacht. Was für böſe Menſchen gibt es doch! Wenn Du, barmherziger Gott nicht ſo gut und ein ſo treuer Beſchützer wäreſt — ach wir dürften keine Nacht ruhig ſchlafen, und weder Schlöſſer noch Riegel könnten uns ſchützen! O meine lieben Kinder: dankt Ihm doch auch, dem guten treuen Gott, und vertraut aufs Neue auf Ihn."

Siebenzehntes Kapitel.

Dietrichs erſtes Verhör.

Frau von Finkenſtein rief jetzt plötzlich den Bedienten zu: „Ihr Leute, eilet und riegelt die Thüre!

Wir ſind keinen Augenblick ſicher, daß die Böſewichter uns überfallen!“

Der alte Jäger Moritz ſagte: „Die Wildſchützen, dieſe abſcheulichen Spitzbuben, ſollen diesmal übel anlaufen. Wir wollen uns bewaffnen, ſie hereinlaſſen, und ſie dann gefangen nehmen oder niederſchießen.“

Die gnädige Frau rief aber: „Nein, nein, gieb das nicht zu, liebſter Gemahl! Die Räuber kommen ſicher nicht unbewaffnet. Wie leicht könnten ſie einen unſrer treuen Diener ſchwer verwunden, oder gar tödten! Und das würde mich Lebenslang ſchmerzen!“

Der gnädige Herr ſprach: „Du haſt Recht, Franziska! Es gibt noch andere Wege, ihrer habhaft zu werden. Da wir den jungen Böſewicht haben, ſo können uns die alten Verbrecher nicht wohl entgehen. Wir werden es ſchon aus ihm heraus zu bringen wiſſen, wo ſie zu finden ſind.“

Die Gartenthüre wurde nun unverzüglich verriegelt. Der alte Jäger ſagte aber brummend: „Ganz kann ich es den Wilddieben nicht ſchenken. Ich möchte wenigſtens einem oder dem andern die Füße voll Schrot ſchießen, damit er uns nicht mehr entlaufen könne.“ Er holte ein Paar Doppelflinten, und ſtellte ſich an ein offenes Fenſter, das gegen die Gartenthür ſah. Eine Flinte lehnte er in das Fenſtereck, ſpannte beide Hahnen der andern Flinte, und lauerte auf die Räuber. Er ſah und hörte jedoch nicht das Geringſte von ihnen. Die Räuber waren in der dunklen Nacht zwar bis an die Gartenmauer gekommen. Allein mit einem Mal hörten ſie Dietrichs Geſchrei, und glaubten, man peitſche ihn, weil man ſeinen Betrug entdeckt habe. Sie ſahen, daß zugleich in mehreren Zimmern Lichter angezündet wurden, und der Stiege zueilten. Sie kehrten daher augenblicklich zurück in den Wald. Den leeren Sack, den ſie mit Gold und Silber hatten füllen wollen, vergaßen ſie mitzunehmen, und man fand ihn Morgens bei der Gartenmauer liegen.

Dietrich wurde indeß in die Thorſtube hinabgeführt, und da bewacht. Er bereuete es nun ſchmerzlich, daß er der Stimme ſeines Gewiſſens nicht gefolgt habe. „Ach," dachte er, „wenn ich die Thüre geriegelt und mein böſes Vorhaben freiwillig bekannt hätte, ſo hätte ich vielleicht noch Gnade gefunden; es wäre mir ſicher nicht ſo ſchlimm gegangen, als es mir jetzt ergehen wird!" Allein er ſann ſogleich wieder darauf, wie er ſich aus dem übeln Handel herauslügen wolle.

Herr von Finkenſtein ſchickte einen Bedienten nach Hirſchfelden, die Begebenheit dem Amtmanne zu melden, und ihn zu erſuchen, ſogleich in das Schloß zu kommen. Bis er kam, redeten der gnädige Herr und die gnädige Frau Vieles über die große Gefahr, der ſie eben entgangen waren; auch die zwei Kinder blieben auf, und machten ihre Bemerkungen darüber. Der ausgeſtandene Schrecken hatte ihnen Allen den Schlaf vertrieben.

„Es war doch gut,“ ſagte Fritz, „daß ich damals den jungen Rehbock verfehlte; wenn ich ihn getroffen hätte, ſo ſtünde es jetzt ſehr übel mit uns.“ „Du haſt vollkommen Recht,“ ſprach der Vater. „Jenes kleine Jagdunglück war unſer aller größtes Glück. So oft uns etwas Unangenehmes begegnet, ſollen wir allemal denken, wer weiß, wozu das gut iſt? Wir würden dann viel ruhiger und zufriedener leben. Denn Gott lenkt in der That alle, auch die kleinſten Vorfälle, zu unſerm Beſten.“

Die kleine Luiſe ſagte: „Der Rehbock verdiente, daß man ihm ein Halsband von rothem Saffian und mit Gold verziert, machen laſſe; denn er hat zwei edle Thaten vollbracht. Er hat den Fritz, den Papa und den Onkel zu Fridolins krankem Vater geführt, daß dem armen Manne geholfen wurde; den böſen Dietrich aber hat er recht tapfer herum geſtoßen, und uns dadurch vor Beraubung, ja wohl gar vor Mord und Tod bewahret.“ Die Mutter ſprach lächelnd: „Davon, daß er uns einen Dienſt erwies, weiß der Rehbock ganz und gar nichts. Der liebe Gott fügte es ſo, daß durch dieſes gute Thier zwei Familien gerettet wurden.“

Fritz ſagte: „Nicht wahr, Papa! Wann wir wieder einmal einen Menſchen am Wege liegen ſehen, ſo nehmen wir ihn nicht mehr mit in unſer Schloß?“ Der Vater ſprach: „Das wäre ſehr grauſam, lieber Fritz. Wir haben uns allerdings übereilt, und uns an Dietrich betrogen; unſre Güte hätte ſehr üble Folgen für uns haben können. Aber uns deßhalb keines Unglücklichen mehr anzunehmen, weil wir einmal betrogen worden, wäre der entgegen geſetzte Fehler. Ja es wäre wohl noch immer beſſer, einem Unwürdigen eine Wohlthat zu erzeigen, als einen Würdigen abzuweiſen. Indeß müſſen wir dabei allerdings auf unſre eigene Sicherheit bedacht ſeyn, und ich werde deßhalb an der Thüre der Kammer, in der wir etwa künftig einen verdächtigen Fremden über Nacht behalten, ein gutes Vorlegeſchloß anbringen laſſen.“

Jetzt kam der Amtmann mit ſeinem Aktuar. Ein Gerichtsdiener begleitete ſie, und trug die Ketten, den Dietrich damit zu ſchließen. Dietrich wurde geſchloſſen, und aus der Thorſtube herauf geführt; denn der Amtmann wollte ihn in Gegenwart des gnädigen Herrn vorläufig in das Verhör nehmen. Die gnädige Frau wollte aber nicht dabei zugegen ſeyn; ſie hielt es auch nicht für gut, daß die Kinder ſo viel Böſes mit anhören ſollten, und ging deßhalb mit ihnen auf ihr Zimmer.

Dietrich geberdete ſich in ſeinen Ketten ſehr jämmerlich, und ſagte unter vielen Thränen: „Thun Sie mir nur nichts an dem Leben, und ich will Ihnen alles ſagen, was ich von den drei Spitzbuben, die mich in dieſes mein Unglück gebracht haben, nur immer weiß.“ Dietrich nannte ihre Namen, und erzählte, um aufrichtig zu ſcheinen, einige Diebſtähle, die ſie begangen hatten; allein von jenen Einbrüchen, bei denen er ſelbſt geweſen, ſagte er kein Wörtlein. „Ach,“ rief jetzt der Heuchler, und fing an zu heulen; „ich bin nichts weiter, als ihr Dienſtbube geweſen. Ich konnte ihnen nicht wehren, allerlei böſe Streiche zu verüben. Ich bin — ich weiß ſelbſt nicht wie? — in ihre vermaledeiten Dienſte gerathen. Ich wollte, um mich ehrlich und redlich zu ernähren, ein Beſenbinder werden. Joſt nahm mich, wie er ſich rühmte, aus purer, lauterer Großmuth, auch wirklich in die Lehre. Er verſprach mir alles Gute, und ich dachte an nichts Böſes. Aber von da fing mein Elend an. Joſt machte mich mit Waller und Schlicht bekannt. Ich dummer Junge hielt ſie anfangs für ehrliche Jäger, wofür ſie ſich ausgaben. Denn Joſt verſicherte mir, ſie hätten die Jagd gepachtet. Nach und nach merkte ich freilich, ſie ſeyen Wildſchützen, ja ſogar Diebe. Aber was wollte ich anfangen? Ich war nun einmal in ihren Klauen. Ich ſuchte vergebens zu entrinnen; ſie bewachten mich wie einen Gefangenen, und drohten mir mit Mord und Tod. Ach du lieber Himmel, nie wäre eine ſolche Bosheit, die hochgnädige Herrſchaft beſtehlen zu helfen, in mein Herz gekommen; allein die Böſewichter ſetzten mir die Piſtolen auf die Bruſt und drohten mich zu ermorden, wenn ich ihnen nicht gehorche. Ich bereue es nun mit heißen Zähren, daß ich mich nicht lieber umbringen, als zu einem ſolchen Bubenſtück verleiten ließ. Ich will den geheimen Schlupfwinkel der Spitzbuben gern entdecken, damit ſie beſtraft werden. Sie haben ſich mit einander verabredet, nach dem Einbruche in ihre alte Burg zurück zu kehren. Dieſe Burg und den Eingang dazu, der ſchwer zu finden iſt, will ich gern zeigen. Dort ſtecken die verwünſchten Kerle gewiß beiſammen. Es geſchieht den Schurken Recht, wenn man ſie alle drei köpft oder aufknüpft. Das haben ſie ſchon an mir armer Waiſe zehnfach verdient. Allein, liebſter, beſter Herr Amtmann, und Sie, allergnädigſter Herr von Finkenſtein! verſchonen Sie nur mich.“

Der Amtmann gab dem Dietrich kein böſes Wort, und legte ihm noch einige Fragen vor. Dietrich beantwortete ſie, nachdem er es für gut fand, theils wahr, theils falſch; er verſicherte, er habe ſeine Eltern kaum mehr gekannt, und ſie ſeyen als heimathloſe Leute nur ſo im Lande umher gezogen. Er geſtand nicht, wo er her ſey, damit ſeine frühern böſen Streiche nicht aufkommen möchten. Er wurde nun wieder in die Thorſtube hinabgeführt. Der lügenhafte Bube meinte, er habe ſeine Sache mit ſeinen frechen Lügen recht gut gemacht; doch ſie war dadurch nur ſchlimmer geworden. Als Dietrich zur Thüre hinaus war, ſagte der Amtmann: „Was für ein abgefäumter Spitzbube iſt doch dieſer Burſche! Um ſich zu retten, brächte er ſeine Diebsgenoſſen mit Luſt an den Galgen. Faſt Alles, was er vorbrachte, iſt offenbar ein ſchändliches Gewebe von Lügen. Mich wundert nur dies, wie ein ſolcher einfältiger Tropf ſich einbilden kann, Männer von Einſicht und Erfahrung ſo leicht zu überliſten.“

Der Herr von Finkenſtein ſprach: „Er iſt ein ausgemachter Böſewicht. Sie hätten nur ſehen ſollen, wie ſchlau und liſtig er ſich draußen am Wege zu verſtellen wußte! Wenn er das nur aus Furcht vor den Räubern gethan hätte, ſo hätte er es nicht ſo gut zu machen gewußt; allein es war ihm ſelbſt eine Luſt, uns zu betrügen, und er zeigte, daß er ſchon ſeit Jahren mit Lug und Trug umgehe. Wenn er den vorgehabten Raub ſo ſehr verabſcheut hätte — warum bekannte er ihn nicht früher ein? Und wenn es ihm darum zu thun geweſen wäre, den Räubern zu entkommen, ſo befand er ſich ja nicht mehr in ihrer Gewalt, und hätte in unſerm Schloſſe eine ſichere Zuflucht gefunden.

Er hat ſeine Falſchheit und Nichtswürdigkeit nur noch mehr an den Tag gegeben. Allein jeder Böſewicht, der ſich mit Lügen aus einer böſen Sache heraus zu wickeln ſucht, verwickelt ſich nur immer mehr, und fängt ſich in ſeinen eigenen Netzen.“

Achtzehntes Kapitel.

Ein Streifzug gegen die Räuber.

Der Amtmann hatte, ſobald ihm der vorgehabte Einbruch in das Schloß Finkenſtein gemeldet worden, auf der Stelle Anſtalt zu einem allgemeinen Streifzuge gegen die Räuber gemacht. Er ließ dazu alle Jäger, Gerichtsdiener und Flurſchützen in der ganzen Herrſchaft, und eine große Schaar Bürger und Bauern aufbieten. Während er den Dietrich verhörte, war der Oberförſter von Hirſchfelden mit ſeinen Leuten zu Finkenſtein angekommen. Die übrigen Jäger und Bauern in der Herrſchaft ſollten unterwegs zu dem Zuge ſtoßen. Der Amtmann beſchloß, nachdem er den Dietrich vernommen hatte, geradezu nach der zerſtörten Ritterburg zu ziehen, um da die Räuber zu überfallen. Er ſetzte ſich zu Pferd, und führte den Befehl über die tapferen Männer. Als Dietrich aus dem Schloſſe heraus gebracht wurde, rief einer der Bürger aus Hirſchfelden, ein Eiſenhändler: „Seht, das iſt der liederliche Schloſſerjunge von Waldingen, der wegen Diebſtahls entlaufen iſt!“ Dietrich ſah nun, wie wenig ihm ſeine Lügen halfen. Der alte Moritz aber, der auch mitzog, ergrimmte, warf dem jungen Verbrecher einen Strick um den Hals, und ſagte: „Du gottloſer Lügner! wenn du uns den verborgenen Schlupfwinkel deiner Spießgeſellen nicht richtig angibſt, ſo henken wir dich an dem nächſten beſten Baume auf.“ Man nahm auch einen Leiterwagen mit, um die Räuber, wenn ſie bei dem Einfangen ſollten verwundet werden, lebendig oder todt einzubringen. Dietrich durfte aufſitzen, weil ihn der Rehbock ſo übel zugerichtet hatte, daß er kaum das Gehen vermochte. Es ſchlug eben Morgens zwei Uhr, als man aufbrach. Die übrige aufgebotene Mannſchaft ſchloß ſich unterwegs wohlbewaffnet an den Zug an.

Tief im Walde auf einem Platze, der etwa noch eine halbe Stunde von der alten Burg entfernt war, ließ der Amtmann halten, vertheilte ſeine Leute und befahl ihnen, ſich in großer Stille von allen Seiten der Burg zu nähern, und ſie zu umringen. Der Wagen mußte einſtweilen zurück bleiben. Dietrich zeigte ihnen die geheime

Maueröffnung zu dem unterirdiſchen Gange, und auch jenen geheimen Ausgang, der aus der Räuberhöhle hinauf in das Freie führte. Dieſer Ausgang oben im Schutte wurde mit bewaffneten Leuten beſetzt; in die Maueröffnung unten am Schloßgraben aber wagten ſich mehrere Jäger und Gerichtsdiener, alle wohl bewaffnet hinein. Stillſchweigend und mit leiſen Tritten ſchlichen ſie in dem dunkeln Gange vorwärts. Sie kamen in das Gewölbe. Die Räuber lagen alle drei in tiefem Schlafe. Sie hatten die vergangene Nacht, ſobald ſie ihre Höhle erreicht hatten, ſich ermüdet auf ihr Lager geworfen. Auch Waller war dießmal bei ihnen in der Höhle geblieben, und ſogleich eingeſchlafen. Nur Joſt hatte, ſo lange er die Augen offen halten konnte, wegen der vereitelten Hoffnung in ſeiner Branntweinflaſche Troſt geſucht. Jetzt rief der Amtsdiener mit mächtiger Stimme: „Wachet auf, und kommt mit uns; ihr ſeyd unſre Gefangenen!“ Waller ſprang zuerſt auf — ſah die Menge Leute, die drohenden Flinten, Piſtolen, Säbel und Hirſchfänger, warf dem Dietrich einen verächtlichen Blick zu, und ergab ſich. Schlicht ſagte: „Es war ein dummer Streich von uns, daß wir uns hieher flüchteten. Wir hätten dem falſchen Dietrich, dieſem Verräther, nicht trauen ſollen. Indeß hat nun einmal unſre Stunde geſchlagen.“ Joſt aber, der ſeinen Rauſch noch nicht ausgeſchlafen hatte, fluchte über Dietrich, riß einen Säbel von der Wand, und wollte um ſich hauen. Waller hielt ihm den Arm, und ſprach: „Laß das! Gegenwehr' wäre hier unnütz und lächerlich.“ Die Räuber wurden nun in ihrer Höhle, in der ſie vor jedem Ueberfalle ſicher zu ſeyn glaubten, gefangen genommen.

Der Amtmann, von vielen Bewaffneten umgeben, wartete indeſſen draußen an der Oeffnung der Mauer. Ein Gerichtsdiener kam zuerſt heraus, und rief freudig: „Wir haben ſie alle drei; ſie kommen mir auf dem Fuße nach.“ Auf dieſen Ruf verſammelten ſich alle die Männer, die der Amtmann mitgebracht hatte, vor der Maueröffnung, voll Begierde, die Räuber zu ſehen. Waller kam zuerſt heraus, blickte mit ſeinen hellen, ſchwarzen Augen in dem Kreiſe der Bewaffneten umher, neigte ſich mit Anſtand vor dem Amtmanne, ſagte aber kein Wort. Er bot ruhig ſeine Hände dar, und ließ ſich die Ketten anlegen. Schlicht folgte ſeinem Beiſpiele. Joſt aber ſchimpfte und läſterte, und wollte ſich durchaus nicht feſſeln laſſen. Es half ihm aber nichts; er wurde geſchloſſen. Was man in der Räuberhöhle vorgefunden hatte, wurde herausgebracht, und auf den Wagen geladen, der eben herbei gekommen war. Dietrich ſetzte ſich auf den Wagen; Joſt, der noch immer taumelte, wurde in ſeinen

Ketten zu ihm auf den Wagen geworfen. Auf dem ganzen Wege ſchalt Joſt über Dietrich und drohte, ihm bei erſter Gelegenheit den Hals umzudrehen. Er bedachte nicht, ſeinem eigenen Halſe drohe eine viel größere Gefahr.

Jetzt näherte ſich der Zug dem Schloſſe Finkenſtein. Der Amtmann ritt voraus; hinter ihm gingen Waller und Schlicht in ihren Ketten zwiſchen mehreren Bewaffneten; nun folgte der Wagen, auf dem Joſt und Dietrich nebſt zwei Gerichtsdienern mit geladenen Gewehren ſaßen; eine große Schaar Bauern mit Holzaxten, Heugabeln und Prügeln ausgerüſtet beſchloß den Zug. Herr von Finkenſtein, ſeine Gemahlin und die Kinder ſchauten bei den Fenſtern herab; die Bedienten ſtanden unter der Schloßpforte; eine Menge Leute aus den benachbarten Orten drängte ſich herbei, die Räuber zu ſehen.

Fridolin, der neben Baron Fritz an dem Fenſter ſtand, ſagte verwundert: „Sehen Sie, der Mann, der bei Dietrich auf dem Wagen ſitzt, iſt dabei geweſen, als Dietrich die Rehgeiß geſchoſſen; er hat ſie vollends getödtet. Wie Beide mit einander die böſe That begangen, ſo werden ſie nun auch mit einander geſtraft.“ Einige unter den Leuten, die zuſammen gelaufen waren, riefen: „Iſt dies nicht Joſt, der ehemalige Kutſcher im Schloſſe? „Leider, der iſt es!“ ſagte Moritz. Da wurden alle höchſt aufgebracht über Joſt und ſchrien: „O du undankbarer, ruchloſer Kerl! Wie viele Wohlthaten haſt du in dieſem Schloſſe genoſſen! Und du wollteſt das Gute mit Raub und Mord vergelten!“ Sie zeigten große Luſt, den Joſt zu ſteinigen, und hätten es wohl auch gethan, wenn man es ihnen nicht gewehrt hätte. Der Amtmann ging nun zu der Herrſchaft hinauf, ihr über den gelungenen Streifzug Bericht zu erſtatten; die Räuber aber wurden nebſt Dietrich nach Hirſchfelden abgeführt, wo ſich das Amtsgericht befand, und jeder wurde in ein beſonderes Gefängniß gelegt.

Es hatte in der Gegend großes Aufſehen erregt, daß man noch in der Nacht ſo viele Mannſchaft aufgeboten hatte, die Räuber zu verfolgen. Das Gerücht von dem Raubanſchlage auf Finkenſtein verbreitete ſich weit umher, und vergrößerte ſich von Ort zu Ort. Man erzählte ſich die ſchauerlichſten Dinge. In den entlegenern Dörfern hieß es ſchon, man habe wirklich eingebrochen; noch weiterhin wurde verſichert, das ganze Schloß ſey rein ausgeplündert; in noch größerer Entfernung behauptete man, die Räuber hätten ſich nicht begnügt, zu rauben, ſondern ſie hätten ſogar die Herrſchaft ermordet, und das Schloß in Brand geſteckt. Dieſe lügenhaften Gerüchte kamen dem Bruder der gnädigen Frau, dem Major, zu Ohren. Wiewohl er nur das Wenigſte glaubte, ſo dachte er, etwas müſſe doch daran ſeyn. Um der Ungewißheit, die ihm ſehr peinlich war, ein Ende zu machen, und den Seinigen, die vielleicht doch ſeines Troſtes und ſeiner Hülfe benöthigt ſeyn könnten, beizuſpringen, ſetzte er ſich unverzüglich zu Pferd, und ritt nach Finkenſtein. Er war ſehr erfreut, als ſeine Schweſter, ſein Schwager und die Kinder ihm geſund und wohl entgegen kamen. Sie dankten ihm für ſeine Theilnahme, und erzählten ihm die Geſchichte ausführlich.

Der Amtmann, der eben zugegen war, ſagte unter Anderm: „Zu meiner nicht geringen Verwunderung habe ich unter den Geräthſchaften der Räuber mehrere lateiniſche und griechiſche Bücher gefunden, die Wallern gehörten. Dietrich zeigte mir eines darunter, in dem Waller am öfteſten geleſen habe, und es war der Homer in griechiſcher Sprache.“ Der Major ſprach: „Wie iſt's doch möglich, daß ein Mann, der ſtudirt hat und an ſolchen Schriften Geſchmack findet, ſo tief ſinken kann! Dieſer Waller muß, ungeachtet er ein Räuber iſt, dennoch ein merkwürdiger Menſch ſeyn. Auf die übrigen bin ich gar nicht neugierig; dieſen aber wünſchte ich zu ſehen. Allein ich fürchte, er möchte es ſo nehmen, als wollte ich ihn bloß angaffen, oder mich gar an ſeinem Unglücke weiden. Sehen möchte ich ihn indeß, wenn es, ohne daß er mich eben bemerkte, geſchehen könnte.“ „Das läßt ſich leicht machen, ſagte der Amtmann. Morgen werde ich Wallern und ſeinen Genoſſen Schlicht zugleich verhören. An die Verhörſtube ſtößt ein Zimmer, aus dem Euer Gnaden, ohne ſelbſt bemerkt zu werden, Beide ſehen und hören können."

Der Major ging, von dem Herrn von Finkenſtein begleitet, am andern Tage hin. Waller und Schlicht wurden in ihren Ketten vorgeführt. Herr von Finkenſtein ſagte leiſe zu dem Major: „Sieh, der mit den dichten, ſchwarzen Locken iſt Waller; der Andere heißt Schlicht." Der Major war bei ihrem Anblick ſehr erſtaunt, betrachtete ſie eine Weile und winkte dann dem Herrn von Finkenſtein zu gehen. „Denke nur, Bruder," ſprach er, als ſie aus dem Amthauſe traten, „das ſind die zwei Räuber, die mich einſt bei Waldengrund ausplündern wollten. Dieſer Waller iſt eben derjenige, der ſich als einen ſo trefflichen Fechter zeigte; dem Andern hat Niklas den Säbel aus der Hand geſchlagen. Was ich dir da ſage, das behalte aber bei dir. Die armen Menſchen ſind unglücklich genug daran; ich will ihre Leiden nicht vergrößern. Ich will nicht als ihr Ankläger auftreten. Gott errettete mich aus ihrer Hand; alles Vergangene ſey vergeben und vergeſſen."

„Das iſt edel von dir, lieber Bruder," ſagte Herr von Finkenſtein, „und ich lobe dich deßhalb. Allein dein Edelmuth kann dieſen Männern wenig mehr zu Statten kommen. Sie haben zu viel Böſes gethan, und werden nun mit allen ihren böſen Thaten auch zugleich für ihren Raubangriff auf dich ihren Lohn erhalten. — Es iſt doch merkwürdig, wie durch Gottes Fügung ein kleiner Umſtand gar oft den Uebelthäter der verdienten Strafe ausliefert, und dem guten Menſchen zu ſeiner Belohnung verhilft. Beides ward hier durch Eines und eben dasſelbe Mittel erreicht. Jenes junge Reh verſchaffte dir die Gelegenheit, den braven Niklas, der dich aus den Händen der Räuber errettete, zu belohnen, ſo viel eine ſolche edle That auf Erden belohnt werden kann; eben jenes Reh gab aber auch die Veranlaſſung, daß die zwei Räuber, nebſt ihren Geſellen, ohne dein Zuthun, dem Strafgerichte der Obrigkeit anheim fielen. Ja, es waltet eine allvergeltende Gerechtigkeit über uns, die oft ſchon auf Erden das Gute belohnt, und das Böſe beſtraft.“

Die Räuber wurden Anfangs faſt täglich verhört. Hierauf ſchrieb man an alle jene Gerichtsſtellen, in deren Gebiet ſie ſich je aufgehalten, und beſonders an jene Gerichte, die ſchon Steckbriefe gegen ſie hatten ergehen laſſen. Die Uebelthäter lagen über ein Jahr lang in dem Gefängniſſe; indeß kam ihre ganze Lebensgeſchichte nach und nach ins Klare, und viele böſe Thaten von ihnen kamen an den Tag. Als die Unterſuchung beendigt war, wurden die

Akten an die höchſte Gerichtsſtelle im Lande eingeſchickt, und man erwartete nun das Urtheil.

Neunzehntes Kapitel.

Wallers Geſchichte.

Waller war von einer ſehr angeſehenen Familie; ſeinen gegenwärtigen Namen hatte er bloß angenommen, um nicht ſo leicht entdeckt zu werden. Sein Vater war ein vornehmer Beamter und ein überaus edler, vortrefflicher Mann; ſeine Mutter eine eben ſo vortreffliche Frau. Waller war ihr älteſter Sohn; eine Schweſter war ein Jahr, und ſein Bruder zwei Jahre jünger; von den übrigen Geſchwiſtern waren nur noch die zwei jüngſten Fräulein am Leben. Waller, der mit ſeinem Taufnamen Karl hieß, zeigte ſchon als Knabe große Geiſtesgaben, und war von ungemeiner Schönheit. Seine Eltern gaben ihm die ſorgfältigſte Erziehung. Da er ein Alter von achtzehn Jahren erreicht hatte, ſchickte ſein Vater ihn auf eine berühmte Univerſität. Der ſchöne und talentreiche Jüngling, der ſich auch durch Anſtand und artiges Benehmen auszeichnete, erregte Bewunderung. Er war unermüdet fleißig, und übertraf an Kenntniſſen bald alle ſeine Mitſtudirenden. Auch ſeine Sitten waren rein und ohne Tadel. Die Lehrer ſtellten ihn den ſtudirenden Jünglingen als ein Beiſpiel des Fleißes und eines wohlgeordneten Betragens vor; alle Studirende ſchätzten und liebten ihn. Nur einen Fehler hatte er; er war ſehr auffahrend und jähzornig. Dazu kam ein angeborner Stolz, der durch die Lobſprüche, die man ihm von allen Seiten machte, genährt wurde; auch verblendete ihn die falſche Ehrbegierde, keine Unbilde ungerochen zu laſſen, um als ein tapferer junger Mann zu erſcheinen. Indeß hatte er mehrere Jahre, ohne beſonders auffallende Streitigkeiten, an der hohen Schule rühmlich zugebracht, und wollte in dem kommenden Herbſte als Doktor der Rechte die Univerſität verlaſſen.

Da ritt er nun einmal an einem heißen Sommertage, an dem er ſich wenig zum Studiren aufgelegt fühlte, mit mehreren Studirenden auf ein benachbartes Dorf, wo in einem ſchönen großen Garten Erfriſchungen aller Art zu haben waren. Die ganze Geſellſchaft war ſehr heiter und fröhlich, und die Meiſten tranken ein Glas Wein mehr, als ihnen gut war. Oben an Wallers Tiſche ſaß ein junger Graf, der vielen Witz, aber eine unglückliche Neigung hatte, andere zu necken, und über ſie zu ſpotten. Der junge Graf, der gegen

Waller bisher immer eine vorzügliche Achtung, ja ſogar eine zärtliche Freundſchaft gezeigt hatte, ſagte, vom Weine dazu verleitet, ihm einige derbe Spöttereien. Waller konnte von der Welt nichts weniger ertragen als Spott; er kam, vom Weine noch mehr erhitzt, vor Wuth faſt außer ſich. Unglücklicher Weiſe waren beide junge Herren nach damaliger Sitte mit Degen bewaffnet. Waller forderte den Grafen heraus. Die Meiſten der Anweſenden gaben ihm Recht und ſagten, ſeine Ehre erfordere es, eine ſolche Schmach nicht auf ſich liegen zu laſſen. Der Graf nahm die Ausforderung an. Sie begaben ſich in ein Wäldchen, das an den Garten ſtieß. Mehrere Studirende begleiteten ſie; alle dachten, mit einer leichten Wunde des Einen oder des Andern werde die Sache abgethan ſeyn. Beide fochten. Allein Waller, der zu ergrimmt und ein Meiſter im Fechten war, durchbohrte ſeinem Gegner die Bruſt. Der bedauernswerthe Graf rief: „O Gott, ich bin des Todes!“ — ſank erblaſſend zu Boden, und richtete ſeine erlöſchenden Augen ſterbend auf Waller. Waller, mit dem blutigen Degen in der Hand, ſtand da — vor Schrecken und Entſetzen blaß wie die Leiche ſeines erſtochenen Freundes, und ohne Bewegung wie eine Bildſäule. Alle übrige drangen in ihn, augenblicklich zu entfliehen; einige gaben ihm Reiſegeld. Er machte ſich eilends auf die Flucht.

„Ach,“ ſagte der Wirth, „das iſt eine traurige Geſchichte! Dem Einen hat ſeine Spottluſt den Tod gebracht, und dem Andern wird ſein Jähzorn das Leben koſten.“

Der Vater des ermordeten Jünglings war von ſehr altem Adel, unermeßlich reich, und mit den erſten Familien im Lande nahe verwandt. Er, ſeine Gemahlin und ſeine Verwandten geriethen in die äußerſte Beſtürzung; der Hof, die ganze Reſidenz nahm Antheil an ihrem Jammer. Es wurden unverzüglich an alle Aemter Befehle erlaſſen, den Mörder überall aufzuſuchen; man ſetzte eine große Summe Geldes als Preis auf ſeinen Kopf. Waller wußte wohl, in ſeinem Vaterlande ſey keine Sicherheit mehr für ihn; er ſuchte ſobald möglich die Gränze zu erreichen. Er wanderte mit eilenden Schritten durch die Waldungen, die ſich in langen Strecken faſt ununterbrochen an einem Fluſſe hinzogen. Allein ſchon am folgenden Tage bemerkte er, daß Soldaten, und Jäger mit Hunden den Wald durchſuchten. Er kletterte auf eine Eiche, und verbarg ſich zwiſchen den dickbelaubten Aeſten. Er mußte ſehen, wie die Männer unter der Eiche vorbei kamen; doch zum Glücke für ihn fiel es ihnen nicht ein, er könnte auf einem der Bäume ſitzen. Er ſtieg erſt, als es bereits finſtere Nacht war, von dem Eichbaum herab, und reiſte weiter. Doch jetzt gingen die Waldungen zu Ende; er mußte ſeine Reiſe im freien, offenen Lande fortſetzen. Er wagte es nur mehr bei Nacht zu reiſen; den ganzen, langen Tag über hielt er ſich in dem hohen, dichten Korn verſteckt, das bereits zur Aernte reif war. Seine einzige Nahrung waren Getreidekörner; dabei mußte er, den glühendheißen Tag über, brennenden Durſt leiden. Zu Nacht ſtillte er ſeinen Durſt mit Waſſer aus dem Bache. Eines Morgens, da er wieder eine Nacht hindurch gelaufen war, befand er ſich in einer Gegend, wo die Aernte vorüber war, und auf den Feldern nur mehr die Stoppeln ſtanden. Rings umher erblickte er weder Wald noch Gebüſch; in weiter Ferne aber bemerkte er einen Trupp Reiter, die er an dem Blinken ihrer Gewehre für Landdragoner erkannte. Er wußte ſich nirgends mehr zu verbergen, er ſtrengte alle Kräfte an, eilends zu entfliehen. Aber ein breiter Fluß hemmte ſeine Tritte. Die Ufer des Fluſſes waren indeſſen etwas hoch; er ſchlich gebückt längs dem Waſſer hin, erreichte eine Brücke, und verbarg ſich darunter. Da wegen der andauernden Sonnenhitze das Waſſer niedrig ſtand, fand er dazu eben genug trockenen Raum. Die Reiter kamen an die Brücke; er hörte ſie mit einander reden. „Wir hatten die Brücke immer im Auge,“ ſagte Einer; „der Mörder kann nicht wohl hinüber ſeyn.“ „Und doch muß er ſich hier herum befinden,“ ſagte ein

Anderer. „Das Taſchentuch, das wir auf dem Wege hieher fanden, gehört ſicher ihm; die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens ſind darin eingenäht. Indeß iſt es doch möglich, daß er über den Fluß ſchwamm, und ſich in dem Gebüſche dort drüben verſteckte.“ „Es wäre doch ärgerlich, wenn er uns entkäme,“ rief ein Dritter; „denn bedenkt, hundert Dukaten, die auf ſeinen Kopf geſetzt ſind, würden uns entgehen.“ Waller getraute ſich kaum zu athmen; das Herz klopfte ihm furchtbar. Die Reiter ritten endlich über die Brücke: er aber blieb den ganzen Tag darunter verſteckt. Wie ihn vorhin in den heißen Kornfeldern zwiſchen den reifenden Aehren der Durſt gequält hatte, ſo quälte ihn hier der Hunger. Noch ohne Vergleich ſchrecklicher war die Qual ſeines Gewiſſens. Er dachte des Schreckens, des Entſetzens, des ganz gewiß unausſprechlichen Herzenleids ſeiner lieben Eltern und Geſchwiſter! Der ſterbende Graf, das todtbleiche Angeſicht, der letzte Blick, das hervorſtrömende Blut des Ermordeten, den er ſehr hoch geachtet hatte, ſchwebte ihm immer vor Augen. Seine That reute ihn unausſprechlich; er verging faſt vor Jammer.

In der folgenden Nacht erreichte Waller die Gränze, kam glücklich hinüber, und ſetzte nun, ohne Furcht ergriffen zu werden, ſeine Reiſe am Tage fort. Auf den Abend kam er zu einem anſehnlichen Flecken, ging in den nächſten Gaſthof, und ſetzte ſich in der Gaſtſtube an einen der letzten Tiſche. Er war ſehr froh, daß er nun nach langer Zeit endlich wieder ein ordentliches Abendeſſen und ein gutes Bett bekommen werde. Bis das Eſſen fertig würde, las er in einem Zeitungsblatte, das auf dem Tiſche lag. Mit Schrecken fand er darin einen Steckbrief, in dem ſeine Geſtalt aufs genaueſte beſchrieben war. Er ſah nun, daß er auch in auswärtigen Staaten verfolgt werde, und nirgends mehr ſicher ſey. Einige Bürger des Fleckens kamen in dem Gaſthofe gewöhnlich zur Abendgeſellſchaft zuſammen, und es trat bereits einer nach dem andern in die Stube, jedoch ohne ſonderlich auf Waller zu achten. Zu Wallers Troſte war es bereits ziemlich dunkel. Bevor man das Licht anzündete, ſagte er zur Wirthin, es ſey ihm nicht wohl, und er wolle in das Bett; man ſolle ihm nur etwas Suppe auf das Zimmer bringen. Er warf ſich angekleidet auf das Bett, ſchloß die ganze Nacht kein Auge, und horchte beſtändig, ob ſich Niemand ſeiner Thüre nähere. Er hatte die Thüre geriegelt, und war ſchon darauf gefaßt, durch das Fenſter zu entſpringen. „Ach,“ ſagte er hundertmal, „wenn ein Verbrechen auch keine andere Folgen nach ſich zöge, als dieſe beſtändige Unſicherheit, ſo wäre es Strafe genug, und man ſollte ſich ſchon deßhalb davor hüten.“

Indeß blieb die Nacht hindurch Alles ruhig. Mit Anbruch des Tages bezahlte Waller ſeine Zeche, und ging weiter. Er wagte ſich nur mehr in abgelegene Walddörfer. Sein Geld ging zu Ende. Er verkaufte ſeine ſilbernen Sporen einem Handelsjuden, den er unterwegs antraf. Allein das erlöste Geld ging bald wieder aus; der einzige Rock, den Waller Tag und Nacht anhatte, und darin bald auf ſtaubigem, bald auf naſſem Erdboden ſchlief, war ſehr unſcheinbar geworden; ſeine Stiefel waren zerriſſen. Er bot daher ſeine Uhr einem wohlhabenden Dorfwirthe, der gerne Staat machte, zum Kauf an. Der Wirth fand es verdächtig, daß ein Menſch in einem abgetragenen Rocke und mit zerriſſenen Stiefeln eine goldene Repetiruhr haben ſollte. Er ſagte aber bloß, er verſtehe ſich nicht darauf, ob das Gold ächt ſey, und wolle die Uhr ſeinem Nachbar, einem Handelsmanne, zeigen. Waller konnte ihm dieſes nicht abſchlagen. Der Wirth trug die Uhr zum Schuldheißen, der ſie ſogleich erkannte, weil in dem Steckbriefe bemerkt war, daß Waller bei ſeinem Entweichen eine ſo und ſo beſchaffene Uhr bei ſich geführt habe. Der Schuldheiß nahm augenblicklich ſeinen Amtsdiener nebſt einem Paar ſtarker Männer zu ſich, und eilte dem Wirthshauſe zu, den entdeckten Mörder zu arretiren. Waller aber, immer beſorgt, nicht entdeckt zu werden, ſah durch das Fenſter, erkannte den Schuldheißen an der ernſten Amtsmiene, und den Polizeidiener an den Ueberreſten eines Federbuſches auf dem dreieckigen Hut, und entfloh durch die Hinterthüre in den nahen Wald. Die Uhr aber war verloren.

Waller befand ſich nun in der unglücklichſten Lage. Scheu und flüchtig, ohne Geld, ohne Freund, in fremdem Lande wußte er ſchlechterdings nicht, was er anfangen ſollte. Er dachte wohl daran, Schreiber zu werden. Allein er ſcheute, als ein durch Steckbriefe Verfolgter, die Amthäuſer ſchon von weitem. Er hätte ſich gerne dazu bequemt, unerachtet ſeiner vornehmen Erziehung und ſeines männlichen Alters, noch ein Handwerk zu erlernen; allein es fehlte ihm ein Geburtsbrief, und er würde ſich ſchon dadurch verdächtig gemacht haben. Am liebſten wäre er Soldat geworden; allein er wagte es nicht, ſeine Dienſte anzubieten, aus Furcht erkannt und ausgeliefert zu werden. Mit jedem Tage fühlte er es mehr, welches ſchreckliche Gefolge von Leiden ein Verbrechen habe. „Ich bin nun ärmer, als der ärmſte Bettler!“ ſagte er öfter. „Ein Bettler kann doch an der nächſten beſten Thüre um Brod flehen — aber ich darf dieſes nicht einmal wagen. Ich ſtürzte mich durch mein zornmüthiges Weſen in unermeßliches Elend, und für mich iſt nirgends mehr eine Ausſicht!“

In ſolche ſchwermüthige Gedanken vertieft, wandelte er eines Tages durch einen Wald hin, und begegnete einem Fuhrmann, deſſen Wagen auf der ſchlechten Straße im Kothe ſtecken geblieben. Der Fuhrmann plagte ſich vergebens, den Wagen, der bis an die Achſen hinein geſunken war, wieder heraus zu bringen. Waller eilte ſogleich herbei, ſchob, indem der Fuhrmann die Pferde antrieb, mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte an dem Wagen, und brachte ihn glücklich heraus. Der Fuhrmann dankte dem dienſtfertigen jungen Manne, bemerkte ſeine abgenützten Kleider, und gab ihm ein kleines Trinkgeld. Waller, der Sohn reicher Eltern, war über den Anblick der Paar Groſchen erfreut. Er kam an ein Wirthshaus im Walde, das ziemlich unfreundlich und baufällig ausſah; indeß ging er hinein und ließ ſich, da er ſehr hungrig und durſtig war, Brod und einen Krug Bier geben. Da trat ein Mann in grünem Rocke mit Kugelbüchſe und Hirſchfänger herein, ſetzte ſich an die andere Ecke des Tiſches, und betrachtete Wallern beſtändig ſehr aufmerkſam. Waller wurde unruhig; der Mann im grünen Rocke winkte dem Wirthe hinaus zu gehen, und ſagte dann zu Waller: „Ich kenne Sie wohl, und weiß Ihre Geſchichte. Auf Ihren Kopf ſteht eine Belohnung. Allein von mir haben Sie nichts zu fürchten; vielmehr ſoll es mich freuen, wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erweiſen kann. Sie ſollten auch mich kennen. Sicher erinnern Sie ſich noch des verſtorbenen Schreinermeiſters Valentin, der zunächſt neben Ihrem väterlichen Hauſe wohnte. Sie haben als Knabe ja manche Stunde in ſeiner Werkſtätte zugebracht, und wußten ſehr geſchickt aus Holz allerlei Spielſachen für Ihre kleinen Fräulein Schweſtern zu verfertigen. Ich bin ſein Sohn.“ Waller rief verwundert: „Peter! Du! mein ehemaliger Spielkammerad?“ „Der bin ich!“ ſagte Peter. „Aber,“ ſprach Waller, „wie um des Himmels willen kommſt du doch in dieſem Aufzuge hieher?“ „Eine ähnliche Unbeſonnenheit,“ ſagte Peter, „wie Sie eine begangen haben, hat auch mich gezwungen, unſer gemeinſchaftliches liebes Vaterland zu verlaſſen.“ Waller bat ihn, ſeine Geſchichte zu erzählen. Peter erzählte: „Ich wurde zum Soldaten ausgehoben, machte ein Paar Feldzüge mit, und erhielt die ſilberne Ehrenmünze. Mein Herr Hauptmann gewann mich ſehr lieb, und nahm mich zu ſeinem Bedienten an. Meine gute Handſchrift kam mir ſehr gut zu Statten. Der Hauptmann verſchaffte mir Vieles zum Abſchreiben, und ich verdiente täglich einiges Geld. Das kam mir ſehr wohl, und ich habe das unſerm alten Schullehrer Ziegler zu danken, der alle ſeine Schüler im Schreiben wohl exerzirte. Sie kennen den braven Mann ja auch; er hat auch Ihnen in Ihrem Hauſe beſondere Stunden gegeben. Nun wohl, das wäre Alles gut geweſen. Allein leider war ich ein leidenſchaftlicher Spieler. Mein Hauptmann übergab mir einſt eine Summe Geld, ſie einem Kaufmanne zu überbringen; ſie betrug acht und zwanzig Gulden und dreißig Kreuzer. Ich war im Spiele unglücklich geweſen, und griff nun dieſes mir anvertraute Geld an, in der Hoffnung, mein verlornes Geld wieder zu gewinnen, und noch mehr dazu. Aber der Teufel hatte mir das nur ſo vorgeſpiegelt. Ich verlor die ganze Summe rein. Ich verzweifelte faſt, und aus Furcht vor der wohlverdienten Strafe deſertirte ich. In unſerm Vaterlande war für mich keine Sicherheit mehr. Ich flüchtete mich in das Ausland. Ich arbeitete theils als Schreinergeſell, theils diente ich in hieſiger Gegend, beſonders zur Aerntezeit, den Bauern als Tagwerker. Allein nun erging eine neue Verordnung, nach der alle unſre Deſerteure unſerm Vaterlande müſſen ausgeliefert werden. Ich war nun auch hier zu Lande nicht mehr ſicher. Da kaufte ich mir von meinem erſparten Lohne Kugelbüchſe, Jagdtaſche und Hirſchfänger, ſchaffte mir den grünen Rock da an, gab mich für einen vakanten Jäger aus, und wurde ein Wildſchütze. Es iſt dieſes freilich ein armſeliges und gefährliches Gewerbe. Aber was ſollte ich ſonſt anfangen!"

Waller war in ſeinen verzweifelten Umſtänden ſogleich entſchloſſen, auch ein Wildſchütze zu werden. Sein Jugendfreund Peter wehrte ihm ab, und ſagte: „Das iſt nichts für Sie: ich ſelbſt, der ich der Beſchwerden und Müheſeligkeiten doch gewohnt bin, möchte lieber wieder zur väterlichen Hobelbank zurück kehren, wenn ich es nur zu machen wüßte.“ Waller ſagte: „Wenn dieſes nur eine Ablehnung meines Antrages ſeyn ſollte, ſo müßte ich es mir gefallen laſſen. Allein es wäre mir ſehr leid. Peter, du weißt es, ich war als Knabe mit dir immer gut Freund. Ich bin jetzt in großer Noth und der Verzweiflung nahe. Ich bitte dich, erbarme dich meiner, und laß mich mit dir ziehen. Du erweiſeſt mir dadurch einen großen Dienſt.“ „Wenn das iſt,“ ſagte Peter, „ſo diene ich Ihnen recht gern. Ihre Eltern waren gegen meine verwittibte Mutter, die lange Zeit krank und bettlägerig war, immer ſehr gütig, und haben ihr viele Wohlthaten erwieſen. Sie ſelbſt haben mir, als einem armen Knaben, manchen Groſchen geſchenkt, und ich trug manches noch ſehr gute Kleidungsſtück, das Sie abgelegt hatten. So etwas vergißt man nicht. Ich bin ein armer, elender Menſch; ich habe treulos meine Fahne verlaſſen, und treibe ein verbotenes Handwerk. Allein, daß ich gegen meine Wohlthäter undankbar ſey, ſoll mir doch kein Menſch nachſagen. Wenn Ihnen für jetzt nicht anders zu helfen iſt, ſo ziehen Sie in Gottes

Namen mit mir." Waller war darüber ſehr erfreut. Peter hieß mit dem Zunamen Schley. Waller aber ſagte: „Du mußt, wie ich, deinen Namen ändern, damit man dich nicht ſo leicht entdecke. Wegen deines einfachen, ſchlichten Betragens will ich dich Schlicht nennen." Peter war damit zufrieden, und Beide zogen nun mit einander.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wallers und Schlichts weitere Geſchichte.

Schlicht war in mehreren einzelnen Wirthshäuſern und Bauernhöfen, die im Walde oder nahe am Wald lagen, bekannt. Die Bauern waren, da ihre Felder von dem Wilde ſehr vielen Schaden litten, den Wildſchützen nicht abgeneigt. Schlicht wußte Wallern eine Flinte aufzutreiben, und ihm für jeden Tag eine Mahlzeit und für jede Nacht eine Herberge zu verſchaffen. Allein Waller, der in tapezirten Zimmern aufgewachſen war, immer einen ſehr guten Tiſch gehabt, und nie anders als mit einem ſilbernen Löffel gegeſſen hatte, mußte ſich nun gefallen laſſen, in ſchmutzigen Stuben, mit blechernen Löffeln ſchlecht bereitete Speiſen zu eſſen, und zum Nachtlager mit einer Schütte Stroh verlieb zu nehmen. „Und doch," ſagte er öfter zu Schlicht, „wollte ich gerne mein Leben lang mit blechernen Löffeln Waſſerſuppen eſſen und auf Stroh ſchlafen, wenn ich nur die Laſt vom Herzen hätte, mit der mich jene Mordthat beſchwert."

Waller und Schlicht waren ſehr gute Schützen. Sie ſchoſſen manches Stück Wild. Einige Bauern nahmen ihnen das Wildpret zu wohlfeilen Preiſen ab, und verkauften es weiter. Dieſe Art von Schleichhandel wurde aber bald entdeckt, und die Bauern wurden ſcharf beſtraft; ſie wollten damit nichts mehr zu ſchaffen haben. Waller und Schlicht wußten das geſchoſſene Wild nicht mehr anzubringen, und geriethen in die äußerſte Noth. Waller fand es unerträglich, daß er in Lumpen einhergehen mußte, und kein friſches Hemd anzuziehen hatte. Sie fielen nunmehr Reiſende an. Es war um eben dieſe Zeit, als ſie den Bruder der Frau von Finkenſtein berauben wollten. Waller hatte ſeinen Anſchlag vorzüglich auf die reine Wäſche gerichtet, die er in dem Felleiſen zu finden hoffte. Einige Zeit nachher begegnete Waller in dem Walde einem fürſtlichen Jäger. Der Jäger legte die Flinte auf ihn an und rief: „Halt, oder ich ſchieße dich nieder!" Waller kam ihm zuvor, und verſetzte ihm einen Schuß, an dem der Mann innerhalb drei Tagen ſtarb. Dieſe zweite Mordthat beſchwerte Wallers Gewiſſen ſo ſehr, als die erſte. Er verzweifelte faſt, und verließ mit Schlicht dieſe Gegend des Waldes auf immer.

Waller kam nun mit Schlicht in das waldige Gebirg, in dem die zerſtörte Ritterburg lag. Dieſe Gegend voll ſchroffer Felſen und düſterer Wälder gefiel ihm. Er ſtörte Tage lang in den Trümmern der zerfallenen Burg herum, entdeckte die zwei noch unverſehrten Gewölbe, und beſchloß hier ſeinen Wohnplatz aufzuſchlagen. Schlicht war damit zufrieden; ihm war Alles recht, was Waller that. Er hing ihm mit der treueſten Ergebenheit an; aus Dankbarkeit betrachtete er ſich als Wallers Diener. Er hatte als Soldat kochen und waſchen, und als Bedienter ſeines Hauptmanns Alles, was zur Bedienung eines Herrn erforderlich iſt, gelernt. Er leiſtete dem armen Waller tauſenderlei Dienſte; er arbeitete, lief, rannte — und ſtahl für ihn.

In einer abgelegenen Schenke des Waldes ward Schlicht mit Joſt bekannt. Waller und Schlicht nahmen ihn in ihre Geſellſchaft auf; ſie achteten ihn aber wenig, und betrachteten ihn bloß als ihren Unterhändler, der ihnen das geſchoſſene Wildpret verkaufte. Joſt mußte indeß das Wildpret ſehr wohlfeil geben, und überdies vertrank er meiſtens die eine Hälfte des Geldes, brachte nur die andere Hälfte und ſagte, er habe nicht mehr Geld gelöst. Waller und Schlicht geriethen wieder in große Noth, und plünderten hie und da einen friedlichen Wanderer aus. Einmal erblickten Joſt und Schlicht eine ſchöne Kutſche, die ſchwer bepackt durch den Wald fuhr. Schlicht ließ ſich von Joſt bereden, mit ihm die Kutſche anzufallen. Allein die zwei Kaufleute, die darin ſaßen, waren bewaffnet, und wehrten ſich furchtbar. Beide Räuber kamen nun ſelbſt in Gefahr, und mußten für ihr eigenes Leben fechten. Sie wurden mit blutigen Köpfen heimgeſchickt; aber auch einer der zwei Kaufleute wurde ſchwer verwundet, und ſtarb einige Tage nachher an ſeinen Wunden. Schlicht vernahm dieſe Todesnachricht mit Schrecken, ward tief betrübt, und weinte bittere Thränen; Waller aber verbot ihm, je mehr in Joſts Geſellſchaft einen Reiſenden anzugreifen. Es gab auch hiezu wenig Gelegenheit mehr. Reiſende, bei denen etwas zu holen war, vermieden dieſe Gegend, und von Zeit zu Zeit durchſtreiften Soldaten den Wald, die Straße zu ſichern.

Joſt und Schlicht griffen in ihrer Noth zu einem andern verzweifelten Hülfsmittel. Sie unternahmen in finſtern Nächten hie und da in die Häuſer benachbarter Orte einen Einbruch, wozu Joſt die Gelegenheit auskundſchaftete. Waller wehrte ihnen dieſes nicht; allein er zog nie mit ihnen. Nur ein einziges Mal forderte er ſelbſt ganz unerwartet die andern auf, mit ihm in das Pfarrhaus zu Haſelbach einzubrechen. Schlicht war über dieſen Vorſchlag ſehr verwundert, beſonders da ſie eben jetzt bei Geld waren, und keine ſonderliche Noth litten. Joſt ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Dieſer Pfarrer wird zwar für ſehr gelehrt gehalten, allein ſein Vermögen iſt ganz und gar unbedeutend, und er iſt ärmer als eine Kirchenmaus. Bei dem iſt nichts zu holen.“ Waller ſagte lächelnd: „Ich denke dort größere Schätze zu finden, als ihr euch vorſtellen könnet. Ihr müſſet mir aber helfen, mich derſelben noch heute Nacht zu bemächtigen.“ Mit leichter Mühe drangen ſie in das nur wenig verwahrte Pfarrhaus. Der Pfarrer war, was Waller wohl wußte, eben verreist; und die alte Haushälterin blieb in ihrer wohl verriegelten Kammer, und ließ ſich weder ſehen noch hören. Waller begab ſich mit ſeinen zwei Raubgehülfen nur in das Studirzimmer des Pfarrers, fiel ſogleich über die Bücher her, ſuchte ſich mehrere aus, ſtopfte alle Taſchen damit voll, und gab auch ſeinen Gefährten noch einige zu tragen. Schlicht ſagte: „Warum nehmen Sie denn lauter ſolche kleine? Nehmen Sie da von den ungeheuer großen, die ſind gewiß viel mehr werth, und ich will ſie Ihnen gern nachſchleppen.“ Joſt lachte und ſagte: „Nicht wahr Schlicht, du meinſt, es ſey bei den Büchern, wie bei dem Maſtvieh, wo man für einen Ochſen freilich mehr bezahlt, als für ein Kalb.“ Waller lächelte, und befahl ihnen, ohne ſonſt noch etwas zu nehmen, ſogleich weiter zu ziehen. Er war mit ſeinem Funde höchſt zufrieden. Schlicht und Joſt aber beklagten ſich, daß ſie in dem Pfarrhauſe zwar viele Bücher, aber kein Geld bekommen hätten. „Schweigt,“ ſprach Waller, „denn ich verſichere euch, dieſe Bücher machen mir zuverläſſig mehr Vergnügen, als ihr euch mit tauſend Gulden zu verſchaffen wüßtet.“ So war Waller zu ſeinen Büchern gekommen. Bei dieſem Einbruche iſt noch dieſes merkwürdig, daß Waller, ohne daß Schlicht und Joſt es bemerkten, an die Stelle, wo die Bücher geſtanden, ſo viel Geld legte, als ſie ungefähr werth geweſen. Der Namen des Pfarrers, der in den Büchern ſtand, verrieth übrigens, daß die Räuber auch dieſen Einbruch begangen hatten. Dietrich war aber nicht dabei geweſen; er kam erſt einige Zeit nachher in ihre Geſellſchaft.

Waller fühlte ſich, obwohl ihm die Bücher eine ſehr angenehme Unterhaltung gewährten, dennoch bei ſeiner armſeligen Lebensart mit jedem Tage unglücklicher. Das Bewußtſeyn ſeiner böſen Thaten, beſonders der begangenen zwei Mordthaten, quälte ihn unausſprechlich. Dabei war es ihm ſehr ſchmerzlich, daß er von ſeinen Eltern und Geſchwiſtern ſchon ſeit Jahren nicht das Geringſte mehr gehört hatte. Da kam Schlicht einmal in dem Walde auf einen Platz, wo man mehrere Eichen gefällt hatte. Ein junger Menſch von feinem blühenden Ausſehen, ſchälte die Rinden ab. Er war ein Gerbergeſell, der in Hirſchfelden in Arbeit ſtand. Schlicht redete ihn an. Beide merkten ſogleich an ihrer Ausſprache, ſie ſeyen Landsleute. Sie betrachteten einander näher. „Ei, grüß dich Gott,“ rief jetzt Schlicht erfreut; „du biſt ja Friedrich Riſt; „ich bin des Schreiners Valentin ſein Peter, und bin mit dir in die Schule gegangen.“ Riſt erkannte ihn, und grüßte ihn freundlich. Schlicht erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach ſeiner Mutter, und ſeinen Geſchwiſtern. „Sie leben noch,“ ſprach Riſt; „allein ich kann dir nicht genug ſagen, wie betrübt ſie darüber geweſen, daß du deſertirteſt. Deine Mutter iſt vor Jammer faſt geſtorben; in Zeit von Einem Jahre iſt ſie um zehn Jahre älter geworden.“

Schlicht trocknete ſich die Augen, und fragte nach allen Verwandten und Bekannten, beſonders nach dem alten Schullehrer Ziegler. „Der iſt in ſeinem hohen Alter noch friſch und geſund!“ ſagte Riſt; von den übrigen Bekannten waren aber viele geſtorben. Schlicht erkundigte ſich hierauf nach Wallers Familie; jedoch ohne zu ſagen, daß Waller in der Nähe ſey. „Ach Du mein Gott,“ ſagte der Gerber, „die guten Leute ſind zu bedauern; der älteſte Sohn, der Karl, der ehemals von Jedermann gelobt wurde, und wegen Deſſen man ſeine Eltern und Geſchwiſter glücklich pries, hat ſie alle ſehr unglücklich gemacht. Er hat durch ſeine Frevelthat ihnen viele mächtige Feinde zugezogen und ſie um alle ihre vornehmen Freunde und Gönner gebracht. Die Geſchichte mit dem Duell' iſt dir ja bekannt. Der treffliche Vater iſt bald darauf vor Gram geſtorben, und die gute Mutter folgte ihm bald nach in das Grab. Der Bruder iſt ein rechtſchaffener, ſehr geſchickter junger Mann; allein er iſt immer nur Advokat, und kann kein ſicheres Brod und keine eigentliche Anſtellung erhalten; die älteſte Schweſter iſt verheirathet; aber auch dieſe Heirath wäre vielleicht wieder zurück gegangen, wenn die beiden Verlobten, als die Mordgeſchichte bekannt wurde, nicht ſchon dreimal wären verkündet geweſen. Du kannſt dir alſo denken, daß die Hochzeit nur in der Stille gehalten wurde, und es dabei ſehr traurig zuging. Die zwei jüngſten Schweſtern ſind ſehr tugendhafte und ſchöne Fräulein; allein ſie werden ſich kaum ihrem Stande gemäß verheirathen können. Die Luiſe führt indeſſen ihrem Bruder die Haushaltung; Lotte iſt bei ihrer verheiratheten Schweſter. Der alte Graf hat die Ermordung ſeines Sohnes noch nicht verſchmerzt, und er und ſeine vielen mächtigen Verwandten ſind nicht nur gegen Karl, ſondern auch gegen ſeine Geſchwiſter noch immer höchſt erbittert. Das iſt nun freilich nicht recht; denn die Geſchwiſter können ja nichts für die blutige That ihres Bruders. Allein ſo iſt nun einmal die Welt. Die guten Geſchwiſter — auch Karl — werden indeß von der ganzen Bürgerſchaft ſehr bedauert.“

Der wackere Gerber fragte nun auch nach Schlichts Umſtänden; er hatte ſogleich gemerkt, Schlicht ſey ein Wildſchütze, und Schlicht läugnete es nicht. Riſt hatte Mitleid mit ihm, und redete ihm ſehr freundſchaftlich zu. „Laß das Wildſchießen,“ ſagte er unter anderm, „und ernähre dich lieber ehrlich und redlich mit Holzhacken. Ein Wildſchütze hat nur mehr eine Handbreit zu einem Räuber, und ein Räuber kaum mehr einen Fingerbreit zu einem Mörder.“

Schlicht ſeufzte und ging. Er eilte zu Waller, und erzählte ihm Alles, was er eben vernommen hatte. Waller ward höchſt beſtürzt. Er weinte über den Tod ſeiner geliebten Eltern heiße Thränen, und das Schickſal ſeiner Geſchwiſter durchſchnitt ihm das Herz. „An all dem Jammer bin ich ſchuld,“ ſprach er; „ich bin der unſeligſte Menſch auf Erden. O was für mannigfaltiges Elend richtet eine einzige böſe That an! Und wie leicht wäre ſie zu vermeiden, wenn man ſeine unbändigen Leidenſchaften bändigen wollte!“ Er hatte bisher noch immer einige Hoffnung genährt, die Duellgeſchichte werde nach und nach in Vergeſſenheit kommen, und er werde wieder in ſein Vaterland zurück kehren können. Allein nunmehr entſchloß er ſich, mit Schlicht nach Amerika auszuwandern. Er ſah wohl ein, daß hiezu vieles Geld erforderlich ſey. Da kam ihm der unglückliche Einfall, in das Schloß Finkenſtein einzubrechen. Er ſchmeichelte ſich mit der höchſt unſichern, thörichten Hoffnung, es in Amerika ſchon ſo weit zu bringen, daß er der Herrſchaft das geraubte Geld wieder werde erſetzen können.

Er redete darüber mit Schlicht, und Schlicht mußte den Raubanſchlag dem Joſt und dem Dietrich vortragen. Waller rechnete dabei vorzüglich auf Dietrichs Geſchicklichkeit im Eröffnen der Schlöſſer. Sie unternahmen es, den Anſchlag auszuführen — der aber allen ihren Räubereien mit Einem Mal ein Ende machte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wallers Verurtheilung.

Als die Beſtätigung des Urtheils über die vier Gefangenen angekommen war, begab ſich der Amtmann mit ſeinem Aktuar und den Gerichtsdienern in den düſtern alterthümlichen Gerichtsſaal, wo zwölf alte, ehrwürdige Gerichtsmänner, nebſt mehreren anſehnlichen Bürgern bereits verſammelt waren. Waller wurde zuerſt vorgeführt. Es herrſchte, indem er mit ſeinem gewöhnlichen Anſtande in den Saal trat, eine feierliche Stille. Man ſah, obwohl ſeine unordentliche Lebensart und das lange Elend im Kerker ihn entſtellt hatten, noch deutlich, daß er ehemals ein ſehr ſchöner Mann geweſen ſeyn mußte. Der Amtmann las ihm das Urtheil vor, wegen Raubes und Mordes durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet zu werden.

Waller hörte ſein Todesurtheil mit großer Standhaftigkeit an, und ſagte, als das Leſen zu Ende war: „Herr Amtmann! Das Urtheil, das Sie mir vorgeleſen haben, iſt gerecht. Ich habe es nicht anders erwartet, und unterwerfe mich der Strafe. Da ich alle meine Pflichten gegen die menſchliche Geſellſchaft vernachläſſigt, und ſogar auf die göttlichen Geſetze nicht geachtet habe, ſo will ich wenigſtens die einzige Pflicht, die mir noch übrig iſt, erfüllen — und mein Haupt willig dem Schwerte darbieten, um den verletzten Rechten der Menſchheit und der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes Genüge zu leiſten.“

„Lieber Herr Amtmann,“ ſprach er weiter, „Sie wiſſen meine Geſchichte. Sie haben ſich meine Zeugniſſe von der Univerſität zu verſchaffen gewußt. Sie haben ſie in Hinſicht meiner Studien vortrefflich und auch in Hinſicht meiner Sitten vorzüglich gefunden — meine unglückliche Neigung zu Schlägereien allein abgerechnet. Ja, ich darf behaupten, ich war, was meine ganze übrige Lebensweiſe betrifft, untadelich. Ich könnte jetzt als ein ſo angeſehener Beamter, wie Sie ſind, vor Ihnen ſtehen. Allein mein verabſcheuungswürdiger Jähzorn, den ich durch die Kraft der Religion leicht hätte beſiegen können, verdarb Alles. Er iſt die Urſache an dem Elende meines Lebens. Ich kann Sie verſichern, nach jenem unſeligen Augenblicke, da ich meinen Jugendfreund ermordete, hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Glauben Sie mir, jene blutige That ſtand mit mir auf, und ging mit mir zu Bette. Sie verurſachte mir tauſend ſchlafloſe Nächte. Ich beweinte ſie mit heißen Thränen. Da der Wein meine hitzige Gemüthsart noch mehr entflammt hatte, ſo habe ich mir vorgenommen, keinen Wein mehr zu trinken. Dieſer Vorſatz war von keiner ſonderlichen Bedeutung. Doch habe ich ihn gehalten. Noch feſter habe ich mir vorgenommen, nie, nie mehr in meinem ganzen Leben Menſchenblut zu vergießen. Dieſen Vorſatz habe ich leider auf eine ſchreckliche Art gebrochen. Freilich war es bloß Nothwehr, daß ich jenen Jäger erſchoß. Es war kein vorbedachter Mord, ſondern der unüberlegte Entſchluß eines unſeligen Augenblicks. Doch, das ſoll keine Vertheidigung ſeyn.

Der Jäger war von der Obrigkeit dazu aufgeſtellt, Wildſchützen und verdächtige Leute aufzugreifen. Ich wußte längſt, daß ich in dieſe Klaſſe von Menſchen gehöre, und leicht in den Fall kommen könne, angehalten zu werden. Ich hätte mich der obrigkeitlichen Gewalt nicht widerſetzen ſollen, ſondern dem von ihr aufgeſtellten Diener ſtehen, und mich ergeben ſollen. Ich beweinte den Unglücklichen, und dieſe zweite Mordthat verdoppelte die ſchreckliche Laſt, die mein Gewiſſen beſchwert. Uebrigens kann ich Ihnen vor Gott betheuern, nur Hunger und äußerſte Noth verleiteten mich, Menſchen anzufallen; jedoch war ich bei all meinen Drohungen mit blankem Säbel, ſelbſt beim Gebrauche des Schießgewehrs immer darauf bedacht, nie einen Menſchen zu verwunden, oder ſein Leben in Gefahr zu ſetzen.“

„Ich habe in meiner Wildniß viel über mein vergangenes Leben nachgedacht. Der verwilderte Wald umher ſtimmte mit meiner verfinſterten Gemüthsart überein; die Ruinen des zerſtörten Schloſſes waren mir ein Sinnbild meines zertrümmerten Glückes. Ich betete, was man von einem Räuber und Mörder nicht denken ſollte, da oft um Gnade und Erbarmung zu Gott. In der Abgeſchiedenheit meines Kerkers, in dem Angeſichte des nahen Todes und der Ewigkeit ſchmerzte mich meine gräßliche Lebensweiſe noch tiefer!“

„Großer Gott!“ rief er, „Du weißt es! Das Leben eines Räubers war mir höchſt zuwider, ja unerträglich. Es iſt wahrhaftig etwas Schauerliches, ſich zu den Thieren des Waldes verſtoßen zu ſehen; ſich ohne Lebensgefahr in kein Dorf mehr wagen dürfen; alles Umganges mit rechtlichen Menſchen, aller Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, Hunger, Froſt, Näſſe, Schlafloſigkeit, beſtändige Verfolgung ertragen zu müſſen, und ſich gleichſam im Kriegszuſtande mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu befinden. Kein Menſch, der nur einen Funken geſunder Vernunft, nur ein Fünklein menſchlichen Gefühls hat, wird je eine ſolche Lebensart wählen, wenn er nicht, ſo wie ich, durch Thorheit und Verbrechen gewaltſam in dieſelbe hineingeriſſen wird. Ein ſolches Leben, zu dem ein Räuber ſich ſelbſt verurtheilt, wäre ſchon eine furchtbare Strafe — wenn auch nicht Ketten und Tod das Ende davon wären. Und doch iſt dieſes ſchauerliche Leben mit all ſeinen Beſchwerden und Entbehrungen noch nichts, noch ein kühler Thau gegen die Hölle, die in meinem Innern aufloderte. Nun, Gottlob! dieſes Leben endet jetzt! Möchte es nicht ſo ſchmachvoll enden — möchte ich dieſe Qualen nicht in jene Welt mit hinüber nehmen — möchten dort nicht noch ſchrecklichere Qualen auf mich warten!“

Er ſchwieg eine Weile, und ſagte dann: „Ich hätte in früheren Jahren, wo ich von Eltern, Geſchwiſtern, Lehrern und Freunden allgemein geſchätzt und geliebt wurde, freilich nicht geglaubt, daß ich einmal ſo ſchmachvoll auf dem Blutgerüſte unter dem Schwerte des Scharfrichters ſterben würde. Ach, welche ſüßen Hoffnungen haben ſich meine ſeligen Eltern, mein edler, rechtſchaffener Vater, meine fromme Mutter von ihrem damals ſo hoffnungsvollen Sohne gemacht! Mit welcher Liebe hingen meine Geſchwiſter an mir, ihrem geliebten Bruder! Welche Freude hatten Eltern und Geſchwiſter, wenn ich am Ende des Schuljahres in die Ferien, oder wie man in meinem Vaterlande ſagte, in die Vakanz kam, und ihnen die herrlichſten Zeugniſſe von meinem Fleiße und Wohlverhalten vorlegen konnte! Wie boten ſie Alles auf, mir Vergnügen zu machen!“ „O!“ — rief er mit herzdurchdringender Stimme und brach in einen Strom von Thränen aus — „es iſt ſchrecklich! Gottlob, daß meine geliebten Eltern meinen ſchmählichen Tod nicht mehr erlebten!“

Er konnte vor Schmerz lange nicht mehr reden. Endlich fing er wieder an: „Beſter Herr Amtmann! Sie haben als ein edler Mann an mir gehandelt! Sie begegneten mir immer menſchlich, und haben mir mein langes Kerkerelend ſo viel möglich erleichtert. Sie hätten mich gern gerettet, wenn ich noch wäre zu retten geweſen. Ihre

Pflicht geſtattete es nicht; ich weiß das. Sie hatten Mitleid mit mir. Auch in dieſem Augenblicke ſehe ich eine Thräne in Ihrem Auge glänzen, die Sie vergebens zu verheimlichen ſuchen. Dieſe Ihre Güte wolle Ihnen Gott vergelten! Ich würde Ihnen dankbar die Hand bieten, wenn es nicht die Hand eines Räubers und Mörders wäre, die wohl kein ehrlicher Mann, ohne ſich entehrt zu glauben, faſſen mag. Empfangen Sie denn bloß in Worten meinen innigſten, gefühlteſten Dank!"

„Ihre unverdiente Güte macht mich ſo kühn noch einige Bitten zu wagen."

„Zuerſt bitte ich Sie, verehrteſter Herr Amtmann, um Verzeihung, daß ich gerade in Ihrem Amtsbezirke gegen die Geſetze handelte; daß ich, da Sie ohnehin mit Arbeiten überhäuft ſind, Ihnen ſo viele Stunden raubte, die Sie beſſer hätten anwenden können; daß ich Ihnen ſo viele unangenehme Schreibereien verurſachte! Indeß haben Sie ja ſelbſt einige Male zu bemerken die Güte gehabt, daß ich durch Verſtellung und unnützes Läugnen Ihnen dieſe traurigen Geſchäfte nicht erſchwert und vervielfältiget habe."

„Dann erſuche ich Sie, in meinem Namen der gnädigen Herrſchaft abzubitten, daß ich ihr durch meinen Raubanſchlag Unruhe machte und ſie in Schrecken verſetzte. Verſichern Sie Hochdieſelbe, daß es meine Abſicht nicht war, in dem Schloſſe

Jemandes Blut zu vergießen. So iſt es auch in der That. Deßhalb geſtattete ich auch nicht, daß Joſt, der etwas betrunken war und überhaupt wenig Ueberlegung hat, ſich bewaffnete. Ich dachte, den Raub bloß durch Drohungen und plötzlichen Schrecken, wenn nicht ganz unbemerkt und in der Stille, durchzuſetzen. Meine Abſicht war nur, ſo viel Geld in meine Gewalt zu bekommen, um mich von Joſt und Dietrich auf immer zu trennen, und mit Schlicht mein Glück in einem andern Welttheile zu verſuchen. Ich betrachtete das Geld, das ich rauben wollte, als eine Art erzwungenen Anlehens, das ich dermaleinſt wieder zu erſtatten dachte; aber dies war, wie ich nun wohl einſehe, eine thörichte Hoffnung. Jener Raubanſchlag war und bleibt ein ſtrafwürdiges Verbrechen, und ich will ihn nicht beſchönigen. Mein Schickſal iſt entſchieden; ich bin ein armer, verlorener Menſch. Allein ich wünſchte doch, daß Sie, Herr Amtmann, und die gnädige Herrſchaft mich nicht für noch ſchlechter anſehen, als ich es wirklich bin!“

„Ich habe noch eine weitere dringende Bitte, die Sie mir ja nicht abſchlagen wollen! Sie wiſſen, daß mein gegenwärtiger Name nur ein erborgter Name iſt. Da ich fern von meinem Vaterlande ohne bleibende Stätte ſo durch die Welt dahin wallte, ſo nannte ich mich Waller. Ich bitte Sie bei Allem, was heilig iſt, laſſen Sie nicht meinen Familiennamen, ſondern bloß meinen angenommenen Namen, unter dem ich die Verbrechen, wegen deren ich hingerichtet werde, begangen habe, in das gedruckte Todesurtheil ſetzen. Es leben von mir noch vier Geſchwiſter. Ein Bruder und eine Schweſter waren damals, als ich entfloh, bereits erwachſen — vortrefflich erzogen, ſehr edel und tugendhaft. Meine jüngern zwei Schweſtern waren, als ich ſie das letzte Mal ſah, beinahe noch Kinder, allein ungemein liebliche, hoffnungsvolle Mädchen. Alle wurden durch meine Duellgeſchichte und den darauf erfolgten Tod unſerer geliebten Eltern in die tiefſte Betrübniß verſetzt. So tief indeß dieſes mein Vergehen ſie ſchmerzte, ſo hart ſie die Schmach, die auch auf ſie fiel, empfanden; ſo iſt es, nach den freilich verkehrten Begriffen von Ehre, doch nicht ſo entehrend, einen Menſchen im Duelle zu tödten, als einen gemeinen Raubmord zu begehen. Ach, was würden die gefühlvollen Herzen meiner Geſchwiſter empfinden, welch ein Schrecken würde alle meine ehrliebenden Verwandten ergreifen, wenn ſie in den öffentlichen Blättern leſen würden, ich ſey als Räuber und Mörder unter der Hand des Henkers geſtorben! Ach, erſparen Sie — ich bitte Sie noch einmal inſtändig — einer ſchuldloſen Familie, die immer auf Ehre hielt, eine ſolche Schmach, über die ſie ſich zu Tod kümmern würde. Sollte indeß irgend ein rechtlicher Mann, der vielleicht den Namen Waller führt, ſich dadurch beſchimpft fühlen, daß ich mir ſeinen Namen widerrechtlich zueignete, ſo wollen Sie in dem Todesurtheile bemerken, daß ich meine Verbrechen unter dem angemaßten Namen Waller begangen habe.“

„Und dann — möchte ich Sie noch bitten, daß ich den unglücklichen Schlicht noch einmal ſprechen dürfe. Er iſt zwar wenig gebildet, und hat nicht ſonderlich viel Verſtand. Er iſt ein Räuber und Mörder wie ich. Doch gegen mich war er die treueſte Seele, die man ſich nur immer denken kann. Der arme Menſch hätte an meinem Kopfe hundert Dukaten verdienen, und überdies noch als Deſerteur und Wildſchütze Verzeihung erlangen können, wenn er meinen verborgenen Aufenthalt entdeckt hätte. Allein er that es nicht und nahm ſich meiner in meinem Elende getreulich an. Seine Treue und Ergebenheit gegen mich iſt größtentheils Schuld an ſeinem gegenwärtigen Elend. Mein Gewiſſen macht mir Vorwürfe, daß ich den treuen Menſchen nicht auf eine beſſere Lebensbahn leitete. Geſtatten Sie mir daher, daß ich, bevor ich auf der Richtſtätte mit ihm zuſammen treffe, ihn noch einmal ſehe. Ich möchte ihm für ſeine treuen Dienſte in dieſer Welt noch einmal danken — ich möchte ihm noch ein Wort an das Herz reden, damit er ſeine Vergehen bereue und eines ſeligen

Todes ſterbe. Aus dem Munde ſeines Mitſchuldigen, den er ſchätzt und liebt, wirkt ein ſolches Wort vielleicht am tiefſten.“

„Endlich bitte ich Sie noch: Schicken Sie mir einen würdigen Geiſtlichen, der mir beiſtehe, meine ſchwere Rechnung mit Gott abzuſchließen. Ich bin leider viele Jahre nicht mehr in den öffentlichen Gottesdienſt gekommen; ich habe durch meine Verbrechen und meine wilde Lebensweiſe mich ſelbſt von der Gemeinſchaft der Gläubigen ausgeſchloſſen. Da ich lange Zeit als ein Heide lebte, ſo will ich doch wenigſtens als ein Chriſt ſterben.“

„Thun Sie das!“ ſagte der Amtmann, verſprach alle ſeine Bitten zu erfüllen, und bot ihm die Hand. Waller blickte mit ſeinen großen ſchwarzen Augen voll Thränen ihn gerührt an, drückte ihm die Hand, wandte ſich ſchnell um, und wurde nun in ein beſonderes Zimmer geführt, um ſich da auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Schlichts Gefangenſchaft und Verurtheilung.

Schlicht brachte die Tage ſeiner Gefangenſchaft in ſtiller Betrübniß zu. Er hatte durch das kleine, mit ſtarken eiſernen Stangen vergitterte Fenſter ſeines Kerkers die Ausſicht auf die Kirche. Das Geläute der Glocken ging ihm immer tief zu Herzen. Er hörte die Orgel, den Geſang der verſammelten Gemeinde, und die Melodie manches ihm bekannten Liedes deutlich herüber in ſein Gefängniß. Er war zu traurig, um mitzuſingen; er betete aber inbrünſtig mit, indem er den Inhalt des Liedes, oft unter vielen Thränen, überdachte. Der Gottesacker, der die Kirche umgab, die vielen Gräber, Kreuze und Leichenſteine erweckten ſehr ernſte Gedanken in ihm; bei jedem Leichenbegängniſſe, das er mit anſah, durchſchauerte ihn der Gedanke an ſeinen eigenen nahen Tod. „Ach,“ dachte er, als einmal eine Mutter begraben wurde und ihre vielen Kinder an dem Grabe laut weinten und jammerten, „wie wird es meiner Mutter ſeyn, wenn ſie meinen ſo ſchmählichen Tod vernimmt!“ Er nahm ſich vor, ihr vor ſeinem Tode noch einmal zu ſchreiben; da erhielt er, wenige Tage, bevor ihm ſein Todesurtheil angekündet wurde, ganz unerwartet einen Brief von ihr.

Die Mutter ſchrieb: „Liebſter Sohn! Ich bin wegen Deiner in großen Sorgen, und kann vor ſchwerem Kummer nicht eſſen und nicht ſchlafen. Ich wußte zwar wohl, daß an das Stadtgericht dahier geſchrieben worden, du ſeyeſt zu Hirſchfelden in amtliche Unterſuchung gekommen; man möchte daher Auskunft geben, wie du dich dahier aufgeführt habeſt. Das hieſige Amt berichtete, du habeſt dich als Knabe und Jüngling immer gut betragen, ſeyeſt immer ſtill, fleißig und arbeitſam geweſen, habeſt auch als Soldat für dein Vaterland tapfer gefochten, und eine Ehrenmünze erhalten. Freilich wurde nicht verhehlt, wie du jenes Geld verſpielteſt, und darauf deſertirteſt. Indeß wurde doch dabei bemerkt, jenes Geld ſey längſt erſtattet, und da nächſtens ein Generalpardon für alle Deſerteurs werde bekannt gemacht werden, ſo könnteſt du, wenn jene Unterſuchung, wie deine gute Gemüthsart hoffen laſſe, zu deiner Ehre ausfalle, ungehindert in dein Vaterland zurückkehren.“

„Das war auch meine Hoffnung, lieber Peter. Da ich von Hirſchfelden nichts mehr weiter vernahm, ſo glaubte ich, die Unterſuchung, in die du verwickelt worden, habe dir keinen weitern Nachtheil gebracht, und es ſey keine Rede mehr davon. Ich dachte immer: Unſer Peter wurde von ſeinem ſeligen Vater und von mir fromm und chriſtlich erzogen! Er wird ſeinen erſten Fehler, zu dem ihn die Spielſucht verleitete, auch den letzten ſeyn und ſich nicht zu noch ärgeren Sünden und Laſtern verführen laſſen. So dachte ich, und betete Tag und Nacht für dich. Und da nun der Generalpardon hier in der Stadt unter Trommelſchlag ausgerufen wurde, da zitterte mir das Herz vor Freude; und da dieſe allgemeine Begnadigung in allen Zeitungen gedruckt zu leſen war, ſo hoffte ich jeden Tag, dich von Angeſicht zu ſehen.“

„Allein da kam der Gerbergeſell, der Friedrich Riſt, der mit dir in die Schule gegangen, aus der Fremde zurück, und beſuchte mich. Ich mußte weinen, als er zu mir in die Stube trat, und ſo wohl ausſehend und gut gekleidet vor mir ſtand; ich hatte ſchon gehört, er werde jetzt die Werkſtätte ſeines Vaters übernehmen, und ſey bereits Bräutigam. „Ach,“ ſagte ich zu ihm, „möchte doch auch mein Peter bald zurück kommen, und die Werkſtätte ſeines Vaters, die ſchon ſo viele Jahre geſchloſſen iſt, wieder eröffnen.“ Allein Riſt erzählte mir mit weinenden Augen, du liegeſt, als des Raubes und Mordes beſchuldigt, noch immer zu Hirſchfelden im Gefängniſſe, und Jedermann glaube, man werde dich hinrichten. Er habe dich im Gefängniſſe beſuchen wollen; aber kein Menſch dürfe zu dir. Wenn ich dir ſchreiben wolle, ſagte er, ſo müſſe ich es gleich thun; ſonſt werde mein Brief dich ſchwerlich mehr am Leben antreffen.“

„Ach liebſter Peter, was ſoll ich denken, was ſoll ich ſagen? Ich konnte es nicht glauben. „Nein,“ rief ich, „einen Räuber und Mörder haben mein ſeliger Mann und ich an unſerm Sohne nicht erzogen!“ Ich ſtarb faſt vor Jammer. Dein Bruder, der Johann Baptiſt, der dahier als Zimmermann gut und glücklich verheirathet iſt, und deine Schweſter, die Marie, die den Wagner Michael Berner heirathete und mit ihm in einer ſehr zufriedenen Ehe lebt, glaubten es auch nicht. Dein Bruder und deine Schweſter eilten, ſobald ſie die traurigen Nachrichten von dir vernommen hatten, ſogleich zu mir, mich zu tröſten. Beide, beſonders die Marie, machten mir gute Hoffnung.“

„Ja, ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Ich hoffe noch immer, du werdeſt im fremden Lande mit deinem Handwerke dich redlich ernährt haben, und nun, wie andere Handwerksburſche, von deiner Wanderſchaft zurück kommen, dich dahier verheirathen, und der Troſt und die Freude deiner alten, bald ſiebenzigjährigen Mutter werden!“

„Ach, liebſter Sohn, ich kann es dir nicht verhehlen! Ich hatte, ſeit du deine Fahne und dein Vaterland verlaſſen haſt, viele traurige Stunden. Ich war oft todtbetrübt. Indeß war ich ernſtlich darauf bedacht, dem Herrn Hauptmann das Geld zu erſetzen. Ich ſpann Tag und Nacht, und netzte den Faden mit tauſend Zähren. Ich ſparte, ſo gut ich konnte, und aß faſt nichts als Waſſerſuppen. Als ich die Hälfte des Geldes beiſammen hatte, brachte ich es dem Herrn Hauptmann. Er war ſehr gnädig gegen mich und ſagte: „Ach der arme, unglückliche Menſch! Er war als Soldat tapfer und als mein Bedienter ein treuer Diener. Ich konnte mich auf ihn verlaſſen. Wenn nur das verwünſchte Spielen nicht geweſen wäre! Indeß bin ich überzeugt, wenn ich ihm das Geld verſiegelt übergeben hätte, ſo hätte er es nicht angegriffen. Allein, daß ich zu bequem geweſen, es zu verſiegeln, ſondern es ihm gleich ſo in die Taſche gab, das war ein großer Fehler von mir. Einem Spieler Geld anvertrauen iſt toll; Gelegenheit macht Diebe. Ach, wenn er mir doch nur ſeinen Fehler aufrichtig eingeſtanden hätte! Wahrhaftig, ich hätte ihm verziehen; er hätte als mein Bedienter, beſonders aber mit Abſchreiben, das Geld wieder abverdienen können. Da indeſſen die Hälfte der Schuld auf mir liegt, ſo iſt es billig, daß ich auch die Hälfte des Geldes verliere.“ Der Herr Hauptmann ſchenkte mir die noch ſchuldige Hälfte, tröſtete mich, und entließ mich ſehr gütig.

„Nachdem dieſe Schuld abgetragen war, habe ich noch weiter für dich geſorgt, lieber Sohn! Ich hätte unſer halbes Haus, nebſt der Werkſtätte und dem Handwerkszeuge, öfter ſehr vortheilhaft verkaufen können; allein ich habe ſie noch immer für dich aufgehoben. Ich habe auch noch ein kleines Kapital von hundert Gulden, wovon ich fünfzig Gulden erbte — und fünfzig Gulden erſparte, für dich bei der Stadt an Zins gelegt, damit du, wenn du zurück kämeſt, dir einen Vorrath von Arbeitsholz anſchaffen, und auch andere nöthige Ausgaben beſtreiten könneſt. Doch, was ſage ich! Ach, vielleicht iſt es doch möglich, daß alle dieſe meine ſüßen Hoffnungen eitel ſind! Ach, Peter, Peter, wenn es denn wirklich ſo ſeyn ſollte, wenn du wirklich ſollteſt hingerichtet werden, ſo bedenke doch das Heil deiner armen Seele, und thue aufrichtige Buße! Du warſt für mich ſchon lange wie todt und verloren. Mache, daß ich doch einſt in jener Welt möge ſagen können, wie es in dem Evangelium heißt: „Dieſer mein Sohn war todt und iſt wieder lebendig geworden, er war verloren und iſt wieder gefunden.“

„Nun, lieber Peter, ſo ſey denn Gott mit dir; Er verlaſſe dich nicht, es gehe nun zum Leben oder zum Tod. Du kannſt dir leicht denken, daß ich in einem Alter von bald ſiebenzig Jahren und des Schreibens ungewohnt, einen ſolchen langen Brief nicht mehr hätte zuſammen bringen können. Auch ſiehſt du es an der Handſchrift, daß ich ihn nicht geſchrieben habe. Du wirſt die Schrift wohl noch kennen. Dein ehemaliger Schullehrer, der bereits achtzig Jahre alt iſt, ſchrieb dieſen Brief in dem

Namen deiner Mutter. Wir ſaßen von Morgens früh bis Mittag zuſammen, und er ſchrieb unter Thränen, was ich weinend und ſchluchzend ihm ſagte. Er grüßt dich auch, und ermahnt dich, du ſollſt nicht vergeſſen, was er dir und allen Schulkindern ſo oft geſagt hat: „**Hütet euch vor Sünde; wer aber geſündiget hat, der bekehre ſich von der Sünde zu Gott; denn Gott iſt gnädig und barmherzig, und will nicht den Tod des Sünders, ſondern, daß er ſich bekehre und lebe.**“

„So lebe denn wohl, liebſter Peter, lebe wohl — in dieſer oder jener Welt! Ich hoffe, wir werden, wo nicht in dieſer, doch in jener Welt einander wiederſehen! Gott laſſe unſer Wiederſehen in Freude ſeyn! Dein Bruder und deine Schweſter, dein Schwager und die Schwägerin grüßen dich von Herzen, und beten, ſo wie ich, beſtändig für dich. Wiewohl ich dieſen Brief nicht eigenhändig ſchrieb, ſo unterzeichne ich doch mit eigener Hand meinen Namen — deine getreue Mutter Chriſtine.“

Schlicht las dieſen Brief unter heißen Thränen, und verbarg dann ſein Geſicht in das Stroh ſeines Lagers, und weinte bitterlich. Die Liebe ſeiner Mutter bewegte ihm das Innerſte ſeines Herzens. „O du gute Mutter,“ ſagte er ſchluchzend, „wie treu haſt du, ſeit ich mich fern von dir in der Fremde befinde, für mich geſorgt, für mich gearbeitet, wegen meiner dich mit ſchlechter Koſt begnügt, um dem Herrn Hauptmann das von mir veruntreute Geld zu erſetzen, und mir die väterliche Werkſtätte zu erhalten. Ach, ſo bald es mir geſtattet wird, will ich an dich ſchreiben, und dir mein ganzes Herz ausgießen!“

Mit Wehmuth und vielen Thränen gedachte er ſeines ehemaligen Lehrers. „O der redliche Greis!“ ſagte Schlicht, „er war immer ein recht guter Mann und ein fleißiger Lehrer. Er hielt etwas auf mich, und ermahnte mich immer zum Guten. Er ſuchte uns Kindern auf allerlei Weiſe gute und heilſame Lehren einzuprägen, und legte uns deßhalb zur Uebung im Schönſchreiben immer ſchöne Reime zum Abſchreiben vor. Ich erinnere mich wohl noch der Schrift, mit der ich im letzten Schuljahre den Preis aus dem Schönſchreiben erhalten habe. Es war darin geſagt, daß der Weg der Tugend Anfangs rauh und dornig ſey, aber zum Heil und Leben führe; daß hingegen der Weg des Laſters Anfangs mit Blumen beſtreut ſey, aber zum Abgrund führe, und mit Tod und Verderben endige. Ach damals, als ich dieſe Schrift ſchrieb, dachte ich freilich nicht, daß ich in den letzten Zeilen mein eigenes Schickſal, und gleichſam mein Todesurtheil ſchreibe! Hätte ich dieſe Worte doch früherhin beſſer zu Herzen genommen, ſo ſtände es jetzt beſſer mit mir!“

Noch ganz beſonders aber ging ihm die Verſicherung zu Herzen, daß ſein Hauptmann ihm gerne verziehen, und ihm Gelegenheit verſchafft hätte, das entwendete Geld zu erſtatten. „Ach,“ ſprach er, „daß ich es doch damals gewußt hätte, daß er mir verzeihen würde, ſo wäre ich nicht heimlich entwichen; ich hätte meinen Fehler bekannt und um Gnade gefleht. Ich ſehe nun wohl ein, wie wahr jener Spruch ſey, den ich in der Schule auswendig lernen mußte: „Wer ſeine Sünde verheimlicht, dem geht es nicht gut; wer ſie aber bekennt und ablegt, der wird Barmherzigkeit finden.“

Ueberhaupt ſah Schlicht jetzt im Gefängniſſe ſein ganzes Leben anders an, als vormals am Spieltiſche oder in ſeiner Räuberhöhle. „Ich Thor,“ ſprach er, „ich beging immer einen neuen Fehler, um den Folgen des vorigen Fehlers auszuweichen, und ließ mich ſo von einem Vergehen immer zu einem noch größern verleiten. So wurde ich aus einem Spieler ein untreuer Diener, dann Deſerteur, Wildſchütze und Räuber — und zuletzt gar ein Mörder. Ach, hätte ich das Spielen, vor dem ich ſo oft gewarnt wurde, und es oft ſelbſt verwünſchte, aufgegeben und mich die falſche Hoffnung des Gewinnes nicht betrügen laſſen, ſo wäre all das Unheil verhütet worden. Hätte ich dem Herrn Hauptmann meine Veruntreuung einbekannt, ſo hätte ich Verzeihung erlangt; meine Dienſtzeit wäre nun längſt aus, und ich wäre wohl ſchon in meiner Vaterſtadt als Bürger anſäßig! Hätte ich auch noch als Deſerteur mich freiwillig geſtellt, ſo wäre ich freilich nicht ohne Strafe geblieben; allein ich wäre doch wieder angenommen werden, und hätte durch treue Dienſte und Tapferkeit mein Vergehen wieder gut machen können. Hätte ich dem Wildſchießen, bei dem ich doch nur Hunger und Kummer litt, entſagt und mich auf einem abgelegenen Bauernhofe im Walde als Knecht verdungen, ſo wäre ich doch kein Räuber geworden — und wenn ich noch als Räuber, wo ich oft in Todesgefahr kam und mein Gewiſſen ſich mächtig regte, auf den verlaſſenen guten Weg zurückgekehrt wäre, ſo hätte ich meine Hände doch nicht mit Menſchenblut befleckt! — Ach mein Gott, daß ich ſo lange Zeit in keine Predigt mehr gekommen, das vollendete mein Unglück. Wenn der Menſch nicht wenigſtens einmal in der Woche an Gott und Gottes heilige Gebote erinnert wird, ſo verwildert er ganz.“

Bald, nachdem Schlicht den Brief ſeiner Mutter erhalten hatte, ward er in die Gerichtsſtube geführt und der Amtmann las ihm das Todesurtheil vor. „O Mutter, liebſte Mutter!“ rief Schlicht, „nur um dich iſt es mir leid; an mir iſt nichts gelegen; ich bin ein elender Menſch, ich habe den Tod hundert- und tauſendmal verdient. O die verdammten Karten! O das verwünſchte

Spiel! Doch — ich ſterbe gern! Gott ſey nur meiner armen Mutter und meiner armen Seele gnädig!“

Er ging — und auch er wurde in eine beſondere Kammer gebracht, um die drei letzten Tage ſeines Lebens ſeiner Vorbereitung zum Tode zu widmen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Schlichts und Wallers letzte Lebensſtunden.

Sobald Schlicht in die Kammer getreten war, fiel er auf die Knie, ſtützte die Arme auf einen Seſſel, verbarg das Geſicht in beide Hände, und vergoß einen Strom von Thränen. Der Soldat, der neben der Thüre Wache ſtand, hatte Mitleid mit ihm und ſprach: „Weine nicht ſo ſchmerzlich; ein ehemaliger Kriegsmann ſollte den Tod nicht fürchten.“ „Ach,“ ſagte Schlicht, „ich weine nicht, weil ich jetzt ſterben muß; ſondern weil ich ſo ſündig gelebt habe. Mit dieſen Zähren flehe ich zu Gott um Verzeihung meiner Sünden, und um eine glückſelige Sterbeſtunde.“

Ueber eine Weile trat der Pfarrer von Hirſchfelden herein. Schlicht ſtand auf, und begrüßte ihn freundlich. Der Pfarrer winkte ihm, nieder zu ſitzen, ſetzte ſich zu ihm, tröſtete ihn, und ermahnte ihn, ſein Herz zu Gott zu wenden, und von ganzem Herzen Buße zu thun. „Lieber Herr Pfarrer,“ ſagte Schlicht, „ſo wie ich in dieſe Kammer hereintrat, aus der ich nicht mehr heraus komme, bis ich zum Tode geführt werde, war es mein erſter Gedanke, mich von ganzem Herzen zu Gott zu bekehren. Ja, Gott wolle mir Gnade geben, daß ich, nach ſo vielen zu meinem Verderben mißbrauchten Jahren meines Lebens, doch wenigſtens dieſe drei Tage zu meinem Heile anwenden möge.“ Der Pfarrer war über Schlichts bußfertigen Sinn ſehr erfreut, und ſagte, er wolle ihm Zeit laſſen ſein Gewiſſen wohl zu erforſchen und ſeine Sünden aufrichtig zu bereuen, um ſie dann zu bekennen und die heilige Kommunion zu empfangen. Er verſprach wieder zu kommen, und ging. Abends kam er zur beſtimmten Stunde, wie er es verſprochen hatte, wieder, erſuchte den Soldaten, indeſſen draußen vor der Thüre Wache zu halten, und blieb über zwei Stunden. Es war bereits dunkel, als er den bedauernswerthen Schlicht, der aber ſeinem nahen Tode nun ſehr getroſt entgegen ſah, verließ.

Nachdem der Pfarrer fort war, trat der Kerkermeiſter mit Licht herein, brachte Tiſchtuch, Teller, ein Paar Flaſchen mit Bier und Wein nebſt

Gläſern, und fing an den Tiſch zu decken. Es war ſo gebräuchlich, jeden armen Sünder die letzten drei Tage noch gut zu bewirthen, wie denn auch eine ſolche Mahlzeit das Henkersmahl genannt wurde. Schlicht hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen, und verbat ſich auch jetzt die Mahlzeit; er aß nur ein wenig Suppe, und erſuchte dann den Kerkermeiſter, ihm Dinte, Feder und Papier zu bringen. Schlicht ſchrieb ſeiner Mutter folgenden Brief:

„Allerliebſte, beſte Mutter! Euren lieben Brief habe ich erhalten, und mit naſſen rothgeweinten Augen wohl hundertmal geleſen. O Gott, wie groß iſt Eure Liebe zu mir, die ich aus dieſem Briefe aufs Neue erſah! Wie ſchmerzt es mich, daß ich, Euer unglücklicher Sohn, alle Eure Hoffnungen, die Ihr Euch von mir gemacht habt und noch machet, vereitelt habe. Leider traf mich Euer liebevoller Brief noch im Gefängniſſe, und ich ſchreibe Euch dieſe Zeilen mit gefeſſelter Hand. Ja, das Todesurtheil iſt über mich ausgeſprochen, und wenn Ihr dieſe Zeilen, die ich mit meinen Thränen benetze, leſen werdet, iſt mein Blut ſchon längſt unter dem Schwerte gefloſſen, und die Hand, die dieſen Brief ſchrieb, modert im Grabe. Nächſten Freitag morgens zwiſchen neun und zehn Uhr werde ich hingerichtet.“

„Liebſte Mutter! Der blutige Tod, der mir bevorſteht, iſt noch das Wenigſte, was mir mein

Herz beſchwert. Mein Jammer um Euch hat die Todesfurcht aus meinem Herzen verdrängt. O wie ſchlecht habe ich Euch die große Liebe vergolten, die Ihr, von meiner Kindheit an, mir erzeigt habt! Ihr ſeyd immer eine gute Mutter geweſen, habt mich zu allem Guten ermahnt, mich fleißig in die Schule und zur Kirche geſchickt, mich vor allem Böſen gewarnt, mich als einen kleinen, muthwilligen Knaben, wenn es nöthig war, auch abgeſtraft. O wie viele Zähren habt Ihr vergoſſen, als ich zum Soldaten ausgehoben wurde, wie habt Ihr mir die treueſten Ermahnungen, Euren mütterlichen Segen, und wohl den letzten Heller, den Ihr hattet, mit auf den Weg gegeben! Ihr habt mir ſogar noch Euer mit nächtlichem Spinnen mühſam verdientes Geld geſchickt, das ich undankbarer Sohn oft leichtſinnig verſpielte. O noch denke ich des Augenblicks, da ich Euer mütterliches Angeſicht das letzte Mal geſehen habe! Ich lag verwundet in dem Militärſpitale; eine Kugel hatte mich in die Schulter getroffen. Ich litt lange Zeit große Schmerzen, war ſehr traurig, und wegen eines heftigen Fiebers in Todesgefahr. Da riefen auf einmal ein Paar Kameraden: „Peter, deine Mutter kommt!“ Ihr tratet mit weinenden Augen an mein Bett. Ihr hattet die weite Reiſe gemacht, mich zu beſuchen, mich zu tröſten, mir in meiner Krankheit beizuſtehen. O wie oft habt

Ihr, als Ihr ſo neben meinem Krankenlager geſeſſen, mit aufgehobenen Händen zu Gott gefleht, Er wolle mich mit dem Leben davon kommen laſſen. Allein es iſt wohl wahr: Der Menſch weiß nicht, um was er bittet; wir ſollten um nichts beten, als Gott wolle das thun, was Er als das Beſte für uns erkennt. Ach, daß ich damals an meiner rühmlichen Wunde geſtorben wäre! Ich wäre dann mit Ehren unter den Boden gekommen, und nicht in ſolche Sünden und Verbrechen hineingerathen. Euch, liebſte Mutter, wäre vieler Jammer erſpart worden. Aber nun muß ich ungerathener Sohn Eure grauen Haare noch mit Schmach in das Grab bringen.“

„Nun, liebſte Mutter, was geſchehen iſt, ſteht nicht mehr zu ändern. Mir bleibt nichts mehr übrig, als meine Sünden zu bereuen, und meine Strafe geduldig zu leiden. Ich habe mich auch mit Gott ausgeſöhnt. Der Geiſtliche, dem ich eben dieſen Abend mein letztes Sündenbekenntniß abgelegt habe, und aus deſſen Hand ich morgen das Brod des Lebens empfangen werde, wird Euch das bezeugen. Er hat mir verſprochen, Euch dieſen Brief zu ſchicken, und ſelbſt noch einen Brief beizulegen, um Euch, wie ich hoffe, zu berichten, daß ich Buße gethan und bis zum letzen Augenblicke in einem bußfertigen Sinne und in dem Vertrauen auf meinen göttlichen Erlöſer verharrt habe. O wie will ich morgen bei der heiligen Kommunion beten, Jeſus, der Sich als das reine, ſchuldloſe göttliche Lamm für die Sünden der Welt opferte, wolle Sich auch meiner erbarmen, und auch meine Sünden hinweg nehmen. Ach, ich hoffe getroſt, Er habe mir verziehen, und werde, wenn ich nun bald vor Ihm erſcheine, als ein gnädiger Richter mich mit freundlichen Augen anblicken. Ja, ich bin getroſt im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, und auf die Liebe Jeſu, der ja in die Welt gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen, unter denen ich der allergrößte bin."

„Und nun, liebſte Mutter, möchte ich auch Euch noch um Verzeihung bitten. Ach, daß ich Euer mütterliches Angeſicht noch einmal ſehen könnte! O wie wollte ich Euch da auf meinen Knien abbitten, daß ich gegen eine ſo gute, fromme, treue Mutter ein ſo böſer, gottloſer, ausgearteter Sohn geweſen, und daß ich einer ſo ehrliebenden Mutter durch meine ſchlechte, ehrloſe Aufführung ſo viele Schande machte; denn Ihr ſeyd nicht Schuld an meinem Elende. Ihr habt Alles an mir gethan, was eine gute Mutter an ihrem Sohne nur immer thun kann. Gott wolle es Euch vergelten, da ich es Euch ſo ſchlecht vergolten habe. Ich bitte Euch unter heißen Thränen noch einmal: — verzeiht mir! Ich kann in dieſer Welt nicht mehr erfahren, daß Ihr mir verziehen; ich hoffe es aber ſo gewiß, als wenn ich es ſchriftlich von Euch hätte. Euer Brief, der mir in meinem Gefängniſſe mein Gewiſſen ſehr ſchärfte, und mir unzählige, reumüthige Thränen auspreßte, aber auch mir vielen Troſt gewährte, und im Tode noch Troſt gewähren wird, iſt mir ein Unterpfand dafür."

„Liebſte Mutter! Ich habe da noch die kleine ſilberne Denkmünze, die ich einſt wegen meiner Tapferkeit als ein Ehrenzeichen erhalten habe. Um ſie nicht zu entehren, habe ich ſie nicht mehr an meinem Rocke, ſondern immer nur unter meiner Weſte getragen. Sie war mir immer ſehr werth. Als ich eingefangen und durchſucht wurde, bat ich, mir ſie nicht zu nehmen, und man ließ ſie mir. Ich wollte ſie mit ins Grab nehmen. Allein nun ſchick' ich ſie Euch, als ein Andenken von Eurem unglücklichen Sohne. Wenn Ihr das Ehrenzeichen anſeht, ſo denkt: „Mein armer Sohn war doch nicht immer ganz ehrlos, ſo tief er auch in Sünde und Laſter verſunken war; er war doch einſt ein guter Sohn und ein tapferer Vertheidiger ſeines Vaterlandes." Die Denkmünze, die einſt ſo hell und glänzend war, ſieht nun freilich dunkel und faſt ſchwarz aus; doch Ihr könnet ſie ja wieder reinigen laſſen, daß ſie wieder hell und ſchön werde. O daß auch meine von Sünden verdunkelte Seele, durch Gottes Gnade gereinigt, hell und ſchön vor

Gott erſcheinen möge! Ich hoffe es durch die Gnade Jeſu Chriſti!“

„Unter vielen Thränen habe ich in Eurem Briefe geleſen, daß mein lieber Herr Hauptmann, gegen den ich ſo ſchlecht gehandelt habe, mich nicht verabſcheute, und noch ſo gnädig gegen mich geſinnt war. Ich danke ihm, daß er Euch die Hälfte des ihm ſchuldigen Geldes nachgelaſſen hat, ſo wie ich Euch, gute ehrliche Mutter danke, daß Ihr die Hälfte des Geldes bezahlt habt.“

„Mit großer Rührung habe ich in Eurem Briefe geleſen, daß mein ehemaliger lieber Schullehrer meiner noch immer ſo liebreich gedenke. Ich mußte ſchon weinen, als ich die Aufſchrift des Briefes ſah, und ſeine mir wohlbekannten Buchſtaben erkannte, die immer noch ſehr kräftig ſind. Ach, ich unſeliger Menſch! Auch ihm muß ich in ſeinem hohen Alter noch Kummer und Betrübniß machen! Ich laſſe ihn noch einmal von Herzen grüßen, und bitte auch ihn um Verzeihung. Er ſoll für ſeinen unglücklichen Schüler, oder vielmehr für die abgeſchiedene Seele deſſelben beten.“

„Liebſte Mutter! Ich habe die ganze Nacht an dieſem Briefe geſchrieben. Ich habe ſchon in meinem Gefängniſſe, ehe das Todesurtheil, das ich nicht anders erwartete, über mich ausgeſprochen worden, nicht nur Euren Brief immer geleſen, ſondern auch immer nachgedacht, was ich Euch Alles ſchreiben wolle. Darum iſt dieſer Brief ſo lang geworden. Jetzt bricht der Tag an, und die Morgenhelle ſcheint durch das ſchwarze eiſerne Gitter meines Fenſters. Ich muß nun noch beten, und mich auf die heilige Kommunion — ach die letzte in dieſer Welt! — vorbereiten. Ich ſchließe deßhalb dieſes lange Schreiben. Meinen lieben Bruder, meine innig geliebte Schweſter, alle lieben Freunde, Schwager, Schwägerin, und noch beſonders meinen alten, ehrwürdigen Lehrer grüße ich recht aus dem innerſten Grunde meines tiefgerührten, liebevollen Herzens. Was ich vergeſſen habe, wird der Geiſtliche, der mich auf die Richtſtätte begleitet, Euch noch ſchreiben. Lebt denn wohl, liebſte, beſte Mutter! Wiewohl wir uns auf Erden nicht mehr ſehen, ſo werden wir uns, das hoffe ich zu Gott, doch im Himmel wieder ſehen. Euer bis in meinen — ach ſo ſchauerlichen! — Tod, dankbarer und getreuer Sohn Peter."

Als Schlicht mit Schreiben fertig war, betete er mit Inbrunſt, und las in dem Gebetbuche, das ihm der Pfarrer da gelaſſen hatte, ſehr andächtig die Kommuniongebete. Jetzt kam der Kerkermeiſter herein und ſagte, Waller wolle ihn noch ſprechen. Schlicht folgte dem Kerkermeiſter in das Zimmer, in dem auch Waller auf den Knien lag und betete. „Schlicht!" rief Waller und ſprang auf. Sie ſtürzten einander in die Arme, daß ihre

Ketten raſſelten. Beide weinten ſchmerzlich. Waller ſagte endlich: „Liebſter Schlicht, ich habe ſchon vernommen, daß du dich von Herzen zu Gott bekehrt habeſt; das habe ich auch gethan. Nun iſt Alles gut. Da wir als Sünder lebten, ſo wollen wir doch wenigſtens als Büßer ſterben. Das iſt das Einzige, was wir noch thun können. Ich habe dich zu vielem Böſen verleitet; ohne deine Anhänglichkeit an mich wäreſt du nicht ſo elend geworden. Verzeih, verzeih mir, liebſter Freund, du, der einzige Freund, der mir in meinem Elende noch übrig geblieben, und mich nicht verlaſſen hat.“ Schlicht weinte und ſchluchzte noch heftiger. Sie ſetzten ſich zuſammen, und redeten noch mit einander. Waller betheuerte, es nun zu erfahren, und Schlicht beſtätigte es, daß der Menſch nur im Glauben an Chriſtus und Seine verſöhnende Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens muthig und getroſt in den Tod gehen könne.

Jetzt kam der Kerkermeiſter, zündete auf einem weißgedeckten Tiſche zwei Wachskerzen an und ſagte, der Herr Pfarrer komme, Beiden die heilige Kommunion zu reichen. „Lieber Schlicht,“ ſprach Waller, „wir haben Beide fern und entfremdet von Gott und Chriſtus ſo dahin gelebt; wir wollen nun auch Beide zugleich uns mit Gott und unſerm göttlichen Erlöſer wieder vereinigen.“ Sie empfingen Beide die heilige Kommunion mit Thränen der Reue und Andacht, und beteten die Gebete, die der Geiſtliche ihnen vorbetete, inbrünſtig nach.

Nachdem ſie noch lange ſtill für ſich gebetet, ſollte Schlicht wieder in ſeine beſondere Kammer abgeführt werden. „So geh denn hin!“ ſagte Waller. „Wir wollen im Vertrauen auf Chriſtus und im Glauben unſrer Väter getroſt ſterben. Es bedarf keines langen Abſchieds für die kurze Trennung. Der Tod wird uns — morgen um neun Uhr — von einander ſcheiden, aber uns ſogleich wieder vereinigen. Lebe wohl — die wenigen Stunden, die wir in dieſer Welt noch zu leben haben, und Gott ſey mit dir!“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Joſts Lebensgeſchichte.

Joſt erſchien in dieſer Geſchichte bisher als ein Mann, der ſich durch ſeinen ſtrafbaren Leichtſinn und ſeine Neigung zum Trunk verächtlich, ja durch die laſterhafte Lebensart eines Räubers verabſcheuungswerth gemacht hat. Wer ihn in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, mit dem welken, bleichen, runzelvollen Geſicht, und in dem ſchlechten, zerlumpten Anzuge erblickte, konnte kaum glauben, daß Joſt einſt der ſtattlichſte, wohlausſehendſte Mann in Hirſchfelden geweſen, und die feinſten Kleider von ſo koſtbarem Tuche getragen, desgleichen ſich der vermöglichſte Bürger kaum anzuſchaffen vermochte. In der That war Joſt ehemals der reichſte Mann in der Gegend, und er hätte auch der glücklichſte ſeyn können, wenn er nicht von dem Wege der Tugend abgewichen wäre. Sein Bauernhof war der größte weit umher, und ſeine Aecker waren die beſten und ſeine Wieſen die ſchönſten auf der ganzen Flur; er hatte nicht nur keine Schulden, ſondern noch anſehnliche Kapitalien auf Zins anliegen; ſeine Ehegattin war wegen ihrer Tugend und Schönheit allgemein geachtet, und liebenswürdigere Kinder, als die ſeinigen, gab es in ganz Hirſchfelden nicht. Es iſt merkwürdig und lehrreich zu hören, wie Joſt von dem größten Wohlſtande zu einem ſolchen Elende herabgekommen ſey, und ſich ſein trauriges Schickſal ſelbſt bereitet habe. Der Jammer aber, den er über ſein treffliches Weib und ſeine guten Kinder brachte, von denen er ſeit Jahren getrennt lebte, macht ſeine Geſchichte höchſt rührend.

Joſt war der Sohn eines ſehr rechtſchaffenen Landmannes, der in Hirſchfelden einen eben nicht großen, aber ſehr gut beſtellten Bauernhof beſeſſen hatte. Da Joſt ſeine Eltern früh verlor und mehrere Geſchwiſter hatte, ſo fiel das Erbtheil, das ihn traf, nicht gar beträchtlich aus. Allein Joſt war der gewandteſte, rüſtigſte junge Burſch in Hirſchfelden, immer munter und luſtig, wohl gewachſen und von einer ungemein friſchen blühenden Geſichtsfarbe. Er verſtand ſich auf alle ländliche Arbeiten ſehr gut; eine ganz beſondere Geſchicklichkeit aber zeigte er in Behandlung der Pferde; er wußte das wildeſte junge Roß, das ſonſt jeden Reiter abwarf, zu bändigen und zuzureiten, und beim Fahren verſtand er die Pferde ſo leicht und ſicher zu lenken, daß er kaum ſeines Gleichen fand. Als nun der alte Kutſcher in dem Schloſſe Finkenſtein krank wurde, ließ der gnädige Herr den Joſt erſuchen, einſtweilen die Stelle des Kutſchers zu verſehen. Joſt that dieſes ſehr gern, und machte ſeine Sache ſo vortrefflich, daß er nach dem Tode des alten Mannes den Kutſcherdienſt erhielt. Der hübſche, junge Kutſcher nahm ſich in ſeiner ſcharlachrothen Staatslivree mit Gold auch ſehr gut aus, und wußte ſich, wenn er ſtattlich auf dem Kutſchenbock ſitzend ſo im Galopp daher fuhr, ein ganz eigenes Anſehen zu geben. Er bildete ſich auf ſeine Geſtalt, ſeinen Scharlachrock, ſeinen Schnurrbart und den Hut mit der breiten goldenen Borde, den er immer etwas ſeitwärts aufſetzte, nicht wenig ein.

Da wurde nun einſt das Kirchweihfeſt zu Hirſchfelden gefeiert. In allen Wirthshäuſern war Abends Tanzmuſik. Beim goldenen Hirſch aber, dem erſten Gaſthofe des Fleckens, fanden ſich die angeſehenſten und vermöglichſten Bürger und Bauern mit ihren Söhnen und Töchtern ein. Unter den vielen Gäſten befand ſich auch der alte Müller von Haſelbach, Andreas Laub, ein ſehr rechtſchaffener und verſtändiger Mann. Er hatte ſeine Mühle bereits ſeinem Sohne übergeben und ſich zu Haſelbach, unweit der Mühle, ein artiges und ziemlich geräumiges Nebenhaus erbaut. Allein vor einem halben Jahre war ſein Bruder, der reichſte Bauer zu Hirſchfelden, als Wittwer geſtorben, und hatte eine einzige Tochter von etwa achtzehn Jahren hinterlaſſen. Der Müller wollte, als ihr Vormund, die Aufſicht des großen ſchönen Bauerngutes ſelbſt ſo lange übernehmen, bis ſeine junge Baſe Marianne ſich würde verheirathet haben; und er war deßhalb mit ſeiner Ehegattin nach Hirſchfelden in das Haus ſeines Bruders gezogen. Marianna war ein ſehr wohlgeſittetes Bauernmädchen, von ſanfter, freundlicher Gemüthsart, ſchön und von ſchlanker Geſtalt, und ihr lieblich blühendes Angeſicht war von ungemeiner Anmuth. Der alte Müller wollte ihr die Freude, wie die übrigen Töchter im Flecken am Kirchweihfeſte zum Tanze zu gehen, eben nicht wehren; jedoch ohne ſeine Aufſicht hätte er ſie um Alles in der Welt nicht zum Tanze gehen laſſen. Er war deßhalb mit ſeiner Müllerin auf ein Glas Wein in den Gaſthof gekommen, und Marianne ſaß zwiſchen Beiden an einem der erſten Tiſche. Sie war ſehr zierlich, mehr ſtädtiſch als ländlich, in himmelblauen Taffet gekleidet, und das nette goldene Häubchen, wie es damals vermögliche Jungfrauen trugen, ſtand ihr ſo ſchön, als wäre es eine goldene Krone; ihre Sittſamkeit zierte ſie aber noch mehr als Gold und Seide.

Jetzt kam auch Joſt herein, dem die Herrſchaft erlaubt hatte, auf ein Paar Stunden zum Tanze zu gehen. Er hatte ſich ſehr herausgeputzt. Er prangte in ſeiner ſcharlachrothen Livree mit Gold, und hatte anſtatt ſeiner ungeheuer großen Kutſcherſtiefel leichte Tanzſchuhe angezogen, auf denen helle ſilberne Schnallen glänzten. Auch hatte er weiße Handſchuhe angelegt, und ſich gleich einem Hochzeiter mit einem Blumenſtrauß geſchmückt. Er ging vor allen andern Gäſten auf den alten Müller zu, und grüßte ihn und die Müllerin auf das freundlichſte. Der Müller hatte in dem Schloſſe Finkenſtein öfter Früchte gekauft, und Joſt hatte ſie ihm aufladen helfen. Daher kannte Joſt den Müller. Indeß galten ſeine freundlichen Grüße nicht ſo faſt den alten Leuten, als der jungen Baſe, und er bat ſehr höflich um die Erlaubniß, mit Mariannen einige Reihen tanzen zu dürfen. Der Müller wollte es dem herrſchaftlichen Kutſcher nicht abſchlagen; Gertrud, die alte Müllerin aber ſagte, ſie rechne es ſich zur ganz beſondern Ehre, daß der hochfreiherrliche Herr Kutſcher ihre Baſe zum Tanz aufziehen wolle. Joſt, deſſen bäueriſche Sitten in dem Schloſſe ziemlich abgeſchliffen worden, wußte Mariannen während des Tanzes ſehr viel Artiges zu ſagen; die ſittſame Marianne aber ſchlug erröthend die Augen nieder, und lobte bloß ſeinen ſchönen Blumenſtrauß. Joſt machte, indem er ſich tief verneigte, ihr mit dem Strauße ſogleich ein Geſchenk.

Der alte Müller ſah es nicht gern, daß Joſt ſich mit Marianne ſo bekannt mache. Er ſtand auf, bezahlte ſeine Zeche, und ging mit ſeiner Müllerin und mit Marianne nach Hauſe. Allein die gute Marianne konnte den artigen Joſt, der ſich an Geſtalt, Kleidung und Betragen vor andern Bauernſöhnen ſo ſehr auszeichnete, nicht vergeſſen, und wünſchte ihn zu heirathen. Sie redete mit ihrem Vormunde, und entdeckte ihm nicht ohne Erröthen ihren Wunſch. Der kluge Andreas ſchüttelte jedoch den Kopf und ſagte: „Du biſt ein gutes Kind, liebe Marianne; aber noch jung und unverſtändig. Ich zweifle, ob du mit dem Menſchen glücklich ſeyn würdeſt. Ein Schritt, der über das Glück des ganzen Lebens entſcheidet, will wohl überlegt ſeyn. Der Joſt iſt zwar ein hübſcher, flinker Burſch, allein er iſt auch ſtolz und eitel. Dazu liebt er luſtige Geſellſchaften zu ſehr, und überall, wo es nur immer eine Tanzmuſik oder ein Kegelſchieben gibt, iſt er dabei. Auch hat er, wie ich gewiß weiß, eine Neigung zum Trunk. Aus Furcht vor der Herrſchaft nimmt er ſich zwar ſo ziemlich in Acht. Wenn er aber ſo auf einmal reich und ſein eigener Herr ſeyn würde, ſo könnte er leicht ganz anders ausfallen, als du denkſt. Er könnte übermüthig, ein Verſchwender und Vollſäufer werden. Du, liebe, gute Marianne, würdeſt dann ſehr unglücklich ſeyn, und tauſend Zähren weinen.“

Marianne wurde ſehr traurig; ſie bemühte ſich indeß, Joſt zu vergeſſen. Allein Joſt wußte ſie hie und da zu treffen, und ihr zu ſchmeicheln. Er ſtellte ſich ſo fromm an, als wäre er der tugendhafteſte aus allen Jünglingen weit umher; er betrug ſich ſehr eingezogen und beſcheiden, gab ein Paar ſeiner luſtigen Trinkbrüder, die nicht im beſten Rufe ſtanden, ganz auf, und wann man ihm bei Hochzeiten oder andern feſtlichen Anläſſen das zweite Glas Wein einſchenken wollte, weigerte er ſich, als wollte man ihm Gift zu trinken geben. Marianne freute ſich ſehr, und hoffte an ihm einen ſehr tugendhaften Mann zu bekommen. Der alte Andreas blieb aber bei ſeinem ungläubigen Kopfſchütteln, und ſagte bedenklich: „Wenn es ihm mit ſeiner Frömmigkeit und Tugend nur auch Ernſt iſt! Er ſchmeichelt mir zu viel, und Schmeicheln iſt nicht weit von Heucheln. Ich fürchte, es ſteckt ein arger Schelm in ihm! Er macht es wie ein

Fiſcher, der den eiſernen Angelhacken unter der Lockſpeiſe verbirgt. Du, liebe Marianne, biſt eines beſſern Mannes werth. Schlag dir alſo dieſen Joſt aus dem Sinn. Beſſer jetzt ein kurzes Leid, als dereinſt ein lebenslanges Elend.“

Marianne war bereit, den guten Rath zu befolgen. Allein, bevor ein Jahr verging, ſtarb zu ihrem großen Unglück der kluge rechtſchaffene Andreas. Die alte Müllerin, Baſe Gertrud, betrachtete ſich nun als Mariannens einzige Rathgeberin. Gertrud war nicht ohne Verſtand, und nach ihrer Art fromm; allein ſie war zu eitel, um recht vernünftig und von Herzen fromm zu ſeyn. Sie war in ihrer Jugend ſchön geweſen und dabei ſehr reich, und ihr war deßhalb von Vielen, die ſie heirathen wollten, geſchmeichelt worden. Joſt wußte dieſes Alles wohl, und ſuchte durch andächtige Geſpräche und Schmeicheleien ihre Gunſt zu gewinnen. Als ſie einſt in das Schloß Finkenſtein kam, wo ſie wegen der Hinterlaſſenſchaft ihres ſeligen Mannes Einiges vorzubringen hatte, begrüßte Joſt ſie auf das freundlichſte, meldete ſie ſogleich, führte ſie der Herrſchaft vor, und lobte ſie bei dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ganz übermäßig, was der eitlen Müllerin ganz ausnehmend gefiel. Joſt erzeigte ſich gegen ſie auf alle erſinnliche Weiſe gefällig und dienſtfertig. Er bemerkte, die alte Müllerin könne in ihrem alten Gebetbuche mit kleinem Drucke nicht mehr wohl ohne Brille leſen; ſie ſchäme ſich aber, in der Kirche eine Brille aufzuſetzen und für alt zu gelten. Da er nun bald darauf mit der Herrſchaft eine Reiſe machte; ſo brachte er ihr das nämliche Gebetbuch in einer neuen Auflage mit ſehr großem Drucke, in rothen Saffian gebunden und mit Silber beſchlagen, von der Reiſe mit, und verehrte es ihr. Die alte Baſe, die in dem neuen Buche ohne Brille beſſer, als in dem alten mit der Brille leſen konnte, war hocherfreut. Sie ließ in der Freude ihres Herzens ſich deutlich merken, daß es ihr gar lieb ſeyn würde, wenn ihre junge Baſe Marianne einen ſo artigen, frommen und rechtſchaffenen Mann bekäme. Joſt ſagte ſeufzend: „Ach, ich wäre es nicht werth, der Vetter einer ſo vortrefflichen Frau zu werden, als die liebwertheſte Frau Gertrud iſt. Wenn mir aber der Himmel je ein ſo großes Glück beſcheren ſollte, ſo müßte die hochverehrteſte Frau Baſe auf immer bei mir und Mariannen wohnen. Da wollten wir ſie auf den Händen tragen, damit ſie nicht etwa mit ihrem Fuß an einen Stein anſtoßen möge.“ Gertrud war über dieſe Reden entzückt, lief mit dem ſchönen Gebetbuche zu Marianne und rief: „Den Joſt nimm und keinen andern; Joſt iſt dermalen der frömmſte und tugendhafteſte Menſch in ganz Europa.“ Marianne heirathete den Joſt. Das Hochzeitmahl wurde in dem Gaſthofe zum goldenen Hirſch gehalten, und war ſehr prächtig; man wußte die Menge der Gäſte kaum unterzubringen. Denn Marianne war überall geſchätzt, und Joſt wurde als herrſchaftlicher Kutſcher um der Herrſchaft willen geehrt. Seit vielen Jahren wurde in Hirſchfelden keine ſo fröhliche Hochzeit gefeiert.

Anfangs lebte Marianne mit Joſt ſehr vergnügt. Zwar wollte es ihr nicht gefallen, daß Joſt ſogleich ein Paar ſchöne Pferde, faſt ſo ſchön wie die herrſchaftlichen Pferde, anſchaffte, und eine artige zweiſitzige Kutſche dazu kaufte, die ſehr zierlich gebaut und herrlich lackirt war. Indeß verzieh Marianne dem ehemaligen Kutſcher dieſen Aufwand, zumal Joſt behauptete, daß die jungen kräftigen Pferde zum Feldbau ohne Vergleich beſſer taugten, als das alte Paar Ackergäule, die er verkauft hatte. Auch ſchmeichelte es Mariannen, wann ſie ſo neben Joſt in dem ſchönen Kütſchchen ſaß, und Joſt, mit großer Geſchicklichkeit die muthigen Pferde lenkend, die junge wohlgekleidete Frau auf ein benachbartes Kirchweihfeſt oder auf den Jahrmarkt in die Stadt kutſchirte. Aber als Marianne einige Wochen krank war, und das Bett hüten mußte, fuhr Joſt öfters allein in die Stadt, und ließ ſie zu Hauſe krank liegen. Sie konnte in dem Hausweſen nicht nachſehen, und die Dienſtboten thaten, was ſie wollten. Marianne bat ihn ſehr liebreich, zu Hauſe zu bleiben, weil ſonſt die Hauswirthſchaft Schaden leiden würde. Allein er achtete nicht auf ihre Bitten, und Marianne fing an zu fürchten, Joſt habe ſie nicht aus Achtung und wahrer Zuneigung, ſondern nur ihres Reichthums wegen geheirathet.

Eines Morgens ſchickte Joſt ſich wieder an, in die Stadt zu fahren, wo eben engliſche Reiter ihre Künſte ſehen ließen. Marianne ſtellte ihm vor, daß es eben jetzt Aerntezeit und er zur Aufſicht über die Arbeiter unumgänglich nöthig ſey, daß man auch die Pferde nicht entbehren könne, und daß es ſehr unſchicklich und der Landwirthſchaft höchſt nachtheilig ſeyn würde, jetzt eine Luſtfahrt zu machen. Joſt aber wurde unwillig, gab ihr grobe Reden, verließ zornig die Stube, und ſchlug die Thüre heftig hinter ſich zu. Gertrud hatte ihn zanken gehört, kam in die Stube, fragte, was es gebe, und ſagte dann zu Marianne: „Warte nur; ich will ihm Sitte lehren! Verlaß dich auf mich.“ Gertrud dachte, Joſt, der ſich gegen ſie bisher immer unendlich dienſtfertig und unterthänig erzeigt hatte, werde ihr augenblicklich gehorchen. Sie trat, als Joſt eben die ſchönen Braunen vor die gelblackirte Kutſche geſpannt hatte, heraus in den Hof, ſtellte beide Arme in die Seite, und ſagte mit Nachdruck: „Was ſoll das ſeyn, Vetter! am hellen Werktage, wo man nicht Hände genug zur Arbeit finden kann, ſpaziren zu fahren? Auf der Stelle ſpannt aus, und bleibt zu Haus! Ich befehle es Euch!“ Der zornige Joſt antwortete trotzig: „Mir habt Ihr nichts zu befehlen; ich bin Herr im Hauſe.“ Gertrud war höchſt aufgebracht, und fing an zu ſchelten. Joſt aber rief voll Zorn: „Wenn es Euch hier in meinem Hauſe nicht mehr gefällt, ſo zieht wieder in Euer Haus zu Haſelbach; dort könnet Ihr nach Belieben die Frau ſpielen. Ich aber laſſe mich von Euch nicht ſchimpfen, Frau Drude!“ Er ſtieg in die Kutſche, haute wüthend auf die Pferde los, und fuhr in wildem Galopp zum Hofthore hinaus. Gertrud blieb erſtaunt und wie verſteinert eine Weile ſtehen, und konnte Anfangs keine Worte finden, ihren Grimm auszulaſſen. „O der undankbare Böſewicht!“ rief ſie endlich; „mich aus dem Hauſe zu ſchaffen, meinen ſchönen Namen ſo zu verdrehen, und mich eine Drude zu nennen! So, wie in dieſem falſchen, hinterliſtigen Heuchler, habe ich mich noch in keinem Menſchen betrogen. Ich mag das ſchöne Gebetbuch, das er mir geſchenkt hat, gar nicht mehr anſehen. Wenn es kein Gebetbuch wäre, ſo würde ich es in das Feuer werfen. Ich will aber keine Zeile mehr darin leſen. Nein, jetzt gleich will ich mein altes Gebetbuch mit dem kleinen Drucke und meine Brille wieder hervorſuchen. Ich ſchäme mich nun nicht mehr der Brille; der Schurke hat mir eine viel ärgere Brille auf die Naſe geſetzt.“ Die Dienſtboten lachten heimlich über Gertruds Aerger; Marianne aber, die am Fenſter ſtand und Alles gehört hatte, weinte. Die aufgebrachte Gertrud wollte mit dem heuchleriſchen Menſchen, der ſie ſo hintergangen hatte, nicht mehr unter einem Dache wohnen; mit Reue und Scham erkannte ſie nun ihre Thorheit, der guten Marianne zu einer ſolchen Heirath gerathen zu haben; ſie mochte das bevorſtehende Unheil, das ſie geſtiftet hatte, nicht mit anſehen. Sie fing, ungeachtet Mariannens Bitten und Thränen, auf der Stelle an einzupacken, zog nach Haſelbach, und überließ die troſtloſe Marianne ihrem Jammer.

Der rohe, gefühlloſe Joſt war froh, der alten Baſe los zu ſeyn, und wurde von Tag zu Tag ſchlimmer. Er ging auf alle Scheibenſchießen, und büßte, wiewohl er ein guter Schütze war, und zu Zeiten das Beſte gewann, vieles Geld ein. Denn er gab in ſeinem Stolze große Trinkgelder, hielt beinahe die ganze Schützengeſellſchaft zechfrei und verſchwendete wohl noch einmal ſo viel Geld, als er gewonnen hatte. Im Herbſte, als in der Gegend die Treibjagen gehalten wurden und gute Schützen willkommen waren, zog er immer mit, und bekümmerte ſich wenig darum, wie die Knechte indeſſen die Winterſaat beſtellten. Oft kam er ſpät in der Nacht betrunken nach Hauſe. Marianne machte ihm am andern Tage ſanfte Vorwürfe. Da ſchalt er ſie, und ſchlug ſie einmal gar. „Ach,“ ſeufzte ſie dann im Stillen, „du guter alter Andreas, wie hatteſt du ſo Recht! Ja wohl, der Schein betrügt; und nicht Alles, was glänzt, iſt Gold. Ich ſah mehr auf die angenehme Geſtalt, als auf Tugend und Rechtſchaffenheit; ich bin nun dafür beſtraft, daß ich deinen guten Rath nicht befolgte.“

Mariannens Jammer war unbeſchreiblich. Sie war eine edle, gute Seele — eine treue liebevolle Ehegattin, eine gute, zärtliche Mutter, eine verſtändige, fleißige Hauswirthin. Sie ſuchte noch immer durch Güte und freundliche Bitten ihren verſchwenderiſchen Mann auf den guten Weg zurück zu bringen. Sie machte ſich die größte Herzensangelegenheit daraus, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen. Sie arbeitete unermüdet, ſparte mit Einſicht, und führte die Aufſicht über die Hauswirthſchaft mit Verſtand. Allein ſie hatte nichts davon als grobe Begegnung von ihrem Manne; ſie mußte das Hausweſen dem Untergange immer näher kommen ſehen. Die Saumſeligkeit und Verſchwendung des Mannes war zu groß.

Joſt fing nun einen Kornhandel an. Er merkte bald, daß er dabei mehr verliere, als gewinne. Allein er ſetzte ihn doch fort, um einen Vorwand zu haben, überall herum zu ſchwärmen und groß zu thun. Er war in ſeinem größten Vergnügen, wenn ſich in dem Wirthshauſe einige Müßiggänger und ſchlechte Hauswirthe zu ihm geſellten, ihn lobten, und ihm verſicherten, den reichen Maierbauer Joſt rühme man im ganzen Land. Er ließ dann Champagner bringen, den er nur den Spritzwein nannte, ſchenkte ſeinen liederlichen Gäſten fleißig ein, und bezahlte für alle die ganze Zeche. Manchmal ſpielte er auch um große Thaler, nicht weil er das Spiel ſonderlich liebte, ſondern bloß um ſich als einen reichen Mann zu zeigen, der das Geld nicht zu achten brauche. Er wurde, da er meiſtens berauſcht war, ſchändlich betrogen, und verlor große Summen. Oft war er Montags in ſeiner ſchönen Kutſche ausgefahren, und kam erſt am Samstage ſpät zu Nacht wieder nach Hauſe. Marianne bat ihn oft mit aufgehobenen Händen, wenn er ſie auch nicht mehr achte, doch ſeine Kinder zu bedenken. Sie trat mit ihren Kindern, zwei lieblichen Mädchen und einem holden Knaben, den ſie noch auf dem Arme trug, vor ihn hin, und die Mädchen mußten den Vater bitten, ſie nicht in Unglück zu bringen. Noch wäre er zu retten geweſen, wenn er Mariannen Gehör gegeben hätte. Allein er ſchrie: „So habe ich in dieſem Hauſe doch keinen Augenblick Ruhe!“ und brach in die ſchrecklichſten Flüche aus. Am andern Morgen, Sonntags unter der Predigt, ſaß er ſchon wieder im Wirthshauſe. Da er nunmehr den Wein nicht immer zu bezahlen vermochte, ſo fing er das Branntweintrinken an, und wurde ein ganz elender, verächtlicher Menſch. Sein großes Bauerngut kam vollends in Verfall. Seine ehemals ſo ſchönen Aecker waren ſo ſchlecht beſtellt, daß man ſie aus allen heraus kannte. Mancher ehrliche Bauersmann, der daran vorbei ging, ſagte: „Man möchte weinen, wenn man ſie nur anſieht.“ Sie trugen nicht einmal mehr die Koſten des Anbauens, das Joſt immer durch fremde Hände beſorgen ließ. Seine Kapitalien hatte Joſt längſt aufgekündigt und durchgebracht. Es fehlte ihm nun immer an Geld, ſeine verſchwenderiſche Lebensart fortzuſetzen. Er hatte ſeinen Reichthum für unerſchöpflich gehalten, und erfuhr nun, daß man auch einen Brunnen erſchöpfen könne. Allein er kam doch nicht zur Beſinnung, ſondern verkaufte bald einen Acker, bald eine Wieſe, und machte heimlich Schulden bei Chriſten und Juden. Da er auf die beſtimmte Zeit nicht bezahlen konnte, klagten ſie — und es wurde gegen Joſt die Vergantung ausgeſprochen.

Marianne wußte wohl, daß ihr Mann ſchlecht ſtehe; aber daß er gar ſo viele Schulden habe, hatte ſie doch nicht gedacht. Es war ihr daher ganz unerwartet, als der Amtmann mit dem Aktuar und zwei Gerichtsmännern in die Stube trat, und ihr ankündigte, daß man ein Verzeichniß von der ganzen Hauseinrichtung, dem vorräthigen Getreide, dem Vieh und allen Ackergeräthſchaften zur Verſteigerung aufnehmen müſſe; daß man ihr nichts laſſen könne, als ihre und ihrer Kinder Kleider und Bette. Sie erſchrak, daß ſie zitterte, faßte laut weinend ihre Kinder in die Arme und rief: „O meine lieben Kinder, wie wird es euch ergehen!“ Joſt aber, der trotz ſeiner ſchmachvollen Lebensart ſich noch immer ſtolz und hochmüthig betrug, war entlaufen, und hatte Weib und Kinder in ihrer größten Noth hülflos zurück gelaſſen. Mancher vernünftige Bürger oder Bauersmann ſagte: „Joſt iſt ein warnendes Beiſpiel, wie Vergnügungsſucht, Arbeitsſcheu, Trinkluſt und Verſchwendung den reichſten Mann an den Bettelſtab bringen, und ſein Herz gegen Weib und Kind ſo hart und unempfindlich machen können, wie einen Kieſelſtein.“

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Mariannens und Joſts fernere Geſchichte.

Marianne mußte nun ihr väterliches Haus, in dem ſie geboren und erzogen war, verlaſſen. Sie wußte nicht wohin, und konnte nichts als weinen — und zu Gott beten, Er wolle ſich ihrer erbarmen, und ihr Hülfe und eine Zuflucht verſchaffen. Da kam in der Abenddämmerung Baſe Gertrud, und ſagte: „Liebſte Marianne! Ich habe gefehlt, daß ich dir gerathen habe, den liederlichen Joſt zu heirathen. So klug ich ſonſt bin, ſo habe ich mich in ihm doch geirrt. Aus zu großem Vertrauen auf ihn habe ich es auch bei dem Heirathsvertrage außer Acht gelaſſen, dir dein weibliches Recht und ein hinreichendes Auskommen zu ſichern. Komm du aber nur zu mir; mein Haus und Alles, was ich habe, will ich von ganzem Herzen mit dir theilen. Du kannſt ſogleich morgen bei mir einziehen.“ Marianne war über dieſen Antrag ſehr erfreut und getröſtet. Gertrud wollte in den gegenwärtigen unrühmlichen Umſtänden ſich in Hirſchfelden nicht ſehen laſſen; ſie reiste auf der Stelle wieder nach Haſelbach zurück.

Marianne ſtand am nächſten Tage ſehr früh auf, und packte ihre Habſeligkeiten zuſammen. Ihre Kinder ſchliefen noch; ſie weckte nur ihre älteſte Tochter Eliſabeth, und ging mit ihr in die Kirche. Hier dankte ſie mit innig gerührtem Herzen Gott für alle Wohlthaten, die ihr in dieſer ihrer Mutterkirche zu Theil geworden, für alles Gute, das ſie in ihrem Vaterorte Hirſchfelden genoſſen, und auch für alle überſtandene Leiden; ſie empfahl ſich, ihre Kinder, und auch ihren Mann der Barmherzigkeit Gottes. Sie ging dann auf den Gottesacker, und weinte an den Gräbern ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Vormundes, des redlichen Andreas, die ſchmerzlichſten Thränen. Nach dieſem begab ſie ſich zu dem Herrn Pfarrer, um für die Liebe und Treue, mit der er ſie im Chriſtenthume unterwieſen, ihm noch einmal zu danken, und ſich mit allen den Ihrigen in ſein frommes Gebet zu empfehlen. Auch ihre guten Freundinnen, die noch mit ihr in die Schule gegangen waren, beſuchte ſie noch einmal, und nahm Abſchied von ihnen. Der Abſchied von Katharina, der Ehegattin des Kerkermeiſters, ging ihr am meiſten zu Herzen, und ſie weinte an ihrem Halſe, wie von traurigen Ahnungen ergriffen, die heißeſten Thränen. Gegen Abend, nachdem das Wenige, was ſie noch hatte, auf einen Wagen geladen war, ſetzte ſie ſich, gleich einer Flüchtenden, die von ihrem Eigenthume nur Weniges mehr retten konnte, mit ihren drei Kindern auf den geladenen Wagen, und fuhr ſchmerzlich weinend nach Haſelbach.

Baſe Gertrud kam ihr unter der Hausthüre entgegen, und begrüßte ſie und die Kinder mit herzlicher Freundlichkeit und mit Thränen in den Augen. Sie räumte ihr das einzige kleine Gaſtzimmer mit einer Nebenkammer ein, und bedauerte nur, nicht mehr ſo reich zu ſeyn, als ehemals, und Andern nicht mehr ſo viel Gutes erweiſen zu können, als ſie wünſchte. Marianne wußte wohl, daß Gertrud ſelbſt wenig mehr Uebriges habe. Die gute Baſe war in der That durch ihre Eitelkeit beinahe arm geworden. Schlechte, verſchwenderiſche Leute hatten ihr zu ſchmeicheln gewußt, daß ſie ihnen Geld lehnte, das dann meiſtens verloren ging. Sie hatte nur noch einige kleine Kapitalien, nebſt einem ziemlich anſehnlichen Leibgeding an Lebensmitteln. Selbſt das Haus war ihr nur auf Lebenslang zugeſichert. Es rührte daher Mariannen um ſo mehr, daß Gertrud ihr ſo gerne mittheilte, und ſich ſo wohlthätig gegen ſie erzeigte.

Sogleich nach dem Abendeſſen ging Marianne auf ihre Stube, brachte die zwei kleinern Kinder in der Kammer zu Bette, und blieb mit Eliſabeth noch einige Zeit auf. Sie dankte Gott, daß Er ihr in ihrer Noth für jetzt eine ſo erwünſchte Zufluchtsſtätte verſchafft hatte. Indeß fiel es ihr freilich ſehr ſchwer, daß ſie um ihren ſchönen großen Hof gekommen, und den Aufenthalt in dieſem Hauſe nur der Barmherzigkeit ihrer Baſe zu danken habe. Als die Thurmuhr ſchlug, deren Klang ihr ungewohnt war, dachte ſie mit Schmerzen an den ſchönen Marktflecken Hirſchfelden zurück, wo ſie ihre Kindheit und Jugendjahre ſo glücklich zugebracht hatte. Es war ihr ſehr ſchmerzlich, daß ſie in ſo vieler Hinſicht ſo Vieles verloren habe, und ſie brach in Thränen aus. Eliſabeth weinte mit ihr, tröſtete ſie aber und zeigte ſich zur Freude der Mutter als ein ſehr wohl unterrichtetes Kind von vielem Verſtande und ſehr edlem Herzen. „Weinet nicht, liebſte Mutter!“ ſagte ſie unter Anderm. „Es ſind ja doch nur zeitliche Dinge, die wir verloren haben, und ſie wären uns doch einmal genommen worden. Wir haben nichts mit in dieſe Welt gebracht, und werden auch nichts mit uns hinaus nehmen, als was wir Gutes gethan haben. Wenn wir einmal nur in den Himmel kommen, ſo iſt an dem Hofgute nichts gelegen. Sey es, daß wir jetzt arm ſind; der liebe Gott iſt reich genug, uns zu erhalten. Wir können arbeiten, und Gott wird den Fleiß unſrer Hände ſegnen. Ihr hattet zu Hirſchfelden freilich ein größeres Haus und einen großen Garten, viele Aecker und Wieſen, Pferde, Kühe und Schafe, auch Waldungen. Allein Ihr hattet auch viel mehr Sorgen; Ihr hattet Tag und Nacht keine Ruhe, und die Knechte und Mägde machten Euch vielen Verdruß. Seyd froh, daß Ihr aus dem Getümmel heraus ſeyd. Wir konnten manchen Tag kaum eine halbe Stunde ſo ruhig mit einander reden, wie jetzt. Dahier habt Ihr doch mehr Ruhe; wir können Gott ungeſtörter dienen, erfreuliche Geſpräche führen, auch in einem guten Buche leſen. Mit der Hülfe Gottes werden wir hier vergnügt und zufrieden leben. Auf Ihn wollen wir vertrauen und gutes Muths ſeyn.“ Marianne gab ihr Recht umarmte ſie mit Thränen, und ſagte: „Du biſt ein gutes Kind, liebe Eliſabeth, du biſt mein Troſt in meinen großen Leiden. Ja, wir wollen uns nicht kümmern, ſondern uns auf Gott verlaſſen."

Mariannens größter Kummer war ihr unglücklicher Mann; ſie wußte nicht, wo er ſich aufhalte und wie es ihm gehe. Sie betete bei dem Morgen- und Abendſegen mit ihren Kindern allemal für ihn, und faſt immer mit Thränen in den Augen. Sie redeten auch unter Tags viel von ihm. „Ach," ſagte Marianne ſehr oft, „wenn er nur jetzt zurückkehren, ſich beſſern, arbeiten und das Trinken laſſen wollte! Wir könnten uns dann wohl ernähren, und auch jetzt noch glücklicher leben, als ehemals." Baſe Gertrud war aber noch immer ſehr aufgebracht über ihn. „Er ſoll mir mein Haus nicht mehr betreten," ſagte ſie, „der falſche undankbare Menſch! Ich half ihm zu einem ſo großen Glücke, und er brachte nicht nur Weib und Kinder in Elend und Schande, ſondern erzeigte auch mir nicht mehr die geringſte Ehrerbietigkeit oder Dankbarkeit. Ewig kann ich ihm nicht verzeihen." Marianne bat ſie, vor den Kindern den Vater nicht zu ſchmähen, und Eliſabeth ſagte: „Ach liebſte Baſe, ich bitte Euch, verzeiht ihm doch! Der liebe Gott verzeiht ja auch dem größten Sünder, wenn er ſich beſſert. Und der Vater beſſert ſich gewiß noch! Der große Reichthum, zu dem der Vater ſo ſchnell gekommen, hat ihn zu manchem Böſen verleitet; Armuth, Elend und Noth werden ihn auf beſſere Gedanken bringen.“ „Ja, ja,“ ſagte Barbara, die jüngere Schweſter, „der Reichthum iſt kein ſo großes Glück, als man denkt; er hat den Vater und uns alle unglücklich gemacht.“ Der kleine Joſeph ſagte: „Der Branntwein iſt noch viel ſchlimmer, als der Reichthum, und richtet noch viel mehr Unheil an; Gott hätte ihn gar nicht erſchaffen ſollen.“ Gertrud lachte über die Einfalt des Kindes; die Mutter aber hatte Thränen in den Augen.

Marianne wußte ſich in ihre dürftige Lage ſehr gut zu ſchicken. Sie kleidete ſich ſehr einfach, und trug nichts mehr von Seide. Sie hatte noch einige Ringe mit guten Steinen, goldene und ſilberne Ketten nebſt anderm Schmucke; ſie beſchloß, dergleichen Dinge zu verkaufen, um für die Kinder ein kleines Kapital an den Zins zu legen. Gertrud wollte das nicht zugeben. Allein Marianne ſagte: „Es ſchickt ſich nicht mehr für mich, dergleichen Schmuck zu tragen; es iſt der elendeſte Bettelſtolz, wenn arme Leute groß thun wollen; ja es iſt eine Thorheit, ſich über Vermögen zu kleiden. Dieſer überflüßige Putz, zu Geld gemacht, auf Zinſe gelegt, und ſo in zwanzig Jahren verdoppelt, kann einmal meinen Kindern zur nöthigen Kleidung verhelfen; ja ohne dieſes angelegte Geld fehlte es meinem Joſeph da, vielleicht einmal an einem warmen Rocke für den Winter, oder ſehr wahrſcheinlich an dem nöthigen Lehrgelde, ein richtiges Handwerk zu lernen." Marianne arbeitete von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend, um ihre verarmten Kinder auch jetzt ordentlich zu kleiden, und ihnen einmal doch wenigſtens etwas zu hinterlaſſen. Sie nähte und ſtrickte für die Leute und verdiente damit nicht wenig, und wann man das Heu oder das Korn hereinbrachte, und es an Arbeitern fehlte, dünkte ſie ſich nicht zu gut, als Tagwerkerin mit dem Rechen oder der Sichel in das Feld zu gehen, und im Schweiße ihres Angeſichts zu arbeiten. Auch die Kinder hielt ſie fleißig zum Spinnen und andern kleinen Arbeiten an. Ihre größte Angelegenheit war, ihre Kinder fromm und chriſtlich zu erziehen. „Wenn ſie gut erzogen ſind," ſagte ſie, „ſind ſie nicht arm. Die gute Erziehung wird ihnen den Mangel an Reichthum erſetzen." Sie betete Morgens und Abends, und vor und nach Tiſch immer ſehr andächtig mit ihnen, nahm ſie mit in die Kirche und ſchickte ſie fleißig in die Schule, die in Haſelbach trefflich beſtellt war. Die Kinder lernten ſehr gut und Eliſabeth erhielt bei der Prüfung den erſten Preis. Die Mutter freute ſich ſehr über den Fleiß ihrer Tochter; die Baſe aber hatte über die ehrenvolle Auszeichnung eine gar unbeſchreibliche Freude. Wann nun die Mutter, die Baſe, die Kinder und die Magd an den langen Winterabenden ſpannen, las Eliſabeth aus dem ſchönen Büchlein vor, und alle horchten mit Freuden zu. Der Herr Pfarrer hatte mehrere ſchöne Bücher, die er den Leuten zu leſen gab. Eliſabeth bat ſich von Zeit zu Zeit eines aus, damit ſie oder ihre Schweſtern zu Hauſe Abends daraus vorleſen könne. Mariannen war dies ſehr lieb. „Das iſt kein Verſäumniß,“ ſagte ſie, „wir müſſen für die Nahrung der Seele noch mehr beſorgt ſeyn, als für die des Leibes.“ Das Lernen, vereint mit der guten Erziehung, brachte an den Kindern auch ſichtbar recht gute Früchte; alle wurden ſehr gehorſam, fleißig und eingezogen. Marianne dachte oft: „Ich muß es wirklich als ein Glück anſehen, daß mir Gott die große Sorgenlaſt auf dem Hofe abgenommen und mich hieher verſetzt hat. Dort hatte ich nicht Zeit, mich der Erziehung meiner Kinder ſo ganz zu widmen, wie hier, und ihr Vater ermahnte ſie wenig zum Guten, ſondern gab ihnen vielmehr Aergerniß. Dort wären ſie ſicher verdorben worden; hier aber werden ſie mit der Hülfe Gottes gute Menſchen werden. So weiß Gott Alles recht zu machen, und ich kann Ihm nicht genug danken.“

Fridolins Eltern waren Mariannes nächſte Nachbarn, und ſie konnten einander in die Fenſter ſehen. Nachmittags, wann die Kinder in der Schule waren und Baſe Gertrud bei irgend einer vermöglichen Bäuerin in der Kaffeeviſite war, ging Marianne mit ihrer Nähterei oder ihrem Spinnrädchen zu den wackern Leuten hinüber. Sie war da in dem armen, niedrigen Stübchen viel lieber, als in zahlreicher Geſellſchaft. Niklas und Margarethe hatten aufrichtiges Mitleid mit ihr, und wußten ſie am beſten zu tröſten. Die herzliche Frömmigkeit der guten Leute und die ſelige Eintracht, in der ſie lebten, thaten ihr im Herzen wohl. „Wie glücklich und vergnügt ſind ſie bei all ihrer Armuth,“ dachte ſie, „und wie war ich bei allem Reichthume, wegen dem üblen Betragen und der feindſeligen Gemüthsart meines Mannes, ſo unglücklich! Es iſt doch wahr, was Salomon ſagt: „Beſſer wenig mit Gottesfurcht, als große Schätze mit Unruhe; beſſer ein Schüſſelein Gemüſe mit Liebe, als ein Maſtochs mit Haß und Zwietracht.“

Fridolin beſuchte von Zeit zu Zeit ſeine Eltern, und Beide hatten allemal eine große Freude. Allemal brachte er ihnen auch etwas mit, feines weißes Brod, vorzüglich ſchönes Obſt, oder eine Flaſche Wein. Der Vater redete ihm dann jedesmal liebreich zu, immer vor Gottes Augen zu wandeln, andächtig zu beten, ſeiner Herrſchaft treu zu dienen, und weder zur Rechten noch zur Linken einen Fingerbreit von Gottes Wegen abzuweichen. Marianne hörte, wenn ſie eben zugegen war, dieſe väterlichen Ermahnungen immer mit gerührtem Herzen an. „Mein Gott,“ dachte ſie, „welch ein Glück iſt es doch, wenn ein Kind einen guten Vater hat! Es iſt recht traurig, daß mein Mann ſeine Kinder nicht zum Guten ermahnte, ihnen ein böſes Beiſpiel gab, und ſie jetzt ganz verlaſſen hat. Ach, ein Vater, der für die Erziehung ſeiner Kinder nicht ſorgt, zieht ſich eine ſchwere Verantwortung zu.“

Niklas ging noch immer fleißig in den Wald. Er war zwar wegen ſeines ſchwachen Arms nicht mehr im Stande, Bäume zu fällen, und zu Scheitern zu machen. Er baute, mit Bewilligung der Herrſchaft, bloß Haſelſtäbe ab, deren es um Haſelbach eine Menge gab, und verkaufte ſie in der Stadt den Faßbindern zu Reifen, und den Siebmachern zu Siebböden. Eines Tages traf er ganz unerwartet den Joſt an, der eben einen Büſchel Birkenreiſer zuſammen band. Joſt hatte indeſſen allerlei Schickſale gehabt. Er hatte wieder bei einer Herrſchaft Dienſte als Kutſcher geſucht, und ſie gefunden. Man war mit ſeiner Geſchicklichkeit im Beſorgen und Lenken der Pferde ſehr zufrieden; allein da er ſich ein paarmal betrank, jagte man ihn fort. So ging es ihm bei mehreren Herrſchaften. Er wurde nunmehr Poſtillion; allein auch da ließ er das Trinken nicht. Der Poſtmeiſter ſah bald, daß man ſich auf Joſt nicht verlaſſen könne, und Joſt mußte den gelben Rock, auf den er ſich nicht weniger einbildete, als ehemals auf den rothen, wieder ausziehen. Gegenwärtig verlegte er ſich auf das Beſenbinden. Niklas redete ihm zu, wieder zu ſeinem guten Weibe und ſeinen lieben Kindern zurück zu kehren. Allein Joſt ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein! Nach dem, was vergangen iſt, mag mein Weib mich ſicher nicht mehr vor Augen ſehen; und von der Gnade der hoffärtigen Baſe Gertrud zu leben, wäre mir vollends unausſtehlich." Niklas erzählte dieſes, ſobald er nach Hauſe gekommen, Mariannen. Sie aber ſagte: „Ach mein lieber Niklas, macht doch, daß Ihr meinen Mann bald wieder antreffet und ſagt ihm, ich laſſe ihn bitten, er ſolle doch wieder zu mir und unſern Kindern zurückkommen; ich werde ihn mit offnen Armen aufnehmen, und auch die Kinder werden ſich freuen, ihren lieben Vater wieder zu ſehen." Marianne redete auch mit Baſe Gertrud, und bat ſie, dem unglücklichen Joſt ein Plätzchen in ihrem Hauſe zu vergönnen. Gertrud ſagte mit vornehmer Miene: „Wenn er mich wegen der Grobheit, mit der er mich Drude nannte, demüthig um Verzeihung bittet, ſo werde ich ihn nicht verſtoßen, ſondern ihn Gnade finden laſſen vor meinen Augen." Niklas ging nun alle Tage in den Wald, um Joſt zu treffen; denn er wußte nicht, wo Joſt ſich aufhielt. Er begegnete ihm und ſagte, daß Marianne ihn erwarte, und Gertrud ihn nicht abweiſen werde. Joſt zeigte keine Luſt, zurück zu kehren. Da ſprach Niklas: „Joſt, es iſt nicht gut und chriſtlich, daß Ihr Euer gutes, treues Weib verlaſſen habt, und Euch um Eure Kinder nichts mehr bekümmert. Auch fürchte ich, Ihr treibt neben dem Beſenbinden noch ein anderes Handwerk, das nicht recht iſt. Kommt lieber mit mir, und ernährt Euch redlich; arbeitet im Taglohne und Ihr könnet dann Eurem Weibe und Euren Kindern, wie das Eure Schuldigkeit iſt, hinreichendes Brod verſchaffen.“ „So,“ ſagte Joſt höhniſch, „du, der du einſt als Taglöhner bei mir gearbeitet, meinſt du, ich ſey nun um nichts mehr beſſer, als du, und ſoll auch ein Taglöhner werden? Nichtwahr, das würde dich und deines Gleichen freuen; da hättet ihr etwas zu lachen und zu ſpotten? Nein, nein, das Graben und Holzſpalten bin ich nicht gewohnt; und obwohl ruchloſe Wucherer mich um meinen ſchönen Hof gebracht haben, ſo ſteht mir die Naſe doch noch zu hoch, ein ſo armer Schlucker zu werden, wie du biſt. Ich kann mich nicht mit Waſſerſuppen und Erdäpfeln begnügen; ich weiß mir beſſere Koſt zu verſchaffen.“ Niklas ſagte bekümmert: „Glaubt mir, Joſt, der weiſe Salomon hat Recht: Ungerechtes Brod mag immerhin wohl ſchmecken, allein am Ende hat man den Mund doch voll Kieſelſteine.“ Joſt wandte ſich zornig von ihm und vermied von nun an dieſe Gegend des Waldes ganz, um dem Niklas, der es ſo gut mit ihm meinte, nicht mehr zu begegnen.

Marianne hörte lange Zeit nichts Gewiſſes mehr von ihrem Manne. Indeß verbreiteten ſich von ihm mancherlei üble Gerüchte, die ihr großen Kummer machten. Bald hörte ſie, er ſey Wildſchütze geworden, bald ſagte man, er habe ſich gar zu Dieben und Räubern geſellt. In jener Nacht, da man in Finkenſtein einbrechen wollte, wurden auch in Haſelbach mehrere Männer geweckt, um gegen die Räuber zu ziehen. Marianne erſchrak, und ſeufzte: „Gott gebe, daß mein Mann nicht auch unter ihnen ſey!“ Sie konnte die übrige Nacht kein Auge mehr ſchließen, und brachte den ganzen folgenden Tag in Angſt und Schrecken zu. Als ſie mit ihren Kindern und der alten Baſe eben beim Nachteſſen ſaß, kamen mehrere Leute zugleich in die Stube, und erzählten, Joſt ſey einer von den drei Räubern, die man eingefangen und nach Hirſchfelden gebracht habe. Marianne wollte es nicht glauben. Allein einige Männer ſagten: „Glaubt uns, Marianne, er iſt es gewiß! Wir haben ihn ja einfangen helfen.“ Einige Weiber ſchrien: „Ja, ja, ſo iſts! Wir kommen ja eben von Hirſchfelden; wir ſtanden dabei, als man ihn, kreuzweis geſchloſſen, vom Wagen abgeladen hat. Er hatte ſeinen Rauſch noch nicht recht ausgeſchlafen.“ Baſe Gertrud brach in einen heftigen Zorn und viele Schmähungen aus. Marianne aber zitterte, bebte, rang die Hände, und konnte kein Wort vorbringen. Sobald die Leute fort waren, fiel ſie mit ihren Kindern auf die Knie, und betete mit ihnen weinend und ſchluchzend für den Vater.

Während Joſt zu Hirſchfelden im Gefängniſſe lag, kam Fridolin ſehr oft nach Haſelbach, und beſuchte ſeine Eltern. Marianne erkundigte ſich allemal angelegentlich, ob er ihr nichts von ihrem Manne erzählen könne. Fridolin wußte nichts zu ſagen, als daß der Amtmann Alles ſehr geheim halte; daß man aber allgemein glaube, Joſt habe ſich großer Vergehen ſchuldig gemacht. Nach Verlauf eines Jahres kam der gute Fridolin in aller Frühe eilfertig und ſehr beſtürzt zu ſeinen Eltern, und brachte ihnen die Nachricht, daß man dem Joſt heute das Leben abſagen werde. „Ich bin, mit Erlaubniß der gnädigen Herrſchaft, hierher geeilt,“ ſagte er, „Euch dies zu ſagen, damit Ihr die bedauernswerthe Marianne auf dieſen traurigen Fall vorbereiten könnet, ehe ſie die Nachricht davon durch das Gerücht vernimmt.“ Beide Eltern lobten Fridolins liebreiche Vorſicht, und der Vater ging mit ſchwerem Herzen hinüber zu Marianne, und ſuchte ihr die ſchreckliche Botſchaft ſo ſchonend beizubringen, als es ihm nur möglich war. Allein Marianne merkte ſchon an ſeinem ſchreckenblaſſen Angeſichte und ſeinen Augen voll Thränen, daß er ihr nichts Gutes anzukündigen habe. Als er endlich das Schreckenswort ausgeſprochen hatte, Joſt werde durch das Schwert hingerichtet werden, da ſank ſie faſt in Ohnmacht; die Kinder fingen laut an zu weinen und zu ſchreien; Gertrud kam auch herein. Marianne ſaß todtenbleich da, als hätte man ihr ſelbſt das Leben abgeſagt; ſie konnte lange nicht reden. Endlich rief ſie: „Nun, lieber Vater im Himmel, iſt das Maaß meiner Leiden voll; ach, wenn es möglich iſt, ſo nimm dieſen bittern Kelch von mir!“ Sie wollte ſogleich nach Hirſchfelden, ihren Mann noch einmal zu ſehen. Allein die Baſe ſagte: „Nein, das gebe ich nicht zu; Jedermann würde ja mit Fingern auf dich zeigen. Laß ihn, und bleibe da! Helfen kannſt du ihm ja doch nicht, und für ihn beten, das kannſt du auch hier. Du weißt ja auch nicht einmal, ob es ihm lieb wäre, dich zu ſehen; erfreulich könnte es ihm einmal nicht ſeyn, da er dich in ſo großes Unglück, und uns alle in ſo große Schande gebracht hat.“

Marianne aber ſprach: „Ach, er iſt ja doch mein Mann; ein treues Weib verläßt ihren Mann auch im größten Unglück nicht, das er ſich durch eigene Schuld zugezogen hat. Noch bin ich aber wie betäubt; ich muß mich erſt ſammeln, und wieder zur Beſinnung kommen.“ Sie erſuchte alle Umſtehenden zu ſchweigen, und betete in der Stille, indem ſie Augen und Hände zum Himmel erhob.

Endlich wendete ſie ſich zu Niklas und ſprach: „Ach, liebſter Nachbar, ich bitte Euch, lauft doch ſogleich nach Hirſchfelden, und macht, daß Ihr meinen unglücklichen Mann zu ſehen bekommt. Die Kerkermeiſterin, die Katharina, wird Euch gern Gelegenheit dazu verſchaffen. Sagt ihr, ich laſſe ſie freundlich grüßen, und ſie darum bitten. Seht dann ſelbſt zu, wie mein Mann ſich in ſein ſchreckliches Schickſal zu finden wiſſe, und ob er auch Buße thue. Bringt ihm tauſend Grüße von mir! Erzählt ihm, daß Ihr es mit Euren Augen geſehen, wie groß mein Jammer ſey, was für einen Antheil ich an ſeinem Unglück nehme, und wie mir ſein naher Tod zu Herzen gehe! Sagt ihm, daß ich kommen wolle, in ſeinen letzten Stunden ihm noch Troſt zu bringen! — Fragt ihn, ob es ihm recht ſey, daß ich komme? — Sagt ihm, er dürfe nicht fürchten, daß ich ihm Vorwürfe machen werde! — Alles ſey vergeben und verziehen — nur Mitleid erfülle mein Herz — ich wäre bereit, mein Leben für ihn zu geben.“ — Sie konnte vor heftigem Weinen nicht mehr weiter reden.

Niklas verſprach, ihm alles getreulich zu melden, eilte erſt nach Hauſe, ſagte zu Margarethe, ſie ſolle indeſſen zu Marianne hinüber gehen, ihr beiſtehen, ſie tröſten, und bei ihr bleiben, bis er wieder komme; und machte ſich dann auf den Weg nach Hirſchfelden. Nachmittags kam er zurück und erzählte: Daß Waller, Schlicht und Joſt dieſen Morgen wirklich zum Tode verurtheilt worden, daß man aber Dietrichs Urtheil noch nicht bekannt gemacht habe, weil er eben krank darnieder liege; daß Waller und Schlicht ihre Uebelthaten reumüthig eingeſtanden, ihr Urtheil als gerecht anerkannt, und ſich bereit zeigten, ſich demſelben zu unterwerfen; daß aber Joſt in allen Verhören ſeine Vergehen hartnäckig geläugnet, und obwohl er derſelben überwieſen worden, dennoch beſtändig ſeine Unſchuld betheure und das Urtheil ungerecht nenne; daß er Marianne durchaus nicht mehr ſehen wolle, indem es zu nichts dienen würde, als unnöthiger Weiſe ſeinen Kummer zu vermehren und auch ihr das Herz ſchwer zu machen; daß er dem Herrn Pfarrer von Hirſchfelden, der ſich alle erdenkliche Mühe gebe, ihn zur Erkenntniß ſeiner Fehler zu bringen, ſcheu und mißtrauiſch begegne, durchaus nichts von Buße und Beſſerung wiſſen wolle, und ſich leider als einen ganz verſtockten Sünder zeige.

„O Gott,“ rief Marianne und ſchlug die Hände zuſammen, „das iſt noch das Entſetzlichſte von Allem! Ich meinte, meine Leiden könnten nicht mehr größer werden; nun aber ſind ſie unermeßlich! Nun laß ich mich nicht mehr aufhalten, nach Hirſchfelden zu gehen. Mit allen meinen drei Kindern will ich zu ihm in das Gefängniß. Ich will verſuchen, ob ich ihn nicht zur Buße bewegen könne. O Baſe, liebſte Baſe! Beſtellt doch ſogleich ein Fuhrwerk für uns; ich will mich indeſſen ankleiden.“ „Je nun,“ ſagte die Baſe, „ſo will ich denn gehen, und ein Fuhrwerk beſtellen. Aber ſo große Eile hat es nicht. Es iſt früh genug, wenn du erſt in dunkler Nacht zu Hirſchfelden ankommſt. Die Schande wäre zu groß, wenn du, in ſo traurigen Umſtänden, noch am hellen Tage in den Flecken hinein fahren wollteſt, wo du ehemals die angeſehnſte Bäuerin geweſen.“

Die Baſe ging; als ſie zurück kam, hatte Marianne ſich und ihre Tochter Eliſabeth indeſſen ſchwarz angekleidet; die übrigen Kinder hatten noch keine ſchwarzen Kleider. „Was ſoll denn das ſeyn,“ ſagte die Baſe, „was willſt du mit den Trauerkleidern?“ „Ach,“ ſagte Marianne, „wir fahren ja zu einem Leichenbegängniſſe, und zwar zu dem traurigſten von der Welt!“ Marianne ging zehnmal an das Fenſter, um zu ſehen, ob das Fuhrwerk noch nicht komme. Endlich kam es; es war ein gemeiner Bauernwagen, auf dem ſich Stroh und anſtatt der Sitze ein Paar Säcke mit Spreu befanden. „Das iſt wohl ein armſeliges Fuhrwerk,“ ſagte die Baſe; „ich hätte dir gern eine Kutſche beſtellt, wenn in dem Dorfe eine zu haben wäre.“ Allein Marianne ſagte: „Ach, wer möchte doch in ſolchen Umſtänden noch an eitle Pracht denken! Nur Gedanken an Tod und Ewigkeit ſollten unſer Herz erfüllen.“ Sie ſetzte ſich mit ihren Kindern auf den Wagen. Beinahe das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, hatten ſich um den Wagen verſammelt. Viele weinten; Marianne rief noch von dem Wagen herab: „Ihr guten, lieben Leute, ich danke euch herzlich für euer Mitleid, und bitte euch inſtändig, betet, o betet für mich, meine Kinder und meinen unglücklichen Mann!“

Der Wagen fuhr ab; alle ſahen ihm gerührt nach, bis er in dem Hohlwege zwiſchen den Hügeln bei Haſelbach verſchwand. Alle bedauerten Marianne; viele ſchmähten laut über Joſt; nicht wenige, die den Joſt um das Glück, Meierbauer zu werden, beneidet hatten, zeigten Schadenfreude. Der redliche Niklas aber ſagte: „Liebe Nachbarn! Ihr habt es für ein großes Glück angeſehen, daß Joſt Beſitzer des großen Meierhofes zu Hirſchfelden geworden; allein für ihn war dieſes ſcheinbare Glück — der Weg zur Richtſtätte. Lernet da, ohne Gottesfurcht, Demuth, und treue Erfüllung unſrer Berufspflichten gereicht auch das größte Glück uns zum Verderben.“

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Mariannens Fürbitten für Joſt.

Als es bereits Nacht war, kam Marianne an das Schloß Finkenſtein, an dem der Weg vorbei führte. In dem Speiſeſaal brannten mehrere Lichter. Marianne ließ den Fuhrmann halten, und ſtieg mit ihren Kindern ab; ſie bat den Thorwächter, anzufragen, ob ſie die gnädige Herrſchaft nicht auf einige Augenblicke ſprechen könnte. Er war ſehr bereitwillig, ſie zu melden, und hieß ſie mit ihren Kindern einſtweilen in der Thorſtube warten. Fridolin kam, mit einer brennenden Kerze auf einem zierlichen Leuchter, eilends herab, grüßte ſie wehmüthig und mit Thränen in den Augen, und leuchtete ihr hinauf in den Speiſeſaal.

Herr von Finkenſtein und ſeine Gemahlin, die mit ihren zwei Kindern noch bei Tiſche ſaßen, wurden innigſt gerührt, als Marianne, todtenbleich und in ſchwarzen Trauerkleidern, mit ihren drei Kindern in den Saal trat. Fritz und Luiſe betrachteten mit naſſen Augen die arme Mutter und die drei unglücklichen Kinder. Marianne blieb in einiger Entfernung von der Tafel ſtehen und konnte Anfangs vor Weinen kein Wort hervor bringen. Sie blickte mit ihren großen blauen Augen voll Thränen, indem ſie ihr weißes Tuch feſt zwiſchen den erhobenen Händen hielt, ſo ſchmerzlich zum Himmel, daß man, ohne ſelbſt zu weinen, ſie kaum anſehen konnte. Ihre Tochter Eliſabeth, ihr treues Ebenbild, die mit ihren gefalteten Händen zitternd neben ihr ſtand, und die zwei kleinern Kinder, die mit den kleinen Händchen beſtändig die Thränen von den blühenden Wangen abwiſchten, erregten faſt noch mehr Mitleid. Die Frau von Finkenſtein konnte die Thränen nicht mehr zurück halten; ſie ſtand auf, holte ſelbſt einen Seſſel herbei, nahm Marianne freundlich bei der Hand, und ſprach: „Ich habe großes Mitleid mit Euch; kommt, ſetzt Euch zu mir!“ Marianne ſchüttelte ſanft den Kopf und ſagte: „Ich muß zuvor bei dem gnädigen Herrn meine Bitten vorbringen; ſeyen Sie meine Fürbitterin, liebſte gnädige Frau!“ Frau von Finkenſtein ſagte hierauf: „Du Fritz und du Luiſe, geht mit den drei Kindern indeſſen in das Zimmer da, und tröſtet ſie. Du aber, Fridolin, bringe den kleinen Gäſten Etwas zu eſſen; ſie werden wohl hungrig ſeyn.“ Die Kinder gingen mit einander in das nächſte Zimmer, Fridolin aber eilte hinab in die Küche.

Herr von Finkenſtein ſprach, voll des herzlichſten Mitleids, zu Marianne: „Gute Frau! Ihr kommt wohl, um für das Leben Eures Mannes zu flehen; allein das iſt vergebens.“

„Ich weiß das leider!“ ſagte Marianne; „ſonſt würde ich, und wenn auch nur noch ein Fünklein von Hoffnung da wäre, ihn vom Tode zu erretten, nicht mehr von meinen Knien aufſtehen, bis ich Gnade für ihn erfleht hätte. Allein da es nun einmal unmöglich iſt, ihm durch Bitten und Flehen das Leben zu retten, ſo möchte ich gern eine andere Bitte vorbringen. Wie ich höre, will ſich mein unglücklicher Mann nicht einmal bekehren! Das iſt mir noch ohne Vergleich ſchrecklicher, als der blutige Tod, der ihm bevorſteht; ja als das Schwert des Henkers, wenn ich auch meinen eigenen Hals darunter beugen ſollte. Ach, wenn der verblendete Mann innerhalb der kurzen Friſt von drei Tagen ſich nicht bekehren ſollte, ſo geſtatten Sie ihm doch, beſter gnädiger Herr, ich bitte Sie flehentlich, eine längere Zeit dazu. Eine unſterbliche Seele iſt doch das Koſtbarſte auf Erden; alle Schätze der Welt ſind nichts dagegen. O Gott, ich würde vor Entſetzen und Jammer keine drei Tage mehr leben, wenn mein Mann unbußfertig ſterben und ewig verloren gehen ſollte."

„Beſte Marianne," ſprach Herr von Finkenſtein, „ſeine Stunden ſind gezählt; ſein Urtheil iſt von dem Landesherrn unterzeichnet; ich kann den Augenblick ſeines Todes nicht weiter hinausrücken."

„Nun denn," ſagte Marianne, „ſo ſey es! Ich hoffe indeſſen, Gott werde mir die Gnade verleihen, mit meinen Thränen und Bitten den verhärteten Mann zu erweichen, und zur Buße zu bewegen. Sonſt, weiß ich wohl, würde ſein Leib nicht einmal auf dem Gottesacker begraben werden. Allein auch Mörder — ach Gott, verzeih ihm ſeine Sünde! — werden ſonſt ſogleich neben der Richtſtätte in eine Grube verſcharrt. Und da habe ich nun noch eine Bitte! Ach, wenn der bedauernswerthe Mann ſich anders bekehrt, ſo geſtatten Sie doch, lieber gnädiger Herr, daß er auf dem gemeinſchaftlichen Kirchhofe bei andern Chriſten ſeine letzte Ruheſtätte finde. Kinder weinen oft nach Jahren noch an dem Grabe ihrer Eltern. Meine armen Kinder, dieſe bald vaterloſen Waiſen, könnten ja ohne Schaudern das Grab ihres Vaters nicht einmal beſuchen. Schlagen Sie einer troſtloſen Mutter, die bald Wittwe ſeyn wird, dieſe Bitte nicht ab.“

„Es ſey,“ ſprach Herr von Finkenſtein; „in dem Todesurtheile iſt hierüber nichts ausdrücklich beſtimmt; ich werde darauf antragen, daß die Leiche des Unglücklichen auf den Gottesacker begraben werde.“

„Nun, Gottlob!“ ſagte Marianne; „allein zürnen Sie nicht, daß ich noch eine dritte Bitte vorbringe. Meine Kinder verlieren nun auf eine ſchauerliche Art ihren Vater. Die Kinder eines Hingerichteten ſind überall verachtet und zurückgeſetzt. Ich bitte Sie, beſter gnädiger Herr, laſſen

Sie die bedauernswerthen Kinder ihrer Gnade empfohlen ſeyn, und beſchützen Sie, wenn es je nöthig ſeyn ſollte, die armen Waiſen, die ſchon unglücklich genug ſind, vor Spott und Hohn.“

„Ich werde mich von nun an ihrer als Vater annehmen,“ ſagte Herr von Finkenſtein; „ich werde es bei ſtrenger Strafe verbieten, nur ein nachtheiliges Wort von dem traurigen Schickſale ihres Vaters zu reden; viel weniger ſeine Wittwe und Kinder, die ja an allem unſchuldig ſind, zu ſchmähen oder zu läſtern. Mit ſeinem blutigen Tode, mit dem er der ſtrafenden Gerechtigkeit Genüge leiſtet, ſey Alles vergeſſen. Kann ich Euch oder Euern Kindern eine Gefälligkeit erweiſen, ſo werde ich es ſicher thun. Verlaßt Euch darauf.“

„Nun, Gott ſey Dank!“ ſagte Marianne; „ich vertraue auf Ihr Wort.“ Sie wollte gehen; allein Frau von Finkenſtein ſagte: „Bleibt noch ein wenig, liebe Marianne; Ihr ſeyd ganz erſchöpft. Ich will Euch Etwas zu eſſen bringen laſſen. Ihr braucht Kraft zu dem wichtigen Geſchäfte, das Ihr vorhabt.“ Marianne ſagte: „Die Liebe zu meinem Manne, die Sorge für ſein Seelenheil, vor Allem der Beiſtand des lieben Gottes werden mir Kraft dazu geben. Allein eſſen kann ich jetzt nicht; ich bin ſchon ſatt von Betrübniß und Traurigkeit.“ „So trinkt wenigſtens ein Gläschen Wein,“ ſagte die liebreiche Frau. „Es ſteht ja in der heiligen Schrift: „Den Traurigen gieb Wein.“ Sie klingelte dem Fridolin; er kam, vernahm ihre Befehle, und brachte auf einem Teller ein reines Glas, und einen Teller mit weißem Brod. Die gütige Frau führte Marianne zu dem Seſſel, ſchenkte ihr von dem Weine, der auf der Tafel ſtand, ein, und ſchnitt ihr von dem Brode vor. Marianne trank ein klein wenig, und aß ein Paar Biſſen Brod. „Aber nun,“ ſagte ſie, „muß ich gehen. Ich habe keine Ruhe, bis ich wegen des Seelenheils meines Mannes außer Sorgen ſeyn kann. Die Augenblicke ſind koſtbar; ich darf keinen davon unbenützt verlieren.“ Sie ſtand auf, rief ihren Kindern, bezeigte dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ihren innigſten Dank, befahl den Kindern, der gnädigen Herrſchaft die Hand zu küſſen, und ging. Herr und Frau von Finkenſtein begleiteten ſie bis an die Stiege. Fridolin aber leuchtete der tiefbetrübten Mutter und den Kindern hinab bis an den Wagen, tröſtete ſie, ſo gut er konnte, und rief ihnen, als ſie auf dem Wagen ſaßen, mit weinenden Augen noch zu: „Gott gebe zu Eurer Reiſe Seinen Segen; um dies werde ich Ihn unausgeſetzt und inſtändig bitten.“

Als Herr von Finkenſtein mit ſeiner Gemahlin wieder in das Zimmer trat, ſprach er: „Welch ein treues Weib; wahrhaftig treu und verſtändig!“ „Und was ſie für liebenswürdige Kinder hat!“

ſagte die Frau. „Die kleine Eliſabeth mit ihrem lieblichen Geſichtchen und ihren ſchönen blauen Augen gleicht ganz ihrer Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, wie die Mutter als Braut neben Joſt am Altare ſtand. Marianne war damals in ihrem Brautkranze wahrhaftig bildſchön; und auch Joſt ſah ſehr hübſch und blühend aus. Mehrere Leute ſagten: Ein ſchöneres Paar könnte man wohl nicht zuſammen bringen; ſie ſchicken ſich vollkommen zuſammen. Allein einige verſtändige Männer wollten ſchon damals Mariannens Wahl nicht gut finden; daß aber die Heirath gar ſo übel ausfallen, und ein ſo ſchreckliches Ende nehmen werde, hätte doch kein Menſch geglaubt. Sonſt, denke ich, würden die Leute die ſchöne Braut an den Haaren noch von dem Altare hinweg gezogen haben!“

Herr von Finkenſtein ſprach: „Wie glücklich hätte dieſer Joſt, als der Ehegatte eines ſo guten, liebenswürdigen Weibes, als der Vater ſo holder Kinder, und als der Beſitzer eines großen anſehnlichen Bauerngutes leben können! Und wie unglücklich machte er die gute, ſanfte Marianne und ſeine armen Kinder, am allerunglücklichſten aber ſich ſelbſt! Sein Uebermuth und ſeine Verſchwendung, vorzüglich ſeine Neigung zum Trunk brachten über ihn und alle die Seinigen unermeßlichen Jammer! Wie viel Unheil richten doch böſe Leidenſchaften — Sünde und Laſter unter den Menſchen an! Ach, wenn mancher Mann das bedächte, wie elend er durch ſein unordentliches Leben Weib und Kinder mache — dieſer Gedanke allein müßte ihn ſchon abhalten, Böſes zu thun! Es iſt doch ein rechter Jammer mit den menſchlichen Leidenſchaften! Die Menſchen könnten auf Erden ſo glücklich leben, wie ſchuldloſe Kinder in dem väterlichen Hauſe, wenn ihre verderblichen Leidenſchaften nicht wären, oder vielmehr, wenn die Menſchen ſich ihre Leidenſchaften nicht über den Kopf wachſen ließen. Allein daher kommt alles menſchliche Elend auf Erden.“

„So iſt es leider!“ ſprach die Frau. „Sogar die gute Marianne machte ſich durch ihre leidenſchaftliche Neigung zu Joſt unglücklich. Sie glaubte, als ein unerfahrnes junges Mädchen, nur ihren Augen, ſah nur auf Joſts hübſche Geſtalt und ſeinen blendend rothen, mit Gold verbrämten Rock, nahm den guten Rath ihres verſtändigen, wohlmeinenden Vormunds nicht zu Herzen — und ward unglücklich für ihr ganzes Leben! Wie viele Thränen hat ſie ſchon geweint! Wie mußte es ſie ſchmerzen, als ihr Mann ihr ſo rauh und undankbar begegnete, ſie ſogar mit Schlägen mißhandelte, und ihr ſchönes, väterliches Erbtheil, Haus und Hof, verſchwendete? Und was ſteht der armen Wittwe noch weiter bevor! Sie, die ehemals ſo reich war, iſt nun arm, und kann ihren armen Kindern wenig geben! Wie ſchwer muß das der liebevollen Mutter fallen! Und wenn die Kinder auch reich wären, ſo würden doch die meiſten Menſchen ſich ſcheuen, den Sohn oder die Tochter eines Hingerichteten zur Ehe zu nehmen. Den Kindern bleibt faſt nichts übrig, als lebenslang zu dienen, und auch da wird man noch Bedenken finden, ſie in Dienſte zu nehmen. All dieſes Elend hat die bedauernswerthe Marianne durch ihre unüberlegte Neigung zu einem Menſchen, deſſen Tugend und Rechtſchaffenheit ſie nicht hinreichend geprüft hatte, ſelbſt veranlaßt.“

„Sie leidet allerdings nicht ganz unverſchuldet,“ ſagte Herr von Finkenſtein; allein die alte Baſe Gertrud hat die größere Schuld. Sie hat mit ihrer elenden Leidenſchaft, ſich immer geſchmeichelt zu ſehen, mit ihrer albernen Eitelkeit, zu dem Jammer der unglücklichen Marianne das Meiſte beigetragen. Wenn das unverſtändige alte Weib nicht in ihrem Alter noch ſo eitel geweſen wäre, ſo hätte ſie Joſts Schmeicheleien verachtet, ihrer jungen Baſe von dieſer Heirath abgerathen, und die folgſame Marianne hätte ihrem Rathe gewiß Gehör gegeben. So aber redete Gertrud ihr noch zu. Gertrud hat ſich an ihrer guten Baſe ſchwer verſündigt. Wer ſollte es glauben, daß die Eitelkeit, eine ſo kleinliche Leidenſchaft, die man kaum für Sünde hält, ein ſo großes Unheil ſtiften könne! So iſt jede Leidenſchaft verderblich. Gott bewahre uns vor allen Leidenſchaften, und gebe uns Kraft unſere ungeordneten Neigungen zu beherrſchen!“

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Marianne beſucht Joſt im Gefängniſſe.

Marianne war indeß mit ihren drei Kindern auf dem Leiterwagen in finſterer Nacht zu Hirſchfelden angekommen. Sie hatte unterwegs beſtändig gebetet und ſtille Zähren vergoſſen. Sie fing an zu ſchluchzen, als ſie an ihrem ehemaligen ſchönen Hauſe vorbei fuhr, und durch die Stubenfenſter, bei dem röthlichen Scheine einer Oellampe, ihr ganz fremde Geſichter erblickte. Sie erſchrak, als ſie zu dem uralten Gerichtshauſe kam, in dem die Gefängniſſe waren. Sonſt ſah man da zu Nacht nur in der untern Stube Licht, wo der Kerkermeiſter wohnte; jetzt aber waren alle Fenſter erleuchtet. Der Wagen hielt vor dem Eingange. Beide Thürflügel ſtanden offen, der Hausgang war erleuchtet, und zu jeder Seite der Thüre ſtand ein Soldat, ihn zu bewachen.

Der Kerkermeiſter kam mit einem Lichte heraus. „Ach Gott, Marianne, ſeyd Ihr es!“ rief er. „Ihr kommt zu einem großen Jammer.“

„Grüß Euch Gott, lieber Georg,“ ſprach Marianne; „o ſagt mir doch, wie ſtehts mit meinem Manne? Thut er Buße?“ „Nein,“ ſprach der Kerkermeiſter, „davon mag er nicht einmal hören. Das iſt eben der größte Jammer!“ Marianne ſtieg mit ihren Kindern ab. Der Kerkermeiſter führte ſie in ſeine Stube. Katharina, das Weib des Kerkermeiſters, grüßte ſie freundlich, und ſagte mit gefalteten Händen und herabſtrömenden Thränen: „O Gott Lob, daß Ihr kommt und auch Eure Kinder mitbringt. Nun faſſe ich Hoffnung, Euer Mann werde ſich bekehren. Wenn er Euch ſieht, Euch, der er ſo viel Böſes zugefügt hat, und die ihn nun doch nicht verläßt, ſondern mit treuer Liebe noch zu ihm eilt — wenn er ſeine Kinder anſieht, die er ſo unglücklich gemacht hat — da muß ſein Herz erweicht werden, und wenn es auch von Stahl wäre.“ Marianne bat den Kerkermeiſter, ſie zu ihrem Manne zu führen, und erſuchte die Kerkermeiſterin, die drei Kinder einſtweilen bei ſich zu behalten. Sie wollte zuerſt allein mit ihrem Manne reden, und dann dem Kerkermeiſter es ſagen, wann man die Kinder bringen ſolle.

Der Kerkermeiſter nahm den eiſernen Leuchter mit der brennenden Kerze, den er auf den Tiſch geſtellt hatte, und ging voraus. Marianne folgte ihm mit klopfendem Herzen und bebenden Knien die ſteinerne Wendeltreppe hinauf. Sie trat in die Armenſünder-Stube, und entſetzte ſich, als ſie ihren Mann erblickte, der todtenbleich und mit fürchterlichem Barte und verwilderten Haaren an einem ſchweren eichenen Tiſche ſaß, an den ſeine Füße mit Ketten angeſchloſſen waren. Sie konnte vor Schrecken nicht ſogleich reden. Joſt aber ſchrie mit entſetzlicher Simme: „So kommſt du denn noch! O laß mich, laß mich! Ich will — ich kann dich nicht ſehen.“ Er legte ſeine in einander geſchlungenen Arme auf den Tiſch, verbarg ſein Geſicht darein, und redete kein Wort mehr.

Marianne fiel ihm zu Füßen, und ſprach: „Lieber Joſt! Wende dich nicht von mir! Sieh mich an! Ich komme nicht, um dir Vorwürfe zu machen! Mir iſt es gar nicht um das Zeitliche — um Geld und Gut und Ehre bei den Menſchen! Mag Haus und Hof immer verloren ſeyn, wir müſſen doch einmal ſterben und Alles verlaſſen. Mir iſt es nur um das Ewige. Deßhalb komme ich hieher. Ach, rette, rette deine Seele! Gedenke der erſten Jahre unſerer Ehe! O wie glücklich waren wir da! Ich liebe, trotz unſers Elendes, dich noch immer. Verſtoße dein treues Weib nicht! Erbarme, ach erbarme dich meiner und rette — da ſonſt nichts mehr zu retten iſt — doch wenigſtens deine Seele.“ Joſt antwortete nicht; er verbarg noch immer ſein Geſicht vor ihr, und blieb damit und mit ſeinen verſchlungenen Armen auf dem Tiſche liegen, und ſah ſie nicht an.

Marianne merkte aber, daß er heimlich ſchluchze und weine; ſie winkte dem Kerkermeiſter. Der Kerkermeiſter brachte ihre drei Kinder. „Joſt,“ fing Marianne wieder an, „ſieh da deine Kinder! deine Eliſabeth, deine Barbara, deinen kleinen Joſeph. Sie wollten ihren lieben Vater noch einmal ſehen! Ach, bald werden ſie verwaiſet ſeyn, und keinen Vater mehr haben! Iſt dein Herz denn gar von Stein? Magſt du ſie nicht einmal mehr anſehen? Haſt du ihnen kein Wort mehr zu ſagen? Sollen ſie gehen, und in ihrem ganzen Leben den Jammer im Herzen tragen, unſer Vater hat uns ganz, ganz verſtoßen. Er ſtarb unbußfertig und ohne alles menſchliche Gefühl, und ſeine Seele brennt — was der barmherzige Gott in Gnade abwenden wolle! — ewig in der Hölle.“ Joſt richtete ſich mit einem tiefen Seufzer langſam auf. Er ſah ſein Weib und ſeine Kinder lange mit einem ſcheuen Blicke an. „Liebes Weib,“ ſagte er endlich, „du gute, treue Seele, ach ich habe dich unausſprechlich elend gemacht! Liebſte Kinder! Eliſabeth, Barbara, Joſeph, ach ich habe euch um Gut und Ehre, um Alles gebracht. Ach flucht mir nicht! Ich will mich nun von ganzem Herzen bekehren. Ich dachte immer, wenn ich kein Zeichen von Buße an mir blicken laſſe, ſo werde man mich nicht hinrichten; denn der Tod iſt mir nach einem ſolchen Leben etwas Entſetzliches. Allein nun will ich gerne ſterben — und bußfertig ſterben aus Liebe zu euch.“ Er weinte und ſchluchzte ſo heftig, daß er nicht mehr reden konnte. Endlich ſagte er „Liebſte Marianne! Laß mich jetzt eine Weile allein, und geh mit den Kindern hinunter in die Stube. Ihr aber, Georg, laßt mir den Herrn Pfarrer rufen. Seyd alle getroſt! Ich will mich nun mit Gott ausſöhnen, und keine meiner vielen Sünden unbereut mit in die Ewigkeit nehmen.“

Marianne ging mit ihren Kindern hinunter in die Stube, und der Kerkermeiſter leuchtete ihnen. Die Kerkermeiſterin zündete eine Laterne an, und eilte, den Pfarrer zu rufen. Er kam ſogleich, grüßte Marianne freundlich, ſagte ihr einige Troſtworte und ging dann hinauf zu ihrem Manne. Marianne aber ſprach zu der Kerkermeiſterin: „Ich bitte Euch, liebe Katharina, behaltet mich und meine Kinder über Nacht. Ich will mit der ſchlechteſten Kammer vorlieb nehmen. Ich ſcheue mich, in ein Wirthshaus oder ſonſt zu Jemand zu gehen; ich bin zu betrübt, um mit den Leuten zu reden. Auch möchte ich in der Nähe meines Mannes bleiben. Laßt mich alſo da! Ich brauche kein Bett. Denn wie könnte ich jetzt ſchlafen! Wenn Ihr indeß meinen Kindern ein Bett verſchaffen könntet, ſo wäre es mir lieb.“ Katharina machte in der Nebenkammer für die Kinder Betten zurecht. Die Kinder ſchliefen, von

Müdigkeit und vielem Weinen ganz ermattet, bald ein. Marianne aber kniete in der Kammer nieder, und betete ohne Unterlaß, daß ihr Mann doch wahre Buße thun möge.

Der Pfarrer, der ſich lange bei Joſt aufgehalten hatte, kam endlich in die Stube des Kerkermeiſters herab, und ließ Marianne rufen. „Seyd getroſt,“ ſprach er zu ihr; „ich hoffe, Euer Mann werde nunmehr ſelig ſterben.“ Nachdem er ſie ſehr liebreich und geiſtvoll getröſtet, ſagte er noch: „Morgen frühe will Euer Mann die heilige Kommunion empfangen; es iſt ihm lieb, wenn Ihr auch dabei zugegen ſein wollet.“ Der guten Marianne war es ſehr tröſtlich, dieſes zu hören. Sie brachte die Nacht im Gebete zu.

Am andern Morgen ſehr frühe ſagte Joſt zum Kerkermeiſter: „Lieber Georg! Seyd doch ſo gut, und geht zu dem Herrn Oberamtmann und erſucht ihn, ein wenig zu mir zu kommen. Ich möchte ihm gerne abbitten, und nun meine Miſſethaten einbekennen.“ Der Amtmann kam ſogleich, und Joſt ſprach mit Thränen in den Augen: „Beſter Herr Oberamtmann! ich bitte Sie reumüthig um Verzeihung, daß ich Sie ſo lange Zeit ſchändlich belogen, und Ihnen dadurch ſo viele Mühe und Arbeit gemacht habe. Ich thörichter Menſch meinte, man könne mich nicht verurtheilen, ſo lange ich nichts eingeſtehe. Allein ich ſehe nun wohl, daß dieſe Meinung irrig war, und daß ich dabei nichts gewann, ſondern mir nur größere Leiden zuzog. Ich bekenne jetzt, daß ich alle Miſſethaten, deren ich im Urtheile beſchuldigt werde, wirklich begangen habe. Das Urtheil enthält kein unwahres Wort; es iſt Alles ſo, wie Sie mir es vorgeleſen haben — und ich verdiene den Tod." Der Amtmann war von Joſts reumüthigem Bekenntniſſe ſehr gerührt, ließ es von dem Aktuar kurz zu Papier bringen, bot dann dem bekehrten Sünder mit Herzlichkeit die Hand, ſprach ihm Troſt und Muth ein, und entfernte ſich.

Marianne weckte nunmehr ihre Kinder. Eliſabeth war ſogleich bereit, mit ihr zu dem Vater zu gehen, um, während er die heilige Kommunion empfing, gegenwärtig zu ſeyn, und für ihn zu beten. Allein die Kleinern weinten und wollten nicht mehr zu ihm. „Wollt ihr denn euren lieben Vater nicht mehr ſehen, bevor er ſtirbt?" ſagte Marianne. „Ach," rief der kleine Joſeph, „der liebe Vater kommt mir gar ſo fürchterlich vor! Ich zittere vor ihm; laß mich doch da, liebe Mutter."

Marianne ging mit ihrer Tochter Eliſabeth hinauf zu ihrem Manne. Sein Ausſehen war nun ganz verändert. Sein Blick war nun heiter und ſein Angeſicht ruhig und freundlich; auch hatte man ihm den furchtbaren Bart abgenommen, und ihm, wie man in jenem Lande den armen Sündern zu thun pflegte, ein Kleid von weißer Leinwand mit ſchwarzem Kragen angezogen. Joſt ſtreckte Mariannen die Hand entgegen, und rief: „Liebſtes Weib! Gott hat mir, wie ich hoffe, verziehen. O verzeih mir nun auch du! Ach, ich habe dir oft ſehr hart begegnet und dich um Alles gebracht! Es reuet mich nun von ganzem Herzen. O verzeih, verzeih deinem armen unglücklichen Manne!“ Marianne ſagte: „Gott wolle mir ſo verzeihen, wie ich dir verzeihe, liebſter Mann!“ Sie konnte vor Weinen und Schluchzen die Worte kaum hervorbringen. Auch Eliſabeth fing an, laut zu weinen. „Nun, nun,“ ſprach Joſt, „ſeyd doch nicht gar ſo traurig! Danket vielmehr mit mir Gott, daß Er mich, wie ich hoffe, wieder zu Gnaden aufgenommen; und betet für mich, damit ich ſtandhaft bleibe bis an das Ende.“

Joſt empfing die heilige Kommunion unter vielen Thränen und mit großer Andacht. Marianne, Eliſabeth und die Kerkermeiſterin knieten indeß umher, und zerfloſſen in Thränen. Der Geiſtliche winkte ihnen hierauf, zu gehen, und blieb noch einige Zeit allein bei Joſt.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Mariannens letzte Unterredung mit Joſt.

Marianne beſuchte ihren Mann den Tag über einige Male, und ſprach mit ihm über ewige, und auch über die nöthigen zeitlichen Angelegenheiten. Abends beſuchte ſie ihn mit ihrer Tochter Eliſabeth das letzte Mal. Er grüßte Beide ſehr liebreich und ſagte: „Gottes Barmherzigkeit iſt unendlich! Er gibt mir großen Troſt ins Herz, und Muth zu ſterben. Er wolle auch Euch tröſten und ſtärken.“

Der Kerkermeiſter hatte eben den Tiſch gedeckt, und brachte jetzt die Suppe. „Ei wie, Georg!“ ſagte Joſt zu ihm; „bringt noch ein Paar Teller. Ich möchte mit meinem guten Weibe und meiner lieben Tochter in dieſer Welt doch noch einmal zu Nacht eſſen.“ Beide ſagten, es ſey ihnen jetzt gar nicht um das Eſſen. „Ach,“ ſagte Joſt, „ſeyd nicht ſo traurig! Es geht nun Alles recht! Ich fürchte nun den Tod nicht mehr. Seyd auch Ihr gutes Muthes. Eſſet etwas Weniges; denn wie ich höre, habt ihr den ganzen Tag faſt nichts genoſſen. Ihr ſeht ganz blaß und krank aus; ihr braucht eine kleine Erquickung.“ Sie ſetzten ſich an den Tiſch, und aßen etwas Weniges.

Joſt betrachtete ſeine Tochter, die er lange nicht mehr geſehen hatte, und die indeß ſehr gewachſen war, mit väterlichem Wohlgefallen. „Wie vergnügt hätte ich manchen Abend mit Weib und Kindern zu Hauſe zubringen können,“ ſagte er, „wenn ich meine Freude nicht auswärts geſucht hätte! Ach, ein Mann, der ſeine beſten Freuden nicht daheim, unter den lieben Seinigen zu finden weiß, iſt ſchon verloren! — Aber wo ſind denn Barbara und Joſeph? Ich möchte ſie doch auch noch einmal bei mir am Tiſche haben!“ Marianne ſagte, ſie würden ſpäterhin noch kommen.

Jetzt kam der alte Jäger Moritz, um Joſt noch einmal zu ſehen. Joſt bot ihm die Hand und ſagte: „Lieber, ehrlicher Moritz! Es iſt mir ein rechter Troſt, daß Ihr mich noch einmal beſucht. Ich bin Euch noch vielen Dank ſchuldig — und habe Euch Vieles abzubitten. Ach, ich elender Mann erblicke ja faſt keinen Menſchen, dem ich nicht etwas abzubitten hätte! Zwar, als wir zu Finkenſtein noch neben einander dienten, ſind wir immer ſehr gut mit einander ausgekommen. Ihr habt mich oft zurecht gewieſen, und ich habe Euch damals immer gefolgt. Als Wildſchütz aber habe ich Euch vielen Verdruß gemacht. Verzeiht mir! Noch mehr Schaden und Herzenleid habe ich als Räuber der gnädigen Herrſchaft zufügen wollen. Ich laſſe auch ſie um Verzeihung bitten — und für alles Gute danken, das ſie mir erwieſen hat, als ich noch in ihren Dienſten war. Sagt dem gnädigen

Herrn und der gnädigen Frau, daß ich meine hinterlaſſene Wittwe und Waiſen fußfällig ihrer Gnade, ihrem Schutze und ihrer Unterſtützung empfehle.“

Moritz hatte den Fridolin mitgebracht, der aber an der Thüre ſtehen geblieben, und herzlich weinte. „Komm doch näher her, lieber Fridolin!“ ſagte Joſt. „Du biſt ein guter Knabe, daß du um mich elenden Menſchen weineſt. Weißt du noch, wie wir uns dort in dem Walde bei Haſelbach das erſte Mal geſehen haben? Dietrich hat dort, indem er jene Rehziege ſchoß, ſeine Laufbahn als Wildſchütz angefangen; du aber zeigteſt dich ſchon damals als einen gutherzigen, ehrlichen Knaben, indem du mit dem jungen Rehe Mitleid hatteſt, und es dem Jäger bringen wollteſt. Die zweierlei Lebenswege, die ihr Beide eingeſchlagen, führten euch auch zu zweierlei Ziel. Dietrich liegt, wie ich, in Ketten und Banden, und hat nichts Gutes zu erwarten; dir aber geht es wohl, und du kannſt noch ein glücklicher Mann werden. Bleibe auf dem guten Wege, den du betreten haſt; bleibe ehrlich und redlich. Du ſiehſt es an Dietrich und mir, was Unredlichkeit für ein trauriges Ende nimmt. Lebe wohl, bete für mich, und wenn du einmal meinen armen Kindern etwas Gutes erweiſen kannſt — ſo thu es!“

Jetzt trat der Pfarrer herein. Joſt nahm das kleine Bildniß des gekreuzigten Erlöſers, das ihm der Pfarrer gereicht hatte, in die Hand, küßte es und ſagte: „Lieber Herr Pfarrer, beten Sie mir ein Gebet vor!“ Der Pfarrer betete ihm vor, und Joſt ſprach ihm mit großem Nachdrucke jedes Wort nach: „Göttlicher Erlöſer, Du, das einzige Heil reuiger Sünder! Heute ſehe ich dich nur noch im Bilde — morgen aber von Angeſicht zu Angeſicht. Blicke mich dann freundlich an, und ſey mir ein gnädiger Richter. In Deine Hände empfehle ich meinen Geiſt! Dir empfehle ich mein Weib und meine Kinder! Tröſte Du ſie, wie Du ſterbend Deine liebe Mutter getröſtet haſt. Verzeih Du mir, wie Du dem reumüthigen Sünder, der neben Dir gekreuzigt war, verziehen haſt. Erhalte mich in Deiner Gnade bis an mein letztes Ende, und nimm mich dann zu Dir auf in Dein Reich!“

Joſt bat jetzt den Pfarrer, ihm das Bildniß des Gekreuzigten zu ſchenken. Das kleine Kreuz war von ſchwarzem Holz; das Bildniß aber war von vergoldetem Meſſing. „Gern,“ ſagte der Pfarrer, „ſchenke ich es Euch; aber was wollet Ihr damit anfangen?“ Joſt ſprach: „Das ſollen Sie ſogleich ſehen!“ Er wendete ſich zu Eliſabeth, und ſagte: „Liebe Tochter! Ich kann dir und deinen Geſchwiſtern kein Erbtheil hinterlaſſen. Allen Reichthum, den Eure Mutter mir zugebracht hat, habe ich verſchwendet. Ich vermache dir nun dieſes Kreuz, wiewohl auch das mir erſt dieſen Augenblick geſchenkt wurde. Es iſt Alles, was ich dir geben kann. Mit dieſem Kreuze in der Hand werde ich ſterben; es wird mit meinem Blute beſpritzt werden. Der Herr Pfarrer hier wird nach meinem Tode es dir zuſtellen. Habe es ſtets vor Augen, und erinnere dich bei dem Bilde an Denjenigen, den es vorſtellt, den Erlöſer, der am Kreuze ſtarb, die Sünder ſelig zu machen. Wenn Er nicht wäre, ſo müßte ich verzweifeln, und ginge ewig verloren. Lerne Ihn immer mehr erkennen, liebe Ihn, vertraue auf Ihn, beobachte jedes ſeiner Worte. Werde Ihm nie untreu! Weiche nie von ſeiner heiligen Lehre ab, wie das leider dein unglücklicher Vater gethan hat. Ehre und liebe deine gute Mutter, der ich ſo vielen Jammer gemacht habe. Mache du ihr Freude, da ich nichts als Leiden über ſie gebracht habe. Mache du gut, was ich gefehlt habe!" „Ach Gott," ſeufzte er und blickte zum Himmel auf, „verzeih Du mir, daß ich mein liebes Weib, die immer fromm und gut war, ſo geplagt und ihr die Liebe zu mir ſo ſchlecht vergolten habe! Verzeih, lieber Gott, daß ich über meine unſchuldigen Kinder eine ſo große Schmach bringe! Jedermann wird ſie darum anſehen, daß man ihren Vater hinrichtete. Sie werden meinen Namen kaum ohne Erröthen nennen können! Ach, Eliſabeth," rief er, in einen Strom von Thränen ausbrechend, „verzeih deinem unglücklichen Vater!

Sieh dieſe meine Thränen, und fluche einſt nicht meinem Andenken.“ Eliſabeth und die Mutter weinten laut. Auch der Geiſtliche, der alte Moritz, Fridolin, der Soldat, der an der Thüre Wache hielt, und wer ſonſt noch da war, hatten Thränen in den Augen. Der Pfarrer ſuchte Vater, Mutter und Tochter zu tröſten.

Der Kerkermeiſter kam jetzt herein, und ſagte dem Pfarrer heimlich in das Ohr, der Scharfrichter von Schlehenbürſt ſtehe ſchon lange vor der Thüre, dem Miſſethäter nach altem Gebrauche abzubitten, daß er ihn morgen durch das Schwert vom Leben zum Tode bringen werde; er könne unmöglich mehr länger warten. Der Pfarrer ſprach hierauf zu Joſt, zu Marianne und Eliſabeth: „Nun, Ihr lieben Leute, machet einander das Herz nicht gar ſo ſchwer. Macht es kurz mit dem Abſchied! Ihr, gute Marianne, nehmt doch den Troſt mit Euch, daß Ihr Euren Mann im Himmel wieder ſehen werdet. Auch du, liebe Eliſabeth, wirſt deinen Vater dort wieder finden. Geh nun mit deiner Mutter! Dein Vater muß nun ſein Herz noch zu Gott wenden; ich — auch andere — haben noch mit ihm zu reden. Geht hin, und betet für ihn.“

Marianne und Eliſabeth weinten heftiger. Joſt ſah den Pfarrer an, und ſagte: „Ich hätte wohl noch etwas im Sinne! Allein ich wage es kaum, Ich möchte meiner Tochter noch gerne den väterlichen Segen geben! Allein darf ich mit dieſer meiner Hand, mit der ich Blut vergoſſen habe, mein Kind ſegnen?“ „Ihr dürft, Joſt!“ ſagte der Pfarrer. „Ihr ſeyd ein Sünder, aber auch ein Büßer. Im Himmel iſt ja Freude bei allen heiligen Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Gott hat Euch wieder zu Gnaden aufgenommen; Euer göttlicher Erlöſer hat Euch durch ſein vergoſſenes Blut Verzeihung erworben. Segnet Eure Tochter im Vertrauen auf Gott und auf unſern Erlöſer, und Euer Segen wird nicht vergebens ſeyn. Knie nieder Eliſabeth!“

Die Kerkermeiſterin, die mit Joſts zwei andern Kindern jetzt eben zur Thüre herein kam, führte ſie zu dem Vater, damit er ſie zugleich mit Eliſabeth ſegne. Sie knieten zu Eliſabeths beiden Seiten nieder. Als der Vater auch dieſe ſeine zwei Kinder erblickte, weinte er noch ſchmerzlicher. „Nun denn,“ ſprach er mit faſt gebrochener Stimme, „der barmherzige, allmächtige Gott — Vater, Sohn und heiliger Geiſt — ſegne dich, liebe Eliſabeth, und dich, liebe Barbara, und dich, lieber Joſeph, und eure liebe, gute Mutter! Er wolle die Schmach von Euch nehmen, die ich über Euch brachte. Er wolle, da ich Euch unglücklich machte, Euch Glück und Segen geben! Er wolle geben, daß ich ſelig ſterbe, und daß wir alle einſt im Himmel wieder zuſammen kommen! Lebt wohl — lebt ewig wohl!“

Der Pfarrer begleitete Mutter und Kinder hinaus, führte ſie hinab in die Stube des Kerkermeiſters, und redete ihnen ſehr liebreich zu. Sie wurden etwas ruhiger. Marianne war ſehr angegriffen. Der Pfarrer fürchtete für ihr Leben; er nahm ſich deßhalb vor, zu verhindern, daß ſie ihren Mann noch einmal ſehe. „Betet für ihn, gute Marianne,“ ſagte er; „das iſt das Einzige, und auch das Beſte, was Ihr noch für ihn thun könnet. Betet mit allen Euren drei Kindern! Das Gebet einer frommen Mutter und ihrer ſchuldloſen Kinder bleibt nie unerhört!“

Lange bevor der Tag anbrach, ging Marianne mit ihren drei Kindern in die Kirche, um den ganzen Morgen, beſonders aber zur Stunde der Hinrichtung, für ihren unglücklichen Mann zu beten. Sie kniete in den letzten Stuhl. Mit Anbruch des Tages wurde, wie das in Hirſchfelden bei Hinrichtungen gebräuchlich war, mit der großen Glocke geläutet. Es waren wohl wenige Menſchen in Hirſchfelden, die bei dieſem ernſten Glockenzeichen nicht ſeufzten, und um eine ſelige Sterbeſtunde für die drei Miſſethäter beteten. Marianne aber ſchauderte bei dem erſten Glockenſchlage zuſammen, und zerfloß mit ihren Kindern in Thränen. Sie hatte ihre Zuflucht auch deßhalb in die Kirche genommen, um von dem blutigen Schauſpiele nichts zu ſehen; ſie mußte aber doch Vieles hören, das ihre Betrübniß vermehrte, und ſie öfter in Schrecken ſetzte. Die Kirche lag an der Straße, und ſo hörte Marianne das dumpfe, immer lautere Getümmel der immer mehr anwachſenden Menſchenmenge, die in Hirſchfelden zuſammen ſtrömte, um die Hinrichtung zu ſehen; das Raſſeln der vielen Bauernwagen, die mit Menſchen beladen herein fuhren, erſchütterte ſie; noch mehr erſchreckte ſie der plötzliche Trommelſchlag der Soldaten, die zu Hirſchfelden einrückten, um bei der Hinrichtung Ordnung zu erhalten. Endlich ertönte wieder die große Glocke — das Zeichen, daß die Miſſethäter jetzt zur Richtſtätte hinausgeführt wurden. Marianne war es nicht anders, als dringe ihr ein Schwert durch die Seele; ſie fürchtete, jeden Augenblick umzuſinken, und hielt ſich mit Mühe an dem Kirchenſtuhle. Außer ihr und ihren drei weinenden Kindern war keine Menſchenſeele in der Kirche, ihr zu helfen. Da kam die mitleidige Kerkermeiſterin, ſchloß die faſt ohnmächtige Marianne in ihre Arme, benetzte ihr Angeſicht mit Thränen, ſetzte ſich zu ihr auf die Bank, und ſprach ihr Troſt ein. Die Theilnahme und Liebe Katharinens, ihrer Jugendfreundin, erquickte Marianne, daß ſie in ihrem Jammer nicht verging.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Während Marianne, vor Jammer beinahe ohnmächtig, in der Kirche betete, und ihre Kinder zum Gebet ermahnte, wurde ihr Mann nebſt ſeinen zwei Mitſchuldigen unter Begleitung der Soldaten aus dem Gefängniſſe heraus, und vor das Rathhaus geführt. Alle Fenſter der benachbarten Häuſer waren gedrängt voll Menſchen; eine unzählige Menge Volkes erfüllte den großen Platz vor dem Rathhauſe. Der Aktuar las einem der Uebelthäter nach dem andern das Todesurtheil öffentlich vor, und warf jedem den gebrochenen Stab vor die Füße. Waller ſagte: „Das Urtheil iſt gerecht, ich unterwerfe mich ihm.“ Schlicht ſagte eben ſo. Joſt aber rief laut: „Ich danke meiner Obrigkeit für meine wohlverdiente Strafe; Gott ſey meiner armen Seele gnädig!“

Von dem Rathhauſe zog man hinaus zur Richtſtätte. Ein Offizier zu Pferd, mit einer Schaar Soldaten zu Fuß, eröffnete den Zug. Waller ging mit feſtem, männlichen Schritte einher. Er hatte ſich ausgebeten, ihm die Hände nicht zu binden, indem doch an kein Entrinnen zu denken ſey; indeß hielt er die Hände immer feſt gefaltet, und hatte ſeinen Hut unter dem Arm. Der Pfarrer von Haſelbach, dem er einſt Bücher entwendet, der ihn aber die letzten drei Tage her ſehr lieb gewonnen hatte, begleitete ihn. Schlicht, dem der Pfarrer von Schlehenhürſt beigegeben war, folgte. Endlich kam Joſt, dem, als einem ſeiner Pfarrkinder, der Pfarrer von Hirſchfelden beiſtand. Der Amtmann, der Aktuar und einige andere Gerichtsperſonen ritten neben her. Eine Schaar Soldaten beſchloß den Zug.

Als der Zug ſich der Richtſtätte näherte, waren bereits die große Wieſe, in deren Mitte das Blutgerüſt errichtet war, die nächſten Anhöhen, einige Holzſtöße, und viele zuſammengeſchobene Bauernwagen ganz mit Menſchen bedeckt; mehrere Knaben und junge Burſche waren ſogar auf die Bäume geſtiegen. Man ſah faſt nichts, als Menſchenköpfe. Die Soldaten, deren rothe Federbüſche und blitzende Bajonette hoch aus dem Gedränge hervorragten, ſchloſſen einen Kreis um die Richtſtätte, in dem ſich der Amtmann mit ſeinem Gefolge und der kommandirende Offizier zu Pferd befanden. Auf der Richtſtätte erblickte man mehrere Knechte des Scharfrichters; hinter ihnen ſtand er ſelbſt, in einen blauen Mantel gehüllt, unter dem er das Richtſchwert verbarg. Waller wurde zuerſt hinauf geführt. Er trat in ſeinem gewöhnlichen grünen Ueberrocke, den Hut in der Hand, auf der Richtſtätte etwas vorwärts, überblickte mit ſeinen hellen, ſchwarzen Augen die ungeheure Volksmenge, verneigte ſich gegen den Amtmann und den Offizier, gegen die Soldaten und das Volk, und ſprach: „Ich zweifle nicht, die Meiſten unter dieſer unüberſehbaren Menſchenſchaar werden Mitleid mit uns unglücklichen Verbrechern haben. Wir ſind allerdings große Uebelthäter; allein doch auch Menſchen! Jeder von euch denke: Ich bin Menſch, und was je einem Menſchen begegnete, kann auch mir begegnen.“ Er gab den Hut einem Gerichtsdiener, erhob ſeine Hände, blickte ſchmerzvoll zum Himmel, und rief: „Vater im Himmel, ſieh da deinen verlornen Sohn, der reumüthig zu dir zurückkehrt. Ach, verſtoß — verſtoß ihn nicht!“ Er wandte ſich gegen den fürchterlichen Stuhl in Mitte der Richtſtätte, und erblickte den Scharfrichter, der den Mantel abgeworfen hatte, und in ſcharlachrother Weſte und mit aufgeſtülpten Hemdärmeln daſtand, und das große blanke Schwert in der Hand hielt. Waller entfärbte ſich ein wenig, faßte ſich aber ſogleich wieder, und ſagte zu ihm: „Mir die Augen zu verbinden, wird wohl nicht nöthig ſeyn?“ Man ſagte ihm, das Geſetz erfordere es ſo. „Nun denn,“ ſagte er, „ſo thut in Gottes Namen Eure Pflicht.“ Er ſetzte ſich auf den Stuhl, ſchlug an die Bruſt, und rief ſo laut, daß es Allen durch Mark und Beine ging: „Gott, ſey mir armen Sünder gnädig!“ Man verband ihm die Augen, das Schwert blitzte und ſein Kopf fiel. Der mit Blut überſtrömte Rumpf wurde auf den Boden gelegt und der Kopf daneben. Schlicht ſah zitternd zu, ſchauderte zuſammen, und ſagte mit bebender Stimme: „Gott ſey ihm gnädig, und laſſe ihn nach ſo vielen Leiden nun Ruhe finden; Er erbarme Sich auch meiner — und tröſte meine arme Mutter!“ Schlicht wurde eben ſo enthauptet, und Kopf und Rumpf neben Wallers blutige Leiche gelegt.

Hierauf betrat Joſt, mit dem Bildniſſe des Gekreuzigten in den gebundenen Händen, die Richtſtätte. Er war todtenbleich, zeigte aber dennoch großen Muth. Da er in Hirſchfelden aufgewachſen, und in der ganzen Gegend umher faſt jedem Kinde bekannt war; da er die Leute, die das Blutgerüſt umgaben, beinahe alle kannte, und darunter das Angeſicht manches Wohlthäters oder Jugendfreundes erblickte: ſo ſprach er, wie er ſich es vorgenommen hatte, noch einige Worte an das verſammelte Volk. Er dankte mit weinenden Augen Allen und Jeden, die ihm, von ſeiner Kindheit an, Gutes erwieſen hatten; er bekannte reumüthig, daß er die von Gott und der Obrigkeit über ihn verhängte Strafe verdient habe; er bat Alle, die er beſchädigt hatte, um Verzeihung; er wünſchte, daß Alle, denen er ein böſes Beiſpiel gegeben, an ihm nun ein warnendes Beiſpiel nehmen möchten. „Gott," rief er zuletzt, „erbarme Sich meiner — meines armen Weibes — meiner armen Kinder — unſer Aller! Betet für mich — ich will, wenn ich zu Gott komme, auch für euch beten." Seine Worte gingen den Leuten ſehr zu Herzen; auch diejenigen, die ihn wegen ſeiner ſchlechten Aufführung und ſeiner Uebelthaten verachtet und verabſcheuet hatten, wurden gerührt, und ihr Unwillen verwandelte ſich in Mitleid. Kein Auge blieb trocken. Die Knechte des Scharfrichters führten ihn nun zu dem von Blut tröpfelnden Stuhle, und verbanden ihm die Augen. Sein Blut ſprang hoch empor — man ließ den Rumpf auf dem Stuhle ſitzen, und legte ihm den abgeſchlagenen Kopf auf den Schooß.

Das Volk ſah mit ſtummem Entſetzen zu. Der Pfarrer von Hirſchfelden trat jetzt auf der Richtſtätte vorwärts, um an das Volk eine Anrede zu halten. Er ſah ſehr blaß aus, und Thränen ſtanden ihm in den Augen; er war ſo tief gerührt und erſchüttert, daß er ſich erſt erholen mußte, bevor er ſprechen konnte. Es war eine ſchauerliche Stille. Endlich fing er an:

„Fürchtet Gott und haltet Seine Gebote!"

„Fürchtet Gott! Nur wahre Gottesfurcht kann Jedes von Euch, ſowohl das Alter als die Jugend, vor einem ſolchen traurigen Ende ſicher ſtellen. Fürchtet Gott! Es waltet ein allwiſſender, heiliger, gerechter Gott über uns. Sein Auge ſieht jede, auch die geheimſte Miſſethat. Das Böſe iſt vor Ihm, dem Heiligſten, ein Gräuel. Er, der allgerechte Gott, ſtraft alles Böſe. — Fürchtet Gott! Wer von Euch zitterte und bebte nicht, als er das Schwert blitzen und das Blut hoch emporſpritzen ſah? Todesbläſſe verbreitete ſich über viele tauſend Geſichter. Die Strafe, die von der Obrigkeit an unſern unglücklichen Mitbrüdern vollzogen wurde, iſt eine von Gott angeordnete Strafe. — Fürchtet Gott! Gott iſt es, der das Schwert der Obrigkeit in die Hand gab, und ſie führet das Schwert nicht vergebens. Allein alle, auch die ſchrecklichſten Strafen, die von Menſchen an Menſchen auf dieſer Welt vollſtreckt werden, ſind nichts gegen jene Strafen, womit der gerechte, heilige Gott in jener Welt böſe Menſchen beſtraft. Fürchtet Gott, der Leib und Seele in die Hölle verderben kann!“

„**Haltet Gottes Gebote!** Die Uebertretung der Gebote Gottes, die Sünde, iſt das größte, das ſchrecklichſte, das einzige Uebel auf Erden, viel furchtbarer, als das Schwert des Scharfrichters. „Die Sünde,“ ſagt die heilige Schrift, „iſt ein zweiſchneidiges Schwert; ihre Wunden ſind unheilbar.“ Die Sünde verwundet zweifach, zeitlich und ewig; ihre Wunden bringen den zeitlichen und den ewigen Tod. — Haltet Gottes Gebote! Eine einzige Abweichung von Gottes Wegen zieht immer größere Fehltritte und Vergehen nach ſich, und kann Jedes von Euch auf die Richtſtätte bringen. Den Erſten dieſer Unglücklichen, deren Blut hier floß, brachte Jähzorn, den Andern Spielſucht, den Dritten Trinkluſt auf dieſe blutige Stätte.“

„Prägt daher dieſe Worte der heiligen Schrift: „Fürchtet Gott und haltet Seine Gebote!“ Eurem Herzen tief ein. Und damit Ihr ſie getreulich beobachten, Gott fürchten und Seine Gebote halten möget: ſo vernehmet nur noch die zwei Worte unſers göttlichen Erlöſers: Wachet und betet!“

„Wachet! Jede der ſieben Tod- und Hauptſünden fängt zuerſt vom Kleinen an. Sie gleichet Anfangs einem Funken, der eine große Feuersbrunſt anrichten — einer kleinen übelverwahrten Spalte, die ein ganzes Schiff in den Abgrund ziehen kann. Wachet über die erſte aufkeimende Neigung zum Böſen, und unterdrückt ſie. Und wem ſein Gewiſſen ſagt, er ſey bereits vom rechten Wege abgewichen, der kehre augenblicklich zurück. Schmal iſt der Weg, der zum Heile führt, breit der Weg, der ins Verderben führt, und viele ſind, die darauf wandeln.“

„Betet! — Betet, um Kraft von Gott zu erhalten, gegen die Verſuchungen zur Sünde zu ſtreiten und ſie zu überwinden. Das Gebet iſt eine Gemeinſchaft mit Gott. Wer nicht mehr beten mag, iſt ſchon von Gott abgeſchieden — ein gottloſer Menſch. Beten und Wachen ſind gleichſam zwei Flügel, die uns über alle Verſuchungen dieſes Erdenlebens zum Himmel erheben. Alle Erdenluſt iſt nichts; ſie iſt nur Lug und Trug. Wenn unſere unglücklichen drei Mitbrüder nur den zehnten Theil der Mühe, die ſie auf Räubereien verwendeten, dazu angewendet hätten, Gottes Gebote zu beobachten, ſo wären ſie wackere, ehrenwerthe, ja wohl angeſehene Männer geworden, anſtatt ihr Blut an dieſer ſchrecklichen Stätte zu vergießen.“

„O wie ſelig iſt dagegen der Menſch, der weder rechts noch links ein haarbreit von Gottes Wegen abweicht, ſich vor Sünde hütet, betet, wachet — und arbeitet! Er hat immer ſein ehrliches Auskommen, hat in jedem Leiden einen ſichern Troſt, und Gott läßt es ihm nie an dem nöthigen Lebensunterhalte fehlen. Sanft und ſelig ſtirbt er einſt auf ſeinem ruhigen Sterbekiſſen. Nochmal: Fürchtet Gott! Haltet Seine Gebote! Wachet und betet! Amen.“

So ſprach der Pfarrer, und das Volk ward tief erſchüttert, und ging ſtillſchweigend und mit manchem guten Vorſatze im Herzen aus einander.

Dreißigſtes Kapitel.

Dietrichs letzte Lebenstage.

Dietrich war, einige Wochen bevor man ſeine drei Mitſchuldigen zum Tode verurtheilte, in dem Gefängniſſe krank geworden. Man ließ ihm den Arzt rufen, nahm ihm die Ketten ab, ſchlug in dem Gefängniſſe eine Bettſtätte auf, verſah ihn anſtatt des Strohlagers mit einem ordentlichen Bette, und ſorgte für hinreichende Krankenpflege. Der Arzt und Pfarrer beſuchten ihn öfters. Indeß war Dietrich den größten Theil des Tages hindurch ganz allein. Weder Sonne noch Mond ſchienen in ſeinen düſtern Kerker; er ſah durch das ſchwarze Eiſengitter nichts, als die dunkelgraue Mauer eines alten baufälligen Hauſes, das kaum eine Elle von ſeinem Fenſter entfernt war. Die Zeit ward ihm ſchrecklich lange, und er hatte viele ſehr traurige Stunden. Er wußte nicht, was man mit ihm vorhabe, und zweifelte immer, ob man ihn hinrichten, oder ob er mit dem Leben davon kommen werde. So ſchwebte er beſtändig zwiſchen Furcht und Hoffnung, zwiſchen Tod und Leben.

An jenem Morgen, da den drei Uebelthätern ihr Urtheil geſprochen wurde, merkte Dietrich wohl, daß in dem Gerichtshauſe etwas Beſonderes vorgeben müſſe. Sonſt herrſchte in dem alten, dunkeln Gebäude faſt eine beſtändige Todesſtille. Heute aber hörte er die Fußtritte mehrerer Menſchen; Thüren wurden auf- und zugeſchlagen, Gewehre klirrten, und Ketten raſſelten. Als Ruprecht, der Knecht des Kerkermeiſters, ihm die Mittagsſuppe brachte, fragte Dietrich: „Was gibt's denn heute, daß ihr einen ſolchen Lärmen machet?“ „Was wird's geben!“ ſagte der finſtere, in ſeinem Berufe hart und fühllos gewordene Mann; „deinen drei Spießgeſellen wird heute das Leben abgeſagt. Bis Freitag ſchlägt man ihnen die Köpfe ab. Du biſt für uns recht zur Unzeit krank geworden; ſonſt kämeſt du bei dieſem Tanze auch an die Reihe. Es wäre dann in Einem hingegangen! So aber haben wir mit dir Schurken doppelte Schererei.“ Er ging und ſchlug die Thüre unwillig hinter ſich zu.

Dietrich war über dieſe Reden ſo erſchrocken, daß er am ganzen Leibe zitterte. Jeder Fußtritt, den er vernahm, erſchreckte ihn, und wann nur eine Thüre ging, fuhr er zuſammen. Als am Morgen, an dem ſeine Mitgenoſſen hingerichtet wurden, die große Glocke ertönte, ergriff ihn eine Todesangſt. Die Angſt gab ihm Kräfte. Er ſtand auf, und kleidete ſich an. Er horchte, bald an der Thüre, bald an dem vergitterten Fenſter. Das Gemurmel der zuſammen ſtrömenden Volksmenge, das Raſſeln der vielen Wagen, der Trommelſchlag der einrückenden Soldaten drang bis in ſein Gefängniß. Er ſetzte ſich zitternd auf ſein Bett. Da fuhr plötzlich ſeine Kerkerthüre auf, der fürchterliche Ruprecht trat mit noch einem andern Knechte herein und ſagte: „Geſchwind komm mit uns!“ Dietrich zitterte und bebte. Er verſtand nichts von gerichtlichem Verfahren, und meinte, man wolle ihn zur Richtſtätte führen und ihn hinrichten. Allein in ſeinem Urtheile, das ihm noch nicht bekannt gemacht worden, ward unter anderm bloß befohlen, daß er bei der Hinrichtung ſeiner Mitſchuldigen zuſehen müſſe.

„Um Gotteswillen,“ ſchrie Dietrich, „was habt ihr mit mir vor!“ „Das wirſt du ſchon ſehen!“ ſagte Ruprecht, und beide Männer ergriffen und führten ihn durch mehrere lange Gänge in ein anderes Haus. Man brachte ihn in eine Stube mit hohen Fenſtern. Mehrere angeſehene Bürgersfrauen und ihre Kinder waren darin, und ſahen zu den Fenſtern hinaus. Ruprecht rief ihnen zu: „Da bringen wir den Dietrich, den vierten Spitzbuben!“ Alle wandten ſich gegen Dietrich, betrachteten ihn einige Augenblicke, und ſchauten dann wieder zum Fenſter hinaus. Die zwei Knechte führten den Dietrich an ein Fenſter, das leer war. Der helle Tag, der blaue Himmel, die grünen Wieſen und Wälder, die er lange nicht mehr geſehen hatte, blendeten ihn faſt; ihr Anblick preßte ihm einen

Seufzer aus. Allein jetzt erblickte er die unüberſehbare Volksmenge, die nahe unter den Fenſtern verſammelt war. Er ſah ſeinen Freund Joſt, und ſeine andern zwei Gefährten, die zum Tode geführt wurden. Er ſah, als man den erſten hinrichtete, das Schwert blitzen, das Blut empor ſpringen und den Kopf fallen. „O Jeſu!“ rief Dietrich, und ſchloß die Augen, um die Hinrichtung der zwei Andern nicht zu ſehen. Er mußte die Predigt des Pfarrers mit anhören. Halb todt wurde er in ſein Gefängniß zurück geſchleppt.

Von nun an war Dietrich ſehr verzagt und weichherzig. Wachend und träumend ſah er das Schwert des Scharfrichters und das aufſpritzende Blut gleichſam vor Augen. Allein wahrhaft gebeſſert war er noch nicht. Er hatte noch immer keine aufrichtige Liebe zu Gott und zu Chriſtus im Herzen. Er wünſchte nichts, als dem Tode auf dem Blutgerüſte zu entgehen. Und da er von der Kerkermeiſterin, die ihn bisweilen beſuchte, vernahm, man werde ihn nicht hinrichten; er werde bloß auf einige Jahre in das Zuchthaus kommen, da fiel ihm ein ſchwerer Stein vom Herzen. Er war ſogleich wieder der vorige, leichtfertige Dietrich. Er ſann auf nichts mehr, als wie er künftig aus dem Zuchthauſe entlaufen könne, und was er hernach Alles anfangen wolle.

Fridolin war indeß zu dem Oberförſter zu

Hirſchfelden in die Lehre gekommen, um das Forſtweſen zu erlernen. Die Oberförſterin war eine gar mitleidige Frau, und ſchickte dem kranken Dietrich von Zeit zu Zeit eine für Kranke dienliche Speiſe. Fridolin trug einmal dem Dietrich ein eingemachtes junges Huhn hin. Heiter und fröhlich, wie er immer war, trat er in Dietrichs Gefängniß, und grüßte ihn freundlich. Allein Dietrich legte Fridolins freundliches Lächeln ſehr boshaft aus, und Fridolins hübſche grüne Kleidung war ihm ein Dorn im Auge. Er ſagte voll Ingrimm und Neid: „Du haſt gut lachen, du ſchadenfroher Burſche! Du haſt dich mit dem verwünſchten Rehbocke der Herrſchaft ſehr gut zu empfehlen gewußt; mir aber gereichte das verdammte Thier zum Verderben. Je nun, das Glück wollte mir bisher nicht; ich denke aber, es ſoll mir doch noch beſſer gehen. Meine Mutter kann ja meine Strafe mit Geld abkaufen, und ſie wird doch noch immer ſo viele alte Thaler übrig behalten, daß ich davon leben kann. Ich brauche dann nicht zu dienen, und den gehorſamen Diener zu machen, wie du.“ Uebrigens aß Dietrich das Huhn ſehr gierig auf, dankte aber dem Fridolin nicht einmal für ſeine Mühe. Fridolin ging ſehr betrübt, daß Dietrich noch gar ſo roh, feindſelig und ungebeſſert ſey.

Mit Dietrichs Krankheit ging es indeß täglich ſchlimmer, und ſie fing an, gefährlich zu werden.

Der Pfarrer von Hirſchfelden beſuchte ihn ſehr fleißig, und ſaß manche Stunde an Dietrichs Bette. Er redete ihm ſehr eindringlich zu, die Barmherzigkeit Gottes zu ergreifen, das Blut des Erlöſers an ſich nicht verloren gehen zu laſſen, und ſich wahrhaft zu beſſern, indem er ſonſt ſicher ewig verloren gehen müßte. Allein Dietrich nahm die Worte des eifrigen Pfarrers wenig zu Herzen. Hie und da zeigte er zwar Reue; ja einmal verſicherte er, es thue ihm ſehr leid, daß er den Ermahnungen ſeines ſeligen Vaters nicht gefolgt, und ſeine Mutter ſo oft zum Beſten gehabt habe. „Nun,“ ſagte der Pfarrer, „dieſe Reue iſt gut; ſie kann für dich der Morgenſtern des Heiles ſeyn. Sag einmal, Dietrich, warum iſt es dir leid, daß du den Ermahnungen deiner Eltern kein Gehör gegeben?“ „Ha, warum?“ ſagte Dietrich. „Wenn ich ihnen gefolgt hätte, ſo wäre ich ein tüchtiger Schloſſermeiſter und ein vermöglicher Bürger geworden; ſo mußte ich aber ſchon Jahre lang in dieſem verwünſchten Kerker ſchmachten, und wenn ich auch wieder geſund werde und wieder heraus komme, ſo muß ich in das Zuchthaus wandern.“ So war er noch ganz ſinnlich, nur auf das Zeitliche bedacht, und hatte für das Unſichtbare, die Güte Gottes und die Liebe Jeſu zu den Menſchen, faſt gar kein Gefühl.

Eines Abends, da der Pfarrer ſehr betrübt zur Thüre hinaus gegangen war, fragte Ruprecht ihn draußen, was er von Dietrichs Krankheit halte. Dietrich war ſehr begierig, und horchte an der Thüre, was der Pfarrer ſagen werde. „Nun,“ ſprach Ruprecht, „was halten Euer Hochwürden von dem kranken Böſewicht? Wird er nicht bald abſegeln? Ich bin es herzlich müde, hier immer auf- und zuzuſchließen.“ „Lieber Mann,“ ſagte der Pfarrer, „ſeyd nicht ſo hartherzig! Der unglückliche Menſch hat wenige Tage mehr zu leben. Er hat das ſchleichende Fieber im höchſten Grade. Habt noch eine kleine Geduld!“ „Geduld?“ rief Ruprecht; „ja wer mit einem ſolchen hartnäckigen, verſtockten Sünder ſo viele Geduld haben könnte, wie Sie, lieber Herr Pfarrer! Sie ſind allzu mitleidig; und mich däucht, ihre Mühe ſey doch verloren. Oder meinen Sie, er thue Buße? Ich meines Theils ſpüre an ihm wenig davon.“ „Ach, lieber Freund,“ ſprach der Pfarrer, „leider fallen die Samenkörnlein des göttlichen Wortes bei ihm auf Felſengrund. Es iſt wirklich nicht anders, als wenn jedes Körnlein ſogleich von den Vögeln weggepickt würde. Ich ſehe noch wenig gute Früchte. Ich bin ſehr bekümmert um ihn, und fürchte, er werde nicht ſeligſterben.“ „Ei was!“ rief Ruprecht, „ich an Ihrer Stelle würde mir nicht ſo viele Mühe geben. Wenn der ſchlechte Kerl nun einmal zur Hölle fahren will, ſo fahre er hin. Das iſt ſeine Sache; wir haben dabei nichts zu gewinnen oder zu verlieren. Da er ſelbſt es nicht beſſer haben will — nun wohlan! Nur hinab mit ihm! Glück auf die Reiſe!“ „Redet nicht ſo,“ ſprach der Pfarrer. „Der Junge hat auch eine unſterbliche Seele, die dazu beſtimmt iſt, mit allen Engeln und Heiligen im Himmel die Herrlichkeit Gottes zu ſchauen. Gott will nicht, daß ſie verloren gehe. Ach, ewig verloren ſeyn, das iſt etwas Schreckliches. Habt Mitleid mit ihm!“ „Je nun,“ ſagte Ruprecht, „wenn der gottloſe Bube nur tauſend Jahre in der Hölle liegen, und ſeine dürren Knochen dort müßte brennen laſſen, ſo wollte ich ihm das gerne gönnen; aber freilich, wenn ich bedenke, daß er dort in alle Ewigkeit nicht mehr heraus kommen ſoll, ſo läuft's mir eiskalt über den Rücken, und es iſt mir doch faſt ein wenig leid um ihn, ſo ſchlecht er auch iſt.“

Dietrich hatte dieſes Geſpräch mit bebendem Herzen angehört. Die harten Reden des rauhen Mannes hatten mehr Eindruck auf ihn gemacht, als die ſanften, wohlwollenden Zuſprüche des Pfarrers. „So iſt denn kein Mittel mehr,“ ſagte Dietrich bei ſich ſelbſt, „ſo muß ich denn ſterben; ſo bin ich denn wirklich in Gefahr, in wenigen Tagen in die Hölle zu kommen? Ach, wie lange wurde mir ſchon ein Jahr in meinem Kerker! Und erſt tauſend Jahre im hölliſchen Feuer zubringen zu müſſen, wie ſchrecklich wäre das? Und doch wollte der unbarmherzige Ruprecht mir das wohl gönnen. So hartherzig er aber iſt, ſo ſchaudert es ihm doch bei dem Gedanken an das ewige Feuer, und er getraut ſich nicht, mir zu wünſchen, daß ich ewig dorthin verdammt würde. Ja wohl, ewig verdammt ſeyn, iſt das Schrecklichſte, was ein Menſch ſich denken kann!“

„Aber,“ ſprach Dietrich weiter, „der Pfarrer iſt doch ein guter Mann, und meint es wahrhaft gut mit mir. Ich achtete bisher wenig auf ſeine Reden; ich dachte, er ſage das, was er ſagt, alles nur ſo, weil es ſo der Brauch iſt und es ſein Amt ſo mit ſich bringt. Allein nun ſehe ich, er hat wahrhaft Mitleid mit mir, und will nichts als mein Beſtes. Er hat nichts davon, und doch hat er ſich ſchon ſo viele Mühe mit mir gegeben! Er iſt der beſte Mann von der Welt; ich aber bin ein ſehr — ſehr böſer Menſch.“ Dietrich fing an bitterlich zu weinen, und nahm ſich vor, ſich ganz der Leitung des Pfarrers zu vertrauen.

Als der Pfarrer, auf Dietrichs Verlangen, am andern Morgen ſehr frühe hereintrat, ſo ſah er auf den erſten Blick, daß eine große Veränderung mit Dietrich vorgegangen war. Dietrich rief ihm mit erhobenen Händen entgegen: „O liebſter Herr Pfarrer, was ſoll ich thun, damit ich ſelig werde? Sagen Sie mir Alles noch einmal: nun will ich erſt recht aufmerken.“ Der Pfarrer ſetzte ſich hoch erfreut an Dietrichs Bett. Dietrich verwandte kein Auge von ihm, und verſchlang gleichſam jedes Wort mit offenem Munde. Der Pfarrer konnte jetzt erſt recht aus der Fülle ſeines Herzens reden, weil er ſah, daß ſeine Worte Eingang fanden. Dietrich beweinte, bereute und bekannte ſeine Sünden, und hörte nun von nichts lieber reden, als davon, daß Chriſtus in die Welt gekommen ſey, die Sünder ſelig zu machen. Als der Pfarrer aufſtand, um weiter zu gehen, ergriff Dietrich, was er ſonſt nie gethan hatte, die Hand des edlen Mannes, küßte ſie, dankte ihm mit Thränen in den Augen, und bat ihn, doch recht bald wieder zu kommen. „Es iſt doch recht gut,“ ſagte Dietrich, „daß es Geiſtliche gibt, die einem ſündigen Menſchen einen ſolchen himmliſchen Troſt in das Herz bringen können; ein Menſch, wie ich, müßte ja ſonſt gar verzweifeln.“

Einunddreißigſtes Kapitel.

Dietrichs Mutter.

Dietrichs Mutter hatte ſeit der Zeit, da Dietrich entlaufen war, keine fröhliche Stunde mehr;

die Nachricht aber, Dietrich liege nebſt drei Räubern zu Hirſchfelden gefangen, betrübte ſie bis in den Tod. Sie machte ſich damals augenblicklich auf den Weg nach Hirſchfelden, fiel dem Amtmanne zu Füßen, und rief mit aufgehobenen Händen: „Mein ganzes Vermögen will ich daran wenden, mein Haus verkaufen und betteln gehen — retten Sie nur meinen Sohn, meinen unglücklichen Dietrich. Sie allein können es!“ Der rechtſchaffene Amtmann aber ſagte: „Ich kann da nichts thun, als meine Pflicht! Ich bedauere Euch und Euren Sohn. Allein wenn Eltern ihre Pflicht nicht erfullen, und ihre Kinder nicht in Zucht nehmen, ſo muß die Obrigkeit einſchreiten, und ſolche verwahrloste Kinder, die zu unbrauchbaren, böſen Menſchen heran gewachſen, in das Zuchthaus ſchicken, oder ſie auf eine noch ſchrecklichere Weiſe der menſchlichen Geſellſchaft unſchädlich machen. Wer an ſeinen Kindern die Ruthe ſpart, liefert ſie dem Schwerte des Scharfrichters aus.“ So ſagte der Amtmann. Die troſtloſe Mutter bat ihn hierauf um die Erlaubniß, ihren Sohn in dem Gefängniſſe beſuchen zu dürfen. Allein der Amtmann ſagte, bevor die gerichtliche Unterſuchung beendigt ſey, dürfe er das nicht zugeben; nachher könne ſie ihn beſuchen, ſo oft ſie wolle. Sie reiste ſchmerzlich weinend zurück nach Waldingen, und verging faſt vor Betrübniß und großem Herzenleid.

Dietrich hatte eine große Sehnſucht, vor ſeinem Tode ſeine Mutter noch einmal zu ſehen. Er hatte zwar gehört, daß ſie einmal nach Hirſchfelden gekommen ſey, und ihn im Gefängniſſe habe beſuchen wollen; es ſey ihr aber damals nicht geſtattet worden. Allein es fiel ihm ſehr ſchwer, daß ſie ſeitdem ſich in Hirſchfelden nicht mehr ſehen ließ. „Ich weiß gar nicht,“ ſagte er zu dem Pfarrer, „warum ſie mich in meiner langwierigen Krankheit auch nicht ein einziges Mal beſucht, da es ihr jetzt wohl erlaubt wäre. Ich habe es zwar nicht um ſie verdient, daß ſie ſich noch um mich bekümmere. Allein ſie iſt doch immer gar ſo gut und liebreich gegen mich geweſen, daß ich kaum glauben kann, ſie wolle mich in meinem Elende verlaſſen, und mich auf immer verſtoßen.“

Der Pfarrer ſprach: „Lieber Dietrich! Deine Mutter iſt noch immer liebreich und mütterlich gegen dich geſinnt; ja ſie hat ſich ſo um dich abgekümmert, daß ſie ſchon vor einigen Wochen ſehr krank geworden, und gegenwärtig das Bett noch nicht verlaſſen kann. Man ließ es ihr wiſſen, auch du ſeyeſt bedenklich krank; allein ſie ſagte: „Ich und mein Sohn Dietrich werden uns wohl in dieſem Leben nicht mehr ſehen; Gott gebe nur, daß wir in jener Welt ein fröhliches Wiederſehen zu erwarten haben!“

Eines Tages aber, da Dietrich in ſeinem Bette ſchmerzlich an ſeine Mutter dachte, ging plötzlich die Kerkerthüre auf, und ſie trat herein. Allein er kannte ſie beinahe nicht mehr. Sie hatte, ſeit Dietrich ſie das letzte Mal geſehen, ſehr gealtert. Sie war ſehr blaß und mager, und ihre Augen waren roth und faſt wund von vielem Weinen. Sie ſchlug, als ſie Dietrichs bleiche, abgezehrte Geſtalt erblickte, die Hände zuſammen, und blieb wie erſtarrt ſtehen. „Ach, du armer, armer Dietrich!“ rief ſie erſchrocken. Sie konnte beinahe kein Wort mehr hervorbringen; ſie ſchluchzte bloß. Dietrich ſetzte ſich in dem Bette auf, ſtreckte ihr die Hand entgegen, und rief: „Mutter, liebſte Mutter! Ihr kommt noch, mich heimzuſuchen? Ihr habt Eures armen Dietrichs nicht vergeſſen! Ihr ſeyd eine ſehr gute, liebevolle Mutter. Ach, ich habe Euch viel Herzenleid angethan; ich habe Euch, ich ſeh' es, viele heiße Thränen ausgepreßt, und Eure Haare vor der Zeit grau gemacht. O verzeiht mir, verzeiht mir! Ach, wenn ihr wüßtet, wie es mich reue, daß ich Euch ſo vielen Kummer verurſacht habe, Ihr würdet mir gewiß verzeihen!“ Die Mutter, die ungeachtet ihrer Krankheit mit vieler Anſtrengung hieher gefahren war, ward faſt ohnmächtig; ſie ſank auf den Stuhl, der neben dem Bette ſtand. Dietrich faßte ihre Hand, und heiße Thränen floſſen über ſeine bleichen Wangen. „Ach,“ ſagte er, als ſie ſich etwas erholt hatte und ihn wehmüthig anblickte, „könnet Ihr mir verzeihen!“ Die Mutter ſprach: „Liebſter Sohn! Ich habe eine größere Schuld, als du; ich hätte verſtändiger ſeyn ſollen. Ich war gegen dich zu gelinde, zu nachſichtig. Ich allein habe gefehlt.“ „Nein, nein,“ rief Dietrich, „auf mir allein liegt alle Schuld. O, Ihr wißt nicht, wie böſe ich geweſen. Ich habe Euch betrogen und belogen. Ich war ſehr ſchlau und liſtig — aber nur zu meinem eigenen Verderben. Doch glaubt mir, ich verabſcheue nun meine Bosheit, und flehe Tag und Nacht zu Gott und meinem Erlöſer um Gnade und Erbarmung. Ach, ich habe mir ſelbſt den größten Jammer zugezogen! Denn Ihr dürft es mir ſicher glauben, daß ich nicht nur hier im Gefängniſſe, ſondern auch dort im Walde ſehr unglücklich gelebt habe. Und ſo habe ich auch Euch ein elendes, kummervolles Leben bereitet. Aber ich hoffe, Gott werde Sich unſer erbarmen, und im Himmel warte ein beſſeres Leben auf uns. Der Herr Pfarrer hat mir dieſes Alles ſehr ſchön ausgelegt. Ihn müßt Ihr hören; ich kann Euch nicht Alles ſo recht ſagen.“ Er ſank kraftlos und erſchöpft auf ſein Bett zurück, athmete ſehr ſchwer und ſchloß die Augen.

Jetzt kam der Arzt, fühlte Dietrichs Puls, zückte die Achſeln, befahl das Arzneiglas, das neben dem Bette ſtand, noch einmal füllen zu laſſen, und ging.

Die Mutter begleitete ihn vor die Thüre, und fragte ihn draußen: „Liebſter Herr Doktor, meinen Sie nicht, daß mein armer Dietrich noch davon kommen könne?“ Der Arzt ſchüttelte den Kopf. „Freilich,“ ſagte die Mutter, „er mußte als Schloſſerjunge gar zu früh das Bett verlaſſen, und an der heißen Eſſe ſtehen. Das legte ſchon in ſeiner frühen Jugend den Grund zu dieſer Krankheit.“ Der Arzt ſchüttelte abermals den Kopf, und ſagte: „Müßiggang iſt der Geſundheit nachtheiliger, als Arbeit.“ „Und dann,“ fuhr die Mutter fort, „richtete ſein Leben in dem fürchterlichen Walde, und Froſt und Näſſe, die er dort ausſtehen mußte, ihn vollends zu Grund.“ „Solche Beſchwerden härten ab,“ ſagte der Arzt; „obwohl auch hier, wie in Allem, das Zuviel ſchadet. Indeß ſind die Beſchwerden nicht die eigentliche Urſache ſeiner Krankheit.“ „Aber doch das Elend im Gefängniß!“ ſagte die Mutter. „Das trug wohl etwas bei,“ ſprach der Arzt. „Allein ich kann mich nicht genug wundern, daß Ihr noch immer ſo verblendet ſeyd, und nicht einſehen wollet, was Euren Sohn ſo krank und elend machte. Die Vergehen, wegen deren er im Gefängniſſe liegt und zum Zuchthauſe verurtheilt wurde, ſind noch nicht ſeine ärgſten Vergehen. Er that heimlich, wo ihn nur Gott ſah, Böſes, und mordete ſo zu ſagen ſich ſelbſt. Bei ihm trifft es zu, wie es in der heiligen Schrift heißt: „Wer vor ſeinem Schöpfer ſündigt, fällt dem Arzt in die Hände!"

Nachdem der Arzt fortgegangen war, kam Fridolin herein. Er trug ein glänzend reines zinnernes Schüſſelchen in der Hand, das mit einem eben ſo ſchimmernden Deckel zugedeckt war; ſeine zierliche, grüne Kleidung mit ſilbernen Börtchen ſtand ihm ſehr gut. „Lieber Dietrich!" ſagte er freundlich; „da bring ich dir eine kräftige Fleiſchſuppe." Dietrich, in deſſen Seele aller Neid und Haß erloſchen war, dankte dem guten Fridolin recht herzlich. Dietrichs Mutter betrachtete den holden Knaben, der mit ſeinen rothen Wangen und langen gelben Haaren ſchön und blühend wie das Leben ausſah, mit Wohlgefallen, ſchaute darauf ihren todtblaſſen, abgezehrten Dietrich an, ſeufzte, und konnte die Zähren nicht zurück halten. Als Fridolin fort war, ſagte Dietrich: „Liebſte Mutter, ich weiß wohl, was Ihr denkt! Ihr denkt, wenn mein Dietrich fromm geweſen wäre und ein reines, unſchuldiges Leben geführt hätte, ſo könnte er auch ſo friſch und geſund ſeyn, und ſo roth und vollwangig ausſehen, wie Fridolin." Die Mutter ſprach: „Es iſt, wie du ſagſt, und es bleibt ewig wahr: „Alles, was köſtlich iſt — iſt nichts gegen eine reine Seele."

Dietrichs Mutter erſuchte den Amtmann, ihr und ihrem kranken Sohne eine geräumige Stube anzuweiſen, damit ſie immer bei ihm ſeyn, und ihn mit mehr Bequemlichkeit verpflegen könne. Er bewilligte es ſehr gerne. Der Pfarrer kam alle Tage. Die Mutter erzählte ihm, welchen großen Kummer ſie gehabt, als Dietrich entlaufen und unter die Räuber gerathen; wie viele Thränen ſie wegen dieſes ihres wahrhaft verlornen Sohnes vergoſſen, und wie ſie Tag und Nacht für ihn gebetet habe, Gott wolle ihn doch von dem ewigen Verderben erretten. „Da trifft es wohl zu,“ ſprach der Pfarrer, „was jener Biſchof einſt der Mutter des heiligen Auguſtinus geſagt hat: „Es iſt nicht möglich, daß ein Sohn, für den ſo viel geweint und gebetet wird, verloren gehe.“ Und ſo iſt es noch! Ein Thränenkind geht nicht verloren. Euer Gebet, denke ich, hat Euren Sohn zwar nicht von dem zeitlichen, aber, was noch viel mehr iſt, von dem ewigen Tode gerettet.“

Dietrich wurde nun mit jedem Tage kränker und ſchwächer. Seine Mutter wich nimmer von ſeinem Bette. Tag und Nacht ſaß ſie bei ihm, — las ihm vor, tröſtete ihn, legte ihm das Bett zurecht, gab ihm zu trinken, trocknete ihm den Schweiß ab, und vergoß unzählige Thränen. „Ihr thut ſehr vieles an mir, liebſte Mutter,“ ſagte Dietrich; „Gott wolle es Euch vergelten.“ „Ach,“ ſagte die Mutter, „ich wollte, ich hätte in frühern Jahren mehr für dich gethan. Allein kann ich nun noch hereinbringen, was ich damals verſäumte? Gott wolle mir verzeihen, und dir ein ſeliges Sterbſtündlein geben! Er wolle alle Eltern erleuchten, daß ſie ihre Kinder gut erziehen; Er wolle alle Kinder, die gleich verlornen Schafen auf Irrwegen gehen, zurück führen auf den rechten Weg."

„Amen!" ſagte Dietrich, und wenige Augenblicke nachher war er verſchieden.

Die Mutter überlebte ihn kaum ein Jahr; der nagende Kummer in ihrem Herzen hatte ihre Tage abgekürzt. Da ihre nicht ſehr nahen Verwandten reich waren, ſo vermachte ſie in ihrem Teſtamente den größten Theil ihres Vermögens dem Waiſenhauſe. „Denn," ſagte ſie auf ihrem Sterbebette, „da ich die Erziehung meines Kindes verſäumt habe, ſo will ich doch dazu beitragen, daß andere Kinder gut erzogen werden."

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Fridolins glückliche Tage.

Fridolin machte als Lehrling des Oberförſters zu Hirſchfelden ſeine Sache vortrefflich. Von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, war er unermüdet fleißig. Er ging mit ſeinem Lehrherrn faſt täglich in den Wald, und lernte alle Waldbäume, Geſträuche und auch die vorzüglichſten Waldkräuter genau kennen. Er ſammelte davon Blätter und Blüthen, trocknete ſie, legte ſie in Papier, ſchrieb ſehr zierlich die Namen darunter, und machte ſich ſo, wie man zu ſagen pflegt, eine lebendige Pflanzenſammlung von Forſtbäumen, Geſträuchen und Kräutern. Mit jedem Schmetterling, jedem Käfer, jedem Inſekt, die ſich an den Bäumen und Geſträuchen aufhalten, beſonders mit jenen, die ihnen ſchädlich ſind, machte er ſich bekannt. Er ſuchte ſich im Schönſchreiben und der Rechtſchreibung immer mehr zu vervollkommnen, und machte auch im Rechnen und Feldmeſſen große Fortſchritte. Er lernte das Zeichnen, zeichnete Zweige, Blüthen und Blätter der Bäume und Geſträuche, und malte ſie in ſeinen freien Stunden ſehr ſchön und ganz der Natur gemäß mit Farben aus. Der Herr von Finkenſtein hatte mehrere ſehr ſchöne Werke über alle Theile des Forſtweſens; er theilte ſie dem fleißigen, talentreichen Fridolin mit, und Fridolin las oft noch um Mitternacht darin, ſchrieb ſich Alles, was ihm merkwürdig ſchien, ab, und machte von mehreren illuminirten Kupfern ſich Abbildungen. Er hatte für ſein Alter große Kenntniſſe; allein er war darauf gar nicht ſtolz. Er war der beſcheidenſte Jüngling. Seine Frömmigkeit, ſeine beſtändige Arbeitſamkeit ſicherten ihn vor vielen Gefahren der Jugend. Es fehlte dem ſchönen, blühenden Jüngling zwar nicht an Nachſtellungen; er verachtete ſie aber. Er war das Muſter eines eingezogenen, ſittſamen, tugendhaften Jünglings. Wenn Andere in der Schenke ſaßen, tranken, ſpielten, freche Lieder ſangen, ſaß er zu Hauſe an ſeinem Schreibtiſche, und fand in ſeinen ſchönen Beſchäftigungen ein ohne Vergleich größeres Vergnügen. Der Oberförſter, der bereits alterte und ſeinem Berufe nicht mehr ſo genau, als er wünſchte, nachzukommen vermochte, konnte ſich in Allem auf ihn verlaſſen; er ſchätzte ihn ſehr, und nannte ihn ſeine rechte Hand; die Oberförſterin, die keine Kinder hatte, hielt ihn wie ihr eigenes Kind.

Als Herr von Finkenſtein ſeinen Sohn auf die hohe Schule ſchickte, gab er ihm den guten Fridolin zur Bedienung mit. Der verſtändige Vater war überzeugt, daß der edle, geſetzte Fridolin den lebhaften, feurigen jungen Herrn, der den guten Fridolin ſehr lieb hatte, von jugendlichen Uebereilungen zurück halten würde; zugleich wollte er dem jungen Forſtmanne Gelegenheit verſchaffen, Vorleſungen über die Kräuterkunde und das ſämmtliche Forſtweſen zu hören. Fridolin beſuchte dieſe Vorleſungen mit Freude, hörte ſie mit der größten Aufmerkſamkeit an, und ſchrieb alles Merkwürdige, was geſagt ward, mit großem Fleiße auf. Er ſagte öfter: „Eine ſo glückliche Gelegenheit, etwas zu lernen, darf man nicht verſäumen! Sie iſt die Zeit der Ausſaat; und ohne zu ſäen, kann man nicht ärnten."

Als Fritz von Finkenſtein ſeine Studien an der hohen Schule rühmlich vollendet hatte, ging er auf Reiſen. Fridolin mußte ihn, unter dem Namen eines Leibjägers, begleiten; er war aber nicht ſo faſt der Diener, als der Geſellſchafter und Freund des jungen Herrn. Fridolin warnte ihn vor mancher Gefahr, und Fritz gab ihm Gehör. Eines Abends gerieth Fritz, in einer zahlreichen Geſellſchaft junger Herren von Adel, wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit mit einem dieſer Herren in Streit; er nahm ſich jedoch ſehr in Acht, ſich beleidigender Ausdrücke zu bedienen. Allein der andere junge Herr wurde nur um ſo kühner, ſagte ihm immer gröbere Beleidigungen, und forderte ihn zuletzt gar, auf Säbel oder Piſtolen, heraus. Mehrere in der Geſellſchaft behaupteten, Fritz von Finkenſtein müſſe, wenn er nicht für feig gelten wolle, die Ausforderung annehmen. Fritz wollte dieſes eben thun; allein Fridolin, der hinter deſſen Seſſel ſtand, rief erſchrocken und mit lauter Stimme: „Denken Sie an Waller!" Fritz ſchwieg betroffen ſtill. „Du haſt Recht!" ſagte er endlich; „ich will zuvor darüber ſchlafen und überlegen, ob die wahre Ehre es mir zur Pflicht mache, mich zu ſchlagen. Um Alles in der Welt möchte ich nicht ſo unbeſonnen handeln und ſo unglücklich werden, wie der bedauernswürdige Waller." „Wer iſt dieſer Waller?" riefen einige aus der Geſellſchaft. „Worin handelte er unbeſonnen? Womit machte er ſich unglücklich?" Fritz ſagte zu Fridolin: „Erzähle du! Ich bin es jetzt nicht fähig; ich bin zu aufgebracht." Fridolin erzählte mit großer Lebhaftigkeit und inniger Theilnahme Wallers Geſchichte. Alle in der Geſellſchaft hörten ihm aufmerkſam zu; Vielen ſtanden die hellen Thränen in den Augen; es war keiner unter ihnen, der den unglücklichen Waller, als einen jungen Mann von ſo herrlichen Gaben, nicht aufrichtig bedauert hätte. Am Ende der Erzählung ſagte Fridolin: „Es ſey mir erlaubt, noch einige Bemerkungen beizufügen, die Herr von Finkenſtein, der Vater des Herrn Barons Fritz, über dieſe traurige Begebenheit gemacht hat. „Die Duelle," ſprach dieſer weiſe und verſtändige Herr, „ſind nun einmal durch die Geſetze verboten; und kein guter Bürger, noch viel weniger aber der Adel, kann ſeine Ehre darein ſetzen, die Geſetze zu übertreten. Es ſtünde in der That ſehr ſchlimm mit einem Edelmanne, wenn jeder unbeſonnene Brauſekopf ſeines Standes ihn durch beleidigendes Betragen nöthigen könnte, ſein Leben auf das Spiel zu ſetzen. Weder der Herausforderer, noch der Herausgeforderte hat das Recht, über ſein Leben nach Willkühr zu verfügen; Eltern, Geſchwiſter, Verwandte, das Vaterland, der Landesvater haben Anſprüche darauf; es wäre eine unverzeihliche Ungerechtigkeit, ihre gerechten Anſprüche nicht zu erfüllen, und ihre ſchönen Hoffnungen zu vereiteln. Es iſt Thorheit, ſich in einen Kampf einzulaſſen, in dem man allemal verliert, man möge ſiegen oder beſiegt werden; denn der Beſiegte gewinnt ohnehin nichts dabei, als Wunden oder gar den Tod; der Sieger aber muß landesflüchtig werden, oder ſich den geſetzlichen Strafen unterziehen. Ein junger Mann von Ehre würde daher ſehr wohl daran thun, bevor er den verderblichen Kampfplatz betritt, erſt mit erfahrnen Männern und wahren Kennern der ächten Ehre ſich zu berathen, ob die Ehre ihn und ſeinen Gegner dazu verpflichte, wegen eines in der Hitze oder beim Weine geſprochenen unüberlegten Wörtchens, ſich einander die Hälſe zu brechen; oder ob die Sache nicht mit ein wenig geſunder Vernunſt und gutem Willen gemächlicher beizulegen wäre."

Jener junge Baron, der ſich gegen Fritz beleidigende Ausdrücke erlaubt, und ihn heraus gefordert hatte, ſprang jetzt auf, bat Fritzen vor der ganzen Geſellſchaft feierlich um Vergebung, und Beide umarmten einander mit großer Rührung. Alle in der Geſellſchaft jauchzten ihnen Beifall zu. Ein junger Graf aber, der in der Geſellſchaft den

Ton angab und behauptet hatte, Baron Fritz müſſe mit ſeinem Gegner ſich ſchlagen, ſprach nunmehr: „So iſt es doch beſſer!“ Er befahl dem Wirthe, einige Flaſchen Burgunder und friſche Gläſer zu bringen, ſchenkte ein und rief: „Es lebe die brüderliche Eintracht! — Künftig ſoll bei unſern kleinen Zwiſten immer nur rother Wein fließen — aber kein Blut.“ Als Fritz auf ſein Zimmer zurück kam, umarmte er Fridolin und ſagte: „Du warſt mein guter Engel, und haſt mir und meinen geliebten Eltern einen großen Jammer erſpart; ich werde dir ewig dafür dankbar ſeyn.“

Fritz vollendete ſeine Reiſe glücklich, und kehrte reich an Kenntniſſen, ſehr gebildet, und von den Sitten der großen Welt unverdorben, in die Arme ſeiner Eltern zurück. Ihre Freude war unbeſchreiblich. Fridolins Eltern waren eben ſo erfreut, ihren geliebten Sohn geſund und blühend wieder in ihre Arme zu ſchließen. Beide weinten vor Freude, und der alte Vater ſagte: „Ich bin ein armer Mann; allein die Freude des Herrn von Finkenſtein kann nicht größer ſeyn, als die meinige. Ich gäbe dieſe Freude nicht um das Schloß Finkenſtein mit allen dazu gehörigen Gütern, ja nicht um alle Schätze der Welt! Die Freude an wohlgerathenen Kindern iſt doch von allen die größte, und kann die ärmſten Leute ſo reich und glücklich machen, als die reichſten und glücklichſten Menſchen auf Erden.“

Fritz konnte nicht genug rühmen, welch ein verſtändiger und treuer Begleiter ihm Fridolin geweſen, und verſchwieg auch nicht, aus welcher großen Gefahr Fridolin ihn an jenem Abende, da jener Streit vorfiel, errettet habe. Herr von Finkenſtein vernahm dieſes mit Wohlgefallen, und war auch mit den Zeugniſſen, die Fridolin von der hohen Schule mitgebracht hatte, ganz ausnehmend zufrieden. Fridolin mußte nun im Schloſſe bleiben, allein nicht mehr als Bedienter; er hieß zwar noch immer der Leibjäger, in der That aber war er der Forſtrath des gnädigen Herrn. Herr von Finkenſtein ritt mit ihm bei heiterm Wetter täglich aus, den Zuſtand der Waldungen zu unterſuchen, und arbeitete bei ſtürmiſcher Witterung manchen Tag in ſeinem Schreibzimmer mit ihm. Baron Fritz, der immer dabei war, hatte ſich vorzüglich auf die Rechtsgelehrſamkeit verlegt, beſaß aber dennoch ſehr ſchöne Kenntniſſe im Forſtweſen. Allein Fridolins Forſtkunde, die er ſich auf der hohen Schule und auf ſeiner Reiſe erworben, ſetzte Herrn von Finkenſtein oft in Verwunderung.

Ungefähr ein Jahr, nachdem Fridolin von ſeiner Reiſe zurückgekommen, ſtarb der alte Oberförſter zu Hirſchfelden. Herr von Finkenſtein ließ Fridolin rufen, und übergab ihm eine Urkunde, in der er zum Oberförſter ernannt wurde. Fridolin las erſtaunt, und traute kaum ſeinen Augen.

„Mein beſter gnädiger Herr,“ ſagte er gerührt, „ich weiß dieſes für mich ſo ehrenvolle Zutrauen gewiß zu ſchätzen. Aber der älteſte Förſter in Ihrer Herrſchaft macht ſich auf dieſe Stelle Hoffnung; ich will dieſem wackern Manne nicht im Wege ſtehen.“ Herr von Finkenſtein erwiederte: „Ich kenne deine Beſcheidenheit; allein alle meine Förſter geſtehen es ſelbſt, daß du ſie an Kenntniſſen weit überſiehſt, und werden dir gerne weichen. Uebrigens werde ich den braven alten Mann ſo ſtellen, daß er zufrieden ſeyn wird; auch werde ich den Gehalt der Uebrigen zu verbeſſern wiſſen. Es liegt mir nun einmal daran, meine Waldungen, die einen vorzüglichen Theil meines Einkommens ausmachen, empor zu bringen. Dazu biſt du der rechte Mann. Auch bin ich dir Dank ſchuldig für die Liebe und Treue, die du meinem Sohne erwieſen haſt. Sey ihm, dem ich meine Güter bald übergeben werde, ein ſo treuer Diener, wie du es ihm bisher warſt, und wie der alte Oberförſter, wiewohl bei beſchränkteren Kenntniſſen, es gegen mich geweſen.“

Fridolin eilte mit dem Anſtellungsdekret nach Haſelbach zu ſeinen Eltern. Beide erſtaunten und vergoſſen Freudenthränen Sie hätten ſich ſchon glücklich geſchätzt, wenn Fridolin, der bisher doch faſt nur Bedienter war, den geringſten Förſterdienſt erhalten hätte; allein daß er nun ſogar Oberförſter wurde, übertraf alle ihre Wünſche und Erwartungen. Sie dankten Gott, und nannten ihren guten Fridolin den Troſt und die Krone ihres Alters. Fridolin bat ſie, ihre arme Hütte zu verlaſſen, zu ihm in das ſchöne, geräumige Förſterhaus zu ziehen, und ihm ſeine Haushaltung zu führen. Er wollte ihnen ſein ganzes Einkommen überlaſſen, und nur ihr Koſtgänger ſeyn. Sie zogen dahin, und alle drei lebten mit einander in der ſeligſten Eintracht. Die Eltern ſagten oft: „Glücklichere Menſchen, als wir es ſind, gibt es unter der Sonne nicht!“

Eines Abends nach Tiſche ſaßen Niklas, Margarethe und Fridolin noch unter allerlei vertraulichen Geſprächen beiſammen. Da ſagte Vater Niklas: „Liebſter Fridolin! Deine Mutter iſt bereits alt; ſie wünſchte die Laſt des Hausweſens jüngern Schultern übertragen zu können. Wie iſt es, haſt du noch nicht darauf gedacht, ihr eine Gehülfin und dir eine Hausfrau zu verſchaffen?“ „Ich hätte wohl bereits gewählt,“ ſagte Fridolin, „allein bisher habe ich keiner Seele davon geſagt. Ich fürchtete, Ihr, liebſte Eltern, würdet mit meiner Wahl nicht zufrieden ſeyn. „Es wäre uns ſehr leid,“ ſagte Niklas, „wenn wir Urſache haben müßten, mit deiner Wahl unzufrieden zu ſeyn. Laß einmal hören! Wen haſt du dir zur Gefährtin deines Lebens auserſehen?“ „Eliſabeth!“ ſagte Fridolin leiſe, „die Tochter des unglücklichen Joſts. „Eliſabeth!“ riefen beide Eltern erfreut, und der Vater fuhr fort: „Nun wohl, du haſt gut gewählt. Das iſt im Stillen auch immer unſer Wunſch geweſen. Nur wollten wir dir nichts davon ſagen, damit du ſie nicht etwa bloß uns zu Gefallen wähleſt. Denn die Eltern ſollen ihre Kinder auf keine Weiſe zu einer Heirath nöthigen, eben ſo, wie ſie nur aus ſehr wichtigen Urſachen dagegen ſeyn können. Was aber Eliſabeth betrifft, ſo gereicht zwar das traurige Schickſal ihres Vaters in den Augen vieler Menſchen auch der Tochter nicht zur Ehre! Allein die Leute thun ihr Unrecht. Sie hat ihre Erziehung nicht ihrem Vater, ſondern ihrer guten Mutter zu danken. Eliſabeth iſt von Herzen fromm, und ſo demüthig, ſo ſittſam, ſo fleißig, ſo tugendhaft, daß ſie nicht leicht ihres Gleichen finden wird. Du wirſt unter Gottes Beiſtand mit ihr in einer recht zufriedenen und vergnügten Ehe leben.“

Dem guten Fridolin war, ſo zu ſagen, ein Berg vom Herzen, daß ſeine Eltern mit ſeiner Wahl nicht nur zufrieden, ſondern vielmehr darüber ſehr erfreut waren. Sogleich am andern Morgen trug er ſeinen Wunſch dem gnädigen Herrn vor, und bat um die Erlaubniß, ſich mit Eliſabeth Joſt verehelichen zu dürfen. Es war ihm jetzt, nachdem er die Einwilligung ſeiner Eltern erhalten hatte, nicht mehr ſo bange, der gnädige Herr werde nicht zugeben, oder wenigſtens nicht gerne ſehen, daß ein herrſchaftlicher Diener ſich mit der Tochter eines Hingerichteten verheirathe. „Ich weiß es," ſagte Fridolin, „daß Viele mich tadeln werden; allein ich traue es meiner edlen Herrſchaft zu, ſie werde nicht nach dem Scheine, ſondern nach Gründen der Wahrheit urtheilen." Herr von Finkenſtein bezeigte die vollkommenſte Zufriedenheit mit Fridolins vorhabender Heirath, wünſchte ihm Glück, und fügte noch ſehr freundlich bei: „Ich werde bei dem Hochzeitfeſte, ſowohl in der Kirche, als bei der Mahlzeit, mit allen den Meinigen erſcheinen, um zu zeigen, daß ich die Tugend mehr ehre, als alle andere Rückſichten. Eliſabeth kann nichts dafür, daß ihr Vater kein guter Mann war; ſie aber iſt eine ſehr edle Perſon!" „Das iſt ſie," ſprach Frau von Finkenſtein, die Fridolins Bitte mit angehört hatte; „ſie iſt eine Perle, und es iſt ſchön und edel von Fridolin, daß er dieſe Perle zu ſchätzen weiß. Eliſabeth iſt wohl das frömmſte, beſte, ſittſamſte Mädchen in unſerer ganzen Herrſchaft. Man ſieht ſie zu Haſelbach faſt nirgends, als in der Kirche, und da iſt ſie ein Bild inniger Andacht; ihr Anblick hat mich ſchon oft recht erbaut, wenn ich dahin kam, den trefflichen Pfarrer predigen zu hören. Sie hat die kindlichſte Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Mutter, und arbeitet Tag und Nacht, Mutter und Geſchwiſter zu ernähren. Sie iſt die Demuth und Beſcheidenheit in Perſon. Zwar hat die unverdiente Schmach und Armuth, in der ſie aufwuchs, viel dazu beigetragen, daß ſie ſo demüthig, arbeitſam und ſittſam wurde. Allein Gott bedient Sich ja der Leiden, uns zu tugendhaften Menſchen zu bilden. Fridolin wird mit Eliſabeth ſehr glücklich ſeyn. Ich wünſche Beiden, dem edlen Bräutigam und der tugendhaften Braut, von Herzen Glück, und werde bei dem Hochzeitfeſte ſicher nicht ausbleiben.“

Fridolin hatte bisher weder Mariannen noch Eliſabeth etwas von ſeiner Abſicht merken laſſen, weil er an der Einwilligung ſeiner Eltern und der Genehmigung der Herrſchaft gezweifelt hatte. Er hielt es für ein großes Unrecht, einer ehrliebenden Jungfrau unſichere Hoffnungen zu machen. Nunmehr aber ging er, von Eliſabeths Zuneigung überzeugt, unverzüglich zu Marianne, ſie um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Mutter und Tochter weinten vor Freude. Die Mutter freute ſich, daß ihrer geliebten Tochter, die von ihrer Kindheit an, ſo Vieles hatte dulden müſſen, ein ſo unerwartetes Glück zu Theil wurde. Das Glück der Tochter ward noch dadurch ſehr erhöht, daß der geliebten Mutter, die ihre beſten Jahre in Trübſal und Jammer hatte zubringen müſſen, nun in ihrem herannahenden Alter noch ein ſo großer Troſt zu Theil wurde. „Liebſte Tochter,“ ſagte die Mutter, „Gott hat deine kindliche Liebe belohnt, und läßt mir an dir ſo viele Ehre und Freude erleben, daß ich allen Kummer der vergangenen Jahre darüber vergeſſe.“

Die alte Baſe Gertrud rief, vor Entzücken faſt außer ſich: „So erlebt man nach ſo vieler Schande doch auch wieder einmal Ehre!“ Sie lief ſogleich fort, allen ihren guten Freundinnen die Freudennachricht zu melden, ihre liebwertheſte Jungfer Baſe Eliſabeth ſey die Braut des hochfreiherrlichen Herrn Oberförſters Fridolin Werner. Einige dieſer Freundinnen, beſonders ſolche, die erwachſene Töchter hatten, waren über dieſe Nachricht eben nicht ſehr erfreut; die Töchter aber konnten gar nicht begreifen, wie ein ſo angeſehener Mann von einem ſo reichlichen Einkommen, wie der Herr Oberförſter, die arme, verachtete Eliſabeth heirathen möge. Man glaubte, es würden ſich wenige Gäſte bei dem Hochzeitfeſte einfinden. Allein ſobald es bekannt wurde, die gnädige Herrſchaft werde dabei zugegen ſeyn, ſo ſagten alle, die eingeladen wurden, mit Freuden zu, und alle Bedenklichkeiten hatten mit Einem Male ein Ende. Es kam eine ſolche Menge von Menſchen, daß die Kirche ſie kaum faſſen konnte.

Als nun Eliſabeth, in der alterthümlichen, ſehr ſchönen und ehrwürdigen Pfarrkirche zu Hirſchfelden, in ihrem Brautkleide von grünem Tafet und mit dem jungfräulichen Kranze von weißen Roſen, hold und lieblich, ſittſam und beſcheiden, und ſanft erröthend, wie die ſchönſte rothe Roſe, am Altare ſtand, und Fridolin, eben ſo blühend und ſchön von Angeſicht und Geſtalt, in ſeiner grünen mit Gold geſtickten Uniform, ihr zur Seite trat; da erinnerten Viele der Gegenwärtigen ſich der vergangenen Zeiten, und mancher Mann, manche Frau dachte in ihrem Herzen: „Vor zwanzig Jahren ſtanden Marianne und Joſt ſo an dieſem Altare! Damals ſagten die Leute, ein ſchöneres Brautpaar hätte ſich nicht zuſammen finden können, und prieſen ſie glücklich. Allein es kam anders, und die Heirath fiel ſehr unglücklich aus, weil Beide wohl ſchön, aber nicht Beide tugendhaft waren, ſondern nur Marianne, und weil Schönheit ohne Tugend nicht glücklich machen kann. Heute aber ſehen wir nicht nur Eines der ſchönſten, ſondern auch der tugendhafteſten Brautpaare am Altare ſtehen, und dieſe Ehe wird deßhalb auch eine der glücklichſten ſeyn. Denn nur wahre Frömmigkeit und Tugend machen wahrhaft glücklich, ja ſie gewähren auch unter Leiden und Trübſalen, die in der beſten Ehe nie ganz ausbleiben, noch eine Glückſeligkeit, eine innere Ruhe und Zufriedenheit, die bei allen Prüfungen unzerſtörbar bleibt, und wenn die vergängliche Schönheit längſt dahin gewelkt iſt, noch beſteht, wie das Gold im Feuer.“

Der Pfarrer von Hirſchfelden, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, hatte Fridolin als einen armen Knaben, der ſein Holz in Büſcheln auf dem Kopfe aus dem Walde nach Hauſe trug, ſchon gekannt; auch kam ihm jener Abend zu Sinn, da Eliſabeth, als ein armes, höchſt bedauernswerthes Kind dort im Gefängniſſe, ſchmerzlich weinend, von ihrem Vater Abſchied nahm. Der ehrwürdige Geiſtliche ward ſehr gerührt und Thränen ſtanden ihm in den Augen, da er dieſe armen Kinder nun als ein ſo allgemein geachtetes und glückliches Brautpaar, das er nun einſegnen ſollte, vor ſich am Altare ſtehen ſah. Er hielt vor der Einſegnung eine kleine Anrede; er vermied aber, auch nur mit einer Sylbe, an die traurige Geſchichte des Vaters der Braut zu erinnern. Er ſprach bloß davon, was für eine wichtige Pflicht für die Eltern, und was für eine große Wohlthat für die Kinder eine gute Erziehung ſey, wozu ihm die Geſchichte des Bräutigams und der Braut Gelegenheit gab. Unter vielen andern ſchönen Sprüchen, die er vorbrachte, merkten ſich ſeine Zuhörer beſonders folgende: „Eine gute Erziehung bringt gute Früchte; ſie iſt das beſte Erbtheil, das Eltern ihren Kindern hinterlaſſen können. Ein armer Knabe, der in Gottesfurcht, Tugend und Rechtſchaffenheit erzogen wird, und ſeine Talente gut anwendet, kann ein angeſehener Mann werden. Die ärmſte Tochter, die aber an Tugend reich iſt, wird faſt immer zu einer guten Verſorgung, zu Glück und Ehre gelangen. Frömmigkeit und Tugend, eine in Unſchuld, untadelichen Sitten und unbeſcholtenem Rufe zugebrachte Jugend ſind der beſte Brautſchatz, ein ſicher angelegtes Kapital, das alle Jahre richtige Zinſen trägt. Eine fromme und tugendhafte, unſchuldige und beſcheidene Jungfrau wird wohl ſchon auf Erden mit dem Brautkranze belohnt; ihren ſchönſten Lohn aber und die herrlichſte Krone hat ſie in dem Himmel zu erwarten.“

Alle Zuhörer wurden von den Worten des guten Pfarrers gerührt, und gaben in ihrem Herzen ihm Recht. Fridolins alte, ehrwürdige Eltern weinten vor Freude. Auch Eliſabeths Mutter weinte Freudenthränen — doch miſchte Wehmuth ſich in ihre Freude; ſie gedachte ihres Mannes, dem ſie vor zwanzig Jahren in dieſer Kirche die Hand am Altare gereicht hatte, und betete inbrünſtig für ſeine abgeſchiedene Seele. Sie dankte Gott, der ſie gegen alle ihre Erwartung noch auf Erden an ihrer Tochter eine ſo große Freude erleben ließ, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, ihren Mann im Himmel wieder zu ſehen.

Das Hochzeitmahl, bei dem ſich Herr von Finkenſtein, mit Gemahlin und Kindern, einfand, wurde in dem Gaſthofe zum goldenen Hirſch gehalten. Die Bedienten der Herrſchaft mußten in ihrer feſtlichen Livree bei Tiſche aufwarten; der alte

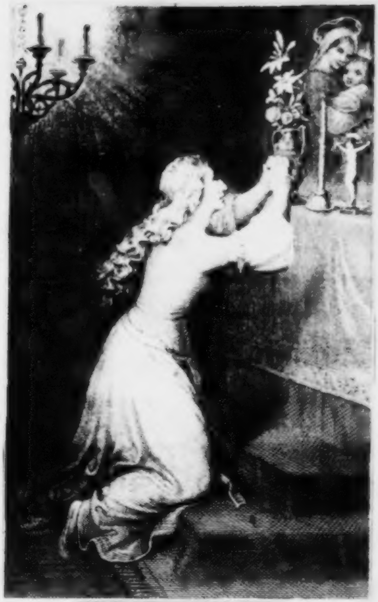
Moritz aber, deſſen Haare nunmehr ſo weiß waren wie Schnee, und alle Förſter und Jäger aus der ganzen Herrſchaft und der Nachbarſchaft waren, nebſt ihren Ehefrauen und erwachſenen Söhnen und Töchtern zu Tiſche geladen, und erſchienen auch alle hochfeſttäglich geputzt. Alle waren ſehr erfreut und fühlten ſich ſehr geehrt, daß der Herr von Finkenſtein mit ſeiner Familie in ihrer Mitte erſchien. Eliſabeth, die Braut, bemerkte mit Freude, und machte auch die Geſellſchaft darauf aufmerkſam, daß ſowohl Herr von Finkenſtein, als die gnädige Frau, Fritz und Luiſe heute grün gekleidet waren. Herr von Finkenſtein lächelte und ſagte: „Grün iſt die Farbe der Hoffnung; wir haben heute gegründete Hoffnung, dieſem Hochzeitfeſte werde eine recht glückliche Ehe folgen. Uebrigens freue ich mich noch aus einem andern Grunde, daß heute bei dieſer Mahlzeit die grüne Farbe die herrſchende iſt. Sehr gerne ſehe ich mich heute mit allen Förſtern und Jägern aus meiner Herrſchaft und der Nachbarſchaft an Einem Tiſche beiſammen; auch meine Frau freut ſich, die Ehefrauen und Töchter ſo vieler braven Männer hier verſammelt zu ſehen.“ Alle Gäſte waren über die Güte und Herablaſſung der gnädigen Herrſchaft höchſt vergnügt; und die fröhlichen Geſpräche, die Herr von Finkenſtein in Gang zu bringen und zu beleben wußte, ergötzten die Gäſte noch mehr, als die mancherlei Speiſen und köſtlichen Weine der reichbeſetzten Tafel. Gegen Ende der Mahlzeit winkten einige Förſter einander, auf die Geſundheit der gnädigen Herrſchaft zu trinken. Herr von Finkenſtein merkte es, ſtand ſchnell auf, füllte ſein Glas und rief: „Braut und Bräutigam ſollen leben!“ Alle Anweſende ſtanden eben ſo auf, wiederholten die Worte: „Braut und Bräutigam!“ und tranken. Sie wollten nun auf das hohe Wohl der gnädigen Herrſchaft trinken. Aber Herr von Finkenſtein ſprach: „Wartet noch!“ Er trank auf die Geſundheit von Fridolins Eltern, und alle Gäſte folgten ſeinem Beiſpiele. Die Eltern tranken, Freudenthränen vergießend, mit. Darauf trank Herr von Finkenſtein auf das Wohl Mariannens, der Mutter der Braut; Marianne trank ein Weniges, und Thränen der Freude und Wehmuth tröpfelten in das Glas. Nun brachte Herr von Finkenſtein die Geſundheit der alten Baſe Gertrud aus, und auch die übrigen Gäſte tranken ihr zu. Gertrud war über dieſe Ehre ſo entzückt, daß ihr beinahe das Glas aus der Hand fiel; ſie wäre mit ihren tiefen Verneigungen und Dankſagungen, und mit Erwiederung der bezeigten Ehren an kein Ende gekommen, wenn man ſie nicht erinnert hätte, man wolle jetzt auf das Wohl der gnädigen Herrſchaft trinken. Fridolin und Eliſabeth, Niklas und Margarethe, Marianne und alle übrigen Gäſte, die alle von Ehrfurcht und Liebe gegen die gnädige Herrſchaft durchdrungen waren, riefen einſtimmig, nicht nur mit aufrichtiger Herzlichkeit, ſondern wohl mit andächtiger Rührung und manchem flehenden Blicke zum Himmel: „Unſer beſter, gnädiger Herr, Wilhelm von Finkenſtein, die gnädige Frau Franziſka, der Herr Baron Friedrich und das gnädige Fräulein Luiſe ſollen leben hoch — hoch! Gott vergelte ihnen Alles, was ſie uns je Gutes gethan haben, und gebe ihnen Glück und Freude, Heil und Segen, langes Leben und dereinſt den Himmel!“ Herr von Finkenſtein dankte ihnen gerührt, und rief, freundlich im Kreiſe umher blickend: „Auf das Wohl aller braven Forſtmänner!“ Ein allgemeiner Jubel erfüllte den Speiſeſaal.

Nach Tiſche wurden die Hochzeitgeſchenke überreicht. Es fanden ſich ſehr viele ſchöne und werthe Gaben darunter. Den meiſten Beifall fand das Hochzeitgeſchenk des Herrn von Finkenſtein. Es war ein Hirſchfänger mit Silber beſchlagen, das im Feuer vergoldet war. Auf dem Schloſſe der Kuppel, das ſo ſchön war, als wäre es aus dem reinſten Golde, erblickte man in feiner getriebener Arbeit unter einem Eichbaum einen Knaben, der mit einem jungen Rehe zu reden ſchien, und hinter dem Baume ſah man einen alten Jäger, der dem Knaben mit Wohlgefallen heimlich zuhorchte. Fridolin rief bei dem erſten Blicke erfreut: „Ei, das iſt ja jenes junge Reh, das zu allen meinen folgenden Schickſalen die erſte Veranlaſſung gegeben!“ „So iſt es!“ ſprach Herr von Finkenſtein zu der Geſellſchaft, die ſich herbei drängte, das ſchöne, kunſtreiche Bildwerk zu ſehen. „Jenes junge Reh machte mich zuerſt mit Fridolin und ſeinen Eltern bekannt; jenes Reh rettete mich und die Meinigen aus einer großen Gefahr; ohne jenes Reh wären wir heute nicht ſo freudig verſammelt. Doch das Reh war nur ein Mittel, deſſen ſich Gottes heilige Vorſicht zu unſerm Beſten bedient hat. Deßhalb ließ ich über das kleine, ſehr gelungene Kunſtwerk, auf dem das Reh, Fridolin und mein alter Moritz abgebildet ſind, die Worte ſetzen:

„Gott macht Alles wohl!“

Inhalt.

Der gute Fridolin und der böſe Dietrich.



KLARA

Geſammelte
Schriften
des
Verfaſſers der Oſtereier,
Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Zwölftes Bändchen.

◆

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung
1842.

Klara

oder

die Gefahren der Unſchuld.

Erſtes Kapitel.

Klara und ihre Mutter Kunigunde.

Kunigunde, eine edle Frau von hoher adeliger Abkunft, lebte — als eine arme Wittwe auf der alten Burg Wolfsbrunn. Das prächtige Bergſchloß war aber ſchon vor vielen Jahren im Kriege beinahe ganz zerſtört worden. Die verheerenden Flammen hatten nur einige kleine Gewölbe im unterſten Stockwerke verſchont, und in einem bewohnbaren Zuſtande übrig gelaſſen. Kunigundens Vater war in einer Schlacht von einem Pfeile durchbohrt worden. Nach ſeinem frühen Tode kamen alle ſeine Beſitzungen, die ſchönen Feldgüter, die großen Waldungen, die ganze Herrſchaft in fremde Hände. Nur aus beſonderer Gunſt wurde Kunigunden geſtattet, in den unverſehrt gebliebenen gewölbten Zimmern der zerſtörten Burg zu wohnen. Niemand war darauf bedacht, das ehemals ſo herrliche Ritterſchloß wieder aufzubauen; man fand die Koſten des Unternehmens allzugroß. Ganze

Bäume, Tannen und Steineichen, waren indeß aus dem ungeheuern Schutte aufgewachſen, und was von Mauern und Thürmen noch ſtand, war mit Moos und Geſträuch bedeckt.

Kunigunde war die letzte ihres Stammes. Ihre Mutter war ſchon vor dem Vater geſtorben, und von allen ihren Anverwandten lebte auch nicht mehr ein Einziger. Arm, verlaſſen, allein in der Welt, gab ſie ihre Hand einem edlen Manne, der die meiſten Ritter an Tapferkeit und vortrefflichen Eigenſchaften übertraf, und ſich zum Hauptmanne empor geſchwungen hatte — allein nicht von Adel war. In einer Schlacht wurde er von einer Ueberzahl feindlicher Krieger umringt, und ſtarb nach der tapferſten Gegenwehr unter ihren Schwertſtreichen den rühmlichen Tod fürs Vaterland. Sein Kriegsſold, von dem er und ſeine Gemahlin bisher gelebt hatten, hörte nun auf. Was Kunigunde von dem väterlichen Rittergute an geſetzmäßigem Jahrgelde zu beziehen gehabt, war ihr ſogleich nach ihrer Verheirathung nicht mehr bezahlt worden. Sie ſchränkte ſich nun ſo viel möglich ein; ſie kleidete ſich um nichts beſſer, als die Beamtenfrauen jener Zeit, deren Tracht damals noch faſt ganz bürgerlich war. Sie ſchämte ſich nicht, mit weiblichen Arbeiten ſo viel, als ihr möglich war, zu verdienen, und arbeitete vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende mit unermüdetem Fleiße.

Indeß mußte ſie dennoch die goldenen Kleinodien, die Edelſteine und Perlen, die ſie früherhin zur Zierde trug, nach und nach verkaufen, um ſich Brod und die nöthigſten Lebensbedürfniſſe anzuſchaffen.

Ihre einzige Freude auf Erden war ihre einzige Tochter Klara, die damals, als der Vater umkam, erſt ſechs Jahre zählte. Das Kind gut zu erziehen, war ihr die wichtigſte und liebſte Angelegenheit ihres Lebens. Sie unterrichtete Klara in Allem, was einem Kinde nur immer heilſam und nützlich ſeyn kann, vorzüglich in der Religion, und flößte ihr die edelſten Geſinnungen ein. Klara liebte ihre Mutter von ganzer Seele, und ihr heller Verſtand, ihr warmes Gefühl für alles Wahre und Gute, ihre Aufmerkſamkeit auf jedes Wort der Mutter, ihr williger Gehorſam, ihre herzliche Frömmigkeit erfüllten das liebevolle Mutterherz mit den ſeligſten Hoffnungen. Beide lebten, ſo arm ſie waren, ſehr zufrieden und vergnügt in ihrer kleinen, jedoch höchſt reinlichen Wohnung, von der man in das ſchöne grüne Thal, auf die Hütten der Landleute und die waldigen Berge rings umher eine ungemein freundliche Ausſicht hatte. Der ehemalige Gemüſegarten des Schloſſes, den Kunigunde benützen durfte und den ſie mit eigener Hand baute, gewährte der Mutter und Tochter eine ſehr angenehme Beſchäftigung. Der Obſtgarten, den man ihr auch überlaſſen hatte, war ſchon in früheren Zeiten mit Bäumen beſetzt worden, die faſt alle Jahre eine Menge köſtlicher Früchte trugen.

Kunigunde lebte übrigens, die Geſellſchaft ihrer Tochter ausgenommen, ziemlich einſam. Die adeligen Herrſchaften, die freilich etwas entfernt wohnten, beſuchten ſie nie; nur zu Zeiten fand ſich eine Bäuerin oder ein Bauernmädchen aus dem Thale ein, um ſich bei der frommen, verſtändigen Frau Raths zu erholen, Troſt zu ſuchen, oder auch Näh- und Strick-Arbeiten zu beſtellen. Mutter und Tochter kamen nirgends hin, als in die Kirche des Dorfes unten im Thale, wo ſie an jedem Sonn- und Feſttage, auch bei der unfreundlichſten Witterung, erſchienen, und der ganzen Pfarrgemeinde ein ſchönes Beiſpiel der Andacht gaben.

Klara wuchs zur blühenden Jungfrau heran. Sie war unbeſchreiblich ſchön, und — was ſie noch ohne Vergleich liebenswürdiger machte — die lautere Unſchuld und Beſcheidenheit. Sie wußte es nicht, daß ſie ſo ſchön ſey. Sie war ſo von Herzen fromm, ſo ſanft, ſo wohlwollend und freundlich, daß es unter den wenigen Landleuten, die ſie kannten, zum Sprichworte ward: „Sie iſt ſo ſchön und ſo gut wie ein Engel.“ Die Mutter, die ihr Leben auf die Erziehung der Tochter verwendet hatte, verdoppelte ihre Sorgfalt, da Klara ſich den

Jahren der vollen Jugendblüthe — aber auch den Jahren der Gefahr nahte.

Beinahe eine Stunde von Wolfsbrunn wohnte ein alter, eisgrauer Förſter, auf den Kunigundens ſeliger Vater, Klara's Großvater, ſehr Vieles gehalten, und ihm noch den Förſtersdienſt verliehen hatte. Die Enkelin des alten Förſters, ein überaus verſtändiges und ſittſames Mädchen von Klara's Alter, kam eines Tages zu Klara, und bat ſehr angelegentlich, das Fräulein möchte ihr doch das Stricken lehren. Klara war herzlich gern dazu bereit, und Bertha kam nun in der Woche zwei- oder dreimal auf einige Stunden zu dem Fräulein, und konnte bald ſehr nett und fertig ſtricken. Klara erbot ſich von ſelbſt, ihr auch das Nähen zu lehren, und Bertha machte auch darin gute Fortſchritte. Beide Mädchen unterhielten ſich während der Arbeit miteinander ſehr gut. Bertha wußte Vieles von Klara's ſeligem Großvater zu erzählen, den der alte Förſter auf mehreren Feldzügen als Leibknappe begleitet hatte. Nun wurde aber die gute Bertha krank. Klara beſuchte ſie mehrmal, und brachte ihr allemal etwas mit — eingemachte Früchte, oder Himbeerſaft, zu dem Bertha vor einem Jahre die Beeren im Walde gepflückt hatte. Bertha zeigte, ſo oft ihr liebes Fräulein kam, eine große Freude, nicht nur, weil Klara ihr immer etwas mitbrachte, ſondern ganz vorzüglich, weil

Klara ſo ungemein mitleidig und freundlich war, ſie ſo gut zu tröſten wußte, und ihr allemal etwas vorlas oder mit ihr betete.

Eines Tages im Winter, da Bertha ſehr krank war, blieb Klara etwas länger und kehrte erſt gegen Abend auf dem ſchmalen Fußwege durch den Wald zurück. Heiter und fröhlich, das Gefühl, wohlgethan zu haben, im Herzen, eilte ſie der lieben Heimath zu. Sieh, da kam plötzlich ein fürchterlicher Wolf langſam mitten durch das Thal herauf, ſtand einen Augenblick ſtill, und ſprang dann aus allen Kräften auf Klara zu. Sie fühlte Todesſchrecken, und floh mit Entſetzen. Schon hörte ſie die Fußtritte und das Schnauben des blutdürſtigen Ungeheuers nahe hinter ſich. Sehen und Hören verging ihr; betäubt ſtürzte ſie über eine Baumwurzel, und lag ohne Bewußtſeyn auf dem Boden.

Das Erſte, was ſie erblickte, als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam und die Augen aufſchlug, war das Angeſicht ihres Retters, der nebſt zwei Männern, die ſeine Diener ſchienen, beſchäftigt war, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen. In kleiner Entfernung von ihr lag das Thier auf dem Boden ausgeſtreckt, die zottige Bruſt, aus der ein Strom ſchwarzen Blutes quoll, war von einem Spieße durchbohrt. Alle drei Männer waren erfreut, als Klara wieder auflebte. Rudolph aber, ſo hieß ihr Retter, nannte ſich den glücklichſten der Menſchen, ihr das Leben gerettet zu haben.

Die Männer waren dem Wolfe, der ſich erſt ſeit einem Paar Tagen hatte blicken laſſen, auf die Spur gekommen, und hatten im Walde ihm aufgelauert. Der kühne Jüngling war nicht ferne von der Stelle, an der Klara zu Boden fiel, mit Pfeil und Bogen und einem Jagdſpieße bewaffnet, hinter einem Baume geſtanden. Er hatte geſehen, wie das Ungeheuer die Jungfrau verfolge, war ſogleich hervorgeſtürzt, und hatte, ohne einen Augenblick zu zögern, ſich zwiſchen Klara und das Thier geworfen, und es mit Gefahr ſeines eigenen Lebens glücklich erlegt. Dies vernahm Klara aus den Reden der Männer, die den jungen Mann hoch lobten, ihm aber dennoch über ſeinen zu kühnen Muth beſcheidene Vorwürfe machten. Der Jüngling pries Gott, der ihm Gelegenheit, Muth und Glück gegeben habe, die That zu vollführen. Die todtbleiche Klara konnte nicht ſprechen, ſondern ihre Freude, ihren Dank nur durch Blicke, durch Thränen, durch Verſtummen an den Tag legen. Sie zitterte und bebte noch immer, und ihre Tritte wankten. Rudolph bot ihr den Arm, ſie zu ihrer Mutter nach Hauſe zu führen, und befahl den Männern, ihnen zu folgen. Der Schrecken, die Freude und der Dank der Mutter, als ſie die Geſchichte vernahm, war unbeſchreiblich.

Klara hatte ſich von ihrem Schrecken bald wieder erholt. Allein das aufmerkſame Auge der liebenden Mutter merkte dennoch, daß ſeit der Zeit in dem Gemüthe ihrer Tochter eine Veränderung vorgegangen ſey. Klara war nicht mehr ſo heiter, ſo kindlich froh, wie ehemals. Sie war viel ſtiller und ſuchte die Einſamkeit. Oft im Geſpräche ſchien ſie gar nicht zu vernehmen, was die Mutter geſagt hatte, und gab Antworten, die nicht zur Sache gehörten. Ihre Wangen wurden bleicher; ihre Augen waren manchmal feucht von Thränen.

In einer Felſenhöhle, einige hundert Schritte von Kunigundens Wohnung, entſprang eine Brunnquelle, in alten Zeiten Wolfsbrunn, ſpäterhin aber Marienbrunn genannt. Ein ſchmaler, geländerter Steg, der zwei Felſen, zwiſchen denen ein tiefer Abgrund lag, mit einander verband, führte dahin. Die Höhle glich einer hohen, von der Natur ſelbſt ſchön gewölbten Kapelle. Die reine, kryſtallklare Quelle des friſcheſten Waſſers brach aus Marmorfelſen hervor, und ergoß ſich in ein Becken von Marmor. Einige zierlich bearbeitete Steine dienten zu Sitzen. Ueber der Quelle war ein ungemein liebliches Gemälde angebracht, das die heilige Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Schooße vorſtellte. Die jungfräuliche Mutter, mit einem Gewande von der ſanfteſten rothen Farbe und mit einem ſchönen himmelblauen Mantel bekleidet, lehnte die Stirne zärtlich an die Stirne des Kindes, das ſie mit beiden Armen umſchloſſen hielt, und ſchien Jeden, der das Bild betrachtete, mit ihren freundlichen Augen und einem unausſprechlich holden Lächeln anzublicken. Wer nicht ganz roh und gefühllos war, konnte das Bild nicht ohne fromme Rührung, ohne Andacht betrachten. Den hohen, weit offenen Eingang der Höhle beſchatteten zwei Ahornbäume mit ihrem ſchönen Laube. Das beſtändige Rauſchen der Quelle, das Säuſeln der Bäume, die grünlichte Dämmerung, die hier ſchwebte, machte es hier ungemein ſchön und angenehm, und auch im höchſten Sommer war es hier friſch und kühl. Auch hatte man, wenn man an der Quelle ſaß, durch den Eingang der dunklen Höhle eine entzückende Ausſicht auf die gegenüberſtehenden Berge des Thales, beſonders wann das mancherlei Grün ihrer Wälder, ihre bunten Felſen, maleriſchen Steinbrüche, kletternden Ziegen und Hirtenknaben, von der Sonne kräftig beleuchtet waren.

Klara kam nicht nur täglich dahin, um Waſſer zu holen; ſchon als Kind hatte ſie manche ſelige Augenblicke ſtiller Andacht hier genoſſen, und mit frommer, kindlicher Geſchäftigkeit das Bild der heiligen Jungfrau ringsumher mit Blumen ihres kleinen Gärtchens geſchmückt, das die Mutter eigens für das fromme Kind angelegt hatte. Auch als Jungfrau brachte ſie — beſonders wann irgend eine Bäuerin aus dem Thale bei ihrer Mutter war und ihr das Herz ausgoß — manche Nachmittagsſtunde hier zu. Jetzt beſuchte ſie dieſen einſamen Ort öfter.

Eines Abends ſaß ſie wieder an der Quelle, die Wange auf die Hand geſtützt, und ſah, wie in tiefen Gedanken, den kleinen, ſilberhell-ſchimmernden Waſſerwellchen zu, die zwiſchen dem grünbemoosten Geſtein am Boden ſich einen Ausweg aus der Höhle ſuchten, und dem Thale zueilten. Als ſie aufblickte, ſtand unvermuthet ihre Mutter vor ihr. Klara war überraſcht, und ſuchte ihre Thränen zu verbergen.

Allein die liebende Mutter ſchloß ſie in die Arme, drückte ſie an ihr Herz, und ſagte: „Liebſte Klara! verbirg deine Thränen deiner Mutter nicht. O ſag' mir doch, warum weineſt du? Warum ſind deine Wangen ſo blaß? Was für ein Kummer liegt dir auf dem Herzen? — O, warum ſcheut dein Auge meinen Blick? Bin ich denn nicht mehr deine liebe Mutter? Biſt du mir denn nicht mein Liebſtes auf Erden? Kann ich etwas Anderes wollen und wünſchen, als dein Glück? Womit hab' ich — ich — dein Mißtrauen verdient? Biſt du denn nicht mehr meine — meine liebe Klara?“

Klara blickte mit naſſen Augen zu ihrer Mutter auf — ſeufzte, und brach in noch reichlichere Thränen aus.

„Du ſchweigſt, liebſte Klara!“ ſprach Kunigunde. „O verhehle deiner Mutter nichts! Sieh, ich leſe in deiner Seele. Ich weiß ſchon lange, was dir dein Herz ſchwer macht. Nicht wahr, das Andenken an jenen Jüngling iſt's, der dir das Leben rettete? Sein Bild ſchwebt dir immer vor der Seele. Du glaubſt, ohne ihn ſey für dich kein Glück mehr auf Erden. Was du Anfangs für Dankbarkeit hielteſt, iſt Liebe geworden. Iſt's nicht ſo, liebſte Tochter?“

„So iſt's, liebſte Mutter!“ ſagte Klara mit einem Seufzer, und eine hohe Röthe übergoß ihr ganzes Geſicht. Es war ihr, als ſtänden ihre Wangen in Flammen. Sie verbarg ihr Geſicht an der Bruſt ihrer Mutter. „Ach,“ ſprach ſie nach einer Weile, „verzeih' dem ſchwachen Mädchen, liebſte Mutter! Ich kann nichts dafür. Ich weiß ſelbſt nicht, wie das kam.“

Die Mutter ſchloß ihre Tochter noch feſter in die Arme, drückte ſie noch inniger, voll mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Bruſt, und benetzte das Angeſicht derſelben mit ihren herabtröpfelnden Thränen. „Liebe — liebe Klara!“ ſprach ſie. „Nicht wahr, das traueſt du mir zu, daß ich nichts will, als dein Glück, daß ich dir keine ſchuldloſe Freude mißgönne? Sieh, ich will dir's nicht verhehlen!

Ja, es gibt eine reine, unbefleckte Liebe — zwiſchen Bräutigam und Braut. Sie iſt leicht von dem zu unterſcheiden, was verdorbene, rohe Menſchen ſonſt noch Liebe nennen. Die falſche, bloß ſinnliche Liebe ſcheidet uns von Gott und allem Guten ab. Wahre Liebe aber macht uns auch liebevoller gegen Gott, belebt unſere Andacht und macht uns zu jeder edlen That aufgelegter. Dieſe reine, ſchuldloſe Liebe, die ſelbſt von der Kirche geheiligt und als heilig anerkannt wird, iſt ein Funken aus dem Herzen voll unendlicher Liebe, das da hoch über uns iſt, aus dem Vaterherzen Gottes, ſo gut als meine mütterliche Liebe zu dir, als deine kindliche Liebe zu mir. Sie iſt eine ſchöne, holde Roſe; aber ſcharfe Dornen ſtehen umher! Sieh, liebſte Klara, die ſchöne Blume möchte ich dir wohl gönnen; nur vor den verletzenden Dornen möchte ich dich bewahren. — Unter Gras und Blumen ſteckt nicht ſelten eine Schlange verſteckt; vor dieſer Schlange möchte ich dich ſicher ſtellen. Nicht wahr, liebſte Klara, dies traueſt du mir zu? Du verſchmähſt meine Liebe, meine Mutterſorgfalt, meinen weiſen Rath nicht!"

„O Mutter," ſprach Klara, „wie viel leichter iſt es mir jetzt ſchon um das Herz, daß du nun darum weißt, daß ich mit dir davon reden kann. Wohl haſt du Recht, daß dieſe Blume ihre Dornen hat. Ich habe ſie wohl empfunden. O rathe du mir! Ich werfe mich ganz in deine Arme."

„Gute, gute Klara!“ ſagte die Mutter, „ſtände es bei mir, die Wünſche deines Herzens zu erfüllen, ich würde es thun. Der Jüngling iſt verſtändig, edel, fleißig in ſeinem Berufe, unverdorben, an Geiſt und Herzen ohne Tadel.“ — „Nicht wahr?“ ſagte Klara, freudig aufblickend.

„Du, liebſte Klara,“ fuhr die Mutter fort, „wäreſt auch ſeiner werth. Du würdeſt — ich ſollte es zwar nicht ſagen, allein ich will meinem gerührten, überſtrömenden Mutterherzen nicht wehren — du würdeſt auch wohl das Glück eines Mannes machen. Allein weißt du auch, wie dieſer Jüngling gegen dich geſinnt iſt?“ — „Ich denke, ja!“ ſagte Klara.

„Wie,“ ſprach die Mutter gütig, aber mit ſichtbarer Beſorgniß, „haſt du ihn ſeit jener Begebenheit mit dem Wolfe wieder geſehen und geſprochen?“

„O zürne nicht, beſte Mutter!“ ſagte Klara. „Du ſollſt Alles wiſſen. Ja, ich ſah ihn wieder, aber nur ein einziges Mal. Als die gute Bertha krank war, und ich an ihrem Krankenbette ſaß, trat er ganz unvermuthet in die Stube. Er hatte von ſeinem Vater, der Oberförſter iſt, dem Förſter einige Aufträge zu bringen.“

„Wie benahm er ſich gegen dich?“ fragte die Mutter. — „Sehr ehrerbietig!“ antwortete Klara. „Ach, ich war ſehr ängſtlich; mir war ſehr bange.

Er ſchien aber faſt ängſtlicher, als ich. Wir ſprachen wenig. Da machte ich mich auf, um nach Hauſe zu eilen. Er begleitete mich — aber nur eine kleine Strecke.“

„Sprach er von Liebe, von Ehe,“ fragte die Mutter, „machte er dir Verſprechungen?“ „Das Wort Liebe ſprach ſein Mund zwar nicht aus,“ antwortete die Tochter; „ich konnte aber wohl merken, daß es ihm um das Herz war, wie mir. Verſprechungen machte er mir keine — nur als einen Wunſch ließ er es merken, wie glücklich er mit mir ſeyn würde; allein es ſchien, daß ihn dieſes Wort ſogleich wieder gereue, und daß er die Erfüllung dieſes Wunſches für ſehr ſchwer — ja faſt für unmöglich halte.“

„So iſt es auch, gute Klara,“ ſagte die Mutter. „Der Vater des Jünglings, der gräfliche Oberförſter, iſt der reichſte Mann in der ganzen Gegend. Er iſt ein guter, rechtſchaffener Mann; allein er ſieht ſehr auf das Geld, und muß auch darauf ſehen. Er kann, er wird nie zugeben, daß ſein Sohn ein armes Mädchen heirathe. Auch der Sohn, der das große Landgut ſeines Vaters übernehmen muß, iſt genöthigt, auf Geld Bedacht zu nehmen, weil er ſeinen Geſchwiſtern ihren Antheil an dem väterlichen Erbtheile hinaus bezahlen muß. Es ſcheint alſo, liebe Klara, der Himmel wolle es nicht, daß du auf dieſem Wege glücklich werdeſt.

Ich ſage es dir mit blutendem Herzen — ich muß es dir aber dennoch ſagen. Es bleibt dir nichts übrig, als ihm zu entſagen." — „Das iſt hart, liebſte Mutter!" ſeufzte Klara, „es wird mir äußerſt ſchwer fallen."

„Gott wird es dir leicht machen, liebſte Tochter!" ſagte die Mutter. „Bitte Ihn nur recht von Herzen um Seinen göttlichen Beiſtand dazu. Da Er dieſes große Opfer von dir fordert, ſo wird Er dir auch Kraft geben, es zu bringen. — Glaube deiner Mutter, die dich ſo innig liebt, daß ſie das Leben für dich geben könnte! Höre ihren Rath, der gewiß der beſte iſt. Das Einzige, was du jetzt thun kannſt, liebſte Klara, iſt dies — den Jüngling nicht mehr zu ſehen. Es mag dich allerdings hart ankommen, es iſt aber dennoch das leichteſte, was du wählen kannſt. Denn ſieh, wenn du jetzt, ohne Ausſicht auf eine eheliche Verbindung, ihn öfter ſieheſt — was wird die Folge davon ſeyn? Sein Bild wird ſich dir immer tiefer eindrücken, und dann, wenn er ſeine Hand am Ende doch einer Andern gibt oder geben muß — dann wird das Herz der armen, verlaſſenen Klara brechen. Bei deinem gefühlvollen Herzen würde dieſes dich tief betrüben; du würdeſt daher lang, ja vielleicht für dein ganzes Leben ein Mädchen ohne Ruhe ſeyn. Das iſt aber noch nicht das Schlimmſte, das geſchehen könnte. Das ſind nur einige der Dornen an der Roſe, von der ich ſprach! Ich ſprach auch von der Schlange, die unter Blumen lauert. O meine Klara, nicht nur ein Mädchen ohne Ruhe — ach! auch ein Mädchen ohne Unſchuld und Ehre könnteſt du, ja würdeſt du werden, wenn du dieſen Umgang, deiner Mutter geheim, fortſetzen wollteſt. Eine ſolche Bekanntſchaft, ohne ſichere Ausſicht auf eine nahe Vermählung vor Gottes Altar, iſt überhaupt unvernünftig, thöricht, ja höchſt gefährlich, und kann kein gutes Ende nehmen. Ich will nicht weiter reden. Der bloße Gedanke macht mich ſchon ſchaudern, und heiße Thränen fließen aus meinen Augen. O Klara, Klara, höre die Stimme deiner liebenden Mutter, erbarme dich meiner, und ſieh ihn nicht mehr! Verſprich mir's, ſonſt iſt alle Ruhe des Lebens für mich dahin. Die Sorge für dich würde mich kein Auge mehr ſchließen laſſen. Verſprich mir's, Klara! Reiche mir die Hand. Ich bitte dich mit aller Zärtlichkeit einer Mutter, an deren Herzen du einſt als Kind lagſt, die dich unter dieſem Herzen trug! Willſt du meine Bitte erfüllen?" — Klara bot ihr die Hand, drückte ihr Geſicht ſchluchzend an die Bruſt der Mutter, und ſagte: „Ja, ich will."

„Aber ich habe noch eine Bitte, liebe Klara," fuhr die Mutter fort, „deren Erfüllung dir vielleicht noch ſchwerer werden wird. Ich fühle es, ich fordere viel. Ich würde es auch nicht fordern, wenn du Hoffnung hätteſt, daß er dich einſt zum Altare führen würde. Ich bitte dich, hänge auch den Gedanken an ihn nicht mehr nach. Entſchlage dich derſelben, ſo viel du kannſt. Wenn du beſtändig an ihn denkeſt, ſo wird dieſes hoffnungsloſe Sehnen und Schmachten dir alle Munterkeit und Fröhlichkeit deines Alters rauben. Iſt's nicht ſo? Konnteſt du nicht einſt ſo froh, ſo fröhlich ſeyn, wie das Vögelein auf den Zweigen, und dich jedes Blümchens freuen? Und iſt es nicht jetzt viel anders? — Allein es iſt noch eine größere Gefahr dabei. Auch in dieſes Paradies, das du vielleicht in dieſen Gedanken zu finden glaubeſt, kann ſich leicht die Schlange einſchleichen. Ach, wenn du dich in dieſen Vorſtellungen, wie glücklich du mit ihm leben würdeſt, verlierſt, dann werden bald Gefühle in deinem Herzen erwachen, über die du erröthen würdeſt, wenn ſie vor Menſchen offenbar würden. Du könnteſt in Dinge hineinkommen, die vor Gottes Angeſicht, der ſie allein wüßte, höchſt ſündhaft und ſtrafbar wären. Du könnteſt zur Mörderin an dir ſelbſt werden, und würdeſt dahin welken, wie eine abgebrochene Blume am heißen Sonnenſtrahl. Bewahre daher dein Herz, liebſte Klara, und du wirſt deine Tugend, dein Angeſicht, deine Ruhe und dein Leben bewahren. — Verſprich mir's, liebſte Klara, hier vor dem ſchönen Bilde der reinen, unbefleckten Jungfrau, Leib und Seele rein und unbefleckt zu bewahren.“

„O heilig, heilig, liebſte Mutter!“ ſagte Klara, indem ſie ihre Hand in die Hand der Mutter legte. „Gewiß, nie ſoll eine unedle Empfindung das Herz deiner Tochter entweihen.“

„Und nun genug, liebſte Tochter,“ ſprach die Mutter; „nur dies Eine noch laß dir geſagt ſeyn: Halte dich immer an Gott, bleibe fromm, bete gerne, laß dich nicht von Gott, lege dein ganzes Schickſal in Seine Hand. Der Umgang mit Gott wird dir ein reicher Erſatz ſeyn für alle jene Freuden der Erde, an denen du nicht mit Ehren und ohne Gefahr deiner Unſchuld Theil nehmen kannſt. Und dann, wenn du dieſes Opfer Gott mit reinem Herzen bringeſt, dann wird Er es dir nicht unbelohnt laſſen. Er wird für dich ſorgen, wie ein treuer Vater für ſeine Tochter ſorgt; Er wird dich ausſtatten, und dir, wie denn die Ehen nur im Himmel geſchloſſen werden, den Mann zuführen, mit dem allein du glücklich ſeyn kannſt; wie der gütige Gott denn nicht nur für unſere große Glückſeligkeit im Himmel, ſondern auch für unſere kleine hier auf Erden zärtlich beſorgt iſt.“

„O du gute Klara,“ fuhr die Mutter fort, indem ſie ihre Tochter wehmüthig anblickte, „von wie mancher Gefahr wird deine Unſchuld noch bedroht werden! Wie Viele werden dir nachſtellen! —

Aber nicht Alle werden ſo beſcheiden ſeyn, und ſich gegen dich ſo ehrerbietig und anſtändig betragen, wie Rudolph. Mancher wird dir ſchmeicheln, deine Schönheit hoch erheben, leichtſinnige Reden führen, ſcherzen und lachen, dich mit witzigen Einfällen zu unterhalten, und dir Unſchuld, Schamhaftigkeit und Keuſchheit lächerlich zu machen ſuchen. Fliehe einen ſolchen Mann gleich einer Schlange, deren Hauch ſchon giftig iſt; laß dich mit ihm in kein Geſpräch ein, wie Eva mit der Schlange. Wenn er ſich gegen dich nur die geringſte Unanſtändigkeit erlauben will, ſo weiſe ihn mit jungfräulicher Würde, mit Ernſt und wohl auch mit Abſcheu von dir. Er wird ſich zurückziehen, wie nächtliche Raubvögel vor dem Anblick der Sonne. Denn die Unſchuld hat ihren eigenen Engel, der ſie beſchützt. Ehre dieſen Engel und betrübe ihn nicht, damit er nicht von dir weiche; denn mit ihm würde dein Glück von dir weichen. Achte deine Unſchuld höher als alle Schätze der Welt. Unſchuld und Schamhaftigkeit zieren eine Jungfrau mehr, als Gold und Perlen."

Die Mutter ſtand auf, umarmte ihre Tochter noch einmal, betete noch einige Augenblicke an dieſem, der Andacht geweihten, Orte, und Beide kehrten gerührt, und Klara ſehr getröſtet und mit erleichtertem Herzen zurück in ihre Wohnung.

Am folgenden Morgen ging Klara wieder zur

Quelle. Sie überdachte die Worte ihrer Mutter. Sie mußte bei ihrem hellen Verſtande die Wahrheit derſelben einſehen, und war bei ihrem edlen, frommen Herzen bereit, ſie zu befolgen. Sie faßte mit neuem Ernſte den Entſchluß, der Vernunft Gehör zu geben und ihrer Neigung zu entſagen. Sie fiel auf ihre Knie nieder, faltete die Hände, blickte zum Himmel empor und betete: „O Gott! Du läſſeſt kein herzliches Flehen um Deinen Beiſtand unerhört! Du haſt die Umſtände ſo gefügt, daß der Wunſch meines Herzens nicht erfüllt werden kann. Hilf Du mir, daß ich ihn Dir willig und freudig zum Opfer bringen kann. Und Du, mein göttlicher Erlöſer, den ich hier in dieſem ſchönen Gemälde als ein liebliches Kind abgebildet ſehe, der Du aber jetzt über alle Himmel auf den Thron Deines Vaters erhoben biſt, erfülle an mir Dein Wort: Um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben. — Du aber, Du Mutter meines Heilandes, reinſte, heiligſte Jungfrau, die Du zunächſt an dem Throne Gottes ſteheſt, bitte für mich, daß ich hier auf Erden rein und heilig leben, und dereinſt im Himmel an Deiner Seligkeit Theil nehmen möge. Bitte, daß der Ausſpruch Deines göttlichen Sohnes auch an mir in Erfüllung gehe: Selig, die ein reines Herz haben, denn ſie werden Gott ſchauen.“

Zweites Kapitel.

Klara wird geraubt.

Die Geſchichte mit dem Wolfe, den man auf die Burg des Grafen gebracht hatte, erregte Aufſehen in der Gegend. Klara war bisher faſt ſo unbekannt aufgeblüht, wie ein Blümchen im einſamen Thale. Jetzt ward alles Volk neugierig, die Jungfrau zu ſehen, die durch den Arm des kühnen Jägers dem Rachen des Wolfes ſo glücklich entriſſen worden. „Sieh, dieſe iſt's!“ mußte ſie oft hören, wenn ſie in die Kirche ging, dem einzigen Orte, an dem ſie ſich öffentlich ſehen ließ. Dieſes Angaffen war der ſittſamen Jungfrau ſehr läſtig. Wider ihren Willen wurde ſie das allgemeine Geſpräch, und ohne ihr Wiſſen wurde ſie allgemein für die erſte Schönheit der ganzen Gegend erklärt. Manche ſagten ihr dieſes auch; allein die verſtändige Mutter ſprach: „Glaube ihnen nicht, liebe Klara, und werde mir nicht ſtolz. Wenn du auch wirklich ſo ſchön wäreſt, als ſie ſagen, ſo würdeſt du ſehr thöricht ſeyn, wenn du dir etwas darauf einbilden wollteſt. — Schönheit gibt dem Menſchen keinen wahren Werth, ja ſie iſt, im Vergleich mit Unſchuld und Tugend, nur ein ſehr eitles, vergängliches Gut. Sie verblüht gleich einer Blume bald, und in wenigen Jährchen iſt ſie ganz dahin. Ja, ſie iſt ein ſehr gefährliches Geſchenk. Manchem Mädchen gereichte ſie zum größten Unglücke. — Sey daher auf deiner Hut, liebe Klara, und bitte Gott täglich, daß Er dich vor den Nachſtellungen böſer Menſchen bewahre. Was ich dir ſchon öfter ausführlich geſagt habe, faſſe ich jetzt in die zwei Worte zuſammen, die Chriſtus der Herr uns Allen ſagt: „Wachet und betet.“

Nach dieſem Geſpräche ging Klara gegen Abend hinab in das Thal, um von der Bleiche, die ſich dort an dem Fluſſe befand, ein Stückchen Leinwand, das ſie den Winter hindurch ſelbſt geſponnen hatte, abzuholen. Als ſie mit der kleinen Bürde unter dem Arme auf dem ſteilen Fußwege, der ſich durch Felſen und Geſträuche aufwärts wand, langſam den Berg wieder hinauf ſteigen wollte — da ſtürzten plötzlich zwei geharniſchte Männer mit gezückten Schwertern aus einem Buſche hervor, drohten ihr, ſie zu tödten, wenn ſie ſchreie, und als ſie dennoch um Hülfe rief, verhüllten ſie ihr den Mund, und ſchleppten ſie in den nahen Wald. Sie waren noch nicht weit gekommen, ſo hielten ſie an einer Stelle, wo noch zwei andere geharniſchte und wohlbewaffnete Reiter zu Pferd ſaßen, deren jeder ein leeres Pferd an der Hand hielt. Die beiden Räuber ſetzten ſich augenblicklich auf die leeren Pferde. Der Anführer nahm die erſchrockene, zitternde Jungfrau zu ſich auf das Roß, und ſo ritten ſie im geſtreckten Galoppe davon, daß der armen Klara Hören und Sehen verging. Nachdem die Männer wohl über eine Stunde auf einem abgelegenen, einſamen Wege durch den wilden Wald ſo ſcharf als möglich geritten waren, thaten ſie etwas langſamer. Der Wald wurde auch immer fürchterlicher, und es war mit den Pferden kaum mehr durchzukommen. Die Nacht brach ein, und es ward ſo finſter, daß man die Zweige der Bäume kaum mehr von dem dunklen Himmel unterſcheiden konnte. Endlich rief der Mann, der Klara zu ſich auf das Roß genommen hatte: „Haltet, hier iſt der Platz.“ Die Reiter hielten, ſtiegen ab, und halfen auch Klaren vom Roſſe. Sie zündeten ein Feuer an. Der rothe Glanz des Feuers beleuchtete die fürchterliche Wildniß umher. Sie befanden ſich auf einem geräumigen Grasplatze, der von überhängenden Felſen und hundertjährigen Eichen eingeſchloſſen war. In einer Ecke ſtanden die moosgrünen Mauern einer uralten zerfallenen Kapelle. Die Reitersknechte brachten Brod, Wein und mancherlei Speiſen, die ſie in dem Gemäuer verſteckt hatten, herbei, lagerten ſich um das Feuer, und aßen. Sie ſetzten auch Klaren davon vor, und ſprachen: „Eßt und laßt's Euch wohl ſchmecken.“ Allein die trotzigen Geſichter der Männer, ihre wilden Bärte, die roſtigen Rüſtungen derſelben machten Klara zittern. Sie hatte ſich neben einem herabgeſtürzten Felſenſtücke auf den Boden geſetzt, lehnte ihr Haupt an den Felſen, und verbarg ihr Geſicht in ihr Taſchentuch, um gar nicht zu ſehen, was um ſie her vorging. Sie wünſchte es auch nicht zu hören; denn die Männer ſprachen untereinander ziemlich laut, aber doch auf eine ſo geheimnißvolle Art von dem Orte, wo ſie die Jungfrau hinbringen wollten, daß ihr ſchauderte. Sie flehte in ihrem Innern mit herzlicher Inbrunſt zu Gott. Sie dachte an den Jammer ihrer Mutter, und weinte heiße Thränen. Auch Rudolph kam ihr zu Sinn. „Ach," ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „er rettete mich aus dem Rachen des Wolfes, wer aber wird mich aus den Händen dieſer Männer erretten? Wo wird man mich hinbringen?" Ihr graute vor dem Gedanken an die Zukunft. „Erhalte mir meine Unſchuld, Du lieber Gott!" ſagte ſie; „das Leben will ich, wenn es Dein göttlicher Wille ſo iſt, lieber und mit Freuden verlieren."

Unter dieſen Gedanken war Klara, die Stirne an den Felſen lehnend, von Angſt und Schrecken erſchöpft und faſt ohnmächtig, in halben Schlummer geſunken — als plötzlich eine Stimme, die fürchterlich durch den Wald hallte, ſie aufſchreckte. Der Boden zitterte von dem Hufſchlag mehrerer Pferde. Eine geworfene Lanze fuhr dicht neben ihr vorbei, und blieb tief in der Erde ſtecken. Ein

Ritter von edler Geſtalt erſchien hoch zu Pferde, und ſeine ſpiegelhelle Rüſtung von Stahl funkelte im Glanze der lodernden Flamme, als wäre er von feurigen Strahlen umgeben. Die vier Räuber fuhren auf und griffen zu ihren Schwertern. Einige Knechte zu Fuß ſtürzten auf ſie ein. Es entſtand ein heftiger Kampf. Die mächtigen Schläge der Schwerter auf die eiſernen Helme und Panzer machten ein Getöſe, daß Klara ſich entſetzte. „Ach!" ſchrie der Anführer der Räuber," die Hiebe dieſes Ritters treffen wie Blitze." Er ſtürzte und wälzte ſich heulend auf der Erde. Noch ein Räuber wurde zu Boden geſtreckt. Die zwei andern ergriffen die Flucht.

Der Ritter ſtieg nun ab, nahte ſich Klaren mit Ehrerbietigkeit, öffnete den Helm, den er bisher geſchloſſen hatte, und grüßte ſie auf das freundlichſte. Klara erkannte in ihm den Ritter Adelſtan von Hohenſtein. Sie hatte ihn ſchon einmal in der Pfarrkirche von Wolfsbrunn geſehen. Es wurde damals eben das Feſt der Kirchweihe gefeiert, bei dem ſich allemal viele fremde Gäſte einfanden. Als Klara und ihre Mutter, ſpäter als alles Volk, aus der Kirche traten, begrüßte der Ritter beide auf das freundlichſte. Er verſicherte, ſein ſeliger Vater ſey ein Streitgenoſſe und vertrauter Freund von Kunigundens Gemahl, Klara's Vater geweſen, und habe von ihm ſehr oft mit Verehrung und Liebe geſprochen, und deſſen frühen Tod bedauert.

Der guten Klara war es, ſie ſehe einen Engel des Himmels, als ſie unter dieſen unbekannten Kriegsmännern ein bekanntes Geſicht erblickte. Der Ritter konnte es nicht genug ausſprechen, wie entzückt er ſey, eine ſo edle Jungfrau den Händen ruchloſer Räuber entriſſen zu haben. Klara bat ihn, ſie unverzüglich zu ihrer Mutter zurück zu bringen. Allein er ſtellte ihr vor, daß ſie wohl ſechs Stunden dahin hatten; daß ein Mann, der nicht gleich dieſen Räubern alle Schliche in dieſem wilden Walde wiſſe, unmöglich hindurch kommen könne; daß eine ſeiner Burgen nur eine halbe Stunde entfernt ſey; daß Klara da bei ſeiner Baſe Gertrud, einer bereits etwas betagten, ſehr ehrwürdigen Frau, ohne Gefahr für ihre Ehre, übernachten ſolle: daß er morgen ſogleich mit Aufgang der Sonne, von ſeinen Leuten begleitet, aufbrechen und ſich die unausſprechliche Freude machen wolle, ſie zu ihrer Mutter zurück zu begleiten. Klara wußte nichts dagegen einzuwenden. Der Ritter hob ſie auf ſein eigenes Roß, und da ſie vor dem muthigen, unbändigen Thiere ſich ſcheute, ließ er es ſich nicht wehren, das Roß an dem Zügel zu führen. Einem Paar Knappen gebot er, mit Fackeln vorauszureiten. Den Knechten befahl er, ihren verwundeten Kriegsgefährten beizuſtehen, die der Hülfe ſehr bedürftig ſeyen. Einer davon ſaß auch wirklich auf einem Felſenſtücke und hielt ſich wimmernd den Kopf, einige andere lagen wehklagend auf der Erde.

Als der Ritter bei der alten bemooſten Burg, die bei dem Glanze der Fackeln Klaren gar fürchterlich vorkam, angelangt war, ſtieß er in ſein Horn, und die Zugbrücke, die in ſchweren Ketten hing, ließ ſich raſſelnd nieder. Alle ſeine Leute kamen in froher Eile herbei. Sie waren, als ſie die Geſchichte vernahmen, zuerſt tief beſtürzt, aber dann hoch erfreut, und wünſchten dem heldenmüthigen Ritter und dem geretteten Fräulein Glück. Vor allen aber empfing die gnädige Frau Tante des Ritters Klara mit der lauteſten Freude, und führte ſie am Arme hinauf in den Saal. Der Saal war von einer Menge Kerzen hell erleuchtet. Die Wände prangten mit Tapeten von den prächtigſten Farben bekleidet, und mit den Bildniſſen mehrerer Ritter und Rittersfrauen geſchmückt. Der Tiſch war bereits gedeckt, und mit ſchimmernden Gefäßen von Silber beſetzt. Augenblicklich mußte noch ein drittes Gedeck für Klaren gebracht werden, und ſie mußte, ſo ſehr ſie ſich auch ſträubte, oben an ſitzen. Von allem wurde ihr zuerſt vorgelegt. Die gnädige Frau nannte ſie nur immer meine Tochter. Als man vom Tiſche aufgeſtanden war, führte Frau Gertrud Fräulein Klara auf ein prächtiges Zimmer. Auch hier waren die Wände mit den ſchönſten grünen Tapeten bekleidet, der Tiſch mit einem farbigen Teppiche belegt, und die Seſſel mit farbenreich geſtickten Polſtern. Die Bettſtatt und ein hoher Wandkaſten waren aus glänzendbraunem Nußbaumholze, und mit kunſtreich ausgeſchnitzten Engelköpfen, Blumenkränzen und anderem Schnitzwerk geziert. Frau Gertrud zündete zwei Wachskerzen an, die auf ſilbernen Leuchtern ſteckten, umarmte Klara, und wünſchte ihr eine gute Nacht.

Klara hatte in ihrem Leben nichts ſo Herrliches geſehen, wie dieſes Schloß. Der Glanz und die Pracht, die ſie überall erblickte, verſetzte ſie in ein ehrerbietiges Staunen. Allein, da ſie jetzt in dem prächtigen Zimmer ſich allein ſah, mußte dieſes jugendliche Erſtaunen über eine eitle Pracht bald edlern Empfindungen weichen. Sie warf ſich auf die Knie nieder, und dankte mit herzlicher Rührung Gott für ihre glückliche Errettung; ſie dachte an ihre bekümmerte Mutter, und betete von ganzem Herzen für ſie, bis ſie endlich unter ſüßen Thränen, die ihr der Gedanke des baldigen Wiederſehens verurſacht hatte, einſchlief.

Die Morgenſonne befand ſich noch hinter den Tannengipfeln des nächſten Berges, als Klara ſchon auf war, und völlig angekleidet an dem Fenſter ſtand. Ihr klopfte das Herz vor Entzücken, noch vor es Mittag würde, ihre Mutter zu ſehen. Allein die Sache lag ganz anders, als Klara es ſich vorſtellte. Der Ritter ſelbſt hatte Klara durch ſeine Leute rauben laſſen, hatte ſie, um ihr Zutrauen zu gewinnen, den Räubern nur zum Scheine abgejagt, ohne daß ein Tropfen Blut vergoſſen ward, und ſann nun auf nichts, als ſie auf eine gute Art, ohne daß ſie ſelbſt es merkte, auf ſeinem Schloſſe gefangen zu halten — und ſie zu verführen. Frau Gertrud war nicht des Ritters Baſe, ſondern eine Perſon von gemeinem Stande und noch gemeinerer Denkart, die ſich in ihrer Jugend ſehr ſchlecht aufgeführt hatte, und die nun Klara's Zutrauen gewinnen, dem Ritter alle ihre Gedanken verrathen, und ihm hülfreiche Hand leiſten ſollte, das unerfahrne Mädchen deſto ſicherer zu berücken.

Dieſe feine Baſe kam jetzt voll Freundlichkeit herein, wünſchte Klaren einen guten Morgen, und holte ſie zum Frühſtücke ab. Nur jammerte die vorgebliche gnädige Frau ſehr, des Ritters Leute ſeyen von den Räubern ſo übel zugerichtet worden, daß einige wohl gar ſterben würden. Auch der Ritter, ſagte ſie, habe einige tüchtige Hiebe bekommen, die er aus zärtlicher Schonung gegen Klara nur verheimliche. — Klara weinte, daß wegen ihrer, eines ſo armen Mädchens, ſo viele tapfere Männer hätten Blut vergießen müſſen, und folgte ihrer falſchen Freundin mit naſſen Augen.

Der Ritter, der ſchon in dem Saale auf Klara wartete, empfing ſie voll Güte, holte eilig einen

Seſſel herbei, und ſprach ihr freundlich zu, ſich es wohl ſchmecken zu laſſen. „Eßt, meine liebe, werthe Klara,“ ſagte er, „denn der Ritt, den wir heute vorhaben, iſt weit, und Herbergen treffen wir unterwegs keine an.“

„Ums Himmels willen, Vetter!“ rief die ſogenannte gnädige Frau Baſe, „Ihr werdet es doch nicht wagen, Klara durch den wilden Wald zu führen! Nein, das gebe ich nicht zu. Von Euren Leuten, die Ihr da auf dem Schloſſe habt, ſind kaum drei fähig, Dienſte zu thun — zwei Knappen und etwa noch der alte Stallmeiſter — die andern ſind alle, und einige davon ſehr gefährlich, verwundet. Ihr ſelbſt würdet wohl thun, Euren Arm in einer Schlinge zu tragen, und Eure nicht ganz unbedeutende Wunde aus Liebe zu Klara nicht zu verhehlen. Wenn Ihr meiner Warnung nicht achtet und dennoch reitet, ſo ſetzt Ihr Euch und Fräulein Klara der offenbarſten Lebensgefahr aus. Ja, es iſt nicht möglich, durch den Wald zu kommen. Meint Ihr, der unbekannte Böſewicht, für den die vier Bewaffneten dieſe holde Schönheit raubten, werde Euch ſo ruhig von dannen ziehen laſſen? Ihr wißt ja ſelbſt, daß zwei der Räuber entflohen ſind. Werden ſie ihm nicht Nachricht gebracht haben? Wird er Euch nicht mit mehreren Leuten auflauern? Was wollt Ihr dann mit den zwei Knaben — denn das ſind die zwei jungen

Leute noch — und mit dem alten Manne anfangen? Wie Euch vertheidigen gegen die Menge? O wenn Ihr auch Eures Lebens nicht achtet, ſo ſolltet Ihr Euch doch dieſer Unſchuld erbarmen! Wollt Ihr ſie denn ſelbſt ihrem Räuber mit Gewalt ausliefern?“

Der Ritter ſagte lächelnd: „Klara hat mein Wort, und ich bin gewohnt, an mein Wort mein Leben zu ſetzen. Es ſey denn, daß mich Klara meines Wortes entlaſſe, ſo reite ich, und gings geradezu dem Tod' in die Arme.“

Gertrud wandte ſich nun weinend an Klara: „O meine Theuerſte!“ rief ſie; „nein, das könnt Ihr doch nicht von ihm fordern? O entlaßt ihn ſeines Wortes!“

Klara ſeufzte. „Ach, wie bekümmert wird zu Hauſe meine Mutter ſeyn!“ ſagte ſie. „O gewiß, ſie ängſtet ſich um mich zu Tode.“

„O wenn's nur das iſt — dazu iſt Rath,“ ſagte Gertrud. „Wir fertigen ſogleich einen Boten, der einzeln und in Bauernkleider gehüllt leicht durchkommen kann, an ſie ab, mit der Nachricht, daß Ihr, wertheſtes Fräulein, hier gut verſorgt ſeyd, und daß Eure hochverehrte Mutter in etlichen Tagen die Freude haben ſolle, Euch wieder in ihre Arme zu ſchließen. Indeß ſchickt der Ritter heimlich auf ſeine entlegenen Burgen, beruft mehrere Leute zuſammen, und begleitet Euch dann mit überlegener Macht wie im Triumphe zurück.“

Klara, die hier unmöglich eine Liſt ahnen konnte, mußte nachgeben — und der Ritter und das ſchlaue Weib wetteiferten nun, ihr die Zeit zu verkürzen, und ihre Sinne, ſo zu ſagen, in einen Taumel von Vergnügungen einzuwiegen. Der Ritter, der die Gabe zu unterhalten in einem hohen Grade beſaß, war unerſchöpflich in witzigen Einfällen. Dann erzählte er wieder wunderbare Geſchichten von ſeinen Ritterzügen. Er wußte dem Großen und Kühnen ſeiner Thaten ſo manchen rührenden Zug von Edelmuth beizumiſchen, und dabei allen Schein von Eitelkeit ſo ſchlau zu vermeiden, daß Klara, der über ſeine Erzählung bald ſchauderte, bald eine Thräne in dem Auge glänzte, wirklich eine ſehr hohe Meinung von ſeiner Tapferkeit und ſeinem Edelmuthe faßte.

Eines Abends ſuchte der Ritter ſie mit Muſik zu unterhalten. Er ſpielte auch wirklich die Laute vortrefflich, und ſang dazu ſehr gut. — Klara hörte mit Vergnügen zu; beſonders gefiel ihr das Lautenſpiel, da ſie noch nie eine Laute gehört hatte. Gertrud fragte Klara, ob ſie auch ſingen könne? Klara ſagte, ihre Mutter habe mit ihr faſt täglich ein ſchönes Morgen- und Abendlied geſungen. Der Ritter bat Klara dringend, ein Abendlied zu ſingen. „Da es bereits ſpät am Abend iſt,“ ſagte er, „ſo wollen wir den Tag damit beſchließen.“ Klara ſang ein frommes Lied. Die heuchleriſche Gertrud faltete dabei andächtig die Hände.

Der Ritter aber lobte Klara's Geſang ungemein, und verſicherte, daß er über ihre unvergleichlich ſchöne Stimme erſtaunt und entzückt ſey. „Nur Schade,“ ſprach er, „daß Ihr Euern herrlichen Geſang nicht mit Saitenſpiel begleiten könnet.“ Er bot ihr ſeine Laute zum Geſchenk an, indem er bereit ſey, ihr Unterricht darauf zu geben. „Freilich,“ ſagte er, „werdet Ihr, mein verehrteſtes Fräulein, nur wenige Tage auf dieſem Schloſſe verweilen; allein bei Eurem großen Talente zur Muſik reichen einige Stunden des Tages hin, Euch zu einer vollkommenen Meiſterin zu bilden. Wenn es Euch beliebt, wollen wir morgen früh den Unterricht beginnen.“ Klara nahm dieſes Anerbieten mit Dank an. Sie erkannte nicht, warum der Ritter ihr dieſen Antrag mache. Klara war nach dem Frühſtück, nach dem Mittags- und Abendeſſen jedesmal ſogleich auf ihr Zimmer geeilt, wo ſie allein zu ſeyn wünſchte. Der Ritter hatte ſich daher zu ihrem Muſiklehrer erboten, um unter dieſem Vorwande einige Stunden des Tages in ihrer Geſellſchaft zubringen zu können.

Klara, das gute, argloſe Mädchen, konnte hier nicht die geringſte Gefahr vermuthen. Es fiel ihr gar nicht ein, wohin dieſes Alles führen könne.

So ſchwebte ſie am Rande eines Abgrundes, ohne ihn zu bemerken. Sie glich einem armen, ſchuldloſen Lämmchen, das, um dem Sturm und Ungewitter zu entrinnen, ſich in die Höhle des Wolfes flüchtet, und da recht gut aufgehoben zu ſeyn glaubt.

Sobald ſie aber am Abende auf ihr einſames Zimmer kam, unterließ ſie niemals, ihr Abendgebet zu entrichten. Sie warf ſich, wie ſie zu Hauſe gewohnt war, auf die Knie nieder, und ſuchte ihre zerſtreuten Gedanken zu ſammeln, und ihr Gemüth zu Gott zu erheben. So viel der Ritter und Gertrud ihr auch vorgeplaudert hatten, um ihr die Freuden der Welt als reizend vorzuſtellen — der Eindruck, den dieſe Reden etwa hie und da auf ſie gemacht hatten, war nicht bleibend, ja manche Aeußerung des Ritters, die ihr gefallen hatte, mißfiel ihr nun ſehr. Sie überdachte ihr eigenes Betragen, ob ſie nicht etwa zu leichtſinnig geweſen, und nahm ſich vor, vorſichtiger zu werden. — Die Sehnſucht nach ihrer Mutter erwachte wieder mächtiger in ihrem Herzen. Sie flehte mit Thränen zu Gott, ſie doch recht bald aus dieſem prächtigen Schloſſe und von dieſen luſtigen Leuten zu befreien, und ſie in ihre dürftige Wohnung und in die Arme ihrer bekümmerten Mutter zurück zu führen.

Drittes Kapitel.

Klara wird hart geprüft.

Eines Nachmittags zeigte Gertrud Klaren mehrere prächtige Kleider und koſtbare Kleinodien. Sie ſeyen, ſagte ſie, für eine junge Baſe des Ritters, ein ungemein liebenswürdiges Fräulein, zum Brautgeſchenke beſtimmt. Wirklich waren auch alle ganz neu, und keines auch nur ein einziges Mal getragen. Ein roſenfarbenes Kleid gefiel Klaren beſonders wohl. Gertrud beredete Klara, das Kleid zum Scherze anzuprobiren, wie es ihr ſtehe. Klara ließ ſich überreden. Es war ihr wie angemeſſen. Gertrud legte Klara's Haare in reichliche Locken, zog eine Perlenſchnur durch dieſelben, band ihr eine goldene Kette um den Hals, zierte ihre Finger mit Ringen — und führte ſie an den Spiegel, indem ſie dem Kammermädchen einen Wink gab, ſich mit Klara's Kleidern zu entfernen. Klara erkannte ihr Bild im Spiegel kaum mehr, und konnte ſich eines Lächelns über ihre unbeſchreiblich ſchöne, holde Geſtalt nicht erwehren.

In dieſem Augenblicke trat der Ritter herein. Er ſchien vor Erſtaunen wie verſteinert. „Wen ſeh' ich?" rief er. „Ihr ſeyd es, Klara? Hätte ich doch geglaubt, eine Königstochter zu erblicken.

Nein, Ihr wäret unter allen Fräulein des ganzen Adels, was die Sonne unter den Sternen iſt. Der Schöpfer hat Euch hoch geadelt. Ihr dürſet dieſes Kleid nicht mehr ablegen. Ich mache Euch dieſes Kleid, dieſe Perlen, dieſe Ringe mit Edelſteinen, dieſen goldenen Schmuck zum Geſchenk. Ihr dürſet die Kleider, die Ihr bisher getragen habt, nicht mehr anziehen. Es wäre eine Sünde, das Meiſterſtück des Schöpfers durch einen ſolchen armſeligen Anzug noch ferner zu verunſtalten. Ihr dürft nicht mehr in Eure zerfallenen Mauern zurückkehren und unter Schutthauſen wohnen. Ihr ſeyd geboren, in Schlöſſern zu herrſchen. Ihr würdet einen Kaiſerthron zieren!" —

Ueber dieſe Lobſprüche ward Klara über und über roth, und ihre Wangen glühten. Es ſchoß ihr das erſte Mal der Gedanke durch die Seele, daß es der Ritter nicht ehrlich mit ihr meine. Sie gedachte der Warnung ihrer Mutter, die Schmeichler gleich giftigen Schlangen zu fliehen. Sie ward ängſtlich und ſah ſich nach ihren Kleidern um — und als ſie nichts mehr davon wahrnahm, ſagte ſie ſehr ernſt: „Nun iſt es des Scherzes mehr als genug. Es war eine Unbeſonnenheit von mir, daß ich dieſe Kleider anlegte, die mir nicht gebühren. Gebt mir die meinigen zurück."

Der Ritter war über Klara's Ernſt etwas betroffen. Allein Gertrud rief dem Kammermädchen, und befahl ihr mit großem Nachdrucke, ſogleich Klara's Kleider zu bringen.

Das Mädchen ſchien erſchrocken, und ſagte, ſie habe geglaubt, Fräulein Klara habe ihre Kleider nur deßhalb abgelegt, weil ſie keiner ſo geringen Alltagskleider mehr bedürfe, die ſich ohnehin eher für eine arbeitende Magd als für ein gnädiges Fräulein und die vertraute Freundin der gnädigen Frau ſchickten. Da die Kleider überdies ſehr abgetragen, und ſogar hie und da geflickt geweſen, ſo habe ſie, um ein Werk der Barmherzigkeit auszuüben, dieſelben einem armen Mädchen geſchenkt, das ganz zerlumpt an dem Schloßthore gebettelt habe. Wenn ſie ſich zu viel herausgenommen habe, ſo bitte ſie um Verzeihung. Indeß ſey der Schaden ja nicht groß, und ſie ſelbſt ſey bereit, ihn zu erſetzen.

Gertrud ſtellte ſich höchſt aufgebracht, und gab dem Mädchen, mit dem ſie Alles verabredet hatte, einen derben Verweis. Allein Klara war von dieſem Augenblicke an ſehr verändert; ſie war ſtiller, ja in ihren Reden faſt einſylbig. Hundertmal des Tages fragte ſie, ob man noch nicht reiſen könne. Gertrud ſtellte es ihr noch immer als unmöglich vor. Die Leute des Ritters, ſagte ſie, ſeyen von ihren Wunden noch immer nicht hergeſtellt, und die ausgeſchickten Boten ſeyen zuverläſſig von dem Feinde aufgefangen worden; es wäre ſonſt nicht zu begreifen, warum keiner zurückkehre, und des Ritters viele Reiſigen ihrem Herrn nicht zu Hülfe kämen. Der Ritter klagte auch öfter, daß er, wie ein Gefangener, müßig auf dieſem Schloſſe ſitzen müſſe. Indeß kam bald dieſer, bald jener Knappe erſchrocken herein, und brachte neue, beunruhigende Nachrichten. Alle ſtimmten darin überein, es hätten ſich zahlreiche Truppen feindlicher Reiſigen im Walde ſehen laſſen; man dürfe ſich nicht vor das Schloß wagen, und es könne wohl gar noch zu einer Belagerung kommen.

Klara hatte aber nun einmal Verdacht geſchöpft. Sie ließ ſich ſo leicht nicht mehr beruhigen. Sie beobachtete den Ritter aufmerkſamer, und überlegte ſeine Worte genauer. — Er ward in ſeinem Betragen gegen ſie immer freier. Er ſprach von Liebe, und erbot ſich, ſie zu heirathen. Er drohte, ſich zu ermorden, wenn ſie in die Heirath nicht einwillige. Klara ward darüber ſehr bange. Indeß hielt ſie ihn noch für ehrlich; ſie ſchrieb es ſeiner unglücklichen Neigung zu, und bemitleidete ihn; ſein Heirathsantrag kam ihr bloß als ſehr unüberlegt vor. Denn ſie ſah ſehr wohl ein, daß ein Stifts- und Turnierfähiger Ritter nie ein armes Mädchen, deren Vater nicht von Adel war, heirathen werde. Sie glaubte zwar nicht, er wolle ſie geradezu betrügen; ſie ſah aber dennoch, daß er ſeine Leidenſchaft nicht zu beherrſchen wiſſe, und deßhalb kein Vertrauen verdiene. „O wie viel anders war Rudolph!“ dachte ſie. „Er ſchmeichelte nicht, drohte nicht, verſprach nicht, was er nicht halten konnte.“

Wie ſie den Ritter im Stillen mit Rudolph verglich, ſo hatte ſie die alte Gertrud ſchon oft mit ihrer Mutter verglichen. Es iſt wahr, Gertrud hätte kaum freundlicher gegen Klara ſeyn können; allein bei all ihrer Freundlichkeit hatte Gertrud dennoch etwas Zerſtörtes und Widerliches in ihrem Geſichte, ſo, daß Klara ſchon immer eine geheime Abneigung gegen ſie empfunden hatte, die ſie ſich nicht recht erklären konnte. Wenn Gertrud noch ſo freundlich lächelte, ſo war es Klaren dabei doch nie recht wohl um das Herz. Klara konnte ihr nie ihr ganzes Zutrauen ſchenken. Aber bei Klara's Mutter — o da war es ganz anders! Wenn dieſe ihre Tochter nur liebend anblickte, ſo that es Klaren bis in das Innerſte des Herzens wohl, und ſie glaubte ſich in den Himmel verſetzt.

Klara blieb nun, ſo viel möglich, auf ihrem einſamen Zimmer. Sie betete innig zu Gott, Er wolle ihr Licht geben, woran ſie mit dieſem Ritter und ſeiner Baſe ſey, und was ſie thun ſolle, ihnen zu entkommen. Sie ging öfter in das kleine Gärtchen am Schloſſe, um den verhaßten Mauern wenigſtens auf einige Augenblicke zu entrinnen. In einer Ecke des Gärtchens, nächſt dem Schloßthurme, befand ſich ein Roſenſtrauch, der eben in voller Blüthe ſtand, obwohl es bereits Herbſt war; denn auf dieſer Berghöhe blühten alle Blumen ſpäter. Klara freute ſich des lieblichen Anblicks, und brach, ſo oft ſie in's Gärtchen kam, eine Roſe ab, und ſteckte ſie vor die Bruſt.

Eines Abends kam ſie wieder dahin. Da ſtand der Burgvogt, ein alter Mann mit ehrwürdigen, ſchneeweißen Haaren, bei dem Roſenſtrauche, blickte Klara mitleidig und mit einer Thräne im Auge an, deutete auf eine ſchöne, aufbrechende Roſenknoſpe, und ſprach: „Liebes Kind, dieſer holden Knoſpe gleicheſt Du.“ Dann zeigte er auf eine welke, häßlich von Raupen zerfreſſene Knoſpe, und ſagte: „Sieh, dieſer wollen ſie dich gleich machen. Du biſt in böſe Hände gefallen. Sey auf deiner Hut, liebes Kind; bete, vergiß Gott und Sein allſehendes Auge nicht — und verrath' mich nicht.“

Er wollte weiter reden; allein Gertrud, welche Klara nie aus den Augen ließ, kam eilig herbei. „Trau' ihr nicht,“ ſagte der Mann noch leiſe; „ſie iſt weder von Adel, noch die Baſe des Ritters, ſondern“ — — Er konnte nicht ausreden. Sie war ſchon da. Die Worte des Mannes gingen Klaren durch's Herz. Sie dankte ihm mit einem Blick voll Thränen, und konnte die Nacht darauf nicht ſchlafen. Sie betete beſtändig zu Gott; ſie brachte die ganze Nacht hindurch ihre gefalteten

Hände nicht von einander, ſo innig flehte ſie um Rettung.

Den Morgen darauf ſtand Klara ſchon vor Tag an dem Fenſter. Der Himmel fing nur eben an, ſich zu röthen; doch war es hell genug, die Gegenſtände zu unterſcheiden. Die Worte des alten Mannes lagen ihr noch immer ſchwer auf dem Herzen. Sie blickte mit thränenden Augen zum Himmel. „Ach Gott,“ ſagte ſie, „wie iſt's mir hier ſo bange! Befreie Du mich aus dieſem Schloſſe. Ich kann es hier nicht mehr aushalten! Erlöſe Du mich aus den Händen dieſes Ritters. Ich bin ihm zwar vielen Dank ſchuldig, daß er mich aus den Händen jener Räuber errettete. Allein daß er dieſe unſelige Leidenſchaft zu mir faſſen mußte, das iſt ein großes Unglück. Gieb Du, lieber Gott, ihm doch einen andern Sinn!“

Unter dieſen Gedanken hörte Klara Huftritte von Roſſen auf dem Steinpflaſter des Hofes. Sie blickte in den Schloßhof hinab. Die Knechte führten die Pferde zur Tränke. Nächſt dem Brunnen ſtand ein Mann mit einer Reitgerte unter dem Arme, der beſſer als die übrigen Knechte gekleidet war. Er fiel Klaren auf — und da ſie ihn aufmerkſamer betrachtete, ging ihr gleichſam ein Stich durch das Herz. Sie hätte umſinken mögen. Es war der Mann — der ſie geraubt hatte; es waren eben dieſe ſtarren ſchwarzen Augen, dieſe Habichtsnaſe, dieſer gräßliche Schnurbart, dieſe trotzige Miene. Ein ſchreckliches Licht ging ihr auf. Der Ritter hatte ihr ſehr oft geſagt, der Anführer der Räuber, der ſie zu ſich auf das Roß genommen, ſey auf dem Platze geblieben. Und nun ſah ſie, daß dieſer vorgebliche Räuber einer von des Ritters Leuten und Freunden ſey. Jetzt erſt durchſchaute ſie die ganze Geſchichte. „Ach,“ rief ſie, „der Ritter war nicht mein Retter, ſondern mein Räuber!“

Erſchüttert warf ſie ſich in einen Seſſel, und überdachte ihr Schickſal. In dieſem Augenblicke trat der Ritter herein, und wünſchte ihr einen guten Morgen. Klara war tief beleidigt. Der Stolz der gekränkten Jungfrau erwachte in ihr. Das Gefühl des Uebergewichtes, das die Unſchuld immer über ihren Unterdrücker hat, gab ihr eine Würde, ein Anſehen, worüber der Ritter erſtaunte. Er fühlte ihre Ueberlegenheit. Sie ſaß da und dankte ihm nicht für ſeinen Gruß. Sie blickte ihn mit einem ernſtwehmüthigen Blicke an, der dem Ritter durch die Seele ging.

„Geſtrenger Ritter,“ fing ſie an, „ich habe Euch einen Fall vorzutragen, über den ich eben nachdachte. Ich wünſchte Eure Entſcheidung darüber zu hören. In einer dürftigen Wohnung lebt eine arme Wittwe. Ihr Mann iſt längſt todt. Sie hat eine einzige Tochter, und liebt ſie unausſprechlich. Das Mädchen iſt arm und ſchuldlos —

weiter nichts. Die alten Tage ihrer Mutter zu verſüßen, iſt das herzlichſte Beſtreben, die liebſte Beſchäftigung der Tochter. Nun kommt ein reicher Herr von Adel, und verſetzt der Mutter den härteſten Schlag, der ihr tauſendmal ſchrecklicher iſt, als ſelbſt der Tod. Er reißt dieſe einzige, inniggeliebte Tochter aus ihren Armen, und läßt die arme, verlaſſene Mutter in Thränen, mit ihrem namenloſen Jammer allein. Dem armen Mädchen, das er raubt, macht er weiß, er ſey ihr Retter. Er ſpielt eine elende Komödie mit ihr. Er jagt ſie zum Scheine den Räubern ab, die er beſtellt hatte, und die ſeine guten Freunde und Spießgeſellen ſind. Unter der Larve eines Retters hofft er um ſo leichter ihr Verderber zu werden. Ihre edlen Gefühle von Dankbarkeit ſucht er als Waffen gegen ſie zu gebrauchen. Er gibt nun dieſes arme, arme ſchuldloſe Mädchen in die Hände einer nichtswürdigen Kupplerin, die zwar nicht ſeine Baſe iſt, wie er ſie nennt, aber doch ſeine Freundin und Helfershelferin. Er läßt nichts unverſucht, das arme, argloſe Kind zu berücken. Er ſucht ſie durch den Glanz prächtiger Kleider zu verblenden, durch Schmeicheleien ihr Herz zu vergiften, ſie durch falſche Verheißungen zu betrügen. Er verſpricht ihr die Ehe, obwohl ſein Herz nicht daran denkt, nicht daran denken kann, ſie zu heirathen, da dieſes den ganzen Adel gegen ihn aufbringen würde, er ſelbſt aber ſeine anſehnlichen, reichen, adeligen Beſitzungen beinahe alle durch dieſe Heirath verlieren müßte — was er Alles gar gut weiß. Nicht zufrieden, dieſes arme Mädchen um Ehre, Unſchuld, alle Freude des Lebens betrügen zu wollen, will er ſie noch dem ewigen Verderben Preis geben. Die Mutter des Mädchens, ſetzen wir, käme nun zu Euch, und ſpräche: „Ihr, Ritter, gehört unter die Edlen des Landes. Gott hat Euch das Richteramt anvertraut. Eure Pflicht iſt's, die Unſchuld zu ſchützen. Bei Euch ſuche ich Gerechtigkeit gegen jenen Mann, der noch verderblicher iſt, als ein Straßenräuber und Mörder. Ein Straßenräuber nimmt den Menſchen doch nur Geld und Gut — das Geringſte, was er ihnen nehmen kann; aber dieſer Räuber ſucht uns die edelſten Güter — Tugend, Ehre, Zufriedenheit — zu entreißen. Ein Mörder nimmt uns nur das Leben, ein Gut, das wir ja früher oder ſpäter doch einmal verlieren müſſen; aber dieſer Mann zieht auf den Raub aus, meinem armen Kinde Seel' und Seligkeit zu rauben.“ — So ſpräche die Wittwe zu Euch. Was würdet Ihr dieſer armen, bedrängten Mutter antworten, geſtrenger Ritter?“

Der Ritter ſtutzte und ſchwieg betroffen. Er blickte Klara mit forſchendem Auge an. „Der ſchlechte Mann, den Ihr da ſchildert, ſoll wohl ich ſeyn?“ ſprach er.

„Ja, Ihr, Ritter!“ ſagte Klara feſt und beſtimmt.

„Wer hat Euch dieſe Grillen in den Kopf geſetzt?“ rief der Ritter. „Wer unterſtand ſich, heimlich zu Euch zu ſchleichen, und mich bei Euch ſo zu verſchwärzen? Bei Gott und meinem Schwerte“ — —

„Schwört nicht, Ritter,“ ſagte Klara, „ſucht die alten Unwahrheiten nicht durch neue zu vergrößern. Ihr braucht Niemanden zu drohen. Erſt dieſe Stunde, da ich einſam am Fenſter ſtand, und betete und weinte — ließ mir Gott ein Licht aufgehen. Glaubt mir, ich durchſchaue Euch ganz.“

Der Ritter bot nun alle ſeine Beredſamkeit auf, Klara auf andere Gedanken zu bringen. „Wenn ich auch,“ ſagte er, „auf dieſe Art, wie Ihr meint, Euch in meine Gewalt gebracht hätte, müßten Euch dieſe großen Anſtalten nicht ein Beweis meiner großen Liebe ſeyn? Und iſt dieſe unendliche Liebe ein Verbrechen? Wenn ich Euch die Ehe verſprach — ſo drückte ich Euch bloß den heißeſten Wunſch meines Herzens aus. Stände es in meiner Macht, ſo würde ich Euch dieſe Stunde noch zum Altare führen. Ich läugne es nicht — dies hat noch Schwierigkeiten — große Schwierigkeiten; aber traut Ihr es meinem männlichen Muthe, meinem guten Schwerte nicht zu, daß ich ſie alle beſiegen werde? Trotz ſey Allen, die Euch mir nehmen wollen! Gegen eine ganze Welt in Waffen will ich Euch als die Meinige vertheidigen. — Und wo iſt denn das große Elend, in das ich Euch ſtürzte? Ich ſehe es nicht. Iſt denn dieſes Schloß nicht beſſer, als Euer altes, zerfallenes Wohnſtübchen, das Euch kaum gegen Regen ſchützt? Iſt es denn ein ſo großes Elend, anſtatt Eurer rauhen, abgeſchmackten Kleidung feine Stoffe von den zierlichſten Formen zu tragen, mit Gold, Perlen und Edelſteinen geſchmückt zu ſeyn? O meine göttliche Klara, hieltet Ihr denn das wirklich für ein Glück, Euer Leben lang in Eurem alten Schutte unter Eulen zu wohnen, Holz und Waſſer zu tragen, wohl gar noch einſt in der ſtaubigen Scheune zu dreſchen, Heu zu laden und noch rauhere Arbeiten zu thun? Seht, ich ſchwöre es Euch, dieſes Schloß, über das ich verfügen kann, wie ich will, ſoll Euer Eigenthum ſeyn mit allen Gütern, die dazu gehören. Ihr ſollet zu den Edlen und Freien im Lande gezählt werden. Wehe dem, der Euch nicht gnädige Frau nennen wollte! Sollte ich auch durch die Gewalt der Umſtände, was ich jedoch für unmöglich halte, gezwungen werden, einer andern die Hand zu geben, mein Herz bliebe doch ewig Euer.“

„Schweigt!“ rief Klara ernſt, und ſtand mit der Würde einer Königin vor ihm. „Mir kein Wort mehr dieſer Art! Ich habe keinen Ritter zum Bruder, keinen Vater, der dieſe Schmach, die Ihr mir anthut, blutig rächen könnte. Doch iſt ein mächtiger Rächer über mir. Ihn ruf ich an. Er wird mich retten. Da Ihr Eure künftige Gemahlin ſo betrügen könntet, wie kann ich noch ein Fünklein Zutrauen zu Euch haben? Geht, geht, nehmt Eure prächtigen Kleider zurück; o könnte ich ſie dieſen Augenblick mit meinen alten Lumpen, wie Gertrud meine dürftigen, aber reinlichen Kleider nennt, wieder verwechſeln! Mit ihnen ward mir alle Ruhe geraubt. Immer iſt es mir, als habe ich mein Glück mit ihnen abgelegt. Ich befand mich in dieſen prächtigen Kleidern nie wohl. Seht, dort liegen Eure Perlen, Eure Edelſteine; ich trug ſie keine halbe Stunde, — o hätte ich dieſe Kleider auch ſo auf der Stelle ablegen können! Dieſe Perlen ſind kein Erſatz für die Thränen, die Ihr mir ſchon verurſacht habt, noch viel weniger für jene Thränen, die Ihr mir noch verurſachen wollet. Der große Edelſtein dort im Ringe funkelt mir ſchrecklicher, als das Auge des Wolfes, der mich zerreißen wollte. Beſſer wäre es mir, eine arme Magd zu werden, und mein Leben lang zu dienen, als um den Preis, den Ihr mir ſetzt, die Gebieterin dieſes Schloſſes zu ſeyn. Doch, Ritter, wir verſtehen uns nicht. Ich bitte Euch daher, verlaßt mich. Was Euch Alles iſt — dieſe Perlen, dieſe Steine — iſt mir nichts —

gar nichts. Was mir Alles iſt, die edleren Perlen, die köſtlichſten Kleinodien, die Güter höherer Art, gegen die alle Güter der Welt nur Staub ſind, kennet Ihr nicht; wir können daher auch nicht darüber ſprechen. Laßt mich alſo immer ein einfältiges Mädchen nach meiner Art bleiben; ich will Euch nach Eurer Art für einen ſehr klugen Herrn halten, nur für keinen edlen Mann, am wenigſten für meinen Freund. Geht alſo, geht, ich bitte Euch, geht! Vor dem Glücke, das Ihr mir zugedacht habt, grauet mir; lieber will ich in einem dumpfen Kerker auf faulem Stroh verſchmachten."

„Auch dazu kann noch Rath werden," ſagte der Ritter entrüſtet. „Wer bin ich, daß Ihr mir ſo begegnen dürfet? Dieſe meine große Liebe ſtoßt Ihr mit Verachtung zurück? Wißt Ihr nicht, daß nichts tiefer kränkt, als verſchmähte Liebe? Bisher habt Ihr mich nur freundlich und mild geſehen, wie ein Lamm. Treibt Euern Spott nicht mit mir — weckt den ſchlafenden Löwen nicht. Bedenkt, daß Ihr ganz in meiner Gewalt ſeyd, und dieſer entrinnt Ihr nicht. Wollet Ihr nicht nach meinem Willen leben, ſo werdet Ihr am Ende noch müſſen."

Der Ritter ging zornig hinaus. In der Hitze hatte er manches Wort geſagt, das er nachher bei kälterem Blute bereute. Er hatte ſeine Geſinnungen, die das Gegentheil von Klara's Grundſätzen waren, zu unverhohlen an den Tag gelegt. Er übertrug es Gertruden, dieſen Fehler wieder gut zu machen, einzulenken oder weiter zu gehen, wie ſie es für zuträglich finden werde.

Klara blieb den Tag über allein. Man hatte ſie zu Tiſche rufen wollen; aber ſie ging nicht. Man hatte ihr die Speiſen auf das Zimmer gebracht; ſie rührte ſie nicht an. Gegen Abend kam Gertrud auf Klara's Zimmer. Klara ſtützte den Kopf auf die Hand, blickte ſie nicht an, und redete nicht. Gertrud war aber ſchon deſto beredter. Sie verſuchte Alles, was nur immer ein Mädchen von Klara's Alter reizen oder ſchrecken konnte. Sie entwarf ein glänzendes Gemälde von der Glückſeligkeit, die Klara aus kindiſchem Aberglauben von ſich ſtoße. Sie ſchilderte die Qualen des Ritters, die ſchrecklichen Thaten, wozu der Wahnſinn verſchmähter Liebe den ſonſt ſo guten, ſo ſanften Ritter verleiten könnte, mit den ſchrecklichſten Farben. Sie legte dem armen Mädchen gleichſam Leben und Tod vor — das glücklichſte Leben im Glanze, Ueberfluß und beſtändigen Wechſel von Luſtbarkeiten, wenn ſie dem Ritter Gehör gebe: den ſchauerlichſten Tod aber im unterſten Burgverließe, wo ſie unter den fürchterlichſten Qualen, unter Schlangen und Kröten und halbverweſten Todtenkörpern langſam verſchmachten werde, wenn ſie den edlen Ritter ſo verächtlich abweiſen würde.

Klara ſagte: „Gertrud, ich bin vollkommen überzeugt, daß ein ſolches luſtiges Leben ganz nach Eurem Geſchmacke iſt, und daß Ihr einen ſolchen traurigen Tod gar fürchterlich finden würdet. Aber was mich betrifft, ſo verachte ich ein ſolches Leben eben ſo ſehr, als Eure Geſinnungen, und fürchte einen ſolchen Tod nicht ſo ſehr, als Eure Grundſätze. Ich habe nichts zu thun, als Das, was mir mein Gewiſſen ſagt — alles Uebrige, was da kommen wird, bekümmert mich nicht, es ſey Leben oder Tod! Ich bin auf Alles gefaßt — und hiemit wünſche ich Euch gute Nacht.“

Gertrud ſagte mit höhniſchem Lachen: „Nun ſo wollen wir denn ſehen, was Eure kindiſche Naſenweisheit und Ueberklugheit für ſchöne Früchte bringen wird; Ihr dürftet ſie aber doch bitterer finden, als Ihr jetzt wohl meinet!“ — und hiemit ging ſie brummend hinaus.

Viertes Kapitel.

Klara's Gebet.

Klara brachte den Abend — es war der Abend vor Mariä Geburt — in nicht geringer Unruhe zu. Bald warf ſie ſich auf die Knie nieder, und flehte innig zu Gott, ſie aus dieſem Schloſſe, das ihr ein wahres Gefängniß, ja eine Mördergrube ſchien, zu befreien; bald trat ſie an das Fenſter und blickte nach jener Gegend hin, wo ihre Mutter wohnte. „Gute Mutter,“ ſprach ſie, „o wäre ich bei dir! Wie glücklich, wie zufrieden waren wir, als wir allemal an ſolchen heiligen Abenden unſer armes Stübchen aufgeräumt hatten, das kleine Nachtlämplein brannte, du in dem alten Lehnſeſſel von der Arbeit ruhteſt, und ich dir aus der Legende vorlas! Wie unglücklich bin ich dagegen in dieſem reichen Schloſſe! Da ward mir noch nie eine ſolche freudige Stunde zu Theil.“

Hierauf ging ſie wieder unruhig umher; ſie blieb völlig angekleidet. Es ward ſehr ſpät, aber kein Schlaf kam ihr in die Augen. Sie war ſehr ängſtlich; jedes Krachen in dem alten Gebälke ſchreckte ſie. Sie verriegelte ſorgfältig die Thüre; ſie unterſuchte überall die Tapeten an den Wänden, ob nicht irgendwo ein geheimer Eingang wäre. Da fand ſie unvermuthet eine Tapetenthür, die ſie bisher noch nicht bemerkt hatte. Sie öffnete ſie mit leichter Mühe, und entdeckte eine enge Wendeltreppe. Ein Strahl der Hoffnung kam in ihre Seele, es ſey ihr vielleicht möglich, zu entrinnen. Sie nahm eine der Wachskerzen, die auf dem Nachttiſche brannten, empfahl ſich Gott, und ging mit klopfendem Herzen leiſe die ſteinernen Staffeln hinab. Unten führte ein ſchmales, gewölbtes Gänglein zu einer großen, eiſernen Thüre. Klara ſah, daß die Thüre nur mit einem Riegel verſchloſſen ſey. „O daß dieſe Thüre mich hinausführte unter Gottes freien Himmel!“ ſeufzte ſie. Sie ſchob den eiſernen Riegel zitternd zurück. Die Thüre ging auf und Klara ſtand erſtaunt.

Ein heller Schimmer wie von zehn glänzenden Sternen, die einen ſchönen Kranz bildeten, ſtrahlte ihr entgegen. Es war ein ſilberner Kronleuchter, der vor dem Hochaltare einer prächtigen Kapelle hing. Die zehn brennenden Wachslichter bildeten den hellſchimmernden Sternenkranz, erleuchteten den reich mit Gold verzierten Altar, erhellten das blaue, nach alter Art ſpitzig zulaufende Gewölbe und die farbigen Wände von geſchliffenem Marmor, und malten ſich alle zehn, nur etwas matter, in dem glänzend-reinen, mit grauem Marmor gepflaſterten Boden ab. Klara ging mit den lebhafteſten Emfindungen der Freude, Ehrfurcht und Andacht in die Kapelle.

Alles war ſtille, nur ihre leiſen Tritte hallten vom Gewölbe wieder. Sie trat vor den goldenen Altar. Das Altarblatt war ein Muttergottesbild, in einem ſchönen, goldenen Rahmen. Es war genau daſſelbe Bild, das ſich in Klara's Felſengrotte befand; nur war es ungemein lieblicher und geiſtvoller gemalt, und die Farben waren ſo hell und doch ſo mild, daß Klara in ihrem Leben nichts Schöneres geſehen hatte. Das reinſte Entzücken erfüllte ihr Herz. Sie war ganz in die glückliche Zeiten ihrer Kindheit verſetzt. Sie ſank an den Stufen des Altares auf ihre Knie nieder. Ihr Auge hing unverwandt an dem lieblichen Bilde, und die heilige Mutter, mit ihrem wunderſchönen göttlichen Kinde in den Armen, ſchien Klaren lächelnd anzublicken. Klara war ſo gerührt, erfreut, entzückt, daß ihr Thränen in den Augen glänzten; ihre Empfindungen wurden, ohne daß ſie ſelbſt es bemerkte, zu lauten Worten.

„O Du Heiligſte der Jungfrauen," ſprach ſie, „Du Gebenedeiteſte der Mütter! ſo erblicke ich denn Dein ſchönes Bild wieder, das ſchon in den Tagen meiner Kindheit mich ſtets mit heiliger Freude erfüllt hat. O es iſt mir nicht anders, als ſeyeſt Du ſelbſt auf goldenen Wolken zu mir herabgeſtiegen, mich in meinem Jammer zu tröſten. Ich habe eine größere Freude, Dein Bild, Du Mutter meines Heilandes, zu ſehen, als ſähe ich meine leibliche Mutter! O wie froh bin ich, daß in dieſem Schloſſe, das mir nur der Aufenthalt des Laſters ſchien, doch ein Herz ſchlägt, das für Dich — und alſo für Unſchuld, Sittſamkeit, Keuſchheit und jede ſchöne jungfräuliche Tugend Gefühl hat! Geſegnet ſey die fromme Seele, die dieſen Altar ſo ſchön mit Lilien und Roſen zierte, und dieſe hellleuchtenden Wachskerzen anzündete. So bin ich doch nicht unter lauter rohen Menſchen. — O es iſt mir ſchon Troſt, dieſer edlen Seele nahe zu ſeyn, obwohl ich ſie nicht kenne.“

„O Du Göttliche, die Du ſchon längſt in die Freuden des Himmels aufgenommen und allen Leiden der Erde entronnen biſt, blicke herab auf mich! Sieh meine Noth an! Meine Unſchuld iſt in der größten Gefahr. Gefühlloſe Räuber riſſen mich aus den Armen meiner Mutter. Zu ihr konnte ich in jeder Angelegenheit meine Zuflucht nehmen; ihr konnte ich jeden Gedanken meines Herzens offenbaren. Allein jetzt iſt ſie ferne von mir, und kann nur mehr um ihre Klara weinen. Sey Du jetzt meine Mutter, und bitte für mich bei Deinem lieben Sohne, daß Er mich errette.“

„Du ſchätzeſt ja die Unſchuld über Alles. Wegen Deines reinen Herzens wurdeſt Du ſo hoch über alle Engel erhöht und mit Herrlichkeit gekrönt. O ſey Du meine Beſchützerin! Nicht um irdiſche Dinge flehe ich. Gerne wollte ich an den Stufen des Altars hier ſterben, wenn ich dadurch meine Unſchuld retten könnte.“

„Erbarme Dich meiner armen Mutter, der ich, ihr Liebſtes auf Erden, geraubt wurde. Du warſt ja auch Mutter auf Erden. Wie Dein göttliches Kind in Deinen Armen ruhte, ſo ruhte ich einſt auch als ein weinendes Kindlein an der Bruſt meiner Mutter, von ihren Armen umſchloſſen; und unzählige fromme Seufzer und herzliche Gebete für mein künftiges Wohl ſchickte ſie damals zum Himmel. Du weißt ja auch, wie es einer Mutter um's Herz iſt, der man ihr liebſtes Kind nimmt. Ja dieſes Schwert hat einſt Dein Herz durchdrungen. Auch das Herz meiner Mutter durchdringt ein zweiſchneidiges Schwert; ſie iſt nicht nur um mein Leben, ſie iſt — welcher Verluſt noch ſchrecklicher wäre — um meine Tugend beſorgt. O bitte bei Gott, daß Er die gute Mutter an ihrer Tochter dieſen Jammer nicht erleben laſſe!“

„Bitte bei Deinem lieben Sohne, der ja ſchon in Seinem Erdenleben auf Deine Bitte ein großes Wunder gethan hat, bitt' Ihn, daß Er die unedlen Geſinnungen dieſes Ritters, der mir mein ſchönſtes Kleinod rauben will, in edlere verwandle! Der Mann glaubt freilich, mich zu lieben; allein er weiß nicht, was Liebe iſt, ſonſt könnte er das Glück eines armen Mädchens, das ihm kein Leid that, nicht ſeinen wilden Begierden opfern wollen. Ach, daß er edler geſinnt ſeyn möchte! Wie viele arme Mädchen könnte er mit ſeinem Reichthume ausſtatten, daß ſie glückliche Gattinnen und Mütter würden, anſtatt daß ſie, vielleicht von ihm verführt, in Verachtung und Elend umkommen! Wie viel Glückſeligkeit zerſtört er durch ſeinen wilden Sinn! O bitte für ihn, daß er in einer keuſchen Liebe — mit einer edlen Gattin — ſein Glück finden möge! Nochmal, o nochmal! bitte, Gottes Geiſt wolle ihn erleuchten und ſein Herz erweichen, daß er mir das Thor dieſer Mauern öffne — und mich heim laſſe zu meiner Mutter, und auch niemals über ein anderes Mädchen einen ſolchen Jammer bringe, den er über mich bringen möchte.“

„O Du milde, gütige, ſüße Jungfrau! Sieh, ich trage Dir ja keine irdiſchen Wünſche vor. Ich will ja gerne für alle Tage meines Lebens eine arme Magd werden, und die niedrigſten Arbeiten in der glühenden Mittagsſonne und in der ſchneidenden Winterkälte verrichten, wenn ich nur meine Unſchuld bewahre. Selbſt auf den liebſten Wunſch meines Herzens, den ich wohl ehemals in meinen kindlichen Gebeten Dir zu ſagen wagte, auf den Wunſch, mit dem Jünglinge, der mein Herz rührte, glücklich zu ſeyn, will ich Verzicht leiſten, und habe es ja ſchon gethan, obwohl ſich der Wunſch noch wider meinen Willen in mir regt. Wie ich's an Deinem Bilde dort bei der Quelle verſprach, ihn nicht mehr zu ſehen, ſo habe ich es ja auch gehalten. Nur um dies Eine bitte ich, dieſen Mauern zu entrinnen. Gerne will ich den Schleier nehmen, und mich für immer in ein Kloſter verſchließen, wenn ich nur aus dieſen ſchrecklichen Mauern befreiet werde. O ſey meine Fürbitterin! Deine Fürbitte am Gottes Throne iſt gewiß nicht vergebens.“

„Ja, Du guter Gott, lieber Vater im Himmel, um der Fürbitte der reinſten Jungfrau, die uns Deinen Eingebornen zur Welt brachte, erbarme Dich eines armen Kindes, das ganz ohne Hülfe, von ſeiner Mutter getrennt, ohne Vater, ohne Bruder und Schweſter, ohne irgend eine theilnehmende Seele unter feindſeligen Menſchen iſt, die es an Leib und Seele zu verderben gedenken. O rette — rette Du mich, ſonſt bin ich verloren!“ —

Sie brach in einen Strom von Thränen aus. Sie weinte und ſchluchzte, und flehte noch lange. Nach und nach wurde ſie ruhiger, und endlich ganz heiter. Troſt vom Himmel kam in ihr Herz. Alle Furcht verſchwand. Es war ihr nicht anders, als rief eine Stimme in ihrem Innerſten: „Sey getroſt! Das Gebet der Unſchuld blieb noch nie unerhört. Wer um ewige Güter bittet, dem werden ſie zu Theil. Wer das Reich Gottes ſucht, der findet es, und erhält noch alles Uebrige oben darein.“

Ruhig und furchtlos ſetzte ſich nun Klara auf die Stufen des Altars. „Hier,“ ſprach ſie, „will ich ſitzen; hier von den Stufen des Altars mich hinweg zu reißen, wird keine frevelnde Hand wagen. In Deinem Heiligthume, o Gott, an dem Altare, der dem Andenken der reinſten Jungfrau geweiht iſt, habe ich eine ſichere Zufluchtsſtätte gefunden. Ich will nicht mehr von hier weichen, und ſollte ich auch hier vor Hunger und Durſt verſchmachten müſſen. Und will man mich auch mit Gewalt hinwegreißen, ſo will ich den Altar hier feſt umſchließen. Ruhig und heiter ſeh' ich nun Allem entgegen, was noch kommen wird.“

Klara ſaß den Reſt der Nacht ſo da, und ſtützte das Haupt auf die Hand. Die Kerzen des Kronleuchters waren nach und nach abgebrannt und ausgelöſcht, und dichte Finſterniß umgab Klara. Jetzt brach aber der Tag an. Die Morgenröthe ſtrahlte immer heller in die nach alterthümlicher Art bunt bemalten Fenſter der Kapelle, und die glänzenden Farben der Glasgemälde ſchienen zu brennen. Sie hörte das Gebetglöcklein der Kapelle läuten — und bald darauf trat der alte Burgvogt herein, der Mann, der Klara im Garten gewarnt hatte. Er war ſehr erſtaunt, ſie hier am Altare zu erblicken. „Was machteſt du denn hier, liebes Kind!“ fragte er.

„Ich betete vor dem ſchönen Bilde da,“ ſagte

Klara, deren Augen noch roth von Thränen waren.

„Gott ſegne dich, liebe Tochter,“ ſprach der Mann mit hellen Zähren in den Augen, und drückte Klaren freundlich die Hand. „Du biſt ein gutes, frommes Kind. Sieh, dein frommes Gebet, das du vor dem Altare hier verrichteteſt, iſt vor Gott hinauf gekommen, und Er hat es gnädig erhört. Denn — o Wunder über alle Wunder — der Ritter iſt mit Einem Male ganz umgeändert. Wie das zuging, begreife ich nicht; aber daß es ſo iſt, weiß ich gewiß. Doch genug, es iſt von Gott!“

„Liebwertheſte Klara!“ ſprach der ehrliche Burgvogt weiter. „Ich wollte mich ſogleich nach dem Gottesdienſte, der dieſen Morgen hier in der Kapelle gehalten wird, auf Euer Zimmer begeben, um Euch aus Auftrag des Ritters fröhliche Botſchaft zu bringen. Der gute Herr, den ich, als er noch ein Kind war, oft auf meinen Armen getragen habe, und der mich ehemals ſehr geliebt hat, achtete mich einige Zeit her gar wenig mehr, und wich mir überall aus — weil ich ſein Betragen tadelte, und ihm in's Gewiſſen redete. Dieſen Morgen aber ließ er mich ſchon vor Tag rufen. „Alter Freund,“ ſagte er zu mir, „ich habe eine Bitte an dich. Ich trage ſie dir vor, weil ich auf Niemand ein größeres Vertrauen ſetze, als auf dich. Ich denke, du wirſt mir meinen bisherigen Kaltſinn gegen dich vergeben, und mir meine Bitte nicht abſchlagen. Doch ich weiß es ja, ſie wird dich freuen. Sey ſo gut, geh' zu Klara — dem Mädchen, das wir kürzlich hieher brachten — und ſage ihr: Mein unedles Betragen gegen ſie thue mir leid; ich laſſe ſie aufrichtig um Verzeihung bitten; von mir habe ſie nun nicht mehr das Geringſte zu befürchten, im Gegentheile werde ich nur auf ihr wahres Glück bedacht ſeyn, und mein Unrecht zu vergüten ſuchen. Meine Ehrfurcht gegen ſie ſey nun größer als meine Liebe. Sag ihr das! Und ſag ihr, ich habe ſie deinem Schutze übergeben. Deine Tochter ſoll ſie bedienen. Weder Gertrud, noch ich, werden je mehr auf ihr Zimmer kommen. Das Zimmer, die Kapelle, das Gärtchen, das ganze Schloß — einſt der Aufenthalt meiner ſeligen Mutter — ſtehe ihr ganz zu Gebot. Ermuntere ſie, ſprich ihr Muth ein, und laß ihr nichts abgehen.“ So ſprach der Ritter. Hierauf gab er ſeinem Stallmeiſter, meinem alten Freunde, der wie ich denkt, und den der Ritter bisher auch auf die Seite geſetzt hatte, Befehl, eilig zwei Pferde zu ſatteln, und ihn auf einem Ritte, den er vorhabe, zu begleiten. Wirklich ſind ſchon Beide fort. Der nichtswürdigen Gertrud hat er den Abſchied gegeben, und ſie packt eben ein, worüber im ganzen Schloſſe große Freude iſt.“

Während der alte Mann noch ſprach, kam ſeine

Tochter Agnes herein, ein ſchönes, ſanftes Mädchen, voll Unſchuld und Güte. Sie war es, die den Altar mit den ſchönen Blumen geſchmückt hatte, und an jedem Samstag Abends und jedem Abende vor einem Frauenfeſte die zehn Kerzen anzündete, wie die verſtorbene Mutter des Ritters es angeordnet, und eine eigene Stiftung dazu gemacht hatte.

Klara und Agnes grüßten ſich auf das freundlichſte. Ihre gemeinſchaftliche Andacht zur heiligen Jungfrau machte ſie ſogleich zu Herzensfreundinnen. Klara dankte Gott und der heiligen Jungfrau auf den Knien für die wunderbare Sinnesänderung des Ritters, und Agnes und ihr Vater folgten ihrem Beiſpiele. Mit einer Innigkeit und Andacht, wie noch nie, wohnte Klara heute dem Gottesdienſte in der Kapelle bei, und der heutige Feſttag war für ſie ein großes Freudenfeſt.

Beide Jungfrauen lebten nun zuſammen auf Klara's Zimmer ſo fröhlich, ſo vergnügt, ſo friedlich, wie die Engel Gottes. Sie arbeiteten gemeinſchaftlich, aßen an einem Tiſche, beſuchten miteinander die Kapelle, und erheiterten ſich in dem freundlichen Gärtchen. Klara war wieder ſo fröhlich als je; nur der Kummer um ihre Mutter und die Sehnſucht nach ihr machte ihr noch manche trübe Augenblicke. Allein der alte Burgvogt ſagte: „Wartet nur, der Ritter wird es ſchon recht machen — und Ihr kommt gewiß bald zu Eurer Mutter.“

Fünftes Kapitel.

Klara's erfreute Mutter.

Ritter Adelſtan war in Begleitung ſeines getreuen Stallmeiſters durch Wald und Buſch, über Berg und Thal geraden Weges zu Klara's Mutter geritten. Die arme Frau hatte indeß die traurigſten Tage ihres Lebens gehabt. Als Klara des Abends nicht heimgekommen war, wurde es der Mutter unausſprechlich bange. Sie eilte noch am dunklen Abende zur Bleiche hinab an den Fluß, ſich zu erkundigen, ob Klara wirklich dahin gekommen, ob ſie dort nicht aufgehalten worden, oder wann ſie von da weggegangen ſey. Sie bat den Bleicher, die Bleichknechte und alle Landleute, die ſie erblickte, ihr die geliebte Tochter ſuchen zu helfen. Die Männer durchforſchten noch in der Nacht mit angezündeten Fackeln das Thal, den Wald, jeden Buſch — ohne eine Spur von ihr zu finden. Klara wurde ſehr bedauert. Die ganze Gegend ſchien um das fromme, ſchöne Mädchen zu trauern. Die Mutter brachte alle Tage mit Nachforſchungen zu. Allerlei ſchreckliche Gerüchte kamen ihr zu Ohren. Einige ſagten, ſie ſey wohl in den reißenden Fluß gefallen, und von den Wellen mit fortgeriſſen worden. Andere ließen die Vermuthung nicht undeutlich merken, ſie könne, da ſie eine Zeit her ſehr blaß ausgeſehen, und einen geheimen Kummer gehabt habe, ſich wohl gar ſelbſt in den Fluß geſtürzt haben. Einige meinten, ein anderer Wolf, der ſich erſt kürzlich habe blicken laſſen, könne ſie zerriſſen und aufgefreſſen haben. Andere glaubten, die ſchöne Jungfrau könne wohl gar geraubt und entführt worden ſeyn — beſonders da ein Holzhacker verſicherte, er habe zwei geharniſchte Männer mit geſchloſſenem Viſir, die gewiß nichts Gutes im Schilde führten, im Buſche verſteckt auf irgend Jemand lauern ſehen. — Die Mutter ſelbſt hatte einen leiſen Verdacht auf den ſchönen Jäger Rudolph; aber dieſer war ſeinem Vater nicht von der Seite gekommen, und ward auf die Nachricht, Klara ſey verloren, ſo beſtürzt, ſo traurig und herzlich betrübt, daß man für ſein Leben fürchtete. Er hatte mit ſeinen Jägern den ganzen Wald hundert Mal in die Kreuz und Quere durchſtreift — aber vergebens! Er hatte Klara's Mutter öfter beſucht und mit ihr geweint. Sein aufrichtiger Schmerz um Klara gewann ihm das Herz der Mutter ganz. Sie fand den beſten Troſt in ſeiner Geſellſchaft, weil er ihren Schmerz am aufrichtigſten theilte, und auch ihn konnte Niemand ſo gut tröſten, als Klara's Mutter.

Die arme Frau ſaß eben wieder herzlich betrübt in ihrem einſamen Stübchen neben dem Tiſche, und netzte den Faden, den ſie ſpann, mit tauſend

Thränen. Da trat Ritter Adelſtan herein. „Gott grüße Euch, edle Frau," ſprach er; „ich komme, Euch in Eurem Jammer Troſt zu bringen." Er ſetzte, auf ihre Bitte, ſich an die andere Seite des Tiſches, wo ſonſt Klara ſaß. Er betrachtete die arme Mutter; ſie hatte, als er ſie das letzte Mal geſehen hatte, noch ein ſehr blühendes Ausſehen gehabt. Allein jetzt war ihr Angeſicht blaß, ihre Wangen waren eingefallen, ihre Augen roth von Thränen. Sie ſchien um zehn Jahre älter geworden, und war recht ein Bild des Jammers. Dem Ritter fiel es ſchwer auf das Herz, daß er einer ſo vortrefflichen, liebevollen Mutter ein ſo großes Leid bereitet hatte. „O Gottlob," ſprach er bei ſich ſelbſt — während die Mutter ihm ihren unbeſchreiblichen Jammer vergebens zu beſchreiben ſuchte, — „Gottlob, daß ſich dieſes Leid noch vergüten läßt, daß ſich dieſe Thränen noch trocknen laſſen; Gottlob, daß mich Gott davor bewahrte, Klara zu verführen. Weh' demjenigen, der einer Mutter einen Verluſt bereitet, der ſich nicht mehr erſetzen läßt."

Der Ritter ſagte hierauf zu Kunigunde: „Seyd gutes Muths! Ich bringe Euch fröhliche Botſchaft. Klara lebt noch, und iſt noch eben die reine, unbefleckte, an Geiſt und Herzen untadelige Jungfrau, wie ſie aus Euren Armen geriſſen wurde. Ein Mann, der eine heftige Leidenſchaft zu ihr faßte, hat ſie geraubt. Er hielt ſie als ſeine Gefangene auf einer abgelegenen Burg im Walde. Er ließ kein Mittel unverſucht, ſie zu verführen. Schmeicheleien, Geſchenke, prächtige Kleidung, Muſik, Verheißungen, Drohungen, Alles wandte er an, ſie nach ſeinem Willen zu lenken; allein ſie beſtand die harte Probe. Die Unſchuld, die Frömmigkeit der edlen Jungfrau ſiegte über alle Künſte der Verführung.“

„Der Mann, der ſo ſchlecht, niedrig und betrügeriſch an Euch und Eurer Tochter handelte,“ ſprach der Ritter, „bittet Euch nun um Verzeihung wegen des Leides, das er Euch zufügte, und gibt Euch ſein Ritterwort, das ihm ſtets heilig war, und ſchwört es Euch auf ſein Schwert, daß Klara alle ſeine Schmeicheleien abwies. Er iſt bereit, Euch jede Entſchädigung zu geben, die Ihr verlangen werdet. Nun ſagt — ich frage Euch im Namen des Mannes — könnet Ihr ihm verzeihen?“

„O von ganzem Herzen!“ ſagte die Mutter weinend. „Er hat mir freilich ſehr wehe gethan, und er war auf dem Wege, mir das ſchrecklichſte Unrecht zuzufügen, und mich vor namenloſem Jammer in das Grab zu bringen. Allein da er ſeine unerlaubte Leidenſchaft überwand, ſo verdient er dennoch meine Achtung. Wer ſich ſelbſt ſo beſiegt, iſt ja achtungswerther, als wer zehn Siege über die Türken davon getragen, oder gar die ganze Welt erobert hätte.“

„Nun denn,“ fuhr der Ritter fort, und bot ihr mit Thränen in den Augen die Hand, „hättet Ihr das je gedacht? Der Mann — mit einem Herzen voll Schaam und Reue bekenne ich's — bin ich.“ — „Aber nicht wahr,“ — fuhr er fort, da er bemerkte, wie ſie erſchrak, — „Ihr nehmt Euer Wort nicht zurück! Ihr verzeiht mir? Seht, ich komme ja, Euch abzubitten; ich möchte vor Euch auf die Knie niederfallen, um Eure Vergebung zu erlangen.“

Kunigunde, die höchſt erfreut war, alle ihre Befürchtungen wegen ihrer Tochter verſchwunden zu ſehen, ſprach: „Ach, geſtrenger Ritter, es iſt zu viel, daß Ihr Euch ſo tief erniedrigen wollet vor einer armen Frau!“

„Nein, bei Gott nicht,“ ſprach der Ritter. „Da gilt nicht arm noch reich. Es iſt da von edlern Dingen die Rede. Und an der Achtung einer Mutter, die eine ſo gute Tochter erzogen hat, iſt mir mehr gelegen, als an der Achtung vieler Edelfrauen. Gewiß, ich habe Ehrfurcht gegen Klara's Mutter; denn Klaren dank' ich viel — unendlich viel. Durch ſie ward ich ein beſſerer Menſch. Hört einmal, wie das zuging.“

„Ich hatte Klara auf das Schloß Wildeck gebracht, das der Wittwenſitz meiner ſeligen Mutter war, einer gebornen Gräfin von Wildenau. Sie hat dort eine überaus ſchöne Kapelle erbauen laſſen. Zu eben jener Zeit erhielt ſie aus Italien ein entzückend ſchönes Gemälde, das einer der größten Maler gemalt hat, zum Geſchenke. Das herrliche Bild ſtellt die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde vor, und gereicht als Altarblatt der Kapelle zur ſchönſten Zierde. Von dem ehemaligen Wohnzimmer meiner Mutter führt eine geheime Thüre zu der Kapelle. Dieſes Zimmer hatte ich Klaren eingeräumt. Einſt zu Nacht fand ſie den Weg zu der Kapelle. Sie warf ſich vor dem Muttergottesbilde — das dort an der Quelle iſt ein Abbild davon — nieder, und goß da ihr ganzes Herz aus. Sie flehte um Rettung ihrer Unſchuld, um Troſt für Euch, um Beſſerung ihres Räubers. Mich hatten die Unruhe meines Herzens und die Vorwürfe meines Gewiſſens nicht ſchlafen laſſen. — Gleich einem Geſpenſte ſchlich ich zu Nacht in den finſtern Gängen des Schloſſes umher. Ich kam durch Gottes Fügung an ein Gitterfenſter, aus dem man auf den Altar der Kapelle ſehen konnte. Ich hörte eine klagende Stimme in der Kapelle. Ich ſah durch das Gitter — und erblickte die fromme, gute Klara auf ihren Knien vor dem Altare. Ihr Angeſicht war von den brennenden Kerzen des Kronleuchters, der von der Decke herabhing, beleuchtet. Einen ſolchen Ausdruck von Andacht, von Unſchuld, von Frömmigkeit hatte ich noch nie geſehen. Ihre ganze

Stellung war Andacht. Ihr frommes Geſicht war von hellen Thränen benetzt. Sie betete, tief bewegt, mit lauter Stimme. Ihre Worte zeigten das reinſte, edelſte Gemüth. Sie faltete und rang ihre Hände voll Schmerzens, und ihre Blicke waren wie verklärt; jedes Wort kam aus ihrer Seele. Eine heilige Ehrfurcht kam mich an. Ich glaubte einen Engel des Himmels zu erblicken. Ich kam mir ſelbſt als ein Satan vor. Ehrfurcht vor der edlen Klara beſiegte meine unerlaubte Neigung. Ich fühlte es mehr als jemals, daß es noch etwas Edleres gebe, als was wir mit den fünf Sinnen wahrnehmen können. Wie Gottes allgewaltiger Donner rief die Stimme meines Gewiſſens: „Weh dem Manne, der eine ſolche Unſchuld verführen, einen ſolchen Engel zu Fall bringen, ein ſolches Mädchen für ihr Leben unglücklich machen kann!“ Da gelobte ich es Gott mit einem heiligen Eidſchwure, die Jungfrau der Mutter unverletzt zurück zu geben, ihr das Unrecht abzubitten, und ſie auszuſtatten.“

„Aber nun noch Eins!“ ſprach der Ritter. „Aus Klara's Selbſtgeſpräche nahm ich ab, daß ſie bereits eine Neigung habe. Wißt Ihr davon? Kennt Ihr den Jüngling? Billiget Ihr Klara's Wahl?“

Die Mutter erzählte ihm aufrichtig die ganze Geſchichte von Klara's Neigung — von der erſten Veranlaſſung, da Rudolph ihr das Leben rettete, bis zum Augenblicke, da Klara dort am Marienbrunnen ihre Neigung ſo edelmüthig zu opfern gelobte, und ſo redlich Wort hielt.

„Nun," ſagte der Ritter gerührt, „da dies ein Mädchen konnte, warum ſollte ich es nicht können?" — „Aber," fuhr er fort, „du gute Klara, du ſollſt für deinen Edelſinn auch auf Erden ſchon belohnt werden. Der liebſte Wunſch deines Herzens, den du ſo willig Gott zum Opfer brachteſt, ſoll dir dennoch erfüllt werden. O wie freue ich mich, daß ich dich, nachdem ich dir ſo viele Schmerzensthränen auspreßte, nun auch Freudenthränen vergießen machen werde. Und auch mir wird das Herz bei dieſem Gedanken weiter. Ich fühle es, dieſe uneigennützige Liebe iſt ſeliger, als jene ſelbſtſüchtige, die den ſchönen Namen der Liebe nicht verdient."

Der Ritter ſprach noch — da ſah er durch das kleine Fenſter Rudolphen auf die Wohnung zukommen. Rudolph hatte Kunigunden, ſogleich nachdem Klara geraubt worden, unter Thränen gebeten, wenn Klara nicht mehr zum Vorſchein kommen ſollte, und mit ihren unermüdet fleißigen Händen für die geliebte Mutter nichts mehr verdienen könnte, ihn als ihren Sohn zu betrachten, und die kleine Unterſtützung, die er ihr dann ja unmöglich aus eigennützigen Abſichten geben könne, nicht zu verſchmähen. Die Mutter hatte es verſprochen, und nannte ihn mit Rührung Sohn.

Der Ritter gab Klara's Mutter einen Wink, von ſeinem Vorhaben dem Jünglinge vorerſt nichts merken zu laſſen — indem er zuvor deſſen Geſinnungen prüfen, und die Freude, die auf ihn wartete, ihm auf eine gute Art beibringen möchte.

Mit blaſſem Angeſichte und trauriger Miene trat der edle, ſchöne Jüngling in das Stübchen, erkundigte ſich angelegentlich nach der unvergeßlichen Klara, und brachte, da er eben in der Gegend gejagt hatte, der Mutter einige Rebhühner, die er aus ſeiner Jagdtaſche hervorzog.

Unter andern Umſtänden hätte der Ritter den Jüngling wohl nicht ohne geheime Regung des Neides erblickt. Allein in dieſem Augenblicke war ihm das Herz zu groß für eine ſo kleine Leidenſchaft. Auch ſchien Rudolphs Anblick mehr dazu geeignet, Mitleid als Neid zu erregen. Sein blaſſes Ausſehen war dem Ritter ein ſtillſchweigender Vorwurf, und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren: „Mein Gott, wie viele Unglückliche kann doch eine einzige ungeordnete Leidenſchaft machen!“ —

Der Ritter ließ ſich mit Rudolph in ein Geſpräch ein — und er mußte den hellen Verſtand, das feine Gefühl, und überhaupt das Edle in der Sprache und dem Anſtande des jungen Mannes bewundern und Klara's Wahl in ſeinem Herzen billigen. Der Ritter lenkte das Geſpräch auf Klara's Verſchwinden.

„Ach,“ ſagte Rudolph, „auf ſie Verzicht zu leiſten, aus Liebe zu meinem Vater, weil ich ihm durch dieſe Heirath einen Todeskummer verurſachen würde — das hatte ich, wiewohl mit blutendem Herzen, noch vermocht. Aber ſie in den Armen eines Räubers zu wiſſen, der dieſe Perle nicht einmal zu ſchätzen weiß, der nicht einmal ahnet, was für ein Schatz Klara's Herz ſey, das bringt mir noch den Tod.“

Der Ritter ließ ſich's nicht merken, wie tief ihm dieſe Worte in's Herz griffen, und erzählte, was ſich mit Klaren ſeit ihrer Entführung begeben hatte, dem edlen Rudolph auf eine ähnliche Art, wie er es der Mutter vorgetragen hatte, verſicherte ſich der Verzeihung des Jünglings, und ſchloß mit den Worten: „Und von nun an iſt mir Klara nur mehr eine geliebte Schweſter — und du, edler, junger Mann, biſt als Klara's Bräutigam mir ein geliebter Bruder. Ich gehe nun mit dir zu deinem Vater, und da er nichts gegen Klara einzuwenden hat, als daß ſie arm iſt, ſo will ich ihm die Verſicherung geben, daß ſie noch einmal ſo reich iſt, als du; denn was dein Vater dir gibt, das gebe ich ihr mehr als zweifach zu einer kleinen Vergütung des Leides, das ich ihr und ihrer Mutter zugefügt habe.“

Sechstes Kapitel.

Klara's Tugend wird belohnt.

An einem ſchönen, milden Herbſttage ſaß Klara Abends in dem Gärtchen nächſt der Kapelle auf der ſteinernen Bank unter dem großen Nußbaume, und ſtrickte. Agnes hatte anderwärts zu thun. Der Himmel glänzte rein und blau; die Ausſicht über die niedrige Gartenmauer hin in die waldigen Berge voll bunter Laubbäume und dunkler Tannen war unvergleichlich ſchön. Mit Rührung dachte Klara der geliebten Mutter und an die mancherlei kleinen Geſchäfte, die Beide ſonſt gemeinſchaftlich verrichteten, um ſich für den Winter zu verſorgen — an das Hereinbringen der Gemüſe, das Herabnehmen des Obſtes, und an das Aufſchichten des Holzes, das ſie für ihr lang zuſammengeſpartes Geld kauften, herbeiführen und ſpalten ließen. — „Ach,“ dachte ſie, „dort in unſerer glücklichen Armuth und bei den mancherlei ländlichen Arbeiten war ich doch fröhlicher, als jetzt im Ueberfluße und bei geſchäftigem Nichtsthun. O liebſte Mutter, wann werde ich doch dein liebes Angeſicht wieder ſehen!“ — Sie blickte auf, weil ſie glaubte, Agnes kommen zu hören, und ſieh — die geliebte Mutter kam auf dem ſchmalen Wege zwiſchen den Gartenbeeten auf ſie zu. Klara ſchrie vor Freude laut auf, ließ im Freudenſchrecken ihr Geſtrick fallen, flog mit weit ausgebreiteten Armen auf ihre Mutter zu, und ſank an ihre Bruſt. Beide grüßten, küßten, umarmten ſich ſprachlos vor Entzücken und unter den ſüßeſten Thränen. Klara führte ihre Mutter zu der ſteinernen Bank. Sie ſetzten ſich zuſammen. Klara hing an den Blicken der geliebten Mutter, und ließ ihre Hand nicht mehr los. Die liebende Tochter erzählte der liebenden Mutter Alles, was ſie bisher ausſtehen mußte, bis auf den Augenblick, da ihr Gebet vor dem Muttergottesbilde ſo wunderbar erhört ward.

Die Mutter dankte Gott, blickte eine Weile ſtillſchweigend zum Himmel, und ſprach dann: „Weißt du noch, liebe Klara, wie ich dich an jenem Abende, bevor du mir entriſſen wurdeſt, an die Worte Jeſu erinnerte: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Verſuchung fallet.“ — Ach, ich dachte damals nicht daran, was dir bevorſtand! Du aber, liebe Klara, haſt dieſe Worte getreulich befolgt. Du haſt über dich ſelbſt gewacht! Du gabſt nicht nur auf deine Reden und dein ganzes Betragen wohl Acht, ſondern wareſt auch beſtändig auf der Hut, um von Andern nicht durch Schmeicheleien, eitle Verſprechungen, verführeriſche Geſchenke von prächtigen Kleidern und dergleichen hintergangen und zum Böſen verleitet zu werden. Du haſt beſtändig, früh und ſpät, gebetet. Du haſt dich feſt an Gott gehalten, dein ganzes Vertrauen auf Gott geſetzt, zu Ihm um Hülfe gefleht, und Er hat dich auch in Seinen heiligen Schutz genommen, und dich aus der Gefahr errettet. Wer wachet und betet, dem kann keine Verſuchung zum Falle gereichen.“ — Unter dieſen Geſprächen war ihnen eine Stunde wie ein Augenblick entflohen.

Der guten Klara hatte mehrmals die Frage auf den Lippen geſchwebt: „Was macht Rudolph?“ Allein ſie wollte die Frage nicht ausſprechen, um die hocherfreute Mutter nicht etwa zu betrüben. Die Mutter hatte indeß wohl bemerkt, daß Klara noch etwas auf dem Herzen habe, und ſagte endlich: „Eins möchteſt du mich noch gerne fragen, nicht wahr? O liebe Klara! Gegen deine Mutter darfſt und ſollſt du ganz aufrichtig ſeyn. Nun ſo ſprich deine Frage doch aus.“ — Klara neigte ſich an die Bruſt der Mutter, und liſpelte mit ſanftem Erröthen bloß das Wort: „Und Rudolph?“

Die Mutter ſprach mit Rührung von dem edlen Jünglinge, wie er auch da, wo man Klara faſt allgemein für todt, wenigſtens für verloren gehalten, ſich als ein Sohn gegen Klara's Mutter betragen, ſie ſo freundlich getröſtet, ſie ſo oft beſucht, und ſie mit allem Nöthigen verſorgt habe; wie er ihr heilig und vor Gott verſprochen habe, daß er ihr Klara's Verluſt, ſo viel als es ihm möglich, erſetzen, ſie als ſeine eigene Mutter ehren, und gewiß die Stütze ihres Alters ſeyn werde; wie er ſich unſägliche Mühe gegeben habe, Klara aufzufinden; wie er bei allem ſeinem namenloſen Schmerz doch nie das geringſte ſeiner Berufsgeſchäfte verſäumt habe, und wie ſein Vater ihm das Zeugniß gebe, daß man wohl, ſo weit der deutſche Boden reiche, keinen gehorſamern Sohn finden könne. Die Mutter war während dieſes Geſpräches aufgeſtanden. Beide gingen in dem Gärtchen auf und ab. Klara hörte der Mutter mit ſtillem Entzücken zu. Ein Fünklein von Hoffnung glimmte wieder in ihrer Bruſt auf. Denn das wußte ſie wohl, die weiſe Mutter würde nicht mit dieſer Wärme von Rudolph ſprechen — wenn gar keine Hoffnung für Klara wäre. Aber wie groß war erſt Klara's Erſtaunen, als Rudolph an der Hand ſeines Vaters plötzlich zur Gartenthüre herein kam.

Klara erröthete und erblaßte wechſelweiſe. Erſtaunen über das Unerwartete dieſer Erſcheinung machte ſie ſprachlos. — Der Vater, ein biederer, ehrlicher Mann, von altem Schrott und Korn, ging auf Klara zu, drückte ihr die Hand ſo derb, daß ſie hätte ſchreien mögen, und ſagte: „Klara, Ihr ſeyd eine edle Jungfrau. Ihr habt die Feuerprobe beſtanden. Ich möchte mir keine beſſere Schwiegertochter wünſchen. Auch wo ich Euch abgeneigt ſchien, waret Ihr doch edelmüthig gegen mich geſinnt. Ihr ſelbſt wieſet meinen Sohn, wie er mir verſicherte, an das vierte Gebot. Nun weiſe ich Euch Beide an die Verheißung, die Gott dieſem Gebote beifügte. Ich hatte, meine gute Klara, nie etwas gegen Euch. Ihr waret mir ein gutes, ein edles Mädchen. Euer Mangel an Vermögen machte aber — ohne daß man mich deßhalb geizig nennen könnte — daß ich gegen dieſe Heirath ſeyn mußte. Aber jetzt — doch halt, halt, ich ſchwätze aus der Schule! Der edle, großmüthige Mann da" — ſagte er mit einer ehrerbietigen Verbeugung — „mag das beſſer ſagen!"

Klara ſah um — und erblickte den Ritter. — „Erſchrick nicht mehr vor mir, liebe Klara!" ſprach der Ritter. „Du, edles Mädchen, und, ſo Gott will, kein Mädchen auf der weiten Erde, ſoll mehr Etwas von mir zu befürchten haben. Von dem Augenblicke an, da ich dich vor dem Muttergottesbilde in der Schloßkapelle dort — ohne daß du es wußteſt — knien ſah und beten hörte, warſt du mir eine geliebte Schweſter. Verzeih mir daher mein unedles Betragen, liebe Schweſter! Und du, Rudolph, ſollſt von nun an mein geliebter Bruder ſeyn."

„Denn höre, Klara," fuhr er fort, „ich bin dir eine Vergütung ſchuldig für die Leiden, die meine unſelige Verblendung dir verurſachte. Ja ich bin dir noch mehr ſchuldig — mich ſelbſt. Durch deine Frömmigkeit und Tugend bin ich ein edlerer Menſch geworden. Dieſe edlen Geſinnungen ſchätze ich jetzt mehr als Alles, und fühle mich in ihrem Beſitze glücklicher, als mich der Beſitz aller meiner Schlöſſer macht. Verſchmähe daher meinen Dank nicht. Erlaube mir wenigſtens Etwas an meiner großen Schuld abzutragen. Sieh, dieſen kleinen Edelſitz hier, das abgelegenſte meiner Güter, verhieß ich, verblendeter Menſch, dir zum Solde der Sünde. Du wieſeſt das Geſchenk mit Abſcheu zurück. Mit Freuden gebe ich es dir jetzt zum Lohne deiner Tugend. Verſchmähe jetzt dieſe kleine Belohnung nicht! Klara, gieb mir einen Beweis, daß du mir verzeiheſt, daß du mich wieder als einen edlen Mann achteſt! Klara, ſchlag' ein!"

Klara konnte keine Worte finden, ihre Empfindungen auszudrücken. Das Geſchenk kam ihr zu übermäßig groß vor. Die Großmuth des Ritters ſetzte ſie in Erſtaunen. Es war ihr zu viel; ſie zog die Hand zurück.

„O Klara!" rief Ritter Adelſtan, der Klara's Zögerung nicht recht begriff, „verachte mich nicht. Ja, ich verdiente deine Verachtung; aber bei Gott, jetzt nicht mehr. Fürchte nichts mehr — fürchte keinen Rückfall. Denke nicht, daß ich dein Herz auf eine andere Art erobern wolle. Sieh', meine Pferde ſtehen bereit. Ich ziehe in den Krieg; ſchon habe ich mein Wort verpfändet, in acht Tagen bei dem Heere einzutreffen. Alle Anſtalten ſind gemacht. Auf der Stelle brech' ich auf. Du ſiehſt mich vielleicht das letzte Mal. Laß mich deine Achtung, als meinen einzigen Troſt, mit auf den Weg nehmen, und wenn du höreſt, daß ich gefallen ſey, ſo ſchenke mir eine fromme Thräne, und ſag' dann: Er war doch kein ſchlechter Mann."

Klara weinte, reichte ihm die Hand, und ſagte: „Ritter, Ihr ſeyd ein edler Mann. Ich danke Euch für Euer großmüthiges Geſchenk." Alle waren gerührt.

„Kommt jetzt noch einen Augenblick zur Kapelle," ſagte der Ritter, bot Klaren den Arm und Rudolphen die Hand, und führte ſie ſo zu dem Altare. „Dein Gebet vor dieſem Altare, vor dieſem Bilde, du fromme Klara," ſprach der Ritter, „hat mein Herz umgeändert; da faßte ich zuerſt den Entſchluß, als ein edler Mann an dir und jedem Mädchen zu handeln. Meine fromme Mutter hat dieſes Bild hier aufgeſtellt. Ich war auf dem Wege, ihre mütterlichen Ermahnungen, und was ich ihr auf ihrem Sterbebette gelobte, zu vergeſſen. Du, gutes Mädchen, machteſt mir das Andenken an meine ſelige Mutter auf's Neue heilig, und führteſt mich wieder auf den guten Weg zurück."

„Vor dem lieblichen Bilde hier gelobte ich es Gott, zu Klara's Vermählung mit Rudolph, was in meinen Kräften ſteht, beizutragen. So reicht euch denn hier die Hände, und verſprecht einander die Ehe. Mit euern Eltern hab' ich ſchon Alles in's Reine gebracht. Du, Klara, und deine Mutter, ihr bleibet hier, und macht, mit Beihülfe meines alten Schloßvogtes, die nöthigen Anſtalten, um euch einzurichten. Rudolph bleibt noch ein Jahr bei ſeinem Vater, um, da die Einkünfte dieſes Schloſſes meiſtens aus den Waldungen gezogen werden, ſeines Geſchäftes vollends Meiſter zu werden. Aber über das Jahr, an eben dem Tage, da Klara vor dem Bilde hier kniete, ſoll ſie an eben dem Altare mit Rudolph vermählt werden.“

Rudolph und Klara reichten ſich unter Thränen die Hände. Rudolph's Vater und Klara's Mutter ſtanden mit Thränen in den Augen dabei. Gerührt und ſchweigend knieten Alle eine Zeit an den Stufen des Altars, und darauf begleiteten ſie den Ritter in den Schloßhof, wo ſeine Pferde bereit ſtanden. Er bot Allen die Hand, ſchwang ſich dann auf ſein Pferd, und ſprengte, von vielen Reiſigen begleitet, im Galoppe davon.

Nach einem Jahre war Hochzeit. Rudolph und Klara lebten ſo glücklich, als ſich's bei ihren edlen Geſinnungen erwarten ließ. Rudolphs Vater und Klara's Mutter lebten aber in ihren Kindern und Enkeln wieder neu auf.

Nach drei Jahren kam der Ritter unverſehrt aus dem Kriege zurück. Er vermählte ſich mit einem ſehr edlen Ritterfräulein aus der Gegend, und ward der glücklichſte Gatte und Vater. Alle Jahre einmal beſuchte er Rudolph und Klara, und freute ſich an der Seite ſeiner Gemahlin über Klara's und Rudolph's Eintracht und Liebe und über ihre holden Kinder.

Von der wunderbaren Begebenheit, die bei dem Muttergottesbilde vorgegangen war, verbreitete ſich ein dunkles Gerücht in der ganzen Gegend. Viele glaubten, die Sinnesveränderung des Ritters ſey ein unmittelbares Wunder geweſen. Allein auch diejenigen, denen die Umſtände näher bekannt waren, ſagten: „Obwohl die Fügung, daß der Ritter das Gebet der frommen Jungfrau hörte, die Veranlaſſung zu ſeiner Beſſerung war, ſo hat es doch Gottes heilige Vorſehung ſo gefügt, und eben dadurch Klara's Gebet wunderbar erhört.“

Die Landleute aus allen Dörfern weit umher beſuchten mit ihren Kindern die Kapelle; auch viele Ritter und Rittersfrauen, aus nahen und fernen Schlöſſern, kamen mit ihren Söhnen und Töchtern dahin. Jede Mutter ſtellte die heilige Jungfrau ihrer Tochter als ein Bild der Unſchuld und Reinheit vor, und ermahnte ſie, ihrem ſchönen Beiſpiele zu folgen, wie es Klara gethan hatte. Jeder Vater forderte ſeinen Sohn auf, dem Ritter Adelſtan nicht in deſſen Verblendung zu gleichen, ſondern deſſen beſſere Geſinnungen nachzuahmen. — Klara's merkwürdige Geſchichte gereichte vielen Jungfrauen und Jünglingen jener Zeit zum Heile; möchte das Leſen dieſer Geſchichte unter Gottes Beiſtand auch zu unſerer Zeit noch dem blühenden Alter zum Segen gereichen!

* * *

Das beſte Erbtheil.

Erſtes Kapitel.

Die Familie Vollmar.

Friedrich Vollmar, ein angeſehener Kaufherr, und Thereſe, ſeine vortreffliche Ehegattin, gehörten mit ihren zwei hoffnungsvollen Kindern, Max und Franziska, nicht nur unter die reichſten, ſondern — was noch mehr iſt! — unter die würdigſten Familien einer großen Handelsſtadt. Herr Vollmar hatte ſeine Handlung von ſeinem Vater in einem ſehr guten Zuſtande übernommen; durch Kenntniß, Fleiß und Rechtſchaffenheit gelang es ihm, ſeine Geſchäfte noch mehr in das Große zu treiben, und ſich ſehr bedeutende Reichthümer zu erwerben. Der beſcheidene Mann aber ſagte öfter zu ſeiner Hausfrau: „Liebe Thereſe! Alles, was wir haben, iſt Gottes reicher Segen; unſer größter Schatz aber ſind unſere Kinder. Dieſe gut zu erziehen, ſey die wichtigſte Angelegenheit unſers Herzens.“

Bisher hatte Herr Vollmar in ſeinen Handlungsgeſchäften nichts als Glück gehabt. Allein nun kam es anders! Eines Morgens, da Herr Vollmar in dem gewöhnlichen Wohnzimmer mit Frau und Kindern bei dem Frühſtücke ſaß, kam der Briefträger und brachte einen Brief, der die Nachricht enthielt: Ein großes Handelshaus, mit dem Herr Vollmar in Verbindung ſtand, habe ganz unerwartet ſeine Zahlungen eingeſtellt, und die Schuldenlaſt ſey ungeheuer groß.

Das war für Herrn Vollmar ein harter Schlag! Ein großer Theil ſeines Vermögens war verloren. Allein wie Glück und Reichthum ihn nicht übermüthig gemacht hatten, ſo machte ihn Unglück und Verluſt nicht kleinmüthig. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen,“ ſprach er zu ſeiner Frau, und ſie fuhr fort: „Der Name des Herrn ſey gebenedeit.“

Der weiſe Vater benützte dieſes traurige Ereigniß ſogleich zur Belehrung ſeiner Kinder. „Das iſt es,“ ſprach er, „was ich euch immer ſage: Auf die Reichthümer dieſer Erde dürfen wir uns nicht verlaſſen, ſondern allein auf Gott, der ſie uns gibt und nimmt, und ſie uns wieder geben kann, wenn Er es Seinen weiſeſten Abſichten gemäß findet.“

Dies könnet ihr recht auffallend aus der Geſchichte eures Urgroßvaters und eurer Urgroßmutter, ſowie eures Großvaters und eurer Großmutter erſehen, deren Bildniſſe, in reiche goldene Rahmen gefaßt, die ſchönſte Zierde dieſes Zimmers ſind.“

„Euer Urgroßvater, mein Großvater, Lukas Vollmar, war wohl der reichſte Mann in der Stadt. Alles zuſammen, was wir hatten und noch haben, war im Vergleich mit ſeinem Vermögen, nur wenig. Allein durch den dreißigjährigen Krieg, von dem ihr oft reden gehört, wurde er arm. Er mußte ſich vor dem Feinde flüchten. Meine Großmutter hatte dieſen Jammer nicht mehr erlebt. Sie war kurz zuvor, ehe der Großvater ſich zur Flucht genöthigt ſah, geſtorben. Der einzige Sohn, den ſie hatten, mein Vater, war damals noch ein zartes Knäblein; mein Großvater hatte ihn auf ſeiner Flucht mit ſich genommen.“

„Bald darauf wurde dieſe unſere Stadt von dem Feinde hart bedrängt; unzählige Kugeln, von denen man hie und da noch eine eingemauert findet, wurden in die Stadt geworfen, viele Häuſer in die Aſche gelegt. Auch in dieſes unſer Haus, das wir jetzt noch bewohnen, fiel eine große Bombenkugel und richtete große Verheerungen an, jedoch ohne es in Brand zu ſtecken. Die Stadt wurde vom Feinde erobert und geplündert. Viele Familien geriethen in das äußerſte Elend; Hunger und anſteckende Krankheiten rafften viele Menſchen hinweg. Es war eine betrübte, jammervolle Zeit.“

„Mein ehrwürdiger Großvater lebte indeß im fremden Lande. Es ging ihm da ſehr hart. Er hatte ſich auf ſeine Reiſe wohl mit Geld verſehen; allein es traf ihn das Unglück, unterwegs von dem Feinde ausgeraubt zu werden. Die Freunde, bei denen er eine gute Aufnahme zu finden gehofft, thaten gegen ihn ſehr fremd. So lange er reich geweſen, hatten ſie ihn hoch geehrt; da er aber in dürftigen Umſtänden bei ihnen angekommen war, wollten ſie ihn kaum mehr kennen. Er mußte ſich glücklich ſchätzen, bei einem Kriegskommiſſär, der die Lieferungen zur Armee beſorgte, eine kleine Anſtellung zu finden. Er brachte ſeinen Sohn Hugo, meinen Vater, ſobald dieſer das erforderliche Alter erreicht hatte, in einem ſehr guten, einige Meilen von ſeinem damaligen Aufenthalte entfernten Handelshauſe als Lehrling unter. Als mein Vater ungefähr vierzehn Jahre alt war, wurde mein Großvater plötzlich von dem hitzigen Fieber ergriffen, das durch den Krieg ſich auch in jene Gegend verbreitet hatte. Der Großvater ahnete ſeinen nahen Tod, und ließ ſogleich einen eigenen Boten abfertigen, ſeinen geliebten Hugo, dieſen ſeinen einzigen Sohn, an ſein Sterbebett zu rufen. Allein als der Sohn ankam — erblickte er nur noch die Leiche des geliebten Vaters, und benetzte deſſen erblaßtes Angeſicht mit heißen Thränen. So ſtarb dieſer edle Mann, der vor wenigen Jahren noch in großem Anſehen ſtand und große Reichthümer beſaß, im fremden Lande — ſo zu ſagen als landesflüchtig — in Armuth und Elend. Der Jammer ſeines Sohnes bei der Leiche des geliebten Vaters war unausſprechlich. Er hielt ſich aber von nun an, da er jeder menſchlichen Stütze beraubt war, deſto feſter an Gott.“

„Nachdem Hugo ſeine Lehrjahre zurückgelegt, bei ſeinem Lehrherrn noch einige Zeit als Handlungsdiener unermüdet gearbeitet, es in der Folge bis zum erſten Buchhalter gebracht hatte, und endlich der furchtbare Krieg beendigt war und die Welt ſich wieder des Friedens erfreute, kehrte Hugo, mein geliebter Vater, in dieſe unſere Vaterſtadt zurück, — arm an Gütern dieſer Erde, aber reich an Kenntniß und Tugend. Er hatte ſich zu einem trefflichen Kaufmanne gebildet. Durch die weiſe Vorſorge des Magiſtrats war ihm doch wenigſtens dieſes unſer gegenwärtiges Haus erhalten worden. Allein er fand darin nur leere Kaſten; jedoch waren zwei vortrefflich gemalte Bildniſſe ſeiner Eltern zu ſeiner großen Freude noch unverſehrt vorhanden. „Seht ſie einmal recht an!“ ſprach er zu ſeinen Kindern. „Hat dieſer euer Urgroßvater, in ſeiner alterthümlichen Tracht, nicht ein recht würdiges Ausſehen? Und eure Urgroßmutter, ſieht man es ihr nicht an, daß ſie eine recht fromme, beſcheidene, ſanfte Frau war? Ja, meine lieben Kinder, beide waren edle Menſchen, wahre Chriſten.“

Betrachtet nun auch die zwei Bildniſſe meines Vaters und meiner Mutter, eurer Großeltern. Ich habe beide malen, und ſo wie die anderen zwei Gemälde in goldene Rahmen faſſen laſſen. Den edlen, vortrefflichen Hugo Vollmar haſt du, Max, noch gekannt und kannſt dir ihn noch vorſtellen. Er hat dich oft auf ſeinen Armen getragen und auf ſeinen Knien geſchaukelt. An die gute, liebreiche Frau, die immer ſo freundlich gegen euch war, und euch ſo reichliche Weihnachtsgaben beſcherte, erinnert ihr euch wohl noch Beide! Mein ſeliger Vater — dieſer euer Großvater — mußte ſeine Handlung mit nichts, ja, ſo zu ſagen, mit weniger als nichts, mit Schulden aufs Neue wieder anfangen. Er wählte ſich dennoch keine reiche, ſondern eine ſehr verſtändige und tugendhafte Bürgerstochter zu ſeiner Ehegattin, deren Eltern durch den Krieg auch Alles verloren hatten. Er war überzeugt, mit ihr in ſeinem Hausweſen weiter zu kommen, als mit einer andern, die zwar viel Geld, aber wenig Verſtand und Tugend hätte. Seine Geſchäftskunde, ſein Fleiß, ſeine Thätigkeit, ſeine Rechtſchaffenheit, ſowie ihre weiſe Sparſamkeit, ihre Einſicht in Führung des Hausweſens halfen zuſammen, daß ſie zu einem nicht unbedeutenden Wohlſtand gelangten.“

„Nun hört noch, was für gute Lehren dieſe Geſchichte für euch enthält!“

„Wie das Beiſpiel eures Urgroßvaters euch lehrt, wie leicht man ohne ſein Verſchulden ein großes Vermögen verlieren und davon nichts übrig behalten könne; ſo zeigt das Beiſpiel eures Großvaters, wie man bei Gottesfurcht, Fleiß und Rechtſchaffenheit von Nichts zu Etwas kommen könne.“

„Was mein Vater mir öfter ſagte, hat er mir auch mit ſeinem Beiſpiele gezeigt. So wohlhabend er wurde — er blieb immer bei ſeiner einfachen, bürgerlichen Lebensart; er machte keine unnütze Ausgaben, ſondern legte immer etwas auf die Zeit der Noth zurück. Indeß war er durchaus nicht knickeriſch. Er hatte immer die geſchickteſten und treueſten Handlungsdiener und die beſten Dienſtboten, weil er ſie gut behandelte und gut bezahlte. Er war ein großer Wohlthäter der Armen.“

„Seine Lehre, ſein Beiſpiel, glaube nun auch ich getreulich befolgt zu haben. Wenn ich und eure Mutter, wozu wir wohl das Geld hatten, großen Aufwand gemacht, prächtige Hauseinrichtung angeſchafft, große Tafeln gegeben, Kutſche und Pferde gehalten, Vergnügungsreiſen und dergleichen gemacht hätten, ſo wären wir jetzt ſehr ſchlimm daran. Der große Verluſt, den wir jetzt erleiden müſſen, könnte wohl den Sturz unſers Handelshauſes nach ſich ziehen. So aber läßt er ſich verſchmerzen. Er wird in meiner Handlung keine bedeutende Störung machen. Ich kann meine

Geſchäfte noch wie ehevor fortſetzen; wir brauchen in unſerer gewohnten Lebensweiſe keine Einſchränkungen zu machen, die, wenn man plötzlich ſich dazu gezwungen ſieht, immer empfindlich fallen und beſchämend ſind.“

„Reichthum hat überhaupt große Gefahren. Die Kinder reicher Eltern werden gar zu leicht nachläßig, und mögen ſich keine rechte Mühe geben, etwas zu lernen; ſie glauben, es nicht nöthig zu haben. Wenn man ſich Alles, was man wünſcht, anſchaffen kann, verfällt man leicht in Prachtliebe und Vergnügungsſucht. Dieſer unſer Verluſt kann uns hingegen zum Gewinne werden und uns zum großen Segen gereichen, wenn wir lernen, mehr auf Gott zu vertrauen als auf Geld und Gut — wenn auch ihr immer mehr einſehen lernet, wie nothwendig Arbeitſamkeit, weiſe Sparſamkeit und Genügſamkeit ſey. Dies will Gott uns lehren, indem Er uns jetzt einen Theil unſers Vermögens entzieht. Macht dieſe Lehre euch zu Nutzen und laßt uns Gott für ſeine Schickung danken.“

So redete Herr Vollmar mit ſeinen Kindern, und wußte ſo aus einem Ereigniſſe, das ihm Schaden brachte, höhern Vortheil zu ziehen, wie die Biene auch aus ſchädlichen Blumen Honig zu ſammeln weiß.

Der Sturz des großen Handelshauſes, bei dem Herr Vollmar ſo vieles verloren hatte, zog den

Fall einiger anderer Kaufleute nach ſich, an denen er abermal verlor. Herr Vollmar bedauerte ſie von Herzen. „Sie ſind viel unglücklicher als ich,“ ſagte er; „wie gerne wollte ich Allen helfen, wenn es in meiner Macht ſtände.“ Indeß that er, was er konnte. Er unterſtützte diejenigen, denen noch zu helfen war, ſo großmüthig mit Geld und Bürgſchaften, daß ſie ihre Geſchäfte wieder fortſetzen konnten.

Allein die Zeiten wurden dem Handel immer ungünſtiger, und er gerieth großen Theils ins Stocken. Nach manchen Waaren, die vor kurzer Zeit noch guten Abſatz gefunden, war keine Nachfrage mehr; ſie blieben liegen. „Je, nun,“ ſagte Herr Vollmar, „die Zeiten ſind verſchieden. Auch der Landmann hofft, wenn er den Acker im Schweiße ſeines Angeſichts angebaut hat, auf eine reiche Aernte; aber ungünſtige Witterung und Hagelſchlag vereiteln nicht ſelten ſeine Hoffnung. Wie ſollte es dem Kaufmanne beſſer gehen! Allein bei Allem, was geſchieht, hat Gott Seine weiſeſten Abſichten; auch was uns unangenehm dünkt, dient uns zum Beſten. Wir müſſen uns darein ergeben, und demüthig und vertrauensvoll ſagen: „Sein heiliger Wille geſchehe!“

Ein neuer Unglücksfall traf Herrn Vollmar ſehr ſchmerzlich. Ein Schiff mit Waaren von großem Werthe, auf die er bereits große Beſtellungen hatte, war untergegangen. Er war darüber allerdings ſehr beſtürzt; allein er ſagte: „Gottlob, daß doch wenigſtens die Mannſchaft gerettet wurde! Ein Menſchenleben iſt mehr werth, als die ganze reiche Ladung des untergegangenen Schiffes.“

Indeß fing die Lage des Herrn Vollmar denn doch an bedenklich zu werden. Er ſetzte ſich an ſeine Handlungsbücher und berechnete den gegenwärtigen Zuſtand ſeines Vermögens: „Leider!“ ſagte er, als er die Feder weglegte, „kann es dazu kommen, daß ich meine Handlung aufgeben muß, und von meinem Vermögen mir nur wenig bleiben wird. Indeß gereicht es mir doch zum Troſte, daß ich als ehrlicher Mann alle meine Gläubiger befriedigen kann, und daß Niemand an mir verlieren wird; mein Gewiſſen vor Gott und meine Ehre vor den Menſchen bleiben unbefleckt, und kein Menſch wird ſich verſucht fühlen, mir zu fluchen. Wenn ich indeß von meinen Gläubigern nur nicht gepreßt werde — wenn ſie mir Zeit geſtatten, meine Geſchäfte zu ordnen, ſo hoffe ich mich aus der gegenwärtigen Verlegenheit ganz gewiß heraus zu reißen.“

Allein ein ſehr reicher Wechſelherr drohte dieſe Hoffnung zu vereiteln. Herr Vollmar hatte ihm in Zeit von acht Tagen einen Wechſel von mehreren tauſend Gulden zu bezahlen. Er bat ihn um eine längere Friſt. Allein der reiche Mann ſagte mit der größten Gleichgültigkeit: „Sie zahlen — oder ich klage auf Wechſelarreſt. Wenn ich heute über acht Tage — das iſt,“ ſagte er, indem er in ſeinen Kalender ſah — „am Donnerſtage den zwanzigſten Juni dieſes Jahres — mein Geld nicht baar und blank, und in guten, gangbaren Sorten hier auf dem Tiſche ſehe, ſo wandern Sie unvermeidlich in das Gefängniß.“

Herr Vollmar ging ſehr bekümmert nach Hauſe. „Ach,“ ſeufzte er auf dem Wege, „mir iſt es nur um meine gute Frau und meine lieben Kinder! O wie werden ſie jammern, wenn der Vater ſich in das Gefängniß begeben muß! Guter, barmherziger Gott, wende Du dieſen Jammer von ihnen ab!“

Zweites Kapitel.

Der blinde Greis.

Herr Vollmar entſchloß ſich, zwei Freunde, denen er in früheren Zeiten ſchon öfter aus Geldverlegenheiten geholfen hatte, zu erſuchen, ihm die benöthigte Summe vorzuſtrecken. Er wußte, daß beide zuſammen über ſo viel vorräthiges Geld, als er nöthig hatte, verfügen konnten und er zweifelte nicht, ſie würden ſeiner Verſicherung glauben, daß bei ihm keine Gefahr ſey, auch nur einen Gulden zu verlieren. Allein der Eine ſagte mit ganz ausnehmender Höflichkeit, es thue ihm unendlich leid, daß er nicht dienen könne, indem er gegenwärtig ſelbſt eine bedeutende Zahlung zu leiſten habe; der Andere zückte die Achſeln und ließ ſich nicht undeutlich merken, daß er den Verſicherungen des Herrn Vollmar nicht ſo ganz glaube, und deſſen Umſtände für verzweifelt halte. Dieſer Undank ſeiner vermeinten Freunde ſchmerzte Herrn Vollmar tief. „Allein,“ dachte er, „es iſt mir doch noch ein Freund geblieben, der mich gewiß nicht verläßt.“ Er ging vor das Stadtthor. „Ja, Du lieber Gott,“ ſprach er mit einem Blick zum Himmel, ſobald er in das Freie kam, „Du kannſt, Du wirſt mich nicht verlaſſen. Dir habe ich immer vertraut! Dir empfehle ich mein Weib und meine Kinder! Du wirſt für uns alle väterlich ſorgen.“

Er ging ſeinem Garten zu, um da ſeinen trüben Sinn ein wenig aufzuheitern, und für ſeine beklommene Bruſt friſche Luft zu ſchöpfen. Er trat in den Garten. Die Sonne ſchien ganz ungemein freundlich, die Vögel ſangen ihr Abendlied, die Blumen prangten in ihrem bunten Farbenſchmuck. Allein es wurde ihm auf einmal unbeſchreiblich ſchwer um das Herz. „Ach,“ ſprach er, „es wird mich doch recht hart ankommen, den ſchönen Garten, auf den ich ſo viel verwendet und in dem ich ſo viele fröhliche Stunden zugebracht habe, zu verkaufen! Dazu wird es wohl kommen. Ueberdies werde ich vielleicht gar noch mit Frau und Kindern mein Haus verlaſſen und, weiß Gott, in welchem Winkel der Erde, eine Zuflucht ſuchen müſſen." Er wurde ſehr traurig, und hätte auf die Knie ſinken mögen, um Gott, der in allen Seinen Schickungen die lautere Weisheit und Güte iſt, um Troſt und Hülfe anzuflehen. Da er aber in dem nächſten Garten Leute bemerkte, ſo ging er in ſein Gartenhaus, um dort zu beten. Hier, in dem kleinen Saale kniete er nieder, und ließ ſein Herz ungeſtört mit Gott reden. „Dir, o Gott," ſprach er, „vertraue ich und werfe mich ganz in Deine Vaterarme; mache Du es mit mir nach Deinem göttlichen Wohlgefallen." Er blieb mit feſtgefalteten Händen und emporgerichteten Blicken noch lange unbeweglich ſo knien.

Da hörte er draußen vor den Fenſtern eine helle, liebliche Stimme, die laut und mit beſonderem Nachdrucke ſagte: „Sey getroſt, der liebe Gott wird helfen!" Herr Vollmar ſtand auf und trat an das Fenſter, aus dem man in das Feld hinaus ſehen konnte. Ein ſchmaler Fußpfad führte hier zwiſchen dem Garten und den Kornfeldern vorbei, der Stadt zu. Ein ehrwürdiger Greis mit ſchneeweißen Haaren, den ein lockiger Knabe mit blühend rothen Wangen an der Hand leitete, kamen des Wegs. Beide waren ſehr dürftig, aber ſehr reinlich gekleidet. Der Knabe ſagte jetzt, eben ſo deutlich und vernehmlich, wie vorhin: „Hier unter dieſem Baum' iſt ein ſchöner, grüner Sitz. Du biſt ſehr müde, lieber Großvater. Ruhe hier noch ein wenig aus, und ſey getroſt. Es iſt gar nicht mehr weit in die Stadt. Ich ſehe ſchon das Thor."

Beide ſetzten ſich unter den Baum, der nur wenige Schritte vom Gartenhauſe entfernt, auf einer kleinen Anhöhe ſtand. Die Abendſonne beleuchtete und verklärte gleichſam das ehrwürdige Angeſicht des Greiſes und das liebliche Geſicht des Knaben. Die zärtliche Sorgfalt des Kindes für den alten Mann gewährte dem Herrn Vollmar einen ſehr rührenden Anblick. Sie aber konnten ihn nicht ſehen; denn vor dem Fenſter befand ſich ein Gitter von engen, grün angeſtrichenen Stäben.

„Es iſt ein großes Wagſtück," ſprach der Greis über eine Weile, „daß ich alter, blinder Mann noch den weiten Weg in dieſe Stadt mache. Ich bin nicht ohne Kummer. Ich hörte freilich, der geſchickte Augenarzt habe ſchon viele arme Blinde umſonſt geheilt, und ich hoffe, er werde dieſe Barmherzigkeit auch an mir thun! Allein wird meine Blindheit wohl zu heilen ſeyn? Auch iſt unſere kleine Baarſchaft auf der Reiſe ſchon ziemlich zuſammen geſchmolzen. Die Augenkur kann ſich in die Länge ziehen, und wovon wollen wir dann leben? Es ſind nun bald fünfzig Jahre, daß ich in dieſer Stadt als Maurergeſelle arbeitete; ich kenne keinen Menſchen mehr, und auch mich wird kein Menſch mehr kennen. Die Leute, die damals in dieſer Stadt lebten, waren ſehr fleißig und gewerbſam, und deßhalb ſehr wohlhabend, auch überaus wohlthätig; ihre Gebeine ruhen aber nun längſt in der Erde. Gott gebe, daß wir unter dem gegenwärtigen Geſchlechte gute Menſchen finden, die uns ein Winkelein in ihrem Hauſe einräumen, uns täglich eine Suppe geben — und nicht zu viel Bezahlung von uns verlangen.“

„Sorge nicht, liebſter Großvater,“ ſagte der Knabe. „Und wenn uns auch das Geld ausgehen ſollte, ſo will ich bei den reichen Leuten dieſer Stadt ſchon recht bitten und flehen, daß ſie ſich deiner erbarmen. Sie ſind gewiß nicht ſo unbarmherzig, uns in Hunger und Kummer verſchmachten zu laſſen. Und dann vergiß die Hauptſache nicht: Der alte Gott lebt ja noch! Das ſagſt du ja ſelbſt immer. Er wird ſchon für uns ſorgen und uns barmherzige Leute finden laſſen.

„Ich hoffe das auch,“ ſprach der Großvater; „allein ich bin doch etwas verzagt und kann mich nicht alles Kummers erwehren.“

Der Knabe ſagte: „Sieh, lieber Großvater, ich habe dich jetzt bis hieher an der Hand geleitet. Könnteſt du glauben, daß ich dich hier ſitzen laſſen und davon lauſen könnte? Denke doch von dem lieben Gott nicht geringer, als von einem einfältigen Knaben! Das wäre ja eine große Sünde.“

„Du haſt Recht, lieber Aloys,“ ſagte der Greis. „Gott, der uns bisher geführt hat, wird uns nicht verlaſſen. Er wird weiter ſorgen für einen armen, blinden Mann.“

Herr Vollmar, der dieſes Geſpräch deutlich vernommen hatte, ward ſehr gerührt. „Mein Gott,“ ſagte er, „blind ſeyn — den ſchönen blauen Himmel, das grüne Laub, die Blumen, die Sonne, das Angeſicht des Menſchen nicht ſehen können, das iſt hart! Dieſer Jammer iſt noch viel größer, als der Verluſt, der mir bevorſteht. Ich habe doch noch meine beiden geſunden Augen — und wenn ich auch mein ganzes Vermögen verlieren ſollte, was wäre es gegen den Verluſt der Augen? Dieſe armen Leute, dieſer gute Greis, dieſer holde Knabe wiſſen ſich in ihrem Elende mit ihrem Vertrauen auf Gott ſo gut zu tröſten! Es wäre nicht recht, wenn ich weniger Vertrauen auf Gott hätte!“

Jetzt kam die Frau des Herrn Vollmar mit ihren zwei Kindern in den Garten. Der Kummer ihres Mannes verwundete ihr Herz tieſer als der bevorſtehende Verluſt ihres Vermögens. Herr Vollmar hatte, als er ausging, ihr geſagt, er habe erſt zwei nöthige Gänge zu machen, und werde ſich dann in den Garten begeben. Sie war ihm in den Garten gefolgt, um den guten Mann nicht ſo allein ſeinem Kummer zu überlaſſen, ſondern ihn, ſo gut ſie es vermochte, zu erheitern. Sie führte die beiden Kinder an einen Strauch im Garten, der voll Johannisbeeren hing, erlaubte ihnen von den Beeren zu eſſen, ſagte aber, hernach ſollten ſie das Körbchen, das die kleine Franziska am Arme trug, voll Bohnen pflücken. Sie ſelbſt ging, da ſie ihren Mann nirgends im Garten erblickte, in das kleine Gartenhaus. „Wie gehts? was machſt du? liebſter Friedrich!“ ſagte ſie freundlich. „Ich bin ſehr getroſt, liebſte Thereſe!“ ſagte er leiſe, und winkte ihr, auch ſtille zu reden. „Der liebe Gott,“ flüſterte er, „hat mir da einen kleinen Knaben hergeſchickt, der mein Lehrmeiſter wurde im Vertrauen auf Gott. Doch ſchweige jetzt und ſieh einmal!“ Er führte ſie an das Fenſter, und erzählte ihr mit leiſer Stimme, was er eben aus dem Munde des ehrwürdigen Greiſes und des liebenswürdigen Knaben vernommen hatte.

Der Greis und der Knabe ſprachen jetzt davon, wie ſie in der großen fremden Stadt ein Unterkommen finden und ſich mit ihrem wenigen Gelde, ohne zu betteln, durchbringen wollten. Das Geſpräch ging der guten Frau ſehr zu Herzen.

„Liebſter Friedrich,“ ſagte ſie jetzt zu ihrem Manne, „wie wäre es, wenn wir dieſen alten Mann und den holden Knaben in unſer Haus aufnähmen?“

„Wie?“ ſprach Herr Vollmar, „jetzt, in unſern gegenwärtigen Umſtänden? Die ganze Stadt würde uns tadeln. Wir ſind ja ſelbſt in Gefahr, vielleicht ſo arm zu werden, als dieſe armen Leute!“

„Du biſt zu kleinmüthig,“ ſagte die Frau. „Ich habe noch immer Hoffnung. Und ſey es auch, daß wir den größten Theil unſers Vermögens verlieren, ſo viel bleibt uns, will's Gott, immer noch, daß wir einem blinden Greiſe und einem armen Kinde eine Suppe geben können. Was dieſe guten Menſchen uns koſten würden, macht in unſern gegenwärtigen Umſtänden keine bedeutende Aenderung. Eine Kammer in unſerm großen Hauſe können wir ihnen ja einräumen, ohne daß es uns einen Heller koſtet. Und ihre Verpflegung in unſerm Hauſe, wo zur Zeit noch täglich über zwanzig Menſchen eſſen, macht keinen merklichen Unterſchied. Wir wollen ſie in unſer Haus aufnehmen. Chriſtus der Herr ſagt ja: „Seyd barmherzig und ihr werdet Barmherzigkeit finden.“

„Nun wohl,“ ſagte Herr Vollmar, „du haſt, wiewohl du dem ſchwächeren Geſchlechte angehöreſt, einen größeren Muth, als ich. Es ſey; wir wollen ihnen Koſt und Wohnung geben, und den

Augenarzt, der ja unſer Hausarzt iſt, zu dem alten blinden Manne rufen laſſen.

Der Greis ſtand jetzt auf; der Knabe leitete ihn an der Hand weiter. Sie gingen ſehr langſam. Die Frau ging zu ihren Kindern, und ſagte: „Du, Max, komm mit mir!“ Beide Kinder folgten ihr zur Gartenthüre. „Seht,“ ſagte ſie jetzt, „dort auf dem Fußwege geht ein blinder, alter Mann, den ein kleiner Knabe führt. Sagt ihnen, ſie möchten zu uns hieher in den Garten kommen; wir hätten mit ihnen zu ſprechen.“ Die Kinder eilten, was ſie konnten, und ſagten es ihnen.

Als der Greis und der Knabe, von den Kindern begleitet, ſich der Gartenthüre näherten, ſtanden Herr Vollmar und ſeine edelmüthige Gattin ſchon unter der Thüre, bezeigten dem alten Manne über ſeine Blindheit die herzlichſte Theilnahme, lobten den guten Knaben, der ſich ſeiner ſo freundlich annahm, und erboten ſich, ſo lange die Augenkur währe, beide in ihrem Hauſe zu verpflegen. Der Greis war vor Erſtaunen wie vom Himmel gefallen. „Guter Gott!“ rief er, und ſchlug die Hände zuſammen, „das Vertrauen auf Dich iſt doch niemals vergebens!“ „Nun ſiehſt du, liebſter Großvater,“ ſagte ſein Enkel, „daß Gott die Seinen nie verläßt!“

Herr Vollmar und ſeine Frau führten den Greis und den Knaben in den Garten, ſetzten ſich mit ihnen auf eine Bank, und erkundigten ſich ſehr liebreich nach den Umſtänden des alten, blinden Mannes. Er hieß Chriſtian Selb, war ein Maurer und lebte auf einem weit entlegenen Dorfe bei ſeinem Sohne. Er erzählte, daß er ſchon ſieben Jahre blind ſey, aber von ſeinem Sohne und ſeiner Schwiegertochter aufs liebreichſte verpflegt werde. Er redete mit großer Rührung von ihnen und von ſeinen Enkeln, aus denen Aloys hier der älteſte ſey. Herr und Frau Vollmar nahmen hierauf den blinden Mann und deſſen Enkel mit ſich in ihre Wohnung, und wieſen ihnen ein ſehr hübſches Zimmer an. Die Frau ſelbſt brachte ihnen das Abendeſſen. Am andern Morgen ließ Herr Vollmar den Augenarzt rufen. Der Arzt kam, beſah die Augen, erklärte, ſie litten bloß am grauen Staar', und er hoffe, ſie zu heilen. „Nur,“ ſagte er, „muß der gute, alte Mann zuvor drei Tage von den Beſchwerden der Reiſe ausruhen. Mit der Hülfe Gottes wird dann die Kur gelingen.“

„Nun Gottlob,“ ſagte Aloys, „ich will den lieben Gott dieſe drei Tage hindurch ſchon recht bitten, damit er dem Herrn Doktor den Verſtand und die Hand regiere.“ „Wohl, lieber Kleiner,“ ſagte der Arzt, „thu' das — dann wird Gott Seinen Segen dazu geben, und die Kur wird nicht fehlſchlagen.“

Nach drei Tagen Morgens kam der Arzt, um die Operation vorzunehmen. Der Greis mußte ſich auf einen Seſſel ſetzen; der Arzt nahm ſeine Inſtrumente hervor. Der kleine Aloys kniete in einiger Entfernung; ſeine erhobenen Hände zitterten; er verwandte mit klopfendem Herzen und zurück gehaltenem Athem kein Auge von dem Großvater. Weiterhin ſtanden Herr Vollmar, ſeine Frau und ſeine zwei Kinder. Sonſt wurde Niemand in das Zimmer gelaſſen — ſo gern Alle im Hauſe zugeſehen hätten. Alle Gegenwärtige waren ſo ſtill, daß man eine Stecknadel hätte können fallen hören.

Der Arzt machte mit ſicherer Hand die erforderlichen Schnitte. Auf einmal rief der Greis: „Ach Gott — ich ſehe! Ich ſehe dein Angeſicht, liebſter Enkel! O danke mit mir Gott und dem lieben Herrn Doktor!“ Der Knabe ſprang auf, küßte dem Doktor mehrmals die Hände, hüpfte vor Freuden, und rief in einem fort: „O Gott, Dir ſey Dank! O wie werden ſich mein Vater, und meine Mutter, und meine Geſchwiſter freuen, wenn ich den Großvater ſehend nach Hauſe bringe!“

Der alte Mann ſaß mit gefalteten Händen da, und betete ſtille. Herr Vollmar und ſeine Frau ſtimmten in ihrem Herzen in das ſtille Dankgebet des Greiſes mit ein; ihre zwei Kinder aber jubelten ſo laut als der frohlockende Knabe, und alle wünſchten hierauf dem alten Manne und dem Arzte recht von Herzen Glück.

Der Arzt ſagte: „Nun müſſen wir aber die Augen noch verhüllen; ſie können noch nicht ſogleich das Licht ertragen.“ Er ſagte noch, er werde alle Tage kommen und nach den Augen ſehen und dann das Weitere verfügen. Der Pazient müſſe ſich aber beſtändig ſehr ruhig und ſehr mäßig in Speis und Trank halten. Er ging und Herr Vollmar und ſeine Frau begleiteten ihn. Der Freudenruf der drei Kinder: „Er ſieht, er ſieht!“ erſcholl durch das ganze Haus, und im ganzen Hauſe war Jubel und Freude.

Der Greis aber kniete mit ſeinen verbundenen Augen nieder, um Gott ſeinen Dank darzubringen. Er betete lange und ſein Enkel kniete ſtill betend neben ihm.

Drittes Kapitel.

Das Chriſtusbild.

Als der Arzt nach drei Tagen die Augen des guten Greiſes wieder beſah, ſagte er: „Es geht ganz vortrefflich mit der Heilung. Nur iſt es in dieſem Zimmer hier zu helle, als daß die Augen ſich hier ſo leicht an das Licht gewöhnen könnten. Allein, mein wertheſter Herr Vollmar, Sie haben unten in Ihrem Hauſe, zu ebener Erde, ein recht artiges Zimmerchen, das an Ihr Hausgärtchen ſtößt. Dieſes kleine Kabinet iſt grün ausgemalt; das Gärtchen daran iſt mit grünem Raſen belegt und von laubreichen Bäumen beſchattet; auch die Gartenmauern ſind dicht mit Laube bekleidet. Wollten Sie dem guten alten Manne, für den Sie ſo viele Großmuth haben, nicht geſtatten, einige Stunden des Tages dort zuzubringen?"

„O mit tauſend Freuden!" ſagte Herr Vollmar; „er kann dort täglich ſo lange verweilen, als er nur will. Es iſt dort, zumal bei der drückenden Hitze des Tags, ein recht kühles, trauliches Plätzchen; es fällt ein ungemein mildes Licht durch die Glasthüren ein."

„Thüren von Glas?" rief Aloys, der Knabe vom Lande. „Das iſt wunderlich! Die möchte ich einmal ſehen!"

„Darf ich ſie ihm nicht zeigen?" fragte Max. „Aloys muß doch den Weg wiſſen, um ſeinen Großvater hinab zu führen." Herr Vollmar ſagte: „Gut, geht miteinander hinab!" Die beiden Knaben ſprangen Hand in Hand fort und Franziska folgte ihnen etwas langſamer.

Die einzige Zierde des ſchönen kleinen Zimmers war ein koſtbares Gemälde, das Chriſtus den Herrn mit der Dornenkrone auf dem Haupte, dem Purpurmantel über die eine Schulter, und dem

Rohr in der Hand vorſtellte. Es war ein Bruſtbild, aber in Lebensgröße gemalt, und von einem prächtigen goldenen Rahmen umgeben.

Der fromme Knabe Aloys faltete, ſobald er es erblickte, die Hände, und rief: „O wie ſchön, wie anmuthig! — Man nennt das Bild: „Ecce Homo!“ In unſrer Kirche iſt auch eines. Aber ſo ſchön gemalt, wie hier, hab' ich Jeſum in meinem Leben noch nicht geſehen. Es iſt, als ob Er lebte! O wie voll Geduld, wie voll Vertrauen Er Seine Augen zum Himmel erhebt! Mir kommen die Thränen in meine Augen. Und die Dornenkrone — man glaubt, es ſeyen wirkliche Dornen! Und die Blutstropfen an der dörnernen Krone, an der Stirne und den Wangen und auf der Schulter, die nicht von dem rothen Mantel bedeckt iſt, ſind ſo natürlich, daß man meint, ſie werden alle Augenblicke herabtröpfeln. Ach wie Vieles hat Er aus Liebe zu uns gelitten!“

Franziska ſagte: „Die Mutter hat uns Kindern öfter geſagt: „Es iſt, als ſpreche Chriſtus in dem Bilde zu uns:

Ich lebt', und litt, und ſtarb,
O Chriſt, für dich,
So leb' und leid' und ſtirb
auch du für mich!

„Auch ſagte die Mutter erſt neulich, da ſie eben ſehr traurig war und das ſchöne Bild betrachtete: „Da Chriſtus ſo Vieles für uns gelitten hat, und

Sein Haupt mit Dornen krönen ließ — wie könnten wir verlangen, ohne alle Leiden und gleichſam auf Roſen in den Himmel einzugehen!“

Max ſagte: „Es iſt ein herrliches Bild! Ein Engländer, dem der Vater voriges Jahr einen Wechſel auszuzahlen hatte, ſah es, und wollte ihm 100 Pfund Sterling — über 1000 Gulden dafür geben, wiewohl es damals noch etwas rauchig und beſchmutzt in der Schreibſtube hing. Bei Tiſche ſprach der Vater mit der Mutter und dem alten Buchhalter davon. Der Buchhalter ſagte: „Ich gäbe das Bild für dieſe anſehnliche Summe. Es iſt ein todtes Kapital.“ Allein die Mutter rief: „Nein, nein, das iſt es nicht! Es weckte mich ſchon oft zur Andacht; es belebte meinen chriſtlichen Sinn. Was ein ſolches Leben in uns erregen kann, iſt kein todtes Kapital. Der Menſch lebt nicht allein vom Brode — auch nicht von dem Golde, das er beſitzt.“ So ſagte die Mutter. Der Vater aber ſprach: „Auch ich betrachtete das Bild öfter mit Andacht; allein auf den hohen Kunſtwerth dieſes alten Gemäldes hat mich erſt der engländiſche Herr aufmerkſam gemacht.“ Der Vater ließ es durch den geſchickteſten Maler dahier reinigen und den prächtigen goldenen Rahmen dazu beſtellen. Das Bild wurde ſo ſchön, daß wir es kaum mehr kannten, und alle im Hauſe darüber entzückt waren.“

Max und Franziska führten hierauf Aloys in das Gärtchen. Der Springbrunnnen darin machte dem Knaben, der noch nie einen geſehen hatte, große Freude und ergötzte ihn ſehr. Er konnte nicht aufhören, ihn zu bewundern.

Jetzt trat Herr Vollmar mit dem würdigen Greiſe, den er ſelbſt herabgeführt hatte, in das ſchöne Zimmer. Herr Vollmar nahm ihm, weil der Arzt dieſes erlaubt hatte, die Augenbinde ab. Das erſte, was der alte Mann erblickte, war das ſchöne Chriſtusbild. Er rief voll des höchſten Erſtaunens: „Gott im Himmel, was ſeh' ich! Dieſes Bild iſt mir ſehr bekannt. Ich habe es zwar in meinem Leben nur ein einziges Mal und ſchon vor mehr als vierzig Jahren, und nur beim Kerzenlicht geſehen, aber ſeit der Zeit es nie mehr vergeſſen. Ja, dieſes blaſſe, blutbeſpritzte Angeſicht, dieſer wehmüthige Blick zum Himmel, dieſe Dornen, die in Stirn und Schläfe eindringen, kamen mir ſeither oft im Traume vor. Jene Stunde, da ich es ſah, war wohl eine der merkwürdigſten Stunden meines Lebens. Noch jetzt bricht mir der Schweiß aus, wenn ich daran denke.“

„Eure Reden ſetzen mich in Erſtaunen,“ ſagte Herr Vollmar; „ich begreife ſie nicht. Sagt doch, wie es gekommen, daß Ihr dieſes Bild geſehen habt, und daß es einen ſolchen tiefen Eindruck auf Euch gemacht hat!“

„Erlauben Sie mir, erſt Sie zu fragen,“ ſprach der Greis, „iſt dieſes Bild ſchon lange in dieſem Hauſe, und ſind Sie ſchon lange im Beſitze dieſes Hauſes — oder haben Sie das Haus oder das Bild erſt ſpäterhin durch Kauf an ſich gebracht?“

Herr Vollmar ſagte: „Sowohl dieſes Bild, als dieſes Haus ſind von meinem ſeligen Großvater auf mich gekommen. Aber wozu dieſe Fragen, lieber, alter Vater?“

„Ich muß ſchon noch weiter fragen, ehe ich Ihnen antworten kann,“ ſprach der alte Mann. „Sagen Sie einmal, iſt dieſer Ihr Großvater hier in dieſem Hauſe geſtorben, oder hat er ſich zur Zeit des Krieges geflüchtet, ohne wieder in ſeine Heimath zurück zu kommen?“

Herr Vollmar ſprach: „Der Großvater ſtarb weit von hier im fremden Lande. Mich wundert aber, wie Ihr auf dieſe Fragen kommt?“

Der Greis fragte weiter: „Lebte damals Ihre Großmutter noch? War ſie bei ſeinem Tode zugegen?“

„Nein,“ ſagte Herr Vollmar, „ſie war ſchon früher geſtorben. Eure Fragen kommen mir aber ſehr ſeltſam vor.“

Der Greis fragte ferner: „War vielleicht Ihr Vater bei dem Tode Ihres Großvaters zugegen — und hat er Ihnen nie geſagt, daß der Großvater ihm vor ſeinem Ende ein wichtiges Geheimniß entdeckt habe?“

„Eure ſeltſamen Fragen befremden mich immer mehr,“ ſprach Herr Vollmar. „Mein Großvater ſtarb an einem hitzigen Fieber, das ihn ſogleich des Gebrauchs ſeiner Vernunft beraubte; mein Vater, damals noch ein Knabe, wurde wohl an ſein Sterbebett gerufen — allein er fand ihn ſchon todt.“

„Nun muß ich nur noch Eines fragen,“ ſprach der Greis. „Hinterließ Ihr Großvater Ihrem Vater ein großes Vermögen? War Ihr Vater ein reicher Mann?“

„Mein Vater,“ ſprach Herr Vollmar, „war damals, als er in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, ſo zu ſagen, ein armer Mann. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, ſeine durch den Krieg gänzlich zernichtete Handlung neu zu errichten und wieder in Gang zu bringen.“

Der Greis betrachtete Herrn Vollmar ſehr aufmerkſam und ſagte dann: „Sie ſehen Ihrem ſeligen Großvater ſehr ähnlich — wie denn die Enkel ihren Großeltern oft mehr gleichen, als ihren Eltern. Ihr Großvater war damals, als ich ihn ſah, ungefähr in dem Alter, in dem Sie jetzt ſind. Wenn ich Sie ſo betrachte, ſo iſt mir, als ſähe ich den würdigen Mann vor Augen. Doch hören Sie nun meine Geſchichte; vielleicht kann ſie Ihnen von großem Nutzen ſeyn.“

„Ich arbeitete damals, kurz bevor die Stadt belagert und erobert wurde, als Maurergeſell dahier. Ein alter Handlungsdiener kam in der Nacht zu meinem Meiſter, und verlangte, der Meiſter, der ein überaus rechtſchaffener Mann war, ſolle mit ihm kommen, ſeinem Herrn deſſen beſte Habſeligkeiten verbergen zu helfen. Allein mein Meiſter war krank, und konnte nicht ausgehen. Er ſchlug daher mich vor, indem er verſicherte, für meine Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit mit Leib und Leben zu ſtehen. Ich ging mit dem alten Diener. Es war eine finſtere, ſchauerliche Nacht; es regnete und ſtürmte furchtbar. Wie es mir ſchien, führte der Mann mich auf Umwegen durch allerlei Straßen in das Haus. Weder der Name des Hauſes noch des Hausherrn wurde mir genannt. Ich wurde durch einen großen Hausflur in die Schreibſtube geführt. Ihr Großvater — denn ich kann gar nicht zweifeln, daß er es geweſen — ſchien etwas beſtürzt, daß der Meiſter ihm einen ſolchen jungen Menſchen ſchicke. Er ſchwieg eine Weile. Der alte Handlungsdiener wiederholte die Worte des Meiſters. Da befahl der Kaufherr dem Handlungsdiener, an der brennenden Lampe, die auf dem Schreibpulte ſtand, zwei Kerzen anzuzünden und ſie auf den Tiſch zu ſtellen, über dem dieſes Bild hing, und forderte mich auf, vor dieſem Bildniſſe des göttlichen Erlöſers einen Eid zu ſchwören, von dem Geheimniſſe, das er mir anvertrauen werde, keinem Menſchen ein Wort zu ſagen — als etwa nöthigen Falls ſeinen rechtmäßigen Erben. Er ſprach mir den Eid vor, und ich ſagte mit erhobener Rechte, wie er es befahl, ihm jedes Wort nach.“

„Hierauf führte er mich aus der Schreibſtube durch mehrere hochgewölbte und wohlgefüllte Waarenlager. Der alte Handlungsdiener mußte mitgehen. Wir kamen an eine ſchmale ſteinerne Stiege, die unter die Erde hinab führte, in ein enges Gänglein. Aus dieſem kamen wir in einige Felſenkeller, worin viele große Fäſſer lagen. Endlich öffnete der Handlungsdiener noch eine Thüre, die mit ſtarken Schlöſſern verſehen war, und wir traten in ein kleines Gewölbe, das aus großen Quaderſteinen beſtand. Hier hatte der reiche Kaufherr ſeine beſten Weine aufbewahrt; auf einer Seite waren aber jetzt die Fäſſer hinweggeſchafft. Eine große und eine kleine Kiſte und vieles Silbergeſchirr ſtand längs der Mauer hin.“

„Der Kaufherr deutete auf einen Quaderſtein in der Mauer, der nicht größer als die übrigen war, und ſich etwa einen Schuh hoch über dem Boden befand. „Dieſer Stein,“ ſagte er, „verſchließt den Eingang zu einem geheimen Behältniſſe, in dem ich die Sachen da aufzubewahren gedenke. Der Stein iſt nur etwa eine Spanne dick und kann ohne zu große Mühe ausgehoben werden. Dieſen Stein nun aus der Mauer heraus zu nehmen und wieder hinein zu ſetzen — das iſt die Arbeit, die ich von Euch verlange.“ Die nöthigen eiſernen Werkzeuge waren ſchon in Bereitſchaft; ein Kübel mit Mörtel ſtand dabei. Der kluge Herr hatte am Tage vorher die etwas ſchadhafte Mauer, die den Haushof umgab, durch zwei andere Maurer ausbeſſern laſſen, und von dem vorräthigen, ſehr gut bereiteten Mörtel, durch ſeinen alten vertrauten Handlungsdiener, ſo viel als nöthig, heimlich hieher bringen laſſen. Ich machte mich an die Arbeit, den Stein auszuheben, ohne ihn zu beſchädigen. Es erforderte eine nicht kleine Geſchicklichkeit und große Mühe. Indeß gelang es mir. Ich kroch durch die Oeffnung hinein, und fand innen ein ziemlich geräumiges Gewölbe. Der Kaufherr und ſein alter Diener ſchoben nun, indem ich ihnen von Innen half, zuerſt die größere eichene und dann die kleinere eiſerne Kiſte hinein. Sie waren ſehr ſchwer. Dann wurde das Silbergeräth hinein geordnet. Ich fügte darauf den Stein wieder in die Mauer ein, und verſtrich die Fugen ſo gut mit Mörtel, daß ſie von den Fugen zwiſchen den andern Steinen gar nicht zu unterſcheiden waren. Der Herr drückte mir hierauf ein Goldſtück in die Hand, legte mir ſeinen Zeigefinger auf den Mund und ſagte: „Gedenke an deinen Eid.“ Ich dankte ihm hocherfreut, und verſprach ihm nochmal mit Hand und Mund, das anvertraute Geheimniß ſolle nicht über meine Lippen kommen.“

„Bald darauf rückte der Feind vor die Stadt. Alle Bauten wurden eingeſtellt; alle fremden Handwerksgeſellen wurden verabſchiedet. Ich machte mich auf den Weg, wanderte weit umher, und fand endlich, zwanzig Stunden von hier, Gelegenheit, mich mit einer Meiſterstochter zu verheirathen. Nie mehr kam ich in dieſe Stadt zurück, und habe ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr an die eingemauerten Koſtbarkeiten gedacht. Damals, zur Zeit des Krieges, fielen mehr ſolche Geſchichten vor, und ich mußte öfter dazu beihelfen. Erſt jetzt, in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchöne Bildniß Unſers göttlichen Erlöſers hier erblickte, kam mir die alte Geſchichte von den eingemauerten Schätzen wieder in den Sinn.“

Der alte Mann beſchloß ſeine Erzählung mit den Worten: „Liebſter, wertheſter Herr Vollmar! Ich denke, es iſt eine offenbare Schickung Gottes, daß ich hieher kam. Gott hat Ihr Herz bewegt, mich — einen armen, alten, fremden, blinden Mann — ſo liebreich in Ihr Haus aufzunehmen; Er hat meine Augen geöffnet, daß ich dieſes ſchöne Bild ſehen, und Ihnen Ihr verborgenes Erbtheil entdecken kann. Er will Ihre Wohlthätigkeit belohnen. Das anmuthige Bild, das Ihnen und den lieben Ihrigen, indem ſie es oft mit Andacht betrachteten, bißher zum ewigen Segen gereichte, wird nun auch einen großen zeitlichen Segen über Ihr Haus bringen."

Viertes Kapitel.

Der Schatz.

Herr Vollmar hatte der Erzählung des alten, ehrlichen Maurers mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. „Ihr könnet Recht haben, lieber, alter Vater!" ſagte er. „Man vermuthete immer, mein Großvater müſſe irgendwo bedeutende Schätze verborgen haben. Als ein kluger Mann hatte er vorausgeſehen, der Krieg werde den Handel ganz zu Grunde richten; er hatte deßwegen ſeine weit ausgebreiteten Handelsgeſchäfte auf ſehr wenige eingeſchränkt, und ſeine großen Kapitalien wahrſcheinlich anderwärts untergebracht oder, nebſt vielen Sachen von Werth, gar vergraben. Allein wo? davon konnten weder mein Vater noch ich die geringſte Spur entdecken. Die Beſchreibung aber, die Ihr von der ſchmalen ſteinernen Stiege, von dem engen Gange, von den unterirdiſchen Gewölben gemacht habt, trifft genau zu. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mein ſeliger Großvater ſeine beſten Schätze hinter jenem Steine verſteckt habe. Allein ob ſie ſich noch dort befinden werden — daran zweifle ich ſehr. Die Feinde, die unſere Stadt plünderten, und alle Keller, Gewölbe, ſogar Gräber durchwühlten, und eine ganz beſondere Schlauheit und Geſchicklichkeit im Auffinden verborgener Koſtbarkeiten hatten, haben vielleicht auch dieſe entdeckt. Auch iſt es möglich, daß mein Großvater einem Freunde, den er für redlich hielt, der aber falſch war, ſein Geheimniß anvertraute, und daß dieſer den Schatz heimlich erhoben. Doch iſt die Sache eines Verſuches werth. Wir wollen, ſo bald es möglich, nachſehen.“

„Das können wir auf der Stelle,“ ſagte der Maurer. „Führen Sie mich nur ſogleich hin. Ich werde auf den erſten Blick erkennen, ob der Stein verrückt worden oder nicht — und wie es alſo um den Schatz ſtehe.“

„Nein,“ ſprach Herr Vollmar, „jetzt noch nicht; es könnte Euren Augen Nachtheil bringen.“

„Ei,“ ſagte der Maurer, „die Dämmerung in den düſtern Kellern wird meine Augen ſicherlich nicht blenden, und ihnen alſo nicht ſchaden.“

„Nun wohl,“ ſprach Herr Vollmar, „ſo kommt mit mir. Ich habe Euch als einem erfahrnen, ſachkundigen Maurermeiſter ohnehin eines meiner Gewölbe zeigen wollen, das einen mächtigen Sprung hat, auf den meine Leute mit beſorglicher Miene mich ſchon mehrmal aufmerkſam gemacht haben. Dieſe Urſache wollen wir nennen, die andere Urſache aber zur Zeit noch verſchweigen."

Sie gingen Arm in Arm. Als der Greis in das letzte Kellergewölbe trat, ſagte er: „Ja, dieſes iſt es. Ich erinnere mich dieſer kleinen runden, mit ſtarken eiſernen Stäben vergitterten Kelleröffnung noch wohl. Wir haben ſie damals mit einem dicken härenen Packtuche bedeckt, damit das Licht nicht hinaus ſcheine, und man uns bei unſerer nächtlichen Arbeit nicht zuſehen könne. Gerade dieſem Fenſterlein gegenüber iſt der mir wohlbekannte Stein."

Herr Vollmar rückte zwei von den Fäſſern, die längs der Wand hin lagen, etwas auseinander. Der Greis drängte ſich mit einiger Mühe zwiſchen den zwei Fäſſern hindurch und rief: „Viktoria! Der Stein iſt unverrückt. Ich kenne meine Arbeit. Der Schatz iſt noch da! Gott ſey Lob und Dank!"

„Ja, Gott ſey Dank!" ſprach Herr Vollmar. „Er weiß es, daß mein Herz nicht an Geld und Gut hängt; aber in meiner gegenwärtigen Lage iſt dieſer Fund für mich eine wahre Wohlthat Gottes zu rechter Zeit. — Ich werde heute noch dieſe Fäſſer herausbringen und Brecheiſen und andere nöthige Werkzeuge herbeiſchaffen laſſen. Mein Hausknecht Paul muß uns dabei Hülfe leiſten. Er iſt zwar noch ein junger Menſch, wie Ihr, lieber Maurermeiſter, damals wohl geweſen ſeyn mochtet, aber auch ſo treu und ehrlich, wie Ihr. Kommt jetzt wieder mit mir! Auf die Nacht wollen wir unſer Geſchäft vornehmen, das aber, wie geſagt, vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben muß."

Als es bereits finſtere Nacht war, begaben ſich Herr Vollmar und ſeine Frau, der alte Maurer und Paul, der Hausknecht, in das Gewölbe. Das kleine runde Kellerfenſter hatte Herr Vollmar ſchon am Abende mit einem Teppiche verhüllen laſſen. Die Fäſſer waren bei Seite geſchafft und die eiſernen Werkzeuge lagen bereit. Der alte Maurer wollte ſich an das Werk machen. Allein Herr Vollmar ſagte: „Ihr müßt Euch noch ſchonen, alter Vater; ich will einmal verſuchen, was ich in Eurer Kunſt, ohne ſie gelernt zu haben, leiſten kann. Ich erbitte mir bloß Euern Rath." Er fing an, den Mörtel aus den Fugen heraus zu meißeln. Der dienſtfertige Paul löſte ſeinen Herrn von Zeit zu Zeit bei der Arbeit ab. Endlich ward der Stein los, und Herr Vollmar und Paul hoben ihn weg. Paul kroch mit einer brennenden Kerze hinein und erblickte zuerſt das viele grün angelaufene Silbergeſchirr. Er bot ein Stück nach dem andern heraus — einen ſilbernen Tafelaufſatz — ſchwere ſilberne Leuchter — Kannen — Becher — Teller — Salzgefäße — Löffel und Beſtecke. Frau Vollmar nahm ſie mit zitternden Händen ihm ab, und betrachtete und bewunderte die alterthümlichen Formen. Nun ſchob Paul die kleine eiſerne Kiſte heraus, die Herr Vollmar in Empfang nahm. Endlich machte Paul ſich an die große eichene Kiſte; ſie war ſo ſchwer, daß er ſie nur mit Hülfe eines Hebeiſens unter die Oeffnung ſchieben konnte. Herr Vollmar und der Maurer, der für ſein Alter noch wohl bei Kräften war, zogen ſie vollends heraus, indem Paul von Innen mit großer Anſtrengung nachſchob.

Herr Vollmar mußte anſtatt der fehlenden Schlüſſel ſich des Brecheiſens bedienen, die Kiſten zu öffnen. In der eichenen Kiſte befand ſich oben auch einiges feineres Silbergeräth von getriebener Arbeit und im Feuer vergoldet. Nun folgten mehrere kleine lederne Beutel, die mit Ziffern bezeichnet waren. Der Schwere nach zu urtheilen, waren ſie voll Gold. Herr Vollmar öffnete einen; es waren wirklich lauter Goldſtücke darin, von ſehr altem Gepräge, jedoch alle ſo ſchön und glänzend, als wären ſie eben erſt geprägt worden. Weiter unten befanden ſich ſchwere Säcke voll großer Thaler, die aber faſt alle ganz grün ausſahen. Die kleine eiſerne Kiſte enthielt in Futteralen von mancherlei Form und Größe allerlei koſtbare Kleinodien, beſonders aber Frauenſchmuck von Gold, und reichlich mit Edelſteinen beſetzt. Frau Vollmar hatte daran faſt noch mehr Freude, als über die

Goldſtücke und Silbermünzen. Unten in dem Kiſtchen befanden ſich zwei blecherne Kapſeln, die rings mit waſſerdichtem Kitt beſtrichen waren, damit die Feuchtigkeit nicht eindringe. „Sie ſind ſehr leicht,“ ſagte Herr Vollmar, „und enthalten vermuthlich bloß Familienpapiere, die aber ohne Zweifel für mich einen großen Werth haben.“

Herr Vollmar befahl nun ſeinem Paul: „Trage zuerſt die ſchweren Geldſäcke, um die Kiſte zu erleichtern, hinauf in mein oberes Schreibkabinet mit den blauen Tapeten.“ Nachdem Paul dieſen Befehl, nach ſeiner Art ſehr flink, vollzogen hatte, ſagte Herr Vollmar zu ihm: „Nun hilf mir die große Kiſte hinauf tragen. Du aber Thereſe,“ ſagte er zu ſeiner Frau, „kannſt die kleine Kiſte mit den Kleinodien, die dir ſo werth ſind, mit Hülfe unſers alten Freundes herauf bringen, was du auch gerne thun wirſt. Das übrige Silbergeräth wollen wir einſtweilen hier ſtehen laſſen, die Gewölbe aber ſorgfältig verſchließen.“

Er verſchloß ſie, und alle wanderten hinauf in das blaue Kabinet. Der alte Maurer und der junge Paul begaben ſich hierauf ſehr vergnügt zu Bette, denn beide nahmen an Herrn Vollmars Glück den herzlichſten Antheil; auch hatte Herr Vollmar ihnen eine anſehnliche Belohnung verſprochen. Er ſelbſt aber und ſeine Frau blieben noch auf, bis gegen Tag.

Die Frau muſterte die gefundenen Kleinodien. Sie reinigte mit feinem Gemsleder die Edelſteine. „O ſieh nur, Friedrich," ſagte ſie, „mit welchem Glanze, mit welchem bunten Feuer nach ſo langer Zeit dieſe Diamanten noch funkeln! Sie freuen mich ſehr; aber die alterthümliche, ſchwerfällige Faſſung erregt traurige Gefühle der Vergänglichkeit in mir. Dieſe Steine hat ſicher in längſt verfloſſenen Zeiten deine Großmutter getragen!" — „Doch," ſagte ſie, „was iſt denn hier noch in ölgetränktes Papier eingewickelt und mit Wachs verklebt? — O ſieh nur," rief ſie, „dieſes kleine Porträt in Kryſtallglas und Gold gefaßt, iſt das Bildniß deiner Großmutter, Barbara Vollmar. Sie wurde gemalt, als ſie noch Braut war. Da auf der Rückſeite ſteht es geſchrieben. Ach Du mein Gott, damals war ſie wohl erſt achtzehn Jahre alt! O wie lieblich, heiter und blühend ſie ausſieht! Nicht ſo ernſt, wie ſie droben in unſerm Wohnzimmer als eine ſehr ehrwürdige Frau in Lebensgröße abgemalt iſt! Und ſieh nur, und lies da! Dies iſt dein Großvater, Lukas Vollmar. Damals war er faſt noch ein Jüngling! Wie feurig und lebhaft er aus den Augen blickt! Wie vollblühend ſeine Wangen ſind! Und mit welchen reichen Locken ſein Haupt prangt! — Dieſe geſcheitelten Haare ſind freilich ſchöner," ſagte ſie lächelnd, „als die altfränkiſche Perücke, die er in dem großen Gemälde trägt." Aber ſogleich ſchoſſen ihr Thränen in die Augen. „Ach," ſagte ſie ſeufzend, „was ſind wir Menſchen! Dieſe Diamanten funkeln noch mit ungetrübtem Glanze! Dieſe blühenden Geſtalten, mit zarten Pinſelſtrichen auf Elfenbein abgebildet, prangen noch mit friſchen Farben! Aber die edlen Menſchen ſelbſt ſind nun Staub und Aſche; wir gehen wie Schatten vorüber!"

„Darum iſt es gut," ſprach Herr Vollmar, „daß unſer Geiſt etwas Bleibenderes iſt, als das Fleiſch, das ihn umgibt, und das wie Blumen des Graſes dahin welkt. Unſer Geiſt iſt dauernder als Diamant, der auch einſt beim Ende der Welt im Feuer zerſchmelzen wird. Gott ſchuf unſere Seele unſterblich! Ihm ſey dafür Ruhm, Preis, Lob und ewiger Dank!"

Fünftes Kapitel.

Wichtige Familienpapiere.

Herr Vollmar durchblätterte, während ſeine Frau mit den koſtbaren Kleinodien beſchäftigt war, die vergelbten Papiere, die er in den Kapſeln fand. Sie enthielten manche Familiennachrichten, die für ihn merkwürdig waren. Er ſah daraus, daß ſein

Großvater mit einigen der ausgezeichnetſten Männer jener Zeit im Briefwechſel geſtanden. Indem er wieder ein Blatt entfaltete, ſagte er zu ſeiner Frau: „Dieſes Blatt iſt das merkwürdigſte; es gibt Auskunft über die gefundenen Schätze. Der ſelige Großvater hat es mit eigener Hand geſchrieben und darauf geſetzt: „Mein Teſtament und letzter Willen.“ „Laß uns hören, was er ſchreibt.“ Herr Vollmar las die Schrift, ganz ſo, wie ſie, nach der alten Art ſich auszudrücken, lautete:

„Im Namen des heiligen dreieinigen Gottes!“

„Ich, Lukas Vollmar, Bürger und Kaufmann, auch des großen Rathes Mitglied beurkunde hiermit wie folgt:

In Anbetracht, daß bei den gegenwärtigen gefährlichen Zeitläuften unſere gute Stadt keinen Tag ſicher iſt, von dem Feinde überfallen und geplündert, ja ſogar grauſamblicher Weiſe verbrannt und in die Aſche gelegt zu werden; ſo habe ich für rathſamblich erachtet, meine beſten Habſeligkeiten, ſowohl Geld als Geldeswerth, in einem verborgenen, Feuer- und Bombenfeſten Gewölbe dieſes meines Hauſes einzumauern und aufzubewahren.“

„Da aber bei ſothaner großer Gefahr, ſogar meines Lebens, allhier meines Bleibens nicht mehr iſt, maſſen der Feind insbeſondere mir aufſätzig und abhold iſt, und wie ich ſicher erkundſchaftete und er deſſen auch keinen Hehl macht, mir den

Tod geſchworen hat, dieweilen ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit gegen Gott und Vaterland erkannte, durch Stellung, Muntierung und Berittenmachung mehrerer Mannſchaft aus meinen eigenen Geldmitteln, auch Herbeiſchaffung von Waffen, Munizion und anderen Kriegsbedürfniſſen die gerechte Sache getreulich und nach Kräften zu unterſtützen.

Da ferner anſelbſten innerhalb der Mauern dieſer unſrer Stadt ſich eine feindlich geſinnte Parthey erhoben, die Oberhand zu gewinnen droht, und mich alsdann nicht ferner dahier gedulden will; ſo ſehe ich zufolge ſolcher Geſtalt der Sachen mich nothgedrungen, unſerer geliebten Vaterſtadt den Rücken zu kehren und die traurige Flucht zu ergreifen.“ — —

„In fernerer Erwägung, daß ich das Ende dieſes ſchrecklichen Krieges, der bereits fünfzehn Jahre dauert, allem Anſchein nach, nicht mehr erleben werde, und daß mein einziger Sohn Hugo, der auf meiner Flucht, als ein noch zartes Knäblein, mein einziger Freund und Begleiter iſt, erſt nach beendigtem Kriege und wieder hergeſtellter Ruhe und Ordnung, alſo vielleicht erſt nach vielen Jahren in dieſe ſeine Vaterſtadt wird zurückkehren können, dieſes mein verlaſſenes Haus aber während der Zeit zu frembden Handen gekommen ſeyn kunnte, ſo lege ich dieſem meines Sohnes väterlichem

Erbtheile an Geld und Geldeswerth, das ich in dem zugemauerten Gewölbe für ihn aufbewahre, dieſe gegenwärtige, mit eigener Hand geſchriebene und mit meinem beigedruckten Inſiegel verſehene Urkunde nieder, damit er ſich bei ſeiner Zurückkunft darauf berufen und ohne Gefährde, Rechtsſtreit und zu fürchtende juriſtiſche Bedenklichkeiten dieſes ſein rechtmäßiges Erbe als ſein Eigenthumb in Beſitz nehmen könne.“

„Sintenmahlen ich aber noch ferner in Betrachtung gezogen, daß mir auf dieſer meiner vorhabenden betrübten Flucht leicht etwas Menſchliches begegnen, und mich Gott nach Seinem unergründlichen und unerforſchlichen Rathſchluſſe, noch während der Kinderjahre meines geliebten Sohnes Hugo, aus dieſer Zeitlichkeit abfordern könnte, und ich das Geheimbnuß, betreffend die Aufbewahrung meines mehrbeſagten Vermögens, einem ſozuſagen unmündigen Kinde nicht wohl eröffnen kann, ich keine andern Blutsverwandte habe, und mir eben ſonſt Niemand kund iſt, dem ich ein ſolches Geheimbnuß anvertrauen kunnte, auch wohl in der Fremde Niemanden zu finden hoffen kann, indem bei der gegenwärtigen Verwirrung und Wandelbarkeit der Partheyen, wer heut noch Freund iſt, morgen zum Feinde übergehen kann, mein alter treuer Diener Nikolaus aber, der allein um die Sache weiß, und den ich als Bewahrer meines

Hauſes zurücklaſſe, bereits 80 Jahre zählt, und alle Tage ſterben kann, ja da es auch leichtlich geſchehen kunnte, daß benannter mein Sohn Hugo und einziger Erbe, bei gegenwärtigen bedrängten und betrübten Zeiten, wo Krieg, Hunger und Peſt weit umher das Land verheeren, und der gute Hugo, trotz ſeines ihm beſcheerten aber ihm unbewußten großen Reichthumbs, im fremden Lande in Armuth und Elend umkommen und gegenwärtiger vergrabener Schatz erſt in ſpaten Jahren an das Tagslicht gebracht und in fremde Hände fallen kunnte; ſo erkläre ich für dieſen Fall hiemit feierlich als meinen ernſtlichen und rechtskräftigen letzten Willen, und verordne, alles Vorgefundene in drei gleiche Theile abzutheilen, und vermache einen Theil dieſes Fundes dem Finder, einen Theil dem Spital und den Armen und einen Theil den Kirchen und Schulen meiner Vaterſtadt. Dem künftigen Finder gebe ich es aber auf ſein Gewiſſen, auf Seele und Seligkeit, daß er dieſes mein Gut nicht unterſchlagen und verheimblichen, nichts davon veruntreuen, ſondern davon der Obrigkeit getreue Anzeige machen, und wohl bedenken wolle, daß wir in jener Welt jeden ungetreuen Heller werden abbüßen müſſen, daß alſo, wer ſolchen Schatz verheimblichen wollte, ſich nur Schätze des Verderbens und der Verdambnuß für die Ewigkeit ſammlen würde. Die wohllöbliche Obrigkeit, Bürgermeiſter und Rath unſrer Stadt, wollen aber nach hochſelben gemachter Anzeige, Alles gehörig und gewiſſenhaft abſchätzen laſſen, und meiner Willensmeinung gemäß die Theilung rechtskräftig vornehmen.“

„Da ich jedoch zu Gott hoffe, Er werde den reichen Segen, den Er mir gnädiglich beſchert hat, benanntem meinem einzigen Sohne und Erben, ſo wie deſſen Nachkommen, meinen künftigen Enkeln und Urenkeln zuwenden, ſo füge ich noch dieſe treuväterliche Ermahnung bey: „Lieber Sohn Hugo und auch ihr meine lieben Enkel! Laßt dieſes mein Vermächtnuß euch nicht zu Müſſiggang und Wohlleben, Leichtfertigkeit und eitler Pracht verleiten, gleichet nicht dem reichen Praſſer im heiligen Evangelio, weil anſunſten euch der Segen ſich in Fluch verkehren müßte. Seid arbeitſamb, genügſamb, mäßig — wohlthätig und barmherzig gegen die Armen. Vergeſſet nie, daß Gott die Reichen gleichſamb nur als ſeine Haushälter und zu Verwaltern des ihnen anvertrauten Gutes aufgeſtellt hat — und daß wir einſt vor Gottes Richterſtuhle werden Rechenſchaft geben müſſen, wie wir daſſelbe zum Wohle unſrer Mitmenſchen, zu milder Unterſtützung der Armen, und zum allgemeinen Beſten verwaltet und verwendet haben. So wird der zeitliche Segen euch zum ewigen Heile gereichen.“

„Mein Sohn, gieb dieſen Worten deines liebenden Vaters Gehör und präge auch dieſen meinen Sinn den Kindern ein, mit denen dich Gott vielleicht einmal erfreuen wird. Ich ſegne dich — und auch ihr, meine künftigen Enkel, deren Angeſicht ich wohl nie erblicken werde, ſeyd mir gegrüßt und geſegnet! Ich ſchwebe gegenwärtiglich in beſtändiger Todesgefahr, und verfaſſe dieſe Schrift gleichſam als mein Teſtament. Haltet dieſen meinen letzten Willen in Ehren. Somit empfehle ich euch und alle meine Nachkommen in den Schutz Gottes. Er wolle euch bewahren vor allem Böſen, vor Sünde und Laſtern, wolle euch in allem Guten erhalten und gnädiglich verleihen, daß ihr eurer Voreltern nicht unwürdig, ſondern als gottesfürchtige, tugendhafte und ehrenfeſte Leute hier auf Erden wandelt. Wenn ihr, meine geliebten Enkel, dieſe Schrift, die ich nicht ohne viele vergoſſene Zähren verfaſſe, leſen werdet, ſo ruhen meine Gebeine, ſo wie die Gebeine eurer frommen Großmutter, wohl ſchon lange auf dem Gottesacker. Bedenkt, daß auch ihr ſterben müſſet, und lebet ſo, daß wir uns einſt alle, in Hoffnung einer fröhlichen Urſtänd, im Himmel, wohin auch ich aus dieſem armſeligen Leben zu gelangen hoffe, wiederſehen! Amen.

Geſchrieben in der Nacht des Feſtes Peter und Paul, im Jahre nach Chriſti Geburt 1633.

Lukas Vollmar.
(L. S.)

Während Herr Vollmar las, hörte ſeine Frau ſo andächtig und mit gefalteten Händen zu, als wäre ſie in der Kirche, und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen. „Dein Großvater Lukas,“ ſagte ſie, „war doch ein recht frommer, lieber, redlicher Mann! Dieſe ſeine Anrede an ſeinen Sohn Hugo, an dich, lieber Friedrich, und an mich und unſre Kinder, geht mir tief zu Herzen. Gott habe ihn ſelig und vergelte ihm, droben in dem Himmel, ſeine chriſtlichen Geſinnungen und die Liebe und Vorſorge für uns und unſere Kinder.“

„Das wolle der liebe Gott!“ ſprach Herr Vollmar; „wir aber wollen die Ermahnungen des guten, ehrwürdigen Großvaters getreulich befolgen. Der liebe Gott hat es weislich gefügt, daß Er uns dieſe Schätze erſt jetzt finden ließ. Er hat ſie uns getreulich aufbewahrt bis zu dieſer Stunde, da wir die Hülfe am nothwendigſten haben. Es war gut und von Gott ſo angeordnet, daß mein Großvater meinem Vater nicht mehr ſagen konnte, wo er ſein großes Vermögen zur Zeit des Krieges vergraben hatte. Zwar ging es deßhalb meinem Vater in ſeiner Jugend recht hart; er mußte als ein armer Waiſenknabe unter fremden Leuten ſich Vieles gefallen laſſen; er mußte früh und ſpät am Schreibtiſche ſitzen. Und als er nach beendigtem Krieg zurückkam in unſere Stadt, mußte der gute Vater Hugo ſich unſägliche Mühe geben, ſeine

Handlung neu zu errichten und in Gang zu bringen. Eben ſo gewöhnte er auch mich an Fleiß und Arbeitſamkeit, und hielt mich mit Ernſt an, mir alle Kenntniſſe zu erwerben, die einem Kaufmanne nöthig ſind. Wäre ich früher in den Beſitz all dieſes Geldes und Gutes gekommen, ſo wäre mir vielleicht davon der Kopf ſchwindlicht geworden. Ich hätte mich auf den vergänglichen Reichthum verlaſſen, und mich dem Nichtsthun und der Vergnügungsſucht ergeben. Die Erfahrung lehrt es ja, daß große Reichthümer ſelten auf den dritten Erben kommen, wie ein altes Sprichwort ſagt: Die Großeltern ſammeln die Kinder zerſtreuen, die Enkel darben. Das trifft nur zu oft ein. Wir wollen daher in unſrer gewohnten bürgerlichen, arbeitſamen und genügſamen Lebensart bleiben und auch unſere Kinder daran gewöhnen, beſonders aber ſie, wie bisher, in der Furcht Gottes erziehen; Reichthum ohne Gottesfurcht iſt ein gefährliches Geſchenk und hat ſchon Viele zu Grunde gerichtet an Leib und Seele.“

„Eine gute Erziehung iſt der größte Reichthum, den wir unſern Kindern zurücklaſſen können. Geld iſt ein ſehr unſicheres Gut; allein wahre Frömmigkeit und ächte Tugend ſind mehr als alles Gold. Sie haben ein Gepräge, das nicht nur in dieſer Welt gilt, ſondern einen bleibenden Werth für die Ewigkeit hat.“

Sechſtes Kapitel.

Das Abſchiedsmahl.

Herr Vollmar ſchlief nur mehr wenige Stunden, und begab ſich dann auf das Zimmer des alten Maurers, den er als einen redlichen, verſtändigen Mann ſehr lieb gewonnen hatte. Er ſprach zu ihm: „Lieber, alter Vater! ich bin euch großen Dank ſchuldig. Ihr habt mir zu meinem großväterlichen Erbtheile geholfen.“

„O nein, nein,“ ſagte der Greis; „ich bin Ihnen den größten Dank ſchuldig; Sie haben mir wieder zu meinem Augenlicht geholfen. Sie haben mich als einen fremden, alten, blinden Mann in Ihr Haus aufgenommen; Sie haben mir den Augenarzt rufen laſſen, und ihm reichliche Belohnung verſprochen, wenn er meine Augen wieder herſtelle; Sie haben mich und meinen Enkel auf das Sorgfältigſte verpflegen laſſen. In meinem ganzen noch übrigen Leben, das bereits auf die Neige geht, werde ich Ihnen nicht genug dafür danken können. Doch — danken wir dem lieben Gott! Er hat, was ich nicht zu oft wiederholen kann, Ihr Herz bewegt, mich in Ihr Haus aufzunehmen; Er hat meine Augen geöffnet, das ſchöne Bild zu ſehen, um Ihnen Ihr eingemauertes Eigenthum zu entdecken.“

„Ihr habt Recht," ſprach Herr Vollmar, „wir haben Beide Urſache, Gott zu danken. Allein das überhebt mich nicht meines Dankes gegen Euch. Bleibt nun, lieber, alter Vater, für immer hier in meinem Hauſe. Ich, meine Frau und meine Kinder wollen Euch gleich unſern Großvater ehren, und Eure Wege, wie man heut zu Tage ſagt, mit Blumen beſtreuen."

„O nein, nein," ſagte der Greis; „ich ehre und liebe zwar Sie und alle die Ihrigen von Herzen; allein ich ſehne mich auch recht von Herzen zurück in meine arme Hütte. Mein Sohn und meine Schwiegertochter zählen Tage und Stunden, mich zu ſehen. O wie freue ich mich darauf, meine kleinern Enkel, die ich noch nie von Angeſicht geſehen habe, das erſte Mal zu erblicken! Auch ſie werden jubeln über die Ankunft ihres geliebten Großvaters. Alle, Kinder und Kindeskinder werden jauchzen, mich, der jetzt wieder ſieht, wieder zu ſehen. — Laſſen Sie mich alſo in Frieden dahin ziehen! — Ich alter, abgelebter Mann tauge nicht mehr in dieſe Welt. Dieſe Zimmer ſind mir alle zu hoch, zu lang und zu breit. Ich bin da nicht recht zu Hauſe. In meinem kleinen, traulichen Stüblein werde ich mich beſſer befinden. Da will ich den Reſt meines Lebens Gott widmen, unſere kleine Dorfkirche fleißig beſuchen, und des Todes und der Ewigkeit gedenken, bis ich auf unſerm kleinen Gottesacker, unter der grünen Bettdecke von Raſen, mich ſchlafen legen werde.“

„Nun denn,“ ſagte Herr Vollmar, „wenn Ihr durchaus nicht anders wollt, ſo reiſet denn in Gottes Namen zurück in Eure Heimath. Ich werde Euch aber ein Jahresgehalt auswerfen, daß Ihr gewiß keinen Mangel leiden ſollet. Und da ich aus Euren Reden abnahm, daß Euer Sohn die Schulden, womit er ſein Hausweſen antreten mußte, noch lange nicht alle abbezahlen konnte, und nur ein kleines Ackerfeld und eine kleine Wieſe beſitzt, ſo werde ich ſeine Schulden bezahlen, und ihm größere Wieſen und mehr Ackerfeld ankaufen. In jeder Erdennoth, in ſo fern ihr mit Geld abgeholfen werden kann, ſollet Ihr und Euer Sohn bei mir Hülfe finden. Für jetzt aber müßt Ihr noch bei uns bleiben, bis Eure Augen ganz hergeſtellt ſind und Ihr ohne alle Gefahr reiſen könnet. Ich werde Euch dann in meiner Kutſche bis in Euer Dorf fahren laſſen.“

An dem Tage vor der Abreiſe ſagte Herr Vollmar zu dem ehrlichen Alten: „Meine Frau bereitet uns auf dieſen Abend noch ein kleines Abſchiedsmahl. Gehen wir, Ihr und Euer Enkel, ich und meine Kinder, bis es Zeit zum Eſſen ſeyn wird, noch ein wenig hinaus vor das Thor in meinen Garten.“

Sie gingen. Es war ein unvergleichlich ſchöner heiterer Sommerabend. Kein Wölkchen war am Himmel, und nur ſanfte erfriſchende Lüftchen wehten. Als der Greis in den Garten getreten war und um ſich blickte, ſprach er: „Lieber Gott, hier ſtand ich vor wenigen Wochen blind und in tiefer Finſterniß, und konnte von all der Herrlichkeit, die Du geſchaffen haſt, nichts ſehen! O wie ſchön iſt der Abendhimmel, wie lieblich ſcheint die Abendſonne, die Alles rings umher vergoldet; wie herrlich blühen die Roſenſtöcke und ſo viele andere Blumen, die ich nicht zu nennen weiß! Es iſt doch wahr: Ein blinder Mann, ein armer Mann. Die Sehenden ſind reich; ſie wiſſen aber ihren Reichthum nicht zu ſchätzen."

Max ſchloß die Augen, und ſagte: „Ja, es iſt wahr! Es iſt traurig, blind zu ſeyn und nur ſo im Finſtern zu tappen. Für alles Gold und Silber und alle Edelſteine, die der Vater im Keller gefunden hat, gäbe ich meine zwei Augen nicht."

„Du haſt Recht," ſagte der Vater; „allein blicke einmal alle dieſe grünen Blätter, dieſe Roſen, all die Blumen des Gartens, die Aehren des Feldes da draußen und die Grashalme dort auf der Wieſe recht an. Alle Blumen, Blätter, Aehren und Grashalmen, Alles, was wir ſehen, malt ſich in dem kleinen Augapfel ab. Welche wunderbare, unendlich kleine, feine, zarte Gemälde ſind dieſes!"

„Daran habe ich gar noch nie gedacht!" rief Max verwundert. „Wie, Aloys, laß dir einmal in die Augen ſehen! Wahrhaftig, ich ſehe mein Bild darin! O wie winzig klein, wie zart und fein es iſt! Die wunderſchönen Miniaturbildchen, die wir vom Großvater haben, ſind bei weitem nicht ſo zart; ſie ſind nichts dagegen.“ Max hatte ein kleines Büchlein in der Hand; er öffnete es, und hielt es etwas empor. „Auch das Büchlein ſehe ich, rief er; aber von den Buchſtaben kann ich nichts erkennen! Beide Seiten ſcheinen faſt ganz weiß.“

„Und doch,“ ſprach der Vater, „iſt jeder Buchſtabe, jedes Tüpflein in dem Auge abgemalt. So wie wir ein gedrucktes oder geſchriebenes Blatt nur anſehen, iſt die Schrift augenblicklich in unſerm Auge abgebildet!“

„O wie unendlich fein muß dieſe Schrift ſeyn!“ ſagte Max; „ſo fein könnte unmöglich ein Menſch ſchreiben. Ich kann nur ſtaunen.“

„Wir haben wohl Urſache, zu ſtaunen,“ ſprach der Vater. „Welche Weisheit und Allmacht, welche göttliche Kunſt iſt in den Gemälden, in den Buchſtaben, die ſich, ohne daß wir es ſelbſt merken, ohne Farben und Pinſel, ohne Dinte und Feder, und doch ſo ſcharf und genau in unſerm Auge abbilden? Jede Roſe, jede Nelke wird da getreu abgemalt, jeder Buchſtabe uns gleichſam ins Auge geſchrieben. Eben ſo wunderbar, ja wohl noch wunderbarer iſt es, daß alle Gegenſtände, die ſich in unſerm Auge ſo winzig klein abbilden, uns dennoch ſo groß erſcheinen. Wie klein malt ſich der hohe Kirchthurm unſrer Stadt in unſerm Auge ab? Die kleinſte Nadelſpitze iſt nicht ſo fein und zart. Und dennoch ſehen wir den Thurm mit ſeinen alterthümlichen Verzierungen, ſeinen kunſtreich durchbrochenen Mauern, und den lichten, Fenſtern-ähnlichen Oeffnungen faſt unermeßlich groß vor uns daſtehen. — Wenn wir nur das Auge des Menſchen, dieſes Wunder der göttlichen Allmacht recht betrachten — ſo ſollten wir auf die Knie niederfallen und den allmächtigen Schöpfer im Staube anbeten.“ Er blickte anbetend zum Himmel, und der Greis und die drei Kinder wurden von einem ehrerbietigen Schauder über Gottes Allmacht und Weisheit ergriffen.

Als die Sonne untergegangen war, kehrte Herr Vollmar mit ſeiner kleinen Geſellſchaft zurück in die Stadt. Die Frau Vollmar hatte in dem Zimmer, in dem das ſchöne Chriſtusbild hing, die Abendtafel gedeckt, und mit dem gefundenen Silbergeſchirre, das ein Silberarbeiter gereinigt hatte, herrlich geziert. Vier Wachskerzen brannten auf ſilbernen Leuchtern, und alles Silber auf der blendend weiß gedeckten Tafel glänzte und ſchimmerte ſo ſchön und hell, als wäre es ganz neu aus der Werkſtätte gekommen. Max ſagte zu ſeinem Schweſterchen: „Nicht wahr, jetzt ſieht dieſes Silber ganz anders aus? Damals aber, als du es das erſte Mal geſehen, ſagteſt du: O weh, aus dieſen grünen Bechern möchte ich nicht trinken.“ Er lachte dabei. Der Vater befahl Stillſchweigen, und Franziska, an der eben die Ordnung war, mußte das Tischgebet vorbeten. Man ſetzte ſich. Der ehrwürdige Greis, dem zu Ehren das Abſchiedsmahl gegeben wurde, mußte zwiſchen Herrn und Frau Vollmar ſitzen; Aloys aber zwiſchen Max und Franziska.

Während des Eſſens wurde faſt nur davon geſprochen, was ſich Alles ſeit jenem Abende ereignet hatte, da Herr Vollmar den Greis und deſſen Enkel aus dem Fenſter des Gartenhauſes erblickt hatte.

„Es war ein großes Glück für mich," ſagte der Greis, „oder vielmehr eine liebreiche Schickung Gottes, daß Herr Vollmar mich dort ſitzen ſah, und mein Geſpräch mit meinem Enkel hörte. Ja, wertheſter Herr Vollmar," ſprach er, „ich kann es nicht genug wiederholen: Gott hat Ihr Herz gerührt, daß Sie, wiewohl Sie ſelbſt in bedrängten Umſtänden waren, ſich meiner Noth erbarmt und mich ſo gütig in Ihre Wohnung aufgenommen haben. Ach damals, als ich blind und von Finſterniß umgeben dort geſeſſen, da war es in meiner Seele wohl noch dunkler; mir war ſehr bange um das Herz, wie es mir, einem fremden alten Mann, in der großen volkreichen Stadt ergehen werde! O wie glücklich bin ich nun, da mir meine beiden Augen gleichſam neu geſchenkt ſind! Blind und arm kam ich hierher; ſehend und reichlich beſchenkt kehre ich zurück. Welche Freude werde ich nach Hauſe bringen, da nun auch mein Sohn, ſein gutes Weib und meine Enkel vieler Sorgen überhoben und aus großer Noth herausgeriſſen werden. Ach, ich bin zu geringe all der Barmherzigkeit die Gott an mir gethan hat.“

„Gegen uns hat Gott ſich eben ſo gnädig und barmherzig erwieſen,“ ſagte Frau Vollmar; „wir ſtanden wirklich in Gefahr, nicht nur dieſes unſer Haus und den Garten draußen vor dem Thore zu verlieren, ſondern in ſehr dürftige Umſtände zu kommen, und überdies noch vieler Schmach und Verachtung ausgeſetzt zu werden. Gott hat ſich Eurer, lieber alter Vater, als eines Engels bedient, der uns anzeigen mußte, wo Hülfe für uns bereitet ſey. O ſchon damals, als der Großvater dieſe Schätze durch Euch in jenes geheime Gewölbe bringen ließ, hatte der liebe Gott im Sinn, uns und Euch eine große Wohlthat zu erweiſen! Er ſah dieſe Stunde voraus, in der wir uns gemeinſchaftlich hier erfreuen und Seine Güte preiſen. Er legte Seinen Segen auf den großen Schatz, den uns der Großvater hinterlegt hat.“

„Ja, ja,“ ſagte Max, „der reiche Schatz, den uns der Großvater hinterlaſſen hat, iſt ein herrliches Erbtheil.“

„Lieber Max,“ ſprach der Vater, „ich weiß noch ein viel beſſeres Erbe, das von unſern Großeltern auf uns gekommen iſt.“

„Einen noch größern Schatz, als das viele Gold und Silber!“ rief Max verwundert.

„Und als die ſchönen funkelnden Edelſteine,“

fragte Franziska, „die noch mehr werth ſeyn ſollen, als ein Haufen Gold und Silber?“

„Alles Gold und Silber, und alle Edelſteine der Welt ſind nichts gegen den Schatz, den ich meine!“ ſprach der Vater.

„Wiſſen Sie denn wirklich, wo dieſer Schatz verborgen liegt?“ fragte Max.

„Es iſt kein verborgener Schatz,“ ſprach der Vater; „Jedermann, der nur nicht ohne alles Gefühl iſt, kann ihn wahrnehmen.“

„Ei, jetzt weiß ich wohl, was der Vater meint,“ ſagte Max; „es iſt das ſchöne Chriſtusbild. Die Mutter ſagte oft, es ruhe ein beſonderer Segen darauf. Und hätte es der Vater damals verkauft, als jener Engländer ihm vieles Geld dafür geben wollte, ſo hätten wir den Schatz, der in unſerm Haus verborgen war, ſicher nicht gefunden.“

„Auch das ſchöne Bild,“ ſprach der Vater, „iſt es nicht, was ich meine, obgleich es wegen der großen Kunſt des Malers und noch mehr wegen Desjenigen, den es vorſtellt, einen hohen Werth hat. Das beſte Erbtheil, das ſchon von euren Urgroßeltern, auf eure Großeltern gekommen, das, wie ich glaube, auf uns eure Eltern forterbte, und das, wie ich hoffe, auch euer Erbtheil ſeyn ſoll — iſt Gottesfurcht und Frömmigkeit, Tugend und Rechtſchaffenheit. Eben dieſes iſt es, was Chriſtus, der Herr ſelbſt geſagt hat, als die Schweſter

Martha's, Maria, zu Seinen Füßen ſaß, einzig nur darauf bedacht, Seine Worte zu hören und zu vollbringen." „Eines nur iſt nothwendig," ſprach Er; „Maria hat den beſten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommmen werden."

„Was könnten alle Schätze der Welt uns helfen, wenn wir Gott-vergeſſene, leichtſinnige, liebloſe Menſchen wären, die nichts Beſſeres wiſſen, als es ſich in dieſer Welt wohl ſeyn zu laſſen? Dieſe Schätze würden uns dann nur noch ſchlechter und elender machen. Auch würde es uns nichts helfen, das herrliche Bild des Erlöſers, ſo geiſtreich es auch gemalt iſt, bloß im Hauſe zu haben, wenn wir gegen Ihn ſelbſt keine Liebe und Dankbarkeit hätten, wenn wir uns dadurch nicht an all Seine Liebe gegen Seinen himmliſchen Vater und gegen uns Menſchen erinnern ließen, wenn wir Seine Dornenkrone, die Wunden in Seinem heiligen Angeſichte, die Spuren der Fauſtſchläge, die herabrinnenden Blutstropfen, Seine vertrauensvolle Blicke zum Himmel mit kaltem Herzen anſehen könnten; wenn wir uns davon nicht zum Gehorſam gegen den himmliſchen Vater; zur aufopfernden Liebe gegen die Menſchen; zur Geduld und Gottergebenheit im Leiden; zum Abſcheu vor allen Sünden, wegen deren Er ſo vieles gelitten hat, bewegen ließen."

„Unſere frommen chriſtlichen Voreltern zierten ihre Wohnungen mit ſolchen Gemälden, nicht bloß um die Kunſt des Malers daran zu bewundern, die auch jetzt noch bewundert und theuer bezahlt wird — nein, ſie thaten es aus Andacht. Wahres Chriſtenthum war ihr koſtbarſtes Kleinod. Ihr frommer, chriſtlicher Sinn zeigte ſich in ihrem ganzen Leben — auch in ihrer Hauseinrichtung.“

„Betrachtet einmal, hier auf dem Tiſche, dieſe alterthümlichen Becher, die ſich unter dem gefundenen Schatze befanden. Der ſilberne Becher mit goldenen Verzierungen, den die Mutter unſerm Freunde, dem alten Vater Chriſtian vorſetzte, iſt das älteſte Erbſtück unſrer Familie. Dieſer Becher wurde meinem Urgroßvater, Albert Vollmar, der über fünfzig Jahre Bürger und Kaufmann dahier geweſen, von ſeinen Kindern und Enkeln zu ſeinem fünfzigjährigen Jubiläum geſchenkt. Seht da, in dem goldenen Schildchen, von kunſtreich getriebener Arbeit, iſt der ehrwürdige Greis Simeon mit dem Jeſuskinde vorgeſtellt; dieſe Vorſtellung drückt den Wunſch dieſes meines Urgroßvaters aus, im Glauben an Jeſus, ſo fröhlich, wie Simeon, dahin zu ſcheiden. Die Namen des ehrwürdigen Lukas Vollmar und ſeiner Hausfrau, Monatstag und Jahrzahl ſind rings um den Becher zierlich geſtochen. Ehrfurcht gegen Gott und Eltern gingen gleichſam Hand in Hand. Mein Becher da, und der Becher eurer Mutter, ſind Hochzeitgeſchenke, die meinen Großeltern verehrt wurden; auf dem goldenen Schildchen meines Bechers hier, iſt das erſte Ehepaar im Paradieſe, und auf dem Becher eurer Mutter die Hochzeit zu Kana abgebildet; und in den ſilbernen Becher rings umher ſind Namen, Tag und Jahr eingegraben. So haben die frommen Menſchen jener Zeit die heilige Geſchichte und ihre Familiengeſchichte mit einander vereinigt; ſo waren ſie bemüht, ihr häusliches Leben zu heiligen und ihre Familienfeſte zu chriſtlichen Feſten zu machen.“

„Die drei ſilbernen Becherchen, aus denen ihr Kinder heute trinkt, ſind Geſchenke von Taufpathen. Dein Becherchen da, Franziska, iſt noch das Pathengeſchenk, das meiner Großmutter von ihren Taufpathen gemacht wurde; dein Becherchen, Max, wurde meines Großvaters Eltern am Tage ſeiner Taufe für ihn überreicht; wie das Alles darauf geſchrieben ſteht. Der kleine zierliche Becher, den Aloys vor ſich ſtehen hat, war ein Pathengeſchenk für die Schweſter meines Großvaters. Ihr Namen, Maria Vollmar, und der Tag ihrer Geburt iſt, mit einem zarten Kranze von Roſen und Lilien umgeben, in das Silber hineingeſtochen. Sie wuchs zu einer Jungfrau von ganz ausnehmender Schönheit heran, eben ſo ausgezeichnet an Frömmigkeit und Tugend. Allein ſie ſtarb in der vollſten Blüthe des Lebens als Braut! Auf der andern Seite des Bechers ließen ihre trauernden Eltern den Tag ihres Todes eingraben, und darunter die Worte der heiligen Schrift ſetzen: Alles Fleiſch iſt wie Gras und alle Herrlichkeit des Menſchen wie die Blume des

Graſes. Das Gras verdorrt und die Blume fällt ab. — Die Welt mit ihrer Luſt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der beſteht in Ewigkeit."

„O, es iſt rührend," ſprach Herr Vollmar, „ſo ſeiner Eltern und Großeltern zu gedenken! Wir wollen ihr Andenken ehren und in ihre Fußſtapfen eintreten und nie von ihren frommen einfachen Sitten abweichen. In Gottesfurcht und Tugend allein iſt Heil."

„Doch," ſprach jetzt der Vater, „laßt uns nun auf das Wohl unſers lieben Gaſtes trinken, der die Becher da einſt eingemauert hat, und ſie mit ihren Inſchriften, die ſo theure Erinnerungen in uns erwecken, wieder an das Tageslicht gefördert hat. Er ſoll noch lange das Tageslicht ſehen und an ſeinen Kindern und Enkeln noch recht viele Freuden erleben." Der ehrwürdige Greis ward ſehr gerührt; Thränen hingen an ſeinen grauen Augenwimpern und floſſen ihm über ſeine von Alter abgezehrten Wangen.

„Meine großen Wohlthäter, Herr und Frau Vollmar ſollen leben!" ſagte er; „Gott wolle es Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan haben, und Er wolle auch Ihre Kinder reichlich ſegnen — zeitlich und ewig." Er trank, ſchwieg eine Weile und ſagte dann noch: „Ich erkenne es als eine große Wohlthat Gottes, daß ich das Augenlicht wieder erlangt habe; allein für eine noch größere Wohlthat Gottes halte ich es, daß Er mich in eine ſo chriſtliche Familie geführt hat, wo ich ſo viel Gutes hörte, und mein Glaube neu belebt wurde. Das Licht der Seele iſt mehr, als das Licht des Leibes, als das Augenlicht, das wir mit den Thieren gemein haben. Eine rechte lebendige Erkenntniß Gottes iſt das Licht der Seele. Wir wollen daher den Glauben an Gott — Chriſtus — Tugend — und ewiges Leben höher, als ſelbſt unſere Augen ſchätzen — uns davon leiten laſſen, und dieſen Glauben auch ſorgfältiger bewahren, als unſere beiden Augen. Wir wollen uns einen Schatz im Himmel ſammeln, der mehr iſt, als alle Schätze der Welt. Gottesfurcht, Tugend und Rechtſchaffenheit ſey das beſte Erbtheil, das wir unſern Kindern zurücklaſſen.“

Am folgenden Morgen, nach dem Morgengebete und Frühſtücke, wurde angeſpannt und die Kutſche fuhr vor. Sie war wohl bepackt; Frau Vollmar hatte ſie mit mancherlei Geſchenken für den Greis und deſſen Kinder und Enkel vollgeſtopft. Der Greis nahm von Herrn und Frau Vollmar mit Thränen in den Augen Abſchied; auch Aloys küßte Beiden die Hand, und ſagte den Kindern Lebewohl. Alle begleiteten den gerührten Greis und den ſchluchzenden Knaben an die Kutſche. „Gott vergelte Ihnen Alles,“ ſagte der Greis noch einmal, „und ſey und bleibe mit Ihnen. Er laſſe uns im Glauben an Chriſtus leben — und einſt ſo ſelig ſterben, wie Simeon mit den Worten: „Nun, Herr, laß Du Deinen Diener im Frieden dahin ſcheiden, denn meine Augen haben das Heil und das Licht geſehen, das Du für alle Völker bereitet haſt.“

* * *

Die Edelſteine.

1.

Der Marſchall von Hainburg.

Der Marſchall von Hainburg, ein ſehr würdiger Greis, der bei Hofe und im Felde in großem Anſehen ſtand, hatte ſich auf ſeine Güter zurückgezogen. Seine Gemahlin war nicht mehr am Leben. Seine zwei Söhne waren im Kriege umgekommen. Seine einzige Tochter ſtarb als Braut. Er fand kein Gefallen mehr an den Vergnügungen der großen Welt, und wollte den Reſt ſeiner Tage in ländlicher Einſamkeit Gott widmen, und bloß dem Wohle ſeiner Unterthanen leben.

So einſam er hier zu leben dachte, ſo erhielt er dennoch von Zeit zu Zeit Beſuche von benachbarten Edelleuten. Denn er war überaus gaſtfreundlich. Sein alterthümliches Schloß, Hainburg genannt, wohl erhalten und ſchön eingerichtet, ſtand hoch auf einem Berge, in einer ungemein angenehmen Gegend. Unten in dem fruchtbaren Thale lag, nicht weit vom Schloſſe ein ſchöner Marktflecken, gleiches Namens. Hinter dem Schloſſe Hainburg erhob ſich ein waldiges Gebirg, in dem es aller Art Wild gab. Da fanden ſich denn beſonders die Freunde der Jagd ſehr oft ein. Wenn im Herbſte die Treibjagden gehalten wurden, hatte das große Schloß kaum Raum genug, alle dieſe Herren zu beherbergen.

Einmal, als der Herbſt kaum anfing, die ſchönen grünen Wälder bunt zu färben, kam der Sohn ſeiner Schweſter, Adolph von Wildberg, ein junger Offizier, der wegen ſeines Edelſinnes, ſeiner Lebhaftigkeit und ſeines Muthes bei dem alten Onkel ſehr viel galt, und auch wohl deßwegen, weil er den hocherfahrnen Feldmarſchall immer dringend bat, ihm ſeine Erfahrungen in der Kriegskunſt mitzutheilen, und den Erzählungen und Bemerkungen des grauen Helden mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte.

Eines Tages, da der junge Herr mit einem alten Jäger eben von der Jagd zurückgekehrt war, und mit großem Jubel erzählte, daß er ſo glücklich war, das ungeheure Wildſchwein, das die Wieſen der Landleute furchtbar umwühlte und verwüſtete, zu erlegen — kam ein Huſar in den Schloßhof geſprengt, mit einem Schreiben, der Lieutenant von Wildberg ſolle ſich unverzüglich und längſtens an dem, in dem Befehle genannten Tage, bei ſeinem Regimente einfinden, indem der Feind den

Waffenſtillſtand ganz unerwartet aufgekündet habe und bereits in das Land eingedrungen ſey. Der Huſar erzählte, in allen Dörfern habe er gehört, daß die feindlichen Reiter ſchon das Land zwiſchen dem Schloſſe hier und der Stadt, in der das Regiment liege, durchſtreiften, jedoch ſey ihm auf dem Wege hieher noch kein Feind begegnet.

Der junge Herr war über dieſe Nachricht gar nicht beſtürzt, ſondern vielmehr erfreut. Der alte Herr aber ſchien ſehr betroffen. „Morgen bei Anbruch des Tags,“ rief er, „reiſe ich mit dir.“ Er gab ſogleich Befehl, Kleider, Leinenzeug und Geld einzupacken. Adolph meinte, der Onkel könnte wohl noch bleiben; es habe noch keine Gefahr. Allein dieſer rief: „Nein, nein! Ich habe, als ich das Commando führte, dem Feinde zu großen Schaden zugefügt. Er würde mich gefangen nehmen und mich nicht gut behandeln.“ Er wiederholte den Befehl, einzupacken. Alle Hände kamen in Bewegung und Adolph half auch mit.

Der Marſchall hatte den hohen Muth nicht mehr, wie ehemals; Alter und Kränklichkeit hatten ihn ängſtlich gemacht. Er ſagte, indem er ein zierliches Käſtchen von Mahagoniholz herbei brachte, zu Adolph: „Mit dieſer Schatulle bin ich in großer Verlegenheit. Sag mir doch, was ich damit anfangen ſoll. Es befindet ſich darin der Schmuck meiner ſeligen Frau und Tochter und — was mir über Alles geht — mein Orden. Dieſe Koſtbarkeiten mitzunehmen, trage ich Bedenken. Wir könnten von den Feinden unterwegs beraubt werden. Und da wäre es mir, mehr als um alle dieſe Edelſteine und Perlen, um das herrliche Ordenszeichen leid, das mir der Landesfürſt einſt ſelbſt an die Bruſt geheftet hat. Allein dieſe Schätze in dem Schloſſe hier zu verbergen, iſt auch nicht ohne Gefahr. Das Schloß könnte von den Feinden beſetzt, genau durchſucht, und aus Rache gegen mich wohl gar in Brand geſteckt werden. Das Beſte wird ſeyn, das Käſtchen mit den Kleinodien in den Felſen der benachbarten waldigen Berge zu verſtecken. Es iſt gut, daß der alte Jäger, der Hubert, der in dieſem Walde wohnt, eben hier iſt. Ruf ihn einmal, Adolph! Auf dieſen kann ich mich ganz verlaſſen. Dir und ihm übertrage ich dieſes Geſchäft. Selbſt will ich nicht mitgehen; denn da ich ſchon lange nicht mehr in den Wald kam, könnte es Verdacht erregen."

Der Marſchall hatte ein ſchriftliches Verzeichniß von allen dieſen Kleinodien. Er ſah, Stück für Stück nach, ob ſich alle in dem Käſtchen befanden, legte das Verzeichniß in ſeine Brieftaſche und übergab dem Adolph das Käſtchen.

Adolph ſteckte das Käſtchen in ſeine Jagdtaſche und ging mit dem Jäger in den Wald. Tief im Walde ragten aus einem Dickicht einige hohe, ſchroffe

Felſen empor. Unten an einer Felſenwand ſtand ein altes, mit Moos bewachſenes ſteinernes Kreuz, und bezeichnete die Stätte, wo vor hundert Jahren ein tapferer Ritter von dem Feinde mit einem Pfeile durchbohrt worden. In dieſem Felſen befanden ſich viele Spalten und Klüfte. In einer dieſer Klüfte, über der ein Vogelbeerbaum hervorgewachſen war, verbargen ſie das Käſtlein, verſchloſſen die Kluft mit einem bemoosten Steine, der ziemlich genau hinein paßte, kehrten zurück und erſtatteten dem alten Herrn von dem Geſchehenen beruhigenden Bericht. Am folgenden Morgen reiste Herr von Hainburg mit ſeinem Neffen eilig ab. Sie kamen, ohne einen Feind zu ſehen, glücklich in der Hauptſtadt an. Offiziere und Soldaten waren ſehr beſchäftigt, und boten alle Kräfte auf, ſich ſo ſchnell als möglich marſchfertig zu machen. Auch Adolph hatte den ganzen Tag zu rennen und zu laufen. Er zog zwei Tage nachher mit ſeinem Regimente muthig gegen den Feind. Der Marſchall bewohnte wieder wie zuvor das ſchöne große Haus, das er in der Reſidenz hatte.

Der Krieg nahm bald eine andere Wendung; er verheerte nunmehr die entfernteren Gegenden Deutſchlands. Die Straße zwiſchen der Stadt und dem Schloſſe Hainburg war frei von Feinden und vollkommen ſicher. Da erwachte in dem Herzen des Marſchalls die Sehnſucht nach ſeinem geliebten väterlichen Schloſſe. Allein ſeine Geſundheit geſtattete ihm nicht, dahin zu reiſen. Indeß wünſchte er, jenes Käſtchen mit Koſtbarkeiten wieder in eigene Verwahrung zu nehmen. Er ſchickte ſeinen Kammerdiener mit einem Briefe an den alten Jäger, es zu holen. Nach einigen Tagen kam der treue Diener am ſpäten Abende zurück. Der alte Jäger Hubert kam mit, indem er das ihm anvertraute Käſtchen in die eigenen Hände ſeines Herrn übergeben wollte. Der alte Herr war hoch erfreut, öffnete eilig das Käſtchen, vor allem ſich zu überzeugen, ob das prächtige Ordenskreuz noch in dem zierlichen Futterale ſey, überblickte die übrigen Koſtbarkeiten nur mit flüchtigen Augen und ſagte dann: „Nun Gottlob, daß ich es wieder habe; ich war oft recht beſorgt darum!“ Er fragte den alten Hubert über Alles, was ſich während des feindlichen Ueberfalls in Hainburg und der Gegend zugetragen habe. Hubert machte eine traurige Schilderung, wie arm das Land geworden, und wie ſogar eine Hungersnoth zu befürchten ſey. „Je nun,“ ſprach der edle menſchenfreundliche Greis, „es iſt mir nun um ſo lieber, daß ich dieſe edlen Steine wieder habe. Ich werde meinem Hausmeiſter ſagen: Mach, daß dieſe Steine Brod werden. Nur den edlen Stein in meinem Ordenskreuze würde ich um keinen Preis veräußern.“

Der alte Herr war ſchon ſeit einigen Monaten faſt nie mehr aus dem Hauſe gekommen. Nur am Sonntage beſuchte er in der nahen Kirche den Gottesdienſt. Die Woche über blieb er beſtändig in ſeinem Schlafrocke. Sein Ordenskreuz war nie aus dem Futterale gekommen. Eines Morgens aber ſagte er zu ſeinem Kammerdiener: „Bringe mir meine Staatsuniform! Denn heute iſt mein Geburtstag, und ich weiß gewiß, meine ehemaligen Kampfgenoſſen, dieſe würdigen, alten Offiziere, werden alle kommen — herausgeputzt wie an einem Königsfeſte auf der Wachparade — und mir Glück wünſchen.“ Nachdem der Kammerdiener ihm die ſcharlachrothe, reich mit Gold geſtickte Uniform angezogen hatte, nahm der alte Herr ſein Ordenszeichen heraus, um ſeine Bruſt damit zu zieren. Allein betroffen, ja faſt erſchrocken rief er: „Was ſoll das ſeyn? Ich weiß nicht, ſind meine alten Augen ſchwächer geworden, oder hat der ſchöne Edelſtein in Mitte des Kreuzes — vielleicht von der Feuchtigkeit des Ortes, wo er ſo lange geſteckt — ſeinen Glanz verloren!“ Doch — jetzt traten die Offiziere ein, brachten ihre Glückswünſche dar. Sie bezeugten mit Thränen in den Augen ihre Freude, ihn in einem ſo hohen Alter noch ſo geſund und wohlausſehend zu erblicken, wie er ehemals an feſtlichen Tagen in ſeiner Galla-Uniform vor ihnen ſtand.

Nachdem die Offiziere ſich entfernt hatten, kam noch, auf ſeinen Krückenſtock geſtützt, ein alter General, ein Jugendfreund des Marſchalls. Beide hatten ehemals zugleich als Cadeten gedient, und nannten ſich, wenigſtens unter vier Augen, noch immer Du. „Alle Bomben und Granaten!“ fing der etwas rauhe, aber brave, biedere General an, indem er einen Blick auf das Ordenskreuz warf, „Was haſt du mit deinem Ehrenzeichen getrieben, Herr Bruder? Haſt du den einzigen, prächtigen Rubin in deſſen Mitte, verkauft, um deine geliebten Armen zu unterſtützen, und einen falſchen Stein an die Stelle geſetzt? Das heißt die ſchöne Tugend der Wohlthätigkeit zu weit treiben. Das hätteſt du nicht thun ſollen. Alles Falſche, Unächte, ſowohl in Worten als Sachen, ſollte uns verhaßt ſeyn. Du kannſt nun dein Ehrenzeichen nicht mehr mit Ehren tragen.“

Der Marſchall erzählte, daß er ſelbſt erſt dieſen Augenblick die Veränderung bemerkt habe, die mit dem Edelſteine vorgegangen ſeyn müſſe. Denn daß der ſchöne, edle Stein mit einem falſchen verwechſelt worden, könne er nicht glauben. „Die Ehrlichkeit des Mannes,“ ſagte er, „der den Stein einige Zeit in Verwahrung gehabt, iſt mir zu erprobt, als daß ich im Geringſten daran zweifeln könnte. Eher bin ich zu glauben geneigt, daß irgend ein mir unbekannter Umſtand dem Steine ſeinen Glanz genommen habe.“ „Ei, warum nicht gar!“ rief der General. „Sicherlich biſt du betrogen worden. Laß einmal den Juwelier rufen.“

Der erſte Juwelier der Reſidenz kam und ſagte auf den erſten Blick: „Der Stein iſt falſch und iſt jenem ächten Steine, den ich wohl gekannt habe, unterſchoben worden. Sie hatten vor einigen Jahren die Gnade, mir jenen herrlichen Rubin zu zeigen. So viele Steine der Art durch meine Hand gingen, ſo habe ich doch nie einen ſchönern geſehen. Er hatte einen ganz ungemeinen Glanz; er funkelte ſo hell und roth, wie eine glühende Kohle; er war ein ächter Karfunkel! Ich ſchätzte ihn, wie ich Ihnen damals geſagt habe, wegen ſeiner ſeltenen Schönheit und Größe auf tauſend Gulden; ein Liebhaber hätte wohl tauſend Thaler dafür gegeben. Der Betrug iſt ungeheuer, wurde jedoch mit großer Kunſt ausgeführt. Es gehörte keine geringe Geſchicklichkeit dazu, das ſchön gefärbte Glas gehörig zuzuſchleifen und in die goldene Faſſung ohne bemerkbare Verletzung einzufügen.“

Nachdem über den ächten und falſchen Rubin noch vieles geſprochen worden, und der General und der Juwelier ſich entfernt hatten, ſetzte der Marſchall ſich in ſeinen Sorgenſtuhl, und ſann über die Geſchichte nach. „Wer kann dieſen ſchlauen Diebſtahl begangen haben?“ ſagte er.

„Sollte es denn doch der alte Förſter ſeyn? Das iſt nicht möglich. Wenn er noch lebte, würde ich ihn rufen laſſen. Allein erſt im verfloſſenen Monate wurde mir zu meinem herzlichen Bedauern berichtet, er ſey geſtorben und habe mir für alle empfangenen Wohlthaten noch einmal danken laſſen. Hätte aber auch der ehrliche Mann je ſo unehrlich werden können, mich zu beſtehlen — warum hätte er nicht lieber nach andern Stücken gegriffen, warum nicht den Stein ſammt der Faſſung, oder gar das ganze Käſtchen genommen? Wo hätte der alte Mann, der ſein Leben in Wäldern zugebracht hat, und nie in eine große Stadt gekommen iſt, einen ſo geſchickten Künſtler auffinden können, der ihm zu einem ſolchen Betruge geholfen hätte? Der gute alte Mann hätte bei ſeinem richtigen Verſtande ſicher zu beurtheilen gewußt, jeder Goldarbeiter, an den er ſich wenden könnte, werde es bedenklich finden, einen armen Jäger im Beſitze eines ſo koſtbaren Kleinods, eines Ordens zu ſehen, und würde nicht ermangeln, weitere Anzeige davon zu machen. Kurz, es iſt unmöglich, daß mein alter trefflicher Hubert der Dieb ſey! — Sollte Adolph, mein Neffe es ſeyn? Das iſt eben ſo unmöglich. Dazu wäre er zu edel! — Ueberdies reiste er ſogleich, nachdem er und der Jäger das Käſtchen in der Felſenſchacht verſteckt hatten, mit mir in die Stadt, zog von da aus unmittelbar mit ſeinem Regimente zu Felde, und ſchlug ſich ſeit dieſer Zeit unausgeſetzt — und ſehr rühmlich! — mit dem Feinde.“

„Die Sache bleibt mir ein Geheimniß,“ ſprach er, indem er aufſtand und den Orden weglegte. „Ich weiß es mir ſchlechterdings nicht zu erklären, ob man den ſchönen Rubin, um mich zu betrügen, verwechſelt, oder ob er durch geheime Kräfte der Natur verändert worden. Ich zerbreche mir vergebens den Kopf. — So gibt es ſchon hier unter dem Monde und in dem gewöhnlichen Leben Dinge, die wir mit Augen ſehen, aber nicht begreifen können. Es darf uns daher nicht wundern, daß es auch über dem Monde und in Dingen, die wir nicht mit Augen ſehen und mit Händen greifen können, ſo manches Geheimniß gebe, das uns unbegreiflich iſt, und es wäre thöricht, bloß aus dieſem Grunde, weil wir das Wie nicht begreifen, das Was zu bezweifeln oder gar zu läugnen.“

„Doch die Zeit enthüllt dereinſt jedes Geheimniß. So wird es auch ſicher noch offenbar werden, was mit meinem ſchönen Rubin vorgegangen iſt. Ein altes, einfältiges, aber ſehr wahres Sprüchlein ſagt: Es iſt kein Fädelein ſo fein geſponnen, es kommet einmal an die Sonnen.“

2.

Fräulein Mathilde.

Der alte Graf von Waldon, mit deſſen Sohne die verſtorbene Tochter des Marſchalls von Hainburg verlobt geweſen, reiste im nächſten Sommer, wegen ſeiner leidenden Geſundheit, nach Carlsbad. In dem großen Gaſthofe, in dem er abſtieg, kam er an der prächtigen Tafel neben ein junges Frauenzimmer zu ſitzen, das von ſeltener, ganz ungemeiner Schönheit und ſehr gebildet war. Er ließ ſich mit dem liebenswürdigen Fräulein in ein Geſpräch ein, und alle ihre Antworten zeugten von einem ſehr hellen Verſtande. Allein zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen erblickte er an der Hand des Fräuleins den Brautring der ſeligen Braut ſeines Sohnes. Er glaubte den Ring genau zu kennen. Ein kleiner, aber überaus ſchöner, lichtgrüner Edelſtein, ein Smaragd, von kleinern Diamanten umgeben und in das reinſte Gold ſehr kunſtreich gefaßt, glänzte darauf. Um ſich ganz davon zu überzeugen, ob es wirklich ebenderſelbe Ring ſey, bat er um Erlaubniß, den ſchönen Ring näher betrachten zu dürfen. Das Fräulein zog den Ring vom Finger, und überreichte ihm denſelben. Er war es. Sogar die Anfangsbuchſtaben A. v. W.. des Namens Arthur von Waldon, befanden ſich in dem Ringe. „Woher haben Sie den Ring?" fragte der Graf. Das Fräulein erröthete und antwortete ausweichend. „Sie dürfen kein Bedenken tragen, es mir zu ſagen," ſprach der Graf. „Dieſer Ring war mir ſchon bekannt, ehe er in Ihre Hand kam. Wenn ich auch die Hand kennen lerne, aus der Sie ihn erhielten, ſo kann dieſes vielleicht auf eine ſehr angenehme Entdeckung führen." Das Fräulein blickte freudig auf und ſagte: „Ich erhielt den Ring von meinem Bräutigam, einem ſehr edlen jungen Manne, Namens Adolph Viktor Weller, dem Sohne eines angeſehenen Kaufmannes in Leipzig." „Dieſer Namen iſt mir gänzlich unbekannt," ſagte der Graf. Er ſchwieg und wurde nachdenkend.

Neben dem Fräulein ſaß eine ehrwürdige Dame, wie es ſchien, die Mutter oder Tante. Nach der Tafel fragte der Graf einen der Gäſte, wer die Dame ſey. Dieſer ſagte: „Sie iſt die Wittwe des ſeligen Oberſt von Lilienthal, eine ganz vortreffliche Frau, ſehr reich und eine große Wohlthäterin der Armen." Der Graf ging zu ihr hin, ihr ſeine Verehrung zu bezeigen, ſagte, daß er ihren Gemahl wohl gekannt und deſſen Tod ſchmerzlich bedauert habe, und wünſchte ihr Glück, eine ſo liebenswürdige Tochter zu haben. Die Frau von Lilienthal ſagte: „Sie iſt nur meine angenommene Tochter; ſie iſt eine Waiſe. Ihre Mutter iſt ſchon längſt todt, ihr Vater aber, der Hauptmann von Hellmuth, iſt des rühmlichen Todes für das Vaterland geſtorben.“ Einige Damen, denen die Frau von Lilienthal verſprochen hatte, nach Tiſche mit ihnen einen Spaziergang zu machen, kamen herbei, ſie abzuholen, und unterbrachen das Geſpräch.

Der Graf eilte ſogleich auf ſein Zimmer, und ſchrieb an den Marſchall: er lobe es zwar ſehr, daß der wohlthätige Herr unnütze Koſtbarkeiten zum Beſten der Armen verkauft habe; allein daß der bewußte Brautring, ein ſo ſchätzbares Andenken, in fremde Hände gekommen ſey, falle ihm doch ſehr empfindlich. Der Marſchall ſchüttelte, als er den Brief las, den Kopf und rief: „Ich habe dieſes Ringlein nicht verkauft; es muß ſich in dem Schmuckkäſtchen befinden. Ich habe, bevor ich das Käſtchen dem alten Förſter anvertraute, das Verzeichniß der Koſtbarkeiten noch einmal genau durchgangen, und was ich heraus nahm, in dem Verzeichniß durchſtrichen. Er ſah nach. Den Ring fand er richtig in dem Verzeichniſſe — aber nicht mehr in dem Käſtchen. „Das iſt wunderlich,“ ſagte er; „die Entwendung des Ringes iſt faſt ſo ſeltſam und eigen, als der Diebſtahl meines koſtbaren Rubins. Doch ganz gewiß hat Ein Dieb beide entwendet. Allein er muß dennoch ein ſeltſamer, ganz eigener Dieb ſeyn, daß er gerade den koſtbarſten Edelſtein, und dann nur die unbedeutendſten Steinchen nahm und alles Uebrige unberührt ließ. Doch ich hoffe nunmehr, ihm auf die Spur zu kommen.“ Er ſchrieb auf der Stelle an ein ihm bekanntes Handelshaus in Leipzig, ihm über einen Kaufmann, Namens Weller, nähere Auskunft zu geben. Da er aber auf Anrathen der Aerzte eben nach Pyrmont abreiſen wollte, um dort den Geſundbrunnen zu gebrauchen, ſo bat er, ihm die Antwort dahin zu ſenden. Es wurde ihm ſogleich geantwortet, von einem Kaufmanne dieſes Namens, Vater oder Sohn, ſey in Leipzig nicht das Geringſte bekannt. Der Marſchall ſchrieb nun von Pyrmont aus an das Kreis- und Stadtgericht in der Reſidenz, das Fräulein Hellmuth zu vernehmen, wo der angebliche Kaufmann Weller ſich gegenwärtig befinde, ſie auch über ihren Vater und ihre ſonſtigen Verhältniſſe zu befragen.

Da der Diebſtahl mehr als tauſend Gulden betrug, ſo fand man für nothwendig, die Sache genau zu unterſuchen. Ein Gerichtsrath erſchien als Kommiſſär in dem Hauſe der Frau von Lilienthal. Sowohl die Frau als noch mehr Fräulein Mathilde waren darüber höchſt beſtürzt. Mathilde ſank beinahe in Ohnmacht. Wo ihr angeblicher Bräutigam, von dem ſie den ſchönen Ring erhalten habe, ſich gegenwärtig befinde, wußte ſie nicht zu ſagen. Sie wußte auch ſonſt ihn nicht näher zu bezeichnen. Sogleich die erſten eindringlichen

Fragen des Kommiſſärs, wo ihr Vater, der Hauptmann, vor Ausbruch des Krieges gelebt habe, mit welchen Offizieren und andern Herren er da Umgang gehabt habe, welche Leute ſie da kenne, wußte ſie nicht zu beantworten. Sie ſah ſich genöthigt, zu bekennen, ſie ſey nicht die Tochter eines Hauptmannes, ſondern — des Förſters Hubert Hell bei Hainburg.

Frau von Lilienthal, ihre Pflegemutter, die dabei ſtand, erblaßte. „O Mathilde,“ rief ſie, „das hätte ich von dir nie geglaubt, daß du mich ſo hintergehen könnteſt!“ Der Kommiſſär ſagte: „Das iſt ſehr ſchlimm! Das Mädchen iſt eine Betrügerin. Da der Namen Desjenigen, von dem ſie den Ring erhalten zu haben vorgibt, offenbar falſch iſt; da ſie ſelbſt ſich unter einem falſchen Namen in dieſes Haus eingeſchlichen hat; da nicht nur der Ring, in deſſen Beſitz ſie ſich befindet, ſondern auch jener koſtbare Rubin, offenbar aus jenem Schmuckkäſtchen, das ihr wahrer Vater, der Förſter Hubert Hell, ſo lange Zeit in Verwahrung gehabt, entwendet worden, und da der Diebſtahl eine ſo große Summe beträgt, ſo iſt es nothwendig, dieſes Mädchen, Namens Mathilde Hell, in gefängliche Verwahrung zu bringen, und ſie einer gerichtlichen Unterſuchung zu unterziehen.“

Der Gerichtsrath befahl dem Gerichtsdiener, der in dem Vorzimmer ſtand, einzutreten, bat die

Frau von Lilienthal, ſich mit ihm in ein anderes Zimmer zu begeben, und fragte ſie, wie Mathilde, ſeit ſie in dem Hauſe lebe, ſich aufgeführt habe. Die Frau gab ihr das beſte Zeugniß. Sie ſagte unter Anderm: „Mathilde iſt mir von einem ſehr ehrwürdigen Manne empfohlen worden. Doch — ſchon ihr liebliches, anmuthiges Geſichtchen war mir ein Empfehlungsſchreiben.“ Der Kommiſſär fragte, wer dieſer Mann ſey. Die Frau ſagte: „Es iſt der alte Eremit Dagobert im Gebirge, deſſen Einſiedelei nur wenige Meilen von meinem Landgute entfernt iſt.“ Sie wiederholte noch einmal: „Mathilde hat durch ihr Betragen die Empfehlung des fremmen Greiſes vollkommen gerechtfertiget. Seit ſie bei mir iſt, betrug ſie ſich immer freundlich, dienſtfertig, gehorſam, treu und ohne allen Tadel. Nur das wollte mir an ihr nicht gefallen, daß ſie von ihrem vorgeblichen Vater, dem Hauptmanne, nicht gerne redete, von ihm ſoviel als nichts zu ſagen wußte, und das Geſpräch über ihn immer ſogleich abbrach. Doch ſey das, wie es wolle! Ich habe ſie nun einmal an Kindesſtatt angenommen. Sie gilt allgemein für meine Tochter, und ſie erſchien mit mir in ſehr angeſehenen Geſellſchaften. Ich hoffe daher, das Stadtgericht werde ſie doch nicht in ein gemeines Gefängniß werfen laſſen.“ „O nein,“ ſprach der Kommiſſär; „aus Achtung gegen ihre Pflegemutter, die gnädige Frau, werden wir dem bedauernswerthen Kinde auf unſerm Rathhauſe ein recht hübſches Zimmerchen anweiſen, in dem man ordentliche Bürger wegen geringer, nicht entehrender Polizeivergehen zu bewahren pflegt.“

Der Gerichtsrath kehrte mit der Frau zurück in das Zimmer, in dem ſich Mathilde troſtlos in einen Seſſel geworfen hatte, und die Hände rang. Der Herr ſagte: „Sie müſſen mit mir kommen, mein Fräulein.“ Zu dem Gerichtsdiener ſagte er: „Ihr dürft uns nur in einiger Entfernung begleiten.“ Mathilde nahm, mit heißen Thränen betheuernd, ſie ſey an dem Diebſtahle des Ringes unſchuldig, von ihrer gütigen Pflegemutter Abſchied. Auch dieſe hatte Thränen in den Augen. Mathilde folgte, noch einmal mit ihren rothgeweinten Augen nach ihrer gütigen Pflegemutter wehmüthig zurückblickend, dem vom Stadtgerichte abgeſendeten Herrn.

Sobald Mathilde in ihr Gefängniß eingeführt war, und man die ſchwere, eiſenbeſchlagene Thüre hinter ihr verſchloſſen und verriegelt hatte, warf ſie ſich auf die Knie nieder und betete: „O Du lieber, barmherziger Gott! Du weißt es, daß ich nichts davon gewußt habe, der unglückliche Ring ſey geſtohlen. Ich habe freilich ſehr gefehlt, daß ich mich mit einem fremden Jünglinge, der mir gut und edel ſchien, in eine Bekanntſchaft eingelaſſen und meinem Vater nichts davon geſagt habe. Noch mehr war es gefehlt, daß ich nach dem Tode meines Vaters, mit dieſem mir zu wenig bekannten Jünglinge mich verlobt und einen Verlobungsring von ihm angenommen habe. Der größte Fehler aber war, daß ich mich überreden ließ, unter einem fremden Namen bei der edlen Frau von Lilienthal eingeführt zu werden. Für dieſe Unvorſichtigkeiten haſt Du, gerechter Gott, zu meiner Beſſerung mich in dieſes Gefängniß kommen laſſen. Ich verdiene, obwohl ſonſt kein Vergehen auf mir ruht, dieſe Strafe. Allein verzeih mir dieſe Fehler! Du biſt ja gnädig und barmherzig! Laß mich geläutert, wie Gold im Feuer, aus dieſer Prüfung hervor gehen, und führe mich dann wieder in die Arme meiner geliebten Pflegemutter zurück.“

Allein das Gericht glaubte nicht an Mathildens Unſchuld. Die Geſchichte mit dem entwendeten Ringe und dem koſtbaren Rubine wurde, als ein Diebſtahl der über tauſend Gulden betrug, ein Kriminalfall genannt, und veranlaßte eine langwierige Unterſuchung. Es wurde viel geſchrieben. Man forſchte überall nach, was für einen Leumund der verſtorbene Förſter gehabt, und wie die Aufführung ſeiner Tochter von ihrer Kindheit an geweſen ſey. Es wurde nichts als Gutes berichtet. Man verfolgte den ſogenannten Adolph Viktor Weller durch Steckbriefe. Allein nirgends wurde die geringſte Spur von ihm entdeckt. Man forderte alle Ortsgerichte im ganzen Lande auf, bei allen Goldſchmieden und Juwelenhändlern nachzufragen, ob ihnen der Rubin, ein Edelſtein von ſeltenem Glanze und einem Gewichte von ſechs bis acht Karat, nicht zum Verkaufe angeboten worden. Allein vergebens. Auch Frau von Lilienthal mußte ſich gefallen laſſen, gerichtlich vernommen zu werden, und Alles zu Protokoll zu geben, was ſie von dem alten Einſiedler wußte, und was dieſer ihr von Mathilden erzählt habe. Man bedauerte ſehr, daß der alte Mann, kurz vor der Entdeckung des geſtohlenen Ringes, geſtorben war; man erkundigte ſich aber dennoch in einem Schreiben an das Amtsgericht, in deſſen Bezirke er ſich aufgehalten hatte, genau, ob er denn wirklich ein ſo frommer, ehrwürdiger Mann geweſen ſey, wie einige ſagen, oder ob er nicht vielmehr ein ſchlauer Heuchler geweſen, und heimlich etwa mit dem alten Förſter oder gar mit Räubern in Verbindung geſtanden. Es wurde zurück geſchrieben, unerachtet der genaueſten Nachforſchungen, könne man von ihm nichts Nachtheiliges berichten.

Mit Mathilden wurden mehrere Verhöre gehalten. Allein aus allen ihren Antworten konnte nichts Widerſprechendes heraus gefunden werden. Sie blieb immer dabei, von einem Schmuckkäſtchen, das ihr ſeliger Vater in Verwahrung gehabt haben ſoll, habe er ihr nie ein Wort geſagt; von dem Ringe habe ſie ſich gar nicht denken können, er ſey geſtohlen; es wäre ihr gar nie eingefallen, ſich für die Tochter eines Hauptmannes auszugeben, es ſey dieſes vielmehr ihrem Sinne und Gefühle ganz und gar entgegen geweſen; allein der alte Einſiedler, der nach dem Tode ihres Vaters in ihr Haus gekommen ſey, und den ſie damals in ihrem Leben das erſte und das letzte Mal geſehen, habe ſie dazu bewogen. „Seine hohe, ehrwürdige Geſtalt,“ ſagte ſie, „ſein ernſtes, faltiges Geſicht, ſeine ſchneeweißen Haarlocken, die auf die Schultern herabhingen, ſein langer weißer Bart, ſein ſchwarzbraunes Gewand, das bis auf die Erde reichte, ſeine nachdrücklichen, gebietenden Worte erfüllten mich mit einer ſolchen Ehrfurcht, daß ich ihm glaubte. Allerdings iſt es von mir, wie ich erſt jetzt einſehe, ſehr unüberlegt und unvorſichtig geweſen, den Verſicherungen zweier Fremden, jenes Jünglings und dieſes Greiſes geglaubt zu haben, obwohl ich nicht den geringſten Grund gehabt, ihre Redlichkeit zu bezweifeln, ſondern als eine arme Waiſe, in meiner gänzlichen Verlaſſenheit, zu Beiden das größte Zutrauen gefühlt habe.“

Sie vergoß viele tauſend heiße Zähren und ſeufzte unzählige Mal: „Ach, in wie viele Leiden kann eine einzige jugendliche Unvorſichtigkeit den Menſchen verwickeln!“

3.

Adolph von Wildberg.

Adolph von Wildberg befand ſich indeſſen noch immer im Kriege. Er wurde verwundet und gefangen. Man hörte lange nichts von ihm, und zweifelte, ob er noch lebe. Nachdem es aber Friede geworden, kam er eines Abends ganz unerwartet zurück nach Wildberg. Er ging, bevor er ſich in ſein väterliches Schloß begab, zuerſt zu dem alten Amtmanne und bat ihn, die bekümmerten Eltern auf die unverhoffte Freude vorzubereiten. „Machen Sie Ihre Sache gut,“ ſagte Adolph, „in einer halben Stunde werde ich mit Ihrem Herrn Sohne hier, meinem lieben Friedrich, meinem Jugendfreunde von der hohen Schule her, nachkommen.“

Die Freude der Eltern war unbeſchreiblich. Adolph mußte nun erzählen, was ihm in dem Kriege Alles begegnet ſey. Alle hörten ihm mit großer Theilnahme zu. Die Mutter lud den Amtmann und deſſen Sohn ein, bei dem Abendeſſen zu bleiben, um Adolphs merkwürdige Erzählung ganz bis an das Ende zu hören. Man ging in das Speiſezimmer und ſetzte ſich an die hellbeleuchtete Tafel. Alle waren ſo begierig zu hören, daß ſie darüber beinahe zu eſſen vergaßen.

Nachdem Adolph mit ſeiner Erzählung fertig war, ſprach er: „Nun möchte ich doch auch hören, was ſich indeſſen in Wildberg, in Hainburg und in der Gegend zugetragen hat.“ Der alte Amtmann ſagte: „Das Merkwürdigſte iſt wohl der Kriminalfall der unglücklichen Mathilde Hell; ein ſehr verwickelter Fall, der in dem ganzen Lande großes Aufſehen erregt.“ Der Amtmann erzählte die Geſchichte, und fügte am Ende bei: „Man iſt ſehr begierig auf den Urtheilsſpruch. Das Mädchen, die Inquiſitin, läugnet hartnäckig; allein das wird ihr wenig nützen. Da ſie einmal eine offenbare Unwahrheit, die Fälſchung ihres Namens — weil ſie es nicht anders zu machen wußte — bekannt hat, ſo verdient ſie auch in allem Uebrigen keinen Glauben mehr, zumal man den geſtohlenen Ring bei ihr gefunden hat. Man wird ſie durch die Folter ſchon dahin zu bringen wiſſen, die Wahrheit einzugeſtehen — und ihr Kopf fällt dann ganz gewiß unter dem Schwerte des Scharfrichters.“

„Das wäre doch gar zu gräßlich!“ rief Friedrich, der Sohn des Amtmannes, „beſonders da es noch immer möglich iſt, das Mädchen ſey unſchuldig. Die Folter aber iſt kein Mittel, die Unſchuld der Angeſchuldigten an den Tag zu bringen. Schon Viele haben auf der Folter ſich als ſchuldig bekannt, und ſind unſchuldig hingerichtet worden. Und was wären auch tauſend Gulden gegen ein Menſchenleben? Ich habe als ein kleiner Knabe einmal die

Enthauptung einer Weibsperſon geſehen, die wegen des Diebſtahls von hundert Gulden hingerichtet worden. Das todtblaſſe Geſicht der Unglücklichen, die verbundenen Augen, der entblößte Hals, das blitzende Schwert, das hochaufſpritzende Blut, das fallende Haupt, die mit Blut übergoſſenen Schultern ſchweben mir noch immer vor der Seele. Mir ſchaudert, wenn ich nur daran denke."

Adolph ſtand plötzlich auf, ſagte: „Mir wird übel!" und eilte ſchnell und ohne Licht auf ſein Zimmer. Hier ging er in dem dunklen Zimmer mit ſtarken Schritten auf und ab. „Schrecklich! Schrecklich!" rief er wiederholt. „Eine wahre Todesangſt überfällt mich. Ich allein bin an der traurigen Geſchichte ſchuld; die gute Mathilde iſt unſchuldig. Ich habe an dem edlen Mädchen ſehr unedel gehandelt. Das arme, verlaſſene, ſchuldloſe Kind von noch nicht achtzehn Jahren vertraute mir. Ich muß ſie retten. Sie ſoll nicht ſterben! Lieber will ich zu Grunde gehen, als daß ihr noch ein weiteres Leid geſchehe."

Jetzt trat Adolphs Mutter mit Licht herein, um nachzuſehen, wie er ſich befinde. „Was haſt du?" ſprach ſie, „was iſt dir? Dein Entſetzen über die Geſchichte war ja ganz außerordentlich. Sage mir doch, wie das kommt! Ich begreife dich nicht." „Ach," ſagte Adolph, „Friedrichs Erzählung von jener Hinrichtung, die ich auch mit angeſehen habe, erſchütterte mich ſo.“ „O, nein, nein!“ ſprach die Mutter, „das iſt nicht die wahre Urſache. Du haſt in dem Kriege zu viel Blut und Wunden geſehen, als daß eine ſolche alte Geſchichte dich ſo ergreifen könnte. Du mußt an der Förſterstochter irgend einen nähern Antheil nehmen. Du erblaßteſt ſchon, als der Amtmann nur ihren Namen nannte und von ihr zu reden anfing. Ich habe es wohl bemerkt. Wenn du zu dem Unglücke des bedauernswerthen Kindes auf irgend eine Weiſe beigetragen haſt, ſo bekenne es mir, deiner liebevollen Mutter, aufrichtig. Wir wollen dann mit einander überlegen, wie das Mädchen noch könne gerettet werden. Ich hoffe, wenn du dich je eines bedeutenden Fehlers ſchuldig gemacht haben ſollteſt, die Sache auch bei deinem Vater zu vermitteln.“

„Sie haben Recht, liebſte Mutter,“ ſagte Adolph. „Ich habe die ganze Verwirrung angerichtet; ich habe nicht nur den Ring aus dem Schmuckkäſtchen genommen und ihn Mathilden geſchenkt, ſondern auch jenen koſtbaren Rubin habe ich mit einem falſchen Steine verwechſelt.“

„Auch den Rubin!“ rief die Mutter, „jenen herrlichen Stein in dem Ordenszeichen, auf das dein Onkel, der Marſchall, einen ſo großen Werth legt? Wie konnteſt du doch auf dieſen unglücklichen Gedanken kommen? Ich kann es mir unmöglich vorſtellen. Mir brechen darüber faſt die Knie.“ Sie ſetzte ſich auf das Kanapee, und hieß Adolph neben ſich ſitzen.

„Ich will Ihnen Alles der Wahrheit gemäß erzählen,“ ſagte Adolph. „Und da muß ich ſogleich von dem Rubine anfangen, der mich veranlaßte, mir auch den Ring zuzueignen. Obwohl meine Unbeſonnenheit ſchlechterdings nicht zu rechtfertigen iſt, ſo glaube ich dennoch, Einiges vorbringen zu können, das ſie zu entſchuldigen dient. So ſchwarz mein Vergehen in den Augen der Welt erſcheinen muß, ſo werden ihm die Umſtände eine mildere Farbe geben.“

Adolph erzählte: „Als der Onkel noch in der Reſidenz wohnte, und ich bei ihm, es aber bereits bekannt war, er werde ſich für immer auf ſeine Güter zurückziehen, da kam ein Kaufmann aus Frankreich, der mit Edelſteinen, Perlen und allerlei Koſtbarkeiten handelte, zu ihm und ſagte: Ein ruſſiſcher Fürſt, deſſen junge Gemahlin über den ſchönen Rubin ganz entzückt ſey, wünſche den Stein, um welchen Preis es immer ſeyn möge, zu erhalten. Da der Herr Marſchall doch nie mehr bei Hofe, noch viel weniger bei einer militäriſchen Feierlichkeit zu erſcheinen gedenke, und ihm das Kleinod ganz entbehrlich ſey, ſo werde er wohl geneigt ſeyn, wenn es ihm gut bezahlt werde, es zu verkaufen. Der Onkel ward über dieſen Antrag ſehr unwillig. „Seyd Ihr toll?“ ſprach er zu dem Kaufmanne. „Der herrliche Stein, der in meinem Orden prangt, iſt mir durchaus nicht feil.“

„Am Tage, bevor ich das letzte Mal nach Hainburg reiste, um den Onkel zu beſuchen, und eben Anſtalten zu meiner Abreiſe machte, kam jener Kaufmann, der auf ſeinen Handelsreiſen jährlich einige Wochen in der Reſidenz zubringt, zu mir auf mein Zimmer, und ſagte im größten Vertrauen, er habe mir einen Vorſchlag zu machen, den ich gewiß nicht verwerfen werde; der Rubin laſſe ſich ſehr leicht mit einem andern ſchönen rothen Steine vertauſchen, den Jedermann, wenn er ihn in einem Orden glänzen ſehe, für ächt halten werde. Er wiſſe dieſe Arbeit ganz unvergleichlich zu beſorgen. Ich fand den Vorſchlag nicht genehm. Allein wenige Tage nachdem ich zu Hainburg angekommen war, übergab der Onkel mir und dem alten Förſter jenes Schmuckkäſtchen, es in dem Walde zu verbergen. Da fiel mir ein, es wäre doch nicht ſo übel, den Stein, der vielleicht viele Jahre in der Felſenſchlucht werde vergraben bleiben, vortheilhaft zu verkaufen, und das nicht unbedeutende Kapital zu guten ſichern Zinſen in der Bank anzulegen. „Wer weiß, dachte ich, was für ein Ende dieſer Krieg nehmen werde! Vielleicht werden wir, des feindlichen Ueberfalls wegen, von unſern Gütern lange Zeit wenig mehr beziehen, oder vielleicht bleiben ſie gar in der Gewalt des Feindes und wir ſehen ſie nie mehr. Der Onkel hat mir ja unzählige Mal geſagt: „Du, Adolph biſt mein einziger Erbe. Alles, was ich habe iſt dein, denn ich lebe nicht mehr lange, und werde faſt nichts mehr davon nöthig haben; du aber wirſt Alles zum Nutzen unſrer Familie verwenden.“ Da ich den Verkauf des Edelſteins als offenbar nützlich für uns erachtete, ſo nahm ich das Ordenszeichen heimlich zu mir. Am andern Morgen reiste ich mit dem Onkel in die Reſidenz. Ich ſuchte ſogleich den Handelsmann auf, der ſich erboten hatte, den Rubin zu kaufen, und traf ihn noch auf ſeinem Zimmer im Gaſthofe. Er wußte anſtatt des ächten Steines ſehr geſchickt einen falſchen, aber ſchön glänzenden rothen Stein einzuſetzen und bezahlte mir die Summe von tauſend Gulden baar. Ich legte das Kapital in der Bank an, und behielt keinen Heller davon für mich.“

„Es war allerdings ſehr keck und verwegen, dieſes ohne Wiſſen des Onkels zu thun!“ ſagte die Mutter. „Jedoch war es eigentlich kein Diebſtahl, indem du einmal den Onkel erben wirſt. Allein wie kam denn der Ring in die Hand des Jägermädchens? Haſt du ihn zugleich mit dem Ordenskreuze aus dem Käſtchen genommen?“

„Nein,“ ſagte Adolph, „das geſchah erſt ſpäterhin. Sie werden ſogleich hören. Während meines letzten Aufenthaltes zu Hainburg, wenige Tage vor meiner Abreiſe, habe ich die Tochter des Förſters bloß auf einige Augenblicke geſehen — in dem Hauſe des Oberförſters, wohin ſie einen Auerhahn brachte, den ihr Vater geſchoſſen hatte. Ihre Unſchuld, ihre Schönheit, ihre Heiterkeit, ihre ländliche Unbefangenheit, ihre verſtändigen Antworten entzückten mich. Ich bedauerte, daß ich nicht länger mit ihr ſprechen konnte, weil ſie ſehr nach Hauſe eilte. Ich verglich ſie in Gedanken mit ſo manchen vornehmen Frauenzimmer, das ich kennen gelernt, und mußte ihr bei Weitem den Vorzug geben. Ich ſah da recht den Unterſchied zwiſchen unbefangener Natur und künſtlicher Ziererei. Als ich am folgenden Tage mit ihrem Vater auf die Jagd ging, ſagte ich ihm einige Worte zum Lobe ſeiner Tochter und pries ihn glücklich, eine ſolche Tochter zu haben. Da kam ich aber übel an. Er ſagte mit großem Unwillen: „Die adeligen jungen Herren, die ihre Blicke auf Bürgerstöchter richten, ſind mir fürchterlich. Keiner ſoll mir je meine Schwelle betreten; ja ich gebe es auch nicht zu, daß meine Tochter während der Jagdzeit nur ein einziges Mal in das Schloß komme. Einen ſolchen Raubvogel, der unſchuldigen Tauben nachſtellt, könnte ich erſchießen.“ So ſagte der Förſter, und warf mir einen furchtbaren, drohenden Blick zu. Ich fand aber doch Gelegenheit, Mathilde noch einmal zu ſehen und zu ſprechen. Der Förſter war den andern Morgen in die Stadt gefahren, um ein Paar Hirſche und einige Rehe dahin zu liefern. Ich wagte es daher, in das Jägerhaus zu gehen, that aber, als wüßte ich es nicht, der Förſter ſey in die Stadt gefahren. Ich ſagte zu Mathilde, da ihr Vater mich heute nicht zur Jagd abhole, ſo wolle ich einmal ihn abholen. Mathilde ſchien äußerſt verlegen. Ich merkte ſogleich, der Vater habe ihr großes Mißtrauen gegen adelige Herren eingeflößt, ja ſogar Furcht und Abſcheu. Nach und nach kamen wir doch zu einer Unterredung. Ich ſagte ihr, ich ſey bloß der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, und wolle ſie heirathen; ſie ſolle aber vor der Hand ihrem Vater noch nichts davon ſagen, indem ich zuvor noch einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen habe. Sie brach das Geſpräch ab, und bat mich, das Haus zu verlaſſen, ehe ihr Vater zurück komme; ich gehorchte ihr, äußerte jedoch noch einmal den Wunſch, ſie als meine Braut zum Altare zu führen."

„Was? du? ein junger Freiherr wollteſt ein Jägermädchen heirathen?" ſprach die Mutter. „Dieſe Unbeſonnenheit iſt noch mehr zu tadeln, als die Entwendung des Ringes. Doch ſage, wie kam der Ring in deine Hand, wie in die Hand des Mädchens?"

„Das ſtand noch einige Zeit an," ſagte Adolph.

Ich hatte den Ring noch nicht, ich wußte nicht einmal, daß er ſich in dem Käſtchen befinde. Doch, hören Sie weiter! Sogleich am folgenden Tage kam die Nachricht, der Krieg ſey wieder ausgebrochen. Ich wurde zu meinem Regimente eingerufen und fand kaum noch Zeit, mit Hülfe des alten Förſters das Juwelenkäſtchen im Walde zu verbergen. Im weiteren Verlaufe des Krieges hatten wir Huſaren eine lange Reihe von Wagen mit Munizion in eine entfernte Feſtung zu begleiten. Der Zug kam nicht weit von Hainburg vorbei. Ich ſah das Schloß wohl in der Ferne liegen. Allein weil der Onkel nicht dort war, hatte ich kein Verlangen, hinzugehen. Dagegen regte ſich in mir der Wunſch, Mathilden noch einmal zu ſehen. Auch wollte ich das Ordenszeichen des Onkels wieder an Ort und Stelle bringen, damit, wenn es vermißt würde, der gute, alte Jäger nicht in Verdacht und böſe Händel gerathe. Ich bat den Kommandanten des Zuges um Erlaubniß, einen lieben, werthen Freund und Jagdgenoſſen in der Gegend auf einige Augenblicke beſuchen zu dürfen. Er geſtattete es, und beſtimmte mir die Stunde, in der ich wieder bei dem Zuge einzutreffen habe. Ich fand das Schmuckkäſtchen noch richtig und unverſehrt in der Felſenkluft. Indem ich die Koſtbarkeiten in dem Käſtchen mit dem Finger ein wenig auseinander ſchob, um für das

Futteral, worin ſich der Orden befand, Raum zu machen, da bemerkte ich den Ring mit dem ſchönen, grünen Edelſtein. Ich nahm ihn, als eine unbedeutende Kleinigkeit heraus, um ihn Mathilden zum Brautringe zu geben. Es glückte mir aber diesmal nicht, ſie zu ſehen, und ich ſchloß mich unverweilt wieder an unſern Kriegszug an. Wir brachten unſre Wagen, wiewohl uns der Feind öfter aufzuhalten ſuchte und wir nur langſam weiter kamen, endlich doch noch glücklich an Ort und Stelle. Wir kehrten auf dem nemlichen Wege zurück, und ich beſuchte nun Mathilde. Allein ich fand ſie in Trauerkleidern und in der tiefſten Betrübniß. Ihr guter, alter Vater war vor wenigen Tagen geſtorben, nachdem er noch kurz zuvor die weite Reiſe gemacht, und meinen Onkel in der Reſidenz beſucht hatte. Sie fühlte ſich ganz verlaſſen und faſt troſtlos. Es ängſtete ſie, jetzt zur Zeit des Krieges, in dem abgelegenen Jagdhauſe tief im Walde, ſo allein zu wohnen. Sie hatte keine Verwandten mehr, und bei dem Onkel Hülfe zu ſuchen, an dem ihr ſeliger Vater immer einen ſo guten Herrn gehabt hatte, war jetzt, wegen des Krieges, nicht wohl möglich. Ich tröſtete ſie; ich machte ihr Hoffnung, ihr in dem Hauſe irgend einer geachteten chriſtlichen Familie eine ſichere Zufluchtsſtätte zu verſchaffen. Ich verſprach ihr die Ehe, und gab ihr zur Beſtätigung dieſes Verſprechens den Ring. In dem Ringe befinden ſich die Anfangsbuchſtaben A. V. W. Es freute mich, daß dieſe Buchſtaben mit meinem wahren Namen Adolph von Wildberg übereinſtimmten. Da ich Mathilden früherhin geſagt hatte, ich ſey der Sohn eines Kaufmanns, ſo ließ ich mich von dieſer Unwahrheit noch zu einer andern verleiten, und ſagte ihr, indem ich ſie auf die drei Buchſtaben in dem Ringe aufmerkſam machte, mein Name ſey Adolph Viktor Weller. Ich bezeigte ihr mein Bedauern, daß ich augenblicklich abreiſen müſſe, indem mich das Looß getroffen, Kriegsdienſte zu leiſten. In wenigen Tagen aber, verſicherte ich ſie, werde ein ſehr ehrwürdiger Mann zu ihr kommen und ſie an einen guten Ort bringen.“

Adolphs Mutter war übel damit zufrieden, daß ihr Herr Sohn dieſes ſchätzbare Kleinod an die Förſterstochter verſchenkt hatte. Allein ſie ſagte bloß: „Dieſen Ring hatte der junge Graf Arthur von Walden der ſeligen Tochter deines Onkels, Fräulein Emilien, bei ſeinem Eheverlöbniß mit ihr gegeben.“ Weiter ſagte ſie für jetzt nichts. Sie wollte Adolphs Erzählung nicht unterbrechen; ſie war ſehr begierig das Ende zu hören.

Adolph erzählte weiter: „In eben dem waldigen Gebirge, nicht weit von der Straße, die unſer Kriegszug genommen hatte, lebte ein alter Eremit, Namens Dagobert, wohl ſchon achtzig Jahre alt, ein ſehr merkwürdiger Mann. Er war ehedem Soldat, und als Wachtmeiſter wegen ſeiner Entſchloſſenheit und Tapferkeit ausgezeichnet. Nachdem er verwundet und zum Dienſte untauglich geworden, bezog er als Eremit die Einſiedelei im Gebirge, die eben leer ſtand. Er galt weit umher im Lande für ſehr fromm, und für überaus klug. In Palläſten und Hütten hatte man Zutrauen zu ihm. Er wußte oft noch guten Rath, wo man ſich nicht mehr zu helfen wußte. Er vermittelte manche Zwiſte und Streitigkeiten. Auch mein Onkel ſchätzte ihn, als einen alten tapfern Krieger, und ich habe den würdigen Eremiten mehr als einmal in dem Schloſſe zu Hainburg geſehen. An dieſen Mann beſchloß ich mich zu wenden, und ihm mein Geheimniß anzuvertrauen. Er ſchüttelte einigemal den Kopf, runzelte die Stirne und ſagte endlich: „Was geſchehen, iſt nicht mehr zu ändern. Es iſt nun einmal ſo, wie es iſt. Die Frage iſt nun, was jetzt zu thun ſey. Für die arme verlaſſene Förſterstochter muß füreꝛſt geſorgt werden, und da fügt es ſich, wie ich denke, eben recht gut. Ich hoffe ſie gut unterzubringen. Etliche Meilen von hier wohnt die Wittwe des Herrn Oberſten von Lilienthal. Sie iſt, weil wir dahier ſeit der letzten Schlacht von dem Feinde nicht mehr viel zu befürchten haben, in der vorigen Woche aus der Reſidenz auf ihrem Landgute angekommen.

Sie iſt eine große Wohlthäterin, eine wahre Mutter der Armen. Beſonders nimmt ſie ſich der Wittwen und Waiſen im Felde ungekommener Offiziere an. Sobald ich ihre Ankunft vernahm, beſuchte ich ſie. Und da ſagte ſie mir, ſie wünſche eine verwaiste Offizierstochter, nicht ſo faſt als ihre Dienerin, ſondern vielmehr als ihre künftige Geſellſchafterin, in ihr Haus aufzunehmen. Wenn ich, da ich mit vielen Offizieren bekannt ſey, ein ſolches Mädchen, das ſich dazu bilden ließe, auffinden könne, ſo ſolle ich ihr weitere Nachricht geben. „Und da wird es nun,“ ſprach er, „ſehr gut und faſt nothwendig ſeyn, der Frau zu ſagen: Mathilde ſey die Waiſe eines Offiziers. Der alte Förſter war ja Unteroffizier bei der Landwehr, und ſo viel ich weiß, zum Hauptmanne beſtimmt. Laſſen wir ihn wirklich zum Hauptmanne vorrücken. Auch der Name Hell dürfte, etwa mit Beifügung einer einzigen Sylbe, geändert werden, damit man nicht ſo leicht an den Förſter erinnert werde. Wir wollen ſie Hellmuth nennen. Laſſen Sie mich nur gewähren,“ ſagte der Eremit; „es wird alles gut gehen.“ Ich bat ihn, meines Namens bei der Geſchichte durchaus nicht zu erwähnen, und mir zu ſchreiben, wie es gegangen ſey, ſchwang mich auf mein Pferd und ritt im Galoppe weiter, unſre Wagen wieder einzuholen.“

„Nach einiger Zeit berichtete mir der alte Dagobert: Mathilde habe ſich faſt nicht überreden laſſen, ihren Namen zu ändern, und ſich für ein Fräulein auszugeben; endlich habe ſie auf ſeine Vorſtellungen, daß in ihrer traurigen Lage ihr nicht anders zu helfen ſey, doch eingewilligt, und die Frau von Lilienthal habe Mathilden mit großem Wohlgefallen aufgenommen. Wie es weiter ging, welcher furchtbare Verdacht Mathilden in das Gefängniß brachte, und was noch Alles über ſie kommen könne, iſt Ihnen, liebſte Mutter, bekannt. Ach, wenn die Befürchtniſſe des alten, erfahrenen Amtmannes, die er heute Abends unverhohlen äußerte, eintreffen ſollten, das wäre ſchrecklich! Dieſem großen Unglücke müſſen wir vorbeugen; Mathilde muß gerettet werden."

„Es iſt eine traurige Geſchichte!" ſprach die Mutter. „Da iſt ſchwer zu helfen. Wir wollen überlegen, wie ihr Leben, aber auch deine Ehre zu retten ſey. Doch — horch! Eben gehen der Amtmann und ſein Sohn nach Hauſe. Dein Vater kommt die Stiege herauf. Laß zuerſt bloß mich reden. Ich will verſuchen, ihm die Geſchichte mit möglichſter Schonung beizubringen." Der Vater trat in das Zimmer und fragte: „Nun Adolph, wie gehts Dir?" „Ach," rief die Mutter, „der gute Adolph, deſſen Ankunft uns ſo große Freude macht, befindet ſich in der äußerſten Beſtürzung." Sie fing ſogleich an zu erzählen und ließ mit großer mütterlicher Zärtlichkeit alles Erdenkliche, was ihrem Sohne zur Entſchuldigung dienen konnte, in die Erzählung mit einfließen. Am Ende fügte ſie noch bei: „Der Verkauf des koſtbaren Rubins kann durchaus nicht für eine Entwendung angeſehen werden, denn Adolph wußte ja, ſein Onkel habe ihn zum Univerſalerben eingeſetzt und ihm namentlich das Ordenszeichen vermacht. Ueberdieß war unſer lieber Adolph bei dieſem Handel nicht einmal auf ſich, ſondern nur auf das Beſte der Familie bedacht, und hat das erlöste Geld angelegt und keinen Heller davon für ſich verwendet. Und was den Ring betrifft,“ ſagte ſie, „ſo hat derſelbe keinen großen Geldwerth. Es läßt ſich als einen jugendlichen Leichtſinn entſchuldigen, daß Adolph den Ring, den er doch — einmal geerbt hätte, verſchenkt hat.“

Der Vater, der bisher mit ſehr ernſtem Geſichte ſtillſchweigend zugehört hatte, ſprach: „Die Welt wird die Sache nicht ſo leicht nehmen. Es wird großes Aufſehen erregen, in der Reſidenz und im ganzen Lande, wenn man hört, das gute Mädchen, das als des Diebſtahls verdächtig im Gefängniß liegt, ſey unſchuldig und keineswegs eine Diebinn; der junge Freiherr von Wildberg habe nicht nur den fraglichen Ring, ſondern auch den koſtbaren Rubin entwendet. Was haſt du nun zu thun im Sinne, Adolph?“

„Was kann ich thun?“ ſagte Adolph. „Es reuet mich unausſprechlich, ſo unüberlegt gehandelt zu haben, und ich begreife nicht, wie es mir möglich war, ſolche tolle Streiche zu machen. Eben ſo ſchmerzlich iſt es mir, dem armen Mädchen ein ſo unverdientes Schickſal zugezogen zu haben. Es bleibt mir keine andere Wahl, als zum Nachtheile meiner Ehre, wenigſtens in den Augen der meiſten Menſchen, mich als ſchuldig zu bekennen, oder Mathilde ihrem Schickſal zu überlaſſen. Ich bin entſchloſſen, mich vor Gericht zu ſtellen, ſie für unſchuldig zu erklären und alle Schuld auf mich zu nehmen.“

„Das iſt ein edelmüthiger Entſchluß,“ ſprach der Vater; „er verſöhnt mich wieder mit deinen begangenen Vergehen, ſo groß ſie auch ſind. Wenn wir gefehlt haben, ſoll uns nichts zu ſchwer ſeyn, den Fehler, ſo viel möglich, wieder gut zu machen. Jedoch können wir jetzt noch nichts beſchließen, bis wir gehört haben, was dein Onkel, der Feldmarſchall, der die Klage gegen das Mädchen geſtellt hat, und der auch gegen dich ſehr aufgebracht ſeyn wird, zu der Geſchichte ſagen wird. Für jetzt iſt es genug, vorläufig an das Stadtgericht zu ſchreiben.“ Der Vater ſchellte dem Bedienten, und befahl ihm, den Amtmann zu rufen. Dieſer erſchien augenblicklich, ſehr verwundert, was ſo ſpät und ſo ſchnell noch ausgekommen ſey. Adolphs

Vater ſagte: „Eben erhielt ich ganz zuverläſſige Nachrichten, die Mathilde Hell ſey ganz und gar unſchuldig. Derjenige, der ihr unter einem angenommenen Namen den Ring geſchenkt hat, bekannte dieſes ſelbſt, freiwillig und unaufgefordert ein.“

„Unſchuldig!“ rief der Amtmann. „Iſts möglich? Ich hätte das nicht gedacht. Doch, Gottlob, daß es noch zu rechter Zeit aufkam, und das Gericht ſich keines ungerechten Urtheils ſchuldig machte. Aber der Menſch, der unter einem erlogenen Namen ihr einen geſtohlenen Ring ſchenkte, iſt ein ausgemachter Spitzbube! Unter meiner Gerichtsbarkeit ſollte er ſtehen! Ich würde ihm das Lügen und Stehlen vertreiben.“ Adolphs Vater, der ungeachtet ſeines Ernſtes ſich kaum des Lächelns enthalten konnte, ſprach: „Bſt, ſtille, ſtille! Nicht ſo laut! Er könnte es hören!“ „Ei,“ rief der Amtmann, „er ſoll es hören. Ich ſag' es ihm unverhohlen in das Geſicht, er ſey ein Lügner und Dieb.“

Adolphs Vater ſprach zu dem Amtmanne: „Nun genug davon; laſſen wir das! — Ich trage Ihnen hiemit auf, unverzüglich an das Stadtgericht zu ſchreiben: Es ſeyen Entdeckungen gemacht worden, aus denen hervorgehe, daß die Mathilde Hell an dem ihr angeſchuldigten Diebſtahle durchaus keinen Antheil habe, und gänzlich unſchuldig ſey. Nähere Aufſchlüſſe, die zu geben in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht möglich ſey, würden folgen. Das Stadtgericht wolle ſich, wegen Dringlichkeit der Sache, einſtweilen mit dieſer vorläufigen Anzeige begnügen und alles weitere gerichtliche Verfahren gegen die unſchuldig Angeſchuldigte einſtellen. Dieſes Schreiben, Herr Amtmann, wollen Sie, in gehöriger Form, mit Siegel und amtlicher Unterſchrift, noch heute Nacht an das betreffende Gericht durch eine Staffete abſenden.“

Der Amtmann verſprach, es zu thun, verbeugte ſich und ging. Adolph athmete wieder leichter, wiewohl er nicht ohne Sorge war, ob das amtliche Schreiben an das Stadtgericht noch frühe genug eintreffen werde. Die Mutter ſagte getroſt: „Ich hoffe, es ſoll noch Alles gut gehen. Allein aus Adolphs Heirath mit dem Mädchen wird nichts.“ Der Vater aber ſprach: „Auch der Marſchall wird entgegen ſeyn. Ja, Adolphs ganzes Betragen wird ihm im höchſten Grade mißfallen, und wir werden bei dem alten, hitzigen, gewaltigen Kriegshelden, deſſen militäriſches Ehrenzeichen Adolph entehrte, noch einen harten Stand haben.“

4.

Mathildens Gefangenſchaft.

Mathilde befand ſich bereits ein Jahr in einem kleinen Stübchen hoch oben im Rathhauſe, nahe unter dem Dache. Anfangs fiel es ihr recht ſchwer, ſich aus prächtig tapezirten Zimmern hieher, zwiſchen dieſe vier kahlen Wände, verſetzt zu ſehen. Da ſah man weder einen Spiegel, noch ein Gemälde. Ein uralter eichener Tiſch, ein eben ſo alter, mit Leder überzogener Seſſel, ein Bett in einer ſchwerfälligen Bettlade und ein ſchwarzbrauner, irdener Ofen machten die ganze Einrichtung aus. Das kleine runde Fenſter war ſtark mit Eiſen vergittert; ſie konnte von da aus, nur über eine Menge Dächer der Stadt hin, in eine ferne Gegend ſehen. Noch härter konnte ſie ſich in die tiefe Einſamkeit finden, und des freundlichen Umgangs mit ihrer gnädigen Frau, ihrer zweiten Mutter, und aller menſchlichen Geſellſchaft entbehren. Sie ſah den ganzen Tag keinen Menſchen. Nur die alte Magd des Rathhausdieners, die aber ſo wenig ſprach, daß ſie Anfangs gar ſtumm ſchien, brachte ihr täglich das kleine Mittagsmahl und Abendeſſen, und ein ſteinernes Krüglein mit Waſſer. Die Magd kam aber nie zu ihr hinein; denn die Thüre war feſt verſchloſſen. Die Speiſen wurden durch eine kleine Maueröffnung herein geboten, die ſogleich wieder zugemacht wurde. Noch ganz beſonders bedauerte Mathilde, daß ſie kein Buch und keine Arbeit hatte. Sie weinte die erſten Tage ſehr viel und betete beſtändig.

Nach und nach gewöhnte Mathilde ſich jedoch immer mehr an dieſes ſtille, einſame Leben, und fand, daß es für ſie nicht ohne Segen ſey. „Es iſt mir doch nicht Alles genommen,“ ſagte ſie; „ich habe ſogar noch manches Angenehme. Ich ſehe von dieſer Höhe aus alle Tage die aufgehende Sonne und bei Nacht den freundlichen Mond und die goldenen Sternlein. Zwiſchen den Dächern der Häuſer ragt hie und da ein Fruchtbaum empor. Auch die fernen grünen waldigen Berge, und der breite bläuliche Strom, der durch das reich angebaute Thal fließt, ſind ſehr ſchön anzuſehen. — Ich bin zwar aus allem Umgange mit Menſchen herausgeriſſen. Allein die vielen alltäglichen Geſpräche über Nichts ließen mir oft Verſtand und Herz recht leer. Die Schmeicheleien aber, die mir in Geſellſchaften geſagt wurden, hätten mich zuletzt noch eitel und zu einer eingebildeten Närrin, alſo zu einem recht armſeligen Geſchöpfe machen können. Wie gerne vergeſſe ich ſolcher geſchwätzigen Fräulein und fader Schmeichler! Den Umgang aber mit guten edlen Menſchen kann ich im Geiſte noch immer fortſetzen. Wie mancher weiſen Worte meiner geliebten Eltern und meiner gnädigen Frau erinnerte ich mich hier in meiner Einſamkeit ſchon mit Freuden, und es war mir nicht anders, als vernehme ich ſie jetzt noch aus ihren Lippen. Und was das Allerbeſte iſt, ſo kann ich beſtändig den innigſten Umgang mit Gott haben — Ihm meine Nöthen und Leiden klagen, Ihm vertrauen, zu Ihm flehen! O es iſt ein wahres Wort: Noth lehrt beten! In den Leiden lernt man Gott erſt recht kennen; darum läßt Er ſie über uns kommen. Leiden kommen von Gott und führen zu Gott! Wenn ich es mir recht kräftig und lebhaft vorſtellte, wenn ich es recht zu Herzen faßte, Gott habe dieſes Leiden über mich kommen laſſen, wenn ich in dieſem feſten Glauben und Vertrauen meine Zuflucht zu Ihm nahm, wenn ich mich Ihm ganz übergab, wenn ich mich gleichſam in Ihn verſenkte — wie ſelig fühlte ich mich in Ihm. Aller Kummer, alle Sorgen verſchwanden; mein Troſt war unbeſchreiblich."

Mathilde bat die Magd, ihr ein Erbauungsbuch zu bringen. Die Magd erfüllte dieſe Bitte recht gern und brachte ſogleich ihre ganze Bibliothek — ein altes Gebetbuch und die Evangelien und Epiſteln für alle Sonn- und Feſttage. In dem Gebetbuche fand Mathilde mehrere Pſalmen, die ſie längſt kannte, allein jetzt, im Leiden, in ihrer großen Betrübniß war es ihr, als läſe ſie dieſe heiligen Geſänge das erſte Mal. „Jetzt erſt verſtehe ich ſie," ſagte ſie, „jetzt erſt gehen ſie mir recht zu Herzen. Wer nicht in ähnlichen Nöthen und Aengſten geweſen iſt, wie David, kann dieſe Ergießungen ſeines frommen, auf Gott vertrauenden Herzens nicht recht verſtehen, nicht mitempfinden. Die Erfahrung, die Noth, die beten lehrt, iſt eine treffliche Schriftauslegerin. Kein Gelehrter, kein Profeſſor kann die Pſalmen ſo gut auslegen. Jetzt erſt, in meiner Angſt, in meinen Leiden kann ich ſolche Seufzer zum Himmel ſchicken, wie David. Jetzt erſt iſt mir manches Wort ein köſtlicher Balſam für mein von Leiden verwundetes Herz."

„Wie oft habe ich die Worte ſchon ausgeſprochen, aber noch nie ſo wie jetzt empfunden: O Gott, achte doch darauf, mir zu helfen; Herr, eile mich zu erretten! — Auf dich, o Herr, hoffe ich! Laß mich nicht zu Schanden werden! Befreie und erlöſe mich! Neige dein Ohr zu mir und rette mich! Sey Du, o Gott, mein Beſchützer, ſey Du mir die ſichere Stätte, wohin ich mich retten kann! Ja, Du biſt mir eine feſte Burg, meine Zuflucht biſt Du!"

„Erbarme Dich meiner, o Herr! denn meine Seele iſt tief bekümmert! Ich bin müde von Seufzen; ich weine ganze Nächte hindurch und benetze mein Lager mit Thränen. Ach, Herr, wie lange ſäumeſt Du mich zu retten! Wende Dich, o Herr, zu mir und errette mein Leben! Hilf mir um deiner Barmherzigkeit willen!“

Auch die Worte der Ermahnung, die David den Leidenden und Bedrängten zuruft, gingen ihr tief zu Herzen. Wie oft wiederholte ſie die Worte: „Nahe iſt der Herr denen, die eines bedrängten Herzens ſind, und denen, die eines gebeugten Geiſtes ſind, hilft Er.“ —

„Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, und Er wirds wohl machen. Er wird deine Unſchuld hervorführen wie das Morgenlicht und dein Recht klar machen, wie den hellen Mittag. — Gott iſt unſere Zuflucht und Stärke, ein Erretter aus allen Trübſalen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn auch die Erde erbebte und die Berge verſänken in die Tiefe des Meeres.“

Die heiligen Evangelien las ſie mit großer Andacht. „Es iſt ſehr ſchön,“ ſagte ſie, „daß an den Feſten des chriſtlichen Kirchenjahrs uns die wichtigſten Begebenheiten aus dem Leben und Leiden Jeſu vorgeſtellt werden, und daß aus den heiligen Evangeliſten die Erzählungen, die ſich darauf beziehen, ausgehoben worden. Ja, in den ſonntäglichen Evangelien kommt wohl das Merkwürdigſte von den Lehren und Thaten Jeſu vor.“ Sie durchging ſo die ganze Geſchichte Jeſu.

Manches Wort Jeſu war in ihrer Lage ihr

eine koſtbare Perle von unſchätzbarem Werth. Mit gerührtem Herzen las ſie die Worte Jeſu: „O ihr alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, kommet zu mir und ich will euch erquicken.“ Sie faltete die Hände und betete: „O Herr, auch ich bin mühſelig und beladen, auch ich komme zu Dir, o erquicke Du mich. Eben ſo drangen ihr die Worte Jeſu tief ins Herz: „Ihr werdet trauern und weinen, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden — und Niemand wird euch eure Freude mehr nehmen.“

Viele Handlungen Jeſu, die ſie wohl immer mit Andacht gehört oder geleſen hatte, machten jetzt einen tiefern Eindruck auf ihr Herz. Es brachte ihr zum Beiſpiele großen Troſt, als ſie da las, wie das Schifflein, auf dem Jeſus mit ſeinen Jüngern über den See fuhr, von einem furchtbaren Sturmwinde ergriffen wurde, und die Waſſerwellen über dem Schifflein zuſammen ſchlugen und die Jünger riefen: „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde!“ Und wie Jeſus zu ihnen ſprach: „Warum ſeyd ihr ſo furchtſam, ihr Kleingläubigen?“ Und dann aufſtand und dem Winde und Meere gebot und eine große Stille entſtand. „Ach,“ ſagte ſie, „nicht nur auf dem Meere, auch im menſchlichen Leben kommen Stürme über uns; auch da können die Menſchen, ſo wie ich jetzt, in Gefahr kommen, zu Grunde zu gehen. Allein es iſt Einer, der ihnen gebieten kann. Ich will alſo nicht kleingläubig und furchtſam ſeyn. Ich will voll Glauben und Vertrauen rufen: „Herr, rette mich!“ und Er wird den Sturm ſtillen.

Auch die Epiſteln, die Stellen aus den Briefen der Apoſtel, die ſie bisher wenig geleſen hatte, gewährten ihr Belehrung und Troſt. „Manche dieſer kurzen Stellen,“ ſagte ſie, „iſt mir ein ganzer Brief, der an alle Menſchen, und beſonders an mich geſchrieben iſt. O wie tröſtlich ſind ſchon die wenigen Worte des Apoſtels Paulus, wie erheben ſie unſer Herz zum Himmel: „Ich halte dafür, daß alle Leiden dieſer Zeit in keinen Vergleich kommen dürfen mit jener Herrlichkeit, die einſt an uns wird offenbar werden!“ „Ach,“ ſagte ſie, „dieſe Epiſteln, ſo wie die heiligen Evangelien, befinden ſich in jedem Hauſe, in jeder Hütte. Welch großen Schatz hätten die Menſchen daran, wenn ſie ihn recht zu ſchätzen wüßten.“

In der Folge kam die Rathhausdienerin an die kleine Oeffnung in der Mauer, durch die man Mathilden die Speiſen reichte, und ſprach: „Meine Magd hat mir geſagt, daß Sie ſo gerne leſen. Da bringe ich Ihnen noch ein Büchlein, die Nachfolge Chriſti. Man nennt es mit Recht ein goldenes Büchlein. Es iſt in Wahrheit mehr werth als Geld.“ Mathilde fand großen Troſt darin. Manches Kapitel ſtimmte ſo mit dem Zuſtande ihres Herzens überein, als ſey es einzig für ſie geſchrieben. Sie konnte ſich darin nicht ſatt leſen. Gar oft kamen ihr Thränen in die Augen, und ſie blickte dankbar zum Himmel!

Mathilde erhielt, ihrem Wunſche gemäß, nunmehr auch Arbeit. Man gab ihr Strickgarn und Stricknadeln, in der Folge ein Spinnrädlein, und endlich auch feine Nähtereien, weil ſie ſagte, daß ſie ſich darauf verſtehe. Man bewunderte ihre Arbeiten. Sie theilte die Stunden des Tages nun ein, in Beten und Arbeiten. Sie las abwechſelnd bald in dem einen, bald in dem andern ihrer Andachtsbücher, und dann ſtrickte, ſpann oder nähte ſie wieder. Sie hatte zwar keine Uhr in ihrem Stübchen; ſie ſah aber auf die Uhr eines Kirchthurms, deren Ziffern, beſonders am Morgen, wie Gold glänzten. Es fiel ihr das Sprichwort ein, Morgenſtund hat Gold im Mund. Sie widmete daher vorzüglich die goldenen Morgenſtunden dem Beten und Leſen. Von nun an hatte ſie keine lange Weile mehr.

Auch ihr kleines Stübchen kam ihr viel freundlicher vor, als Anfangs. „Die Wände,“ ſagte ſie, „ſind zwar kahl und leer, aber doch ſchön hell und weiß. Die Ausſicht von dem kleinen Fenſter könnte kaum ſchöner ſeyn. Und wozu brauchte ich einen Spiegel? Meine ſelige Mutter warnte mich oft, nicht ſo viel in den Spiegel zu gaffen.

Das mache," ſagte ſie, „die Mädchen nur eitel; beſſer ſey es, in dem Worte Gottes die Geſtalt der Seele zu betrachten. Auch bedarf ich eben keiner Gemälde, ſo gern ich ſie ſonſt beſchaute. Ich kann mir, denke ich, alle die heiligen Geſchichten ſo ſchön vorſtellen, als je ein Maler ſie auf der Leinwand darſtellen kann."

Großen Troſt, ja hohe Freude empfand Mathilde oft im Schlafe. Da ſie ein reines, ſchuldloſes Herz hatte, und den Tag über ſich nur mit frommen, heiligen Gedanken beſchäftigte, ſo waren auch ihre Träume ſehr lieblich und erheiternd. „Schon der Schlaf," ſagte ſie, „der unſern Kummer uns vergeſſen macht, und uns neue Kraft gibt, unſre Leiden zu ertragen, iſt eine große Wohlthat Gottes. Noch größer wird dieſe Wohlthat durch tröſtliche und belehrende Träume, dergleichen wir ſogar in der heiligen Schrift aufgezeichnet finden." Mathilde erzählte in der Folge einige ihrer Träume in vertraulichen Abendgeſellſchaften mit Vergnügen.

Einmal, als ſich der Winter ſehr rauh eingeſtellt hatte, der Himmel mit trüben Wolken, alle Dächer mit Schnee — der Fluß mit Eis bedeckt, und die fernen Berge mit Nebel umhüllt waren, und ſie ſelbſt einen ſehr ſchweren traurigen Tag hatte, ſagte ſie: „Ich ſehe wohl, auch in unſrer Seele iſt nicht immer goldener Sonnenſchein; auch da gibt es Wolken und Nebel, Kälte und Froſt.“ In der folgenden Nacht träumte ihr, das kleine Fenſter ihres Stübchens erweitere ſich, und bilde einen großen, lichten Kreis. Die Eiſengitter waren verſchwunden. Sie hörte liebliche Harfen- und Orgeltöne. In dem lichthellen Kreiſe kam, zwiſchen goldenen und purpurnen Wolken, ſo herrlich und prachtvoll, wie ſie es nie geſehen, die Sonne herauf. Die Sonne verſchwand. Der Kreis verdunkelte ſich, und nun glänzte der freundliche Mond an dem nächtlichen Himmel und zahlloſe Sterne funkelten. Noch war die Erde mit Eis und Schnee bedeckt, aber ſie ſchmolzen ſchnell hinweg. Duftige, ſegenreiche Wolken, ſendeten Thau und Regen herab; die fruchtbaren Bäume prangten mit Laub und Blüthen und Früchten, die waldigen Berge mit friſchem Grün, und der Fluß ſtrömte, vom Eiſe befreit, im Glanze der Sonne durch das Thal. Harfen- und Orgeltöne erklangen, während dieſer Erſcheinungen beſtändig, bald leiſe, bald mit Macht, und zugleich erhob ſich mit unausſprechlich lieblichen Stimmen der Geſang: „Sonne, Mond und Sterne lobet den Herrn! Tag und Nacht lobet den Herrn! Eis und Schnee, Wolken und Nebel, Thau und Regen lobet den Herrn! Ihr fruchtbaren Bäume und ihr Bäume des Waldes, ihr Bäche und Flüſſe, Berge und Thäler lobet den Herrn!“ Mathilde erwachte. „Das war ein himmliſcher

Geſang," ſagte ſie. „Ja, die ganze Schöpfung lobet den Herrn — ſie verkündet uns Seine Freundlichkeit und Seine große Macht und Herrlichkeit." Von nun an betrachtete ſie durch ihr kleines Fenſter Sonne, Mond und Sterne mit neuer Freude — und Anbetung des Schöpfers; Regenwolken und Nebel, Eis und Schnee waren ihr nicht mehr ſo zuwider; auch in ihnen erkannte ſie Gottes Weisheit und Güte.

Eines Abends ging Mathilde ſehr bekümmert zu Bette. Sie wußte, am folgenden Tage werde ſie wieder verhört werden. Dieſe Verhöre waren ihr recht zuwider, denn alle die vielen Fragen, die ihr ſehr liſtig geſtellt wurden, zielten nur darauf ab, ihren ſeligen Vater, den alten Einſiedler, ihren Adolph, und ſie ſelbſt recht ſchlecht zu machen. „Ach Du lieber Gott!" ſeufzte ſie öfter, „was für ein Ende wird dieſes Alles noch nehmen! Was wird man noch Alles mit mir anfangen? Wie wird dieſe traurige verwickelte Angelegenheit noch ausgehen?" Sie ſchlief unter Sorgen ein. Da wurde ſie nun wieder durch einen lieblichen Traum getröſtet. Damals, als ſie noch bei ihrem ſeligen Vater im Walde wohnte, wurde ſie Morgens von dem Geſange der Vögel geweckt. Frau von Lilienthal hatte ihr erlaubt, damit doch wenigſtens ein Vogel ſie Morgens wecke, vor ihrem Fenſter eine Lerche zu haben. Jetzt kam es Mathilden vor, ſie befinde ſich in dem ſchönen Zimmer, das die Frau ihr eingeräumt hatte. Und horch! — Jetzt war es ihr, als ſange ihre Lerche mit menſchlicher Stimme an zu ſingen:

Guten Morgen, guten Morgen!
Laß den lieben Gott nur ſorgen.
Alles, Alles, was er thut.
Iſt uns heilſam, iſt uns gut.

Mathilde erwachte; die Morgenſonne ſchien bereits in das Stübchen. Das Liedchen war Mathilden ſchon als einem Kinde bekannt. Sie hatte es öfter geſungen. Allein jetzt gewährte es ihr großen Troſt. Sie ging, aller Sorgen frei, in das Verhör, und der unterſuchende Rath bezeigte ihr über ihre guten, vernünftigen Antworten ſeine Zufriedenheit.

Endlich lief bei dem Stadtgerichte das amtliche Schreiben ein: Mathilde ſey unſchuldig; Derjenige, der den entwendeten Ring ihr geſchenkt habe, ſey entdeckt. Der Gerichtsrath, der ſchon ſo viele Verhöre mit ihr vorgenommen hatte, eilte ſogleich zu ihr, brachte ihr die freudige Nachricht, ſagte aber dabei: Wiewohl für ſie nichts mehr zu befürchten ſey, ſo müſſe ſie doch, zu ſeinem Bedauern, noch einige Zeit in ihrem Stübchen hier bleiben, wiewohl nicht mehr in ſo ſtrengem Verhaft. Man müſſe abwarten, was weiters berichtet werde. Vermuthlich werde man den Dieb ſelbſt einliefern, und er müſſe dann über Einiges in ihrer Gegenwart verhört werden. Mathilde war über dieſe Nachricht theils hoch erfreut, theils tief betrübt. „Ach," dachte ſie, „es iſt nicht möglich, daß Adolph ein ſchlechter Menſch, ein Dieb ſey. O wie fromm, wie geiſtreich tröſtete er mich, als ich ihn das letzte Mal ſah, über den Tod meines ſeligen Vaters! Mit welcher tiefen Empfindung ſprach er von dem ewigen Leben, von dem Wiederſehen nach dem Tode! Wie dringend forderte er mich auf, für ihn zu beten, daß er aus dem Kriege glücklich und unverſehrt zurück kehren und mit mir in einer glücklichen Ehe leben möge! O gewiß, er iſt ein guter Menſch." Sehr betrübt und bekümmert begab ſie ſich zur Ruhe. Und da hatte ſie wieder einen tröſtlichen, erheiternden Traum. Es kam ihr im Traume vor, ſie erblicke jenen Ring, der ihr vor Gericht abgenommen worden, und ihr ſo lange Leiden zugezogen hatte, wieder an ihrem Finger und betrachte ihn. Es war genau derſelbe grüne Edelſtein von kleinen Diamanten umgeben. Es war ihr, als flüſtere ihr guter Engel ihr in das Ohr: „Dieſe Steinlein, dem Thaue ähnlich, deuten auf deine vielen vergoſſenen Thränen; der grüne Edelſtein, der mit der Farbe der Hoffnung glänzt, verkündet dir, daß deine Leiden dir Freuden bringen werden. Lies einmal die Inſchrift. Dein Bräutigam iſt, wiewohl nicht ganz ohne

Fehler, dennoch ein edler Menſch. Die Inſchrift enthält nicht nur gute Wünſche, ſondern auch eine Weiſſagung für dich und ihn.“ Mathilde las innen in dem Ringe, mit ſo winzig kleinen Buchſtaben, als ſie kein Grabſtichel eines Künſtlers ſo zart, und doch ſo deutlich, hätte zu Stande bringen können, die Reime eingegraben:

Euch erfreue
Immer neue
Lieb' und Treue.

Mathilde erwachte. Sie war von dieſem Traume wunderbar getröſtet. Sie mußte zur Zeit freilich noch in dem Gefängniſſe bleiben. Sie war aber voll ſeliger Hoffnung. „Dieſen Traum,“ ſagte ſie, „haſt Du mir zugeſchickt, lieber Gott. Ich hoffe nun, dieſe meine Leiden werden ein fröhliches Ende nehmen, und in Freude verwandelt werden.

5.

Mathildens Befreiung.

Adolph begab ſich indeſſen, mit ſchwerem Herzen und von ſeinen beſorgten Eltern begleitet, zu ſeinem Onkel, dem alten Feldmarſchall, der wieder auf ſeinem Schloſſe Hainburg wohnte. Der Onkel, hatte eine große Freude, ſeinen geliebten Neffen vollkommen hergeſtellt, als Rittmeiſter und auch mit einem, wiewohl nicht ſo prächtigen Orden, als der ſeinige war, geziert wieder zu ſehen. Er umarmte ihn mit inniger Rührung. Allein die Eltern ſagten: „Dies alles iſt ſchön und erfreulich. Aber — einige hinkende Boten kommen nach.“ Sie erzählten die Geſchichte des Ringes und des köſtlichen Rubins. Adolph fürchtete, der Onkel werde, als ein heftiger Kriegsmann, höchſt aufgebracht werden, wüthen und toben. Allein es kam anders. „Sey es,“ ſprach der Onkel, „daß der Edelſtein in meinem Verdienſtorden fort iſt! Wenn ich mich je um meine Mitmenſchen verdient gemacht habe, ſo kann mir doch dieſes Verdienſt nicht genommen werden! — Gottlob, daß an meinem redlichen Hubert, auf den ich ein ſo großes Vertrauen ſetzte, wie ſonſt auf keinen Menſchen, keine Unredlichkeit erfunden wurde. Seine Ehrlichkeit iſt mir mehr werth, als ein ächter Edelſtein. Gottlob, daß Mathilde, die von meiner ſeligen Gemahlin Mathilde aus der Taufe gehoben wurde, und deßhalb auch den Namen Mathilde erhielt, in dieſer Geſchichte als durchaus unſchuldig erſcheint. Sie war, ſo oft wir in früheren Jahren, im Frühlinge oder Sommer auf einige Wochen hieher kamen, immer die liebſte Geſpielin meiner ſeligen Tochter und zeigte ſich immer als ein frommes, gutes, untadeliches Mädchen von dem edelſten Herzen. Ich liebte das Engelskind Mathilde wie meine eigene Tochter. Gegen ihre Unſchuld iſt der koſtbarſte Edelſtein nichts — ganz und gar nichts. — Was dich betrifft, Adolph, ſo kann ich dein Betragen nicht anders, als ſehr tadelnswerth und ſtrafbar finden. Du hätteſt verdient, daß ich dich enterbe. Du haſt dir große Abweichungen von dem geraden, rechten Wege erlaubt. Du haſt dem guten Kinde unzählige Thränen verurſacht; du hätteſt ſie bald in das größte Unglück, ja ſogar um das Leben gebracht. Du ſiehſt da auch, wie die Lügen immer unſelige Früchte bringen. Auch die kleinſte Lüge iſt ein böſes Samenkorn, das zu einem Giftkraute aufſchießen, weit um ſich wuchern, und vielen Menſchen verderblich werden kann. Doch, ich merke, du ſiehſt dein Unrecht ſelbſt ein. Alſo genug davon. Den Rubin betreffend, lege ich in meinem Alter und dem Grabe nahe, auf ſolche Dinge keinen ſo großen Werth mehr. In den Himmel, dahin ich zu kommen hoffe, kann ich den Orden doch nicht mitnehmen. Der Edelſtein hätte aber auch dir nichts genützt; keines von euch hätte den Orden tragen dürfen. Er wäre unnütz in einer Schublade gelegen, und ihr hättet ihn etwa nur hie und da einem Freunde zeigen können. Ich hätte zwar den Edelſtein nicht um alle Schätze der Welt verkauft. Da er nun aber ohne mein Zuthun verkauft worden — ſo iſt es mir auch recht. Die erlöste Summe kann, nachdem der Krieg euch beinahe arm gemacht, euch ſehr gut kommen. Ich kann, was Adolph gethan hat, nun nachträglich noch gut heißen, und thue es hiemit. Was den Ring betrifft, den er Mathilden gegeben hat, ſo muß Adolph, wenn er je mein Erbe bleiben ſoll, ſein gegebenes Wort halten; der Ring bleibt Mathildens Brautring.“ Adolph war über dieſe Entſcheidung höchſt entzückt, und Adolphs Eltern machten, wiewohl ſie mit dieſer Heirath jetzt noch nicht ganz zufrieden waren, doch nicht die geringſte Einwendung dagegen.

Der Marſchall ließ unverzüglich eine Urkunde an das Stadtgericht ausfertigen, in der er Mathilden an Entwendung des Ringes, feierlich für unſchuldig erklärte, und ſeine Klage, als auf einem falſchen Verdachte beruhend, zurück nahm. „Was du, lieber Adolph,“ ſagte er, „mit dieſem Blatte zu thun haſt, brauche ich dir nicht erſt zu ſagen. Reiſe ſogleich mit Extrapoſt ab. Was meiner ſchriftlichen Erklärung etwa noch beigefügt werden könnte, magſt du dem Herrn Präſidenten des Gerichtshofes, meinem Freunde, mündlich anvertrauen; in die Urkunde gehört es nicht, ſo wie auch nicht vor das Stadtgericht. Die ganze Geſchichte, ſowohl mit dem Ringe als dem Rubin, fällt nunmehr meiner Gerichtsbarkeit anheim.“

Mathilde befand ſich indeſſen noch immer in ihrem Gefängniſſe. Eines Tages ſaß ſie voll froher Erwartung, aber doch nicht ganz ohne Furcht und Bangigkeit an ihrem Spinnrädlein. — Da öffnete ſich auf einmal die Kerkerthüre und ein Offizier in prächtiger Uniform trat herein. Mathilde war nicht wenig befremdet — aber bald rief ſie voll des höchſten Erſtaunens: „Adolph!“ Er war es. „Mathilde, liebſte Mathilde!“ ſprach er, „verzeih mir! Nicht ganz ohne mein Verſchulden, aber ganz und gar gegen meine Abſicht, habe ich große Leiden über dich gebracht. Sieh da, dieſer verhängnißvolle Ring iſt nun doch noch dein Brautring!“ Adolph ſteckte ihr den Ring an den Finger. Beide grüßten ſich auf das freudigſte. Adolphs Eltern, die ihm gefolgt waren, ſtanden, ohne daß Mathilde es ſogleich bemerkt hatte, dabei. „Dies iſt mein Vater, der Freiherr von Wildberg,“ ſprach Adolph, „dies meine liebe Mutter; und du biſt nunmehr ihre Tochter.“ Mathilde war vor Erſtaunen und Freude faſt außer ſich; ſie konnte lange nicht reden. Endlich rief ſie aus: „O Gott, wie gut biſt Du! Du haſt meine Unſchuld an den Tag kommen laſſen; Du retteſt Alle, die Dir vertrauen.“ Vater und Mutter umarmten ſie.

Jetzt trat der alte, ehrwürdige Präſident des Gerichtshofes herein. Er ſprach hoch erfreut und ſehr gerührt: „Wir ſind Ihnen, mein Fräulein, eine öffentliche Ehrenerklärung ſchuldig. Sie hatten, da der Schein ganz gegen Sie war, Vieles zu leiden. Ich muß Ihnen aber das Zeugniß geben, daß Sie Ihre unverſchuldeten Leiden mit himmliſcher Geduld übertragen haben. Der gütige Gott, der, wie ich denke, dieſe Leiden nur zu Ihrer Veredlung über Sie kommen ließ, wird ſie Ihnen reichlich vergüten. Nach Leiden ſendet Er Freuden. Kommen Sie jetzt mit mir. Ich ſehe es als meine Pflicht an, Sie aus dieſem Gefängniſſe zu führen. Ihr Herr Bräutigam wird mir erlauben, Ihnen meinen Arm zu bieten."

Der Präſident führte ſie in den großen Saal des Rathhauſes. Sämmtliche Räthe waren da verſammelt und noch viele Herren und Frauen. Einer der Räthe verlas mit lauter Stimme die Urkunde des Marſchalls, und die ſich darauf beziehende Entſchließung des Stadtgerichtes. Alle Anweſende wünſchten Mathilden Glück. Als Mathilde an dem Arme des Präſidenten aus der Pforte des Rathhauſes trat, erblickte ſie eine unermeßliche Menge Volkes; die ganze Straße war voll Menſchen. Denn weil Mathilde faſt allgemein für eine Tochter der Frau von Lilienthal gehalten wurde, ſo hatte ihre Gefangennehmung das größte Aufſehen erregt. Viele hatten gemeint, man werde ſie hinrichten. Die Nachricht, ſie ſey unſchuldig, verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt;

Jedermann wollte ſie ſehen. Der Vorplatz vor dem Eingange in das Rathhaus war um einige Staffeln über die Straße erhöht. Mathilde konnte daher die ungeheure Menge von Menſchen mit Einem Blick überſchauen; auch ſie konnte von Allen geſehen werden. Aller Augen waren auf ſie gerichtet. In Vieler Augen ſtanden Thränen; denn man ſah es der guten Mathilde, die recht als ein Bild der leidenden Unſchuld und ſchüchternen Beſcheidenheit da ſtand, wohl an, wie ſehr der Kummer in ihrer langen Gefangenſchaft ihre Geſundheit angegriffen habe. Der Präſident richtete einige Worte an das verſammelte Volk, bezeugte öffentlich Mathildens Unſchuld und ſagte mit Wenigem Vieles zu ihrem Lob. Sie aber ſchlug die Augen nieder und reichliche Thränen floſſen über ihre bleichen Wangen.

Hierauf fuhren zwei offene, ſehr prächtige Wagen vor. In den erſten mußten Mathilde und Adolph ſich ſetzen; der Präſident fuhr rückwärts, um das edle Brautpaar, Mathilden und ihren künftigen Gemahl, zu ehren. In dem andern Wagen ſaßen Adolphs Eltern und die zwei älteſten Stadträthe. Man fuhr vor das Haus der Frau von Lilienthal, bei der Mathilde, als bei ihrer zweiten Mutter, vor ihrer Gefangennehmung zu Hauſe war. Der Präſident hatte der edlen Frau die Nachricht von Mathildens Unſchuld unverzüglich mitgetheilt und ſie auch von Allem, was auf dem Rathhauſe vorgehen werde, unterrichtet. Die Frau ſtand deßhalb, Mathilden erwartend, ſchon unter der Hausthüre, hob Mathilde aus dem Wagen und ſchloß, Freudenthränen vergießend, ſie in ihre Arme. Sie begrüßte hierauf Adolph und deſſen Eltern, die ſie ſchon länger kannte, auf das herzlichſte, und lud ſie ein, einige Tage bei ihr zu bleiben. Das freundliche Anerbieten wurde angenommen, jedoch unter der Bedingung, daß Frau von Lilienthal dann mit ihnen nach Wildberg reiſe, um das Hochzeitfeſt mit ihrer Gegenwart zu beehren, was die edle Frau ſogleich mit der größten Freude verſprach.

Die Frau von Lilienthal begleitete ihre werthen Gäſte in die ihnen bereiteten Zimmer. Mathilden führte ſie in das Zimmer, in dem dieſe früherhin gewohnt hatte. Sobald Mathilde mit ihrer geliebten Pflegemutter ſich allein ſah, fiel ſie ihr zu Füßen und flehte mit heißen Thränen: „O liebſte Mutter, verzeihen Sie mir doch, daß ich von jenem Greiſe, vor dem ich Ehrfurcht hatte, mich unter einem fremden Namen in Ihr Haus einführen ließ. Ich habe dadurch ſie tief betrübt und mir ſelbſt große Leiden zugezogen.“ Die Frau hob ſie auf, ſchloß ſie in die Arme und ſprach: „Alles iſt vergeben und vergeſſen. Auch dem alten Einſiedler habe ich, wiewohl es mich etwas ſchwer ankam, verziehen, daß er mich ſo hinterging. Er hatte viele ausgezeichnet gute Eigenſchaften. Er wollte allen Menſchen wohl, und keinem übel. Allein aus lauter Wohlwollen gegen die Menſchen ſcheint er den Grundſatz angenommen zu haben, um Jemanden einen Dienſt zu erweiſen, dürfe man ſich ſchon eine kleine Lüge erlauben. Ich aber bin nicht dieſer Meinung. Wir dürfen, in der Abſicht Gutes zu ſtiften, nie das geringſte Böſe thun. Doch, was der alte Mann gethan hat, iſt nun vorbei; Gott hat es ſo zugelaſſen. Gott wollte, wie wir in vielen, auch in den heiligen Geſchichten dergleichen Beiſpiele leſen, dich durch dieſe Erniedrigung auf deinen höheren Wirkungskreis vorbereiten. Werde nun, wie du in deiner Erniedrigung und deinem Unglücke ein Bild der Geduld geweſen biſt, jetzt in deiner Erhebung und deinem Glücke ein Bild der Beſcheidenheit — und der Wohlthätigkeit gegen alle Leidende und Bedrängte."

Als Adolph mit ſeiner Braut, ſeinen Eltern und der Frau von Lilienthal auf dem Schloſſe Wildberg ankam, fand er ein Schreiben des Marſchalls, der ſich von Pyrmont auf ſein Schloß Hainburg begeben und es ſeit der Zeit nie mehr verlaſſen hatte. Er lud Alle dringend ein, weil er in ſeinem hohen Alter nicht wohl nach Wildberg kommen könne, die Hochzeit in Hainburg zu feiern. Er hatte das Schreiben durch ſeinen Kammerdiener geſendet, damit man mit dieſem ſeinem treuen Diener, der jede erforderliche Auskunft zu geben wiſſe, alles Nöthige verabreden könne. Drei Tage vor der Hochzeit reisten alle nach Hainburg.

Am Morgen des Hochzeitfeſtes ſprach der Marſchall zu ſeinem Kammerdiener: „Heute ziehe ich — wohl zum letzten Male! — meine prächtigſte Staatsuniform an. Mit meinem Ordenskreuze aber befinde ich mich in großer Verlegenheit. Ich weiß nicht, was ich thun ſoll. Leg' ich es nicht an, ſo wird jeder Hochzeitgaſt es an meiner Bruſt vermiſſen. Lege ich es aber an, ſo werden die Gäſte ſogleich den falſchen Stein wahrnehmen. — Es war doch ein toller Streich von dem Adolph, daß er den ſchönen Rubin verhandelte. Ich mochte ſeit dieſer Zeit meinen Orden gar nicht mehr anſehen. Anſtatt mich an meine tapfern Kriegsthaten zu erinnern, bringt der Orden mir Adolphs ſchlechte Handlung, die ich gern ganz vergeſſen möchte, wieder ins Andenken. Anſtatt, daß der Orden mir zur Ehre gereiche, verkündet er Adolphs Schande."

Der Kammerdiener brachte das Ordenskreuz. „Legen Sie es immerhin an," ſagte er lächelnd; „ſehen Sie es nur einmal recht an! Der Rubin nimmt ſich ſo übel nicht aus." „Wie?

was? Was ſoll das ſeyn," rief der Marſchall erſtaunt. „Iſt's möglich! Das iſt ja wieder der alte, ächte Edelſtein, jener herrliche Rubin! Gieb einmal her! Ich traue kaum meinen Augen." Er nahm den Orden dem Kammerdiener aus der Hand, ging damit an das Fenſter, und rief höchſt erſtaunt: „Ja wahrhaftig, er iſts! Er funkelt mit dem nemlichen rothen Glanze, ſo hell und feurig wie Glut. Sag' einmal an, was iſt da vorgegangen?"

Der Kammerdiener erzählte: „Als der Herr Rittmeiſter Adolph letzthin mit ſeinen Eltern in der Reſidenz war, um Fräulein Mathilde abzuholen, begegnete ihm ganz unvermuthet jener Juwelenhändler, dem er den Rubin verkauft hatte, und der auf ſeiner Handelsreiſe eben dort angekommen war. Adolph drückte ſein Bedauern aus, ihm den Rubin verkauft zu haben. „Den ſchönen Edelſtein," ſagte der Handelsmann, „können Sie wieder haben. Der Ruſſe, der ihn von mir gekauft hat, verkaufte ihn mir wieder. Seine Frau Gemahlin, die eine ſehr veränderliche Dame iſt, fand nur ſo lange Gefallen an dem herrlichen Steine, als ſie ihn nicht hatte. Sie hatte bald keine Freude mehr daran, und zuletzt war ihr der ſchöne Juwel gar zuwider. Als ich vorigen Monat in Petersburg war, in ihr Haus kam und meine Waaren auslegte, bat die Frau ihren Gemahl, ihr zwei goldene, mit Diamanten beſetzte Armbänder, die ihr ganz ausnehmend gefielen, zu kaufen, und den Rubin, der in eine goldene Vorſtecknadel gefaßt war, daran zu geben. „Wenn Euer Gnaden,“ hat der Handelsmann zu dem Herrn Rittmeiſter geſagt, „den Stein wünſchen, ſo ſteht er Ihnen für die nemliche Summe, die ich Ihnen dafür gab, zu Gebot. Die goldene Faſſung gebe ich Ihnen noch Obendrein in den Kauf.“ Herr Adolph erhob das in der Bank angelegte Geld, der Kaufmann kam zu ihm auf ſein Zimmer, übergab ihm den Edelſtein, und nahm das Geld in Empfang. Sobald nun Adolph mich neulich in Wildberg erblickte, nahm er mich mit auf ſein Zimmer und trug mir auf, durch den Goldarbeiter, der erſt ſeit kurzer Zeit da unten in dem Flecken Hainburg wohnt, ganz in Geheim, anſtatt des falſchen den ächten Rubin in den Ordensſtern einfügen zu laſſen, was denn auch der geſchickte Künſtler, ſogleich in meinem Beiſeyn, glücklich zu Stande brachte.“

Der alte Marſchall hörte der Erzählung mit innigem Vergnügen zu; ſein Angeſicht leuchtete von Freude. „Das iſt ſchön von dem Adolph, das gefällt mir, das lob' ich!“ ſagte er öfter. „Es iſt ſehr edel, daß Adolph die bedeutende Summe Geldes, die ich ihm bereits geſchenkt hatte, freiwillig und freudig dahin gab, ſeinen alten On=

kel mit einer unerwarteten Freude zu überraſchen, und das mir zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Möchte doch jeder Menſch begangenes Unrecht ſo vergüten! Der Adolph iſt doch ein trefflicher Junge. Von ſeiner Kindheit an hat er mir ſchon viele Freude gemacht, und ich hielt immer viel auf ihn. Und welche Freude hatte ich, daß er ſich im Felde ſo tapfer gehalten hat, und als Rittmeiſter zurück kam! Zwar muß ich bekennen, die Falſchheit, die er mit Verwechslung der Steine an mir beging, hat dieſe Freude nicht wenig getrübt. So zufrieden ich ſonſt in Allem mit ihm war, ſo fühlte ich dennoch beſtändig etwas gegen ihn in meinem Herzen. Aber nun iſt dieſe geheime Empfindlichkeit ganz weg; nun hat er wieder mein ganzes Herz. Mit dem falſchen Steine iſt das Andenken an Adolphs Falſchheit ganz bei Seite geſchafft; dieſer ächte Edelſtein erinnert mich nur mehr an Adolphs edle Handlung.“

Kaum hatte der Marſchall dieſes geſagt, ſo kam Adolph mit ſeiner Braut und ſeinen Eltern in das Zimmer, und wünſchte ſeinem Onkel einen guten Morgen. Der Marſchall erhob ſich ſchnell aus ſeinem Lehnſeſſel, eilte auf Adolph zu, umarmte ihn, und drückte ihn feſt an die Bruſt. Zu Mathilde ſagte er: „Sie bekommen einen edlen Mann zum Gemahl.“ Hierauf ſprach er, auf ſeinen Orden deutend, zu Adolphs Eltern: „Was halten Sie von dieſem Rubin?“ Der Vater rief: „Wie, dieſen Stein haben Sie für falſch gehalten? Ich ſetze meinen Kopf daran, er iſt ächt!“ Die Mutter ſagte: „In meinem Leben habe ich keinen ſchönern Rubin geſehen! O wie glühendroth, wie glänzend iſt er! Du haſt dich, mein lieber Bruder, ſehr getäuſcht, daß du dieſen Stein für falſch halten konnteſt.“ „Ich habe mich nicht getäuſcht,“ ſprach der Marſchall. „Adolph hat mich täuſchen wollen; dieſen Stein hier habe ich nie für falſch gehalten. Adolph hat dieſem ächten Steine einen falſchen untergeſchoben. Er hat aber ſeinen Fehler wieder gut gemacht und den falſchen Stein wieder entfernt. Er hat den ächten Edelſtein wieder herbei geſchafft und ihm die gebührende Stelle angewieſen. So wollen wir, wenn wir uns je einer Unredlichkeit bewußt ſeyn ſollten, es auch machen. Alle Falſchheit ſey von uns verbannt; alle Unredlichkeit, alle Verſtellung, alle nur anſcheinende Tugend, alle Scheinheiligkeit bleibe auf immer fern von uns. Nur die altdeutſche Redlichkeit, nur unverſtelltes Wohlwollen gegen unſre Mitmenſchen, nur wahre Tugend, nur ächte Frömmigkeit, nicht Frömmelei, nur wahrhafte Gottesfurcht erfülle unſer ganzes Herz. Dieſe ſind die koſtbarſten Edelſteine, die ſowohl in dieſer als jener Welt einen unbeſtreitbaren, vollgültigen Werth haben. Sie ſind feuerfeſter, als alle

Diamanten, die einſt alle hinwegſchmelzen werden, wenn einmal dieſer Erdkreis im Feuer vergeht; und unendlich ſchätzbarer als hier dieſer mir aufs Neue ſehr werthe Rubin und als alle Edelſteine in der ganzen Welt.“

* * *

Inhalt.

Seite
Klara oder die Gefahren der Unſchuld 3
Das beſte Erbtheil 85
Die Edelſteine 149

Im Verlage der **Theiſſing'ſchen Buchhandlung in Münſter** ſind nachbenannte ſehr empfehlenswerthe Schriften erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Annegarn, J., (Prof. d. Kirchengeſchichte) Gebetbuch für die kathol. Schuljugend. 8. 1828. (16 Bog.) 6 ggr. od. 27 kr.

— — Katechismus der chriſtkatholiſchen Lehre für die mittleren Klaſſen in Elementarſchulen. 8. 1831. (13 Bog.) 3 ggr. od. 15 kr.

— — Unterricht zur erſten h. Communion für die fähigere Jugend. 8. 1830. (28 Bog.) 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

— — Weltgeſchichte für die kathol. Jugend. Von Erſchaffung der Welt bis auf unſere Tage. 7 Thle. 2te Aufl. (168 Bog.) 8. 1832. 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

— — Weltgeſchichte für die kathol. Jugend. In einen vollſtändigen Auszug gebracht für Schulen, vom Verfaſſer ſelbſt. gr. 8. 1836. 20 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

Auguſtinus Bekenntniſſe. Aus dem Latein. von A. **Gröninger.** gr. 8. 1798. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

— — Betrachtungen, Alleinreden und Handbüchlein. Ueberſ. von A. Gröninger. gr. 8. 1819. 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr

Beelenberm, Unterricht zur h. Firmung. Zur Belehrung und Erbauung auch für Gefirmte. 8. 1824. 6 ggr. od. 27 kr.
(Bei Abnahme von 12 Expl. à 4 ggr. od. 18 kr.).

Brockmann, J. H., (Domprobſt u. Prof.) Leben des h. Aloyſius. Ein Leſe- und Erbauungsbuch für die Jugend. 2te Aufl. 8. 1820. 14 ggr. od. 1 fl. 3 kr.

— — Paſtoralanweiſung zur Verwaltung der Bußanſtalt in der kathol. Kirche. 2 Bde. gr 8. 1836—38. 2 Thlr. 8 ggr. od. 4 fl. 12 kr.
(1ter Bd. 1 Thlr. 12 ggr. od. 2 fl. 42 kr., 2ter Bd. 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr.)

— — Handbuch der alten Weltgeſchichte. 3 Thle. 1800—3. gr. 8. 1ter Thl. 1 Thlr. 8 ggr. od. 2 fl. 24 kr., 2ter Thl. 1 Thlr. 16 ggr. od. 3 fl., 3ter Thl. 2 Thlr. 8 ggr. od. 4 fl. 12 kr.
Alle 3 Theile zuſammen im herabgeſ. Preiſe 2 Thlr. 12 ggr. od. 4 fl. 30 kr.

Darup, Fr., Anleitung für Seelſorger am Krankenbette. Ein Handbuch für angehende Pfarrgeiſtliche und Seelſorger bei kathol. Gemeinden. 2te Aufl. 2 Thle. 8. 1827. 1 Thlr. 8 ggr. od. 2 fl. 24 kr.

— — Anleitung zur ſonn- und feiertägigen Hausandacht.

Ein Leſe- und Erbauungsbuch für kathol. Chriſten. 2 Bde. gr. 8. 1820. 21. 2 Thlr. 16 ggr. od. 4 fl. 48 kr.

Darup, Fr., neue ganz umgearbeitete Hand-Poſtill oder chriſtkathol. Unterrichtungen auf alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahres: in welchem die Auslegung aller ſonn- und feiertägigen Epiſteln und Evangelien ſammt daraus gezogenen Glaubens- und Sittenlehren enthalten ſind ꝛc. ꝛc. 3te verbeſ. Aufl. 8. 1836. (61 Bog.) 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

Dieckhoff, B., und Siemers, G., (Profeſſoren am Gymnaſ. zu Münſter) Chriſtliche Betrachtungen. Ein Erbauungsbuch für Katholiken. gr. 8. 1838. 20 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

Droſte zu Viſchering, Clemens Freiherr, (Biſchof) Verſuch zur Erleichterung des innern Gebetes, theils zum Betrachten, theils zum Leſen. 8. 1833. 20 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

— — über die Religionsfreiheit der Katholiken. 8. 1838. 2te Aufl. 6 ggr. od. 27 kr.

Droſte zu Viſchering, Franz Freiherr von, über Kirche und Staat. 8. 1838. 2te Aufl. 6 ggr. od. 27 kr.

Geßler, Fr. Heinr., Vater unſer! Vollſtändiges Gebetbuch für die Gläubigen der Kirche Jeſu Chriſti, nach Inhalt d. h. Schrift, der Beſchlüſſe des allgem. Kirchenrathes von Trient, des allgemeinen Kirchenkatechismus, des kirchlichen Meßbuchs, der kirchlichen Tagezeiten und der Schriften der h. Väter. Mit 1 Titelkupfer. 8. 1836. Druckvelinp. 20 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

— — das Geheimniß des Glaubens, das iſt die Weisheit aller Weisheit oder das Hohelied, erklärt durch das Sakrament des allerh. Frohnleichnams unſers Herrn Jeſus Chriſtus. Ein Wechſelgeſpräch zwiſchen Jeſus dem Herrn und der betenden Seele vor und nach dem Empfange der h. Communion. Im Anhange: der 44ſte Pſalm, erklärt durch das Myſterium der Euchariſtie und: das große Alleluja, oder die hohe Litanei des allerh. Frohnleichnams. 8. 1835. 10 ggr. od. 45 kr. Fein P. geb. 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

— — die drei Bücher von der himmliſchen Weisheit. Eine Sammlung auserwählter Gedanken und Denkſprüche, gezogen aus den göttlichen Offenbarungen und h. Büchern des Glaubens. 8. 1835. 14 ggr. od. 1 fl. 3 kr. Auf f. Pap. 18 ggr. od. 1 fl. 21 kr. geb. 20 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

— — das Schwert des Geiſtes, das iſt: das Wort Gottes. Reden an die Kirchen Jeſu Chriſti. 8. 1835. 22 ggr. od. 1 fl. 42 kr.

Haſt, J., Hauptmomente der Hermeſiſchen Philoſophie, oder Beleuchtung der philoſophiſchen Einleitung in die chriſtkath. Theologie von G. Hermes. 8. 1831. geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Handbuch für kathol. Gymnaſien. 2 Theile. **1ter Theil:** die Glaubenslehre. 2ter Theil: die Pflichtenlehre. 2te verbeſ. Aufl. gr. 8. 1835. 1 Thlr. 8 ggr. od. 2 fl. 24 kr.

Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu, die h. ſonn und feſttäglichen Epiſteln und Evangelien, nebſt der Leidensgeſchichte des Herrn nach den Evangeliſten Matthäus und Johannes. Zum Gebrauche für Kirchen und Schulen überſetzt. 8. 1823. 10 ggr. od. 48 kr.

Waldeck, J. H., Erbauungsbuch für alle Sonn- und Feiertage zur Uebung der Jugend im Beherzigen des göttlichen Wortes. 2te verbeſ. Aufl. 2 Theile: Vom erſten Advents Sonntag bis zum Ende des Kirchenjahrs. gr. 8. (42 Bog.) Druckp. 1 Thlr. 4 ggr. od. 2 fl. 6 kr. Schreibp. 1 Thlr. 12 ggr. od. 2 fl. 42 kr.

Wendal, S. J. F., Maria oder Wahrheit und Liebe. Eine Brief-Sammlung. gr. 12. 1830. geh. 18 ggr. od. 1 fl. 21 kr.

— — Eugenius, oder Treue bis in den Tod. gr. 12. 1830. geh. 12 ggr. od. 54 kr.

— — Pfarrer Troſtheim und ſeine Freunde. Ein Briefwechſel. gr. 12. 1831. geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

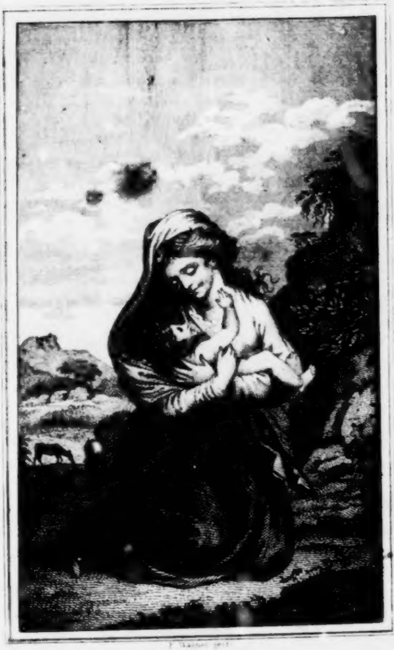
— — **Gonſalvo**, oder Er führt — ich gehe. 2 Thle. gr. 12. geh. 1832. 1 Thlr. 16 ggr. od. 3 fl.

— — Die Feuersbrunſt, oder: Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Eine Erzählung, der Jugend gewidmet. Mit 1 Kupfer. gr. 8. geh. 1832. 8 ggr. od. 36 kr.

Im Verlage der **J. Wolff**'ſchen Buchhandlung in Augsburg erſcheint nächſtens:

Die
Bucharen-Fürſtin,
oder
Sieg der chriſtlichen Religion.
Eine Geſchichte
aus dem ſechszehnten Jahrhundert
der
reifern Jugend gewidmet.

32/6



F. Wagner gest.

GENOVEFA.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der [illegible]tereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Dreizehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1843.

BIBL

Inhalt.

Seite
Genovefa 3
Anſelmo 167

Genovefa.

Erſtes Kapitel.

Genovefa wird Grafen Siegfrieds Gemahlin.

Genovefa, die heilige Pfalzgräfin, wurde vor vielen Jahrhunderten geboren, und lebte zu einer Zeit, die für unſer deutſches Vaterland ſehr erfreulich und ſegensvoll war. Die Morgenröthe des Evangeliums hatte bereits die Finſterniſſe des Heidenthums in Deutſchland zerſtreut. Die ſanfte Lehre Jeſu fing an, die rauhen Sitten unſrer tapfern Voreltern ſehr zu mildern. Selbſt der rauhe, ungebaute Boden gewann unter der fleißigen Hand der erſten Verkünder des Chriſtenthums eine freundlichere Geſtalt, und die unermeßlichen Waldungen mußten reichen Kornfeldern und blühenden Gärten Raum machen. Viele deutſche Fürſten freuten ſich des zweifachen Segens, den die chriſtliche Religion über ihre Länder verbreitete, und wetteiferten, dieſer Lehre vom Himmel zu huldigen.

Unter dieſen Fürſten war nun auch Genovefas Vater, der Herzog von Brabant. Wegen ſeiner hohen Tapferkeit und ſeines kühnen Muthes in Schlachten wurde er allgemein bewundert; wegen ſeines chriſtlichen Sinnes, ſeiner thätigen Liebe zu den Menſchen, und ſeiner unverbrüchlichen Rechtſchaffenheit allgemein verehrt und geliebt. Seine Gemahlin, die Herzogin, war ihm an edlen Geſinnungen vollkommen gleich, und mit ihm nur Ein Herz und Eine Seele. Genovefa war die einzige Tochter des fürſtlichen Ehepaars, und wurde von beiden Eltern unausſprechlich geliebt und vortrefflich erzogen.

Genovefa zeigte ſchon als Kind einen ſehr hellen Verſtand, ein ſehr edles, gefühlvolles Herz, und ihr ganzes Betragen war ungemein ſanft, ſittſam und liebenswürdig. Wann die Herzogin, nach den Sitten damaliger Zeit, am Spinnrocken ſaß, ſetzte die kleine Genovefa, als ein Kind von fünf Jahren, ſich auf einen kleinen zierlichen Schemmel zur Mutter, faßte ausnehmend geſchickt die Spindel, und wußte mit ihren zarten Fingern bald die reinſten Fäden zu drehen. Während des Spinnens that ſie allerlei ſinnreiche Fragen, gab auf jede Frage eine treffende Antwort, und ſprach jedes Wort überaus ſanft, deutlich und bedachtſam aus. Wer ſie nur ſah, gerieth in Erſtaunen und ſagte, aus dieſem Kinde müſſe einmal etwas Außerordentliches werden. Wann ſie in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren mit ihren herzoglichen Eltern zur Kirche kam, und in ihrer einfachen, weißen Kleidung zwiſchen Vater und Mutter, in dem mit ſcharlachrothem Tuche bedeckten Betſtuhle, vor dem Altare kniete; ſo glich ſie mit ihrem lieblichen, innig frommen Geſichte, ihren Wangen, auf denen das reinſte Roth der Unſchuld blühte, ihren langen goldenen Locken, und mit ihren hellen, blauen Augen, die ſie bald voll Andacht zum Himmel erhob, und bald wieder voll Anbetung zur Erde ſenkte, einem Engel des Himmels. Als ein wahrer Engel des Troſtes erſchien ſie in der Hütte der Armuth. Sie brachte den armen Kindern Kleidungsſtücke, die ſie ſelbſt verfertigt hatte, und gab den Müttern manches Goldſtück, das ihr der Herzog zu ihrer eigenen Kleidung und ihrem Putze geſchenkt hatte. Mit einem reichgefüllten Körbchen am Arme eilte ſie, oft ſchon am frühen Morgen, oder noch am ſpäten Abende, zu den Kranken, und brachte ihnen erquickende Speiſen. Manche koſtbare Baumfrucht, die damals in Deutſchland noch eine Seltenheit war, erſparte ſie an ihrem Munde, um Kranke damit zu laben. Als erwachſene Jungfrau war ſie recht das Bild der Unſchuld und Schönheit, und alle fromme Mütter ſtellten ihren Kindern das herzogliche Fräulein als ein Beiſpiel der Frömmigkeit, der Sittſamkeit, des Fleißes und jeder liebenswürdigen Tugend vor.

Graf Siegfried, ein ſehr tapferer Ritter, von hohem, edlen Sinne und Ausſehen, rettete dem Herzoge in der Schlacht das Leben. Der Herzog brachte ihn mit ſich aus dem Felde nach Hauſe, gewann ihn bald ſo lieb, als wäre er ſein eigener Sohn, und gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin. Als der Morgen anbrach, an dem Genovefa mit ihrem Gemahl abreiſen ſollte, da blieb in der ganzen herzoglichen Burg und weit umher in der Gegend kein Auge trocken. Genovefa zerfloß beinahe in Thränen.

Der ehrwürdige Vater ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme, benetzte ſie mit Thränen, und ſprach: „So zieh denn hin, meine Tochter! Ich und deine Mutter ſind alt. Wir bleiben Beide zurück, und wiſſen nicht, ob du unſer Angeſicht je noch einmal ſehen wirſt. Aber Gott zieht mit dir, und überall, wo du nur hinkommſt, iſt Er bei dir. Habe Ihn ſtets vor Augen und im Herzen, wie du dies von deinen Eltern gelernt haſt, und weiche nie ein Haar breit, weder zur Rechten noch zur Linken, von ſeinen Wegen ab; dann dürfen wir wegen deiner unbekümmert ſeyn, und können einſt getroſt ſterben!"

Hierauf umfaßte die Mutter ſie mit zitternden Armen, und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Lebe wohl, Genovefa, und Gott begleite dich! — Ach, ich weiß nicht, was über dich verhängt ſeyn wird, und das

Herz iſt mir von allerlei trüben Ahnungen ſchwer! Aber du warſt immer eine gute Tochter, warſt unſre größte Freude auf Erden, und betrübteſt uns nie — o bleibe ferner gut. Thue nie etwas, deſſen du dich vor Gott und deinen Eltern ſchämen müßteſt! Noch einmal, bleibe du gut — dann iſt Alles gut! Und ſollten wir uns auch auf Erden nie mehr ſehen, ſo ſehen wir uns dann doch in dem Himmel gewiß wieder!“

Nun wandten ſich beide Eltern noch zu dem Grafen, und ſagten: „O Sohn! ſo nimm ſie denn hin. Sie iſt unſer koſtbarſtes Kleinod. Sie iſt deiner werth. Behalte ſie lieb, und erſetze nun du ihr — Vater und Mutter.“ Graf Siegfried verſprach alles, und kniete mit Genovefa nieder, den väterlichen und mütterlichen Segen zu empfangen.

Jetzt trat Hildolf, der Biſchof, der Genovefa mit dem Grafen Siegfried vermählt hatte, und noch zugegen war, näher. Er war ein frommer, ehrwürdiger Greis mit ſchneeweißen Haaren und noch blühendrothen Wangen. Auch er ſegnete Beide, und ſprach noch beſonders zu Genovefa: „Weinet nicht, edle junge Frau! Gott hat Euch ein großes Glück zugedacht — allein anders, als Alle hier denken. Es wird aber der Tag kommen, da alle, die hier gegenwärtig ſind, Gott mit Freudenthränen dafür danken werden. Gedenkt dieſer meiner Worte, geliebte Tochter im Herrn, ſo bald Euch etwas Außerordentliches begegnen wird — und der Herr ſey mit Euch.“

Bei dieſen Worten des frommen, gottesfürchtigen Greiſes ergriff alle Umſtehende eine leiſe Ahnung bevorſtehender, außerordentlicher Schickſale, und die allgemeine Wehmuth verwandelte ſich in ſtumme, vertrauensvolle Anbetung Gottes und ſeiner heiligen Vorſehung. Der Graf half hierauf ſeiner ſchmerzlich weinenden jungen Gemahlin, deren Wangen einer mit Thau benetzten Lilie glichen, auf das für ſie bereit ſtehende, prächtig gezierte Reiſepferd, ſchwang ſich dann ſelbſt auf ſein Ritterroß, und Beide zogen, unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern, Edelknechten und Reiſigen fort.

Zweites Kapitel.

Graf Siegfried zieht in den Krieg.

Das Schloß des Grafen, Siegfriedsburg genannt, lag hoch auf Felſen, zwiſchen den zwei herrlichen Flüſſen, dem Rhein und der Moſel, in einer ſchönen, anmuthsvollen Gegend. Als der Graf mit ſeiner jungen Gemahlin ſich dem Schloßthore näherte, ſtanden ſchon alle ſeine Diener und Unterthanen — Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder — in ihrem beſten Schmucke bereit, das edle Brautpaar zu empfangen. Die Schloßpforte war mit grünem Laubwerke und mit Blumen geziert, und auch der Weg mit Blumen und friſchen Blättern beſtreut. Aller Augen waren auf Genovefa gerichtet; alle waren voll Neugierde, ihre neue Gebieterin zu ſehen. Als ſie dieſelbe nun näher erblickten, ergriff alle Ein Erſtaunen. Denn da Genovefas Angeſicht ganz der Spiegel einer reinen, wohlwollenden, himmliſchgeſinnten Seele war, ſo hatte es wirklich etwas Himmliſches, und ſchien von überirdiſcher Schönheit.

Genovefa ſtieg ab, und grüßte alle aufs liebreichſte und mit den holdſeligſten Worten. Sie redete vorzüglich mit den Müttern, die mit ihren Kindern auf dem Arme und an der Hand, umher ſtanden, ſo freundlich, und beſchenkte die Kinder, nach deren Namen und Alter ſie gütig fragte, ſo reichlich, daß Mütter und Kinder entzückt waren. Als aber der Graf überdies noch — wie er verſicherte, auf Genovefas Bitte — den Kriegern und Dienern für einen Monat doppelte Löhnung, den Unterthanen auf ein Jahr Erlaß an den Abgaben, und den Hausarmen eine reiche Gabe an Getreide und Holz ankündigte; da brachen alle in lauten Jubel aus, vergoßen Freudenthränen, prieſen ſich und den Grafen glücklich, und tauſend fromme

Wünſche für das junge Ehepaar ſtiegen zum Himmel. Sogar den alten Kriegern des Grafen, die ihrem Herrn zu Ehren, in ſchimmernder Rüſtung, das Schwert an der Seite und den Spieß in der Fauſt, mit ernſtem Geſichte unbeweglich daſtanden, floſſen die hellen Zähren über die rauhen Bärte.

Siegfried und Genovefa lebten in der ſeligſten Eintracht. Allein dieſe Seligkeit währte nur wenige Wochen. Eines Abends ſpät nach Tiſche, da man ſchon das Licht angezündet hatte, ſaßen Beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genovefa ſpann und ſang, und Siegfried begleitete ihren Geſang mit der Laute. Da hörten ſie plötzlich draußen vor dem Schloſſe kriegeriſche Trompeten. „Was gibts?“ rief der Graf ſeinem Stallmeiſter entgegen, der eben eilends hereinkam. „Krieg!“ antwortete dieſer. „Die Sarazenen ſind aus Spanien in Frankreich eingebrochen, und drohen alles durch Feuer und Schwert zu verheeren. Zwei Ritter ſind ſo eben mit Befehlen vom Könige angekommen. Wir ſollen, wenns möglich iſt, noch dieſe Nacht aufbrechen, um unverzüglich zum Heere des Königs zu ſtoßen.“ Der Graf eilte ſogleich hinunter, bewillkommte die Ritter, und führte ſie herauf in den großen Ritterſaal. Die erſchreckene Gräfin eilte zur Küche, Anſtalten zur Bewirthung der Ritter zu machen. Der Graf brachte die ganze Nacht mit Kriegsanſtalten, Ausſendung der Boten an ſeine Kriegsleute in der Gegend umher, und mit Anordnungen für ſeine Abweſenheit zu. Alle Ritter der Nachbarſchaft kamen auf ſeinem Schloſſe zuſammen, und das ganze Schloß wiederhallte vom Getöſe der Waffen, den Fußtritten geharniſchter Männer, und dem Klirren der Sporne. Die Gräfin war die ganze Nacht beſchäftiget, ſo viele Leute zu bewirthen, und Kleidungsſtücke und allerlei andere Sachen, die der Graf für die Reiſe nöthig hatte, ſorgfältig zuſammen zu packen. Mit Anbruch des Tages waren alle Ritter, vollſtändig gerüſtet, in dem Saale verſammelt, und der Graf ſtand, vom Haupte bis zu den Füßen in Eiſen gehüllt und einen wallenden Federbuſch oben auf dem Helme, in ihrer Mitte. Unten in dem Schloßhofe hatten Reiterei und Fußvolk ſich bereits wie in Schlachtordnung aufgeſtellt, und warteten ſeiner.

Genovefa trat nun in den Saal, und überreichte ihrem Gemahl, nach den Sitten der Ritterzeit, Schwert und Lanze. „Führe dieſe Waffen für Gott und Vaterland — zum Schutze wehrloſer Unſchuld und zum Schrecken übermüthiger Verbrecher!“ ſprach ſie, und ſank ihm dann bleich, wie das weiße Tuch, das ſie in der Hand hielt, in die Arme. Bange Ahndungen künftiger Leiden, die ſie aber jetzt ſich noch nicht deutlich zu machen wußte, erfüllten ihr Herz. „Ach, Siegfried! wenn du nicht mehr zurückkehrteſt!“ ſeufzete ſie, und verbarg ihr

Angeſicht in ihr Tuch. „Sey getroſt, Genovefa!“ ſprach der Graf. „Wider den Willen Gottes ſtreckt mich keiner zur Erde hin. Ueberall ſind wir in Gottes Hand. Wir ſind zu Hauſe dem Tode ſo nahe, als auf dem Schlachtfelde, und nur Seine Hand iſt's, die ihn jeden Augenblick von uns abhält. Unter Seinem Schutze ſind wir mitten in der blutigſten Schlacht ſo ſicher, als ſonſt in unſrer Burg. Gott iſt der Gott der Kriegsheere, und eine feſte Burg. Wer Gott fürchtet, der hat ſonſt nichts zu fürchten. Darum kümmere dich nicht, liebes Weib, und ſey meiner wegen ruhig. — Die Obſorge über dich, und über das Schloß und die Grafſchaft, habe ich, nächſt Gott, meinem treuen Hausmeiſter hier übergeben. Er iſt von nun an Burgvogt und Verwalter meiner Beſitzungen. Und nun empfehle ich dich dem Schutze des Höchſten! Lebe wohl, gedenke meiner, und bete für mich.“

Genovefa begleitete ihn die ſteinerne Wendeltreppe hinab, und alle Ritter folgten. Sobald ſie aus der Schloßpforte in den Schloßhof traten — da tönten die Trompeten, da blitzten die geſchwungenen Schwerter in der eben aufgegangenen Morgenſonne, den Grafen zu begrüßen. Er ſchwang ſich auf ſein Roß, blickte Genovefen noch einmal freundlich an, und ſprengte, um ſeine hervorbrechenden Thränen zu verbergen, eilends davon, und mit einem Getöſe, das dem Donner glich, ſprengten die

Ritter und Reitersknechte über die zitternde Zugbrücke des Schloſſes hinter ihm drein. Genovefa ſah von dem Thurme dem Zuge nach, bis er aus ihren Augen verſchwand — verſchloß ſich dann auf ihr Zimmer, ſich auszuweinen, und genoß beinahe den ganzen übrigen Tag keinen Biſſen.

Drittes Kapitel.

Genovefa wird unſchuldig angeklagt.

Genovefa lebte nach der Abreiſe des Grafen auf ihrem Schloſſe in der tiefſten Stille. Wann der röthliche Morgen über den Tannenwäldern aufging, fand er ſie ſchon an ihrem Fenſter bei der Arbeit ſitzend, und manche Thräne floß, wie Thau, auf die Blumen, die ſie ſtickte. Sobald das helle Meßglöcklein tönte, eilte ſie zur Schloßkapelle, und flehte mit Inbrunſt für das Wohl ihres Gemahls. Nie ſah man ihren Kirchenſtuhl während des Gottesdienſtes leer, und auch manche Nachmittagsſtunde brachte ſie einſam dort zu. Sie verſammelte die Mädchen des Dorfes, das unten am Schloßberge lag, um ſich her, unterrichtete ſie im Spinnen und Nähen, und erzählte ihnen unter der Arbeit mancherlei Schönes. Wie ſie von Kindheit an eine Freundin der Armen und Kranken geweſen, ſo war ſie nun eine wahre Mutter derſelben. Da war kein Dürftiger, dem ſie nicht Arbeit und Verdienſt gab, und wo nur ein Kranker war, da beſuchte ſie ihn in ſeiner Hütte, und ihre Freundlichkeit und holde Beredſamkeit machte ihm die bitterſten Arzneien ſüß. Am Abende ſpann ſie im Kreiſe der Mägde; und oft noch ſpät in der Nacht, wenn der Mond in die hohen Fenſter ſchien, ſaß ſie in dem einſamen Zimmer, ſpielte auf der Laute, und ſang ein frommes Lied dazu. In dem ganzen Schloſſe aber hielt ſie, ſo viel es in ihrer Macht ſtand, auf gute Ordnung und reine Sitten, und duldete an ihren Untergebenen durchaus nichts Unrechtes.

Der Hausmeiſter, dem der Graf alles das Seinige übergeben hatte, hieß Golo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann, und wußte durch ſeine ſchmeichelhaften Reden und durch ſein gefälliges Betragen beinahe Jedermann für ſich einzunehmen. Allein er war ein Mann ohne Gottesfurcht und Gewiſſen. Sein Vortheil und ſein Vergnügen gingen ihm über alles. Ob das, was er that, gut und recht ſey, das kümmerte ihn gar nicht — wenn es ihm nur nützlich oder angenehm war. Sogleich nach der Abreiſe des Grafen fing er daher an, den gebietenden Herrn zu ſpielen. Er kleidete ſich prächtiger als der Graf, gab große Tafeln, ſtellte jeden Tag eine andere Luſtbarkeit an, und verſchwendete ſo die Güter ſeines Herrn. Dabei begegnete er den alten, treuen Dienern des Grafen übermüthig, brach auch dem geringſten Tagwerker an dem wohlverdienten Lohne ab, und ließ keinem Armen auch nur Einen Biſſen Brod zukommen. Nur gegen Genovefa hatte er bisher immer die tiefſte Ehrerbietigkeit bezeigt, und ſeine Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit gegen ſie war ohne Gränzen. Genovefa begegnete ihm immer mit Ernſt und Würde, ſprach nur mit ihm, was unumgänglich nothwendig war, und erinnerte ihn immer nur an ſeine Pflicht. Anfangs ſchien er ihr zu gehorchen, und ſuchte ſeine Fehler vor ihr auf das ſorgfältigſte zu verheimlichen, oder doch zu entſchuldigen. Allein nach und nach wurde er immer kühner und zuletzt ſo unverſchämt, daß er ihr die ſchändlichſten Anträge machte, die man einer ehrliebenden Frau oder Jungfrau nur immer machen kann. Sie wies ihn mit allem dem Abſcheu und Unwillen ab, den er verdiente — und er fing nun an, ſie grimmig zu haſſen, und beſchloß, ſie zu verderben.

Genovefa, die nichts Gutes ahnete, ſchrieb an den Grafen, ſchilderte den Golo ganz der Wahrheit gemäß, und ſchloß mit der flehentlichen Bitte, dieſen gefährlichen Menſchen zu entfernen. Der Küchenmeiſter des Grafen, der ein ſehr redlicher

Mann war, nichts als das Beſte ſeiner Herrſchaft ſuchte, und ſich den böſen Anſchlägen des Golo, ſo gut er konnte, widerſetzte, hieß Drako. Dieſer übernahm es, den Brief der Gräfin durch einen eigenen vertrauten Mann heimlich an den Grafen zu ſenden. Allein dem liſtigen Golo war dies nicht verborgen geblieben. In dem Augenblicke, da Genovefa dem Drako morgens frühe auf ihrem Zimmer den Brief übergab, ſtürzte Golo mit gezücktem Schwerte herein, ſtieß den unſchuldigen Drako vor ihren Augen nieder, und erhob ein fürchterliches Geſchrei. Alles im Schloſſe lief eilends zuſammen, ſah die Gräfin, entſtellt und ſprachlos von Schrecken, in einen Seſſel geſunken, und den guten Drako in ſeinem Blute zu ihren Füßen liegen; und Golo brachte nun gegen die edle, ſchuldloſe Gräfin ſolche ſchändliche Lügen vor, daß alle Knechte und Mägde im Schloſſe darüber errötheten. Hierauf ſchickte er ſogleich einen Boten mit lügenhaften, verläumderiſchen Briefen an den Grafen ab, klagte Genovefa, die frömmſte und unſchuldigſte der Frauen, als ein treuloſes, ehrvergeſſenes Weib an, und ließ ſie indeß in den tiefſten Thurm des Schloſſes werfen.

Golo kannte die Gemüthsart ſeines Herrn genau. Er wußte, daß der Graf zwar ſehr edelgeſinnt, gerecht, mitleidig und großmüthig ſey; allein daß er bei allen ſeinen vortrefflichen Eigenſchaften ſeine Neigung zum ſchnellen, auffahrenden Zorn, zur Empfindlichkeit und Eiferſucht nicht zu beherrſchen wiſſe. „Und,“ ſagte der Böſewicht, „eine einzige unbeherrſchte Neigung eines ſonſt auch noch ſo trefflichen Mannes gleicht dem Ringe in der Naſe des Bären. Man kann ihn dabei führen, wohin man nur will.“ Golo rechnete daher ſicher darauf, im erſten Anfalle von Zorn werde der Graf wohl gar Befehl geben, die Gräfin zu ermorden.

Viertes Kapitel.

Genovefa im Gefängniſſe.

Der Thurm, der zu Gefängniſſen für Uebelthäter beſtimmt war, und den das Volk nur den Armenſünderthurm nannte, war der fürchterlichſte unter den Thürmen des Schloſſes. Genovefa konnte nie ohne geheimen Schauder und ohne herzliches Mitleid mit den armen Gefangenen daran vorbei gehen. Und zu unterſt in dieſem Thurme lag ſie nun ſelbſt! Ihr Gefängniß war ſo kalt, dumpf und ſchauerlich, wie ein Todtengewölbe. Die Mauern waren ſchwarzgrau, und von der Feuchtigkeit an vielen Stellen grün angelaufen. Der Boden war mit rothen Ziegelſteinen gepflaſtert. Nie ſchien die Sonne dahin, nie der freundliche Mond. Das wenige Tageslicht, das durch ein kleines, ſchwarzes Eiſengitter einfiel und Genovefas blendendweißes Gewand erhellte, diente gleichſam nur dazu, die Schreckniſſe dieſes fürchterlichen Ortes ſichtbar zu machen. Zitternd von Angſt und Schrecken und faſt betäubt von Schmerz und Betrübniß, ſaß ſie auf einem Lager von Stroh. Neben ihr ſtand ein irdenes Krüglein mit Waſſer, und ein wenig rauhes, ſchwarzes Brod war all ihre Nahrung.

Sobald ſie aber von der erſten Betäubung des Schreckens und Schmerzens ſich erholt hatte, da faltete ſie mit glühender Inbrunſt ihre Hände, blickte zum Himmel auf und betete, heiße Thränen vergießend: „O Du guter Vater im Himmel! Hier ſitz' ich tief unter der Erde, und blicke auf zu Dir. Ich bin jetzt ganz verlaſſen. Ich habe Niemand mehr, als Dich. Kein mitleidiges Auge ſieht meinen Jammer. Meine Stimme erreicht keines Menſchen Ohr. Aber Du ſiehſt meine Thränen; Du hörſt meine Seufzer! Du biſt ja überall zugegen. Du biſt auch hier an dieſem dunkeln Orte. Mein Vater und meine Mutter wiſſen nichts von mir, und mein Gemahl iſt weit von mir entfernt. Die liebreiche Hand aller meiner Freunde kann mir nicht helfen. Aber Dein Arm iſt nicht verkürzt. Du kannſt mein Kerkerthor aufthun. O erbarme Du Dich meiner, beſter Vater!"

Ihre Augen und Wangen wurden von vielem Weinen nach und nach ganz wund. Manchmal aber ſaß ſie vor großer Betrübniß wie ſtarr und ohne Thränen da. „O wie glücklich," ſprach ſie einmal, „ſind doch die ärmſten Menſchen in Vergleich meiner! Sie ſehen doch den ſchönen blauen Himmel und die lieblichen grünen Wieſen. O daß ich anſtatt einer herzoglichen Prinzeſſin ein armes Hirtenmädchen, oder anſtatt einer Gräfin eine Taglöhnerin wäre — wie wohl wäre mir da! Ach, mir iſt Alles genommen, und ich habe gar nichts mehr! Sogar die Sonne, die für Alle iſt, leuchtet nur für mich nicht mehr! Doch," fuhr ſie fort und ihre Thränen floſſen wieder, „Du biſt ja noch mein, o Gott! O ſo ſey denn Du meine Sonne! Ja, ſobald ich Deiner gedenke, ſo wird es wieder helle in meiner Seele, und mein von Jammer, wie von einem tödtlichen Froſte, erſtarrtes Herz thauet wieder auf zu Thränen!"

Sehr oft kamen ihr die Worte des ehrwürdigen Biſchofs zu Sinne. „Das alſo," rief ſie einmal jammernd, und blickte in ihrem Gefängniſſe umher, „das iſt alſo das Glück, das du mir verhießeſt, frommer Mann? Hinter einer Pforte von Blumen wartete dieſer dunkle Kerker auf mich!" — „Doch," ſprach ſie getroſt, „da Du, o Gott! mich in dieſes Gefängniß kommen ließeſt, ſo muß es für mich ſo gut ſeyn. Ja, Du ſendeſt die Leiden nur aus Liebe. Sie ſind nur verkleidete Wohlthaten. Unter dem Unglücke iſt lauter Glück und Segen verborgen, wie Deine Hand in die bittere Schale mancher Frucht einen ſüßen Kern verſchloß. So will ich denn dieſes Leiden von Deiner Vaterhand getroſt annehmen. Nur auf Dich will ich ſehen, und nicht über meinen Verfolger klagen. Du willſt es ſo — nun Herr, hier bin ich! Mach' es mit mir, wie Du willſt; nur gib mir Deine Gnade! Gegen Deinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden.“

Nachdem ſie ſo gebetet hatte, empfand ſie großen Troſt. Es war ihr nicht anders, als ſagte eine Stimme in ihrem Innerſten: „Sey gutes Muths, Genovefa! Du mußt zwar noch Vieles leiden, aber aus allen deinen Leiden errettet dich der Herr! Du biſt zwar jetzt in den Augen der Menſchen eine Uebelthäterin, aber deine Unſchuld wird einſt doch noch heller glänzen, als die Sonne.“ Und hierauf verfiel ſie in einen erquickenden Schlummer.

Fünftes Kapitel.

Genovefa wird im Gefängniſſe Mutter.

Genovefa ſaß mehrere Monate lang im Gefängniſſe. Dieſe lange Zeit kam kein Menſch zu ihr, als Golo, der ihr ſeine ſchändlichen Anträge ohne Aufhören wiederholte, und ihr nur unter dieſer Bedingung eine Ehrenerklärung und die Befreiung aus dem Gefängniſſe verſprach. Allein Genovefa ſprach zu ihm: „Lieber vor den Menſchen ehrlos ſcheinen, als es in der That ſeyn. Lieber zu unterſt in dieſem Thurme verſchmachten, als mich durch eine Uebelthat auf einen Königsthron erſchwingen!"

Ihr Leiden wurde indeß noch größer. Bald nach der Abreiſe ihres Gemahls war ſie zu der entzückenden Gewißheit gelangt, Mutter zu werden. Dieſer Augenblick war jetzt da — und ſie wurde Mutter eines Sohnes. „O du liebes Kind!" ſprach ſie, und drückte es mit zitternden Armen an ſich, „ſo biſt du denn da! Und in dieſem fürchterlichen Orte erblickſt du die Welt! O komm her an mein Herz, daß ich dich erwärme! Ach, deine arme Mutter hat nicht einmal eine Windel, dich darein zu wickeln. Kein Menſch reicht ihr auch nur einen Löffel voll warmer Suppe — ach wie könnte deine kranke, abgezehrte Mutter dich ernähren! In dieſem ſchauerlichen Aufenthalte hier iſt nicht einmal ein anderes Plätzchen, wo ich dich hinlegen könnte, als moderndes Stroh und das harte, kalte Steinpflaſter hier. Unter dieſem finſtern, feuchten Gewölbe, von dem ohne Unterlaß das Waſſer herabtröpfelt, mußt du vor Näſſe und Kälte ja umkommen. O ihr Steine da oben, was benetzt ihr mein liebes Kind mit dieſem herabfallenden Tropfen? Seyd ihr auch ſo unbarmherzig, wie die Menſchen? Doch nein, verzeiht mir! Ihr ſtummen Mauern habt mehr Gefühl. Ihr könnet mein und meines Kindes Elend nicht mehr anſehen, und trauert und weinet mit mir."

Hierauf blickte ſie zum Himmel auf, hielt ihr Kind mit zitternden Armen empor, und ſagte unter Thränen: „O Gott! Du haſt mir dieſes Kind geſchenkt! Du haſt ihm das Leben gegeben! Deine Gabe iſt es! Dir gehört es an. Dir ſoll es auch ganz gewidmet ſeyn! Ja," fuhr ſie fort, „das ſey mein erſtes Geſchäft, daß ich es Dir weihe. Ich kann es nicht zu Deinem heiligen Tempel ſenden. Aber Du biſt ja auch hier zugegen — und wo Du biſt, da iſt Dein Tempel. Es iſt keine freundliche Hand hier, die es aus der Taufe hebe, kein Prieſter, der den Vater und Taufpathen an ſeine Pflichten erinnere. So will denn ich, deine Mutter, die Stelle des Taufpathens, Vaters und Prieſters zugleich vertreten. Ich gelobe Dir denn hier feierlich, o Gott — wenn Du anders mich und mein Kind noch ſo lange wirſt leben laſſen — dieſes Kind in dem heiligen Glauben an Dich, o Vater, an Deinen Sohn und an Deinen Geiſt, in der Erkenntniß Deiner und in der heiligen Liebe zu Dir und zu allen Menſchen zu erziehen, und es als ein theures, anvertrautes Kleinod vor dem Böſen zu bewahren, damit ich es Dir an jenem Tage rein und unbefleckt von Sünden und Laſtern zurückgeben, und in meiner Rechenſchaft vor Dir beſtehen möge.“ Nun betete ſie noch lange ſtille, griff dann nach dem Waſſergeſchirre, und taufte das Kind, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. „Denn,“ ſagte ſie, „unter Schmerzen und Thränen kamſt du zur Welt. Schmerzenreich ſoll daher dein Taufnamen, und die Thränen deiner Mutter ſollen dein Eingebinde ſeyn!“

Hierauf wickelte ſie das Kind in ihre Schürze, und legte es in ihren Schooß. „So,“ ſagte ſie, „hier in meinem Schooße ſoll deine Wiege ſeyn.“ Dann blickte ſie wehmüthig auf das kleine Stücklein harten, ſchwarzen Brodes neben ihr, und ſagte: „Das, du armes Kind, das ſoll alſo künftig deine Nahrung ſeyn! Es iſt wohl hart und rauh, und reicht für mich kaum zu; aber ſey getroſt, die Thränen deiner Mutter ſollen es erweichen, und unter Gottes Segen iſt es für dich und mich genug!“ Sie kaute das harte Brod klein, und ernährte ihr Kind damit.

Als das Kind einmal ſehr ſanft in ihrem Schooße ſchlief, da neigte ſie ſich über daſſelbe, und ſeufzte: „O Gott! blicke doch herab auf dieſes arme Kind hier in meinem Schooße! Ach, eine Blume würde in dieſem dunkeln, kalten Gewölbe, ohne Sonnenlicht und Wärme, ohne erfriſchende Luft, bald Glanz und Farbe verlieren, und bleich und ſiech werden! Ach, wie könnte mein Kind, dieſes zarte Pflänzchen hier gedeihen! O Gott, laß es doch nicht ſo elend umkommen! O wie liebe ich es, wie gerne gäbe ich für dieſes holde Kind mein Leben! Aber Du liebeſt es noch mehr, als ich; Du liebeſt mich und alle Menſchen mehr, als eine Mutter ihr Kind. Ja," ſagte ſie mit lauter, bewegter Stimme, „Du haſt es ja ſelbſt geſagt: Und wenn eine Mutter ihres Kindes vergeſſen könnte, ſo will Ich doch deiner nicht vergeſſen."

Als Genovefa ſo laut ſprach, erwachte das Kleine, und lächelte das erſte Mal freundlich gegen die Mutter. Genovefa lächelte auch — das erſte Mal in ihrem Gefängniſſe. „Und du lächelſt, liebes Kind?" ſagte ſie, und drückte es an ihr Herz. „Du achteſt der Schreckniſſe dieſes Ortes nicht? Ja, lächle nur! Dein Lächeln ſagt mir mehr, als tauſend Worte. Es iſt mir, als wollteſt du ſagen: Mutter, weine nicht und ſey fröhlich! Du biſt wohl arm, aber Gott iſt reich. Du biſt hülflos, aber Gott iſt ein mächtiger Helfer. Du liebſt mich wohl recht, aber Gott liebt dich und mich noch mehr! Ja, lächle nur, liebes Kind, lächle! So lange du lächelſt — kann deine Mutter nicht mehr weinen!“

Nach einigen Tagen kam Golo wieder. Mit wildem, verſtörtem Geſichte trat er vor ſie. „Nun hab' ichs einmal genug!“ ſagte er. „Wenn ihr eine Närrin bleiben, und Eure Tugendgrillen nicht aufgeben wollet, ſo erbarmt Euch doch wenigſtens Eures Kindes. Denn wenn Ihr nicht nach meinem Willen leben wollt, ſo müßt Ihr — Gott ſtrafe mich! — ſterben, und Euer Kind dazu.“

Genovefa antwortete ruhig und ohne Furcht: „Lieber tauſendmal ſterben, als in Etwas willigen, über das ich mich vor Gott, meinen theuren Eltern, meinem Gemahle und allen guten Menſchen ſchämen müßte.“ Golo warf ihr einen wüthenden Blick zu, wandte ſich voll grimmigen Zornes um, und ſchlug die eiſerne Thür mit einer Gewalt hinter ſich zu, daß die Grundfeſten des Kerkers zu wanken ſchienen, und das donnernde Getöſe noch lange in dem Gewölbe nachhallte.

Sechstes Kapitel.

Genovefa erhält Nachricht von ihrem nahen Tode.

Um Mitternacht klopfte auf einmal Jemand an dem kleinen Fenſterlein des Gefängniſſes. „O liebe Gräfin, wacht Ihr noch?“ rief eine leiſe, klägliche Stimme. „O was muß ich Euch ſagen! Ach Gott, ach Gott! Ich kann vor Weinen faſt nicht reden. Ach der gottloſe Golo! Gott ſtrafe ihn, und werfe ihn in die unterſte Hölle — den verruchten Böſewicht.“

„Wer biſt du denn?“ fragte Genovefa, ſtand auf, und ging an das Eiſengitter hin.

„Des Thurmwächters Tochter!“ antwortete die Stimme. „Wißt Ihr, die Bertha, die ſchon ſo lange krank iſt, und der Ihr in ihrer Krankheit ſo viel Gutes gethan habt. Ach, ich habe Euch ſo lieb, und möchte mich Euch doch gerne dankbar bezeigen. Aber ach! ich bringe Euch eine ſchreckliche Nachricht. Dieſe Nacht noch müßt Ihr ſterben. Der Graf will es ſo; denn er hält Euch wirklich für die ſchändliche Verbrecherin, für die Euch Golo ausgab. Das hat er dem Golo geſchrieben. Die Mörder ſind ſchon beſtellt. Sie müſſen Euch das Haupt abſchlagen. Es iſt gewiß ſo. Ich hab' es ſelbſt gehört, wie Golo es mit ihnen verabredete. Und ach! — Euer Kind muß auch ſterben. Denn der Graf will es nicht als ſeinen Sohn anerkennen. Ach, mich ließ die Angſt nicht ruhen. Ich konnte in dieſer Nacht noch kein Auge zuthun. Sobald Alles ſchlief, machte ich mich aus meinem Krankenbette auf, und verſuchte es, mich zu Euch herabzuſchleppen. Denn ach, ich könnte nicht mehr leben, wenn ich Euch nicht noch einmal ſpräche, nicht von Euch Abſchied nähme, und Euch für Eure Liebe gegen mich nicht noch einmal dankte! Wenn Ihr noch etwas zu beſtellen, oder ſonſt etwas auf dem Herzen habt, ſo vertraut es mir, damit doch nicht alle Eure Geheimniſſe mit Euch in die Erde verſcharrt werden, und ich vielleicht noch einmal Eure Unſchuld bezeugen kann.“

Genovefa erſchrak heftig, und konnte vor Schrecken lange nicht reden. Endlich ſagte ſie: „Liebes Kind, ſey ſo gut, und bringe mir Licht, Dinte, Feder und Papier.“ Das Mädchen brachte es, und Genovefa fing an zu ſchreiben. Weil kein Tiſch und Stuhl da war, ſo ſchrieb ſie auf dem Boden folgenden Brief:

„Liebſter Gemahl! Hier auf dem kalten Steinpflaſter meines Gefängniſſes liegend ſchreibe ich noch an dich. Wenn du dieſen Brief leſen wirſt, modert die Hand, die ihn ſchrieb, ſchon lange in dem Grabe. In wenigen Stunden ſtehe ich vor dem Richterſtuhle Gottes. Ich bin als eine

Uebelthäterin zum Tode verurtheilt. Aber Gott weiß es, ich ſterbe unſchuldig; dieß betheure ich dir vor Seinem heiligen Angeſichte und am Rande der Ewigkeit. Glaube mir, ich gehe mit keiner Lüge aus der Welt!"

„Ach beſter Gemahl! Mir iſt es nur um dich leid. Ich weiß es, du mußt ſchrecklich betrogen worden ſeyn, ſonſt könnteſt du deine Genovefa und dein Kind nicht tödten laſſen. Aber wenn du den Betrug einmal einſiehſt, o ſo bekümmere dich nicht zu ſehr! Du liebteſt mich ja immer. Du biſt nicht Schuld an meinem Tod. Es iſt nun einmal die Schickung Gottes ſo."

„Bitte aber doch Gott deine Uebereilung ab. Verurtheile Niemanden mehr, ehe du ihn gehört haſt. Laß dieſes dein erſtes übereiltes Urtheil auch dein letztes ſeyn. Vergüte dieſe einzige böſe That — obwohl du den geringſten Antheil daran haſt — durch tauſend gute und edle Thaten. Das iſt das Beſte, was du noch thun kannſt. Trauern und ſich grämen hilft nichts mehr. Und dann denke doch auch, daß ein Himmel iſt. Dort wirſt du deine Genovefa wieder ſehen, dort wirſt du ihre Unſchuld und Treue erkennen, dort wirſt du auch deinen Sohn, den du hier nie ſahſt, das erſte Mal ſehen. Dort werden uns keine böſe Menſchen mehr trennen."

„Doch meiner Augenblicke auf Erden ſind wenige mehr. Ich möchte noch gerne meine letzten

Pflichten erfüllen. Ich danke dir daher noch für alle Liebe, die du mir in beſſern Tagen erwieſen haſt. Ich nehme die Liebe zu dir mit mir in's Grab."

„Nimm dich meiner guten Eltern an. Sey ein guter Sohn gegen ſie. Tröſte ſie in ihrem Jammer. Ach, ich kann ihnen nicht mehr ſchreiben, denn meine Stunde naht. Sage es aber du ihnen, daß ihre Genovefa keine Verbrecherin war — daß ich unſchuldig ſtarb — daß ich in der Stunde des Todes noch ihrer dachte — daß ich ihnen für Alles, Alles, was ſie an mir gethan haben, herzlich danke."

„Den Golo, den armen, verblendeten Thoren — tödte nicht in deinem Zorn. Verzeih' ihm, wie ich ihm verzeihe. Hörſt du? Ich bitte dich darum. Ich will keinen Groll mit mir in die Ewigkeit nehmen, und wegen meiner ſoll kein Tropfen Blut vergoſſen werden."

„Auch auf diejenigen, die mir das Haupt abſchlagen werden, wirf keinen Haß, daß ſie mich unſchuldig tödten, ſondern thue vielmehr ihnen und den Ihrigen Gutes. Denn ſie handeln nach Befehl, und thun es gewiß ungerne."

„Der gute, unſchuldig ermordete Drako war einer deiner redlichſten Diener. Sorge für ſeine hinterlaſſene Wittwe, und ſey ein Vater ſeiner armen Waiſen. Das biſt du ihm ſchuldig; denn ſeine

Anhänglichkeit an dich war eigentlich die Urſache ſeines Todes. Er ſtarb für dich. Vergiß es auch nicht, ihn öffentlich und feierlich für unſchuldig zu erklären."

„Das gute Kind, das dir dieſen Brief übergibt, die Bertha, belohne. Sie allein war mir treu, wo Alles gegen mich war, oder vielmehr aus Furcht vor Golo ſich Niemand meiner anzunehmen getraute."

„Deinen Unterthanen ſey ein milder Herr. Lege ihnen keine zu großen Bürden auf. Sorge dafür, daß ſie gerechte Beamten, würdige Geiſtlichen und geſchickte Aerzte haben. Höre jeden ſelbſt an, der eine Beſchwerde vorzubringen, oder dir eine Noth zu klagen hat. Beſonders ſey gegen die Armen mildthätig. Ach! ich dachte die Mutter deiner Unterthanen zu ſeyn, und ihnen noch viel Gutes zu thun. Thu' es nun du. Du haſt nun eine doppelte Pflicht, ihr Vater zu ſeyn."

„Und nun ſag ich dir mein letztes Lebewohl. O traure doch nicht zu ſehr um mich, liebſter Gemahl! Ich ſterbe ja gerne; denn kurz und voll Jammer iſt dieſes Leben — und ob ich gleich eine Sünderin bin, ſo ſterbe ich doch in allen jenen Stücken, deren mich Golo anklagte, ſo unſchuldig wie mein Erlöſer. Er wird meiner Seele gnädig ſeyn! Noch einmal, lebe wohl und bete für meine abgeſchiedene Seele. Ich ſcheide mit verſöhntem, liebevollem Herzen, und bin noch im Tode — deine getreue Gemahlin Genovefa.“

Dieſen Brief ſchrieb Genovefa unter einem Strome von Thränen. Dinte und Thränen floſſen darin ſo durch einander, daß man ihn kaum leſen konnte. Sie gab ihn nun dem Mädchen und ſagte: „Dieſen Brief bewahre als ein Kleinod auf, und zeige ihn keinem Menſchen. Und wann mein Gemahl aus dem Kriege zurückkommt, ſo gieb den Brief in ſeine Hand.“ Und nun nahm Genovefa ihre Perlenſchnur von dem Halſe und ſagte: „Dieſe Perlen, liebes Kind, nimm für deine treuen, mitleidigen Thränen. Sie waren mein Brautſchmuck, und kamen, ſeitdem ich ſie aus der Hand meines Gemahls erhielt, beinahe nie von meinem Halſe. Sie ſollen nun dein Brautſchatz ſeyn. Sie ſind wohl mehr als tauſend Goldgulden werth. Vertrau aber deshalb, weil du jetzt reich biſt, auf nichts Irdiſches. Denk', daß deine Gräfin dieſe Perlen an jenem Halſe trug, den jetzt bald das Schwert durchſchneiden wird. Lerne aus meinem Schickſale, daß man ſich auch auf die beſten Menſchen nicht verlaſſen kann. Ach! ich dachte nicht, daß ſelbſt derjenige, der mir dieſe Perlen zur Halszierde gab, dieſen Hals würde abhauen laſſen. Vertraue daher auf Gott allein. Und nun geh' hin, und bleibe fromm und gut. Ich muß mein Herz jetzt noch zu Gott wenden, und mich zur Ewigkeit anſchicken. Lebe wohl!“

Siebentes Kapitel.

Genovefa wird zur Hinrichtung hinausgeführt.

Kaum war das Mädchen fort, ſo krachte die eiſerne Thür des Gefängniſſes, that ſich raſſelnd auf, und zwei geharniſchte Männer traten herein. Der Eine hielt eine brennende Pechfackel in der Hand, und der Andere trug ein großes Schwert unter dem Arm. Genovefa kniete mit ihrem Kinde auf den Armen da, und betete. Die beiden Männer ſahen beim Glanze der Fackel nicht ohne Erſtaunen ihr blaſſes, abgezehrtes Geſicht, und das liebliche Kind, das ſie mit Thränen benetzte. „Steh auf, Genovefa,“ ſprach der Mann mit dem Schwerte, der von Golo zum Scharfrichter beſtellt war, trotzig und mit rauher Stimme, „nimm dein Kind mit dir, und komm mit uns!“ Genovefa rief: „Gott ſey mir gnädig! Ich ſtehe in Seiner Hand!“ — ſtand auf, und wankte ihnen nach. Der Weg ging durch einen langen, unterirdiſchen Gang, der faſt kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fackel ging vor ihr her; der Andere mit dem Schwerte hinter ihr darein, und ein großer, zottiger Hund folgte ihnen.

Endlich kamen ſie an eine große, eiſerne Thür. Da ſteckte der Mann, der voraus ging, den Schlüſſel an, und löſchte die Fackel. Die Thüre ging auf, und ſie waren nun unter freiem Himmel, nahe an einem großen Wald. Es war eine helle Herbſtnacht. Der Himmel war voller Sterne. Der Mond neigte ſich zum Untergange. Der Wind wehte kalt. Keiner der zwei Männer ſprach ein Wort. Sie führten Genovefa weit, weit in den Wald hinein. Nun kamen ſie auf einen freien Platz, der rings von hohen, ſchwarzen Tannen, düſtern Ulmen und zitternden Eſpen umgeben war. Da ſagte Kunz, der Mann mit dem Schwerte: „Nun halt, Genovefa, und knie nieder.“ Genovefa kniete nieder. „Jetzt gieb dein Kind her, und du, Heinz, verbind ihr die Augen!“ fuhr er fort, zog das Schwert aus der Scheide, erhob es, und ergriff das Kind bei dem Aermlein. Allein Genovefa ſchloß ihr Kind feſt in ihre Arme, blickte zum Himmel auf, und ſchrie laut: „O Gott, laß mich ſterben — nur rette mein Kind!“

„Mach' keine Umſtände!“ ſagte der rauhe Mann. „Was ſeyn muß, muß ſeyn! Gieb her!“

Aber Genovefa rief weinend und jammernd: „O ihr lieben Männer! wäre es denn möglich, könntet ihr dieſes arme unſchuldige Kind ermorden? Was hat es verbrochen? Wem hat es ein Leid gethan? Ermordet mich! Ich will ja gerne ſterben! Seht da meinen entblößten Hals! Nur laßt mein liebes Kind leben! Bringt es zu meinen Eltern! Oder wenn ihr das nicht dürft, ſo laßt nicht wegen meiner, ſondern meines Kindes wegen!— mich leben. Ich will ja dieſen Wald in meinem Leben nicht mehr verlaſſen, und nie mehr unter die Menſchen kommen, damit Golo es nicht erfahre, daß ihr mich verſchont habt. O ſeht, ich, eure Frau und Gräfin, knie vor euch und umfaſſe flehend eure Knie! Wenn ich euch je etwas zu Leid gethan habe, ſo tödtet mich! Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, ſo bringt mich um. Aber ihr wißt es ja, daß ich unſchuldig bin! O es reuet euch einmal gewiß, wenn ihr jetzt meiner Thränen nicht achtet! Seyd barmherzig mit mir, ſo wird es Gott auch einſt mit euch ſeyn! Laßt euch zeitlichen Lohnes wegen nicht zu böſen Thaten verleiten; denn ihre Strafe iſt ewig. Fürchtet doch Gott mehr als die Menſchen! Oder wollet ihr denn dieſen Golo wirklich höher achten, als Gott? Vergießt doch nicht unſchuldiges Blut, denn das Blut der Unſchuld ſchreit zum Himmel um Rache, und ein Mörder hat keine Ruhe mehr."

„Ich thue nichts," ſagte Kunz, der das Schwert noch immer hoch empor hielt, „als was mir befohlen iſt! Ob es recht oder unrecht ſey, mögen Golo und der Graf verantworten."

Allein Genovefa fuhr fort zu bitten und zu flehen. „O blickt doch zum Himmel auf!" ſprach ſie. „Seht ihr dort den Mond! Seht, er verbirgt ſich hinter den Tannen, als könnte er die That, die ihr vorhabt, nicht anſehen! Seht doch, wie blutroth er untergeht! O ſo oft ihr ihn künftig ſo untergehen ſeht, wird er euch des unſchuldig vergoſſenen Blutes anklagen! Ja, wenn er auch hoch am Himmel ſteht, und allen Menſchen hell und klar ſcheint, ſo würde er doch euch blutroth vorkommen. — O horcht doch, horcht, es erhebt ſich ein Wind! Hört ihr nicht, wie ſchauerlich die Bäume rauſchen, und wie laut alle Blätter zittern? Die ganze Natur entſetzt ſich über den Mord der Unſchuld. O künftig wird euch jedes rauſchende Blatt erſchrecken! — Seht da droben die Sterne! Wie mit tauſend Augen ſchaut der Himmel auf euch herab! Könntet ihr unter Gottes Himmel eine ſolche Gräuelthat begehen? Denkt, dort droben über den Sternen iſt ein Gott, vor deſſen Gericht ihr einſt ſtehen müßt! — O Gott! Du Vater der Wittwen und Waiſen dort oben, o erweiche Du das Herz dieſer Männer, die ja auch Weiber und Kinder haben — und halte ihren Arm inne, daß ſie einer armen Mutter und ihres wimmernden Kindes verſchonen, und dieſe ſchwere Blutſchuld nicht auf ſich laden!"

Heinz, der immer geſchwiegen hatte, wiſchte ſich eine Zähre ab, und ſagte: „Du, Kunz, mir bricht das Herz! Wir wollen ſie leben laſſen. Wenn du Blut vergießen willſt, ſo ſtoß dein Schwert lieber dem Golo in die Bruſt. Er iſt der Schuldige; ſie aber hat in ihrem Leben nichts als Gutes gethan. Denk' doch daran, wie viele Wohlthaten ſie dir in deiner letzten Krankheit erwieſen hat."

„Sie muß ſterben!" ſagte Kunz. „Da hilft nichts, mein lieber Heinz! Es kommt mich bei meiner armen Seele auch hart an, ſie umzubringen. Allein wenn wir ſie leben laſſen, müſſen wir beide ſterben. Und ihr hilfts doch nichts. Golo wird ſie doch noch zu finden wiſſen. Zudem müſſen wir ihm ja ihre Augen zum Wahrzeichen bringen, daß wir ſie umgebracht haben."

„Wir wollen ſie dennoch leben laſſen!" ſagte Heinz. „Wir können es ja ſo machen: Wir laſſen ſie, damit wir nicht verrathen werden, ſchwören, immer in dieſem Walde zu bleiben — und dem Golo bringen wir die Augen deines Hundes da. Ich wette, das böſe Gewiſſen läßt ſie ihm nicht ſo genau anſehen, daß er den Betrug merkte. Aber nicht wahr, es kommt dich hart an, deinen Hund zu tödten? Bedenk doch, Kunz! ob unſre liebe Gräfin und unſer junge Graf, ob dieſe unglückliche Mutter und ihr unſchuldiges Kind, dir nicht werther ſeyn ſollten, als — Gott verzeih mirs! — dein Hund? Kunz, ſey doch kein Unmenſch!"

„Das bin ich nicht!" ſagte Kunz. „Gott weiß es, noch nie ward mir mein Amt ſo ſchwer. Allein Golo wird raſend, wenn wir ſeine Befehle nicht vollziehen."

„Mit deinem Golo!“ ſagte Heinz. „Der Unſchuld das Leben zu ſchenken, iſt offenbar etwas Gutes. Und ein Mann muß ſich beim Gutesthun nicht fürchten, ſondern auch etwas wagen. Wenn wir uns für jetzt auch ein Ungemach zuziehen — was iſts denn? Ueber kurz oder lang bringt es doch gute Früchte!“

Der harte Mann ſagte endlich: „Es ſey! Wir wollen es wagen.“ Er ſprach nun Genovefen ſogleich einen fürchterlichen Eid vor, ihr Leben lang nicht mehr aus dieſer Wildniß zu entweichen, und ſie mußte ihm jedes Wort nachſprechen. Auch Heinz mußte ihm auf das hingehaltene Schwert ſchwören, keinem Menſchen ein Wort von ihr zu ſagen, und ſie auch nie in der Wildniß zu beſuchen. Nun führte Kunz mit ſeinem Gefährten, um recht ſicher darein zu gehen, ſie noch Meilen weit über Berg und Thal in die fürchterlichſte Gegend der Wildniß, wo ſeines Wiſſens noch nie ein menſchlicher Fuß gewandelt hatte, — da ſank ſie endlich mit ihrem Kinde, das ſie mit ihren Armen umſchloſſen hielt, kraftlos und ohnmächtig unter einem Tannenbaume nieder. Die Männer ließen ſie liegen und gingen ihres Wegs. Nur Heinz ſah ſich noch einmal mit naſſen Augen um, und ſagte: „Gott wolle Sich ihrer erbarmen, und für ſie und ihr armes Kind weiter ſorgen! Denn wenn Er nicht barmherziger wäre, als die Menſchen, ſo wär's gefehlt.“

Als die Männer in das Schloß zurückkamen, ſaß Golo wie ein Verzweifelnder in ſeiner Stube, und hatte den Kopf auf die Hand geſtützt. „Wir bringen da die Augen!“ ſagte Kunz, indem er an der Thür ſtehen blieb, und die Augen des Hundes in der offenen Hand hinzeigte. „Ich will ſie nicht ſehen!“ — ſchrie Golo fürchterlich, ſprang auf, und griff an ſein Schwert. „Und wenn mir noch einmal einer von euch den Namen der Unglücklichen nur nennt, ſo reiß ich mein Schwert heraus, und ſtoß ihn nieder. Sogleich geht mir aus den Augen, ja kommt mir nie mehr unter das Geſicht!“

„Das iſt doch ſonderbar!“ ſagte Golo dann bei ſich ſelbſt. „Vorhin ſchien mir die Rache an Genovefa ſüß — und jetzt iſt mir der Gedanken daran ſo ſchrecklich bitter, daß ich einen Finger aus meiner Hand gäbe, wenn ich das Geſchehene ungeſchehen machen könnte! Ach, wer ſeiner Leidenſchaft folgt, findet ſich am Ende doch allemal betrogen!“

Achtes Kapitel.

Genovefa und ihr Kind werden durch eine Hirſchkuh vom Hungertode errettet.

Genovefa blieb lange ohnmächtig unter der Tanne liegen. Endlich erwachte ſie, und ſah ſich mit ihrem Kinde in der Wildniß allein. Der ganze Himmel hatte ſich indeß mit Wolken bedeckt. Der Mond war längſt untergegangen. Es war ſehr finſter. Ein fürchterlicher Sturm brauste durch die Bäume. In dem Baume über ihr ſchrie eine Eule, und nicht weit von ihr heulte ein Wolf. Sie ſchauderte vor Furcht zuſammen.

„O Gott, o Gott,“ rief ſie, „welch ein Entſetzen ergreift mich! Doch Du, lieber Gott, biſt ja auch hier bei mir. Vor Dir iſt die Nacht helle. Du ſiehſt mich! Wo kein Menſch iſt, da biſt doch Du. Du verläſſeſt diejenigen nie, die auf Dich vertrauen. Du haſt mich und mein Kind — unendlicher Dank ſey Dir dafür! — aus der Hand der Menſchen errettet. Du wirſt uns nicht durch wilde Thiere umkommen laſſen. Auf Dich will ich vertrauen, und mich nicht fürchten!“

Sie blieb mit ihrem Kinde auf dem Schooße unter dem Baume ſitzen, faltete ihre Hände über ihren Knien zuſammen, blickte mit ſtillen Thränen zum Himmel, und wartete, bis der Tag anbrach.

Allein er brachte ihr neuen Jammer. Es war ein trüber, neblichter Herbſtmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und ſchrecklich anzuſehen. Ueberall nichts als kahle Felſen, Dornen und verwachſenes Geſträuch, nur hie und da einzelne Tannen und Fichten! Die Morgenluft wehte ſchneidend kalt, und endlich fing es gar an, heftig zu regnen und zu ſchneien. Genovefa zitterte vor Froſt, und ihr liebes Kind fing vor Kälte und Hunger laut an zu weinen. Sie ſuchte überall umher, einen hohlen Baum oder eine Felſenhöhle zum Obdache, und einige wilde Früchte zur Nahrung zu finden. Aber nirgends fand ſie ein trockenes Plätzchen, nirgends an den halb entblätterten Sträuchen auch nur eine Beere. Da grub ſie mit ihren zarten Fingern aus dem harten Boden, der bereits zu gefrieren anfing, einige Wurzeln aus — und der Schnee ward von ihrem Blute roth gefärbt! Dieſe Wurzeln zerkaute ſie nun, und gab ſie ihrem Kinde.

Darauf ging ſie, ſo matt und kraftlos ſie war, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schnee und Regen durch die fürchterliche Wüſte weiter, ohne zu wiſſen wohin. Als ſie abermals einen Felſen überſtiegen hatte, da ſah ſie unten zwiſchen den rauhen Felſen ein kleines, freundliches Thälchen mit Bäumen und Sträuchen. Sie kletterte hinab. In einem Felſen, der dicht mit Tannen bewachſen war, erblickte ſie unter den überhangenden Aeſten eine Oeffnung. Dieſe führte in eine Höhle, die geräumig genug war, zur Noth zwei oder drei Menſchen zu beherbergen. Nicht weit davon rauſchte eine Quelle, hell wie Kryſtall, aus dem Felſen hervor. An der Quelle ſtanden einige Aepfelbäume; allein es war daran nur hie und da welkes Laub, und nicht ein einziges Aepfelein zu ſehen. Eine Kürbißſtaude rankte an dem Felſen hinauf; ihre Blätter waren aber verdorrt, und ihre Früchte waren wohl ſehr groß und ſchön gelb, allein bereits faul und nicht zu genießen.

Genovefa ging mit ihrem Kinde in die Höhle hinein. Hier war ſie endlich gegen Wind und Regen geſchützt. Allein noch immer zitterte und bebte ſie vor Froſt. Es war jetzt Mittag. Der Hunger quälte ſie ſchrecklich, und auch ihr Kind fing wieder an vor Hunger zu weinen und zu ſchreien. Da kniete ſie in der Höhle nieder, legte ihr Kind vor ſich auf den Boden hin, blickte durch die Oeffnung der Höhle zum Himmel, faltete die Hände, und betete: „O Du guter Vater im Himmel! Blicke hernieder auf eine weinende Mutter und ihr verſchmachtendes Kind! Du ernährſt ja auch in der rauhen Jahreszeit die Raben, die dort an dem hohen Felſen herum fliegen. Du vergißt auch des Würmleins nicht, das hier an der Felſenwand kriecht, und läſſeſt es auch im Winter ein Zäſerlein grünes Moos finden. Du kannſt mich und mein Kind auch in dieſer Wildniß erhalten, und wohl aus den Steinen hier Brod machen. Mein Vater, Du kannſt, Du wirſt uns nicht verſchmachten laſſen! Du haſt uns eben eine Wohnung finden laſſen; Du wirſt auch für Nahrung ſorgen!"

Sieh! da zertheilten ſich mit einem Male die Wolken, und die Sonne ſchien mild und warm in die Höhle herein. Es rauſchte etwas in dem abgefallenen Laube — und plötzlich ſtand eine Hirſchkuh vor der Höhle. Da dieſes friedliche Thier in der menſchenleeren Wüſte nie von Menſchen verfolgt worden, ſo war es gar nicht ſcheu. Es kam in die Höhle, die ſein gewöhnlicher Aufenthalt war, ungeſcheut herein, und blieb vor Genovefa ſtehen. Genovefa erſchrak Anfangs über das Thier; nach und nach wurde ſie aber kühner, und ſtreichelte es. Das Thier ſchien gegen dieſe Freundlichkeit nicht ganz ohne Gefühl zu ſeyn. Nun kam Genovefa auf den Gedanken, ſich und ihr Kind mit der Milch dieſer Hirſchkuh zu ernähren. „O Gott, wozu zwingt die Noth eine arme Mutter!" ſagte ſie — und ließ das Kind an der Hirſchkuh trinken. Das Thier, dem ein Wolf das Junge zerriſſen hatte, und das von der überflüſſigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geſchehen. Genovefa wickelte hierauf das Kind, das jetzt ſchwieg und ſchlafen wollte, in einen Theil ihrer Kleidungsſtücke, und legte es in eine Ecke der Höhle, wo ſich ein bequemes Plätzchen hiezu fand.

Nachdem Genovefa für ihr Kind geſorgt hatte, dachte ſie erſt auf ſich. Sie ging aus der Höhle heraus, ſammelte die herumliegenden Kürbiſſe, zertheilte mit einem ſcharfen Kieſelſteine jeden in zwei gleiche Stücke, höhlte ſie aus, und wuſch ſie in der Quelle. Als ſie zurückkam, hatte ſich das Thier indeß in der Höhle niedergelegt. Genovefa hielt ihm einige grüne friſche Kräuter vor, die ſie in der Quelle gefunden hatte. Da ſtand das Thier auf, fraß ſie ihr aus der Hand, und leckte ihr dann, als wollte es ihr ſeine Dankbarkeit bezeigen, die Hand. Nun verſuchte Genovefa, die Hirſchkuh zu melken. Das Thier litt es geduldig, und Genovefa füllte mehrere Kürbißſchalen mit Milch. Dann fiel ſie auf die Knie nieder, hob eine gelbe Schale voll reinlicher, lauer Milch mit beiden Händen zum Himmel, und betete weinend: „O mein Gott! Nimm meine Thränen zum Dank für dieſe Deine milde Gabe. Ja, Dein Geſchenk iſt dieſe Milch hier! Du ließeſt mir mitten in dieſem harten Felſen eine Quelle der Nahrung entſpringen! Du fügteſt es, daß irgend ein Vögelein das Kürbißkernlein in dieſer Wildniß verlor, oder daß irgend ein frommer Einſiedler, der vielleicht dieſe Höhle bewohnt und jene Aepfelbäume geſetzt hat, auch dieſe Kürbißſtaude pflanzte. Du haſt dafür geſorgt, daß es mir nicht am Geſchirre fehle, Deine Gabe aufzufaſſen. Du leiteteſt meine Tritte zu dieſer Höhle, dem Aufenthalte dieſes guten Thieres! Nun darf ich, nun darf mein Kind nicht verſchmachten. Nun kann ich dem kalten, nahrungsloſen Winter, im Vertrauen auf Dich, ruhig und getroſt entgegen ſehen!"

Sie trank nun, und Thränen der Dankbarkeit tröpfelten in die Milch. „O welch ein köſtlicher Trank iſt dies!" ſagte ſie. „So wohl hat mir in meinem Leben noch keine Speiſe geſchmeckt. O Gott! Wie wenig wußte ich an der reichen Tafel meiner Eltern Deine Gaben zu ſchätzen! O verzeih doch, daß ich Dir nicht beſſer dankte; verzeih, daß ich den Armen nicht mehr Gutes that! Ach, ich hatte es nie erfahren, wie wehe der Hunger thut! O wie manchem Dürftigen könnten die Reichen mit kleinen Koſten eine große Labung verſchaffen!"

Nachdem ſie mit der Milch ſich recht erquickt, und Gott noch einmal dafür gedankt hatte, ging ſie wieder aus der Höhle, pflückte an den Felſen und den alten Baumſtämmen umher zartes Moos, ſammelte ſich mehrere Schürzen voll davon, und bereitete dann für ſich und ihr Kind in der Höhle ein weiches Lager. Dann bog ſie die ſtarken, dichten Tannenäſte, die über dem Eingange der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle noch mehr gegen den Wind zu verwahren. Die dichten Aeſte bedeckten nun den Eingang wie ein dunkelgrüner

Vorhang, und verbreiteten eine angenehme Dämmerung in der Höhle; und von dem warmen Hauche und der Ausdünſtung der Hirſchkuh ward die Höhle lieblich erwärmt.

Genovefa ſetzte ſich, müde von der Arbeit, und noch mehr von dem Jammer dieſes Tages, auf ein Felſenſtück in der Höhle, das zu einem Sitze wie gemacht war. Es war ihr nun viel leichter um das Herz. Sie dankte Gott innig, daß Er ſie aus dem dunkeln Gefängniſſe errettet, und ihr gegen Golo eine ſichere Zufluchtsſtätte verſchafft hatte. Freilich fiel ihr ein, daß ſie auch hier Vieles zu leiden haben werde. Allein ſie gedachte an ihren göttlichen Erlöſer, der Sein Kreuz willig auf die Schultern genommen, und geduldig daran geſtorben. Zu ihren Füßen lag ein dürres Stecklein, das von einem Tannenaſte abgefallen war. Sie zerbrach es in zwei ungleiche Stücke, und befeſtigte mit einem zähen Tannenreiſe das kleinere Stück ſo an dem größern, daß ein Kreuz daraus wurde, und ſprach dann: „O mein göttlicher Erlöſer, der Du aus Liebe zu mir und allen Menſchen am Kreuze geſtorben biſt! Dieſes Dein Zeichen will ich immer vor Augen haben. Immer ſoll es mich an Deine Liebe erinnern. Mit Dir will ich nun mein Einſiedlerleben in dieſer Wildniß anfangen. Mein Leiden iſt nun mein Kreuz. Ich will es geduldig auf mich nehmen, und ſtets beten wie Du:

„Vater! Dein Wille geſchehe und nicht der meine.“ Dieſes mein Leiden wird ja auch einmal ein Ende nehmen, und der Augenblick kommen, wo ich mit Dir ſagen kann: „Es iſt vollbracht!“

Nachdem ſie ſo gebetet hatte, ſtellte ſie das Kreuz in einer kleinen Vertiefung der Felſenhöhle auf, wo es am beſten in die Augen fiel, legte ſich auf das bereitete Lager von Moos, und ein ſanfter Schlaf ſchloß ihr, nach langer Zeit das erſte Mal, die Augen. Ihr Kind ſchlief zunächſt an ihrem Herzen, und die treue Hirſchkuh, die von nun an ſie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen.

Neuntes Kapitel.

Genovefas einſames Leben in der Wildniß.

Genovefa lebte von nun an in dieſer Wildniß als eine wahre Einſiedlerin. Der Winter verfloß, Frühling und Sommer kamen, machten dann wieder dem Herbſte und Winter Platz, ohne daß ſich etwas Beſonderes ereignete. Wann Genovefa nun im Sommer am heißen Mittage ſo zwiſchen den ſtummen Felſen und Bäumen da ſaß, und nichts hörte, als das Gekrächze der Raben oder das Hacken eines Spechtes; wann in ſchauerlichen

Herbſtnächten der kalte Mond hoch am Himmel ſtand und das einſame Felſenthal beſchien; wann ſie des Winters aus ihrer Höhle auf die unermeßliche Menge Schnee hinſah, in dem ſie nur die Spuren wilder Thiere bemerkte: da ſehnte ſie ſich wohl recht herzlich, wieder einmal das Angeſicht ihrer Eltern, ihres Gemahls, ihrer Freunde, oder nur irgend eines Menſchen zu ſehen. „O wie glücklich," ſeufzte ſie manchmal, „ſind doch die Menſchen, die bei einander leben, mit einander reden, und ſich ihre Leiden und Freuden mittheilen können! Und wie thöricht ſind ſie, daß ſie dieſes ſüße Glück oft gar nicht achten, und ſich einander das Leben vielfältig ſo bitter machen!" Dann faßte ſie ſich aber allemal wieder, und ſprach: „O Gott, das Glück, mit Dir umzugehen, iſt ja doch noch unendlich ſüßer, als der Umgang mit Menſchen! Wann wir auch von Menſchen ferne ſind, ſo biſt doch Du uns immer nahe — in der öden Wildniß und in der ſtillen Mitternacht! Welche Seligkeit, daß wir jeden Augenblick mit Dir reden können, Du innigſter Freund unſrer Seele!" Sie gewöhnte ſich ſo daran, immer mit Gott umzugehen und im Herzen mit Ihm zu reden, daß ihr in dieſen freundlichen, vertraulichen Geſprächen Stunden wie Augenblicke verfloſſen.

Obwohl ihr die Verpflegung ihres Kindes, das Ausgraben der Wurzeln, und das Einſammeln verſchiedener Waldfrüchte viele Arbeit machte, ſo mußte ſie doch manche Stunde ſo da ſitzen, wo ſie gar nichts zu thun wußte. Da ſagte ſie denn oft: „Ach, wenn ich nur einige Stricknadeln und Garn hätte, wie angenehm würde mir da manche lange Stunde verfließen, wie wollte ich da mich und mein Kind ſo gut kleiden! Die Menſchen beklagen ſich oft über die Arbeit; allein ohne Arbeit iſt das Leben ſehr traurig und langweilig, und die härteſte Arbeit iſt ſüß gegen das Nichtsthun.“

Oftmals hatte ſie das ſehnlichſte Verlangen nach einem guten Buche. „Wie manche Stunde,“ ſprach ſie, „könnte ich dann mit Leſen recht ſchön und lehrreich zubringen! Doch Deine Werke umher, lieber Gott, ſind ja auch ein Buch, das Du ſelbſt geſchrieben haſt.“ Sie fing nun an, Gottes Werke viel aufmerkſamer zu betrachten, als ſie es ſonſt in ihrem Leben gethan hatte, und das kleinſte Blümlein, ein ſchön gefärbtes Käferlein oder ein bunt bemalter Schmetterling, machte ihr, wenn ſie ſo die Spuren der Weisheit und Güte Gottes daran bemerkte, oft unausſprechliches Vergnügen. Es war ihr daher auch ganz ungemein erfreulich und tröſtlich, daß Chriſtus viele Seiner ſchönſten Gleichniſſe von ſolchen Gegenſtänden hergenommen hatte, von denen ſie auch in der Wildniß umgeben war.

Wann die Sonne im Frühlinge wieder ſo lieblich und freundlich in ihre Höhle herein ſchien, dann ſagte ſie hoch erfreut: „Du lieber Gott! Deine Sonne iſt mir ein ſchönes Bild Deiner Freundlichkeit und Vaterliebe. Denn Jeſus, Dein Sohn, ſprach ja: „Der Vater im Himmel läßt Seine Sonne aufgehen über die Guten und die Böſen.“ — Meine Liebe zu den Menſchen gleiche daher Deiner Sonne. Auch meinen Feinden würde ich gerne Gutes thun, wenn ich nur könnte.“

Wann ſie um ihren Lebensunterhalt bekümmert war, und Traurigkeit ſich in ihr Herz einſchleichen wollte, und ſie dann an einem ſchönen Morgen den fröhlichen Geſang der Vögel hörte, dann rief ſie: „Ihr ſeyd ſo munter und ſorglos, ihr kleinen heitern Geſchöpfe, und ſingt ſo fröhlich! Sollte ich denn nicht auch fröhlich ſeyn? Jeſus will ja dies, und ſagt es uns: „Schauet doch nur die Vögel unter dem Himmel an! Sie ſäen nicht, ſie ärnten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheuern, und euer himmliſcher Vater ernährt ſie dennoch. Seyd ihr denn nicht viel mehr, als ſie?“ — Ja, mein Gott, Du liebſt mich mehr, als alle dieſe Vögel; ich ſollte daher ja auch viel fröhlicher ſeyn, als ſie alle, vor Freude ſingen und mich nicht kümmern, wenn jetzt ſchon für mich kein Körnlein mehr ausgeſäet, kein Halm mehr eingeärntet, und keine Garbe mehr in die Scheure gebracht wird.“

Wann ſie die Blumen der Wildniß, die ihr kleines Thälchen mit mancherlei bunten Farben ſchmückten, betrachtete, ſagte ſie: „Auch ihr ſeyd mir freundliche Pfänder, gleichſam lauter liebliche Vergißmeinnicht, daß Gott mich liebe. Auf ſolche Blumen zeigte Jeſus, als Er ſprach: „Betrachtet die Blumen des Feldes! Sie arbeiten und ſpinnen nicht. Und dennoch ſage Ich euch: Auch Salomon in aller ſeiner Pracht war nicht ſo ſchön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde ſo ſchön kleidet, ſollte Er das nicht vielmehr euch thun, ihr Kleingläubigen?“ — Ich will alſo nicht mehr kleingläubig und nicht mehr kleinmüthig ſeyn, und obwohl ich jetzt nicht ſpinnen und nähen kann, mich doch nicht mit Sorgen wegen meiner künftigen Kleidung quälen.“

Wann es zur Sommerszeit in ihrem Felſenthale glühend heiß war, und ſie durſtig zu ihrer Quelle kam, und friſches Waſſer ſchöpfte und trank, ſagte ſie oft: „Was dieſe Quelle meinen brennenden Lippen iſt, das iſt Deine Lehre, Dein Geiſt, o Herr, meiner Seele. Du ſagſt es ja ſelbſt: „Wer dürſtet, der komme zu Mir, und trinke. Das Waſſer, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die fort quillt bis in das ewige Leben.“ — Ja, dieſe innere Lebensquelle allein erquickt mich mit Troſt, und tränkt mich mit Freuden, jetzt, da mir jeder menſchliche Troſt von außen genommen iſt, und mir alle Freuden des geſelligen Lebens entriſſen ſind.“

Oft, wann ſie die ungeheuren Felſen, die ihr Thal einſchloſſen, und ſchon Jahrtauſende unter Sturm und Wetter unerſchüttert da ſtanden, betrachtete, kam ihr das Wort Jeſu zu Sinn: „Wer Meine Worte hört, und ſie vollbringt, den vergleiche Ich dem klugen Manne, der ſein Haus auf einen Felſen baute.“ — „Auf Dein Wort,“ ſprach ſie dann, „will ich mein Heil bauen, und es ſteht felſenfeſt.“

Sogar die Dornen und Diſteln waren ihr lehrreich. „Wenn man von euch, ihr ſtachlichten Gewächſe, Weintrauben und andere edle Früchte abpflücken könnte,“ ſprach ſie, „das wäre mir freilich ſehr lieb, und käme mir hier in der Wildniß ſehr wohl zu Statten. Allein es bleibt bei dem, was Jeſus ſagte: „Von den Dornen kann man keine Trauben, und von den Diſteln keine Feigen einſammeln. Ein jeder gute Baum bringt gute Früchte, ein ſchlechter Baum aber bringt ſchlechte Früchte.“ — Ich will daher ein guter Baum ſeyn, und Gutes thun, ſo viel ich kann. Nie will ich den Dornen und Diſteln gleichen, die nur ſtechen, und keine oder nur ſchlechte Früchte hervor bringen.“ So waren die Sonne, die Vögel, die Blumen, die Quelle, der Fels, ſogar die Dornen und Diſteln ihr lauter Merkzeichen, die ſie an die Worte Jeſu erinnerten, und ihr genug zu denken gaben.

Lieblicher, als die Frühlingsſonne, erfreulicher als der Frühling mit ſeinen Blumen und Vögeln, lehrreicher, als Alles, was man in der Wüſte ſehen konnte, war ihr der Anblick ihres Kindes. Sie trug es an jedem heitern Tage aus der dunkeln Höhle heraus unter den ſchönen, blauen Himmel. Wann ſie dann, während die Hirſchkuh in einiger Entfernung graste, mit dem Kinde auf dem Arme in dem Thale umher ging, und mit dem Kinde, obwohl es noch wenig davon verſtand, in den freundlichſten Ausdrücken redete; wann dann das Kind die kleinen Aermchen nach ihr ausſtreckte und ſie anlächelte; ſo war es ihr nicht anders, als verſchönere dieſes Lächeln die ganze Wildniß, und als wäre Alles rings umher golden. Sie ſank dann oft an der Stelle, wo ſie ſtand, auf die Knie, drückte das Kind an ihre Bruſt, blickte mit dem ſanften, milden Lächeln mütterlicher Zärtlichkeit auf daſſelbe herab, uud ſprach: „O Gott, wie kann ich es Dir genug danken, daß Du mir doch dieſes liebe Kind noch gelaſſen haſt! Welche Freude, welchen Troſt, welche tägliche, angenehme Beſchäftigung gewährt es mir in dieſem rauhen Aufenthalte! O blick' auch Du, Vater im Himmel, mit Segen auf dieſes mein Kind herab, und laß es ferner wachſen und gedeihen!“ — „Wie heiter und fröhlich es aus den Augen blickt,“ fuhr ſie dann fort, „wie rein die lockige Stirne und die holden

Wangen noch von allen Leidenſchaften ſind, wie ſorglos es hier an meinem Herzen ruht! O wohl mit Recht ſagte der göttliche Erlöſer: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, ſo könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ — Ach daß doch alle Menſchen aus freier Wahl und Ueberlegung ſo ohne allen Stolz, Neid, Haß und andere böſe Leidenſchaften wären, wie es dieſes Kind hier noch in ſeiner Unſchuld und aus glücklicher Unwiſſenheit iſt! Dann hätten wir wohl ein Himmelreich in unſerm Herzen; dann könnten wir in dieſer Welt ſo fröhlich leben, wie das Kind an der Bruſt der Mutter; dann könnten wir eben ſo zufrieden und ſelig — gleichſam an dem Vaterherzen Gottes ruhen!“

Manchmal regte ſich in ihr der lebhafteſte Wunſch, wieder einmal eine Kirche beſuchen zu können. „Welche Seligkeit iſt das,“ ſagte ſie, „wann Tauſende vereint vor Gott knien, Gottes Wort vernehmen, oder der Lobgeſang der glaubensvollen Menge ſich andachtsvoll zum Himmel erhebt! O wenn ich nur wieder einmal eine Glocke hörte, ich glaube, es wäre mir ſchon leichter um das Herz!“ „Doch,“ ſagte ſie dann wieder, „die ganze Natur, der Himmel über mir und die Erde um mich her iſt ja auch Dein Tempel, o Gott, und das Herz, das in der einſamen Wildniß ſchlägt, und ſich nach Dir ſehnt, iſt ja auch Dein Altar.

Dieſes Felſenthal ſey denn ein Tempel, der Dir geheiligt iſt, und mein Herz ſey der Altar.“

Es war auch kein Baum und kein Fels, wo ſie nicht gekniet und gebetet; und wann ſie der Winter nicht mehr ausgehen ließ, ſo kniete ſie manche Stunde vor dem kleinen Kreuze in ihrer Höhle, auf einem rauhen Steine, der aus der Felſenwand hervorragte und ihr zum Betſchemmel diente, und erhob ihr Gemüth zu Gott und Seinem geliebten Sohne, der für uns am Kreuze geſtorben iſt.

Zehntes Kapitel.

Genovefas Mutterfreuden in der Wildniß.

Wie manchmal unter den Kräutern und Dornen der Wildniß eine herrliche purpurne Blume aufwächſt, ſo blühte jetzt für Genovefa mitten in ihrer Einſamkeit die ſchönſte der geſelligen Freuden auf. Schmerzenreich, ihr liebes Kind, wuchs, lernte gehen, fing an, Worte zu ſtammeln, und war in der That ein wunderſchönes Knäblein. Genovefa fand in der Wüſte nichts, das Kind zu kleiden. Allein eines Tages erblickte ſie ein junges Reh, das ein Fuchs eben getödtet hatte, und verzehren wollte. Sie verſcheuchte ihn, indem ſie dachte, das braune, weißgeſprenkelte Fellchen des Rehes zu einer Kleidung für ihren lieben Schmerzenreich zu benützen. Sie umhüllte ihn damit; Hände und Füße blieben indeß bloß, und er glich in dieſer dürftigen Kleidung dem kleinen Johannes in der Wüſte, den man mit einem Lammfelle umgeben zu malen pflegt. Obwohl der Knabe nichts als Kräuter und Wurzeln, Milch und Waſſer genoß, ſo ſah er doch ſo friſch und geſund, ſo ſchön und blühend aus, wie das Leben.

Genovefa, die ſchon Jahre lang kein Wort mehr von Menſchenlippen gehört hatte, empfand eine entzückende Freude, als ſie die erſten verſtändlichen Laute aus dem Munde des Knaben vernahm; eine noch größere Freude aber fühlte ſie, als er das ſüße Wort Mutter das erſte Mal ſchön und deutlich ausſprach. Es war dieſes zu Anfang des Winters. Sie redete nun in ihrer dunkeln Höhle Stunden lang mit ihm; ſie ging mit ihm an milden Tagen hinaus in das kleine Thal, und lehrte ihn Alles, was hier zu ſehen war, nennen, von der Sonne bis zum Kieſelſteinchen, von der Tanne bis zum niedrigen, immergrünen Mooſe; und ſie konnte bald mit ihm kleine Geſpräche darüber führen. Die erſten Strahlen der erwachenden Vernunft, die erſten Funken der kindlichen Liebe, die ſie an dem holden Knaben bemerkte, machten ihr unbeſchreibliches Vergnügen, und jeder Tag ward für ſie reicher an mannigfaltigen Mutterfreuden. Es blühte ihr gleichſam mitten im Winter ein ſchöner Frühling auf.

Gegen Ende des Winters wurde der Knabe zwar krank, und konnte die Höhle lange nicht mehr verlaſſen. Allein bald nach den erſten Tagen des Frühlings ward er wieder geſund, und blühte nun wieder ſo ſchön, wie eine Roſe. Da nahm ihn Genovefa an einem ſchönen Frühlingsmorgen bei der Hand, und führte ihn das erſte Mal wieder aus der dunkeln Höhle heraus in das Freie, und hinab in das blumige Thälchen. Die Pracht des vollen Frühlings, die der Knabe jetzt, bei mehr erwachter Vernunft und hellerem Bewußtſeyn, mit einem Male erblickte, machte auf ihn den lebhafteſten Eindruck. Ganz erſtaunt blieb er ſtehen, und betrachtete Alles mit Augen, die von Freude und Verwunderung glänzten. „Mutter, was iſt das!“ rief er, „was ſeh' ich? Alles iſt ja ganz anders, als vorher — Alles viel ſchöner! Das Thal da war noch vor kurzer Zeit ganz weiß von Schnee, und jetzt iſt es ſo ſchön grün, daß die Tannen dagegen nur ſchwarz ſind. Und die Geſträuche und Bäume, die vorhin dürr und kahl da ſtanden, und nur hie und da ein gelbes Blatt hatten, die ſind jetzt voll, voll zarter, hellgrüner Blättlein. Und wie die Sonne jetzt ſo lieb und warm ſcheint! Und wie der Himmel ſo ſchön blau iſt! Und ſieh nur da auf dem Boden zu meinen Füßen, — welche wunderſchöne, kleine, nette Dingerchen das ſind! O ſieh nur, wie ſchön weiß, gelb und blau!“

„Das ſind Blumen, liebes Kind!“ ſagte Genovefa. „Sieh, da breche ich einige für dich ab. Dieſe weißen hier nennt man Maslieben oder Gänſeblümchen! Sieh, in der Mitte ſind ſie ſchön gelb, und die zarten, weißen Blättlein rings umher ſind an den Spitzen ſchön purpurroth. Dieſe ganz gelben da ſind Schlüſſelblumen. Riech einmal daran! Sie riechen ſehr lieblich. Dieſes blaue hier iſt ein Veilchen! Das riecht noch lieblicher. Da nimm ſie — alle gehören dein! — und pflücke noch, ſo viele du willſt.“ Er pflückte ſo viele, daß er ſie mit ſeinen kleinen Händchen nicht mehr umſpannen konnte.

Genovefa führte ihn hierauf in ein grünendes Gebüſch, unter ſchattige Bäume. „Nun horch einmal,“ ſagte ſie, „hörſt du nichts?“ Der Knabe hörte, das erſte Mal bei deutlicherem Bewußtſeyn, den tauſendſtimmigen Geſang der Vögel, die hier, von muthwilligen Händen ungeſtört, in unzähliger Menge niſteten.

„Ei,“ rief er neugierig, „was klingt denn ſo ſchön? In allen Bäumen und Büſchen klingen ja hunderterlei liebliche Stimmchen durcheinander. Wir wollen doch einmal ſehen, was es iſt! Komm!“

Genovefa ſetzte ſich auf ein Felſenſtück, das mit weichem, grünem Mooſe überwachſen und von einem Paar jungen Buchen beſchattet war, nahm den Knaben auf den Schooß und ſtreute, was ſie im Winter und in den erſten Tagen des Frühjahrs öfter gethan hatte, einige geſammelte Samenkörnlein von Waldkräutern hin, und lockte den Vögeln. Da kamen eine Menge Vögelein herbei — das freundliche Rothkehlchen, der grünliche Zeiſig, der Hänfling mit purpurrother Scheitel und Bruſt, der buntfarbige Stieglitz — und pickten die Körnlein geſchäftig auf. „Sieh,“ ſagte ſie, „dieſe Vögelein ſingen ſo ſchön.“ Der kleine Schmerzenreich war vor Freuden faſt außer ſich. „O ihr lieben, lieben, netten Thierchen!“ rief er, „ihr ſinget alſo ſo ſchön! Ihr könnet es freilich beſſer, als die Raben, die den Winter hindurch oft ſo traurig krächzten, und ihr ſeyd auch viel ſchöner als ſie!“

„Aber ſag' mir nur, Mutter!“ fing er wieder an, „wie kommts doch, daß jetzt Alles ſo ſchön iſt? Wo kommen denn alle dieſe ſchönen Sachen her? Denn du haſt unſer Thälchen doch nicht ſo herrlich auszieren können, ſeit dem ich krank war. Du warſt ja faſt immer bei mir in der Höhle, und ſo geſchickt wärſt du doch auch nicht!“

„Liebes Kind!“ ſprach Genovefa, „ich habe dir ſchon geſagt, daß wir einen ſo guten Vater im Himmel haben — den lieben Gott, der die

Sonne, den Mond und die Sterne gemacht hat. Sieh, Dieſer hat auch alles dieſes gemacht, damit wir eine rechte Freude daran haben möchten.“ — „O der liebe, gute Gott!“ ſagte der Knabe. „Der iſt doch recht brav und recht geſchickt!“ — Und Genovefa lächelte über ſeine kindliche Einfalt. „Freilich,“ ſprach ſie für ſich ſelbſt, indem ſie ihn in die Arme ſchloß und ihn küßte, „würde manches Kind, das älter als du biſt, wenn es dich ſo reden hörte, dich unverſtändig nennen und deiner lachen. Allein nur deßwegen, weil es vergißt, daß es ſelbſt einſt ſo redete, und, wie wir Menſchen alle, nur nach und nach zur Erkenntniß kam.“

Am andern Morgen weckte ſie der Kleine ſchon in aller Frühe, und ſagte: „Mutter! o ſteh doch auf, und komm mit mir! Wir wollen ſehen, was der liebe Gott wieder alles Schönes gemacht hat.“ Genovefa lächelte freundlich, und ging mit ihm an der Quelle hinab, die ihren Lauf mitten durch das Thälchen nahm. „Sieh,“ ſagte ſie, „in dem Schatten dieſes hohen Felſen, hier an der Winterſeite des Thälchens, ſtehen ſchwarze, ſtechende Dornenſträuche. Dies ſind Schlehendornen. Sieh, es ſind eine Menge kleiner, grüner und weißer Kügelein daran. Dieſe nennt man Blüthenknoſpen. Jetzt komm! Dort drüben an der Sommerſeite des Thälchens ſind andere Geſträuche, mit ganz kleinen Dörnern. Dieſe Sträuche nennt man Hagedornen.

Auch an dieſen ſind länglichte Knöſplein. Die Aepfelbäume oben an der Quelle," ſprach ſie, und führte ihn dahin, „ſind dir längſt bekannt. Betrachte ſie aber jetzt recht! Du ſiehſt noch nichts daran, als daß auch an ihnen alle Zweiglein voll großer Knoſpen ſind. Nun gieb alle Tage wohl Acht, was Alles mit den Knoſpen an Sträuchen und Bäumen vorgehen wird, und erzähle mirs dann wieder."

Die Nacht darauf fiel ein lieblicher, warmer Frühlingsregen, und lockte Blätter und Blüthen hervor. Auch am Morgen regnete es noch ziemlich ſtark. Sobald aber der Regen aufgehört hatte, lief Schmerzenreich hinab in das Thälchen, kam voll Freude zurück, und rief: „Mutter! Die grünen Kügelein an den Schlehendornen ſind jetzt lauter ſchneeweiße Blümlein! Und die andern Dornenſträuche ſind voll kleiner, hellgrüner Blättlein, und die Knöſplein daran ſind auch größer geworden. Und auch die Bäume an der Quelle ſind voll Blumen, die gar nicht ſchöner weiß und roth ſeyn könnten! O das iſt eine Freude! Wie gut iſt doch Gott! O komm doch und ſieh!" Genovefa ging mit ihm „Siehſt du," ſagte er, „die weißen Schlehenblumen da! Und ſieh nur der Hagedornſtrauch hier bekommt gewiß auch noch ſchöne, rothe Blumen. Die ſind aber noch nicht ausgemacht. Sieh! das Rothe guckt nur erſt ein klein wenig aus den

Knöspchen hervor! Iſt der liebe Gott etwa dieſe Nacht hindurch nicht mehr damit fertig geworden?" „O Kind," ſagte Genovefa, „das zu machen koſtete Gott gar keine Mühe! Er könnte alles in einem Augenblicke hervorbringen. Denn Er iſt allmächtig." „Aber," fuhr der Knabe fort, „ſage mir doch, wie kann denn Gott in der finſtern Nacht Alles ſo machen?" Genovefa ſagte ihm, daß Gott bei Nacht ſo gut ſehe, als bei Tag' — und Schmerzenreich war hierüber voll Verwunderung.

Eines Tages ſagte Genovefa zu Schmerzenreich: „Nun will ich dir wieder eine Freude machen. Komm mit mir!" Sie nahm ein Körblein an den Arm, das ſie aus Binſen geflochten hatte, und führte ihn an ein grünes ſonniges Plätzchen zwiſchen Tannen und Felſen, wo ſie ſchon vor mehreren Tagen Erdbeerblüthen und reifende Beeren bemerkt hatte. Wirklich waren auch ſchon mehrere Beeren vollkommen reif, und röther, als Scharlach. „Sind das auch Blumen?" fragte der Knabe. „Nein," ſagte Genovefa, „das ſind Erdbeeren." Sie pflückte einige der ſchönſten ab, und ſagte: „Wie, thue den Mund auf, und koſte ſie einmal!" Der Kleine aß ſie, drückte die Hand auf die Bruſt, und ſagte: „O die ſind aber gut! Darf ich nicht mehrere pflücken?" „Wohl," ſagte Genovefa, „pflücke und iß, ſo viele du willſt; aber nur ſolche, die recht ſchön roth ſind. Auch magſt du das ganze Körblein damit füllen, und ſie mit in unſere Höhle nehmen.“ Da ſtreckte er flugs das kleine Händchen aus, und fing an zu pflücken und zu eſſen. „O wie gütig,“ ſagte er, „iſt doch der liebe Gott, daß Er uns ſo gute Sachen ſchenkt!“ „Nun,“ ſagte Genovefa, „ſo dank' Ihm doch auch!“ Schmerzenreich blickte mit leuchtenden Augen zum ſchönen, blauen Himmel auf, küßte ſein Händchen, warf den Kuß dem Himmel zu, und rief ſo laut er konnte: „Lieber Gott, ich danke für die Erdbeeren!“ Dann ſagte er zu ſeiner Mutter: „Hat das der liebe Gott aber auch gehört?“ Genovefa drückte ihn an das Herz, und ſprach lächelnd: „Freilich! Wenn du es aber nur gedacht hätteſt, ohne ein Wort zu ſagen, ſo hätte Er es doch gewußt. Denn Gott iſt allwiſſend; Er ſieht, und hört, und weiß Alles.“

Schmerzenreich wollte nun alle Tage neue Sachen ſehen, die der liebe Gott gemacht hatte. Doch Genovefa ſagte: „Du mußt nun ſelbſt aufmerkſam umherſchauen, was es in unſerm Thälchen Neues und Schönes gebe, und mir dann erzählen, was du Alles entdeckt haſt.“ Da kam nun Schmerzenreich eines Morgens voll Freude geſprungen, und rief: „Mutter! Jetzt hab ich etwas recht Schönes gefunden. Ein niedliches Körblein, in dem ein Vögelein ſitzt! O komm doch und ſieh, wie ſchön und nett das iſt!“ Er führte ſie an der Hand zu einem Schlehdornbuſche, und ſagte: „Da ſieh einmal hinein in den dunkeln Dornbuſch! Siehſt du es nicht?“ „Das iſt ein Hänflingsneſtlein, liebes Kind,“ ſagte Genovefa; „das nette Körblein iſt das Neſtlein, und das Vögelein darin iſt ein Hänfling. Wie wir eine Höhle haben, ſo haben die Vögelein Neſter. Sieh, wie freundlich das Vögelein uns anblickt! Jetzt fliegt es fort. Betrachte das Neſtlein nur recht; ſtich dich aber nicht an den Dornen! Sieh, außen iſt es von dürren, falben Grashalmen, grünlichem Mooſe und feinen Würzelchen ſehr künſtlich zuſammengefügt; innen iſt es ſehr zierlich mit zarten, bräunlichen Härlein ausgemacht. Sieh nur recht hinein!“ ſagte ſie, und hob den Knaben in die Höhe. „O das iſt ſchön!“ ſagte er. „Aber was ſind denn die fünf netten Dingerchen, die darin liegen?“ „Das ſind die Eilein,“ ſagte Genovefa; „ſieh, wie ſchön blaßgrün ſie ſind, und was für ſchöne, rothe Streifchen und Tüpfchen ſie haben!“ „Aber was macht denn das Vögelein mit den Eilein?“ fragte der Knabe. „Das wirſt du ſchon ſehen!“ antwortete Genovefa. „Sieh nur alle Tage fleißig nach; allein bei Leibe rühre mir nie Eines an, und verſcheuche das Vögelein nie davon.“

Nach einem Paar Tagen beſuchte Schmerzenreich an der Hand ſeiner Mutter das Neſtlein wieder. Da waren ſtatt der Eilein ſchon junge Vögelein darinnen.

„O ſieh doch," ſagte Genovefa, „ſieh, wie zart und klein ſie ſind! Sieh, ſie ſind noch blind, und haben noch keine Federn! Sie können noch nicht fliegen, ja nicht einmal aus dem Neſtlein heraushüpfen." „Ach die lieben, armen, nackten Närrchen!" ſagte der Knabe. „Aber müſſen ſie denn nicht verfrieren und verhungern?" „Nein, liebes Kind!" ſprach Genovefa. „Da hat der liebe Gott ſchon dafür geſorgt. Das Neſtlein iſt innen weich und dicht mit zarten Härlein ausgefüttert, damit die jungen Vögelein lind und warm liegen. Es iſt ſchön rund, damit ſie nirgends anſtoßen, und ſich nicht wehe thun können. Dieſes ganze niedliche Neſtlein hat das alte Vögelein ſelbſt gemacht. Nicht wahr, das iſt künſtlich? Wir, liebes Kind, könnten kein ſolches Neſtlein zu Stande bringen. Dieſe Kunſt hat der liebe Gott dem alten Vögelein gelehrt, weil Er auch für dieſe jungen kleinen Vögelein liebevoll beſorgt iſt. Sieh, die reichlichen, grünen Blättlein des Dornſtrauchs, die jetzt, da die Sonne heiß ſcheint, den zarten Vögelein lieblichen Schatten geben, ſchützen ſie auch vor Näſſe, wenn es regnet. Und zu Nacht, und an kühlen Morgen und Abenden, kommt das alte Vögelein, und ſetzt ſich mit ausgebreiteten Flügeln ſorgſam auf die Jungen, damit ſie warm zugedeckt ſeyen, und es ſie nicht friere. — Auch die ſpitzigen Dornen rings umher ſind nicht umſonſt da. Die böſen

Raben würden die jungen Vögelein freſſen. Die Dornſpitzen aber halten ſie von dem Neſtlein ab, und ſtechen ſie, wenn ſie den jungen Vögelein etwas zu Leid thun wollen. Das alte Vögelein aber iſt ſo klein, daß es leicht zwiſchen den Dornen hindurch ſchlüpft, ohne ſich zu beſchädigen. So verkünden uns alle Dinge, ſogar die ſtechenden Dornen, die Freundlichkeit und zärtliche Vaterſorgfalt Gottes.“

Indem Genovefa noch ſprach, kam das alte Vögelein dahergeflogen, und ſetzte ſich auf den Rand des Neſtleins. Alle jungen Vögelein ſtreckten laut zwitſchernd die Köpflein in die Höhe, ſperrten die Schnäbelchen weit auf, und das Alte fütterte ſie. „O das iſt ſchön! Das iſt recht ſchön!“ rief Schmerzenreich entzückt, und hüpfte vor Freude. — „Sieh,“ ſagte Genovefa, „die jungen Vögelein können dem Futter noch nicht nachgehen — da trägt das Alte es ihnen zu. Die Körnlein wären ihnen noch zu hart — da zerbeißt das Alte ſie erſt, und läßt ſie in ſeinem Kröpflein zuvor weich werden, und gibt ſie ihnen dann. Hat das Gott nicht recht ſchön eingerichtet? Sieh, ſo liebreich ſorgt Gott für alle ſeine Geſchöpfe — auch für das kleinſte Vögelein. So liebreich ſorgt Er auch für uns.“ — „Ja, liebes Kind!“ fuhr ſie fort, und blickte ihn weinend an, „Er hat bisher für dich geſorgt, und wird noch ferner für dich ſorgen!“ „Ja, ja,“ ſagte der Knabe, „Er hat für mich geſorgt, der gute, liebe Gott! Er hat ja dich mir gegeben, liebe Mutter! Du haſt mich ja viel lieber, als das alte Vögelein ſeine Jungen. Ohne dich hätte ich längſt umkommen müſſen!“ So ſprach er, und Freudenthränen ſtanden ihm in den Augen und er fiel der Mutter innigſt gerührt um den Hals.

Schmerzenreich hatte nun ſeiner Mutter alle Tage Etwas zu erzählen, zu zeigen oder zu bringen. Jeden Morgen brachte er ihr einen Strauß von den ſchönſten Blumen, die er finden konnte, und ganze Körbchen voll Erdbeeren oder Heidelbeeren, und ſpäterhin voll Himmbeeren oder Brombeeren. Von Zeit zu Zeit erzählte er ihr, wie aus den Schlehenblüthen, den Hageroſen und Apfelblüthen kleine grüne Früchte entſtanden, wie alle dieſe Früchte, beſonders aber die auf den Apfelbäumen, immer größer wurden, und wie auch die kleinen Vögelein in dem Neſtchen immer größer wurden, und Federlein bekamen — bis endlich der Schlehendorn gedrängt voll blauer Schlehen, und der Hagedorn voll rother Hagebutten ſtand, und die Apfelbäume voll gelber, rothwangichter Aepfel hingen, und die Vögelein alle davon geflogen waren. Als er das erſte Mal den hellen, ſchönen Morgenſtern erblickte, als er einmal zwiſchen den finſtern, ſchwarzen Tannen ein beſonders ſchönes, feurig glühendes Abendroth bemerkte, als er den erſten Regenbogen ſah; da kam er immer voll Freude gelaufen, und holte ſeine Mutter, und ſie mußte Alles mit anſehen und mit bewundern, und er dankte mit ihr Gott, daß Er ſo viele herrliche Dinge erſchaffen habe. So machte Schmerzenreich ſeiner Mutter tauſend Freuden. Genovefa blickte, wenn ſie die Freudigkeit des Knaben ſah, oft freudeweinend zum Himmel, und ſagte: „O Gott! So kann denn ein ſchuldloſes Herz auch in der Wüſte ein Paradies finden; und eine Seele, die Dich erkennt und liebt, findet auch mitten unter Jammer und Leiden den Himmel.“

Die ſorgſame Mutter hatte nun wohl auch nicht vergeſſen, den kleinen Schmerzenreich vor den Giftgewächſen zu warnen, die hie und da in der Wildniß mit verführeriſcher Schönheit prangten. Sie zeigte ihm die blendend rothen Beeren des lorbeerähnlichen Seidelbaſtes, die glänzend ſchwarzen Wolfskirſchen, und den ſcharlachrothen, wie mit weißen Perlen beſäeten Fliegenſchwamm. „Bei Leibe iß mir nichts davon,“ ſagte ſie; „und iß auch ſonſt keine Beeren oder Wurzeln, die du nicht kennſt, bevor du ſie mir gezeigt haſt. Sonſt würdeſt du ſehr, ſehr krank werden!“ Allein die gute, vernünftige Mutter warnte ihn noch ſorgfältiger vor Ungehorſam, Eigenſinn, Leichtſinn und andern Kinderfehlern. „Dieſe Fehler,“ ſagte ſie, „ſind noch weit verderblicher, als die Giftpflanzen. Ach, die Sünde gleicht gar oft dieſen rothen oder ſchwarzen Beeren, die dem Auge ſo ſchön und anlockend vorkommen, deren Genuß aber die ſchrecklichſten Schmerzen bringt. Ja, das Böſe fällt oft viel ſchöner in die Augen, als das Gute — wie da der giftige Fliegenſchwamm den grauen genießbaren Schwamm zu ſeiner Seite an Schönheit der Farbe weit übertrifft."

Eilftes Kapitel.

Genovefa erhält durch einen Wolf eine erwärmende Kleidung.

Unter vielen ſchuldloſen Freuden war für Genovefa und Schmerzenreich der letzte Frühling und Sommer verfloſſen. Jetzt wurde es Herbſt. Die Sonne ſchien nicht mehr ſo warm, und ging täglich ſpäter auf und früher unter. Trübe, düſtere Wolken verdunkelten oft Wochen lang den klaren, blauen Himmel, und die Erde brachte nichts Neues mehr hervor. Die lieblichen Geſänge der Vögel waren verſtummt, und die meiſten Vögel aus der Gegend hinweg gezogen. Die Blumen waren faſt alle verſchwunden, und die noch übrig waren, ſtanden welk, dürr und entfärbt da. Das Laub hing gelb und bleich an Bäumen und Sträuchen, und was nicht ſelbſt abfiel, das ſchüttelten die kalten, brauſenden Winde vollends herab. Mit einem Herzen, ſchwer von Beſorgniſſen wegen des nahen Winters, ſaß Genoveſa an dem Eingange der Höhle, und ſah mit thränenden Augen hinaus in die Verwüſtung.

Da ſagte Schmerzenreich: „Mutter! Liebt denn Gott uns jetzt nicht mehr, daß Er alle Blumen verwelken, und Bäume und Sträuche verdorren läßt? Iſt Er nicht mehr ſo gut und freundlich gegen uns wie bisher, und will Er uns ganz verlaſſen?“ „Nein, mein Kind!“ ſagte Genoveſa. „Wenn wir fromm und gut ſind, ſo hat uns Gott immer gleich lieb. Nur auf Erde hier iſt Alles veränderlich und vergänglich. Die Liebe Gottes gegen uns iſt aber unveränderlich und ewig. — Jetzt wird es nur Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der ſchöne Frühling, und Alles fängt dann wieder an, aufs Neue zu grünen und zu blühen.“ Schmerzenreich betrachtete den öden Wieſengrund und die entblätterten Bäume bekümmert, und ſagte bedenklich und mit wehmüthigem Geſichtchen: „Wenn das nur ſo iſt, wie du ſagſt, liebe Mutter! Ich kann es kaum glauben. Ich fürchte, die Welt gehe gar unter!“ Allein Genoveſa ſprach lächelnd: „Glaube mir, liebes Kind!

Das iſt alle Jahre ſo. Alle Jahre wird es Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der Frühling. Freue dich daher jetzt, bei Annäherung des Winters, ſchon auf den lieblichen Frühling." Sie dachte aber bei ſich ſelbſt: „Dem Kinde da, das zum erſten Male, ſeit es zur Vernunft gekommen, das Herannahen des Herbſtes und das Abfallen des Laubes erlebt, iſt es zu verzeihen, daß es kaum glauben kann, nach dem Herbſte und Winter werde es wieder Frühling. Allein ich, ſeine Mutter, bin eher zu tadeln, und wohl unverſtändiger zu nennen, als dieſes unerfahrne Kind. Ich weiß es nun ſchon aus ſo langer Erfahrung, daß nach dem Leiden allemal wieder Freude folge, und doch komme ich immer aufs Neue hart daran, es zu glauben. Doch — ich will getroſt ſeyn, mich nicht mit unnützen Sorgen ängſtigen, ſondern im Leiden ſtets der künftigen Freuden gedenken."

Genovefa war nun täglich beſchäftigt, Buchkerne und Haſelnüſſe, Dornſchlehen und Hagebutten, und was ſie ſonſt Genießbares von Früchten und Wurzeln fand, für den Winter einzuſammeln, und Schmerzenreich half ihr dabei getreulich. Eine größere Sorge, als die Nahrung für den Winter, machte ihr ihre Kleidung. Ihr einziges Kleid, das ſie nun ſchon ſo lange Zeit beſtändig anhatte, war bereits ſehr abgenützt und beinahe zerriſſen. Weinend ſaß ſie eines Tages am Eingange der Höhle, und ſuchte die ſich ablöſenden Stücke mit zähen Grashalmen und Dornſpitzen wieder an einander zu befeſtigen. Allein die Arbeit wollte ihr nicht gelingen, und nicht recht halten. „Ach,“ ſeufzte ſie ſtille bei ſich ſelbſt, „was gäbe ich jetzt um eine Nadel und einige Trümmchen Faden! Wie viele Wohlthaten Gottes genießen doch die Menſchen, die geſellig zuſammen leben, und doch fällt es Manchem gar nicht einmal ein, Gott dafür zu danken!“

Schmerzenreich, der ihre ſtille Wehmuth und vergebliche Mühe bemerkte, ſagte zu ihr: „Mutter, weißt du noch, was du mir ſagteſt, da ich dich einmal fragte, warum unſerer Hirſchkuh die Haare ausgehen? Du ſagteſt: Gott ſchenke ihr für jeden Sommer ein röthlich braunes, leichteres Kleid, und dann wieder ein graues, wärmeres Kleid für den Winter. Darum ſey fröhlich! Gott ſchenkt dir gewiß auch ein warmes Winterkleid. Oder meinſt du denn, du ſeyeſt Ihm nicht lieber, als unſre Hirſchkuh?“ Genovefa umarmte den Knaben lächelnd, und ſagte: „Du haſt Recht, liebes Kind! Ich will ruhig ſeyn. Gott wird für uns ſorgen! Der die Thiere und Blumen kleidet, wird auch mich kleiden.“

Ein Paar Tage nachher befahl ſie dem Knaben, ſich nicht von der Höhle zu entfernen, nahm einen ſtarken Baumaſt in die Hand, hängte eine ausgehöhlte Kürbißflaſche voll Milch an die Seite, und ging weit in der Wildniß umher, um noch mehrere Bäume aufzuſuchen, deren Früchte zu genießen waren. An dem Abhange eines hohen Berges, den ſie erſteigen wollte, ſetzte ſie ſich nieder, um auszuruhen, und ſich mit etwas Milch zu laben. Da kam ein fürchterlicher Wolf den Berg herauf, und trug ein Schaf in dem Rachen. Er ſtand ſtill, und ſah Genovefen mit grimmigen, funkelnden Augen an. Genovefa erſchrak, daß ſie zitterte. Schnell beſann ſie ſich aber, ergriff den Aſt, der neben ihr lag, ſprang auf den Wolf zu, und verſetzte ihm aus allen ihren Kräften einen Schlag auf den Kopf, um das geraubte Schaf aus ſeinem Rachen zu erretten. Der Wolf ließ das Schaf fallen, purzelte betäubt, und unter und über ſich, eine Strecke weit den Berg hinunter, und lief heulend davon. Genovefa kniete neben dem Schafe nieder, goß ihm etwas Milch aus der Flaſche in den Mund, und verſuchte, ob es nicht mehr zum Leben zu bringen ſey. Allein es war ſchon ganz todt.

Der Anblick des armen Thieres erweckte in Genovefens Herzen mancherlei wehmüthige Empfindungen. „Du gutes Thier!“ ſagte ſie, „du biſt wohl aus jenen freundlichern Gegenden, wo ich zu Hauſe bin? Ach, ſchon lange hab' ich nichts mehr von daher geſehen und gehört! Vielleicht biſt du gar von den vielen Herden meines Gemahls — und von meinen Herden!“ — „Ach Gott!“ rief ſie jetzt laut aus, „ja, du biſt davon! Du trägſt da unſer Zeichen! Ach wenn du nur lebteſt und menſchliche Sprache verſtändeſt, daß ich dich fragen könnte: Iſt er, mein Gemahl, wohl zurück gekommen aus dem Kriege? Denkt er noch an ſeine Genovefa? Zürnt er noch über mich, oder hat er meine Unſchuld erkannt? Ach, er lebt im Ueberfluß, und ich ſchmachte hier in Mangel und Elend!“ —

Plötzlich hielt ſie jetzt inne; es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele: „Ich muß meiner lieben Heimath ſehr nahe ſeyn. Sonſt könnte dieſes Thier nicht hieher kommen. Wie wäre es, wenn ich mit meinem Kinde dahin zurückkehrte?“ Es regte ſich in ihrem Herzen die heißeſte Begierde nach ihrer Heimath, und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen. Sie beſann ſich lange. Endlich ſagte ſie: „Nein! ich will doch lieber da bleiben. Mich bindet ein ſchwerer Eid. Ich könnte freilich ſagen, daß ihn mir bloß die Todesangſt ausgepreßt habe. Allein es wäre doch nicht recht, ihn zu brechen. Und wer weiß, ob dieſes Wageſtück nicht vielleicht gar zwei wackern Männern, die mir das Leben ſchenkten, den Tod bringen würde? Nein, nein! ich bleibe hier, ſo lange es Gott will. Will Er mich aus dieſer Wildniß befreien, ſo wird Er ſchon einmal die Tritte eines mitleidigen Menſchen hieher lenken! Es iſt ja doch beſſer, alles Elend dulden, als ſein Gewiſſen verletzen!“ —

Sie ſuchte nun unten an dem Bache, der an dem Berge vorbei floß, eine ſcharfe Muſchel, und zog damit dem Schafe das dichte, wollige Fell aus. Hierauf wuſch ſie das Fell in dem klaren Bache rein von Staub und Blut, trocknete es an der Sonne, und kleidete ſich ſogleich darein. So kam ſie erſt ſpät am Abende wieder in dem Thälchen bei der Höhle an. Schmerzenreich kam ihr ſchon von weitem entgegen geſprungen, und rief: „O Mutter, kommſt du doch einmal! Ach mir war es ſo angſt um dich! Wo bliebſt du doch ſo lange?“ Allein plötzlich blieb er ſtehen, und ſtutzte. Das Pelzkleid und die einbrechende Dämmerung machten, daß er ſeine Mutter nicht ſogleich erkannte. Er wollte ſchon davon laufen, und ſich in der Höhle verbergen. Als er aber ihre freundliche Stimme hörte: „Fürchte dich nicht, liebes Kind, ich bin es!“ da kehrte er wieder um, und rief: „O Gottlob! So biſt du es doch! O wie ich mich freue! Aber ſage nur, was du da anhaſt? Du biſt ja jetzt beinahe eben ſo gekleidet, wie ich! Wie biſt du doch zu dem Kleide gekommen?“ Genovefa ſagte: „Der liebe Gott hat es mir geſchenkt!“ Und Schmerzenreich hüpfte vor Freuden und rief: „Ich hab' es dir ja geſagt, Gott werde dir ein neues wärmeres Kleid für den Winter ſchenken. Da ſiehſt du nun, liebe Mutter, daß ich Recht hatte!" Er fühlte das wollige Fell an, und ſagte: „Wie ſchön gekräuſelt es iſt, und wie ſchön weiß! Gerade wie die zarten weißen Wölklein am Frühlingshimmel. Ja, ja, man ſieht ſchon, daß es eine Himmelsgabe iſt." Sie gingen nun Beide in die Höhle, und Schmerzenreich brachte ihr eine Kürbißſchale voll Milch, und ein Binſenkörblein voll Früchte, und Genovefa mußte ihm nun ausführlich erzählen, wie ſie zu dem Wollenkleide gekommen ſey.

Der rauhe Winter ſchloß nun Genovefen und Schmerzenreich wieder in die Höhle ein. Nur an beſonders heitern Wintertagen gingen ſie ein wenig im Thälchen umher. „Sieh, lieber Sohn!" ſagte Genovefa dann, „auch im Winter erblicken wir die Freundlichkeit Gottes. Wie jetzt alles ſo lichthell, rein und weiß iſt! Alle Bäume und Geſträuche ſind über und über voll ſchimmernden Duftes, als ſtünden ſie alle in voller Blüthe. Sieh, wie der Schnee da, wo die Sonne darauf ſcheint, mit ſo wunderſchönen, roth und blau und grün ſchimmernden Funken beſtreut iſt! Obgleich alle Laubbäume entblättert ſind, ſo ließ Gott doch den immergrünen Tannen ihre Nadeln, damit die Thiere des Waldes darunter eine Zuflucht fänden. Die rauhen Wachholderſträuche tragen auch im Winter friſche, blaue Beeren, damit die Waldvögelein ihre Nahrung finden. Unſere Quelle gefriert nie, damit ſie trinken können; auch wachſen immer friſche, grüne Kräuter darin, mit denen ſich manches Thierlein erhält! So freundlich und gütig zeigt ſich Gott auch zur rauhen Jahrszeit.“

An recht kalten, ſtürmiſchen Tagen ſtreute Schmerzenreich allerlei geſammelte Samenkörnlein vor die Höhle hin. Da kamen dann die Finken, die muntern Kohlmeiſen, und die niedlichen kleinen Blaumeiſen bis vor den Eingang der Höhle geflogen, und pickten ſie auf. Schmerzenreich hatte im Sommer auf anrathen ſeiner Mutter auch einen kleinen Vorrath von Heu geſammelt, und ſtreute jetzt immer einiges davon vor der Höhle aus. Die hungrigen Rehe und Haſen wurden dadurch herbei gelockt, und die Häschen wurden zuletzt ſo zahm, daß ſie ihm das duftende Heu aus der Hand fraßen; und die Rehböcklein wurden ſo vertraut, daß ſie ihn mit ſich ſcherzen ließen, und mit ihm in die Wette ſprangen.

So hatten Genovefa und Schmerzenreich den Winter über manche Freuden. Genovefa hatte aber auch viele Leiden. Schmerzenreich ſchlief immer ſehr bald ein, und wachte die ganze Nacht hindurch auch nicht ein einziges Mal auf. Da ſaß ſie denn in der finſtern Höhle viele Stunden einſam und ſchlaflos da! „Ach,“ ſeufzte ſie oft, „wenn ich jetzt nur ein kleines Oellämpchen hätte, das dieſe finſtere Höhle freundlich erleuchtete — welche Wohlthat Gottes wäre dies! Und wenn ich dann erſt ein gutes Buch, oder Flachs und eine Spindel hätte, wie glücklich wollte ich mich ſchätzen! Die geringſte meiner Mägde, ja die ärmſten Mädchen in meiner Grafſchaft haben es jetzt beſſer als ich! Dieſe ſitzen jetzt in der warmen Stube, ſpinnen bei ihrem Oellichtlein, und unter frohen Geſprächen verſchwinden ihnen die Stunden!" Dann wandte ſie aber ihr Herz wieder zu Gott und ſagte: „O wie gut iſt es doch, wenn man Dich erkennt, lieber Gott! Ohne Dich hätte ich jetzt in dieſen traurigen Winternächten gar Niemand, mit dem ich reden könnte. Ohne Dich wäre ich in dieſer Höhle vor langer Weile und Troſtloſigkeit ſchon längſt geſtorben. Aber in jeder Lage des Lebens gewährſt Du uns reichlichen Troſt!"

Zwölftes Kapitel.

Genovefa wird in der Wildniß krank.

Wie den verfloſſenen Sommer und Winter, ſo brachte Genovefa mit ihrem lieben Schmerzenreich mehrere Sommer und Winter in der Wildniß zu, und hatte jetzt bereits den ſiebenten Winter erlebt. Die vorigen Winter waren nie ſehr kalt. Allein dieſer ſiebente Winter ihres Aufenthalts in der Wüſte war für ſie ſehr fürchterlich. Eine ungeheure Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die ſtärkſten Aeſte der Eichen und Buchen brachen unter ſeiner Laſt. Die Kälte war ſehr groß. So gut Genovefa den Eingang der Höhle gegen die tobenden, grimmig kalten Winde zu verwahren ſuchte, ſo drangen ſie doch herein, und trieben eine Menge Schnee in die Höhle. Alles Moos ihres Lagers ward davon durchnäßt und verkältet. Der Eingang der Höhle und die ſchützenden Tannenäſte waren immer weiß von Duft, und die Wände der Höhle, gleich gefrornen Fenſterſcheiben, mit Eis überzogen. Die natürliche Wärme der treuen Hirſchkuh war nicht mehr vermögend, die ſchreckliche Kälte in der Höhle hinreichend zu mildern. Draußen aber bellten die Füchſe vor Froſt, und zu Nacht hallte das Geheul der Wölfe fürchterlich durch die Wildniß hin.

Genovefa ſchloß ganze Nächte hindurch kein Auge vor Froſt. Schmerzenreich, der von Kindheit auf der rauhen Speiſen und harten Lebensart gewohnt war, befand ſich trotz der Kälte wohl. Aber Genovefa, die zarte, herzogliche Prinzeſſin, die in Zimmern erzogen wurde, deren Fußboden mit Teppichen belegt war, konnte es in dieſem kalten Felſengewölbe nicht mehr aushalten. Ihre Geſundheit erlag. „O,“ ſprach ſie oft weinend, „wenn ich nur ein einziges Fünklein Feuer hätte, — was wäre dies für ein Himmelsgeſchenk für mich! Ich könnte dann von den Tannenreiſern und dürren Aeſten, die es hier in Menge gibt, leicht eine Flamme aufſchüren, und mich wärmen. So aber werde ich noch in Mitte des Holzes erfrieren müſſen. Doch Herr, Dein Wille geſchehe!“ — Ihr holdes, freundliches Angeſicht ward ſehr verändert. Das ſanfte, blaſſe Roth ihrer Wangen verſchwand, und ſie ward todtenbleich. Ihre lieblichen Augen verloren ihren Glanz, und ſanken in die Augenhöhlen zurück. Sie ward ſehr hager, und recht ein Anblick des Jammers.

„O liebſte Mutter,“ ſagte Schmerzenreich mit Thränen in den Augen, „wie ſiehſt du doch aus! Ich kenne dich ja faſt nicht mehr. O Gott, o Gott! was iſt doch das!“

„Liebſtes Kind,“ ſprach Genovefa mit ſchwacher Stimme, „ich bin ſehr krank! Ich werde wohl ſterben!“

„Sterben?“ ſagte der Kleine. „Was iſt denn das? Davon habe ich ja in meinem Leben noch nichts gehört!“

„Ich werde einſchlafen,“ ſprach Genovefa, „und nicht mehr aufwachen. Nie mehr ſieht dann mein Auge die Sonne, und mein Ohr hört dann deine

Stimme nicht mehr. Dieſer Leib wird dann kalt und ſtarr am Boden ausgeſtreckt daliegen, und keinen Finger mehr bewegen können. Endlich vermodert er gar, und wird ganz zu Erde.“

Da fiel der Knabe ihr laut weinend um den Hals, und wiederholte immer nur die Worte: „O Mutter, Mutter ſtirb doch nicht! Ich bitte dich, ſtirb nicht!“

Genovefa ſagte: „Weine nicht, liebſtes Kind! Es ſteht nicht bei mir, ſo lange zu leben, als ich will. Gott will es nun einmal, daß ich ſterbe.“

„Gott?“ rief der Knabe ganz verwundert. „Aber du haſt mir ja immer geſagt, Gott ſey ſo gut. Wie kann Er denn nun wollen, daß du ſterbeſt? Sieh, ich könnte ja kein Vögelein umbringen — viel weniger dich!“

Genovefa antwortete: „Du haſt Recht, liebes Kind! Da du mich nicht umkommen laſſen oder gar tödten könnteſt; ſo kann Gott dieſes noch viel weniger. Er, der ewig lebt, gibt auch uns ewiges Leben. Doch muß ich dir dieſes erſt erklären. Weißt du noch, lieber Sohn, wie ich mein altes Kleid auszog und weglegte, weil es nichts mehr taugte, und mir Gott ein beſſeres ſchenkte? Sieh, ſo, wie ein Kleid, werde ich jetzt auch dieſen hinfälligen Leib ausziehen und weglegen. Er wird vermodern, wie jenes alte Gewand. Ich ſelbſt aber komme zu Gott, unſerm lieben Vater im Himmel. Der wird mich dann mit einem ſchönern, herrlichen Leibe bekleiden. O dort im Himmel — dort werde ich es gut haben. Dort werde ich nicht mehr vor Froſt zittern, und nicht mehr krank ſeyn. Dort weine und ſeufze ich ewig nicht mehr, und habe ſtatt des Leidens lauter Freude. Wie der Frühling ſchöner iſt als der Winter, ſo iſt der Himmel ſchöner als die Erde. Ja, der ſchönſte, heiterſte Frühlingstag iſt gegen die Schönheit und Heiterkeit des Himmels nur eine rauhe, dunkle Winternacht. Wer gut und fromm iſt, der kommt einmal dahin."

„Mutter," ſagte Schmerzenreich, „ich will mit dir! Ich mag nicht allein unter den Thieren der Wildniß hier bleiben. Denn die antworten mir nicht, wenn ich mit ihnen rede. Ich will auch ſterben, und dieſes Kleid von Fleiſch auch ausziehen."

„Nein, lieber Sohn!" ſagte Genovefa. „Du mußt noch länger auf Erde bleiben. Einſtens aber kommſt du, wenn du anders fromm leben wirſt, gewiß zu mir in den Himmel. Denn du mußt auch einmal ſterben. — Jetzt aber höre, was ich dir weiter ſagen werde! Wenn ich nichts mehr rede, wenn mein Athem ſtill ſteht, wenn mein Auge erloſchen, mein Mund erblaßt, meine Hand ſtarr und kalt ſeyn wird: ſo bleibe noch einige Tage hier. Dann, wenn du gewiß weißt, daß ich todt bin, indem dann der widrige Verweſungsgeruch dieſe Höhle erfüllen wird; ſo gehe aus dieſer Wildniß fort — immer geradezu dahin, wo jetzt die Sonne aufgeht. Da wirſt du nach einem oder zwei Tagen an das Ende dieſes wilden Waldes kommen, und eine große, ſchöne Ebene vor dir ſehen, in der viele tauſend Menſchen wohnen.“ —

„Viele tauſend Menſchen!“ rief Schmerzenreich voll Erſtaunen. „Ach, ich glaubte immer, wir Zwei ſeyen allein auf der Welt. Aber warum haſt du mir denn von dieſen Menſchen bisher noch nichts geſagt? O wenn du nur gehen könnteſt, da gingen wir ſogleich zu ihnen!“

„Ach, mein Kind!“ ſagte Genovefa. „Dieſe Menſchen haben uns eben in dieſe Wildniß zu den Thieren des Waldes hinaus geſtoßen! Sie wollten dich und mich umbringen.“

„So mag ich nicht zu ihnen!“ ſagte der Knabe. „Ich habe gemeint, ſie ſeyen ſo gut wie du, Mutter. Aber müſſen dieſe Menſchen denn auch ſterben?“

„Freilich!“ ſagte Genovefa. „Alle Menſchen müſſen ſterben.“

„O ſo werden ſie das nicht wiſſen, wie ich es bisher nicht wußte!“ ſagte Schmerzenreich. „Ja, nun will ich zu ihnen, und wills ihnen ſagen. Menſchen, will ich ihnen zurufen, ihr müßt alle ſterben! Beſſert euch, ſonſt kommt ihr nicht in den Himmel! — Wenn ſie es mir nur glauben!“

„O Kind,“ ſagte Genovefa, „ſie wiſſen längſt, daß ſie ſterben müſſen. Aber deßhalb beſſern ſie ſich doch nicht. Sie leben im Ueberfluſſe. Die Erde bringt ihnen die allerſchönſten Früchte hervor, dergleichen man in der Wildniß gar keine ſieht. Sie haben die beſten Speiſen und Getränke. Sie tragen Kleider von allen Farben der Blumen, die bei den Vornehmen oft noch mit ſo koſtbaren Dingen geziert ſind, die gleich den Sternen funkeln. Sie wohnen nicht in ſolchen dunkeln Höhlen, wie die unſrige iſt; ihre Wohnungen ſind ſo prächtig, daß ich ſie dir gar nicht beſchreiben kann. Im Winter haben ſie in ihren Wohnungen gleichſam eine zweite Sonne — das Feuer, das du noch gar nicht kenneſt. Dieſes verbreitet eine ſo liebliche Wärme darin, wie die Sonne im Frühlinge und Sommer, und macht die dunkelſte Nacht beinahe ſo helle, als wäre es Tag. Die meiſten aber danken Gott nicht einmal für alle dieſe Wohlthaten, und mögen kaum an Ihn denken; ſie haſſen, plagen und quälen einander oft, ſo arg ſie nur können. Alle Tage faſt ſterben einige aus ihrer Mitte hinweg. Aber die andern kehren ſich gar nicht daran, und leben ſo fort, als wenn ſie ewig auf dieſer Erde zu leben hätten.“

„Nun mag ich gar nicht zu ihnen!“ ſagte Schmerzenreich. „Da ſind ja dieſe Menſchen nicht nur ſo böſe, wie der Wolf, ſondern auch noch dümmer als unſere Hirſchkuh da, die von Allem, was wir reden, nichts verſteht. Ich verlange nichts von den koſtbaren Sachen und guten Speiſen dieſer Menſchen, und will lieber unter den Thieren wohnen. Die leben, den Wolf und Fuchs ausgenommen, doch friedlich unter einander, und nähren ſich ruhig von Gras und Kräutern. Ich bleibe bei unſrer Hirſchkuh, und gehe nicht zu den Menſchen.“

„Du mußt dennoch zu ihnen, liebes Kind!“ ſagte Genovefa. „Sie werden dir nichts zu Leid thun. Höre nur weiter! Ich habe dir bisher nur von deinem Vater im Himmel geſagt. Nun muß ich dir aber noch ſagen, daß du auch einen Vater auf Erde haſt, wie du eine Mutter auf Erde haſt!“

„Einen Vater auf Erde,“ ſagte der Knabe freudig, „den ich ſo, wie dich ſehen, und ſo, wie ich jetzt dich, bei der Hand nehmen kann, der uns nicht unſichtbar iſt, wie der Vater im Himmel?“

„Ja, liebes Kind,“ ſagte die Mutter, „du wirſt ihn ſehen und mit ihm reden!“

„Ihn ſehen und, mit ihm reden!“ rief der Knabe, und ſeine Augen funkelten von Freundlichkeit. „Aber,“ fuhr er bedenklich fort, „warum kommt er denn nicht zu uns, und warum läßt er uns ſo allein in der Wildniß? Er wird doch nicht auch einer von den böſen Menſchen ſeyn?“

„Nein, liebes Kind!“ ſagte Genovefa. „Er iſt ein guter Menſch. Er weiß es nicht, daß wir hier in der Wüſte ſind. Er weiß es nicht einmal, daß wir noch leben. Er meint, wir ſeyen Beide umgebracht worden. Er meint, ich ſey die gottloſeſte Mutter, die es nur auf Erde geben kann. Die Menſchen logen ihm das ſo vor.“

„Was iſt denn das, ſie logen?“ unterbrach ſie der Kleine. „Das verſteh ich nicht.“

„Das iſt,“ ſprach die Mutter, „wenn man anders redet, als man denkt. Die Menſchen ſagen zum Beiſpiele zu einander, daß ſie einander recht lieb haben, wenn ſie gleich einander nicht ausſtehen mögen. Das heißt man denn lügen.“

„Ja, kann man denn das?“ ſagte der Kleine. „Das wäre mir nie eingefallen. O die Menſchen, die Menſchen,“ rief er und ſchüttelte das lockige Köpfchen, — „ſind doch ſeltſame Geſchöpfe!“

„Nun,“ ſprach Genovefa, „dein Vater wurde auch ſo belogen.“ Sie erzählte dem Knaben hierauf von ihrer Geſchichte, was er verſtehen konnte, zeigte ihm einen goldenen Ring, den ſie bisher in einer kleinen Felſenſpalte aufbewahrt hatte, und ſprach: „Sieh, dieſen Ring hier habe ich von deinem Vater bekommen.“

„Von meinem Vater!“ rief Schmerzenreich freudig. „O ſo laß mich den Ring doch recht betrachten. Von meinem Vater im Himmel habe ich ſchon viele ſchöne Sachen geſehen — Sonne und Mond, Sterne und Blumen; aber von meinem Vater auf Erde hab' ich armes Kind in meinem Leben noch nichts geſehen!“

Genovefa gab ihm den Ring. „O der iſt ſchön,“ ſagte Schmerzenreich. „Hat mein Vater mehr ſolche ſchöne Sachen, und ſchenkt er mir auch etwas davon?“

„Wohl, liebes Kind!“ ſagte Genovefa, und ſteckte den Ring an den Finger. „Wann ich todt ſeyn werde, dann nimm dieſen Ring von meinem Finger. Denn eher will ich ihn nicht mehr ablegen, ſondern ihn bis in den Tod hier aufbewahren; ſo wie ich deinem Vater Liebe und Treue auch bis in den Tod bewahrte. O gewiß! meine Liebe zu ihm war rein, wie das Gold an dieſem Ringe, und meine Treue iſt ewig, wie dieſer runde Kreis des Ringes, an dem man kein Ende findet, und der deßhalb ein Sinnbild der Ewigkeit iſt!“

„Wenn du nun zu den Menſchen kommen wirſt,“ ſprach ſie weiter, „ſo frage nach dem Grafen Siegfried. Denn ſo heißt dein Vater. Bitte die Menſchen, dich zu ihm zu führen; ſage aber keinem, wer du ſeyeſt, woher du kommeſt, oder warum du zu dem Grafen molleſt. Auch den Ring laß bei Leibe Niemanden ſehen. Wenn du dann vor dem Grafen, deinem Vater, ſtehen wirſt, ſo gib ihm den Ring, und ſage zu ihm: „Vater! dieſen Ring ſchickt dir Genovefa, meine Mutter, zum

Zeichen, daß ich dein Sohn ſey. Vor einigen Tagen iſt ſie geſtorben. Sie grüßt dich noch einmal, und läßt dir durch mich ſagen, daß ſie unſchuldig war, und daß ſie dir verzeihe. Im Himmel hofft ſie dich wieder zu ſehen, da es auf dieſer Welt nun einmal nicht mehr hat ſeyn können. Du ſollſt fromm leben, getroſt ſeyn, nicht um ſie weinen, und für mich ſorgen!" Vergiß mir nur das nicht, liebes Kind, ich ſey unſchuldig und ihm treu! Das hätte ich im Tode noch bezeugt, und darauf ſey ich geſtorben! Sag' ihm das doch recht gewiß! Sag' ihm auch, daß ich ihn in der Stunde des Todes noch ſo lieb hatte, wie ich dich liebe! Erzähle ihm, wie ich hier lebte und ſtarb! Bitte ihn auch, meinen entſeelten Leichnam aus dieſer Höhle hier abholen, und in die Gruft ſeiner Voreltern begraben zu laſſen. Denn ich war ihrer nicht unwerth, obwohl mich die Menſchen für eine Verbrecherin und für ehrlos halten."

„Und dann muß ich dir noch Eines ſagen, das du noch nicht weißt. Wie du einen Vater und eine Mutter auf Erden haſt, ſo habe ich auch Vater und Mutter. Ach Gott! Ich weiß aber nicht, ob ſie den Jammer, den ich ihnen ohne mein Verſchulden verurſachte, überlebt haben, oder nicht. Wenn ſie aber noch am Leben ſind — o ſo bitte deinen Vater, dich ſogleich zu ihnen zu bringen! Sie werden, wenn ſie dich, ihren lieben Enkel, erblicken, eine große Freude haben, und über dieſer Freude all das Elend von ſieben langen Jahren vergeſſen. Denn ach,“ fuhr ſie fort, und brach in einen Strom von Thränen aus, „du, mein guter Vater, haſt gewiß recht um mich getrauert! Und du, meine liebe Mutter! du haſt gewiß um deine Genovefa viel geweint! Ach meine liebſten Eltern! Euer Angeſicht hätte ich doch noch einmal ſehen mögen, bevor ich ſterbe. O, wenn ihr wüßtet, daß ich noch lebe, und hier ſey, ihr würdet ſogleich zu mir eilen, mich noch einmal zu ſehen! Aber ach! ihr meinet, mein Leichnam ſey in irgend einem abgelegenen Orte der Wildniß ſchon lange verweſen. Doch, wir werden uns im Himmel wieder ſehen! O was iſt es doch Seliges um die Hoffnung des Himmels, und des Wiederſehens im Himmel! Ohne dieſen Troſt wäre der Jammer auf Erde doch zu groß, und wir armen Menſchen müßten verzweifeln! — Du weineſt, liebes Kind! Vergieb, daß ich dir das Herz ſo ſchwer machte. Sieh, obgleich du jetzt deine Mutter verliereſt, ſo wird dir Gott ja ſtatt meiner einen guten Vater ſchenken! Weine daher nicht, liebes Kind! Dein Vater wird ſich unbeſchreiblich freuen, dich, ſein liebes Kind, das er nie ſah, noch am Leben zu ſehen! Er wird dich küſſen, dich auf ſeine Arme und auf ſeinen Schooß nehmen, dich an ſein Herz drücken, dich ſeinen Sohn nennen, und dich Vieles von mir fragen, und vor Leid und Freude weinen! Er wird dich ſo lieb haben, als ich dich, und dir mehr Gutes erweiſen, als ich, deine arme Mutter, dir erweiſen konnte!“

Genovefa konnte vor Weinen nicht mehr weiter reden, legte ihr Haupt auf ihr Lager von Moos, und konnte lange Zeit vor Schwäche kein Wort mehr vorbringen.

Dreizehntes Kapitel.

Genovefa bereitet ſich zum Tode.

Die ſchreckliche Kälte des Winters ließ nach, und es wehte wieder eine laue, milde Luft. Die Sonne ſchien des Mittags wieder hell und freundlich in die Höhle herein, und ihre holden Strahlen waren ſchon merklich warm. Der Duft am Eingange, und das Eis an den Wänden der Höhle ſchmolzen, und rannen in großen Tropfen herab. Mit Genovefas Krankheit wurde es aber täglich ſchlimmer. Sie ſah nichts vor Augen, als den nahen Tod, und bereitete ſich zum Sterben.

„Ach,“ ſprach ſie, „mir iſt zwar der Troſt verſagt, einen Prieſter an meinem Sterbelager zu ſehen, der mir Muth einſpräche, und mir das Brod des Lebens reichte, zur Stärkung auf die große Reiſe in die Ewigkeit! Aber Du, o Herr, Du ewiger Hoherprieſter, biſt ja ſelbſt bei mir! Du biſt Allen nahe, die in Noth und Trübſal ſind, und ihre Zuflucht zu Dir nehmen. Jedes Menſchenherz, das da leidet und ſich nach Dir ſehnt, willſt Du heimſuchen und erquicken! Du ſagſt es ja ſelbſt: Siehe, Ich ſtehe vor der Thür und klopfe an! So Jemand meine Stimme hören wird, und Mir die Thür aufthut, zu dem will Ich eingehen, und Abendmahl mit ihm halten, und er mit Mir.“ So ſprach ſie, und betete dann lange ſtille mit feſtgefalteten Händen und niedergeſenkten Augen.

Schmerzenreich ſaß den ganzen Tag und viele Stunden der Nacht neben ihr, und der gute Knabe mochte nicht mehr eſſen, noch trinken. Er that ihr Alles, was er ihr an den Augen anſehen konnte, und pflegte ihrer mit der kindlichſten Liebe. Er nahm ſeine beiden Händchen voll Moos, und trocknete, ſo weit ſeine kleinen Aermchen hinaufreichten, die naſſen Wände der Höhle ab, damit das Waſſer nicht auf ſeine kranke Mutter herab tröpfelte. Er ſammelte an den Felſen und den Bäumen trockenes Moos, um ihr anſtatt des feuchten Lagers ein beſſeres zu bereiten. Bald holte er ihr eine Kürbißſchaale voll friſches Waſſer von der Quelle, und ſagte: „Willſt du nicht trinken, liebſte Mutter! Es iſt dir ja ſo heiß, und deine Lippen ſind ganz trocken.“ Bald brachte er ihr eine Kürbißſchaale voll lauer Milch, und ſagte: „Trink doch, liebſte Mutter! Sie iſt recht gut, und wird dir wohl bekommen.“ Dann fiel er ihr wieder weinend um den Hals und ſagte ſchluchzend: „O Mutter! Liebſte Mutter! O wenn ich nur ſtatt deiner krank ſeyn, oder für dich ſterben könnte!“

Eines Morgens hatte ſie ein Paar Stunden recht ſanft und ſüß geſchlummert. Sie erwachte um vieles heiterer und geſtärkter. Das kleine, hölzerne Kreuz, das ſie von der Wand herabgenommen, und während ihrer Krankheit öfter in der Hand hielt, war ihr im Schlafe entfallen. Sie ſuchte es, und Schmerzenreich, der ſogleich merkte, was ſie wollte, gab es ihr wieder in die Hand. „Aber, liebe Mutter,“ fing er darauf an, „warum haſt du doch immer dieſes Holz in der Hand?“

„Liebes Kind,“ ſprach ſie, „ich glaubte länger zu leben, ſonſt hätte ich dir dieſes ſchon früher geſagt. Allein ich ſehe jetzt wohl, daß man nichts Gutes aufſchieben ſoll. — Ich habe dir zwar ſchon davon erzählt, daß der Vater im Himmel auch einen Sohn habe, der Ihm in Allem gleiche. Aber, was dieſer Sein Sohn Alles für uns gethan habe, konnte ich dir noch nicht wohl erzählen. Du würdeſt gar vieles nicht verſtanden haben, weil du bisher, von der ganzen Welt entfernt, in der Wildniß aufgewachſen biſt. Jetzt, da du einmal weißt, daß es mehrere Menſchen auf Erde gebe, und wie dieſe Menſchen beſchaffen ſeyen; da du gehört haſt und es zum Theil ſchon an mir ſehen kannſt, was Sterben ſey — will ich verſuchen, dir das Wichtigſte von der Geſchichte des Sohnes Gottes klar zu machen. Alsdann wirſt du auch einſehen, was das Holz hier in meiner Hand für eine Bedeutung habe. So höre denn, was ich dir nun erzählen werde, aufmerkſam an, und nimm die Worte deiner Mutter wohl zu Herzen!“

„Sieh! den lieben Vater im Himmel jammerte es, daß die Menſchen ſo gar böſe und deßhalb ſo elend ſind, und daß ſie einſt nicht in den Himmel kommen könnten. Da ſchickte Er denn Seinen lieben Sohn zu ihnen von dem Himmel herab. Der ſollte ſich ihrer annehmen, daß ſie ſich doch beſſern möchten! Sein heiliger Name iſt Jeſus Chriſtus.“

„Dieſer Sein lieber Sohn war ſo mächtig und liebreich, wie Sein Vater ſelbſt. Als Er noch ein Kind war, noch viel kleiner als du, da war Er mit ſeiner lieben Mutter auch in einer ſolchen Höhle, die der Aufenthalt der Thiere war, wie dieſe hier. Als Er erwachſen, und wohl etwas größer als ich war, lebte Er auch einige Zeit in einer Wildniß, die noch viel ſchrecklicher war, als dieſe hier. Er betete da beſtändig, damit das, was Er den Menſchen ſagen und zu ihrem Heile thun wollte, doch nicht vergebens ſeyn möchte!“

„Darauf ging Er zu den Menſchen hin, und erzählte ihnen, daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geſchickt habe; daß dieſer himmliſche Vater ſo gut ſey und ſie ſo lieb habe, und daß alle Menſchen Kinder dieſes guten Vaters ſeyen; Er ermahnte ſie, daß ſie deßhalb auch recht gut ſeyn, und dieſen guten Vater und einander recht lieb haben ſollen. Wer Ihm, dem Sohne Gottes, Gehör gebe, ſagte Er, und ſich beſſere, der komme einſt auch in den Himmel, und werde dort viele, viele Freuden haben. Wer Ihm aber kein Gehör gebe, und Ihm nicht folge, der komme einmal nicht in den Himmel, ſondern an einen ſehr fürchterlichen Ort.“

„Allein die Menſchen wollten es dem Sohne Gottes nicht glauben, daß Er der Sohn des Vaters im Himmel ſey, und daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geſchickt habe. Da zeigte Er ihnen augenſcheinlich, daß Er ſo mächtig ſey, wie Sein Vater.“

„Eine Mutter, wie ich, nur etwas älter, war zum Beiſpiele einmal ſo krank, wie ich, und hatte ein eben ſo böſes Fieber. Kein Menſch konnte ihr helfen. Er aber nahm ſie nur ſo bei der Hand — wie ich dich jetzt bei der Hand nehme — und den Augenblick war ſie wieder geſund, und ſah wieder ſo geſund und blühend aus, wie zuvor.“

„Ein anders Mal war ein Sohn, etwas größer, als du, gar geſtorben. Er war der einzige Sohn ſeiner Mutter, wie du mein einziger Sohn biſt. Blaß und ſtarr lag er da, und man wollte ihn ſchon in die Erde vergraben. O, wie da die Mutter um ihn weinte, das kannſt du dir denken! Aber der Sohn Gottes ſagte freundlich zu der Mutter: „Weine nicht!“ Und zu dem Todten ſagte Er: „Steh auf!“ — und da ward er gleich wieder lebendig, und ſtand auf. Und der Sohn Gottes führte ihn nun zu der erſtaunten Mutter hin, und ſie freute ſich unbeſchreiblich.“

„Allein die Menſchen glaubten es Ihm doch nicht, daß Er der Sohn Gottes ſey, und daß der Vater im Himmel Ihn in die Welt geſchickt habe. Sie konnten es nicht leiden, daß Er immer ſagte, ſie ſeyen böſe, und ſie ſollten gut werden. Da machten ſie denn ein großes Holz zuſammen, gerade ſo, wie das kleine, das ich hier in der Hand habe. Man nennt es ein Kreuz! Dann bohrten ſie Nägel — die ungefähr den Dornen gleichen, aber viel größer und härter ſind — durch ſeine Hände und Füße, und hefteten Ihn ſo mit ausgeſtreckten Armen an das Kreuz. Da lief das Blut aus den Wunden, und Er mußte ſterben. Sie aber lachten noch dazu über Ihn, und ſpotteten Ihn nur aus. Und doch hatte Er keinem Menſchen ein Leid gethan, und es mit allen ſo gut gemeint, und allen geholfen, die ſich von Ihm wollten helfen laſſen!“

„O die böſen, böſen, abſcheulichen Menſchen!“ rief Schmerzenreich. „Aber litt denn das der Vater im Himmel, und ſchlug Er nicht mit ſeinen Blitzen darein? Ich an ſeiner Stelle hätte alle todt geſchlagen!“

„Liebes Kind,“ ſagte die Mutter, „der Sohn Gottes betete für ſie zu dem Vater. Vater! ſprach Er, verzeih es ihnen! Sie wiſſen nicht, was ſie thun! Ja aus lauter Liebe hat Er ſogar auch für dieſe böſen Menſchen, ſo wie für uns alle ſein Leben dahingegeben. Er ſtarb, um alle Menſchen ſelig zu machen. Wenn Er uns nicht ſo bis in den Tod geliebt hätte, ſo könnte kein Menſch auf Erden zur Seligkeit des Himmels gelangen — du und ich auch nicht. Auch aus Liebe zu uns Beiden erblaßte und ſtarb Er am Kreuz!“

Der gute Knabe ſaß unbeweglich da, und horchte hoch auf, und die hellen Thränen liefen ihm über ſeine rothen Wangen herab. Denn da er dieſes Alles das erſte Mal hörte, ſo machte es einen deſto tiefern Eindruck auf ihn, und rührte ihn unbeſchreiblich. „O der gute, gute Gottesſohn!“ ſagte er, und wiſchte ſich mit dem Rehfellchen, das er anhatte, die Thränen ab. „Iſt Er aber jetzt auch in dem Himmel?“

„Ja, liebes Kind!“ ſagte die Mutter. „Er wurde vom Kreuze herab genommen, und lag nun wohl todt auf der Erde da. Man legte Ihn in eine Felſenhöhle, die ungefähr dieſer hier glich, die wir bewohnen, und wälzte ein großes Felſenſtück vor den Eingang der Höhle. Aber denk nur, ehe drei Tage vergingen, da kam er wieder lebend aus der Höhle hervor. Einige wenige Menſchen waren doch nicht ſo böſe, wie die übrigen. Sie hatten Ihm Gehör gegeben, und ſich gebeſſert. Dieſe hatten Ihn ſehr lieb gehabt, und viel über Seinen Tod geweint. Zu dieſen ging Er nun hin. O, da hatten ſie eine große Freude, als ſie Ihn wieder ſahen! Er ſagte ihnen aber, daß Er nun wieder zu Seinem Vater heimgehe in den Himmel. Alle waren darüber ſehr traurig. Allein Er ſagte: Weinet nicht, und laßt euch das Herz nicht ſchwer werden! Seht, droben, wo mein Vater wohnt, da iſt Raum genug für euch. Ich gehe jetzt nur hin, und bereite euch indeſſen einen Platz. Thut nur, was Ich euch geſagt habe, dann kommt ihr einſt alle auch dahin, wo Ich bin. Ich werde euch wieder ſehen, und dann wird eure Freude vollkommen ſeyn, und Niemand wird ſie euch mehr nehmen können. Aber auch auf Erde noch werde Ich — ob ihr Mich gleich nicht ſehen werdet — dennoch unſichtbar immer nahe bei euch ſeyn, bis an das Ende der Welt. Er ſegnete ſie nun noch, und ſchwebte dann vor ihren Augen immer höher und höher zum Himmel hinauf, bis Ihn endlich eine goldene Wolke ihren Blicken verbarg."

„O, das muß ſchön geweſen ſeyn!“ ſagte der Knabe. „Aber weiß Er jetzt auch noch etwas um uns? Weiß Er, daß wir hier in dieſer Wildniß leben, und werden wir Ihn im Himmel einſt ſehen?“

„Freilich!“ ſagte die Mutter. „Er ſieht uns überall, und wo wir nur ſind, da iſt Er bei uns. Er liebt uns, und gibt uns gute Gedanken in das Herz, und hilft uns dazu, daß wir ganz gut werden, und einmal in den Himmel kommen können. Denn ſieh, liebes Kind! Du biſt nun wohl ein guter Knabe, und haſt mir ſchon viele Freude gemacht. Aber recht und ganz gut biſt du doch noch lange nicht. Das kannſt du, wenn du nur ein wenig Acht geben willſt, alle Augenblicke an dir merken. Sieh, du hätteſt wohl nicht ſo für die Menſchen gebetet, wie der Sohn Gottes, wenn ſie dich umgebracht hätten. Du haſt ja den Augenblick erſt geſagt: Du würdeſt alle todt geſchlagen haben, wenn du nur die Macht dazu gehabt hätteſt. Da ſiehſt du nun ſchon, daß du noch lange nicht ſo gut und ſo liebevoll biſt, wie der Sohn Gottes. Und ſo gut und ſo liebevoll, wie Er, müſſen wir werden, wenn wir Seinem himmliſchen Vater und Ihm wohlgefallen, und einſt in den Himmel kommen wollen. Und eben dazu, daß wir ſo gut und ſo liebevoll werden, wie Er, will uns der Sohn Gottes helfen! Deßwegen kam Er in die Welt, und ſtarb für uns am Kreuze.“

„Und nun, lieber Schmerzenreich, begreifſt du wohl, warum ich dieſes kleine Kreuz hier immer in der Hand halte. Es erinnert uns ja an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze litt und ſtarb! Es ermahnt uns, daß auch wir durch Leiden und Sterben — was man deßhalb auch ein Kreuz nennt — in den Himmel kommen müſſen. Und deßhalb iſt mir dieſes einfache Zeichen ſo lieb und werth!“

„Ach, liebſtes Kind!“ fuhr ſie fort, und blickte ihn mit weinenden Augen an. „Ich habe nichts, das ich dir zum Andenken geben könnte, als dieſes arme Holz. Aber wenn ich nun todt ſeyn werde, ſo nimm du es aus meinen kalten, erſtarrten Händen, und bewahre es wohl auf. Schäme dich nicht, lieber Sohn, wenn du einſt groß und reich ſeyn wirſt, dies arme Andenken deiner Mutter an dem beſten Orte deiner künftigen prächtigen Wohnung aufzuſtellen! Denke, ſo oft du es erblickeſt, an Denjenigen, der einſt aus Liebe zu dir an einem Kreuze ſtarb — und gedenke dann auch an deine Mutter, die mit dieſem Kreuze in der Hand jetzt ſtirbt! Nimm dir dann allemal vor, fromm und gut zu ſeyn, rein und ſchuldlos zu leben, die Menſchen zu lieben, ihnen Gutes zu thun, und ſelbſt das Leben für ſie zu geben, wenn ihnen damit gedient iſt — und ſollteſt du auch vorausſehen, daß ſie dir nicht einmal dafür danken werden! O dann, wenn du beim Anblick dieſes Kreuzes dir dies Alles nicht nur vornimmſt, ſondern es auch thuſt — dann iſt dieſes arme Erbtheil, das deine Mutter dir hinterläßt, mehr werth, als die große, reiche Erbſchaft, die du von deinem Vater zu erwarten haſt!“

Von dem längern Reden war Genovefa ſo ſchwach geworden, daß ſie nun wieder lange ruhen und ſchweigen mußte.

„Ach!“ fing ſie nach einer Zeit wieder an, „wenn du nur glücklich zu deinem Vater kommſt! Denn der Weg dahin, durch die ſchauerliche Wüſte, durch den dicken, undurchdringlichen Wald, über ſteile Felſen und tiefe Abgründe, iſt für dich armes, ſchwaches Kind freilich hart und rauh, ſehr weit und höchſt gefährlich! Aber Gott wird dir ſchon durchhelfen, daß du bei deinem Vater, den Er dir hier auf Erden gab, glücklich ankommeſt — wie Er ja uns allen durch die weit gefahrvollere Wüſte der Welt durchhelfen muß, damit wir einſt bei Ihm, dem wahren und einzigen Vater unſer Aller, unſerm Vater im Himmel, glücklich anlangen, und Sein Angeſicht ſehen! — Vergiß auch nicht, ein Paar Kürbißflaſchen voll Milch mitzunehmen, damit du unter Weg's nicht verſchmachteſt. Nimm auch den Baumaſt dort zu dir, dich gegen wilde

Thiere zu vertheidigen. Ach, armes Kind! Du biſt freilich ſchwach. Allein Gott, unter deſſen Schutze ich, als ein ſchwaches Weib, den grimmigen Wolf beſiegte, wird auch dein Schutz gegen wilde Thiere ſeyn. Wer auf Gott vertraut, der wandelt kühn über Schlangen und Nattern, und zertritt Löwen und Drachen unter ſich.“

Als die Abenddämmerung anbrach, nahm ihre Schwäche ſehr überhand. Sie athmete ſo hart, daß ihr der heiße Schweiß ausbrach. Da faßte ſie alle ihre Kräfte zuſammen, ſetzte ſich auf ihrem Lager von Moos auf, blickte den Knaben, der neben ihr ſaß, ernſt und wehmüthig an, und ſagte mit einer ſeltſam bewegten, feierlichen Stimme, über die der Knabe erſchrak: „Schmerzenreich! Knie nieder, daß ich dich noch ſegne, wie meine Mutter mich auch noch geſegnet hat, ehe ich von ihr ſchied! Ich glaube, mein Ende iſt nicht mehr ferne!“ Der arme Knabe kniete ſchluchzend nieder, neigte ſein wehmüthiges Geſichtchen gegen die Erde, und hob die kleinen zitternden Händchen andächtig empor. Genovefa legte ihre Hand auf ſein lockiges Haupt, und ſagte tiefgerührt und mit großer Andacht: „Gott ſegne dich, mein Sohn, und Jeſus Chriſtus ſey mit dir, und Sein Geiſt leite und regiere dich, damit du ein guter Menſch werdeſt, und nie — nie etwas Böſes thueſt, und ich dich im Himmel dereinſt wieder ſehen möge!“ Sie bezeichnete ihm nun noch Stirne, Mund und Bruſt mit dem Kreuze, und ſchlang den Arm um ihn, und küßte ihn, und ſagte noch einmal: „O Schmerzenreich! Wenn du jetzt zu den Menſchen kommeſt, und ihre böſen Beiſpiele ſieheſt, ſo werde mir doch kein böſer Menſch! Und wenn du einſt in Glanz und Reichthum leben wirſt, ſo vergiß deiner armen Mutter nicht! Ach, wenn du dieſer meiner Liebe zu dir — und dieſer meiner Mutterthränen — und meiner letzten Worte — der Worte deiner ſterbenden Mutter! — je vergeſſen, und böſe werden könnteſt: o ſo würdeſt du in jener Welt ewig von mir getrennt werden! O Schmerzenreich, bleibe gut!“ — —

Sie konnte nicht mehr weiter reden — ſank zurück auf ihr Krankenlager — ſchloß die Augen — und Schmerzenreich wußte nicht, ob ſie nur ſchlummere oder wirklich todt ſey! — Er kniete weinend und ſchluchzend neben ihr, und betete immer: „O Gott, laß ſie nicht ſterben! O Jeſus Chriſtus, wecke Du ſie wieder auf!“ — —

Vierzehntes Kapitel.

Des Grafen Siegfrieds Trauer um ſeine Gemahlin Genovefa.

Graf Siegfried lag damals, als er auf Golos Anklage, in der erſten Aufwallung des Zornes, das unglückliche Todesurtheil über Genovefa unterzeichnete, in ſeinem Kriegszelte an einer empfangenen Wunde krank danieder. Sein alter Kriegsgefährte und Stallmeiſter, Namens Wolf, war eben viele Meilen weit vom Lager entfernt, und hielt mit ſeinen Reitern einen engen Gebirgspaß beſetzt. Als Wolf abgelöst wurde, zurückkam, und in das Zelt des Grafen hineintrat, um ſich nach dem Befinden ſeines Herrn zu erkundigen, da erzählte ihm der Graf ſogleich Alles, was indeß vorgegangen war. Der alte, ehrliche Diener erſchrak, daß er erblaßte. „O lieber Herr,“ ſagte er, „was habt Ihr gethan? Eure Gemahlin iſt gewiß unſchuldig. Dafür verpfände ich meinen alten, grauen Kopf. Glaubt mir, eine ſo fromme Seele, eine ſo gut erzogene Tochter wird nicht ſo bald ſchlimm. Aber Euer Golo iſt ein nichtswürdiger Schurke. Haltet einem alten Diener dies Wort zu gut. Ich weiß wohl, daß er durch ſein beſtändiges Schmeicheln ſich tief in Euer Herz eingeſchlichen hat. Aber glaubt mir: Wer Euch immer lobt, und Euch zu Allem Recht gibt, der iſt Euer Feind. Er verachtet Euch im Grunde, und ſucht nur ſeinen eigenen Vortheil. Wer Euch aber die Wahrheit auch dann ſagt, wenn Ihr ſie nicht gerne hört, der iſt Euer Freund. Gebt mir daher Gehör, lieber Herr, und nehmt Euer übereiltes Urtheil auf der Stelle zurück! — Gott im Himmel, wie weit iſt es mit meinem guten Herrn gekommen! Den geringſten Eurer Unterthanen zu verurtheilen, ohne ihn verhört zu haben, würdet Ihr für das größte Verbrechen halten — und jetzt habt Ihr ſogar Eure gute, fromme Gemahlin ohne alles Verhör verurtheilt! O werdet Eurem unſeligen, ſchnellen Zorn doch einmal Meiſter! Ihr habt ihn noch allemal zu bereuen gehabt; dieſes Mal aber — ich fürchte, ich fürchte! — hat er ein großes Unglück angerichtet."

Der Graf geſtand, daß er ſich übereilt habe, zweifelte aber immer noch, wer der ſchuldige Theil ſey, ſeine Gemahlin Genovefa, oder ſein Liebling Golo. Denn Golos Brief war ein ſolches ſchlauerſonnenes Gewebe von Lügen, und der Bote, den Golo zu dieſer Botſchaft ausgeſucht hatte, war ein ſolcher ausgelernter Betrüger, und wußte Alles mit einem ſolchen Anſchein von Ehrlichkeit zu beſtätigen, daß der eiferſüchtige Graf ganz verblendet wurde. Indeß ſchickte er nunmehr auf der Stelle einen zweiten Boten an Golo ab, mit dem Befehle, ſeine Gemahlin Genoveſa bis zu ſeiner Zurückkunft auf ihrem Zimmer zu verwahren, ihr aber durchaus kein Leid zuzufügen, und ihr nicht das Geringſte abgehen zu laſſen. Er gab dem Boten ſein beſtes Pferd, und gebot ihm mit dem größten Nachdrucke, zu eilen, und ſo ſchnelle zu reiten, als das Pferd es nur immer aushalten könne. Auch verſprach er ihm eine große Summe Geldes, wenn er noch zu rechter Zeit auf Siegfriedsburg eintreffen, und von da eine befriedigende Antwort zurückbringen würde.

Während der Bote ſich auf der Reiſe befand, ward der Graf von Tag zu Tag ſchwermüthiger. In der einen Stunde war es ihm ausgemacht, Genoveſa ſey unſchuldig; in der andern meinte er wieder, es ſey unmöglich, daß Golo, dem er ſo viel Gutes gethan hatte, ihn ſo ſchrecklich belügen könne. So ward ſein Herz beſtändig von Ungewißheit und heftigen Zweifeln gefoltert. Zehnmal des Tags ſchickte er ſeinen treuen Wolf hinaus vor das Lager, zu ſehen, ob doch der Bote noch nicht zurückkomme; und ganze Nächte hindurch konnten ſeine Augen keinen Schlaf mehr finden. Endlich kam der Bote, und brachte die Nachricht, Genoveſa mit ihrem Kinde ſey zu Nacht heimlich im Walde hingerichtet worden, wie es der Graf befohlen habe. Dem guten Grafen war es nicht anders, als würde ihm ſein eigenes Todesurtheil geſprochen — und er verſank in ſtumme Trauer. Der alte, ehrliche Wolf eilte, um ſeine hervorſtrömenden Thränen vor dem Grafen zu verbergen, ſchnell aus dem Zelte, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und jammerte laut. Alle Reiter des Grafen verſammelten ſich um Wolf, verwünſchten den Golo, und ſchwuren, den Böſewicht, ſobald ſie nach Hauſe kommen würden, in Stücke zu zerhauen.

Der Graf lag über Jahr und Tag an ſeiner Wunde krank; denn die Unruhe und der nagende Wurm in ſeinem Herzen verzögerten die Heilung. Sobald er ſo weit hergeſtellt war, daß er wieder zu Pferd ſitzen konnte, bat er um ſeinen Abſchied. Da die Sarazenen bereits aufs Haupt geſchlagen waren, und man von ihnen wenig mehr zu fürchten hatte, ſo entließ ihn der König. Der Graf brach daher mit ſeinem treuen Wolf und ſeinen tapfern Kriegern ſogleich auf, und ritt der geliebten Heimath zu.

Als er eines Abends ſpät bei dem erſten Dörflein ſeiner Grafſchaft anlangte, kamen die guten Leute — Männer, Weiber und Kinder — ſogleich alle aus ihren Häuſern und Hütten hervor, erhoben einen allgemeinen Jammer, und riefen ihm entgegen: „O beſter gnädiger Herr! Ach das erſchreckliche Unglück! Ach die gute Gräfin! Ach der gottloſe Golo!“ Der Graf ſtieg ab, grüßte alle freundlich, bot ihnen die Hand, und fragte nach Allem, was während der Zeit, da er im Krieg war, ſich zu Hauſe zugetragen habe. Da hörte er von Genoveſa nichts als Gutes, und von Golo nichts als Böſes.

Unmuthsvoll und mit erſchrockenem Herzen ritt er weiter, um noch in derſelben Nacht Siegfriedsburg zu erreichen. Schon in weiter Ferne ſah er alle Fenſter des Schloſſes beleuchtet. Als er näher kam, und den Schloßberg hinauf ritt, hörte er eine rauſchende Muſik. Golo hielt mit ſeinem Anhange eben eine Freudenmahlzeit. Denn er hoffte ſicher darauf, der Graf werde an ſeiner ſchweren Wunde ſterben. Er betrachtete ſich ſchon als den Herrn der ganzen Grafſchaft, und ſuchte durch beſtändige Zerſtreuung und durch lärmende Luſtbarkeiten ſein böſes Gewiſſen zum Schweigen zu bringen. Allein wenn er ſo an der prächtigen Tafel oben an ſaß, da ſagte von den Bedienten, die die Speiſen auftrugen, Mancher heimlich zum Andern: „Du, glaube mir, wenn unſer guter Graf ſtirbt, ſo bringt's der ſchlaue Golo bei den gegenwärtigen, unruhvollen Zeiten gewiß durch, und wird unſer Herr. Ich möchte aber doch nicht an ſeiner Stelle ſeyn." „Da haſt du Recht!" ſagte dann der Andere. „Er hat keine rechte Freude, und es ſchmeckt ihm nichts. Er ſitzt gerade da, wie der arme Sünder am Henkersmahl. Ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken, und den Lohn, den er in der andern Welt gut hat, nicht mit ihm theilen.“

Als der Graf mit ſeinen Kriegern an dem Schloßthore angekommen war, befahl er den Trompetern, das Zeichen zu geben, daß er da ſey. Der Wächter auf der Zinne des Thurmes antwortete mit ſeiner Trompete. Golo und alle ſeine Gäſte droben im Saale ſprangen von den Seſſeln auf. Der Ausruf: „Der Graf! Der Graf!“ hallte durch das ganze Schloß. Golo, der eher den Tod, als den Grafen erwartet hatte, kam eilends mit einer angezündeten Fackel herunter, und hielt dem Grafen, der noch nicht abgeſtiegen war, ganz demüthig das Pferd. Der Graf blickte ihn lange ernſt und feſt an, ohne ein Wort zu ſprechen, und Golo ſtand ſo bleich und zitternd da, wie ein Uebelthäter vor ſeinem Richter. Sein böſes Gewiſſen blickte ihm deutlich aus den ſcheuen Augen, und die ganze Unglücksgeſchichte ſtand gleichſam, wie mit großen Buchſtaben, in ſeinem Geſichte geſchrieben. Mit wankenden, ungewiſſen Schritten ging er vor ſeinem Herrn her, ihm die Wendeltreppe hinauf zu leuchten, und ſeine Hand zitterte ſo heftig, daß er kaum die Fackel zu halten vermochte. Der Graf ſah im ganzen Schloſſe nichts als Verſchwendung und Wohlleben, Unordnung und Verwirrung. Ueberall begegneten ihm fremde, erſchrockene Geſichter von Leuten, die Golo in ſeine Dienſte genommen hatte;

und die wenigen alten Diener des Grafen, die noch übrig waren, begrüßten ihn mit weinenden Augen. Da der Graf in den großen Saal getreten war, legte er Helm und Schwert auf den Tiſch, forderte dem Golo die Schlüſſel der Burg ab, trug ſeinem treuen Wolf auf, die Burgthore wohl verwahren zu laſſen, damit Niemand entrinne, gebot den Dienern, ſeine müden Krieger gut zu verpflegen, und winkte dann Allen ſchweigend mit der Hand, ſich zu entfernen.

Der erſte Gang des Grafen war hierauf zum Zimmer ſeiner Gemahlin. Golo hatte es ſogleich nach ihrer Gefangennehmung verſchloſſen, und es ſeitdem nicht mehr betreten; weil ſein böſes Gewiſſen ihm das nicht zuließ. Alles war noch gerade ſo, wie an jenem Morgen, da Genovefa es verließ. Da ſtand noch die Stickrahme, in der ein halb vollendeter, mit Perlen durchſchlungener Lorbeerkranz die Inſchrift umſchloß: „Dem zurückkehrenden Helden Siegfried, ſeine treue Gemahlin Genovefa.“ Dort lag noch ihre Laute über einem Buche voll frommer Lieder, in ſehr zierlichen Abſchriften von Genovefas eigener Hand. Denn obwohl in jener Zeit nur wenige Ritter ſchreiben konnten, ſo verſtanden ſich doch viele Prinzeſſinnen ſo gut darauf, daß ſie, weil es damals noch keine gedruckten Bücher gab, die heiligen Evangelien und Briefe der Apoſtel abſchrieben, ja Stellen daraus ſogar mit goldenen Buchſtaben überaus ſchön und kunſtreich darzuſtellen wußten. Graf Siegfried fand unter Genovefas Schriften auch mehrere Aufſätze zu Briefen an ihn, voll der edelſten Geſinnungen, voll Liebe und Treue gegen ihn, von denen er aber keinen erhalten hatte. Sie ſagte darin, wie ſie täglich für ihn bete, daß Gott ihn unverletzt aus den blutigen Schlachten zurück führen möge; wie ſie ſich darauf freue, ihm mit einem Sohne oder einer Tochter auf dem Arme entgegen zu kommen; wie ſie um ihn ſo bekümmert ſey, und ſo oft weine; und wie ihr ſein beſtändiges Stillſchweigen ſo viele ſchlafloſe Nächte mache. Denn wie Golo keinen von ihren Briefen an den Grafen abgeſendet hatte, ſo hatte er auch alle Briefe des Grafen an ſie aufgefangen und unterſchlagen. Der beſtürzte Graf ſaß noch um Mitternacht mit verſchlungenen Armen und voll ſtummen Schmerzens in einem Lehnſeſſel, und bemerkte es nicht einmal, daß die Kerze ſchon weit hinab gebrannt und am Erlöſchen ſey. Da kam Bertha, jenes treue Mädchen, herein, und brachte ihm den Brief, den Genovefa im Gefängniſſe geſchrieben hatte. Sie zeigte ihm auch die wohlbekannte Perlenſchnur, und erzahlte ihm unter tauſend Thränen, wie viel Gutes Genovefa ihr in ihrer Krankheit gethan hatte, und was ſie in der Nacht, bevor ſie zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, noch Alles geſagt habe. Da löſte ſich der ſtumme Schmerz des Grafen in Thränen auf. Berthas Erzählung, beſonders aber der Brief, war ihm der redendſte Beweis von Genovefas Unſchuld. Er weinte ſo heftig, daß ihm das Geſicht verging, und Genovefas Brief von Thränen ganz durchnetzt wurde. Er ſeufzte mehrmal ſo tief aus der Bruſt, als wollte er ſeine Seele aushauchen: „O Gott! O Gott! O Genovefa! dich, dich, dich konnte ich morden! Dich und meinen Sohn! O ich unſeligſter aller Menſchen!“ Wolf, ſein treuer Freund und Diener, der auf ſeine Klagen herbeikam, verſuchte vergebens, ihn zu tröſten!

Nachdem der Graf lange ſchmerzlich geweint hatte, fuhr er plötzlich auf, forderte ſein Schwert, und wollte den Golo umbringen. Wolf hielt ihn zurück, und ſtellte ihm vor, daß er auch den Golo nicht ungehört verurtheilen dürfe. Da befahl der Graf, den Golo noch in der Nacht zu ergreifen, ihn in Eiſen und Bande zu ſchlagen, und in das nämliche Gefängniß zu werfen, in dem Genovefa ſo lange geſchmachtet hatte. Auch alle Diejenigen, die es mit Golo gehalten hatten, ließ er einſtweilen, bis er weiter über ſie verfügen würde, feſtſetzen. Die Soldaten vollzogen dieſen Befehl mit Vergnügen. Am andern Morgen befahl der Graf, den Golo ihm vorzuführen. Bis man ihn brachte, las er Genovefens Brief noch einmal. Die Worte: „Verzeih ihm, wie ich ihm verzeihe — wegen meiner ſoll kein Tropfen Blut vergoſſen werden!“ gingen ihm tief zu Herzen. Als Golo hereingebracht wurde, blickte der Graf mit ſeinen verweinten Augen ihn wehmüthig an, und ſagte mit ſanfter Stimme: „Golo, was habe ich dir gethan, daß du dieſen Jammer über mein Haupt brachteſt? Was hat dir meine Gemahlin, was hat dir mein Sohn gethan, daß du ſie mordeteſt? Du kamſt als ein armer Knabe in dieſes Schloß, und genoſſeſt hier nur Gutes — warum vergilſt du es mir nun ſo?“ Golo hatte geglaubt, der Graf werde toben und wüthen. Dieſe unerwartete Sanftmuth aber brach ihm das Herz. Er fing laut an zu weinen, und rief: „Ach, eine unſelige Leidenſchaft verblendete mich! Eure Gemahlin iſt ſchuldlos wie ein Engel des Himmels; ich war der Teufel, der ſie verführen wollte. Da ſie mir kein Gehör gab, wurde ich wie raſend, ſuchte mich an ihr zu rächen, und zugleich mein eigenes Leben zu ſichern. Ich fürchtete, wenn ſie Euch die Wahrheit ſagte, würdet Ihr mich umbringen. Deßhalb kam ich ihr zuvor, und klagte ſie bei Euch falſch an.“ Dem Grafen gewährte es doch einigen Troſt, daß ſelbſt Golo die Unſchuld Genovefas bezeugen mußte, und er winkte mit der Hand, ihn wieder in das Gefängniß abzuführen, verbarg dann ſein Angeſicht in ſein weißes Tuch, weinte ſich ſatt, und verwünſchte ſeinen Jähzorn in die unterſte Hölle.

Der Graf war von nun an immer ſo ſchwermüthig, daß man für ſein Leben fürchtete. Sein Schmerz gränzte bisweilen an Wahnſinn. Die benachbarten Ritter, die indeß auch aus dem Felde nach Hauſe gekommen und ſeine guten Freunde waren, beſuchten ihn ſehr oft, ihn zu tröſten. Allein der Graf ſaß da, und wollte keinen Troſt annehmen. Immer hielt er ſich in Genovefas Zimmer auf, und ging ſonſt nirgends mehr hin, als in ſeine Schloßkapelle. Eine ſeiner größten Angelegenheiten war es, Genovefas Grab aufſuchen zu laſſen, um dort zu weinen, und dann ihren Leichnam ehrenvoll begraben zu laſſen. Allein Niemand wußte das Grab zu finden; denn die zwei Männer, die ſie zum Tod hinaus geführt hatten, waren bald darauf verſchwunden, und Niemand konnte ſagen, wohin ſie gekommen waren. Da ordnete der Graf in der Kirche zu Siegfriedsburg eine prachtvolle Gedächtnißfeier ihres Todes an. Er und alle ſeine Diener, alle Ritter und ihre Frauen aus der Nähe und Ferne erſchienen dabei in der tiefſten Trauer. Auch eine ſolche unzählige Menge Volkes fand ſich dabei ein, daß die Kirche kaum den zehnten Theil davon faſſen konnte. Der Graf ließ auch reichliches Almoſen unter die Armen austheilen, und in der Kirche ein Denkmahl mit einer goldenen Inſchrift errichten, die Genovefas trauervolle Geſchichte noch der Nachwelt erzählen ſollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Graf Siegfried findet ſeine Gemahlin Genovefa wieder.

Es vergingen Jahre, bis der Graf ſich bereden ließ, nur wieder aus ſeinem Schloſſe zu gehen. Und dann auch mußte ſein treuer Wolf ihn dazu gleichſam nöthigen. Seine Freunde, die Ritter, mußten Alles aufbieten, ihn auch nur ein wenig zu erheitern. Der Eine gab eine große Mahlzeit, und ein trefflicher Harfenſpieler mußte ſich dabei hören laſſen, und tröſtende Lieder ſingen. Ein Anderer ſtellte allerlei Ritterſpiele, Pfeilſchießen und Ringſtechen an. Ein Dritter lud ihn zu einer Jagd ein. Dieſe letztere Art von Vergnügen, die der Graf von Jugend auf ſehr geliebt hatte, ſchien am meiſten geſchickt, ſeine Schwermuth ein wenig zu zerſtreuen. Da die Ritter das merkten, jagten ſie ſehr oft, bald Hirſche und Wildſchweine, bald Wölfe und Bären, wovon es damals in Deutſchland ſehr viele gab, und der Graf mußte allezeit mit auf die Jagd.

Auf Wolfs Zureden gab der Graf nun auch einmal ein großes Jagen, und bat alle Ritter dabei zu erſcheinen. Es war gegen Ende des Winters. Der nächſte heitere Tag, an dem es einen neugefallenen Schnee haben würde, ward dazu beſtimmt. Eine ungeheuer große Eiche an einer Ecke des Waldes wurde zum Verſammlungsplatze auserſehen. Der Tag kam, und mit dem Anbruch der Morgenröthe zog der Graf, von einem zahlreichen Gefolge von Dienern begleitet, aus. Alle waren zu Pferde, und noch viele Leute mit Packpferden, ſchwer beladenen Maulthieren, und mit Jagdhunden folgten ihnen. Alle eingeladene Ritter trafen richtig bei der großen Eiche ein. Die Waldhörner hallten freudig und muthig durch den Wald. Die Jagd fing an, und Ritter und Knechte jagten ſehr eifrig. Eine Menge Hirſche und Wildſchweine wurden erlegt. Der Graf ſtieß auf ein Stück Wild, das er mit ſeinem Wurfſpieße verfehlte. Er ſetzte ihm zu Pferd nach. Das Thier floh durch Dornen und Sträuche, und über Felſentrümmer, und verſteckte ſich endlich — in Genovefas Höhle. Denn es war eben die treue Hirſchkuh, von deren Milch Genovefa und ihr Sohn ſich ſchon ſo lange ernährt hatten.

Da der Graf zuletzt über die ſteilen Felſen nicht mehr weiter reiten konnte, ſtieg er ab, band ſein Pferd an eine Tanne, verfolgte die Spur des Thieres in dem neugefallenen Schnee, und kam zur Höhle. Er ſchaute hinein, und erblickte zu ſeinem Erſtaunen in der Tiefe der dunkeln Höhle eine abgezehrte, menſchliche Geſtalt mit todtbleichem Angeſicht. Es war Genovefa, die ihre ſchwere Krankheit zwar überſtanden hatte, aber ſo matt und entkräftet war, daß ſie in dieſer Wildniß ſich nie mehr würde erholt haben. Beinahe an jedem Morgen glaubte ſie, ſie werde den Abend nicht mehr erleben.

„Wenn du ein Menſch biſt,“ rief der Graf in die Höhle hinein, „ſo komm heraus an das Tageslicht!“ Genovefa kam heraus, in das Schaffell eingehüllt, die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedeckt, mit bloßen Armen und Füßen, zitternd vor Froſt und blaß wie eine Sterbende.

„Wer biſt du, und wie kommſt du hieher?“ rief der Graf, indem er beſtürzt einen Schritt zurückwich. Denn er kannte ſie nicht mehr. Sie aber hatte ihn ſogleich auf den erſten Blick erkannt.

„Siegfried!“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, „ich bin deine Gemahlin Genovefa, die du zum Tode verurtheilt haſt. Aber, Gott weiß es, ich bin unſchuldig!“

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnerſchlag. Er wußte nicht mehr, ob er träume oder wache. Da er vor Schwermuth öfter wie von Sinnen war, und ſich jetzt in dieſem abgelegenen, ſchauerlichen Thale, tief im Walde, von allen ſeinen Leuten weit entfernt und ganz allein ſah, ſo meinte er, er ſähe — Genovefas Geiſt.

„O,“ rief er mit herzdurchdringender Stimme,

„du abgeſchiedener Geiſt meiner Gemahlin! Kommſt du zurück, mich meiner Blutſchuld anzuklagen? Ward die entſetzliche Mordthat auf dieſem Boden hier verübt, und haben ſie deinen entſeelten Leichnam in dieſe Höhle da begraben? Ja, ſo iſt es, und dein Leichnam wendet ſich in dem Grabe um, daß ich den Boden betrete, den ich mit deinem Blute gefärbt habe; und dein Geiſt erſcheint unwillig darüber, daß dein Mörder ſich deiner friedlichen Grabſtätte nähere! O kehre zurück, kehre zurück, ſeliger Geiſt; mein Gewiſſen foltert mich ſchon genug! Kehre zurück in die Wohnungen des Friedens und bete für mich — für einen armen Mann, der auf Erde keinen Frieden mehr hat! Oder erſcheine mir nicht in ſo kläglicher Geſtalt; erſcheine mir als ein verklärter Engel, und ſage mir, daß du mir verziehen!“

„Siegfried,“ ſagte Genovefa weinend, „liebſter Gemahl! Ich bin kein Geiſt! Ich bin wirklich deine Genovefa, deine Gemahlin. Ich lebe noch! Die guten Männer, die mich hinrichten ſollten, haben mich verſchont!“

Der Graf war aber von Schrecken und Entſetzen noch immer ganz betäubt. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und er vernahm ihre Worte kaum. Er ſah ſie noch immer mit ſtarren Blicken an, und glaubte noch immer einen Geiſt zu ſehen.

Genovefa nahm ihn freundlich bei der Hand.

Allein er zog ſeine Hand zurück, und rief mit bebender Stimme: „O, laß mich! Laß mich! Deine Hand iſt kalt wie Eis. Oder ja! Zieh mich mit dieſer deiner kalten Todeshand zu dir hinab in das Grab! Denn das Leben iſt mir eine Laſt, und Sterben iſt für mich das Beſte!“

Genoveſa ſagte noch einmal: „Siegfried! Liebſter, beſter Gemahl!“ und blickte ihn dabei ſo liebreich und freundlich an, wie ein Engel des Himmels. „Kennſt du denn deine Genofeva nicht mehr! Sieh, ich bin es wirklich! Sieh mich doch nur recht an! Fühle da meine Hand! Schau da den Ring an meinem Finger, den ich noch von dir habe! O komm doch zu dir ſelbſt! O Gott, befreie Du ihn von dieſer ſeiner entſetzlichen Einbildung!“

Endlich kam er von ſeinem Entſetzen zurück, und erwachte wie aus einem ſchweren Traume. „Ja, du biſt es!“ rief er, und fiel ihr wie zernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange auf ihrer abgehärmten Geſtalt, und er konnte lange kein Wort hervor bringen. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus. „Du alſo,“ rief er, „du, du biſt meine Gemahlin! Du biſt jene lieblich blühende Genoveſa! Und nun in dieſem Elende! Und von mir in dieſes Elend verſtoßen! O ich bin nicht mehr werth, daß mich die Erde trage! Ich darf meine Augen nicht zu dir erheben! O, kannſt du mir verzeihen?“

Genovefa ſagte weinend: „Liebſter Siegfried, ich habe nie auf dich gezürnt! Ich liebte dich immer! Ich wußte es ja, daß du betrogen wurdeſt. O, ſteh auf, und komm in meine Arme! Sieh, ich weine ja vor Freude, dich wieder zu ſehen.“

Der Graf aber getraute ſich kaum, ſie anzuſehen. „Und du machſt mir keine Vorwürfe!“ ſagte er. „Du gibſt mir nicht einmal ein einziges böſes Wörtchen! O du Engel des Himmels, du ſanfte, himmliſche Seele! O was habe ich gethan, dich! — dich! ſo zu beleidigen.“

Genovefa ſprach: „Sey doch einmal ruhig, Siegfried! Nimm Alles als eine Schickung Gottes. Er hat es ſo gefügt. Es war mir gut, daß ich in dieſe Wildniß kam. Reichthum und Glanz hätten mich vielleicht verdorben; in der Wüſte aber fand ich Gott und den Himmel.“

Indem ſie noch ſprach, kam Schmerzenreich. Er hatte nichts als ſein Rehfellchen um den Leib, und watete mit bloßen Füßen in dem Schnee, der an einigen Stellen dieſes engen Felſenthales noch ſehr tief lag. Unter dem Arme trug er einige friſche, tröpfelnde Kräuter, die er eben in der Quelle gepflückt hatte, und in der Hand hielt er eine Wurzel, von der er eben aß.

Als der Knabe den Grafen in der prächtigen, ritterlichen Kleidung, mit dem hohen, wallenden Federbuſche auf dem Helme erblickte, erſchrak er, und ſtand ſtill. Er ſchaute ſeine Mutter an, ſah die Thränen, die ihr reichlich über die blaſſen Wangen floſſen, und ſchrie laut: „Mutter! Wer iſt dies? Iſt dies etwa auch Einer von den böſen Menſchen, und will er dich umbringen? Weine nicht,“ rief er, indem er jetzt auf ſeine Mutter zuſprang. „Ich laſſe dir nichts geſchehen. Eher ſoll er mich umbringen, als daß er dir ein Leid zufüge.“

Genovefa ſagte freundlich: „O lieber Sohn! Fürchte ihn nicht! Sieh ihn doch an, und küſſe ihm die Hand. Er thut dir nichts zu Leid. Er iſt dein lieber, guter Vater. Sieh, er weint über unſer Elend. Gott hat ihn hergeſchickt, daß er uns davon erlöſe, und uns mit ſich nach Hauſe nehme!“

Der Knabe wandte ſich und blickte auf. Er war mit ſeinen krauſen, ſchwarzen Locken, der edlen Stirn, den großen funkelnden Augen, der ſchön gebogenen Naſe und den wohlgebildeten rothen Lippen das lebendige Ebenbild des Grafen. Als der Graf den holden, blühenden Knaben erblickte, ward er hoch erfreut, zugleich aber über den armſeligen Anzug des lieblichen Kindes von dem innigſten Mitleid durchdrungen. Sein ganzes Herz entbrannte von väterlicher Liebe zu dieſem ſeinem Kinde. „O mein Sohn!“ rief er, „mein liebſter Sohn! O komm in meine Arme!“ Er küßte den Knaben, und nahm ihn auf den Arm, und umſchlang mit dem andern Arme Genovefa, und blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel, und ſprach: „O Gott! Das iſt der Seligkeit zu viel für mein armes Herz, wider alles Hoffen und Denken mit einem Male — hier mein liebes Kind das erſte Mal zu ſehen — und hier mein liebes Weib, mir wie vom Tode zurück gegeben, wiederzuſehen!“ Genoveſa faltete die Hände feſt zuſammen, blickte fromm zum Himmel, und ſagte: „Ja, o Gott! Du biſt unendlich reich im Geben, und weißt dem menſchlichen Herzen durch Einen Augenblick den Jammer vieler Jahre reichlich zu vergüten! Dir ſey Dank!“ Auch der holde Knabe, der ſeine Eltern ſo gerührt beten ſah, hob ungeheißen die kleinen Händchen zum Himmel, und wiederholte die Worte der Mutter: „Lieber Gott! Dir ſey Dank!“ Und alle drei blieben noch lange ſtillſchweigend und unbeweglich in dieſer Stellung, und nur ihr Herz ſprach zu Gott, was keine Zunge auszuſprechen vermag!

Endlich fing Genoveſa an: „Leben meine Eltern noch? Geht es ihnen wohl in ihrem Alter? Wiſſen ſie, daß ich unſchuldig bin? Ach ſchon ſieben Jahre beweinen ſie mich als todt, und bereits ſieben Jahre habe ich nichts mehr von ihnen gehört!“ Der Graf ſagte: „Sie leben — ſind wohl — und wiſſen deine Unſchuld. Und, wo möglich, noch dieſe Stunde, ſende ich einen Reitenden mit der Freudenbotſchaft an ſie ab, daß du wieder gefunden ſeyſt.“ Genoveſa blickte mit gefalteten Händen zum Himmel, und rief voll Freude und mit Thränen des Dankes in den Augen; „Nun, ſo ſey denn gelobt, o Gott! Du haſt mein Gebet erhört, und die geheimſten Wünſche meines Herzens erfüllt, und auch das noch gewährt, was ich mir kaum zu wünſchen getraute. Du haſt meinen Gemahl aus dem Kriege zurückgeführt — Du haſt meine Unſchuld an den Tag gebracht — Du haſt mich aus allen Leiden, aus Gefängniß und Tod, errettet — Du haſt mir den ſeligen Augenblick geſchenkt, da ich mein liebes Kind ſeinem Vater zuführen konnte — und nun willſt Du mich auch meine lieben Eltern noch einmal ſehen laſſen! Du biſt die lautere Liebe!“

Hierauf führte Genovefa ihren Gemahl in ihre Höhle. Denn ſie konnte es mit bloßen Füßen in dem Schnee vor Froſt nicht mehr aushalten. Gebückt trat der Graf in die niedrige Höhle. Mit Wehmuth betrachtete er die rauhen Wände, das Lager von Moos, die etlichen Kürbißſchalen und Binſenkörblein, die Genovefas ganze Einrichtung ausmachten, und von ihrer großen Armuth zeugten. Mit frommer Rührung ſah er das kleine Kreuz an der Wand, und den Stein davor, der von Genovefas Knien glatt und ausgerundet war. Er ſchaute durch die Oeffnung der Höhle hinaus auf die ſteilen Felſen, die das enge Thal umſchloſſen, und auf die ſchwarzen Tannen, die noch voll Schnee hingen, und ſeine Thränen floſſen aufs

Neue. „O Genovefa,“ rief er, „durch welch ein Wunder der Allmacht hat dich Gott in dieſer ſchrecklichen Wildniß erhalten! Hat Er dir einen Engel des Himmels geſchickt, der dich ernährte?“ — „Ach,“ fuhr er wehmüthig fort, „ſieben lange Jahre — ohne einen Biſſen Brod — ohne Feuer im Winter — ohne ein warmes Bett — ohne ordentliche Kleidung — mit bloßen Füßen in dem tiefen Winterſchnee — eine Herzogstochter, die auf Silber ſpeiste, und aus einem goldenen Becher trank — die in Purpur gekleidet, und zur Winterszeit in das koſtbarſte Pelzwerk eingehüllt war — ach, es iſt zu ſchrecklich! O welchen unausſprechlichen Jammer habe ich über dich gebracht! Und dennoch, abgezehrt von Kummer und Leiden, liebſt du mich noch — du treue, gute Seele! O was iſt es doch um gute Menſchen!“

Genovefa ſuchte ihn zu beruhigen. Sie lächelte mit der Heiterkeit eines Engels in ihrem blaſſen Geſichte und ſagte: „Schweig doch, und ſage doch kein Wort mehr davon, liebſter Siegfried! Gott weiß es, ich hatte in dieſer Wildniß auch viele Freuden! Und gibts denn in den Palläſten keine Leiden? Und litteſt du weniger, als ich? Doch laß das gut ſeyn,“ fuhr ſie fort, um ſeine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, „und ſieh dafür deinen Sohn an. Sieh! ſeine Wange glühet wie Purpur. Bei ungekünſtelter Nahrung und in

Gottes friſcher Luft wurde er geſund und ſtark! In unſerm Schloſſe wäre er vielleicht verzärtelt worden, und würde blaß und elend ausſehen, wie manche Kinder vornehmer Leute. Darum ſey fröhlich und danke Gott.“

Genovefa ſetzte ſich nun auf den ſteinernen Sitz in der Höhle. Der Graf ſetzte ſich zu ihr, und nahm den kleinen Schmerzenreich auf den Schooß. Sie erzählte ihm, wie wunderbar Gott ſie und ihren Sohn erhalten habe, von dem Augenblicke an, da die Hirſchkuh zuerſt zu ihr in die Höhle kam, bis zu dem Augenblicke, da das gute Thier, von dem Grafen verfolgt, hier eine Zuflucht ſuchte. Der Graf hörte mit der größten Aufmerkſamkeit und der innigſten Theilnahme zu, und rief am Ende gerührt aus: „Wunderbar biſt Du, o Gott, in Deinen Führungen, und unendlich reich an Mitteln, Deine Menſchen zu retten! Als ich mein liebes Weib und mein Kind grauſam verſtoßen hatte, und ſie in ihrer großen Noth hätten verſchmachten müſſen, da haſt Du, barmherziger Gott, durch dieſes gute Thier hier, Beide gnädig vom Hungertode errettet. Und als ihre Noth wieder auf das Höchſte ſtieg — als die Mutter vor Mangel und Elend dem Tode nahe war, das arme Kind auf dem Wege zu mir durch dieſe ſchreckliche Wildniß voll reißender Thiere hätte umkommen müſſen, und mir kein menſchlicher Mund ihre Noth anſagen konnte — da haſt Du, allwiſſender Gott, es ſo gefügt, daß dieſes nämliche ſtumme Thier mein Wegweiſer zu ihrer Wohnung werden mußte. O wie leicht, und doch wie wunderbar, weißt Du, unendlich weiſer und gütiger Gott, in jeder Noth zu helfen; auf Dich, Du liebreichſter Vater der Menſchen, wollen wir daher, wie hart auch unſer Schickſal ſeyn möge, unſer ganzes Vertrauen ſetzen!“

Sechzehntes Kapitel.

Genovefas Einzug zu Siegfriedsburg.

Vater, Mutter und Sohn gingen nun wieder aus der Höhle heraus, und allen ſtanden noch die Thränen der Rührung in den Augen. Jetzt nahm der Graf, um ſeine Leute zu rufen, ſein ſilbernes Jagdhorn, das ihm an einer goldenen Kette zur Seite hing, und ſtieß darein, daß der Schall hundertfältig von den Felſen wiederhallte. Schmerzenreich, der in ſeinem Leben nichts Solches gehört hatte, war hoch erfreut über den wunderbaren Schall. Er wollte das Jagdhorn näher beſehen, fragte, aus was Horn und Kette gemacht ſeyen, und verſuchte ſogleich zu blaſen. Allein die Töne, die er herausbrachte, klangen nicht ſehr angenehm. Und die liebevolle Mutter lächelte, ungeachtet ihrer Augen voll Thränen.

Der Graf ſtieß noch zwei oder dreimal in das Horn, und auf den Schall kamen die Ritter und die Diener des Grafen von allen Seiten zu Pferd und zu Fuß herbeigeeilt. Alle erſtaunten über die blaſſe, abgezehrte Frau, die der Graf bei der Hand hielt, und über den ſchönen, lieblichen Knaben, den er auf dem Arm hatte. Alle drängten ſich herzu, und ſchloſſen einen Kreis um ihn. Alle ſtanden ehrerbietig und ſchweigend umher; alle waren begierig zu hören, wer die Frau und das Kind ſey. Da ſprach der Graf mit bewegter Stimme: „Ihr edlen Ritter, und ihr meine treuen Diener! Seht, das iſt Genovefa, meine Gemahlin — und das iſt mein Sohn, Namens Schmerzenreich." Auf dieſe Worte ſchrien alle vor Schrecken und Erſtaunen laut auf — und man hörte hundertfältige Ausrufungen und Fragen durch einander: „O Gott im Himmel! Was? unſere gnädige Gräfin! — Hat man ſie denn nicht hingerichtet? — Iſt ſie von den Todten auferſtanden? Nein, es iſt nicht möglich! — Ja, ſie iſt es dennoch! Ach Gott, in welchem Elende! Seht nur, wie blaß ſie ausſieht! Ach, unſer lieber junger Graf! der ſchöne, holde Knabe!" Sie konnten vor Freude und Mitleid, Erſtaunen und Neugierde kaum mehr aufhören, zu rufen und zu fragen, zu jammern und ſich laut zu freuen!

Der Graf erzählte ihnen kurz die Hauptſache von Genovefas Rettung, und theilte dann unter ſeine Leute Befehle aus. Ein Paar ſeiner Reiter mußten augenblicklich auf das Schloß zurückſprengen, Kleider für Genovefa zu holen, eine Sänfte für ſie zu beſtellen, und Anſtalten zu ihrem Empfange anzuordnen. Einigen Andern befahl er, die Packpferde und die belaſteten Maulthiere herbeizuführen. Noch Andern gebot er, Holz zuſammen zu tragen, an einem trockenen Platze unter einem überhangenden Felſen Feuer aufzuſchüren, und eine Mahlzeit zu bereiten. Er ſelbſt öffnete das Gepäcke, hüllte ſeine Gemahlin in ſeinen ſcharlachrothen, mit ſchwarzem Pelz ausgeſchlagenen Wintermantel, und gab ihr ein großes, feines Tuch, ihr Haupt damit zu umhüllen. Er breitete über ein niedriges, zu einem Sitze dienliches Felſenſtück nächſt dem Feuer, einen prächtigen Teppich aus, und ſetzte ſie auf den ausgebreiteten Teppich. Alle Ritter kamen, einer nach dem andern herbei, grüßten ſie voll Ehrfurcht, und bezeigten ihr, innigſt gerührt, ihr Mitleid und ihre Freude. Vor allen Dienern drängte ſich aber der redliche Wolf hervor. Er hatte es kaum abwarten können, bis die Ritter die Gräfin gegrüßt hatten. „Gnädige Frau,“ ſagte er und benetzte ihre Hand mit Thränen, „nun bin ich erſt froh, daß mir die Sarazenen meinen alten grauen Kopf nicht geſpalten haben, da ich Das noch erlebe.

Nun will ich gerne ſterben!“ Und hierauf nahm er den Knaben auf ſeine Arme, und küßte ihn auf beide Wangen, und ſagte: „Sey mir willkommen, du liebes Kind! Du biſt das leibhafte Ebenbild deines Vaters! Werde tapfer und voll Muth wie dein Vater, und ſanft und mild wie deine Mutter, und fromm und gut wie Beide!“

Schmerzenreich war Anfangs ſcheu und ſchüchtern über die Menge Leute, unter denen er ſich auf einmal befand. Nach und nach wurde er aber zutraulicher und geſprächiger. Da er eine Menge Dinge in ſeinem Leben das erſte Mal ſah, ſo hatte er faſt beſtändig etwas zu fragen oder zu bemerken, und die Fragen und Bemerkungen des lebhaften Knaben kamen manchmal ſehr artig und drollig heraus. Am allermeiſten war er erſtaunt, als er die Ritter erblickt hatte, die zu Pferd in das Thal gekommen waren. Es ging ihm gerade ſo, wie jenen Völkern, die zum erſten Mal einen Reiter zu Pferd erblickt hatten. Er meinte, Mann und Roß ſeyen zuſammen nur Ein Geſchöpf. „Vater,“ rief er, „gibts denn auch Menſchen mit vier Füßen?“ Der Vater ließ ihm nunmehr ein Pferd, von dem der Reiter abgeſtiegen war, vorführen, und Schmerzenreich fragte: „Vater! wo haſt du denn dieſe Thiere gefangen? Solche gibts bei uns im Walde nicht.“ Da er das Pferd näher betrachtete, und den ſilbernen, reichlich mit Golde verzierten Zügel in dem Maule des Pferdes bemerkte, rief er: „Ei! freſſen denn dieſe Thiere Gold und Silber? Da fänden ſie in unſerer Wildniß freilich kein Futter.“ Als nun das Feuer hoch aufloderte, ſtand er aufs Neue erſtaunt da, und rief: „Mutter! Haben die Menſchen die Blitze aus den Wolken herabgeholt, oder hat der liebe Gott ſie ihnen geſchenkt? O,“ fuhr er fort, indem er den ſchönen Glanz des Feuers betrachtete, und die wohlthätige Wärme empfand, „das iſt alſo das Feuer! Das iſt wohl ein recht ſchönes wunderbares Geſchenk des Himmels! Du haſt mir zwar ſchon davon geſagt, liebſte Mutter, aber ſo ſchön habe ich es mir nicht vorgeſtellt. Ach, wenn ich es früher geſehen hätte, ſo hätte ich den lieben Gott gebeten, uns auch davon zu geben. Nicht wahr, liebſte Mutter, wir hätten es dieſen Winter hindurch wohl brauchen können?“ Bei der Mahlzeit zogen vor allem die koſtbaren Früchte ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er griff ſogleich nach den ſchönen, goldgelben und purpurgeſtreiften Aepfeln, und rief: „Vater, wirds denn bei dir nicht Winter, daß du ſo ſchöne, friſche Früchte mitbringſt? O bei dir muß es gut wohnen ſeyn!“ Er getraute ſich kaum, die ſchönen Früchte zu eſſen. „Es wäre ja Schade dafür!“ ſagte er, „ſie ſind gar zu ſchön.“ Dann betrachtete er lange und mit großer Aufmerkſamkeit ein Glas, wagte kaum, es anzurühren, hielt es dann lange behutſam in der Hand, und rief endlich verwundert: „Ja, verſchmilzt es denn nicht? Iſt es denn nicht aus Eis gemacht?“ Nachdem er vernommen, aus was es beſtehe, rief er: „O wie viele ſchöne und wunderbare Sachen hat doch Gott erſchaffen, von denen ich nichts gewußt habe!“ Da ihm ein Diener einen ſpiegelhellen, ſilbernen Teller hinreichte, und er ſein Bild darin erblickte, erſchrak er ſehr. Erſt bebte er zurück, dann griff er furchtſam hinter den Teller, um den Knaben, den er zu ſehen glaubte, anzufühlen. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Knabe in dem dünnen Teller Platz finden könne. Beſonders aber wunderte es ihn noch, daß, wenn er ein ernſtes Geſicht machte, der Knabe auch eines mache, und wenn er lächelte, der Knabe ihn auch anlächle. So hatten alle Gäſte an dem muntern Kinde tauſend Freuden, und ſo viele Thränen vorhin vergoſſen wurden, ſo herzlich lächelten nun Vater und Mutter, und ſo laut und viel wurde von Rittern und Knappen jetzt gelacht.

Die Mahlzeit war kaum zu Ende, ſo kam der Reitende mit Genovefas Kleidern zurück. Genovefa ging in die Höhle, warf ſich vorerſt auf die Knie, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, und kleidete ſich dann in der Höhle um. Das kleine hölzerne Kreuz nahm ſie zum dankbaren Andenken an ihre Leiden zu ſich, und trat hierauf, wieder gräflich gekleidet, aus der Höhle. Der Graf befahl, das ſanfteſte Maulthier herbei zu führen, breitete einen Teppich darüber, und ſetzte Genoveſa darauf. Er ſelbſt ſchwang ſich auf ſein Leibpferd, nahm Schmerzenreich, der darüber ſehr erfreut war, zu ſich auf das Pferd, und ſo zogen nun alle der Heimath zu. Auf halbem Wege begegnete ihnen die Sänfte, die für Genoveſa bequemer war, und ſie ſetzte ſich mit Schmerzenreich hinein. Sobald der Zug den Wald verlaſſen hatte, kamen ihnen ſchon eine Menge Leute entgegen. Die Nachricht, die Gräfin ſey wieder gefunden, verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Grafſchaft, und weit umher rings in allen benachbarten Gegenden. Das Landvolk hatte überall Alles liegen und ſtehen laſſen. Jeder Dreſchflegel ward an den Balken gehängt, und jede Spindel ruhte. Ganze Dörfer ſtanden leer, und es blieb Niemand zurück, als die Kranken und die Krankenwärter. Alle hatten ihre beſten Kleider angezogen, und eilten, ihre gute Gräfin zu ſehen. Es war ein allgemeiner Feiertag durch das ganze Land. Je näher Genoveſa ihrem Schloſſe kam, je zahlreichere Schaaren von Menſchen ſtanden am Wege. Alle grüßten ſie mit Thränen und lautem Freudengeſchrei.

Unter den Leuten, die ihr entgegen kamen, erſchienen auch zwei Pilgrime mit langen Pilgerſtäben, und mit Muſcheln an ihren Hüten und an ihren Pilgermänteln. Dieſe traten zu beiden Seiten der Sänfte, und fielen Genovefen zu Füßen. Es waren die zwei Männer, die Genovefa hätten hinrichten ſollen. Beide, beſonders Kunz, baten jetzt Genovefa um Verzeihung, daß ſie aus Furcht vor Golo ſie in der Wildniß allem Elende preisgegeben, und ſie nicht vielmehr zu ihren Eltern nach Brabant gebracht hätten. Sie erzählten hierauf, daß ſie bald nachher vor Golo ſelbſt nicht mehr des Lebens ſicher zu ſeyn geglaubt, und eine Pilgerſchaft in das gelobte Land gemacht hätten; daß ſie von dieſer Reiſe erſt vor wenigen Tagen zurück gekommen, und nur heimlich und ohne ſich Jemanden, als den Ihrigen zu entdecken, voll Furcht in der Grafſchaft umher geirrt wären; daß ſie gemeint, Genovefa ſey längſt todt, und deßhalb mit einander verabredet hätten, von der ganzen Sache zu ſchweigen, um den Grafen nicht aufs Neue zu betrüben. „Ach,“ ſagten ſie, „wie war es doch möglich, daß Ihr, gnädige Gräfin, nicht vor Froſt und Hunger umkamet, oder von den wilden Thieren zerriſſen wurdet! Wir glaubten, Ihr und Euer liebes Kind hätten in der Wildniß einen fürchterlichern Tod genommen, als wir Euch hätten anthun ſollen.“

Genovefa hieß ſie aufſtehen, bot ihnen freundlich die Hand aus der Sänfte, und ſagte: „Ihr guten Männer, euch habe ich, zunächſt nach Gott, mein und meines Kindes Leben zu danken!“ „Und du, mein Kind!“ ſagte ſie hierauf zu Schmerzenreich, „danke ihnen auch. Sieh, das ſind die Männer, die dich hätten umbringen ſollen, die aber Gott mehr als den Menſchen gehorcht haben.“ — „Nicht wahr,“ fuhr ſie hierauf gegen die Männer fort, indem ſie mit Augen voll Thränen lächelte, „jetzt reuet es euch doch nicht, daß ihr uns damals verſchont habt?“ — „Ach Gott!“ ſagten Beide, „damals meinten wir wunder, wie viel wir thaten, daß wir Euch das Leben ſchenkten. Jetzt ſehen wir es erſt ein, daß dieſes nichts war, und daß wir hätten unſer eigenes Leben daran wagen ſollen, Euch zu retten, und Euch zu Euren guten Eltern nach Hauſe zu führen.“

Die Männer warfen ſich hierauf dem Grafen zu Füßen, und baten auch ihn um Verzeihung, und dankten ihm für die Barmherzigkeit, die er ihren verlaſſenen Weibern und Kindern erwieſen hatte. Denn zu ihrem Erſtaunen hatten ſie erfahren, wie edel Genovefa in ihrem letzten Briefe ſie ihrem Gemahle empfohlen, und wie väterlich der Graf, die fromme Bitte ſeiner Gemahlin zu erfüllen, für ihre Weiber und Kinder geſorgt habe. Der Graf ſprach: „Ich wußte nicht, daß ihr euch meiner Gemahlin und meines Kindes erbarmt, und ihnen das Leben geſchenkt hattet; allein da ich mich eurer Weiber und Kinder erbarmte, ſo ging durch mich, ohne daß ich es ſelbſt wußte, an euch das Wort des Herrn in Erfüllung: Wer barmherzig iſt, der wird auch Barmherzigkeit erfahren. Geht hin; ich werde für euch und eure Weiber und Kinder noch ferner ſorgen.“ Beide ſtanden auf, und begleiteten die Sänfte. Heinz aber ſagte zu Kunz: „Siehſt du nun, daß es wahr iſt, was ich dir ſagte: Man ſoll ſich beim Gutesthun nie fürchten, ſo gefährlich es auch manchmal uns vorkommt. Denn über kurz oder lang bringt es doch gute Früchte.“

In dem Augenblicke, da Genovefa eine Anhöhe, worüber die Straße führte, erreicht hatte, und Siegfriedsburg vor ſich liegen ſah, wurde dort auf einmal mit allen Glocken geläutet. Das Volk erkannte in Genovefas Rettung Gottes allwaltende Vorſehung, und ſah ihre Zurückkehr als eine heilige Feierlichkeit an. Deßwegen wollte es ihren Einzug zu Siegfriedsburg durch Glockengeläut verherrlichen. Als Genovefa die feierlichen Glockentöne vernahm, wurde ſie aufs Neue bis zu Thränen gerührt, und auch die Thränen der unzähligen Menſchen floſſen reichlicher. Ja, die allgemeine Rührung wurde zur Andacht, die Aller Herzen zum Himmel erhob. Alle lobten und prieſen Gott. Nahe vor Siegfriedsburg war die Menge Menſchen unüberſehbar, und das Gedränge unbeſchreiblich. Die Leute waren auf die Bäume an beiden Seiten des Weges geſtiegen, und in Siegfriedsburg waren alle Fenſter und ſogar die Dächer, wo Genovefa vorbei kommen mußte, voll Menſchen. Denn alle wollten ihre geliebte, ſo lange todtgeglaubte Gräfin, ſo nahe als möglich ſehen. Man hatte daher die Sänfte, die von zwei Maulthieren getragen wurde, geöffnet, damit alle die Gräfin ſehen konnten. Aller Augen waren auf ſie gerichtet. Alles Volk erhob ein ſo lautes Jubelgeſchrei, daß man das Zuſammenläuten der Glocken nur mehr dumpfig hören konnte. Sie aber ſaß da, wie die Demuth ſelbſt, und ſchlug über die Ehre, die ihr widerfuhr, beſchämt die Augen nieder. Ihren Sohn hatte ſie auf dem Schooße. Dieſer hatte noch ſein Rehfellchen an, und hielt das kleine Kreuz aus der Höhle in der Hand. Rechts neben der Sänfte ritt der Graf, und links ſein treuer Wolf. Die zwei Pilger begleiteten ſie, und die Hirſchkuh lief, wie ein zahmes Hündchen, hinten darein. Die Ritter und die Diener des Grafen ritten zum Theil voraus, zum Theil folgten ſie der Sänfte.

Als der Zug ſo zwiſchen der Menge Menſchen langſam hindurch kam, da ſagten denn Manche zu einander: „Ach, unſre liebe gnädige Frau! Wie blaß und wie fromm ſie ausſieht! So muß gerade Maria unter dem Kreuze ausgeſehen haben!“ Andere ſagten: „Seht nur den ſchönen Knaben! Er ſieht in ſeinem Rehfellchen und mit dem Kreuze in der Hand gerade ſo aus, wie in unſerer Kirche der kleine Johannes in der Wüſte abgemalt iſt.“ Wieder andere riefen: „Ei ſeht doch nur die Hirſchkuh! Sogar die unvernünftigen Thiere lieben unſere fromme, gute Gräfin!“ Manche Mutter ſagte ihrem Kinde, das ſie auf dem Arme hergetragen hatte, um ihm die gnädige Frau zu zeigen: „Sieh! Dieſe iſts, um die ich ſo oft weinte, und von der ich dir ſo oft erzählte; da ſie uns genommen wurde, da warſt du noch nicht auf der Welt.“ Mancher Vater hob ſeinen kleinen Sohn in die Höhe, und ſagte: „Siehſt du ſie jetzt? Sieh, ſie hat dir ſchon Gutes gethan, als du noch in der Wiege lagſt.“ Mancher Greis, der mühſam an ſeinem Stabe herbei gekommen war, weinte und ſchluchzte vor Freude, ſie vor ſeinem Tode noch einmal zu ſehen, ſo heftig, daß ihm Arme und Knie zitterten, und ſein ganzer Körper davon erſchüttert wurde.

Als Genovefa in dem Schloßhofe angekommen war, erblickte ſie vor dem innern Schloßthore alle edlen Frauen und Fräulein der ganzen benachbarten Ritterſchaft. Ohne daß Eine etwas von der Andern wußte, hatte Jede ſich eingefunden, Genovefa zu bewillkommen. Alle waren über Genovefas Unſchuld entzückt, und freuten ſich ihrer wunderbaren Rettung. Alle hatten auch darüber noch eine beſondere Freude, daß Alle ſo unverabredet zuſammengekommen waren, und daß auch nicht

Eine fehlte. Sie ſahen dieſen Tag als einen Triumphtag der weiblichen Tugend, und als ein allgemeines Ehren- und Freudenfeſt für alle Frauen und Jungfrauen an. Alle ſtanden in ihrem ſchönſten Schmucke, wie an einem hohen Feſttage, da, und zu vorderſt ſtand eine ſchöne Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und mit einer Schnur der ſchönſten guten Perlen um den Hals, und überreichte Genovefen einen Kranz von immergrünen Myrthen mit zarten ſchneeweißen Blüthen, als liebliches Zeichen ihrer Unſchuld und Treue. „Nimm,“ ſagte die Jungfrau innigſt gerührt, und konnte die Worte vor Weinen kaum hervorbringen, „nimm dieſen Kranz im Namen unſer Aller; den ſchönern Siegeskranz hat Gott dir im Himmel hinterlegt.“

Genovefa kannte die Jungfrau nicht. Die Frauen ſagten ihr aber, dieſe Jungfrau ſey Bertha, jenes gute Mädchen, das vor ſieben Jahren an das Fenſter ihres Gefängniſſes gekommen, und damals noch nicht vierzehn Jahre alt geweſen ſey. „Edle Frau!“ ſprachen ſie, „dieſe war die Einzige, die ſich in Eurer Schmach und Eurem Elende Eurer annahm! Sie ſoll daher auch die Erſte ſeyn, die an Eurer Ehre und Freude Theil nimmt.“ Als Genovefa das Mädchen anſah, und die wohlbekannten Perlen an ihrem Hals erblickte, da kam ihr jene ſchreckliche Nacht in dem Gefängniſſe wieder zu Sinne. „Ach Gott,“ rief ſie mit zum Himmel erhobenen Augen, „wer hätte das gedacht, wie ich damals als eine arme Sünderin, mit meinem Kinde auf dem Arme, aus dieſen Mauern geführt wurde, daß ich dereinſt ſo zurück kehren würde! Du nur, o Gott! wußteſt es damals ſchon, und hatteſt damals ſchon dieſe Freude für mich im Sinne! O Gott!“ fuhr ſie fort, indem ſie den Kranz ſanfterröthend aus der Hand der Jungfrau nahm, „wenn Du die Unſchuld hier auf Erden ſchon ſo ehreſt und erfreueſt, was wird es erſt einmal in dem Himmel werden!“

„Recht ſo, gnädige Frau!“ ſagte Wolf. „Die Unſchuld wird zwar auf Erde nicht immer ſo geehrt, und ſelten wird ihr ein Ehrentag, wie der heutige, zu Theil. Gott läßt das aber doch zuweilen geſchehen, um uns einen kleinen Vorgeſchmack zu geben, was Er uns in dem Himmel für Freuden aufbewahrt habe.“ Darauf wandte er ſich zu ſeinem Herrn, und ſprach: „Herr! ich bin die achtzig Jahre, die ich auf der Welt umhergetrieben werde, oft ſiegreich in dieſes Schloß eingezogen; aber einen ſolchen Triumphtag, wie er dieſer Frau zu Theil wird, hab' ich noch nie erlebt.“ „Wolf,“ ſagte der Graf, „darum hat dieſen Triumph Gott ſelbſt veranſtaltet; es iſt der herrlichſte Triumph, der Triumph der Tugend über das Laſter!“ — Und alle Ritter und Frauen gaben ihm Beifall.

Die Jungfrauen beſchloſſen aber noch beſonders, die immergrünen Myrthen mit den weißen Blüthen ſollen als Sinnbild der jungfräulichen Unſchuld und ehelichen Treue, von nun an zu Brautkränzen beſtimmt ſeyn. Eine Sitte, die ſich in vielen Gegenden Deutſchlands bis auf unſere Zeiten erhalten hat.

Die Freuden dieſes Tages, das viele Weinen und Reden, hatten Genovefa ſo angegriffen, daß ſie ganz erſchöpft war. Sie wurde unverzüglich auf ihr Zimmer gebracht, das ſie ſo viele Jahre nicht mehr betreten hatte. Nachdem ſie Gott für ihre wunderbare Rettung noch einmal gedankt, und nur noch einige Augenblicke mit Drako's Wittwe und Waiſen geſprochen, und ſie ihrer Huld verſichert hatte, begab ſie ſich in das bereit ſtehende Bett zur Ruhe. Die getreue Bertha aber blieb von nun an beſtändig um Genovefa, die ſich von Niemand mehr bedienen ließ, als von ihr.

Siebenzehntes Kapitel.

Genovefa ſieht ihre Eltern wieder.

Während in Siegfriedsburg Alle voll der höchſten Freude waren, herrſchte in dem herzoglichen Pallaſte von Brabant noch die tiefſte Trauer. Der alte Wolf erbot ſich, die Freudennachricht, Genovefa ſey wieder gefunden, ihren Eltern zu überbringen. Der Graf ſagte: „Lieber, alter Freund! Bleibe du hier, und überlaß dieſe beſchwerliche Reiſe einem jüngern Manne. Du weißt ja, wie dich unſre Heimreiſe aus dem Sarazenenkriege mitnahm, und wie oft du unter Wegs ſagteſt, dieß ſey dein letzter Ritt.“ Allein Wolf ſprach: „Der Menſch denkts, und Gott lenkts! Er hat mir nach ſo manchem kriegeriſchen Zuge zu guter Letzt' noch einen Ehren- und Freudenritt zugedacht, und den laß ich mir nicht nehmen. Erlaubt es doch, lieber Herr, und laßt mich hin!“ „Aber,“ ſagte der Graf, „bedenke doch dein Alter, den weiten Weg, die rauhe Jahreszeit, lieber Wolf!“ „Thut alles nichts!“ ſprach Wolf. „Ich fühle mich, ſeitdem die liebe gnädige Frau wieder da iſt, um zehn Jahre jünger. Und wie mich dünkt, kann ich meine Ritterſchaft nicht ſchöner beſchließen, als mit dieſem Ritt. Iſt der vollendet, dann gebe ich mich gern zur Ruhe. Ich alter Mann lege mich dann nieder, und kann ja alsdann ausſchlafen — bis an den jüngſten Tag." „Nun," ſprach der Graf gerührt, „ſo zieh' denn hin, lieber, alter, getreuer Kriegsgefährte! Nimm das beſte Pferd aus meinem Stalle, und wähle dir die zwölf bravſten meiner Reiter zur Bedeckung aus. Sage meinen theuren Schwiegereltern Alles, was dir dein edles Herz eingeben wird, und was ich ihnen, wie du wohl weißt, ſelbſt ſagen würde. Gott ſey dein Geleitsmann, und führe dich wieder wohlbehalten in meine Arme zurück!" Auch Genovefa hatte ihn noch einmal rufen laſſen, und ihm an ihre theuren Eltern alles Dasjenige aufgetragen, was kindliche Ehrfurcht und Liebe ihr nur immer eingeben konnten.

Wolf hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Bevor noch die Morgendämmerung des folgenden Tages anbrach, weckte er die Reiter, half ſelbſt die Pferde füttern und ſatteln, trieb ohne Unterlaß zu eilen, ſaß dann wohlgerüſtet auf, und zog mit den Reitern fort. Immer ritt er voraus, und rief ihnen des Tages wohl hundert Male zu: „Friſch, Kameraden, vorwärts, vorwärts!" — und ſo gings einen Tag wie den andern, vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht. Die Reiter fragten ihn: „Warum eilt Ihr denn gar ſo ſehr, Herr Stallmeiſter?" Er aber ſprach: „Denkt an den Jammer der Eltern, dem wir ein Ende machen werden!

Wenn ein braver Mann einem Leidenden auch nur einige traurige Stunden erſparen kann, ſo ſoll er ſich keine Beſchwerlichkeit verdrießen laſſen, und ſeiner Knochen nicht ſchonen. Wir ritten oft muthig aus, Wunden zu ſchlagen und Thränen zu verurſachen; reitet nun auch einmal tapfer darauf los, Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen.“ — „Ha,“ rief er, „ich wollte, das Roß da hätte Flügel, wie jenes, das ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — abgemalt ſah, und das mir ſehr wunderlich vorkam!“ — und hiemit gab er ſeinem Rappen wieder die Spornen.

Ein alter Ritter, auf deſſen Schloſſe Wolf mit ſeinen Reitern übernachtete, erzählte ihm, daß der fromme Biſchof Hildolf, der Genovefas Ehe mit Siegfried eingeſegnet hatte, nur einige Stunden abwegs, eben eine neuerbaute Kirche einweihe. „Da müſſen wir ſpornſtreichs hinreiten,“ ſagte Wolf. „Der heilige Mann muß unſere Freudenbotſchaft auch wiſſen. Und da er gar ein weiſer und kluger Herr iſt, ſo will ich ihn um guten Rath bitten, wie ich meine Botſchaft bei dem Herzoge und der Herzogin am beſten anbringen könne. Ich ſann unter Weg's ſchon viel darüber nach, und brachte nichts Kluges heraus. Am liebſten riefe ich ſogleich von weitem: „Genovefa iſt wieder gefunden! Sie lebt!“ Allein ſo mit der Thür' ins Haus fallen, thuts doch nicht. Ich bin ein alter

Kriegsmann, und wußte es bisher nur vom Hörenſagen, was es um das Erſchrecken ſey. Und doch — es iſt wunderlich! — hat mich das Wort: „Die Gräfin lebt!“ ſo erſchreckt, daß ich zitterte, und den Schrecken noch jetzt in allen Gliedern ſpüre. Ich hätt' es nie geglaubt, daß die Freude einen Mann ſo erſchrecken könne; und wenn dies mit allen Menſchen ſo iſt, ſo könnte dieſer Freudenſchrecken die Eltern geradezu tödten, wie ein abgeſchoſſener Pfeil, der mitten ins Herz trifft. Allein ihnen die Sache nach und nach beizubringen, die Worte ſchlau zu ſetzen, das Geſpräch fein zu lenken — verſteh' ich nun einmal nicht. Unſer einer weiß nur das Schwert zu regieren, nicht aber die Zunge. Der ehrwürdige Herr muß da Rath ſchaffen. Denn die Herzen durch das Wort ſanft zu behandeln, das verſteht er aus dem Grunde.“

Wolf ritt mit ſeinen Leuten ſogleich zu dem Biſchofe, erzählte ihm alles Geſchehene, und brachte dann ſeine Bedenklichkeiten vor. Der Biſchof war hoch erfreut, lobte Gott laut, und ſprach dann zu Wolf: „Seyd ruhig, alter Mann! Gott fügt Alles, bis auf die kleinſten Umſtände, ſehr wohl. Ich war eben bereit, zu den trauernden Eltern zu reiſen, wohin mich mein Amt ruft. Wir reiſen alſo zuſammen.“ Der ehrliche Wolf war darüber ſehr vergnügt, und es war ihm keine geringe Freude und Ehre, mit ſeinen Reitern den Biſchof begleiten zu dürfen.

Der Herzog und die Herzogin hatten das Andenken jenes ſchrecklichen Tages, an dem ſie die Nachricht von Genovefas Hinrichtung erhalten hatten, alljährlich in ihrer Schloßkirche unter Gebet und Thränen gefeiert. Dieſer Tag war jetzt eben wieder angebrochen, und ſie ſaßen am Morgen deſſelben beiſammen auf ihrem Zimmer, und waren Beide voll der tiefſten Betrübniß. Sie hatten ſeitdem ſehr gealtert, und ihre Haare waren vor der Zeit grau geworden. Beide waren in Trauerkleider gehüllt, ja die Herzogin hatte ſeit jenem traurigen Tage die ſchwarze Farbe gar nicht mehr abgelegt. Es war jetzt bereits Zeit zum Gottesdienſte, und ſie erwarteten nur noch die Ankunft des Biſchofs, den ſie, wie alle Jahre, ſo auch in dieſem Jahre eingeladen hatten, an eben dem Altare, an dem Genovefa im Brautkranze vor ihm geſtanden, das Gedächtniß ihres Todes zu feiern.

Der Herzog ſchwieg voll ſtummen Schmerzens, und dachte eben bei ſich: „Es iſt doch eine ſchreckliche Schickung, daß dieſe Schmach über unſer herzogliches Haus kommen, und unſere Familie auf dieſe Art erlöſchen mußte! Doch, Herr, Dein Wille geſchehe!“ Die Herzogin ſeufzte: „Ach, das einzige Kind, und ſo ein liebes Kind, durch die Hand des Henkers zu verlieren — iſt doch zu ſchauervoll!

O Genovefa! wir dachten, du würdeſt wie ein Engel an unſerm Sterbebette ſtehen, und uns die Augen ſanft zudrücken, und nun mußte es ſo kommen! „Doch,“ ſagte auch ſie, ſich wieder faſſend: „Dein Wille, o Herr, geſchehe!“

Kaum hatte ſie dieſes geſagt, ſo trat der ehrwürdige Biſchof herein. Sein Angeſicht leuchtete von himmliſcher Freude. „Laſſet nun einmal das Trauern, und erfreuet Euch in dem Herrn!“ ſprach er, und fing nun an, mit hoher Begeiſterung und tiefer Rührung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorſehung zu ſprechen; wandte Jakobs Trauer, dem ſein Sohn Joſeph geraubt wurde, auf ihre Trauer an; ſchilderte dann Jakobs Freude, als er ſeinen Sohn Joſeph wieder fand — und der Geiſt, mit dem der Biſchof ſprach, und das ſanfte Feuer ſeiner Beredſamkeit ergriff ſie mächtig. Der Gedanke an Gottes Alles lenkende Liebe und an Jakobs Vaterfreude erfüllte auch ihre Herzen mit Freude, und verdrängte aus denſelben alle Trauer. „Ach,“ ſagte die Herzogin, indem ſie die Hände faltete, „die Freude, Genovefa wieder zu ſehen, wäre zu überſchwänglich, und zu außerordentlich, als daß ſie uns noch zu Theil werden ſollte!“ „Hier auf Erden freilich nicht mehr,“ ſagte der Herzog, „aber doch gewiß dort in dem Himmel.“ „Auch hier auf Erden noch!“ ſprach jetzt der Biſchof. „Der Herr thut auch jetzt noch große Dinge. Er ſchlägt Wunden, und heilt ſie wieder. Er führt in die Grube hinein, und wieder heraus. Er, der Gott Jakobs und Joſephs, lebt noch. Er, der Euer Herz ſtärkte, daß es der Jammer nicht brach, wolle es jetzt wieder ſtärken, daß es der Freude nicht unterliege. Anſtatt der Trauergeſänge, die wir eben jetzt in der Kirche anſtimmen wollten, laßt uns ein freudiges „Herr Gott, Dich loben wir!“ ſingen. Denn Genovefa lebt — und Ihr werdet ſie ſehen.“ Beide Eltern blickten ihn erſtaunt an. Ein Schauder überlief ſie bei des frommen Mannes nachdrucksvollen Worten. Hoffnung und Furcht kämpften in ihren Herzen, und ſie konnten das, was er ſagte, noch nicht glauben.

Da öffnete der Biſchof die Thür, rief den alten, ehrlichen Wolf, der mit klopfendem Herzen bei den Dienern des Herzogs in dem Vorzimmer ſtand, herein, und ſprach: „Dieſer hier iſt der Mann, der Euch das Weitere ſagen wird.“ Wolf trat herein, und rief: „Sie lebt! Es iſt gewiß ſo. Mit dieſen meinen Augen habe ich ſie geſehen, mit dieſen meinen Ohren ihre Stimme vernommen, und mit dieſer meiner Hand die ihrige gefaßt.“ Das Wort: „Genovefa lebt!“ hatte ſich augenblicklich durch den ganzen Pallaſt verbreitet. Alle Diener des Herzogs und alle Dienerinnen der Herzogin ſtürzten erſtaunt, erſchrocken, erfreut, und faſt außer ſich in das Zimmer. Wolf aber ſtand da, und erzählte die ganze, wunderbare Geſchichte, und die Thränen zitterten an ſeinen grauen Augenwimpern, und oft brach ihm die Stimme vor Rührung. Alle ſtanden bebend, weinend und ſchluchzend umher — und der Herzog und die Herzogin ſaßen bleich vor Freudenſchrecken da, und wußten faſt ſelbſt nicht, wie ihnen geſchah.

Endlich, da ſie nicht mehr zweifeln konnten, und die Männer, die mit Wolf gekommen waren, jedes ſeiner Worte beſtätigten, und Wolf ihnen noch jedes Wort ſagte, das Genovefa und der Graf ihm aufgegeben hatten — da war es ihnen, als erwachten ſie aus einem ſchweren Traume. Sie lebten gleichſam von Neuem wieder auf, und riefen Beide: „Wir haben genug gelebt! daß unſere Tochter Genovefa noch lebt. Wir wollen hin, und ſie ſehen, ehe wir ſterben!“ Nachdem ſie Gott noch zuvor in Seinem Tempel feierlich gedankt hatten, reisten ſie unverzüglich ab, und der fromme Biſchof, und der ehrliche Wolf mit ſeinen Leuten, und ein großes Gefolge von Dienern begleiteten ſie.

Genovefa hatte ſich indeß durch die zärtlichſte Sorgfalt und liebreichſte Pflege merklich erholt, und auf ihren Wangen erſchien wieder eine ſanfte Röthe. Der einzige Wunſch, den ſie jetzt noch auf Erde hatte, war der, ihre geliebten Eltern zu ſehen. Da kamen ſie plötzlich, und viel früher, als man ſie erwartet hatte, in Siegfriedsburg an. Sie grüßten Genovefa mit heißen Thränen. Der ehrwürdige Vater ſagte mit einer Empfindung, wie einſt Simeon, indem er ſie umarmte: „Nun, Herr, läßt Du Deinen Diener im Frieden dahin ſcheiden, da meine Augen dieſes Heil noch geſehen haben.“ Und die fromme Mutter ſprach, ſie umarmend, mit einer Rührung wie einſt der Patriarch Jakob: „Nun will ich gerne ſterben, da du noch lebſt — und deine Unſchuld an den Tag kam.“ Und beide Eltern weinten die ſeligſten Thränen, indem ſie abwechſelnd Genovefa in ihre Arme ſchloſſen.

Hierauf erblickten ſie den holden Knaben, und riefen Beide zugleich voll Entzücken: „Du biſt alſo unſer Enkel — o komm, komm in unſre Arme!“ „Gott ſegne dich, mein Kind!“ rief der Großvater, indem er ihn auf die Arme nahm, und ihn küßte. Und: „Gott ſegne dich, du liebes, ſüßes Kind!“ wiederholte die Großmutter, als ſie den Knaben aus des Großvaters Armen in die ihrigen nahm, und ihn mit Küſſen und Thränen der Freude überhäufte. Und Beide ſprachen dann faſt mit Einer Stimme und voll Anbetung Gottes: „O wunderbar, wunderbar iſt Gott! Wir beweinten dich als todt, liebſte Tochter, und dachten, dein Angeſicht auf Erde nicht mehr zu ſehen, und jetzt läßt uns Gott gar noch deinen Sohn, unſern geliebten Enkel, ſehen!"

Jetzt trat der fromme Biſchof, den Genovefa und Siegfried in ihrer Freude noch nicht bemerkt hatten, näher. Es war Genovefen, da ſie ihn ſo plötzlich erblickte, als ſehe ſie einen Boten Gottes vom Himmel. Der apoſtoliſche Mann ſah erſt Genovefa, Siegfried und Schmerzenreich, und dann den Herzog und die Herzogin ſegnend an, ſtreckte die Hand aus, und ſprach dann: „Nun hat der Herr erfüllt, was mich Sein Geiſt vorherſehen ließ! Er hat Dir, meine Tochter, und Euch allen hier ein größeres Glück bereitet, als alle Güter, Freuden und Ehren dieſer Welt, aber ein Glück, das mit großen Leiden anfing, wie alles wahre Heil auf Erden anfangen muß. Das Leiden iſt der Weg zur chriſtlichen Vollkommenheit, der einzig wahren Bildung des Menſchen, gegen die alles Irdiſche Staub iſt, und die allein uns der Seligkeit des Himmels fähig macht. Dieſen Weg hat Gott Euch alle geführt. Genovefa wurde in dem Vertrauen auf Gott, der Geduld im Leiden, der Verſöhnlichkeit gegen Feinde, und in andern ſchönen, liebenswürdigen Eigenſchaften wahrer Chriſten geübt; ja, ihre Tugend wurde durch die Glut des Leidens zum reinſten Golde geläutert. Graf Siegfried kam durch bittere Erfahrung zur Erkenntniß, welchen unermeßlichen Jammer heftige Leidenſchaften anrichten können; das Elend, das er ſich ſelbſt und denjenigen bereitet hat, die er vor allen Menſchen auf Erden liebte und ehrte, überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, ſich ſelbſt zu überwinden, und die Leidenſchaften der Herrſchaft der Vernunft zu unterwerfen. Auch der kleine Schmerzenreich lernte in der Wüſte Gott mehr erkennen, als es bei den mancherlei Zerſtreuungen in einem gräflichen Schloſſe oder herzoglichen Pallaſte hätte geſchehen können; hätte Gott ihn vom Hofe, wo es nie an Schmeichlern fehlt, nicht in jene Wüſte verſetzt, ſo würden wir die lieblichen Blüthen künftiger Tugenden, die uns mit ſo ſchönen Hoffnungen erfüllen — dieſe holde Demuth, dieſe Unſchuld, dieſe Aufrichtigkeit, dieſe Folgſamkeit, dieſe Genügſamkeit — vielleicht nicht an ihm erblicken. Genovefas ehrwürdige Eltern, denen durch die Nachricht von dem Tode ihrer geliebten Tochter alle Freuden und aller Troſt auf Erden genommen ward, richteten ihre Blicke mehr himmelwärts; ſie ſahen es immer mehr ein, wie Alles hier auf Erden ſo gar eitel und nichtig, und wahre, ungetrübte Seligkeit nur in jener beſſern Welt, in dem Himmel, zu finden ſey, wo kein böſer Menſch unſre Ruhe ſtören kann, wo keine Thräne mehr geweint wird, wo kein Tod und keine Trennung mehr iſt. Die innigſte Sehnſucht nach jenem beſſern Leben erfüllte ihr Herz, und machte ihnen den Tod, den die Menſchen ſo ſehr fürchten und ſcheuen, nunmehr ſo wünſchenswerth, daß ſie ihn als einen Engel Gottes betrachten, der uns ſanft heimbringt in unſer wahres Vaterland, zu unſerm lieben Vater im Himmel. Und nun, nachdem Alle ſo an Erkenntniß und Tugend gewonnen und das ſchöne Ziel ihrer Leiden erreicht hatten, hat Gott uns Alle, ſo wie wir damals, als wir uns das letzte Mal ſahen, beiſammen ſtanden, wunderbar und gegen alle Erwartung jetzt wieder zuſammen geführt, und heute iſt der Tag erſchienen, da wir Alle Ihm für ſeine väterliche Führungen mit Freudenthränen danken; und keines von uns Allen fehlt, nur iſt unſre Zahl noch um dieſes liebe Kind hier vermehrt worden. Selig Derjenige, der in der Prüfung aushält! Denn, nachdem er bewährt erfunden worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen Denjenigen verheißen hat, die Ihn lieb haben. Dieſe Krone iſt Euch jetzt auch hinterlegt.“

Achtzehntes Kapitel.

Genovefas Leiden werden ein Segen für das ganze Land.

Sobald es bekannt wurde, daß Genovefa ſich viel beſſer befinde, und ſich von ihren Leiden ſehr erholt habe, kamen alle Tage Leute, die ſie ſehen wollten. Wolf mußte es Genovefa auf Ritterehre verſprechen, auch die Geringſten nicht abzuweiſen. Da ward denn der Zulauf ſehr groß, und immer wurden Mehrere zugleich in das Zimmer gelaſſen. Die Leute waren aber ſo ſtille und eingezogen, daß ſie ſich kaum zu athmen, und nicht vorwärts zu gehen getrauten, ſondern an der Thür ſtehen blieben. Die Männer ſtanden mit ihren Mützen unter dem Arme, ſo ehrerbietig da, wie in der Kirche, und ſogar die kleinen Kinder auf den Armen der Mütter hoben andächtig die Händchen auf.

Genovefa lag meiſtens auf ihrem Ruhebette, oder ſaß weißgekleidet in ihrem Lehnſeſſel, und ihr ſchönes, blaſſes Geſicht ſah ſo fromm und himmliſch, ſo ſanft und mild, ſo liebreich und freundlich aus, daß es den Leuten nicht anders vorkam, als ſey es von hellen Strahlen umgeben. Sie hieß die Leute etwas näher kommen, und ſagte ihnen dann immer einige Worte, die ihnen zeitlebens unvergeßlich blieben.

„Ihr lieben, guten Leute!“ ſagte ſie unter Anderm, mit ſanfter lieblicher Stimme. „Es freut mich, daß ihr mich heimſucht, und ich danke euch für Eure Liebe, mit der ihr an meinen Leiden und Freuden Theil nehmet. Ach, ich kann es mir wohl denken, daß ihr auch mancherlei Leiden habt, und ich weiß es, daß Manches von euch ſich in der Welt viel plagen muß! Aber liebet nur Gott, vertrauet auf Ihn, und verzagt nie. Er errettet diejenigen, die Ihn lieben, aus allen Nöthen. Wo Alles verloren ſcheint, kann Er noch helfen. Wo die Noth am höchſten, iſt Seine Hülfe am nächſten. Er macht am Ende Alles recht. Iſts nicht wahr? Seht ihr das nicht ſelbſt deutlich an meiner Geſchichte?“

„Seyd zufrieden mit dem, was ihr habt, und begnügt euch mit Wenigem. Auch bei Wenigem kann man vergnügt leben. Das erfuhr ich in der Wildniß. So arm ihr ſeyd, ſo habt ihr doch mehr, als ich in der Wüſte draußen hatte. Ihr habt doch eine Hütte, ein Kleid, ein Bett, und im Winter eine warme Stube und eine warme Suppe. Und mehr braucht ja der Menſch nicht. Hängt daher euer Herz nicht an das Zeitliche! Verlaßt euch nicht auf das todte Geld, ſondern auf den lebendigen Gott. Gott kann den Reichſten ſchnell ärmer als den Aermſten, und den Aermſten wieder reich machen. Das ſeht ihr ja an mir!“

„Haltet euch immer feſt an Gott, betet gerne, und bewahrt euer Gewiſſen rein. Wer mit Gott Eins iſt, und Ihn im Herzen trägt, der hat den Himmel im Herzen. Das Gebet gibt Kraft zum Gutesthun, und Stärke im Leiden. Es durchdringt die Wolken, und bleibt nie unerhört. Ein gutes Gewiſſen iſt in allen Leiden — im Gefängniſſe, in Krankheit und bei dem Herannahen des Todes ein ſanftes Ruhekiſſen. Das werdet ihr erfahren, wie ich's erfahren habe."

„Wenn euch euer Gewiſſen Vorwürfe macht — und wem macht es keine, wenn er auch gleich keine ſolche Verbrechen begangen hat, deren man mich beſchuldigte? — wenn euch euer Gewiſſen alſo Vorwürfe macht, ſo ſuchet vor Allem euch mit Gott auszuſöhnen, und nehmt deßhalb eure Zuflucht zu Chriſtus, Seinem lieben Sohne. Ihn hat der Vater zum Heile der ſündigen Welt dahingegeben. Er iſt die Verſöhnung unſerer Sünden. Er vergoß Sein Blut zur Vergebung der Sünden. So wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo betrügen wir uns ſelbſt. So wir aber unſere Sünden bekennen, ſo iſt Er treu und gerecht, und vergibt uns die Sünde, und reiniget uns von Allem, was nicht recht iſt."

„Höret nur das Evangelium gerne — da werdet ihr Alles noch beſſer inne werden, als ich es euch ſagen kann! Mit einem Evangelienbuch in der einen, und einem Kreuze in der andern Hand kamen die erſten Verkünder des Evangeliums zu euch. Noch einmal! Höret das Evangelium — bewahrt es im Herzen — befolgt es! Denn es iſt Gottes Wort, und hat eine Kraft in ſich, Alle ſelig zu machen, die daran glauben. Und dann noch einmal, denket ſtets: „Im Kreuze iſt Heil!“ Durch das Kreuz — durch Leiden und Tod — ging Chriſtus in Seine Herrlichkeit ein! Durch Kreuz und Leiden und viele Trübſale müſſen auch wir in das Reich Gottes eingehen. Nicht wahr, dieſen Weg wollen wir mit einander gehen?“ ſagte ſie, und bot nun noch allen die Hand, und Eines nach dem Andern mußte ihr das auf die Hand verſprechen.

Den Eheleuten und Eltern redete ſie noch beſonders zu. Die Eheleute ermahnte ſie zur Eintracht und Liebe, und warnte ſie vor Eiferſucht. „Gebt doch nie falſchen Zungen Gehör, die eure Eintracht und Liebe ſtören wollen!“ ſagte ſie, die es ſelbſt erfahren hatte, was ſolche falſche Zungen für Jammer auch in der beſten Ehe anrichten können. Die Eltern ermahnte ſie, ihre Kinder fromm und chriſtlich zu erziehen. „Seht,“ ſagte ſie mancher Mutter, die mit ihrem Kinde auf dem Arme vor ihr ſtand, „es ſteht dem lieben Kinde nicht auf der Stirne geſchrieben, was in dieſer Welt noch alles über daſſelbe verhängt ſey. Jezt lächelt es noch freundlich in die Welt herein; aber es wird die Zeit kommen, wo es auch trauern und weinen wird, wie auch Alle, die in die Welt kamen. Darum erzieht es gut, daß es Kraft in ſich habe, ſich durch die Welt durchzuſchlagen. Als meine Mutter mich ſo auf dem Arme hielt, dachte ſie wohl nicht daran, was für große Leiden über mich kommen würden. Aber wenn ſie mich nicht von Jugend auf zur kindlichen Furcht Gottes und zum herzlichen Vertrauen auf Gott angeleitet hätte, ſo hätte ich meinem Leiden unterliegen, und in der Wildniß verzweifeln müſſen, und mir wohl gar das Leben genommen, und ich wäre nicht mehr da! Ohne feſten Glauben an Gott, an Chriſtus, und an ein ewiges Leben wäre es ein betrübtes, troſtloſes Leben auf Erde. Pflanzt euren Kindern dieſen Glauben daher frühe ein.“

Schmerzenreich mußte nun noch jedem der Kinder etwas Schönes zum Andenken ſchenken, und unbeſchenkt wurde nie ein Kind entlaſſen. Dieſe Güte und Freundlichkeit, und die ſchönen Zuſprüche ihrer gnädigen Gräfin gingen den Leuten ſehr zu Herzen, und die härteſten Männer weinten gleich Kindern. Genovefa's Frömmigkeit, ihre Leiden, ihre Geduld, ihr Wort und Beiſpiel waren ein großer Segen für das ganze Land. Weit umher wurden die Menſchen viel frömmer, und beſſerten ſich augenſcheinlich, und in mancher Hütte, in der vorher der Unfriede zu Hauſe war, wohnte nun Eintracht und Liebe, Ruhe und Zufriedenheit. Der fromme Biſchof ſagte oft: „Wenn Gott durch einen Menſchen ein großes Heil ſtiften will, ſo ſchickt er ihm große Leiden zu — und ein ſolches Leiden iſt dann gleichſam auch eine der heiligen Weihen, die Gott ſelbſt verleiht. Genovefas Leiden ſtiften mehr Gutes, als meine Predigten.“

Neunzehntes Kapitel.

Golos Schickſal.

Wann die Leute aus dem Zimmer der Gräfin herab kamen, wollten ſie auch noch den Golo ſehen. Ein Blutgericht hatte ihn als einen Verläumder, treuloſen Diener, und dreifachen Mörder zum Tode verurtheilt. Er ſollte von vier Pferden oder vier Ochſen in vier Stücke zerriſſen werden. Allein der Graf hatte auf die herzliche Fürbitte ſeiner frommen Gemahlin ihm die Todesſtrafe geſchenkt. Ihn aber von dem ewigen Gefängniſſe zu befreien, ſtand nicht in des Grafen Gewalt. Der Kerkermeiſter, der den Leuten den Golo zeigen mußte, hatte ſehr viel zu thun, und faſt den ganzen Tag keine Ruhe. Er that es aber doch gerne. „Kommt nur!“ ſagte er zu den Leuten. „Da droben im Zimmer der Gräfin habt ihr ein Bild der Unſchuld und der

Tugend geſehen. Da drunten in Golos Gefängniſſe könnt ihr nun das Bild der Sünde und des Laſters ſehen.“

Er ging mit der Laterne und einem Bunde Schlüſſel voraus, die enge ſteinerne Stiege hinab. Als er die ſchwere, eiſerne Thür aufmachte, da wurde es den Leuten ganz ſchauerlich, und als er mit der Laterne in das Gefängniß hineinleuchtete, und ſie den Golo ſahen, erſchraken ſie noch mehr. Denn Golo war fürchterlich anzuſehen. Das Haar hing ihm wild und zerſtreut über die Stirne, und er hatte einen langen Bart. Sein Geſicht war bleich wie eine Wand, und er blickte mit ſeinen ſchwarzen Augen ſcheu und gräßlich umher. Sein böſes Gewiſſen peinigte ihn ſo, daß er oft ganz wahnſinnig war, fürchterlich brüllte, mit ſeinen Ketten raſſelte, und den Kopf an die Wände ſtieß. Auch wenn er mehr bei ſich ſelbſt war, führte er allerlei ſeltſame Reden, die einem durch Mark und Bein gingen.

„O Thor! Thor! ſiebenfacher Thor, der ich war!“ ſchrie er oft. „O wehe dem, der von Gott abweicht, ſein Herz böſen Begierden öffnet, und die Stimme ſeines Gewiſſens nicht mehr hört! Anfangs mag er einige falſche, eitle, betrügeriſche Freuden genießen — aber ſein Ende iſt Jammer und Elend! Er wandelt auf Blumen; aber plötzlich ſtürzt er in einen Abgrund, den die Blumen vor ſeinen Augen verbargen! Wehe, wehe dem, der nach verbotenen Freuden trachtet! Er glaubt ſich einem blühenden Roſenſtrauche zu nähern, ſtreckt die Hand nach einer Roſe aus — aber plötzlich fährt eine ziſchende, giftgeſchwollene Schlange aus dem Strauche hervor, umſchlingt ihn mit ſiebenfachen Ringen, und würgt und droſſelt und zerfleiſcht ihn ohne Aufhören mit giftigen Biſſen!" —

Manchmal fragte er, obwohl man ihm das ſchon oft geſagt hatte: „Ihr Leute! Iſt's wahr, hat man die Gräfin und ihr Kind wieder gefunden? Iſt's ſo, oder hat mir's nur ſo geträumt? Nein, nein! Es hat mir nicht geträumt. Es iſt ſo, es iſt wirklich ſo. Ich glaubs. Denn hört," fuhr er dann mit wehklagender Stimme fort, „Gott iſt ein furchtbarer Rächer! Er hat ſie aus dieſem Gefängniſſe da errettet, und mich in eben dieſes Gefängniß hinunter geworfen. Ja, ja, da ſaß ſie," ſagte er, und ſchlug mit der Hand auf das rothe Steinpflaſter — „da, auf dieſem Boden, wo ich jetzt ſitze. Glaubt ihr nun, daß Gott gerecht iſt?"

Ein anderes Mal rief er: „Gottlob! Kommt ihr nun einmal, mich abzuholen? Nun, ſo führt mich denn hinaus zur Richtſtätte. Ich gehe gern!" ſagte er, und ſtand auf. „Ich habe eine unſchuldige Mutter und ein armes Kind umgebracht — darum muß man mir den Kopf auch abſchlagen. Ich habe unſchuldiges Blut vergoſſen — ſeht ihrs da, meine Hände ſind noch voll Blut — ſeht ihrs, über und über ſind ſie blutroth! Seht, die Bäche voll Thränen, die mir aus den Augen fließen, waſchen ſie nicht mehr weiß. Drum muß ich mein Blut auf der Richtſtatt auch verſpritzen. Ich thu' es aber gern! Beſſer unter dem Schwerte des Scharfrichters ſterben, als dieſe Qual da — da — da drinnen," er zeigte auf die Bruſt — „noch länger erdulden!"

Zu Zeiten, wann Gewiſſensangſt und Verzweiflung ihn noch mächtiger ergriffen, und ihn ganz außer ſich brachten, ſah er die Leute, ſobald man die Thür geöffnet hatte, ſtarr an, lachte dann fürchterlich, und ſchrie: „So! bringt man euch einmal! Nicht wahr, ihr habt euch auch von der böſen Luſt betrügen laſſen, und ihr habt die Unſchuld auch verführt? Wie, laßt mir eure Hände ſehen, ob keine Thränen einer unglücklichen Mutter daran hängen, oder kein Blut eines armen Kindes daran klebt? Ihr bietet ſie mir nicht her — ihr getraut euch nicht, ſie mir zu zeigen? — Jetzt weiß ich's," ſchrie er dann fürchterlich, „es iſt ſo! Eure Hände ſind voll Blut und Thränen, wie die meinigen. Ihr ſeyd Verbrecher, wie ich. Kommt nur herein zu mir! Seht," fuhr er fort, und rückte auf die Seite, „ſeht, da, da iſt künftig euer Platz. Alle dieſe Verbrecher gehören zu mir herein." — —

Da fingen die erſchrockenen Kinder an, laut zu ſchreien, und verbargen das Geſicht in die Kleider ihrer Mütter; jeder Jüngling und jede Jungfrau nahmen ſich heilig vor, das Herz vor ſolchen Sünden rein zu bewahren, die den Menſchen in ein ſolches Elend ſtürzen können; und mancher Mann und manche Frau ſagten laut: „Lieber wollte ich in der Wildniß mich von Wurzeln und Kräutern nähren, und unſchuldig ſeyn, wie Genovefa — als ſo wie Golo in einem gräflichen Schloſſe im Ueberfluß leben, und ein böſes Gewiſſen haben, und ein ſolches Ende nehmen.“

„Da habt Ihr Recht!“ ſagte der Kerkermeiſter, indem er die eiſerne Thüre zuſchloß; „und wenn das Laſterleben auf dieſer Welt auch nicht immer ein ſo ſchlimmes Ende nimmt, ſo iſt es doch gewiß der Anfang unendlich größerer Leiden in jener Welt.“

In dieſem verzweiflungsvollen Zuſtande lebte Golo viele Jahre, und ob ſein Tod tröſtlicher war, weiß man nicht. Man ſagt, er habe keine Ruhe gehabt, bis man ihm ſein Recht endlich noch angethan habe.

Zwanzigſtes Kapitel.

Andenken an Genovefa.

Nachdem die Kinder Genovefen, Schmerzenreich und Golo geſehen hatten, wollten ſie — wie nun die Kinder einmal ſind! — auch noch die Hirſchkuh ſehen. Der Graf hatte ihr einen eigenen ſchönen Stall bauen laſſen. Sie lief frei in dem Schloßhofe herum; ja ſie kam wohl auch in das Schloß, und die Stiege herauf, bis vor Genovefas Zimmer, und war da nicht wegzubringen, bis man ſie auf einige Augenblicke hineingelaſſen hatte. Sie war ſehr zutraulich gegen alle Leute, und fraß ihnen aus der Hand, und auch die Jagdhunde auf dem Schloßhofe thaten ihr nichts zu Leid. Die Kinder hatten eine große Freude an dem ſchönen Thiere, gaben ihm Brod, und ſtreichelten es, und die Mütter ſagten: „Mein Gott! wenn dieſes Thier nicht geweſen wäre, ſo wären unſre liebe Gräfin und unſer lieber junger Graf in der Wildniß umgekommen!“ — „Darum ſoll man kein Thier plagen!“ ſagte die Magd, die das treue Thier zu verpflegen hatte. „Wenn wir den Ochſen nicht hätten, den wir vor den Pflug ſpannen, und keine Kuh, die uns Milch gäbe, ſo ging es uns wohl eben ſo ſchlimm, als es der lieben Gräfin ohne Hirſchkuh in der Wildniß gegangen wäre. Ja die

Welt wäre ohne die Thiere eine rechte Wildniß für uns! Man ſähe da wenig gebaute Aecker, und die ſchönſten Wieſen würden uns nichts helfen. Darum plagt euer Vieh nicht, und laßt uns Gott auch für dieſe Wohlthat danken.“

Wie lange Genovefa noch lebte, iſt nicht genau bekannt, wohl aber das: So lange ſie noch lebte, lebte ſie in Freude, und that noch unausſprechlich viel Gutes, und ſanft und ſelig war ihr Ende. Ihr übriges Leben glich einem ſchönen, ſtillen Frühlings-Abende nach einem ſchweren Gewitter, das glücklich vorüberzog; und ihr Tod war wie der ſchöne, liebliche Untergang der Sonne, die noch leuchtet und Segen verbreitet, bis auch ihr letzter Strahl — nicht erliſcht — ſondern nur ſich unſern Augen entzieht, um herrlicher in einer andern Welt aufzugehen.

Bei ihrem Leichenbegängniſſe fanden ſich unzählige Menſchen ein, und alle vergoſſen an ihrem Grabe heiße Zähren, die heißeſten aber Siegfried und Schmerzenreich. Die treue Hirſchkuh legte ſich auf ihr Grab, und wich nicht mehr davon. Von dem Futter, das man ihr vorlegte, rührte ſie gar nichts an, bis man ſie eines Morgens auf dem Grabe todt fand. Der Graf ließ Genovefen ein prächtiges Grabmahl aus weißem Marmor errichten, an dem ganz unten auch die Hirſchkuh in Stein ausgehauen war.

In der Wildniß hatte der Graf auf Genovefas Bitte eine Einſiedelei anlegen laſſen. Rechts neben Genovefas Höhle ſtand die Kapelle. Der fromme Biſchof Hildolf weihte ſie ein, und das Volk nannte ſie Frauenkirchen. Genovefas Geſchichte war zierlich und ſchön an den Wänden abgemalt, und das kleine hölzerne Kreuz, an dem ſo viele theure Erinnerungen hafteten, wurde — doch erſt nach Schmerzenreichs Tode — in Gold gefaßt, und auf den Altar geſtellt. Zur andern Seite der Höhle war die Zelle des Einſiedlers, nebſt einem zierlichen Gärtchen, durch das die Quelle floß. Sehr viele Menſchen kamen immer dahin, und der freundliche Einſiedler zeigte ihnen dann das kleine Kreuz, die Gemälde, die Höhle, den Stein, auf dem Genovefa gekniet, und die Quelle, aus der ſie getrunken hatte, erzählte ihre Geſchichte, und ermahnte Groß und Klein, ihrem ſchönen Beiſpiele zu folgen.

Das Volk verehrte Genovefa als eine Heilige, und nach beinahe hundert Jahren rühmten ſich noch alte, eisgraue Männer: „Da ich noch ein Kind war, habe ich Genovefa geſehen!“ und ſie erzählten nun den horchenden Enkeln und Urenkeln, was Genovefa ihnen geſagt habe.

Das Schloß Siegfriedsburg oder Siegfriedsheim, im gemeinen Leben bloß Siegmern oder Simmern genannt, wo Siegfried und Genovefa gewohnt hatten, ward indeß zerſtört, und es ſind, unter dem Namen Altſimmern nur noch, nicht weit von Koblenz, einige Trümmer davon zu ſehen; allein die Ehrfurcht und Liebe gegen Genovefa war dauerhafter und unzerſtörbarer, als jene feſte Mauern. Keine Macht der Zeit konnte ihr Gedächtniß von der Erde vertilgen, und manche Frau und Jungfrau führt zum Andenken an ſie bis auf den heutigen Tag noch den Namen — Genovefa!

* * *

Anſelmo.

Erſtes Kapitel.

Der Jüngling in der Fremde.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen wanderte Anſelmo, ein adeliger Jüngling von ſechzehn Jahren, am Geſtade des Meeres hin. Er kam von Salerno, wo ſich damals die berühmteſte hohe Schule Italiens befand, und wollte die Oſterfeiertage auf ſeinem väterlichen Stammſchloſſe zubringen. Die Erde prangte im vollen Schmucke des Frühlings, der ſich in dem herrlichen Italien um einen Monat früher einſtellt, als bei uns; das Meer ſchimmerte im Purpurglanze der aufgehenden Sonne. Anſelmo's Herz glühte von Andacht; er konnte ſich nicht enthalten, nieder zu knien, und den Schöpfer aller dieſer Wunder — der Sonne, des Himmels, der Erde, und des Meeres anzubeten.

Anſelmo blieb lange ſo knien, ſtand dann plötzlich auf und eilte mit ſchnellen Schritten weiter. Er gedachte der Freude, ſeine geliebten Eltern wieder zu ſehen. Seine Eltern waren von altem Adel; allein ihre ſchönen, anſehnlichen Güter hatten durch den Krieg ſehr gelitten, und ihre Vermögensumſtände waren daher gegenwärtig ziemlich beſchränkt. Was ſie aber ihrem Sohne geben konnten, und was mehr iſt, als alle Reichthümer der Welt, das gaben ſie ihm — eine vortreffliche Erziehung. Von ſeiner zarteſten Kindheit an lehrten ſie ihn Gott kennen und lieben, auf Ihn vertrauen und ſeine ganze Seligkeit in Ihm ſuchen. Sie ließen den talentreichen Jüngling Alles lernen, was ſie für ſeinen Stand als nöthig oder auch nur als zur Zierde gereichend erachteten. Sie hatten ihn auf die hohe Schule geſchickt, und ſich gar Manches verſagt, damit er dort ſeinem Stande gemäß leben könne. Er vermied deßhalb jeden unnöthigen Aufwand, lebte ſehr ſparſam und zurückgezogen, und nahm an den mancherlei koſtſpieligen Vergnügungen, wozu ihn die ſtudirenden Jünglinge von Adel einluden, keinen Theil. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß ſeine Kaſſe nicht ſo gut beſtellt ſey, wie die ihrige, und es war ihm ſehr lieb, eine ſo gültige Entſchuldigung zu haben, und ſeine Zeit einzig ſeinen Studien widmen zu können. Um ſeinen Eltern eine Ausgabe zu erſparen, machte er auch dieſe ſeine Reiſe nach Hauſe nicht zu Pferd oder zu Wagen, ſondern zu Fuß, und fand eine ſolche Fußreiſe für einen rüſtigen Jüngling ſehr angenehm.

Der Weg führte ihn jetzt durch laubreiche Lorbeer-Gebüſche, und bog um eine Felſenecke. Da ſah er ganz unerwartet ein Schiff, das hier vor

Anker lag. Einige Männer, mit ſchwarzgelben Geſichtern und in fremder, ſeltſamer Tracht, ſchöpften an einer Quelle, die aus dem Felſen hervorbrach, Waſſer. Sie waren Seeräuber aus Algier. Kaum hatten dieſe rohen Menſchen den zarten Jüngling erblickt, ſo ſprangen ſie auf ihn zu, wie grimmige Tiger auf ein ſchuldloſes Lamm, ergriffen ihn, ſchleppten ihn auf das Schiff, beraubten ihn ſeiner ſchönen Kleider, zogen ihm Sklavenkleider von grobem Sacktuche an, ſetzten ihm einen flachen Hut von Binſen auf, feſſelten ihm Hände und Füße mit Ketten, und geſellten ihn den übrigen gefangenen Chriſten im Schiffe bei, die von ihnen bereits zu Waſſer und zu Land geraubt worden. Dieſe Chriſten begrüßten den edlen, lieblichen Jüngling mit lautem Jammer, und Einige aus ihnen vergoſſen über ſein und ihr eigenes trauriges Schickſal reichliche Thränen.

Nachdem Anſelmo ſich von dem erſten Schrecken erholt hatte, faltete er ſeine gefeſſelten Hände, und richtete ſeine Blicke zum Himmel. Seine Empfindungen waren ſo mächtig, daß er laut betete: „O Du guter, Du großer allmächtiger Gott, der Du den Himmel, die Erde und das Meer erſchaffen haſt! Du haſt dieſes Leiden über mich kommen laſſen! Gieb mir Deine Gnade, daß ich, in Deinen Willen ergeben bleibe, in dieſer Prüfung beſtehe, und von Dir bewährt erfunden werde. Tröſte Du meine lieben Eltern und Geſchwiſter! Ach, die guten Eltern erwarten mich morgen Abends; ſie werden mir mit meinem kleinen Bruder und meiner noch jüngern Schweſter entgegen kommen. O wie bekümmert werden ſie ſeyn, da ich nicht eintreffe, da ſie nicht wiſſen können, was mir begegnete, und vielleicht all ihr Nachforſchen, was aus mir geworden ſey, vergebens ſeyn wird! Doch, ich traue es Dir zu, liebſter Vater im Himmel, Du werdeſt mich wieder zurückführen in ihre Arme; Du werdeſt meinen und ihren Schmerz wieder in Freude verwandeln! Du verläſſeſt Diejenigen nicht, die auf Dich vertrauen! Felſen mögen wohl wanken, und Gebirge in das Meer verſinken; aber Deine Liebe und Treue wanket ewig nicht."

Den übrigen Gefangenen, die meiſtens Italiener waren, ihn verſtanden und ihn ſo beten hörten, ging ſein frommes Vertrauen auf Gott ſehr zu Herzen. Sie gewannen Zutrauen zu dem frommen Jünglinge, fragten ihn, wer er ſey, woher er komme und wohin er reiſen wollte, und erzählten ihm auch ihre Geſchichte. Ein junger Rechtsgelehrter, groß und anſehnlich von Geſtalt, dem Anſelmo's Familie bekannt war, erwies ihm viele Achtung. Der edle, ſehr gebildete Mann erzählte ihm mit Thränen in den Augen, daß er, als arm und Waiſe, ſeine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet, erſt kürzlich eine Beamtenſtelle erhalten habe, und eben jetzt zu Schiffe ſeine Braut abholen wollte. „Allein,“ ſprach er, „anſtatt des ſanften Bandes, das mich für immer mit ihr verbinden ſollte, muß ich nun dieſe Ketten tragen!“ Ein junger Schiffer beklagte nur ſeine alten hülfloſen Eltern, die er mit ſeinem gefahrvollen, mühſamen Berufe bisher ernährt hatte. „Ach,“ ſeufzte er, „nun ſind ſie dem äußerſten Mangel, dem Hunger und Kummer preisgegeben!“ Ein Fiſcher, ein ſchon etwas ältlicher Mann, war der Traurigſte aus Allen. Er ſaß, ſtillſchweigend und in ſich verſunken, am äußerſten Ende des Schiffes. Er ſtützte den Kopf in die Hand, und ſtille Thränen floßen über ſeine Wangen. Er war Vater von fünf unerzogenen Kindern, und war höchſt bekümmert, wie es ihnen und ihrer frommen, tugendhaften Mutter nun gehen werde. Anſelmo näherte ſich ihm, nahm ihn liebreich bei der Hand, ſprach mit ihm von Gottes heiliger Vorſehung, und wie Gott uns alle Dinge zum Beſten lenke, und daß Gott Sich nicht vergebens den Vater der Wittwen und Waiſen nenne. Der Mann und alle Gefangene hörten ihm in ihrem Elende mit großer Andacht zu. Der Anblick des ſchönen adeligen Jünglings, ſeine weiſen Reden, die Freundlichkeit, mit der er Allen begegnete, ſeine Heiterkeit in ſeinen Ketten, erheiterte nach und nach Alle, und machte ihnen friſchen Muth. Der trauernde Fiſcher ſtand auf und ſagte: „Der liebe Gott hat uns dieſen Jüngling hergeſendet, uns zu tröſten. Wir wollen, wie er, unſer Vertrauen auf Gott ſetzen! Ich hoffe nun auch, Gott werde unſere Ketten uns zum Segen gereichen laſſen!"

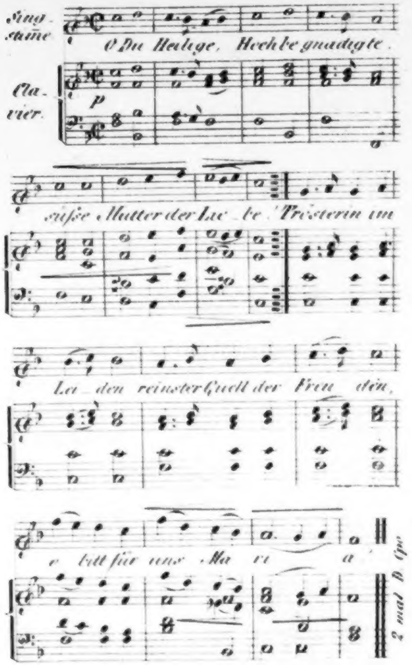
Der junge Schiffer ſtimmte das ſchöne ſicilianiſche Schifferlied an, das wegen ſeiner einfachen, ſanften Melodie ſo berühmt iſt; und da alle Gefangene auf dem Schiffe Chriſten waren, ſo ſtimmten ſie in den Geſang mit ein, und wählten aus dem Liede vorzüglich jene Strophen, die ihnen in ihrem gegenwärtigen Leiden Troſt gewährten. Sie ſangen:

O Du Heilige,
Hochbegnadigte,
Süße Mutter der Liebe!
Tröſterin im Leiden,
Reinſter Quell der Freuden
O, bitt für uns, Maria!

O Geduldige,
Gottergebene,
Auf dem Nachtpfad des Lebens:
Daß wir ohne Klagen
Still die Leiden tragen
O, bitt für uns, Maria!

O Barmherzige,
O Mitleidige,
Mutter unſers Erlöſers!
Tröſtend uns begleite —
In dem letzten Streite
O, bitt für uns, Maria!

An die heiligste Jungfrau.


Sing-stimme
Cla-vier.
p
O Du Heilige, Hochbegnadigte, süße Mutter der Lie-be! Trösterin im Lei-den reinster Quell der Freu-den, o bitt für uns Ma-ri-a!
2 mal D. Cp.

Zweites Kapitel.

Der Sklave.

Indeß ſah Anſelmo mit Schmerzen ſein Vaterland, das freundliche Italien, ſo wie das Schiff fortſegelte, ſich immer weiter entfernen; Berge und Hügel, Tempel und Palläſte ſchienen immer niedriger zu werden und verſchwanden endlich ganz. Man erblickte nichts mehr, als Himmel und Meer.

Die Seeräuber fuhren noch einige Tage auf dem Meere hin und her, um chriſtliche Schiffe aufzufinden und ſie zu erobern. Sie trafen keines mehr an; zu ihrem Schrecken erblickten ſie aber in weiter Ferne die weißen Segel eines großen Kriegsſchiffes, das ſie verfolgte. Die chriſtlichen Gefangenen freuten ſich im Stillen und ſchöpften Hoffnung, befreit zu werden. Allein die Seeräuber nöthigten ſie mit Peitſchenhieben, zu den Rudern zu greifen, ruderten ſelbſt mit Macht, und zogen alle Segel auf. Das Kriegsſchiff kam ihnen zwar näher, ſegelte aber doch zu langſam, ſie einzuholen. Die Nacht brach ein, die Chriſten ſeufzten, ihre Hoffnung vereitelt zu ſehen. Die Räuberhorde frohlockte, in der Hoffnung ſicher zu entkommen.

Als die Morgenröthe anbrach, und Himmel und Meer von ihrem Glanze zu glühen ſchienen, ſah man nichts mehr von dem Kriegsſchiffe. Anſelmo, der ſchon gemeint hatte, ſein Gebet um Befreiung ſey erhört, war ſehr beſtürzt und konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Allein er faßte ſich wieder und ſprach zu ſeinen Mitgefangenen: „Wenn Gott unſere vertrauenden Gebete auch nicht ſogleich erhört, ſo läßt Er ſie doch nicht unerhört. Er allein weiß dazu die rechte Zeit zu beſtimmen; die Stunde kommt gewiß, da Er mich und Euch, meine Unglücksgefährten! aus den Händen dieſer Ungläubigen erretten wird.

Ehe eine Stunde vergangen war, ſahen ſie die große Stadt Algier von dem Glanze der Morgenſonne beleuchtet, gleichſam aus dem Meere emporſteigen. Da die Stadt an dem Abhange eines Berges, Straße über Straße erbaut iſt, ſo kam nach und nach eine Reihe von Häuſern nach der andern zum Vorſchein. Die Tempel der Türken, Moſcheen genannt, auf denen nicht das Zeichen des Kreuzes, ſondern der Halbmond, das Zeichen der Türken, im Sonnenglanze blinkte, waren für den frommen Anſelmo ein trauriger Anblick.

Das Schiff landete, die Gefangenen wurden ausgeſchifft, und nach einer kurzen Raſt durch die engen, ſchmutzigen Straßen der Stadt auf den großen Marktplatz geführt. Hier wurden ſie, wie das Vieh auf einem Viehmarkte, zur Schau ausgeſtellt und verkauft. Zuerſt lief bloß eine Schaar vom niedrigſten Volke, lauter lumpiges Geſindel, zuſammen, begaffte die gefangenen Chriſten, und verhöhnte und verſpottete ſie mit lautem Gelächter und allen erdenklichen Schimpfnamen. Nach und nach fanden ſich mehrere wohlhabende Einwohner der Stadt ein. Sie durchgingen die Reihe der Gefangenen, und beſchauten einen nach dem andern, wie Pferde, die man kaufen will. Auf dem Platze lagen große Steine und Balken in Bereitſchaft, an denen man die Stärke der Sklaven, die man zum Verkauf ausbot, zu prüfen pflegte. Die Türken befahlen ihnen, ſie aufzuheben und in der Straße auf und ab zu tragen, und handelten dann ſehr eifrig um den Kaufpreis. Mancher Kauf wurde geſchloſſen. Der Rechtsgelehrte, der junge Schiffer und noch Andere wurden zu hohen Preiſen verkauft. Anſelmo, der keinen der ſchweren Steine aufzuheben vermochte, wurde verlacht. Die Käufer fanden den zarten Jüngling zur Sklavenarbeit zu ſchwach, und gingen verächtlich an ihm vorüber.

In einiger Entfernung ſtand ein alter Jude, mit einem Geſichte voll Runzeln, und ſah dem Verkaufe, wie es ſchien, ſehr gleichgültig zu. Er war ganz ſchwarz gekleidet, hatte einen ſchneeweißen Bart, und trug auf dem Kopfe einen dreiſpitzigen Hut. Nachdem Alle, bis auf Anſelmo verkauft waren, trat er näher, ſetzte ſeine Brille auf, betrachtete ihn kopfſchüttelnd, ließ ſich ſeine Hände zeigen, und tadelte, daß ſie ſo weich und der Arbeit ungewohnt ſeyen. „Aber etwas," ſagte der Jude in italieniſcher Sprache, „wirſt du doch gelernt haben? Sag' einmal an, worauf haſt du dich verlegt?" Anſelmo glaubte in der Lage, in der er ſich nun einmal befand, und die er ſich zu erleichtern wünſchte, ſeine Talente nicht verheimlichen zu müſſen. Er ſagte, daß er ſich vorzüglich in ſchriftlichen Arbeiten geübt habe, und ſowohl italieniſche als franzöſiſche Briefe zu ſchreiben wiſſe. „Hum, hum," ſagte der Jude; „das wäre etwas; aber was verſtehſt du weiter?" Anſelmo ſagte, er verſtehe lateiniſch und griechiſch. „O weh," ſagte der Jude, „das iſt nichts für die Türken; dergleichen Waare können wir hier zu Lande nicht brauchen. Kannſt du ſonſt nichts mehr?" Anſelmo ſagte, er könne ſingen und die Laute ſpielen. „Schade," ſagte der Jude, „daß wir nicht ſogleich eine Laute bei der Hand haben. Singe aber einmal ein hübſches Liedchen. Laß dich einmal hören!" Anſelmo, der eine ganz ungemein liebliche Stimme und einen vortrefflichen, meiſterhaften Vortrag im Geſange hatte, zwang ſich zu ſingen. „Je nun," ſagte der Jude, „das wäre eben nicht ſo übel." Er bot drei Goldſtücke für Anſelmo, und ſtieg nach langem Handeln bis auf zehn. Da die Verkäufer noch mehr forderten, und noch immer nicht einſchlugen, zückte er die Achſeln, wendete ſich und ging. Sie riefen ihn aber zurück, und überließen ihm den edlen Jüngling für die zehn Goldſtücke. Es ſchmerzte Anſelmo, in Vergleich mit den übrigen Sklaven, ſo wohlfeilen Preiſes verkauft zu werden. Allein er tröſtete ſich mit dem Gedanken: „Für einige Silberſtücke von geringem Werthe wurde der ägyptiſche Joſeph, ja Chriſtus ſelbſt verkauft; Joſephs Verkauf diente aber am Ende doch ihm und vielen Menſchen zum Segen. Chriſti ſchmählicher Verkauf gereichte zum Heile der Welt. Vielleicht wird, unter Gottes Leitung, auch aus meinem Verkaufe noch etwas Gutes erfolgen.“

Der Jude, Namens Juſſuph, war ein Kaufmann, und trieb den Sklavenhandel nur ſo nebenher. Sklaven, die nur zu gemeinen, rohen Arbeiten taugten, zu kaufen, damit gab er ſich gar nicht ab. Er verſtand es, geſchickte junge Leute auszuſuchen, die ſich zu beſſern Dienſten, wozu mehr Einſicht und Gewandheit gehört, verwenden ließen. Auch kaufte er faſt immer ſehr wohlfeil ein, und wußte ſehr theuer zu verkaufen. An Anſelmo hoffte er wohl etwas zu gewinnen.

Als er mit Anſelmo nach Hauſe kam, ſprach er zu ſeinem Buchhalter: „Die edle, feine adelige Geſtalt des hübſchen Jünglings, der Verſtand, den ich in ſeinen Augen zu bemerken glaube, der Anſtand, der, trotz ſeines Sklavenkittels, eine edle Abkunft verräth, geben mir Hoffnung, ihn als Diener oder Aufwärter, als eine Art von Edelknaben bei einer vornehmen Herrſchaft anzubringen."

Juſſuph befahl, den Anſelmo zu einem Lautenhändler zu führen. „Suche dir dort," ſprach er zu ihm, „die zierlichſte und wohlklingendſte Laute aus." „Du aber," ſchärfte er dem Diener ein, der Anſelmo begleiten mußte, „du handle auf das Allergenaueſte um den Preis." Anſelmo brachte eine treffliche Laute, und Juſſuph befahl ihm: „Nun ſpiele und ſinge."

Anſelmo fand es für gut, eine Stelle aus den Pſalmen zu wählen, von denen er viele auswendig wußte. Er ſang und ſpielte:

„An den Flüſſen Babylons
Saßen wir und weinten,
Wenn wir an Sion dachten:
Unſre Harfen hingen
Dort an Trauerweiden.
Ach, Die uns gefangen hielten,
Forderten von uns Geſang,
Sprachen: „Singet uns Geſänge Sions!"
Ach, wie könnten wir das Lied des Herrn
In dem fremden Lande ſingen?
O Jeruſalem, vergeß ich dein,
So möge meine Rechte
Des Saitenſpiels vergeſſen,
So klebe, ſtatt daß ich ſinge,
Die Zunge mir am Gaumen."

Juſſuph ward ſehr gerührt und hatte Thränen in den Augen. „O das iſt ſchön,“ rief er, „das iſt ſehr ſchön! Das geht zu Herzen. Ach, wir Iſraeliten alle leben auch, wie einſt unſre Väter unter den Trauerweiden Babylons, fern von unſerm Vaterlande, ja wir ſind gar in die weite Welt zerſtreut!“

„Wir Menſchen alle,“ ſprach Anſelmo, „leben hier auf Erden wie in einem fremden Lande; unſer einziges, rechtes Vaterland iſt der Himmel.“

„Da haſt du Recht,“ ſagte Juſſuph; „das iſt wahr, ganz wahr. Du führeſt ſehr weiſe Reden. Ich hätte nicht gedacht, daß du in unſern heiligen Geſängen ſo bewandert ſeyeſt, und ihren tiefern Sinn ſo gut verſteheſt. Nun iſt es mir noch einmal ſo lieb, daß ich dich gekauft habe. — Auch deine Manier zu ſingen iſt, ſo viel ich davon verſtehe, ſehr gut. Sie wird dich rekommandiren; ſie wird dir eine gute Stelle verſchaffen!“ — „Und,“ dachte er, „mir Vieles einbringen!“

Juſſuph verkaufte aber Anſelmo nicht ſogleich. Er wollte, wie er es ſchon mit vielen Sklaven gemacht hatte, ihn erſt etwas an die Sitten und Lebensart der Türken gewöhnen, und beſonders ihn mit der Landesſprache bekannt machen, damit er mit ſeiner künftigen Herrſchaft reden könne, ihre Befehle verſtehe und dieſelben genau vollziehen möge. Er ſelbſt gab ihm Unterricht in der türkiſchen Sprache und erſtaunte über deſſen Fortſchritte.

Wer mit Juſſuph bloß Handelsgeſchäfte abzumachen hatte, hielt ihn für einen ſehr genauen, kargen Mann, der Alles bis auf einen Heller austüpfelte. Sonſt aber war er gar nicht knickerig, ſondern vielmehr freigebig und wohlthätig. Die Speiſen, die er dem jungen Anſelmo reichen ließ, waren nach Landesart gut; ſie beſtanden aus Reis mit Lammfleiſch, Datteln und Oliven, und hie und da gab er ihm auch ein Stück von einer gemäſteten Gans. Freilich war auch einiger Eigennutz dabei. „Denn,“ ſagte Juſſuph, „der Burſche ſoll ſein feines, gedeihliches Ausſehen nicht verlieren, um deſto verkäuflicher zu ſeyn.“ Die Kammer, die Juſſuph ihm zum Aufenthalte einräumte, war eine der beſten im Hauſe; allein da ſie bloß für Sklaven beſtimmt war, ſo hatte ſie dennoch ein düſteres, unfreundliches Ausſehen. Es kam den adeligen Jüngling hart an, ſich daran zu gewöhnen, indem er bisher immer nur helle, freundliche, zierlich eingerichtete Zimmer bewohnt hatte. Er mußte, weil er ſehr ſchön ſchrieb, eine Menge Conto und Rechnungen abſchreiben, und bedauerte die Zeit, die er auf der hohen Schule beſſer zum Studiren hätte verwenden können. Manchmal mußte er Tage lang bei dem Aus- und Einpacken der Waaren helfen, wobei er manchen Schweißtropfen vergoß. Und ſo war noch Vieles, das ihm ſchwer fiel. Er nahm aber alle dieſe Leiden von Gott an, und trug ſie mit Geduld. Er war immer heiter und fröhlich, wie ein Engel Gottes.

Drittes Kapitel.

Die türkiſche Familie.

Nachdem ein Jahr verfloſſen war, kam Juſſuph eines Tages ſehr vergnügt nach Hauſe, ſchmunzelte, rieb ſich die Hände und ſprach zu Anſelmo: „Ich denke, dir Glück wünſchen zu dürfen; ich habe einen ganz vortrefflichen Platz für dich ausfindig gemacht. Ich zweifle nicht, du werdeſt dich glücklich ſchätzen, und man werde auch mit dir höchlich zufrieden ſeyn.“

Er verſah ihn mit ſehr feinen Kleidern von ſolchen Farben, die gut in die Augen fielen, befahl ihm, ſeine Laute mitzunehmen, und führte ihn in ein Haus der Stadt, das einem Pallaſte glich. Ein zierlich gekleideter Diener meldete beide, kam bald wieder zurück, und wies ſie in ein prächtiges Zimmer.

Der Herr des Hauſes, ein Türke von anſehnlicher Geſtalt und lebhafter, blühender Geſichtsfarbe, in prachtvoller türkiſcher Kleidung, ſaß auf einem reich geſtickten Sopha, vor dem ein bunter Teppich ausgebreitet lag. Er rauchte aus einer ſchönen, mit einem zwei Ellen langen Rohre verſehenen Pfeiſe lieblich duftenden Tabak; auf einem niedrigen Tiſchchen neben ihm ſtand, in herrlichen Porzellangeſchirren, Kaffee.

„Man hat mir geſagt,“ ſprach der Türke zu Anſelmo, „du ſeyeſt ein guter Sänger und Lautenſpieler. Laß deine Kunſt einmal hören!“ Anſelmo ſagte beſcheiden: „In der Sprache dieſes Landes weiß ich nicht zu ſingen. Ich kann nur italieniſche Lieder.“ „Auch gut,“ ſagte der Türke, „ſinge und ſpiele, was du am beſten verſtehſt.“ Anſelmo, der ſich aus dem milden Italien in das heiße Afrika verſetzt ſah, und unter den Gefangenen in Algier auch Menſchen aus dem kalten Erdſtriche kennen gelernt hatte, ſang:

Gott, aller Menſchen Vater, hält
In Seiner Vaterhand die Welt,
Gibt auf dem ganzen Erdenrund
Den Menſchen Seine Liebe kund!
Der Mohr bei heißer Sonnenglut
Vergnügt im Palmenſchatten ruht:
Dem Mann' am Schnee-bedeckten Pol
Iſt's bei dem Feuerheerde wohl.

O möchten Alle hier und dort,
Im heißen Süd, im kalten Nord,
Des Einen Vaters Liebe kennen!

O möchten Alle nah und fern,
Doch ihren Schöpfer, Gott und Herrn
Voll Liebe ihren Vater nennen!

Der Türke hörte aufmerkſam zu, rauchte mit großem Wohlbehagen ſeine Pfeife, nickte öfter wohlgefällig mit dem Kopfe, und ſprach zu Ende des Geſanges: „Bravo! Du übertriffſt meine Erwartung. Ich denke, mit deinen übrigen Kenntniſſen, die mir Juſſuph gerühmt hat, werde es eben ſo gut beſtellt ſeyn.“ Er that mehrere Fragen an ihn, und war mit Anſelmo's Antworten zufrieden. „Gut,“ ſagte er; „ich glaube dir! Ich zweifle nicht, daß du die Geſchicklichkeiten, die ich fordere, wirklich beſitzeſt.“

Er ſtand auf, und ging in ein Nebenzimmer, deſſen Thüre halb geöffnet war. Man hörte, daß er mit Jemandem rede, konnte jedoch nicht verſtehen, wovon. Nach einer Weile trat er wieder heraus, und zählte dem erfreuten Juſſuph hundert Goldſtücke auf den Tiſch. Juſſuph ſtrich ſich, während des Zählens beſtändig ſchmunzelnd, den Bart, und ſtrich dann das Gold höchſt entzückt in den mitgebrachten ledernen Seckel. „Eure Herrlichkeit,“ ſagte er zu dem Türken, „werden mit dem Handel zufrieden ſeyn; und du, Anſelmo, wirſt durch deine Aufführung ſicher beweiſen, daß du des Goldes werth ſeyeſt! Lebet wohl! Der Gott meiner Väter behüte euch!“

Der Türke, bei dem nun Anſelmo in Dienſten ſtand, hieß Achmed, und war ein überaus reicher Kaufherr, der ſehr weit ausgebreitete Handelsgeſchäfte machte, auch in der Stadt eine anſehnliche Würde bekleidete. Er ſagte, daß er Anſelmo vorzüglich bei ſeinem Briefwechſel mit Italien und Frankreich benützen werde, und nannte ihm die übrigen Geſchäfte, die er künftig im Hauſe zu beſorgen habe. Unter andern mußte er bei Tiſche den Aufwärter machen. Da es bald Zeit zum Mittageſſen war, ſo befahl ihm Achmed, ſogleich die Tafel zu decken, welches Geſchäft er ſehr nett und zierlich verrichtete.

Bei der Tafel erſchienen nur vier Perſonen, Achmed, ſeine Frau Fatime, und ſeine zwei Kinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von ſechs Jahren. Die Frau, die jetzt den Schleier, der ihr Angeſicht verhüllte, zurück ſchlug, war von ausnehmender Schönheit. Die Kinder, die ſehr artig und liebenswürdig ſchienen, grüßten den fremden Jüngling ſehr freundlich und betrachteten ihn mit großer Aufmerkſamkeit. Anſelmo verſah den Dienſt eines Aufwärters mit vielem Anſtand; er verſtand jeden Wink, ja Manches hatte er, bevor man es ihm befahl, ſchon gethan. Gegen Ende der Mahlzeit ſprach Achmed: „So gut, ſo ſchnell und flink wurden wir bei Tiſche noch nie bedient.“

Die Frau hatte vorhin in dem Nebenzimmer dem Geſange und Lautenſpiele Anſelmo's zugehört.

„Du ſingeſt und ſpieleſt ſehr ſchön,“ ſprach ſie zu ihm; „ich möchte noch eines deiner ſchönen Lieder hören.“ Anſelmo holte ſeine Laute, und da er die Liebe dieſer Eltern zu ihren Kindern, und die Liebe der zwei Kinder zu ihren Eltern mit Rührung bemerkt hatte, ſo ſang er italieniſch:

Wo je ein gutes Elternpaar
Die Kinder herzlich liebt,
Wo der liebvollen Kinder Schaar
Die Eltern froh umgibt:
Da ſegnet ſie des Höchſten Blick,
Und ſchenket ihnen Heil und Glück.

Kein Vater, keine Mutter hat
Je ſo geliebt, wie Er;
Der liebe Gott liebt in der That
Uns noch unendlich mehr!
Die Liebe, die ihr Herz erfüllt,
Aus Gottes Vaterherzen quillt.

Mehr noch, als es die Eltern ſind,
Iſt Gott der Liebe werth;
O liebt Ihn, wie ein gutes Kind
Die Eltern liebt und ehrt!
Dann wird die Welt ein Himmelreich,
Die Menſchen werden Engeln gleich.

Herr und Frau hörten mit Vergnügen zu. Die Kinder waren ganz entzückt. „Das Liedchen iſt wunderſchön,“ ſagte der Knabe; „nur Schade, daß man kein Wort davon verſteht!“ „Ich möchte auch ſo ſchön ſingen lernen!“ ſagte das Mädchen. „Und ich,“ rief der Knabe, „will die Laute dazu ſpielen lernen.“ „O,“ rief das Mädchen, „das mag wohl ſehr ſchwer ſeyn! Das Singen iſt leichter; ich kann ſchon ein wenig ſingen.“ Sie fing an mit ihrem zarten Stimmchen ein türkiſches Liedchen zu ſingen. „Gut, gut,“ ſprach der Vater; „Anſelmo ſoll euch Unterricht geben.“ Die Kinder freuten ſich, und Anſelmo verſicherte, daß er es mit Vergnügen thun werde. Beide Kinder gewannen ihn bald ſehr lieb. Das gefiel den Eltern ſehr wohl, und erwarb dem guten Anſelmo ihre volle Zufriedenheit und ihr vorzügliches Vertrauen.

Viertes Kapitel.

Der Löwe.

Nach einigen Wochen reiste Achmed mit ſeiner Familie auf ſein Landgut. Anſelmo müßte ſie begleiten. Das ſchöne Gut lag weit hinein im Lande, nahe an dem Gebirge. Achmed hatte hier ein großes Haus mit einem Garten, der einem Paradieſe glich. Reiche Blumenbeete von allen Farben gewährten einen entzückenden Anblick; lange Reihen von Bäumen prangten mit Pomeranzen, Granatäpfeln, Feigen und andern köſtlichen Früchten. Aus dem Garten kam man in ſchöne Maulbeerpflanzungenworauf ſich die Seidenraupen ohne Menſchenpflege nährten, und ihre Geſpinnſte, gleich goldenen Früchten, an den Baumzweigen aufhängten. Man ſah da Weinſtöcke, die an Ulmen und ähnlichen Bäumen hoch empor wuchſen, ſich von Baum zu Baum ſchlangen, und die Bäume mit den herrlichſten Trauben ſchmückten, als hätten dieſe Waldbäume ſo köſtliche Früchte hervorgebracht. Weiterhin befand ſich ein ganzer Wald von Olivenbäumen, der zu dem Landgute gehörte. Mehrere Sklaven waren eben emſig beſchäftigt, die Oliven zu ſammeln, aus denen das beſte Baumöhl gepreßt wurde.

Achmed ging Abends, da ſich die Tageshitze etwas abgekühlt hatte, mit ſeiner Frau, den zwei Kindern und Anſelmo hinaus, um die Arbeiter zu beſuchen. Die Sonne war bereits untergegangen. Die müden Arbeiter ſaßen in einiger Entfernung vom Olivenwalde bei ihrem Abendeſſen. Einige Schritte weiterhin hatten ſie ein Feuer aufgeſchürt, bei dem ſie gekocht hatten, das aber jetzt in Glut geſunken war, und kaum mehr ein wenig rauchte. Achmed und Fatime gingen noch eine kleine Strecke weiter, um das Gebirge zu betrachten, deſſen hohe Gipfel und Zedernbäume, obwohl es im Thale bereits dunkel wurde, noch im Abendrothe glühten. Die zwei Kinder liefen auf der grünen Ebene umher. Der Knabe belauſchte einen Vogel, der aus einem Buſche ſein Abendlied ertönen ließ. Das Mädchen hatte ſich einem Strauche genähert, um welchen einige Inſekten flogen, die viel ſchöner und heller als Johanniskäferchen glänzten, und dem Kinde fliegende Diamanten ſchienen. Da kam plötzlich ein furchtbarer Löwe, mit ſträubender Mähne und weit aufgeſperrtem Rachen von dem Gebirge her. Alle flohen entſetzt und todtenblaß dem Landhauſe zu. Die kleine Almire konnte nicht ſo ſchnell laufen, blieb zurück, und das grimmige Raubthier war ihr ſchon ſehr nahe. Allein Anſelmo ergriff, ſchnell entſchloſſen, ein noch glühendes Scheit von der Feuerſtätte, ſchwang es im Kreiſe, daß es aufs Neue anfing heller zu glühen, Funken zu ſprühen, und mit heftig lodernden Flammen zu brennen. So ging er, indem er ein feuriges Rad vor ſich herſchlug, dem furchtbaren Raubthiere kühn entgegen. Er wußte, daß dergleichen Thiere das Feuer ſcheuen. Der Löwe ſtutzte, blieb ſtehen, ſchüttelte drohend die Mähne, ſtieß ein Gebrüll aus, das gleich einem Donner von den Bergen wiederhallte; ging aber dennoch, den kühnen Jüngling immer mit funkelnden Augen anblickend, einige Schritte rückwärts. Der ergrimmte Löwe blieb noch einmal ſtehen, brüllte noch furchtbarer, und ſtand wie zum Sprunge bereitet. Anſelmo ließ ſich nicht ſchrecken, und ging mit ſeiner feurigen Waffe auf ihn zu. Der Löwe wich, blieb zum dritten Male ſtehen, wandte ſich endlich, trabte dem Gebirge zu, und verſchwand in dem Dunkel der einbrechenden Nacht.

Almire hatte indeß ihre Mutter erreicht, die auf das Jammergeſchrei des Kindes ſich wieder umgewandt, aber, von Schrecken wie gelähmt, vergebens verſucht hatte, dem Kinde zu Hülfe zu kommen, obwohl ſie ihm nicht hätte helfen können. Almire ſank der Mutter ohnmächtig in die Arme. Die Mutter ſchloß ſie an die Bruſt, und benetzte das blaſſe Angeſicht des Kindes mit heißen Mutterthränen. Der Vater blickte dankend zum Himmel auf, und umarmte voll der innigſten Rührung Anſelmo. Der kleine Aladin ſtreichelte ſeiner kleinen Schweſter liebreich die Wangen, und ſagte: „Gott ſey Dank, daß du lebendig davon gekommen biſt. Wenn Anſelmo nicht geweſen wäre, ſo hätte der Löwe dich gefreſſen und ich hätte mich zu Tode geweint!“ Vater und Mutter bewunderten und lobten Anſelmo's Heldenmuth. Er aber ſchätzte ſich höchſt glücklich, dem guten Kinde das Leben gerettet zu haben. Sobald er auf ſein kleines Schlafkämmerlein kam, dankte er Gott auf den Knien, daß Er ihm Muth und Kraft gegeben habe, ein Menſchenleben zu retten.

Fünftes Kapitel.

Die angebotene Belohnung.

In ſeinem Leben ſchlief Anſelmo noch nie ſo gut, wie dieſe Nacht; noch nie ſtand er ſo heiter auf als am folgenden Morgen, weil ihm am Tage zuvor eine ſo edle That gelungen war. Er begab ſich in den Garten, und ſah die Sonne aufgeben. Es war ihm, die Sonne ſey ihm noch nie ſo ſchön aufgegangen. Der Himmel erſchien ihm noch nie ſo ſchön blau. Die Farben der Blumen kamen ihm friſcher und lebhafter vor, jeder Thautropfen ſchien heller zu funkeln. Alles umher verkündete ihm freundlicher als je die Freundlichkeit und Güte Gottes. Noch nie konnte er ſo aus dem Herzen beten. Sein Gebet erhob ſich mit den Düften der Blumen zum Himmel.

Er ging nunmehr an ſein Tagewerk und pflückte Blumen in einen Korb, mit denen er die Blumengeſchirre in dem Speiſeſaale zu füllen hatte. Da kam Achmed, ſein Herr, in den Garten, und wünſchte ihm aufs freundlichſte guten Morgen. „Komm mit mir junger Held!“ ſagte er; „ich habe Wichtiges mit dir zu reden!“

Er nahm ihn liebreich bei der Hand, führte ihn in eine Allee von Bäumen, und ging da mit ihm auf und ab. Nachdem er eine Weile geſchwiegen, ſprach er: „Ich bin dir großen Dank ſchuldig, liebſter Anſelmo! Du haſt meinem Kinde das Leben gerettet. Ohne deinen Muth, deine ſchnelle Entſchloſſenheit, wäre es von den Zähnen des Löwen gräßlich zermalmt worden. Du ſollſt von nun an nicht mehr mein Sklave ſeyn; ich betrachte dich als meinen Sohn. Dein Herz gibt dir Kindesrechte. Du ſollſt nun nicht mehr bei Tiſche aufwarten; du ſollſt, gleich meinen Kindern, mit mir zu Tiſche ſitzen, und mit mir aus Einer Schüſſel eſſen. Nicht mehr in der Kleidung eines Dieners, ſondern wie ich gekleidet ſollſt du einhergehen. Du gehörſt nun ganz zu meiner Familie. Ich werde alle meine Geſchäfte und Vergnügungen mit dir theilen, und ich denke, einen großen angeſehenen Mann aus dir zu machen. Da iſt aber vor Allem Eines nothwendig — du mußt dich zu Mahomeds Lehre bekennen!“

Der fromme chriſtliche Jüngling entſetzte ſich über dieſen Antrag. „Achmed!“ rief er, „fordere Alles, fordere mein Leben von mir; ich bin bereit, es für dich zu geben. Nur verlange nicht, daß ich von meinem Glauben abfalle, und von Chriſto, meinem Herrn, abtrünnig werde. Ewig werde ich das nicht thun; nicht um alle Reichthümer der Welt. Er iſt mein Heil, meine ganze Seligkeit. Ihm will ich treu bleiben bis in den Tod.“

Achmed drang mit vielen Worten in ihn, und zwar, zu Anſelmo's Verwunderung, in italieniſcher

Sprache. Bisher hatte er nur einzelne italieniſche Ausdrücke von ſich hören laſſen; jetzt aber ſprach er in zuſammenhängender Rede, ſehr ſchön und fließend und mit hinreißender Beredtſamkeit. Er ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die Glückſeligkeit, zu der Anſelmo gelangen werde, wenn er ſich bequeme, den Turban anzunehmen, das heißt, aus einem Chriſten ein Türke zu werden.

Allein Anſelmo rief mit Abſcheu und großem Nachdrucke: „Nein, nein! Ewig ſoll das nicht geſchehen! — Laß dir,“ ſprach er nun auch in ſeiner Mutterſprache, die ihm doch am geläufigſten war, „anſtatt Vielem nur Eins ſagen. Du glaubſt mir Dank ſchuldig zu ſeyn, daß ich mein Leben wagte, dein Kind den Klauen des Löwen zu entziehen. Allein ſieh, Chriſtus hat für mich, für alle Menſchen nicht bloß Sein Leben gewagt; Er hat es wirklich dahin gegeben. Er hat auch für mich Sein Blut vergoſſen; Er duldete für mich den ſchauerlichſten Tod. Er hat mich nicht bloß dem Rachen eines wilden Thieres, eines Ungeheuers entriſſen. Er hat mich von einem viel ſchrecklicheren Tode, von dem ewigen Verderben errettet. Er hat nicht bloß mein zeitliches Leben auf eine Zeit gefriſtet; Er hat mir ein ewig ſeliges Leben bereitet. Wie könnte ich nun von Ihm abfallen? Welch ein ſchwarzer Undank, welche ſchreckliche Treuloſigkeit wäre dieſes?“

Achmed war, was Anſelmo nicht wußte, und was auch in Algier ein Geheimniß war, ein Renegat — das heißt, er hatte den chriſtlichen Glauben verläugnet, und ſich zu Mahomeds Lehre bekannt. Er war von frommen, chriſtlichen Eltern erzogen worden, hatte als Handlungsdiener eine Seereiſe gemacht, wurde von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Conſtantinopel verkauft, hatte dort das Zutrauen ſeines Herrn, eines vornehmen Türken, und die Neigung von deſſen Tochter gewonnen — und um der Erbe des reichen Mannes und der Gatte der ſchönen Tochter zu werden, hatte er die chriſtliche Religion verlaſſen und die Religion Mahomeds angenommen.

Die Rede des frommen Anſelmo ging ihm deßhalb tief zu Herzen, und er wurde davon mächtig ergriffen. Er ſprach daher zu Anſelmo: „Ich verlange nicht von dir, daß du deinen Glauben an Chriſtus aufgebeſt. Innerlich magſt du immerhin an Ihn glauben; ich fordere nicht mehr, als daß du dich äußerlich an Mahomed zu halten ſcheineſt. Ohne dieſe bloß anſcheinende Glaubensänderung kannſt du hier zu Lande dein Glück nicht machen, und nie zu Ehre und Reichthum gelangen. Wer in dieſem Lande ſich den Meinungen der Bewohner widerſetzt und ihre Sitten und Gebräuche nicht mitmacht, hat dahier nichts als Verachtung und Verfolgung zu erwarten. Werde alſo bloß dem Anſcheine nach ein Mahomedaner.“

„O nein, nein," rief Anſelmo wiederholt. „Eine ſolche Heuchelei wäre meiner unwürdig. Auch wäre ſie nichts Anderes, als eine öffentliche, höchſt ſtrafbare Verläugnung. Und ſage ſelbſt, wäre es auch nur möglich, daß wir Denjenigen, den wir aufrichtig und von Herzen lieben, vor den Menſchen verläugnen? Ach, wenn ich der Liebe Unſers Herrn und Heilands gedenke, mit der Er, ſchon bevor ich geboren ward, Sein Leben für mich gegeben hat, ſo glüht mein Herz von Liebe zu Ihm! Ihm ward ich, ſchon als ein neugebornes Kindlein, in der Taufe geweiht und geheiligt. Meine geliebten Eltern haben mich ſchon von meiner zarteſten Kindheit an im Glauben an Ihn unterrichtet. Ich wußte keine größere Freude, als Ihn zu kennen und zu lieben! — Mit himmliſchem Entzücken gedenke ich jener ſeligen Augenblicke, da ich das erſte Mal in der heiligen Kommunion, der heiligſten Handlung der chriſtlichen Religion, mit Ihm vereinigt wurde. — O wie könnte ich mich auch nur ſo ſtellen, als wüßte ich nichts von Ihm, als wollte ich nichts von Ihm wiſſen? Wie könnte ich in den Augen der Menſchen mich von Ihm losſagen und Ihn abſchwören? Welches Aergerniß, welches böſe Beiſpiel würde ich dadurch meinen gefangenen Mitchriſten geben? Ach, ich würde, wenn ich das thäte, in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr haben! Ein ſolcher Treubruch bleibe ewig fern von mir. Einen Türken, der Chriſtum nie kennen gelernt, dem Er nie verkündet worden, der Ihn nur immer läſtern hörte, kann ich es nicht übel nehmen, daß er nicht an Ihn glaube; ich kann ihn nur bedauern und bedauere ihn aufrichtig. Aber ein Chriſt, der ſeinen Herrn und Meiſter treulos verläugnete, wäre ein verworfener, nichtswürdiger Menſch. Chriſtus ſagte von jenem abtrünnigen Jünger, der Ihn für eine elende Summe Geldes verrathen hat: „Einem ſolchen Menſchen wäre es beſſer, wenn er gar nicht geboren wäre." Deine Mühe, mich zu einem ſo elenden Menſchen zu machen, iſt vergebens. Verſuch es einmal! Lege hieher all deine Schätze, all dein Gold und Silber und biete mir dazu dieſes ganze herrliche Landgut an — ſtelle dorthin den Scharfrichter mit entblößtem Schwerte, der ſchon manchen ſchuldloſen Chriſten hingerichtet hat, und laß mich wählen? Du wirſt ſehen, ob ich, anſtatt von meinem Glauben abzufallen, nicht lieber mein Haupt dem Todesſtreiche muthig und freudig darbiete."

Jedes Wort Anſelmo's drang gleich einem zweiſchneidigen Schwerte in Achmeds Herz. „Sey ruhig," ſprach er, „ich ehre deinen Glauben. Ich werde dich nie mehr mit ſolchen Anträgen beunruhigen!" Er wandte ſich mit bleichem Angeſichte und ging nachdenkend und mit langſamen Schritten hinaus in das Feld.

Sechstes Kapitel.

Die dankbare Mutter.

Anſelmo füllte ſeinen Korb vollends mit Blumen und trat damit in den Speiſeſaal, in dem man gewöhnlich frühſtückte. Fatime ſaß, in blendend weißer Morgenkleidung, ihren Mann erwartend, mit ihren zwei Kindern auf dem Sopha, das mit Purpur bedeckt war. „Guter Anſelmo,“ rief ſie ihm entgegen, „du haſt geſtern eine edle That vollbracht! Du haſt meine liebe Almire hier dem Tode entriſſen. Du haſt es mit Gefahr deines eigenen Lebens gethan. Das war groß und ſchön!“ Anſelmo, dem das Herz noch voll war von ſeinem Geſpräche mit Achmed, ſagte: „Es war nicht mehr als meine Chriſtenpflicht! Chriſtus, der Sein Leben für uns Menſchen gegeben hat, gebot uns: „Wie Ich euch geliebt habe, ſo ſollt auch ihr einander lieben.

„Das iſt ein ſchönes Gebot!“ ſagte Fatime. „Ich möchte dieſe deine Religion kennen lernen. Erzähle mir davon, und überhaupt deine ganze Geſchichte.“ Anſelmo erzählte mit großer Rührung, wie ſeine Eltern, Vater und Mutter, ihn von Kindheit an, in der chriſtlichen Religion unterrichtet, wie ſie ihn Gott, als den Vater aller Menſchen kennen gelehrt und Jeſus Chriſtus als

Gottes geliebten Sohn; wie Chriſtus geboten habe, den Vater im Himmel über Alles, und alle Menſchen auf Erden, als Gottes Kinder, als unſere Brüder und Schweſtern, ſo wie uns ſelbſt zu lieben. Mit Thränen in den Augen erzählte er, was in dem Leben, dem Leiden und Sterben Jeſu ihn immer am meiſten gerührt hatte. Anſelmo erinnerte ſich noch vieler Worte, die ihm ſeine liebevolle Mutter, aus ihrem frommen Herzen, über die Geſchichte Jeſu geſagt hatte, und die ihm unvergeßlich geblieben. Er wiederholte viele dieſer mütterlichen Reden Wort für Wort. Er ſprach mit Begeiſterung von der Schönheit und Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion. Alles, was er ſagte, beſonders aber die Worte ſeiner Mutter, machten auf Fatimens mütterliches Herz und auf das Herz ihrer Kinder den tiefſten Eindruck. Die kleine Almire weinte vor Mitleid, daß Jeſus, der ſo gut war, umgebracht worden. Und der kleine Aladin rief: „Ei, wenn ich ſeine Macht gehabt hätte, ich hätte alle dieſe Böſewichter mit Einem Blitze zerſchmettert.“ Anſelmo ſagte, daß Jeſus ganz freiwillig gelitten, aus Liebe zu den Menſchen; daß Er ſich tödten laſſen, um uns von dem ewigen Tode, von der Verdammniß zu befreien; daß Er noch ſterbend für ſeine Mörder zum Himmel gefleht habe: „Vater, verzeih ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“

Dieſe Liebe des ſterbenden Erlöſers ging den beiden Kindern und auch der Mutter ſo zu Herzen, daß alle drei Thränen in den Augen hatten.

„Das iſt eine wahrhaft göttliche Liebe,“ ſagte Fatime; „dieſer Jeſus war in Allem, was Er gethan und gelitten hat, die lautere Liebe und Erbarmung!“

Fatime wollte noch wiſſen, wie Anſelmo nach Algier gekommen ſey. Anſelmo erzählte, wie er ſeine lieben Eltern beſuchen wollte, wie die Seeräuber ihn überfallen, ihn auf ihr Schiff gebracht, ihn ſehr hart behandelt, und ihn für Geld als einen Sklaven verkauft hatten. „Was mich dabei am meiſten betrübt,“ ſagte er, in Thränen ausbrechend, „iſt der Kummer meiner geliebten Eltern, auch meines kleinen Bruders und meines Schweſterchens, die nicht viel älter ſind, als dieſe zwei lieben Kinder hier. Ach, wie ſchmerzlich werden Eltern und Geſchwiſter auf meine Ankunft gewartet, und über mein Ausbleiben gejammert haben! Wie werden ſie noch jetzt trauern, gar nichts mehr von ihrem Anſelmo zu vernehmen!“

„Ich bedauere deine guten Eltern,“ ſprach Fatime. „Es war grauſam von den Seeräubern, dich ihnen zu rauben. Ihr Chriſten müßt ja die Türken als eure größten Feinde betrachten und ſie haſſen!“

„O nein,“ ſprach Anſelmo, „haſſen dürfen wir

Chriſten keinen Menſchen; wir müſſen alle Menſchen, Türken und Juden, lieben. Sonſt wären wir keine wahren Chriſten.“

„Deine Religion gefällt mir,“ ſprach Fatime; „ich finde ſie ſehr gut.“ Sie ſchwieg nachdenkend eine Zeit lang ſtill. „Wahrhaftig,“ dachte ſie, „die Religion der Chriſten iſt beſſer, als die Religion der Türken. Mahomed, unſer Prophet, predigte Haß gegen alle Anders-Glaubende; Chriſtus, der Stifter der chriſtlichen Religion, lehrte nichts als Liebe. Mahomed vergoß das Blut vieler tauſend Menſchen, um ihnen ſeine Religion aufzudringen; Chriſtus vergoß Sein Blut aus Liebe zu den Menſchen, und verbot Seine Religion mit dem Schwerte zu verbreiten! Ich muß bekennen, daß Chriſtus unendlich über Mahomed erhaben ſey.“ Sie getraute ſich aber zur Zeit noch nicht, dieſes Alles laut zu ſagen.

Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Deßwegen hatten Anſelmo's Worte auf Fatime einen ſolchen tiefen Eindruck gemacht. Ueberdieß war ihr ganzes Herz von Freude über die Errettung ihres geliebten Kindes, von Dank gegen deſſen edelmüthigen Erretter durchdrungen. „Komm, liebe Almire,“ ſagte ſie zu dem Kinde, „danke auch du dem edlen Jünglinge, der dir das Leben gerettet!“

Das Kind ging zu ihm hin, blickte mit Thränen in den Augen zu ihm empor, bot ihm das Händchen, und ſagte: „Ich danke dir, lieber Anſelmo. Gott iſt groß und mächtig! Er vergelte es dir.“

„Sieh, du guter Anſelmo,“ ſprach die Mutter, „als ich noch ein ſolches Kind war, hatte ich eine chriſtliche Sklavin zum Kindermädchen. Sie war ganz ungemein ſanft und die lautere Liebe gegen mich. Sie erzählte mir Vieles von einem göttlichen Kinde, über deſſen Geburt die Engel frohlockten, Gott lobten, und den Menſchen Glück wünſchten. Dieſe und ähnliche Erzählungen gehören unter die ſüßeſten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Sie ſang mir auch von ihren frommen Liedern vor, die mir noch immer im Sinne ſchweben, und die auch die Veranlaſſung waren, daß du als ein ſolcher lieblicher Sänger in unſer Haus aufgenommen wurdeſt. Es regte ſich ſchon frühe in meinem Herzen eine Vorliebe für die Religion der Chriſten. Als aber meine Eltern dieſes merkten, wurde die fromme Sklavin Chriſtine von mir entfernt. Ich liebte ſie faſt mehr als meine Mutter, weinte, und wollte mich nicht von ihr trennen laſſen. Auf meine flehentlichen Bitten ſchenkten meine Eltern ihr jedoch die Freiheit, und ſchickten ſie in ihr Vaterland zurück, wo ſie, wie man mir ſagte, auch glücklich angekommen iſt. Noch jetzt ſchwebt mir ihr ſanftes, blaſſes Angeſicht vor

Augen. Auch ſie weinte ſchmerzlich, als ſie von mir ſchied. Ihr letztes Wort war: „Denke an mich, Fatime, du wirſt doch noch einmal eine Chriſtin.“

Siebentes Kapitel.

Eine große Entſchließung und deren Ausführung.

Ueber dieſe Geſpräche waren Fatimen beinahe zwei Stunden wie Augenblicke verſchwunden. Jetzt regte ſich aber bei ihren Kindern der Hunger; denn das Frühſtück ſtand noch immer unberührt auf der Tafel. Die Mutter wurde beſorgt, warum der Vater nicht zum Frühſtücke komme. Sie konnte nicht begreifen, wo er ſo lange bleibe. Da er faſt jeden Morgen einen weiten Spazirgang machte, ſo kam ihr der ſchreckliche Gedanke, er könne wohl gar ein Raub des Löwen geworden ſeyn.

Achmed war indeß in dem Oelwalde mit verſchlungenen Armen auf und ab gegangen. Seine Abtrünnigkeit von der chriſtlichen Religion war ihm noch nie ſo ſchwer aufs Herz gefallen. „Dieſer fromme Jüngling,“ ſprach er, „hat mit ſeinen einfachen Reden, wie mit ſcharfen Pfeilen, ohne zu zielen, mich in das Innerſte meines Herzens getroffen. Ich bin zwar nie ruhig geweſen; aber jetzt iſt mir mein Zuſtand unerträglich! Ich will mich aufmachen, und in mein Vaterland und in den Schooß der Kirche zurückkehren. Mit Fatime werde ich vielleicht einen harten Stand haben! Ach, daß ich ſie überreden könnte, mit mir zu reiſen und die chriſtliche Religion anzunehmen! Ich könnte zwar allein entfliehen. Es wäre mir aber doch zu ſchmerzlich, ſie zu verlaſſen, unbekümmert, daß mein Sohn zu einem Türken und meine Tochter zu einer Türkin erzogen werde. Ich will ihr meinen Entſchluß nun einmal entdecken — und zwar ſogleich! Vielleicht daß Anſelmo's edle Handlung ſie bereitwilliger macht, darauf einzugehen.“

Mit ernſter, ſchwermüthiger Miene trat er in den Saal, ihr ſein Vorhaben zu entdecken. Er wußte nicht, wie ſehr Anſelmo ihm ſchon vorgearbeitet hatte. „O mein lieber Achmed,“ rief ſie ihm entgegen, „daß du doch hier geweſen wäreſt! Wahrhaftig, Anſelmo hat mir in wenig Zeit ſo viel von der Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion geſagt, daß ich herzlich wünſchte, eine Chriſtin werden zu können. Ich bekenne, wenn ich an deiner Stelle geweſen wäre, ſo hätte mich nichts von der Welt bewegen können, einer ſo herrlichen Religion zu entſagen.“

Achmeds ganzes Angeſicht erheiterte ſich, als er dieſe Worte vernahm. „Gott Lob!“ ſprach er, „daß du ſo geſinnt biſt. Ich denke wie du, und komme eben jetzt, über dieſe Angelegenheit mit dir ausführlicher zu ſprechen.“

Fatime ſagte zu Anſelmo, er ſolle die Kinder in ein anderes Zimmer führen, dort ihr Frühſtück zu verzehren, und ſprach dann zu Achmed: „Wozu eine lange Unterredung? Ich bin entſchloſſen, dich mit unſern Kindern in dein Vaterland zu begleiten.“ Achmed war darüber hocherfreut, fand aber noch viele Schwierigkeiten, wie das auszuführen ſeyn möge.

Allein Fatime wußte ſogleich Rath. „Du haſt,“ ſagte ſie, „erſt vor einigen Tagen gegen mehrere Haus- und Handelsfreunde geäußert, eine dringende Handelsangelegenheit werde dich wohl nöthigen, dich perſönlich nach Venedig zu begeben. Dieſe ſchon mehrmals beſprochene Reiſe künde ihnen jetzt als nahe an. Sie werden, ſo wie Jedermann, leicht begreifen, daß du meinen Wunſch, meine Bitten, dich auf dieſer Reiſe begleiten zu dürfen, mir nicht verweigern könneſt. Auch verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich meine Kinder nicht zurück laſſen wolle. Unſere Schätze an Gold und Silber, Perlen und Edelſteinen und anderen Koſtbarkeiten können wir ohne Bedenken mit uns nehmen. Die Türken werden es loben, daß wir dort mit Glanz und Pracht auftreten wollen. Auch können wir noch Vieles, was uns werth iſt, unter die Kaufmannswaaren packen, und ohne Aufſehen zu erregen, mit uns nehmen. Was unſer Landgut dahier betrifft, ſo habe ich geſtern Abends vor allen unſern Leuten dich laut aufgefordert, du ſolleſt es verkaufen, weil unſere Kinder dahier kaum mehr einen Schritt ſich in das Freie wagen dürfen, und weil ſie wegen der böſen Nachbarſchaft der Löwen des Lebens nicht mehr ſicher ſind. Kein Menſch wird dieſe Beſorgniſſe einer zärtlichen Mutter tadeln. Verkaufe alſo das Gut, ziehe unſere Kapitalien ein, und mache alle erforderliche Anſtalten, ſobald möglich, Algier auf immer zu verlaſſen."

Achmed lobte die Klugheit ſeiner Frau, verkaufte das Landgut, miethete ein Schiff, ließ ſeine beweglichen Güter darauf bringen, und fuhr mit Frau und Kindern, mit Anſelmo und einigen chriſtlichen Sklaven hinaus in das weite Meer. Es war ihm viel leichter um das Herz, als das feindſelige Algier aus ſeinen Augen verſchwand. Er landete zu Salerno. Dort ließ er Frau und Kinder einſtweilen zurück, damit ſie von der beſchwerlichen Seereiſe ausruhen könnten, und begab ſich unverzüglich nach Rom.

Er wurde, nachdem er die türkiſche Kleidung abgelegt und ſich wieder als Chriſt gekleidet hatte, nebſt Anſelmo, dem heiligen Vater vorgeſtellt, und väterlich liebreich von ihm wieder in die Kirche aufgenommen. Dem edlen Jünglinge Anſelmo bezeigte der Vater der Gläubigen ſein beſonderes Wohlgefallen, und gab ihm mit großer Rührung ſeinen Segen. „Du wirſt noch,“ ſprach er zu ihm, „in der Hand Gottes ein Werkzeug werden zum Heile vieler Menſchen.“

Zu Salerno, wohin Achmed eilig zurück reiſte, hatte noch eine große Feierlichkeit ſtatt. Fatime und ihre Kinder wurden dort in der Kathedralkirche getauft. Sie erſchienen noch in türkiſcher Kleidung, mit großer Pracht. Der Erzbiſchof, in deſſen Kirchenſprengel Achmed gehört hatte, nahm die heilige Handlung ſelbſt vor. Eine unermeßliche Menge Volkes verſammelte ſich in dem herrlichen Tempel. Aller Augen waren auf die ſchöne, anſehnliche Frau gerichtet, die bei aller Pracht, mit der ſie erſchien, ſich mit ſo tiefer Demuth dem Erzbiſchofe nahte. Faſt noch mehr Freude hatte das Volk an ihren zwei liebenswürdigen Kindern, die mit gefalteten Händen und ſichtbarer Andacht die heilige Taufe empfingen. Als ſie aus der Kirche kamen, ja ſo oft, auch an den folgenden Tagen, Mutter und Kinder ſich in der Stadt ſehen ließen, wurden ſie von den lebhaften Italienern mit lautem Jubel begrüßt. Jedermann wünſchte ihnen Heil und Segen.

Achtes Kapitel.

Zwei glückliche Familien.

Anſelmo hatte, ſogleich von Salerno aus, einen vertrauten Freund, den er noch von ſeinen Studienjahren her kannte, an ſeine Eltern abgeſchickt, der ſie auf Anſelmo's Ankunft vorbereitete, ihnen Briefe von ihm brachte, und ihnen das Vorzüglichſte von dem, was ihrem geliebten Sohne begegnet war, erzählte. Allein den Tag, wann Anſelmo von Rom oder Salerno in ſein väterliches Haus zurückkommen werde, konnte er ihnen zur Zeit noch nicht beſtimmen.

Eines Abends, da die Sonne ſich zum Untergange neigte, ſaßen die liebevollen Eltern mit ihren zwei Kindern unter den Pinienbäumen vor dem Thore ihres alterthümlichen Schloſſes. Ihr einziges Geſpräch war der geliebte Anſelmo. Da kam ein junger Mann in Pilgertracht mit eiligen Schritten auf ſie zu. Es war Anſelmo; ſie erkannten ihn aber nicht ſogleich. Er war viel größer, und ſeine Geſichtsfarbe war bräunlicher geworden. Auch hatte die Mutter gedacht, ihr Sohn werde, nach der Beſchreibung ſeines Jugendfreundes, in einem prächtigen Wagen und in Geſellſchaft der reichen Familie zurückkehren. Als ſie und der Vater ihn aber erkannten, war die Freude der Eltern und Geſchwiſter ſo groß, daß ſie mit Worten ſich nicht ausdrücken läßt. Vater, Mutter, Bruder und Schweſter führten ihn wie im Triumphe in das Schloß. Er legte Pilgerſtab, Muſchelhut und Pilgerkleid ab, und ſtand nun, ſeinem Stande gemäß gekleidet, vor ihnen. Er hatte das Pilgerkleid nur übergeworfen, um ungeſtörter und nach ſeiner Art angenehmer reiſen zu können. Die Mutter ließ eine Freudenmahlzeit bereiten. Eltern und Kinder blieben bis Mitternacht bei einander auf. Anſelmo erzählte ihnen ſeine ganze Geſchichte ausführlich. Die Eltern konnten nicht aufhören, ihm ihren, nun Gottlob überſtandenen, Jammer und ihre gegenwärtige Freude zu ſchildern.

Nach drei Tagen kam Achmed, nun nicht mehr Achmed, ſondern wie früherhin Guido genannt, mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern, um Anſelmo's Eltern zu beſuchen. Der gemeinſchaftliche Glaube an Chriſtus und die chriſtliche Liebe machten bald alle zu Einer Familie. Guido ehrte Anſelmo's Vater, den ehrwürdigen, bereits etwas bejahrten Mann, wie ſeinen Vater. Fatime, nun Marie genannt, und Anſelmo's Mutter wurden bald innige Freundinnen. Anſelmo's Bruder und Schweſter unterhielten ſich mit Almire und Aladin, die nun Klara und Ignaz hießen, auf das lebhafteſte und freundlichſte. Die Kinder waren unerſchöpflich, einander von Italien und Afrika zu erzählen, wobei beſonders des furchtbaren Löwen Erwähnung geſchah.

Anſelmo's Vater, der ſich jetzt von ſo vielen glücklichen Menſchen umgeben ſah, konnte ſich nicht enthalten, Gottes heilige Vorſicht mit lauter Stimme zu loben und zu preiſen. „Du guter Vater im Himmel," ſprach er, „wie weißt Du doch Alles ſo weiſe und gut zu machen! Es war für mich und meine geliebte Ehegattin ein harter Schlag, daß unſer lieber Sohn uns genommen worden, und wir waren tief betrübt. Auch für ihn war es ein großes Leiden. Aber dieſes kurze Leiden gereicht Vielen zum Heile, und uns Allen zur unausſprechlichen Freude. Wer ſollte Dich nicht dankbar anbeten, Du unendlich weiſer, gütiger Gott!"

Guido wußte, daß Anſelmo's Eltern durch den Krieg Vieles verloren hatten — daß ihr Schloß mehrmal ausgeplündert, ſie all' ihrer Koſtbarkeiten beraubt, und um alle ihre angelegten Kapitalien gebracht worden. Er überreichte ihnen daher eines Tages eine Schrift, in der ihnen die Hälfte ſeines ganzen großen Vermögens gerichtlich zugeſichert war. „Denn," ſagte er, „da wir durch Euch und Euren Sohn, den Ihr ſo gut erzogen habt, ewiger Güter theilhaftig geworden ſind, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß wir auch unſere zeitlichen Güter mit Euch theilen."

Allein Anſelmo's Vater ſprach: „Nein, das ſey fern von mir, daß ich von Euch auch nur einen Heller annehme. Es iſt wahr, wir beſitzen keine Reichthümer, wir müſſen, wie noch viele Familien, die reicher geweſen, als wir, desjenigen Glanzes, und mancher Vergnügungen entbehren, worauf der Adel Anſpruch macht. Allein das hat nichts zu ſagen; es hat vielmehr auch ſein Gutes. Ach, der Reichthum verleitet uns Menſchen ſo leicht, äußerlichen Glanz höher zu ſchätzen, als den wahren innerlichen Werth des Menſchen, und mehr nach den Vergnügungen der Sinne zu ſtreben, als nach den höhern, einzig wahren Freuden des Geiſtes. Obwohl wir aber nicht reich ſind, ſo ſind wir doch auch nicht arm. Wir haben, Gott ſey Dank, gerade ſo unſer hinreichendes Auskommen — und das iſt genug. Ich habe immer mit Salomon gebetet und meine Kinder beten gelehrt: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht, o Herr! Laß mich mein beſcheiden Brod genießen, ſo lang ich leb' auf Erden; ich möchte ſonſt, zu ſatt, ein eitler Prahler werden und ſagen: Wer iſt der Herr! Oder zu arm, möchte ich nach fremdem Gute greifen, und mich an meines Gottes Namen verſündigen durch falſchen Schwur."

„Ich finde dieſe Denkungsart allerdings weiſe, ſchön und edel," ſprach Guido. „Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die Begierde nach Reichthum ſey. Allein Anſelmo iſt zu wohl geprüft, als daß Reichthum ihm Gefahr bringen könnte. Da Ihr mein Anerbieten zurück weiſet, ſo ſoll mich dieſes nicht abhalten, meine Schuld an Euren edlen Sohn Anſelmo abzutragen. Er hat nicht nur meiner Tochter das Leben gerettet; ihm habe ich es zu danken, daß ich auf den Weg zum Himmel, von dem ich abgewichen war, wieder zurück geführt worden, und daß nun auch meine Kinder und ihre Mutter darauf wandeln. Nimm daher, liebſter Anſelmo, du hiemit mein halbes Vermögen.“

„Ich,“ ſprach Anſelmo, „kann dieſes großmüthige Geſchenk noch weniger annehmen als mein Vater; denn ich habe zu Rom den feſten Entſchluß gefaßt, in einen geiſtlichen Orden zu treten, wo ich bei dem Eintritt das Gelübde der Armuth ablegen werde, um einzig den ewigen Gütern nachzutrachten, und auch andere Menſchen durch Unterricht, Wort und Beiſpiel darnach trachten zu lehren. Indeß erlaube ich mir dennoch, deine Großmuth in Anſpruch zu nehmen, und dir einige Bitten vorzutragen. Ich habe dir von den Gefangenen erzählt, die ſich mit mir auf jenem Raubſchiffe befunden haben, beſonders von einem jungen Rechtsgelehrten, einem armen Schiffer, und einem ſehr bemitleidenswerthen Fiſcher.“

„Ich habe mich in Algier öfters nach ihnen erkundigt, allein nie mehr etwas von ihnen erfahren können. In Italien vernahm ich aber, daß ſie noch in der Gefangenſchaft ſchmachten. Auf meiner Reiſe von Salerno hieher beſuchte ich ein Kloſter von dem Orden zu Erlöſung armer Chriſten aus der Sklaverei der Türken. Ich bat, mir die Liſte der Gefangenen vorzulegen, auf deren Befreiung die frommen Männer eben jetzt bedacht waren. Zu meinem Troſte fand ich meine Mitgefangenen darauf; allein die ehrwürdigen Väter hatten durch Sammeln milder Beiträge noch nicht ſo viel Geld zuſammen bringen können, als gefordert wird. Ich bitte dich, liebſter Guido, wende einen Theil des Geldes, das du mir zugedacht hatteſt, daran, dieſe Unglücklichen loszukaufen! Der menſchenfreundliche Orden wird die Befreiung derſelben gewiß bald bewirken. Thue es doch! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit kannſt du kaum thun."

Guido ſprach: „Nicht nur einen Theil, ſondern die ganze Summe werde ich zum Löſegeld für die drei genannten und deine übrigen Unglücksgefährten und auch noch für viele andere Sklaven verwenden. Sie ſollen frei werden, ſo wie ich auch den chriſtlichen Sklaven, die ich aus Algier mitbrachte, die Freiheit geſchenkt habe."

Anſelmo war darüber höchſt erfreut, und ſagte: „Dafür wird dich der Herr reichlich belohnen. Er wird dich an jenem Tage unter Diejenigen zu Seiner Rechten ſtellen, zu denen Er ſagen wird: „Ich war gefangen, und ihr habt Mich erlöst! Denn wahrlich, Ich ſage euch, was ihr Einem unter dieſen Meinen geringſten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan.“

Neuntes Kapitel.

Noch ein rührender Beſuch.

Guido kaufte ſich, wenige Meilen von Anſelmo's väterlichem Schloſſe entfernt, einen ſchönen Landſitz. Beide Familien lebten in der ſeligſten Eintracht, und beſuchten ſich ſehr oft. Anſelmo ſetzte, von Guido unterſtützt, ſeine Studien zu Salerno und zu Rom wieder fort, brachte aber die Ferien allemal bei ſeinen Eltern zu.

Eines Tages, um die Oſterzeit, war er nun wieder auf Beſuch gekommen; da fand ſich auch Guido mit ſeiner Familie ein, ihn zu ſehen. Guido brachte einen Brief mit, in dem jener gefangene Rechtsgelehrte ihm den innigſten Dank für ſeine Loskaufung bezeigte, und zugleich den edlen Jüngling Anſelmo, ſeinen ehemaligen Mitgefangenen aufs freundlichſte grüßte.

Am folgenden Tage ſaßen eben Alle fröhlich bei Tiſche. Da ließen ſich der alte Fiſcher und der junge Schiffer melden, die ſich mit Anſelmo auf dem Raubſchiffe befunden hatten, aber nunmehr auch befreit waren, und jetzt kamen, dem edlen Guido zu danken. Sie waren in der Gegend zu Hauſe, und der Schiffer hatte ſeine alten Eltern, und der Fiſcher ſeine fünf Kinder und ihre Mutter mitgebracht. Es war höchſt rührend anzuſehen, wie alle weinten, und reichliche Thränen der Freude und des herzlichſten Dankes vergoſſen.

Guido ſprach zu ihnen: „Nicht mir, ſondern dieſem Jünglinge danket! Ihm habt ihr eure Freiheit, ich aber und meine Frau und meine Kinder hier haben ihm noch viel mehr zu danken. Dieſer edle Jüngling, der euer Mitgefangene geweſen, iſt euer Befreier!“

Die zwei Männer hatten Anſelmo nicht ſogleich wieder erkannt, erinnerten ſich jetzt ſeiner, und der alte Fiſcher rief: „Ja, dies iſt jener Jüngling, der uns in unſrer tiefen Betrübniß auf dem Raubſchiffe wie ein Engel erſchien und uns liebreich tröſtete. O meine Kinder, o liebes Weib, und du Nachbar mit deinen alten Eltern, bringt ihm euren Dank dar.“

Alle umringten Anſelmo und wollten ihm Hände und Kleider küſſen. Allein Anſelmo wehrte ihnen ab und ſprach: „Meinen lieben Eltern danket! Sie haben mir durch Wort und Beiſpiel ſolche

Geſinnungen eingeflößt, und mich ſo handeln gelehrt. Alles, was ich bin, kommt nächſt Gott, von der guten Erziehung, die ſie mir gegeben haben.“

Anſelmo's Vater trat in ihre Mitte, nahm die Mütze ab, erhob die Augen zum Himmel und ſprach: „Alle Ehre und aller Dank gebühret Gott allein! Er hat, wie Er immer thut, Alles wohl gemacht. Er, der es geſchehen ließ, daß mein Sohn jenen Räubern in die Hände fiel, hat den Jammer, den wir hier im Hauſe, und ihr dort auf dem Schiffe hattet, uns Allen zum Beſten geleitet. Durch dieſe Leiden ſind, wie ich denke, wir alle frömmer, weiſer und beſſer geworden. Gott bereitete uns große Leiden, aber auch große Freuden. — Wenn ein Sohn die gute Erziehung, die Eltern und Lehrer ihm geben, ſich zu Nutzen macht, wenn er die Talente, die Gott ihm verlieh, gut anwendet, wenn er dabei demüthig bleibt, nicht ſeine eigene, ſondern nur Gottes Ehre ſucht, ſich von Gottes Geiſt regieren läßt, ſo kann Gott große Dinge durch ihn ausführen und ihn vielen Menſchen zum Segen werden laſſen — nicht nur für dieſe kurze Lebenszeit auf Erden, ſondern noch vielmehr für die Ewigkeit. Ihm ſey Lob und Preis und Dank — jetzt und in alle Ewigkeit. Amen.“

Anſelmo widmete ſich der Gottesgelehrtheit, und entſchloß ſich, nach Vollendung ſeiner Studien in den geiſtlichen Orden zu treten, der ſich vorzüglich damit beſchäftigte, chriſtliche Gefangene aus der Sklaverei der Türken zu erlöſen, und deßhalb der Orden der Erlöſung genannt wurde; ſeine väterlichen Güter wollte er ſeinem jüngern Bruder überlaſſen. Er meldete dieſes in einem Briefe ſeinen geliebten Eltern, und bat ſie um ihre Genehmigung.

„Für dieſen Orden,“ ſchrieb er, „habe ich eine große Vorliebe gefaßt, da ich in Algier das Elend der gefangenen Chriſten mit Augen geſehen habe. Ein Geiſtlicher von Adel, gleich ausgezeichnet an Wiſſenſchaft, an Frömmigkeit gegen Gott und Liebe zu den Menſchen, der heilige Johannes von Matha, iſt, wie ihr wißt, der Stifter deſſelben. Wie ſchön und edel iſt die Beſtimmung dieſes Ordens, die Unwiſſenden zu unterrichten, die Kranken zu verpflegen, und noch ganz beſonders die Loskaufung der Gefangenen zu bewirken! Ich habe mich überzeugt, daß dieſe Ordensmänner gegen ſich ſelbſt ſehr ſtrenge, und gegen Andere ſehr mild und wohlthätig ſind. Sie begnügen ſich mit den geringſten Lebensmitteln, und ſind nur darauf bedacht, Alles, was ſie haben und erwerben können, ja ſelbſt ihr Leben mit freudigem Herzen für ihre Mitmenſchen dahin zu geben.“

Anſelmo's fromme Eltern genehmigten ſeinen

Entſchluß. Beide, beſonders die Mutter, waren hoch erfreut, als ſie ihren geliebten Anſelmo das erſte Mal in dem weißen Ordenskleide mit dem rothen Kreuze auf der Bruſt erblickten. „Das Kreuz,“ ſprach Anſelmo, „erinnert uns, daß wir im Glauben an Den, der für uns am Kreuze ſtarb, unſere eigenen Leiden geduldig ertragen und die Leiden Anderer liebreich mildern ſollen. Die weiße und die rothe Farbe bedeuten, daß die Ordensbrüder ſich eines reinen Lebens befleißen, und daß ſie gegen die Menſchen, beſonders gegen Leidende, von Liebe glühen ſollen.“

„Das ſollen im Grunde alle Menſchen,“ ſprach der Vater, „das wollen auch wir. Es ſtimmt genau mit dem überein, was der heilige Jakobus ſagt: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt vor Gott, unſerm Vater, iſt dieſer: die Waiſen und Wittwen in ihrer Trübſal beſuchen, und ſich von der Welt unbefleckt bewahren.“

Verzeichniß

von einigen ſehr werthvollen älteren Büchern, welche in der **J. Wolff**iſchen Buchhandlung in Augsburg erſchienen ſind, und durch alle ſoliden Buchhandlungen bezogen werden können.

Amort, Eusebii, Theologia moralis inter Rigorem et Laxitatem media. IV Tomi. 8°. 6 fl. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Auguſtins, des heiligen, brenneifrige Liebesflammen, oder Handbüchlein, himmliſche Geſpräche und Betrachtungen. 8°. 45 kr. od. 10 ggr.

Barradii, Sebast., S. J., Commentarius in Concordiam et Historiam quatuor Evangelistarum. V Tomi. fol. 7 fl. 30 kr. od. 4 Rthl. 8 ggr.

Besombes, Jac., Moralis christiana, e Scriptura sacra, Traditionibus, Conciliis, Patribus et insignioribus Theologis excerpta. Editio novissima et aucta. IV Tomi. 8°. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthl.

Betrachtungen über die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Kirche Gottes. 8°. 40 kr. od. 10 ggr.

Bibel, die, oder die ganze heilige Schrift lateiniſch und deutſch, von Thomas Erhard, nebſt deſſen und des berühmten Duhamel Commentarien. 2 Bände. gr. Fol. 9 fl. od. 5 Rthl. 12 ggr.

Blanchard, des Abts, das Bild des chriſtlichen Weiſen und ehrlichen Mannes. 8°. 48 kr. od. 12 ggr.

Bretteville, des Abts, Predigten auf alle Tage in der Faſten, für die Oſtern, und auf alle Sonntage des Jahrs. A. d. Franz. überſetzt. 7 Thle. 8°. 6 fl. 45 kr. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Calmet, A., allgemeine Kirchen- und Weltgeſchichte von der Schöpfung an bis zur Geſchichte der kath. Kirche und der römiſchen Kaiſer, bis zum Jahr 518. 14 Bände gr. 8°. 7 fl. od. 4 Rthl.

Campadelli, Joh. Bap., heilige Reden auf alle Sonntage des Jahrs. Aus dem Italieniſchen überſetzt. 6 Bde. 8°. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthl. 12 ggr.

— — heilige Reden auf die Feſttage des Herrn, der Heiligen, vom heiligen Roſenkranze und andern Gegenſtänden. 3 Bände. 8°. 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthl. 6 ggr.

Chryſoſtomus, des heil. Kirchenlehrers, Predigten und kleine Schriften, aus dem Griechiſchen überſetzt und nach der Ausgabe des Montfaucon durchgehends verbeſſert. 10 Bände 8°. 10 fl. od. 6 Rthl.

Claus, J. J., Spicilegium Concionatorium, seu Concep-

tus moralis pro Cathedra, pro Dominicis et Festis. IV Partes in fol. 10 fl. 15 kr. od. 6 Rthl

Claus, J. J., Spicilegium Catecheticum concionatorium, seu conceptus exegetici pro Dominicis et Feriis. IV Tomi in II Partes. Fol. 7 fl. 30 kr. od. 4 Rthl. 8 ggr.

— — Spicilegium universale sacro-profanum in X Libros et III Partes divisum, cum Indice concionatorio. Fol. 6 fl. 15 kr. od. 4 Rthl.

— — Manuductio ad Barziae Excitatorem christianum, seu Sermones missionales ad Dominicas et Festa per annum. II Tomi. Fol. 3 fl. od. 2 Rthl.

Concordantia Bibliorum S. Scripturae utriusque Testamenti, opera et studio Patrum Ordinis S. Bened. Monasterii Wessofontani. II Tomi. Fol. 15 fl. od. 9 Rthl.

Elbel, Benj., Theologia moralis, Sacramentalis et Decalogalis. X Partes. 8°. 6 fl. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Fleury, d. Abtes, Sitten der Iſraeliten u. der Chriſten. 8° 1 fl. od. 16 ggr

Fleurii, Claudii Abbatis, Historia ecclesiastica latine reddita, notis illustrata, et ad ann. 1768. continuata LXXXVI Tomi, cum Indice generali super primos 52 Tomos. Accedit Introductio in Historiam eccles. seu Historia v. et n. Testamenti, Authore Calmet. V Tomi 8°. Totum opus completum 66 fl. od. 38 Rthl.

Gisbert, B., die chriſtliche Beredtſamkeit. Neue, verbeſſerte Ausgabe von S. Schwarzhuber. 8°. 54 kr. od. 12 ggr

Hiller, B., praktiſche Predigten für das Landvolk auf alle Sonntage des Jahres. Zwei Jahrgänge in 4 Bänden 8° 3 fl. od. 1 Rthl. 20 ggr

— — praktiſche Predigten für das Landvolk auf die Festtage des ganzen Jahres. Zwei Jahrgänge in 2 Bänden 8° 1 fl. 30 kr. od. 21 ggr

Houdry, Vinc., S. J., Bibliotheca concionatoria Ethices christianae, praecipua continens argumenta ordine alphabetico digesta. V Tomi fol. 12 fl. od. 8 Rthl.

Jeſus von Nazareth, der wahre Sohn Gottes und Heiland der Welt, in ſeinen jährlichen Feierlichkeiten beſonders zur Liebe vorgeſtellt, zugleich als ein Religionsbuch für fromme Familien geordnet und beſtimmt. gr. 8° Mit einem Titelkupfer 48 kr. od. 12 ggr

Jeſuliebe, die heiligſte, in öſterlichen Predigten vorgetragen gr. 8°. Mit einem Titelkupfer 45 kr. od. 10 ggr

Kaſtner, J. B., der Unſichtbare, ſich kund machend in den Erſcheinungen unſerer Zeit: oder: die in den Erſcheinungen unſerer Zeit leitende, warnende und ſtrafende Gottes Hand. gr. 8°. 24 kr. od. 6 ggr.

Kick, Dalm., Theologia universa dogmatico-scholastica. V Tomi. 4°. 9 fl. od. 5 Rthl. 12 ggr.

Lechner, A., Dr. der Theologie. Iſt ein Glaube an die chriſtliche Religion möglich ohne Auktorität? — Ja kann ſelbſt die Bibel als Fundament des chriſtlichen Glaubens ohne Auktorität angenommen und geleſen werden? — Wenn demnach eine Auktorität unumgänglich nothwendig iſt, welche Eigenſchaften muß ſie haben, um beruhigenden Glauben hervorzubringen. Eine gekrönte Preisſchrift. 8°. 18 kr. od. 5 ggr.

Liebe für Liebe, oder Jeſus der Sohn Gottes als eine lautere Liebe gegen unſer Menſchengeſchlecht zur ewigen Liebe vorgeſtellt. gr. 8°. 36 kr. od. 9 ggr.

Lohneri, Tob., S. J., Bibliotheca concionatoria, in qua copiosa et selecta pro Concionibus, Exhortationibus aliisque spiritualibus Instructionibus materia facili, ordinata et grata methodo proponitur, cum copioso indice conceptuum pro Concionibus in Dominicas et Festa, III Tomi fol. 13 fl. 30 kr. od. 8 Rthl. 3 ggr.

Lerp, P. Michl, Brevier eines Chriſten, oder Kirchengebetbuch auf alle Tage, Feſte und Gelegenheiten. 8°. 30 kr. od. 7 ggr.

Maſotti, F., d. G. J., Predigten mit einer Anwendung und ganz neuen Eingängen auf Sonn und Feiertage Aus dem Italieniſchen überſetzt. 9 Bände 8°. 6 fl. 45 kr. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Moeurs, les, des Israelites et celles des Chretiens par Abbée Fleuri. 8°. 1 fl. od. 16 ggr.

Monmorel, des Abtes von, Homilien über die ſonntäglichen Evangelien, auf alle Tage in der Woche eingetheilet, ſammt einer kurzen Sittenrede über jedes Evangelium 4 Bände gr. 8°. 4 fl. od. 2 Rthl. 6 ggr.

— Homilien über die Evangelien auf die Feſttage des Jahres. 2 Theile gr. 8°. 1 fl. oder 18 ggr.

— Homilien über die Leidensgeſchichte Jeſu, ſammt ſechs Homilien auf die Sonntage in der Faſten, nebſt einem vollſtändigen Regiſter über alle ſieben Bände. gr. 8°. 1 fl. od. 18 ggr.

Muzner, J., Faſtenpredigten. 6 Bände. 8°. 5 fl. 48 kr. od. 3 Rthl. 6 ggr.

Rivadeneira, Petr., d. G. J., Leben der Heiligen Gottes, aus den bewährteſten Geſchichtſchreibern zuſammengetragen, und auf alle Tage des Jahrs eingerichtet. Mit vielen Kupfern. 3 Bände Fol. 20 fl. od. 12 Rthl.

Rosweid, Heribr., d. G. J., Leben der Altväter und Einſiedler. Fol. 6 fl. od. 4 Rthl

Ruf, J. M., Profeſſor, Predigten über die wichtigſten Gegenſtände des göttl. Chriſtenthums in vollſtändigen Ausarbeitungen u. Skizzen. 2 Bände 8°. 1 fl. 30 kr. od. 21 ggr.

Rueff, P. J. L. Pfarrer. Erklärungen über die Faſtenevangelien. 8°. 36 kr. od 9 ggr.

Sacy, le Maistre de, die heilige Schrift erklärt aus den heil. Vätern u. andern bewährten Schriftſtellern der Kirche nach der neueſten franz. Ausgabe überſetzt. Des alten Bundes 1ter bis 15ter Band. gr. 8° 15 fl. od. 9 Rthl.

— — die heilige Schrift des neuen Bundes 12 Bände gr. 8° Vollſtändig. 12 fl. od. 8 Rthl.

Sales, des heiligen Franz von. Unterricht und Andachtsübungen zum heilſamen Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Herausgegeben in einer alten gemeinfaßlichen Ueberſetzung, und mit einer Vorerinnerung begleitet von S. Buchfelner. 8°. 18 kr. od. 5 ggr.

Seneca christianus, id est: flores christiani ex L. Annaei Senecae Epistolis collecti. 8°. 15 kr. od. 4 ggr.

Simons, Ferd., Predigten über die Menſchwerdung, Leiden, Tod und Auferſtehung Jeſu Chriſti. 8°. 30 kr. od. 8 ggr.

Sonnenblume, geiſtliche, d. i. kurze tägliche Beſuchungen des allerheiligſten Sakraments des Altars, ſammt Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Kommunion- und vielen andern Andachtsübungen. 12°. Mit Titelkupfer und geſtochenem Titelblatt. 24 kr. od. 6 ggr.

Stipperger, P. R., Lieder religiös moraliſchen Inhalts mit andern vermehrt. Nebſt Meß- und Veſperandacht. 8° 36 kr. oder 9 ggr.

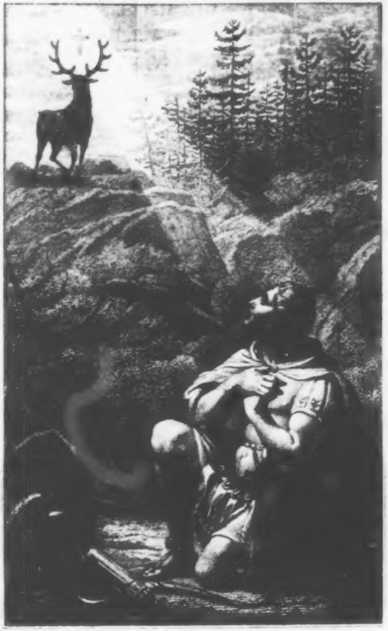
Taſchenbuch, zunächſt für katholiſche Geiſtliche und ſolche, die es werden wollen, dann für jeden Gebildeten zur Belehrung u. Erbauung im Geiſte u. in der Wahrheit. 8° 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthl.

Troſtgründe eines ſiebenzigjährigen Greiſen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängſtliche Menſchen, die den Tod fürchten. 2 Bändchen gr. 8°. Mit einem Titelkupfer. 1 fl. 12 kr. od. 18 ggr.

Ueber religiöſe Geſellſchaften als klöſterliche Vereine. 8°. Zweite vermehrte Auflage 40 kr. od. 10 ggr.

Ueberlegungen über die Gewalt der Kirche und des Staates, nach den Gründen der Offenbarung und Vernunft, aus dem Italieniſchen. gr. 8°. 1 fl. 36 kr. oder 22 ggr.

Verehrung Gottes. Ein Gebetbuch für katholiſche Chriſten. 8°. Mit 1 Titelkupfer. 36 kr. od. 9 ggr.



EUSTACHIUS.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Vierzehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1843.

[illegible]

Inhalt.

Euſtachius

* * *

Euſtachius.

Erſtes Kapitel.

Im Kreuze iſt Heil.

Hundert Jahre nachdem Chriſtus geboren war, unter der Regierung des Römiſchen Kaiſers Trajan, lebte der Feldherr Plazidus, der unter dem Namen Euſtachius in der ganzen chriſtlichen Welt bekannt worden. Er hatte die Parther, die Feinde Roms, in mehreren Schlachten beſiegt und ſich großen Ruhm erworben. Nachdem der Friede hergeſtellt war, begab er ſich, fern von dem kaiſerlichen Hofe, auf ſein abgelegenes Landgut. Hier, in ſeinem väterlichen Hauſe, das in der edlen Römiſchen Bauart aufgeführt und von Gärten und Weinbergen, Wieſen und Kornfeldern umgeben war, fühlte er ſich glücklicher, als in Rom, der damaligen Hauptſtadt der Welt. Die unermeßliche Pracht und Verſchwendung, die damals in Rom herrſchten und dieſer Stadt in der Folge den Untergang zuzogen, waren ihm zuwider. Er blieb den einfachen Sitten ſeiner Väter, der alten

Römer, getreu. Obwohl er große Reichthümer beſaß, ſo erblickte man in ſeiner Wohnung dennoch nichts von unnöthigen und koſtbaren Geräthſchaften, und auf ſeine Tafel kamen keine überflüſſigen Gerichte. Nur Ordnung, Reinlichkeit und eine ſehr einfache, jedoch ſeinem Stande gemäße Einrichtung gaben ſeiner Wohnung einen eigenthümlichen Glanz. Er war von altem Römiſchen Adel; allein ſeine edlen Geſinnungen adelten ihn noch mehr. Seine Gemahlin, eine Frau von großer Schönheit und ungemeiner Anmuth, war ihm ſowohl an Adel der Geburt — als der Geſinnungen vollkommen gleich. Man konnte wohl in dem ganzen weiten Römerreiche kaum ein vortrefflicheres und glücklicheres Ehepaar finden — und was ihre Glückſeligkeit auf Erden vollendete, waren zwei liebenswürdige, hoffnungsvolle Knaben. Der ältere Knabe war an edler Geſichtsbildung dem Vater ähnlich; in dem lieblichen Geſichtchen des jüngern erkannte man ſogleich die ſanften Züge der Mutter; das Betragen beider Knaben aber zeigte, daß ſie einſt beide an Edelſinn und Tugend ihren Eltern gleichen würden. Der Morgen ihres Lebens verſprach den ſchönſten Tag.

Einen ſo großen Ruhm ſich Euſtachius zur Zeit des Krieges durch ſeine Tapferkeit als Feldherr erworben hatte, ſo rühmlich zeichnete er ſich jetzt zur Zeit des Friedens durch ſeine Menſchenfreundlichkeit gegen ſeine Untergebenen, und ſeine Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen aus. Er hielt zur Beſtellung ſeiner vielen Feldgüter und zu Beſorgung ſeiner zahlreichen Herden eine Menge Knechte und Mägde, die nach damaliger Verfaſſung ſeine Sklaven und Sklavinnen waren. Allein er war ihnen ein milder Herr; er ehrte in ihnen die menſchliche Natur und that alles Erdenkliche, ſie zu guten Menſchen zu bilden, ihnen das Loos der Dienſtbarkeit zu erleichtern, und ſie glücklich zu machen. Oefter im Jahre, zu Anfang des Frühlings, zur Aerntezeit, zur Zeit der Weinleſe, und im Spätherbſte, wann alle Feldarbeiten geendet waren und das Jahr ſich zur Ruhe des Winters neigte, gab er ihnen ländliche Feſte; und man ſah ihn nie vergnügter, als wenn er alle ſeine Untergebenen um ſich her recht froh und fröhlich ſah. Er betrachtete alle als Eine ihm angehörige Familie und fühlte ſich in ihrer Mitte ſo glücklich, wie ein liebevoller Vater in der Mitte ſeiner Kinder. Mit wohlwollenden Blicken ſchaute er umher, ob nicht dieſem oder jenem etwas abgehe, und ermunterte alle mit freundlichen Worten zur Freude. Mehreren ſeiner Sklaven und Sklavinnen ſchenkte er die Freiheit, ſobald er ſie für fähig hielt, ein ſolches Glück zu ertragen, und er gab ihnen überdies noch ein kleines Gütchen dazu, das ſie nun auf ihre eigne Rechnung bauen konnten und wovon ſie ihm nur geringe Abgaben zu leiſten hatten. Manchem tapferen Krieger, der unter ihm gedient hatte, wies er ein Stück Ackerfeld an und ließ ihm ein Haus bauen, damit derſelbe nach blutigen Schlachten nun am eignen Heerde das Glück des Friedens genießen möge. Viele auswärtige Unglückliche nahmen ihre Zuflucht zu ihm; und er ließ, ſo viel es an ihm lag, keinen Einzigen ohne Troſt und Hülfe zurückkehren. Seine Reichthümer freuten ihn bloß, weil er Andere damit beglücken konnte, und er rechnete es ſich zur Ehre, mit eben der Hand, die das Schwert ſo rühmlich geführt hatte, nun Wohlthaten unter die Dürftigen auszutheilen. Als einſt bei dem Feſte des wiederkehrenden Frühlings einige dankbare Landleute, die er aus großer Noth errettet hatte, bis zu Thränen gerührt, ihm und ſeiner Gemahlin einen Blumenkranz darbrachten, ſprach er zu ſeiner Gemahlin: „Der blutbeſpritzte Lorbeerkranz mag immerhin für ruhmvoller gehalten werden; allein ein ſolcher Blumenkranz dünkt mich doch lieblicher und erfreulicher; denn ſieh — er glänzt nur von Thränen des Dankes!“

Die weit ausgedehnten Beſitzungen des edlen Feldherrn waren zwiſchen den alten Städten Tibur und Präneſte gelegen, und von einer Seite mit einem waldigen Gebirge begränzt, in dem ſich eine Menge Gewild aufhielt. Euſtachius fand Vergnügen daran, hier zu jagen, indem er die Jagd mit ihren Gefahren und Beſchwerden als eine Art von Krieg anſah, die ihn in Uebung erhielt, damit er, wenn er wieder zu Felde ziehen müßte, zum Kriege nicht untauglich ſeyn möchte. Seit einiger Zeit ſchien er dieſem Vergnügen mehr nachzuhängen, als ſonſt. Er brachte manchmal zwei bis drei Tage in den waldigen Bergen zu, und übernachtete ſogar dort unter dichten Bäumen oder in einer Felſenhöhle. Allein ihm war es gerade jetzt am wenigſten um das Vergnügen der Jagd zu thun. Ihn beſchäftigten ganz andere Angelegenheiten; in ſeinem Innerſten ging eine große Veränderung vor. Euſtachius fing an, jetzt da der Friede ihm mehr Zeit dazu ließ, über die Bedeutung des menſchlichen Lebens, über die Beſtimmung, das Ziel und Ende des Menſchen ernſtlicher nachzudenken. Die Finſterniß und tiefe Stille der Wälder, wo ihn Niemand, ſelbſt nicht die zärtliche Gattin und die fröhlichen Kinder in ſeinen Betrachtungen ſtörten, fand er dazu am meiſten geeignet. Oft meinten ſeine Jagdgenoſſen, er habe ſich bloß in Verfolgung eines Stück Wildes von ihnen entfernt; er aber ſaß irgend im Schatten dichter Bäume auf einem umgeſtürzten Baumſtamme und ſann über wichtigere Dinge nach. Der große Kampf zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum hatte damals längſt begonnen und bewegte überall die Welt. Die Heiden bedienten ſich all ihrer Macht, des Feuers und des Schwertes, um die Chriſten auszurotten. Die Chriſten hatten ihnen nichts entgegen zu ſetzen, als ruhige Vernunft und anſpruchsloſe Weisheit, als Glauben an Gott und ihren Erlöſer, Hoffnung eines beſſern Lebens und Liebe gegen alle Menſchen, ſelbſt gegen ihre Verfolger. Unzählige wurden hingerichtet, ja mit den grauſamſten Peinen zu Tode gefoltert. Und dennoch vermehrte ſich die Zahl der Chriſten auf eine wunderbare Weiſe. Das Chriſtenthum verbreitete ſich nicht nur in alle Städte, ſondern auch in die Dörfer und einzelne Landhäuſer. In vielen Gegenden ſtanden die heidniſchen Tempel beinahe verlaſſen, auf ihren Altären wurde nicht mehr geopfert, und die Opferthiere fanden keine Käufer mehr. Selbſt am Hofe des Kaiſers und unter dem Kriegsheere waren viele dem chriſtlichen Glauben ergeben.

Euſtachius ſah die Thorheit des heidniſchen Götzendienſtes immer mehr ein. Er verabſcheute die Grauſamkeit, mit der man die Chriſten verfolgte; er hatte manche Chriſten in Schutz genommen und ihnen durch ſein Anſehen das Leben gerettet; er wußte, daß ſelbſt unter ſeinen Untergebenen ſich Chriſten befanden, und er bezeigte ſich gegen ſie ſehr gütig. Allein er ſelbſt war zur Zeit noch kein Chriſt. Er kannte das Chriſtenthum noch zu wenig, um es nach Verdienſt zu ſchätzen und lieb zu gewinnen.

Eines Tages nun hatte er, von vielen Jagdliebhabern und einem zahlreichen Gefolge begleitet, ſich wieder auf die Jagd begeben. Die Jagdgeſellſchaft zerſtreute ſich in kleineren Schaaren durch das Gebirg. Eine Menge Wild wurde erlegt. Gegen Abend jagte Euſtachius noch einen ungemein großen Hirſch auf, verfolgte ihn ſehr eifrig zu Pferd, und entfernte ſich weit von ſeinen Gefährten. Allein herabhängende Baumzweige und vorgeſtreckte Baumwurzeln erſchwerten ihm das Nachſetzen, und eine hoch emporragende Felſenwand machte es ihm zuletzt gar unmöglich. Ermüdet ſtieg er ab, und band ſein Pferd an einen Baum. Der Ort ſchien ihm ganz beſonders angenehm und ſehr geſchickt zum Nachdenken. Der tiefe blaue Himmel ſtrahlte nur ſparſam zwiſchen hohen, blätterreichen Pappelbäumen und den dichten, ſchwarzgrünen Fichten hindurch; von der nahen Felſenwand, aus der mehrere Lorbeerbäume emporſproßten, fiel ein klarer Bach mit ſanftem Geräuſche von Stufe zu Stufe, und arbeitete ſich ſchäumend zwiſchen bemoosten Steinen hindurch. Nur einzelne Sonnenſtrahlen drangen in das grüne Dunkel und beleuchteten mit kräftigem Lichte hier einige purpurne Waldblumen, da die graue, mit grünem Mooſe bewachſene Rinde eines Baumes, dort den zarten Silberſchaum des Waſſerfalls. Euſtachius ſetzte ſich auf ein herabgeſtürztes Felſenſtück, ſtützte den Kopf auf die Hand und ſann aufs Neue den Gedanken nach, mit denen er ſich ſchon längere Zeit her ſo ernſtlich beſchäftigt hatte.

„Es iſt unwiderſprechlich," ſagte er bei ſich ſelbſt, „ein weiſer Schöpfer hat dieſe Welt hervorgebracht. Seine unermeßliche Macht und Herrlichkeit, die uns unſichtbar iſt, zeigt ſich augenſcheinlich in allen ſichtbaren Geſchöpfen. Die leuchtende Sonne am Himmel und die Blume hier zu meinen Füßen, der ſtarre Fels dort und die bewegliche Waſſerwelle, die von ihm herabſtürzt, der ungeheure Fichtenbaum da und jedes Moosfäſerchen an ſeinem Stamme ſind lauter Zeugen Seiner Weisheit, Güte und Macht; die unzähligen Blätter der Bäume ſind eben ſo viele Zungen, die uns davon erzählen. Jedes Geſchöpf iſt in ſeiner Art vollendet, und verherrlichet ſeinen Schöpfer."

„Allein warum iſt der Menſch, den ſeine ſchöne aufrechte Geſtalt, Vernunft und Sprache über alle Geſchöpfe der Erde erheben, in ſo mancher Hinſicht das allerunvollkommenſte Geſchöpf? Wie kommt es doch, daß der Menſch, der mit ſeinem großen Verſtande ſo viele Künſte und Wiſſenſchaften erfindet, gerade im Allerwichtigſten, in der Erkenntniß ſeines Schöpfers ſo unwiſſend iſt? Welche Thorheit hat ſich ganzer Völker, ja ſogar des mächtigſten aller Völker, der Römer, bemächtigt, daß ſie Metalle, Steine und Holz der Gottheit gleich achten und ſie anbeten? Allein warum ſind wir jenem großen Geiſte, der Alles ſchuf, ſo entfremdet, daß wir uns keine richtige Vorſtellung von Ihm machen können? Warum wiſſen wir ſo wenig von Ihm? Warum gibt Er ſich uns nicht näher zu erkennen? Ach mich dünkt, irgend eine traurige Begebenheit muß den menſchlichen Verſtand ſo zerrüttet haben, daß er ſich von der rechten Erkenntniß ſo weit verirren und in ſo ſchrecklichen Unſinn verfallen konnte!"

„Mit der menſchlichen Tugend ſteht es um nichts beſſer, als mit der mangelhaften Erkenntniß des Menſchen. Warum ſchwebt mir ein Bild menſchlicher Vollkommenheit vor, das ich nicht zu erreichen vermag? Warum ſehen wir ein, was ſchön und gut und recht iſt — haben wohl auch Freude daran — und thun dennoch dasjenige, was ſchlecht iſt und was wir verabſcheuen? Woher kommt dieſer Zwieſpalt im Menſchen? Warum iſt der größte Theil der Menſchen ſo ausgeartet, ſo in Sünde und Laſter verſunken, daß er ganz das Gegentheil von dem iſt, was ein ächter Menſch ſeyn ſollte? Ach, wenn ich unſre Geſchichtbücher aufſchlage, wie graut es mir oft über alle die Gräuel, die ſchon von Menſchen verübt worden! — Doch was habe ich nöthig, in der Weltgeſchichte zu forſchen? Ich darf nur in mein Inneres blicken. Ich wurde zwar immer den vortrefflichſten Männern beigezählt; allein wie vieles habe ich mir vorzuwerfen! Wie oft ließ ich mich von Leidenſchaft hinreißen! Wie ſo manches Gute, das ich hätte zu Stande bringen ſollen, ward verſäumt! Wie manche meiner geprieſenſten Handlungen waren von geheimer Ruhmſucht befleckt? Und woher nehme ich nun Beruhigung über das Vergangene — woher Kraft, jene Stufe von Vollkommenheit zu erreichen, nach der Etwas in mir mich ſtreben heißt! Wahrhaftig, der Menſch iſt ein gebrechliches, ſündiges Geſchöpf, das ſich ſelbſt nicht zu helfen weiß.“

„Und ach, wie groß iſt das Elend des Menſchen auf Erden! Unter Winſeln und Schmerzen wird der Menſch zur Welt geboren; unter Angſtſchweiß und hartem Röcheln geht er wieder hinaus. Und ſein ganzer Lebenslauf — wie vielen Arbeiten, Mühſeligkeiten, Sorgen iſt er nicht ausgeſetzt? Welch ein unüberſehbares Heer von Krankheiten bedrohet ihn? Und wenn er auch ſein ganzes Leben in Geſundheit, Fröhlichkeit und Ueberfluß zubrächte — wie bald nimmt das alles ein Ende? Wie verbittert ihm die Furcht des Todes den gegenwärtigen Genuß? Wie viel glücklicher iſt der Vogel, der auf dem Baume dort fröhlich ſingt und von ſeinem bevorſtehenden Tode nichts weiß? Und wie iſt's nach dem Tode mit uns beſtellt? Was bleibt nach dem Tode von dem Menſchen noch übrig? — Was wir mit Augen ſehen, iſt nichts weiter, als eine Hand voll Staub und Aſche — die Leiche mag nun nach der Sitte der Römer verbrannt oder nach dem Gebrauche anderer Völker in die Erde verſcharrt werden. Allein wer ſagt uns ſicher, was es mit dem abgeſchiedenen Geiſte, den wir Römer bloß einen Schatten nennen, für eine weitere Beſchaffenheit habe? — Ach wir können an jenes unbekannte Land, wo wir alle hin müſſen und von wo keiner zurückkommt, nicht anders als mit Schaudern denken!“

„Zwar die Chriſten glauben, ihnen habe ſich der unſichtbare Schöpfer der ſichtbaren Welt näher geoffenbart. Sie rühmen ſich einer helleren Erkenntniß göttlicher Dinge. Sie glauben, die Kräfte gefunden zu haben, die dem Menſchen fehlen, um das zu werden, was er ſeyn ſollte. Sie halten ſich, ſo verachtet und verfolgt ſie ſind, für die glücklichſten Menſchen unter der Sonne. Wirklich ſcheinen ſie auch Menſchen beſſerer Art. Sie lieben einander, ſie ſind ohne Falſch und Verſtellung, und von Herzen demüthig; ſie ſind uneigennützig, gütig, barmherzig, ſanftmüthig, ohne alle Rachgier; ſie ſind ſtandhaft, getroſt und heiter, ſelbſt in den größten Peinen. Sie ſcheuen den Tod nicht, ſie freuen ſich vielmehr deſſelben; ſie umarmen ihn gleichſam als einen Freund, als einen Boten Gottes, der ſie hinüber bringt in ein beſſeres

Land. — Allein wie vieles von dem, was ich von ihrer Lehre hörte, ſcheint mir höchſt thöricht! Sie glauben, ein Sohn des allerhöchſten Gottes ſey vom Himmel gekommen, ihnen zu helfen — aber ſelbſt hülflos am Kreuze geſtorben. Dieſes Einzige allein wäre ſchon zurückſchreckend genug. Denn das Kreuz, an dem bei uns die größten Uebelthäter die Todesſtrafe ausſtehen müſſen, iſt einem rechtlichen Römer ein Gegenſtand des Abſcheues, ehrlos und entehrend, von allem Verächtlichen das Verächtlichſte und ein Zeichen des Fluches!"

Er ſann weiter nach und verſank in Gedanken, aus denen er keinen Ausweg ſah. „O Gott," rief er endlich, indem er die Hände faltete und durch die Baumzweige zum Himmel aufblickte, „Du mir unbekanntes Weſen, der Du das Menſchenherz ſchufſt, ihm Erbarmung einhauchteſt und alſo gewiß nicht ohne Barmherzigkeit auf die Menſchen, Deine Geſchöpfe, herabblickeſt, ſieh meine Unwiſſenheit, meine Sündhaftigkeit und meinen Jammer, und erbarme Dich meiner! Der Hirſch ſehnt ſich ja nicht vergebens nach einer Waſſerquelle! Für jedes Bedürfniß Deiner Geſchöpfe haſt Du weiſe und liebreich geſorgt. Sollte denn der Menſch mit ſeinem Durſte nach Wahrheit, Tugend und Seligkeit allein leer ausgehen? Ach gieb mir zu erkennen, wohin ich mich wenden ſoll, da ich der Thorheiten des Heidenthumes überdrüſſig bin, und mir der Glaube an einen Helfer, den unſre Krieger hülflos am Kreuze ſterben ſahen, das Widerſinnigſte von der Welt ſcheint!“

Indem er dieſe Worte ſagte, hörte er in den Geſträuchen auf dem nahen Felſen ein Geräuſch. Er ſah auf und erblickte oben auf dem Felſen den großen Hirſch, den er ſo lange vergebens verfolgt hatte. Er ſtand auf und wollte ſchon nach Pfeil und Bogen greifen — da erſchien ihm plötzlich über dem ausgebreiteten Geweihe des Hirſches ein helles glänzendes Kreuz, das von Strahlen umgeben war und rings umher das tiefe Dunkel des Waldes gleich einer Sonne erleuchtete. Zu gleicher Zeit hörte er eine Stimme vom Himmel, die ihn mit unausſprechlicher Anmuth und Lieblichkeit bei dem Namen nannte, den er bisher geführt hatte, und ihm zurief: „Plazidus, Plazidus!“ Er fiel auf die Knie und rief erſchrocken: „Herr, wer biſt Du?“ Die Stimme antwortete: „Ich bin Chriſtus, der am Kreuze geſtorben iſt, dich und alle Menſchen ſelig zu machen.“ Euſtachius ſprach: „Ach Herr, was willſt Du, daß ich thun ſoll, damit ich ſelig werde?“ Die Stimme ſprach: „Geh hin in die nächſte Stadt zu dem Biſchofe der Chriſten; dort wirſt du inne werden, was du thun ſolleſt.“

Die Erſcheinung verſchwand hierauf, gleich einem leuchtenden Blitz in der Finſterniß, und Euſtachius ſah ſich wie vorhin von dem Dunkel des Waldes umgeben. Er wußte nicht, ob das, was er geſehen und gehört hatte, außer ihm oder bloß in ſeinem Gemüthe vorgegangen ſey. Aber im Innerſten ſeiner Seele war es Licht geworden. Es war ihm eine unbeſchreibliche Seligkeit, zu denken, daß Gott Sich der Menſchen ſo liebreich annehme, und auch ihn nicht vergeſſen habe. Es wäre ihm unmöglich geweſen, dieſen Abend noch zu ſeinen Jagdgefährten zurück zu kehren. Sein ganzes Herz war Erſtaunen, Freude, Jubel, Dank und Anbetung. Er brannte vor Begierde, den Biſchof der Chriſten aufzuſuchen und zu ſprechen. Da es aber für heute zu ſpät war, ſo blieb er an der abgelegenen Stelle des Waldes, die ihm nun eine geheiligte Stelle war und ihm der Vorhof des Himmels dünkte — wie einſt dem Jakob jener Ort, wo derſelbe im Traume eine ähnliche Erſcheinung gehabt und jene Leiter erblickt hatte, auf der die Engel auf und abſtiegen.

Zweites Kapitel.

Die Taufe.

Sobald die erſten Strahlen der Morgenröthe hinter den düſtern Lorbeergebüſchen des nahen Felſen emporglänzten, beſtieg Euſtachius ſein Pferd und machte ſich auf den Weg nach Hauſe. Indem er ſo fortritt, hörte er die Jagdhörner und den Ruf ſeiner Jagdgenoſſen. Sie hatten ihn die Nacht hindurch nicht vermißt; denn eine jede Schaar glaubte, er befinde ſich bei einer andern. Als ſie aber am Morgen alle zuſammen kamen und ihn nicht erblickten, waren ſie ſehr beſorgt, ob ihm nicht etwa ein Unfall begegnet ſey. Sie begrüßten ihn daher, als ſie ihn kommen ſahen, mit freudigem Zuruf, und begleiteten ihn frohlockend nach Hauſe.

Als er in ſeine Wohnung trat, kam ihm ſeine Gemahlin Trajana voll Freuden entgegen. Ihr Angeſicht war wie verklärt. „Komm doch einen Augenblick mit mir,“ ſagte ſie; „ich habe dir etwas zu ſagen.“ Sie führte ihn in das nächſte Zimmer. „Was iſt dir?“ ſprach er. „Dir ſcheint etwas Außerordentliches begegnet zu ſeyn. Du biſt ſo gerührt und erfreut, als hätteſt du mir etwas beſonders Erfreuliches und Wichtiges zu verkünden.“

„So iſt es auch, mein Herr und Gemahl!“

ſagte ſie. „Es ſcheint zwar, auch dir ſey ein größeres Glück begegnet, als das Waidwerk dir gewähren konnte. Allein höre zuerſt mich an; das Herz iſt mir zu voll, als daß ich nur einen Augenblick zögern könnte, dir meine Freude zu verkünden. Denn ſieh, in der verfloſſenen Nacht lag ich ſchlaflos auf meinem Lager und dachte den Reden nach, die du eine Zeit her öfter mit mir geführt haſt. Die Vorſtellungen, die ſich unſer Volk von dem höchſten Weſen macht, beleidigten ſchon lange her mein ſittliches Gefühl und ſchienen mir eitel und thöricht; allein ich fürchtete mich doch, den Glauben, in dem ich aufgewachſen bin, ſogleich aufzugeben und den Altären zu entſagen, an denen noch immer unſer Kaiſer und die angeſehenſten Männer opfern. Und dann — wohin ſollte ich mich wenden? „Ach,“ rief ich, „wer gibt mir Licht in dieſem Dunkel; wer führt mich zur Wahrheit, in der allein Heil iſt!“ Unter dieſen Gedanken ſchlief ich ein. Da ſah ich im Traume einen Unbekannten voll göttlicher Hoheit und himmliſcher Anmuth aus einer lichten Wolke hervortreten, der freundlich zu mir ſagte: „Du, dein Mann und deine Kinder werden morgen inne werden, Ich ſey es, der diejenigen, die Mich lieben, zum Heile führt.“ So ſprach er — und ich erwachte. Was hältſt du nun von dieſem Traume, liebſter Gemahl?“

Euſtachius rief hocherfreut: „Der Gott der

Chriſten, der einzig wahre Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat, ſey geprieſen, daß Er ſich auch dir nicht unbezeugt ließ! Der Unbekannte, den du im Traume erblickteſt, iſt kein Anderer, als Chriſtus der Herr. Er hat ſich auch meiner erbarmt und ſich auch mir geoffenbart.“ Euſtachius erzählte ihr die Erſcheinung, die er im Walde gehabt hatte, und während er redete, war es ihr nicht anders, als glänzte auf ſeinem Angeſicht noch ein Widerſchein von jenem himmliſchen Lichte, das jenes glänzende Kreuz umgeben hatte.

Trajana hing an ſeinen Blicken, und hörte ihm mit frommer Andacht und gefalteten Händen zu. „O wie ſchön,“ ſagte ſie, „treffen die himmliſche Erſcheinung, die du ſaheſt, und der Traum, den ich hatte, zuſammen! Sie beſtätigen ſich ſo wechſelweiſe als wahr. Ja, Er, der Göttliche, den die Chriſten den Erlöſer der Welt nennen, will uns und unſern Kindern ein höheres Heil bereiten, als dieſe Welt uns geben kann. Deßwegen, liebſter Gemahl, wird es, wie du auch finden wirſt, das Beſte ſeyn, es nicht zu verſchieben, uns des angebotenen Heiles theilhaftig zu machen. Wir wollen uns nicht träg und ſaumſelig finden laſſen, das verheißene Kleinod zu erlangen. Heute noch wollen wir uns zu dem Biſchofe begeben und vernehmen, was Chriſtus der Herr durch den Mund dieſes Seines Dieners uns befehlen wird.“

„So ſey es,“ ſprach Euſtachius; „wir wollen unſer Haus, das wir in der Stadt haben, beziehen, und werden dann leicht Gelegenheit finden, den Biſchof mehr als einmal zu ſprechen.“ Er ließ nun zwei vertraute Männer rufen, die als tapfere Krieger unter ihm den Parthiſchen Krieg mitgemacht hatten, und die er, wegen ihrer beſondern Anhänglichkeit an ihn, als ſeine Diener in ſein Haus aufgenommen hatte. Der Eine hieß Akazius, der Andere Antiochus. Sie waren Beide die redlichſten Seelen, und, was Euſtachius gar wohl wußte, dem Chriſtenthume von ganzem Herzen ergeben. Euſtachius erzählte ihnen wie Chriſtus ſich ihm dort im Walde ſo wunderbar geoffenbaret habe.

Akazius ſchlug vor Freude die Hände zuſammen und rief laut aus: „Geprieſen ſey Gott, unſer Vater im Himmel, und unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſtus, daß nun auch du, lieber Feldherr, zur Erkenntniß der Wahrheit berufen wirſt. Du warſt, wie ich oft zu Antiochus und zu andern Chriſten ſagte, bisher immer, beſonders an Barmherzigkeit gegen die Armen, jenem Hauptmanne Kornelius ähnlich, der ſich durch ſeine Wohlthätigkeit das Wohlgefallen Gottes erworben, und durch einen heiligen Engel an den Apoſtel Petrus gewieſen worden. Auf ähnliche Art weiſet dich nun Chriſtus ſelbſt an unſern frommen Biſchof Johannes. Gott ſey gelobt und Sein lieber Sohn, Jeſus Chriſtus!"

„Wohl," ſprach Euſtachius, „ſo wollen wir uns denn in die Stadt begeben. Wählet von meinen Leuten ſolche zu meinem Gefolge aus, die entweder ſchon Chriſten ſind, oder verdienen, es zu werden. In der Stadt müſſet ihr aber dann ſogleich zu dem Biſchofe gehen, ihm bezeugen, daß ich nie ein Feind der Chriſten war, ihm erzählen, daß eine himmliſche Erſcheinung mich an ihn gewieſen habe, und ihn bitten, mir die Stunde zu beſtimmen, in der ich, meine Gemahlin und meine zwei Söhne vor ihm erſcheinen dürfen." Es wurden nun ſogleich Anſtalten zur Abreiſe gemacht, und nach einigen Stunden waren Euſtachius, ſeine Gemahlin und Kinder und mehrere getreue Diener und Dienerinnen auf dem Wege zur Stadt.

Akazius und Antiochus gingen ſogleich zu dem Biſchofe, den ſie längſt von Angeſicht kannten, und dem auch ſie als treue Jünger des Herrn längſt bekannt waren. Sie ſagten ihm ihren Auftrag. Der Biſchof freute ſich ſehr, lobte Gott und Jeſus Chriſtus, und ſprach dann: „Wir Chriſten werden in dieſer Stadt ſehr verfolgt. Leicht könnte ich euch, eurem Herrn, ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern Tod und Verderben zuziehen. Bei aller Einfalt der Tauben müſſen wir nach dem Ausſpruche unſers Herrn klug ſeyn, wie die Schlangen. Heute Abends, ſobald es dunkel geworden, werde ich mich in dem Hauſe eures Herrn einfinden.“

Die beiden Krieger brachten dieſe Nachricht ihrem Feldherrn. Er ward von der Willfährigkeit des frommen Biſchofs ſehr gerührt. Sobald die Sonne untergegangen und die Nacht angebrochen war, verſammelte er alle die Seinigen in dem großen Saale des Hauſes, den er mit vielen Lichtern erleuchten ließ. Der Biſchof kam mit zwei Diakonen. Euſtachius eilte ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Allein der Biſchof hob ihn auf und ſprach, wie einſt Petrus zu Kornelius: „Steh auf, ich bin auch nur ein Menſch, wie du!“ Der Biſchof trat in den Saal. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er war ein ehrwürdiger Greis, Namens Johannes, voll Weisheit, Liebe und Demuth. Er war noch ein Jünger der Apoſtel, ja vielleicht gar ein Jünger Desjenigen unter den Apoſteln, deſſen Namen er trug, und den der Herr vorzüglich lieb hatte. Der Anblick des ehrwürdigen ſchönen Greiſes erfüllte alle im Saale mit Ehrfurcht; ſeine Milde und Freundlichkeit aber mit Liebe und dem herzlichſten Zutrauen.

Euſtachius öffnete ihm nun ſein ganzes Herz. Er erzählte von ſeinen Zweifeln, und von der Unruhe ſeines Gewiſſens — und wie Chriſtus der Herr ihn, nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, an den Biſchof gewieſen habe. „Ach," ſagte er am Ende ſeiner Erzählung, „du ſiehſt nun, wie Irrthum, Sünde und Elend bisher mein Erbtheil waren; ſag nun an, wie mir könne geholfen werden!"

Der Biſchof ſprach: „Irrthum, Sünde und Elend ſind das Erbtheil aller Sterblichen. Jeder Menſch, der in ſich geht und ſich ſelbſt näher kennen lernt, fühlt einen Mangel, ein Gebrechen in ſich, dem er ſelbſt nicht abhelfen kann. Er ahnet es, daß mit dem ganzen Menſchengeſchlechte etwas vorgegangen ſeyn müſſe, das ſein Inneres verfinſterte und zerrüttete, es von Gott entfernte, und der Unwiſſenheit, der Sünde und dem Elende preis gab. Eben dieſes iſt nun das Erbgebrechen der menſchlichen Natur. Jeder Menſch, der zur Beſinnung gekommen, fühlt, daß es ſo ſey, und gelangt bald zu der Ueberzeugung, dasjenige, was ihm fehle und abgehe, könne nur anderswoher erſetzt und ergänzt werden."

„Dieſem Erbgebrechen der Menſchen abzuhelfen, iſt nun der Sohn Gottes in die Welt gekommen. Er iſt das Licht, das unſre Finſterniß erleuchtet, und uns ſichere Erkenntniß verſchafft, nach der wir dürſten. Er iſt das Heil, und hat die Macht, uns unſre Sünden zu vergeben, die Bande, die uns an ſie feſſeln, zu zerbrechen, und die Folgen der Sünden, die uns elend machen, zu tilgen.

Er iſt das Leben; Er allein kann uns zu allem Guten beleben; Er allein uns auf Erden ſchon etwas von jener Seligkeit koſten laſſen, die Er den Seinen im Himmel bereitet hat; Er allein kann uns Muth verleihen, nicht nur die Leiden der Zeit männlich zu dulden, ſondern ſelbſt den Tod nicht zu ſcheuen, der dem Chriſten nichts iſt als der Eingang in das ewige Leben. Gerade was uns fehlt, gibt Er uns. Die Religion der Chriſten iſt den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur und den edleren Wünſchen unſers Herzens genau angemeſſen. Das wird dir immer deutlicher werden, ſo wie du die göttliche Lehre Jeſu Chriſti näher kennen lernen und befolgen wirſt. Denn ein jeder, der Seine Lehre kennt und befolgt, wird inne, daß ſie von Gott ſey.“

„Ich weiß wohl,“ ſprach der Biſchof weiter, „wie barmherzig du gegen die Armen warſt, und wie du dich beſonders der verfolgten Chriſten angenommen und viele dem angedrohten Tode entriſſen haſt. So haſt du Chriſtus dem Herrn gedient, ohne Ihn zu kennen; jetzt ſollſt du erfahren, wem du gedient haſt.“

„Freilich mußte dir, als einem gebornen Römer, das Kreuz bisher ein Zeichen des Fluches ſeyn; du ſahſt in ihm nichts, als das furchtbare Werkzeug, woran Uebelthäter und Verbrecher die ſchmachvollſte und ſchmerzlichſte Todesſtrafe leiden mußten. Allein ſeit Chriſtus, der Unſchuldigſte und Heiligſte, aus freier Liebe, um uns Menſchen zu retten, die Schmach und die Schmerzen des Todes am Kreuze duldete, iſt uns das Kreuz ein Sinnbild des Höchſten und Beſten, das wir uns denken können, der aufopfernden Liebe; denn Gott ſelbſt iſt ja die lautere Liebe. Das Kreuz iſt uns ein heiliges Zeichen unſerer Erlöſung; es fordert uns auf, unſern Erlöſer, Ihn den Liebevollſten, wieder zu lieben — und Ihm an aufopfernder Liebe, an Demuth und Sanftmuth zu gleichen. Er, der ſich bis zum Tod' am Kreuze erniedrigte, ward über alle Himmel erhoben, und für alle Menſchen, die Ihm gehorchen, der Urheber des ewigen Heiles. Und deßhalb ward auch dir, dem das Kreuz in himmliſchem Glanze erſchien, eben dadurch ſehr ſchön und ſinnvoll angedeutet: „Im Kreuze ſey Heil!“

Der Biſchof kam, eingedenk der Worte des Herrn: „Erſt lehret, dann taufet ſie!“ nunmehr an jedem Abende in das Haus des Euſtachius. Alle im Hauſe freuten ſich auf dieſe Stunde, und verſammelten ſich in dem Saale um ihn. Er fing den Unterricht jedesmal mit einem lauten innigen Gebete an, das alle ſeine Zuhörer in die Gegenwart Gottes verſetzte. Er lehrte ſie dann mit ruhiger Weisheit, voll Milde und Anmuth. Er beſchloß den Unterricht mit Gebet — und ermahnte alle, täglich, ja ſtündlich zu beten, und mit dem Gebet auch Faſten und Almoſengeben zu vereinen. Sie thaten es; ſie warteten mit Sehnſucht auf den Tag, an dem ſie durch die Taufe zu Chriſten ſollten eingeweiht, von Sünden gereiniget und mit dem heiligen Geiſte erfüllt werden. Der Tag kam; mehrere Chriſten verſammelten ſich als Taufzeugen. Es war eine rührende, feierliche Handlung, da Euſtachius, ſeine Gemahlin, und auch die zwei kleinen Söhne ihren Glauben an Jeſus Chriſtus bekannten, allen Irrthümern und Sünden entſagten, und rein und heilig zu leben angelobten. Der Biſchof taufte ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Auch jene Sklaven und Sklavinnen, die Euſtachius mit in die Stadt gebracht hatte, und die bisher noch keine Chriſten geweſen, ließen ſich taufen. Der Biſchof gab ihnen in der Taufe auch neue Namen. Euſtachius, der bisher unter dem Namen Plazidus weit berühmt war, erhielt erſt jetzt bei ſeiner Taufe den Namen Euſtachius; ſeine Gemahlin Trajana den Namen Theopiſta; der ältere Knabe wurde Agapius, der jüngere Theopiſtus genannt.

Der Biſchof führte an dem folgenden Sonntage den Euſtachius und deſſen Gemahlin Theopiſta in die Verſammlung der Chriſten ein, und ſtellte ſie der chriſtlichen Gemeinde vor. Alle freuten ſich, den edlen Mann und die fromme Frau, von denen ſie ſchon vieles gehört hatten, zu ſehen, und begrüßten ſie mit liebevollen Blicken. Sie ſtimmten einen Lobgeſang an, und dankten Gott und Seinem Sohne Jeſus Chriſtus, daß die Gemeinde der Chriſten abermals mit ſolchen vermehrt worden, die zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und dem Verderben entriſſen worden. Mit tiefer Anbetung und freudiger Rührung wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Alle gelobten, indem ſie ſich ſo mit ihrem göttlichen Erlöſer auf das innigſte vereinigten, heilig an, Dem zu leben, der für ſie geſtorben war. Heilige, ehrfurchtsvolle Stille herrſchte in dem Saale, bis endlich die heilige Handlung mit lautem Gebete und einem Lobgeſange beſchloſſen wurde.

Da Euſtachius am Tage darauf wegen dringender Geſchäfte wieder auf ſein Landgut abreiſen mußte, ſo ſprach der Biſchof noch: „Wir leben in den Zeiten der Verfolgung; wir ſind keine Stunde ſicher, ergriffen, enthauptet, den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt zu werden. Wir können es nicht wiſſen, ob wir uns in dieſer Welt noch einmal von Angeſicht ſehen werden. Und ſo empfehle ich euch denn, wie einſt Paulus die Aelteſten und die Gemeinde von Epheſus, Gott und Seiner Gnade!“ Der Biſchof kniete hierauf innigſt gerührt nieder, und die ganze Verſammlung in Thränen ausbrechend mit ihm. „O Gott,“ betete er, „erbarme Dich unſer und verleihe, daß alle hier Verſammelte mit Dir und mit Dem, den Du geſandt haſt, und auch unter einander Eines bleiben mögen; daß alle im Glauben und in der Liebe ſtandhaft verharren und ſich durch keine Verfolgung von dem guten Wege abwendig machen laſſen; daß keines von allen verloren gehe, ſondern daß wir alle nach den kurzen Leiden und Trübſalen dieſer Zeit uns dort in dem Reiche Deiner Herrlichkeit finden mögen. Ja, liebſter Vater, dieſes verleihe uns, durch Jeſum Chriſtum, Deinen Sohn, unſern Herrn, Amen.“

Der Biſchof ſtand auf und ſagte im Geiſte der Weiſſagung dem Euſtachius noch beſonders: „Bisher hatteſt du Alles, was die Menſchen gewöhnlich das größte Glück des Lebens nennen — Reichthum, Rang, Ruhm, eine liebenswürdige Gemahlin, hoffnungsvolle, wohlgeſtaltete Kinder; allein du wirſt es auch erfahren müſſen, was das menſchliche Leben Bitteres habe. Verzage aber nicht im Leiden. Gott prüft Alle, die Er lieb hat. Die Leiden, mit denen Gott dich heimſuchen wird, werden zwar auf Erden ſchon herrlich enden; allein größere werden folgen. Es wird an dir der Spruch erfüllt werden: Selig iſt der Mann, der in der Prüfung aushält; denn wenn er bewährt gefunden worden, wird er die Krone des Lebens erlangen, die Gott denen verheißen hat, die Ihn lieben.“

Der Biſchof entließ hierauf Euſtachius und deſſen Gemahlin, und alle, die mit ihnen gekommen waren und ſprach: „Geht hin und der Friede ſey mit euch!“

Drittes Kapitel.

Die Auswanderer.

Euſtachius und ſeine Gemahlin Theopiſta lebten nun wieder auf ihrem Landgute. Sie waren gleichſam in ein neues Leben verſetzt; ſie fühlten ſich wie neugeboren. Die ganze Schöpfung umher ſchien ihnen verſchönert; denn Alles, was ſie erblickten, die Sonne und der Thautropfen, jede Baumfrucht und jede Blume, war ja Gabe eines liebenden Vaters! Sie freuten ſich, mit Gott durch Jeſus Chriſtus ausgeſöhnt zu ſeyn, und Gott mit kindlichem Herzen Vater nennen zu können. Sie achteten ſich jenen Menſchen ähnlich, die heimathlos lange umher geirrt und nunmehr ein Vaterland gefunden. Sie laſen täglich in dem Evangelium. Die Weisheit und Liebe Jeſu, jedes Seiner Worte, jede Seiner Thaten, erfüllte ſie mit Entzücken. Sie konnten nicht aufhören, Gott zu danken; jeder Morgen begann mit Freude, jeder Abend ſchloß ſich mit Dank und Seligkeit in Gott. Sie ſagten es ſich oft: „Der Menſch ohne Erkenntniß Gottes, ohne Liebe und Andacht zu Gott gleicht dem Fiſche auf dem Trocknen; Erkenntniß und Liebe Gottes iſt das Element, in dem der Menſch erſt wahrhaft lebt. Alle Vergnügungen, die uns der Reichthum verſchaffen kann, und die nur zu oft gereuen, ſind nichts, gar nichts gegen die Seligkeit in Gott. Die Erkenntniß Gottes und Seines Sohnes Jeſus Chriſtus iſt die Quelle aller wahren Seligkeit und wird von Jeſus Chriſtus nicht umſonſt das ewige Leben genannt.“

Indeß blieb es nicht immer ſo; es ging ihnen wie dem entzückten Petrus auf dem Berge der Verklärung. Dort war es wohl gut wohnen; allein er mußte wieder herab in das Thal des Jammers, wo bittere Leiden ſeiner warteten. So blieben die Tage der Prüfung auch für Euſtachius und Theopiſta nicht aus. Ihre Leiden fingen mit zeitlichem Verluſte an. In der Gegend umher wüthete eine Viehſeuche, die auch unter den Herden des Euſtachius bald große Verheerungen anrichtete. Pferde, Rinder und Schafe fielen in Menge und zuletzt blieb ihm nicht ein einziges Stück übrig. Allein Euſtachius ſprach, wie einſt Job: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt ſey der Name des Herrn!“ Theopiſta ſagte: „Es iſt ja nur ein zeitlicher Verluſt! Die geringſte

Sünde iſt ein größeres Uebel, als der Verluſt der zahlreichſten Heerden, ja aller irdiſchen Güter.“

Allein bald kamen noch größere Leiden und Trübſale über ſie. Eine anſteckende Krankheit riß unter den Menſchen ein; auch in dem Landhauſe des Euſtachius und in den dazu gehörigen Häuſern wurden an Einem Tage mehrere ſeiner Hausgenoſſen und Dienſtleute krank. Akazius und Antiochus kamen eilig und erſchrocken in das Zimmer. „Flieh, geliebter Herr,“ rief Akazius, „flieh augenblicklich mit Frau und Kindern. Es iſt die Peſt!“ „Die Peſt!“ rief Theopiſta erbleichend; „ o Gott! ſo erbarme Du Dich unſer! Ach, mein Gemahl, was ſollen wir thun? Sollen wir gehen oder bleiben?“ „Wenn ihr bleibt,“ ſprach Antiochus, „ſeyd ihr alle des Todes. Erbarmt euch wenigſtens eurer Kinder und flieht!“ Euſtachius ſprach: „Ich habe alle meine Angehörigen bisher immer als meine Kinder betrachtet. Wie könnte ich ſie jetzt in der größten Noth verlaſſen? Laß uns bleiben, liebſte Gemahlin; eine ſolche Gelegenheit Gutes zu thun, dürfen wir nicht ungenützt vorbei gehen laſſen. Nun iſt die Stunde gekommen, da wir zeigen können, ob wir wahre Jünger Jeſu ſeyen. Er, Der für uns Sein Leben dahin gegeben hat, ſagte ja ſelbſt: „Liebet einander, wie Ich euch geliebt habe; daran wird Jedermann erkennen, daß ihr Meine Jünger ſeyd, wenn ihr einander liebt.“

Und was wäre dies für eine Liebe, wenn wir unſern Angehörigen in ihrem Elende nicht beiſtehen wollten? Laß uns denn thun, liebſte Theopiſta, was die Liebe von uns fordert, und alles Uebrige Gott anheim ſtellen. Er kann uns und unſre Kinder auch hier ſchützen; Er würde aber, wohin wir auch fliehen wollten, uns überall finden. Wir wollen alſo bleiben, und Er mache es mit uns nach Seinem heiligen Wohlgefallen.“ Sie blieben. Sehr viele ihrer Untergebenen entflohen — allein Akazius, Antiochus und diejenigen, die Chriſten waren, dachten an keine Flucht. „Wir verlaſſen euch nicht,“ ſagten ſie; „wir bleiben euch getreu bis in den Tod!“

Die anſteckende Krankheit griff indeſſen immer mehr um ſich; auch die zwei treuen Krieger und die übrigen Angehörigen wurden nach und nach krank. Das ſchöne Landhaus und alle umliegenden Häuſer waren zuletzt nichts mehr, als ein allgemeines großes Spital, in dem ſich lauter Kranke, aber keine Krankenwärter befanden. Allein Euſtachius und ſeine Gemahlin nahmen ſich der Kranken voll des zärtlichſten Mitleides an. Er verpflegte die Männer und Jünglinge; ſie die Weiber und Jungfrauen. Von Morgens bis Abends, ja ganze Nächte hindurch wandelten ſie zwiſchen Kranken, Sterbenden und Leichen. Mit vielen Koſten, weil es nicht leicht war, Todtengräber aufzutreiben, ließen ſie die Todten begraben. Allein weder Euſtachius, noch ſeine Gemahlin, noch ſeine zwei kleinen Söhne wurden von der Seuche ergriffen. Sie blieben vollkommen geſund und wiederholten ſich öfter die Worte der heiligen Schrift: „Wer unter dem Schutze des Höchſten wohnt und unter dem Schatten Seiner Allmacht ruht, der darf nicht zittern vor dem Pfeile (der Peſt), der am Mittag fliegt, noch vor der Seuche, die im Dunkel der Mitternacht ſchleicht. Es mögen Tauſende zu ſeiner Rechten und zehn Tauſende zu ſeiner Linken fallen — an ihn gelanget's nicht.“

Die anſteckende Seuche war endlich vorüber. Sehr viele Menſchen waren geſtorben, die Geneſenden wankten kraftlos wie Schatten, und bleich wie die Todten umher. Euſtachius und Theopiſta dankten indeß Gott, daß Er ſie und ihre Kinder wunderbar geſund erhalten, und den Akazius, den Antiochus und ſo manche andere treue Diener und Dienerinnen vom Tode errettet habe.

Sie hofften nun auf beſſere Zeiten, allein ihre Leiden waren noch nicht zu Ende. Das rohe Heidenvolk in der umliegenden Gegend, das durch den allgemeinen Jammer anſtatt beſſer, nur noch ſchlimmer wurde, indem es ſich mit den zurückgebliebenen Gütern ausgeſtorbener Häuſer bereichert hatte, rottete ſich zuſammen, und machte den Anſchlag, das Landgut des Euſtachius zu überfallen und auszuplündern. Dieſe raubgierigen Menſchen ſuchten ihrer Raubgier noch den Anſtrich von Religions-Eifer zu geben. Sie fluchten über Euſtachius und ſagten: „Er allein iſt die einzige Urſache an allem Unglücke, das uns betroffen hat. Die erzürnten Götter ließen ſolche Plagen, Seuchen und Peſt, über uns kommen, ſeine Abtrünnigkeit zu beſtrafen. Wäre er kein Chriſt geworden, ſo wären wir alle davon verſchont geblieben. Auf, und laßt uns Rache an ihm nehmen! Seine tapfern Krieger, die er immer um ſich hatte, und ſeine vielen Sklaven ſind entweder entflohen, oder todt, oder von der Krankheit noch zu entkräftet, um Widerſtand zu leiſten. Er hat unermeßliche Schätze; wir werden eine reiche Beute machen.“ Sie kamen am hellen Tage in großen, wüthenden Haufen, überfielen ſein Landgut, raubten Gold, Silber, ſchöne Kleider, und alle Arten von Lebensmitteln, luden alles auf die mitgebrachten Wagen, und was ſie von Wein und Getreide, von Hauseinrichtung und Ackergeräthen nicht mitnehmen konnten, das verdarben, zerſtörten und zerſchlugen ſie. Unter wildem Geſchrei und lautem Jauchzen zogen ſie ab. Euſtachius behielt beinahe nichts übrig, als das Leben. Allein er ertrug dieſen Verluſt mit Gelaſſenheit. „Sey es,“ ſprach er, „es ſind ja nur vergängliche Güter; ſie entbehren können iſt rühmlicher, als ſie zu beſitzen. Wohl dem, der nach Schätzen trachtet, die ihm kein Dieb rauben kann!“

Euſtachius und ſeine Gemahlin fühlten indeß das Traurige ihrer Lage immer mehr. Die Zeit nahte heran, wo man die Felder wieder hätte beſtellen ſollen. Allein da war kein Pflug und keine Hand, die ihn hätte führen können, kein Samengetreide und kein Zugvieh. Euſtachius beſchloß in dieſer Noth, ſich an einen oder den andern der benachbarten vornehmen Römer zu wenden, deren Landgüter von den verheerenden Seuchen nicht ſo hart mitgenommen worden, und die keine Plünderung erlitten hatten. Dieſe reichen, adeligen Römer waren früherhin ſeine guten Freunde geweſen, und hatten ihn öfter beſucht und auf die Jagd begleitet; allein ſobald ſie vernommen, er ſey ein Chriſt geworden, hatten ſie allen Umgang mit ihm aufgegeben. Dem menſchenfreundlichen Euſtachius that dieſes nun wohl ſehr leid, und er hätte gewünſcht, daß ſie alle des nämlichen Heiles, wie er, theilhaftig werden möchten; allein da ſie dieſes nun einmal nicht wollten, ſo leiſtete er auf ihre Geſellſchaft willig Verzicht, indem er nun manchem langweiligen Zeitvertreibe und leerem Geſpräche entging, und die edle Zeit beſſer anwenden konnte. Weil er indeſſen einigen derſelben während ſeines Wohlſtandes große Gefälligkeiten erwieſen hatte, ſo hoffte er, ſie würden ihm mit dem Nöthigſten gern auf ſo lange aushelfen, bis er im Stande ſeyn würde, ihnen alles wieder zu erſetzen. Allein der Eine, der von dem Ausſpruche Jeſu: „Seliger iſt geben, als nehmen“ nichts wiſſen wollte; ſondern ſich vielmehr an den heidniſchen Grundſatz hielt: „Seliger iſt nehmen, als geben,“ entſchuldigte ſich, daß er zu ſeinem Leidweſen ſelbſt nichts entbehren könne, und betheuerte ſein falſches Vorgeben mit hohen Schwüren. Ein Anderer, der ihn ſchon längſt wegen ſeines großen Heldenruhmes gehaßt und beneidet, aus Weltklugheit aber Haß und Neid verhehlt, und ihm bei allen Gelegenheiten übermäßig geſchmeichelt hatte, begegnete ihm nun mit offenbarer Verachtung, und wies ihm unter lautem Spott und Hohn die Thüre. Der Dritte, redlicher und wohlmeinender, als die vorigen, gab ihm den Rath, dieſes Land ganz zu verlaſſen. „Denn,“ ſagte er, „ich weiß es gewiß, deine Feinde ſuchen es dahin zu bringen, daß du wegen deines Glaubens vor Gericht gefordert und hingerichtet werdeſt; ja auch deiner Gemahlin wollen ſie ein ſolches ſchreckliches Schickſal bereiten.“

Euſtachius dachte nun, den Kaiſer um Schutz und Hülfe anzuflehen. Er hatte in Rom einen treuen Freund und Kriegsgenoſſen, der bei dem Kaiſer Vieles galt. An dieſen ſchrieb er und bat ihn, ſich bei dem Kaiſer für ihn zu verwenden. Allein der Kaiſer, der ein Heide war, ſprach:

„Ich habe den Feldherrn Plazidus immer ſehr geſchätzt; allein der Chriſt — Euſtachius, wie er ſich jetzt nennt, iſt mir fremd. Ich bedaure ſehr, daß ein Mann von ſolchem Anſehen eine Religion ergriffen hat, gegen deren Anhänger das Geſetz die Todesſtrafe ausſpricht. Ihm in ſeiner gegenwärtigen dürftigen Lage, die er größtentheils ſich ſelbſt zuſchreiben muß, Hülfe und Unterſtützung zu gewähren, hieße den Ungehorſam belohnen. Gegen die Geſetze kann ich ihn eben ſo wenig in Schutz nehmen. Da indeß der Mann doch ſonſt Verdienſte hat, und es mir leid wäre, das Geſetz an ihm vollſtrecken zu ſehen, ſo würde er wohl daran thun, Italien zu räumen und irgendwo an den Granzen des Reiches einen verborgenen Aufenthalt zu ſuchen. Wollte er aber, was ich ſehr wünſche, ſeiner neuen Religion entſagen, ſo würde er an mir einen ſehr gnädigen Kaiſer finden.“

Als Euſtachius dieſe Antwort geleſen hatte, ſprach er zu ſeiner Gemahlin: „Liebſte Theopiſta! In dieſem Lande können wir nicht mehr bleiben, laß uns nach Aegypten ziehen. Dort hoffe ich eine Stätte zu finden, wo wir Gott in Ruhe und Frieden dienen können. Wir wollen mit unſern geliebten Kindern heute noch abreiſen; jedoch erſt mit einbrechender Nacht, um uns nicht dem Geſpötte und den Mißhandlungen des Heidenvolkes in der Gegend auszuſetzen.“ Theopiſta ſagte: „Es fällt mir zwar ſchwer, dieſe herrlichen Gegenden zu verlaſſen, wo ich das Licht der Sonne zuerſt erblickt, und die glücklichen Tage meiner Kindheit und Jugend verlebt habe. Indeß bin ich dazu bereit; denn ich denke, es iſt der Wille Gottes ſo! Sein heiliger Engel begleite uns!“

Die zwei ehrlichen Krieger, Akazius und Antiochus, vernahmen dieſen Entſchluß mit Schrecken. „Gott im Himmel!“ rief Akazius, „ſo ohne alle Bedienung wolltet ihr fortreiſen in ein fremdes Land? Noch ſind wir zu ſchwach, nur eine halbe Meile weit zu gehen; o bleibt doch noch ſo lange, bis wir uns von unſrer Krankheit erholt haben! Dann wollen wir mit euch ziehen, und wäre es auch bis ans Ende der Welt.“ „Ach Gott,“ ſagte Antiochus, „iſt es nicht ſchon hart genug, daß ihr euer ſchönes Landgut gleichſam als landflüchtig verlaſſen müſſet? Wollet ihr auch noch eure treueſten Freunde zurücklaſſen? O verweilet doch, bis wir wieder hergeſtellt ſind. Dann wollen wir euch alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe erleichtern; Tag und Nacht wollen wir, wenn es nöthig ſeyn ſollte, in jenem fremden Lande für euch arbeiten, um euch den nöthigen Lebensunterhalt zu verſchaffen.“

Euſtachius ſprach gerührt: „Ihr guten Männer! Ich erkenne eure Liebe und Treue mit Dank. Allein ihr dürfet mich nicht begleiten. Ich zwar kann hinziehen, wohin ich immer will, denn ich bin meiner Dienſte entlaſſen; ihr aber ſeyd dem Kaiſer noch kriegspflichtig, ihr müſſet in eurem angewieſenen Bezirke bleiben und jede Stunde ſeiner Befehle gewärtig ſeyn. Lebet alſo wohl und der Herr ſey mit euch.“

Die beiden Krieger ſagten es ſogleich den übriger Hausgenoſſen, ihr lieber Herr wolle mit Frau und Kindern heute Abends noch fortziehen. Die Nachricht verbreitete ſich eben ſo ſchnell in die umliegenden Gebäude. Alle Bewohner kamen herbei, ihre gute Herrſchaft noch einmal zu ſehen. Sie waren alle noch blaß und abgezehrt von der kaum überſtandenen Krankheit, und viele konnten nur mühſam mit Hülfe eines Stabes herbeiwanken. Alle weinten und ſchluchzten. Euſtachius tröſtete ſie liebreich. „Bleibet nur unerſchütterlich feſt im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe,“ ſagte er unter anderm, „ſo werden wir, wo nicht auf Erden, doch in dem Himmel uns gewiß wieder ſehen.“

Als nun der Mond aufgegangen war und die verödeten Felder beſchien, ſprach Euſtachius zu ſeiner Gemahlin: „So laß uns denn unſre Reiſe im Namen des Herrn antreten!“ Alle Umſtehende fingen an laut zu jammern. Er und ſeine Gemahlin boten noch einem jeden die Hand; auch die zwei Knaben reichten nach dem Beiſpiele ihrer Eltern allen und jeden die kleinen Hände. Die guten Leute weinten noch mehr, begleiteten ihre gute Herrſchaft vor die Pforte des Landhauſes und wollten eine Strecke weit mitgehen. Euſtachius, beinah ſprachlos vor Wehmuth, winkte ihnen zu bleiben. Sie gehorchten und ſchauten ihrem geliebten Herrn, der frommen Frau und den holden Knaben mit heißen Thränen nach.

Ach es war ein ſchmerzlicher Anblick, die edle Familie ſo fortwandern zu ſehen! Ihre Kleidung zeigte von ihrem bisherigen Rang und Wohlſtand; allein an dem Reiſegepäcke, mit dem ſie ſich beladen mußten, ſah man, daß ſie nunmehr arme Flüchtlinge waren. Euſtachius, der ſein Schwert umgegürtet hatte und anſtatt des Reiſeſtabes eine Lanze in der Hand führte, trug auf ſeinem Rücken einen Pack mit allerlei Kleidungsſtücken, die der Raubgier der Feinde entgangen, und nun für die weite Reiſe ſehr dienlich waren. Theopiſta, nach Art vornehmer Römiſcher Frauen gekleidet, trug einen großen Korb mit Lebensmitteln am Arme, weil ſie nicht ohne Grund fürchtete, die Menſchen, durch deren Land ſie kämen, und die gegen die Chriſten ſo feindſelig geſinnt waren, würden ihr, ihrem Manne und ihren Kindern kaum ein Stücklein Brod mittheilen. Euſtachius ſchritt mit ruhigem Ernſte einher, und führte ſeine weinende Gemahlin, die ſolcher Reiſen nicht gewohnt war, am Arme. Die zwei Knaben aber eilten, indem ſie ſich nicht ohne Stolz ihrer Reiſeſtäbe bedienten, in kurzen ſchnellen Schritten voraus, und lächelten den Wunderdingen, die ihnen auf dieſer Reiſe begegnen würden, muthig entgegen. So wanderten denn alle auf der ſchön angelegten, zu beiden Seiten mit hohen Fruchtbäumen beſetzten Straße hin, auf der ſie ſonſt, in einem ſtattlichen Wagen mit muthigen Pferden beſpannt, dahin fuhren.

Theopiſta blickte öfter mit Augen voll Thränen nach ihrem freundlichen Wohnhauſe zurück, das vom Monde erhellt aus dunkeln Bäumen hervorragte. Allein Euſtachius ſprach: „Weine nicht, Theopiſta! Wir hätten dieſe Wohnung doch einmal verlaſſen müſſen. Wir ſind hier auf Erden allzumal Pilger und haben da nirgends eine bleibende Stätte. Indeß wird Gott es uns während unſrer kurzen Wanderſchaft auf Erden nie an einer Wohnung fehlen laſſen, bis Er uns in jene himmliſche Wohnungen aufnimmt, die wir dann nie mehr verlaſſen werden.“

Viertes Kapitel.

Der Mohr.

Euſtachius wanderte mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern in kurzen Tagreiſen, auf wenig beſuchten Wegen zwiſchen Wald und Gebirge hin, und vermied Städte und größere Ortſchaften. Endlich gelangten ſie an das Ufer des Meeres. Ein großes, wohlgebautes Schiff lag vor Anker, das eben nach Aegypten abſegeln wollte. Eine Menge Laſtträger und Schiffsknechte waren emſig beſchäftigt, Fäſſer hinein zu wälzen und Kiſten hinein zu tragen. Der Schiffsherr, ein reichgekleideter Mohr, deſſen Hals und Ohren mit großen glänzenden Perlen geſchmückt waren, ging gebieteriſch unter ihnen umher, und wußte alles ſehr gut anzuordnen. Euſtachius ſprach zu ihm: „Wäreſt du wohl geneigt, für Bezahlung mich, meine Frau und meine Kinder nach Aegypten über zu führen?“ „Warum nicht?“ ſagte der Schiffsherr mit großer Freundlichkeit, indem er den Euſtachius, deſſen Frau und Kinder aufmerkſam betrachtete; „recht gern.“ „Wie viel,“ fragte Euſtachius weiter, „verlangſt du Fährlohn, und wie viel wird die Koſt unter Wegs betragen?“ „Nicht viel,“ ſagte der Schiffsherr, „eine Kleinigkeit. Doch laßt es indeſſen gut ſeyn; wir wollen, wenn es je der Rede werth iſt, davon reden, wann ihr wieder ans Land ſteigt.“ Sie begaben ſich auf das Schiff. Die Anker wurden gelichtet, der Wind ſchwellte die Segel, und das Schiff ſchwebte über die wogende See leicht dahin. Die Kinder freuten ſich über den wunderbaren Anblick, daß Land und Bäume, wie es ihnen ſchien, zurück wichen und das Schiff ſtill ſtand; ihre Mutter ſah aber nicht ohne Thränen das geliebte Land aus ihren Blicken verſchwinden.

Euſtachius tröſtete ſie und ſprach: „Gott, der das Meer und das Trockne geſchaffen hat, wird für uns ſorgen! Er, deſſen die ganze Erde iſt, wird uns ein neues Vaterland geben, bis Er uns in das rechte Vaterland aufnimmt.“ Sie beruhigte ſich, und freute ſich der Wunder der göttlichen Allmacht zur See, die ſie bisher noch nie geſehen hatte. Morgens betrachtete ſie mit ihrem Gemahl und ihren Kindern voll Andacht und Freude den glühenden Morgenhimmel und die aufgehende Sonne, die aus dem unermeßlichen Waſſerſpiegel mit einer Klarheit wiederglänzte, daß die Kinder in der That zwei Sonnen zu ſehen glaubten. Den Tag über ſahen ſie manche emporragende Inſel, die mit ihren braunen Felſen und grünen Baummaſſen an ihnen vorbei zu ſchwimmen ſchien. Große Meerfiſche begleiteten, zur beſonderen Freude der Kinder, lange Strecken weit das Schiff, und dichte Schaaren von Seevögeln flogen mit frohem Geſchrei über das Meer hin. Der Wind wehte bald ſanfter, bald ſtärker, ſchien bald nur mit den grünen Wellen zu ſcherzen, bald regte er ſie mächtiger auf, und der Anblick der unzähligen, hochaufſchlagenden Wogen gewährte eine ſchauerliche Luſt. Mancher ſchöne Abend mit goldenen und purpurnen Wolken, die ſich im Meere abmalten, erfüllte ſie mit ſanfter Freude. Auch zu Nacht blieben ſie noch lange auf, und betrachteten den Mond und die funkelnden Sterne hoch am Himmel, und wiederſcheinend an dem zweiten Himmel in der ruhigen Fluth. Ihre Fahrt hätte nicht glücklicher ſeyn können. Nach wenigen Tagen zeigte ſich Land, und ſie hofften nun, da eine Hütte und ſo viel Erde zu finden, als zu ihrer Ernährung, und einſt zu ihrem Grabe nöthig wäre.

Allein ein furchtbarer Sturm anderer Art drohte ihnen. Der Schiffsherr hatte eine unerlaubte Neigung zu der Gemahlin des edlen Euſtachius gefaßt. Ihre Schönheit, ihr adeliger Anſtand hatte ihn ſogleich im erſten Augenblicke in Erſtaunen geſetzt. Schon damals machte er, ohne ſich jedoch das Geringſte davon merken zu laſſen, den ruchloſen Anſchlag, ſie ihrem Gemahl zu entreißen. Er ſegelte deßhalb nicht dem beſtimmten Seehafen, ſondern einer öden, unbewohnten Meeresküſte zu, wo man nichts erblickte, als kahle Felſen und dürren Sandboden. Er ließ das Schiff anlegen. „Das iſt das Land, wohin ihr wollt,“ ſprach er fälſchlich; „hier könnet ihr ausſteigen, ſobald ihr mich bezahlt habt.“ Euſtachius ſprach entrüſtet: „Was ſoll das ſeyn? Das iſt nicht das Land, wohin du uns zu führen verſprachſt.“ „Das werde ich wohl beſſer wiſſen, als du,“ ſagte der Schiffsherr. „Bezahle und mache daß du weiter kommeſt!“ Er forderte eine ſo ungeheure Summe, daß ſie das herkömmliche Fahrgeld wohl zehnmal überſtieg. Euſtachius entſetzte ſich über dieſe abſcheuliche Ungerechtigkeit und geſtand, daß all ſeine Baarſchaft nicht die Hälfte von dieſer übertriebenen Forderung betrage. Der Schiffsherr, den dieſes innerlich freute und dem es nur darum zu thun war, Streit anzufangen, ſtellte ſich höchſt aufgebracht. „Was!“ ſchrie er, wie außer ſich vor Wuth, „nicht einmal halb ſo viel Geld! Da ſeh' ich mich gräßlich angeführt. Eurer Kleidung nach hielt ich euch für Leute von Stand; nun ſehe ich betrogener Mann zu ſpät, daß ich elendes Bettelvolk in mein Schiff aufgenommen habe. Es war höchſt vermeſſen von Euch, ohne hinreichendes Reiſegeld eine ſolche weite Fahrt mitzumachen, und auf fremde Koſten zu leben. Ihr ſollt mich aber um meine Auslagen und meinen wohlverdienten Lohn nicht betrügen. Eines von euch muß den Frevel mit ſeiner Freiheit büßen; ich erkläre hiemit das Weib da für meine Sklavin. Sie bleibt hier auf dem Schiffe zurück; ihr übrigen möget ans Land ſteigen. Das Geld, das ich auf dem Sklavenmarkte für das Weib löſen werde, ſoll mir eure Reiſekoſten bezahlen.“

Als Theopiſta dieſe Worte hörte, erblaßte ſie vor Schrecken und Entſetzen. Euſtachius mußte ſich alle Gewalt anthun, ſeinen aufflammenden Zorn über eine ſo unerhörte Betrügerei und Gewaltthätigkeit zu mäßigen. Die beiden Knaben fielen dem Schiffsherrn zu Füßen, und baten und flehten weinend, ihnen ihre liebe Mutter nicht zu nehmen. Allein der Schiffsherr ſtand mit ausgeſtrecktem Arme und befahl dem Euſtachius: „Du mit deinen zwei Knaben räume mein Schiff; du aber,“ ſprach er zu Theopiſta, „bleibeſt hier!“ Theopiſta eilte mit weit ausgebreiteten Armen und fliegenden Haaren auf ihren Gemahl zu, umfaßte ihn, und ſchrie laut: „O Euſtachius, ich laſſe dich nicht — rette mich — Gott helfe uns!“ Euſtachius zog ſein Schwert, umſchlang ſeine Gemahlin mit der Linken, ſchwang mit der Rechten das Schwert und rief: „Treibe deine Bosheit nicht zu weit, verwegener Mohr; ſonſt werde ich mein Weib und meine Kinder gegen dich und all dein Volk blutig zu vertheidigen wiſſen.“ Allein plötzlich packten mehrere ſtarke Schiffsknechte, auf den Wink des Schiffsherrn, wie er es heimlich mit ihnen verabredet hatte, den Euſtachius rückwärts, hielten ihn mit großer Gewalt feſt und nahmen ihm ſein Schwert ab. Der Schiffsherr ergriff Theopiſta und riß ſie von ihrem Gemahl, den ſie mit beiden Armen umſchlungen hielt, gewaltſam los. Sie ſank gleich einer Lilie, die der Sturm abgebrochen, ohnmächtig mit gebeugtem Haupte und herabhängenden Armen zurück, und wäre zu Boden gefallen, wenn der grauſame Mohr ſie nicht gehalten hätte. Die zwei Knaben, die ihren Vater von einer ganzen Schaar Schiffsknechte überwältigt ſahen, und, da ſie noch keine Ohnmächtige geſehen hatten, ihre Mutter für todt hielten, erhoben ein ſo klägliches Jammergeſchrei, daß ſich Steine darüber hätten erbarmen können. Allein das rohe Heidenvolk war ohne alles Gefühl. Die Schiffsknechte ſchleppten auf den Befehl ihres Herrn den bedauernswürdigen Vater an das Land, ſchleuderten ihm ſeine zwei Kinder zu, wendeten das Schiff, und fuhren frohlockend weiter.

Euſtachius, der argloſe, redliche Mann, dem dieſes alles ſo höchſt unerwartet gekommen war, wie ein Donnerſchlag bei klarem Himmel, ſtand wie verſteinert am Ufer des Meeres, hörte kaum das Jammergeſchrei ſeiner Kinder, die ſeine Knie umfaßten, ſtreckte die Arme gegen das Meer aus, und richtete ſeine ſtarren Blicke unverwandt auf das Schiff, das im Glanze der untergehenden Sonne leicht und flüchtig dahin ſegelte, und endlich in Nacht und Nebel verſchwand.

Fünftes Kapitel.

Die wilden Thiere.

Nachdem das Schiff, auf dem ſich Theopiſta, das Liebſte und Theuerſte befand, was Euſtachius und ſeine Kinder in dieſer Welt hatten, verſchwunden war, ſetzte Euſtachius ſich unter einen überhangenden Felſen, um da zu übernachten. Seine zwei Söhnchen lagerten ſich zu ſeinen beiden Seiten, und ſchlummerten, nachdem ſie ſich ausgeweint hatten, endlich ein. Die Augen des tiefbetrübten Vaters aber konnten keinen Schlaf finden. Den Verluſt ſeiner zeitlichen Güter hatte er mit Gleichmuth übertragen; er achtete ihrer kaum. Allein der Jammer, daß ſeine Theopiſta, mit der er durch die heiligſten Bande verbunden, mit der er nur Ein Herz und Eine Seele war, ihm entriſſen worden; daß ſie, die liebenswürdigſte der Frauen, ſich in der Gewalt eines rohen Heiden ohne Gottesfurcht und menſchliche Sitten befand, das zerriß ihm das Herz.

Doch faßte er ſich, blickte zu den Sternen empor, die jetzt nach und nach ſichtbar wurden, und ſein ſtarrer Schmerz thaute zu Thränen auf. „Gott,“ ſprach er, „Du liebevoller Vater der Menſchen! Alles, was Du thuſt, iſt gut, ſo ſchrecklich es uns auch vorkommen mag. Ohne Dein

Wiſſen und gegen Deinen Willen hätte mir auch mein liebes Weib, meine Theopiſta, nicht können geraubt werden. Obwohl ſie in der Gewalt eines Räubers iſt, ſo iſt ſie doch in Deiner Hand. Du wirſt ſie beſchützen und bewahren. Ja dieſe Prüfung wird ihre Tugend erhöhen, wie jetzt die finſtere Nacht den Glanz der Sterne. Und ſo weit ſie jetzt von mir und ihren lieben Kindern entfernt iſt, und ſo lange dieſe Trennung auch dauern mag — ein Tag muß doch kommen, der uns hier auf Erden oder dort über den Sternen wieder vereinigt."

Es wurde nunmehr vollkommen Nacht. Ein heftiger Wind erhob ſich, und von Zeit zu Zeit ſchlugen die brauſenden Meereswogen am Ufer hoch empor. Auf den Felſen umher erſchallte das Gekreiſche nächtlicher Raubvögel. Aus der Ferne vernahm Euſtachius das donnernde Gebrüll der Löwen, und nicht weit von ihm wälzte ſich eine ungeheuer große Schlange dem Meere zu. Allein Euſtachius entſetzte ſich nicht. „Wer Dir vertraut, o Herr," ſprach er, „fürchtet ſich nicht vor dem offenen Rachen der Löwen, und wandelt muthig über Schlangen und Nattern. Wie dieſe Kinder hier neben mir, ihrem Vater, ruhig ſchlafen und von allen Gefahren nichts merken, ſo will ich, wiewohl ich die Gefahr wohl einſehe, im Vertrauen auf Dich ruhig ſeyn!" Im Vertrauen auf

Gott achtete er nicht der Schreckniſſe dieſer Nacht; unter Gottes Schutze ging ſie ihm, wiewohl ſchlaflos, doch ruhig vorüber.

Endlich brach der Tag an. Die Wärme der aufgegangenen Sonne erweckte die Kinder. Sie blickten ihren Vater an, ſchauten um ſich, und ihre erſte Frage war nach ihrer Mutter. Sie fingen aufs Neue an ſchmerzlich zu weinen. Der Vater tröſtete die holden Knaben. Aber indem er ſie, die guten Kinder, die nun keine Mutter mehr hatten, anblickte, brach ihm ſelber das Herz. „Gute Kinder,“ dachte er, „ach wie vieles habt ihr verloren! Gott ſtärke mich, daß ich euch den unerſetzlichen Verluſt der beſten Mutter ſo viel möglich erſetze!“

Die Traurigkeit der Kinder war nicht von Dauer; über eine kleine Weile fragten ſie nach dem Frühſtück. Der Vater blickte in der Gegend umher; allein da war nirgends ein Fruchtbaum oder ein Strauch mit Beeren. Er ſtieg auf einen Felſen, um beſſer um ſich ſchauen zu können. Allein alles weit und breit war wüſt und leer; nirgends eine menſchliche Wohnung, oder auch nur eine Spur von einem angebauten Felde. Indeß glaubte er in ſehr weiter Ferne eine Reihe Bäume und Gebüſche zu ſehen, die ihm den Lauf eines Fluſſes zu bezeichnen, und längs deſſen Ufern hin empor zu wachſen ſchienen. „Dorthin wollen wir wandern, meine geliebten Kinder," ſagte er; „dort ſcheint ſich eine fruchtbare Gegend auszubreiten! Dorthin liegt Aegypten; dort werden wir vielleicht eure Mutter wieder finden!" Er nahm den Weg jener Gegend zu, und führte, da es in dem Sande nicht gut zu gehen war, an jeder Hand einen der Knaben. Zu einer Seite hatten ſie beſtändig hoch emporragende Felſen, zur andern Seite das Meer. Die Sonne ſtieg immer höher, die Hitze wurde immer größer. Der Sandboden und die nahen Felſen ſchienen zu glühen, und warfen die Sonnenſtrahlen mit einer Gewalt zurück, daß die Augen davon geblendet wurden. Die armen Kinder verſchmachteten beinahe vor Durſt. „Vater," ſagte Agapius, „führ' uns doch an das Meer hin, und laß uns trinken! Dort iſt ja Waſſer genug!" „Liebe Kinder," ſprach der Vater, „dieſes Waſſer kann man nicht trinken; es würde euren Durſt nur vermehren und euch krank machen!" „Ach," rief Theopiſt, „das iſt doch hart, ſo viel Waſſer vor Augen ſehen und dabei verdurſten müſſen." Die armen Knaben vermochten das Gehen nicht mehr. Der Vater trug bald den einen, bald den andern, bald alle beide auf den Armen. Er ſelbſt konnte ſich kaum mehr aufrecht erhalten.

Endlich, nachdem Mittag vorüber, und die Hitze ganz unerträglich war, erreichten ſie einige ſchattige Bäume, und vernahmen das Rauſchen eines nahen Fluſſes. Beide Knaben ſanken ſogleich unter dem nächſten Baum in das Gras nieder; der Vater ſetzte ſich zu ihnen und ſagte: „Wie iſt es hier ſo kühl und lieblich! Wie thut dieſes ſanfte Grün den Augen ſo wohl! Welche große Wohlthat Gottes, die mancher Menſch ſo gering achtet, iſt der Schatten! Vielleicht habt ihr Gott in eurem Leben noch nicht dafür gedankt! O dankt Ihm doch, meine lieben Kinder!“ Nachdem die Kinder ſich ein wenig erholt und abgekühlt hatten, klagten ſie aufs Neue über Durſt und Hunger. Auch dem Vater klebte die Zunge vor Durſt beinahe an dem Gaumen. Er hieß die Knaben bleiben, ſtand auf und ging an den Fluß, um ihnen in ſeinem Helme Waſſer zu holen.

Als er an den Fluß kam, flog plötzlich ein großer Waſſervogel vor ihm auf. Euſtachius ſah nach und entdeckte zwiſchen dem Schilf ein Neſt voll Eier, die größer als Enteneier und noch vollkommen friſch und genießbar waren. Er band dieſen für ihn ſo koſtbaren, aber zerbrechlichen Fund vorſichtig in ſein Schweißtuch, ſchöpfte dann mit ſeinem Helme von dem klaren Waſſer des Fluſſes, trank ſich erſt ſelbſt ſatt, nahm dann noch den Helm voll mit ſich, und kehrte zu ſeinen Kindern zurück. Er breitete das weiße Tuch mit den Eiern auf den grünen Raſen aus, ſtellte den Helm mit dem klaren Waſſer daneben, und ſagte freudig:

„Seht, meine liebſten Kinder, wie gütig Gott uns in dieſer Wildniß einen Tiſch bereitet hat. Ohne dieſe nahrhafte Speiſe, ohne dieſen erquickenden Trank müßten wir hier verhungern und verdurſten! O laßt uns, ehe wir dieſe Seine Gaben genießen, Herz und Augen zu Ihm erheben!“ Beide Knaben ſtanden auf, falteten die kleinen Hände, und beteten ſo andächtig, wie vielleicht noch nie ein Menſch, der ſich zur reichſten Tafel niederſetzen wollte. Der Vater ließ die Kinder zuerſt aus dem Helme trinken, öffnete dann mit einer Muſchelſchale, die er am Fluſſe gefunden hatte, ein Ei nach dem andern, und gab ſie ihnen. Erſt nachdem die Kinder ſatt waren, verzehrte der Vater die übrigen Eier. Die Knaben hatten die rohen Eier ſo ſchmackhaft, und das Waſſer ſo erquickend gefunden, daß ſie beide verſicherten, in ihrem Leben habe ihnen Speis und Trank nicht ſo gut geſchmeckt. Sie beteten aber auch nach der kleinen Mahlzeit mit einer ſolchen Andacht, daß ſie in ihrem Leben noch nie ſo andächtig nach Tiſche gebetet hatten.

„Nun,“ ſprach der Vater, „legt euch hier in dem Schatten nieder, und ſchlaft ein wenig. Ich will indeß ſehen, wo wir am ſicherſten über den Fluß kommen können. Denn hinüber müſſen wir einmal, wenn wir nicht hier in dieſer Wildniß verſchmachten, ſondern nach Aegypten kommen wollen.“ Er brach einen ſtarken Aſt von dem Baume, richtete ihn, ſo viel es ohne Meſſer anging, zu einem Reiſeſtab zu, deſſen er ſich im Nothfalle auch anſtatt der Waffen bedienen könnte, und ging. Er nahm die Gegend in Augenſchein. Der Fluß brach mit großer Gewalt zwiſchen Wald und Felſen hervor. Das Waſſer war ſehr reißend, gegen die Mitte hin ſehr tief, und der Grund voll glatter, ſchlüpfriger Steine, auf denen man faſt keinen ſichern Tritt thun konnte. An dem Fluſſe weiter hinauf zu gehen, wo man vielleicht hätte leichter hinüber kommen können, verwehrten ihm der dichte Wald und die ſteilen Felſen. Er kehrte zu ſeinen Söhnen zurück, weckte ſie und ſagte: „Nun kommt, meine lieben Kinder! Ich will es mit Gottes Beiſtand verſuchen, euch über den Fluß zu tragen; allein einen nach dem andern.“ Denn er fand es zu gefährlich, mit beiden beladen ſich hinüber zu wagen. Er führte ſie an den Fluß und ſprach: „Du, Agapius, ſetze dich indeſſen hier am Ufer in dem Schatten dieſer Weide in das Gras. Du, Theopiſt, komm!“ Er nahm ihn auf den Arm; in der Hand des andern Arms führte er den abgeriſſenen Baumaſt, theils um ſich darauf zu ſtützen, theils um die Tiefe des Fluſſes damit zu unterſuchen. Mit großer Anſtrengung watete er durch das Waſſer, das ihm in der Mitte des Stromes bis an die Bruſt reichte, und ihn faſt bei jedem Tritte mit ſich fort zu reißen drohte. Dennoch gelang es ihm, den Knaben glücklich hinüber zu bringen. Er dankte Gott, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, ruhte einige Zeit aus, und ſagte dann: „Theopiſt, ſetze dich hier nieder; ich will nun deinen Bruder holen.“ Er ſtieg wieder in das Waſſer; allein als er ſich mitten im Strome befand, hörte er den Agapius, den er abholen wollte, mit Einem Mal ſchrecklich ſchreien: „O Vater, hilf, hilf, ein wildes Thier! Ach es will mich zerreißen!“ Euſtachius ſchaute auf — und erblickte einen furchtbaren Löwen, der dem jammernden Kinde ſchon ganz nahe war. Der Vater drohte dem Thiere mit mächtiger Stimme und ſchwang den gewaltigen Baumaſt in der Rechten. Allein wie im Fluge ergriff der Löwe den ſchreienden und zappelnden Knaben und ſprang, ſo ſchnell er konnte, mit ihm dem Walde zu. Welch ein Schreckensanblick war dies für den liebenden Vater! Er ſtrengte alle Kräfte an, unverzüglich das Ufer zu erreichen. Er ſtieg ans Land, er verfolgte das Thier mit lautem Drohen und weit ausgeholten Schritten! Allein bald ſah er nichts mehr von dem ſchrecklichen Raubthiere und dem geliebten Kinde; beide waren im Walde verſchwunden. Wildverwachſene Gebüſche, Dornen und ſtachlichte Gewächſe, die den Boden bedeckten, machten es ihm überall unmöglich, in den ſchauerlichen Wald tiefer einzudringen. Schwer aufathmend, mit klopfendem Herzen, vor Schrecken und Jammer faſt außer ſich, von Dornen und Stacheln verwundet, blieb er endlich ſtehen. Nur mit Hülfe des Baumaſtes hielt er ſich noch aufrecht. „Ach,“ ſeufzte er, „alle meine Mühe iſt umſonſt! Ich kann das Ungeheuer nicht mehr einholen; ich kann den holden Knaben dem Rachen des Löwen nicht mehr lebend entreißen! Ach, jetzt — jetzt wird er von dem grimmigen Thiere zerriſſen, und vielleicht fände ich von meinem geliebten Agapius kaum mehr einige Gebeine! O du liebliches Kind, ſo mußteſt du dein junges Leben, ſo früh und ſo ſchrecklich, unter den Zähnen eines Raubthieres enden, du holder Liebling meiner Seele!“ — Er ſchaute lange mit ſtarrenden Blicken ſprachlos zum Himmel. Endlich ſagte er: „Nun, Vater im Himmel, es war Dein Wille, daß es ſo ging! Du weißt es, warum Du es ſo geſchehen ließeſt! Unergründlich und unerforſchlich ſind Deine Rathſchlüſſe, aber immer weiſe und gut. Vielleicht wäre der gute Knabe ſchrecklicheren Schickſalen entgegen gegangen! Vielleicht wäre er — was noch viel entſetzlicher geweſen wäre, als einem wilden Thiere in den Rachen zu fallen — ein Raub der Verführung und des Laſters geworden! — O Gott! Wie Abraham ſeinen Iſaak Dir zu opfern bereit war, ſo will auch ich dieſen meinen geliebten Sohn Dir zum Opfer darbringen!“

Theopiſtus, der andere Knabe jenſeits des

Fluſſes, hatte es mit Entſetzen geſehen, wie das wilde Thier ſein Brüderchen davon trug, und hatte deßhalb das kläglichſte Jammergeſchrei erhoben. Als er aber nun auch von ſeinem Vater, der ſich weiter von dem Fluſſe entfernt hatte, vor den Gebüſchen und Sträuchen nichts mehr ſehen konnte, ſchrie er noch lauter: „O Vater, liebſter Vater! Ach wo biſt du! O komm, komm doch und verlaß mich nicht!“ Der tiefbetrübte Vater kehrte mit matten Schritten zurück an den Fluß und rief dem Knaben von weitem zu: „Schweig, liebſter Theopiſt! Sey ruhig! Sieh, da bin ich. Ich komme ſogleich zu dir hinüber!“ Allein welch neues Entſetzen! Kaum hatte der Vater den Fluß erreicht, ſo ſah er, wie auf dem andern Ufer ein grimmiger Wolf, von dem Schreien des Knaben herbei gelockt, auf Theopiſtus zueilte. Der arme Kleine ſuchte zwar dem Unthiere zu entrinnen. Er ſprang aus allen Kräften längs dem Ufer hin. Der Vater drohte dem Wolfe mit lauter Stimme und geſchwungenem Baumaſte. Allein jetzt — jetzt erreichte der Wolf den Knaben, packte ihn mit den Zähnen — rannte mit ihm dem Walde zu und verſchwand. Was das wunde Herz des guten Vaters bei dieſem neuen Schlage empfand — läßt ſich nicht ausſprechen. Ihm, dem Helden, der in den furchtbarſten Schlachten, wo tauſend Schwerter und Spieße ihm den Tod drohten, ohne Furcht dageſtanden war, erſtarrten beinahe Herz und Glieder! Er ſprang zwar augenblicklich in den Strom, dem armen Kinde zu Hülfe zu kommen. Allein bis er, von der Hitze des Tages, von Schrecken und Kummer, von zweimaligem Ueberſetzen des Stromes bereits erſchöpft, mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte hinüber kam — hatte der Wolf längſt den Wald erreicht, und es war nichts mehr von dem Kinde zu ſehen!

Der beſtürzte Vater ſank, ſobald er das Ufer erreicht hatte, kraftlos zu Boden. So viele und ſo ſchnell aufeinander folgende Unglücksfälle hatten ihn ganz danieder gedrückt. „Ach,“ dachte er, als Schrecken und Jammer ihn wieder denken ließen, „ſo iſt denn auch die letzte Hoffnung dahin, die letzte Stütze gebrochen, der künftige Troſt meines Alters verſchwunden! Ich bin meines geliebten Vaterlandes, aller meiner Freunde, meiner Gemahlin, meiner Kinder in wenigen Tagen beraubt! Ich gleiche einem Baume, dem alle ſeine Aeſte und Zweige abgehauen worden. Mein Schmerz iſt noch größer als der Schmerz jenes frommen Patriarchen Jakobs, der ſeine geliebte Rachel begraben hatte und dem die Nachricht gebracht wurde, der Liebſte ſeiner Söhne, Joſeph, ſey von einem wilden Thiere zerriſſen worden. Jakob hatte noch mehrere Söhne; ihm blieb noch ſein geliebter Benjamin! Allein mir iſt auch noch mein geliebter Benjamin geraubt! Ich habe keinen Sohn, keine Tochter, keinen Freund, mich zu tröſten! Ich kann wohl mit dem trauernden Jakob ſagen: „Mir bleibt nichts übrig, als vor Jammer und Herzenleid zu meinen Söhnen hinab zu ſinken in das Grab!“

Er ſchwieg lange. „Ach,“ ſagte er über eine Weile, „wenn ich nicht ſo glücklich wäre, Dich zu kennen, mein göttlicher Erlöſer, und in Dir ein ſo herrliches Vorbild der Geduld in den ſchrecklichſten Leiden zu erblicken; ſo würde ich es kurz machen — nach Art meiner Landsleute, der tapfern Römer; ich würde mich, wenn ich noch eines hätte, in mein Schwert ſtürzen, oder, was ich gar leicht könnte, in den nahen Fluß. Allein Chriſtus lehrt uns anders. Wir dürfen den bittern Kelch, den uns der Vater im Himmel darreicht, nicht zurück weiſen. Wir müſſen im Leiden, wenn wir anders Chriſten ſeyn wollen, mit Chriſtus ſprechen: „Vater, Dein Wille, nicht der meine!“ Es iſt nun einmal ſo! Hier können wir dem bittern Kelche, dem Kreuz' und Leiden nicht entgehen. Dort aber wartet, wenn wir anders ſtandhaft im Leiden ausharren, auf uns die nie welkende Siegespalme und die unvergängliche Krone!“

Euſtachius ward auf eine kleine Weile ruhiger; allein, indem er über die Begebenheiten dieſer ſchrecklichen zwei Tage nachdachte, ſtiegen, gleich ſchwarzen Gewittern aus dem Meere, neue unermeßliche Qualen in ſeinem Innerſten auf. Denn nicht nur durch äußerliche, ſondern noch vielmehr durch innerliche Leiden ſollte er geprüft und geläutert werden. „Wie,“ rief er erſchrocken und wie von einem plötzlichen Blitzſtrahl getroffen, „bin ich an all dem Jammer nicht ſelbſt Schuld! Wo waren meine Sinne, daß ich mein liebes Weib einem ganz fremden Menſchen, jenem treuloſen Mohren, anvertraute, aus deſſen Gewalt ich ſie nicht mehr erretten konnte? Hab' ich ſie ihm nicht gleichſam ſelbſt ausgeliefert? O ſchrecklich, ſchrecklich! Und welche Unbeſonnenheit, welche Gefühlloſigkeit war es, daß ich meine lieben Kinder hier in dieſer Wildniß, den guten Agapius an dem einen, und den holden Theopiſtus an dem andern Ufer des Fluſſes, einſam und allein ſitzen ließ? Ach das Brüllen und das Geheul der wilden Thiere in der vergangenen Nacht hätte mir eine furchtbare Warnung ſeyn ſollen! Habe ich die armen Kinder nicht gleichſam ſelbſt den wilden Thieren vorgeworfen! Bin ich nicht ein liebloſer Vater, ein Mörder, der Mörder meiner Kinder! Ach, wie blutroth die Sonne untergeht — als wollte ſie, wiewohl ſie ſtumm iſt, mich anklagen — als riefe ſie mir laut zu: Du ſelbſt biſt Schuld an dem vergoſſenen Blut deiner Kinder!“ —

„Doch, nein, nein,“ ſprach er jetzt ruhiger,

„Liebloſigkeit, Grauſamkeit war es nicht. Wiewohl ich es in meinem Leben nicht genug bereuen kann, das holde Weib dem größten Elende, die guten Kinder dem furchtbarſten Tode Preis gegeben zu haben, ſo war es doch nur Unbedachtſamkeit. Aber dennoch — welche bittere Empfindung iſt die Reue! O wie muß es dem Menſchen zu Muthe ſeyn, der vorſätzlich Böſes gethan, und abſichtlich Andere unglücklich gemacht hat! Ach, was iſt der Menſch, daß er bei dem beſten Willen ſolches Unheil anrichten kann? Wie nöthig hat er, Gott täglich zu bitten, Gott wolle ihn erleuchten, leiten und regieren!“

„Allein,“ ſprach er über eine Weile, „wenn es bei mir auch bloß Mangel an Ueberlegung war, iſt es nicht ſchon ſtrafbar, ohne Ueberlegung zu handeln? Ach, ich hätte es beſſer überlegen ſollen! — Doch, es ſey, wie es ſey! Du, barmherziger Gott, biſt meine einzige Zuflucht! Verzeih mir, was bei dieſen ſchrecklichen Begebenheiten mein Verſehen iſt! Mache wieder gut, was ich verdorben habe! Leite Du alles zum Beſten. Du nur kannſt es und wirſt es auch thun! Du ſagteſt ja durch Deinen Apoſtel: „Denen, die Gott lieben, dient alles — alſo auch jedes Verſehen, jeder Fehler, den ſie ernſtlich bereuen — zu ihrem Beſten.“ Ach wäre dies nicht, ich müßte verzweifeln!“

Er ward ruhiger — aber nur auf Augenblicke.

Immer aufs Neue quälten ihn die bitterſten Vorwürfe. Er wußte nichts Beſſeres, als nicht mehr nachzuſinnen — da es, wie er mit Recht dachte, doch nichts mehr nützte — ſondern anſtatt des Nachſinnens und Grübelns nur immer zu beten. Er that es; er flehte zu Gott, um Troſt, um Linderung ſeiner ſchweren Leiden. „Vater," ſprach er, „der Du Deinem geliebten Sohne einen Engel vom Himmel geſandt haſt, Ihn zu tröſten — ach ſieh, auch meine Seele iſt betrübt bis zum Tod'! Ach, laß mich nicht ohne Troſt bleiben!" Es kam nun zwar kein Troſtengel — allein Gott ſandte ihm ein anderes Linderungsmittel, das ſchon oft die Unglücklichſten ihre Leiden vergeſſen machte, ja ſie wohl gar auf einige Zeit in die glücklichſten Umſtände verſetzte. Gott ſandte ihm einen ſanften Schlaf und wunderbare Traumbilder erheiterten ſeine trauernde Seele. Ihm träumte, er wandere durch einen dunkeln Wald; allein plötzlich war das tiefe Dunkel von goldenen Sonnenſtrahlen erleuchtet; der kleine Agapius ſaß unverſehrt und ruhig zwiſchen Gras und Blumen, lächelte ihm heiter entgegen und der Löwe entfloh ſcheu und in wilder Eile; eine andere Gegend des Waldes erſchien jetzt im Glanze der Sonne; Theopiſtus ſtand da, zeigte auf den Wolf, der todt auf den Boden hingeſtreckt lag, und blickte dankbar zum Himmel. Euſtachius erwachte; allein bald ſchlief er zum zweiten Male ein, und erblickte im Traume ſeine beiden Söhne als ſchöne blühende Jünglinge von hoher edler Geſtalt; ſie waren als Römiſche Krieger gekleidet und ihre ſchimmernden Helme waren mit grünen Lorbeerzweigen geſchmückt. Er wachte abermal auf, entſchlief zum dritten Male und ſieh! nun erblickte er auch ſeine Gemahlin! Sie führte voll himmliſchen Entzückens ihm ſeine beiden Söhne entgegen — und die lebhafteſte Freude erfüllte ſein Herz.

Sechstes Kapitel.

Die guten Landleute.

Als die Morgenröthe anbrach, und Wolken und Meer, Felſen und Bäume mit ihrem Roſenſchimmer erhellte, erwachte Euſtachius. Sein großer Verluſt, das Schickſal ſeiner Kinder und ihrer geliebten Mutter war ſein erſter Gedanke. Die erfreuenden Träume mußten der traurigen Wirklichkeit weichen. Allein er erhob Augen, Hände und Herz zum Himmel, und empfahl ſich und Alles, was ſein Herz beſchwerte, der treuen Vaterſorge Gottes. Die Sonne ging jetzt herrlich auf, und erleuchtete Himmel und Erde mit ihrem allerfreuenden Lichte. „Geſtern,“ ſprach Euſtachius, „ging ſie zwiſchen Duft und Nebel trüb und blutroth unter; und heute geht ſie mit all ihrem Glanze in erneuerter Herrlichkeit wieder auf! Sey es denn, daß unſre geliebten Freunde, die uns der Tod oder ſonſt ein widriges Schickſal raubte, für uns gleich der Sonne untergehen — daß wir ſie in dieſem Erdenleben nicht mehr erblicken und eine finſtere lange Nacht zwiſchen uns und ihnen liegt — es kommt einſt der Morgen, da wir ſie, gleich einer aufgehenden Sonne, in Glanz und Herrlichkeit wieder ſehen werden.“

Euſtachius richtete nun all ſein Sinnen und Trachten darauf, ſobald als möglich, jene Seeſtadt zu erreichen, wohin die Ladung jenes Schiffes beſtimmt war, und wo er ſeine Gemahlin zu finden, und ſie unter dem Beiſtande der Obrigkeit aus den Händen jenes gottloſen Räubers zu erretten hoffte. Unverzüglich machte er ſich auf den Weg. Er wanderte beſtändig auf dem kieſigen Grunde zwiſchen dem Meere und den hohen Felſen hin und mußte unſägliche Mühſeligkeiten ausſtehen. Die Hitze der Sonne war beinahe erdrückend. Einige Auſtern, die er am Meere fand, ſtillten ſeinen Hunger; der reichliche Thau, der ſich zwiſchen den breiten, faltigen Blättern einiger Gewächſe jenes Landes ſammelt, löſchte ſeinen Durſt. So legte er eine Tagreiſe zurück. Allein die Felſen, die er bisher immer zur Seite hatte, erſtreckten ſich nunmehr weit hinein in das Meer. Er konnte nicht mehr weiter; ſeitwärts aber öffnete ſich eine Schlucht, die in das Gebirg führte. Er ging hinein, und kam in eine noch furchtbarere Wildniß. Nirgends erblickte er eine Spur von Menſchen; nur die Fußſtapfen wilder Thiere bemerkte er im Sande. Er kletterte, da es bereits Nacht war, auf einen ſteilen Felſen, und übernachtete in einer Felſenkluft, um nicht im Schlafe von den wilden Thieren zerriſſen zu werden. Mit Anbruch des Tages ſetzte er ſeinen Weg weiter fort. Die Wildniß wurde immer ſchauerlicher. Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange, und noch immer fand er keinen Ausweg. Etwas Waſſer aus einer faſt verſiegten Quelle und einige herbe Beeren der Wildniß waren ſeine einzige Labung. Er glaubte ſchon in dieſem wüſten Gebirge verſchmachten zu müſſen — da bemerkte er einen ſchmalen wenig betretenen Fußſteig. Nachdem er eine Weile darauf fortgegangen war, öffnete ſich zwiſchen den kahlen Bergen die Ausſicht in ein Thal. Nach einigen Schritten erblickte er mit Freude hohe, ſchattenreiche Bäume von ſaftreichem, dunkelgrünem Laube, dann das ſchönſte Wieſengrün, das von reichlichen Blumen hellgelb und purpurroth geſtreift war, dann wohlgebaute, reiche Kornfelder, und endlich ein ganzes, ſehr freundliches Dorf, deſſen Dächer aus einem

Walde von Fruchtbäumen hervorſchauten. Das Thal, von der untergehenden Sonne beleuchtet, hätte kaum ſchöner und lieblicher ſeyn können.

Euſtachius dankte Gott, der ihn wieder menſchliche Wohnungen und gebautes Land erblicken ließ, ſtieg freudig den Felſenpfad hinab, und erreichte das Dorf. Vor einem der erſten Häuſer, an denen er vorbei kam, ſaß ein alter Mann, der ſich der untergehenden Sonne zu freuen ſchien. Zu ſeinen Füßen ſpielten ein Paar liebliche Kinder, die ſeine Enkel zu ſeyn ſchienen. Euſtachius ging zu ihm hin und ſprach: „Lieber, alter Vater! wäre in dieſem Dorfe für einen Fremden wohl eine Nachtherberge zu finden?“ „O ja wohl,“ antwortete der Greis, „warum denn das nicht? Und, wenn du, lieber Mann, mir eine recht große Freude machen willſt, ſo bleibe unter meinem Dache über Nacht. Was ich habe, iſt wenig; doch gebe ich es mit Freuden.“

Euſtachius nahm das Anerbieten mit Freuden an, und ging mit ihm in das Haus. Der Mann brachte Brod, Obſt und Wein. „Hier,“ ſagte er, „ſind einige Erfriſchungen, bis meine Tochter von ihrer Feldarbeit nach Hauſe kommt und das Nachteſſen bereitet. Erquicke dich, und der Herr ſegne es dir!“ An dieſen Worten erkannte Euſtachius mit unbeſchreiblicher Freude, der gute Greis ſey ein Chriſt. „Gott ſey gelobt,“ ſprach er, „der meine Schritte hieher leitete; denn ſieh, auch ich glaube an Chriſtus den Herrn, unſern göttlichen Erlöſer." Der Greis hatte eine eben ſo große Freude, in ſeinem Gaſte einen Chriſten zu erkennen. Es war ihnen Beiden, da ſie als Chriſten in der Mitte roher und grauſamer Heiden leben mußten, in dieſem Augenblicke nicht anders zu Muthe, als zwei leiblichen Brüdern, die in einem fremden Welttheile und unter einem feindlichen Volke ſich einander unvermuthet finden und wieder erkennen. Beide, Euſtachius und der alte Landmann, der Klemens hieß, umarmten einander mit inniger, wahrhaft brüderlicher Liebe. Der Eine Glaube, die Eine Hoffnung, die Eine himmliſche Liebe, dieſe Verwandſchaft der Geiſter, ging ihnen über alle Blutsverwandſchaft. Sie fühlten zu einander ein ſo großes Zutrauen, als hätten ſie ſchon zehn Jahre lang mit einander gelebt.

Jetzt kam die Tochter des Greiſes mit ihrem Manne von der Feldarbeit nach Hauſe. „Seht," ſprach der freundliche Greis zu ihnen, „in dieſem lieben Gaſte hat uns der Herr einen Seiner Jünger und Freunde zugeführt!" Beide hatten die herzlichſte Freude, und begrüßten ihn auf das freundlichſte. Euſtachius erzählte nunmehr, wie er wegen ſeines Glaubens an Chriſtus aus ſeiner Heimath vertrieben worden, und wie böſe Menſchen und wilde Thiere ihm Frau und Kinder geraubt hatten. Alle hörten ihm mit großer Theilnahme zu; die junge Hausfrau vergoß viele Thränen: der fromme Greis aber ſprach am Ende: „Sey getroſt! Jene Träume, mit denen Gott in der Nacht nach dem Verluſt deiner Kinder dich tröſtete, ſcheinen mir nicht ohne Bedeutung. Du haſt die guten Knaben doch nicht von den Raubthieren zerreißen ſehen; vielleicht wurden ſie noch gerettet.“ „Wie wäre das möglich!“ rief Euſtachius. „Bei Gott iſt kein Ding unmöglich,“ ſprach der Greis; „wir dürfen Seiner Allmacht keine Gränzen ſetzen. Wenn indeß jene Träume nur auf die künftige Welt deuten ſollten, und wenn deine Kinder auch wirklich für dieſe Welt todt ſind — ſo leben ſie nunmehr als holde Engel an Gottes Thron. Und dort wirſt du ſie gewiß wieder ſehen! Was aber deine Gemahlin betrifft, ſo wird Gott ſie ſchützen. Ja, es iſt große Hoffnung, daß du ſie in Aegypten wieder finden, und der Gewalt des gottloſen Heiden entreißen werdeſt. Wenn ich nicht ſo alt wäre, ſo würde ich dich gerne dahin begleiten. Allein mein Schwiegerſohn Klitus hier, der ſchon einmal dort geweſen und aller Wege kundig iſt, macht ſich eine Freude daraus, mit dir zu gehen. Morgen ſoll er mit dir dahin ziehen.“ Dieſe Worte brachten dem betrübten Euſtachius großen Troſt. Er aß mit den guten Landleuten nun zu Nacht. Freundliche Geſichter, aus denen er ſah, daß ihm alles herzlich wohl gegönnt ſey, waren die beſte Würze der mäßigen Mahlzeit. Hierauf begab er ſich, da ſeine Kräfte faſt erſchöpft waren, unverzüglich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen, lange bevor der Tag anbrach, machte er ſich mit Klitus, dem jungen Bauer, auf den Weg. Sie eilten ſo ſehr ſie konnten, und waren, die heißeſten Mittagsſtunden ausgenommen, unausgeſetzt auf dem Wege. Als ſie aus den Bergen in die ebenen Gegenden herabkamen, miethete Euſtachius von dem Gelde, das er noch bei ſich hatte, ein Kameel, um ſchneller und bequemer weiter zu kommen. Endlich erreichten ſie die Seeſtadt, wo eine Reihe von Schiffen nahe am Ufer vor Anker lag. Euſtachius beſah die Schiffe, und erkannte zu ſeiner großen Freude bald das Schiff, auf dem er und ſeine Gemahlin ſich befunden hatten, und das jetzt auf den Strand gezogen war. Er betrachtete es genau; alle Verzierungen des Schiffes, die er ſich wohl gemerkt hatte, trafen richtig ein.

Ein Laſtträger, der auf einer Kiſte voll Waaren ſaß, um auszuruhen, rief ihm zu: „Warum beſieheſt du das Schiff ſo bedachtſam von allen Seiten? Willſt du es kaufen?“ Euſtachius, dem dieſe Worte als Scherz vorkommen mußten, blickte ihn mit wehmüthigem Ernſte an. Allein der Mann ſprach: „Ich ſcherze nicht! Das Schiff iſt feil;

der reiche Mohr, dem es gehörte, iſt todt.“ Euſtachius erkundigte ſich näher. „Glaube mir,“ ſprach der Mann, „es iſt nicht anders. Das Schiff lief erſt vor wenigen Tagen hier ein; allein der Schiffsherr war nicht ſo glücklich, das Land lebendig zu erreichen. Ich war dabei, als ſein entſeelter Leichnam vom Schiffe gebracht wurde. Er ſoll ſo zu ſagen jähen Todes geſtorben ſeyn.“ „Das wundert mich!“ ſprach Euſtachius; „aber ſage mir, wo iſt die Frau, die auf dem Schiffe angekommen iſt?“ „Eine Frau?“ ſprach der Laſtträger. „Es iſt keine Frau mit angekommen.“ „Es muß ſich eine Frau auf dem Schiffe befunden haben,“ ſprach Euſtachius mit Eifer. „O ſage mir, lieber Mann, wo ich ſie finden kann. Du erzeigeſt dadurch ihrem betrübten Ehemann einen großen Liebesdienſt.“ Der Laſtträger blieb dabei, er habe nichts von einer Frau geſehen, die mitgekommen ſeyn ſolle.

Ein Paar Kaufleute, die eben vorbei gingen, blieben ſtehen und hörten zu. „Es iſt ſo, wie der Mann ſagt,“ ſprach der eine Kaufmann. „Ich hatte auch Waaren auf dem Schiffe, die ich mit Sehnſucht erwartete. Ich war in dem Augenblicke zugegen, als das Schiff landete und blieb da, bis es ausgeladen war. Allein ich verſichere dich, es hat ſich keine einzige Frau auf dem Schiffe befunden. Es war Niemand darauf, als die Schiffsknechte und der Leichnam des Schiffsherrn.“ Euſtachius erzählte nun ſo viel, als er für nöthig erachtete, von ſeiner Geſchichte, und bat dann die Kaufleute, die ihm ſehr theilnehmend zuhörten, ihm Gelegenheit zu verſchaffen, die Schiffsknechte zu ſprechen, um ſich bei ihnen zu erkundigen, wohin ſeine Gemahlin gekommen ſey. Die Kaufleute ſagten: „Es wird ſchwer halten, noch einen oder den andern aufzufinden. Sie nahmen nach dem Tode ihres Herrn ſogleich auf andern Schiffen Dienſt, auf denen ſie vielleicht ſchon alle abgefahren ſind; denn der Handel geht ſehr ſtark. Indeß wollen wir ſelbſt ſogleich nachforſchen.“ Sie kamen bald zurück und ſagten: „Zum guten Glücke haben wir noch ein Paar Schiffsknechte aufgetrieben; allein ſie wollen nichts davon wiſſen, daß eine Frau auf dem Schiffe geweſen ſey.“

Auf Verlangen des Euſtachius wurden die zwei Schiffsknechte vor Gericht gefordert. Sie erſchraken ſehr, als ſie in den Gerichtsſaal traten, und ganz unerwartet den Mann erblickten, den ſie an ein unbewohntes Land ausgeſetzt hatten. Auch er kannte ſie gar wohl, und ſtellte ſie zur Rede. Sie geſtanden nun ein, daß Euſtachius, deſſen Frau und zwei Kinder ſich allerdings auf dem Schiffe befunden hatten. Der Schiffsherr aber, ein Mohr, habe, da Euſtachius das Fahrgeld nicht bezahlen konnte, ihn und die zwei Kinder an das Land bringen laſſen, allein die Frau als Sklavin zurück behalten. Dieſer Mohr habe dann eine heftige Leidenſchaft zu der Frau gefaßt; da ſie ihm aber durchaus kein Gehör gegeben, habe er ſie in einem Anfalle von Wuth mit dem Schwerte getödtet, und den Leichnam in das Meer geworfen. Hierauf hätten Liebe und Haß, Reue und Verzweiflung ihm das Herz abgedrückt; wenige Stunden nachher ſey er eine Leiche geweſen. Da dieſe Geſchichte ihrem verſtorbenen Herrn keines Weges zur Ehre gereiche, ſo hätten ſie mit einander abgeredet, davon zu ſchweigen; allein vor Gericht dazu aufgefordert, müßten ſie, ſo hart es ſie auch ankomme, der Wahrheit dieſes Zeugniß geben. Nachdem ſie ihre Ausſage beſchworen hatten, gingen ſie hinaus.

Wie es aber dem tiefbetrübten Euſtachius zu Muthe war, kann keine Zunge ausſprechen. Erſchüttert ging er aus der Gerichtsſtube, und wandelte voll ſtummen Schmerzens am Ufer des Meeres auf und ab. Endlich blieb er ſtehen, blickte mit hervorſtrömenden Thränen zum Himmel und ſagte: „Nun, Du guter Gott, ſo war es denn Deine Schickung, daß ich meine Gemahlin durch den Tod verlieren mußte! Deinem Willen unterwerfe ich mich in tiefſter Demuth und Anbetung. Du haſt mein geliebtes Weib zu Dir genommen. Ach, es iſt doch beſſer, ſie ſtarb eines blutigen Todes, als daß ſie in Sünde und Schande gewilligt hätte.“ —

„O du meine geliebte Theopiſta," ſprach er weiter, „ſo ſehe ich denn in dieſer Welt dein holdes Angeſicht nicht mehr! So lebe denn wohl, ſeliger Geiſt, und bete für mich, damit ich dich und unſre lieben Kinder an Gottes Throne wieder ſehen möge."

Der junge Bauersmann Klitus, der mit Euſtachius gekommen war, hatte, während die Schiffsknechte verhört wurden, das Kameel in die nächſte Herberge gebracht, es gefüttert und getränkt. Er vernahm die traurige Neuigkeit ſogleich: „Die Frau, die mit dem Schiffe hätte ankommen ſollen, ſey auf dem Schiffe ermordet und in das Meer geworfen worden." Der gutherzige Landmann hörte dieſe Nachricht mit Schaudern. Tiefbetrübt und mit weinenden Augen näherte er ſich dem beſtürzten Euſtachius, der mit Augen voll Thränen in das Meer hinaus ſah. „Ach Gott," ſprach Klitus zu ihm, „mich wundert es nicht, daß du das Meer nicht ohne Zähren anſehen kannſt! Denn es iſt ja das Grab deiner geliebten Ehegattin. Allein ſchaue lieber zum Himmel auf! Wiewohl ihr Leib in dem Abgrunde des Meeres begraben liegt, ſo iſt doch ihr Geiſt in dem Himmel! Sie ſtarb den ſchönſten Tod; ſie wollte lieber ſterben, als ſündigen. Weine alſo nicht — freue dich vielmehr und lobe Gott!" „Du haſt Recht, lieber Freund," ſprach Euſtachius, und drückte ihm die Hand; „Gott ſey gelobt! Sie hat es überſtanden, und hat — ſo gräßlich ihre

Ermordung war — doch ſelig geendet. Gott gebe, daß unſer Ende, von ſo ſchauerlichen Umſtänden es übrigens begleitet ſeyn möge, auch ſo ſelig ſey!"

Siebentes Kapitel.

Der Tagelöhner.

Euſtachius und der junge Bauersmann Klitus gingen einige Zeit an dem Meere ſtillſchweigend und in ihren bekümmerten Herzen nur mit Gott redend auf und ab. Endlich ſagte Klitus: „Es iſt bereits Nacht. Ich habe in der Herberge für dich ein Nachteſſen und ein Nachtlager beſtellt. Willſt du nicht mit mir gehen?" Euſtachius ging mit ihm; allein es war ihm jetzt weder um das Eſſen, noch um das Schlafen zu thun. Klitus bezeigte eben ſo wenig Luſt dazu. Sie gingen mit einander auf die Kammer, die ihnen angewieſen wurde, und redeten noch Vieles über dieſe traurige Begebenheit. Endlich ſprach Klitus: „Hier in Aegypten iſt für dich nichts mehr zu hoffen; was haſt du nun weiter vor?" „Daran habe ich noch nicht gedacht," ſprach Euſtachius. „Es bleibt mir aber nichts übrig, als irgend einen Winkel auf Erden aufzuſuchen, um da zu trauern und zu ſterben, wenn Gott nicht noch ein Anderes über mich verfügen wird.“ „O ſo komm mit mir,“ ſagte Klitus. „Mein Haus und Alles, was ich habe, ſteht dir zu Dienſten. Du kannſt meinem alten Vater, meinem Weibe und meinen Kindern keine größere Freude machen, als wenn du mit mir zurückkehreſt und bei uns bleibeſt.“ Euſtachius bedachte ſich und ſprach: „Nun wohl! Ich gehe mit dir. Ich will aber dir und den Deinigen nicht zur Laſt fallen, und mein Brod nicht als ein Müßiggänger eſſen. Der Apoſtel ſagt ja: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen.“ Ich will dein hartes Tagwerk mit dir theilen, und dir helfen, das Feld bauen. Die Hand, die ſtark genug war, Schwert und Lanze zu führen, wird wohl nicht zu ſchwach ſeyn, den Pflug zu lenken.“ „Nun, nun,“ ſagte der Landmann erfreut, „wir wollen ſehen. Das wird ſich geben. Komm du nur einmal mit mir. Wir wollen ſo vergnügt zuſammen leben, wie die heiligen Engel Gottes im Himmel.“

Sie beſtiegen am nächſten Morgen das Kameel und kehrten zurück. Sie kamen glücklich in dem Dorfe an, und wurden von dem liebenswürdigen Greiſe, der guten Hausfrau und den Kindern mit Freude, aber auch mit Betrübniß über die traurigen Nachrichten, die ſie brachten, aufgenommen. Da der gute Greis das Vorhaben des Euſtachius vernahm, als Tagwerker das Feld zu bauen, ſchüttelte er ſein graues Haupt. Euſtachius aber beſtand darauf. Nur eine Bedingung bat er ſich aus. Hinter dem Wohnhauſe des Bauers war eine Anhöhe, auf der einige große ſchöne Palmbäume ſtanden. „Dort," ſagte Euſtachius und zeigte nach der Anhöhe, „zwiſchen jenen Bäumen wünſchte ich eine eigene kleine Hütte zu haben, wo ich die Stunden, die ich nicht bei der Arbeit bin, in ſtiller Einſamkeit, in Gebet und Betrachtung zubringen könnte." Die guten Landleute verſprachen, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Sogleich am andern Morgen legten ſie Hand an das Werk; Euſtachius gab den Bau an und half dabei fleißig mit. Die Hütte kam bald zu Stand. Das Dach war nur mit Stroh gedeckt, und ruhte auf rohen Baumſtämmen. Die Wände waren von zähen Baumäſten dicht geflochten und mit Moos ausgeſtopft. Die Wohnung hatte freilich ein ſehr dürftiges Ausſehen; indeß gewährte ſie nicht nur hinreichenden Schutz gegen den Regen, ſondern in einem Lande, wo man nie eine Schneeflocke ſieht, auch gegen Froſt und Wind. Innen hatte ſie bloß zwei Abtheilungen. Die erſte, in die man ſogleich durch die Hüttenthüre kam, diente zum Wohnzimmer; die andere zur Schlafſtätte.

In dieſer armen Mooshütte mit dem Strohdache wohnte nun der Mann, deſſen Wohnung ehemals ein prächtiger Pallaſt geweſen. Er verlegte ſich nun mit allem Ernſte auf den Feldbau, und brachte es nicht nur bald dahin, daß er ein Ackerfeld auf das beſte beſtellen konnte; er fand an dieſer Beſchäftigung auch Vergnügen. Er dachte wie jener Römiſche Dichter, der den Mann ſelig preist, der fern von Welthändeln, wie die Menſchen der Vorzeit, mit ſeinen Ochſen das Feld pflügt, genügſam, und frei von Wucher und aller Geldgier. Er glich jenem großen Feldherrn Cincinatus, der eben, als ihm die Abgeſandten des Römiſchen Senats die Feldherrnſtelle antrugen, auch das Feld pflügte; vom Pfluge hinweg mächtige Kriegsheere zum Kampf führte, und nach erfochtenem Siege wieder zu dem Pfluge zurückkehrte, und auf ſeinem väterlichen Boden, bei einfachen Sitten und ländlicher Koſt, allen Reichthum und Glanz der Welt für nichts achtete.

In den Stunden, die Euſtachius von der Feldarbeit übrig hatte, ſchuf er den freien Raum neben ſeiner Hütte zu einem Garten um, pflanzte Weinſtöcke und Feigenbäume, baute Kohl, Bohnen und andere Gemüſe und vorzüglich ſchöne und große Melonen. Zu Mittag ſpeiste er gewöhnlich mit ſeinen guten Landleuten; oft ſogleich draußen auf dem Felde. Er lagerte ſich dann mit ihnen im Schatten irgend eines Baumes auf den Raſen, aß mit ihnen ſehr vergnügt aus Einer Schüſſel, und wünſchte ſich keine beſſern Gerichte. Abends bereitete er ſich ſeine mäßige Mahlzeit meiſtens ſelbſt; er ſaß dann an dem kleinen Feuerheerde, der in einer Ecke ſeiner Hütte angebracht war, und während der Topf mit Gemüſe am Feuer ſtand, las er, um keinen Augenblick der Zeit unbenützt zu laſſen, in dem Evangelium, den Briefen der Apoſtel, oder in den Pſalmen.

Nach der kleinen Mahlzeit ſetzte er ſich gewöhnlich auf die hölzerne Bank, die er unter einem der Palmbäume aufgeſchlagen hatte. Seine guten Landleute, der fromme Greis, der junge Bauer und deſſen Eheweib kamen dann zu ihm herauf, ſetzten ſich zu ihm, und während die Glut des Abendroths erloſch und ein Stern nach dem andern aus dem tiefen Blau des Himmels hervorfunkelte, redete er mit ihnen von dem Glauben an Gott und Jeſus Chriſtus und von den Hoffnungen, die einſt, wenn die Welt umher für uns in die Nacht des Todes verſinkt, dort oben über den Sternen auf uns warten. Er ſprach mit Entzücken von jenem Augenblicke des Himmels, da Chriſtus dort im Walde ſich ihm geoffenbart; er betheuerte öfter, daß er nur im Chriſtenthume volle Beruhigung gefunden und des ewigen Lebens gewiß geworden. Auch erzählte er ihnen noch Manches aus ſeiner Lebensgeſchichte, was für ſie lehrreich und angenehm war. Sie nahmen aus ſeinen Erzählungen wohl ab, daß er vorhin vermöglich geweſen und bei dem Kriegsheere eben nicht die geringſte Stelle bekleidet hatte; allein davon, daß er der berühmte Feldherr Plazidus ſey, ſagte er ihnen aus Beſcheidenheit kein Wort. Sie kannten ihn nur unter ſeinem chriſtlichen Namen Euſtachius.

Die Einwohner des Dorfes waren, außer den chriſtlichen Bauersleuten, die ihn ſo liebreich aufgenommen hatten, beinahe alle noch Heiden. Allein Euſtachius machte ſich die größte Freude daraus, ihnen allen ohne Unterſchied bei jeder Gelegenheit Gutes zu erweiſen. Seine höhere Einſicht, ſeine Tugend, ſein Muth ſetzten ihn in den Stand, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Unter Anderm wurden ihre Felder vielfältig nicht nur von Hirſchen, ſondern auch von ungeheuren, großen und gefährlichen wilden Schweinen verheert; die reißenden Thiere der nahen Wildniß fielen nicht ſelten in die Herden ein, und manches Rind wurde von einem Löwen zerriſſen, manches Schaf von einem Wolfe geraubt. Denn damals, wo es noch keine Feuergewehre gab, war es, zumal für friedliche Bauersleute, nicht ſo leicht, ſich der Raubthiere zu erwehren. Der tapfere Euſtachius nahm ihre Felder und Herden gegen die wilden Thiere in Schutz, und durchwachte manche finſtre ſtürmiſche Nacht auf freiem Felde. Als ein jagdkundiger Mann lehrte er die Männer, ſich gegen die

Thiere des Waldes bewaffnen und ſie bekämpfen. Er war immer der Anführer auf der Jagd; vieles Wild, ja mancher Wolf, mancher Löwe wurde zur Erde hingeſtreckt, ohne daß je ein Menſch verletzt ward.

Die Männer hatten großes Zutrauen zu dem tapfern Manne. Der Adel ſeiner Seele, der ungeachtet der dürftigen Bauernkleidung, die er jetzt trug, aus ſeinem ganzen Betragen hervorleuchtete, flößte ihnen Ehrfurcht ein, und ſeine Menſchenfreundlichkeit gewann ihm Aller Herzen. Wenn er nach vollbrachtem Tagwerke unter den Bäumen ſeiner Hütte ſaß, kamen faſt mit jedem Abende mehr Männer — und auch Weiber und Kinder herbei, und horchten auf jedes Wort ſeines Mundes. Er ſprach dann am liebſten von der Seligkeit eines wahren Chriſten. Es traf bei ihm, wie bei allen, die Jeſum Chriſtum wahrhaft erkennen, das Wort ein: „Ich glaube, darum rede ich.“ Da ſeine Worte von Herzen kamen, ſo gingen ſie auch wieder zu Herzen. Immer mehrere glaubten an Chriſtus. Ein chriſtlicher Prieſter, der von den Heiden vertrieben in dieſes Thal kam, taufte ſie, und reichte ihnen das Brod des Lebens. Die Hütte des Euſtachius diente dabei zur Kapelle. Als aber der Prieſter nach einigen Jahren wiederkam, mußte das heilige Abendmahl unter den Palmen vor der Hütte des Euſtachius gehalten werden. Denn Euſtachius hatte nunmehr die Freude erlebt, daß alle Einwohner des Dorfes ſich zum Chriſtenthume bekannten, alle Ein Herz und Eine Seele waren, und das liebliche Bild einer chriſtlichen Gemeinde in der Wirklichkeit darſtellten.

Achtes Kapitel.

Die zwei Krieger.

In dem friedlichen Thale, wo Euſtachius in Mitte ſeiner guten Landleute ſo zufrieden lebte, hatte er bereits fünfzehn Jahre zugebracht. Er wußte von dem, was in der übrigen Welt vorging, wenig oder nichts. Eines Abends nun, da die Schatten der Berge ſich ſchon ſehr weit in das Thal erſtreckten, und er, die müden Ochſen mit dem umgeſtürzten Pfluge vor ſich hertreibend, eben vom Acker zurück nach Hauſe kehren wollte, erblickte er in einiger Entfernung zwei Krieger, die auf das Dorf zugingen. Ihre glänzenden Helme, ihre ſcharlachrothe Kleidung und die blitzenden Lanzen, deren ſie ſich als Wanderſtäbe bedienten, machten ſie ſchon von weitem kenntlich. Euſtachius, als ein Kriegsheld und ehemaliger Feldherr, erfreute ſich dieſes Anblicks, und blieb ſtehn. Die zwei Krieger ſchritten auf ihn zu, und Euſtachius erkannte in ihnen mit nicht geringer Verwunderung ſeine ehemaligen Streitgenoſſen und getreuen Diener — Akazius und Antiochus. Sie erkannten ihn aber nicht, denn ſein Angeſicht war von der Sonne gebräunt, und die ſchlechte rauhe Kleidung eines ackernden Landmanns machte ihn noch unkenntlicher. Es fiel den ehrlichen Kriegern gar nicht ein, nur zu denken, der dürftig gekleidete Mann, der vor ihnen ſtand, ſey ihr ehemaliger Gebieter und Feldherr.

Euſtachius rief, indem er ihnen die Hand bot, mit großer Freundlichkeit: „Willkommen, meine Freunde! Was in aller Welt führt euch hieher in dieſes Thal, wo ſeit vielen Jahren keine Römiſche Kriegslanze geblinkt hat?“ Akazius ſprach: „Sey auch du uns gegrüßt, du guter, freundlicher Bauersmann! Was aber unſer Geſchäft betrifft, ſo ſollen wir, auf des Kaiſers Befehl, den Feldherrn Plazidus in weiter Welt aufſuchen. Allein all' unſere Mühe war bisher vergebens, und wir werden am Ende wohl wenig Ehre davon tragen, einen ſolchen Auftrag übernommen zu haben.“ Euſtachius merkte, daß ſie ihn nicht kannten, und auch er wollte ihnen nun nicht ſogleich ſagen, daß er ſie erkenne. Er wollte vorher inne werden, ob ſie noch ſeine alten treuen Freunde ſeyen, und warum der Kaiſer, bei dem er in Ungnade war, ihn aufſuchen laſſe. Er ſagte alſo bloß: „Nun, nun, ihr findet dieſen Plazidus vielleicht, ehe ihr denkt. Unverhofft, kommt oft! Indeß geht die Sonne bereits unter, und ihr ſeyd müde von der Reiſe. Kommt mit mir, und bleibt bei mir über Nacht. Ich mache mir eine wahre Freude daraus, euch zu bewirthen."

Die Soldaten ließen ſich dieſes nicht zweimal ſagen; es war ihnen etwas Ungewohntes, daß man ſie einlud, in's Quartier zu kommen. Sie gingen mit ihm in das Dorf. „Geht jetzt nur dort hinein," ſprach nun Euſtachius, indem er mit dem Geißelſtabe auf ſeine Wohnung zeigte; „ich komme ſogleich nach. Ich muß nur erſt für die müden Thiere da ſorgen." „Dort hinein, in jene arme Hütte?" ſagte Akazius bedenklich. „Seyd ihr denn nicht der Bauer von dieſem Hofe da?" „Nein," ſprach Euſtachius, „ich bin eigentlich nur ſein Tagwerker. Indeß gebe ich euch mein Wort, ihr ſollet mit der Bewirthung zufrieden ſeyn." „Nun, wir wollen einmal ſehen!" ſagte Akazius den Kopf ſchüttelnd, und ging die Anhöhe hinauf der Hütte zu, und Antiochus folgte ihm.

Euſtachius aber führte die Ochſen in den Stall, ſchüttete ihnen Futter vor, und ſprach dann zu dem Bauer und der Bäuerin: „Ich habe da ein Paar wackere Kriegsmänner angetroffen, die hier durchreiſen wollten. Da lud ich ſie denn ein, bei mir zu übernachten. Es geziemt ſich daher doch wohl, daß ich ihnen ein anſtändiges Abendeſſen und einen Becher Wein vorſetze. Ich bitte euch, helft mir aus der Noth. Ich bin bereit, Alles, was ſie genießen werden, mit dieſen meinen zwei Händen durch verdoppelte Arbeit zu erſetzen.“ „Ei was erſetzen!“ ſagte der Bauer; „das haſt du längſt hundertfältig verdient. Und überdies iſt es ja unſere Chriſtenpflicht, Fremde zu beherbergen.“ Die Bäuerin ſagte: „Zu gutem Glücke habe ich von dem Hirſch', den du neulich erlegt haſt, noch einen ſchönen großen Braten im Hauſe; den will ich ſogleich zurichten. Wein aber will ich dir geben, ſoviel du willſt, und zwar vom beſten, den wir haben.“ Sie eilte, und brachte einen großen Krug Wein und Brod dazu.

Als Euſtachius mit dem irdenen Kruge und dem Brode in die Hütte trat, hatten ſeine zwei Gäſte es ſich indeſſen bequem gemacht. Sie hatten Schwert und Helm abgelegt, die Lanzen in eine Ecke gelehnt und ſich an den Tiſch geſetzt. Euſtachius füllte die hölzernen Becher mit Wein und ſprach freundlich: „Erquickt euch indeſſen, bis das Abendeſſen bereitet iſt, mit Brod und Wein.“ Akazius griff ſogleich zu, trank und ſagte: „Einen ſo guten Wein hätte ich in dieſer Hütte nicht geſucht, und — die Wahrheit zu ſagen — einen ſo guten Mann auch nicht.“ Beide Krieger ließen ſich den Wein wohl ſchmecken, und wurden ſehr fröhlich. Sie fingen nun an, von ihrem ehemaligen Feldherrn Plazidus zu reden. Akazius ſagte: „Er iſt der Mann, den wir von allen Menſchen auf Erden am meiſten ſchätzen. Wir haben unter ihm gedient. Doch will ich jetzt nicht davon reden, wie er im Felde zu befehlen und das Heer in Schlachtordnung zu ſtellen wußte, wie ſein Angeſicht, ſein Blick unſern Muth entflammte; wie er zu ſiegen verſtand — und wie mild er gegen die Beſiegten war, wie er auf gute Mannszucht hielt, und dabei ein Freund und Vater der Soldaten war. Von ſolchen Dingen, mein guter ehrlicher Landmann — nimm es mir nicht übel! — verſtehſt du nichts. Allein ich wollte, du hätteſt ihn in ſeinem Hauſe und auf ſeinen Landgütern geſehen, wie er da die lautere Liebe und Güte war, und doch dabei ſein Anſehen zu behaupten wußte. Seinem Blicke entging nichts. Bei ihm traf es wohl recht zu: Das Auge des Hausherrn baut den Acker und vermehrt den Kühen die Milch. Reichere Felder und ſchöneres Vieh ſah man nirgends. Doch, das iſt das Wenigſte. Allein ſeine Ordnung unter dem Geſinde war muſterhaft. Da zeigte es ſich in der That: Wie der Herr, ſo der Knecht. Er hatte eine Auswahl von trefflichen Dienſtleuten. Und du magſt es uns nun glauben oder nicht, wir lebten mit dieſem großen Manne unter Einem Dache; wir waren ſo glücklich, ſeine Diener zu ſeyn, und ſein Vertrauen zu genießen. Obwohl wir nur gemeine Soldaten ſind, ſo ging er dennoch mit uns um, wie ein Vater mit ſeinen Kindern, ja wie ein Bruder mit ſeinen Brüdern. Ach ich könnte weinen, wenn ich jener glücklichen Zeiten gedenke! Doch ſie ſind längſt vorbei, und ſeit dieſer langen Zeit hatte ich keine ſo fröhliche Stunde mehr. Unſer Herz brennt von Verlangen, ihn wieder zu ſehen. Einen beſſern Mann als ihn trägt wohl die Erde nicht!"

„Nun, nun, guter Freund," ſprach Euſtachius lächelnd, „lob' ihn nur nicht gar ſo übermäßig. Ich denke, er iſt um kein Haar beſſer, als ich, und das will eben nicht viel ſagen."

„Um kein Haar beſſer als Du?" rief Akazius mit Eifer. „Ehrlicher Bauer, du haſt wirklich keine ſchlechte Meinung von dir ſelbſt. Die ſchöne Tugend der Beſcheidenheit übertreibſt du eben nicht; indeß bewundere ich deine Aufrichtigkeit. So ein guter Mann du übrigens ſeyn magſt — mit unſerm Feldherrn, dem berühmten Plazidus, mußt du dich nicht vergleichen. Sonſt müßte ich in der That deinen Verſtand ſehr in Zweifel ziehen." —

Antiochus ſprach, den Akazius unterbrechend: „Auch ſeine Gemahlin iſt eine vortreffliche Frau, und eines ſolchen Mannes ganz würdig. Und zwei Kinder hatten ſie — o zwei ſchöne, holde

Knaben! — voll Feuer und Leben. Der eine, mit ſeinen dichten dunklen Locken, glich dem Vater; der andere, blond von Haaren, der Mutter. Die zwei Knaben möchte ich jetzt ſehen; ſie müſſen indeß zwei herrliche Männer geworden ſeyn. Wir Soldaten ſagten oft zu einander: Das gibt einmal ein Paar Helden trotz ihrem Vater; ja, wenn es möglich wäre, ſo würden ſie ihn einſt noch übertreffen."

Euſtachius, den der Anblick ſeiner ehemaligen Diener, und ihre Liebe zu ihm, ihre Treue und Anhänglichkeit ſchon ſehr gerührt hatte, wurde jetzt, da ſie ihn an die vergangenen glücklichen Tage, an ſeine theure Gemahlin und an ſeine lieben Kinder erinnerten, heftig erſchüttert. Der Schmerz über das ſchreckliche Schickſal eines ſo guten Weibes, ſo lieber Kinder wurde mächtig in ihm aufgeregt. Er konnte die Thränen, die mit Gewalt hervorbrechen wollten, kaum mehr zurückhalten. Er ſtand auf, ſah durch das Fenſter und ſagte mit bebender Stimme: „Es iſt während unſers Geſprächs ziemlich dunkel geworden. Ich will Licht holen und nachſehen, ob das Abendeſſen noch nicht fertig iſt." In der That ging er aber nur hinaus, um ſich draußen ungeſehen ſatt zu weinen.

Als er hinaus gegangen war, ſagte Antiochus: „Du, Bruder, kommt es dir nicht auch ſo vor, wie mir? Mir ſcheint es, daß dieſer Mann unſerm verehrtem Feldherrn gleiche. Je länger ich den Mann betrachtete, je ähnlicher ſchien er ihm. Auch die Stimme und die Ausſprache dieſes Mannes mahnte mich an Plazidus. Einige Male war es mir nicht anders, als ſähe ich das Angeſicht unſers ehemaligen geliebten Herrn wirklich vor Augen. Betracht' ihn, wenn er wieder hereinkommt, doch auch recht aufmerkſam, ob er nicht Derjenige ſey, den wir ſuchen?“

Akazius ſprach: „Was fällt dir ein! Biſt du toll? Wie wäre es möglich, daß unſer berühmter Feldherr einem Bauer als Knecht diene! Wie ſollte er mit der Hand, die ehemals den Befehlshaberſtab über Römiſche Kriegsheere führte, die Geißel ſchwingen und hinter den Ochſen einhergehen? Ich gebe es zwar zu, daß ſich in den Mienen und Geberden dieſes Bauers etwas Edles zeige, und daß er einige Aehnlichkeit mit Plazidus habe. Allein ich fürchte, unſere Begierde, unſern Feldherrn zu finden, und vielleicht auch der Wein, der uns den Kopf ein wenig erhitzte, ſpiegle uns das nur ſo vor. Ich weiß jedoch ein ſicheres Zeichen, woran Plazidus unfehlbar zu erkennen iſt. Er wurde einſt in der Schlacht, ſeitwärts am Halſe, wo Helm und Panzer eine kleine Oeffnung laſſen, von einem feindlichen Spieße verwundet. Es war in der That kein leichter Ritz, ſondern das ſcharfe

Eiſen hatte ziemlich tief eingedrungen. Die Wunde ward ſehr gut geheilt; allein das Wundmahl, das ſie zurück ließ, blieb ihm beſtändig, und er wird es wohl mit ſich ins Grab nehmen. Werden wir nun, wenn unſer gütiger Aufwärter wieder herein kommt, das Wundmahl an ihm bemerken, ſo dürfen wir nicht im geringſten zweifeln, er ſey unſer geliebter Feldherr."

Euſtachius kam mit der brennenden Lampe wieder herein, ſtellte ſie auf den Tiſch, und neigte ſich ein wenig über den Tiſch, um den Docht der Lampe etwas weiter vorzuſchieben. Die zwei Männer richteten ihre Blicke unverzüglich nach ſeinem Halſe, den er nach Landesſitte entblößt trug, erkannten deutlich das Wundmahl — und ſprangen beide zugleich und von Erſtaunen und Freude ganz außer ſich ſo heftig vom Tiſche auf, als wären ſie plötzlich vom Wahnſinne ergriffen worden. Sie wußten nicht mehr, was ſie thaten. Sie weinten und jauchzten durcheinander, fielen ihm wechſelweiſe um den Hals, benetzten ihn mit Thränen, und erſtickten ihn faſt mit Küſſen. Dann fielen ſie ihm zu Füßen, und baten ihn wegen dieſer Vertraulichkeit, die ſie in der Freude ihres Herzens ſich erlaubt hatten und die der ihm ſchuldigen Ehrfurcht zuwider ſey, demüthig um Verzeihung. Dann ergriffen ſie wieder ſeine Hände, als fürchteten ſie, was ſie mit Augen ſahen, ſey nur ein Traum.

„O du tapferer Held,“ riefen ſie, „du, unſer Feldherr Plazidus, oder wie wir dich lieber nennen, du ehrwürdiger Euſtachius, welcher Name dir in der Taufe gegeben wurde! Du unſer Freund, unſer Wohlthäter, unſer Vater! Sieh deine zwei geringen Diener hier zu deinen Füßen. Aber in welcher Geſtalt müſſen wir dich erblicken! Welch' eine traurige Veränderung iſt mit dir vorgegangen, ſeit du uns zum Siege führteſt, oder uns das Glück des Friedens auf deinem Landgute mit dir genießen ließeſt! Ach, ſo hat ſich denn unter den Vielen, die dir ihr Glück zu danken haben, keiner gefunden, der ſich deiner im Elende angenommen hätte! Und wo iſt Theopiſta, deine edle, fromme Gemahlin? Wo ſind deine Söhne, der hoffnungsvolle Agapius und der holde, freundliche Theopiſtus? Warum lebſt du ſo einſam und verlaſſen in dieſer elenden Hütte? Iſt dir von allem deinem Glücke, allen deinen Ehrenzeichen nichts übrig geblieben, als dieſes Wundmahl? Ach ſag' uns, ſind wir auch wirklich bei Beſinnung, oder betrügen uns unſere Sinne und haben wir Denjenigen, den wir ſo ſehnlich ſuchen, noch nicht gefunden?“

Euſtachius, der edle, gefühlvolle Mann, dem ſchon lange die Thränen in den Augen ſtanden, wurde jetzt, da er ſeine unvergeßliche Gemahlin und ſeine lieben Kinder mit Namen nennen hörte, und deren ſchreckliches Schickſal den alten, treuen

Freunden erzählen ſollte, von der Empfindung überwältigt. Er fing an ſo herzlich zu weinen, daß ihm die reichlichen Thränen nicht nur die Wangen, ſondern auch das Kleid benetzten. „Ach meine Freunde," ſagte er, „ich habe euch traurige Geſchichten zu erzählen. Meine zwei Söhne ſind längſt todt; beide wurden von wilden Thieren zerriſſen. Meine Gemahlin wurde mir von einem Manne, der wohl grauſamer war, als die wilden Thiere, geraubt, und da ſie nicht in Sünde und Schande willigte, von ihm ermordet. Ja, wohl einſam und verlaſſen, und wie ihr ſeht, in tiefer Betrübniß blieb ich allein zurück. Von dem Verluſte zeitlicher Güter will ich gar nicht reden. Mag die Welt mich immerhin ein trauriges Denkmahl ehemaliger Größe nennen; mag ich immerhin als ein lebendiger Zeuge von dem Unbeſtand alles Erdenglückes vor der Welt daſtehen. Ich achte das nicht! Allein der Verluſt meines lieben Weibes, meiner lieben Kinder, verwundete mein Herz tief, und dieſe Wunde heilte nicht ſo ſchnell, als die Wunde, die jener feindliche Spieß mir verſetzte. Sie blutet noch. Indeſſen war es ſo Gottes Wille. Sein heiliger Name ſey geprieſen. Denn ich baue feſt auf jenes Wort: „Die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die dort auf uns wartet." Dort werden wir unſre Geliebten wiederſehen."

Die getreuen Diener vernahmen das ſchauerliche Schickſal der holden Knaben und der edlen Frau mit Entſetzen, und von den Thränen des betrübten Vaters und Ehegatten noch mehr ergriffen, fingen ſie an, ſo laut zu jammern, als würden die holden Kinder eben jetzt in dieſem Augenblick von den wilden Thieren zerfleiſcht, und als ſähen ſie die blutige Leiche der Mutter, jener herrlichen Frau, mit Augen.

Die Leute in dem nahen Bauernhauſe hörten erſt das Jauchzen und den Jubel der Freude, und dann lautes Jammern und Klagen in der Hütte erſchallen; der junge Bauer, die Bäuerin, der gute alte Vater kamen deßhalb herüber, um zu ſehen und zu hören, was da vorgehe. Euſtachius ſprach: „Dieſe braven Krieger ſind alte treue Freunde und Hausgenoſſen von mir. Erſt vor wenigen Augenblicken erkannten ſie mich wieder, und hatten darüber eine ſo große Freude; da ich ihnen aber den Tod meines lieben Weibes und meiner guten Kinder erzählte, brachen die guten treuen Seelen darüber in einen ſo großen Jammer aus.“

Die guten Landleute wurden ſowohl von jener Freude als dieſem Jammer bis zu Thränen gerührt. Da aber Akazius ſah, daß die Leute mit dem Feldherrn ſo vertraut umgingen, als wäre er nur ihr Knecht, und daß es ihnen noch ganz unbekannt ſey, was für eine hohe Würde er in der

Welt bekleidet habe, ſprach er: „Ihr wißt gar nicht, was für einen großen Mann ihr bisher in dieſer ſchlechten Hütte beherbergt habt. Der Mann, der bei euch ſein Stück Brod mühſam mit der Arbeit ſeiner Hände erwirbt, gab ehemals unzähligen Menſchen ihren Lebensunterhalt. Er, der euch als Tagwerker dient, hatte ehemals über große Kriegsheere zu befehlen und viele Tauſend tapfere Männer gehorchten ſeinem Winke. Euer kleines unbekanntes Dorf, das ihr, glaube ich, Badyſſus nennt, wird nach Jahrhunderten noch mit Ruhm genannt werden, weil er ſich ſo lange da aufhielt. Denn Derjenige, der hier vor euch ſteht, iſt kein anderer — als der ruhmvolle Römiſche Feldherr Plazidus."

Die guten Bauersleute hörten dieſes mit Erſtaunen, und traten ehrerbietig und etwas ſcheu zurück. Denn ein Römiſcher Feldherr wurde damals geehrt wie ein Fürſt. Allein Euſtachius ſagte: „Laßt das gut ſeyn, meine lieben Freunde, und kehrt euch nicht daran. In dieſer Welt müſſen nach Gottes Anordnung freilich Einige ſeyn, die befehlen, und Andere, die gehorchen. Auch iſt es Gottes Schickung ſo, daß Einige reich, und Andere arm ſind. Allein es ſey Jemand Herr oder Knecht, arm oder reich; vor Gott macht dieſes keinen Unterſchied. Dieſe Welt gleicht einem Schauſpiele, in dem Einer den Feldherrn, der Andere den gemeinen Soldaten; dieſer den Bauer, jener den Knecht vorſtellt. Wenn der Vorhang gefallen iſt, ſieht man nicht darauf, was einer vorgeſtellt, ſondern wie er es vorgeſtellt habe, und der Bettler, der ſeine Sache gut machte, trägt einen größern Ruhm davon, als der Fürſt, der ſie nicht ſo gut machte. Laßt uns darauf bedacht ſeyn, damit einſt, wenn dieſe Welt, gleich einem Schauſpiele, enden, und der Herr kommen wird, zu richten — ein Jeder von uns, in ſeinem Berufe treu erfunden werde.“

Antiochus ſprach: „Du warſt deinem Berufe immer getreu, liebſter Feldherr, ſeitdem du zum Chriſtenthume berufen wurdeſt, ja, ſeitdem wir dich kennen. Als du noch reich warſt, und im Anſehen ſtandeſt, verwendeteſt du deine großen Reichthümer nur dazu, den Menſchen, die in Noth waren, zu helfen, und du bedienteſt dich deines Anſehens nur, die Unterdrückten zu erretten. Als die Stunde der Prüfung für dich gekommen war, opferteſt du, ehe du Chriſtus dem Herrn ungetreu geworden wäreſt, lieber die Gunſt des Kaiſers, deine Feldherrnſtelle und deine anſehnlichen Landgüter willig auf, und ertrugſt es mit himmliſcher Geduld, als das rohe Heidenvolk dein Haus plünderte, dir nach dem Leben ſtellte, und dich nöthigte, aus dem Lande zu entfliehen. Die herrliche Erkenntniß Jeſu Chriſti ging dir über alle Gunſt, allen Glanz, Ruhm und Reichthum der Welt; aus Liebe zu Chriſtus und um deſſen treuer Jünger und Nachfolger zu bleiben, aßeſt du hier im Schweiße deines Angeſichtes dein Brod, und führteſt ein ſtilles verborgenes Leben."

Die guten Landleute hörten mit Erſtaunen und Rührung, was die beiden Krieger ſagten. Der alte Bauer aber, dieſer ehrwürdige Greis, ſprach mit Thränen in den Augen zu Euſtachius, indem er ihn bei der Hand nahm: „Edler Mann! in dieſer langen Reihe von Jahren, in der du bei uns lebteſt, haſt du kein Wort von deiner hohen Würde und deinen großen Kriegsthaten geſagt, und keine Klage über deine Verfolger iſt über deine Lippen gekommen! Die Demuth und Liebe Jeſu Chriſti iſt wahrhaft in deinem Herzen. Freue dich und frohlocke, daß du ſo verfolgt wurdeſt, und ſo vieles leiden mußteſt; denn ſieh, dein Lohn in dem Himmel wird groß ſeyn."

Neuntes Kapitel.

Der Krieg.

Als Euſtachius ſich mit den zwei Kriegsmännern wieder allein ſah, ſetzte er ſich mit ihnen wieder an den Tiſch. Die Bäuerin hatte indeſſen den

Hirſchbraten nebſt andern dazu gehörigen Speiſen und allerlei Gebackenem aufgetragen. „Eſſet nun, meine Freunde, und erfreut euer Herz mit Wein!“ ſprach Euſtachius freundlich, indem er wieder einſchenkte. Allein Antiochus ſagte mit einem Seufzer: „Ach, unſer Herz iſt ſchon geſättigt von Freud' und Leid, bis zum Zerſpringen. Wie könnten wir jetzt eſſen und trinken?“ Akazius gab ihm Recht. „Nun denn,“ ſprach Euſtachius; „vielleicht mögt ihr ſpäter etwas genießen. Allein vor allem Andern erzählt mir jetzt, wie geht es den Chriſten, unſern geliebten Brüdern und Schweſtern? Werden ſie noch immer ſo ſchrecklich verfolgt?“ „Nein!“ ſagte Akazius. „Der Kaiſer ſcheint den Chriſten nicht mehr ſo abhold, wie ehemals. Die Statthalter und Richter merkten auch wohl, durch die Verfolgung der Chriſten geſchehe ihm kein Dienſt, und die Verfolgung hat deßhalb ſehr nachgelaſſen und in manchen Gegenden ganz aufgehört.“

„Nun, Gott ſey Dank!“ ſprach Euſtachius; „Er wolle Seiner Kirche bald vollkommenen Frieden ſchenken. Jetzt möchte ich aber noch Eines wiſſen. Ihr ſprachet vorhin von Aufträgen, mich aufzuſuchen. Wie iſt es damit?“

„Ach ja,“ rief Akazius; „die Freude, dich wieder zu ſehen, und der Jammer um deine Gemahlin und deine Söhne brachte mir alles Andere, ſogar den Auftrag des Kaiſers an dich, ganz aus dem Sinn. Höre denn! Seit du zwiſchen dieſen Felſen und Wäldern wohneſt, hat ſich in der Welt Vieles zugetragen, wovon du nichts inne geworden. Die Parther, die du einſt ſo rühmlich beſiegt haſt, haben die Friedensbündniſſe mit Rom gebrochen. Mit großer Heeresmacht drangen ſie über den Gränzfluß des Römiſchen Gebietes, den Hydaspes, drängten die Römiſchen Kriegsſchaaren überall zurück, und verheerten das ganze Land weit und breit mit Feuer und Schwert. Ein Eilbote nach dem andern kam nach Rom, mit den dringendſten Bitten um Verſtärkung, indem ſonſt Alles verloren ſey. Der Kaiſer mochte ſich in großer Verlegenheit befinden. Er hat ſeine Eroberungen zu weit ausgedehnt, und hat nun Mühe, ſie alle zu behaupten. Indeß ließ er mehrere Kriegsſchaaren, und auch die Legion, unter der wir dienen, zuſammen rufen. Er ſelbſt erſchien vor dem verſammelten Heere. Er forderte die Soldaten auf, eingedenk ihres alten Ruhmes, dem Römiſchen Namen Ehre zu machen. Allein mehrere Hauptleute und Gemeine riefen laut auf: „Kaiſer, gieb uns unſern Feldherrn Plazidus zurück, ſo wollen wir Hunderttauſende von Parthern ſchlagen, wie Einen Mann.“ Der Kaiſer ſchien betroffen. Er ſagte: „Ich habe bereits an alle Statthalter und Landpfleger in dem Römiſchen Gebiete meine Befehle erlaſſen, nach ihm zu forſchen. Getraut ſich einer aus euch, ihn aufzufinden, ſo trete er hervor; und ich werde den, der mir den trefflichen Feldherrn wiederbringt, herrlich zu belohnen wiſſen.“ Mehrere Soldaten und auch wir zwei traten hervor. Wir wußten ja, daß du im Sinne hatteſt, nach Aegypten zu ziehen, und hofften dich dort oder in den benachbarten Gegenden zu finden. Wir erhielten ſogleich offene kaiſerliche Vollmachtsbriefe an alle Landpfleger und Kriegsoberſten, uns in unſerm wichtigen Geſchäfte, auf dem das Wohl des Reiches beruhe, zu unterſtützen, und den achtungswürdigen Feldherrn Plazidus, wenn je den Römern das Glück beſchieden wäre, ihn wieder zu finden, mit den ihm gebührenden Ehrenbezeigungen unverzüglich nach Rom zu befördern. Dieſe Briefe verwahre ich hier auf meiner Bruſt, und du magſt ſie, vom Kaiſer eigenhändig unterzeichnet, nun ſelbſt leſen.“ Er nahm ſie heraus, und legte ſie dem Euſtachius vor.

„Und nun,“ rief Antiochus flehend, „vergiß der Unbilden, die dir auf dem Römiſchen Boden begegneten, und komm mit uns! Die Bruſt vieler Tauſend tapferer Krieger ſchlägt dir entgegen. Selbſt der Kaiſer wird dich mit hoher Freude aufnehmen. Wenn du wieder an der Spitze unſers Heeres ſteheſt, werden wir ſiegen, der erfreuten Welt den Frieden ſchenken, und mit Lorbeeren bekränzt aus dem Felde zurückkehren.“

Euſtachius ſprach: „Es iſt eine augenſcheinliche Fügung der göttlichen Vorſehung, daß ihr dieſen meinen verborgenen Aufenthalt gefunden, und bevor ihr noch in das Dorf hereinkamet, ſogleich mich vor allen andern Einwohnern zuerſt angetroffen habt. Gott hat eure Tritte hieher gelenkt, und ich halte es für meine Pflicht, meinem Vaterlande zu dienen, und Blut und Leben daran zu ſetzen, es zu retten. Seyd ruhig; morgen des Tages ziehe ich mit euch. Wie ich das Schwert willig mit der Pflugſchar vertauſchte, weil ich dafür hielt, es ſey der Wille Gottes; ſo bin ich, da ich es abermal für den Willen Gottes erkenne, bereit, den Pflug zu verlaſſen, und wieder zum Schwerte zu greifen; nicht um friedliche Völker zu überfallen, ſondern um tauſend ruhige Familien, manche Unſchuld, manche Mutter mit ihren Kindern vor dem Uebermuth der Feinde ſicher zu ſtellen. Mit Gottes Hülfe ſoll bald kein Parthiſcher Soldat mehr Römiſche Felder verwüſten, kein feindliches Roß mehr aus unſern Bächen trinken.“

Am andern Morgen, ſogleich nach Anbruch des Tages, trat Euſtachius mit den zwei Soldaten aus ſeiner Hütte hervor, um von den Einwohnern des Dorfes Abſchied zu nehmen. Es war bereits eine ganze Schaar derſelben vor ſeiner Thüre verſammelt. Denn die Nachricht, zwei gute Freunde von ihm ſeyen gekommen, ihn zu beſuchen; er ſelbſt aber ſey ein berühmter Feldherr, hatte ſich ſogleich durch das ganze Dorf verbreitet. Die guten Leute bezeigten ihm ihre Theilnahme und Freude, und begrüßten die zwei Krieger auf das freundlichſte. Allein da Euſtachius ihnen jetzt ankündete, daß er ſie nunmehr verlaſſen, ja dieſe Stunde noch abreiſen müſſe, verwandelte ſich ihre Freude plötzlich in lauten Jammer. Auch die übrigen Bewohner des Dorfes liefen zuſammen, und alle weinten und jammerten, als würde eben ſeine Leiche aus der Hütte getragen. Euſtachius tröſtete ſie und ſprach: „Weinet nicht! Es iſt nun einmal Gottes Wille, daß wir ſcheiden. Bewahrt Glaube, Hoffnung und Liebe, ſo werden wir uns dort oben im Himmel wiederſehen. Indeſſen lebet wohl, und der Herr ſey mit Euch!“

Der ehrwürdige Greis Clemens, den Euſtachius zuerſt kennen gelernt, und der nunmehr der älteſte Mann im Dorfe war, trat ihm jetzt näher, bot ihm mit Thränen in den Augen die Hand und ſagte: „Gott hat dich hieher geſchickt, und dich ſo lange unter uns wohnen laſſen, damit du dieſes Sein Volk zur Erkenntniß der Wahrheit brächteſt und in allem Guten unterrichteteſt. Er iſt es, der dich nun wieder abruft, und ſo können wir nichts dagegen ſagen. Sein Wille geſchehe! — Ich danke dir im Namen Aller hier, für alle Liebe, die du uns dieſe fünfzehn Jahre hindurch erwieſen haſt, und der Herr vergelte es dir!“ Alle ſtimmten laut weinend in dieſen Dank mit ein; alle kamen herbei, und jedes wollte ihm mit Mund und Hand noch beſonders danken. Greiſe mit grauen Haaren reichten ihm die abgezehrte Rechte, und kleine Kinder auf den Armen der Mütter boten ihm, von den Müttern ermahnt, die zarten Händchen dar. Alle begleiteten ihn eine große Strecke Weges, und erſt auf ſeine wiederholten Bitten und Ermahnungen blieben ſie zurück.

Euſtachius reiste vorerſt zu dem Landpfleger, der über jene Gegenden geſetzt war. Als der Landpfleger den Mann in Bauerntracht von zwei Bewaffneten begleitet hereintreten ſah, meinte er Anfangs, die Soldaten brächten ihm einen Gefangenen. Da er aber vernahm, dieſer ländlich gekleidete Mann ſey der ſo ſchmerzlich vermißte Feldherr, ergriff ihn das höchſte Erſtaunen. Er begrüßte ihn mit großer Ehrerbietigkeit und machte ſogleich Anſtalt, daß Euſtachius ſeines Ranges gemäß gekleidet und mit Waffen verſehen würde; auch ſorgte er für Pferde und gab ihm noch ein anſehnliches Gefolge von Reiterei zur Bedeckung mit bis an das Meer. Hier lagen immer einige Schiffe zum Dienſte des Kaiſers bereit, und Euſtachius ſchiffte ſich unverzüglich ein.

Nach einer ſehr glücklichen Reiſe, ſowohl zu

Land als zur See, kam Euſtachius an dem kaiſerlichen Hofe an, und ließ ſich bei dem Kaiſer melden. Der Kaiſer ſaß eben im Staatsrathe, und war mit ſehr wichtigen Staatsangelegenheiten beſchäftigt; allein ſobald er vernahm, ſein ſehnlich erwarteter Feldherr ſey angekommen, ſprang er aus ſeinem Seſſel auf, warf die Schriften, die er eben in der Hand hielt, auf den Tiſch, und eilte, ungeachtet ſeiner hohen Würde, ihm mit offenen Armen entgegen. Er führte ihn an ſeinem Arme in den Saal, und fragte ſehr gütig: „Wie iſt es dir, mein lieber Feldherr, denn bisher, ſeit du nicht mehr auf deinen Gütern wohneſt, ergangen, und wie befinden ſich deine Gemahlin und deine Söhne?“ Als der Kaiſer ihr ſchreckliches Schickſal vernahm, ward er ſehr erſchüttert; ſein Gewiſſen machte ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er einen ſolchen Mann einem ſolchen Elende Preis gegeben habe. Er ſchwieg lange — endlich ſagte er: „Das Einzige, was unſere große Betrübniß etwas mildern kann, iſt dies, daß wir dich doch nun einmal wieder haben. Ich ernenne dich hiemit zum Feldherrn über mein Kriegsheer, das gegen die Parther einen harten Kampf zu beſtehen hat. In deine Hand lege ich das Wohl des Reiches. Das ganze Kriegsheer hat nur den Einen Wunſch, dich wieder an der Spitze zu ſehen; nur unter deiner Anführung hoffet es, die Feinde Roms zu demüthigen, den Ruhm der Römiſchen Waffen wieder herzuſtellen und den Frieden zu erobern. Zieh denn hin, dieſes Alles auszuführen, und meine beſten Wünſche begleiten dich!" Der Kaiſer legte ihm hierauf die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde ſelbſt um, und gab ihm den Befehlshaberſtab in die Hand. In ganz Rom war über die Zurückkunft und Wiederanſtellung des verehrten Feldherrn die aufrichtigſte Freude.

Euſtachius eilte den Gärnzen des Reiches zu, und langte bei dem Kriegsheere an. Das Heer grüßte ihn mit lautem Jubel und fühlte ſich von neuem Muthe belebt. Der treffliche Feldherr erkannte mit dem erſten Blick, das Heer ſey zu geſchwächt und zu zerrüttet, um die unermeßliche Menge der Feinde mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Der Feind hatte ſeine vorzügliche Stärke in der Reiterei, die der Römiſchen nicht nur an Zahl, ſondern auch an vortrefflichen Pferden und gewandten Reitern weit überlegen war. Euſtachius beeilte ſich, ſeinem Heere zwiſchen Felſen, Wäldern und Moräſten eine ſolche Stellung zu geben, daß der Feind von ſeiner zahlreichen Reiterei wenig Gebrauch machen, und trotz aller Anſtrengung keinen Schritt mehr vorwärts dringen konnte. Indeß kam bei dem Römiſchen Heere mit jedem Tage friſche Mannſchaft an, die in allen Städten und Dörfern des Reiches ausgehoben worden. Der

Feldherr muſterte ſie immer ſelbſt, war faſt immer zugegen, wenn ſie in den Waffen geübt wurde, wählte die kräftigſten und tapferſten jungen Männer aus, und bildete aus ihnen, vereint mit alten, verſuchten Soldaten, ſeine Satelliten, oder wie man jetzt ſagen würde, ſeine Leibwache oder Garde, die in dem entſcheidendſten Augenblicke der Schlacht den Ausſchlag geben ſollte. Nachdem er in mehreren kleinen Gefechten, die täglich vorfielen, die jüngern Soldaten mit der Art zu ſtreiten, die dem Feinde eigen war, vertraut gemacht, und alles wohl vorbereitet und berechnet hatte, gab er den Befehl, den Feind plötzlich und überall zu überfallen. Der Feind, durch das lange Zögern eingeſchläfert und ſicher gemacht, nahm in wilder Verwirrung die Flucht, leiſtete aber bald, durch neue Schaaren verſtärkt, kräftigen Widerſtand. Allein jetzt gab Euſtachius Befehl, ſich in guter Ordnung zurückzuziehen. Mancher alte Soldat murrte; indeß gehorchte er. Euſtachius kannte die Parthiſchen Reiter. Sie hatten das Eigene, wenn ſie flohen, ſetzten ſie ſich verkehrt auf das Pferd, wandten ihr Angeſicht ihren Feinden zu, und richteten oft fliehend mit ihren ſcharfen Pfeilen eine größere Niederlage an, als im Vorrücken und offenbarem Angriff. Nachdem die Römer einige Meilen weit gewichen waren, gebot der Feldherr, Halt zu machen, und aufs Neue anzugreifen. Er hatte die Feinde durch ſeinen gut berechneten Rückzug in eine Lage gebracht, wie er es wünſchte. Sie flohen — allein ein großer Theil des Römiſchen Heeres ſtand ihnen nunmehr im Rücken; unzählige Spieße ſtarrten ihnen entgegen, und bildeten eine eiſerne Verzäunung, die ſie nicht zu durchbrechen vermochten. Viele Pferde rannten in die vorgehaltenen Spieße; andere bäumten ſich hoch auf, ſtürzten rückwärts zu Boden und erdrückten die Reiter. Zu beiden Seiten aber befanden ſich ſteile Berge und tiefe Moräſte. Die Beſtürzung der Feinde war unermeßlich. Voll Verzweiflung machten ſie einen wüthenden Angriff auf die Schaar, unter der ſich der Feldherr, dem ſie all ihr Unglück zuſchrieben, ſelbſt befand, und brachten ſie in Unordnung. Allein augenblicklich kamen ihm die zwei nächſten Schaaren zu Hülfe, deckten ihn mit ihren Schilden gegen die Wolken feindlicher Pfeile, und ſchafften ihm Raum, ſeine Befehle wieder ruhig zu ertheilen. Die Feinde erlitten eine gänzliche Niederlage. Die Anzahl der Gefangenen war unermeßlich. Ihr ganzes Lager ward erobert, und alle Schätze, die ſie bisher geraubt hatten, wurden ihnen wieder abgenommen.

Euſtachius ließ nun das Heer über den Gränzfluß Hydaspes gehen, und die feindlichen Städte und feſten Plätze, die ganz von Truppen entblößt waren, beſetzen. Die Feinde, die bisher das Römiſche Gebiet unausgeſetzt beunruhigt hatten, fühlten nun keinen andern Wunſch mehr, als ſelbſt Ruhe und Frieden zu erhalten. Euſtachius entwaffnete die Gefangenen und gab ſie frei. Ihre Fürſten und Anführer behielt er als Geißeln. Er ſchrieb den Frieden mit ſolcher Klugheit vor, daß es den Parthern unmöglich war, fernerhin das Geringſte gegen die Römer zu unternehmen. Alles war die Folge der einzigen Schlacht und das Werk weniger Tage. Er verſammelte nun das Römiſche Heer, bezeigte ihm ſeine Freude über die erkämpften Lorbeeren und kündete den Soldaten an, daß er ſie unverzüglich nach Rom zurück führen werde; dabei aber nur bedauere, daß noch eine Anzahl ſo braver Männer als Beſatzung zurück bleiben müſſe. Die Soldaten erhoben ein Freudengeſchrei, und das Lob des Feldherrn erſcholl bis an die Wolken. Allein Euſtachius lobte nur Gott, den Herrn der Heerſchaaren, daß Er ihm einen ſo herrlichen Sieg verliehen habe.

Zehntes Kapitel.

Ein Siegesfeſt.

Euſtachius beſchloß, das ſiegreiche Heer durch ſolche Gegenden nach Italien zurück zu führen, die durch den Krieg nicht gelitten hatten. Er ſchickte einen Trupp Reiter voraus, in den Städten und größern Ortſchaften die Annäherung des Heeres anzumelden, bequeme Plätze zum Lager aufzuſuchen, und Anſtalten zu guter Verpflegung der Soldaten zu treffen. Die Reiterſchaar kam auf dieſem Zuge zu einer anſehnlichen, wohlgebauten Stadt, in der ſich die Römiſchen Kaiſer auf ihren Zügen ins Morgenland manchmal einige Tage aufzuhalten pflegten, und ſie deßhalb mit einem ſehr ſchönen Pallaſte geziert hatten. Die Stadt war von einer ſtarkbefeſtigten Burg beſchützt, anſtatt der Ringmauern aber mit prächtigen Gärten umgeben. Das ſchöne grüne Thal, in dem ſie lag, war reich an hohen, ſchattenreichen Bäumen, die bei der glühenden Mittagshitze die angenehmſte Kühlung gewährten. Reichliche Quellen kryſtallhellen Waſſers dienten dazu, auch zur heißeſten Jahrszeit Bäume und Gewächſe grün und blühend zu erhalten.

Die Einwohner der Stadt, unter denen ſich mehrere reiche Kaufleute befanden, waren wegen des Krieges ſehr in Sorgen. Seit langer Zeit hatten ſie keine ſichere Nachrichten von dem Römiſchen Heere vernommen. Es ging bloß die Sage, daß es trotz aller Verſtärkungen, die ihm zugeſchickt worden, nicht vorzudringen vermöge, nur noch zwiſchen Felſen und Moräſten Schutz ſuche, und ſich gegen die unermeßliche Anzahl der Feinde wohl nicht mehr lange werde halten können. Ja, vor einigen Tagen war ein Kaufmann, der große Lieferungen zum Kriegsheere übernommen hatte, äußerſt beſtürzt zurückgekommen, und hatte verſichert, das Römiſche Heer habe zwar einen Angriff auf die Feinde gemacht, ſey aber von der Uebermacht dieſer Barbaren mehrere Meilen weit zurück geſchlagen worden. Von dieſem Rückzuge ſey er ſelbſt Augenzeuge geweſen. Er habe ſich aber eilends aus dem Staube gemacht, und würde früher angekommen ſeyn, wenn auf dieſer ſchnellen Flucht ſeine Laſtthiere von der zu großen Anſtrengung nicht erlegen wären.

Die Bürger waren über dieſe traurigen Kriegsnachrichten ſehr beſtürzt — und als ſie nun Abends in der Ferne große Staubwolken aufſteigen ſahen, aus denen Waffen hervorblitzten, ſo ſchrie Groß und Klein mit Entſetzen: „Der Feind! der Feind!“ Es war ihnen nicht anders, als ſähen ſie ihre ſchöne Stadt ſchon plündern, als ſchlage die Flamme der brennenden Häuſer ſchon zum Himmel empor. Allein als die gefürchteten Krieger nunmehr in der

Stadt ankamen — als die Bürger in ihnen ihre Freunde und Beſchützer erkannten — als die Soldaten verſicherten, jener Rückzug ſey nur eine wohlgelungene Kriegsliſt geweſen — als ſie dem Volke freudig und freundlich zuriefen: „Wir ſind nicht nur Siegesboten, ſondern zugleich Boten des Friedens!“ — da verwandelten ſich Angſt und Schrecken in unbeſchreibliche Freude. Alles jauchzte und jubelte. Die Bürger wetteiferten, die werthgeſchätzten Gäſte aufs beſte zu bewirthen. Der Magiſtrat ſchickte augenblicklich Abgeordnete an den Feldherrn, ihm zu dem erhaltenen Siege Glück zu wünſchen, und ihn einzuladen, er wolle mit ſeinem tapferen Heere in ihrer Stadt und deren ſchönen Umgebung nicht nur einen, ſondern mehrere Tage von den Beſchwerden des Krieges ausraſten. Alles, was ſie hätten und vermöchten, ſtehe ihren Rettern zu Gebot.

Am andern Tage, als die Sonne bereits hoch am Himmel ſtand, näherte ſich das Heer der Stadt. Auf den friſchgemähten Wieſen umher wurde ein Lager geſchlagen, und bald erblickte man unabſehbare Reihen von weißen Zelten; der Feldherr aber, von einem anſehnlichen Gefolge, von vielen Offizieren und ſeinen zahlreichen Leibwachen begleitet, ritt in die Stadt. Die Bürger hatten Alles aufgeboten, ihn würdig zu empfangen. Die Straßen waren mit friſchem Laube beſtreut, und die Marmorſäulen des kaiſerlichen Pallaſtes, der ihm zur Wohnung beſtimmt war, mit grünen Lorbeerzweigen und dazwiſchen mit bunten Blumenkränzen umwunden. Jünglinge mit Oelzweigen in der Hand, und Jungfrauen mit Blumen bekränzt ſangen Siegeslieder, und nach jeder Strophe erſcholl der jauchzende Zuruf der Volksmenge und der Jubel der Trompeten. Der Vorgeſetzte der Stadt, der Präfekt, ein alter, ehrwürdiger Mann, überreichte dem Feldherrn einen Lorbeerkranz. Euſtachius nahm den Kranz, der bloß aus zwei reichbelaubten Lorbeerzweigen zuſammengefügt war, zertheilte ihn, und gab jedem der zwei Hauptleute, die neben ihm ritten, einen Zweig. „So,“ ſprach er, „theile ich dieſen Kranz mit euch. Ihr habt ihn nicht weniger verdient als ich. Ich wünſchte,“ fügte er noch bei, indem er ſich zu den übrigen Offizieren wandte, „ſo mit dem ganzen Kriegsheere, das den Sieg mit mir theilte, auch dieſen Lorbeerkranz theilen zu können.“

Unter den zahlreichen Einwohnern der Stadt befand ſich nun auch — die für todt ausgegebene Gemahlin des geprieſenen Feldherrn, die vortreffliche Theopiſta.

Allein der allgemeine Jubel machte ſie, ſo ſehr ſie ſich des Sieges und noch mehr des Friedens freute, dennoch ſehr traurig. Sie diente in einem der reichſten Häuſer als Sklavin, wohin ſie von einem Sklavenhändler verkauft worden. In ihrer Abgeſchiedenheit wußte ſie nicht das Geringſte davon, daß ihr Gemahl, den ſie vor fünfzehn, ja bereits ſechzehn Jahren unter ſehr betrübten Umſtänden verlaſſen mußte, wieder zur Würde des oberſten Feldherrn gegen die Parther erhoben ſey. Als ſie am Morgen dieſes feierlichen Tages in dem Garten, der vorzüglich ihrer Pflege vertraut war, ganze Körbe mit Blumen füllte, und zur Verherrlichung des Feſtes den wartenden Sklaven überlieferte, war es ihr einziger Gedanke: „Ach ſolche Feſte wurden einſt meinem Gemahl, dem trefflichen Plazidus, meinen geliebten Euſtachius, gegeben, wenn er ſiegreich aus dem Felde zurückkehrte!“ Wie hätte ſie denken können, dieſes Siegesfeſt gelte ihm, dieſe Blumen pflücke ſie für ihn!

Da es nun mit einem Male hieß: „Er kommt!“ da alles Volk eilte, lief und ſprang, ihn und ſeine tapfern Streitgenoſſen zu ſehen, mußte ſie unausgeſetzt in der Küche arbeiten, wo für diejenigen Offiziere, die heute in dem Hauſe ſpeiſen ſollten, ein großes Gaſtmahl bereitet wurde. Sie vernahm das frohe Jauchzen der Volksmenge und den jubelnden Schall der Trompeten mit ſtillen Seufzern, und manche heimliche Thräne floß über ihre Wangen. „Ach,“ dachte ſie, „mir kehrt mein Gemahl nicht mehr zurück! Ich ſehe ſein Angeſicht hier auf Erden wohl nicht mehr! Ihm werden keine Siegesfeſte mehr gefeiert. Jene glücklichen Zeiten ſind für mich auf immer vorbei. Doch hoffe ich, ihn im Himmel wieder zu ſehen — und wenn es hier ausgekämpft und ausgelitten iſt, werden wir dort ſchönere Siegesfeſte feiern."

Eilftes Kapitel.

Die Brüder.

Die Offiziere, die in dem Hauſe ſpeisten, in dem Theopiſta als Sklavin diente, gingen nach geendigter Tafel, und nachdem die Sonnenhitze etwas nachgelaſſen hatte, in den Garten am Hauſe, der mit allen Arten nützlicher Gewächſe und köſtlicher Baumfrüchte prangte, und dem man es nicht angeſehen hätte, daß er dieſen Morgen ſo vieler Blumen beraubt worden. An den Garten ſtieß eine ſehr große friſchgemähte Wieſe, deren ſchönes Grün vom Glanze der Sonne erhellt, zum Theil aber von hohen, dichtbelaubten Bäumen mit dunkelm Schatten bedeckt war. Zwiſchen den Bäumen, deren immer zwei oder drei beiſammen ſtanden, öffnete ſich eine weite Ausſicht auf das Lager, deſſen weiße Zelten fernen, ſchneebedeckten Hütten ähnlich ſahen. Unter einem Paar der älteſten, höchſten Bäume, mit dicken moosbewachſenen Stämmen und weit ausgebreiteten Aeſten voll des ſchönſten, grünen Laubes, befand ſich ein großer ſteinerner Tiſch nebſt einigen ſteinernen Bänken. Der ſchöne Luſtwald war bloß durch einen klaren, rauſchenden Bach, über den ein geländerter Steg führte, von dem Garten getrennt. Die Offiziere gingen hinüber, und ſetzten ſich auf die ſteinernen Bänke, wo es ungemein kühl und lieblich war. Einige andere Offiziere aus den benachbarten Häuſern geſellten ſich nach und nach zu ihnen. Auch mehrere Soldaten aus dem Lager hatten dieſe angenehmen Schatten aufgeſucht. Sie ſaßen oder lagen unter den Bäumen umher; ihre Spieße ſteckten neben ihnen in dem Boden, die Helme lagen daneben, und ihre glänzenden Schilde hatten ſie an den Baumſtämmen aufgehängt.

Theopiſta brachte auf Befehl ihrer Frau den Offizieren an der ſteinernen Tafel Erfriſchungen — einen großen, ſchöngeformten Krug mit Wein, nebſt zierlichen Bechern, Brod, und einige Körbchen voll kühlender Früchte. Nachdem ſie alles auf die Tafel geſtellt hatte, ſetzte ſie ſich, von der Arbeit des Tages ermüdet, in einiger Entfernung auf eine Raſenbank, die von blühendem Geſträuche beſchattet war. Denn ſie hatte von ihrer Frau den Befehl, als Aufwärterin bei der Hand zu bleiben, um, wenn etwas abgehen ſollte, es ſogleich herbei zu ſchaffen. Keinem der Offiziere kam es in den Sinn, ſie für mehr, als eine Sklavin anzuſehen; denn ihr aſchengraues Gewand war nur von Wollenzeuge, und ihren Kopf hatte ſie mit einem weißen Leinentuche umwunden, das die Haare verbarg und ihr ganz das Ausſehen einer Sklavin gab.

Die Offiziere ſahen ſie kaum an, tranken, und der Wein machte ſie ſehr geſprächig. Sie redeten Vieles von dem glücklich beendigten Feldzuge und ihren kriegeriſchen Thaten. Ein alternder, etwas grämlicher Offizier wandte ſich jetzt an einen jungen Offizier, der wie Milch und Blut ausſah, und ſprach: „Du, Hauptmann, dir hat der Feldherr heute ja eine ganz beſondere Ehre erwieſen, indem er dir die Hälfte ſeines Lorbeerkranzes gab.“ Der Hauptmann ſagte beſcheiden: „Nicht mir war der Kranz zugedacht, ſondern dem ganzen Kriegsheere. Der Feldherr ſagte es ausdrücklich. Ich empfing ihn auch nur im Namen des Heeres.“ Ein anderer Offizier rief: „Den halben Lorbeerkranz hat der Hauptmann redlich verdient. Ihr wißt alle, wie die Feinde, als ſie ſich überall eingeſchloſſen ſahen, in der Wuth der Verzweiflung noch einen Verſuch machten, ſich durchzuſchlagen, und mit vereinter Macht gerade auf den Feldherrn einſtürmten. Wäre der Hauptmann hier mit ſeiner tapferen Schaar, und die andere Schaar mit ihrem muthigen Hauptmanne, der heute die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhielt, ihm nicht gerade im entſcheidenden Augenblicke zu Hülfe gekommen, ſo hätte unſer geliebter Feldherr wohl gar das Leben verlieren, und die Schlacht einen ſehr unglücklichen Ausgang nehmen können.“ „Ei warum nicht gar!“ ſagte der alte Offizier; „wir andern wären auch noch da geweſen. Doch — ſey dies, wie es wolle, ſo werdet ihr doch alle bekennen müſſen, daß der junge Herr da, und ſein Glücksgenoſſe, der andere junge Herr, der uns eben jetzt die Ehre ſeiner Geſellſchaft nicht gönnt, in ſehr kurzer Zeit ein ganz ungeheures Glück gemacht haben.“

„Es iſt wahr,“ ſprach der junge Hauptmann, „ich hatte ein ſo außerordentliches Glück, daß es mir ſelbſt oft wie ein Traum vorkommt. Es iſt kaum ein Jahr, daß ich noch den Pflug lenkte.“ — „Wie,“ fiel ihm der alte Offizier ärgerlich in das Wort, „du biſt alſo nur ein Bauersſohn?“ „Nein,“ ſprach der Hauptmann. „Meine Geſchichte hat indeß von meiner Kindheit an ſo viel Wunderbares, daß ich ſie euch doch erzählen muß. Mein Vater war kein Bauersmann, ſondern, wie ich mich aus den dunkeln Jahren der Kindheit noch deutlich erinnere, ein vornehmer Herr und ein Kriegsheld. Er wohnte in einem ſchönen, großen Hauſe, und in dem größten Zimmer des Hauſes hatte er eine vollſtändige Rüſtung — einen ſchönen

Helm, einen hellglänzenden Harniſch nebſt Schwert und Lanze, und einen prächtigen Schild. Ich weiß noch gar wohl, wie ich mich über die eherne Haube und die eiſernen Kleider, deren Gebrauch mir der Vater erklärte, nicht genug wundern konnte. Meine Mutter war ſehr ſchön, und ich hörte die Leute im Hauſe oft ſagen, weit und breit im Lande gebe es keine ſchönere Frau. Ich hatte auch noch ein kleines Brüderchen, ein gar ſchönes Knäblein mit langen, gelben Haaren. Unſere Eltern hatten aber viel Unglück. Alle unſere Pferde, ſogar der Schimmel, auf dem der Vater gewöhnlich auf die Jagd ritt, und der mir vor allen andern Pferden lieb war, wurden krank und kamen um. Bald darauf erkrankten die Menſchen und viele ſtarben. Es war ein großer Jammer! Zuletzt gingen mein Vater und meine Mutter mit uns weit fort, bis an das Meer. Da beſtiegen wir ein Schiff. Wir Knaben waren über die unermeßliche Menge von Waſſer höchſt erſtaunt, und das Schwanken des Schiffes machte uns zuletzt krank. Endlich, nachdem wir lange nichts als Himmel und Waſſer geſehen, ſahen wir wieder Land, und waren höchſt erfreut. Nun entſtand aber, ich weiß nicht mehr warum, auf dem Schiffe ein großer Streit. Die Schiffsknechte brachten unſern Vater und uns Kinder mit Gewalt an das Land; der Schiffsherr aber, ein garſtiger Mohr, behielt unſere Mutter auf dem Schiffe zurück. Ich denke es mir noch recht gut, wie wir Kinder den ſchwarzen böſen Mann baten, unſere liebe Mutter uns nicht zu nehmen.“

Theopiſta, die Gemahlin des Euſtachius, hatte dieſe Erzählung mit immer größerer Aufmerkſamkeit angehört. „Gott im Himmel,“ dachte ſie, indem ſie von der Raſenbank aufſtand, „das iſt ja meine Geſchichte; was er von ſeinem Vater, von ſeiner Mutter und ſeinem kleinen Bruder erzählt, trifft alles genau zu. Ich kann beinah nicht mehr zweifeln – dieſer junge Kriegsheld ſey mein Sohn, mein geliebter Agapius.“ Mit wankenden Knien trat ſie etwas näher, und horchte mit klopfendem Herzen auf jedes Wort, das er weiter vorbringen würde.

Der Hauptmann fuhr fort zu erzählen: „Das Schiff, auf dem ſich unſere Mutter befand, wandte ſich und fuhr eilends wieder hinaus in das weite Meer. Wir zwei Knaben ſchrien und jammerten laut um unſere liebe Mutter, und ſahen dem Schiffe nach, bis es am fernen Himmel aus unſern Augen verſchwunden war. Auch unſer Vater weinte ſchmerzlich. Ich hatte ihn noch nie weinen ſehen, und es ging mir deßhalb um ſo mehr zu Herzen, wie er, indem ihm die hellen Thränen über ſeine Wangen herabfloſſen, öfter zum Himmel blickte und betete, und mehrmalen ſehr nachdrücklich zu uns ſagte: O Kinder betet, betet doch für eure Mutter! Wir übernachteten unter freiem Himmel, und reiſten mit anbrechendem Morgen weiter. Wir armen Kinder verſchmachteten beinahe vor Hitze, Hunger und Durſt. Endlich kamen wir an einen Fluß, wo einige ſchattige Bäume ſtanden. Der Vater ging und brachte uns Eier und einen Helm voll Waſſer; ſonſt wären wir vor Hunger und Durſt geſtorben. Er trug nun zuerſt meinen kleinen Bruder über den Fluß. Mit Herzensangſt ſah ich zu, wie der Vater durch den mächtig reißenden Fluß watete, endlich nach großer Anſtrengung das andere Ufer erreichte, und mein Brüderchen in den Schatten eines Baumes niederſetzte. Er ſtieg nun wieder in das brauſende, hochaufſchäumende Waſſer, um mich abzuholen. Ich freute mich ſehr, als er mir immer näher kam. Allein plötzlich hörte ich zu Lande etwas auf mich zukommen. Ich ſah um und erblickte ein furchtbares Thier mit weit aufgeſperrtem Rachen. Ich wußte damals noch nicht, daß es ein Löwe war. Ich fing an, aus allen Kräften zu ſchreien, und wollte dem grauſamen Thiere entlaufen. Allein augenblicklich fühlte ich mich von dem Löwen ergriffen, und er trug mich in ſeinem Rachen eilend fort in den Wald.“

Ein anderer junger Offizier, eben derjenige, der die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhalten und ſich erſt vor einigen Minuten bei der Geſellſchaft am ſteinernen Tiſche eingefunden hatte, ſchrie jetzt plötzlich laut auf: „Bruder!“ ſtürzte mit weit offenen Armen auf den Hauptmann zu, ſchloß ihn in die Arme, und rief mit herzdurchdringender Stimme wiederholt: „Bruder! Liebſter, beſter Bruder! Du, mein theurer Agapius! O glaube mir, ich bin wahrhaftig dein Bruder, dein Theopiſtus! Ich war jenes Knäblein, das unſer Vater über den Fluß trug. Ich ſah es mit Augen, wie jener Löwe dich ergriff, und ſchneller als ein Pfeil mit dir in den Wald ſprang. Auch ich wurde ſogleich darauf von einem Wolfe fortgeſchleppt. O welche wunderbare Fügung Gottes, daß wir beide errettet wurden! Welch ein unausſprechliches Glück, daß wir, die wir einander ſchon lange von Angeſicht kannten, einander ſchätzten und liebten, uns nun auf einmal als Brüder erkennen!“

Agapius, der andere Bruder, war eben ſo erſtaunt und entzückt. Er konnte nicht zweifeln, ſeinen jüngern Bruder, ſeinen geliebten Theopiſtus, wieder gefunden zu haben. Er ſchloß ihn feſt in ſeine Arme, drückte ihn an ſeine Bruſt, benetzte ſein Angeſicht mit Thränen, rief mehrmals: „Bruder! Liebſter Bruder!“ und konnte vor innigſter Rührung lange ſonſt kein anderes Wort hervorbringen.

Theopiſta aber, die höchſt erſtaunte Mutter, ſank vor Freudenſchrecken ohnmächtig auf die nahe

Raſenbank. Die Freude, in dem einen ſchönen, blühenden Römiſchen Hauptmanne ihren geliebten Sohn Agapius zu erkennen, hatte ſie ſchon ſo angegriffen, daß Herz und Glieder ihr heftig bebten. Allein da ſie plötzlich den Schrei des Freudenſchreckens: „Bruder!" aus dem Munde des andern Hauptmannes vernahm — da ſie nun in dieſem eben ſo ſchönen blühenden Kriegshelden ihren zweiten Sohn, ihren Liebling Theopiſtus erkannte — ſo war dieſes dem mütterlichen Herzen zu viel. Es ward ihr dunkel vor den Augen, und nur wie aus weiter Ferne und wie im Traume vernahm ſie noch die Worte der Redenden.

Allein in dieſem Augenblicke achtete Niemand auf ſie. Die beiden Brüder hatten ſich Vieles zu fragen und zu ſagen, und vergingen faſt vor Freude und Wehmuth. „Was macht unſer Vater?" fragte Agapius, „und haſt du unſere geliebte Mutter nicht mehr gefunden?" „Ach Gott," ſprach Theoſtus, „ich habe, ſeit der Wolf mich geraubt, nicht das Geringſte mehr von dem Vater gehört, und von unſrer geliebten Mutter eben ſo wenig." „Guter Gott," ſagten Beide faſt mit Einem Munde, „ach vielleicht ſind unſere guten Eltern ſchon todt! O wenn ſie je noch leben — welche Freude wäre das für ſie, wenn ſie jetzt in dieſem Augenblicke hier zugegen ſeyn und an unſerm Glücke theilnehmen könnten!"

Die Offiziere, die umher ſtanden, bezeigten über das glückliche Wiedererkennen der beiden Brüder die lebhafteſte Freude. „O herrlich, herrlich,“ rief der Eine in die Hände klatſchend; „ſo etwas kommt in dem menſchlichen Leben nicht alle Tage vor.“ Ein Anderer rief mit den Worten des Römiſchen Dichters: „Nun laßt uns trinken, und mit unbändigem Fuße den Boden ſtampfen!“ und dabei ſprang er vor Freude hoch auf. Die laute Freude theilte ſich den Soldaten mit, die unter den Bäumen gelagert waren. Alle kamen in Bewegung und eilten herbei, um zu ſehen und zu hören, was es Luſtiges gebe. Viele jauchzten vor Freude, als ſie vernahmen, was vorgegangen war. Diejenigen aber, die zu den Schaaren der beiden Hauptleute gehörten, riefen mit frohem Jubel: „Heil unſern Anführern! Heute Morgens theilte der Feldherr ſeinen Lorbeerkranz unter ſie; und dieſen Abend erkennen ſie ſich als Brüder! Heil den tapferen Helden und glücklichen Brüdern!“

Zwölftes Kapitel.

Die Mutter.

Theopiſta, die glückliche Mutter der glücklichen Brüder, ſaß noch immer auf der Raſenbank, das Haupt zurück gelehnt an das blühende Geſträuch. Ihr Angeſicht war leichenblaß, ihr Mund halb geöffnet, ihre Augen waren geſchloſſen. Sie vermochte nicht ein Wort hervor zu bringen oder eine Hand zu bewegen. Das Frohlocken und der laute Jubel der Soldaten weckte ſie aus ihrer Ohnmacht. Sobald ſie wieder zur Beſinnung kam, war ihr erſter Gedanke, ſich ihren zwei Söhnen zu erkennen zu geben, und als Mutter ſie zu begrüßen. Allein die Menge der Soldaten, die vor Freude trunken ſchienen, ſchreckte ſie; es ſchien ihr nicht rathſam, ſich durch das Gedränge der jubelnden Krieger hindurchzudrängen. „Was würde es mir auch nützen?“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt. „Würden meine Söhne, die jetzt mit Glück und Ruhm gekrönt ſind, mich, die arme, verachtete Sklavin als ihre Mutter anerkennen? Ach wenn ſie — was ich indeß nicht fürchte — ſich meiner auch nicht ſchämen würden, ſo würden ſie es mir doch nicht ſogleich glauben, ich ſey ihre Mutter. Welche Beweiſe könnte ich vorbringen? Ich wüßte ihnen beinahe nichts anders zu ſagen, als was ſie eben ſelbſt geſagt haben, und ſie würden denken, ich ſage ihnen das alles nur ſo nach, damit ſie mich aus der Sklaverei erretten, und mir ein beſſeres Schickſal bereiten möchten. Ich könnte mich leicht dem Unwillen der Offiziere, und dem Spotte und Gelächter der Soldaten ausſetzen. Indeß wohnet ja mein Sohn Agapius jetzt mit mir unter Einem Dache; wenn er in das Haus zurück kehrt, ſo will ich ihm in ſein Zimmer folgen, und da, unter vier Augen, kann ich ihn dann, wenn es mir je gelingt, mit mehr Ruhe überzeugen, ich ſey ſeine Mutter. Und erkennt einmal Agapius in mir ſeine Mutter, ſo wird auch mein Sohn Theopiſtus, der jetzt mit mir doch in Einer Stadt wohnt, mich bald als ſeine Mutter anerkennen, und wir alle drei werden eine Seligkeit empfinden, die ſich nicht ausſprechen läßt.“

Sie ging mit noch matten Schritten zurück und begab ſich auf ihre einſame Kammer unter dem Dache. Sobald ſie ſich allein ſah, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. „O Gott,“ rief ſie, indem ſie mit gefalteten Händen auf die Knie niederfiel — „Du guter, barmherziger Gott, Dir ſey Dank! Du, o allmächtiger Gott, der Du den Daniel aus der Löwengrube, und den Jonas aus dem Bauche des Meerungeheuers errettet haſt — Du haſt meine Kinder dem Rachen des Löwen und den Zähnen des Wolfes entriſſen. Denn Dir iſt nichts unmöglich. Deine Leitung iſt es, daß meine Söhne vor meinen Augen ſich wiederfanden; daß ich, ihre Mutter, ohne daß ſie mich erkannten, Zeuge ihrer Freude, ihres Entzückens ſeyn mußte, ja daß, indem ſie einander wieder erkannten, eben dadurch auch mir die Seligkeit bereitet ward, ſie Beide wieder zu erkennen — eine Freude, über die ich allen Schmerz der langen Trennung und den Kummer vieler Jahre vergeſſe! Wie Du tröſteſt, ſo kann keiner tröſten; wie Du erfreueſt, ſo kann Niemand erfreuen. Dir, Vater der Erbarmungen, der Du unendlich reich an Troſt und der Urquell aller Freude biſt, Dir ſey unendlicher Dank!"

Sie blieb eine Weile ganz in Andacht verſunken knien. „Aber," ſagte ſie jetzt, „wo iſt der Vater meiner wiedergefundenen Söhne? Was iſt ihm begegnet, daß mein Sohn Agapius nichts von ihm weiß? Auch Theopiſtus ſcheint, wenn ich recht hörte und es mir nicht bloß träumte, nichts von ihm zu wiſſen. Haben die wilden Thiere, nachdem ihnen die Söhne entriſſen worden, vielleicht den Vater angefallen und aufgezehrt? Iſt er vielleicht, wie ich, in Sklaverei gerathen, und bringt ihm vielleicht jede neue Sonne neuen Jammer? Oder ſieht er vielleicht das Licht der Sonne gar nicht mehr? Doch nein, nein, mein Herz ſagt es mir, er lebt noch! Du, guter Gott, haſt ihn gewiß erhalten und aus allen Gefahren und Leiden errettet.

Du wirſt Dein Werk vollenden, und wie Du mich die Söhne wiederfinden ließeſt, mich auch den Vater wiederfinden laſſen, damit die Freude unſer Aller vollkommen werde."

Sie ſtand auf, und trat an das Fenſter. Von hier aus konnte ſie ihre Söhne drunten auf dem Raſenplatze ſehen. Sie ſtanden neben einander, im Kreiſe der Offiziere und Soldaten, und ſchienen ſich und den Umſtehenden ihre weitere Geſchichte zu erzählen. „Ja," ſagte die hocherfreute Mutter, mit Augen voll Thränen lächelnd, „ſie ſind es, ſie ſind es wahrhaftig! Agapius mit ſeinen dunkeln Locken hat ganz die edle Stellung ſeines Vaters; auch die ſchönen blonden Locken des andern zeigen, daß er mein Theopiſtus iſt. Was für ſchöne, anſehnliche Männer von hoher, edler Geſtalt ſind aus den zwei kleinen Knaben geworden! Allein noch wiſſen ſie nicht, wie ſehr mein mütterliches Herz ihnen entgegen ſchlage. Aber wie überzeuge ich ſie, daß ich ſie unter dieſem meinem Herzen getragen, daß ſie meine Kinder ſeyen? Nur gleich ſo zu ihnen hintreten, und ihnen gerade zu ſagen: „Seht, ich bin eure Mutter!" — geht nicht. Dieſe Worte aus dem Munde einer Sklavin müßten ihnen zu ſeltſam vorkommen; in dieſer entſtellenden Sklavenkleidung und nach ſo langer Zeit würden ſie mich ſicher nicht mehr kennen. Ich will ihnen zuerſt ſagen, daß ich als eine freie Römerin widerrechtlich zur Sklavin gemacht wurde. Das wird ihr Mitleid, ihr Gefühl für Recht, ihren edlen Römerſtolz aufregen, und ſie werden mich geduldig und aufmerkſam anhören. Ich will ihnen dann meine Geſchichte erzählen; ich will ihnen ſagen, daß ich von edler Abkunft und die Gemahlin jenes berühmten Plazidus ſey, der mit mir und ſeinen zwei kleinen Söhnen nach Aegypten auswandern wollte. Vielleicht glückt es mir, in ihnen ſolche Erinnerungen aus der Geſchichte ihrer Kindheit zu erwecken, daß Beide von ſelbſt auf den Gedanken kommen, ich ſey ihre Mutter! Oder vielleicht findet ſich unter dem Heere noch einer oder der andere alte biedere Krieger, der ehemals unter meinem Gemahl diente, mich noch kennen und mir bezeugen wird, daß ich die Wahrheit rede. Und ſo werden wir denn am Ende ins Klare kommen — und mir wird die Seligkeit werden, ſie als meine Kinder an mein Herz zu drücken."

Theopiſta bemerkte jetzt, daß die Kriegerſchaar auf dem grünen Platze aus einander ging, und daß auch die Offiziere ſich nach und nach alle entfernten. Nur ihre zwei Söhne ſetzten ſich wieder auf eine Bank. „Nun," ſprach ſie, „iſt der rechte Augenblick gekommen; nun will ich hinunter und mich ihnen zu erkennen geben. O Gott, erleuchte Du mich, und laß mich die rechten Worte finden, ſie von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen.

Sie trocknete ihre Thränen, und eilte hinunter in den Garten. Allein, da ſie eben über den Steg ging, der über den Bach führte, ſtanden die beiden Söhne mit einem Mal auf, um weiter zu gehen. Sie gingen aber nicht auf das Haus zu; ſie nahmen durch den ſchattigen Wald hin einen andern Weg. Theopiſta bedachte ſich ſchnell, machte einen kleinen Umweg und kam ihnen entgegen. Ihr Herz klopfte heftig, und es zitterten ihr alle Glieder.

„Ihr edlen jungen Krieger,“ ſagte ſie mit bebender Stimme, „wäre es mir wohl erlaubt, euch eine Bitte vorzutragen?“ „Fürchte dich nicht, und zittere nicht ſo!“ ſprach Agapius, indem er ihr mitleidig ins blaſſe Angeſicht ſah, und wohl bemerkte, daß ſie geweint hatte. „Sey gutes Muthes, und ſag' deine Bitte getroſt. Wenn wir ſie je gewähren können, ſo werden wir es gerne thun.“ Sie ſprach: „Ich bin eine geborne Römerin; allein durch widerrechtliche Gewalt ward ich meinem Manne und meinen Kindern entriſſen, und als Sklavin verkauft.“ „Nun,“ ſprach Agapius, „da wünſcheſt du wohl, wir ſollen dich aus der Sklaverei befreien? Allein das ſteht nicht in unſerer Macht; das kann nur der Feldherr.“ Sie ſagte: „Das glaub' ich gern; allein ich bitte euch, höret meine Geſchichte doch erſt an. Ich hoffe euch zu überzeugen, daß ich aus einem der edelſten Geſchlechter Roms, und die Gemahlin eines jetzt vielleicht vergeſſenen, aber ehemals allgemein geſchätzten Kriegshelden bin.“ „Auch darüber kann der Feldherr am beſten urtheilen,“ ſprach Agapius. „Wir ſind in Rom fremd, wurden an den Gränzen des Reiches erzogen, und wiſſen wenig von Roms edlen Geſchlechtern. Unſerm Feldherrn aber iſt dein Gemahl ohne Zweifel bekannt. Ihm mußt du deine Bitte vortragen.“ Sie ſprach: „Allein wie komme ich bei ihm vor, und wird er wohl ſich ſo weit herablaſſen, einer armen Sklavin Gehör zu geben?“ „Wir wollen dir bei ihm Gehör verſchaffen,“ ſprach jetzt Theopiſtus, ihr anderer Sohn. „Er iſt ſehr gütig und leutſelig, und da uns deine Ausſage wahr ſcheint, ſo wird er deine Bitte ſicher erfüllen. Wir gehen jetzt eben zu ihm, ſeine Befehle zu vernehmen. Komm nur ſogleich mit uns.“

Dieſes unerwartete Anerbieten war ganz gegen ihren Wunſch. Sie blieb unentſchloſſen ſtehen; ſie hätte ſich ihren geliebten Söhnen gerne in einem vertraulichen Geſpräche entdeckt, und ihr Gemüth war jetzt gar nicht vorbereitet, dem ſieggekrönten, bewunderten Feldherrn, der ihr, wie ſie meinte, ganz fremd war, ihre Herzensangelegenheit vorzutragen. Allein ihre beiden Söhne ſagten: „Wozu das Zögern und Zagen? Wir haben Eile, und haben uns ohnehin ſchon etwas verſpätet. Komm ungeſäumt mit uns. Eine ſolche ſchöne Gelegenheit, ihn zu ſprechen, wird dir ſobald nicht wieder. Wir geben dir unſer Wort, du ſollſt unaufgehalten durch alle Wachen hindurch kommen, unſern ruhmwürdigſten Feldherrn von Angeſicht zu Angeſicht ſehen — und ſicher nicht ohne Troſt und Hülfe zurückkehren." „Nun wohl," ſagte Theopiſta, augenblicklich gefaßt; „ich nehme euer Anerbieten dankbar an, und gehe mit euch." Die beiden Hauptleute gingen mit ſchnellen Schritten, und Theopiſta folgte ihnen mit klopfendem Herzen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Ehegatten.

Die beiden Hauptleute näherten ſich dem Pallaſte, in dem der Feldherr ſein Hauptquartier hatte. Die hohen Marmorſäulen des Einganges prangten noch mit den abwechſelnden Gewinden von grünen Lorbeerzweigen und farbenreichen Blumen. Die Wachen traten hervor, und begrüßten die zwei Hauptleute mit den geziemenden Ehrenbezeigungen. Theopiſta bemerkte dieſes mit mütterlichem Wohlgefallen, und folgte ihren Söhnen die marmorne Treppe hinauf in den hochgewölbten Vorſaal. Hier hieß Agapius ſie ein wenig warten, ging mit ehrerbietigem Anſtande in den Saal, in dem ſich der Feldherr befand, kam aber ſogleich wieder heraus, und winkte ihr, hinein zu gehen.

Theopiſta trat in den Saal, der mit kaiſerlicher Pracht ausgeſchmückt war. Die Wände glänzten von Gold und Marmor, und der Fußboden war mit farbigen Teppichen belegt. Euſtachius ſtand in dem prächtigen Anzuge eines Römiſchen Feldherrn nahe an einem der hohen Fenſter, durch das die Abendſonne hereinſtrahlte, und ſeine edle Geſtalt beleuchtete; neben ihm auf einem Tiſche, der mit Purpur bedeckt war, befand ſich ſein von Gold glänzender Helm mit dem prangenden Federbuſche, der Befehlshaberſtab von Elfenbein und mit Gold verziert, und das Schwert mit dem goldenen Griffe.

Theopiſta blieb in demüthiger Stellung, wie es einer Sklavin geziemt, nicht weit von der Thüre ſtehen, wollte eben den Mund öffnen, um ihre Bitte vorzubringen — da erkannte ſie in dem Feldherrn plötzlich ihren Gemahl Euſtachius. Er kam ihr ſo jugendlich blühend vor, wie er einſt an ihrem Brauttage als Bräutigam vor ihr geſtanden. Sie erblaßte vor Freudenſchrecken und ſtarrte ihn voll Erſtaunens einige Augenblicke an. Dann eilte ſie mit offenen Armen auf ihn zu — rief mit lauter Stimme: „O mein Gemahl!“ —

ſtand aber auf halbem Wege erſchrocken ſtill, und ließ faſt ohnmächtig die Arme ſinken. Denn ſie bemerkte, daß ihr Gemahl ſie nicht mehr kenne. Wirklich blickte er ſie auch höchſt befremdet an, und ſein ernſtes Auge ſchien zu ſagen: „Was ſoll das ſeyn? Iſt dieſe Sklavin, die man zu mir herein gewieſen hat, nicht bei Sinnen?“ Denn da er ſeine Gemahlin ſchon ſeit vielen Jahren für todt hielt, ſo kam ihm auch nicht der leiſeſte Gedanke zu Sinn, dieſe Sklavin könnte ſeine geliebte Theopiſta ſeyn. Indeß ging er voll Mitleids zu ihr hin, um von dem traurigen Gemüthszuſtande, in dem ſie ihm zu ſeyn ſchien, ſich näher zu überzeugen.

Sie aber ſprach: „Ach du edler, vortrefflicher Mann, ſo erkenneſt du mich denn nicht mehr! Zwar wundere ich mich nicht darüber; denn Zeit, Kummer und Leiden mögen meine Geſtalt immerhin verändert haben. Allein höre mich, ehe du mich als eine Fremde zurückweiſeſt, doch erſt an! Ich kann dir, als Zeichen, wer ich ſey, ſolche Geheimniſſe angeben, die nur dir und mir bekannt ſind, und aus denen du zuverläſſig erkennen wirſt, wer ich ſey. Das Römiſche Kriegsheer nennt dich zwar Plazidus; allein der Name, mit dem die Chriſten dich nennen, und den du annahmſt, als du dich zum Glauben der Chriſten bekehrteſt, heißt Euſtachius. Erinnere dich jenes hellglänzenden

Kreuzes, das du im Walde über dem Geweihe eines Hirſches erblickteſt — jenes Traumes, in dem Chriſtus Sich auch mir zu erkennen gab — jenes frommen Biſchofes Johannes, von dem wir, und unſere zwei kleinen Söhne in der Stille der Nacht getauft wurden. Ach du mußt es wohl noch wiſſen, wie mir in der Taufe der Name Theopiſta, dem ältern unſrer zwei holden Knaben der Name Agapius, dem jüngern aber der Name Theopiſtus ertheilt ward. Gedenke der vielen Trübſale, die nach der Weiſſagung des frommen Biſchofes über uns gekommen, und die wir im Vertrauen auf Gott muthig und ſtandhaft übertrugen; gedenke, wie unſere Heerden umkamen, unſre Felder verödeten, unſer Landhaus in ein Krankenhaus verwandelt, und bald darauf von Räubern ausgeplündert wurde; gedenke unſrer traurigen Flucht und jenes ſchrecklichen, herzzerſchneidenden Augenblickes, in dem ich auf dem Schiffe von dir und unſern lieben Kindern getrennt wurde! Ach, frage mich über die kleinſten Umſtände dieſer Begebenheiten, und ich will ſie dir alle nennen! Frage mich ſogar über die Worte, die du bei dieſem oder jenem wichtigen Anlaſſe zu mir ſagteſt, die Niemand hörte, als ich, und ich will ſie dir alle wiederholen; denn alle ſind noch getreulich in meinem Gedächtniſſe eingeſchrieben. O gewiß, ich bin jene Theopiſta, deine Gemahlin, die weinend und jammernd, ja faſt entſeelt von jenem unmenſchlichen Mohren dir aus den Armen geriſſen worden; ſeit dieſer langen Zeit, von faſt ſechzehn Jahren bis zu dieſer Stunde, habe ich mich immer nach dir geſehnt, und meine Liebe und Treue dir unverſehrt bewahrt, ſo wie ich ſie dir bis in mein Grab bewahren werde! So gewiß du Derjenige biſt, dem nach Gottes weiſeſten Abſichten alle jene widrigen Schickſale begegneten; ſo gewiß bin ich Diejenige, die alle dieſe Schickſale mit dir theilte! Erkenne daher in mir deine getreue, liebevolle Gemahlin, mit der du, wiewohl nur wenige Jahre, in der glücklichſten Ehe gelebt, und ihr unzählige Beweiſe der zärtlichſten Liebe gegeben haſt. Denn Das würde ich ewig nicht glauben, daß du, den Gott jetzt mehr, als je erhöhte, und mit Glanz und Ruhm verherrlichte, mich, die Er zu dem dunklen, verachteten Stande einer Sklavin erniedrigte, deßhalb verſchmähen und verſtoßen könnteſt! Nein, nein, das kannſt du nicht, liebſter Gemahl, beſter Euſtachius! Ach mein Herz war immer bei dir, ſo lange wir auch getrennt waren. Ich kann die Freude, dich nach ſo langer Trennung wieder von Angeſicht zu ſehen, nicht ausſprechen! Und gewiß muß dieſer ſelige Augenblick, da Gott uns nach ſo vielen Prüfungen wunderbar wieder zuſammen führt, auch für dich ein Augenblick des Himmels ſeyn!“

Euſtachius hatte ſeine Gemahlin, während ſie ſprach, aufmerkſam betrachtet. Wiewohl ſie in dieſen erſchütternden Augenblicken einer Ohnmacht nahe und ihr Angeſicht blaß war wie eine Leiche, und ihre Sklaventracht ſie noch mehr entſtellte; ſo wurden dennoch ihre wohlbekannten Züge ihm nach und nach immer deutlicher und der gewohnte Klang ihrer lieblichen Stimme drang an ſein Herz. Er erkannte ſie. Eine eigene, wunderbare Empfindung durchſchauerte ihn, als er ſeine geliebte Theopiſta, die er ſeit bald ſechzehn Jahren für todt gehalten, jetzt lebend vor ſich ſtehen ſah. Das höchſte Erſtaunen, unnennbares Entzücken, und das innigſte Mitleid erfüllten zugleich ſeine ganze Seele.

„Theopiſta,“ rief er faſt außer ſich, „ja du biſt es — du biſt meine theure, meine innigſt geliebte Gemahlin, deren Verluſt mir bis dieſe Stunde unvergeßlich und unerſetzlich geblieben! Ach, in was für bedauernswerthe Umſtände biſt du gerathen! Doch, Gott, der Allmächtige, ſey gelobt und geprieſen, daß Er dich mir wieder geſchenkt hat! Aller Glanz und Ruhm, um den mich viele Tauſende beneiden, iſt nichts, gar nichts gegen die Seligkeit, dich wieder in meine Arme zu ſchließen.“

Er ſchloß ſie in ſeine Arme, und benetzte ihr Angeſicht mit heißen Thränen. Auch ſie weinte die ſeligſten Thränen. Beide vergaßen aller ihrer bisherigen Leiden. Nichts übertraf ihre Seligkeit, als der Dank und die Anbetung, womit ſie, während ſie ſich umarmten, von Zeit zu Zeit zu dem Himmel aufblickten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Söhne.

Euſtachius fühlte ſich unausſprechlich glücklich, ſeine innigſt geliebte Gemahlin wieder gefunden zu haben. Allein bald trübte der Gedanke an ſeine Söhne dieſes ſein Glück. Es fiel ihm wie ein Felſenſtück auf das Herz, Theopiſta werde jetzt nach ihren Söhnen fragen, und er könne ihr die Wahrheit nicht verhehlen, daß Beide ihm von wilden Thieren geraubt worden. „Ach, die gute Mutter!“ dachte er; „wie bald wird ihr die Freude, den Vater wieder gefunden zu haben, in Jammer über den Tod ihrer Kinder verwandelt werden!“ Indem er dieſes dachte, ſprach Theopiſta: „Nun, liebſter Gemahl, laß uns die Freude des Wiederſehens auch mit unſern geliebten Söhnen theilen! O wie verlangt mein mütterliches Herz, ſie nach ſo langer Trennung wieder in meine Arme zu ſchließen!“ Euſtachius ſprach tief betrübt: „Liebſte Theopiſta, holde Mutter liebenswürdiger Kinder, laß uns die unerforſchlichen, aber immer weiſen und liebevollen Rathſchlüſſe Gottes im Staube anbeten! Unſere Söhne wurden als zarte Knaben der Raub wilder Thiere. Sie ſehen das Licht dieſer Sonne nicht mehr, ſie wandeln nicht mehr unter den Lebenden!“

Allein Theopiſta rief hocherfreut: „Nein, nein, liebſter Gemahl, du irreſt! Deine beiden Söhne leben! Gott hat ſie unverletzt aus dem Rachen der wilden Thiere errettet! In dieſem Augenblicke will ich ſie dir lebend vor Augen ſtellen! Sie ſind deine würdigen Streitgenoſſen! Ja ohne ihren Muth, ihre Liebe zu dir, hätteſt du vielleicht nicht geſiegt, und dieſes Land wäre vielleicht eine Beute feindlicher Völker geworden!“ „Theopiſta, was wandelt dich an?“ ſprach Euſtachius. „Du erſcheinſt mir in dieſem Augenblicke als eine begeiſterte Prophetin.“ Sie aber eilte hinaus auf den Vorſaal, ſagte den zwei jungen Kriegern: „Kommt mit mir, der Feldherr begehrt eurer!“ — nahm mit ihrer Rechten den Einen, mit ihrer Linken den Andern bei der Hand, führte ſie in den Saal, und ſprach mit hoher Freude: „Feldherr! ſieh da in dieſen jungen Helden deine beiden Söhne! Dieſer da mit den dunkeln Locken iſt dein Agapius, den dir der Löwe — und dieſer hier mit den gelben Haaren dein Theopiſtus, den dir der Wolf geraubt hat. Allein was vermögen reißende Thiere gegen diejenigen, die Gott ſchützt? Gott hat ſie errettet; Gott hat ſie dir wieder zugeführt; unter Gottes Leitung halfen ſie dir ſtreiten. Ohne dich, ohne ſich einander zu erkennen, halfen ſie dir mit vereinten Kräften deinen ruhmvollen Sieg erkämpfen. Erſt in dieſer Stunde erkannten ſie ſich vor meinen Augen als Brüder; erkenne nun auch du, glücklicher Vater, in ihnen, die du, ohne ſie zu kennen, vor Tauſenden ausgezeichnet haſt, deine würdigen Söhne!"

Euſtachius rief voll des höchſten Erſtaunens: „Wie, dieſe heldenmüthigen Jünglinge, unter die ich heute meinen Lorbeerkranz vertheilte, ſollten meine Söhne ſeyn? Jene zarten Knaben, die ich mit Entſetzen in dem Rachen wilder Thiere erblickte, ſollten mir gleichſam von dem Tode wieder zurück gegeben ſeyn? O Du guter barmherziger Gott, dieſe Seligkeit wäre zu groß; noch kann ich es nicht glauben."

Allein Theopiſta ſprach: „Glaube mir, edler Vater, ſie ſind deine Söhne. Ich bin meiner Sache gewiß; es iſt mir ſo klar wie die Sonne. Doch wozu bedürfte es vieler Worte? Sieh dieſe Jünglinge nur einmal recht an! Sieh da deinen Agapius, blicke ihm in die Augen, betrachte ſeine Stirne, ſeinen Mund, und ſag ſelbſt, iſt er nicht dein getreues Ebenbild und wie von dir abgezeichnet? Sieh da deinen Theopiſtus, dieſe blauen Augen, dieſe blonden Locken — gleicht er nicht ſeiner

Mutter, da ſie noch in der Blüthe ihrer Jugend prangte? Zweifle alſo nicht mehr, und umarme ſie als deine Söhne!“

Der hocherfreute Vater hatte keinen Zweifel mehr — ſchloß bald Agapius, bald Theopiſtus in ſeine Arme, und reichliche Thränen floſſen über ſeine Wangen. Er genoß der größten Seligkeit edler Eltern — der Seligkeit, zu ſehen, daß ihre Kinder ſich ihrer würdig betragen. Aber auch die Söhne waren vor Freude außer ſich, in dem hochverehrten Feldherrn, dem geliebten aber auch gefürchteten Gebieter, deſſen Blick Ehrfurcht forderte und Gehorſam gebot, einen liebenden Vater zu finden, deſſen Vaterherz ſich in reichliche Thränen ergoß.

Theopiſta, die edle Gattin und Mutter, ſtand ſeitwärts und erfreute ſich der Seligkeit ihres Gatten und ihrer Söhne. So ſehr ihr Herz brannte, ihre Kinder zu umarmen, ſo wollte ſie die entzückten Söhne den väterlichen Umarmungen noch nicht entziehen. Sie konnte ſich an dem himmliſchen Anblicke nicht ſatt ſehen. Freudenthränen floſſen über ihre blaſſen Wangen; ſie fühlte ſich die seligſte Gattin und Mutter.

Ihre beiden Söhne ahneten aber gar nicht, daß ihre geliebte Mutter, über deren Verluſt ſie einſt als Kinder ſo heiße Thränen vergoſſen und je älter ſie wurden, ſich immer mehr nach ihr geſehnt hatten, ihnen ſo nahe ſey. Am allerwenigſten dachten ſie daran, die bleiche Sklavin mit rothgeweinten Augen, der ſie aus Mitleid bei dem Feldherrn Gehör verſchafft hatten, ſey ihre Mutter. Sie hatten in ihrer gegenwärtigen Freude dieſer Sklavin ganz vergeſſen, und achteten ſo wenig auf ſie, als wäre ſie gar nicht zugegen.

Allein dem edlen Vater war dies höchſt auffallend; denn er zweifelte nicht im geringſten, die Mutter habe ſich ihren zwei Söhnen ſchon zuvor, ehe ſie ihm dieſelben vorführte, zu erkennen gegeben. Er ſprach daher mit ſichtbarer Betrübniß und großem Ernſte: „Nun, meine Söhne! Habt ihr nur Thränen und Umarmungen für euren Vater? Sagt euer Herz euch nicht, daß ihr noch eine andere ſüße Pflicht zu erfüllen habt? — Wie? ihr nennt eure Mutter nicht einmal? Habt ihr kein Gefühl mehr für ſie, und ſoll ſie von aller Theilnahme an unſrer Freude ausgeſchloſſen bleiben? — Ihr ſeht mich befremdet und verlegen an! — Nun, ihr werdet euch doch noch eurer Mutter erinnern, wie hold und anmuthsvoll ſie war, und wie ſie in den Tagen eurer glücklichen Kindheit euch ſo lieb hatte! Du Theopiſtus, weißt du nicht mehr, wie ſie dich damals, als du auf unſrer Auswanderung erlegen warſt, ſo zärtlich auf ihren Armen trug? Und du, Agapius, haſt auch du es vergeſſen, wie ihr beide auf dem Schiffe krank geworden, und wie ſie euch da ſo liebreich verpflegte, und Nächte hindurch bei euch wachte? Wenigſtens muß euch unſer Jammer, als ſie uns von jenem Mohren genommen wurde, noch im friſchen Andenken ſeyn! — Ach es ging ihr indeſſen ſehr hart! Sie wurde in die Sklaverei fortgeſchleppt, in der ſie noch ſchmachtet! Sie iſt nun wohl ſehr arm, unglücklich und verachtet! Allein ſagt, wäre es möglich, daß ihr deßhalb euch ihrer ſchämen könntet? — O dann wäre es mir lieber, ich hätte euch mit keinem Auge mehr geſehen?“

„Liebſter Vater!“ rief jetzt Agapius, und griff an ſein Schwert, „ſag' uns doch nur, wo iſt der Böſewicht, jener abſcheuliche Mohr, der meiner geliebten Mutter ſo vieles Leid zufügen konnte? An dieſem Schwerte will ich ſein Blut herab tröpfeln ſehen! Seine ganze Rotte will ich in Stücke zerhauen, um die Mutter zu befreien!“

Theopiſtus ſprach: „Lieber Vater, da du weißt, daß die Mutter eine Sklavin iſt, warum haſt du ſie denn nicht ſchon längſt befreit? O ſag uns doch geſchwind, wo wir ſie auffinden können? Wo, wo iſt ſie? Den letzten Tropfen meines Herzblutes will ich daran ſetzen, die Mutter von Elend und Unterdrückung zu erretten!“

Euſtachius ſagte: „Wie, ihr kennet ſie nicht einmal? Das begreife ich nicht, wie das möglich iſt. Doch — ohne ſie zu kennen, habt ihr ſie ſchon geſehen. Seht da, dieſe iſt es! Sie, die euch als meine Söhne mir vorführte, ſtelle ich nun euch als eure Mutter vor.“

Beide Söhne empfanden das innigſte Mitleid, ihre geliebte Mutter als Sklavin zu erblicken. Wie es vorhin die Freude der entzückten Söhne ſehr erhöhte, gerade in dem bewunderten Feldherrn, den ſie unter allen Menſchen auf Erden am höchſten verehrten, ihren Vater zu erkennen; ſo ward jetzt die Freude, ihre Mutter wieder zu finden, durch den Anblick ihrer Armuth und Niedrigkeit ganz unausſprechlich rührend. Freude, Schmerz und Wehmuth durchdrangen ihre Herzen ſo mächtig, daß beide Jünglinge in heiße Thränen ausbrachen. Die entzückte Mutter aber ſtand da, wie verklärt von Freude. Der unbeſchreibliche Ausdruck von mütterlicher Zärtlichkeit in ihrem milden Angeſicht und in ihren thränenvollen Augen hatte etwas Himmliſches. Beiden Söhnen war es nicht anders, als erblickten ſie einen ſeligen Geiſt, einen Engel des Himmels. „Mutter! Liebſte Mutter!“ riefen beide mit Einem Munde, und fielen ihr beide um den Hals. Mutter und Söhne konnten ihre Freude nicht mit Worten, ſondern nur mit Thränen und frommen Blicken zum Himmel ausdrücken. Der Vater aber ſprach im Uebermaaß ſeiner Freude: „Ich möchte laut ausrufen, daß es die ganze Welt vernähme: O ihr Alle, die ihr Gott fürchtet, kommet, ſehet und höret, was für große Dinge Er an mir, meinem lieben Weibe und meinen lieben Kindern gethan hat.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der junge Bauer.

Euſtachius ſprach über eine Weile: „Die Empfindung wird uns zu mächtig! Auch die Freude iſt angreifend, ja oft noch angreifender, als der Schmerz. Ich fühle mich ganz beklommen. Kommt, und laßt uns ein wenig friſche Luft ſchöpfen!“ Er öffnete die zwei Thürflügel einer hohen Pforte, und ging mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Söhnen hinaus auf einen Altan, von dem man über die unten liegenden Gärten der Stadt hin die herrlichſte Ausſicht auf eine reiche Landſchaft hatte. Sie blieben an dem marmornen Geländer einige Zeit ſtillſchweigend ſtehen. Es war ein ſchöner, heiterer Abend. Kühle Lüftchen ſäuſelten durch die nahen Pappelbäume. Die Wolken, die benachbarten Dörfer, und die fernen Wälder und Berge waren von den letzten Strahlen der Sonne geröthet. Euſtachius zeigte auf die untergehende Sonne und ſagte: „O wie groß iſt Gott in Seinen Werken! Allein ſo groß und herrlich Er in Seiner Schöpfung iſt, ſo freundlich und gütig zeigt Er ſich auch in der Führung der Menſchen. Er, Der uns nach dieſem glühendheißen Tage dieſen kühlen, erquickenden Abend gibt, ſchenkte uns auch nach mancher heißen Trübſal wieder Freude und Erquickung. Darum danket dem Herrn, denn Er iſt freundlich und Seine Güte währet ewig.“

Hierauf ſetzte ſich Euſtachius mit ſeiner Gemahlin auf die marmorne Bank des Altans; die beiden Söhne ſetzten ſich zu beiden Seiten der Eltern, und Euſtachius ſprach: „Ich weiß nun wohl, liebſte Gemahlin, daß jene Schiffsknechte, die dich fälſchlich für todt ausgaben, dich in die Sklaverei verkauft haben; eben ſo weiß ich, daß ihr, meine geliebten Söhne, aus dem Rachen der wilden Thiere errettet worden. Allein wie dieſes zuging, und was in der langen Reihe von Jahren, ſeit wir uns das letzte Mal geſehen, euch alles begegnete, davon weiß ich noch nicht das Geringſte. Erzählt mir das Wichtigſte davon; denn gewiß werde ich neue Urſache finden, Gott zu loben und zu preiſen.“

Theopiſta ſagte: „Ihr, meine geliebteſten Söhne, erzählet mir und eurem Vater, zuerſt, was euch alles begegnete, ſeit jener grauſame Schiffer mich euch, und der Löwe und der Wolf euch eurem Vater entriſſen hat. Ich brenne vor

Begierde, die Geſchichte meiner lieben Kinder zu vernehmen."

Agapius erzählte ſeine Geſchichte zuerſt. „Wie jener Löwe," fing er an, „mich dort am Fluſſe ergriffen, und mit mir in den Wald entflohen, das hat mein Vater mit Augen geſehen, und meine Mutter hat es bereits aus meinem Munde gehört. Wie es mir in dem Rachen des Löwen zu Muthe war, weiß ich nicht mehr, und wußte es wohl damals ſelbſt nicht. Als ich wieder zur vollen Beſinnung gekommen war, erblickte ich mehrere brennende Kerzen. Ich lag in einer ländlichen Stube auf einem Bette, und mehrere Männer, Weiber und Kinder, ſo viel deren die Stube faſſen konnte, ſtanden um mich her. Alle bezeigten mir das größte Mitleid, und dankten Gott, durch Deſſen Beiſtand ich aus einer ſo ſchauerlichen Gefahr errettet worden. Sie ſahen an meinen Kleidern, daß ich aus einem entfernten Lande, und das Kind vornehmer Eltern ſeyn müſſe. Sie fragten mich daher ſehr neugierig, wie ich in dieſen dichten, unwegſamen Wald voll wilder, reißender Thiere gerathen ſey. Es währte einige Zeit, bis ich ihre Fragen gehörig beantworten konnte. Alle bedauerten meinen Vater und meinen kleinen Bruder von Herzen, und die Männer beſchloſſen, ſie aufzuſuchen. Allein nunmehr war es bereits Nacht und zu ſpät, ſich durch den wildverwachſenen Bergwald zu finden. Sobald indeſſen die Tageshelle ſich zeigte, machten ſie ſich auf den Weg. Sie kamen an das Ufer jenes Fluſſes, und fanden unter dem Baume, wo wir unſre letzte Mahlzeit gehalten, noch die Schalen von den Eiern; allein von dem Vater und meinem kleinen Bruder fanden ſie keine Spur mehr. Traurig kamen ſie zurück, und ſagten: „Die wilden Thiere haben den wehrloſen Mann und das arme Kind gewiß zerriſſen. Wenn wir uns dort ſo lange hätten aufhalten wollen, ſo hätten wir wahrſcheinlich noch einige ihrer Gebeine gefunden. Denn dort an jenem Fluße iſt es ſehr gefährlich; die Thiere der Wildniß kommen weit her, dort ihren Durſt zu löſchen."

„Wie es zugegangen, daß ich noch glücklich aus dem Rachen des Löwen errettet wurde, haben mir die Männer öfter ausführlich erzählt, und auch das, was ich ihnen damals ſagen konnte, mir öfter wiederholt. Die Begebenheit iſt kurz dieſe. Die Männer hatten in dem Walde Holz gefällt, und waren eben auf dem Wege nach Hauſe. Da kam der Löwe, der mich als ein zartes Knäblein im Rachen trug, in wilder Eile hinter einem Felſen hervor. Die tapfern Männer drangen augenblicklich mit geſchwungenen Aexten auf ihn ein. Einer aus ihnen verſetzte dem Löwen mit der Axt einen mächtigen Streich. Der Löwe ließ mich augenblicklich fallen, wandte ſich gegen den Mann, und wollte in ſeinem Grimme ihn zerreißen. Allein die übrigen Männer ſtanden ihrem bedrohten Gefährten bei. Es erhob ſich ein ſchrecklicher Kampf. Der Löwe bekam manchen ſtarken Hieb, und ſein Blut quoll aus mehreren Wunden hervor; endlich nahm er unter kläglichem Gebrülle die Flucht. Die Männer hoben mich nun von der Erde auf. Von der ſchrecklichen Todesangſt, die ich im Rachen des Löwen gefühlt hatte, war ich ohnmächtig; allein zu ihrer großen Freude unverſehrt. Sie waren ſehr erſtaunt, daß der Löwe mich nicht getödtet, ja nicht einmal verwundet habe. Einige meinten, das komme daher, weil der Löwe, von meinem Vater verfolgt, keine Zeit gefunden, mich zu verzehren, ſondern, im ſchnellen Laufe über Büſche und Felſen wegſetzend, gerade noch vor dem entſcheidenden Augenblicke ihnen in die Hände gefallen. Andere behaupteten, das furchtbare Thier habe, nach Art ſolcher Raubthiere, mich ſeinen Jungen lebend vorwerfen wollen, und ſich daher ſorgſam in Acht genommen, mich zu verletzen. Alle aber ſtimmten darin überein, Gott habe mich ganz beſonders bewahrt, und ich könne Ihm deßhalb in meinem Leben nicht genug danken.

„Es entſtand nun ein edler Wettſtreit unter ihnen, wer aus ihnen die Freude haben ſollte, mich in ſeinem Hauſe zu verpflegen und zu erziehen. Allein derjenige, der dem Löwen den erſten

Streich verſetzt hatte, ließ ſich dieſe Freude nicht nehmen. Er nahm mich voll des herzlichſten Mitleids auf ſeinen Arm, trug mich in ſein Haus, und legte mich auf ein Bett, wo ich mich aus meiner Ohnmacht nach und nach wieder erholte, wie ich gleich Anfangs erzählt habe.“

„Die tapfern, kühnen Holzhauer waren Bauern aus einem kleinen Dorfe, das jenſeits der waldigen Felſenhöhen, die es von dem Meere ſcheiden, in einem tiefen Thale liegt. Alle Bewohner dieſes Dorfes waren Chriſten. Schon vor mehreren Jahren, zur Zeit der Verfolgung, die ſich nie bis in dieſes abgelegene Thal erſtreckte, hatten ſich chriſtliche Prieſter dahin geflüchtet, und den Bewohnern das Evangelium verkündet. Die redlichen Landleute hatten es mit Freuden angenommen, und machen nun eine tadelloſe chriſtliche Gemeinde aus. Alle ſind nur darauf bedacht, ſich als gute Kinder des Einen Vaters im Himmel zu betragen; alle lieben einander wie Brüder und Schweſtern. Da iſt nur Friede und Eintracht. Sie entzweien ſich nie über zeitliche Güter; ſie theilen Alles, was ſie haben, willig mit einander. Sie arbeiten alle ſehr fleißig, und ſuchen durch Arbeit ſo viel zu erwerben, daß ſie davon alte und gebrechliche Leute reichlich unterſtützen können. Die chriſtliche Liebe, dieſes ſchöne Kennzeichen wahrer Chriſten, macht dort den Leidenden das Leiden nicht nur leicht, ſondern durch die unzähligen Beweiſe der herzlichſten Theilnahme ſogar zur Quelle ſüßer Freuden.“

„Für den Unterricht der Kinder iſt aufs beſte geſorgt. Ein chriſtlicher Prieſter, ein frommer, heiliger Greis, der ſich jenes Thal zu ſeinem Aufenthalte wählte, und ſein Leben unter jenen guten Menſchen zu beſchließen gedenkt, machte ſich eine wahre Herzensangelegenheit daraus, ihre Kinder im Wichtigſten, was ein Menſch wiſſen muß, in unſrer heiligen Religion zu unterrichten. Dieſen Unterricht ertheilte er auch mir, und da er ehemals in der Welt ein ſehr angeſehener Mann war, und dafür hielt, ich ſey nicht beſtimmt, mein ganzes Leben in dieſem Thale zuzubringen, ſo theilte er mir auch von ſeinen übrigen Kenntniſſen und Erfahrungen ſo viel mit, als er für mich zuträglich hielt. Er war mit großem Ernſte darauf bedacht, mich zuerſt zu einem wahren Chriſten, und dann auch zu einem brauchbaren Manne für die Welt zu bilden.“

„Uebrigens mußte ich, ſo wie ich heranwuchs, Morgens, bevor die Sonne aufging, in den Acker fahren, oder auf der Wieſe mähen, und alle, auch die ſchwerſten ländlichen Arbeiten, die mir aber ſehr leicht von der Hand gingen, verrichten. Dies härtete mich ab, und machte mich ſtark und kräftig. Auch fehlte es nicht an Gelegenheit, Muth und Tapferkeit zu üben. Wir lebten mit den

Thieren der Wildniß, denen unſer Thal gleichſam abgewonnen war, in einem beſtändigen Kriege, und da galt es keine geringe Kühnheit und Gewandtheit, die Kühe auf der Weide und oft den Stier am Pfluge gegen ein grimmiges Raubthier zu vertheidigen. So trug meine ganze Erziehung und Lebensweiſe dazu bei, daß mir eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe wurde. Ich brachte in jenem Dorfe, das mit ſeinen niedrigen Strohhütten Manchem ſehr elend und armſelig vorkommen möchte, die Jahre meiner Kindheit und Jugend ſo vergnügt, ſo glücklich zu, als wohl nie ein Jüngling, der in einem Pallaſte erzogen wurde."

„Ich hätte auch nie daran gedacht, meinen ſeligen Aufenthalt, jenes zweite Paradies, zu verlaſſen. Allein da kam plötzlich ein Befehl des Kaiſers, einen der Jünglinge als Soldaten in das Feld zu ſtellen. Denn weil das Vaterland in Gefahr war, und die Noth an den Mann ging, ſo wurde auch an den entfernteſten Gränzen des Reiches, was ſonſt ſelten geſchah, junge Mannſchaft ausgehoben. Alle Bewohner des Dorfes waren höchſt beſtürzt; denn Krieg und Blutvergießen war dieſen friedlichen Menſchen ein ſchrecklicher Gedanke. Indeß war die Sache nicht abzuwenden. Der Römiſche Krieger, der die Aushebung in dieſem Dorfe beſorgte, ſtand da, rüttelte die Looſe in ſeinem Helme und befahl zu ziehen. Väter und

Mütter, Schweſtern und Bräute ſtanden blaß und zitternd umher. Da regte ſich auf einmal ein wunderbarer Muth, den mir Gott gab, in meinem Herzen. Ich brannte vor Begierde, für mein Vaterland zu fechten; ich dachte daran, daß mein Vater auch ein Kriegsmann, und doch ein guter Mann und Chriſt, gleich dem Hauptmanne von Kapharnaum und dem Hauptmanne Kornelius war; ich freute mich hoch, daß ich den guten Leuten, die mich einſt dem wilden Thiere entriſſen und mir ſo viel Gutes erwieſen, nun auch einen kleinen Dienſt erweiſen konnte. Ich trat vor den Krieger und ſprach: „Das Loos ſoll nicht entſcheiden; ich gehe freiwillig mit dir.“ Der Krieger ſah mich an, klopfte mir auf die Schulter, und ſprach erfreut: „Das iſt brav! Dein Muth, auch deine Größe und deine ganze Geſtalt gefallen mir. Mache dich alſo ſogleich reiſefertig, und komm mit mir.“ Unter dem Segen des frommen Prieſters und den Thränen und Segenswünſchen der ganzen Gemeinde zog ich mit dem Krieger fort.“

„Was dieſe einfältigen Landleute, unter denen ich bisher gelebt hatte, für vortreffliche Menſchen ſind, und wie ſelig die Menſchen ſeyn könnten, wenn ſie Alle wahre Chriſten ſeyn wollten, das ſah ich erſt recht ein, als ich aus jenem glücklichen Thale herauskam in die weite Welt. O welch einen Unterſchied fand ich da! Dort in jenen friedlichen Hütten ſind die Laſter, die in der Welt täglich vorkommen, etwas ganz Unerhörtes. Die redlichen Seelen wiſſen gar nichts von Liſt und Betrug. Man hat nicht nöthig, die Hausthüren mit Schloß und Riegeln zu verwahren; Jedermann iſt ſicher vor Diebſtahl. Nie ſah ich dort einen Betrunkenen; nie hörte ich ein Fluchwort, eine Läſterung, oder nur die geringſte unanſtändige Rede. Die Jünglinge ſind beſcheiden und ehrerbietig gegen das Alter, und von reinen, untadeligen Sitten; die Jungfrauen liebliche Bilder der Unſchuld, der Sanftmuth und Demuth. Man weiß dort gar nicht, wie bös und laſterhaft die übrige Welt ſey. Ich wußte es auch nicht; und da ich nun unter andere Menſchen kam, erſchien mir das Laſter als etwas, das der menſchlichen Natur ganz und gar entgegen iſt, und ſie entſtellt. Ich konnte Sünde und Laſter für nichts anders anſehen, als für eine abſcheuliche Krankheit der Seele, die, nachdem ſie auch den Leib ſiech und krank und früher dem Tode reif gemacht, der Seele endlich den ewigen Tod bringt."

„Beſonders bemerkte ich auf meinem weiten Zuge hieher oft mit Schmerzen, wie fehlerhaft die Erziehung der Kinder beſtellt ſey. Ich kam in manches reiche Haus und ſah da, wie Eltern und Geſinde gleichſam wetteiferten, die Kinder zu verderben. Man ſchmeichelte den erwachenden Leidenſchaften der armen Kleinen; Jedermann im Hauſe mußte ihrem thörichten Eigenſinne zu Gebot ſtehen; die Kinder durften bei Gaſtmahlen und Tänzen der Erwachſenen zugegen ſeyn, wo ſie Manches ſahen und hörten, das ihnen nicht gut war. Ich zweifle zwar nicht, daß unſre geliebten Eltern mir und meinem Bruder eine beſſere Erziehung gegeben hätten. Allein wenn ich jene verzärtelten Kinder anſah, ſo dachte ich gar oft, es wäre in der That gut, wenn ein ſolches armes Kind reicher Eltern von einem Löwen oder Wolfe ſo unverſehrt wie ich, unter arme Landleute verſetzt, und da auf dem Lande, der Natur gemäßer erzogen, und, um an Seele und Leib geſund zu bleiben, an das Beten und Arbeiten gewöhnt würde."

„Wie es mir nun weiter ergangen, iſt meinem lieben Vater und meinem lieben Bruder bekannt; jedoch muß ich noch Einiges erwähnen, was unſerer geliebten Mutter noch unbekannt iſt. Als ich unter einer großen Anzahl junger Mannſchaft bei dem Kriegsheere angekommen war, kam der Feldherr herbei, uns zu muſtern, und wählte mich ſogleich zu einem ſeiner Satelliten aus. Ach, wie hätte ich damals denken können, der Feldherr ſey mein Vater! Ich wußte zwar wohl, der Feldherr heiße Plazidus. Allein, daß dies der Name meines Vaters ſey, wußte ich nicht; ich erinnerte mich aus meiner Kindheit bloß, daß unſere Mutter den

Vater nur immer lieber Euſtachius nannte. In den täglichen kleinen Gefechten, die vor der großen, entſcheidenden Schlacht vorfielen, war ich immer ſehr glücklich, und wurde, da einſt der Hauptmann unſrer Schaar von einem Pfeile durchbohrt worden, von dem Feldherrn zum Hauptmanne ernannt. Mein Bruder war mit einem andern Zuge neuausgehobener Mannſchaft angekommen. Auch er wurde von dem Feldherrn zu einem Satelliten auserkohren, aber einer andern Schaar zugetheilt; auch er ſchwang ſich, wie ich, ſehr bald zum Hauptmanne empor. Als Hauptleute lernten wir uns bald von Angeſicht kennen; aber wie hätte uns einfallen können, wir ſeyen leibliche Brüder! Wir ſprachen uns auch öfter, aber bloß im Dienſte, und über Kriegsangelegenheiten. Erſt an dem heutigen ruhigen Tage, nach erkämpftem Frieden, ward mir die Veranlaſſung, die Geſchichte meiner Kindheit zu erzählen, und ſo, ohne es ſelbſt zu wiſſen, das Geheimniß zu offenbaren, daß wir Brüder ſeyen."

„Weiſe und wunderbar hat Gottes heilige Vorſehung unſer Aller Wiederfinden und Wiedererkennen herbeigeführt. O welche Freude war es für uns Jünglinge, die wir uns längſt kannten und ſchätzten, uns nun als Brüder zu erkennen; welches Entzücken, in dem ſiegreichen Feldherrn, der heute ſeine Lorbeeren mit uns getheilt hatte, einen liebevollen Vater zu erblicken; welche Seligkeit, als der eben erkannte Väter uns der von uns noch unerkannten liebenden Mutter zuführte! Wir können in Wahrheit ſagen: „Das iſt ein Tag, den uns der Herr bereitet hat; laßt uns ihn feiern mit Freude und Jubelgeſang!“

Sechzehntes Kapitel.

Der junge Hirt.

„Meine Geſchichte,“ ſprach hierauf Theopiſtus, „iſt der Geſchichte meines Bruders ſehr ähnlich; ich kann alſo etwas kürzer ſeyn.“

„Wie der Wolf mich fort trug, hat der Vater noch geſehen. Zwei wackere Männer jagten mich dem Thiere ab. Sie waren zwei Hirten, die in dem waldigen Gebirge einen Widder ſuchten, der ſich von der Heerde verirrt hatte. Da hörten ſie plötzlich das Geſchrei eines Kindes. Sie ſprangen hin, und erblickten den Wolf, der ſcheu und flüchtig, wie ein Räuber, mit mir zu entrinnen ſuchte. Sie hatten einen großen zottigen Hund bei ſich, der an Muth und Stärke einem Wolfe wenig nachgab. Der Hund ſtürzte, von den Männern angehetzt, ſogleich wüthend auf den Wolf zu, und packte ihn im Genicke. Der Wolf ließ mich los, und wehrte ſich ſeiner Haut. Die Männer kamen mit Spießen bewaffnet nach, und erlegten den Wolf. Hierauf ſahen ſie ſich nach mir um. Der Wolf hatte mich nur bei meinem Kleide gepackt und fortgeſchleppt, und mich deßhalb nicht verletzt. Als ſie daher an mir weder Blut noch Wunden fanden, waren ſie ſehr erfreut, und dankten Gott.“

„Einer der zwei Hirten nahm mich auf den Arm, und trug mich mit ſich fort in ſein Haus. Er fragte mich zu Hauſe, als ich mich von dem Schrecken erholt hatte, und wieder reden konnte, wie ich in den Wald gekommen ſey. Ich erzählte ihm, wie es uns ergangen, und wie ein Löwe meinen Bruder, ſo wie der Wolf mich, unſerm Vater geraubt habe, und wie der gute Vater dort am Fluſſe einſam zurück geblieben ſey! Allein der Hirt hielt es für überflüßig, den Vater aufzuſuchen.“ „Ach,“ ſprach er, „dein Vater wurde gewiß, gleich deinem Bruder, von einem Löwen, von Wölfen oder andern Raubthieren aufgefreſſen. Jene Gegend am Fluſſe iſt ſo zu ſagen ihr Sammelplatz, und ein Mann ohne andere Waffen, als einen Baumaſt, kann ſich ihrer unmöglich erwehren.“

„Der Hirt, der mich zu ſich genommen hatte, und mir die Geſchichte meiner Errettung in der Folge wohl hundertmal erzählte, war ein Chriſt, und ein ſehr frommer, rechtſchaffener Mann; ſeine Hausfrau war eine eben ſo fromme, redliche Seele.

Beide hatten großes Mitleid mit mir, und als ich ihnen meinen Namen Theopiſtus, an Gott gläubig oder Gott getreu, nannte, hatten ſie eine große Freude, weil ſie daraus erkannten, daß ich ein Chriſtenkind ſey. Sie beſchloſſen einmüthig, mich mit ihrem kleinen Sohne, der von meinem Alter war, zu erziehen, und ſie waren immer ſo liebreich und freundlich gegen mich, wie gegen ihr eigenes Kind.“

„Es wohnten mehrere Hirten zerſtreut im Gebirge umher, die zuſammen eine chriſtliche Gemeinde ausmachten. Auch hieher waren zur Zeit der Verfolgung einige chriſtliche Lehrer gekommen, und einer derſelben war hier geblieben, um dieſer chriſtlichen Gemeinde als Prieſter vorzuſtehen. Er unterrichtete uns Kinder mit unbeſchreiblicher Liebe und Treue in der chriſtlichen Religion, und lehrte uns auch ſonſt noch Manches, was gut und nützlich war. Meine Erziehung war alſo in der Hauptſache ſo, wie die meines Bruders Agapius beſchaffen, und ich will mich nicht damit aufhalten, ſie ausführlich zu beſchreiben.“

„Der Hirt, der mich mit ſeinem Sohne erzog, hatte eine ſehr zahlreiche Schafheerde. Als wir zwei Knaben nun heranwuchſen, mußten wir mit ihm die Schafe hüten; als wir aber erwachſen, und ſtark und gewandt genug waren, die Heerde gegen wilde Thiere zu vertheidigen, blieb er Alters halber manchen Tag zu Hauſe, und überließ die Aufſicht über die Heerde uns zwei Jünglingen. Eines Tages trieben wir nun unſre Schafe weit hinein in das Gebirg. Wir zündeten auf den Abend ein luſtiges Feuer an, theils um unſer Abendeſſen zu bereiten, theils um die wilden Thiere, die das Feuer ſcheuen, von der Heerde abzuhalten. Wie wir nun unter vertraulichen Geſprächen bei dem Feuer ſo da ſaßen, und es bereits ſehr dunkel war, ſprang der große Hund, der zu unſern Füßen lag, plötzlich auf, und fing an heftig zu bellen. Es war noch der nämliche Hund, der einſt den Wolf ſo tapfer gepackt hatte. Er war nunmehr ſehr alt; allein wegen ſeiner Treue genoß er noch das Gnadenbrod. Auch die übrigen Hunde wurden wach, und erhoben ein lautes Gebell. Wir vermutheten die Annäherung eines Wolfes, ſtanden auf und griffen nach unſern Spießen; allein zu unſerm Erſtaunen ſahen wir im Glanze unſers Hirtenfeuers einen bewaffneten Krieger auf uns zuſchreiten. Das war eine ſeltene Erſcheinung in dieſen friedlichen Bergen. Mein Pflegevater kam mit dem Kriegsmanne, und ſah ſehr beſtürzt und traurig aus. Wir zwei Jünglinge konnten uns gar nicht vorſtellen, was das zu bedeuten habe; wir wurden es aber ſogleich inne.“

„Auch unſre Gemeinde mußte einen Mann ins Feld ſtellen. Der Kriegsmann hatte bereits dieſen

Nachmittag die ſtreitbaren Jünglinge nebſt ihren Vätern, unter der großen Eiche, unter der die Gemeinde gewöhnlich zuſammen kam, verſammelt, und befohlen, das Loos zu ziehen. Der alte Hirt hatte für ſeinen Sohn ziehen müſſen, weil der Kriegsmann ſehr eilig war, und es für zu weitläufig hielt, den Sohn erſt herbei zu rufen. Das Loos hatte den Sohn getroffen, und der Krieger kam nun, ihn ſogleich mit ſich fort zu nehmen.“

„Der gute Jüngling ward, als er das hörte, todtenbleich, und dem alten Vater ſtanden die Thränen in den Augen. Allein ich ſprach zu dem Krieger: „Nimm dieſen nicht, nimm mich! Ich habe mehr Luſt, Soldat zu ſeyn, als dieſer hier. Als ich deinen Helm und deine Lanzenſpitze, im Glanze unſers Feuers da, blinken ſah, lachte mir das Herz. Mein Vater war auch Soldat, und hatte auch Helm und Lanze zu Hauſe. Ich gehe ſogleich ſtatt meines jungen Freundes hier mit dir!“ Das gefiel dem Soldaten ſehr. „Aha,“ ſagte er lachend; „Art läßt nicht von Art. Man ſinge dem jungen Löwen vor, er wird doch brüllen. Komm alſo ſogleich mit mir. Du, muthiger Burſche, biſt mir lieber, als der bleiche, zitternde Junge da.“

„Mein Pflegevater und ſein Sohn brachen in Thränen aus, und prieſen meine Großmuth. „Das iſt eine edle That,“ ſprach der alte Hirt, „daß du für einen Andern in den Krieg ziehen willſt.“ Ich aber ſprach: „Es iſt nicht mehr, als meine Schuldigkeit, daß ich für ihn gehe; ich bin dir für das, was du an mir gethan haſt, noch viel größern Dank ſchuldig. Denn du haſt mir das Leben gerettet, und mich erzogen. Wenn ich auch im Felde umkomme, und ſo für deinen Sohn, der mir ein zweiter Bruder iſt, das Leben gebe, ſo ſey das der Dank für das gute Werk, das du an mir gethan haſt. Auch geziemt es ſich ja für Chriſten, daß einer für den andern das Leben gebe, ſo wie Chriſtus Sein Leben für uns alle gegeben hat.“

„Der alte Mann ſagte weinend: „Nun, ſo zieh' denn hin, mein Sohn! Gott hat dir dieſen Muth in dein Herz gelegt. Werde, wie einſt David, den Gott auch von der Schafheerde hinweg ins Feld rief, ein Kriegsheld, und bleibe dabei ein frommer, gottesfürchtiger Mann, wie David. Vielleicht iſt es dein Glück, daß du jetzt den Hirtenſtab mit dem Spieße vertauſcheſt; ja mir geht es vor, dein edelmüthiger Entſchluß werde dir zum Segen gereichen, und Gott werde dir deine edle Handlung belohnen. Er wolle dein Schild ſeyn, und dich aus allen Gefahren, denen du jetzt entgegen geheſt, erretten.“ Er ſegnete mich, und ich ging mit dem Krieger.“

„Der wackere Hirt hatte auch vollkommen Recht, und ſein Wort traf zu. Mein Entſchluß, anſtatt meines jugendlichen Freundes in das Feld zu zieben, war mein größtes Glück; ſo wie auch meinem Bruder ſein Entſchluß, für Andere in das Feld zu ziehen, zum Segen gereichte. Gott führte uns junge Krieger hieher, wo wir einander als Brüder erkannt, und noch dazu Vater und Mutter gefunden haben. Er hat uns den kleinen Liebesdienſt reichlich vergolten. Ihm ſey Lob, Preis und Dank!“

Siebenzehntes Kapitel.

Die Sklavin.

Theopiſta, die Mutter, blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel, und ſprach: „Ja, dem treuen, barmherzigen Gott ſey Ehre, Lob und Dank, daß Er euch, meine liebſten Kinder, ſo wunderbar errettete, und bis auf dieſe Stunde ſo gnädig für euch geſorgt hat. Doch höret nun auch meine Geſchichte, in der Gottes zärtliche Vatergüte, mit der Er auch mich errettete, und für mich ſorgte, ſich eben ſo ſehr verherrlichet.“

„Noch ſind mir,“ fing ſie jetzt ihre Erzählung an, „die ſchrecklichen Augenblicke in friſchem Andenken, da mich jener unmenſchliche Mohr dir, liebſter Gemahl, mit roher Gewalt aus den Armen riß und auf dem Schiffe zurückbehielt, und dich und euch, meine geliebteſten Söhne, an ein ödes, unbewohntes Land auszuſetzen befahl. Nachdem ich mich aus meiner Ohnmacht erholt hatte, und wieder zu mir ſelbſt gekommen war, warf der gottloſe Heide, deſſen Abgott das Geld, und deſſen Himmel niedere Erdenluſt war, ſich vor mir auf die Knie, bat mir die gegen dich und meine Kinder begangene Gewaltthat ab, und entſchuldigte ſie mit der heftigen Leidenſchaft, die er zu mir gefaßt habe."

„Wie magſt du," ſprach er, „noch jenem Manne anhängen! Er iſt ja ein Bettler; ich aber bin reich. Ich habe eine Menge Gold, Perlen und Edelſteine; davon ſollſt du dir zu deinem Schmucke auswählen, ſo viel du nur immer willſt. Ich will dich in Purpur kleiden, und was es an köſtlichen Speiſen und Getränken nur immer geben kann, das ſollſt du alles im Ueberfluß haben. Zehn ſchwarze Sklavinnen ſollen dich bedienen — du aber ſollſt die Königin meines Herzens ſeyn. Kannſt du dir nun etwas Herrlicheres denken? Reiche mir alſo deine Hand, und ſchlage ein!" Ich wies ſeinen Antrag, wie es ſich verſteht, mit dem größten Abſcheu zurück. Er aber quälte mich zwei Tage lang unausgeſetzt, bald mit Schmeicheleien, bald mit Drohungen, um mich zu einer unerlaubten Verbindung mit ihm zu bewegen. „Ich will dich ja heirathen," ſagte er; „das iſt ein Glück für dich, das gar nicht größer ſeyn könnte. Ich kann gar nicht begreifen, wie du ſo unſinnig ſeyn kannſt, es zu verſchmähen."

„Am Morgen des dritten Tages trat er wieder vor mich, und erkundigte ſich ſehr freundlich, wie ich mich befinde, und ob ich mich noch nicht eines Beſſern beſonnen habe. Da er aber ſogleich aus meinen naſſen Blicken und aus allen meinen Geſichtszügen erkannte, wie verhaßt mir ſeine Zumuthungen ſeyen, ſo ſprach er trotzig: „Nun bin ich deines ewigen Weinens und Weigerns ſatt; auch habe ich gar nicht nöthig, dir zu ſchmeicheln oder dich bloß mit eitelm Drohen zu ſchrecken. Der heutige Tag ſey dir noch zur Bedenkzeit geſchenkt; auch ſollſt du vor Abends mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Sobald aber die Sonne untergehen wird, erwarte ich eine günſtige Erklärung." Er warf mir, ſchäumend vor Wuth, noch einen zornigen Blick zu, verließ mich unter den furchtbarſten Drohungen, begab ſich in das beſondere Wohnzimmer, das er auf dem Schiffe hatte, und ſchlug die Thüre mächtig hinter ſich zu."

„Es war mir immerhin ein kleiner Troſt, wenigſtens dieſen Tag hindurch vor ihm Ruhe zu haben. Ich ſetzte mich in einen Winkel des Schiffes, hüllte mich in meinen Schleier, und flehte mit heißen Thränen zu Gott, Er wolle die drohende Gefahr von mir abwenden. So ging der Tag vorüber. Die Sonne ging unter — ihre letzten Strahlen waren bereits in dem Meere erloſchen — allein der gefürchtete Mohr kam nicht zum Vorſchein. Indeß bemerkte ich an den Schiffsknechten Unruhe und Beſtürzung. Es ſtanden bald da, bald dort zwei oder drei mit bedenklichen Mienen beiſammen, redeten heimlich mit einander, zückten die Achſeln, und ſchüttelten die Köpfe. Ich wußte nicht, was dieſes zu bedeuten habe; doch fiel ein Strahl von Hoffnung in mein Herz. Endlich vernahm ich, der Schiffsherr ſey plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen worden, und es ſtehe mit ihm ſehr ſchlimm. Wirklich ſah er auch die Sonne nicht mehr aufgehen; nach einigen Stunden war er eine Leiche. Ich betrachtete dieſen ſchnellen Tod als eine augenſcheinliche Strafe ſeiner ſchlechten Geſinnungen, und dankte Gott für meine Errettung.“

„Die Schiffsknechte ſchienen über den Verluſt ihres Herrn ſehr beſtürzt, und höchſt aufgebracht über mich. Sie nannten mich die Urheberin ſeiner Pein und ſeines Todes. Sie traten zuſammen, hielten Rath, und beſchloſſen, mich in die Sklaverei zu verkaufen. „So,“ ſagten ſie, „können wir den Tod unſers armen Herrn am beſten rächen; das erlöſte Geld aber wird das ſicherſte Mittel ſeyn, uns in unſrer großen Betrübniß zu tröſten.“ Sie hielten es indeß nicht für rathſam, mich in die Seeſtadt hinzubringen, wohin ihr verſtorbener Herr hatte ſegeln wollen, und wo ſie und ihr Herr zu Hauſe waren. Sie fuhren einer andern Seeſtadt zu, wo ſie keine Nachfrage zu fürchten hatten, wie ſie zu dem Rechte gelangten, mich auf ihre eigene Rechnung als Sklavin zu verkaufen.“

„Wir kamen in dieſer Seeſtadt an, und die Schiffsknechte boten mich auf dem Sklavenmarkte für eine anſehnliche Summe Geldes zum Verkauf aus. Ein Sklavenhändler befragte mich, was ich alles gelernt habe, um hiernach, wie er ſagte, zu beurtheilen, ob die Waare auch des Kaufpreiſes werth ſey. Ich war von meiner zarten Jugend an in allen jenen weiblichen Arbeiten unterrichtet worden, die von einer Römerin edler Abkunft gefordert werden. Ich nannte dieſe Künſte; denn ich glaubte mit Recht, ſie könnten dazu beitragen, mein hartes Schickſal zu mildern. Der Sklavenhändler hatte, wie ich nachher erfuhr, von einem reichen Handelshauſe Beſtellung, eine Sklavin, die in dieſen Arbeiten vorzüglich geſchickt ſey, ausfindig zu machen. Er ſprach daher: „Wenn alles ſo iſt, wie du ſagſt, ſo biſt du den geforderten Preis werth; ſollte es ſich aber nicht ſo finden, ſo drehe ich dir den Hals um. Willſt du es auf dieſe Gefahr hin wagen?“ Ich blieb auf meiner Ausſage. Er zählte nun den geldgierigen Schiffern das verlangte Geld auf ein Brett hin; ſie aber ſtrichen es hocherfreut ein, und kehrten damit auf das Schiff zurück.“

„Der Sklavenhändler brachte mich auf ein kleines Zimmer, begegnete mir nicht ohne Achtung, und ließ mir nichts Nöthiges abgehen. Denn er ſchien mit ſeinem Handel ſehr zufrieden. Nach wenigen Tagen ging ein Zug Kameele, alle ſchwer mit Waaren beladen, ab; auch ich, die gleich anderm Kaufmannsgut auf der Liſte ſtand, wurde auf ein Kameel geſetzt, und hieher gebracht in dieſe Stadt. Der Kaufmann, für den die ganze Ladung beſtimmt war, kam, ſobald die Kameele vor ſeinem Hauſe hielten, eilig heraus, las den Brief des Sklavenhändlers, ſchüttelte den Kopf, und machte ein ſehr grämliches Geſicht. Er fand den Geldpreis, den man für mich forderte, zu hoch. Wirklich hatte auch der Sklavenhändler, wie ich ſpäter hörte, dreimal mehr angeſetzt, als er für mich ausgelegt hatte. Der Kaufmann rief indeß einen Handlungsdiener, und ſprach zu ihm: „Sag' meiner Frau, ſie ſoll dieſe Sklavin wohl prüfen. Wenn die angegebenen Geſchicklichkeiten ſich wirklich vorfinden ſollten, ſo ließe ſich das Geld mit einigen Prozenten Gewinn noch immer herausſchlagen; widrigen Falls aber ſchicke ich dieſe theure Wäare mit den abgehenden Kameelen unverzüglich wieder zurück.“

„Er wandte ſich verdrießlich von mir ab, und ging, die übrige Ladung der Kameele zu muſtern. Der Handlungsdiener aber führte mich in ein ſehr prächtiges Zimmer. Die Ehegattin des Kaufmanns ſaß auf einem zierlichen Sopha, und auf dem Tiſche vor ihr lag eine Menge koſtbarer Perlen, aus denen ſie die ſchönſten und größten ſorgfältig auslas, und an goldene Schnüre faßte. Sie war eine Frau von ſanfter, einnehmender Geſichtsbildung; ungeachtet der Pracht um ſie her, war ſie ſehr einfach gekleidet, und voll Demuth und Beſcheidenheit. Sie ſchien über meinen Anblick verwundert, betrachtete mich eine Weile mit wehmüthigen Blicken, und that mit ſanfter Stimme einige Fragen an mich. Ich gewann im erſten Augenblicke Zutrauen zu ihr, beantwortete alle ihre Fragen ohne Bedenken, und verhehlte ihr nicht das Geringſte von der Wahrheit. Allein, ehe ich ausgeredet hatte, ſtand ſie ſchnell auf, eilte mit offenen Armen auf mich zu, fiel mir um den Hals, benetzte mein Angeſicht mit Thränen, und nannte mich ihre geliebte Schweſter. Ich war Anfangs darüber ſehr erſtaunt, aber mein Erſtaunen verwandelte ſich bald in eine große Freude. Sie war, wiewohl gegen den Willen ihres Mannes, eine Chriſtin, und hatte, da ſie aus meinen Reden vernommen, daß auch ich eine Chriſtin ſey, mich deßhalb Schweſter genannt. „O ſchon lange," ſprach ſie, „habe ich zum Herrn gefleht, mir eine chriſtliche Freundin zuzuſenden, deren ich in meiner Lage ſehr nöthig habe. Endlich hat Er — Ihm ſey Lob, Preis und Ehre — mein Flehen erhört!“

„Sie hieß mich nun neben ſich auf das Sopha ſitzen, und bat mich, ihr meine Geſchichte ausführlich zu erzählen. Ich that es, und ſie hörte mir unter Vergießung vieler Thränen ſehr aufmerkſam zu. Eine unbeſchreibliche Freude bezeigte ſie über die wunderbare Weiſe, wie Gott dich, liebſter Gemahl, und auch mich zum Chriſtenthume berufen hatte. „Meinen guten Eltern und mir,“ ſprach ſie, „ward das Evangelium ſchon vor mehreren Jahren geprediget, und mein Vater, meine Mutter und ich wurden an Einem Tage getauft. Da meine Eltern mit Purpur handelten, ſo ließen ſie mir, zum Andenken an jene Purpurhändlerin, die durch Paulus zum Glauben an Chriſtus gekommen, den Namen Lydia geben. Ich war damals beinahe ſchon ein Jahr verheirathet, und meine Eltern hatten dieſes Haus hier und einen großen Theil der Handlung mir und meinem Manne überlaſſen. Mein Mann befand ſich aber damals, als wir getauft wurden, eben auf einer großen Geſchäftsreiſe. Als er zurückkam und hörte, wir ſeyen Chriſten geworden, erſchrak er ſehr. „Ach,“ ſagte er, „wißt ihr denn nicht, wie ſchrecklich die Chriſten überall verfolgt werden? Ich habe auf meiner Reiſe viele auf eine bedauernswürdige Art hinrichten ſehen. Auch wir ſtehen nun in Gefahr, unſer ganzes Vermögen zu verlieren, und noch dazu das Leben.“ Er machte uns indeß Hoffnung, ſich ſelbſt taufen zu laſſen — wenn es einmal ohne Gefahr geſchehen könne.“

„Nicht lange nachher ſtarb mein Vater. Mein Mann, der nun die ganze Handlung allein zu führen hatte, entſchuldigte ſich jetzt immer, daß ſeine überhäuften Geſchäfte ihm keine Zeit übrig ließen, über die chriſtliche Religion nachzudenken. Ach, er war nur darauf bedacht, ſich Schätze für dieſe Erde zu ſammeln; allein um einen Schatz im Himmel war er unbekümmert. Als nun auch hier in der Stadt die Verfolgung der Chriſten ausbrach, und einige auf eine ſchauerliche Art zu Tode gefoltert wurden, war er vor Schrecken faſt außer ſich. Er zitterte, wenn meine Mutter oder ich den Namen Chriſtus nur nannten. Er verbot es uns aufs ſtrengſte, dem Gottesdienſte der Chriſten, den ſie heimlich noch hie und da hielten, beizuwohnen; ja er gab es nicht einmal zu, daß wir die chriſtlichen Frauen in der Stadt beſuchten oder Beſuche von ihnen annahmen. Meine Mutter und ich waren darüber ſehr betrübt, und weinten im Stillen oft heiße Thränen. Vor drei Monaten ward nun dieſe meine Mutter von Chriſtus dem Herrn auch heimgerufen in unſer himmliſches Vaterland, und ließ mich allein und von allen chriſtlichen Freunden und Freundinnen getrennt, in tiefer Betrübniß zurück. Und du kannſt dir nun,“ ſagte ſie unter einem Strome von Thränen, „wohl denken, welch ein Troſt es mir ſeyn muß, in dir eine chriſtliche Schweſter zu finden. Zwar vor der Welt und vor meinem Manne muß ich deine gebietende Frau, und du mußt meine Sklavin bleiben. Allein unter vier Augen ſind wir Schweſtern; ja ich gebe dir, als einer weiſern chriſtlichen Freundin, willig den Vorzug.“

„Die Frau ſtellte mir nun ihre Kinder, zwei kleine liebliche Mädchen, vor, und zeigte mir auch ihr kleinſtes Kind, ein ſchönes Knäblein, das noch in der Wiege lag. „Dieſe meine Kinder mußt du mir dem Himmel erziehen helfen,“ ſprach ſie. „Dieſe Perlen ſind mir köſtlicher, als jene Perlen dort auf dem Tiſche und als alle Schätze meines Mannes.“

„Sie redete hierauf mit mir von den Kunſtarbeiten, wegen deren ihr Mann mich gekauft hatte. Ihr vorzüglichſtes Geſchäft, außer der Aufſicht über die Haushaltung, war, Purpur, Byſſus und koſtbaren Schmuck für Frauen zu prüfen, zu ordnen, und zum Verkaufe herzurichten; auch mußte ſie den Sklavinnen, die unausgeſetzt bunte Zeuge webten oder in Gold und Seide ſtickten, die Muſter und Zeichnungen vorlegen und fleißig nachſehen, ob die Arbeiten genau und richtig ausgeführt würden. Sie holte mehrere Zeichnungen zu Stickereien herbei, und ließ mir die Wahl, was für eine ich in Arbeit nehmen wolle. Ich wählte diejenige, die mir am meiſten gefiel, die aber auch die ſchwerſte war. Sie ſollte mit Gold in Purpur geſtickt werden. Ach, ich hatte nie gedacht, mit einer Kunſt, die ich nur zu meinem Vergnügen trieb, mir noch einſt das tägliche Brod verdienen zu müſſen. Indeß fand ich, daß es ſehr gut iſt, wenn man in der Jugend etwas gelernt hat. Als der Kaufmann nach einigen Stunden kam, um zu ſehen, wie meine Probearbeit ausfalle, war er mit meiner Geſchicklichkeit und noch beſonders mit meiner Schnelligkeit im Arbeiten höchſt zufrieden, und ertheilte mir einen Lobſpruch, der in ſeinem Munde nicht wenig ſagen wollte. „Nun," ſprach er, „das viele Geld, das ich für dich auslegen muß, iſt nicht weggeworfen."

„Ich mußte aber nunmehr, von Morgens frühe bis ſpät in die Nacht, unaufhörlich arbeiten, und fing an von dem blendenden Glanze des Purpurs und Goldes an den Augen zu leiden. Lydia bat ihren Mann lange vergebens, mir des Tages einige Freiſtunden zu ſchenken. Indeß nahm ſie mich einmal mit in den Garten. Einige fremde Gewächſe hatten ein ſehr dürftiges Ausſehen. Ich ſagte ihr, wie man ſie behandeln müſſe, und wie man überhaupt den ganzen Garten, der zu überladen war, ſehr verſchönern und dabei noch Vieles erſparen könnte. Lydia erzählte dies ſogleich ihrem Manne, und wußte es dahin zu bringen, daß er mir die Aufſicht über den Garten übertrug. „Die Stunden,“ ſagte er, „die ſie darauf verwendet, ſind dann doch nicht ganz verloren, und kommen uns wieder zu gut.“ Ich nahm mich des Gartens an, verpflegte die fremden Gewächſe, und ſie erholten ſich bald und gediehen herrlich. Auch die vorgeſchlagene Veränderung im Garten wurde vorgenommen und fand bei allen Fremden und Handelsfreunden, die den Garten beſuchten, den vollkommenſten Beifall. „Was gut ins Auge fällt,“ ſagte der Kaufmann, „und nicht viel koſtet, iſt immer das Beſte. Die Sklavin Theopiſta mag den Garten ferner beſorgen.“ Die zwei oder drei Stunden, die ich nun mit Lydia täglich im Garten zubringen durfte, waren meine einzige Erholung.“

„Der ſchlaue Kaufherr hatte bald entdeckt, daß ich eine Chriſtin ſey. Er ließ ſich aber nichts davon merken. Nur ſagte er zu Zeiten: „Die Chriſtenſklaven ſind die treueſten, die willigſten, die fleißigſten von allen; allein für den Kaufmann ſind ſie doch eine gefährliche Waare. Denn wenn ſie nun den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt werden, wer erſetzt ihm das Kapital, das er für ſie auslegte?“ Lydia hoffte indeß immer, er werde ſich noch zum Chriſtenthume bekehren. „Ach,“ ſagte ſie öfter, „dann wäre unſere Ehe erſt vollkommen glücklich; dann würde unſer Haus eine Wohnung des Himmels werden.“

„Einſt ward Lydia gefährlich krank; alle im Hauſe, ſo wie ſie ſelbſt, glaubten, ſie werde ſterben. Da ließ ſie ihren Mann bitten, an ihr Sterbebett zu kommen. Dies fiel ihm ſehr ſchwer; denn er hat, wie alle bloß irdiſchgeſinnnte Menſchen, eine ganz entſetzliche Furcht vor dem Tode. Indeß kam er, und trat ſcheu und mit allen Zeichen des Schreckens an ihr Bett. Er war nicht wenig erſtaunt, ſie ſo heiter und fröhlich zu ſehen. Er konnte gar nicht begreifen, daß ſie den Tod für etwas Erfreuliches anſehen könne. Er bezeigte ihr ſeine Verwunderung. Sie aber ſprach: „O liebſter Mann! Meine Freudigkeit im Tode kommt daher, daß ich eine Chriſtin bin. Ach, wie ſehr wünſchte ich, daß auch du ein Chriſt ſeyn möchteſt! Was wir von Gütern dieſer Welt haben, muß ich jetzt verlaſſen, und du mußt es einſt, vielleicht bald, auch verlaſſen. Ich weiß es gewiß, daß in jener Welt beſſere Schätze auf mich warten; möchteſt du dir dieſe Ueberzeugung, zu der jeder Menſch durch Glauben an Chriſtus, durch Sinnesänderung und wahre Buße gelangen kann, doch auch verſchaffen! Ich bitte dich, thu' es doch!“

„Und dann noch eine Bitte!“ ſprach ſie, indem ſie auf ihre drei Kinder blickte, die weinend und ſchluchzend an ihrem Bette ſtanden. „Dieſe unſre Kinder habe ich bisher, während du in deinem Arbeitszimmer oder in deinen Waarengewölben beſchäftigt wareſt, im Glauben der Chriſten erzogen. Ich weiß es, dieſer Glaube iſt das koſtbarſte Kleinod, das ich ihnen hinterlaſſen kann. Ach, ſuche es ihnen nicht zu nehmen! Theopiſta, meine Freundin, iſt eine Chriſtin, wie ich. Sie war immer die zweite Mutter meiner Kinder und wird es auch ferner ſeyn. Laß ihnen, da ich jetzt dahin ſcheide, dieſe ihre treue Erzieherin. O verſprich mir dieſes, und ich ſterbe freudig.“ Ihre Heiterkeit, ihre Ruhe, ihre liebevolle Beſorgniß für ihre Kinder machten großen Eindruck auf den Mann. Er verſprach, ihre letzte Bitte zu erfüllen, und ſchied weinend von ihr. Indeß wurde Lydia wieder geſund. Der Eindruck aber, den ihr Anblick und ihre Reden auf den Mann gemacht hatten, erloſch nie mehr ganz in ſeinem Herzen. Er ſchien nun dem Chriſtenthume geneigter; er hörte öfter zu, wenn Lydia und ich davon redeten. Und als nun durch die Gnade des Kaiſers die Verfolgungen der Chriſten in unſrer Stadt aufhörten, geſtattete er ſogar, daß Lydia den chriſtlichen Gottesdienſt beſuchen, und daß ich ſie begleiten durfte, was uns Beiden große Freude machte.“

„Von dieſer Zeit an, da die Verfolgung der Chriſten eingeſtellt wurde, ging in unſrer ganzen

Stadt eine bedeutende Veränderung vor. Eine große Anzahl Männer und Frauen, worunter mehrere ſehr anſehnliche waren, bekannten ſich nun öffentlich zum Chriſtenthume; eine noch größere Zahl fing an, durch dieſes Beiſpiel erweckt, die Lehrer der Chriſten zu hören, und wurde auch gläubig. Ihre Bekehrung blieb auch nicht ohne Früchte, und brachte großen Segen über dieſe Stadt. Unter Anderm wurden nun die armen, geplagten Sklaven, ſie mochten Chriſten ſeyn oder nicht, menſchlicher behandelt. Ja mehrere Kaufleute und vermögliche Gutsbeſitzer ſchenkten ihren chriſtlichen Sklaven die Freiheit. Allein dazu war unſer Kaufherr, ſo ſehr ihn auch Lydia bat, wenigſtens mich frei zu laſſen, noch nicht zu bewegen. Er verſprach es zwar öfter, verſchob es aber immer von einer Zeit auf die andere. Durch all ihr Bitten konnte ſie ihn nicht einmal dahin bringen, daß ich die Sklavenkleidung ablegen und mich ihr ähnlich kleiden dürfe. Er ſcheint zu fürchten, wenn ich nicht durch mein Kleid als Sklavin bezeichnet wäre, könnte ich leicht entfliehen, und ihm könnte ſo der Gewinn von meinen Arbeiten entgehen. Auch hat er ſich noch nicht taufen laſſen. Immer hat er zuvor noch ein wichtiges Handelsgeſchäft zu beendigen, und ehe er dieſes zu Ende gebracht hat, ſieht er ſich ſchon wieder in ein anderes, noch wichtigeres verwickelt. So ſchwer iſt es, nach dem

Ausſpruche des Erlöſers, für einen geldgierigen Reichen in das Himmelreich einzugehen. Obwohl mir übrigens die Kargheit des Mannes manche trübe Stunde machte, ſo habe ich der Freundſchaft der edlen Lydia doch unzählige frohe Stunden zu danken. Nur dem Anſcheine nach war ich in ihrem Hauſe eine Sklavin, die das Loos der Dienſtbarkeit beſchwert; in der That aber lebte ich zufrieden im Herrn, und nicht ohne Segen für meine Mitmenſchen!"

Als Theopiſta ihre Erzählung geendet hatte, erzählte nun auch Euſtachius die merkwürdigſten Begebenheiten ſeines Lebens und ſprach hierauf: „Unſere Geſchichte, liebſte Gemahlin, und die Geſchichte unſrer Söhne iſt ganz ein Werk der göttlichen Vorſehung, der Erbarmungen Gottes!"

„Wie klar erkenne ich jetzt die Führungen Gottes in unſerm Leben, die mir vorhin ſo dunkel waren! Dort in der Wildniß tröſtete ich mich zum Beiſpiele mit den Worten, daß derjenige, der auf Gott vertraut, den offenen Rachen des Löwen nicht zu fürchten habe — und dennoch wurden meine beiden Söhne gleich darauf von einem Löwen und einem andern wilden Thiere geraubt! Das war mir unbegreiflich. Allein hat Gott nicht mich ſelbſt vor dem Löwenrachen geſchützt, und hat Er, was noch mehr iſt, nicht meine Kinder doch noch aus dem Rachen der wilden Thiere wunderbar errettet? Und hatte Gott, indem Er mir ſie rauben ließ, nicht dabei, ſo wie bei Allem, was uns begegnete, die weiſeſten und liebevollſten Abſichten? Ach wenn wir im ruhigen Beſitze unſrer Reichthümer und in unſrer Verbindung mit der großen Welt geblieben wären, wenn in unſerm Hauſe, wie das früherhin geſchah, immer eine vornehme Geſellſchaft die andere verdrängt hätte, wenn ſogar unſre Erholungen, zum Beiſpiele meine Jagden, wieder neue Erholungen nöthig gemacht hätten — wie bald hätten wir in das alte Weſen zurück ſinken, und von wahren Chriſten nichts, als den Namen übrig behalten können? Auch die Erziehung der Kinder iſt in einem reichen Hauſe, in dem die große Welt ſozuſagen zu Hauſe iſt, vielen Gefahren ausgeſetzt, und wir hätten unſre Söhne wohl nicht ſo gut, als wir wünſchten, erziehen können! Allein Gott fügte es anders und beſſer. Er entzog uns unſre Güter, unſre vornehmen Freunde, die Gunſt des Kaiſers, trennte uns von einander und von unſern Kindern, und überhäufte uns mit Leiden. Ich lenkte nun als ein fleißiger Bauersmann den Pflug, und lernte aus Erfahrung, wie hart die Landleute ihr Stückchen Brod erwerben müſſen. Einſamkeit und Entfernung vom Geräuſche der Welt lehrten mich Gott und mich ſelbſt erſt recht erkennen; die göttliche Lehre Jeſu wurzelte in meinem Innerſten immer tiefer. Du, liebſte Gemahlin, die einſt von der Welt ſo ſehr bewundert wurde, mußteſt als Sklavin dich demüthigen; ſolche Demüthigungen aber ſind ein Reinigungsfeuer, das uns von den Flecken der geheimſten Eitelkeit läutert. Auch unſre zwei Söhne wurden in eine Schule geführt, wo Beten und Arbeiten ihr beſtändiges, und in der That ſehr lobenswerthes Geſchäft war, und wo ſie vor den Gefahren der großen Welt bewahrt blieben.“

„Unſere Leiden gereichten aber nicht nur uns, ſondern auch Andern zum Heile. Mir gelang es unter Gottes Beiſtande, die Landleute in jenem Felſenthale zu einem guten, Gott gefälligen Volke zu bilden. Du, Theopiſta, wurdeſt dem Hauſe, in dem du lebteſt, zum Segen. Auch unſre Söhne konnten, indem ſie freiwillig Soldat wurden, ihren Wohlthätern ſich dankbar erzeigen; ſie konnten, geſund und kraftvoll durch ihre ländliche Erziehung, in den Zeiten der Gefahr zur Rettung ihres Vaterlandes beitragen. Und alle unſere Leiden, die uns und Andern zum Segen gereichen, wurden uns überdies noch durch die Seligkeit unſers Wiederfindens vergütet, wiewohl wir den größern Lohn noch in dem Himmel zu erwarten haben.“

„Jenes hellglänzende Kreuz, das ich einſt im Walde erblickte, gewinnt ſo für uns eine neue ſchöne Bedeutung. Es ward mir zwar dadurch zuerſt angedeutet, wie das Kreuz, das vorhin ein

Zeichen der Schmach und des Fluches war, durch das Leiden und den Tod des Erlöſers das Zeichen Seiner Verherrlichung und unſers Heiles wurde. Allein jenes hellglänzende Kreuz deutete wohl auch darauf, daß auch unſere Leiden, die wir nach dem Worte des Erlöſers als ein Kreuz auf uns nehmen ſollen, zu unſerm Heile und zu unſerer Verherrlichung dienen müſſen. Jedes Kreuz, das uns drückt, ſo ſchmachvoll und ſchmerzlich es uns auch dünken mag, wird uns dereinſt zur Ehre gereichen, und uns in einem ſo herrlichen Lichte erſcheinen, wie mir jenes Kreuz im Walde, das von Strahlen des Himmels umgeben war."

Seine Gemahlin und ſeine Söhne gaben ihm Recht, freuten ſich der überſtandenen Leiden, und lobten Gott, der durch Nacht zum Licht, durch Leiden zur Freude, und durch Kreuz zum Heile führt.

Indeß war es Nacht geworden. Der Mond glänzte am Himmel, und erleuchtete die nächtliche Gegend. Alles war ſtill; nur der nahe Bach, auf dem das Mondlicht mit zitternden Funken ſpielte, rauſchte leiſe. Der Duft der Blumen ſtieg aus den umliegenden Gärten wie Weihrauch empor. Die Gefühle des Dankes und der Anbetung aber, wovon dieſe vier edlen Herzen durchdrungen waren, erhoben ſich noch lieblicher zum Himmel.

Jetzt ſtand Euſtachius auf. „Es iſt ſpät geworden," ſprach er; „mein Amt ruft mich, noch die Meldungen vom Heere zu vernehmen, und Befehle auf Morgen zu ertheilen. Ihr, meine geliebten Söhne, begleitet nun eure Mutter zurück in ihre Wohnung; denn man möchte über ihre Abweſenheit unruhig werden. Morgen frühe werde ich dich, liebſte Gemahlin, in deiner Wohnung beſuchen, dich von dem Kaufmanne aus der Sklaverei loskaufen und deiner gütigen Freundin Lydia meinen Dank bezeigen.“

Achtzehntes Kapitel.

Chriſtliche Tiſchgeſpräche.

Am andern Morgen, da der Feldherr Euſtachius aus ſeinem Schlafzimmer trat, ſtanden ſeine zwei Söhne ſchon in dem Vorzimmer, und begrüßten ihn mit hoher Freude und kindlicher Ehrfurcht. Er ging mit ihnen, ſeine Gemahlin Theopiſta zu beſuchen. Als er in das Haus trat, ſagte man ihm, Theopiſta und Lydia könnten jetzt noch nicht ſogleich einen Beſuch annehmen; der Kaufmann aber ſey ſchon mit Anbruch des Tages in das Lager gegangen, um von den Soldaten erbeutete Koſtbarkeiten einzuhandeln. Euſtachius begab ſich daher mit ſeinen Söhnen einſtweilen in den Garten, der vom Thaue tröpfelnd in der Morgenſonne herrlich glänzte und ſchimmerte. Sie gingen unter vertraulichen Geſprächen in dem Garten auf und ab; über eine kleine Weile kamen zwei Frauen in den Garten. Die Eine, von hoher, edler Geſtalt, war in blendend weißen Byſſus gekleidet, der in feinen Falten bis zur Erde herab floß. Ein purpurrother Frauenmantel mit goldgeſticktem Saume umgab ihre Schultern. Sie ſchlug den zarten Schleier von Flor, der ihr blühendes Angeſicht verhüllte, zurück; in ihren goldenen Locken glänzten edle Perlen mit ſanftem Silberſchimmer. Es war Theopiſta. Euſtachius erſtaunte über den Glanz ihrer Schönheit. Geſtern Abends, als er ſie das erſte Mal wieder ſah, war ſie blaß geweſen, wie eine Leiche. Ihre Schönheit war verdunkelt, und ihr Angeſicht faſt entſtellt. Allein dies kam nicht von der Macht der Zeit her, die ihr wenig geſchadet hatte; ſondern von den anſtrengenden Arbeiten, die ihr am geſtrigen Tage wegen der feſtlichen Bewirthung ſo vieler Gäſte aufgetragen wurden, von den vielen Thränen, die ſie während dem Einzuge des Feldherrn vergoſſen hatte, von der Ohnmacht, in die ſie bei dem Wiederfinden ihrer zwei Söhne gefallen war, und von dem neuen Freudenſchrecken, der ſie bei dem unerwarteten Anblicke ihres Gemahls einer zweiten Ohnmacht nahe gebracht hatte. Jetzt am Morgen hatte ſie ſich von der Unruhe und den angreifenden Empfindungen des geſtrigen Tages erholt. Ihre Augen glänzten von himmliſchem Entzücken; das ſanfte Roth ihrer Wangen war von der Freude erhöht. Wie ihr Gemahl bei dem erſten Wiederſehen geſtern Abends ihr ſo blühend, wie einſt als Bräutigam, erſchienen war, ſo erſchien auch ſie jetzt ihm wie verjüngt, und ihr Anblick erinnerte ihn an jenen Tag, da ſie im Brautkranze vor ihm ſtand.

Die andere Frau, die nur ſehr einfach gekleidet war, als wäre ſie Theopiſtens Dienerin, war Lydia. Lydia hatte es für geziemend gehalten, ihre Freundin Standes gemäß zu kleiden. Es war eben eine vollſtändige Kleidung fertig geworden, die eine Fürſtin beſtellt hatte. Theopiſta hatte wohl nicht daran gedacht, als ſie, vom Kaufherrn oft ziemlich rauh zur Eile getrieben, mit unermüdetem Fleiße an dem Purpurmantel ſtickte, und manche Thräne auf den goldenen Faden fiel, daß ſie dieſe Kleidung für ſich verfertige. Lydia ſchenkte ſie ihr, ja nöthigte ſie ihr, als der Gemahlin eines Römiſchen Feldherrn ganz geziemend, gleichſam auf. Die Kleidung paßte ihr genau. Der Kaufmann aber, den ſein Gewiſſen ſehr beunruhigte, daß er die Gemahlin des mächtigen Feldherrn ſo ſtrenge zur Arbeit angehalten, hatte ihr nicht nur die Freiheit geſchenkt, ſondern noch obendrein den Perlenſchmuck.

Nachdem Euſtachius und ſeine zwei Söhne Theopiſten begrüßt, und der gütigen Lydia den innigſten Dank bezeigt hatten, wandelten alle zuſammen in dem Garten umher, redeten von den wunderbaren Fügungen Gottes und prieſen mit anbetendem Herzen Gottes heilige Vorſehung. Lydia lud hierauf den Feldherrn und die zwei Hauptleute ein, mit Theopiſten und ihr, in dem Garten ein kleines Frühſtück zu nehmen. Sie ſetzten ſich an einen Marmortiſch, auf dem verſchiedene Speiſen, Körbchen voll friſchgepflückter Früchte, und ſchön geformte Gefäße mit Wein und Milch zierlich geordnet waren. Ein Rebengeländer voll großer purpurner Trauben beſchattete den Tiſch; duftende Blumenbeete, blühende Geſträuche und Bäume voll goldener Früchte umgaben ihn.

Euſtachius lobte während des Speiſens den Garten. „Der ſchöne Garten,“ ſprach er, indem er Theopiſten anblickte, „macht nicht nur der fleißigen Gärtnerin Ehre; er iſt noch vielmehr ein Schauplatz der Herrlichkeit Gottes. Dieſe Früchte dort, beſtimmt, uns mit ihren kühlenden Säften zu laben, wie ſind ſie auch für das Auge ſo ſchön geformt und gefärbt! Dieſe duftenden Blumen hier bieten uns ihre erquickenden Wohlgerüche in zarten, ſchön gebildeten Kelchen dar. Welche wunderbare Kraft hat der Schöpfer in das rauh ausſehende Holz und in die unanſehnlichen Wurzeln gelegt, ſo liebliche Gebilde und Düfte hervorzutreiben! Ein Garten iſt in der That ein heller Spiegel der Weisheit und Güte Gottes.“

„O ganz gewiß,“ ſprach Theopiſta; „der Garten hier, den ich zu beſorgen hatte, war mir auch immer ein Buch, das der Schöpfer vor meinen Blicken aufgeſchlagen, und Jeſus Chriſtus erklärt hat. Wenn ich die Lilien betrachtete, war es mir immer, als zeige unſer göttlicher Lehrer mit dem Finger darauf, mich ermahnend, dem Vater im Himmel zu vertrauen, der ſie ſo ſchön kleidete, und alſo noch vielmehr für die Menſchen, Seine Kinder, freundlich und liebreich beſorgt iſt. Der Baum dort voll guter Früchte lehrte mich, daß ich meine Stelle auf Erden nicht vergebens einnehmen, ſondern reich ſeyn ſoll an guten Werken. Der Weinſtock hier, der in alle Reben, die an ihm feſtgewachſen ſind, Kraft und Leben ausſtrömt, daß ſie viele und köſtliche Trauben hervorbringen, war mir ein liebliches Bild, daß ich nur dann, wenn ich mit Chriſtus innigſt vereinigt bleibe, reiche Früchte hervorbringen könne. Die geringſten Kräuter, Krauſemünze, Dill und Kümmel, wovon einſt viele Iſraeliten den Zehnten gaben, erinnerten mich an die Ermahnung Jeſu, daß wir allerdings auch im Kleinſten treu ſeyn, aber darüber das Allergrößte des Geſetzes, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben nicht verabſäumen ſollen. Auch jene Pflanzen, die ich wider meinen Willen aufwachſen ſah, und als Unkraut mit der Wurzel ausriß, brachten mir jene große Lehre Jeſu in den Sinn: „Jede Pflanze, die Mein himmliſcher Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden.“ Ich lernte daran: Was wir ohne Gott und Seinen Beiſtand unternehmen, kann nicht beſtehen. Sogar das Kleinſte aller Geſäme, das Senfkörnlein, das ich in die Erde legte, und das nach und nach zu einem baumartigen Strauche erwuchs, war mir lehrreich und eine Ermunterung zum Guten. Es zeigte mir, wie das Reich Gottes, die Herrſchaft des Wahren und Guten, im Menſchen zwar vom Kleinen anfangen, aber täglich wachſen und zunehmen müſſe, bis es ſeine Vollendung erreicht.“

Theopiſtus ſprach jetzt: „Liebſte Mutter, wie dir dein Garten durch die unübertrefflich ſchönen Gleichniſſe Jeſu ſo wichtig und lehrreich wurde, ſo ward es mir mein Hirtenleben, als ich noch auf jenen einſamen Bergfluren die Schafe hütete. Dort war nichts zu ſehen, als ein Hirt, eine Schafheerde und etwa ein Wolf. Es kamen da keine andere Begebenheiten vor, als daß ſich etwa ein Schaf verirrte oder in eine Grube fiel, oder daß wir, wenn die Zeit dazu gekommen war, die Schafböcke zum Schlachten ausſonderten. Allein eben davon nahm Chriſtus ſo ſchöne Gleichniſſe her, daß mein unbedeutender Beruf dadurch für mich eine höhere Bedeutung erhielt.“

„Was nur immer von der aufopfernden Liebe und zärtlichen Sorgfalt Jeſu für uns Menſchen, und von unſrer folgſamen Liebe und unſerm Vertrauen zu Ihm Lehrreiches geſagt werden kann, wird uns in dem treffenden Gleichniſſe von dem guten Hirten, ſeinen Schafen — und dem Wolfe vor Augen geſtellt. Mein täglicher Beruf lehrte mich täglich: Ein guter Hirt kennt alle ſeine Schafe, rufet ihnen mit Namen, gehet vor ihnen her, leitet ſie mit ſanftem Hirtenſtabe auf grüne Weide und an klare Bäche; ſo leitet uns jener himmliſche gute Hirt, und ſorgt für uns, damit uns nichts Nöthiges abgehe. Täglich ſah und lernte ich: Wie die Schafe ihren Hirten kennen, ſeiner Stimme gehorchen, und ihm folgen, aber die Stimme eines Fremden nicht kennen, und ihm nicht folgen, ſondern vor ihm fliehen — ſo ſollen auch wir den guten Hirten unſrer Seele erkennen, Ihn hören, Ihm folgen; fremden verführeriſchen Stimmen aber kein Gehör geben.“

„Wenn ich den Wolf kommen ſah, der die Schafe anfallen und erwürgen wollte, wenn ich dann ſelbſt das Leben daran wagte, die Schafe zu vertheidigen — wie wurden mir da jene ſchönen Worte Jeſu ſo klar und lebhaft: „Ich bin ein guter Hirt; ich laſſe Mein Leben für Meine Schafe;

Niemand wird ſie Mir aus Meiner Hand reißen.“ Ach, ſagte ich dann oft, wer ſollte Ihn nicht lieben, und Ihm nicht vertrauen? Ohne Ihn wären die Menſchen eine Heerde ohne Hirten.“

„Das Gleichniß Jeſu von dem verlornen Schafe iſt ſo recht aus dem Hirtenleben herausgenommen. Oft geſchah es, daß ſich ein Schaf von meiner zahlreichen Heerde verirrte, und daß ich dann hinging über Berg und Thal, und nicht aufhörte es zu ſuchen, bis ich es gefunden hatte. Und welche Freude hatte ich, wenn ich es endlich erblickte! Wie trug ich es, aus Freude, es wieder gefunden zu haben, und um das ermüdete Thier recht ſchnell wieder zur Heerde zu bringen, auf meinen Schultern zurück! Wie rief ich meinen Nachbarn zu: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! — gerade ſo, wie Jeſus dieſes alles beſchreibt. Da gingen mir dann die Worte Jeſu recht zu Herzen: „So wird auch Freude im Himmel ſeyn über einen Sünder, der Buße thut.“ Welche Liebe, welche Erbarmung! dachte ich. Nicht nur angenommen wird der bußfertige Sünder; der ganze Himmel freut ſich noch über ihn. Ich ward ſo gerührt, daß ich jedem Sünder hätte laut zurufen mögen: O möchteſt du denn nicht das wiedergefundene Schaf auf den Schultern des guten Hirten ſeyn?“

„Wenn ein Schaf in eine Grube fiel, und

ich dann voll Mitleids es herauszog, kamen mir jene Worte Jeſu zu Sinn: „Wer iſt unter euch, der ein einziges Schaf hat, und der es, wenn es in eine Grube fällt, nicht ſogar am Sabbathe ergreife und herausziehe? Und um wie viel beſſer, als ein Schaf, iſt ein Menſch! Ich nahm mir dann immer vor, mit einem Menſchen, den ich in Noth ſehen würde, noch vielmehr Erbarmen, als mit einem Schafe zu haben, und ihm zu helfen; zugleich regte ſich ein großes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und die Liebe Jeſu zu uns Menſchen in meinem Herzen, und ich faßte den Vorſatz, in keiner Noth zu verzagen. Denn wie ſollten Gott und Sein lieber Sohn gegen uns nicht barmherziger ſeyn, als ich gegen ein Schaf!“

„Einen ſchauerlichen Eindruck machte es immer auf mich, wenn der Tag kam, wo ich Schafböcke und Schafe auseinander ſcheiden mußte; die Böcke dann fortgetrieben wurden zur Schlachtbank, die Schafe aber dablieben, und ruhig fortweiden durften auf der ſchönen grünen Weide. Ich dachte dann jenes ſchrecklichen Tages, da der Menſchenſohn in Seiner Herrlichkeit kommen, und die Böſen und Guten, wie ein Hirt die Schafe und Böcke, von einander ſcheiden wird — und die Böſen dann eingehen werden in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben.“

Theopiſtus ſchloß mit den Worten: „Ich redete vielleicht zu viel von bekannten Dingen. Allein ſie gehören zur Geſchichte meines Hirtenlebens; ſie ſind das Wichtigſte, was ich davon erzählen kann. So hat Jeſus auch den einfältigen Hirten in der öden Wildniß ein Buch voll ſchöner Gleichniſſe und Bilder aufgeſchlagen, die uns ſehr lieblich an das erinnern, was uns zum Heile iſt."

„Mein Buch," ſprach Agapius, „war der Acker, den ich im Schweiße meines Angeſichts baute, da ich noch ein Bauer war. Es ſey mir erlaubt, auch Einiges von dem, was mir meinen Bauernſtand ſo werth machte, vorzubringen."

„Wenn ich den Acker zum Anſäen herrichtete, Dornen ausreutete, Steine und Felſenſtücke hinausſchaffte, den Acker gegen die Fußtritte der Menſchen und Thiere verzäunte und die Vögel verſcheuchte, ſo dachte ich, wie ich mein Herz vorbereiten und bewahren müſſe, damit die Samenkörner des göttlichen Wortes darin ein gutes Erdreich finden möchten. Es ward mir bei dieſen Arbeiten ſehr klar und anſchaulich: Wer allen Zerſtreuungen einen offnen Weg in ſein Herz geſtattet; weſſen Gemüth leichter, dünner Erde auf Felſen gleicht und keinen tiefen Grund hat; wer die Dornen der Geldſorgen und Wollüſte in ſeinem Herzen aufkommen läßt, bei dem kann jenes göttliche Saamenkorn keine Frucht bringen. Wenn ich auf meinem Acker in der Folge den ſchönen herrlichen Weizen mit Luſt betrachtete, aber dazwiſchen mit Schmerz das verderbliche Unkraut erblickte, das ich, ohne dem Weizen zu ſchaden, nicht ausrotten konnte, ſo wurde es mir klar, warum Gott die Böſen ſo langmüthig dulte, und daß ihnen die Strafe dennoch nicht ausbleiben werde. Wenn nun endlich die Aerntezeit kam, und wir Schnitter jauchzend die vollen Garben ſammelten, aber Dorn und Unkraut verbrannten; ſo gedachte ich jenes großen Aerntetages, an dem die Engel Gottes als Schnitter kommen, und alle, die Unrecht thun und Aergerniß anrichten, in den Feuerofen werfen, die Gerechten aber dann in dem Reiche ihres Vaters leuchten werden wie die Sonne.“

„Auch die Geräthſchaften, deren ſich der Landmann bedient, waren mir lehrreich. Wenn ich die Hand an den Pflug legte, wohlwiſſend, daß es jetzt nicht müßiges Umherſchauen, ſondern Arbeiten gelte, um etwas auszurichten, ſo dachte ich, daß auch in göttlichen Dingen Saumſeligkeit nichts tauge, und nur ein friſcher, fröhlicher Muth uns im Guten weiter bringe. Wenn ich in dem Siebe das Getreide ausſiebte oder ſichtete, und wohl rüttelte, um alles Schlechte von den guten, reinen Körnern abzuſondern, ſo fiel mir allemal der Wink Jeſu ein, daß auch die Verſuchung für uns Menſchen eine Art von Sichtung ſey, und daß wir wohl Urſache haben, zu beten, damit unſer Glaube nicht aufhöre, und wir in der Prüfung beſtehen mögen. Wenn ich das Getreidemaß zur Hand nahm, um Getreide auszumeſſen, ſo dachte ich jenes Wortes: „Mit welchem Maaße ihr ausmeſſet, wird euch wieder eingemeſſen werden.“ Kam ich in die Mühle, wo oft viel ärgerliches Geſchwätz von heidniſchgeſinnten Menſchen geführt wurde, ſo erinnerte mich der Mühlſtein an die Worte Jeſu: „Wehe dem Menſchen, der Aergerniß gibt; es wäre ihm beſſer, daß man ihm einen Mühlſtein an den Hals hänge, und ihn in das Meer verſänke, wo es am tiefſten iſt.“

„Das lieblichſte und erfreulichſte Gleichniß war mir aber das vom Weizenkörnlein, das begraben wird, und wieder vom Tode auferſteht. Es erinnert den Ackersmann, der immer goldenen Saamen in die Furchen ausſtreut, aber einſt ſelbſt von einer tiefern Furche, dem Grabe, verſchlungen wird, gar ſo tröſtlich daran, daß aus dem Tode neues Leben aufblühe!“

„So hat Chriſtus es dem Landmanne ſehr leicht gemacht, ſich bei ſeinen irdiſchen Arbeiten an himmliſche Dinge zu erinnern, und ein Ackersmann edlerer Art zu werden. Es liegt in der Lehre und Lehrart Jeſu etwas ſo Hohes und Einfaches, Klares und Rührendes, das allein ſchon hinreichend iſt, ihre Göttlichkeit zu bewähren.“

Neunzehntes Kapitel.

Die chriſtliche Hausfrau.

Lydia, die treffliche Hausfrau, die bisher immer geſchwiegen hatte, nahm jetzt beſcheiden das Wort. „Es iſt wahr,“ ſprach ſie, „es hat mich oft in Erſtaunen geſetzt, wie Chriſtus Seine hohen Lehren ſo gar einfach und lieblich in Gleichniſſen von den gemeinſten Dingen des alltäglichen Lebens vortrug, daß auch jede Magd ſie verſtehen kann. Mir fiel dieſes bei den häuslichen Geſchäften, die ich vornahm oder unter meiner Aufſicht von den Mägden vornehmen ließ, oft recht auf. Das Anzünden eines Lichtes, das Spülen der Geſchirre, das Flicken eines Kleides, war Ihm nicht zu ſchlecht, Gleichniſſe davon herzunehmen, um ſich auch den Kleinen und Unmündigen verſtändlich zu machen.“

„Mein ſeliger Vater hatte, bevor ihm das Evangelium verkündet ward, ſchon immer ein großes Verlangen, über jene Wahrheiten Aufſchluß zu erhalten, die jedem vernünftigen Menſchen die wichtigſten ſeyn müſſen. Er machte daher mit einem gelehrten Manne, den man einen Weiſen nannte, Bekanntſchaft. Der gelehrte Mann, dem ſein ernſtes Geſicht und ſein großer Bart ein ſehr ehrwürdiges Anſehen gaben, ſpeiste öfter bei uns, und redete ſehr viel von dem Urheber der Welt, von Tugend und Unſterblichkeit; er ſprach aber in ſo hohen, prächtig klingenden Ausdrücken, daß ich das Wenigſte davon verſtand, und kein Wort mehr davon weiß. Allein wie ſind die einfachen Gleichniſſe von irdiſchen Dingen, in die Jeſus den Schatz ſeiner himmliſchen Weisheit niederlegte, ſo leicht zu verſtehen, und ſo leicht zu behalten! Sie ſind mir durchaus klar, und ich werde in meiner Haushaltung des Tages hundertmal daran erinnert!“

„Wenn ich ein Licht anzünde und es natürlich nicht unter ein Kornmaaß ſetze, ſondern es auf den Leuchter ſtelle, fällt mir ein, daß wir unſer Licht vor den Menſchen ſollen leuchten laſſen, damit ſie unſre guten Werke ſehen, und den Vater im Himmel preiſen. Wenn die Mägde die Geſchirre, die Schüſſeln und Becher, glänzend rein ſpülen und fegen, ſo erinnere ich mich, daß auch Alles, was in Schüſſeln und Bechern aufgeſetzt wird, rechtmäßig erworben ſeyn müſſe, damit Alles rein ſey. Finde ich es nöthig, ein altes Kleid ausbeſſern zu laſſen, ſo ſchneide ich dazu kein Stück vom guten, neuen Tuche ab. Das hieße das neue Tuch verſchwenden; es ſchickte ſich auch nicht zum alten Kleide, und der Riß würde wohl nur noch größer. Und da fällt mir dann allemal das Gleichniß Jeſu ein, in dem Er uns zu verſtehen gibt, unſre Tugend ſoll kein ſo elendes Flickwerk, ſondern lieber ein ganz neues Kleid ſeyn, das aus Einem Stücke gemacht iſt. Sogar das Einfädeln der Nadel lehrt mich: So wenig ein Kameel durch das kleine Nadelöhr geht, ſo wenig kann ein Geiziger in das Himmelreich eingehen.“

„Und da muß ich, wie im Vorbeigehen, noch bemerken: Wann ſo ein hoch und ſchwer bepacktes Kameel vor unſerm Hauſe ankam, fand ich dieſes Gleichniß immer beſonders treffend. Ach, das arme Thier! ſprach ich oft; all der Reichthum, den es trägt, drückt es nur, und nützt ihm nichts. Dieſem Laſtthiere gleicht der habſüchtige Reiche, der mit vieler Sorge und Beſchwerde Schätze auf Schätze häuft, und keinen Gebrauch davon macht. Wie das beladene Kameel vor unſrer Pforte abgepackt werden muß, ehe man es herein führen kann, ſo muß auch ein ſolcher Reicher ſich ſeiner Geldſorgen und ſeiner Anhänglichkeit an Erdenſchätze entladen, wenn er durch jene enge Pforte eingehen will, die zum Leben und zur ewigen Seligkeit führt.“

„Komme ich auf den Hühnerhof, das Geflügel zu füttern, ſo iſt mir die Henne, die ihre Jungen unter ihren Flügeln verſammelt, ein Sinnbild der Liebe Jeſu zu uns Menſchen, der uns alle um ſich verſammeln und unter Seinen Schutz nehmen will; die Taube iſt mir ein Bild der Unſchuld und Einfalt; ſelbſt der Sperling, der ſich, einige Körner aufzupicken, ungerufen vom Dache einfindet, und deſſen der himmliſche Vater nicht vergißt, verkündet mir, daß dieſer Vater noch vielmehr für mich beſorgt ſey.“

„Eben ſo finde ich in der Küche genug zu denken. Das Feuer, das auf dem Heerde lodert, das Waſſer, das in der Küche nie fehlen darf, das Salz, das bei dem Kochen unentbehrlich iſt, ſind lauter Gegenſtände, von denen Jeſus mehrere ſo inhaltreiche, als bekannte Gleichniſſe hergenommen hat; ſie alle anzuführen, würde zu weitläufig ſeyn. Doch muß ich noch einiger ſchönen Gleichniſſe erwähnen, die mir ganz vorzüglich einleuchten. Wenn meine Mägde den Sauerteig unter das Mehl bringen, um ganz durchſäuertes, ſchmackhaftes Brod zu backen, ſo wird mir da beſonders klar, wie die Religion Jeſu unſer ganzes Thun und Laſſen durchdringen müſſe, um es in ſeiner Art gut und vollkommen und für die Menſchen genießbar zu machen. Wenn in der Küche manchmal, um Gäſte zu bewirthen, gar ſo große Zurüſtungen gemacht wurden, und ſo viele Hände in Bewegung waren, Speiſen zu bereiten, ſo war es mir immer, als ſagte mir Jeſus: „Gebt euch doch nicht ſo viele Mühe um die vergängliche Speiſe; bemüht euch vielmehr um jene bleibende Speiſe für das ewige Leben, die euch der Menſchenſohn gibt.“ Wenn ich in der Küche auch nur ein Ei aufſchlage, ſo fällt mir das Wort Jeſu ein: „Ein Vater gibt ſeinem Kinde, das ihn um ein Ei bittet, keinen Skorpion: wie vielmehr wird der Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten, gute Gaben, ja die beſte aller Gaben, Seinen Geiſt geben.“

„Zu meiner großen Freude nahm Jeſus auch einige ſehr ſchöne Gleichniſſe von den Geſchäften her, die wir Kaufleute zu führen haben. Der Kaufmann der mit Perlen handelt und eine ganz einzige, unſchätzbare Perle findet, gibt eine Menge geringerer Waaren wohlfeilen Preiſes hin, um die Summe aufzubringen, jene Perle zu erkaufen. So ſollen auch wir bereit ſeyn, alle irdiſchen Güter willig hinzugeben, um jener himmliſchen Perle, der ächten Tugend und der ewigen Seligkeit, theilhaft zu werden. Die Berechnung von Gewinn und Verluſt, die dem Kaufmanne oft vieles Kopfbrechen macht, mahnt mich an jene höhere Rechenkunſt, die Jeſus in die wenigen Worte zuſammen faßt: „Was hälfe es dem Menſchen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, aber an ſeiner Seele Schaden litte! Das Ellenmaaß erinnert mich, daß wir mit allen unſern Sorgen der Länge unſers Leibes — oder auch unſers Lebens — keine Elle beiſetzen können, und alſo ſehr wohl thun würden, unſre Sorgen auf höhere Dinge zu richten, wo ſie beſſer angewendet und nicht ohne Nutzen ſeyn werden. Der Gebrauch, den Käufern irgend eine Kleinigkeit mit in den Kauf zu geben, die Dareingabe genannt, ließ mich die Worte Jeſu nicht vergeſſen: „Trachtet zuerſt nach dem Reiche Gottes und Seiner Gerechtigkeit; alles Uebrige wird euch dann (gleichſam noch als Zugabe) obendrein gegeben werden.“

„Selbſt hier am Tiſche bringt mir die Mücke, die da in die Schale mit Milch fiel, und die ich heraus zu nehmen eilte, die Lehre Jeſu ins Gedächtniß: „Wehe denen, die da Mücken durchſeihen, aber Kameele verſchlucken“ — zwar geringe Fehler meiden, aber ſich großer Laſter, ja des Mangels an Glauben und Liebe, ſchuldig machen. Das Bröcklein Brod hier erinnert mich an das Wort Jeſu, womit Er weiſe Sparſamkeit empfiehlt: „Sammelt die Bröcklein, damit ſie nicht verloren gehen.“ Sogar die Broſämlein auf dem Tiſche predigen mir die große Lehre von einer allvergeltenden Gerechtigkeit — ſie erinnern an den unbarmherzigen Reichen, der dem ſchmachtenden Armen nicht einmal ein Broſämlein zukommen ließ, und deßhalb in der andern Welt vergebens um ein Waſſertröpflein flehte.“

Euſtachius hatte ihr mit Beifall zugehört. „Ja, es iſt wahr,“ ſagte er, „die Lehre Jeſu iſt in jeder Hinſicht unübertrefflich, im Großen wie im

Kleinen; Seine Gleichniſſe ſind ſo göttlich erhaben, als menſchlich ſchön. Er macht die ganze Natur zu uns ſprechen; den kleinſten Dingen öffnet Er gleichſam die Lippen, daß ſie uns heilſame Lehren verkünden. Ein Kind kann, ſo viel für ſein zartes Alter nöthig iſt, davon verſtehen und ein Mann findet ſein ganzes Leben lang genug, darüber zu denken. Möchten wir die Natur mit dem Blicke Jeſu anſchauen lernen; möchten wir, Seinen Fingerzeigen zufolge, ihre Lehren vernehmen, und an uns Früchte bringen laſſen fürs ewige Leben!"

Jetzt, da Euſtachius ſchwieg, näherten die zwei tapfern Krieger Akazius und Antiochus, die ſchon einige Zeit unbemerkt in einer kleinen Entfernung ſtanden, ſich der Geſellſchaft. Sie hatten erſt dieſen Morgen mit unbeſchreiblicher Freude vernommen, daß die Gemahlin und die Söhne ihres Feldherrn, die als todt betrauert wurden, noch am Leben ſeyen, und wieder gefunden worden; die treuen Diener waren deßhalb gekommen, ihnen dieſe Freude zu bezeigen. Allein die ehrlichen, gutherzigen Männer konnten vor Freude kaum reden, und die hellen Thränen tröpfelten über ihre rauhen Bärte. Theopiſta bot ihnen freundlich die Hand, und Agapius und Theopiſtus umarmten ſie. Akazius ſprach: „So ſchmerzlich ich über den vermeinten Tod unſrer edlen Frau und ihrer geliebten Söhne weinen mußte; ſo ſüße Thränen weine ich jetzt, da ich alle drei wieder lebend vor mir ſtehen ſehe." Antiochus ſagte: „Mir iſt es nicht anders, als wären ſie wirklich vom Tode auferſtanden. Ja, ich denke, die Seligkeit, die an dieſem glücklichen Morgen und in dieſem freundlichen Garten mein Herz erfüllt, reiche beinahe an die Seligkeit, die Magdalena am Auferſtehungsmorgen in jenem Garten empfinden mußte, als der Auferſtandene lebend vor ihr ſtand. Wahrhaftig, die Freude an dem allgemeinen Auferſtehungstage wird unausſprechlich groß ſeyn!"

Euſtachius ſprach hierauf: „Es iſt jetzt Zeit, daß ich mich in dem Lager zeige. Ihr, meine Söhne, begleitet mich. Du, meine Gemahlin bleibe bei deiner geliebten Freundin, bis wir wieder kommen." Als er ſich, in Mitte ſeiner zwei Söhne und von den beiden alten Kriegern begleitet, dem Kriegslager näherte, kam alles darin in Bewegung. Es entſtand ein freudiges Getümmel und eine anſcheinend große Verwirrung; allein in einigen Augenblicken ſtand das ganze Heer in großer Ordnung da. Die Soldaten begrüßten ihren Feldherrn und ſeine zwei Söhne mit lautem Freudenruf, der den Jubel der Trompeten überſtimmte. Alle wünſchten dem trefflichen Vater und den edlen Söhnen Glück, und mancher ehrliche Krieger ſprach: „Wenn unſer Feldherr ſeine Söhne, die er vor allen jungen Kriegern auszeichnete, ſchon früher gekannt hätte, ſo könnte man denken, die väterliche Zärtlichkeit hätte doch immer einigen Antheil an ihrer Erhebung gehabt. Allein jetzt müſſen Offiziere und Soldaten einſtimmig bekennen, daß er die Perſon nicht anſah, ſondern bloß der Tapferkeit und dem Edelmuthe der jungen Helden Gerechtigkeit widerfahren ließ. O welche Freude für den Vater, in den unbekannten Jünglingen, die er für die vortrefflichſten im ganzen Heere erklärte, nun ſeine Söhne zu erkennen!"

Euſtachius gab dem Kriegsheere auf den Abend ein Freudenfeſt; am folgenden Morgen aber brach er mit dem Heere auf. Er ritt an der Spitze ſeiner Legion; ſeine Gemahlin aber, in einem prächtigen Reiſewagen ſitzend, und von ihren zwei Söhnen zu Pferde begleitet, folgte dem Zuge.

Zwanzigſtes Kapitel.

„Sey treu bis in den Tod, ſo werde Ich dir die Krone des Lebens geben."

Euſtachius war nunmehr wieder ſo glücklich, als es ſich ein Menſch auf Erden nur immer wünſchen kann. Er hatte mächtige Feinde beſiegt, und wurde überall als Sieger mit frohem Jubel begrüßt; er hatte ſeine geliebte Gemahlin wieder gefunden, und in den edelſten Jünglingen unter dem Heere, mit unausſprechlicher Vaterfreude, unerwartet ſeine verlornen zwei Söhne erkannt; er war auf dem Wege nach Rom, wo das erfreute Römervolk ſchon Anſtalten traf, ihn im Triumphe aufzunehmen.

Wenn dieſe Geſchichte nur erfunden wäre, den Leſer zu vergnügen, ſo müßte ſie mit dieſem triumphirenden Einzuge nothwendig ſchließen; allein um der Wahrheit getreu zu bleiben, darf eine Begebenheit nicht verſchwiegen werden, über die zwar jedes fühlende Herz die tiefſte Betrübniß empfinden muß, die aber in den Augen des wahren Chriſten groß und herrlich iſt, und bei allen traurigen Empfindungen, die ſie erregt, zugleich hohen Troſt gewährt. Anſtatt des Lorbeerkranzes, womit der Kaiſer den edlen Krieger krönen wollte, wartete ſeiner noch eine herrlichere Siegeskrone.

Ehe Euſtachius in Rom ankam, ſtarb Kaiſer Trajan. Adrian, ein naher Anverwandter und angenommener Sohn des verſtorbenen Kaiſers, gelangte zur Regierung. Dieſer neue Kaiſer war ein ſehr heftiger Anhänger der heidniſchen Vielgötterei, und die Lehre der Chriſten, es ſey nur Ein Gott, war ihm höchſt verhaßt. Ueberdies war er noch ſonſt ſehr abergläubiſch, der Sterndeuterei und Wahrſagerei ergeben, und von finſterer, grauſamer Gemüthsart. Eine beſondere Angelegenheit machte er ſich daraus, den Ruhm ſeines Vorfahrers und Wohlthäters Trajan zu verdunkeln, und wo es nur immer anging, eine ganz entgegengeſetzte Regierungsart einzuführen. Er ließ daher auch die Chriſten aufs Neue mit großer Wuth verfolgen.

Kaiſer Trajan hatte die Chriſten früherhin zwar auch grauſam verfolgen laſſen. Unzählige wurden auf eine ſchauerliche, ſchmerzvolle Art hingerichtet. Unter Andern wurde Ignazius, Biſchof zu Antiochia, ein Jünger des heiligen Apoſtels Johannes, auf Trajans Befehl nach Rom gebracht, und dort den wilden Thieren vorgeworfen, die ihn auch ſogleich auffraßen, und nur mehr einige Gebeine von ihm übrig ließen.

Allein ſpäterhin hat Kaiſer Trajan, wie es ſcheint, eine beſſere Meinung von den Chriſten gefaßt. Die günſtigen Berichte der Statthalter und Landpfleger mögen vieles dazu beigetragen haben. Es iſt noch ein Brief des berühmten Plinius, Statthalters in Bythinien, auf unſere Zeiten gekommen, in dem ein ſehr rühmliches Zeugniß für die Chriſten enthalten iſt. Plinius ſagt darin, daß er ſowohl von denen, die aus Furcht der Todesſtrafe den chriſtlichen Glauben verließen, als von denen, die auf der Folter ihrem Glauben getreu blieben, nichts habe heraus bringen können, als daß ſie an einem beſtimmten Tage der Woche ſich vor

Sonnenaufgang verſammelten, ihrem Chriſtus, den ſie als einen Gott verehren, einen Lobgeſang anſtimmten, und dann feierlich angelobten, nichts Böſes zu thun, keinen Diebſtahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, ihr gegebenes Wort heilig zu halten, und anvertrautes Gut, ſobald es verlangt werde, getreulich wieder zurückzuſtellen; darauf ſeyen ſie aus einander gegangen, hätten ſich aber an dieſem Tage noch einmal zu einer gemeinſchaftlichen Mahlzeit, jedoch in aller Ehrbarkeit und Unſchuld verſammelt; aber auch dieſes hätten ſie unterlaſſen, ſobald auf Befehl des Kaiſers alle Verſammlungen dieſer Art verboten worden.

Kaiſer Trajan milderte, wie wir auch aus ſeiner Antwort an Plinius erſehen, die Verfolgung der Chriſten. Er hob zwar, vielleicht bloß aus Staatsklugheit, die Todesſtrafe nicht gänzlich auf; allein er verbot, von nun an die Chriſten aufzuſuchen, oder auszuforſchen, wer ein Chriſt ſey, oder ſogleich auf jede Anklage zu achten. Wenn es ihm auch bekannt wär, dieſer oder jener ſey ein Chriſt, ſo that er nicht dergleichen, als wüßte er's, und wie es ſcheint, war es ihm ſehr lieb, wenn die Sache nicht weiter zur Sprache kam. Die Verfolgungen hörten beinahe ganz auf. Kaiſer Adrian aber, der in der Folge ſogar an den Stellen, wo Jeſus Chriſtus geboren wurde, wo Er am Kreuze ſtarb, und wo Er auferſtand, Götzenbilder errichten ließ, legte ſogleich bei dem Antritte ſeiner Regierung ſeinen Haß gegen die Chriſten an den Tag. Das Feuer der Verfolgungen, das beinahe erloſchen war, loderte aufs Neue empor. Viele Chriſten wurden gefoltert, und aufs grauſamſte ermordet. Es erſcholl wieder, wie früherhin, das furchtbare Geſchrei des wüthenden Heidenvolkes: „Werft die Chriſten den Löwen vor!"

Als Euſtachius zu Rom ankam, nahm Kaiſer Adrian den ſiegreichen Feldherrn ſehr gütig auf, lobte ihn wegen der überreichten Siegeszeichen, verſicherte ihn ſeiner Gnade und überhäufte ihn mit Geſchenken. Der Kaiſer ordnete hierauf ein Siegesfeſt an, und ſtand an dem dazu beſtimmten Tage wirklich ſchon bereit, ſich mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge in den Tempel zu begeben, und ſeinen Göttern ein feierliches Opfer zu entrichten. Euſtachius ſollte ihn begleiten, um dort an den Altären der heidniſchen Götter Weihrauch in die Glut zu ſtreuen, und dann aus der Hand des Kaiſers den Lorbeerkranz zu erhalten. Allein Euſtachius weigerte ſich, den Kaiſer dahin zu begleiten, und die Schwelle des Tempels zu betreten.

„Wie?" rief der Kaiſer entrüſtet, „den vaterländiſchen Göttern willſt du für deine Siege kein Opfer darbringen? Du glaubſt ihnen keinen Dank ſchuldig zu ſeyn, daß ſie dir deine Gemahlin und deine Söhne wieder geſund und unverletzt zuführten?"

Euſtachius antwortete freimüthig und furchtlos: „Mein Kaiſer! ich bin ein Chriſt. Der Gott, den wir Chriſten anbeten, verlieh mir durch Seinen Sohn Jeſus Chriſtus den Sieg; Er gab mir meine Gemahlin und meine Söhne wieder zurück. Ihm allein bin ich Dankopfer ſchuldig. Niemals werde ich deine Götter anbeten; ſie ſind nur eitle Traumbilder menſchlicher Einbildungskraft, oder lebloſe Götzen von Menſchenhand aus Stein oder Erz gebildet. Ich bete den wahrhaftigen und lebendigen Gott allein an, der Himmel und Erde geſchaffen, und Seinen eingebornen Sohn in die Welt geſchickt hat, die Menſchen von Irrthum und Sünde, Elend und Tod zu erlöſen.“

Der Kaiſer glühte vor Zorn; ſo aufgebracht er aber war, ſo hielt er ſich noch zurück und ſtellte ſich freundlich. Er mochte es für unſchicklich, ja zur Zeit noch für gefährlich halten, den rühmlichen Sieger ſchmählichen Strafen zu unterwerfen. Er wollte erſt verſuchen, was Schmeicheleien und Verſprechungen über ihn vermöchten. Er bot ſeine ganze Beredſamkeit auf; allein Euſtachius blieb unbeweglich. Der Kaiſer entließ ihn ohne ein beſonderes Zeichen ſeiner Ungnade; er verabredete aber heimlich mit einigen vornehmen Römern und Römerinnen, die mit Euſtachius und Theopiſta aufgewachſen waren, ſie ſollten es dahin zu bringen ſuchen, daß Theopiſta und ihre Söhne den geliebten Gemahl und Vater, mit Thränen in den Augen und auf ihren Knien, bitten möchten, ſich durch ſeinen unbeugſamen Sinn nicht dem Zorne des Kaiſers auszuſetzen, ſondern den Göttern zu opfern.

Die fromme Gemahlin und die edlen Söhne ſchauderten vor einem ſolchen Antrage, der jedem beſonders gemacht wurde, einmüthig zurück; alle waren feſt entſchloſſen, lieber zu ſterben, als Gott und Jeſum Chriſtum zu verläugnen. Ohne daß Eines um das Andere wußte, kamen ſie bei Euſtachius zuſammen und erzählten ihm, was vorgegangen war. Vater, Mutter und Söhne beſtärkten einander in dem Entſchluſſe, zu ſterben; denn ſie waren nunmehr überzeugt, daß Gott ſie deßhalb wieder lebend zuſammen geführt habe, um einander zu ermuntern, Gott und ihren Erlöſer durch ihren Tod zu verherrlichen.

Als der Kaiſer ſah, der Weg der Güte, alle Schmeicheleien und Verſprechungen, alle Reize, die Ehre, Reichthum und Wolluſt für gewöhnliche Menſchen haben, ſeyen hier vergebens angebracht, verſuchte er es, den Euſtachius und ſeine Familie durch Drohungen zu ſchrecken. Er ließ den Euſtachius rufen, und ſprach zu ihm: „Wie ich höre, haſt du dich noch nicht eines Beſſern beſonnen; auch deine Gemahlin und deine Söhne ſollen, wie man ſagt, ſo halsſtärrig ſeyn, wie du. Gehorche meinen Befehlen, oder ich werde dich nebſt Weib und

Kindern dem Richter übergeben, und dem Gerichte ſeinen Lauf laſſen. Rechne darauf, es wartet dann auf euch alle ein gräßlicher Tod.“

Euſtachius ſprach: „Lieber Kaiſer, ich bin bereit, dir in Allem, was recht und billig iſt, zu gehorchen; mit Freuden will ich für das Wohl des Römervolkes, wie ich das ſchon öfter gethan habe, mein Blut vergießen. Allein gegen mein Gewiſſen kann ich nicht handeln; darüber hat Niemand zu gebieten, als Gott allein, — und Gott muß man mehr gehorchen als den Menſchen.“

Der Kaiſer forderte ihm im größten Zorn die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde ab, befahl der Wache, ihn in das Gefängniß zu führen, und auch Theopiſten und die beiden Söhne gefangen zu nehmen. Sie wurden vor Gericht geſtellt. Euſtachius, ſeine Gemahlin und ſeine Söhne legten mit aller Freimüthigkeit das gute Bekenntniß ab, ſie ſeyen Chriſten und wollten als Chriſten leben und ſterben. Sie wurden verurtheilt, auf dem öffentlichen Schauplatze den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.

Der Schauplatz war ein ungeheuer großer runder Platz, der mit Sand beſtreut war; ſteinerne Bänke, eine immer höher als die andere, zogen ſich in weiten Kreiſen umher, und erhoben ſich, geräumig genug Hunderttauſende von Menſchen zu faſſen, faſt bis an die Wolken. Der ſchreckliche Tag brach an. Eine unzählige Menge von Menſchen erfüllte die ſteinernen Sitze von unten bis oben, um da, außer Gefahr, dem ſchrecklichen Schauſpiele zuzuſehen. Der edle Feldherr Euſtachius, ſeine Gemahlin und ſeine Söhne wurden unter einer Bedeckung von Soldaten gebracht. Die Gerichtsdiener ſtellten ſie in die Mitte des Schauplatzes, und entfernten ſich. Die heldenmüthigen Seelen aber freuten ſich, auf eben dem Platze, wo einſt Ignazius unter den Zähnen wilder Thiere blutete, die Märtyrerkrone zu erlangen. Wohl mochten ſie ſeines ſchönen, ſinnvollen Wortes gedenken: „Ich bin ein Getreide Gottes; ich muß von den Zähnen wilder Thiere zermalmt werden, um als ein reines Brod Chriſti erfunden zu werden.“

Das rohe Heidenvolk forderte mit furchtbarem Geſchrei und tobendem Ungeſtüm, man ſolle die wilden Thiere loslaſſen. Es war dieſem Volke eine ſchauerliche Luſt, es mit Augen anzuſehen, wie ſchuldloſe Menſchen von wilden Thieren zerfleiſcht und verſchlungen wurden! Die Fallen der Thierbehältniſſe wurden aufgezogen; vier furchtbare Löwen ſtürzten hervor. Allein ſie thaten den Heiligen nichts zu leid; ſie ſchmiegten ſich vielmehr, wie ſanfte Lämmer zu ihren Füßen. Das Volk ging unzufrieden und murrend auseinander. Dieſe Menſchen erkannten es nicht, daß ſie grauſamer ſeyen, als die wilden Thiere.

Der Kaiſer war über dieſen Ausgang ſehr unwillig; Euſtachius und ſeine Leidensgefährten wurden zu einer andern noch gräßlicheren Todesart verurtheilt. Sie ſollten in einem ungeheuren, ehernen Ofen, der nach einer bekannten grauſamen Erfindung, von außen die Geſtalt eines wilden Stieres hatte, verbrannt werden. Schon Abends zuvor wurden mehrere Klafter Holz herbeigeführt, und der Ofen untergeſchürt, um ihn glühend zu machen. Eine unzählige Menge Volkes verſammelte ſich am folgenden Morgen, ſo nahe, als es die Hitze geſtattete, um den glühenden, ehernen Stier. Die Märtyrer wurden gebracht, um durch eine Seitenthüre in den Ofen geworfen und darin verſchloſſen zu werden. Euſtachius blieb in der Nähe des glühenden Ofens ſtehen, erhob Augen und Hände zum Himmel, und betete mit lauter Stimme, und ſeine Söhne und ihre Mutter beteten in der Tiefe ihres Herzens mit ihm: „Allmächtiger Gott, Herr Himmels und der Erde! Erhöre unſer Flehen, und verleihe uns, Deinen Dienern, daß wir, durch das Feuer ausgeglüht und bewährt, des Erbtheiles Deiner Heiligen theilhaftig werden mögen. Du haſt uns den Glanz, den wir vormals in dieſer Welt hatten, auf kurze Zeit wieder zurück gegeben; gieb uns anſtatt dieſer eitlen, ſchnell vorüber gehenden Ehre nunmehr jene Herrlichkeit, die kein Ende mehr nimmt. Sieh, wir opfern uns Dir willig und freudig auf. Das Feuer lodert bereits, Dir ein Brandopfer zu bereiten. Vater, Mutter und Söhne ſtehen als Opfer bereit. Laß Dir dieſes

Opfer gefallen, diejenigen aber beſchämt werden, die ſich Dir widerſetzen. Dein nie genug geprieſener Name werde durch uns, Deine geringen Diener, verherrlicht. Ja, verſchmähe dieſes Opfer nicht, wie du das Opfer Abels, das Opfer Abrahams und das Blut des erſten Märtyrers Stephanus nicht verſchmäht haſt. Verleih' uns und allen, die nach uns noch künftig den nämlichen Leidensweg gehen werden, Heil und Erlöſung von allen Uebeln, die uns in dieſem Jammerthale der Erde beſchweren, und nimm uns alle auf in Dein Reich!"

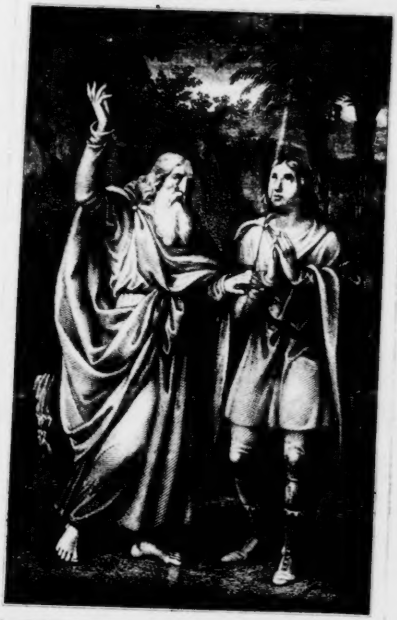
Nach dieſem Gebete vernahmen alle in ihrem Herzen, daß Gott dazu Amen ſage; und wohl alle Heiligen und Engel im Himmel wiederholten das Amen jubelnd und frohlockend.

Euſtachius, ſeine Gemahlin und ſeine Söhne wurden in den Ofen geworfen, und waren wohl augenblicklich des Todes. Ihre Geiſter wurden in den Himmel verſetzt; ihre Leiber aber fand man, da nach drei Tagen der Ofen geöffnet wurde, von dem Feuer nicht zerſtört, ja wie die Sage will, unverſehrt. Fromme Chriſten beſtatteten ſie zur Erde.

Das Andenken der heiligen Märtyrer Euſtachius, Theopiſta, Agapius und Theopiſtus blieb unter den Chriſten im Segen; ja um ihr Andenken auch den Chriſten künftiger Zeiten unvergeßlich zu machen, wurden ihre Namen in das Gedächtnißbuch aller heiligen Märtyrer eingetragen, und der Tag ihres Todes, der zwanzigſte Tag des Herbſtmonats, zu ihrem Gedächtnißtage beſtimmt.

Nachdem die Verfolgung der Chriſten, die noch zwei Jahrhunderte währte, endlich aufgehört hatte, erbaute man in der Gegend von Tibur, jetzt Tivoli genannt, an eben der Stelle, wo Euſtachius einſt auf der Jagd die himmliſche Erſcheinung geſehen hatte, eine Kapelle; über dem Grabe, in dem die Gebeine des heiligen Euſtachius, ſeiner Gemahlin und ſeiner zwei Söhne ruhen, wurde eine Kirche erbauet. Dieſe alte und herrliche Kirche ſteht in Rom noch. Zum Andenken an die Wohlthätigkeit des heiligen Euſtachius, die der Anfang ſeiner Bekehrung war und ihm Gottes Wohlgefallen erwarb, werden in dieſer Kirche von dem Römiſchen Volke jährlich reichliche Almoſen dargebracht, und dann unter die Hausarmen ausgetheilt. Die Vertheilung der milden Gaben wird mit folgendem Gebete beſchloſſen:

„Verleihe, o Gott, Deinen Dienern, die dem Beiſpiele des ſeligen Euſtachius nachahmen, und die Armen Deiner Kirche auf Erden durch milde Gaben erfreuen, Gewährung ihrer Bitten, damit ſie mit ihm und ſeinen Leidensgenoſſen ſich bei Dir in der Herrlichkeit des Himmels ewig erfreuen mögen; durch Jeſum Chriſtum, Deinen Sohn, unſern Herrn! Amen.“



JOSAPHAT

Geſammelte
Schriften
des
Verfaſſers der Oſtereier,
Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Fünfzehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Joſaphat.

Erſtes Kapitel.

Der fröhliche Knabe.

König Abenner herrſchte vor mehr als tauſend Jahren über Indien, eines der ſchönſten und herrlichſten Reiche im Morgenlande. Er war überaus mächtig, tapfer im Kriege, klug und glücklich in allen ſeinen Unternehmungen; ſeine edle Geſtalt, voll Würde und Majeſtät, flößte Ehrfurcht ein. Er beſaß unermeßliche Schätze von Gold, Edelſteinen und Perlen; er hatte Alles, was ſein Herz wünſchte. Nur Eines fehlte ihm; er hatte keine Kinder.

Endlich ward ihm ein Sohn geboren. Darüber hatte er eine unbeſchreibliche Freude. Er lud alle Großen ſeines Reiches zur Tafel, gab ſeinem Volke Freudenfeſte, und ließ den Armen im Lande reichliche Gaben austheilen.

Er berief die weiſeſten Männer ſeines Reiches, um ſich mit ihnen über die künftige Erziehung des neugebornen Kronprinzen zu berathen. Die Gelehrten jenes Landes, die man Magier nannte, gaben vor, oder bildeten ſich wenigſtens ein, aus den Sternen abnehmen zu können, was einem Kinde in ſeinem künftigen Leben bevorſtehe. Der König befragte ſie daher und ſprach zu ihnen: „Sagt mir, was wird aus dieſem Kinde werden?“

Sie verkündeten ihm, vielleicht nur um ihm zu ſchmeicheln, dieſer Prinz werde der größte und mächtigſte aller Könige werden.

Einer dieſer Gelehrten, ein alter, ehrwürdiger Mann, der in der That aus ihnen allen der weiſeſte war, ſagte: „Ja, er wird der größte und glücklichſte König werden, der je im Morgenlande gelebt hat, wenn er der weiſeſte und tugendhafteſte ſeyn wird. Nur mußt du, o König, ihn fern von deinem königlichen Hofe erziehen laſſen, und ihm die weiſeſten und tugendhafteſten Männer zu Lehrern geben.“

Dem Könige gefiel dieſer Rath, und er beſchloß, ihn zu befolgen. Er ließ eines ſeiner Schlöſſer, einige Meilen von der Reſidenz entfernt, in einer ſehr ſchönen ländlichen Gegend, für den Kronprinzen aufs prächtigſte einrichten, wählte mit Beihülfe dieſes Mannes die künftigen Erzieher aus, und nachdem der Prinz die erſten Kinderjahre zurückgelegt hatte, begleitete ihn der König ſelbſt dahin. Er zeigte ihm die ſchönen Zimmer und Säle von Zedernholz mit reichen goldenen Verzierungen, und machte ihn aufmerkſam auf die farbenreichen Tapeten, mit denen die Wände, und auf die geſtickten Teppiche, womit Tiſche, Sopha, ſogar der Fußboden bekleidet waren. Auch ließ er ihm viele kunſtreiche Gefäße von Gold vorweiſen, die von Edelſteinen funkelten.

Er führte den Prinzen in den herrlichen Garten, zu den vollen Blumenbeeten von allen Farben, in die langen Reihen von Pomeranzenbäumen voll goldener Früchte, zu den Granatbäumen voll ſcharlachrother Blüthen und purpurröthlicher Granatäpfel, in den Schatten der hohen königlichen Palmbäume, deren weit ausgebreitete Blätterkronen mit dem lebhafteſten Grün prangten. Er zeigte ihm den ſpiegelklaren See, in deſſen Mitte ſich ein Springbrunnen, gleich einer Säule von Kryſtall erhob, von der ohne Aufhören unzählige große Waſſertropfen herabfielen, welche glänzenden Edelſteinen glichen. Auf dem See ſchwammen blendendweiſe Schwanen mit ſchön gebogenem Halſe majeſtätiſch einher; tief unten erblickte man Goldfiſche, eine Art kleiner, überaus niedlicher Karpfen von wunderſamen Glanze, hell wie das Morgenroth. Der Garten duftete von lieblichen Wohlgerüchen, und wiederhallte von dem Geſange fröhlicher Vögel. Dort auf einem der ſonnigen Raſenplätze breitete ein Pfau ſeine bunten, ſchimmernden Farben aus; auf ſchönem, reinlich bekiestem

Grunde pickten Perlenhühner das ihnen geſtreute Futter auf; weiter hin im Schatten duftender Gebüſche ruhten Gold- und Silberfaſanen. Der Prinz war über den ſchönen Garten noch mehr entzückt, als über den herrlichen Pallaſt, und verſicherte, gern hier zu bleiben. Der Vater verſprach, ihn jede Woche wenigſtens einmal zu beſuchen, und kehrte vergnügt in ſeine Reſidenz zurück.

Der König ſchätzte ſich glücklich, da er alle ſeine Wünſche bisher erfüllt ſah; noch glücklicher machte ihn die Hoffnung, ſein Sohn werde ein noch größerer König werden, als er ſelbſt. Allein König Abenner hatte bei all ſeinen Reichthümern und Vergnügungen doch oft ſehr traurige Stunden. „Was iſt das Alles, was ich habe?“ ſprach er öfter. „Es beſteht nicht! Dieſen Pallaſt werde ich einmal verlaſſen müſſen; auf einem dieſer prächtigen Paradebetten wird einmal, vielleicht bald! meine Leiche ruhen. Die langen Reihen prächtig gekleideter, von Golde ſtarrender Hofbedienten werden mich einmal, in tiefe Trauer gehüllt, zu Grabe begleiten! Der Tod bleibt Keinem aus.“

„Doch,“ ſprach er, „dieſen Kummer, der mich drückt und mir alle Freude vergällt, will ich meinem Sohne, wenigſtens in der Blüthe ſeines Lebens, erſparen.“ Er hatte deßhalb dem Prinzen nur ſolche Männer, die ſich des kraftvollſten Alters und der blühendſten Geſundheit erfreuten, zu Lehrern gegeben. Nur die ſchönſten Edelknaben durften ihn bedienen. Auch zu den Arbeitern im Garten wurden nur junge, kräftige Leute ausgeſucht. Er gebot den Lehrern, dem Prinzen nie ein Wort von der Hinfälligkeit des Menſchen und von dem Tode zu ſagen. Wenn ein Lehrer oder Diener erkrankte, ſo mußte er, unter irgend einem Vorwande, aus dem Pallaſte entfernt werden. Er ließ den Pallaſt und die Gärten mit Wällen, Mauern und tiefen Graben umgeben; er verbot bei Todesſtrafe, irgend einem fremden Menſchen, weil er doch zufälliger Weiſe vom Tode reden könnte, den Zutritt zu dem Pallaſte des Prinzen zu geſtatten, noch viel weniger alte Leute, deren Anblick ſchon an den Tod erinnert, dem Prinzen vor die Augen kommen zu laſſen. Die Befehle des Königs wurden genau vollzogen.

Der Prinz wuchs als ein fröhlicher Knabe auf. Er fühlte ſich ſehr glücklich. Er wußte nichts von dem menſchlichen Elende. Er ahnete nicht einmal, daß dieſe Erde für viele Menſchen ein Jammerthal ſey; ſie ſchien ihm ein Paradies. Er meinte, in ſeiner glücklichen Unwiſſenheit, Alles auf Erden bleibe ſo, wie es iſt. Es fiel ihm gar nicht ein, daß es mit ihm einmal anders werden könnte. Er dünkte ſich unſterblich.

Zweites Kapitel.

Ein Greis.

Indeß fühlte der Prinz, als er zum Jünglinge heranreifte, ſich in ſeinem ſchönen Aufenthalte doch etwas eingeengt. Er konnte aus den oberſten Fenſtern des Pallaſtes in weite, herrliche Thäler ſehen, durch die der Fluß Indus ſich ergoß. Er merkte, daß er im Grunde doch nur ein Gefangener ſey, und verlangte einen weitern Raum, darin er ſich bewegen könnte. Seine Lehrer ſuchten ihn von dieſen Gedanken abzubringen. Indeß gab der König, ſein Vater, ſeinen Bitten nach, und machte von Zeit zu Zeit kleine Luſtreiſen mit ihm. Es war aber dafür geſorgt, daß der Prinz nichts zu ſehen bekam, das ihn hätte betrüben können. Er wurde überall mit Jubel empfangen. Ueberall erblickte er Schaaren fröhlicher Menſchen, die ſich auf den grünen Wieſen an der Straße, feſtlich und in die bunteſten Farben gekleidet, mit Muſik und Geſang, und mit allerlei Spielen ergetzten. Dem Prinzen gefielen dieſe Luſtfahrten ſehr wohl; nur kamen ſie ihm zu ſelten.

Allein eines Tages ſah er, daß die Zugbrücke, die zu dem Pallaſte und dem herrlichen Garten führte, niedergelaſſen war. Die Wache hatte ſich entfernt. Er ſchlich hinaus.

Da fügte es der Zufall, oder vielmehr die göttliche Vorſehung, daß ihm ein abgelebter, bald neunzigjähriger Greis begegnete. Das gebeugte Haupt dieſes Greiſes war kahl; nur an den Schläfen bemerkte man wenige weiße Härchen. Das Angeſicht war voll Runzeln, der Mund herabhängend und ohne Zähne; die Augen waren matt und trübe, ſeine Lippen ſchmal und blau; ſeine zitternde Hand vermochte kaum den Stab zu halten, an dem er ging; ſeine gebogenen Knie wankten, und nur mit kurzen unſichern Tritten kam er langſam weiter. Er war recht ein Bild der menſchlichen Hinfälligkeit.

Der Prinz trat erſtaunt und erſchrocken drei Schritte zurück und rief: „Wer biſt du? Biſt du ein Menſch? Oder was ſonſt für ein Weſen biſt du?“

Der Greis ſchüttelte befremdet den Kopf, und ſprach mit ſchwacher, heiſerer Stimme: „Wer ſollte ich denn ſonſt ſeyn, als ein Menſch? Freilich bin ich ein Menſch, ſo gut als du!“

„Aber was iſt dir begegnet,“ rief der Prinz, „daß du ſo elend geworden? Oder biſt du immer ſo geweſen?“

„Wunderlich!“ ſagte der Greis, „daß du ſo fragen kannſt. Mein Haupt war ſo lockig, als das deinige; meine Wangen blühten ſo voll und röthlich, wie jetzt die deinigen. Mein Arm war wohl noch kraftvoller, als der deine jetzt iſt; und meine Füße waren ſo ſtark, daß ich mit leichter

Mühe über dieſen breiten Graben da hätte ſpringen können."

„Das iſt ſeltſam!" ſagte der Prinz. „Aber wie biſt du denn ſo geworden? Erzähle es mir aufrichtig!"

„Du fragſt ſeltſam," ſprach der verwunderte Alte. „Ich bin ein Greis, der bereits neunzig Jahre alt iſt. Das Alter bringt ſolche Gebrechlichkeiten mit ſich. Weißt du denn das nicht?"

„Nein," ſagte der Prinz, „davon habe ich nie ein Wort gehört. Aber ſag mir, geht es allen Menſchen ſo?"

„Ich begreife nicht, wie du noch fragen kannſt," ſagte der Greis. „Allen, allen Menſchen geht es ſo, dem Könige wie dem Bettler. Wenn ſie ein Alter von achtzig bis neunzig Jahren erreicht haben, welken ſie dahin, und gleichen, ſo wie ich, nur mehr dem Schatten eines Menſchen. Allein wenige Menſchen erreichen ein ſo hohes Alter. Gar viele müſſen ſchon in ihrer blühenden Jugend ſterben."

„Sterben?" rief der Prinz; „was iſt das? Auch davon habe ich nie gehört."

„Da biſt du noch ein ſehr unwiſſender Jüngling," ſagte der Greis. „Haſt du denn nie von dem Sterben, von dem Tode reden hören?"

„Sterben? Tod?" rief der Prinz, „das ſind mir dunkle, nie gehörte Worte. Sprich, was willſt du damit ſagen?"

„Nun denn," ſprach der Greis, „da du dieſes, was alle Menſchen wiſſen, nicht weißt, ſo höre denn, was Sterben ſey. Der Sterbende ſieht nicht mehr; die Sonne iſt für ihn erloſchen, oder vielmehr ſind ſeine Augen erloſchen. Er hört nicht mehr die Stimme des Freundes, ja er vernähme nicht mehr das Getöſe des Donners. Seine Hände ſind eiskalt und ſtarr, ja ſein ganzer Leib liegt unbeweglich da, wie der Stein hier am Boden. Dann fängt er an zu verweſen. Seine Geſtalt wird ſchrecklich entſtellt; er verbreitet einen unerträglichen Uebelgeruch. Man verſcharrt ihn daher, bevor dieſes geſchieht, eilig in die Erde, in eine tiefe Grube, das Grab genannt; oder er wird nach der Sitte anderer Völker zu Aſche verbrannt. Wundere, ſtaune und entſetze dich wie du willſt! Es iſt nicht anders."

„Wie," rief der Prinz, „allen, allen Menſchen ſollte es ſo gehen?"

„Allen, allen ohne Unterſchied," ſprach der Greis; „ſie mögen in Hütten oder in Palläſten wohnen. Du haſt es ja ſchon gehört; die Alten müſſen ſterben, die Jungen können ſterben. Ich muß vielleicht heute noch ſterben; ich bin mit einem Fuße ſchon im Grabe. Allein dennoch kannſt du noch vor mir ſterben."

Der Prinz eilte, höchſt betroffen und beſtürzt, über die Zugbrücke, die man eben aufziehen wollte, zurück in den Pallaſt.

Drittes Kapitel.

Der bekümmerte Jüngling.

Unter den Lehrern des Prinzen befand ſich ein Mann, zu dem er ein ganz vorzügliches Zutrauen hatte, Namens Zardan. Dieſer war ein ſehr einfacher Mann, der dem Prinzen nie ſchmeichelte, ſondern ihm immer die Wahrheit ſagte. Der Prinz erkannte dieſes zwar nicht deutlich; er fühlte es aber. Zu dieſem eilte er, und ſprach zu ihm: „Liebſter Zardan! Komm mit mir in den Garten, wo uns Niemand hört. Ich habe mit dir wichtige Dinge zu reden.“

Der Lehrer erſchrak über das von Schrecken entſtellte Angeſicht des Prinzen und ging mit ihm.

„Mir iſt etwas Sonderbares begegnet,“ ſprach der Prinz. „Ich ſah ein Weſen, ich weiß nicht, war es ein Geſpenſt oder ein Menſch!“

Der Prinz erzählte die Unterredung mit dem Greiſe. „Nun,“ rief er, „ſag mir du, ob das wahr iſt, was dieſes bemitleidenswerthe, jammervolle Geſchöpf mir geſagt hat, oder ob es mich belogen, um mich zu erſchrecken und zu ängſtigen?“

Zardan war über die Erzählung des Prinzen ſehr beſtürzt. Ihn bekümmerte die Aengſtlichkeit dieſes ſeines Pflegeſohnes, noch mehr aber, daß der Prinz gegen den ſtrengen Befehl des Königs vor das Thor des Pallaſtes und des umgebenden Gartens hinaus gekommen, und daß man über den aufſtrebenden Jüngling nicht genug Acht gehabt habe. Ja, der Mann erſchrak ſo ſehr, daß ſein Angeſicht vor Schrecken todtenbleich wurde.

Der Prinz legte dieſes Erblaſſen unrecht aus, und ſagte: „Du wirſt blaß! Sag mir, haſt du dieſes, was der Greis mir erzählte, bisher auch nicht gewußt? Haſt auch du nie einen Greis geſehen?“

„Ach, mein Prinz,“ ſprach Zardan, „mir iſt dieſes Alles wohl bekannt. Dein Vater wollte dich aber mit dergleichen traurigen Gegenſtänden verſchonen; deßhalb verſchloß er dich in dieſen angenehmen Aufenthalt. Ich bitte dich, ſage doch ihm kein Wort davon, ſonſt wird er ſehr zornig. Ich und alle deine Aufſeher, Lehrer und Freunde fallen in Ungnade, und werden auf immer von dir entfernt und ſehr unglücklich.“

„Nun wohl,“ ſprach der Prinz, „ich gebe dir mein Wort, daß ich ſchweigen werde. Sage mir aber die Wahrheit, iſt dem alſo, wie der Greis geſagt hat?“

„Ach mein liebſter Prinz,“ ſprach Zardan, „ich kann es dir nicht verhehlen, es iſt nicht anders. Ich und alle deine Diener müſſen einſt ſo elend werden, wie jener Greis, oder auch früher ſterben und verweſen; wir alle müſſen zu Staub und Aſche werden.“

„Auch ich, auch mein Vater?“ fragte der Prinz.

„Auch du, auch dein Vater,“ ſprach Zardan. „Keine Gewalt eines Königs kann das verhindern.“

„Das iſt ſchrecklich!“ rief der Prinz. „Alle, Alle! Auch du, auch mein Vater! Aber höre einmal, was mir jetzt einfällt. Wo iſt jener freundliche, fröhliche Jüngling hingekommen, der mit mir von einem Alter und einer Größe iſt, mein Freund Valmi, den ich mehr liebe, als alle meine Geſpielen. Ihr habt mir geſagt, er werde wieder kommen. Warum kommt er aber nicht? Hat er vielleicht auch ſterben müſſen, und iſt es mit ihm vorbei? Sey aufrichtig und ſage mir die Wahrheit!“

„Es iſt leider, wie du ſagſt, lieber Prinz,“ ſprach Zardan. „Er kommt nimmer wieder! Er iſt todt — und ſein todter Leib zerfällt bereits in dem Grabe zu Staub.“

Der Prinz brach in Thränen aus; er entwich in die dunkelſten Laubgänge des Gartens, ging da, die Hände ringend auf und ab, und rief nur immer: „O mein Valmi, mein lieber Valmi!“ und wollte ſich nicht tröſten laſſen. Alle, die um ihn waren, boten Alles auf, ihn zu erheitern. Sie veranſtalteten allerlei ergetzende Spiele, und überreichten ihm die herrlichen Geſchenke, die der König erſt am vergangenen Abende für ihn geſandt hatte.

Allein der Prinz ſagte: „Hinweg mit dieſen Spielen, an denen ich ehemals ſo viel Vergnügen fand. Auch alle dieſe koſtbaren Sachen, die ihr vor mir zur Schau auslegt, ſind mir zuwider. Alles, was mich umgibt, kommt mir wie ein leerer Traum vor, der bald verſchwindet. Die welke, halbentblätterte Roſe hier ſagt mir, ſo wirſt auch du dahin welken und in den Staub ſinken. Ja ein jedes gelbe Blatt ruft mir zu: „Gedenke des Todes!“ Ihr alle kommt mir wie umher wandelnde Leichen vor; ich ſehe überall nichts als Tod und Verweſung!“

Nach zwei Tagen kam der König, den Prinzen, wie gewöhnlich, zu beſuchen. Er erſchrak, als er das blaſſe Angeſicht ſeines geliebten Sohnes erblickte, und als er bemerkte, daß alle Heiterkeit von ihm gewichen war. „Was fehlt dir?“ ſprach der König; „es iſt ja kein Muth und Leben mehr in dir!“

Er wandte ſich zu den umſtehenden Dienern, und fragte ſie: „Iſt er krank?“

„Nein,“ antworteten dieſe, „nicht krank!“

„Oder hat dir Einer aus ihnen ein Leid zugefügt?“ fragte er den Prinzen.

„O nein,“ antwortete der Prinz, „ſie geben ſich alle Mühe mich aufzuheitern, aber vergebens.“

„So biſt du gemüthskrank,“ ſprach der König; „gewiß habt ihr ihm Dinge in den Kopf geſetzt, die er nicht wiſſen ſoll, von denen ich euch verboten habe, mit ihm zu reden.“ Die Augen des

Königs funkelten von Zorn. Alle Umſtehenden erblaßten und zitterten. Der Prinz erſchrak auch, geſtand aber nicht, was ihn eigentlich ſo betrübe. Er wollte ſeine Lehrer und Diener nicht unglücklich machen, und ſein Wort nicht brechen, ſo ſchwer es ihm auch ankam, ſeinem Vater etwas zu verhehlen.

Der Vater kehrte ſehr bekümmert in die Reſidenz zurück. Er beſuchte den Prinzen nun faſt täglich. Er wollte ihn mit ſich in die Reſidenz nehmen. „O nein, nein, nur dies nicht!“ ſprach der Prinz. „Dahin tauge ich jetzt am allerwenigſten.“

Er wurde nicht mehr heiter, und verlebte in dem prächtigen Pallaſte und dem herrlichen Garten freudenloſe Tage. Der traurige Gemüthszuſtand des Prinzen war bald kein Geheimniß mehr; allein was die eigentliche Urſache davon ſey, wußte Niemand zu ſagen, weil weder der Prinz, noch der Lehrer, dem er ſie anvertraut hatte, ſie geſtanden. Alle aber, ſowohl in dem Luſtſchloſſe des Prinzen als in der königlichen Reſidenz, waren über die ſtille Betrübniß des innig geliebten Thronerbens beinahe ſo beſtürzt, als der König ſelbſt.

Viertes Kapitel.

Blinde, Taube und Lahme.

Jener Greis hatte damals, als er mit dem Prinzen geſprochen, nicht gewußt, wer der ſchöne Jüngling ſey. Er wurde es aber bald inne, und erzählte dieſes Geſpräch mehreren Leuten. Der König erfuhr, auf welche Weiſe ſeine gute Abſicht, den Prinzen mit dem Anblicke des menſchlichen Elendes zu verſchonen, vereitelt worden. Er hielt es nun nicht mehr für nöthig, ihn ſo enge einzuſchließen. Der Prinz ſehnte ſich ſehr, die benachbarten grünen Waldungen, und die entfernteren bläulichen Berge, die man von dem Schloſſe aus ſehen konnte, zu beſuchen. Der König erlaubte ihm, in Begleitung der adeligen Jünglinge, ſeiner Geſellſchafter, die Woche zwei- oder dreimal, dahin auf die Jagd zu gehen. Er gab ihm einen zuverläſſigen, der Jagd kundigen Mann zum Leibjäger. Mit Spießen, Pfeilen und Bogen zogen ſie aus. Der Prinz war aber ſo gutmüthig, daß er nicht zugab, Singvögel oder unſchuldige Thiere bloß zur Luſt zu ſchießen. Er hatte vielmehr an den farbigen Papageien, die in jenen Ländern ſo gemein ſind, als bei uns die Raben, ſeine Freude, und hörte es gerne, wenn ſie die menſchliche Stimme, den Ruf des Jägers, oder die Worte, die ihnen die Jünglinge oder er ſelbſt vorſagten, deutlich nachſprachen. Die munteren Aeffchen, deren es dort viel mehrere gibt, als bei uns Eichhörnchen, ergetzten ihn ſehr, wenn ſie flink und luſtig auf den Bäumen umher kletterten, oder auf einem Aſte ſitzend, die menſchlichen Geberden nachahmten. Auch die zierlichen Gazellen, eine Art von Rehen, die aber viel ſchlanker und ſchöner als die Rehe in unſerm Lande ſind, wollte er verſchont wiſſen. Nur auf die Raubvögel und auf die, wiewohl ſchön geſtreiften Tiger und die zierlich gefleckten Panterthiere und Leoparden, die aber andere Thiere grauſam zerreißen, wurde Jagd gemacht.

Dieſe kleinen Wanderungen in das Gebirg machten, daß der Prinz ſeines Kummers ein wenig vergaß. Allein er bemerkte bald Manches, was ſeine Betrübniß erneuerte und vermehrte.

Eines Tages begegnete ihm ein wohlausſehender Mann, den ein kleiner Knabe an der Hand leitete. „Wie kommt es,“ ſprach der Prinz zu ſeinem Leibjäger, „daß dieſer geſunde, ſtarke Mann ſich von einem Kinde führen und ſich die Wege ſagen läßt? Das iſt ja ganz verkehrt. Er ſollte vielmehr das Kind führen und leiten.“

„Ach,“ ſagte der Jäger, „der arme Mann iſt blind!“

„Blind?“ fragte der Prinz, „was iſt das?“

„Wer blind iſt,“ ſagte der Jäger, „ſieht die

Sonne nicht, er ſieht nichts von Wald und Bäumen, nichts von Berg und Thal, nichts von der ganzen weiten Erde. Er lebt in einer beſtändigen Finſterniß, dichter und dunkler als die finſterſte Nacht, in der weder Mond noch Sterne leuchten.“

Der Prinz trat näher zu dem Manne hin, ſah ihm in die Augen, und ſagte mitleidig zu ihm: „Deine hellen, ſchwarzen Augen ſind doch nicht beſchädigt! Wie biſt du denn blind geworden?“

„Ach,“ ſeufzte der Blinde, „ich bin blind zur Welt gekommen! Andere, von denen ich hörte, ſind es in ihrer Jugend oder in ihrem grauen Alter geworden. Man weiß gar oft die Urſache nicht, warum. Dieſes Unglück kann jeden treffen, wie ſehr er auch ſeine Augen in Acht nimmt. Kein Menſch iſt davor ſicher. Das Traurigſte dabei ſcheint mir, daß ein Blinder ſein tägliches Brod nicht treulich und ſo wie es ſich gebührt, mit der Arbeit ſeiner Hände verdienen kann!“

Der Prinz bedauerte den unglücklichen Mann recht herzlich, ſchenkte ihm ein Goldſtück, und ging betrübt weiter.

Ein anderes Mal erblickte der Prinz einen Fiſcher, der eben angelte. „Nun, Fiſcher, wie gehts?“ ſprach der Prinz. „Fängſt du recht viele Fiſche?“

Der Mann ſtarrte ihn mit offenem Munde an, und ſagte kein Wort. „Nun wie,“ ſprach der

Prinz, „bin ich keiner Antwort werth? Warum redeſt du nicht?“

Der Jäger, der den Prinzen begleitete, ſagte: „Der arme Mann iſt taub, und ſo ſtumm, wie ſeine Fiſche.“

„Taub und ſtumm?“ ſprach der Prinz; „das ſind mir wieder neue Worte. Was wollen ſie ſagen?“

„Ein tauber Menſch,“ antwortete der Jäger, „hört nicht — weder das ſanfte Rauſchen des Baches, noch die heftigſten Donnerſchläge. Für ihn iſt die ganze Welt ſo ſtumm, wie er ſelbſt. Wie es übrigens viele Blinde in der Welt gibt, ſo gibt es auch viele Taube. Diejenigen, die taub zur Welt kommen, bleiben gewöhnlich auch ſtumm. Andere, weniger unglücklich, verlieren das Gehör erſt mit herannahendem Alter. Auch uns kann das begegnen.“

„Ach,“ ſprach der Prinz, „taubſtumm geboren werden, bringt unermeßliche Nachtheile. Von tauſend Dingen, die ehemals in der Vorzeit geſchahen, von der ganzen Geſchichte, weiß ein ſolcher Menſch nichts, nichts von dem, was in der weiten Welt geſchieht. O, es muß ſchon ſehr hart ſeyn, das ganze Leben hindurch kein freundliches Wort von Menſchenlippen zu vernehmen, keinem Menſchen ſeine Gedanken und die Empfindungen ſeines Herzens mittheilen zu können! Es iſt doch recht viel Elend in der Welt. An jenen Blinden und dieſen Stummen werde ich eine Weile denken!“

Als der Prinz an dem Bache weiter hinauf gekommen war, und über den Steg gehen wollte, ſah er einige Schritte davon einen Mann im Graſe ſitzen, der den Arm gegen ihn ausſtreckte, und um eine milde Gabe flehte.

„Warum ſtehſt du nicht vor mir auf?“ rief der Prinz. „Soll ich die Gabe, die du von mir verlangſt, dir zutragen? Du dürfteſt dich wohl die wenigen Schritte zu mir her bemühen. Komm her, und nimm, was ich dir aus gutem Herzen gebe!“

Der Jäger ſagte: „Der arme Mann iſt lahm. Er kann weder gehen noch ſtehen. Es gibt viele Menſchen, welche lahme Füße, oder lahme Arme haben, und ſie nicht bewegen und zu nichts gebrauchen können. Leider ſind auch wir nicht ſicher, einmal gelähmt zu werden.“

Der Prinz ging zu dem lahmen Manne hin, bezeigte ihm ſein Mitleid, drückte ihm eine reichliche Gabe in die Hand, und ging betrübt weiter. Solche bedauernswerthe Menſchen, Blinde, Taube, Stumme und Lahme, lernte der Prinz noch mehrere kennen.

Wieder einmal begegnete dem Prinzen ein Menſch, deſſen Angeſicht ein gräßliches Ausſehen hatte. Der Prinz entſetzte ſich und ſprach zum

Jäger: „Das iſt ein ſchrecklicher Anblick; was iſt wohl dieſem Menſchen begegnet, daß er ſo entſetzlich ausſieht?“

„Ach,“ ſagte der Jäger, „er hat den Ausſatz, eine in unſerm Lande ſehr gewöhnliche Krankheit, die ſehr anſteckend iſt. Wir dürfen uns deßhalb dieſem Menſchen nicht nähern. Ein ſolcher Menſch wird von allen Menſchen gemieden, iſt ganz von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, führt ein ſehr trauriges Leben und ſieht, da dieſe Krankheit meiſtens unheilbar iſt, den nahen Tod immer vor Augen.“

„Wäre es wohl möglich,“ ſprach der Prinz, „daß dieſe ſchreckliche Krankheit auch mich treffe?“

„Leider!“ ſagte der Jäger; „jeder Menſch kann davon befallen werden, ſo wie von jeder der hundertlei Krankheiten, die es in der Welt gibt. Ja, es gibt noch eine andere anſteckende Krankheit, die ſo verheerend um ſich greift, daß in kurzer Zeit Tauſende von ihr hinweg gerafft werden. Man nennt ſie die Peſt.“

Der Prinz war ſehr beſtürzt. „Es iſt doch traurig,“ ſeufzte er, „daß der Menſch gar ſo vielen Krankheiten ausgeſetzt iſt.“ Er nahm ſich das ſo zu Herzen, daß er mehrere Tage nicht mehr fröhlich wurde.

Fünftes Kapitel.

Der junge Jäger.

Der gute Königsſohn ging indeß von Zeit zu Zeit, meiſtens nur von ſeinem Leibjäger begleitet, oder auch ganz allein auf die Jagd, nicht ſo faſt um zu jagen, als um ungeſtört ſeinen traurigen Gedanken über die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit des Menſchen nachzuhängen. Auch wollte er die Menſchen, die ihm ſehr bemitleidswerthe Geſchöpfe ſchienen, und die er einmal beherrſchen ſollte, näher kennen lernen. Er kleidete ſich ganz ſo, wie ſein Jagdgefährte, in die Tracht eines gewöhnlichen Jägers, weil er dieſe Tracht bequemer fand, und weil er den Schmuck von Gold und Edelſteinen wenig achtete. Er durchzog die Gegenden des Gebirges, die er bisher noch nicht beſucht hatte. Die Leute wußten nicht, wer er ſey, und nannten ihn nur den jungen Jäger, oder gar nur einen Jägersburſch. Das war ihm ſehr lieb. Er dachte: „Da die Menſchen mich nicht als den Kronprinzen erkennen, ſondern mich für ihres Gleichen halten, ſo werden ſie, ohne von Ehrfurcht abgehalten zu werden, ſich mir zeigen, wie ſie ſind.“

Da kam er denn einmal an ein wohlgebautes, ſchönes Haus, das von einem großen Garten, von blumigen Wieſen und bereits reifen Reisfeldern umgeben war. Vor der Hausthüre ſaß ein alter Mann mit ſchneeweißen Haaren, der heiße Thränen vergoß und heftig ſchluchzte. Der Prinz empfand herzliches Mitleid mit ihm, trat zu ihm hin und ſprach: „Was fehlt dir, du guter, alter Vater, daß du ſo ſchmerzlich weineſt?“

„Ach,“ ſagte der ehrwürdige Greis, „meine Kinder, mein Sohn und meine Schwiegertochter, haben mich aus dieſem Hauſe verſtoßen. Ich habe ihnen Alles gegeben, was ich hatte, dieſes Haus, dieſen Garten, dieſe Felder und Wieſen, meine Rinder, Ziegen und Schafe, und all mein Geld und Gut. Nun reichen ſie mir den nöthigen Lebensunterhalt nur kärglich und mit Unwillen, und fordern von mir, daß ich mein Brod mit knechtlichen Arbeiten verdiene, die über meine Kräfte gehen. Sie zählen mir jeden Biſſen in den Mund. Sieh' nur einmal da meinen abgetragenen, zerlumpten Kittel an; er iſt ſo ſchlecht, daß kaum der ärmſte Bettler einen ſchlechtern auf dem Leibe hat! Meine Kleidung ſollte doch ſo ſeyn, wie ſie — ich will nicht ſagen einem vermöglichen, ſondern nur — einem ordentlichen Manne ziemt. Ich bat und flehte, ſie ſollen mir einen beſſern Rock machen laſſen. Da warfen ſie mich zum Hauſe hinaus. O wie dieſer kindliche Undank mich ſchmerzt!“ Er fing aufs Neue an ſchmerzlich zu weinen.

Der Prinz ward über dieſe undankbaren, liebloſen, hartherzigen Kinder ſehr aufgebracht, und Thränen des Mitleids mit dem unglücklichen alten Manne glänzten in ſeinen Augen. „Geh' hin in das Schloß des Kronprinzen," ſprach er; „dort wird für dich geſorgt werden."

Der Prinz trat in das Haus, um den grauſamen Sohn und deſſen böſes Weib zur Rede zu ſtellen. Beide fuhren ihn mit rauhen Worten an, und läſterten und fluchten über ihren alten Vater. Sie lachten nur, als der Prinz ihnen ihr Unrecht vorhielt. Ja ſie behaupteten, dem alten Manne ſey Recht geſchehen. „Pack' auch du dich weiter," ſchrien ſie, „oder wir werfen auch dich, der du dich zu ſeinem unberufenen Vertheidiger aufwirfſt, zu dem Hauſe hinaus."

Allein da ſie von dem Leibjäger, der jetzt herein trat, vernahmen, der ſchöne Jüngling, der vor ihnen ſtand, ſey der Kronprinz, erſchraken ſie ſehr, fielen vor ihm auf die Knie und flehten um Gnade.

Der Prinz ſprach, er werde ihr ruchloſes Betragen gegen ihren alten Vater dem Könige, ſeinem Vater, melden, und dieſer werde ſie gewiß dafür beſtrafen — was denn auch geſchah. Der König befahl, dem alten Manne ſeine Güter zurück zu geben, die undankbaren Kinder aus dem Hauſe hinweg zu führen und ſie in Sklavenkittel zu kleiden; er verurtheilte ſie, bei magerer Koſt in den Bergwerken zu arbeiten. Wie ſie es ihrem Vater gemacht hatten, ſo ging es ihnen nun auch wieder.

Als der Prinz eines Abends mit ſeinem Jäger von der Jagd zurückkehrte, ſah er einen wohlgekleideten, jungen Bauer auf der Straße daher kommen, der immer hin und her taumelte, ſo daß ihm die breite Straße nicht breit genug war. Seine Kleider waren beſchmutzt, und man ſah es ihm an, daß er in den Koth gefallen ſeyn müſſe. Der Menſch ſchrie öfter laut auf, jauchzte, und redete mit lallender Zunge nichts als Unſinn. Auf einmal fiel er in den Graben an der Straße.

Der Prinz fragte ſeinen Leibjäger: „Was iſt denn dies für eine mir unbekannte Krankheit, mit der dieſer Menſch behaftet iſt?“ Er wollte hineilen, ihn aufzuheben. Allein der Jäger ſprach: „Bemühe dich nicht, lieber Prinz; der Menſch verdient es nicht. Er iſt nicht eigentlich krank; er hat nur zu viel getrunken! Wer von geiſtigen Getränken zu viel trinkt, verliert auf einige Zeit den Gebrauch ſeiner Vernunft, iſt ſeiner Zunge nicht mehr mächtig, kann nicht mehr feſt und aufrecht auf den Füßen ſtehen und keinen ſichern Tritt mehr thun; er befindet ſich den Tag darauf, ja wohl mehrere Tage hindurch ſehr übel, zieht ſich gefährliche Krankheiten zu, und bereitet ſich ein früheres Grab. So wird es dieſem Trunkenbolde auch gehen. Ich kenne ihn wohl, und habe ihn ſchon öfters gewarnt.

Da hilft aber Alles Nichts. Er läßt das Saufen nicht, und ſtürzt ſich ſo in das Verderben.“

Der Menſch hatte ſich indeß aus dem ſchlammigen Graben wieder aufgerafft, blickte den Prinzen mit gläſernen Augen an, und rief ihm mit kreiſchender Stimme kaum verſtändliche Worte zu.

Der Prinz betrachtete ihn mit Abſcheu. „Welch ein eckelhafter, widriger Anblick iſt dies!“ ſprach der Prinz. „Wie kann doch ein Menſch ſich ſo vergeſſen, daß er ſich unter das Thier herabwürdige. Kein Ochs trinkt mehr, als ihm gut iſt. Dieſer Menſch da, der für jetzt ſeiner Vernunft beraubt iſt, iſt wirklich unverſtändiger und unbehülflicher als ein vernunftloſes Vieh. Man muß ihn verachten. Das ſind ſchwere Verirrungen der menſchlichen Natur. Ach die Menſchen ſcheinen nicht nur ſehr beklagenswerthe, ſondern wohl auch ſehr verabſcheuenswerthe Geſchöpfe zu ſeyn.“

Eines Tages kam der Prinz, von mehreren Jägern begleitet, von einem Berge herab. Da ſah er zwei Männer unten im Thale, die einen Graben zogen, die Wieſen zu wäſſern, und die mit einander in Streit geriethen. Sie ſchrien und ſchimpften einander ſo laut, daß Berg und Thal wiederhallten. Von Schimpfworten kam es zu Schlägen. Die Jäger eilten hinab, ſie auseinander zu bringen und Friede zu machen. Allein ehe ſie hinkamen, hatte Einer den Andern mit einer Hacke zu Boden geſchlagen, und würde ihn getödtet haben, wenn die Jäger es nicht verwehrt hätten. Der Prinz näherte ſich und ſah mit Schrecken, daß der Mann, der auf dem Boden lag, ſchwer verwundet war, und ein Strom von Blut aus der Wunde quoll; der Andere ſtand da, noch bleich und zitternd vor Zorn, und wohl auch vor Schrecken, über die blutige That, die er im Zorn begangen hatte.

Der Prinz wollte wiſſen, worüber der Streit angegangen. Der Eine, ein ſehr leichtfertiger Burſche, hatte zu dem Andern, der ein etwas tölpiſcher Menſch war, geſagt: „Du Bär!“ Der Andere erwiederte darauf: „Du Aff!“ Dies war Alles.

„Und über zwei Worte,“ ſprach der Prinz, „können Menſchen in ſolche Wuth gerathen, daß Einer den Andern umzubringen trachtet!“

„So ſind viele Menſchen!“ ſagte der alte Jäger. „Ich habe es ſchon öfters erlebt, daß ein einziges Wort, nicht nur Zank und Streit, ſondern Mord und Todtſchlag veranlaßten.“

Der Prinz ſprach: „Ich habe wenig Luſt mehr, die Menſchen, die ſo böſe ſind, einmal zu regieren; ich bedaure es ſehr, daß ich unter ihnen auch nur leben muß.“ Er befahl den Jägern, den Uebelthäter dem Richter zu überliefern, zu dem Verwundeten aber einen Wundarzt zu rufen, daß er ihn verbinde, und ging allein und betrübt nach Hauſe.

Einmal entfernte ſich der Prinz in Verfolgung eines Raubthieres von ſeiner Jagdgeſellſchaft. Er verirrte ſich. Ein heftiger Platzregen rauſchte nieder; die Nacht brach ein. Der Prinz war in Gefahr vor Froſt und Näſſe umzukommen. Endlich ſah er ein Licht ſchimmern, kam zu einer Hütte, klopfte, und bat flehentlich, ihn aufzunehmen. Allein die hartherzigen Bewohner ließen ihn nicht hinein. Alles Bitten und Flehen war vergebens; ſie wieſen ihn rauh und trotzig ab. Da verſprach er ihnen Geld; ſogleich öffneten ſie einen Fenſterladen. Er zeigte ihnen ein Goldſtück. Da öffneten ſie die Thüre, waren die lautere Freundlichkeit und bewirtheten ihn auf das Beſte.

„So vermag denn,“ dachte er, „ein elendes Metall mehr über ihr Herz, als Menſchenliebe und Mitleid mit einem armen hülfloſen Wanderer! In Wahrheit, dieſe Menſchen ſind elende, nichtswürdige Geſchöpfe.“

Dieſe und viele ähnliche traurige Erfahrungen machten, daß der Prinz auf das Thun und Laſſen der Jünglinge und Männer, die ihm ſein Vater beigegeben, und die mit ihm unter einem Dache wohnten, mehr Acht gab, um ſie näher kennen zu lernen. Auch an ihnen nahm er, wie ihm dünkte, Schmeichelei und Verſtellung und viele andere Fehler wahr. Er bemerkte, daß nicht nur die untergeordneten Diener von den Lebensmitteln, die in dem Schloſſe im Ueberfluſſe vorhanden waren, und wovon jeder ſeinen reichlichen Antheil bekam, Vieles entwendeten; er entdeckte, daß ſogar der Hausmeiſter, dem der König die Verwaltung des Schloſſes und aller dazu gehörenden Güter anvertraut und ihm einen reichlichen Gehalt angewieſen hatte, große Summen aufrechnete, die er nicht ausgegeben, ſondern in ſeinen Sack ſchob.

Der Prinz ward über die Schlechtigkeit der Menſchen noch mehr betrübt, als über ihre Hinfälligkeit. Sein Mitleiden verwandelte ſich in Abneigung und Mißtrauen. Er verlor alle ſeine Lebhaftigkeit. Er zeigte zu den Wiſſenſchaften, die er früherhin mit Eifer betrieben hatte, wenig Luſt mehr; auch mochte er nicht mehr auf die Jagd gehen, die ihm zuvor ſo vieles Vergnügen zu machen ſchien. Er verſchloß ſich in ſein Zimmer, ja in ſich ſelbſt. Der Zuſtand ſeines Gemüthes war ſehr traurig. Jedermann, der davon hörte, war um ihn beſorgt.

Sechstes Kapitel.

Der Einſiedler.

In einer Wildniß, mehr als fünfzig Meilen weit von dem Pallaſte des Kronprinzen, lebte in einer armen Hütte zwiſchen Wald und Felſen ein ehrwürdiger Einſiedler. Dieſer Mann, Namens Barlaam, bekleidete ehemals, als der Prinz noch ein Kind war, eine hohe Ehrenſtelle an dem königlichen Hofe, ſtand in großem Anſehen, und ſelbſt der König beehrte ihn mit ſeinem vorzüglichen Vertrauen. Auch war er ſehr reich und beſaß anſehnliche Güter.

Die Indier waren damals noch größtentheils der Abgötterei und dem Götzendienſte ergeben. Als die chriſtliche Religion, die bald nach Ausſendung der Apoſtel überall in dem Morgenlande verkündet worden, ſich auch in dem mächtigen Reiche Indien immer weiter und bis an den königlichen Hof verbreitete, ſuchten die Götzenprieſter den König dagegen einzunehmen und ſie ihm verhaßt zu machen. „Dieſe Religion,“ ſagten ſie, „iſt allen Völkern ein Stein des Anſtoßes. Sie iſt den Juden Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. Sogar die Römer, gegenwärtig das mächtigſte Volk der Erde, deren Herrſchaft ſich in drei Welttheile ausgebreitet hat, ſuchen ſie durch Feuer und Schwert auszurotten. Sie muß alſo wohl ſtaatsgefährlich ſeyn. Sieh' wohl zu, o König, daß ſie nicht auch deinem Reiche gefährlich werde.“

Bei dem König fanden dieſe Reden, obwohl er kein bösgeſinnter Mann war, Eingang, und er verbot ſeinen Unterthanen, bei Todesſtrafe, ſich zu dieſer Religion zu bekennen.

Barlaams Neider, deren er viele hatte, klagten nun den edlen Mann bei dem Könige auch als einen Chriſten an. Der König ließ ihn rufen, und ſtellte ihn zu Rede. Barlaam bekannte unverholen: „Ja, ich bin ein Chriſt.“ Er wollte den König über das große Heil, das die chriſtliche Religion allen Menſchen bringe, belehren. Allein der König war gegen die chriſtliche Religion zu eingenommen, ihm Gehör zu geben. Er befahl ihm, ſeine Stelle nieder zu legen, und ſich von dem Hofe zu entfernen. Barlaam war dazu bereit, und bat nur noch um einige Zeit, ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Der König, der ihn ungern verlor, bewilligte ihm dieſes, um ihm ſo noch die letzte Gnade zu erweiſen.

Barlaams Gemahlin war nicht mehr am Leben; auch ſeine Kinder waren geſtorben. Er hatte keine Anverwandten. Er beſchloß daher, ſein Vermögen zum Beſten der Armen zu verwenden. Allein er that dieſes mit Weisheit. Er theilte ſeine Aecker und Wieſen armen, aber fleißigen Familienvätern aus, damit ſie mit den Ihrigen ſich davon redlich ernähren konnten; er ſicherte alten Leuten und dürftigen Wittwen, die nicht mehr arbeiten konnten, ein jährliches Einkommen zu; er brachte arme, hülfloſe Waiſen unter, daß ſie Alles erlernen konnten, was ſie zu ihrem künftigen Lebensberufe nothwendig hatten. Eine Summe Geldes jedoch bewahrte er als ein Heiligthum auf und gelobte, nichts davon für ſich, ſondern Alles in künftigen Nothfällen zum Beſten der Armen anzuwenden. Nur einiges Wenige behielt er zum nöthigſten Gebrauche für ſich, um durch Armuth nicht Andern beſchwerlich fallen zu müſſen.

Hierauf begab er ſich in eine Einöde, wo nur hie und da ein chriſtlicher Einſiedler wohnte, der ſich dahin geflüchtet hatte, um den Verfolgungen, oder den oft noch gefährlicheren Verſuchungen der Welt zu entgehen. Hier ließ Barlaam ſich, in einem engen Thale, eine Zelle von Baumſtämmen bauen, die mit Schilf gedeckt war. Man ſah darin nichts als ein hölzernes Kreuz und einige Bücher; einen Tiſch, ein Paar Strohſeſſel und eine Ruhebank von Moos mit einer wollenen Decke. In einem zierlich geflochtenen Korbe bewahrte er das Brod auf, das er ſich wöchentlich einmal bringen ließ; das Waſſer zum Trinken holte er ſich in einem irdenen Kruge ſelbſt.

Nahe bei der Hütte brach eine klare Quelle aus dem Felſen hervor, und einige Palmen wölbten darüber ein grünes Schattendach. Er legte einen Garten an, und griff ſelbſt zu Grabſcheit und Schaufel, zog Melonen und allerlei Gartenfrüchte, und pflanzte Oliven- und Feigenbäume und andere Fruchtbäume. So lebte er hier bei Gebet und Arbeit ſehr zufrieden und vergnügt.

Er blieb aber hier nicht ganz verborgen. Viele bedrängte Menſchen, die eines ſchweren Herzens waren, nahmen ihre Zuflucht zu ihm, und da war Keiner, der nicht getröſtet nach Hauſe zurückkehrte. Sogar hie und da einige ſeiner ehemaligen Freunde am Hofe, die guten Rath oder Troſt nöthig hatten, ſuchten ihn auf, und goſſen ihm ihr ganzes Herz aus.

Eines Tages kam nun ein alter Freund, der auch ein Chriſt war, zu ihm, und erzählte ihm mit vieler Theilnahme von der Schwermuth des Prinzen. Barlaam hatte, wiewohl er von Hofe verwieſen worden, noch die herzlichſte Anhänglichkeit und Treue gegen den König, und die innigſte Liebe zu dem Prinzen, wiewohl er ihn nur als einen zarten, unmündigen Knaben von kaum drei Jahren geſehen hatte. Er betete zu Gott, und fühlte ſich von dem Geiſte angeregt, zu dem Prinzen zu reiſen, in der ſichern Hoffnung, deſſen trüben Sinn zu erheitern, und den geliebten Königsſohn Jeſu Chriſto zuzuführen.

Siebentes Kapitel.

Der Kaufmann.

Barlaam ſah wohl ein, daß er in ſeiner rauhen Einſiedlertracht keinen Eintritt in den Pallaſt finden könne; jedoch hatte er nicht zu beſorgen, daß man in ihm den ehemaligen Günſtling des Königs erkennen, und ihn als einen Chriſten mit Spott zurückweiſen, oder wohl gar gefangen nehmen und tödten werde. Seine Geſtalt hatte ſich ſeit jener Zeit, da er am Hofe gelebt hatte, ſehr verändert; auch waren alle die Jünglinge und jungen Männer, die jetzt den Prinzen umgaben, damals noch kleine Kinder oder junge Knaben. Er kleidete ſich daher, wie ſich damals Gelehrte und Künſtler, oder auch wohlhabende Kaufleute zu kleiden pflegten, und machte ſich dann ungeſäumt auf den Weg.

Als er ſich dem Pallaſte näherte, begegnete ihm der Hausmeiſter des Prinzen, hielt ihn für einen reiſenden Kaufmann, grüßte ihn freundlich und fragte ſehr neugierig, was es Neues in der Welt gebe, in welchen Geſchäften er reiſe, und womit er handle.

Barlaam, der ein erfahrner Menſchenkenner war, ſah dem Hausmeiſter in die Augen, erkannte ſogleich, daß er einen liſtigen, betrügeriſchen Mann vor ſich habe, und ſprach: „Ich bin im Beſitze eines Edelſteins von wunderbaren Eigenſchaften; er hat die Kraft, alle Gebrechen der Seele und wohl auch des Leibes zu heilen. Ich habe erfahren, der Prinz habe Freude an Edelſteinen und Perlen; ich habe daher dieſes Kleinod, gegen das alle Schätze der Welt nichts ſind, ihm zugedacht.“

Der Hausmeiſter ſagte: „Laß mich einmal den Edelſtein ſehen. Ich verſtehe mich ſehr wohl auf dergleichen Koſtbarkeiten, und kann ſicher beurtheilen, ob der Stein es werth ſey, daß ich dir geſtatte, ihn dem Prinzen anzubieten.“

„Ich bin dazu bereit,“ ſprach Barlaam; „allein mit dieſem Edelſteine iſt es etwas ganz Eigenes. Wer ſeinen Werth erkennen und ſeine heilſame Kraft erfahren will, muß helle Augen und ein reines Herz haben. Wer kranke Augen oder ein tückiſches, böſes Herz hat, der wird an dem Steine, ſo ſchön und herrlich er auch iſt, kein ſonderliches Wohlgefallen finden. Ja, der Mann ſtände in Gefahr, daß der Stein ihn verrathen würde.“

Der Hausmeiſter fühlte ſich getroffen, und ſagte: „Nun, ſo will ich den ſeltſamen Stein nicht ſehen; denn meine Augen ſind ſchon einige Zeit her nicht im beſten Zuſtande; ſonſt glaube ich, ihn ohne Gefahr ſehen zu können. Denn was mein Herz betrifft, ſo wirft es mir nichts Unrechtes vor. Indeß trage ich kein Bedenken, dich bei dem Prinzen zu melden. Er hat geſunde Augen und das edelſte Herz. Ich glaube, der Stein ſey ganz für ihn, zumal der Prinz einige Zeit her der Seele nach ſehr leidend iſt, und ihm eine ſo wunderbare Hülfe ſehr erſprießlich ſeyn dürfte. Er wird dir den Edelſtein ganz gewiß gut bezahlen, ja dich königlich belohnen; du aber wirſt dann, wie ich denke, mich, deinen Diener, auch nicht leer ausgehen laſſen."

Der Hausmeiſter ging, den reiſenden Kaufmann zu melden, kam bald wieder zurück, und führte ihn zu dem Prinzen in ein prächtiges Zimmer.

Der Prinz grüßte den fremden alten Mann ſehr freundlich, betrachtete ihn mit aufmerkſamen Blicken, und erſtaunte über ſeine ehrwürdige Geſtalt; auch der Greis war von dem Anblicke des ſchönen, blühenden Jünglings, aus deſſen Blicken und edlem Benehmen heller Verſtand und das wohlwollendſte Herz, beſcheidene Würde, und die Anmuth einer unverdorbenen Jugend hervorleuchteten, gerührt und erfreut, wiewohl in dem lieblichen Angeſicht ſich einige Spuren von Kummer zeigten.

Der Prinz faßte ſogleich in dem erſten Augenblicke zu dem fremden, alten Manne großes Zutrauen. „Ehrwürdiger, alter Vater!" ſprach er. „Mein Hausmeiſter hat mir von einem Edelſteine, in deſſen Beſitze du dich zu ſeyn rühmeſt, ſeltſame Dinge erzählt, die ich nicht glauben kann. Auch kann ich dieſe deine Behauptungen, mit deinem ernſten, würdigen Betragen, das einen weiſen Mann ankündet und Zutrauen einflößt, nicht zuſammen reimen. Wie könnte ein Stein die Kraft haben, auf die Seele einzuwirken, wie könnte er das, was ſie bekümmert, wegſchaffen und ihr neues Leben geben?“

„Und doch iſt es nicht anders,“ ſprach Barlaam; „nur redete ich in einem andern, höhern Sinne von einem Kleinode, das dieſe wunderbaren Kräfte beſitzt, von einer Perle, die alle Schätze der Welt an Werth weit übertrifft.“

„Aha,“ ſprach der Prinz, „du meineſt, wie ich denke, die wahre Weisheit.“

„Du haſt es getroffen,“ ſprach Barlaam; „ich rede von der rechten Erkenntniß Gottes und Seines Willens. Dieſe iſt ein Schatz über alle Schätze.“

„Da haſt du Recht!“ ſprach der Prinz. „Allein meinſt du, ich kenne Gott nicht? Gewiß, ich habe Seine Allmacht, Weisheit und Güte in Seinen Werken, am Himmel und auf Erden, ſchon öfters bewundert, mich darüber herzlich gefreut, und zu Ihm gebetet!“

„Dies haſt du gethan, liebſter Prinz?“ ſprach Barlaam gerührt und nicht ohne einige Verwunderung. „Doch, ich weiß ja, daß die Indier, obwohl ſie, gleich manchen andern Völkern, mehrere Götter glauben, dennoch einen höchſten Gott erkennen.“

„Dieſe Erkenntniß,“ ſprach der Prinz, „war mir bisher meine größte Freude; ſie glich der Sonne, die Alles erleuchtet und erwärmt; allein ſeit einiger Zeit iſt mir dieſe Sonne, wie von ſchwarzen Wolken verdunkelt. Setze dich einmal zu mir und höre mir zu.“

Barlaam ſetzte ſich zu ihm auf das Sopha, und der Prinz fing an, ihm ſein ganzes Herz auszugießen.

„Es iſt dir wohl nicht unbekannt,“ ſprach er, „daß mein Vater mich, abgeſondert von der übrigen Welt, in dieſem Pallaſte erziehen ließ. Von fröhlich blühenden Knaben und Jünglingen umgeben, habe ich nie das Geringſte von dem menſchlichen Elende und der Hinfälligkeit des Menſchen inne geworden. Der plötzliche Anblick eines abgelebten Greiſes, der kaum mehr ein Schatten von einem Menſchen war, und die mir höchſt unerwartete Nachricht, die er mir von Tod, Grab und Verweſung gab, erſchütterten mich mächtig; ſie waren mir ein Donnerſchlag von hellem Himmel.“

„Da die Abſicht meines Vaters, mich meine Jünglingsjahre in einer angenehmen Täuſchung hinbringen zu laſſen, gerade das Gegentheil bewirkt hatte, ſo wurde mir nicht mehr verwehrt, auszugehen. Da traf ich denn Blinde, Taube, Stumme, Lahme und andere Unglückliche an. Das erregte mein Mitleid mit den Menſchen. Ich ließ mich, ohne daß ich mich zu erkennen gab, mit den Landleuten der Gegend in Geſpräche ein; ich beſuchte die Hütten der Armen. Ach, wie viel Elend erblickte ich da, wie mancherlei Kranke ſah ich, die heftig huſteten, Blut auswarfen und nur mit Mühe und unter der quälenden Furcht zu erſticken, Athem ſchöpfen konnten; Kranke, die, von den ſchrecklichſten Schmerzen gepeinigt, ſo laut ſchrien, daß ihr Geſchrei mir das Herz zerſchnitt; noch andere Kranke ſah ich, die an Krebs oder Ausſatz litten, deren Anblick ſchon Entſetzen erregte! Ach, laß mich ſchweigen davon! Kein Menſch konnte ihnen helfen; ſie mußten ſich ſo zu Tode quälen. Ich erfuhr, daß die meiſten Menſchen an den Qualen einer ſolchen Krankheit, die dem Tode voran geht, dahin ſterben müſſen. Ich ſcheute mich nicht, die Begräbnißſtätten zu beſuchen. Mit Wehmuth, mit Schaudern ſah ich die Gebeine und Schädel, von Sonne und Regen gebleicht, zerſtreut umher liegen, die ehemals fröhlichen Menſchen angehörten, deren Geſtalt einſt vielleicht ſo ſchön und blühend geweſen, als man je eine auf Erden erblicken kann!"

„Ach," ſeufzte ich, „wie iſt es doch möglich, daß der gütige Gott die Menſchen zu ſolchem Elende beſtimmen konnte; daß wir von der Weisheit und Güte Gottes, die aus Himmel und Erde hervorleuchten, an den Menſchen vielfältig das Gegentheil bemerken; daß Gott ſein ſchönſtes und edelſtes Geſchöpf auf Erden, dem alle andere Geſchöpfe dienen müſſen, ſo dem Tode unterworfen hat; daß Er ſie ſo ſchauerlich zerſtören, und ſie in Moder, Staub und Aſche verwandeln laſſe?“

„Ich habe dem menſchlichen Elende oft und viel nachgedacht. Mit Thränen und Jammergeſchrei begrüßt das Kind dieſe Welt; unter Aechzen, bangem Röcheln und Todesſchweiß verläßt ſie der Greis. Ja die ganze Natur ſcheint gleichſam gegen den Menſchen gewaffnet. Was habe ich während meines kurzen Lebens nicht ſchon Alles erfahren! Da ſpielte ein Kind unter Blumen; ein Tiger ſtürzte darauf zu, zerriß es und fraß es auf. Dort ergetzten ſich ein Paar Kinderchen im Gebüſche und ſprangen freudig umher; ſie erblickten ſchöne blendend rothe, aber giftige Beeren, und aßen ſich daran den Tod. Hier ſchlief ein friedlicher Wanderer in dem Schatten eines Baumes; eine Schlange ſchlich herbei, biß ihn, und er ſtarb unter furchtbaren Schmerzen. Ja alle Elemente vereinen ſich, dem Menſchen zu ſchaden, und ihn, und ſeine Werke zu zernichten. Aus den Wolken zücken feurige Blitze, tödten die Menſchen, ſtecken Hütten und Palläſte in Brand. Das Waſſer überſchwemmt die ſchönſten Thäler, verheert die reichen Kornfelder, reißt Häuſer mit fort, ertränkt Menſchen und Thiere. Die Erde fängt manchmal an zu beben, wird im Grunde erſchüttert, verſchlingt die Menſchen ſammt ihren Wohnungen. Die Luft wird zu Zeiten giftig, und Peſt und ſchreckliche Seuchen ſtürzen Menſchen zu Tauſenden in das Grab. — Erſt vor wenigen Tagen erhob ſich ein wüthender Sturmwind mit Platzregen und einem Hagel großer Schloſſen, zerſtörte die reifende Aernte, zerbrach die ſchönſten Bäume mit noch nicht reifen Früchten, und erſchlug viele Thiere auf dem Felde, ja ſogar einige Menſchen!"

„Doch noch fürchterlichere Stürme und Ungewitter erheben ſich in der Bruſt des Menſchen. Seine Seele iſt noch elender, noch viel mehr Gefahren ausgeſetzt als ſein Leib. Es fällt dies zwar nicht ſo in die Augen; es iſt aber leider doch wahr!"

„Da ich nun einmal angefangen hatte, über den Menſchen nachzudenken, und auch zu reiferer Ueberlegung gekommen war, beobachtete ich das Thun und Laſſen der Menſchen genauer. Und was fand ich da? Ich denke nicht zu nachtheilig von ihnen, wenn ich behaupte, daß ſie nicht bloß ſchwache, leichtſinnige Geſchöpfe ſeyen, ſondern daß ſie einen eigentlichen Hang zum Böſen haben. Manche ſind ſo ſchlimm, daß ſie einander verderblicher werden, als es ihnen Tiger und Schlangen ſind. Von Mord und Todtſchlag und blutigen Kriegen will ich gar nicht reden, ſondern nur von gewöhnlichen Fehlern. Alle jene Menſchen, die ich näher kennen lernte, haben einen thörichten Stolz. Sie erheben ſich über Andere, ſchätzen das wenige Gute, das ſie etwa haben, viel zu hoch, und wollen das Böſe, das ihnen anklebt, durchaus nicht erkennen; hingegen verkleinern oder läugnen ſie die guten Eigenſchaften Anderer, und vergrößern deren Fehler, oder dichten ihnen Laſter an, von denen dieſelben frei ſind. Sie haben Luſt daran, von Andern Böſes zu reden, oder deren beſte Handlungen zu tadeln. Sie ſind ohne Liebe gegen einander. Sie werden traurig, wenn Andern ein Glück begegnet, und empfinden über Anderer Unglück eine boshafte Schadenfreude. Sie ſuchen einander zu belügen und zu betrügen, und in Kauf und Verkauf zu übervortheilen. Wegen eines beleidigenden Wortes, oder einer kleinen Münze können ſie in großen Streit gerathen. Ihre Ausbrüche von Zorn ſind furchtbar; ſie verfluchen einander, geben einander die abſcheulichſten Schimpfnamen, und gar oft gerathen ſie einander in die Haare und verſetzen einander blutige Wunden. Viele ſind dem Geize ergeben. Obwohl ſie mehr Reichthümer aufgehäuft haben, als ſie zu ihrem Lebensunterhalte nöthig hätten, und ſollten ſie auch hundert Jahre alt werden, ſo begehren ſie noch immer mehr Geld und Gut, und kümmern und plagen ſich Tag und Nacht, um es zu erlangen. Ein kleiner Verluſt macht ihnen großen Kummer. Sie theilen von ihrem Ueberfluſſe Andern nichts mit, wenn dieſe auch im Mangel und

Elende verſchmachten müßten; ſie getrauen ſich kaum ſelbſt, ſich ſatt zu eſſen. Habſucht und Eigennutz verdrängen oft bei den Kindern die Liebe zu den Eltern. Ja, die Kinder — was könnte ſchrecklicher ſeyn! — wünſchen ihren Eltern den Tod. Welche Verirrungen ſind dergleichen Laſter! Ueber noch andere kann ich nur erröthen, aber nicht davon reden.“

„Leider iſt dieſes Verderbniß der Menſchen allgemein. Mein Vater hat aus den Jünglingen und Männern des Landes die beſten zu meinen Geſellſchaftern und Lehrern ausgewählt. Allein auch dieſe ſind nicht frei von verderblichen Leidenſchaften, und haben große Fehler. Nur wiſſen ſie dieſelben beſſer zu verbergen. Wenn ihnen Gift und Galle im Herzen kocht, ſo lächeln ſie, und machen ein freundliches Geſicht. Sie wetteifern zwar, mich zu bedienen, mich zu erheitern und mir alle erdenkliche Gefälligkeiten zu erweiſen. Allein ſie thun das nicht ſo faſt aus Liebe zu mir, als um ſich bei mir wohl daran zu machen, damit ich ſie meinem Vater empfehle, und er ſie dann mit einträglichen Ehrenſtellen belohne. So fein und abgeſchliffen ihr Betragen iſt, ſo rauh und hart iſt ihr Gemüth. Ich habe oft bemerkt, daß dieſe freundlichen Herren, die ſich gegen mich ſo demüthig und oft kriechend betragen, mit Denjenigen, die ihnen zur Bedienung gegeben ſind, höchſt übermüthig und grauſam verfahren. Sie ſind falſch und verſtellt gegen mich, und gegen einander voll Neid und Haß. Ja, ich habe entdeckt, daß ſogar jener Mann, dem mein Vater die Verwaltung dieſes Hauſes übergeben hat, ihn um große Summen betrüge. Es iſt dieſes ein großer Undank — von einem Menſchen, den mein Vater aus dem Staube erhob, ihm ſein Vertrauen ſchenkte, und ihn mit Wohlthaten überhäufte."

„Wenn ich dieſes Alles überdenke, ſo iſt es mir unbegreiflich, wie der Schöpfer eine ſolche Welt ſchaffen konnte! Unmöglich kann Er an den Menſchen, die darauf wohnen, ein Wohlgefallen finden. Ich kann es nicht läugnen, daß es mir ſchwer fällt, unter ſolchen Geſchöpfen zu leben, die Alle, ſowohl Hohe als Niedere, gleich ſchlecht und verdorben ſind."

„Dich," ſprach Barlaam, „wirſt du davon wohl ausnehmen und dich für beſſer halten, als andere Menſchen?"

„O nein," ſprach der Prinz, „ganz und gar nicht. Ich wünſche wohl beſſer zu ſeyn, als ſie ſind, und beſſer zu werden, als ich's bin. Aber leider konnte ich bisher es nicht dahin bringen. Ich bemerke in mir Aufwallungen von Stolz und Zorn, von Haß und Neid. Ach, wie Vieles habe ich mir vorzuwerfen! Oft hatte ich einen thörichten Eigenſinn, behauptete Recht zu haben, wiewohl ich einſah, daß ich Unrecht hatte. Oft war ich verdrießlich, quälte meine Geſpielen mit widriger Laune, und beneidete ſie, wenn ſie in Waffenübungen mehr Gewandtheit zeigten, als ich. Ich habe über dieſes mein Betragen ſchon oft mir ſelbſt bittere Vorwürfe gemacht."

„Das Glück, wie man zu ſagen pflegt, hat mich vor Tauſenden begünſtigt — und doch bin ich ein bedauernswerther Menſch. Ich habe von Gütern dieſer Welt Alles, was ich mir nur immer wünſchen kann. Weiß ich aber, ob ich es morgen noch haben werde? Und wie Viel fehlt mir noch, ein guter Menſch zu ſeyn? Ein hinfälliger Leib und eine zerrüttete Seele iſt mein Theil. Jedes Geſchöpf iſt in ſeiner Art gut und vollkommen, nur der Menſch iſt es nicht! Ich läugne zwar nicht, daß ich an manchen Menſchen auch manches Gute bemerkt habe. Allein, wer nicht von allem Böſen ganz rein iſt, wer nicht ganz gut iſt, der iſt doch noch ein unvollkommenes Geſchöpf."

„Noch einmal! Ich weiß, daß ich beſſer ſeyn ſoll, allein ich weiß nicht, wie ich es anzufangen habe. Sieh da die Urſache meiner Schwermuth, meiner Unzufriedenheit. Ach, wer mir meine Zweifel über Welt und Menſchen löſen könnte, wer mir Auskunft geben könnte über Tod und Leben, über Gottes Rathſchluß mit den Menſchen; wer mein Gewiſſen beruhigen, und mich in Stand ſetzen könnte, ein guter Menſch zu werden, der wäre mein Mann! Meine Lehrer aber können das nicht. Sie wiſſen zwar viel Scharfſinniges über Zirkel, Dreiecke und Vierecke zu ſagen; ſie wiſſen über den Wachsthum und die Kräfte der Kräuter, über den Lauf der Sterne und manches Andere viel Merkwürdiges vorzubringen, was Alles ſehr ſchön iſt, und für dieſes kurze Erdeleben großen Nutzen gewähren kann. Allein über Das, was mir das Wiſſenswürdigſte ſcheint, darüber wiſſen ſie mir keine genügende Auskunft zu geben. Wenn ſie mir auch ſonſt manche gute Lehre geben, ſo wiſſen ſie mir doch nicht zu ſagen, woher ich Kraft nehmen ſoll, ſie in Ausübung zu bringen."

„Liebſter Prinz," ſprach Barlaam, „Du haſt über den Zuſtand der Menſchen auf Erden reiflicher nachgedacht, als deine jungen Jahre es erwarten ließen. Der Anblick jenes Greiſes und ſeine Reden gaben dir unter Gottesleitung den erſten Anſtoß und die Richtung dazu. Doch, ſey getroſt! Gott wird dir, wie ich hoffe, in dieſem Dunkel Licht verſchaffen, und dich zu jenem Heile führen, nach dem ſich dein Herz ſehnet. Deßhalb habe ich den weiten Weg von vielen Meilen hieher gemacht, dich den einzig wahren Gott und Seinen Willen näher kennen zu lehren. Mit Seiner Hülfe ſollſt du in Ihm Ruhe des Herzens, ja volle Seligkeit finden. Doch wird dazu einige Zeit erforderlich ſeyn. Ich bin aber bereit, ſo oft zu dir zu kommen, und bei dir zu verweilen, als du es wünſcheſt.“

„O du lieber Mann,“ ſprach der Prinz, „ſo ſey mir denn willkommen! Das iſt alſo der Edelſtein, die Perle, von der du geſprochen! Ich denke, Gott hat dich mir hieher geſchickt. O wohne mit mir in dieſem Pallaſte; ich werde dir ein Zimmer anweiſen laſſen. Sey mein Freund, mein Lehrer, mein Vater! — Doch, ſieh, die Sonne iſt längſt untergegangen, und es wird bereits dunkel. Du biſt wohl müde und ermattet von der Reiſe, und hungrig und durſtig. Komm jetzt mit mir zur Tafel; iß mit mir, und dann werde ich dich zur Ruhe begleiten.“

Barlaam bat bloß um Brod, um einige Früchte des Palmbaumes, und um einen Becher friſchen Quellwaſſers.

Der Prinz befahl, alles hieher zu bringen. Barlaam erquickte ſich, und der Prinz blieb bei ihm, bis Barlaam ſeine mäßige Mahlzeit verzehrt hatte, und begleitete ihn dann ſelbſt zur Ruhe. Als Barlaam in das Zimmer gekommen war, und der Prinz ſich entfernt hatte, fiel er auf ſeine Knie nieder und betete mit Inbrunſt: „Gott, erleuchte Du mich, dieſem Königsſohne, dem Du einſt das Wohl des Reiches anvertrauen wirſt, die Wahrheit zu verkünden! Rühre Du ſein Herz, und gieb, daß dieſe edle Seele, die Dich ſucht, Dir gewonnen werde! Laß durch ihn viele Menſchen zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen und vom Verderben errettet werden."

Achtes Kapitel.

Barlaam erzählt.

Als die Morgenröthe über die grünen Zedernwälder heraufſtrahlte, und Pallaſt und Garten in roſenröthlichem Lichte glänzten, wandelte Barlaam ſchon in dem Garten, und betete: „Allmächtiger Gott, Du Vater der Menſchen! Wie jetzt die Morgenröthe anbricht, und bald Deine Sonne aufgehen und Alles erhellen wird, ſo erleuchte Du die Seele Joſaphats, daß er Dich und Deinen Sohn kennen lerne und das ewige Leben erlange."

Joſaphat hatte die Nacht hindurch wenig geſchlafen. Er war voll der Erwartung, was Barlaam ihm verkünden werde. So dunkel er jetzt noch Gott erkannte, ſo flehte er doch zu Ihm: „O Du Gott des Himmels, Du verborgener Gott, Du Weſen aller Weſen! Offenbare Dich mir, laß mich erkennen, wozu ich in dieſer Welt bin; lehre Du mich durch den Mund dieſes frommen Mannes, Deines Dieners, den Du mir geſandt haſt, was ich thun ſoll, damit ich das Ziel, wozu Du mich geſchaffen haſt, erreiche!“

Der Prinz trat an das Fenſter, ſah den Boten Gottes betend unter einem der Palmbäume knien, eilte zu ihm, grüßte ihn auf das freundlichſte, und ſprach dann: „Nun ſage mir, was du mir zu ſagen haſt. Setze dich zu mir hierher auf dieſe Raſenbank, und offenbare mir, was Gott dir geoffenbaret hat!“

Barlaam ſetzte ſich zu dem Prinzen und ſprach: „Liebſter Königsſohn! Du biſt gerade um Dasjenige bekümmert, worüber die vernünftigſten und beſten Menſchen aller Zeiten nachgeſonnen haben. Allein ſie zerbrachen ſich, wenn ihnen nicht eine höhere Erleuchtung von Oben zu Theil wurde, den Kopf vergebens. Du verlangſt Auskunft über die Verderbtheit der Menſchen und ihre Neigung zum Böſen, über das mannigfaltige Elend der Menſchen, über den Tod, der den Menſchen nach wenigen kurzen Lebenstagen ein ſchauerliches Ende macht. Viele Weiſen dieſer Erde konnten das Alles, ſo wenig als du, mit der Weisheit, Güte und Allmacht Gottes in Einklang bringen. Höre alſo!“

„Die große wichtige Frage, die ein Menſch, der heilig und ſelig werden und zu einem ewigen Leben gelangen möchte, thun kann, iſt allerdings vorerſt dieſe: „Woher kommt es, daß die Menſchen ſündig, elend und ſterblich ſind?“

„Auf dieſe Frage will ich dir nun, nach den Offenbarungen Gottes, die in den älteſten und glaubwürdigſten Urkunden enthalten ſind, die einzig richtige Antwort geben.“

„Zuerſt will ich dir einen kurzen Abriß entwerfen, wie Gott ſich den Menſchen durch Wort und That geoffenbaret hat. So wirſt du das große herrliche Ziel und Ende aller Offenbarungen Gottes um ſo heller erkennen; du wirſt einſehen, wie den armen ſündigen Menſchen könne geholfen werden. Ja, wenn du auch in der Folge alle einzelnen Begebenheiten ausführlich vernommen haben wirſt, ſo wird ein ſolcher Ueberblick dir den Zuſammenhang des Ganzen noch immer deſto einleuchtender machen. Ich werde auch deßhalb in der Folge dieſen kurzgefaßten Inhalt für dich aufzeichnen, und die wenigen Blätter dir übergeben.“

Der ehrwürdige fromme Greis faltete betend die Hände, blickte eine Weile ſtillſchweigend zum Himmel, und fing dann an zu erzählen, wie Gott Himmel und Erde erſchaffen, wie auf Gottes Allmachtswort: „Es werde Licht!“ die tiefe Finſterniß Licht wurde, wie der ſchöne blaue Himmel ſich wölbte, und auf Erden die Waſſer, die ſie bedeckten, an einen Ort zuſammenfloſſen und ſo das Land ſich über das Meer erhob; wie auf Gottes allmächtiges „Es werde!“ an dem Himmel Sonne, Mond und Sterne glänzten und wie auf Erde Gras und Blumen, Kräuter und Bäume aller Art hervorſproßten; wie auf Gottes Befehl, das Waſſer von Fiſchen, die Luſt von Vögeln, die Erde von Thieren aller Art belebt wurde, und wie Gott zuletzt den Menſchen nach Seinem Ebenbilde erſchaffen, und ihm die Thiere und die ganze Erde unterworfen habe.

Barlaam erzählte hierauf, wie Gott den erſten Menſchen, den Adam, in das Paradies verſetzte, in den herrlichſten Garten, wo reichliche Quellen friſchen Waſſers floſſen, und wo die Bäume die köſtlichſten Früchte trugen; wie Gott dem Adam die Eva zur Gehülfin gegeben, und wie Beide in dem ſchönen Garten in unbeſchreiblicher Glückſeligkeit lebten. „Denn Beide,“ ſprach Barlaam, „waren unſchuldig und gut. Ihre Seele war noch rein und ungetrübt von böſen Leidenſchaften; ihr Leib blühend in unverwelklicher Jugend und Schönheit. Die Vernunft, womit Gott ſie begabt hatte, machte ſie fähig, Gott, ihren Schöpfer, zu erkennen und zu lieben; ſie hatten Gefühl für alles Gute. Sie waren keinen Krankheiten unterworfen, frei von allen Gebrechen, die wir jetzt an den Menſchen wahrnehmen; ſie waren auch dem Leibe nach unſterblich. Gott ging mit ihnen um, wie ein liebevoller Vater mit ſeinen Kindern.“

„Das Alles,“ rief der Prinz erfreut, „iſt ja überaus ſchön und erfreulich! Auch kann man ſich wohl denken, daß der gute Gott Alles gut geſchaffen habe. Allein warum iſt es nicht immer ſo geblieben?“

„Gott,“ ſprach Barlaam, „hat den Menſchen einen freien Willen gegeben. Aus freier Wahl ſollten ſie gut und heilig ſeyn. Dazu hat Gott ſie geſchaffen, dazu ihnen die Kraft verliehen. Damit ſie nun im Guten geübt und bewährt werden möchten, gab Er ihnen ein Gebot. Er erlaubte ihnen von allen Bäumen des Gartens zu eſſen; nur von der Frucht Eines Baumes verbot Er ihnen zu genießen. „Wenn ihr davon eſſet, ſprach Er, ſo werdet ihr ſterben.“ Sie ſollten lernen, ihren Willen dem Willen des Heiligſten zu unterwerfen. Sie ſollten Das, was Gott will, für gut erkennen, und es Dem, was bloß ihren Sinnen angenehm war, vorziehen lernen.“

„Allein die Menſchen befolgten Gottes Gebot nicht. Ein böſer Geiſt aus dem Abgrunde, unter der betrügeriſchen Hülle einer Schlange, verführte ſie. Er überredete ſie, von der verbotenen Frucht zu eſſen. „Wenn ihr davon eſſet,“ ſprach er, „ſo werdet ihr Alles wiſſen und Gott gleich werden.“ Sie glaubten der Schlange mehr, als dem allmächtigen, allwiſſenden, allgütigen Gott, der ihnen das Leben und alles Schöne und Gute, was ſie rings um ſich her erblickten, gegeben hatte. Hochmuth, thörichte Begierde, Alles zu wiſſen, von Gott unabhängig zu werden, ſich Ihm gleich zu ſtellen, zu Göttern zu werden, verblendete ſie. Der Anblick der reizenden Frucht erregte ihre Sinnlichkeit. Sie aßen davon. So waren ſie denn abtrünnig geworden von Gott; Gottes Geiſt wich von ihnen. Sie waren der Begierlichkeit Preis gegeben, Sklaven der Sünde. Furcht und Angſt überfiel ſie; innere Unruhe bemächtigte ſich ihrer, Gewiſſensbiſſe peinigten ſie. Mit ihrer Glückſeligkeit hatte es ein Ende.“

„Gott kündete ihnen nun die Strafe an. Er, der Heiligſte, der die Sünde über Alles verabſcheut, ſprach zu Adam die herzerſchütternden Worte: „Verflucht ſey der Acker um deinetwillen. Dornen und Diſteln ſoll er dir tragen; mit Kummer ſollſt du dich darauf nähren. Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen, bis du wieder zur Erde wirſt, von der du genommen biſt.“ Beide wurden von Gott aus dem Paradieſe verſtoßen.“

„So iſt durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen. Kummer, Elend, harte Arbeit, Krankheiten ſind Folgen der Sünde. — Die Sünde der erſten Menſchen erbte ſich fort auf alle ihre Nachkommen. Die Menſchen waren nicht mehr ihrem Schöpfer, nicht mehr Gott, dem Heiligſten, ähnlich, ſondern ihren Stammeltern, den erſten Sündern. Sie waren nicht mehr Eins mit Gott in Liebe und Heiligkeit, wie die erſten Menſchen vor dem Sündenfalle; ſondern ihr Gemüth war von Gott entfremdet. Und wie die Sünde das traurige Erbtheil aller Menſchen iſt, ſo iſt es auch die Strafe. Der Acker trägt, wenn er nicht gebaut wird, noch immer Dornen und Diſteln; noch immer müſſen die Menſchen im Schweiße ihres Angeſichtes ihr Brod eſſen, bis ſie nach einem mühſeligen Leben wieder zur Erde werden und zurückkehren in den Staub."

„Ach," ſprach der Prinz, „dieſes Alles iſt höchſt traurig; aber leider nur zu wahr! Ich ſelbſt fühle an mir noch etwas von der Sünde der erſten Menſchen, ihrem eitlen Hochmuthe und ihrer Begierlichkeit. Auch begreife ich wohl, daß die Erde kein Paradies mehr ſeyn konnte; ein mühevolles Leben und ſtete Todesfurcht ſind ſehr geeignet, die ſinnlichen Begierden der Menſchen im Zaum zu halten und ihren Stolz zu demüthigen. Allein damit iſt ihnen noch nicht geholfen! Hat Gott die ſündigen Menſchen ihrem Elende überlaſſen und ſich ihrer nicht weiter angenommen?"

Barlaam ſprach: „Gott, der Heilige und Gerechte, der das Böſe nicht ungeſtraft läßt, zeigte gegen die Menſchen auch ſeine Barmherzigkeit. Er that Alles, ihnen aus dem unglückſeligen Zuſtande, in den ſie verſunken waren, heraus zu helfen, und ſie wieder gut und heilig zu machen. Denn ſie ſelbſt hätten ſich nie mehr helfen, ſich nie mehr von Sünde, Elend und Tod befreien können. Er hatte ihren Abfall ſchon von Ewigkeit her voraus geſehen, und hatte beſchloſſen, ſie zu retten. Schon den erſten Sündern im Paradieſe, und in der Folge ihren ſündigen Nachkommen, hat Er einen Erlöſer verheißen, der die Sünde mit ihren unſeligen Folgen tilgen, und ſelbſt den Tod beſiegen werde."

Barlaam erzählte weiter, daß die Menſchen ſich auf Erden ſehr vermehrten, daß aber all ihr Sinnen und Trachten von Jugend an nur auf das Böſe ging; daß Gott ſie durch den frommen Noe auffordern ließ, ſich zu beſſern, ſonſt würden ſie alle durch eine große Waſſerfluth zu Grunde gehen; daß Gott dem Noe befahl, die Arche zu bauen, um ſich mit ſeiner Familie zu retten, daß aber die Menſchen dem ehrwürdigen Noe, dem Prediger der Gerechtigkeit, kein Gehör gaben und in Ungerechtigkeit, Sünde und Laſter verharrten, bis er in die Arche ging. Barlaam beſchrieb hierauf, wie der Himmel ſich verfinſterte, furchtbare Regenſtröme niederſtürzten, unermeßliche Waſſerfluthen die Erde überſchwemmten; er beſchrieb, welch ein Schrecken und Jammergeſchrei unter den Menſchen entſtand und wie ſie auf Bäume und hohe

Berge ſich zu retten ſuchten; wie aber das Waſſer immer höher und höher anſchwoll weit über die Gipfel der höchſten Berge, und wie alle Menſchen ertranken. „Endlich,“ ſprach Barlaam, „heiterte ſich der Himmel wieder auf, das Waſſer verlief ſich. Die Arche blieb auf einem Berge ſtehen. Noe kam mit den Seinigen aus der Arche hervor, und entrichtete für ſeine wunderbare Rettung dem Höchſten ein Dankopfer, und Gott machte mit Noe, deſſen Söhnen und Nachkommen einen Freundſchaftsbund, und ließ zur ſteten Erinnerung an dieſen Bund in den Wolken den Regenbogen erſcheinen.“

Der Prinz athmete ſchwer auf und ſprach: „Es iſt ſchauerlich, wie die Menſchen durch ihre Bosheit Gott gleichſam nöthigten, ſolche ſchreckliche Strafgerichte über ſie zu verhängen. Höchſt erfreulich aber iſt es, wie Gott ſich gegen jene Menſchen, die Ihm gehorchten, ſo überaus liebreich und freundlich bezeigt hat. Nach ſolchen Erfahrungen werden die Menſchen nun doch das Böſe verabſcheut, und den Bund, den Gott mit ihnen gemacht hatte, bewahrt haben?“

Barlaam fuhr fort zu erzählen, wie die Menſchen ſich nach der Sündfluth wieder vermehrten und anfingen, ſich in ganzen Völkerſchaaren über die Erde zu verbreiten, wie ſie aber nach und nach Gott vergaßen, und ſich ſogar Götzenbilder machten, und dieſelben anbeteten; wie Gott den beſten Mann jener Zeit, den Abraham, der noch an Gott glaubte und Ihm gehorchte, auserwählte, um durch ihn und deſſen Nachkommen den Glauben an den einzig wahren Gott und die Hoffnung auf den verheißenen Erlöſer auf Erden zu erhalten. „Gott," fuhr Barlaam fort, „führte den Abraham in ein Land, in dem Milch und Honig floß. „Wandle vor Mir, und ſey vollkommen!" ſprach Gott zu ihm. „Ich will deine Kinder vermehren, wie die Sterne des Himmels, und durch Einen deiner Nachkommen ſollen alle Völker geſegnet werden." Gott wiederholte dieſe Verheißung dem Sohne Abrahams, dem frommen Iſaak. Dem Enkel Abrahams, dem Jakob, der auch Iſrael hieß und zwölf Söhne hatte, wurde von Gott geoffenbaret, daß von einem dieſer zwölf Söhne, dem Juda, in künftigen Zeiten Könige abſtammen würden. „Der Zepter," verhieß ihm Gott, „ſoll nicht von Juda genommen werden, noch der Heerführerſtab von ſeinen Nachkommen, bis Derjenige kommt, der geſandt werden ſoll. Und auf Dieſen werden die Völker hoffen."

Barlaam beſchrieb, wie Abraham ein Hirtenleben führte und unter Zelten wohnte; wie er voll der tiefſten Ehrfurcht gegen Gott bei ſeiner Hütte immer einen Altar errichtete und immer bereit geweſen, aus Liebe zu Gott auch das ſchwerſte zu vollbringen; wie Abraham ſich ſo friedfertig, ſo menſchenfreundlich, ſo liebreich gegen alle Menſchen erzeigte; wie Gott den Abraham ſo reichlich ſegnete, daß er eine Menge Knechte und Mägde, und große Heerden von Kameelen, Rindern und Schafen hatte, und ſo reich wurde, als je ein Fürſt geweſen; wie Iſaak und Jakob in die Fußſtapfen Abrahams eintraten, wie Gott ſich ihnen öfter offenbarte und vertraulich mit ihnen umging, wie ſie im Vertrauen auf Gott immer getroſt und fröhlichen Muthes waren, und wie ſie ſich auf dieſer Welt nur als Gäſte und Fremdlinge betrachtet, und ihre Sehnſucht und ihre Hoffnung auf ein beſſeres Leben im himmliſchen Vaterlande gerichtet war.

Prinz Joſaphat fand an den einfachen Sitten und der ländlichen Lebensweiſe dieſer frommen Männer, und an ihrem vertrauten Umgange mit Gott großes Wohlgefallen, und geſtand, daß er lieber in einer ſolchen Hütte leben möchte, als von aller Pracht des Hofes umgeben in dem königlichen Pallaſte.

Die Geſchichte Joſephs gefiel dem Prinzen ganz überaus. Er vernahm mit Rührung, wie die lieblichen Traumbilder von den Korngarben, und von dem Monde und den eilf Sternen, die ſich vor Joſeph neigten, ſeine künftige Größe andeuteten; wie er von ſeinen Brüdern aus Neid verfolgt, in eine Ciſterne geworfen, als Sklave nach Aegypten verkauft, und dort, wiewohl unſchuldig, als ein Verbrecher in den Kerker geworfen worden; wie er die Träume des Königs von den ſieben fetten und magern Kühen und von den ſieben vollen und ſieben dürren Aehren auslegte, und die ſieben reichen Jahre und die ſieben Jahre der Theurung vorausſagte, wie er durch kluge Anſtalten das ganze Land vor Hungersnoth ſicherte, und zu einem königlichen Anſehen gelangte. Die hellen Thränen floſſen über des guten Prinzen blühende Wangen, als er hörte, wie Joſephs Brüder ſich doch noch vor ihm neigen mußten, und ohne ihn zu kennen vor ihm auf den Knien lagen, und um Gnade zu ihm flehten; wie aber Joſeph ihnen verzieh, und voll Liebe ſich ihnen zu erkennen gab mit den Worten: „Ich bin Joſeph, lebet mein Vater noch?“ Es gefiel ihm ſehr, daß der liebevolle Joſeph ſeinen Vater, ſeine Brüder und deren Kinder nach Aegypten berief, und daß der dankbare König ihnen den ſchönſten Theil des Landes einräumte. Ganz vorzüglich bewunderte der Prinz aber die Vorſehung Gottes, der uns Menſchen Alles zum Beſten zu leiten weiß, und den edlen Jüngling Joſeph durch Ciſterne und Kerker zum Throne führte.

Barlaam kam nun zur Geſchichte des Moſes. Mit Unwillen hörte der Prinz, daß Einer der nachfolgenden Könige die Iſraeliten, die nunmehr ein großes Volk waren, aufs grauſamſte unterdrückt und zu den härteſten Sklavenarbeiten angehalten habe, und ſogar ihre neugebornen Knäblein in das Waſſer werfen ließ. Mit Rührung vernahm der Prinz, wie Moſes, als ein zartes Kind im Binſenkörblein, von Gott ſo liebreich errettet und zum Erretter und Heerführer des Volkes beſtimmt wurde. Heilige Ehrfurcht erfüllte das Herz des Prinzen bei der Erzählung von der wunderbaren Erſcheinung des flammenden Dornbuſches, aus dem die Stimme Gottes ſprach, und den Moſes aufforderte, er ſolle das Volk aus Aegypten zurückführen in das gute, weite Land, das von Milch und Honig floß, und deßhalb ſolle er dem Könige den Befehl Gottes verkünden, das Volk ziehen zu laſſen. Barlaam erzählte, daß der König keinen Herrn über ſich erkennen und ſich des Volkes nicht erbarmen wollte, daß aber Gott, um ihn zu nöthigen, eine Reihe, erſt kleinerer, dann immer größerer Plagen über Aegypten kommen ließ; wie zum Beiſpiele Anfangs kleine, unmächtige Thiere, Fröſche und Mücken, gegen die alle Macht des Königs nichts vermochte, dem Könige und dem Volke zur unerträglichen Qual wurden, wie eine verheerende Seuche Kameele, Rinder und Schafe in Menge hinweg raffte, furchtbare Gewitter mit Blitz und Donner ſich erhoben und Hagelſteine die Feldfrüchte und

Bäume zerſchlugen, Wolken von Heuſchrecken jedes grüne Blatt aufzehrten, wie ſo dichte Finſterniß, daß kein Menſch den andern mehr ſah, ganz Aegypten bedeckte, und wie zuletzt die furchtbarſte aller Strafen kam, und um Mitternacht jeder erſtgeborne Sohn, von dem Sohne des Königs bis zum Sohne des geringſten Tagelöhners, getödtet wurde; wie dann endlich der König durch ſeine Diener den Moſes fußfällig bitten ließ, mit dem Volke aus Aegypten fort zu ziehen.

Joſaphat, der mit immer zunehmender Verwunderung zugehört hatte, ſprach: „Wahrhaftig, Gott hätte ſich nicht nachdrücklicher als den allmächtigen Herrn Himmels und der Erde, aller Geſchöpfe, und über Leben und Tod der Menſchen, als den Beſtrafer der Unterdrücker und den Retter der Unterdrückten zeigen können.“ Noch mehr erſtaunte der Prinz, als er vernahm, daß der König, der bei jeder der aufeinander folgenden Strafen das Volk zu entlaſſen verſprochen hatte, aber nie Wort gehalten, ſeinen Sinn, noch einmal änderte, und den Iſraeliten mit ſeinem Kriegsheere, mit Reitern und Kriegswagen, wüthend nachſetzte bis an das rothe Meer, um ſie zu vertilgen, daß aber die Iſraeliten durch ein Wunder der Allmacht Gottes trocknen Fußes hindurch kamen, hingegen der König und ſein Heer darin zu Grunde gingen.

„Gott iſt gerecht!“ rief der Prinz; „wie der

König und ſeine Aegypter die Knäblein der Iſraeliten ertränkten, ſo ging es ihnen wieder.“

Noch beſonders bemerkte Barlaam, daß die Iſraeliten, die von allen Plagen Aegyptens verſchont geblieben, in der Nacht, in der ſie aus der Sklaverei Aegyptens befreit wurden, ein Lamm ſchlachten, und mit dem Blute des Lammes ihre Hausthüren bezeichnen mußten. „Dieſer Umſtand,“ ſprach Barlaam, „iſt beſonders wichtig, und wir werden in den folgenden Geſchichten darauf zurück kommen.“

Barlaam ſprach hierauf von den Wanderungen der Iſraeliten in der nahrungsloſen, dürren Wüſte, von dem Brode, das Gott ihnen vom Himmel gegeben, von dem friſchen Quellwaſſer, das Er für das verſchmachtende Volk aus trocknen Felſen entſpringen laſſen, und beſonders von dem Geſetze, von den zehn Geboten, die Gott den Iſraeliten, vom Berge Sinai aus, auf das feierlichſte, unter Blitz und Donner, verkündet hatte.

Die Geſetzgebung erregte des Prinzen größte Aufmerkſamkeit. Er ließ ſich die zehn Gebote noch einmal wiederholen und ſprach dann: „Sie leuchten mir ſo ſehr ein, ſie ſind ſo kurz und treffend, daß ich ſie mir gar nicht vortrefflicher denken könnte. Die erſten drei Gebote beziehen ſich auf Religion, auf den Glauben an Gott, ungeheuchelte Anbetung Gottes, öffentlichen Gottesdienſt, ohne welche durchaus kein Reich beſtehen kann. Das vierte Gebot, Ehrerbietigkeit gegen Eltern, iſt nicht minder wichtig; in ihnen ehren wir ja Gott ſelbſt; Undank und Liebloſigkeit gegen Eltern ſollte auch von weltlichen Regenten beſtraft werden. Die übrigen Gebote: „Du ſollſt nicht tödten, nicht Unkeuſchheit treiben, nicht ſtehlen, nicht falſches Zeugniß geben, nicht begehren deines Nächſten Hausfrau noch Gut!“ ſind für Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, ganz unumgänglich nothwendig. Sie gebieten Das, worauf in jedem wohlgeordneten Staate feſt gehalten werden muß: Sicherheit des Lebens, öffentliche Zucht und Ehrbarkeit, Sicherheit des Eigenthums, Treue und Glauben, Heiligkeit der Ehe. Wie glückſelig würde ein Land ſeyn, in dem dieſe Gebote allgemein befolgt würden!“

Barlaam machte nun noch eine Beſchreibung des feierlichen Gottesdienſtes, den Gott durch Moſes angeordnet hatte, um den Bund, den Gott mit dem Volke Iſrael ſtiftete, immer aufrecht zu erhalten. Barlaam beſchrieb die reich mit Gold verzierte Bundeslade, in der die Geſetztafeln aufbewahrt wurden; die zwei goldenen Cherubim, die in anbetender Stellung darauf knieten und mit gegeneinander ausgebreiteten Flügeln den Ort bezeichneten, wo Moſes von Zeit zu Zeit die Stimme Gottes vernahm; das große, prächtige, mit farbenreichen Teppichen bekleidete Gezelt, die Stiftshütte genannt, in der ſich die Bundeslade, nebſt dem goldenen Leuchter mit ſieben Lichtern und dem goldenen Rauchaltare befand; den großen ehernen Altar vor dem Gezelte, auf dem der Hoheprieſter in feſtlichem Schmucke die Brandopfer darbrachte.

Das Alles gefiel dem Prinzen ſehr wohl. „Wir ſinnliche Menſchen müſſen etwas Sichtbares haben,“ ſprach er, „das uns an das Unſichtbare, an göttliche Dinge erinnert. Ja wenn wir anders Gott in Wahrheit anbeten, ſo dringt uns ſchon unſer Herz, die innere Anbetung auch äußerlich auf eine würdige Art an den Tag zu legen.“

„Der Gottesdienſt der Iſraeliten,“ ſprach Barlaam, „war nicht nur herrlich und erbauend an ſich; Opfer, Altar und Prieſter waren zugleich ſinnbildlich und deuteten auf ein künftiges, unendlich höheres und heiligeres Opfer, wie dir, liebſter Prinz, in der Folge klar werden ſoll.“

Was Barlaam aus der Geſchichte der Könige vorbrachte, hörte der Prinz, der ſelbſt einmal König werden ſollte, mit erneuter Aufmerkſamkeit. Es betrübte ihn, daß ſogleich der erſte dieſer Könige, der König Saul, ſich von ſeiner hohen Würde und Macht zum Hochmuthe, zu Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit verleiten ließ, und deßhalb durch Gottes gerechte Schickung Thron und Leben verlor. „Ich will ihn mir zur Warnung dienen laſſen!“ ſprach der Prinz. An dem lieblichen Hirtenknaben

David, den Gott von der Schafheerde zum Throne berief, dem heldenmüthigen Jünglinge, der den feindlichen Rieſen erlegte, dem frommen, begeiſterten Sänger, der in heiligen Liedern das Lob Gottes ſang und die Herrlichkeit des künftigen Erlöſers vorher verkündete, hatte er große Freude, und ſprach: „Möchten dieſe Lobgeſänge einſt auch von meinem Volke geſungen werden!“ Salomons weiſe Sprüche, von denen ihm Barlaam Beiſpiele anführte, gefielen ihm ſehr, und er nahm ſich vor, ſie zur Richtſchnur ſeines Lebens zu machen; von dem prachtvollen Tempelbau hörte er mit Erſtaunen und rief: „Möchte auch ich einſt im Stande ſeyn, dem Allerhöchſten einen ſolchen herrlichen Tempel zu bauen!“

Barlaam erwähnte nun mit Schmerzen, wie der Sohn Salomons, König Roboam, den alten weiſen Räthen ſeines Vaters kein Gehör mehr gab, ſondern ſich nur von den unüberlegten Rathſchlägen junger Männer, die mit ihm aufgewachſen waren, leiten ließ, und wie durch ſeinen Uebermuth und ſein unweiſes Benehmen das Volk in Aufruhr gerieth, der größte Theil deſſelben von ihm abfiel, und ſich einen eigenen König wählte; wie von nun an das getheilte Reich von zwei Königen beherrſcht wurde, von denen viele ſehr ſchlimm waren, einander bekriegten und das Land durch blutige Kriege verheerten; wie der abgefallene Theil des Volkes nebſt deſſen Könige, den Tempel nicht mehr beſuchte, deßhalb verwilderte und ſogar wieder in Götzendienſt verfiel; wie das Volk für ſeinen Aufruhr, für ſeine Gottesvergeſſenheit und Sittenloſigkeit mit unermeßlichem Elende beſtraft wurde.

„Zu dieſen traurigen Zeiten,“ ſprach Barlaam, „erweckte nun Gott heilige Männer. Er erleuchtete, ermuthigte und ſtärkte ſie mit Seinem Geiſte, ſowohl den Königen als dem Volke mit Kraft und Nachdruck die Wahrheit zu ſagen. Er ſandte die Propheten. Wie Gott durch Moſes dem Volke Seine Gebote verkünden laſſen, ſo ließ Er es durch die Propheten zu Befolgung derſelben auffordern. Wie Moſes das Volk an den einzig wahren Gott glauben und Ihm gehorchen lehrte, ſo waren die Propheten geſandt, das Volk zur Anbetung Gottes, zum Gehorſam gegen Gott wieder zurück zu führen.

„Unter dieſen Propheten war Elias einer der größten, ja gleichſam ein zweiter Moſes. Wie Gott, der im Anfang Himmel und Erde erſchaffen, und ſich zu den Zeiten des Moſes durch große Wunder als den Herrn Himmels und der Erde bewährte; ſo geſchah es auch in den Tagen des Elias. Auf Gottes Befehl kündete Elias dem Könige und dem Volke an: „So wahr der Herr lebt, vor Dem ich ſtehe: In dieſen Jahren ſoll weder Regen noch Thau kommen, bis ich es ſage.“

Und von dieſem Tage an fiel kein Tropfen Regen noch Thau vom Himmel; und auf Erden fingen Felder, Wieſen und Bäume an zu verdorren. Es entſtand eine große Hungersnoth. Viele Menſchen kamen um vor Hunger; auch das Vieh verſchmachtete, weil kein Grashalm mehr wuchs, und Quellen und Bäche austrockneten. Als dieſes große Elend drei Jahre und ſechs Monate gewährt hatte und das hartnäckige Volk durch Leiden mürbe geworden war, und endlich wieder nach Gott fragte, da entrichtete Elias ein Opfer, und Feuer vom Himmel verzehrte das Opfer und alles Volk, das den Götzen gedient hatte, bekehrte ſich wieder zu dem einzig wahren Gott, und fiel anbetend auf das Angeſicht nieder — und nun regnete es auch wieder, und fruchtbare Zeiten kamen.“

„Daraus ſehe ich auch,“ ſprach der Prinz, „wozu die Uebel in der Welt dienen, die ich nie mit der Weisheit und Güte Gottes reimen konnte. Alle natürliche Uebel, die der weiſen Einrichtung der Natur nicht gemäß ſcheinen, ſind nach Gottes weiſeſten und liebevollſten Abſichten Mittel zur Beſſerung der Menſchen.“

Barlaam ſprach ferner: „Die Propheten hatten aber nicht nur den großen Beruf, das Volk im Glauben an Gott zu unterrichten; wie Moſes, der die Verheißungen Gottes von einem Erlöſer getreulich aufzeichnete, ſo lehrten auch ſie das Volk auf den künftigen Erlöſer hoffen, welchen Gott zum Heile der Menſchen ſenden werde. Alle gaben Zeugniß von Ihm. Sie beſtimmten die Zeit, wann, und den Ort, wo Er werde geboren werden. Sie ſprachen mit der tiefſten Ehrfurcht, mit hoher Freude und voll zuverſichtlicher Hoffnung von Ihm. Sie nannten Ihn: „Den Wundervollen, den Auserwählten Gottes, an dem Gott Sein Wohlgefallen hat; den Heiligen der Heiligen; den Geſalbten des Herrn; den Herrn, der uns zur Gerechtigkeit gegeben iſt; den Segen und Erlöſer des Menſchengeſchlechts; den Fürſten des Friedens, Der den Menſchen ewigen Frieden bringen werde; den hohen König, Der aus Davids Geſchlecht hervorgehen, Deſſen Reich ſich über die ganze Erde verbreiten und Ewigkeiten hindurch dauern werde, Dem ſich noch alle Völker unterwerfen und vor Dem alle Könige der Erde die Knie beugen werden; den Sohn des Allerhöchſten, Gott voll Kraft, Gott mit uns.“ Sie ſagten aber auch voraus, daß Er Vieles werde leiden müſſen, um die Menſchen zu erlöſen, daß Er, wie ein Lamm zur Schlachtbank, werde zum Tode hingeführt werden, und Sein Leben dargeben werde, als ein Verſöhnungsopfer für die Sünden der Welt.“

Joſaphat brannte von Verlangen, nun von dem Erlöſer zu hören. Allein die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange, und die Schatten der

Berge erſtreckten ſich ſchon weit herein in das Thal. Barlaam ſprach daher: „Für heute iſt es genug! Ich will dir nun Zeit laſſen, liebſter Königsſohn, über das Gehörte nachzudenken. Morgen des Tages, ſo Gott will, ſollſt du weiter hören, was dir und allen Menſchen zum Heile iſt.“ Der Prinz dankte dem frommen Manne mit gerührtem Herzen für den erhaltenen Unterricht, und konnte den nächſten Morgen kaum erwarten.

Neuntes Kapitel.

Barlaam erzählt weiter.

Als der Tag anbrach und der Morgenſtern noch im vollſten Glanze am reinen, unbewölkten Himmel ſtrahlte, begab Barlaam ſich wieder in den Garten. Denn im Freien war es ihm ſtets leichter um die Bruſt, als innerhalb der Mauern eines Hauſes, oder auch des prächtigſten Pallaſtes, der gegen die Pracht Himmels und der Erde doch nichts iſt, als ein ſchwaches Menſchenwerk. Bald fand ſich auch der Prinz wieder bei Barlaam ein, und bat ihn, ſeine Erzählung fortzuſetzen.

„Mit Freuden,“ ſprach Barlaam, „rede ich von Gottes immer herrlicheren Offenbarungen zu dir. Du thateſt wohl, daß du auf Das hörteſt, was ich dir bisher geſagt habe. Es glich nur der ſanften Dämmerung, die jetzt dieſen Garten erhellt; ich hoffe aber, Gott, zu Dem ich flehe, werde auch in deinem Herzen den Morgenſtern aufgehen und in deiner Seele es vollen Tag werden laſſen.“

Barlaam fuhr fort zu erzählen, und ſeine Erzählung war ihrem Hauptinhalte nach folgende: „Als die Zeit erfüllt war, die Gott in Seinem weiſen Rathſchluſſe feſtgeſetzt hatte, ſendete Er Seinen einzigen vielgeliebten Sohn in dieſe Welt. Der Sohn Gottes wurde ſelbſt ein Menſch, um die Menſchen zu erlöſen von Sünde, Elend und Tod. Maria, die demüthigſte, reinſte Jungfrau, wurde zu Seiner Mutter auserkoren. Schon vor Seiner Geburt gab ein Engel Gottes den Befehl, Ihn Jeſus, das heißt, Erlöſer zu nennen. „Denn,“ ſagte der Engel, „Er wird Sein Volk von Sünden erlöſen.“ Eben ſo nannte der Engel Ihn Chriſtus, den Geſalbten des Herrn, von Gott beſtimmt zum ewigen Hohenprieſter und zum göttlichen Könige der Menſchen.“

„Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, kam in der tiefſten Armuth und Erniedrigung zur Welt. Schon bei Seiner Geburt ſollte gezeigt werden, daß alle Herrlichkeit der Welt in den Augen Gottes nichts ſey. Das göttliche Kind mußte, weil kein beſſerer Platz vorhanden war, in die Krippe eines Stalles gelegt werden.“

„Gott verherrlichte aber Seinen Sohn auf eine höhere Art, gegen die alle Pracht irdiſcher Könige ein eitler Schatten iſt. Unzählige heilige Engel Gottes kamen vom Himmel hernieder, lobten Gott im Himmel und wünſchten den Menſchen auf Erden Glück; ſie verkündeten ihnen den Frieden, der durch die Sünde von ihnen gewichen war, und der nun wieder denen, die eines guten Willens ſind, zu Theil werden ſolle. Fromme Hirten, denen die Engel erſchienen waren, eilten zur Krippe, erblickten mit unbeſchreiblicher Freude das göttliche Kind, und lobten und prieſen Gott. Weiſe Männer aus königlichem Geſchlechte kamen, von einem wunderbaren Sterne geführt, aus fernem Lande, den neugebornen König anzubeten, und brachten ihm Opfer und Geſchenke von den Schätzen ihres Landes. Als die Mutter das Kind in dem Tempel Gott darſtellte, kam, von Gottes Geiſt geleitet, Simeon, ein heiliger Greis dahin, erkannte in dem Kinde den erwarteten Erlöſer, und nannte Ihn das Licht und Heil der Welt.“

„O wie lieblich und herrlich fängt die Geſchichte Jeſu an!“ ſprach der Prinz und faltete die Hände. „Ich möchte einer von den Hirten bei der Krippe geweſen ſeyn! Wenn ich damals gelebt hätte, ich würde mit jenen Weiſen alle meine Schätze dem göttlichen Kinde dargebracht haben. Und wie erfreulich und troſtreich ſind mir die Worte Simeons! Licht und Heil ſind gerade Das, wornach meine Seele verlangt.“

„Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, iſt in Wahrheit das Licht der Welt!“ ſprach Barlaam. „Er erleuchtete die Menſchen durch Seine Lehre. Gott ſelbſt ſtellte Ihn als den Lehrer der Menſchen dar. Er zeigte Ihn auf einem Berge in himmliſcher Klarheit. Moſes und Elias, die ſchon vor Jahrhunderten als Gottes treueſte Diener zu den Vätern geredet hatten, erſchienen neben Jeſus in verherrlichter Geſtalt; und eine Stimme vom Himmel rief: „Dieſer iſt mein geliebter Sohn; Ihn ſollt ihr hören.“ Jeſus ging überall im Lande umher, und lehrte in allen Städten und Flecken, unter freiem Himmel und im Tempel. „Denn,“ ſagte Er, „dazu bin Ich gekommen.“ Er lehrte uns: Gott, der allmächtige Herr Himmels und der Erde, ſey unſer lieber Vater, und wir Menſchen alle ſollen Seine Kinder ſeyn. Wir ſollen daher Gott über Alles, und die Menſchen wie uns ſelbſt lieben. Er zeigte uns die ganze ſichtbare Welt in einem freundlicheren Lichte, und lehrte uns in derſelben die Liebe Gottes ſehen. Gottes Sonne iſt es, die über alle Menſchen, gute und böſe, aufgeht; Sein iſt der Regen, der unſere Felder und Gärten befeuchtet und grünen und blühen macht. Er nährt den Vogel in der Luft; Er kleidet die Blumen des Feldes mit mehr als königlicher Pracht. Ueber alle Seine Geſchöpfe aber hat Er den Menſchen erhoben. Die Menſchen dürfen Ihn Vater nennen, und ſollen Ihm ähnlich werden. „Seyd vollkommen,“ ſprach Jeſus Chriſtus, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt!“

„Wie erhebend iſt der Gedanke,“ rief Joſaphat hoch erfreut, „Gott, der allmächtige Herr Himmels und der Erde, ſey der Vater der Menſchen! Wenn Jeſus Chriſtus nur dieſe einzige große Wahrheit gelehrt hätte, welchen unendlichen Dank wären wir Ihm ſchon ſchuldig! Wer ſollte nicht darnach trachten, vollkommen zu ſeyn, wie es Kindern Gottes geziemt! Ein Kind Gottes zu ſeyn, ehrt den Menſchen mehr als eine Krone.“

„Jeſus lehrte nicht bloß mit Worten,“ ſprach Barlaam, „ſondern auch durch Sein Beiſpiel. Er war ſelbſt in Allem, was Er that und litt, das Vorbild der reinſten Heiligkeit. Er zeigte in Seinem ganzen Thun und Laſſen, wie wahrhaft gute Menſchen, an denen Gott Wohlgefallen haben kann, geſinnt ſeyn ſollen und ſich betragen müſſen. Er war von Herzen demüthig und ſanftmüthig; voll Liebe und Erbarmung ging Er umher und that Gutes; Er war bei den größten Leiden, die Er aus Liebe zu den Menſchen ertrug, die lautere

Geduld; Er war bereit, ſogar Sein Leben für die Menſchen zu geben. Den Willen Seines Vaters im Himmel zu thun, ging Ihm über Alles. Sein ganzes Leben war eine ſtete Verherrlichung Gottes, eine beſtändige Wohlthätigkeit gegen die Menſchen.“

Barlaam erzählte einzelne Beiſpiele davon. Joſaphat fand daran großes Wohlgefallen, und ſprach tief gerührt: „Welch ein ſchönes, welch ein erhebendes Vorbild iſt Jeſus für uns! Wenn man nur immer gewöhnliche, alltägliche Menſchen um ſich ſieht, ſo hält man ſich leicht für gut genug, und iſt wenig darum bekümmert, beſſer zu werden. Das Leben Jeſu ſoll mir gleichſam ein heller Spiegel ſeyn, in den ich fleißig hinein ſehe, um Seinem Bilde ähnlich zu werden.“

„Jeſus Chriſtus,“ ſprach Barlaam weiter, „iſt das Heil der Welt. Er erwies ſich als Denjenigen, Den Gott geſandt hat, die tiefſte Seelenwunde der Menſchen, die Sünde, zu heilen, und allen Schaden, den die Sünde den Menſchen an Leib und Seele zugefügt hat, gut zu machen. Er zeigte ſich als den Wiederherſteller der zerrütteten Menſchennatur. Er machte mit einem Worte, mit einem Winke, die Blinden ſehen, die Tauben hören, die Lahmen gehen; Er machte die Ausſätzigen rein, und gab ihnen, die gräßlich entſtellt waren, die ſchöne menſchliche Geſtalt wieder. Er machte ſogar die Todten wieder lebendig. Er ſprach da zu einem Kinde, das eben verſchieden war: „Mädchen, ich ſage dir, ſteh auf!“ dort zu einem Jünglinge, der ſchon auf der Bahre lag und zu Grabe getragen wurde: „Jüngling, ſteh auf!“ und ſie ſtanden auf; ja Er rief ſogar einem Todten, der ſchon im Grabe zu verweſen anfing: „Komm heraus!“ und er kam heraus.“

Die wundervollen Thaten Jeſu machten auf Joſaphat, der über die mancherlei Gebrechen der Menſchen, über Tod und Verweſung ſo tief betrübt war, den freudigſten Eindruck. „Wahrhaftig,“ rief er, „ich kann mir nichts Erfreulicheres denken, als wie Jeſus Geſundheit und Leben um ſich her verbreitete, allem Elende abhalf, und ſogar dem Tode gebot. Da bewies Er recht augenſcheinlich, daß Er Macht habe, die Menſchen wieder in jenen ſeligen Stand zu verſetzen, in dem ſie vor dem Sündenfalle im Paradieſe gelebt haben.“

„Dieſe leiblichen Wohlthaten,“ ſprach Barlaam, „hatten aber noch eine höhere Abſicht; Jeſus zeigte dadurch, was Er dem Geiſte des Menſchen ſeyn wolle. Er kam, die Menſchen, die der Seele nach für die Wahrheit blind und taub, und zum Guten lahm ſind, in denen das Ebenbild Gottes verwüſtet iſt, die in Sünde erſtorben ſind, gleichſam neu zu ſchaffen. Er gibt denen, die an Ihn glauben, das rechte Leben der Seele.“

„Da die Sünde das größte Uebel, ja die Wurzel alles menſchlichen Elendes iſt, ſo legte Jeſus gleichſam die Art an die Wurzel. Er, der Sohn Gottes, der aus Liebe zu den Menſchen Menſch geworden, und ſich am liebſten den Menſchenſohn nannte, zeigte durch Wort und That, daß Er in dieſe Welt gekommen ſey, die Menſchen von Sünden frei zu machen, die Schuld und Strafe der Sünde zu tilgen, und den Menſchen die Kraft mitzutheilen, heilig und ſelig zu werden. „Der Menſchenſohn," ſprach Er, „iſt gekommen, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren iſt." Er forderte ſogleich zu Anfang Seines Lehramtes die Menſchen auf: „Thut Buße, ändert euren Sinn." Er lud alle Menſchen, die unter dem eiſernen Joche der Sünde ſchmachten und von deren Laſt danieder gedrückt ſind, zu ſich ein: „Kommt zu Mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, und Ich will euch erquicken. Nehmet Mein Joch auf euch, und ihr werdet die Ruhe eurer Seele finden. Denn Mein Joch iſt ſanft, und Meine Bürde iſt leicht." Er verzieh denen, die an Ihn glaubten und reumüthig zu Ihm kamen, die Sünden. Um zu zeigen, daß Er die Macht habe, Sünden zu vergeben und ihre Folgen zu tilgen, ſprach Er zu einem Menſchen, der durch ſeine Sünden elend und gichtbrüchig geworden, ſie aber bereute und ſich auf ſeinem Bette zu Ihm tragen ließ: „Deine Sünden ſind dir vergeben; ſteh' auf, nimm dein Bett und geh' nach Hauſe.“ Und der Mann ſtand augenblicklich auf und ging, an Leib und Seele wieder hergeſtellt, Gott preiſend nach Hauſe.“

„Jeſus forderte vor Allem Glauben. Er betheuerte, im Glauben an Ihn können die Menſchen alle Hinderniſſe des Guten, alle Macht der Sünde und des Böſen überwinden; Er gibt den Gläubigen die Kraft dazu. „Wahrlich,“ ſprach Er gleichnißweiſe zu Seinen Jüngern, die Er ſich aus dem Volke ausgewählt hatte, „wenn ihr nur Glauben habt wie ein Senfkörnlein, ſo möget ihr zu einem Berge ſagen, hebe dich hinweg, ſo wird er ſich hinweg heben, und euch wird nichts unmöglich ſeyn.“ Dieſer Glaube aber iſt ein Licht und eine Kraft von oben, eine Gabe Gottes. Jeſus Chriſtus ſelbſt ſprach: „Das iſt Gottes Werk, daß ihr an Den glaubet, Den Er geſandt hat.“

„Um den ſündigen Menſchen von dem heiligen, gerechten Gott, der alle Sünden verabſcheut und ſie nicht ungeſtraft laſſen kann, Verzeihung zu erlangen und ihnen die Kraft zu erwerben, die ſie zu Gottes Ebenbild erneuet, hat Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, nach Gottes unerforſchlichem Rathſchluſſe und aus unendlicher Liebe zu den Menſchen, große Leiden auf ſich genommen. Er wollte wie ein Lamm geopfert werden, die Sünden der Welt zu tilgen und die Menſchen mit Gott zu verſöhnen. So haben es die Propheten vorher verkündet. Darauf deutete ſchon das Lamm, das die Iſraeliten am Abende vor ihrem Auszuge aus Aegypten ſchlachteten und mit deſſen Blute ſie ihre Wohnungen bezeichneten, wie Gott es durch Moſes befohlen hatte. Ja ſie mußten noch alle Jahre ein Lamm ſchlachten, das Oſterlamm genannt, nicht nur zum dankbaren Andenken an jene wunderbare Befreiung aus der Dienſtbarkeit Aegyptens, ſondern auch als ein Sinnbild des künftigen Erlöſers, Der die Menſchen aus der weit ſchrecklicheren Dienſtbarkeit der Sünde erlöſen, und als ein ſchuldloſes, geduldiges Opferlamm Sein Leben zum Opfer darbringen werde. Er ſelbſt betheuerte, Er werde Seinen Leib dahin geben und Sein Blut vergießen zur Vergebung der Sünden.“

Mit heiliger Andacht und Rührung erzählte Barlaam hierauf, wie Jeſus Chriſtus am letzten Abendmahle, nachdem Er mit Seinen Jüngern das Oſterlamm gegeſſen, die heiligen Geheimniſſe Seines Leibes und Blutes eingeſetzt habe, damit wir der Früchte dieſer Seiner Erlöſung theilhaft werden.

„An dieſem letzten Abendmahle,“ ſprach Barlaam, „gab Jeſus Seinen Jüngern das Gebot: „Liebet einander, wie Ich euch geliebet habe. Niemand kann eine größere Liebe haben, als daß er ſein Leben für ſeine Freunde gebe.“ Und ſo gab Er denn für uns Sein Leben dahin! Gott fügte es ſo, daß Jeſus ausgeliefert wurde, in die Hände der Sünder. Dieſe nahmen Ihn zu Nacht, in einem Garten am Oelberge, wo Er betete, gefangen, banden Ihn mit Stricken, geißelten Ihn, ſetzten Ihm, dem Könige Himmels und der Erde, zum Spotte eine Krone von Dornen auf das Haupt, und ſchlugen Ihn an das Kreuz. Er aber betete für dieſe Seine Mörder: „Vater verzeih ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ Voll des kindlichſten Gehorſams gegen Seinen Vater, voll unausſprechlicher Liebe zu den Menſchen duldete und blutete Er, bis Er ausrufen konnte: „Es iſt vollbracht!“

Hier ſchwieg Barlaam in ſtiller Anbetung. Joſaphat aber konnte ſich nicht enthalten, laut auszurufen: „Ach, das iſt mir noch das Erſtaunenswürdigſte von Allem, daß Er, über Deſſen Geburt die Engel frohlockten, Er, der auf jenem Berge in ſo großer Herrlichkeit erſchien und über Den die Stimme Gottes vom Himmel herabkam: „Dieſer iſt Mein geliebter Sohn!“ daß nun Er am Kreuze in ſolcher Schmach eines ſo blutigen Todes geſtorben! Und dieſem ſchmerzvollen Tode unterwarf Er ſich aus Liebe zu uns Menſchen! O, ich kann es nicht ausſprechen, was ich empfinde! Mein ganzes Herz brennt von Liebe zu Ihm. Ich kann nur anbeten — und danken für Alles, was Er von der Krippe bis zum Kreuze für uns Menſchen gethan und gelitten hat!“

„Ja,“ ſprach Barlaam, „ſowohl über Seine Krippe, als über Sein Kreuz könnte man die Worte ſchreiben, die Er ſelbſt geſagt hat: „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, ſondern das ewige Leben haben.“

Joſaphat faltete die Hände und blickte anbetend zum Himmel. „Aber,“ fing er über eine Weile an, „was geſchah weiter? Mit dem Tode Jeſu konnte die Geſchichte Jeſu unmöglich zu Ende ſeyn!“

Barlaam ſprach: „Die Leiche Jeſu wurde von dem Kreuze abgenommen und in das Grab gelegt. Allein nun zeigte Jeſus Chriſtus Sich auf das herrlichſte als den Ueberwinder des Todes. Schon während Seines Erdelebens ſprach Er, als Er jenen Todten aus dem Grabe hervor rief: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben.“ Nun erſtand Er ſelbſt von dem Tode und ging lebend als Beſieger des Todes aus dem Grabe hervor, ſtellte ſich Seinen Jüngern lebendig und verherrlicht dar, und gab ihnen ſo einen augenſcheinlichen Beweis von einem Leben jenſeits des Grabes.“

„Zwar blieb der Tod, die Trennung des Leibes von der Seele, für uns unvermeidlich. Allein Jeſus verglich den Tod mit einem ſanften Schlafe. „Wer Meinen Worten Gehör gibt, ſprach Er, und an Den glaubt, Der Mich geſandt hat, iſt vom Tode hindurch gedrungen zum Leben. Wer Mein Wort hält, wird den Tod nicht ſehen ewiglich.“

„Doch nicht nur die Seele des Menſchen wird nach dem zeitlichen Tode fortleben, wie wir an Moſes und Elias ſehen, die Gott längſt von dieſer Welt hinweggenommen hatte, und die auf dem Berge der Verklärung ſich in verklärter Geſtalt bei Jeſus eingefunden haben. Auch der Leib des Menſchen, wiewohl er in die Erde gelegt wird und verweſet, wird wieder auferſtehen, und in ſchönerer Geſtalt aus der Erde hervorkommen. Es iſt da nach dem tröſtlichen Gleichniſſe Jeſu, wie mit einem Weizenkörnlein, oder was immer für einem Samenkörnlein, das in die Erde gelegt wird, darin verweſet, und als eine Aehre oder ſchöne Blume wieder aus der Erde hervorkommt.“

„O Gott ſey Lob und Dank!“ ſprach Joſaphat. „Mir fällt ein ſchwerer Stein vom Herzen. Der Tod war mir bisher das Schauerlichſte, das ich mir denken konnte. Nun kann ich aber dem Tode ohne Schrecken entgegen ſehen! Nun muß ich nicht mehr troſtlos und ohne Hoffnung vom Grabe geliebter Freunde zurückkehren! Ihm, dem Erlöſer, dem Beſieger des Todes ſey Lob und Dank!“

„Nach Seiner Auferſtehung,“ fuhr Barlaam fort zu erzählen, „brachte Jeſus Chriſtus noch vierzig Tage im vertraulichen Umgange mit Seinen Jüngern zu, und redete mit ihnen von dem Reiche Gottes. Er verſprach ihnen noch einmal den heiligen Geiſt, den Geiſt der Wahrheit, von dem Er ihnen ſchon vor Seinem Tode geſagt hatte: „Der heilige Geiſt, Den euch der Vater ſenden wird in Meinem Namen, Der wird euch Alles lehren und euch an Alles erinnern, was Ich euch geſagt habe.“ Bevor Jeſus die Erde verließ, verſammelte Er Seine Jünger noch einmal auf einem Berge um ſich, und ſprach, in ihrer Mitte ſtehend, zu ihnen: „Mir iſt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet hin und lehret alle Völker und taufet ſie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. Und ſeht, Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“ Hierauf ſegnete Er ſie und erhob ſich vor ihrer Aller Augen zum Himmel, und ging ein in die Herrlichkeit Seines Vaters. Dieſe Herrlichkeit verſprach Er einſt mit uns zu theilen, und verſicherte, wir werden auch einſt dort ſeyn, wo Er jetzt iſt — im Himmel.“

Joſaphat verlangte noch mehr von dem Himmel zu wiſſen. Barlaam ſprach: „Wie ein Blinder ſich die Schönheit dieſer ſichtbaren Welt nicht vorſtellen kann, ſo können wir uns von der Schönheit und Herrlichkeit jener Welt keine Vorſtellung machen. Was uns aber Jeſus davon geſagt hat, iſt genug; es iſt eben ſo verſtändlich als erfreulich: „Euer Herz betrübe ſich nicht!“ hat Er, bevor Er in den Himmel zurück kehrte, zu Seinen Jüngern geſagt. „In dem Hauſe Meines Vaters ſind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten, und werde euch dann zu Mir nehmen, damit auch ihr ſeyd, wo Ich bin. Ich werde euch wiederſehen, und euer Herz wird ſich freuen, und Niemand wird euch eure Freude mehr nehmen.“

„Der Gedanke an den Himmel,“ ſprach Joſaphat, „ſoll mir von nun an einer meiner liebſten Gedanken ſeyn. Auf dieſer Welt ſind wir doch nur Fremdlinge, und haben hier keine bleibende Stätte! Wir alle müſſen einmal fort von hier. Was wir hier auf Erden unſer Vaterland nennen, iſt für uns nur ein fremdes Land! Wie freue ich mich, daß es noch ein beſſeres Vaterland für uns gibt! O wie gut wird es dort ſeyn in dem Vaterhauſe, in dem Hauſe des Vaters im Himmel!“

Barlaam erzählte ferner: „Als Jeſus zum Himmel auffuhr, und die Jünger Ihm ſehnſuchtsvoll nachſchauten, bis eine Wolke Ihn ihren Blicken verbarg, da ſtanden plötzlich zwei Engel in ihrer Mitte und ſagten zu ihnen: Eben ſo, wie Jeſus jetzt in den Himmel aufgenommen worden, werde Er einſt wiederkommen. Eben dieſes hat Jeſus ſelbſt öfter vorausgeſagt: „Der Menſchenſohn wird wiederkommen in der Herrlichkeit Seines Vaters mit Seinen Engeln und dann wird Er einem Jeden vergelten nach ſeinen Werken.“

Nun erzählte Barlaam noch, daß Jeſus, wie Er es verheißen hatte, Seinen Jüngern den heiligen Geiſt geſendet habe, den Geiſt der Wahrheit, den Tröſter, der mit dem Vater und dem Sohne Eines göttlichen Weſens iſt. „Die Feuerflammen,“ ſprach Barlaam, „die in dem Saale, in dem die Jünger verſammelt waren, erſchienen und über eines Jeden Haupte ſchwebten, deuteten ihnen äußerlich an, was die unſichtbare Kraft des heiligen Geiſtes in ihrem Innern bewirke. Ihr Verſtand wurde von göttlicher Weisheit erleuchtet, ihr Herz von Liebe zu Gott und Menſchen entzündet. Nun erſt verſtanden ſie Alles, was Jeſus ſie gelehrt hatte; ſie fühlten in ſich die Kraft, Alles getreu zu befolgen. Sie waren voll Muthes, voll himmliſchen Troſtes. Sie gingen, wie Jeſus ihnen geboten hatte, hin in alle Welt und verkündeten als Boten Gottes an die Menſchen, als Apoſtel, überall das Evangelium, die frohe Botſchaft von Jeſus Chriſtus, dem Erlöſer. So kam es, daß dieſe Botſchaft auch in unſerm Lande verkündet wurde, und daß ſie jetzt auch dir verkündet wird.“

Joſaphat hatte dem ehrwürdigen Greiſe mit ſo großer Aufmerkſamkeit und ſo inniger Andacht zugehört, daß er kein Auge von ihm verwandte. Da er die Geſchichte Jeſu zum erſten Male hörte, ſo machte ſie einen deſto tiefern Eindruck auf ſein Herz. Ueber Alles aber rührte ihn die große Liebe Jeſu zu den Menſchen. „Auch für mich," rief er mit Thränen in den Augen, „hat Er, ſchon ehe ich geboren worden, Sein Leben gegeben! Er hat uns zuvor geliebt; wer ſollte Ihn nicht wieder lieben!"

„Was ich dir, lieber Königsſohn," ſprach Barlaam, „jetzt nur kurz angedeutet habe, ſollſt du in den folgenden Tagen ausführlich hören. Wir wollen nun die ſchriftlichen Nachrichten, die von Jeſus Chriſtus auf uns gekommen ſind, mit einander leſen, und ich werde mich beſtreben, ſie dir auszulegen. Viele große Wahrheiten, die ich bis jetzt nicht einmal berühren konnte, ſollſt du nach und nach inne werden. Insbeſondere wirſt du vernehmen, wie Jeſus Chriſtus Alle, die an Ihn glauben, in Eine Gemeinſchaft, Eine Kirche vereinigte, und in ihr die ſtete Verkündigung ſeines Wortes und die Ausſpendung heiliger Geheimniſſe angeordnet habe, damit alle Menſchen künftiger Zeiten, die an Ihn glauben, eben jenes Heiles theilhaftig werden können, wie Diejenigen, die Ihn mit Augen geſehen und an Ihn geglaubt haben."

„Du wirſt mit der Hülfe Gottes erkennen, daß Alles, was Jeſus Chriſtus gelehrt, gethan und gelitten hat, voll göttlicher Weisheit und Liebe ſey; du wirſt erfahren, daß in dem heiligen

Evangelium eine Kraft ſey, Alle, die daran glauben, ſelig zu machen.“

Barlaam ſtand auf, blickte betend zum Himmel, und ſprach zu Joſaphat, der auf die Knie niederſank: „Gott der Allmächtige, der dir das Herz öffnete, daß Sein Wort bei dir Eingang gefunden hat, Er, der allein Wachsthum und Gedeihen geben kann, ſegne dich, und wolle immer mit dir ſeyn, damit das Samenkorn des göttlichen Wortes für dich und dein Volk hundert- ja tauſendfältige Früchte bringe.“

Zehntes Kapitel.

Der treue Sklave.

Während Prinz Joſaphat in Geſprächen von himmliſchen Dingen mit Barlaam ſelige Tage zubrachte, und nicht ſatt wurde, ihm zuzuhören, begab der Götzenprieſter, der in dem Schloſſe des Prinzen angeſtellt war, ſich zu dem Könige und ſprach zu ihm: „Ein Chriſt hat ſich unter dem Vorwande, er handle mit Edelſteinen und Perlen, zu dem Prinzen, deinem Sohne, in den Pallaſt eingeſchlichen, und ſein Zutrauen gewonnen, um einen Chriſten aus ihm zu machen. Stunden lang, ja wohl ganze Tage hindurch reden ſie mit einander. Der Prinz achtet wenig mehr auf den Unterricht ſeiner übrigen Lehrer; er hat nur Aug' und Ohr für den vermummten Chriſtenlehrer. Sieh' wohl zu, daß dein geliebter Sohn, dieſer edle Prinz, nicht ein Chriſt werde, — wenn er es leider nicht ſchon iſt!“

Der König ward über dieſe Nachricht höchſt aufgebracht. „Welche Vermeſſenheit,“ rief er, „welcher Frevel! Habe ich nicht alle Verkünder dieſer Lehre aus meinem Reiche verbannt? Habe ich nicht mehrere dieſer Lehrer, die ſich in dem Lande verborgen hielten, öffentlich hinrichten laſſen, um durch dieſe blutigen Beiſpiele Andere zu ſchrecken? Und dennoch wagt es einer dieſer kecken Menſchen, die unſern Göttern Hohn ſprechen, ſogar meinem Sohne zu nahen, um ihn mir, ſeinem Vater, und der Religion ſeiner und meiner Väter zu entfremden! Dieſen Hochverrath ſoll der Frevler mit ſeinem Leben büßen. Auf der Stelle ſoll eine Schaar meiner Krieger aufbrechen, den Pallaſt umringen, den ruchloſen Böſewicht ergreifen und ihn gefeſſelt hieher bringen. Dahier, auf dem Hauptplatze meiner Hauptſtadt, ſoll er an einen Pfahl gebunden, und öffentlich verbrannt werden. Sie ſollen erfahren, dieſe Fremdlinge, was es heiße, ſich mir zu widerſetzen. Alles Volk ſoll es inne werden, ob der Gott der Chriſten ihn retten könne.“

Zadi, der älteſte Rath des Königs, der eben bei ihm ſtand, winkte dem Götzenprieſter ſich zu entfernen, und ſprach dann zum Könige: „Mein Herr und König, übereile dich nicht! Du kennſt den einfachen, aber ſehr weiſen Denkſpruch: „Beſſerer Rath kommt über Nacht!“ Handle nicht im Zorn; das geziemt keinem Menſchen, am allerwenigſten aber einem Könige. Ich habe, wenn du zornig warſt, dir öfter gerathen, deinen Entſchluß auf den folgenden Tag zu verſchieben. Du warſt immer ſo gnädig, meinen Rath nicht gering zu achten; du ſahſt die Sache, nachdem ſich dein Zorn gelegt hatte, anders an, und haſt mir für meinen wohlmeinenden Rath gedankt. Höre, ich bitte dich flehentlich, mich auch jetzt. Es betrifft die Ruhe, die Zufriedenheit deines Sohnes, den ich — beinahe getraue ich mir es zu behaupten — ſo herzlich, ſo innig liebe, als du ſelbſt, mein Herr und König! Es iſt dir nur zu gut bekannt, wie Joſaphat, dein geliebter Sohn, ſchon längere Zeit her ſehr trübſinnig geweſen. Deine Weiſen verſuchten vergebens, ihn zu erheitern. Dieſer fremde Mann, der — ſey er nun, wer er wolle! — es gewiß gut mit deinem Sohne meint, hat dieſe Mühe auf ſich genommen, und es iſt ihm, wie ich ſicher vernahm, gelungen. Der Prinz, dein geliebter Sohn, iſt nunmehr heiterer und zufriedener als je, ja recht ſeelenfroh. Wie müßte es ihn kränken, wenn du zum Danke für die deinem Sohne erwieſene Wohlthat dieſen ſeinen Wohlthäter — hinrichten ließeſt! O gewiß, nicht Das, was ihm der Fremde geſagt haben mag, und was gewiß nichts Böſes ſeyn kann — ſondern Das, was du thun willſt, würde das Herz deines Sohnes für immer von dir entfernen. Warte, warte — ich bitte dich kniefällig! — mit Ertheilung deiner Befehle bis morgen.“

„Nun wohl,“ ſprach der König, „ich will warten, bis die Sonne aufgegangen iſt. Du wirſt aber ſehen, daß ich meinen Sinn nicht ändere. Der Haß gegen dieſes Chriſtenvolk ſteckt zu tief in meinem Herzen. Was ich mir von ihrer Lehre erzählen ließ, dünkt mich zu thöricht, zu widerſinnig. Doch genug! Ich will warten; morgen das Weitere.“

„Ich habe alſo dein Wort!“ ſprach Zadi, und entfernte ſich. Er meinte es mit dem Könige, ſeinem Herrn, von Herzen gut, und hielt es für ſeine Pflicht, ihn auf alle Weiſe abzuhalten, Böſes zu thun; dabei war er ſehr klug. Er hatte einen Sklaven, der die treueſte, gutmüthigſte Seele von der Welt war. Der menſchenfreundliche Zadi hatte ihm ſchon vor drei Jahren die Freiheit geſchenkt. Der Sklave nahm dieſes Geſchenk mit Thränen des Dankes an, bat aber eben ſo gerührt um die Gnade, ihm ferner dienen zu dürfen. Er diente ihm auch als frei aus freiem Willen eben ſo treu, wie vorhin als Sklave, und verrichtete alle, auch die beſchwerlichſten und niedrigſten Arbeiten, mit ſichtbarer Freude. Sein Herr, der dem Chriſtenvolke — wiewohl er ſich zur Zeit noch nicht zur chriſtlichen Religion bekannte — nicht abgeneigt war, wußte wohl, dieſer Sklave ſey heimlich ein Chriſt. Er befragte ihn aber nie darüber, und hatte nichts dagegen.

Dieſen Sklaven berief Zadi jetzt zu ſich in ſein Arbeitszimmer, und ſprach zu ihm: „Du, Jonas, geh' hinaus auf das Schloß des Prinzen. Der Hausmeiſter hat mir mit Bewilligung des Prinzen verſprochen, mir einige von den kleinen niedlichen Goldfiſchen zu ſenden, die ſich draußen in dem See des Gartens befinden. Sie ſollen zur Zierde des Springbrunnens in meinem Garten dienen. Hier haſt du einige Goldſtücke; dieſe gieb dem Hausmeiſter als Zeichen meiner Erkenntlichkeit für ſeine Bemühung. — Nun habe ich dir aber noch einen andern Auftrag zu geben, von dem du keinem Menſchen ein Wort ſagen darfſt, als dem Prinzen ſelbſt. Niemand darf wiſſen, daß du in dem Schloſſe ein anderes Geſchäft habeſt, als dir von dem Hausmeiſter die verſprochenen Fiſche geben zu laſſen, und dem Prinzen dafür meinen Dank zu bezeigen. Höre nun die wichtige Botſchaft, die ich dir anvertraue, und merke wohl auf, was du dem Prinzen zu melden haſt.“

Zadi ſagte dem Jonas die Worte dieſer Botſchaft zwei- bis dreimal deutlich vor, und ließ ihn dieſelben wiederholen, um ſich zu überzeugen, ob Jonas ſie recht gefaßt habe, und ſprach dann: „Eile nun, und mache deine Sache gut.“

Jonas nahm zum Weiterbringen der Fiſche eine Lägel, ein hölzernes Gefäß in Geſtalt eines Fäßchens, ſchwang es auf den Rücken, und machte ſich augenblicklich auf den Weg, lief ungeachtet der brennenden Mittagshitze dieſes Landes, während welcher Feld und Straße von Menſchen leer war und alle den Schatten ſuchten, ununterbrochen dem Pallaſte des Prinzen zu, kam Abends an dem Thore an, verlangte zu dem Hausmeiſter, bat ihn um die Fiſche, überreichte ihm die Goldſtücke, und ſagte, daß er im Namen ſeines Herrn dem Prinzen zu danken wünſche. Der Hausmeiſter führte ihn in den Garten, wo ſich der Prinz eben befand.

Der Prinz ſaß mit Barlaam unter einer Palme, und Barlaam las ihm eben die ſchöne Geſchichte vor von jenem Mohren, dem Kämmerer der Königin von Kandazes, der von Philippus getauft worden. Der Sklave blieb in einiger Entfernung, ſich nach morgenländiſcher Sitte tief verneigend und die Arme über der Bruſt kreuzend, ſtehen. Der Prinz, der ihn kannte, ſtand auf, ging zu ihm hin, und Jonas dankte ihm für die Fiſche und ſprach dann, nachdem der Hausmeiſter ſich entfernt hatte: „Zadi, mein Herr, läßt dir ſagen: Der fremde Mann, der bei dir iſt, dein Freund und Lehrer, ſteht in Gefahr, morgen aufgegriffen und hingerichtet zu werden. Sorge dafür, daß er eilig die Flucht ergreiſe.“

Der Prinz erſchrak, und bot dem Sklaven ein anſehnliches Geſchenk an, das dieſer aber nicht annahm. „Die Freude, dir zu dienen,“ ſprach Jonas, „iſt mir Lohnes genug.“ Der Prinz ſelbſt führte hierauf den armen Sklaven in die Geſindeſtube, und befahl, ihn zu erquicken und auf das Beſte zu verpflegen.

Eilftes Kapitel.

Joſaphat wird getauft.

Der gute Königsſohn kehrte mit blaſſem Angeſicht zu Barlaam zurück, und ſprach mit allen Zeichen des Schreckens: „O liebſter Lehrer, zu dem ich mehr Vertrauen und Liebe habe, als zu allen anderen Menſchen in der Welt! Der König will dich gefangen nehmen und dich hinrichten laſſen.“

Barlaam ſagte ruhig und ohne daß man das geringſte Merkmahl von Furcht an ihm wahrnehmen konnte: „Der Wille Gottes geſchehe! Ich ſtehe in Seiner Hand; gegen Seinen Willen kann kein Haar meines Hauptes verloren gehen. Will es aber Gott, daß ich jetzt ſterbe, ſo freue ich mich, meinen feſten Glauben an Ihn und Seinen Sohn Jeſus Chriſtus durch meinen Tod bezeugen zu können.“

„Das iſt groß und ſchön von dir,“ ſprach der Prinz; „allein ich und viele Menſchen haben dich noch länger nothwendig. Du mußt uns noch länger Licht und Troſt ſeyn. Jener edle Mann, der mir die Gefahr, in der du ſchwebeſt, berichten ließ, rathet zur ſchleunigen Flucht. Befolge dieſen Rath; er iſt, wie mich dünkt, ſehr gut. Erſpare meinem Vater ein Verbrechen, und mir, der ich noch ein Anfänger im Glauben bin, einen unausſprechlichen Schmerz. Entfliehe! Ich aber werde, o du mein zweiter beſſerer Vater, mit dir entfliehen, und mich nie mehr von dir trennen. Ich will mit dir eine arme Hütte bewohnen; die Worte deines Mundes gehen mir über alle Pracht und Reichthümer königlicher Palläſte. Laß mich deinen Sohn, ja nur deinen Diener ſeyn. Ich will mit dir leben und ſterben.“

„Nein, du guter Königsſohn,“ ſprach Barlaam; „das darf nicht ſeyn! Gott hat dich zu einem höheren Berufe beſtimmt! Du ſollſt einmal eine Krone tragen. Das Glück unzähliger Menſchen will Gott in deine Hand legen. Du ſollſt ihnen einmal nicht nur unüberſehbare zeitliche Wohlthaten erweiſen; du kannſt auch dazu beitragen, daß ſie den wahren Gott kennen lernen; du kannſt Seinem heiligen Worte Raum machen, daß es frei und ungehindert verkündet werde. Dein Beiſpiel wird deinen künftigen Unterthanen augenſcheinlich darſtellen, was es Göttliches um die Religion Jeſu ſey, und welche herrliche Früchte ſie bringe. Unter deinem Zepter werden ſie ein ſtilles, ruhiges Leben führen in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit.“

„Gott gebe es!“ ſprach Joſaphat. „Ich will deinen guten Rath, geliebter Vater, befolgen, und bleiben! Noch habe ich aber eine Bitte an dich. Wir haben noch Zeit, daß du ſie erfülleſt. Die Krieger meines Vaters können vor morgen Mittags nicht hier eintreffen; die Nacht iſt alſo noch unſer. Höre daher meine Bitte! Chriſtus der Herr befahl den Verkündern des Evangeliums nicht nur zu lehren, ſondern auch zu taufen. Er ſelbſt ſagte: „Wer nicht wiedergeboren iſt aus dem Waſſer und dem heiligen Geiſte, kann nicht eingehen in das Reich Gottes.“ Petrus rief am Pfingſtfeſte den Bußfertigen unter dem verſammelten Volke zu: „Laßt euch taufen zur Vergebung der Sünden, und ihr werdet den heiligen Geiſt empfangen.“ Jener Mohr, von dem du mir eben jetzt die ſchöne Geſchichte geleſen haſt, hat zu Philippus geſagt: „Sieh, da iſt Waſſer, was hindert mich noch, daß ich getauft werde?“ Philippus ſprach: „Wenn du von ganzem Herzen glaubeſt, ſo darf es geſchehen.“ Der Mohr ſprach: „Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes ſey.“ So ſpreche auch ich. Mein ganzes Herz ſehnt ſich darnach, daß mir meine Sünden vergeben werden, daß ich neu geboren werde zum ewigen Leben, daß ich ein Mitglied der chriſtlicher Kirche werde. Sieh, dort iſt Waſſer, hier ein gläubiges Herz. Taufe mich alſo!“

„Es ſey!“ ſprach Barlaam, ſtand auf, und begab ſich mit dem Prinzen zur Quelle. Der Mond ging eben auf, und beleuchtete die ehrwürdige Geſtalt des heiligen Greiſes, die jugendliche Geſtalt des frommen Prinzen, und die reine kryſtallklare Quelle. Der fromme Greis erhob Augen und Hände zum Himmel und betete: „O allmächtiger Gott, vor Dem wir hier ſtehen, Du unſer Vater im Himmel, der Du den Himmel, die Erde und Alles, was darin iſt, und uns Menſchen erſchaffen haſt, der Du allwiſſend, heilig, gerecht, gnädig und barmherzig und von großer Güte biſt; Jeſus Chriſtus, Du Sohn Gottes, der Du aus Liebe zu uns Menſchen von dem Throne Deines Vaters in dieſe Welt gekommen biſt, die menſchliche Natur angenommen und Dein Leben dahin gegeben haſt, uns von Sünde, Elend und Tod zu erlöſen, und uns das ewige Leben zu geben; Geiſt Gottes, Du heiliger Geiſt, der Du uns heiligeſt, unſere Seele von Sünden reinigeſt und ſie neu ſchaffeſt; heiliger dreieiniger Gott, verherrliche die Wunder Deiner Erbarmungen an dieſem Deinem Kinde; verleihe, lieber Vater im Himmel, daß durch dieſe heilige, von Deinem geliebten Sohne Jeſus Chriſtus angeordnete Handlung, dieſer Jüngling von dem heiligen Geiſte geheiligt, als ein neues Geſchöpf, rein von Sünden, ein neues Leben, voll Glaube, Hoffnung und Liebe beginne, und Dein Wohlgefallen auf ihm ruhen möge, bis Du ihn einſt zu Dir in Deine Herrlichkeit aufnehmen wirſt!“

Und Joſaphat ſagte voll der innigſten Andacht: „Amen.“

Barlaam fragte nun: „Joſaphat, glaubſt du an Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde? Glaubſt du an Jeſus Chriſtus, den Eingebornen Sohn Gottes, unſern Erlöſer? Glaubſt du an den heiligen Geiſt, Der uns heiligt, und aus ſündigen Menſchen zu Kindern Gottes macht, und Der dich mit der Gemeinſchaft der Heiligen, der Kirche, vereinigen will?“

Joſaphat antwortete auf jede der drei Fragen mit freudigem Herzen: „Ich glaube!“

Barlaam fragte dreimal: „Joſaphat, willſt du getauft ſeyn? und Joſaphat antwortete mit ſichtbarem, inbrünſtigem Verlangen: „Ja, ich will!“

Barlaam winkte ihm nun, niederzuknien. Bei der Quelle befand ſich eine goldene Muſchel, womit der Prinz Waſſer zum Trinken zu ſchöpfen pflegte. Barlaam ergriff die Muſchel, füllte ſie mit dem reinen, lebendigen Waſſer, goß es über das Haupt des Prinzen aus, und ſprach dabei nach der Anordnung Jeſu die heiligen Worte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes!“

Hierauf ſprach Barlaam: „Was jetzt äußerlich geſchehen iſt, deutet an, was innerlich in dir vorgegangen. Du biſt nun aus dem Waſſer und dem heiligen Geiſte wiedergeboren. Deine Sünden ſind dir verziehen; du haſt die Kraft erlangt, alle unheiligen Neigungen und Begierden zu überwinden. Wirke dieſer heiligmachenden Gnade nun mit, und führe ein heiliges Leben.“

Barlaam hob ihn auf, umarmte ihn, und ſprach noch: „Der Herr ſey mit dir! Halte Seine Gebote, ſo wirſt du eingehen in das ewige Leben.“

„Nun aber,“ ſprach Barlaam, „iſt es Zeit, daß ich meinen Stab weiter ſetze. Lebe wohh liebſter Königsſohn, und Gott gebe, daß du einmal ein guter König werdeſt.“

Joſaphat bot ihm vieles Gold zum Reiſegeld an. Allein Barlaam ſprach: „Ich habe das nicht nöthig. Der Herr hat ja Seinen Apoſteln geſagt: „Traget weder Gold noch Silber in euren Gürteln.“ Er wird für mich ſorgen. Ich brauche wenig, und dieſes Wenige wird Er mich überall finden laſſen.“

„So geſtatte mir wenigſtens,“ ſprach der Prinz, „daß ich dich eine Strecke weit begleite. Ich weiß in dem nahen Gebirge die geheimſten Wege, wohin die Reiter meines Vaters dir nicht folgen können. Laß mich deinen Begleiter ſeyn. Gehe nicht allein!“

„Gott,“ ſprach Barlaam, „wird mich begleiten. Ich gehe nicht allein; Er iſt mit mir.“

„Aber,“ ſprach der Prinz, „ich wünſchte deines Umganges, wenigſtens noch einige wenige Augenblicke, mich zu erfreuen, und noch manches Wort des Lebens aus deinem Munde zu vernehmen. Laß mich wenigſtens noch eine Strecke weit mit dir gehen.“

„So laß uns denn mit einander gehen,“ ſprach Barlaam.

Sie gingen mit einander. Felſen und Bäume warfen dunkle, ſchwarze Schatten auf ihren Weg. Der Mond aber ſchien ſehr helle. Allein jetzt ward er von Wolken verfinſtert; über eine Weile aber leuchtete er wieder ſo helle, wie zuvor. „Sieh,“ ſprach Barlaam, „ſo wird auch deine Seele manchmal von Wolken der Zweifel, von Verſuchungen und mancherlei Betrübniſſen verdunkelt werden. Sey aber getroſt! Die Wolken werden ſich wieder zerſtreuen.“

Der Weg, auf dem ſie wandelten, führte, bald rechts bald links, an furchtbaren Abgründen vorbei. „So ſchmal iſt der Weg zum Himmel,“ ſprach Barlaam. „Weiche weder zur Rechten noch zur Linken davon ab.“

Als der anbrechende Morgen die Wolken röthete und der Mond bereits bläſſer ſchien, ſtand Barlaam ſtill und ſprach: „Nun iſt es Zeit, daß du zurück kehreſt, damit die Krieger des Königs dich zu Hauſe finden.“

„Ach, liebſter Vater,“ ſprach der Prinz, „ſo willſt du mich denn allein zurücklaſſen, unter Menſchen, die Gott nicht kennen, und Seinen lieben Sohn haſſen? So ſoll ich denn dein Angeſicht nicht mehr ſehen?“

„Sey getroſt!“ ſprach Barlaam. „Auch du wirſt nicht allein ſeyn; Gott wird überall mit dir ſeyn.“

Joſaphat zerfloß in Thränen. Barlaam ſprach: „Weine nicht! Wir werden uns wieder ſehen! Chriſten ſehen ſich nie das letzte Mal. Wir werden, wie ich hoffe, uns im Himmel wiederſehen. Ja, es geht mir im Geiſte vor, daß wir uns auch auf Erden noch einmal ſehen werden.“

Barlaam ſelbſt brach in Thränen aus, umarmte den Prinzen, und ſprach nur noch faſt ſchluchzend die Worte: „Bleibe treu im Glauben; liebe Gott über Alles, und die Menſchen wie dich ſelbſt! Zieh hin im Frieden, und der Herr ſey mit dir.“

Zwölftes Kapitel.

Der Staatsgefangene.

Kaum war Joſaphat in ſeinem Pallaſte angekommen, ſo rückten die Kriegsſchaaren ſeines Vaters an. Der König ſelbſt war in ihrer Mitte. Er trat in das Zimmer des Prinzen und rief heftig: „Wo iſt der Betrüger, der mit Edelſteinen zu handeln vorgibt? Ich denke ihm ſeinen Handel niederzulegen. Wo ſteckt er?“ „Der würdige Mann iſt abgereiſt!“ ſprach der Prinz.

„Abgereiſt?“ rief der König höchſt befremdet, runzelte die Stirne, und fragte mit finſterm Blicke: „Wohin?“ „Ich weiß es nicht,“ ſprach der Prinz; „er hat es mir nicht geſagt.“

Der König befahl ſeinen Kriegern, ſich nach allen Weltgegenden zu vertheilen, ihm nachzuſetzen, und ihn einzufangen. „Die ihn mir bringen,“ ſagte er, „werde ich reichlich mit Golde belohnen.“

Hierauf ſprach er zum Prinzen: „Wie ich vernahm, iſt der Mann ein Chriſt?“

„So iſt es,“ ſprach der Prinz, „und auch ich bin nunmehr ein Chriſt.“

„Auch du!“ rief der König erbebend vor Schrecken und Zorn. „Das iſt ſchrecklich! Das iſt mir das Widrigſte von Allem, was du mir nur immer ſagen könnteſt. Schon der Namen Chriſt iſt mir verhaßt. Ich habe Befehl gegeben, Alle dieſes Namens aus meinem Reiche zu vertreiben oder zu tödten. Wie konnteſt du, du ungehorſamer Böſewicht, ſelbſt ein Chriſt werden?"

„O mein Vater," ſprach der Prinz, „von dieſem Befehle habe ich nie ein Wort gehört. Der Name Chriſt war mir dahier, in meiner Abgeſchiedenheit und Entfernung von der Welt, bisher ganz fremd. Aus dem Munde jenes weiſen edlen Mannes habe ich ihn das erſte Mal vernommen. O liebſter Vater, wüßteſt du, welche Seligkeit ich in Chriſtus gefunden habe, o gewiß, du ſelbſt würdeſt zu dieſer Stunde noch ein Chriſt!"

„Ich?" rief der König ergrimmt und ſtampfte mit dem Fuße. „O du Thor, das geſchieht ewig nicht!"

Er ließ den Prinzen kein Wort mehr vorbringen. „Ich verurtheile dich hiemit," ſprach er, „in dieſem Schloſſe als Staatsgefangener zu leben, bis du dich eines Beſſern beſinneſt."

Unwillig wandte ihm der König den Rücken, und reiste ab. Joſaphat aber war um ſeinen geliebten Lehrer höchſt bekümmert. Er ſtieg auf die Zinne des Schloſſes, und ſah, wie die Kriegsſchaaren ſeines Vaters mit ſtürmender Eile ſchon in weiter Ferne hinzogen. Mit Schrecken nahm er wahr, daß eine Schaar Fußvolk, die im Bergſteigen ſehr geübt war, den Weg in das Gebirg einſchlug, den Barlaam genommen hatte. Eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich des guten Prinzen. „O Du barmherziger Gott!" rief er, „rette Du Deinen treuen Diener! Laß Barlaam ſeinen Verfolgern nicht in die Hände fallen!" Der Prinz ging auf ſein Zimmer, und betete auf den Knien und mit heißer Inbrunſt für Barlaam. Er ſtand getröſtet auf; das Gebet machte ihn ruhiger. Allein die Angſt kam wieder. Er begab ſich in den Garten, und durchwanderte alle Gänge des Gartens. An der Stelle, wo er mit Barlaam die ſeligſten Stunden zugebracht hatte, kniete er nieder, und betete für ihn. „Lieber Vater im Himmel," ſprach er, „wie Dein geliebter Sohn in jenem Garten in Seiner Todesangſt zu Dir gefleht hat, ſo flehe ich jetzt zu Dir: „Laß dieſen Kelch vorüber gehen!" Der Prinz aß nicht zu Mittag; der ganze Tag verging ihm unter Gebet.

Gegen Abend entſtand in dem Schloſſe plötzlich ein Lärm. Mehrere Stimmen riefen: „Man hat ihn! Sie bringen ihn!" Alle Diener des Prinzen, ſo viel ihrer im Pallaſte waren, alle Arbeiter im Garten, eilten dem großen Thore an der Zugbrücke zu. Der Prinz erbebte und zitterte. „Nun," ſprach er, „ſo geſchehe denn, o Vater im Himmel, Dein Wille und nicht der meine."

Er ging mit ſchwerem Herzen zum Thore, wo einige Reiter hielten, die auf ihren ſchnellen Pferden vor der Kriegsſchaar voraus geſprengt waren. „Der Gefangene,“ ſagten ſie, „wird mit auf den Rücken gebundenen Händen ſogleich hier ſeyn.“

Der Prinz ſprach: „Ich werde dem frommen Greiſe nicht von der Seite weichen; ich werde ihn zum Könige begleiten. Ich laß mich nicht von ihm losreißen, und ſollte ich mit ihm verbrannt werden! Ich will mit ihm in den Tod gehen!“

Ein Offizier, der jetzt zum Thore herein ritt, ſagte: „Der Böſewicht läugnet, daß er ſich je auf dieſem Schloſſe befunden habe; er behauptet, er habe den Prinzen nie mit einem Auge geſehen, nie ein Wort mit ihm geſprochen. Nun werden aber ſeine Lügen an den Tag kommen. Deßwegen ließ ich ihn zuerſt hieher führen. Einige Leute aus dem Schloſſe müſſen dann mit mir ziehen, und vor dem Könige gegen ihn zeugen.“

„Ja,“ ſchrie der Götzenprieſter und klatſchte in die Hände, „ich, und alle, die hier herum ſtehen, wollen ihn Lüge ſtrafen. Er ſoll als ein frecher Lügner daſtehen, und ſeinen Lohn in den Flammen erhalten.“

Auf dieſe Reden erheiterte ſich das Angeſicht des Prinzen. „Gott Lob!“ ſprach er; „ihr habt nicht den rechten Mann gefunden. Denn der Mann, den ihr ſucht, hätte nicht gelogen.“

Man brachte den Gefangenen, einen alten Mann von ſehr ehrbarem Ausſehen. „O weh’,“ rief der

Götzenprieſter verdrießlich, „der iſt es nicht; ihr habt den unrechten aufgegriffen." Alle die zugegen waren, betheuerten: „Nein, er iſt es nicht. Dieſer Mann da iſt nie in dieſes Schloß gekommen; er iſt uns gänzlich unbekannt."

Der Offizier befahl, den Gefangenen los zu binden, und ihn frei zu geben, und entſchuldigte ſich ſehr höflich bei ihm, daß ihm aus Irrthum eine ſo große Unbilde zugefügt worden. Die Soldaten murrten, daß ihnen eine reichliche Belohnung entgangen war. Der Prinz aber dankte Gott, und war voll der frohen Hoffnung, Barlaam werde unter Gottes Schutz den Händen des Königs entgehen.

Der König wartete indeß in ſeiner Reſidenz mit Sehnſucht auf die Zurückkunft der ausgeſendeten Kriegsſchaaren. Sie kamen alle unverrichteter Sache zurück. Da ließ er durch Eilboten, alle Statthalter, alle hohe und niedere Beamten in allen, auch den entfernteſten Theilen ſeines Reiches auffordern, jenen landesflüchtigen Chriſten aufzuſuchen und ihm dem Könige einzuliefern. Zu ſeinem großen Verdruſſe konnte Niemand den Namen des ihm verhaßten Mannes nennen; er ließ aber deſſen Geſtalt und Anzug auf das genaueſte beſchreiben. „Wenn es mir gelingt," ſprach er, „jenen vorgeblichen Kaufmann in meine Gewalt zu bekommen, ſo werde ich, durch glänzende Verſprechungen und furchtbare Drohungen, ihn ſicher dahin bringen, daß er ſeine thörichten Meinungen vor dem Prinzen als Irrthümer zurücknimmt und abſchwört. Dies allein kann den verblendeten jungen Menſchen, wie ich wohl einſehe, von ſeiner Thorheit heilen.“ Alle Nachforſchungen aber blieben vergebens, und es fand ſich von dem Verfolgten in dem ganzen Reiche keine Spur.

Joſaphat war nunmehr feſt überzeugt, Gott, zu Dem er ſo herzlich gefleht hatte, habe Barlaam in Seinen heiligen Schutz genommen, und ihn gegen alle Nachſtellungen des Königs in Sicherheit gebracht. Der Prinz dankte mit freudigem Herzen Gott, und lebte nun in ſeiner Gefangenſchaft ſehr zufrieden, vergnügt und ſelig in Gott. Er las täglich in dem Evangelium und den Briefen des heiligen Johannes, die Barlaam ihm geſchenkt hatte. Er widmete täglich beſtimmte Stunden dem Gebete. Dabei vernachläßigte er nicht, in Allem, was ſeine Lehrer ihm von der Staatskunſt, der Kriegskunſt und andern, einem Regenten nöthigen Wiſſenſchaften ſagen konnten, ſich wohl zu unterrichten. Barlaam hatte ihn ermahnt, allen ihm möglichen Fleiß darauf zu verwenden, und ſich nicht die geringſte Nachläſſigkeit zu Schulden kommen zu laſſen. Der Prinz brachte es daher bei ſeinem großen Verſtande ſehr weit. Seine Lehrer konnten ihn gegen den König nicht genug loben.

Der König vernahm das mit Freuden, prüfte ihn ſelbſt, und war über ſeine Fortſchritte erſtaunt. Auch über des Prinzen ſittliches Betragen hörte er nichts als Gutes. Es war an ihm nichts mehr von der ungeſtümmen, jugendlichen Heftigkeit zu bemerken, die ſo ſchnell in Zorn ausbrach; er war mild und ſanft, und doch voll Kraft und Muth. Sein Benehmen war voll Anſtand und Würde. Der König hatte an ihm nichts auszuſtellen, als daß er ein Chriſt ſey. Er machte daher einen neuen Verſuch, um ihn davon abzubringen. Er ſchickte mehrere Männer, die man für die weiſeſten ſeines Reiches hielt, an ihn ab, ihn von dem Chriſtenthume abwendig zu machen. Allein ſie vermochten es nicht. Ja, der Weiſeſte aus ihnen, ein ehrwürdiger, hochbetagter Greis, eben der Mann, der vorhergeſagt hatte, Joſaphat werde ein größerer König werden, als ſein Vater, hörte Joſaphats weiſe, geiſtreiche Reden mit Bewunderung und Beifall, wurde ſelbſt ein Chriſt, und geſtand dieſes dem Könige frei und unverhohlen. Als der König dieſes vernahm, ſprach er: „Nun denn, da es einmal ſo iſt, ſo vermag ich es nicht zu ändern. Gegen die innere Geſinnung eines Menſchen vermag alle äußere Gewalt nichts.“

Er begab ſich zu dem Prinzen und ſprach zu ihm: „Du haſt mir von deiner einzig wahren Religion, wie du ſie nennſt, öfter geſagt: „An ihren

Früchten ſey ſie zu erkennen.“ Ich will daher den Verſuch wagen, und dir eine Strecke meines Landes abtreten. Sey König darüber und regiere da nach deinem Sinne. Da wollen wir denn ſehen, was dabei am Ende herauskomme. Sieh' aber wohl zu, daß dieſer Verſuch nicht mißlinge. Würde er unglücklich ausfallen, ſo könnteſt du mein Thronfolger nicht werden, und nie über mein ganzes, großes Reich als König herrſchen; ja ich würde auch den kleinern Theil des Reiches, deſſen Regierung ich dir jetzt anvertraue, dir wieder abnehmen müſſen.“

König Abenner reiste nun mit dem Prinzen in jene Provinz, über die er ihn zum Könige ſetzen wollte, und hielt in der Stadt, die zur Reſidenz beſtimmt war, einen feierlichen Einzug. Nach morgenländiſcher Sitte geſchah dieſes mit großer Pracht. Ein weißer Elephant, mit purpurnen, goldgeſtickten Decken geſchmückt, trug zwei goldene Throne, die von Edelſteinen funkelten. Ein Thronhimmel von Gold und Purpur erhob ſich darüber. Auf den zwei Thronen ſaßen der König und ſein Sohn. Viele reichgekleidete Hofherren und Diener zu Pferd, und zahlreiche Kriegsſchaaren zu Pferd und zu Fuß zogen theils voran, theils nach. Ein unüberſehbarer Zug von ſchwer beladenen Kameelen folgte. Eine zahlloſe Menge Volkes verſammelte ſich. Auf einem großen freien Platze vor der Stadt ward auf einem Hügel ein prächtiges Zelt errichtet. Hier ſtellte der alte König ſeinen Sohn dem verſammelten Volke als deſſen nunmehrigen König vor, ließ ihn zum Könige krönen, und befahl, ihm zu huldigen. Es geſchah, und ein unbeſchreiblicher Jubel erfüllte die Luft. Alle riefen: „Es lebe Abenner und Joſaphat.“

Dreizehntes Kapitel.

Joſaphat als König.

König Joſaphat erließ ſogleich bei dem Antritte ſeiner Regierung ein königliches Ausſchreiben, in dem er ſeine Unterthanen ſeines Wohlwollens verſicherte. Er betheuerte darin, daß er nichts Anders wolle und verlange, als die Wohlfahrt ſeines Volkes, daß er aber von dem Volke erwarte, es werde Vertrauen zu ihm haben, und ihm willig gehorchen. Mit beſonderm Nachdrucke war in dem Ausſchreiben geſagt, daß die Chriſten, die ſich noch hie und da in ſeinem Reiche befinden, nicht mehr verfolgt werden ſollen, und daß ihnen geſtattet ſey, ihren Glauben frei und öffentlich zu bekennen, und nach ihrer Weiſe Gott zu dienen. Bei ſchwerer Strafe verbot er, daß man ihnen das geringſte Leid zufüge.

Zu großer Freude des Königs zeigte ſich nun, daß noch viele Familien, ſowohl reiche als arme, die in ihrem Herzen Chriſten waren, in dem Lande lebten. Nur die Furcht der Todesſtrafe und der Mangel alles öffentlichen Gottesdienſtes hatte ſie abgehalten, ihren Glauben öffentlich zu bekennen. Ihre Freude, ihr Dank gegen Gott war unausſprechlich. Viele Chriſten aus nahen und fernen Städten kamen zu König Joſaphat, und bezeigten in ihrem und ihrer Mitchriſten Namen ihm unter Thränen den innigſten Dank. Ihr größtes Verlangen, ihr einziger Wunſch ging dahin, nun auch chriſtliche Prieſter, Tempel und Altäre zu haben.

König Joſaphat war vorerſt darauf bedacht, in ſeiner Hauptſtadt, zunächſt dem königlichen Pallaſte, einen chriſtlichen Tempel erbauen zu laſſen. Ein Baumeiſter, der ſelbſt ein Chriſt war, ſich zur Zeit der Verfolgung nach Griechenland geflüchtet und an Erbauung chriſtlicher Kirchen mitgeholfen hatte, ließ ſich bei dem Könige melden, und verſprach, einen ſchönen, würdigen Tempel herzuſtellen. Der König, der ſich auf die Baukunſt gut verſtand, ließ ſich von ihm die ſchön gezeichneten Riſſe vorlegen, unterredete ſich mit ihm darüber, und übertrug ihm den Bau.

Alle Chriſten beeiferten ſich, dazu beizuhelfen. Die Reichen erboten ſich, große Summen Geldes beizutragen; viele Frauen gaben mit Freuden ihren goldenen Schmuck und ihre Edelſteine her zu den heiligen Gefäßen; die ärmſten Leute wollten wenigſtens die Ehre haben, Handlanger-Dienſte bei dem Baue zu leiſten; mancher Greis bemühte ſich, einen Stein zu dem Baue herbeizuwälzen; die Kinder trugen den Arbeitern Erfriſchungen zu.

Joſaphat bemerkte mit Freuden, wie die Mauern ſich aus der Erde emporhoben, dachte aber öfter: „Woher werde ich für den Altar, der in dieſem Tempel errichtet wird, einen würdigen Prieſter nehmen? Viele Prieſter ſind in dieſem Lande hingerichtet worden; andere ſind aus dem Lande entflohen. Ach Barlaam, daß du noch am Leben wäreſt, du ſollteſt Biſchof, und dieſer Tempel ſollte deine Cathedralkirche werden. Allein du biſt wohl ſchon längſt in dem Himmel, und haſt für deine Arbeiten und Leiden auf Erden die Krone der Herrlichkeit erlangt! — Wie alle feindliche Nachforſchungen meines Vaters, dich aufzufinden, vergebens waren, ſo ſind auch alle meine freundlichen Erkundigungen umſonſt. Schon ſeit Jahren habe ich kein Wort mehr von dir gehört. Ach, wenn du noch irgend wo in einer verborgenen Zelle lebteſt, ſo hätteſt du gewiß davon gehört, daß in dieſem Lande für die Chriſten beſſere Zeiten angebrochen ſeyen, und du hätteſt dich gewiß hier eingefunden. Ich und mein Volk hätten deines Rathes, deiner Belehrung ja ſo nöthig!"

Während unermüdet an dem Tempel gebaut wurde, war König Joſaphat eben ſo unermüdet beſchäftigt, ſeinem Volke Gutes zu erweiſen. Er ſchätzte ſich nur deßhalb glücklich König zu ſeyn, weil er zum Glücke ſeiner Unterthanen ſo Vieles beitragen konnte. Seine Liebe gegen ſeine Unterthanen, gegen Chriſten und Nichtchriſten, glich der Sonne, die Allen leuchtet und Alle erwärmt; ſeine Wohlthätigkeit war dem Regen ähnlich, der ſich über das ganze Land reichlich ergießt, und es mit Segen tränkt.

Er war unabläſſig bemüht, alle Werke der chriſtlichen Barmherzigkeit auszuüben, die Jeſus Chriſtus von uns fordert, und die Er am letzten Gerichte ſo zu belohnen verſpricht, als hätte man Alles Ihm ſelbſt gethan. Und es freute den guten König, daß er nunmehr die Macht hatte, es im Großen zu thun. Er ſpeiste die Hungrigen. Er verſchaffte den müßigen Händen Arbeit, daß ſie ihr Brod redlich verdienen, und ſich ehrlich ernähren konnten. Er tränkte die Durſtigen. Da es in jenem heißen Lande mancher Stadt an Brunnen fehlte, ſo legte er Waſſerleitungen an, damit die Einwohner mit geſundem Trinkwaſſer verſehen wurden. Er kleidete die Nackten. Er ſorgte dafür, daß die Baumwolle, die in heißen Ländern am beſten gedeiht und zur landesgemäßen Kleidung dient, in hinreichender Menge angebaut und von geſchickten Meiſtern verarbeitet wurde, damit Jedermann ſich wohlfeil und anſtändig kleiden könne. Auch auf Fremde und Reiſende aller Art erſtreckte ſich ſeine Sorgfalt; er ließ Straßen und Brücken, Wege und Stege herſtellen und gut unterhalten, ſorgte für Sicherheit der Reiſenden vor Räubern, und auch dafür, daß der müde Wanderer eine bequeme Herberge fand, und von den Wirthen nicht durch übermäßige Rechnungen geplündert wurde. Den Gefangenen erleichterte er ihr hartes Schickſal und drang darauf, daß Diejenigen, die noch in Unterſuchung waren, nicht ſo lange hingehalten wurden. Beſonders lagen ihm die Kranken im Lande am Herzen; er veranſtaltete, daß es ſowohl für arme als reiche Kranken nicht an geſchickten Aerzten fehlte, und errichtete für die Armen wohleingerichtete Spitäler.

So mild und wohlthätig König Joſaphat ſich gegen ſein Volk erzeigte, ſo ſtreng war er in Handhabung der Gerechtigkeit. Er belohnte mit inniger Freude das Gute; er beſtrafte aber mit großem Ernſte das Böſe. „Nachſicht gegen Böſewichte," ſagte er, „wäre Grauſamkeit gegen die Guten. Da wäre bald kein Menſch mehr ſeines Lebens, ſeiner Ehre, ſeines Eigenthumes ſicher." Er bemerkte mit Wohlgefallen, daß die alten Geſetze ſeines Landes eben die Verbrechen, die in den Geboten Gottes verboten werden — Mord, Unzucht, Diebſtahl, Meineid und dergleichen — mit ſchweren Strafen belegten. Er war indeß nicht nur darauf bedacht, die Verbrechen zu beſtrafen; er ſuchte ihnen zuvor zu kommen und ſie zu verhindern. Er erließ ſtrenge Geſetze gegen Verſchwendung, Trunkenheit, Spielſucht, übertriebene Kleiderpracht, ſittenloſe Schauſpiele, Müſſiggang. Manches Verbrechen wurde dadurch verhindert; aber doch kamen noch immer viele vor. Er vernahm dieſes mit Betrübniß und ſagte: „Scharfe Strafen ſchrecken allerdings von Verbrechen ab, aber nur da, wo der Verbrecher fürchtet, entdeckt zu werden. Allein die Menſchen, die nur aus Furcht der Strafe das Böſe unterlaſſen, ſind darum noch nicht gut. Was iſt zu thun, den Menſchen einen innern Abſcheu gegen das Böſe, eine aufrichtige Liebe zum Guten einzuflößen? Ich bin," ſprach er, „überzeugt, daß Strang und Schwert dies nicht leiſten können. Nur Glaube an Gott, den allſehenden Belohner des Guten und Beſtrafer des Böſen, nur Ehrfurcht vor Ihm, nur Liebe zu Ihm vermag, den Menſchen das Gute lieb, und das Böſe verhaßt zu machen. Es iſt daher in einem Staate vor Allem darauf zu dringen, daß die Gebote der erſten Geſetztafel beobachtet werden; dann wird die Beobachtung der Gebote der zweiten Tafel ſich von ſelbſt geben." Die Wichtigkeit des Gebotes: „Du ſollſt nicht begehren!“ leuchtete ihm beſonders helle ein. „Ein ſolches Gebot aber,“ ſagte er, „konnte nur Gott geben. Die Könige auf Erden ſehen nicht in das Herz, ſie können nicht die Begierde, ſondern nur die That ſtrafen. Auch bleiben viele böſe Thaten ihnen verborgen; viele Diebe und Mörder werden nicht entdeckt. Gott aber durchſchaut unſer Innerſtes. Er ſieht und ſtraft nicht bloß die böſe That; Er ſieht auch die böſe Geſinnung und beſtraft ſie. Alles kommt alſo darauf an, daß die Menſchen Gott und Seinen heiligen Willen kennen lernen; Unterricht in der Religion iſt vorerſt das Nothwendigſte.“

Joſaphats heißeſter Wunſch war daher, ſeinem Volke chriſtliche Lehrer zu geben. Er ließ mehrmal dringende Aufforderungen ergehen, die chriſtlichen Lehrer, die ſich etwa noch im Lande befänden, ſollen ſich bei ihm melden; er werde ſie mit offenen Armen aufnehmen. Es erſchien aber nicht ein Einziger. Die Hoffnung, Barlaam wieder zu finden, hatte er bereits aufgegeben. „Ach,“ ſagte er, „ſeine Gebeine ruhen gewiß ſchon längſt, ferne vom Vaterlande, im Schooße fremder Erde. Sein Geiſt aber iſt bei Dir, lieber Gott, und betet an Deinem Throne für mich und mein Volk. Erhöre ſein Flehen, Du guter Vater im Himmel, erbarme Dich meines Volkes, und ſende uns einen zweiten Barlaam!“

Vierzehntes Kapitel.

Der Pilger.

Von Zeit zu Zeit machte König Joſaphat Reiſen durch ſein Land, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie ſeine Verordnungen vollzogen wurden; um die Beſchwerden ſeiner Unterthanen mit eigenen Ohren zu vernehmen, denſelben abzuhelfen, und überall Alles, was ſeinem Volke heilſam und nützlich ſeyn könnte, zu verfügen. Er kam bis an die äußerſten Gränzen ſeines Landes. Da begegnete ihm auf der Straße ein Zug Landleute, die ehemals, als die Chriſten da noch verfolgt wurden, ausgewandert waren, nunmehr aber wieder zurückkehrten in ihr geliebtes Vaterland. Es waren mehrere Familien. Die Mütter mit den kleinſten Kindern ſaßen auf Eſeln; die Väter mit den größeren Kindern gingen neben her. Sie wichen, als ſie den prächtigen Reiſewagen und die vielen hoch aufgepackten Kameele erblickten, demüthig aus, und hielten an der Straße. Da ſie aber vernahmen, ihr König, der ſelbſt ein Chriſt geworden, nahe ſich ihnen, hatten ſie eine unbeſchreibliche Freude, und begrüßten ihn mit lautem Jubel und mit Freudenthränen. Er ließ ſogleich den Wagen halten, ſtieg aus, begrüßte ſie auf das freundlichſte, bezeigte ihnen ſeine Freude, ſo viele chriſtliche Familien zu ſehen, und redete mit den Vätern und Müttern, die näher herbeikamen und ihn umringten, auf das liebreichſte; auch jedem der Kinder, die ſich zu dem freundlichen Herrn hinzudrängten, ſagte er einige freundliche Worte, und beſchenkte ſie reichlich. „Ich werde,“ ſprach er, „für euch und eure lieben Eltern ſorgen, und ihr werdet in eurem Vaterlande gewiß ein gutes Unterkommen finden.“

Mit dem Aelteſten der Familienväter, einem ſehr verſtändigen, noch rüſtigen Manne, ließ der König ſich in eine ausführliche Unterredung ein. Er fragte ihn, wo er und ſeine Leute ſich indeß aufgehalten hatten, wie es ihnen im fremden Lande ergangen ſey, ob noch mehrere Familien zurückkehren würden, und ob ſich unter den Zurückkehrenden nicht ein oder der andere chriſtliche Prieſter befinde?

Der Mann verſicherte, es ſeyen noch viele Chriſten auf dem Rückwege in ihre Heimath. „Allein,“ ſprach er, „es iſt kein Prieſter darunter. Als wir jedoch auf unſerer Reiſe durch ein kleines Dorf kamen, mehrere Meilen von hier, jenſeits der Gränze im Gebirg, da hörten wir, daß ein chriſtlicher Pilger, der auch wie wir, ſich auf dem Heimwege ins Vaterland befindet, dort plötzlich krank geworden ſey. Die Einwohner des Dorfes, die auch Chriſten, aber ſehr arm ſind, nahmen ihn mitleidig in eine der Hütten auf. Er ſagte ihnen, er ſey ein Prieſter, und ſie wetteiferten deßhalb noch mehr, ihn gut zu verpflegen, und begegneten ihm mit großer Ehrerbietigkeit. Als ſie mir dieſes Alles erzählten, da regte ſich in meinem Herzen der Wunſch, ihn zu ſehen, und ihn für mich und uns Alle um ſeinen Segen zu bitten. Ich ließ mich bei ihm melden. Wiewohl er ſehr krank iſt, ſo ließ er mich doch ſogleich hereinkommen. Er iſt ein ſehr ehrwürdiger Greis mit ſchneeweißem Haar und Bart. Er konnte wegen großer Schwäche nur wenig reden. Ich kniete an ſeinem Krankenbette nieder; er richtete ſich mit Mühe auf, und ſegnete mit großer Andacht und unter vielen Thränen mich und Alle, die mit mir reiſen. Es hätten wohl Alle ihn gern geſehen; allein weil er ſo krank war, ſo gab ich es nicht zu, obwohl er ſelbſt es ihnen gewiß nicht verwehrt hätte. Ich zweifle, ob er ſein Vaterland noch erreichen werde.“

Des Königs ganzes Herz ward von Mitleid gegen dieſen alten, kranken Prieſter durchdrungen; es entbrannte von Verlangen, ihm zu helfen. „Ich will zu ihm hineilen,“ dachte er; „wenn ich ihm auch nicht helfen kann, ſo kann ich ihm doch vielleicht ſeine Krankheit erleichtern, ihn erquicken, und ihm einigen Troſt gewähren! Vielleicht ſchenkt aber Gott ihm ſeine Geſundheit wieder, um mir und meinem Volke einen Lehrer des Evangeliums, einen Diener und Apoſtel Jeſu zu ſenden.“

Der König entſchloß ſich, auf der Stelle zu ihm zu reiſen. „Die Freude ihn zu ſehen, iſt ſchon der Mühe werth!“ ſagte er; „denn ich habe ja in meinem Leben noch keinen chriſtlichen Prieſter erblickt.“ Den Landmann erſuchte er, ſich auf eines der Kameele zu ſetzen, und nahm ihn als Wegweiſer mit ſich, um das Dorf und den kürzeſten Weg dahin ſicher zu finden. „Ach,“ ſprach er öfter unterwegs, „Gott wolle geben, daß ich ihn noch lebend treffe! Gott wolle ihn mir und meinem Volke erhalten!“

Am folgenden Tage, Abends ſpät, kam König Joſaphat mit ſeinem Gefolge bei dem Dorfe an. Er ging, nur von zwei Dienern begleitet, in die arme, niedrige Hütte der gutherzigen Leute, die den fremden kranken Geiſtlichen ſo liebreich aufgenommen hatten. Er fand die ganze Familie in der einzigen, engen Stube beiſammen; allein zu ſeinem Schrecken erblickte er den von dem Landmanne beſchriebenen Pilger nicht darunter. „Er wird doch nicht geſtorben ſeyn?“ fragte er. „Nein,“ ſagte der Hausvater, ein ehrlicher Bauersmann; „Gott Lob, lebt er noch! Der heftige Fieberanfall ging bald vorüber. Der fromme Mann iſt von ſeinem Krankenlager wieder aufgeſtanden; allein noch iſt er zu ſchwach, um weiter zu reiſen; er muß ſich zuvor noch mehr erholen und noch einige Tage bei uns bleiben. Hier in der Hütte iſt es ihm aber zu enge. Auch in den übrigen Wohnungen fehlt es an Raum. Allein einige hundert Schritte vom Dorfe befindet ſich eine ſchöne, geräumige Felſenhöhle. Dort bringt er manche Stunde des Tages in Gebet und Betrachtung zu; zu Nacht ſchläft er auch dort, wiewohl er mehr wachet und betet, als ſchläft.“

Der König ließ ſich hinführen, trat unter den Eingang der Höhle, und erblickte einen ehrwürdigen Greis in einem dunkelfarbenen Pilgergewand, der in der Höhle kniete, und mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicken inbrünſtig betete. Eine Oellampe beleuchtete mit düſterrothem Schimmer das fromme Angeſicht, die kahle Stirne, die weißen Locken, den langen weißen Bart, und die gefalteten Hände des betenden Greiſes. Der König betrachtete ihn mit frommer Rührung, ohne daß der Greis ihn gewahr wurde. Auf einmal aber rief der König voll des höchſten Erſtaunens: „Barlaam!“

Barlaam war es wirklich, blickte hin, und erkannte den König. Er ſtand auf, und rief mit weit ausgebreiteten Armen: „O mein Sohn Joſaphat!“ und wollte auf ihn zu eilen; nach einigen Schritten blieb er aber ſtehen und ließ die Arme wieder ſinken; er erinnerte ſich, daß Joſaphat indeß König geworden, und wollte, nach morgenländiſcher Sitte ihm zu Füßen fallen, ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Allein König Joſaphat hatte ihn ſchon in beide Arme gefaßt, benetzte ſein Angeſicht mit Freudenthränen, und konnte nur die Worte hervorbringen: „Mein Lehrer! Mein Vater!“ Barlaam weinte auch vor Freuden. Beide zerfloſſen in Thränen, und hielten ſich lange ſtumm umarmt.

„Nun, Gott ſey Dank, daß wir uns wieder gefunden haben!“ ſprach endlich Barlaam, und ſetzte, da ihn die Freude des Wiederſehens ſehr angegriffen hatte, ſich auf ſein Lager, eine mit Moos bedeckte Felſenbank. Der König ſetzte ſich neben ihn. Barlaam erzählte, wo er ſich in den verfloſſenen Jahren aufgehalten habe. Da er vor den Nachſtellungen des alten Königs nirgends im Lande mehr eine ſichere Stätte zu finden gewußt, ſo hatte er ſich in fremde Länder begeben, heidniſchen Völkern das Evangelium verkündet, und in chriſtlichen Ländern ſich ſelbſt noch mehr zu unterrichten geſucht. „Auch habe ich,“ ſprach er, „mich zum Prieſter weihen laſſen, weil ich hoffte, dich, liebſter König, noch einmal zu ſehen, und dir und deinem Volke mit Ausſpendung der heiligen Geheimniſſe dienen zu können.“

„Das iſt ſehr gut,“ rief der König; „das macht mir große Freude, für die ich Gott nicht genug danken kann! Einen würdigen Prieſter für meinen ſchönen, neuerbauten chriſtlichen Tempel zu ſuchen, war mir eine große Herzensangelegenheit; ich hätte aber keinen würdigeren finden können, als dich!“

Barlaam erzählte weiter, daß er mit großer Freude vernommen, welche glückliche Veränderung in ſeinem Vaterlande vorgegangen ſey, und wie er ſich deßhalb ſogleich aufgemacht habe, dahin zurück zu reiſen. „Allein,“ ſprach er, „ich habe in der Freude meines Herzens meine Reiſe zu ſehr beſchleunigt! Ich habe mich über meine Kräfte angegriffen, und mir dadurch ein Fieber zugezogen. Eben hatte ich inbrünſtig gebetet, Gott wolle mich vor meinem Tode dein Angeſicht, lieber König, noch einmal erblicken laſſen, und der gütige Gott hat, noch während ich betete, mir dieſe große Freude gemacht. Ihm ſey dafür unendlicher Dank!“

Barlaam dankte auch dem Könige Joſaphat innig, für die große Güte, mit der er ſelbſt ſich ſo eilig aufgemacht, einem alten Prieſter entgegen zu kommen, und wiewohl er noch nicht gewußt, wer dieſer Prieſter ſey, ihm hier, in dieſer abgelegenen Höhle, eine ſo freudige Ueberraſchung bereitet habe.

„Ich habe dir zu danken,“ ſprach König Joſaphat, „daß du meiner nicht vergeſſen, und aus

Liebe zu mir und meinem Volke eine ſo weite Reiſe unternommen haſt!“

„Laß uns Beide Gott danken,“ ſprach Barlaam, „daß Er uns Beide wieder zuſammen geführt hat. Ihm ſey ewig Lob und Dank!“

Indeß hatten die Diener des Königs noch bei einbrechender Nacht zunächſt dem Dorfe, das ſchöne, große Gezelt aufgeſchlagen, in dem er auf ſeinen Reiſen durch Gegenden, wo es keine angemeſſene Wohnung für ihn gab, zu übernachten pflegte. Der König führte den noch etwas ſchwachen Greis am Arme dahin. Zwei Diener mit brennenden Fackeln gingen voraus, ihnen zu leuchten. Das Innere des Zeltes war prächtig mit farbenreichen Tapeten ausgeziert und von vielen Lampen erhellt. In der Mitte ſtand eine gedeckte Tafel mit Erfriſchungen. In der Tiefe des Zeltes befand ſich das Feldbett des Königs. Er trat es ſeinem väterlichen Freunde ab, und ließ für ſich nahe dabei noch eine andere Ruheſtätte bereiten. Barlaam und der König blieben aber, in ſelige Geſpräche vertieft, bis Mitternacht auf. Endlich begaben ſie ſich mit einem Herzen voll des innigſten Dankes gegen Gott zur Ruhe.

Fünfzehntes Kapitel.

Der chriſtliche Tempel.

Sobald die Morgenröthe anbrach, befahl der König ſeinen Leuten, ſich zur Abreiſe zu rüſten. Die Bewohner des Dorfes waren bei Anbruch des Tages nicht wenig verwundert, als ſie das prächtige Zelt und die vielen ſchön gekleideten Diener und reich geſchmückten Kameele vor ihrem Dorfe erblickten. Noch mehr erſtaunten ſie, als ſie vernahmen, der vornehme fremde Herr ſey ein König, und ſo weit hergekommen, den alten, kranken Mann, den ſie aus Barmherzigkeit aufgenommen hatten, zu beſuchen. Der König begrüßte Alle freundlich, lobte ihre chriſtliche Gaſtfreundlichkeit und beſchenkte ſie königlich. Hierauf ſetzte er ſich mit Barlaam in den Reiſewagen und reiste ab.

Als der König mit Barlaam bei dem Thore ſeines Pallaſtes angekommen war, ging er nicht ſogleich hinein. Er wollte dem frommen Prieſter zuvor die neuerbaute Kirche zeigen. Der Bau ſtand vollendet da, und ſchon das Aeußere gewährte einen erhebenden Anblick. Er war aus ſchönen, weißen Steinen aufgeführt, die Kuppel war mit dunkelblauen Schieferſteinen gedeckt, und oben darauf prangte ein goldenes Kreuz. Barlaam weinte vor Freude, in ſeinem Vaterlande den erſten, chriſtlichen Tempel zu ſehen, und trat mit dem Könige durch die hohe, ſchöne Pforte hinein. Zwei Reihen ſchlanker Säulen trugen das hohe Gewölbe. Auch auf dem Hochaltare, dem einzigen Altare der Kirche, erhob ſich ein Kreuz von Gold, und zu jeder Seite kniete ein anbetender Engel von weißem Marmor. Der Tabernackel, mit ſechs goldenen Leuchtern, zu jeder Seite drei, ſtand noch leer. An einer der Säulen, gegen die Mitte der Kirche, war die Kanzel erhöht; gegenüber befand ſich, aus glänzend weißem Marmor verfertigt, der Taufſtein, ein prachtvolles Gefäß, in Geſtalt einer ſehr großen Schale mit ſchöngebildetem Deckel. Kanzel, Taufſtein und Altar, deuteten auf das „Lehret und taufet!“ und auf das heiligſte Altargeheimniß.

Barlaam kniete an dem Altare nieder und betete: „O Gott, Du unſer Vater im Himmel, Du Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, gieb, daß Alle, welche dieſen Tempel betreten, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen; daß hier in Deinem Heiligthume viele Sünder bekehrt werden, und daß Alle, denen von dieſem Altare das Brod des Lebens gereicht wird, zum ewigen Leben gelangen.“ Der König, der neben ihm kniete, ſtimmte in ſein Gebet von Herzen mit ein.

König Joſaphat führte hierauf Barlaam an ſeinem Arme in den Pallaſt. Das nahe Oſterfeſt wurde zum Tage, an dem der erſte feierliche Gottesdienſt in dem Tempel ſtatt haben ſollte, beſtimmt. Zwei Prieſter, die ſich während der Verfolgung geflüchtet hatten, und wenige Tage nach Barlaams Ankunft auch in ihr Vaterland zurückkamen, meldeten ſich zu ſeinen Gehülfen. Er prüfte ſie, und fand ſie würdig zum Dienſte des Herrn. Am Tage vor dem Feſte ſegnete Barlaam die neue Kirche im Stillen ein, bis vielleicht einmal ein Biſchof ſie feierlich einweihen werde.

Der feſtliche Tag brach an, und allen chriſtlichen Einwohnern war es, als hätten ſie die Sonne nie ſo hell und freundlich ſcheinen, und den Himmel noch nie ſo blau und klar geſehen. Eine Menge chriſtliches Volk aus allen, auch weit entfernten Gegenden des Reiches ſtrömte, feſtlich gekleidet, den Tempelpforten zu; der ganze Tempel wurde gedrängt voll Menſchen von allen Ständen.

Der heilige Greis beſtieg nunmehr die Kanzel, erhob Augen und Hände zum Himmel, und betete aus tief gerührtem Herzen und mit lauter Stimme: „Großer, allmächtiger Gott! Wir danken dir, daß durch Deine Erbarmung dieſer Tempel zu Stande gekommen, daß nun wir Chriſten unſern Glauben an Chriſtus öffentlich bekennen, uns hier verſammeln, und Dich, Vater im Himmel, und Deinen geliebten Sohn Jeſus Chriſtus, unſern Herrn und Heiland, ungeſtört und gemeinſchaftlich anbeten dürfen.“

Hierauf ſprach er zu dem verſammelten Volke: „Der Tag, an dem wir das erſte Mal in dieſem herrlichen Tempel verſammelt ſind, iſt für uns Alle ein Tag der Freude, des Dankes und der Anbetung. Denn Jeſus Chriſtus will uns in dieſem Hauſe eben das Heil widerfahren laſſen, das Denjenigen zu Theil geworden, die während Seines Erdelebens Ihn mit Augen geſehen und von Herzen an Ihn geglaubt haben."

„Wie Jeſus Chriſtus, auf Erden wandelnd, bald auf einem Berge, bald an einem See, bald im Tempel, zu den Menſchen Worte des ewigen Lebens geſprochen hat, ſo wird uns Sein Wort jetzt in dieſem Tempel verkündet."

„Wie Jeſus Chriſtus damals Diejenigen, die an Ihn glaubten, taufen ließ, und Seinen Jüngern zu taufen befahl, ſo wird von jetzt an in dieſem Tempel getauft werden."

„Wie Jeſus Chriſtus reumüthigen Sündern die Sünden vergab, und Seinen Apoſteln die Vollmacht verlieh, die Sünden zu vergeben, ſo ſollen auch in dieſem Tempel die Sünder, die ihre Sünden von Herzen bereuen und dem Prieſter aufrichtig und demüthig bekennen, Vergebung der Sünden erlangen."

„Wie er, unſer göttlicher Erlöſer, am Kreuze dem himmliſchen Vater Sein Leben zum Opfer dargebracht, und Sein Blut vergoſſen hat zur Vergebung der Sünden, ſo will Er, der Ewiglebende, der nicht mehr ſtirbt und unter uns hier unſichtbar gegenwärtig iſt, ſich noch immer darbringen, als das Opfer zur Vergebung der Sünden.“

„Wie damals bei dem letzten Abendmahle, wo er die heiligen Geheimniſſe Seines Leidens und Sterbens eingeſetzt hat, ſo will er auch jetzt noch uns eben derſelben Gnaden theilhaftig werden laſſen, deren damals Seine Jünger theilhaftig geworden.“

„Er, der verherrlichte Gottesſohn, will, obwohl Er über alle Himmel erhoben iſt, doch nicht ferne von uns ſeyn. Er will ſich noch hier auf Erden uns nahen, und auf eine geheimnißvolle Weiſe in das Innerſte unſerer Seele kommen. Er will uns das Brod des Lebens ſeyn. Wie das Brod den Leib nährt, ſo will Er unſere Seele nähren — ihr Kraft und Stärke geben zu allem Guten. Er will Eins mit uns werden in Liebe, wie Er Eins iſt mit Seinem Vater im Himmel.“

„Alles, was hier in dieſem Tempel äußerlich geſchieht, ſoll in unſerm Innerſten vorgehen. Unſer Innerſtes, unſer Geiſt, ſoll ein Tempel Gottes ſeyn. Da ſollen wir Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten. Alle, die wir durch das Waſſer und den heiligen Geiſt wiedergeboren worden, ſollen innerlich rein von Sünden und zu Gottes Ebenbild erneut ſeyn. Wir ſollen das Wort

Gottes, das wir hier verkünden hören, in unſer Herz aufnehmen, und es Früchte bringen laſſen. Wir ſollen, indem wir äußerlich von Sünden losgeſprochen werden, innerlich ſo voll Glauben, Reue und guter Vorſätze ſeyn, daß wir, in der That los und frei von dem Joche der Sünde, ihr nicht mehr dienen. Wir ſollen, wenn wir zu dem Tiſche des Herrn gehen, innerlich mit Ihm Abendmahl halten, nach Seinem Worte: „Ich ſtehe an der Thüre und klopfe; wer Mir öffnet, zu dem will Ich eingehen, und mit ihm Abendmahl halten, und er mit Mir.“

„Alle hier Verſammelte ſollen Eins ſeyn mit Jeſus Chriſtus, Eins mit dem Vater im Himmel, Eins mit einander — voll Liebe zu Gott und Seinem geliebten Sohne, voll Liebe gegen einander, als Brüder und Schweſtern, als Kinder des Einen Vaters im Himmel. Er ſoll, indem Er auf uns herabblickt, an uns Seine lieben Kinder ſehen, an denen Er Wohlgefallen haben kann.“

„Alles, was wir in dieſem Tempel erblicken, iſt dazu angeordnet, fromme Gedanken in uns zu erwecken. Wie auf dem Altare ſich ein Kreuz, das Zeichen unſrer Erlöſung, erhebt, ſo ſoll ſich das dankbare, liebevolle Andenken an den Erlöſer, der aus Liebe zu uns am Kreuze ſtarb, in unſern Herzen immer aufrecht erhalten. Wie auf dem Altare Kerzen angezündet werden, ſo ſoll der

Glaube unſere Seele erleuchten, und unſer Herz ſoll von Liebe brennen. Wie die Flammen dieſer brennenden Kerzen alle aufwärts ſtreben, ſollen alle unſere Gedanken und Empfindungen zum Himmel gerichtet ſeyn. Wie vor dem Altare beſtändig, Tag und Nacht, das Licht einer Lampe brennt, das ewige Licht genannt, ſo ſollen Glaube und Liebe in unſern Herzen nie erlöſchen. Unſer Herz ſelbſt ſoll ein Altar ſeyn; da ſollen wir alle unſere Gedanken und Neigungen Gott zum Opfer darbringen. Ja, wie wir Jeſum Chriſtum als in dieſem Tempel auf dem Altare gegenwärtig anbeten, ſo ſollen wir Ihn bei der heiligen Kommunion, als in unſerm Innerſten gegenwärtig, mit Liebe umfaſſen, und uns der ſeligen Hoffnung freuen, Ihn einſt im Himmel von Angeſicht zu ſehen. So wird unſer Innerſtes ein Tempel Gottes, und ſchon jetzt ein Himmelreich, ein Himmel werden."

Nachdem der fromme Greis dieſe und ähnliche Worte zu dem chriſtlichen Volke geredet hatte, trat er, prieſterlich gekleidet, zu dem Altare, um das heiligſte Opfer zu entrichten, das damals in der morgenländiſchen Kirche noch mit den nämlichen äußerlichen Gebräuchen gefeiert wurde, wie in der abendländiſchen, und wie es noch in der ganzen katholiſchen Kirche gefeiert wird.

Der König kniete am Altare, und legte ſeine Krone an den Stufen des Altares nieder. Alles

Volk war tief gerührt und hoch erfreut, daß ſein König und Herr einen größern Herrn, den König Himmels und der Erde, über ſich erkenne, Deſſen Unterthanen alle Menſchen ſind. Alle fühlten gegen König Joſaphat, wo möglich, noch ein größeres Zutrauen als zuvor.

Einige Sänger, die Barlaam ausgewählt hatte, ſangen mit frommer Andacht heilige Lieder. Als der Geſang ſich erhob: „Heilig, heilig, heilig iſt der Herr, unſer Gott; Himmel und Erde ſind voll Seines Ruhms“ — da wurde das Volk noch mehr gerührt und kein Auge blieb trocken.

Nachdem der Prieſter am Altare erſt ſelbſt, die Geſtalten Brodes und Weines genießend, ſich mit Jeſus Chriſtus vereiniget hatte, reichte er das Brod des Lebens dem Könige, und darauf allen Denjenigen aus dem Volke, die ſich dazu vorbereitet hatten. Heilige Stille herrſchte in dem Tempel; Alle waren voll inniger Andacht — ganz Anbetung, Dank und Liebe.

Der prieſterliche Greis wandte, nach vollbrachter heiliger Handlung, ſich mit einem Angeſichte, das von Andacht und himmliſchen Empfindungen leuchtete, ſegnend zu dem Volk und ſprach: „Der allmächtige Gott, der Vater, Sohn und heilige Geiſt, ſegne euch, und ſey und bleibe immer mit euch. Geht hin im Frieden.“

Von nun an wohnte das Volk an allen Sonn-

und Feſttagen dem öffentlichen Gottesdienſte bei, und hörte das Wort Gottes mit großer Andacht. Der Glaube an Chriſtus brachte an den Chriſten dieſes Landes auch reichliche Früchte. Sie waren voll Liebe gegen einander und theilten mit einander Alles, was ſie hatten. Sie liebten auch ihre noch heidniſchen Mitmenſchen, und erwieſen ihnen alles erdenkliche Gute. Man nahm unter den Chriſten nichts von den heidniſchen Laſtern wahr. Da erſcholl nie ein Fluch; man hörte keine Läſterworte und Verläumdungen. Ueberall herrſchten Zucht und Ehrbarkeit und reine keuſche Sitten. Alle erwarben ihr tägliches Brod mit der Arbeit ihrer Hände, und theilten davon gerne den Dürftigen mit, die alt oder gebrechlich waren, und nicht mehr von der Arbeit ihrer Hände leben konnten. Sie hielten es für ſeliger zu geben, als zu nehmen. Sie waren fern von Diebſtahl und Betrug. Auch die Heiden kauften am liebſten von ihnen, weil man ſicher war, von ihnen nicht betrogen zu werden. Fern war von ihnen alle Unmäßigkeit in Speis und Trank, alle Ueppigkeit und verſchwenderiſche Kleiderpracht. Jedermann hatte Freude an ihnen, als an einem gottgeweihten, heiligen Volke. Sie waren auch ein ſo glückſeliges Volk, daß man unter der Sonne kein glücklicheres finden konnte.

Ihr Beiſpiel bewog viele Heiden, daß ſie auch

Chriſten wurden. Die Worte Jeſu gingen durch jene Chriſten in Erfüllung: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, damit ſie eure guten Werke ſehen, und den Vater im Himmel preiſen.“

Die chriſtliche Religion breitete ſich nun unter dem indiſchen Volke immer weiter aus. Wie in den Tagen der Apoſtel ganze Schaaren von Menſchen ihren Glauben an Jeſus Chriſtus bekannten, Buße thaten, ihre Sünden bereuten und ſich taufen ließen, ſo war es auch jetzt in jenen ſeligen Tagen dieſes Landes. Zwar wollten die Götzendiener die Chriſten aufs Neue verfolgen, und hätten gern wieder zu Feuer und Schwert gegriffen. Allein König Joſaphat verbot, mit großem Ernſte und Nachdrucke in Allem, was die Religion und das Gewiſſen betrifft, alle gewaltſamen Zwangsmittel. Es kehrten daher noch viele Prieſter, die ehemals, als ſie in dem Lande nicht mehr des Lebens ſicher geweſen, ſich in die Gebirge geflüchtet hatten und da in Höhlen wohnten, wieder zurück. Der König ließ in allen Städten und Flecken chriſtliche Tempel und Kirchen erbauen, die von andächtigem Volke zahlreich beſucht wurden, und überall brachte der Glaube an Chriſtus ſelige Früchte.

Sechzehntes Kapitel.

König Abenner.

König Joſaphat war hoch erfreut, nunmehr über ein chriſtliches, über ein gutes und zufriedenes Volk zu herrſchen. Er war nun noch einmal ſo gern König. Nur Ein ſchwerer Kummer bedrückte noch ſein Herz. Es betrübte ihn tief, daß ſein Vater noch immer nicht zur Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit gekommen war. „Ach,“ ſeufzte er öfter, „es iſt doch traurig, daß ein in vieler Hinſicht ſo edler Mann, noch kein Chriſt iſt, daß er ſich nicht einmal die Mühe geben mag, das Chriſtenthum näher kennen zu lernen! Er kennt es nur aus den Berichten ſolcher Menſchen, die es haſſen. — O wie ſelig fühle ich mich ein Chriſt zu ſeyn! Ich möchte ihm dieſe Seligkeit auch gerne gönnen! Ach, daß mein königlicher Vater, der in allen zeitlichen Dingen ſo guten Rath zu geben weiß, doch auch in unſern ewigen Angelegenheiten guten Rath annehmen möchte! Ein ſo verſtändiger Mann er iſt, ſo viele Einſichten er hat, ſo hat er dennoch die wahre Bedeutung, das Ziel und Ende des menſchlichen Lebens, noch nie recht erfaßt. Bei all ſeinen Bemühungen iſt es ihm doch noch nicht gelungen, ſein Volk glücklich zu machen. Ja, er ſelbſt entbehrt der wahren Ruhe des Herzens.“

Joſaphats Vater, der alte König, hatte indeß die Regierung ſeines Sohnes wohl im Auge behalten. Er wußte ſich immer genaue Nachrichten zu verſchaffen, was in Joſaphats Reich vorgehe. Ja, er ſelbſt beſuchte Joſaphat alle Jahre wenigſtens einmal, um ſowohl an deſſen Hofe, als auf der Hin- und Herreiſe im Lande mit eigenen Augen zu ſehen, wie ſein Sohn ſich benehme, und wie ihm das Regieren gelinge.

Joſaphat reiste des Jahres mehrmal zu ſeinem Vater, und blieb allemal einige Tage bei ihm. Der alte König behandelte den jungen König mit dem äußerſten Wohlwollen, erwies ihm ausgezeichnete Ehren, und gab, ihn zu erfreuen, glänzende Feſte, prächtige Mahlzeiten, große Jagden und andere Luſtbarkeiten. Er ſprach mit ihm über Regierungsangelegenheiten, über allerlei nützliche Einrichtungen zum Beſten des Volkes, über Verbeſſerung des Feldbaues, über das Emporbringen der Gewerbe und des Handels, über Straßen und Kanäle; allein einem Geſpräche über Religion wich er immer aus. Wenn der Sohn davon anfing, brach der Vater bald wieder ab, und redete von andern Dingen.

Joſaphat dachte oft auf der Heimreiſe: „Alles das, was mein königlicher Vater mir ſagt und empfiehlt, iſt wohl gut, und ich werde es auch befolgen; allein es iſt nur ein Theil vom Ganzen.

Ach du mein lieber Vater, auch von dir könnte das Wort geſagt werden: „Du bekümmerſt dich um ſo viele Dinge; nur Eins iſt noth!“ Wenn wir uns einzig und allein nur mit irdiſchen Angelegenheiten beſchäftigen, und die höheren ganz außer Acht laſſen, ſo kommen wir weiter von dem Ziel. Wer ſich nur mit zeitlichen Dingen abgibt, wählt den geringern Theil, der nicht beſteht, und von dem ihm am Ende nichts bleibt; wer ſich das Ewige angelegen ſeyn läßt, der hat den beſten Theil gewählt, der nicht von ihm wird genommen werden. — Möchte es mir gelingen, beide Theile in ein ſchönes Ganze zu vereinen, thätig für dieſes Leben zu ſeyn, und mich des beſſern Lebens in jener Welt würdig zu machen. Ja, wer Gott und unſere Beſtimmung für ein beſſeres Leben recht kennt, weiß auch Alles, was dieſes Erdeleben betrifft, beſſer anzugeben und zu ordnen. Es iſt ein wahres Wort: „Die Gottſeligkeit iſt zu Allem nütze, und hat die Verheißung dieſes und des künftigen Lebens.“

So oft König Joſaphat nach Hauſe gekommen war, klagte er ſeinen Kummer ſeinem alten, ehrwürdigen Freunde Barlaam. „Ach,“ ſprach er, „wie ſchmerzt es mich, daß mein Vater, der gegen mich ſo voll väterlichen Wohlwollens, ſo mild und gefühlvoll iſt, dennoch für die chriſtlichen Wahrheiten beinahe ſo wenig Gefühl hat, als ein Stein!“

„Sey getroſt!“ ſprach Barlaam. „Gott kann auch aus den Steinen ſich Kinder Abrahams erwecken; Er kann dürre Felſen in Waſſerquellen umſchaffen. Laß uns mit vereinten Kräften für deinen Vater beten. So dunkel es auch jetzt noch in ſeiner Seele iſt, ſo wird Gott auch noch für ihn die Morgenröthe des Heils anbrechen laſſen.“

In dem Gemüthe des alten Königs ging indeß eine große Veränderung vor. Die Vergnügungen der Welt hatten ihre Reize für ihn verloren; alle Luſtbarkeiten, die ihm ſein königlicher Hof im Ueberfluſſe darbot, dünkten ihm, ſo wie er älter wurde, ſchaal und leer. Die Schmeicheleien ſeiner Hofleute waren ihm zuwider, indem ſein Gewiſſen ihnen widerſprach, und ihm die bitterſten Vorwürfe machte. Er gedachte wider Willen öfter und mit Schrecken an den Tod. Er ſuchte zwar dieſe Gedanken ſich aus dem Sinne zu ſchlagen. Allein ſie kamen immer wieder. „Was hilft's auch,“ ſprach er, „nicht daran zu denken? Der Tod iſt dennoch unvermeidlich; er kommt mir doch immer näher. Und was wird hernach kommen?“ Er ſaß oft Stunden lang in ſeinem Zimmer, und ſtützte den Kopf auf die Hand. Einige Worte, die ihm ſein Sohn einmal von dem künftigen Gerichte geſagt hatte, waren ihm ſchwer auf das Herz gefallen. „Wenn es auch nur möglich wäre,“ dachte er, „daß unſere Handlungen dermaleinſt ſo genau geprüſt und gewogen werden, und daß unſer Thun und Laſſen in dieſer kurzen Lebenszeit für die ganze Ewigkeit von erfreulichen oder traurigen Folgen ſeyn könnte, ſo ſollte uns das ſchon zur Beſinnung bringen. Allein es iſt nicht bloß möglich! Eine Stimme in meinem Innerſten ſagt mir: Es iſt wirklich ſo! Ich muß mich auf Tod und Ewigkeit gefaßt machen.“

Der alte König hatte bisher der vollkommenſten Geſundheit genoſſen. Allein nunmehr fühlte er nur zu gut, daß er älter geworden; und mit dem Alter meldeten ſich auch Krankheiten. Er mußte, ſo hart er daran kam, ſeinen Leibarzt rufen laſſen. Der Arzt verſchrieb ihm Arzenei. Der König verlangte, bevor er die Arzenei einnahm, der Arzt ſolle ihm beweiſen, daß der Saft oder das Pulver, welche man ihm reichte, die verſprochene Wirkung ſicher hervorbringen werde. „Erkläre mir einmal,“ ſprach er, „wie das zugeht.“

„O mein König!“ ſprach der Arzt, „das weiß ich ſelbſt nicht. Ich weiß bloß aus Erfahrung, daß dieſe Arzenei helfe; wie es aber zugehe, weiß ich nicht zu erklären. Dieſes und noch vieles Andere in der Arzneikunde iſt ein undurchdringliches Geheimniß; und was auch die gelehrteſten Aerzte darüber ſagen, iſt bloß Vermuthung und genügt mir nicht. Die Erklärung, über die ſich Viele ſchon vergebens den Kopf zerbrachen, iſt aber dem Kranken zu ſeiner Geneſung nicht nöthig. Denn wenn eine Arzenei, recht gebraucht, immer und überall ſicher die erwünſchte Wirkung hervorbringt und den Kranken geſund macht, ſo iſt ſie gewiß gut. Es wäre unvernünftig daran zu zweifeln. Glaube mir, lieber König, nimm die Arzenei ein, und erwarte den Erfolg.“ Der König glaubte dem Arzte, nahm die Arznei ein, und wurde geſund.

„So mag es wohl auch mit der Religion ſeyn,“ dachte der König. „Wenn wir uns die natürlichen Dinge, die wir vor Augen haben, nicht erklären können, ſo darf es uns nicht wundern, daß übernatürliche Dinge, die wir nicht ſehen, ſich noch weniger erklären laſſen. Alle meine Einwendungen gegen Das, was mein Sohn mir von der Religion der Chriſten geſagt hat, kommen darauf hinaus, daß ſie Geheimniſſe enthält, die ich nicht begreifen kann. Allein da dieſe Religion offenbar gute und ſelige Menſchen macht, ſo muß ſie ohne Widerrede gut ſeyn. Ich will nach dem Rathe meines Sohnes Joſaphat, mich an den Ausſpruch des Stifters der chriſtlichen Religion halten: „Wer Meine Lehre befolgt, wird inne werden, daß ſie von Gott iſt.“

Siebenzehntes Kapitel.

König Abenner und Barlaam.

Als König Joſaphat ſeinen Vater wieder einmal beſuchte, war dieſer wohlwollender und liebevoller gegen ihn, als jemals. „Komm, mein Sohn,“ ſprach er, „wir wollen uns mit einander nach jenem Luſtſchloſſe begeben, wo du deine Kindheit und deine Jünglingsjahre zugebracht haſt. Dort können wir am ungeſtörteſten mit einander reden; auch werden jene Gärten manche holde Erinnerung aus den goldenen Tagen deiner Jugend in dir erwecken.“

Beide fuhren dahin. Als der Sohn an der Seite ſeines Vaters in den ſchattenreichen Gängen des Gartens, und zwiſchen den blühenden Geſträuchen umher wandelte, dachte er bei mancher Stelle mit Rührung an die erfreulichen kleinen Begebenheiten ſeiner Jugend. Als ſie an jene Quelle unter den Palmen kamen, ſprach der Vater: „Hier in dieſem Schatten an der friſchen Quelle iſt es am lieblichſten; hier laß uns ruhen. — Ich habe Vieles mit dir zu reden, mein Sohn! Ich muß bekennen, dein Volk iſt beſſer und glücklicher, als das meinige. Ich kann es den Leuten, die meinem Zepter unterworfen ſind, auch bei meinem beſten Willen, nie ganz recht machen. Immer haben ſie zu tadeln, zu murren und zu klagen. Erſt neulich hatte ich Mühe, eine Empörung über eine wohlgemeinte und wie mich dünkt, ſehr weiſe Verordnung zu unterdrücken. Dein Volk fühlt unter deinem Zepter ſich immer glücklich, und iſt immer ruhig und zufrieden. Es liebt dich; ich bin nur gefürchtet. Ich konnte mit den ſchärfeſten Strafen, mit Feuer und Schwert, nicht einmal die empörendſten Laſter, Raub und Mord und ähnliche Gräuel ausrotten; allein unter den Chriſten in deinem Reiche ſind ſolche Verbrechen etwas Unerhörtes. Dieſe guten Menſchen unterlaſſen ſie ohne äußern Zwang, aus innerlichem Abſcheu. Ja, ſie verabſcheuen nicht nur das Böſe, ſie lieben und üben das Gute. Sie ſind gute Unterthanen, treue Ehegatten, liebevolle Eltern, die ihre Kinder gut erziehen. Die Kinder betragen ſich dankbar und folgſam gegen ihre Eltern. Die Dienſtboten ſind redlich und willig gegen ihre Herrſchaften; die Herrſchaften ſind gegen ſie ſanft und mild, und halten ſie wie Kinder des Hauſes. Die Sklaverei, der üble Gebrauch, Menſchen wie Vieh zu verkaufen, hat unter den Chriſten ganz aufgehört. Alle Sklaven ſind frei, und dienen nun ihren Herren um ſo dankbarer und dienſtfertiger. Alle Chriſten in deinem Lande ſind ein fleißiges, genügſames, ſtilles, friedfertiges Volk. Sie ſind nüchtern, mäßig, beſcheiden, einfach, ohne Falſch. Ich erkenne darin die ſchönen Früchte der chriſtlichen Religion. Ich wünſchte daher, dieſe Perle, die jener Kaufmann dir, nicht verkaufte, ſondern unentgeltlich mittheilte, und die — ich geſtehe es! — die ſchönſte Perle deiner Krone geworden iſt, näher zu beſehen. Erzähle mir aufrichtig, was jener Kaufmann dir Alles geſagt hat, und was dich bewog ein Chriſt zu werden!"

Ueber dieſe Worte empfand Joſaphat eine unbeſchreibliche Freude. „Ja," ſprach er, „jener weiſe, fromme Mann erſchien mir wirklich, als ein Bote aus einer beſſeren Welt, als ein Engel Gottes!"

Joſaphat erzählte hierauf das Weſentlichſte von Allem, was er von jenem ehrwürdigen Diener der chriſtlichen Religion vernommen hatte, von dem Augenblicke an, da er ihn in das Zimmer treten ſah, bis zur Stunde, da er von ihm getauft worden. „Hier an eben dieſer Quelle," ſprach Joſaphat mit Thränen in den Augen, „hat er mich zu einem Chriſten, zu einem Anbeter des einzig wahren Gottes, zu einem Kinde dieſes unſers Vaters im Himmel, zu einem Mitgliede der chriſtlichen Kirche, und zu einem Erben des Himmels eingeweiht."

Der alte König hörte ſeinem Sohne mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und ward nicht müde, ihn zu hören. „Nun wohl," ſagte er, „die chriſtliche Religion gibt, wie ich ſehe, über die Verderbtheit der Menſchen, über die Kürze des menſchlichen Lebens, über dieſe unſere kurze Prüfungszeit auf Erden und den bevorſtehenden Tod, und über Das, was wir nach dem Tode zu erwarten haben, die richtigſten Aufſchlüſſe. Ohne dieſe Erkenntniß bliebe der Menſch ein unauflösliches Räthſel. Auch gefällt mir an der Religion der Chriſten, daß ſie das Lehramt, den Unterricht des Volkes, mit dem Opferdienſte vereinet, was man meines Wiſſens bei keiner andern Religion findet. Ich will mir Zeit nehmen, mich mit ihr näher bekannt zu machen. Aber ſage mir doch, wer iſt jener Mann, den dir der Himmel zugeſchickt hat? Wo kam er her, und wo ging er hin? Iſt er wohl noch am Leben? Wenn er noch lebt, ſo weißt du ſicher, wo er ſich gegenwärtig aufhält. Ich möchte ihn ſelbſt ſprechen!"

Joſaphat ſchilderte erſt die würdige Geſtalt des Mannes, und ſein ruhiges, einfaches Betragen, in dem man zugleich den Anſtand eines Fürſten und die Würde eines Biſchofes zu erblicken glaubte, und ſprach dann: „Er war ehemals dein erſter Staatsdiener, lieber Vater! Du haſt ihn, wie keinen nach ihm, mit deinem vorzüglichen Zutrauen beehrt. Weil er aber ein Chriſt wurde, ſo fiel er in Ungnade. Ich war damals noch ein Kind von etwa drei Jahren. Seit dieſer langen Zeit her iſt er aber noch immer voll Liebe zu dir, voll Anhänglichkeit an dich. Sein Name iſt Barlaam."

„Wie, was?" rief der König erſtaunt, „jener edle Mann, den ich ſo unüberlegt und feindſelig von meinem Hofe verſtoßen habe, und dieſer Barlaam ſind Eine und dieſelbe Perſon? Er hat ſich deiner ſo liebevoll angenommen, hat als ein Verbannter ſein Leben daran gewagt, dein Lehrer zu werden, dich deiner damaligen Schwermuth zu entreiſen, dein trübes, krankes Gemüth mit Erkenntniß der Religion, die ihm über alle Schätze geht, zu erheitern und zu heilen! — Und ihn, ihn, eben dieſen guten Mann, habe ich — o wie verblendet war ich! — nicht nur ſchon vor vielen Jahren verſtoßen, ſondern ſpäterhin ſogar auf das ſchrecklichſte verfolgt! Ich wollte ihn hinrichten, ich wollte ihn verbrennen laſſen! Und er iſt, wie du ſagſt, doch noch liebreich und wohlwollend gegen mich geſinnt? — Das iſt groß und edel! Dies allein ſchon zeigt von dem hohen Werthe der chriſtlichen Religion. Ich bin entſchloſſen ein Chriſt zu werden. Wo iſt der fromme Greis? Er, der dich getauft hat, ſoll auch mich taufen. Sag' doch an, lebt er noch?"

„Er lebt noch," ſprach Joſaphat, „er iſt der erſte Geiſtliche an der Kirche, die ich erbauet habe, und der Vorſteher der chriſtlichen Gemeinde in meiner Hauptſtadt. Ich will ihn rufen laſſen, daß er an eben der Quelle hier, an der ich von ihm getauft worden, auch dich taufe.“

„Nein,“ ſprach der alte König, „nicht ſo, wie du damals, als ich die Chriſten noch verfolgte, in einſamer Stille der Nacht getauft wurdeſt, will ich getauft werden, ſondern am hellen Tage und vor allem Volke. Ich will meinen Glauben an Chriſtus öffentlich bekennen. Doch vor Allem muß ich Barlaam ſprechen. Ich habe ihm Vieles abzubitten; ich habe mit ihm noch Vieles zu reden. Ich reiſe mit dir.“

Der alte König eilte zurück in ſeine Reſidenz, gab Befehle, welche Geſchäfte in ſeiner Abweſenheit zu beſorgen ſeyen, und reiste dann mit Joſaphat unverzüglich ab. Die Sonne ging bereits unter, als ſie in Joſaphats Reſidenz ankamen. Joſaphat wollte einen Kammerherrn an Barlaam ſchicken, und ihn einladen laſſen, in den königlichen Pallaſt zu kommen. Allein der alte König ſprach abermal: „Nein, nein, wir wollen zu ihm gehen! Mein Herz brennt vor Verlangen, den edlen Mann wieder zu ſehen, und Verzeihung von ihm zu erhalten.“

Beide Könige begaben ſich in das Haus, das Joſaphat, zunächſt bei dem Tempel, dem weiſen, frommen Manne hatte bauen laſſen. Sie fanden ihn in einem kleinen, ſchmuckloſen Zimmer, das Barlaam in der großen ſchönen Wohnung ſich eben ſo, wie ehemals ſeine Zelle, hatte einrichten laſſen. Der ehrwürdige Greis las eben in der heiligen Schrift, die aufgeſchlagen vor ihm lag, und war darin ganz vertieft. Als er aufblickte, rief der alte König mit ausgebreiteten Armen: „O mein alter, treuer Freund!“ und Thränen ſtanden ihm in den Augen. Barlaam ſtand auf, erkannte den König, und rief erſtaunt: „O mein Herr und König!“ Beide ſtürzten ſich in die Arme und vergoſſen reichliche Thränen.

Endlich ſprach der alte König: „Wir haben einander lange nicht mehr geſehen, lieber Barlaam. Wir ſind indeſſen Beide alt geworden! Dieſe lange, unſelige Trennung iſt meine Schuld. O, wie Vieles habe ich dir abzubitten! Ich bin dir ſehr hart begegnet. Verzeih mir! Doch du haſt ja Böſes mit Gutem vergolten. Du biſt der größte Wohlthäter, der Freund und Lehrer meines Sohnes geworden. Dir hat er mehr zu danken, als mir. Aber auch mein Wohlthäter biſt du, indem ich durch dieſen meinen Sohn, dem du als ein Engel, als ein Bote Gottes, das Evangelium verkündet haſt, zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen bin. Sey nun auch mir ein guter Engel, ein Apoſtel des Herrn!“

Barlaam erhob ſeine Augen voll Thränen zum Himmel und ſprach mit gefalteten Händen: „O Du großer allmächtiger Gott, wie danke ich Dir, daß Du mein Gebet, daß ich Tag und Nacht zu Dir emporſchickte, erhöret haſt, und mich dieſes Heil noch haſt erleben laſſen! Nun will ich gerne ſterben!" —

„Ja, mein geliebter König," fuhr er fort, „daß du an Jeſus Chriſtus glaubeſt, iſt nicht nur für dich ein großes Heil, ſondern für dein ganzes Reich, für unzählige Menſchen!"

Der alte König war von den Beſchwerden der Reiſe, von der Freude Barlaam wiederzuſehen, und von dem Schmerz, einem ſo guten Manne Unrecht gethan zu haben, ſehr angegriffen. Da er überdies ſogleich zu Barlaam geeilt war, ohne zuvor irgend eine Erfriſchung zu genießen, ſo bat Joſaphat, um die Geſundheit ſeines alten Vaters zärtlich beſorgt, mit ihm in den Pallaſt zurück zu kehren, ſich mit Speiſe zu erquicken und ſich zur Ruhe zu begeben. König Abenner ſprach daher: „Gute Nacht, liebſter Barlaam! Komm morgen recht früh zu uns; wir haben Vieles mit einander zu reden."

Achtzehntes Kapitel.

Wahrheit der chriſtlichen Religion.

Mit Anbruch der Morgenröthe begab Barlaam ſich in den königlichen Pallaſt. Man ſagte ihm, beide Könige ſeyen in dem Gartenſaale. Er traf ſie vor der hohen weitgeöffneten Pforte des Saales auf der Terraſſe, einem zierlich und ſtufenweiſe aus Erde erhöhtem Platze, der mit reichen Blumenbeeten von allen Farben und mit blühenden, duftenden Geſträuchen geziert war. Hier, wo man die herrlichſte Ausſicht über den Garten und in ferne Gegenden hatte, wollten ſie der Morgenkühle, die in jenen heißen Ländern ſo erquickend iſt, genießen, und die Pracht der aufgehenden Sonne betrachten.

Beide Könige grüßten Barlaam auf das freundlichſte, und der alte König ſprach: „Komm, liebſter Freund Barlaam, ſetze dich zwiſchen uns Beide auf dieſe marmorne Bank, und laß uns dieſe goldenen Morgenſtunden zu vertraulichen Geſprächen über unſere ewige Angelegenheiten verwenden. Joſaphat, mein geliebter Sohn, hat mir zwar ſchon den Hauptinhalt der göttlichen Offenbarungen, die er von dir vernommen hat, in gedrängter Kürze erzählt; ich möchte nun aber Alles von dir ſelbſt ausführlich hören. Sage mir nun, was Gottes Geiſt dir eingeben wird.“

Barlaam blickte vorerſt betend zu Himmel, und ſprach dann mit heiliger Begeiſterung — von Erſchaffung der Welt und des erſten Menſchenpaares; von dem ſeligen Leben der erſten Menſchen im Paradieſe und von ihrem traurigen Sündenfalle; von der großen Waſſerfluth, durch die das erſte Menſchengeſchlecht, bis auf eine Familie vertilgt worden; von den Patriarchen, den Stammvätern des Volkes Iſrael, ihren einfachen Sitten und ihrem frommen Wandel vor Gott; von den Geboten und Anordnungen, die Gott durch Moſes dem Volke Iſrael gegeben; von Elias, dem Wiederherſteller der Anbetung des einzig wahren Gottes, und von den Propheten; von den Verheißungen eines Erlöſers, die Gott den erſten Menſchen und den Familien der Patriarchen gemacht hatte, und die Er durch Moſes und die Propheten dem ganzen Volke Iſrael hat kund machen laſſen; von der Erſcheinung des Sohnes Gottes auf Erden in einer Herrlichkeit, wie ſie dem Eingebornen vom Vater geziemte, voll Gnade und Wahrheit; von Ausſendung der Apoſtel, nachdem ſie zuvor von Gottes Geiſt erleuchtet, geheiligt und mit göttlicher Kraft ausgerüſtet worden; endlich von Stiftung der heiligen, allgemeinen Kirche, die Chriſtus auf einen unerſchütterlichen Felſen gegründet hat.

„Daraus ſiehſt du nun, lieber König,“ ſprach Barlaam weiter, „daß es die lautere Wahrheit ſey, was Paulus, einer der Apoſtel, ſagt: „Mannigfaltig und auf vielerlei Weiſe hat Gott, durch die Propheten, zu unſern Vätern geredet, zuletzt aber durch Seinen Sohn, welcher der Glanz Seiner Herrlichkeit und das Ebenbild Seines Weſens iſt, durch Den die Welt erſchaffen worden, Deſſen mächtiges Wort alles erhält, und Der, nachdem Er uns von Sünden gereinigt hat, von Gott zum Erben über Alles geſetzt, und zur Rechten der Majeſtät Gottes erhöht worden.“

König Abenner hatte dem heiligen Greiſe mit großer Freude zugehört. König Joſaphat hatte ſeinen Vater, während Barlaam redete, öfter angeblickt, und mit Freuden bemerkt, wie ſehr ihm dieſe Wahrheiten zu Herzen gingen. Der alte König ſprach: „Alles, was du, liebſter Barlaam, mir geſagt haſt, macht in meiner Seele ein neues Licht aufgehen, und erwärmt mir das Herz. Indeß habe ich dir noch einige Fragen vorzulegen.“ Barlaam hörte ſie an, und beantwortete ſie mit eben ſo viel Einſicht als Liebe, denn er war immer bereit, Jedem, der ihn um den Grund ſeines Glaubens befragte, Red' und Antwort zu geben.

„Wenn wir,“ ſprach er, „Himmel und Erde auch nur anblicken, ſo müſſen wir erkennen, daß ein höchſt mächtiger, weiſer und gütiger Gott ſie erſchaffen habe. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament kündet ſich als ein Werk Seiner Hände an. Ein Tag erzählt es dem andern, und eine Nacht thut es der andern kund. Es iſt keine Sprache, in der man ihre Stimme nicht verſtände. — Gottes unſichtbares Weſen, Seine ewige Kraft und Gottheit wird ſeit Erſchaffung der Welt an Seinen Werken erkannt, ſo daß Diejenigen, die Ihn nicht erkennen und Ihn nicht als Gott ehren und anbeten wollen, nicht zu entſchuldigen ſind.“

„Wer könnte,“ fuhr Barlaam fort, „daran zweifeln, daß ein ſo weiſer und gütiger Gott, deſſen Weisheit und Güte aus allen Seinen Werken hervorleuchtet, die Menſchen urſprünglich gut und in ihrer Art vollkommen erſchaffen habe, daß aber die Menſchen durch ihre eigene Schuld von dieſer Vollkommenheit abgekommen und böſe geworden? Die Menſchen ſind leider das nicht mehr, was ſie nach dem Willen des Schöpfers hätten ſeyn ſollen. Davon überzeugt uns ſchon, was ſowohl in dem kleinen täglichen Leben, als in den großen Weltbegebenheiten vorkommt, und bös, verwerflich, ja verabſcheuungswerth iſt. Das erfahren wir, wenn wir in unſer Herz hineinblicken. Gottes Geſetz iſt uns zwar noch in das Herz geſchrieben; wir finden aber Etwas in uns, das ſich ihm widerſetzt, und davon wir aus eigener Kraft uns nicht losmachen können. Eine feindliche Macht feſſelt uns; wir bedürfen eines Erlöſers. Das hat dein geliebter Sohn Joſaphat, ſchon als Jüngling, ſehr richtig gefühlt. Das erfährt jeder an ſich ſelbſt, und muß mit Paulus bekennen: „Ich habe an dem Geſetze Gottes nach dem innern Menſchen Wohlgefallen; ich ſehe aber in meinen Gliedern ein anderes Geſetz, welches dem Geſetze meines Gemüthes widerſtrebt, und mich unter dem Geſetze der Sünde gefangen hält.“ Jeder Menſch ſeufzt wohl, wie Paulus verſichert: „Ich unſeliger Menſch! Wer wird mich von dieſem ſterblichen Leibe erlöſen?“ Möchte auch jeder erfahren und mit Paulus ſagen können: „Die Gnade Gottes durch Jeſum Chriſtum.“

„Was uns die heilige Geſchichte erzählt, das wird durch die Geſchichte der Völker, ja wohl ſchon von dem Anblicke der Erde beſtätigt. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich das Menſchengeſchlecht von Aſien aus über die Erde verbreitete; unter allen Völkern, beſonders unter den Indiern, finden wir noch deutliche, nicht ganz erloſchene Spuren der älteſten Offenbarungen Gottes. Wenn wir die Geſtalt der Erde betrachten, ſo können wir nicht zweifeln, daß einmal eine vertilgende Ueberſchwemmung, die Sündfluth, Statt gehabt haben müſſe. Wie viele Berge ſind offenbar von großen, furchtbaren Waſſern angeſchwemmt? Auf den höchſten Bergen findet man verſteinerte Fiſche und Meermuſcheln. Sie ſind gleichſam Buchſtaben, in Stein eingedrückt, eine Schrift, in der wir eben das leſen, was die heilige Schrift uns ſagt.“

„Das Volk der Juden iſt uns ein redender, umher wandelnder Beweis, daß jene Begebenheiten, welche die heilige Geſchichte uns von ihnen erzählt, ſich wirklich zugetragen haben. Sie ſind in alle Welt zerſtreut, ſie erſcheinen unter allen Völkern, unter denen ſie wohnen, noch immer als ein beſonderes, eigenthümliches Volk; ſie hängen noch feſt an ihren alten Gebräuchen, ſie bewahren ihre heiligen Geſchichtbücher, das Geſetz, das Gott ihnen durch Moſes gegeben, die Weiſſagungen der Propheten von dem Erlöſer, dem Meſſias, mit großer Sorgfalt als ein Heiligthum auf.“

„Das Volk der Chriſten, das bereits weit auf Erden verbreitet iſt, hat ſeine Verbreitung zwölf Männern zu danken, die arme Fiſcher, oder ſonſt ungelehrte Leute geweſen. Dieſe frommen, redlichen Männer, die von Verkündigung des Evangeliums keinen zeitlichen Gewinn hatten, die ſich dadurch nichts als Schmach und Verfolgung zuzogen, bezeugten, daß ſie die Thaten Jeſu mit Augen geſehen, daß ſie Seine Worte aus Seinem Munde vernommen, und beſtätigten ihre Ausſage mit Vergießung ihres Blutes, und unter den ſchrecklichſten Todesqualen. Die ganze Macht der Römer, dieſes allgewaltigen Reiches, im Beſitze der Wiſſenſchaften und furchtbarer Streitkräfte, widerſetzte ſich ihnen. Allein vergebens! Ueberall ſanken die Götzentempel; das Chriſtenthum ſiegte. Einige läugnen die Wunder, durch die das Chriſtenthum verbreitet worden; allein alsdann wäre „dieſe Verbreitung ohne Wunder" gerade das allergrößte Wunder."

„Den ſchönſten und lieblichſten Beweis von der Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion erblicken wir in ihren herrlichen Früchten. Es iſt dieſes ein Beweis, den wir auch heut zu Tage noch mit eigenen Augen wahrnehmen können. Ich habe viele Länder durchreist, und überall gefunden: In jeder Stadt, jedem Dörflein, wo die Einwohner nicht bloß mit dem Munde, ſondern in der That Chriſten ſind, da blühen gute Sitten, Treue und Glauben, Zucht und Ehrbarkeit, Eintracht und Liebe, Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, Ruhe und Zufriedenheit. Dort aber, wo die Menſchen von dieſem himmliſchen Lichte noch nicht erleuchtet ſind, da ſitzen ſie noch im Schatten des Todes. Wo die Chriſten in ihrer Religion erkalteten, da erkaltete auch die Liebe; Herrſchſucht, Eigennutz, Gräuel der Unzucht, Lug und Trug, Selbſtmord und alle Laſter und Verbrechen nahmen über Hand."

„So ſehen wir, wenn wir nur die Augen öffnen und in der Welt umher, oder in unſer Herz hineinblicken wollen, daß die Religion Jeſu das ſchönſte, edelſte Geſchenk des Himmels ſey. —

Ja, lieber König, die Worte des Apoſtels ſind wahre Worte: „Die Güte und Menſchenfreundlichkeit Gottes, unſers Seligmachers iſt allen Menſchen erſchienen, uns zu erziehen, damit wir dem ungöttlichen Weſen und den irdiſchen Begierden entſagen, ſittſam, gerecht und gottſelig in dieſer Welt leben, und ſo in ſeliger Hoffnung warten auf die Erſcheinung der Herrlichkeit des großen Gottes, und unſers Heilandes Jeſus Chriſtus, der ſich ſelbſt für uns dahin gegeben hat, uns von aller Ungerechtigkeit zu erlöſen, und ſich Sein Volk rein herzuſtellen, daß es Ihm lieb und werth ſeyn könne, und ſich des Guten aller Art befleiße.“ —

Barlaam hatte ſo eiferig und ſo lange geredet, und Abenner und Joſaphat hatten ihm ſo freudig und ſeelenvergnügt zugehört, daß die Sonne indeß die Hälfte ihres Laufes zurücklegte und ſchon zuhöchſt am Himmel ſtand, ohne daß Einer von allen Dreien darauf achtete. Jetzt aber fühlten ſie die Mittagshitze, die in jenen heißen Ländern ſehr drückend und faſt unerträglich iſt. König Abenner begab ſich daher in den kühlen Gartenſaal, wo die Tafel, nur für ihn, Joſaphat und Barlaam, gedeckt war. Er nahm mit ihnen ein kleines Mittagsmahl ein, und zog ſich dann in ſein Zimmer zurück.

Erſt nach Untergang der Sonne ging König Abenner wieder mit Barlaam in den großen, herrlichen Garten am Pallaſte, der kühlenden Abendlüfte zu genießen. Der Mond ſchien helle durch die hohen Bäume; die Sterne funkelten durch den weiten Himmel geſäet mit ungemeiner Klarheit; der Thau erfriſchte Blätter und Blüthen.

Barlaam ſprach: „So oft ich ſo unter dem nächtlichen Himmel wandle, kommen mir die Worte des frommen Königs David zu Sinn: „Herr, unſer Gott! wie herrlich iſt Dein Name in aller Welt, da Deine Majeſtät am Himmel glänzt! Denn ſchau ich Deinen Himmel an, dieſes Werk Deiner Finger, den Mond und die Sterne, die Du daran befeſtigt haſt — ach, was iſt der Menſch, daß Du an ihn gedenkeſt, und Dich ſeiner ſo annimmſt!“

„Ja,“ fuhr Barlaam fort, „Gott gedenkt unſer, Er nimmt ſich unſer an; Er gibt uns gerade das, was uns fehlt. Die chriſtliche Religion iſt ganz der menſchlichen Natur, dem gegenwärtigen Zuſtande der Menſchen angemeſſen. Gott gibt uns durch Jeſus Chriſtus Alles, was wir bedürfen. Bei all unſerer Hülfloſigkeit, bei allen Sorgen, Leiden, Gewiſſensvorwürfen, Kämpfen gegen Verſuchungen, in Noth und Tod finden wir einzig und allein Heil in Jeſus Chriſtus. Auch iſt dieſer große Segen, den die Religion Jeſu uns bringt, ein ganz vorzüglicher Beweis ihrer Wahrheit.“

Der König ſprach: „Von der Wahrheit der

chriſtlichen Religion haſt du, lieber Barlaam, mit Gottes Hülfe, mich vollkommen überzeugt; ſage mir aber noch mehr von dem großen Heile, das Gott uns in Jeſus Chriſtus bereitet hat. Meine Seele verlangt, mehr davon zu hören!“

Barlaam redete nun davon, wie es uns Menſchen vor allem an Weisheit, an der rechten Erkenntniß fehle, und wie wir, ohne höheres Licht, in göttlichen Dingen ſo unwiſſend ſind; wie unſere Tugend ſo mangelhaft ſey, und wie viel uns abgehe gerecht, das heißt, gut und vollkommen zu ſeyn; wie wir in Sünde, gleichſam wie in Ketten, gefangen liegen, und der Gewalt des Todes unterworfen ſind. „Allein ſeyen wir getroſt und freudigen Muthes!“ ſprach er. „Jeſus Chriſtus iſt uns von Gott gegeben zur Weisheit, zur Gerechtigkeit und zur Erlöſung.“

„Wir Menſchen,“ ſprach Barlaam ferner, „werden auf Erden von tauſenderlei irdiſchen Sorgen gequält, die uns hindern, unſere Gedanken auf unſere himmliſchen Angelegenheiten zu richten. Die Reichen und Mächtigen dieſer Erde, die nicht um Nahrung und Kleidung beſorgt ſeyn dürfen, werden oft von einer noch viel ſchwereren Sorgenlaſt danieder gedrückt, von wichtigen Angelegenheiten und dringenden Geſchäften, um die ſie oft ängſtlicher bekümmert ſind, als der Arme um Speis und Trank. Allein Chriſtus lehrt: „Sorget nicht!

Euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr alles dieſes bedürfet. Suchet zuerſt das Reich Gottes und Seine Gerechtigkeit, ſo wird euch alles Uebrige beigelegt werden.“

„Die Leiden der Menſchen ſind unzählig, und viele ſehr hart und ſchwer. Allein eben durch Leiden ſollen die Menſchen gut, und die Guten noch beſſer werden. Wie Gold durch Feuer gereinigt und geläutert wird, ſo wird die Tugend durch Leiden bewährt. Die Leiden führen uns, wenn wir ſie geduldig ertragen, zur Seligkeit. Chriſtus ſagt: „Selig, die da weinen und trauern, denn ſie werden getröſtet werden.“ Und der Apoſtel ſpricht: „Die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die dort auf uns wartet.“

„Noch mehr als alle Leiden ſchmerzt und beunruhigt uns der Gedanke an unſere begangenen Sünden. Allein es iſt ja, wie Paulus betheuert, gewißlich wahr und ein theures, werthes Wort, daß Jeſus Chriſtus in die Welt gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen. Wie der verlorene Sohn von ſeinem Vater aufgenommen worden, ſo liebreich, ja noch unendlich liebreicher nimmt der Vater im Himmel wahrhaft reumüthige Sünder auf. „Im Himmel iſt Freude über einen Sünder der Buße thut.“

„Uns drohen viele Verſuchungen und heftige Kämpfe gegen die Sünde. Allein Chriſtus lehrt uns die Verſuchungen zu überwinden. „Betet und wachet, damit ihr nicht in Verſuchung fallet," ſprach Er. Er gibt uns Kraft, durch den Glauben alle Hinderniſſe des Guten zu überwinden: „Dem, der glaubt, iſt nichts unmöglich," ſprach Er. „Seid getroſt; ich habe die Welt überwunden." Wer an Ihn glaubt, kann die Welt auch überwinden."

„Das Letzte, was uns bevorſteht, iſt der Tod, vor dem die Menſchen ſich ſo entſetzen. Allein der Tod iſt nur ein Uebergang in das beſſere Leben, gleichſam nur ein ſanftes Einſchlafen, dem ein fröhliches Erwachen folgt. Wie der müde Arbeiter, der die Laſt des Tages getragen hat, den Schlaf nicht fürchtet, ſondern ſich darauf freut, ſo darf, wer an Chriſtus glaubt, den Tod nicht fürchten. „Wer an Mich glaubt, ſprach Jeſus Chriſtus, wird den Tod nicht ſehen; er iſt vom Tode zum Leben übergegangen."

„Die chriſtliche Religion öffnet uns, wo das ſinnliche Auge nur Staub und Moder erblickt, eine Ausſicht voll Seligkeit in die beſſere Welt, in den Himmel! Alles, was die gegenwärtige Welt Schönes und Herrliches hat, iſt nicht einmal ein Schatten gegen jene Herrlichkeit. „Kein Auge hat geſehen, kein Ohr gehört, und in kein Menſchenherz iſt gekommen, was Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben."

Der König ſprach: „Liebſter Barlaam! Alles, was du mir geſagt haſt, erquickt mein Herz, wie die lieblichen Abendlüfte die Bruſt erleichtern, wie der reichliche Thau jetzt die welkenden Blumen erfriſcht. Beſonders tröſtlich iſt mir, was du von Vergebung der Sünden geſagt haſt.“

Der König redete nun noch lange mit Barlaam über Alles, was ihm auf dem Herzen lag und worüber ſeine Seele bekümmert war, und Barlaam ſagte ihm noch viele treffende Worte, die ihm himmliſchen Troſt gewährten. Hierauf gingen Beide zurück in den Saal. Joſaphat, der ſeinen Vater allein hatte mit Barlaam wollen ſprechen laſſen, erwartete ſie hier. Er freute ſich darauf, mit Beiden einen ſeligen Abend zuzubringen.

Allein plötzlich kam ein Eilbote zu Pferd mit der Nachricht, die feindlichen Perſer ſeyen mit großer Macht in das Land eingefallen. Sie hatten geglaubt, König Abenner ſey zu alt, ſeine Heere noch zum Siege zu führen, und hatten deßhalb die beſtehenden Friedensverträge gebrochen. Der alte König befahl, augenblicklich die Pferde anzuſchirren, und die Kameele zu packen. Da entſtand unter dem Gefolge und den Dienern des Königs ein mächtiges Hin- und Herrennen; hundert Hände waren beſchäftigt, mit den Anſtalten zur Abreiſe ſo ſchnell als möglich fertig zu werden. Joſaphat erbot ſich, mit ſeinem Vater in das Feld zu ziehen. Allein der alte König, der ſich trotz ſeines Alters noch kräftig und rüſtig genug fühlte, ſagte: „Ich will allein ziehen. Sollte ich, lieber Sohn, in dieſem Kriege deiner Hülfe benöthigt ſeyn, ſo werde ich dir Nachricht geben. Laß indeß deine Kriegsſchaaren ſich zum Aufbruche bereit machen.“ Er aß in Eile einiges Wenige, und ſprach lächelnd zu Barlaam: „Du haſt wohl recht, daß wir Könige für manche Dinge zu ſorgen haben, deren Beſorgung ſo nothwendig iſt, als Speis und Trank!“ Er ſtand auf, und ſagte: „Liebſter Barlaam, liebſter Joſaphat, lebet wohl, und betet für mich!“ Er umarmte Beide, und reiſte noch vor Mitternacht ab.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Feſt heiliger Freude.

König Abenner hatte mit ſeinem tapfern Heere die Perſer bald über die Gränzen ſeines Reiches zurückgetrieben. Es wäre ihm nun ein Leichtes geweſen, in ihr Land einzudringen, und ſo viel davon, als er nur wollte, zu erobern und an ſich zu reißen. Allein er zog vor, ſowohl ſeinem Volke, als auch dem gedemüthigten Feinde den Frieden zu geben.

„Der Oelzweig des Friedens iſt beſſer,“ ſprach er, „als der blutbeſpritzte Siegeslorbeer.“

Voll Freude eilte er in ſeine Reſidenz zurück, um den Einwohnern ſeiner Hauptſtadt der erſte Friedensbote zu ſeyn, und dann auch allen ſeinen übrigen Unterthanen durch ausgeſendeten Boten den rühmlich erkämpften Frieden kund zu machen; noch größer aber war ſeine Freude, bei dieſer Veranlaſſung, zu ſeinem Volke von dem höhern Frieden zu ſprechen, den in jener heiligen Nacht die Engel Gottes allen Menſchen angekündet haben, die eines guten Willens ſind.

In dem königlichen Ausſchreiben, das er deßhalb erließ, ſagte er unter anderm: Durch die Gnade und Erbarmung des einzig wahren Gottes, des allmächtigen Herrn Himmels und der Erde, ſey er zur Erkenntniß Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, gekommen, und ein Chriſt geworden; er finde in dem Chriſtenthume allein den rechten Frieden, die wahre Ruhe des Herzens, und wünſche dieſe auch allen ſeinen Völkern; alle Chriſten in ſeinem Reiche ſollen nunmehr die freie Ausübung ihrer Religion haben, und Niemand ſoll ihnen mehr ein Leid zufügen, ſondern ſie, als dem Geiſte nach mit dem Könige verwandt, ehren und lieben; die Chriſten ſollen der Unbilden, die ihnen von Götzendienern zugefügt worden, nicht mehr gedenken, ſondern ihnen von ganzem Herzen verzeihen. Da Gott, der allgemeine Vater der Menſchen, Seine Sonne über Alle, über Chriſten und Nichtchriſten, Gläubige und Ungläubige leuchten laſſe, und ihre Felder mit Regen vom Himmel befeuchte, ſo ſollen alle Menſchen auf Erden, als Kinder des Einen Vaters im Himmel, in Frieden und Eintracht leben; am allerwenigſten aber ſollen die Erleuchteten gegen Diejenigen, die leider noch im Dunkeln wandeln, feindſelig ſeyn und ſie verfolgen; vielmehr ſollen ſie dieſelben von Herzen lieben, ihnen alles erdenkliche Gute erweiſen, und durch ein reines, tadelloſes Leben ihnen das Evangelium lieb und werth machen; ſo können ſie am beſten Gott und Jeſus Chriſtus unter ihnen verherrlichen.

Der gute Erfolg, den das königliche Ausſchreiben hatte, übertraf alle Erwartung des Königs. Viele hohe Staats-Diener und tapfere Kriegshelden meldeten ſich bei dem Könige, und bekannten ihren Glauben an Chriſtus. Aus dem ganzen Reiche liefen Nachrichten ein, daß unzählige Familien, die vorhin nur in der Stille Chriſten geweſen, ſich nun laut und freudig zum Chriſtenthume bekannten. Mehrere Städte ſchickten Abgeordnete, dem Könige ihren Dank und ihre Freude zu bezeigen. Viele Chriſten, die zur Zeit der Verfolgung ſich aus dem Lande geflüchtet hatten, kehrten zurück. Ja, zur großen Freude des Königs kam ſogar ein Biſchof, ein ehrwürdiger Greis und ehemaliger Unterthan des Königs, aus der Verbannung zurück, in der er ſeit vielen Jahren gelebt, und andern Völkern das Evangelium gepredigt hatte.

Der König machte nun Anſtalt zur Erbauung eines großen prächtigen Tempels; die Kirche, die ſein Sohn hatte bauen laſſen, ſollte gleichſam nur als Modell dazu dienen. Denn Alles, was König Abenner unternahm, war großartig und mußte auch ſo ſchnell als möglich zu Stande kommen. Die trefflichſten Baumeiſter wurden gerufen und unzählige Arbeiter angeſtellt; unermüdet wurde gearbeitet, und die Werkleute wurden reichlich bezahlt. Denn der König öffnete ſeine geſammelten Schätze; auch ließ er die großen goldenen und ſilbernen Götzenbilder, die bisher in ſeinen Palläſten aufgeſtellt geweſen, ihm aber nunmehr ein Gräuel waren, einſchmelzen und Geld daraus prägen. Den neuen chriſtlichen Tempel ließ er auf dem Hauptplatze ſeiner Hauptſtadt erbauen, auf dem ehemals ſo viele Chriſten hingerichtet worden, und auf dem Barlaam hätte ſollen verbrannt werden.

Während der König ſich eine große Angelegenheit daraus machte, daß der marmorne Tempel bald zu Stande komme, war der Biſchof unausgeſetzt bemüht, dem Herrn einen noch herrlicheren Tempel zu erbauen. Er unterrichtete unermüdet, früh und ſpät, Hohe und Niedere, welche Chriſten werden wollten. Freilich waren manche darunter, die bloß eigennützige Abſichten hatten, und nur dem Könige ſchmeicheln und ſich ihm empfehlen wollten. Der Biſchof lernte ſie aber bald kennen, und wußte ſie, bis auf weiters, auszuſcheiden.

Einige Prieſter, die der Biſchof aus fernen Landen mitgebracht hatte, leiſteten ihm bei dem Unterrichte treue Hülfe. Auch halfen ihm, aus dem Lande ſelbſt, mehrere bereits betagte Männer, die ſchon längſt Chriſten waren, und von deren Glauben, von deren Weisheit, Frömmigkeit und chriſtlichem Wandel er ſich überzeugt und ſie deßhalb zu Prieſtern geweiht hatte. Das Volk nahm in der Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit ſehr zu, und verlangte getauft zu werden.

Indeß wurde der Bau des Tempels vollendet. Der König beſtimmte einen Tag zu deſſen Einweihung. „Und,“ ſprach er, „die erſte heilige Handlung, die in dem neugeweihten Tempel vorgenommen wird, ſey meine Taufe.“ Viele Fürſten und hohe Diener des Reiches verlangten zu gleicher Zeit mit ihrem Könige getauft zu werden. Der König lud ſeinen Sohn Joſaphat und den neunzigjährigen Barlaam ein, der heiligen Handlung beizuwohnen. Beide erſchienen mit Freuden; Barlaam aber ſagte: „Die Dienſte, die ich dabei leiſte, werden wohl meine letzten ſeyn.“

Zu dem bevorſtehenden Feſte wurden große Anſtalten gemacht. Die Wände des Tempels wurden mit prächtigen Tapeten von Purpur und eingewebtem Golde geziert; die weißen Marmorſäulen mit Blumenkränzen umwunden. Mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge begaben ſich beide Könige in den Tempel. Der Biſchof, von mehreren Prieſtern umgeben, begrüßte ſie an dem Eingange, führte den König zum Altare, hielt hier eine Anrede, ließ ſich von ihm das Glaubensbekenntniß ablegen, und ging dann mit ihm in einer feierlichen Prozeſſion, unter Vortragung eines ſilbernen Kreuzes und bei abwechſelndem Gebete und Geſange der Prieſter zum Taufſteine. Alle dachten, der Biſchof werde die heilige Handlung vornehmen; allein er übertrug ſie dem alten, neunzigjährigen Barlaam, weil König Abenner dem Könige Joſaphat verheißen hatte, ſich von Barlaam taufen zu laſſen. Alle Anweſende, beſonders Diejenigen, die ſich noch aus ihrer Jugendzeit ſeiner erinnerten, oder denen ihre Eltern von ihm erzählt hatten, wurden ſehr erfreut, daß dem guten, alten Manne, der ehemals ſo unverſchuldeter Weiſe von Hofe verſtoßen worden, dieſe hohe Ehre zugedacht wurde.

Jetzt ſprach der König zu ſeinem Sohne: „Durch dich bin ich zur Erkenntniß Jeſu Chriſti gekommen; durch dich hat mich Gott ſo weit geführt, daß ich jetzt in dieſem Tempel, und hier am Taufſteine ſtehe. Du ſollſt daher mein Taufpathe ſeyn.“

Ueber dieſe Worte war der gute Königſohn ſo gerührt, daß ihm Thränen in den Augen ſtanden. Auch Alle, die zugegen waren, fanden etwas ungemein Rührendes darin, den Sohn als den Taufpathen ſeines Vaters zu ſehen. Nach der Taufe des Königs wurden, theils von dem Biſchofe, theils von den Prieſtern, die Fürſten und Staatsdiener getauft, die dazu vorbereitet waren, und ſich ſchon lange darnach geſehnt hatten.

Nachdem alle getauft waren, legte ihnen der Biſchof, wie einſt Petrus und Johannes den bereits getauften Einwohnern Samariens gethan haben, die Hände auf, damit ſie vom Geiſte Gottes geſtärkt würden; was auch jetzt noch bei der Firmung durch Auflegung der biſchöflichen Hände geſchieht. Hierauf trat der Biſchof zum Altare, die heiligen Geheimniſſe des Leibes und Blutes des Herrn zu feiern. Während der heiligſten Handlungen gingen der König, deſſen Sohn, die Staatsdiener, ſowohl die eben jetzt, als die ſchon längſt getauften, voll der innigſten Andacht zur heiligen Kommunion. All das zahlreiche und dichtgedrängte Volk, das ſich in dem weiten Umfange des Tempels befand, wohnte der ganzen Feierlichkeit in tiefſter Stille und mit heiliger Ehrfurcht bei. Die Rührung war unbeſchreiblich; unzählige der ſeligſten Thränen floſſen. Viele ehrwürdige Greiſe, die ſich aus den entfernteſten Gegenden des Reiches hatten hieher bringen laſſen, um dieſer ſeltenen Feierlichkeit beizuwohnen, ſagten: „Ein ſolches Freudenfeſt haben wir noch nie erlebt.“

Der alte König gab an dieſem Tage den Fürſten und erſten Staatsdienern große Tafel, bei der er mit ſeinem Sohne, höchſt vergnügt und ſeelenfroh, zwiſchen dem Biſchofe und Barlaam oben an ſaß. Er hatte aber auch dafür geſorgt, daß jede arme Familie ſeiner Hauptſtadt ſich in ihrem Hauſe einer reichlichen Mahlzeit erfreuen konnte. Ueberdies wurden, während der König an der Tafel ſaß, drunten in den königlichen Gärten, an einer langen Reihe von Tiſchen eine große Schaar armer Waiſenkinder, und an andern Tiſchen eine große Anzahl armer gebrechlicher Leute ausgeſpeist.

Unter den vielen Wohlthaten, womit der König dieſes Freudenfeſt verherrlichte, und es ſeinem Volke unvergeßlich machte, waren beſonders zwei, über die alle Menſchenfreunde ihre Freude nicht genug ausdrücken und den wohlthätigen König nicht genug preiſen konnten. Der König hatte zu eben der Zeit, da an dem Tempel gebaut wurde, noch zwei große Gebäude außer der Stadt aufführen laſſen, die viele Zimmer und Säle enthielten, und von blühenden Gärten umgeben waren. Er hatte noch Niemanden geſagt, wozu er ſie beſtimmt habe, und Jedermann hatte ſich den Kopf vergebens zerbrochen, wozu ſie erbaut worden. Nach der Tafel ging nun der König mit allen ſeinen vornehmen Gäſten hinab in den Garten, ſeine armen Gäſte zu beſuchen. Alle, klein und groß, ſtanden voll Ehrfurcht auf, und grüßten ihn mit Blicken, die von Freude und Dankbarkeit glänzten. Alle waren auf Koſten des Königs neu und ſehr gut gekleidet. Hier erklärte er nun, daß eines der zwei ſchönen großen Gebäude vor dem Thore zu einem Waiſenhauſe und das andere zu einem Armenhauſe, oder Spitale beſtimmt ſey. Die Kinder und die alten Leute wurden hierauf feierlich von dem Könige und ſeinen Dienern dahin eingeführt, wo der König zu ihrer Verpflegung ſchon die Aufſeher und Diener beſtellt und alle erdenkliche Anſtalten getroffen hatte. Es läßt ſich nicht ausſprechen, wie hoch erfreut Kinder und Greiſe waren, als ſie in den ſchönen Häuſern und Gärten herumgeführt wurden und davon Beſitz nahmen. Joſaphat weinte Freudenthränen und fiel ſeinem Vater um den Hals. Die Fürſten des Reiches faßten den Entſchluß, in den andern Städten ähnliche Anſtalten zu ſtiften. Barlaam aber trat in die Mitte der Kinder und alten Männer und Weiber, und entrichtete ein Dankgebet zu Gott, empfahl allen ſehr nachdrücklich, täglich für ihren königlichen Wohlthäter zu beten, und ſagte dann zu dem Könige und den umſtehenden Fürſten: „Kirchen und Häuſer der Wohlthätigkeit zu bauen, war bisher in der chriſtlichen Kirche der Gebrauch jener Chriſten, denen Gott das Vermögen dazu gegeben, und wird es, wie ich im Geiſte ſicher voraus ſehe, auch ferner ſeyn. Eben dadurch bewährt ſich in der chriſtlichen Kirche ſehr ſchön die Liebe zu Gott und den Menſchen.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Die ſchönſte Krone.

Am folgenden Morgen begab König Abenner ſich mit ſeinem Sohne in den Thronſaal, wo alle ſeine Räthe ſich auf ſeinen Befehl verſammelt hatten. In dieſer zahlreichen Verſammlung ſtellte er ihnen ſeinen Sohn Joſaphat als ſeinen Mitregenten des ganzen Reiches vor, und befahl, dieſen ſeinen Entſchluß, durch königliche Ausſchreiben, die er unterzeichnen und ihnen ſein Siegel aufdrücken werde, in dem ganzen Lande bekannt zu machen.

Zu Joſaphat aber ſprach er: „Ich habe dir, mein geliebter Sohn, bisher nur einen kleinen Theil meines Reiches zu regieren übergeben, und du haſt alle meine Erwartungen übertroffen. Nun will ich die Regierung meines ganzen Reiches mit dir theilen. Du ſollſt mit mir auf einem Throne ſitzen. Oder beſſer: Das Evangelium ſoll auf dem Throne liegen und unſre beide Kronen darneben. Der Inhalt dieſes göttlichen Buches ſoll unſer höchſtes Reichsgeſetz ſeyn. Möchte es uns mit Gottes Beiſtand gelingen, der Welt zu beurkunden, was mir einſt der weiſe Barlaam geſagt hat: „Wahrhaft chriſtliche Könige ſind die beſten Könige, und wahrhaft chriſtliche Unterthanen ſind das beſte und glücklichſte Volk unter der Sonne.“

Nachdem der alte König mit ſeinem Sohne drei Jahre lang unermüdet für das Wohl ſeines Reiches gearbeitet und noch viele gute Einrichtungen gemacht hatte, übertrug er die ganze Regierung des Landes dem jungen Könige. „Du biſt nun in der vollen Kraft des Lebens,“ ſprach er, „und Mannes genug, den Zepter allein zu führen; meine Kräfte aber haben ſehr abgenommen. Ich fühle die Beſchwerden des Alters; die Laſt der Jahre, die ich durchlebt habe, drückt mich beinahe danieder. Sei nun allein König! Gott gab dir helle Einſicht und ein wohlwollendes Herz. Ahme dem höchſten Könige Himmels und der Erde nach; ſey ein Vater deines Volkes. — Sollteſt du indeſſen noch hie und da meines Rathes bedürfen, ſo werde ich immer bereit ſeyn, ihn dir nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu ertheilen. Ich werde mit dir Einen Pallaſt bewohnen, mich aber in die ſtillern, abgelegenen Zimmer zurückziehen, um da nur Gott und mir ſelbſt zu leben. Nachdem ich ſo lange mit Geſchäften überhäuft war, ſehnt ſich mein Geiſt nach einer ſolchen Ruhe, bis mein Leib hier auf Erden die letzte Ruheſtätte finden wird.“

Jene Zimmer des Pallaſtes, die an die königlichen Gärten ſtießen, wurden auf Königs Abenner Befehl für ihn ſehr einfach eingerichtet, und aller Prunk blieb daraus entfernt. Sie glichen mehr dem Aufenthalte eines Einſiedlers, als der Wohnung eines großen Monarchen. Er ſelbſt legte den königlichen Purpur ab und kleidete ſich ſehr einfach. Nie erſchien er mehr an der öffentlichen Tafel, und auf ſeinen Tiſch kamen keine ſeltenen und koſtbaren Gerichte. Seine Zeit brachte er bald auf ſeinem Zimmer, bald in den Lauben und Schattengängen des Gartens, mit Leſen der heiligen Schrift, mit Beten und Betrachten zu.

König Abenner hatte ſeit ſeiner Taufe eine früherhin nie gefühlte Seligkeit empfunden. Er fühlte ſich in der That wie neugeboren. Auch über ſein ſtrenges, ernſtes Angeſicht verbreitete ſich eine ſo liebliche Milde und eine ſolche Heiterkeit, daß Alle, die ihn ſahen, ſich dieſes Anblickes erfreuten und ſelbſt milder und heiterer wurden. Indeß hatte der alte König noch manche traurige, ſchwermuthsvolle Stunde. In ſchlafloſen Nächten, oder auch bei Tag, wenn er in den dunkeln Laubgängen des Gartens wandelte, gingen alle Begebenheiten ſeines Lebens vor ſeinem Geiſte vorüber. Er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er bei ſeiner großen Macht, ſeinen unermeßlichen Reichthümern nicht ſo viel Gutes gethan habe, als er hätte thun können; daß er die Schätze des Landes beſſer zur Unterſtützung der Armen unter ſeinem Volke, als zu unnützer Pracht und eiteln Vergnügungen hätte verwenden können; daß bei mehr gutem Willen und weniger Ruhmſucht und Stolz mancher blutige Krieg zu vermeiden geweſen wäre. Am allertiefſten betrübte ihn, daß er die ſchuldloſen Chriſten, weil er es nicht der Mühe werth hielt, das Chriſtenthum näher kennen zu lernen, ſo grauſam verfolgt hatte, und ſo viele fromme heilige Verkünder des Evangeliums hatte hinrichten laſſen.

In einer ſolchen traurigen Stunde ließ er Barlaam rufen. Der ehrwürdige, dreiundneunzigjährige Greis erſchien. Der König grüßte ihn auf das herzlichſte und ſprach: „O Barlaam, du mein älteſter, mein beſter, mein treueſter Freund, dem ich und mein Sohn ſo unausſprechlich Vieles zu danken haben, zu dir nehme ich meine Zuflucht, dir werfe ich mich in die Arme! Ich bin nun nahe daran, von dieſer Welt abzuſcheiden; ich ſtehe an den Pforten der Ewigkeit. Ich, der ich auf den Thron erhoben und gewohnt war, den Menſchen Recht zu ſprechen, muß nun bald vor einem höheren Thron, vor dem Throne des Allerhöchſten, erſcheinen, um gerichtet zu werden. Sonſt war ich nur gewohnt, wie es Königen geziemt, mit großem Gefolge zu reiſen; nun muß ich allein und ohne Begleitung eine weitere Reiſe antreten. Mir iſt ſehr bange davor und mir ſchaudert. Ich will daher vor dem großen Schritte in die Ewigkeit dir, ſo wie die ganze Geſchichte meines Lebens, Alles, was ich ſeit meiner Taufe mir vorzuwerfen habe, Alles, was mich drückt und beſchwert, offen und faltenlos darlegen. Ich glaube, daß Chriſtus der Herr den Apoſteln nicht umſonſt geſagt hat: „Nehmet hin den heiligen Geiſt! Welchen ihr die Sünden vergeben werdet, denen ſind ſie vergeben, und welchen ihr ſie behalten werdet, denen ſind ſie behalten." So will ich dir denn meine Sünden, ſo gut ich es kann, bekennen. Thu' dann du, was Gottes Geiſt dir eingibt."

Der König legte unter Thränen, und, was er ſich nicht wehren ließ, auf ſeinen Knien, ſeine letzte Beicht ab. Barlaam war von dieſer Demuth, dieſer Reue, dieſem aufrichtigen Bekenntniſſe bis zu Thränen gerührt. Er ſprach ihm liebreich Troſt ein. „Deine Sünden" ſprach er, „ſind groß; Gottes Barmherzigkeit aber iſt noch unendlich größer; Seine Barmherzigkeit geht über alle Seine Werke. Schon durch den Mund der Propheten ließ Gott verkünden: „So wahr ich lebe, ſpricht der Herr, Ich will nicht den Tod des Sünders ſondern daß er ſich bekehre und lebe." Denen, die ſich bekehren, betheuerte Er: „Wären eure Sünden roth wie Scharlach, ſo ſollen ſie weiß werden wie Schnee." Wie ſo ganz, wie vollkommen Gott reumüthigen Sündern vergebe, zeigen viele Beiſpiele. König David, der tief gefallen war, ſein Vergehen aber Tag und Nacht beweint und zu Gott um Erbarmen gefleht hatte, fand nicht nur Barmherzigkeit; ſondern ſogar der Erlöſer von Sünden, der Sohn Gottes, ſtammte als Menſch von ihm ab, und wurde ein Sohn Davids genannt. Petrus, der Erſte der Apoſtel, hat Seinen Herrn, den er als den Sohn Gottes erkannt hatte, dreimal verläugnet; er weinte bitterlich darüber, bekannte nun auch dreimal ſeine Liebe zu Ihm, und Jeſus erkor ihn zum Oberhirten der Kirche, und übergab ſeine Schafe und Lämmer ihm zu weiden. Paulus hat die Chriſten auf das ſchrecklichſte verfolgt, ſie in die Gefängniſſe geworfen, und in ihr Todesurtheil mit eingeſtimmt; er hielt ſich aber deßhalb für den größten Sünder, er bekehrte ſich von ganzem Herzen und wurde durch die Gnade Gottes ganz das Gegentheil von dem, was er geweſen; er wurde ein auserwähltes Werkzeug den Namen Jeſu den Königen und Völkern zu verkünden. Der heilige Apoſtel Johannes ſagt: „Das Blut Jeſu Chriſti reinigt uns von aller Sünde. Wenn wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo betrügen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns; wenn wir aber unſere Sünden bekennen, ſo iſt Er treu und gerecht, und vergibt uns unſere Sünden und reiniget uns von aller Ungerechtigkeit.“ Du haſt nun deine Sünden bekannt; glaube, daß Er dir deine Sünden vergebe.“

„Ich glaube von ganzem Herzen an Jeſus Chriſtus,“ ſprach Abenner; „ich weiß mir kein anderes Heil zu finden, als in Ihm!“

Barlaam ſprach, aus der von Jeſus Chriſtus verliehenen Vollmacht, ihn von den Sünden los, hob ihn auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſagte: „Wir Menſchen alle ſind große Sünder; wir können nicht anders ſelig werden, als durch die Verdienſte Jeſu Chriſti.“

Der König ward ſehr getroſt; er fühlte ſich ſo ſelig, wie nach ſeiner Taufe. Der Friede Gottes erfüllte ſein Herz. Er ging mit Barlaam in den Garten. Die Sonne am Himmel und jede Lilie, jede Blume des Gartens verkündete ihm die Liebe und Freundlichkeit Gottes; noch lieblicher, noch herrlicher aber erkannte er ſie in Jeſus Chriſtus. Die Heiterkeit ſeines Geiſtes wirkte auch auf die Geſundheit ſeines Leibes; er fühlte ſich viel beſſer.

Ueber eine Weile kam Joſaphat in den Garten. Er freute ſich, ſeinen Vater ſo heiter zu ſehen und wünſchte ihm Glück. König Abenner ſprach: „Ich befinde mich allerdings beſſer; allein ich werde dennoch nur wenige Tage mehr leben. Ich fürchte mich aber nun nicht mehr, zu ſterben. Da ich überzeugt bin, meine Sünden ſeyen mir vergeben, hat der Tod für mich ſeine Schrecken verloren. Er iſt mir ein ernſter Freund, aber doch ein Freund, ein Bote Gottes, der mich mild und freundlich abrufen und hinbringen wird in eine beſſere Welt.“

„So,“ ſprach Joſaphat, „iſt es auch mir. Ich denke wohl noch daran, welches Entſetzen es mir verurſachte, als ich das erſte Mal vom Tode, von Grab und Verweſung hörte. Allein nun kann ich mit Ruhe, ja mit Freuden, an mein Hinſcheiden denken. Es iſt ein Weg durch ein dunkles Thal, der aber in Gegenden führt, die unendlich ſchöner ſind, als dieſer herrliche Garten hier. Ich ſage wie David: „Der Herr iſt mein Hirt! Wenn ich auch mitten durch die Todesſchatten wandle, ſo fürchte ich mich doch nicht; mir begegnet kein Leid. Denn Er iſt mit mir! Sein Hirtenſtab, Sein ſtarker Stab ſchützt mich; auf Ihn verlaß ich mich.“

Schon am dritten Tage wurde der König gegen Abend ſehr krank. Er empfand anhaltende, ſehr große Schmerzen. „Ich fühle,“ ſprach er zu Barlaam, „daß die Stunde, die dem mächtigſten Könige, wie dem ärmſten Unterthanen im Lande bevorſteht, nicht mehr ferne von mir iſt. Ich will zum letzten Male in dieſem Leben das heilige Abendmahl empfangen, und der heiligen Geheimniſſe des Leibes und Blutes des Herrn theilhaftig werden.

Mein Sohn und alle meine Diener ſollen dabei zugegen ſeyn; denn ich will, bevor ich aus dieſer Welt gehe, auch meinem Volke noch einen Beweis geben meines Glaubens an Chriſtus.“

Der König ließ ſich in den großen Saal bringen, um dort die heilige Kommunion zu empfangen. Der Saal war, weil es bereits Nacht war, von vielen Kerzen erleuchtet. Alle Diener des Königs, hohe und niedere, erſchienen in trauriger Stille, und erfüllten den Saal. Mit blaſſem, aber heiterem Angeſichte lag der König auf ſeinem Ruhebette. Joſaphat und Barlaam ſtanden zu beiden Seiten. Nun kam der Biſchof und trat, von ſeinen Geiſtlichen begleitet, mit dem ſchönen Gruße in den Saal: „Friede ſey mit dieſem Hauſe und mit Allen, die darin wohnen.“ Er betete mit dem Könige, der ganz von Glaube, Hoffnung und Liebe durchdrungen war. Hierauf öffnete der Biſchof ein goldenes Gefäß, das einer Urne ähnlich und mit einem Schleier umhüllt war.

Alle die zugegen waren, knieten nieder. Der König richtete voll Andacht ſeine Blicke auf die heilige Hoſtie; er war voll Vertrauens zu dem göttlichen Lamme, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Voll tiefer Demuth ſchlug er bei den Worten: „O Herr ich bin nicht würdig!“ an die Bruſt. Der Biſchof reichte ihm die heilige Hoſtie mit den Worten: „Jeſus Chriſtus, unſer Herr, der Seinen Leib für uns dahin gegeben hat, bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“

Nachdem der König lange in ſtiller Andacht gebetet hatte, erinnerte der Biſchof an die Worte des heiligen Jakobus: „Wenn Jemand aus euch krank iſt, ſo laſſe er die Prieſter zu ſich rufen, daß ſie über ihn beten, und ihn ſalben mit Oel im Namen des Herrn!“ Und der Biſchof betete über den König, und ſalbte ihn zum letzten Kampfe, damit er die Schmerzen der Krankheit ſtandhaft ertragen, und alle Schrecken des Todes heldenmüthig beſiegen möge.

Der Biſchof, der großes Mitleid mit dem Könige hatte, trat noch einmal zu ihm an ſein Bett, tröſtete ihn liebreich und legte ihm noch beſonders die Worte des heiligen Jakobus an das Herz: „Selig der Mann, der in der Prüfung ausharret; denn nachdem er bewährt iſt, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott Denen verheißen hat, die Ihn lieben.“ Hierauf gab der Biſchof ihm noch den Segen, und entfernte ſich mit ſeinen Geiſtlichen.

König Abenner hatte noch Vieles zu leiden, und kam dem Tode immer näher. Joſaphat und Barlaam waren beſtändig an ſeinem Sterbebette zugegen; nur gönnte ſich Einer oder der Andere abwechſelnd ein paar Stunden Ruhe. Nach einem ſchweren Leidenstage ward der König um Mitternacht ſehr ſchwach. Barlaam, der es bemerkte, ließ Joſaphat rufen. Als er kam, richtete ſich König Abenner noch einmal auf, ſtreckte ihm beide Arme entgegen, und ſprach: „Geliebteſter Sohn! Ich kann meinem Gott nicht genug danken daß Er dich mir zum Sohne gegeben hat! Auch dir danke ich für alle deine kindliche Liebe! Durch dich hat Gott mich aus der Finſterniß zum Lichte geführt; durch dich lernte ich Jeſus Chriſtus kennen. Ich hoffe, Er werde mir, wenn ich Ihn nun ſehen werde, ein freundliches Angeſicht zeigen. Auch ſeine Heiligen, die ich hier auf Erden hinrichten ließ, werden mir, wie Er, verzeihen, und mich liebreich in ihre Mitte aufnehmen. Dir aber wolle Gott, der allein reich genug dazu iſt, Alles, was du an mir gethan haſt, reichlich vergelten.“

Nachdem König Abenner dieſes geſagt hatte, ſank er auf ſein Bett zurück, und konnte nur mehr mit ſchwacher Stimme die Worte hervorbringen: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geiſt!“ Er verſchied. Joſaphat, der liebevolle Sohn, brach in einen Strom heißer Thränen aus, umfaßte die geliebte Leiche, und küßte das erblaßte Angeſicht ſeines Vaters. So innig betrübt er war, ſo hatte er doch bei all ſeiner Betrübniß ein ganz eigenes Gefühl von Seligkeit; es war ihm, als erhelle ein himmliſches Licht ſeine Seele. „Das, was du fühlſt, und was ſein Hinſcheiden in dir erregte, iſt

Gefühl des ewigen Lebens," ſprach Barlaam; „dein Vater iſt ſelig geſtorben."

Joſaphat ließ die Leiche ſeines Vaters nicht mit dem königlichen Purpur bekleidet in den Sarg legen, ſondern, wie der ſterbende König es befohlen hatte, in ein Bußkleid gehüllt. Jedoch wurde bei dem Leichenbegängniſſe die goldene Krone auf einem Purpurkiſſen mitgetragen. König Joſaphat begleitete die Leiche in tiefer Trauer, und betete an dem Grabe: „O Gott! Du König der Herrlichkeit; Der Du allein mächtig und unſterblich biſt, und Unſterblichkeit verleihen kannſt; Der Du alle Menſchen ſelig machen willſt! Dir danke ich! Du haſt meine Thränengebete erhört, und Deinen Diener, meinen Vater, in Deinem Sohne Jeſus Chriſtus Heil finden laſſen! Laß ihn nun im Himmel ſich dieſes Heiles ewig erfreuen. Du willſt ja allen den Deinen, die in den Gräbern ruhen und an Gräbern weinen, ewiges Leben verleihen und ſie in Deine Herrlichkeit aufnehmen. Dir ſey Dank, Ruhm und Ehre in alle Ewigkeit, Amen."

Nachdem die Leiche des Königs zur Erde beſtattet war, kehrte Joſaphat zurück in die verlaſſenen Zimmer ſeines Vaters. Aber ach, wie leer und öde kamen ſie ihm vor! Mit Schmerzen bemerkte er die Stellen, wo er noch vor wenigen Tagen den geliebten Vater erblickt hatte. Er ſprach zu Barlaam, der ihn begleitete: „Du mein

Lehrer und Freund, du mein zweiter Vater, wohne nun du hier, und verlaſſe dieſe Zimmer nicht mehr! Bleibe bei mir; ich habe ja nun auf Erden Niemand mehr als dich! Bringe hier deine alten Tage in Ruhe zu!“

„Du haſt Recht, lieber Sohn!“ ſprach Barlaam, „Ich habe ein hohes Alter erreicht! Mir fehlt die Kraft, meiner chriſtlichen Gemeinde ferner vorzuſtehen. Auch verlangt mich, dieſen müden Leib, dieſe drückende Laſt, die ſterbliche Hülle des unſterblichen Geiſtes, abzulegen und bei Chriſto zu ſein! Möchte ich mit Paulus ſagen können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe meinen Lauf vollendet; ich habe den Glauben bewahrt. Nun iſt mir hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird; aber nicht nur mir, ſondern Allen, die ſeine Erſcheinung lieb haben!“

„O jene himmliſche Krone iſt freilich die ſchönſte Krone,“ ſprach Joſaphat; „ſie iſt ohne Vergleich herrlicher als alle irdiſche Kronen. Wie mein verſtorbener Vater, ſo werde auch ich das Zeichen meiner königlichen Würde, die Krone, zurück laſſen müſſen! Von allen meinen Schätzen und Reichthümern auf Erden werde ich nichts mitnehmen. Ich will mich daher beſtreben, jene Krone zu erlangen und mir Schätze für den Himmel zu ſammeln!“

Joſaphat brachte beinahe alle freie Stunden, die ſeine vielen Geſchäfte ihm übrig ließen, bei Barlaam zu. Dieſe Stunden waren ſeine ſüßeſten Erholungen, und gingen ihm weit über alle Vergnügungen und Luſtbarkeiten des königlichen Hofes. Eines Abends kam er wieder. Barlaam ſaß todtkrank am Fenſter. Die untergehende Sonne ſchien herein. „Sieh,“ ſprach Barlaam, „ſie geht zwiſchen trüben Wolken unter; ſie wird aber herrlicher wieder aufgehen. So iſt es mit uns Menſchen, wenn wir anders ihr gleichen, dieſem wohlthätigen Lichte des Himmels, dem Bilde Desjenigen, der ſie geſchaffen hat; und wenn wir, wie ſie während ihres ganzen Laufes, den Menſchen nur Gutes thun. Meine Stunde, liebſter Sohn, iſt nun da! Meine Hände ſind bereits erkaltet; ich athme nur mehr mit Mühe. Ich ſcheide jetzt von dir! Sey aber getroſt! im Himmel ſehen wir uns wieder. Ich hoffe jetzt dorthin zu kommen, wo die Gerechten leuchten, heller als die Sonne! Lebe wohl, und gedenke ſtets der Worte Jeſu: „Bleibe getreu bis in den Tod, ſo werde ich dir die Krone des Lebens geben.“

Joſaphat verſprach es unter Thränen; Barlaam aber flehte zu Gott: „Erhalte dieſen Deinen Diener Joſaphat, dem Du mich unwürdigen zum Führer und Lehrer gegeben haſt! Verleihe ihm Klugheit, daß er allen Schlingen, welche Schmeichelei und Verführung ihm legen, entgehe; gieb ihm Kraft, daß er ſich ſelbſt und die Welt beſiege, und ſo die

Krone jener Herrlichkeit erlange. Dein Name werde durch ihn verherrlichet, o Gott — Vater, Sohn und heiliger Geiſt — dem Ruhm und Ehre gebührt in alle Ewigkeit, Amen.“

Mit dieſen Worten verſchied Barlaam. Joſaphat beweinte und begrub ihn, wie ſeinen Vater. Joſaphats Wahlſpruch, an den er ſich ſein ganzes Leben hindurch hielt, blieben die Worte Jeſu, die allen Menſchen geſagt ſind: „Bleibe getreu bis in den Tod, ſo werde ich dir die Krone des Lebens geben.“

Zugabe.

Drei Parabeln Barlaams.

1.

Die wüſte Inſel.

Die Einwohner einer Stadt hatten den ſonderbaren Gebrauch, daß ſie immer nur einen Fremden zu ihrem Könige wählten, nach einer Zeit aber ihn wieder entfernten, um abermal einen andern zu wählen.

Als ſie einmal eben auf eine neue Königswahl bedacht waren, und vernahmen, ein anſehnlicher Reiſender nähere ſich der Stadt, eilten ſie ihm entgegen, begrüßten ihn als ihren König, führten ihn in den königlichen Pallaſt und huldigten ihm.

Die Hofleute drängten ſich um ihn, zeigten ihm alle Schätze und alle Herrlichkeiten des Pallaſtes, und ſprachen zu ihm: „Sieh, dieſes alles iſt dein, und du kannſt darüber nach Willkühr gebieten. Wir aber ſind deine Diener, und ſtehen immer bereit, alle deine Befehle zu vollziehen und alle deine

Wünſche zu erfüllen. Bediene dich alſo deiner Macht, und wehre deinem Herzen keine Freude."

Dem neuen Könige kam dieſes Alles ſehr wunderbar vor, und er konnte ſich nicht darein finden. Er bemerkte aber unter den Schmeichlern einen ernſten Mann von würdigem Ausſehen, der ihm nicht ſchmeichelte und ſich nicht zu ihm drängte. An dieſen wandte er ſich mit der Frage: „Sag' mir doch, iſt die Herrlichkeit, in die ich mich ſo auf einmal verſetzt ſehe, wirklich, oder iſt Alles nur ein Traum?"

Der weiſe Mann gab ihm Auskunft über den alten Gebrauch dieſer Stadt, der dem Fremden ſo ſeltſam dünkte, und ſprach dann weiter: „Es iſt allerdings wahr, daß du über alle dieſe Reichthümer, und über die Leute, die deinen Thron umgeben, gegenwärtig zu gebieten haſt. Allein wiſſe: Alles dieſes währt nur eine kurze Zeit. Es wird nicht lang anſtehen, ſo werden die Einwohner dieſer Stadt dich vom Throne ſtoßen, und dich auf eine wüſte Inſel verweiſen. So ging es allen den Königen vor dir, ſo wird es auch dir gehen. — Viele von denen, die vor dir deinen Thron einnahmen, ließen ſich von den Vergnügungen, die ihnen zu Gebot ſtanden, blenden, und brachten ihr Leben gleichſam in einem beſtändigen Rauſche zu. Die Belehrung, die ich, und Andere vor mir, ihnen gaben, waren vergebens. Sie hatten deßhalb auf ihrer öden Inſel nichts, als ein unüberſehbares Elend zu erwarten. Mache du von deiner gegenwärtigen Macht einen beſſern Gebrauch. Wenn du es recht anzugehen verſteheſt, ſo kannſt du die wüſte Inſel, auf die man dich bringen wird, dir in ein Paradies verwandeln."

Der verſtändige König bat den weiſen Mann um weitere Anleitung, was er zu thun habe, und war von dieſer Stunde an nur darauf bedacht, die wüſte Inſel zu ſeinem künftigen Aufenthalte vorzubereiten. Er wählte ſich aus ſeinen Untergebenen ſolche Männer aus, die er für die treueſten und zuverläſſigſten hielt, vertraute ihnen große Schätze an, damit ſie die nöthigen Werkzeuge anſchaffen, und allerlei Geſäme und Pflanzen, auch Hausthiere kaufen könnten, um auf der Inſel ihm eine Wohnung zu erbauen, Gärten, Aecker und Wieſen anzulegen, und für Alles, was zu einem bequemen und frohen Leben gehört, reichlich zu ſorgen.

Endlich kam der Tag, an dem die Einwohner der Stadt ihn ergriffen, und ihn an das Ufer des Meeres zu dem Schiffe führten, das ihn zur Inſel brachte.

Als er dort ankam, eilten ihm die vorausgeſchickten, treuen Arbeiter mit Jubel entgegen, zeigten ihm ſeine neue Wohnung, die herrlichen Gärten, die ſie umgaben, die Aecker und Wieſen, die ſich in weite Ferne hinzogen, und die ſchönen grünen Auen, auf denen Heerden weideten. Er fand Ueberfluß an Allem, was nur immer nützlich und angenehm iſt, und führte nun hier ein ruhigeres, glückſeligeres Leben, als während ſeiner kurzen Herrſchaft über jene Stadt.

* * *

Die Stadt in dieſer Parabel iſt die Welt, in welcher der Menſch, wenn er geboren wird, Alles zu ſeinem Empfange bereit findet, mit Freuden aufgenommen wird und die Macht erhält, über mancherlei Güter und Vergnügungen zu gebieten.

Die Schmeichler, welche manchen Beherrſcher dieſer Stadt verleiteten, ſein Glück nur in eitler Ehre, vergänglichen Gütern und den ſchnell vorübergehenden Luſtbarkeiten zu ſuchen, ſind die Verſuchungen dieſer Welt.

Jener weiſe Mann iſt die Religion, die uns Auskunft gibt — über unſere Beſtimmung auf Erden, über Alles, was wir in dieſer Welt zu thun und zu laſſen haben, und über Das, was uns in jener Welt bevorſteht.

Die wüſte Inſel iſt die Ewigkeit. Es hängt von uns ab, uns für die Zukunft unermeßlichen Jammer, oder ein frohes ſeliges Leben zu bereiten.

Heil dem Manne, der dieſe kurze Lebenszeit dazu verwendet, einer ſeligen Ewigkeit theilhaftig zu werden!

2.

Ein Bild des menſchlichen Lebens.

Ein Mann wurde von einem grimmigen Einhorn verfolgt, das ihn zu durchbohren drohte. Er flüchtete ſich in eine Felſenſchlucht und auf einen Baum, der über einem Abgrunde hing.

Mit ſeinen Händen umfaßte er einen Aſt des Baumes; ſeine Füße fanden auf dem wenigen Erdreich, das am Felſen klebte, nur ſchmalen Raum. Zwei Ratten, eine ſchwarze und eine weiße, nagten unausgeſetzt an dem Stamme des Baumes; die morſche Erde unter ſeinen Füßen wurde unaufhörlich von vier nie ruhenden Nattern durchwühlt und zerbröckelt. Ein ſchöner Engel des Himmels ſtand bereit, ſobald der Baum umſtürzen und die Erde zerfallen würde, den Mann liebreich in ſeine Arme zu nehmen. In dem tiefen Abgrunde der Kluft lauerte ein furchtbarer Drache, der mit feurigen Augen emporblickte, den Mann zu verſchlingen. An dem Baumaſte hing ein Tröpflein Honig. Der Mann ließ den Aſt los, um den Arm auszuſtrecken, und den Honig zu koſten, ſtürzte in den Abgrund, und wurde ein Raub des Drachen.

* * *

Der Mann in dieſer Parabel iſt ein Bild jedes Menſchen auf Erden. Das Einhorn, das ihn durchbohren wollte, bedeutet die gewaltſamen Todesarten, denen wir ausgeſetzt ſind. Die weiße und die ſchwarze Ratte bedeuten Tag und Nacht, die unmerklich, aber unausgeſetzt an unſerm Leben nagen; die vier Nattern ſind die vier Elemente, die beſtändig unſer Leben untergraben. Die Religion iſt der rettende Engel, der uns nach dieſem Leben hinbringen will in eine beſſere Welt. Der Drache des Abgrunds iſt das ewige Verderben, das uns Menſchen droht. Der wenige Honig iſt die eitle Luſt der Welt, die manchen Menſchen, der ſich von ihr bethören läßt, in ein früheres Grab und überdies in die ewige Verdammniß ſtürzt.

3.

Die Freunde nach dem Tode.

Ein königlicher Diener hatte auf einer kleinen Inſel eines großen weiten Königreiches viele Güter zu verwalten. Da kam plötzlich ein Bote des Königs, und brachte ihm den Befehl, unverzüglich vor dem Throne zu erſcheinen, und Rechenſchaft abzulegen von ſeiner Verwaltung.

Der Mann hatte ſich manchen Fehler zu Schulden kommen laſſen, und es war ihm ſehr bange, wie er in ſeiner Rechenſchaft vor dem König beſtehen werde. Indeß hatte er mehrere Freunde, und bat ſie flehentlich ihn auf dieſer ſeiner weiten Reiſe zu begleiten, und ſich bei dem Könige für ihn zu verwenden.

Allein einige dieſer Freunde, um die er ſich ſein ganzes Leben hindurch die meiſte Mühe gegeben und in die er immer ſein größtes Vertrauen geſetzt hatte, regten ſich nicht von der Stelle. Sie warfen ihm bloß ein ſchlechtes Leinentuch zu, um ſich auf der Reiſe darein zu hüllen.

Andere ſeiner Freunde, die er immer geliebt und ihnen viel Gutes erwieſen hatte, waren über ſeine Abreiſe ſehr betrübt und begleiteten ihn unter vielen Thränen bis an das Schiff. Allein dort verließen ſie ihn, kehrten wieder zurück an ihre Geſchäfte und vergaßen ihn nach und nach ganz.

Er hatte aber noch einige Freunde, die er freilich nicht ſo hoch geachtet hatte als ſie es verdienten; jedoch hatte er ſie nie ganz vernachläſſigt oder auf die Seite geſetzt. Zu dieſen nahm er nun in ſeiner gegenwärtigen großen Noth ſeine Zuflucht; und dieſe bewährten ſich jetzt als ſeine treueſten Freunde. Sie beſtiegen mit ihm das Schiff, begleiteten ihn auf der weiten Reiſe, traten mit ihm vor den Thron des Königs, und ſprachen mit ſolchem Nachdruck für ihn, daß der König ihn begnadigte, und ihm in dem herrlichen Königreiche eine beſſere Stelle anwies, als er zuvor auf der kleinen Inſel inne gehabt hatte.

* * *

Die erſten dieſer Freunde ſind die zeitlichen Güter, um die ſich der Menſch nur zu viele Mühe und Sorgen macht, und, ſie zu erwerben, oft ſein zeitliches Leben, ja ſogar ſeine ewige Seligkeit in Gefahr ſetzt. Dieſe Freunde bleiben, wenn man ihn zu Grabe trägt, in ſeiner Wohnung zurück. Von allen Reichthümern, aller Pracht und Herrlichkeit der Welt bleibt ihm nichts, als ein Leichentuch.

Die beſſern Freunde ſind ſeine Anverwandten. Dieſe begleiten ſeine Leiche, Thränen vergießend und in tiefe Trauer gehüllt, bis an das Grab. Allein dort verlaſſen ſie ihn, gehen wieder ihren Geſchäften und Vergnügungen nach und viele denken ſelten mehr an ihn.

Die treueſten und zuverläßigſten Freunde des Menſchen aber ſind Glaube, Hoffnung, Liebe; Barmherzigkeit, Mildthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte, und alle ſeine edlen Handlungen und guten Werke. Dieſe begleiten uns in die Ewigkeit, erlangen für uns Verzeihung, Gnade und Erbarmung bei Gott, und erwerben uns eine bleibende Stätte im Himmel.

Möchten wir unſer Vertrauen nicht auf die vergänglichen Güter dieſer Erde, auch nicht auf Menſchen ſetzen, ſondern uns vor Allem bemühen, Gottes heiligen Willen zu erfüllen, und Das zu thun, was Er uns befiehlt. Denn die Welt mit ihrer Luſt vergeht, wer aber den Willen Gottes thut der bleibt in Ewigkeit.

* * *

Titus und ſeine Familie.

Vor mehr als zweihundert Jahren lebte auf einer der vielen Inſeln des Kaiſerthumes Japan ein ſehr edler Mann, Namens Titus. Wegen ſeiner adeligen Abkunft und ſeiner hohen Tugenden ſtand er allgemein in großer Achtung.

Schon viele Jahre bevor er das Licht des Lebens erblickte, waren fromme, heilige Männer über das weite Weltmeer hergekommen, den heidniſchen Völkern dieſes Inſelreiches das Evangelium zu verkünden. Viele tauſend Menſchen hatten ihren Predigten Gehör gegeben, und ſich taufen laſſen. Auch Titus, der dieſen Namen bei ſeiner Taufe erhalten hatte, war ein Chriſt, und fand mit ſeiner Familie in dem Glauben an Gott und Jeſus Chriſtus ſeine größte Seligkeit. Die chriſtliche Religion breitete ſich in dieſen Ländern immer weiter aus, und es war zu hoffen, noch ganz Japan werde ſich von den todten Götzenbildern bekehren zu dem lebendigen Gott.

Allein die Götzenprieſter, die um all ihr Anſehen und ihre reichen Einkünfte zu kommen fürchteten, ſuchten den Kaiſer und die Könige, die unter deſſen Oberherrſchaft ſtanden, zu überreden, das Chriſtenthum aus dem Japaniſchen Reiche auszurotten. Es wurde von dem Kaiſer der grauſame Befehl gegeben, Alle hinzurichten, die dem chriſtlichen Glauben nicht entſagen wollten. Unzählige Chriſten wollten aber lieber ſterben, als ihrem Herrn und Heiland treulos werden, und ertrugen die ſchrecklichſten Martern mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit.

Jener König, deſſen Unterthan Titus war, richtete ſein erſtes Augenmerk auf ihn. Er dachte: „Wenn es mir gelingt, dieſen Mann, vor dem die Chriſten die größte Ehrfurcht haben, zum Abfalle vom Chriſtenthume zu bewegen, ſo werden alle Chriſten ſeinem Beiſpiele folgen.“ Er ließ ihn daher zu ſich in ſeinen Pallaſt rufen, und bot alle ſeine Beredſamkeit auf, ihn von dem Glauben an Chriſtus abwendig zu machen. Da alle Schmeicheleien und Verheißungen vergebens waren, ſo drohte ihm der König, ihn auf die furchtbarſte Art zu todt peinigen zu laſſen. Allein Titus blieb unerſchütterlich. „Ich bin bereit,“ ſprach er, „für Dich, mein König, Blut und Leben zu geben; allein gegen mein Gewiſſen kann ich nicht handeln. Meine Treue gegen meinen Gott ſey dir ein Pfand, daß ich dir und auch unſerm Kaiſer treu ſeyn werde bis in den Tod. Noch bereitwilliger aber bin ich, für meinen Herrn und Heiland zu ſterben. Der Tod iſt uns Chriſten der Eingang ins ewige Leben.“

Der König rief: „Nun wohl! Da du den Tod nicht fürchteſt, ſo werde ich noch wirkſamere Mittel finden, dich zu zwingen.“ Mit abgewandtem Angeſichte und ausgeſtrecktem Arme bedeutete er ihn, zu gehen.

Titus hatte, drei ſchön aufblühende, liebenswürdige Kinder. Simon, der älteſte Sohn, war erſt ſechzehn Jahre alt; Martina, die Tochter, zählte vierzehn Jahre; Matthias, der jüngſte Sohn, ein überaus lieblicher Knabe, hatte das neunte Jahr noch nicht zurückgelegt.

Titus und ſeine fromme, ihm gleichgeſinnte Gemahlin hatten ſich die wichtigſte Angelegenheit daraus gemacht, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen und ſie in der chriſtlichen Religion aufs Beſte zu unterrichten.

Am folgenden Tage, da Eltern und Kinder eben voll Andacht auf den Knien ihr Morgengebet entrichteten, umringten plötzlich mehrere Soldaten das Haus. Der Hauptmann trat in das Zimmer und ſprach trotzig und mit finſtern Mienen zu Titus: „Ich habe Befehl vom Könige, deinen jüngſten Sohn abzuholen. Wenn er ſeinem Glauben nicht entſagt, ſo wird er noch dieſe Stunde in dem Vorhofe des königlichen Pallaſtes verbrannt.“

Der Vater erſchrak; die Mutter wurde todtenblaß. Sie erſchraken aber nicht ſo faſt darüber, daß der holde Knabe in den Flammen umkommen ſollte; ſie fürchteten noch mehr, er möchte ſich vor dem Anblicke des auflodernden Feuers entſetzen und ſeinen Glauben verläugnen.

„O mein Kind," ſprach der Vater zu ihm, „denke an jenen heiligen Greis, an Polykarpus, von dem ich dir öfter erzählt habe. Du weißt, als man ihm ſagte, er ſolle Chriſtum verläugnen und läſtern, oder man werde ihn verbrennen, da ſprach er: „Ich diene ihm nun ſechs und achtzig Jahre, und er hat mir nichts Uebels gethan. Wie ſollte ich denn meinen Herrn und Heiland läſtern." Er ließ ſich willig verbrennen. Denke, mein Kind, es muß ein guter Herr ſeyn, für den man nach ſechs- und achtzigjährigem Dienſte noch ins Feuer geht. Thu' das, was er als Greis gethan hat, mit Freuden als Kind!"

Die Mutter ſprach, im Andenken an jene Machabäiſche Mutter, unter heißen Thränen: „Ja, mein liebſtes Kind, erbarme dich meiner, und ſtirb gern."

Der Knabe aber rief: „O Mutter, weine nicht! Ich ſterbe ja gern! Ich fürchte den Tod nicht. Für Jeſus Chriſtus, unſern Herrn, gebe ich willig das Leben."

Bruder und Schweſter richteten ihre Blicke voll Thränen auf ihn, und ſagten ihm Lebewohl. Alle wollten ihn begleiten. Allein der Hauptmann rief: „Zurück! Ihr dürft nicht aus dem Hauſe.“ Alle umarmten nun ihren geliebten Mathias. Seine Geſchwiſter, Simon und Martina, konnten ſich von ihm faſt nicht losreißen. Er aber ſprach: „O laßt mich! Ich gehe mit Freuden; ich gehe ja in den Himmel. Dort ſehen wir uns wieder.“

Der Hauptmann ſprach: „Grauſamer Vater! Unbarmherzige Mutter! Thut, was der König will, ſo iſt der Knabe gerettet. Ihr ſelbſt überliefert ihn dem Feuertod'.“

Vater und Mutter ſprachen zu dem Hauptmanne: „Meinſt du, es falle uns nicht ſchwer, uns von dem lieben Kinde zu trennen?“ Zu dem Knaben aber ſagten ſie: „Geh hin, lieber Sohn! Gott ſey mit dir! Der kurze Schmerz bringt dir ewige Freude!“

Der Knabe ging an der Hand des Kriegers. Er ſah öfter um. Seine Augen überfloſſen von Thränen, aber dennoch lächelte er. Alle ſahen ihm nach, bis er in den Vorhof des königlichen Pallaſtes eingegangen war, und das Thor hinter ihm geſchloſſen worden. Der Vorhof des Pallaſtes war mit einer hohen Mauer umgeben. Alle richteten ſchmerzliche Blicke dahin. „O Gott,“ rief plötzlich die Mutter, „jetzt ſteigt der Rauch empor! Jetzt verbrennen ſie ihn.“ Der Vater dachte an Abraham, blickte zum Himmel und ſprach: „Dir, o Gott, ſey er zum Brandopfer dargebracht." Alle warfen ſich auf die Knie nieder und beteten, als knieten ſie um einen Opferaltar.

Der anbrechende Morgen fand Vater und Mutter und ihre noch übrigen zwei Kinder, nach durchwachter Nacht, in Thränen. „Ach!" ſeufzte die Mutter, „das feurige Roth des Morgenhimmels erinnert mich an die Flammen, in denen der liebe kleine Mathias umgekommen iſt."

Es ſtand nicht lange an, ſo trat der Hauptmann wieder in das Zimmer. „Euer kleiner Sohn," ſprach er zu den Eltern, „iſt nun Staub und Aſche; ich komme, eure Tochter abzurufen." — „Sey aber du," ſprach er, indem er ſich zur Tochter wandte, „du liebes, holdes Kind, nicht ſo thöricht, wie dein Bruder. Sieh, der König iſt bereit, dich mit Gold und Perlen zu ſchmücken."

Martina ſprach: „Was nützen mir Gold und Perlen? Der Glaube, der durch Leiden bewährt worden, iſt köſtlicher als Gold, das durch das Feuer geläutert wird; und die Gottſeligkeit iſt jene koſtbare Perle, für die wir Alles hingeben ſollen. Was hälfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, an ſeiner Seele aber Schaden litte."

„Ach," ſagte der Hauptmann, indem er ſie nicht ohne Rührung betrachtete, „es wäre doch Schade, wenn dieſe aufblühende Schönheit gleich einer Blume abgemäht würde!"

Martina ſprach: „Alles Fleiſch iſt wie Gras, und alle Schönheit der Menſchen wie die Blume des Feldes. Das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Die Seele aber, die den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“

„Nun denn,“ ſprach der Hauptmann, „ſo kann ich es dir nicht verhehlen! Du wirſt grimmigen Raubthieren vorgeworfen, und von ihnen zerriſſen und aufgefreſſen werden. Schaudert dir davor nicht?“

Martina dachte an den heiligen Biſchof und Märtyrer Ignazius, der den Löwen vorgeworfen worden, und ſprach wie er: „Ich bin ein Getreidkörnlein; ich muß von den Zähnen der Raubthiere zermalen werden, damit ich vor Chriſtus zu einem reinen Brode als tauglich erfunden werde!“

Der Vater rief voll himmliſchen Troſtes: „O meine Tochter, ſelig biſt du! Du haſt die Lehre Jeſu Chriſti in dein Herz aufgenommen, und getreulich bewahrt. Gottes Geiſt erleuchtet und ſtärkt dich, dieſe Lehre zu befolgen, und im Glauben an Chriſtus freudig zu ſterben.“

Die Mutter ſprach, heiße Thränen über den nahen blutigen Tod ihres geliebten Kindes vergießend, aber durch den Glauben der zarten Jungfrau in ihrem Glauben an Chriſtus und das ewige Leben neu geſtärkt: „So zieh denn hin, liebſte Tochter! Gottes Geiſt wird ferner mit dir ſeyn, daß du deinen Kampf glücklich vollendeſt.“

Vater, Mutter und Bruder umarmten die junge Märtyrin, unter Weinen und Schluchzen. Sie aber riß ſich endlich los und rief voll Freuden: „Vater, Mutter, Bruder, weinet nicht mehr! Freuet euch mit mir! Mir iſt es, als ſähe ich die Pforten des Himmels ſchon offen! Dort, dort kommen wir wieder zuſammen; dort werden wir bei Chriſtus ewig ſelig ſeyn!“ Der Hauptmann führte ſie fort, und die Soldaten, die das Haus bewachten, wehrten den trauernden Eltern und dem weinenden Bruder ihr zu folgen.

Am Morgen des dritten Tages kam der Hauptmann wieder. „Eure Tochter,“ ſprach er, „hat vollendet; ich komme, euren noch übrigen Sohn abzufordern. Allein noch habt ihr Zeit, euch eines Beſſern zu beſinnen. Bedenkt euch wohl, ehe ihr ihn mir übergebt. Oder wollet ihr denn aller eurer Kinder beraubt werden? Wollet ihr denn ſelbſt, ihr hartherzigen Eltern, ihn durch eure Hartnäckigkeit einem blutigen Tode ausliefern? Seht ihn doch nur an, den ſchönen, kraftvoll aufblühenden Jüngling! Er iſt euch von euren Kindern noch allein übrig; er iſt jetzt euer einziges geliebtes Kind. Soll denn euer adeliges Geſchlecht mit ihm ganz erlöſchen, und euer Name von der Erde verſchwinden? Er iſt die Luſt eurer Augen, der Troſt eures Lebens, die Stütze eures Alters! O gewiß! Ich ſehe es, er liebt euch! Er wird euch bei eurem herannahenden

Alter liebevoll verpflegen, und euch dereinſt die Augen ſanft zudrücken. Redet ihm zu, daß er aus Liebe und Dankbarkeit gegen euch ſein Leben zu eurem Beſten erhalte, und ſich den königlichen Befehlen unterwerfe. Was nützt euch, was nützt ihm eure Widerſetzlichkeit. Wir haben die Macht, ihm einen ſchauerlichen Tod zu bereiten."

Der edle Jüngling ſprach: „Ihr hättet keine Macht über mich, wenn ſie euch nicht von Oben gegeben wäre. Ihr könnet nicht mehr gegen mich thun, als Gott euch zuläßt. Und ſollte ich den Kelch nicht willig trinken, den mir der Vater im Himmel darreicht? Sein geliebter Sohn ſtarb für alle Menſchen. O, es iſt ſüß, aus Liebe zu demjenigen, der für uns das Leben dahin gegeben hat — zu ſterben."

„So wiſſe denn," rief der Hauptmann, „der König wird dich kreuzigen laſſen. O es wird dir nicht ſo ſüß und lieblich vorkommen, mit durchbohrten Händen und Füßen mehrere Tage hindurch am Kreuze zu hangen, die Schmerzen der brennenden Nägelwunden zu dulden, und ohne alle Erquickung unter beſtändigen Todesqualen ſo dahin zu ſterben."

Der heldenmüthige Jüngling ſprach: „O welch ein Troſt, welche Freude iſt es für mich, daß ich gewürdigt werde, des nämlichen Todes zu ſterben, den mein Erlöſer geſtorben iſt. Ich werde mich beſtreben, zu leiden und zu bluten, wie Er, bis ich mit ihm ſagen kann: „Es iſt vollbracht!“

„Wohl, mein geliebter Sohn,“ ſprach der Vater; „Gott wolle dich ſtärken, daß du ausharreſt bis an das Ende. 'Du biſt zwar noch ein Jüngling; durch Gottes Gnade biſt du aber voll Muthes, wie ein Mann. Seine Gnade ſey ferner mit dir, damit auch von dir das Wort gelte: „Selig iſt der Mann, der die Prüfung geduldig überträgt; denn wenn er bewährt erfunden iſt, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen Denjenigen verheißen hat, die Ihn lieben.“

Der Sohn blickte mit gefalteten Händen stillſchweigend zum Himmel, umarmte ſchnell Vater und Mutter, ging feſten Schrittes zum Zimmer hinaus und der Hauptmann folgte ihm.

Der edle Titus und ſeine fromme Gemahlin durchwachten die Nacht im Gebete, ſprachen einander Troſt und Muth zu, und erwarteten jetzt, da der Morgen anbrach, jede Stunde den Tod. Endlich erſchien der Hauptmann. „Edle Frau,“ ſprach er zu Maria, „ich komme, dich zum Könige zu rufen. — Du haſt, wie dein Mann, dich über deine Kinder nicht erbarmt; ach! habe jetzt doch Erbarmen mit dir ſelbſt. Wahrhaftig, ich bedauere, daß dieſes dein edles Haupt unter dem Beile fallen ſoll. Denn dieſe Todesart iſt dir zugedacht. Du lächelſt? Du blickeſt freudig zum Himmel?

Achteſt du es für nichts, ſogleich jetzt dein Leben zu verlieren?"

Die fromme, himmliſch geſinnte Frau ſprach: „Ich werde dieſes vergängliche Leben jetzt verlieren; ich gewinne aber das ewige Leben. Ich freue mich, in wenigen Augenblicken meine Kinder wieder zu ſehen. Es betrübt mich nicht, meinen Gemahl zu verlaſſen; denn er wird, wie ich nicht zweifle, mir heute oder morgen nachfolgen. O wenn ich des Himmels gedenke, wie öd' und freudenlos iſt mir dieſe Erde! Aber dort im Himmel — wie ſelig werden wir dort ſeyn! Dort iſt keine Trennung mehr! Dort wird keine Thräne mehr geweint; dort wird kein Seufzer mehr gehört. Kein Auge hat geſehen, kein Ohr gehört, und in kein Menſchenherz iſt eine ſolche Seligkeit gekommen, wie Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben."

„Das iſt unſer beſter Troſt," ſprach Titus, „unſere ſeligſte Hoffnung. Wir hatten in dieſem Leben zwar manche traurige Stunde, und waren dieſe letzten Tage her über den Tod unſerer geliebten Kinder tief betrübt; allein die Leiden dieſer Zeit, ja unſers ganzen Erdenlebens ſind der Herrlichkeit nicht werth, die dort uns aufbewahret iſt."

Maria griff nach ihrem Schleier, um ihn überzuwerfen und ſprach: „Liebſter Gemahl, ich nehme, indem ich von dir ſcheide und hingehe, zu ſterben, nicht Abſchied von dir. Es iſt mir, indem ich hingehe in jene Welt, als ginge ich nur über die Straße in ein anderes Haus, ja gar nur in das nächſte Zimmer, wohin du mir ſogleich nachkommen wirſt. Der Tod trennt uns hier nur auf eine kleine Weile; er vereiniget aber uns und unſere Kinder dort bei Chriſtus, bei Maria, den Apoſteln und allen guten Menſchen auf ewig. Was ſollten wir daher trauern? Wir haben alle Urſache, uns zu freuen; wir ſind ſchon jetzt ſelig in Hoffnung." Sie eilte aus dem Zimmer, der Hauptmann begleitete ſie.

Ehe eine Stunde verging, kam der Hauptmann eilig wieder und ſprach: „Titus, komm mit mir zum Könige!" Titus ging mit ihm, und der Hauptmann führte ihn in das Zimmer des Königs. Der König ſtand neben einem Tiſche, auf dem ſich prächtige Kleider von Purpur und Seide, allerlei Silbergeſchirr, goldene Kleinode, und Edelſteine und Perlen befanden. Titus neigte ſich vor dem Könige, warf aber auf alle dieſe Koſtbarkeiten nur einen verächtlichen Blick.

Der König ſprach: „Dergleichen Dinge ſind allerdings nichts für dich. Auch deine Kinder haben dieſe Koſtbarkeiten verſchmäht. Komm aber mit mir! Ich will dir beſſere Schätze zeigen."

Titus ſprach: „Mach' dir keine unnütze Mühe, o König; führe mich lieber an die Brandſtätte und an alle die mit Blut beſpritzten Stellen, wo meine Gemahlin und meine Kinder hingerichtet worden. Ich will nichts mehr von dieſer Welt. Alles, was du mir in dieſer Welt Herrliches zeigen kannſt, achte ich für nichts.“

Der König ſprach: „Komm und ſieh!“ Er öffnete eine Thüre, und befahl ihm hinein zu gehen. Titus trat in einen prächtigen Saal und blieb vor Erſtaunen, gleich einer ſteinernen Bildſäule, unbeweglich und ſprachlos ſtehen. Denn was erblickte er da? Seine Gemahlin ſaß, von ihren drei Kindern umgeben, heiter und fröhlich in dem Saale, und alle redeten voll der herzlichſten Freude mit einander. Sie bemerkten ihn nicht ſogleich; er aber konnte von ſeinem Erſtaunen ſich lange nicht erholen. Wie man ſonſt vor Schrecken bleich wird, erblaßte er vor Freude. Das Herz klopfte ihm heftig, er konnte keinen Athem holen, er vermochte nicht zu reden. Endlich näherte er ſich ihnen mit weit offenen Armen und rief mit lauter Stimme: „O Gott im Himmel! was ſeh ich! Du lebſt noch, meine liebſte Gemahlin? Und dich, dich meine liebe Tochter, hat man nicht den wilden Thieren vorgeworfen? Und euch, meine lieben Söhne, hat man nicht umgebracht? Euch alle, die ich auf das ſchrecklichſte hingerichtet glaubte, ſehe ich lebend! Es iſt mir, als ſähe ich euch von den Todten auferſtanden.

Alle eilten auf ihn zu. Seine Gemahlin umarmte ihn, und benetzte ſein Angeſicht mit Freudenthränen; ſeine Kinder küßten ſeine Hände, und umfaßten ſeine Knie. Alle fühlten ſich unausſprechlich ſelig. „O wie groß wird die Seligkeit des Wiederſehens im Himmel ſeyn!“ ſprach der Vater. Mutter und Kinder ſprachen: „Es iſt uns, als ſeyen wir ſchon im Himmel!“

Der König ergetzte ſich an dem rührenden Anblicke, und ihm ſelbſt ſtanden die hellen Thränen in den Augen. „Welch eine liebevolle und liebenswürdige Familie!“ ſprach er. „Die Seligkeit, die eure Herzen erfüllt, hat auch mich ergriffen.“

Titus erholte ſich von dem Uebermaaße ſeiner Freude, und ſprach zu dem Könige: „Aber ſage mir doch, o König, warum du uns zuerſt ſo hart bedroht, und meinen Kindern ſo grauſame Todesarten angekündet haſt, und dich nun ſo überaus gnädig und huldreich gegen uns bezeigeſt?“

Der König ſprach: „Ich ſehe es für meine Pflicht an, dir hierüber Auskunft zu geben. Ich war der chriſtlichen Religion nicht abgeneigt; die Chriſten waren mir meine liebſten Unterthanen. Allein die wiederholten, geſchärften Befehle des Kaiſers forderten mich auf, dieſe ihm, leider! ſo verhaßte Religion aus meinem Gebiete zu verdrängen. Ich ſann darauf, dieſe Befehle mit dem wenigſten, ja lieber mit gar keinem Blutvergießen zu vollziehen. Mit dir, den die Chriſten für den beſten Mann ihrer Gemeinſchaft anſehen, wollte ich den erſten Verſuch machen. Dein Beiſpiel ſollte, wenn du mir gehorchen würdeſt, ſie bewegen, ein Gleiches zu thun. Im Falle aber, daß du dich mir widerſetzteſt, ſollte deine Hinrichtung ſie ſchrecken. Du haſt meine Anträge verworfen. Da dachte ich denn, durch deine Kinder den Weg zu deinem Vaterherzen zu finden, und dich dahin zu bringen, lieber deinen Glauben zu verläugnen, als deine Kinder dem Tode preis zu geben."

„Was ſich mit deinen Kindern und auch mit deiner Gemahlin hier in meinem Pallaſte zugetragen hat, davon weißt du noch kein Wort. Ich will es dir jetzt erzählen, und du wirſt dich darüber freuen."

„Ich hatte, wie du weißt, zuerſt deinen jüngſten Sohn zu mir rufen laſſen. Der Hauptmann hier hatte die Weiſung, dir zu ſagen, was dem Kinde bevorſtehe. Der Hauptmann, dieſer würdige alte Krieger, erzählte mir, was ihr Eltern geſprochen habt, und wie dieſer euer Sohn ſich ſo muthig und ſtandhaft gezeigt habe, als er abgeführt wurde. Ich ſchmeichelte dem holden Knaben, ſtreichelte ihm die Wangen und die goldenen Locken, und zeigte ihm Alles vor, was Kinder erfreuen kann, und verſprach, es ihm zu ſchenken. Er aber ſchüttelte nur mit ernſter Miene den Kopf. Ich ließ ihn zu dem brennenden Scheiterhaufen führen, und ich mußte erſtaunen, mit welcher Freudigkeit das Kind bereit war, ſich hinein ſtürzen zu laſſen. Es that mir jedoch leid um den kleinen holden Mathias hier. Ich befahl, ihm einſtweilen ein Zimmer in meinem Pallaſte anzuweiſen, und ihn da zu bewachen; ihn aber wohl zu verpflegen, und es ihm an nichts Nöthigem fehlen zu laſſen.“

„Ich ſchickte den Hauptmann wieder zu euch, und befahl ihm, euch auf der Meinung zu laſſen, euer lieber kleiner Sohn ſey verbrannt worden. Ich gebot ihm, eure Tochter zu rufen, und euch zu melden, welche Todesart ihr bevorſtehe. Der Hauptmann brachte ſie, und erzählte mir unter vier Augen Alles, was zwiſchen ihr und ihren Eltern vorgegangen. Ich bot ihr die ſchönſten und ausgeſuchteſten Putzwaaren an, woran Mädchen ihres Alters Freude zu haben pflegen. Ich ließ ihr die grimmigen Tieger zeigen, die aus einem eiſernen Gitter mit funkelnden Augen herausſchauten, und mit weit aufgeſperrtem Rachen voll ſcharfer Zähne, nach ihrem Blute dürſteten. Ich ließ die zarte Jungfrau in die Mitte des Hofraumes ſtellen. Die Kriegsmänner entfernten ſich. Ich und viele meiner Leute ſahen aus den Fenſtern meines Pallaſtes zu. Aber ſie ſtand da, heiter und fröhlich, wie eure Geſchichten die Engel Gottes ſchildern, und erwartete ohne Furcht, daß man die Fallgitter aufziehe. Wie hätte ich es aber über das Herz bringen können, ein ſo holdes zartes Weſen, eure ſo ſchuldloſe, edelmüthige Tochter hier, von wilden Thieren auffreſſen zu laſſen? „Ich vermochte es nicht!“

„So unerſchüttert, wie ſie, wie euer jüngſter Sohn, blieb auch der älteſte. Obwohl er noch eher ein Knabe als ein Jüngling zu nennen war, ſprach er mit mir würdig und kräftig, wie ein Mann. Ich befahl, ihn auf den Richtplatz zu führen. Das aus Balken gezimmerte Kreuz, Hammer und Nägel lagen zu ſeinen Füßen. Allein er zeigte keine Furcht. Er wartete nicht, bis die Gerichtsdiener ihn auf das Holz des Kreuzes niederwarfen. Er legte mit ausgeſtreckten Armen ſich ſelbſt auf das Kreuz und ſprach zu den Gerichtsdienern: „Thut, was euch geboten iſt. Wie mein Erlöſer geſtorben iſt, will auch ich ſterben.“

„Wahrhaftig,“ ſprach der König weiter, „in euren Kindern waltet eine himmliſche Kraft, gegen die alle Mächte der Erde nichts auszurichten vermögen. Ich erkannte mich als beſiegt. Ich ſelbſt führte ihn zu ſeinen Geſchwiſtern. Deine Gemahlin bewährte ſich als die würdige Erzieherin ſolcher Kinder. Ich ſchenkte der Mutter ihre Kinder und ſchenke nun dir — Mutter und Kinder wieder.“

Der König umarmte Titus und ſprach: „Eine Religion, die ſolche Früchte bringt, ſolche gute

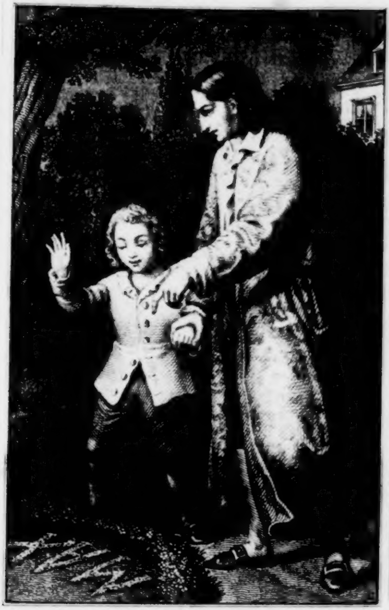
Menſchen bildet, ſolche zärtliche Bande zwiſchen Eltern und Kindern knüpft, einen ſolchen Muth im Tode gibt, eine ſolche feſte Hoffnung eines ewigen Lebens nach dem Tode erzeugt, muß vom Himmel ſeyn. An dir, an deiner Gemahlin und deinen Kindern, lernte ich erkennen was es Großes und Herrliches um das Chriſtenthum ſey. Wahrhaftig, die chriſtliche Religion iſt das beſte, das wohlthätigſte Geſchenk des Himmels!"

„Und nun, liebſter Titus," fuhr er fort, „laß uns Freunde ſeyn! Ich bin nun feſt entſchloſſen ſelbſt ein Chriſt zu werden. — Nehmt mich, ihr edlen guten Menſchen, in eure Familie auf. Ja, ich wünſche von nun an eurer chriſtlichen Gemeinde anzugehören. Ich weiß zwar wohl und ſehe voraus daß die Verfolgungen der Chriſten in unſerm Lande nicht aufhören werden. Ich weiß, daß ich, wenn mir je nichts Aergeres bevorſteht, meine Krone werde niederlegen müſſen. Allein was ſind alle irdiſche Kronen gegen jene Krone, zu der auch der geringſte Menſch auf Erden, der wie ihr glaubt, hofft und liebt, gelangen kann? — Ohne Vergleich herrlicher iſt jene himmliſche Krone."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Josaphat 3
Drei Parabeln Barlaams 187
Titus und ſeine Familie 195



DER GARTEN.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Sechzehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1844.

Kurze Erzählungen.

Erſte Abtheilung.

1.

Der Garten.

Herr Albert hatte vor dem Thore der Stadt einen ſchönen Garten. Der kleine Max, ſein Sohn, zeigte große Freude an den mancherlei Blumen. Der Vater wies ihm daher ein eigenes Gartenbeet an, damit er darauf nach Luſt Blumen pflanzen könne. Der Gärtner grub es ſogleich um, machte es mit dem Rechen ſchön eben, und faßte es mit grünen Primelſtöckchen ein, an denen man bereits kleine Blumenknoſpen ſah.

Nach einigen Regentagen kam der Vater mit Max wieder in den Garten. Und ſieh! alle die gelben, feuerfarbenen und dunkelrothen Primeln waren nun ausgeſchlagen; und in Mitte dieſes Blumenrahmens bildeten auf dem braunen Grunde nuzählige, zarte grüne Blättchen die drei großen ſchönen Buchſtaben M A X.

Der Knabe blieb höchſt erſtaunt vor dem Beetchen ſtehen und rief: „Was ſeh' ich! Da iſt ja mein Namen aus dem Boden hervorgewachſen! O ſag' doch, liebſter Vater, wie konnten dieſe Buchſtaben ſo groß und ſo ſchön aus der Erde hervorkommen?"

Der Vater ſprach lächelnd: „Meinſt Du nicht, das könnte von Ungefähr ſo gekommen ſeyn? Vielleicht hat der Wind die Samenkörnlein ſo hingeſtreut, daß dieſe Buchſtaben zum Vorſchein kommen mußten."

„O nein, nein!" rief Max. „Das iſt unmöglich! Doch halt — jetzt geht mir ein Licht auf. Dieſe Buchſtaben haſt du in die Erde gezeichnet, haſt dann die Samenkörnlein von Kreſſe hineingeſtreut, die Körnlein wieder mit Erde bedeckt, und ſo kamen dann die zarten Pflänzchen in dieſer ſchönen Ordnung hervor. Das weiß ich gewiß. Geſteh' es nur, liebſter Vater, das haſt du gethan, um mir eine unerwartete Freude zu machen."

„Nun wohl!" ſprach der Vater. „Du kannſt alſo nicht zweifeln, daß ich dieſe Buchſtaben gebildet habe. Betrachte nun dieſe Blumen, die deinen Namen umgeben. Sind ſie nicht viel kunſtreicher gezeichnet, als dieſe Buchſtaben, und überdies noch ſehr ſchön bemalt? Sollte nicht irgendwo ein großer Verſtand ſeyn, der den Grundriß dazu in die kleinen Samenkörnlein gezeichnet hat? Sollte nicht irgendwo ein liebendes Herz ſeyn, das uns damit erfreuen will?"

Max ergriff die Hand des Vaters nnd rief: „O liebſter Vater, jetzt ſehe ich es ſo klar ein, wie noch nie in meinem Leben: Gott hat dieſe und alle die noch viel ſchöneren Blumen in dieſem Garten geſchaffen, uns zu zeigen, daß Er uns liebe."

„So iſt's," ſprach der Vater; „unſer ganzer Garten voll Blumen iſt ein großes Buch, in dem wir auf allen Blättern leſen können, wie freundlich, wie gütig, wie mächtig und weiſe der liebe Gott ſey."

Die ganze Welt in ihrer Pracht
Zeigt Gottes Weisheit, Lieb' und Macht.

2.

Die ſchönſten Blumen.

Ludwig blieb in dem Garten vor einem blühenden Roſenſtrauche ſtehen, und ſagte zu ſeinen Schweſtern: „Die Roſe iſt doch die ſchönſte von allen Blumen!" Karolina ſprach: „Die Lilie dort auf dem Blumenbeete iſt eben ſo ſchön als die Roſe. Ich halte beide Blumen für die ſchönſten; alle andere ſind nichts dagegen." „Ei," ſagte die kleine Anna, „ihr müßt die lieblichen Veilchen doch auch nicht gering achten. Sie ſind recht ſchön, und haben uns im verfloßenen Frühlinge viele Freude gemacht."

Die Mutter, die dem Geſpräche der Kinder zuhörte, ſprach: „Die dreierlei Blumen, die euch ſo wohl gefallen, ſind ſchöne Gleichniſſe und Sinnbilder von drei ſchönen Tugenden. Das Veilchen mit der beſcheidenen dunkelblauen Farbe iſt ein Sinnbild der Demuth; die ſchneeweiße Lilie iſt ein Sinnbild der Unſchuld; das liebliche Roth der Roſe ſagt euch: Euer Herz ſoll glühen von Liebe zu Gott und den Menſchen und zu allem Guten. Denn dieſe Liebe allein iſt wahre Güte."

Der Jugend ſchönſte Blüthe
Sind Demuth, Unſchuld, Güte.

3.

Die Roſen.

Ein Landmann, der auf einem abgelegenen Bauernhofe wohnte, brachte ſchon im Monat Merz einen Roſenſtrauch aus der Stadt mit, und pflanzte ihn in ſein Gärtchen. Das kleine Gretchen hatte noch nie einen Roſenſtrauch geſehen, und ſagte: „Aber was machſt du doch da, lieber Vater? Wie magſt du doch dieſe dürren, dornigen Stauden gerade in Mitte unſers ſchönen Gartens ſetzen? Dieſe Dornen ſind eine ſchlechte Zierde; ſie entſtellen den ganzen Garten."

„Warte nur zu, mein liebes Kind, und habe Geduld!“ ſprach der Vater. „Da wird dieſer Dornſtrauch ſo wunderſchöne Blumen hervorbringen, dergleichen du in deinem Leben noch keine erblickt haſt!“ Gretchen wollte das nicht glauben, und ſchüttelte bedenklich das lockige Köpfchen.

Aber ſieh da! Der dornige Strauch fing an auszuſchlagen, und bekam ſchönes dunkelgrünes Laub; zarte Knöspchen erſchienen, die immer größer wurden; und nachdem alle Aurickeln, Tulpen und Narziſſen verblüht waren, öffneten ſich endlich die Roſenknoſpen und der Strauch prangte mit einer Menge von Roſen, über deren herrliche Purpurfarbe und ihren lieblichen Wohlgeruch Gretchen erſtaunte. „O wie ſchön!“ rief das Kind mehrmal; „ſie ſind ſchöner als alle andere Blumen. Der Roſenſtrauch iſt die ſchönſte Zierde unſers Gartens.“

„Siehſt du nun, mein Kind,“ ſprach der Vater, „wie aus den Dornen Roſen aufblühen? Du mußteſt zwar den ganzen Frühling hindurch darauf warten, und verloreſt beinahe die Geduld. Aber nun erkenneſt du, wie wahr das Sprichwort iſt: Die Zeit bringt Roſen. Wie mit dieſem Dornenſtrauch, der Roſen bringt, ſo iſt es auch mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns Freude bringen. Wir müſſen daher Geduld haben, denn

Aus den Dornen unſrer Leiden
Kommen Roſen vieler Freuden!

4.

Die Lilie.

Mitten in Luiſens freundlichem Blumengärtchen ſtand auf einem runden, mit Buchs grün eingefaßten Beetchen eine unvergleichlich ſchöne weiße Lilie in voller Blüthe. Luiſe, ſelbſt noch nicht viel höher als ein Lilienſtängel, betrachtete eines Morgens die ſchöne Blume, wie ſie im röthlichen Morgenſtrahle von Thau funkelte, und blickte mit Entzücken und voll Dankes zu Demjenigen auf, der Sonne, Thau und Blumen geſchaffen hat. Luiſens Eltern freuten ſich der frommen Empfindungen ihrer Tochter, und ſagten ſich leiſe: „Sie ſelbſt iſt eine ſchuldloſe, ſchön aufblühende Lilie!“

Allein, ehe ein Jahr verging, ſtarb Luiſe; und als nun die Lilie wieder blühte, gedachte die Mutter ihrer verblichenen Luiſe, und vergoß heiße Thränen. Da ſprach der Vater: „Als dieſe ſchöne Lilie hier noch eine junge Pflanze war, und in einem Winkel des Gartens aufſproßte, nahm ich ſie aus der Erde, und unſere Luiſe ward darüber betrübt, und ſagte, es ſey Schade um das ſchöne Gewächs. Da aber die Lilie, an eine beſſere Stelle verpflanzt, die Zierde dieſes Gärtchens ward, freute ſich Luiſe, und dankte mir, daß ich die Blume verſetzt hatte. Darum weine nicht, liebe Mutter, ſondern freue dich vielmehr. Unſere Luiſe blüht ja nun, dieſer Erde entnommen, im Paradieſe.

Sie ward von Gottes Hand
Verſetzt in's beſſ're Land."

5.

Die Nelke.

Ein Gärtner hatte in ſeinem Garten eine prächtige Nelke gezogen, deren zarte Farben und herrlichen Wohlgeruch Jedermann bewunderte.

Da kamen nun einmal ein vornehmer Herr und ſeine Gemahlin in den Garten und betrachteten die Blume.

Allein der Herr ſagte: „Die Farben der Nelke ſind gar nichts Beſonderes; der Geruch iſt übrigens ſehr gewürzhaft und überaus angenehm."

Die Frau aber rief: „Nein, nicht ſo! Es iſt gerade umgekehrt. Die Farben der Blume ſind ganz unvergleichlich ſchön; allein leider! hat ſie ganz und gar keinen Geruch."

Der Gärtner konnte dieſe ſeltſamen Urtheile nicht begreifen, bis er endlich merkte, daß der Herr nicht recht wohl ſah, und die Frau eben den Schnupfen hatte.

Da ſagte der Gärtner bei ſich ſelbſt: „Wie es meiner ſchönen, wohlriechenden Nelke ging, ſo geht es manchem Schönen und Guten. Ja die edelſten und heiligſten Dinge werden hie und da von einem Menſchen getadelt, dem es am rechten Sinne fehlt, ihre Vollkommenheiten wahrzunehmen.“

Kann dich das Beſte nicht vergnügen,
So muß an dir der Fehler liegen.

6.

Die Maiblümchen.

Die kleine Roſine, die Tochter eines armen Taglöhners, war krank; Lotte die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind ſonſt nichts genießen konnte, täglich ein Schüſſelchen voll Suppe.

Als Roſine wieder geſund war, ſagte ſie: „Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie ſelbſt nahm ſich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Möchte mich doch der liebe Gott in den Stand ſetzen, ihr einen recht großen Dienſt zu erweiſen. Ach, daß ich ihr nur eine kleine Freude machen könnte!

Sie hörte, daß Lotte die Maiblümchen ungemein gern habe. Sie ging daher vom erſten Mai an faſt täglich in den Wald, um für Lotte das erſte Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken.

Nach langem Suchen erblickte ſie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche eine Menge Maiblümchen. Sie pflückte davon, ſetzte ſich unter den Eichbaum, und band die ſchönen grünen Blätter und die lieblichen weißen Blüthenglöcklein in zierliche Sträußchen. Da hörte ſie in dem nahen Dickicht zwei Räuber mit einander reden.

„Du,“ ſagte der Eine, „jetzt können wir uns an dem Amtmanne rächen, der meinen Bruder in das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da hab' ich den Schlüſſel zu der Thür des Amthauſes, den die dumme Magd an der Hausthür ſtecken ließ.“

„Gut,“ ſprach der Andere; „wir wollen heute Nacht den Amtmann mit Weib und Kind ermorden, und dann die volle Amtskaſſe ausleeren.“

Roſine ſchlich ſich mit ihren Maiblümchen erſchrocken davon, brachte ſie Lotten, und erzählte, was die Räuber geſagt hatten. Der Amtmann beſtellte heimlich einige bewaffnete Männer, und wachte mit ihnen in dem Hausgange. Um Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur Thüre herein, wurden gefangen, und in der Folge für ihre böſen Thaten beſtraft.

Der Amtmann aber ſagte zu ſeiner Tochter: „Liebe Lotte, deine Wohlthätigkeit hat über unſer Haus einen großen Segen gebracht. Du haſt die arme Roſine mit ein wenig Suppe geſpeiſet; ſie aber hat unter Gottes Leitung uns allen das Leben gerettet.“

Theil' mit dem Hungrigen dein Stücklein Brod,
Er rettet dich vielleicht aus größrer Noth.

7.

Das Vergißmeinnicht.

„Wie heißt man denn dieſe ſchönen, himmelblauen Blümchen hier an dem klaren Bächlein?“ fragte Sophie ihre Mutter. „Ich ſah ſie ſchon öfter gemalt oder geſtickt, weiß aber noch nicht einmal, wie man ſie nennt.“

„Man nennt ſie Vergißmeinnicht,“ ſprach die Mutter, „weil man dieſe niedlichen Blümchen, die ſo ſchön mit der Farbe des Himmels geziert ſind, ſcheidenden Freunden zum Andenken zu geben pflegt.“

Sophia ſagte: „Ich habe mich noch nie von Eltern, Geſchwiſtern oder Freunden trennen müſſen. Ich weiß daher Niemand, an den mich ein ſolches Blümchen erinnern könnte.“

Die Mutter ſprach: „So will ich dir Jemand **nennen, an Den dich dieſes Blümchen erinnern ſoll — es iſt Derjenige, der es geſchaffen hat. Jede Blume im Garten erinnert uns an ihren und unſern Schöpfer;**

Ein jedes Wieſenblümchen ſpricht:
Vergiß des lieben Gottes nicht.

8.

Die Reſede.

„Aber warum haben Sie doch immer dieſes kleine, grüne Kräutlein in dem zierlichen Topfe hier am Fenſter ſtehen?“ fragte Fräulein Blandine ihre Mutter. „In unſerm Garten blühen doch eine Menge Blumen; womit erwarb ſich gerade dieſes unbedeutende Pflänzchen vor allen übrigen Gewächſen ein ſolches Vorrecht?“

„Es iſt wahr,“ ſprach die Mutter, „dieſes zarte Gewächs, Reſede genannt, prangt weder mit dem Purpur der Roſe, noch mit dem weißen Atlaßglanze der Lilie, noch mit der bunten Farbenpracht der Tulpen; allein ſeine unanſehnliche, ſchmuckloſe Blüthe hat einen ſo milden, ſanften Geruch, daß er wohl ſelbſt den Wohlgeruch der Roſe übertrifft; und noch ſpät im Herbſte, ja ſogar im Winter, wenn längſt alle Blumen verwelkt ſind, erfüllt es das Zimmer noch mit ſeinem erquickenden Dufte. Die Reſede iſt deßhalb ein Bild der ſtillen beſcheidenen Tugend, die allein wahren Werth hat, und dann noch beſteht, wann alle Schönheit längſt verblüht iſt.“

Wir wollen äußern Glanz nicht achten,
Und nur nach innrer Güte trachten.

9.

Der Blumenkranz.

Ein ehrwürdiger Greis feierte ſeinen achtzigſten Geburtstag. Seine Kinder verſammelten ſich um ihn, wünſchten ihm Glück, und küßten ihm unter Thränen der Freude und Rührung die Hände. Seine Enkel überreichten ihm einen Kranz von Roſen und Lilien.

Die Großmutter, die dabei ſtand, ſagte: „Dieſe Krone von Roſen und Lilien ſoll wohl eure Freude über des Großvaters blühend rothe Geſichtsfarbe bei ſchneeweißen Haaren ausdrücken. Allein die ſchönſte Krone der Eltern und Großeltern ſind Kinder und Kindeskinder, die ſchön wie Roſen blühen, und rein und ſchuldlos ſind, wie Lilien."

Der Großvater ſprach zu den Enkeln: „Damit eure Eltern und Großeltern dieſe Freude immer haben mögen, ſo will ich dieſen Blumenkranz abmalen laſſen, und in der Mitte des Kranzes ſollen mit goldenen Buchſtaben die Worte ſtehen, die jedes Kind, deſſen Wangen Gott mit dem lieblichen Roth der Unſchuld geziert hat, ſich in das Herz ſchreiben ſoll:

Dein Sinn und dein Verlangen
Sey immer Lilien-rein.
So werden deine Wangen
Stets ſchöne Roſen ſeyn.

10.

Die Erdbeeren.

1.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf, und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reiſen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es ging ihm ſehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichſte Mitleid. Sie beſuchte ihn alle Tage, und ſchenkte ihm jedesmal einen Sechſer.

Eines Abends ſprach aber der ehrliche Krieger ſehr bekümmert: „Liebes Kind! Wie ich heute vernahm, ſind deine Eltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmſt du ſo viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den du mir nicht mit gutem Gewiſſen geben könnteſt.“

„O,“ ſagte Agathe, „ſeyd außer Sorgen. Das Geld iſt rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächſten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körblein voll, verkaufe ſie in dem Flecken, und bekomme dafür allemal ſechs Kreuzer. Meine Eltern wiſſen das wohl; ſie haben aber nichts dagegen. Sie ſagen öfters: „Es gibt noch viel ärmere Leute, als wir ſind, und da müſſen wir ihnen ſo viel Gutes thun, als unſre Lage nur immer erlaubt."

Dem alten Krieger ſtanden die hellen Thränen in den Augen, und tröpfelten auf ſeinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind," ſprach er, „Gott wolle dich und deine Eltern für dieſe menſchenfreundlichen Geſinnungen ſegnen!"

Fehlt dir es nicht an gutem Willen,
So kannſt du vielen Jammer ſtillen.

2.

Nach einiger Zeit reiste ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit ſeinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshauſe an, um die Pferde füttern zu laſſen, hörte von dem kranken Soldaten, und beſuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm ſogleich von ſeiner kleinen Wohlthäterin. „Was?" rief der Offizier, „ein armes Kind hat ſo viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, nicht weniger thun. Ich werde ſogleich Anſtalt machen, daß man dich im Wirthshauſe auf's Beſte verpflege."

Er that es, und ging hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind," ſprach er gerührt, „deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du haſt dem alten Kriegsmanne viele Sechskreuzerſtücke geſchenkt; hier haſt du dafür eben ſo viele Goldſtücke." Die erſtaunten Eltern ſagten: „Ach, das iſt zu viel!" Allein der

General ſprach: „Nein, nein! Dieſes iſt nur ein armſeliger Lohn; den beſſern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

11.

Die Kirſchen.

Sabine, die Tochter reicher Eltern, hatte ein eignes, ſehr niedliches Zimmer; allein es ſah darin ſehr unfreundlich aus. Denn ſie räumte es nicht auf, und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer beſſer in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntage Nachmittags war ſie eben mit dem Ankleiden fertig geworden, und wollte ausgehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbars ein Körbchen voll großer ſchwarzer Kirſchen. Weil nun gerade Tiſche und Fenſter voll von Kleidungsſtücken und andern Sachen lagen, ſtellte Sabine das Körbchen einſtweilen auf einen mit blauem Seidenzeuge überzogenen Seſſel, und ging dann mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf ſpazieren.

Abends ſpät, da es ſchon dunkel geworden war, kam ſie ſehr ermüdet auf ihr Zimmer zurück, und eilte ſogleich einem Sitze zu. Kaum aber hatte ſie ſich geſetzt, ſo fuhr ſie plötzlich wieder auf, und that vor Schrecken einen lauten Schrei. Denn ſie hatte ſich gerade mitten in das aufgehäufte Körbchen voll Kirſchen geſetzt.

Die Mutter eilte auf den Schrei mit einem Lichte herbei. Aber was mußte ſie ſehen! Die Kirſchen waren alle zerdrückt; der Kirſchenſaft floß von allen Seiten über den Seſſel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war ſo übel zugerichtet, daß es gar nicht mehr hergeſtellt werden konnte.

Die Mutter gab ihr aber noch überdies einen ſcharfen Verweis, und ſagte: „Da ſiehſt du nun, wie nöthig es iſt, aufzuräumen, und jeder Sache einen ſchicklichen Platz anzuweiſen. Du biſt jetzt für deinen Ungehorſam und für dein unordentliches Weſen beſtraft. Beherzige künftig das Sprüchlein:

Wer nicht auf ſtrenge Ordnung hält,
In Schand' und Schaden leicht verfällt.

12.

Das junge Apfelbäumchen.

Gottfried und Chriſtine waren immer darauf bedacht, ihren Eltern Freude zu machen. Einſt halfen ſie ihnen in dem Garten arbeiten. Da ſagte der Vater: „Hier in der Ecke ſollte noch ein Baum ſtehen. Ich muß doch machen, daß ich einen bekomme.“

Da nun der Geburtstag des Vaters nahe war, ſo kauften die guten Kinder von ihrem erſparten Gelde heimlich ein ſchönes junges Apfelſtämmchen, und ſchlichen ſich damit am Vorabende des erfreulichen Tages in den Garten, es einzuſetzen.

„Wie wird ſich der Vater freuen,“ ſagten ſie zu einander, wenn er morgen in den Garten kommt, und das ſchöne Apfelbäumchen erblickt!“

Chriſtine hielt das Bäumlein, und Gottfried grub mit der Schaufel die Erde auf. Da krachte und klingelte, blinkte und ſchimmerte es auf einmal in dem Boden. Gottfried hatte mit der Schaufel einen irdenen Topf zerſtoßen, in dem mehrere Goldſtücke und eine Menge Silbermünzen vergraben waren, und nun im hellen Mondlichte glänzten.

„Ein Schatz! Ein Schatz!“ riefen die Kinder voll Freude, ſprangen eilig den Eltern zu, und verkündeten ihnen den glücklichen Fund.

Der Vater ſprach: „Gott hat eure Liebe zu euren Eltern belohnt, meine lieben Kinder! Denn immer belohnt Er die kindliche Liebe, wenn gleich nicht immer auf eine ſo ſeltene Art. Bleibt auch ferner ſo gute Kinder, und Gott wird euch noch beſſere Schätze geben, als Gold und Silber.“

Dem Kinde, das die Eltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott beſchert.

13.

Die Aepfel.

Georg, ein leichtſinniger Knabe, ſah eines Morgens aus ſeinem Fenſter in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der ſchönſten rothen Aepfel im Graſe liegen.

Er lief geſchwind hinüber, ſchlüpfte durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und ſtopfte alle Taſchen in Rock und Weſte voll Aepfel.

Allein plötzlich kam der Nachbar, mit einem Stecken in der Hand, zur Gartenthür herein. Georg ſprang, ſo ſchnell er konnte, dem Zaune zu, und wollte eilends wieder hinaus kriechen.

Aber — o weh! Wegen ſeiner vollgeſtopften Taſchen blieb er in der engen Oeffnung ſtecken. O wie erſchrak er, daß er ertappt worden! Wie ſchämte er ſich, vor dem Nachbar als ein Dieb dazuſtehen!

Er mußte die geſtohlenen Aepfel wieder zurück geben, und der Nachbar ſprach, indem er ihm mit dem Stecken einige derbe Streiche verſetzte, „Merk dirs:

Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nicht entkommen."

11.

Der große Birnbaum.

Der alte Rupert ſaß im Schatten des großen Birnbaums vor ſeinem Hauſe. Seine Enkel aßen von den Birnen, und konnten die ſüßen Früchte nicht genug loben.

Da ſagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren ſtand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war, und wo jetzt der Baum ſteht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. Ach, ſagte ich, ich wollte gern zufrieden ſeyn, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte.“

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, ſprach: „Das kannſt du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du ſtehſt, ſind mehr als hundert Thaler in dem Boden verſteckt. Mache nur, daß du ſie herausbringſt.“

Ich war damals noch ein unverſtändiger junger Menſch, und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdruſſe keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch ſah, lachte er, daß er ſich beide Seiten hielt und ſagte: „O du einfältiger Menſch, ſo war es nicht gemeint!

Ich will dir aber einen jungen Birnſtamm ſchenken. Den ſetze in das Loch, das du gemacht haſt, und nach einigen Jahren werden die Thaler ſchon zum Vorſchein kommen.“

Ich ſetzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs, und wurde der große herrliche Baum, den ihr hier vor Augen ſeht. Die köſtlichen Früchte, die er nun ſeit vielen Jahren her getragen hat, brachten mir ſchon weit mehr als hundert Thaler ein, und noch immer iſt er ein Kapital, das reichliche Zinſen trägt. Ich habe deßhalb das Leibſprüchlein des klugen Nachbars nicht vergeſſen; merkt es euch auch:

Den ſicherſten Gewinn
Bringt Fleiß und kluger Sinn.

15.

Die Birne.

Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph, als Edelknaben an den fürſtlichen Hof. Sie gab ihm beim Abſchiede mit weinenden Augen noch die ſchönſten mütterlichen Lehren. „Lieber Sohn,“ ſagte ſie unter anderm, „trage Gott ſtets im Herzen, und thue Alles, wie vor Seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürſten, deinen Herrn, und eine brüderliche Liebe gegen deine Mitedelknaben. Beſonders aber hüte dich vor deinem Hauptfehler — der Naſchhaftigkeit.“

Adolph mußte den Fürſten bei der Tafel bedienen. Eines Tages trug er in einer ſilbernen Schüſſel Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihn eine große Luſt an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen ſeiner Mutter fielen ihm wohl ein; allein er folgte nur ſeiner Begierde. Noch vor der Thür des Speiſeſaales nahm er geſchwind eine Birne, und ſchluckte ſie begierig hinunter. Kaum hatte er aber die Schüſſel auf die Tafel geſtellt, ſo fiel der unglückliche Knabe todt zu Boden. Die Birn', die noch ſehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

Die böſe Luſt mußt du bezwingen,
Sonſt wird ſie dir Verderben bringen.

16.

Die Pflaumen.

Die Frau von Halden beſuchte einmal mit ihren vier Kindern den Großvater in ſeinem ſchönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Rebenblatte vier Pflaumen, die gelb, wie Gold, und ſo groß, wie Eier, waren. Er bedauerte, daß noch nicht mehrere reif ſeyen. „Ihr mögt indeß ſelbſt zuſehen,“ ſprach er im Scherze, „wie ihr vier Pflaumen unter fünf Perſonen austheilt, ohne daß in der Rechnung ein Bruch vorkommt.“

„O, das will ich,“ ſagte Lenore, die älteſte Tochter; „nur bitte ich mir aus, daß ich gleich- und ungleich-benannte Zahlen ein wenig untereinander mengen darf.“

Sie nahm die 4 Pflaumen, und ſprach: „Wir 2 Schweſtern und 1 Pflaume machen zuſammen 3; meine 2 Brüder und 1 Pflaume machen auch 3; dieſe 2 Pflaumen und die Mutter ſind zuſammen abermal 3. So geht Alles gerade und ohne Bruch auf.

Lenorens Geſchwiſter waren mit dieſer Theilung ſehr zufrieden. Die erfreute Mutter aber beſtand darauf, jedes der Kinder ſolle eine Pflaume bekommen, und der Großvater brachte Lenoren noch überdies einen ſchönen Blumenſtrauß. „Denn,“ ſagte er, „Lorchens ſinnreiche Rechnung macht ihrem Witze ſehr viel, ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre.

Verſtand und Witz gefallen ſehr.
Ein edles Herz unendlich mehr.

17.

Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächſt dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir,“ rief Ignaz; „denn ich habe ſie zuerſt geſehen.“ „Nein, ſie gehört mir,“ ſchrie Bernhard; „denn ich habe ſie zuerſt aufgehoben.“ Beide geriethen in einen heftigen Streit.

„Ich will den Streit ausmachen,“ ſagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er ſtellte ſich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf, und ſprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerſt ſah; die andere Schale gehört dem, der ſie zuerſt aufhob; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsſpruch.“

„Das,“ ſetzte er lachend hinzu, „iſt das gewöhnliche Ende der meiſten Prozeſſe.“

Wer Freude hat am Prozeſſiren,
Wird ſtatt Gewinnes ſtets verlieren.

18.

Die Nuß in grüner Schale.

Die kleine Helene fand in dem Garten eine Nuß, die noch mit der grünen Schale überzogen war. Lenchen ſah ſie für einen Apfel an, und wollte ſie eſſen. Kaum hatte aber die Kleine hineingebiſſen, ſo rief ſie: „Pfui, wie bitter!“ und warf die Nuß weg.

Konrad, ihr Bruder, der klüger war, hob die Nuß ſogleich auf, ſchälte ſie mit den Zähnen ab und ſagte: „Ich achte dieſe bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein ſüßer Kern darin verborgen ſteckt, der mir dann deſto beſſer ſchmecken wird.“

Achte keiner Mühe Bitterkeit,
Die ſich mit ſüßem Lohn erfreut.

19.

Die Haſelnußſchale.

Der alte Graf von Nordſtern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böſe Menſchen wurden deßhalb über ihn ſo aufgebracht, daß ſie zuſammen ſchwuren, ihn umzubringen. Sie beſtellten einen Meuchelmörder, der ihn in der nächſten Nacht ermorden ſollte.

Der edle Graf ahnete nicht, was ihm bevorſtand. Am Abende beſuchten ihn noch ſeine Enkel. Er war in Mitte der guten Kinder ſehr fröhlich und vergnügt, und bewirthete ſie mit Aepfeln, Birnen, Trauben und Nüſſen. Nachdem ſie fort waren, begab er ſich zur Ruhe, empfahl ſich in den Schutz Gottes, und ſchlief unbeſorgt ein.

Allein um Mitternacht trat der Mörder, der ſich heimlich in den gräflichen Pallaſt eingeſchlichen hatte, leiſe in das Zimmer. Der gute Graf ſchlief; ein kleines Nachtlicht brannte hinter einem grünen Schirme; der Mörder erhob in ſeiner rechten Hand den Dolch von ſcharf geſchliffenem Stahl, und näherte ſich dem Bette.

Allein plötzlich krachte etwas in dem Zimmer ſo laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, ſah den Mörder, nahm von der Wand neben ſeinem Bette eine Piſtole, und zielte auf ihn. Der Böſewicht erſchrak, ließ den Dolch fallen, und bat um Gnade. Er mußte ſich gefangen geben, und ſeine Mitſchuldigen entdecken.

Der Graf ſah nach, woher das heftige Krachen entſtanden war. Und ſieh! eines der Kinder hatte von Ungefähr eine Haſelnußſchale auf den Boden fallen laſſen, und der Mörder war darauf getreten. „Guter Gott!“ rief der Graf, „ſo hat denn unter deiner Leitung eine Nußſchale mir das Leben gerettet, eine Verſchwörung vereitelt, und die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit ausgeliefert.“

Es iſt ein Gott, der über gute Menſchen wacht,
Und böſe Anſchläg' leicht zu nichte macht.

20.

Die vergoldeten Nüſſe.

Am heiligen Weihnachtsabende ſtanden einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume. Die Zweige des immergrünen Tannenbaumes waren mit ſchimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt. Dem kleinen Peter ſtachen beſonders die vergoldeten Nüſſe in die Augen, und er wollte ſie haben.

Die Mutter ſagte: „Dieſe Nüſſe zieren den Baum gar ſchön; wir wollen ſie deßhalb hängen laſſen. Sieh, da haſt du andere Nüſſe!“ Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braunen Nüſſe; ich will goldene Nüſſe. O, die müſſen ſüße Kerne haben!“

Die Mutter dachte, man könne gar oft eigenſinnige Kinder nicht beſſer ſtrafen, als wenn man ihren Willen thut. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüſſe, und theilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war ſehr erfreut, und klopfte die ſchönen Nüſſe begierig auf. Allein zu ſeinem großen Verdruſſe waren alle hohl, und ſeine Geſchwiſter lachten ihn aus.

Der Vater aber ſprach: „Dieſe Nüſſe waren nur zum Anſchauen, nicht zum Eſſen beſtimmt. Ich leimte daher bloß Nußſchalen zuſammen, und überzog ſie mit ein wenig Goldſchaum. Uebrigens gleichen viele Dinge in der Welt dieſen Nüſſen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl ſind. Merkt euch daher die gute Lehre:

Kind, traue nicht dem äußern Schein,
Sonſt wirſt du leicht betrogen ſeyn!“

21.

Die Kaſtanien.

Kilian war ein ſehr naſchhafter Knabe; wo er nur einen Kreuzer bekam, vernaſchte er ihn. Eines Tages ſah er auf dem Obſtmarkte ſehr ſchöne Kaſtanien. Er kannte ſie nicht, und fragte die Obſthändlerin, ob die braunen Dinger gut zum Eſſen wären?

„Die Kaſtanien da?“ ſagte ſie, „das denke ich! Kaufe Er einmal davon, junger Herr! Sie ſchmecken vortrefflich, beſonders wenn man ſie in heißer Aſche bratet.“

Kilian hatte ſein Geld ſchon für anderes Obſt ausgegeben. Indeſſen nahm er heimlich ein Paar Hände voll Kaſtanien, und ſteckte ſie in die Taſche.

Als er nach Hauſe kam, ſchlich er in die Küche, und da eben Niemand darin war, ſo legte er die Kaſtanien in die heiße Aſche. Sie fingen bald an, von der Hitze zu pfeifen. Das freute ihn, und er legte noch einige glühende Kohlen auf die Aſche, und blies mit vollen Backen darein.

Plötzlich zerſprang eine Kaſtanie mit ſtarkem Knalle, und Aſche und Kohlen fuhren ihm mit ſolcher Gewalt in das Geſicht, daß er nicht mehr ſah, wie blind umhertappte, und laut weinte und jammerte.

Auf den Knall und das Jammergeſchrei liefen alle Leute in die Küche, und ſein Diebſtahl kam nun an den Tag. Der kleine Dieb mußte viele Schmerzen ausſtehen, bis ſeine Augen wieder geheilt waren. Er bereute es mit heißen Thränen, ſo ſchlecht gehandelt zu haben, und ſagte öfter:

„Das Naſchen führt zur Dieberei,
Bringt Schande, Schmerz und bitt're Reu'.“

22.

Die Weintrauben.

Wilhelmine kam an einem ſchönen Tage zu Anfang des Herbſtes von einem Spazirgange zurück. Sieh, da ſtand auf ihrem Arbeitstiſchlein ein Körbchen voll Weintrauben, die theils dunkelblau, theils lichtgelb, wie durchſichtiges Gold, aus grünem Reblaube hervorblickten.

„Woher kommen doch,“ rief ſie entzückt, „ſchon ſo früh im Herbſte dieſe herrlichen Trauben, und wem gehören ſie?“

„Sie gehören dir,“ ſprach die Mutter. „Karoline, deine Freundin im Weinlande, hat ſie dir geſchickt. Sie ſind von den erſten Trauben, die dort reif wurden.“

„O wie gütig iſt meine Freundin!“ ſprach Wilhelmine. „Wie freu' ich mich, daß ſie ſo liebreich an mich denkt! Sogleich will ich an ſie ſchreiben und ihr danken. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihr auch eine Freude machen könnte; ich würde es von Herzen gern thun.“

Die Mutter ſprach: „Es freut mich, daß du gegen Karolina ſo dankbar biſt. Allein Eines betrübt mich doch in dieſem Augenblicke. Sieh, wir haben ſeit dem Tage, da du die erſten Erdbeeren pflückteſt, bis auf dieſe Stunde, da du dieſe Trauben erhieltſt, eine Menge köſtlicher Früchte von unſern Bäumen gepflückt; ich bemerkte aber nie, daß du dem lieben Gott ſo lebhaft gedankt hätteſt. Und iſt denn nicht jede Baumfrucht ein Geſchenk Seiner Güte? Sollten wir nicht Seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir nicht trachten, Ihm, der uns ſo viele Freude macht, auch Freude zu machen? O danke doch künftig Gott herzlicher für Seine Gaben!“

Ihm, der mit Seinen Gaben uns erfreut,
Weih' ſtets ein Herz voll Dankbarkeit.

23.

Der Weinſtock.

Ein Gärtner hatte an ſeinem Hauſe einen Weinſtock gepflanzt, der die ganze Hauswand mit ſeinen Blättern bedeckte, und ſehr gute Trauben trug.

Sein Nachbar beneidete ihn darum, und ſchnitt einmal bei Nacht mehrere der längſten Rebzweige ab.

Als der Gärtner am Morgen den Weinſtock erblickte, ward er ſehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinſtocke das Beſchneiden ſey.

„Ich möchte weinen,“ ſprach der Gärtner, „wie jetzt der Weinſtock über ſeine Verſtümmelung zu weinen ſcheint.“ Allein ſieh da! der Weinſtock trug in dieſem Jahre ſo viele und ſo ſchöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre.

Womit ein Feind zu ſchaden denkt,
Wird uns von Gott zum Heil gelenkt.

21.

Der Weinberg.

Ein Vater ſagte auf ſeinem Sterbebette zu ſeinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück laſſen, als dieſe unſere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleißig in dem Weinberge, ſo werdet ihr den Schatz finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil ſie ihn ſo fleißig bearbeitet hatten, eine viel größere Menge von Trauben hervor, als ſonſt, und ſie lösten dafür noch einmal ſo viel Geld.

Da fiel den Söhnen ein, was ihr ſeliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und ſie ſchrieben an die Thüre des Weinbergs mit großen Buchſtaben:

Die rechte Goldgrub' iſt der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.

25.

Der grüne Zweig.

Fritz war ein leichtſinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren, ja er machte ſich ſogar darüber luſtig. Eines Tages ging er mit ſeiner Schweſter Martha in den Garten. Martha's Gartenbeetlein war voll der ſchönſten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder!" ſagte das ordentliche Mädchen, „du haſt deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter ſagt: Du kommſt in deinem Leben auf keinen grünen Zweig."

Fritz lachte, kletterte auf den großen Birnbaum, und ſchrie: „Martha! da ſieh einmal herauf! Jetzt bin ich ſogar auf einen grünen Aſt gekommen!"

Krach! -- brach der Aſt. Fritz fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungeſtraft bleiben.

26.

Der Holzſplitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei ſich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erſchlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenſchein. Da ſah er einen Splitter aus einem Knotenſtocke liegen, und ſteckte ihn heimlich zu ſich.

Als er am andern Morgen in die Amtsſtube ging, bemerkte er mit Entſetzen, daß an des Amtsdieners Knotenſtocke, der neben der Thür lehnte, ein ſolcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun ſogleich Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen, und in Ketten zu legen.

Der Böſewicht läugnete Anfangs trotzig die That; allein das kleine ſtumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte, und bekannte: Er habe gewußt, daß der Bote dem Amte eine anſehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den guten Mann, der ihm nie ein Leid gethan, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte der Mörder

uneröffnet unter einem Holzſtoße verborgen, und ſo das Geld, wegen deſſen er den Mord beging, nicht einmal geſehen. Er wurde unter einem großen Zulauf des Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte ſich, daß ein ſo kleiner Umſtand das geheime Verbrechen an den Tag gebracht habe, und alle durchdrang ein ehrerbietiger Schauder über Gottes ſtrafende Gerechtigkeit.

Viel Böſes bringt Gott hier an's Licht:
Doch alles einſt beim Weltgericht.

27.

Die Kohlblätter.

Eine fleißige Mutter baute in ihrem Garten Gemüſe aller Art. Eines Tages ſagte ſie zu ihrer kleinen Tochter: „Lischen, ſieh, da an der untern Seite dieſes Kohlblattes die kleinen, netten, gelben Dingerchen. Das ſind die Eilein, aus denen die ſchönfarbigen, aber verderblichen Raupen kommen, die ſich dann in weiße Schmetterlinge verwandeln, von denen dort einer fliegt. Suche dieſen Nachmittag alle Blätter ab, und zerdrücke dieſe Eier, ſo wird unſer Kohl immer ſchön grün und unverſehrt bleiben."

Lischen meinte, zu dieſer Arbeit ſey es allemal noch Zeit, und dachte am Ende gar nicht mehr daran. Die Mutter war einige Wochen nicht wohl, und kam nicht in den Garten. Als ſie aber wieder geſund war, nahm ſie das ſaumſelige Mädchen bei der Hand, und führte es zu den Kohlbeeten, und, ſieh! aller Kohl war von den Raupen abgefreſſen. Man ſah davon nichts mehr, als die Stängel und die Gerippe der Blätter. Das erſchrockene und beſchämte Mädchen weinte über ihre Nachläſſigkeit. Die Mutter aber ſagte: „Thu das, was heute geſchehen kann, ſogleich heute, und verſchiebe es niemals auf morgen.“

„Noch wichtiger aber,“ ſprach die Mutter, „iſt eine andere Lehre, die gleichſam auf dieſen übel zugerichteten Blättern geſchrieben ſteht:

Dem Böſen thu' gleich Anfangs Wiederſtand,
Sonſt nimmt's am Ende ſchrecklich überhand.

28.

Der große Kohlkopf.

Zwei Handwerksburſche, Joſeph und Benedikt, gingen einſt an dem Krautgarten eines Dorfes vorbei.

„Sieh' doch,“ ſagte Joſeph, „was das für große Krautköpfe ſind!“ Denn ſo nannte er die Kohlköpfe.

„Ei,“ ſagte Benedikt, der gern prahlte, „die ſind gar nicht groß. Auf meiner Wanderſchaft habe ich einmal einen Krautkopf geſehen, der war viel größer, als das Pfarrhaus dort.“

Joſeph, der ein Kupferſchmid war, ſprach hierauf: „Das will viel ſagen. Indeß habe ich einmal einen Keſſel machen helfen, der war ſo groß, als die Kirche.“

„Aber um des Himmels willen,“ rief Benedikt, „wozu hatte man denn einen ſo großen Keſſel nöthig?“

Joſeph ſagte: „Man wollte deinen großen Krautkopf darin ſieden.“

Benedikt ſagte beſchämt: „Nun ſeh' ich erſt, wo das hinaus will! Du hältſt es ſonſt immer mit der Wahrheit, und haſt jetzt nur ſo geredet um meine prahleriſche Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen laſſen. Denn —

Wer unverſchämt mit Lügen prahlt,
Der wird mit gleicher Münz bezahlt.

29.

Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in ſeinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die ſich Jedermann verwunderte. „Ich will ſie unſerm gnädigen Herrn verehren,“ ſagte er; „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl beſtellt.“

Er trug die Rübe in das Schloß. Der Herr des Schloſſes lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und ſchenkte ihm drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorfe, der ſehr reich und ſehr geizig war, hörte das, und ſprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein groſses Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe ſchon drei Goldſtücke, wie viel werde erſt ich für ein ſo ſchönes Kalb bekommen!“

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geſchenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum ſich der geizige Bauer ſo freigebig anſtelle, und ſagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verſchmähen. Endlich ſprach der kluge Herr: „Nun wohl; weil Ihr mich denn dazu zwingt, ſo nehme ich das Geſchenk an. Da Ihr aber ſo beſonders freigebig gegen mich ſeyd, ſo darf ich mich auch nicht karg finden laſſen. Ich will Euch daher ein Gegengeſchenk machen, das mich wohl zwei = bis dreimal mehr koſtet, als euer Kalb werth iſt.“ Und mit dieſen Worten gab er dem erſtaunten und erſchrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt ſich Lohn,
Verſteckter Eigennutz nur Hohn.

30.

Die ſchöne Purpurfrucht.

Der kleine Ludwig beſah in dem Garten die fremden Gewächſe, die in zierlichen Töpfen auf dem

Blumengeſtelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit ſchönen, dunkelgrünen Blättern eine länglichte Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

„Welch' eine wunderſchöne Frucht!" ſprach er. „In dem ganzen Garten gibt es keine ſchönere. O, die muß wohl auch recht gut ſchmecken!" Er ſchaute ſorgfältig umher, ob ihn Niemand ſehe, riß die Frucht ab, und fing an, ſie zu eſſen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er brennendes Feuer im Munde. Er ſpuckte die Frucht heulend und ſchreiend wieder aus; allein das heftige Brennen und Beißen wollte gar nicht nachlaſſen.

Da kam die Mutter herbei und ſagte: „O du ungehorſames Kind! Wie oft habe ich dir befohlen, von Beeren und Früchten, die du nicht kenneſt, ſollſt du auch nicht eſſen. Nun biſt du für deinen Ungehorſam geſtraft. Dieſe Frucht, wie ſo manche ſchöne aber giftige Frucht, die man ſpaniſchen Pfeffer nennt, iſt übrigens hier ein rechtes Bild der Sünde, die uns mit betrüglichem Scheine lockt, deren Genuß aber nur Schmerz und Tod bringt."

Willſt du der Sünde Luſt genießen,
So wirſt du ſtets es ſchrecklich büßen.

31.

Der Goldſtrauch.

Der junge Eduard hatte ſeine Luſt daran, die Leute zum Beſten zu haben. Einſt ſchrieb er in ſeinem Zimmer einen Brief, und hatte ſechs neue Ducaten auf ſeinem Schreibtiſche liegen, die er in den Brief einſchließen wollte.

Emilie, ſein kleines Schweſterchen, kam in das Zimmer, ſah die blinkenden Goldſtücke liegen und ſagte: „Bruder, wo wächs't doch wohl das Gold?

Eduard ſagte: „Die Ducaten wachſen auf dem Goldſtrauche. Man ſteckt ſie, wie die Bohnen, in die Erde; da werden große Sträuche daraus, die voll Dukaten hängen.“

Er ſchrieb eifrig weiter. Emilie aber nahm, ohne daß Eduard darauf achtete, die Ducaten, lief in den Garten, und ſteckte ſie in die Erde. Als er eben mit dem Briefe fertig war, kam ſie wieder herein, und ſagte: „Eduard, jetzt wirſt du recht viele Ducaten bekommen; ich habe ſie ſchon angeſäet.“

Eduard ſprang verdrießlich auf, nahm Emilien bei der Hand, eilte mit ihr in den Garten, und ſagte: „Sogleich ſag mir, wo haſt du die Ducaten hingeſteckt?“ Allein entweder wußte das Kind das rechte Plätzchen nicht mehr zu finden, oder einer der Tagwerker, die in dem Garten arbeiteten, hatte das Geld heimlich herausgenommen — kurz, die Ducaten waren verloren.

Als der Vater die Geſchichte vernahm, ſprach er: „Eduard, du haſt mit deiner Lüge die Strafe von ſechs Ducaten wohl verdient. Emilie war freilich ſehr einfältig, daß ſie Ducaten ausſäen wollte; du aber biſt ſehr boshaft, daß du immer Lügen ausſtreueſt!“

Die Lügen ſind ein böſer Samen,
Aus dem nie gute Früchte kamen!

32.

Ein koſtbares Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Walpurg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen ſchweren Korb voll Obſt auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und ſeufzte beſtändig; Walpurg aber lachte und ſcherzte.

Brigitte ſagte: „Wie magſt du doch lachen? Dein Korb iſt ja ſo ſchwer, wie der meinige, und du biſt um nichts ſtärker, als ich.“

Walpurg ſprach: „Ich habe ein gewiſſes Kräutlein zur Bürde gelegt; daher fühle ich ſie kaum.“

„Ei!“ rief Brigitte, „das muß ein koſtbares Kräutlein ſeyn. Ich möchte mir meine Laſt damit auch erleichtern. Sag' mir doch, wie es heißt.“

Walpurg antwortete: „Das koſtbare Kräutlein, das alle Beſchwerden leichter macht, heißt — Geduld.

Leichter trägt, was er auch trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

33.

Das Mohnkörnlein.

Ein Kaufmann kam von einer weiten Reiſe über das Meer zurück, und brachte allerlei Koſtbarkeiten mit nach Hauſe.

Seine Anverwandten bewillkommten ihn freudig, und er erlaubte ihnen, von den mitgebrachten ſchönen Sachen nach Belieben ein oder das andere Stück auszuwählen.

Die Männer wählten entweder eine reiche Goldſtufe, oder eine rothe, äſtige Koralle, oder eine Meerſchnecke, die fein bemaltem Porzellan glich; die Frauen ſuchten ſich gute Perlen, oder farbige Edelſteine, oder einen hellen, funkelnden Diamant aus.

Ein ſehr verſtändiger Mann aber griff nach einem kleinen zuſammengelegten Papier, auf dem das Wort „Mohnſamen" geſchrieben ſtand. Als er es öffnete, war aber nur noch ein einziges Samenkörnlein darin; die übrigen waren, weil ſie ſogar winzig klein ſind, auf der Reiſe herausgefallen und verloren gegangen.

Die Umſtehenden lachten ihn aus; er aber ſprach: „Alle dieſe Dinge, die ihr gewählt habt, ſind herrliche Werke Gottes; allein dieſes kleine Mohnkörnlein iſt noch ein größeres Wunder Seiner Weisheit und Güte. — Der Mohn iſt übrigens hier zu Lande noch gänzlich unbekannt; ich weiß aber dennoch ſo viel von ihm, daß ich dieſes Körnlein allen dieſen Schätzen hier weit vorziehe.“

Er brachte das Körnlein in ſeinem Garten mit großer Sorgfalt in die Erde, und bekam noch im nämlichen Jahre ſo viel Samen, daß er im nächſten Jahre ein großes Stück Land damit anbauen konnte.

Als die Leute den prächtig blühenden Acker voll großer Purpurblumen ſahen, erſtaunten ſie und riefen: „Wie wunderbar weiſe hat Gott jenes Körnlein eingerichtet, daß alle dieſe ſchönen Blumen daraus hervor kommen konnten!“

Als ſie das reine, gute Oehl koſteten, das aus den Samenkörnern bereitet ward, betheuerten ſie, jenes einzige kleine Körnlein werde eine große Wohlthat über das ganze Land bringen, und ſagten einmüthig:

„Die Segensfülle iſt unendlich groß,
Die Gott in manches Samenkorn verſchloß.“

31.

Die Kürbiſſe.

Andreas, der Sohn eines Bauers, hatte auf ſeinem Kaſten mehrere goldgelbe Kürbiſſe ſtehen, die ihn ſehr freuten. Eines Tages waren ſie ihm alle weg gekommen, und er war darüber ſehr aufgebracht. Er klagte es dem Vater, der mit der Mutter eben in die Stadt fahren wollte.

„Habe wegen einer ſo geringen Sache keinen ſo großen Verdruß,“ ſagte der Vater, „und geh an deine Arbeit. Schlage dieſen Nachmittag das Korn droben auf dem Boden fleißig um, und ich ſtehe dir dafür, du ſollſt deine Kürbiſſe wieder bekommen.“

Abends kam der Vater zurück und fragte: „Haſt du den Kornhaufen umgeſtürzt?“ „Ja!“ ſagte der Sohn. „Sind deine Kürbiſſe zum Vorſchein gekommen?“ fragte der Vater weiter. „Nein,“ antwortete der Sohn.

„O du frecher, unverſchämter Lügner!“ rief jetzt der Vater mit zorniger Stimme; „habe ich dich jetzt ertappt? Sieh, ich wollte dich nur prüfen, und habe deßhalb die Kürbiſſe an verſchiedenen Stellen in dem Kornhaufen verſteckt. Wenn du das Korn tapfer herum geſchaufelt hätteſt, ſo hätteſt du ſie ſicher gefunden. Jetzt aber iſt deine Lüge am Tag.“

Der Sohn wurde feuerroth vor Scham, und bat den Vater flehentlich um Verzeihung. Der Vater ſprach: „Ich will dir verzeihen, wenn du mir verſprichſt, dich zu beſſern und dir deßhalb das Sprüchlein zu merken:

So frech dein Mund auch lügen mag.
Man bringt die Lüge leicht an Tag.

35.

Der Kürbiß und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche, und betrachtete eine Kürbißſtaude, die an dem nächſten Gartenzaune empor wuchs. Da ſchüttelte er den Kopf, und ſagte: „Hum! hum! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude eine ſo große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur ſo kleine, armſelige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erſchaffen hätte, ſo hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerſchweren Kürbiſſen prangen müſſen. Das wäre dann eine Pracht zum Anſehen geweſen!“

Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo fiel doch aus dem Gipfel des Baumes eine Eichel herab, und traf ihn ſo ſtark auf die Naſe, daß ſie blutete. „O weh!“ rief jetzt der erſchrockene Mann, „da habe ich für meine Naſenweisheit einen derben

Naſenſtüber bekommen. Wenn dieſe Eichel ein Kürbiß geweſen wäre, ſo hätte er mir die Naſe gar zerquetſcht."

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

36.

Der ſchöne Eichbaum.

Ein Schäfer ſaß in dem Schatten einer Eiche, und ſein kleiner Sohn ſaß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landwehr dienten, und in ihren blauen Monturen und mit ihren Bärenmützen und glänzenden Waffen ein ſehr kriegeriſches Ausſehen hatten.

Sie blieben ſtehen, und bewunderten die prächtige Eiche. „Ein ſchöner Baum!" ſagte der Eine. Wenn ſein Holz zum Verkohlen taugte, wollte ich wohl etwas daran gewinnen!" „Das könnte wohl ſeyn, Kohlenbrenner!" ſagte der Schäfer.

Der Andere rief: „Wenn ich den Baum abſchälen dürfte, ſo könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohe verſehen." „Wohl wahr, Gerber," ſagte der Schäfer; „es wäre aber doch Schade um den ſchönen Baum!"

Der Dritte ſprach: „Ei, ei! Wie hängt der Baum ſo voll Eicheln! Wenn ich ſie meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute

Würſte zu Markt bringen.“ Der Schäfer ſagte: „Die Eicheln werden bald verſteigert; da müßt Ihr auch darauf bieten, Meiſter Metzger!“

Als die drei Männer fort waren, ſagte der Knabe des Schäfers: „Vater! kennſt du dieſe Männer ſchon länger?“ „Nein,“ ſprach der Schäfer; „ich ſehe ſie heute zum erſten Mal.“

„Aber,“ fragte der Knabe weiter, „woher weißt du denn, daß der Erſte ein Köhler, der Zweite ein Gerber, und der Dritte ein Metzger ſey? Man ſieht es ihnen ja nicht an; ſie ſind ja alle drei wie Soldaten gekleidet.“

„An den Kleidern,“ ſprach der Vater, „merkt man es freilich nicht! ich nahm es aber aus ihren Reden ab. — Jeder Menſch redet gern von ſeinen Geſchäften; am allerliebſten aber von dem, wovon ihm das Herz voll iſt. So reden gute Menſchen nur Gutes; böſe Menſchen hingegen verrathen ſich bald durch böſe Reden, und ſo kann man ſie leicht kennen lernen und ſich vor letztern in Acht nehmen.“

Was tief im Menſchenherzen ſteckt,
Der Mund des Menſchen bald entdeckt.

37.

Die große Buche.

Einmal in uralter Zeit erſchienen zwei Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund ſagte zum Richter: „Als ich vor drei Jahren auf Reiſen ging, gab ich dieſem Oßwald, den ich für meinen beſten Freund hielt, einen koſtbaren Ring mit Edelſteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurück geben.“

Oßwald legte ſeine Hand auf die Bruſt, und rief: „Ich betheure bei meiner Ehre, daß mir von dem Ringe nicht das Geringſte bekannt iſt. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bei Sinnen ſeyn.“

Der Richter ſprach: „Edmund! kann es dir Jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben haſt?“

Edmund ſagte: „Leider war Niemand dabei, als ein alter ſehr großer Buchbaum im Felde, unter dem wir ausruhten und von einander Abſchied nahmen.“

Oßwald ſagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume ſo wenig weiß, als von dem Ring.“

Der Richter ſprach: „Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn ſehen. Du aber, Oßwald, warte indeſſen hier, bis Edmund zurück kommt.“

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile ſprach der Richter: „Wo doch Edmund ſo lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenſter, und ſieh, ob er noch nicht kommt.“

Oßwald ſagte: „O Herr, ſo bald kann er noch nicht zurück kommen. Der Baum iſt über eine Stunde weit von hier entfernt.“

Da rief der Richter: „O du gottloſer Lügner, der du deine Lüge vor Gott, dem höchſten Richter, der in alle Herzen blickt, beſchwören wollteſt! Du weißt um den Ring eben ſo gut als um den Baum.“

Oßwald erſchrak und zitterte. Er mußte den Ring herausgeben, und wurde auf ein Jahr zum Gefängniß verurtheilt. „Dort,“ ſagte der Richter, „wirſt du Zeit finden, die große Wahrheit zu bedenken:

Es kommt dereinſt der Tag der Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken.“

38.

Die Weide und die Eiche.

Eines Morgens, nach einer furchtbar ſtürmiſchen Nacht, ging Vater Richard mit ſeinem Sohne Anſelm auf das Feld hinaus, um zu ſehen, ob der Sturm Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anſelm rief: „Ei, ſieh doch, Vater, die große, ſtarke Eiche liegt dort auf dem Boden, und die ſchwache Weide hier am Bache ſteht noch ſchlank und aufrecht da. Ich meinte doch, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden, als mit der ſtolzen Eiche, die bisher jedem Winde getrotzt hat.

„Kind,“ ſagte der Vater, „die ſtarke Eiche mußte brechen, weil ſie ſich nicht biegen konnte; die geſchmeidige Weide aber gab dem Sturme nach, und ſo konnte er ihr nichts anhaben.“

Mit Stolz und Trotz bringt man's nicht weit:
Viel beſſer iſt Nachgiebigkeit.

39.

Die Erdſchwämme.

Die Mutter ſchickte einſt die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu ſuchen, weil ſie der Vater ſehr gern aß. „Mutter,“ rief das Mädchen, als ſie zurück kam, „dießmal hab' ich recht ſchöne gefunden! Da ſieh nur,“ ſagte ſie, und öffnete das Körbchen, „ſie ſind alle ſchön roth, wie Scharlach, und wie mit weißen Perlen beſetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen unanſehnlichen, von denen du neulich brachteſt; ſie waren mir aber zu ſchlecht, und ich ließ ſie ſtehen.“

„O du einfältiges, thörichtes Kind,“ rief die erſchrockene Mutter. „Dieſe ſchönen Schwämme ſind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenſchwämme, und wer davon ißt, muß ſterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und die du verſchmähteſt, gehören ungeachtet ihres ſchlechten Ausſehens unter die beſten.“

„So liebes Kind, iſt es noch mit vielen Dingen in der Welt. Es gibt Tugenden, die wenig Aufſehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja der betrügeriſche Schein des Böſen kann uns leicht zur Sünde verführen. Allein

Die Sünde, die uns Luſt verſpricht,
Iſt ſüßes Gift — o trau ihr nicht!“

40.

Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas ſtand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüſchen und Haſelſtauden überwachſen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Aernte, lag Niklas im Schatten einer Haſelſtaude. Ein Bauer fuhr mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn an ihm vorbei. Niklas ſah den vollen Wagen mit ſchelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb ſtehen, und ſagte zu Niklas: „Wenn du von dieſem wüſten Boden, der dein Eigenthum iſt, täglich nur ſo viel umarbeiten wollteſt, als du mit deinem faulen Körper bedeckſt, ſo könnteſt du jährlich wohl mehr Korn ſchneiden, als du auf dem Wagen da ſiehſt.“

Dem Niklas leuchtete der gute Rath ein. Er reutete das Geſträuch und die Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihn keinen Kreuzer koſtete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bittere Noth,
Dem Fleißigen fehlt's nie an Brod.

11.

Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit ſeinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu ſehen, ob das Korn bald reif ſey.

„Vater! wie kommt's doch," ſagte der Knabe, „daß einige Halme ſich ſo tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf ſo aufrecht tragen? Dieſe müſſen wohl recht vornehm ſeyn; die andern, die ſich ſo tief vor ihnen bücken, ſind gewiß viel ſchlechter?"

Der Vater pflückte ein Paar Aehren ab, und ſprach: „Sieh dieſe Aehre hier, die ſich ſo beſcheiden neigte, iſt voll der ſchönſten Körner; dieſe aber, die ſich ſo ſtolz in die Höhe ſtreckte, iſt ganz taub und leer."

Trägt einer gar ſo hoch den Kopf,
So iſt er wohl — ein eitler Tropf.

12.

Stroh und Reiſig.

Eine arme Wittwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüſche, wo ſie Reisholz geſammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen, und jeder der Knaben einen kleinen Büſchel Weidenzweige auf dem Kopfe, die mit einem Strohbande zuſammen gebunden waren.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und ſie baten ihn um ein Almoſen. Der reiche Mann ſagte aber zur Wittwe: „Ihr braucht nicht zu betteln. Uebergebt die zwei Knaben mir; da ſollen ſie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.

Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann verſicherte, es ſey wirklich ſein Ernſt. Da willigte ſie endlich ein, und der Kaufmann ließ dem einen Knaben das Korbmachen, und dem andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen ſie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die ſchönſten Korbe und die feinſten Strohhüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmanne.

Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Ducaten, und ſprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr, ich habe Recht gehabt und Wort gehalten?“

Ihr Kinder, ſeyd dem Fleiße hold,
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

13.

Die Erbſen.

Ein Taſchenſpieler bat um die Erlaubniß, vor dem Fürſten ein noch nie geſehenes Kunſtſtück zu machen. Der Fürſt erlaubte es, und der Künſtler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbſen in das Zimmer, ließ ſich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbſen ſo ſicher, daß die Erbſe allemal an der Nadelſpitze ſtecken blieb.

Der Fürſt ſprach: „Lieber Mann, Ihr habt Euch in der That ſehr große Mühe gegeben, und ſehr viele Zeit darauf verwendet, es ſo weit zu bringen. Ich will Euch dafür belohnen.“ Er ſagte einem Bedienten etwas in Geheim, und dieſer ging hinaus, und kam bald darauf mit einem ſchweren Sacke wieder herein. Der Künſtler freute ſich ſehr und glaubte, der Sack werde voll Gold ſeyn.

Als man nun auf Befehl des Fürſten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts als — Erbſen. Der Fürſt aber ſprach: „Da euer Kunſtſtück den Menſchen nichts nützt, und ſie es alſo auch wohl ſchlecht belohnen werden, ſo dürfte es Euch bald an den dazu nöthigen Erbſen fehlen. Deßhalb ließ ich euch damit verſehen.“

Befaß dich nicht mit ſolchen Dingen,
Die keinem Menſchen Nutzen bringen.

11.

Der Lein.

Eine fleißige Landwirthin gab ſich viele Mühe, recht ſchönen Flachs zu bauen. Da kam ein Handelsmann und ſagte zu ihr: „Geben Sie mir von Ihrem einheimiſchen Leinſamen, und ich will Ihnen ausländiſchen dafür bringen, der ohne Vergleich beſſer iſt. Sie müſſen mir aber für jeden Sack voll alsdann noch einen Dukaten weiter bezahlen.“

Die Frau ging den Handel ein, und der Leinhändler brachte den Lein. Als er aber den erſten Sack ausleerte — ſieh, da funkelte Etwas hell in dem Leine. Es war ein goldener Ring, und die Frau rief verwundert: Das iſt ja mein Ring, den ich im letzten Herbſte verloren habe. Als ich mich mit meinem Leine beſchäftigte, muß ich ihn abgeſtreift haben!“

Zu dem Leinhändler aber ſagte die Frau: „Ihr ſeyd ein Betrüger und Euer Betrug iſt nun am Tage. Ihr habt meinen eigenen Lein mir für fremden verkaufen wollen. Ihr habt anſtatt der Dukaten Schläge verdient.“ Die Sache blieb auch nicht geheim. Der Handelsmann mußte vor Gericht Strafgeld erlegen, und kam in ſo üblen Ruf, daß er ſeine Handelſchaft aufgeben mußte.

Betrügeriſche Leute kamen
Schon oft um Brod und guten Namen.

15.

Der Gränzſtein.

Ulrich bewohnte ein hübſches Haus, das mit einem ſchönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wieſe des Nachbars ſtieß daran. Der gewiſſenloſe Ulrich wollte ſeinen Platz auf Koſten des Nachbars vergrößern, und rückte heimlich bei Nacht den Gränzſtein eine ziemliche Strecke weiter in die Wieſe des Nachbars hinein.

Einige Zeit nachher ſtieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirſchen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er ſammt der Leiter, die zu gerade ſtand, rückwärts zu Boden, und zerſchmetterte ſich an dem Gränzſteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, ſo wäre er darüber hinaus gefallen, und hätte ſich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher ſagt man gleichnißweiſe:

Wie ſorglos wälzt der freche Böſewicht
Den Stein herbei, der ihm den Nacken bricht.

Zweite Abtheilung.

1.

Die Vögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichſte; im Herbſte aber waren alle Zweige reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetſchgen beladen.

Auf den Aeſten der Bäume und in den Hecken umher niſteten und ſangen allerlei muntere Vögel. Die Eltern ermahnten ihre Kinder öfter und ſagten: „Thut doch dieſen Vögelchen nichts zu leid, und rührt ihre Neſter nicht an, denn das würde dem lieben Gott, der die Blumen kleidet und die Vögel nährt, ſehr mißfallen. Auch uns zu lieb gab Gott den Blumen die ſchönen Farben und die erquickenden Wohlgerüche und den Vögeln den lieblichen Geſang.“

Allein einige böſe Buben fingen an, die Neſter auszunehmen und zu zerſtören. Die Vögel wurden dadurch verſcheucht, und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vögelein mehr ſingen. Alles war ganz ſtill und traurig.

Die Bosheit dieſer Buben hatte aber noch eine andere traurige Folge. Die ſchädlichen Raupen, die ſonſt von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume ſtanden kahl da, wie mitten im Winter, und die böſen Buben, die ſonſt köſtliches Obſt im Ueberfluſſe zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu eſſen.

Nimmſt du den Vögeln Neſt und Ei,
Iſt's mit Geſang und Obſt vorbei.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind
Die Thierchen, die unſchädlich ſind.

2.

Der Kanarienvogel.

Chriſtine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter ſprach: „Du ſollſt eines bekommen, wenn du immer recht folgſam und fleißig ſeyn wirſt, beſonders aber, wenn du deinen Vorwitz aufgibſt, unnöthige oder gar ſchädliche Dinge inne zu werden.“

Chriſtine verſprach es. Eines Tages kam ſie aus der Schule nach Hauſe. Da ſagte die Mutter: „Hier auf dem Tiſche ſteht ein neues Schächtelchen, mache es bei Leibe nicht auf, und rühre es nicht einmal an! Wenn du mir folgſt, werde ich dir eine große Freude machen.“

Die Mutter ging hierauf fort, um den kleinen kranken Wilhelm, ihren Taufpathen, zu beſuchen. Kaum war ſie zur Thür hinaus, ſo hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen ſchon in der Hand. „Es iſt ſo leicht,“ ſagte es, „und in dem Deckel ſind kleine Löcherchen! Was mag doch wohl darin ſeyn?“

Sie machte das Schächtelchen auf — und ſieh, augenblicklich hüpfte ein wunderſchönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitſchernd in der Stube herum.

Chriſtine wollte das Vögelein wieder fangen und einſperren, damit die Mutter nichts merke. Wie ſie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte — trat die Mutter herein, und ſagte: „Du ungehorſames, vorwitziges Mädchen! Das ſchöne Vögelein wollte ich dir ſchenken: ich wollte dich aber zuvor prüfen, ob du es verdieneſt. Jetzt aber werde ich es dem guten Wilhelm geben, der gehorſamer, und nicht ſo vorwitzig iſt, wie du.

Ein gutes Kind thut ſeine Pflicht,
Sehn es auch gleich die Eltern nicht

Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten, und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitſcher ihr altes Neſt wieder in Beſitz nahmen, ſagte die Mutter: „Kinder, verjagt dieſe gute Vögel nicht, ſondern laßt ſie ruhig ein- und ausfliegen. Wer die Schwalben von ſeinem Hauſe vertreibt, der verſcheucht das Glück von ſeinem Hauſe. Der Nachbar hat das Schwalbenneſt in ſeiner Kammer zerſtört, und die Eilein zertreten — und von der Zeit an ging es mit ſeinem Hausweſen zurück, und er gerieth in das Verderben.“

Der kleine Chriſtian fragte den Vater, ob das ſo ſey. Der Vater antwortete: „In einem gewiſſen Sinne iſt es wirklich ſo. Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten ſeiner Voreltern verlaſſen. Seine Voreltern und Eltern duldeten die Schwalben mit milder Schonung, und ließen ſich von den muntern geſchwätzigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken. Allein der Nachbar, der gegen Menſchen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshauſe ſaß, wurde unwillig, daß die Schwalben ihn in ſeinem Morgenſchlafe ſtörten, und vertilgte deßhalb ihr Neſt. Der rohe unfreundliche Sinn des Mannes, mit dem er ſich der Faulheit und Verſchwendung ergab, und auch die Schwalben vertrieb, war eigentlich die Schuld, daß Glück und Segen von ſeinem Hauſe wichen. Und da traf es denn zu:

„Wo Sünd' und Laſter ſich einfinden,
Da müſſen Glück und Segen ſchwinden.“

4.

Die Spatzen.

Konrad, ein Schloſſer, zerſtörte eines Morgens voll Zorn die Spatzenneſter unter ſeinem Hausdache. Der kleine Pius des Nachbars ſagte zu Konrads Töchterlein: „Du, Hannchen, warum hat dein Vater denn einen gar ſo argen Zorn über die Spatzen?“

„Ach!“ ſagte das Kind, „ſeit der Vater den goldenen Kelch und die ſilbernen Leuchter heimgebracht hat, ſchreien, wie er meint, die Spatzen alle Morgen mit Anbruch des Tages: Dieb! Dieb! —“

Der kleine Pius erzählte das ſeinen Eltern. Sie erſchraken darüber ſehr; denn wirklich war vor einem Jahre in der Kirche des Dorfes ein ſolcher Diebſtahl begangen worden, und man hatte den Thäter noch nicht ausfindig machen können.

Der Vater des Knaben ſprach daher im Vertrauen mit dem Amtmanne. Der kluge Beamte hieß ihn ſchweigen, forſchte heimlich nach, fand, daß der Schloſſer mehr Geld ausgebe, als er verdiene, und ließ ihn einfangen. Da kam es denn heraus, daß der Schloſſer mit ſeinem Hauptſchlüſſel die Thüre der Sakriſtei geöffnet, und den Kirchendiebſtahl begangen hatte, und er wurde zum Zuchthauſe verurtheilt.

„O die verwünſchten Spatzen,“ rief der Schloſſer; „die ſind an meinem Unglücke Schuld!“ Allein der Amtmann ſagte: „Nicht die Spatzen haben dich verrathen, ſondern dein Gewiſſen. Das böſe Gewiſſen iſt ein beſtändiger Ankläger, der nie ruht und ſchon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat.“

Bewahre dein Gewiſſen rein
Sonſt lebſt du ſtets in Angſt und Pein,
Und wirſt geſtraft noch obendrein.

5.

Die Tauben.

Emmerich und Leopold, zwei muntere Knaben, waren Nachbarn. Der reiche Emmerich hatte mehrere ſchöne Tauben; der arme Leopold aber nur einige wenige von der gemeinſten Art.

Eines Tages flog von Emmerichs Tauben ein Paar hinüber in Leopolds Schlag, und fing an, hier zu niſten. Der arme Leopold dachte: „Wie glücklich wäre ich, wenn dieſe Tauben mir gehör-

ten! Sie ſind ſo blendend weiß, wie Schnee; Scheitel und Schweif aber ſo glänzend ſchwarz, wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade dieſe am beſten.“

Es kam ihm die Luſt an, ſie zu behalten und einzuſperren. „Aber, nein!“ ſagte er; „das darf ich nicht; das wäre ja Sünde. Ich will die Verſuchung dazu überwinden.“ Er ſchloß den Schlag, fing die Tauben, und brachte ſie dem Emmerich.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude, nahm bald darauf die erſten Eier, die er von den ſchönen Tauben erhielt, ſchlich ſich damit heimlich in Leopolds Schlag, und legte ſie einer gemeinen grauen Taube anſtatt der ihrigen unter.

Als nun die Jungen aus den Eiern krochen und Federn bekamen, war Leopold höchſt erſtaunt, daß ſie gerade ſo ſchön weiß und ſchwarz wurden, wie Emmerichs ſchönſtes Taubenpaar. Er eilte voll Freude zu Emmerich, und verkündete ihm das vermeinte Wunder.

Emmerich lächelte, erzählte, daß er die Eier ausgewechſelt habe, um gegen den ehrlichen Leopold ſich erkenntlich zu bezeigen, und ſagte am Ende der Erzählung: „Bleibe immer ſo ehrlich, lieber Leopold. Denn:

Des Höchſten beſter Segen ruht
Auf dem, der niemals Unrecht thut.“

6.

Der Haushahn.

Zwei Räuber ſtiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenſter einer Mühle hinein, um den reichen Müller zu berauben. Wie ſie nun in dem dunkeln Hausgange leiſe auf den Zehen vorwärts ſchlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, wo er ſein Geld aufbewahrte, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn.

Der jüngere Räuber fuhr zuſammen, und ſagte leiſe: „Der Hahn hat mich recht erſchreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebſtahl möchte aufkommen.“

„Du furchtſamer Tropf!“ ſprach der ältere; „wer uns in den Weg kommt, den ſtoßen wir mit unſern Meſſern nieder. Dann kräht kein Hahn darnach!“

Die Böſewichter verſetzten dem Müller, der ſich tapfer wehrte, eine tödliche Wunde, und machten ſich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben ſie einmal in dem Wirthshauſe eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen ſo laut, daß beide davon erwachten.

„Der verwünſchte Hahn,“ ſprach der ältere Räuber; „ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle iſt mir ſein Krähen in der Seele zuwider.“

„Geht's dir auch ſo, wie mir!“ ſprach der jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen ſollen. Denn ſeit der Zeit geht mir, ſo oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz.“

Sie ſchliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen ſie gefangen. Der Wirth hatte, da zwiſchen ihrer Schlafkammer und der ſeinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Geſpräch gehört, und ſogleich bei dem nächſten Amtsgerichte Anzeige davon gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, ſagten die Leute: „So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Beſſer wäre es geweſen, ſie hätten ſich von dem warnen laſſen, der zuvor gekräht hat.“

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht:
Nimm dich vor Böſesthun in Acht.
Weh' dem der eine böſe That vollbracht

7.

Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerin, ſaß eines Abends allein in ihrer Stube und ſpann. Da kam bei der offenen Thür mit langſam bedächtlichen Tritten eine Henne herein, die der Nachbarin gehörte. Brigitte machte geſchwind die Thüre zu, fing die Henne und trug ſie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. „Hier will ich ſie heimlich füttern,“ ſagte ſie, „ſo bekomme ich nach und nach einige Dutzend Eier.“

Wirklich legte die Henne ſogleich am nächſten Morgen ein Ei. Allein einen Umſtand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ei gelegt war, fing die Henne an, mächtig zu gackſen. Brigitte ſprang eilig die Stiege hinauf, ſie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarin hatte das Gackſen bereits gehört, trat mit einem Mal laut ſchmählend in die Kammer, und nahm ihre Henne wieder mit ſich fort.

Brigitte hatte von der reichen Nachbarin bisher öfter Mehl, Butter und Eier geſchenkt bekommen; allein von nun an erhielt ſie nicht mehr das Geringſte, und kam überdies noch in den üblen Ruf einer Diebin.

Unrechtes Gut duld' nicht im Haus.
Es ruft oft ſelbſt den Diebſtahl aus.

8.

Das Ei.

Zur Zeit des Krieges drangen die Feinde in eine Stadt ein, und forſchten überall nach einem frommen, rechtſchaffenen Manne, der ihnen vor allen andern Bürgern verhaßt war, und dem ſie den Tod geſchworen hatten.

Er flüchtete ſich in ein altes großes Gebäu, hoch unter das Dach, und verbarg ſich da unter aufgeſchichtetem Reiſig und Brennholze. Er hörte den Lärmen der Soldaten, die ihn auch in dieſem Hauſe aufſuchten. Sie fanden ihn nicht, quartirten ſich aber hier ein.

Er durfte ſich nicht hervorwagen. Der Hunger quälte ihn ſehr und er betete: „O Du lieber Gott, Du haſt mich dieſen Zufluchtsort finden laſſen; o laß mich hier nicht verſchmachten!“

Horch! da hörte er das Gackſen einer Henne. Er ſuchte nach, fand ihr Neſt, und darin zwei oder drei Eier. Er getraute ſich nicht, alle zu nehmen, weil er fürchtete, die Henne möchte ihre Eier ſonſt nicht mehr hieher legen. Er nahm nur eines davon und erquickte ſich damit.

Am folgenden Tage legte die Henne wieder ein Ei, mit dem er ſein Leben friſtete, und ſo ging es fort alle Tage, bis die Feinde abgezogen waren, und er zur großen Freude ſeiner Freunde ſich nun wieder öffentlich ſehen laſſen durfte.

Wie gütig weiß der liebe Gott,
Zu retten uns aus jeder Noth!

9.

Die Gans.

Die Gans iſt ein ſehr nützlicher Vogel," ſagte Adelbert. „Man nennt ſie zwar dumm, und ſie mag es auch wohl ſeyn. Allein ſie hat doch drei Geſchicklichkeiten, die kein anderes Thier in ſich vereinigt; nur den Schwan, die Ente, und noch andere Schwimmvögel ausgenommen. Sie kann Waſſer, Luft und Erde zu ihrem Vortheile benützen. Sie ſchwimmt auf dem Waſſer, ſie erhebt ſich in die Luft und fliegt, ſie kann auf der Erde gehen. Welches andere Thier kann dieſes Alles?"

„Wohl wahr," ſprach Bruder Benno, „allein dieſes Alles kann ſie nur ſehr unvollkommen. Oder kann ſie fliegen, wie ein Adler? Schwimmt ſie wie ein Fiſch? Und was iſt ihr wackelnder Gang gegen den ſchnellen Lauf des wenig geachteten Haaſen?"

„Sehr gut bemerkt," ſprach der Vater. „Allein ein Thier iſt und bleibt nun einmal, wie es geſchaffen iſt, und kann es in keinem Stücke weiter bringen. Der Menſch allein vermag jede ſeiner Fähigkeiten zu höherer Vollkommenheit auszubilden. Wer ſich jedoch auf zu vielerlei Dinge verlegt, der weiß und kann am Ende nun wohl von allen Etwas, im Ganzen aber nichts. Nur Eine Wiſſenſchaft oder Kunſt recht lernen und üben, macht den Meiſter.

Wer ſich befaßt mit gar zu vielen Dingen,
Dem wird wohl ſelten Eines ganz gelingen.

10.

Die Emmerlinge.

Zwei Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als ſie an dem Garten des Müllers vorbei kamen, erblickten ſie einige Emmerlinge, die hungrig auf der bereiſten Hecke ſaßen. Die kleine Bertha hatte herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein. Sie öffnete den Sack, und ſtreute ihnen ein Paar Händchen voll Körner hin.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr, und ſagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur, du wirſt gewiß weniger Mehl bekommen, und dann werden unſere Eltern dich deßhalb beſtrafen.“

Bertha erſchrak, und ſagte: „Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun ſollen. Indeſſen werden unſere guten Eltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weiſe dafür ſegnen.“

Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, ſieh! da war in dem

Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal ſo viel Mehl als in Roberts Sacke. Robert erſtaunte, und Bertha war ſehr geneigt, dies für ein Wunder anzuſehen.

Allein der wackere Müller, der das Geſpräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, ſagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir ſo wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, ſo darfſt du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott beſchert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen.“

Den guten mitleidsvollen Seelen
Wird Gottes Segen niemals fehlen

11.

Die Meiſe.

„Sieh doch die prächtige Kohlmeiſe dort auf dem Apfelbaume!“ ſagte Lorenz zu ſeiner Schweſter Luzie. „Die will ich bald haben.“ Er kletterte auf den Baum, ſtellte dort einen Meiſenſchlag auf, und verbarg ſich dann mit ſeiner Schweſter in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern.

Die Meiſe ging richtig in die Falle, und Lorenz war ſogleich wieder auf dem Baume, fiel aber, indem er den Vogel herausnehmen wollte, ſammt dem Meiſenſchlage herab. Der Vogel war entwiſcht, und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Aſte die Hand verwundet.

Luzie ſagte: „O du armer Bruder! deine Hand blutet. Nun wirſt du es wohl bleiben laſſen, noch einmal auf den Baum zu ſteigen, um die Meiſe zu fangen; du könnteſt ſonſt noch Arm und Bein brechen.“

„Ei,“ ſagte Lorenz lachend,“ deßhalb bleibe ich nicht drunten. Allein gegenwärtig wäre meine Mühe vergebens. Denn die Meiſe ſcheut den Schlag, in welchem ſie ſchon einmal gefangen war.“

„Wenn das ſo iſt,“ ſagte Luzie, „ſo iſt ja die Meiſe klüger, als du. Sie geht nicht mehr dahin, wo ſie Gefahr wittert. Du aber, der du erſt dieſen Augenblick eine Wunde davon getragen haſt, und mit genauer Noth einem noch größern Unglücke entgangen biſt, willſt dich dennoch mit lachendem Munde auf's Neue in Gefahr wagen?“

Wen kleines Unglück nicht kann weiſer machen,
Der wird am Ende weinen, ſtatt zu lachen.

12.

Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in ſeiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte ſprechen konnte. Wenn zum Beiſpiele der Jäger rief: „Stärlein, wo biſt du?“ ſo ſchrie der Staar allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz beſondere Freude, und machte demſelben öfters einen Beſuch. Als Karl wieder einmal hinkam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geſchwind den Vogel, ſteckte ihn in die Taſche, und wollte damit fortſchleichen.

Allein in eben dem Augenblicke kam der Jäger zur Thüre herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und rief, wie gewöhnlich: „Stärlein, wo biſt du?“ — und der Vogel in der Taſche des Knaben ſchrie, ſo laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebſtahl ſey ſo ſchlau er mag,
Er kommt oft ſeltſam an den Tag.

13.

Der Storch.

Eva, eine Bauerntochter, hatte auf einem grünen ſonnigen Plätzchen ihres Baumgartens ſehr feines Garn, das ſie ſelbſt geſponnen hatte, zum Bleichen ausgebreitet. Barbara, die Tochter des Nachbars, kam öfter in den Garten herüber, zeigte an dem ſchönen Garn eine große Freude, und half Even es begießen.

Eines Tages merkte Eva, daß einige Stücke des Garns fehlten. Sie hatte ſogleich ihre Geſpielin im Verdacht, lief zu ihr hinüber, und ſchrie:

„Barbara! Du haſt mir mein Garn geſtohlen! Kein fremder Menſch kam in den Garten, als du. Sogleich gieb es mir zurück!" Barbara betheuerte vergebens ihre Unſchuld; ſie wurde im ganzen Dorfe als eine Diebin verſchrien.

Im nächſten Jahre wurde das alte Storchenneſt auf dem Kirchthurme ausgebeſſert — und ſieh, da fand man das Garn in dem Neſte. Der Storch hatte es alſo geſtohlen, und Barbara's Unſchuld war am Tage. Eva bat ſie mit weinenden Augen um Verzeihung. „Ach," ſagte ſie, „ich habe mich arg betrogen. Es iſt doch wahr:

Der Argwohn iſt ein Schelm, der leicht betrügt,
Wohl dem, der ihn ſogleich beſiegt."

11.

Der Kukuk.

1.

An einem lieblichen Maimorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ ſich der muntere Kukuk das erſte Mal hören.

„Das iſt ein Glücksvogel," ſagte der abergläubiſche Jörg: „ſein Ruf verkündet mir Glück; zum wenigſten eine Taſche voll Geld."

„Warum denn gerade dir?" ſprach Michel, der eben ſo abergläubiſch war. „Ich ſehe nicht, warum du bei dem Kukuk höher in Gnaden ſtehen ſollteſt, als ich. Ich bin wohl noch beſſer als du, und ich behaupte, mir verkünde er Glück."

Anſtatt ſich des ſchönen Morgens zu freuen, fingen ſie nun an zu ſtreiten; vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, im größten Zorn aus einander.

Eigennutz und Aberglauben
Kennen jede Luſt uns rauben.

2.

Beide verwundete Knaben kamen bei dem Wundarzte wieder zuſammen. Unter dem Verbinden erzählten ſie ihm, wie der Streit angegangen ſey, und fragten ihn, welchem von ihnen beiden wohl der Kukuk ein Glücksvogel ſeyn möge.

Der Wundarzt aber lachte und ſprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden — ſondern mir. Denn Euch beide hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hauſe geſchickt — mir aber ſchafft er Geld in die Taſche."

Ein Streit wird immer beide reuen,
Und oft den Dritten nur erfreuen.

15.

Das Rebhühnerneſt.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Neſt eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern ſaß, zu fangen.

„Du," ſagte der Größere, „nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier ſind ſo viel werth, als die Henne."

„Wenn das iſt," ſagte der Kleine, „ſo gieb mir die Henne, und behalte du die Eier."

Sie fingen nun an, mit einander zu zanken, und geriethen ſich in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unverſehens die Eier. Nun hatten ſie Beide gar nichts, und ſagten zu einander: „Der Vater hat Recht:

Viel beſſer iſt's, ſich mit dem Ei begnügen,
Als um die Henne ſich in Haaren liegen."

16.

Das große Vogelneſt.

Ein muthwilliger, grauſamer Knabe ſuchte in allen Hecken die Vogelneſter auf, und brachte die jungen Vögelein um. Vergebens warnte und beſtrafte ihn ſein Vater.

Einſt ſtach er voll boshafter Freude mit ſpitzigen Dornen einigen jungen Finken, die bereits fliegen konnten, die Augen aus, und beluſtigte ſich daran, wie die blinden Vögelein zu laufen und zu fliegen verſuchten, und nicht wußten, wohin.

Die Mutter kam dazu und ſprach: „Du gottloſes Kind, denke an mich! Wenn du dich nicht beſſerſt, ſo wird Gott dich gewiß noch ſtrafen.“ Allein der böſe Bube lachte heimlich über ſie, und machte es je länger, je ärger.

Einmal an einem Sonntage ging er, anſtatt in die Kirche, in den Wald, neue Grauſamkeiten auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelneſt. Er kletterte ſogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neſte, und warf ihn herab. Schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die alten, die grimmige Raubvögel waren, herbei geflogen, und hackten mit ihren ſcharfen Schnäbeln ihm beide Augen aus.

Dem blinden Böſewicht ging es noch ſehr übel. Er mußte nach dem Tode ſeiner Eltern betteln, und wenige Menſchen hatten Mitleid mit ihm. Da rief er in ſeinem Elende oft laut aus:

O Gott, wie ſchrecklich wirds an dem gerächt,
Der gottlos Dir zu trotzen ſich erfrecht.

17.

Der Papagei.

Ein alter Matroſe kaufte in einem fernen Welttheile einen Papagei, der mit prächtigen hellgrünen Federn prangte. Der gute Mann wollte ihn der Tochter des Kaufmanns, auf deſſen Schiffe er diente, als ein Geſchenk von der Reiſe mitbringen.

Auf der Heimfahrt bekam der Matroſe einen heftigen Huſten, und wurde deßhalb von aller Arbeit frei geſprochen. Er lehrte nun in ſeinen müßigen Stunden dem Vogel einige Worte ſprechen, damit die kleine Fanny eine deſto größere Freude haben möge.

Als der Matroſe das Geſchenk überreichte, rief der Vogel auch wirklich zur großen Freude der Eltern und der Tochter: „Es lebe Fanny!“ Aber kaum hatte der Vogel dieſe Worte geſprochen, ſo fing er zum großen Verdruſſe des Matroſen an, ſo abſcheulich zu huſten und zu räuſpern, daß alle in ein Gelächter ausbrachen.

Fanny ſagte: „Das iſt dumm von dem Papagei, daß er nicht nur die Worte, ſondern auch den Huſten ſeines Lehrmeiſters nachmachet.“ Die Mutter befahl, den einfältigen Vogel ſogleich aus dem Hauſe zu ſchaffen.

Der Vater aber ſprach: „So dumm dieſer Vogel iſt, ſo gibt er uns doch die weiſe Lehre: Wir ſollen nur das Schickliche und Gute, das wir an Andern bemerken, nachahmen, aber nicht, was unſchicklich und böſe iſt.“

Nur Gutes ahm' den Andern nach,
Das Böſe brachte dir nur Schmach

18.

Das ſchöne Reitpferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Huſaren im Quartier. Kurt, der Roßhändler, der zugleich ein Roßdieb war, ſtahl in der Nacht den Huſaren eines der ſchönſten Pferde und verſteckte es im Walde. Als die Huſaren fort waren, ritt er mit dem geſtohlenen Pferde einer weit entfernten Gegend zu, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wagte ſich jedoch nicht hinein, ſondern wollte außen daran vorbei reiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wieſe eine Schaar Dragoner, die eben anfingen zu exerzieren. Sobald nun die Trompete erklang, ſetzte das Pferd ſammt dem erſchrockenen Kurt über den Straßengraben, ſchloß ſich an Reih' und Glieder der Kriegspferde an, und machte nach dem Kommandowort und dem Trompetenſchall alle Bewegungen und Schwenkungen, bald im Trab' und bald im Galopp, auf das genaueſte mit. Kurt war vor Angſt faſt außer ſich, hielt ſich am Sattelknopfe feſt, verlor bei dem ſchnellen Ritte den Hut, und ſchwitzte große Tropfen. Die Soldaten aber lachten den armen, zitternden Kurt beſtändig aus.

Als das Exerziren endlich vorbei war, umringten ihn Soldaten und Officiere, und der Oberſt ſprach zu ihm ſehr bedenklich: „Das iſt ein junges, ſchönes, wohl abgerichtetes Soldatenpferd. Wie ſeyd Ihr zu dem Pferde gekommen?“ Kurt ſagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht beſtimmt angeben; er kam in weitere Unterſuchung, wurde des Diebſtahls überwieſen, und als ein Roßdieb beſtraft.

Wer lügt und ſtiehlt, dem gehts mit Recht,
So klug er ſey, doch endlich ſchlecht.

19.

Das Hufeiſen.

Ein Bauersmann ging mit ſeinem Sohne Thomas über Feld. „Sieh,“ ſprach der Vater unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeiſen auf der Straße! Heb es auf und ſteck es ein.“

„Ei,“ ſagte Thomas, „das iſt ja nicht der Mühe werth, daß man ſich darum bücke!“

Der Vater hob das Eiſen ſtillſchweigend auf, und ſchob es in die Taſche. Im nächſten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für einige Pfenninge, und kaufte für das Geld Kirſchen.

Beide gingen weiter. Die Sonne ſchien ſehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu ſehen, und Thomas verſchmachtete beinahe vor Durſt.

Da ließ der Vater, wie von ungefähr, eine Kirſche fallen. Thomas hob ſie ſo begierig auf, als wäre ſie Gold, und fuhr damit ſogleich dem Munde zu. Nach einiger Zeit ließ der Vater wieder eine Kirſche fallen; Thomas bückte ſich eben ſo ſchnell darnach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle Kirſchen aufheben.

Als Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater ſich lächelnd um, und ſprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeiſen ein einziges Mal hätteſt bücken mögen, ſo hätteſt du dich um die Kirſchen nicht ſo viele Male bücken müſſen. Erkenne daraus, wie gut und wahr das alte Sprüchlein ſey:

Wer kleine Ding' nicht achten mag,
Hat oft um klein're Müh und Plag.“

20.

Der Hufnagel.

Ein Landmann ſattelte ſein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er ſagte: „Auf einen Nagel kommt's nicht an,“ und ritt fort.

Er hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, ſo verlor das Pferd das Hufeiſen. „Wenn eine Schmiede in der Nähe wäre," ſprach er, „ließ ich das Pferd beſchlagen; indeß werden es drei Eiſen auch thun."

Allein das Pferd beſchädigte nun auf dem ſteinigen Boden den Huf, und fing an zu hinken. Bald darauf ſprangen zwei Räuber aus dem Walde hervor, den Reiter auszuplündern. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen, und ſie nahmen ihm das Pferd ſammt Zaum, Sattel und Felleiſen.

„Das hätte ich nicht gedacht," ſagte er, „daß ich wegen eines einzigen Hufnagels das Pferd verlieren würde."

Langſam und betrübt begab er ſich zu Fuß wieder nach Hauſe, und ſchärfte von nun an ſeinen Kindern ſehr oft das Sprüchwort ein:

Nachläſſigkeit in kleinen Dingen
Wird dich in großen Schaden bringen.

21.

Die Kuh.

Verene, eine Wittwe, lebte mit ihren zwei Töchtern in ziemlich dürftigen Umſtänden. Was ſie die Woche hindurch erwarben, das mußten ſie die Woche hindurch wieder verzehren. Ueberdies verloren ſie eines Tages ihre einzige Kuh, und waren darüber höchſt beſtürzt. „Ach," ſagten ſie,

„wenn Gott uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns iſt es unmöglich, ſo viel Geld aufzutreiben, um eine Kuh zu kaufen."

„Thut das Eurige getreu," ſagte die Nachbarin; „ſo wird Gott euch Hülfe ſenden."

„Aber was ſollen wir denn thun?" fragte Verene. Die Nachbarin ſprach: „Ihr müßt für's erſte durch Fleiß eure Einnahme vermehren. Ihr ſeyd eurer drei, und verſteht euch gut auf's Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich ein Paar Stunden länger; es müßte doch ſchlecht ſeyn, wenn nicht jede ein Paar Kreuzer mehr verdiente, als bisher."

„Für's zweite müßt ihr durch Sparſamkeit eure Ausgaben vermindern. Ihr trinkt da zum Frühſtück täglich ſo eine Art Brühe, die ihr Kaffee nennt. Obwohl ihr wenig Kaffee und Zucker dazu nehmt, ſo koſtet das Ding euch doch zu viel. Eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter iſt, ſo erſpart jede von euch wenigſtens ein Paar Kreuzer. Befolgt dieſe zwei Stücke, legt das, was ihr ſo verdient und erſpart, zurück, und ihr werdet bald ſo viel Geld beiſammen haben, als eine ſchöne Kuh koſtet."

Verene und ihre Töchter befolgten den guten Rath; und als das Jahr verfloſſen war, hatten ſie noch einmal ſo viel Geld, als ſie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was noch mehr iſt, ſie hatten dabei gelernt, ihre dürftigen Umſtände durch Fleiß und Sparſamkeit zu verbeſſern, und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarin aber ſagte: „Seht ihr nun, daß ich Recht hatte? Es bleibt immer wahr:

Es mangelt nie an Gottes Segen,
Willſt du nur ſelbſt die Hände regen.

22.

Die Kuhſchelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Walde die Kühe. Alle waren mit Schellen verſehen; die ſchönſte Kuh aber hatte die ſchönſte Schelle.

Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und ſagte: „Das iſt eine prächtige Schelle! Was hat ſie wohl gekoſtet?"

„Einen Thaler!" ſagte Wendelin. „Nicht mehr?" rief der fremde Mann; „ich gebe dir ſogleich zwei Thaler dafür."

Wendelin gab dem Manne die Schelle, und ſchob die zwei Thaler mit Freuden in die Taſche.

Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin in dem dichten Walde nicht mehr, wo ſie war. Die Kuh entfernte ſich von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der ſich im Gebüſche verſteckt hielt, ergriff ſie beim Horn, und führte ſie heimlich davon.

Der arme Wendelin aber ſah erſt jetzt ein, daß der Schelm ihn betrogen habe.

Wer dir zu viel Gewinn verſpricht,
Meint es nicht redlich; trau ihm nicht.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hauſe, und erzählte die Geſchichte. „Ach,“ ſagte er, „das hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deßhalb die Schelle ſo gut bezahle, um die Kuh zu bekommen!“

Der Vater aber ſprach: „Wie der Schelm dich betrogen hat, ſo will die Sündenluſt uns alle betrügen. Sie bringt uns Anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verluſt. Läßt man ihr nur einen Finger, ſo bemächtigt ſie ſich bald der ganzen Hand. Merke dir daher den Spruch:

Der Sünde trau in keinem Theil,
Sie raubt dir ſonſt dein ganzes Heil.“

3.

Die Mutter ſprach: „Aber, lieber Wendelin, dachteſt du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?“

„Ach,“ ſagte Wendelin, „das Geld hatte mich ganz verblendet. Ich dachte nur: Da kann ich mit ſchönſter Art einen Thaler gewinnen. Die

Schelle iſt nur eine unnöthige Zierde; die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erſt als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene.“

„So geht es leichtſinnigen und leidenſchaftlichen Menſchen,“ ſprach die Mutter. „Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein in der Folge werden ſie mit Schaden klug, und ſehen ein, daß ſolche Gebräuche ihren guten Grund hatten.“

Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer ſie aufgibt, bald erfahren.

23.

Die Schafe.

1.

Ein junger Schäfer hütete in dem Gebirge ſeine Schafe. Eines Tages ſaß er auf einem Felſenſtücke in dem Schatten einer Tanne. Er ſchlief ein und wankte und nickte im Schlafe beſtändig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schafbock, der nicht weit von ihm graste, meinte, der Schäfer fordere ihn zum Zweikampfe heraus und wolle mit ihm ſtoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, ging, um einen rechten Anlauf zu nehmen, einige Schritte rückwärts, rannte dann auf den Schäfer zu, und verſetzte ihm mit ſeinen Hörnern einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer, der ſich aus ſeinem ſüßen Schlummer ſo unſanft geweckt ſah, gerieth in wüthenden Zorn. Er ſprang auf, packte den Bock mit beiden Fäuſten, und ſchleuderte ihn weit von ſich. Der verſcheuchte Bock rannte fort und ſtürzte in den nahen Abgrund. Die Schafe, wohl ihrer hundert, ſprangen dem Bocke nach, und wurden an den Felſen elend zerſchmettert. Der Schäfer aber raufte ſich vor Jammer die Haare aus, und rief:

„Weh' dem, der ſeinen Zorn nicht meiſtern kann.
Er richtet hundertfältig Unglück an.“

2.

Die Geſchichte von der unglücklichen Schafherde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter Schäfer, der ſehr verſtändig und rechtſchaffen war, machte von der Geſchichte noch eine ſehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einſt auf den Jahrmarkt in die Stadt gehen, um dort zu tanzen. Der Vater aber ſprach: „Das iſt nichts für euch. Dort geht es nicht immer zum Beſten zu. Ich ſuchte euch bisher immer vor dem Verderbniſſe der Welt rein zu bewahren; allein dort könntet ihr leicht verdorben werden.“

Die Kinder ſagten: „Ei, Andere gehen ja auch dahin!“

Der Vater ſprach hierauf: „Es gingen ſchon viele dahin, und büßten Geſundheit und Leben, Ehre und Unſchuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht, wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund ſpringt, ſpringen die andern alle nach. Ihr nennet ſie deßhalb dumme Thiere. Allein der Menſch, der ſich in das Verderben ſtürzt, weil Andere es auch ſo machen, iſt um nichts klüger — ſondern ein wahrer Schafskopf.“

Stürzt ſich ein Menſch in Sünd' und Schmach:
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

21.

Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem ſchönen Hauſe vor der Stadt. Eines Morgens ſprach ſie zu ihrer Magd: „Crescenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Wenn du über die Straße gehſt, um Waſſer zu holen, oder in den Garten, um Bohnen zu pflücken, ſchließ die Hausthüre zu. Ich habe dir das ſchon öfters befohlen, und erwarte, daß du mir doch endlich einmal gehorchen wirſt. Es könnte ſich ſonſt leicht Jemand in das Haus ſchleichen und Schaden anrichten.“

Die Frau ging, Crescenz räumte die Zimmer auf, ging dann zum Brunnen, und ließ richtig wieder alle Thüren offen ſtehen. „Es iſt die ganze Straße hinauf und hinab kein Menſch zu ſehen,“ ſagte ſie, und lachte über die allzuängſtliche Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Crescenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Ziegenbock zur Hausthür hinein, ſprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock ſah ſich in dem Spiegel, meinte, es ſey noch ein Bock da, ſtutzte, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch ſo. Da ſprang der rechte Bock plötzlich auf den eingebildeten los, und ſtieß ſo gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tauſend Stücke zerbrach.

Crescenz kam mit dem Waſſerkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthüre herein, und hörte das Geklapper der Glasſcherben, lief eilends in das Zimmer, ſah das Unglück, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen aus dem Hauſe. — Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hauſe kam, wurde die leichtſinnige Magd wegen ihres Ungehorſams fortgeſchickt, und bekam zu einigem Erſatz des angerichteten Schadens keinen Lohn. In ihrem neuen Dienſte durfte man ihr es nicht mehr befehlen, die

Thüren zu ſchließen. Es traf nunmehr das Sprüchlein bei ihr zu:

Unachtſame Leute müſſen
Oft den Leichtſinn theuer büßen.

25.

Der Hirſch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als ſein guter Vater, der Jäger zu Tannau, tief im Walde von einem unbekannten Wildſchützen erſchoſſen wurde. Die Mutter erzog den vaterloſen Knaben, ſo lange, bis ſie ihn einem wackern Jäger in die Lehre geben konnte. Er wurde ein trefflicher Forſtmann, und erhielt den väterlichen Dienſt.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehrern Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er ſchoß nach einem großen Hirſche, fehlte ihn, und in dem Gebüſche rief eine klägliche Stimme: „O Gott, ich bin getroffen!“ Hubert eilte hin und — ſieh! ein alter Mann wand ſich winſelnd und röchelnd in ſeinem Blute. Die ganze Jagdgeſellſchaft verſammelte ſich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfing ihn, bat ihn laut jammernd um Vergebung, und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende ſagte: „Du haſt mir nichts abzubitten. Was bisher kein Menſch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin jener Wildſchütz, der deinen Vater erſchoſſen hat. Gerade hier unter dieſer alten Eiche tränkte ſein Blut weit umher den Boden, und nun mußteſt du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wiſſen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen!"

„Gott iſt gerecht!" ſeufzte er noch, indem er verſchied. Ein Schauder drang allen Umſtehenden durch Mark und Bein, und einer aus ihnen rief:

Es trifft, o Gott, dein Strafgericht
Früh oder ſpät den Böſewicht.

26.

Der Löwe.

Ein armer Sklave, der ſeinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tauſend Menſchen ſahen zu.

Der Löwe ſtürzte grimmig auf den armen Menſchen los — blieb aber plötzlich ſtehen, wedelte mit dem Schweife, ſprang voll Freude um ihn herum, und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten ſich, und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüſte. Da kam dieſer Löwe winſelnd zu mir hinein, und zeigte mir ſeine Pratze, in der ein ſcharfer Dorn ſteckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an verſah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zuſammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt, und beide gefangen — und nun freut ſich das gute Thier, mich wieder zu finden."

Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Thieres entzückt, und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Menſch! es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde frei gelaſſen und reichlich beſchenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beſtändig, wie ein zahmes Hündchen, ohne Jemanden ein Leid zu thun.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen:
Laß dich, o Menſch! von ihnen nicht beſchämen

27.

Die Maus.

Melcher war ein Tagwerker, der in einem Seitengäßchen, nicht weit vom Poſthauſe, wohnte; da er ſich ſehr gut auf das Kutſchieren verſtand, ſo nahm ihn der Poſtmeiſter zum Poſtknecht an.

Allein bald wurde Melcher bei ſeinem Herrn verklagt, daß er ihm Haber ſtehle. Erſt geſtern

Nacht, hieß es, habe er ſich heimlich mit einem Sack voll Haber nach Hauſe geſchlichen.

Der Poſtmeiſter ging ſogleich in Melchers Haus, und ſtellte ihn zur Rede. „Herr,“ ſprach Melcher, „durchſucht mein ganzes Haus; wenn ihr ein Körnlein Haber findet, ſo will ich meinen Dienſt verlieren.“ Der Poſtmeiſter ſuchte, von Melcher begleitet, auf dem Dachboden und in allen Kammern nach — und fand nichts.

Als Beide wieder in Melcher's Stube traten, ſagte Melcher: „Dem Herrn Poſtmeiſter kann ich es nicht verdenken, daß er die Sache unterſuchte; aber die falſchen Leute, die mich verleumdeten, müſſen mir meine Ehre wieder geben.“ Dabei ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Stube zitterte. Aber ſieh — plötzlich fing es an, Haberkörner auf den Tiſch herab zu regnen.

Melcher hatte den geſtohlenen Haber zwiſchen den Brettern der Stubendecke und des Dachbodens verſteckt. Eine Maus hatte die Stubendecke durchnagt, und auf den Fauſtſchlag waren die Körner durch das Loch herab gefallen. Melcher wurde todtenblaß, konnte den Diebſtahl nicht mehr läugnen, und mußte den gelben Rock für immer ausziehen. Da entſtand das Sprüchwort:

Sey noch ſo ſchlau bei böſen Thaten,
Ein Mäuslein kann die Liſt verrathen.

28.

Der Wolf.

Hans hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages ſchrie er, um ſich einen Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!“

Die Bauern kamen ſogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt ſchlagen. Da ſie jedoch nichts von einem Wolfe ſahen, gingen ſie wieder heim, und Hans lachte ſie heimlich aus.

Am andern Tage ſchrie Hans wieder: „Der Wolf! der Wolf!“ Die Bauern kamen wieder heraus, wiewohl nicht mehr ſo zahlreich, als geſtern. Da ſie aber keine Spur von einem Wolfe erblickten, ſchüttelten ſie die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hauſe.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans ſchrie ganz erbärmlich: „Zu Hülfe! zu Hülfe! Der Wolf! der Wolf!“ Allein dießmal kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe.

Der Wolf brach in die Heerde ein, erwürgte mehrere Schafe, und darunter das artigſte Lämmchen, das dem Knaben ſelbſt gehörte, und das er ungemein lieb hatte.

Wer einmal Lügen ſich erlaubt,
Dem wird die Wahrheit nicht geglaubt.

29.

Der Bär.

In einem dicken Walde hielt ſich ein großer Bär auf. Hubert und Euſtach, zwei reiſende Jägerburſche, hörten davon, und ſagten: „Den wollen wir bald haben.“

Sie gingen nun alle Tage in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abende kamen ſie dann, wiewohl ſie kein Geld hatten, in das Wirthshaus, und tranken vom beſten Weine. „Der Bär,“ ſagten ſie zum Wirthe, „wird die Zeche mit ſeiner Haut bezahlen.“

Eines Tages, als ſie wieder den Wald durchſtrichen, kam endlich der Bär fürchterlich brummend auf ſie zu.

Hubert ſchoß vor Schrecken fehl, und kletterte eilends auf einen Baum. Euſtach, dem ſein Gewehr gar nicht losging, legte ſich auf den Boden, und ſtellte ſich todt. Der Bär beroch ihn an Mund, Naſe und Ohren, und trappte, da die Bären nichts Todtes anrühren, wieder weiter.

Hubert ſtieg von dem Baume herab, und ſagte im Scherze zu Euſtach: „Du, was hat dir der Bär denn in das Ohr geſagt?“

Euſtach antwortete: „Er hat geſagt, wir ſollen künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben.“

Borg' nicht auf das, was du erſt willſt erwerben;
Denn ſonſt gerathſt du ſicher ins Verderben.

30.

Der Affe.

Ein reicher Geizhals, der niemals einem Armen einen Heller Almoſen gab, hatte einen Affen wohlfeil gekauft, weil er ihn viel theurer wieder zu verkaufen hoffte.

Eines Tages war der hartherzige Mann ausgegangen. Da ſah der Affe, daß der wohlthätige Nachbar einem Armen ein Geldſtück aus dem Fenſter hinab warf. Sogleich machte der Affe ſich über die vollen Geldkiſten ſeines Herrn, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenſter hinaus auf die Gaſſe.

Die Leute liefen ſchaarenweiſe herbei, rauften und ſchlugen ſich um das Geld, und rafften zuſammen, ſo viel ſie nur bekommen konnten.

Da die Kiſten ſchon faſt leer waren, kam der Geizige die Gaſſe herauf, und ſah mit Entſetzen, was vorging. „O das häßliche, das abſcheuliche, das dumme Thier!“ ſchrie er, und drohte dem Affen ſchon von weitem mit geballter Fauſt.

Der Nachbar aber ſagte zu dem zornigen

Manne: „Gieb dich zufrieden. Es iſt freilich dumm, das Geld zu dem Fenſter hinaus zu werfen, wie dieſer Affe; aber iſt es denn viel vernünftiger, wenn man es bloß in Kiſten einſperrt, und davon gar keinen Gebrauch macht?“

Ich lobe den, der Geld und Gut beſitzt,
Wenn er's für ſich und And're wohl benützt.“

1.

Die Schlange.

Die Frau von Grünthal ſaß eines Morgens in ihrem Zimmer, und nähte. Ihre ſechs Kinder waren um ſie verſammelt. Zwei Knaben laſen und ſchrieben, zwei Mädchen ſtrickten, und die zwei kleinſten Kinder ſpielten mit einander. Da kam der Gärtner mit einem Körblein voll Blumen, ſtellte es auf den Tiſch, und ſagte, er bringe es den Kindern zum Geſchenke.

Die Kinder drängten ſich ſogleich alle jubelnd um das Körblein, und betrachteten die ſchönen Blumen. Die Mutter ſtand dabei, und freute ſich, noch mehr über die fröhlichen Geſichter ihrer Kinder, als über die lieblichen Blumen.

Aber ſieh — da fingen die Blumen an, ſich wie von ſelbſt zu regen, und plötzlich erhob eine giftige Natter ziſchend ihren Kopf aus den Blumen. Die Kinder entflohen mit Entſetzen nach allen Seiten.

Der Gärtner tödtete die Natter, die eine der gefährlichſten Schlangen war, und ſagte, er habe das Körblein geſtern Abends ſchon mit Blumen gefüllt; allein da er die Herrſchaft nicht zu Hauſe angetroffen, es in den Garten geſtellt, damit die Blumen in der Nacht mit Thau benetzt würden, und friſch blieben. Da müſſe die Schlange, ohne daß er etwas davon merkte, hineingekrochen ſeyn.

Die Mutter rief die erſchrockenen Kinder wieder zuſammen, und ſprach zu ihnen: „Euer Schrecken kann euch für euer ganzes Leben heilſam ſeyn. Seht da, ſo verſteckt ſich unter den Freuden und Lüſten dieſer Welt die Verführung. Seyd daher vorſichtig, und vergeßt nie das Wort eurer Mutter:

Oft findet man bei dem Vergnügen
Die Schlange unter Blumen liegen.“

32.

Die Eidechſe.

Eine arme Mutter ging mit ihren zwei Kindern auf den Schloßberg, nicht weit von ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheken zu ſammeln. „Seht,“ ſagte ſie, als ſie oben war, zu den Kindern, „hier an dieſen Felſen herum iſt alles roth von Erdbeeren; pflückt und eſſet nach Herzensluſt! Ich will indeſſen zwiſchen jenen alten Mauern Kräuter ſuchen.“

Sie ging. Allein kaum hatte ſie einige Kräuter abgepflückt, ſo fing das kleine Lieschen an laut zu ſchreien. Die Mutter ſprang erſchrocken hin — und das Mädchen ſtand mit Augen voll Thränen da und ſagte: „O Mutter! ein böſes, giftiges Thier wollte mich beiſſen!“ Allein der Knabe lachte und ſagte: „Es war nichts als eine Eidechſe!“

„Nun,“ ſprach die Mutter, „da hätteſt du nicht erſchrecken ſollen; das ſchöne, goldgrüne Thierchen thut keinem Menſchen ein Leid.“ Allein da die Mutter noch redete, entſtand plötzlich ein ſo furchtbares Getöſe, als donnerte es, und der Berg ward ſo erſchüttert, wie bei einem Erdbeben. Alle blickten erſchrocken umher, und ſieh — die dicke Mauer, an der die Mutter Kräuter geſammelt hatte, war eingefallen.

„O Kinder!“ ſprach die Mutter, „laßt uns Gottes heilige Vorſehung anbeten. Durch eine Eidechſe — wer ſollte es glauben! — rettete mir Gott das Leben. Hätte die Eidechſe nicht eben in dem rechten Augenblicke Lieschen ſo erſchreckt, daß es laut ſchrie — ſo läge ich jetzt unter jenen Steinen begraben!“

Der Menſch ſieht — hat er helle Augen nur —
Von Gottes Vorſicht überall die Spur.

33.

Die koſtbaren Fiſche.

Ein Kaufmann hatte ſeine Freunde in der Stadt auf ſein Landgut eingeladen, um ſie mit ſeltenen Meerfiſchen, die man Lampreten nennt, zu bewirthen. Es wurden mehrere Speiſen aufgetragen, und am Ende kam eine große verdeckte Schüſſel, in der man die Lampreten vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden ſich anſtatt der erwarteten Fiſche einige Goldſtücke darin.

Der Kaufmann aber ſprach: „Meine Freunde! Die Fiſche, die ich Ihnen vorzuſetzen verſprach, ſind dieſes Jahr dreimal theurer, als ich dachte. Es koſtet einer ein Goldſtück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagwerker krank liegt, und mit ſeinen Kindern Hunger leiden muß. Von dem Golde, das für das einzige Gericht zu bezahlen wäre, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen ſie nun, meine Herren, von den Seefiſchen eſſen, ſo werde ich ſie unverzüglich kommen laſſen, und ſie ſollen ſogleich zubereitet werden. Wollen ſie aber das Geld dem armen Manne überlaſſen, ſo werde ich ſie mit ſchmackhaften, wiewohl minder theuren Flußfiſchen bewirthen.“

Alle Gäſte gaben ihm Beifall; jeder legte noch ein Goldſtück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus ſeiner Noth geholfen.

Verſchwende nicht dein Geld für Leckerbiſſen,
Wenn Andre bittern Hunger leiden müſſen.

31.

Die Karpfen.

Ein Fiſcher hatte neben ſeiner Hütte einen Weiher voll ſchöner Karpfen, und Ottmar, der Fiſcherjunge, mußte von Zeit zu Zeit ein Lägel voll auf ſeinem Rücken zum Verkaufe austragen.

Einmal ſtahl nun Ottmar aus dem herrſchaftlichen Teiche einen ſchönen Karpfen, und that ihn heimlich in das Lägel zu den übrigen Fiſchen. Als er aber zu der Frau Amtmännin kam, rief ſie, ſobald ſie dieſen Karpfen erblickte: „Ach, der iſt aus dem herrſchaftlichen Weiher; ich kenne ihn genau.“ Ottmar bekam nichts für den Fiſch, und wurde noch überdieß als ein Dieb vier und zwanzig Stunden lang eingeſperrt.

Nach einer Zeit ſtahl Ottmar der Herrſchaft abermals einen Karpfen; er kam damit zu dem Förſter. Der Förſter betrachtete die Karpfen in dem Lägel und ſagte: „Dieſen da haſt du der Herrſchaft geſtohlen!“ und Ottmar kam nun auf drei Tage bei Waſſer und Brod in den Thurm.

Der junge Dieb wollte ſein Glück noch einmal verſuchen. Er ſtahl aus dem Weiher der Herrſchaft einen großen Spiegelkarpfen und trug ihn auf den Fiſchmarkt in die Stadt, wo man von Ottmar und ſeinen Streichen nichts wußte. Allein ein Marktaufſeher, der auf dem Fiſchmarkte umher ging, rief auf einmal: „Das iſt ein geſtohlener Fiſch!“ Ottmar mußte mit dem Manne vor das Stadtgericht, und bekam viele Schläge.

„Mich wundert nichts,“ ſagte Ottmar, „als wie man es dieſen Fiſchen ſogleich anſieht, daß ſie geſtohlen ſind!“ Das Kunſtſtück beſtand aber darin, daß der Verwalter den jungen Karpfen, ehe er ſie in den Teich that, ein klein wenig von der Schwanzfloße abſtutzte, und nur einigen vertrauten Leuten davon ſagte. Wer nicht davon wußte, konnte es kaum bemerken. Nachdem Ottmar lange vergebens nachgeſonnen, ſagte er: „Sey das, wie es wolle, ich weiß nun doch ſo viel:

Ein Diebſtahl iſt ſchwer zu verhehlen:
Am Beſten iſt's — gar nicht zu ſtehlen.“

35.

Der goldene Angel.

Ein Prinz bekam Luſt zu angeln. Auf ſeinen Befehl verfertigte man ihm eine zierliche Angelruthe, woran an einer ſeidenen Schnur ein goldener Angelhacken hing.

Der Prinz ging an den See, warf den Angel aus — und zog ſogleich ein Fiſchlein aus dem Waſſer. Er warf den Angel wieder aus — ein großer Hecht biß an, zerriß aber die Schnur, und ſchwamm mit dem goldenen Hacken davon.

Da ſprach der Prinz! „So hab' ich denn für mein Gold nichts, als ein elendes kleines Fiſchlein! Bringt mir einen eiſernen Angelhacken; denn es iſt übel gethan, viel daran zu wagen, wo nur wenig zu gewinnen iſt.“

Von dieſer Zeit an ward das Sprichwort gebräuchlich, das von allen theuren Spielen, beſonders aber von der Lotterie gilt:

Der Spieler fiſcht mit goldenem Angel,
Er tauſcht für Gold Verdruß und Mangel.

36.

Die Biene.

1.

Alois kam in den Garten des Nachbars, und ſah einen blühenden Roſenſtrauch. Er pflückte eine Roſe, und ſagte: „Nun will ich mir einmal daran ſatt riechen!“ Als er aber ſein kleines Näschen begierig in die halb geöffnete Roſe hinein ſteckte, empfand er mit Einem Mal einen entſetzlichen Schmerz. Ein Bienlein war in der Roſe verſteckt, und ſtach ihn — weil er es faſt zerdrückt hatte — in die Naſe.

Mit Unverſtand genoſſ'ne Freuden
Verwandeln ſich in Schmerz und Leiden.

2.

Alois, der ſehr jähzornig war, ergriff nun ganze Hände voll Erde und Schollen, und warf wüthend nach den Bienenſtöcken. Da wurden die Bienen ſo aufgebracht, daß ſie in Menge über ihn herfielen, und ihm wohl hundert Stiche verſetzten. Er wurde tödtlich krank, mußte unſägliche Schmerzen ausſtehen — und kaum kam er noch mit dem Leben davon.

Erträgſt du eine Unbild nicht mit Ruh,
So zieheſt du dir deren hundert zu.

37.

Die Bienen und die Roſen.

Adolph wollte einmal eine Roſe pflücken, und ſtach ſich an den Dornen, daß er brennende Schmerzen fühlte; ein anderes Mal wollte er von einem Bienenſtocke Honig naſchen, und die Bienen verſetzten ihm mehrere ſehr ſchmerzliche Stiche.

„Aber warum,“ ſprach er zu ſeinem Vater, „haben doch die ſchönen Roſen ſo ſpitzige Dornen und die honigreichen Bienen ſo giftige Stacheln?“

„Es iſt vielleicht zur Erinnerung,“ ſprach der Vater, „daß ſelbſt das Schöne und Süße in der Natur den unvorſichtigen Menſchenkindern verderblich werden könne. Laß es dir deßhalb geſagt ſeyn:

Was ſchön und ſüß, hat man wohl gern,
Doch die Gefahr iſt niemals fern.“

38.

Die zwei Schmetterlinge.

1.

Eines Abends ſaß Vater Richard mit ſeinen Kindern in ſeinem Gartenhauſe. Da kamen durch das offene Fenſter zwei kleine Schmetterlinge mit purpurrothen und goldverzierten Flügelchen herein, und flogen munter um das brennende Kerzenlicht herum, das man eben angezündet hatte. Der Vater ſuchte vergebens, ihnen abzuwehren. Eines der artigen Thierchen ſtürzte in die Flamme, verſengte die zarte Flügelchen und Füßchen, fiel herab und zuckte ſterbend auf dem Tiſche.

„So,“ ſprach der Vater, „geht es den Menſchen, die ſich von dem eiteln Schimmer der Welt blenden laſſen. Ihr Ende iſt Tod und Verderben.“

Den Leichtſinn bringt ein Augenblick
Oft um des ganzen Lebens Glück.

2.

Das andere Sommervögelchen, das auf dem Tiſche ruhte, wollte eben auffliegen und der Flamme zueilen. Da bedeckte es der Vater, um es vor dem Tode zu erretten, ſchnell mit einer leeren Porzellanſchale, die auf dem Tiſche ſtand.

„Wenn dieſes Thierchen denken und reden könnte,“ ſprach der Vater, „ſo würde es ſich über mich beſchweren, daß ich es ſo unbarmherzig in ein dunkles Gefängniß einſperre. Denn es fiel ihm wohl nicht ein, daß ich ihm eine große Wohlthat erwies, und daß ich es mit Anbruch der lieblichen Morgenröthe wieder aus ſeinem Kerker befreien werde.“

„So beklagen wir Menſchen uns nicht ſelten über Gott, der aus den weiſeſten und liebevollſten Abſichten über uns Leiden kommen läßt, um uns vor dem Verderben zu bewahren und uns der künftigen Herrlichkeit des Himmels theilhaft zu machen.“

Kurz währt das Leiden dieſer Zeit,
Doch ewig jene Seligkeit.

39.

Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz ſagte einmal: „Wozu hat wohl Gott die Fliegen und Spinnen erſchaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menſchen etwas! Wenn ich nur könnte, ich würde ſie alle von der Erde vertilgen.“

Sein Lehrer ſprach: „Die ganze Schöpfung, dieſe große Haushaltung Gottes, iſt ſo weiſe eingerichtet, daß alle, auch die geringſten Geſchöpfe, ihren Nutzen haben, obwohl wir denſelben nicht immer beſtimmt angeben können.“

„Nun wohl!“ ſagte der Prinz, „für das Ganze der Natur mögen dergleichen Thierchen immerhin nützlich ſeyn. Allein dem einzelnen Menſchen ſind ſie doch oft recht zur Plage.“

„Auch dem einzelnen Menſchen,“ ſprach der Lehrer, „kann Gott durch das kleinſte Seiner Geſchöpfe die größte Wohlthat erweiſen, ja wohl gar ihm das Leben retten.“

„Ich halte es für unmöglich,“ ſagte der Prinz, „daß ich je einer Fliege oder Spinne die Rettung meines Lebens zu danken haben könnte.“

Nach einigen Jahren zog der Prinz in den Krieg, und mußte ſich einmal vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er ſich Abends im Walde unter einem Baume nieder und entſchlief. Ein feindlicher Soldat ſchlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein in eben dieſem Augenblicke kam eine Fliege und ſtach den Prinzen ſo heftig in die Wange, daß er erwachte. Er ſprang auf, zog ſein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg ſich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne ſpannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei Soldaten, die ihn ſuchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte ſie mit einander reden. „Sieh," rief der eine, „da hinein wird er ſich verſteckt haben!" „Nein," ſagte der andere, „da drinnen kann er nicht ſeyn; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müſſen."

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank' ich Dir! Geſtern haſt Du mir durch eine Fliege, und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut iſt Alles, was Du gemacht haſt."

Ein Thierchen ſey auch noch ſo klein,
Es kann dem Menſchen nützlich ſeyn.

10.

Die Perlen.

1.

Ein Wanderer verirrte ſich in der Wüſte eines fernen Welttheiles. Er fand zwei Tage lang nichts zu eſſen und zu trinken, und verſchmachtete faſt vor Hunger und Durſt. Endlich erreichte er einen ſchattigen Baum und eine friſche Quelle. An dem Baume waren aber keine Früchte; bei der Quelle lag jedoch ein kleines Säckchen. „Gottlob!" ſagte der Mann, indem er das Säckchen anfühlte, „das ſind vielleicht Erbſen, die mich vom Hungertode erretten.“ Er machte das Säckchen begierig auf, und — rief erſchrocken: „Ach Gott! es ſind nur Perlen!“

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Iſt mehr als Geld und Perlen werth.

2.

Der arme Mann hätte nun neben den Perlen, die mehrere tauſend Thaler werth waren, verhungern müſſen. Allein er betete inbrünſtig zu Gott — und plötzlich ſah er einen Mohren auf einem Kameele in großer Eile auf ſich zu kommen. Der Mohr hatte die Perlen liegen laſſen, und freute ſich, ſie wieder zu finden. Er erbarmte ſich des halb verhungerten Menſchen, gab ihm Brod und köſtliche Früchte, und nahm ihn dann zu ſich auf ſein Kameel.

„Sieh,“ ſagte der Mohr, „wie wunderbar Gott Alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück für dich. Denn Gott hat es ſo gefügt, daß ich wieder hieher kommen, und dir das Leben retten mußte.“

Vertraue auf den lieben Gott,
Er iſt der Helfer in der Noth.

41.

Das Gold.

Zwei Brüder, Guſtav und Ludwig, reiſten über das Meer, und wollten in einem fernen Welttheile ihr Glück verſuchen.

Guſtav erhielt für wenige Thaler ein Stück ungebautes Land, richtete es mit großem Fleiße zu, und hatte bald Brod im Ueberfluſſe.

Ludwig begab ſich in das Gebirg, um Goldkörner zu ſammeln, mußte ſich dort kümmerlich mit Wurzeln und Baumrinden ernähren und kam endlich mit einem Sack voll Gold zu ſeinem Bruder zurück.

„Sieh, Bruder,“ rief er, „wie glücklich ich war. All dieſes Gold iſt mein. Gieb mir aber jetzt nur gleich zu eſſen. Denn ich bin ganz matt und kraftlos vor Hunger.“

„Gut,“ ſagte Guſtav, „ich will dir zu eſſen geben; allein du mußt mir alles Brod mit Gold aufwägen.“ Das verdroß Ludwig ſehr; er mußte es ſich aber gefallen laſſen, weil er zu ſchwach und abgezehrt war, weiter zu reiſen.

Als Guſtav nach wenigen Tagen alles Gold ſeines Bruders hatte, ſprach er: „Da haſt du dein Gold wieder, liebſter Bruder! Ich bin nicht ſo grauſam, dir das Deinige zu nehmen; ich wollte dir nur zeigen, daß Reichthum nicht glücklich mache, und daß Fleiß beſſer ſey, als Gold.“

Genügſam ſich mit Arbeit nähren,
Läßt Geld und Reichthum leicht entbehren

12.

Die Edelſteine.

Ein Goldſchmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem ſie ihm mehrere koſtbare Edelſteine gab.

Robert, ſein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben große Freude, und betrachtete ſie ſehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meiſter, daß ihm zwei der ſchönſten Steine fehlten. Er hatte den Lehrjungen im Verdachte, und ſuchte in deſſen Schlafkammer nach. Da fand er die Edelſteine in einem Loche, das ſich über einem alten Kaſten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht geſtohlen; allein der Meiſter züchtigte ihn ſehr hart, ſagte, daß er das Henken verdient habe, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldſchmied fand ihn im nämlichen Loche.

Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelſteine dahin verſtecke. Da kam eine Aelſter, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf den Arbeitstiſch geflogen, nahm einen Edelſtein in den Schnabel, und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldſchmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen Knaben Unrecht gethan habe. Er nahm ihn wieder an, behandelte ihn von nun an ſehr gütig, und hatte nie mehr ſo leicht auf Jemand einen Argwohn.

Wer den Argwohn nicht bezwingt,
Sich und Andern Kummer bringt.

13.

Die Kieſelſteine.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte ſich durch Branntweintrinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt ſprach zu ihm: „Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgibſt, ſo mußt du ſterben; denn er iſt Gift für die Jugend.“

Der Kranke ſagte: „Das kann ich nicht; ich bin ihn ſchon zu ſehr gewohnt. Dieſes Fläſchlein hier muß ich täglich austrinken.“

Der Arzt ſprach: „Je nun, ſo muß ich auf ein ganz beſonderes Heilmittel ſinnen.“ Am folgenden Tage brachte er ein buntes Schächtelchen voll Kieſelſteinchen, und ſprach: „Wirf alle Tage eines von dieſen Steinchen in deine Branntweinflaſche;

laß es aber allemal darin, ſo wird der Branntwein dir unſchädlich ſeyn.“

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unſchädlich zu machen, und that täglich eines in die Flaſche. So trank er täglich, ohne es ſelbſt zu merken, einige Tropfen weniger, und als die Flaſche am Ende voll Steinchen war, hatte er ſich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, ſich zu beſſern, täglich etwas thut,
Der wird allmählich fehlerfrei und gut.

44.

Der Pflaſterſtein.

Ein reicher Mann warf einen armen Tagwerker, mit dem er Streit angefangen hatte, im Zorn mit einem Steine. Der Arme hob den Stein auf, nahm ihn mit ſich nach Hauſe und dachte: „Vielleicht kommt eine Zeit, da ich den feindſeligen Mann wieder werfen kann, ohne daß ich eine fernere Unbild von ihm zu befürchten habe.“

Der Reiche ward durch Uebermuth, Müßiggang und Verſchwendung zum Bettler, und ging einmal, in Lumpen gekleidet, an der Hütte des Armen vorbei.

Da langte der Tagwerker den Stein hervor, um den unglücklichen Menſchen zu werfen. Allein plötzlich hielt er inne und ſagte: „Jetzt fühle ich, daß man ſich nie rächen ſoll. Denn ſo lange mein Feind reich und mächtig war, hielt ich es nicht für klug, da er aber unglücklich iſt, ſo wäre es grauſam.“

Er warf den Stein weg und gab dem ehemaligen reichen Manne, der ſehr verhungert ausſah, ein großes Stück Brod.

Ein wahrer Chriſt, voll Edelmuth —
Auch ſeinen Feinden Gutes thut.

45.

Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte ſeine Nachbarin, eine arme Wittwe, um ihren einzigen Acker, um damit ſeinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umherging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornſacke, und ſprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte Euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur ſo viel Erde nehmen, als in dieſen Sack hinein geht.“ Der Reiche ſagte: „Dieſe thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren.“

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde, und ſprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte. Seyd ſo gut, und helft mir den Sack auf die Schulter nehmen!“

Der Reiche hatte keine Luſt dazu, und ſchlug es ihr unwillig ab. Allein die Wittwe ließ mit Bitten nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als aber der Mann, dem ſchwere Arbeit etwas Ungewohntes war, den Sack aufheben wollte, rief er: „Es iſt unmöglich; er iſt mir zu ſchwer!“

Jetzt ſprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da euch dieſer Sack voll Erde ſchon zu ſchwer iſt, wie wird erſt der ganze Acker, den tauſend ſolche Säcke nicht faſſen könnten, euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erſchrak über dieſe Rede, und gab ihr den Acker wieder zurück.

Scheu' unrecht Gut als eine Bürde
Die ewig dich beſchweren würde.

Dritte Abtheilung.

1.

Die Sonne.

Eines Abends, da es bereits dunkel war, kam eine fleißige Mutter mit ihren zwei Kindern von der Feldarbeit nach Hauſe. Sieh! da ſtand auf dem Tiſche ein brennendes Oellicht.

Georg rief erſtaunt: „Es war doch kein Menſch zu Hauſe; wer hat denn das Licht angezündet?“

„Ei,“ ſagte Gretchen, „wer anders, als der Vater. Gewiß iſt er indeß aus der Stadt nach Hauſe gekommen.“

Die Kinder ſuchten ihn, und fanden ihn zu ihrer großen Freude ſogleich in der nächſten Kammer.

Am folgenden Tage recheten Eltern und Kinder auf ihrer großen Wieſe Heu auf. Die Sonne ſchien ungemein hell und ſchön, und die Kinder bezeigten darüber ihre Freude.

„Nun, Kinder," ſprach der Vater, „ihr habt geſtern ſogleich errathen, daß ich das Licht in unſerer Stube angezündet habe; wenn ihr nun aber dieſes ſchöne herrliche Licht da droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, ſollte euch nicht einfallen, wer es angezündet habe?"

„O, ja wohl," ſagte Gretchen, „das hat der liebe Gott gethan. Das kleinſte Oellichtlein zündet ſich ja nicht von ſelbſt an; es muß alſo auch Einer ſeyn, der die Sonne angezündet hat."

„So iſt es!" rief Georg freudig. „Gott hat Alles gemacht. Sonne, Mond und Sterne, Gras, Blumen und Bäume, und Alles, was wir nur immer um uns her erblicken, iſt ſein Werk."

Der goldnen Sonne Glanz und Pracht,
Lobpreiſen Gott, der ſie gemacht.

2.

Der Mond.

Vater Hermann war Morgens mit ſeinem kleinen Fritz in die Stadt gegangen; die Mutter und die kleine Thekla gingen ihnen Abends entgegen. Es ward ziemlich ſpät, bis ſie einander endlich begegneten. Die Mutter ſagte, ſie habe ſchon angefangen zu ſorgen. Allein Fritz ſprach: „Es hatte keine Gefahr! Der Mond dort über den waldigen Bergen leuchtete uns auf das freundlichſte und ging uns von dem Stadtthore an bis hieher immer getreulich zur Seite." Thekla ſagte: „Auch uns hat er von unſrer Hausthür an bis hieher beſtändig begleitet!" Fritz rief: „Das glaub' ich nicht! Wie könnte der Mond zu gleicher Zeit den Weg von der Stadt zum Dorfe und von dem Dorfe zur Stadt machen? Kann er zugleich vorwärts und rückwärts gehen? Ich könnte es einmal nicht. Kurz, es iſt unmöglich."

Der Vater ſprach: „Lieber Fritz! Was dir unbegreiflich ſcheint, begreife ich ſehr wohl. Ich könnte es dir auch erklären; allein mit deinem kleinen Verſtande würdeſt du die Erklärung noch nicht faſſen. Die Sache muß dir alſo vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben. Indeß mag der ſchöne freundliche Mond, deſſen Wandel am Himmel du nicht begreifſt, dir die gute Lehre geben: Da es ſchon unterm Monde viele Sachen gibt, die wir nicht begreifen; ſo darf es uns nicht wundern, daß es auch über dem Monde einige ſolche gebe. Manches iſt uns in unſrer heiligen Religion unbegreiflich; allein bloß unſer beſchränkter Verſtand iſt Schuld daran."

Mit gutem Grunde glaubt ein Chriſt,
Was ihm ein heiliges Geheimniß iſt.

3.

Der ſchönſte Stern.

1.

„Sieh doch, Schweſter! wie hell und ſchön der Abendſtern glänzt!“ ſagte Karl. „Er iſt doch der ſchönſte Stern am ganzen Himmel; er leuchtet ja ſo ſtark, daß die Bäume hier im Garten einen Schatten werfen.“ „Er iſt ſehr ſchön,“ ſagte Friderika; „aber der freundliche Morgenſtern iſt doch noch viel ſchöner und glänzender.“ Sie fingen an zu ſtreiten, und brachten ihren Streit vor den Vater. „Was redet ihr da von zweierlei Sternen? ihr unwiſſenden Kinder!“ ſprach der Vater. „Eben dieſer nämliche Stern da heißt Morgenſtern, wenn er Morgens, hingegen Abendſtern, wenn er Abends am Himmel ſteht.“

Oft hört man um zwei Namen ſtreiten,
Die Eine Sache nur bedeuten.

2.

Als der freundliche Stern wieder Morgenſtern war, weckte der Vater die Kinder einmal ſehr frühe. Beide Kinder riefen: „Der Morgenſtern glänzt heller, als der Abendſtern!“ Der Vater aber ſprach: „Dieſer ſchöne Stern leuchtet am Abende, weil er uns dann viele Millionen Meilen näher ſteht, zwar heller als am Morgen. Allein am frühen Morgen kommt er uns dennoch ſchöner und heller vor, weil wir da heiterer und fröhlicher, und zu Allem beſſer aufgelegt ſind, als am ſpäten Abende. Wir wollen für den geſunden Schlaf, der uns ſo wunderbar ſtärkt und ermuntert, dem lieben Gott recht von Herzen danken, und die goldenen Morgenſtunden immer wohl benützen. Der freundliche Morgenſtern ladet uns gleichſam dazu ein und ſagt uns:

Viel beſſer iſt es früh aufſtehn,
Als Abends ſpät zu Bette gehn.

4.

Sonnenſchein und Regen.

„Wenn doch nur immer die Sonne ſchiene!" ſagten die Kinder an einem trüben, ſtürmiſchen Regentage. Ihr Wunſch ſchien bald in Erfüllung zu gehen. Denn mehrere Monate lang erblickte man kein Wölklein am Himmel. Die lange Trockenheit richtete aber großen Schaden auf Aeckern und Wieſen an. Im Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und der Flachs, auf den ſich die Mädchen ſo ſehr gefreut hatten, wurde kaum Fingers lang.

„Seht ihr nun," ſprach die Mutter, „daß der Regen eben ſo nothwendig iſt, als der Sonnenſchein?

Lernt aber zugleich aus dieſer weiſen Einrichtung Gottes die heilſame Wahrheit, daß es auch für uns Menſchen nicht gut wäre, wenn wir lauter heitere, frohe Tage hätten. Es müſſen auch trübe Tage, Trübſale und Leiden, von Zeit zu Zeit über euch kommen, damit ihr zu guten Menſchen heran wachſet.“

Sonnenſchein, und Sturm und Regen,
Freud' und Leid ſind Gottes Segen.

5.

Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einſt vom Jahrmarkt nach Hauſe, und hatte hinter ſich ein Felleiſen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch und durch naß. Darüber war er unzufrieden, und klagte ſehr, daß Gott ihm ein ſo ſchlechtes Wetter zur Reiſe gebe.

Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Hier ſah er mit Entſetzen einen Räuber ſtehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte, und ſie abdrückte. Er wäre ohne Rettung verloren geweſen; allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte — ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn, und entkam glücklich der Gefahr.

Als er in Sicherheit war, ſprach er bei ſich ſelbſt: „Was für ein Thor bin ich geweſen, daß ich das ſchlechte Wetter verwünſcht, und es nicht als eine Schickung Gottes geduldig angenommen habe. Wäre der Himmel heiter, und die Luft rein und trocken geweſen, ſo läge ich jetzt todt in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben. Künftig will ich nicht mehr vergeſſen, was das Sprüchlein ſagt:

Was Gott ſchickt, das iſt wohl gemeint,
Obgleich es uns oft anders ſcheint.“

6.

Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder nach Hauſe gehen wollte, erhob ſich ein Sturmwind; es fing an zu regnen, zu blitzen und zu donnern. Franz fürchtete ſich ſehr, und verkroch ſich in eine hohle Eiche unweit des Weges; denn er wußte nicht, daß der Blitz gern in hohe Bäume ſchlägt.

Auf einmal hörte er eine Stimme, welche rief: „Franz! Franz! Komm, o komm doch geſchwind hervor!“ Franz kroch aus dem hohlen Baume hervor, und beinahe in eben dem Augenblicke ſchlug der Blitz in den Baum, und der Donner krachte fürchterlich. Die Erde bebte unter dem erſchrockenen Knaben, und es war ihm, als ſtehe er ganz im Feuer. Doch war ihm kein Leid geſchehen, und er ſagte und betete mit aufgehobenen Händen: „Dieſe Stimme kam vom Himmel! Du, Du lieber Gott, haſt mich gerettet! Dir ſey Dank!“

Die Stimme rief aber noch einmal: „Franz! Franz! hörſt du mich denn nicht?“ und jetzt erſt wurde er einer Bäuerin gewahr, die ſo rief. Franz eilte auf ſie zu, und ſprach: „Da bin ich! Was wollt ihr von mir?“

Die Bäuerin aber antwortete: „Dich habe ich nicht gemeint, ſondern meinen kleinen Franz, welcher dort am Bache die Gänſe gehütet hat, und ſich hier herum vor dem Wetter verſteckt haben muß. Sieh, da kommt er endlich aus dem Gebüſche hervor!“

Franz, der Stadtknabe, erzählte jetzt, wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten habe. Die Bäuerin aber faltete andächtig die Hände, und ſprach: „O mein Kind! danke darum Gott nicht weniger. Die Stimme iſt zwar aus dem Munde einer geringen Bäuerin gekommen; aber Gott hat es ſo gefügt, daß ich laut rufen und dich beim Namen nennen mußte, ohne etwas von dir zu wiſſen. Er hat dich aus der großen Gefahr errettet, in der du geſchwebt haſt.“

„Ja, ja!“ ſagte Franz mit Thränen in den Augen, „Gott hat ſich eurer Stimme bedient, um mich zu retten. Ihr habt zwar gerufen; aber die Hülfe kam dennoch von Gott; denn

Es kommt kein Heil von ungefähr,
Von Gottes Güte kommt es her.“

7.

Der Regenbogen.

Nach einem fruchtbaren Gewitter erſchien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich ſah eben zum Fenſter hinaus, und rief voll Freude: „Solche wunderſchöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen ſie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den ſchönen Farben. Ich will eilends hin, und alle Muſchelſchalen in meinem Farbenkäſtlein damit füllen.“

Er ſprang, ſo ſchnell er konnte, dem Weidenbaume zu. Allein zu ſeinem Erſtaunen ſtand der arme Knabe nun im Regen da, und ward nicht das Geringſte von einer Farbe gewahr. Durchnäßt vom Regen und traurig kehrte er zurück, und klagte ſein Mißgeſchick dem Vater“

Der Vater lächelte, und ſprach: „Dieſe Farben laſſen ſich in keine Schale auffaſſen; die Regentropfen ſcheinen nur im Glanze der Sonne eine kleine Weile ſo ſchön gefärbt. Allein ſo, mein liedes Kind iſt es mit aller Herrlichkeit der Welt; ſie dünkt uns etwas zu ſeyn, iſt aber nur eitler Schein.

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
Denn kehrt in Schmerz ſich dein Vergnügen.

8.

Das Regenbogenſchüſſelein.

Die kleine Lina ſtand nach einem milden Frühlingsregen am offnen Fenſter, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. „Liebe Mutter,“ fing ſie nach einer Weile an, „man ſagt, wenn ein Regenbogen am Himmel erſcheint, falle ein goldenes Schüſſelein vom Himmel; aber nur ein Sonntagskind könne es finden. Gibt es ein ſolches goldenes Kleinod? und wer ſind die Sonntagskinder, denen es beſchert iſt?“

Die Mutter ſagte: „Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts iſt. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müſſen eben nicht an einem Sonntage geboren ſeyn. Die Hauptſache iſt, daß ſie keine alltäglichen Menſchen, ſondern immer und überall ſo fromm und ſittſam ſeyen, wie Sonntags in der Kirche. Sey du ein ſolches Sonntagskind, und du wirſt jenes Kleinod ſicher erlangen.“

Lina befliß ſich von ganzem Herzen, fromm und gut zu ſeyn; und da ſie immer frömmer und beſſer wurde, ſo wurde ſie auch immer zufriedener und fröhlicher. Als nun wieder einmal ein Regenbogen am Himmel glänzte, ſagte die Mutter: „Nun, Lina, gehſt du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu ſuchen?“

„Liebe Mutter,“ ſprach Lina, „ich war ein thörichtes Kind; jetzt aber iſt mir der Sinn deiner Worte erſt klar. Du meinteſt eine edlere, köſtlichere Gabe als Gold.“

„So iſt es, liebſte Lina,“ ſprach die Mutter. „Jenes Himmelsgeſchenk, das ich meinte, und das alle Erdenſchätze weit übertrifft, iſt die wahre Glückſeligkeit des Menſchen. Außer uns, in der Welt, ſuchen wir ſie vergebens; wir finden ſie nur innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen.“

Ein Herz, das wahrhaft gut und rein,
Wird ſchon auf Erden ſelig ſeyn.

9.

Der Widerhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle. Einmal ſchrie er auf der Wieſe: „Ho, hopp!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!“ Er rief hierauf verwundert: „Wer biſt du?“ die Stimme rief auch: „Wer biſt du?“

Er ſchrie: „Du biſt ein dummer Junge! und — „dummer Junge!“ hallte es aus dem Walde zurück.

Georg ward ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er ſuchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um ſich an ihm zu rächen, konnte aber Niemanden finden.

Hierauf lief er nach Hauſe, und klagte es der Mutter, wie ein böſer Bube ſich im Walde verſteckt und ihn geſchimpft habe.

Die Mutter ſprach: „Diesmal haſt Du dich ſelbſt angeklagt. Du haſt nichts vernommen, als den Widerhall deiner eigenen Worte. Hätteſt du ein freundliches Wort in den Wald hineingerufen, ſo wäre dir auch ein freundliches Wort zurück gekommen.“

„So geht es aber im gewöhnlichen Leben. Das Betragen Anderer gegen uns iſt meiſtens nur der Widerhall des unſrigen gegen ſie. Begegnen wir den Leuten freundlich, ſo begegnen ſie auch uns freundlich. Sind wir aber gegen ſie unfreundlich, rauh und grob, ſo dürfen wir von ihnen nichts Beſſeres erwarten.“

Wie du hinein rufſt in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt

10.

Die Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durſt. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felſen hervorbrach.

Wilhelm hatte wohl gehört, man ſolle nicht trinken, wenn man erhitzt iſt. Allein, ſelbſtklug, verachtete er dieſe Warnung, folgte nur ſeiner Begierde, trank von dem eiskalten Waſſer, und — ſank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hauſe, und verfiel in ein gefährliches Fieber.

„Ach!“ ſeufzte er auf ſeinem Krankenbette, „wer hätte es jener Quelle angeſehen, daß ſie ein ſo ſchädliches Gift enthält!“

Allein Wilhelms Vater ſprach: „Die reine Quelle iſt an deiner Krankheit nicht ſchuld, ſondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltſamkeit.“

Der liebe Gott hat Alles gut
Zu unſerm Wohl erſchaffen;
Doch Lüſternheit und Uebermuth
Verwandelt es in Strafen.

11.

Die vier Elemente.

„Ich will ein Gärtner werden,“ ſagte Philipp, als er vierzehn Jahre alt war und ein Handwerk lernen ſollte. „Es iſt ſchön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben.“ Allein nach einiger Zeit kam er wieder nach Hauſe und klagte, er müſſe ſich da immer zur Erde bücken und darauf herum kriechen; Rücken und Knie thäten ihm davon wehe, und er habe die Gärtnerei aufgegeben.

Hierauf wollte Philipp ein Jäger werden. „Im grünen, ſchattigen Walde,“ ſagte er, „da iſt's ein herrliches Leben.“ Allein bald kam er wieder, und beſchwerte ſich, er könne früh vor Tag die freie Luft nicht vertragen, die ihm bald feucht und nebelig, bald grimmig kalt um die Naſe wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fiſcher zu werden. „Auf dem hellen, klaren Fluſſe im leichten Schifflein dahin fahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Netze voll Fiſche aus dem Waſſer zu ziehen, das iſt luſtig,“ ſagte er. Allein auch dieſe Freude war ihm bald verleidet. „Das iſt ein naſſes Handwerk,“ ſagte er; „das Waſſer iſt mir ganz zuwider.“

Endlich wollte er ein Koch werden. „Dem

Koche," ſagte er, „müſſen Gärtner, Jäger und Fiſcher Alles einliefern, was ſie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Biſſen." Allein er kam abermal mit Klagen nach Hauſe zurück. „Es wäre Alles gut," ſagte er, „wenn nur das Feuer nicht wäre. Wenn ich ſo am flammenden Heerde ſtehe, ſo iſt's mir nicht anders, als müßte ich vor Hitze verſchmelzen."

Allein der Vater gab es nun nicht mehr zu, daß Philipp zum fünften Male ein anderes Handwerk wähle, ſondern ſprach vielmehr in großem Ernſte: „Wenn du zufrieden leben willſt, ſo mußt du die Beſchwerden des Lebens mit männlichem Muthe ertragen lernen. Wer allem Unangenehmen ausweichen wollte, das die vier Elemente hie und da für uns haben, der müßte aus der Welt hinaus gehen. Denke nur fleißig an das Gute, an dem es deinem gegenwärtigen Stande gewiß nicht fehlt, ſo werden dir allmählig ſeine Mühſeligkeiten gering erſcheinen."

Philipp folgte ſeinem Vater, und wenn ſpäterhin andere Leute klagten, beruhigte er ſie, indem er ſagte: „Ich hab's erfahren, was das heißt:

Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt;
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand hat ſeine Laſt."

12.

Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmſten Kinder der Stadt in ſein Haus kommen, und ſagte zu ihnen: „In dieſem Korbe da iſt für jedes von euch ein Brod. Nehmt es, und kommt alle Tage zu dieſer Stunde wieder, bis Gott beſſere Zeiten ſchickt.“

Die Kinder fielen über den Korb her, ſtritten und zankten um das Brod, weil jedes das ſchönſte und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb beſcheiden in der Ferne ſtehen, nahm das kleinſte Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und ging dann ſtille und ſittſam nach Hauſe.

Am andern Tage waren die Kinder eben ſo ungezogen, und die arme Franziska bekam dieſes Mal ein Laibchen, das kaum halb ſo groß war, als die übrigen Brode. Als ſie aber nach Hauſe kam, und ihre kranke Mutter das Brod anſchnitt — da fielen eine Menge neuer Silberſtücke heraus.

Die Mutter erſchrak, und ſagte: „Gib das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es iſt gewiß aus Verſehen in den Teig hinein gekommen.“

Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige Mann ſprach: „Nein, nein, es war kein Verſehen. Ich habe das Geld in das kleinſte Brod hinein backen laſſen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer ſo genügſam, friedfertig und nachgiebig. Wer lieber mit dem kleinern Brode zufrieden iſt, als um das größere zankt, dem bringt es reichlichern Segen, als wäre Geld in das Brod hinein gebacken.

Genügſam, friedlich, dankbar ſeyn,
Bringt mehr, als Zank und Streiten ein.

13.

Waſſer und Brod.

Zur Zeit großer Theurung kam Paul, ein armer Knabe, aus dem Gebirge herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häuſern vermöglicher Leute um Brod. Peter, der Knabe eines reichen Bauers, ſaß vor ſeiner Hausthüre, und hatte ein großes Stück Brod in der Hand.

„Gieb mir auch einen Biſſen davon,“ ſagte der arme Paul; „mich hungert gar ſehr.“ Allein Peter ſagte hartherzig: „Geh weiter! ich habe für dich kein Brod.“

Ein Jahr etwa nachher kam Peter hinauf in das Gebirg, ſeine entlaufene Ziege zu ſuchen. Er irrte lange zwiſchen den Felſen umher. Die Sonne ſchien ſehr heiß, und er verſchmachtete beinahe vor Durſt; allein nirgends fand er eine Quelle.

Endlich ſah er im Schatten eines Baumes den armen Paul ſitzen, der die Schafe hütete, und einen vollen Waſſerkrug neben ſich ſtehen hatte. „Gieb mir doch zu trinken,“ ſagte der reiche Peter; „mich durſtet gar ſehr.“ Allein Paul ſagte: „Geh weiter! ich habe für dich kein Waſſer.“

Da erinnerte ſich Peter, daß er einſt dem armen Paul einen Biſſen Brod unbarmherzig abgeſchlagen habe. Die Thränen drangen ihm in die Augen, und er bat den Paul um Vergebung. Paul überwand ſich, verzieh ihm, und reichte ihm den Krug. Peter aber ſprach: „Gott wolle dir dieſen Trunk Waſſer hier und dort belohnen.“

Gerne geben, gern vergeben,
Heißt in Wahrheit chriſtlich leben.

14.

Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, ſpazirte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ ſich für ſein Geld eine Schüſſel Milch geben, ſetzte ſich unter einem ſchattigen Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch, und aß nach Herzensluſt.

Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächſten

Dorfe, der vor Hunger und Elend ſehr mager und blaß ausſah, ſtand nicht weit von ihm, ſah traurig zu, und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu beſcheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er ſolle dem armen Knaben etwas übrig laſſen; er gab aber dieſer guten Regung ſeines Herzens kein Gehör, und aß begierig fort. Als er nun bereits die Milch aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der irdenen Schüſſel einen Reim. Er las ihn mit Erröthen, ließ ſogleich die Schüſſel noch einmal füllen, und ſich ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brod ſelbſt ein, und ſprach ihm liebreich zu, es ſich wohl ſchmecken zu laſſen.

„Den Spruch,“ ſagte Ferdinand, „der in der Schüſſel ſteht, ſollte man in alle Schüſſeln vermöglicher Leute ſchreiben.“ Der Spruch aber lautet ſo:

Der du des Armen kannſt vergeſſen,
Verdieneſt nicht, dich ſatt zu eſſen.

15.

Die Suppe.

„Die Mittagsſuppe iſt doch gar zu wenig geſchmalzen, ich kann ſie nicht eſſen!“ ſagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg.

„Nun wohl,“ ſagte die Mutter; „ich will dir dafür eine beſſere Abendſuppe vorſetzen.“

Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel aufleſen und in Säcke ſammeln.

Nachdem Beide nach Hauſe gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendſuppe. Gertrud koſtete ſie, und ſagte: „Das iſt freilich eine andere Suppe; die ſchmeckt beſſer.“ Sie aß das ganze Schüſſelchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und ſprach: „Es iſt eben die Suppe, die du heute Mittags ſtehen ließeſt. Jetzt ſchmeckt ſie dir aber beſſer, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet haſt.“

Wer ſeine Arbeit fleißig thut,
Dem ſchmecket jede Suppe gut.

61.

Die Martinsgans.

„Heute iſt mein Namenstag,“ ſagte der kleine Martin zu ſeinen Geſchwiſtern; „heute auf die Nacht bekommen wir eine gebratene Gans.“ Sobald man Abends das Licht anzündete, ſetzten ſich die Kinder voll Freuden um den gedeckten Tiſch, und konnten den ſeltenen Braten kaum erwarten.

Endlich kam die Magd herein, ſah nach der

Gans, die in dem Ofen der Stube gebraten wurde, und ſagte: „Vor einer halben Stunde kann man noch nicht eſſen.“ Die Kinder fingen vor Ungeduld an zu weinen. Die Magd wollte eine Liſt gebrauchen und ſprach: „Draußen geht heute ein fürchterlicher Mann herum, Klaubauf genannt, welcher ungehorſame Kinder in ſeinen Sack ſteckt. Wenn ihr nicht ſchweigt, ſo geb' ich ihm die Gans.“

Die Kinder achteten wenig auf dieſe Rede, und verlangten mit noch größerem Ungeſtüm, man ſolle einmal anrichten. Nun machte die Magd das Fenſter auf, bot die Pfanne mit der Gans hinaus, und ſagte: „Da, Klaubauf, haſt du die Gans.“ „Ich danke,“ rief draußen mit rauher Stimme ein Dieb, riß ihr die Pfanne ſammt der Gans aus der Hand, und lief damit eilig davon.

Die Kinder ſchrien jämmerlich zuſammen, und auf ihr Geſchrei kam die Mutter in die Stube. Als ſie vernahm, was geſchehen war, ſagte ſie: „Ihr Kinder ſeyd nun für euer gewaltthätiges Weſen beſtraft, und könnet nun anſtatt des Bratens mit einer Suppe vorlieb nehmen.“ „Dir aber,“ ſprach ſie zur Magd, „habe ich deine albernen Mährchen ſchon oft unterſagt; ich werde dir nun für deine übel abgelaufene Liſt — Gans und Pfanne an deinem Lohne abziehen.

Wohl dem, der ſanft und redlich iſt:
Denn ſelten hilft Gewalt und Liſt.

17.

Die köſtlichſten Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete ſich in die nächſte Bauernhütte.

Die Kinder ſaßen eben bei Tiſche, und vor ihnen ſtand eine große Schüſſel voll Habermuß. Alle ließen ſich's recht gut ſchmecken, und ſahen dabei ſo friſch und roth aus, wie die Roſen.

„Aber wie iſt es doch möglich,“ ſagte der Prinz zur Mutter, „daß man eine ſo rauhe Speiſe mit ſo ſichtbarer Luſt verzehren, und dabei ſo geſund und blühend ausſehen kann?“

Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreierlei Gewürzen her, die ich an die Speiſe thue. Erſtens laſſe ich die Kinder ihr Mittageſſen durch Arbeit verdienen. Zweitens gebe ich ihnen außer der Tiſchzeit nichts zu eſſen, damit ſie Hunger mit zu Tiſche bringen. Drittens gewöhne ich ſie zur Genügſamkeit, indem ich ſie mit Leckerbiſſen und Näſchereien gar nicht bekannt mache.

Die köſtlichſten Gewürze, weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügſamkeit.

18.

Der Honigtopf.

Margarethens Mutter hatte einſt in der Küche beide Hände voll Arbeit, und rief: „Gretchen, hole mir geſchwind eine Citrone; da iſt der Schlüſſel zum Speiſegewölb!“

Als Margarethe in das Speiſegewölb kam, ſchaute ſie begierig umher, ob es nichts zu naſchen gebe. Da erblickte ſie oben auf einem Brete den Honigtopf. Sie ſtreckte ſich, ſo ſehr ſie konnte, um den Topf zu erreichen, und ihren ausgeſtreckten Zeigefinger in den Honig zu tauchen.

Allein plötzlich zwickte ſie etwas ganz entſetzlich in den Finger, und als ſie ſchreiend und weinend die Hand heraus zog, ſieh! da hing ein großer Krebs daran, der den Finger mit ſeiner Schere gepackt hatte, und ihn gar nicht mehr los laſſen wollte.

Die Mutter hatte namlich, ohne daß Gretchen es wußte, den Honig vor ein Paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer ſtand, einige Krebſe darin aufbewahrt.

Sie eilte auf Gretchens Geſchrei in das Speiſegewölb, machte den blutenden Finger des Kindes von der Krebsſchere los, und ſagte: „Laß dieſe kleine Strafe dich warnen; denn Naſchhaftigkeit könnte noch betrübtere Folgen für dich haben. Schon Viele, die ſich in ihrer Jugend das Naſchen angewöhnt haben, verſchwendeten ihr Geld, ſchadeten ihrer Geſundheit, und, was noch viel ſchlimmer iſt, ihrer Seele.

Vor Naſcherei nimm dich in Acht,
Sie hat ſchon Manchem Leid gebracht.

19.

Die Hausmittel.

Heinrich's Eltern waren ſehr reich; ſie gaben ihm daher Alles, was er nur wünſchte, und verzärtelten ihn auf mancherlei Weiſe. Sie ſtarben aber ſehr frühe, und Heinrich kam auf das Land zu dem Bruder ſeiner Mutter.

Hier wollte es ihm nun Anfangs gar nicht gefallen. In dem Hauſe ſeiner Eltern ging er meiſtens müßig; hier mußte er fleißig arbeiten. Vorhin genoß er allerlei köſtliche Speiſen; jetzt mußte er mit einer ſehr einfachen Koſt vorlieb nehmen. In der Stadt währten die luſtigen Geſellſchaften oft bis ſpät in die Nacht; hier auf dem Lande ging man nach vollendetem Tagwerke zu rechter Zeit ſchlafen.

Obwohl Heinrich ſich etwas ſchwer an dieſe neue Lebensart gewöhnte, ſo ſah er die guten Folgen davon doch bald ein. Er war vorhin faſt beſtändig krank, hatte ein blaſſes Ausſehen, und mußte öfter Arznei nehmen. Nun wurde er aber geſund und kräftig, wie ein Baum, bekam ein blühendes Ausſehen, und bedurfte nie mehr einer Arznei. Da ſagte er denn ſehr oft: „Der Vetter hat doch Recht:

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh',
Schließt dem Arzt die Thüre zu.

20.

Das Goldſtück.

1.

Die kleine Agnes hatte ihren Geburtstag das fünfte Mal erlebt. Der Vater ließ ihr auf dieſen Tag ein neues hübſches Kleidchen machen, und die Mutter bereitete eine kleine feſtliche Mahlzeit. Der Taufpathe, der dazu eingeladen war, beſchenkte das Kind mit einem ſeltenen Goldſtück.

Während die Eltern nach Tiſche mit dem Taufpathen über allerlei Angelegenheiten redeten, gerieth das Kind mit dem Goldſtücke vor die Hausthüre. Ein Weib vom Lande ging mit einem Korbe voll Obſt vorbei.

„Sieh," rief das Kind, „ich habe ein ſchönes Geld!" „Sieh," ſagte das Weib, „mein Apfel iſt doch noch viel ſchöner. Ich gebe ihn dir aber doch für dein Geld, weil du ſo artig und mir ſo lieb biſt."

Die Kleine gab das Goldſtück freudig hin und griff mit beiden Händchen nach dem Apfel. Das Weib machte ſich eilig davon; das Kind aber ſprang in die Stube und rief: „Da ſeht einmal, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen ſchönen rothen Apfel eingekauft habe!“

Die Mutter jammerte und der Vater zankte mit dem Kinde; der Taufpathe aber ſprach: „Wir können die kleine liebe Agnes nun eben nicht thöricht nennen. Sie kannte das Geld nicht, und in ihren Augen mußte ein Apfel allerdings mehr werth ſeyn. Allein wie viele Erwachſene gibt es, die recht eigentlich, ja höchſt thöricht handeln. Wir wiſſen, daß die Güter dieſer Erde eitel und vergänglich ſind, und daß nur Frömmigkeit und Tugend einen bleibenden Werth für die Ewigkeit haben. Und dennoch geben die Menſchen nicht ſelten dieſe ewigen einzig wahren Güter für nichtswürdige irdiſche Dinge hin.

Wie Manchem iſt ſein ewig Heil
Für eitle Erdengüter feil!

2.

Der Taufpathe, ein wohlhabender Kaufmann, ging wieder nach Hauſe. Abends kam das Obſtweib mit dem leeren Korbe in ſeinen Laden. Sie kaufte Kafee und Zucker, und gab ihm das mit Betrug erworbene Goldſtück, es zu wechſeln.

Er aber ſagte: „Ei, ei! Wie kommſt du zu dem Goldſtücke, deßgleichen weit und breit keines mehr zu finden iſt? Ich kenne dieſes Gold ſehr gut und deßhalb — auch dich. Warte, ich will dich lehren, den Kindern Aepfel für Goldſtücke zu verkaufen!“

Er ließ ſie nicht mehr zum Laden hinaus, und ſchickte ſeinen Ladendiener zum Stadtrichter. Sogleich kamen zwei Gerichtsdiener, und nahmen die Betrügerin gefangen. Am andern Tage ſtellte man ſie auf den Pranger, und hängte ihr eine Tafel an den Hals, auf der geſchrieben ſtand:

So folget Strafe, Schimpf und Schmach
Betrügerin auf dem Fuße nach.

21.

Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, ſagte öfters: „Wer Gott recht von Herzen liebt, dem wird es leicht, das Gute zu thun und das Böſe zu meiden.“

Er hatte aber einen Knecht, der ſehr jähzornig war, und dann in die roheſten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfters, er ſolle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht ſagte: „Das iſt mir nicht möglich; Menſchen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.“

Eines Morgens ſprach Fridolin zu ihm: „Matthias, ſieh da einen ſchönen neuen Thaler! Dieſen will ich dir ſchenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibſt, und kein zorniges Wort aus deinem Munde hören läſſeſt.“ Dem Knechte gefiel dieſer Antrag, und er nahm ihn mit Freuden an.

Die übrigen Dienſtboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was ſie den ganzen Tag ſagten und thaten, zielte nur darauf hin, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt ſich ſo tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwiſchte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler, ſagte aber dabei: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu Lieb deinen Zorn ſo gut überwinden kannſt, aber aus Liebe zu Gott es nicht thun magſt.“

Der Knecht beſſerte ſich, und wurde ein ſehr ſanftmüthiger Menſch.

Wird Liebe gegen Gott dein Herz durchdringen,
So wirſt du auch das Schwerſte leicht vollbringen.

22.

Das wohlangelegte Geld.

Ein fleißiger Tiſchler, der ſehr viel Geld verdiente, begnügte ſich mit ſehr einfacher Koſt, kleidete ſich und die Seinigen nur ſchlecht und recht, und vermied ſorgfältig alle überflüſſigen Ausgaben.

„Aber wo thut ihr doch euer übriges Geld hin, Meiſter Schreiner?“ ſagte einmal ſein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner ſprach: „Ich zahle mit dem Gelde theils Schulden ab, theils leihe ich es auf Zinſen aus.“ „Ei,“ rief der Dreher, „ihr ſcherzt! Ihr habt weder Schulden zu bezahlen, noch irgendwo ein Kapital auf Zinſen ausliegen.“

„Es iſt doch ſo,“ ſprach der Schreiner; „laßt euch die Sache nur erklären. Seht, all' das Geld, das meine gute Eltern ſeit der Stunde, in der ich das Tageslicht erblickte, auf mich verwendet haben, ſehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß: das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um ihnen etwas Rechtes lernen zu laſſen, ſehe ich als ein Kapital an, das ſie mir dereinſt, wenn ich alt bin, ſammt den Zinſen, zurück bezahlen werden.“

„Wie meine Eltern nichts ſparten, mich gut zu erziehen, ſo mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit anſehe, die Wohlthaten meiner Eltern zu vergelten, ſo hoffe ich, werden auch meine Kinder dieſe ihre nämliche Schuld an mich ſo ſicher abtragen, als hätten ſie mir Brief und Siegel darauf ausgeſtellt.“

Wie viel thun gute Eltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder zahlt es ihnen treulich einſt zurück!

23.

Der übelangewandte Reichthum.

Joachim hatte nur ein geringes Bauerngut; er lebte aber bei Arbeit, Gebet und Sparſamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt an nichts Mangel, und konnte noch jährlich eine kleine Summe Geld für ſeine Kinder zurück legen.

Eines Tages reinigte er den Schöpfbrunnen in ſeinem Hofe; da fand er tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferhafen voll Gold und Silber, und glaubte, jetzt erſt mit dem vielen Gelde ziehe er die wahre Glückſeligkeit aus dem Brunnen herauf.

Er überließ nun den Feldbau ſeinen Knechten, kleidete ſich weit über ſeinen Stand, aß, was gut und theuer war, fing das Trinken und Spielen an, dachte nicht mehr an Gott und Ewigkeit, und hatte in kurzer Zeit, anſtatt der gefundenen Schätze, eine große Schuldenlaſt aufgehäuft.

Der übelangewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauerngütchen wurde zum Verkauf ausgeboten, ſeine Geſundheit war durch die verſchwenderiſche Lebensart zerſtört, jeder Funken von Gottesfurcht in ſeinem Herzen erloſchen. Da ging er hin an eben den Brunnen, aus dem er den reichen Schatz herauf gezogen hatte, und ſtürzte ſich verzweifelnd hinunter.

Viel Geld ſcheint dir das größte Glück auf Erden;
Und doch kann's leicht dir zum Verderben werden.

24.

Der Geldbeutel.

1.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, ſaß unter einem Baume im Walde, und jammerte, weinte und betete. Ein vornehmer Herr, in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Bruſt, jagte eben im Walde, kam herbei, und ſprach: „Kleiner, warum weineſt du?"

„Ach," ſagte Norbert, „meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geſchickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld ſammt dem Beutelein verloren."

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Geldbeutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldſtücke waren, und ſprach: „Iſt vielleicht dieſes dein Geldbeutelein?" „O nein," ſagte Norbert, „das meinige war nur ganz ſchlecht, und es war kein ſo ſchönes Geld darin."

„So wird es wohl dieſes ſeyn?" ſagte der Jäger, und zog ein unanſehnliches Beutelein aus der Taſche. „Ach ja,“ rief Norbert voll Freude, „dieſes iſt es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr ſagte: „Weil du ſo herzlich gebetet haſt und ſo ehrlich biſt, ſo ſchenk’ ich dir dieſen Beutel mit Geld noch dazu.“

Gebet erlöst aus Aengſten:
Und ehrlich währt am längſten.

2.

Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächſten Dorfe, hörte von dieſer Geſchichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, ſetzte Stephan ſich unter eine Tanne im Walde, und ſchrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verloren!“

Der Herr kam auf das Geſchrei herbei, zeigte ihm eine volle Geldbörſe, und fragte ihn: „Iſt dieſes der Beutel, den du verloren haſt?“ „Ja!“ rief Stephan, und griff mit beiden Händen darnach.

Allein der Jäger, der neben dem Herrn ſtand, ſprach mit trotziger Stimme: „Unverſchämter Bube! Den Fürſten unterſteheſt du dich anzulügen? Ich will dich mit anderer Münze dafür bezahlen.“ Er züchtigte ihn mit einer Gerte, die er vom nächſten Haſelſtrauche riß, ſo nachdrücklich, als es der boshafte Betrüger verdient hatte.

Untreue ſchlägt den eignen Mann,
Und Falſchheit kommt oft übel an.

25.

Der Diamantring.

Der Kaufmann William reiste über das Meer in einen fernen Welttheil, gelangte dort durch Fleiß und Geſchicklichkeit zu einem großen Vermögen, und kehrte nach vielen Jahren in ſein Vaterland zurück.

Als das Schiff anlandete, hörte er, ſeine Anverwandten ſeyen eben bei einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhauſe verſammelt. Er eilte ſogleich dahin, und nahm ſich in der Freude ſeines Herzens nicht einmal Zeit, anſtatt ſeines grauen Rockes, der von der Seereiſe ziemlich abgetragen war, ein beſſeres Kleid anzuziehen.

Allein, da er in den hell erleuchteten Saal trat, zeigten ſeine Herren Vettern und Frauen Baſen wenig Freude, ihn wieder zu ſehen; denn wegen ſeines dürftigen Anzuges meinten ſie, er ſey arm zurückgekommen.

Ein junger Mohr, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten ſehr aufgebracht, und ſagte: „Das ſind ſchlechte Menſchen, die ihren Freund nach ſo langer Zeit nicht einmal freundlich grüßen.“

„Warte nur,“ ſagte der Kaufmann leiſe zu ihm, „ſie werden bald andere Geſichter machen.“ Er ſteckte einen Ring, den er bei ſich trug, an den

Finger — und ſieh! da erheiterten ſich ſchnell alle Geſichter, und jeder drängte ſich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der Eine drückte ihm die Hand, und der Andere umarmte ihn; Alle ſtritten ſich um die Ehre, wer ihn in ſein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

„Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern?“ fragte der erſtaunte Schwarze. „O nein,“ ſagte William; „an dem funkelnden Diamantringe, der ſeine tauſend Thaler werth iſt, ſehen ſie bloß, daß ich reich bin, und der Reichthum geht ihnen über Alles.“

„O ihr verblendeten Menſchen!“ rief jetzt der Mohr, „ſo hat euch denn nicht der Ring, ſondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchſichtige Kieſel höher ſchätzen, als einen ſo edlen Mann, wie mein Herr iſt?“

Wahrlich:

Bei Narren nur kann Geld und Edelſtein
Beliebter als die Tugend ſeyn!

26.

Die goldene Doſe.

Ein Oberſter zeigte den Offizieren, die bei ihm ſpeisten, bei Tiſche eine neue, ſehr ſchöne goldene Doſe. Nach einer Weile wollte er eine Priſe Tabak nehmen, ſuchte in allen Taſchen, und ſagte beſtürzt: „Wo iſt meine Doſe? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa von ihnen einer ſie in Gedanken eingeſteckt habe."

Alle ſtanden ſogleich auf, und wendeten die Taſchen um, ohne daß die Doſe zum Vorſchein kam. Nur der Fähnrich blieb in ſichtbarer Verlegenheit ſitzen, und ſagte: „Ich wende meine Taſchen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Doſe nicht habe, ſey genug." Die Offiziere gingen kopfſchüttelnd auseinander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberſt rufen, und ſprach: „Die Doſe hat ſich wieder gefunden. Es war in meiner Taſche eine Naht aufgegangen, und da fiel ſie zwiſchen dem Futter hinab. Nun ſagen Sie mir aber, warum Sie ihre Taſche nicht zeigen wollten, was doch alle übrige Herren Offiziere gethan haben?"

Der Fähnrich ſprach: „Ihnen allein, Herr Oberſt, will ich es gern bekennen. Meine Eltern ſind arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und eſſe Mittags nichts Warmes. Als ich bei Ihnen eingeladen wurde, hatte ich mein Mittageſſen bereits in der Taſche — und da hätte ich mich ja ſchämen müſſen, wenn beim Umwenden der Taſche ein Stück ſchwarzes Brod und eine Wurſt herausgefallen wäre."

Der Oberſt ſagte gerührt: „Sie ſind ein ſehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Eltern deſto leichter unterſtützen können, ſollen Sie nun täglich bei mir ſpeiſen.“ Er lud alle Offiziere zu einem feſtlichen Gaſtmahle ein, bezeugte vor ihnen allen die Unſchuld des Fähnrichs, und überreichte ihm zum Beweiſe ſeiner Hochachtung, die goldene Doſe als ein Geſchenk.

Wer ſeine Eltern liebt und ehrt,
Iſt Gott und Menſchen lieb und werth.

27.

Der Tabackspfeifenkopf.

Franz Braun war der Sohn einer armen Wittwe auf dem Lande, wurde wegen ſeiner ſchönen Stimme als Singknabe an dem Muſikchore der Stiftskirche in der Stadt aufgenommen, fing an zu ſtudiren, gab fernerhin Unterricht im Latein und in der Muſik, um ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und brachte es durch ſeine ausgezeichneten Talente und ſeinen unermüdeten Fleiß ſo weit, daß er Doktor der Rechtsgelehrſamkeit wurde, und daß ihn der Präſident der Regierung zu ſeinem Sekretär nahm.

Der neue, überaus geſchickte Herr Sekretär machte ſich gegründete Hoffnung, bald ein einträgliches Amt, und überdies Amalie, die Tochter des Präſidenten, zur Ehe zu erhalten.

Eines Tages, da eben Jahrmarkt in der Stadt war, kam ein alter ehrwürdiger Landmann, den Franz gar wohl kannte, zu ihm, und ſagte: „Ihre alte kranke Mutter läßt Sie grüßen, und um eine kleine Unterſtützung bitten.“ Franz gab ihm einen kleinen Thaler und ſagte faſt verdrießlich: „Bringt ihr das.“

Nachmittags ging die Familie des Präſidenten auf den Markt, um zu ſehen, was es da Schönes gebe und um eines oder das andere einzukaufen. Franz ging mit und erblickte da einen Pfeifenkopf von Meerſchaum, der ihm gefiel, kaufte ihn, und gab dafür zwei große Thaler.

Amalie, die Tochter des Präſidenten, eine ſehr ſchöne, verſtändige und edelgeſinnte Jungfrau, die bisher zu Franz eine geheime Neigung gefaßt hatte, wußte, daß er heute Morgens ſeiner kranken Mutter bloß einen kleinen Thaler geſchickt hatte; es mißfiel ihr ſehr, daß er für eine ſehr entbehrliche Waare zwei große Thaler hingebe, und ihr ganzes Herz wandte ſich von ihm.

Sie erzählte ihrem Vater, dem Präſidenten, davon. Dieſer ſprach: „Auf einen Menſchen, der, ſo geſchickt er ſonſt ſeyn möge, für ſeine arme, kranke Mutter kein Gefühl hat, und mehr auf ſein Vergnügen, auf Eitelkeit und Tändeleien bedacht iſt, kann man ſich nicht verlaſſen.

Franz erlangte, anſtatt Rath zu werden, mit Mühe eine kleine Beamtenſtelle auf dem Lande, und man hörte weiter nichts mehr von ihm.

Wer ſeine Eltern nicht aufrichtig liebt und ehrt,
Dem wird wohl ſelten großes Glück beſchert.

28.

Die ſilberne Taſchenuhr.

Auguſtin, ein armer Student, blieb einſt in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben ſich an der Wand etwas picken. Er ſchaute hin, und erblickte beim Mondſcheine eine ſilberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Luſt an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenſter zu entfliehen. Das Gewiſſen ſagte ihm zwar: „Du ſollſt nicht ſtehlen.“ Allein die Begierde nach der ſchönen Uhr wurde immer ſtärker. Da ſprang er mit einem Male auf, und ſtieg eilends zum Fenſter hinaus, um der Verſuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, reute es ihn, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte ſchon wieder umkehren. Allein ſein Gewiſſen warnte ihn noch einmal, und er gab dieſer Warnung Gehör, und wanderte ſeinen Weg weiter.

Der Mond ging unter, und es wurde ſehr finſter. Auguſtin verirrte ſich in einen Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er ſich ſehr ermüdet nieder, und ſchlief feſt ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geſchrei geweckt, und als er die Augen aufſchlug, da überfiel ihn Schrecken und Entſetzen.

Er lag unter dem Galgen, und über ſeinem Kopfe hing ein Dieb, um den ſich eine ganze Schaar krächzender Raben verſammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als ſagte in ſeinem Innern eine Stimme: „Sieh, ſo wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hätteſt.“ Er kniete nieder, und gelobte Gott heilig an, künftig jeder Verſuchung ſogleich und ernſtlich zu widerſtehen.

Je ſtärker die Verſuchung droht,
Je feſter halte dich an Gott.

29.

Das Uhrbändchen.

Die Schülerinnen einer Strickſchule beſchloſſen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Beſten der Armen verkaufen zu laſſen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, übernahm aus Menſchenfreundlichkeit dieſes Geſchäft.

Adelgunde, eine ſehr eitle Schülerin, die ſich für eine Meiſterin im Perlenſtricken hielt, dachte: „Nun kann ich es ſicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunſt ſchätzt. Meine Mitſchülerinnen beneiden mich nur; ſelbſt die Lehrerin iſt mir nicht ſehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten ſind, und ſagt mir alſo gewiß die Wahrheit.“

Sie ging in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübſches Uhrbändchen, das eine Mitſchülerin geſtrickt hatte, und fragte, was es koſte. „Dieſes kann ich nicht anders laſſen," ſagte die Frau, „als für 36 Kreuzer."

„Und was koſtet das hier?" fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch ſchöneres, von einer andern Mitſchülerin. „Das koſtet 48 Kreuzer," ſagte die Frau.

„Wie hoch kommt aber dieſes zu ſtehen?" fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das ſie ſelbſt geſtrickt hatte, und das ſie für das allerſchönſte hielt. „Ach, das da!" ſagte die Frau; „wenn Sie die andern zwei nehmen, ſo ſchenke ich Ihnen das in den Kauf."

Adelgunde konnte ihre Beſchämung nicht verbergen; ſie wurde glühend roth. Die Frau aber ſagte: „Ich merke nun wohl, daß Sie ſelbſt dieſes Bändchen gemacht haben. Ich bedauere ſehr, daß es nicht beſſer gerathen iſt. Indeſſen kamen Sie doch nur hieher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig geſagt."

Ein eitles Herz läßt ſich
Von Schmeichelei bethören;
Beſcheid'ner Sinn will nichts
Als lautre Wahrheit hören.

30.

Das Strickkörbchen.

In einem Dorfe konnten die Mädchen nicht einmal ſtricken, und viele gingen barfuß. Der Herr des Dorfes gab nun wohl ſtrenge Befehle, alle Schulmädchen ſollen bei der Schullehrerin das Stricken lernen. Allein es wollte nicht gehen. Einige ſchienen zu ungeſchickt dazu; andere verſäumten unter allerlei Vorwänden die Strickſchule. Von zwanzig Mädchen lernte nur ein einziges hübſch und fertig ſtricken.

Der Schullehrer, der ein ſehr verſtändiger und liebreicher Mann war, dachte: „Ich will es doch noch dahin bringen, daß ſie alle gerne ſtricken.“ Er verfertigte aus Pappendeckel und ſchön gefärbtem Papier ein ſehr niedliches Strickkörblein, und ſchenkte es der geſchickten kleinen Strickerin. Nun wollten alle Mädchen ſolche Körbchen haben. Allein der Lehrer ſagte: „Sobald ihr ſtricken könnet, ſollt ihr die Körblein bekommen; denn jetzt nützten ſie euch zu nichts.“

Die Mädchen lernten nun mit großer Begierde ſtricken — und bald ſah man ganze Schaaren Mädchen mit ihren Strickkörbchen am Arm durch das Dorf ziehen, oder im Grünen beiſammen ſitzen, die alle ſehr fleißig ſtrickten. Sie verſahen nicht nur ihr Haus, ſondern auch die Nachbarſchaft mit ihren ſchönen Arbeiten, und verdienten in Stunden, die ſie ſonſt müßig verplaudert hätten, mit leichter Mühe vieles Geld.

Was manchmal Strafen nicht erzwingen,
Kann durch Belohnung leicht gelingen.

31.

Das Wunderkäſtchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging ſie in den Wald zu einem alten Einſiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umſtände, und ſagte: „Es geht in meinem Hauſe einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?“

Der Einſiedler, ein fröhlicher Greis, hieß ſie ein wenig warten, ging in die Nebenkammer ſeiner Zelle, brachte über eine Weile ein kleines verſiegeltes Käſtchen, und ſprach: „Dieſes Käſtlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauſes herumtragen, ſo wird es beſſer gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Käſtlein wieder zurück.“

Die gute Hausmutter ſetzte in das Käſtchen ein großes Vertrauen, und trug es fleißig umher.

Als ſie den nächſten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als ſie noch ſpät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde ſich einen Eierkuchen gemacht. Als ſie die Stallungen durchwanderte, ſtanden die Kühe tief im Koth, und die Pferde hatten anſtatt des Habers nur Heu und waren nicht geſtriegelt. So hatte ſie alle Tage einen andern Fehler abzuſtellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging ſie mit dem Käſtchen zum Einſiedler, und ſagte vergnügt: „Alles geht nun beſſer. Laßt mir das Käſtlein noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel.“

Da lachte der Einſiedler und ſprach: „Das Käſtchen kann ich Euch nicht laſſen; das Mittel aber, das darin verborgen iſt, ſollt ihr haben.“ Er öffnete das Käſtchen, und ſieh, es war nichts darin, als ein weißes Blättchen Papier, auf dem geſchrieben ſtand:

Soll Alles wohl im Hauſe ſtehn,
So mußt du ſelber wohl nachſehn.

32.

Der Taffet.

Afra, die Tochter eines Schuhmachers, führte ihrem Vater, der Wittwer war, die Haushaltung. Sie war fleißig und geſchickt; nur hatte ſie eine zu große Freude an ſchönen Kleidern. Einmal brachte ſie zehn Ellen karmeſinrothen Taffet zu einem Kleide nach Hauſe, die Elle zu einem Gulden und 30 Kreuzer. Sie ſagte aber zu ihrem Vater, der nicht wollte, daß ſeine Tochter ſich ſo koſtbar kleide, und der ſich übrigens auf dergleichen Waaren nicht verſtand, die Elle koſte nur 30 Kreuzer; und ſie hörte nicht auf, zu bitten, bis ihr der Vater fünf Gulden, und noch einen Gulden weiter, angeblich für das Macherlohn, bezahlte.

Afra ſtrich die ſechs Gulden hoch erfreut ein, legte noch neun Gulden, die ſie mit vieler Mühe ſich erſpart hatte, heimlich darauf, und ging hin, den Taffet zu bezahlen.

Indeſſen ſie fort war, kam ein Jude, der mit Leder handelte, ſah den Taffet liegen und fragte, was die Elle koſte. „Der Taffet iſt theuer,“ ſagte der Schuhmacher; „die Elle koſtet 30 Kreuzer.“ Der Jud' ſprach: „Nun, der Taffet iſt eben nicht ſchlecht. Ich gebe euch auf der Stelle 36 Kreuzer für die Elle.“ Der Schuhmacher gab ihm den Taffet, und der Jud' zählte das Geld hin, ſteckte den Taffet vergnügt in ſeinen Querſack, und ging.

Als Afra heim kam, ſagte der Vater zu ihr: „Du wirſt dich freuen, Afra; ich habe indeſſen einen guten Handel für dich gemacht. Denk' nur, ich habe deinen Taffet einem Juden verkauft — die Elle für 36 Kreuzer. Du haſt alſo an jeder

Elle ſechs Kreuzer gewonnen, und kannſt dir jetzt wohl noch einen ſchönern Taffet kaufen!“

Afra erſchrak, daß ſie ſo weiß wurde, wie die Wand. „Ach, welch ein Schaden!“ ſchrie ſie im erſten Schrecken, und ſchlug die Hände zuſammen. Der Vater merkte jetzt, daß ſie ihn vorhin angelogen habe. Sie geſtand unter vielen Zähren, daß ſie für die zehn Ellen Taffet fünfzehn Gulden bezahlt habe, und nun neun Gulden daran verliere.

Der Vater aber ſprach: „Das iſt die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du haſt dich durch deine eigene Schuld um dein ſauer erſpartes Geld gebracht. Ich nehme meine ſechs Gulden, die mir der Jude bezahlt hat, hiemit wieder zurück — und gebe dir, weil du ſo falſch gegen mich geweſen, keinen Heller mehr zu einem ſo koſtbaren Kleide.“

Merk: Nichts gewinnt,
Wer Lügen ſpinnt!

33.

Der ſchöne Taffethut.

Ein reicher Edelmann vom Lande kam in einen anſehnlichen Kaufladen der Hauptſtadt, um für ſeine Gemahlin einen Hut zu kaufen, den er ihr mit nach Hauſe bringen wollte. „Ich überlaſſe es Ihnen,“ ſagte er zur Putzhändlerin, „den allerſchönſten auszuwählen, den Sie im Laden haben. Die

Frau brachte einen prächtigen Hut, der mit ſchönen, kunſtreichen Blumen geziert war.

„Nun wohl,“ ſprach der Herr, „er iſt überaus ſchön, und gefällt mir ſehr wohl. Was fordern Sie dafür?“ „Nichts,“ ſagte die Frau; „der Hut iſt ſchon längſt bezahlt.“ „Wie ſoll ich das verſtehen?“ rief der Herr; „ich begreife es nicht.“

Die Frau ſagte: „Vielleicht erinnern Sie ſich noch, daß Sie vor vielen Jahren auf dem Obſtmarkte einem armen Mädchen Pomeranzen abgekauft haben. Sie überreichten dem Mädchen einen Dukaten, und verlangten, darauf herauszugeben. Das dürftig gekleidete Kind ſagte: „Ich habe heute nur anſtatt meiner Mutter, die wirklich krank liegt, das Obſt feil; ich habe keine Münze zum herausgeben, und verſtehe mich auch nicht auf Goldſtücke.“ Da ſprachen Sie ſehr freundlich: „Nun, ſo bring' dieſes Gold deiner kranken Mutter.“ Dieſes großmüthige Geſchenk kam damals meiner Mutter und mir ſehr wohl. Unſer kleiner Obſthandel wäre ſonſt in das Stocken gerathen. Durch eine glückliche Heirath bin ich in den Beſitz dieſes Kaufladens gekommen. Haben Sie die Gnade, für ihr großes Geſchenk dieſen Hut als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit nicht zu verſchmähen.“

Der Edelmann war ſo erſtaunt, als erfreut. „Meine Frau muß Sie auch kennen lernen,“ ſprach er. „Beſuchen Sie uns dieſen Frühling auf unſerm

Schloſſe." Bevor aber die Handelsfrau auf das Land kommen konnte, kam die Gemahlin des Edelmanns in die Stadt, und beide wurden vertraute Freundinnen.

Wohlthätigkeit erfreut —
Nicht minder Dankbarkeit.

34.

Die Perlenſchnur.

Eine Edelfrau fuhr mit ihren zwei Töchtern zu einem Hochzeitfeſte, das auf einem fürſtlichen Jagdſchloſſe tief im Walde gefeiert wurde. Alle waren prächtig gekleidet und mit Gold und Perlen geſchmückt.

Am Eingange des Waldes kam die Kutſche einer Hecke zu nahe. Eine Dornſtaude verwickelte ſich in das Haar des einen Fräuleins, und zerriß eine Perlenſchnur, daß die Perlen weit umher zerſtreut wurden.

Auf das Geſchrei der erſchrockenen Mutter und Töchter hielt der Kutſcher augenblicklich, und ſie brachten wohl eine Stunde zu, die koſtbaren Perlen aus dem Graſe und den Geſträuchen heraus zu finden. Die beiden Fräulein jammerten ſehr, daß ſie nun zur Hochzeit zu ſpät kämen.

Allein jetzt kam ein Holzhacker faſt athemlos aus dem Walde hervor und ſagte: „Hören Sie auf zu jammern, und danken Sie vielmehr Gott. Denn in dem Walde lauern mehrere Räuber auf Sie. Ich wollte Ihnen die Nachricht ſogleich bringen. Allein ich konnte nur auf großen Umwegen hieher gelangen, weil die Räuberbande den Wald beſetzt hält. Wären Euer Gnaden nicht aufgehalten worden, ſo wäre ich zu ſpät gekommen, und Sie wären gänzlich ausgeplündert worden, und hätten wohl gar das Leben verlieren können.“

Die Frau beſchenkte den Mann, befahl dem Kutſcher ſogleich umzukehren, und ſprach zu ihren Töchtern: „O meine lieben Kinder! Wie gut weiß Gott alles zu lenken! An dem Seidenfaden, an dem die Perlen angefaßt waren, hing unſer aller Leben. Wäre dieſes Fädelein nicht abgebrochen, ſo wären wir alle des Todes. Der Aufenthalt, den uns die zerriſſene Perlenſchnur verurſachte, war alſo, ſo unangenehm er uns fiel, unſer Glück. So gereichen alle kleinen und großen Widerwärtigkeiten nur zu unſerm Beſten.“

O wüßten wir, warum uns Gott betrübe,
So wüßten wir, wie herzlich Er uns liebe.

35.

Das zerbrochene Kreuzchen.

Thereſe hatte ein kleines niedliches Kreuzchen zum Geſchenke bekommen. Es war von ſchwarzem

Ebenholze, und die vier Enden waren in Gold gefaßt. Sie trug es zur Zierde an einem blauen Bande.

Einſt brach das kleine Querholz des Kreuzes heraus, und Thereſe bat den Vater, das Kreuzchen wieder zurecht zu machen.

„Das will ich gern,“ ſprach der Vater; „ja, ich will dich überdies noch lehren, wie du machen kannſt, daß kein Leiden in der Welt für dich ein Kreuz ſeyn ſoll.“

„Da ſieh einmal her: Ohne das Querholz iſt das längere Holz kein Kreuz. Erſt wenn das Querholz hinzu kommt, wird ein Kreuz daraus.“

„So iſt es mit jedem Leiden, das wir ein Kreuz nennen. Der Wille Gottes iſt gleichſam das längere Holz; unſer Wille aber, der den göttlichen Willen immer durchkreuzen möchte, iſt das Querholz.“

Nimm daher bei jedem Kreuze, das dich einſt treffen wird, das Querhölzlein heraus, ſo wird es für dich kein Kreuz mehr ſeyn.“

Ergebenheit in Gottes Willen
Kann alles Kreuz und Leiden ſtillen.

36.

Der Spiegel.

Mathilde war ſehr jähzornig. Die Mutter ſtellte ihr oft nachdrücklich vor, wie ſündlich, abſcheulich und verderblich der Zorn ſey, und ermahnte ſie zur Sanftmuth. Allein Mathilde beſſerte ſich nicht.

Einmal ſaß ſie an ihrem Nähtiſchlein, auf dem ein zierliches Geſchirr voll Blumen ſtand. Ihr kleines Brüderchen ſtieß von ungefähr das Geſchirr herab, daß es in Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn faſt außer ſich. Ihre Augen funkelten, die Stirnadern liefen ihr auf, und ihr ganzes Geſicht war entſtellt.

Da hielt ihr die Mutter geſchwind einen Spiegel vor das Geſicht. Mathilde erſchrak über ihre eigene Geſtalt. Der Zorn verging ihr, und ſie fing an zu weinen.

„Siehſt du nun,“ ſprach die Mutter, „was es Häßliches um den Zorn iſt? Wenn du ihn zur Gewohnheit werden läßt, ſo bleiben dir nach und nach dieſe häßlichen Mienen, und alle Anmuth verſchwindet aus deinem Angeſicht.“

Mathilde nahm ſich dieſes zu Herzen, und gab ſich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde ſehr ſanftmüthig, und die Sanftmuth verſchönerte noch ihr Angeſicht.

Die Mutter ſagte aber öfters: „Wie es mit dem Zorn und der Sanftmuth iſt, ſo iſt es mit allen Laſtern und Tugenden.

Das Antlitz iſt der Seele Bild,
Das Laſter macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild.“

37.

Das Porträt.

Vor vielen hundert Jahren ſtarb in einer großen Stadt des Morgenlandes ein Kaufmann, der ein anſehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der ſich auf Reiſen befand; allein Niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angeſicht.

Nach einiger Zeit kamen drei Jünglinge in der Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe ſey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes Bildniß des Vaters bringen und ſprach: „Wer von euch dreien das Zeichen, das ich hier auf der Bruſt des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, deſſen ſoll die Erbſchaft ſeyn.“

Der Erſte ſchoß und traf ſehr nahe; der Zweite noch näher; der Dritte aber fing, indem er zielte, an zu zittern, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde, und rief: „Nein, ich kann nicht ſchießen; ich will lieber die ganze Erbſchaft verlieren!“

Nun ſprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du biſt der wahre Sohn und der rechte Erbe; die andern zwei, die ſo gut geſchoſſen haben, ſind es nicht. Denn ein ächter Sohn kann das Herz ſeines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeile durchbohren."

O Heil dem Kind', das ſeine Eltern liebt.
Um Alles von der Welt ſie nicht betrübt.

38.

Das neue Kleid.

Frau von Thalheim ließ ihrer Tochter auf das Weihnachtsfeſt ein neues Kleid von himmelblauem Atlas machen. Der Schneider brachte es noch ſpät am Weihnachtabende. Fräulein Apollonie zog das Kleid ſogleich an, um zu ſehen, ob es recht gemacht ſey. Es war zu ihrer großen Freude ihr wie angegoſſen.

Die Mutter ſprach, indem ſie das Geld zählte, zu Apollonie: „Es iſt heute Abend ſehr kalt! Bring dem geſchickten Kleidermacher ein Gläschen von unſerm guten Liqueur. Zünde aber ein Licht an; denn es iſt bereits ziemlich dunkel, zumal draußen im Kämmerchen."

Apollonie ging, brachte eine gläſerne Flaſche, reichte dem Meiſter ein gefülltes Gläschen, und blieb voll Freundlichkeit vor ihm ſtehen, um ihm nochmal einzuſchenken. Der Mann nahm den Mund ziemlich voll — ſprudelte aber erſchrocken ſogleich alles wieder heraus.

Apollonie war zu bequem geweſen, ein Licht anzuzünden, und hatte anſtatt der Flaſche mit dem dunkelrothen Getränke die Tintenflaſche erwiſcht. Ihr ſchönes himmelblaues Kleid war über und über ſo dicht mit großen und kleinen Tintenflecken beſäet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war. Das arme Mädchen weinte heiße Thränen; die Mutter aber ſprach: „So geht's, wenn man nicht gehorſam iſt; du kannſt nun morgen in deinem alten Kleide zur Kirche gehen, und bevor ein Jahr vorüber iſt, laß ich dir kein neues mehr machen.“

Der Vater, der eben zur Thür herein kam, machte über die Begebenheit noch eine beſondere Anmerkung. „Der Thor,“ ſagte er, „der die Finſterniß dem Lichte und die Dummheit dem Verſtande vorzieht, mag hier die Richtigkeit des Spruches erkennen:

Fehlt es im Haus — und Kopf' am Lichte,
So gibt's manch' garſtige Geſchichte.“

39.

Der alte Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf, und verlangten einen Wegweiſer. Ein armer Tagwerker ſollte mit ihnen gehen. Es war ſehr kalt, und ſchneiete und wehte entſetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein ſie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus ſeiner Heimath vertrieben worden war, und in dem Dorfe ſich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, erbarmte ſich des Tagwerkers, und gab ihm ſeinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und ſieh! am ſpäten Abende kam ein junger, ſchöner Officier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Bruſt in das Dorf geritten, und ließ ſich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiſer den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Officier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das iſt ja mein Sohn Rudolph!“ rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehrern Jahren Soldat werden müſſen, und war wegen ſeiner vorzüglichen Geiſtesgaben, wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Tapferkeit Officier geworden. Er hörte nichts mehr von ſeinem Vater, der vormals in einem angeſehenen Marktflecken Schmiedmeiſter geweſen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweiſers ſich überzeugt, daß ſein Vater nunmehr in dieſem Dorfe ſich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freuden, und alle Leute, die umher ſtanden, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht hindurch bei ſeinem Vater, unterredete ſich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und verſprach, ferner für ihn zu ſorgen.

Die Leute aber ſagten: „Weil der alte Mann ſo barmherzig war, ſo hat ſich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn ſeinen Sohn wieder finden laſſen, der ihn aus aller Noth errettet.

Wer ſich erbarmet fremder Noth,
Den ſegnet auch der liebe Gott.

40.

Die Schuhe.

Der arme Meinrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber ſo gering, daß er ſich nicht einmal Schuhe anſchaffen konnte. Es fror ihn ſehr an den Füßen; denn es war bereits ſpät im Herbſte, und das Wetter ſehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüſche, der wegen Diebſtahls ſchon ein Paar Male in das Zuchthaus geſperrt worden war, und ſagte: „Mein Handwerk iſt einträglicher. Geh zu mir in den Dienſt, ſo laß ich dir neue Schuhe machen. Dann darfſt du dich nicht mehr ſo quälen, und nicht mehr im Kothe barfuß gehen.

Allein der Knabe antwortete: „Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichſte Auskommen erwerben. Denn es iſt doch beſſer, ſich die Füße mit Koth beſchmutzen, als die Hände — und die Seele mit ſchlechten Thaten beflecken.

Arm, doch ehrlich und gerecht,
Das iſt mehr, als reich — und ſchlecht.

41.

Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelſchmied Ohneraſt ſaß den ganzen Tag in ſeiner Werkſtätte, und hämmerte darauf los, daß die Funken umher ſprühten.

Der Sohn ſeines reichen Nachbars, des Herrn von Berg, kam täglich herüber, und ſah ihm oft Stunden lang zu.

„Lernen Sie zum Zeitvertreibe auch einen Nagel machen, junger Herr,“ ſagte einſt der Nagelſchmied; „denn wer weiß, wozu dies einmal gut iſt.“

Der müßige junge Herr ließ ſich das gefallen. Er ſetzte ſich lachend an den Amboß, und erwarb ſich bald die Geſchicklichkeit, daß er einen guten, brauchbaren Schuhnagel zu Stande bringen konnte.

Der alte Herr von Berg ſtarb; der Sohn aber verlor durch den Krieg ſeine Güter, und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In dieſem Dorfe lebten mehrere Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel in die Stadt trugen, und ſie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tauſend Schuhe für die Armee gefertigt.

Der junge Herr von Berg, dem es ſehr elend ging, beſann ſich nun, daß er die Kunſt, Schuhnägel zu machen, recht gut verſtehe. Er erbot ſich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn ſie ihm behülflich ſeyn wollten, eine Werkſtätte zu errichten. Sie halfen ihm dazu, und nun ernährte er ſich ſehr reichlich.

„Es iſt doch gut,“ ſagte er oft, „wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienſte, als mein Landgut, das mir nicht für hundert tauſend Gulden feil geweſen wäre.“

Ein Handwerk, welches man recht kann,
Ernähret ſicher ſeinen Mann.

42.

Die ſieben Stäbe.

Ein Vater hatte ſieben Söhne, die öfters mit einander uneins wurden. Ueber dem Zanken und Streiten verſäumten ſie die Arbeit. Ja, einige böſe Menſchen hatten im Sinne, ſich dieſe Uneinigkeit zu Nutzen zu machen, und die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbtheil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle ſieben Söhne zuſammen kommen, legte ihnen ſieben Stäbe vor, die feſt zuſammen gebunden waren, und ſagte: „Demjenigen von euch, welcher dieſen Bündel Stäbe entzwei bricht, zahle ich hundert große Thaler baar.“

Einer nach dem Andern ſtrengte alle ſeine Kräfte an, und jeder ſagte nach langem vergeblichen Bemühen: „Es iſt gar nicht möglich!“

„Und doch,“ ſagte der Vater, „iſt nichts leichter.“ Er löste den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei“ riefen die Söhne, „ſo iſt es freilich leicht; ſo könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater aber ſprach: „Wie es mit dieſen Stäben iſt, ſo iſt es mit euch, meine Söhne. So lange ihr feſt zuſammen haltet, werdet ihr beſtehen, und Niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden ſoll, aufgelöst, ſo geht es euch, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umher liegen.“

Das Haus, die Stadt, das ganze Land
Beſteht nur durch der Eintracht Band.

43

Die Kette.

Simon war ein unredlicher Burſche, und um nichts beſſer, als ein Dieb. Er ſtahl zwar nicht gerade zu; allein wo er etwas fand, behielt er es für ſich, wenn er gleich vermuthen konnte, wem es gehöre.

Eines Morgens ging er an der Schmiede vorbei. Nicht weit von der Thür lag eine ſchöne eiſerne Kette auf dem gepflaſterten Boden. Simon ſchaute erſt ſorgfältig umher, ob ihn Niemand ſehe — und griff dann geſchwind nach der Kette. Aber plötzlich that er einen entſetzlichen Schrei, und ließ die Kette wieder fallen. Die Kette war beinahe glühend heiß, und er hatte ſich alle fünf Finger jämmerlich verbrannt.

Der Schmied, der die heiße Kette dahin gelegt hatte, damit ſie ſich abkühle, kam auf den Schrei zur Thür heraus, und ſagte: „Es iſt dir recht geſchehen, daß du dir deine Diebsfinger verbrannt haſt. Damit dir nicht ein noch größeres Uebel widerfahre, ſo laß dir's geſagt ſeyn:

Die fremden Sachen rührt ein braver Mann
So wenig als ein glühend Eiſen, an“

41.

Der Strick.

Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landſtraße einen alten Strick, und ſtritten und zankten ſich darum, daß Berg und Thal widerhallten. Veit hielt den Strick an dem einen Ende, Klaus zog an dem andern Ende, und Einer ſuchte ihn dem andern mit Gewalt aus den Händen zu reißen. Auf einmal riß der Strick entzwei, und beide Knaben fielen jämmerlich in den Koth.

Ein Mann, der dazu gekommen war, ſagte: „So geht's den Streitſüchtigen! Ueber ein kleines ſchlechtes Ding fangen ſie großen Lärm und Zank an, und was haben am Ende beide Theile gewonnen? Nichts, als daß ſie ſich mit Spott und Schande bedecken, wie ihr beide jetzt mit Koth beſchmutzt ſeyd.

Sey friedſam: denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das dich nicht erfreut.

45.

Der Jahrmarkt.

Eine wohlhabende Frau auf dem Lande hatte keine Kinder, und wollte daher ein fleißiges und ſittſames Mädchen aus ihrer Verwandtſchaft in der Stadt an Kindesſtatt annehmen.

Sie begab ſich deßhalb einſtens dahin, und kaum war ihr Vorhaben bekannt geworden, ſo fanden ſich auch ſogleich mehrere Mädchen bei ihr ein, empfahlen ſich ihr, und rühmten ſich mit ihr verwandt zu ſeyn.

Die Frau ließ dieſes vorerſt auf ſich beruhen, und gab jedem der Mädchen ein Geldſtück, indem ſie ſagte: „Es iſt heute Jahrmarkt; kauft euch auf dem Markte ſelbſt etwas von dem ein, was euch lieb und werth iſt. Dann kommt aber wieder, und laßt mich ſehen, was ihr gekauft habt.“

Die Mädchen eilten fort, und kamen voll Freuden wieder zurück. Faſt alle brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgeſtickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaaren, und zeigten die vermeinten Herrlichkeiten der Baſe.

Nur ein einziges Mädchen, die arme Auguſte, hatte nichts von dergleichen Dingen gekauft, ſondern ein Gebetbüchlein und einen Spinnrocken nebſt einem Dutzend Spindeln.

Das gefiel der Frau. Sie nahm Auguſten freundlich bei der Hand, und ſagte: „Es freut mich, liebes Kind, daß du deinen Sinn ſchon frühe auf das Beten und Arbeiten richteſt. Die Andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Putz und Eitelkeit mehr gelegen iſt, als an Frömmigkeit und Arbeitſamkeit. Du biſt von nun an meine Tochter! Fahre ſo fort, werde immer frömmer und beſſer, und ſey immer fleißig, ſo wird der liebe Gott immer mit dir ſeyn, und ſein Segen wird dir überall folgen. Arbeite fleißig, bete gern, das ziert dich mehr als Band und Stern.

Des Menſchen ganzer Werth beſteht
In treuer Arbeit und Gebet.

16.

Die Maskerade.

Ein Edelmann gab einigen Gäſten eine prächtige Abendmahlzeit. Während man an der Tafel ſaß, kamen zwei Masken in den Saal, die nicht größer waren, als Kinder von fünf bis ſechs Jahren, und einen vornehmen Herrn und eine vornehme Frau vorſtellten. Der Herr hatte ein ſcharlachrothes Kleid mit goldenen Borden an; ſeine große wolkichte Perücke war ſchneeweiß gepudert, und in der Hand hielt er einen bordirten Hut. Die Frau war in goldgelben Taffet mit ſilbernen Flittern gekleidet, und hatte ein niedliches Hütchen mit hohen Federn auf dem Kopf, und einen Fächer in der Hand. Beide tanzten ſehr zierlich und machten öfter ſehr künſtliche Sprünge. Jedermann ſagte, man könne die Geſchicklichkeit dieſer artigen Kinder nicht genug bewundern.

Da nahm ein alter Offizier, der mit zu Tiſche ſaß, einen Apfel von der Tafel, und warf ihn zwiſchen das tanzende Paar. Plötzlich ſtürzten Herr und Dame auf den Apfel los, ſtritten und zerrten ſich darum wie wüthend, riſſen ſich Masken und Kopfputz ab — und anſtatt des Paars geſchickter Kinder kam ein Paar garſtiger Affen zum Vorſchein. Alle an der Tafel erhoben ein lautes Gelächter; der alte Offizier aber ſprach ſehr ernſthaft: „Affen und Narren mögen ſich immerhin prächtig herausputzen; es kommt doch bald an den Tag, wer ſie ſind.“

Was nützt ein prächtiges Gewand,
Fehlt dir's an Tugend und Verſtand?

47.

Der Schatz im Walde.

Ambros beſuchte in einem benachbarten Dorfe ſeine Großmutter, und ſie ſchenkte ihm einen Korb voll Aepfel. Wie er nun mit ſeinem Aepfelkorb auf dem Kopfe am ſpäten Abende durch den dunklen Wald nach Hauſe ging, ſah er unter einem alten Eichbaume etwas glänzen, wie lauter Silber. „Das iſt ein Schatz!“ dachte er, ſchüttete die Aepfel auf die Erde, füllte den Korb mit den gefundenen Koſtbarkeiten, und lief damit voll Freude nach Hauſe. Als er aber den Fund am nächſten Morgen beim Lichte der Sonne betrachtete, ſieh, da hatte er für ſeine ſchönen Aepfel, die in der vergangenen Nacht von den Wildſchweinen aufgezehrt worden — nichts, als faules Holz, das manchmal im Dunkeln leuchtet.

Es iſt beim Strahl des rechten Lichts
Manch Erdenglück ein glänzend Nichts.

48.

Das Geſchenk zum Geburtstage.

Fräulein Cäcilie feierte ihren vierzehnten Geburtstag. Vater, Mutter und Geſchwiſter wünſchten ihr Glück, und beſchenkten ſie reichlich. Die Großmutter aber überreichte ihr einen Veilchenkranz, der mit einer Perlenſchnur durchflochten, und mit einer Schleife von roſenfarbenem Bande geziert war.

„Meine liebe Enkelin!“ ſagte ſie gütig und mit gerührtem Herzen. „Möchten die Perlen ein Sinnbild deiner Tugenden, und die Veilchen ein Sinnbild deiner Demuth werden.“

Cäcilie warf aber einen verächtlichen Blick auf den Kranz, und dachte bei ſich: „Ich hätte von meiner Großmutter etwas Beſſeres erwartet, als Blumen, die man umſonſt haben kann, und als ſolche Perlen, die lange nicht ſo hell glänzen, als die wohlfeilſten Glasperlen.“

Sie nahm den Kranz, ſetzte ihn geſchwind ihrem kleinen Schweſterchen auf, das neben ihr ſtand, und ſagte mit boshaftem Lächeln: „Julchen! Der blaue Kranz ſteht in deinen gelben Haaren unvergleichlich ſchön. Ich wüßte nichts damit anzufangen; für ein Kind aber, wie du, iſt er ein prächtiges Geſchenk.“

Die Großmutter ſprach: „Cäcilie hat Recht! Das Geſchenk ſchickt ſich beſſer für ein anſpruch-

loſes Kind, als für ein hochmüthiges, eigennütziges Fräulein. Die Perlen, die Cäcilie nicht kannte und ſie deßhalb verſchenkte, ſind ächt, und koſteten mich bare hundert Thaler. Cäcilie, der dieſes Geſchenk zu ſchlecht war, hat ſich für ihren Eigennutz und Stolz ſelbſt beſtraft. Du aber, gutes Julchen, merke dir das Sprüchlein, das hier auf dem rothen Bande mit goldenen Buchſtaben geſtickt und wohl mehr werth iſt, als Gold und Perlen:

Sey ſtets an Perlen ächter Tugend reich?
An Demuth holden Veilchen gleich.

19.

Die drei Bücher.

Ein frommer Greiß, der in einer armen, einſamen Hütte lebte, hatte eine ſo große Weisheit und Einſicht, daß er Jedermann guten Rath und heilſame Lehren zu ertheilen wußte.

Ein gelehrter Mann, der ihn beſuchte, verwunderte ſich über ſeine weiſen Reden und ſprach zu ihm: „Woher kommt dir dieſe Weisheit? Ich ſehe in deiner Hütte ja keine Bücherſammlung, aus der du ſo viel Gutes und Schönes hätteſt lernen können.“

Der Greis ſprach: „Und doch habe ich die drei beſten Bücher, die es gibt, und leſe täglich darin. Dieſe Bücher ſind: Die Werke Gottes über mir und rings um mich her; das Gewiſſen in meinem Innerſten; und die heilige Schrift.

Die Werke Gottes, Himmel und Erde, ſind wie ein großes Buch vor uns aufgeſchlagen; ſie verkünden uns die Allmacht, Weisheit und Güte des himmliſchen Vaters.

Mein Gewiſſen ſagt mir, was ich zu thun und zu laſſen habe.

Die heilige Schrift aber, dieſes Buch aller Bücher, lehrt uns, wie Gott ſich von Erſchaffung der Welt an, den Menſchen geoffenbart, und wie der Sohn Gottes unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus, in dieſe Welt gekommen iſt, und was er geboten und verheißen, gethan und gelitten hat, um uns heilig und ſelig zu machen.“

Was wir glauben, hoffen, lieben,
Was wir thun und meiden müſſen,
Steht in Gottes Wort geſchrieben,
In der Schöpfung, im Gewiſſen.

50.

Das beſſere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Inſel des weiten Weltmeers, wohin ſie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine

Felſenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Inſel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten ſich's nicht mehr denken, wie ſie auf die Inſel gekommen waren; ſie wußten nichts mehr von dem großen, feſten Lande; Brod, Milch, Obſt, und was es dort ſonſt noch Köſtliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Inſel. Die Eltern hatten eine große Freude, und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, Alle zugleich auf das feſte Land hinüber zu bringen — und der Vater wollte die Fahrt zuerſt wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das ſchwache, bretterne Fahrzeug ſtieg, und die vier ſchwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber ſagte: „Weinet nicht! Drüben iſt es beſſer — und ihr Alle kommt ja bald nach!“

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch ſie ſagte: „Weinet nicht! In dem beſſern Lande ſehen wir uns Alle wieder!“

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten ſich ſehr vor den ſchwarzen Männern, und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das ſie hinüber ſollten. Unter Furcht und Zittern näherten ſie ſich dem Lande.

Aber wie freuten ſie ſich, als ihre Eltern am Ufer ſtanden, ihnen die Hände boten, ſie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Raſen ſie mit Milch, Honig und köſtlichen Früchten bewirtheten. „O wie thöricht war unſere Furcht!“ ſagten die Kinder; „nicht fürchten, ſondern freuen hätten wir uns ſollen, als die ſchwarzen Männer kamen, uns in das beſſere Land abzuholen.“

„Liebe Kinder,“ ſprach der Vater, „unſere Ueberfahrt von der wüſten Inſel in dieſes ſchöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung.“

„Es ſteht uns Allen noch eine weitere Reiſe in ein viel ſchöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Inſel; das herrliche Land hier iſt für uns ein, wiewohl nur ſchwaches Bild des Himmels; die Ueberfahrt dahin über das ſtürmende Meer iſt der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, auf der uns ſchwarz gekleidete Männer einſt forttragen werden. Aber, wenn jene Stunde ſchlägt, da wir, ich eure Mutter oder ihr, dieſe Welt verlaſſen müſſen: ſo erſchreckt nicht. Der Tod iſt für fromme Menſchen, die Gott lieb gehabt und ſeinen Willen gethan haben, nichts als ein Uebergang in's beſſere Land.“

Der Chriſt ſoll Tod und Grab nicht ſcheuen,
Er darf ſich auf den Himmel freuen:
Ihn führet Gottes Vaterhand
Hinüber in das beſſ're Land.

Vierte Abtheilung.

1.

Der gute Vater.

Ein guter Vater hielt ſich wichtiger Geſchäfte wegen in der Hauptſtadt auf; die Mutter und die Kinder lebten indeſſen weit von ihm entfernt, auf dem Lande.

Da ſchickte der Vater den Kindern einmal eine große Kiſte voll ſchöner Sachen und ſchrieb ihnen: „Liebe Kinder! Seyd fromm und gut, dann dürft ihr bald zu mir kommen. Dahier, wo ich wohne, habe ich noch viel ſchönere Geſchenke für euch aufbewahrt.“

Die Kinder hatten eine große Freude und ſagten: „Wie gut iſt doch unſer Vater! Wie liebt er uns, daß er uns ſo reichlich beſchenkt! Wir wollen ihm gewiß recht dankbar ſeyn, und Alles thun, was in dem Briefe ſteht. O wie freuen wir uns den guten Vater einmal zu ſehen!“

Die Mutter ſprach hierauf: „Liebe Kinder! Euer Vater auf Erden iſt wohl recht gütig gegen euch, allein noch viel gütiger iſt der himmliſche Vater gegen alle Menſchen.“

„Wir ſehen jetzt den lieben Gott freilich noch nicht, wie ihr euren Vater jetzt nicht ſeht. Allein Gott läßt uns — Sonne, Mond und Sterne leuchten, und Blumen, Obſt und Feldfrüchte wachſen. Durch dieſe reichen Geſchenke gibt Er uns Seine Liebe zu erkennen. Die heilige Schrift, aus der ich euch ſchon Vieles erzählt und vorgeleſen habe, iſt gleichſam ein Brief von Ihm, darin Er uns Seinen Willen offenbaret, und uns den Himmel verſpricht. O dort warten noch ſchönere Gaben und größere Freuden auf uns, als dieſe Welt uns geben kann!“

„Wir wollen Gott wieder lieben, Seinen Willen thun, und auf den Himmel hoffen. Dort werden wir Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſehen, und unſere Seligkeit wird unbeſchreiblich groß ſeyn.“

Gott iſt die laut're Lieb' und Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe.

2.

Das betende Kind.

Eine arme Wittwe ſprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: „Liebe Kinder, ich kann euch dieſen Morgen nichts zu eſſen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hauſe. Bittet doch den lieben Gott, daß Er uns helfe; denn Er iſt reich und mächtig, und ſagt ja ſelbſt: Rufe Mich an in der Noth, ſo will Ich dich erretten.“

Der kleine Chriſtian, der kaum ſechs Jahre alt war, machte ſich nüchtern und ſehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbei, ging hinein, und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche ſah, ſo betete er mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel, wir Kinder haben nichts mehr zu eſſen. Unſere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gieb uns doch etwas zu eſſen, damit wir ſammt unſrer lieben Mutter nicht verhungern müſſen. Ach ja, hilf uns! Du biſt ja reich und mächtig; Du kannſt uns leicht helfen, und Du haſt es uns noch dazu verſprochen!“

So betete Chriſtian in ſeiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule. Als er nach Hauſe kam, erblickte er auf dem Tiſche einen großen Laib

Brod, eine Schüſſel voll Mehl und ein Körblein voll Eier. „Nun, Gott ſey Dank!“ rief er freudig; „Gott hat mein Gebet erhört. Sag' doch, liebe Mutter, hat ein Engelein dieſes Alles zum Fenſter herein gebracht?“

„Nein,“ ſagte die Mutter, „aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare beteteſt, kniete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenſtuhl. Du konnteſt ſie nicht ſehen; aber ſie hat dich geſehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat ſie uns dieſes Alles geſchickt; ſie war der Engel, durch den Gott uns geholfen hat. Kinder, ſo danket denn alle Gott, ſeyd fröhlich — und vergeßt in eurem Leben nicht den ſchönen Spruch:

Gott kann dich wunderbar erhalten,
Vertrau auf Ihn, und laß Ihn walten.

3.

Der gute Sohn.

Anton war Lehrling, ſein Vater aber Handlungsdiener in einem anſehnlichen Handlungshauſe.

Der Vater mußte in Geſchäften des Kaufherrn eine Reiſe über das Meer machen.

Da kam die traurige Nachricht, das Schiff ſey von Seeräubern weggenommen worden; wo aber Antons Vater hingekommen, konnte man nicht erfahren.

Anton vollendete ſeine Lehrjahre treu und redlich, ward dann ſelbſt Handlungsdiener, und erwarb ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit einiges Vermögen.

Endlich vernahm er, ſein Vater befinde ſich als Sklave in der Türkei, und er entſchloß ſich augenblicklich, ihn zu befreien. Er zog all' ſein erſpartes Geld ein, verkaufte ſeine beſten Kleider und Alles, was er ſonſt an Geldeswerth hatte, verdingte ſich, um die Koſten der Fahrt über das Meer zu verdienen, als Schiffsknecht, kam zu dem reichen Türken, deſſen Sklave ſein Vater war, und erbot ſich, ſeinen Vater los zu kaufen.

Allein der Türke forderte eine ſo große Summe Geldes, daß Alles, was Anton mitgebracht hatte, nicht zur Hälfte hinreichte. „Nun denn," ſprach Anton, „ſo nimm mich anſtatt meines Vaters als Sklaven an. Ich bin jung, und kann dir mehr Dienſte leiſten, als mein Vater, der bereits alt iſt."

Auf Befehl des Türken kam der Vater, fiel ſeinem Sohne erſtaunt um den Hals, und beide weinten heiße Thränen. Als der Vater aber hörte, ſein Sohn wolle für ihn Sklave werden, weinte er noch heftiger, und wollte es durchaus nicht zugeben.

Der Sohn aber ſprach unter Thränen: „O liebſter Vater! Ich bin nicht nur bereit für dich die Sklavenkette zu tragen, ſondern ſelbſt das Leben zu geben. Nimm das Löſegeld, das ich mitbrachte, zum Reiſegeld, und lebe wohl!“

Da wurde der Türke bis zu Thränen gerührt, und ſagte zu Anton: „Du biſt ein treuer, edler Sohn! Ich ſchenke deinem Vater die Freiheit unentgeltlich, und gebe dir ſo viel Geld, daß ihr beide ein eigenes Handelshaus errichten könnet. Denn du, lieber Anton, haſt gehandelt, wie ein guter Sohn nach Gottes Willen ſich gegen ſeinen Vater betragen ſoll.“

Ein gutes Kind wird ſelbſt das Leben
Aus Liebe für die Eltern geben.

4.

Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Aernte kamen zwei rüſtige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und ſagten zu einem Bauern: „Wir beide wollen euch die ganze Aerntezeit hindurch helfen, euer Getreide herein zu bringen, wenn ihr uns die Koſt und zehn Thaler Lohn gebt!“

„Zehn Thaler iſt zu viel,“ ſagte der Bauer; „ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug.“ „Nein,“ ſagten die Jünglinge, „es müſſen gerade zehn Thaler ſeyn; mit weniger iſt uns nicht geholfen. Wollt ihr uns nicht ſo viel geben, ſo bieten wir unſre Dienſte einem Andern an.“

„Wozu habt ihr denn ſo viel Geld nothwendig?“ fragte der Bauer. „Seht,“ ſagten ſie, „wir haben zu Hauſe einen jüngern Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt iſt. Ein geſchickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unſer alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwei ältere Brüder uns denn verabredet, dieſes Geld zu verdienen.“

„Nun wohl,“ ſagte der Bauer, „wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr ſo fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden ſeyn kann.“

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Aerntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angeſichtes; ſie waren Morgens am früheſten auf, und legten ſich Abends am ſpäteſten zur Ruhe.

Als die Aernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Thaler, und ſprach: „Ihr habt euern Lohn redlich verdient, und da gebe ich Jedem von euch noch einen Thaler darüber.

Wenn Geſchwiſter einig leben,
Treulich ſich zu helfen ſtreben —
Kann es etwas Schön'res geben?

5.

Die ungleichen Brüder.

1.

Der leichtſinnige Valentin nahm ſeinen jüngern Bruder Philipp mit an den Fluß, ſtieg mit ihm in ein Schifflein, und ſtieß vom Lande.

Der reißende Strom warf das Schifflein an die Felſen, daß es in Stücke zerbrach. Valentin ſchwamm mühſam an den ſteilen Felſen umher, konnte aber nirgends daran emporklimmen; den Philipp riß der Fluß weit mit ſich fort.

Ein Fiſcher, der das Geſchrei der beiden Knaben gehört hatte, lief herbei, ſprang in das Waſſer, ſchwamm mit eigener großen Lebensgefahr dem kleinen Philipp nach, erreichte ihn, brachte ihn glücklich an das Land, und freute ſich unbeſchreiblich, ihn gerettet zu haben.

Es wagt ein edler guter Mann
Für Andre gern das Leben dran.

2.

Während der gute Fiſcher den Philipp aus dem Waſſer heraus holte, war Valentin ertrunken. Die Leute, die zuſammen gelaufen waren, ſagten zu dem Fiſcher: „Da du nicht alle beide retten konnteſt — warum haſt du dein Leben daran gewagt, dieſem zu helfen? Den andern hätteſt du ja ohne große Mühe und mit geringerer Gefahr aus dem Waſſer ziehen können!“

Der Fiſcher ſprach: „Der leichtfertige Valentin, der ertrunken iſt, hat mir oft Fiſche und Krebſe geſtohlen, und mir Vieles an meinen Netzen verdorben; der gute Philipp hat mir, als ich wegen eines böſen Fußes lange nichts verdienen konnte, oft ſein Abendbrod gebracht, und mir manchen Kreuzer geſchenkt. Wie hätte ich nun einen ſo guten Knaben nicht zuerſt retten ſollen!“

Es bringt gar oft auf Erden ſchon
Das Böſe Straf', das Gute Lohn.

6.

Die fromme Schweſter.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hauſe. Da ſagte Jakob zu Anna: „Komm wir wollen uns etwas Gutes zu eſſen ſuchen, und es uns recht wohl ſchmecken laſſen!“

Anna ſprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannſt, wo es Niemand ſieht, ſo geh' ich mit dir.“

„Nun,“ ſagte Jakob, „ſo komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüſſel voll ſüßen Rahmes verzehren.“

Anna ſprach: „Dort ſieht es der Nachbar, der auf der Gaſſe Holz ſpaltet.“

So komm mit mir in die Küche,“ ſagte Jakob; „in dem Küchenkaſten ſteht ein Topf voll Honig. In dieſem wollen wir unſer Brod eintunken.“

Anna ſprach: „Dort kann die Nachbarin herein ſehen, die an ihrem Fenſter ſitzt und ſpinnt.“

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel eſſen,“ ſagte Jakob. Dort iſt es ſo ſtockfinſter, daß uns gewiß Niemand ſieht.“

Anna ſprach: „O mein lieber Jakob! Meinſt du denn wirklich, daß uns dort Niemand ſehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und in's Dunkle ſieht?“

Jakob erſchrak und ſagte: „Du haſt Recht, liebe Schweſter! Gott ſieht uns auch da, wo uns kein Menſchenauge ſehen kann. Wir wollen daher nirgends Böſes thun.“

Anna freute ſich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und ſchenkte ihm ein ſchönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten ſtand geſchrieben:

Bedenke, Kind, daß, wo du biſt,
Gott überall zugegen iſt.

7.

Die liebevollen Schweſtern.

Eine vermögliche Frau hatte ein armes Waiſenmädchen an Kindes ſtatt angenommen. Das Mädchen war überaus fromm, folgſam, fleißig, und immer freundlich und fröhlich.

Da ſagte die Frau einmal: „Thereſe, weil du ein ſo gutes Kind biſt, ſo will ich dich auf das nahe Weihnachtsfeſt neu kleiden laſſen. Ich habe mit der Handelsfrau ſchon geſprochen. Da haſt du das Geld; geh hin und hole dir den ſchönen Zeug von himmelblauer Farbe, der dir ſo wohl gefällt.“

Die Frau gab ihr zwei große Thaler. Thereſe betrachtete das Geld, und ſagte: „Ach, liebſte Pflegemutter! Ich habe ſchon Kleider genug. Meine Schweſter Franziska iſt aber an keinen ſo guten Ort gekommen, wie ich. Sie iſt ſehr ärmlich gekleidet. Es würde ſie betrüben, wenn ſie das ſchöne neue Kleid an mir ſähe. Darf ich ihr dieſe zwei Thaler nicht ſchicken? Sie hat mich ſo lieb, und als ich krank lag, eilte ſie ſogleich hieher, und war mir die liebreichſte Krankenwärterin.“

„Du gutes Kind,“ ſagte die Frau, „ſchreib deiner Schweſter, ſie ſoll zu uns kommen. Ich will euch dann beide gleich kleiden laſſen. Da ihr gleiche Liebe gegen einander habt, ſo ſollt ihr auch gleiche Kleider haben.“

Der Geſchwiſter-Liebe Band
Iſt geknüpft von Gottes Hand;
Liebe Kinder, liebet euch
Gottes heil'gen Engeln gleich.

8.

Die gottſelige Großmutter.

Während des letzten Krieges geriethen die Bewohner eines einſam ſtehenden Hauſes in große Aengſten. Der Feind nahte ſich mit einbrechender Nacht der Gegend. Der nächtliche Himmel erſchien, bald da bald dort, von Feuersbrünſten roth, wie Blut. Man hörte furchtbar ſchießen. Zudem war es Winter, und das Wetter ſehr kalt und ſtürmiſch. Die guten Leute fürchteten ausgeplündert, und jetzt, zur rauheſten Jahrszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Nur die alte fromme Großmutter war getroſt und guten Muthes im Vertrauen auf Gott. Sie las ihren Kindern und Enkeln aus ihrem alten Gebetbuche ein Gebet vor, in dem die Worte vorkamen: Gott wolle eine feſte Mauer aufführen, um die Feinde von dieſer Wohnung abzuhalten.

Einer ihrer Enkel, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer ſey gar zu viel von dem lieben Gott verlangt; um ſolche unmögliche Dinge ſolle man nicht beten.

Die Großmutter ſprach aber: „Dieſe Worte ſind nicht ſo buchſtäblich zu nehmen. Sie ſollen bloß ſagen, Gott wolle uns vor den Feinden ſo ſicher beſchützen, als wäre unſer Haus von einer Mauer umgeben. Wenn aber Gott auch wirklich zu unſerm Schutze eine Mauer bauen wollte, meinſt du denn, daß es Ihm unmöglich ſey?“

Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat ſich ihrem Hauſe näherte. Alle im Hauſe wunderten ſich darüber. Als ſie aber ſich Morgens vor die Thür wagten, ſieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde ſtanden, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, ſo daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und prieſen Gott. Die Großmutter aber ſagte: „Seht, ſo hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unſerer Wohnung abzuhalten. Er iſt gnädig und barmherzig, und unendlich reich an Mitteln, uns aus jeder Noth zu erretten. Wir wollen daher nie kleinmüthig und verzagt ſeyn. Ich wenigſtens bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf feſten Grund gebaut.“

9.

Der Edelknabe.

Ein Edelknabe, Namens Auguſt, hatte in dem Vorzimmer des Königs die Nachtwache. Der König konnte nicht ſchlafen, und klingelte, um ſich ein Buch bringen zu laſſen.

Allein Auguſt war feſt eingeſchlafen, und hörte es nicht. Der König klingelte öfters und immer ſtärker; aber vergebens. Endlich kam er ſelbſt aus ſeinem Schlafzimmer heraus in das Vorzimmer.

Der noch zarte Jüngling ſaß in tiefem Schlafe an einem Schreibtiſche, auf dem ein brennendes Kerzenlicht ſtand; ein Brief, den er noch nicht ganz zu Ende geſchrieben hatte, lag vor ihm.

Der König las den Brief, der ſo anfieng: Liebſte Mutter! Es iſt heute bereits die dritte Nacht, daß ich für die andern Edelknaben die Nachtwache übernommen habe. Ich kann es beinahe nicht mehr aushalten. Aber wie freue ich mich, daß ich auf dieſe Art ſeit einigen Wochen her zehn Thaler verdient habe. Ich ſchicke ſie Ihnen, damit Sie in Ihren dürftigen Umſtänden einige Erquickung finden mögen.

Dieſe kindliche Liebe gefiel dem Könige überaus wohl. Er holte eine Rolle Goldſtücke, und ſteckte ſie dem guten Sohne in ſeine Rocktaſche. Der

König war überzeugt, Auguſt werde das Geſchenk ſeiner Mutter ſchicken, und begab ſich wieder zur Ruhe.

Als der Edelknabe erwachte, und in ſeiner Taſche das Geld fand, merkte er wohl, wer ihn ſo reichlich beſchenkt habe. Sobald Morgens der König aus ſeinem Schlafzimmer heraus kam, fiel Auguſt ihm zu Füßen, dankte ihm für das reiche Geſchenk, und bat wegen ſeines Fehlers ihn um Verzeihung.

Der König lobte die kindliche Liebe des guten Sohnes, ſetzte von dieſer Zeit an großes Zutrauen in ihn, und beförderte ihn in der Folge zu hohen Ehrenſtellen. Auguſt aber verwaltete die ihm anvertrauten Aemter auf's gewiſſenhafteſte — aus frommer Ehrfurcht gegen Gott und treuer Anhänglichkeit an den König.

Die treue Lieb', womit ein Kind die Eltern ehrt,
Auch gegen Gott und König ſich bewährt.

10.

Der fröhliche Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwiſchen waldigen Bergen die Schafe, und ſang und ſprang vor Freude. Der Fürſt jenes Landes, der in der Gegend jagte, ſah ihn, rief ihn zu ſich, und ſprach zu ihm: „Warum biſt du denn ſo gar luſtig, lieber Kleiner?“

Der Knabe kannte den Fürſten nicht, und ſagte: „Warum ſollte ich nicht luſtig ſeyn? Unſer gnädigſter Landesfürſt iſt nicht reicher, als ich.“

„So?“ ſprach der Fürſt; „laß doch einmal hören, was du Alles haſt!“

Der Knabe ſagte: „Die Sonne an dem ſchönen, blauen Himmel ſcheint für mich ſo freundlich, wie für den Fürſten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich ſo ſchön, wie für ihn. Meine beiden Hände gäbe ich nicht für hundert tauſend Gulden, und meine beiden Augen wären mir um alle Koſtbarkeiten in der fürſtlichen Schatzkammer nicht feil. Ueberdies habe ich Alles, was ich wünſche; denn ich wünſche nicht mehr, als ich nöthig habe; ich eſſe mich täglich ſatt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich ſo viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt Ihr ſagen, daß der Fürſt mehr habe?“

Der gütige Fürſt lächelte, gab ſich zu erkennen, und ſprach: „Du haſt Recht, guter Knabe, und kannſt nun ſagen, der Fürſt ſelbſt habe dir Recht gegeben. Bleibe bei deinem fröhlichen Sinn.“

Zufriedenheit macht froh und reich,
Und wohl dem größten König gleich.

11.

Der königliche Schatzmeiſter.

Ein königlicher Schatzmeiſter wurde bei ſeinem Könige angeklagt, daß er die Schätze des Reiches veruntreue, und die geraubten Gelder und Koſtbarkeiten in einem verborgenen Gewölbe mit einer eiſernen Thüre aufbewahre.

Der König begab ſich in den Pallaſt des Schatzmeiſters, ließ ſich die eiſerne Thüre zeigen, und befahl, ſie zu öffnen. Aber wie erſtaunte er, als er hinein trat! Er ſah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tiſch und einen Strohſeſſel. Auf dem Tiſche lag eine Hirtenflöte nebſt einem Hirtenſtabe und einer Hirtentaſche. Durch das Fenſter ſah man auf grüne Wieſen und waldige Berge.

Der Schatzmeiſter aber ſprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogſt mich an deinen Hof. Hier in dieſem Gewölbe bringe ich nun täglich eine Stunde zu, erinnere mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederhole die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers geſungen habe. Ach! damals war ich auf meinen väterlichen Fluren bei all' meiner Armuth glücklicher, als in dieſem

Pallaſte bei allem Reichthume, womit die Gnade meines Königs mich überhäuft hat!“

Ein frommes Herz, ein froher Muth
Macht glücklicher, als Geld und Gut.

1.

Der junge Korbflechter.

Der junge Eduard hatte ſehr reiche Eltern. Er verließ ſich auf ihren Reichthum und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob aber, der Sohn des armen Nachbars, lernte mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages ſtand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büſchel Weidenruthen geſchnitten, und wollte ſie eben nach Hauſe tragen. Da ſprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüſche hervor, und ſchleppten die beiden Knaben auf ihr Schiff, um ſie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an dem Felſen einer fernen Inſel zerſchmettert. Nur die zwei Knaben retteten ſich an das Land, das von grauſamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, ſeine Kunſt könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verſchaffen. Er zog ſein Meſſer heraus, ſchnitt Weidenzweige ab, und fieng an, ein niedliches Körblein zu flechten. Mehrere ſchwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei, und ſahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, ſchenkte er es dem Vornehmſten unter ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern ſolche Körblein gehabt. Sie räumten dem Jakob eine Hütte ein, die von fruchtbaren Bäumen beſchattet war, damit er dort ungeſtört arbeiten könne. Auch verſprachen ſie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu verſehen.

Hierauf verlangten ſie, Eduard ſolle auch einen Korb machen. Als ſie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, ſchlugen ſie ihn; ja ſie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte auf ihren Befehl ſeinen Sammetrock dem Jakob geben, Jakobs ſchlechten, rauhen Kittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geſchickte Hand
Erwirbt ſich Brod in jedem Land.

13.

Der kleine Fiſcher.

Dionys, ein leichtſinniger Knabe, ſchlich ſich zur wohlgefüllten Fiſchgrube unweit des Dorfes, um einen Fiſch zu ſtehlen. Er griff mit dem Arme, ſo tief er konnte, in das Waſſer, und wühlte lange darin herum.

„Ha,“ ſagte er, „endlich habe ich einmal einen herrlichen Fiſch; es iſt, glaube ich, gar ein Aal.“ Er zog den Arm heraus — und ſieh, um ſeine Hand wand ſich eine gräuliche Waſſerſchlange. Er that vor Entſetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Waſſer, und wollte entfliehen. Indem er ſich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken; denn der alte Fiſcher Jakob ſtand vor ihm.

„Dieſes Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen laſſen,“ ſagte der Fiſcher. „Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen ſolchen Abſcheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der geſtohlene Fiſch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Gereicht uns immer zum Verderben.“

14.

Die faulen Mägde.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwei Mägde alle Morgen zur Arbeit, ſobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über den Hahn ſehr zornig, und brachten ihn um, damit ſie länger ſchlafen dürften. Allein die alte Hausmutter, die wenig ſchlafen konnte, und jetzt gar nicht mehr wußte, wie ſie in der Zeit war, weckte die Mägde von nun immer noch früher, ja oft ſchon um Mitternacht.

Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt Mancher ſich in größere Leiden.

15.

Die eitle Philippine.

Philippine trat Morgens an einem Sonntage feſtlich gekleidet aus der Hausthür. „Ei, wie ſchön und hold, wie friſch und roth!“ ſagte ein fremder Mann, der eben mit dem Nachbar redete.

Philippine neigte ſich höflich gegen ihn, und dankte ihm für den Lobſpruch. Beide Männer fingen an zu lachen. Der Nachbar aber ſprach: „Dich hat er nicht gemeint, du eitles bleiches Kind; ſondern die ſchöne Roſe, die du vor die Bruſt geſteckt haſt. Dieſe Roſe iſt die erſte, die wir in dieſem Jahre ſehen.“

Wie oft betrügen Eitle ſich,
Und machen ſich nur lächerlich!

16.

Die hochmüthige Albertine.

Fräulein Albertine wohnte in einem prächtigen Schloſſe, und bildete ſich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Mauererstochter, zu ihr, und ſprach: „Mein Vater, der todkrank iſt, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen.“

Das Fräulein antwortete ſpöttiſch: „Das mag wohl etwas Wichtiges ſeyn, was ein ſo armer Mann mit mir zu reden hat! Geh', ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Ueber eine Weile kam Maria wieder, und rief faſt außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geſchwind! Ihre ſelige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern laſſen, und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menſchen zu ſagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt iſt er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr ſo lange warten.“

Fräulein Albertine eilte nun, ſo ſehr ſie konnte; als ſie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verſchieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger faſt von

Sinnen; ließ bald da, bald dort im Schloſſe die Mauern aufbrechen; fand aber nicht das Geringſte von einem Schatz.

O, wie bereute ſie es nun, daß ſie durch ihren Stolz einen ſo redlichen Mann noch in ſeinen letzten Augenblicken betrübt, und ſich ſelbſt um einen großen Reichthum gebracht hatte! Obwohl dieſe Reue zum Theil nur aus Eigennutz herkam, und deßhalb nicht viel werth war, ſo ſah ſie doch die Wahrheit der Worte ein:

Ein ſtolzer Sinn, ein hartes Herz
Bereitet ſich und Andern Schmerz.

17.

Das geſchickte Dienſtmädchen.

Lenchen war ſehr geſchickt; ſie bildete ſich aber auf ihre Geſchicklichkeit nicht wenig ein. Ihre Mutter verdingte ſie als Dienſtmädchen zu einer Bäuerin, und ſagte beim Abſchiede: „Bitte täglich Gott, daß Er dir in deinem Dienſte Glück und Segen gebe.“ Lenchen aber ſagte: „Mir iſt nicht bange; ich verlaſſe mich auf meine Geſchicklichkeit.“

Sogleich am erſten Morgen ſollte Lenchen einheizen, und bemühte ſich eine halbe Stunde lang vergebens, Feuer zu ſchlagen; endlich lief ſie zur Nachbarin, Licht zu holen. Allein ſie glitſchte auf dem Eiſe und zerbrach die Laterne. Da bekam ſie ſchon den erſten Verweis; indeß entſchuldigte ſie ſich damit, von dem Thauwetter ſey der Zunder feucht geworden und auf der Straße Glatteis entſtanden.

Hierauf mußte Lenchen in der Kammer unter dem Dache ein Körbchen voll Eier holen. Wie ſie das Körbchen nehmen wollte, ſprang eine Maus, die ſich dahinter verſteckt hatte, plötzlich hervor, und Lenchen erſchrak ſo ſehr, daß ihr das Körbchen aus der Hand fiel und die Eier zerbrachen. Die Bäuerin, die noch wegen der Laterne zornig war, achtete wenig auf Lenchens Entſchuldigung, und gab ihr einen noch ſchärferen Verweis.

Ueber eine Weile wollte Lenchen mit einem irdenen Topf voll Milch, den ſie ſehr vorſichtig auf dem Kopfe trug, zur Hausthür hineingehen. Allein ein Eiszapfen fiel vom Dache in den Topf und ſchlug ihm den Boden aus. Als Lenchen, ganz mit Milch übergoſſen, in die Stube trat, ward die Bäuerin ſo aufgebracht, daß ſie Lenchen gar nicht zu Worte kommen ließ, und ſie als ein ungeſchicktes, tölpiſches Mädchen fort ſchickte.

Lenchen kam beſchämt und mit verweinten Augen nach Hauſe, und die Mutter ſagte: „Siehſt du nun, wie nöthig es ſey, um Gottes Segen zu bitten! Tauſend kleine Umſtände ſind nicht in unſrer Gewalt, und nur Gott kann ſie ſo lenken, daß ſie uns unſchädlich oder gar nützlich werden.“

Der Menſch bringt ohne Gottes Segen
Nicht das geringſte Werk zuwegen.

18.

Der muthwillige Spötter.

Andreas, ein blinder Jüngling, ging einſt mit Hülfe ſeines Stabes ſehr langſam und bedächtlich aus der Kirche nach Hauſe. Lukas, ein muthwilliger Bauernburſch, ſpottete über ihn, und rief: „Wollen wir nicht mit einander eine Wette anſtellen? Gilt's zehn Thaler, ich laufe ſchneller, als du?"

Der blinde Andreas ſagte: „Ja, es gilt — wenn ich einen Weg wählen darf, den ich kenne, und eine Zeit, die mir gelegen iſt." Lukas ſchlug ſogleich mit Lachen ein, und nahm alle Umſtehenden zu Zeugen. Der Blinde ſagte: „Nun gut! So wollen wir heute Nacht um zwölf Uhr zur Wette in die Stadt laufen."

Mit dem zwölften Glockenſchlage gingen ſie ab. Die Nacht war ſehr finſter und der Weg führte durch einen dunkeln Wald. Andreas, welchem Tag oder Nacht einerlei war, erreichte noch vor Anbruch der Morgenröthe die Stadt. Der ſpöttiſche Lukas aber verirrte ſich im Walde, ſtieß bald den Kopf an einen Baumaſt, fiel bald über eine Wurzel, verwickelte ſich bald in den Dornen, und kam erſt in der Stadt an, als die Sonne bereits hoch am Himmel ſtand.

Er mußte die zehn Thaler bezahlen, und Jedermann ſagte: „Es iſt ihm recht geſchehen, und er hätte noch eine größere Strafe verdient.“

Treib mit Unglücklichen nie Spott,
Sonſt ſtraft dich der gerechte Gott.

19.

Der Horcher.

Anſelm hatte den Fehler, daß er gern horchte. Der Vater warnte ihn oft; allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten, und ſagte, er habe Einiges in Geheim mit ihm zu reden. Der Vater ging mit ihm in das Gartenhaus, und machte die Thür zu.

Anſelm ſchlich ſogleich herbei, und hielt das Ohr an ein kleines Aſtloch, das in der Thür war. Allein auf einmal ward ihm ganz wunderlich in ſeinem Ohre. Es war ihm, als krieche und krabbele etwas darin herum, und bald darauf empfand er ſo entſetzliche Schmerzen, daß er laut ſchreien mußte, und faſt von Sinnen kam.

Der Vater eilte mit dem Bürger erſchrocken aus dem Gartenhauſe. Man ließ einen Arzt holen. Dieſer ſpritzte dem Anſelm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohre hervor, der ſich in dem Aſtloche verſteckt hatte, und dem Anſelm in das Ohr gekrochen war.

„Biſt du nun für dein Horchen beſtraft?“ ſagte der Vater. „Laß es dir künftig zur Warnung dienen! Manchem Horcher ſind ſchon viel ſchlimmere Würmer, als ein Ohrwurm, in das Ohr, ja in Kopf und Herz gekrochen; ich meine Mißverſtändniſſe, Haß und Feindſchaft. Du mußt dir dieſen Fehler abgewöhnen, wenn du einſt ein braver Mann werden willſt.“

Ein Mann von Ehre und Verſtand
Schämt ſich des Horchens an der Wand.

20.

Die reinliche Wirthin.

Ein Küfer aus der Stadt beſſerte einem Wirthe auf dem Lande einige Fäſſer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirthin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Nun, Frau Sonnenwirthin, wie geht's?“ fragte der Küfer. „Nicht zum Beſten,“ ſagte die Wirthin. „Die Leute aus der Stadt kehren faſt alle bei meinem Nachbar, dem Sternwirthe ein; meinen Wein aber, der offenbar viel beſſer iſt, verſchmähen ſie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt.“

Der Küfer ſprach: „Ich könnte es der Frau

Wirthin wohl ſagen, wenn ſie es mir nicht übel nehmen wollte.“ „Ganz und gar nicht,“ ſagte die Wirthin; „ich ſehe es vielmehr als einen Freundſchaftsdienſt an.“

„Nun denn,“ ſprach der Küfer, „ſo muß ich ſchon heraus mit der Sprache. Der Sternwirth hat allerdings keine ſo guten Weine; allein ſeine Gläſer ſind hell und rein, wie Kryſtall. Die Frau Sonnenwirthin hingegen hat beſſere Weine; aber unreine und von Fliegen beſchmutzte Gläſer. Nun mag der Wein noch ſo gut ſeyn, ſo ſchmeckt er doch aus einem ſchmutzigen Glaſe nicht. Sorge alſo die Frau Wirthin dafür, daß die Gläſer ſo rein ſeyen, als ihr Wein gut iſt, und daß die Leute immer auch blank geputzte Fenſter, Tiſche und Stubenböden bei ihr finden, ſo werden bald Gäſte genug bei ihr einkehren.“

Die Wirthin nahm dieſe Worte zu Herzen. Es ging ſogleich an ein Fegen und Putzen. Alle Geräthe wurden geſäubert, und nicht der geringſte Schmutz mehr geduldet. Kaum hörten dieſes die Leute in der Stadt, ſo kamen ſie in Menge herbei, um reinen Wein aus hellen Gläſern in einer ſauber geputzten Stube zu trinken, und an manchem Tage fanden ſich ſo viele Gäſte ein, daß die Wirthin ſie kaum unterbringen konnte.

„Seht, Kinder,“ ſagte ſie ſpäter oft zu ihren Söhnen und Töchtern, „was die Reinlichkeit thut!

Sie hat uns wohlhabend und zufrieden gemacht, nachdem wir durch Unreinlichkeit ſchon bis an den Rand des Verderbens gebracht worden waren.“

Dein Haus ſey immer hell und rein,
Noch mehr ſoll es die Seele ſeyn.

21.

Die wohlthätige Arme.

Kunigunde, eine arme Wittwe, betete alle Tage, bevor ſie ſich an ihr Spinnrad ſetzte, in ihrem einſamen Stübchen ihr Morgengebet mit großer Andacht, und las dann noch einen der ſchönen Sprüche, die in ihrem Gebetbuche ſtanden.

Eines Tages las ſie einen Spruch, der ſie zu Werken der Wohlthätigkeit ermunterte, und ihr ſehr wohl gefiel. „Aber, mein Gott,“ ſagte ſie, „wie könnte ich Andern Gutes thun? Ich habe auf der Welt nichts, um mich zu ernähren, als mein Spinnrädlein, und damit erwerbe ich mir kaum das tägliche Brod. Der Winter iſt vor der Thür, und ich habe nicht einmal das nöthige Holz. Die Finger ſind mir in der kalten Stube jetzt ſchon ſo ſteif, daß ich kaum mehr ſpinnen kann. Auch der Hauszins iſt noch nicht ganz bezahlt. Ich werde wohl ſelbſt wohlthätige Menſchen um Almoſen anflehen müſſen.“

Sie ſann indeß nach, was ſie etwa Gutes

thun könnte. Da fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohnte, und arm und alt war, krank liege. „Dieſe will ich heute beſuchen," ſagte ſie; „ſpinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröſtliche Wort ſagen."

Sie nahm das einzige Paar Aepfel, die ſie unlängſt geſchenkt bekommen hatte, vom Kaſten, um ſie ihrer Freundin zu bringen, und machte ſich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als ſie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Kunigunde," ſagte ſie, „ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Möchteſt du nicht zu mir ziehen, und meine Krankenwärterin werden? Du würdeſt doch Holzgeld und Hauszins erſparen, und dein Spinnen und meine kleine Erbſchaft würden wohl hinreichen, uns beide zu ernähren." Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog ſogleich zu ihr, und konnte nun nach langer Zeit das erſte Mal wieder ruhig und ſorgenfrei ſchlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr ſo wohl gefallen hatte, ſehr oft:

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht:
Das macht den Tag erträglich,
Und eine gute Nacht.

22.

Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte ſich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein, und wäre bald ertrunken. Allein der Schmid, der jenſeits des Baches wohnte, ſah es, ſprang ſogleich in das Waſſer, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus ſtand ſchon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmid es merkte. Er rettete ſich mit Weib und Kindern. Nur ſein kleinſtes Töchterlein hatte man im erſten Schrecken vergeſſen.

Das Kind fing in dem brennenden Hauſe an zu ſchreien; allein kein Menſch wollte ſich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, ſprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmid in die Arme und ſagte:

„Gott ſey gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Waſſer gezogen, und ich habe mit Gottes Hülfe Eure Tochter aus dem Feuer errettet.“

Dem, der ſich Andern hülfreich zeigt,
Sind ſie zu helfen auch geneigt.

23.

Der barmherzige Reiche und der dankbare Arme.

Der arme Tagwerker Thomas betrachtete an einem kalten Wintermorgen das wenige Holz, das er unter dem Vordache ſeiner Hütte aufgeſchichtet hatte. „Ach mein Gott!" ſprach er, ſchmerzlich zum Himmel blickend. „Die Kälte nimmt immer zu, und mein Holz immer mehr ab. Ich werde damit nicht ausreichen. Erbarme dich doch meiner, lieber Gott!" Von dieſem Tage an nahm das Holz nicht mehr ab, und Thomas dankte Gott für dieſen wunderbaren Segen.

Gott hatte es ſo gefügt, daß Andreas, der Sohn der Nachbarin, einer reichen Wittwe, den Kummer und den Blick des guten Thomas bemerkt hatte. Von dieſer Zeit legte Andreas, mit Gutheißen ſeiner Mutter, zu Nacht immer ſo viele Scheiter auf den kleinen Holzſtoß, als Thomas bei Tage weggenommen hatte. Thomas ſah dieſes einmal in einer mondhellen Nacht.

Andreas trat im nächſten Frühlinge ſeine Wanderſchaft an. Als er nach etlichen Jahren im Herbſte zurück kam, beſah er ſeinen großen Baumgarten, den er nicht im beſten Zuſtande verlaſſen hatte, indem zwar viele Bäume darin ſtanden, aber nur ſchlechtes, ganz gemeines Obſt trugen. Allein jetzt prangten alle Bäume mit den auserleſenſten Aepfeln, Birnen und Pflaumen. „Wie kommt das?“ rief Andreas erſtaunt; „mich dünkt es ſehr wunderbar.“ Die Mutter erzählte ihm, daß der arme Nachbar für die Holzſcheite, die ihm ſo heimlich mitgetheilt worden, edle Zweige auf die Obſtbäume gepfropft habe.

Andreas eilte ſogleich zu ihm, bezeigte ihm ſeine Freude über die Veredlung der Bäume, und forderte ihn auf, in jeder künftigen Noth ſich an ihn zu wenden. Denn ſagte er, gegen einen ſo dankbaren Mann kann man nicht wohlthätig genug ſeyn.“

Ihr Reichen, habt mit Dürftigen Erbarmen;
Seyd dankbar, ihr erquickten Armen.

24.

Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theurung kam an einem rauhen, kalten Wintertage eine unbekannte arme Frau in das Dorf und bat flehentlich um Almoſen. Ihre Kleidung war reinlich, aber ſehr abgetragen und vielfältig geflickt. Ihren Kopf hatte ſie, da es heftig ſchneite und wehte, mit einem Tuche dicht umhüllt. In der rechten Hand führte ſie einen langen Stab; am linken Arme trug ſie einen Korb.

Aus den meiſten Häuſern wurden ihr nur geringe Gaben zum Fenſter heraus gereicht; von einigen reichen Leuten wurde ſie mit unfreundlichen Worten abgewieſen; nur ein armer Bauer rief ſie herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben einen Kuchen gebacken hatte, gab ihr davon ein ſchönes, großes Stück.

Am folgenden Tage wurden ganz unerwartet und zur allgemeinen Verwunderung alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendeſſen eingeladen. Als ſie in den Speiſeſaal traten, erblickten ſie ein kleines Tiſchchen voll köſtlicher Speiſen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verſchimmeltes Brod, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie lag, auf einigen aber gar nichts zu ſehen war.

Die Frau des Schloſſes ſprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieſer Zeit, wo es den Armen ſo hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe ſtellen. Dieſe zwei armen Leute hier bewirtheten mich, ſo gut ſie konnten; ſie ſpeiſen deßhalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt, und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt —

daß man euch einmal in jener Welt auch ſo aufriſchen werde.“ Dieſe Geſchichte hat ſich in England zugetragen, und die Frau hieß Lady Grey.

Wie man die Ausſaat hier beſtellt,
So ärntet man in jener Welt.

25.

Der arme Prinz.

Ein Prinz flüchtete ſich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde, und nahm Niemand mit ſich, als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht koſtbar, ſondern nur ſehr einfach gekleidet.

Eines Abends ſpät kamen ſie nun zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge, und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht ſchlafen; es war ihm bange vor dem Feinde, und überdies ging ihm das Geld aus, mit dem er ſich in der Eile nicht hinreichend verſehen hatte.

Er ſtand daher in der Nacht auf, kniete in der einſamen Kammer nieder, und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar ſo ſchwer war, ſo ſagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: „O Gott! erbarme dich eines armen Prinzen!“

Dieſe Worte hörte der Bauer, und ſprach am Morgen zu dem Bedienten: „Ich weiß, Euer Herr iſt ein Prinz; ſagt mir doch, warum er ſo traurig iſt!“ Der Bediente geſtand die Wahrheit, und bat, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreiſen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer, und ſprach: „Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweiſen Sie mir die Gnade, und nehmen Sie [illegible] zwanzig Goldſtücke, bis Sie wieder in beſſere Umſtände kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem ſie bald in Sicherheit ſeyn ſollen.“

Der erſtaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürſten an, ward in der Folge ein großer Feldherr, und erſetzte dem braven Bauer das Geld zehnfach.

Bet' recht von Herzen in der Noth.
So rettet dich der liebe Gott.

26.

Der freigebige Gärtner.

Ein alter, freundlicher Gärtner war ſehr wohlthätig gegen die Armen. Manches Stück Geld, für das er ſich ein ſchöneres Kleid, zierlicheres Hausgeräth oder irgend ein Vergnügen hätte verſchaffen können, gab er den Nothleidenden, die ihn um Hülfe anſprachen. Dabei ſagte er gewöhnlich: „Je nun, ich muß wieder ein Aepfelein über den Zaun werfen!“

Man fragte ihn einmal, was er mit den ſonderbaren Worten ſagen wolle. Da erzählte der Gärtner: „Ich rief einſt einige Kinder in meinen Baumgarten, erlaubte ihnen von dem Obſte, das unter den Bäumen lag, ſo viel zu eſſen, als ſie wollten, verbot ihnen aber, etwas davon in die Taſche zu ſchieben, und mit ſich zu nehmen. Ein Knabe war jedoch ſo liſtig, und warf einige der ſchönſten Aepfel über den Zaun, um ſie dann draußen wieder zu finden.“

„Der Knabe handelte allerdings, gleich dem Haushälter im Evangelium, ſehr ſchlecht, und ich ließ ihn deßhalb nie mehr in meinen Garten. Allein wie die Biene aus mancher giftigen Blume Honig zieht, ſo lernte ich aus dieſer böſen That etwas Gutes.“

„Sieh, fiel mir ein, es iſt mit uns Menſchen in der Welt, wie mit den Kindern in dieſem Garten. Wir dürfen die Güter dieſer Welt zwar gebrauchen, aber nichts davon mitnehmen. Was wir aber davon den Armen geben, das werfen wir gleichſam über den Gartenzaun, und wir werden es einmal jenſeits des Zaunes — in der Ewigkeit wieder finden.“

Was wir dahier den Armen geben,
Bleibt aufbewahrt für jenes Leben.

27.

Der Gartendieb.

Kolumban war ein ausgemachter Gartendieb. Einmal, in einer finſtern ſtürmiſchen Herbſtnacht, da alles im Dorf bereits im tiefen Schlafe lag, ſchlich er in den Schloßgarten. An dem Schloſſe war ein prächtiger Weinſtock aufgezogen, an dem ganz oben noch ſehr viele vorzüglich ſchöne Trauben hingen. Kolumban kletterte an dem Geländer wie an einer Leiter hinauf, ſchnitt mit ſeinem Meſſer die Trauben ab, und legte ſie in den Tragkorb, den er ſich auf den Rücken geſchnallt hatte. Es freute ihn ſehr, als er fühlte, wie die Laſt des geſtohlenen Gutes immer ſchwerer und ſchwerer wurde. Allein da der Korb bereits voll war — brach von der zu ſchweren Laſt plötzlich die Latte, auf der Kolumban ſtand. Er ſtürzte herab, fiel in das Meſſer, und verſetzte ſich einen tödtlichen Stich.

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände
Sonſt nimmt's einmal ein ſchlimmes Ende.

28.

Der Räuber.

Ein Räuber ſtand mit geladener Flinte im Gebüſche, und lauerte auf einen reichen Kornhändler. Der Kornhändler kam, und hatte einen ſchweren Geldgurt um den Leib. Der Räuber ſpannte den Hahn, und ließ ſich, um ſicherer zu zielen, auf ein Knie nieder. Allein er kniete auf eine Schlange, die im dürren Laube verſteckt war. Die ergrimmte Schlange fuhr auf — fiel ihn wüthend an, und der Schuß ging fehl. Auf den Schuß und das Jammergeſchrei des Räubers ſprang der Kornhändler herbei. Da ſah er mit Entſetzen, wie der unglückſelige Menſch auf dem Boden lag, wie die Schlange ſich ihm um Arm und Hals gewickelt hatte — und ihn mit giftigen Biſſen tödtete. „Ach,“ ſeufzte der Sterbende, indem er den Kornhändler erblickte; „mir geſchieht es recht! In eben dem Augenblicke, da ich dir das Leben rauben wollte, komme ich ſelbſt darum.“

Oft trifft den frechen Böſewicht
Gleich auf der That ſein Strafgericht.

29.

Die drei Räuber.

Drei Räuber ermordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Koſtbarkeiten durch einen Wald reiste. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle, und ſchickten den jüngſten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, ſprachen die zwei zu einander: „Was ſollen wir dieſe großen Reichthümer mit dieſem Burſchen theilen? Wenn er zurück kommt, wollen wir ihn erſtechen, ſo fällt ſein Antheil uns zu.“

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle dieſe Schätze mein wären! ich will meine zwei Gefährten vergiften, ſo bleibt der Reichthum mir allein.“ Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift an den Wein, und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, ſprangen die andern auf ihn zu, ſtießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf ſetzten ſie ſich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein, und ſtarben unter den ſchrecklichſten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man ſie todt.

Gott läßt die Böſen hier auf Erden
Oft ihre eignen Henker werden.

30.

Der Menſchenfreſſer.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten ſich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unanſehnlichen, einſamen Wirthshauſe über Nacht.

Um Mitternacht hörten ſie in der nächſten Kammer reden. Beide hielten ſogleich die Ohren an die hölzerne Wand, und horchten. Da vernahmen ſie deutlich die Worte: „Weib, ſchüre morgen frühe den Keſſel; ich will unſere zwei Bürſchlein aus der Stadt metzgen.“

Die armen Knaben empfanden einen Todesſchrecken. „O Himmel, dieſer Wirth iſt ein Menſchenfreſſer!“ ſagten ſie leiſe zu einander, und ſprangen beide zum Kammerfenſter hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden ſie das Hofthor verſchloſſen.

Da krochen ſie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängſten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthür auf, wetzte ſein Meſſer, und rief: „Nun, ihr Bürſchlein, heraus; eure letzte Stunde iſt gekommen!“

Beide Knaben erhoben ein Jammergeſchrei, und flehten auf den Knien, ſie doch nicht zu ſchlachten. Der Wirth wunderte ſich, ſie im Schweinſtalle zu finden, und fragte, warum ſie ihn für einen Menſchenfreſſer hielten.

Die Knaben ſprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht ſelbſt geſagt, daß ihr uns dieſen Morgen metzgen wollet.“ Allein der Wirth rief: „O ihr thörichten Kinder! euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich ſie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürſchlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da verſteht man Vieles unrichtig, hat Andere leicht im falſchen Verdacht, macht ſich ſelbſt unnöthige Sorgen, geräth in Angſt, und zieht ſich manchen Verdruß zu.“

Der Horcher wird gar Manches hören,
Wodurch ihn Angſt und Furcht bethören.

31.

Das Geſpenſt.

Martin ſchlich ſich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwei Säcke mit Obſt, und wollte nun zuerſt den einen Sack nach Hauſe tragen.

Wie er mit dem Sacke ſo längs der Gartenmauer hinging, ſchlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr. Die Luft rauſchte gar ſchauerlich in dem Laube der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben ſich einen ſchwarzen Mann, der dienſtfertig den andern Sack zu tragen ſchien.

Der erſchrockene Dieb that einen Schrei, ließ den Sack fallen, und ſprang, was er konnte. Der ſchwarze Mann ließ den Sack auch fallen, und ſprang eben ſo ſchnell neben Martin her bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verſchwand.

Martin erzählte am nächſten Morgen überall von dem gräßlichen Geſpenſte; nur, daß er geſtohlen habe, verſchwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen, und ſagte zu ihm:

„Du haſt heute Nacht in dem Schloßgarten Obſt geſtohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen ſteht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm ſperren laſſen. Das ſchwarze Geſpenſt aber, das du zu ſehen glaubteſt, war weiter nichts als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond aufging, an der neugeweißten Gartenmauer erblickteſt.“

Wer Unrecht thut, iſt nie ohne Furcht; den Uebelthäter erſchreckt ein rauſchendes Blatt, und er läuft vor ſeinem eigenen Schatten davon.

Bewahr ein unbeſteckt' Gewiſſen,
So wirſt du niemals zittern müſſen.

32.

Der kluge Landmann und ſein Pferd.

Einem Bauersmanne wurde zu Nacht ſein ſchönſtes Pferd aus dem Stalle geſtohlen. Er reiste fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkte, ein anderes zu kaufen.

Aber ſieh — unter den feilen Pferden auf dem Markte erblickte er auch ſein Pferd. Er ergriff es ſogleich bei dem Zügel, und ſchrie laut: „Der Gaul iſt mein! Vor drei Tagen wurde er mir geſtohlen.“

Der Mann, der das Pferd feil hatte, ſagte ſehr höflich: „Ihr ſeyd unrecht daran, lieber Freund. Ich habe das Roß ſchon über ein Jahr. Es iſt nicht euer Roß, es ſieht ihm nur gleich.“

Der Bauer hielt dem Pferde geſchwind mit beiden Händen die Augen zu, und rief: „Nun, wenn ihr den Gaul ſchon lange habt, ſo ſagt, auf welchem Auge iſt er blind?“

Der Mann, der das Pferd wirklich geſtohlen, aber noch nicht ſo genau betrachtet hatte, erſchrak. Weil er indeß doch etwas ſagen mußte, ſo ſagte er auf Gerathewohl: „Auf dem linken Auge.“

„Ihr habt es nicht getroffen,“ ſagte der Bauer, „auf dem linken Auge iſt das Thier nicht blind.“

„Ach!" rief jetzt der Mann, „ich habe mich nur verſprochen! Auf dem rechten Auge iſt es blind."

Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes wieder auf, und rief: „Jetzt iſt es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner biſt. Da ſeht alle her, der Gaul iſt gar nicht blind. Ich fragte nur ſo, um den Diebſtahl an den Tag zu bringen."

Die Leute, die umher ſtanden, lachten, klatſchten in die Hände, und riefen: „Ertappt, ertappt!" Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurück geben, und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

So ſchlau und fein ein Dieb auch iſt,
Er ſtößt einmal auf größ're Liſt.

33.

Der Gärtner und ſein Eſel.

Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmarkt gehen, und lud ſeinem Eſel ſo viele und mancherlei Gemüſe auf, daß man von dem armen Thiere beinahe nichts mehr ſah, als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüſch. Der Gärtner ſchnitt von den Weiden einige Büſchel zu Bindruhten ab. „Eine ſo kleine Bürde kann der Eſel ſchon noch tragen," ſagte der Gärtner, und lud ſie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haſelgeſträuch. Der Gärtner ſuchte ſich ein Paar Dutzend ſchlanke Stecken zu Blumenſtäben aus. „Sie ſind ſo leicht, daß ſie der Eſel kaum ſpürt," ſagte er, und lud auch ſie ihm auf.

Unterdeſſen war die Sonne höher geſtiegen, und ſchien bereits ſehr heiß. Der Gärtner zog daher ſeinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Laſt. „Es iſt nicht mehr weit zur Stadt," ſagte er; „an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht erliegen."

Allein kaum hatte er dieſes geſagt, ſo ſtolperte der Eſel über einen Stein, fiel zu Boden, und ſtand, von der zu ſchweren Laſt erdrückt, nicht mehr auf.

Da klagte der erſchrockene Gärtner laut jammernd: „Jetzt ſeh' ich zu meinem großen Schaden ein, daß man Menſchen und Thieren nicht zu viel aufbürden ſoll.

Wer ſchon mit großer Laſt beladen,
Dem bringt auch kleine Bürde Schaden.

31.

Der Jäger und ſein Hund.

Ein Jäger hetzte einſt ſeinen Hund auf einen Haſen. „Faß! faß!" rief der Jäger, und der Hund ſprang aus allen Kräften, jagte den Haſen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und hielt ihn mit den Zähnen feſt. Der Jäger ergriff hierauf den Haſen bei den Ohren, und ſagte zum Hunde: „Laß! laß!“ Der Hund ließ ihn ſogleich los, und der Jäger ſteckte den Haſen in ſeinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugeſehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen ſagte: „Dieſem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Geizigen zu: „Faß! faß!“ und der verblendete Menſch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod, und ſagt: „Laß! laß!“ und der arme Menſch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenoſſen zurück laſſen.

Was ſammelſt du dir Schätze hier auf Erden,
Die alle dir vom Tod entriſſen werden?

35.

Der Müller und ſein Sohn.

Einſt trieben ein Müller und ſein Sohn einen Eſel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Da begegnete ihnen ein Mann zu Pferde, und ſagte lachend: „Ihr ſeyd nicht geſcheid, daß ihr den Eſel leer laufen laßt, und keiner von euch beiden aufſitzt.“ Der Vater hieß den Sohn aufſitzen.

Ueber eine Weile begegnete ihnen ein Laſtwagen. Der Fuhrmann rief dem Sohne laut zu: „Schämſt du dich denn nicht, du junger Burſch, daß du reiteſt, während dein alter Vater zu Fuß nebenher gehen muß?“ Als der Sohn dieſe Rede hörte, ſprang er eilends vom Eſel herab, und ließ den Vater aufſitzen.

Nachdem ſie auf ſandigem Wege wieder eine Strecke zurückgelegt hatten, begegnete ihnen eine Bäuerin, die einen Korb voll Obſt auf dem Kopfe trug. Dieſe ſprach zum Vater: „Ihr ſeyd ein unbarmherziger Vater, daß ihr es euch auf dem Eſel ſo bequem macht, und euren armen Sohn im tiefen Sande nachwaten laßt.“ Da nahm der Vater den Sohn zu ſich auf den Eſel.

Als ein Schäfer, der am Wege die Schafe hütete, beide auf dem Eſel vorbei reiten ſah, rief er laut: „Ach, das arme Thier! Unter der doppelten Laſt muß es zu Grunde gehen! Ihr ſeyd grauſame Thierquäler.“ Da ſtiegen beide ab, und der Sohn ſagte zum Vater: „Was ſollen wir nun mit dem Eſel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Am Ende müſſen wir ihm gar noch die Füße zuſammen binden, und ihn an einer Stange auf unſern Schultern zu Markte tragen.

Allein der Vater ſprach: „Du ſiehſt nun, mein Sohn, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath ſehr weiſe iſt:

Such' deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler ſchimpfen oder lachen.

36.

Der Arzneikrämer.

Ein gut gekleideter Reiſender kam an einem Sonntage auf den Abend in eine Dorfſchenke, und ließ ſich ein Paar gebratene Hühner und eine Flaſche vom beſten Weine geben. Sobald er aber den erſten Biſſen in den Mund ſteckte, fing er an erbärmlich zu winſeln, hielt ein weißes Tuch an den Backen, und ſagte, daß die Zahnſchmerzen, mit denen er ſchon ſeit vierzehn Tagen entſetzlich geplagt ſey, ſich in dieſem Augenblicke wieder zu regen anfingen. Alle Bauern in der Stube hatten großes Mitleid mit ihm.

Ueber eine Weile kam ein Arzneikrämer herein, ſetzte ſich in eine Ecke, und verlangte ein Glas Branntwein. Als er hörte, was dem fremden Herrn fehle, ſagte er: „Da kann ich auf der Stelle helfen!" Er langte aus ſeinem Käſtchen ein kleines, nett zuſammen gelegtes Goldpapier hervor, machte es auf und ſprach: „Mein Herr! benetzen ſie einmal ihre Fingerſpitze, dupfen Sie damit in dieſes weiße Pulver, und berühren Sie damit den Zahn." Der Fremde machte es ſo, und rief ſogleich laut aus: „Wie iſt mir? Aller Schmerz iſt wie weggeblaſen!" Er gab dem Arzneikrämer einen großen Thaler, und nöthigte ihn, mit ihm zu eſſen und zu trinken.

Alle Gäſte und alle Leute im Dorfe wollten nun von dem Pulver haben, und der Krämer verkaufte wohl hundert Päckchen, das Stück zu zwölf Kreuzer. Wenn nun Jemand im Dorfe Zahnweh kriegte, kam man ſogleich mit dem Wunderpulver, und zur Verwunderung aller — half es keinem Einzigen.

Der Betrug kam endlich an den Tag. Die zwei Reiſenden hatten den Handel mit einander verabredet. Das weiße Pulver war nichts, als ein wenig geſchabte Kreide. Beide Betrüger aber wurden wegen dieſer und ähnlicher Betrügereien in das Zuchthaus geſperrt.

Kaufſt du von Fremden Arzenei'n
So wirſt du oft betrogen ſeyn.

37.

Der Schatzgräber.

Es kam einmal in der Abenddämmerung ein fremder, ſeltſam gekleideter Mann, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu dem Bauer Lienhard, und ſprach zu ihm:

„Ich muß euch ein Geheimniß offenbaren. In einem eurer Aecker liegt ein großer Schatz von Gold und Silber vergraben. Wenn Ihr mir den zehnten Theil davon geben wollet, ſo will ich den

Schatz erheben. Ihr könnet ſo mit einem Mal ſteinreich werden."

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Nachts um zwölf Uhr gingen beide, mit Schaufeln und einem Schiebkarren verſehen, auf den Acker, gruben, ohne ein Wort zu reden, ein großes Loch in den Boden, fanden wirklich eine ſchwere Kiſte, und brachten ſie auf dem Karren glücklich in das Haus des Bauers. Der Schatzgräber beſah nun die Kiſte auf allen Seiten, berührte ſie bald da, bald dort mit ſeinem Stäbchen, las dabei aus ſeinem Buche allerlei unverſtändliche Worte, und ſchüttelte den Kopf.

Endlich ſagte er: „Wenn uns der Schatz nicht zu Kohlen werden ſoll, ſo müſſen da, bevor wir die Kiſte öffnen, ganz beſondere geheime Mittel angewendet werden. Es hat ſie aber Niemand, ſondern nur ein alter Apotheker zehn Stunden von hier, und unter zwanzig Dukaten gibt er ſie nicht her."

Der Bauer, der vor einem Paar Tagen gerade ſo viele Dukaten für ein Pferd eingenommen hatte, zählte ſie in der Freude ſeines Herzens dem Manne ſogleich hin. Der Schatzgräber machte ſich noch in der Nacht auf den Weg — und kam nicht mehr zurück.

Der Bauer ſchlug nach langem Warten die Kiſte auf, und fand darin weder Gold, noch Silber, noch

Kohlen, ſondern lauter Kieſelſteine aus dem Bache, der an ſeinem Acker vorbei floß. Dabei lag ein Zettel, auf dem die Worte ſtanden:

Sieh, wie man durch Schatzgräberei
In Bälde reich — an Steinen ſey.

38.

Der Pilger.

In einem ſchönen Schloſſe, von dem ſchon längſt kein Stein auf dem andern geblieben iſt, lebte einſt ein ſehr reicher Ritter. Er verwendete ſehr viel Geld darauf, ſein Schloß recht prächtig auszuzieren; den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und ſprach: „Dieſes Schloß iſt kein Gaſthaus.“ Der Pilger ſagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, ſo will ich weiter gehen.“ Der Ritter ſprach: „Auf dieſe Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gern antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in dieſem Schloſſe?“ „Mein Vater!“ ſprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Euerm Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter ſagte: „So Gott will, mein Sohn!“

„Nun," ſprach der Pilger, „wenn jeder nur eine Zeit in dieſem Schloſſe wohnet, und immer einer dem andern Platz machet — was ſeyd ihr denn anders hier, als Gäſte? Dieſes Schloß iſt alſo wirklich ein Gaſthaus. Verwendet daher nicht ſo viel, dieſes Haus ſo prächtig auszuſchmücken, das Euch nur kurze Zeit beherbergt. Thut lieber den Armen Gutes, ſo bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel."

Der Ritter nahm dieſe Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht, und wurde von dieſer Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
Nur, was wir Gutes thun, beſteht.

39.

Der Einſiedler.

Ein Prinz, der ſich auf ſeine Schönheit, ſeinen Reichthum und hohen Rang nicht wenig einbildete, jagte einmal in einer einſamen Gegend des Gebirges. Da erblickte er einen alten Einſiedler, der vor ſeiner Zelle ſaß, und ſehr ernſthaft einen Todtenſchädel betrachtete.

Der Prinz ging zu ihm hin, und fragte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: „Warum betrachteſt du dieſen Schädel ſo aufmerkſam? Was willſt du daran ſehen?" Der Einſiedler ſah den Prinzen ſehr ernſthaft an und antwortete: „Ich möchte gerne entdecken, ob dies der Schädel eines Fürſten oder eines Bettlers ſey. Ich vermag es aber nicht heraus zu bringen.“

Wie eitel Schönheit, Geld und Ehren,
Kann dich ein Todtenſchädel lehren.

40.

Der belehrte Götzendiener.

Ein frommer Knabe lebte in dem Hauſe eines Götzendieners, und ſagte öfter zu ihm: „Es iſt nur Ein Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat. Er läßt die Sonne ſcheinen und regnen. Er ſieht unſer Thun und Laſſen, und hört unſre Gebete. Er, der lebendige Gott, kann uns ſtrafen und belohnen, erretten oder verderben. Dieſe Götzenbilder da ſind nur aus Erde gemacht; ſie ſehen und hören nicht, und können uns weder Gutes noch Böſes thun.“ Allein der Heide gab der Wahrheit kein Gehör.

Einmal ging nun der Mann über Feld. Da nahm der Knabe einen Stecken und zerſchlug die Götzenbilder; nur den größten Götzen ließ er ganz, und gab ihm den Stecken in die Hand. Als der Mann wieder heim kam, rief er zornig: „Wer hat das gethan?“ Der Knabe ſagte: „Glaubſt du denn nicht, dein großer Götze habe ſeine kleinere Brüder zerſchlagen?“ „Nein,“ ſchrie der Mann, „das glaube ich nicht; denn noch nie hat er eine Hand bewegt. Du haſt es gethan, du böſer Bube, und für dieſe deine Bosheit will ich dich jetzt mit dem Stecken todt ſchlagen.“

Allein der Knabe ſagte freundlich: „O zürne nicht! Traueſt du deinem Götzen nicht einmal Das zu, was ich mit meiner ſchwachen Kinderhand vollbringen konnte: wie ſollte er der Gott ſeyn, der Himmel und Erde erſchaffen hat! Ach, glaube doch einmal an den einzig wahren Gott, unſern lieben Vater im Himmel!“ Der Heide dachte nach, zerſchlug den noch übrigen Götzen, fiel auf die Knie nieder, und betete das erſte Mal den wahren Gott an.

Wie ſelig iſt, wer Gott erkennt,
Und Ihn mit Wahrheit Vater nennt!

41.

Der bekehrte Sünder.

Das fromme Fräulein von Wall lebte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt. Eines Abends, da ſie ſchon im Bette lag, und wie gewöhnlich noch in einem Andachtsbuche las, kam eine Kutſche vor dem Hauſe angefahren. Das Fräulein wurde zu einer kranken Freundin in die Stadt geholt, und fuhr mit ihrer Kammerjungfer und ihrem Bedienten auch eilends dahin ab.

Ein Dieb benutzte dieſe Gelegenheit, ſtieg auf einer Leiter zum Fenſter hinein in das Zimmer des Fräuleins, zündete vermittelſt eines Feuerzeuges, das er bei ſich trug, Licht an, und blickte nach Koſtbarkeiten umher, um ſie in ſeinen Querſack zu ſtecken.

Da ſah er auf dem Nachttiſchlein neben dem Bette das offene Gebetbuch liegen, bei dem ein Leuchter mit der ausgelöſchten Kerze ſtand. Er ſah in das Buch hinein, und las die Worte: „Lieber Gott! Möchte ich dieſen Tag ohne Sünde zugebracht haben — wie ſanft würde dann mein Schlaf ſeyn! Möchte ich mein ganzes übriges Leben ohne Sünde zubringen — wie würde dann ſelbſt der Tod, der dem Menſchen ſo bitter iſt, für mich nichts anders ſeyn, als ein ſanfter Schlaf!“

Dieſe Worte gingen dem Diebe ſo zu Herzen, daß er alles liegen und ſtehen ließ, zum Fenſter hinaus eilte, und von der Zeit niemals mehr, auch nur eines Kreuzers werth, ſtahl. Auf ſeinem Sterbebette erzählte er dieſe Geſchichte ſeinen Kindern, und ermahnte ſie das Wort Gottes immer im Herzen zu tragen, und recht oft andächtig zu beten.

Wen ſollt' Gebet und Gotteswort nicht rühren,
Wen nicht zurück auf Gottes Wege führen?

42.

Das Land der redlichen Leute.

1.

In einem weit entfernten Lande traten einſt zwei Bauern vor den Richter. Der eine ſagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundſtück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin; den kann ich mit gutem Gewiſſen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden, und habe an den Schatz kein Recht.“

Der andere ſagte: „Ich kann das viele Gold und Silber eben ſo wenig mit gutem Gewiſſen annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben, und es gehört mir alſo auch nicht. Ueberdies verkaufte ich dem Nachbar den Boden mit allem, das darin war, und behielt mir nichts vor.“

Beide ſagten: „Entſcheide nun du, weiſer Richter, wem der Schatz gehöre.“

Der Richter ſprach zu ihnen: „Ich habe gehört, der Sohn des Einen und die Tochter des Andern wollen einander heirathen. Gebt den zwei Kindern den Schatz zum Heirathgute.“

Die ehrlichen Männer verſprachen es zu thun, und gingen erfreut nach Hauſe.

Wie ſchön iſt doch die Ehrlichkeit —
Die Gott und gute Menſchen freut!

2.

Ein fremder Mann, der dabei ſtand, war höchſt erſtaunt, und ſagte: „In meinem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen. Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem Verkäufer nur einen Häller zu geben, und hätte deßwegen den Schatz verheimlicht. Wäre ihm dieſes nicht gelungen, ſo hätte der andere geklagt, und den Schatz für ſich gefordert. Der Prozeß aber, der daraus entſtanden wäre, hätte vielleicht mehr gekoſtet, als der ganze Schatz betrug.“

Der Richter verwunderte ſich, und ſprach: „Scheint in deinem Lande auch die Sonne?“ „O ja,“ ſagte der Mann. „Regnet es dort auch?“ fragte der Richter weiter. „Freilich!“ ſagte der Mann. „Das iſt ſonderbar,“ ſprach der Richter; „allein gibt es bei euch auch Kühe und Schafe?“ „Sehr viele!“ ſagte der Fremde.

„Nun wohl,“ rief der Richter, „So wird der liebe Gott wegen dieſer unſchuldigen Thiere in jenem Lande die Sonne ſcheinen und regnen laſſen. Denn ihr verdienet es wahrhaftig nicht.“

Im Land, wo Treu' und Glauben fliehen,
Kann weder Glück noch Segen blühen.

43.

Der Gefangene.

Ritter Adelſtan wurde von ſeinen Feinden gefangen, und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, wohin weder Sonne noch Mond ſchien. Er wurde mit ſchweren eiſernen Ketten gefeſſelt, und das kleine Fenſter ſeines Kerkers war mit dicken eiſernen Stangen verwahrt. Vergebens ſuchte er, ſich von ſeinen Feſſeln los zu machen; vergebens durch das eiſerne Gitter zu entrinnen. Er gab alle Hoffnung auf, jemals aus ſeiner traurigen Gefangenſchaft befreit zu werden. Was ihm aber, da er bisher in Ueberfluß gelebt hatte, noch beſonders ſchwer fiel, war die ſchlechte Koſt, die ihm gereicht wurde. Man gab ihm nichts zu eſſen, als täglich ein wenig ſchwarzes Brod, und nichts zu trinken, als Waſſer. Er benetzte oft ſein Stücklein Brod mit Thränen, und ſank dann hungrig auf ſein Lager von Stroh.

Allein eben dieſe ſchlechte Koſt diente gegen den Willen ſeiner Feinde ihm zu ſeiner Befreiung. Er war vorhin fett und wohlgenährt; allein nun wurde er ſehr mager, — ſtreifte mit leichter Mühe ſeine Feſſeln ab, und ſchlüpfte bei Nacht zwiſchen den eiſernen Stangen ſeines Fenſters ohne große Anſtrengung hinaus. Er lief die ganze Nacht, ſo eilig er konnte, ſeiner Heimath zu, und als er bei aufgehender Sonne ſein Schloß erblickte und ſich in Sicherheit ſah, fiel er auf die Knie nieder und rief: „O Gott, wie dank' ich Dir! Was mir ein Unglück ſchien, iſt gerade mein Glück. Hätte man mir eine beſſere Koſt gereicht, ſo hätte mein Auge deine liebe Sonne und meine geliebte Heimath nie mehr geſehen, und ich hätte mein ganzes Leben in jenem ſchauerlichen Kerker zubringen müſſen.“

Was uns auch für ein Leiden drücke,
Es dienet ſtets zu unſerm Glücke.

44.

Der Blinde.

Ein Mann, der etwas ſchwach am Verſtande war, hatte noch überdies das Unglück, nach und nach das Augenlicht zu verlieren. Da ſprach er denn in ſeiner Einfalt: „Ich weiß gar nicht, was es mit der Sonne iſt; mit jedem Tage ſcheint ſie trüber. Sie ſteht ſo traurig am Himmel, wie ein blaſſer Mond.“

Nach einiger Zeit, da ſeine Augen noch mehr zerrüttet waren, ſagte er: „Es iſt ſchrecklich anzuſehen; aber es iſt doch nicht anders! Die Sonne leuchtet nur mehr mit dunkeln, ſchauerlich rothen Strahlen, und alles, was ich um mich her erblicke, jedes Baumblatt und jede Blume, hat die natürliche ſchöne Farbe verloren und ſieht ſo grau aus, wie Aſche, oder gar ſchwarz wie Kohlen.“

[illegible]er Mann endlich ganz blind war, rief er: „Nun iſt die Sonne gar erloſchen, und jetzt zur Mittagsſtunde iſt es ſo finſter, als ſonſt um Mitternacht.“ Die Leute verſicherten ihn zwar, die Sonne ſcheine hell und freundlich in das Dörflein herein. Er aber glaubte es nicht und blieb darauf: „Es gibt keine Sonne mehr und dicke Nacht bedeckt die Erde.“ Es fiel ihm nicht ein, den Fehler in ſeinen zerrütteten Augen zu ſuchen.

„So, wie dieſem Blinden,“ ſagte ein weiſer, frommer Mann, „geht es dem böſen Menſchen mit dem Glauben an Gott und göttliche Dinge. Indem einen ſolchen Menſchen ſein verfinſterter Sinn durchaus nichts Göttliches mehr wahrnehmen läßt, erliſcht in ihm dieſer tröſtliche Glaube.“

Gott! gieb uns helle Augen,
Die Dich zu ſehen taugen!

45.

Der Taube.

Ein See-Offizier brachte von einer weitentlegenen Inſel einen jungen Wilden mit, der unterwegs durch eine Krankheit das Gehör gänzlich verloren hatte. Eines Abends kamen bei dem Offiziere einige Freunde zuſammen, und unterhielten ſich mit Muſik. Der Jüngling, der von muſikaliſchen Inſtrumenten dieſer Art keinen Begriff hatte, ſah zu, wie der Klaviermeiſter, die Flötenſpieler, die Geiger und der Mann an der Baßgeige ſo emſig beſchäftigt waren, und fing über die ſeltſamen Bewegungen an laut zu lachen. „Das ſind tolle Leute,“ ſagte er; „ich kann mir gar keine unnützere Arbeit denken. Dabei, ihr Herren, kommt doch gar nichts heraus.“

Der Jüngling erlangte indeß durch Gottes Hülfe und die Kunſt eines geſchickten Arztes ſein Gehör wieder. Allein wie erſtaunte er, als er nun in das Muſikzimmer kam und bemerkte, wie jede Bewegung der Finger, jeder Hauch des Mundes, jeder Strich des Bogens ſeine Bedeutung habe, und die lieblichſten Töne hervor bringe. „O wie toll war ich,“ rief er, „daß ich dieſe Künſtler verlachte! Welche Luſt, welches Vergnügen wiſſen ſie durch ihre Kunſt zu bewirken!“

„Gleich dieſem Wilden,“ ſprach der Offizier, urtheilen wir oft über die Wege der göttlichen Vorſehung, weil wir nicht genau wiſſen, wozu Gott dieſes und jenes geſchehen läßt. Werden wir dieſes einſt inne, ſo werden wir finden, daß alles übereinſtimmend ſey, wie die herrlichſte Muſik.“

Was nur geſchieht, im Großen und im Kleinen,
Weiß Gott zum ſchönſten Ziele zu vereinen.

46.

Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am ſpäten Abende vor das Haus eines Kaufmanns, und ſagte mit flehender Stimme: „Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeſchickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umher irren, und mein Stückkein Brod vor den Thüren gutherziger Menſchen betteln. Erbarmt euch doch meiner, gebt mir einen Biſſen Brod, und behaltet mich über Nacht."

Der Kaufmann, ſeine Frau und ſeine Kinder hatten mit dem armen ſchwarzen Manne großes Mitleid. Das kleine Lottchen ſagte jedoch: „Wenn er nur nicht ſo ſchwarz ausſähe! Ich fürchte mich faſt vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es rußig machen." Lottchens Geſchwiſter lachten. Der Vater aber belehrte das Kind und rief den Mohren herein, ließ ihm zu eſſen geben, und ihm eine Schlafkammer anweiſen.

Um Mitternacht ward der Mohr von einem leiſen Geräuſche aufgeweckt, und ſieh — zwei Räuber ſtiegen zum Kammerfenſter herein, und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr ſprang auf, und ſchrie mit tiefer fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?" Die Räuber erſchraken über die ſchwarze Geſtalt, glaubten den böſen Geiſt zu ſehen, und ſprangen eilends zum Fenſter hinaus. Sie beſchädigten ſich aber auf dem Steinpflaſter ſo arg, daß ſie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre böſen Thaten beſtraft wurden.

Zu dem Mohren aber ſprach der Kaufmann: „Du ſollſt nun für immer in meinem Hauſe bleiben und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir dir erwieſen, haſt du uns eine ſehr große erzeigt. Ja, Gott hat unſre Gaſtfreundlichkeit gegen dich reichlich belohnt, und dich, du guter ſchwarzer Mann, zu unſerm Schutzengel auserſehen, uns und das Unſrige gegen Mord und Raub zu beſchützen."

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchſten wiederum geſegnet.

47.

Das verſtorbene Fräulein.

Ein adeliges Fräulein ſtarb in der ſchönſten Blüthe ihrer Jahre. Man legte die Leiche, weiß gekleidet, in den Sarg; ihre Haare waren mit einer Schnur guter Perlen geſchmückt, und an ihrer rechten Hand hatte ſie einen goldenen Ring mit Edelſteinen. Dieſe Koſtbarkeiten gaben ihr die betrübten Eltern mit in das Grab.

In der nächſten Nacht ſchlich der Todtengräber mit einer kleinen Laterne auf den Kirchhof, ſchaufelte das Grab wieder auf, und wollte die Leiche ihres Schmuckes berauben. Allein die Todte ſetzte ſich auf, ſah ihn ſtarr an, und ſagte mit hohler Stimme: „Was willſt du?" Der Todtengräber nahm vor Schrecken eilends die Flucht.

Das Fräulein, das nicht wahrhaft todt, ſondern nur ſcheintodt geweſen, ſtieg aus dem Grabe, nahm das Laternlein, das der Todtengräber hatte ſtehen laſſen, und ging nach Hauſe. Als ſie in das Zimmer trat, hatten die Eltern zuerſt einen unbeſchreiblichen Schrecken — zuletzt aber eine eben ſo große Freude.

O laßt uns doch die größte Sorge haben,
Die Menſchen nicht lebendig zu begraben.

18.

Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Feſttage ſagte eine adelige Frau zu ihren zwei Söhnen: „Ach, daß ich doch heute auch in dem Tempel erſcheinen, und mit den Tauſenden, die ſich dort verſammeln, Gott, den Allmächtigen, anbeten könnte! Aber in die Stadt zu gehen, iſt für mich zu weit, und unſre Kutſche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unſerer dürftigen Umſtände verkaufen mußten!“

Die Söhne ſchoben ſogleich die Kutſche vor, und erboten ſich, die Mutter in den Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter ſtieg ein, und die adeligen Jünglinge zogen anſtatt der Pferde die Kutſche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, beſtreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und friſchen Blumen, und rief entzückt: „Heil der glücklichſten Mutter und den edelſten Söhnen!“

Die allerſchönſte Tugend übt,
Wer Gott und Eltern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel. Die gute Mutter kniete weinend am Altare nieder, und betete in ihrem Herzen: „Lieber Gott! ſegne meine zwei Söhne, und gieb ihnen das, was Du für das Allerbeſte erkennſt.“

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hauſe, und gingen Abends fröhlich zu Bette. Als die Mutter ſie Morgens wecken wollte, lagen ſie beide da, ſchön und lieblich, wie ſchlafende Engel — allein ſie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der geliebten Söhne Anfangs ſehr erſchrocken. Allein bald faßte ſie ſich wieder, und ſagte: „Guter Gott! Du haſt mein Gebet erhört. Nun ſehe ich es ein, ein ſanfter, ſeliger Tod iſt das Beſte, was ſterbliche Menſchen ſich wünſchen können. Meine Söhne ſind nun bei Dir. Die Erde war zu arm, ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb haſt Du ſie zu Dir in den Himmel genommen.“

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das beſſ're Leben.

49.

Die Mutterthräne.

Ein junges Fräulein bekam einen Brief, der ſehr ſchmeichelhaft und verführeriſch geſchrieben war.

Sie zeigte voll des kindlichſten Zutrauens den Brief ihrer Mutter. Die liebevoll beſorgte Mutter las ihn, entfärbte ſich, und ihre Thränen fielen auf das gefährliche Blatt.

Da rief das Fräulein: „O liebſte Mutter, ſeyen Sie außer Sorgen! Ihre Thränen haben alle dieſe Schmeicheleyen und Verſprechungen, die in dem Briefe ſtehen, bis auf die letzte Sylbe ausgelöſcht.“

Die Mutter umarmte ihre Tochter, und ſchenkte ihr einen Ring mit Diamanten, die heller funkelten, als Thautropfen im Sonnenglanze.

„So oft man dir wieder ſolche Anträge macht,“ ſprach ſie, „ſo ſieh dieſe Steine an, und denke, es ſeyen Thränen deiner Mutter.“

Gedenke ſtets der Mutterzähren,
So wird kein Laſter dich entehren.

50.

Der ſterbende Vater.

Ein guter Vater war ſehr krank und dem Tode nahe. Da rief er noch am letzten Morgen ſeines Lebens ſeine Kinder an ſein Sterbebette zuſammen, und ermahnte ſie zu allem Guten; beſonders aber befahl er ihnen, den chriſtlichen Unterricht immer fleißig zu beſuchen und mit Aufmerkſamkeit anzuhören.

„Liebe Kinder!“ ſprach er, „ich habe fünfzig Jahre lang gelebt, und in dieſer Welt viele Freuden genoſſen; die reinſten, ſeligſten, ja wahrhaft himmliſchen Freuden aber hat mir die Religion gewährt;

ſie bewahrte alle meine irdiſchen Freuden rein, erhöhte und veredelte ſie. Dies bezeuge ich vor Gott.“

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und in dieſer Welt Vieles gelitten, und manchen harten Kampf zu beſtehen gehabt; in allen Leiden aber habe ich den beſten Troſt und die ſicherſte Stütze einzig in unſrer heiligen Religion gefunden. Dies bezeuge ich vor Gott.“

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, bin öfters dem Tode nahe geweſen, ja ich werde jetzt den Abend ſicher nicht mehr erleben, und bezeuge es aus Erfahrung und vor Gott: Nur die göttliche Kraft der Religion kann dem Tode ſeine Schrecken benehmen; nur der heilige Glaube an unſern Erlöſer kann uns Muth und Stärke geben, den wichtigen Schritt in die Ewigkeit getroſt zu thun, und vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen.“

„Beſtrebt euch daher, Ihn, unſern göttlichen Erlöſer, recht kennen zu lernen, und ſeine heiligen Lehren zu befolgen: ſo werdet ihr Gott wohlgefällig ſeyn, zufrieden leben, und einſt ſelig ſterben.“

Die Kinder vernahmen dieſe Worte unter heiſſen Thränen. Der Vater ſtarb in der nächſten Stunde; die Kinder aber bewahrten ſeine letzten Worte ihr Leben lang in ihrem Herzen, befolgten ſie, und lernten nun aus Erfahrung, daß ſie die lautere Wahrheit ſeyen.

Gottes Wort führt uns den Weg zum Heil;
Wer ihm folget, wählt das beſte Theil.

* * *

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Seite
1. Der Garten . . . 5
2. Die ſchönſten Blumen 7
3. Die Roſen . . . 8
4. Die Lilie . . 10
5. Die Nelke . . . 11
6. Die Maiblümchen . 12
7. Das Vergißmeinnicht 14
8. Die Reſede . . . 15
9 Der Blumenkranz . 16
10. Die Erdbeeren . . 17
11. Die Kirſchen . . 19
12. Das junge Apfelbäumchen 20
13. Die Aepfel . . . 22
14 Der große Birnbaum 23
15. Die Birne . . . 24
16 Die Pflaumen . . 25
17. Die Nuß 26
18. Die Nuß in grüner Schale 27
19. Die Haſelnußſchale 28
20. Die vergoldeten Nüſſe 29
21. Die Kaſtanien . . 31
22. Die Weintrauben 32
23. Der Weinſtock . . 33

Seite
24. Der Weinberg . . 34
25. Der grüne Zweig . 35
26. Der Holzſplitter . 36
27. Die Kohlblätter . 37
28. Der große Kohlkopf 38
29. Die Rübe . . . 39
30. Die ſchöne Purpurfrucht 40
31. Der Geldſtrauch . 42
32. Ein koſtbares Kräutlein 43
33. Das Mohnkörnlein . 44
34. Die Kürbiſſe . . 46
35 Der Kürbiß und die Eichel 47
36. Der ſchöne Eichbaum 48
37. Die große Buche . 49
38. Die Weide u. die Eiche 51
39. Die Erdſchwämme . 52
40. Der Acker . . . 53
41. Die Kornähren . . 54
42. Stroh und Reiſig . 54
43. Die Erbſen . . . 56
44. Der Lein 57
45. Der Gränzſtein . . 58

Zweite Abtheilung.

Seite
1. Die Vögel . . . 59
2. Der Kanarienvogel 60
3. Die Schwalben . . 62
4. Die Spatzen . . 63
5. Die Tauben . . . 64
6. Der Haushahn . . 66
7. Die Henne . . . 67
8. Das Ei 68
9. Die Gans . . . 70
10. Die Emmerlinge . 71
11. Die Meiſe . . . 72
12. Der Staar . . . 73
13. Der Storch . . . 74
14. Der Kukuk . . . 75
15. Das Rebhühnerneſt 76
16. Das große Vogelneſt 77
17. Der Papagay . . 78
18. Das ſchöne Reitpferd 80
19. Das Hufeiſen . . 81
20. Der Hufnagel . . 82
21. Die Kuh 83
22. Die Kuhſchelle . . 85
23. Die Schafe . . . 87
24. Der Ziegenbock . . 89
Seite
25. Der Hirſch . . . 91
26. Der Löwe . . . 92
27. Die Maus . . . 93
28. Der Wolf . . . 95
29. Der Bär . . . 96
30. Der Affe . . . 97
31. Die Schlange . . 98
32. Die Eidechſe . . 99
33. Die koſtbaren Fiſche 101
34. Die Karpfen . . 102
35. Der goldene Angel 103
36. Die Bienen . . 104
37. Die Bienen und die Roſen 105
38. Die zwei Schmetterlinge 106
39. Fliegen und Spinnen 107
40. Die Perlen . . . 109
41. Das Geld . . . 111
42. Die Edelſteine . 112
43. Die Kieſelſteine . 113
44. Der Pflaſterſtein . 114
45. Der Sack voll Erde 115

Dritte Abtheilung.

Seite
1. Die Sonne . . . 117
2. Der Mond . . . 118
3. Der ſchönſte Stern 120
Seite
4. Sonnenſchein u. Regen 121
5. Der Regen . . . 122
6. Das Donnerwetter 123

Seite
7. Der Regenbogen . 125
8. Das Regenbogenſchüſſelein . . . 126
9. Der Wiederhall . 127
10. Die Quelle . . 129
11. Die vier Elemente 130
12. Das Brod . . . 132
13. Waſſer und Brod 133
14. Die Milch . . . 134
15. Die Suppe . . . 135
16. Die Martinsgans 136
17. Die köſtlichſten Gewürze 138
18. Der Honigtopf . 139
19. Die Hausmittel . 140
20. Das Geldſtück . . 141
21. Der große Thaler 143
22. Das wohlangelegte Geld 144
23. Der übelangewandte Reichthum . . . 146
24. Der Geldbeutel . 147
25. Der Diamantring 149
26. Die goldene Doſe 150
27. Der Tabackspfeifenkopf 152

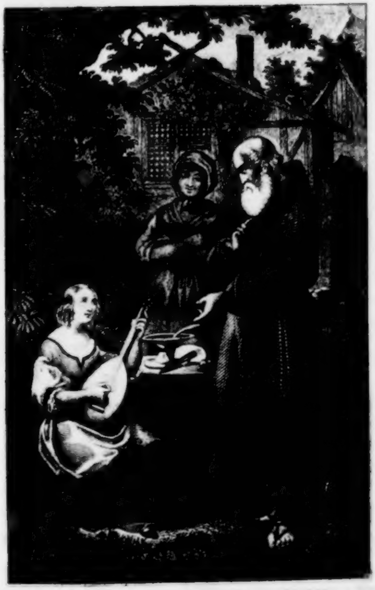
Seite
28. Die ſilberne Taſchenuhr 154
29. Das Uhrbändchen . 155
30. Das Strickkörbchen 157
31. Das Wunderkäſtchen 158
32. Der Taffet . . . 159
33. Der ſchöne Taffethut 161
34. Die Perlenſchnur . . 163
35. Das zerbrochene Kreuzchen 164
36. Der Spiegel . . 165
37. Das Porträt . . 167
38. Das neue Kleid . 168
39. Der alte Mantel . 169
40. Die Schuhe . . 171
41. Der Schuhnagel . 172
42. Die ſieben Stäbe . 173
43. Die Kette . . . 174
44. Der Strick . . . 175
45. Der Jahrmarkt . 176
46. Die Maskerade . 178
47. Der Schatz im Walde 179
48. Das Geſchenk zum Geburtstage . . 180
49. Die drei Bücher . 181
50. Das beſſere Land . 182

Vierte Abtheilung.

Seite
1. Der gute Vater . 185
2. Das betende Kind . 187
3. Der gute Sohn . 188

Seite
4. Die treuen Brüder . 190
5. Die ungleichen Brüder 192
6. Die fromme Schweſter 193

Seite
7. Die liebevollen Schweſtern 195
8. Die gottſelige Großmutter 196
9. Der Edelknabe . 198
10. Der fröhliche Hirtenknabe 199
11. Der königliche Schatzmeiſter 201
12. Der junge Korbflechter 202
13. Der kleine Fiſcher 203
14. Die faulen Mägde 204
15. Die eitle Philippine 205
16. Die hochmüthige Albertine 206
17. Das geſchickte Dienſtmädchen 207
18. Der muthwillige Spötter 209
19. Der Horcher . . 210
20. Die reinliche Wirthin 211
21. Die wohlthätige Arme 213
22. Die guten Nachbarn 215
23. Der barmherzige Reiche und der dankbare Arme 216
24. Die Bettlerin . . 217
25. Der arme Prinz . 219
26. Der freigebige Gärtner 220
27. Der Gartendieb . 222
28. Der Räuber . . 223
Seite
29. Die drei Räuber . 224
30. Der Menſchenfreſſer 225
31. Das Geſpenſt . . 226
32. Der kluge Landmann und ſein Pferd . . 228
33. Der Gärtner und ſein Eſel 229
34. Der Jäger und ſein Hund 230
35. Der Müller und ſein Sohn 231
36. Der Arzneikrämer 233
37. Der Schatzgräber . 234
38. Der Pilger . . 236
39. Der Einſiedler . 237
40. Der belehrte Götzendiener 238
41. Der bekehrte Sünder 239
42. Das Land der redlichen Leute . . . 241
43. Der Gefangene . 242
44. Der Blinde . . 244
45. Der Taube . . . 245
46. Der Mohr . . . 246
47. Das verſtorbene Fräulein 248
48. Die fromme Mutter und ihre Söhne . 249
49. Die Mutterthräne 250
50. Der ſterbende Vater 251



DIE KLEINE LAUTENSPIELERIN

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Siebzehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1844.

Blüthen,

dem

blühenden Alter gewidmet.

An
die Schuljugend
zu
München.

Dem blühenden Alter, und unter dieſem vorzüglich Ihnen, meine geliebten jungen Freunde und Freundinnen, ſey dieſes Büchlein gewidmet; denn Ihre freundliche Güte, mit der Sie Ihr vortreffliches Geſangbuch mir zueigneten, beſtimmte mich, Ihnen dieſe Lieder und Erzählungen als einen Beweis meiner Dankbarkeit gedruckt zu übergeben.

Blüthen mögen dieſe Kleinigkeiten in Reimen genannt werden, nicht ſo faſt weil die mehreren dem Jugendalter des Verfaſſers angehören, als weil er ſich darin bemühte, das Wahre und Gute in einer blühenden Sprache, in lieblichen Gleichniſſen und Bildern darzuſtellen.

Allein nur Sie können bewirken, daß man dieſe kleinen Stücke in einer noch ſchönern Bedeutung Blüthen nennen möge, wenn Sie das Wahre und Gute darin ſich aneignen und es zu Blüthen Ihres Geiſtes machen — die nicht ohne Früchte bleiben.

Gott laſſe die ſchönen Hoffnungen, die auf Ihnen, und auf dem heranblühenden Alter Ihres und meines Vaterlandes ruhen, auf's Vollkommenſte in Erfüllung gehen.

Dies iſt ſtets der Wunſch und das Gebet

Ihres

Stadion, im Jänner
1818.

aufrichtigen Freundes
Chriſtoph Schmid.

Gott iſt die Liebe.

Du biſt die Liebe, guter Gott!
Das ſagt mir, was ich ſchau';
Der Morgenſtern, das Abendroth,
Das holde Himmelblau.

Der Vogel ſingt, von Dir genährt,
Voll Luſt auf grünem Aſt;
Sein frohes Lied uns Menſchen lehrt,
Wie Du ſo lieb uns haſt.

Der Blumen hundertfarb'ne Pracht
Im Thale weit und breit,
Die Du, Du lieber Gott, gemacht,
Zeigt Deine Freundlichkeit.

Durch Gras und Blumen fließt der Quell
Mit ſanfter Silberfluth,
Und zeigt, ein Spiegel klar und hell,
Wie Du ſo lieb und gut!

Die Wolke, die das weite Land
Mit reichem Segen tränkt,
Auch ſie verkündet jene Hand,
Die alles Gute ſchenkt.

Der Regenbogen, der ſo bunt,
So mild und lieblich ſtrahlt,
Er machet uns die Liebe kund,
Die ihn ſo ſchön gemalt.

Du biſt es, der die goldne Saat,
Dies Meer von Aehren reich,
So wunderbar geſegnet hat —
Wer iſt an Huld Dir gleich!

Auch in der Sonne hellem Glanz
Strahlt Deine Liebe mir,
Sie iſt in ihrem Strahlenkranz —
Ein Fünklein nur von ihr!

In Mitte dieſer ſchönen Welt,
Die Deine Liebe ſchuf,
Haſt du den Menſchen hingeſtellt —
Was ſey nun ſein Beruf?

Er ſoll an all der Herrlichkeit
Nicht kalt vorüber gehn,
Soll Deine Liebe, hoch erfreut,
In Deinen Werken ſehn!

Er ſoll ſein Herz, o Gott, nur Dir
Voll frommen Dankes weihn,
Soll Zeuge auch auf Erden hier
Von Deiner Liebe ſeyn.

Er ſey zu helfen ſtets bemüht,
Sey gütig, freundlich, mild,
Und, ganz von Deiner Lieb' durchglüht,
Von Dir das ſchönſte Bild.

Gott macht Alles wohl

oder:

Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
Mit weißem Stab' und Muſchelhut,
Im ſchwarzen, wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land,
Er ſah die Unſchuld oft gedrückt,
Die Schuld mit Stern und Band geſchmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm faſt nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einſt mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin;
Der Himmel iſt von Wolken ſchwer,
Es regnet, ſchneit, und ſtürmet ſehr —
Da zeigt ſich, moosbedeckt und alt,
Ein einſam Kirchlein in dem Wald;
Voll Andacht gehet er hinein —
Und ſchau'rlich Dunkel ſchließt ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierrath, kahl und leer;
Der kleine ſteinerne Altar
Vielfältig grün von Schimmel war;
Des Kirchleins einzig Fenſterlein
Nimmt des Altarblatts Stelle ein,
Und ſchwärzlich-roth und ungeſtalt
Sind alle Scheiben übermalt.

„Pfui," ſpricht der Mann, „welch garſtig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fieberswuth
Ein blinder Mann mit Ruß und Blut;
Man ſieht ja nichts als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
Ja dieſes dunkle Chaos ſtellt
Mir dar ein treues Bild der Welt."

Indem der Pilger dieſes ſpricht,
Die Sonne aus den Wolken bricht,
Entzündet wie mit Einem Strahl
Des Glasgemäldes Farben all';
Ein Bild von wunderſamem Glanz
Erſcheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düſtre Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbuſch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt;
Beleuchtet von dem Wunderlicht
Liegt Moſes auf dem Angeſicht,
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der braune Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schaar
Erſcheinen lieblich, hell und klar.

„Ha," rief der Pilgrim, „welch ein Bild,
Wie feuerreich und doch wie mild!
Was dunkel und verworren war,
Wie iſt es nun ſo licht und klar!
Was vorhin ohne Zweck mir ſchien,
Setzt' wohlbedacht der Meiſter hin;
Kein Strichlein durfte anders ſeyn,
Sollt' ich mich dieſer Schönheit freu'n!"

Auch ſeine düſtre Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme ſpricht:
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf —
Geht einſt die Wahrheitſonne auf,
Dann wird, was dir jetzt dunkel ſcheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
Drum glaube jetzt und bete an;
Was Gott thut, das iſt wohlgethan."

Die Kinder bei der Krippe.

Ihr Kinderlein, kommet,
o kommet doch all'!
Zur Krippe her kommet
in Bethlehems Stall,
Und ſeht, was in dieſer
hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel
für Freude uns macht.

O ſeht in der Krippe,
im nächtlichen Stall,
Seht hier bei des Lichtleins
hellglänzendem Strahl,
In reinlichen Windeln
das himmliſche Kind,
Viel ſchöner und holder
als Engel es ſind.

Da liegt es — ach, Kinder!
auf Heu und auf Stroh;
Maria und Joſeph
betrachten es froh;
Die redlichen Hirten
knien betend davor,
Hoch oben ſchwebt jubelnd
der Engelein Chor.

Manch Hirtenkind trägt wohl
mit freudigem Sinn,
Milch, Butter und Honig
nach Bethlehem hin,
Ein Körblein voll Früchte,
das purpurroth glänzt,
Ein ſchneeweißes Lämmlein,
mit Blumen bekränzt.

O beugt wie die Hirten
anbetend die Knie,
Erhebet die Händlein
und danket wie ſie!
Stimmt freudig, ihr Kinder,
wer ſoll ſich nicht freu'n?
Stimmt freudig zum Jubel
der Engel mit ein!

O betet: „Du liebes,
Du göttliches Kind,
Was leideſt Du Alles
für unſere Sünd'!
Ach, hier in der Krippe
ſchon Armuth und Noth,
Am Kreuze dort gar noch
den bitteren Tod.

Was geben wir Kinder,
was ſchenken wir Dir,
Du Beſtes und Liebſtes
der Kinder dafür?
Nichts willſt Du von Schätzen
und Freuden der Welt —
Ein Herz nur voll Unſchuld
allein Dir gefällt.

So nimm unſre Herzen
zum Opfer denn hin;
Wir geben ſie gerne
mit fröhlichem Sinn —
Und mache ſie heilig
und ſelig wie Dein's,
Und mach' ſie auf ewig
mit Deinem nur Eins."

Der Knabe Jeſus.

Holder Himmelsknabe,
Ueber Alles mild,
Gottes ſchönſte Gabe,
Jeder Anmuth Bild!
Dich im Geiſt erblicken
Bringt ſchon Himmelsluſt,
Füllet mit Entzücken
Meine junge Bruſt.

In den goldnen langen
Locken ſtehſt Du ja,
Schlank und unbefangen
Wie ein Engel da;
Deine Wangen malet
Junger Roſen Zier,
Und ein Himmel ſtrahlet
Aus den Augen Dir.

Engelreine Güte,
Himmelsfreundlichkeit,
Holder Unſchuld Blüthe
Und Beſcheidenheit —
Sanftheit, Milde, jede
Tugend und ihr Glück
Zeigt Geberd' und Rede,
Zeiget jeder Blick.

Wenn die Morgenröthe
Früh ins Fenſter ſchien,
Fand ſie im Gebete
Dich ſchon auf den Knien.
Gottes Wege gehen,
Thun, was Er gebeut,
Immer auf Ihn ſehen,
War Dir Seligkeit.

Unter freiem Himmel,
Auf der grünen Flur,
Fern vom Weltgetümmel
Sahſt Du ſeine Spur.
Jeder Blume Farbe,
Jedes Laubes Grün,
Baumfrucht, Traube, Garbe,
Mahnte Dich an Ihn.

Ohne Ihn zu preiſen,
Ohne Herzensdank,
Nahmſt Du keine Speiſen,
Nahmſt du keinen Trank.
Wie in ſeinem Arme,
Schliefſt, bei Sternenſchein,
Du entfernt vom Harme
Süß und ruhig ein.

Deiner Eltern Freude
Warſt Du — warſt ihr Glück,
Ehrteſt, liebteſt beide,
Folgteſt ihrem Blick.
Freudeweinend blickten
Sie oft himmelwärts;
Wechſelweiſe drückten
Sie Dich oft ans Herz.

Treulich gingſt Du Deinem
Vater an die Hand,
Halfeſt ihm bei ſeinem
Schweren Handwerksſtand;
Harte Arbeitstage,
Voller Müh' und Schweiß,
Trugſt Du ohne Klage
Mit raſtloſem Fleiß.

Gern nach alter Sitte
Gingſt mit frommem Sinn
In der Eltern Mitte
Du zum Tempel hin;
Gottes Näh' durchglühte
Ganz Dein edles Herz —
Riß Dein ganz Gemüthe
Mächtig himmelwärts.

Voll der Freude eilteſt
Du den Lehrern zu,
Unter ihnen weilteſt
Ganze Tage Du.
Still war Dein Betragen,
Und Du warſt ganz Ohr,
Brachteſt Deine Fragen
So beſcheiden vor!

Deine Worte floſſen
Sanft wie Honig fließt,
Wie auf junge Roſen
Sich der Thau ergießt.
Selbſt die Weiſen ſtanden
Hocherſtaunet da;
Tiefgerührt empfanden
Alle: Gott iſt nah.

Holder Gottesknabe
Jeder Anmuth reich,
Reich an jeder Gabe,
Wäre ich Dir gleich!
Daß ich hier auf Erde
Fromm und gut wie Du,
Ganz Dir ähnlich werde —
Hilf mir doch dazu!

Jeſus der Kinderfreund.

Ein Frühlingsabend hell wie Glut
Beſchien den grünen Hügel,
Der See, mit waldumkränzter Fluth
Glich einem goldnen Spiegel;
Die Schäflein, roth vom Abendſtrahl,
Verließen ſchon das Blumenthal;
Der Schiffer heimwärts dachte —
Ans Land ſein Schifflein brachte.

Vom Morgen bis zum Abendroth
Hatt' Jeſus ſtets gelehret,
Gehoben der Bedrängten Noth,
Und jedem Troſt gewähret.
Des Volkes dichtgedrängte Schaar,
Von der Er ſtets umgeben war,
Zog fort — befreit von Schmerzen,
Und Gottes Troſt im Herzen.

Dort ſchaut ein Greis, heut früh noch blind,
Das Licht der Sonne wieder;
Hier hört zum erſten Mal ein Kind
Der Vögel Abendlieder;
Die Kranken, die man erſt hertrug,
Sind friſch und roth und ſtark genug
Ihr Bett nach Haus zu tragen,
Indem ſie Gott Dank ſagen.

Und Jeſus, ganz ermüdet, ſitzt
Am grünen Felſenhange;
Die Rechte, müd' von Wohlthun, ſtützt
Die röthlich ſchöne Wange;
So lieblich, wie ſein Angeſicht,
Iſt wohl die Frühlingsſonne nicht,
Die Licht und Luſt und Leben
Ringsum der Welt gegeben.

Und ſieh — dort in der Ferne ſteh'n
Voll Andacht und Vertrauen,
Mit ihren Kindlein zart und ſchön,
Noch edle, fromme Frauen!
Sie brächten noch die Kleinen gern
Voll Mutterliebe zu dem Herrn;
Die Kinder ſelbſt verlangen
Den Segen zu empfangen.

Unwillig ſpricht der Jünger Schaar:
„Er iſt ſchon müd' von Lehren;
Sah't ihr nicht, wie geplagt Er war?
Müßt Ihn nun nicht mehr ſtören!"
Die Kleinen, die ſich ſo gefreut,
Erfüllet plötzlich Traurigkeit;
Die Mütter ſeh'n betroffen
Getäuſcht ihr ſüßes Hoffen.

Doch Er, der Freund der Unſchuld, ſpricht,
Da er das Wort vernommen:
„O wehret doch den Kleinen nicht,
Und laßt ſie zu mir kommen!
Denn wahrlich, wahrlich ſag' Ich euch,
Nur ſolcher iſt das Himmelreich;
Wollt ihr es je erreichen,
So müßt ihr ihnen gleichen."

Von ſeiner Freundlichkeit gerührt,
Die frommen Mütter weinen,
Und an der Mütter Hand geführt,
Nah'n freudig ſich die Kleinen;
Sie drängen ſich um ſeine Knie,
Bei ſeinem Anblick fühlen ſie,
Mehr als in Mutterarmen,
Ihr Herz von Lieb' erwarmen.

Das Kleinſte, das ſein Arm umſchloß,
Es lächelt unerſchrocken,
Ein andres ſpielt auf ſeinem Schooß
Vertraut mit ſeinen Locken.
Die übrigen im Kreiſe ſteh'n,
Und unverwandt zu Ihm aufſeh'n,
Und fromm die Händchen falten,
Den Segen zu erhalten.

Und unausſprechlich liebreich gibt
Er ihnen nun den Segen;
Es fühlt, wer je das Gute liebt:
„Gott, Gott iſt hier zugegen!“
Es ſchweigt der Vogel in der Luft,
Die Blumen hauchen ſüßern Duft,
Die Sonne bleibet ſtehen,
Den Segnenden zu ſehen.

Mit Dankesthränen in dem Blick,
Im Herzen Himmelsfreuden,
Beglückt durch ihrer Kinder Glück,
Die frommen Mütter ſcheiden;
Zu ihren Kindern jede ſpricht:
„Vergeſſet dieſes Abends nicht;
O bleibt durch's ganze Leben,
Dem Heiland treu ergeben!“

Sie blieben in dem Guten treu,
Ihr Thun war — Ihn zu lieben;
Sie flohen ſtets mit heil'ger Scheu,
Was Ihn je könnt' betrüben;
Er blieb ihr Freund in jeder Noth,
Schenkt ihnen Himmelstroſt im Tod —
Und dann an ſeinem Throne
Des Himmels Strahlenkrone.

Die Unſchuld.

Die Unſchuld bringt Freude
und fröhlichen Sinn,
Sie führet auf Blumen
durchs Leben uns hin;
Sie zieret uns ſchöner
als Perlen und Gold,
Und machet gleich Engeln
uns lieblich und hold.

Froh iſt wohl das Täubchen
auf ländlichem Dach,
Froh hüpfet das Lämmlein
im Grünen am Bach;
Doch freudiger ſchlägt noch
ein ſchuldloſes Herz,
Es weiß nichts von Reue,
von Unruh' und Schmerz.

Ihm glänzet die Sonne
noch einmal ſo klar,
Und goldner der Sternlein
hellfunkelnde Schaar;
Die Knoſpe der Roſe
ihm freundlicher lacht,
Und milder der blauen
Vergißmeinnicht Pracht.

Ach ſündige Freuden
vergiften das Herz,
Sie bringen nur Jammer
und endloſen Schmerz;
Sie gleichen dem Abgrund'
mit Blumen bedeckt,
Der Schlange, die ſchlau ſich
im Graſe verſteckt.

Gleich welkenden Roſen
verſtäubet ihr Glück,
Und läßt in dem Herzen
nur Dornen zurück.
Sie pflücken die Blüthe
der Wangen bald ab,
Und graben der Jugend
ein früheres Grab.

Daher, wenn das Laſter
Verderben uns droht,
So warnet uns freundlich
der gütige Gott;
Von brennender Röthe
erglüht das Geſicht;
„Das wäre ja Sünde!“
im Herzen was ſpricht.

Wir folgen der Warnung
recht willig und gern,
Fern bleib' der Gedanke,
o ferne — weit fern,
Der unſere Wangen
mit Schamroth entflammt,
Und den das Gewiſſen
als ſchändlich verdammt.

Dann führet ein Engel
an traulicher Hand
Uns freundlich hinüber
ins beſſere Land;
Dann, o dann umſtrahlt uns
dort himmliſcher Glanz,
Es ſchmücket die Schläfe
der Lilienkranz.

Friedensliedchen.

(Abends zu ſingen.)

Friedlich wandelt Stern an Stern
Dort am blauen Himmel,
Zank und Hader iſt dort fern,
Fern das Kriegsgetümmel.

Friedlich fließt durch junges Grün
Hier die Silberquelle,
Und die Sterne ſpiegeln drin
Ruhig ſich und helle.

Erd' und Himmel ruft uns zu:
Menſchen, lebt in Frieden!
Sonſt, ach, iſt euch keine Ruh
Und kein Glück beſchieden.

Friedlich wollen wir denn ſeyn —
Uns einander lieben,
Stets in Eintracht uns erfreu'n,
Andre nie betrüben.

Dann fließt, wie die Quelle hier,
Uns dahin das Leben,
Bis in ew'gen Frieden wir
Ueber Sternen ſchweben.

Das Bild der Tugend.

Einſt ſchloß Papa
Ein Briefchen — da
Kam Fritz herbei;
„Laß einmal ſehn,
Ob's Siegel ſchön
Gerathen ſey?“

Im Siegel glänzt,
Mit Laub umkränzt,
Gar engel-mild
Der Tugend Bild.
Der Abdruck war
So ſcharf wie Haar.

Mein Fritzchen ſpricht:
„Gib mir nur Licht
Und Siegelwachs;
Was gilt's, ich mach's
So ſchön wie du?
Sieh einmal zu!“

Er drückt hierauf,
Wie ſichs verſteht,
Das Siegel auf —
Doch viel zu ſpät:
Der Abdruck war
Faſt unkennbar.

„Dem Wachſe gleich,
Das warm und weich,
Iſt jetzt dein Herz;
Iſt es einſt alt,
Für's Gute kalt —
Wirds hart wie Erz."

„Drum, Knabe, jetzt,
Jetzt drück' dir, jetzt
Die Tugend ein!
Jetzt iſt's nicht ſchwer,
Und hält doch ſehr,
Trotz Stahl und Stein."

Der Abend im Gebirge.

Glutroth malen
Abendſtrahlen
Wald und Hain,
Und des kahlen
Berg's Geſtein.

Goldne Sträuche,
Esp' und Eiche —
O wie ſchön
Sie im Teiche
Sich beſeh'n!

Doch was hallte
Dort am Walde
Für ein Tritt?
Ach, der alte
Eremit!

Dort, wo Rüſtern
Schau'rlich flüſtern,
Wankt in Ruh'
Er der düſtern
Klauſe zu.

Aus dem tiefern
Grün der Kiefern
An dem Bach
Ragt von Schiefern
Blau das Dach.

Der Kapelle
Kreuz glänzt helle,
Wie aus Gold,
Ob der Zelle
Traut und hold.

O dort wohnen
Fern von Thronen
Glück und Ruh' —
Dich zu lohnen
Tugend du!

Gottes Frieden
Fühlt hienieden
Schon die Bruſt —
Abgeſchieden
Eitler Luſt.

Horch, das kleine,
Helle, reine
Glöcklein ſchallt —
Und im Haine
Wiederhallt!

Andacht regend,
Kummer legend,
Tönt's mit Macht —
Sagt der Gegend
Gute Nacht.

Und nun ſchweiget
Alles — zeiget
Heiligthum;
Thauſchwer neiget
Sich die Blum'!

Heil'ge Stille,
Ach! erfülle
Auch mein Herz!
Sänft'ge, ſtille
Luſt und Schmerz.

Roſen und Vergißmeinnicht.

An dem Silberquellchen,
Das durch grünes Moos
Seine muntern Wellchen
Hell und klar ergoß,
Saß ein Hirtenmädchen,
Sanft geſchützt vom Grün
Zarter Erlenblättchen
Vor der Sonne Glüh'n.

Wie im Paradieſe
Froh und hochbeglückt,
Hatte auf der Wieſe
Blumen ſie gepflückt;
Unter Blumenträumen
Schlummerte ſie ein,
Und auf allen Bäumen
Sangen Vögelein.

Träumend ſah voll Freude
Sie — gar hold und ſchön
Im ſchneeweißen Kleide
Einen Engel ſteh'n.
Seine Locken kränzen
Roſen, hell wie Licht,
In der Rechten glänzen
Ihm Vergißmeinnicht.

„Ich der Unſchuld Engel,"
Sprach er, „aber dir geſandt,
Biet' durch's Thal der Mängel
Traulich dir die Hand.
Soll ich nun auf deine
Wege Roſen ſtreu'n,
So, du gute Kleine,
So — Vergiß nicht mein."

Ein Blumenkranz.

An Unſchuld ſey der Lilie gleich,
Und wie das Veilchen demuthreich,
Im Guten treu wie Immergrün —
So wirſt du ſchön wie Roſen blüh'n

Lilien und Roſen.

Einen Kranz von Blumen wand
Hannchen mit geſchickter Hand;
Zwiſchen ſanftem Purpurglanze
Friſcher Roſen prangt' im Kranze
Eine Lilie, hell und rein,
Wie im Ring der Edelſtein

„Mutter," ſprach ſie, „ſieh wie ſchön
Lilien bei Roſen ſteh'n!
Sieh, der Schnee der Lilie ſtrahlet
Von der Roſen Glut bemalet —
Wie mit rothem Duft behaucht,
Wie in Morgenroth getaucht!"

„Liebes Kind," die Mutter ſprach,
„Denk' dem holden Sinnbild nach!
So wird, wenn nur edle Seelen
Zur Geſellſchaft wir uns wählen —
Unſer Wandel Wiederſchein
Ihres ſchönen Lebens ſeyn."

Die Lilie.

Schöne Silberblüthe,
Meines Gärtchens Zier,
Zeigeſt Gottes Güte
Gar ſo freundlich mir!

Der ſo ſchön dich ſchmücket,
Daß dein heller Schein
Jedes Aug' entzücket —
Muß doch gütig ſeyn!

Bild der reinſten Güte,
Bild der Unſchuld ſeh'
Ich in deiner Blüthe
Blendendweißem Schnee!

Möchte meine Seele
Fleckenlos und rein,
Rein von jedem Fehle —
Ganz dir ähnlich ſeyn!

Die Blümchen am Felſen.

Wie der Fels auch glühet
An der Sonne hier,
Dennoch, Blümchen, blühet
Friſch und fröhlich ihr —
Malt die Steine, ſchroff und rauh,
Golden gleich der Blumenau!

Sey gleich meine Lage
Manchmal hart und ſchwer,
Keiner meiner Tage
Iſt ganz Freuden-leer.
Auch am öden Felſenſtein
Finden ſich noch Blümchen ein.

Die Dornen der Roſe.

Auch die reinſten Freuden müſſen
Wir mit Mäßigkeit genießen,
Sonſt wird ſelbſt der Kelch der Freuden
Uns zum bittern Kelch voll Leiden;
Auch die ſchönſte Roſe ſticht,
Die man nicht mit Vorſicht bricht!

Die welke Roſenknoſpe.

Armes Röſchen, biſt ſo bleich,
Blüh'ſt nicht mehr an Düften reich,
Thau und goldner Sonnenſchimmer
Laben dich, mein Blümchen, nimmer;
Jedes rauhe Lüftchen droht,
Armes Röſchen, dir den Tod!

Ach, ein böſer inn'rer Wurm,
Schlimmer als ein äußerer Sturm,
Deine Lebenskraft verzehret,
Deiner Schönheit Glanz zerſtöret,
Daß, eh' du ganz aufgeblüht,
Man dich ſchon verwelken ſieht

O dem böſen Wurm in dir
Gleicht die ſträfliche Begier,
Ueber die, wenn man ſie wüßte,
Ich beſchämt erröthen müßte
Schlüg' ich ſie nicht aus dem Sinn,
Welkt' ich gleich der Roſe hin!

Die Schlüſſelblumen.

Willkommen mir,
Goldblümchen hier,
Die auf den Wieſen
Zuerſt uns grüßen.

Aufs Neue ſeh',
Nach Froſt und Schnee,
In eurer Blüthe
Ich Gottes Güte.

Der gute Gott!
Er ſchickt nach Noth
Und kurzen Leiden
Uns wieder Freuden.

Wie ſchmücket euch
Der Thau ſo reich!
Wie hell ihr flimmert,
Und glänzt und ſchimmert

So mild bedenkt
Euch Gott — ſo tränkt
Er Laub und Mooſe,
Und Eich' und Roſe.

Feſt baue ich,
Mein Gott, auf Dich;
Du ſorgſt nicht minder
Für Deine Kinder!

Die Maiblümchen.

Im ſtillen Thälchen
Der Felſenſchlucht,
Die kaum ein Strählchen
Der Sonn' beſucht,
Lebt, Blümchen, ihr
Verborgen hier.

Wie aus der Stöcklein
Saftreichem Grün
Die weißen Glöcklein
So ſchön aufblüh'n!
Wer euch erblickt,
Der ſteht entzückt.

O wohl nicht immer,
Wo Ruhm und Pracht
Im Sonnenſchimmer
Des Glückes lacht,
Füllt reine Luſt
Des Menſchen Bruſt.

Im Schooß der ſüßen
Verborgenheit
Sich ſelbſt genießen,
Bringt Seligkeit.
Wär', Blümchen, euch
Mein Leben gleich!

Die Vergißmeinnicht an der Quelle.

In der klaren, ſtillen Quelle,
Die wie Silber rein und helle,
Strahlet himmliſch ſchön und mild,
Blaue Blümchen, euer Bild!

Gleicht ein Herz den Silberwellchen
In dem reinen lautern Quellchen —
O dann ſpiegelt immerhin
Luſt und Freude ſich darin.

Aus beflecktem Herzen ſcheiden
Alle wahren Lebensfreuden —
Brauſt der Bach getrübt und wild,
Schwindet jeder Blume Bild!

Der Knabe und die Roſe.

Ein holder muntrer Knabe pflückte
Im Garten Blumen, da erblickte
Er plötzlich ihre Königin —
Die Roſe, die vom warmen Hauche
Der Luft geöffnet hoch am Strauche
In aller ihrer Pracht erſchien.

„O welche wunderſchöne Blüthe!“
Rief er und ſeine Wange glühte
Wohl röther als die Roſe noch.
Er wirft mit Unmuth auf der Stelle
Sein Sträuschen in die nahe Quelle,
Und ſeufzt: „Hätt' ich die Blume doch!“

Er machte ſich auf, ſie abzubrechen
Er achtet nicht der Dörner Stechen,
Allein umſonſt ſchien ſeine Müh;
So ſehr der Kleine ſich auch ſtreckte,
Es iſt, als ob die Blum' ihn neckte —
Doch endlich haſcht und bricht er ſie.

O welche Luſt, er hüpft vor Freude,
Hoch in der Hand die holde Beute;
Doch kaum, daß er die Blume brach,

Konnt' ſie ihn ſchon nicht mehr vergnügen —
Er ließ ſie in dem Graſe liegen
Und eilte Schmetterlingen nach.

Sprecht, gleichen wir nicht dieſem Knaben,
Ein eingebildet Glück zu haben,
Was geben wir uns nicht für Müh'?
Und wird uns denn dies Glück zu Theile,
So freuen wir uns eine Weile,
Doch dieſe Weil' — wie kurz iſt ſie!

Die Kornblumen.

Schön ſchmückt ihr Feld und Garben
Und jedes Schnitters Hut
Mit herrlich blauen Farben,
Mit Farben, roth wie Glut!

Wie kommt's? — Der Landmann ſtreuet
Ja nur den Weizen aus,
Und jährlich doch erfreuet
Ihn euer Blumenſtraus.

O liebe Menſchen denket
Auf's Gute nur allein —
Des Lebens Freuden ſchenket
Dann Gott euch obendrein!

Die ſchöne Purpurblume.

(Der giftige rothe Fingerhut genannt.)

Dieſe Blume ſtrahlet
Purpurhell bemalet —
Außen freundlich roth,
Innen Gift und Tod.

Manche Freude winket,
Schön und lieblich dünket —
Trau nicht, junges Herz,
Oft bringt ſie nur Schmerz.

Manche Menſchen ſcheinen,
Bloß es gut zu meinen —
Meine Güte ſey
Fern von Heuchelei!

Die Sinnviole.

(Auch Tag- und Nachtblümchen genannt.)

Hellgelb und dunkelblau
Zierſt, Blümchen, du die Au,
Und paarſt des Tages Pracht
So mit der dunkeln Nacht.

Wer ſieht wohl nicht darin
Den weiſen, ernſten Sinn,
Wie ſich in dieſer Welt
Stets Freud' und Leid geſellt?

Drum ſprich, wenn ich im Glück
Dein dunkles Blau erblick':
„Sey weiſ', der Freude, ach!
Folgt bald das Leiden nach.“

Dein Goldglanz ſtrahl' im Schmerz
Mir ſanft den Troſt in's Herz:
„Hab Muth, dem Leid iſt ja
Die Freudenſtunde nah'!“

Die Sonnenblume.

Dein ſtrahlend Antlitz kehreſt
Du ſtets der Sonne zu;
Was du damit mich lehreſt
Sprich, hohe Blume, du!

„Gott iſt des Geiſtes Sonne,
Der Freuden Quell iſt Er;
Von Ihm kommt Licht und Wonne
Und alles Gute her!

Darum, ihr Menſchen, lenket
Zu Gott des Geiſtes Blick;
O dann, ihr Lieben, ſchenket
Er Segen Euch und Glück.“

Die Nachtviole.

An dem Sonnenglanze ſehen
Wir dich ſtill beſcheiden ſtehen,
Einfach in gemeiner Tracht,
Ohne Duft und Farbenpracht,
Und es zieht deßhalb der Thor
Dir die bunten Schweſtern vor.

Aber wann der Mond erglänzet,
Sich die Nacht mit Sternen kränzet,
Wann das Lied der Nachtigall
Weckt des Waldes Wiederhall —
Haucheſt, ſtille Blume, du
Süßen Wohlgeruch mir zu.

Holde Blum' der Nacht, ich preiſe
Menſchen deiner Art und Weiſe,
Deren Sinn, in ſich gekehrt,
Keines Menſchen Lob begehrt,
Die, wenn aller Augen ruh'n,
Noch im Stillen Gutes thun.

Trauben und Aehren.

Unterm Laube
Birgt der Traube
Holder Purpur ſich;
Und die ſchwere
Goldne Aehre
Neigt zur Erde ſich.

Gütereiche
Seele, gleiche
Dieſem Bilde ganz;
Demuth krönet
Und verſchönet
Jeder Tugend Glanz.

Die weinenden Blumen.

Im Morgengolde glühten
Der Bäume Laub und Blüthen
Und jedes Wölkleins Rand;
Die Mutter ging zum Garten,
Der Blumen da zu warten,
Ihr Malchen an der Hand.

„Sieh," rief das zarte Mädchen,
„Auf allen Blumenblättchen
Die Tröpflein hell und klar!
Sag', liebe Mutter, weinen
Vielleicht die holden, kleinen
Geliebten Blümchen gar?"

Die Mutter ſprach: „O Mädchen,
So oft noch jedes Blättchen
Voll ſolcher Tropfen lag,
So brachten dieſe Thränen
Noch immer einen ſchönen
Und heitern Frühlingstag.

Wird einſt dein Herzchen bange,
Bethauen deine Wange
Auch ſolche Tröpflein, Kind!
Dann denk' in Schmerz und Leiden,
Daß Thränen naher Freuden
Getreue Boten ſind."

Das Thautröpflein.

Eine holde Mutter ſaß
In der Gartenlaube bei
Ihrer bunten Stickerei;
Ihr zu Füßen in dem Gras
Spielt' mit Blumen ſtill ein Kind —
Schön, wie's keine Blumen ſind.

Und ein köſtlich Perlein fiel
Ungefähr hinab in's Gras.
Ach, das liebe Kind vergaß,
Aengſtlich ſuchend, alles Spiel,
Suchte, ſuchte — ſieh, was blitzt
Perlenhell im Grünen itzt?

Freudig rief das Kind itzt: „Da!“
Griff darnach mit flinker Hand —
Und die Perl' von Thau verſchwand.
Lächelnd ſagte die Mamma:
„Menſchen, wie oft irren wir,
Gleich dem lieben Kleinen hier?“

„Eine ächte Perle ſcheint
Uns manch Erdenglück zu ſeyn —
Dauernd feſt wie Edelſtein;
Doch iſt's anders, als man meint!
Ach, das Tröpflein — ſieh, verſiegt
Und in leeren Dunſt verfliegt.“

Der Regentropfen.

Ein Frühlingsregen überfiel
Drei Knaben einſt bei ihrem Spiel
Auf bunter Au am Buchenhain —
Sie flüchteten in Wald hinein.

Da kaum die Sonn' aus Wolken bricht,
Glänzt etwas, wie ein brennend Licht,
Hellſchimmernd aus des Waldes Nacht
In wunderbarer Farbenpracht.

„Ha, welch ein wunderſchöner Schein,“
Rief Karl, „da ſeht einmal hinein;
Schau, Fritzchen, dort im Buſche, ſchau,
O welch ein unvergleichlich Blau!“

„Ich ſeh',“ ſprach Fritz, „das Licht wohl auch
Dort in dem wilden Roſenſtrauch,
Doch iſt's, ſo wahr ich ehrlich bin —
Ein herrlich ſchönes goldnes Grün.“

„Was grün, was blau," fing Guſtchen an,
„Wie man ſich doch betrügen kann!
Roth wie Rubin, ſeht ihr's denn nicht,
Ganz glutroth ſtrahlt das Wunderlicht."

Sie traten hin — der Schimmer war
Ein Regentropfen hell und klar —
An einem einzeln Sonnenſtrahl,
Der ſich in's tiefe Dunkel ſtahl.

In buntverſchied'nem Glanze ſeh'n;
Die Wahrheit wir — nachdem wir ſteh'n:
Wird ſie einſt näher uns gerückt —
Wird ſie in reinem Licht erblickt.

Liedchen.

bei dem Ausſäen der Blumen.

Sink', o Körnlein, denn hinab,
Sink' in's ſtille, kühle Grab,
In das Beet von Erde!
Erde ſtreu' ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
Von dir ſehen werde.

Wüßteſt du, was ich da thu',
Hätteſt Sprache du dazu,
Ach, du ſprächſt mit Beben:
„Nie ſeh' ich die Sonne mehr,
In dem Dunkel um mich her
Endet alles Leben!

Aber, Körnlein, habe Muth!
Sieh, du liegſt ja ſanft und gut,
Haſt bald ausgeſchlafen!
Blickſt dann aus dem Grab hervor,
Blühſt als Blume ſchön empor,
Biſt ganz neu geſchaffen.

Ich auch ſinke einſt hinab,
So wie du, in's kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der ſtillen, düſtern Gruft
Mich des Schöpfers: Werde!

Das gute Lieschen.

Lieschen, gar ein gutes Kind,
Fromm, wie Gottes Engel ſind,
Ging einſt in den Wald voll Buchen,
Sich Erdbeeren da zu ſuchen,
Und im kleinen Körblein trug
Sie ihr Brod und Milch im Krug.

Horch, wie bang und kläglich ſchallt
Ein Gewimmer aus dem Wald! —
Furchtſam ſah ſie durch die Sträuche,
Sah bei einer alten Eiche
Einen armen, ſchwachen Greis,
Deſſen Haar wie Schnee ſo weiß.

„Gott,“ ſprach er, „zwei Tage bald
Irr' ich ſchon in dieſem Wald!
Weiter kann ich nicht mehr gehen,
Werd' die Meinen nicht mehr ſehen;
Gott, o Gott, Du guter Gott,
Ach, erbarm' Dich meiner Noth!“

Trocknend ſeine Stirn voll Schweiß,
Legt er ſeine Bürde Reis
Seufzend nieder auf die Erde,
Sank, erliegend der Beſchwerde,
Selbſt dahin — und kurze Ruh'
Schloß ihm ſanft die Augen zu.

Lieschen ſchlich nun ſtill und leis
Hin zum armen, müden Greis —
Und, im Aug' die hellen Zähren,
Stellte ſie ihr Körblein Beeren,
Milch und Brod auch, neben ihn
Zwiſchen Gras und Blumen hin.

Still und leis ſchlich ſie zurück,
Thränen noch im frommen Blick,
Blieb verſteckt und ungeſehen,
Hinter dem Gebüſche ſtehen,
Lauſchend, ob auch Milch und Brod
Linderten des Armen Noth.

„Gott," rief d'rauf der Mann erwacht,
„Ach, wer hat mir das gebracht?
Gott, voll Huld mit Deinen Kindern,
Haſt Du, meine Noth zu lindern,
Einen Engel mir geſchickt,
Der ſo liebreich mich erquickt."

Froh genoß er Speis und Trank,
Froh mit lautem Lob und Dank,
Ging dann, neugeſtärkt und heiter,
Mit der ſchweren Bürde weiter,
Rief noch oft: „Vertraut auf Gott!
Er erbarmt ſich unſrer Noth.“

Lieschen fühlte Engelsluſt
In der unſchuldsvollen Bruſt,
Eilte jetzt auf andern Wegen
Unſerm guten Greis entgegen,
Sicher, unverſehrt und bald,
Ihn zu führen aus dem Wald.

„Grüß euch Gott, mein lieber Mann!“
Fing ſie hold und freundlich an —
Sagte dann, ganz unbefangen:
„Sicher ſeyd ihr irrgegangen!
Ich zeig' euch den Weg recht gern,
Und er iſt auch gar nicht fern.“

„Gute Tochter,“ ſprach der Mann,
„Sag' mir treu und redlich an,
Haſt du Niemand hier geſehen,
Durch die Buchenwaldung gehen,
Der, da ich verſchmachtet ſchier,
Rettete das Leben mir?“

Lieschen ſprach: „Ihr tragt ſo ſchwer!
Gebt mir eure Bürde her. —
So! — die Wahrheit zu geſtehen,
Hab' ich Niemand hier geſehen.
Danket nur dem lieben Gott,
Er hilft ja aus aller Noth.“

Weiter ſprach das Mädchen nicht,
Glühendroth ward ihr Geſicht, —
Und nun kam des Waldes Ende,
Da drückt' ſie in ſeine Hände
All ihr Geld — ein Groſchenſtück,
Eilte ſchnell nach Haus zurück.

Wohl iſt es ſchon himmliſch ſchön,
Armen Menſchen beizuſteh'n,
Aber edler noch und beſſer,
Wahrhaft beſſer iſt's und größer,
Wenn man ſich barmherzig zeigt —
Und die gute That verſchweigt.

Die Erdbeeren.

Lieblich iſt's im Walde hier,
Wo durch dunkle Tannenſpitzen
Goldne Sonnenſtrahlen blitzen —
Roth ſich ſchmückt das grüne Thal
Mit Erdbeeren ohne Zahl!

Wo der Blüthen Tauſende,
Schön umgrünt von Erdbeerlaube
Innen gelb von Blumenſtaube,
Blendend weiß wie Schnee jetzt blühn —
Bald als rothe Früchte glüh'n!

Holde Beeren, friſch und ſüß,
Wer iſts, der ſo ſchön euch malet,
Daß ihr hell wie Purpur ſtrahlet?
Wer gibt euch den ſüßen Duft,
Würzend rings die laue Luft?

Lieber Gott, wer ſonſt als Du!
Deiner Größe hohe Ehre
Preiſet auch die kleine Beere,
Tanne, Fichte, Laub und Moos
Rufen: Kinder, Gott iſt groß!

Laßt uns denn nach Herzensluſt
Von den ſchönen Beeren pflücken,
Und mit dankbarem Entzücken
Auf zum beſten Vater ſeh'n —
Er ſchuf ſie ſo hold und ſchön.

Milchlied.

Vater, Deine Gabe
Iſt dies Milchgetränk;
Mild und freundlich labe,
Gott, uns Dein Geſchenk!

Rein in reiner Schale
Glänzt die Milch wie Schnee;
Dort im Blumenthale
Grünte ſie als Klee.

Väterlich und weiſe
Schufeſt, Gott, ſie Du
Zu der Unſchuld Speiſe —
Gibſt uns Brod dazu.

Ach, Kaffee verderbet
Unſer junges Blut,
Bleichet und entfärbet
Unſrer Wangen Glut.

Milch macht friſch Geblüte,
Iſt der Unſchuld Trank,
Macht ein froh Gemüthe —
Schöpfer, habe Dank!

Daß ſie nie uns fehle,
Gib Du, guter Gott —
Rein bleib' unſre Seele
Und die Wange roth.

Stricklied.

Schweſtern laßt uns ſtricken,
Strickt mit munterm Fleiß,
Ohne aufzublicken
Sitzet rings im Kreis.

Schlingt des Garnes Fädchen,
Wie ihr es geſeh'n,
Ordentlich ihr Mädchen,
Um das Fingerchen.

Haltet hübſch die Nadeln,
Zählt die Maſchen wohl,
Daß man nichts euch tadeln,
Nichts aufziehen ſoll.

Seht, zu netten Häubchen,
Zierlich, weiß und rein,
Handſchuh, Strümpfen, Leibchen,
Wird ein Fädelein.

Ja, auch Sternchen, Blättchen,
Blümchen, zart und fein,
Stricken fleiß'ge Mädchen
Noch dazu hinein.

Prächtiger noch ſtrahlet
Perlen=Strickerei,
Daß ſie wie gemalet
Anzuſehen ſey.

Zarte Röschen glänzen
Roth auf dunkelm Grund;
Lorbeerzweige kränzen
Grün der Urne Rund.

Wenn das Werk gelinget —
O wie freut ihr euch!
Freuet euch und bringet
Es der Mutter gleich.

Gute Mädchen ſchenken
Ihr das Schönſte dann,
Und zum Angedenken
Nimmt ſie's gütig an.

Auch dem Vater ſtricke,
Was ihn freut, die Pflicht,
Und die Arbeit ſchmücke
Ein Vergißmeinnicht.

Der Bauernknabe am Abend.

Schön iſt es, wenn das Abendroth
Durch grüne Tannen lacht;
Man dankt ſo froh dem lieben Gott,
Der es ſo ſchön gemacht.

Schön iſt es, wenn der Abendſtern
Am klaren Himmel glänzt;
Man denkt ſo gern an Gott den Herrn,
Der ihn mit Strahlen kränzt.

Und wer den Tag vollbracht mit Gott,
Dem iſt es wohl zu Muth,
Und noch einmal ſo ſchön und roth
Glüht ihm des Abends Glut.

Dem, der nichts Böſes je vollbracht
Winkt jedes Sternlein zu:
„Schlaf wohl! Schlaf wohl! und gute Nacht,
Du guter Junge du!“

Und ſanft und ruhig ſchläft er ein
Von Engelein bewacht,
Und ſchläft ſo — bis der Morgenſchein
Ihm hell ins Fenſter lacht.

Waldhornlied.

Wie lieblich ſchallt
Durch Buſch und Wald
Der Waldhorn ſüßer Klang!
Der Wiederhall
Im Eichenthal
Hallt's nach ſo lang — ſo lang!
(Echo: So lang — ſo lang!)

Und jede Bruſt
Fühlt neue Luſt
Beim frohen Zwillingston;
Es flieht der Schmerz
Aus jedem Herz
Sogleich davon — davon!
(Echo: Davon — davon!)

Und jeder Baum
Im weiten Raum
Dünkt uns wohl noch ſo grün;
Es wallt der Quell
Wohl noch ſo hell
Durch's Thal dahin — dahin!
(Echo: Dahin — dahin!)

Und die Natur
Zeigt Gottes Spur —
Sey uns ein Heiligthum;
Und Jedermann
Bet' an — bet' an —
Tief, ehrfurchtsvoll — und ſtumm!
(Echo: Und ſtumm — und ſtumm!)

Der Reichthum des Landmanns.

Der Landmann iſt der reichſte Mann!
Das iſt gewißlich wahr,
Wenn er auch oft nicht ſagen kann:
Ich hab' drei Gulden baar!
Verſteht er's nur — wie froh, wie froh
Lebt er nicht unterm Dach von Stroh!

Der König wohnt im Goldpallaſt
Und ſilbernes Geräth,
Mehr als du je geſehen haſt,
Auf ſeiner Tafel ſteht;
Er ſitzt auf einem goldnen Thron,
Und Perlen zieren ſeine Kron'!

Allein ſieht denn der Bauer nicht
Der Sonne ſchön'res Gold,
Durch grünes Laub das Silberlicht
Des Mondes lieb und hold,
Des Thaues Perlen ohne Zahl
Im Sonnen- und im Mondenſtrahl?

Den König ſchmückt von Alters her
Ein purpurnes Gewand,
Und Seide und dergleichen mehr
Sieht er an jeder Wand;
Den Zimmerboden deckt ſogar
Ein Teppich, ſagt man, wunderrar.

Allein der Roſe Purpur ſtrahlt
Doch wahrlich auch recht ſchön,
Der Morgen und der Abend malt
Mit Purpur Thal und Höh'n,
Den Wieſen-Teppich bunt und grün —
Den macht wohl keine Stickerin!

Der König hat ein Muſik-Chor,
Es gönnt's ihm Jedermann!
Das ſingt ihm manches Stücklein vor
Viel ſchöner als ich's kann;
Das ſchönſte heißt — wer weiß es — ja,
Man nennt es, glaub' ich, Opera.

Allein den Bauer weckt vor Tag
Der Lerche ſüßer Schall,
Ihm tönt der Wachtel munt'rer Schlag
Und Fink und Nachtigall;
Sie ſingen ihm rings um das Haus —
Und er gibt keinen Heller aus.

Dem guten König zündet man,
So wenigſt geht die Sag',
Wohl hundert Tauſend Lampen an
Zu ſeinem Namenstag,
Und dann heißt man — ich hört' davon! —
Das eine Lumination.

Doch hat der Bauer manche Nacht
Auch Lampen ohne Zahl,
Des Mondes und der Sterne Pracht
Am hohen Himmelsſaal;
Das freut ihn dann recht in der Seel' —
Und koſtet ihn kein Tröpflein Oel.

Drum, lieber Nachbar, hör' mich an,
Und thu' die Augen auf,
Sieh, was der Herr für uns gethan,
Blick' fromm zu Ihm hinauf,
So leben unterm Dach von Stroh
Zufrieden wir — und reich und froh.

Die Amſel.

Eine Amſel, ſchwarz wie Kohlen,
Mit dem Schnabel gelb wie Gold,
Wohnte dort, wo aus dem hohlen
Fels das klare Brünnlein rollt —
Und ihr lieblich Lied verhallte
Flötend rings im ganzen Walde.

Sieh da, zwiſchen grünem Laube
Scharlachroth und ſchön und friſch,
Lacht der Vogelbeeren Traube
Aus dem ſchattichten Gebüſch —
Und die Amſel, gleich dem Pfeile,
Fliegt drauf zu in wilder Eile.

Aber bei den ſchönen Beeren
Hängt das böſe Schlingenpaar,
Sicherer ſie zu bethören
Feſt gedreht aus ſeinem Haar;
Ach, kaum pickt ſie in die Traube,
Wird ſie ſelbſt dem Tod zum Raube.

Jugend, Jugend, laß dich warnen,
Schau das arme Thierchen hier,
Laß die Luſt dich nicht umgarnen,
Trau nicht blindlings der Begier.
Manches Mädchen, mancher Knabe,
Hörte nicht — und ruht im Grabe.

Der Tanzbär.

(Ein Kinderlied.)

Ei, ſehet doch, der Bär, der Bär,
Mit ſchwerem Tritt trabt er daher!
Der Mann dort mit dem Ranzen,
Der laſſet ihn hübſch tanzen;
Die Trommel brummt, die Pfeife quickt
Wie ſich's zu ſolchem Tanze ſchickt.

Der Bär iſt gar ein faules Thier,
Verſchläft ſein halbes Leben ſchier,
Darum bekommt der Träge
Vom Treiber viele Schläge;
Wollt ihr vor Strafen ſicher ſeyn,
Arbeitet hübſch und lernet fein.

Der Bär, der iſt ein Schleckermaul,
Im Honigrauben gar nicht faul;
Die Bienen ſich zu rächen,
Mit manchem Stich ihn ſtechen.
Seht, ſolchen ſchmerzenvollen Lohn
Trägt oft die Näſcherei davon.

Der Bär, der brummt ohn' Unterlaß
Im zornigen ergrimmten Baß,
Drum, Kinder, laßt euch wehren
Und brummt nicht wie die Bären —
Sonſt fügt man in das Näschen klein
Euch hübſche Eiſenringlein ein.

Der Bär, der Bär, der grobe Bär,
Iſt naſchhaft, faul, und brummt gar ſehr;
Drum kann er wieder gehen,
Wir haben g'nug geſehen,
Wir wollen fleißig, mäßig, ſein,
Und keine Brummelbären ſeyn.

Der alte Krieger.

Ihr Leutchen, hört, es lebt' einmal
Auf ſeinem Rittergute
Ein alter, biedrer General,
Ein Mann von edlem Muthe —
Und helfen und tröſten, erfreuen und geben,
Dies war ihm die einzige Freude im Leben.

Ihm ſtarb ſein Sohn, da nahm der Mann
Ein armes Fräulein Bäschen
Aus Menſchlichkeit zur Tochter an —
Die trug ſehr hoch das Näschen;
Sie liebte das Gold nur, nur Perlen und Ringe,
Und andre dergleichen vergängliche Dinge.

„Kind, ſprach einmal der graue Held,
Du machſt mir wenig Freude;
Du liebſt nur Tand und Putz und Geld,
Und haſſeſt arme Leute;
Du ſiehſt es, ich altre und werde bald ſterben —
Drum beſſ're dich, beſſ're dich, willſt du mich erben."

„Doch hör'! jetzt reiſ' ich über Land;
Ich will — hier ſteht die Kaſſe! —
Daß niemals man mit leerer Hand
Den Dürftigen entlaſſe.
Doch jeden ehrwürdigen, alten Soldaten
Beſchenke mir, hörſt du! mit einem Dukaten."

So ritt er fort; im Abendlicht
Hinkt über die Schloßbrücke,
Die Bärenmütz tief im Geſicht,
Ein Kriegsmann an der Krücke;
Der ehrliche Alte ſchien nahe dem Grabe,
Und flehte um eine mildherzige Gabe.

„Pack dich," fuhr ihn das Fräulein an,
„Betrunkener Bärenhäuter,
Du alter, unverſchämter Mann,
Mit deiner Krücke weiter;
Sonſt laß ich, du Tagdieb, mit Hunden dich hetzen,
Die mögen dann tüchtig den Balg dir zerfetzen."

„Ha," rief der Mann mit einem Mal.
Mit Augen voller Blitze!
„Sieh her, ich bin der General —
Hier liegen Krück' und Mütze.
Ich wollte dein Herz nur, mein Bäschen, erproben —
Doch kann jetzt der Vetter das Bäschen nicht loben."

„Du kannſt nicht meine Erbin ſeyn —
Du ſollſt mir ohne Säumen,
Und da hilft weder Fleh'n noch Schrei'n,
Die Nacht das Schloß noch räumen.
Denn wer ſich nicht annimmt der leidenden Armen,
Verdienet, beim Himmel! auch ſelbſt kein Erbarmen."

Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich' —
Er ſeufzte und murrte bei jeglichem Streich':
„Es iſt doch ein Jammer, es iſt ein Verdruß,
Wie unſer eins immer ſich peinigen muß;
Wie iſt doch der Arme ſo elend daran —
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

Da kommet ein holder, ſchönlockiger Knab'
Im Silbergewande mit goldenem Stab,
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß Dich, Du armer unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt —
Es ſey dir die Bitte zur Stunde gewährt."

Dem Bäuerlein wird es ganz ſchauerlich und bang,
Jedennoch bedenkt ſich mein Bäu'rlein nicht lang.
Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab,
Und ſpricht ſich verneigend: „O himmliſcher Knab'!
Ich bitte — weil ihr es doch ſelber ſo woll't —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold.“

Da lächelt gar ſeltſam der lockige Knab' —
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hätteſt was Beſſers begehrt —
Indeſſen ſey dennoch die Bitte gewährt.“
So ſpricht er, verſchwindend in goldenem Duft,
Und himmliſcher Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob!“ ruft das Bäu'rlein, „nun bin ich ja reich!“
Er prüfet die herrlichen Künſte ſogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Aſt,
So kracht er von goldener Eichelein Laſt.
Die Blättlein und Knöslein ohn' Ende und Zahl,
Sie ſchimmern von lauterem Golde zu Mahl.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nach Haus!
Die Arbeit hier mache ein Anderer aus.
Nun eſſe ich nichts mehr als Braten und Wurſt,
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durſt.
Nur diesmal noch eſſ' ich vom Brod da genug,
Und trinke die Letze aus irdenem Krug!“

Er langet ſein irdenes Krüglein herbei —
Wie ſchwer iſt's, wie ſchimmert's und funkelts! Ei! ei:
Doch weh! auch das Waſſer gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brode und beißet o Graus! —
Am goldenen Bröcklein die Zähne ſich aus.

„O Schrecken, o Jammer! Was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurſt,
Und Gold ſtatt des Weines ſtillt nimmer den Durſt.
O hätt' ich ſtatt Goldes nur Waſſer und Brod!
Ach, was mir ein Glück ſchien, das iſt jetzt mein Tod."

Vor Aengſten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht,
Denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht.
„Gottlob!" ſpricht er froh der verſchwundenen Noth,
„Ich habe ſtatt Goldes das tägliche Brod,
Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn,
Und nicht das verwünſchte Goldkäferlein bin."

„Gar gut iſt's — ſo hat mich das Träumlein gelehrt —
Daß Gott nicht gleich Jeglichem Jedes gewährt;
Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh,
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja Mancher fleht' Manches mit thörichtem Mund',
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund!"

Die Hirtenflöte.

Des Abends unter einem Baum
Auf grünem gelbbeblümten Raum,
Umringt von ſeiner Schäflein Schaar
Ein Schäfer einſt gelagert war,
Und ſeiner Flöte muntrer Schall
Scherzt mit dem nahen Wiederhall.

Da kam der Herr Mundungus her,
Ein großer Mann — gar dick und ſchwer,
Setzt' ſich, er mußt' ſich faſt bemüh'n,
Zum Schäfer in das junge Grün,
Und höret nun in guter Ruh
Dem Spiel der frohen Flöte zu.

Der Herr däucht ſich gar hochgelehrt,
Und wie der Schäfer aufgehört,
Fängt er gar hohe Reden an,
Zu zeigen, was er für ein Mann,
Er handelt von der Hirten Pflicht —
Man könnt' es drucken, wie er ſpricht.

Dem Schäfer es an Kopf nicht fehlt,
Er kannte ſo den Lauf der Welt,
Drum ſprach er kalt: „Das iſt all gut!
Ein Schurke iſt, wer es nicht thut;
Doch ſchweiget nun — und ſpielet mir
Ein Stücklein auf der Flöte hier!“

Mundungus ſprach: „Einfält'ger Mann,
Ihr wiſſet längſt, daß ich's nicht kann!“
„Ei, blaſet nur — es geht dann ſchon!“
„Du machſt mich lachen, lieber Sohn!
Zu blaſen weiß ich freilich wohl,
Allein nicht, wie man fingern ſoll.“

„Recht,“ ſprach der Hirt, „Ihr ſeyd nie faul,
Bloß Wind zu machen mit dem Maul,
Doch will man, daß Ihr Euch auch regt,
Und nur ein Fingerlein bewegt,
So will es nicht mehr weiter fort,
Es fehlt die That dem ſchönen Wort.“

„Ich lobe mir die Wiſſenſchaft,
Gibt ſie zum Guten Luſt und Kraft;
Doch für das Wiſſen, das nur prahlt
Und uns mit hohlen Nüſſen zahlt,
Geb' ich nicht einen Kreuzer aus —
Gut' Nacht und kommet wohl nach Haus!“

Das Buch ohne Buchſtaben.

Vor ſeiner Thür ein Bäu'rlein ſaß,
In einem kleinen Büchlein las —
Die liebe Einfalt war der Greis,
Sein Haar und Bart war ſilberweiß,
Doch röthlich noch ſein Wangenpaar,
Benetzt mit Thränlein hell und klar.

Schmelfungus auch des Weg's herkam,
Und wahr des armen Bäu'rleins nahm —
Der dicke Herr, gar hochgelehrt,
Das Bäur'lein mit dem Gruß beehrt:
„Was machſt du alter Narre da?
Du kennſt ja nicht einmal das A.“

„Herr Doktor, in dem Büchlein ſteht
Nicht A noch Z, wie ihr da ſeht:
Leer ſind die Blättlein allzumal,
Nur ihrer ſechſe an der Zahl.
Die Farben ſind auch ſechſerlei —
Merkt, was mir die Bedeutung ſey!“

„Das erſte Blatt iſt Himmel-blau,
Und ſagt: Menſch, oft nach Oben ſchau!
Das andere, wie Roſen roth,
Mahnt an des Heilands Blut und Tod;
Das dritte, wie die Lilien weiß,
Spricht: Rein zu leben dich befleiß'.“

Das vierte Blatt, ſo ſchwarz wie Ruß,
Lehrt, daß ich auf die Bahre muß;
Des fünften feuerfarbner Schein
Erinnert an der Hölle Pein;
Das ſechste Blatt, vom Golde ganz,
Mahnt an des Himmels Pracht und Glanz“

„Bedenk' ich, was das Büchlein ſpricht,
Mein Aug' ſich netzt, das Herz mir bricht —
Was ich nur brauch', mein Büchlein lehrt,
Drum halt' ich's tauſendmal mehr werth,
Als Eure Elephanten *) all,
In Eurem großen Bücherſtall.“

Still gehet der gelehrte Mann:
„Hum,“ denket er, „es iſt was d'ran!
Wer wenig thut, weiß er gleich viel,
Der kommet nimmermehr zum Ziel;
Wer wenig weiß, es aber thut,
Iſt noch ſo weiſe, froh und gut.“

---

*) Folianten wollte er ſagen.

Fromme Einfalt.

1. Das Täublein.

Einmal ging Mutter Lieſe
Zur neubegrünten Wieſe
Mit ihren Kinderlein.
Sieh da, im Erlenſchatten
Spazirt auf Blumenmatten
Ein Täublein zart und fein —
Hübſch mit dem Köpflein nicket,
Bald da, bald dorthin picket
Mit rothem Schnäbelein.

„Seht,“ ſprach die fromme Mutter,
„Das kleine Ding ſucht Futter;
Nun merket fleißig auf!
Wenn es was aufgepicket,
Seht, ſeht ihr's jetzt? — ſo blicket
Es in die Höh' hinauf.
Drum, Kinder, wenn ihr eſſet,
Das Beten nicht vergeſſet,
Seht auch zum Himmel auf!“

2. Das Lämmlein.

Ein ander Mal führt Lieſe
Zur buntbeblümten Wieſe
Die Kinderlein hinaus.
Die weißen Lämmlein graſen,
Da auf dem grünen Raſen,
Nicht weit von Lieſens Haus;
Sie hüpfen hin und wieder,
Dann legen ſie ſich nieder,
Und ruh'n am Zaune aus.

„Schaut," ſprach die fromme Lieſe,
„Schaut, Kinderlein, auf dieſe
Noch kleine Lämmlein an!
Seht, vor ſie niederliegen,
Wie ſie die Kniee biegen,
Und erſt ein Weilchen knien.
Thut auch, wie ihr da ſehet,
Vor ihr zur Ruhe gehet —
Kniet erſt zum Beten hin!"

Der Waſſerkrug.

Bedeckt mit Nacht von Fels und Wald
Stand eine Binſenhütte!
Hier wohnt' ein Klausner, grau und alt,
In frommer Brüder Mitte.

Ihn kränket das, ihn ärgert dies,
Was ſeine Brüder thaten;
Zuletzt er gar die Klauſ' verließ —
So ſehr die Brüder baten!

In ferner Berge Felſenbauch
Er bald ein Eckchen findet;
Sein Tiſch iſt Stein, das Sitzchen auch —
Sein Lämpchen er anzündet.

Er ſchläft auf Moos, ſteht munter auf,
Fühlt ſich wie neugeboren —
Was glänzt dort aus dem Thal herauf?
Ein Quell, friſch wie gefroren.

Er ſteigt, den Krug im Arm, hinab,
Herauf mit heitern Blicken —
Er ſtrauchelt — brummt — „Ha, alter Knab'!“
Da lag der Krug in Stücken.

Zorn röthet ihm das Angeſicht,
Sein Aug' ſchießt Feuerſtrahlen,
In manchen Fluch ſein Mund ausbricht,
Sein Herz fühlt Höllenqualen.

Schön iſt's ringsum, die Luft weht friſch,
Die Sonne ſcheint ſo heiter,
Die Vögel ſingen im Gebüſch,
Thau netzet Laub und Kräuter.

Er ſieht es nicht, er hört es nicht,
Ihn fliehen Ruh' und Freuden;
Beſchämt ſpricht er: „Der Ort thut's nicht —
Im Herz wohnt Freud' und Leiden.“

Er kehrt in ſich, er kehrt zurück
In ſeiner Brüder Hütte,
Bekämpfet ſich, fühlt Ruh' und Glück
Wie in der Engel Mitte.

Ein Paar Nachtſtückchen.

1. Das Mondlicht.

Der Mond ſchien mild und helle
Durchs enge Fenſterlein
In Bennos kleine Zelle
Mit vollem Licht herein —
Das graue Haupt des Alten,
Der Wände falbes Moos,
Des braunen Kleides Falten
Mit Silberglanz umgoß.

„O Mond, du wärſt wohl nimmer,“
Spricht er, „ſo hell und rein;
Würd' nicht der Sonne Schimmer
Dir Licht und Glanz verleih'n!
Zu Gott, des Lichtes Quelle,
Sey ſtets mein Geiſt gekehrt,
Dann wird er mild und helle
Von Gottes Licht verklärt.“

2. Die Nachtlampe

Der fromme Vater Bruno wacht,
Vergnügt in ſeinem Gotte,
Einſt bis zur ſpäten Mitternacht
In dunkler Felſengrotte;
Sanft röthet ſeiner Lampe Licht
Der Höhle rauhe Wände,
Des frommen Alten Angeſicht
Und die erhob'nen Hände.

Mit trübem, wehmuthsvollem Sinn,
Voll ernſter Grabgedanken,
Sieht er das Flämmchen her und hin
Am zarten Fädchen wanken;
„Ach, Lichtchen — fängt er endlich an —
Dein Zittern, Zucken, Beben,
Das jedes Lüftchen enden kann,
Iſt — Bild von unſerm Leben.“

Die Edelſteine.

Drei Edelfräulein hold und zart,
Beſahen einſt voll Freude,
Nach junger Frauenzimmer Art,
Ihr künftig Brautgeſchmeide.
Der hellen Steine bunter Glanz
Bezauberte die Mädchen ganz.

Die Mutter ſpricht: „Gefallen euch
Die ſchönen Edelſteine?
Wohl ſpielen ſie ſehr Feuer=reich,
Zumal am Sonnenſcheine;
Doch ſagt, ihr Kinder, welcher Stein
Mag wohl der allerſchönſte ſeyn?“

Da zeigt ſogleich auf den Saphir
Das Fräulein Adelinde;
„Der iſt's, den ich vor allen hier
Mit Recht am ſchönſten finde:
Kein freundliches Vergißmeinnicht
Glänzt mit ſo ſchönem blauem Licht!“

„Wohl,“ ſpricht die Mutter, „dieſer Stein,
Aus Himmelblau gewebet,
Soll uns ein Bild des Glaubens ſeyn,
Der uns zum Himmel hebet:
Der Glaube, dieſes Himmelskind,
Er nur macht himmliſch uns geſinnt.“

„Ich ſchätze," Fräulein Minna ſpricht,
„Hier den Smaragd vor allen;
Wem ſollt' ſein ſanftes grünes Licht
Am Beſten nicht gefallen?
Er übertrifft, ich ſag' es kühn,
Des jungen Frühlings ſchönſtes Grün."

„Der Hoffnung Farbe iſt das Grün,"
Hört man die Mutter ſagen;
„Der holden ſanften Tröſterin
In trüben Leidenstagen.
Was iſt's, das uns hier aufrecht hält,
Als Hoffnung einer beſſern Welt!"

„Seht," ruft Meline, „den Rubin
In rothem Glanze ſtrahlen!
O nur der Schöpfer konnte ihn
So wunderherrlich malen!
Die Roſe, die kaum aufgeblüht,
Der Morgen ſelbſt nicht ſchöner glüht!"

Die Mutter ſpricht: „Dieß glüh'nde Roth —
Ein ſchönes Sinnbild zeiget
Der heil'gen Liebe, die zu Gott
Der Menſchen Herzen neiget.
Nur dieſer Liebe reine Glut
Macht wahrhaft ſelig, fromm und gut."

„Doch," ſpricht ſie, „hier iſt noch ein Stein,
Den keine Farbe ſchmücket,
Der, fleckenlos und hell und rein,
Vor allen mich entzücket;
Er wird der Edelſte genannt,
Der hochgeprieſne Diamant!"

„Er iſt durchſichtig-klar wie Thau,
Und dennoch — ſeht ihr — flammen
Das ſchönſte Roth und Grün und Blau
In ihm vereint beiſammen —
Ja wohl mit blendendhellem Strahl
Des Regenbogens Farben all!"

„So finden, iſt gleich dieſem Stein
Die Seele ganz gereinigt,
Sich Glaube, Hoffnung, Liebe ein
Aufs Lieblichſte vereinigt;
Ja gar an jeder Tugend reich
Wird ſie den Engeln Gottes gleich!

„Ein Edelſtein mag immerhin
Sehr ſchön am Finger glänzen;
Es ſoll ihr Haupt die Königin
Mit Diamanten kränzen;
Die Seele nur, die hell und rein,
Sie bleibt der ſchönſte Edelſtein."

Lina.

Eine Legende von der Mutter am Spinnrädchen erzählt.

O horcht doch, wie draußen der Nordwind ſaust,
Und durch die entblätterten Bäume braust!
Wie iſt's doch ſo lieblich im Winter itzt,
Wenn man ſo im traulichen Stüblein ſitzt,
Im wärmenden Ofen das Feuer kracht,
Das Kerzlein freundlich erhellt die Nacht!

Drum munter, ihr Mädchen da, klein und groß
Und ſpinnet mir wacker und flink drauf los!
Laßt raſch ſich die ſchnurrenden Rädlein dreh'n,
So hören wir kaum mehr des Sturmes Weh'n!
Ein Mährchen beim Spinnrad verkürzt die Zeit,
Drum hört die Geſchichte des Flachſes heut.

Im einſamen Kämmerlein Lina ſaß
Und weinte die lieblichen Aeuglein naß,
Den Eltern, ach, fehlte bereits die Kraft,
Womit ſich der Dürftige Nahrung ſchafft;
Die zärtliche Tochter ſchmerzt ihre Noth —
Sie klaget ihr Elend dem lieben Gott!

Da ſinkt ſie allmählig in ſüße Ruh',
Es ſchließt ihr der Schlummer die Augen zu.
Im Traume erſcheinet der Jungfrau'n Zier —
Maria, die Mutter des Heilands, ihr;
Zehn Sterne von ſtrahlendem Himmelslicht
Umglänzen ihr lächelndes Angeſicht.

Sie trägt in der Rechte ein Kräutlein zart,
Von niedlichem Wuchſe und feiner Art;
Die grünenden Blättlein netzt heller Thau,
Die Blümlein ſind gleich ihrem Mantel blau.
„Dies Kräutlein,“ Maria ſpricht, „ſchafft dir Brod,
Arbeite nur fleißig und trau auf Gott.“

Und ſieh, in der Hand ihr die Blümlein hold
Schnell reifen zu Knöpflein ſo klar wie Gold;
Nach Anzahl der Sterne in ihrem Schein
Schließt jedes zehn niedliche Körnlein ein,
Sie ſtreuet die Körnlein in's Gartenland —
Und lächelt noch einmal, und dann verſchwand.

Die trauernde Lina getroſt erwacht,
Der Morgen ſchon röthlich in's Fenſter lacht,
Sie ſuchet und findet im Felde entzückt
Das Blümchen, des Bild ſie im Traum erblickt,
Sie ſammelt den Samen mit flinker Hand,
Und ſäet die Körnlein in's Gartenland.

Bald prangen die Beetchen gar freundlich grün,
Drauf ſieht ſie die bläulichen Blümlein blüh'n,
Jetzt ſtehn die Knöpflein zu Tauſenden —
Die Eltern kopfſchüttelnd die Pflanzung ſeh'n.
„Ach, Tochter, das Kräutlein gibt uns kein Brod,
Ach nimmermehr lindert es unſre Noth.“

Und Lina geht trauernd und bang zur Ruh',
Es ſchließ ihr der Schlummer die Augen zu.
Maria erſcheint wieder hell und klar,
Umgeben von glänzender Engel Schaar —
Voll Freundlichkeit winket ſie mit der Hand,
Die Engelein eilen zum Gartenland.

Hier pflücket die Kräutlein ein Engelknab,
Und jener dort ſtreifet die Knöpflein ab;
Der trocknet die Halmen am Sonnenſchein,
Der macht durch die Breche vom Holz ſie rein,
Dort hechelt geſchäftig ein lockig Paar —
Bald gleichet der Flachs ihrem gelben Haar.

An zierlichem Rädlein von Elfenbein,
An goldener Kunkel gar künſtlich fein,
Maria mit Fingern ſo rein wie Wachs
Zum Faden jetzt drehet den reinen Flachs,
Und ſieh da, der webenden Engel Hand
Zur Leinwand die Fäden geſchickt verband.

Die trauernde Lina ſehr froh erwacht
Den Eltern deß treue Beſchreibung macht;
Der Vater, gar ſinnig und viel gewandt,
Er bringet die Werkzeuge bald zu Stand;
Die Mutter mit Lina nun täglich ſpann,
Und was ſie nur ſpinnen, das webt der Mann.

Schon thürmen ſich Stücke auf Stücke auf,
Doch iſt in den Stücken ein ſchlechter Kauf;
Ja, manche hochmüthige, eitle Frau
Verſpottet der Leinwand beſcheidnes Grau
Der Vater auf allerlei Farben fällt,
Ach aber von allen nicht Eine hält.

Die ſorgſame Lina auf's Neue weint —
Maria zum dritten Mal ihr erſcheint.
Sie trägt eine Lilie in der Hand,
Tief unter ihr dehnt ſich, mit Tuch beſpannt,
Weithin eine prangende grüne Au,
Dicht wimmelnd mit Blümchen gelb, roth und blau.

Die Heilige winkt mit dem Lilienſtab —
Da rauſchet der Regen mit Macht herab;
Sie winkt und aus goldenen Wolken bricht
Der kräftig ſtrahlenden Sonne Licht,
Und Sonne und Regen die Leinwand bleicht,
Bis daß ſie an Weiße der Lilie gleicht.

„Sieh, Lina,“ mit freundlichem Angeſicht
Maria, die heilige Jungfrau, ſpricht:
„So krönet der Himmel den frommen Fleiß,
Und kleidet die Unſchuld in reines Weiß.
Rein, lichthell, ohn' Flecken ſey immerhin,
Gleich deinem Gewande — dein Herz und Sinn.“

„Noch wiſſe, damit es im Winter nicht
Beim nächtlichen Spinnen dir fehl' an Licht
Das Oel, das dem Samen des Leins entquillt,
Gar reichlich die Lampe des Armen füllt;
Auch machet, will's Rädlein nicht mehr recht geh'n,
Ein Tröpflein es ſchnellern Schwungs ſich dreh'n!“

Voll Freudigkeit Lina vom Schlaf aufſteht,
Mit Leinwand beladen in Garten geht,
Begießet ſie täglich mit treuem Fleiß,
Bald ſchimmert, o Wunder! ſie blendend weiß.
Der ſtaunende Wanderer meint, er ſeh'
Am glühenden Sommertag friſchen Schnee.

Vor aller buntfarbiger Kleider Pracht
Wird Weiß nun der Jungfrauen Lieblingstracht;
Gar reichlicher Wohlſtand krönt Lina's Haus,
Es ſtattet das Kräutlein ſie herrlich aus —
Und ſchneeweiß gekleideter Jungfrau'nſchaar
Begleitet bald Linen zum Traualtar.

Drum ſpinnet, ihr Mädchen, nun friſch drauf los,
So habt ihr auch Leinwand, ſeyd ihr einſt groß.
Ein ſelber geſponnenes weißes Kleid
Ziert ſchöner als Purpur und Goldgeſchmeid',
Doch Die, deren Herz ſtets in Unſchuld ſchlägt,
Die Farbe der Unſchuld mit Ehren trägt.

Die zwei Kränze.

Legende.

In der grünen Buchenlaube
Schlief voll Frömmigkeit und Glaube
Bei des Mondes hellem Schein
Roſa unter Thränen ein.

Noch, da ſchon ihr Aug' geſchloſſen,
Floß, wie Thau auf junge Roſen,
Auf die Wang' ein Thränlein hin,
Und es glänzt der Mond darin.

Ach! in ihrer armen Kammer
Wohnte Mangel, Noth und Jammer,
Manche heiße Thräne rann
Auf den Faden, den ſie ſpann.

Gold und Perlen, Sammt und Seide
Manches köſtliche Geſchmeide,
Bot ein junger, reicher Mann
Ihr, ſie zu verführen, an.

Trotz der Muhme, einer Alten,
Arm an Zähnen, reich an Falten,
Die ihr's einrieth, wies dies Glück
Roſa ſtandhaft ſtets zurück.

Jetzt lag ſie in ſüßen Träumen,
Und aus den geſtirnten Räumen
Kam, von Himmelsglanz umſtrahlt,
Eines Engels Lichtgeſtalt.

Zwei der Kronen — eine ſchlechte,
Rauh aus ſcharfem Dorngeflechte,
Eine ſchöne Roſenkron' —
Zeiget ihr der Himmelsſohn.

„Fromme Roſa, gute Seele,“
Sprach er ſanft und freundlich, „wähle
Von den beiden Kränzen hier
Einen zum Geſchenke dir.“

„Die hier nur nach Roſen trachten,
Werden dort in Dornen ſchmachten;
Dem, der hier kein Dörnlein flieht,
Dort die Roſenkrone blüht.“

Roſa greift mit kühner Rechte
Nach dem ſtarren Dorngeflechte,
Weist mit einem Heldenblick
Feſt die Roſenkron' zurück.

Alle Roſen in dem Kranze
Strahlen ſchnell vom Himmelsglanze,
Und der Engel ſpricht bewegt:
„Dort bleibt er dir hinterlegt.“

Roſa's Leben war voll Mühen,
Doch, ſelbſt aus den Dornen blühen
In der Erde Pilgerlauf,
Ihr ſchon Roſenknoſpen auf.

Der heilige Vitus.

Legende.

Ein holder Knabe, faſt noch Kind,
Unſchuldig, wie die Engel ſind,
Reich an Verſtand, an Güte reich,
An hohem Muthe Männern gleich
War Vitus — und was mehr noch iſt,
So jung er war, er war ein Chriſt.

Zu ihm ſprach von dem goldnen Thron'
Der Heiden Kaiſer: „Sieh, mein Sohn,
Was du hier ſchau'ſt, iſt alles dein,
Sieh Perlen, Gold und Edelſtein,
Ein Purpurkleid, ein Demantſtern —
Nur läſtre Jeſum, deinen Herrn!"

„Pfui, Kaiſer, pfui, verlang' das nicht!"
Mit edlem Ernſt der Knabe ſpricht,
„Er iſt mein Heiland, Herr und Gott,
Er litt für mich des Kreuzes Tod,
Er hat nur Gutes mir gethan —
Ihn bete ich von Herzen an."

„Ha, Bube," ſchallt das Donnerwort
Des Wütherichs, „erblickſt du dort
Den ehrnen Topf, gefüllt mit Oel —
Kurz, ohne alles Zaudern wähl':
Hier Freud' und Luſt, und Geld und Gut,
Da Todesqual in Flamm' und Glut."

Der junge Held voll Muthes ſpricht:
„Der Erde Güter acht' ich nicht!
Für Jeſum Chriſtum meinen Herrn,
Leid' ich die Qual des Todes gern;
Der Tod iſt nur ein Augenblick,
Doch ewig währt des Himmels Glück."

Der Kaiſer winkt — ein Henkersknecht
Legt rüſtig Reis und Holz zurecht,
Schon wirbelt ſchwarzer Rauch empor
Und Feuerglanz blitzt draus hervor,
Und in dem Keſſel — ſeht, ach ſeht! —
Der holde, zarte Knabe ſteht.“

Das bleiche Volk ihn laut beklagt,
Doch er — er bleibet unverzagt,
Das heiße Oel wallt ſiedend auf! —
Er blickt zum Himmel fromm hinauf,
Die Hände faltend, rufet er:
„Nimm meinen Geiſt zu Dir, o Herr!“

Er ſtirbt — und von des Himmels Höh'n
Kommt ſchimmernd, freundlich, feſtlich ſchön,
Wie helles Morgenroth im Mai,
Ein Engel Gottes ſchnell herbei,
Mit Palmenzweig und Strahlenkron',
Und führet ihn zu Jeſu Thron.

Frohlockend und mit Jubelſchall
Begrüßten ihn die Engel all,
Und Jeſus von dem Throne ſprach:
„Du folgteſt Mir getreulich nach,
Und litteſt willig Schmerz und Pein —
Nun ſind auch meine Freuden dein.“

Der heilige Martin.

Legende.

Ein junger, edler Krieger ritt
Auf ſchnellem, muth'gem Roſſe
Im Krieges=Dienſt mit ſcharfem Schritt
Nach einem fernen Schloſſe;
Bedeckt mit Schnee war Berg und Thal,
Vom Froſt der Boden hart wie Stahl,
Mit Macht der Hufſchlag ſchallte
Und weithin wiederhallte.

Der Nordwind pfeift durch Strauch und Aſt
Erfüllt mit weißen Flocken,
Sauſt in dem Helmbuſch ſonder Raſt
Und um die goldnen Locken;
An Helm und Schild ſetzt Eis ſich an.
Der dichte Purpurmantel kann,
So reich er auch an Falten,
Kaum mehr den Froſt abhalten.

Sieh da — ein armer, ſchwacher Greis,
Faſt ohne Kleid und Decke,
Sitzt auf dem Boden, hart von Eis,
Nächſt der bereiften Hecke;
Und ſtrecket — ach, daß Gott erbarm'! —
Den langen, nackten, hagern Arm
Lautflehend ihm entgegen,
Sein Mitleid zu erregen.

Der Ritter hält den Rappen an,
Vom Mitgefühl ergriffen,
Und zieht, ſo ſchnell er immer kann,
Sein Schwert, erſt friſch geſchliffen,
Theilt ſeinen Mantel in zwei Stück,
Und reicht mit Thränen in dem Blick
Die Hälfte voll Erbarmen
Dem faſt erſtarrten Armen.

„Da, Alter,“ ſpricht der junge Held,
„Schütz' vor dem Froſt dein Leben,
Gern wollt' ich dir, hätt' ich noch Geld,
Den letzten Heller geben.
Vertraue auf den lieben Gott,
Der rettet dich aus aller Noth!
Leb' wohl, ich darf nicht weilen,
Die Dienſtpflicht heißt mich eilen!“

Er gab dem ſchnellen Roß den Sporn
Und ritt vergnügt und heiter
Durch Berg und Thal, und Buſch und Dorn
Im halben Mantel weiter.
Beinah' erſtarrt ſprengt er in's Schloß,
Doch ihn verlacht der Krieger Troß;
Nicht Einen zählt die Rotte,
Der nicht des Mantels ſpotte.

So ſehr man ſeine That verlacht —
Ihm macht das wenig Kummer,
Er geht, da es bald Mitternacht,
Zu laben ſich am Schlummer —
Doch ſchließet er die Augen kaum,
So tröſtet ihn ein holder Traum,
Der himmliſch ihn entzücket
Und Lebens lang erquicket.

Umſtrahlt von wunderbarem Licht,
Von Engeln rings umgeben,
Die mit geſenktem Angeſicht
Auf goldnen Wolken ſchweben,
Sieht — unausſprechlich hold und ſchön
Er ſeinen Herrn und Heiland ſteh'n,
Verklärt von Gottes Klarheit,
Voll Anmuth und voll Wahrheit.

Und ſieh — ein purpurroth Gewand
Des Heilands Leib umhüllet;
Das, unſerm Krieger wohlbekannt,
Mit Freude ihn erfüllet;
Sein heitrer froh=erſtaunter Blick
Erkennt darin des Mantels Stück,
Das er auf ſeiner Reiſe
Geſchenkt dem armen Greiſe.

„Seht,“ ſpricht der Herr zur Engelſchaar,
Und auf den Mantel deutet,
„Mit dieſem Kleide hat fürwahr
Mich Martin heut bekleidet;
Was er dem Armen dort gethan,
Nehm' Ich als Mir geſchehen an —
Als Richter aller Welten
Werd' Ich ihm's einſt vergelten.“

Der heilige Nikolaus.

Legende.

„Komm, Mutter, bring' das Licht herein!
Die Sonne iſt hinunter;
Die dunkle Nacht bricht endlich ein —
O halt dein Wort jetzunder!
Erzähl' vom heil'gen Nikolaus,
Und theile dann Geſchenke aus;
Er bringt ſo ſchöne Gaben
Den Mädchen und den Knaben!“

Die Mutter bringt ſogleich das Licht,
Willfahrend gern der Bitte,
Und ſetzt mit lächelndem Geſicht
Sich in der Kinder Mitte.
Der Lampe Glanz beleuchtet klar
Der holden Kleinen muntre Schaar;
Die Mutter, gut und weiſe,
Blickt froh umher im Kreiſe.

„Es war einmal," fängt ſie jetzt an,
„Ein reicher Herr von Adel;
Herr Woldemar, ein braver Mann,
Trotz ſeiner Feinde Tadel.
Auch ſeine Töchter alle drei,
Sie waren fromm, geſchickt dabei,
Von kindlichem Gemüthe
Und hold wie Roſenblüthe.

Der Feind raubt' ihnen Hab und Gut,
Und ſteckt' ihr Schloß in Flammen;
Verſcheucht von wilder Krieger Wuth,
Entfloh'n ſie all zuſammen.
Die Töchter und der Vater zieh'n
In eine ferne Gegend hin,
Und leben dort voll Jammer
In einer ſchlechten Kammer.

Den Vater macht das Elend krank;
Er hat nur Stroh zum Bette,
Kein Arzt fand ſich, der einen Trank
Für ihn verſchrieben hätte.
Der arme Kranke, lieber Gott,
Er hatte kaum das trockne Brod!
Die zarten Fräulein weinen
Faſt zu vergeh'n vor Weinen.

Allein der kranke Vater ſpricht,
Und faltet fromm die Hände:
„Ihr guten Kinder, weinet nicht,
Bald nimmts mit mir ein Ende!
Ich alter Mann ſink' bald hinab
Zu eurer Mutter in das Grab —
Und theil' nach dieſen Leiden
Mit ihr des Himmels Freuden.“

„Doch wie wird es euch Waiſen geh'n
In eurer zarten Jugend?
Ach Niemand iſt, euch beizuſteh'n —
Zu ſchützen eure Tugend!
Ach einer falſchen Schlange gleich
Bedrohet die Verführung euch!
O Gott! wollſt dieſer Armen
Dich väterlich erbarmen!“

Es war bereits um Mitternacht,
Da klopft man an dem Laden;
Kaum hat ein Fräulein aufgemacht —
„Gott ſey mit uns in Gnaden!“ —
So flieget etwas, wie ein Stein,
Zum offnen Laden ſchnell herein —
Doch auf dem Boden rollte
Ein Beutel ſchwer von Golde!

Der Vater ruft: „Du guter Gott,
Du haſt mein Fleh'n erhöret,
Und in der allergrößten Noth
Uns reiche Hülf gewähret!"
Die Töchter ſinken auf die Knie,
Und freudeweinend danken ſie;
In ihren naſſen Blicken
Glänzt Freude und Entzücken.

Die Fräulein nun, geſchäftig froh,
Für ihren Vater ſorgen;
Im weichen Bette ſtatt auf Stroh
Erblickt ihn ſchon der Morgen.
Die Eine ruft den Arzt herbei,
Die Andre holt die Arzenei,
Die Dritte ſteht am Heerde,
Daß ihm bald Labung werde.

Die treue Pflege gibt dem Greis
Bald wieder neue Kräfte;
Schön ordnete der Fräulein Fleiß
Die häuslichen Geſchäfte,
Der bravſte Edelmann im Land,
Bewarb ſich bald um Emmas Hand;
Es folgen auf die Leiden
Des Hochzeitfeſtes Freuden!

Doch ſeufzet Woldemar zu Gott
Schon an dem nächſten Morgen:
„Ach könnt' ich noch vor meinem Tod'
Mein zweites Kind verſorgen!
O Gott, ſchick nochmals Hülfe her,
Sonſt weiß ich keine Hülfe mehr —
Ich hab' ſo viel gegeben,
Und ſelbſt kaum mehr zu leben!"

Die beiden Fräulein bald darauf
In ſpäter Nacht noch ſpinnen;
Da ruft man: „Macht den Laden auf,
Ihr Kinderlein da drinnen!"
Kaum war der Laden aufgethan,
So wirft ein unbekannter Mann
Schon wieder Geld ins Zimmer —
Und ſchon ſeh'n ſie ihn nimmer.

Die Fräulein achten dieſes Glück
Als ein Geſchenk von Oben;
Sie danken mit entzücktem Blick
Dem guten Geber droben.
Die holde Bertha wurde bald
Die Braut des Ritters Theobald;
Der Vater folgt dem Paare
Voll Freude zum Altare.

Da fleht bei ſich der alte Mann:
„O Gott, noch eine Bitte!
Sorg', wie du es für Zwei gethan,
Auch für der Töchter Dritte!
Nimm dieſen Sorgenſtein mir ab,
Dann ſchrecket mich nicht Tod und Grab; —
O dann will ich mit Freuden
Zu meinen Vätern ſcheiden!“

Einſt wachet er bei Mondenlicht
Vertieft in frommes Flehen;
Ein Mann mit holdem Angeſicht
Läßt ſich am Fenſter ſehen —
Der wirft zum offnen Fenſterlein
Zum dritten Male Geld herein,
Und ſchnell war er verſchwunden
Und nirgends mehr gefunden.

Der Vater nimmt das Geld erfreut,
Für einen würd'gen Gatten
Das jüngſte Fräulein, Adelheid,
Nun auch noch auszuſtatten.
Der frühern Ehen jedes Paar
Erſcheinet auch am Traualtar,
Und dann beim Hochzeitmahle,
Im kerzenhellen Saale.

„Doch wer war jener fremde Mann,
Der unſer Glück gegründet?
Fängt jetzt der alte Vater an,
Wer iſts, der ihn ausfindet —
Den Menſchenfreund voll Edelmuth,
Der ſo im Stillen Gutes thut?
Ach unſre Herzen brennen
Vergebens ihn zu kennen!“

Der Vater kommt im zehnten Jahr
Zur Hauptſtadt in dem Lande;
Er ſieht den Biſchof am Altar
Im heiligen Gewande;
Und kennt ſogleich das Angeſicht,
Das Er einſt ſah bei Mondenlicht,
An den ſo edlen Zügen
Mit himmliſchem Vergnügen.

Sogleich berufet Woldemar,
Den Lieb und Dank entflammen,
Der Töchter, Söhne, Enkel Schaar
Durch Boten ſchnell zuſammen;
Und zu dem frommen Biſchof führt
Er alle inniglich gerührt.
Sie fallen ihm zu Füßen
Und tauſend Thränen fließen.

Der fromme edle Biſchof ſpricht
Mit ruhiger Geberde:
„Ich that bloß meine Chriſtenpflicht —
Erhebt euch von der Erde!
Was rühmt ihr mich geringen Mann?
Nur Gott im Himmel betet an;
Er, Er nur kann uns retten
Aus allen unſern Nöthen!“

„Der Unſchuld drohet viel Gefahr
In dieſer Welt voll Mängel;
Ein wahrer Chriſt ſey immerdar
Für ſie ein guter Engel.
Der Erde Güter gab uns Gott
Zu lindern ſeiner Kinder Noth;
Wer anders ſie verwendet —
Seh' zu, wie es einſt endet!“

Der Biſchof war Sankt Nikolaus,
Zu deſſen Angedenken
Wir Eltern jedes Kind im Haus
Noch heut' zu Tag beſchenken.
Und weil er heimlich und bei Nacht
Die milden Gaben ſtets gebracht,
So werden ſie euch eben
Auf ſolche Art gegeben.

Habt, Kinder, jenen Fräulein gleich,
Die Eltern ſtets in Ehren,
So wird der liebe Gott auch euch
Des Guten viel beſcheeren;
Ja ſeyd, wie Nikolaus, ſtets gut,
Barmherzig, mild, voll Edelmuth —
So wird nach dieſem Leben
Euch Gott den Himmel geben.

Der Held ohne Furcht und ohne Tadel.

Legende.

Seht ihr dort überm grünen Thal,
Das Fels und Wald umkränzen,
Im purpurrothen Abendſtrahl
Das alte Bergſchloß glänzen?
Hoch ragten in der Vorzeit Pracht
Die Thürme aus der Schattennacht
Faſt tauſendjähr'ger Eichen,
Die an die Wolken reichen.

Dort wohnte in uralter Zeit
Fromm wie ein heil'ger Engel,
Das fromme Fräulein Adelheid,
In Unſchuld ſonder Mängel;
Sie war in ihrem gelben Haar,
Mit ihren Aeuglein hell und klar,
An Schönheit, Sanftheit, Milde
Ein himmliſches Gebilde.

Doch mied das Schloß der Wanderer
Mit flüchtig=ſcheuem Schritte,
Das Land umher lag wüſt und leer,
Entvölkert jede Hütte;
Und Diſteln, Dorn und Unkraut nur
Bedeckten die verlaßne Flur,
Des Schloſſes ſtumme Mauern,
Sie ſchienen ſelbſt zu trauern.

Denn in des Thales tiefem Grund
Ließ zu der Menſchen Grauen
Mit hungrigem ſtets offnem Schlund
Ein Ungethüm ſich ſchauen;
Vom Kopfe bis zum Schlangenſchwanz
Bedeckt mit grünen Schuppen ganz,
Und tauſend Zähn' im Rachen —
Man nannt' es einen Drachen.

Des Fräuleins Vater auf dem Schloß,
Ein kühner Held im Kriegen,
Hats wohl gewagt auf hohem Roß
Das Unthier zu beſiegen;
Doch in die Schuppen feſt wie Stein
Drang weder Schwert noch Lanze ein —
Vom Ungeheu'r zerriſſen,
Mußt er das Wagſtück büßen.

Die Mutter, ach, von Jammer krank,
Lag abgezehrt und hager,
Verſchmähend Troſt und Speiſ' und Trank
Auf ihrem Krankenlager;
Das arme Fräulein weint und wacht
An ihrem Bette Tag und Nacht,
Und möchte gern das Leben
Für ihre Mutter geben.

Mit dürrer Zunge, heiß wie Glut,
Sprach einſt die Kranke: „Bringet
Mir von des Heilquells kühler Fluth,
Die an dem Berg entſpringet!“
Die Mägde ſteh'n vom Wort erſchreckt —
Von allen ſich nicht eine regt,
Denn, ach, der grauſe Drache
Hält bei dem Brunnen Wache.

Das Fräulein beut dem Schrecken Trutz,
Der ihr faſt lähmt die Glieder,
Empfiehlt ſich Gottes treuem Schutz
Und eilt zur Quelle nieder;
Die ſteilen Staffeln ohne Zahl
Gehau'n in Felſen hart wie Stahl,
Bald rechts, bald links ſich wenden
Und nächſt dem Brünnlein enden.

In einen hohlen Felſenſtein
Des Quellchens Silber quillet;
Schnell tauchet ſie ihr Krüglein ein
Und es bis oben füllet.
Doch weh — in naher Höhle Grund
Hebt ſich der Drach' mit offnem Schlund,
Und glutroth aus dem dunkeln
Geklüft' die Augen funkeln.

Urplötzlich ſtürzt das Thier hervor —
Sie kann nicht mehr entfliehen,
Zum Himmel blickt ſie noch empor
Und rufet auf den Knien:
„Erbarme Dich, Du guter Gott,
Erbarm' Dich meiner Mutter Noth;
Ach, werde ich zerriſſen,
Wird ſie verſchmachten müſſen.“

Doch horch – ſie hörts mit Einem Mal
Wie ferne Donner hallen,
Getroffen wie von Blitzes Strahl
Sieht ſie den Drachen fallen.
Ein Hufſchlag war der Donnerhall
Der Blitz — des Speeres blanker Stahl,
Von Rittershand dem Drachen
Geſchleudert in den Rachen.

Ha, wie das Thier vor Schmerz und Wuth
Sich bäumt und krümmt und ſchmieget,
Und endlich todt in einer Fluth
Von ſchwarzem Blute lieget.
Der edle, hohe Rittersmann,
Mit goldner Rüſtung angethan,
Nun von dem Schimmel ſteiget,
Und zierlich ſich verneiget.

„Gott grüß Euch," fing das Fräulein an,
Der noch die Kniee beben,
„Euch, edler, guter, tapfrer Mann,
Verdanke ich mein Leben!"
„Dankt Gott," ſprach er, „durch Gottes Macht
Hab' ich das Unthier umgebracht!
Gott hat Eu'r Fleh'n erhöret
Und mir den Sieg gewähret."

Der Ritter knüpft ſein treues Roß
An eine alte Fichte,
Und führt das Fräulein auf das Schloß
Mit ruhigem Geſichte.
Die Mutter nimmt den friſchen Trank;
Aus ihren Blicken glänzet Dank —
Des Heilquells Kräfte geben
Gar bald ihr neues Leben.

„Ach, Ritter, Ihr entreißt, nach Gott,“
Sprach ſie gerührt zu Thränen,
„Mich arme Frau dem nahen Tod,
Mein Kind des Drachen Zähnen.
O ſagt, wie ich's euch lohnen kann!
Ich wäre, wenn ihr, edler Mann,
Mein Schwiegerſohn wollt werden,
Die Glücklichſte auf Erden.“

Drob wird das Fräulein todtenbleich —
Die naſſen Blicke ſinken
Auf ihren Ring von Steinen reich,
Die hell wie Sternlein blinken.
„Dem,“ ſchluchzt ſie, „der den Ring mir gab,
Läg' er auch ſchon im kühlen Grab,
Dem einzig nur bewahre
Ich Treue bis zur Bahre.“

„Mein Fräulein,“ ſprach der Rittersmann,
O höret auf zu weinen;
Gott wird mit Eurem Adelſtan
In Bälde Euch vereinen.
Was Eurer Mutter Ihr gethan,
Das lohnt Euch Gott durch dieſen Mann —
Er wird, wie ich vernommen,
Noch dieſen Abend kommen.“

Und als der Rittersmann noch ſprach,
Da tönten die Trompeten,
Des Schloſſes Zugbrück mit Gekrach
Sank raſſelnd in den Ketten;
Es kam der fromme Adelſtan
Aus dem gelobten Lande an;
O welch ein Wiederſehen,
Nach ſo viel Schmerz und Wehen!

Der Ritter, der ſo keck und kühn,
Erhielt des Fräuleins Leben,
Und — was noch mehr — mit edlem Sinn
Dem Freunde ſie gegeben,
Begleitet noch das holde Paar
Zum buntbekränzten Traualtar,
Und ſprengt dann froh und heiter
Auf ſeinem Schimmel weiter.

Die Freudenpoſt: „Der Drach' iſt todt!“
Geht ſchnell von Mund zu Munde,
Und Alles dankt und lobet Gott
Viel Meilen in die Runde;
Mit Freudenthränen in dem Blick
Kehrt das verſcheuchte Volk zurück —
Das Schloß ſteht hoch in Mitten
Beglückter froher Hütten.

Der Ritter ward nach ſeinem Tod
Den Heil'gen beigezählet,
Vom Landmann nach dem lieben Gott
Zum Schutzpatron erwählet.
In mancher Kirche prangt ſein Bild,
Mit Schwert und Lanze, Helm und Schild;
Der Schimmel nebſt dem Drachen
Wird es euch kenntlich machen.

Vorzüglich ward der edle Held
Ohn' Furcht und ohne Tadel,
Gar hoch verehrt vor aller Welt
Vom deutſchen Ritteradel.
Wo nur ein Sohn die Welt erblickt,
Da ſprach der Vater hochentzückt:
„Den edlen Mann zu preiſen,
Muß er mir Georg heißen!“

Sankt Menrad.

Tief in einer ſtillen Wüſte,
Dort im lieben Schweizerland,
Steht ein alterndes Kapellchen
Nebſt dem moosbewachſ'nen Zellchen
An der rauhen Felſenwand.

In der kleinen Klauſe lebte
Vor uralter, grauer Zeit
Menrad mit den Silberhaaren,
Reich an Tugend und an Jahren,
In dem Ruf der Heiligkeit.

Wenn noch kaum die Morgenröthe
Durch die Tannengipfel drang,
Tönete ſchon laut und helle
In dem Thürmlein der Kapelle
Seines Glöckleins frommer Klang.

Gott weiht er den goldnen Morgen,
Kniete, himmelwärts den Blick,
Am Altare manche Stunde,
Sang auch oft mit frohem Munde
Gottes Lob — der Tugend Glück.

Drauf ging er in's kleine Gärtchen,
Grub es um mit eigner Hand,
Setzt' und tränkte manche Pflanze,
Bis der Mond mit hellem Glanze,
An dem dunkeln Himmel ſtand.

Saß dann in der Gartenlaube
An dem Tiſch mit frommem Dank —
Aß genügſam, froh und heiter
Selbſt gebaute Frücht' und Kräuter,
Und die Quelle war ſein Trank.

Doch das liebſte der Geſchäfte
War ihm armer Wandrer Pfleg',
Herzensluſt ihm, die Verirrten
In der Zelle zu bewirthen,
Sie zu führen auf den Weg.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward als Vater er geehrt;
Mancher kam mit ſchwerem Herzen,
Fand hier Lind'rung ſeiner Schmerzen,
Ging getröſtet und belehrt.

Selbſt des wilden Waldes Thiere
Ehreten den Gottesmann,
Hüpften froh um ihn mit Schmeicheln,
Ließen wohl von ihm ſich ſtreicheln,
Blickten ihn ſo traulich an.

In des Winters rauhen Tagen
Kamen arme Vögelein
In die warme Zelle gerne,
Pickten hingeſtreute Kerne,
Flogen heimiſch aus und ein.

Doch vor allen ein Paar Raben,
Faſt als hätten ſie Verſtand,
Waren herzlich ihm gewogen,
Kamen an den Tiſch geflogen,
Aßen zahm aus ſeiner Hand.

So floß, wie am nahen Felſen
Durch des Thälchens ſanftes Grün
Sich ergoß die Silberquelle,
Still und ruhig, rein und helle,
Seine Lebenszeit dahin.

Einſt vor Tages Anbruch kniete
Er vor dem Altar ſo da,
Auf dem, in der Jungfrau Armen,
Voller Huld und voll Erbarmen,
Man den Himmelsknaben ſah.

Röthlich glänzt das holde Bildniß,
Von der Silberlamp' erhellt,
Die ein Ritter, deſſen Wunden
Menrad liebevoll verbunden,
Einſt dem Kirchlein zugeſtellt.

Während ſo der Alte betet,
Stürzt herein ein Räuberpaar;
Unter ihren Mörderhänden
Muß er, ach! ſein Leben enden —
Blutbeſpritzt ſteht der Altar.

Mit der ſchweren Ampel ſchleichen
Scheu die Mörder ſich davon —
Dem Gerichte zu entlaufen,
Und das Silber zu verkaufen,
Ihrer Mordthat Sündenlohn.

Aber horch, welch ein Gekrächze,
Das ſo ſchau'rlich Rache ruft!
Sieh, die treuen Raben eilen,
Schnell gleich abgedrückten Pfeilen,
Kläglich ſchreiend durch die Luft.

Wild die ſchwarzen Flügel ſchlagend,
Stürmen rauſchend ſie heran,
Und mit ſcharfgeſpitzten Krallen,
Und mit ſtarken Schnäbeln fallen
Wüthend ſie die Mörder an.

Fruchtlos trachten die zu fliehen,
Schutz zu ſuchen fern und nah',
Sieh, die Schreckensvögel weichen
Keinem Drohen, keinen Streichen —
Immer ſind ſie wieder da.

Armer Hirten Söhne wurden
Dieſes Schauſpiel bald gewahr;
„Seht des frommen Menrads Raben!"
Schreien die erſchrocknen Knaben,
Und ſchon kommt der Hirten Schaar.

Feſt mit ſtarken Fäuſten greifen
Sie das freche Mörderpaar,
Führen ſie zu Menrads Zelle,
Finden dort in der Kapelle
Menrads Leichnam am Altar.

Wie verſteinert ſteh'n die Hirten,
Todtenbläſſe im Geſicht;
Drauf im furchtbaren Gedränge
Führet ihre ganze Menge
Fort die Mörder vor Gericht.

Schnell, wie Gottes ſtarker Donner
Schwer von Berg zu Berge hallt,
Breitet ſich die Trauerſage,
Schrecken, Angſt und laute Klage
Rings umher durch Feld und Wald.

Sieh, der Landvogt, ernſt und ſtrenge
Sitzt ſchon auf dem Richterthron,
Rings umſtürmt ihn Volksgetümmel,
Und an Gottes hohem Himmel
Siehet man die Raben ſchon.

Durch's Gedränge ſchleppt die Mörder
Jetzt die Hirtenſchaar herbei,
Bringet vor die ſchwere Klage —
Wie zum Zeugniß der Ausſage
Tönt der Raben Rachgeſchrei.

Bleich und zitternd ſteh'n die Mörder,
Läugnen nicht den blut'gen Mord,
Staunend ſchweigt der Richter lange,
Stille harrt das Volk und bange —
Endlich — horcht! — nimmt er das Wort:

„Gott, Du biſt" — ruft er mit Eifer,
„Und gerecht iſt dein Gericht!
Zittert heimliche Verbrecher,
Gott iſt böſer Thaten Rächer —
Ziehet alle einſt an's Licht."

Schaudernd ſtand die bange Menge,
Tief durchdrang, gleich einem Pfeil,
Furcht ſie vor dem höchſten Richter —
Und das Haupt der Böſewichter
Fiel, wie's Rechtens, unterm Beil.

Das gelbe Haar.

Eine Begebenheit aus Deutſchlands Befreiungskriege.

„Das Vaterland iſt in Gefahr,
Es naht das Heer der Franken;
Ein Elend droht — für immerdar
Ach ohne Maaß und Schranken!“
So ſcholl ein Ruf durch's ganze Land,
Zum Schwerte greift des Kriegers Hand,
Entſchloſſen Blut und Leben
Für's Vaterland zu geben.

Der Jüngling, ſchnell gerüſtet, fleht
Noch um der Eltern Segen;
Der Mann, vom Weib ſich reißend, geht —
Und ſtürzt dem Feind entgegen.
Die Kinder ſchrei'n und jammern laut,
Es weinen Mutter, Schweſter, Braut —
Mit thränenvollen Blicken
Zu Gott Gebete ſchicken!

Der Krieg erſchöpft des Geldes Quell;
Man kann's nicht mehr erſchwingen!
Die Frauen und die Jungfrau'n ſchnell
Den Schmuck zum Opfer bringen.
Sie ſchonen Gold und Silber nicht —
Manch köſtlich Kleinod kommt an's Licht,
Und muß mit vielen andern
Sogleich zur Münze wandern.

Ein armes Fräulein in der Stadt
Nur wußte nichts zu geben;
Ach, eine frühe Waiſe, hat
Sie ſelber kaum zu leben!
Sie war vor allen ſchön und hold,
Der Locken Fülle glich dem Gold;
Doch lebt beſcheiden immer
Sie auf dem kleinen Zimmer.

Ihr blaues Aug' zum Himmel ſchaut
Für Volk und König bange,
Und manche helle Thräne thaut
Auf ihre Roſenwange.
„Noch nie fiel mir die Armuth ſchwer,
Allein nun drücket ſie mich ſehr,
Was ſoll ich doch beginnen?
Ach Gott, laß mich's erſinnen!“

Zur Scheere greift ſie jetzt geſchwind,
Ach ſeht — wie ſich mit Freude,
Das gute, hochgeſinnte Kind
Der Haare Schmuck abſchneide!
Sie ſagt der alten Dienerin:
„Verkauf dies Haar — und den Gewinn
Mußt du auf's Rathhaus tragen,
Doch, wer ihn gab nicht ſagen."

Allein des Fräuleins edle That,
Sie blieb nicht lang verborgen;
Es ſprach davon die halbe Stadt
Schon an dem nächſten Morgen:
„Wer hätte ſonſt ſo ſchönes Haar?
Man weiß gar wohl, von wem es war!
O jede Zunge preiſe —
Die gute arme Waiſe!"

Ein Goldarbeiter hört's — und ihn
Faßt der Begeiſt'rung Feuer;
Er fliegt zum Haarekräusler hin,
Und zahlt das Haar ſehr theuer.
„Nun," ruft er, „nun zur Arbeit ſchnell,
Es rühr' ſich Meiſter und Geſell,
Daß bei zehn Tauſend Ringen
Wir bald zu Stande bringen!"

Er ſchürt mit Macht der Eſſe Glut,
Er ſchmelzet Gold mit Eilen,
Entflammet der Geſellen Muth
Zum Hammern und zum Feilen.
Der ganze Tag, die halbe Nacht
Wird ſtets mit Arbeit zugebracht;
Man ſieht der Ringe viele —
Allein zu welchem Ziele?

Das Beſte fehlet noch fürwahr!
Nun muß in allen Ringen
Sich aus des Fräuleins gelbem Haar
Des Königs Namen ſchlingen.
Seht wie die Züge fein und zart
Ein glänzender Kriſtall verwahrt!
Ach wer ſie nur erblicket,
Der wird davon entzücket!

Bekannt nunmehr der Künſtler macht
Den Herren und den Frauen,
Was er mit Gott zu Stand gebracht;
Er fleht, das Werk zu ſchauen!
„Mir,“ ſpricht er, „werde kein Gewinn,
Was ich gewinne, geb' ich hin,
Seys viel nun oder wenig,
Zu dienen unſerm König!“

Des Beifalls Jubel hörte man
Bald überall erſchallen;
Was da der brave Mann erſann —
Wem ſollt' es nicht gefallen?
Vom Morgen bis zum Abend ſpat
Sieht man die ganze Königſtadt
Ins Haus des Künſtlers dringen,
Sich zu verſeh'n mit Ringen.

Wem je ein Herz im Buſen ſchlägt
Wer ſeinen König ehret,
Der goldnen Ringe einen trägt —
Ihr Werth ſich ſtündlich mehret.
Man kauft ſie aus der zehnten Hand,
Dem König und dem Vaterland
Sich hülfreich zu erweiſen,
Zu ungeheuern Preiſen.

Jetzt wird die Freudenbotſchaft: „Sieg!"
Mit Himmelsluſt vernommen;
Der König kehrt zurück vom Krieg —
Und läßt das Fräulein kommen.
Erröthend tritt ſie vor den Thron;
Ihr ahnet nichts von einem Lohn,
Sie wagt vor bangem Beben,
Den Blick kaum zu erheben.

„Du liebes Kind," der König ſpricht,
„Von Allen, die da leben,
Hat Keine, auch die Reichſte nicht,
So viel wie du gegeben.
Du gabſt von deinem Haupt das Haar,
Gott ſegnete es wunderbar!
Die erſte meiner Thaten
Sey nun — dich auszuſtatten."

Und eine Thräne hell und ſchön
Erglänzt in ſeinen Blicken,
Und Alle, die im Saale ſteh'n,
Ergreifet Ein Entzücken.
„An König und an Vaterland
Knüpf' ewig uns der Liebe Band!"
Hört man den Saal erſchallen —
Die Welt es wiederhallen!

Die kleine

Lautenſpielerin.

Ein

Schauſpiel mit Geſang

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Benno, ein alter Einſiedler.
Adelbert von Hohenfels, Ritter.
Marquard, deſſen Knappe.
Mathilde, eine arme Edelfrau.
Agnes, ihre Tochter.
Ein Bauer.
Eine Bäuerin.
Georg, }
Röſe, } ihre Kinder.
Lieschen, }
Ein Hirtenknabe.
Ein Hirtenmädchen.

Der Schauplatz iſt in drei verſchiedenen Gegenden des Gebirgs.

Erſter Aufzug.

Der Schauplatz ſtellt eine Einſiedelei im Gebirge vor, mit Gebüſch und Felſen umgeben. Gegen den Hintergrund ſieht man eine alterthümliche Kapelle von edler Bauart, mit einem vergoldeten Kreuz auf dem Thürmchen; die Zelle des Einſiedlers von ähnlicher Bauart, dabei ein Gärtchen mit Blumen und blühendem Geſträuch. Auf einer Seite des Vordergrundes ſtehen ein Paar Obſtbäume, unter denen ſich ein kleiner Tiſch nebſt einigen Sitzen befindet; auf der andern Seite ein Baum, an dem eine Harfe hängt. Es iſt Morgen. Ein dämmerndes Roſenlicht erhellt die Einſiedelei, die Felſen und Bäume, und geht erſt nach und nach in die volle Beleuchtung über. Die Muſik, in der ſich vorzüglich Hirtenſchallmeien hören laſſen, dauert noch fort, nachdem der Vorhang aufgezogen. Das Glöcklein im Thurme fängt an ſich zu bewegen, und ſein Klang ſtimmt in die Muſik mit ein.

Erſter Auftritt.

Benno, der Einſiedler.

(Er kommt aus der Kapelle, läßt ſich einige Augenblicke auf ein Knie nieder, betrachtet dann die umliegende Gegend, und ſingt:)

Sieh der Himmel ſtrahlet
Hell und roth wie Glut!
Der ſo ſchön ihn malet,
Gott, o Gott iſt gut!

Wie im goldnen Schimmer
Das Gebirge ruht!
Schweigend ſpricht es immer:
Gott, o Gott iſt gut!

Sieh der Felſenquelle
Purpurhelle Fluth!
Ruft nicht jede Welle:
Gott, o Gott iſt gut!

Aus goldgrünen Blättern
Pipt des Hänflings Brut,
Tönt des Hänflings Schmettern:
Gott, o Gott iſt gut!

Und der Hirtenknabe,
Schön wie Milch und Blut,
Singt, geſtützt vom Stabe:
Gott, o Gott iſt gut!

Auf mein Herz, und ſchlage
Fröhlich und voll Muth!
Jeder Pulsſchlag ſage:
Gott, o Gott iſt gut!

(Nach dem Geſange horcht er auf ein Mal auf die Fußtritte, die er vernimmt, und geht dann in die Zelle; die Muſik ſpielt noch eine Weile fort.)

Zweiter Auftritt.

Ritter Adelbert, Hirtenknabe.

Hirtenknabe, (mit Strohhut, Hirtenſtab, und Hirtentaſche; vorauseilend.) Sieh, lieber Herr! Hier iſt die Klauſe, in der unſer guter Vater Benno wohnt.

Adelbert, (in prächtiger Ritterkleidung, jedoch ohne Harniſch und Helm, eine Lanze anſtatt des Reiſeſtabes in der Hand, ein Schwert an der Seite und einen Hut mit hohen Federbüſchen auf dem Kopfe. Im Hereintreten:) Hier alſo? Schön, wirklich ſehr ſchön! Ein liebes, trauliches Plätzchen. Der alte Mann wußte ſich ſeinen Aufenthalt wohl zu wählen. (In die Ferne ſchauend.) Und die Ausſicht über die dunkeln Tannenhügel in die weite Ebene iſt unermeßlich! O herrlich, herrlich! (Indem er ſeinen Geldbeutel hervorzieht.) Ich danke dir, guter Knabe, für deine freundliche Begleitung, und hier haſt du für deine Gefälligkeit eine kleine Belohnung.

Hirtenknabe. Ei was! Sich für eine ſo kleine Mühe bezahlen zu laſſen? Pfui, das wäre nicht ſchön! Mein Vater hat das Geſchenk für die Nachtherberge in unſerer Sennhütte, das ihr ihm aufnöthigen wolltet, ja auch nicht angenommen.

Adelbert. Nimm, nimm; ich gebe es dir gerne.

Hirtenknabe. Wie? Was? Gelbes Geld? Das iſt ſeltſam. Ich kenne nur weißes und rothes.

Adelbert. Aha! Dir ſind nur Silberſtücke und Kupfermünzen bekannt. Das da iſt aber ein Goldſtück!

Hirtenknabe. Ein Goldſtück! So laß es mich Wunders halber doch näher beſehen. — Wunderlich, daß man aus dem kleinen Ding da ſo viel Weſens macht! Gehört habe ich wohl ſchon von dem Golde; dieſes da iſt aber das erſte, das ich ſehe. Ich meinte Wunder, was es wäre! Da haſt du es wieder; ich finde nichts Beſonderes daran.

Adelbert. Nicht? Doch, — du kenneſt es nicht. Sieh, das kleine Ding da hat einen großen Werth. Dafür könnteſt du leicht zwei Ziegen oder zwei Schafe kaufen.

Hirtenknabe. Du treibſt deinen Spaß mit mir. Wer für das kleine Dingelchen da zwei Ziegen oder Schafe geben wollte, der müßte ja unter dem Hütlein nicht recht richtig ſeyn. Ich gäbe dir nicht einmal meinen Hirtenſtecken dafür.

Adelbert. Glaube mir, Knabe, die Leute, die viel Gold beſitzen, hält man für ſehr glücklich. Für Gold kann man Alles haben.

Hirtenknabe. Das wäre! Ei, ſo gieb mirs. Unſer Nachbar iſt krank. Er kann nicht ſchlafen, mag nicht eſſen und iſt immer ſehr kleinmüthig und niedergeſchlagen. Dem will ich das Ding bringen, damit er ſich Geſundheit, Schlaf, Appetit und ein fröhliches Herz kaufe.

Adelbert. Ja, dies kann man nicht kaufen. Aber man kann ſich für Gold dennoch eine Menge ſchöner und nützlicher Sachen anſchaffen.

Hirtenknabe. Hum! Wir Leute im Gebirge haben ſchon Alles, was wir brauchen, und wohl noch mehr Schönes und Gutes, als wir eben zum Leben geradezu nothwendig hätten. Unſer kleiner Acker, unſer Garten, unſre Wieſe, unſre Schafheerde, unſer Wald geben uns Brod und Obſt, Gemüſe und Milch und Honig und Flachs und Wolle und Holz im Ueberfluſſe. Ich kann mir gar nicht einfallen laſſen, was wir uns noch weiters kaufen ſollten.

Adelbert, (für ſich mit einem Blick zum Himmel.)

Selige Menſchen, denen die mancherlei künſtlichen Bedürfniſſe der Städter nicht einmal dem Namen nach bekannt ſind! Ja, hier, wo man das Gold nicht kennet oder nicht achtet, hier iſt noch die goldene Zeit. (Zu dem Hirtenknaben.) In deinen Worten, Knabe, liegt mehr Weisheit, als du ſelbſt weißt. Du, kleiner Hirt, biſt ein großer Philoſoph.

Hirtenknabe. Was iſt denn das für ein Thier? — Wenn das ein Schimpfnamen iſt, Herr, ſo will ich ihn mir verbeten haben. Hört Ihr?

Adelbert. Sey ruhig, Kleiner! Dieſer Name iſt in vieler Hinſicht ſehr rühmlich. Ich will dich nicht beſchimpfen! — Du haſt mir einen großen Dienſt erwieſen, daß du mir den Weg hieher gezeigt haſt; und dein Geplauder machte mir viel Vergnügen. Ich möchte dir auch gerne Freude machen. Wenn ich in dieſem Augenblicke nur wüßte, womit!

Hirtenknabe. Kannſt du vielleicht ſingen, lieber Herr! Ein Liedlein wäre mir lieber, als dein Gold.

Adelbert. Ich kann wohl ein wenig ſingen; aber ich bin ſo traurig, daß mir alle Luſt zum Singen vergangen iſt. Ich bin ſehr unglücklich!

Hirtenknabe. Was hilft dir dann dein Gold? Siehſt du nun, daß uns das Gold nicht glücklich macht! Nein, nein, meine Lieder ſind mir lieber, als Gold; ich ſinge ſie immer, und bin dabei ſo fröhlich, ſo fröhlich, daß ich mein fröhliches Gemüth nicht um einen ganzen Sack voll Gold geben möchte. Höre nur einmal! (Er ſingt, und hüpft und ſpringt dabei:)

Das Lamm auf der Weide
  Iſt fröhlich und froh;
Vor Luſt und vor Freude —
  Da hüpfet es ſo.

Wer auch ſo unſchuldig,
  So fromm und ſo gut,
So ſanft und geduldig —
  Hat fröhlichen Muth.

Wie Maiklee dem Schäfchen,
  So ſchmeckt ihm ſein Brod,
Und ſanft wie ſein Schläfchen
  Iſt ihm einſt der Tod.

Adelbert. Bravo, Kleiner, Du haſt ein ſehr artiges Stimmchen, und das Liedchen iſt auch nicht übel! Jetzt aber gehe indeſſen dort hinüber zu meinem Diener, der an jenem Felſen auf mich wartet. Ich habe mit dem Einſiedler beſonders zu reden.

Hirtenknabe. Nun wohl! Macht es aber nicht zu lange! Mir und meinen Schafen möchte ſonſt die Geduld ausgehen. (Er hüpft und ſpringt fort.)

Dritter Auftritt.

Adelbert.

Ein munterer Knabe! Freilich weiß er wenig von Höflichkeit und feiner Sitte. Aber er hat geſunden Verſtand und ein edles Herz — und das iſt mehr werth. Feine Sitte ohne ein edles Herz iſt doch nur eine goldene Einfaſſung, die einen falſchen Stein umſchließt.

Vierter Auftritt.

Adelbert, Benno.

Adelbert (zieht die Klingel an dem Pförtchen der Klauſe.)

Benno (öffnet die Thüre und kommt heraus.) Gott grüß Euch, ſehr edler Herr! Was führt Euch ſo früh am Morgen hieher, und womit kann der alte Benno Euch dienen?

Adelbert. Ich bin ein Unglücklicher, der Troſt ſucht.

Benno. O ſo ſeyd mir willkommen! Jeder Unglückliche iſt mir ein Bruder oder Sohn. Denkt, es iſt Euer Vater, der Euch die Hand bietet. Was in Vater Benno's Vermögen ſteht, ſteht Euch zu Dienſten. Alles, was ich habe, iſt Euer. Kommt, ſetzt Euch hieher! Ihr ſeyd müde vom Steigen. Hunger und Durſt werdet Ihr wohl auch haben. Der ganze Reichthum meiner armen Hütte iſt Euer. Setzt Euch da auf die Moosbank unter den Baum; ich bin ſogleich wieder hier. (Er geht in die Zelle.)

Fünfter Auftritt.

Adelbert.

Ein lieber, freundlicher Greis! Der Ruf, der gerne zu viel ſagt, hat von ihm zu wenig geſagt. Ich fühle mich hier, wie zu Hauſe. Wirklich kann ich ihm vertrauen, als wäre er mir Vater oder Bruder. (Er ſetzt ſich.)

Sechster Auftritt.

Adelbert, Benno.

Benno (kommt mit einem irdenen Kruge, einem Paar hölzernen Bechern, einem Teller mit Brod und einem Körblein voll Früchte, und ſtellt alles auf den Tiſch.) Nehmt vorlieb, Ritter! Ein guter Wille iſt das beſte Gericht, das ich Euch aufſetzen kann; ſo wie Hunger der beſte Koch iſt — und den bringt Ihr, glaube ich, mit.

Adelbert. Ach guter Vater Benno, mir iſts jetzt nicht um Speis und Trank. Ich bin ſo traurig — —

Benno. Eben darum trinkt einen Becher. (Er ſchenkt ein.) Der Wein erheitert das Herz des Menſchen. Verſchmäht Gottes Gabe nicht! Trinkt erſt und dann erzählt. Der Wein öffnet das Herz. Seht, da bring ich es euch zu. Alle fröhlichen Menſchen ſollen leben, und allen Traurigen gebe Gott Troſt und Freude ins Herz, damit ſie auch wieder unter die Zahl der Fröhlichen gehören. Stoßet an darauf!

Adelbert (ſtoßt an.) Ja, das wolle Er. Allen Traurigen wolle Gott Troſt und Freude geben, und alle Fröhliche vor ſolchen Leiden bewahren.

Benno. Nun, nun, die Leiden ſind darum ſo übel nicht. Gott iſt ein guter Vater; Er meints gut, wenn Er uns Leiden ſendet. Immer kann die Sonne nicht ſcheinen; auch Wolken und Ungewitter ſind ein Segen der Erde. Es gehörte Sonnenſchein und Regen dazu, daß der edle Wein, der da im Becher wie Gold blinkt und Perlen wirft, reifen konnte. Eben ſo iſt Glück und Unglück zum Gedeihen edler Gemüther nothwendig. Ei ſieh, da fällt Euch eine Zähre in den Wein. Glaubt mir, ich ehre dieſe Zähre. Aber was Euer Anliegen auch ſeyn möge — ſeyd guten Muths. Immer ſtürmt und regnet, blitzt und donnert es nicht. Es werden auch für Euch wieder heitere Tage kommen!

Adelbert. O nimmermehr — für mich nie mehr!

Benno. Ei warum nicht gar! Wer wollte ſo verzagt ſeyn? Doch mir gings auch ſo. Glaubt mir, ich habe auch viel gelitten. Ich war einſt ein rüſtiger Krieger, habe manchen Strauß mitgefochten, viel in Rittersburgen gelebt, und Alles, was dieſes Leben Süßes und Bitteres hat, reichlich verkoſtet. Ein böſer Pfeil machte meinen rechten Arm hier zum Kriege unbrauchbar. Das war eines meiner größten Leiden. Allein jetzt danke ich Gott für alle meine Leiden — noch mehr, als für die genoſſenen Freuden. Die Freuden machten mich trunken, die Leiden nüchtern und weiſe. Ich meinte freilich, ich würde nie mehr fröhlich lachen, und für mich ſey auf Erden keine Freude und keine Ruhe mehr. Die ganze Welt war mir zuwider. Ich verkroch mich in dieſe einſamen Felſen. Allein nicht dieſe ſtille Klauſe — ſondern Gott gab mir meine Ruhe wieder. Er macht am Ende alles recht; darum laß uns getroſt ſeyn!

Adelbert. So viel als ich, könnet Ihr doch kaum gelitten haben, guter Vater Benno. Ich will Euch jetzt Alles erzählen. Höret mich an!

Benno, (ſich ſetzend.) Das will ich — und wahrlich nicht mit kaltem Herzen.

Adelbert. Ich bin Ritter Adelbert von Hohenfels, Ritter Kuno's von Hohenfels einziger Sohn.

Benno (ſteht erſtaunt auf und bietet ihm erfreut die Hand.) Was? Der Sohn des ſeligen Kuno von Hohenfels ſeyd Ihr? O ſo ſeyd mir noch einmal — ſeyd mir zweifach willkommen! Euer ſeliger Vater war ein ſehr edler, tapferer Ritter! Ich habe ihn wohl gekannt; ich habe ehemals unter ihm gedient. Hoch und herrlich ſtand ſeine Burg auf dem Felſengipfel eines waldigen Berges, wie die Krone auf dem Haupte eines Königs. So weit man von dem Berge in das Thal ſehen konnte, war Alles ſein Eigenthum — Aecker, Wieſen und Wälder; alle Bewohner des Thales waren ſeine Lehensleute. Eure Mutter — Gott habe ſie ſelig! — war eine vortreffliche Frau; wahrhaftig fromm und tugendhaft. Auch Euch, lieber Adelbert, habe ich als einen holden, blühenden Knaben einige Male geſehen. Ihr waret damals noch kaum ſechs Jahre alt, und werdet mich unter der Menge von Kriegsleuten kaum bemerkt haben. Allein wir alle hatten an Euch große Freude, wann wir vor einem Feldzuge in dem Burghofe verſammelt waren, und Ihr zu uns herab kamet! — Ach, mein Gott, wie doch die Zeit vergeht! Damals waret Ihr ein Kind, und jetzt ſeyd Ihr ein ſtattlicher Mann! O, ich kann es nicht ausſprechen, wie es mich alten Mann freuet, in Euch, theurer Ritter Adelbert, den Sohn meines ehemaligen Feldhauptmannes und Anführers im Kriege zu erblicken.

Adelbert. Ich erinnere mich nicht, Euch je geſehen zu haben. Es thut aber meinem Herzen innigſt wohl, hier ſo unerwartet Einen von den tapfern Kriegsgefährten meines ſeligen Vaters zu finden. Um ſo getroſter erzähle ich Euch nun meine Geſchichte.

Benno, (indem er ſich wieder ſetzt.) Ich bin ſehr begierig, ſie zu hören!

Adelbert. Nach dem frühen Tode meiner lieben Eltern nahm mich Ritter Otto von Rauhenfels, ein Jugendfreund meines Vaters zu ſich auf ſeine Burg, die viele Tagreiſen von hier entfernt iſt. Er erzog mich und gab mir ſeine Tochter, Fräulein Theodolinde, zur Ehe. Sie war das Bild der Schönheit und Anmuth. O ſie war ſo gut, ſo beſcheiden, ſo ſittſam, ſo holdſelig, ſo ſanft — daß ich es euch gar nicht beſchreiben kann. Ich zog mit ihr nach Hohenfels. In unſerm großen Hausweſen fiel alle Tage etwas Unangenehmes vor, wie das unterm Monde ſo zu gehen pflegt. Aber nie ſah ich ſie zornig — und doch gehorchten ihr alle Leute in der Burg aufs Wort. Sie wurde Mutter eines holden Kindes. In keiner Kirche ſah ich je ein ſo ſchönes, lockiges Engelköpfchen, als die kleine Adelinde es war. Das Kind kannte mich bereits, lächelte mir entgegen, fing an den Namen Vater zu ſtammeln und machte mir tauſend Freuden. Da brach der Krieg aus. Ich mußte fort. Was das für ein Abſchied war, kann ich nicht ausſprechen. Zwar das Kind begriff noch nichts von dem, was vorging; aber die Mutter — mein liebes Weib — wurde ohnmächtig aus meinen Armen getragen.

Benno. Das war hart! Ich weiß wohl, wie das iſt. Ich habs auch erfahren. — Doch erzählt weiter!

Adelbert. Was der Krieg für eine unglückliche Wendung genommen, wie wir der Uebermacht weichen mußten, wie unſer ganzes Land von Feinden überſchwemmt, unſre Burgen erſtürmt, Städte und Dörfer mit Feuer und Schwert verheert wurden, wißt Ihr. Es kamen faſt täglich aus unſerm geliebten Vaterlande die traurigſten Nachrichten — eine immer ſchrecklicher als die andere — bei unſerm Kriegsheere an. Ich war ſehr bekümmert um Weib und Kind; allein ich konnte das Heer nicht verlaſſen. Ich ſchickte daher einen meiner treueſten Knappen, in einen Pilger verkleidet, nach Hohenfels, Kundſchaft einzuholen, wie es dort ſtehe, und wartete nun täglich auf ſeine Zurückkunft. Wie mir die Zeit über zu Muthe war, könnet Ihr Euch denken. Ich führte ein trauriges Leben. Ganze Tage hatten wir gegen die Feinde zu kämpfen, und ganze Nächte konnte ich vor Kummer und Sorge kein Auge ſchließen.

Benno. Das habt Ihr nicht gut gemacht, lieber Adelbert! Half Eure Sorge Etwas? Ach, ich war auch oft herzlich um meine fernen Lieben bekümmert. Allein ich befahl ſie immer in einem brünſtigen Gebete Gott, der für Alle ſorgt, und ſie gewiß mehr liebte, als ich — und ſchlief dann ruhig die ganze Nacht hindurch. Vertrauen auf die ewige Liebe läßt ſanft und ſorgenfrei ſchlafen.

Adelbert. Mein treuer Knappe kam nicht mehr zurück. Bis dieſe Stunde habe ich nichts mehr von ihm gehört. Leider muß ihm ein Unfall begegnet ſeyn! Es wurde endlich Friede. Ich kehrte zurück in die liebe Heimath. Aber ach — was für ein herzzerſchneidender Anblick wartete da auf mich! Schon von Weitem ſah ich den halb zerſtörten Thurm und die leeren Fenſteröffnungen meiner abgebrannten väterlichen Burg. Der Feind hatte ſie in Brand geſteckt. Ich langte in unſerm Thale an. Auch das Dorf war abgebrannt. Die armen Landleute, die neben den Brandſtätten ihrer Wohnungen in Hütten von Tannenäſten wohnten, begrüßten mich mit lautem Wehklagen. Sie verkündeten mir die Schreckensbotſchaft: Meine Gemahlin und mein Kind ſeyen Beide todt. Die gute Frau, erzählten ſie, habe ſich mit ihrem Kinde in der Nacht über den reißenden Strom, der dicht an den Mauern unſrer Burg vorbei fließt, vor dem Feinde retten wollen — und da habe das Schifflein umgeſchlagen, und Beide ſeyen ertrunken. O Benno, mit welchem zerriſſenen Herzen ritt ich vollends den Berg hinauf. Mit heißen Thränen irrte ich im Schutte umher, und ſuchte die Stellen auf, wo ich als Knabe und als Mann ſo glücklich geweſen! Der ungeheure Ruin war mir ein Bild meines zerſtörten Glückes. Ich blieb die ganze Nacht auf einem herabgeſtürzten Quaderſtücke ſitzen. Ich lehnte das müde Haupt an die Mauer, die noch von dem feindlichen Feuer geſchwärzt war, und meine Augen ſuchten vergebens den Schlaf. Hundertmal blickte ich zum Himmel auf, der voll ſchwarzer Regenwolken hing. Ach, ich ſaß an eben der Stelle, wo einſt unſre gemeinſchaftliche Wohnſtube geweſen, wo ich in ſtürmiſchen Regennächten mit Theodolinde und manchen lieben Freunden mich des freundlichen Kaminfeuers gefreut! Und nun ſtürzte der Regen in Strömen auf mich herab; der Sturm heulte in den hohlen Mauern; nirgends fand ich mehr einen Ort, mich gegen den Ungeſtüm des Wetters zu verbergen. Ach, mein zerſtörtes Schloß iſt wohl wieder gebaut; auch die Wohnungen der guten Landleute ſind wieder hergeſtellt; aber mein zerſtörtes Glück läßt ſich nicht mehr herſtellen!

Benno. Habt Ihr ſonſt nichts, was Euch das Herz beſchwert?

Adelbert. Sonſt von der Welt nichts. Iſt dieſes aber nicht ſchon zu viel?

Benno, (aufſtehend) O ſo ſeyd Ihr nicht ſo unglücklich, als Ihr denkt! — Wohl Dir, lieber Sohn, daß kein Verbrechen Dein Herz belaſtet. An all dem Jammer, der über Dich gekommen, biſt Du nicht ſchuld; und nur die Schuld macht wahrhaft elend; wegen alles Andern darf uns der Muth nicht entfallen. Ein liebes Weib, ein holdes Kind verlieren iſt hart, ſehr hart für ein fühlendes Herz. Aber ſey getroſt, und vernimm jetzt nur Eines! Wenn ich Dir ſagte: Deine Gemahlin lebe, Dein liebes Kind auch — aber fern von hier in einem Lande, das der Sonne näher liegt, wo ſchönere Blumen blühen, edlere Früchte reifen, wo es beſtändig Frühling iſt, wo keine ſchwarze Wolke den heitern Himmel trübt, wo es keine Stürme, keine Ungewitter gibt, wäreſt Du es nicht zufrieden?

Adelbert. Ach, wenn ſie nur lebten, und wenn ich nur zu ihnen kommen könnte, dann wäre Alles gut. Allein ſie ſind nur zu gewiß todt.

Benno. Nein, ſie leben — leben Beide glücklich — und Du wirſt zu ihnen kommen. Es iſt nur eine kleine Tagreiſe dahin.

Adelbert. Benno! Verſteh ich Euch auch? Von welchem Lande redet Ihr? Welcher Weg führt dahin? Um Gottes willen, redet deutlicher!

Benno. Lieber Sohn! Das Land, von dem ich rede, iſt da droben; die kleine Tagreiſe dahin iſt unſer Erdeleben. Wenn Deine Theodolinde — was mir jedoch noch nicht ganz ausgemacht ſcheint — wirklich todt ſeyn ſollte, ſo lebt ſie dort oben. Dort wirſt Du ſie wieder ſehen. O, herrlicher, ſchöner, als Du ſie, an ihrem Brauttage geſehen, wird ſie, Deine verklärte Gemahlin, mit offenen Armen Dir entgegen kommen, und Dir Dein Kind, als einen holden, ſchönen Engel, zuführen — nie mehr werdet Ihr dann von einander getrennt — Eure Seligkeit wird durch keinen Wechſel mehr geſtört werden — kein Feind, kein Feuer, kein Unfall, kein Tod kann Euch mehr ſchaden. Adelbert, komm an meine Bruſt; blick da hinauf zum ſchönen blauen Himmel, an dem die goldene Sonne glänzt, an dem zu Nacht Gottes Sterne funkeln! Macht Dir dieſer Blick das Herz nicht leicht? Kommt kein Troſt in Dein Herz?

Adelbert. Ach, ich weiß nicht, wie mir wird in Deinen Armen, Du guter, frommer Greis! Du haſt den Weg zu meinem Herzen gefunden. Es erwarmet an dem Deinigen. Ich ſegne die Stunde da ich den Entſchluß faßte, Dich zu beſuchen. Du haſt mich ſehr getröſtet; ich kann Dir nicht genug danken!

Benno, (indem er die Hände faltet und zum Himmel blickt.) Nicht mir danke, ſondern Gott. Von Gott kommt aller Troſt.

Adelbert. Du haſt Recht; es iſt ſo. Ich lag die vorige Nacht troſtlos auf meinem Bette. Ich flehte mit thränenvollen Augen um Troſt vom Himmel. Da kam mir der Gedanke, zu Dir zu gehen, bei Dir Troſt zu ſuchen. Ein guter Geiſt führte mich hieher. Gott hat mich durch Dich getröſtet. Wenn es Dir recht iſt, ſo bleibe ich einige Tage bei Dir.

Benno. Bleibe! Eine größere Freude kannſt Du mir nicht machen. Meine ganze Hütte iſt Dein, mit Allem, was darin iſt. Nur iſt ſie auf einen ſo lieben Gaſt nicht vorbereitet. Ich gebe daher auf einen kleinen Maierhof, ein Stündlein von hier, um Lebensmittel und einige andere Kleinigkeiten zu beſtellen. Du biſt müde, Adelbert; bleibe indeſſen hier. Die Zeit ſoll Dir, hoffe ich, nicht lange werden. Ergötze Dich an der ſchönen Ausſicht hier, und beſieh die Blumen und Gewächſe meines kleinen Gärtchens. In meiner Zelle findeſt Du einige gute Bücher, und dort hängt eine Harfe — —

Adelbert. Eine Harfe — O lange habe ich keine mehr gehört! Ich verſtehe ſie zwar nicht zu ſpielen, aber meine Theodolinde ſpielte ſie unvergleichlich und ſang dazu, wie ein Engel. Ach, Alles, Alles — hier das Blumengärtchen und dort die Harfe — erinnert mich an ſie. Sie liebte die Blumen ungemein. Eines Morgens — ſie war noch meine Braut — brachte ich ihr ein Sträußchen von Maiglöcklein, Veilchen und Vergißmeinnicht. Es hatte mir geglückt, dieſe ihre Lieblingsblümchen zu einem Sträußchen zuſammen zu finden, was wohl nicht jeden Frühling gelingen dürfte. Noch denſelben Abend ſang ſie mir ein Liedchen auf dieſe Blumen, das ſie ſelbſt erdacht hatte. „Sieh,“ ſagte ſie ſcherzend, „das Sträußchen, das Du mir gabſt, pflanzte ich an meine Bruſt; es iſt aber ſchon bald verwelkt. Das Sträußchen aber, das ich Dir reiche — ſie meinte ihr Liedchen — pflanze Du in Dein Herz; die Blümchen in dem Liede währen länger — und vielleicht überleben ſie uns Beide!“ Ach, ſie hatte wohl recht! Sie ſelbſt, die ſchönſte aller Blumen, iſt vom Tode abgemäht; für mich blüht ſchon lange keine Blume der Freude mehr — und bald werde auch ich dahin gewelkt ſeyn! — Ich habe nicht einmal mehr ein Andenken von ihr. Sogar um den goldenen Mählring, den ſie mir gab, bin ich gekommen — ich weiß ſelbſt nicht, wie? Nur dies Liedchen blieb mir. Es iſt das einzige, das ich noch liebe, und zuweilen in Stunden der Einſamkeit ſinge.

Benno. Ihr macht mich neugierig! Singt mir das Liedchen doch einmal! Ich würde Euren Geſang mit der Harfe begleiten; allein mein rechter Arm, der mich ſeit geſtern wieder ſehr ſchmerzt, geſtattet es mir nicht. Ich verſuchte ſchon dieſen Morgen zu ſpielen; jedoch vergebens.

Adelbert. Da weiß ich einen Ausweg. Mein Diener, der dort drüben auf mich wartet, ſpielt ziemlich gut. — He, Marquard, komm einmal hieher!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Knappe. Hirtenknabe.

Adelbert. Marquard! Begleite das Lied, das ich ſingen werde, mit der Harfe da. Die Worte des Liedes ſind dir zwar nicht bekannt; allein es geht nach der bekannten Melodie deines Leibſtückleins.

Knappe, (in gerader militäriſcher Stellung daſtehend.) Wohl.

Benno. Geſchwind lieber Marquard, trinkt erſt einen Becher Wein, bevor Ihr zur Harfe greift.

Knappe. Sehr wohl! (Er leert den Becher auf einen Zug.)

Adelbert. Nun, wie es ſcheint, ſchmeckt dir der Wein.

Knappe. Recht ſehr wohl! (Er wiſcht den Mund, nimmt die Harfe, ſetzt ſich unter den Baum und fängt an zu ſpielen.)

Hirtenknabe, (der die Harfe mit Verwunderung betrachtet, und über ihre Töne erſtaunt.) O wie ſchön! Das klingt ſo ſüß, wie lauter Honig.

Adelbert (ſingt das folgende Lied; die zwei letzten Zeilen jeder Strophe werden von allen wiederholt.)

Es blühen drei Blümchen gar hold und ſchön
In Gottes reichblühendem Garten;
In Wäldern und Feldern, auf Bergen und Höhn
Der Engelein Hände ſie warten.

Die kindliche Einfalt mit Freuden ſie bricht,
Zu Sträußchen ſie füget, zu Kränzchen ſie flicht

Das zarte Maiblümchen, ſo hell und weiß,
Die Glöcklein wie Perlein gereihet;
Es blüht zu der göttlichen Vorſicht Preis,
Es blühet der Unſchuld geweihet.
Ehrt, ſaget das Blümchen wo immer es blüht,
Den Schöpfer der Blumen mit reinem Gemüth.

Das liebliche Veilchen, beſcheiden blau,
In grünende Blättchen verbüllet,
Den Augen verborgen die Frühlingsau
Mit ſüßen Gerüchen erfüllet;
Es duftet ſo heimlich, ſo ſüß und mild,
Beſcheid'ner Wohlthätigkeit liebliches Bild.

Das holde Vergißmeinnicht mahlt den Rand
Des Bächleins mit himmliſcher Bläue;
Es blühet, und welkte auch rings das Land,
Es treibet der Blüthen ſtets neue.
Wo Freundſchaft und Liebe ſich immer erneut,
Da bleibt es der Freundſchaft und Liebe geweiht.

Nimm, Edler, die holden drei Blümchen hin,
Zum zierlichen Sträußchen vereinet;
Dein frommer, wohlthuender, treuer Sinn
Bewahre, was jegliches meinet.
So lang uns der Blümchen Bedeutung entzückt,
Da leben wie Engel wir froh und beglückt.

(Während die letzten zwei Reimen des Liedes wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

(Eine rauhere Gegend des Gebirgs. In einem engen Thale zwiſchen hohen Felſen eine kleine Hütte, aus rohen Baumſtämmen zuſammen gefügt und mit Baumrinden gedeckt, zur Hälfte hinter einem Felſen verborgen. Der Hütte gegenüber ein großer Baum. Auf einem Felſen im Hintergrunde ein altes ſteinernes Kreuz. Die ganze Szene hat etwas Düſteres und Schwermüthiges.)

Erſter Auftritt.

Mathilde.

(Sie kommt an einem Stabe und mit einem Arbeitskörbchen aus der Hütte; ſie iſt ſehr blaß, und in tiefe Trauer gekleidet, mit einem ſchwarzen Schleier, den ſie zurückgeſchlagen hat.) Lieber Gott! Lange war ich nicht mehr unter Deinem ſchönen blauen Himmel! Lange ſah ich die grünen Zweige der Bäume nur durch das kleine Fenſterlein meiner Hütte. Mehrere Monate war ich an das Krankenbett wie gefeſſelt. O wie wohl iſt mir jezt wieder an Deiner friſchen Luft! Wie dank ich Dir, daß Du mir meine Geſundheit wieder ſchenkteſt! —

Aber matt bin ich noch, ſehr matt! — (Sie ſetzt ſich auf ein Felſenſtück und fängt an zu nähen.) Das Arbeiten will noch gar nicht vorwärts. Die Augen vergehen mir, meine Hand zittert, ich kann keinen Stich recht machen. (Sie ruht ein wenig.) Und doch muß es ſeyn! Wir haben kein Brod mehr; geſtern verzehrten wir den letzten Biſſen. Wenn ich nur eine kleine Erquickung hätte, ſo würde es beſſer gehen! (Sie näht wieder und ſteht dann ſchnell auf.) Ach Gott! Nein, es geht nicht! Was ſoll ich anfangen? Wie mich und meine Tochter ernähren? Sollen wir dahier noch Hungers ſterben? (Die Hände ringend und zum Himmel blickend.) Ach Gott, kannſt Du uns denn verlaſſen? Haſt Du uns vergeſſen? Denkeſt Du unſer denn gar nicht mehr? O ſende doch wenigſtens Troſt in mein Herz, wenn Du mir auch keine Hülfe ſenden willſt! (Sie ſetzt ſich wieder, und ſtützt die Wange auf die Hand.) Mir iſt gar nicht wohl! Ach, es liegt mir wie eine Felſenlaſt auf dem Herzen.

Zweiter Auftritt.

Mathilde. Agnes.

Agnes (kommt mit einem kleinen Korb.) Ach liebſte Mutter! Da komme ich leer. Nicht einen Biſſen Brod gab man mir. Seit der gute, alte

Jakob todt iſt, der uns immer ſo reichliche Unterſtützung verſchaffte, ſind die Leute, an die er uns gewieſen hat, ganz verändert. Sie ſagten, die Noth im Gebirge ſey überall ſehr groß; ſie hätten ſelbſt wenig mehr zu eſſen. Da pflückte ich einige Beeren für dich! Mehrere fand ich nicht. Aber, mein Gott, was helfen dieſe?

Mathilde. Je nun! Sie ſind doch immer eine kleine Erfriſchung. Laß uns Gott auch für das Wenige danken!

Agnes, (der Mutter in die Augen blickend) Du haſt wieder geweint! Weine doch nicht mehr, liebſte Mutter! Ich kann dich nicht weinen ſehen. Es thut mir zu wehe. O weine doch nicht mehr!

Mathilde. Sey ruhig, Kind! Sieh, ich lächle ja wieder.

Agnes. Ja, es geht dir aber nicht recht von Herzen. Ach Gott, wie blaß du ausſiehſt! Ich fürchte, du wirſt aufs Neue krank. O kümmere dich nicht ſo! Sonſt werde ich auch noch krank vor lauter Mitleid. Ich fühle den Schmerz ſchon in allen Gliedern.

Mathilde, (nimmt einige Beeren.) So! Jetzt iſt es mir ſchon etwas beſſer. Iß nun du die übrigen Beeren.

Agnes. Ach nein! Ich rühre keine an. Sie ſind alle für dich. Mich hungerts gar nicht, und ich könnte auch vor Traurigkeit nicht eſſen.

Mathilde. Geh in die Hütte, packe unſere nöthigſte Kleidungsſtücke zuſammen, und bringe ſie hieher.

Agnes. Den Augenblick! (Sie geht.)

Dritter Auftritt.

Mathilde.

Das gute Kind! Nur um dieſes iſt mirs leid. Ich mußte es hinein ſchicken, damit es meinen Schmerz, meine hervorbrechenden Thränen nicht ſehe. — Ach, daß ein Edelfräulein betteln ſoll, iſt ſchon hart genug — aber daß auch dieſes letzte traurige Mittel vergebens iſt, das iſt doch zu hart! — — Mir bleibt nun nichts mehr übrig, als aus dieſem meinem geheimen Aufenthalte, in dem ich mich vor meinen Feinden verborgen habe, wieder hervor zu gehen. — — O Gott! ſey Du mein Beſchützer, daß ich nicht in ihre Hände gerathe!

Vierter Auftritt.

Mathilde. Agnes.

Agnes kommt mit einem Päckchen und einer Laute.)

Mathilde. Biſt du ſchon fertig?

Agnes. Liebſte Mutter! Ich eilte, was ich konnte. Ich kann es in der Hütte allein nicht aushalten. Mir iſts ſo bange, wenn ich nicht bei dir bin.

Mathilde. Komm, liebe Tochter! Wir wollen dieſe Hütte ganz verlaſſen. Für uns iſt da kein Bleiben mehr. Wir müßten ja verhungern. Wir wollen weiter. (Sie kniet nieder.) Und Du, guter Gott, habe Dank für alle Gutthaten, die Du uns auf dieſem ſtillen Plätzchen Deiner großen weiten Erde erwieſen haſt! Sey ferner mit uns! Laß uns Menſchen finden, die Brod übrig haben — und deren Herz kein Stein iſt. (Sie ſteht auf.) Gieb mir deine Hand! ich will es verſuchen, an dieſem Stabe zu gehen. (Sie geht einige Schritte mit Mühe, und ſinkt auf einen Sitz an den Felſen hin.)

Agnes, (ſchreit laut auf.) Ach Gott! Mutter! Mutter! O lieber Gott, ſteh uns bei!

Mathilde, (erholt ſich und bricht, vom Schmerz überwältigt, in Thränen aus.) Ach, ſo elend, ſo muthlos war ich noch nie! Hilf mir doch beten, liebe Agnes, daß mein Glaube an Gottes Vorſicht nicht unterliege. (Sie lehnt das Haupt an den Felſen.)

Agnes. Mein Gott, ein hartes Kopfkiſſen für eine Kranke! Ach, wenn doch nur irgend ein Menſch uns zu Hülfe käme! (Sie kniet nieder, und blickt ſchweigend zum Himmel.)

(Eine ſanfte Stimme läßt ſich in der Ferne hören und ſingt:)

Sag', was ſollen dieſe Thränen
Auf den Wangen blaß und bleich?
Kennt nicht Gott dein banges Sehnen?
Iſt Er denn nicht gut und reich?

Agnes. Horch doch, Mutter, wie ſchön!

Mathilde. Das iſt Troſt vom Himmel!

(Man hört die Stimme etwas näher und lauter:)

Sieh, wie ſchön die Blumen blühen
Weiß und roth, und gelb und blau!
Er iſts, der nach Mittagsglühen
Sie erquickt mit kühlem Thau.

Agnes. Man verſteht jedes Wort.

Mathilde. Und jedes Wort erquickt mein Herz, wie Thau eine verſchmachtende Blume.

(Die Stimme ſingt noch näher und lauter:)

Horch, wie froh die Vögel ſingen —
Ihm, der ſie ſo reichlich nährt,
Lerchen, Finken, Emmerlingen
Stets ihr Körnlein treu beſchert.

Agnes. Gott liebt uns doch noch mehr, als die Vögelein da herum; nicht wahr, liebe Mutter?

Mathilde. Ja, meine Tochter! Der die Vögel nährt, wird auch uns ernähren.

(Ein Hirtenmädchen kommt oben am fernen Eingang des Thales zwiſchen den Felſen hervor, doch ſo daß Mathilde und Agnes ſie noch nicht ſehen können, und ſingt weiter:)

Trockne deine heißen Thränen
Von dem bleichen Angeſicht;
Bald wird Er dir Troſt gewähren,
Er vergißt dich ewig nicht.

Agnes. Das iſt gerade das, was ich ſagte. Haſt du's gehört? (Sie trocknet mit ihrem weißen Tüchlein ihr die Thränen ab.) Nicht wahr, liebe Mutter, du weineſt nun nicht mehr?

Mathilde. Nein, meine Tochter; ich weine nun nicht mehr. Ich mache mir jetzt Vorwürfe über meinen Kleinglauben. Gott hat mich auf die lieblichſte Art belehrt und getröſtet.

Agnes. Jetzt iſt das Liedchen aus. Wer es doch wohl war, der ſo ſchön ſang?

Mathilde. Ich denke, Gott leitete die Tritte irgend eines Hirtenknaben oder Hirtenmädchens hieher, und erbarmt ſich nun unſrer Noth.

Fünfter Auftritt.

Hirtenmädchen. Vorige.

Hirtenmädchen (kommt zwiſchen den Felſen herab und blickt ſuchend in alle Büſche.) Wo doch mein Lämmchen ſtecken mag? Wenn es nur nicht gar verloren iſt! (Sie betrachtet die Felſen umher.) So weit wagt' ich mich noch nie herauf in das Gebirg. Doch durch dieſes Thal hoffe ich wieder herabzukommen. (Indem ſie Mathilde und Agnes erblickt.) Himmel! Hier ſind fremde Leute; ſo viel ich ſehe aus einem andern Land! Da gehe ich wieder! — —

Mathilde. Bleibe, gutes Kind! Wir ſind arme, unglückliche Menſchen.

Hirtenmädchen. Ach du mein Gott! Arm und unglücklich! O ſagt, was fehlt Euch? Womit kann ich Euch dienen?

Agnes. Meine Mutter hat ſchon ſeit geſtern Mittag nichts mehr gegeſſen, als einige von den Beeren hier.

Hirtenmädchen. O Gottlob, daß ich mein Frühſtück noch nicht verzehrt habe. (Sie öffnet ihren Armkorb, und nimmt Brod und eine ſteinerne Flaſche nebſt einer irdenen Schale heraus.) Da nehmet, eſſet! Das Brod da iſt ſehr gut. Und da in der Flaſche iſt friſche Schafmilch. (Sie gießt davon in die Schale.) Trinkt; ſie iſt ſüß und lieblich. Hier ſind auch einige Baumfrüchte. — Die ſind wohl am beſten für die liebe Kleine hier. Da, nimm ſie; und da haſt du Brod dazu! —

Mathilde (ißt und trinkt.) Ich danke dir, gutes Mädchen! Du biſt mir ein Engel des Himmels, den mir Gott in der höchſten Noth hergeſendet. Deine Güte rettet mir das Leben. Ich hätte ſonſt wohl vor Hunger umkommen müſſen.

Hirtenmädchen. Aber mein Gott, wie kommt Ihr denn hieher in dieſe abgelegene, unfruchtbare Gegend des Gebirgs, wo weit und breit keine Menſchen wohnen? Und wie könnet Ihr in dieſer kleinen elenden Hütte leben? Wir wohnen zwar auch in einer geringen einſamen Hütte; aber ſo ſchlecht, und ſo weit von den Menſchen entfernt iſt ſie doch nicht. O kommt mit mir! Ich will Euch den Weg in ein Dorf weiſen, wo viele Leute wohnen; die werden Euch nicht verhungern laſſen.

Mathilde. Ich kann dieſe Hütte nicht verlaſſen; ich bin zu ſchwach und zu matt, weiter zu gehen.

Hirtenmädchen. Ja, dann iſt es hart zu machen. Ich wollte Euch gerne täglich etwas zu eſſen bringen. Aber ich habe zu weit hieher — und wir haben ſelbſt nicht viel. (Die Hände ringend.) Wenn ich nur wüßte, wie da zu helfen wäre!

Mathilde. Sey ruhig, gutes Kind! Gott hat mir eben geholfen. Er wird weiter helfen. Deine milden Gaben haben mich recht erquickt. Gott, der den Trunk Waſſer, aus Liebe gereicht, nicht unbelohnt läßt, wird dir dieſen Trunk köſtlicher Milch und dieſes Brod reichlich vergelten.

Agnes. Ich danke dir auch, gutes Mädchen. Du mußt nun wohl ſelbſt hungrig nach Hauſe.

Hirtenmädchen. Macht doch wegen der Kleinigkeit da nicht ſo viel Weſens. Ich wollte ich hätte mehr. Redet kein Wort mehr davon.

Mathilde. Ich bin dir zweifachen Dank ſchuldig. Noch mehr als die Milch und das Brod meinen matten Leib ſtärkte, hat dein ſchöner, lieblicher Geſang meine trauernde Seele erquickt. Die Worte kamen mir wie vom Himmel.

Hirtenmädchen. Hört Ihr ſo gerne ſingen? O ich kann noch mehrere ſchöne Lieder. Das Singen iſt meine größte Freude. Ich gab wohl ſchon ein junges Lamm, damit man mir ein neues, ſchönes Liedchen lehre. Denn eine größere Freude kann man mir nicht machen.

Mathilde. Agnes! Nimm die Laute und ſing ihr ein Lied.

Agnes. Mit tauſend Freuden. — (Sie ſetzt ſich mit der Laute auf ein Felſenſtück, und präambulirt.)

Hirtenmädchen. O das iſt ſchön; das klingt herrlich! Ein ſolches Ding hab' ich noch nie gehört. Die Hirten, im Gebirge haben nur Pfeifen, das Kühhorn und den Dudelſack.

Agnes. Höre einmal das kleine Lied von der Kirſche. (Sie ſingt:)

Im niedlichen Gärtchen Blandinens ſtand
Ein Bäumlein gepflanzet von ihrer Hand;
Am lieblichen Bäumlein im erſten Jahr

Ein einziges Kirſchlein zu ſehen war;
Doch glänzte das Kirſchlein ſo roth wie Gluth,
Und ſchien von Geſchmacke gar ſüß und gut.

Blandine mit lächelndem Angeſicht
Die röthliche Kirſche vom Bäumlein bricht,
Und eilt mit der Kirſche der Mutter zu:
„Da, Beſte der Mütter, da, nimm ſie du!“
Die Mutter, ſich weigernd, die Kirſche nimmt;
Ihr freundliches Auge in Thränen ſchwimmt.

Die Kirſche ſeit Jahren vergeſſen ſchien —
Da wandelt Blandine zum Garten hin;
Im prächtigen Garten auf weitem Raum
Erhebt ſich ein prangender Kirſchenbaum,
Und zwiſchen der ſchattigen Blätter Grün
Wohl tauſend der herrlichſten Kirſchen glüh'n.

Die Mutter Blandinen nun ſanſt umſchließt,
Und freundlich ihr Wangen und Lippen küßt.
„Sieh, Tochter,“ ſo ſpricht ſie, „der Baum iſt dein,
Ihn trug jener einzigen Kirſche Stein.
Auf dem, was ein Kind ſeinen Eltern thut,
Der reichlichſte Segen des Höchſten ruht.“

Hirtenmädchen, (klatſcht in die Hände und hüpft vor Freude.) O das iſt ſchön, das iſt prächtig! O komm doch mit mir! Da du ſo geſchickt biſt, ſo kannſt du dich und deine Mutter reichlich ernähren. Wenn die Leute auch kein Mitleid mit Eurem Elende haben ſollten, ſo werden ſie doch an deinem Geſange Vergnügen finden. Sie werden dir mit Freuden geben, was wir im Gebirge nur immer haben — Brod und Milch, Butter und Eier, Flachs und Wolle. O komm doch, komm und geh mit mir!

Mathilde. Kind, du machſt einen Gedanken in mir rege, den ich von Gott nehmen will! — In Gottes Namen, liebſte Agnes, geh hin, ſinge vor den Thüren der Häuſer, und ſuche ſo dich und mich zu ernähren. —

Agnes. Ach liebſte Mutter! Dich zu ernähren, wollte ich gerne barfuß über rauhe Felſen und ſcharfe Dornen die Welt ausgehen. Wie könnte ich dich aber jetzt verlaſſen? Jetzt, in dieſer Noth, da du noch krank biſt! Ach mir iſt dies unmöglich. Du könnteſt ja indeß verſchmachten!

Mathilde. Sorge nicht! Ich brauche wenig. An dem, was uns dieſes mitleidige Kind gab — an dem übrigen Brode und der Milch hier — habe ich zwei, bis drei Tage genug.

Hirtenmädchen. Nun, ſo iſt ja geholfen! So komm denn mit mir! Vielleicht heute Abends, oder doch gewiß morgen Abends biſt du wieder hier, und bringeſt ſicher ſo viel Lebensmittel mit, daß ihr Beide mehrere Tage davon leben könnet. Dein Körblein da iſt aber zu klein; ich will dir meinen Korb da, oder noch einen größern lehnen, und dir ihn nachtragen. Ich will dich unverſehrt wieder zurück begleiten.

Mathilde. Ach ja, thu' dies! Gieb auf ſie Acht, daß ihr kein Leid geſchehe, daß ſie in keinen Abgrund ſtürze, daß ſie — was noch ſchlimmer wäre — unter keine böſen Menſchen gerathe, bei denen ſie Böſes ſehen oder hören könnte.

Hirtenmädchen. O ich will gewiß recht auf ſie Acht haben! Da habt Ihr meine Hand darauf. Ich will daher auch mein verlornes Schäflein nicht weiter ſuchen. Ja, Sicherheitshalber will ich auf dem nämlichen Wege wieder zurückkehren, auf dem ich gekommen bin.

Mathilde. Nun, Agnes, ſo lebe indeß wohl! Ach, dich aus den Augen laſſen zu müſſen, iſt mir noch das größte Leiden. Kinder ſind nirgends beſſer aufgehoben, als unter den Augen ihrer Mutter. Allein es zwingt mich ja die bittere Noth dazu, dich von mir zu ſchicken. Vergiß aber nicht, daß, wo das Auge deiner Mutter nicht hinreicht, doch Gottes Auge dich ſieht. Wandle immer ſo, als ſäheſt du Ihn mit Augen — und dann wird Er dich auch glücklich wieder zurück führen in meine Arme. (Sie umarmt Agnes.)

Agnes (ſchmerzlich weinend.) Mutter! Den lieben Gott und dich werde ich keinen Augenblick vergeſſen. — O es iſt mir als ſollte ich aus der Welt gehen, da ich dich jetzt verlaſſen ſoll! Bete doch recht, daß Gott uns glücklich wieder zuſammen führe.

Mathilde. Das werde ich, liebes Kind! — Ja, Du guter Gott! Blicke auf uns herab! Dieſe Tochter iſt mein Alles hier auf Erden! Sie geht, ihrer Mutter Brod zu erwerben, unter fremde Leute. Segne Du ihren Gang! Sey Du ihr Begleiter, lenke Du ihre Tritte, leite Du die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche, daß ſie dieſes armen Kindes ſich erbarmen, und ihm ihre Herzen und Hände nicht verſchließen. O laß mir dieſes Kleinod — mein Liebſtes auf Erden — nicht verloren gehen! — So meine Kinder, geht jetzt mit einander, und Gott geleite euch.

Agnes (kann vor Weinen nicht reden, und umfaßt ihre Mutter mit ſtummem Schmerz.)

Mathilde. So! Es iſt genug. Geh jetzt, geh. Es muß ja ſeyn. Nimms nicht ſo ſchwer! Es iſt ja nur auf ein oder zwei Tage; längſtens bis Morgen ſehen wir uns ja gewiß wieder. So, lebe wohl — lebe wohl.

Agnes, (mit ihrem Tuche die Thränen trocknend und öfter umblickend, geht mit dem Hirtenmädchen den Felſenſteig hinauf.)

Sechster Auftritt.

Mathilde.

Es iſt das erſte Mal, daß mir das Kind von der Seite kommt und von mir getrennt wird. Darum fällts ihm ſo ſchwer. Doch — mir geht es ja eben ſo. Auch ich bin nun das erſte Mal ganz allein zwiſchen dieſen Felſen hier. Sie kommen mir jetzt noch viel finſterer und trauriger vor. Ach, wenn dem lieben Kinde ein Leid geſchähe — wenn Agnes auf den ſteilen, gefährlichen Felſenwegen mit ihrer Begleiterin in einen Abgrund ſtürzte — das wäre mir viel ſchrecklicher, als daß ich dann zwiſchen dieſen Bergen hier einſam verſchmachten müßte.

Dritter Aufzug.

(Ein freundliches Bauernhaus, von Obſtbäumen umgeben und mit Reben bekleidet, in einem angenehmen Thale. Unter einem Baume, ſeitwärts im Vordergrunde, eine ländliche Bank, nebſt einem Tiſchchen. Noch könnten ein Brunnen, ein Bienenſtand, ein Theil einer Scheure, an der ein Paar Wagenräder angelehnt ſind, und dergleichen mehr angebracht werden.

Erſter Auftritt.

Agnes. Hirtenmädchen.

Hirtenmädchen, (trägt oder führt ein Lamm.) Sieh, in dieſem Maierhofe wohnen die vermöglichſten und gutherzigſten Leute des Gebirgs. Da ſinge zuerſt. So wird dir der gute Anfang Muth machen, dein Glück auch vor andern Häuſern zu verſuchen. Ich will indeſſen mein Lämmchen nach Hauſe bringen. Meine Mutter freut ſich gewiß mit mir, daß ich es, da ich bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, doch noch gefunden habe. Biſt du hier fertig, ſo gehe auf die zwei großen Tannenbäume zu, die du dort ſiehſt. Von dort aus wirſt du eine Hütte erblicken, und einen Fußweg, der über eine ſchöne grüne

Wieſe gerade darauf zuführt. Dort wohne ich; dort kommen wir wieder zuſammen. So! Behüt dich Gott!

Agnes. Lebe wohl! Ich danke dir noch einmal.

Zweiter Auftritt.

Agnes.

Ach Gott, das Herz klopft mir doch ein wenig, da ich jetzt um Brod ſingen ſoll. Ich möchte lieber weinen, als ſingen. Doch ich will mich der Armuth nicht ſchämen. Unverdiente Armuth, ſagt meine Mutter, bringt keine Schande, ſo wie unverdienter Reichthum keine Ehre macht. (Sie ſtimmt die Laute, geht dann näher an das Fenſter, und ſingt:)

Es ſpielte ein Knäblein
im blumigen Klee,
Am grünenden Walde,
am bläulichen See,
Und ſieh, in den Binſen
des Ufers da lacht
Die ſchönſte Seeroſe
in goldener Pracht.

Mein Knäblein, das watet
mit frevelndem Muth,
Die Blume zu pflücken,
hinein in die Fluth.

„Halt,“ rief ihm die Mutter
mit warnendem Mund,
„O bleibe zurücke,
ſonſt gehſt du zu Grund!“

Das Knäblein verachtet
ihr Warnen und Fleh'n;
„Ei,“ ruft er, „es wird mir
ſo leicht nichts geſcheh'n.“
Schon pflückt er die Blume —
da ſinkt er hinab,
Und findet im Waſſer
ein ſchauerlich Grab.

Die Mutter erhebet
ein Jammergeſchrei,
Es laufen die Kinder
des Dorfes herbei;
„O,“ ruft ſie, „o ehret
der Eltern Gebot;
Nicht=folgen bringt Kindern
Verderben und Tod.“

(Während des Geſanges ſchauen ein Paar Kinder aus dem Fenſter und hören ihr zu; die Bäuerin kommt unter die Hausthüre, und bezeigt mit Mienen und Geberden ihr Wohlgefallen.)

Dritter Auftritt.

Agnes. Bäuerin.

Bäuerin, (indem ſie heraus tritt und in einiger Entfernung Agnes betrachtet.) Mein Gott, wie fand dieſes Kind den Weg zu unſrer abgelegenen Wohnung? Wie kam es da herauf in das Gebirg? Der Kleidung nach muß es weit her, und dem feinen zarten Ausſehen nach vornehmer Eltern Kind, wohl gar ein Fräulein ſeyn. (Sie tritt näher.) Grüß dich Gott, liebe Kleine! Du ſingſt ja ſo ſchön wie ein Engel, und du ſcheinſt auch ſo ſanft und gut, wie ein Engel. Was ſoll ich dir doch für deinen ſchönen Geſang geben?

Agnes. Mich hungerts ſo; gebt mir ein wenig Milch und Brod! Ich bitte Euch um Gottes willen!

Bäuerin. Das ſollſt du den Augenblick haben — und noch mehr dazu. Warte nur ein klein wenig. (Sie geht in das Haus.)

Agnes. Eine gute Frau! Faſt ſo liebreich, wie meine Mutter! Gottlob, daß ich zuerſt hieher kam. Es iſt mir jetzt ſchon viel leichter um das Herz.

Vierter Auftritt.

Georg, Röſe, Lieschen, Vorige.

Georg (kommt mit Brod aus der Thüre geſprungen.) Da, Mädchen, haſt du ein großes Stück Brod! Die Milch wird gleich nachkommen.

Röſe (bringt vorſichtig und langſam gehend, ein Schüſſelein Milch, und ſtellt es auf das Tiſchchen.) Da iſt ſüße Milch! Setze dich hieher auf die Bank in den Schatten, brock' dein Brod in die Milch, und iß.

Lieschen (bringt Obſt in ihrer Schürze und legt es auf den Tiſch.) Da haſt du Aepfel und Birnen; und ſage mir doch, wie du heißeſt.

Agnes. Ich danke euch, lieben Kinder, euch und eurer lieben Mutter. (Sie ſetzt ſich und legt die Laute neben ſich auf die Bank.) Mein Namen iſt Agnes.

Lieschen. Agnes? Nun, ſo iß Agnes.

Röſe (betrachtet und befühlt die Kleider der Agnes.) Deine Jupe iſt kurios gemacht. Wenn ich ſo ſchöne Kleider hätte, ſo möchte ich nicht betteln.

Lieschen, (die Hand ausſtreckend.) Agnes, gieb mir deinen Strauß!

Agnes. Den Strauß da von den ſchönen Alpenblumen? Herzlich gern. Da haſt du ihn.

Georg (ſchleicht heimlich hin, nimmt die Laute, weiß ſie nicht recht zu faſſen, ſetzt ſich damit auf den Boden, und verſucht zu ſpielen.)

Röſe. Warte, ich will mein Liedchen von der Lerche ſingen. Mache du Muſik dazu; aber nicht ſo gar ſtark, ſondern ſanft und lieblich. (Sie ſingt.)

Das Lerchlein ſchwinget
Sich in die Luft;
Horch, horch, es ſinget,
Horch, horch es ruft:
(Dir, Dir, Dir, Dir, Dir.)

Dir, Dir, o Größter,
Dir, ſing ich, Dir!
Dir, Dir, o Beſter!
Dir, Dir, nur Dir!
(Dir, Dir, Dir, Dir, Dir.)

Dich, Vater, loben
Sey Luſt auch mir,
Und ſtets erhoben
Mein Herz zu Dir!
(Dir, Dir, Dir, Dir, Dir.)

Georg. Nun will ich mich hören laſſen, und mein Wachtellied ſingen! (Er ſingt und klimmpert dazu:)

Das Wächtelein rufet
mit munterm Schlag,

Es rufet ſchon frühe,
bevor es noch Tag —
Schlagt und ſagt:
Weckt den Knecht, weckt die Magd;
Weckt den Knecht, weckt die Magd.

Das Wächtelein rufet
am heißen Mittag,
Es rufet dem Schnitter,
mit munterem Schlag —
Schlagt und ſagt:
Bück den Rück, bück den Rück;
Bück den Rück, bück den Rück.

Doch neigt ſich zum Abend
der glühende Tag,
So ruft es der Bäu'rin
mit freudigem Schlag —
Schlagt und ſagt:
Gebt dem Knecht Kraut und Speck,
Gebt der Magd Weck, Weck, Weck.

(Indem er aufſteht:) Du Agnes, gieb das Hackbret da, oder was es iſt, mir. Ich will dir meinen jungen Pudel dafür geben. Der kann aufwarten, gerade ſo, wie ich jetzt. Er tanzt auch ſchon ziemlich gut. Sieh — faſt ſo ſchön, wie ich. Willſt du den Tauſch eingehen? Da kannſt du vor den Häuſern der Leute dann mit dem Pudel tanzen. Das wird den Leuten recht luſtig vorkommen, und da wird man euch Sachen genug heraus geben. Willſt du?

Röſe (kniet indeß auf die Bank und unterſucht den Hut der Agnes.)

Lieschen (ſpringt der Mutter entgegen und zeigt ihr den Strauß.) Sieh, Mutter, Blumen — rothe, gelbe und blaue!

Fünfter Auftritt.

Bäuerin. Vorige.

Bäuerin (bringt auf einem grünen Rebblatte, das auf einem reinen hölzernen Teller liegt, Butter.) Ihr ungezogenen Kinder, ihr! Keinen Augenblick darf man euch allein laſſen. Du, Görge, laß das Ding da liegen; du möchteſt es verderben. Du, Röſe, beſchmutz' ihr die Kleider nicht mit deinen unreinlichen Fingern. Und du Lieſe, haſt ihr die Blumen gewiß abgebettelt?

Agnes. Ich gab ſie ihr gerne. Laßt ſie ihr doch.

Bäuerin. Sieh, liebe Agnes, da bring ich dir Butter — ganz friſch aus dem Butterfaß. Ich habe eben ausgerührt.

Agnes. Ihr ſeyd ſehr gütig; ich nehme Eure Güte mit Dank an.

Bäuerin. Nun ſo iß doch, iß, liebes Kind! Du kommſt weit her! Du kannſt deinen Hunger noch nicht geſtillt haben.

Agnes. Ich habe ſchon genug. Wenn Ihr es erlaubt, ſo bringe ich das Butterbrod meiner Mutter.

Bäuerin. Seht, Kinder, wie lieb Agnes ihre Mutter hat. Den Biſſen am Munde will ſie für ihre Mutter aufſparen, obwohl ſie ſelbſt hungrig iſt. So müſſet ihr es auch machen. — Iß aber nur keck, liebe Agnes. Für deine Mutter will ich dir ſo viel Brod, Butter und dergleichen mitgeben, als nur immer in dein Körblein hier hinein geht.

Sechster Auftritt.

Benno. Vorige.

Georg. Ei, da kommt der ehrwürdige Vater Benno! (Er und alle Kinder ſpringen ihm entgegen und küſſen ihm die Hand.)

Agnes (ſteht auf, bleibt aber an ihrer Stelle.)

Benno. (Näher kommend.) Gott grüß Euch, Mutter, und ſey mit Euch und Euern Kindern.

Georg. Haſt du uns nichts mitgebracht, Vater Benno?

Benno (zieht eine Brieftaſche hervor und nimmt ein Bild heraus.) Da, ſieh einmal! Da haſt du den heiligen Evangeliſten Johannes. Merk' dir ſeine Worte, die ich da auf das Bild geſchrieben habe: „Kindlein, liebet einander!“

Röſe. Ich bitte auch um etwas Schönes!

Benno (nimmt ein vergoldetes Kreuzchen aus der Brieftaſche.) Sieh, da haſt du ein kleines Kreuzlein. Größere wird dir der liebe Gott einmal ſchicken. Er wolle dich dann tröſten, wenn jene Zeit kommt, und ſie dir durch ſeine Gnade leicht machen.

Lieschen. Mir auch, mir auch etwas!

Benno. Komm, gieb dein Fingerlein her. Da haſt du ein ſchönes Ringlein. Das glänzt wenigſtens wie Silber, und das rothe Steinlein darin gefällt dir gewiß ſo gut, als wäre es ein Rubin. Komm, ich will es dir an den Finger ſtecken. So! Nichtwahr es iſt ſchön?

Lieschen (nickend.) O, wunderſchön! Ich gäbe das Ringlein nicht für hundert Gulden.

Benno. Nun, haſt du mich aber auch lieb?

Lieschen. Ja, wenn du deinen garſtigen Bart abſchneiden läſſeſt.

Bäuerin. Pfui, das war ungeſchickt geredt. — Nun wie, Kinder! Dankt ihr nicht? Man muß doch in einem fort mahnen, wenn ihr nicht immer das Beſte vergeſſen ſollet.

Die Kinder (küſſen dem Einſiedler die Hand.)

Benno. So, gut, gut! Es gilt ſchon. Gott ſegne euch, ihr lieben Kinder, und laſſe eure Eltern recht viele Freude an euch erleben. Da müßt ihr aber recht fromm und recht brav ſeyn, gerne folgen und fleißig lernen. Wollt ihr das?

Röſe (laut rufend.) Ja, ja! Ich einmal gewiß.

Liesch en. Ich auch, ich auch!

Georg. Und ich werde auch nicht der Schlechteſte ſeyn.

Benno. Nun, ſo gebt mir die Hand darauf. Wie, ſchlagt ein! — Alle drei! — So, drei Händlein in einer Hand; jetzt gilts. Jetzt müſſet ihr aber Wort halten.

Bäuerin. Hört ihr das? Wenn ihr euer Wort brecht, ſo ſag ich es dem Vater Benno, dann holt er die ſchönen Sachen wieder.

Georg. Ich halte gewiß Wort. Ein Mann, ein Wort.

Bäuerin. Ja, ja! Du biſt ein ganzer Mann. — Geh jetzt nur mit deinen Geſchwiſtern hinein — und zeiget der Großmutter, was ihr Schönes bekommen habt.

Die Kinder (ſpringen in das Haus, ihre Geſchenke hoch empor haltend.)

Siebenter Auftritt.

Benno. Bäuerin. Agnes.

Benno. Was habt Ihr denn da noch für eine Kleine? Eine Lautenſpielerin, ſo viel ich ſehe? — (Für ſich.) Mein Gott, ein Engel von einem Kinde! — (Zu Agnes.) Nun, Kleine, laß deine Kunſt hören, und ſinge das ſchönſte Liedchen, das du kannſt! Doch nur eine Strophe davon.

Agnes. Aus meinem ſchönſten Liede? Da will ich Euch das Geſetzchen von dem Maiblümchen ſingen; das iſt mir das Liebſte.

Benno. Von dem Maiblümchen? Nun, ſo ſing denn von der kleinen Mai-Lilie, dem ſüßen Bilde der Unſchuld, dem du, holde Kleine, ſo ähnlich biſt! Laß einmal hören!

Agnes (nimmt erſt einige Griffe auf der Laute.)

Benno. Eine gute Art, die Laute zu halten! Das Kind hat keinen gemeinen Lehrmeiſter gehabt.

Agnes (ſingt:)

Das zarte Maiblümchen ſo hell und weiß,
Die Glöcklein wie Perlen gereihet,
Es blüht zu der göttlichen Vorſicht Preis,
Es blühet der Unſchuld geweihet.
Ehrt, ſaget das Blümchen, wo immer es blüht,
Den Schöpfer der Blumen mit reinem Gemüth.

Benno, (der dem Geſange mit ſichtbarer Verwunderung zugehört, ſeitwärts.) Was iſt das? Ich erſtaune. Das iſt ja eine Strophe aus dem Liede, das mir Adelbert dieſen Morgen geſungen hat, und von dem, ſeinen Reden nach, Niemand weiß, als ſeine verſtorbene Gemahlin. Das iſt mir ſehr merkwürdig. Guter Gott, das könnte auf eine Entdeckung führen. (Zu Agnes.) Wie heißeſt du, mein Kind?

Agnes. Agnes, mein ehrwürdiger Vater!

Benno. Und wie heißt deine Mutter?

Agnes. Mathilde, Euch zu dienen.

Benno, (für ſich.) Nein, das trifft nicht zu. Die Gemahlin meines lieben Gaſtes hieß Theodolinde und ſeine Tochter Adelinde. (Zu Agnes.) Sag mir, liebe Agnes, wo wohnt denn deine Mutter?

Agnes. Ach weit von hier — da droben im Gebirg.

Benno. Da wohnen ja keine Leute mehr. Wie kommt ihr denn da hinauf, und wovon ernährt ihr euch da?

Agnes. Wir wohnen da droben, ſo lang ich denke, in einer kleinen Hütte. Ein guter alter Mann verſchaffte uns von Zeit zu Zeit Arbeit. Die Mutter ſtrickte und nähte ſehr fleißig, und ich half mit, ſo gut ich konnte. Für den Arbeitslohn brachte der mitleidige Greis uns Lebensmittel. Nun iſt er aber geſtorben, der gute alte Jakob!

Meine Mutter hat ſich darüber ſo abgekümmert, daß ſie noch krank iſt.

Benno. Das iſt betrübt! Du und deine Mutter dauern mich von ganzem Herzen. Aber wie ging es euch weiter?

Agnes. Nach dem Tode des guten Jakobs ging es uns ſehr hart. Doch hatten wir noch eine Geis, deren Milch uns ernährte. Allein da ſtürzte ſie, ſammt dem Felſen, auf den ſie geklettert war, in einen Abgrund und fiel ſich zu todt. Nun haben wir gar nichts mehr.

Benno. Nun — und ſeitdem ſingeſt du ſo vor den Häuſern, dich und deine Mutter zu ernähren?

Agnes. Ach, die Noth zwingt mich ja dazu! Dieſes Haus aber iſt das erſte, vor dem ich ſinge.

Benno. Wo haſt du denn das ſchöne Liedchen her, das du ſo eben geſungen haſt?

Agnes. Meine Mutter hat es mir gelehrt. Bevor ſie krank geworden, hat ſie es öfters geſungen. Aber nun kann ſie nicht mehr ſingen. Sie kann nicht mehr vor die Hütte gehen. Heute Morgens wollte ſie nur ein wenig friſche Luft ſchöpfen, und wurde faſt ohnmächtig! (Sie weint ſchmerzlich.)

Benno. Nun, nun, ſey getroſt, liebes Kind. Gott wird helfen! Ich vermuthe, deine Mutter ſey eine vertraute Freundin von der Gemahlin eines ſehr angeſehenen Ritters geweſen, den ich kenne. Dein Liedchen könnte den edlen Mann, der ſehr reich und eben mein Gaſt iſt, vielleicht bewegen, dich, armes Kind, an Kindesſtatt anzunehmen, und auch für deine Mutter zu ſorgen. Ich muß ſelbſt mit ihr ſprechen. Wie weit iſt es zu ihr?

Agnes. Ich glaube, es wird wohl zwei bis drei Stunden ſeyn.

Benno. Das iſt freilich weit für mich. Doch — um einem traurigen Herzen Troſt zu gewähren, darf uns kein Weg zu weit ſeyn. Kannſt du mir den Weg zu deiner Mutter zeigen?

Agnes. Ach, ich würde ihn kaum mehr finden! Ein Hirtenmädchen führte mich hieher. Dort, nicht weit von den zwei hohen Tannen, wohnt das Mädchen.

Bäuerin. Das iſt Thekla. Die kann Euch begleiten, Vater Benno, und Euch den Weg zeigen. Sie hat geſunde Füße. Du aber, liebe Agnes, kannſt heute nicht mehr ſo weit gehen. Du biſt heute ſchon zu müde geworden. Bleibe du heute bei uns über Nacht.

Agnes. O nein, nein! Der Weg zu meiner Mutter iſt mir nicht zu weit.

Benno. Das iſt ſchön, liebes Kind, daß du deine Mutter ſo lieb haſt. Bleibe immer ſo geſinnt; ſo wird es dir wohl gehen, und du wirſt lange leben auf Erden.

Achter Auftritt.

Bauer. Vorige.

Bauer, (eine Holzart auf der Schulter, eilt auf Benno zu und ſchüttelt ihm die Hand.) **Ei, ſchönen guten Morgen, Vater Benno! Freut mich, freut mich, Euch hier zu ſehen. — Ich fällte da drüben am Berge Holz. Da ſah ich Euch meinem Hauſe zuwandern, und machte — was ſonſt nicht mein Brauch iſt — am Morgen ſchon Feierabend, Euch zu begrüßen.**

Bäuerin (geht indeß mit dem Korbe der Agnes in das Haus.)

Benno, (eilfertig und nach ſeinem Stabe greifend.) Grüß Euch Gott, lieber Niklas, und behüt Euch Gott! Ich muß auf der Stelle weiter.

Bauer. Ho, ho! Grüß Gott und b'hüt Gott in Einem Athemzuge — das iſt zu kurz. (Er ſtützt ſich mit vieler Behaglichkeit auf ſeine Axt.) Ihr kommt zur guten Stunde; Ihr müßt heute mit mir zu Mittag eſſen. Und bis das Eſſen fertig iſt, wollen wir mit einander plaudern und ein Gläslein von meinem Kümmelbranntwein mit einander trinken. Ich habe ihn erſt geſtern gekauft. Ah, der iſt gut; der wird Euch ſchmecken.

Benno. Ei, was fällt Euch ein! Ich trinke nichts Gebranntes. Und aufhalten kann ich mich eben ſo wenig. Ich habe einen Gaſt zu Hauſe, und bevor ich zu ihm zurück kehre, muß ich noch einen Krankenbeſuch machen.

Bäuerin (kommt mit dem Korbe der Agnes, den ſie mit Lebensmitteln gefüllt hat, zurück.)

Benno. Werthe Hausmutter! Ich habe noch eine große Bitte an Euch. Ich möchte meinem lieben Gaſt doch auch einen guten Biſſen vorſetzen. Allein meine Speiſekammer iſt nicht zum Beſten beſtellt. Wollt Ihr nicht ſo gut ſeyn, und mir mit einem Paar jungen Hühnern, einem Paar jungen Tauben, einigen Eiern, etwas Butter, feinem Mehl und was man ſonſt bei dergleichen Gelegenheiten braucht, aus der Noth helfen? Da ich aber für heute Mittag nicht den Koch machen kann, ſo muß ich Euch bitten, einiges beizulegen, was mein Gaſt als kalte Küche ſogleich genießen kann.

Bäuerin. O mit tauſend Freuden! Ich will ihm die Hühner ſogleich gebraten ſchicken, und noch Kuchen und Butterſtritzel dazu backen.

Benno. Auch an Euch, lieber Hausvater, habe ich eine Bitte. Ich wollte die verlangten Sachen ſelbſt mit mir nehmen. Allein wie Ihr gehört, habe ich zuvor noch einen andern Gang zu machen. Wollet Ihr nicht ſo gut ſeyn, das Verlangte in meine Klauſe hinauf zu tragen?

Bauer. O warum denn das nicht! Euch zu

lieb nähme ich den Berg dort auf den Rücken, und trüge ihn bis Rom.

Benno. Sagt dem fremden Herrn auch, den Ihr droben antreffen werdet, ein unvermuthetes Geſchäft habe mich gehindert, ſobald zurück zu kehren, als ich verſprach. Ich werde aber eilen, ſo gut ich könne, und gegen Abend ſicher bei ihm eintreffen. — Mein Gaſt iſt reich; er wird Euch beide, ſowohl für das Ueberbrachte, als für das Ueberbringen, reichlich bezahlen.

Bäuerin. Ei, wenn Euer Gaſt auch arm wäre, wir würden ihn doch nicht ungaſtfreundlich behandeln. Es iſt ſchon Einer ober uns, der unermeßlich reich iſt und Alles bezahlt.

Neunter Auftritt.

Hirtenmädchen, Vorige.

Hirtenmädchen. Je, Agnes, wo bleibſt du denn ſo lange? Ich habe ſchon geglaubt, du habeſt den Weg verfehlt.

Agnes. Du haſt mich an einen ſehr guten Ort geführt. Ich wurde ſehr gütig aufgenommen.

Hirtenmädchen. Ei, das wußte ich wohl; ſonſt hätte ich dich nicht zuerſt hieher geführt. (Zu den Uebrigen.) Grüß Euch Gott mit einander, Niklas und Martha! Recht ſchönen guten Morgen, Vater Benno.

Bäuerin. Thekla, du kommſt eben recht. Du mußt dem Vater Benno den Weg zeigen zu der armen kranken Frau droben im Gebirg, und der Agnes da ihr Körblein tragen.

Hirtenmädchen. Recht gerne! Und meiner Mutter wird es ſicher auch recht ſeyn. Ich muß es ihr aber zuvor noch ſagen. Sie weiß ſonſt nicht, wo ich hingekommen ſey, und möchte wegen meiner in Sorge gerathen.

Bäuerin. Ich will ſogleich ſelbſt zu ihr hinüber gehen, und es ihr ſagen. Dir, liebe Agnes, habe ich da einiges in dein Körblein gethan. — Sag deiner Mutter, ich ſchicke ihr dieſes zum Gruß.

Bauer. Recht, recht! Denn ein leerer Gruß geht barfuß.

Agnes. Ach, der Korb iſt ja ganz voll. Ich danke Euch für Eure Wohlthätigkeit. Gott wolle ſie Euch vergelten!

Benno. Das wird Er! Denn glaubt mir, was Ihr armen Wittwen und Waiſen thut, das kommt Euren Kindern doppelt gut. — Aber nun laßt uns eilen, meine lieben Kinder. Lebt wohl, lieber Hausvater und gute Hausmutter, und Gott ſey mit Euch. (Er geht mit Agnes und dem Hirtenmädchen eilig ab.)

Zehnter Auftritt.

Bauer. Bäuerin.

Bäuerin. Der alte Vater Benno iſt doch ein recht liebreicher, herzensguter Mann! Kaum hat er das arme Kind, die kleine Lautenſpielerin, geſehen, und von ihrer kranken Mutter gehört, ſo ſinnet er ſchon wieder darauf, ihnen zu helfen, und läßt ſich, trotz ſeiner alten Füße, den weiten Weg da hinauf in die ſteilen Berge nicht verdrießen.

Bauer. Das iſt wahr, er iſt ein kreuzbraver Mann. Ganz bin ich aber mit ihm doch nicht zufrieden. Heute iſt es, wie du weißt, fünf und zwanzig Jahre, daß er droben in ſeiner Klauſe eingezogen iſt. Der heutige Tag iſt ein Ehrentag für ihn und ein Freudentag für alle Bewohner des Gebirges weit umher. Wir haben uns ſchon lange darauf gefreut — und da lauft er nun davon, und aus dem Feſte, das wir vorhatten, wird nichts. Es verdrießt mich recht, daß er uns unſere Freude verdirbt.

Bäuerin. Nun, er wußte ja nichts von unſerm Vorhaben. Das Feſt ſoll aber um ſo herrlicher werden. Du haſt ja gehört, daß er gegen Abend wieder zurück kommt. Während er nun droben in den Felſen herum klettert, wollen wir ſeine Klauſe recht ſchön mit Blumenkränzen zieren. Ich will die Kinder ſogleich mit einem Paar Körben auf die Wieſe hinaus ſchicken; du aber kannſt indeſſen, während ich koche, in unſerm Garten, was es da nur von Blumen gibt, abpflücken, und Kränze daraus flechten. Auch haben wir jetzt hübſch Zeit, die Freudenmahlzeit, die wir ihm zu Ehren hier in unſerm Hauſe halten wollten, nun droben bei ihm in ſeiner Klauſe mit aller Bequemlichkeit zu veranſtalten, ohne daß er zuvor etwas davon merkt.

Bauer. Das iſt ein trefflicher Einfall! Ich will mit den Speiſen, die Benno für ſeinen Gaſt beſtellt hat, dann ſogleich die Blumen mit hinauf nehmen. Der vornehme Gaſt kann mir bei Verzierung der Klauſe helfen. So ein Herr weiß ſo etwas am Beſten anzugeben. Dafür laden wir ihn dann zur Mahlzeit ein; denn bei uns gilts: Nur wer mitarbeitet, darf auch miteſſen. Es ſoll ein recht fröhlicher Abend werden. Ich möchte jetzt ſchon jauchzen! (Er ſchnalzet mit den Fingern und jauchzet.)

Vierter Aufzug.

(Die rauhe düſtere Felſengegend des zweiten Aufzuges.)

Erſter Auftritt.

Mathilde.

(Sie ſitzt unter dem Baume, und ſchlingt um einen Eichenkranz ein Gewinde von kleinen Waldblumen.) So lange iſt mir noch kein Tag geworden, ſeit ich hier bin. Ich könnte es nicht mehr gewöhnen, ohne das liebe Kind zu leben. Wenn ihr nur kein Leid geſchieht! Wenn ſie nur glücklich wieder zurückkömmt. Ach, tauſenderlei bange Beſorgniſſe quälen mich! Doch, Gott ſorgt, und ſo kann ich ruhig ſeyn. — Gute Tochter! Sonſt war es dein tägliches Geſchäft, das einfache ländliche Denkmal, das ich deinem verblichenen Vater widmete, mit Blumen zu bekränzen. Heute will ich es thun. Ach, mehrere Jahre ſchon iſt er todt, mein geliebter Gemahl, und noch immer fließen meine Thränen um ihn. Da tröpfeln ſie auf dieſe Blumen. Gut, ſo geſchmückt will ich dieſen Kranz hier aufhängen, daß er ſeinen, mir ewig theuren Namen, den ich hier in die Buche ſchnitt, freundlich umſchließe. Edler Mann, du hätteſt ein Denkmal von Marmor mit einer goldenen Inſchrift verdient — habe es nun ſo gut! — Dieſes kleine Geſchäft, wiewohl an ſich wehmüthig und traurig, zerſtreute mich ein wenig. Mit neuer Macht fallen finſtere Sorgen mein ängſtliches Mutterherz an. Ich will es verſuchen, zu ſingen. Die Erquickung, die mir das gute Hirtenmädchen reichte, kam mir ſehr wohl. Ich fühle mich viel kräftiger. Ein Troſtlied wird mich erheitern. (Sie ſingt mit ſanfter Stimme:)

Einem Dornpfad gleicht das Leben,
Einer rauhen Felſenbahn,
Wo wir mühſam aufwärts ſtreben
Wo ich oft kaum weiter kann.
Doch lacht mir auch manche Roſe,
Doch iſt ſelbſt die Felſenbank,
Reich von veilchenreichem Mooſe —
Schöpfer, habe Dank!

Welcher Troſt — daß über Sternen,
Hell von Himmelslicht umkränzt,
Dort in jenen lichten Fernen
Uns der Ruhe Tempel glänzt!
Will denn muthig weiter wallen,
Will mich mühen für und für;
Find' doch Troſt hier — Ruh von allen
Leiden, Gott, bei Dir!

(Aufſtehend.) Horch! Ich höre Fußtritte. Sollte Agnes ſchon zurück kommen? O Agnes! Agnes! Biſt du es? Komm, o komm in meine Arme!

Zweiter Auftritt.

Benno. Mathilde.

Mathilde (erſchrocken zurückweichend.) Gott! Wer kommt da? Ein Eremit?

Benno (tritt hinter einem Felſen hervor, bleibt ſtehen, und betrachtet ſie mit ſchnellen Blicken.) Gott grüße Euch, edle Frau! Verzeiht, daß ich Euch in Euerm ſtillen Aufenthalte ſtöre.

Mathilde. Verzeiht Ihr, frommer Mann, daß ich Euch durch mein Erſchrecken vielleicht in Verlegenheit ſetzte. Während meines einſamen Lebens in dieſer Wildniß kam Niemand hieher, als etwa ein Gemsjäger, oder hie und da ein Alpenhirt, der eine verlorne Ziege ſuchte. Sie gelobten mir, meinen geheimen Aufenthalt Niemanden zu entdecken. Heute kam ein Hirtenmädchen herauf. In meinem Jammer vergaß ich ſie zu bitten, keinem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, daß ich hier wohne. Sollte meine verborgene Lebensweiſe durch ſie ſchon bekannt geworden ſeyn?

Benno. Seyd ruhig, edle Frau! Ich komme in keiner unedlen Abſicht.

Mathilde. Sagt, was führt Euch hieher? Legt Euern Stab und Mantel ab, und ſetzt Euch.

Benno (legt Hut, Stab und Mantel ab, und ſetzt ſich auf ein Felſenſtück.) Mich führt nichts hieher, als der Wunſch, vielleicht den Schmerz eines wunden Herzens zu heilen.

Mathilde. Wenn Ihr von dem meinigen redet, ſo muß ich bekennen, es iſt wohl tief verwundet. Doch, dieſe Wunde kann nur Gott heilen. Die Welt hat für mich keinen Troſt mehr; meine irdiſchen Hoffnungen ſind dahin. Was ich von dieſer Erde, bis ſie mich in ihren Schooß aufnehmen wird, noch nöthig habe, iſt bloß ein wenig Brod. Könnet Ihr mir dazu helfen, ſo bitte ich Euch, thut es.

Benno. Wenn es nichts als das iſt, dazu wird leicht Rath werden.

Mathilde. Noch habe ich aber eine andere Sorge. Ich habe eine Tochter — mein einziges Kind, die Freude meines Lebens! Es ſchmerzt mich, ſie zwiſchen dieſen Felſen hier aufwachſen zu ſehen, ohne daß ich ihr eine Erziehung geben kann, die ihrer Herkunft gebührt. Ihr ſcheint mir ein Mann von Erfahrung. Ihr habt wohl nicht von jeher dieſes rauhe Kleid getragen. Eure Sprache, Euer Anſtand verräth, daß Ihr wohl ehedem unter Rittern gelebt habt. Vielleicht ſeyd Ihr der Mann, den mir Gott herſchickt, mein armes Kind zu verſorgen.

Benno. In dieſer Abſicht komme ich hieher. Ich ſah Eure Tochter — einen Engel von einem Kinde — und Mitleid durchdrang mein Herz.

Mathilde. Ihr ſaht ſie? Wo? Ach, es wird ihr doch kein Unglück begegnet ſeyn?

Benno. Seyd ruhig. In einem Viertelſtündchen wird ſie, in Begleitung eines wackern Hirtenmädchens, wohl behalten hier ſeyn. Ich eilte bloß ein wenig voraus, um vorher noch allein mit Euch zu reden. — Eure Tochter ergriff eine Weiſe ihr Brod zu gewinnen, die ihr in Zukunft verderblich werden kann. Ich habe einen Freund, einen ſehr edlen Mann, der ſein einziges Kind durch den Tod verloren hat. Sobald ich Eure Tochter erblickte, fuhr mir der Gedanke durch die Seele, er könnte ſie wohl an die Stelle ſeines Kindes annehmen. Das würde ſeinen Schmerz lindern, und das Glück Eures Kindes, ja wohl auch das Eurige, machen. Der Geſang und das Lautenſpiel der holden Kleinen wird ihn ſogleich für ſie einnehmen. Sie hat da ein Liedchen, das den Weg zu ſeinem Herzen gewiß nicht verfehlen wird. Kurz, ich hoffe, in Eurem Kinde ihm eine zweite Tochter zuzuführen. Da muß ich aber denn doch vor Allem Eure Geſchichte wiſſen. (Indem er aufſteht und ihr die Hand bietet.) Habt Zutrauen zu mir alten Manne, edle Frau! Denkt, es ſtehe ein Greis vor Euch, der ein Vaterherz für Euch im Buſen trägt. Gott, vor dem ich ſtehe, weiß, daß ich es gut mit Euch meine. Redet als eine Tochter zu ihrem Vater.

Mathilde. Ich glaube Euch, ehrwürdiger Vater, und will Euch meine ganze Geſchichte vertrauen.

Benno. Eure Schickſale müſſen wohl ſehr traurig ſeyn, daß ſie Euch in dieſe Wildniß verſcheuchten. Mit theilnehmendem Herzen will ich ſie hören.

Mathilde. Ich bin Theodolinde, die einzige Tochter Ritter Otto's von Rauhenberg.

Benno, (erſtaunt aufſtehend.) Wie? (Dann ſeitwärts.) Himmel! Sie wäre es alſo ſelbſt?

Mathilde. Was ſetzt Euch ſo in Bewegung? Mein Namen? Ihr werdet doch nicht von meinen Feinden ſeyn? Nein, ehrwürdiger Vater, das könnte ich nicht glauben.

Benno. Ich bin keines Menſchen Feind — am wenigſten einer armen bedrängten Mutter. Aber — vergebt mir! Eure Tochter ſagte mir, Ihr heißet Mathilde.

Mathilde. Laßt Euch das nicht irre machen. Sie weiß es nicht anders. Höret jetzt nur ruhig zu, ſo wird Euch hernach Alles klar werden. Meine Erzählung ſoll die lautere Wahrheit ſeyn. — Ich vermählte mich mit Adelbert von Hohenfels, einem ſehr edlen Ritter.

Benno, (ſeitwärts.) Nun, Gottlob! Sie iſts. Gott hat mich hieher geführt. (Er ſetzt ſich wieder und hört begierig zu.)

Mathilde. Ein Paar Jährchen lebten wir ſehr glücklich. Da rief ihn ſeine Pflicht in das Feld. Von den Schrecken des Krieges — laßt mich ſchweigen. Auch unſere Burg ward plötzlich überrumpelt, und als eine Hauptveſte an der Gränze von den Feinden ſtark beſetzt. Der Anführer der feindlichen Truppen, Grimo von Harteck, ſchützte mich gegen Mißhandlung. Er ließ es mir und meinem Kinde in der Burg an keiner Bequemlichkeit des Lebens fehlen. Allein bald muthete er ſelbſt mir Ungebührliches zu. Als er meine Denkart kennen lernte, wollte er mich heirathen. Ich zeigte ihm meinen Ehering. Er fuhr fort, unter dem Scheine der Freundſchaft mein gefährlichſter Feind zu ſeyn. Er ließ nichts unverſucht, mich zu verführen, und quälte mich unſäglich.

Benno. Arme Frau! Doch — wen Gott lieb hat, dem ſchickt Er harte Prüfungen zu.

Mathilde. Einmal nun, am ſpäten Abende, kam ein mir unbekannter Edelknecht, der aber von unſerm Heere war, und meldete mir die Nachricht, mein Gemahl ſey an einer Wunde geſtorben. Er brachte mir das letzte Lebewohl des Sterbenden — und zum Wahrzeichen, daß Adelbert wirklich todt ſey — ſeinen Mählring. Ich zerfloß in Thränen und legte dieſes Trauergewand an, das ich ſeitdem nimmer abgelegt habe. Der feindliche Ritter, der unſre Burg beſetzt hielt, ward nun immer zudringlicher, ich ſolle ihm meine Hand geben. Ich hatte keine Neigung zu ihm; er war mir ſogleich Anfangs, ich wußte ſelbſt nicht warum, zuwider, und ſchien mir kein guter Menſch zu ſeyn. Mein Gefühl hatte mich auch nicht getäuſcht. Ich erfuhr zuverläßig, er ſey ſchon verheirathet.

Benno. Der ſchändliche Bube! Denn eine edle Frau oder Jungfrau betrügen wollen, iſt und bleibt doch das ſchändlichſte Bubenſtück.

Mathilde. Kaltes Entſetzen ergriff mich! Ich ſann nun auf nichts mehr, als ſeiner Gewalt zu entrinnen. Tag und Nacht flehte ich zu Gott um Hülfe — Er wolle meine Unſchuld retten, und Gott erhörte mein Flehen.

Benno. Daran habt Ihr wohl gethan, daß Ihr Eure Zuflucht zum Gebete genommen. Das Flehen der bedrängten Unſchuld bleibt nie unerhört.

Mathilde. Von allen meinen Dienern war mir ein einziger treu geblieben, ein alter Mann von bald ſiebenzig Jahren. Mein Gemahl hatte ihn gleich zu Anfang des feindlichen Einfalls, als einen Pilger gekleidet, zu mir geſendet, Nachrichten von mir und unſerm Kinde einzuholen. Da der alte Mann mir in meiner Noth, wie ein Engel vom Himmel gekommen, und mir ſo nothwendig war — ſo blieb er bei mir und kehrte, ſo ſchwer es ihm auch fiel, meinen Gemahl ohne Antwort zu laſſen, nicht mehr zu ihm zurück. Dieſer gute Mann veranſtaltete meine Flucht. Er kam zu Nacht in einem kleinen Schifflein über den Strom, der unſre Burg von einer Seite umgibt, rettete mich und mein Kind auf einer Leiter aus dem Fenſter, und brachte uns glücklich an's andere Ufer. Das kleine Schifflein ſtürzte er dann um, befeſtigte meinen Schleier und Frauenmantel, die ich gewöhnlich trug, an herabhängendes Geſträuch des Ufers, als hätte das Waſſer ſie dahin geſchwemmt, und flüchtete uns in's Gebirg. In der ganzen Gegend glaubte man, wir ſeyen ertrunken. Nur der feindliche Ritter zog es noch in Zweifel, und ließ durch ſeine Leute überall nach mir forſchen. Da brachte mich mein alter Freund hieher. Er wählte dieſe Gegend, weil die benachbarten Landleute ſie für unheimlich halten, und von Geiſtern bewohnt glauben. Zwei Ritter erſchlugen hier einſt einander. Das ſteinerne Kreuz dort bezeichnet noch die Stelle.

Benno (betrachtet das Kreuz und die Stelle aufmerkſam.) Mein Gott, ſo ſind doch wenige Stellen auf Erden, die von feindſeligen Menſchen nicht mit Blut benetzt worden!

Mathilde. Der kluge Jakob rieth mir, meinen und meiner Tochter Namen zu ändern. Er ſorgte auf das Zärtlichſte für mich. Dieſe Hütte hier haben ſeine Hände gezimmert. Er ſchaffte die nöthigſten Geräthſchaften herbei; er kaufte eine Ziege, um die wir aber kürzlich gekommen ſind. Ich lebte von meiner Handarbeit. Er wußte mir Lebensmittel dafür zu verſchaffen. Er liebte mich, wie ſeine Tochter, und ich ehrte ihn, wie man nur immer einen Vater ehren kann.

Benno. Recht ſo! — In der Noth lernt man den Freund kennen. Und wem Gott ſchlimme Feinde zuſchickt, dem ſendet Er auch treue Freunde.

Mathilde. Das war der ſelige Jakob, ein treuer Freund bis in den Tod! (Sie bedeckt ihre Augen mit ihrem weißen Tuche und ſchweigt einige Augenblicke.) Er ſtarb in der Hütte eines Gemsjägers, eine Stunde von hier. Er war unterwegs krank geworden, und hatte unſre Wohnung hier nicht mehr erreicht. Er empfahl uns noch ſterbend der Wohlthätigkeit dieſes Mannes und deſſen Frau. Allein ſeit dem Tode des guten Jakobs mußten wir uns ſehr kümmerlich behelfen. Wir hatten Mangel an Allem, und geriethen in große Noth. Indeß danke ich doch Gott für ſeine Fügung. Es iſt doch immer beſſer, arm und ſchuldlos, als reich und gottlos leben.

Benno. Eure Geſchichte geht mir ſehr zu Herzen. Verzeiht, die Augen werden mir naß — ich muß mich ein wenig erholen. (Für ſich im Auf- und Abgehen.) Guter Gott! Welche Freude wartet ihrer und Adelberts. Beide halten einander für todt — und Beide werden einander noch hier auf Erde wieder ſehen. O wie weißt Du zu tröſten, Vater der Menſchen! Gieb mir Weisheit, ihr die Sache beizubringen, ohne daß die Freude ſie tödte. (Zu Mathilde ſich wendend.) Euer Verfolger iſt mir bekannt. Der Böſewicht bekam ſeinen Lohn. Er wollte ein edles unſchuldiges Fräulein verführen. Ihr Bruder forderte ihn heraus, und erſchlug ihn in Gottes Gerichtskampf. Denn dem Böſewicht fehlt es immer an wahrem Muthe. Was aber Euren Gemahl betrifft, ſo zweifle ich doch noch, ob er todt ſey. Je mehr ich die Sache überlege, je wahrſcheinlicher iſt es mir, er lebe noch. Die Nachricht von ſeinem Tode war vielleicht nur ein Kniff Eures Verfolgers.

Mathilde. Aber der Ehering, den mein ſterbender Gemahl mir ſchickte? Mußte ich dem Boten, der ihn mir brachte, nicht glauben?

Benno. Edle Frau! Ihr wißt nicht wie weit die Bosheit der Menſchen geht. Unſre Feinde ſind ſchlau. Ueberall in unſern Kriegsheeren hatten ſie ihre Spionen. Sie hatten ſelbſt unter unſern Leuten geheime Anhänger. Grimo von Harteck konnte ſich den Ring durch Liſt und Betrug verſchaffen, und Euer Gemahl kann deßhalb doch noch am Leben ſeyn.

Mathilde. Ehrwürdiger Mann! Was für einen Gedanken erregt Ihr in mir! Wie wird mir mit einem Male zu Muthe? Ein neues Licht geht mir auf. Der bloße Gedanke, mein Adelbert könne noch leben — ein Schimmer von Hoffnung, ein Schatten von Wahrſcheinlichkeit, die bloße Möglichkeit verſetzt mich in ein neues Leben. (Sie ſteht auf.) Mein Verfolger iſt todt! Mein Gemahl lebt vielleicht noch! Fort, fort aus dieſer Gegend — fort, ihn zu ſuchen, und wäre es bis ans Ende der Welt.

Benno, (bei Seite.) Ich finde ſie gefaßter, als ich dachte, eine ſolche Nachricht aufzunehmen. Ich muß einen Schritt weiter gehen, ihr meine Freudenbotſchaft mitzutheilen. (Zu Mathilde.) Adelbert von Hohenfels, ſaget Ihr, hieß Euer Gemahl? Mir wurden alle Ritter genannt, die in dieſem unſeligen Kriege umgekommen ſind. Adelbert iſt aber nicht darunter. Die Burg Hohenfels, die der Feind vor ſeinem Abzuge in Brand ſteckte, iſt wieder gebaut. Ich reiste durch die Gegend. Stolz erhebt ſich der große Thurm wieder zu den Wolken. Ich hörte aber nicht, daß dieſes Mannlehen einem andern Ritter verliehen worden. Ein Ritter, der dabei geweſen, als der Kaiſer die Ritterlehen, die durch dieſen blutigen Krieg erlediget worden, aufs Neue vergab, nannte mir alle dieſe Lehen; allein der Namen Hohenfels kam darunter nicht vor. In unſern Tagen ereigneten ſich ſchon viele, nicht minder wunderbare Begebenheiten. Alle Welt hielt ja auch euch für todt — und doch lebet Ihr noch. Was einmal geſchah, kann noch einmal geſchehen.

Mathilde. Frommer Mann, Ihr wißt noch mehr. Redet, redet! Meine ahnende Seele ſagt mir, Adelbert lebe noch. Fürchtet nicht, daß die Freude mir das Herz zerſprenge. O, er lebte immer in meiner Seele. Nie dachte ich ihn mir als todt. In meiner letzten Krankheit war er, nächſt Gott, nächſt meinem Kinde, mein einziger Gedanke. Ich dachte mir das Wiederſehen ſo nahe — dachte bei jedem Erwachen, heute, heute noch ſiehſt du ihn — in wenigen Stunden vielleicht! Ich dachte kaum an meinen eigenen Tod, der mir die Thore der Ewigkeit erſt aufthun mußte. Die Scheidewand zwiſchen Zeit und Ewigkeit, zwiſchen hier und dort, war mir wie verſchwunden — iſt es jetzt noch. Wenn ich ihn dieſe Stunde noch ſehe — ſo iſt bloß meine feſte Erwartung erfüllt; nur die Art iſt anders, als ich ſie mir dachte. Ich ſehe ihn noch hier, ſtatt dort. O redet, redet! (Ihn bei der Hand faſſend, und ihm in die Augen blickend.) Nicht wahr, er lebt?

Benno. Edle Frau! Wie ſtark macht der Glaube an ein ewiges Leben die zärtere, weibliche Seele! Nun denn — ja, er lebt, und Ihr werdet ihn heute noch ſehen.

Mathilde, (auf die Knie niederfallend.) Nun, ſo ſey denn gelobt, Du guter, barmherziger Gott! Meine Thränengebete kamen hinauf zu Dir, und Du haſt ſie erhört. Du haſt mir das Wiederſehen früher bereitet, als ich dachte. Du biſt der Vater der Wittwen und der Waiſen. Lange lebte ich trauernd als Wittwe, ſah mit Schmerzen auf meine vaterloſe Waiſe — Du aber haſt Dich herrlich als unſern mächtigen Erretter erwieſen. Eben da wir ganz verlaſſen waren und Deine Hülfe am nöthigſten hatten, erſchien ſie uns am herrlichſten.

Benno. So verwandelt Gott die Thränen des Schmerzens oft ſchnell in Freudenthränen. —

Dritter Auftritt.

Agnes. Hirtenmädchen. Vorige.

Mathilde, (indem ſie ſchnell aufſteht, und auf Agnes zueilt.) O Agnes! Agnes! Freue dich, falle nieder auf die Knie und danke Gott! Komm, erhebe deine Hände, deine Blicke, dein Herz zum Himmel! Dein Vater, den wir todt glaubten, lebt — und du wirſt ihn heute noch ſehen. O danke — danke Gott mit mir!

Agnes. Mein Vater! Er lebt noch! O wo, wo iſt er? O Mutter, ich kann vor Freude faſt nicht reden. — O wie freut es mich, daß du nun einmal ſo von Herzen froh biſt! Ach, ich ſah dich ſo viele Jahre trauern und ſo oft weinen! (Sie kniet nieder, und erhebt ihre Hände betend zum Himmel.) O Gott, wie dank ich Dir, daß Du meine Mutter ſo hoch erfreut haſt! Dank Dir, lieber Gott! Dort am Felſen betete ich oft einſam zu Dir. Du haſt mich armes Kind erhört. Ach, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug dafür danken! (Indem ſie aufſteht und ihre Thränen trocknet.) Das iſt doch ſonderbar, ich ſollte vor Freuden hüpfen und lachen, und ich weine, als wäre mir ein Leid begegnet. Das habe ich nicht gewußt, daß man auch vor Freude weinen kann.

Benno (hat die Laute, die Agnes weglegte, aufgenommen, ſie aufmerkſam betrachtet und nimmt jetzt, indem er zum Himmel blickt, einige Griffe darauf.)

Mathilde. Was macht Ihr da? O laßt das jetzt! Kommt, kommt, wir wollen gehen. Ihr habt mich mit Eurer Freudennachricht auf einmal geſund gemacht. Ich könnte nun, gleich der flüchtigen Gemſe, über alle Berge hinweg ſpringen. Gebt die Laute dem Mädchen da. Da habt Ihr Euern Hut und Euern Stab. Gehet — eilet — fort — fort! — —

Benno. Laßt mir die Laute! Sie iſt mir ein Heiligthum. Sie war ein Werkzeug in Gottes Hand, große Dinge damit auszurichten. Vernehmet mit heiliger Ehrfurcht gegen Gottes heilige Vorſehung, was mich zuerſt auf den Gedanken brachte, Ihr könntet Adelberts Gemahlin ſeyn — was mich bewog, Euch in dieſem Eurem geheimen Aufenthalte aufzuſuchen. Seht, dieſes geringe Holz hier iſt die Veranlaſſung dazu. Ich habe erſt dieſen Morgen ein Lied, das Ihr Euerm Gemahl gelehrt hattet, aus ſeinem Munde gehört. Die kleine Lautenſpielerin da ſang mir, kaum eine Stunde nachher, eine Stelle aus dem nämlichen Liede. Dieſer kleine Umſtand machte mich aufmerkſam. Euer und Eurer Tochter geänderte Namen hätten mich bald irre geleitet — wie denn die Unwahrheit immer gefährlich iſt; aber genug, ich fand Euch. Dieſe Laute und der Geſang des Kindes vereiniget nun wieder die Eltern, die durch feindliche Gewalt getrennt wurden. Gott führt das Kind, das mit ſeinem Lautenſpiele der geliebten Mutter Brod erwerben wollte, durch eben dieſes Lautenſpiel dem liebenden Vater zu. Kommt, laßt mich die Laute nicht aus der Hand legen, bevor wir dem allmächtigen Gott gedankt haben, der Wohlklang in Holz und Metalle gelegt hat, der alles Widrige übereinſtimmend machen und jeden Mißlaut in Wohlklang auflöſen kann. Stimmt Ihm, der durch ein Lied Euch ſo große Freude bereitete, ein Freudenlied an. (Sie ſingen:)

Dankt dem Herrn für alle Leiden,
Dankt auch für den herbſten Schmerz;
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unſer Herz.

An des Sommers ſchwülem Hauche
Reift die goldne Traube nur;
Nur am rauhen Dornenſtrauche
Blüht die ſchönſte Blum' der Flur.

Nur in finſtern Nächten ſtrahlet
Herrlich ſchön der Sterne Pracht,
Und der Regenbogen malet
Sich nur in der Wolken Nacht.

O ſo nehmet denn die Leiden
Dankbar an aus Gottes Hand;
Sie ſind Boten naher Freuden,
Sind des Glückes ſichres Pfand.

Fünfter Aufzug.

(Der Schauplatz wie im erſten Aufzuge. Vor dem Eingange in die Einſiedelei iſt eine Ehrenpforte von grünen Zweigen errichtet und reichlich mit Blumen von allen Farben verziert. Die Thüre der Kapelle und der Klauſe ſind mit Blumen umkränzt, und die Baumſtämme mit Blumengewinden umſchlungen. Gegen Ende des Aufzuges verliert ſich die helle Beleuchtung wieder in das dämmernde Roſenlicht, das zu Anfang des erſten Aufzuges von der Morgenſeite einfiel, jetzt aber von der Abendſeite einfällt.)

Erſter Auftritt.

Ritter Adelbert und Marquard, ſein Knappe.

Adelbert (hängt hie und da noch einen Blumenkranz auf, betrachtet die aufgehängten Blumengewinde, und verbeſſert daran noch Eines oder das Andere.)

Marquard (ſteht mit einem Korbe neben ihm und bietet ihm Kränze oder Blumen dar; mit dem Reſte der Blumen und Blätter beſtreut er den Eingang der Klauſe.)

(Während dieſer Beſchäftigung ſingen beide:)

Du biſt die Liebe, guter Gott!
Das ſagt mir, was ich ſchau;
Der Morgenſtern, das Abendroth,
Das holde Himmelblau.

Der Vogel ſingt, von Dir genährt,
Voll Luſt auf grünem Aſt!
Sein frohes Lied uns Menſchen lehrt,
Wie Du ſo lieb uns haſt.

Der Blumen hundertfarbne Pracht
Im Thale weit und breit,
Die Du, Du lieber Gott, gemacht,
Zeigt Deine Freundlichkeit.

Die Sonne dort in goldner Pracht,
Allſegensreich, allmild,
Ein Wunder Deiner großen Macht —
Iſt Deiner Güte Bild.

Mehr noch, mehr noch, der edle Mann
In Allem, was er thut;
Sein leuchtend Werk, wir ſehens an —
Und jubeln, Gott iſt gut.

Adelbert. Das Lied da, das die wackern Landleute dem guten Vater Benno ſingen wollen, paßt ganz auf ihn. Es iſt doch wahr, es gibt unter der Sonne keinen herrlichern Anblick, kein ſchöneres Bild der Gottheit, als einen guten Menſchen — und das iſt Vater Benno ganz! — Wo er aber ſo lange bleiben mag? Wir wollen noch einmal nachſehen, ob er noch nicht kommt! — Komm mit mir, Marquard!

Knappe. Sehr wohl, mein geſtrenger Herr Ritter.

(Beide gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Benno.

(Er tritt leiſe, den erhobenen Zeigefinger an die Lippen haltend und mit lauſchenden Blicken umherſchauend, herein.) Nein er iſt nicht da! (Indem er die Verzierungen von Blumen bemerkt.) Ei ſieh da, was ſoll das ſeyn? Dieſe Blumen, dieſe Kränze gelten wohl mir? Meine lieben Nachbarn im Thale haben es nicht unbemerkt gelaſſen, daß ich bereits fünf und zwanzig Jahre auf dieſem Berge wohne. Sie wollen mir Freude machen an dem heutigen Tage; darum haben ſie meine Wohnung ſo ſchön ausgeſchmückt. O ihr lieben Menſchen! Gott vergelte es euch! — Allein dieſe Blumenkränze ſind zu ſchön gewunden und zu zierlich geordnet, als daß ſchlichte Landleute damit hätten zurecht kommen können. Adelbert, darin iſt deine Hand unverkennbar. Du wollteſt mir ein Feſt bereiten helfen — aber deiner wartet noch ein größeres Freudenfeſt. — Dieſe Blumen und Kränze ſind eben recht, den ſchönſten Tag deines Lebens zu verherrlichen. — Wo er aber wohl ſeyn mag, mein lieber Gaſt? Ha, dort drüben ſteht er am Felſen, und ſieht ins Thal, ob ich noch nicht komme.

Dritter Auftritt.

Benno. Agnes.

Benno (blickt nach der Seite, von der er hergekommen und winkt.

Agnes (kommt mit ihrer Laute in der Hand.)

Benno (ſie bei der Hand führend.) Nun, du kleines, holdes Veilchen, verbirg dich in jene Laube, und ſing dein Liedchen vom Veilchen. Sobald ich dir winke, fängſt du an. Du haſt doch Alles wohl verſtanden und gemerkt, was ich dir ſonſt noch geſagt habe?

Agnes. O ja, recht wohl, lieber Vater Benno.

Benno. Nun, ſo geh geſchwind in die Laube.

Agnes (geht in die Laube, von der etwa der Eingang zu ſehen.)

Vierter Auftritt.

Benno. Adelbert.

Benno, (laut rufend.) He! Ritter Adelbert! Hieher! — Ha, wie er eilt — wahrlich ſo ſchnell, als hätte er Flügel.

Adelbert. Je, da ſeyd Ihr ja! Ich ſchaute mir faſt die Augen aus, da drüben auf dem Fußſteige, auf dem Ihr von hier weggegangen, Euch wieder zurück kehren zu ſehen. Wie kommts, daß Ihr einen andern Weg eingeſchlagen?

Benno. Meine Geſchäfte, von denen man Euch geſagt haben wird, nöthigten mich, einen Umweg zu machen.

Adelbert (lächelnd, halb im Scherze, halb im Ernſte, ihm Vorwürfe zu machen.) Ihr ſeyd mir aber ein ſonderbarer Hauswirth. Ihr geht, verſprecht in einem Paar Stündchen wieder hier zu ſeyn — und laßt mich den lieben, langen Tag allein. Ihr wollet mich vielleicht ſogleich zum Anfange unſrer Bekanntſchaft die Süßigkeit des einſamen Lebens recht koſten laſſen?

Benno. Die Einſamkeit iſt ſüß — dem, der ſie kennt. Wer ſie kennt, gewinnt ſie bald lieb. Ich lebte hier in einſamer Stille die ſeligſten

Stunden meines Lebens. Mein Leben in Burgen und Schlöſſern war Rauſch und Traum.

Adelbert. Ach, Benno! Mich hat dieſer einſame Abend zwiſchen dieſen Felſen und Bäumen, die bereits längere Schatten ins Thal werfen, faſt ſchwermüthig gemacht. Die Stille umher, wo ſich kaum ein Blättchen regt, wo nur hie und da ein einſames Vögelein die letzten Laute ſeines Abendliedes hören läßt, hatte etwas Wehmüthiges für mich. Alle traurige Erinnerungen, alle Bilder der Vergangenheit gingen an meiner Seele vorüber. Ach, meine Glücksſonne neigte ſich bald zum Untergange. Bald, in der Jugend meiner Tage, erreichte ich den Abend meines Lebens. Einſam, als ein wahrer Einſiedler, ſteh ich in der Welt da. Alle meine Lieben ſind dahin — meine Freunde unter dem Schwerte des Feindes gefallen — meine Gemahlin in ihrer vollen Blüthe abgeriſſen, wie hier in dieſem Blumenkranze die liebliche Roſe — mein Kind abgepflückt, wie da die zarte Roſenknoſpe! (Er ſetzt ſich, ſtützt das Haupt auf die Hand, und ſchweigt.)

Benno. Nun, nun! Vielleicht habe ich ein Mittel, Euch zu tröſten. (Leiſe in die Laube.) Jetzt, Kleine, laß deinen Geſang hören.

Agnes (in der Laube präambulirt.)

Adelbert (aufſchauend.) Was höre ich? Welche liebliche Töne!

Benno (den Finger auf den Mund.) Bſt! Stille, ſtille!

Agnes (ſingt in der Laube.)

Das liebliche Veilchen, beſcheiden blau,
In grünende Blättchen verhüllet,
Den Augen verborgen, die Frühlingsau
Mit ſüßen Gerüchen erfüllet;
Es duftet ſo heimlich, ſo ſüß und ſo mild —
Beſcheid'ner Wohlthätigkeit liebliches Bild.

Adelbert, (aufſtehend.) Allmächtiger Gott, was iſt das! Theodolindens Lied — Theodolindens Weiſe — ganz ihre Stimme; nur noch zarter und lieblicher. Jedes Wort, als käme es von ihren Lippen. O kommt ſie zurück aus den Gefilden jener Welt, meine Thränen zu trocknen? — Oder wird Deine Hütte von Engeln beſucht, frommer Mann, und haſt Du es von dem Höchſten erbeten, mir einen der Engel zu ſenden, damit er mich tröſte? — O laß mich dieſes wunderbare Weſen, das jede Saite meiner Seele beben macht, ſehen und ſprechen. (Er will in die Laube.)

Benno. Bleibe — und erwarte ein Wunder des Allerhöchſten, das Dir mehr Troſt gewähren wird, als wenn Er Dir einen Engel geſendet hätte. (Er winkt in die Laube — und Agnes kommt mit der Laute hervor.)

Fünfter Auftritt.

Agnes, Adelbert, Benno.

Benno. Sieh, dieſes holde Kind traf ich heute. Es kam aus der rauheſten Gegend des Gebirgs, wohin ſich nur ſelten ein menſchlicher Fußtritt verirrt. —

Adelbert. Was ſeh ich? Ganz ihr Bild! Ja, ſo mußte Theodolinde ausgeſehen haben, als ſie noch ein Kind war. (Er eilt auf Agnes zu) Zittre nicht ſo, liebe Kleine, und fürchte dich nicht! Sage, wer hat dich dieſes Lied gelehrt, und wer biſt du?

Agnes. Meine Mutter hat es mich gelehrt, lieber Vater; und ich bin deine Tochter.

Adelbert. Wäre es möglich! Benno, ich kann es nicht glauben! Was machſt Du aus mir, wunderbarer Alter? Du willſt mich doch nicht täuſchen? — Sage mir, liebes Kind, wie heißeſt du, wie heißt deine Mutter?

Agnes. Ich heiße Adelinde, meine Mutter heißt Theodolinde.

Adelbert. Gott im Himmel! Adelinde iſt der Name meines lieben Kindes; Theodolinde der Name meiner ewig geliebten Gattin! Ja, ſo hießen ſie. Benno, Benno! Ich bin wie trunken! Die Sinne vergehen mir! Ach es iſt nicht möglich. Nein, die Todten erſtehen nicht mehr.

Agnes (zeigt ihm die Laute.) Da ſieh, lieber Vater!

Adelbert (nimmt die Laute.) O wohlbekanntes

Inſtrument! Ja, dich kenne ich. Dein Anblick erfreut mich, wie das Angeſicht des liebſten Jugendfreundes, den man nach vielen Jahren unvermuthet wieder ſieht. Ja, das iſt das Geſchenk, das ich meiner geliebten Theodolinde in jenen ſeligen Tagen gegeben, da wir noch Braut und Bräutigam waren. Hier ſtehen noch unſre beiden Namen: „Adelbert ſeiner Theodolinde." — O Adelinde! Ja, ja, du biſt — biſt meine Tochter! Komm, o komm in meine Arme! — Als ein kleines, weinendes Kindlein ließ ich dich in den Armen und an der Bruſt deiner Mutter zurück. Schön und lieblich biſt du indeß herangewachſen. O herzerfreuender Anblick für den Vater! — Aber wo iſt deine Mutter? Lebt ſie noch? O ſage ja! (Zum Himmel blickend.) Mache das Maaß meiner Seligkeit voll, guter Gott, und laß ſie ja ſagen! —

Agnes. Ja, ſie lebt.

Adelbert. Lebt! — Wo? — O wo iſt ſie! O auf und zu ihr! — — Sie lebt! — O Gott, Dir ſey Dank! — O Adelinde, ſage, wo, wo kann ich ſie finden?

Agnes. Vater Benno weiß es.

Adelbert. Rede, rede guter Alter, wo iſt ſie? Komm, o komm zu ihr! —

Benno. Ruhig, Ritter! — Du denkeſt, ſie wieder zu finden, wie Du ſie verließeſt — das geliebte Weib deiner Jugend, die blühende Gattin im Glanze aller ihrer Schönheit? Ach die Roſen ihrer Wangen hat der Kummer abgepflückt. Dir treu zu bleiben, flüchtete ſie in die wildeſte Gegend des Gebirges, und gab ſich aus Liebe zu dir allem Mangel und Elende preis. Sie ſtand erſt von einer ſchweren Krankheit auf. Du wirſt ſie kaum mehr kennen.

Adelbert. O was iſt die äußerliche Geſtalt, was die Farbe der Wangen! Eitle vergängliche Reize. Sie, ſie, Theodolinde ſelbſt will ich wiederſehen —

Benno. Sey nicht zu heftig! — Ihr ſchlägt das Herz, dich wieder zu ſehen. Schone der zartgebildeten Seele! Entweihe die heilige Stunde des Wiederſehens nicht durch Ungeſtüm. Sie glaubte Dich todt; dein Anblick iſt ihr wie eine Erſcheinung aus einer andern Welt. Freude und Schmerz haben ſie ganz erſchöpft.

Adelbert. O ſage doch, wo ſie iſt! Laß uns keinen Augenblick verlieren! Fort — fort — Alter! Eilends! Komm — oder ſage mir doch nur an, wo ich hinaus ſoll?

Benno. Um Gotteswillen — faſſe Dich, — höre mich doch nur an. Ich habe einen ſichern Mann, meinen alten Freund, mit einem Saumpferde abgeſchickt, ſie hieher zu bringen. Ich kann nicht beſtimmt ſagen, welchen Weg da herauf er zu Pferde am bequemſten finden werde. Auf was für einem Wege Du ihr entgegen eilen wollteſt, könnteſt Du ſie verfehlen.

Agnes. Lieber Vater! Haſt Du mich denn nicht lieb, daß Du mich gar nicht mehr anſiehſt!

Adelbert. Adelinde! Liebes, holdes Kind, das ich mir in dem Himmel dachte, und nun noch auf dieſer Erde in die Arme ſchließe — o ich habe dich lieb, ſehr lieb, unausſprechlich lieb! Ich liebe dich, wie ich deine Mutter liebe. Allein ich möchte nur ſogleich euch Beide wieder haben.

Agnes. Habe nur eine kleine Geduld, lieber Vater. Sie wird ſogleich kommen. Sie kann jeden Augenblick hier ſeyn.

Adelbert. Jeden Augenblick — hier? O du liebes, gutes Weib, du edle, treue Seele! Dich — dich — die ich ſo lange als todt beweinte, die wegen meiner ſo vieles gelitten hat, dich ſoll ich wieder ſehen, jetzt, jetzt — ſogleich? O Gott, wie wird mir? Ach ich zittre, der ich doch ein Mann bin, der noch nie vor einem Feinde gezittert. Wie muß es erſt ihr ſeyn. Doch horcht! Ich höre Muſik? Was ſoll das bedeuten?

(Man hört aus der Ferne einen ländlichen Marſch von Hirtenflöten und Schallmeien, der immer näher rückt.)

Sechster Auftritt.

Knappe, Vorige.

Knappe. (In militäriſcher Stellung, und im Tone, als Rapport erſtattend.) Es kommt ein Zug

Landleute hinter den Felſen hervor. Eine Rittersfrau, in ſchwarzen Kleidern ſteigt eben vom Roſſe ab, und kommt von einer Bäuerin geführt den Berg herauf.

Adelbert. Das iſt ſie! Sie kommt! O Theodolinde, Theodolinde! (Er ſtürzt mit weit ausgebreiteten Armen fort; der Knappe folgt ihm. Die Muſik ſchweigt plötzlich.)

Siebenter Auftritt.

Benno, Agnes.

Agnes (will ihrem Vater nacheilen.)

Benno. Bleib, liebes Kind! Du könnteſt auf den ſteilen Wegen leicht in einen Abgrund ſtürzen. Deine liebe Mutter und dein guter Vater werden ſogleich hier ſein. (Er hält Agnes bei der Hand und ſpricht, indem er mit freudigem Angeſicht dem Ritter nachſieht, mit Nachdruck und Empfindung:) Mein Gott! Wenn das Wiederſehen geliebter Freunde, die einander für todt hielten, hier auf Erden ſchon eine ſo große Freude iſt, daß die menſchliche Natur das Uebermaaß derſelben kaum ertragen kann — welche Seligkeit wird es erſt dort ſeyn, dort im Himmel, wo wir alle unſere verblichenen Geliebten, ſchön und herrlich wieder ſehen werden. O der bloße Gedanke iſt ſchon Balſam für jede Wunde, die Tod und Trennung uns ſchlagen!

Achter Auftritt.

Bauer, Bäuerin, ihre Kinder, Hirtenknabe, Hirtenmädchen. Vorige.

(Die Muſik, die unterbrochen wurde, fängt ſehr nahe und laut wieder an. Die Landleute ſind feſtlich geſchmückt. Die Kinder und jungen Leute weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt. Sie kommen, eines nach dem andern, in folgender Ordnung. Voran geht die kleine Lieſe, mit einem großen Blumenſtrauße, an dem ſich eine buntfarbige Bandſchleife befindet. Röſe trägt ein Körblein voll Blumen! Georg einen Eichenkranz, der mit einem blauen und weißen Bande oben an einem Stabe befeſtigt iſt; das Hirtenmädchen trägt ein Lämmchen, mit Bändern geziert; der Hirtenknabe in einem roth bemahlten Käfige ein Paar Tauben. Die Bäuerin hat einen großen Korb, der mit einem weißen Tuche zugedeckt iſt, auf dem Kopf; der Bauer ein kleines Fäßchen, das mit Epheulaub umkränzt iſt, unter dem Arm. Noch mehrere Landleute und Kinder mit ländlichen Geſchenken können ſich an den Zug anſchließen. Alle ſtellen ſich ſo in Ordnung, daß für Adelbert und Mathilde, die etwas ſpäter nachkommen, und für Agnes und Benno freier Raum bleibt.)

Bauer (nimmt den Hut ab und ruft laut:) Still jetzt mit der Muſik! (Dann ehrerbietig und mit Rührung zu Benno.) Lieber, ehrwürdiger Vater Benno! Wir geringen Landleute kommen, Euch zu Eurem Jubiläum Glück zu wünſchen. Wir danken Euch für all das Gute, das Ihr ſeit dieſen fünfundzwanzig Jahren an uns gethan habt. Und da bringen wir Euch einige kleine Geſchenke, ſo gut wir Landleute ſie haben, Euch unſere Erkenntlichkeit zu bezeigen. Die Worte wiſſen wir freilich nicht zierlich zu ſetzen. Wenn Ihr uns bloß auf das Maul ſchauen wolltet, ſo würden wir vor Euch ſchlecht beſtehen. Könntet Ihr aber in unſer Herz ſchauen, ſo würdet Ihr mit uns zufrieden ſeyn. Der liebe Gott ſchaut doch oben vom Himmel herab in unſer Aller Herz. Er ſieht unſre gute Wünſche für Euch. Er, der es allein kann, wolle ſie auch erfüllen.

Benno. O ihr lieben, guten Leute! Ihr Kinder und Eltern! Gott wolle alle die guten Wünſche, die ihr für mich im Herzen tragt, an euch zehnfach erfüllen. Er wolle euere dankbaren Herzen ſegnen, und euch täglich neue Urſachen geben, Ihm für euer ungeſtörtes Glück zu danken. Er wolle die Geſchenke, die ihr mir da bringt, euch hundertfältig vergelten. (Er reicht dem Bauer die Hand.) Nehmt da, lieber Niklas, im Namen aller hier Verſammelten meine Hand. Wir wollen die alten guten Freunde bleiben, und die kurze Zeit, die ich vielleicht noch bei euch bin, einander recht viele Freuden machen.

Bauer. O noch recht lange lebe unſer lieber Vater Benno.

Alle (rufen:) Noch recht lange — lange lebe unſer lieber, guter Vater Benno.

Bauer. So iſts recht! Ja, er lebe noch hundert Jahre.

Letzter Auftritt.

Adelbert, Mathilde, Knappe, Vorige.

Agnes (mit ausgebreiteten Armen ihnen entgegen:) Vater! — Mutter!

Mathilde, (von Adelbert am Arme geführt, nimmt Agnes bei der Hand.) O liebe Tochter, welche unausſprechliche Freude hat uns der liebe Gott gemacht!

Adelbert (nimmt Agnes bei der andern Hand.) O wie ſelig bin ich, daß Gott mir dich, liebes Kind, und durch dich deine liebe Mutter wieder geſchenkt hat!

Agnes, (in Mitte ihrer beiden Eltern.) Liebſter Vater! Ich kann es gar nicht ausſprechen, wie ich mich freue, daß wir Dich wieder haben. — O Mutter, ſo fröhlich habe ich Dich in meinem ganzen Leben noch nie geſehen, als jetzt, da der Vater wieder da iſt. Nicht wahr, der liebe Gott hat deine heiße Thränen doch noch getrocknet, ja in Freudenthränen verwandelt!

Benno. Guter Gott, wie danke ich Dir, daß Du den heutigen Tag — den Tag meines fünf und zwanzig jährigen Jubiläums durch ein ſo großes Heil verherrlichet haſt! Blicke Du gnädig auf dieſes edle Ehepaar herab, das Du ſo wunderbar wieder vereiniget haſt — ſegne Du ſie aufs Neue wieder ein, laß ſie auch ein Jubiläum — laß ſie nicht nur eine ſilberne, ſondern eine goldene Hochzeit erleben. Laß ſie an ihrem lieben Kinde, durch das Du ſie wieder zuſammen geführet haſt, noch fernerhin eben ſo große Freuden erleben, als Du ihnen durch dieſes Kind heute bereitet haſt! — Auch den guten Hausvater und die gute Hausmutter dort — und ihre Kinder und Alle hier ſegne Du! Gieb Heil und Segen, Friede und Eintracht in jeder Ehe, und laß alle Eltern an ihren Kindern eben ſolche Freuden erleben.

Bauer, (den Hut in der Hand ſich tief verneigend.) Geſtrenger Herr Ritter, gnädige Frau und gnädiges Fräulein! Wenn Ihr es mir nicht als eine Grobheit ausdeuten wollet, ſo möchte ich halt auch gerne unſern Glückswunſch darbringen. Alles, was Vater Benno geſagt hat, ſoll gelten, und der liebe Gott im Himmel droben, ſage dazu: Amen!

Adelbert. Lieber Freund! Eure Theilnahme an unſerm Glück freut mich in der Seele! Gott wolle Eure Wünſche für uns, auch an Euch, Eurem Weibe, Euern Kindern und an Euch Allen erfüllen.

Bäuerin (mit gefalteten Händen.) Ja, Er wolle ſie an uns Allen erfüllen, der liebe, gute

Gott! — Ich hätte aber noch eine kleine Bitte, die ich mir faſt nicht zu ſagen getraue. (Sich an Mathilde wendend.) Da drüben auf dem runden Platze unter den Tannen, den Vater Benno ſeinen Tannenſaal nennt, iſt ihm zu ehren eine kleine Mahlzeit von kalter Küche veranſtaltet. Und da wollte ich halt die gnädige Herrſchaft auch dazu eingeladen haben. Es iſt freilich nur Bauernkoſt, aber doch alles geſund, und, wie ich hoffe, gut gekocht.

Bauer. Und was an Speiſen etwa noch abgeht, ſoll der Wein in dem Fäßlein da erſetzen. Ich habe ihn ſchon ſeit langer Zeit auf das heutige Jubiläum geſpart. Ich hoffe deßhalb, der geſtrenge Herr Ritter werde unſre Bitte nicht verſchmähen.

Mathilde. Wir nehmen Eure Einladung mit Freuden an; allein Thekla, die ſorgſame Begleiterin meiner Tochter, und alle Eure Kinder, auch die Kleine dort mit dem Blumenſtrauße, müſſen mitſpeiſen.

Adelbert. Wir rechnen es uns zur Ehre, mit einem ſo braven Manne und einer ſo guten Frau, den Wohlthätern meines Kindes, zu ſpeiſen; und auch der Hirtenknabe dort, mein fröhlicher Reiſegefährte, muß unſer Tiſchgenoſſe ſeyn.

Bauer. Alle, die da ſind, müſſen miteſſen. (Er ſchnalzt mit den Fingern.) Nun iſt meine Freude erſt ganz. Aber nun dürfen wir doch auch noch, weil wir ſchon dazu bereit ſtehen, unſer Liedlein ſingen, das unſerm lieben Vater Benno zu Lob und Ehren gemacht iſt?

Benno. Lobet und ehret vielmehr Gott! Singet das Lied: „Die Freundlichkeit Gottes" das ich Euch ſchon vor einigen Wochen gelehret habe. Denn aller Ruhm und alle Ehre gebührt Gott allein. (Sie ſingen:)

Eine Stimme.

Schön nach den finſtern
Schatten der Nacht
Strahlet des Morgens
Goldene Pracht!

Chor.

Was das Morgenroth der Erde —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Eine Stimme.

Lieblich erquicket
Funkelnder Thau
Blumen und Kräuter,
Garten und Au.

Chor.

Was des Himmels Thau den Blumen —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Eine Stimme.

Mild bei der Sonne
Brennendem Strahl

Kühlt uns der Laube
Schattiger Saal!

Chor.

Was, am heißen Tag, der Schatten —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Eine Stimme.

Segen verbreitend,
Schimmernd und hell,
Tränkt die Gefilde
Reichlich der Quell!

Chor.

Was ein Quell dem dürren Lande —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch den Menſchen gern.

Eine Stimme.

Aus des Gewitters
Dunkelm Gezelt
Strahlet des Friedens
Bogen der Welt.

Chor.

Freundlich gleich dem Regenbogen
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey's auch du den Menſchen gern.

* * *

Inhalt.

I.

Blüthen dem blühenden Alter gewidmet

Die mit Sternchen bezeichneten ſechs Lieder ſind in dem Schauſpiele, die kleine Lautenſpielerin, nachzuſchlagen.

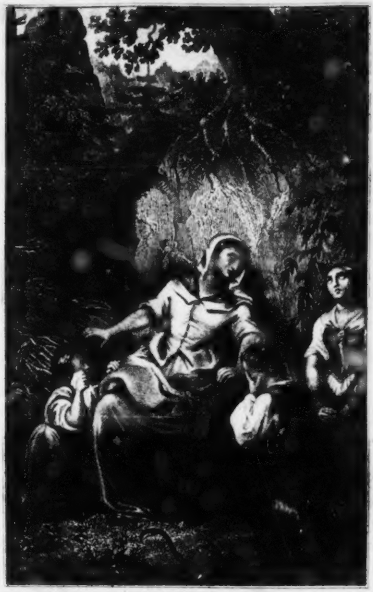
Seite

Der Morgen im Gebirge *138
Gott iſt die Liebe 9
Gott macht Alles wohl ꝛc. 12
Die Kinder bei der Krippe 15
Der Knabe Jeſus 18
Jeſus der Kinderfreund 23
Die Unſchuld 28
Friedensliedchen 31
Das Bild der Tugend 32
Troſt im Leiden *164
Die Menſchenfreundlichkeit Gottes *229
Der Abend im Gebirge 34
Die lieblichſten drei Blümchen ꝛc. *157
Roſen und Vergißmeinnicht 37
Ein Blumenkranz 38
Lilien und Roſen 39
Die Lilie 40
Die Blümchen am Felſen 41
Die Dornen der Roſe 41
Die welke Roſenknoſpe 42
Die Schlüſſelblumen 43
Die Maiblümchen 44
Die Vergißmeinnicht an der Quelle 45
Der Knabe und die Roſe 46
Die Kornblumen 47
Die ſchöne Purpurblume 48
Die Sinnviole 49
Die Sonnenblume 50
Die Nachtviole 51

Seite
Trauben und Aehren . . . 52
Die weinenden Blumen . . . 52
Das Thautröpflein . . . 54
Der Regentropfen . . . 55
Liedchen beim Ausſäen der Blumen . . . 56
Das gute Lieschen . . . 58
Die Erdbeeren . . . 62
Milchlied . . . 63
Die Kirſche . . . *168
Die Waſſerroſe . . . *175
Stricklied . . . 64
Der Bauernknabe am Abend . . . 66
Waldhornlied . . . 67
Der Reichthum des Landmanns . . . 68
Die Amſel . . . 71
Der Tanzbär . . . 72
Der alte Krieger . . . 74
Der Holzhacker . . . 76
Die Hirtenflöte . . . 79
Das Buch ohne Buchſtaben . . . 81
Fromme Einfalt . . . 83
Der Waſſerkrug . . . 85
Ein Paar Nachtſtückchen . . . 87
Die Edelſteine . . . 89
Lina. Eine Legende ꝛc. . . . 92
Die zwei Kränze. Legende . . . 97
Der heilige Vitus. Legende . . . 99
Der heilige Martin. Legende . . . 102
Der heilige Nikolaus . . . 106
Der Held ohne Furcht und ohne Tadel . . . 114.
Sankt Menrad . . . 122
Das gelbe Haar . . . 128

II.

Die kleine Lautenſpielerin, ein Schauſpiel mit Geſang . . . 135



[illegible] Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

EMMA ODER DIE KINDLICHE LIEBE.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Achtzehntes Bändchen.

◆

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1844.

Kleine Schauſpiele

für

Familienkreiſe.

Eine Erzählung

anſtatt der Vorrede.

Zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts lebte in einer der größern Städte Bayerns ein angeſehener Staatsdiener, der wegen ſeiner Geſchäftskenntniſſe, ſeiner Gerechtigkeitsliebe und ſeines unerſchütterlich feſten Sinnes für Alles, was er für recht und gut hielt, in allgemeiner Achtung ſtand.

Einer ſeiner Söhne zeichnete ſich durch ſeltene Talente vor allen übrigen aus, und behauptete an dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt unter allen ſeinen Mitſchülern immer den erſten Platz. Der Vater war ſtolz auf ihn, hoffte an ihm große Freude und Ehre zu erleben, und verſicherte in der Freude ſeines Herzens öfter die Mutter und ſeine Freunde, dieſer ſein Liebling werde einſt dem Vaterlande große Dienſte leiſten und die Zierde der Familie werden.

Der talentreiche Jüngling ging auf die Univerſität, widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit, und übertraf an Talenten, unermüdetem Fleiße, ausgezeichnetem Fortgange, und höchſt lobenswürdigem Betragen alle ſeine Mitſtudirenden. Der Vater freute ſich der nahen Erfüllung ſeiner Hoffnungen, und ſah in Gedanken den trefflichen jungen Rechtsgelehrten ſchon auf der ſchönſten Laufbahn zu den anſehnlichſten Staatsämtern.

Allein in dem letzten Jahre, das der hoffnungsvolle Sohn an der Univerſität zubrachte, gerieth er in böſe Geſellſchaft, wurde wegen jugendlicher Unbeſonnenheiten, und ſtrafbarer Aufführung von der Univerſität entlaſſen, getraute ſich nicht mehr vor dem Angeſichte des Vaters zu erſcheinen, und trat als gemeiner Soldat in öſterreichiſche Kriegsdienſte, um einen Feldzug gegen die Türken mitzumachen. Der Schmerz des Vaters über ſeine vereitelten Hoffnungen war unermeßlich; man durfte in ſeiner Gegenwart des ungerathenen Sohnes mit keinem Worte mehr erwähnen; er wollte gar nichts mehr von ihm hören. Wirklich hörte man auch, ungeachtet aller heimlichen Nachforſchungen der Mutter, viele Jahre hindurch nichts mehr von ihm, und hielt ihn für todt.

Der Sohn war indeß in türkiſche Gefangenſchaft gerathen. Als Türkenſklave mußte er ſich die grauſamſte Behandlung gefallen laſſen, Sklavenkleider tragen, mit der ſchlechteſten Koſt vorlieb nehmen, die niedrigſten Sklavendienſte verrichten, und ſogar anſtatt des Zugviehes an dem Pfluge ziehen.

Ein deutſcher Kaufmann kam nach hergeſtelltem Frieden in jene Gegenden; der arme Sklave wendete ſich an ihn, und der Kaufmann war nicht wenig erſtaunt, ſich in ſeiner Mutterſprache anreden zu hören, freute ſich, in dem vermeinten Türken einen Landsmann zu entdecken, und entſchloß ſich, von dem Elende des unglücklichen jungen Mannes gerührt, mit Gefahr ſeines eigenen Lebens, ihn aus der Sklaverei zu erretten. Da der Kaufmann mehrere Fäſſer mit Waaren einzuſchiffen hatte, ſo verbarg er ihn in ein leeres Waarenfaß und brachte ihn glücklich in das Schiff. Er ſetzte ihn in Italien an das Land, verſchaffte ihm, anſtatt des Sklavenanzuges, ordentliche Kleider, und verſah ihn mit hinreichendem Reiſegeld.

Der junge Mann machte ſich auf den Weg in ſein Vaterland. Es trafen ihn auf der Reiſe noch manche Unfälle, die ſein Reiſegeld gänzlich erſchöpften; er mußte ſich bis in ſeine Vaterſtadt vollends durchbetteln. Voll wehmüthiger Erinnerungen an die vergangenen beſſern Zeiten erblickte er endlich die Thürme der Stadt. Zwiſchen Furcht und Hoffnung betrat er das Thor. Wegen ſeiner abgehärmten Geſtalt erkannte ihn, was ihm lieb war, kein Menſch mehr. Ohne daß er ſich zu erkennen gab forſchte er nach ſeinen Eltern. Er vernahm, die Mutter ſey aus Gram über ihren entlaufenen Sohn geſtorben, der Vater aber ſey über ihn noch immer ſehr aufgebracht. Er wagte es nicht, vor ſeinem Vater, den er ſo ſchwer beleidigt hatte, zu erſcheinen; er nahm ſeine Zuflucht zu ſeinem ehemaligen Lehrer, der gegenwärtig Rector des Collegiums war, das ſich in der Stadt befand, und jenem berühmten Orden angehörte, dem damals alle Studienanſtalten in dem katholiſchen Deutſchlande anvertraut waren. Der bedauernswerthe junge Mann begab ſich in der Abenddämmerung dahin, und ließ ſich bei dem Rektor als einen armen verunglückten Reiſenden melden. Blaß, abgezehrt, in abgenützter Kleidung trat er zu ihm in das Zimmer, und gab ſich ihm als ſeinen ehemaligen Schüler zu erkennen. Der Rector ward innig gerührt, den ehemals ſo blühenden, hoffnungsvollen Jüngling, den Sohn aus dem erſten Hauſe der Stadt, in einem ſo beklagenswerthen Zuſtande zu ſehen, nahm ihn mit wahrhaft väterlicher Liebe auf, wies ihm ein Gaſtzimmer an, bewirthete ihn auf das Beſte, verſprach, den Vater auf die Ankunft des Sohnes vorzubereiten, und dem Sohne Vergebung auszuwirken; er rieth ihm aber, indeſſen keinem Menſchen zu entdecken, wer er ſey.

Am andern Morgen begab ſich der Rector zu dem Vater, und ſagte ihm, daß er ihm Nachrichten von ſeinem ſo lange vermißten Sohne bringe, und daß dieſer, von der aufrichtigſten Reue durchdrungen, nichts ſehnlicher wünſche, als wieder in das väterliche Haus und in die Arme des Vaters zurückkehren zu dürfen. Allein der ſo lang genährte Unwille des Vaters erwachte mit neuer Macht. Er ſprach mit finſterm Geſichte: „Der ungerathene

Sohn hat meine Hoffnungen ſchrecklich vereitelt, ſeine Mutter vor Jammer in das Grab gebracht, und einer ehrliebenden und ehrwürdigen Familie eine zu große Schmach zugezogen. Er ſoll mir nicht mehr vor die Augen kommen.“ Der Rector erſtaunte über die hartnäckige Weigerung des alten Mannes, der ſeinen unglücklichen Sohn jetzt eben ſo ſehr zu haſſen ſchien, als er ihn vorhin geliebt hatte. Alles Zureden, die rührendſten Vorſtellungen waren vergebens. Der Vater blieb unbeweglich. „Gott wolle ihm vergeben,“ ſagte er; „ich kann es nicht. Vor dem Hungertode will ich ihn ſchützen; aber nur unter der Bedingung, daß er mein Haus nie mehr betrete, und auch von unſerm Vaterlande entfernt bleibe.“

Der Rector kehrte betrübt zu dem Sohne zurück, der voll Bangigkeit auf ihn gewartet, und bei der traurigen Nachricht in einen Strom von Thränen ausbrach. Indeß gab der Rector die Hoffnung noch nicht auf; er ſann auf ein anderes Mittel, den Vater mit dem Sohne auszuſöhnen. Wie bekannt, war es damals gewöhnlich, zu Ende des Studienjahres bei der Preiſevertheilung ein Schauſpiel aufzuführen. Dieſe Feierlichkeit war jetzt eben nahe. Der Rector veranſtaltete unverzüglich, daß die Parabel von dem verlornen Sohne in ein Schauſpiel gebracht, und mit der erforderlichen Klugheit und Umſicht verfaßt werde, um vielleicht das Herz des Vaters zu rühren.

Der alte Herr wurde wie gewöhnlich zu der Preiſevertheilung eingeladen, und nahm unter den zahlreichen Zuſchauern den erſten Platz ein. Der Rector ſaß ihm zunächſt, und beobachtete ihn, welchen Eindruck das Schauſpiel auf ihn machen werde. Es verfehlte ſeine Wirkung nicht. Der bisher ſo unverſöhnliche Mann wurde erſchüttert, und als der verlorne Sohn ſeinem Vater zu Füßen fiel, und ausrief: „Vater, ich habe geſündiget wider den Himmel und wieder dich — ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu ſeyn" und der Vater im Schauſpiele den reuigen Sohn aufhob und in ſeine Arme ſchloß, ſo konnte auch der Vater unter den Zuſchauern ſeine Thränen nicht mehr zurückhalten.

Der Rector benützte dieſen günſtigen Augenblick der Rührung; er führte ihn, der ſich in ſeinem Gemüthszuſtande unter der Menge von Menſchen nicht wohl fühlte, und ſeine Rührung nicht wollte merken laſſen, auf ein beſonderes Zimmer. Kaum hatten ſie das Zimmer betreten, ſo ſtürzte auf einen Wink des Rectors der Sohn, der ſich in einem Nebenzimmer befand, zur Thüre herein, fiel dem Vater zu Füßen, und rief gleich dem verlornen Sohne: „Vater, ich habe geſündigt, vor dem Himmel und vor dir!" Der Vater hob, wie jener Vater des verlornen Sohnes, ihn auf, ſchloß ihn in ſeine Arme — und verzieh ihm.

Um jenem Vater durchaus zu gleichen, gab er ſogleich Befehle, den Sohn ſeinem Stande gemäß zu kleiden, und um dieſe Begebenheit ganz wie jene Geſchichte zu enden, veranſtaltete er auf den folgenden Tag eine Freudenmahlzeit, zu der er viele Gäſte, und unter dieſen vorzüglich den Rector einlud. Der Vater, der ſehr auf Ehre hielt, hatte ſich gegen den Sohn anfangs auch deßhalb ſo unverſöhnlich gezeigt, weil er es ſeiner Ehre für nachtheilig hielt, einen Sohn, deſſen er ſich ſchämte, in ſein Haus aufzunehmen. Seine Freude wurde aber nun vollkommen, als er vernahm, daß in der ganzen Stadt über die Rückkehr und Wiederaufnahme des Sohnes allgemeine Freude herrſche, und da alle Freunde ihn verſicherten, daß es ihm zur Ehre gereiche, ſo gehandelt zu haben, wie jener Vater, den der Erlöſer ſelbſt als das Vorbild guter Väter auf Erden, ja als ein Nachbild des beſten Vaters im Himmel uns vorgeſtellt hat.

Dies iſt die Erzählung; es ſey erlaubt, derſelben nur eine einzige Bemerkung beizufügen. Als der Verfaſſer gegenwärtiger „kleiner Schauſpiele für Familienkreiſe“ eben eine Vorrede dazu ſchreiben, und einige Worte ſagen wollte, welche gute Wirkungen religiös-ſittliche Schauſpiele hervorbringen können, beſuchte ihn eine Enkelin jenes Staatsmannes, gegenwärtig die mehr als ſiebenzigjährige Wittwe eines verſtorbenen ſehr geachteten Regierungsrathes, den der Verfaſſer unter ſeine ältern Freunde zu zählen das Glück hatte. Sie erzählte ihm dieſe Geſchichte, ohne von ſeinem Vorhaben, Schauſpiele herauszugeben und dazu eine Vorrede zu ſchreiben, das Geringſte zu wiſſen. Der Verfaſſer würde die Namen ſowohl der Stadt als der Perſonen nennen, wenn er dieſes nicht unbeſcheiden fände, indem noch einige wenige Nachkommen der Familie am Leben ſind. Er hat die ihm erzählte Geſchichte bloß deßhalb wieder erzählt, weil ſie mehr, als alle Gründe, die er hätte vorbringen können, darthut, daß auch das Schauſpiel, das oft mißbraucht wird und auf die Sittlichkeit nachtheilig einwirkt, recht benützt, manches Gute ſtiften könne.

Das Wahre, Gute und Schöne läßt ſich in einem Schauſpiele beſonders anſchaulich darſtellen. In dieſer Abſicht wurden vorliegende kleine Stücke ſchon vor dreißig bis vierzig Jahren verfaßt und aufgeführt. Sie machten den Kindern große Freude, und gewährten ihnen zugleich in freien Stunden eine angenehme und nützliche Beſchäftigung.

Die Jugend ſucht nun einmal Unterhaltung, und wenn ſie nicht auf eine angemeſſene Art unterhalten wird, ſo verfällt ſie leicht auf verderblichen Zeitvertreib. Sie, wie damals auch jetzt noch angenehm und zugleich lehrreich zu unterhalten — iſt der herzliche Wunſch

des Verfaſſers.

* * *

Die

Erdbeeren.

Ein

Schauſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen.

Herr von Waldengrund.
Karl, 12 bis 14
Sophie, 8 bis 10. } Jahre alt, ſeine Kinder.
Franz, 5 bis 6
Martin, ein Greis.
Jakob, ein armer Mann.
Lieſe, ein Köhlermädchen, von etwa 10 bis 12 Jahren.

Erſter Auftritt.

(Der Schauplatz iſt ein freier Platz zwiſchen Felſen, Gebüſchen und Tannenbäumen, mit einer Ausſicht ins Gebirg. Unter einem der Bäume befindet ſich eine ländliche Bank.)

Sophie. Franz.

Sophie (kommt mit einem Körbchen am Arme zwiſchen den Bäumen hervor.)

Ei, was Erdbeeren! Es iſt, als wenn es Erdbeeren geregnet hätte. Und alle Beeren ſind ſo ſchön roth, wie Scharlach; und die ſchönen Blüthen, die man hie und da noch zwiſchen den ſchönen grünen Blättern erblickt, ſind ſo hell und weiß, wie Schnee! Es iſt ein allerliebſter Anblick.

Franz (aus dem Walde hervorhüpfend, eine Haſelgerte, an der oben noch einige Blättchen ſind, in der Hand.) Potz tauſend! Da iſt ja Alles über und über roth von Erdbeeren. (In das Gebüſch zeigend.) Und dort giebt's noch mehrere. Nun ſoll's an ein Pflücken gehen! (Er wirft die Gerte weg, und fängt an zu pflücken.) Dein Körblein wird bald voll ſeyn. — Dann darf's aber ich dem Papa bringen; nicht wahr, liebe Sophie?

Sophie. Wohl, lieber Franz! — So iſt's recht. Das erſte Körbchen voll bringen wir dem lieben Papa; und dann pflücken wir erſt ein Körbchen voll für uns. Gute Kinder denken zuerſt an ihre Eltern, und dann erſt an ſich. — Während wir aber pflücken, wollen wir unſer Erdbeer-Liedchen ſingen. Dann geht das Pflücken viel luſtiger von Statten. (Sie pflücken und ſingen:)

Lieblich iſt's im grünen Wald,
Wann durch dunkle Tannenſpitzen
Goldne Sonnenſtrahlen blitzen —
Roth ſich ſchmückt das grüne Thal
Mit Erdbeeren ohne Zahl.

Holde Beeren, friſch und ſüß,
Wer iſt's der ſo ſchön euch malet,
Das ihr roth, wie Purpur, ſtrahlet?
Wer gibt euch den ſüßen Duft,
Würzend rings die laue Luft?

Lieber Gott, wer ſonſt, als Du! —
Freundlich ſagt uns jede Beere:
Gebt dem Schöpfer Ruhm und Ehre!
Tanne, Fichte, Laub und Moos
Rufen: Kinder, Gott iſt groß!

Laßt uns denn nach Herzensluſt
Von den ſchönen Beeren pflücken,

Und mit dankbarem Entzücken
Auf zum beſten Vater ſeh'n —
Er ſchuf ſie ſo hold und ſchön!

(Sie verlieren ſich nach und nach in das Gebüſch, ſo daß man, während ſie die letzte Strophe zu Ende ſingen, nichts mehr von ihnen ſieht.)

Zweiter Auftritt.

Herr von Waldengrund. Karl.

Karl (mit einer Flöte unter dem Arme.) Hier, Vater, iſt die herrliche Ausſicht, von der ich Ihnen ſagte — und dorthin iſt der liebliche Wiederhall!

Herr v. W. (als Reiſender, einen leichten Ueberrock über ſeine Kleidung.) Du haſt in der kurzen Zeit von einem halben Stündchen dich in der Gegend ſchon recht wohl umgeſehen. — Wirklich, eine ſehr ſchöne Ausſicht! Ich erinnere mich nicht, je eine ſchönere geſehen zu haben. Dieſer herrliche Anblick entſchädigt uns für den Aufenthalt, den uns das zerbrochene Wagenrad auf unſerer Reiſe macht. Ich will hier auf der Moosbank unter den Tannen ein wenig ruhen, und die Gegend recht mit Bequemlichkeit betrachten.

Karl. Nun müſſen Sie aber doch auch den Wiederhall hören; er kommt dort von jenem Felſen her, an dem wir Kinder die friſche, klare Quelle fanden, die uns ſo erquickte. (Er bläſt, öfter abſetzend, auf der Flöte, und der Wiederhall wiederholt die letzten Töne.)

Herr v. W. (ſteht während des Flötenſpieles auf, und betrachtet umhergehend die Gegend ſehr aufmerkſam und mit Zeichen der Verwunderung.) Das iſt wunderbar! Mir kommt hier Alles ſo bekannt vor, wie ein Ort, den ich ſchon ehedem geſehen; Alles dünkt mich ſo vertraut, ſo heimlich, als wäre ich hier zu Hauſe. Ein ſonderbares Gefühl ergreift mich, und gleich einem Traume erwacht in mir die Erinnerung längſt vergangener Jahre. — Ja, in einer ähnlichen Gegend lebte ich als Kind. Solcher hohen Felſen mit kletternden Ziegen, wie da drüben, erinnere ich mich noch wohl; und ſolche niedrige Hütten mit flachen hölzernen Dächern, wie dort im Thale, habe ich nie geſehen, als in den dunkeln Zeiten meiner Kindheit.

Karl. Vielleicht iſt dieſes eben die Gegend, in der Sie geboren ſind. Ich hörte Sie mehr als einmal ſagen, durch eine ſeltene Fügung Gottes ſeyen Sie aus Ihren väterlichen Bergen in die Reſidenz verſetzt worden. Allein, wie dieſes zuging, haben Sie uns noch nie erzählt.

Dritter Auftritt.

Vorige. Franz.

Franz (mit dem Körbchen voll Erdbeeren.) Da, lieber Papa! Dieſe Erdbeeren gehören alle dein. Sieh nur, wie ſchön roth ſie ſind! Du allein mußt alle eſſen.

Herr v. W. (ſich wegwendend.) Nein, nun iſt's zu viel! O Gott, ich kann den Anblick dieſer Erdbeeren nicht ertragen. —

Franz. Ach, Papa! Was fehlt Dir? Warum weineſt Du? Freuen Dich dieſe Erdbeeren denn nicht? Sieh ſie nur einmal an! Sie ſind ſo ſchön — und ſchmecken auch recht gut!

Karl. Himmel, was iſt Ihnen, liebſter Vater? Ich ſehe wirklich Thränen in Ihren Augen.

Herr v. W. Sey ruhig, Karl! Es iſt ſchon wieder etwas beſſer. — Du, Franz, gehe zu deiner Schweſter. Nimm das Körbchen nur mit dir. Ich könnte jetzt um Alles in der Welt keine Erdbeeren eſſen.

Franz. Ich bin müde — es iſt ſo heiß — ich möchte gerne ſchlafen.

Herr v. W. Das glaub' ich dir wohl, gutes Kind! Du haſt heute ſchon lange vor Anbruch des Tages aufſtehen müſſen, und das biſt du nicht gewohnt.

Karl. Sieh, da unter dieſem Hagedorn nächſt dem Felſen iſt ein unvergleichlich ſchönes, ſchattiges Plätzchen, mit zartem, grünem Mooſe und niedlichen goldgelben Blümchen bewachſen. Wenn man müde iſt, ſchläft ſich's beſſer darauf, als auf goldgeſtickten Polſtern von grünem Sammet.

Franz (ſtellt das Körblein voll Erdbeeren auf ein bemoostes Felſenſtück neben dem höhern Felſen, und legt ſich dicht daneben nieder.) Gute Nacht, lieber Papa — lieber Karl!

Karl. Liebſter Vater! Wir Kinder, Sophie und ich, haben ſchon mehrmals bemerkt: So oft Sie Erdbeeren ſehen, werden Sie traurig, und es kommen Ihnen, wie eben jetzt, wohl gar Thränen in die Augen. Woher kommt dies? Löſen Sie mir doch dieſes Räthſel!

Herr v. W. (ſich auf die Moosbank ſetzend.) Setze dich zu mir, lieber Karl! — Bisher trug ich meinen Kummer allein. Du trittſt nun in die Jahre, wo du mir nicht bloß Sohn — ſondern auch Freund und Vertrauter meines Herzens ſeyn kannſt. Jetzt darf ich mein volles Herz ſchon in das deine ausgießen.

Karl. Ich werde ſuchen, Ihres Vertrauens immer werther zu ſeyn.

Herr v. W. Es iſt eine Geſchichte, die zwar das Glück meines Lebens gemacht hat; die mir aber doch ſchon viele traurige Stunden verurſachte.

Karl (ſetzt ſich zu ihm.) O erzählen Sie doch! Ich bin voll banger Erwartung.

Herr v. W. Mein Vater war ein armer Bergmann im Gebirge. Meiner Mutter erinnere ich mich kaum mehr; ſie ſtarb ſehr frühe. Ich hatte noch einen Bruder; er war zwei oder drei Jahre älter als ich — und ein ſehr muthwilliger Knabe. Der Vater liebte mich mehr als ihn, und ich hatte daher von dem Bruder Manches zu leiden.

Karl. Mein Gott, — was mag nun weiter geſchehen ſeyn!

Herr v. W. Eines Tages nahm der Bruder mich mit ſich in den Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Nachdem er ſich davon ſatt gegeſſen, durchſuchte er alle Geſträuche und ſtieg auf die höchſten Bäume — nach Vogelneſtern. Ich pflückte indeß ein Körbchen voll Erdbeeren, das ich dem Vater bringen wollte. Es war ſehr heiß und ſchwül. Ich legte mich unter einem Strauche nieder und ſchlief ein. Das Körbchen voll Erdbeeren ſtand neben mir. — Guter Gott, ich mochte wohl ſo ſüß, ſo unbeſorgt ſchlummern, wie dort der kleine Franz — von deſſen Alter und Größe ich eben ſeyn mochte.

Karl. Mir treten die Thränen in die Augen, wenn ich Sie, liebſter Vater, mir als ein ſolches Kind denke! —

Herr v. W. Als ich erwachte, war es bereits dunkel im Walde. Mein Körblein ſtand leer da. Auch das kleine Stücklein Brod, das mir mein Vater in die Taſche geſteckt hatte, war weg. Mein Bruder war fort. Naſchhaftigkeit und Leichtſinn waren ſeine Hauptfehler. Er hatte Alles aufgezehrt, und mich im Stiche gelaſſen.

Karl. Ach, das war nicht nur Leichtſinn, ſondern eine ſehr ſtrafbare Gefühlloſigkeit!

Herr v. W. Ich rief ihm aus allen Kräften mit Namen. Nur der Wiederhall von dem Felſen antwortete. Ich lief nun, was ich konnte, der Heimath zu. Allein in der Angſt verfehlte ich in dem dunklen Walde den Weg. Ich mochte mich wohl mehr, als eine Meile weit von unſerer Hütte entfernt haben. Ein furchtbares Gewitter erhob ſich. Es blitzte und donnerte ſchrecklich, und ein fürchterlicher Platzregen rauſchte herunter. Alle Bergwaſſer ſchwollen ſehr ſchnell und mächtig an, und überſchwemmten das Thal. Ich fürchtete gar noch zu ertrinken. In wahrer Todesangſt flehte ich zum Himmel um Hülfe.

Karl. Nun — und Ihr kindliches Gebet war nicht vergebens?

Herr v. W. Gott ließ es nicht unerhört. Mit einem Male kamen aus dem Hohlwege zwiſchen zwei Tannenbügeln ein Paar Fackeln hervor. Eine prächtige Kutſche folgte ihnen. Die Gräfin Sternfeld mit ihren Kindern befand ſich darin.

Sie hörten mein Rufen um Hülfe. Der Wagen hielt. Ein Bedienter, von einem Fackelträger begleitet, kam mir entgegen, und trug mich an den Wagen. Die edle Gräfin und ihre liebenswürdigen Kinder hatten das innigſte Mitleid mit mir. Sie nahmen mich — durchnäßt und tröpfelnd vom Regen, wie ich war — in den Wagen, und fuhren weiter.

Karl. Das war ſchön und edel; aber war die Gräfin nicht darauf bedacht, Sie Ihrem Vater wieder zurück zu ſtellen?

Herr v. W. Wohl! Für den Augenblick war aber nichts zu machen, als mich mitzunehmen. Sie fragte mich nach dem Namen meines Vaters; ich wußte nur ſeinen Vornamen zu nennen. Sie fragte ferner, zu welcher Pfarrei unſere abgelegene Hütte gehöre? Ich hatte aber noch gar keinen Begriff von dem, was ſie damit ſagen wollte. Die Gräfin nahm ſich vor, auf der nächſten Station dafür zu ſorgen, daß ich wieder zu meinem Vater heimgebracht würde. Allein, es war Krieg in dem Lande, und ſie ſelbſt befand ſich mit ihren Kindern auf der Flucht. Als wir mit Anbruch des Tages aus dem waldigen Gebirge herab in ein weites Thal kamen, wurde der Wagen von feindlichen Huſaren verfolgt. Die gräfliche Familie entging ihnen mit genauer Noth. Die Gräfin begab ſich auf ihre Güter in Böhmen — und nahm mich mit. Die Kriegsunruhen machten viele Jahre hindurch alle Erkundigungen unmöglich, und ſpäterhin unterließ man ſie, weil man ſie für unnütz hielt, oder auch, mit andern Angelegenheiten beſchäftigt, nicht mehr darauf dachte. Da die Gräfin nichts von mir wußte, als daß ſie mich in einem waldigen Grunde gefunden, ſo nannte ſie mich Waldengrund. Sie und ihre Kinder gewannen mich ſehr lieb. Ich erhielt mit den jungen Grafen eine vortreffliche Erziehung — und gelangte endlich zu der Stelle, die ich jetzt bekleide. Allein nie habe ich mehr ein Wort von meinem Vater und von meinem Bruder erfahren!

Karl. Welche Freude würde Ihr Vater — mein Großvater! — haben, wenn er Sie ſo geehrt und glücklich ſähe!

Herr v. W. (ſehr gerührt.) O du guter Vater! Ach, daß du noch lebteſt! Wie wollte ich jetzt, da mich Gott in Allem reichlich geſegnet hat, dir deine alten Tage verſüßen! Allein auf deinem Grabe wächſt — ſo wie auf dem Grabe meiner Mutter — wohl lange ſchon Moos! — Aber mein Bruder — der lebt vielleicht noch? Und was iſt wohl aus ihm geworden! O daß ich ihn wieder ſehen möchte — wie gerne wollte ich ihm verzeihen! Wie inbrünſtig ihn an mein Herz drücken!

Karl. Liebſter Vater! vielleicht führte Gottes Vorſicht Sie nicht umſonſt in dieſes Gebirg.

Vielleicht — daß nicht nur Ihr Bruder, ſondern auch Ihr Vater noch am Leben iſt.

Herr v. W. Das iſt ein freundliches, aber ſchwach flimmerndes Sternchen der Hoffnung. Vielleicht, vielleicht! Aber wie gelange ich zur Gewißheit? Dieſes Gebirg iſt unermeßlich groß. Und dann die lange Zeit, in der ſich ſo Vieles verändern mußte, und wohl ein ganzes Geſchlecht von Menſchen ausgeſtorben iſt! Ich werde wenig mehr erfahren. — (Indem er aufſteht und zum Himmel blickt.) O Gott, du ſiehſt die Empfindungen meines Herzens. Ich brauche mein Gebet nicht auszuſprechen. — Komm, Karl! laß uns ein wenig in der Gegend umhergehen. O daß ich meine väterliche Hütte mit dem niedrigen Schindeldache, dem kleinen Gärtchen daran, den freundlichen Kirſchbäumen, unten an einem hohen Felſen, irgendwo erblicken möchte! Ich würde ſie, denke ich, auch nach ſo vielen Jahren doch noch auf den erſten Blick erkennen.

Karl. Soll ich Franz nicht wecken?

Herr v. W. Laß ihn ruhen. Du darfſt nicht fürchten, daß er mein Schickſal haben werde. Sophie pflückt ſich dort am Felſen einen Strauß von Waldblumen. Wir wollen ihr ſagen, daß ſie in der Nähe bleibe, und auf den kleinen Franz wohl Acht habe. (Beide gehen in das Gebüſch.)

Vierter Auftritt.

Köhlermädchen.

(Sie hat ein Sträußchen Vergißmeinnicht in der einen Hand, und einen irdenen Waſſerkrug in der andern, und ſingt:)

In der klaren, ſtillen Quelle,
Die wie Silber rein und helle,
Strahlet, himmliſch ſchön und mild —
Blaue Blümchen euer Bild.

(Indem ſie den kleinen Franz erblickt:) Himmel, was ſeh ich! Dort ſchläft ein fremdes Kind. Es iſt gar vornehm und prächtig gekleidet, und neben ihm ſteht ein recht artiges Körblein voll Erdbeeren. (Sie tritt etwas näher.) O ein holder, ſchöner Knabe! So ſchön roth und weiß, wie Erdbeeren und Erdbeerblüthen. Doch, ſtille! Ich will ihn nicht wecken. — Wie ſchuldlos, wie fröhlich er ausſieht, wie ſorglos er ſchlummert! Da gilt es wohl recht, was mein Liedchen ſagt! (Sie ſingt, ſich einige Schritte entfernend:)

Gleicht ein Herz dem Silberwellchen
In dem reinen lautern Quellchen —
O dann ſpiegelt immerhin
Luſt und Freude ſich darin!

Doch halt — dort kommt der arme Jakob! Der arme, unglückliche Menſch! Wie bedauere ich ihn! Aber wenn ich ihn ſo allein im Walde treffe — wirds mir doch allemal unheimlich. Denn immer iſt er ſchwermüthig, und nie ſieht man ihn fröhlich. Ihn drückt eine ſchwere Schuld. — Ach, wer da an dieſem Kinde, und an dem Manne, der dort kommt, den Unterſchied zwiſchen Schuld und Unſchuld nicht ſähe, der müßte blind ſeyn. Meine Reimen ſind doch recht wahr! (Sie geht, das Liedchen zu Ende ſingend, in den Wald.)

Aus beflecktem Herzen ſcheiden
Alle wahren Lebensfreuden;
Braust der Bach getrübt und wild —
So entflieht der Blumen Bild.

Fünfter Auftritt.

Der arme Jakob.

(Er iſt ſehr ärmlich, aber ſehr reinlich gekleidet, und trägt eine Bürde Holz, die er auf die Erde legt.)

Immer und immer komme ich wieder auf dieſe Stelle zurück — als könnte, als müßte ich den verlornen Bruder wieder finden, wo ich ihn vor mehr als dreißig Jahren das letzte Mal geſehen habe! Es iſt dies wohl thöricht von mir; allein ich kann nicht anders. Mein Gewiſſen läßt mir keine Ruh. Es treibt mich umher — ich ſuche und ſuche — wie wohl ich weiß, daß es vergebens iſt. Ich ſcheue dieſen Platz, und komme doch immer auf ihn zurück. Ich fühle es, wie die Menſchen auf den Gedanken verfielen, ein abgeſchiedener Geiſt, der in ſeinem Leben auf Erden einen Gränzſtein verrückt, oder einen Mord begangen, müſſe aus jener Welt zurück kehren, und dürfe die ſchreckliche Stelle, wo die böſe That begangen ward, nicht mehr verlaſſen. O ein Mörder muß zuerſt auf den Gedanken gekommen ſeyn, es gebe einen ſchrecklichern Zuſtand als die Hölle!

(Er blickt um ſich.) Es iſt heute ein ſchöner, warmer Sommertag. Berg und Thal ſind mit Laub und Gras und Blumen geſchmückt. Allein ſeit jener furchtbaren Gewitternacht, da wir den armen, verlaſſenen Bruder geſucht — und nicht mehr gefunden — hat ſich für mich Alles verändert. Der Himmel, der ſich über meine That entſetzte, kommt mir ſeit der Zeit nicht mehr ſo ſchön vor, wie vorhin! Die Sonne, deren goldene Strahlen mir ehemals im Herzen wohl thaten, ſcheint matt und trüb durch dieſe Tannenbäume, wie ein blaſſer Mond! Wie ſchauerlich der Wind durch Wald und Gebüſch ſaust! Jedes Blatt rauſcht mir Entſetzen zu. — O es iſt etwas Schreckliches um ein böſes Gewiſſen. Es iſt eine Hölle im Herzen. Allen Menſchen in der weiten Welt möchte ich laut zurufen — rufen, daß es von allen Felſen, von dem hohen Gewölbe des Himmels wiederhallte: Menſchen, Menſchen, bewahrt eure Hände und Herzen rein von böſen Thaten, ja vor jedem unrechten Gedanken; bewahrt euer Gewiſſen!

(Er ſetzt ſich auf die Moosbank, läßt die gefalteten Hände auf den Schoos ſinken, und blickt ſchmerzlich zum Himmel.) Bruder! Bruder! Du guter Franz! Du lieber, unſchuldiger Engel, den ich ſo treulos verlaſſen habe! Wo biſt du jetzt wohl? Biſt du wohl ſchon längſt da droben im Himmel, oder wandelſt du noch auf Erden? Hat dich ein wildes Thier zerriſſen und aufgefreſſen, oder biſt du unter Räuber und Mörder gerathen, und ihres Gleichen geworden? O lieber, lieber von Raubthieren zerriſſen, von mörderiſchen Wölfen aufgefreſſen — als ſelbſt ein Räuber oder Mörder werden. Lieber todt, als ein Böſewicht! Das fühl ich tief — tief — tief. —

(Er ſteht auf und blickt nach der Stelle hin, wo der kleine Franz ſchläft.) Dort, dort ſchlummerteſt du ſo ſüß — dort — (er erblickt den Knaben und ruft erſchrocken:) Gott, was ſeh ich! All ihr Mächte des Himmels ſteht mir bei! Mein empörtes Gewiſſen macht mich entweder ganz wahnſinnig — oder ich ſehe ſeinen abgeſchiedenen Geiſt; ich erblicke den holden Engel! — Doch nein, nein, er iſt es nicht; es iſt nur ein Traumbild, das mir meine verworrene Einbildung vormalt. (Er geht umher, reibt ſich die Stirne, und blickt dann wieder hin.) Wie, noch da! So iſt es wirklich ein verlornes Kind, das ſich hier in dem ſchauerlichen Walde verirrt hat! Ich will es zu ſeinen Eltern zurückführen. (Er tritt näher.) Ach, der liebliche Knabe gleicht ganz meinem verlornen Bruder; er hat alle ſeine Züge — ſeine blonden Haare — ſeine rothen Wangen — ſeine Augenbraunen. Kaum wage ich es, ihn anzureden. Doch, er iſt ja ſo freundlich und lächelt im Schlafe! Ich will ihn einmal wecken! — Kleiner, Kleiner, wach auf, wach auf!

Franz (noch halb im Schlafe.) Nu, nu! Was iſt das? Laß mich in Ruhe.

Jakob. Werde nicht unwillig, lieber Kleiner; und ſag mir einmal, wie heißeſt du?

Franz, (unwillig.) Ei, das weiß ja Jedermann, daß ich Franz heiße.

Jakob, (erſtaunt.) Auch ſein Name! Ach Gott, ich komme noch ganz von Sinnen.

Franz (richtet ſich auf, und blickt ihn ſtarr an.) Wer biſt denn du?

Jakob. Ach, ein armer, armer, unglücklicher Menſch.

Franz. Du dauerſt mich, armer Mann! Haſt du etwa nichts zu eſſen, und hungerts dich? — Da in meiner Taſche habe ich, wie ich glaube, noch ein Stücklein Brod; doch nein, ich habe es ſchon ganz aufgezehrt!

Jakob. Du biſt ſehr mitleidig, liebes Kind. So freundlich iſt mein lieber, kleiner Bruder auch geweſen.

Franz (ſteht auf, nimmt das Körblein mit Erdbeeren, das Jakob bisher noch nicht bemerkte, und bietet es ihm hin.) Da nimm, und iß dieſe Erdbeeren.

Jakob (fährt erſchrocken zurück und ruft mit Entſetzen:) Wie, was, Erdbeeren? Wer hat dich gelehrt, Knabe, ſie mir anzubieten — oder biſt du wirklich eine Erſcheinung aus einer andern Welt? — Ja, ſo iſt es; du biſt mein Bruder, biſt jenes holde Kind. Ein Wolf hat dich umgebracht, und du erſcheinſt mir jetzt. — Hinweg mit dieſen Beeren! Mir iſt's, ich ſehe Blut. Sie kommen mir wie große Blutstropfen vor, und erinnern mich an den geſchehenen Mord.

Franz (läßt vor Schrecken das Körblein fallen, und ruft, indem er entlaufen will, laut:) Papa! Karl! Sophie! Kommt und helft mir!

Jakob (ſinkt wie ohnmächtig auf ſeine Holzbürde hin und bleibt ſo liegen.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Vorige.

Franz (auf Sophie zueilend.) O Sophie! der Mann da hat mich umbringen wollen. Er redete von Blut und Mord. — Sieh, jetzt iſt er todt.

Sophie. Ach nein! Er hat dir nichts zu Leid thun wollen. Er iſt auch nicht todt, ſondern nur krank im Gemüthe. Ich ſah und hörte Alles. Sey nur ruhig, und komm mit mir. (Auf Jakob hinblickend für ſich.) Das war ein ſchauerlicher Auftritt. Mir zittern noch alle Glieder. Ich ſelbſt fürchte mich hier. Ich muß es unſerm Vater erzählen, was hier vorging. (Sie geht, Franz an der Hand führend, ab.)

Siebenter Auftritt.

Jakob.

(Er ſteht langſam auf, und blickt um ſich.)

Iſt die Erſcheinung vorüber! — Nein, es war keine Erſcheinung. Da liegt das Körblein noch. Ein Theil der Erdbeeren liegt zerſtreut auf dem Mooſe umher. Ich will ſie wieder zuſammenleſen! — Doch, nein! Lieber wollte ich glühendes Eiſen anrühren. Ich laſſe ſie liegen. (Er nimmt ſeine Bürde.) Ach, dieſe Bürde iſt wohl ſchwer für den erſchöpften, zitternden Körper! Aber ich wollte, es läge mir keine ſchwerere Laſt auf der Seele; dann wäre mir jede Bürde leicht. (Er geht mühſam und mit langſamen Schritten ab.)

Achter Auftritt.

Herr von Waldengrund. Karl. Sophie. Franz.

Herr v. W. Der kleine Franz da ſey das Bild ſeines Bruders, ſagte der Mann? Er erſchrak über den Namen? Er entſetzte ſich über die Erdbeeren?

Sophie. Ja, daß er zu Boden fiel. Dort muß er noch liegen. Nein — er iſt fort!

Karl. Dort wankt er den Hügel hinunter. — O liebſter Vater, er iſt einmal Ihr Bruder.

Sophie. Ihr Bruder! — Der?

Herr v. W. Das Kleid macht den Mann nicht. Ein edles Herz iſt mehr, als ein Stern an der Bruſt. — Wenn der unglückliche Menſch dort ein guter Menſch geworden — dann iſt Alles gut.

Sophie. Aufrichtig iſt ſeine Reue gewiß, was auch ſein Vergehen ſeyn mag. So hab' ich in meinem Leben noch nichts geſehen. Aber ich begreife von Allem noch nicht das Geringſte.

Herr v. W. Liebe Sophie, Karl wird dir Alles erzählen. Entfernt euch ein wenig, und laßt mich allein. Ich bin ſehr erſchüttert. Ich muß mich erſt ſammeln! Dann will ich dem Manne rufen, und — mit ihm ſprechen.

Franz. O ruf' ihn nicht, Papa! Er macht fürchterliche Geſichter.

Sophie. Wirklich, lieber Vater — ich möchte hier im Walde mit ihm nicht allein ſeyn.

Herr v. W. Kümmere dich nicht, liebe Tochter; geh mit deinem Bruder Karl, und nimm den kleinen Franz auch mit. Ich muß mit dem Manne allein ſprechen.

(Karl, Sophie und Franz entfernen ſich.)

Neunter Auftritt.

Herr von Waldengrund, hernach Köhlermädchen.

Herr v. W. Gott, Dir ſey Dank, daß ich ihn gefunden habe! Ich kann nun nicht mehr zweifeln, er ſey mein Bruder. (Ihm nachblickend.) Er ſcheint ſehr ermattet und ſteht öfter ſtill. Auch mir iſt es bange um das Herz, da ich ihn jetzt ſprechen, und mich ihm zu erkennen geben will. — (Er geht ein paar Male auf und ab.) Nun will ich ihn rufen — bevor er hinter jenem Felſen verſchwindet. (Laut rufend.) He! He da! Kommt auf einen Augenblick hieher — hieher zu mir!

Köhlermädchen. Ruft Ihr mir, Herr? Und wollt Ihr etwa trinken? Das Waſſer da in meinem Kruge kommt ganz friſch von der Quelle.

Herr v. W. Nein, mein Kind, dir habe ich nicht gerufen, ſondern dem armen Manne dort unten am Hügel. Indeß muß ich das Waſſer doch koſten. (Er trinkt.)

Köhlermädchen. Jetzt kommt er ſchon, der arme Jakob. Einige Leute halten ihn zwar für verrückt. Er iſt aber doch klüger, als man denkt. Er hat ſeine Bürde abgelegt, um nicht umſonſt ſo ſchwer zu tragen.

Herr v. W. (für ſich.) Alles, auch der Name Jakob trifft zu. (Zu dem Köhlermädchen.) Kennſt du den Mann?

Köhlermädchen. O ja wohl; den kennt ja jedes Kind!

Herr v. W. Was iſt er denn für ein Menſch?

Köhlermädchen. Der beſte Menſch von der Welt. Er thut keinem Kinde etwas zu Leid. Er arbeitet Tag und Nacht. Nur iſt er da (ſie deutet an die Stirne) nicht ſo ganz richtig.

Herr v. W. Wie iſt er denn ſo geworden?

Köhlermädchen. Ach, man redet nicht gerne davon! (Heimlich und vertraulich.) Er hat vor vielen Jahren ſeinen kleinen Bruder im Wald' allein zurück gelaſſen, und dann hat man den Knaben nicht mehr gefunden. Das geht ihm jetzt noch immer nach. Je älter er wird, je mehr nimmt er es ſich zu Herzen. Er iſt manchmal wie von Sinnen, und geht herum, wie der Schatten an der

Wand. — Habt Ihr jetzt genug getrunken? So gebt mir den Krug wieder. Ich hole das Waſſer für einen armen, alten Mann, der darauf wartet, und den ich, wie meinen eigenen Vater ehre; ich könnte Euch Vieles von ihm erzählen. Allein ich darf mich nicht mehr länger hier aufhalten, und überhaupt wäre es nicht recht, die Zeit mit Plaudern zu verlieren. Ich habe Arbeit. Lebt wohl, Herr!

Herr v. W. (indem er ſeinen Ueberrock öffnet, und eine Goldbörſe herauszieht.) Warte noch; da haſt du eine kleine Belohnung.

Köhlermädchen. Ei, warum nicht gar! Den Trunk Waſſer bezahlt man nicht; den bezahlt ſchon ein Anderer. Ihr könntet gar meinen, ich habe Euch das Waſſer nur angeboten, um auf eine gute Art zu betteln. Und betteln mag ich auf keine Weiſe. Wer ſein Stücklein Brod verdienen kann, und es bettelt, iſt ein Dieb.

Herr v. W. Nimm das Geld, und kaufe dem armen Manne, von dem du ſagteſt, anſtatt des Waſſers manchmal einen Krug Wein, um ihn zu erquicken und ſeine alten Tage zu erheitern.

Köhlermädchen. Herr, Ihr wißt zu geben, daß man nehmen muß. Nun, ſo ſag ich Euch denn zweimal vergelt's Gott. Einmal für die Gabe, und einmal für die köſtliche Art, mit der Ihr gebt. Behüt Euch Gott! (Sie geht eilig ab.)

Zehnter Auftritt.

Herr von Waldengrund. Jakob.

Herr v. W. Da kommt er! Wie mir das Herz von banger Freude klopft! Aber, mein Gott, der Kummer hat tiefe Furchen auf ſeine Stirne gezogen. Mein ganzes Herz zerſchmilzt in Mitleid! — Wie ſoll ich ihn anreden? Am beſten in der Sprache des Herzens: Du!

Jakob (indem er zwiſchen den Bäumen hervorkommt.) Sie haben mir gerufen, lieber Herr! Kann ich ihnen womit dienen, ſo iſt es mir eine große Freude.

Herr v. W. (ihn freundlich bei der Hand nehmend.) Lieber, lieber, guter Mann! Das iſt recht ſchön, daß du gegen einen Fremden, den du nicht kenneſt, ſo gefällig und liebreich geſinnt biſt.

Jakob. Ach, wie könnte ich anders geſinnt ſeyn! Andern irgend eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen, iſt noch das Einzige, was mir die Bitterkeit des Lebens verſüßen kann. Und ich meinte, ſo ſollte es Jedem um das Herz ſeyn, der etwas gut zu machen hat. Nur Schade, daß ich ſo arm bin, und daß die Freude, Jemanden etwas Gutes zu erweiſen, ſo ſelten an mich kommt.

Herr v. W. Gott belohnt auch die Geſinnung. — Deine Art zu denken, guter Mann, gefällt mir, und nimmt mich ganz für dich ein. Ein Zufall hat mich mit dem Kummer deines Herzens bekannt gemacht.

Jakob. Ach Gott! Sie kennen die Wunde, die da blutet, und verabſcheuen mich nicht?

Herr v. W. Ich kenne ſie, und mein ganzes Herz iſt voll Mitleids mit dir. Ich glaube auch, dieſe Wunde heilen zu können.

Jakob. Ach, die kann kein Menſch heilen! Das fühle ich nur zu gut.

Herr v. W. Nicht doch! Ich denke, das rechte Wundkräutchen gefunden zu haben. Ich bringe dir Nachricht von deinem verlornen Bruder.

Jakob (mit beiden Händen nach Waldengrunds Hand greifend.) Herr! Bei Gott dem Allmächtigen bitte ich Sie — machen Sie mir keine eitle Hoffnungen. Sagen Sie mir die reine Wahrheit! Was wiſſen Sie von meinem Bruder?

Herr v. W. Er lebt — iſt ein vermöglicher, angeſehener Mann, weiß von dir, und will dir wohl. Ich bin jetzt da, dir die Geſinnungen ſeines Herzens zu eröffnen — die kein Menſch ſo gut kennt, als ich.

Jakob. Er lebt! — Er ſchickt Sie an mich! — Sie an mich armen, elenden Menſchen! — Haßt er mich denn nicht? Verwünſcht er mich nicht?

Herr v. W. Er hat dir längſt verziehen, oder vielmehr, er war nie böſe auf dich. Manche Zähre floß dir zu lieb. Er hat ſich ſchon ſeit vielen Jahren vergebens nach dir erkundigt. Endlich führt Gottes heilige Vorſicht ſelbſt — durch den wunderbaren Zufall mit dem ſchlafenden Kinde und den Erdbeeren — beide Brüder, dich und ihn, wieder zuſammen. Er iſt nicht weit von hier!

Jakob. Nun, Gott ſey gelobt! Jetzt leb' ich wieder neu auf. Mir iſt's, wie es einem Menſchen ſeyn müßte, der lebendig begraben wurde, und der nun aus dem dunklen, kalten Grabe wieder herauf kommt an Gottes helles, warmes Sonnenlicht. (Auf die Kniee ſinkend, und mit erhobenen Händen zum Himmel blickend.) O Dank, Dank Dir, guter Gott, für deine Erbarmung! (Nachdem er wieder aufgeſtanden.) Und nun, wo iſt mein Bruder? Zwar zittre ich, vor ſein Angeſicht zu treten, und die Knie beben mir, ihm zu nahen, den ich ſo ſchwer beleidigt habe. Aber dennoch — dennoch reißt mich mein Herz hin zu ihm. Wo, wo iſt er?

Herr v. W. (beide Arme weit öffnend.) Hier; ich bin dein Bruder.

Jakob (weicht einen Schritt zurück.) Was! — Sie! — Sie wären jener kleine, arme, unſchuldige, ſo ſchändlich verlaſſene Franz?

Herr v. W. Zweifle nicht, es iſt ſo. Ich bin wahrhaftig dein Bruder.

Jakob (fällt auf die Kniee nieder.) O Bruder, liebſter Herr Bruder! Sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen! Ach, können Sie mir vergeben?

Herr v. W. (ihn aufhebend.) O nicht ſo, Jakob! Herauf, herauf an meine Bruſt. Laß uns alles Traurige vergeſſen. Gott hat alles zum Beſten gelenkt. Aus Unglück hat Er uns Glück bereitet. (Ihn umarmend.) Nenne mich nicht Sie, ſondern Du. — Ach, daß ich dich wieder habe, iſt mir eine große Seligkeit!

Jakob. O Franz, wie gut biſt du! Ich fühle neues Leben an deiner Bruſt. O daß du doch wüßteſt, wie ſehr ich mein Vergehen bereut habe! —

Herr v. W. O ſtille; kein Wort mehr davon. Ich habe *dich* — du haſt *mich* wieder. Laß uns Gott danken, und uns ſeiner Güte freuen. — Aber — faſt getraue ich mir nicht zu fragen — lebet der Vater noch?

Jakob. Er lebt — aber freilich oft ſehr traurig, und in Mangel und Dürftigkeit.

Herr v. W. Er lebt! — O, Gott ſey Dank, O auf und zu ihm — zu ihm in die geliebte väterliche Hütte!

Jakob (in die Ferne zeigend.) Dort kommt er.

Herr v. W. Wer?

Jakob. Der Vater. Er iſt's. Was ihn bewegt, hieher zu kommen, weiß ich nicht; denn nur ſelten mehr, nur an Sonn- und Feſttagen, um den

Gottesdienſt zu beſuchen, verläßt er unſre Wohnung. O wenn er nur nicht vor Freude ſtirbt.

Herr v. W. Du haſt Recht, Bruder. Ohne ihn darauf vorzubereiten, darf ich ihm nicht um den Hals fallen, ſo gerne ich wollte. Ich zittere vor Freude; wie muß bei ſeinem Alter die Freude erſt ihn ergreifen. — (Mit großer Rührung nach der Gegend hinblickend, woher er den Vater erwartet.) O du guter, guter Vater! Du denkſt wohl nicht, daß dir dein Franz ſo nahe iſt! — O welche ehrwürdige Geſtalt eines edlen Greiſes, die man kaum unter einem ſo niedrigen Dache ſuchen würde! Wie fromm und andächtig er ausſieht! Wahrhaftig, hier trifft es recht zu: Man kann ihn nicht anſehen, ohne an Etwas jenſeits dieſer Welt zu denken.

Jakob. Um ſeiner willen freu' ich mich noch mehr, als um meiner willen, daß du wieder gefunden biſt.

Herr v. W. Jetzt verbirgt ihn dieſer Buſch. Sogleich wird er hinter demſelben hervor kommen und hier ſeyn. Komm Bruder, und laß uns überlegen, wie wir ihm die Nachricht, daß ich da bin, am beſten beibringen können.

(Beide gehen Arm in Arm ab.)

Eilfter Auftritt.

Greis. Köhlermädchen, (das ihn führt.)

Greis (von ſehr würdigem Ausſehen; ſeine geſcheitelten weißen Haarlocken reichen ihm auf die Schultern herab. Er hat eine weiße Halsbinde mit herabhängenden Enden um, trägt einen alterthümlichen, dunkelfärbigen Rock, und hat einen Stab in der Hand, an dem er geht.) Weiter tragen meine alten Füße mich nicht mehr. Ich muß mich hier auf die Bank niederſetzen, und ein wenig ruhen. — Wenn wir aber den fremden Herrn nur noch antreffen!

Köhlermädchen. Sorgt nicht! Seine Kutſche iſt ſehr übel zugerichtet, ſagt man; und der Wagner und der Schmied im nächſten Dorfe, die ſie flicken, ſind nicht ſo flink. Der Herr kann nicht ſo bald weiter fahren.

Greis. Ich muß ihn ſprechen. Ein Goldſtück, für das man einen Eimer Wein kaufen könnte, gibt man nicht für einen Trunk Waſſer. Es muß ein Irrthum vorgegangen ſeyn. Der gute Herr wird das Geld nicht recht angeſehen haben, bevor er dir es gegeben.

Köhlermädchen. Das kann wohl ſeyn. Ich kannte das Geld nicht; ich wußte nicht, daß es ſo viel gelte. Sonſt hätte ich den Herrn gefragt, ob er ſich nicht geirrt habe. Aber er iſt einmal ein recht vornehmer Herr. Ich habe noch gar keinen ſolchen geſehen. Er hat, was mir ſehr ſeltſam vorkam, zwei Röcke über einander an. Und als er den obern aufknöpfte, erblickte ich einen Stern, der da (auf die Bruſt zeigend) auf dem untern Kleide angenäht iſt. Der Herr iſt — glaube ich — gar ein König oder ein Kaiſer.

Greis. Ei, warum nicht gar! Sey er aber, wer er will, weder ich noch du können ſein Geld mit gutem Gewiſſen behalten. Ich will meine weißen Haare mit Ehren unter den Boden bringen; mach' du es mit deinen rothen Wangen auch ſo. Er ſoll ſein Gold wieder haben. Die Ehrlichkeit ſoll uns um ein Stück Gold nicht feil ſeyn.

Köhlermädchen. O nicht um Berge von Gold! — (Ueberall umherblickend.) Wo aber der Herr wohl ſeyn mag? Ich will ein wenig nachſehen, wo er ſteckt. (Sie geht in das Gebüſch.)

Zwölfter Auftritt.

Jakob. Greis.

Jakob (von der andern Seite kommend.) O Vater! Ich bringe Euch gute Botſchaft. Ich bin von meiner Gemüthskrankheit geheilt. Gott ſey gedankt! Ich bin ein ganz anderer Menſch. Das Eiſenband, das mir hier wie um die Stirne geſchmiedet war, iſt weg, und der Stein auf dem Herzen iſt auch fort. Seht mich nur einmal an, und blickt mir recht in die Augen.

Greis. Es iſt wahr, deine Augen leuchten von Freude, und helle klare Vernunft blickt daraus hervor. Du biſt ganz verändert; ſo fröhlich ſah ich dich ſeit vielen Jahren nicht. — Aber was iſt mit dir vorgegangen? Rede!

Jakob. Ich habe Nachricht von Franz erhalten. Er lebt noch — iſt ein großer, vornehmer Herr, und trägt einen Stern an der Bruſt.

Greis. O Jakob, jetzt verderbſt du mir meine Freude wieder! Nein, du biſt leider noch nicht befreit von deiner Gemüthskrankheit. Ich fürchte, du biſt ganz von Sinnen. Du träumſt mit offenen Augen.

Jakob. O gewiß nicht, liebſter Vater! Ich verkünde Euch lautere, ſichere Wahrheit. Euer Sohn lebt, und davon will ich Euch überzeugen

Greis. Gott, wenn das wäre! — Allein ich kann es nicht glauben. Freilich, im Himmel lebt er, und dort hoffe ich ihn wieder zu ſehen. Hier auf Erden nicht mehr!

Jakob. Auch hier auf Erden noch. Davon ſollt Ihr ſogleich einen augenſcheinlichen Beweis ſehen. (Er geht zurück in den Wald.)

Dreizehnter Auftritt.

Greis.

Mein Gott, wenn das nur nicht eine neue Anwandlung ſeiner Geiſteszerrüttung iſt! Hier iſt gerade der Platz, wo er den kleinen Franz verlaſſen hat. Der arme Jakob! Die Bank da, auf der ich ſitze, hat er errichtet, und da manche Stunde in Thränen zugebracht. Ich fürchte, anſtatt daß ich Franz wieder finde, werde Jakobs Gemüthskrankheit noch ſo überhand nehmen, daß er für mich ganz verloren ſey. Furcht und Hoffnung ſtreiten in meinem Herzen. Doch — der Wille des Herrn geſchehe; Er mache es nach ſeinem heiligen Wohlgefallen.

Vierzehnter Auftritt.

Jakob und Franz, hernach Sophie und Karl.
Greis.

Jakob, (den kleinen Franz an der Hand führend.) Vater! Da ſeht einmal dieſes Kind recht an, und ſagt mir, was Ihr davon denkt.

Greis. Guter Gott, was ſeh ich! Das iſt ja das leibhaftige Ebenbild unſers verlornen Franz.

Der holde Knabe könnte unſerm Franz nicht ähnlicher ſeyn; nur iſt er beſſer gekleidet. Er gleicht ihm, wie ein Thautropfen dem andern.

Franz. Grüß dich Gott, lieber, alter Vater! Sieh, da gebe ich dir meine Hand; ſchlag einmal ein.

Greis. Nun, ſo leg' dein zartes Händchen in meine alte, abgezehrte Hand, und ſag mir einmal, wie heißeſt du — und wem gehöreſt du?

Franz. Ich heiße Franz und gehöre dir. Ich bin dein Enkel.

Greis. Wie, was? Das wäre höchſt wunderbar! Jakob, wie kommt das Kind hieher? Mir ſteht der Verſtand ſtill.

Sophie (auf ihn zueilend.) O liebſter, liebſter Großvater. (Sie küßt ihm die Hand.) O wie freue ich mich, Ihr ehrwürdiges Angeſicht zu ſehen.

Greis. Was treiben Sie da für ein Spiel mit mir, gnädiges Fräulein! Es iſt nicht recht, einen alten Mann ſo zum Beſten zu haben.

Sophie. Ach mein Gott, was ſagen Sie da! Blicken Sie mir nur in die Augen. Sehen Sie, ich weine vor Freuden. Es iſt mir gewiß Ernſt; ich bin Ihre Enkelin.

Greis. O großer Gott, wie iſts mir! Es wird mir ganz heiß um das Herz, und die Thränen dringen auch mir in die Augen. Aber noch iſt mir Alles, wie ein Traum. Ach dieſe Freude wäre zu groß!

Karl (hervortretend.) Großvater, liebſter Großvater! Sehen Sie hier noch einen Enkel von Ihnen. (Er will ihm die Hand küſſen, was aber der Großvater nicht zugeben will.)

Greis. Was — noch immer mehr der Freude! Bin ich in den Himmel verſetzt, und nicht mehr auf Erden? O Gott! Du tödteſt mich durch lauter Güte und Erbarmung. Aber iſt es denn wirklich ſo? Seyd ihr Alle meine Enkel?

Karl. Wir ſind es wahrhaftig! — O wie glücklich ſchätzen wir uns, Sie in unſrer Mitte zu haben!

Greis. O wie vieles möchte ich euch fragen! Aber mir iſt das Herz zu voll. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen ſoll. Du, lieber kleiner Franz, ſag mir doch, wo haltet ihr euch denn ſonſt auf? Wo ſeyd ihr zu Hauſe?

Franz. O weit, weit von hier, in der Reſidenzſtadt, wo der König wohnt.

Greis. Was! Und Sie, mein Fräulein — ach, ich weiß noch nicht einmal, wie Sie heißen —

Sophie. Sagen Sie doch nicht Sie zu mir — ſondern du. Ich heiße aber Sophie, liebſter Großvater.

Greis. O ſchön, ſo hieß auch deine Großmutter. Nun denn, liebe Sophie, ſo ſag mir doch, was iſt denn dein Vater?

Sophie. Er iſt Präſident der Regierung;

und der König, der ihn ſehr liebt, hat ihn erſt kürzlich in den Adelſtand erhoben.

Greis. Was, der König liebt und ehrt ihn ſo! O welche Freude für mich armen, alten Mann! Gott ſegne dafür den guten König. — (Zu Karl.) Aber Sie, mein lieber junger Herr — auch Ihren Namen weiß ich noch nicht.

Karl. Ich heiße Karl, lieber Großvater. Aber nennen Sie mich doch auch du. Mein Herz iſt ſo voll Liebe und Ehrfurcht gegen Sie, daß es mir Freude macht, mich von Ihnen du nennen zu hören.

Greis. Nun alſo, — du, mein lieber Enkel Karl, ſo ſey mir denn von Herzen gegrüßt. O welche Seligkeit — drei ſo liebenswürdige Enkel auf ein Mal und zum erſten Male zu erblicken. — Aber wo, wo iſt denn euer Vater?

Franz, (mit dem Finger deutend.) Dort ſteht er hinter den Bäumen.

Fünfzehnter Auftritt.

Herr von Waldengrund, hernach Köhlermädchen. Vorige.

Herr v. W. (mit weit ausgebreiteten Armen hervortretend und auf den Greis zueilend.) O mein Vater!

Greis. O mein Sohn! (Er bemüht ſich aufzuſtehen und ihm entgegen zu eilen.) Ach die Knie ſind mir vor Freude gebrochen. Ich zittere und bebe an allen Gliedern.

Herr v. W. (ihn umarmend.) O Vater, liebſter Vater! O ſelige Stunde, da uns Gott wieder ſo zuſammen führt, — da ich an Eurem Halſe weinen kann.

Greis. Nun will ich gerne ſterben, da ich das noch erlebte. — Ich glaubte dich dahier auf Erden nicht mehr zu ſehen — und nun läßt mich Gott gar noch deine Kinder ſehen.

Herr v. W. Seine Güte ſey ewig geprieſen! — Meine Freude, Euch, liebſter Vater, wieder zu ſehen, wird noch dreifach erhöht, daß ich Euch meine drei Kinder vorſtellen kann. — O ich bitte Euch, ſegnet ſie nun alle drei.

Sophie (vor dem Großvater niederknieend.) Ja, liebſter Großvater, wir bitten um Ihren Segen.

(Karl und Franz knien auch nieder.)

Greis. Euch ſegnen? — Ja, das will ich von ganzem Herzen. (Er faltet die Hände und ſchaut erſt einige Augenblicke zum Himmel; dann die Hände über die drei Kinder ausſtreckend.) Der große, allmächtige, barmherzige Gott ſegne euch alle Drei, und laß euch gute Menſchen werden. (Indem er die Kinder — eines nach dem andern aufhebt und umarmt.) Aber, lieber Sohn — du ſchickteſt mir da wohl deine Kinder zu, und mir war es, als erſchienen mir Engel; wo iſt denn aber die Mutter deiner lieben Kinder, dieſer meiner holden Enkel? Iſt ſie nicht hier? Iſt ſie vielleicht ſchon bei der Großmutter im Himmel, oder lebt ſie noch auf Erden?

Herr v. W. Sie lebt noch! Sie iſt eine liebe, edle, vortreffliche Frau. Sie war krank — mußte einen entfernten Geſundbrunnen beſuchen, iſt jetzt aber wieder ganz hergeſtellt. Eben ſind wir auf der Reiſe, ſie abzuholen. O welch eine geſegnete Reiſe beſcherte uns Gott! Wie wird ſich die gute Frau freuen, Euch kennen zu lernen. Bis morgen ſchon hoffe ich, ſie Euch vorführen zu können, damit wir beide auf unſern Knien Euren väterlichen Segen zu unſrer ehelichen Verbindung empfangen. Gewiß, ſie iſt es werth, Eure Tochter zu ſeyn; Ihr werdet große Freude an ihr haben.

Greis. O ſo iſt denn jedes neue Wort, das ich höre, neue Seligkeit! — Aber ſage mir doch, lieber Franz — wie um des Himmels willen haſt du meinen Sohn, deinen Bruder Jakob da, ſogleich erkannt?

Jakob, (der bisher ſeitwärts ſtand, und ſeine Theilnahme nur durch Thränen, Blicke zum Himmel und Geberden ausdrückte, tritt etwas näher.) Das fügte Gott ſehr wunderbar. Das Körblein mit Erdbeeren dort — war die Veranlaſſung dazu.

Greis. Die Erdbeeren! Iſts möglich! Großer Gott, wie wunderbar ſind deine Wege! Ja, ja, jetzt geht mir ein Licht auf. Was mir Lieſe, das Köhlermädchen, von dem ſchlummernden Knaben und dem Körblein voll Erdbeeren erzählte, macht mir Alles klar. Ach Jakob, ich kann mir denken, wie dieſer Anblick dir ins Herz greifen mußte! Aber — erzählt es doch ausführlich, wie ſich Alles zugetragen.

Herr v. W. Liebſter Vater! Dazu werden wir hernach noch Zeit genug finden; jetzt müßt Ihr Euch reiſefertig machen. Ihr müßt nun mit mir, und auf immer bei mir wohnen. Ihr ſollt Eure alten Tage nun in Friede und Freude zubringen, und an nichts Mangel haben.

Greis. Ach, ich alter, abgelebter Mann tauge nicht mehr in eine Reſidenzſtadt.

Herr v. W. Ich habe eine Meile weit von der Reſidenz ein ſchönes Landgut. Gefällt es Euch in der Stadt nicht, ſo könnet Ihr dort auf dem Lande wohnen, und die Aufſicht über das Gut übernehmen. — Auch du, lieber Bruder Jakob, bleibſt nun bei mir. Du kannſt auf meinem Landgute eine angemeſſene Beſchäftigung finden, und ſollſt von nun an beſſere Tage ſehen.

Jakob. Ach mein Gott, verdiene ich es aber auch? O welche traurige Folgen für das ganze Leben kann der Fehler eines Kindes haben! O ihr lieben Kinder, ſehet mich armen, abgekümmerten Mann, in meiner ſchlechten Kleidung nur recht an, und blickt dann auf euren Vater, wie der daſteht, — ſchön und blühend, mit Freude und Ehre von Gott gekrönt. Schon als Kind war er reich an ſchönen Hoffnungen. So bringen ſchöne Blüthen gute Früchte; ſo werden gute Kinder glückſelige Menſchen.

Greis. Eine weiſe Erinnerung. Ja; ein kleiner Fehler bringt oft große Leiden. Und wenn wir unſer Herz nicht wohl bewahren und nicht recht auf unſrer Hut ſind, ſo kann das kleinſte Ding uns zu großen Fehlern verleiten und großes Unglück anrichten. Die Erdbeeren ſind wohl die unſchuldigſten und angenehmſten von allen Früchten — und doch wurden ſie dem armen Jakob zur Verſuchung, einen Fehltritt zu begehen, der großen Jammer über ihn brachte. Allein wenn der Fehlende ſich wahrhaft gebeſſert hat, ſo ſchenkt ihm Gott auch wieder Freude. Gott hat tauſend Mittel dazu — ſo wie Er ſich eben hier der Erdbeeren bediente, den Jakob und uns Alle glücklich zu machen.

Herr v. W. Ja, Gott hat Alles zum Beſten gelenkt, und wir wollen uns nun Alle unſeres Glückes freuen. Doch — kommt nun liebſter Vater, und machet Anſtalt, dieſe Gegend auf immer zu verlaſſen, und ſo, wie Bruder Jakob, mit mir zu ziehen.

Köhlermädchen, (das eben gekommen, und dieſe Worte vernommen, fängt heftig an zu weinen und zu ſchluchzen, eilt auf den Greis zu, und nimmt ihn bei der Hand.) O lieber, alter Vater, zieht doch nicht fort, und verlaßt mich nicht! Ich habe ja ſonſt gar Niemand mehr, der ſich meiner annimmt.

Herr v. W. Ach das gute Kind, das mir ſo freudig zu trinken anbot! Wer iſt ſie, und was kann ich für ſie thun?

Greis. Franz! Du erinnerſt dich vielleicht noch unſers Nachbars, meines alten Freundes, des ehrlichen Kohlenbrenners Thomas. Du beſuchteſt ihn oft in ſeiner Hütte, und er gab dir manches Stücklein Brod, manchen Apfel. Er, und alle die Seinen ruhen längſt unter der Erde: dieſe allein iſt noch übrig. Sie iſt ſeine Enkelin, und eine arme Waiſe. Sie that mir viel Gutes. Der arme, alte Mann, für den ſie vorhin Waſſer holte — bin ich.

Herr v. W. Was, du liebe Kleine, biſt die Enkelin jenes braven Köhlers und die Wohlthäterin meines Vaters? Was du meinem Vater gethan haſt, will ich dir vergelten. Du ſollſt wegen deiner kindlichen Liebe zu meinem Vater von nun an meine Tochter ſeyn. Du gehſt mit uns — und ich will weiter für dich ſorgen.

Köhlermädchen (küßt ihm weinend die Hand.)

Gott vergelte es Euch; denn ich weiß Euch meinen Dank nicht einmal mit Worten zu bezeigen.

Herr v. W. Danke dem lieben Gott, gutes Kind! Du ſiehſt da, wie Gott alles Gute belohnt und auch den Trunk Waſſer nicht unbelohnt läßt. — Nun, Vater, muß ich aber meine väterliche Hütte, mir werther als ein fürſtlicher Pallaſt, mit meinen Kindern doch auch noch beſuchen. Du, Karl, ſage unſern Bedienten, die du im Dorfe bei unſerm Reiſewagen treffen wirſt, daß ſie unſer Mittagseſſen aus dem Wirthshauſe, und den beſten Wein, den wir bei uns haben, in die Wohnung des Großvaters bringen. Wir wollen dort Alle, wi wir da ſind, noch eine kleine Freudenmahlzeit halten, und dann in Gottes Namen weiter fahren.

Köhlermädchen. Ei, in das Dorf kann ja ich hinlaufen; ich weiß da am beſten Beſcheid. Wir haben, eine Strecke weit, einerlei Weg.

Sophie, (das Köhlermädchen an den Arm nehmend.) Nun, da wollen wir zwei dieſe Strecke miteinander gehen.

Franz (hat, ſobald von den Erdbeeren die Rede geweſen, ſich ſtillſchweigend zu ſeinem Körblein begeben, die herausgefallenen Beeren geſammelt, und bringt nun das gefüllte Körblein.) Ich konnte heute meine Erdbeeren noch nicht anbringen. Der Vater weinte und wendete das Geſicht davon ab; der Jakob dort entſetzte ſich darüber, daß er zu

Boden fiel: ich denke aber, der Großvater wird ſie nicht verſchmähen. Da — nimm ſie du, lieber Großvater.

Herr v. W. O das iſt ſchön! Vor bald vierzig Jahren habe ich, Euer Sohn, als ein ſolcher kleiner Knabe, Euch Erdbeeren zugedacht — und nun bringt ſie Euch Euer Enkel.

Greis. Ja wahrhaftig, das iſt ſchön und herzergreifend! (Indem er das Körblein nimmt.) Ich danke dir, liebes Kind. (Er ſteht auf, blickt, indem er das Erdbeerkörblein etwas empor hält, zum Himmel, und ſpricht feierlich mit großer Rührung.) Großer, allmächtiger Gott, der du die niedrigen Erdbeerſtauden und die hohen Tannen gepflanzt haſt, und für alle deine Geſchöpfe, für Hohe und Niedere, väterlich ſorgeſt! Du haſt durch dieſe von vielen Menſchen gering geachtete Frucht große Dinge gethan an uns Allen. Wie blutete damals mein Herz, als mein Sohn mir entriſſen wurde — wie mochte der arme Knabe jammern — und wie traurig hat Jakob ſeine Tage hingebracht — — und nun, wie ſelig ſind wir jetzt Alle! Schon damals hatteſt Du dieſe Freude für uns im Sinn, und machteſt damals ſchon Anſtalten, mich und uns Alle zu beglücken. Mein ganzes Herz flammt von Dank und Anbethung. Ich bin hoch erfreut in Dir! Ich denke, nur der fromme Greis Simeon hat hier auf Erden eine größere Freude erlebt.

Aber dennoch kann ich mit ihm ſagen: Nun Herr, läſſeſt Du deinen Diener in Frieden dahin ſcheiden, da meine Augen das Heil noch geſehen haben, das Du uns Allen bereitet haſt!

(Indem Alle ihre Empfindungen durch Geberde und Stellung ausdrücken, fällt der Vorhang.)

Der

kleine Kaminfeger.

Schauſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen.

Herr von Grünthal.
Frau von Grünthal.

Amalia,	12 bis 14	Jahre alt, ihre Kinder.
Fritz,	10 bis 12	
Julie,	6 bis 8	
Luischen,	4 bis 5	

Moritz, ein Kaminfegerjunge, ungefähr in Fritzens Alter.
Hannchen, Stubenmädchen, etwa 12 bis 14 Jahre alt.

(Der Schauplatz ſtellt ein prächtiges Zimmer vor. Im Vordergrunde rechts und links ein kleines Tiſchchen; auf dem einen ein Blumenkorb; auf dem andern ein Federhut und Degen, und eine goldene Repetiruhr. Ueber jedem Tiſchchen befindet ſich ein großer Wandſpiegel. Im Hintergrunde rechts die Thüre in ein Nebenzimmer; links die Thüre auf den Gang; in der Mitte ein italieniſcher Kamin.)

Erſter Auftritt.

Amalia.

(Sie ſitzt an dem Tiſchchen mit dem Blumenkorbe, heftet die letzte Blume in einen Blumenkranz, verbeſſert hie und da noch etwas an dem Kranze, betrachtet ihn dann, und ſingt dabei:

Hold geſchmückt mit Purpurglanze
Prangen Roſen hier im Kranze —
Prangt die Lilie, hell und rein,
Wie im Ring der Edelſtein.

Sieh, der Schnee der Lilie ſtrahlet,
Von der Roſen Glut bemahlet —
Wie mit rothem Duft behaucht,
Wie in Morgenroth getaucht.

So wird, wenn nur edle Seelen
Zur Geſellſchaft wir uns wählen,
Unſer Wandel Wiederſchein
Ihres ſchönen Lebens ſeyn.

Zweiter Auftritt.

Julie. Amalia.

Julie. Guten Morgen, liebes Malchen; ſchon ſo geſchäftig?

Amalia. Guten Morgen, liebe Julie!

Julie. Ah, welch ein herrlicher Blumenkranz! Du biſt doch eine Tauſendkünſtlerin. Aber, was haſt du mit dem Kranze vor, Mädchen?

Amalia. Stille, daß wir nicht verrathen werden. Fällt dir nichts ein? — So etwas von einem kleinen Familienfeſte? —

Julie. Ach ja! Fritzens Geburtstag.

Amalia. Richtig! Und dieſer Blumenkranz iſt für ihn. Auch dieſer Blumenkorb hier. Der Aufſatz heute bei Tiſche und die ganze Tafel ſoll mit Blumen prangen.

Julie. Du biſt doch eine liebe, zärtliche

Schweſter, und denkſt auf Alles. Du vernachläßigeſt keine Gelegenheit, deinen Geſchwiſtern Freude zu machen.

Amalia. Du könnteſt wohl auch dein Schärflein zu dieſem Feſte beitragen.

Julie. Ich? — Womit? — Rede, was meineſt du?

Amalia. Das niedliche, kleine Pomeranzenbäumchen vor deinem Fenſter, mit den drei ſchönen Pomeranzen, die eben reif ſind. Sie würden mit ihrem Goldglanze die Pracht aller meiner Blumen verdunkeln.

Julie. O von Herzen gern! (Sie ſchellt und nimmt dann Amalien bei der Hand.) Du liebe Schweſter! Du biſt nicht zufrieden, Andern Freude zu machen; du zeigſt auch mir, wie ich Andern Freude machen könne. Dank dir für dieſes ſüße Vergnügen.

Amalia. Dank lieber unſern guten Eltern. Wenn etwas Gutes an uns iſt, ſo kommt es doch nur von der guten Erziehung her, die ſie uns geben.

Dritter Auftritt.

Amalia. Julie. Hannchen.

Hannchen. Was iſt Ihnen gefällig?

Julie. Hannchen! ſey ſo gut, und bringe das Pomeranzenbäumchen vor meinem Fenſter hieher.

Hannchen. Den Augenblick. (ab.)

Amalia. Aber unſer lieber Papa — der macht dem Fritz erſt ein recht prächtiges Geſchenk. Sieh einmal dort auf dem Tiſchchen unter dem Spiegel. —

Julie. Ah! — Herrlich, herrlich! — Eine goldene Repetiruhr mit Brillanten! — Ach, der gute Fritz! Der wird eine Freude haben! Das wird ein Jubel ſeyn!

Hannchen (mit dem Bäumchen.) Ach, da ſehen Sie nur, was das iſt! Ich bin recht erſchrocken. Ich kann wahrhaftig nichts dafür. —

Julie. Ach Gott! Die drei ſchönen Pomeranzen — alle drei ſind weg! Das iſt doch recht diebiſch. Das iſt recht ärgerlich. Hannchen, ſtelle das Bäumchen dorthin, und komm mit mir! — Dem Diebe müſſen wir auf die Spur kommen Ich will ihm zeigen! — Komm!

Amalia (Julien zurückhaltend.) Liebes Julchen! Nur keinen Zorn! Nur nichts Unüberlegtes. bleibe da!

Julie (gelaſſener.) Ach! Da wäre es ja kein Wunder, wenn man recht im Ernſte böſe würde. Die Pomeranzen haben mich ſo gefreut, und doch iſt es mir nicht einmal wegen mir, ſondern nur darum, daß ich dem Fritz keine Freude machen kann. — Aber, ich muß doch ſehen! — (Sie geht mit Hannchen.)

Vierter Auftritt.

Amalia.

Es iſt eine Kleinigkeit! Aber doch immer unangenehm. Ich möchte wohl auch recht böſe ſeyn. Doch — die Blumen da ſind ſo ſanfte, ſtille, friedliche Geſchöpfe — und ich ſollte ſo unruhig und aufgebracht ſeyn? Der Schöpfer gibt ſich in dieſen lieblichen Blumen uns ſo freundlich zu erkennen — und ich ſollte ihm nicht nachahmen? Nein! Ich will ſanft und mild bleiben, wie Er. —

Fünfter Auftritt.

Amalia. Luiſchen.

Luiſchen (eilt ſchnell herein, als von Jemanden verfolgt, und ſich zu Amalien flüchtend.) O Malchen! Malchen! Hülfe! Hülfe!

Amalia. Himmel, was iſt dir, liebes Luiſchen? Rede!

Luiſchen. O Malchen! Ein kleiner kohlenraben-ſchwarzer Mann! Sein Geſicht und ſeine Hände und ſeine Kleider ſind kohlenſchwarz, und unter dem Arme trägt er eine dicke, dicke Ruthe.

Amalia. Närriſches Mädchen, du zitterſt ja an allen Gliedern! Sey doch klug. Der kleine ſchwarze Mann, den du geſehen, iſt nichts als ein junger Kaminfeger. Er thut keiner Seele etwas zu Leid.

Luischen. Nicht? Ja, was macht er denn aber mit der Ruthe? Und warum iſt er ſo ſchwarz?

Amalia. Der arme Junge muß die Kamine auskehren. Dazu braucht er den kurzen, dicken Beſen. Komm her da! An unſerm wälſchen Kamin kannſt du es ſogleich ſehen.

Luischen. Warum heißt man denn den Ofen da einen wälſchen Kamin? Haben die Wälſchen, die ſo ſchöne Sachen feil haben, ſolche Oefen?

Amalia. Zu Hauſe, in ihrem Vaterlande, ohne Zweifel. In Wälſchland ſind die Oefen dieſer Art ſehr gewöhnlich. Daher mag auch ihr Namen kommen.

Luischen. Ja, ja! Der Ofen mag Manchem recht wälſch vorkommen. Deutſch ſieht er einmal nicht aus.

Amalia. Nun ſieh einmal! Hier unten, wie du wohl weißt, zündet man das helle, freundliche Kaminfeuer an, um daß wir an rauhen Winterabenden uns ſo fröhlich verſammeln; da hinauf ſteigt dann der Rauch. Sieh einmal hinauf! Da muß der kleine Kaminkehrer, der arme Schelm hinauf kriechen, und den Ruß herab kehren, damit kein Feuer auskomme. Darum iſt der arme Kleine ſo ſchwarz. Er iſt aber unſer Wohlthäter. Er verdient wirklich unſern Dank. Wenn er fertig iſt, mußt du mit ihm ſprechen, und ihm die Hand bieten.

Luischen. Nein, nein! Das thu' ich nicht. Er iſt ſo häßlich, daß man vor ihm erſchrickt.

Amalia. Pfui, Luischen! Sey nicht kindiſch. Du wirſt ſehen, daß ich Recht habe, und daß er gar nichts Fürchterliches an ſich hat. — Aber, was willſt du hier?

Luischen. Papa will im Garten Frühſtücken. Wir ſollen Alle zuſammen kommen, weil Fritzens Geburtstag iſt.

Amalia. Nun, ſo geh hin. Ich komme gleich nach. Ich muß es nur erſt der Mama noch ſagen, die daneben in ihrem Kabinettchen Briefe ſchreibt.

Luischen. Ich gehe nicht allein. Ich getraue mir nicht vor die Thüre. Der garſtige, kleine ſchwarze Mann! (Mit flehender Stimme.) Du mußt mitgehen!

Amalia. Liebes Luischen! Du mußt allein gehen, damit du die kindiſche Furcht überwinden lerneſt. Du mußt ein vernünftiges, muthiges Mädchen werden. Es geſchieht dir gewiß kein Leid. Oder kannſt du denken, daß mir die kleine Mühe zu viel wäre, mit dir zu gehen, wenn ich nur im Geringſten für dich fürchtete?

Luischen. Nun, ſo will ich denn gehen.

Aber — aber — das Herzchen klopft mir doch ein wenig! (Sie geht langſam und ſchüchtern hinaus.)

Amalia. Das gute Kind! Was das Vertrauen doch über die zarten Kinderherzen vermag! Hat man nur erſt das Vertrauen eines Kindes gewonnen — ſo kann man es um den Finger herumwinden. (In das Kabinett.) Mama! Der Papa will im Grünen Frühſtücken.

Frau v. G. (von innen.) Ich ſiegle eben. In einigen Minuten bin ich fertig, und werde kommen.

Amalia. Nun muß ich der Kleinen doch nachgehen und ſehen, wie es abläuft.

Sechſter Auftritt.

Moritz, der kleine Kaminfeger.

(Er läßt, bevor man ihn ſieht, in dem Kamine, abwechſelnd bald das Geraſſel der Kaminfegerſcharre, bald ſeinen Geſang hören:)

Wer ſäh' mir kleinem Knaben an,
Was Großes ich vollbringe?
Manch' großer, weltberühmte Mann
Vollbringt kaum ſolche Dinge.

Manch' hoher, herrliche Pallaſt
Läg' ohne mich in Aſche;

Doch bin ich kein beliebter Gaſt,
Und leer bleibt meine Taſche.

Empor zu kriechen war mein Loos —
Doch bin ich nichts geworden;
Und Mancher ward durch Kriechen groß,
Und prangt mit Band und Orden.

(Hierauf kömmt er ganz herab und guckt heraus.)

Ei, da draußen iſt's ſchöner, als in dem Ofenloch da drinnen! Es iſt mir nicht anders, als wenn die Welt einen Riß bekommen hätte — und man ſähe nun in den Himmel hinein. (Er guckt überall ſorgfältig herum.) Kein Mäuslein rührt ſich; keine Seele iſt da. Hui, heraus! (Er kriecht ſchnell heraus.) Potz tauſend, das iſt eine Stube! Eine ſolche hat man bei mir daheim freilich nicht. (Alles anſtaunend und bewundernd.) Ei — ei — ei! Das ſind Wunderſachen! Das iſt eine Pracht. Wenn's im Himmel ſo ſchön iſt, will ich gerne recht fromm und brav ſeyn, damit ich einmal hinein komme. (Er ſieht ſich im Spiegel, und fährt mit einem Schrei zurück.) O je, was iſt das!

(Frau von Grünthal kommt aus dem Nebenzimmer, bleibt, ohne daß der Knabe ſie bemerkt, im Hintergrunde ſtehen, und drückt bloß durch Mienen und Geberden ihre Theilnahme an dem Selbſtgeſpräche des Knaben aus.)

Was iſt wohl dies für Einer in der andern Stube da drinnen? Der hat mich nicht wenig erſchreckt. (Er blickt noch einmal ſchüchtern in den Spiegel.) Ich glaube gar, das bin ich ſelbſt. Ja, ja, da ſehe ich mich wahrhaftig noch einmal. Der Spiegel da iſt größer, als einer um einen Kreuzer. Der hat gewiß einen Vierundzwanziger gekoſtet. — Ah! und was da für ein ſchöner Hut liegt. Den muß ich doch einmal aufprobiren. (Er wiſcht zuerſt die Hände, und drückt ſich dann den Hut tief in's Auge.) Ah, und ein Säbel iſt auch dabei; den muß ich einmal anlegen. (Er ſchnallt ſich den Degen an, ſtellt die Hände in die Seite, und tritt vor den Spiegel, der ſo geſtellt iſt, daß die Zuſchauer ſein Bild darin erblicken.) Blitz auch bin ich ein Burſch'! Wenn mich unſer lieber Herr Gott nur auch etwas Vornehmes hätte werden laſſen. Ich hätte mich wohl auch darein geſchickt. Im Eſſen und Trinken hätte ich zum wenigſten Keinem etwas nachgegeben. (Hin und her ſchreitend.) Ich hätte einen rechten Herrn geſpielt — und das wäre ſo ſchön geweſen, wenn mir die Leute ſo tiefe Komplimente gemacht hätten! — (Er verbeugt ſich vor ſeinem Bilde im Spiegel ſehr tief.) Ah, geherſamer Diener, Euer Gnaden! — — Alle Kukuk, was iſt das! O weh, o weh! Da bin ich übel angekommen. (Sein Kopf iſt nämlich voll Puder. Er legt Hut und Degen ſchnell weg, und gibt ſich alle Mühe, den Puder wegzubringen.) Da hab ich mich ſchön gezeichnet. Die tragen das Mehl, glaub' ich, gar im Hute heim, als wie ich bisweilen Erdbeeren oder Kirſchen. — Meine Mutter hatte wohl Recht; ſie ſagte mir hundertmal: Was dich nicht brennt, das blaſe nicht. Nun, nun, im Kamin wird das Weiße ſchon vollends vergehen, und Alles wieder hübſch ſchwarz werden, daß man mir nichts anmerkt.

(Er erblickt die Uhr.) Aber was iſt denn dies für ein glänzendes Ding? Ah, ah! Eine Sackuhr, eine Sackuhr! Ich habe geglaubt, es ſey Niemand in der Welt ſo reich, daß er eine zu kaufen vermöge, als der Vogt in unſerm Dorfe, der mit ſeiner ſilbernen Uhr großen Staat treibt, und in einer Viertelſtunde ſie wohl dreimal herauszieht und nachſieht, um welche Stunde es ſey. Dieſe Uhr da iſt aber nicht blos von Silber; ſie iſt, glaube ich, gar goldig. Und was für kleine blitzende Steinlein da rings herum ſind! Das iſt eine Zier! Das iſt etwas Rares! — Nun wie, die Uhr iſt ja gar lebendig! — (Er hält ſie an das Ohr.) Wie ſie ſo wunderlich thut, alleweil tick, tick, tick! Der Mann, der etwas ſo Künſtliches ausgeſonnen hat, der muß einen Kopf gehabt haben, größer als ein Bienenkorb.

Ei, wie wärs, wenn ich die Uhr nähme? — — Soll ich? — Soll ich? — Aber, da wäre ich ja ein Dieb, und könnte nicht mehr ruhig ſchlafen, könnte keinem Menſchen mehr gerade in die Augen ſehen. Nein, nein! Nehmen will ich die Uhr nicht —

aber doch hinein gucken, was innen ſo pickt. (Er verſucht die Uhr aufzumachen.) Nun, wo drückt man denn? (Die Uhr repetirt, und er hüpft vor Freude.) Ah, die ſchlägt gar; die muß ich haben! Ich laß ſie nicht mehr aus meiner Hand. — Aber, wenn's aufkäme? — Hum! Es ſiehts ja Niemand. — Niemand? — Sieht es nicht Gott, der an allen Orten, und auch hier — hier — zugegen iſt? Könnte ich, wenn ich den Diebſtahl beginge, noch einmal freudig zum Himmel aufblicken? Könnte ich ruhig ſterben? Ach Gott! Wie wirds mir auf einmal! Ein Schauder überfällt mich. Ich zittere an allen Gliedern. Ach, was iſt das? — Das iſt das warnende Gewiſſen. Dieſer Warnung will ich folgen. Dies immer zu thun, hat mir meine ſelige Mutter auf ihrem Sterbebette recht ſcharf eingeprägt. O Gott! Es iſt mir, als wenn ſie mich mit ihrer eiskalten Hand voll Todesſchweiß jetzt gerade wieder anfaßte, wie damals. — O liebe Mutter, ich folge dir! — Lieber Gott! verzeih mir den ſündigen Gedanken. Da lege ich die Uhr wieder hin. Ein gutes Gewiſſen iſt mehr werth, als tauſend goldene Uhren, als alles Gold der Welt! (Frau von Grünthal geht ſchnell, ohne daß er ſie bemerkt, in ihr Kabinett.)

Aber nun geſchwind wieder hinaus zum Loch, eh' mir's wieder anders kommt. (Er entflieht in den Kamin, und klettert darin eilig hinauf.)

Siebenter Auftritt.

Frau von Grünthal.

Er iſt fort; da liegt die Uhr. O der herrliche Junge! Guter Gott! ſo haſt Du doch in allen Ständen, auch unter dem geringſten Volke, Menſchen, die Dich ehren und lieben! Und das iſt doch die Hauptſache; dies allein gibt uns einen ewigen, bleibenden Werth. Alles Andere, wie prächtig und glänzend es auch in die Augen falle, beſteht doch nicht, und verfliegt am Ende wie Staub. — Guter Knabe! Dieſe ſchöne That ſoll dir nicht unbelohnt bleiben. Allen meinen Kindern will ich dich zum Beiſpiele vorſtellen. Und deine Mutter — o ſie ſoll mir ein belehrendes Vorbild ſeyn. Ihr Mund iſt längſt erblaßt und verſtummt, und doch ſpricht er noch zu ihrem Kinde — doch leben ihre guten Lehren noch in dem Herzen ihres Sohnes! Ihre Hand, mit der ſie ſterbend noch die ſeinige drückte, iſt längſt verweſt, und doch hält ſie ihn noch von einem Verbrechen ab, und reißt ihn zurück vom Rande des Verderbens. So ſchöne Früchte bringt eine gute Erziehung.

Achter Auftritt.

Herr von Grünthal, Julie, Vorige.

Herr v. G. (zu Julie im Hereingehen.) Iſt die Geſchichte aber auch gewiß, Julie?

Julie. Ja, Papa! Der alte Gärtner hat es ſelbſt geſehen, wie Fritz die Pomeranzen abgebrochen.

Frau v. G. (Ihm mit Entzücken entgegen eilend.) Lieber Mann! Eben ſah ich einen Auftritt in dieſem Zimmer hier, der mich bis in das Innerſte der Seele rührte und erfreute. Denk nur, der kleine Kaminfeger kommt durch den Kamin da in das Zimmer. Die Uhr hier ſticht ihm ganz gewaltig in die Augen. Er hatte eine ganz närriſche Freude daran. Schon wollte er ſie einſtecken. Aber der Gedanke an Gott — an ſeine ſterbende Mutter behielt zuletzt die Oberhand. Unbemerkt war ich Zeuge ſeines ſchönen Kampfes und ſeines herrlichen Sieges.

Julie. O das war ſchön! Das war herrlich!

Frau v. G. Wir müſſen ihn nicht unbelohnt laſſen. Wir müſſen — aber was iſt dir, liebſter Gemahl? Du freueſt dich ja gar nicht! Du ſiehſt ſo finſter. Solche ſchöne Handlungen rühren dich ja ſonſt bis zum Entzücken. Rührt dich dieſe nicht?

Herr v. G. Nur zu ſehr, meine Liebe! Ich fühle das Edle dieſer That in dieſem Augenblick mehr, als du. Sie greift mir tief in mein Vaterherz. Denn eben vernahm ich von einem meiner Kinder eine That, die von der des armen Jungens das geradeſte Gegentheil iſt.

Frau v. G. Du erſchreckſt mich. Was iſts denn?

Herr v. G. Siehſt Du da Juliens Pomeranzenbäumchen? — Das iſt es ja, Julchen?

Julie. Ja, Papa! Sehen Sie nur Mama — die drei ſchönen Pomeranzen ſind fort. Fritz hat ſie geſtohlen —

Frau v. G. Ach Gott, das iſt doch ein leichtſinniger Junge.

Herr v. G. Ja wohl leichtſinnig, und noch etwas Schlimmeres. Der Bube! — ich will ihm Sitte lehren. Die Geſchichte mit dem Kaminfegerjungen kommt mir eben recht in den Wurf — ſo unangenehm es mir iſt, daß ein Knabe aus dem niedrigſten Volke edler handelte, als eines unſerer Kinder, auf deren Erziehung wir ſo vieles verwenden. Fritz ſoll aber auch etwas von dem empfinden, was ich fühle. Er ſolls tief fühlen, daß er trotz Rang und Reichthum weit unter dem rußigen Schornſteinfegersbuben ſteht. Fritz ſoll tüchtig beſchämt werden. — Geh, Julchen, bringe den Fritz hieher. Sag ihm aber noch nicht, warum?

Frau v. G. Und dem Malchen ſage, ſie ſoll den kleinen Kaminfeger herauf bringen. Ihr kannſt du wohl ſagen, warum. Ihm aber ſage noch nichts davon.

Julie. O, der Kaminſegerjunge muß ein goldener Knabe ſeyn. Es freut mich recht, daß Sie ihn rufen laſſen. Das iſt freilich ein angenehmeres Geſchäft, als den Fritz zu holen. — O wenn ich daran gedacht hätte, daß es Papa ſich ſo zu Herzen nehmen würde, da hätte ich freilich geſchwiegen. Ach, es thut mir ſo leid, daß eines von uns Ihnen eine wehmüthige Empfindung verurſachen ſoll.

Neunter Auftritt.

Herr von Grünthal. Frau von Grünthal.

Frau v. G. (betrachtet ſtillſchweigend die Blumen.)

Herr v. G. (geht nachdenkend auf und ab.)

Frau v. G. Die lieben, guten Mädchen! Der unbeſonnene leichtfertige Knabe! Gegen ſo liebe Schweſtern ſo unartig, ſo gefühllos zu ſeyn! —

Herr v. G. (für ſich.) Richtig! So gehts! So wirds am Beſten ſeyn! — Und gefällt mir der Junge — ſo! — nun wir wollen ſehen, was zu thun iſt. —

Frau v. G. Sieh doch den ſchönen Kranz! Der tolle Knabe verderbt uns ein rechtes Freudenfeſt.

Herr v. G. (Sehr ernſt.) Ja! — Das Feſt, das wir vorhatten, muß nun eine andere Wendung nehmen.

Frau v. G. Nimm doch die Sache nicht ſo hoch, lieber Mann! Es iſt ja doch nur eine Kleinigkeit —

Herr v. G. Kleinigkeit? — Nein! Bei Kindern iſt nichts eine Kleinigkeit. Eine Handvoll Haſelnüſſe iſt Kindern beiläufig das, was uns eine Handvoll Goldſtücke ſeyn würde. Laß es hingehen, daß der Knabe ſeine Geſpielen um Haſelnüſſe betrüge — o ich wette Zehn gegen Eins — als Mann wird er es auch nicht ſo genau nehmen, Andere um Goldſtücke zu betrügen. Laß den Knaben ungeſtraft eine Pomeranze rauben — als Mann darf er dann nur in die Gelegenheit kommen, und er wird ſeine Hand ungeſcheut nach einer Krone ausſtrecken. Aus einem kleinen Samenkörnlein erwächst dereinſt ein Baum.

Frau v. G. Ich will dir da nicht widerſprechen. Ich meine nur ſo; es iſt wohl nicht recht, was Fritz that, aber ſo viel Böſes iſt doch auch nicht daran.

Herr v. G. Nicht? Aber ich glaube doch. Iſts nicht Ungehorſam gegen das ſtrengſte Verbot der Eltern? Iſt's nicht Liebloſigkeit gegen Geſchwiſter? Iſts nicht die elendeſte Naſchhaftigkeit? Lüſternheit, Dieberei, Ungerechtigkeit, ja Gottvergeſſenheit? Laß nur all das Unkraut in ſeinem Herzen aufwachſen — o Gott, was würde da aus dem Knaben werden! Würde er da ſeinem Fürſten gehorchen? Würde er nicht lieblos gegen ſeine Mitmenſchen handeln? Würde er im Stande ſeyn — ſeine Lüſte zu bändigen? Würde er ſtets fremdes Eigenthum als ein Heiligthum anſehen? Würde er Gottes Willen zur einzigen Richtſchnur aller ſeiner Handlungen machen? — Siehſt du da nicht den ganzen, großen, vieläſtigen Baum im Samenkörnlein?

Frau v. G. Ich kann dir nicht Unrecht geben. Aber dies Alles hat Fritz nicht bedacht. Man kann nicht fordern, daß der Knabe ſo helle ſehe als ſein Vater.

Herr v. G. Da muß ich dir Recht geben. Allein eben deßwegen ſtellte Gott den Vater mit dem helleren Auge neben den Sohn hin, deſſen Auge noch nicht ſo weit reicht, damit der Vater ihn mit der Hand ſo auf die rechte Straße hinweiſe: „Sieh, am Ende dieſes Weges entdecke ich einen Abgrund — den vermeide! Jener Weg führt in Luſtgefilde, ob er gleich anfangs mit Dornen bewachſen iſt — den gehe.“ Helfen Worte nicht — je nun, ſo muß man ſchärfere Hülfsmittel anwenden.

Frau v. G. Ich will nicht, daß der Fehler ungeſtraft bleibe. Nur mildern möchte die liebende Mutter den männlichen Ernſt des Vaters. —

Herr v. G. Nun, ja doch, mildern! — Das

haſt du recht gut geſagt, liebe Mutter! — Mildern, aber nicht aufheben — mildern, aber nicht unwirkſam machen. Deßwegen ſchuf ja Gott auch die Väter ſtrenger und ernſter — und die Mütter ſanfter und milder, damit die weibliche Sanftheit den männlichen Ernſt, wie du ſagſt, mildere — damit aber auch, wie ich noch beifüge, der väterliche Ernſt die Sanftheit der Mutter unterſtütze — daß ſie nicht zur Schwäche herunterſinke. Milde und Strenge müſſen beiſammen ſeyn, damit ſo ein ſchönes Ganzes heraus komme.

Frau v. G. Nun, und was haſt du denn mit Fritz vor? Wie willſt du ihn ſtrafen?

Herr v. G. Die Uhr, die ich ihm zu ſeinem Geburtstage beſtimmte, bekommt er nun einmal nicht — zur Strafe ſeiner Unehrlichkeit. Ja, ich hätte große Luſt, ſie dem armen Schornſteinfegerjungen zu ſchenken, zur Belohnung ſeiner Ehrlichkeit.

Frau v. G. Die Uhr? — Nein, das wäre doch wahrhaftig übertrieben. Dein Unmuth verleitet dich zu eiuem zu raſchen Entſchluß. Verzeih mir, es wäre einmal überſpannt.

Herr v. G. Uebertrieben? — Ueberſpannt? — Hum! Laß uns die Sache näher beim Lichte betrachten. Ich möchte auf Fritz gern einen recht tiefen Eindruck machen; er ſoll es fühlen, was es Abſcheuliches um die Unehrlichkeit, wie ſchön und lobenswerth hingegen die Ehrlichkeit ſey. Das glaube ich am beſten zu erreichen, wenn ich die Uhr dem Fritz, der ſich ſo lange darauf gefreut, entziehe, und ſie dem ehrlichen Kaminfegerjungen gebe. Meinſt du nicht, das ſoll auf Fritz wirken? — Die Ausgabe iſt mir nicht zu groß. Ich rechne ſo: Zwanzig Karolin' gab ich hin, dem Fritz eine Freude zu machen; ſollte ich dieſe Summe nicht daran ſetzen, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen? Sollte das Geld zu viel ſeyn?

Frau v. G. Nein, nein! Gewiß nicht. Auch wünſche ich ja ſelbſt, daß der kleine Kaminfeger für ſeine Redlichkeit anſehnlich belohnt werde. Allein ein Kaminfegerjunge mit einer goldenen Repetir-Uhr käme mir — verzeihe! — doch etwas lächerlich vor.

Herr v. G. Nun, nun! Laß mich nur machen. Die Uhr paßt freilich nicht für einen Kaminfegerjungen; aber vielleicht läßt ſich der Kaminkehrerjunge ſo zuſchnitzen, daß er einmal für die Uhr paßt. Und dann trägt ja mancher eine Uhr, einen Degen, ein Ordenskreuz — und es läßt ihm gerade, wie dem jungen Kaminfeger die Uhr ſtehen würde.

Zehnter Auftritt.

Fritz, Julchen, Vorige.

Frau v. G. (tritt ſo, daß Fritz das beraubte Bäumchen nicht ſieht.)

Fritz. Was befehlen Sie, Papa?

Herr v. G. Fritz! Erinnerſt du dich nicht mehr der ſchönen Fabel, die du geſtern geleſen, und ſie uns Abends erzählt haſt?

Fritz. Aha! die Fabel Nathans. O ja, ich weiß ſie noch recht gut.

Herr v. G. Willſt du mir ſie noch einmal erzählen?

Fritz. O recht gerne. — Es waren zwei Männer in einer Stadt. Einer war reich, der andere arm. Der Reiche hatte ſehr viele Schafe; der Arme ein einziges, kleines Lämmchen, das aß von ſeinem Biſſen, und trank aus ſeinem Becher, und er liebte es über Alles. Da aber zu dem reichen Manne ein Gaſt kam — da war es ihm zu viel, eines von ſeinen vielen Schafen zu ſchlachten. Er wollte ihrer ſchonen — und er ging hin, und nahm das einzige Lämmchen des Armen, und ſchlachtete es für den fremden Mann.

Herr v. G. Recht gut erzählt. Nun ſag mir, was denkſt du von dem reichen Manne? Wie gefällt er dir?

Fritz. Der Kerl war ein ausgemachter Schurke.

Herr v. G. Du drückſt dich etwas ſtark aus. Doch — eben recht! Ein ſolcher Kerl biſt du.

Fritz. Ich — Papa?

Herr v. G. Ja — du!

Fritz. Ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht; ich weiß nicht, was Sie meinen.

Herr v. G. Kennſt du dieſes Bäumchen?

Fritz, (mit niedergeſchlagenen Augen.) Ja, Papa!

Herr v. G. Sieh mir einmal gerade in die Augen.

Fritz. Ich kann nicht.

Herr v. G. Wer hat dieſes Bäumchen geplündert? Antworte ohne Verzug.

Fritz (ohne aufzublicken, mit demüthiger Stimme.) Ich.

Herr v. G. Weißt du auch, daß dieſes nach Schurkerei riecht?

Fritz. Das Wort geht mir durch die Seele. Es empört mein Blut. Eine ſolche Kleinigkeit — —

Herr v. G. Ein kleiner Diebſtahl iſt auch ein Diebſtahl. Und wer im Kleinen nicht treu iſt, wird einſt im Großen auch treulos handeln.

Fritz. O Papa! Glauben Sie mir, wären die Pomeranzen Gold geweſen, ich hätte ſie mit keinem Finger berührt.

Herr v. G. Woran unſer Herz hängt, das iſt uns mehr als Gold. Sie wären Julchen wohl nicht für Gold feil geweſen. — Aber nun antworte mir, fühlſt du dich in der Parabel Nathans nicht getroffen?

Fritz. Ach Gott, ja.

Herr v. G. Fühlſt du dich darin nicht nach dem Leben gezeichnet?

Fritz. Leider!

Herr v. G. All euer Leſen iſt Tändelei und Zeitverderb, wenn es euch nicht an das Herz geht, und beſſere Menſchen aus euch macht. Wende die Erzählung nun auf dich an. Wie gefällſt du dir in dieſem Spiegel!

Fritz. Ach, Papa, ich habe ſehr unrecht gethan.

Frau v. G. Sieh, lieber Fritz! Julchen hat das Bäumchen ſelbſt gepflanzt — es erzogen — Morgens und Abends ſo oft begoſſen — ſah es aufwachſen, blühen, Frucht anſetzen, die Früchte reifen, hatte Tauſend Freude daran! — Wir haben dir ja aus unſerm Glashauſe einen ſehr ſchönen Pomeranzenbaum geſchenkt, der eine Menge der herrlichſten Früchte trägt. Warum haſt du nicht von dieſen gepflückt? Mußten es denn gerade die Pomeranzen von dem Bäumchen des guten Julchens ſeyn? O ich erröthe ſtatt deiner. —

Julchen. Mama! Verzeihen Sie ihm doch. Sie ſehen ja, wie den guten Fritz ſein Fehler ſchmerzt. Und er hat es gewiß nicht ſo böſe gemeint. Es war vielleicht mehr ein übelausgedachter, unüberlegter Scherz, als Lüſternheit.

Frau v. G. Und deine liebe Schweſter, die dich ſo liebreich entſchuldigt — hatte die Frucht, ja das ganze Bäumchen, noch dazu dir zu deinem Geburtstage ſchenken wollen; und Amalia hat dir dieſen ſchönen Kranz da gewunden — hat die Blumen dazu ſchon mit Anbruch des Tages gepflückt, um den heutigen Tag damit zu verſchönern, und ihn dir recht angenehm zu machen.

Fritz. O Mama! Schonen Sie meiner! Ich fühle mich wirklich tief beſchämt.

Frau v. G. Die Früchte haſt du dir ſelbſt genommen; da nimm nun auch den Kranz, ehe Amalia kommt. Da — nimm!

Fritz. O Mama! Ich fühl es, ich bin dieſes Kranzes nicht werth; ich verdiene wahrhaftig nicht gekrönt zu werden.

Herr v. G. (indem er den Kaminfegerjungen kommen ſieht.) Nun wartet noch eine andere Lektion auf dich, Fritz!

Eilfter Auftritt.

Moritz, der kleine Kaminfeger. Amalia. Vorige.

Kaminfeger. (Sein Angeſicht iſt vom Ruße gereinigt, friſch und blühend; die ſchwarze Kappe hat er abgelegt, und ſein Kopf iſt von reichen Locken umgeben; auch ſeine Hände ſind rein und weiß. Er verbeugt ſich etwas linkiſch, ſchaut in dem Zimmer umher, blickt nach dem Kamin und dem Tiſchchen mit der Uhr, und kratzt verlegen hinter den Ohren.)

Herr v. G. Fürchte dich nicht. Komm näher, Kleiner!

Frau v. G. Ha der Junge ſieht gut aus.

Herr v. G. (ihn betrachtend.) Noch ungeſchliffen — aber doch ein Edelſtein.

Frau v. G. Sieh doch einmal die Uhr dort an, wie gefällt ſie dir?

Amalia (zeigt ſie ihm.) Da, dieſe hier.

Frau v. G. Warum nahmſt du ſie denn vorhin nicht?

Kaminfeger (fällt ihr zu Füßen.) O geſtrenge Frau Madam', oder wie man Euch ſchelten muß! Unſer Einer weiß halt mit ſo hohen Häuptern nicht zu ſchwätzen. O verzeiht mir doch den gottloſen Gedanken, die Uhr zu ſtehlen. (Dem Herrn von Grünthal zu Füßen fallend.) O ehrſamer Herr Graf, oder was Ihr ſeyd! Ich bitte Euch tauſendmal um Verzeihung. Laßt mich doch nicht prügeln, weil ich da hereingeſtiegen bin! (Aufſtehend und zum Himmel blickend.) Ach, meine liebe Mutter! Es trifft doch Alles ein, was du mir geſagt haſt. Es iſt kein Fädelein ſo fein geſponnen, es kommt einmal an die Sonnen. O Gottlob, daß ich nur die Uhr nicht genommen habe. — Sonſt müßte wahrlich der Kopf da — (er greift darnach) — gar herunter.

Herr v. G. Ehrliche Seele, ſey ruhig. Es geſchieht dir hier kein Leid.

Frau v. G. Nein, nein! — Du haſt dich recht wohl gehalten. Du biſt behorcht worden. Ich weiß Alles. Du könnteſt, wenn der Stolz je etwas taugte, ſtolz ſeyn auf deinen Sieg.

Herr v. G. Ja wohl ſtolzer, als mancher General auf eine gewonnene Schlacht.

Frau v. G. Sieh nun, lieber Fritz, dieſen Knaben! Er glaubte ſich hier in dieſem Zimmer allein, und ſah die Uhr da liegen. Er hätte ſie wohl gerne gehabt. Sie wäre ihm lieber und wünſchenswerther geweſen, als einem Prinzen eine Krone — und doch überwand er ſich, und ließ ſie liegen. So viel vermochte die Schönheit der Tugend, oder vielmehr die Furcht Gottes über ihn — und du — handelteſt ſo unbeſonnen!

Herr v. G. Tritt einmal neben ihn, Fritz!

Fritz, (indem er ſich neben Moritz ſtellt.) Ich kann es nur mit Beſchämung — und nicht ohne Erröthen.

Herr v. G. Nun gut. Du erkenneſt dein Unrecht — fühleſt es tief — bekenneſt es laut — darum verzeihe ich dir, und will kein Wort mehr davon ſagen, wie ſehr dein Ungehorſam, dein Leichtſinn mich und deine gute Mutter betrübt haben. Die Strafe aber kann ich dir, weil ſie zu deiner Beſſerung dir heilſam iſt, doch nicht ganz ſchenken. — Sieh einmal dieſe Uhr da, und betrachte ſie wohl! (Er gibt ihm die Uhr.) Ich hatte ſie dir zum Geſchenke für deinen Geburtstag beſtimmt. Aber nun würde dir dieſes Geſchenk mehr Betrübniß, als Freude machen. Denn dein Gewiſſen wird dir ſagen, daß du ein ſolches Geſchenk nicht verdieneſt. Dieſe Uhr würde dich ſtets an eine ſchlechte That erinnern. Allein die Uhr dient mir nun trefflich, zwei Abſichten auf einmal zu erreichen — dich, Fritz, für deine Dieberei zu beſtrafen — und dich, Kleiner! für deine Ehrlichkeit zu belohnen. Und damit du ſiehſt, Fritz, daß es mir Ernſt iſt, und daß es mir nicht auf zwanzig Karolin' ankommt, um dich zu einem rechtſchaffenen Manne zu bilden, ſo nehme ich dir die Uhr, und gebe ſie dieſem hier.

Fritz (ſteht betroffen da, und blickt mit betrübtem Geſichte nach der Uhr in den Händen des jungen Kaminfegers.)

Kaminfeger. O mein liebes, goldenes junges Herrlein! Er darf nicht ſo traurig darein ſehen. Seh' Er! Der böſe Feind hat mich vorhin mit der Uhr da nur ſo in Verſuchung geführt. Ich habe mich ſeit der Zeit beſſer bedacht. Die ganze Welt würde ja lachen, wenn ein ſo rußiger Burſch', wie ich bin, ſo ein glänzendes Kleinod herausziehen würde. Da könnten mich die Leute dem Schweine mit dem goldenen Halsbande vergleichen. Ich brauche keine Uhr. Mein Meiſter iſt ſchon eine lebendige Uhr für mich. Er mahnt mich ſchon auf die Minute, wenn es Zeit zum Aufſtehen und zur Arbeit iſt. Er iſt auch eine Uhr, die bisweilen gut ſchlägt. — Nehm' Er alſo die Uhr nur wieder, lieber, junger Herr! (Zu Frau von Grünthal.) Ich möchte mir aber dafür eine andere Gnade ausbitten.

Frau v. G. Nun — und was für eine Gnade wird das wohl ſeyn? Laß einmal hören!

Kaminfeger. Mein Vater und meine Mutter ſind ſchon vor einigen Jahren geſtorben. Da bin ich denn ſo allein in der Welt zurück geblieben, und habe gar Niemanden mehr gehabt. Wie ein verirrtes Schäflein bin ich von Dorf zu Dorf herum gelaufen. Da kam ich denn an die Thüre eines armen Tagelöhners. Es war Winter, und ich zitterte vor Froſt. Da hieß mich die Tagelöhnerin herein kommen in die warme Stube, und ließ mich mit ihren Kindern, die eben um den Tiſch ſaßen, eine warme Suppe eſſen. Als ich nun recht geſättigt und erwärmt war, und wieder hinaus ſollte in Wind und Schneegeſtöber — und nach meinem Wanderſtab griff — da konnte ich die Zähren nicht mehr zurückhalten, und fing an bitterlich zu weinen.

Amalia. Ach Du mein Gott, das war hart! Auch mir kommen Thränen in die Augen.

Kaminfeger. Die Kinder des Tagelöhners fingen auch alle an zu weinen, und hielten bei ihren Eltern an, mich da zu behalten. Da erbarmten ſich die guten Leute meiner, und behielten mich, und ließen mich mit ihren Kindern zur Schule gehen, und haben mich endlich hieher in die Stadt zum Handwerk gebracht, wo ich doch mein Brod verdienen kann.

Herr v. G. Das war ſchön und edel von dieſen Leuten. Aber was können wir nun weiter für dich thun?

Kaminfeger. Ach für mich eben jetzt nichts. Allein den guten Leuten geht es jetzt gar hart. Der Mann iſt krank, und kann nichts verdienen, und die Hausmutter hat mit den Kindern genug zu thun. Und da wollte ich nun die gnädige Herrſchaft inſtändig und mit aufgehobenen Händen gebeten haben, anſtatt der Uhr da, den guten Leuten eine kleine Unterſtützung zukommen zu laſſen.

Frau v. G. O! vortrefflich! —

Amalia. Der Knabe hat in der That das edelſte, dankbarſte Herz.

Herr v. G. Den armen Leuten ſoll geholfen werden. Ich werde für ſie ſorgen.

Fritz. Die Uhr mußt du aber jetzt um ſo mehr behalten. Du haſt ſie verdient; du biſt ihrer werther, als ich.

Frau v. G. Bravo, lieber Fritz. Jetzt biſt du in meinen Augen wieder ehrlich; komm in meine Arme.

Herr v. G. Der Knabe hat unſern Fritz beſchämt — was meinſt du, liebe Frau, ſollen jene armen Tagelöhnersleute, von denen der Knabe uns ſo viel Gutes und Schönes erzählte, nun auch uns beſchämen?

Frau v. G. Nein, nein; das ſollen ſie nicht! Der Gedanke, den du mir da zu verſtehen gibſt, iſt ganz aus meiner Seele genommen. —

Amalia. Aha! — Höre einmal, Fritz! Du haſt heute eine Handlung begangen, die deinem Geburtstage nicht zur Ehre gereicht. Du könnteſt aber dieſen deinen Geburtstag auf eine andere Art noch zu einem der ſchönſten Tage deines Lebens machen. Du könnteſt für dieſen armen Waiſenknaben, der keinen Vater und keine Mutter mehr hat, bei Papa und Mama ein gutes Wort einlegen, und ihn vielleicht dadurch glücklich machen für ſein ganzes Leben. Weil heute dein Geburtstag iſt, ſchlagen ſie dir deine Bitte gewiß nicht ab.

Herr v. G. Fein, liebe Amalia, recht fein und edel.

Amalia. Nun, fällts dir nicht ein, Fritz?

Fritz. Ach ja! O Papa! O Mama! Behalten Sie den lieben guten Knaben bei uns!

Julie. Ach ja; er iſt ja ſo arm — und ſo verſtändig, ſo gut und ſo grundehrlich. Ich bitte recht ſehr!

Herr v. G. Nun, Kleiner! So bleibe denn bei uns. Ich will dich etwas Rechtes lernen laſſen; und dann wird ſchon die Zeit kommen, da du die Uhr mit Anſtand tragen kannſt.

Frau v. G. Und du, Fritz! Als ein Beiſpiel für dich ehreſt du bereits den Kleinen — reiche ihm nun auch die Hand, und heiße ihn als deinen Bruder willkommen.

Fritz (reicht ihm die Hand.) Laß uns Brüder ſeyn, guter Knabe.

Kaminfeger. O Gott, o Gott, macht doch nicht gar ſo viel Weſens aus mir. Nein, nein! Ich verdien's wahrhaftig nicht. Das iſt ja noch nicht lobenswerth, wenn ſich Einer nicht gerade ſo ſchlecht aufführt, daß man ihn einſperren oder gar aufknüpfen müßte. Ehrlich zu ſeyn — das iſt ja meine Schuldigkeit. Dafür ſollte man mir kein gutes Wort geben; das muß ſo ſeyn. (Zum Himmel blickend und die Hände faltend.) O meine liebe, gute, ſelige Mutter im Himmel droben! Auf meinen Knien möchte ich Dir noch danken für alle Deine gute Ermahnungen. (Zu Fritz.) O ich denke es wohl noch! Einmal, wie wir gar ſo in der Noth waren, da habe ich im Felde Erdäpfel herausgethan. O wie die Mutter mich da abgeſtraft und mir ins Herz geredet hat! Gleich hab' ich die geſtohlenen Erdäpfel alle wieder hintragen, und den Leuten, denen ſie gehört haben, abbitten müſſen. (Wieder zum Himmel blickend.) O dank dir, du liebe, liebe Mutter! Dieſe deine Strenge gegen mich macht jetzt mein Glück. Hätteſt du mich wegen der Erdäpfel nicht geſtraft, ſo hätte ich keinen ſolchen Abſcheu vor dem Stehlen bekommen — und hätte dann auch die Uhr da genommen, und da wäre ich jetzt ein rechter armer Tropf. Jedermann ſähe mich für unehrlich an, und kein Menſch traute mir mehr. (Zu allen Umſtehenden.) O wahr und wahrhaftig! In meinem ganzen Leben kann ich es meiner ſeligen Mutter nicht genug danken, daß ſie mir nichts ungeſtraft hingehen laſſen, und mich wegen meiner Fehler ſo liebreich gezüchtigt hat.

Herr v. G. Siehſt du nun, Fritz, was es für gute Folgen hat, wenn man Kinder wegen ihrer Fehler beſtraft. — Ihr Kinder werdet nun alle einſehen, daß es eine grauſame Güte, eine unbarmherzige Barmherzigkeit wäre, euch eure Fehler zu überſehen?

Julie. O ja freilich, wir Alle begreifen es; es iſt klar.

Kaminfeger. O lieber Herr! O liebe Frau! Tauſend und tauſendmal danke ich Euch, daß Ihr ſo gut ſeyn, und mich annehmen wollet. Und Ihr, lieber junger Herr, müßt nun die Uhr doch behalten. Da habt Ihr ſie! Ei wie, ſo nehmt ſie doch; ich bitte Euch gar ſchön!

Fritz. Ich kann die Uhr ſchon gar nicht mehr annehmen. Ich leide meine Strafe nun recht gerne, und küſſe Papa und Mama dafür die Hände.

Kaminfeger. Ja, was ſoll ich denn nun mit der Uhr anfangen? — Ehrlich und redlich will ich nun aufs Neue ſeyn, und alle Zeit Gott fürchten. Dazu iſt immer die rechte Stunde; da braucht man nicht erſt auf die Uhr zu ſchauen.

Herr v. G. Nun denn, ſo will ich die Uhr indeß, bis du, guter, ehrlicher Knabe, ſie ſchicklicher Weiſe tragen kannſt, in unſerm gewöhnlichen Wohnzimmer aufhängen, und mit goldenen Buchſtaben die Worte darunter ſchreiben laſſen: „Um glücklich zu werden, ſey zu jeder Stunde edel und rechtſchaffen; um aber zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke edel und rechtſchaffen zu ſeyn, gedenke ſtets der Allgegenwart Gottes, und ehre Gottes heiligen Willen über Alles.“

Zwölfter Auftritt.

Luischen. Hannchen. Vorige.

Luischen. Ja, warum kommt denn Niemand zum Frühſtück? Unſre Milch wird warm, und Papas und Mamas Kaffee wird kalt. (Sie erblickt den jungen Kaminfeger, fährt zuſammen und thut einen Schrei.) Je, je! Der kleine, böſe Kaminfeger iſt da. (Sie will entfliehen.)

Hannchen. Bleiben Sie doch! Er thut Ihnen nichts zu Leid.

Frau v. G. Sey nicht kindiſch, Luischen! Sieh ihn nur an, wie freundlich er iſt; wie er lächelt.

Luischen, (ein wenig neben Hannchen hervorblickend.) Ei! Jetzt ſieht er ſchöner aus als vorhin; wenn er nur keine ſo rußige Kleider anhätte!

Frau v. G. Er bleibt nun bei uns. Er wird nun dein Brüderchen! Magſt du ihn nicht als ſein Schweſterchen recht lieb haben?

Luischen. Ja, wenn ihm der Papa ſchönere Kleider machen läßt.

Frau v. G. Die ſchönen Kleider ſtecken ſchon recht tief in dem kleinen Köpfchen da. Gefällt er dir denn in dieſen Kleidern nicht?

Luischen, (ſchüttelt mit dem Kopf.) Nein.

Frau v. G. Aber Fritz in ſeinem neuen Kleide, das wir ihm zum Geburtstage machen ließen, der gefällt dir doch recht wohl?

Luischen (nickt.) Ja freilich! Er iſt ja geputzt, wie ein Prinz.

Frau v. G. Aber höre einmal! Fritz nahm dem Julchen die ſchönen Pomeranzen da von dem Bäumchen heimlich weg. Gefällt dir das?

Luischen. Nein.

Frau v. G. Aber er hat doch ſo ſchöne Kleider an.

Luischen. Es gefällt mir doch nicht.

Frau v. G. Nun höre weiter. Der Kleine da in ſchwarzen Kleidern hätte uns die goldene Uhr heimlich davontragen können, und Niemand hätte, wie er glaubte, es geſehen, — und doch nahm er die Uhr nicht, weil es nicht recht iſt, zu ſtehlen, und weil Gott Alles ſieht, und alles Böſe beſtraft. Gefällt es dir, daß er ſo ehrlich war?

Luischen. Ja.

Frau v. G. Aber — er hat doch ſo rußige Kleider an.

Luischen. Er iſt doch recht brav.

Frau v. G. Nun merk' wohl auf! Was iſt nun beſſer: Schöne Kleider haben und böſe ſeyn — oder ſchlechte Kleider haben und gut ſeyn? Was iſt beſſer?

Luischen. Schöne Kleider haben und brav ſeyn, iſt das Beſte.

Frau v. G. Gieb recht Acht! Nach was willſt du mehr trachten: Schöne Kleider zu haben, oder recht brav zu ſeyn?

Luischen. Nach allem Beiden!

Frau v. G. Ja, wenn du aber nicht Beides zugleich haben könnteſt — wenn du nur Eines davon erlangen könnteſt — entweder ſchöne Kleider haben, oder brav ſeyn — was nähmeſt du vor dem Andern?

Luischen. Ja — das iſt eine harte Frage! — Ich, ich, ich — wollte doch lieber brav ſeyn.

Frau v. G. O ſo komm — komm in meine Arme — du biſt mein liebes, gutes Mädchen!

Julie. Aber, was machen wir denn nun mit dem ſchönen Blumenkranze?

Herr v. G. Luischen weißt du auch, für wen ſich ein Kranz ſchickt?

Luischen. O ja, für eine Braut!

Herr v. G. Wohl! — Aber der Tugend — dem Kinde, das recht brav und recht gut iſt — gebührt auch ein Kranz. Wem gehört nun dieſer Kranz da vor allen Andern?

Luischen. Mir!

Frau v. G. Auch dir, wenn du recht folgſam und ohne allen Eigenſinn biſt.

Herr v. G. Nur mußt du dich nie ſelbſt loben. Eigenlob klingt nicht gut. Aber mit dem Kranze meinte ich es anders —

Frau v. G. Du ſollſt mit dieſem Blumenkranz Denjenigen von dieſen zwei Knaben da bekränzen — der es mehr verdient. Wem reichſt du nun den Kranz?

Amalia. Dem in dem ſchönen, oder dem in dem rußigen Kleide?

Luischen. (Dem Kaminfegerjungen den Kranz reichend.) Ei — meinem neuen ſchwarzen Brüderchen!

Frau v. G. Du haſt dich wohl gehalten, liebes Luischen. In deinem kleinen Herzchen behauptet das Gute bereits ſein Recht über das bloß Angenehme.

Julie. Aber was machen wir nun mit dem Liede, das wir auf Fritzens Geburtstag ſingen wollten?

Herr v. G. Das ſpart auf ſeinen nächſten Geburtstag, wo er es, wie ich hoffe, beſſer verdienen wird. Heute ſingt euer Lied von den viererlei Kränzen, an das mich der Blumenkranz da eben erinnert.

(Alle ſingen:)

Es gibt der Kränze mancherlei —
Zum Ruhme und zur Zierde;
Gar herrlich winken ihrer drei,
Am herrlichſten der Vierte.

Des Helden Stirne, der ſein Blut
Fürs Vaterland vergoſſen,
Wird, hoch zu ehren ſeinen Muth,
Vom Lorbeerkranz umſchloſſen.

Des Eichenkranzes heilig Laub
Den guten Bürger ſchmücket,
Der, nie der niedern Selbſtſucht Raub,
Sein Vaterland beglücket.

Der Braut, die, mehr als Perlenglanz,
Der Schmuck der Unſchuld zieret,
Ein lieblich ſchöner Blumenkranz
Mit vollem Recht gebühret.

Den Guten, der — vollendet ganz —
Zum Himmel ward erhoben,
Den krönt der allerſchönſte Kranz —
Der Sternenkranz dort oben.

* * *

Der Blumenkranz.

Schauſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen.

Frau von Birkenthal.
Karl, ungefähr neun Jahre —
Lotte, acht Jahre alt, } ihre Kinder.
Waldau, ein Jäger.
Fritz, deſſen Sohn, etwa zehn Jahre alt.
Hannchen, ein Hirtenmädchen von etwa zwölf Jahren.

Der Schauplatz ſtellt eine angenehme Waldgegend vor. Auf einer Seite des Vordergrundes ſteht eine große Eiche, in deren dickem Stamme ein kleines länglicht rundes Gemälde eingefügt iſt, die heilige Margaretha vorſtellend — etwa nach Raphaels berühmtem Gemälde, wovon es verſchiedene Kupferſtiche gibt; auf der andern Seite des Vordergrundes, doch etwas mehr zurück, ein Fels mit einem kleinen Brünnlein, das aus einer Röhre hervorquillt, und ſich in ein Felſenbecken ergießt; im Hintergrunde eine ſteinerne Bank, von blühenden Geſträuchen beſchattet. In der Ferne können die Ruinen eines alten Schloſſes ſichtbar ſeyn, das über einen waldigen Hügel hervorragt.

Erſter Auftritt.

Waldau, der Jäger, und Fritz deſſen Sohn.
(Beide grün gekleidet und mit Jagdgewehren.)

Jäger, (tritt hervor und zeigt mit ausgeſtrecktem Arme auf die Eiche.) Hier iſt der Baum; noch ſehe ich aber nichts von einem Blumenkranze.

Fritz, (der nachkommt, auf den Baum zueilt, und das Gemälde betrachtet.) Ei, das iſt ja ein recht ſchönes Bild! In der That eine liebliche, freundliche Heilige. Wie heißt ſie wohl?

Jäger. Es iſt die heilige Margaretha.

Fritz. Aber der Drache, der ſich ihr zu den Füßen windet, iſt doch faſt zu gräßlich anzuſchauen. Gibts jetzt noch ſolche Ungeheuer auf Erden?

Jäger. In einem gewiſſen Sinne wohl. Ich meine die böſen Leidenſchaften, die noch größere Verwüſtungen auf Erden anrichten können, als irgend ein ſolches Ungeheuer.

Fritz. Es iſt doch wunderſam, wie die zarte Jungfrau, ohne Furcht und Entſetzen, mit fröhlichem Angeſichte und feſtem Tritte, über das fürchterliche Ungeheuer wegſchreitet. Die hatte Muth!

Jäger. Den hat der Glaube immer, lieber Fritz! Der fromme Glaube an Gott und an den Himmel macht uns ſtark, alles Böſe und alle Schreckniſſe dieſer Welt zu überwinden.

Fritz. Warum hält denn dieſe heilige Jungfrau wohl eine grüne Palme in der Hand?

Jäger. Die Palme iſt das Zeichen des Sieges über das Böſe. Wer die böſen Begierden in ſeiner Bruſt überwindet, iſt ein größerer Held, als jene Welteroberer, die ſich von ſolchen Begierden beſiegen laſſen. Ihm gebührt daher mit Recht, anſtatt des blutbeſpritzten vergänglichen Lorbeers, die unbefleckte, nie welkende Siegespalme.

Fritz. Wer hat wohl das ſchöne Gemälde hieher ſetzen laſſen?

Jäger. Es iſt eine alte Sage, daß ſich hier auf dieſem Platze einmal eine merkwürdige Geſchichte zutrug.

Fritz. Eine Geſchichte! O, erzähle ſie mir doch, lieber Vater!

Jäger (*lehnt ſeine Flinte an einen Baum und erzählt.*) Es lebte einmal vor mehr als hundert Jahren, da drüben auf dem alten, nunmehr zerfallenen Schloſſe, das du über jenem waldigen Hügel hervorragen ſiehſt, ein frommes Fräulein. Dieſe ging alle Tage hier vorbei in die Kirche des nächſten Dorfes. Nach dem Gottesdienſte beſuchte ſie die Hütten der Kranken und Armen, und theilte ihnen allerlei milde Gaben aus, die ſie ihnen in einem Korbe, den ſie am Arme trug, mitbrachte.

Fritz. Das war ein frommes, gutherziges Fräulein! Wenn es nur heut zu Tage mehrere dergleichen gäbe!

Jäger. Eines Tags ging das Fräulein wieder hier an dieſer Eiche, die wohl über zweihundert Jahre alt ſeyn mag, vorbei — da trappte ein grimmiger, ungeheuer großer Wolf aus dem Thale herauf, der dort an dem Brünnlein trinken wollte.

Fritz, (*ſich furchtſam umſehend.*) Gibt es jetzt noch Wölfe hier in der Gegend?

Jäger. Jetzt nicht mehr. Sobald der Wolf das Fräulein erblickte, fing er an ſchneller zu laufen, und kam mit funkelnden Augen ihr immer näher. Die fromme Jungfrau ſah wohl, daß ſie dem Wolfe nicht mehr entſpringen könne. Sie flehte zu Gott um Hülfe, und Gott erhörte ſie auch. Er gab ihr den Gedanken ein, wie ſie ſich retten könne. Zu ihren Füßen lag, nicht ohne Gottes Leitung, eben ein großer, rauher Felſenſtein mit ſcharfen Ecken. Dieſen faßte ſie ſchnell mit beiden Händen, hob ihn hoch empor — und erwartete den Wolf.

Fritz. Mir kommt ein Schauder an! Sage doch geſchwind, wie es ausging.

Jäger. Da der Wolf dem Fräulein ganz nahe war, und eben mit weit aufgeſperrtem Rachen einen Satz machen wollte, um ſie zu packen und zu zerreißen — ſchleuderte ſie aus allen Kräften ihm das Felſenſtück auf den Kopf, und traf ihn ſo glücklich, daß der Kopf zerſchmettert ward, und das Thier todt zu Boden ſtürzte.

Fritz. Gottlob, daß der Wolf todt iſt! Mir war um das gute Fräulein ſehr bange.

Jäger. Zum Andenken an dieſe Geſchichte und aus Dankbarkeit gegen Gott ließen die Eltern des Fräuleins das kleine Täfelein an der Eiche befeſtigen, auf dem eine Heilige abgebildet iſt, die im Vertrauen auf Gott auch einmal ein furchtbares Ungeheuer beſiegt hat. Die Landleute in der Gegend halten das Bild auch jetzt, nach hundert Jahren, noch in Ehren, und wer von ihnen hier vorbei kommt, und das Bild erblickt, wird im Vertrauen auf Gott geſtärkt. Das kleine Gemälde war von Alter faſt vergangen. Die jetzige Beſitzerin des Schloſſes aber, die Frau von Birkenthal, ließ es neu malen, und dort nicht weit von der Quelle die ſteinerne Bank anbringen.

Fritz. Dieſes Bild alſo fandeſt du ſo ſchön mit Blumen umgeben?

Jäger. Schon dreimal fand ich, als ich auf der Jagd hieher kam, an dem Brünnlein dort meinen Durſt zu löſchen, das kleine Gemälde mit dem ſchönſten Blumenkranze umwanden; recht als wäre es in eine Rahme von Blumen gefaßt. Die Kränze waren ſo ſchön, daß man ſie nicht ſchöner hätte malen können.

Fritz. Ei! da waren ſie wohl aus recht prächtigen Gartenblumen zuſammen geflochten?

Jäger. O nein! Das eine Mal war der Kranz von lauter Veilchen und Schlüſſelblümchen ſo zierlich in einander gewunden, daß das Dunkelblaue und Hellgelbe ganz unvergleichlich ſchön abwechſelte. Der andere Kranz war bloß von zartem, gelblichgrünem Mooſe, allein ſo ſchön mit Vergißmeinnicht-Blümchen geziert, als wäre er mit kleinen blauen Sternlein beſäet. Der dritte Kranz war nur von grünen Eichenblättern, aber mit

Maienblümchen beſteckt, die ſich auf dem grünen Grunde wie weiße Perlen ausnahmen.

Fritz. Das muß ſchön geweſen ſeyn! Ich hätte die Kränze auch ſehen mögen!

Jäger. Ich ward auch ſehr gerührt und empfand keine geringe Freude — allein nicht ſo faſt über die ſchönen Blumenkränze, als über die edle Seele, die auf den lieblichen Gedanken gekommen war, das Bild hier mit Blumen zu zieren.

Fritz. Gottlob, es gibt doch noch überall fromme Gemüther! Es iſt vermuthlich irgend ein Hirtenkind, das hier in der waldigen Gegend die Schafe oder die Ziegen hütet. Ich bin recht neugierig, das gute Kind kennen zu lernen.

Jäger. Nun, ſo habe jetzt wohl Acht; ſo wirſt du es bald ſehen. Der alte, welke Kranz, der geſtern am ſpäten Abende, da Schafe und Ziegen längſt eingetrieben waren, noch hier hing, iſt ſicherlich erſt dieſen Morgen hinweg genommen worden, vermuthlich um einen friſchen Kranz aufzuhängen, der, denke ich, nicht lange mehr ausbleiben wird. Ich geh' indeſſen über jenen Hügel, um einem Hirſche nachzuſpüren. Ich komme auf dem Rückwege wieder hier vorbei, und hole dich hier ab. (Lächelnd:) Nun, gute Wache! (Er geht in das Dickicht.)

Zweiter Auftritt.

Fritz.

(Er nimmt das Gewehr, eine kleine Vogelflinte, auf die Schulter, und ſchreitet auf und ab.)

Das iſt das erſte Mal, daß ich Schildwache ſtehe. Ich muß alſo trachten, meine Sache gut und mir Ehre zu machen. — (Ueberall umherblickend.) Wo aber finde ich wohl ein geſchicktes Plätzchen, um mich da zu verbergen und aufzulauren, wer das Bild hier mit Blumen umwinde. — Doch, halt, halt! — (Er bückt ſich, um durch die Geſträuche zu blicken und redet etwas leiſer.) Wenn mir recht iſt, kommt dort Jemand! — Ja, wahrhaftig, — allein kein Hirtenmädchen, ſondern ein zartes, ſchön geputztes Fräulein, mit einem ganzen Körbchen voll Blumen. Dieſe wird wohl die geſchickte Kranzflechterin ſeyn. Nun habe ich die höchſte Zeit, mich auf meinen Poſten zu begeben. Der grüne Buſch dort ſoll mein Schilderhaus ſeyn! (Er geht im Militärſchritte ab.)

Dritter Auftritt

Lotte

(mit einem Blumenkörbchen.)

Nun habe ich Maienblümchen genug gepflückt! Unter dieſen ſchönen Baum will ich mich ins zarte, grüne Moos ſetzen, und vor Allem ein Sträußchen für die liebe Mama binden. Während dieſer kleinen Arbeit will ich mein Liedchen von den Maienblümchen ſingen. (Sie ſingt:)

Im ſtillen Thälchen
Der Felſenſchlucht,
Die kaum ein Strählchen
Der Sonn' beſucht,
Lebt, Blümchen, ihr
Verborgen hier.

Wie aus der Stöcklein
Saftreichem Grün,
Die weißen Glöcklein
So ſchön aufblüh'n! —
Wer euch erblickt,
Der ſteht entzückt.

O wohl nicht immer,
Wo Ruhm und Pracht
Im Sonnenſchimmer

Des Glückes lacht,
Füllt reine Luſt
Des Menſchen Bruſt.

Im Schooß der ſüßen
Verborgenheit
Sich ſelbſt genießen
Bringt Seligkeit.
Wär', Blümchen, euch
Mein Leben gleich!

Vierter Auftritt.

Karl. Lotte.

Karl (ſpringt mit einem Satze herein, und wirft ſeinen Hut zu den Füßen ſeiner Schweſter nieder.) Hab ich dich endlich einmal! Lange haſt du mich zum Beſten gehabt. Jetzt ſollſt du mir es aber mit dem Leben bezahlen.

Lotte, (die erſchrocken auffährt.) Himmel, was ſoll das ſeyn? Biſt du wahnſinnig geworden? Du wirſt mich ja nicht umbringen wollen?

Karl. Dich umbringen, liebſte Schweſter! Wo denkſt du hin? Ha, ha, ha. Ich muß lachen. Einen Schmetterling habe ich gefangen, und den will ich jetzt anſpießen. (Er nimmt ihn ſorgfältig unter dem Hute hervor.) Da ſieh, wie ſchön das Purpurroth hier auf den ſchwarzen Flügeln ſteht! Gieb mir einmal eine Stecknadel her. Mach geſchwind!

Lotte. Was für ein wilder, unbändiger Knabe biſt du doch! Erſt erſchreckſt du mich, daß ich zittere — und jetzt willſt du das ſchöne, niedliche Thierchen ermorden. Das wäre eine ſchlechte Heldenthat! Sey doch nicht ſo grauſam. — Aber, da kommt die Mama, die ſoll über deinen Gefangenen den Ausſpruch thun.

Fünfter Auftritt.

Frau von Birkenthal, Karl, Lotte.

Frau v. B. (kommt ſpazirend mit einem Sonnenſchirm, deſſen ſie ſich als eines Spazirſtockes bedient.)

Karl. Mama! Da hab' ich einen herrlichen Schmetterling gefangen. Sehen Sie ihn doch einmal an! Sehen Sie, wie ſchön! (Schmeichelnd und zutraulich.) Darf ich ihn nicht aufbewahren?

Frau v. B. Ihr ſeyd mir ziemlich weit voraus geeilt, meine Kinder! Gut, daß wir uns hier bei der ſchönen Eiche, dem Ziele unſers Spazirganges und der Gränze unſerer Beſitzungen, wieder zuſammen finden. Ich bin etwas müde geworden, und muß mich vorerſt ſetzen. (Sie ſetzt ſich auf die ſteinerne Bank.) Nun laß mich deinen Schmetterling ſehen, Karl!

Karl. Da! Aber geben ſie doch recht Acht, daß Sie den zarten, bunten Staub von den Flügelchen nicht abſtreifen.

Frau v. B. Hab' keine Sorge! O welche prächtige Farben! Betrachtet ſie einmal recht, meine lieben Kinder! Seht da durch dieſes Glas! (Sie nimmt ein Vergrößerungsglas, das zierlich in ſchwarzes Horn gefaßt und mit einer kleinen Handhabe verſehen iſt, aus dem Ridikül, gibt Lotten das Glas, und hält ihr den Schmetterling hin.)

Lotte, (durch das Glas ſehend.) O wie ſchön! Jedes Stäubchen iſt wie ein winzig kleines Blumenblättchen geſtaltet! Eines gleicht an Geſtalt genau dem andern; aber die Farben ſind die verſchiedenſten und ſchönſten von der Welt. Da, Karl, betrachte ſie auch! (Sie gibt ihm das Glas.)

Karl, (indem er durch das Glas ſieht.) O prächtig! Das hätte ich nicht gedacht, daß der bunte Staub, der an den Fingern hängen bleibt, wenn man einen Schmetterling fängt, ſo ſchön gebildet ſey. Und wie nett die zarten, farbigen Stäubchen, reihenweis gleich den Dachziegeln, gelegt ſind! Welche niedlichen Ringchen, Streifchen und Einfaſſungen ſie bilden! Man kann nichts Schöneres ſehen! Es iſt eine Art eingelegter Arbeit, aber unendlich feiner und zarter, als das rothe Kreuz und die Jahrzahl, die unſer Nachbar mit neuen Ziegeln auf ſeinem alten braunen Dache eingelegt hat.

Frau v. B. Und wenn wir tauſend Schmetterlinge der Art betrachten, ſo ſind bei allen die Stäubchen genau ſo geordnet. Welche Hand hat ſie ſo zuſammen gefügt? Wie groß iſt Gott auch im Kleinſten — in dieſen Stäubchen? — Und ſollten wir dieſen Schmetterling, dieſes liebe, freundliche Geſchöpf, das uns gleichſam als ein kleiner, geflügelter Bote die Größe Gottes verkündet, zerſtören? Was meinſt du, Karl? (Sie gibt ihm den Schmetterling.)

Karl. Wir wollen es nicht thun, liebſte Mama! Und ſo (indem er den Schmetterling fliegen läßt:) liebes, kleines, munteres Thierchen, fliege denn fort, und freue dich der ſchönen Jahreszeit.

Frau v. B. Recht ſo, lieber Karl! Bringe mir doch künftig kein Sommervögelein oder Käferlein mehr um. Fangen magſt du ſie immerhin, und Gottes Allmacht und Weisheit, ſeine Güte und Freundlichkeit daran bewundern; dann mußt du ihnen aber wieder die Freiheit ſchenken.

Lotte, (ihr die Maienblümchen reichend.) Da habe ich Ihnen ein Sträußchen von Ihren Lieblingsblümchen gepflückt.

Frau v. B. O unvergleichlich! Es ſind die erſten, die ich in dieſem Jahre ſehe. Wie nett und niedlich dieſe kleinen, weißen Blümchen ſind! Wie lieblich ſie riechen! Jedes iſt gleichſam eine kleine, weiße Schale voll ſüßer Gerüche. Das feinſte

Porzellan iſt nichts dagegen. So können wir die Allmacht und Güte Gottes in Allem erblicken. (Indem ſie das Sträußchen vor die Bruſt ſteckt.) Ich danke dir liebe Lotte.

Karl. Wenn Sie es erlauben, ſo will ich jetzt nach dem Vogelneſtchen ſehen, das ich neulich dort drunten in einem Dornſtrauche fand. Vielleicht ſind die jungen Vögelchen bereits aus den bunten Eierchen ausgekrochen.

Lotte. Und mit Ihrer gütigen Erlaubniß, liebſte Mama, werde ich mitgehen.

Frau v. B. Geht immerhin, meine lieben Kinder! Nur bleibt hübſch in dem kleinen blumigen Thälchen, und entfernt euch nicht weiter, als ihr die Eiche hier ſeht — damit ich euch nicht aus dem Auge verliere. Und du, Karl, thu' mir den kleinen Vögelein nichts zu Leid.

Karl. O bei Leibe nicht; ich rühre ſie nicht an.

Karl und **Lotte** (gehen in das Gebüſch.)

Sechſter Auftritt.

Frau von Birkenthal.

Die Maienblümchen da in dem Körbchen will ich vollends in Sträußchen binden! (Sie fügt ſie in Sträußchen zuſammen, und blickt von Zeit zu Zeit in der Gegend umher.) In der That, ein ſehr angenehmer Ort! Mit Recht heißt dieſes Plätzchen hier zur ſchönen Eiche. Ihre weit ausgebreiteten Aeſte und Zweige bilden ein grünes, ſchattichtes Gewölbe! — und der grüne zarte Raſen umher iſt mit gelben und rothen Blümchen gleichſam geſtickt, und wie zu einem Fußteppiche ausgebreitet! Wie wohlthuend und lieblich iſt dieſe Stille umher! — O wie danke ich Gott, daß ich jenen Gegenden, in denen der Krieg wüthet, entronnen bin! Anſtatt des Getöſes von Trommeln und dem Donner des Geſchützes, des Durcheinander-Laufen und Jammern der Menſchen, hört man hier nichts als das Säuſeln der Frühlingslüfte in dem Laube, das Plätſchern der Quelle, und den Geſang der Vögel! Was iſt es doch Seliges um den Frieden! Wir können Gott für dieſe Wohlthat nicht genug danken. Gott wolle doch aller Welt Frieden geben! (Sie nimmt ihr Geſtrick, geht ſtrickend zu der Eiche hin, und betrachtet das Gemälde.) Das kleine Gemälde erhält ſich recht gut. Es iſt nicht im Geringſten beſchädigt. Die Leute, ſcheint es, haben Freude daran. Nun wohl; es freut mich um ſo mehr, daß ich es erneuern ließ. Möge der Wanderer, nachdem er dort auf der Bank in dem Schatten geruht, und ſich hier an der Quelle gelabt, immerhin einen andächtigen Blick auf das Bild werfen, und einen frommen Gedanken mit auf den Weg nehmen.

Siebenter Auftritt.

Frau von Birkenthal. Fritz.

Frau v. B. (indem ſie die Hand ausſtreckt.) Da kriecht ein Schneckchen; ich muß es hinweg nehmen, damit es nicht über das Bild hinkreiche.

Fritz, (kommt eilig aus dem Gebüſche hinter der Eiche hervor, und ruft:) So, gnädige Frau! Habe ich Sie ertappt? Sie hängen alſo die ſchönen Blumenkränze hier auf?

Frau v. B. Was fällt dir ein, Knabe? Ich weiß von keinen Blumenkränzen.

Fritz. Ei was, da muß ja der Kranz hängen! (Er tritt weiter vor, und beſieht die Vorderſeite der Eiche.) Wie, was, kein Kranz da? — In den Händen haben Sie auch keinen? — Hier auf dem Boden liegt auch keiner? — Haben Sie den Kranz unſichtbar gemacht? — Entweder verſtehen Sie Sich auf das Zaubern — oder ich habe durch das dichte Geſträuch nicht recht geſehen.

Frau v. B. Das Letztere mag wohl ſeyn. Allein wie in aller Welt kommſt du auf den Einfall, ich hätte einen Blumenkranz hier aufgehängt?

Fritz. Wie? O, ſehr natürlich. Schon dreimal wurde dieſes Bild hier am Baume mit Blumen umkränzt, und da muß ich nun auf höhern Befehl hier Schildwache ſtehen, um zu entdecken, wer dieſe Kränze aufhänge. Und da ich nun zuerſt das kleine Fräulein, und dann Sie mit Zuſammenbinden der Blumen beſchäftigt ſah, und Sie darauf Sich dem Baume näherten und den Arm nach dem Bilde daran ausſtreckten — wen anders könnte ich wegen der Blumenkränze im Verdachte haben, als eben Sie, gnädige Frau?

Frau v. B. Wem ſind doch die Blumenkränze ſo zuwider, daß er dir befahl, bewaffnet hier Wache zu halten, damit Niemand einen Kranz hier aufhänge?

Fritz. Ah, ſo war der Befehl nicht gemeint. Mein Vater, der hier im Walde Jäger iſt, war vielmehr ſehr erfreut, das kleine liebliche Bild hier ſo ſchön mit Blumen geziert zu ſehen. Wir vermutheten, ein Hirtenknabe oder ein Hirtenmädchen habe die Kränze aufgehängt, und da wünſchte denn mein Vater, ein ſo frommes, gutes Kind kennen zu lernen. Deßhalb hieß er mich wohl Acht haben, um das Kind zu entdecken.

Frau v. B. Ah ſo! Das iſt etwas Anders. Jetzt begreife ich Alles. Der Einfall des Kindes, das kleine Bild mit Blumen zu umkränzen, zeigt von einer ſanften, frommen Seele. Ich ſelbſt bin ſehr neugierig, ein ſo gutes Kind zu ſehen. Ich werde deßhalb noch etwas länger hier verweilen, wiewohl die Sonne bereits ſehr heiß ſcheint. (Sie ſucht im Ridikül, und blickt dann auf dem Boden umher.) Je, jetzt habe ich auf dem Fußwege vom Schloſſe hieher mein weißes Taſchentuch verloren, und kann mir nicht einmal den Schweiß abwiſchen. Sey doch ſo gut, ſuch es mir. Ich gebe dir ein gutes Trinkgeld, wenn du es mir bringeſt. Willſt du?

Fritz. Je nun, um etwas zu verdienen, recht gerne.

Frau v. B. So — nur deßwegen? Das iſt nicht ſchön. So jung — und ſo eigennützig!

Fritz. Ach, mir wäre es gar nicht um das Geld! Ich wollte das Tuch auch gerne umſonſt holen. Allein mein Vater iſt ſo arm! Ich werde das Geld ihm geben.

Frau v. B. Arm? (Ihm mit dem Finger drohend.) Kleiner, Kleiner! Redeſt du auch die Wahrheit? Da dein Vater in dieſem anſehnlichen Forſte fürſtlicher Jäger iſt, ſo kann er unmöglich ſo dürftig ſeyn, daß ihm an etlichen Kreuzern etwas gelegen ſeyn könnte.

Fritz, (die Hand auf die Bruſt legend.) Auf Ehre — mein Vater iſt ſehr arm. Ihnen darf ich es im Vertrauen ſchon ſagen, da ſie eine ſo gute, freundliche Frau ſind. Sehen Sie! mein Vater war nicht von jeher Jäger. Er kam durch den Krieg um ſein ganzes Vermögen. Er mußte ſein Vaterland, das in feindliche Gewalt fiel, verlaſſen, diente als Offizier gegen den Feind, und ward verwundet. Ein gutherziger Landmann, der zunächſt dem Schlachtfelde wohnte, allein ſelbſt nicht Viel zum Beſten hatte, nahm ihn in ſeine Wohnung auf; ſonſt bekümmerte ſich, wie es denn im Kriege geht, kein Menſch weiter um ihn. Da gerieth denn mein Vater in ſehr traurige Umſtände. Indeß kam es doch noch etwas beſſer. Er liebte von Jugend auf die Jagd, und verſteht ſie ſehr gut. Da verſchaffte ein guter Freund, den er gefunden, ihm dieſen Jägerdienſt. Allein der alte Jäger, der nicht ſo faſt wegen Alters, als wegen Kränklichkeit ſeinem Dienſte nicht mehr recht verſtehen konnte, lebt noch, und erhielt die Weiſung, die Hälfte des Einkommens an meinen Vater abzutreten; mein Vater aber bekam die ſchriftliche Zuſicherung, nach dem Tode des alten Mannes den Dienſt mit dem ganzen Einkommen zu erhalten.

Frau v. B. Nun — und da iſt deinem Vater die Hälfte des Einkommens nicht genug?

Fritz. Sie irren! So klein dieſes halbe Einkommen iſt, ſo läßt ſich zur Noth doch davon leben. Meinem Vater war es nur um den guten alten Mann ſehr leid, dem der Verluſt ſeiner halben Beſoldung ſehr ſchwer fiel, weil er nun keinen guten Taback mehr rauchen, und gar keinen Wein mehr trinken durfte. Indeß überließ mein Vater ihm noch ſo manchen Vortheil, daß der redliche Alte vollkommen zufrieden iſt, und Alles auf meinen Vater hält. Allein ſeit einiger Zeit beſſerte ſich die Geſundheit des alten Jägers ſo ſehr, daß er jetzt wieder ſo rüſtig iſt, als je, und ſeinem Dienſte wohl noch zehn Jahre ohne einen Gehülfen vorſtehen kann.

Frau v. B. (ihn ausforſchend.) Nun, und da wird es deinem Vater wohl zu lange, die ganze Beſoldung zu erhalten?

Fritz, (mit Eifer.) Nein, gewiß nicht. Mein Vater iſt zu gut, als daß er dem guten Manne, der für jetzt keines Gehülfen mehr bedarf, weiters zur Laſt fallen wollte. Er freute ſich über die Herſtellung eines ſo treuen, fürſtlichen Dieners von Herzen, und bat, ohne es ihm vorher zu ſagen, ein Geſuch an das Oberforſtamt um Entlaſſung eingereicht. Der alte Förſter war, als er davon hörte, ſehr beſtürzt. Mein Vater aber verſicherte ihn, daß er Ausſichten habe, anderswo Brod zu finden. Allein dieſe Ausſichten ſind noch im weiten Felde, und mein Vater ſchilderte ſie nur als etwas näher, um den braven Mann zu beruhigen. Sie ſehen aber daraus wohl, daß mein Vater nichts Ueberflüſſiges haben könne.

Frau v. B. Dein Vater hat eine recht edle, großmüthige Denkungsart; da iſt er reicher, als hätte er Schätze von Gold und Silber!

Fritz. Nicht wahr! O er iſt der beſte Mann von der Welt. — Doch jetzt muß ich das Tuch holen, ſonſt möchte es ein Anderer zu ſich nehmen. Geben Sie aber indeß doch wohl Acht, wer einen Blumenkranz bringe.

Frau v. B. (lächelnd.) Ich werde deine Stelle vertreten, und anſtatt deiner Wache ſtehen.

Fritz. Nun, das heißt einmal gut ſoldatiſch geſprochen. Wollen Sie nicht auch mein Gewehr auf die Schulter nehmen?

Frau v. B. O nicht doch! Mit dem bleibe mir vom Halſe.

Fritz. So will ich es indeſſen hieher an den Felſen lehnen. Haben Sie aber Acht darauf, daß es nicht geſtohlen werde. (Er ſpringt eilig fort.)

Achter Auftritt.

Frau von Birkenthal.

Ein munterer, lieber, treuherziger Knabe! Und ſein Vater muß ein ſehr edler Mann ſeyn! Wie bedauere ich ſie, daß es ihnen ſo hart geht! Wie viele Unglückliche hat doch der Krieg gemacht! Wo ich nur hinkam, traf ich Menſchen, die durch ihn gelitten haben. Ach, wer doch reich genug wäre, Allen zu helfen! — Doch horch, ich höre Jemanden kommen! — (Sie blickt durch die Geſträuche.) Wirklich, dort kommt ein Hirtenmädchen. Ein recht holdes, liebliches Kind, das einen herrlichen Blumenkranz in der Hand trägt. Jetzt muß ich mich ſchon ein wenig zurück ziehen. (Sie geht in das Gebüſch.)

Neunter Auftritt.

Hannchen, das Hirtenmädchen.

(Sie iſt etwas ſchäferlich gekleidet, hat einen Strohhut auf, ein Bündelchen auf dem Rücken, einen Hirtenſtab in der einen Hand, und in der andern einen Blumenkranz.)

So iſt es denn heute das letzte Mal, daß ich hieher komme an dieſes trauliche Plätzchen, das mir immer das liebſte war im ganzen Gebirg! O wie vergnügt, wie ſelig war ich oft, wenn ich ſo unter dieſem ſchattigen Baume ſaß, meine Schäflein da auf dem grünen Raſen graſten, und dort an dem klaren Quellchen ihren Durſt ſtillten! Sie ſind nun verkauft, die guten Thierchen! Ach, ich mußte weinen, als man ſie fort trieb. Ich bin meines Dienſtes entlaſſen, und muß nun auch fort! Es iſt mir wohl recht ſchwer um das Herz! Ich ſcheide von dieſer Gegend, dieſer Eiche, dieſer Quelle ſo hart, wie von lieben, theueren Freundinnen!

(Sie legt Bündelchen und Hirtenſtab auf die Erde.)

Ach, ich bin nun wohl ein recht armes, verlaſſenes Mädchen! Dieſes kleine Bündelein hier enthält mein ganzes Vermögen; ſonſt habe ich von der

Welt nichts. Dieſer Stab iſt meine einzige Stütze; ich habe keinen Menſchen, an den ich mich halten könnte. Dennoch will ich nicht traurig und kleinmüthig ſeyn. Der liebe Gott hat ja Himmel und Erde in ihrer Frühlingspracht auch für mich erſchaffen. Die Frühlingsſonne ſcheint mir an dieſem lieblichen Morgen ſo hell und freundlich, als der Kaiſerin; Laub und Gras, Blüthen und Blumen grünen und blühen und duften für mich ſo lieblich, als für ſie — und ſo bin ich ja reich genug.

(Sie blickt andächtig zum Himmel und faltet die Hände.) Ja, Du, lieber Vater im Himmel, Du ſorgeſt für alle deine Geſchöpfe auf Erden. Du läſſeſt jedes Vögelein, das da oben auf den Zweigen hüpft, ſein Körnlein finden; Du gibſt jedem Blümchen, das hier zu meinen Füßen blüht, ſein Tröpflein Thau, daran es ſich erquicke; Du kleideſt den bunten Diſtelfinken da auf dem Zweige über mir, und die blauen, gelben und rothen Blümchen hier zu meinen Füßen ſchöner, als in Sammet und Seide. Du wirſt es auch mir nie an Speiſe und Trank und Kleidung fehlen laſſen. Und ſo will ich denn getroſt und frohen Muthes ſeyn.

(Indem ſie den Blumenkranz betrachtet, die Blumen hie und da mehr in Ordnung bringt, und den Kranz um das Bild an dem Baume befeſtigt.) Und nun will ich noch zum letzten Male das kleine liebliche Bild hier am Baume mit Blumen umkränzen. Von uralter Zeit her iſt dieſer ſtille, einſame Ort hier der Andacht gewidmet. Der Anblick eines ſo anmuthigen Bildes in dieſem ſtillen einſamen Walde iſt ſehr geſchickt, das Herz zum Himmel zu erheben. O wie oft habe ich dieſe heldenmüthige Jungfrau, die mit der Palme in der Hand das gräßliche Ungeheuer ſiegreich unter die Füße tritt, mit froher Rührung betrachtet! Sie ſey mein Vorbild. Man ſagte mir, ein Mädchen ſey in dieſer Welt vielen Gefahren ausgeſetzt; die Verführung ſey noch ein fürchterlicheres Ungeheuer, als der Drache hier, wiewohl von keinem ſo fürchterlichen, ſondern manchmal von ſehr reizendem Ausſehen. Darum, Du lieber Gott, ſtehe Du mir bei, daß auch ich jede Verführung überwinde, und einſt jene Siegespalme dort oben erringe! O wenn nur dies geſchieht, wenn ich nur einmal droben in unſerm himmliſchen Vaterlande ein Plätzchen finde, dann iſt es einerlei, wie es mir in dieſem Pilgerleben auf Erden noch ergehen wird.

(Sie tritt zu ihrem Reiſegeräthe, und läßt ſich mit zum Himmel gefalteten Händen auf ein Knie nieder.) Und nun, lieber Vater im Himmel! bevor ich meine kleine Bürde hier wieder aufnehme, und meinen Reiſeſtab ergreife, danke ich Dir noch für alle Deine Wohlthaten, die ich in dieſer Gegend genoß — für jeden ſchönen Frühlingsmorgen, der mir Deine Freundlichkeit verkündete; für den Schatten dieſes Baumes, der am heißen Mittage mich kühlte; für jeden erfriſchenden Trank aus jener Quelle, der mich im Durſte labte; für jede Blume, die mich mit ihrem Wohlgeruche erquickte! O ſey Du, lieber, guter Gott, ferner mit mir! Ja, Deinem Schutze übergebe ich mich ganz. Laß mich anderswo ein friedliches Plätzchen finden, wo ich Dir dienen kann! Laß mich gute Menſchen finden, die Dich kennen und lieben, und ſich über mich, armes Kind, erbarmen. (Sie ſchweigt eine Weile, trocknet mit ihrem Taſchentuche ſich die Augen, und will Stab und Bündel nehmen, um weiter zu gehen.)

Zehnter Auftritt.

Frau von Birkenthal. Hannchen.

Frau v. B. (ſehr freundlich.) Grüß dich Gott, liebe Kleine! Du haſt ja da einen unvergleichlich ſchönen Blumenkranz geflochten. Du biſt recht geſchickt und recht fromm!

Hannchen. Ach, der Kranz will nicht viel ſagen. Meine Mutter heißt Margaretha. Dieſes Bild iſt mir deßhalb zweifach lieb. So oft ich hieher kam, dachte ich an die liebe, gute Mutter — und bekränzte dann das Bild ſo mit Blumen.

Frau v. B. Nun, das iſt ſchön. Du biſt nicht nur ein frommes Mädchen; du biſt auch eine gute Tochter. Aber warum biſt du denn ſo traurig? — Du haſt geweint; die Thränen ſtehen dir noch auf den Wangen!

Hannchen. Ich hütete da drüben auf dem Schafhofe, der zu dem Schloßgute gehört, die Schafe. Jetzt hat man ſie aber verkauft, und mich meines Dienſtes entlaſſen. Nun, ich kann mich nicht beklagen; ich bekam mehr, als ich verdiente. Euer Gnaden ließen mir den ganzen Jahreslohn ausbezahlen. Allein, nun ſoll ich fort, und weiß nicht, wo ich einen andern Dienſt bekommen werde.

Frau v. B. Ach, du mein Gott! Es iſt mir recht leid, daß ich dir, du gutes Mädchen, ohne dich je geſehen zu haben, Thränen auspreßte. Ich fand bei der Uebernahme meines Landgutes allerlei Verbeſſerungen nöthig. Ich ließ die wenigen Schafe, die nicht von der beſten Art ſind, verkaufen, um ſpaniſche Schafe anzuſchaffen, wozu mir ein beſonders geſchickter Schäfer empfohlen ward. Und ſo entließ ich dich denn. Allein, ich wußte nicht, daß du ein ſo gutes, frommes Kind ſeyeſt, und daß es dir ſo ſchwer werde, einen andern Dienſt zu finden. Doch ſey getroſt, und laß dir deine Thränen abtrocknen. (Sie nimmt Hannchens Taſchentuch, und trocknet ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit die Thränen ab.) Du ſollſt nun nicht fort; du ſollſt bei mir bleiben. Ich will dafür ſorgen, dich auf meinem Gute auf eine andere Weiſe zu beſchäftigen.

Hannchen. Ach, gnädige Frau! Wie gütig ſind Sie gegen ein armes Mädchen. — Ihre Güte geht mir ſo zu Herzen, daß ich nur weinen, und Gott für ſeine väterliche Fürſorge danken kann. Gott hat heute Ihre Tritte hieher gelenkt!

Frau v. B. Ja, da haſt du vollkommen Recht! Aber ſage mir doch —

Eilfter Auftritt.

Fritz. Vorige.

Fritz (kommt geſprungen.) Da hab ich das Tuch! (Er bleibt mit weit ausgeſtreckten Armen erſtaunt ſtehen — das Tuch fällt ihm aus der Hand, und er ruft mit einem Schrei des Erſtaunens:) Gott im Himmel, Schweſter, du? — Ach! (auf die Bruſt deutend) die Freude hat mich ſo erſchreckt, daß ich faſt nicht mehr athmen kann!

Hannchen (auch im freudigen Erſtaunen laut aufrufend:) Fritz! — Du! — Ach Gott, wie unerwartet! — Lebt der Vater noch?

Fritz. Ja er iſt Jäger dahier; er wohnt eine Stunde von hier im Walde.

Hannchen. Ach, der gute, freundliche Mann, der mir neulich im Walde begegnete, als ich eben ein verlornes Lämmchen ſuchte! Er half es mir ſuchen, und ruhte nicht, bis wir es gefunden hatten. Er zeigte mir noch den kürzeſten Weg aus dem Walde. Ach, ich ſchied von ihm, ohne ihn zu erkennen! Iſt es denn aber möglich, daß er es ſey?

Fritz. Zweifle nicht; es iſt gewiß ſo. O wie wird er ſich freuen! O wie vielen Kummer hatte er um dich! (Sie bei der Hand nehmend.) O komm, komm eilends zu ihm!

Frau v. B. Meine guten, lieben Kinder, verziehet noch ein wenig! Ich bin ſo erſtaunt, als ihr, und nehme an eurem unvermutheten Wiederfinden den herzlichſten Antheil. Allein ſagt mir doch, wie es komme, daß der Vater ſeine Tochter nicht kannte, — daß ihr Beide aber einander ſogleich auf den erſten Blick als Bruder und Schweſter wieder erkannt habt?

Fritz. Das kommt daher, daß der Vater meine Schweſter ſeit ſechs Jahren nicht mehr geſehen hat, und daß es noch kein Jahr iſt, daß ich ſie das letzte Mal ſah. Es ging nemlich ſo: Mein Vater wurde, wie ich Ihnen bereits ſagte, durch den Krieg aus dem Lande vertrieben. Damals brachte er uns zwei Geſchwiſter zu ſeiner Schweſter, die in einem entfernten Dorfe ein Landhaus bewohnte, und uns ſehr liebreich aufnahm. Wir lebten da vier bis fünf Jahre ſehr glücklich; denn dort kannte man den Krieg nur vom Hörenſagen. Allein nun kam der Feind auch in jene Gegend. Die gute Tante verlor durch den Krieg ihr ganzes Vermögen, und iſt zuletzt vor Jammer geſtorben. Der Nachbar, ein gar guter, frommer Mann, der aber durch den Krieg auch um ſein Vermögen gekommen war, nahm mich zu ſich; meine Schweſter hier brachte er bei ſeiner eigenen Schweſter unter, die einige Meilen weit von ihm entfernt wohnte und einen hübſchen Bauernhof beſaß. Als nun mein Vater den Jägerdienſt erhalten, und bald darauf vernommen hatte, daß die Feinde aus jener Gegend, wo wir Kinder lebten, weggezogen waren, ſo eilte er ſogleich dahin, uns aufzuſuchen. Mich fand er richtig; allein von meiner Schweſter hier hörten wir nichts mehr. Der Bauernhof, wo man ſie hingebracht hatte, war vom Feinde abgebrannt, und Niemand konnte uns ſagen, wo unſer Hannchen hingekommen ſey.

Frau v. B., (zu Hannchen.) Nun, und wo haſt denn du indeſſen dich aufgehalten, und wie biſt du hieher auf mein Schloßgut gekommen?

Hannchen. Die Bäuerin, zu der ich gebracht worden, war ſehr gut und liebreich; allein ſie hatte einen äußerſt kargen Mann. Er ſah mich gleich Anfangs mit ſcheelen Augen an. Indeß mußte ich ihm ſeine Ziegen hüten, und ſo ließ er mich ſo zur Noth mit hinkommen. Als der Feind näher rückte, ſchaffte der Bauer beinahe all ſein Vieh ab, weil er fürchtete, der Feind möchte es ihm nehmen. Da er nun keine Hirtin mehr brauchte, ſo ſchickte er mich fort. Alle Vorſtellungen der Bäuerin, alle meine Thränen halfen nichts. Er ſagte, er könne bei den harten Kriegszeiten das Brod für ſeine eigenen Kinder nicht mehr auftreiben; er brauche kein fremdes Kind, das es ihnen verzehren helfe. Ich ging und wollte wieder zu meinem Bruder reiſen. Allein ſchon kamen mir auf dem Wege dahin viele Leute entgegen, die ſich vor dem Feinde flüchteten. Sie wehrten mir ab, weiter vorwärts zu gehen, weil ich ſonſt unter die feindlichen Heere gerathen würde. Ich kehrte alſo wieder um, ohne zu wiſſen, wohin ich mich wenden ſollte. Doch ein freundlicher Bauersmann hatte Mitleid mit mir, und nahm mich auf eine Zeit als Hirtenmädchen an. Endlich gelang es ihm, mich hieher zu bringen auf das Schloßgut.

Frau v. B. Ach ihr guten Kinder, wie tief rührt mich eure Geſchichte! Auch ich habe, außer den zwei Kindern, die bei mir leben, noch zwei Kinder, von denen ich durch den Krieg getrennt wurde! (Sie hält ihr weißes Tuch vor die Augen.) Leider habe ich ſchon ſeit Jahren nichts mehr von ihnen gehört!

Fritz. Aber jetzt komm, Johanna, komm zum Vater!

Hannchen. Nun ja, wenn die gnädige Frau es erlauben, ſo will ich jetzt mit dir gehen, lieber Fritz!

Frau v. B. Wie? — Was? — Johanna heißeſt du, und du heißeſt Fritz. Ach Gott, das ſind die theuren Namen meines Sohnes und meiner Tochter, von denen ich euch eben jetzt ſagte. Welches ſeltſame Zuſammentreffen! — O ſag mir, liebes Mädchen, ſagteſt du nicht vorhin, deine Mutter heiße Margaretha?

Hannchen. Ja, Margaretha! — Ich erinnere mich wohl noch, wie freundlich und liebreich ſie war, und wie ſie weinte, und uns küßte, als ſie von mir und von Fritz Abſchied nahm, und uns zu dem Vater in die Kutſche hob. — Aber wie wird Ihnen, gnädige Frau? Mein Gott, Sie bleichen ja ganz ab!

Frau v. B. Margaretha heiße ich auch! Ach Gott, welche Ahnungen zücken gleich Blitzen durch meine Seele! O redet, liebe Kinder! Was wißt ihr noch von eurer Mutter? Habt ihr noch mehr Geſchwiſter? Wie heißen ſie? Wie alt ſind ſie? O redet, redet!

Hannchen. Als unſere guten Eltern ſich wegen des Krieges flüchten mußten, brachte der Vater uns zwei ältere Geſchwiſter zu ſeiner

Schweſter Meline; die Mutter und die zwei kleinern Kinder aber kamen zu dem Onkel Theodor. Seit der Zeit haben wir von Mutter und Geſchwiſtern nichts mehr vernommen, weil jene Länder von den feindlichen Kriegsheeren beſetzt ſind.

Fritz. Unſere zwei kleineren Geſchwiſter heißen Karl und Lotte, unſer Vater aber Ferdinand von Waldau.

Frau v. W., (laut rufend und reichliche Thränen vergießend.) O Gott, nun iſt mir Alles klar! Alles trifft auf's genaueſte zu. Ach, meine Knie tragen mich nicht mehr; der Freudenſchrecken hemmt mir den Athem. O Johanna — o Fritz — ihr ſeyd wahrhaftig meine Kinder! Ich — ich bin eure Mutter! —

Fritz (höchſt erſtaunt.) Sie — Sie, gnädige Frau, Sie ſollten unſere Mutter ſeyn!

Hannchen, (die Hände faltend.) Ach Du guter Gott, iſt es möglich! —

Frau v. W. (eilt mit wankendem Tritte, als wollte ſie umſinken, zur Bank, ſetzt ſich, und ruft dann mit weit offenen Armen.) O du liebe — liebe Johanna, komm, o komm in meine Arme! O mein lieber Fritz — laß dich umfaſſen! O meine geliebten Kinder, ſo habe ich euch denn wieder! (Sie blickt, indem ſie mit den Armen Beide umfaßt hält, zum Himmel.) O Gott — Gott — wie glücklich macheſt du mich! Die Thränen laſſen mich nicht mehr reden. Nimm dieſe Thränen anſtatt des Dankes!

Hannchen, (ſich die Thränen trocknend.) Ich weiß nicht, wache oder träume ich! Erſt noch ſo verlaſſen und jetzt in den Armen einer ſo liebevollen Mutter!

Fritz (freudig.) Ei was, träumen? Freilich wachſt du! Freilich iſt Alles ſo! Alle ſechs Namen können nicht von ungefähr ſo zutreffen.

Frau v. B. Ja, meine geliebten, wiedergefundenen Kinder — es iſt wirklich, wirklich ſo! Je mehr ich euch betrachte, je deutlicher erkenne ich eure mir ſo werthen Geſichtszüge — deine Stirne, deine freundlichen Augen, liebe Johanna — deine Augen, deinen Mund, lieber Fritz! O ich habe keinen Zweifel mehr. — Ihr ſeyd, ſeit ich euch das letzte Mal geſehen habe, ſehr groß geworden! Ihr ſeht auch ſehr geſund und blühend aus. O Johanna, gleich dein erſter Anblick rührte mich wunderſam; mein Herz ward mächtig zu dir hingezogen. Allein die dunkeln Erinnerungen, die in mir erwachten, wurden mir erſt nach und nach klar. O wie hätte ich mir ein ſo großes, ſo unerwartetes Glück als ſo nahe denken können!

Fritz. O liebſte Mutter, laſſen Sie mich los! Ich will eilends zum Vater, und ihm die Freudennachricht bringen.

Frau v. B. O warte noch einen Augenblick, lieber Fritz! Ich und Johanna gehen mit dir. Noch vermag ich es aber nicht; noch beben mir alle Glieder. Auch muß ich erſt Karl und Lotte rufen, die da unten im Thale ſind.

Fritz. Denen will ich rufen. (Er geht ſchnell einige Schritte gegen das Gebüſch, blickt in die Ferne und ruft laut:) Karl! — Lotte! — Kommt — geſchwind! Euer Bruder und eure Schweſter ſind da! — Ich ſehe ſie ſchon kommen. Karl ſpringt, was er kann, und Lotte kommt auch eilig, aber doch etwas langſamer nach.

Hannchen. So ſind denn das holde Fräulein und der feine junge Herr meine Geſchwiſter! O Gott, welche Freude!

Fritz. Aber ich habe doch noch einen Zweifel, liebſte Mutter. Der Vater heißt ja Waldau, Sie aber heißen von Birkenthal. Wie kommt nun das?

Frau v. B. O ſehr natürlich, lieber Fritz! Da mein Bruder, euer guter Onkel Theodor, den ſchönen Edelſitz Birkenthal für uns gekauft hat, ſo ſchreiben wir uns nun Alle nicht bloß von Waldau, das uns von dem Feinde entriſſen worden, ſondern auch von Birkenthal. Gott, der uns Waldau genommen hat, gab uns dafür Birkenthal. Sein Name ſey gebenedeit!

Zwölfter Auftritt.

Karl. Vorige.

Fritz, (auf Karl zueilend.) Grüß dich Gott, lieber Bruder!

Karl, (ſehr befremdet.) Was? Bruder? Ich wüßte nicht, wo ich Brüderſchaft mit dir gemacht hätte.

Fritz. Ach, ich meine keine ſolche Brüderſchaft, die man ſich beim Weine zutrinkt. Ich bin dein wahrer, wirklicher Bruder. (Er will ihn umarmen.)

Karl. Nicht ſo vertraut, wenn ich bitten darf, Jägerknabe! Ich bin ein junger Herr von Birkenthal.

Fritz. Das bin ich den Augenblick auch geworden. Du biſt mein Bruder Karl. O wie freue ich mich, dich zu finden. Freue dich doch auch, Karl, ſteh' nicht ſo hölzern da.

Karl. Und was ſagen denn Sie dazu, liebſte Mama? Iſt der kleine Jäger auch recht bei Sinnen?

Frau v. B. Ja, lieber Karl; es iſt ſo, wie er ſagt. Er iſt dein Bruder Fritz, von dem wir ſo oft redeten. Ein trefflicher Knabe!

Karl. Aber wie um des Himmelswillen wird denn aus dem kleinen Jägersfrieder, wie ihn die

Bauernknaben nennen, auf einmal ein junger Herr von Birkenthal, und ein Bruder von mir? Erſt vorgeſtern haben Sie ihm einen Haſen abgekauft; da fiel Ihnen aber nichts dergleichen ein, und ihm auch nicht. Wie ſind Sie denn auf den Gedanken gekommen, daß er mein Bruder und ihr Sohn ſeyn ſoll?

Frau v. B. Das ſollſt du Alles hören. Genug, daß es ſo iſt. Heiß' ihn nun auch willkommen.

Karl. Nun denn, auf das Wort meiner lieben Mama hin, will ich es glauben. Sey mir denn, lieber Bruder Fritz, von Herzen willkommen. (Er umarmt ihn.) Du biſt ein flinker, fröhlicher Knabe; es freut mich, dich Bruder zu nennen. Wir werden Ehre von dir haben!

Fritz. Ja, liebſter Karl, laß uns Herzensbrüder — und von Herzen gute Knaben ſeyn, ſo werden wir vor Gott und vor aller Welt Ehre davon haben.

Frau v. B. Und ſieh, lieber Karl, dieſes holde, ſanfte Mädchen iſt deine Schweſter Johanna.

Karl, (vor Erſtaunen einen Schritt zurücktretend.) Das Hirtenmädchen hier, das dort drüben am Eichberge die Schafe hütete? Nein, das heißt den Scherz zu weit getrieben. (Indem er ſich zutraulich der Mutter nähert, und ſie bei der Hand nimmt.) Nicht wahr, liebe Mama, Sie wollen mich nur zum Beſten haben?

Frau v. B. Nein, Karl, ich ſcherze nicht. Sieh meine Thränen und glaube deiner Mutter: Sie iſt deine Schweſter.

Karl. Aber ich begreife gar nicht, wie das möglich iſt; ich kann es alſo auch nicht glauben.

Frau v. B. O mein lieber Karl! Es gibt gar viele Dinge in der Welt, die uns, wenn wir nicht alle Umſtände wiſſen, unbegreiflich und widerſprechend ſcheinen. Sie ſind aber doch wahr, und wir würden unvernünftig handeln, wenn wir bloß deßwegen, weil wir ſie nicht begreifen, ſie nicht glauben wollten.

Karl. Ich glaube Ihnen, liebe Mama, und reiche dir deßhalb, liebe Schweſter Johanna, brüderlich die Hand.

Dreizehnter Auftritt.

Lotte. Vorige.

Lotte. Je, was gibt es denn hier?

Hannchen, (auf ſie zueilend und ſie umarmend.) O liebſtes Fräulein! — Sie ſind meine Schweſter. O wie ſelig bin ich, eine ſo liebe Schweſter zu haben!

Lotte. Was fällt dir ein? Du — meine Schweſter? Das wäre ſeltſam! Meine Schweſter iſt ein adeliges Fräulein, kein ſo armes Mädchen in einem ſolchen bäueriſchen Anzuge.

Frau v. B. Wundre dich, wie du willſt, liebe Lotte. Es iſt nicht anders; die Kleider machen es nicht aus. Sie iſt deine Schweſter, eine fromme, gute, liebenswürdige Schweſter — unſre verlorne Johanna! Während du bei deiner Mutter im Glücke lebteſt, irrte ſie, durch harte Schickſale von Vater und Mutter getrennt, in der weiten Welt umher, mußte ihr Brod unter fremden Menſchen erwerben und Vieles leiden. Sie blieb aber fromm und gut, und Gott ergeben. Sie verdient mehr Achtung, als du. Freue dich alſo deiner beſſern Schweſter.

Lotte, (Johannen freudig und herzlich umarmend.) O du liebe, gute Johanna, ſo haſt du denn ſo Vieles ausſtehen müſſen. Wie bedauere ich dich! Aber ſey getroſt und freue dich! Du bekommſt es jetzt beſſer; du bleibſt jetzt für immer bei uns. Der Onkel hat uns das ſchöne Schloß dort mit dem prächtigen Garten und den vielen Gütern geſchenkt. Das gehört nun auch dir, ſo gut wie uns. Dort wollen wir recht vergnügt mit einander leben. O wie lieb will ich dich haben! — Mit Freuden will ich Alles, was ich habe, mit dir theilen!

Frau v. B. Recht ſo, meine gute Lotte; es freut mich, daß du gegen deine Schweſter ſo liebreich biſt, und dich ihrer ſo freueſt. Es wartet aber noch eine andere Freude auf dich. (Ihr den

Fritz vorſtellend.) Sieh, der kleine fröhliche Jäger da iſt dein Bruder Fritz.

Lotte. Mein Bruder? Ach das iſt mir doch faſt zu viel, als daß ich es ſogleich glauben könnte. Das ſind ja wunderbare, ſeltſame Geſchichten! Aber weil Sie mir es ſagen, liebe Mama, ſo glaube ich es dennoch. Grüß dich Gott, lieber Bruder Fritz!

Fritz. O mein liebes Fräulein — wie freundlich und liebreich ſind Sie! Wie freue ich mich, daß Sie unſere Lotte ſind. O welche Freude wird der Vater haben!

Frau v. B., (indem ſie aufſteht.) Ja, er wird eine große Freude haben; das ſagt mir meine eigene Freude. (Mit einer Hand Johanna, neben der Karl ſteht, mit der andern Fritz, neben dem Lotte ſteht, bei der Hand faſſend.) Ich fühle mich unausſprechlich glücklich, mich nach ſo langer Zeit wieder in der Mitte meiner vier Kinder zu ſehen. Und ſo von euch, meinen lieben Kindern, umgeben, will ich jetzt zu eurem Vater, meinem innig geliebten Gemahl, eilen!

Vierzehnter Auftritt.

Waldau. Vorige.

Fritz, (in den Wald zeigend.) Dort kommt der Vater!

Waldau (tritt ſo ein, daß ihm zuerſt der Eichbaum mit dem umkränzten Gemälde in das Auge fällt.) Ah, da iſt ja der ſchönſte Blumenkranz.

Hannchen, (mit offenen Armen und lautem Freudenausrufe auf ihn zueilend.) Vater! Vater! Grüß dich Gott! Ich bin Johanna, deine verlorne Tochter.

Waldau (erſtaunt und verwundert.) Du? Mein Gott, wäre es möglich!

Fritz. Ja, Vater! Gewiß, ſie iſt's. Ich erkannte ſie den erſten Augenblick, da ich ſie ſah, und ſie hat mich auch ſogleich wieder erkannt. Sie hat den ſchönen Blumenkranz dort aufgehängt.

Waldau, (betrachtet Johanna erſt mit ſtarren Blicken, dann mit ſich erheiterndem Angeſichte.) Ich glaube, deine geliebten Züge wieder zu erkennen. Ach, wenn du es wirklich biſt, welche wunderbare Schickung Gottes!

Lotte, (eilt auf ihn zu, und hängt ſich ihm an den Arm.) Vater! Blicken Sie mich doch auch an. Ich bin ja auch Ihre Tochter — Ihre Lotte!

Karl, (ihn bei dem andern Arme faſſend.) Und ich bin Fritzens Bruder — Ihr Sohn Karl.

Waldau. Ach, meine Kinder! Wenn ihr es je ſeyd, ſo ſeyd ihr ſehr ſchön herangewachſen. Allein ich traue meinen Augen kaum. Wer kann mich überzeugen?

Frau v. B. Ferdinand!

Waldau, (der ſie jetzt erſt erblickt.) Margaretha! (Er will auf ſie zuſtürzen, kann aber nicht vor den Kindern, die ihn umringt und umfaßt halten, und ſtreckt beide Hände nach ihr aus) Nein, das iſt der Seligkeit zu viel für Einen Augenblick — die Mutter und drei Kinder auf Ein Mal wieder zu finden! Ich unterliege dieſer Fülle von Freude; die Empfindung macht mich ſprachlos!

Frau v. B., (nähert ſich ihm.) O mein innigſt geliebter, mein beſter Gemahl!

Waldau, (umfaßt ſie mit einem Arme, mit dem andern Johanna; Lotte ſchließt ſich an Johanna an. Die Mutter umfaßt mit einem Arme Fritzen an dem ſich Karl anſchließt.) Ach Gott, noch kann ich mich nicht faſſen! Wie arm, wie unglücklich war ich noch vor wenigen Augenblicken! Und wie reich und glücklich bin ich jetzt! O meine Margaretha, liebſte Gemahlin! So habe ich dich denn wirklich wieder! O ſag an, ſind das denn wirklich unſere Kinder, oder iſt Alles nur ein glücklicher Traum?

Frau v. B. Sie ſind es wahrhaftig, und Gott hat uns nun in den Stand geſetzt, ſie gemeinſchaftlich und ihrem Stande gemäß zu erziehen. Das ſchöne Landgut Birkenthal gehört uns; mein Bruder Theodor hat es für uns und unſere Kinder gekauft. Da unſer Vaterland wohl noch lange der Schauplatz des Krieges und vielleicht für immer in der Gewalt des Feindes bleiben dürfte, ſo wollte er uns in dieſen friedlichen Gegenden einen ſichern Aufenthalt verſchaffen. Wir haben nun wieder eine Heimath und unſer reichliches Auskommen!

Waldau. Ach wie wunderbar iſt Gott! Ich war dir, liebſte Gemahlin, ſo nahe — ohne zu wiſſen, ohne nur daran zu denken, ohne nur zu ahnen, die Frau von Birkenthal, die von den Landleuten als ihre neue gnädige Frau gar ſehr gerühmt wurde, könnte meine Gemahlin ſeyn. Es fiel mir wohl ein, als ein benachbarter fürſtlicher Diener, ihr meine Aufwartung zu machen. Allein, da ich aus einem Offizier von gutem alten Adel ein armer Jäger geworden — fand ich es wenig erfreulich, adelige Herrſchaften zu beſuchen. Ich lebte, von aller Welt abgeſchieden, bloß in meinem dunkeln Walde verborgen.

Frau v. B. Und ich hatte unſre gute Johanna, ohne in ihr unſre Tochter zu ahnen, ſelbſt fortgeſchickt! Und ſo wären wir denn, ſo nahe wir uns waren, wieder aufs Neue weit von einander entfernt worden. Der Krieg, den Gott gnädig von dieſer Gegend noch ferner abwenden wolle, hätte, wie bisher, es noch lange hindern können, uns wieder zu finden. Ja vielleicht hätten wir uns nie mehr geſehen! Allein Gott wußte es beſſer zu lenken. Er gab es unſerer frommen Johanna in den Sinn, das liebliche Bild dort mit einem Blumenkranze zu umwinden; Er rührte bei dem Anblicke des Kranzes dein Herz, noch vor deiner nahen Abreiſe aus dieſer Gegend, nach der frommen Seele zu forſchen, die den freundlichen Gedanken hatte, das Bild mit dem Kranze zu ſchmücken. Er führte mich mit Karl und Lotte gerade in eben dieſem ſchönen Augenblicke, da ſie den Kranz aufhängte, hieher. Wie könnten wir ſeine heilige Vorſehung in dieſer Schickung mißkennen?

Waldau. Ja, meine lieben Kinder! Gott hat uns dieſe ſelige Stunde des Wiederſehens bereitet! Er hat uns die Leiden der Trennung abgekürzt, und mir einen ſchweren Sorgenſtein vom Herzen genommen. O meine liebſte Margaretha, meine liebſten Kinder, laßt uns Ihn ſtets dafür loben und preiſen!

Frau v. W., (die Hände faltend.) Ja, laßt uns Ihm danken; denn wir erfahren jetzt aufs

Neue die alte, große Wahrheit: Er iſt freundlich, und ſeine Güte währet ewig.

Alle Kinder (drücken durch Geberde und Stellung ihren frommen Dank gegen Gott aus, mit Andacht und Rührung zum Himmel blickend.)

Waldau. Großer Gott! Sieh gnädig herab auf eine Familie, die Du glücklich machteſt, und die zum Danke Dir gerne ihr ganzes Leben widmen möchte! Segne ſie ferner! Laß dieſe Kinder, laß alle Kinder und Eltern ſich deiner Vatergüte ferner erfreuen! —

Frau v. B. O Johanna, geſegnet ſey die Stunde, in der du dieſen Kranz geflochten. Geh, und gieb mir ihn her.

Johanna, (nimmt den Kranz ab, und bringt ihn ihr.)

Frau v. B., (ſehr gerührt den Kranz haltend.) O mit heißen Thränen des Dankes möchte ich ihn benetzen — dieſen Blumenkranz. O daß die Blumen nicht ſo ſchnell welken, der Thau der Thränen nicht ſo bald vertrocknen möchte, ſo würde ich dieſen blühenden Kranz von unſer Aller Dankesthränen glänzend zum ſteten Andenken dieſer Begebenheit am Altare aufhängen. Allein unſer Dank ſoll nicht ſo bald vergehen, wie die duftenden Blumen in dieſem Kranze, wie die Thränen, die uns Allen in den Augen ſtehen. Die Empfindungen der Liebe, der Andacht, des Dankes, des Vertrauens gegen Gott, und unſerer Liebe gegen einander ſollen einen Kranz bilden — ſchöner und bleibender, als der ſchönſte Blumenkranz!

(Der Vorhang fällt.)

Der Eierdieb.

Ein kleines Nachſpiel.

Perſonen.

Herr von Auer, Gutsherr.
Frau Klapperroſe, Wirthin zur goldenen Gans.
Lukas, etwa zwölf Jahre alt, der Sohn eines Eierhändlers.

Der Schauplatz ſtellt eine ländliche Gegend vor; zu einer Seite befindet ſich das Wirthshaus zur goldenen Gans; zur andern Seite ein Hühnerhaus; unter einem Baume eine Bank mit einem Tiſchchen.

Erſter Auftritt.

Lukas.

(An dem Hühnerhauſe wird von innen ein Brett, das von oben bis unten reicht, unten auf die Seite geſchoben, und Lukas guckt bei der Oeffnung heraus.)

Horch! Alles iſt ſtille! Alle Dienſtboten ſind draußen auf dem Felde in der Aernte. Die Frau Wirthin zur goldenen Gans hat eben Kaffee gebrannt; ich riech' ihn. Bevor ſie den Kaffee getrunken, kommt ſie nicht zum Vorſchein. Alles iſt ſicher. Nun huſch heraus, wie das Füchslein aus dem Loche! — (Er kriecht ſchnell heraus und ſpringt auf.) Ja, ja, das bin ich, ein rechtes Füchslein, flink und ſchlau. An Schlauigkeit kommt mir einmal kein Menſch gleich. — Nun muß ich meine geſammelten Schätze nachholen. (Er langt ſeine

Kappe voll Eier aus der Oeffnung hervor, und ſchiebt dann das Brett wieder zurecht. — Die Eier betrachtend.) Habt euch wohl gehalten, Hennen Die Kappe da iſt ein hübſches Neſt voll Eier! Das gäbe einen Eierkuchen, daß Goliat genug daran hätte. Sobald ich es heimlich thun kann, ſiede ich mir ein halbes Dutzend von den Eiern, oder backe ſie mir in heißem Schmalze. Das wird mir trefflich ſchmecken. Die übrigen Eier kauſt mir dann die Frau Wirthin wieder ab, was ſie ſchon öſter gethan hat. Da bekomm' ich drei blanke Batzen dafür. Die goldene Gans ſoll abermals ein wenig gerupſt werden. Doch, horch — jetzt kommt ſie. Ich höre ihren Schlüſſelklumpen raſſeln. Ich habe hohe Zeit, daß ich mich aus dem Staube mache. (Er ſchleicht, nach Diebesart ſich duckend, hinter den Hühnerſtall.)

Zweiter Auftritt.

Wirthin zur goldenen Gans.

(Altmodiſch gekleidet, mit einem Bund Schlüſſel in der Hand und einem Korb unter dem Arme.)

Heute muß ich in eigener Perſon nach meinen Hühnerneſtern ſehen. Ich hoffe heute einen guten Fund zu thun, und wieder einmal recht glücklich zu ſeyn. — Wenn ich die Eier nur alle hineinbringe in den kleinen Korb da; den großen Korb haben mir die Mägde mit aufs Feld genommen. — Es iſt noch früh am Tage. Ja, eine Hausfrau muß früh aufſtehen, wenn ſie in der Wirthſchaft keinen Schaden leiden ſoll.

(Sie öffnet das Hühnerhaus mit einem Schlüſſel und geht hinein. — Drinnen:) Ich halte in Allem gute Ordnung, gute Polizei. Alle meine Hühnerneſter ſind genumerirt, wie die Häuſer im Dorfe. Doch — was iſt das? Numero 1. iſt leer? Je nun, die geſchopfte Henne iſt eine ſchlechte Eierlegerin. Nro. 2. auch leer? Nu, das Stützlein iſt auch nicht viel nutz. Aber das getüpfelte Hühnlein Nro. 3. iſt ein gutes Thier, das alle Tage richtig ſein Ei legt. Ei, der Kukuk hol's! Auch leer? Das iſt ſchlimm. (Mit immer zunehmendem Verdruß und Aerger.) Nro. 4 — nichts. Nro. 5 — wieder nichts. Nro. 6 — abermals nichts; Nro. 7 — auch nichts; Nro. 8 — noch einmal nichts; Nro. 9 — detto nichts; Nro. 10 — eben ſo nichts. Das iſt ärgerlich; der Zorn ſteigt mir in den Kopf, wie dem alten Truthahn.

(Kläglich und mit wehmüthiger Stimme.) Nun, da gibt's wieder ein anderes Unglück! Das junge Hennelein ſitzt ja ſo einſam und zerzaust da, als wäre es in der Mauſe; ach, es kann gar nicht mehr von der Stelle. Ich muß es näher beim Lichte betrachten. (Sie kommt damit heraus.) Ach, du armes Thierchen! Du biſt recht krank; du lebſt keine zwei Tage mehr. Je nun, es ſey! Wenn nur, ehe es daraufgeht, ein Gaſt käme, dem ich's braten und auftiſchen könnte; ſo hätte ich doch keinen Schaden dabei.

Doch — ich muß noch die übrigen Neſter in Augenſchein nehmen! (Sie geht mit dem Huhne wieder in das Hühnerhaus, und ruft drinnen mit immer ſteigendem Zorne:) Numero 11 — 12 — 13 — 14 — 15 — Alles leer; auch 16 — 17 — 18 — 19 — 20 — lauter ausgenommene Neſter. Das iſt nicht zum Aushalten; das iſt nicht erlaubt. (Sie kommt heraus.) Das iſt jetzt dieſen Monat ſchon das dritte Mal — daß ich leer herauskomme. Alle Haare möchte ich mir ausraufen! Berſten möchte ich vor Aerger! Nein, wahrhaftig — da hätte ich keinen ſolchen großen Korb nöthig gehabt. (Sie wirft den Korb weg.)

Nun, ſag mir ein Menſch, was dies iſt? Da geht's nicht mit rechten Dingen zu. Ich hab' doch ſchon alle erdenkliche Mittel angewendet, den infamen Eierdieb zu entdecken. Alles war vergebens. Ich habe dem alten Schäfer, dem Felix, ſogar einen blanken Achtzehnbätzner bezahlt, mir den Dieb zu bannen, und er ſagte mir, er habe es gethan. Allein nun bin ich um Eier und Geld geprellt. Aber warte nur, du verwünſchter Schäfer! Da drüben am Walde ſteht ſeine Schäferhütte mit Rädern. Warte nur, du Lügner, du Betrüger! — Kommſt du mir wieder einmal unter die Augen — ſo ſchlag ich dir meinen Bund Schlüſſel um den Kopf. Ich will dich zeichnen, daß man die Wahrzeichen noch am jüngſten Tage ſehen ſoll. Du Schurke! du Schuft! (Sie droht gegen jene Seite hin mit dem Schlüſſelbunde und kommt dem Herrn von Auer, der ſchnell hinter der Hausecke hervortritt, damit beinahe unter die Naſe.

Dritter Auftritt.

Herr von Auer. Wirthin.

Herr v. A., (grün gekleidet, mit einer Jagdflinte; er hat einen edlen Anſtand, und beträgt ſich, auch wenn er in Eifer kommt, immer mit Würde.) Was iſt das? Was haben Sie gegen mich, Madame? Das iſt ein guter Morgen, das ſind Titulaturen, die ſich ein Edelmann nicht gefallen läßt. Ich hielt Sie bisher immer für eine ordentliche, eine höfliche, eine artige Frau. Aber jetzt — muß ich meine gute Meinung von Ihnen ändern.

Wirthin, (zurückprallend.) Um des Himmels willen! Euer Gnaden ſind es? Ich bin vor Schrecken faſt des Todes. (Mit tiefen Verneigungen.) Ich bitte allerunterthänigſt um Vergebung. — Ach, der ſchöne, klare, blaue Himmel ſey mein Zeuge, ich meinte nicht Sie — ſondern den Felix, Ihren Schäfer!

Herr v. A. Nun, wenn Sie auch bloß meinen Schäfer gemeint haben, ſo hätten Sie dem ehrlichen Manne doch keine ſo ehrenrührige Namen geben ſollen. Heftiger Zorn ſteht dem ſanften Frauengeſchlechte nicht gut. Auch kann ich kaum glauben, daß der wackere Mann Ihnen etwas zu Leid gethan habe. Laſſen Sie einmal hören!

Wirthin, (verlegen.) O nein, nein — ich ich habe nichts gegen ihn.

Herr v. A. Und haben ihn doch ſo geſchimpft? Ich will wiſſen warum? Nun, wie, heraus mit der Sprache!

Wirthin. Ach ich fürchte, Euer Gnaden werden böſe werden! Es iſt ſo eine von den Geſchichten, dergleichen Euer Gnaden nicht ausſtehen können. Allein ich ſehe nun wohl, ich habe mich ſchon verrathen; ich muß nun ſchon vollends bekennen. Mir wurden ſchon ſeit einiger Zeit her die Eier geſtohlen. Da erſuchte ich Ihren Schäfer, mir den Dieb ausfindig zu machen. Der Schäfer verſprach mir — gegen die theure Bezahlung von 18 Batzen — es zu thun. Geſtern Morgens nun, in aller Frühe, hat er mir befohlen, ich ſolle alle Eier, die den Abend hindurch gelegt werden, in den Neſtern liegen laſſen. Abends ſpät iſt er denn gekommen, hat, bevor er das Geſchäft vornahm, einen Krug Bier getrunken, und hat ſich dann in der Nacht ganz allein bei zwei Stunden lang in das Hühnerhaus eingeſperrt. Er hat mir wohl ein Viertelpfund Kerzen verbrannt. Als er endlich, nachdem ich des Wartens faſt überdrüßig geworden, herauskam, da ſprach er: „Nun, Frau Wirthin, denkt an mich! Der Dieb kommt gewiß zum Vorſchein, und ſtiehlt euch dann ferners keine Eier mehr.“ Ich wahr wohl getroſt, und habe den Diebsbanner richtig bezahlt. Aber was iſts? Die Eier ſind fort, und das Geld dazu. Allein von dem Diebe ſehe und höre ich nichts. — Ich bitte nun Euer Gnaden unterthänigſt, Ihrem lumpichten Schäfer zu befehlen, daß er mir meinen Achtzehnbätzner wieder gebe; item, das geſoffene Bier bezahle.

Herr v. A. Die Sache muß erſt noch mehr ins Klare kommen. Laſſen wir ſie einſtweilen beruhen. — Nun von was Anderm! Ich komme eben von der Jagd. Ich bin heute ſehr frühe aufgeſtanden, und wollte, ohne auf das Frühſtück zu warten, einen Haſen ſchießen — oder vielmehr einen Fuchs fangen. Jetzt iſts mir aber nicht recht juſt im Magen. Allein, was ich gerne möchte, haben Sie wohl nicht?

Wirthin, (mit Ruhmredigkeit und Großſprecherei.) In meinem Gaſthofe können Euer Gnaden Alles haben, was nur Ihr Herz begehrt. Bei mir ſind Küche und Keller auf das Beſte beſtellt. Alle Herrſchaften, die da auf der Landſtraße gefahren kommen, halten bei mir an, und ſagen, immer: „So gut und ſo wohlfeil zehrt man doch nirgends, als“ — ohne mich zu rühmen! — „bei der goldenen Gans.“

Herr v. A. (Mit ſchalkhaftem Lächeln.) Es ſcheint, Sie ſind ſtolz auf den Titel, goldene Gans?

Wirthin. Ach nein! Es wäre mir viel lieber, man nennte mich (ſich mit Selbſtgefälligkeit verneigend) den goldenen Engel. Je nun, es geben nicht alle Wünſche in Erfüllung. — Indeß iſt es mir eine große Ehre, daß Euer Gnaden — heute das erſte Mal — bei mir einkehren. Womit kann ich nun dienen? Befehlen Euer Gnaden ein Schälchen Kaffee? Rechten guten — nichts von Erdmandeln, von Cichorie, oder gelben Rüben daran.

Herr v. A. Man ſagt mir jedoch für gewiß, daß Sie für Ihre Gäſte dergleichen Dinge daran thun, ja wohl noch andere, die der Geſundheit ſchädlich ſind. Was haben Sie ſonſt?

Wirthin. Nun, ſo will ich ein Gläslein Malaga herauf holen. Der iſt gut für den Magen. Oder befehlen Sie eine Flaſche Rheinwein? Hochheimer oder Johannisberger? Ganz ächt und unverfälſcht.

Herr v. A. Ihre Weine machten, ſo oft ich mir davon kommen ließ, mich immer krank; ich bekam faſt unausſtehliche Kopfſchmerzen. Uebrigens trinke ich vor Tiſche niemals Wein. Was iſt noch zu haben?

Wirthin. Ei je doch! Jetzt fällt mir's ein! Ein gebratenes Huhn wird das Beſte ſeyn. Eben habe ich da ein Huhn beſonders eingeſperrt, um es für einen beſonders werthen Gaſt aufzuſparen. Das iſt ſpeckfett, und faſt ſo groß, wie ein Kapaun. Das will ich Ihnen braten. Darauf ſchmeckt ein Gläschen Wein. Ich gehe, das Huhn gleich abzuwürgen. Wohlgebraten und mit Zitronenſaft betröpfelt, finden Sie es gewiß delikat!

Herr v. A. Wiſſen Sie was, Frau Wirthin? Anſtatt des Huhnes bringen Sie mir ein Paar Eier. Die werden meinem ſchwachen Magen am Beſten thun.

Wirthin. Iſt denn heute der unſeligſte Morgen in meinem ganzen Leben! Nein, wahrhaftig, heute muß ich mit dem linken Fuße zuerſt aus der Hausthüre getreten ſeyn. Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich nicht ein einziges Ei im Hauſe habe.

Herr v. A., (mit angenommener Hitze.) Nun, ſo wollt' ich doch auch! Ihr habt immer Alles, was man will. Verlangt man aber nur ein armſeliges Ei — ſo iſt es nicht da. Das iſt eine ſchöne Wirthſchaft. Heute bin ich das erſte und das letzte Mal in Ihrem Hauſe. (Er will gehen.)

Wirthin. Ums Himmels willen! Euer Gnaden werden mir doch die Schande nicht anthun, und gehen? Das brächte mich ins Grab. Es iſt mir mit meinen Eiern, wie Sie ja bereits gehört haben, ein beſonderes Unglück begegnet. Es waltet ein Unglücksſtern darüber. Doch, ich will geſchwind ſelbſt zur Nachbarin laufen, und — obwohl ich mich darüber faſt zu Tod ſchäme — ein Paar Eier entlehnen. — Aber ſieh, dort lauft eben der Lukas, der Eierknabe mit ſeinem Eierkorbe.

Herr v. A. Nun, ſo ſchließen Sie einen guten Kauf. Ich gehe indeß, von dem Hügel dort, ein wenig nach meinen Schnittern zu ſehen. Sie wiſſen, wenn der Herr ſelbſt nicht nachſieht, ſo ſchneiden die Leute gar langſam. Bis die zweite Hälfte des Ackers abgeſchnitten iſt, könnte die erſte wieder angeſäet werden, und bequem zum Schnitte heranreifen.

Vierter Auftritt.

Lukas. Wirthin.

Wirthin, (laut rufend.) Wie Lukas, komm hieher!

Lukas, (mit einem Strohhute auf dem Kopfe und einem Stabe über der Schulter, an dem der Eierkorb hängt.) Guten Morgen, Frau Wirthin! Wollt Ihr mir etwa Eier abkaufen?

Wirthin. Du kommſt gerade recht, wie der Wolf in der Fabel.

Lukas. Warum nicht lieber, wie der Fuchs in der Fabel?

Wirthin. Wenn du mir die Eier recht wohlfeil giebſt, will ich dir alle abkaufen.

Lukas. Ei, was denkt Ihr! Ich bin eben auf dem Wege in die Stadt. Dort auf dem Wochenmarkte kann ich die ſchönen großen Eier theuer anbringen. Da ſeht einmal! (Er öffnet den Korb.) Eure Hennen legen freilich keine ſo große und ſchöne Eier.

Wirthin. Warum nicht gar! Das ſind nur Taubeneier gegen die Eier von meinen Hennen. — (Sie nimmt einige heraus und betrachtet ſie näher.) Ich denke, ſie ſeyen friſch? Wenn das iſt, ſo nehme ich ſie — ſechs für einen Batzen?

Lukas. Alle ſind neu gelegt; ich nahm ſie erſt dieſen Morgen ſelbſt aus dem Neſte. Allein ich gebe für einen Batzen nicht mehr als fünf.

Wirthin. So könnte ich ſie ja in der Stadt kaufen.

Lukas. Nun, ſo lauft hinein in die Stadt und kauft ſie. Das wäre wohl der Mühe werth, und auch profitabel.

Wirthin. Du nimmſt zu viel Profit! Du wirſt bei deinem Eierhandel noch reich.

Lukas. Ja freilich, Ihr habt Recht. (Spöttiſch.) Ich ſtehle die Eier — und da habe ich freilich an jedem Batzen Eier einen Batzen Profit, wie Ihr an jedem Eimer Wein einen Eimer profitirt. Aus unſerm Handel wird nichts; lebt wohl! (Er geht.)

Wirthin. Wenn ich die Eier nicht ſo nothwendig brauchte, ſo könnte er mir wohl laufen. (Laut rufend.) He, Lukas, komm noch einmal her, und gieb! Das Geld will ich dir ſogleich heraus bringen. (Sie thut die Eier in die Schürze.)

Lukas. So, jetzt iſt der Korb leer. Es iſt kurios in der Welt. Mich freut es, wenn der Korb leer iſt (ſeitwärts) und Andere ärgerts, wenn ſie nichts als leere Körbe finden!

Fünfter Auftritt.

Herr von Auer. Vorige.

Herr v. A. Nun, iſt der Handel abgeſchloſſen? So machen Sie, daß Sie die Eier mir bald vorſetzen können.

Wirthin. Haben Euer Gnaden nur eine kleine Geduld. Bis Sie Hundert zählen, ſind die Eier fertig. (Sie geht in das Haus.)

Lukas (tritt ehrerbietig einige Schritte zurück, und hält den abgezogenen Hut in der Hand.)

Herr v. A. (nachdem er den Lukas einige Augenblicke betrachtet, für ſich.) Der Knabe ſcheint mir ein ausgemachter Schelm. Es wäre wohl möglich, daß er der Eierdieb ſey. Je nun, wir werden ſehen. (Auf- und abgehend.) Das iſt doch ärgerlich, daß ich meine Tabackdoſe vergeſſen habe. Zehnmal langte ich ſchon vergebens in die Taſche. Es iſt recht dumm, ſich ſolche überflüſſige Bedürfniſſe anzugewöhnen.

Wirthin (kommt zurück.) Da, Lukas, haſt du dein Geld. Sieh, es iſt eine ganze Hand voll.

Lukas. Was tauſend, es ſind ja faſt lauter rothe Heller und Pfennige.

Wirthin, (ohne darauf zu achten, zu Herrn von Auer.) Mit Taback kann ich aufwarten. Herrlicher Bolongaro! (Mit vielen Verneigungen.) Unterthänigſte Dienerin!

Herr v. A. Der Taback taugt nichts. Wenn die Eier nicht beſſer ausfallen, dann iſts ſchlimm. Doch gehen Sie, damit die Eier ans Feuer kommen.

Wirthin. Ei, was denken Euer Gnaden von mir? Ich bin keine ſo langſame Köchin. Die Eier werden jetzt ſchon bald ſieden.

Lukas, (der indeß ſein Geld gezählt.) An dem Gelde fehlen ja zwei Kreuzer, drei Pfennige und ein Heller.

Wirthin. Zähle das Geld nochmal; es iſt gewiß richtig.

Lukas. Nun ſo will ich mich denn zufrieden geben. Ich habe bei dem Handel doch keinen Schaden.

Wirthin. Siehſt du das nun ſelbſt ein? Ja, ja, ich gebe den Leuten zwar nie zu viel — aber doch auch nicht allemal zu wenig. (Sie geht wieder in das Haus.)

Herr v. A. Du, Lukas, lauf in das Schloß und hole mir meine Doſe. Wenn du zurück kommſt, ſo bekommſt du ein gutes Trinkgeld.

Lukas. Ich will laufen, wie noch einmal der Fuchs. (Er ſpringt fort.)

Sechſter Auftritt.

Herr von Auer. Wirthin.

Wirthin (kommt mit dem Gedecke.) Nun werden die Eier ſogleich fertig ſeyn. (Während ſie den Tiſch deckt.) **Da iſt indeß ein damaszirtes Tiſchtuch, nebſt Serviette! Da ein ſilbernes Gefäß mit Salz, vierzehnlöthig! Da ein Detto mit Pfeffer. Da ein Kaffeelöffelchen, ebenfalls von Silber! Sehen Sie da die Augsburger Probe? — Das Heft des Meſſers da iſt von Ebenholz, und das Gefäß da, das Ei darein zu ſtellen, von Mahagoni.**

Herr v. A. Potz tauſend, Sie machen zu den Paar Eiern ja Anſtalten, als wäre es auf eine fürſtliche Mahlzeit angeſehen! — Aber werden die Eier nicht hart, wenn ſie nicht dabei ſtehen, und die Hunderte zählen?

Wirthin, (indem ſie geht, und die letzten Worte drinnen im Hauſe ſpricht.) O ich kann im Hin- und Hergehen zählen! Das iſt eben das Meiſterſtück, wenn man Alles in einander zu richten weiß — und zugleich kochen, tiſchdecken und auftragen kann, um keine Zeit zu verlieren. (Sie kommt mit den Eiern.) Nun muß es aufs Tüpflein getroffen ſeyn!

Herr v. A. So wollen wir denn einmal dieſes Meiſterſtück Ihrer Kochkunſt ſehen. (Er ſetzt ſich an den Tiſch, und öffnet das Ei.)

Wirthin. Scherzen Sie immerhin! Es iſt zwar eine Kleinigkeit, Eier weich zu ſieden. Aber doch kanns nicht jede Köchin allemal treffen. Mir fehlts aber nie.

Herr v. A. Diesmal, ſcheint es mir, doch gefehlt. Die Eier ſind zu hart; doch immerhin beſſer, als zu weich. (Aufſpringend.) Blitz und Donner, was iſt das? Was für abſcheuliche Eier ſetzen Sie mir auf? O pfui, pfui!

Wirthin, (erſchrocken.) Um des Himmels willen! Was iſts denn, was fehlt denn daran?

Herr v. A. Da ſehen Sie nur ſelbſt — da iſt in dem Ei ein großes, ellenlanges Pferdehaar!

Wirthin, (höchſt erſtaunt.) Ein Haar? Innen im Ei? Das iſt nicht möglich. In meinem Leben hab' ich dergleichen noch nicht geſehen und nicht gehört. Laſſen Sie mich einmal ſelbſt ſchauen. (Sie ſetzt die Brille auf.) Wahr und wahrhaftig — ein langes, dickes, ſchwarzes Haar! Mir ſchaudert! Nun ſage mir noch einmal ein Menſch, es gebe keine Zauberei. Da ſieht mans ja offenbar. Oder ſag mir Einer: Wie kam das Haar hinein in das Ei? — Doch Sie treiben wohl nur Ihren Scherz mit mir. Sie haben das Haar in der Geſchwindigkeit in das geöffnete Ei hinein gepractizirt. Das andere Ei will ich ſelbſt aufmachen. Ich muß nur zuvor ſehen, ob die Schale ganz iſt. Ja, ja; ganz und unverſehrt. (Sie öffnet mit zitternder Hand das Ei, und ruft dann laut.) Hilf, lieber Himmel, da iſt abermal ein Haar. Das iſt ja eine ganz entſetzliche Geſchichte.

Herr v. A. Der Henker, wie geht es in Ihrem Hauſe zu! Nun glaube ich bald auch an Hexerei — ja faſt habe ich Sie ſelbſt ein wenig im Verdacht, Sie machen bisweilen ohne Luftballon eine kleine Luftfahrt. Ich glaube gar, Sie haben mich mit den Eiern bezaubern wollen. Aber ſchon gut — das Paar Eier müſſen Sie aufzehren. (Er hält ihr ein Ei an dem Haare ſchwebend vor das Geſicht.) Da, mit dieſem müſſen Sie den Anfang machen.

Wirthin, (zurückweichend; indem ſie mit beiden Händen abwehrt und laut kreiſcht.) Nein, nein!

Lieber will ich ſterben. Hinweg damit! Das Ei würde mir das Herz abſtoßen. Das iſt nichts Natürliches; das iſt vom Böſen. Aber ich bin ſo unſchuldig daran als ein neugebornes Kind! — Ich rühre die Eier nicht mehr an. Nun kanns der ungläubigſte Thomas ſelbſt mit Augen ſehen, daß es Hexen gibt. Jetzt laß ich es mir gar nicht mehr nehmen. Es iſt augenſcheinlich! — Ach, der Schrecken lähmt mir alle Glieder! (Sie ſetzt ſich auf die Bank und läßt beide Arme ſinken, als würde ſie ohnmächtig.)

Herr v. A., (lächelnd für ſich.) Ich denke, es werde mit der Ohnmacht nicht viel zu bedeuten haben. (Laut.) Nun, nun! Sie brauchen eben nicht ohnmächtig zu werden oder gar zu ſterben! Wenn Sie die Eier nicht eſſen wollen, ſo weiß ich Ihnen noch einen andern Rath!

Wirthin, (mit ſchwacher Stimme.) Ach — ach — welchen Rath?

Herr v. A. Eſſen Sie anſtatt dem Paar Eier ein Paar Bratwürſte.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Lukas.

Lukas. Da iſt die Doſe! Jetzt wollte ich aber unterthänigſt um mein Trinkgeld gebeten haben.

Herr v. A. Das ſollſt du haben, Bube! Habe nur eine kleine Geduld, und warte hier ein wenig. (Er geht in das Haus.)

Wirthin, (aufſtehend und die Arme in die Seite ſtemmend zu Lukas.) Hör' du! Ich habe auch ein Paar Worte mit dir zu reden. Du biſt mir ein ſchöner Burſch!

Lukas. Potz tauſend, da werd' ich mir bald auf meine Schönheit etwas Rechtes einbilden, wie die Frau Wirthin ſich auf die Ihrige.

Wirthin. Du biſt mir ein ſauberer Vetter!

Lukas. Nun, da ſeyd Ihr dann meine Frau Baſe.

Wirthin. Mich ſo zu betrügen! Mir ſolche Eier zu liefern! Weißt du auch, wer ich bin.

Lukas. O ja wohl, die Frau Wirthin zur goldenen Gans. (Seitwärts.) Reich an Gold, aber arm an Verſtand.

Wirthin. Bin ich nicht deine und deiner Eltern größte Wohlthäterin? Sag' einmal ſelbſt, was hab' ich euch Leuten nicht ſchon alles Gutes gethan?

Lukas. Wollt Ihr abrechnen mit mir? Vermuthlich habt Ihr Alles an Eure ſchwarze Tafel aufgeſchrieben. Da wißt Ihrs noch; allein ich kann mich keiner dergleichen Wohlthaten entſinnen.

Wirthin. Hab' ich deinem Vater nicht alle erdenkliche Ehren angethan? Hab' ich ihn nicht, ſo oft er zum Bier hieher gekommen, aus der ſilbernen Doſe da ſchnupfen laſſen?

Lukas. Aus der ſilbernen Doſe! — Das war eine reichliche Gabe, meine goldene Frau (ſeitwärts) Gans.

Wirthin. Ja, ja! Denn er nahm allemal eine Priſe darnach. Er kniete mit den Fingern (ſie zeigt wie) ſo recht in die Doſe hinein. Er nahm eine ganze Schaufel voll.

Lukas. Das war alſo eine ganze Schaufel voll Gnade und Ehre. Meinen Vater habt Ihr alſo nießen machen, Hutz! Und was für eine Wohlthat habt Ihr denn meiner Mutter erwieſen? Zu der habt Ihr vielleicht gar einmal geſagt: „Helf Gott!“

Wirthin. Deiner Mutter, du losmauliger Bube, habe ich meine abgetragene Kontuſche verehrt — ein herrliches Kleidungsſtück vom feinſten, großblumigen Baumwollenzeug.

Lukas. Ja, wenn der Lumpenhändler es hätte kaufen mögen, hätte es die Mutter nicht bekommen. Es war ja voll Löcher; hundert Katzen hätten keine Maus darin gefangen.

Wirthin. Der verdammte kleine, zottelköpfige Spitzbube hat ein Maul, wie ein Scheermeſſer.

Lukas, (ſeitwärts.) Darum habe ich die Frau Wirthin in aller Frühe ſchon ſo ſchön balbirt. — Nun, und was für eine Wohlthat habt Ihr denn mir erwieſen? Etwa die, daß Ihr von dem ſauer verdienten Taglohn für das Ausjäten Eures großen Gemüſe-Gartens, mir gegen Recht und Billigkeit, ein Drittheil abgezogen habt?

Wirthin, (ſchweigt und nimmt eine Priſe Taback.)

Lukas. Nicht wahr, es will Euch von den vielen und großen Wohlthaten ſonſt keine einfallen? Ei wie, laßt mich daher aus der ſilbernen Doſe doch auch eine Priſe nehmen — damit Ihr Euch künftig dieſer großen That rühmen könnet. (Er will ſchnupfen.)

Wirthin, (ſchlägt ihn auf die Hand.)

Achter Auftritt.

Herr von Auer. Vorige.

Herr v. A. (kommt mit einer Peitſche unter dem Arme.) Die Ohnmacht iſt, wie ich ſehe, glücklich vorüber gegangen; Sie haben ſich davon ſehr ſchnell erholt. Mit dem boshaften Knaben da werden Sie aber nicht fertig, Frau Wirthin! — (Mit großem Ernſt.) Komm her, Bube, und antworte mir! Da ſteh' her, und blick' mir ins Auge. Augenblicklich — oder! — (Er ſchwingt die Peitſche.) So! Nun antworte mir! Wo haſt du die Eier da genommen, die du eben jetzt der Frau Wirthin zu kaufen gegeben?

Lukas, (erſchrocken.) Die Eier da — je du lieber Himmel! Sind ſie denn nicht gut? Sind ſie nicht friſch?

Wirthin. Schöne Eier, für mein ſchönes, gutes Geld! Wahre Hölleneier — ächte Hexenwaare.

Herr v. A. Still doch Frau Wirthin und laſſen Sie mich reden. — Bei dir zu Hauſe hält man, obwohl ihr mit Eiern handelt, keine Hennen. Das weiß ich! Wo haſt du alſo die Eier gekauft? Das ſag' mir, damit ich auf der Stelle die Bäuerin rufen laſſe.

Wirthin. So iſts recht! Ja, ja, das Weib, bei dem der Bube die Eier geholt hat, iſt eine Hexe; man muß ſie verbrennen.

Herr v. A. Wenn das geſchehen müßte, ſo würden Sie ohne weiters verbrannt.

Wirthin. Wie — was — wer — ich — ich — verbrannt? Warum — weßwegen? Ich begreife gar nicht, was Sie meinen!

Herr v. A. Sie werden es bald inne werden. Indeß ſchweigen Sie, Frau Klapper. Du rede, wo haſt du die Eier gekauft?

Wirthin. Die bezauberten Eier da! (ihm das Teller mit den Eiern vorhaltend.) Da ſieh, ſieh — Haare, armslang und ſo dick wie ein Kreuzerſtrick, ſind darin. — Hu, mir graut!

Lukas. O weh, was iſt das! Jetzt iſt mirs nicht mehr wohl bei der Sache.

Wirthin. Vergeht dir jetzt dein Muthwillen? Warte nur, du kannſt noch gar ins Armenſünderſtübchen und auf den Scheiterhaufen kommen.

Herr v. A., (mit Unwillen ſich von ihr abwendend.) Muß doch die Gans immer darein ſchnattern. Still doch, Frau Wirthin. Mit dem da rede ich. — Du nichtswürdiger Bube, du haſt die

Eier geſtohlen. Das weiß ich. Ich weiß auch, wo du ſie geſtohlen haſt. Das iſt mir jetzt eine ausgemachte Sache. Bekenne es alſo ein — oder ich peitſche dich, daß die Sonne durch dich hindurch ſcheint. Wo haſt du die Eier genommen?

Lukas, (weinerlich.) Ach — da — da in der Frau Wirthin ihrem Hühnerhauſe.

Wirthin, (höchſt aufgebracht.) O du infamer Schurke! Du Galgenſtrick! Du ehrloſer Eierdieb! Mir meine Eier zu ſtehlen, und mir die Eier dann wieder zu verkaufen! Ob du mir meine drei Batzen wieder gibſt, oder nicht?

Lukas. Da habt Ihr ſie; laßt mich aber jetzt gehen!

Wirthin, (nimmt ihn beim Haar.) Die Augen möcht' ich dir auskratzen! Den Hals möcht' ich dir umdrehen! (Sie ſchüttelt ihn.)

Herr v. A. Nur nicht ſo hitzig. Laſſen Sie ihn los.

Wirthin. Loslaſſen? Nein, Euer Gnaden müſſen ihn an den Pranger ſtellen laſſen! An den Galgen mit ihm!

Herr v. A. Nimmt das Klappern und Schnattern noch kein Ende? Ich befehle Ihnen, zu ſchweigen. Sie haben mir nicht vorzuſchreiben, wie ich den jungen Böſewicht beſtrafen ſoll. Das iſt meine Sache.

Wirthin. Nun, nun, daß ich nur meine drei Batzen wieder habe. (Mit erneutem Zorne.) Und alle die Eierbatzen, die du mir abgeſtohlen haſt, mußt du mir auch wieder zurück geben.

Herr v. A. Zum letzten Male ſage ich Ihnen, ſchweigen Sie, Frau Gevatter Schnatter.

Wirthin, (jammernd.) Ach was für eine unglückſelige Frau ich bin! O ich mag gar nicht daran denken. Die Eier ſind aus meinem Hühnerſtall! Alle meine Hennen ſind verhext, da ſie ſolche Eier legen. Ich ſagte es aber immer, in allen meinen Ställen ſpukts.

Herr v. A. In Ihrem Kopfe ſpukts, unwiſſende, thörichte Frau. Davon will ich Sie jetzt überzeugen und Ihnen deßhalb haarklein erzählen, wie es mit der Bezauberung der Eier zugegangen. — Sie verlangten ſchon öfter von meinem Schäfer, er ſolle ihre Ställe vor Hexerei verwahren. Der verſtändige Felix wollte ſich aber auf dergleichen Dinge, die mir in den Tod verhaßt ſind, nicht einlaſſen. Vor einem Paar Tagen nun kamen Sie auf den Einfall, Felix ſoll Ihnen den Eierdieb herbeibannen. Der ehrliche Schäfer erzählte mir von dieſem thörichten Begehren. Er hatte auch ſchon ſo ſeine Vermuthungen, wer die Eier ſtehle. Er wollte aber ſeiner Sache erſt gewiß ſeyn, und wünſchte den ſchlauen Dieb auf eine auffallende Art des Diebſtahls zu überführen. Da gab ich ihm den Rath, er ſoll mit einer feinen Nadel in jedes Ei ein kleines Löchlein ſtechen, das auch mit den ſchärfſten Augen nicht leicht wahrzunehmen; und ſoll dann durch dieſe kleine Oeffnung ein langes

Pferdehaar in das Ei ſchieben. So, dachte ich, werden die Eier auf eine Art gezeichnet, die der Dieb nicht bemerkt; und verkauft er die Eier — entweder der Frau Wirthin hier oder auf dem Wochenmarkte, ſo gibt dieß gewiß einen ſchrecklichen Lärm; der Dieb iſt verrathen, und kann ſeinen Diebſtahl gar nicht mehr läugnen. Das Ei in ſeiner Hand zeugt gegen ihn. Dieſer mein Anſchlag gefiel dem Schäfer ſehr wohl. Da es heute in der Stadt Wochenmarkt iſt, ſo verſchloß er ſich deßhalb, wie Sie wiſſen, in der vergangenen Nacht in das Hühnerhaus, und bezeichnete, unter dem Vorwande, den Dieb zu bannen, die Eier auf eben gemeldete Weiſe. Deßhalb kam ich ſchon am frühen Morgen hieher, und verlangte ein Paar Eier — in der Hoffnung, die Eier würden von den bezeichneten ſeyn. In der That hat ſich auch Alles, wie ich es wünſchte, gefügt — um Sie, Frau Wirthin, ihres Aberglaubens zu überführen, und den Eierdieb da zur verdienten Strafe zu ziehen.

Lukas, (hinter den Ohren kratzend.) Daß dich, daß dich — da iſt der Fuchs ſchön überliſtet worden, und in die Falle gegangen!

Wirthin, (ſehr kleinlaut.) So iſts gegangen? Hum, hum! das hätte ich nicht gedacht. Ich habe ſchon allerlei Verdacht gehabt. Bald glaubte ich, die Knechte ſeien die Eierdiebe — bald beſchuldigte ich in meinem Herzen die Mägde des Eierdiebſtahls. Ja, als ich in den Eiern da die Haare erblickte, da hielt ich meine dicke Frau Nachbarin, die alte Müllerin, — Gott verzeih mir — gar für eine Hexe. Nun, Menſchen können irren; wir ſind lauter ſchwache Geſchöpfe. Den Leuten ſey ihre Ehre hiemit wieder erſtattet.

Herr v. A. So ſind doch Aberglaube und Argwohn immer beiſammen! Darum iſt es auch um den Aberglauben etwas ſo Verderbliches. Er verwirrt nicht nur den Verſtand; er macht auch das Herz hart, lieblos und bösartig. — Sie ſehen aber nun ſonnenklar, daß Ihre alberne Meinungen von Hexerei, Bannen, und dergleichen, nichts als Dummheiten ſind. Wenn man die abentheuerlichſten Geſchichten der Art näher beim Lichte betrachtet — läufts immer auf Betrug und Leichtgläubigkeit, Irrthum und Täuſchung hinaus. Laſſen Sie das ſich geſagt ſeyn.

Wirthin. Ja, ja, ich bin aber nur froh, daß der Dieb entdeckt iſt! Er hielt ſich immer für ſchlauer, als einen Fuchs, und nannte mich, wie man mir ſagte, mehr als einmal eine Gans. Nun hat die Gans doch noch über den Fuchs den Sieg davon getragen.

Herr v. A. Ja wohl, aber mit anderer Leute Hülfe. Indeß ſchweigen Sie, oder ich laſſe Ihnen noch ein Schloß an den Mund ſchlagen, Sie unerträgliche Plaudertaſche. — Du aber, falſcher, betrügeriſcher Knabe, haſt dich ſehr ſchlecht aufgeführt. So ſchlecht du aber auch biſt, ſo bedauere ich dich dennoch. Es iſt wirklich Schade um dich. Bei deinem Witz und Verſtand könnteſt du, wenn du dabei ein ehrliches Herz hätteſt, in der Welt dein Glück machen. Allein bei deinem Betragen biſt du auf dem geraden Wege zum Galgen. Beſſere dich alſo — und verlaß dich nicht auf deine Liſt. Du ſiehſt jetzt, wie leicht ein Diebſtahl aufkommen, und wie auch der ſchlaueſte Dieb durch ein kleines Ding entdeckt werden kann. Ein Haar hat deine geheimen Diebereien an den Tag gebracht.

Wirthin. Ja, das iſt wahr, und die Wahrheit muß man ſagen. Wenn mich der gnädige Herr nicht anhören will, ſo rede ich halt mit andern Leuten. (Zu den Zuſchauern.) Kein Spinnenfädelein iſt ſo fein, es kommt einmal an Sonnenſchein.

Herr v. A. Damit du, junger Dieb, die Warnung, die ich dir gegeben, nicht vergiſſeſt, muß ich dir aber noch ein Merkzeichen machen. Wohlan, wo du herausgekrochen biſt mit den geſtohlenen Eiern, da krieche wieder hinein, für den Diebſtahl zu büßen.

Wirthin. Nun, ich bin begierig, wo er hineingekommen! Ich habe den Hühnerſtall rings herum recht gut verwahren und wohl verſchließen laſſen.

Herr v. A. Ich wollte, Sie verſchlößen Ihre Lippen noch beſſer. (Zu Lukas, ihm mit der Reitpeitſche drohend.) Nun, gehſt du, oder ſoll ich dir Füße machen?

Lukas (geht langſam, mit geſenktem Kopfe zum Hühnerhauſe und ſchiebt das Brett etwas ſeitwärts.)

Wirthin. Wie, was? Da iſt der Schlingel hineingekommen — während ich den Schlüſſel zur Thüre bei Nacht unter meinem Kopfkiſſen verwahrte? Nun, ſeh' ich wohl, man muß die Augen wohl in die Hand nehmen, und Alles ſelbſt wohl unterſuchen, wenn man nicht betrogen und beſtohlen werden will.

Herr v. A. (zu Lukas.) Nun, wird's bald? — Kriech' hinein!

Lukas, (kriecht in das Loch und ſchreit jämmerlich, weil ihm Herr von Auer mit der Peitſche einige Streiche verſetzt.) O ich will gewiß nicht mehr ſtehlen. O weh — o weh; nein, nein, nie — nie mehr!

Wirthin, (klatſcht in die Hände,) So iſt's recht; das freut mich. Die Streiche ſind ihm heilſam. Kein Streich iſt verloren, als der daneben geht. (Sie ſchiebt das Brett wieder zurück.) So, nun iſt der Fuchs gefangen.

Neunter Auftritt.

Herr von Auer. Wirthin.

Herr v. A. Da ſoll er mir vor drei Tagen nicht herauskommen.

Wirthin. Gut, gut. Meinen Hennen, die jetzt dort im Hofe ſind, will ich derweil ſchon ein anderes Nachtquartier verſchaffen, ſonſt frißt mir dieſer Fuchs ihre Eier ungeſotten. Das Brett da will ich aber gleich feſt nageln laſſen — und indeß hier mit meinem Bund Schlüſſel Schildwache ſtehen, damit der Dieb inzwiſchen nicht entrinne. Streckt er nur den Kopf heraus, ſo will ich ihm mehr Löcher, als er mir Eier geſtohlen, in den Kopf ſchlagen.

Herr v. A. Immerhin, wenn er einen Verſuch machen ſollte, herauszukriechen. Er wird es aber wohl nicht wagen. Uebrigens, Frau Wirthin, geben Sie ihm nichts als Waſſer und Brod. Ich hoffe, dieſe Brunnenkur bei mäßiger Diät werde ihm gut anſchlagen — und ich wünſche jedem naſchhaften, diebiſchen Kinde einen Arzt, der ihm eine ſolche Kur verordne. — Ich befehle es Ihnen nochmal, laſſen Sie ihm nichts zukommen, als Waſſer und Brod.

Wirthin. Sorgen Sie nicht. Er ſoll ſchönes Kleienbrod bekommen, zwölf bis ſechzehn Loth des Tages, und friſches klares Brunnenwaſſer dazu, ſo viel er will. Die Rechnung für die Unkoſten will ich Euer Gnaden dann ſchriftlich überſchicken, und den Betrag für das Paar Eier dann ſogleich dazu ſchreiben.

Herr v. A. (für ſich.) Nein, das iſt zu arg!

Der Geiz, die Eigennützigkeit dieſes Weibes iſt noch tauſendmal unerträglicher, als ihre Plauderhaftigkeit. (Mit Ernſt und großem Nachdrucke.) Hören Sie, Madame! Der Eierdieb hat ſchlecht gehandelt; Ihre Geſinnungen aber ſind noch viel ſchlechter und niederträchtiger. Wie mögen Sie doch für das Paar Eier da, von denen ich nichts genießen konnte, Bezahlung fordern? Ihre Begierde, immer reicher zu werden, wird Sie am Ende noch arm machen. Ihr Geiz, die übermäßig großen Zechen, die Sie mit doppelter Kreide anſchreiben, werden noch alle Gäſte von Ihrem Gaſthauſe verſcheuchen. Von all den Reiſenden, die bei Ihnen einkehren, kommt ſicherlich keiner das zweite Mal.

Wirthin, (höhniſch.) Je nun, ſo gebe ich meine Wirthſchaft auf. Wegen der Eierdiebe und der mancherlei Hausdiebe läßt ſich ohnehin nicht mehr wirthſchaften.

Herr v. A. Sie ſelbſt ſind Schuld, daß Dienſtboten und Taglöhner, wegen der ſchlechten Koſt und des kargen Lohnes, die Sie ihnen geben, Sie auf mancherlei Weiſe beſchädigen und betrügen — theils aus Verdruß, theils um ſich ſelbſt bezahlt zu machen. Dieſe armen Leute ſind allerdings ſtrafbar; aber Sie Frau Wirthin, und ſolche karge, geizige Leute, wie Sie, ſind noch viel ſtrafbarer. Sie machen unehrliche Leute, weil Sie die Leute nicht ehrlich und ehrenvoll behandeln. Sie verleiten die

Menſchen, Unrecht zu thun, weil Sie ihnen zuerſt Unrecht thun.

Wirthin. - Ich bin auf nichts, als auf meinen eigenen Nutzen bedacht.

Herr v. A. Da ſagen Sie die Wahrheit. Sie gehören zu denjenigen Menſchen, die nur auf ihren eigenen Vortheil ſehen, und um das Wohl und Wehe der ganzen übrigen Welt ſich nichts bekümmern. Sie gleichen dem Wucherer, der da wünſcht, daß Theuerung und Hungersnoth über ſeine Mitmenſchen komme, damit er ſein Korn um einige Gulden theurer anbringen, und ſo aus dem allgemeinen Elende Vortheil ziehen könne. Sie — und noch manche Andere — ſetzen Ihren Gäſten ungeſunde Speiſen und verfälſchte Weine auf, und bringen ſo Ihre Mitmenſchen um Geſundheit und Leben — bloß um einige Kreuzer zu gewinnen. Ein großer, weiſer Mann hat die ſchlechte Denkart ſolcher ſelbſtſüchtigen, eigennützigen Menſchen mit wenigen Worten ſehr treffend geſchildert, und eher zu wenig als zu viel geſagt: „Der Eigennutz iſt im „Stande, dem Nachbar das Haus anzuzünden, um „bei dem Feuer ein Paar Eier zu ſieden.“ Gott wolle uns Alle vor ſo engherzigen, menſchenfeindlichen Geſinnungen bewahren.

* * *

Emma

oder

die kindliche Liebe.

Schauſpiel in drei Aufzügen.

Perſonen.

Aline von Werner, eine verarmte Mutter.
Emma, etwa zwölf,
Heinrich, ungefähr acht, } ihre Kinder.
Roſa, gegen ſechs Jahre alt,
Ein Pilger.
Ein Arzt.

Erſter Aufzug.

Ein grüner Platz zwiſchen Felſen, denen mancherlei Geſträuch, reichliches Moos und allerlei blühende Kräuter ein maleriſches Ausſehen geben. Auf der einen Seite des Vordergrundes einige herabgeſtürzte Felſenſtücke, die zu einem Tiſchchen und niedrigen Sitzen dienen; ein Felſen auf der andern Seite bildet eine natürliche Bank mit einer Lehne. An einer Felſenwand im Hintergrunde ein kleiner Stoß geſammeltes Reisholz.

Erſter Auftritt.

Mutter.

(Sie legt einige Büſchelchen Reisholz, die zerſtreut umher liegen, auf den bereits errichteten Stoß. Die Muſik, in der ſich vorzüglich das Alpenhorn vernehmen läßt, währet noch eine kleine Weile.) So, genug! Ich höre das Alpenhorn. Der Hirt ruft der ſatten Heerde in den Schatten. Von der kleinen Sennhütte dort drüben ſteigt Rauch auf; man kocht dort bereits zu Mittag. Es iſt wohl Zeit, daß ich auch meinen lieben Kindern ihr Mittagsmahl bereite. (Sie langt aus einem Korbe Brod, eine ſteinerne Flaſche und eine irdene Schüſſel nebſt drei blechernen Löffeln hervor, geht damit an das Felſentiſchchen, und fängt an, Brod in die Schüſſel zu brocken. — Indem ſie ſeitwärts in die Ferne blickt:) Wie fleißig Emma und Roſa dort unten im kleinen Thale Kräuter ſammeln! Die guten Kinder! Sie ſind ſo emſig, daß ſie nicht einmal aufblicken! Nur Heinrich ſehe ich nirgends.

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Mutter.

Heinrich, (kommt von der andern Seite, einen ziemlich großen Büſchel Reisholz unter dem Arme.)

Mutter. Biſt du da, Heinrich! Nun wohl. Jetzt könnet ihr Kinder zu Mittag eſſen. (Laut rufend.) Emma, Roſa, kommt doch, kommt! Es iſt zum Eſſen Zeit.

Heinrich. Da ſieh, liebe Mutter! Das iſt der letzte Büſchel von dem Reisholze, das wir dieſen Morgen geſammelt. Biſt du mit uns zufrieden?

Mutter. Sehr wohl, lieber Heinrich. Ihr ſeyd fleißige Kinder.

Heinrich. (Ein Sträußchen von ſeinem Strohhute nehmend.) Sieh, dieſes Sträußchen friſcher Heidelbeeren, das habe ich für dich gepflückt.

Mutter. Ich danke dir, liebes Kind. Du biſt ein guter Knabe. Ich liebe dich ſehr.

Heinrich, (indem er das Reisholz zu dem übrigen legt.) Nun, nun, unſer Holzſtoß nimmt ziemlich zu. Bald können wir dem kalten Winter ruhig entgegen ſehen.

Mutter. Freilich wohl. Du wirſt aber müde ſeyn. Ruhe jetzt aus. Nach geſchehener Arbeit iſt die Ruhe ſüß.

Heinrich, (wiſcht ſich die Stirne und ſetzt ſich auf eines der Sitzchen in den Schatten eines überhängenden Strauches.) Die Sonne brennt heiß; wie kühl und angenehm es hier in dem Schatten iſt!

Mutter. Nicht wahr, lieber Heinrich? O wie gut iſt doch Gott, der dieſe Geſträuche geſchaffen! Am ſchwülen Tage geben ihre grünen, belaubten Zweige uns kühlen Schatten; und kommt der rauhe Winter, ſo liegt in den dürren abgefallenen Zweigen und Aeſten das wärmende Feuer für uns ſchon bereit. Wunderbar hat Gott die Feuerflamme mit ihrem Glanze und ihrer Wärme in dem Holze verſteckt und gleichſam feſt gebunden, damit wir die Flamme, ohne uns zu brennen, heimtragen, und ſobald wir ſie nöthig haben, aus dem Holz hervorlocken können.

Heinrich. Ja, das iſt wahr! Gott hat Alles auf das Allerbeſte eingerichtet.

Dritter Auftritt.

Emma. Roſa. Vorige.

Emma, (mit einem Korbe voll Kräuter auf dem Kopfe, und die kleine Roſa, die auch ein Körblein mit Kräutern am Arm hat, an der Hand führend.)

Mutter. Welch eine Menge Kräuter! Du liebe, gute Emma! Du mußt ja keinen Augenblick geruht haben, ſo fleißig haſt du gepflückt. Und auch du, kleine Roſa, bringeſt ein volles Körblein! Es iſt zwar klein, aber für deine kleinen Kräfte groß genug. Jede von euch Beiden hat ſo viel gethan, als ſie konnte. Ein ſchönes Bild, wie jeder nach Kräften zum allgemeinen Wohle das Seinige beitragen ſoll!

Emma. Wir fanden ein Plätzchen, das mit dieſen Kräutern, die ſonſt nur einzeln ſtehen, beinahe ganz überdeckt war. Der Arzt, für den wir ſammeln, wird ſich freuen — und du, liebſte Mutter, nimmſt doch wieder einige Kreuzer ein.

Mutter (nimmt Emma den Korb ab, und betrachtet die Kräuter.) Welch kräftiger Wohlgeruch!

Welche lieblichen Farben! O wunderbarer Gott! Wer ſollte es glauben, daß in dieſen Kräutern die Kraft liege, das entflohene Roth der Geſundheit wieder auf die bleiche Wange zurück zu führen, und kranke Menſchen vom Rande des Grabes in das Leben zurück zu rufen!

Emma. Es iſt, wie du, liebe Mutter, uns ſo oft geſagt haſt: Gott iſt in dem kleinſten Kräutchen, das zu unſern Füßen blüht, ſo groß und herrlich, als in der Tanne dort, die mit ihrer Spitze an die Wolken reicht.

Mutter, (bevor ſie den Korb mit Kräutern auf einen Felſen ſtellt.) Gott lege ſeinen Segen auf dieſe lieblich duftenden Kräuter. Ihre geheime Heilkraft wolle manchem kranken Vater die Geſundheit wieder geben, manche holde Mutter ihren lieben Kindern wieder ſchenken, und manchem zarten Kinde das ſüße junge Leben friſten!

Emma. Da bring ich dir auch noch ein Sträußchen Steinhimbeeren; ſie ſind die erſten, die ich fand.

Roſa. Und ich bringe dir ein kleines Blumenſträußchen.

Mutter. Habet Dank, liebſte Kinder! (Sie koſtet ein Paar Beeren, und riecht an dem Sträußchen.) Als Beweiſe eurer kindlichen Liebe ſchmecken mir dieſe Beeren viel ſüßer, und dieſe Blumen duften mir noch einmal ſo lieblich. Ihr ahmt dem lieben Gotte nach, der zu dem Nöthigen und Heilſamen auch noch das Angenehme gibt. Habet Dank — und ſetzt euch nun dort in den Schatten, und eſſet zu Mittag.

Roſa. Das laſſen wir uns nicht zweimal ſagen. Wir ſind hungrig und durſtig; das Brod und die friſche Milch werden uns recht gut ſchmecken!

Mutter, (indem ſie Milch aus dem Kruge in die Schüſſel gießt.) Auch dieſe Milch da hat uns Gottes Huld aus ſolchen Kräutern und reinem Thau des Himmels bereitet. An Blumen, Gras und Kräutern zeigt ſich Gottes Güte gegen uns beſonders lieblich und freundlich. Die Kräuter auf den Wieſen, an den Bächen, in Thälern und auf den Bergen, ſogar an den rauhen Felſen hier herum, enthalten koſtbare Geſchenke für uns — Milch und Honig — Geſundheit und Leben.

Heinrich. Wollen wir nicht unſer Milchliedchen ſingen, bevor wir eſſen?

Mutter. Ja, ſinget es, liebe Kinder. Geſang erheitert das Gemüth, macht unſer Herz milder und ſanfter, und gefällt Gott dem Herrn.

Emma. Und ein frommes Lied iſt auch ein Gebet. (Die Kinder ſtellen ſich mit gefalteten Händen um den Felſentiſch, auf dem ihr Milchgericht ſteht, und ſingen das Milchliedchen:)

Vater, Deine Gabe
Iſt dies Milchgetränk;

Mild und freundlich labe,
Gott, uns Dein Geſchenk.

Rein in reiner Schale
Glänzt die Milch wie Schnee;
Dort im Blumenthale
Grünte ſie als Klee.

Väterlich und weiſe
Giebſt du Brod dazu!
Dieſe unſre Speiſe —
Segne, Vater, Du!

Heinrich und Roſa (ſetzen ſich auf die Felſenſitze und eſſen.)

Emma. Aber, liebe Mutter, ſetz' dich auch zu uns und iß mit!

Mutter. Iß, liebe Emma, iß mit deinen Geſchwiſtern. Es macht mir mehr Vergnügen, euch zuzuſehen, als mitzueſſen.

Emma. Nein, liebſte Mutter! Du mußt mitessen; ſonſt ſchmeckt es uns nicht.

Heinrich. Wenn die Mutter nicht mit uns eſſen will, ſo legen wir alle die Löffel nieder. Hier liegt der meinige.

Mutter. Eſſet, eſſet doch, liebe Kinder. Die Milch iſt bloß euch zugedacht. Ich habe für mich nicht einmal einen Löffel mitgenommen.

Roſa. Da, liebe Mutter, haſt du mein neues

Löffelein! Es iſt freilich nur klein, aber doch recht ſchön. Sieh, es glänzt wie Silber.

Emma. Iß du, liebe kleine Roſa; und du, liebe Mutter, nimm meinen Löffel.

Heinrich. Ich habe meinen Löffel zuerſt niedergelegt; meinen Löffel mußt du nehmen. O nimm ihn doch, liebſte Mutter!

Mutter. Ich muß mit euch, ihr lieben Kinder, ſchon zum Kinde werden. Mit jedem Löffel will ich einiges Wenige eſſen. Gieb du, liebe Roſa, dein kleines zierliches Löffelein zuerſt her.

Vierter Auftritt.

Pilger. Vorige.

Heinrich. Sieh, Mutter, dort kommt ein fremder Mann in einem wunderlichen Anzuge!

Pilger, (ein ältlicher Mann mit weißen Haaren, aber noch blühenden Wangen; in ein braunes, weites Pilgergewand gekleidet, über das er einen kurzen Pilgermantel trägt. Sein Hut iſt auf beiden Seiten aufgeſchlagen, und in der Hand führt er einen langen, weißen Pilgerſtab. Hut und Mantel ſind mit Muſcheln geziert; ſeitwärts an dem Gürtel iſt eine Kürbißflaſche befeſtigt.)

Emma, (aufſtehend.) Mutter, wer iſt wohl der Mann? Eine ſolche Tracht habe ich noch nie geſehen.

Mutter. Er iſt ein Pilger, der eine Wallfahrt macht, und über unſre Gebirge vermuthlich nach Rom reiſet.

Roſa, (eilt der Mutter zu und ruft laut:) O weh, den Mann fürcht' ich! Mutter, heiß ihn weiter gehen.

Pilger. Grüß euch Gott, ihr Lieben, und Gottes beſter Segen ſey mit euch! (Zu Roſa.) O nein, liebe Kleine; erſchrick nicht, und fürchte dich nicht vor mir. Ich bin ein armer Mann, der keinem Menſchen ein Leid zufügt. Ich habe mich in dem Gebirge verirrt, und werde von Hunger und Durſt geplagt. Gebt mir einen Biſſen Brod, meinen Hunger zu ſtillen, und einige Tropfen Milch, meine ſchmachtende Zunge zu laben. Die Flaſche da an meiner Seite iſt ganz leer.

Mutter. Grüß Euch Gott, fremder Mann, und ſeyd uns als ein lieber Gaſt herzlich willkommen! — Nun Kinder, was meint ihr? Du, Heinrich, rede zuerſt. Was wollet ihr nun thun?

Heinrich. Ihn miteſſen laſſen.

Mutter. Und du, kleine Roſa, was ſagſt du?

Roſa. Der Mann ſoll mit Emma und Heinrich eſſen. Ich aber ſetze mich nicht zu ihnen; ich bleibe hier bei der Mutter.

Mutter. Dich Emma, darf ich wohl nicht erſt fragen?

Emma. Ich glaube deinen Sinn zu treffen, liebſte Mutter, und denke, meine lieben Geſchwiſter werden auch ſo, wie ich, geſinnt ſeyn. (Sie nimmt die Schüſſel nebſt einem Löffel und reicht ſie dem Pilger.) Da nimm, du armer Mann, und erquicke dich.

Pilger. Wie? Euer ganzes Mittagsmahl, von dem ihr kaum ein Paar Löffel voll genoſſen habt, wolltet ihr mir abtreten? Nein, das geht nicht an. Da müßtet ihr ja ſelbſt Hunger und Durſt leiden.

Heinrich. O dort iſt noch Brod genug; und unſern Durſt können wir an der klaren, friſchen Quelle da drunten mit Waſſer löſchen.

Pilger. Nein, nein. Ich will euch nicht berauben. Ich wollte nur eure Liebe prüfen — und bin jetzt ſchon von den wohlthuendſten Empfindungen ſatt.

Emma. O lieber Mann, verſchmähet nicht, was chriſtliche Liebe Euch darreicht. Ihr betrübet uns, wenn Ihr nicht eſſet. Eßt — macht uns die Freude und eßt.

Mutter. Es iſt noch hinreichend Milch hier im Kruge; Heinrich, bring mir die Trinkſchale dort aus dem Korbe.

Heinrich (holt die Schale, hält ſie hin, und die Mutter gießt die Milch hinein.)

Mutter. So! Labt Euch nun mit dieſer Milch, guter, alter Vater! (Sie ſchneidet von dem länglichten Brode eine Scheibe ab.) Hier habt Ihr Brod dazu.

Pilger. Wohl, wohl! Ich danke Euch für

Eure Güte gegen einen fremden, alten Mann. — Ich bin ſehr müde.

Heinrich. Setzt Euch da auf unſer ſteinernes Kanapee.

Pilger. Ja, hier auf dieſes Felſenſtück will ich mich ſetzen, und Eure milde Gabe genießen. (Er ſetzt ſich auf die Felſenbank, und legt ſeinen Hut neben ſich auf die Bank.)

Mutter. Macht es Euch bequem! Gebt mir Euren Stab! (Sie lehnt den Stab an einen Felſen.)

Emma, (die Schüſſel mit Milch wieder auf den Felſentiſch ſtellend.) Nun, Kinder, ſo kommt wieder hieher, und laßt uns eſſen.

Heinrich und **Roſa** (ſetzen ſich zu Emma, und eſſen mit ihr, während die Mutter mit dem Pilger redet.)

Pilger, (trinkt ein wenig, und betrachtet die Mutter.) Ihr ſeyd auch nicht immer ſo arm geweſen; Ihr habt einſt beſſere Tage geſehen. Eure Sprache, Eure Kleidung, und Euer Anſtand zeigen von keiner gemeinen Erziehung. Ihr ſeyd nicht von jeher gewohnt mit Euren zarten Händen hier in dieſer Wildniß Holz zu ſammeln, und es wohl gar auf dem Rücken nach Hauſe zu tragen?

Mutter. Ach freilich nicht! — Indeß hat es der liebe Gott nun einmal ſo gefügt; ich ergebe mich ohne Klage in ſeinen heiligen Willen.

Pilger. Wie ſeyd Ihr denn in ſo dürftige

Umſtände gerathen? — Verzeiht einem theilnehmenden Herzen dieſe Frage!

Mutter. Mein ſeliger Mann war Verwalter in der Eiſenſchmelze da drüben jenſeits des Berges. Im verfloſſenen Herbſte ſtarb er. Eine Meile von hier, auf dem Kirchhofe eines kleinen Dorfes, ruhen ſeine Gebeine. Ich und meine Kinder haben ſein Grab mit heißen Thränen benetzt und beſuchen es noch immer. (Sie trocknet ihre Thränen, und ſchweigt einige Augenblicke.) Bei ſeinem geringen Einkommen konnte er, trotz all unſrer Sparſamkeit und Einſchränkung, uns wenig hinterlaſſen. Er ſtarb — ich darf wohl ſagen — arm.

Pilger. Das iſt der ſicherſte Beweis, daß er ſehr rechtſchaffen war. — Man wird Euch aber doch ein Wittwengehalt ausgeworfen haben, von dem Ihr mit Euren lieben Kindern leben könnet?

Mutter. Es fiel ſehr klein aus! Da behalfen wir uns denn, ſo gut wir konnten. Die Amtswohnung, in der wir viele Jahre ſehr glücklich gelebt haben, mußte ich mit meinen Kindern ſogleich räumen. Das koſtete uns viele Thränen. Von dem Reſte unſers kleinen Vermögens, das uns nach Abzug der Krankheits-, Gerichts- und Begräbniß-Koſten blieb, kaufte ich ein kleines ländliches Haus, das wohl eher ein Hüttchen zu nennen iſt; eine Wieſe, und eine Kuh. Genug Holz zu kaufen, vermögen wir nicht mehr; der ſtarke

Verbrauch in der Eiſenſchmelze macht es ſehr theuer. Da ſammeln wir denn ſo des Sommers die dürren Reiſer, die uns der gutherzige Holzwart aus Mitleid zukommen läßt. Meine Kinder pflücken auch Kräuter für einen Arzt, der zu Zeiten dieſe Berge beſucht. Im Winter ſpinnen wir. Das Spinnerlohn iſt aber freilich hier im Gebirge ſehr gering.

Pilger. Ich bedauere Euch von ganzem Herzen.

Mutter. Unſer Schickſal iſt nicht ſo hart, als es ſcheint. Wir ſind zufrieden. Arbeitſamkeit, Genügſamkeit, Vertrauen auf Gott, Liebe und Eintracht — machen die ärmſte Hütte reich. Meine Kinder machen mir viele Freude, und laſſen mich alles Leid vergeſſen.

Pilger. (Mit großer Rührung.) Ja, das iſt wahr! Unbemerkt war ich Zeuge, wie herzlich Eure Kinder Euch lieben. Es war für mich ein entzückender Anblick. Ich habe auf meiner Wanderung durch das Gebirg viel Herrliches geſehen! Hohe, prachtvolle, wie von Gottes Allmachtshand aufgethürmte Felſen, und liebliche, blumenreiche Thäler; milchweiße Waſſerfälle mit darüber ſchwebenden Regenbogen; dort die fernen Gipfel der Schneeberge, die bald im Roſenlichte des Morgens, bald von der untergehenden Sonne vergoldet, hoch zum blauen Himmel emporragen. Allein in der ganzen Natur gibt es wohl nichts Schöneres, als den Anblick der mütterlichen und kindlichen Liebe, der mir hier ward. Ihr ſeyd eine glückliche Mutter; allein ich (er ſeufzet tief herauf) ich bin in Vergleich mit Euch ein unglücklicher armer Mann!

Mutter. Ich bedauere Euch! Es iſt hart, in ſeinen alten Tagen ſo in der Welt umher wandern zu müſſen. Da Ihr aber ſo viel Gefühl für das Große und Schöne der Werke Gottes in der Natur habt, ſo ſolltet Ihr Eure Armuth Euch nicht ſo zu Herzen nehmen.

Pilger. Armuth? — Das iſt das wenigſte, was mich drückt. Ihr ſeyd ſo gut, ſo mitleidig, daß ich Euch mein bewegtes Herz nicht verſchließen kann. Ich bin ein unglücklicher Vater. (Schmerzlich weinend.) Mein einziger Sohn war gegen mich höchſt undankbar. O es iſt hart; ſehr hart für einen alten Mann mit grauen Haaren ſolche Zähren zu vergießen! — Ich war reich und gab meinem Sohne Alles, was ich hatte; und er vergalt es mir mit nichts, als mit Böſem. — — Sobald der Undankbare ſich im Beſitze meiner Güter ſah, achtete er meiner nicht mehr; er zeigte weder Ehrfurcht noch Liebe mehr gegen mich. Er zählte mir gleichſam jeden Biſſen in den Mund; ſeine Grauſamkeit vertrieb mich aus meinem Hauſe, aus meinem Eigenthume. O wie liebevoll ſind dagegen Eure lieben Kinder gegen Euch, die lieber ſelbſt nicht eſſen wollen, als daß Ihr hungern ſolltet! Ihre Liebe zu Euch rührt mich im innerſten Grunde des Herzens; ſie iſt von dem liebloſen Betragen meines Sohnes das geradeſte Gegentheil!

Heinrich, (ſteht auf und ſpringt zur Mutter hin.) Wollen wir nicht, bis der Mann ſeine Milch und ſein Brod verzehrt hat, unſer Dank-Liedchen für Milch und Brod ſingen? So kommen wir wieder zur Arbeit.

Pilger. Ja, meine lieben Kinder, thut das, und ſingt. Euer froher unſchuldsvoller Geſang wird mein trübes Gemüth erheitern. Gar lieblich ſcholl euer Liedchen vorhin hinab in das Thal, und führte mich eigentlich da herauf zu euch.

(Die Kinder ſingen, ſo wie die Mutter, gegen den Felſen gekehrt, auf dem die leere Schüſſel ſteht:)

Dank für Deine Gaben,
Dank für Milch und Brod,
Die ſo mild uns laben,
Dank Dir, lieber Gott!

Milch erfriſcht die Säfte,
Iſt der reinſte Trank,
Schenkt uns neue Kräfte —
Schöpfer, habe Dank!

Daß ſie nie uns fehle,
Gieb Du guter Gott;
Rein bleib unſre Seele —
Und die Wange roth.

Pilger, (legt während ſie ſingen, ohne daß Mutter und Kinder es bemerken, Golo in die Trinkſchale, ſtellt ſie auf einen Felſen, und ſteht, ſobald der Geſang geendet, eilig auf.) Schön, recht ſchön! Nun muß ich aber meinen Stab weiter ſetzen. Habt Dank, edle Frau, und ihr, meine lieben Kinder. Ihr habt mir Leib und Seele recht erquickt. Gott vergelt es euch! — Dort ſteht die Schale. (Ihnen die Hand reichend.) Lebet wohl, gute Mutter; liebe Kinder — und auch du, liebe kleine Roſa — lebet wohl, und Gott ſey ſtets mit euch.

Fünfter Auftritt.

Vorige, ohne den Pilger.

Emma. Ein guter, guter Mann! Wie gerührt er war, als er Abſchied von uns nahm! Die Thränen ſtanden ihm in den Augen.

Mutter. Dem armen Manne liegt ein ſchwerer Kummer auf dem Herzen. Gott wolle ihn tröſten!

Emma. Das wird der liebe Gott auch thun; aller Troſt kommt ja von Gott.

Heinrich. Und Gott wird den armen Mann nicht leer ausgehen laſſen. Doch — nun wollen wir wieder an unſer Tagwerk.

Emma. Ich will zuvor noch drunten an der Quelle die Geſchirre reinigen, und ſie dann ſogleich in den Korb legen. (Sie langt die Trinkſchale vom Felſen herab, und ruft erſtaunt:) Was iſt das! Mutter, ſieh — in der Schale liegen mehrere Goldſtücke.

Heinrich, (hinſpringend.) Wie, laß ſie mich auch ſehen! Ah — die ſind viel werth! Für ein ſolches Goldſtücklein gab der ſelige Vater gern eine große Eiſenplatte.

Emma. Ach, ſeit der Vater todt iſt, habe ich kein Gold mehr geſehen!

Mutter, (nimmt die Goldſtücke aus der Schale.) Wirklich — zehn Goldſtücke! Ein wahrhaft fürſtliches Geſchenk! Wer iſt doch dieſer Fremde? Er kommt mir ſehr geheimnißvoll vor.

Heinrich. Kommt, wir wollen ihm nachlaufen, und für ſein ſo herrliches Geſchenk ihm danken!

Mutter. Er will das nicht; er will uns den Dank erſparen! Darum hat er ſich ſo ſchnell entfernt. (Ihm nachblickend.) Er hat den gewöhnlichen Fußſteig verlaſſen, und iſt im Gebüſche wie verſchwunden. Ich ſehe nichts mehr von ihm. Doch — Gott wird ihn ſchon finden, dieſen unſern unbekannten Wohlthäter, und ihm dieſe reiche Gabe nicht unbelohnt laſſen.

Emma. Der gute Mann hat die Schale Milch, dieſe kleine Wohlthat, die wir ihm erwieſen — überreichlich belohnt.

Mutter. So reichlich, ja noch unendlich reichlicher belohnet Gott!

Roſa. Mutter! Laß mich die Goldſtücklein doch auch ſehen.

Mutter. Da ſieh, liebe Roſa! Nicht wahr, ſie ſind ſchön?

Roſa. Sie ſind, glaub' ich, ganz neu, und glänzen wunderſchön. Schenk mir doch auch eines davon, liebe Mutter! Ich hänge es dann an einem ſchönen, rothen Bändchen an den Hals.

Mutter. O Kind, dazu wäre es zu koſtbar. Dieſe Goldſtücke ſind ein Nothpfennig für uns auf viele Jahre. — Ach, mir war es recht bange auf den Winter. Ich wollte es euch nur nicht ſagen, um euch nicht zu betrüben. Wir ſind nicht hinreichend mit Korn verſehen, das jetzt ſehr theuer iſt! und jedem von euch fehlt noch ein oder das andere Stück zu der ſo nöthigen warmen Winterkleidung. Nun aber will ich euch Alle recht herauskleiden. Auch dir, liebe kleine Roſa, laß ich ein hübſches neues Kleid machen.

Roſa, (hüpft vor Freude und klaſcht in die Hände.) O das iſt ſchön! Das freut mich noch mehr, als ein Goldſtücklein!

Heinrich. Aber höre einmal, liebe Mutter! Ich verſtehe den Fremden nicht. Er ſagte, er ſey ein armer Mann, und doch theilt er mit vollen Händen Gold aus.

Roſa. Ei, der iſt freilich nicht arm. Ich glaube, die gelbe Flaſche, die er an der Seite hängen hat, iſt voller Goldſtücke!

Heinrich, (lächelnd.) Das nun wohl nicht. Aber gewiß hat er noch manches Goldſtück in der Taſche. Wie reimt ſich nun dieſes mit ſeiner vorgeblichen Armuth? Er ſagte uns nicht die Wahrheit. Der Mann iſt gewiß ſteinreich.

Mutter. O mein lieber Heinrich! nicht die volle oder leere Taſche, nicht die reichlich gefüllte oder gänzlich ausgeleerte Geldkiſte macht reich oder arm, ſondern einzig das Gemüth. Der gute Mann, der uns eben verließ, iſt arm an Freuden; ſein Gemüth iſt tief betrübt. Wir ſind bei all unſrer Armuth glücklicher, als er!

Heinrich. O ſo wollen wir für den armen Mann beten!

Emma. Und Gott danken, daß Er uns durch ihn eine ſo reichliche Hülfe bereitete.

Mutter. Ja, das wollen wir, meine liebſten Kinder. (Sie blickt zum Himmel und faltet die Hände; auch die Kinder ſtehen — zum Himmel blickend und die Hände faltend — umher.) Lieber Vater im Himmel! Wir danken Dir, daß Du dieſen guten fremden Mann uns zugeſchickt haſt, der uns eine ſo große Wohlthat erwieſen! — Du ſiehſt jede gute That und keine Thräne fällt Dir unbemerkt zur Erde. O ſegne, ſegne unſern Wohlthäter — und trockne, trockne ſeine Thränen!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mutter. Emma.

(Die Mutter ſammelt, zwiſchen den Felſen im Hintergrunde, dürre Aeſte und Zweige, und bindet ſie in Büſchel. Emma ſitzt, ihren Korb voll blühender Kräuter neben ſich, an dem Felſentiſche, und ordnet die Kräuter, gleiche zu gleichen legend, nachdem ſie zuvor jedes welke, gelbe Blättchen ſorgfältig davon abgepflückt. Während dieſer Beſchäftigung ſingen Beide, mit den Strophen abwechſelnd, das folgende Lied:)

Im Morgengolde glühten
Der Bäume Laub und Blüthen,
Und jedes Wölkleins Rand;
Die Mutter ging zum Garten,
Der Blumen da zu warten,
Ihr Malchen an der Hand.

Sieh, rief das zarte Mädchen,
Auf allen Blumenblättchen
Die Tröpflein hell und klar!
Sag', liebe Mutter, weinen
Vielleicht die holden, kleinen,
Geliebten Blümchen gar?

Die Mutter ſprach: „O Mädchen,
So oft noch jedes Blättchen
Voll ſolcher Tropfen lag:
So brachten dieſe Thränen
Noch immer einen ſchönen
Und heitern Frühlingstag."

Wird einſt dein Herzchen bange,
Bethauen deine Wange
Auch ſolche Tröpflein, Kind!
Dann denk in Schmerz und Leiden,
Daß Thränen naher Freuden
Getreue Boten ſind."

Mutter, (ruft, indem Emma die letzten Zeilen, der Melodie gemäß, wiederholen will, plötzlich mit einem Schrei des Entſetzens:) O Gott, ſey mir gnädig und barmherzig! Ich bin ein Kind des Todes. — (Die Muſik bricht in Mitte des Taktes ab. Eine Schlange, die unter den Reiſern ſteckte, hat ſich der Mutter um den Arm geſchlungen, und ſich am Gelenke der Hand eingebiſſen.)

Emma, (herbeieilend, ruft erſchrocken:) Ach

Gott! Eine Schlange! Eine Schlange! O Mutter, Mutter, liebſte Mutter! O Gott, o Gott, erbarme dich unſer!

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich, (hereinſtürzend.) Eine Schlange! Wo? O Gott, o Mutter, Mutter! — (Er faßt die Schlange, ſchleudert ſie an den Felſen, und zertritt ſie.) O wenn ſie nur nicht durchgebiſſen hat durch das Kleid!

Mutter, (ſetzt ſich auf die Felſenbank; ſie iſt todtenblaß und läßt die Arme ſinken.)

Emma. O liebſte Mutter! Komm — laß ſehen! Laß — ach mir ſchaudert! — laß den Aermel ein wenig zurückſtreifen. O Gott gebe, daß der Biß nicht durchging!

Heinrich, (ſchmerzlich jammernd.) Ach Gott, der Arm blutet!

Mutter. O liebe Kinder! Mit mir iſt's geſchehen. Ich muß ſterben — und für mich iſt keine Rettung mehr!

Emma. O Heinrich — eile — eile — ſpring — lauf — und ruf den Arzt, für den wir dieſe Kräuter pflückten. Er wäſcht eben drunten an der Quelle ſeine geſammelten Wurzeln.

Heinrich. Ich will laufen — ſo ſchnell ich kann! (Eilig ab.)

Dritter Auftritt.

Mutter. Emma.

Emma. O Mutter! (Ihr um den Hals fallend.) Liebſte, beſte Mutter — wie gern wollte ich ſtatt deiner ſterben! — (Auf den Knien.) O Gott, liebſter Gott! O nimm uns Kindern die Mutter nicht auch noch, nachdem Du uns den Vater genommen haſt! O laß uns nicht zu zweifachen Waiſen werden! (Die Arme weit ausgebreitet zum Himmel ſtreckend.) O könnte Dich mein Auge ſehen, lieber Gott — könnte ich Dich umfaſſen — ich wollte Dich nicht mehr laſſen — bis ich das Gnadenwort hörte: „Sie lebe!“ O ſieh mich armes Kind hier — ſieh mich auf meinen Knien hier; ich will das Opfer ſeyn! — O nimm mich hinweg von dieſer Erde — nur laſſe ſie am Leben!

Mutter, (mit ſchwacher Stimme.) Emma! Deine Theilnahme, deine Liebe zu mir iſt Balſam auf meine brennende Wunde. Doch laß mich jetzt ein wenig ruhen. Ich muß in dieſen letzten, ernſten Augenblicken mich mit Gott unterreden. (Sie ſtützt den Arm auf den Felſen, und hält die Hand vor die Augen.)

Emma, (auf die Kräuter zueilend, etwas leiſer.) O ihr lieben Blumen — ihr heilſamen Kräuter! Eines aus euch könnte ſie vielleicht retten — aber ach, da ſteh ich und kenne es nicht! O Gott, ſende einen Lichtſtrahl, und bezeichne dasjenige Kräutchen, das ihr helfen kann! Ich will es zerkauen und ihr auf die Wunde legen! — (In die Ferne blickend.) Ach, kommt denn der Arzt noch nicht? Mir dünkt, es iſt ſchon eine Ewigkeit, ſeit Heinrich fort iſt. (Sie geht ängſtlich umher, als ſuchte ſie etwas.) Da liegt noch das Gold. — O weg mit dir! Du biſt das elendeſte Ding von der Welt! Du hilfſt nichts, wenn die Noth am größten iſt! Du kannſt das Leben keinen Augenblick verlängern! — Wie gerne gäb' ich alle dieſe Goldſtücke für ein kleines, verachtetes Kräutlein, das ich vielleicht mit Füßen trete!

Vierter Auftritt.

Der Arzt. Heinrich. Vorige.

Emma, (auf den Arzt zueilend.) O lieber Mann! Sieh, da iſt Gold! Nimm! Alles iſt dein! Nur mach', daß unſre liebe Mutter nicht ſterbe.

Arzt. Wo iſt die Schlange? —

Emma. Dort am Felſen liegt ſie.

Arzt, (hebt ſie mit dem Stocke auf.) — Und wenn du mir mehr Goldſtücke gäbeſt, als dieſe

Schlange da Schuppen hat — ſo könnte ich doch nicht mehr helfen. In zwei bis drei Stunden iſt deine Mutter eine Leiche.

Emma. Unterſucht doch wenigſtens die Wunde.

Arzt. Wozu? Ich will mit dieſem Gifte nichts zu ſchaffen haben. Es wäre vergebens. Zudem ſchläft ſie, wie mir däucht. Ich will ſie nicht im Schlafe ſtören.

Emma. Ach, iſt denn kein — kein — gar kein Mittel mehr? Du haſt ja der Kräuter und Arzneimittel ſo viele — könnte denn keines helfen? O verſuche es nur! — Gott, erleuchte Du ihn, daß er das rechte Mittel finde!

Arzt. Ein Mittel wäre noch! Wenn Jemand ihr das Gift aus der Wunde ſaugen wollte, ſo käme ſie vielleicht noch davon. Allein, wer möchte dieſes thun? Ich wollte es Niemanden rathen. Der Menſch, der es wagte, wäre gewiß des Todes. Denn gräßlich — entſetzlich iſt das Gift dieſer Schlange. Ich wollte lieber Geifer des wüthenden Hundes verſchlucken. Ich weiß hier keinen Rath, als ihr empfehlt ſie Gott, und betet, daß Gott ihr eine ſelige Sterbeſtunde verleihe. Einen Prieſter zu rufen, iſt's zu ſpät. Bevor der ſchnellſte Bote das nächſte Dorf erreichte, und ihn hieher brächte, iſt ihre abgeſchiedene Seele ſchon in der Ewigkeit. Ich nütze hier nichts mehr. Lebt wohl — und Gott woll' euch arme Kinder tröſten! — (Er geht.)

Fünfter Auftritt.

Vorige, ohne den Arzt; hernach Roſa.

Mutter, (die bisher, wie im Schlummer, das Haupt an den Felſen lehnte, ſchlägt die Augen auf.) Ja, Gott wolle euch tröſten, ihr guten Kinder! Ich habe mein Todesurtheil aus dem Munde des Arztes vernommen — und bin gefaßt. Der Wille des Herrn geſchehe. Sie, Herr, hier bin ich! Ich will nichts ſeyn, als deine getreue Dienſtmagd. — (Zu den Kindern.) Nur um euch iſts mir, ihr lieben Kinder! Doch für euch wird Gott ſorgen. Er, der für die jungen Vögelein ſorgt, kann ſeine Kinder nicht verlaſſen. O kommt noch einmal in meine Arme! Komm, du meine liebe Emma, (ſie ſchlingt den Arm um ſie,) komm Heinrich — (ſie bietet ihm die Hand) — Wo iſt denn meine liebe kleine Roſa? — Ha, dort kommt ſie!

Roſa, (mit ihrem Körblein.) Da bring' ich wieder ein ganzes Körblein voll Kräuter. — Aber, was iſt dir, liebſte Mutter? Ach du bluteſt! Haſt du dich an einem Dorn geritzt? — Sieh, hier das ſchöne, weiſe Tüchlein, das du mir zu meinem Geburtstag geſchenkt haſt. O komm, laß mich deine Wunde verbinden!

Mutter. Komm noch einmal auf meinen Schoos, liebes Kind! (Sie nimmt Roſa auf den Schoos, und betrachtet ſie mit zärtlichem Mitleid.) Armes Kind! Bald — bald — wirſt du keine Mutter mehr haben; in einer Stunde vielleicht bin ich bei Gott in dem Himmel!

Roſa. O Mutter! Mutter! Bleibe doch bei uns — oder nimm mich mit dir! In dem Himmel ſoll es gar ſchön ſeyn.

Emma und **Heinrich** (weinen heftiger über die Reden des Kindes.)

Mutter. Ihr weinet? Ihr ſeht mich ſtumm und traurig an? Weinet, weinet nicht, liebe Kinder! Eure Mutter wird euch jetzt wohl genommen; aber Gott bleibt euch. Ich komme jetzt zu Ihm! O da werde ich es ja beſſer haben — und einſt kommt ihr ja auch zu Ihm, und bei Ihm ſehen wir uns wieder. Dort weinen wir nicht mehr. Dort allein iſt wahre Freude. Doch auf Erden noch wird es euch wohl gehen. Ihr waret ja immer gute Kinder; ihr habt ſein Gebot erfüllt — ihr habt euren Vater und eure Mutter geehrt. Gewiß, es wird euch wohl gehen!

Emma, (niederknieend.) O Mutter! Mutter! verzeih! Ich habe dich oft betrübt!

Heinrich, (kniet auch nieder.) O Emma war immer folgſam, ſanft und gut. Aber ich war oft ein recht unbändiger Knabe. O verzeih, verzeih, liebſte Mutter! Zeit Lebens will ich alle deine Worte befolgen — kein einziges vergeſſen.

Roſa. Gelt, du verzeihſt mir auch, liebe Mutter? Ich will nicht mehr unartig ſeyn.

Mutter. Steht auf, meine guten Kinder. Eure kleinen Fehler hab' ich euch längſt verziehen. Sie kamen nicht aus böſem Herzen. Ihr hattet mich ja immer lieb — und waret die Freude meines Lebens. Doch — es wird mir ſchon dunkel vor den Augen; ich denke meine letzte Stunde iſt nahe. O höret noch die letzten Worte eurer ſterbenden Mutter!

Emma. O könnte ich mit dir ſterben!

Heinrich. Ach, ohne dich kann ich nicht mehr leben! Wir hätten ja dann gar Niemand mehr!

Roſa. O liebe Mutter, ich bitte dich, ſtirb doch nicht.

Mutter. Vor Allem, meine lieben Kinder, ehret und liebet den lieben Gott, euren lieben Vater im Himmel. Blickt mich an! Seht, unausſprechlich iſt meine Liebe zu euch. Doch Er liebt euch unendlich mehr, als ich! O liebt Ihn auch unendlich mehr, als mich. Betet zu Ihm in jeder Noth! Denkt täglich an Ihn! Thut Alles, wie vor ſeinen Augen. Denkt, daß Er euch überall ſieht. O habt Ihn doch recht lieb. Dieſe Liebe iſt die Quelle alles Guten. — Verſprecht es mir, daß ihr Ihn, euren liebſten, beſten Vater im Himmel, von ganzem Herzen lieben wollet.

Emma. O gewiß, Mutter, gewiß!

Heinrich. Wer ſollte Ihn nicht lieben!

Roſa. Ich habe den lieben Gott auch recht lieb — da — (auf die Bruſt zeigend) — in dem Herzen drinnen.

Mutter. Ja, Kinder, noch einmal, liebt Ihn, unſern liebſten, beſten Vater im Himmel, über Alles. Und dann — haßt die Sünde über Alles. — Seht ihr dort die Schlange liegen! Denkt an dieſe Schlange, die eure Mutter tödtet! Eine ſolche Schlange iſt die Sünde — bunt und ſchön von Farbe, oft unter Blumen verborgen, aber ihr Gift iſt tödtlich. Ja, die Sünde iſt noch viel ſchrecklicher. Der Biß einer Schlange, wie dieſe dort, bringt nur den zeitlichen Tod; aber jene Schlange, die Sünde, bringt den ewigen Tod — die Verdammniß. O verſprecht mir — nie — nie — nie etwas Böſes zu thun. Was aber böſe ſey — ach das Reden wird mir ſchon ſehr ſchwer! — was böſe ſey, wird euch euer Gewiſſen ſagen, oder vielmehr, Gottes Stimme in eurem Herzen. Verſprecht es mir, alles Böſe mehr, als eine giftige Schlange zu fliehen. Legt eure Hände in die meinige, die bald — die morgen ſchon im Grabe modern wird! — —

Heinrich. Ich verſpreche es dir, liebſte, liebſte, beſte Mutter!

Emma. Ich auch — heilig — feſt — und wie vor Gottes Angeſicht.

Roſa. Ich auch — ich auch!

Mutter. Habt einander immer recht von Herzen lieb. Betrübt einander nie. Du, Heinrich, wenn du größer wirſt, nimm dich deiner Schweſtern an. Du, Emma, ſorge du beſonders für Roſa. Wenn eines von euch glücklich wird — ſo vergeſſe es ſeiner armen Geſchwiſter nicht, und ſchäme ſich ihrer Armuth nicht. — Ach ihr armen, armen Waislein — ich weiß ja in der weiten Welt keinen Menſchen, deſſen Obſorge ich euch empfehlen könnte! Und ſo empfehle ich euch denn Gott und ſeiner Gnade. Er lebt, Er ſorgt für ſeine Menſchen. Er iſt beſonders der Vater armer Waiſen. Er, der gerade vor der Stunde meines Todes euch einen unbekannten Wohlthäter, den guten Pilgersmann, hieher geſendet, Er hat auf ſeiner weiten Erde der guten Menſchen noch mehr. Solchen guten Menſchen wolle Er euch zuführen; dieſe werden ſich euer erbarmen. — Und nun kniet nieder, liebe Kinder, und empfangt — ach das letzte Mal! — meinen mütterlichen Segen!

Die Kinder (knieen alle weinend und ſchluchzend nieder, und erheben die gefalteten Hände.)

Mutter, (blickt zum Himmel, und ſtreckt ihre Arme über ihre Kinder aus.) O du guter Gott! Meine ſchweren, erlöſchenden Blicke erhebe ich noch zu Dir; meine ſterbenden Hände ſtrecke ich über meine armen Kinder aus; die letzten Seufzer meiner erblaſſenden Lippen ſind an Dich gerichtet! —

O Gott, Du Gott der Erbarmungen — höre mich! höre mich! — Sieh da dieſe Kinder! Ihr Anblick bricht mir das Herz! O ſegne Du ſie! — ſegne ſie!! — (Sie kann nicht mehr weiter reden; ihr Haupt ſinkt zurück an den Felſen.)

Die Kinder (bleiben knieen und weinen ſtille. **Emma** ringt die Hände und blickt mehrmal zum Himmel; **Heinrich** verhüllt ſchluchzend ſein Angeſicht; **Roſa** trocknet mit ihrem weißen Tüchlein die Augen.)

Mutter. (Nach einer Weile.) Heinrich! Meine Lippen ſind ſo heiß. Hol' mir einen Trunk Waſſer!

Heinrich. Augenblicklich! (Er nimmt die Trinkſchale, und eilt damit fort.)

Mutter (entſchlummert.)

Emma. Sie ſchläft! Komm Roſa! Wir wollen ſie ruhen laſſen. Der Schrecken über die Schlange, die tiefe Betrübniß, und die Anſtrengung bei dem Reden haben ſie ganz erſchöpft.

Roſa. Ja freilich! Und das Aufſtehen am früheſten Morgen, die Arbeit bis zum Mittageſſen, und der Schmerz an der Hand haben ſie auch müde gemacht. Ach, ich bin auch recht müde!

Emma. Roſa, gehe in die kleine Kapelle dort, wo wir erſt dieſen Morgen alle mit einander beteten. Geh, und bete für die Mutter. Ich bleibe indeß bei ihr. Ach bete, bete doch recht andächtig und herzlich — für die Mutter — — und *für mich*! —

Roſa. O ich will den lieben Gott ſchon recht bitten für die Mutter, damit Er ihre Hand wieder heile. (Sie geht.)

Sechſter Auftritt.

Emma. Mutter.

Emma, (ſteht in einiger Entfernung, blickt auf die Mutter hin, und ſpricht mit gerührter, jedoch gemäßigter Stimme.) O Mutter! Mutter! Liebſte Mutter! — So ſoll ich denn dein holdes Angeſicht das letzte Mal ſehen — bald ſoll es mit Erde verſchüttet werden! Dieſe hellen freundlichen Augen, die mich immer ſo treu und unausſprechlich liebevoll angeblickt, ſo ſollen ſie denn für immer ſich ſchließen, ja vielleicht jetzt ſchon ſich nicht mehr öffnen! Dieſe Lippen, die mich tauſendmal geküßt, nur Worte der Weisheit und Liebe geſprochen, mich tauſendmal „liebe Emma“ genannt, ſollen im Grabe modern! Dieſes edle, edle Herz voll Zärtlichkeit — ſoll es denn brechen und in Staub zerfallen? Ach Gott, haſt Du denn kein Erbarmen? Iſt denn kein Mittel mehr?

(Sie geht, die Hand an die Stirne haltend hin und her, und ſteht dann auf einmal ſtill.)

Halt! Was ſprach der Arzt vorhin? Beſinne ich mich recht? — Ach, meine Sinne ſind wie zerrüttet. — Doch ja, ſo wars. Er ſagte: „Wenn Jemand ihr das Gift aus der Wunde ſaugen wollte, ſo könne ſie vielleicht noch gerettet werden.“ Ja, ja, ſo ſagte er. O da ſchon, als er dieſes ſprach, blitzte mir der Gedanke durch die Seele — es zu thun. Und nun — der Augenblick iſt günſtig. Die Mutter ſchläft — ach Gott wie ſanft! Sie ſelber ſchickte Heinrich fort; die kleine Roſa beredete ich leicht, zu gehen. Gott ſelber bereitete mir die Gelegenheit. Ach Gott, die gute Mutter würde es niemals zugeben, daß ich auf dieſe Art ſie rette. Sie liebet ihre Emma gar zu ſehr. Nun geſchwind, ehe ſie erwacht! — Gott, der Du mich erleuchteteſt, dies zu denken, gieb mir auch Muth, es jetzt zu thun.

(Sie geht leiſe näher, kniet bei der Mutter nieder, ſtreift deren Aermel zurück, und will die Lippen an die Wunde legen; ſie bebt aber zurück, und ſteht wieder auf.)

Ach Gott, wie wird mir! Mir ſchaudert — kaltes Entſetzen rieſelt mir durch alle Adern. Mein ganzes Weſen empört ſich. Ich ſehe rothe und gelbe und blaue Flecken vor den Augen. Das Leben kämpft gegen den nahen Tod, wie Feuer gegen Waſſer. — Eine Schlange nur zu ſehen, erregte mir ſtets Todesſchrecken — und gar ihr Gift zu ſaugen — ach Gott, ich kann — ich kann es nicht — mir wird es übel.

(Sie geht unruhig umher; ſinkt dann auf die Knie nieder, und betet zum Himmel blickend und mit flehender Stimme:)

Stärke Du mich, ſtarker Gott; gieb mir ſchwachem Kinde Kraft, dieſes Schaudern, dieſes Entſetzen nieder zu kämpfen — die Todesfurcht zu überwinden. — O ſollte ich für ſie, die mir das Leben gab, nicht willig auch das Leben geben? O zweimal hat ſie mir das Leben gegeben. Als ich einſt krank lag, da ſaß ſie die langen Nächte hindurch ſchlaflos an meinem Bette; ihre Pflege, ihre treue Mutterſorgfalt entriß mich dem Tode! Und ich — ich ſollte ſie retten können — und es nicht thun, ſie hülflos ſterben laſſen? Nein, und wenn ich tauſend Leben hätte, mit tauſend Freuden gäbe ich alle für ſie.

(Sie ſteht raſch und entſchloſſen auf, und wirft, ehe ſie der Mutter ſich nähert, noch einen Blick zum Himmel.)

Nun denn in Gottes Namen ſchnell — nur ſchnell — ehe Angſt und Schrecken mich wieder überwältigen. Lege, o Gott, Heil und Geneſung auf meine Lippen. Gieb ihr das Leben — und mir den Tod!

(Sie kniet neben die Mutter hin, legt die Lippen an die Wunde, ſaugt das Gift heraus, und ſteht auf.)

Es iſt geſchehen! — und mir iſts leichter um das Herz. Ich ſterbe nun gerne — wenn nur ſie am Leben bleibt. O gieb nur, lieber Gott, daß ſie nicht zu ſehr um ihre Emma traure; daß ſie an meinem frühen Grabe — denn ich kenn' ihr Herz! — nicht in Thränen zerſchmelze. O daß ſie nie erführe, was ich für ſie gethan — als dort, dort in der Ewigkeit. Mein Tod ſchmerzte ſie dann vielleicht nicht ſo ſehr, wenn ſie ihn irgend einem unbekannten Zufall zuſchriebe. O wüßte, was ich that, Niemand als Gott! — Mein Leben lege ich in Deine Hand, o Gott, und erwarte nun ruhig, was weiter kommen wird.

(Sie ſetzt ſich in ein Winkelchen zwiſchen den Felſen, wo die Mutter ſie nicht bemerken kann, und verhüllt ihr Geſicht. —)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mutter. Emma.

Die Mutter ſchläft noch; Emma ſitzt an der vorigen Stelle, ihr weißes Tuch vor das Angeſicht haltend, und blickt von Zeit zu Zeit zum Himmel. Man hört eine ſanfte, rührende Muſik von Hirtenflöten oder Schallmeien aus dem Gebirge herhallen.

Mutter, (erwachend.)

Wie iſt mir? — Alle meine Schmerzen ſind mit Einem Male hinweg! Wie Feuer brannte hier die Wunde — und nun empfinde ich nicht mehr das geringſte Weh. (Sie betrachtet die Wunde und ſteht auf.) O wunderbarer Gott, was ſeh ich? Die Entzündung, die gleich einer Flamme ringsumher ſich zu verbreiten anfing, iſt verſchwunden. Kaum ſehe ich eine Spur mehr davon. Mir iſt ſo leicht, ſo wohl! — Mir träumte, ein Engel Gottes ſey auf goldenen Wolken herabgekommen, und habe mit leiſem Finger meine Wunde berührt — und plötzlich war aller Schmerz geſtillt. Den Traum ſeh' ich jetzt erfüllt. Ein Wunder iſt geſchehen. Guter Gott! Du haſt mich meinen lieben Kindern wiederum geſchenkt; wie kann ich Dir genug danken! — Doch wo ſind ſie? Mich ſo allein zu laſſen, war nicht recht.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Roſa. Heinrich.

Roſa. Mutter! Ich habe in der Kapelle da drüben recht für dich gebetet.

Mutter. Und Gott hat dein Gebet, du liebe Roſa, und euer Aller frommes Gebet erhört. Ich fühle mich wiederum geſund.

Heinrich, (mit einem Waſſerkruge.) Da iſt friſches Waſſer; das dort in der Schale iſt ſchon ganz matt. — Aber iſt's möglich, Mutter! Du ſteheſt wieder frei und aufrecht da, und Freude glänzt dir aus den Augen! Du biſt geſund. O Wunder ohne Gleichen! O Gott — Du nur, nur Du haſt da geholfen. O ſieh mein Herz voll Dank! Denn Dank und Freude macht mich ſtumm.

Mutter. Ja, Kinder, danket alle, alle Gott. Doch — wo iſt meine Emma? Sie war ſonſt immer am liebſten bei mir. O wie wird ſie ſich freuen!

Heinrich, (blickt überall umher, und ruft laut.) Emma! Emma! Komm! Wo biſt du doch? Die Mutter iſt geſund. O komm doch, komm! — (Indem er ſie auf dem Sitze zwiſchen den Felſen erblickt.) Ha, da iſt ſie. O Emma, freue dich! Die Mutter ſtirbt nun nicht — ſie lebt — ſie iſt geſund.

Mutter, (die herbeieilt.) Wie, liebe Emma! Was iſt das! Warum ſitzeſt du ſo allein, ſo ſtill und traurig da? — Wie — du — du freueſt dich nicht!

Emma, (blickt voll der innigſten Wehmuth ſeitwärts und ſeufzet:) Ach Gott!

Mutter. Du wendeſt dein Angeſicht von mir! O blick' mich doch an! (Erſchrocken, und mit lauter, bebender Stimme.) Ach Gott, mein Kind, was iſt dir? Du biſt ſo blaß, und alle deine Glieder zittern. Und wie? — hier an deiner Halskrauſe ſehe ich Blutstropfen! O Emma, liebe Emma, ſprich, was iſt dir begegnet? — O komm, komm in meine Arme, liebſtes, liebſtes Kind! Sag' deiner liebenden Mutter Alles, was dir fehlt. (Die Mutter umfaßt ſie, und will ſie küſſen.)

Emma, (mit einem Schrei.) Nicht — nicht —

o Mutter, küß mich nicht. Auf meinen Lippen iſt der Tod. — Gift! — Gift! —

Mutter. Gott im Himmel, welch ein ſchreckliches Licht geht mir auf! Emma, nicht wahr, du — du haſt, als ich ſchlief, mir das Gift aus der Wunde geſogen? — Ach, Todesangſt ergreift mich — ach, Emma, ſage, iſt es ſo?

Emma. O zürne nicht, liebe Mutter! Ich that es nur, um dich zu retten. Du kommſt nun davon — und ich ſterbe gern.

Mutter. Das — das haſt du für mich gethan! — O Kind, das iſt der ſeligſte und der ſchrecklichſte Augenblick meines Lebens. Tauſendmal lieber wäre ich ſelbſt geſtorben, als daß ich dich jetzt ſoll ſterben ſehen. — (Emma umarmend.) Ach, daß du — du — jetzt ohne Rettung in meinen Armen ſterben ſollſt, iſt mir ein entſetzlicher Gedanke — und doch bin ich die glücklichſte aller Mütter. Namenloſe Freude und namenloſer Jammer zerreißen wechſelweiſe mein Herz.

Emma. O Mutter, weine nicht — kümmere dich nicht ſo — dann bin ich ganz glücklich. Gewiß, ich ſterbe mit Freuden. Aber, daß du dir wegen meiner rothe Augen weinen ſolleſt, das iſt mein einziger Schmerz. O weine — weine nicht! O wie freu' ich mich auf den Himmel. Mir iſt's, ich ſehe ihn ſchon offen, und die heiligen Engel mir entgegen kommen. —

Mutter. Liebſte Emma! Du warſt der Engel, der mir im Traume vorgekommen, und meine Wunde heilte. O gewiß, du biſt den Engeln verwandt. Du kommſt in den Himmel.

Emma. O dort werde ich unſern lieben Vater wieder ſehen, der mich ſo innig liebte. Wie wird er ſich freuen, ſeine Emma wieder zu ſehen, und von dir, liebe Mutter, und von Heinrich und Roſa zu hören. Wie will ich ihm von euch erzählen — von euch ihm tauſend Grüße bringen. Ach, was iſt's denn um das Sterben? Nichts, als ein trüber Augenblick. Es iſt mir, als wenn ich nur in die Stadt jenſeits des Berges reiſen ſollte, wo wir einſt zu Hauſe waren — und ihr kämet morgen nach. Dort oben im Himmel, bei unſerm verklärten Vater, und bei Gott, unſerm himmliſchen Vater, ſehen wir uns ja Alle wieder. Drum, liebe Mutter, weine nicht — freue dich vielmehr!

Mutter. Ja, mein liebes, gutes Kind hat Recht. — So ſtirb denn, liebe Emma, ſtirb. Ach, dieſe böſe Welt iſt dieſes edeln Herzens nicht werth. Stirb in deiner Unſchuld, denn dieſe Welt hat viele Gefahren; ja ſogar Engel des Himmels ſind einſt gefallen. Es iſt ja beſſer, du ſtirbſt ſchuldlos in meinen Armen, an meinem Herzen, als daß der giftige Hauch der Verführung dein zartes, weich geſchaffenes Herz verdürbe. Du ſtirbſt den ſchönſten Tod — den Tod der Unſchuld und der Liebe, wie unſer göttlicher Erlöſer, der auch ſein heiliges, ſchuldloſes Leben für Andere geopfert. Dein Tod iſt mein Leben, wie ſein Tod unſer Aller ewiges Leben iſt. O Emma, die Engel werden ſich freuen und frohlocken, dich Schweſter zu nennen. Zwei unverwelkliche Kränze werden ſie dir entgegen bringen, den reinen, weißen Lilienkranz und den immergrünen Lorberkranz; denn du ſtirbſt in deiner Unſchuld — und gleich jenen erſten Märtyrern, als eine heilige Heldin.

Emma. So höre ich dich gerne, liebe Mutter. Gottlob, du biſt gefaßt — und nun iſt alles gut! Nur haſt du zu viel Gutes von deinem ſchwachen, fehlerhaften Kinde geſagt. Ich that ja nichts Beſonderes. Ich denke, das muß jedes Kind für ſeine Mutter thun. Heinrich hat ja mit Gefahr ſeines Lebens die Schlange zuerſt hinweggeriſſen, und Roſa hätte, was ich that, gewiß auch gethan.

Roſa. Nein, liebe Emma, ich hätte mir nicht getraut, das Gift der Schlange in den Mund zu nehmen; auch fiel es mir gar nicht ein.

Emma. Auch mir wäre es nicht eingefallen — wenn Gott mir es nicht eingegeben hätte. Gott erregte in mir den Gedanken, und gab mir den Muth, den muthigen Entſchluß auch zu vollbringen.

Ich fühlte es ſo gut, wie du, liebe Roſa, daß meine irdiſche Natur ſich dagegen ſträubte. Hätte Gott mich nicht geſtärkt — ich wäre unterlegen. Ihm, nur Ihm allein gebührt aller Ruhm.

Heinrich. Liebe Emma, du biſt beſſer, als wir alle. O ich habe dein edles Herz nie ſo ganz gekannt, wie jetzt. Ach verzeih, daß ich deiner ſanften, liebevollen Warnungen oft nicht achtete. Nicht wahr, du verzeihſt mir! Vor Reue und Scham möchte ich hier zu deinen Füßen ſterben.

Emma. Heinrich, liebſter Bruder, ſprich nicht ſo. Du haſt mich ſtets geliebt. — Sieh, es iſt mir verſagt, dich noch zum Abſchiede zu küſſen. Hier reiche ich dir denn meine Hand. Lebe wohl — und ehre unſre liebe Mutter; betrübe ſie nie mehr durch Leichtſinn, werde ein edler Mann, und einſt die Stütze ihres Alters. Verſprich mir das — und halte dein Wort.

Heinrich. Ich verſpreche es dir, und werde dir mein Wort gewiß halten.

Emma. Auch du, mein liebes, holdes Röschen, weineſt! O weine nicht! Bleibe immer ein gutes, frommes, ſanftes Kind; dann ſehen wir uns wieder droben im Himmel. Liebe unſre gute Mutter nun zweifach — da ich von ihr ſcheiden muß, und ihr auf Erden nichts Gutes mehr erweiſen kann. O Mutter, liebſte Mutter! — Bruder! — Schweſter! — lebet, lebet alle wohl!

Mutter. O daß wir jetzt in dieſem Augenblicke heiliger Rührung alle zugleich ſterben könnten! Wie ſelig wäre dann unſer Tod! —

Dritter Auftritt.

Pilger. Vorige.

Mutter. Ihr kommt noch einmal? O tretet näher, fremder, guter Mann. Ihr kommt zu dem rührendſten Auftritte, den je ein Auge ſah. O ſeht, dieſes Kind hier ſtirbt aus Liebe zu ſeiner Mutter!

Pilger, (bleibt erſtaunt ſtehen.) Was ſeh ich? Ich begreife das nicht. Der Arzt, der vorhin bei Euch war, erzählte mir, eine giftige Schlange habe Euch gebiſſen, und Ihr würdet dieſe Stunde noch ſterben. Ich eilte, ſo gut meine alten Füße es geſtatteten, hieher, Euch in dem Tode zu tröſten, und für Eure Kinder zu ſorgen. Und nun finde ich Euch friſch und geſund; dieſes holde Kind aber bleich, entſtellt, und wie es ſcheint — dem Tode nah'. O redet, was iſt hier vorgegangen?

Mutter. Meine liebe Emma hier — mit Himmelsluſt nenne ich ſie meine Tochter — hat mir, indem ich ſchlief, das Gift der Schlange aus der Wunde geſogen. Ich lebe und ſie ſtirbt!

Pilger. Was höre ich? Welch eine edle, große That! Wie danke ich Dir, Du guter Gott, daß Du mich auf Erden noch eine ſolche entſchieden gute, preiswürdige That der reinſten, uneigennützigſten Liebe erleben ließeſt. Ich verzweifelte längſt an der Menſchheit; denn mir ward ſchrecklich von den Menſchen begegnet. Dieſes gute Kind aber ſöhnt mich wieder mit der Menſchheit aus. Nun will ich gern und getroſt ſterben, da ich mit meinen Augen mich überzeugt habe, welcher edlen Geſinnungen das menſchliche Herz fähig ſey. — Doch, zeigt mir die Schlange?

Roſa, (mit dem Finger hinzeigend.) Dort könnt Ihr ſie ſehen. Ich getraue mir nicht hinzugehen, wiewohl ſie todt iſt.

Pilger, (faßt die Schlange mit der Hand, hebt ſie auf — und ruft laut:) Gott ſey geprieſen! Liebes Kind, du darfſt nicht ſterben! Der unwiſſende Arzt, der nicht ſtudirte und wenig Erfahrung hat, berichtete euch unrecht. Ich kenne dieſe Schlange beſſer, und bin auf meinen Reiſen unter Völkern gekommen, die ohne Schaden ſolche Schlangen ſogar eſſen. In Wunden bringt das Gift dieſer Schlange allerdings den Tod; allein in den Mund genommen iſt es unſchädlich, ja man könnte es ohne Lebensgefahr trinken. Wahrſcheinlich iſt das Gift aller Schlangen ſo beſchaffen; allein von dieſer Art Schlangen da weiß ich es gewiß. Glaubt mir erfahrnem Manne; Eure Tochter hat von dieſem Gifte durchaus nichts zu befürchten. —

Mutter. Wär' es möglich! Du — du liebe Emma wäreſt mir wiederum geſchenkt? — Aber ſeht, lieber Mann, ſie iſt todtenbleich — ſie zittert — kalter Schweiß ſteht ihr auf der Stirne. Ach der traurige Anblick widerlegt Eure Worte!

Pilger. Nein, nein! Die aufgeregte Einbildungskraft des Kindes, Entſetzen vor dem Gift, und Angſt und Schrecken mußten natürlich es ſehr angreifen. Allein glaubt mir, es fehlt der guten Emma ſonſt nichts. (Er nimmt Emma liebreich und freundlich bei der Hand.) Liebes, liebes Kind! Du guter kleiner Engel Gottes, ſtehe auf, tritt in unſre Mitte, lächle wieder freudig. Deine Mutter iſt durch dich gerettet — und du mußt nicht ſterben.

Mutter. Ja, glaub' es, liebe Emma; ich glaube es ſelbſt. — Wäre dieſes Gift auch das ſchrecklichſte — ſo hätte es doch deinem Herzen voll kindlicher Liebe nichts anhaben können. Deine ſüße, milde Liebe hätte es dir ganz unſchädlich gemacht, und ſogar das Gift in Milch und Honig verwandelt. Doch ſey das, wie es wolle! — Genug, Gott hat dich gerettet, und mir durch dich das Leben neu geſchenkt!

Pilger. So iſt es! Gott ſey dafür ewig gelobt und geprieſen.

Mutter, (erhebt ihre Augen und ihre gefalteten Hände zum Himmel.) O Gott, mein Herz iſt voll Anbetung und Dank! Ja, Dank, Dank ſey Dir, Du lieber, guter Gott! — Und nun — komm in meine Arme, liebe Emma! Sey aufs Neue mir gegrüßt, aufs Neue in dem Leben mir willkommen. Komm, o komm an meine Bruſt, du Retterin meines Lebens! Wie auf meinen Händen will ich dich durchs Leben tragen — und jedem Lüftchen wehren, das dich rauh anwehen will.

Heinrich, (mit der lebhafteſten Freude.) O Emma, liebſte Schweſter! O Gott Lob, Gott Lob, du ſtirbſt nun nicht! O wie freu ich mich! Himmel und Erde, die mir zu trauern ſchienen, erſcheinen mir nun viel heller und ſchöner, als zuvor. O Gott, wie dank' ich Dir!

Roſa, (andächtig die Händchen faltend.) Auch ich dank Dir, Du lieber Gott! — (Hierauf klatſcht ſie in die Hände und hüpft vor Freude.) Die Mutter ſtirbt nicht! Emma ſtirbt nicht! Wir alle bleiben wiederum beiſammen! — Gott iſt doch recht lieb und gut.

Emma. Ich wäre gerne geſtorben. Aber um der lieben Mutter willen, um eurer willen, lieber Bruder, liebe Schweſter, bleibe ich gerne wieder hier — ſo ſehr ich auf den ſchönen Himmel mich gefreut habe.

Mutter. Du hätteſt es freilich beſſer bekommen, und deiner wartet in dieſer Welt einſt mancher harte Kampf — ja ſchon in unſrer armen Hütte manche bittere Noth.

Pilger. Nein, das ſoll, das darf nicht ſeyn. Das weiß — nächſt Gott — ich zu verhüten. Vor Euch kann ich mich weiter nicht mehr verbergen. Seht her! — (Er ſchlägt ſeinen Pilgerrock auseinander, und erſcheint in Scharlach und Gold prächtig gekleidet, mit einem Stern an der Bruſt.) — Ich bin Lord Dorington.

Heinrich, (erſtaunt einen Schritt zurücktretend.) Was, ein Lord! Wer hätte das gedacht!

Roſa. Ei, welch ſchönes Kleid! Welch heller Stern! Allein vom Himmel fiel der Stern doch nicht? Nicht wahr, Mutter? Die Sternlein am Himmel ſind doch viel ſchöner?

Mutter, (mit Ehrerbietigkeit.) Mylord! Ihr müſſet es Euch ſelbſt zuſchreiben, daß wir Euch die ſchuldige Ehrfurcht nicht erwieſen.

Pilger. Ach ſchweigt davon! Der Stern da deckt ein Herz voll Gram. — Ich habe Euch, werthe Frau, bereits von meinem undankbaren Sohne erzählt. Sein unmenſchliches Betragen gegen ſeine alternden Eltern machte mich vor Kummer krank, und ſtürzte ſeine Mutter in das Grab. (Mit großem Nachdrucke.) O kindlicher Undank, du gleichſt einer giftigen Schlange, die das Leben der Eltern vergiftet, ihnen jede Lebensfreude raubt, und ihre grauen Haare vor der Zeit in das Grab bringt!

Mutter. Der Sohn eines ſo guten Vaters kann nicht immer böſe bleiben. Ich hoffe, er werde zur Beſinnung kommen, und ſich beſſern.

Pilger, (ſchmerzlich gerührt.) Er liegt ſchon längſt unter der Erde. Wie hätte er auf Erden lange leben können, da er Vater und Mutter nicht ehrte! Seine ausſchweifende Lebensweiſe zog ihm eine auszehrende Krankheit zu, an der er unter großen Schmerzen ſtarb. (Weinend und mit ſanfter Wehmuth.) Mein einziger Troſt iſt, daß er auf ſeinem Sterbebette noch in ſich ging, ſein laſterhaftes Leben bereute, mich mit heißen Thränen um Vergebung bat, und mit den Worten des verlornen Sohnes verſchied: „Vater, ich habe geſündiget gegen den Himmel und gegen dich.“

Mutter. Nun, ſo iſt er für Euch doch nicht auf immer verloren. Da er im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes reumüthig geſtorben, ſo werdet Ihr ihn im Himmel wieder finden.

Pilger. Das hoffe ich. (Er trocknet ſich die Augen, und erzählt dann ruhig und gefaßt weiter.) Durch den Tod meines Sohnes kamen meine Grafſchaft und mehrere ſchöne Landſitze, die ich ihm übergeben hatte, wieder an mich zurück. Allein ſie freuten mich nicht mehr! Da ich keine andere Kinder hatte, überließ ich meine Güter meinem Bruder, dem ſie nach meinem Tode ohnehin anheim gefallen wären. Indeß habe ich mir eine anſehnliche Summe Geldes und einen Theil der jährlichen Einkünfte vorbehalten. Meine Geſundheit litt ſehr. Die Aerzte riethen mir, eine Reiſe auf das feſte Land zu machen, um mich zu erholen. Das wärmere Land bekam meiner Geſundheit ſehr wohl. Ich mochte in mein Vaterland, das nur traurige Erinnerungen für mich hat, gar nicht mehr zurückkehren, und kaufte mir, ungefähr zehn Meilen von hier, ein Landgut. Vor einigen Wochen kam mir die Luſt an, eine Fußreiſe in dieſe Gebirge zu machen. Um die Menſchen, die ſich gegen Reiche und Vornehme immer freundlich, dienſtfertig, ja wohl tugendhaft ſtellen, und ſich nur gegen den Armen in ihrer wahren Geſtalt zeigen, näher kennen zu lernen — auch um vor Räubern ſicher zu ſeyn — wählte ich dieſes arme Pilgergewand. So führte mich Gott hieher, und lehrte mich Euch, gute Mutter, und Eure lieben Kinder kennen — und unter dieſen vorzüglich Eure vortreffliche Emma. (Sich zu Emma wendend.) Und nun, du holder, zarter Engel — denn wahrhaftig, kein Engel des Himmels kann liebevoller ſeyn — o ſprich, möchteſt du nicht meine Tochter werden? Könnteſt du mich alten Mann, als deinen Vater lieben? —

Emma. Ihr ſeyd ſehr gütig gegen mich armes Kind; allein ich kann meine liebe Mutter nicht verlaſſen.

Pilger. Liebes Kind! Das ſollſt du auch nicht. Mein ſchönes Landgut, in der ſchönſten Gegend gelegen, ja Alles, was ich habe, ſoll dein ſeyn. Du kannſt mit deiner Mutter dort wohnen und Alles mit ihr und deinen Geſchwiſtern theilen!

Emma, (mit freudiger Rührung.) Ja, dürft ich das? O Mutter, Mutter, was ſoll ich thun? O das wäre mir die größte Freude, wenn es dir nicht mehr ſo kümmerlich ginge, und wenn du ſorgenfreie Tage genießen könnteſt.

Mutter. Eure Großmuth, Mylord, ſetzt mich in Erſtaunen. Ich bin davon ſo überraſcht, daß ich zu keinem Entſchluſſe kommen kann. Vor Allem fürchte ich, Reichthum und Ueberfluß möchte meine Kinder verderben.

Pilger. Schweigt von Großmuth! Was ich Euch geben kann, iſt wenig. Was ich an Eurer lieben Emma und auch an Euern übrigen Kindern finden werde, iſt unendlich mehr. Ihre Liebe, der Anblick ihrer Unſchuld, ihre Pflege wird mir den kurzen Weg, der mir noch bis zum Grabe übrig iſt, mit Blumen beſtreuen. Ich gewinne, nicht Ihr. — Auch fürchte ich gar nicht, daß der Reichthum Euch oder Euren Kindern verderblich werden ſollte. Ich könnte mein Vermögen in keine beſſere Hände legen. Die Armen und Dürftigen in der

Gegend umher werden dabei nicht leer ausgehen, und mich alten Mann noch im Grabe ſegnen. Eure und Eurer Kinder ungeheuchelte Frömmigkeit, Eure Wohlthätigkeit gegen mich, den Ihr für einen armen Mann gehalten, bürgen mir dafür. Macht alſo nur ſogleich Anſtalt zur Reiſe, gute Frau; ich gehe, einen Wagen zu beſorgen.

Mutter. Nun, edler Lord, ſo nehm' ich Euer edelmüthiges Anerbieten im Namen meiner Emma denn an. Was mich vorzüglich dazu beſtimmt, iſt die Hoffnung, das Leben unſers edlen Wohlthäters durch die zärtlichſte Pflege verſüßen zu können — und dann meinen Kindern eine Erziehung zu geben, die ihnen in dieſer abgelegenen Wildniß nicht zu Theil werden kann. — Doch verzeiht, ich kann mich nicht mehr halten; mein Herz wallt über. Erlaubt, daß ich Demjenigen, der durch mein liebes Kind hier mich erſt dem Tod' entriß, und dann durch dieſes mein Kind Mutter und Kinder glücklich machte — zuerſt meinen Dank bringe. Kommt, Kinder, und dankt dem lieben Gott, der uns dieſes Heil bereitete, und uns nach großem Jammer eine ſolche große Freude ſchenkt! (Sie knien nieder und beten ſtille.)

Pilger, (betrachtet die betende Mutter und die Kinder, die ſie umgeben, mit Rührung, ſchaut dann zum Himmel, ſchweigt einige Augenblicke, und ſpricht dann mit Nachdruck:) Gott gebe allen Eltern ein

Herz zu ihren Kindern, wie dieſe Mutter es hat, und laſſe alle Eltern an ihren Kindern ſo viele Freude erleben, wie dieſe Mutter an ihrem Kinde, meiner neuen Tochter — der lieben, guten Emma!

◆

Inhalt.

Kleine Schauſpiele für Familienkreiſe.

Seite
Die Erdbeeren 13
Der kleine Kaminfeger 57
Der Blumenkranz 97
Der Eierdieb 143
Emma oder die kindliche Liebe 175

Inhalt

aller achtzehn Bändchen.

Erſtes Bändchen.

Seite
1. Heinrich von Eichenfels. 3
2. Der Weihnachtsabend. 65
3. Die Oſtereier. 167

Zweites Bändchen.

1. Der Kanarienvogel. 3
2. Das Johanniskäferchen. 47
3. Das Täubchen. 59
4. Das Vergißmeinnicht. 104
5. Die Kapelle bei Wolfsbühl. 115
6. Die Krebſe. 149
7. Der Kuchen. 161
8. Der Diamantring. (Früher unter dem Titel: Das Glück der guten Erziehung. 178
9. Das Marienbild. (Früherhin „das verlorne Kind“ benannt.) 207

Drittes Bändchen.

1. Ludwig, der kleine Auswanderer. . . 3
2. Das Lämmchen. 105
3. Das hölzerne Kreuz. 159

Viertes Bändchen.

Seite
1. Gottfried, der junge Einſiedler. . . . 3
2. Das Vogelneſtchen. 105
3. Das ſtumme Kind. 129
4. Die Waldkapelle. 163
5. Die Waſſerfluth am Rheine. . . . 183

Fünftes Bändchen.

1. Die Hopfenblüthen. 3
2. Das Rothkehlchen. 105
3. Kupfermünzen und Goldſtücke. (Früher unter der Aufſchrift: Die rothen Kreuzer.) . . 129
4. Das alte Raubſchloß. 163
5. Die Margarethablümchen. 191
6. Die Feuersbrunſt. 203

Sechstes Bändchen.

1. Das Blumenkörbchen. 3
2. Die zwei Brüder. 73

Siebentes Bändchen.

Roſa von Tannenburg. 3

Achtes Bändchen.

1. Der Roſenſtock. 3
2. Die Kirſchen. 59
3. Die Melone. 81

Seite
4. Die Nachtigall. 107
5. Der Waſſerkrug. 171
6. Die rothen und die weißen Roſen. . . . 205

Neuntes Bändchen.

1. Ferdinand. 3
2. Angelika. (Früher: Die Fliege.) 207

Zehntes Bändchen.

1. Timotheus und Philemon. 3
2. Das Karthäuſerkloſter. 135

Eilftes Bändchen.

Der gute Fridolin und der böſe Dietrich . . . 3

Zwölftes Bändchen.

1. Klara, oder die Gefahren der Unſchuld. . . 3
2. Das beſte Erbtheil. 86
3. Die Edelſteine. 149

Dreizehntes Bändchen.

1. Genoveſa. 3
2. Anſelmo. 167

Vierzehntes Bändchen

Euſtachius. 3

Fünfzehntes Bändchen.

Seite
1. Joſaphat. 3
2. Drei Parabeln Barlaams. 187
3. Titus und ſeine Familie. 195

Sechzehntes Bändchen.

Kurze Erzählungen, in vier Abtheilungen. . . 3

Siebenzehntes Bändchen.

1. Blüthen dem blühenden Alter gewidmet. (Lieder und Erzählungen in Verſen enthaltend.) . 3
2. Die kleine Lautenſpielerin, ein Schauſpiel mit Geſang. 135

Achtzehntes Bändchen.

Kleine Schauſpiele für Familienkreiſe.

1. Die Erdbeeren. 13
2. Der kleine Kaminfeger. 57
3. Der Blumenkranz. 97
4. Der Eierdieb. 143
5. Emma oder die kindliche Liebe. . . . 175

◆

Im Verlage der **Matth. Rieger'ſchen** Buchhandlung in **Augsburg & Lindau** ſind nachſtehende empfehlenswerthe Bücher erſchienen:

Für Mütter und Familienväter.

Anſichten über die erſte Erziehung und das Regiment in der Kindsſtube. Müttern von einer Mutter gewidmet. 8. Preis elegant gebunden. 9 ggr. oder 36 kr.

Eine der berühmteſten deutſchen Zeitſchriften für Erziehungsweſen macht mit nachſtehenden Worten auf obiges Büchlein aufmerkſam: „Ein treffliches, allen Müttern nicht genug zu empfehlendes Buch voll wahrhaft praktiſcher, auf klare Anſichten von der menſchlichen und ſpeciell der kindlichen Natur und auf geprüfte Erfahrung begründeter Anweiſungen! — Es floß aus der Feder einer verſtändigen und im Fache der Erziehung höchſt erfahrenen Mutter ſelbſt, welche nur die Abſicht zu nützen hatte, indem ſie hoffte, daß die Regeln, welche ſie in ihrer eigenen Kindsſtube mit dem glücklichſten Erfolge anwandte, auch in einer andern ihre heilſamen Wirkungen nicht leicht verfehlen dürften. Als ein Hauptvorzug dieſer Anweiſungen erſcheint Referenten dies, daß ſie überall das Einfache, Naturgemäße mit ſeltenem Tacte hervorheben."

Kinderfrühling.

Eine Sammlung von Sprüchen und Liedern für das zarte Kindesalter. Herausgegeben von **F. R. Mühlbach.** Mit 1 Stahlſtich, elegant gebunden 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Dieſes Buch enthält eine reichhaltige Sammlung der beſten Wiegenlieder, Ammenſprüche, Spielreime, Fabeln, Mährchen, Räthſel und Gebete, wie ſie das kindliche Gemüthsleben und Denkvermögen anſpricht und erfordert. Die Sprüche und Lieder eignen ſich vorzüglich zum Vorleſen für Kinder, die noch nicht leſen können.

Wir empfehlen dieſes Büchlein allen Eltern und Kinderfreunden als ein ſehr geeignetes Feſtgeſchenk für Kinder von vier bis acht Jahren.

Theodor Herberger. **St. Paulinus** der Biſchof als Sklave. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 1842. Mit einem feinen Stahlſt. broſch. 30 kr. od. 8 gr.

Die Zeitſchrift „**Katholik**" Jahrgang 1842, April-Heft, führt dieſe Schrift mit nachſtehender Rezenſion an: „Wie kaum einem andern Jugendſchriftſteller iſt es Hrn. Herberger gelungen, aus der Fülle des katholiſchen Lebens herauszuſprechen und zugleich den Charakter der alten Zeit in gelungenen Zügen zu zeichnen. Das Thema des Verfaſſers iſt: Darſtellung der Opferwilligkeit eines wahrhaft kathol. Biſchofs und der göttlichen Segnungen, die auf ſolcher Wirkſamkeit ruhen. Von dem Gebrauche der meiſten gegenwärtigen Jugendſchriftſteller, herzbrechende Declamationen und pedantiſche Moralien einzuflechten, hat er ſich rein zu erhalten geſucht, auch hat er ſich einer wohlthuenden Kürze und präciſen Darſtellung befliſſen. Wir ſtehen daher nicht an, dieß Büchlein als eines der Beſten dieſes Faches zu bezeichnen."

Von demſelben Verfaſſer iſt ſo eben erſchienen:

St. Clodoald. Ahnungen eines Kindes. Eine Geſchichte aus dem Zeitalter der [illegible] Kirche, für die reifere Jugend erzählt von Theodor Herberger. Elegant broſch. mit 1 feinen Stahlſt. 36 kr. od. 9 ggr.

Nachſtehende Jugendſchriften ſind im gleichen Geiſte wie „St. Paulinus" geſchrieben, (wie deren Verfaſſer auch ohnehin als gute Pädagogen und talentvolle Jugendſchriftſteller bereits bekannt ſind) und können Eltern, Lehrern und Freunden der Jugend zur Verbreitung aus Ueberzeugung empfohlen werden.

Beck, A. (Verfaſſer der bekannten Geſchichtswerke von Frankreich, Oeſterreich ꝛc.), **Sammlung moraliſcher Erzählungen** für Deutſchlands Söhne und Töchter. Jeder Band mit einem fein. Stahlſtich. 1r Band 1842. 24 kr. od. 6 ggr. 2r Band 1843. 30 kr. od. 8 ggr. broſch.

Derle, A. (Pfarrer). **Der Findling zu Maria Troſt.** Eine Erzählung für die geſammte edle Leſewelt, beſonders für die reifere Jugend. Mit einem feinen Stahlſtich. broſch. 30 kr. oder 8 ggr.

— **Richard und Viktoria,** oder die Schickſale einer irländiſchen katholiſchen Familie. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 190 Seiten ſtark, mit einem feinen Stahlſt. elegant broſch. 36 kr. oder 9 ggr.

— **Otto von Erlach,** oder der Senn auf der Schweizeralp. Eine Erzählung, der Jugend und deren Freunden gewidmet. 2te Auflage. Mit einem Stahlſtich. broſchirt. 30 kr. oder 8 ggr.

— **Der Hungerthurm,** oder Dagobert und Bertha. Eine Erzählung der reifern Jugend gewidmet. Mit einem Stahlſtich. broſch. 36 kr. oder 9 ggr.

— **Die beiden Gottfriede,** oder das Sparkäſtchen. Eine Erzählung der reiferen Jugend gewidmet. 2te Aufl. Mit einem Stahlſtich. broſch. 24 kr. oder 6 ggr.

Dörle, A. (Pfarrer.) **Cornay,** oder der Martyrer von Tunkin. Eine wahre Geſchichte aus der neueſten Zeit. Der reiferen Jugend und deren Freunden gewidmet. Mit 1 Stahlſtich. broſch. 30 kr. oder 8 ggr.

— **Das Namensfeſt.** Eine Erzählung für Kinder. Mit einem Anhange, die acht Seligkeitslehren Jeſu erklärt, mit lehrreichen ſittlichen Anwendungen. Neue Ausgabe. Mit einem Stahlſtich. broſch. 30 kr. oder 8 ggr.

— **Der Schutzgeiſt** der Familie Schönenbach, oder der Segen guter Kinderzucht. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Neue Ausgabe. Mit einem Stahlſtich. broſch. 24 kr. oder 6 ggr.

Jugendſchriften

von dem Verfaſſer der Beatushöhle.

Die heilige Sage, der chriſtlichen Jugend erzählt. 12 Bändchen in gr. 12. jedes mit 1 Stahlſtich. à Bändchen 36 kr. od. 9 ggr.

Von dieſer Sammlung von Erzählungen aus dem chriſtlichen Alterthume wird jedes Bändchen einzeln abgegeben, jedes enthält an 30 Erzählungen und bildet für ſich ein Ganzes.

Die irländiſche Hütte. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 2te Auflage. 8. broſch. mit 1 Stahlſt. 36 kr. od. 9 ggr.

Der Köhler aus Valencia. Eine Erzählung für die Jugend. 2te Aufl. 8. broſch. mit 1 Stahlſtich. 36 kr. oder 9 ggr.

Das Thal von Almeria. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 3te Aufl. 8. broſch. mit 1 Stahlſtich. 30 kr. oder 8 ggr.

Ueber die Schriften des Verfaſſers der Beatushöhle haben ſich alle Rezenſoren einſtimmig ſehr günſtig ausgeſprochen, ſie haben ſich die Gunſt der Pädagogen, der Eltern und Kinder erworben, ſo daß alle ſchon in mehreren Auflagen erſchienen ſind. In Ausarbeitung des gegebenen Stoffes, in Haltung der Charaktere, der ſchönen, zierlichen Diction und bilderreichen Schilderungen der mannigfaltigſten Naturſcenen, in der Kenntniß des menſchlichen Herzens, vor allen aber in ſeiner durchaus religiöſen Tendenz, dürfte der Preis vor allen andern Schriften des Verfaſſers dem — Thal von Almeria — zuerkannt werden.

Die Waiſe aus Marſeille. Eine Erzählung für die reifere Jugend von Fr. Beurier. 8. (150 Seiten ſtark.) Mit 1 ſehr ſchönen Stahlſtich. broſch. 8 ggr. oder 30 kr.

Der verlorene Sohn. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 8. broſch. 2te Aufl. mit 1 Stahlſtich. 36 kr. oder 9 ggr.

Der im Geiſte und in der Wahrheit betende Katholik. von M. C. Münch, vormal. Seminar-Rector und

Pfarrer in Unlingen. Mit Erzbiſchöfl. Approbation. Zweite verb. Aufl. Ausg. auf Druckp. mit Titel in Farbendruck 54 kr. oder 14 ggr. Ausg. auf ſchönſtes Velinpp. mit Titel in Golddruck. (höchſt geſchmackvoll) 1 fl. 21 kr. oder 20 ggr. Prachtausgabe höchſt elegant gebunden in gepreßtem Saffian 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Gebet- und Betrachtungsbuch

für katholiſche Chriſten,

welche das Reich Gottes vor Allem ſuchen.

Von **Bernard von Galura,**

Fürſtbiſchof von Brixen, der Theologie Doctor, Commandeur des kaiſerl. öſterreich. Leopold-Ordens, k. k. Gubernialrath und Ehrendomherr in Linz.

Achte, einzig rechtmäßige Original-Ausgabe.

Druckp. Ausg. mit 1 Stahlſt. 12. 14 ggr. od. 54 kr.
Velin Druckp. 20 ggr. oder 1 fl. 21 kr.
Prachtausgabe auf dem beſten Velin Schreibp. mit 3 Stahlſtichen und einem in Gold gemalten Titelblatte.
1 Rthlr. 8 ggr. od. 2 fl.
dieſelbe Ausgabe ganz elegant gebunden in Wienerband 2 Rthlr.
od. 3 fl. 36 kr.

Der deutſche Schulbote.

Eine katholiſch-pädagogiſche Zeitſchrift

für

Schulmänner geiſtlichen und weltlichen Standes, dann aber auch für alle kath. Familien u. Jugendfreunde.

Im Vereine mit mehrern Schulmännern u. Schulfreunden
herausgegeben von

G. Floßmann, Pfarrer zu St. Zeno.
und
M. Heißler, Schullehrer in Piding.

Dritter Jahrgang 1844. 1tes und 2tes Heft.
Nebſt Muſikbeilagen.

Jährlich erſcheinen hievon vier Hefte, welche 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr. koſten. Alle katholiſchen Zeitſchriften haben dieſes Unternehmen bei ſeinem Beginne freundlich begrüßt und willkommen geheißen; auch die Zeitſchrift „Sion“ ſagt im Februarheft 1844 unter anderem darüber: „Was ein unbeſtreitbarer Vorzug vorliegenden jungen Werkes iſt, iſt der chriſtliche Geiſt, der Kirche und Schule nicht trennen, ſondern in ihrem wahren

Zuſammenhange zeigen will: deßhalb kann auch die glückliche Wirkung davon nicht fehlen. Rings um uns her iſt ein reges Leben auf dieſem Gebiet erwacht und bereits Treffliches geleiſtet; daher Segen dieſem dringend nothwendigen Unternehmen!"

Der ſehr wohlfeile Preis macht bei anſtändiger Ausſtattung die Anſchaffung für alle Schulen möglich. **Die Redaction.**

Mehrere hohe Kirchenfürſten und Biſchöfe ließen ſich bereits die Verbreitung dieſer im Geiſte der kath. Kirche redigirten vaterländ. Quartalſchrift in ihren Diöceſen beſonders angelegen ſeyn, wodurch die erſten zwei Jahrgänge bis auf wenige Exemplare abgeſetzt wurden: wer daher noch vollſtändige Exemplare vom Anfang an zu haben wünſcht, wolle ſeine Beſtellung beſchleunigen.

Augsburg, den 12. Julius 1844.

Matth. Rieger'ſche Buchhandlung.

Der heilige Opferaltar.

Ein Gebet- und Erbauungsbuch

für die reifere katholiſche Jugend
und zum heilſamen Gebrauche für Erwachſene
von **M. E. Munch,**
Seminar-Rektor und Pfarrer.
(Verfaſſer des Univerſallexicons der Pädagogik ꝛc.)
Dritte verbeſſerte Auflage.
Mit Biſchöflich Augsburger Approbation.
Prachtausgabe, auf feinem Velinpapier mit 3 Stahlſtichen (370 Seiten ſtark) 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.
Ausgabe auf Druckpapier 45 kr. oder 12 ggr.

Dieſes äußerlich ſehr ſchön ausgeſtattete Gebetbuch iſt für die erwachſene Jugend berechnet und lehrt ſie mit Verſtand und Gefühl beten. Es iſt bei ſeiner ſchönen Ausſtattung und ſo äußerſt billigen Preiſe beſonders zu freundſchaftlichen und lohnenden Geſchenken geeignet.

Das Biſchöfl. Ordinariat zu Augsburg empfiehlt daſſelbe mit nachſtehender Approbation: Dem Gebetbuche „Der heilige Opferaltar" wird die biſchöfliche Approbation mit beſonderer Empfehlung ertheilt, indem ſich daſſelbe nach Inhalt und Sprache auszeichnet, und beſonders in der gebildeten katholiſchen Jugend ſowohl als auch in jedem Erwachſenen fromme, heilige Geſinnungen und Entſchlüſſe erwecken oder unterhalten kann.

Karl Kiechle.
Domdekan und Generalvicar.

Joſeph Waldner's
Prieſter der Geſellſchaft Jeſu,

Lehr- u. Gebetbuch für Jungfrauen

in und außer den Klöſtern, zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens.

Neu bearbeitet, vermehrt und verbeſſert
von **Simon Buchfelner.**

Pracht-Ausgabe auf feinem Velinpapier, mit ſchön in Gold gemalten Titelblatte und 3 feinen Stahlſtichen. Preis broſchirt 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

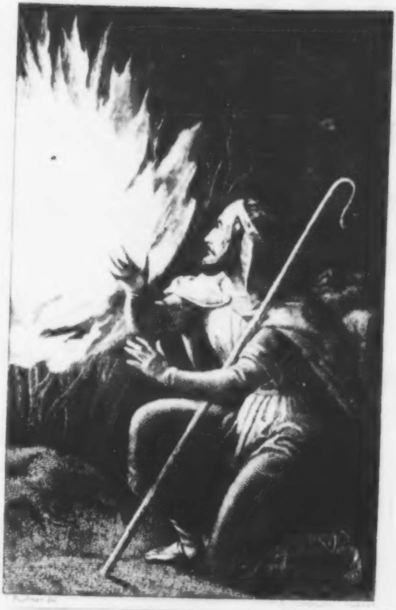
Ausgabe auf weißem Maſchinendruckpapier mit 1 Stahlſt. 382 Bl. 8. S. ſtark. Pr. 48 kr. od. 12 gr.

Von dieſem ſeit Jahren beliebten Gebetbuche für Jungfrauen iſt gegenwärtig auch eine Prachtausgabe in der ſchönſten Ausſtattung veranſtaltet, welche wir zu Geſchenken ganz beſonders empfehlen können; übrigens iſt die gewöhnliche Ausgabe bei dem ungemein billigen Preiſe auch auf weißem, guten Papier, und ſchöner als irgend eine der früheren Ausgaben.

Die Redaction der ſchleſiſchen Kirchenzeitung Nro. 41. führt daſſelbe mit folgender Rezenſion an:

„Dieſes über 80 Jahre alte, jetzt neu aufgelegte Gebetbuch iſt nur für Jungfrauen beſtimmt und insbeſondere für ſolche Jungfrauen, welche ſich Chriſtum zum Bräutigam erwählen, aber in der Welt leben müſſen, da ſie zum erwünſchten Kloſterleben nicht gelangen können. Solchen frommen, reinen, gottergebenen Seelen iſt dieſes Buch ganz vorzüglich zu empfehlen, da es ihrer Geſinnung, ihren Wünſchen, ihrem Streben, ihrem ganzen Weſen völlig entſprechend iſt. Die voranſtehende „Anleitung zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens“ iſt für ſie höchſt angemeſſen und lehrreich und die mannigfachen, zu einem vollſtändigen Gebetbuch erforderlichen Gebete werden ihrem Gemüthe gewiß zuſagen. Jungfrauen, wie die oben genannten, bedürfen einer beſonderen Belehrung, Führung und Anleitung zum Gebete und wir freuen uns, dieſes vorliegende Buch in einer neuen, zeitgemäßen, vermehrten Auflage empfehlen zu können.“

Hauber, J. Die Verfolgungen der Mönche, Einſiedler und aller geiſtlichen Ordensſtände. Dargeſtellt in Erzählungen aus der Geſchichte aller chriſtlichen Jahrhunderte. Ein Leſe- und Erbauungsbuch für Freunde des klöſterlichen Lebens. 8. 142 Seiten. broſch. 36 kr. od. 9 gr.



MOSES

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Neunzehntes Bändchen.

Bibliſche Geſchichte.

Altes Teſtament.

Erſtes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bibliſche Geſchichte

für

Aeltern und Kinder,

von

Christoph von Schmid.

Erſter Theil.

Das alte Teſtament.

Erſtes Bändchen.

Die Bücher Moſis, Joſue's und der Richter.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1845.

Vorrede.

Von dieſer Bibliſchen Geſchichte iſt ſchon zu Anfang unſers Jahrhunderts die erſte Auflage erſchienen; ſie wurde ſehr wohlwollend aufgenommen, und wird, wie öfters wiederholte Auflagen bezeugen, noch immer geleſen.

Aus Ehrfurcht gegen die heilige Schrift, aus Achtung gegen die Aeltern, und aus Liebe zu den Kindern war es dem Verfaſſer eine theure und heilige Pflicht, dieſe Jugendarbeit noch einmal zu überarbeiten, und er benützte ſeit Jahren her die ihm von andern Arbeiten frei gebliebenen Stunden dazu, dieſes Werk, ſo gut er konnte, zu verbeſſern und der Vollendung näher zu bringen.

Worin alle dieſe Verbeſſerungen beſtehen, wolle der geneigte Leſer, dem daran liegt, aus der Vergleichung des ältern Werkes mit dem gegenwärtigen entnehmen; es hier ausführlich nachzuweiſen, würde für Viele der freundlichen Leſer zu ermüdend ſeyn.

Lieber möchte der Verfaſſer über den **hohen Werth der in der heiligen Schrift enthaltenen Geſchichte** einige Worte vorbringen.

Die heilige Schrift, dieſes wahrhaft göttliche Buch, mit Recht das Buch der Bücher, die Bibel genannt, enthält die Geſchichte der Offenbarungen Gottes. Sie erzählt uns: Wie Gott, von Erſchaffung der Welt an, ſich den Menſchen durch Wort und That geoffenbart; wie Er zu den erſten Menſchen, und vielfältig und auf mancherlei Weiſe zu den Vätern und zuletzt durch Seinen geliebten Sohn zu uns geredet; wie Er ſich durch eine Reihe wundervoller Thaten als den Herrn Himmels und der Erde, als den allmächtigen, allwiſſenden, allgütigen, heiligen, gerechten und barmherzigen Gott zu erkennen gegeben hat, bis endlich die Gnade und Menſchenfreundlichkeit Gottes in Seinem Eingebornen Sohne Jeſus Chriſtus den Menſchen ſichtbar erſchienen iſt. Alle dieſe Worte und Thaten Gottes haben nur das Eine Ziel und Ende, die Menſchen, die durch die Sünde der erſten Aeltern und durch ihre eigenen

Sünden von Gott abgekommen ſind, zu Gott zurück zu führen, und ſie heilig und ſelig zu machen. Wer aufrichtig und von Herzen an unſere heilige, geoffenbarte Religion glaubt, dem muß die Geſchichte dieſer Offenbarung von der höchſten Wichtigkeit ſeyn!

Was die **gegenwärtige Bearbeitung** dieſer heiligen Geſchichte betrifft, ſo blieb die Art und Weiſe der Erzählung eben dieſelbe, wie die frühere.

Es wurden nur ſolche Begebenheiten, die für alle Menſchen gleich wichtig ſind, erzählt; nur diejenigen, die, um ſie faßlich zu machen, zu ausführlicher Erklärungen bedürften, oder die für die Jugend ſich nicht eignen, wurden weggelaſſen. Die unübertrefflich ſchöne und einfache, kurze und kräftige Erzählungsart der heiligen Geſchichtſchreiber iſt überall beibehalten; nöthige Erklärungen ſind, möglichſt kurz, ſogleich in die Erzählung verwebt; nur hie und da wurde, der Verſtändlichkeit wegen, anſtatt des Buchſtabens, nach der Lehre der Kirchenväter und bewährter Ausleger, der Sinn gegeben.

Die beigefügten Bemerkungen über jede

Begebenheit beziehen ſich auf das Große und Schöne, das ſie enthält, auf Alles, was zur Verherrlichung Gottes und Seines geliebten Sohnes gereicht, und was uns an den guten und böſen Menſchen, von denen erzählt wird, nachahmungswerth erſcheinen oder zur Warnung dienen muß. Der Verfaſſer bemühte ſich, das Wort eines frommen, weiſen Mannes über die heilige Geſchichte getreu zu befolgen: „Verderbe nichts daran, es ruht ein Segen darauf.“

Unſtreitig kann denjenigen Leſern, denen wegen mangelnder Vorkenntniſſe das Leſen der ganzen heiligen Schrift noch nicht zu empfehlen iſt, oder die hiezu wegen dringender Handarbeiten vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, nicht Zeit finden würden, kein beſſeres Buch in die Hand gegeben werden, als eine ſolche, oder ähnliche, wohl auch beſſere, Auswahl jener Begebenheiten der heiligen Schrift, in denen zuſammen das Weſentliche aus der heiligen Geſchichte der Offenbarungen und Anſtalten Gottes zum Heile der Menſchen dargelegt wird.

Außer den hohen, heilbringenden und

ſeligmachenden Wahrheiten, welche die heilige Geſchichte enthält, vereiniget ſie in ſich noch viele und große Vorzüge. Wer mit der heiligen Schrift näher bekannt iſt, der wird bekennen, daß die Bibliſchen Geſchichten auch wegen des Reichthumes mannigfaltiger, abwechſelnd lieblicher und ſchauerlicher, erfreulicher und trauriger, ſanft rührender und mächtig erſchütternder Begebenheiten, und wegen der ganz eigenthümlichen, das Herz wunderbar ergreifenden Art und Weiſe, mit welcher die heiligen Geſchichtſchreiber ſie erzählen, alle andern Erzählungen, ſo lehrreich und unterhaltend ſie immer ſeyn mögen, unendlich weit übertreffen.

Wir wollen hier nur Drei dieſer Vorzüge kurz erwähnen.

Die Bibliſche Geſchichte verbreitet erſtens über die ganze Schöpfung, über das Verhältniß des Menſchen zu dem Schöpfer und zu allen Geſchöpfen, das rechte Licht. Die Schöpfungsgeſchichte, die Moſes erzählt, gibt einen großartigen Umriß und Ueberblick aller ſichtbaren Werke Gottes, des Himmels und der Erde, der Geſtirne, der Sonne und des

Mondes, ſo wie der Pflanzen und Thiere; ſie ſtellt den Menſchen als das Ebenbild Gottes und als den Herrn der Erde dar, dem alle Geſchöpfe dienen müſſen, Die Offenbarung Gottes in ſeinen Worten und Thaten geht mit der Offenbarung Gottes in Seinen Werken gleichſam Hand in Hand. Die Betrachtung der Natur, worauf die heilige Schrift aufmerkſam macht, die vielen Beiſpiele und Gleichniſſe, die von der Natur hergenommen ſind, über Alles aber der Blick mit dem Jeſus uns die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel betrachten, ja alle Werke Gottes — von der Sonne bis zum Senfkörnlein — anſehen lehrt, geben der Naturgeſchichte erſt die höhere Weihe.

Die Bibliſche Geſchichte iſt zweitens, von Erſchaffung der Welt an bis zu den Zeiten Jeſu, die erſte und ſicherſte Grundlage der Weltgeſchichte. Wir vernehmen da, daß die erſten Menſchen, die keine andere Werkzeuge als ihre zwei Hände hatten, dennoch Pflanzen und Thiere benützen und die Metalle aus der Erde hervorſuchen und bearbeiten lernten; daß ſie das Feld bauten, Kornfelder und ſpäterhin Weinberge anlegten, zahme Heerden heranzogen und auf wilde Thiere Jagd machten, und ſo, nach dem Ausſpruche Gottes, ſich die ganze Erde unterworfen haben; daß die Menſchen Anfangs nur aus Familien beſtanden, nach und nach aber zu Völkern angewachſen ſind; daß ſie zuerſt in ärmlichen Hütten wohnten und ihre Altäre blos aus zuſammen gewälzten rohen Steinen errichteten, bis unter ihren unermüdet, arbeitſamen Händen zuletzt Tempel und Palläſte emporſtiegen; daß Anfangs der Vater einer Familie die Würde eines Fürſten und Prieſters in ſich vereinigte, bis in der Folge beide Gewalten getrennt wurden, aber auf eine gewiſſe Art vereinigt blieben, indem ſie im guten Einverſtändniſſe gemeinſchaftlich zu Einem Ziele wirkten. Die Erkenntniß und Anbetung des einzig wahren Gottes und Sein göttliches Walten in allen menſchlichen Angelegenheiten zieht ſich gleich einem goldenen Faden durch die ganze Geſchichte hin.

Die heilige Schrift erzählt zwar nur die Geſchichte Eines Volkes, welche aber im Grunde die Geſchichte jedes Volkes iſt. So lange die

Menſchen arm waren und ihren Lebensunterhalt mit harter Arbeit der Erde abgewinnen mußten, lebten ſie bei einfachen Sitten, Gottesfurcht und Genügſamkeit, ruhig und zufrieden; allein nachdem ſie zu Reichthum und Ueberfluß gelangt waren, hielten ſie ſich nicht mehr ſo getreu an Gott, verſanken in Sinnenluſt und Verſchwendung, wurden ungerecht und laſterhaft, und ihr Reich gerieth in Verfall. So iſt die Geſchichte dieſes Volkes gleichſam ein Spiegel der Geſchichte aller Völker.

Ueberdies kam das Volk Iſrael mit den merkwürdigſten Völkern der Vorwelt in Berührung, und die Bibliſche Geſchichte gibt uns von allen dieſen Völkern, in Aegypten, Aſſyrien, Babylonien und Perſien, von den großen Handelsſtädten Tyrus und Sidon, von Griechen und Römern, wichtige Nachrichten. Auch in dieſer Hinſicht iſt dieſe Geſchichte als eine Weltgeſchichte zu betrachten. Ein weiſer Lehrer findet da gleichſam einen Leitfaden, an den er das Wiſſenswürdigſte aus der Geſchichte der Völker vor Chriſtus anknüpfen kann.

Die Bibliſche Geſchichte eignet ſich drittens ganz vorzüglich zu einem Hausbuche für Aeltern und Kinder, weil darin ſo viele Familiengeſchichten vorkommen — von der Geſchichte der erſten Menſchen und den Hütten der Patriarchen bis auf die heilige Familie zu Nazareth.

Gott wußte es am beſten, wie ein Lehr- und Leſebuch für den bei Weitem allergrößten Theil des Menſchengeſchlechtes beſchaffen ſeyn müſſe. Er gab anſtatt gelehrter Abhandlungen lauter Geſchichten, und darüber nur noch heilige Lieder und Geſänge, Denkſprüche und Briefe, die ſich aber wieder auf die Geſchichte beziehen.

Es ſey dem Verfaſſer erlaubt, hier nur noch zwei ihm nöthig ſcheinende Anmerkungen zu machen.

1. Die früheren Auflagen haben den Titel: Bibliſche Geſchichte für Kinder. Es ſind damit, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht blos Kinder von ſechs Jahren gemeint, ſondern auch von zwölf und mehreren Jahren, ja, bis ſie den Erwachſenen beizuzählen ſind. Allerdings können Kinder von zarterem Alter das Große und den Zu-

ſammenhang der heiligen Geſchichte noch unmöglich erfaſſen. Allein ſie finden an dem Kinde Moſes im Binſenkörblein, noch mehr aber an dem Kinde Jeſus in der Krippe (das ihnen die höchſt erfreulichen Weihnachtsgeſchenke beſchert) große Freude; mit Wohlgefallen hören ſie von dem Knaben Joſeph in ſeinem buntfärbigen Kleide und von ſeinen lieblichen Träumen von Sonne, Mond und den elf Sternen und den Garben des Feldes erzählen; von dem kleinen Samuel in ſeinem Prieſterkleide, von dem Hirtenknaben David mit ſeiner Harfe und bei ſeinen Schafen, von dem jungen Tobias, dem ſein Hündlein nachläuft, und den ein Engel in ein fernes Land begleitet, von Daniel in der Löwengrube, und über dieſe Alle von dem frommen, folgſamen, fleißigen, freundlichen Knaben Jeſus in dem Hauſe ſeiner Aeltern und unter den Lehrern im Tempel. Andere Geſchichten ſind für mehr herangewachſene Kinder und das jugendliche Alter. Sehr ſchön ſagt ein alter Kirchenlehrer: „Die heilige Schrift gleicht einem großen, breiten Strome, nahe am Ufer kann ein Lamm ſich ohne Gefahr hineinwagen und trinken; in der

Mitte aber findet ein Elephant Raum und Tiefe genug, ſich darin nach Luſt zu bewegen.“

2. Die gegenwärtige Auflage hat den Titel: **Bibliſche Geſchichte für Aeltern und Kinder.** Viele Aeltern ließen ſich bisher aus der Bibliſchen Geſchichte, beſonders an Sonntagen und den Winterabenden, von ihren Kindern vorleſen; deßhalb wurde bei gegenwärtiger neuer Bearbeitung derſelben darauf bedacht genommen, daß Aeltern und Kinder ſie mit gleicher Theilnahme hören und leſen mögen. Weiſe Aeltern werden übrigens aus den vielen Erzählungen jene auszuwählen wiſſen, welche dem jedesmaligen Alter der Kinder am angemeſſenſten ſind. Die jeder Erzählung beigefügten Nutzanwendungen mögen den Aeltern dazu dienen, die Kinder auf die guten Lehren, die in der Geſchichte enthalten ſind, aufmerkſam zu machen und ihnen dieſelben an das Herz zu legen.

Eben dieſen Dienſt kann dieſes Werk den Lehrern leiſten, in deren Schulen blos das kleine Werk eingeführt iſt: „Die Bibliſche Geſchichte für Kinder zum allgemeinen Gebrauche in den Volksſchulen Bayerns, aus dem größern

Werke ausgezogen von dem Verfaſſer.“ Da in dieſem Büchlein die Nutzanwendungen, der nöthigen Kürze halber, wegbleiben mußten, ſo liegt es dem Lehrer ob, die Kinder den Schatz heilſamer Wahrheiten, der in der Geſchichte liegt und ihnen ſonſt größten Theils, gleichſam im Acker, verborgen bliebe, finden und als eine Mitgabe für ihr künftiges Leben bewahren zu lehren.

Gott gebe, daß die Worte, die der Apoſtel Paulus von der ganzen heiligen Schrift ſagt und die alſo auch von den Auszügen aus ihr gelten, an dem Herzen eines jeden Leſers in Erfüllung gehen mögen, die merkwürdigen Worte: „Alle und jede von Gott eingegebene Schrift iſt nützlich zur Belehrung, zur Zurechtweiſung, zur Beſſerung, zum Unterrichte in der Gerechtigkeit, damit ein Menſch, der ſich Gott widmen will, vollkommen werde, und geſchickt zu jeglichem guten Werke.“ (2. Tim. 3, 16—17.).

Der Verfaſſer.

I.

Geſchichte der erſten Welt.

1. Erſchaffung der Welt.

Im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde. Die Erde war aber noch wüſt und leer; ſie war noch ganz mit tiefen Gewäſſern bedeckt. Alles war finſter. Da ſprach Gott: „Es werde Licht!“ und es ward Licht! Da war es nun ſchon nicht mehr ſo fürchterlich. Es war doch einmal hell!

Jetzt befahl Gott: „Es werde das Firmament!“ Sogleich geſchah es. Es wurde das ſchöne blaue Gewölbe des Himmels, und ein Theil des Waſſers wurde zu Wolken, und ſtieg zum Himmel empor.

Darauf ſprach Gott: „Das Waſſer auf Erden fließe an einen Ort zuſammen, und es erſcheine das Trockene!“ Es geſchah, und ſo wurden Land und Meer; Berge und Thäler entſtanden; Quellen, Bäche und Flüſſe befeuchteten das Land, und ergoſſen ſich in das Meer.

Jetzt befahl Gott: „Die Erde bringe Gras und Kräuter und fruchtbare Bäume hervor.“ Auch dies geſchah — und die Erde war nun ſchön grün, und wie im Frühlinge mit tauſenderlei ſchönen Blumen, blühenden Geſträuchen und fruchtbaren Bäumen geſchmückt.

Nach dieſem ſprach Gott! „Am Himmel ſollen Lichter werden, daß ſie die Tage und Jahre anzeigen, und die Erde erleuchten.“ Es geſchah. Da brannte ein großes Licht an dem Himmel, den Tag zu erleuchten — die ſtrahlende Sonne! Da glänzte der freundliche Mond, die Nacht zu erhellen! Da funkelten die unzähligen Sterne!

Endlich ſprach Gott: „Das Waſſer bringe Fiſche, die Luft Vögel, die Erde Thiere aller Art hervor!“ Auch dieſe waren ſogleich da. Große und kleine Fiſche ſpielten im Waſſer, alle Arten von Vögeln erfüllten die Luft, Vieh und Gewild belebten Feld und Wald; auch alle übrige Thiere entſtanden, fliegende und kriechende, von den ſchönen farbigen Schmetterlingen und Käfern an bis herab auf das kleinſte Würmchen im Staube, das unſern Augen kaum ſichtbar iſt.

Und Gott ſah Alles an, was Er gemacht hatte, und ſieh da, es war Alles ſehr gut.

In der Geſchichte der Schöpfung offenbart Gott ſich als den Schöpfer Himmels und der Erde. Gott iſt allmächtig. Was Er will, das iſt; Er ſpricht nur, und es ſteht da. Gott iſt gütig. Aus Liebe zu uns hat Er Alles ſo ſchön und gut gemacht. Was wir nur immer ſehen, iſt Seine Wohlthat, von der Sonne bis zum kleinſten Sandkörnlein. Gott iſt höchſt weiſe. Das geringſte Blümlein iſt ſchon ſo kunſtvoll eingerichtet, daß es kein menſchlicher Verſtand ganz begreifen kann. Man ſieht es dem Himmel und der Erde recht deutlich an, daß ſie ein weiſer, gütiger, mächtiger Gott gemacht habe. An einem ſchönen Gemälde ſieht man die Geſchicklichkeit des Malers, wenn man den Maler ſelbſt gleich nicht ſieht. Eben ſo ſehen wir an Himmel und Erde, wie mächtig, gütig und weiſe Gott iſt, ob wir gleich Ihn, den lieben Gott ſelbſt, noch nicht ſehen können. Himmel und Erde ſind gleichſam ein Spiegel der Allmacht, Güte und Weisheit Gottes. Laßt uns daher dieſe herrlichen Werke Gottes recht oft, und immer mit heiliger Freude betrachten.

Noch iſt zu bemerken, wie ſchön uns Gott zum dankbaren Andenken an die Erſchaffung der Welt und zur freudigen Betrachtung ſeiner Werke ermuntere.

Gott beſtimmte einen beſondern Tag der Woche dazu. Er ſchuf Himmel und Erde in ſechs

Tagen, und hörte am ſiebenten Tage auf zu ſchaffen. Er will uns auf dieſe Art durch ſein Beiſpiel belehren, auch wir ſollen ſechs Tage arbeiten, und am ſiebenten Tage, der bei uns der Sonntag iſt, von aller Arbeit ruhen — damit wir dieſen Tag ganz nur der Verehrung des Schöpfers und der Freude an Ihm und Seinen Werken weihen können.

Ja, Gott will nicht nur, wir ſollen uns alle Sonntage an die Erſchaffung des Himmels und der Erde erinnern; Er läßt es uns ſogar täglich mit Augen ſehen, wie es bei Erſchaffung der Welt zuging — wenn Er des Morgens die liebe Sonne aufgehen läßt. Da iſt Anfangs auch Alles finſter. Allmählig wird es hell. Man unterſcheidet nach und nach Himmel und Erde — Waſſer und Land — Gras und Blumen — Kräuter und Bäume. Endlich geht die Sonne auf. Die Fiſche ſpielen im Waſſer, die Vögel ſingen, die Thiere werden munter. Jeder ſchöne Frühlings- oder Sommermorgen iſt ein erneutes Bild von Erſchaffung der Welt. Wir wollen daher gern frühe aufſtehen, und uns eines ſo guten Gottes freuen, der den ſchönen Morgen, uns, und die ganze Welt gemacht hat.

2. Erſchaffung des erſten Menſchen.

Himmel und Erde waren vollendet, und zum Wohnplatze des Menſchen prächtig eingerichtet.

Allein auf der ganzen weiten Erde war noch kein einziger Menſch, der dieſe großen und ſchönen Werke Gottes hätte betrachten, ſich darüber freuen und den Schöpfer dafür preiſen können.

Da ſprach Gott: „Nun laßt uns den Menſchen machen — ein Bild, das uns gleiche. Er ſoll herrſchen über die Fiſche im Waſſer, die Vögel in der Luft, die Thiere auf dem Felde, und über die ganze Erde!“ Gott bildete nun aus feuchter Erde einen ſchönen menſchlichen Leib. Dieſer lag aber noch ſtarr, kalt und todt auf dem Boden da. Jetzt hauchte ihm Gott die Seele ein, und er ſprang auf, ſtand da und lebte. So wurde der erſte lebendige Menſch, und Gott nannte ihn Adam.

Der Menſch iſt alſo nach Gottes Ebenbilde erſchaffen. Er iſt unendlich höherer Natur, als die Thiere. Nur ſein Leib gehört der Erde an; ſein Geiſt — die Seele, iſt Gott ähnlich. Sie kann Gott erkennen, Gott lieben, ſelig ſeyn in Gott; ſie kann das Gute erkennen — wollen — und thun. In ihr ſpiegelt ſich Gottes Weisheit, Güte und Allmacht — wie die Sonne im Thautropfen.

Dieſe hohe Wahrheit vom Ebenbilde Gottes im Menſchen ſagt jedem Menſchen:

Ehre, o Menſch, Gottes Ebenbild an dir ſelbſt! Unwiſſenheit, Gefühlloſigkeit, Zorn, Neid, Trägheit verdunkeln das Ebenbild Gottes in uns.

Trachte du vielmehr vollkommen zu werden — weiſe, gütig, freundlich, liebreich, wohlthätig, heilig wie Gott. Jede böſe Leidenſchaft würdigt uns zu den Thieren herab; jeder gute Gedanke, jede ſchöne, edle Empfindung oder Handlung macht uns Gott ähnlich.

Ehre aber auch Gottes Bild an Andern — an jedem Menſchen. Wer den geringſten Bettler verachtet, verſündiget ſich an Gottes Ebenbild — ja an Gott ſelbſt. Könnte wohl auch ein Kind, das ſeines Vaters Bild mit Füßen träte — Ehrfurcht gegen den Vater haben?

3. Das Paradies.

Gott pflanzte einen wunderſchönen Garten. Er ließ allerlei Bäume aus der Erde aufwachſen. Dieſe waren unbeſchreiblich ſchön anzuſehen, und trugen die köſtlichſten Früchte. Ueberall blühten und dufteten die herrlichſten Blumen von allen Farben. Eine reiche Quelle, die ſich in vier klare Ströme theilte, machte den Garten noch ſchöner und angenehmer. In dieſen ſchönen Garten führte Gott den Adam, damit er ihn baue und bewahre.

So freundlich und gütig iſt Gott gegen die Menſchen! Auch uns ſchuf Er zur Freude — aber auch zur Arbeit. Arbeitſamkeit gehört zur Glückſeligkeit des Menſchen auf Erden; weiſe Thätigkeit macht ihn immer vollkommner. Müßiggang würde ihn an Leib und Seele verderben. Deßhalb hat Gott ſchon dem erſten Menſchen im Paradieſe eine Arbeit angewieſen; Adam mußte ſich durch Fleiß im Gartenbaue ſeine Nahrung erwerben.

Nachdem Adam die Kräuter und Bäume des Gartens bewundert hatte, ließ Gott die Thiere vor ihn kommen. Alle Thiere des Feldes und die Vögel unter dem Himmel mußten vor ihm erſcheinen. Der Anblick ſo viel ſchöner und nützlicher Geſchöpfe machte dem Adam neue Freude, und erfüllte ſein Herz mit Dank gegen den Schöpfer.

Auch für uns ſind die Thiere eine große Wohlthat Gottes. Das Pferd trägt und zieht uns, der Ochs arbeitet für uns, die Kuh gibt uns Milch, das Schaf Wolle, die Henne Eier, die Biene Honig. Die Vögel ermuntern uns durch ihren Geſang am Morgen, der Hund bewacht uns zu Nacht. Auch an den Thieren ſollen wir Gottes Weisheit und Güte bewundern; auch für die Thiere gegen Gott dankbar ſeyn.

Adam mußte jedem Thiere einen Namen geben. Dadurch gab ihm Gott Unterricht in der Sprache. Und da kommen wir ſchon wieder auf eine neue Wohlthat Gottes. Wie iſt es doch ſo gut, daß wir reden können! Was wäre dies für ein Elend, wenn wir ſtumm wären! Da könnte kein Menſch dem andern ſeine Gedanken und Empfindungen mittheilen. Von all den ſchönen Geſchichten der Vorzeit wüßten wir nichts; tauſend nützliche und angenehme Kenntniſſe, ja die wichtigſten Wahrheiten blieben uns unbekannt. Wir wollen daher die Sprache nie zur Lüge und Läſterung mißbrauchen, ſondern vielmehr von dieſer ſchönen Gabe Gottes auch dadurch den ſchönſten Gebrauch machen, daß wir Gott von ganzem Herzen dafür Dank ſagen!

4. Erſchaffung der Eva.

Noch war Adam der einzige Menſch auf der ganzen Erde. Er hatte Niemand, mit dem er reden, Niemand, der ihm bei ſeiner Arbeit helfen, Niemand, mit dem er ſeine Freude theilen konnte. Denn daß die Thiere nicht ſeines Gleichen ſeyen, ſah er wohl. Es machte ihm mitten im Paradieſe Langeweile, ſo ganz allein auf Erden zu leben.

Da ſprach Gott: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey; Ich will ihm eine Gehülfin machen!“ Nun ließ Gott einen tiefen Schlaf über Adam kommen. Adam ſah im Schlafe, wie aus ſeiner Seite, aus einer ſeiner Rippen, die Eva von Gott geſchaffen wurde. Dadurch wurde ihm angedeutet, er ſolle die Eva nicht nur als einen Theil ſeines Leibes zunächſt dem Herzen anſehen, ſondern mit ihr gleichſam nur Ein Herz und Eine Seele ſeyn. Adam erwachte, und Gott führte ihm nun die Eva zu — und ſtiftete ſo das heilige Bündniß der Ehe.

Wie traurig wäre es für einen Menſchen, wenn er ganz allein auf der Welt wäre! Wie gut und erfreulich iſt es, daß mehrere Menſchen auf Erden ſind! Dies ordnete Gott ſo, damit die Menſchen deſto glücklicher leben, und einer zur Glückſeligkeit des andern beitragen möge. Wir wollen dieſes Glück nie durch Zank und Streit ſtören! Wir wollen einander recht lieb haben, und einander ſo viele Freude machen, als wir nur immer können. Beſonders aber ſollen Mann und Weib in Eintracht und Liebe leben.

Adam und Eva lebten nun in dieſem ſchönen Garten in Unſchuld und Freude. Ihre einfache Nahrung waren Baumfrüchte, und ihr Trank war — der geſündeſte von der Welt! — friſches Quellwaſſer. Sie liebten Gott über Alles, und eines hatte das andere ſo lieb wie ſich ſelbſt. Der liebe Gott war unbeſchreiblich gut und freundlich gegen ſie! Er redete oft mit ihnen, und liebte ſie wie ſeine Kinder. Sie wußten gar nicht, was Traurigkeit ſey. Es that ihnen nie etwas weh; ſie waren unſterblich.

Wie ſelig iſt auch jetzt noch der Menſch, der ſeine Unſchuld bewahrt und keine ſchwere Sünde begangen hat! Es kann daher, beſonders den Kindern, nicht zu oft und zu nachdrücklich geſagt werden: Liebe Kinder! Bleibet doch unſchuldig und gut. Bittet Gott alle Tage, daß Er euch euren größten Schatz auf Erden, die Unſchuld, bewahren helfe. Nur dann habt ihr wahre Freude! Nur dann genießt ihr auch jetzt noch etwas von der Seligkeit des Paradieſes.

3. Die erſte Sünde.

In der Mitte des Gartens ſtand ein ganz beſonderer Baum, den Gott den Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen nannte. An dieſem Baume ſollte Adam lernen — Gott zu gehorſamen. Gott wollte ihn üben, nicht nach dem zu trachten, was blos den Sinnen angenehm iſt, ſondern nach dem, was vor Gott gut und recht iſt. Adam ſollte Gottes heiligen Willen über Alles achten; er ſollte das Böſe meiden und das Gute thun lernen. Daher ſprach Gott zu Adam: **„Iß von allen Bäumen im Garten; aber von dieſem Baume da, dem Baume der Erkenntniß des Guten und des Böſen, ſollſt du nicht eſſen. Denn ſo du davon iſſeſt, wirſt du ſterben."** Dies Gebot war auch der Eva gegeben.

Eines Tages aber ging Eva ganz nahe zu dem verbotenen Baume hin. Da ſah ſie eine Schlange an dem Baume. Die Schlange fing an zu reden und ſagte zu Eva: **„Warum hat euch denn Gott geboten, daß ihr nicht von allen Bäumen eſſen** ſollet? Eva glich einem unerfahrnen Kinde, dem noch Alles neu iſt, und wunderte ſich nicht darüber, daß die Schlange reden könne. Sie ließ ſich mit der Schlange ſogleich in ein Geſpräch ein, und ſagte zu ihr: „Wir dürfen von allen Bäumen eſſen im ganzen Garten. Nur von dieſem Baume da in Mitte des Gartens hat Gott geſagt; Eſſet nicht davon, rührt ihn auch nicht an, ſonſt müßt ihr ſterben.“ „Ei, ſagte die Schlange, ihr werdet nicht gleich ſterben. Gott weiß es eben gar wohl! Sobald ihr davon eſſet, werden euch die Augen erſt recht aufgehen. Ihr werdet Gott gleich ſeyn, und das Gute und Böſe wiſſen.“

Auf dieſe Rede ſchaute Eva den Baum erſt recht an. Die verbotene Frucht kam ihr ungemein ſchön und lieblich, und je länger ſie hinſah, deſto ſchöner und lieblicher vor. Sie dachte, die ſchöne Frucht werde auch recht gut ſchmecken. Und ſie ſtreckte den Arm aus, und brach die Frucht ab, und aß davon. Sie gab auch ihrem Manne, dem Adam, davon, und der aß auch. So hatten ſie denn Gottes Gebot übertreten — und die erſte Sünde war vollbracht. Da wurde ihnen nun mit einmal ganz ſchauerlich zu Muthe. Die Augen gingen ihnen auf; ſie wurden gewahr, daß ſie nackt waren. Feuerroth vor Scham flochten ſie Schürzen aus Feigenblättern zuſammen, und bedeckten ſich damit. Zitternd vor Furcht und Angſt verſteckten ſie ſich vor Gottes Angeſicht unter die Geſträuche des Gartens.

Die Geſchichte der erſten Sünde lehrt uns ſehr vieles; ſie gibt, ſowohl Erwachſenen als Kindern, warnende Lehren:

Eva iſt ein trauriges Bild der verführten Unſchuld. Seyd doch nie ſo leichtſinnig und neugierig, wie ſie — meidet die Gelegenheit zur Sünde, gebt böſen Reden kein Gehör, und ſchauet das, was verboten iſt, nicht einmal an!

An Adam ſehen wir, was das böſe Beiſpiel vermag. Er ſah die Eva ſündigen, und ſündigte ſogleich mit. Nehmt euch vor böſen Beiſpielen doch beſſer in Acht!

Die Schlange iſt das Bild eines Verführers. Wer uns bereden will, Gottes Wort ſey nicht die lautere Wahrheit, an Gottes Geboten ſey eben nicht ſo viel gelegen, die Sünde ſey nicht ſo böſe, ſie ſchade nichts — der iſt ein Verführer. Flieht ihn, wie eine giftige Schlange.

Jede Sünde gleicht der verbotenen Frucht. Sie dünkt uns anfangs ſchön; ſie verſpricht uns Freude. Ihr Genuß aber bringt den Tod.

Auch ſeht ihr da die zwei rechten Kennzeichen der Sünde — Scham und Furcht. Thut doch nie etwas, worüber ihr roth werden müßtet, wenn es aufkäme, oder wobei ihr nicht mit Freude an Gott und gute Menſchen denken könntet. Alles

Böſe hat der liebe Gott mit Scham und Furcht gleichſam gebrandmarkt.

6. Die Strafe der erſten Sünde.

Adam und Eva waren nun ſehr traurig, und es war ihnen ſehr bange. Jetzt ward es Abend; allein das Abendroth war für ſie nicht mehr ſo ſchön, als ehemals. Das Rauſchen der Abendluft in den Blättern der Bäume erfüllte ſie mit Entſetzen. Die Sünde machte ihnen ſogar das Paradies zum Orte der Qual.

Endlich hörten ſie die Stimme Gottes: „Adam, wo biſt du?“ Adam antwortete zitternd: „Ich fürchtete mich, vor Dir zu erſcheinen, weil ich nackt bin; darum verſteckte ich mich“ Gott ſprach: „Wer hat dir geſagt, daß du nackt ſeyeſt? Haſt du von der Frucht gegeſſen, von der Ich dir geſagt habe, du ſollſt nicht davon eſſen?“ Da ſagte Adam: „Das Weib, das Du mir beigeſellt haſt, gab mir von der Frucht, und ich aß.“ Da ſprach Gott zu Eva: „Warum haſt du dies gethan?“ Eva ſagte: „Die Schlange hat mich ſo betrogen, daß ich aß.“ So wollte keines die Schuld tragen, wie Kinder, die etwas gethan haben, das nicht recht iſt.

Nun ſprach Gott zur Schlange: „Weil du dieſes gethan haſt, ſo ſey verflucht vor allen Thieren auf Erden. Auf deinem Bauche ſollſt du kriechen, und Staub eſſen dein Leben lang. Einer aber von den Nachkommen des Weibes ſoll dir den Kopf zertretten, und du wirſt ihn in die Ferſe ſtechen." Zu Eva ſprach Gott, ſie werde Vieles mit ihren Kindern auszuſtehen haben. „Und dein Wille, ſprach Er, ſoll dem Manne unterworfen ſeyn, und er ſoll dein Herr ſeyn." Zu Adam ſagte Gott: „Verflucht ſey der Acker um deinetwillen! Mit Kummer ſollſt du dich darauf nähren dein Leben lang; Dorn und Diſteln ſoll er dir tragen. Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen, bis du wieder zur Erde wirſt, von der du genommen biſt."

Nun bekleidete ſie Gott noch mit Thierfellen, und verſtieß ſie aus dem Paradieſe. Ein Engel mit flammendem Schwerte bewahrte den Eingang dazu.

Dieſe Geſchichte lehrte die erſten Menſchen: Gott iſt allwiſſend. Vor Ihm kann man ſich nicht verbergen und bei Ihm gilt keine Ausrede. Er iſt heilig und gerecht. Er haßt das Böſe, und läßt es nicht ungeſtraft. Er iſt aber auch barmherzig. Er erleichtert den Menſchen ihr Elend. Er gab dem Adam und der Eva eine wärmende Kleidung, damit ihnen die rauhere Luft außer dem Paradieſe nicht ſchade. Selbſt Seine Strafen ſind neue Wohlthaten. Elend bringt den Leichtſinnigen zur Beſinnung, und Arbeit dient zu ſeiner Beſſerung.

Der größte Troſt aber für Adam und Eva war die göttliche Verheißung, daß Einer kommen und ſie und ihre Nachkommen von dem Elende, in das die Sünde ſie ſtürzte, erretten werde. Wer dieſer ſey, und was es überhaupt mit der Schlange für eine Beſchaffenheit habe, werden die folgenden Geſchichten klar genug zeigen.

Eben ſo ſehen wir aus dieſer und den folgenden Geſchichten, daß die Sünde das allergrößte Uebel iſt. Die Sünde mißfällt Gott und beraubt uns Seiner Gnade. Durch die Sünde ging das Paradies verloren; durch die Sünde kamen Thränen und Seufzer, Schmerz und Krankheit, Tod und Grab in die Welt. Was für ein ſchreckliches Uebel muß erſt die Sünde ſelbſt ſeyn, da aller Jammer und alles Elend der ganzen Welt — nur Früchte von ihr ſind?

7. Das erſte Opfer.

Adam und Eva bekamen zwei Söhne. Der Aeltere hieß Kain; der Jüngere Abel. Kain, der ſtärkere, wurde ein Ackersmann; Abel, der Zärtere, wurde ein Schäfer. Der Acker gab ihnen Brod; die Schafheerde Milch und überdies noch Wolle zur Kleidung.

So iſt es Gottes Einrichtung, daß der Menſch arbeiten muß, wenn er leben will. Schon die erſten zwei Söhne mußten ſich Nahrung und Kleidung verdienen.

Gott ſegnete Kains Feldarbeiten und Abels Schafzucht. Da brachte Kain Gott ein Opfer von Feldfrüchten dar; Abel opferte das erſte junge Lamm von ſeiner Heerde. Etwa ein Felſenſtück diente ihnen zum Altar.

Arbeiten allein iſt noch nicht genug; Gott muß erſt den Segen dazu geben. Er läßt das Getreide wachſen; Er giebt den Heerden das Gedeihen. So oft uns eine Arbeit gelingt, ſollen wir daher mit dankbarem Herzen zu Ihm aufblicken. Beten und Arbeiten ſey das tägliche Geſchäft unſers Lebens.

Beide Brüder opferten zwar; jeder gab von dem, was er hatte. Allein nur auf Abel und ſein Opfer ſah Gott mit Wohlgefallen herab; Kain und ſein Opfer ſah Er gar nicht an.

Gott ſieht nämlich nicht blos auf das Aeußerliche; Er ſieht hauptſächlich auf das Innere. Abel hatte ein frommes, kindliches, dankbares Herz gegen Gott; Kain hatte ein böſes Herz und ſeine Andacht war blos äußerlich. Blos äußerliche Andacht aber iſt Heuchelei, und Heuchelei iſt vor Gott ein Gräuel.

8. Kain's Sünde und Strafe.

Wer Gott nicht aufrichtig verehrt, liebt auch die Menſchen nicht. Kain ſah, daß Gott den guten Abel lieber habe als ihn, und konnte von nun an ſeinen Bruder nicht mehr anſehen, ohne über ihn zu zürnen. Sein Angeſicht wurde blaß und fiel ein vor lauter Haß und Neid. Denn jede böſe Leidenſchaft, beſonders aber der Neid, entſtellt und verwüſtet das ſchöne Angeſicht des Menſchen.

Gott warnte Kain und ſprach freundlich zu ihm: „Warum biſt du ſo zornig, und warum iſt dein Angeſicht ſo eingefallen? Sieh, wenn du Gutes thuſt, ſo biſt du Mir ſo lieb und angenehm, wie dein Bruder. Thuſt du es aber nicht, ſo lauert die Sünde ſchon vor deiner Thüre. Allein wenn du nur willſt, ſo kannſt du die Begierde dazu bezwingen, und über ſie herrſchen.“

Auch jetzt noch warnet uns Gott vor dem Böſen — innerlich durch die Stimme des Gewiſſens. O laßt uns dieſe heilige Stimme Gottes doch immer hören und ihr gehorchen! Wir wollen vor der Sünde recht auf der Hut ſeyn, wie vor einem wilden Thiere, das ſchon vor der Thüre lauerte, um uns zu zerreißen.

Kain gehorchte Gott nicht, und behielt den Zorn im Herzen. Einmal ſtellte er ſich ſehr freundlich gegen den frommen Abel und ſagte zu ihm: „Komm, wir wollen mit einander in das Feld hinaus gehen.“ Der gute Abel ging freudig mit ihm. Wie nun Kain ſo weit von ſeinen Aeltern entfernt war, daß ſie ihn nicht mehr ſehen konnten — da griff er Abel, ſeinen Bruder, auf einmal an, und ſchlug ihn todt. O wie werden Vater und Mutter ſich entſetzt haben, als ſie den unſchuldigen Abel, ihren geliebten Sohn, in ſeinem Blute gefunden haben! Ihr Jammer war unbeſchreiblich.

Wir ſehen da, was Neid und Zorn, wenn man ſie überhand nehmen läßt, am Ende für großes Unheil anrichten; wir wollen daher nie ein Fünklein Neid, Zorn, Haß, oder was es immer Böſes ſeyn möge, in unſerm Herzen aufkommen laſſen.

Es half dem Kain nichts, daß ſeine Aeltern die Mordthat nicht geſehen hatten. Gott ſieht Alles. Er ſah die ſchreckliche That und ſprach zu Kain: „Wo iſt dein Bruder Abel?“ Kain machte es wie ein recht böſes, ungerathenes Kind. Er trotzte noch. „Was weiß ich, antwortete er; ſoll ich meinen Bruder denn hüten?“ Da ſprach Gott: „Was haſt du gethan? Das Blut deines Bruders ſchreit von der Erde zu Mir herauf. Und nun — verflucht ſeyſt du auf der Erde, die ihren Mund aufgethan hat, deines Bruders Blut zu trinken. Wenn du ſie anbauen wirſt, ſoll ſie dir keine Frucht mehr geben. Unſtät und flüchtig ſollſt du auf Erden ſeyn.“

Kain rief voll Angſt und Verzweiflung: „Mein Verbrechen iſt größer, als daß ich Vergebung verdiente. Als ein Vertriebener werde ich nun auf

Erden herumirren! Wer mich antrifft, wird mich ermorden!" Er entfloh, und führte nun fern von ſeinen Aeltern in einem fremden Lande ein unruhiges, qualvolles Leben, das ſchrecklicher war, als der Tod.

Auch jetzt noch beſtraft Gott die böſen Menſchen. Gewöhnlich geht es ihnen nicht wohl. Was ſie anfangen, nimmt ſelten ein gutes Ende; und wenn ſie ſonſt keine Plage hätten, ſo hätten ſie doch die Qual eines böſen Gewiſſens. Gott ſagt ihnen durch das Gewiſſen deutlich genug, daß Er unzufrieden mit ihnen ſey. Und das iſt das größte Elend auf Erden. Da hat man keine gute Stunde mehr; man hat nirgends mehr weder Raſt noch Ruhe, wie Kain. Jeder Menſch ſoll ſich daher den Denkſpruch tief in ſein Herz einprägen: Bewahre, o Menſch, dein Gewiſſen rein und unbefleckt, und erſpare dir die Unruhe, die dem Sünder nie ausbleibt.

9. Kains und Seths Nachkommen.

Anſtatt des Abels, der von Kain erſchlagen worden, ſchenkte Gott dem Adam und der Eva einen andern Sohn, den ſie Seth nannten. Seth war fromm und gut wie Abel, und erzog auch ſeine Kinder ſo fromm und gut, daß ſie Kinder Gottes genannt wurden. Enos, Seths älteſter Sohn, führte den öffentlichen Gottesdienſt ein; er fing an, den Namen Gottes zu verkünden und Gott öffentlich anzurufen. Henoch, ein Enkel Seths, wandelte vor Gott und führte ein frommes, Gott wohlgefälliges Leben. Deßwegen ſagt die heilige Schriſt von ihm, indem ſie von ſeinem Tode redet, nicht, daß er geſtorben ſey, ſondern daß Gott ihn zu ſich genommen habe. Es wird dadurch angedeutet, daß dieſes Leben auf Erden nur die Vorbereitung auf ein beſſeres Leben nach dem Tode ſeyn ſoll; wer nach dem Willen Gottes lebt, den nimmt Gott nach dieſem kurzen Erdeleben zu ſich auf in das ewige Leben.

Kains Nachkommen richteten ihren Sinn nur auf das Irdiſche. Bisher benützten die Menſchen, um ſich auf Erden fortzubringen, blos Thiere und Pflanzen; ſie warteten ihrer Heerden und bauten das Feld; jetzt fingen ſie auch an, die Metalle zu bearbeiten. Tubalkain erfand die Bearbeitung des Eiſens, und ward ein Meiſter in allerlei Arbeiten von Erz, auch von Silber und Gold; Lamech ſchmiedete das erſte Schwert. Jubal erfand überdies Flöten- und Saitenſpiel.

Alle dieſe Erfindungen ſind nützlich und gut, wenn ſie gut angewendet werden. Das Eiſen liefert allerlei brauchbare Werkzeuge — von der Nähnadel bis zur Pflugſchar; ohne Eiſen hätten die mancherlei nöthigen Handwerke nicht entſtehen können. Das Eiſen iſt ein wohlthätigeres Geſchenk

Gottes, als Gold und Silber, obwohl auch dieſe mancherlei Nutzen haben. Die Waffen dienen den Menſchen, wilde Thiere abzuwehren oder zu erlegen, und ſich gegen Feinde zu vertheidigen. Die Muſik kann das Gemüth des Menſchen erheitern, rühren, zur Andacht erwecken, und es zum Himmel erheben.

Allein die Nachkommen Kains vergaßen bei ihren irdiſchen Geſchäften Gott, und mißbrauchten Gottes Gaben zu ihrem Verderben. Sie bedienten ſich des Schwertes ihre friedlichen Mitmenſchen zu bekriegen und zu unterdrücken. Sie ließen ſich von Gold und Silber zu Habſucht und eitler Pracht verführen. Sie bedienten ſich der Muſik nicht zu Erweckung edler Gefühle und zur Verherrlichung Gottes, ſondern blos zu Luſt und Tanz.

Wir ſollen daher wohl bedenken: Nur die heilige Ehrfurcht vor Gott kann uns vor Mißbrauch Seiner Gaben bewahren; nur denen, die Gott lieben, dienen ſie zum Beſten. Der gute Menſch vergißt über den Geſchäften und Vergnügungen der Erde nicht des Himmels. Er hat die Hand bei der Arbeit und das Herz bei Gott. Die Vergnügungen der Erde ſind ihm nur Erholung auf ſeinem Wege zum Himmel.

10. Verderbniß des erſten Menſchengeſchlechtes.

Die Menſchen vermehrten ſich nach und nach ſehr, und fingen an ſich über die Erde zu verbreiten. Sie wurden aber immer ſchlimmer; auch die Guten wurden von den Böſen verführt. Sie lebten in Wolluſt und Unzucht, und Eſſen und Trinken war ihr vornehmſtes Geſchäft. Sie plagten und quälten einander auf das ſchrecklichſte. Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit nahmen über Hand. Die Menſchen fragten nichts mehr nach Gott.

Da nun Gott ſah, daß ſie gar ſo böſe waren, und daß alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur auf das Böſe ging, ſo that es Ihm innigſt wehe, und bekümmerte Ihn in Seinem Herzen. „Die Menſchen wollen ſich von Meinem Geiſte nicht mehr warnen und ſtrafen laſſen, ſprach Er; denn ſie ſind ganz Fleiſch — ganz ſinnlich, ganz verderbt. Doch will Ich ihnen noch hundert und zwanzig Jahre Zeit laſſen, ob ſie vielleicht ſich noch beſſern.“

Wir ſehen da wieder, Gott iſt heilig. Ihm mißfällt das Böſe; es betrübt Ihn, und Er kann an böſen Menſchen kein Wohlgefallen haben. Er will, ſie ſollen gut werden, und Er warnt ſie beſtändig, innerlich durch die Stimme ihres Gewiſſens, und äußerlich durch Lehrer und gute Menſchen.

Er iſt langmüthig, und läßt ihnen, bevor Er ſie ſtraft, Zeit zur Buße; Er ſehnt ſich nach ihrer Beſſerung. O wer ſollte nicht das Böſe verabſcheuen und ſich zu beſſern trachten, da Gott es ſo herzlich wünſcht!

Zu jener Zeit lebte aber noch ein recht guter Mann aus Seths Nachkommen, der fromme Noe. Er war in Allem untadelig und führte, mitten unter den Gottloſen, ein Gott-gefälliges Leben. Zu dieſem ſprach Gott: „Der Untergang aller Menſchen iſt nahe. Sie haben die ganze Erde mit Bosheit erfüllt; Ich will ſie verderben ſammt der Erde. Baue dir eine Arche — einen großen Schiffskaſten — von glattem Holze. Mache verſchiedene Kammern darein, und beſtreiche ſie innen und außen mit Pech. Dreihundert Ellen ſoll ſie lang ſeyn, fünfzig breit, und dreißig hoch. Oben mache ein Fenſter in die Arche, und in Mitte der Seite die Thüre. Denn ſieh, Ich will eine große Waſſerfluth hereinbrechen laſſen über die ganze Erde. Alles was lebt und Athem hat unter dem Himmel, ſoll umkommen; Alles, was auf Erden iſt, ſoll zu Grunde gehen. Mit dir aber will Ich einen Freundſchaftsbund errichten. Du ſollſt in die Arche gehen mit deinen Söhnen, mit deinem Weibe und mit den Weibern deiner Söhne. Von jeder Art der Thiere — von den Vierfüßigen, den Vögeln, und von allen, die auf Erden leben —

nimm ein Paar mit in die Arche, damit auch ſie am Leben bleiben. Auch Speiſen aller Art nimm mit dir, dir und ihnen zur Nahrung.“

Wie Gott, der Heiligſte, das Böſe haßt, ſo liebt Er das Gute — und die guten Menſchen. Er geht mit dem frommen, guten Noe um, wie mit Seinem Freunde. Er ſagt ihm, was Er vorhat. Er unterrichtet ihn, wie ein Vater ſeinen Sohn, was er thun ſoll, ſich zu retten. Jedes Wort iſt Huld und Gnade. O, wer ſollte das Gute nicht lieben, da er dadurch Gottes Freund wird!

11. Untergang des erſten Menſchengeſchlechtes.

Noe gehorchte Gott in Allem, wie ein guter Sohn ſeinem Vater. Ein Jahrhundert lang baute er an der Arche; denn damals erreichten die Menſchen noch ein ſehr hohes Alter von mehreren hundert Jahren. Während der langen Zeit, da Noe an der Arche baute, forderte er die Menſchen beſtändig auf, Buße zu thun und ſich zu beſſern. Ja der Bau der Arche ſelbſt war für ſie eine beſtändige Bußpredigt. Allein ſie kehrten ſich nicht daran, und blieben ungläubig. Endlich ſtand die Arche fertig da.

Da ſprach Gott zu Noe: „Geh nun in die Arche, du mit allen den Deinigen. Denn Dich habe Ich gerecht befunden vor Mir unter dem ganzen

Menſchengeſchlechte." So bezeugte Gott, der Allergerechteſte, feierlich, daß es bei Ihm nicht nach Gunſt gehe, und daß Er durchaus auf nichts anders, als auf Tugend und Frömmigkeit ſehe.

Gott erinnerte Noe noch einmal, alle Arten der Thiere in die Arche zu bringen, und ließ ihm die erforderliche Zeit dazu. „Nach ſieben Tagen, ſprach Er, will Ich regnen laſſen auf Erden, vierzig Tage und vierzig Nächte lang. Alles, was ich erſchaffen habe, ſoll von der Erde vertilgt werden."

Noe, der immer treue, folgſame Diener Gottes, that Alles, was ihm Gott befohlen hatte. Er brachte alle Arten von Thieren in die Arche, und ging dann mit den Seinigen auch hinein. Was Noe nicht thun konnte, that Gott für ihn. Voll liebreicher, väterlicher Sorgfalt verſchloß und verwahrte Gott von außen die Thüre der Arche, damit das Waſſer nicht eindringe.

Alsbald fing es an fürchterlich zu regnen und alle Brunnen der Tiefe brachen los. Vom Himmel rauſchte das Waſſer gleich großen Waſſerfällen herunter. Schon hob das Waſſer die Arche empor, und trug ſie über der Erde. Es ſchwoll aber immer mehr und mehr an, und die Arche fuhr wie ein großes Schiff, auf dem Waſſer daher.

Der Schrecken und das Jammergeſchrei der unglücklichen Menſchen war unbeſchreiblich. Sie kletterten auf Bäume und Berge ſich zu retten! Nun war es aber zu ſpät! Das Waſſer wuchs und wuchs, bis alle hohe Berge unter dem weiten Himmel fünfzehn Ellen hoch mit Waſſer bedeckt waren. Alles auf dem ganzen Erdboden ward vertilgt — von dem Menſchen bis zum Vieh, von dem Vogel in der Luft bis zum Wurm im Staub! Nur Noe und die Seinigen blieben übrig und was ſonſt noch mit ihm in der Arche war.

So ſchrecklich ſtraft Gott das Böſe. Eine ganze Welt verging unter Seinen Strafgerichten. Ach, wer auch ſo böſe ſeyn könnte, daß er den lieben Gott nicht lieben möchte, der ſollte den gerechten Gott doch fürchten!

Unzucht, Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit brachten der erſten Welt den Untergang. Die Geſchichte dieſer ſchrecklichen Strafen Gottes ward aufgezeichnet zur ewigen Warnung für alle Menſchen, ſich vor ſo verderblichen Laſtern zu hüten.

12. Noe's Errettung.

Dreihundert und fünfzig Tage ſtand das große Gewäſſer über der Erde. Da gedachte Gott, der ſich aller Seiner Geſchöpfe erbarmt und des geringſten Wurmes nicht vergißt, an Noe, und auch an die Thiere, die in der Arche waren. Gott ließ einen warmen Wind wehen. Die Brunnen der Tiefe ſchloſſen ſich, und der Regen hörte auf.

Das Waſſer fiel und die große Ueberſchwemmung nahm immer mehr ab. Die Arche blieb auf einem Gebirge in Armenien ſtehen. Nach und nach kamen die Bergſpitzen wieder aus dem Waſſer hervor.

Noe öffnete das Fenſter, und ließ, weil er nicht genug um ſich blicken konnte, einen Raben hinausfliegen, um zu erfahren, ob das Waſſer hinlänglich gefallen ſei oder nicht? Der Rabe kam nicht mehr zurück.

Hierauf ließ Noe eine Taube hinausfliegen. Dieſe fand nicht, wo ihr Fuß ruhen konnte, und flog nur immer um die Arche herum. Noe, der in Allem Gott ähnlich, und alſo auch gegen die Thiere liebreich war, ſtreckte die Hand aus, und nahm die Taube wieder in die Arche herein.

Nach ſieben Tagen ließ er ſie wieder fliegen. Da kam ſie erſt am Abende zurück, und brachte einen Oelzweig mit friſchen, grünen Blättern in ihrem Schnabel. O wie werden ſich Alle in der Arche gefreut haben, da ſie dies ſchöne Zeichen der Hoffnung erblickten! Noe merkte nun, das Waſſer müſſe ſtark gefallen ſeyn.

Nach ſieben Tagen ließ er die Taube noch einmal fliegen. Da kam ſie nicht mehr zurück. Daraus ſchloß Noe, daß die Erde trocken ſei. Und ſo war es auch wirklich; und Gott, der ſich ihm durchaus als ſeinen liebevollen Erretter zeigen wollte, ſprach zu ihm: „Nun geh wieder aus der

Arche — du und dein Weib, deine Söhne und die Weiber deiner Söhne. Auch Vieh, Vögel und die übrigen Thiere laß wieder heraus.“

So ſchrecklich Gott die Böſen ſtraft, ſo liebreich iſt Er gegen die Guten und Frommen. Der Fromme, der auf Gott vertraut, darf nicht zittern, wenn gleich die ganze Erde unterginge; denn Gott iſt es, der ihn hält. Laßt uns daher Gutes thun, und unſer Vertrauen auf Gott ſetzen!

13. Noe’s Dankopfer.

Noe gehorchte dem Befehle Gottes, wie er’s immer that, mit Freuden, und ging nun mit den Seinigen aus der Arche. Auch alle Thiere, zahme und wilde, die Vögel und die übrigen Thiere, kamen paarweiſe mit ihm wieder aus der Arche hervor.

Allein wie mußte es dem guten Vater Noe um das Herz ſeyn, als er umher ſchaute und die weite Erde, die noch vor Kurzem ſo voll Menſchen war, nun wieder ganz öde und einſam erblickte — ſich aber und die ſieben Menſchen, die mit ihm in der Arche waren, gerettet ſah!

Innigſt gerührt baute er Gott einen Altar, und zündete ein Brandopfer darauf an. Schön loderte die Flamme auf dem Altare empor, und der liebliche Geruch erhob ſich zu den Wolken. Allein ſchöner noch als das Feuer auf dem Altare, das Sinnbild der Andacht, flammte Noe's Dank für ſeine wunderbare Errettung zum Himmel empor.

Gott, der an allem Guten Freude hat, hatte Wohlgefallen an dieſem Dankopfer. Ein ſchöner Regenbogen erſchien am Himmel. „Seht, ſprach Gott zu Noe und ſeinen Söhnen, Ich mache mit euch und allen Menſchen, die nach euch kommen werden, einen Freundſchaftsbund. In Zukunft ſoll keine Sündfluth mehr die Erde verderben. So lange die Erde ſteht, ſollen Saat und Aernte, Sommer und Winter, Tag und Nacht nie mehr aufhören. Und dieſer mein Bogen, den Ich in die Wolken geſetzt habe, der ſoll das Zeichen ſeyn des Bundes zwiſchen Mir und der Erde.“

So oft wir den Regenbogen mit ſeinen ſchönen Farben in den dunkeln Gewitterwolken erblicken, ſollen wir an dieſe Geſchichte denken: Wir ſollen daran denken: Gott iſt ſchrecklich dem Böſen, aber liebreich und freundlich dem Frommen. Der Regenbogen mit ſeinen ſieben Farben iſt gleichſam ein Gnadenzeichen, das Gott der Erde umhing — ein ſiebenfaches Band, mit dem Er das Andenken an dieſe Geſchichte feſtknüpfen wollte.

„Sieh den Regenbogen an, und preiſe Den, Der ihn gemacht hat.“

14. Noe's Söhne, Sem, Cham und Japhet.

Noe fing nun wieder an, das Feld zu bauen, wie vorher. Neben ſeinen Kornfeldern pflanzte er auch noch einen Weinberg. Noe hatte durch die Sündfluth Vieles gelitten; der gütige Gott gab ihm daher zu dem Brode auch Wein.

Der Wein iſt eine Wohlthat Gottes, beſonders für Kranke, für Traurige und für alte Leute, wenn man ihn mäßig trinkt. Für Kinder ſind nur die Trauben.

Noe kannte die Kräfte des Weines noch nicht. Er meinte, man könne ohne Nachtheil ſoviel davon trinken, als von dem Waſſer. Er trank zu viel, wurde betrunken, und lag ungebührlich und entblößt in ſeiner Hütte.

Uebermäßig getrunken wird der Wein verderblich; er berauſcht. Dies wiſſen wir jetzt, und es wäre daher eine große Sünde, ſich zu berauſchen. Denn ein Rauſch iſt etwas Abſcheuliches, er beraubt den Menſchen des richtigen Gebrauches ſeiner Vernunft, verleitet ihn zu den größten Verbrechen, zerſtört ſeine Geſundheit, und würdigt ihn unter die Thiere herab.

Cham ſah ſeinen ſchlafenden Vater ſo da liegen, und hatte eine boshafte Freude daran. Anſtatt zu erröthen, lachte der rohe Menſch. Anſtatt ſeinen alten Vater zu bemitleiden, ſpottete er über ihn. Anſtatt den Fehler ſeines Vaters zu verbergen, lief er hinaus und ſagte es ſeinen zwei Brüdern.

Seine zwei Brüder Sem und Japhet waren ganz anders geſinnt. Als ſie dies hörten, nahmen ſie einen Mantel auf ihre Schultern, gingen rückwärts hinein, und deckten ihren Vater mit abgewandten Geſichtern zu.

Dieſe kindliche Ehrfurcht, dieſes ſchamhafte Betragen muß jeden ehrliebenden Menſchen eben ſo ſehr rühren, als ihn das freche, unſittliche Betragen Chams empören muß.

Als Noe erwachte, und Chams rohe That vernahm, wurde er ſehr ernſthaft. Er ſah es im Geiſte voraus, daß es ſeinem ruchloſen Sohne immer ſehr übel gehen werde, und er ſagte ihm dieſes auch vor.

Und wie konnte es ihm auch anders gehen! — Die Schamröthe iſt die erſte Blüthe der Tugend. Wenn der Reif die Blüthen verſengt, ſo bringt der Baum keine Früchte mehr.

Dem Sem und Japhet gab Noe ſeinen Segen — er ſah es voraus, und ſagte es ihnen auch vor, daß es ihnen immer wohl und gut gehen werde.

Und wie konnte es ihnen auch anders gehen? — Schamhaftigkeit iſt wie ein Engel, den Gott zum Wächter der Unſchuld beſtellt hat. O ihr Kinder, ihr Jünglinge und Jungfrauen! Thut doch nichts, ſeht und hört nichts an, denkt nichts, worüber ihr roth werden müßtet! Laßt dieſen Engel euch warnen! Wer ihm folgt, den führt er zum Heil.

Noch gehören zwei andere merkwürdige Lehren der heiligen Schrift hieher.

„Ein Auge, das ſeinen Vater verächtlich anſieht, und ſeiner Mutter ſpottet, verdient, daß die Bachraben es aushacken, und die jungen Adler es auffreſſen.“

„Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht, ſo lange er lebt; denn die Wohlthat, die man dem Vater erzeigt, wird nimmermehr vergeſſen werden, und es wird dir Gutes widerfahren, und es wird deiner gedacht werden zur Zeit der Noth, und deine Sünden werden vergehen, wie Eis an der Sonne.“

13. Der große Thurmbau.

Noe's Nachkommen wurden nach und nach ſo zahlreich, daß ſie nach allen Weltgegenden ſich auf Erden verbreiteten. In ihrem Uebermuthe und auf ihre vereinigten Kräfte trotzend, unternahmen ſie, einen ungeheuer großen Thurm zu bauen. Dieſer Thurm, dachten ſie, ſoll mit der Spitze bis an den Himmel reichen, und alſo unermeßlich weit geſehen werden. Hier wollten ſie immer ſich wieder zuſammen finden, um alle immer nur ein großes, mächtiges Volk auszumachen.

Der abentheuerliche Thurmbau, bei dem immer Hunderttauſende von Händen ſich beſchäftigten, war ſchon ſehr weit vorgerückt. Allein nun vereitelte Gott das thörichte, ſtolze Unternehmen. Bisher hatten alle Menſchen als Ein Volk nur Eine Sprache. Jetzt ließ Gott mehrere Sprachen unter ihnen entſtehen. Da verſtanden die Leute, die aus verſchiedenen Gegenden der Erde zuſammen gekommen waren, einander nicht mehr, und geriethen in große Verwirrung. Die Verſchiedenheit der Sprachen nöthigte ſie, den Bau aufzugeben und ſich für immer in verſchiedene Völker zu trennen.

Durch ein ſo leichtes Mittel erreichte Gott eine ſo große, wohlthätige Abſicht — die Verbreitung der Menſchen über die Erde. Durch die verſchiedenen Sprachen wurden die Menſchen in verſchiedene Völker getrennt; die Angehörigen Eines Volkes aber wurden durch einerlei Sprache, wie durch ein unſichtbares Band, deſto enger mit einander vereinigt.

Der ungeheure Schutt des unausgebauten Thurmes, den man ſpottweiſe Babel, das heißt, die Verwirrung nannte, blieb ein Denkmahl der Wahrheit: „Alles, was ohne Gott und nur aus Stolz und Ruhmſucht unternommen wird, zerfällt — wie groß und herrlich es auch immer ſcheinen möge — in Trümmer!“

II.

Geſchichte der Patriarchen

Abraham, Iſaak und Jakob.

16. Abrahams Berufung.

Nach der Sündfluth hatten ſich die Menſchen, wie wir gehört haben, wieder ſehr vermehrt, und die Erde war nun von verſchiedenen Völkern bewohnt. Allein die thörichten, verblendeten Menſchen vergaßen bald wieder den allmächtigen, allgütigen, heiligen und gerechten Gott, und verehrten ihn nicht mehr. Anſtatt Seiner betheten ſie Bilder an, die man Götzen nannte. Doch lebte noch ein recht frommer und tugendhafter Mann. Dieſen wählte ſich Gott vor allen Menſchen aus, damit durch ihn und ſeine Kinder die wahre Erkenntniß und Verehrung Gottes erhalten, und über alle Völker der Erde verbreitet werde. Dieſer Mann war der Patriarch Abraham. Patriarch

— Erzvater wird er genannt, weil er der Vater eines ganzen Volkes wurde.

Auch in dem Vaterlande Abrahams, in ſeiner Verwandtſchaft, ja ſogar in dem Hauſe ſeines Vaters hatte die Verehrung der Götzenbilder ſchon eingeriſſen. Da ſprach Gott zu Abraham: „Zieh hinweg aus deinem Vaterlande, und von deiner Verwandtſchaft, und aus dem Hauſe deines Vaters in ein Land, das Ich dir zeigen werde. Ich will dich zum Stammvater eines großen Volkes machen. Ich will dich ſegnen, und du ſollſt lauter Segen ſeyn. Alle Völker der Erde ſollen durch dich geſegnet werden.“

Der Befehl, Alles, was ihm lieb und theuer war, zu verlaſſen, war wohl hart. Allein die Verheißung, ſo geſegnet und allen Völkern der Erde zum Segen zu werden, war groß und herrlich. Abraham glaubte der Verheißung Gottes, und vollzog den Befehl. Er machte ſich mit Sara, ſeiner Ehefrau, ſeinem Vetter Loth, ſeinen Knechten und Mägden, und mit ſeinen Heerden freudig und voll des willigſten Gehorſams unverzüglich auf die Reiſe.

Auf ſeiner Reiſe kam Abraham in das Land Kanaan, das eines der ſchönſten Länder auf Erde war. Alles war da voll Gras und Blumen, und weil denn die Heerden, und auch die Bienen hier ſo gar reichliche Nahrung fanden, ſo nannte man dieſes Land im Sprichworte nur das Land, in dem Milch und Honig fließt. Abraham reiste durch dieſes Land, und kam bis nach Sichem, einem der ſchönſten Thäler des Landes. Hier ſprach nun Gott zu ihm: „Sieh, dieſes Land will Ich dir und deinen Kindern geben.“ O wie froh mußte nun Abraham ſeyn, daß er Gott gehorcht hatte! Voll der herzlichſten Dankbarkeit errichtete er Ihm einen Altar.

Wozu nun Gott den Abraham in dieſes ſchöne Land berufen hatte, was Gott von ihm foderte, und was Gott ihm verhieß, das hat der allmächtige, unendlich gütige, heilige Gott ihm mehrmal geſagt; die denkwürdigſten Worte ſind dieſe: „Ich bin Gott, der Allmächtige! Wandle vor Mir, und ſey vollkommen; Ich bin dein Beſchützer und dein ſehr reicher Belohner.“

Dieſes Gebot und dieſe Verheißung wurden nicht blos dem Abraham gegeben, ſondern ſie gelten uns Allen. Wo immer in der Welt wir uns befinden mögen, hat Gott uns dieſen Ort und dieſe Stelle angewieſen, damit wir Seine Gebote erfüllen und Seine Verheißungen erlangen. Wir ſollen vor Ihm wandeln, Alles wie vor Seinen Augen thun, nie vergeſſen, daß Er uns überall ſieht; wir ſollen uns befleißen, Ihm, der vollkommen gut und heilig iſt, ähnlich zu werden. Dann wird Gott uns in Seinen heiligen Schutz nehmen und uns reichlich ſegnen; denn Er iſt auch jetzt noch Allen, die Ihn lieben und Seinen Willen thun, ein treuer Vergelter.

17. Abrahams Friedfertigkeit.

Abraham hatte eine Menge Knechte und Mägde, Kameele und Eſel, Rinder und Schafe. Auch Loth hatte viele Knechte, Mägde und Heerden. Ueberdies wohnten noch andere Völker in dem Lande. Da hatte denn das Land kaum mehr Weide genug, ſo viele und ſo große Heerden zu ernähren, und Abrahams und Loths Hirten bekamen Streit mit einander um die beſten Weideplätze.

Dieſes that dem friedliebenden Abraham ſehr leid. „Lieber!“ ſprach er zu Loth, „ich bitte dich, laß doch keinen Zank ſeyn zwiſchen mir und dir, zwiſchen deinen und meinen Hirten. Denn wir ſind ja Brüder! Sieh, das ganze Land ſteht dir offen. Ich bitte dich, ſcheide dich von mir! Willſt du linker Hand ziehen, ſo bleibe ich zur rechten. Oder willſt du dich zur rechten wenden, ſo ziehe ich zur linken!“

Loth ſchaute in der Gegend umher, und ſah die Landſchaft an dem Jordanfluſſe, in der die Städte Sodoma und Gomorrha lagen. Und ſieh, das Land umher war ſchön und waſſerreich, wie der Garten Gottes, das Paradies. Da wählte

Loth dieſe Gegend. Beide nahmen nun Abſchied von einander. Loth zog nach Sodoma; Abraham aber begab ſich in das Thal Mambre, und ſchlug dort ſeine Hütte auf.

So gab Abraham den ſchönſten Theil des Landes dahin, damit es Friede bleibe. Er ſah gar nicht auf ſeinen Nutzen; er ſah nur darauf, wie ſchön und gut, und Gott gefällig es ſey, wenn Brüder in Frieden und Eintracht leben. O wären doch alle Menſchen ſo uneigennützig, wie er — wie viel ruhiger und glücklicher würden ſie dann auf Erden bei einander wohnen! Dann gäb' es wohl auch keinen Krieg!

18. Abrahams Sieg und Melchiſedechs Dankopfer.

Während Loth zu Sodoma wohnte, entſtand ein Krieg. Der König von Sodoma war bisher dem Könige von Elam unterworfen geweſen, fiel aber nunmehr von ihm ab. Der König von Elam rückte daher mit ſeinen Kriegsſchaaren gegen ihn an; der König von Sodoma zog ihm entgegen in ein waldiges Thal. Es kam zur Schlacht. Der König von Sodoma wurde geſchlagen; viele ſeiner Leute kamen um, oder wurden gefangen; er ſelbſt flüchtete ſich mit Denjenigen, die noch davon kamen, in das Gebirg. Der König von Elam ließ die Stadt Sodoma plündern, und führte die Einwohner als Gefangene mit ſich fort. Auch Loth wurde ſeines Vermögens beraubt, und mit ſeinem Weibe und ſeinen zwei Töchtern in die Gefangenſchaft abgeführt.

Wir können an dem eigennützigen Loth uns ein warnendes Beiſpiel nehmen. Loth hätte gegen Abraham, den Bruder ſeines Vaters, mehr Ehrfurcht haben ſollen. Er folgte aber nur ſeinem Eigennutze, und glaubte, indem er den ſchönſten Theil des Landes wählte, eine ſehr glückliche Wahl zu treffen. Allein er hatte, was ſich ſchon jetzt und in der Folge noch mehr zeigte, ſein Unglück gewählt — wie denn eigennützige Menſchen ſich am Ende in ihrer Rechnung faſt immer ſelbſt betrogen haben.

Ein Mann, der aus der Schlacht entronnen war, kam in das Thal Mambre, und berichtete dem Abraham, wie es Loth ergangen ſey. Sobald Abraham vernahm, Loth, der Sohn ſeines Bruders, ſey gefangen, machte er ſich auf, wählte aus den vielen Leuten, die ihm untergeben waren, dreihundert achtzehn rüſtige Streiter aus, und verfolgte die Feinde. Er theilte ſeine Mannſchaft in zwei Schaaren, überfiel den Feind plötzlich in der Nacht, ſchlug ihn in die Flucht, und nahm ihm alle Gefangene und alles geraubte Gut wieder ab.

Wir ſehen da, Abraham war, wiewohl er nur von ſeinen Heerden lebte, nach damaliger Art ein mächtiger Hirtenfürſt. Allein er bediente ſich ſeiner Macht nicht, ſeine ſchwächeren Nachbarn zu unterdrücken; er war vielmehr ſo edel und großmüthig, die Unterdrückte zu retten.

Als Abraham Morgens mit Loth und mit allen den befreiten Gefangenen, und allem, dem Feinde wieder abgenommenen Raube, zurückkehrte, kam der König von Sodoma aus dem Gebirge herab, ging ihm entgegen, und ſagte zu ihm: „Gieb mir nur meine Leute wieder; alles Uebrige magſt du behalten.“ Allein Abraham ſprach: „Ich erhebe meine Hand zu Gott, dem Allerhöchſten, dem Herrn Himmels und der Erde, und betheuere dir, daß ich von Allem, was dein iſt, nicht einen Faden oder Schuhriemen nehme. Hier haſt du Alles wieder. Es fehlt nichts daran, als was die tapfern Jünglinge bei dieſem Zuge verzehrt haben.“

Hier ſehen wir recht, wie uneigennützig und großmüthig Abraham war. Retten, helfen, Gutes thun, nur auf das Beſte Anderer bedacht ſeyn, und darauf mehr als auf ſeinen eigenen Vortheil ſehen — das bezeichnet den großen Mann.

Melchiſedech, der friedfertige König von Salem, der an dieſem Kriege keinen Theil genommen hatte, kam und entrichtete ein Opfer von Brod und Wein; denn er war ein Prieſter des Allerhöchſten. Auch ſegnete er den Abraham und ſprach: „Geſegnet ſeyſt du Abraham von Gott, dem Allerhöchſten, der Himmel und Erde erſchaffen hat, und gelobt ſey Gott, der Allerhöchſte, denn Er hat dich beſchützt und die Feinde in deine Hand gegeben.“

Dieſes Opfer Melchiſedechs von Brod und Wein iſt beſonders merkwürdig; es deutete vorbildlich auf ein höheres Opfer, das, wie wir noch hören werden, in den folgenden Zeiten angeordnet wurde.

19. Abrahams Menſchenfreundlichkeit.

Einmal offenbarte ſich Gott dem Abraham beſonders freundlich und liebreich. Abraham ſaß vor der Thüre ſeiner Hütte, in dem Schatten eines Baumes. Es war eben Mittag und ſehr heiß. Auf einmal ſah er nicht weit von ſich drei Männer von edlem, würdigem Ausſehen, die er nicht kannte. Sobald er ſie erblickt hatte, ging er ihnen eilends entgegen, neigte ſich vor ihnen ſehr tief, und ſprach zu dem Vornehmſten unter ihnen: „Herr, willſt du mir eine recht große Gefälligkeit erweiſen, ſo gehe vor meiner Hütte nicht vorüber! Ruhe mit deinen Gefährten hier unter dem Baume ein wenig aus. Ich will euch einen Biſſen Brod vorſetzen, ehe ihr weiter reiſet.“ Sie ſprachen: „Thu', wie du geſagt haſt.“ Abraham ging nun eilends in die Hütte hinein, und ſagte zu Sara: „Geſchwind backe Kuchen vom feinſten

Mehl.“ Darauf eilte er zur Heerde, und ſuchte das ſchönſte und beſte Kalb heraus, und gab es dem Knechte, damit er es eilends ſchlachte und zurichte. Er ſelbſt trug indeß Brod, Milch und Butter auf, und hernach auch die Kuchen und Braten. Auch blieb er immer bei ihnen unter dem Baume ſtehen, um ſie zu bedienen.

Können wir uns einen freundlicheren, wohlthätigern Mann denken, als Abraham auch gegen landfremde Menſchen war? Auch unſre größte Freude ſoll es ſeyn, Andern Freude zu machen. Beſonders ſollen wir den Fremden liebreich und freundlich begegnen. Sie ſind Menſchen, wie die Einheimiſchen, und man weiß nicht immer, was unter einer fremden Geſtalt Gutes verborgen ſey.

Nach dem Eſſen fragten die drei Fremden den Abraham: „Wo iſt denn deine Frau, die Sara?“ Abraham ſagte: „Gleich hier, in der Hütte.“ Da ſagte der Vornehmſte unter ihnen: „Uebers Jahr will ich wieder kommen; dann wird Sara einen Sohn haben.“ Sara, die hinter der Thüre der Hütte ſtand und horchte, hörte dieſes. Da lächelte ſie heimlich bei ſich ſelbſt. Denn Abraham war ſchon bald hundert Jahre alt, und Sara nicht viel jünger. Der Fremde aber ſprach: „Warum lacht die Sara? Sollte denn bei Gott etwas unmöglich ſeyn?“ Sara erſchrak, wie ſie hörte, daß dieſer fremde Mann ihre Gedanken wiſſe. Sie kam hinter der Thüre hervor, und ſagte in der Verwirrung: „Ich habe nicht gelacht.“ Allein der Fremde ſprach: „Es iſt nicht ſo, wie du ſagſt, ſondern du haſt gelacht.“ O wie wird ſie ſich da geſchämt haben! Denn die kleinſte Lüge iſt doch immer etwas Schändliches.

Abraham aber ſah nun, daß dieſe Männer etwas Höheres ſeyen, als Menſchen. Und ſo war es auch! Sie waren Engel; ja Gott ſelbſt hat ſich in dieſer geheimnißvollen Erſcheinung dem Abraham geoffenbart.

Gute Menſchen ſind die Lieblinge Gottes und die Freude der Engel. Engel ehren ſie, und Gott macht ihnen ganz beſondere Freuden, und gibt ſich ihnen auf eine vorzügliche Art zu erkennen.

20. Abrahams Fürbitte für Sodoma.

Die drei Engel ſtanden nun auf, gingen Sodoma zu, und Abraham begleitete ſie. — Unterwegs ſprach der Herr zu Abraham: „Wie könnte Ich es dem Abraham verbergen, was Ich thun werde? Denn Ich weiß es ja, er wird es ſeinen Kindern und Enkeln anbefehlen, daß ſie des Herrn Wege wandeln, und thun, was recht und gut iſt.“ Darauf ſagte Er ihm, daß der Herr die Städte Sodoma und Gomorrha ihrer großen und ſchweren Sünden wegen richten und ſtrafen werde.

Die zwei Engel gingen auch deßwegen ſchon auf Sodoma zu.

Abraham blieb aber noch vor Ihm ſtehen und ſprach: „Willſt Du denn die Gerechten mit den Gottloſen vertilgen? Sieh, vielleicht möchten noch fünfzig Gerechte in der Stadt ſeyn. Sollteſt Du dieſe mit den übrigen umkommen laſſen? Sollteſt Du um dieſer fünfzig willen nicht vielmehr die ganze Stadt verſchonen? Das ſey ferne von Dir, daß Du den Gerechten mit dem Gottloſen tödteſt! Du biſt ja Richter der ganzen Welt; ſo wirſt Du nicht richten!" Der Herr ſprach: „Finde Ich nur noch fünfzig Gerechte zu Sodoma, ſo will Ich um ihrer willen der ganzen Stadt vergeben."

Abraham ſprach weiter: „Ach ſieh, Herr, ich habe mich nun ſchon einmal unterſtanden, mit Dir zu reden, wiewohl ich Staub und Aſche bin. Vielleicht möchten fünf weniger darin ſeyn, als fünfzig Gerechte. Wollteſt Du wohl die ganze Stadt verderben um dieſer fünf weniger willen?" Der Herr ſprach: „Finde Ich darin nur fünf und vierzig, ſo werde ich die Stadt nicht zerſtören."

Abraham fuhr fort zu bitten: „Wenn man aber nur vierzig darin fände, was würdeſt Du dann thun?" Der Herr ſprach: „Auch um der vierzig willen werde Ich ihnen nichts zu Leid' thun."

Abraham fing wieder an: „Zürne nicht, Herr, daß ich noch einmal rede. Man möchte aber vielleicht doch nur dreißig darin finden.“ Der Herr ſprach: „Wenn Ich noch dreißig finde, ſo will Ich die übrigen verſchonen.“

Abraham ſprach abermal: „Weil ich mich doch ſchon unterſtanden habe, mit Dir zu reden — wie wäre es denn, wenn man nur zwanzig fände?“ Der Herr ſprach: „Auch um der zwanzig willen werde Ich die übrigen nicht tödten.“

Abraham konnte noch nicht aufhören zu bitten. „Ach Herr,“ ſprach er, „ich bitte Dich, werde doch nicht böſe, wenn ich nur noch ein einziges Mal rede. „Vielleicht ſind gar nur zehn darin.“ Der Herr ſprach: „Auch um der zehn willen werde Ich die Stadt nicht zu Grunde richten.“

Abraham dachte, zehn Gerechte ſeyen gewiß noch darin, und hörte auf zu bitten, und kehrte voll der freudigen Hoffnung, die Stadt werde verſchont bleiben, zurück nach Hauſe.

Wie freundlich und gut iſt doch Gott gegen gute Menſchen! Sie dürfen für ſich und Andere zu Ihm flehen. Er läßt ſie ſo zutraulich und herzlich mit ſich reden, wie ein Kind mit ſeinem Vater. Wie lieb und werth ſind ſie Ihm! O möchten wir doch auch ein ſo kindliches Vertrauen zu Gott haben, ſo von Herzen demüthig ſeyn und alle Menſchen, auch die böſen, ſo lieben und für ſie beten, wie Abraham.

21. Sittenverderbniß zu Sodoma.

Gegen Abend kamen die zwei Engel zu Sodoma an. Loth ſaß eben unter dem Thore der Stadt. Er ſah ſie — wußte aber nicht, wer ſie waren. Dennoch ſtand er ſogleich auf, ging ihnen entgegen, neigte ſich vor ihnen, und ſagte: „Meine Herren! ich bitte euch, kehret doch in meinem Hauſe ein, und bleibt bei mir über Nacht.“ Sie ſchlugen es ihm Anfangs ab. Da er ſie aber gar herzlich und inſtändig darum bat, ſo gingen ſie mit ihm in ſein Haus. Er gab ihnen ein Nachteſſen, und ließ ihnen Kuchen backen.

Da es Zeit war, ſchlafen zu gehen, kamen alle Leute der Stadt, jung und alt, aus allen Gaſſen zuſammen, umringten das Haus, und riefen dem Loth, und ſchrien: „Wo ſind die Männer, die bei dir über Nacht ſind? Führ' ſie heraus!“ — Sie wollten ſie auf das abſcheulichſte mißhandeln. Loth ging zu ihnen hinaus, ſchloß die Thüre vorſichtig hinter ſich zu, und ſagte: „Ach liebe Brüder, ich bitte euch, thut doch nichts ſo Böſes!“ Sie aber ſchrien: „Du biſt als ein Fremdling kaum in unſere Stadt gekommen, und willſt uns Sitte lehren? Warte, wir wollens dir noch ärger machen, als ihnen.“ Sie packten den Loth mit Ungeſtüm an. Aber ſieh! da griffen die zwei Engel heraus, zogen den Loth zu ſich hinein in das Haus, und ſchloſſen die Thüre wieder zu. Nun wollten die

Leute die Thür' aufſprengen. Allein Alle, vom Größten bis zum Kleinſten, wurden mit Blindheit geſchlagen, daß ſie die Thüre nicht mehr finden konnten.

Wir ſehen da: Die Einwohner dieſer Stadt waren Alle, vom Größten bis zum Kleinſten höchſt ruchlos und verdorben. Auch die liebreichſten Bitten und Ermahnungen ſind an ihnen verloren. Loth hingegen war noch ein recht guter Mann, freundlich und wohlthätig — auch gegen Fremde; voll Abſcheu gegen das Böſe. O wie ſchön iſt doch das — mitten unter den Gottloſen, noch gut und rechtſchaffen bleiben! Wer wollte nicht lieber dem frommen Loth, als den nichtswürdigen, verworfenen Einwohnern dieſer Stadt gleichen!

22. Untergang der Stadt Sodoma.

Wir kommen nun wieder zu einem ewig denkwürdigen Beiſpiele, wie ſchrecklich Gott die Böſen ſtrafe, und wie liebreich Er die Guten rette.

Noch in der Nacht ſprachen die Engel zu Loth: „Wir werden die Stadt vertilgen! Ihre Sünden ſchreien zum Himmel; Gott hat uns geſendet, ſie zu zerſtören.“ Als die Morgenröthe anbrach, ſagten ſie zu Loth: „Mach' dich auf, und nimm dein Weib und deine zwei Töchter mit dir, daß du nicht auch umkommeſt mit der ſündigen Stadt.“ Da Loth noch verweilte, ergriffen die Engel ihn und ſein Weib und ſeine zwei Töchter bei der Hand, und führten ſie zu der Stadt hinaus. Draußen ſagten die Engel zu Loth: „Nun rette dein Leben! Sieh nicht um, ſteh nicht ſtill in der ganzen Gegend, flieh auf das Gebirg!“

Allein Loth ſprach zu dem Engel, der ihn führte: „Ach mein Herr! Weil ich doch nun einmal Gnade gefunden habe, und du mir die große Barmherzigkeit erweiſeſt, mich zu retten, ſo erlaube mir nur noch eine Bitte. Ich kann den Berg nicht mehr erreichen. Sieh, dort in der Nähe iſt ein kleines Städtlein. In dieſes will ich fliehen. „Könnte ich denn dort mein Leben nicht retten?“ Der Engel ſprach: „Auch in dieſem Stücke will ich deine Bitte erhören. Eile nur, und rette dich daſelbſt! Ich kann nichts thun, bis du darin biſt.“

Die Sonne war eben aufgegangen, als Loth das Städtlein erreichte. Da ließ Gott Schwefel und Feuer vom Himmel herab regnen über Sodoma und Gomorrha, und noch über drei andere, eben ſo ſündhafte Städte. Die Städte gingen zu Grunde, und alle Einwohner kamen um, und alle grüne Gewächſe auf dem Felde wurden vom Feuer verzehrt. Die ganze ſchöne Landſchaft wurde in einen großen See voll Schwefel und Aſchenſalz verwandelt, und heißt, noch bis auf den heutigen Tag, das Salzmeer.

Loths Weib, die zurück blieb und neugierig umher ſah, hatte ein ähnliches Schickſal. Sie wurde vom Feuer ergriffen, in eine Salzſäule verwandelt, und blieb lange ſo ſtehen — als ein trauriges Denkmahl des beſtraften Ungehorſams. Der Salz- und Schwefelſee aber, an deſſen verödeten Ufern kein lebendes Geſchöpf ſich aufhalten kann, und der deßhalb auch das todte Meer genannt wird, iſt noch immer ein ſchreckliches Wahrzeichen von dem Fluche des Himmels, den unmenſchliche Verbrechen über ſich herabrufen.

23. Jsmaels Vertreibung.

Ein Jahr nachdem die Engel Abraham beſucht hatten, erfreute Gott, wie Er es verſprochen hatte, Abraham und Sara mit einem Sohne, den ſie Jſaak nannten. Agar, eine Aegypterin, die in Saras Dienſten war, hatte auch einen Sohn, Namens Jsmael. Dieſer war älter, als Jſaak, und ein recht muthwilliger, unbändiger Knabe. Er konnte den kleinen Jſaak nicht leiden, und da auch Agar, ſeine Mutter, keine Achtung gegen Sara hatte und ihm Alles hingehen ließ, ſo plagte und verſpottete er Jſaak. Dies beobachtete Sara einmal. Da ſagte ſie zu Abraham: „Jag mir dieſe Magd da fort mit ihrem Sohne! Denn der Sohn dieſer Magd ſoll mir mit meinem Sohne Jſaak nicht erben.“

Dieſe Rede that dem gutherzigen Abraham ſehr wehe. Allein Gott ſprach in der Nacht zu ihm: „Thu' das, was dir Sara geſagt hat.“ Abraham, der immer jedes Wort Gottes treulich befolgte, ſtand in aller Frühe auf, nahm Brod, und weil man in jenem heißen Lande wenige Quellen antrifft, ein Gefäß mit Waſſer, legte beides der Agar auf die Schulter, gab ihr den Knaben, und ſchickte ſie mit dem Knaben fort.

Agar ging, und verirrte ſich in der Wüſte. Das Waſſer im Gefäße ging aus. Ismael konnte vor Durſt nicht mehr weiter gehen. Da legte ſie ihn unter einen Baum hin, und ging weg und ſagte: „Ich kann den Knaben nicht verſchmachten ſehen.“ Sie ſetzte ſich einen Bogenſchuß weit von ihm nieder, und ſchrie und weinte laut, und flehte um Hülfe zu Gott. Und Ismael ſchrie und weinte und betete auch. Da erhörte Gott die Stimme des Knaben. Ein Engel Gottes rief der Agar vom Himmel herab zu: „Agar! was iſt dir? Fürchte dich nicht! Gott hat die Stimme des Knaben, der dort liegt, erhört. Steh auf, und hilf dem Knaben auf, und führe ihn bei der Hand!“ Zugleich öffnete ihr Gott die Augen — da ſah ſie eine Brunnquelle. Sie ging hin, und füllte das Gefäß, und gab dem Knaben zu trinken. Und Gott war mit dem Knaben, und er wuchs, und wohnte in der Wüſte, und lebte von der Jagd, und wurde ein guter Schütze.

Wir ſehen da vorerſt, daß Gott es nicht ungeſtraft laſſe, wenn größere Kinder die kleinern plagen, und wenn Mütter gegen ihre Kinder zu nachſichtig ſind. Jsmael und ſeine Mutter wurden von Abraham verſtoßen, mußten in der Wüſte umher irren und vor Durſt beinahe verſchmachten.

Wir ſehen aber auch, Gott ſtrafe, um zu beſſern; der Menſch aber ſolle ſich die Strafen Gottes zur Beſſerung dienen laſſen. Jsmael, dem es in Abrahams Haus zu wohl wurde, verlachte in ſeinem Muthwillen Jſaak; Agar wurde in ihrem guten Dienſte übermüthig und verachtete ihre Frau. Allein die Noth verwandelte Jsmaels Lachen in Weinen, und preßte auch der gedemüthigten Agar die bitterſten Thränen aus. Beide beweinten ihre Thorheit.

Auch ſehen wir, wie liebreich Gott den von Herzen Reumüthigen verzeihe, und vertrauensvolle Gebete erhöre. Als Agars und Jsmaels Noth am größten war, und ſie zu Gott um Hülfe flehten, errettete Er Beide. Wir wollen daher in allen unſern Nöthen — auch in ſolchen, die wir durch unſere Fehler uns zugezogen haben, unſere Zuflucht zu Gott nehmen.

21. Iſaaks Aufopferung.

Einmal in der Nacht ſprach Gott zu Abraham: „Abraham! Abraham!“ Er antwortete: „Hier bin ich!“ Gott ſprach: „Nimm deinen Sohn, den Einzigen — den du ſo lieb haſt — deinen Iſaak, und geh hin auf den Berg Moria, und opfere ihn Mir dort zum Brandopfer.“ Abraham ſtand Morgens in aller Frühe auf, ſpaltete Holz zum Brandopfer, lud es einem Eſel auf, nahm zwei Knechte und ſeinen Sohn Iſaak zu ſich, und machte ſich auf den Weg.

Am dritten Tage kam er an den Berg. Da ſagte er zu ſeinen Knechten: „Bleibt mit dem Eſel hier; ich und der Knabe wollen auf dem Berge anbeten, und Gott ein Opfer entrichten.“ Darauf nahm er das Holz, und lud es ſeinem Sohne Iſaak auf. Er ſelbſt aber trug das Feuer und das Meſſer in der Hand. So gingen ſie ſtillſchweigend mit einander den Berg hinauf.

Unterwegs ſagte jedoch Iſaak: „Mein Vater!“ Abraham ſprach: „Was willſt du, mein Sohn!“ Iſaak ſagte: „Sieh, hier iſt wohl Feuer und Holz. Wo iſt denn aber das Lamm zum Brandopfer?“ Abraham ſprach: „Mein Sohn, für das Opfer wird Gott ſorgen.“ Iſaak wußte noch nicht, daß er dazu beſtimmt ſey! Wie mußten daher ſeine kindlichen Fragen dem guten Vater durch das Herz gehen!

Sie gingen Beide wieder weiter. Als ſie nun oben auf dem Berge angekommen waren, errichtete Abraham einen Altar, und legte das Holz darauf, und band ſeinen Sohn Iſaak, und legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz. Iſaak ließ es, voll ſtillen, willigen Gehorſams, ohne alle Widerrede geſchehen. Nun ſtreckte Abraham ſeine Hand aus, und ergriff das Meſſer, ſeinen Sohn zu ſchlachten. Da rief der Engel des Herrn vom Himmel herab: „Abraham! Abraham!“ Er antwortete: „Hier bin ich.“ Der Engel ſprach: „Halt' deine Hand inne, und thue dem Knaben nichts zu Leid'. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchteſt, und Ihm zu lieb auch deinen einzigen Sohn nicht verſchont hätteſt. Ich habe bei Mir ſelbſt geſchworen, ſpricht der Herr, weil du dieſes gethan, und deines einzigen Sohnes nicht verſchont haſt, ſo will ich deine Kinder vermehren wie die Sterne des Himmels — und durch Einen deiner Nachkommen ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden.“

Welche Freude mußte jetzt Abraham empfinden, als ihm ſein lieber Iſaak wieder geſchenkt war, und er dieſe großen Verheißungen hörte! Zugleich erblickte er einen Widder, der ſich mit den Hörnern in einem Dornbuſche verwickelt hatte.

Dieſen nahm er, und opferte ihn anſtatt ſeines Sohnes zum Brandopfer.

Da können wir von Abraham lernen, was zum rechten, vollkommnen Glauben an Gott gehöre. Etwas, das dem Herzen des Vaters ſchwerer gefallen wäre, hätte Gott von ihm nicht fordern können. Tauſendmal lieber hätte er ſich ſelbſt tödten laſſen. Dennoch war er dazu bereit — voll Glaubens, daß Gott auch die Aſche ſeines Sohnes wieder lebendig machen könne. So müſſen auch wir durchaus und in Allem den klaren, gewiſſen Willen Gottes thun, ſo ſchwer es auch uns immer ankomme. Nur dann glauben wir wahrhaft an Gott.

Auch können wir hier lernen, wie Gott die Menſchen prüfe. Er gibt ihnen durch Prüfungen, Leiden und Verſuchungen Gelegenheit, ihr Vertrauen und ihren Gehorſam in der That zu bezeigen. Nur das iſt wahre Tugend, die in der Prüfung, wie das Gold im Feuer beſteht. Nur durch ſolche Prüfungen wird die Tugend geläutert, rein und ſchön, wie das Gold durch das Feuer.

25. Abrahams väterliche Sorgfalt.

Abraham war nun bereits ſehr alt, und Gott hatte ihn in Allem reichlich geſegnet. Er hatte jetzt keine andere Sorge mehr auf Erden, als daß vor ſeinem Tode noch ſein Sohn Iſaak eine fromme Frau bekäme. Die Töchter im Lande waren aber ſehr böſe. Daher ſprach er zu ſeinem älteſten Diener, einem ſehr redlichen, gottesfürchtigen Manne, den er ſeinem ganzen Hausweſen vorgeſetzt hatte: „Schwöre mir bei dem Herrn, dem Gott Himmels und der Erde, daß du meinem Sohne kein Weib nehmen wolleſt von den Töchtern der Kanaaniten, unter denen ich wohne; ſondern, daß du hingehen wolleſt in mein Vaterland, und zu meiner Freundſchaft, und meinem Sohne dort eine Frau nehmeſt. Der Herr, der Gott des Himmels, vor Dem ich wandle, wolle Seinen Engel vor dir herſenden, und dir Gnade geben zu deiner Reiſe!“

Da ſehen wir recht den Ernſt des guten Vaters Abraham, ſeinen lieben Sohn vor der Bekanntſchaft mit böſen Menſchen zu bewahren. O liebe Kinder! Wenn euch eure Unſchuld und Herzensruhe lieb ſind, ſo hütet euch doch auch davor, und gehorcht euren Aeltern willig, wenn ſie euch nicht in die Geſellſchaft böſer Menſchen laſſen.

Der fromme, treue Diener, Namens Eliezer, verſprach dem Abraham Alles eidlich, nahm zehn Kameele, packte ihnen allerlei Güter auf, und zog nebſt mehreren Knechten hin. Er kam glücklich bei der Stadt Haran, wo Nachor, Abrahams Bruder einſt gelebt hatte, an. Er ließ die Kameele außen vor der Stadt, bei einem Brunnen ſich lagern. Es war bereits Abend, und eben um die Zeit, da die Töchter der Stadt heraus kamen, Waſſer zu ſchöpfen. Er wünſchte, aus allen die unſchuldigſte, fleißigſte und freundlichſte heraus zu finden. Ja, der verſtändige Greis wollte ſogleich eine Probe anſtellen, welche aus allen wohl das edelſte, menſchlichſte Herz habe, und am beſten in das Haus des frommen, gaſtfreundlichen Abrahams taugen werde. Daher betete er: „Herr! Du Gott Abrahams! Ich bitte Dich, thu' jetzt Barmherzigkeit an meinem Herrn! Sieh, ich ſtehe hier bei dem Brunnen. Die Töchter der Leute in dieſer Stadt, werden jetzt heraus kommen, Waſſer zu ſchöpfen. Wenn nun eine Jungfrau kommen wird, und ich zu ihr ſage: „Neige deinen Krug, und laß mich trinken!" Und wenn ſie ſagen wird: „Ich will auch deine Kameele tränken!" — ſo will ich daran erkennen, daß ſie Diejenige ſey, die Du Deinem Diener Iſaak beſtimmt, und daß Du Barmherzigkeit an meinem Herrn gethan haſt."

So ſollen auch wir Alles, was wir thun, wohl überlegen — allein bei all' unſrer Klugheit unſer erſtes Vertrauen auf Gott ſetzen, und kein Unternehmen ohne Gebet anfangen. So herzlich und vertraulich dürfen auch wir mit Gott reden. Und ein ſolches Gebet — iſt dann das ſchönſte, beſte Gebet.

26. Rebeka und Laban.

Noch hatte Eliezer nicht ausgeredet, ſieh! da kam Rebeka heraus, und trug einen Waſſerkrug auf der Schulter. Sie war ſehr ſchön, und — was ſie noch ohne Vergleich liebenswürdiger machte — die lautere Unſchuld. Mit ſtiller Geſchäftigkeit ſtieg ſie zum Brunnen hinab, füllte ihren Krug, und ſtieg wieder herauf. Eliezer ging zu ihr hin, und ſagte: „Laß mich ein wenig trinken aus deinem Kruge!" „Trink, mein Herr!" ſprach ſie freundlich, und ließ den Krug eilig von der Schulter auf die Hand herab, und gab ihm zu trinken. Als er getrunken hatte, ſprach ſie: „Deinen Kameelen will ich auch ſchöpfen, bis ſie alle getrunken haben." Und eilends goß ſie den Krug in die Tränkrinne aus, und lief wieder zum Brunnen, und ſchöpfte allen ſeinen Kameelen. Der Mann ſah ihr ſtillſchweigend zu. Da nun die Kameele alle getrunken hatten, nahm er ſchwere goldene Ohrenringe und Armbänder hervor, und legte ſie ihr an, und ſprach: „Meine Tochter! Wem gehörſt du zu? Und ſag' mir doch, hätten wir wohl auch Platz in dem Hauſe deines Vaters, da über Nacht zu bleiben?" Sie ſprach zu ihm: „Ich bin Bathuels Tochter, der ein Sohn von Nachor, dem Bruder des Abraham, war. Es gibt auch viel Stroh und Futter bei uns, und Platz genug zum Dableiben.“ Da neigte ſich der Mann tief und betete Gott an, und ſprach: „Gelobt ſey der Herr, der Gott Abrahams, der Seine Barmherzigkeit und Treue, von meinem Herrn doch nie abwendet, und mich nun ſo geraden Weges zu dem Hauſe des Bruders meines Herrn geführt hat.“

Rebeka eilte nach Hauſe, und erzählte Alles ihrer Mutter. Ihr Vater war ſchon geſtorben; ſie hatte aber auch noch einen Bruder, der Laban hieß. Als der Bruder die goldenen Ohrenringe und die goldenen Armbänder an ſeiner Schweſter ſah, und als er hörte, was ſie Alles erzählte, lief er eilends zu dem Manne hinaus an den Brunnen, und ſprach zu ihm: „O du Geſegneter des Herrn! Was ſtehſt du da draußen? Geſchwind komm herein! Ich habe ſchon das Haus aufgeräumt, und auch für die Kameele Platz gemacht.“ Er führte den Mann in das Haus, half die Kameele abladen, und gab ihnen Stroh und Futter.

Dieſe Geſchwiſter waren beide recht freundlich und wohlthätig gegen einen fremden Mann. Rebeka hatte aber noch nicht gewußt, daß der Mann ſie ſo reichlich beſchenken werde. Laban hingegen hatte die prächtigen Geſchenke ſchon geſehen, und hoffte, da er ſehr eigennützig war, gewiß auch Etwas zu bekommen. Was iſt nun ſchöner und edler, wenn man aus herzlichem innigem Wohlwollen Andern Gutes thut, oder wenn man es nur deswegen thut, damit man dafür bezahlt werde? Dieſe Frage kann jedes Kind richtig beantworten.

27. Rebeka wird Iſaaks Frau.

Sobald Eliezer in das Haus getreten war, ſetzte man ihm Etwas zu eſſen vor. Er aber ſprach: „Ich eſſe nichts, bis ich zuvor meinen Auftrag vorgebracht habe.“ Nun erzählte er ausführlich, wie Gott den Abraham, ſeinen Herrn ſo reichlich geſegnet habe; wie Abraham ihn ausſendete, ſeinem Sohne Iſaak aus ſeiner Verwandtſchaft eine Frau auszuſuchen, wie wunderbar Gott ſeine Tritte gelenkt, und ihn ſogleich draußen am Brunnen die Rebeka habe finden laſſen. „Seyd ihr nun Diejenigen, ſprach er, die meinem Herrn dieſe Liebe und Treue erweiſen wollen, ſo ſagt mirs. Seyd ihr aber nicht dazu geneigt, ſo ſagt es mir eben ſo aufrichtig, damit ich weiter gehe, zur Rechten oder zur Linken.“

Mutter und Bruder ſagten: „Gott redet durch dich; wir können nichts dagegen ſagen. Sieh, da ſteht Rebeka; ſie kann mit dir reiſen und Iſaaks Frau werden, da es der Herr ſo fügt.“ Da der fromme Diener dieſes hörte, fiel er auf die Knie nieder, und dankte Gott. Dann nahm er goldene und ſilberne Koſtbarkeiten und ſchöne Kleider hervor und gab ſie Rebeka. Auch der Mutter und dem Bruder gab er Geſchenke. Darauf ſetzten ſich alle zu Tiſche, und aßen und tranken, und blieben lange bei einander auf.

Morgens in aller Frühe war Eliezer ſchon zur Abreiſe bereit und ſprach: „Laßt mich nun wieder heimkehren zu meinem Herrn.“ Die Mutter und der Bruder ſprachen: „Laß das Mägdlein noch einige Tage da bleiben!“ Er aber ſprach: „Haltet mich nicht auf! Da Gott ſo viel Glück und Segen zu meiner Reiſe gegeben hat, ſo muß ich dieſe fröhliche Botſchaft meinem Herrn gleich bringen.“

Die Mutter und der Bruder ſagten: „Wir wollen das Mägdlein rufen, und hören, was ſie dazu ſagt?“ Rebeka kam. Sie fragten ſie: „Willſt du mit dieſem Manne fortziehen?“ Rebeka antwortete: „Ja ich will mit ihm ziehen.“ Sie wünſchten ihr nun Glück und den reichlichſten Segen Gottes. Rebeka ſetzte ſich mit ihren Mägden auf die Kameele und zog fort.

Als Rebeka ihre Reiſe vollbracht und Abends die Gegend erreicht hatte, in der Iſaak wohnte, war er eben hinaus gegangen auf das Feld, um da zu beten und zu betrachten. Er nahm den Weg gegen einen Brunnen, dem man den Namen gegeben hatte: „Der Herr lebt und ſorgt.“ Da erblickte er in einiger Entfernung den Zug von Kameelen. Rebeka ſah ihn auch, und ſagte zu Eliezer: „Wer iſt der Mann, der uns entgegen kommt?“ Eliezer ſprach: „Es iſt Iſaak, mein Herr.“ Da ſtieg Rebeka von dem Kameele ab, und verhüllte ſich, nach der Sitte des Morgenlandes, in ihren Schleier. Eliezer grüßte Iſaak freundlich und erzählte, wie ſehr Gott dieſe Reiſe geſegnet habe. Iſaak erkannte mit Dank, daß Gott alle, auch die kleinſten Umſtände ſo gefügt, und ihm Rebeka zur Ehefrau beſtimmt habe. Er führte ſie in die Wohnung ſeiner Mutter, die vor einiger Zeit geſtorben war, und gewann ſie ſo lieb, daß er über den Tod ſeiner Mutter getröſtet wurde.

So zeigte Gott an Iſaak, wie Er für Diejenigen ſorge, die vor Ihm wandeln und Ihm vertrauen; ſo machte unter Gottes Leitung Rebeka ihr Glück, nicht durch Reichthum, ſondern durch Unſchuld, Fleiß und Herzensgüte.

Der fromme, treue, redliche Eliezer, der ein rechtes Vorbild für alle Dienſtboten iſt, war über dieſe glückliche Ehe hoch erfreut. Nochmehr erfreute ſich der ehrwürdige Vater Abraham. Er wurde hundert und fünf und ſiebenzig Jahre alt, und genoß ein ſehr ruhiges, fröhliches Alter. Endlich ſtarb er, und Iſaak und Ismael erwieſen ihm noch die letzte Liebe, und begruben ihn in der Höhle, in der Sara ſchon lange begraben lag.

28. Eſau und Jakob.

Iſaak wandelte, wie ſein Vater Abraham, vor Gott, und war ein recht frommer, tugendhafter Mann. Gott ſegnete ihn in Allem, und wiederholte die Verheißung, die Er dem Abraham gegeben hatte, auch ihm: „Ich werde deine Kinder vermehren, wie die Sterne des Himmels, und durch Einen deiner Nachkommen ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden.“

Iſaak und Rebeka bekamen zwei Söhne auf einmal. Der Erſtgeborne hieß Eſau, der andere Jakob. Beide wurden größer. Eſau war rauh und haarig von Ausſehen, und auch von rauhen Sitten, Jakob war ſtill und ſanft. Eſau verlegte ſich auf die Jagd und den Feldbau; Jakob wählte das friedlichere Hirtenleben. Der Vater hatte den muthigen Eſau lieber, und aß gerne von ſeinem Wildpret; die Mutter liebte den gefälligen Jakob mehr, der ihr bei ihren häuslichen Arbeiten half, und hatte an ſeinem einnehmenden Betragen ihre herzliche Freude.

Es iſt, wie wir ſchon an dem erſten Brüderpaar ſahen, und auch hier ſehen, eine weiſe Einrichtung Gottes, daß die Menſchen in Hinſicht ihrer Beſchäftigungen verſchiedene Neigungen haben. Es ſind, damit die Welt beſtehen möge, verſchiedene Gewerbe nöthig, wie zum

Beiſpiele die Jagd und die Schäferei — und ſo iſt es ja recht ſchön, daß ein Menſch zu dieſem, ein anderer zu jenem Gewerbe mehr Luſt hat. Wir ſollen dieſe Neigungen treulich dazu benützen, wozu ſie uns gegeben ſind, und ſorgfältig darüber wachen, daß ſie nicht in Fehler ausarten!

Einmal kochte Jakob, der gerne bei der Mutter in der Küche war, ein Linſenmuß. Eſau kam eben vom Felde zurück. Wie es ſcheint, war ihm dieſe Speiſe noch neu und unbekannt. Er ſagte daher zu Jakob: „Gieb mir auch Etwas von dieſem rothen Ding da; denn ich bin ganz matt vor Hunger!“ Jakob ſprach: „Gieb mir dein Recht auf die Erſtgeburt dafür.“ Der Erſtgeborne erbte nämlich beinahe alle Reichthümer des Vaters. Eſau ſagte: „Sieh, ich muß doch einmal ſterben! Was hilft mir die Erſtgeburt?“ Jakob ſprach: „So ſchwöre mir darauf!“ Eſau ſchwur, und aß und trank, und ſtand auf, und bekümmerte ſich wenig um die Erſtgeburt.

Auch hier bemerken wir einen großen Unterſchied zwiſchen dieſen zwei Brüdern. Jakob war doch gar zu eigennützig; er hätte ſeinen hungrigen Bruder umſonſt ſollen miteſſen laſſen. Eſau, der einen ſo großen Segen des Himmels für eine Schüſſel voll Linſen verkaufte, iſt das Bild eines leichtſinnigen Verſchwenders. Vor beiden Fehlern, Eigennutz und Verſchwendung, haben wir uns gleich ſorgfältig zu hüten.

Höher, als alle Güter der Erde ſchätzten Iſaak und Rebeka die göttliche Verheißung, von einem ihrer Söhne werde der künftige Erlöſer abſtammen. Dieſen großen Segen, der ſich über alle Völker der Erde verbreiten ſollte, dachte Vater Iſaak ſeinem Sohne Eſau zuzuwenden; die Mutter aber wünſchte, dieſer Segen ſolle ihrem geliebten Jakob zu Theil werden.

Als Iſaak bereits ſehr alt war, und ſeine Augen vor hohem Alter dunkel geworden, ſprach er zu Eſau: „Mein Sohn! ſieh, ich bin alt und kann alle Tage ſterben! Geh hinaus auf die Jagd, und wenn du Etwas bekommſt, ſo richte es mir ſo zu, wie du weißt, daß ich's gern eſſe. Dann will ich noch von meiner ganzen Seele dich ſegnen, ehe ich ſterbe.“ Er verſtand dieſes von jenem großen Segen, den Gott ihm verheißen hatte. Eſau war darüber hoch erfreut, und ging den Augenblick.

Rebeka hatte gehört, was der Vater dem Eſau geſagt hatte, erzählte es dem Jakob, und ſprach dann: „Höre nun meinen Rath, lieber Sohn! „Geh geſchwind hinaus zur Heerde, und hole ein Paar recht gute Ziegenböcklein. Dieſe will ich dann nach Art des Wildprets zurichten, wie es dein Vater gerne ißt. Wann du ſie ihm dann hineinträgſt, und er davon gegeſſen hat, wird er dich ſegnen.“ Jakob ſprach: „Du weißt, daß mein Bruder haarig iſt, ich aber glatt bin. Wenn mein Vater mich anfühlt, ſo wird er merken, ich ſey nicht Eſau, und da fürchte ich, er werde denken, ich wolle ſeiner ſpotten, und er werde anſtatt des Segens mir den Fluch geben.“ Die Mutter ſagte: „Dieſen Fluch will ich auf mich nehmen; thue du, was ich geſagt habe, und bring mir, was ich verlange.“ Jakob ging und brachte die Böcklein. Die Mutter richtete ſie zu, legte dem Jakob Eſau's ſchönſte Kleider an, bedeckte Jakobs Hände und den Hals, ſo weit er bloß war, mit den Fellen von den Böcklein, gab ihm die Speiſe, und Brod und Wein dazu, und ſchickte ihn damit zum Vater hinein.

Iſaak, der auf ſeinem Ruhebette lag, und nicht mehr recht ſah, ſagte: „Wer biſt du, mein Sohn?“ Jakob ſprach: „Ich bin Eſau, dein Erſtgeborner; ich habe gethan, was du geſagt haſt. Stehe nun auf, ſetze dich zu Tiſch, und iß von meinem Wildpret, und ſegne mich dann.“ Iſaak fragte: „Wie haſt du es ſo ſchnell finden können, mein Sohn?“ Jakob antwortete: „Es war Gottes Wille, daß ich es ſogleich fand.“ Iſaak zweifelte noch immer und ſprach: „Wie, komm ein wenig näher zu mir her, damit ich es greife, ob du mein Sohn Eſau ſeyeſt oder nicht?“ Jakob ging hin. Iſaak fühlte ihn an und ſagte: „Die Stimme ſcheint zwar Jakobs Stimme; die Hände ſind aber doch Eſau's Hände.“ Er kannte ihn alſo nicht, und aß und trank, und ſegnete ihn. „Gott gebe dir,“ ſprach er, „vom Thaue des Himmels und von dem Fette der Erde eine Fülle von Korn und Wein. Völker ſollen dir dienen und Völkerſtämme ſich vor dir beugen.“ — Die letztern dieſer Worte deuteten auf einen höheren als bloß irdiſchen Segen. Sie gingen erſt an Demjenigen von Jakobs Nachkommen in Erfüllung, von dem verheißen war, durch Ihn ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden.

Kaum war Jakob zur Thüre hinaus, ſo kam Eſau mit ſeinem Wildpret herein und ſprach: „Steh auf, mein Vater, und iß!“ Iſaak fragte erſtaunt: „Wer biſt denn du?“ Eſau ſagte: „Ich bin Eſau, dein Erſtgeborner.“ Da erſchrak Iſaak ſehr, und ſprach: „Dein Bruder iſt betrügeriſcher Weiſe vor dir herein gekommen, und ich habe ihn geſegnet, und er wird auch geſegnet bleiben.“ Als Eſau dieſes hörte, ward er höchſt beſtürzt, und heulte und weinte fürchterlich. „O der Betrüger!“ rief er, „zum zweiten Mal hat er mich jetzt überliſtet! Zuerſt betrog er mich um meine Erſtgeburt, und nun raubt er mir noch meinen Segen!“ Dann ſprach er wieder laut weinend zu ſeinem Vater: „Haſt du mir denn nicht auch einen Segen aufbehalten? O ich bitte dich, mein Vater! ſegne mich doch auch!“ Iſaak ſprach voll Mitleids: „Der Thau des Himmels und das Fett der Erde wird dein Segen ſeyn, mein Sohn!“

Der gute alte Vater war über dieſe Geſchichte innigſt betrübt; Eſau haßte von nun an ſeinen Bruder Jakob, und drohte, ihn zu ermorden; der bekümmerten Mutter wurde dadurch das Leben ſehr verbittert; Jakob aber war des Lebens gar nicht mehr ſicher, und mußte ſich entſchließen, aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen.

So richtet jede Abweichung von dem geraden, rechten Wege, den Gott uns gehen heißt, nichts als Jammer und Elend an; ſo hart mußten Rebeka und Jakob ihren Fehler jetzt ſchon büßen. Allein in der Folge ſtrafte Gott, wie wir bald hören werden, den Jakob noch empfindlicher, und legte dadurch ſeinen Abſcheu gegen ein ſo unredliches Betragen recht augenſcheinlich an den Tag.

Indeß hatte Gott den Segen, um den beide Brüder ſich ſo eifrig bewarben, ſchon längſt dem Jakob zugedacht, der ungeachtet ſeiner Fehler dennoch ohne Vergleich edler und beſſer war, als der leichtſinnige, unbändige Eſau. Jakob hätte ſich und den Seinigen viele Leiden erſpart, wenn er anſtatt ſeinen Vater zu hintergehen, dieſe Sache Gott anheim geſtellt hätte. Denn Gott, der Weiſeſte und Heiligſte, weiß Alles in der Welt ſo ſchön und gut zu unſerm Beſten anzuordnen, daß wir nie für nöthig halten dürfen, auch nur das geringſte Unrecht zu thun, um Seiner heiligen Vorſicht gleichſam zu Hülfe zu kommen.

29. Die Himmelsleiter.

Mutter Rebeka tröſtete Jakob und ſprach zu ihm: „Sieh, dein Bruder Eſau ſucht dich zwar zu tödten; allein du, mein Sohn, folge meinem Rath! Entfliehe nach Haran, zu meinem Bruder Laban. Bleib dort eine Weile, bis der Zorn deines Bruders ſich legt, und ſein Unwillen vergeht. Er wird bald vergeſſen, was du ihm gethan haſt, und ich will dir dann einen Boten ſchicken, und dich von dort wieder hieher holen laſſen.“

Iſaak, ſein Vater, fand den Rath der Mutter auch gut, rief Jakob zu ſich, und ſprach zu ihm: „Zieh hin, mein Sohn, und Gott der Allmächtige, ſegne dich, und laſſe Abrahams Segen auf dir ruhen.“ Er ſchärfte ihm noch beſonders ein, keine von den Töchtern Kanaans zum Weibe zu nehmen, ſondern ſich eine von den Töchtern Labans zur Ehegattin zu wählen; und Jakob verſprach, ihm zu gehorchen.

Jakob machte ſich auf die Reiſe nach Haran. Unterwegs überfiel ihn einmal die Nacht. Die

Sonne war ſchon untergegangen, und nirgends umher ſah er eine menſchliche Wohnung; er mußte unter freiem Himmel übernachten. Da mochte es ihm nun wohl recht bange ſeyn. Indeß legte er einen Stein unter ſein Haupt und entſchlief. Allein wenn wir auch ſchlafen, ſo wacht doch Gott noch über uns. Gott tröſtete den bekümmerten Jakob auf eine recht freundliche Art. Jakob ſah im Traume eine Leiter, die auf der Erde ſtand, und mit der Spitze bis an den Himmel reichte! Und ſieh, die Engel Gottes ſtiegen daran auf und nieder. Zu oberſt war Gott und ſprach: „Ich bin der Herr, der Gott Abrahams, und der Gott Iſaaks, deiner Väter. Ich will das Land, auf dem du ruheſt, dir und deinen Kindern zum Eigenthum geben. Durch dich und deine Nachkommen ſollen alle Völker geſegnet werden. Ich will dein Beſchützer ſeyn, wo du nur immer hinzieheſt, und will dich wieder zurück führen in dieſes Land. Ich will dich nicht verlaſſen, ſondern Alles erfüllen, was Ich dir geſagt habe.“

Da fuhr Jakob erſchrocken aus dem Schlafe auf, und ſprach: „Wahrlich, Gott iſt hier gegenwärtig, und ich wußte es nicht. Welch einen ehrenbietigen Schauer empfindet man an dieſem Orte! Hier iſt nichts Anders, als Gottes Haus und die Pforte des Himmels.“

Sobald der Morgen anbrach, nahm Jakob den

Stein, auf den er ſein Haupt gelegt hatte, und errichtete ihn zu einem Denkmahle, und goß, voll der innigſten Dankbarkeit, Oel darauf, um den Stein Gott zu weihen.

Jakob machte mit gerührtem Herzen auch ein Gelübde und ſprach: „Wenn Gott mit mir iſt, und mich auf meiner Reiſe beſchützt, und mir Nahrung und Kleidung gibt, und mich glücklich zurückführt in das Haus meines Vaters, ſo will ich meinem Herrn und Gott hier, wo dieſer Stein ſteht, einen Altar errichten, und den Ort hier ein Haus Gottes nennen, und dem Herrn den zehnten Theil von Allem, was Er mir geben wird, zum Dankopfer darbringen.“

Dieſe liebliche Erſcheinung, mit der Gott den armen, verlaſſenen Jakob im Traume tröſtete und erfreute, iſt auch für uns recht tröſtlich und erfreulich. Sie erinnert uns an die Allgegenwart Gottes, und iſt ein ſchönes Sinnbild der Gemeinſchaft Gottes mit den Menſchen. Gott iſt überall bei uns, und überall wachen Gottes Engel über uns. Die ganze Erde iſt Gottes Haus. Darum dürfen wir uns nirgends fürchten, wo wir immer hinkommen. Ueberall ſollen wir uns aber auch ehrerbietig und wie vor Gottes Angeſicht betragen, und Ihm Anbetung und Dank zum Opfer bringen.

30. Jakobs Aufenthalt bei Laban.

Jakob reiſte weiter, und ſah endlich einen Brunnen auf dem Felde. Der Brunnen war mit einem großen Steine zugedeckt. Drei Heerden Schafe lagen dabei. Jakob ſagte zu den Hirten: „Liebe Brüder, wo ſeyd ihr her?“ Sie antworteten: „Von Haran.“ Er fragte: „Kennet ihr auch den Laban, den Sohn Nachors?“ Sie ſagten: „Wir kennen ihn gut.“ Er fragte weiter: „Geht es ihm auch wohl?“ Sie ſagten: „O ja, es geht ihm recht wohl — und ſieh nur, dort kommt eben ſeine Tochter Rachel mit den Schafen.“ Denn das fleißige Mägdlein hütete die Schafe ihres Vaters.

Als Jakob die Rachel ſah, wälzte er geſchwind den Stein von dem Brunnen, und tränkte ihre Schafe, und grüßte ſie auf das freundlichſte und weinte vor Freuden, und ſagte ihr, daß er ein Sohn der Rebeka, der Schweſter ihres Vaters ſey. Rachel lief eilends fort, und erzählte es ihrem Vater. Da Laban hörte, der Sohn ſeiner Schweſter ſey gekommen, eilte er ihm den Augenblick entgegen, und umarmte ihn, und führte ihn in ſein Haus und behielt ihn bei ſich.

Es iſt ſchön, daß Laban den Sohn ſeiner Schweſter ſo freundlich aufnahm, und es wäre zu wünſchen, daß alle Anverwandte einander immer ſo lieb hätten. Sie würden dadurch beſſere und glücklichere Menſchen!

Jakob, der ſich ſehr gut auf die Schäferei verſtand, wollte hier nicht müßig ſeyn, und nahm ſich ſogleich um Laban's Heerden an. Laban war mit ihm ausnehmend zufrieden, und nachdem ein Monat verfloſſen war, ſprach er zu Jakob: „Obwohl du mein Anverwandter biſt, ſo ſollſt du mir doch nicht umſonſt dienen. Sag' einmal, was verlangſt du zum Lohn?“

Laban hatte zwei Töchter. Die ältere hieß Lia; Rachel war die jüngere. Lia hatte triefende Augen; Rachel war hingegen ſchön von Angeſicht und Geſtalt. Jakob, dem Rachel ſehr wohl gefiel, ſagte zu Laban: „Um Rachel, deine jüngere Tochter, will ich dir ſieben Jahre lang dienen.“ Laban ſprach: „Dir gebe ich ſie lieber zur Ehe, als einem Andern.“ Jakob diente nun dem Laban, und die ſieben Jahre däuchten ihm nur wenige Tage, ſo lieb hatte er Rachel. Da nun die ſieben Jahre vorbei waren, veranſtaltete Laban ein großes Hochzeitmahl, und lud eine Menge guter Freunde dazu ein. Die Braut mußte damals das Angeſicht mit einem Schleier bedeckt haben, bis die Hochzeit vorbei war. Da nun Jakobs Braut den Schleier weglegte, ſieh! da war es anſtatt der Rachel — die Lia.

Laban hatte, was nicht recht, ſondern ſehr ſchlecht von ihm war, den Jakob betrogen. Allein für Jakob war es eine wohlverdiente Strafe. Wie er's ſeinem Vater gemacht hatte, indem er ſich für ſeinen Bruder Eſau ausgegeben, ſo ging's ihm nun wieder, indem Laban die ältere Schweſter für die jüngere ausgab. Auch hier traf es zu: Mit welchem Maaße wir ausmeſſen, mit dem wird uns wieder eingemeſſen.

Laban entſchuldigte ſich damit, es ſey hier zu Lande nicht gebräuchlich, daß man die jüngern Töchter vor den ältern zur Ehe gebe, und forderte nun, daß Jakob ihm um Rachel aufs neue ſieben Jahre diene. Jakob ließ es ſich gefallen. Da aber die vierzehn Jahre vorbei waren, ſagte Jakob zu Laban: „Laß mich nun wieder in mein Vaterland zurückkehren! Du weißt, wie treu und redlich ich dir gedient habe. Wie ich zu dir kam, hatteſt du wenig, jetzt biſt du ein reicher Mann. Nun muß ich aber auch für meine Kinder ſorgen.“

Laban wußte wohl, was er an Jakob hatte. Er gab ihm daher die ſchönſten Worte. „Laß mich doch Gnade finden vor dir!“ ſagte er. „Ich weiß es aus Erfahrung, daß mich der Herr um deinetwillen ſegnet. Beſtimme du ſelbſt den Lohn, den ich dir geben ſoll.“ Auf Jakobs Verlangen verſprach Laban, ihm alle ſcheckigen jungen Schafe und Ziegen zum Lohne zu geben. Jakob diente ihm aufs neue, und hatte wohl ein recht hartes

Leben. Des Tags verbrannte er faſt vor Hitze, zu Nacht erſtarrte er faſt vor Froſt, und es kam kein Schlaf in ſeine Augen. Was von wilden Thieren zerriſſen wurde, mußte er bezahlen; was geſtohlen wurde, mußte er erſetzen, und Laban änderte wohl zehnmal ſeinen Lohn. Allein Gott ſah Jakobs Elend und Mühe an, und ließ es nicht zu, daß Laban ihn betrog. Wenn Laban ſagte: „Die ſcheckigen Schafe und Ziegen ſollen dein Lohn ſeyn!“ — ſo brachte die ganze Heerde ſcheckige Jungen. Wenn Laban ſagte: „Die Einfärbigen, die ganz weiß oder ſchwarz ſind, ſollen dein Lohn ſeyn!“ ſo trug die Heerde lauter einfärbige Jungen. So wurde Jakob nach und nach ſehr reich, und bekam ganze Heerden Schafe und Ziegen. Auch konnte er viele Knechte und Mägde halten, und ſich viele Rinder, Eſel und Kameele anſchaffen.

Es macht dem Jakob Ehre, daß er ſich ſo getroſt auf ſeinen Fleiß und ſeine Treue berufen konnte, und bei einem ſo ungerechten, eigennützigen Herrn zwanzig Jahre geduldig aushielt. Sein Beiſpiel ſagt allen Dienſtboten: „Denkt an Jakob! Dienet treu und fleißig — und habt Geduld. Gott wird es euch nicht unbelohnt laſſen. Er wird's euch entweder hier auf Erden ſchon vergelten — oder doch gewiß dort oben im Himmel.“

31. Jakobs Heimreiſe.

Laban, der durch Jakobs Fleiß und Gottes Segen ein reicher Mann geworden, ſah mit Unwillen, daß auch Jakob ſehr reich wurde, und fing an, ihn zu beneiden. Er wurde ihm zuletzt ſo abgeneigt, daß er ihn nicht mehr freundlich anſehen konnte. Jakob merkte dieſes gar wohl und ſeine viele Mühe und Arbeit wurde ihm dadurch noch ſchwerer. Er konnte ſie beinahe nicht mehr ertragen. Da ſprach endlich Gott zu ihm: „Zieh wieder in das Land deiner Väter und deiner Freundſchaft; Ich will mit dir ſeyn.“ Jakob machte ſich ſogleich auf, ſetzte ſeine Weiber und Kinder auf Kameele, und zog mit allen ſeinen Heerden fort.

Laban befand ſich eben in einer entfernten Gegend, ſeine Schafe zu ſcheeren. Sobald er vernahm, Jakob ſey entflohen, eilte er ihm nach, um ihn mit Gewalt zurück zu halten. Allein zu Nacht im Traume warnte ihn die Stimme Gottes, und ſprach zu ihm: „Hüte dich, daß du mit Jakob nicht anders redeſt, als freundlich!“ Laban holte den Jakob im Gebirge ein, gab ihm aber kein unfreundliches Wort, ſondern machte ein Bündniß mit ihm, ſegnete ſeine Töchter und Enkel, und ließ ſie mit Jakob im Frieden fortziehen.

So weiß Gott jedem Leiden ein Ende zu machen, wenn die weiſen Abſichten, aus denen Er es über uns kommen ließ, erfüllt ſind.

Als Jakob an den Fluß Jordan kam, und ſich ſeiner Heimath näherte, ward es ihm recht von Herzen bange vor ſeinem Bruder Eſau. Er ſendete Boten voraus, ihm ſeine Ankunft zu melden. Die Boten kamen gegen Abend zurück und ſagten zu Jakob: „Wir ſind bei deinem Bruder Eſau geweſen — und ſieh! er zieht dir eilends entgegen mit vierhundert Mann.“ Da erſchrak Jakob und fürchtete ſich ſehr. Voll Angſt theilte er das Volk, das bei ihm war, und die Schafe und Ziegen, Rinder, Eſel und Kameele in zwei Heere. „Denn,“ ſagte er, „wenn Eſau kommt, und das eine Heer ſchlägt, ſo kann doch vielleicht das andere noch entrinnen.

So kann ein begangenes Unrecht einem nach zwanzig Jahren noch bittere Stunden — Angſt, Schrecken und Entſetzen verurſachen.

Jakob ſuchte noch in der Nacht von Allem, was er hatte, Geſchenke für Eſau heraus: Zweihundert Ziegen und zwanzig Böcke, zweihundert Schafe und zwanzig Widder, vierzig Kühe und zehn Ochſen, zwanzig Eſelinnen und zehn Eſel, und dreißig Kameele mit ihren Jungen. Jede dieſer fünf Heerden übergab er einem beſondern

Knechte, und ſprach zu ihnen: „Gehet vor mir voraus, und laſſet immer zwiſchen einer und der andern Heerde einen Raum.“ Jedem Knechte gebot er noch beſonders: „Wenn dir mein Bruder begegnet, und dich fragt: „Wem gehört dieſes Vieh, das du vor dir hertreibeſt?“ ſo antworte: „Es gehört deinem Knechte Jakob. Er ſchickt es ſeinem Herrn, dem Eſau, zum Geſchenk. Er ſelbſt kommt hinter uns drein.“

So ſollen auch wir, wie Jakob, das Unrecht das wir Andern angethan haben, ſo viel möglich, wieder gut machen.

Nachdem Jakob dieſe fünf Heerden vorausgeſchickt hatte, betete er: „Gott meines Vaters Abrahams und meines Vaters Iſaaks! Herr, der Du mir geſagt haſt: „Zieh wieder in dein Vaterland und zu deiner Freundſchaft; Ich will dir wohl thun!“ Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir, Deinem Knechte, gethan haſt. Denn ich hatte ja nichts, als dieſen Stab, da ich über dieſen Jordan ging, und nun komme ich zurück mit zwei Heeren. Errette mich jetzt aus der Hand meines Bruders, aus der Hand Eſau's! Denn ich fürchte mich ſehr vor ihm, er möchte kommen, und mich erſchlagen, und dazu die Mütter, ſammt den Kindern!“

Wir ſehen auch hier wieder, daß man im Gebete nur das Herz vor Gott ſolle reden laſſen. Iſt das Herz dankbar, demüthig, zutrauensvoll — gut, wie bei Jakob, ſo iſt auch das Gebet gut.

32. Jakobs Ausſöhnung mit Eſau.

Da die Sonne aufging, ſah Jakob den Eſau daher kommen, und vierhundert Mann mit ihm. Jakob ſtellte ſeine Heere in Ordnung. Die Mägde mit ihren Kindern voran, Lia mit ihren Kindern hernach, und Rachel mit ihrem Sohne Joſeph zuletzt. Er ſelbſt aber ging voraus, und neigte ſich — was man damals vor Höhern zu thun pflegte — wohl ſiebenmal bis zur Erde, indem Eſau näher kam. Allein Eſau ſprang ihm entgegen, und fiel ihm um den Hals und umarmte ihn, und weinte vor Freuden.

Darauf ſah er die Weiber und Kinder an, und ſagte: „Wer ſind denn alle dieſe da? Gehören ſie dir zu?“ Jakob antwortete: „Es ſind die Kinder, die mir Gott geſchenkt hat.“ Und die Mägde kamen mit ihren Kindern herbei, und neigten ſich vor Eſau. Auch kam Lia mit ihren Kindern, und neigte ſich vor ihm. Auch Rachel und Joſeph kamen, und neigten ſich vor Eſau. Eſau ward ſehr gerührt und ſprach: „Wozu ſind denn aber alle die Heerden, die mir begegnet ſind?“

Jakob ſprach: „Damit ich durch ſie Gnade finde vor dir, meinem Herrn.“ „Ei!“ ſagte Eſau, „ich habe genug, mein Bruder! Behalte du, was dein iſt.“ „Ach nein!“ antwortete Jakob; „ich bitte dich! wenn ich anders wieder Gnade bei dir gefunden habe, ſo nimm dies kleine Geſchenk von meiner Hand an. Sey mir nur gut, und nimm doch den Segen, den Gott, von dem alles Gute kommt, mir beſchert hat.“ Und Jakob hörte nicht auf zu bitten, bis Eſau das große Geſchenk endlich annahm.

Wer fühlt da nicht recht in dem Innerſten ſeines Herzens, daß es nichts Schöneres gebe, als wenn zwei Menſchen, die mit einander in Unfrieden lebten, ſich wieder mit einander ausſöhnen! Zugleich ſehen wir, daß Vergütung des Unrechtes, Demuth und Liebe den heftigſten Zorn beſänftigen können.

Jakob zog weiter und kam wieder an den Ort, wo ihn Gott durch den lieblichen Traum getröſtet hatte. Hier errichtete er, wie er es verſprochen hatte, einen Altar — und Gott offenbarte ſich ihm hier abermals, und ſprach zu ihm: „Ich bin Gott, der Allmächtige! Völker und Völkerſchaften ſollen von dir abſtammen, und du wirſt der Stammvater von Königen werden. Das Land, das Ich dem Abraham und dem Iſaak eingeräumt habe, werde Ich dir und deinen Nachkommen geben.“ Jakob brachte voll der tiefſten Anbetung und des innigſten Dankes Gott ein Opfer dar.

Auf ſeiner weitern Reiſe hatte Jakob eine große Freude, aber auch eine große Trauer. Gott ſchenkte ihm noch einen Sohn, und Jakob nannte ihn Benjamin; Benjamins Mutter aber, die geliebte Rachel, ſtarb, und wurde nicht weit von Bethlehem begraben, und Jakob errichtete über ihrem Grabe ein Denkmahl.

Endlich langte Jakob bei ſeinem Vater Iſaak an. Dieſer ſtarb bald darauf, nachdem er dieſe Freude noch erlebt hatte, alt und lebensſatt. Sein Alter war hundert und achtzig Jahre. Seine Söhne, Eſau und Jakob, begruben ihn.

III.

Die Geſchichte Josephs und ſeiner Brüder,

der Söhne Jakobs.

33. Joſeph als Hirtenknabe.

Jakob wohnte nun wieder in dem Lande Kanaan. Er hatte zwölf Söhne. Der beſte und liebenswürdigſte darunter war Joſeph. Als er ſechzehn Jahre alt war, hütete er mit ſeinen Brüdern die Heerden ſeines Vaters. Er war ein Knabe voll Unſchuld und von Herzen fromm. Seine Brüder aber führten ſich ſehr ſchlecht auf. Joſeph hatte vor allem Böſen den größten Abſcheu, und ließ ſich von ihrem böſen Beiſpiele nicht verführen. Es betrübte ihn, daß ſeine Brüder ſo böſe waren, und er erzählte Alles dem Vater.

Joſeph that dieſes nicht aus Schadenfreude und böſem Herzen, ſondern aus Liebe zu Gott, und auch aus Liebe zu ſeinen Brüdern. Denn es war ja zu ihrem Beſten, daß der Vater ſie zurechtweiſe, und das Böſe abgeſtellt werde.

Der Vater hatte den Joſeph, der ſo gut war und ihm in ſeinem Alter ſo viele Freude machte, lieber, als alle ſeine Kinder, und ließ ihm einen bunten Rock, ein Kleid von allerlei ſchönen Farben, machen. Die Brüder aber, wie ſie ſahen, daß Joſeph dem Vater lieber ſey, als ſie, wurden dem Joſeph ſo feind, daß ſie ihm kein freundliches Wort mehr geben konnten.

Einmal nun hatte Joſeph einen wunderbaren Traum, und erzählte ihn ſeinen Brüdern. „Hört doch einmal, was mir geträumt hat!" ſagte er in ſeiner Unſchuld zu ihnen. „Mir war es, als bänden wir Garben auf dem Felde. Meine Garbe richtete ſich auf und ſtand; eure Garben aber bückten ſich rings herum gegen die meinige." Da ſagten ſeine Brüder: „Was, du ſollteſt unſer König werden, und wir deine Unterthanen?" Wegen dieſes Traumes beneideten und haßten ſie ihn noch mehr.

Bald darauf hatte Joſeph noch einen andern Traum, den er wieder ſeinen Brüdern erzählte. „Seht," ſagte er, „ich habe ſchon wieder einen Traum gehabt. Mir kam es vor, die Sonne, der

Mond, und eilf Sterne neigten ſich vor mir.“ Da der Vater dieſen Traum hörte, gab er dem Joſeph einen Verweis. „Was ſoll der Traum bedeuten, den du gehabt haſt?“ ſprach er. „Sollen ich und deine Mutter und deine eilf Brüder kommen, und dir als unſerm Könige huldigen?“ Die Brüder aber wurden noch mehr gegen Joſeph aufgebracht; ihr Neid und Haß ſtieg auf das Höchſte.

Der Vater aber, der ſelbſt ſchon einmal einen göttlichen Traum gehabt hatte, behielt Joſephs Worte im Herzen, und überlegte die Sache in der Stille bei ſich ſelbſt. Er dachte, es könnte doch vielleicht ſeyn, daß ſein lieber Joſeph von Gott zu etwas Großem beſtimmt ſey. Und ſo war es auch! Joſeph, der Liebling ſeines Vaters, war auch ein Liebling Gottes.

Der holde Knabe Joſeph, vor dem ſich die Sterne des Himmels und die Garben der Erde neigten, den ſein liebevoller Vater mit dem ſchönen, jugendlichen Ehrenkleide zierte, und deſſen Wangen Gott mit dem freundlichen Roth der unverdorbenen Jugend ſchmückte, iſt das liebliche Bild der Unſchuld. Unſchuld macht angenehm vor Gott und allen guten Menſchen; wer ihr huldigt, dem huldigen Himmel und Erde.

31. Joſeph wird von ſeinen Brüdern verkauft.

Einmal hatten ſich die Brüder Joſephs mit ihren Heerden ſehr weit von der väterlichen Wohnung entfernt. Da ſagte der Vater zu Joſeph: „Geh' doch einmal hin und ſieh, wie es mit deinen Brüdern und mit ihren Heerden ſiehe, und erzähle mir dann wieder, wie es ihnen geht!“ Der folgſame Joſeph ging willig und mit Freuden hin. Als ſeine Brüder ihn von weitem kommen ſahen, ſagten ſie zu einander: „Ei ſeht, da kommt der Träumer! Kommt, wir wollen ihn umbringen und in eine Grube werfen, und ſagen, ein wildes Thier habe ihn gefreſſen. Da wird man dann ſehen, was ihm ſeine Träume helfen!“

Da Ruben, der älteſte Bruder, dieſe Reden hörte, gab er ſich alle Mühe, ihn aus ihren Händen zu erretten. „Ach,“ ſprach er, „bringt ihn doch nicht um! Vergießt doch kein Blut! Werft ihn lieber in die Ziſterne dort in der Wüſte; ſo befleckt ihr eure Hände doch wenigſtens nicht mit Blut!“ Dies aber ſagte er nur, weil er ihn heimlich wieder herausnehmen, und zu dem Vater heimführen wollte. Als nun Joſeph vollends zu ſeinen Brüdern hinkam, riſſen ſie ihm das bunte Kleid, das er eben anhatte, vom Leibe, und warfen ihn in die Ziſterne. Dieſe Ziſterne war ein alter Brunnen, in dem aber, was Ruben wohl wußte, eben jetzt kein Waſſer war. Darauf ſetzten ſie ſich nieder zum Eſſen. Ruben konnte aber nicht eſſen. Er ging weg von ihnen, und war nur darauf bedacht, ſeinen Bruder Joſeph zu retten.

So wie Ruben ſollen auch wir das Böſe zu verhindern ſuchen; beſonders ſollen die ältern Geſchwiſter die jüngern, wenn dieſe Etwas thun wollen, was nicht recht iſt, davon abhalten.

Da Joſephs Brüder ſo beim Eſſen ſaßen, erblickten ſie auf einmal einen großen Zug fremder Kaufleute, die mit ihren Kameelen aus dem Gebirge herab kamen. Sie waren Iſmaeliten, Nachkommen Iſmaels, und führten Gewürz, Balſam und Myrrhen nach Aegypten. Da ſprach Juda zu ſeinen Brüdern: „Was hilft es uns, wenn wir unſern Bruder umbringen? Es iſt beſſer, daß wir ihn den Iſmaeliten verkaufen, als daß ſich unſere Hände an ihm vergreifen. Denn er iſt doch unſer Bruder!“

Als nun die Iſmaeliten ganz nahe vorbei kamen, zogen Joſephs Brüder ihn aus der Ziſterne herauf, und verkauften ihn den Iſmaeliten um zwanzig Silberſtücke. Joſeph weinte und flehte — aber da half nichts. Die Iſmaeliten nahmen ihn, und führten ihn mit ſich fort nach Aegypten.

Ruben wußte von dem Allem nichts. Er kam zur Ziſterne, und wollte den Joſeph herausnehmen.

Als er ihn nicht mehr fand, war er vor Schrecken ganz außer ſich. Er lief eilends zu ſeinen Brüdern zurück, und ſchrie und jammerte: „Der Knabe iſt nicht mehr da; wo ſoll ich nun hin, und was ſoll ich nun anfangen?" Die andern Brüder aber ſchlachteten einen Ziegenbock, nahmen Joſephs bunten Rock, tunkten ihn in das Blut, und ſchickten den blutigen Rock dem Vater und ließen ihm ſagen: „Dieſen Rock haben wir gefunden. Sieh doch einmal, ob es der Rock deines Sohnes ſey, oder nicht!"

Mit dieſer abſcheulichen Lüge wollten ſie nicht nur ihr Verbrechen verheimlichen, ſondern wohl gar noch an ihrem guten alten Vater ſich rächen, weil er dem Joſeph das ſchöne Kleid hatte machen laſſen, und dadurch gezeigt hatte, daß ihm der liebenswürdige Joſeph lieber war, als ſie. **Wie ſchrecklich iſt es, wenn Kinder gegen ihre Aeltern keine Ehrfurcht haben, ja ſogar ſich gegen ſie falſch und grauſam betragen!**

Als Jakob den blutigen Rock Joſephs erblickte, rief er voll des innigſten Schmerzens: „Es iſt der Rock meines Sohnes! Ein reißendes Thier hat meinen Joſeph zerriſſen! Ein wildes Thier hat ihn gefreſſen!" Er machte, was damals ein Zeichen der höchſten Traurigkeit war, einen Riß in ſein Kleid und legte Trauerkleider an, und beweinte ſeinen Sohn Joſeph lange Zeit. Alle ſeine

Söhne und Töchter kamen zuſammen, um ihn zu tröſten. Allein er wollte ſich nicht tröſten laſſen, und hörte gar nicht auf zu weinen. „Ach!“ ſagte er nur immer, „vor Jammer und Herzenleid werde ich bald zu meinem Sohne hinunter ſinken in das Grab!“

An den Brüdern Joſephs ſehen wir recht, zu welchen furchtbaren Verbrechen der Neid verleitet. Dieſe Geſchichte iſt auch deshalb für uns zur Warnung aufgezeichnet; ſie ruft gleichſam allen Menſchen zu: O prüfet euer Herz — fraget euch ſelbſt: Haſſe ich Andere nicht auch, wenn ſie zum Beiſpiele ein ſchöneres Kleid haben, als ich? Iſt es mir nicht zuwider, wenn ihnen ein Glück begegnet, oder wenn man ſie lieber hat, als mich? Kommt es mich nicht auch hart an, ihnen ein freundliches Wort zu geben? Bin ich nicht vielmehr geneigt, ihnen einen Schimpfnamen aufzubringen? O wenn das wäre — ſo ſeyd ihr ſchon auf dem Wege, ſehr böſe Menſchen zu werden, und an euren Mitmenſchen große Verbrechen zu begehen. Hütet euch vor den erſten Anfängen des Neides! Damit ihr euch aber davor hüten möget, ſo denkt, wie weit der Neid am Ende den Menſchen bringen kann. Der Neidige iſt im Stande, den Bruder zu verkaufen, und den Vater vor Herzenleid in das Grab zu bringen.

35. Joſeph in Putiphars Haus.

Wer fromm, verſtändig, treu und redlich iſt, dem darf es nicht bange ſeyn, wenn er auch ſein Vaterland verlaſſen, und in fremde Länder hinziehen muß. Gott iſt überall mit ihm; überall findet er gute Menſchen. Die Iſmaeliten brachten Joſeph nach Aegypten. Putiphar, ein vornehmer Herr, der königliche Kämmerer und Oberſte der Leibwache, kaufte ihn. Joſeph diente ſeinem Herrn treu und redlich, und Gott war darum auch recht mit ihm. Zu Allem, was Joſeph that, gab Gott Segen und Gedeihen. Sein Herr gewann ihn ungemein lieb, und ließ ſich von Niemand mehr bedienen, als von ihm; ja er übergab ihm ſein ganzes Hausweſen.

Allein Putiphars Ehefrau war, ſo freundlich ſie ſich zu geberden wußte, ein gottvergeſſenes, laſterhaftes Weib, und wollte den ſchönen Jüngling verführen. Joſeph gab ihr aber kein Gehör und ſprach: „Wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun, und gegen meinen Gott ſündigen?“ Sie ſtellte ihm täglich nach; er wich ihr aber überall aus, und wollte durchaus keinen Umgang mit ihr haben. Einmal war Joſeph ganz allein im Hauſe, und verrichtete ſeine Geſchäfte. Da ergriff ſie ihn beim Mantel, und wiederholte ihre ſchändlichen

Anträge. Allein Joſeph ließ den Mantel in ihren Händen und entfloh.

Da das böſe Weib ſich für verſchmäht und verachtet ſah, wurde ſie ganz wüthend vor Zorn. Denn die Freundſchaft böſer Menſchen verwandelt ſich nur gar zu oft in die bitterſte Feindſchaft. Sie fing ein großes Geſchrei an, und rief alle Leute im Hauſe zuſammen. „Seht," ſagte ſie, „was für einen böſen Menſchen mein Mann uns da ins Haus gebracht hat! Er kam da zu mir herein, und wollte ſeinen Muthwillen mit mir treiben. Ich ſchrie aber, ſo laut ich konnte. Da ließ er ſeinen Mantel hier zurück, und lief davon." Sie legte den Mantel neben ſich hin, bis ihr Herr heimkam. Dieſem zeigte ſie nun den Mantel, damit er ihr deſto eher glauben möchte, und ſagte ihm eben dieſelbe ſchändliche, boshafte Lüge. Als Putiphar, ihr Herr, dieſes hörte, ward er ſehr zornig, und ließ den Joſeph augenblicklich in das Gefängniß werfen, in dem die königlichen Gefangenen lagen. So kam der gute Joſeph, was er auch leicht voraus ſehen konnte, durch das böſe Weib um das Zutrauen und die Liebe ſeines Herrn, um Ehre, Freiheit und um unzählige Freuden des Lebens.

Und hier gibt uns Joſeph, der edle, unſchuldsvolle, heldenmüthige Jüngling das allerſchönſte Beiſpiel. Er denkt in der Verſuchung an Gott, und ſieht nur auf Gottes Beifall. Er flieht den Umgang mit böſen Menſchen, und reißt ſich mit Gewalt von der Verführerin los. Er ſchätzt ſeine Unſchuld höher, als alles Glück in der Welt. Er liebt die Tugend nicht wegen zeitlichen Gewinns; er achtet vielmehr, um ſeine Tugend zu retten, alle irdiſche Ehren, Vergnügen und Vortheile für nichts, und verſchmäht ſie. O, wohl das ſchönſte Opfer! Geht hin, und thut des gleichen.

36. Joſeph im Gefängniſſe.

Joſeph war jetzt im Kerker unter Miſſethätern. Allein Gott, der die Unſchuld nie verläßt, verließ ihn auch hier nicht. Er nahm ſich des unſchuldig verurtheilten Jünglings liebreich an, und ließ ihn Gnade finden vor dem Kerkermeiſter. Dieſer übergab ihm die Aufſicht über alle Gefangene. Da hatte nun Joſeph Gelegenheit, recht viel Gutes zu thun. Er konnte die Gefangenen tröſten, ermahnen, ihnen ihr Elend erleichtern. So wurde ihm, weil er ſo gut war, auch der finſtere Kerker zur angenehmen Wohnung. Denn Gutes thun iſt immer die ſchönſte Freude für den Guten.

Bald darauf ließ der König zwei vornehme Hofherren, den oberſten Mundſchenken und den oberſten Mundbäcker, die ihm wegen Untreue verklagt wurden, in das nämliche Gefängniß werfen. Der Kerkermeiſter übergab ſie dem Joſeph, und dieſer erwies ihnen auch ſehr viele Dienſte. Sie waren lange Zeit im Gefängniſſe. Eines Morgens kam Joſeph zu ihnen hinein und ſah, daß ſie ganz beſtürzt und niedergeſchlagen waren. Weil er nun ſehr liebreich und mitleidig war, ſo fragte er ſie freundlich: „Warum ſeyd ihr denn heute ſo traurig?“ Sie ſprachen: „Es hat uns geträumt, und wir haben Niemand, der uns dieſe Träume auslege.“ Joſeph, der wohl wußte, daß die gewöhnlichen Traumdeutereien nur Aberglaube ſeyen, ſagte: „Die Auslegung kommt von Gott. Doch laßt einmal hören, was euch geträumt hat!“

Der Mundſchenk erzählte nun: „Ich ſah im Traume einen Weinſtock mit drei Reben. Er wuchs, grünte, blühte, und ſeine Trauben wurden reif. Ich hatte den Becher des Königs in der Hand, nahm eine Traube, drückte ſie in den Becher aus, und reichte den Becher dem Könige.“ Joſeph, dem Gott ganz beſondere Einſichten verliehen hatte, ſagte: „Die Bedeutung dieſes Traumes iſt dieſe: Die drei Reben bedeuten drei Tage. Nach drei Tagen wird ſich der König deiner treuen Dienſte erinnern, und dich wieder in dein Amt einſetzen. Du wirſt ihm wieder den Becher reichen, wie vorher. — Gedenke dann aber auch an mich, wenn es dir wohl geht! Erweiſe mir die Barmherzigkeit, und bitte den König, daß er mich aus dieſem Kerker befreie! Denn man hat mich heimlich aus dem Lande Kanaan entführet, und unſchuldig in dieſen Kerker geworfen.“

Da der Mundbäcker ſah, daß die Auslegung des Traums gut und verſtändig war, ſagte er zu Joſeph: „Mir hat es geträumt, ich trage drei Brodkörbe auf dem Kopfe. In dem oberſten Korbe war allerlei Backwerk für den König. Allein die Vögel fraßen das Brod aus dem Korbe auf meinem Kopfe.“ Joſeph ſagte: „Die Bedeutung des Traumes iſt dieſe: Die drei Körbe bedeuten drei Tage. Nach drei Tagen wird der König dich ergreifen und an den Galgen aufhängen laſſen, und die Vögel werden dein Fleiſch freſſen.“

Nach drei Tagen war der Geburtstag des Königs. An dieſem Tage gab er allen ſeinen Hofleuten eine prächtige Mahlzeit. Da erinnerte er ſich auch des Mundſchenken und des Mundbäckers. Der Erſtere war als unſchuldig, der Andere als ſchuldig erfunden worden. Den Mundſchenk ſetzte er wieder in ſein Amt ein, und ließ ihn zur Tafel rufen; den Mundbäcker aber ließ er aufhängen. So ging Joſephs Traumauslegung in Erfüllung.

Allein der Mundſchenk erinnerte ſich nicht mehr an Joſeph. Dies war ein großer Undank! Wir wollen Diejenigen, die in unſerm Unglücke uns Gutes erwieſen haben, in unſerm Glücke nicht vergeſſen, ſondern, wenn ſie in Noth kommen, auch ihnen Gutes erweiſen.

37. Joſephs Erhöhung.

Nach zwei Jahren hatte der König ſelbſt einen Traum. Es träumte ihm, er ſtehe am Nilfluſſe. Da ſtiegen ſieben ſchöne, fette Kühe aus dem Waſſer herauf, und weideten am Ufer im Graſe. Darauf kamen ſieben häßliche, magere Kühe aus dem Waſſer hervor. Und die ſieben häßlichen, mageren Kühe fraßen die ſieben ſchönen, fetten Kühe auf. Hierauf erwachte der König. Er ſchlief wieder ein, und hatte ſogleich wieder einen andern Traum. Es träumte ihm, er ſehe aus einem Halme ſieben ſchöne, volle Aehren hervorwachſen. Darnach ſah er aus dem nämlichen Halme ſieben dünne, verbrannte Aehren hervor wachſen. Und die ſieben dürren Aehren verſchlangen die ſieben vollen Aehren. Da erwachte er wieder. Dieſe Träume, die ganz außerordentlich lebhaft waren, hatten den König ſehr erſchreckt. Sobald es Morgen war, ſchickte er Leute aus, und ließ alle Gelehrte und alle Traumdeuter von Aegypten zuſammen kommen, und erzählte ihnen ſeine Träume. Aber da war keiner, der ſie dem Könige hätte auslegen können.

Nun erinnerte der undankbare Mundſchenk ſich an Joſeph, den er ſo leichtſinnig vergeſſen hatte;

ſein Undank kam nun ihm ſelbſt ſehr ſtrafbar vor. Er trat vor den König, und ſprach: „Ich muß nun mein Vergehen ſchon bekennen! Als der König über ſeine Knechte, über mich und den Mundbäcker, zornig ward, und uns in das Gefängniß werfen ließ, da hatte ein jeder von uns Beiden in Einer Nacht einen merkwürdigen Traum. Jeder ſah im Traume, was ihm bevorſtand. In dem Gefängniſſe war eben ein Jüngling, der ohne ſein Verſchulden dahin gekommen war. Dem erzählten wir unſere Träume, und der legte uns beide Träume klar und deutlich aus. Und gerade ſo, wie er es uns voraus geſagt hatte, iſt es auch gegangen. Ich bin wieder in mein Amt eingeſetzt, und jener iſt aufgehenkt worden.“

Der König ſchickte ſogleich hin, und ließ den Joſeph aus dem Gefängniſſe holen. Man zog ihm ſchönere Kleider an, und ſtellte ihn dem König vor. Der König ſprach zu ihm: „Ich habe Träume gehabt, und finde Niemand, der ſie auslegen kann. Ich habe aber gehört, du könneſt die Träume ſehr gut auslegen.“ Der beſcheidene Joſeph antwortete: „Ich kann nichts; Gott allein kann dem Könige eine erwünſchte Antwort geben.“

Der König erzählte nun ſeine beiden Träume — den von den fetten und mageren Kühen, und den von den vollen und dürren Aehren.

Da ſprach Joſeph: „Beide Träume des Königs haben einerlei Bedeutung. Gott verkündet dem Könige, was Er vorhat. Die ſieben ſchönen Kühe und die ſieben vollen Aehren bedeuten ſieben fruchtbare Jahre. Die ſieben mageren Kühe und die ſieben dürren Aehren bedeuten ſieben unfruchtbare Jahre. Es wird nämlich ſo gehen: Sieben überaus fruchtbare Jahre werden kommen in dem ganzen Lande Aegypten. Darauf werden ſieben höchſt unfruchtbare Jahre folgen. Die Theuerung wird das Land hart drücken, und allen Ueberfluß der reichen Jahre aufzehren. Daß aber der König zwei Träume von einerlei Bedeutung gleich nach einander gehabt hat, bedeutet, daß Gott gewiß und eilends thun werde, was Er beſchloſſen hat."

„Nun," ſprach Joſeph weiter, „ſuche der König ſich einen verſtändigen und thätigen Mann aus, und gebe ihm Vollmacht, durch das ganze Land Aegypten Beamte aufzuſtellen, die den Ueberfluß der reichen Jahre in den Kornhäuſern aufſchütten, damit man zur Zeit der Theuerung zu leben habe, und nicht alle Einwohner des Landes vor Hunger umkommen müſſen."

Dieſe Rede gefiel dem Könige und allen ſeinen Dienern ſehr wohl. Der König ſprach: „Wo gäb' es wohl noch einen ſolchen Mann, der ſo voll von dem Geiſte Gottes iſt, wie du! Weil Gott dir dieſes Alles geoffenbaret hat, ſo iſt keiner ſo weiſe und verſtändig wie du. Sieh! ich ſetze dich über ganz Aegypten. Deinen Befehlen ſollen alle meine Unterthanen gehorchen. Ich will keinen Vorzug mehr vor dir haben, als den Thron.“ Hierauf zog der König ſeinen Ring von der Hand und ſteckte ihn an Joſephs Hand, und ließ ihn mit einem Ehrenkleide von weißer Seide bekleiden, und legte ihm eine goldene Kette um den Hals, und befahl, ihn auf ſeinem zweiten Staatswagen öffentlich herum zu führen, und vor ihm her auszurufen: „Dieſer iſt der Landesvater!“ Ueberdies wurde, durch Vermittlung des Königs, Aſeneth, eine edle Jungfrau aus dem erſten Adel Aegyptens, Joſephs Gemahlin.

Aus dieſer Geſchichte ſehen wir vorzüglich ſchön und klar, was Gottes Vorſehung ſey, und wie Gott denen, die Ihn lieben, Alles zum Beſten leite.

Gott läßt den Tugendhaften ihre Tugend zum Beſten gereichen. Anfangs ſchien es zwar, Joſeph habe ſich dadurch unglücklich gemacht, daß er nicht zu ſeinen böſen Brüdern, ſondern zu ſeinem guten Vater hielt, und daß er den Reden des böſen Weibes kein Gehör gab. Allein am Ende machte er unter Gottes Leitung gerade durch dieſe ſeine Tugend ſein Glück.

Gott läßt den Guten die Verfolgungen böſer Menſchen zum Beſten gereichen. Joſephs

Brüder wollten es verhindern, daß er ihr Herr und König werde, und verkauften ihn deßhalb als Sklaven in ein fremdes Land. Putiphars Weib wollte ihn in das größte Elend ſtürzen, und brachte ihn ins Gefängniß. Allein eben dadurch halfen ſie Alle ohne ihr Wiſſen und wider ihren Willen ſelbſt dazu, daß Joſeph zu einem königlichen Anſehen gelangte.

Gott ſendet den Frommen nur deßwegen Leiden, um ſie der Freuden fähig und werth zu machen. Joſeph mußte in der Ziſterne ſchmachten und, während ſeine Brüder zu Tiſche ſaßen, Hungers zu ſterben fürchten, damit er ſchon frühe lerne, wie es dem Hungrigen zu Muthe ſey, und damit er einſt zur Zeit der Hungersnoth der Brodvater eines ganzen Landes werden könne. Er mußte erſt Sklave werden und lernen, was es um das Dienen ſey, damit er fähig und würdig werde, zu herrſchen.

Auch iſt dieſe Geſchichte ein ſchönes Bild, wie Gott den guten Menſchen ihre Leiden vergüte. Joſephs Brüder riſſen ihm ſeinen bunten Rock vom Leibe — nun bekleidet ihn der König mit einem noch viel ſchöneren Kleide. Joſeph mußte Ketten und Bande tragen — nun ziert ihn der König mit einem koſtbaren Ringe und mit einer goldenen Halskette. Joſeph wurde als ehrlos in das Gefängniß geworfen — nun wurde er auf den Staatswagen des Königs erhoben, und als der Vater des Landes ausgerufen.

Und werden Tugend und Unſchuld gleich nicht immer hier auf Erden ſo belohnt, ſo gibt es ja noch eine beſſere Welt, wo ſie mit einer Herrlichkeit gekrönt werden, gegen die alle Ehren und Güter der Welt nichts ſind.

38. Reiſe der Brüder Joſephs nach Aegypten.

Die ſieben reichen Jahre kamen nun, wie es Joſeph voraus geſagt hatte. Joſeph ließ das Getreide in den Kornhäuſern aufſchütten. Es war über die Maßen viel, wie der Sand am Meer. Man konnte es vor großer Menge gar nicht mehr meſſen. Aber auch die theueren Jahre trafen ein. Es entſtand in allen Ländern eine große Hungersnoth. Da öffnete Joſeph die Kornhäuſer, und verſah ganz Aegypten mit Brod. Aus allen Ländern kamen Leute, und kauften von Joſeph Getreid. Es zeigte ſich nun, wie gut es ſey, wenn man in der Zeit des Ueberfluſſes etwas auf die künftige Zeit der Noth zurücklegt.

In dem Lande Kanaan war nun auch ſehr großer Mangel an Getreide. Da ſagte Jakob zu ſeinen Söhnen: „Was beſinnt ihr euch lange? Seht, in Aegypten iſt, wie ich höre, Getreid' feil. Zieht hinunter und kauft, was wir brauchen, damit wir doch das Leben davon bringen, und nicht Hungers ſterben müſſen.“ Es zogen alſo zehn Brüder Joſephs nach Aegypten. Den jüngſten aber, den Benjamin, der damals, als Joſeph verkauft wurde, noch ein Kind geweſen, behielt der Vater bei ſich zu Hauſe. „Denn,“ ſagte er, „es möchte ihm auf der Reiſe ein Leid widerfahren.“

Sie kamen glücklich in Aegypten an. Da Joſeph anſtatt des Königs im ganzen Lande zu gebieten hatte, und ohne ſeinen Willen kein Getreide verkauft werden durfte, ſo wurden ſie zu ihm, dem königlichen Statthalter, hingewieſen. Sie begaben ſich alſo in ſeinen Pallaſt, ließen ſich melden und wurden ſogleich vorgelaſſen. Joſeph erkannte ſie den Augenblick; ſie aber kannten ihn nicht. Sie neigten ſich vor ihm voll Ehrfurcht bis zur Erde — und Joſeph gedachte an die Träume ſeiner Jugend! Mit Dank und Anbetung erkannte er, wie wunderbar Gott die Schickſale der Menſchen leite.

Joſeph gab ſich aber ſeinen Brüdern nicht ſogleich zu erkennen. Er wollte zuvor inne werden, ob ſie noch ſo böſe Menſchen ſeyen, wie damals, als ſie ihn verkauft hatten, oder ob ſie indeß ſich gebeſſert hätten. Er redete hart mit ihnen und ſprach: „Ihr ſeyd Spionen! Ihr ſeyd gekommen, das Land auszukundſchaften.“ Sie antworteten erſchrocken: „Nein, mein Herr! es iſt nicht ſo. Wir ſind nur gekommen, Getreide zu kaufen. Wir ſind ehrliche Leute; wir waren in unſerm Leben keine Spionen! Wir ſind zwölf Brüder. Unſer Vater lebt noch im Lande Kanaan. Der kleinſte Bruder iſt bei dem Vater zu Hauſe; noch ein anderer Bruder aber, der — hier mochten ſie wohl ein wenig ſtottern — der iſt nicht mehr vorhanden.“ „Seht ihr da!“ ſprach Joſeph, „es iſt, wie ich ſage. Ihr ſeyd verdächtige Leute.“ Weil ſie den Benjamin nicht mitgebracht hatten, ſo mochte dem Joſeph wohl der Gedanke kommen, ſie könnten es ihrem jüngſten Bruder eben ſo gemacht haben, wie ihm. Er ſprach daher: „Ich will euch auf die Probe ſtellen. Bei dem Leben des Königs, ihr ſollt nicht von hier wegkommen, es komme denn euer jüngſter Bruder hieher. Schickt einen von euch fort, daß er ihn hole. Ihr andern aber ſeyd indeß meine Gefangenen. So will ich wohl darauf kommen, ob ihr die Wahrheit redet, oder nicht. Wenn ihr lügt, ſo ſeyd ihr, ſo wahr der König lebt, Spionen!“ Er ließ ſie fortführen ins Gefängniß.

Einſt warfen ſie ihn in die Ziſterne — nun liegen ſie im Kerker. Dieſe ſtrafende Gerechtigkeit Gottes zeigt ſich gar oft ſchon in dieſem Leben!

Ein edler Menſch rächet ſich nie. Joſeph wollte ſeine Brüder nur prüfen und beſſern, nicht quälen. Nach drei Tagen ließ er ſie aus dem Gefängniſſe hervorführen, und ſprach zu ihnen: „Ich fürchte Gott, und thue Niemanden Unrecht. Seyd ihr redliche Leute, ſo laßt einen von euch hier im Gefängniſſe. Ihr andern aber zieht mit eurem gekauften Getreide heim. Dann bringt euern jüngſten Bruder mit hieher, ſo will ich euren Worten glauben, und ihr werdet dem Tode entgehen.“

Das Unglück erſchütterte ſie, ihr Gewiſſen erwachte, ſie ſagten unter einander: „Das haben wir an Joſeph, unſerm Bruder verſchuldet. Wir ſahen die Angſt ſeiner Seele, mit der er zu uns flehte — und haben ihn nicht erhört! Darum kommt nun dieſe Trübſal über uns.“ Und Ruben ſagte zu ihnen: „Hab' ich es euch aber nicht geſagt: Verſündigt euch nicht an dem Knaben! Ihr wolltet mich aber nicht hören. Jetzt wird ſein Blut von euch gefordert.“

Wir ſehen da, wie das Gewiſſen ſo treu iſt. Nach dem Verlaufe langer Jahre ſtellt es uns unſer Unrecht noch vor Augen — zeigt uns die Strafe Gottes, und in der Strafe Gottes unſer Vergehen.

Joſephs Brüder wußten nicht, daß er ſie verſtehe; denn er redete mit ihnen durch einen Dolmetſcher. Da er nun dieſes Geſpräch hörte, wandte er ſich von ihnen weg, und weinte. Sein Herz floß über von Liebe, ſo bald er nur einen Funken Reue an ihnen bemerkte. Indeß wollte er doch erſt ſehen, ob es ihnen Ernſt damit ſey. Er kehrte ſich wieder zu ihnen, und ließ den Simeon, der wohl der grauſamſte unter ihnen war, vor ihren Augen binden. Seinen Dienern aber befahl er heimlich, ſie ſollen die Säcke dieſer Männer mit Getreide füllen, einem jeden ſein Geld wieder in den Sack thun, und ihnen noch dazu Lebensmittel auf die Reiſe mitgeben. Da dies geſchehen war, luden ſie die Säcke auf ihre Eſel, und zogen heim.

Zu Hauſe erzählten ſie dem Vater, wie hart ihnen der Statthalter des Königs begegnet ſey, und ihren Bruder Simeon im Gefängniſſe zurück behalten habe. Als ſie ihre Getreidſäcke ausleerten, fand ein jeglicher ſein Geld in einem ſeiner Säcke. Da ſie das ſahen, erſchraken ſie alle ſehr. Denn nun hatten ſie einen größern Abſcheu vor ungerechtem Gute als damals, da ſie ihren Bruder für Geld verkauft hatten.

Der alte Vater aber ſagte: „Ihr bringt mich noch um alle meine Kinder. Joſeph iſt nicht mehr vorhanden, Simeon liegt gefangen, nun wollt ihr mir auch noch den Benjamin nehmen. Alles kommt über mich! Ich laß ihn aber nicht mit euch nach Aegypten. Es möchte ihm dort ein

Unglück begegnen, und dies würde meine grauen Haare vor Herzenleid unter die Erde bringen.“

39. Benjamins Reiſe nach Aegypten.

Die Theuerung in dem Lande Kanaan nahm immer mehr zu, und das Getreide aus Aegypten ging zu Ende. Da ſagte der Vater: „Geht noch einmal hin, und ſeht, ob ihr nicht noch ein wenig Getreide auftreiben könnet; Juda ſprach: „Der Mann, der über Aegypten zu gebieten hat, gab uns den ſtrengſten Befehl und ſprach: Kommt mir nicht mehr unter die Augen, wenn ihr euren jüngſten Bruder nicht mitbringt. Gieb nun den Knaben mir mit, daß wir einmal fort kommen. Sonſt müſſen wir ja noch alle mit einander vor Hunger ſterben — du und wir und unſre Weiber und Kinder. Ich ſtehe für den Knaben gut. Fordere du ihn nur wieder von mir. Wenn ich ihn dir nicht wieder bringe und vor Augen ſtelle, ſo will ich davon mein Leben lang die Schuld tragen. Wenn wir nicht ſo lange verzogen hätten, ſo wären wir wohl ſchon zweimal hin und her gekommen.“

Da ſprach Jakob endlich: „Wenn es denn ſeyn muß, ſo geſchehe, was ihr wollt. Nehmt von den beſten Früchten des Landes, und bringt dem Manne Geſchenke — Balſam und Honig, und Gewürz und Myrrhen, und Datteln und

Mandeln. Nehmt noch einmal ſo viel Geld mit, und das Geld, das ihr oben in euren Säcken gefunden habt, nehmt auch wieder mit; denn es möchte vielleicht eine Irrung geſchehen ſeyn. Nehmt endlich auch euren Bruder, und bringt ihn hin zu dem Manne. Und mein Gott, der Allmächtige, wolle euch Barmherzigkeit finden laſſen vor dem Manne, daß er euch euern gefangenen Bruder wieder mitgebe — und auch dieſen meinen lieben Benjamin. Ach! ich muß ja indeß ſeyn, wie einer, der aller ſeiner Kinder beraubt iſt!“

Wie innig lieb hatte Jakob ſeinen Benjamin. So lieben alle gute Aeltern ihre Kinder. Wäre es nun nicht recht böſe, ſo gute, liebevolle Aeltern zu betrüben?

Die Brüder Joſephs kamen mit Benjamin und mit den Geſchenken glücklich in Aegypten an, ließen ſich bei Joſeph melden, und warteten indeß vor ſeinem Pallaſte. Als Joſeph vernahm, daß Benjamin bei ihnen ſey, befahl er ſeinem Hausmeiſter: „Führe dieſe Männer in das Haus. Laß ſchlachten, und richte eine Mahlzeit zu. Sie ſollen heute mit mir zu Mittag eſſen.“ Der Mann that, was ihm Joſeph geſagt hatte. Er wollte ſie ſogleich in das Haus herein führen. Allein noch unter der Hausthüre redeten ſie mit ihm wegen des Geldes, das ſie in ihren Säcken gefunden hatten. Er ſprach aber: „Seyd deßhalb unbekümmert.

Gott hat euch heimlich einen Schatz in eure Säcke gegeben. Ich habe das Geld ſchon empfangen.“ Denn weil das Getreid' auf königliche Rechnung verkauft wurde, ſo hatte Joſeph es für ſie bezahlt. Der Hausmeiſter brachte nun den Simeon wieder zu ihnen, führte ſie alle mit einander in das Haus, und ſagte ihnen, daß ſie auf Mittag da ſpeiſen ſollten.

Sie richteten hierauf ihre Geſchenke in Ordnung, begaben ſich damit in den Speiſeſaal, und warteten auf Joſeph. Als er herein trat, fielen ſie alle auf die Knie nieder, und jeder hatte ſein Geſchenk in der Hand. Joſeph grüßte ſie freundlich und ſprach: „Geht es eurem Vater, von dem ihr mir geſagt habt, wohl? Lebt er noch, der alte Mann?“ Sie antworteten: „Unſer Vater, dein Knecht, lebt noch, und es geht ihm wohl.“ Joſeph erblickte den Benjamin, und fragte: „Iſt das euer jüngſter Bruder, von dem ihr mir geſagt habt?“ Sie ſagten, er ſey es. „Gott ſegne dich, mein Sohn!“ ſprach Joſeph zu ihm, und eilte ſogleich hinaus. Denn ſein ganzes Herz entbrannte ihm von Liebe zu ſeinem Bruder. Die Thränen ſchoſſen ihm in die Augen. Er ſuchte einen Ort, wo er weinen konnte, und ging in ſein Zimmer und weinte.

O was iſt es doch Schönes um aufrichtige, herzliche Geſchwiſterliebe!

Nachdem Joſeph ſein Angeſicht gewaſchen hatte, damit man es ihm nicht anſehe, daß er geweint habe, kam er wieder in den Saal, hielt die Thränen zurück, und befahl ſeinen Dienern: „Nun tragt auf!“ Man ſetzte die eilf Brüder nach der Ordnung ihres Alters zu Tiſche, den Aelteſten zu oberſt, und den jüngſten zu unterſt. Da faſt alle längſt ſchon erwachſene Männer waren, ſo wunderten ſie ſich ſehr unter einander, daß man ihr Alter ſo genau zu unterſcheiden wiſſe. Nun trug man auf. Dem Benjamin aber wurde von Allem reichlicher vorgelegt, als den andern. Sie aßen und tranken und der Wein machte ſie ganz fröhlich und aufgeräumt.

40. Joſephs ſilberner Becher.

Joſeph ſtellte ſeine Brüder, um ſich von ihrer Beſſerung vollkommen zu überzeugen, noch auf eine ſehr ſchwere Probe. Er hatte gegen Benjamin eine ganz beſondere Vorliebe gezeigt, und wußte, daß auch der Vater den Benjamin mehr liebe, als ſie. Da hätte er nun gerne erfahren, ob ſie den Benjamin nicht auch wieder haßten und beneideten, wie ehemals ihn. Ohne Zweifel lag ihm auch deßwegen daran, dieſes zu wiſſen, um dem Benjamin, wenn es nöthig wäre, in ſeinen Schutz zu nehmen.

Er befahl daher ſeinem Hausmeiſter: „Gieb dieſen Männern Getreid' in ihre Säcke, ſo viel hinein geht. Eines jeden Geld leg oben in den Sack; in den Sack des Jüngſten aber noch meinen ſilbernen Mundbecher." Der Hausmeiſter machte es ſo, und am folgenden Morgen, ſo bald es hell wurde, luden ſie ihre Säcke auf ihre Eſel, für die indeſſen auch wohl geſorgt worden, und reisten ab. Da ſie zur Stadt hinaus waren, ſprach Joſeph zu ſeinem Hausmeiſter: „Auf, und jage dieſen Männern nach! Wann du ſie eingeholt haſt, ſo ſprich zu ihnen: „Warum vergeltet ihr Gutes mit Böſem? Der Becher, den ihr geſtohlen habt, iſt der Mundbecher meines Herrn. Ihr habt ſehr übel gethan."

Der Hausmeiſter holte ſie ein, und hielt ihnen dies vor. Sie antworteten: „Was ſind dies für Reden, mein Herr! Was? wir ſollten eine ſo ſchlechte That begangen haben? Sieh! das Geld, das wir in unſern Säcken gefunden haben, brachten wir dir bis aus Kanaan wieder zurück. Und wir ſollten aus dem Hauſe deines Herrn Silber oder Gold geſtohlen haben? Bei welchem unter uns der Becher gefunden wird, der ſoll ſterben. Und wir alle wollen noch oben drein deine Sklaven ſeyn." Augenblicks nahmen ſie ihre Säcke von den Eſeln herab, und legten ſie auf den Boden, und jeder band ſeine Säcke ſelbſt auf. Denn weil ſie in dieſem Stücke ein gutes Gewiſſen hatten, waren ſie alle voll Muths. Der Hausmeiſter durchſuchte die Säcke Aller, vom Aelteſten angefangen, bis zum Jüngſten. Da fand er den Becher in einem Sacke Benjamins — und Alle waren vor Entſetzen faſt außer ſich. Sie luden die Säcke wieder auf die Eſel, und zogen alle mit einander in die Stadt zurück. Alle gingen wieder zu Joſeph hinein, und Juda ging voran. Alle fielen ihm zu Füßen — und wußten vor Angſt und Schrecken kein Wort vorzubringen.

Joſeph ſprach zu ihnen: „Warum habt ihr das gethan? Meint ihr, ein Mann wie ich, könne ſo etwas nicht errathen!“ Juda antwortete: „O mein Herr! Was ſollen wir ſagen? Was ſollen wir reden? Wie können wir uns rechtfertigen? — Gott hat eine Miſſethat an uns gefunden; darum begegnet uns dieſes. Sieh, Der, der den Becher geſtohlen hat, und wir alle ſind deine Sklaven.“ Joſeph ſprach: „Das ſey ferne von mir, daß ich ſo handle. Der den Becher geſtohlen hat, ſey mein Sklave; ihr Andern zieht im Frieden heim zu eurem Vater.“

Juda trat nun näher zu Joſeph, und ſprach voll Muth und Zuverſicht: „Mein Herr! ich bitte dich, laß mich, deinen Knecht, ein Wort mit dir reden. Werde nicht ungnädig, daß ich frei und kühn ſpreche mit dir, der du dem Könige gleich biſt! Du fragteſt uns: „Habt ihr noch einen

Vater oder Bruder?“ Wir ſagten: „Ja, wir haben einen Vater und einen jungen Bruder, und der Vater liebt ihn über Alles.“ Du ſprachſt: „Bringt ihn hieher; ich will ihn ſehen.“ Wir ſagten: „Der Vater läßt ihn nicht fort; er würde eher ſterben.“ Du ſprachſt: „Wenn euer jüngſter Bruder nicht mit euch hieher kommt, ſollt ihr mein Angeſicht nicht mehr ſehen.“ Wir erzählten dies unſerm Vater. Er wollte uns wieder nach Aegypten ſchicken. Da ſagten wir's ihm nochmal: „Wir können nicht nach Aegypten ziehen, wenn unſer jüngſter Bruder nicht mit geht; wir dürfen dem Manne nicht vor das Angeſicht kommen, wenn er nicht bei uns iſt.“ Da ſprach unſer Vater: „Ihr wißt, mein Weib Rachel hatte zwei Söhne. Einer ging hinaus, und ihr habt mir geſagt, ein wildes Thier habe ihn zerriſſen, und ich hab' ihn nicht mehr geſehen. Nehmet ihr mir den Andern nun auch noch mit euch fort, und es begegnet ihm unterwegs ein Unglück, ſo werdet ihr meine grauen Haare vor Jammer hinunterbringen in das Grab!“ So ſprach unſer Vater. Käme ich nun nach Hauſe, und der Knabe wäre nicht bei mir, und der Vater ſähe ihn nicht bei uns — ihn, den er liebt, wie ſein Leben, ſo würden wir die grauen Haare unſers Vaters vor Herzenleid in die Grube bringen. Ich bin Bürge für den Knaben geworden; ich bin gut geſtanden für ihn. Ich hab dem Vater geſagt: „Wenn ich ihn dir nicht zurück bringe, ſo will ich mein Leben lang die Schuld tragen. Ich will alſo hier bleiben ſtatt des Knaben; ich will dein Sklave ſeyn; den Knaben aber laß mit ſeinen Brüdern zurückkehren. Wie ſollte ich hinaufziehen zu meinem Vater, wenn der Knabe nicht bei mir iſt? Den Jammer, den ich über meinen Vater bringen würde, könnte ich nicht mit anſehen!“ —

41. Joſeph gibt ſich ſeinen Brüdern zu erkennen.

Joſeph ſah es nun klar, daß ſeine Brüder ſich wirklich gebeſſert hatten. Sie bekannten, daß ſie vor Gott geſündigt; ſie zeigten eine große Liebe zu ihrem alten Vater; ſo ſehr ſie ihren Bruder Joſeph ehemals gehaßt hatten, ſo ſehr liebten ſie jetzt den Benjamin. Juda wollte dem Vater und Bruder zu Lieb' ſogar ein Sklave werden! Nun konnte Joſeph ſich nicht mehr halten. Er befahl den Aegyptern, die zu ſeiner Bedienung umher ſtanden, hinaus zu gehen. Als nun kein Fremder mehr da war, und auch der Dolmetſcher ſich entfernt hatte, fing Joſeph an, ſo laut zu weinen, daß es Alle im Hauſe hörten, und ſprach in ſeiner Mutterſprache zu ſeinen Brüdern: „Ich bin Joſeph — lebet mein Vater noch?“

Seine Brüder hatten einen ſolchen Schrecken, daß ſie ganz ſprachlos waren, und ihm gar nicht antworten konnten. Alles Unrecht, das ſie an Joſeph verübt hatten, kam ihnen zu Sinne. Anſtatt der Freude des Wiederſehens, empfanden ſie Schrecken und Entſetzen. Joſeph, der Liebenswürdige, kam ihnen fürchterlich vor.

So bringt uns die Sünde um die ſchönſten Freuden des Lebens, und macht, daß wir uns vor den beſten Menſchen fürchten — ja ſogar vor Gott, dem Allerliebenswürdigſten, zittern und beben müſſen.

Joſeph machte aber ſeinen Brüdern Muth, und ſagte freundlich zu ihnen: „Kommt doch näher her zu mir! Ich bin Joſeph, euer Bruder, den ihr nach Aegypten verkauft habt. Fürchtet euch nicht, und laßt es euch nicht ſchwer fallen, daß ihr mich hieher verkauft habt. Zu eurem Beſten hat Gott mich vor euch hieher geſandt. Denn jetzt ſind erſt zwei Jahre der Theuerung vorüber, und es werden noch fünf Jahre kommen, in denen kein Säen und Aerndten ſeyn wird. Gott hat mich hieher geſandt, daß Er euch mit Lebensmitteln verſorge, und euch vom Hungertode errette. Nicht durch euren Anſchlag, durch Gottes Willen bin ich hieher gekommen. Gott hat mich dem Könige und dem königlichen Hauſe wie zum Vater gegeben, und mich zu einem Fürſten über ganz Aegypten gemacht. Eilet nun, ziehet hinauf zu meinem Vater, verkündiget ihm: „Dein Sohn Joſeph läßt dir ſagen: Gott hat mich zum Herrn geſetzt über ganz Aegypten. Komm herab zu mir und ſäume nicht. Du ſollſt im ſchönſten Theile des Landes wohnen und nahe bei mir ſeyn — du und deine Kinder, und deine Kindes-Kinder, und deine Schafe und Heerden, und Alles, was du haſt. Ich will für dich ſorgen, daß du mit den Deinigen am Leben bleibeſt. Denn die Hungersnoth währt noch fünf Jahre.“ Ihr Alle — und auch mein Bruder Benjamin hier — ſehet es ja nun mit Augen, und höret es, daß ich durch keinen fremden Mund, ſondern in unſrer Mutterſprache mit euch rede. Verkündiget meinem Vater alle meine Herrlichkeit in Aegypten, und erzählt ihm Alles, was ihr geſehen habt. Eilet, und kommt bald wieder zurück, und bringt meinen Vater mit hieher!“

Und hierauf fiel er ſeinem Bruder Benjamin um den Hals, und weinte, und Benjamin weinte auch an ſeinem Halſe! Und Joſeph umarmte alle ſeine Brüder und einen jeden unter Thränen.

Wer möchte da nicht mit Thränen im Auge zum Himmel aufblicken, und mit innigſt gerührtem Herzen ausrufen: „O Gott! wie gut biſt Du!“ — —

Ja, liebſter Gott, Du biſt die unendliche Liebe! Denn da Menſchen, deine Geſchöpfe, ſchon ſo liebevoll handeln können — wie unausſprechlich liebevoll und gut mußt erſt Du ſelbſt ſeyn! Da ſchwache Menſchen die ſchwerſten Beleidigungen ſo von ganzem Herzen verzeihen können — wie gerne wirſt Du verzeihen! O wer ſollte Deiner ſich nicht freuen — Dich nicht von ganzem Herzen lieben! Wer, der auch noch ſo ſehr gefehlt hätte, ſich aber wieder ernſtlich beſſert — ſollte von Dir nicht Vergebung erwarten?“

Deine Vaterſorgfalt, o Gott, iſt die allerzärtlichſte, Deine Vorſehung wundervoll und anbetungswürdig in allen Dingen — im Kleinſten wie im Größten. Eben da, wo Brüder ihren Bruder morden wollten, machteſt du ſchon Anſtalt, ſie durch eben dieſen Bruder dem Hungertode zu entreißen. Die bunte Farbe eines Kleides und einige Träume wurden in Deiner Hand zu Mitteln, über Vater und Brüder, über einen mächtigen König und ſein ganzes Reich, den größten Segen zu verbreiten. Selbſt die Hungersnoth mußte dazu dienen, Dich den Aegyptern und allen umliegenden Völkern als den allgemeinen Vater und Ernährer der Menſchen zu offenbaren! — Und ſo, o des Troſtes! ſo ſorgſt Du auch für uns! So leicht weißt Du auch uns aus jeder Noth zu erretten! O, wer ſollte, wär' er noch ſo arm, ſich noch ängſtlich mit finſtern Sorgen quälen! Wer ſollte, wären die Zeiten auch noch ſo hart, im

Vertrauen auf Deine väterliche Vorſicht nicht volle Beruhigung finden!

Du, o Gott, biſt der Allerheiligſte! Auch durch dieſe Geſchichte zeigeſt Du es, daß Du, beſter Vater, Deine Kinder nicht blos ernähren, ſondern ſie vornehmlich zu guten Menſchen erziehen wolleſt. Du bildeteſt Joſeph durch frühe Leiden — durch Verfolgung und Verläumdung, durch die Fremde und den Kerker — zu einem ſo edlen Manne! Du beſſerteſt ſeine Brüder durch Noth und Hunger, durch Unglück und Gewiſſensangſt, und verwandelteſt ihren rohen Neid, ihren wilden Haß, ihre Gottesvergeſſenheit in Liebe, Dank und Anbetung. Und ſobald die große, ſchöne Abſicht dieſer Leiden an Joſeph und ſeinen Brüdern erreicht, und ſie der Freude werth waren, machteſt Du allen ihren Leiden ein Ende, und ließeſt ihnen ſelbſt aus den Leiden — Freuden aufblühen, die weit über alle ihre Hoffnungen und Erwartungen gingen. O ſo wollen wir denn — und ſollten auch Hunger und Armuth, Verläumdung und Verfolgung, Ketten und Bande auf uns warten — unverzagt ſeyn. Denn wir wiſſen es ja: Du willſt uns durch Leiden nur beſſern. Jedes Leiden wird ſich in Freuden auflöſen. Du wirſt Alles herrlich hinausführen.

„Und dann — wenn deine heilige, erbarmende, unendliche Liebe aus einer einzigen Geſchichte ſchon ſo unausſprechlich mild und freundlich hervorleuchtet, wenn Du den Menſchen auf Erden ſchon ſolche Augenblicke des Himmels ſchenkeſt, wie wird es erſt dort im Himmel ſeyn, wo Du ſelbſt — noch unendlich milder und freundlicher als Joſeph ſeinen Brüdern — Dich uns ganz zu erkennen geben wirſt, und wir vor Dir ganz Jubel und Seligkeit, Dank und Anbetung ſeyn werden!“

12. Vater Jakobs Freude.

Auch vor den König kam der Ruf, daß Joſephs Brüder gekommen ſeyen. Der König und alle die Seinigen freuten ſich darüber. Er gab ſeine eigenen Wagen her, Joſephs Vater und die Weiber und Kinder ſeiner Brüder abzuholen.

Joſeph beſchenkte noch Jeden ſeiner Brüder mit zwei Feſtkleidern; dem Benjamin aber gab er fünf Feſtkleider und dreihundert Silberſtücke. Eben ſo viel Geld und Kleider ſchickte er ſeinem Vater, und noch dazu zehn Eſel mit allerlei Aegyptiſchen Gütern beladen, und zehn Eſelinnen mit Getreide und Lebensmitteln für die Reiſe. So entließ er ſie und ſagte ihnen noch beim Abſchiede: „Zankt unterwegs nicht mit einander — macht euch über das Vergangene keine Vorwürfe mehr! Alles ſey vergeben und vergeſſen.“

Der alte Vater wartete indeß zu Hauſe mit Schmerzen auf die Zurückkunft Benjamins und ſeiner übrigen Söhne. Endlich kamen ſie, und riefen, indem ſie hereintraten, voll Freude: „Joſeph, dein Sohn, lebt noch, und iſt ein Herr und Fürſt, der über ganz Aegypten zu gebieten hat.“ Jakobs Herz konnte ſich nicht ſogleich freuen. Er glaubte es nicht, daß ſein Sohn Joſeph, den er ſo lange als todt beweint hatte, noch lebe; es ſchien ihm unmöglich, daß Joſeph über Aegypten herrſchen ſollte, welches damals das mächtigſte Königreich der Welt war. Sie erzählten ihm aber Alles nach der Ordnung, und ſagten ihm alle Worte, die Joſeph geſagt hatte. Und da er nun die königlichen Wagen ſah und alle die prächtigen Geſchenke, die Joſeph geſchickt hatte, war's ihm, als erwache er aus einem ſchweren Traume. Sein Geiſt lebte von neuem wieder auf. Die herrlichen Geſchenke waren aber das Wenigſte, worüber er ſich freute. „Es iſt mir ſchon genug,“ rief er, „daß mein Sohn Joſeph noch lebt! Ich will hin zu ihm und ihn ſehen, ehe ich ſterbe!“

Jakob trat ſogleich die Reiſe an. Seine Söhne ſetzten ihn, und ihre Weiber und kleinen Kindern auf die Wagen, die der König geſchickt hatte. Alle ihre Heerden und all ihr Hab' und Gut nahmen ſie mit ſich. An der Gränze des Landes Kanaan brachte Jakob noch Gott ein Opfer dar. Er trug Bedenken, dieſes Land, das Gott ihm und ſeinen Kindern verheißen hatte, zu verlaſſen. Auch hatte die weite Reiſe für einen ſo alten Mann viele Beſchwerden und Gefahren. Daher flehte er Gott um Rath und Hülfe an — und Gott ſprach zu ihm Nachts im Traume: „Ich bin der Allmächtige, der Gott deines Vaters. Fürchte dich nicht, nach Aegypten hinabzuziehen; Ich will dich dahin begleiten. Dort will Ich deine Kinder zu einem großen Volke machen, und ſie dann von dort wieder zurück führen. Dir aber werden Joſephs Hände die Augen zudrücken.“

Dieſe göttlichen Verheißungen benahmen dem frommen Greiſe alle Furcht. Er brach ohne Verzug nach Aegypten auf. Juda reiſte voraus, und meldete dem Joſeph, daß der Vater komme. Joſeph ließ ſogleich ſeinen Reiſewagen anſpannen, und fuhr ihm entgegen. Sobald er ſeinen Vater erblickte, ſprang er aus dem Wagen, eilte auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, und weinte lange an ſeinem Halſe. Der alte Vater aber ſprach: „Nun will ich gerne ſterben, da ich dein Angeſicht noch einmal geſehen habe, und du mich überlebſt.“

Joſeph meldete hierauf die Ankunft ſeines Vaters dem Könige. Der König ſprach zu Joſeph: „Ganz Aegypten ſteht dir für deinen Vater und für deine Brüder offen. Räume ihnen die beſte Gegend des Landes zu ihrem Aufenthalte ein.“ Joſeph führte nun ſeinen Vater dem Könige vor.

Der König freute ſich, den Vater eines ſo guten Sohnes kennen zu lernen, und fragte ihn unter Anderm: „Wie alt biſt du?“ Jakob antwortete: „Die Zeit meiner Pilgerſchaft iſt hundert und dreißig Jahre. Wenig und mühſelig ſind die Tage meines Lebens, und reichen lange nicht an die Pilgertage meiner Väter.“ Der ehrwürdige Greis ſegnete hierauf den König und ging gerührt hinaus. Und Joſeph räumte ſeinem Vater und ſeinen Brüdern, nach dem Befehle des Königs, den ſchönſten Theil von Aegypten — das Ländchen Geſſen — zum Aufenthalte ein. Er ernährte ſeinen Vater und alle die Seinigen, und verſorgte ſie reichlich mit Allem, was ſie nur immer bedurften.

Welch ein ſchönes Vorbild der *kindlichen Liebe* iſt Joſeph! Als Statthalter von Aegypten, der dem Könige gleich geachtet wurde, ehrt und liebt er ſeinen Vater noch eben ſo ſehr, wie damals, als er noch ein Kind war. Sein Vater war jetzt ein durch die Theuerung verarmter Hirt, und die Hirten waren überdies bei den Aegyptern ſehr verachtet; und dennoch erweiſt Joſeph ihm öffentlich vor dem Könige und vor ganz Aegypten die *kindlichſte Ehrfurcht*. Er weint vor Freuden, ihn wieder zu ſehen; er überhäuft ihn mit Geſchenken, er ſorgt für ihn, ernährt ihn, theilt Alles, was er hat, mit ihm, und gibt ihm alle erdenkliche Beweiſe — der herzlichſten Liebe. Möchten alle Kinder ihre Aeltern auch ſo ehren und lieben, wie Joſeph; möchten alle Aeltern an ihren Kindern auch ſo viele Freude erleben, wie Jakob an Joſeph!

43. Jakobs und Joſephs Tod.

Jakob erreichte ein Alter von hundert und ſieben und vierzig Jahren. Da nun die Zeit kam, daß er ſterben ſollte, ſchickte er nach ſeinem Sohne Joſeph. Joſeph kam, und führte auch ſeine zwei kleinen Söhnlein, Ephraim und Manaſſe, zu ſeinem alten Vater hinein. Da Jakob vernahm, Joſeph ſey gekommen, nahm er ſeine ganze Kraft zuſammen und ſetzte ſich im Bette auf. Als er die zwei kleinen Knaben neben Joſeph bemerkte, fragte er: „Wer ſind dieſe da?“ Joſeph antwortete: „Es ſind die Söhne, die mir Gott gegeben hat.“ Jakob ſprach: „Bringe ſie her zu mir, daß ich ſie ſegne.“ Joſeph führte ſie hin, und Jakob nahm ſie auf den Schooß, und küßte und umarmte ſie, und ſprach zu Joſeph: „Sieh! ich habe geglaubt, ich werde dein Angeſicht nicht mehr ſehen, und nun läßt mich Gott gar noch deine Kinder ſehen.“ Jakob ſegnete ſie, und ſprach: „Gott, vor dem meine Väter Abraham und Iſaak gewandelt haben; Gott, der mich von meiner Kindheit an bis hieher wie ein treuer Hirt geführt hat; Gott, der mich wie ein guter Engel von allem Uebel erlöſt hat — der ſegne die beiden Knaben, und man ſoll im Sprichworte ſagen: Gott ſegne dich wie Ephraim und Manaſſe.“

Nachdem er ſie geſegnet hatte, ſagte er noch zu Joſeph: „Sieh, ich ſterbe! Gott aber wird mit euch ſeyn, und wird euch wieder zurück führen in das Land eurer Väter. Ich gebe dir hiemit auch noch ein beſonderes Erbtheil vor deinen Brüdern voraus — das Landgut Sichem.“

Hierauf ließ Jakob alle ſeine Söhne an ſein Sterbebett rufen, und ſegnete ſie alle. Sterbend weiſſagte er ihre künftigen Schickſale und höchſt merkwürdig iſt ſeine Weiſſagung von Juda. Er deutete nicht nur an, daß von Juda Könige abſtammen würden, ſondern ſagte mit klaren Worten voraus: „Der Szepter ſoll nicht von Juda genommen werden, noch der Heerführersſtab von ſeinen Nachkommen, bis **Derjenige kommt, der geſandt werden ſoll. Und auf Dieſen werden die Völker hoffen.**“

Zu allen ſeinen Söhnen ſprach er noch: „Begrabt mich in der doppelten Höhle bei Mambre im Lande Kanaan. Da liegen Abraham und Sara begraben; da liegen Iſaak und Rebeka; da habe ich auch Lia begraben.“ Und da er dies geſagt hatte, legte er ſich wieder zurück in das Bett, und verſchied — voll freudigen Vertrauens auf Gott. So ſanft und getroſt ſtirbt Derjenige, der fromm und gut gelebt hat!

Als Joſeph ſah, daß ſein Vater verſchieden ſey, beugte er ſich weinend über den entſeelten Leichnam hin, und benetzte ſeines Vaters erblaßtes Angeſicht mit Thränen. Er ließ, wie der Vater noch vor ſeinem Tode verlangt hatte, die Leiche nach Kanaan bringen, um ſie dort zu begraben. Er ſelbſt, ſeine Brüder, die Vornehmſten des königlichen Hofes und des Reiches begleiteten ſie, mit einem großen Gefolge von Wagen und Reitern bis Kanaan. Dort hielten ſie in der tiefſten Trauer das Leichenbegängniß, und die traurige Feierlichkeit währte ſieben Tage. So lieben gute Kinder ihre Aeltern bis in den Tod, und vollbringen auch nach ihrem Tode noch ihren Willen.

Joſeph erlebte noch die Freude, Enkel und Urenkel auf ſeinem Schooße zu ſehen. Da er hundert und zehn Jahre alt war, und ſein Ende kam, ſprach er zu ſeinen Brüdern: „Ich ſterbe nun; Gott aber wird euch heimſuchen, und euch aus dieſem Lande in das Land zurückführen, das Er unſern Vätern, Abraham, Iſaak und Jakob verſprochen hat. Nehmt aber dann auch, wann dies geſchehen wird, meine Gebeine mit dorthin.“ Dies mußten ſie ihm noch verſprechen. Und ſo ſtarb er — voll Glaubens an die Verheißungen Gottes. Kein begangenes Verbrechen verbitterte ihm die letzten Augenblicke. Das Andenken an ſeine vielen guten Handlungen machte ihm den Tod ſüß und leicht. Unzählige Thränen floſſen um ihn! Seine Leiche wurde nach Aegyptiſcher Art einbalſamirt, und in einen Sarg gelegt.

Laßt uns an der Leiche des guten, edlen Joſephs auch eine Thräne weinen, und den heiligen Entſchluß faſſen, uns vor dem Böſen ſo rein zu bewahren, und ſo viel Gutes zu thun, wie er! Sanft wird dann auch unſer Tod ſeyn, und Andere werden an unſerm Grabe dann auch weinen, und den Entſchluß faſſen — gute Menſchen zu werden.

IV.

Geſchichte des Volkes Iſrael
unter Moſes.

11. Das Kind Moſes im Binſenkörblein.

Damals, als Jakob ſeine zwanzigjährige Prüfung zu Haran heldenmüthig beſtanden, das Land ſeiner Väter wieder betreten und einen Dankaltar errichtet hatte, ſprach Gott zu Jakob: „Du ſollſt von nun an Iſrael heißen.“ Dieſer Name iſt ſehr bedeutungsvoll und will ſo viel ſagen, als ein Held Gottes — ein Mann, der Gott erkennt, vor Ihm wandelt, und im Vertrauen auf Ihn die Welt überwindet. Dieſes Namens war Jakob auch fernerhin, bei allen Leiden und Freuden ſeines Lebens, bis an ſeinen Tod, vollkommen werth. Jakobs Nachkommen, die nach und nach ein großes Volk wurden, ſahen den Namen Iſrael, den Gott dem Jakob gegeben, mit Recht für höchſt ehrenvoll an, und nannten ſich deßhalb die Kinder Iſraels, das Volk Iſrael, oder auch Iſraeliten.

Der gute, alte König in Aegypten, der ſich gegen Joſeph ſo überaus wohlwollend und gnädig gezeigt hatte, war längſt todt. Einer der nachfolgenden Könige wußte nichts mehr von Joſeph. Die Menge fremden Volkes in ſeinem Lande ſchreckte ihn. Er beſchloß daher, die Iſraeliten zu unterdrücken. Er ließ ſie mit Unbarmherzigkeit zu Sklavendienſten anhalten. Man zwang ſie, in den Ziegelhütten und auf dem Felde die härteſten Frohnarbeiten zu verrichten. Ja, der König befahl ſogar, alle neugeborne Iſraelitiſche Knaben ins Waſſer zu werfen.

Da war nun eine gute, überaus fromme Mutter. Dieſe hatte ein wunderſchönes Knäblein und liebte es unbeſchreiblich. Mit Angſt und Zittern verbarg ſie es drei Monate lang. Nun konnte ſie aber es nicht länger mehr verbergen. Sie flocht daher aus Binſen ein Körblein und einen Deckel dazu, goß es innen mit Pech aus, damit kein Waſſer eindringe, legte das Kindlein hinein, verſchloß das Körblein mit dem geflochtenen Deckel, und ſtellte es am Ufer des Waſſers in das Schilf. „Vielleicht,“ mochte ſie wohl denken, „ſchickt Gott einen mitleidigen Menſchen, der ſich über das ſchöne Kind erbarmt, wenn er es ſo findet.“

So liebreich ſorgen die Mütter für ihre Kinder. Das ordnete Gott ſo, weil die Kinder für ſich ſelbſt noch nicht ſorgen können. Möchten doch alle Kinder Gott für Seine liebevolle Anordnung dankbar ſeyn, und ihre Mütter recht von Herzen lieb haben.

Die Schweſter des Kindes, Namens Maria, die damals ungefähr neun Jahre alt war, blieb in der Ferne ſtehen, um abzuwarten, wie es mit dem Kinde gehen werde. Sie hatte ihr kleines Brüderlein wohl auch recht lieb, und ließ das Körblein nicht aus den Augen, um das Kind, wenn ſich Niemand darüber erbarmen würde, wieder nach Hauſe oder ſonſt in Sicherheit zu bringen.

So müſſen die größern Geſchwiſter auf die kleinern Acht geben. O, es wäre eine große Sünde, wenn ſie, anſtatt ihnen Gutes zu erweiſen, ihnen ſogar etwas zu Leide thun wollten.

Nachdem das Mädchen eine Weile gewartet hatte, kam die Tochter des Königs mit ihren Geſpielinnen an das Ufer des Fluſſes herunter. Sie erblickte das zierliche Körblein im Schilfe, und befahl einem ihrer Dienſtmädchen, es zu holen. Da ſie es aufmachte, ſah ſie das Kind — und ſieh, das Knäblein weinte! Da erbarmte ſie ſich darüber, und ſagte: „Ach! das iſt eines von den Iſraelitiſchen Knäblein!“

Es iſt um das *Mitleid* doch etwas recht Schönes und Nachahmenswerthes! Müſſen wir dieſe Königstochter wegen ihrer Gutherzigkeit nicht mehr ehren, und ſie höher achten, als jenen grauſamen König, trotz ſeiner goldenen Krone! Auch die ärmſte Magd kann gerade im Allerſchönſten, das dieſe Königstochter zierte, ihr gleich werden — an *Menſchenfreundlichkeit*, *Mitleiden* und *Erbarmen*, und *Liebe zu den Kindern*.

Da die Schweſter des Kindes ſah, daß die Tochter des Königs ſo freundlich war, und ein ſolches Mitleid mit dem Kinde hatte, bekam ſie Muth. Sie ging hin, und ſagte zu ihr: „Willſt du, daß ich hingehe, und eine von den Iſraelitiſchen Müttern rufe, damit ſie das Kind aufziehe?“ Die Königstochter ſagte: „O ja, geh hin!“ Voll Freuden lief das gute Mädchen nach Hauſe, und holte die Mutter des Kindes. Die Königstochter ſprach zu ihr: „Da, nimm dieſes Knäblein hin, und zieh' es auf. Ich will dich dafür belohnen!“

O mit welcher Freude, mit welchem dankbaren Blicke zum Himmel wird die Mutter nun ihr Kind wieder in ihre Arme zurück genommen haben! Sie erzog das Kind zu einem liebenswürdigen Knaben, und brachte den Knaben der Tochter des Königs. Dieſe nahm ihn an Sohnes Statt an, und nannte ihn Moſes.

Wer fügte es nun ſo, daß gerade jetzt die gute Königstochter und nicht der grauſame König an das Waſſer herab kam, und daß das Kindlein gerade in dem Augenblicke, als ſie das Körblein öffnete, ſo beweglich weinte? Dies ließ Gott ſo zuſammen treffen. Er wachte über das Kind, das noch nichts von ſich ſelbſt wußte; Er errettete es, da es ſich ſelbſt noch nicht helfen konnte. So ſorgt Gott auch für euch, meine lieben Kinder! So hat Er euch, ihr Kinder, und auch euch, ihr Erwachſene, da ihr noch Kinder geweſen, vielleicht ſchon aus tauſend Gefahren errettet, von denen ihr noch nichts wußtet. O! liebt Ihn doch recht, dieſen guten Gott, und ſchenkt Ihm euer ganzes Vertrauen!

13. Moſes am Brunnen.

Da Moſes ein Mann geworden, ſah er das Elend der Iſraeliten, ſeiner Brüder. Dies ging ihm durch's Herz. Er wollte nicht mehr ein Königsſohn heißen. Er wollte mit dem armen, unterdrückten Volke Gottes lieber elend ſeyn, als mit den gottloſen Unterdrückern die kurze Luſt der Sünde genießen. Die Schmach um ſeines Volkes und Gottes willen ging ihm über alle Schätze Aegyptens. Er blickte zu Gott, dem Unſichtbaren auf, als wenn er Ihn ſähe, und nahm ſich voll Muthes ſeiner unterdrückten Brüder an. Da ſtellte ihm der König nach dem Leben, und Moſes entfloh aus Aegypten.

Rechtſchaffenheit iſt mehr werth, als alles Gold der Welt. „Lieber will ich ein armer Flüchtling, und dabei gut und edel ſeyn, als ein Königsſohn, und dabei bös und ſo glücklich, als es der Böſe nur ſcheint.“ So dachte Moſes; ſo denkt jeder edle, brave Mann.

Moſes floh in das Land Madian. Müde von der Reiſe ſetzte er ſich Abends bei einem Brunnen nieder. In der Gegend wohnte ein frommer Prieſter. Er hieß Jethro, und hatte ſieben Töchter. Dieſe hüteten die Schafe ihres Vaters, und kamen nun eben mit ihren Heerden bei dem Brunnen zuſammen. Sie ſchöpften Waſſer, und füllten die Tränkerinnen, um ihre Schafe zu tränken. Da kamen noch andere Hirten. Dieſe wollten, wie es grobe, ungezogene Leute machen, die erſten am Brunnen ſeyn; ja ſie wollten ihre Schafe mit dem Waſſer tränken, das die Mädchen mit vieler Mühe geſchöpft hatten, und ſtießen die Mädchen zurück. Allein Moſes, der ein Mann voll hohen Muthes war und jedes Unrecht haßte, nahm ſich der Unterdrückten an. Er ſtand auf, und half ihnen, und tränkte ihre Schafe.

Die Hirtenmädchen trieben hierauf ihre Heerden im Frieden wieder heim. Da ſagte der Vater: „Warum kommt ihr denn heute ſo bald?“ Sie ſprachen: „Ein fremder Mann aus Aegypten ſtand uns gegen die Hirten bei. Ja, überdies ſchöpfte er uns Waſſer, und tränkte unſere Schafe.“ Der Vater hatte an dieſem freundlichen Betragen eines fremden Mannes große Freude. Voll herzlicher Dankbarkeit ſprach er: „Wo iſt der Mann? Warum ließet ihr ihn gehen? Gleich holt ihn her, daß er mit uns eſſe.“ Moſes kam nun zu Jethro; und weil denn gute Menſchen immer Freude und Wohlgefallen an einander haben, ſo gewannen ſie einander bald innig lieb. Moſes mußte ihm verſprechen, beſtändig bei ihm zu bleiben, und Jethro gab ihm ſeine Tochter Sephora zur Ehe.

So wurde des edelmüthigen Moſes ſchöne Handlung, ohne daß er daran dachte, recht ſchön belohnt. Ja, ſie war eben deßwegen ſo ſchön, weil er an keinen Lohn dachte. So bleibt keine edle Handlung, ob man ſie gleich nie um des Lohnes willen thun ſoll, unbelohnt.

Auch ſehen wir hier wieder Gottes väterliche Sorgfalt für gute Menſchen. Gott ließ den vertriebenen Moſes einen ſo guten Zufluchtsort finden. Er ſorgt für Alle, die arm und verlaſſen in der Fremde umher wandern müſſen.

46. Der brennende Dornbuſch.

Moſes hütete nun Jethro's Schafe. Einmal trieb er ſie weit in die Wüſte hinein, bis an den Berg Horeb. Hier, in dieſen einſamen Gegenden, wo nichts zu ſehen war, als hie und da ein Dornbuſch, dachte er wohl oft an das Elend ſeiner Brüder in Aegypten, und flehte für ſie zu Gott. Gott hatte ihrer noch weniger vergeſſen. Er berief Moſes, den Er ſchon lange dazu beſtimmt hatte, zu ihrem Retter.

Moſes ſah mitten in einem Dornbuſche eine große Feuerflamme. Er wunderte ſich, daß der Buſch nicht verbrenne. „Ich muß doch hingehen, dachte er, und dieſe wunderbare Erſcheinung näher betrachten.“

Er ging hin — da rief eine Stimme aus der Flamme: „Moſes! Moſes!“ „Hier bin ich!“ ſagte Moſes. Die Stimme ſprach: „Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs!“ Moſes verhüllte voll heiliger Ehrfurcht ſein Angeſicht. Gott ſprach weiter: „Ich habe das Elend Meines Volkes in Aegypten geſehen; Ich habe das Seufzen der Kinder Iſraels über die, welche ſie quälen, gehört. Ich will ſie erretten aus der Hand der Aegypter, und will ſie heraus führen in das gute und weite Land, das von Milch und Honig fließt — in das Land

Kanaan. Geh hin; dich ſende Ich zu dem Könige, daß du Mein Volk aus Aegypten führeſt.“

Moſes ſagte voll Demuth: „Wer bin ich, daß ich zum Könige gehen, und die Kinder Iſraels aus Aegypten führen ſoll! — Auch werden die Iſraeliten mir nicht glauben, und meiner Stimme kein Gehör geben; ſie werden ſagen: Der Herr iſt dir nicht erſchienen.“

Gott ſprach: „Was haſt du da in deiner Hand?“ Moſes ſagte: „Einen Stab.“ Moſes warf ihn auf die Erde, und augenblicklich wurde der Stab zur Schlange — und Moſes floh vor ihr. Gott ſprach: „Strecke deine Hand aus, und ergreif ſie.“ Moſes ſtreckte ſeine Hand aus und ergriff ſie — da wurde die Schlange in ſeiner Hand wieder zum Stabe. „An dieſem Zeichen, ſprach Gott, werden ſie erkennen, daß dir der Herr, der Gott ihrer Väter, erſchienen ſey.“

Moſes ſagte: „Ach Herr! ich bin von jeher nicht wohl beredt geweſen; ich habe eine harte Ausſprache und eine ſchwere Zunge.“ Gott ſprach: „Wer gab dem Menſchen den Mund? Wer ſchuf den Stummen und den Tauben? Wer ſchuf den Blinden und den Sehenden? Wer anders, als Ich? Geh hin! Ich will mit deinem Munde ſeyn; Ich will dich lehren, was du reden ſollſt!“

Moſes, der ſich einem ſo großen Werke noch immer nicht gewachſen glaubte, ſagte: „Ach Herr!

ich bitte Dich, ſchicke einen Andern.“ Da ſprach Gott mit Ernſt und Nachdruck: „Dein Bruder Aaron iſt beredt. Er wird dir entgegen kommen, und ſich herzlich freuen, dich zu ſehen. Lege Meine Worte ihm in den Mund; Ich will mit dir und ſeinem Munde ſeyn. Er wird ſtatt deiner zum Volke reden.“

Hierauf gehorchte Moſes. Er ging hin, und bat den Jethro, daß er ihn wieder nach Aegypten ziehen laſſe. Jethro ſprach: „Ziehe hin im Frieden!“ Moſes ſetzte ſein Weib und ſeine zwei kleinen Söhne auf einen Eſel, nahm den Stab in die Hand, und zog nach Aegypten.

Gott ſprach jetzt auch zu Aaron: „Gehe deinem Bruder Moſes entgegen in die Wüſte. Aaron war etwa drei Jahre älter als Moſes und ſchon früher geboren, als der grauſame Befehl, die neugebornen Knäblein der Iſraeliten zu ertränken, gegeben worden. Er ging hin, und begegnete ſeinem Bruder Moſes in der Wüſte, und grüßte ihn voll der herzlichſten Freude. Moſes erzählte ihm, wozu ihn Gott geſandt habe. Beide gingen nun mit einander hin, und verſammelten die Aelteſten des Volkes Iſraels. Aaron trug ihnen alle Worte vor, die Gott geredet hatte. Moſes that das Wunderzeichen mit dem Stabe. Alle glaubten und beteten Gott an, und auch alles Volk, das davon hörte, neigte ſich vor Gott und dankte

Ihm, daß Er ſich über das Elend der Kinder Iſraels erbarmen und Ihnen zu Hülfe kommen wolle.

Da ſehen wir wieder recht die Freundlichkeit und Barmherzigkeit Gottes. Er iſt voll Liebe gegen die Menſchen. Er ſieht jede Thräne; Er hört jeden Seufzer. Er hat Mitleid mit dem menſchlichen Elende, und hilft den Leidenden und Bedrängten. O wer ſollte einen ſo guten, liebevollen Gott nicht wieder lieben? Wer ſollte ihm nicht vertrauen?

17. Die Wunder, die Gott durch Moſes in Aegypten gethan hat.

Die Welt war damals faſt ganz in Aberglauben und Abgötterei verſunken. Aegypten war der Hauptſitz davon. Volk und König beteten nicht nur Sonne, Mond und Sterne, ſondern — o des ſchrecklichen Unſinns! — ſogar Thiere an. Auch ſetzten ſie ihr Vertrauen auf Bilder von Erz, Stein oder Holz, und glaubten, das Bild höre ihre Gebete, und könne ihnen helfen. Da wollte ſich nun Gott den Menſchen durch große, wundervolle Thaten wieder einmal recht nachdrücklich als den einzig wahren Gott, den Herrn Himmels und der Erde offenbaren. „Die Aegypter ſollen es inne werden, ſprach Er zu Moſes, daß Ich der Herr bin, wenn Ich Meine Hand über

Aegypten ausſtrecken, und die Kinder Iſraels von ihnen wegführen werde.“

Moſes und Aaron traten vor Pharao, den König, und verkündigten ihm den Befehl Gottes: „So ſpricht der Herr: Laß Mein Volk fortziehen, daß es mir ein Feſt feiere in der Wüſte.“ Der König ſprach voll Stolz: „Wer iſt der Herr, dem ich gehorchen müßte? Ich weiß von keinem Herrn. Ich werde das Volk auch nicht ziehen laſſen.“

Moſes wollte es nun dem Könige beweiſen, daß er wirklich von Gott geſandt ſey. Aaron warf den Stab des Moſes auf die Erde, daß er vor dem Könige zur Schlange wurde. Der König berief die ſogenannten Magier oder Zauberer Aegyptens; auch dieſe warfen ihre Stäbe hin, und verwandelten ſie in Schlangen. Dieſe wunderbar ſcheinende Verwandlung war aber nur ein Blendwerk, das ſie durch geheime Künſte bewirkt hatten. Der Betrug wurde ſogleich offenbar; denn ſie konnten nicht machen, daß die Schlangen wieder zu Stäben wurden; die Schlange aber, zu welcher der Stab des Moſes geworden, fraß ihre Schlangen auf, und wurde dann wieder zum Stabe. Allein der König achtete nicht darauf. Er plagte das Volk noch mehr, als zuvor.

Als der König mit ſeinen Dienern am folgenden Morgen an den Nilfluß kam, ſchlug Moſes vor den Augen des Königs mit dem Stabe in den

Fluß. Alles Waſſer ward zu Blut, und die Fiſche ſtarben, und Niemand konnte mehr daraus trinken. Der König ging weg, und nahm es nicht zu Herzen.

Moſes ſtreckte den Stab aus über alle Ströme, Bäche und See'n in Aegypten. Eine unzählige Menge Fröſche kam daraus hervor, und bedeckte das Land. Der Pallaſt und alle Zimmer, Betten und Sitze des Königs, und alle Häuſer im Lande, ſogar Backöfen und Teige, wimmelten von Fröſchen. Der König gab nach. Aber kaum waren auf den Wink des Moſes die Fröſche wieder verſchwunden, ſo war der König wieder ſo hartherzig, als zuvor.

Moſes ſchlug mit dem Stabe auf die Erde, und aller Staub der Erde wurde in Schnaken verwandelt, und Menſchen und Thiere wurden davon geplagt. Der König blieb auf ſeinem ſtolzen, harten Sinn.

Alle Arten Ungeziefer erfüllten den Pallaſt des Königs, und die Häuſer ſeiner Diener, und das Feld, und Alles, was darauf war. Da verſprach der König, das Volk ziehen zu laſſen. Als er aber von der Plage befreit war, hielt er ſein Verſprechen wieder nicht.

Eine ſchreckliche Viehſeuche brach über Aegypten herein; Kameele, Pferde, Eſel, Ochſen und

Schafe ſtarben in Menge dahin. Der König blieb unbeweglich.

Moſes füllte ſeine Hände mit Aſche aus dem Ofen, und ſtreute ſie vor den Augen des Königs in die Luft — und ſchwarze Blattern fuhren auf an Menſchen und Thieren. Der König achtete es nicht.

Moſes erhob ſeinen Stab gegen den Himmel, und es entſtand ein Gewitter, desgleichen nie über Aegypten gekommen war, ſeit Menſchen darin wohnten. Fürchterlich raſſelte der Hagel nieder; ſchrecklich krachte der Donner. Man ſah nichts als Hagelſteine und Feuer. Alle Gewächſe des Feldes wurden verheert und die Bäume zerbrachen. Menſchen und Vieh auf dem Felde wurden erſchlagen. Der König erſchrak, ließ Moſes und Aaron rufen und ſprach zu ihnen: „Ich habe geſündigt! Gott iſt gerecht; ich aber und mein Volk ſind gottlos. Bittet Gott, daß dieſes ſchreckliche Donnern und Hageln aufhöre, ſo will ich euch ziehen laſſen.“ Sobald aber der Himmel wieder heiter war — verhärteten der König und ſeine Diener ihr Herz wieder, wie zuvor.

Moſes ſtreckte ſeinen Stab über Aegypten aus — und eine Wolke von Heuſchrecken verfinſterte die Sonne, und überdeckte das ganze Land, daß man nichts mehr davon ſah. Von Bäumen und Feldgewächſen blieb kein grünes Blatt mehr übrig.

Der König bat um Gnade, und verſprach alles Gute — hielt aber wieder nicht Wort.

Moſes erhob ſeine Hand zum Himmel, und eine ſo furchtbare Finſterniß brach über Aegypten herein, daß drei Tage lang kein Menſch den andern ſah, noch von dem Orte, wo er war, aufſtehen konnte. Es war, als ſey die Sonne erloſchen. Allein als es wieder hell wurde, ſprach der König voll Grimm zu Moſes: „Packe dich fort, und komme mir nicht mehr vor die Augen! Läſſeſt du dich nur noch ein einziges Mal vor mir blicken, ſo laß ich dich auf der Stelle umbringen.“

Wir wollen, ehe wir in der Geſchichte weiter fahren, ein wenig über dieſe wunderbaren Begebenheiten nachdenken.

Durch dieſe großen Wunder wollte Gott erſtens die Menſchen lehren: Er ſey der Herr der Welt. Deßwegen zeigte Er es ſo augenſcheinlich, daß Er über die ganze Welt, Waſſer und Land, große und kleine Thiere, Blitz und Donner, Licht und Finſterniß, die Sonne und die Geſtirne des Himmels zu gebieten habe. Alle Menſchen ſollen ſich vor Ihm demüthigen und Ihn anbeten — den allmächtigen Herrn der Natur.

Zweitens wollte Gott die Iſraeliten, dieſes arme, unterdrückte Volk, von ihrem Elende befreien. Ihnen zu Lieb' that Er ſo große und herrliche Wunder. Sie ſahen ſie, ohne nur das Geringſte dadurch zu leiden. In dem Lande Geſſen, in dem ſie wohnten, wurde kein Blättchen beſchädigt; keine Schnake kam dahin. Es war da hell. Die Iſraeliten blieben durchaus verſchont. So zeigte Gott bei dieſen ſchauerlichen Strafgerichten über Diejenigen, die ſich Ihm widerſetzten, zugleich ſeine Güte und Erbarmung gegen Diejenigen, die Ihm gehorchen und vertrauen.

Drittens wollte Gott die Unterdrücker beſſern. Das Glück, die Macht und der Ueberfluß, hatte ſie übermüthig gemacht, und gefühllos gegen die Leiden Anderer; durch Unglück wollte Gott ſie demüthigen und ihr hartes Herz erweichen. Gott ſtraft Alle, die Seiner nicht achten, und ihre Mitmenſchen quälen und unterdrücken. Auch jetzt noch ereignen ſich natürliche Uebel, dergleichen über Aegypten gekommen. Allein Gott, der Allerweiſeſte, gegen deſſen Willen kein Blatt vom Baume fällt, und Der jedes Uebel leicht verhindern könnte, kann dabei keine andern, als die weiſeſten Abſichten haben. Die Böſen ſollen dadurch gut, die Guten noch beſſer werden.

Endlich ſehen wir auch da, mitten unter dieſen ſchrecklichen Strafen, recht die Langmuth Gottes. Gott hat keine Freude an dem Strafen. Das ganz unſchädliche Wunder mit dem

Stabe und der Schlange machten den Anfang. Hätten die Aegypter gleich Anfangs gehorcht, ſo wäre ihnen kein Leid geſchehen. Allein weil ſie verſtockt blieben, ſo ließ Gott ihnen erſt kleinere und dann immer größere Strafen ankünden, die auch richtig eintrafen. Da aber Alles vergebens war, ſo brach zuletzt, wie wir ſogleich hören werden, die ſchrecklichſte Strafe Gottes über ſie herein. Das Beiſpiel dieſer verſtockten Menſchen ſoll uns eine Warnung ſeyn, damit wir durch Leiden uns beſſern laſſen, und Gottes Langmuth nicht zu neuen Sünden mißbrauchen.

48. Auszug der Iſraeliten aus Aegypten.

Zum letzten Male traten Moſes und Aaron vor den König. „So ſpricht der Herr,“ ſagten ſie zu ihm: „Um Mitternacht ſoll alle Erſtgeburt in Aegypten ſterben — von dem erſten Sohne des Königs, der auf dem Throne ſitzt, bis zum erſten Sohne der geringſten Taglöhnerin, die in der Mühle arbeitet. Da wird ein großes Jammergeſchrei in Aegypten ſeyn, desgleichen noch nie geweſen iſt, noch jemals mehr ſeyn wird. Die Kinder Iſraels aber ſollen unverſehrt bleiben, damit ihr durch dieſes Wunder ſeht, welchen Unterſchied der Herr zwiſchen Aegypten und Iſrael mache.“ „Dann, „ſetzte Moſes noch hinzu,“ werden alle dieſe deine Diener hier zu mir herabkommen, mir zu Füßen fallen und ſagen: „Zieh aus — du und das Volk, das unter dir iſt. Dann werde ich ausziehen.“ Der König blieb verſtockt, und eben ſo verſtockt blieben die Aegypter.

Die verhängnißvolle Nacht brach an. Gott ſorgte noch recht liebreich für die Iſraeliten. Jeder Hausvater mußte ein ſchönes, tadelloſes, junges Lamm ſchlachten, und es braten, um ſich auf die Reiſe zu ſtärken, und, wie man im Sprichworte ſagt, noch die Letze zu halten. Jede Hausmutter mußte Teig anmachen, um Brod auf die Reiſe zu haben. Wo ihrer in einem Hauſe zu wenige waren, ein ganzes Lamm aufzueſſen, mußten ſie einen Nachbar dazu einladen. So wurden ſie zu freundlichen, nachbarlichen Geſinnungen angewöhnt. Sie mußten ſchon ganz reiſefertig, mit dem Reiſeſtab in der Hand, und umgürtet, als Menſchen, die eilig abreiſen wollen, zu Tiſche gehen. So wurden ſie gewöhnt, Das, was Gott ſagt, ſicher zu glauben. Auch mußten ſie ein Büſchelein wohlriechender Zweige von Iſop in das Blut des Lammes tauchen, und ihre Hausthüren damit bezeichnen. So fiel es noch mehr in die Augen, daß gerade nur ihre Häuſer verſchont blieben.

Die Mitternacht kam; in allen Iſraelitiſchen Häuſern war Groß und Klein um das gebratene

Lamm verſammelt. Kein Menſch durfte aus dem Hauſe gehen. Nun wurde Gottes Drohung erfüllt. Jeder erſtgeborne Sohn, von dem Kronprinzen bis auf den älteſten Sohn des geringſten Taglöhners, ſtarb. Der König, und alle ſeine Diener und alles Volk fuhren erſchrocken aus dem Schlafe auf. Es war ein entſetzliches Jammergeſchrei durch ganz Aegypten. Denn es war kein Haus, in dem nicht ein Todter war. Der König ließ Moſes und Aaron noch in der Nacht zu ſich kommen, und ſagte zu ihnen: „Macht euch auf, und zieht hinweg von meinem Volke — ihr und alle Kinder Iſraels. Nehmt auch eure Rinder und Schafe und Alles, was ihr habt mit euch — und ſegnet mich noch, ehe ihr geht!“ Die Aegypter gaben ihnen noch Vieles, ſogar Gold und Silber, und trieben und nöthigten ſie eilends das Land zu verlaſſen. „Denn,“ ſagten ſie, „ſonſt werden wir noch alle des Todes.“ Die Iſraeliten mußten aus Eilfertigkeit den noch rohen Teig, ehe er durchſäuert war, einpacken. Dennoch vergaßen ſie nicht, Joſephs Gebeine mit ſich zu nehmen.

Gott befahl den Iſraeliten, zum Andenken dieſer großen Befreiung, jährlich ein Dankfeſt zu halten, das man das Oſterfeſt, das heißt, das Erlöſungsfeſt nannte. Da mußten ſie in der Nacht ein Lamm eſſen und eine Woche hindurch von ungeſäuertem Brode leben. Auch mußten ſie jedes erſtgeborne Knäblein dem Herrn vor dem Altare darſtellen, und zugleich ein Lamm opfern, oder — damit auch der Arme ſein Dankopfer darbringen könne — ein Paar junge Tauben.

Gott will, wir ſollen Ihm für Seine Wohlthaten dankbar ſeyn. Er bedarf zwar unſers Dankes nicht; Er verlangt ihn blos, weil die Dankbarkeit eine der ſchönſten Tugenden iſt. Ein dankbares Herz freut ſich noch mehr über die Güte des Gebers, als über die Gaben. Die Dankbarkeit gegen Gott erhebt unſer Gemüth zum Himmel, veredelt es, erfüllt es mit Freude an Gott, und macht uns neuer Wohlthaten fähig und würdig. Wir wollen daher nie des ſchönen Spruches vergeſſen: „Danket dem Herrn für Alles allzeit.“

Welche höhere Erlöſung das Oſterfeſt und das Oſterlamm der Iſraeliten vorbildete, zeigt die Geſchichte des neuen Bundes.

49. Untergang der Aegypter.

Die Iſraeliten in ganz Aegypten ſammelten ſich zu Schaaren und vereinigten ſich zu einem großen Heere, um mit einander aus Aegypten zu ziehen. Sie waren, die Weiber und Kinder nicht mit gezählt, bei ſechsmal hundert tauſend Mann. So zeigte ſich hier ſchon die Erfüllung der göttlichen Verheißung: „Deine Kinder ſollen ſich vermehren, wie die Sterne des Himmels.“ Eine unzählbare Menge von Knechten und Mägden, von Rindern, Schafen und allerlei anderm Viehe folgte ihnen nach. Gott ſelbſt wies ihnen den rechten Weg. Eine wunderbare Wolkenſäule zog vor ihnen her. Bei Tag war ſie dunkel, zu Nacht wurde ſie ganz feurig. Jetzt führte die Wolke ſie in ein Thal an dem rothen Meere. Hier lagerten ſie ſich zwiſchen zwei Gebirgen.

Allein der König und ſeine Diener änderten nun auf einmal wieder ihren Sinn. „Was haben wir gethan, „ſagten ſie,“ daß wir ſie aus unſrer Knechtſchaft entließen!“ Der König ſprach: „Sie haben ſich verirrt in dem Lande; ſie ſind eingeſchloſſen in der Wüſte. Auf, und ihnen nach!“ Augenblicklich ließ er ſeine Wagen anſpannen, ſechs hundert auserleſene Kriegswagen, und was ſonſt noch von Wagen in Aegypten aufzutreiben war, und brach auf mit allen Feldherren und dem ganzen Kriegsheere, und jagte ihnen nach. Die Reiterei, die voraus ſprengte, und das ganze nacheilende Kriegsheer holten ſie ein im Thale am Meer.

Die Kinder Iſraels waren nun von allen Seiten eingeſchloſſen. Vor ſich hatten ſie das Meer, rechts und links ſteile Felſen, hinter ſich den Feind. Furcht und Schrecken ergriff ſie. Einige ſchrien zu Gott um Hülfe; Andere zankten mit Moſes, und ſprachen: „Waren nicht Gräber genug in Aegypten, daß du uns wegführteſt, damit wir hier in der Wüſte ſterben? Warum haſt du uns das gethan? Es wäre beſſer für uns, in Aegypten zu dienen, als hier in der Wüſte zu ſterben.“ So leicht brechen rohe Menſchen in Klagen und ungerechte Vorwürfe aus; ſo unruhig iſt das menſchliche Herz, wenn es kein rechtes Vertrauen auf Gott hat.

Moſes aber ſprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Stehet feſt, und ſehet zu, was für große Wunder der Herr heute thun wird. Denn dieſe Aegypter hier, die ihr jetzt da vor euch ſehet, werdet ihr bald und auf ewig nicht mehr ſehen. Der Herr wird für euch ſtreiten! Ihr dürfet nur ruhig und ſtille bleiben.“ So voll Muthes war Moſes. So ſtandhaft und ruhig macht das Vertrauen auf Gott.

Jetzt ſprach Gott zu Moſes: „Sage den Kindern Iſraels, ſie ſollen aufbrechen, und fortziehen. Du aber hebe deine Hand auf, und ſtrecke deinen Stab über das Meer aus — da wird es ſich von einander theilen, daß die Kinder Iſraels auf dem Trockenen mitten hindurch gehen können. Die Aegypter ſollen es erfahren, daß Ich der Herr bin! Ich will Meine große Macht an dem Könige, und ſeinen Wagen und Reitern zeigen.“

Zugleich erhob ſich die Wolke und ſtellte ſich zwiſchen das Heer der Aegypter und das Heer Iſraels. Es war bereits Nacht. Allein gegen die Iſraeliten her erleuchtete die Wolke die Nacht, wie Feuer; aber gegen die Aegypter hin war ſie finſter. So konnten beide Heere die ganze Nacht hindurch nicht zuſammen kommen.

Nun ſtreckte Moſes den Stab über das Meer aus — da theilten ſich die Waſſer von einander, und ein heißer Wind machte den Grund zum trockenen Boden. Die Kinder Iſraels zogen die ganze Nacht auf dem Trockenen hindurch — mitten durch das Meer. Rechts und links ſtanden die Waſſer, wie Mauern. Der König, die ganze Reiterei und alle Kriegswagen jagten ihnen wüthend nach — mitten hinein in das Meer. Allein gegen Morgen brachen Blitze und Donner aus der Wolke hervor auf die Aegypter. Schrecken überfiel ſie. Wagen und Räder brachen zuſammen. „Zurück! zurück! ſchrien alle Aegypter, laßt uns fliehen! Der Herr ſtreitet für ſie gegen uns.“ Aber Gott ſprach zu Moſes, der nun mit dem Volke hindurch war: „Streck' deine Hand aus über das Meer, daß es zurückkomme über die Aegypter und über ihre Wagen und Reiter.“ Da ſtreckte Moſes ſeine Hand aus über das Meer, und das Meer fiel mit ſchrecklichem Getöſe her über die Aegypter und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Königs; kein Mann von ihnen blieb übrig. Die Iſraeliten aber waren alle gerettet.

So wunderbar vollendete Gott die Befreiung der armen, geplagten Iſraeliten eben da, wo Alles verloren ſchien. So mächtig und erbarmungsvoll iſt Er noch. Wer Gott vertraut, der darf nicht zittern, wenn auch die ganze Welt gegen ihn aufſtände. In der Noth zeigt Gottes Hülfe ſich am herrlichſten. Wo die Noth am höchſten, iſt Gottes Hülfe am nächſten.

So ſchrecklich ſtrafte Gott die Bosheit des grauſamen Königs und ſeiner Diener — aber erſt, nachdem das Maaß ihrer Verhärtung voll und jede geringere Strafe vergebens war. So genau vergalt ihnen Gott nach ihren Werken. Wie ſie die Kinder der Iſraeliten ertränkten, ſo fanden ſie nun ſelbſt im Waſſer ihr Grab.

So ſtraft Gott auch jetzt noch die Sünder. Er ordnet und leitet alle Begebenheiten ſo, ja Er hat die menſchliche Natur ſo eingerichtet, daß Uebermuth, Grauſamkeit, Unzucht, Trunkenheit und jedes andere Laſter früh oder ſpät eine lange Reihe von immer größern Uebeln nach ſich ziehe; ihr Lohn iſt Verachtung, Armuth, Krankheit und zuletzt der Tod.

Der König von Aegypten iſt noch beſonders ein ſchreckliches Beiſpiel der Verſtocktheit. Er war gewiß als ein Kind ſchon recht eigenſinnig, und wollte nur immer ſeinen eigenen Willen haben. Dieſer Eigenſinn wuchs mit ihm auf, und machte, daß er ſich nun wie unſinnig Gott ſelbſt widerſetzte, die Menſchen auf's grauſamſte quälte und ſich blind in ſein eigenes Verderben ſtürzte. Dies ſollet beſonders ihr euch recht merken, ihr Kinder! O ſeyd doch immer willig und bereit, euch leiten, warnen und rathen zu laſſen — denn ihr ſeht ja, was der Eigenſinn für traurige Früchte bringt.

50. Moſes Lobgeſang.

Moſes war voll Freude, ſein Volk, das geſtern noch zitternd und bebend nichts als Tod und Grab vor ſich ſah, ſo herrlich gerettet zu ſehen. Sein ganzes Herz brannte von Dank gegen Gott. Er wollte auch alle Iſraeliten dazu entflammen. Da ſang er mit ihnen:

„Laſſet uns dem Herrn ſingen; denn Er hat ſich herrlich und groß gezeigt! Roß und Mann ſtürzte Er nieder ins Meer.“

„Meine Stärke iſt der Herr! Er iſt mein Lobgeſang! Er iſt mein Heil! Er iſt mein Gott! Ihn will ich verherrlichen! Er iſt der Gott meiner Väter! Ihn will ich hoch erheben!“

„Der Herr iſt Held im Kriege! Allmächtiger iſt ſein Name. Die Wagen des Königs und ſeine ganze Macht warf Er ins Meer; die auserleſenſten Feldherrn verſanken im ſchilfigen Meer. Die Fluthen bedeckten ſie; ſie ſanken hinunter zum Grund wie ein Stein.“

„Herr! Deine Rechte hat ſich hochherrlich erzeiget! Deine Rechte zerſchmetterte den Feind! Durch Deine hohe Kraft vertilgeſt Du die, die ſich wider Dich empörten! — Sie verwehten wie Spreu.“

„Vor Deinem Hauche thürmten ſich Waſſer auf Waſſer; wie eine Mauer ſtanden die Fluthen da. Die Wellen erſtarrten mitten im Meer. Der Feind ſprach: „Nachjagen will ich ihnen, ſie einholen, Raub austheilen, meinen Muth an ihnen kühlen, mein Schwert entblößen, ſie vertilgen!“ Da hauchte dein Wind — ſie deckt das Meer! Sie ſanken in der gewaltigen Fluth hinunter wie Blei.“

„Herr! wer iſt Dir gleich unter den Starken? Wer iſt ſo hochherrlich wie Du? So heilig wie Du? So furchtbar wie Du? So lobwürdig wie Du? Du ſtreckteſt Deine Hand aus — und das Meer verſchlang ſie.“ — —

„Gnädig führeſt Du nun Dein Volk, das Du befreiet haſt! Machtvoll trägſt Du es hin zu Deiner heiligen Wohnung. Ja! führe ſie hinein, und pflanze ſie auf Deinem Erbgebirge, (in dem Lande, das Du ihnen zum Erbtheile gegeben haſt,) an dem Orte, wo Du Dir eine Wohnung unter ihnen bereiten wirſt, o Herr! — das Heiligthum, das Deine Hände befeſtigen werden!"

„Der Herr wird König ſeyn — von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Welch ein herrlicher Lobgeſang! Welch ein ſchönes Danklied! O, daß wir doch Gottes Allmacht und Güte in allen Seinen Wohlthaten auch ſo lebendig erkennen, und Ihn dafür preiſen möchten, wie Moſes!

31. Das Himmelbrod.

Die Kinder Iſraels waren nun jenſeits des Meeres und ſchlugen ein Lager auf. Allein rings umher erblickten ſie nichts, als eine ungeheuer große, ſchreckliche Wüſte. Alles war hier unfruchtbar und unbewohnt; nirgends ſah man eine Hütte, einen Fruchtbaum oder ein Kornfeld. Da hatten ſie denn bald nichts mehr zu eſſen. Das war ein großes Elend. So viele hundert tauſend Menſchen — und nicht einmal ein Stücklein Brod für ſie!

Sie hätten nun ihr Vertrauen auf Gott ſetzen ſollen, der ihnen bisher ſo wunderbar geholfen hatte. Allein anſtatt zu Gott um Hülfe zu flehen, fingen ſie an zu murren, und ſprachen zu Moſes und Aaron: „Wollte Gott, wir wären in Aegypten geblieben, bis wir dort durch die Hand des

Herrn geſtorben wären! O, dort hatten wir's gut! Da ſaßen wir bei den Fleiſchtöpfen, und hatten Brod genug zu eſſen. Ihr habt uns nur da in die Wüſte heraus geführt, um dieſes ganze große Volk durch Hunger umkommen zu laſſen.“

Das war nun wohl recht unverſtändig und undankbar geredet. Gott hatte aber noch Geduld mit ihrem Unverſtande. Er wollte ſich ihnen noch freundlicher zu erkennen geben; Er wollte ſie durch lauter Liebe gewinnen. Daher ſprach Er zu Moſes: „Sieh! Ich will euch Brod vom Himmel regnen laſſen. Das Volk ſoll dann vor das Lager hinaus gehen, und alle Tage ſammeln, ſo viel es braucht. Da ſollt ihr ſehen, daß Ich der Herr, euer Gott bin.“

Moſes und Aaron gaben dem Volke einen Verweis. „Wer ſind wir,“ ſprachen ſie, „daß ihr gegen uns murret? Ihr murret nicht gegen uns, ſondern gegen den Herrn.“ Denn wer ſich der Obrigkeit oder den Aeltern widerſetzt, widerſtrebt Gottes Anordnung. „Doch,“ ſprachen Moſes und Aaron, „morgen früh werdet ihr die Herrlichkeit des Herrn ſehen.“

Des Morgens früh lag nun der Thau um das Lager her. Als der Thau weg war — ſieh! da war die Wüſte ſchneeweiß und mit lauter kleinen, runden, weißen Körnlein, wie mit Reifen bedeckt. Da dies die Kinder Iſraels ſahen, riefen ſie voll

Verwunderung: „Ei! was iſt das?“ Moſes ſagte: „Seht! das iſt das Brod, das euch der Herr zu eſſen gibt. Sammelt es ein — ein jeder ſo viel er nöthig hat.“

Da ging es nun an ein Sammeln! Die Gewaltthätigern bekamen ſo viel, daß ſie es nicht hätten aufeſſen können; die andern bekamen nur wenig. Das war aber nicht recht! Daher befahl Moſes, Alles ordentlich mit einander zu theilen. So bekam ein jeder ſo viel, als er nöthig hatte.

Und ſo ſollten auch jetzt noch Diejenigen, die zum Beiſpiele mehr Getreide einſchneiden, als ſie nöthig haben, den Aermern, die wenig oder gar nichts einzuärnten haben, von ihrem Ueberfluſſe willig mittheilen. Was dort Moſes ſagte, das ſagt jedem Reichen ſein Gewiſſen: „Theile du, der du mehr haſt, mit dem, der weniger hat.“ Mit dieſem Brode, das wie Honigbrod ſchmeckte und das ſie Manna hießen, nährte Gott die Iſraeliten ſo lange ſie in der Wüſte waren.

Wer ſollte da nicht freudig ausrufen: O Gott! wie freundlich und gütig biſt Du doch! Den Iſraeliten ließeſt du ihr tägliches Brod vom Himmel regnen; uns aber läſſeſt Du es eben ſo wunderbar aus der Erde hervorwachſen! Dort ernährteſt Du mit einer leichten, gering ſcheinenden Speiſe viele Jahre lang Hunderttauſende von Menſchen; mit den noch unanſehnlichern, kleinen

Getreide-Körnlein erhältſt Du Jahrtauſende ſchon Millionen und Millionen von Menſchen! Ohne die nährenden Aehren würde das Land weit und breit zur brodloſen Wüſte werden. Die Menſchen müßten vor Hunger verſchmachten; viele hundert tauſend Städte und Dörfer würden ausſterben! Wie groß und herrlich erſcheinſt Du, o Gott! auch in dem Kleinſten — in einem ſchwachen Kornhalme! O, ſo oft wir daher die ſchönen, grünen Saatfeldern, oder die reifen, goldenen Aerntefelder anſehen, wollen wir mit gerührtem Herzen Deinen Segen darin erkennen! Jedes Stücklein Brod wollen wir mit Dank gegen Dich genießen, und unſern Mitmenſchen willig davon mittheilen!“

52. Waſſer aus dem Felſen.

Die Iſraeliten zogen weiter fort, und kamen in eine andere Gegend der Wüſte. Da fanden ſie kein Waſſer zu trinken. Das war nun wieder eine unbeſchreibliche Noth. Es war ſehr heiß, und die ganze Wüſte rings umher war dürr, und von der Sonne wie ausgebrannt. Sie verſchmachteten beinahe; ihre Kinder weinten und ſchrien, und das Vieh brüllte vor Durſt. Gerne hätten ſie all ihr Gold und Silber für Waſſer hergegeben! Allein, da war nirgends ein Tropfen zu bekommen. Sie hätten jetzt doch einmal auf Gott vertrauen ſollen, der ihnen ſchon mehrmals wunderbar aus der Noth geholfen, ſie eben vorher vom Hungertode errettet hatte, und ſie durch Noth zum Vertrauen gleichſam nöthigen wollte. Allein anſtatt zu Ihm um Hülfe zu rufen, fingen ſie abermal an mit Moſes zu zanken, und ſprachen: „Schaff uns Waſſer zu trinken!“ Moſes ſprach: „Was zankt ihr mit mir? Ihr verſündigt euch ja ſchon wieder gegen den Herrn!“ Allein das Volk, das ſehr durſtig war, fuhr fort ihm Vorwürfe zu machen. „Warum haſt du uns aus Aegypten geführt? ſprachen ſie. Wir und unſere Kinder und unſer Vieh müſſen nun vor Durſt umkommen.“ Gott aber war noch nicht müde, ſich des Volkes zu erbarmen. Er wollte ſich ihnen noch einmal recht freundlich und liebreich bezeigen. „Geh vor dem Volke her, ſprach Er zu Moſes, und nimm deinen Stab in die Hand. Dann ſchlag mit dem Stab dort an den Felſen — ſo wird Waſſer herausfließen, damit das Volk trinken kann.“ Moſes ging zu dem Felſen hin, und ſchlug vor aller Augen mit dem Stabe daran. Augenblicklich brach eine ſtarke Quelle, ja ein ganzer Bach friſchen Waſſers daraus hervor. Alles Volk war voll Freude über den lieblichen Anblick, und ſtillte ſeinen Durſt.

Auch das Waſſer iſt eine große Wohlthat Gottes! Dies ſehen wir aus dieſer Geſchichte. Dies kann jeder in der Stunde des heißen Durſtes wahrnehmen. Auch für uns läßt Gott aus Felſen und Bergen friſche Quellen und ſchöne, klare Bäche hervorbrechen. Auch für uns läßt Er Regen und Thau vom Himmel herabfallen. Das Waſſer erfriſcht Menſchen und Thiere und Pflanzen. Ohne Waſſer würde Alles verſchmachten und verwelken! Laßt uns daher, ſo oft uns an einem heißen Tage ein kühler Trunk Waſſer erfriſcht, Gott, dafür danken. Laßt uns in jedem Thautröpflein, das die welkende Blume erfriſcht, und im Glanze der Sonne mit ſo prächtigen Farben prangt, die Güte und Freundlichkeit Gottes bewundern!

53. Sieg über die Amalechiten.

Der gütige, barmherzige Gott, der die Iſraeliten in der Wüſte täglich mit Brod vom Himmel ernährte, und ihnen in ihrem brennenden Durſte Waſſer aus dem Felſen gab; Er, der Allmächtige, der ſie ohne ihr Zuthun aus der Gewalt der Aegypter befreit hatte, zeigte ſich ihnen nun auch als ihren treuen Beſchützer gegen die Feinde, mit denen ſie zu kämpfen hatten, um das verheißene Land in Beſitz zu nehmen.

Die Amalechiten, ein wildes, kriegeriſches Volk, das von Amalech, einem Enkel Eſaus abſtammte, kamen in großen Schaaren herbei, um das Volk

Iſrael in der Wüſte zu vertilgen. Mit Wuth überfielen ſie zuerſt die Ermüdeten, die Schwachen und Kranken, die dem Heere der Iſraeliten in einiger Entfernung nachzogen, und ermordeten dieſe bemitleidenswerthen, wehrloſen Menſchen auf das grauſamſte.

Moſes ſprach zu Joſue, einem Manne voll Vertrauens auf Gott und voll hohen Muthes: „Wähle Männer aus und ziehe hin, um gegen Amalech zu ſtreiten; ich aber werde indeß auf dem Hügel dort ſtehen, mit dem Stabe Gottes in der Hand.“ Mit Anbruch des folgenden Tages zog Joſue mit ſeinem Heere aus; Moſes beſtieg, von ſeinem Bruder Aaron und von einem Sohne Kalebs begleitet, die Spitze des Hügels, von wo aus er das Schlachtfeld überſah, und auch alle Streiter ihn ſehen konnten.

Die Schlacht begann und währte von frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Und da zeigte Gott nun recht augenſcheinlich: Er ſey, wie Er in der heiligen Schrift oft genannt wird, der Herr der Heerſchaaren und von Ihm komme der Sieg. Moſes ſtand, indem er beide Arme gegen den Himmel ausſtreckte und in einer Hand den Stab hielt, inbrünſtig betend auf dem Hügel. Der Anblick des betenden Moſes ſollte alle Iſraeliten auffordern — zum Gebete und zum Vertrauen auf Gott.

So lange Moſes die Hände zum Himmel erhob, ſiegten die Iſraeliten; wenn er ſie aber aus Ermüdung ein wenig ſinken ließ, ſiegten die Amalechiten. Da wälzten Aaron und der Sohn Kalebs einen Stein herbei, damit Moſes ſitzen könne, und unterſtützten zu beiden Seiten ſeine Hände. So konnte Moſes, ohne müde zu werden, ſeine Hände beſtändig erheben, bis zu Untergang der Sonne. Joſue erkämpfte über die Amalechiten den vollkommenſten Sieg; alle, die nicht unter dem Schwerte fielen, nahmen eilig die Flucht — und Moſes, der alle Ehre Gott allein gab, und auch ſein Volk, das ſich dieſes Sieges rühmte, vor dem eiteln Stolze, der ſich ſelbſt erhöht, bewahren wollte, errichtete einen Altar, und ſchrieb darauf: „Der Herr iſt meine Erhöhung.“ — Er iſt unſre Zuflucht; unter Seinem Schutze können wir nicht unterliegen.

Wie die Iſraeliten kämpfen, und mit dieſem ihrem Kampfe das Gebet vereinen mußten, damit ſie ihre Feinde beſiegten und in das verheißene Land kommen konnten; ſo müſſen alle Menſchen kämpfen und beten, um ihre Feinde — die böſen Leidenſchaften und die Verſuchungen zum Böſen — zu überwinden und in das rechte gelobte Land, in den Himmel zu kommen.

Wie die ſtreitbaren Männer dem Heerführer Joſue willig in den Kampf folgten, ſo müſſen

wir, wenn wir es im Stande ſind und dazu berufen werden, mitkämpfen, oder doch die Kämpfenden nach Kräften und auf alle Weiſe unterſtützen. Wie Moſes betete, und Aaron und Kalebs Sohn ihm nicht nur die Hände emporheben halfen, ſondern gewiß auch mit ihm beteten, ſo müſſen auch wir zur Zeit allgemeiner Noth recht von Herzen und unermüdet beten.

31. Jethro's weiſer Rath.

Moſes hatte, um ſich dem großen Werke, das Volk Iſrael aus Aegypten zu führen, ganz widmen zu können, ſeine Ehefrau Sephora und ſeine zwei kleinen Söhne einſtweilen aus Aegypten nach Madian, zu ſeinem Schwiegervater Jethro, zurückgeſchickt. Man kann ſich denken, daß Jethro und Sephora ſehr in Sorgen waren, ob das gefahrvolle Unternehmen dem Moſes gelingen werde. Da vernahm Jethro, Moſes habe das Volk Iſrael wirklich aus Aegypten geführt, ſey mit allem Volke in der Wüſte angekommen, und habe bei dem Berge Horeb, wo er ehemals die Schafe gehütet, ein Lager geſchlagen. Jethro machte ſich ſogleich auf, reiste mit Sephora und ihren Kindern in das Lager, und ließ ſich bei Moſes melden. Moſes eilte ihm voll Freude entgegen, neigte ſich tief vor ihm, und umarmte ihn, und beide grüßten einander auf das freundlichſte.

Hierauf führte Moſes ſeinen Schwiegervater in ſein Zelt, und erzählte ihm Alles, was Gott der Herr dem Pharao und den Aegyptern gethan habe, um das Volk Iſrael aus Aegypten zu befreien, und wie Gott auch bei allen Müheſeligkeiten, die ihnen auf der Reiſe begegnet waren, ihr Erretter geweſen. Jethro war über all das Gute, das Gott den Iſraeliten erwieſen hatte, hoch erfreut und ſprach: „Geprieſen ſey der Herr, der Sein Volk aus der Hand Pharao's und der Aegypter errettet hat. Nun erkenne ich, daß der Herr größer iſt, als alle die eiteln, eingebildeten Götter anderer Völker. Weil die Aegypter ſtolz und übermüthig waren, ſich dem Herrn widerſetzten und das Volk Iſrael unterdrückten, ſo hat Gott ſie gedemüthigt und beſtraft.“ Jethro entrichtete dem Herrn ein Brandopfer und andere Opfer, wobei Moſes und Aaron und die Aelteſten des Volkes zugegen waren, und hierauf hielten ſie alle mit einander eine Freudenmahlzeit vor dem Herrn.

Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages kam eine Menge Volkes zu Moſes, und brachte ſeine Streitigkeiten vor ihn; Moſes ſetzte ſich zu Gericht, entſchied die Rechtsſtreite, und belehrte und überzeugte die Streitenden, daß ſeine Entſcheidungen dem Willen Gottes gemäß ſeyen. Alles Volk ehrte auch ſeine Ausſprüche als Urtheile Gottes.

Als Jethro ſah, daß Moſes vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende unermüdet das Richteramt verwaltet hatte, und daß noch immer viel Volk um ihn her ſtand, das er nicht mehr anhören konnte, da ſprach Jethro zu Moſes: „Ich finde es nicht gut, daß du allein Richter unter dieſem Volke biſt, und daß ſo vieles Volk ſo lange warten muß, bis es vorkommen kann. Du müheſt dich durch zu große Anſtrengung zu ſehr ab, und auch das Volk wird es müde, ſo lange hier zu ſtehen. Dieſes Geſchäft geht über deine Kräfte; du allein kannſt es nicht verwalten. Höre daher meinen Rath, zu dem Gott Seinen Segen geben wird. Trage du die Angelegenheiten des Volkes Gott vor, und verkünde dem Volke den Willen Gottes, — die Weiſe Ihm zu dienen, den Weg, auf dem Alle wandeln ſollen. Aus dem ganzen Volke aber wähle redliche Männer aus, die Gott fürchten, wahrhaft und rechtſchaffen ſind, und den Geiz haſſen, und beſtelle ſie zu Vorgeſetzten und Richtern über tauſend, über hundert, über fünfzig, und über zehn. Alle geringere Sachen ſollen ſie entſcheiden; Sachen aber von größerer Wichtigkeit ſollen ſie vor dich bringen. Die Laſt, die auf dir ligt, wird dir dann leichter werden, wenn du einen Theil davon andern überträgſt. Du wirſt dann, was Gott dir noch befehlen wird, um ſo ungeſtörter vollziehen und Seine Gebote aufrecht erhalten können; und das Volk wird ſo im Frieden an ſeinen Ort kommen — in das Land, das Gott ihm verheißen hat.“

Moſes fand Jethro's Rath ſehr gut und befolgte ihn. Er wählte ſolche Gottes-fürchtige, redliche, uneigennützige Männer aus, dergleichen, nach Jethro's ſehr richtiger Bemerkung, zu Vorgeſetzten und Richtern geeignet ſind, und von nun an gingen alle Geſchäfte ſehr gut.

Eine ähnliche Einrichtung hat, als unumgänglich nothwendig, in allen Reichen Statt. Ein Herrſcher, König oder Fürſt, kann nicht alle und jede Geſchäfte allein beſorgen; er hat verſchiedene, hohe und niedere Beamte nöthig, die ſeine Anordnungen vollführen. Möchte jeder Regent ſo glücklich ſeyn, würdige Männer zu finden die ſeine Stelle vertreten!

Nachdem Jethro, dieſer weiſe, fromme Prieſter einige Zeit bei Moſes geblieben war, und geſehen hatte, wie ſein Rath befolgt wurde und gute Früchte brachte, kehrte er zurück in ſein Land; Sephora aber und ihre zwei Söhne blieben nunmehr bei Moſes in der Wüſte.

33. Die zehn Gebote Gottes.

Nachdem Gott durch eine Reihe hoher, herrlicher Thaten ſich den Iſraeliten als den Herrn Himmels und der Erde zu erkennen gegeben, ſie aus der Gefangenſchaft in Aegypten befreit, ſie wunderbar durch das rothe Meer geführt, ſie mit Brod vom Himmel geſpeißt und mit Waſſer aus dem Felſen getränkt, ihnen über die Amalachiten Sieg verliehen, und ſich ihnen durchaus als ihren allmächtigen Erretter, ihren liebevollen Ernährer und Beſchützer, und ihren größten Wohlthäter erwieſen hatte — wollte Er ſich ihnen nun noch näher als den Heiligſten offenbaren, und ihnen kund machen, was ſie meiden und thun ſollten, um gute Menſchen, und ein glückſeliges, Ihm wohlgefälliges Volk zu werden. Es ſollte an ihnen erfüllt werden, was Er dieſem Volke öfter geſagt hat: „Seyd heilig, denn Ich, der Herr, euer Gott, bin heilig.“

Die Kinder Iſraels waren in der Wüſte bis an den Berg Sinai gekommen. Gott berief Moſes auf den Berg und ſprach zu ihm: „Sage den Kindern Iſraels: Ihr habt geſehen, was Ich den Aegyptern gethan habe, und wie Ich euch wie auf Adlersflügeln getragen habe. Werdet ihr nun Meiner Stimme gehorchen — ſo ſollt ihr vor allen Völkern Mein Eigenthum ſeyn. Mein iſt zwar die ganze Erde — ihr aber ſollt Mir ein prieſterliches Königreich, und ein Mir geheiligtes Volk ſeyn. Dies ſag' den Kindern Iſraels.“ Moſes ſagte es ihnen, und alle riefen einmüthig: „Alles, was der Herr ſagt, wollen wir thun.“

Gott ſprach auf dem Berge weiter zu Moſes: „Geh hin zu dem Volke, und befiehl ihnen, ſich heute und morgen zu heiligen, ihre Kleider zu waſchen, und bereit zu ſeyn, auf den dritten Tag. Wenn dann am dritten Tage die Poſaune erſchallen wird, ſo laß ſie herkommen unten an den Berg." Sie gehorchten. Alle kleideten ſich reinlich und feſtlich an; alle bereiteten ſich vor, wie auf einen hohen, heiligen Feſttag. Auf dieſe Art wollte ihnen Gott auch im Aeußerlichen Liebe zur Reinlichkeit, Ordnung und Wohlanſtändigkeit einpflanzen.

Der Morgen des dritten Tages brach an, und ſieh, es blitzte! Man hörte donnern. Eine dunkle Wolke bedeckte den Berg. Mächtig erſcholl die Poſaune. Das ganze Volk erſchrak. Moſes führte das Volk aus dem Lager heraus — Gott entgegen. Sie traten unten an den Berg. Der ganze Berg rauchte, flammte und bebte. Immer ſtärker und mächtiger erſcholl die Poſaune.

Und nun wurde Alles ſtill — und Gott redete. Deutlich kam aus der Wolke die laute Stimme: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus der Gefangenſchaft in Aegypten befreit hat. Du ſollſt allein an Einen Gott glauben. Du ſoll den Namen Gottes nicht eitel nennen. Du ſollſt den Sabbath heiligen. Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Du ſollſt nicht tödten. Du ſollſt nicht

Unkeuſchheit treiben. Du ſollſt nicht ſtehlen. Du ſollſt nicht falſches Zeugniß geben. Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Hausfrau. Du ſollſt nicht begehren deines nächſten Gut.“

Das ganze Volk hörte den Poſaunenſchall und die Stimme, ſah die Feuerflammen und den rauchenden Berg. Erſchrocken und zitternd ſtand es unten an dem Berge. Moſes aber ſagte: „Fürchtet euch nicht: Gott will euch nur im Guten bewährt machen — (euch zu guten Menſchen bilden). — Habt nur Ehrfurcht vor Ihm, und verabſcheuet die Sünden.“ Alles Volk ſprach mit Einer Stimme: „Alles, was der Herr geſagt hat, wollen wir thun, und Ihm gehorſam ſeyn.“ Damit die feierliche Verkündigung der Gebote Gottes den Iſraeliten und ihren Nachkommen unvergeßlich bleibe, wurde ein jährliches Feſt angeordnet, das die Iſraeliten, weil es am fünfzigſten Tage nach Oſtern gefeiert wurde, das Pfingſtfeſt nannten.

Nachdrücklicher hätte Gott den Iſraeliten Seine Gebote nicht an das Herz legen können. Er that dies, weil Seine Gebote ſo höchſt wichtig ſind, und die Menſchen durch Beobachtung derſelben *heilig* und *ſelig* werden ſollen.

Die Gebote Gottes ſind für uns Menſchen der *Weg zur Heiligkeit*. Dies ſehen wir ſchon an jedem guten Kinde. Ein Kind, das nach dem Sinne der göttlichen Gebote, Gott aufrichtig verehrt, den Aeltern gehorſamt, Niemanden ein Leid zufügt, ſchamhaft und ehrbar iſt, Niemanden etwas nimmt, immer die Wahrheit ſagt, nur Gutes und durchaus nichts Böſes zu thun begehrt — iſt ein liebenswürdiges Kind, und Jedermann hat Freude an ihm. Es iſt auf dem Wege, einmal ein recht guter Menſch zu werden.

Noch mehr fällt es an Erwachſenen in die Augen, Gott verbietet nur, was bös und unrecht, ſchlecht und verabſcheuungswerth iſt. Ein Menſch, der keine Ehrfurcht vor Gott hat, das Alter und die Aeltern nicht ehrt, lieblos, feindſelig und rachgierig gegen ſeine Mitmenſchen iſt, iſt ein verworfener, nichtswürdiger Menſch; ein Unzüchtiger, ein Dieb, ein Lügner iſt ehrlos und muß wohl ſelbſt ſich ſeiner Vergehen ſchämen; vor einem Mörder entſetzen wir uns, er iſt ein Unmenſch und gleicht einem wilden Thiere. Fragen wir uns nur ſelbſt, unſer eigenes Herz ſagt uns, daß dies Alles ſo ſey. So ſind die Gebote Gottes nichts Fremdes oder Seltſames, ſondern recht aus unſerm Herzen herausgenommen. Unſer Innerſtes giebt Zeugniß, daß die Befolgung dieſer Gebote zum Weſen eines vollkommenen Menſchen gehöre. Unſer Gewiſſen — dieſe heilige Stimme Gottes in uns — ſagt uns das nämliche, was die Stimme Gottes dort auf dem Berge Sinai verkündigte. Ja, Gott ſprach nur deßwegen dort aus der Wolke, weil die Menſchen die Stimme Gottes in ihrem Innerſten nicht mehr hören wollten. Wir müſſen alſo damit anfangen, die Gebote Gottes zu befolgen, wenn wir keine ſchlechte, nichtswürdige, ſondern gute, vollkommene Menſchen werden wollen.

Die Gebote Gottes ſind für uns Menſchen aber auch der Weg zur Seligkeit — in jenem Leben, und auch ſchon hier auf Erden. Wer ſie nicht befolgt, macht ſich und Andere unglücklich. Leben, Ehre und Eigenthum ſeiner Brüder, der Menſchen, ſind nicht vor ihm ſicher; und er ſelbſt zieht ſich unzählige Leiden zu, iſt uneins mit ſich, und hat keine Ruhe und keinen Frieden. Wer ſie hingegen befolgt, der darf frei zum Himmel aufblicken; es iſt ihm ſo leicht, ſo wohl um das Herz; er erſpart ſich tauſend Leiden; er hat immer frohen Muth, und darf ſich vor nichts in der Welt fürchten. Wo die Gebote Gottes allgemein gehalten würden, da hätten es die Menſchen gewiß recht gut. Da würde überall Ruhe, Ordnung und Eintracht herrſchen, und Freude und Glückſeligkeit aufblühen.

Heil dem Menſchen, der Gottes Gebote befolgt; ſie führen ihn geradezu zur Heiligkeit und Seligkeit.

36. Das goldene Kalb.

Gott ſprach weiter zu Moſes: „Komm wieder herauf zu Mir auf den Berg; Ich will dir ſteinerne Tafeln geben, worauf Ich die zehn Gebote geſchrieben habe, damit du das Volk darin unterrichteſt.“ Moſes übergab die Aufſicht über das Volk dem Aaron, und ging auf den Berg, mitten hinein in die Wolke. Hier blieb er vierzig Tage und vierzig Nächte, ohne Speis und Trank, bei Gott.

Während dieſer Zeit entſtand unter dem Volke ein ſchrecklicher Aufruhr. Die Iſraeliten wollten, nach dem Beiſpiele der Aegypter, Götzenbilder haben. „Auf, ſprachen ſie zu Aaron, wir wollen weiter ziehen! Mach' uns Götter, die man vor uns hertrage. Denn wir wiſſen nicht, was dieſem Moſes begegnet iſt, der uns aus Aegypten geführt hat.“ Aaron ſprach: „So nehmt euern Weibern und Töchtern ihre goldenen Ohrenringe, und bringt ſie mir her.“ Er dachte: „Die Weiber und Töchter der Iſraeliten würden ihren Schmuck nicht hergeben, um ein goldenes Götzenbild daraus gießen zu laſſen. Allein die Aufrührer riſſen ſogleich mit wildem Tumulte die goldenen Ohrenringe von allen Ohren, und brachten ſie dem Aaron. Die abgöttiſchen Aegypter waren ſo ſinnlos und verehrten in einem ihrer Tempel, (wahrſcheinlich um in ihrer Bilderſprache die Wohlthätigkeit des Ackerbaues anzudeuten) einen Ochſen, den ſie am Ende gar anbeteten. Die Iſraeliten wollten daher wenigſtens ein Kalb haben, und beſtürmten Aaron, aus dem geſammelten Golde das Bild eines Kalbes zu verfertigen. Aaron war ſo ſchwach und muthlos, und gab ihrem Ungeſtüm nach, und machte ein goldenes Kalb. Da ſchrie das dumme, unſinnige Volk: „Sieh, Iſrael, dies iſt der Gott, der dich aus Aegypten geführt hat!" Aaron mußte vor dem Kalbe einen Altar erbauen, und das Volk opferte Brand- und Dankopfer darauf, und aß und trank und hielt Freudentänze.

Wer erſchrickt nicht über dieſe gräueliche Uebertretung des erſten Gebotes! Welcher Undank war das — Gottes Wohlthaten ſo ſchnell zu vergeſſen! Welcher Unſinn — ein Kalb anzubeten! Aber ſind es die Iſraeliten allein, die ſo undankbar und thöricht handelten? Wem zum Beiſpiele mehr daran liegt, recht ſchönes Vieh in ſeinem Stalle zu haben, als den Willen Gottes zu thun — wer an einem großen Haufen Gold mehr Freude hätte, als an Gott — der erhebt dieſe Dinge in ſeinem Herzen auch über Gott. Er treibt damit Abgötterei, wenn er gleich mit dem Munde anders ſpricht. Hüten wir uns vor dieſer Abgötterei des Herzens!

Moſes wußte von Allem, was das Volk gethan hatte, noch nichts. Allein Gott, der alles Böſe ſieht und ſtraft, ſprach zu ihm: „Geh hinunter, von dem Berge! Dein Volk, das du aus Aegypten geführt haſt, hat geſündigt. Schnell ſind ſie von dem Wege abgewichen, den Ich ihnen gezeigt habe. Sie haben ſich ein Kalb gegoſſen, und beten es an. Ich ſehe wohl, ſie ſind ein halsſtärriges Volk! Und nun laß Mich; Ich will ſie vertilgen. Dich aber will Ich zum Stammvater eines noch größern Volkes machen.“

Moſes flehte und bat: „Ach, Herr! warum ſollteſt Du ſo zürnen über Dein Volk, das Du mit ſo großer Kraft und Stärke aus Aegypten geführt haſt! Da würden ja die Aegypter ſagen: Zu ihrem Verderben hat Er ſie aus Aegypten geführt, damit Er ſie in dem Gebirge ermorde, und von dem Erdboden vertilge. Zürne nicht mehr, und vergieb Deinem Volke ſeine große Sünde! Gedenke an Deine Diener, Abraham, Iſaack und Jakob! Du haſt es ihnen ja verſprochen und geſchworen: „Ich will eure Kinder vermehren, wie die Sterne des Himmels, und das ganze Land, das Ich ihnen verheißen habe, will Ich ihnen geben, und ſie ſollen es beſitzen auf immer!“ Gott erhörte den Moſes, daß Er das Volk nicht vertilgte, ſondern es auf eine andere Weiſe beſtrafen wollte.

Moſes ſtieg mit den zwei Geſetztafeln vom Berge herunter. Als er näher zum Lager hinkam, und das Kalb und den Tanz um das Kalb ſah, entſetzte er ſich, ergrimmte vor Zorn, und warf in ſeinem großen Eifer die Tafeln unten an den Berg hin, daß ſie zerbrachen. Er ergriff das Kalb, zerſchmolz, zermalmte und zerſtäubte es, und ſprach zu Aaron: „Was hat dir dieſes Volk gethan, daß du ihm eine ſo große Sünde vollbringen halfeſt?“ Alle, die ſich ihm widerſetzten und von der Abgötterei mit dem goldenen Kalbe nicht ablaſſen wollten, ließ er mit dem Schwerte tödten. Viele Tauſende kamen um.

Darauf ſagte Moſes zu dem Volke: „Ihr habt eine ſchreckliche Sünde gethan. Doch will ich nun hinauf gehen auf den Berg, und ſehen, ob ich Gott wegen euer Miſſethat vielleicht noch verſöhnen könne.“ Er ging auf den Berg und ſprach zu Gott; „Ach, das Volk hat eine ſchreckliche Sünde begangen! Vergieb ihm doch dieſe Sünde! Wo nicht — ſo tilge lieber mich aus von der Zahl der Lebendigen, die Du in Deinem Buche eingeſchrieben haſt.“ Gott ſprach: „Denjenigen werde Ich aus meinem Buche austilgen, der wider Mich ſündiget. Geh hin, und führe das Volk, wohin Ich dir geſagt habe. Es wird aber der Tag ſchon kommen, an dem Ich ſie für dieſe Sünde beſtrafen werde.“ Auch ſprach Gott zu Moſes: „Haue dir zwei ſteinerne Tafeln, wie die vorigen, und Ich will die Worte darauf ſchreiben, die auf den Tafeln ſtanden, die du zerbrochen haſt.“

Welch einen unüberwindlichen Abſcheu hatte Moſes gegen Abgötterei! Wie voll Vertrauen betete er zu Gott! Wie innig und herzlich liebte er ſein Volk, für das er bereit war zu ſterben! O möchten wir auf Gott vertrauen, das Böſe haſſen, und die Menſchen lieben, wie Moſes!

37. Anordnung des öffentlichen Gottesdienſtes.

Auf Befehl Gottes ordnete Moſes den öffentlichen Gottesdienſt an. Weil die Iſraeliten auf ihrer Reiſe durch die Wüſte, und in den erſten Zeiten ihres Aufenthaltes im gelobten Lande keinen Tempel bauen konnten, ſo errichtete Moſes ein großes, prächtiges Gezelt, das gleichſam ein tragbarer Tempel war. Alles Holz daran war mit Gold überzogen, die ſchönen Teppiche, die das Zelt bekleideten, waren von blendend weißer und himmelblauer, purpurrother und ſcharlachrother Farbe. Ein weiter Raum rings umher, der dem Zelte zum Vorhofe diente, wurde anſtatt der Mauern mit ausgeſpannter weißer Leinwand umgeben, die an Säulen befeſtigt war. Alle Säulen waren mit geſchlagenem Silber überzogen, oben mit ſilbernen Kronen geziert, und unten mit ehrnen Fußgeſtellen verſehen. Dieſes ſchöne Gezelt gewährte in der traurigen Wüſte den freundlichſten Anblick.

Moſes ließ ferner eine Lade von Holz machen, die Geſetztafeln darin aufzubewahren, einen Tiſch, die Opferbrode darauf zu legen, und einen Altar zum Rauchopfer; Lade, Tiſch und Rauchaltar waren ganz mit dem feinſten Golde überzogen, und an den vier Ecken mit goldenen Ringen verſehen, damit man ſie bequem tragen könne; ſogar die Stangen, die man durch die Ringe ſchob, ließ er mit Gold überziehen. Auch ließ er einen großen Leuchter mit ſieben Lampen von purem Golde gießen, ferner einen tragbaren großen Altar zu den Brandopfern verfertigen, der nebſt den Ringen und Tragſtangen mit Erz überzogen war.

Nachdem alle Geräthſchaften, die zum Gottesdienſte gehörten, fertig geworden, wurden ſie folgender Weiſe aufgeſtellt: Der Eingang zum Vorhofe war mit einem ſchönen farbigen Vorhange bedeckt. Vor dem Zelte, in Mitte des Vorhofes, ſtand der eherne Altar, auf dem die Brandopfer zu entrichten waren. Auch den Eingang zum Zelte bedeckte ein ſchöner Vorhang von weißer und himmelblauer, purpurner und ſcharlachrother Farbe. In dem Zelte, indem es dunkel war, ſtand der hohe Leuchter mit den ſieben brennenden Lampen, und auf einer Seite deſſelben der goldene Opfertiſch und auf der andern der goldene Rauchaltar. Ein dritter Vorhang, der prächtig geſtickt war, verhüllte das Innerſte des Zeltes. Hieher wurde die Lade mit den zwei Geſetztafeln gebracht, auf der ſich zwei goldene Cherubim in anbetender Stellung befanden, den Ort zu bezeichnen, wo Gott zu Moſes redete. Weil durch den öffentlichen Gottesdienſt und das Geſetz, zwiſchen Gott und den Iſraeliten ein Bund geſtiftet werden ſollte, ſo nannte man die Lade mit den Geſetztafeln die Bundeslade und das Gezelt die Stiftshütte.

Alle dieſe gottesdienſtlichen Gebräuche hatten eine ſinnbildliche Bedeutung, weil wir Menſchen etwas Sichtbares haben müſſen, das uns an das Unſichtbare erinnere. Die Brandopfer von geſchlachteten Thieren deuteten darauf, daß wir unſere ſinnlichen Neigungen abtödten und Gott zum Opfer bringen ſollen. Das Rauchopfer iſt ein Sinnbild des Gebetes, das ſich gleich dem Weihrauche zum Himmel erheben ſoll. Die Opferbrode erinnern, daß wir alle Nahrung des Leibes und der Seele von Gott haben. Die ſieben leuchtenden Lampen deuten an, daß alle Erleuchtung von Gott komme. Dieſe Vorbilder gingen im neuen Bunde ihrem ganzen Sinne nach in Erfüllung.

Zum Hohenprieſter wurde Aaron von Gott berufen, und nach Gottes Anordnung mit prieſterlicher Kleidung angethan, die überaus ſchön und prächtig war. Er trug ein langes Kleid von weißer Seide, das faſt bis zur Erde reichte, und unten mit goldenen Granatäpfeln und goldenen Glöcklein geziert war, das Oberkleid, das bis an die Knie reichte, war von Goldſtoff, und mit purpurner und anderer ſchön gefärbter Seide durchwebt. Auf dem Haupte trug er nach morgenländiſcher Art einen Kopfbund, an dem ſich über der Stirne ein goldener Schild befand mit den Worten: „Dem Herrn heilig.“ Auch auf der Bruſt trug er an zwei goldenen Ketten einen goldenen Schild mit den Worten: „Licht und Recht.“ Dieſer Schild war mit zwölf koſtbaren Edelſteinen von zwölferlei Farben geziert, und die Namen der zwölf Volksſtämme, die von den zwölf Söhnen Iſrael abſtammten, waren darauf eingegraben. Alles dieſes deutete an: Die Prieſter ſollen dem Herrn heilig ſeyn; Licht und Recht ſollen von ihnen treu bewahrt, und ſtandhaft vertheidigt, und unter den Menſchen verbreitet werden; Wahrheit und Heiligkeit ſollen ihnen über Alles gehen, ſie ſollen die ihnen anvertrauten Seelen höher als Edelſteine ſchätzen und ſie gleichſam am Herzen tragen.

Aaron wurde nun noch von Moſes mit geweihtem Oele zum Hohenprieſter geweiht und geſalbt. Als Aaron das erſte Opfer entrichten ſollte und alles Volk verſammelt war, bedeckte eine Wolke die Stiftshütte; als er das Opfer auf den Altar gelegt hatte, brach Feuer aus der Wolke und verzehrte das Opfer. Alles Volk ſah es, jubelte vor Freude, fiel auf das Angeſicht nieder, dankte Gott und betete Ihn an.

Freude, Ehrfurcht, Dank und Anbetung ſind die Empfindungen, mit denen wir allezeit bei dem Gottesdienſte vor dem Altare des Herrn erſcheinen ſollen.

Auch Aarons Söhne, Nadab und Abiu, Eleazar und Ithamar wurden zu Prieſtern geweiht. Gott hielt ſehr ſtrenge darauf, daß alle gottesdienſtlichen Anordnungen genau befolgt wurden. Nadab und Abiu ſollten einmal das Rauchopfer darbringen. Sie wußten wohl, daß man die Glut dazu nur von dem Altare der Brandopfer nehmen dürfe, worauf immer Feuer brannte. Allein aus jugendlichem Leichtſinne nahmen ſie anderswoher Glut von gemeinem Feuer, und traten damit in die Stiftshütte — da brach aus dem Heiligthume, wo die Bundeslade ſtand, Feuer hervor und tödtete ſie. So nachdrücklich zeigte Gott, daß wir uns Ihm, dem Allerheiligſten — nur mit heiliger Ehrfurcht nahen dürfen.

58. Kore, Dathan und Abiron.

Aaron und ſeine Söhne waren aus dem Stamme Levi, aus dem, nach Gottes Anordnung, der Hoheprieſter und die übrigen Prieſter gewählt wurden; die andern Nachkommen Levis, Leviten genannt, hatten bei der Stiftshütte und den Opfern nur geringere, untergeordnete Dienſte zu leiſten. Kore, Dathan und Abiron waren zwar auch aus dem Stamme Levi, aber keine Prieſter. Sie beneideten daher Aaron und ſeine Söhne, und ſagten: „Alle in der ganzen Gemeinde ſind dem Herrn geheiligt, und der Herr iſt mit ihnen; warum erhebet ihr euch über das Volk des Herrn?“ Zweihundert fünfzig angeſehene Männer hielten zu den Aufrührern. Alle hatten ſich bereits Rauchfäſſer machen laſſen, um Rauchopfer darzubringen.

Als Moſes dieſes hörte, fiel er auf ſein Angeſicht nieder, betete erſt zu Gott, und ſprach dann zu Kore und ſeiner Rotte: „Morgen wird der Herr euch kund thun, welche Er ſich erwählt hat. Ein jeglicher bringe morgen ſein Rauchfaß, lege Glut und Weihrauch hinein, und entrichte ſein Opfer. Wen der Herr dann erwählet, der ſoll Ihm zum Prieſter geheiliget ſeyn.“

Dathan und Abiron waren nicht zugegen. Moſes ſandte hin, ſie zu ihm zu berufen. Allein ſie ließen ihm ſpottweiſe ſagen: „Wahrlich, du haſt uns ſchön in ein Land geführt, in dem Bäche von Milch und Honig fließen; du haſt uns Aecker und Weinberge in Beſitz gegeben! Willſt du auch noch über uns herrſchen? Wir kommen nicht."

Moſes war nichts weniger als herrſchſüchtig, ſondern vollzog bei Allem, was er that, nur die Befehle Gottes. Er ſuchte dabei keinen zeitlichen Vortheil, und hatte von den Iſraeliten, obwohl ſie ſehr reich an großen Viehheerden waren, nie das Geringſte zum Geſchenke verlangt. Es ſchmerzte ihn, daß Dathan und Abiron ihm ſo ungerechte Vorwürfe machten. Er blickte aber, ohne ihnen ein unfreundliches Wort zu ſagen, blos zu Gott auf und ſprach: „Herr, Du weißt es, daß ich von ihnen nicht einmal einen Eſel genommen, noch einen von ihnen beleidigt habe."

Am andern Morgen kam Kore mit ſeinem Anhange; alle ſtellten ſich zu einer Seite der Stiftshütte, und jeder hielt ſein Rauchfaß in der Hand. Aaron mit ſeinen Söhnen trat zur andern Seite der Stiftshütte, und auch von ihnen trug jeder ein Rauchfaß. Die Wolke, das Sinnbild der Gegenwart Gottes, erſchien und bedeckte das Zelt. Eine große Menge Volkes hatte ſich verſammelt. Dathan und Abiron aber waren aus Trotz gegen Moſes nicht gekommen.

Da ging Moſes in das Lager. Dathan und Abiron ſtanden unter dem Eingange ihrer Zelten und auch Kore fand ſich wieder bei ſeinem Zelte ein, und ſtellte ſich unter den Eingang. Moſes ſprach auf Befehl Gottes zu dem Volke: „Weichet zurück von den Zelten dieſer Gottloſen, damit ihr nicht auch mit ihnen umkommet. Ihr ſollet jetzt erkennen, daß der Herr mich geſandt hat. Werden dieſe Männer ſterben, wie andere Menſchen, ſo hat mich der Herr nicht geſandt. Wird aber der Herr etwas Neues ſchaffen, und wird die Erde ſich öffnen und ſie verſchlingen, ſo ſollet ihr erkennen, daß ſie den Herrn geläſtert haben.“ Und plötzlich, ſobald Moſes dieſes geſagt hatte, zerriß die Erde unter ihren Füßen und verſchlang ſie mit ihren Zelten, und ſie wurden lebendig begraben. Im nämlichen Augenblicke brach Feuer aus der Wolke hervor, und tödtete die zweihundert fünfzig Männer, die bei der Stiftshütte ſtanden, und das Rauchopfer darbringen wollten.

Auf Befehl Gottes mußte der Prieſter Eleazar, Aarons Sohn, die zweihundert fünfzig Rauchfäſſer auf der Brandſtätte ſammeln, ſie zu Platten ſchlagen und an den ehernen Altar heften, zum augenſcheinlichen Beweiſe und ſtetem Andenken, wie Gott Diejenigen ſtrafe, die ſich der geiſtlichen oder weltlichen Obrigkeit widerſetzen, oder ſich unbefugt in geiſtliche Angelegenheiten einmiſchen.

Gott zeigte nun auf eine recht liebliche Art, wen Er zum hohen Prieſter erwählt habe. Moſes mußte die Fürſten der zwölf Stämme berufen, auf den Stab eines jeden Fürſten den Namen des Stammes, auf den Stab Aarons aber den Namen des Stammes Levi ſchreiben, und ſämmtliche Stäbe in das Heiligthum der Stiftshütte tragen. Als Moſes am andern Morgen wieder hinein ging — ſieh, da grünte der Stab Aarons, der von dem Holze eines Mandelbaumes war, und hatte Blätter, Blüthen und Früchte getrieben! Moſes trug alle Stäbe heraus und gab jedem Fürſten ſeinen Stab zurück. Den Stab Aarons aber legte Moſes auf Gottes Befehl in die Bundeslade, um ihn da aufzubewahren, als ein Zeichen, der Herr habe den Aaron zum Hohenprieſter und den Stamm Levi zum Altardienſte auserſehen.

Dieſes Wunder an dem Stabe, der Blätter, Blüthen und Früchte trug, zeigt ſehr ſchön und klar, der Prieſterſtand ſey von Gott eingeſetzt. Der Stab Aarons kann als ein liebliches Sinnbild betrachtet werden, der Hirtenſtab in der Hand geiſtlicher Hirten ſoll kein dürrer Stab ſeyn, ſondern grünen, blühen und Früchte tragen.

39. Die Wachteln.

Bald entſtanden unter den Iſraeliten wieder neue Unruhen. Das Himmelbrod war ihnen nicht mehr gut genug, ſondern es gelüſtete ſie nach andern Speiſen. Sie ſaßen vor ihren Hüttenthüren, und weinten und heulten, wie ungezogene Kinder. „Wer wird uns Fleiſch zu eſſen geben! ſchrien ſie. O, wir gedenken wohl noch der Fiſche, die wir in Aegypten umſonſt aßen, und der Kukummern, der Melonen, der Zwibeln, des Lauches und Knoblauches. Nun aber zehren wir ganz ab, denn unſere Augen ſehen nichts mehr, als das Manna.“

Moſes war über dieſen Undank ſehr betrübt und klagte ſein Elend Gott. Gott ſprach zu ihm: „Sag' dem Volke: Euer Weinen iſt vor den Herrn gekommen, und der Herr wird euch Fleiſch geben — nicht blos auf ein paar Tage, ſondern einen ganzen Monat lang, bis es euch zum Eckel wird, und euch davor grauet. Und dies wird Er darum thun, weil ihr den Herrn, der unter euch iſt, verworfen und geſagt habt: Warum ſind wir aus Aegypten gegangen.“

Moſes antwortete: „Sechsmal hundert tauſend Mann Fußvolk ſind es, unter denen ich bin — und Du ſprichſt: Ich will ihnen Fleiſch geben, daß ſie einen ganzen Monat lang daran zu eſſen haben? Da wären ja ganze Heerden von Ochſen und Schafen nöthig, bis ſie alle genug hätten! Ja, man dürfte wohl alle Fiſche des Meeres zuſammen fangen, bis alle dieſe Leute ſatt würden.“ Gott ſprach: „Iſt denn der Arm des Herrn verkürzt? Du ſollſt ſehen, ob Mein Wort erfüllt werde oder nicht.“

Auf Gottes Befehl erhob ſich ein Wind, und führte eine ungeheuer große Menge Wachteln über das Meer her. Die ganze Wüſte wurde eine Tagreiſe breit rings um das Lager herum damit überdeckt. Kaum zwei Ellen hoch flogen ſie über der Erde. Das Volk machte ſich darüber her, und fing den ganzen Tag, die ganze Nacht und noch den folgenden Tag die Wachteln zuſammen. Sie bekamen eine unzählige Menge.

Als ſie aber das Fleiſch noch nicht ganz aufgezehrt, und es, ſo zu ſagen, noch zwiſchen den Zähnen hatten — zeigte ſich die Strafe Gottes. Sie hatten zu viel und zu gierig gegeſſen; davon wurden ſie krank, und ſtarben der Menge nach dahin. Den Ort, wo man das lüſterne Volk begrub, nannte man — die Gräber der Lüſternheit.

Gott kann böſe Menſchen kaum ſchrecklicher ſtrafen, als wenn Er ihnen ihren Willen läßt. *Lüſternheit*, ungeordnete ſtrafbare Luſt nach ſeltenen Speiſen und Getränken, *Unmäßigkeit* im Eſſen und Trinken, die Befriedigung ſchändlicher Begierden hat ſchon viele junge Leute in ein frühes Grab gebracht, und man hätte ihnen die nämliche Grabſchrift ſetzen können: „Hier iſt das Grab der Lüſternheit.“ Ihr Kinder und ihr Erwachſene, denkt an die Gräber der Lüſternheit, und ſeyd mäßig und nüchtern — und haltet euch in Allem an den Willen Gottes.

60. Die Kundſchafter.

Das Volk Iſrael zog immer weiter fort in der Wüſte, und kam endlich an die Gränze des Landes Kanaan. Moſes wählte nun Joſue und Kaleb und noch zehn andere der angeſehenſten Männer unter den Iſraeliten aus, und ſchickte ſie hin, das Land auszukundſchaften. Nach vierzig Tagen kamen ſie wieder zurück, und traten vor Moſes und Aaron. Joſue und Kaleb erzählten ihnen und dem ganzen Volke: „Wir waren in dem Lande, wohin ihr uns geſchickt habt. Es iſt wahrhaft ein Land, das von Milch und Honig fließt. Da ſeht nur einmal die Früchte, die es hervorbringt!“ Sie hatten Feigen, Granatäpfel und eine große Traube mitgebracht, die zwei von ihnen an einer Stange trugen.

Die andern zehn Männer widerſprachen aber dem Joſue und Kaleb, und verbreiteten allerlei Lügen über die Beſchaffenheit des Landes. „Das Land, in dem wir waren, ſagten ſie, iſt ein böſes

Land. Es frißt ſeine Einwohner auf, ſo rauh und ungeſund iſt es. Die Städte ſind groß, und bis an den Himmel vermauert. Es wohnen lauter Rieſen darin. Wir waren gegen ſie ſo klein, wie gegen uns die Heuſchrecken.“

Da fing das ganze Volk an zu weinen und zu ſchreien, und weinte und ſchrie die ganze Nacht hindurch. Alle Kinder Iſraels murrten gegen Moſes und Aaron, und ſagten: „O wären wir doch in Aegypten geſtorben, oder kämen wir doch jetzt noch in dieſer Wüſte um! Der Herr führe uns doch nicht in dieſes Land, damit wir und unſere Weiber nicht durch das Schwert umkommen, und unſere Kinder nicht dem Feinde zum Raub werden. Es iſt beſſer für uns, wir ziehen wieder nach Aegypten. Auf! laßt uns einen Anführer wählen und wieder dahin ziehen.“

Moſes und Aaron fielen vor den Augen des ganzen Volkes auf die Knie und auf das Angeſicht nieder und flehten zu Gott um Hülfe und beteten für das Volk, damit es wieder beſänftiget werde und neuen Muth faſſe. Moſes ſprach zu dem Volke: „Entſetzet euch nicht! Fürchtet euch nicht vor ihnen! Gott wird für euch ſtreiten, wie Er's in Aegypten vor euern Augen gethan hat. Ihr habt ja geſehen, wie Er euch in der Wüſte durch alle Wege, die ihr gewandelt ſeyd, bis hieher gleichſam auf den Armen getragen hat, wie ein Vater ſeinen kleinen Sohn trägt!“

Joſue und Kaleb zerriſſen, wie einſt Jakob bei der Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes Joſeph, vor Entſetzen über die Widerſetzlichkeit des aufrühreriſchen Volkes ihre Kleider und ſprachen: „Wir haben das Land wohl ausgekundſchaftet. Es iſt ſehr gut! Mit der Hülfe Gottes werden wir gewiß hinein kommen. Ja, Er wird es uns geben, das gute Land, das von Milch und Honig trieft. Fallt alſo nicht von dem Herrn ab! Fürchtet euch nicht vor den Bewohnern dieſes Landes! Wie Brod wollen wir ſie aufzehren! Der Herr iſt mit uns! Fürchtet euch nicht vor ihnen!“ Allein alles Zureden war vergebens. Das ganze Volk ſchrie wüthend zuſammen, und wollte Moſes und Aaron, Joſue und Kaleb mit Steinen zu todt werfen.

Aber nun erſchien auf einmal die Herrlichkeit des Herrn — die Wolke, aus der Gott redete — vor den Augen aller Kinder Iſraels. Gott ſprach zu Moſes! „Wie lange ſoll Mich dieſes Volk noch läſtern? Wie lange werden ſie Mir, nach allen den Wundern, noch nicht glauben? Ich will ſie mit der Peſt ſchlagen, und von der Erde vertilgen. Dich aber will ich zum Fürſten eines größern und mächtigern Volkes machen, als dieſes iſt.“

Da ſprach Moſes, dieſer gute Mann, wiewohl die Iſraeliten ihn eben ſteinigen wollten, und Gott ihm ein Königreich antrug: „Ach Herr! wenn Du nun aber dieſes ganze Volk tödten würdeſt, wie Einen Mann — da würden ja die Aegypter und andere Völker der Heiden ſagen: „Der Herr war nicht im Stand, dieſes Volk in das Land hinein zu führen, das Er ihm eidlich verſprochen hat; darum ließ Er es in der Wüſte umkommen. Verherrliche Dich vielmehr, o Herr! und zeige ihnen Deine große Macht! Du haſt ja ſelbſt geſagt: „Der Herr iſt langmüthig und von großer Barmherzigkeit, und vergibt Sünden und Miſſethaten.“ — O! ſo vergib nun, ich bitte Dich darum, dieſem Volke ſeine Miſſethat, nach der Größe Deiner Barmherzigkeit — wie Du ihm vergeben haſt von Aegypten an bis hieher.“

Der Herr ſprach: „Ich habe ihnen vergeben, nach deinem Worte. Augenblicklich werde Ich ſie nicht tödten. Aber ſage ihnen: „So wahr Ich lebe, ſpricht der Herr, Ich will euch thun, wie ihr vor Meinen Ohren geſagt habt. Eure Leiber ſollen in der Wüſte verweſen. Keiner von Allen, die wider Mich gemurrt haben, ſoll das verheißene Land ſehen. Keiner, als Joſue und Kaleb, in denen ein anderer Geiſt iſt, und die Mir treu geblieben ſind. Eure Kinder aber, von denen ihr geſagt habt, ſie werden dem Feinde zum Raube werden, eure Söhne, die jetzt noch nicht wiſſen, was gut oder bös iſt, die will Ich hinein bringen. Sie ſollen das Land beſitzen, das ihr verworfen habt. Vierzig Jahre ſollen ſie in der Wüſte wohnen, bis die Leichname ihrer Väter verweſt ſind. So ſollen die vierzig Tage, in denen ihr das Land ausgekundſchaftet habt, zu vierzig Jahren werden. Ihr ſollt es inne werden, was es ſey, wenn Ich die Hand abziehe. Kehret um, und ziehet zurück in die Wüſte dem rothen Meere zu.“

Die zehn Männer, die mit Joſue und Kaleb das Land ausgekundſchaftet, und das Volk zum Murren verleitet hatten, waren vor aller Augen auf der Stelle des Todes. Alle die ſechsmal hundert tauſend Mann, die aus Aegypten ausgezogen waren, mußten nach und nach in der Wüſte dahin ſterben!

61. Die eherne Schlange.

Die Iſraeliten ließen ſich durch die Strafen, die Gott wegen ihres Undankes und ihrer Widerſpänſtigkeit über ſie hatte kommen laſſen, nicht beſſern. Sie machten es, wie ſo manche Menſchen, die durch ihre eigene Schuld ſich große Leiden zuzogen, allein anſtatt ſie mit Geduld zu übertragen und beſſer zu werden, durch Ungeduld ihre Sündenſchuld vermehren und ſich noch größere Leiden zuziehen.

Der Aufenthalt in der Wüſte war ihnen höchſt zuwider; ſie wurden des beſchwerlichen Umherziehens überdrüßig, und da es ihnen in einer öden, dürren Gegend, Kades genannt, an Waſſer fehlte; ſo brach ihr Verdruß aufs Neue aus, und ſie empörten ſich gegen Moſes und Aaron. Sie rotteten ſich zuſammen und ſprachen: „O daß wir doch umgekommen wären mit unſern Brüdern — mit Kore, Dathan und Abiron und den zehn Kundſchaftern, die der Herr getödtet hat. Warum habt ihr die Gemeinde des Herrn in dieſe Wüſte, an dieſen böſen Ort geführt, wo man weder ſäen noch ärndten kann, wo weder Feigen noch Granatäpfel wachſen, wo es keine Weinſtöcke und nicht einmal Waſſer zum Trinken gibt!“ Sie zankten und tobten ſo heftig, daß Aaron den Muth verlor, und ſelbſt Moſes in ſeinem Vertrauen auf Gott wankte. Gott gab dem Volke abermal Waſſer aus dem Felſen, nachdem Moſes zweimal mit dem Stabe daran geſchlagen hatte. Allein zu Moſes und Aaron ſprach der Herr: „Weil ihr Mir nicht geglaubt und Mich nicht verherrlichet habt vor den Söhnen Iſraels, ſo ſollet ihr auch nicht hinein kommen in das Land, das Ich ihnen geben werde.“

Hier zeigte Gott ſogar an Moſes, dieſem

großen, frommen Manne, daß Er auch das geringſte Böſe verabſcheue, und es auch an den edelſten Menſchen nicht ungeſtraft laſſe.

Dem aufrühreriſchen Volke blieb aber die Strafe auch nicht aus. — Da Gott ſie nicht auf der Stelle ſtrafte, ſo wurden ſie nur um ſo widerſpänſtiger. Da ſie keinen Mangel mehr an Waſſer hatten, ſo wurden ſie mit dem Himmelbrode, das doch ſo wohlſchmeckend war und ſie hinreichend nährte, aufs Neue unzufrieden. Sie verfielen in ihre alten Klagen, murrten gegen Gott, und ſprachen zu Moſes: „Warum haſt du uns aus Aegypten geführt? Wir müſſen in dieſer Wüſte umkommen, wo es weder Brod noch Waſſer gibt. Unſrer Seele eckelt vor dieſer ſchlechten Speiſe — dem Manna.“

Da ließ Gott giftige Schlangen unter das Volk kommen, deren Biß wie Feuer brannte, und die man deßhalb feurige Schlangen nannte. Viele wurden gebiſſen und ſtarben. Alle erkannten, daß Gott dieſe Strafe wegen ihrer Sünden über ſie habe kommen laſſen, und ſprachen zu Moſes: „Wir haben geſündigt, daß wir gegen den Herrn und gegen dich geredet haben. Bitte für uns, daß Er dieſe Schlangen von uns hinweg nehme.“

Moſes flehte für ſie zu Gott, und Gott erbarmte ſich ihrer. Er wollte ihnen aber recht augenſcheinlich zeigen: Er, der Herr, der die Sünder ſtraft, verzeihe den reumüthigen Büßern. Er allein könne den Sünder vom Untergange retten. Er ſprach daher zu Moſes: „Mache eine Schlange von Erz, und errichte ſie zu einem Zeichen, wer immer gebiſſen wird, und ſie anſieht, ſoll leben.“ Moſes machte eine eherne Schlange, und erhöhte ſie an einem Pfahle mitten im Lager zu einem Zeichen, und Alle, die gebiſſen wurden und ſie anſahen, wurden augenblicklich geheilt.

Das Anſchauen der Schlange aber hätte den Verwundeten und Sterbenden nichts geholfen, wenn ſie keine Reue über ihre Sünden und kein Vertrauen zu Gott in ihrem Herzen gehabt hätten. Der barmherzige Gott rettete ſie vom Tode — wegen ihrer Reue und ihres Vertrauens.“

Dieſe Begebenheit hat aber noch eine höhere, ſinnbildliche Bedeutung. Die giftigen Schlangen erinnern an jene Schlange im Paradieſe, durch welche die Menſchen zur Sünde verleitet, und gleichſam von tödtlichem Schlangengifte angeſteckt wurden; die eherne Schlange deutet auf jene große Rettung hin, durch welche das ganze Menſchengeſchlecht von der Sünde und ihren ſchrecklichen Folgen erlöst werden ſollte.

62. Moſes letzte Reden.

Moſes wurde hundert und zwanzig Jahre alt. Der Glanz ſeiner Augen hatte nicht abgenommen;

er hatte noch das blühende Ausſehen eines Jünglings, und ſeine Kraft hatte ihn nicht verlaſſen. Allein er bedachte dennoch, daß er bei dieſem hohen Alter bald ſterben werde; er verſammelte noch einmal das ganze Volk Iſrael, nahm von Allen Abſchied, und redete ihnen — recht wie ein ſterbender Vater ſeinen Kindern — noch einmal an das Herz.

„Seht, ſagte er unter vielem Andern, ich muß in dieſer Wüſte ſterben, und werde nicht über den Jordan gehen; ihr aber werdet hinüber gehen, und das gute Land in Beſitz nehmen. O, ſo bleibt nun dem Herrn, eurem Gott treu!“

„Er hat euch aus Aegypten, dem eiſernen Glutofen, dem Orte eurer Qual, befreit. Eure Väter waren ſiebenzig Seelen, als ſie nach Aegypten hinabzogen; aber nun hat euch der Herr vermehret wie die Sterne des Himmels. Er hat euch durch die große, ſchreckliche Wüſte geführt, wo Alles dürr und ohne Waſſer iſt, wo es Skorpionen gibt, und Schlangen, deren Hauch brennend iſt. Er ſpeiſte euch mit Brod vom Himmel, und ließ für euch aus den härteſten Felſen Waſſerquellen hervorbrechen. Er führt euch nun in das gute Land, das Land voll Quellen und Bäche, wodurch Berge und Thäler erfriſcht werden. Ein Land, wo Weizen und Gerſte, Weinſtöcke und Granatäpfel und Feigenbäume wachſen! Ein Land voll

Oel und Honig; wo ihr Brod genug, und Alles im Ueberfluß haben werdet! So ſeht ihr es ja deutlich, daß euch der Herr erzog, wie ein Vater ſeinen Sohn.“

„O ſo erkennt es nun einmal, und nehmt es zu Herzen: Er, der Herr allein, iſt Gott — oben im Himmel und unten auf der Erde, und außer Ihm iſt kein Gott. Erkennt es nun: Er, der Herr, euer Gott, iſt ein mächtiger und treuer Gott, der ſeine Macht und Treue an Allen beweiſet, die Ihn lieben, und Seine Gebote halten — und Der es denen, die Ihn haſſen, vergilt, und ihnen widerfahren läßt, was ſie verdienen.“

„Sieh! der Himmel, und aller Himmel Himmel, und die Erde und Alles, was darauf iſt, iſt des Herrn, deines Gottes. Er, der Herr dein Gott, iſt ein Herr über alle Herren — mächtig und furchtbar, ein großer Gott, der keine Perſon anſieht, kein Geſchenk nimmt, und Recht ſchafft den Wittwen und Waiſen, und auch die Fremdlinge lieb hat, und ihnen Speis und Trank gibt.“

„Und nun, Iſrael! was fordert dein Gott von dir — als das du Ehrfurcht vor Ihm habeſt, und auf Seinen Wegen wandelſt, und Ihn, deinen Herrn und deinen Gott, liebeſt von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Und dieſes Gebot, das ich euch da gebe, iſt weder zu hoch für euch, noch zu weit von euch entfernt. Es iſt nicht im Himmel droben, daß ihr ſagen könntet, wer von uns ſteigt da hinauf, und bringt es herunter, damit wir es hören und erfüllen können! Es iſt nicht über dem Meere, daß ihr vorwenden und ſagen könntet: Wer von uns fährt über das Meer, es zu holen, damit wir es vernehmen und vollbringen mögen? Es iſt dir ganz nahe gelegt — es iſt in deinem Munde und in deinem Herzen, damit du es leicht erfüllen könneſt."

„Bedenkt es nun! Ich lege euch heute Segen und Fluch vor. Den Segen, wenn ihr gehorcht; den Fluch, wenn ihr nicht gehorcht! Ich nehme heute Himmel und Erde zu Zeugen, daß ich euch Leben und Tod, Fluch und Segen vorgelegt habe. So wählet nun das Leben! Liebet den Herrn, euern Gott, höret Seine Stimme und hanget Ihm an; denn Er iſt euch euer Leben und die Verlängerung eurer Tage. So werdet ihr das Land, daß Er euren Vätern Abraham, Iſaak und Jakob verſprochen hat, lange beſitzen."

Was kann man dieſen letzten Reden des ſterbenden Moſes noch weiter beiſetzen, als daß Gott auch noch für uns Ebenderſelbe iſt; und daß — Ihn lieben, Ihm gehorchen — Ihm vertrauen — auch für uns Leben, Heil und Seligkeit iſt.

63. Moſis Tod.

Nachdem Moſes ſeine letzten Reden vollendet hatte, kündete Gott ihm ſeinen nahen Tod an. Moſes ſprach voll Ergebung: „Gott, Du biſt der Herr über das Leben aller Menſchen! Wähle nur einen Mann, der dem Volke vorſtehe, und ihr Herrführer ſey, damit das Volk des Herrn nicht ſey, wie eine Heerde Schafe ohne Hirten.“ Gott ſprach: „Nimm Joſue; er iſt ein Mann voll Geiſtes; ihm übertrage dein Anſehen. Leg ihm deine Hände auf, und ſtell' ihn dem Hohenprieſter und dem ganzen Volke vor. Ihm ſoll das ganze Volk Iſrael gehorchen.“

Moſes that, wie ihm der Herr befohlen hatte, und ſprach zu Joſue: „Sey getroſt und unverzagt! Du wirſt dieſes Volk in das Land, das der Herr ihren Vätern verſprochen hat, hineinführen, und es unter ſie austheilen. Der Herr wird mit dir ſeyn, und Seine Hände nicht von dir abziehen, und dich nicht verlaſſen.“

Die wichtigſte Verheißung, die Moſes noch vor ſeinem Tode dem Volke verkündet, iſt dieſe: „Seht, ſagte er, einen Propheten, wie mich, wird euch der Herr, euer Gott, aus euern Brüdern erwecken. Dem ſollt ihr in Allem Gehör geben, was Er euch immer ſagen wird. Wer Ihn aber nicht hören wird, der ſoll aus dem Volke ausgerottet werden.“ Dieſe Verheißung wurde, wie die weitere Geſchichte zeigt, in der Folge der Zeit herrlich erfüllt.

Gott befahl hierauf dem Moſes, aus der Ebene Moab, wo die Iſraeliten ihr Lager aufgeſchlagen hatten, ſich auf das Gebirg Abarim zu begeben, und den Berg Nebo und den Gipfel dieſes Berges zu beſteigen. „Dort, ſprach Er, wirſt du das Land, das Ich den Söhnen Iſraels gebe, ſchauen, und dort auf dem Berge ſterben, wie Aaron, dein Bruder auf dem Berg Hor, geſtorben iſt — weil ihr zu Kades, wo wegen Waſſermangels ein Aufruhr unter dem Volke entſtand, Mich nicht verherrlichet habt.“

Moſes ſtieg auf den Berg Nebo, und den höchſten Gipfel dieſes Berges, Phasga genannt. Hier konnte man das ganze Land Kanaan mit all ſeinen waldigen Bergen und fruchtbaren Thälern, Städten und Flecken überſchauen, von dem Jordanfluſſe an bis an das Meer, das jetzt das mittelländiſche Meer genannt wird. „Sieh, ſprach Gott zu Moſes, das iſt das Land, daß Ich Abraham, Iſaak und Jakob eidlich verſprochen habe; obwohl du nicht hinein kommeſt, ſo haſt du es doch mit Augen geſehen!“ Durch dieſen herrlichen Anblick verſüßte Gott dem Moſes ſeinen Tod — und gleich darauf entſchlief er, ſanft und ſelig. Wer Gott, dem Herrn, wie Moſes, treu gedienet, und zum Beſten der Menſchen ſo unermüdet gearbeitet hat, ſchläft ſanft ein wie Moſes!

Moſes, dieſer wahrhaft große Mann, der ſchon als Jüngling im Glauben an Gott alle Schätze Aegyptens für nichts achtete, aus Gehorſam gegen Gott und aus Liebe zu ſeinem Volke, ſich unſäglichen Arbeiten, Müheſeligkeiten und Gefahren mit unermüdbarer Geduld unterzog, und noch vor ſeinem Tode die rührendſten Beweiſe ſeiner Ergebung in den Willen Gottes und ſeiner Liebe zu ſeinem, wiewohl rohen, undankbaren Volke an den Tag legte, bleibt für alle Zeiten ein Beiſpiel, was der Glaube an Gott vermöge; wir ſehen da, der lebendige Glaube an Gott ſey die Grundfeſte und Wurzel aller Tugenden.

V.

Geſchichte des Volkes Iſrael

unter

Joſue und den Richtern.

61. Uebergang der Iſraeliten über den Jordanfluß.

Nachdem Moſes geſtorben war, ſprach Gott zu Joſue: „Mache dich auf und ziehe über dieſen Jordan, du und das ganze Volk, in das Land, das Ich den Söhnen Iſraels geben werde. Niemand ſoll dir widerſtehen können alle Tage deines Lebens. Wie Ich mit Moſes geweſen bin, ſo werde Ich auch mit dir ſeyn. Ich will dich nicht verlaſſen, noch von dir weichen. Sey ſtarkmüthig und ſtandhaft, das ganze Geſetz zu halten, und Alles zu vollbringen, was Ich durch Meinen Diener Moſes geboten habe. Weiche weder zur Rechten noch zur Linken davon ab, damit du weiſe ſeyeſt in Allem, was du thuſt. Laß das Buch dieſes Geſetzes immer vor dir ſeyn, betrachte darin Tag und Nacht, damit du Alles beobachteſt und vollbringeſt, was darin geſchrieben ſteht. So wirſt du immer den rechten Weg wandeln und weiſe ſeyn. Fürchte dich nicht, und ſey unverzagt! Denn der Herr, dein Gott, wird mit dir ſeyn in Allem, was du unternehmen wirſt.“

Joſue war bereit, Gott in Allem zu gehorchen, und machte nun Anſtalten, über den Jordan zu gehen. Er ſandte zwei Kundſchafter aus, die Gegend umher und die Stadt Jericho, die nächſte Gränzfeſtung des Landes, zu beſehen. Sie kamen in die Stadt, und kehrten bei einer Gaſtwirthin ein, die Rahab hieß. Rahab ſtand, was die zwei in dieſem Lande fremden Männer nicht wiſſen konnten, in keinem guten Rufe. Allein ſie war bereits zur Erkenntniß des wahren Gottes gekommen, und hatte ihren Sinn geändert. Sie ſprach zu den Männern: „Ich weiß, daß der Herr euch dieſes Land gegeben hat. Denn wir haben gehört, wie der Herr das Waſſer des rothen Meeres vor euch her ausgetrocknet hat, als ihr aus Aegypten gezogen. Der Herr, euer Gott, iſt allein der wahre Gott, oben im Himmel und unten auf Erden.“

Sie nahm die zwei Männer in ihr Haus auf, und bewirthete ſie. Allein man hatte die Fremden bereits in der Stadt bemerkt, und dem Könige zu Jericho geſagt: „Sieh, es ſind Männer von den Söhnen Iſraels herein gekommen, das Land auszukundſchaften.“ Der König ſandte ſogleich Leute aus, die Männer aufzuſuchen. Rahab verbarg die zwei Männer unter den Flachsſtängeln, die auf dem flachen Dache ihres Hauſes aufgehäuft waren. Die Leute des Königs kamen an ihr Haus und ſprachen: „Gieb die Männer heraus, die du in deinem Hauſe beherbergeſt; denn ſie ſind gekommen, das Land auszukundſchaften.“ Rahab aber verrieth die zwei Männer nicht; ſie ſagte: „Ich bekenne, daß ſie zu mir gekommen ſind; allein als es dunkel wurde, gingen ſie, gerade bevor man das Thor ſchloß, wieder zur Stadt hinaus. Jaget ihnen eilig nach, ſo werdet ihr ſie einholen.“

Sobald die Diener des Königs fort waren, flocht ſie aus rothem Garn, das ſie eben vorräthig hatte, ein Seil, um die zwei Männer daran aus einem Fenſter herab zu laſſen, und ihnen aus der Stadt zu helfen. Denn ihr Haus war an die Stadtmauer gebaut. Sie ging nun zu den zwei Männern hinauf, und ſprach zu ihnen: „Schwöret mir bei dem Herrn: wie ich jetzt euch Barmherzigkeit erweiſe, ſo wollet auch ihr mir Barmherzigkeit erweiſen, und, wenn ihr die Stadt erobert, mich, meinen Vater und meine Mutter, meine

Brüder und Schweſtern vom Tode erretten.“ Die Männer verſprachen ihr das eidlich und ſagten: „Wenn wir in das Land kommen, ſo binde du das rothe Seil, woran du uns herab laſſen willſt, an das Fenſter, und verſammle die Deinigen, deinen Vater und deine Mutter, deine Brüder und Schweſtern und deine ganze Verwandtſchaft in deinem Hauſe. Wenn Einem von ihnen Allen ein Leid begegnet, ſo ſoll ihr Blut über uns kommen.“ Rahab gab ihnen noch den Rath: „Flüchtet euch in das Gebirg, und verbergt euch dort. Die Leute, die euch ſuchen, möchten ſonſt, wenn ſie zurückkehren, euch begegnen.“ Hierauf ließ ſie die Männer an dem Seile hinab. Die beiden Männer befolgten ihren Rath, verbargen ſich in dem Gebirge, bis ihre Verfolger in die Stadt zurückgekehrt waren, ſtiegen dann herab, gingen über den Jordan zurück, kamen glücklich bei Joſue in dem Lager an, und erſtatteten ihm über Alles treuen Bericht.

Am folgenden Morgen ſehr frühe befahl Joſue, aus dem Lager aufzubrechen und ſprach zu dem Volke: „Tretet herbei, und höret das Wort des Herrn, eures Gottes. Ihr ſollet jetzt erkennen, daß der Herr, der lebendige Gott, unter euch iſt, und die Einwohner dieſes Landes vor euch her vertreiben werde. Wann die Prieſter, welche die Bundeslade Gottes, des Herrn der ganzen Erde, vor euch her tragen, mit ihren Fußſohlen das Waſſer des Jordans berühren werden, ſo wird das Waſſer zu eurer Rechten, das von oben kommt ſtill ſtehen und hoch anſchwellen; das Waſſer zu eurer Linken aber wird abnehmen und abfließen.“ Als die Prieſter in den Jordan traten, ſtand der Fluß plötzlich ſtill, und die Waſſer, die von oben kamen, thürmten ſich hoch auf, wie ein Berg; das übrige Waſſer aber floß ab, und es erſchien der trockene Grund. Die Prieſter mit der Bundeslade gingen mitten hinein, und blieben auf dem trockenen Grunde ſtehen, und alles Volk, dem eine mehrere Meilen breite Straße geöffnet war, ging eilig und freudig hinüber.

Joſue aber wählte von den zwölf Stämmen Iſraels zwölf Männer aus, und befahl ihnen, aus dem Grunde des Fluſſes zwölf große Steine zu nehmen, und ſie heraus an das Ufer zu tragen, um ſie zu einem Denkmahle zu errichten. Als alles Volk hindurch gezogen war, befahl Joſue den Prieſtern, welche die Bundeslade trugen, heraus an das Ufer zu treten. Da fing das Waſſer des Fluſſes wieder an zu fließen, und floß wie zuvor zwiſchen ſeinen Ufern.

Joſue errichtete die zwölf Steine zu einem Denkmahle und ſprach zu dem Volke: „Wenn eure Söhne künftig ihre Väter fragen werden: Was bedeuten dieſe Steine? ſo ſollet ihr ſie unterrichten und ihnen ſagen: „Auf trockenem Boden iſt Iſrael durch dieſen Jordan gezogen. Der Herr hat das Waſſer ausgetrocknet, bis ſie hinüber gezogen waren, wie Er ehevor am rothen Meere gethan hat, damit alle Völker die große Macht des Herrn erkennen lernen, und damit auch ihr zu allen Zeiten gegen den Herrn, euren Gott, heilige Ehrfurcht haben möget.“

65. Eroberung der Stadt Jericho.

Die Iſraeliten hatten eine große Freude, das Land jenſeits des Jordans, das Gott ihren Vätern, Abraham, Iſaak und Jakob verheißen hatte, erreicht zu haben. Das Land hatte einen Ueberfluß an Korn. Das Manna hörte deßwegen auf. Denn Gott thut kein Wunder, wenn der Menſch natürliche Mittel vorfindet, ſich zu helfen. — Es war eben die Zeit des Oſterfeſtes. Sie bereiteten ungeſäuerte Brode und feierten das Feſt mit zweifacher Freude, da ſie der Herr eben ſo wunderbar durch den Jordan geführt hatte, wie ehemals ihre Väter durch das rothe Meer.

Gott befahl nun dem Joſue, mit dem Heer gegen die Stadt Jericho vorzurücken. Joſue that es, und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Der König und die Einwohner hatten wohl geſehen, wie wunderbar Gott die Iſraeliten durch den Jordan geführt hatte. Es kam ſie auch eine große Furcht an. Allein ſie wollten ſich dem Herrn doch nicht unterwerfen. Sie verſchloſſen und verwahrten die Stadt, und ließen Niemand hinein noch hinaus gehen. Sie trotzten auf die Feſtigkeit ihrer Mauern, und ſtanden gerüſtet und bereit zum Kampfe.

Joſue ließ ihnen Bedenkzeit. Die Prieſter mußten auf Befehl Gottes, ſieben Tage nach einander, jeden Tag einmal, mit der Bundeslade um die Stadt ziehen; am ſiebenten Tage aber ſiebenmal, und ſieben Prieſter mußten dabei die Poſaunen blaſen. Das Kriegsheer folgte ihnen in einem langen Zuge, der um die ganze Stadt reichte. Bevor ſie am ſiebenten Tage das ſiebente Mal um die Stadt zogen, ſprach Joſue: „Wann die Poſaunen erſchallen werden, ſo erhebet das Kriegsgeſchrei; denn der Herr wird euch die Stadt geben.“ Die Poſaunen erſchollen und das Heer erhob das Kriegsgeſchrei — und plötzlich ſtürzten die Mauern der Stadt ein. Die Kriegsmänner, die in einem weiten Kreiſe rings um die Stadt ſtanden, drangen, jeder an der Stelle, die ihm die nächſte war, hinein und eroberten die Stadt.

Rahab vergaß nicht, das rothe Seil, an dem ſie die zwei Kundſchafter herabgelaſſen hatte, um ihnen das Leben zu retten, an das Fenſter zu binden, und alle ihre Angehörigen in ihrem Hauſe zu verſammeln. Die zwei Männer gingen auf

Joſue's Befehl in das Haus, und führten Rahab, ihre Aeltern und Geſchwiſter, und alle ihre Angehörigen heraus, und brachten ſie nebſt all ihrem Hausgeräthe in Sicherheit. In der Folge wurde Rahab unter die Kinder Iſraels aufgenommen, und von ihr ſtammten ſogar die künftigen Könige des Volkes Iſrael ab.

Sogleich in der erſten Begebenheit des furchtbaren Vertilgungskrieges, der gegen das Land Kanaan geführt wurde, ſehen wir, daß nicht alle Einwohner ohne Unterſchied umkamen. Rahab, wiewohl ſie eine Sünderin geweſen, wurde mit den Ihrigen verſchont, weil ſie ihren Sinn änderte, an Gott glaubte, Ihm gehorchte, den zwei Männern das Leben rettete, und ein Verlangen hatte, unter die Anbeter des einzig wahren Gottes aufgenommen zu werden. Die Einwohner von Jericho hatten gehört, welche große Wunder Gott in Aegypten gethan, und hatten mit Augen geſehen, wie wundervoll Er die Iſraeliten durch den Jordan geführt; allein ſie wollten Ihn dennoch nicht als den Herrn Himmels und der Erde erkennen; ſie hatten ſich noch vieler anderer Laſter und Verbrechen ſchuldig gemacht, blieben verſtockt wie Pharao und die Aegypter, und wurden deßhalb ebenſo dafür von Gott beſtraft. Die Strafe Gottes mußte nach dem Willen Gottes an ihnen von den Iſraeliten vollzogen werden, damit dem

Volke Iſrael der tiefſte Abſcheu gegen Abgötterei und Unglauben, gegen Sünde und Laſter eingeprägt werde.

66. Eroberung der Stadt Hai.

Joſue ſandte von Jericho Männer aus, die Stadt Hai und das Land umher auszukundſchaften. Die Kundſchafter kamen zurück, und ſprachen zu Joſue: „Laß nicht das ganze Heer ausziehen gegen dieſe Stadt; zwei bis drei tauſend Mann ſind genug, ſie einzunehmen. Es iſt nicht der Mühe werth, daß gegen ſo Wenige das ganze Volk ausziehe.“ Joſue ſandte drei tauſend ſtreitbare Männer dahin. Der König von Hai und ſeine tapferſten Männer rückten ihnen muthig entgegen. Allein ſo bald die Iſraeliten ſie erblickten, flohen die Iſraeliten vor ihnen. Die Feinde verfolgten und zerſtreuten ſie. Aller Muth war von den Iſraeliten gewichen und wie Waſſer zerfloſſen.

Joſue entſetzte ſich, fiel bei der Bundeslade vor dem Herrn auf ſein Angeſicht nieder und ſprach: „Mein Herr und Gott, was ſoll ich ſagen, da ich Iſrael fliehen ſehe vor ſeinen Feinden? Die Kananiter und alle Einwohner des Landes werden es hören, ſich zuſammen rotten, uns umringen, und unſern Namen von der Erde vertilgen. Was willſt Du nun thun, Deinen großen Namen zu verherrlichen?“

Der Herr offenbarte dem Joſue, daß in Iſrae ein großes Verbrechen begangen worden. „Ich werde, ſprach Er, hinführo nicht mehr mit euch ſeyn, bis ihr Denjenigen vertilgt, der ſich dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht hat.“ Gott befahl dem Joſue, über die Stämme, die Verwandtſchaften und die einzelnen Familienväter das Loos werfen zu laſſen, das dann auf den Schuldigen fallen werde; der Verbrecher und ſeine Mitſchuldigen ſollen dann geſteinigt, und mit all ihrer Habe verbrannt werden.

Am folgenden Morgen berief Joſue die zwölf Stämme Iſraels, ließ ſie vor der Bundeslade das Loos werfen, und das Loos fiel auf den Stamm Juda. Joſue ordnete dieſen Stamm nach ſeinen Verwandtſchaften, und das Loos traf die Verwandtſchaft Zabdi. Endlich wurden die einzelnen Familienväter vorgerufen und das Loos traf den Achan.

Joſue, der mit dem erſchrockenen, todtblaſſen Manne Mitleid hatte, ſprach zu ihm: „Mein Sohn, gieb Gott die Ehre und bekenne, was du gethan haſt, und verhehle mir nichts.“ Achan konnte nicht läugnen, das Loos, das von Gott geleitet worden, habe richtig entſchieden. Er bekannte: „Ich habe gegen den Herrn, den Gott Iſraels, geſündigt; ich habe unter der Beute von Jericho einen ſchönen rothen Mantel, zwei hundert

Silberlinge und eine Goldſtange geſehen. Mich gelüſtete darnach, und ich nahm alles dieſes und vergrub es in Mitte meines Zeltes."

Achans That war nicht blos ein Diebſtahl, ſondern, wie wir zu ſagen pflegen, ein Kirchenraub. Denn es war allen Iſraeliten unter Androhung des Fluches geboten, von der Beute an Gold, Silber und Erz nichts für ſich zu nehmen, ſondern Alles zu Unterhaltung des öffentlichen Gottesdienſtes vor der Stiftshütte dem Herrn darzubringen.

Joſue ſchickte einige Männer hin in das Zelt Achans; ſie fanden das Geraubte in der Erde verſcharrt, brachten es, und legten es vor Joſue und allem Volke bei der Bundeslade nieder. Joſue ſprach zu Achan: „Weil du uns betrübt haſt, ſo betrübt der Herr dich wieder." Joſue befahl, den Achan und ſeine Söhne und Töchter, die um den Raub gewußt und daran Theil genommen hatten, in das nächſte Thal zu führen, ſie dort zu ſteinigen, und dann mit all ihrer Habe, nebſt Gold, Silber, und Mantel in das Feuer zu werfen. Es geſchah, und das Thal wurde von der Zeit an Achor, das Thal der Betrübniß genannt.

Der Herr ſprach darauf zu Joſue: „Fürchte dich nicht mehr und ſey unverzagt! Mache dich auf und ziehe mit dem ganzen Kriegsheere gegen die Stadt. Denn ſieh, Ich habe König und

Volk, Stadt und Land in deine Hand gegeben.“ Joſue ließ in der Nacht dreißig tauſend Mann aufbrechen mit dem Befehl, die Stadt zu umgehen, und ſich jenſeits der Stadt im Gebirge zu verbergen. In der Morgendämmerung rückte er ſelbſt mit fünf tauſend Mann im Thal hinauf, und geradezu gegen die Stadt. Der König von Hai und ſein Kriegsheer zogen, voll Stolzes auf ihren letzten Sieg, ihm entgegen. Joſue und ſeine ganze Kriegsſchaar wichen, als fürchteten ſie ſich, und flohen der Wüſte zu. Die Feinde erhoben ein Siegesgeſchrei und verfolgten ſie ſehr weit. Jetzt brachen aber jene dreißig tauſend Mann aus ihrem Hinterhalte hervor, drangen durch die offenen Thore in die Stadt, und zündeten ſie an. Als Joſue und ſeine Leute den Rauch der brennenden Stadt zum Himmel emporſteigen ſahen, wandten ſie ſich, und kämpften nun tapfer gegen den Feind; das Iſraelitiſche Heer, das die Stadt erobert hatte, fiel dem Feinde in den Rücken. Der Feind wurde von beiden Seiten geſchlagen und kein Mann entkam.

Joſue errichtete für dieſen Sieg dem Herrn einen Altar, und brachte ihm Dankopfer dar.

Auch in dieſer Geſchichte zeigte Gott recht augenſcheinlich, daß Er der Herr der Kriegsheere ſey, die Schlachten entſcheide, Sieg verleihe, oder dem Feinde unterliegen mache. Eben ſo nachdrücklich zeigte Er, wie ſehr Er Diebſtahl und beſonders Kirchenraub verabſcheue, und wie Er ein Volk, daß ſolche Verbrechen unter ſich duldete, nicht ungeſtraft laſſen würde.

67. Joſues Sieg über fünf Könige.

Alle Könige von dem Jordan bis an das Meer, ſowohl die in dem Gebirge, als die in dem ebenen Lande herrſchten, verſammelten ſich, und beſchloſſen einmüthig, ſich mit vereinter Macht den Iſraeliten zu widerſetzen. Die Bürger der großen anſehnlichen Stadt Gabaon aber waren darauf bedacht, mit den Iſraeliten Frieden zu machen. Sie hatten gehört, wie es den Städten Jericho und Hai ergangen ſey, und wußten wohl, daß Gott den Iſraeliten das ganze Land geben, und alle Einwohner vor ihnen her vertreiben oder vertilgen wolle. Die Aelteſten der Stadt, hielten es jedoch nicht für ſo leicht, mit den Iſraeliten einen Friedensbund zu Stande zu bringen, und im Lande bleiben zu dürfen. Sie ſannen daher auf eine Liſt. Sie wählten kluge Männer aus, die ſie an Joſue abordnen wollten, und unterrichteten ſie, was ſie zu thun und ihm zu ſagen hätten.

Die Abgeordneten zogen gemäß ihres Auftrags alte Kleider und geflickte Schuhe an, luden alte Säcke mit hartem, verſchimmelten Brode und leere zerriſſene Weinſchläuche mit aufgetrennten

Nähten auf ihre Eſel, kamen in dieſem elenden Aufzuge in das Lager der Iſraeliten, und wurden auf ihr Verlangen vor Joſue geführt. Joſue ſprach zu ihnen: „Wer ſeyd ihr und woher kommt ihr? Wenn ihr aus dieſem Lande kommt, das Gott uns gegeben hat, ſo dürfen wir keinen Bund mit euch ſchließen, euch unter uns wohnen zu laſſen.“ Sie ſagten: „Wir, deine Knechte, haben gehört von der großen Macht des Herrn, deines Gottes, und von Allem, was Er in Aegypten gethan hat, und kommen aus Ehrfurcht gegen Ihn von einem weit entfernten Lande und verlangen, unter Sein Volk aufgenommen zu werden. Sieh, das Brod hier war, als wir aus unſern Häuſern auszogen, neu gebacken und noch warm, jetzt aber iſt es alt und ſchimmlig. Die Weinſchläuche waren, als wir ſie füllten, noch neu; nun aber ſind ſie zerriſſen und aufgetrennt. Auch die Kleider und Schuhe, die wir anhaben, ſind von der langen Reiſe alt und unbrauchbar geworden.“ Joſue glaubte ihnen, machte Frieden mit ihnen, und verſprach ihnen, die Einwohner ihrer Stadt nicht tödten zu laſſen, und er und alle Fürſten des Volkes beſchworen den Bund.

Als aber Joſue und das Heer weiter zogen, und am dritten Tage nach Gabaon kamen, da vernahmen ſie, daß die Abgeordneten aus dieſer Stadt ſeyen, und daß die Einwohner nun mitten unter ihnen wohnen würden. Das Volk Iſrael wurde gegen die Einwohner ſehr aufgebracht und wollte ſie tödten. Allein Joſue ſprach: „Wir haben im Namen des Herrn, des Gottes Iſraels, geſchworen, ihrer zu ſchonen; darum dürfen wir ſie nicht antaſten. Sie ſollen am Leben bleiben; denn wenn wir meineidig handelten, ſo würde der Zorn des Herrn gegen uns entbrennen.“

Joſue ließ die Gabaoniter vor ſich kommen, und ſprach zu ihnen: „Warum habt ihr mich mit Liſt hintergangen und geſagt: Wir wohnen ſehr weit von euch, da ihr doch mitten unter uns ſeyd?“ Sie entſchuldigten ſich mit ihrer großen Furcht, und ſprachen: „Wir ſind in deiner Hand! Thue mit uns, wie es dir gut und recht ſcheint.“ Joſue errettete ſie aus der Hand der aufgebrachten Iſraeliten, daß ſie nicht getödtet wurden. Er verordnete aber, daß ſie zur Strafe ihres Betruges künftig zum Dienſte des Altares und zu Erleichterung des Volkes Holz ſpalten und Waſſer tragen ſollten. Sie ergaben ſich willig in dieſe Strafe, und waren damit ſehr zufrieden.

Wenn die Bürger von Gabaon mit Joſue redlich und aufrichtig gehandelt hätten, ſo wäre ihnen nicht einmal dieſe Strafe aufgelegt worden. Nur Diejenigen, die ſich Gott widerſetzten und in ihrem Götzendienſte verharren und den Iſraeliten die Beſitzname des Landes, das Gott ihnen verheißen hatte, wehren wollten, kamen in dieſem furchtbaren Kriege um. Gott iſt immer gerecht, auch wenn Er Krieg und ähnliche Strafgerichte über die Menſchen ſchickt.

Als Adoniſedech, der König von Jeruſalem vernahm, daß die Städte Jericho und Hai von Joſue zerſtört worden, daß aber die Stadt Gabaon Frieden mit ihm geſchloſſen habe, zog er mit vier andern Königen vor die Stadt und belagerte ſie, mit vereinter großer Kriegesmacht aller Amorrhiter, über welche Völker dieſe fünf Könige zu gebieten hatten. Die Bürger der bedrängten Stadt ſchickten Boten an Joſue und ließen ihm ſagen: „Ziehe deine Hand nicht von uns ab: komm uns zu Hülfe und errette uns, deine Knechte.“ Der Herr ſprach zu ihm: „Fürchte ſie nicht, dieſe Könige; Ich habe ſie in deine Hand gegeben.“ Joſue brach noch am ſpäten Abende mit ſeinem Heere auf, zog die ganze Nacht hindurch, überfiel die fünf Könige plötzlich, und ſchlug ſie in einer großen Schlacht. Der Herr verwirrte den Sinn dieſer Könige, und ſendete auf ihrer Flucht große Hagelſteine vom Himmel über ſie, und es kam mehr Kriegsvolk von den Hagelſteinen um, als unter dem Schwerte fiel. Sonne und Mond verweilten ſo lange am Himmel, bis Joſue ſeinen Sieg vollendet hatte.

Nach dieſem wundervollen Siege, den Joſue unter Gottes Beiſtand erkämpft hatte, war es ihm ein Leichtes, auch die übrigen Einwohner zu überwinden, und das Land in Beſitz zu nehmen.

In dieſem ſchrecklichen Kriege zeigte Gott, durch hohe Wunderthaten — Seine **Allmacht**, der nichts widerſtehen kann; durch Beſtrafung der Bewohner Kanaans, die das Maaß ihrer Sünden durch gräuliche Laſter voll gemacht hatten, Seine **Gerechtigkeit**; durch Verſchonung der Rahab und der Gabaoniter, die ſich Ihm unterwarfen, Seine **Erbarmung**; durch Erfüllung Seiner Verheißungen, die Er dem Abraham, Iſaak und Jakob gemacht hatte, Seine **Treue**. Die ganze Führung des Volkes Iſrael vom Anfange bis hieher erſcheint durchaus als Sein Werk, und für alle Menſchen als eine augenſcheinliche Offenbarung Seiner herrlichen Eigenſchaften.

68. Joſue's letzte Reden und Tod.

Nachdem Joſue das gelobte Land in Beſitz genommen hatte, machte er, um es unter die Stämme des Volkes Iſrael zu vertheilen, zwölf Theile daraus. Da aber Joſephs zwei Söhne, Ephraim und Manaſſe, nach Jakobs Willen auch Stammfürſten geworden, ſo beſtand das Volk Iſrael aus dreizehn Stämmen. Allein der Stamm Levi ſollte keinen beſondern Landestheil erhalten, nach dem Worte des Herrn, daß Er ſchon zu

Aaron geſagt hatte; „Ihr Söhne Levis ſollet im Lande der Kinder Iſraels nichts beſitzen, noch einen Theil unter ihnen haben; denn Ich bin euer Antheil und Erbgut in Mitte der Söhne Iſraels.“ Dieſer Stamm wurde daher in verſchiedene Städte des Landes vertheilt. Dies war ſehr weiſe, weil die Prieſter, die dieſem Stamme angehörten, und auch die übrigen Leviten, den Beruf hatten, abwechſelnd bei dem Altare zu dienen. Ueberdies mußten die Prieſter, und unter Aufſicht der Prieſter die Leviten das Volk lehren, es in dem Geſetze unterrichten und zu Beobachtung desſelben anhalten.

Die zwölf Landestheile führten die Namen der Söhne Jakobs, und hießen: Ruben, Simeon, Juda, Zabulon, Iſſaſchar, Dan, Gad, Aſer, Nephtali, und anſtatt Joſeph nach deßen Söhnen Ephraim und Manaſſe, und endlich Benjamin.

Gott hatte dem Volke Iſrael nun Friede gegeben, und jeder Stamm wohnte ruhig in dem Theile des Landes, der ihm war angewieſen worden. Als Joſue bereits ein Alter von hundert und zehn Jahren erreicht hatte, berief er die Fürſten und Aelteſten und das Volk aller Stämme nach Sichem, wo einſt Abraham dem Herrn das erſte Opfer dargebracht hatte. Joſue ließ bei der großen Eiche, unter der einſt die drei Engel dem Abraham erſchienen waren, das Bundeszelt er=

richten, um hier, vor dem Heiligthume des Herrn, das verſammelte Volk noch einmal väterlich zu ermahnen, den Bund mit dem Herrn getreu zu halten.

„Seht, ſprach er, ich bin alt und betagt, und gehe bald den Weg, den alle Menſchen auf Erden gehen müſſen. Ihr habt geſehen, was der Herr, euer Gott, den Völkern rings umher gethan, und wie Er ſelbſt für euch geſtritten hat. Seyd nun ſtandhaft und wachſam, Alles zu halten, was Moſes im Buche des Geſetzes geſchrieben hat, und weichet nicht davon ab, weder zur Rechten noch zur Linken. Menget euch nicht unter die Heiden, unter denen ihr wohnet; dienet ihren Götzen nicht und betet ſie nicht an, ſondern hanget dem Herrn, eurem Gott an. Befleißet euch vor Allem auf das ſorgfältigſte, den Herrn, euern Gott, zu lieben.“

„Ihr ſelbſt müſſet nun von ganzem Herzen bekennen, daß von Allem, was der Herr euch verheißen hat, nicht ein Wort unerfüllt geblieben iſt. Wie Er aber alles Gute, daß Er euch verſprochen, erfüllt hat; ſo wird Er auch das Böſe, das Er euch androht, über euch kommen laſſen — wenn ihr den Bund, den der Herr, euer Gott, mit euch geſchloſſen hat, brechet, und fremden Göttern dienet und ſie anbetet.“

Joſue durchging nun die ganze Geſchichte, von der Zeit an, da Gott den Abraham in dieſes Land geführt und es ihm und ſeinen Nachkommen verheißen hat, bis auf den Tag, da Er ihnen dieſes gute Land voll Weinberge und Oelgärten in Beſitz gegeben, und ſprach dann: „So fürchtet nun den Herrn, und dienet Ihm aus vollkommenem und aufrichtigem Herzen. Wenn es aber euch nicht gut dünken ſollte, dem Herrn zu dienen, ſo habt ihr die Wahl. Wählet heute, was euch gut dünkt, und wem ihr am meiſten zu dienen ſchuldig ſeyd, den Götzen der Amorrhiter, in deren Land ihr wohnet — oder dem Herrn, ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

Da rief alles Volk: „Ferne ſey es von uns, daß wir den Herrn verlaſſen, und fremden Göttern dienen ſollten! Wir wollen dem Herrn dienen, denn Er iſt unſer Gott.“

Joſue ſprach: „Ihr könnet aber dem Herrn und den Götzen nicht zugleich dienen, denn der Herr iſt ein heiliger Gott, ein mächtiger, eifernder Gott, und wird an euch Sünden und Laſter nicht dulden. Wenn ihr den Herrn verlaſſet und fremden Göttern dienet, ſo wird Er, der euch bisher ſo viel Gutes erwieſen hat, viel Uebel über euch kommen laſſen und euch zu Grunde richten.

Das Volk rief: „Nein, nein! was du ſagſt, ſoll nicht geſchehen; ſondern wir wollen dem Herrn dienen!“

Joſue ſprach zu dem Volke: „Ihr ſelbſt ſeyd alſo die Zeugen, daß ihr euch den Herrn erwählet habt, Ihm zu dienen?“

Das Volk ſprach einmüthig: „Ja, wir ſind Zeugen; wir wollen dem Herrn, unſerm Gott dienen, und Seinen Geboten gehorſam ſeyn.“

Nachdem Joſue ſo den Bund an dieſem Tage erneuert hatte, ließ er die Gebote und Geſetze dem Volke vorleſen. Hierauf nahm er einen großen Stein, und ließ ihn unter dem Eichbaume zu einem Denkmahle errichten, und ſprach zu dem Volke: „Seht, dieſer Stein ſoll euch zum Zeugniß ſeyn, damit ihr nicht etwa einmal, was hier geſchehen iſt, abläugnen und dem Herrn, eurem Gott, untreu werden möget.“

Bald hernach ſtarb Joſue, dieſer treue Diener Gottes, der ſein ganzes Leben im Dienſte Gottes und zum Wohle der Menſchen zugebracht hatte.

Die treuen väterlichen Ermahnungen, welche dieſer große Kriegesheld und ehrwürdige Greis von hundert und zehn Jahren ſeinem Volke noch vor ſeinem Tode gegeben hat, als das Beſte, was er ihm zurück laſſen konnte, ſollen auch wir uns geſagt ſeyn laſſen. Wir können nichts Beſſeres thun, als Gott anhangen, Ehrfurcht vor Ihm haben, Ihn lieben, und mit vollkommenem und aufrichtigem Herzen Ihm dienen.

Auch dürfen wir nicht denken, was Joſue von den Götzen ſagte, gehe uns nicht an. Obwohl wir längſt keine Götzenbilder mehr haben, ſo gelten die Worte: „Schaffet hinweg die Götzen", auch uns. Solche Götzen ſind jetzt noch die eitlen Ehren, Reichthümer und Freuden dieſer Welt. Wer ſich von Ehrſucht, Habſucht, und Sinnenluſt beherrſchen läßt, der dienet noch den Götzen, und kann nicht mit aufrichtigem, vollkommenem und ungetheiltem Herzen Gott dienen, und hat weder Heil noch Segen zu erwarten. Allein wie damals die Iſraeliten geſagt haben, wollen auch wir ſagen: „Nein, nein! das ſoll nicht geſchehen, ſondern wir wollen Gott dem Herrn dienen!"

69. Gedeons Berufung.

Das Volk Iſrael diente Gott und blieb Ihm treu, ſo lange die Aelteſten, die noch zu den Zeiten Joſues gelebt und alle die herrlichen Thaten Gottes geſehen hatten, am Leben blieben. Ihr Anſehen, ihre Ermahnungen und Beiſpiele erhielten das Volk auf dem rechten Wege. Allein da auch dieſe ehrwürdigen Greiſe nach und nach geſtorben waren, vergaßen die Iſraeliten der Wohlthaten Gottes, und thaten wieder Böſes vor dem Angeſichte des Herrn. Sie verfielen ſogar in Abgötterei und errichteten dem Baal, dem Götzen des Landes einen Altar, der mit einem Haine, einem Luſtwalde von ſchattigen Bäumen, umgeben war. Da gab ſie Gott in die Gewalt der Madianiten. Die Madianiten, ein benachbartes Volk, kamen ſieben Jahre nach einander, jedesmal zur Aerntezeit, und überdeckten das ganze Land wie Heuſchrecken. Sie und ihre Kameele waren nicht zu zählen. Wo ſie nur hinkamen, verwüſteten ſie Alles. Sie raubten das Getreide, verheerten Gewächſe und Bäume, und trieben Schafe, Ochſen und Eſel mit ſich fort. Nicht das Geringſte von Lebensmitteln ließen ſie übrig. Die Iſraeliten konnten ſich mit genauer Noth in die Klüfte und Höhlen der Gebirge retten. Als es ihnen nun gar ſo hart ging, und ſie ſo tief gedemüthiget waren, da gingen ſie wieder in ſich, und ſchrien zum Herrn um Hülfe, und der Herr erhörte ſie. Denn Gott ſtraft die Menſchen, die ſich von Ihm abwenden und ſündigen; erbarmt ſich aber ihrer wieder liebevoll, wenn ſie ſich wieder zu Ihm bekehren und von der Sünde abſtehen.

Zu Ephra, einem kleinen Städtlein des Stammes Manaſſe, lebte ein junger Mann, der Gedeon hieß. Er war ſehr tugendhaft, blieb Gott getreu, und verabſcheute den Götzendienſt. Als er nun eines Tages, damit es die Madianiten nicht merken ſollten, in der Kelter ſeinen Weizen droſch, da ſah er, nicht weit von ſich unter einer Eiche — einen Engel des Herrn. Der Engel ſprach zu ihm: „Der Herr iſt mit dir, du tapferer

Held.“ Gedeon ſagte: „Wenn der Herr mit uns iſt, warum geht es uns denn ſo übel? Der Herr hat uns verlaſſen und uns den Händen der Madianiten übergeben.“ Der Engel ſprach: „Mache dich auf in deiner Kraft! Du wirſt Iſrael aus den Händen der Madianiten erlöſen. Sieh, der Herr ſendet dich dazu.“ Gedeon ſagte: „Womit ſollte ich Iſrael erlöſen? Meine Verwandtſchaft iſt die geringſte in Manaſſe, und ich bin der Mindeſte in dem Hauſe meines Vaters.“ Der Engel ſprach: „Der Herr wird mit dir ſeyn! Du wirſt die Madianiten ſchlagen, wie einen einzigen Mann.“

Wir ſehen hier an Gedeon, wie Gott die Demüthigen hervorziehe, und ſich zur Ausführung großer Dinge oft ſchwacher Werkzeuge bediene, um die Hochmüthigen, die auf ihre eigene Stärke trotzen, zu beſchämen, und Seine Macht zu zeigen.

Gedeon ſprach zu dem Engel: „Habe ich vor deinen Augen Gnade gefunden, ſo laß mir ein Zeichen zurück, daß wirklich ein Engel mit mir geredet habe. Bleib noch ein wenig hier, bis ich wieder zurück komme und Speiſen zu einer Opfermahlzeit herausbringe.“ Der Engel ſprach: „Ich will bleiben, bis du zurück kommſt.“ Gedeon ging eilends hin, richtete ein Ziegenböcklein zu, bereitete Kuchen, und brachte das Fleiſch und das

Gebackene in einem Korbe unter die Eiche. Der Engel ſprach: „Stelle alles hieher auf dieſen Felſen.“ Gedeon that's. Da erhob der Engel den Stab, den er in der Hand hatte, und berührte mit der Spitze des Stabes das Fleiſch und das Brod. Augenblicklich fuhr Feuer aus dem Felſen, und verzehrte Fleiſch und Brod — und der Engel verſchwand. Gedeon aber errichtete dem Herrn aus Dankbarkeit einen Altar. Denn wer demüthig iſt, der iſt auch dankbar gegen Gott und Menſchen.

Noch ſah Gedeon gar nicht ein, wie er, als ein friedlicher Landmann, die Madianiten bekriegen, ſie ſchlagen, und ſein Volk aus ihrer Hand erlöſen könnte. Dieſes große Werk, das er übernehmen ſollte, machte ihm den Tag über viele Sorge, und ließ ihm auch bei Nacht keine Ruhe. Allein der Engel des Herrn, der ihm bei Tage erſchienen war, ſprach in der Nacht zu ihm: „Friede ſey mit dir; fürchte dich nicht, Gedeon! Mache dich auf, zerſtöre den Altar Baals, haue die Bäume um, die rings um den Altar ſtehen, erbaue auf dem Gipfel des Felſen, zu dem du das Speisopfer gebracht haſt, dem Herrn, deinem Gott, einen Altar; dann nimm von dem Holze, das du umgehauen, und bringe einen Stier zum Brandopfer dar.“ Gedeon machte ſich ſogleich auf, nahm zehn von ſeinen Knechten zu ſich, und that Alles, was der Herr ihm befohlen hatte. Er zerſtörte den Altar Baals, haute die Bäume um, erbaute auf dem Gipfel des Felſen dem Herrn einen Altar, und entrichtete das Brandopfer.

Da nun die Leute in der Stadt am Morgen aufſtanden, und ſahen, daß der Altar Baals umgeſtürzt, der Hain umgehauen, und ein anderer Altar errichtet war, auf dem noch das Brandopfer rauchte, waren ſie höchſt erſtaunt und riefen: „Wer hat das gethan?“ Ihr Verdacht fiel ſogleich auf Gedeon, der niemals dem Baal geopfert, ſondern vielmehr vor ſolcher Abgötterei großen Abſcheu gezeigt hatte. Sie liefen zu Joas, der Gedeons Vater und Vorgeſetzter der Stadt war, und ſchrien: „Gieb deinen Sohn heraus! Er muß ſterben; denn er hat den Altar Baals zerbrochen und den Hain umgehauen.“ Joas ſagte: „Hat euch denn Baal zu ſeinen Rächern aufgeſtellt, daß ihr euch ſo eifrig um ihn annehmet? Wenn Baal ein Gott iſt, ſo räche er ſich ſelbſt.“ Dagegen wußten ſie nichts einzuwenden, und begehrten nicht mehr, daß man Gedeon umbringen ſolle.

Gedeons kühne That machte weit umher im Lande großes Aufſehen. Alle, die ſich bereits wieder zu Gott bekehrt hatten, freuten ſich und lobten Gedeon, daß er den Götzendienſt, woher alles Uebel im Lande kam, zerſtört hatte; auch

Andere, die es bisher noch mit Baal gehalten hatten, ſahen nun die Thorheit und Sünde der Abgötterei ein, und wandten ihre Herzen wieder zum wahren Gott. Alle Iſraeliten hofften wieder auf beſſere Zeiten. Denn wenn wir des Elendes, das die Sünde über uns bringt, los werden wollen, ſo müſſen wir vor Allem der Sünde entſagen und uns wieder zu Gott bekehren; erſt dann kann es uns wieder wohl gehen.

70. Gedeons Sieg.

Da die Aerntezeit bereits vorüber war, kamen die Madianiten wieder und mit ihnen viele andere Völker aus Morgenland, um die vollen Scheuern zu plündern. Sie lagerten ſich in einem großen Thale. Gedeon ward von dem Geiſte Gottes ergriffen und mit Kraft und Muth ausgerüſtet; er ließ die Trompeten blaſen, und ſandte in ganz Manaſſe, und nach Zabulon, Aſer und Nephthali Boten aus, um ein Heer zu verſammeln. Da Gedeon wegen Zerſtörung des Götzendienſtes im ganzen Lande berühmt war, ſo brachte er eine große Anzahl ſtreitbarer Männer zuſammen. Allein gegen das ungeheure Heer der Madianiten waren ſie doch nur wenige, und zeigten auch wenig Muth, ſie anzugreifen.

Gedeon, den Gott zum Feldherrn berufen, und ihm durch jenes Feuer aus dem Felſen, ein

Zeichen dieſer Berufung gegeben hatte, wünſchte, daß auch ſeine Kriegsleute durch ein Zeichen vom Himmel davon möchten überzeugt werden. Er betete daher zu Gott, und ſprach: „Herr! willſt Du nun Iſrael durch meine Hand erretten, ſo will ich dieſes Lammfell auf die Erde legen. Fällt der Thau allein auf das Fell, und bleibt die Erde rings herum trocken, ſo ſoll dies das Zeichen ſeyn, daß Du Iſrael durch mich erretten werdeſt, wie Du es mir verheißen haſt.“ Es geſchah ſo. Gedeon ſtand des Morgens frühe auf, und drückte den Thau aus der Wolle, und füllte damit eine große Schale voll Waſſer an.

Allein er ſprach noch einmal zu Gott: „Herr! zürne nicht über mich, daß ich noch ein Zeichen an dem Felle ſehen möchte. Laß diesmal die Wolle trocken bleiben, und die ganze Erde rings herum vom Thaue naß werden.“ Auch dies geſchah. In der Nacht wurde die ganze Erde rings herum mit Thau bedeckt, und die Wolle des Felles blieb völlig trocken. Durch dieſe milden, lieblichen Zeichen wollte Gott Gedeons Leuten Muth und Vertrauen einflößen, und auch den Gedeon ſelbſt im Vertrauen ſtärken, das große Werk der Errettung Iſraels muthig zu unternehmen.

Gedeon machte ſich noch am frühen Morgen auf, und zog mit ſeinem Heere auf das Gebirg, an die Quelle Harad. Von hier aus überſah man das ganze Lager der Madianiten. Ihr Heer ſchien unzählbar, wie ein Heer Heuſchrecken, ihre Kameele zahllos, wie die Sandkörner am Ufer des Meeres. Da verlor der größte Theil von Gedeons Kriegsleuten den Muth; ſie dachten: „Um ein ſo großes Heer zu ſchlagen, ſind wir zu wenige Leute." Allein Gott ſprach zu Gedeon: „Du haſt noch zu viele Leute bei dir; ſo will Ich die Madianiten nicht in ihre Hand geben. Sie möchten ſich ſonſt rühmen, und ſagen: Durch unſre eigene Macht ſind wir gerettet worden. Laß unter dem Heere ausrufen: „Wer verzagt und furchtſam iſt, der gehe nach Hauſe." Da gingen zwei und zwanzig tauſend Mann nach Hauſe, nur zehn tauſend blieben noch da."

Hierauf ſprach Gott noch einmal zu Gedeon: „Es ſind noch zu viele Leute. Führe ſie an die Quelle. Diejenigen, die aus der hohlen Hand trinken, ſtelle beſonders; die aber niederknien, und ſogleich mit dem Munde trinken, ſtelle wieder beſonders." Da tranken nur dreihundert Mann aus der hohlen Hand, die übrigen alle knieten nieder zum Trinken. Nun ſprach Gott: „Durch dieſe dreihundert Mann will Ich Iſrael erretten; die übrigen laß alle nach Hauſe gehen." Sie verließen noch am ſpäten Abende das Heer.

Gedeon theilte ſeine dreihundert Mann in drei Haufen. Um Mitternacht gab er jedem Manne eine Trompete und einen leeren Krug, in dem ſie eine brennende Fackel verbergen ſollten, befahl ihnen, ſich von drei Seiten dem Lager zu nähern, und ſagte zu ihnen: „Merkt auf mich! Was ich thun werde, das thuet auch!“ Sie näherten ſich ganz leiſe dem Lager der Madianiten, und ſtellten ſich von drei Seiten um das Lager. Die Madianiten lagen im tiefſten Schlafe. Gedeon ging in das Lager hinein — that auf einmal einen Trompetenſtoß, zerſchlug den Krug, ſchwang die flammende Fackel, und rief: „Das Schwert des Herrn und Gedeons!“ Im Augenblicke machten alle ſeine Leute es auch ſo; die dreihundert Trompeten erklangen, die dreihundert geſchwungenen Fackeln flammten, und alle dreihundert Mann ſchrien mit mächtiger Stimme: „Das Schwert des Herrn und Gedeons.“

Die Madianiten fuhren erſchrocken aus dem Schlafe auf, und meinten, dieſe drei Schaaren ſeyen nur die Trompeter, die dem feindlichen Heere zum Angriffe blieſen, und ihm mit den Fackeln voran leuchteten. Ja ſie glaubten, der Feind ſey ſchon in das Lager eingedrungen. Schrecken und Entſetzen überfiel ſie. Sie ſahen in der Verwirrung einander ſelbſt für Feinde an, und tödteten einander — ſchrien — heulten — und flohen. Die vielen tauſend Iſraeliten, die Gedeon am verfloſſenen Tage und noch am ſpäten

Abende entlaſſen hatte, waren noch nicht weit entfernt. Die Meiſten hatten wohl auf den Bergen umher begierig auf den Ausgang gewartet, welchen der Streit des kleinen Häufleins der Iſraeliten mit dem unermeßlichen Heere der Madianiten nehmen werde. Als ſie nun in der Stille der Nacht den Trompetenſchall und das Siegsgeſchrei der Iſraeliten und das Heulen und Getümmel im feindlichen Lager vernahmen, und bei anbrechendem Morgen ſahen, daß der Feind die Flucht genommen, kehrten ſie eilig zu Gedeon zurück, und verfolgten mit ihm die fliehenden Feinde. Gedeon ſchickte Boten aus in das ganze Gebirg Ephraim, und ließ das Volk aufbieten, alle Bäche und den Jordan zu beſetzen, um den Feind aufzuhalten. Von all den Völkerſchaaren, die aus Morgenland gekommen waren und hundert fünf und dreißig tauſend Mann betragen hatten, gelang es nur fünfzehn Tauſend Mann ſich über den Jordan zu retten. Hier glaubten ſie in Sicherheit zu ſeyn und ausruhen zu können. Allein Gedeon überfiel ihr Lager und vollendete ihre Niederlage.

Den Madianiten wurde nun all das Böſe vergolten, das ſie den Iſraeliten gethan hatten. Sie hatten die Iſraeliten genöthigt, ſich vor ihnen in Klüften und Höhlen zu verbergen; nun verbargen ſich ſogar zwei ihrer Fürſten, wiewohl vergebens, der eine in einer Felſenkluft, der andere in einer Kelter. Zwei ihrer Könige, Zebee und Salmana hatten zwei Brüder Gedeons in ihre Gewalt bekommen und ſie tödten laſſen; nun wurden ſie gefangen und Gedeon ſprach zu ihnen: „So wahr der Herr lebt, wenn ihr meine Brüder hättet leben laſſen, ſo würde ich euch nicht tödten!“ und ſie wurden umgebracht. Die Madianiten hatten die Schafe, Ochſen und Eſel der Iſraeliten weggetrieben, und ihnen alles Getreide geraubt; nun verloren ſie ihre zahlloſen Kameele und die unermeßlichen Schätze, womit dieſelben beladen waren. Eine Menge Purpurkleider, goldene Ketten und goldene Zierrathen aller Art wurden den Iſraeliten zur Beute. Die goldenen Ohrenringe, womit die Madianiten geſchmückt geweſen, wurden auf einem ausgebreiteten Mantel in einen Haufen zuſammen geworfen, wie man das Getreide aufzuſchütten pflegt.

So ſtraft Gott die Böſen! Wer andern Böſes zufügt, dem widerfährt Böſes; wer Andern das Ihrige nimmt, kommt um das Seinige; wer Andern das Leben raubt, wird mit Recht mit dem Tode beſtraft.

71. Gedeons Söhne.

Nachdem Gedeon den großen herrlichen Sieg über die Madianiten und die mit ihnen verbündeten

Völker davon getragen hatte, ſprachen die Iſraeliten aus Dankbarkeit und im Vertrauen auf Gedeons Einſicht und Tapferkeit zu ihm: „Sey du nun unſer König, und nach dir dein Sohn, und dann der Sohn deines Sohnes. Denn du haſt uns aus der Hand der Madianiten errettet.“ Gedeon, der wie alle wahrhaft gute große Männer von Herzen demüthig war, ſchrieb die Ehre ſeines Sieges Gott allein zu. Er wollte, auch die Iſraeliten ſollten es erkennen, daß Gott allein ſie von ihren Feinden errettet habe, und daß ſie nun dieſem ihrem Erretter vertrauen, und Ihm, wie Unterthanen ihrem Könige, gehorſamen ſollten. Daher antwortete er ihnen: „Ich will nicht König über euch ſeyn; meine Söhne ſollen es auch nicht werden. Der Herr allein ſey euer König.“

Gedeon hatte ſehr viele Söhne. Keiner wollte König werden — ausgenommen Abimelech, der ein ſehr ſtolzer und herrſchſüchtiger Menſch war. Sogleich nach dem Tode ſeines Vaters ging er nach Sichem hin, wo ſeine Mutter her war, und ſagte zu ſeinen Verwandten und zu den Einwohnern von Sichem: „Was iſt euch beſſer, daß alle Söhne Gedeons über euch herrſchen, oder daß Ein Mann euer Herr ſey? Dabei vergeßt aber nicht, daß ich euer Vetter bin.“ Da neigten ſich Aller Herzen zu Abimelech. Denn ſie dachten:

„Er iſt ja unſer Vetter.“ Sie gaben ihm ſiebenzig Pfund Silber. Mit dieſem Gelde warb er herumziehende und nichtswürdige Leute an, zog mit ihnen nach Ephra in ſein väterliches Haus, und ermordete — o, wem ſchauderts nicht darüber! — alle ſeine Brüder. Nur der Jüngſte, Namens Joatham, entkam noch, weil gutherzige Leute ihn verſteckt hatten. Nun verſammelten ſich alle Männer von Sichem unter der hohen Eiche bei Sichem, und machten den Abimelech zu ihrem Könige.

Da Joatham dies hörte, ſtieg er auf die ſteile Felſenhöhe bei Sichem, erhob ſeine Stimme, und ſprach zu den verſammelten Bürgern in einem Gleichniſſe: „Ihr Männer von Sichem, höret mich, und Gott wird euch auch hören! Die Bäume kamen einmal zuſammen, und wollten ſich einen König wählen. Sie ſprachen zum Oelbaum: „Sey König über uns.“ Da ſprach zu ihnen der Oelbaum: „Soll ich aufgeben meinen fetten Saft, den Gott und Menſchen an mir ehren, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe?“ Da ſprachen die Bäume zum Feigenbaum: „Komm du und ſey unſer König!“ Da ſprach zu ihnen der Feigenbaum: „Soll ich aufgeben meine Süßigkeit und meine ſchöne Jahresfrucht, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe?“ Da ſprachen die Bäume zum Weinſtock: „Komm du, und ſey unſer König!“ Da ſprach zu ihnen der

Weinſtock: „Soll ich aufgeben meinen ſüßen Moſt, der Gott und Menſchen erfreut, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe?“ Da ſprachen alle Bäume zum Dornbuſch: „Komm du, und ſey unſer König!“ Da ſprach der Dornbuſch zu den Bäumen: „Iſts wahr, daß ihr mich zu eurem Könige wählt? So kommt denn, und vertraut euch meinem Schatten. Wo aber nicht, — ſo gehe Feuer vom Dornbuſch aus, und verzehre die Cedernbäume Libanons.“

Obwohl Joatham den Bürgern von Sichem ihre thörichte Königswahl blos in einer ſchönen, ſinnreichen Fabel abgeſchildert hatte, ſo verſtanden ſie doch ſehr wohl, daß er nicht die Bäume meine, die nicht reden können, ſondern ſie ſelbſt und ihren neuerwählten König. Er führte ihnen aber nun ohne Gleichniß und in ſehr nachdrücklichen Worten ihre Grauſamkeit gegen Gedeons Söhne zu Gemüthe, und ſagte ihnen voraus, was ſie von Abimelech zu erwarten hätten, und Abimelech von ihnen.

„Nun denn! ſprach er: Habt ihr an Gedeon, meinem Vater, recht und redlich gehandelt? Habt ihr ihm vergolten, wie er's um euch verdiente? Er wagte ſein Leben für euch, und errettete euch aus der Hand der Madianiten, und ihr ermordetet ſeine Söhne und machtet den Abimelech, weil er euer Verwandter iſt, zu eurem Könige. War das recht und gut, ſo freuet euch heute über Abimelech, und Abimelech freue ſich über euch! War es aber unrecht und bös — ſo wird Feuer von Abimelech ausgehen, und die Männer von Sichem verzehren — Feuer wird von den Männern Sichems ausgehen, und den Abimelech auffreſſen.“ Nachdem Joatham dieſes geſagt hatte, entfloh er, und verbarg ſich wieder aus Furcht vor ſeinem Bruder Abimelech.

Was Joatham gleichnißweiſe von den Bäumen erzählte, lehrt uns, *wie ſchön und liebenswürdig die Demuth und wie häßlich und verabſcheuungswerth der Stolz ſey.* Der Demüthige, der nur nach innerer Güte trachtet, nur an Gutesthun Freude hat, und keinen äußerlichen Glanz verlangt, gleichet den edlen Fruchtbäumen, die voll Saft und Süßigkeit ſind, köſtliche Früchte bringen, und Alle die Königswürde nicht annehmen wollten. Der Stolze hingegen, der innerlich an wahrer Güte leer iſt, nur den Schein des Guten, die eitle Ehre liebt, und daher leicht Böſes thut, gleicht dem dürren Dornbuſche, der keine oder nur ſchlechte Früchte bringt, nichts als ſtechen kann, leicht Feuer fängt, und dann oft großen Schaden anrichtet — und König werden wollte.

Das nämliche lehrt das Beiſpiel Gedeons und ſeiner Söhne, das in der lieblichen Erzählung von den Bäumen ſo lebendig abgebildet iſt. Der beſcheidene Gedeon, dieſer große Wohlthäter ſeines Volkes, und ſeine edleren Söhne glichen den ſaftvollen und früchtereichen Bäumen; der übermüthige, nichtswürdige Abimelech glich dem ſtechenden, verderblichen Dornbuſche. Und wem wollen wir gleichen?

72. Abimelechs Regierung und Tod.

Abimelech wählte ſich Ephra, ſeine Vaterſtadt, zu ſeinem Aufenthalte, und kam nur zu Zeiten nach Sichem; er machte aber einen gewiſſen Zebul zu ſeinem Statthalter in Sichem. Dieſer Zebul behandelte die Einwohner von Sichem ſehr hart. Da waren denn kaum drei Jahre verfloſſen, ſo fingen ſie an, Abimelech zu verabſcheuen und zu verwünſchen. Einige aus ihnen machten eine Verſchwörung gegen ihn, und lauerten im Gebirge heimlich auf ihn, um ihn, ſobald er ſich wieder nach Sichem begeben wolle, auf dem Wege dahin zu ermorden. Ein prahleriſcher, großſprecheriſcher Menſch, Namens Gaal, kam mit vielen ſeiner Verwandten nach Sichem, und hetzte die Bürger auf, ſich öffentlich gegen Abimelech zu empören. Es war eben Herbſtzeit, und man feierte das Feſt der Weinleſe. Bei dieſem Feſte ging es nun ſehr wild und ſtürmiſch zu. Die Leute hielten Mahlzeiten, tranken und fluchten über Abimelech.

Und Gaal ſchrie: „Wer iſt denn dieſer Abimelech da? Und wer ſind wir, daß wir ihm gehorchen ſollten? Da hat er uns ſeinen Knecht Zebul als Stadtvogt hergeſetzt, und dem ſollten wir unterwürfig ſeyn? O daß ich über dieſes Volk zu gebieten hätte! Ich wollte dieſem Abimelech aus der Welt helfen.“ Zebul ließ dies heimlich dem Abimelech ſagen; indeß ſtellte er ſich, er ſey Gaals Freund, begleitete ihn überall, und gab auf all ſein Thun und Laſſen wohl Acht.

Eines Morgens, als eben die Sonne aufging, ſtand Gaal unter dem Stadtthore, und Zebul ſtand bei ihm. Da kam Abimelech mit ſeinem ganzen Kriegsheere vom Gebirge herunter. Gaal ſagte zu Zebul: „Sieh, was kommt denn da für eine Menge Volk von den Bergen herab?“ Zebul ſagte: „Ah! du ſiehſt nicht wohl! Du ſiehſt die Schatten der waldigen Berge für Menſchenköpfe an.“ „Nein, nein, ſagte Gaal, das iſt ein Kriegsherr! Und ſieh nur! — dort aus dem Thale kommt noch ein Haufen hervor! Und dort bei der großen Eiche wieder einer!“ Es war dem Gaal nicht mehr wohl zu Muth. Zebul aber ſprach zu ihm: „Wo iſt nun dein großes Maul, womit du ſagteſt: Wer iſt Abimelech, daß wir ihm dienen ſollten? Sieh, da iſt jetzt das Volk, daß du verachteteſt! Zieh nun aus, und ſtreite dagegen!“

Gaal zog mit den Männern von Sichem aus, und ſtritt gegen Abimelech. Allein Abimelech ſchlug ihn in die Flucht, trieb ihn in die Stadt zurück, eroberte die Stadt, erwürgte die Einwohner, und zerſtörte die Stadt von Grund aus. Ein Theil der Einwohner rettete ſich in einen großen, feſten Thurm von Holz. Da ging Abimelech mit einem Theil ſeines Heeres auf einen waldigen Berg neben dem Thurme, haute mit der Streitart einen Aſt von einem Baume ab, nahm ihn auf die Schulter, und ſagte zu ſeinen Leuten: „Was ihr ſeht, das ich gethan habe, das thut mir eilends nach.“ Alle hauten in der größten Eile Aeſte ab, folgten mit den Aeſten auf den Schultern ihm nach, legten ſie rund um den Thurm, und zündeten ſie an. Da kamen alle Leute im Thurme, bei tauſend Menſchen, im Feuer und Rauche um. Darauf wollte er noch einen andern Thurm in der Gegend, in den ſich auch viele Menſchen geflüchtet hatten, eben ſo verbrennen. Als er unten am Thurme Feuer anlegen wollte, warf ein Weib ein großes Stück von einem Mühlſtein auf ihn herab, traf ihn damit auf den Kopf, und zerſchmetterte ihm den Schädel. Da rief er eilends ſeinem Waffenträger, und ſprach zu ihm voll Stolzes, wie er immer war: „Zieh dein Schwert aus, und tödte mich, daß man von mir nicht ſage: „Ein Weib hat ihn getödtet.“ Der Waffenträger zog ſein Schwert, und erſtach ihn.

So kam Abimelechs Brudermord recht eigentlich über ſein Haupt. Er hatte ſeine ſchuldloſen Brüder auf einem Steine hinrichten laſſen — und ein Stein zerſchmettert ihm nun den Kopf. So wurde ſein Stolz gedemüthiget. Er hielt ſich in ſeinem Uebermuthe für einen unüberwindlichen Helden — und der Held wird nun durch ein Weib überwunden.

So wurden die Einwohner Sichems für ihren treuloſen Undank gegen ihren ehemaligen Heerführer und Richter Gedeon, der ſie ſo milde beherrſcht hatte, und eben ſo für ihren Aufruhr gegen ihren, wiewohl ſelbſt gewählten und grauſamen König Abimelech beſtraft — und kamen um durch Feuer und Schwert.

So werden Diejenigen, die mit einander ſündigen, auch mit einander geſtraft, und Gott züchtiget Böſewichte durch Böſewichte. Abimelech und die Einwohner von Sichem halfen zu der ſchrecklichen Mordthat zuſammen; nun bringt Abimelech Tod und Verderben über ſie — und ſie über ihn, wie es Joatham vorher geſagt hatte.

Beſonders ſehen wir, daß ſolche Menſchen, die widerrechtlich die Oberherrſchaft an ſich reißen, oder ſich des Aufruhrs und der Empörung ſchuldig

machen, über ihr eigenes Haupt die ſchrecklichſten Folgen dieſer Verbrechen herbeiziehen.

73. Samſon.

Wie ein Engel den Gedeon zum Heerführer und Richter der Iſraeliten berufen hatte, ſo wurde Samſons Geburt ſeinen Aeltern von einem Engel vorher verkündigt; wie Gedeon die Iſraeliten von den Madianiten befreite; ſo ſollte Samſon ihre Befreiung von den Philiſtern unternehmen. „Hüte dich, ſprach der Engel zur Mutter, daß du weder Wein noch ſtarke Getränke trinkeſt; auch der Knabe ſoll nichts davon genießen; ſeine Haare ſoll man ihm nicht abſcheeren, und ſein Haupt ſoll von keinem Scheermeſſer berührt werden. Denn er ſoll von ſeiner Geburt an und von Jugend auf ein Nazaräer, ein Geweihter Gottes ſeyn, und er wird anfangen, das Volk Iſrael zu erlöſen aus der Hand der Philiſter.“

Die Verheißung des Engels ging in Erfüllung; der verheißene Sohn ward geboren. Die Aeltern nannten ihn Samſon. Der Knabe wuchs, und der Herr ſegnete ihn. Als ein Gottgeweihter, ließ er ſeinem Gelübde gemäß, nie ein Scheermeſſer über ſein Haupt kommen, und ſeine ſchönen langen Haarlocken, das Zeichen ſeiner Weihe, nie abſchneiden oder verkürzen. Wiewohl er nie Wein oder andere ſtarke Getränke koſtete, ſo bekam er dennoch eine ganz wunderbare Stärke, und eben ſo außerordentlich groß war ſein Heldenmuth.

Als Samſon ein Mann war, ging er eines Tages nach Thamnath, einer Stadt der Philiſter und ſah da eine Tochter der Philiſter, die ihm gefiel. Als er wieder nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter: „Ich ſah zu Thamnath eine von den Töchtern der Philiſter, dieſe gebt mir zum Weibe.“ Der Vater und die Mutter ſahen dieſes für den künftigen Befreier Iſraels als widerſinnig und ungeziemend an; ſie konnten nicht vorherſehen, eben dieſe Heirath werde durch Gottes Schickung der Anfang von der Befreiung Iſraels werden. Sie ſprachen zu ihm: „Iſt denn unter allen Töchtern der Iſraeliten, deiner Brüder, und in unſerm ganzen Volke keine, die du dir zum Weibe nehmen wollteſt, weil du dir von dieſen ungläubigen Philiſtern ein Weib nehmen willſt?“ Allein er blieb bei ſeinem Sinne, und ſprach zu ſeinem Vater: „Gieb mir ſie; denn ſie gefällt meinen Augen.“

Die Aeltern ließen ihm ſeinen Willen und beſchloſſen nach Thamnath zu gehen, um die von ihm erwählte Braut vorerſt kennen zu lernen. Samſon entfernte ſich unterwegs von ihnen, um die Weinberge zu beſchauen. Da kam ein junger Löwe auf ihn zu, der grimmig ausſah und fürchterlich brüllte. Allein Samſon ergriff, wiewohl er unbewaffnet war, den Löwen und erwürgte ihn, wie man ein Ziegenböcklein erwürgt; ſeinem Vater und ſeiner Mutter ſagte er aber, da er gar nicht ruhmredig war, nichts von dieſer Heldenthat.

Ungefähr ein Jahr nach der Verlobung, begab ſich Samſon mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter wieder nach Thamnath, um ſein Hochzeitfeſt zu feiern. Er machte einen kleinen Umweg, um nachzuſehen, ob von dem erwürgten Löwen vielleicht noch etwas übrig ſey. Er fand nur mehr die Gebeine. Sie waren von Sonne und Regen weiß gebleicht und in dem Rachen und hohlen Schädel hatten ſich Bienen angebaut und ihn mit Honig gefüllt, wie denn jenes Land ſo unermeßlich reich an Bienen war, daß man von ihm in Wahrheit ſagen konnte, es fließe, ſo wie von Milch, auch von Honig. Samſon nahm die Honigkuchen heraus, aß davon, und gab als ein guter Sohn auch ſeinem Vater und ſeiner Mutter davon, ſagte ihnen aber nicht, woher er den Honig genommen habe.

Das Hochzeitfeſt wurde ſieben Tage lang ſehr feierlich begangen. Die Philiſter gaben dem Samſon, um ihn zu ehren, nicht blos nach Landesſitte, zwei oder drei, ſondern dreißig Jünglinge zu Bräutigamsgeſellen bei. Im Morgenlande pflegte man ſich bei feſtlichen Mahlzeiten mit ſinnreichen Räthſeln zu unterhalten. Die Jünglinge wollten, ſogleich am erſten Tage des Feſtes, dem Bräutigam die Ehre laſſen, ein Räthſel vorzubringen. „Nun wohl, ſprach Samſon, ich will euch ein Räthſel aufgeben! Wenn ihr es während des Hochzeitfeſtes auflöſet, ſo will ich jedem von euch einen Leibrock von der feinſten Leinwand und ein feſtliches Oberkleid geben. Wenn ihr es aber nicht auflöſen könnet, ſo ſoll jeder von euch mir einen Leibrock und ein Feſtkleid geben.“ Die dreißig Jünglinge gingen die Wette ein und ſprachen: „Gieb uns dein Räthſel auf, wir ſind begierig, es zu hören.“ Samſon ſprach zu ihnen: „Was iſt das: Vom Freſſer kam Speiſe, und von dem bitter-grauſamen Süßigkeit?“ Die dreißig Jünglinge ſannen drei Tage lang nach, berathſchlagten mit einander und zerbrachen ſich den Kopf, konnten aber die Bedeutung nicht herausbringen.

Am vierten Tage ſprachen ſie zu Samſons Weibe: „Schmeichle deinem Manne und überrede ihn, daß er dir ſage, was das Räthſel bedeute. Willſt du es nicht thun, ſo verbrennen wir dich, und das Haus deines Vaters.“ Da Samſon ihr die Auflöſung des Räthſels nicht ſagen wollte, vergoß ſie Thränen vor ihm und jammerte und ſagte: „Du biſt mir gram und liebſt mich nicht; darum willſt du mir das Räthſel, daß du den Söhnen meines Volkes aufgegeben haſt, nicht auflöſen!“ Samſon ſprach: „Sieh, meinem Vater und meiner Mutter habe ich es nicht geſagt; wie könnte ich es nun dir ſagen?“ Sie aber weinte nun alle Tage des Hochzeitſeſtes vor ihm; endlich am ſiebenten Tage drang ſie ſo heftig in ihn, daß er ihr Weinen und Jammern nicht mehr ertragen konnte, und ihr ſagte, wie das Räthſel aufzulöſen ſey; und ſie eilte, es ihren Mitbürgern zu ſagen. Dieſe aber ſprachen, noch ehe am ſiebenten Tage die Sonne unterging zu Samſon: „Was iſt ſüßer als Honig, was grauſamer als ein Löwe?“ Samſon merkte wohl, daß ſie das Räthſel mit Hülfe ſeines Weibes von ihm herausgelockt hatten und tadelte ſowohl den Unverſtand ſeines Weibes als die Unredlichkeit der Philiſter mit den Worten: „Hättet ihr nicht mit meinem Kalbe den Pflug gezogen, ſo hättet ihr mein Räthſel nicht errathen.“ Er gerieth in heftigen Zorn und kehrte zurück in das Haus ſeines Vaters.

Samſons Weib nahm hierauf einen von deſſen Hochzeitsgeſellen zum Manne. Nach einiger Zeit kam aber Samſon wieder, ſein Weib zu beſuchen, und brachte ihr zu einem ländlichen Geſchenke ein Ziegenböcklein mit. Allein ihr Vater ließ ihn nicht zu ihr hinein und ſprach: „Ich habe gemeint, du ſeyeſt ihr gram geworden und habe ſie daher einem deiner Freunde gegeben; aber ſie hat eine Schweſter, die jünger und ſchöner iſt. Laß dieſe anſtatt jener dein Weib ſeyn.“ Samſon achtete ſich für ſchwer beleidigt, daß die Philiſter ſein Weib einem andern gegeben hatten und ſprach; „Nun habe ich ein Recht an euch Philiſter, euch zu ſchaden.“ Samſon hätte nun wohl kein Recht gehabt, für die blos ihm widerfahrene Beleidigung den Philiſtern Schaden zuzufügen. Allein da er von Gott dazu beſtimmt war, die Iſraeliten, die von den Philiſtern widerrechtlich unterjocht und hart bedrückt wurden, zu befreien, ſo war es ihm vorzüglich deßhalb ſehr lieb, daß er nun einen Anlaß habe, die Feindſeligkeiten gegen die Philiſter anzufangen und ihnen, wiewohl nur als ein einzelner Mann, den Krieg zu erklären.

Im Kriege hielt man es für erlaubt und recht, ja für nothwendig, dem Feinde auf alle Weiſe Abbruch zu thun, damit er das Kriegsführen aufgeben und Frieden machen müſſe. Die Kriegsheere pflegten gewöhnlich die Felder ihrer Feinde zu verheeren. Samſon, welchen Gott zum Heerführer der Iſraeliten gegen die Philiſter berufen hatte, konnte thun, was von einem Unberufenen vollbracht, ein großes Verbrechen geweſen wäre. Es war eben die Zeit der Aernte. In dem Lande gab es eine Art Füchſe, Schakal oder Goldwölfe genannt, die in Heerden umher zogen, und dem Lande ſehr verderblich waren. Samſon fing bei dreihundert ſolcher Füchſe, band ſie paarweiſe bei ihren langen Schwänzen zuſammen und dazwiſchen eine Fackel, die er anzündete. Die Füchſe ſuchten ſich im Getreide der Philiſter zu verbergen. Die noch ſtehenden Halmen, und die bereits aufgehäuften Garben geriethen in Brand; und die um ſich greifende mächtige Flamme entzündete weit und breit auch die Weinberge und Oelgärten.

Die Philiſter riefen: „Wer hat das gethan?“ Und man ſagte ihnen: „Samſon! weil der Vater ſeines Weibes ſie einem andern gegeben hat.“ Da geriethen die Philiſter in heftigen Zorn, zogen hinauf und verbrannten das treuloſe Weib ſammt ihrem Vater, um dem Samſon eine Genugthuung zu geben. Allein Samſon fuhr dennoch fort, ſie zu bekämpfen, um ſein Volk aus ihrer Oberherrſchaft zu befreien.

Samſon wohnte in der Felſenkluft Etham. Die Philiſter ſammelten ein Heer gegen ihn. Sie wagten es aber nicht, ihn in ſeiner Höhle anzugreifen, weil er da einen ſichern Rücken hatte, und Diejenigen, die durch den engen Eingang einzudringen verſucht hätten, ſogleich würde erſchlagen haben. Sie lagerten ſich indeß bei einer Reihe zackiger Felſen, Lechi, das heißt, Kinnbacken genannt. Da kamen dreitauſend Mann vom Stamme Juda herauf, und ſchickten Abgeordnete an die Philiſter, ſie zu fragen: „Warum ſeyd ihr gegen uns ausgezogen?“ Sie antworteten: „Um Samſon zu fangen, und ihm zu thun, wie er uns gethan hat.“ Nun zogen die Männer vom Stamme Juda hinab zur Felſenkluft Etham und ſprachen zu Samſon: „Weißt du nicht, daß die Philiſter über uns herrſchen? Warum haſt du ſo gegen ſie gehandelt? Wir ſind gekommen, dich zu binden und in die Hände der Philiſter zu übergeben.“ Samſon ſprach: „Schwöret und verſprecht mir, daß ihr mich nicht tödten wollet.“ Sie ſprachen: „Wir wollen dich nicht tödten, ſondern nur binden und den Philiſtern überliefern.“ Samſon willigte ein, voll Muthes und im Vertrauen auf die ihm von Gott verliehene Stärke; und ſie banden ihn mit zwei neuen Stricken, und führten ihn von Etham herauf nach Lechi.

Als die Philiſter, voll Freude, ihren Feind gebunden zu ſehen, ihm entgegen jauchzten, ward er von dem Geiſte Gottes ergriffen, und zerriß die Stricke, mit denen er gebunden war, ſo ſchnell und leicht, wie Flachs vom Feuer verzehrt wird. Er war aber unbewaffnet. Zunächſt einem der Felſen lag der Kinnbacken eines Eſels, der in jenem Lande ein ſehr großes, ſtarkknochiges Thier iſt. Samſon hob ihn auf und erſchlug damit eine große Anzahl der Philiſter. Alle, die ihn ergreifen und überwältigen wollten, kamen um; die übrigen nahmen die Flucht, und er ſang in der Freude über ſeinen Sieg: „Mit dem Kinnbacken eines Eſels habe ich ſie zermalmt; mit einem Eſelskinnbacken tauſend Mann erſchlagen!“ Nachdem er dieſes geſagt hatte, warf er den Eſelskinnbacken an den Felſen hin, und nannte den Ort, zum dankbaren Andenken an den von Gott, durch eine zum Kriege ſo wenig taugliche Waffe verliehenen wunderbaren Sieg, Ramath Lechi, das heißt, die Erhebung des Kinnbackens.

Als Samſon nach dieſem heißen Kampfe mit den Philiſtern großen Durſt litt, rief er zu dem Herrn und ſprach: „Du haſt durch die Hand Deines Dieners Deinem Volke eine große Rettung und einen herrlichen Sieg verliehen! Sieh aber, nun verſchmachte ich vor Durſt, und werde dieſen abgöttiſchen Philiſtern doch noch in die Hände fallen!“ Da ließ Gott aus einem der Felſen, die man den Kinnbacken nannte, eine Quelle hervorbrechen. Samſon trank, ward erquickt, und erholte ſich wieder. Den Felſen, aus dem die Quelle hervorbrach, nannte man den Stockzahn im Kinnbacken; die Quelle aber wurde, von dieſer Zeit an, die Quelle des Betenden genannt.

Die kleinmüthigen Iſraeliten faßten von nun an wieder Muth und erkannten in Samſon ihren Heerführer und Richter. Den Philiſtern aber hatte er ſich durch ſeine Stärke und Tapferkeit ſo furchtbar gemacht, daß er in ihrem Lande frei umhergehen konnte, ohne daß ſie es wagten, ſich ihm feindlich zu nahen. Da kam er denn einmal nach Gazza, einer Stadt der Philiſter, und blieb da über Nacht. Als die Philiſter, die ſich nicht getrauten, ihn bei Tage anzugreifen, vernahmen, in welchem Hauſe er übernachte, umringten ſie in der Stille der Nacht das Haus und lauerten auf ihn, um ihn, ſo bald er herauskäme, zu überfallen und zu ermorden. Ueberdies bewachten ſie das Stadtthor, damit er ihnen gewiß nicht entrinne. Nach Mitternacht kam Samſon, der ihre Anſchläge wohl bemerkt hatte, plötzlich heraus, verjagte alle Philiſter, die das Haus und das Stadtthor bewachten, hob beide Thorflügel ſammt Schloß und Riegeln aus, nahm ſie auf die Schultern, und trug ſie auf den Gipfel des Berges nächſt ihrer Stadt, wo ſie zu ihrer Beſchämung bei anbrechendem Morgen die Thorflügel ſehen konnten. Er wollte, ohne ihnen diesmal ein Leid zuzufügen, blos zeigen, daß ſie gegen die Stärke, die ihm Gott verliehen, nichts ausrichten und ihre Thore ſie nicht ſchützen konnten.

74. Samſons Gefangennehmung und Tod.

Samſon machte hierauf mit einer Philiſterin Bekanntſchaft, die in dem Thale Sorek wohnte und Dalila hieß. Die Fürſten der Philiſter dachten nicht daran, daß Samſon ſeine wunderbare

Stärke von dem einzig wahren Gott, dem Gott Iſraels habe; ſie meinten, er müſſe ein beſonderes Geheimniß beſitzen, das ihn ſo ſtark mache. Sie kamen zu Dalila und ſprachen: „Ueberrede ihn durch Liſt und Schmeicheleien, daß er dir ſage, worin er ſeine große Stärke habe, und wie wir ihn überwältigen und binden können, um uns an ihm zu rächen. Dann gibt dir jeder von uns eilfhundert Silberſtücke.“

Dalila ſprach zu Samſon: „Lieber, ſage mir doch, ich bitte dich, worin deine große Stärke ſey, und mit was man dich binden muß, damit du nicht mehr ausreißen kannſt.“ Samſon ſprach: „Wenn man mich mit ſieben friſchen Sehnen bände, die noch nicht ausgetrocknet ſind, ſo wäre ich ſo ſchwach, wie andere Menſchen.“ Da brachten ihr die Fürſten der Philiſter ſieben ſolche Sehnen, und ſie band ihn damit, als thäte ſie es nur zum Scherz. Mehrere tapfere Männer der Philiſter hatten ſich aber in dem Hauſe verborgen, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Dalila rief, nachdem er gebunden war, mit angenommenem Ernſt, und als wäre ſie höchſt erſchrocken: „Die Philiſter überfallen dich, Samſon!“ Er aber zerriß die Bande ſo ſchnell, wie einen Faden von Werge, der an das Feuer kommt, hinwegſchwindet.

Dalila ſprach zu ihm: „Sieh, du haſt mich betrogen, und mir die Unwahrheit geſagt! Sage mir doch jetzt, womit man dich binden könne!" Samſon ſagte: „Wenn man mich mit neuen Stricken bände, die noch niemals gebraucht worden, ſo wäre ich nicht ſtärker als andere Menſchen." Dalila band ihn mit neuen Stricken, und rief dann wie vorhin: „Samſon, die Philiſter überfallen dich!" Sie lauerten auch wirklich, ohne daß er etwas davon merkte, in einer Nebenkammer auf ihn. Allein er zerriß die Stricke wie Spinnfäden.

Dalila ſprach zu ihm: „Wie lange betrügſt du mich, und ſagſt mir die Unwahrheit? Sag' mir doch einmal, wie man dich binden kann!" Samſon ſagte: „Wenn du ſieben Locken meines Hauptes mit einem Bande umwindeſt, und das Band an einem Nagel befeſtigeſt, ſo weicht meine Kraft von mir." Dalila machte es ſo und rief: „Samſon, die Philiſter kommen!" Allein er machte ſeine Locken von dem Bande und dem Nagel los, und es ward ihr wieder nicht kund, worin ſeine Stärke beſtehe.

„Nunmehr aber ſprach Dalila zu ihm: „Wie kannſt du noch ſagen, daß du mich lieb haſt, da doch dein Herz mit mir nicht aufrichtig iſt? Dreimal haſt du mich ſchon belogen, und mir die Wahrheit nicht geſagt, worin deine große Stärke beſtehe?" Und ſie drang viele Tage heftig in ihn, und ließ ihm keine Ruhe mehr, und ward ihm ſo überläſtig, daß ſeine Seele matt wurde, bis zum Tode. Da ſagte er ihr endlich die Wahrheit und ſprach zu ihr: „Ich bin ein Gottgeweihter von meiner Geburt an, und daher iſt nie eine Scheere über mein Haupt gekommen. Wenn man mir die Haare abſchnitte, ſo würde meine Stärke von mir weichen, und ich würde ſo ſchwach ſeyn, wie ein anderer Menſch.“

Da ſie nun ſah, daß er ihr ſein ganzes Herz entdeckt habe, ſandte ſie zu den Fürſten der Philiſter und ließ ihnen ſagen: „Kommt noch einmal herauf, denn nun hat er ſein Herz mir ganz eröffnet.“ Die Philiſter kamen und brachten das Geld mit, das ſie ihr verſprochen hatten. Sie ſchnitt, als er ſchlief, ihm mit einer Scheere die Haare ab, ſtieß und weckte ihn und rief: „Samſon, die Philiſter ſind da!“ Wirklich drang eine Schaar bewaffneter Philiſter herein. Samſon erhob ſich und dachte: „Ich will mich aufmachen und mich durch ſie durchſchlagen, wie ich vormals gethan habe.“ Allein da merkte er erſt, daß ihm ſeine ſchönen, langen Haarlocken — das Zeichen, daß er Gott geweiht ſey — abgeſchnitten waren, und mit Schrecken und Entſetzen ſah er ſie zu ſeinen Füßen liegen. Er hielt ſein Gelübde, kein Scheermeſſer über ſein Haupt kommen zu laſſen, für gebrochen. Sein Muth verließ ihn und die Kraft, die Gott ihm verliehen hatte, wich von ihm. Die Philiſter aber ergriffen ihn, ſtachen ihm beide Augen aus, führten ihn mit Ketten gefeſſelt nach Gazza, warfen ihn in ein Gefängniß, und zwangen ihn, gleich den Sklaven und Taglöhnern, die Mühle zu treiben; denn damals wußte man noch nichts von Mühlen, die vom Waſſer getrieben werden.

Nach längerer Zeit verſammelten ſich alle Fürſten und Kriegsoberſten der Philiſter aus dem ganzen Lande in dem Tempel ihres Götzen Dagon, um ihm feierliche Opfer darzubringen, und vor ihm eine Freudenmahlzeit zu halten. Sie ließen den Samſon holen, und ihn zwiſchen die zwei Säulen in Mitte des Tempels ſtellen, auf denen das ganze Dach des Gebäudes ruhte.

Als das Volk der Philiſter ihn bringen ſah, lobten Alle ihren Abgott und ſprachen: „Unſer Gott hat unſern Feind, der unſer Land verwüſtet und viele von uns erſchlagen hat, in unſre Hände gegeben.“ Nachdem die Fürſten genug gegeſſen und getrunken hatten und ſehr fröhlich geworden waren, befahlen ſie, den Samſon in dem Tempel umher zu führen, um ihn zu verſpotten und ſich einen Spaß mit ihm zu machen. Die Philiſter thaten ihm alle erdenkliche Unbilden an. Das ſchaarenweis zuſammen gelaufene Volk ſah zu. Der Tempel widerhallte von lautem Gelächter, und mitunter fehlte es auch nicht an Läſterung des einzig wahren Gottes, des Gottes Iſraels. Endlich ſprach Samſon zu dem Knaben, der ihn, den verſpotteten blinden Mann, an der Hand leitete: „Hilf mir, daß ich mich ein wenig an die zwei Säulen lehne und ausruhe.“ Nun umfaßte Samſon mit ſeinem rechten und ſeinem linken Arme beide Säulen und rief mit erneutem Vertrauen, weil ihm ſeine Haare wieder gewachſen waren, zum Herrn: „O Gott und Herr! Gedenke meiner, und gib mir jetzt meine vorige Stärke wieder! Verleihe mir, daß ich an meinen (und Deinen) Feinden, o Gott für meine beiden Augen mich räche mit Einer Rache.“ Noch mehr, als um ſich zu rächen, war er darauf bedacht, daß die Philiſter, die den Heerführer der Iſraeliten verſpotteten und den Gott Iſraels läſterten, dafür beſtraft würden. Er wußte wohl, daß er wahrſcheinlich ſelbſt mit den Philiſtern umkommen werde; allein er achtete ſein eigenes Leben für nichts, wie ein Feldherr, der nur darauf bedacht iſt, die Feinde ſeines Landes zu beſiegen. Er erſchütterte beide Säulen mit Macht, und warf ſie um. Das Dach des Tempels ſtürzte ein und erſchlug ihn und die Fürſten und Kriegsoberſten der Philiſter, und das dicht zuſammen gedrängte Volk, Männer und Weiber. Die Verrätherin Dalila, die ſich für die Beſiegerin Samſons und die Königin des Feſtes hielt, war ohne Zweifel auch zugegen. Sie wurde mit erſchlagen, und bekam, wie Samſons treuloſes Weib, die verbrannt wurde, auch ihren Lohn. Samſon hatte ſo bei ſeinem Tode mehrere Philiſter getödtet, als während ſeines Lebens. Seine Brüder und Verwandten kamen nach Gaza, nahmen ſeinen Leichnam und begruben ihn neben dem Grabe ſeines Vaters Manue.

Auch die Geſchichte Samſons, ſo viel Sonderbares ſie enthält, iſt für uns ſehr lehrreich. Samſon hat als ein Gottgeweihter, ſeinem Gelübde gemäß, zwar nie Wein und ſtarke Getränke genoſſen und ſein Haar nie abſchneiden laſſen; allein ſich dennoch nicht immer dem Willen Gottes gemäß betragen. Er, der den Löwen überwältigte und ſich gegen Männer als einen Helden bewährte, war ſchwach gegen Weiber. Er heirathete eine Philiſterin, blos weil ſie ſeinen Augen gefiel, ohne ſich zu überzeugen, ob ſie auch tugendhaft ſey. Nachdem ſie ſein Geheimniß an die Philiſter verrathen und treulos einen Andern geheirathet hatte, ſchenkte er ſein Vertrauen doch wieder der falſchen Dalila, die ihn den Händen der Philiſter gar überlieferte. Er wurde aber für ſeinen Leichtſinn und ſeine Unbeſonnenheit hart beſtraft. Ihm, der nur ſeiner Augenluſt gefolgt hatte, wurden beide Augen ausgeſtochen. Er, der Befreier Iſraels, der freiwillig ſich zum Sklaven eines Weibes erniedrigte, verlor Freiheit und Leben. Wir ſollen da lernen, es ſey nicht genug, daß wir bloß die äußerlichen, von Gott vorgeſchriebenen Gebräuche beobachten; wir müſſen Gott in Allem gehorchen und durchaus ein Ihm wohlgefälliges Leben führen. Jede Abweichung von Seinen heiligen Geboten mißfällt Ihm und Er läßt ſie nicht unbeſtraft.

Obwohl Samſon große Fehler beging, ſo hat Er doch das Vertrauen auf Gott nie aufgegeben. Schön iſt ſein vertrauensvolles Gebet, als er vor Durſt zu verſchmachten fürchtete, und die Quelle des Betenden blieb ein ſchönes Denkmal ſeines gläubigen Vertrauens. In ſeiner äußerſten Erniedrigung, blind, verſpottet, vor dem Götzenbilde zur Schau ausgeſtellt, wandte er ſich wieder glaubensvoll an Gott, und eben da Alles verloren und die Abſicht Gottes, durch ihn Iſrael zu befreien vereitelt ſchien, und die Philiſter, ihren Götzen preiſend und über den Gott Iſrael laut ſpottend, triumphirten, gab Gott ihm ſeine Stärke wieder, und der abgöttiſche Tempel ſtürzte ein, die Fürſten und Kriegsoberſten wurden beſiegt und erſchlagen, und Samſon, der Befreier Iſraels, ſiegte, wiewohl mit Verluſt ſeines Lebens, am Ende dennoch. So weiß Gott der Allmächtige, unerachtet der Schwachheit der Menſchen, Das auszuführen, was Er beſchloſſen hat.

Wie Gedeon mit dreihundert Mann das unzählige Heer der Madianiten geſchlagen hat, damit die Iſraeliten ſich nicht rühmen konnten, durch ihre Macht die Feinde überwunden zu haben, ſo beſiegte Gott durch einen einzigen Mann, durch den Helden Samſon, Seine und Iſraels Feinde. Samſon und Gedeon werden beide mit Recht den Glaubenshelden der Vorzeit beigezählt.

73. Ruth, die gute Schwiegertochter.

Auf viele kriegeriſche Begebenheiten folgt eine überaus liebliche, anmuthige Geſchichte.

Als zu den Zeiten Gedeons, wo die Madianiten den Iſraeliten Vieh und Getreide raubten, eine große Theurung im Lande Kanaan entſtanden war, zog ein Mann aus dem Städtlein Bethlehem mit ſeiner Frau und mit ſeinen zwei Söhnen, fort in das Land Moab. Der Mann hieß Elimelech, die Frau Noemi. Sie hielten ſich lange in dieſem Lande auf. Endlich ſtarb Elimelech; ſeine zwei Söhne, die ſich mit zwei Moabitinnen verheirathet hatten, ſtarben zehn Jahre darnach auch. Die gute Mutter Noemi war nun noch allein übrig, ohne Mann und ohne Kinder. Da hörte ſie, Gott habe ſich Seines Volkes, der Iſraeliten, erbarmt, und ihnen wieder Brod gegeben. Sie machte ſich alſo auf, in ihr Vaterland Kanaan zurück zu kehren. Ihre zwei Schwiegertöchter, Orpha und Ruth, begleiteten ſie.

Als Beide ſchon weit mit ihr gegangen waren, ſagte Noemi zu ihnen: „Gehet nun wieder nach Hauſe zu euren Müttern. Der Herr erweiſe euch Barmherzigkeit, wie ihr mir und den Verſtorbenen Barmherzigkeit erwieſen habt. Er laſſe euch Ruhe finden in den Häuſern der Männer, die ihr bekommen werdet.“ Beide fingen an überlaut zu weinen, und ſprachen: „Wir wollen mit dir zu deinem ‚Volke gehen.“ Noemi ſagte: „Kehret um, meine Töchter! Warum wollet ihr mit mir? Ich kann euch doch nichts mehr helfen. Eure Bedrängniß würde nur die meinige vergrößern. Der Herr hat mich ja mit Bitterkeit überhäuft. Reich und voll Segens kam ich zu euch; arm und verlaſſen führt mich der Herr nun wieder zurück.“ Da weinten Beide noch lauter. Orpha nahm endlich Abſchied von Noemi, und ging; Ruth aber blieb bei ihr.

Noemi ſagte hierauf zu Ruth: „Sieh! deine Schwägerin geht nun heim; geh mit ihr.“ Ruth ſprach: „Sage mir doch nichts mehr davon, daß ich dich verlaſſen ſoll. Wo du hingeheſt, da gehe ich auch hin; wo du bleibſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott. Wo du ſtirbſt, da will ich auch ſterben; wo du begraben wirſt, da will ich auch begraben werden. Uns ſoll nichts ſcheiden, als der Tod.“ Da Noemi ſah, daß ſie es ſo feſt im Sinne hatte, mit ihr zu gehen, ließ ſie es geſchehen, und wollte ſie nicht mehr zu der Rückkehr zu den Ihrigen bereden.

Nicht wahr, Ruth war eine recht gute Schwiegertochter? Das heißt doch ſeine Freunde recht lieb haben, und im Unglücke den Geliebten treu bleiben! Wer muß eine ſo liebevolle, treue Seele nicht hochachten? Wer möchte ihr nicht gleichen?

76. Der wohlthätige Booz.

Noemi und Ruth kamen glücklich mit einander in Bethlehem an. Es war eben Aerntezeit. Da ſagte Ruth zu Noemi: „Wenn es dir recht iſt, ſo will ich auf das Feld hinaus gehen, und die Aehren aufleſen, die hinter den Schnittern liegen bleiben, wo immer ein gütiger Hausvater ſo gefallig ſeyn wird, es mir zu erlauben.“ Noemi ſagte: „Ja, geh hin, meine Tochter!“ Ruth ging ſogleich hin, und las die Aehren hinter den Schnittern her auf.

Nun fügte es Gott ſo, daß Ruth gerade auf dem Acker Aehren las, der dem Booz, einem ſehr rechtſchaffenen und überaus reichen Manne zugehörte. Booz kam aus dem Städtlein Bethlehem zu ſeinen Schnittern heraus, grüßte ſie und ſprach zu ihnen: „Der Herr ſey mit euch!“ Die Schnitter antworteten: „Der Herr ſegne dich.“ Er fragte den Aufſeher über die Schnitter: „Wer iſt die Aehrenleſerin dort?“ Dieſer antwortete: „Es iſt die Moabitin, die mit der Noemi gekommen iſt. Sie bat, daß ſie die Aehren, die liegen geblieben, aufleſen dürfe. Seit Morgens frühe ſteht ſie ſchon da auf dem Acker, und ſammelt beſtändig, und iſt auch nicht einen Augenblick nach Hauſe gegangen.

Da ſagte Booz zu ihr: „Höre, meine Tochter! Geh auf keinen andern Acker, Aehren aufzuleſen, als auf den meinigen. Halte dich zu meinen Mägden, und geh' ihnen überall nach, wo immer ſie Getreide ſchneiden und Garben binden. Meinen Knechten werde ich ſchon gebieten, daß ſie dir nichts zu Leide thun. Und wenn dich durſtet, ſo trinke aus dem Trinkgeſchirre dort, woraus meine Leute trinken.“ Ruth fiel dem anſehnlichen, ehrwürdigen Manne zu Füßen, neigte ihr Angeſicht zur Erde, und ſprach: „Womit habe ich's verdient, daß ich vor deinen Augen ſo viel Gnade finde, da ich doch fremd bin?“ Booz ſagte: „Ich habe Alles erfahren, was du nach dem Tode deines Mannes an deiner Schwiegermutter gethan haſt. Der Herr vergelte dir, was du um ſie verdient haſt. Er, der Gott Iſraels, zu dem du deine Zuflucht genommen haſt, wolle dich vollkommen belohnen.“ Ruth ſprach: „Es iſt ſchon eine Belohnung von ihm, daß Ich in deinen Augen Gnade finde. Du haſt mich recht getröſtet, und ja ſo freundlich mit mir geredet — obwohl ich geringer bin, als das geringſte deiner Dienſtmädchen.“

Wie es nun Zeit zum Mittagseſſen war, ſagte Booz zu ihr: „Komm her, und iß mit uns, und tunke — was in den heißen Sommertagen vorzüglich geſund iſt — deinen Biſſen da in den Eſſig ein.“ Ruth ſetzte ſich mit zu der Schnittermahlzeit, und Booz legte ihr reichlich vor. Sie aß ſich aber nicht ganz ſatt, ſondern behielt Etwas übrig für ihre Schwiegermutter. Dann ſtand ſie ſogleich wieder auf, und ſammelte Aehren, wie zuvor. Da gebot Booz ſeinen Knechten: „Laßt von den Garben gefliſſentlich, jedoch als geſchehe es unvorſetzlich, hie und da Etwas liegen, damit ſie es, ohne roth zu werden, aufſammeln könne, und tadelt ſie nicht darüber.“ Ruth ſammelte unermüdet bis an den Abend, dann klopfte ſie die Aehren mit einem Stecken aus, und bekam drei Metzen Gerſte.

Der gottesfürchtige Booz hatte, wie wir ſehen, ein recht menſchenfreundliches, wohlthätiges Herz. Er redet liebreich mit den Geringern; er grüßt ſeine Taglöhner mit einem frommen Segenswunſche; er ſpeiſet die Hungrigen, tränket die Dürftigen, theilt den Armen reichlich mit, und richtet es aus Beſcheidenheit ſo fein ein, daß ſie ſelbſt es nicht einmal merken ſollen.

Ruth war in ihrer Armuth ſo zufrieden, ſo genügſam, ſo fleißig, ſo beſcheiden, ſo dankbar, daß ſie in der That ein Vorbild all der ſchönen Tugenden iſt, die den Armen zieren können. Ueberdies hat ſie die herzlichſte Liebe zu ihrer armen Schwiegermutter.

Möchten alle Reiche dem edlen Booz, und alle Arme der guten Ruth ähnlich ſeyn!

77. Booz heirathet Ruth.

Ruth trug Abends ihre Gerſte heim, und brachte ſie ihrer Schwiegermutter. Auch was ſie von dem Eſſen aufgehoben hatte, gab ſie ihr. Da ſprach Noemi: „Ei, wo haſt du denn heute Aehren geſammelt? Geſegnet ſey Derjenige, der ſich deiner ſo erbarmte!“ Ruth ſagte: „Der Mann, auf deſſen Acker ich geſammelt habe, heißt Booz.“ „Der iſt unſer Anverwandter!“ ſprach Noemi. „Der Herr wolle ihn ſegnen für ſeine Güte. Er war immer gut gegen die Unſrigen, da ſie noch lebten, und jetzt erweiſt er auch uns nach ihrem Tode noch Gutes! Meine Tochter, geh doch immer mit ſeinen Mägden, wenn du zum Aehrenleſen hinaus gehſt. Denn auf einem fremden Acker könnte dir leicht Jemand hart begegnen.“ Auch noch viele andere gute Räthe gab ſie ihr. Ruth antwortete: „Alles, was du mir immer befiehlſt, das werde ich thun.“

Ruth ging nun täglich mit des Booz Mägden, und ſammelte Aehren, bis die Gerſte und der Weizen in den Scheuern lag. Da die Aernte vorbei war, ſagte Booz zu ihr: „Tochter! du biſt vom Herrn geſegnet. Deine gute Aufführung übertrifft noch die Liebe, die du deiner Schwiegermutter erweiſeſt. Du biſt weder armen, noch reichen Jünglingen nachgegangen. Die ganze Stadt erkennt es, daß du eine tugendhafte Frau biſt. Wenn Niemand eine Einwendung dagegen zu machen hat, ſo nehme ich dich — ſo wahr der Herr lebt — ohne Bedenken zur Frau.“ Booz ſagte dieſes ſein Vorhaben nun den Aelteſten der Stadt. Die Aelteſten und alles Volk wünſchten ihm Glück. „Der Herr, ſprachen ſie, ſegne die Frau, die in dein Haus kommt, wie Rachel und Lia, die Mütter der Kinder Iſraels. Sie ſey ein Vorbild aller Tugenden, und ihr Namen werde geprieſen in Bethlehem.“

Booz nahm, da die ganze Stadt ſeine Wahl lobte und ihm Glück wünſchte, Ruth zur Frau. Gott gab ihr bald einen Sohn, und ſie nannte ihn Obed. Die Frauen von Bethlehem brachten das Kind der Noemi, und ſagten: „Sieh! das iſt der Sohn deiner Schwiegertochter, die dich ſo lieb hat, und dir mehr Freude macht, als ſieben Söhne. Gelobt ſey der Herr, daß du nun Jemanden haſt, der ſich deiner annehmen, und in deinem Alter für dich ſorgen wird.“ Noemi nahm das Kind voll Freude auf ihren Schooß, und wurde ſeine Wärterin.

Wir ſehen da: Gott läßt **Treue** und **Redlichkeit**, **Fleiß** und **Sittſamkeit**, **Liebe zu den Schwiegerältern**, ſo wie **zu den Aeltern**, nie unbelohnt.

Die Tugend iſt das beſte Heirathgut; ſie macht das ärmſte Kind liebenswürdig vor Gott und Menſchen, was aller Schmuck von Gold und Perlen nicht vermag.

Die Geſchichte der frommen Ruth, die zu den Zeiten Gedeons gelebt hat, wird übrigens in der heiligen Schrift vorzüglich deßhalb erzählt, weil dieſe arme, aber tugendreiche und demuthsvolle Aehrenleſerin die Mutter Obed's, die Großmutter Iſai's, und die Urgroßmutter des Königs David wurde, und von ihr nicht nur die ganze Reihe aller Könige des Reiches Juda abſtammen, ſondern ſelbſt Der, den erſten Aeltern im Paradieſe, den Patriarchen, dem Volke Iſrael verheißene Erlöſer, der ewige König, von Dem geſchrieben ſteht: „Durch Ihn ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden.“

* * *

Inhalt.

I. Geſchichte der erſten Welt.

Seite

1. Erſchaffung der Welt 1
2. Erſchaffung des erſten Menſchen . . . 4
3. Das Paradies 6
4. Erſchaffung der Eva 8
5. Die erſte Sünde 10
6. Die Strafe der erſten Sünde 13
7. Das erſte Opfer 15
8. Kains Sünde und Strafe 16
9. Kains und Seths Nachkommen 18
10. Verderbniß des erſten Menſchengeſchlechtes . . 22
11. Untergang des erſten Menſchengeſchlechtes . . 24
12. Noe's Errettung 26
13. Noe's Dankopfer 28
14. Noe's Söhne, Sem, Cham und Japhet . . 30
15. Der große Thurmbau 32

II. Geſchichte der Patriarchen Abraham, Iſaak und Jakob.

16. Abrahams Berufung 34
17. Abrahams Friedfertigkeit 37
18. Abrahams Sieg und Melchiſedechs Dankopfer . 38
19. Abrahams Menſchenfreundlichkeit . . . 41
20. Abrahams Fürbitte für Sodoma . . . 43
21. Sittenverderbniß zu Sodoma 46
22. Untergang der Stadt Sodoma 47

Seite
23. Ismaels Vertreibung 49
24. Iſaaks Aufopferung 52
25. Abrahams väterliche Sorgfalt 54
26. Rebeka und Laban 57
27. Rebeka wird Iſaaks Frau 59
28. Eſau und Jakob 62
29. Die Himmelsleiter 68
30. Jakobs Aufenthalt bei Laban 71
31. Jakobs Heimreiſe 75
32. Jakobs Ausſöhnung mit Eſau 78

III. Die Geſchichte Joſephs und ſeiner Brüder, der Söhne Jakobs.

33. Joſeph als Hirtenknabe 81
34. Joſeph wird von ſeinen Brüdern verkauft . . 84
35. Joſeph in Putiphars Haus 88
36. Joſeph im Gefängniß 90
37. Joſephs Erhöhung 93
38. Reiſe der Brüder Joſephs nach Aegypten . . 98
39. Benjamins Reiſe nach Aegypten 103
40. Joſephs ſilberner Becher 106
41. Joſeph gibt ſich ſeinen Brüdern zu erkennen . 110
42. Vater Jakobs Freude 115
43. Jakobs und Joſephs Tod 119

IV. Geſchichte des Volkes Iſrael unter Moſes.

44. Das Kind Moſes im Binſenkörblein . . . 123
45. Moſes am Brunnen 127
46. Der brennende Dornbuſch 130
47. Die Wunder, die Gott durch Moſes in Aegypten gethan hat 133
48. Auszug der Iſraeliten aus Aegypten . . . 136
49. Untergang der Aegypter 142
50. Moſes Lobgeſang 147
51. Das Himmelbrod 149
52. Waſſer aus dem Felſen 152
53. Sieg über die Amalechiten 154
54. Jethro's weiſer Rath 157
55. Die zehn Gebote Gottes 160

Seite
56. Das goldene Kalb 166
57. Anordnung des öffentlichen Gottesdienſtes . . 170
58. Kore, Dathan und Abiron 175
59. Die Wachteln 179
60. Die Kundſchafter 181
61. Die eherne Schlange 185
62. Moſis letzte Reden 188
63. Moſis Tod 192

V. Geſchichte des Volkes Iſrael unter Joſue und den Richtern.

64. Uebergang der Iſraeliten über den Jordanfluß . 195
65. Eroberung der Stadt Jericho 200
66. Eroberung der Stadt Hai 203
67. Joſues Sieg über fünf Könige . . . 207
68. Joſue's letzte Reden und Tod 211
69. Gedeons Berufung 216
70. Gedeons Sieg 221
71. Gedeons Söhne 226
72. Abimelechs Regierung und Tod . . . 231
73. Samſon 235
74. Samſons Gefangennehmung und Tod . . 244
75. Ruth, die gute Schwiegertochter . . . 252
76. Der wohlthätige Booz 254
77. Booz heirathet Ruth 257

* * *

Im Verlage der **J. Wolffiſchen Buchhandlung** in **Augsburg** ſind erſchienen und können durch alle ſoliden Buchhandlungen bezogen werden:

Geſammelte Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Original-Ausgabe von letzter Hand.

1—18r Band in 8., auf ſchönſtem weißen Velinpapier mit neuen Lettern gedruckt und zu jedem Bande ein feiner Stahlſtich. Preis 11 fl. 42 kr. oder 7 Rthlr. 12 ggr.

Die Tugendkeime, welche durch dieſe originellen Schriften in die Herzen der deutſchen Jugend gepflanzt wurden, ſind vielfältig zur herrlichſten Frucht gediehen und haben den Erziehern der Jugend ihr Wirken unendlich erleichtert. Den meiſten Kinderſchriften fehlt es an jener tiefen Anregung des jugendlichen Gemüthes, jener eigenthümlichen Einfachheit des Styles und jener wunderbaren Einhüllung der Moral in engelreine Formen, wodurch dieſe Schriften einen eigenen himmliſchen Zauber über Kinder und Erwachſene verbreiten.

Inhalt:

I. Heinrich von Eichenfels. Der Weihnachtsabend. Die Oſtereier. II. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Das Täubchen. Das Vergißmeinnicht. Die Kapelle bei Wolfsbühl. Die Krebſe. Der Kuchen. Der Diamantring. Das Marienbild. III. Ludwig der kleine Auswanderer. Das Lämmchen. Das hölzerne Kreuz. IV. Gottfried der junge Einſiedler. Das Vogelneſtchen. Das ſtumme Kind. Die Waldkapelle. Die Waſſerfluth am Rheine. V. Die Hopfenblüthen. Das Rothkehlchen. Kupfermünzen und Geldſtücke. Das alte Raubſchloß. Die Margarethablümchen. Die Feuersbrunſt. VI. Das Blumenkörbchen. Die zwei Brüder. VII. Roſa von Tannenburg. VIII. Der Roſenſtock Die Kirſchen. Die Melone. Die Nachtigall. Der Waſſerkrug. Die rothen und weißen Roſen. IX. Ferdinand. Angelika. X. Timotheus und Philemon. Das Karthäuſerkloſter. XI. Der gute Fridolin und der böſe Dietrich. XII. Klara oder die Gefahren der Unſchuld. Das beſte Erbtheil. Die Edelſteine. **XIII.** Genoveſa. Anſelmo. **XIV.** Euſtachius. **XV.** Joſaphat. Drei Parabeln Barlaams. Titus und ſeine Familie. **XVI.** Kurze Erzählungen. **XVII.** Blüthen dem blühenden Alter gewidmet. Die kleine Lautenſpielerin. **XVIII.** Kleine Schauſpiele für Familienkreiſe.

Die

Apoſtel Deutſchlands.

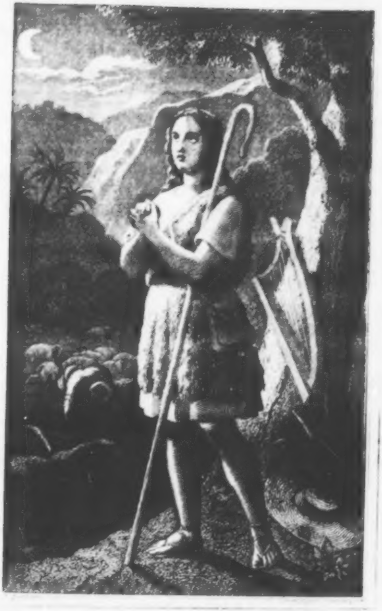
Eine Geſchichte
der
Einführung und Verbreitung
der Religion Jeſu Chriſti
in Deutſchland,
aus glaubwürdigen Lebensbeſchreibungen der Heiligen
zuſammengeſtellt von
Chriſtoph von Schmid,
Verfaſſer der Oſtereier.

Erſtes und zweites Bändchen in Oktavformat mit zwei prachtvollen Stahlſtichen und Umſchlägen. Preis: jedes Bändchen 30 kr. oder 8 ggr.

Die Wichtigkeit dieſes Werkes iſt aus den folgenden Worten der Vorrede erſichtlich: „Jedem Deutſchen, der ſein Vaterland liebt, jedem Chriſten, dem ſeine heilige Religion das Beſte iſt, was er auf Erden hat, kann es nicht gleichgültig ſeyn, wie unſere Voraltern, die alten Deutſchen, zur Erkenntniß der chriſtlichen Religion gekommen ſind, und welches die Männer waren, die ihnen die göttliche Lehre Jeſu zuerſt verkündiget haben.

Dieſe Männer, von großen natürlichen Geiſtesgaben, hohem Muthe, ſtarker Willenskraft, raſtloſer Thätigkeit, und überdies von Gottes Geiſte erleuchtet, ſind unſerer Bewunderung, unſers innigen Dankes werth. Sie haben mit aufopfernder Liebe ſich unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten unterzogen, in unſerm Vaterlande das Chriſtenthum zu verbreiten. Es wäre eine Schmach für einen Deutſchen, für einen Chriſten, ſie nicht zu kennen.“

◆



DAVID.

Bibliſche Geſchichte

für

Aeltern und Kinder,

von

Chriſtoph von Schmid.

Erſter Theil.
Das alte Teſtament.

Zweites Bändchen.

Die Geſchichte der Könige.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1845.

I.

Geſchichte des Volkes Iſrael unter den Königen

Saul, David und Salomon.

---

1. Der Knabe Samuel.

Die Geſchichte der Könige fängt mit Samuel, dem letzten Richter über das Volk Iſrael an, der den erſten König in Iſrael geſalbt und ihm die richterliche Gewalt übertragen hat.

Die Iſraeliten waren zu dieſer Zeit noch immer nicht im Stande, einen Tempel zu bauen; ſie mußten ſich mit der Stiftshütte begnügen. Dieſe ſtand gegenwärtig zu Silo, einer der blühendſten Städte, beinahe in Mitte des Landes. Hier wohnte der Hoheprieſter; hier verſammelten ſich zu beſtimmten Zeiten alle Iſraeliten, Gott gemeinſchaftlich anzubeten. Hieher brachten alle Hausväter im Lande die Erſtlinge ihrer Heerden und den zehnten Theil ihrer Früchte, opferten davon dem

Herrn, und hielten Freudenmahlzeiten vor Ihm, wie Er durch Moſes geboten hatte.

Zu dieſen Freudenfeſten, die dem Herrn geheiligt waren, kam nun auch ein gottesfürchtiger Mann aus dem Gebirge Ephraim, Namens Elkana, mit Anna, ſeiner frommen Ehefrau. Anna aber war ſehr traurig und betrübt, weil ſie keine Kinder hatte. Sie weinte ſogar bei der Freudenmahlzeit, und wollte nicht eſſen. Elkana, ihr Mann, ſprach zu ihr: „Anna, warum weineſt du, und warum iſſeſt du nicht, und warum iſt dein Herz betrübt? Bin ich dir denn nicht beſſer, als zehn Söhne?“ Anna aß nun etwas Weniges, ſtand aber früher vom Tiſche auf und ging zur Stiftshütte. Dort betete ſie, vergoß Thränen, und machte ein Gelübde, und ſprach: „O Herr der Heerſchaaren! wenn Du die Betrübniß Deiner Dienerin anſehen, und meiner gedenken, und mir, Deiner Magd, einen Sohn ſchenken wirſt, ſo ſoll er Dir, o Herr, alle Tage ſeines Lebens gewidmet und ganz Deinem Dienſte geheiliget ſeyn.“

Der Hoheprieſter Heli ſaß am Eingange der Stiftshütte auf einem erhöhten Sitze, und bemerkte die betende Anna. Da ſie nun in ihrem Gemüthe innigſt bewegt war, nur in ihrem Herzen mit Gott redete, zwar die Lippen bewegte, aber keine vernehmlichen Worte von ſich hören ließ, meinte Heli, der noch mit keiner ſolchen Inbrunſt beten ſah, ſie habe zu viel getrunken, und machte ihr Vorwürfe. Allein Anna ſprach: „O nein, mein Herr! Ich habe weder Wein getrunken noch ſonſt Etwas, das berauſchen kann. Ich bin ein ſehr unglückliches Weib, und habe mein Herz vor dem Herrn ausgegoſſen. Aus der Fülle meines Schmerzens und Kummers habe ich zu Ihm geredet.“ Heli erkannte aus ihren vernünftigen, frommen Reden, daß er ſich geirrt habe, und ſprach zu ihr: „Gehe hin im Frieden! Der Gott Iſraels erfülle deine Bitte, um was immer du gebeten haſt!“

Gott erhörte Annas Gebet und ſchenkte ihr einen Sohn. Sie nannte ihn Samuel, das heißt, den Erbetenen von Gott. Nach einigen Jahren nahmen Anna und ihr Mann den kleinen Samuel mit nach Silo. Anna ſtellte den zarten Knaben dem Hohenprieſter vor und ſprach: „Ich betheure dir, mein Herr, ich bin — ſo wahr du lebſt! — jenes Weib, das hier vor dir ſtand und zu dem Herrn flehte. Um dieſen Knaben habe ich gebeten, und der Herr hat mein Gebet erhört, und mir ihn gegeben. Ich gebe ihn nun dem Herrn wieder. Sein Lebenlang ſoll er dem Herrn gewidmet ſeyn, weil er von Ihm erbeten iſt.“ Der Hoheprieſter übernahm ihn, und beide Aeltern entrichteten dem Herrn ein Dankopfer.

Anna, die ehemals ſo tief betrübt um einen

Sohn gebeten hatte, und jetzt ſo hoch erfreut war, dankte Gott in einem Lobgeſange. Sie ſah im Geiſte voraus, daß Gott durch ihren Sohn dem Volke Iſrael große Wohlthaten erweiſen, und daß Samuel, ohne ein Schwert zu berühren, die Feinde Gottes und Iſraels beſiegen werde, und ſprach davon, als von ſchon geſchehenen Dingen; ihr Blick reichte bis in die Zeiten des Meſſias.

Folgende Worte aus ihrem ſchönen Lobgeſange müſſen Jedermann verſtändlich ſeyn und jedes Herz rühren:

„Mein Herz frohlockt im Herrn, denn Seine Hülfe hat mich hoch erfreut! Niemand iſt ſo hochherrlich, ſo heilig, wie der Herr; Niemand iſt über Ihn; Niemand iſt ſo mächtig, wie unſer Gott. Der Bogen der Helden liegt zerbrochen da, und die Schwachen werden mit Kraft gegürtet. Die im Ueberfluß lebten, verdingen ſich um Brod, und die Hungrigen werden geſättigt. Der Herr tödtet und belebt; Er führet in das Grab und wieder heraus; der Herr macht arm und reich, erniedrigt und erhöht. Er zieht den Dürftigen aus dem Staube, und erhebt den Armen aus dem Koth, daß er bei den Fürſten ſitze und einen Ehrenthron einnehme. Denn die Grundfeſten der Erde ſind des Herrn; Er hat den Erdkreis darauf gegründet. Er ſichert die Tritte ſeiner Heiligen, und die Gottloſen werden ſtumm in Finſterniß dahin ſchwinden;

denn nicht durch eigene Stärke ſiegt der Menſch. Den Herrn werden Seine Feinde fürchten, wenn Er über ſie donnern wird. Der Herr wird die Erde richten bis an ihre Gränzen, und Seinem Könige die Herrſchaft geben, und erhöhen die Macht Seines Geſalbten."

Wie Alles, was Anna vorher geſagt, eintraf, werden die weitern Geſchichten zeigen.

Der kleine Samuel blieb zu Silo, diente am Altare und war mit einem kleinen Prieſterrocke von Leinwand gekleidet, den ihm ſeine Mutter gemacht hatte. Er wuchs und nahm zu in allem Guten, und war angenehm vor Gott und den Menſchen.

2. Heli und ſeine Söhne.

Heli hatte zwei Söhne, Ophni und Phinees. Dieſe waren recht nichtswürdige, böſe Buben. Sie fragten nichts nach Gott und Menſchen. Wann die Leute nach Silo kamen, und ihre Opfermahlzeiten halten wollten, ſo kamen ſie mit zweizackigen Gabeln, und ſtahlen das Fleiſch aus dem Topfe, ehe es noch gekocht war. Sogar das Opfer, das man dem Herrn anzünden wollte, nahmen ſie vom Altare weg. Und wenn Jemand zu ihnen ſagte: „Laßt doch zuerſt das Opfer anzünden, wie es der Brauch iſt; dann mögt ihr nehmen, was euer Herz begehrt!" Da ſprachen ſie:

„Jetzt gleich gieb's her, oder wir nehmen es mit Gewalt.“ Ja, noch andere böſe, ſchändliche Dinge trieben ſie in Geheim.

Heli, der ſchon ſehr alt war, erfuhr Alles, was ſeine Söhne thaten. Da ſprach er zu ihnen: „Was muß ich von euch hören? Warum thut ihr ſo böſe Dinge! Alles Volk redet davon. Nicht doch, meine Söhne, das ſind keine guten Dinge, die ich von euch höre. Ihr verleitet durch euer Beiſpiel ja ſelbſt das Volk zur Sünde!“ Allein ſie achteten die Ermahnungen ihres Vaters nicht — und daß er, wie ſie es verdient hatten, ſie ſchärfer beſtrafte, dazu war der alte Mann allzu nachſichtig.

Samuel ließ ſich von dem böſen Beiſpiele der Söhne des Hohenprieſters nicht zum Böſen verführen; er blieb Gott getreu, betete gerne, verabſcheute die Sünde, und war nur darauf bedacht, in Allem die Gebote Gottes zu erfüllen. Allein auch das ſchöne Beiſpiel Samuels beſſerte die Söhne Heli's nicht. Da ſchickte Gott einen unbekannten heiligen Mann zu ihrem Vater. Der ſprach zu ihm: „So ſpricht der Herr: Du ehreſt deine Söhne mehr, als Mich. Ich habe einſt geſprochen: Dein Haus und deines Vaters Haus — deine Söhne und deine Brüder — ſollen auf immer meine Prieſter ſeyn. Aber nun ſpreche Ich: Wer Mich ehret, den will Ich wieder ehren; wer

Mich verachtet, der ſoll wieder verachtet werden. Deine zwei Söhne ſollen ſterben auf Einen Tag; Ich aber werde Mir einen treuen Prieſter erwählen! Der wird thun, was Meinem Herzen wohlgefällt.“

Die Strafe, die Gott hier dem Heli und deſſen Söhnen verkünden ließ, iſt eine ſchreckliche Warnung für alle zu nachſichtige Aeltern, und für alle böſe ungerathene Kinder. Aeltern, die aus blinder Liebe ihre Kinder nicht beſtrafen, erleben an ihnen keine Freude; manches edle Haus, manche angeſehene Familie gerieth durch vernachläßigte Erziehung der Kinder ſchon in Verfall. Kinder aber, die ihren Aeltern nicht aus Liebe gehorſamen, ohne daß man ſie durch Strafe dazu zwingen müßte, ja die ſich nicht einmal durch Strafe dazu zwingen laſſen, bereiten ſich für ihr ganzes Leben großes Elend, und gar oft ihren Aeltern, ja ſich ſelbſt einen frühzeitigen Tod.

3. Samuels Gehorſam und Aufrichtigkeit.

Einmal zu Nacht ſchlief Samuel in der Stiftshütte vor dem Heiligthume, in dem die Bundeslade ſtand. Die ſieben Lichter auf dem goldenen Leuchter brannten vor dem Vorhange des Heiligthums. Es ging ſchon gegen Tag. Heli ſchlief gleich neben daran an einem beſondern Ort. Da vernahm Samuel eine Stimme, die rief: „Samuel! Samuel!“ Er meinte, Heli habe ihm gerufen, und ſtand ſogleich auf, und lief zu Heli und ſagte: „Hier bin ich! du haſt mir gerufen.“ Heli antwortete, „Ich habe dir nicht gerufen; geh wieder hin, und ſchlaf!“ Samuel ging wieder, und legte ſich ſchlafen. Da rief ihm die Stimme zum zweiten Male. Samuel ſtand den Augenblick wieder auf, und kam zu Heli und ſagte: „Sieh, hier bin ich! Denn wirklich, — du haſt mir gerufen.“ Heli ſprach wieder: „Mein Sohn! ich habe dir nicht gerufen; geh wieder hin und ſchlaf.“ Samuel ging hin und ſchlief wieder ein. Da rief die Stimme zum dritten Male; Samuel ſtand zum dritten Male auf und ging zu Heli und ſprach: „Sieh! hier bin ich! Denn du haſt mir in der That gerufen.“ Da merkte Heli, daß Gott dem Knaben rufe, und ſprach zu Samuel: „Geh hin, und ſchlaf. Und wenn du noch einmal rufen höreſt, ſo ſag: „Rede, Herr! Dein Diener höret!“ Samuel ging und legte ſich nieder. Die Stimme rief noch einmal: „Samuel! Samuel!“ Samuel ſprach: „Rede, Herr! Dein Diener höret!“ Nun ſprach Gott: „Ich werde etwas in Iſrael thun, wobei jedem, der es hören wird, beide Ohren klingen ſollen. Der Tag iſt da, an dem Ich Heli und ſeine Söhne ſtrafen werde. Er wußte es, wie ſchändlich ſeine Söhne ſich aufführten, und hat ſie nicht geſtraft. Darum habe ich geſchworen: Dieſe Sünde ſoll nicht verſöhnt werden, weder durch Opfer noch durch Gaben, ewiglich."

Am Morgen ſtand Samuel auf, und öffnete die Thüre der Stiftshütte. Er getraute ſich aber nicht, dem Heli etwas von Dem zu erzählen, was Gott ihm geſagt hatte. Allein Heli rief ihm, und ſprach: „Samuel, mein Sohn!" Samuel antwortete: „Sieh, hier bin ich!" Heli ſprach: „Was hat der Herr zu dir geſprochen? Ich bitte dich, verſchweige mir nichts!"

Da erzählte ihm Samuel Alles, und verſchwieg ihm nicht das Geringſte. Heli aber ſprach voll Ergebung: „Er iſt der Herr! Er thue, was Ihm wohlgefällt."

Der junge Samuel iſt für Kinder und alle junge Leute ein Beiſpiel des Gehorſams. Er gehorchte augenblicklich, auf den erſten Ruf; dreimal nach einander ſtand er vom Schlafe auf ohne alle Widerrede; er befolgte jedes Wort ſeines Erziehers und Pflegevaters, der von ſeinen eigenen Söhnen nicht geachtet wurde, auf das genaueſte. Wie viele Kinder hingegen giebt es, die ſich zwei-dreimal rufen laſſen, bis ſie einmal gehen! Wie viele junge Leute werden ſogar unwillig, wenn man ihnen etwas befiehlt, das ſie ungern thun. Allein, liebe Kinder, liebe Jugend, es iſt Gottes weiſe Anordnung und Sein ausdrücklicher Wille, daß Aeltern, Lehrer, Vorgeſetzte euch vor dem Böſen warnen und zum Guten ermahnen. Ihre Stimme ſey euch die Stimme Gottes; ehret ſie durch Gehorſam.

Samuel iſt ein eben ſo ſchönes Beiſpiel der *Aufrichtigkeit*. Es kam ihn hart an, dem Heli Dinge zu ſagen, die den alten Mann betrüben mußten. Dennoch ſagte er ihm Alles redlich, und verſchwieg ihm auch nicht das Geringſte. O Kinder, Jünglinge und Jungfrauen! Wenn euch eure Aeltern um etwas befragen, und wenn es euch noch ſo ſchwer fiele, ihnen die Wahrheit zu ſagen, und wenn ihr ſogar eine große Strafe zu befürchten hättet — o ſeyd dennoch aufrichtig und ſagt ihnen Alles redlich, wie es iſt! Um eurer Aufrichtigkeit willen werden euch eure lieben Aeltern wohl auch große Fehler vergeben, und euch blos freundlich und liebreich zurechtweiſen. Könntet ihr aber je gegen Aeltern oder Lehrer falſch und tükiſch ſeyn — o dann wäret ihr verloren. Dann wäre euch nicht mehr zu rathen und zu helfen. Ihr würdet einmal recht böſe Menſchen werden. Eure Unaufrichtigkeit würde euch ins Verderben ſtürzen!

4. Strafe Heli's und ſeiner Söhne.

Samuel, der fromme, hoffnungsvolle Jüngling wurde ein Mann, vor dem ganz Iſrael Ehrfurcht hatte. Alles Volk hielt ihn für einen treuen Diener Gottes, für einen Propheten des Herrn.

Die Söhne Heli's aber verharrten in ihrer Bosheit. Sie hätten, als Prieſter des Höchſten, dem Volke ein Beiſpiel der Frömmigkeit und Tugend geben ſollen; allein durch ihr gottloſes Betragen verleiteten ſie das Volk zu Sünden und Laſtern. Das Volk wurde ſehr böſe und verdorben; Gott ſtrafte es daher mit Krieg. Die Philiſter, zogen wieder gegen die Iſraeliten zu Felde. Die Iſraeliten verſammelten ſich, und rückten aus ihrem Lager ihnen entgegen. Es kam zur Schlacht. Die Iſraeliten wurden geſchlagen, verloren acht tauſend Mann, und flohen ins Lager zurück.

Da ſprachen die Aelteſten und Kriegsoberſten: „Warum ließ uns der Herr wohl heute von den Philiſtern geſchlagen werden? Kommt! laßt uns die Bundeslade von Silo hieher holen. Wenn ſie unter uns iſt, ſo wird ſie uns aus der Hand der Philiſter erretten.“ Sie ſchickten nach Silo. Die zwei Söhne des Heli kamen mit der Bundeslade ins Lager, und das ganze Volk jauchzte, daß es weit umher im Lande wiederhallte. Die Philiſter griffen aufs Neue an. Die Iſraeliten wurden noch ſchrecklicher geſchlagen, und verloren dreißig tauſend Mann, und wer noch entkam, floh bis in ſeine Heimath. Die Bundeslade wurde vom Feinde erobert, Ophni und Phinees wurden, der Drohung Gottes zu Folge, von den feindlichen Schwertern niedergehauen.

Ein Mann aus dem Heere lief nach Silo. Seine Kleider waren, zum Zeichen ſeiner Trauerbotſchaft, zerriſſen, ſein Haupt mit Aſche beſtreut. Er kam in die Stadt und ſagte an, was geſchehen war. Da ſchrie und heulte die ganze Stadt zuſammen, als wenn ſie im Brand ſtände. Heli ſaß am Eingange der Stiftshütte auf ſeinem erhöhten Sitze, und war in ſeinem Herzen ſehr bekümmert um die Bundeslade. Er war ſchon neun und achtzig Jahre alt, und ſeine Augen waren ganz dunkel. Als er das Geſchrei hörte, fragte er: „Was iſt denn das für ein Getümmel?“ Der Bote kam zu Heli. Heli ſprach zu ihm: „Was iſt geſchehen, mein Sohn?“ Der Mann antwortete: „Iſrael iſt geſchlagen, deine Söhne wurden getödtet: die Bundeslade iſt in den Händen der Feinde.“ Kaum nannte der Mann die Bundeslade, ſo fiel Heli rückwärts über ſeinen Stuhl, brach das Genick und ſtarb.

Einen ſolchen Jammer brachte Heli, dieſer gutmüthige Mann, durch ſeine zu große Nachſicht, über ſeine Söhne, über die Stadt, ja über das ganze Land, und bereitete ſich ſelbſt einen ſchauerlichen Tod. So ſtraft Gott die Aeltern, die ihre Kinder nicht ſtrafen.

Ein ſolches ſchreckliches Ende nahmen die Söhne Heli's. Sie kamen durch das Schwert um, weil ſie den Worten ihres Vaters kein Gehör gaben, und er zu ſchonend war, ſie in der That zu beſtrafen. Schon viele Kinder, die von ihren Aeltern nicht beſtraft wurden, oder dieſe Strafen nicht achteten, wurden auf eine ſchreckliche Art durch das Schwert des Scharfrichters hingerichtet.

Daher ſagt der weiſeſte König in ſeinen Sprüchen, die in der heiligen Schrift aufgezeichnet ſind: „Wer die Ruthe ſpart, haßt ſeinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, hält ihn beſtändig in der Zucht. — Entziehe dem Knaben die Züchtigung nicht; denn wenn du ihn mit der Ruthe beſtrafeſt, ſo wird er nicht durch das Schwert ſterben — und du wirſt ſeine Seele vor der Hölle bewahren.“

Daher gab Gott den Kindern das Gebot und die Verheißung: „Ehre Vater und Mutter, ſo wird es dir wohl gehen, und du wirſt lange leben auf Erden.“

3. Samuels Opfer und Sieg.

Das Volk Iſrael war nun ganz in der Gewalt der Philiſter. Niemand getraute ſich mehr, ſich ihnen zu widerſetzen. Schrecken und Entſetzen verbreitete ſich über das ganze Land. Die Iſraeliten waren der Plünderung und Mißhandlung, dem Schwert und Feuer preisgegeben. Sie konnten nicht begreifen, warum Gott ein ſo ſchreckliches Unglück über ſie kommen, und ſogar die Bundeslade in Feindeshand gerathen ließ. Denn ſie meinten, es ſey ſchon genug, daß ſie vor dieſem ihrem Heiligthume eine große Ehrfurcht hatten. Allein ihre Ehrfurcht war nicht die rechte. Sie hatten die Bundeslade, worin die Geſetztafeln aufbewahrt wurden, zwar in Gold eingefaßt; allein ihren Bund mit Gott hatten ſie gebrochen, und die Gebote Gottes, die auf den Tafeln geſchrieben ſtanden, nicht gehalten. Ja ſie ſetzten auf die hölzerne Lade und die ſteinernen Tafeln ein größeres Vertrauen, als auf Gott ſelbſt. Sie waren, nachdem ihnen dieſes ihr Heiligthum von den Feinden geraubt worden, ganz troſtlos und verzagt, und wußten keine Rettung mehr.

Nun aber trat Samuel auf, verſammelte das zerſtreute, muthloſe Volk, half ihnen aus dem Irrthume, und ſagte ihnen, was das Einzige ſey, das ſie retten könne. „Wenn ihr euch, ſprach er, von ganzem Herzen zum Herrn bekehret, und Ihm in Allem gehorſam ſeyd — dann wird Er euch erretten.“

Das Volk faſtete den ganzen Tag, und bekannte voll Reue laut: „Wir haben gegen den Herrn geſündigt.“ Samuel ſchlachtete ein junges Lamm zum Brandopfer und flehte zum Herrn um Hülfe, und der Herr erhörte ihn. Während das Opfer noch brannte, kamen die Philiſter, und griffen zum dritten Male an. Gott aber ließ — wie Samuels Mutter geweißagt hatte — mit furchtbarem Krachen hoch vom Himmel herab auf die Feinde donnern. Sie erſchraken — und wurden in die Flucht geſchlagen, bis an einen hohen Felſen an der Gränze ihres Landes. Auch ſchickte Gott ſchreckliche Plagen über ſie, bis ſie die Bundeslade wieder herausgaben.

So zeigte Gott den Iſraeliten augenſcheinlich, was Er von ihnen fordere. Da ſie Ihm ungehorſam waren, gab Er ſie in die Hand ihrer Feinde; ſobald ſie aber ihren böſen Sinn änderten und ſich wieder zu Ihm wandten, errettete Er ſie aus ihrem Elende und der Gewalt ihrer Feinde. Weil ſie die Gebote Gottes nicht gehalten, und blos die ſteinernen Tafeln hoch in Ehren hielten, nahm Er ihnen die Geſetztafeln, ſammt der Bundeslade; nachdem ſie aber den ernſtlichen Entſchluß gefaßt hatten, die Gebote Gottes zu halten, ließ Er ihnen die Bundeslade mit den Geſetztafeln wieder zurückgeben.

Wir ſollen da lernen, daß die blos äußerliche Verehrung auch der heiligſten Dinge ohne innere

Herzens-Heiligkeit unnütz ſey — und daß das Halten der Gebote Gottes gerade das Weſen und die Hauptſache der wahren Gottesverehrung ausmache.

Samuel nahm einen Stein, und richtete ihn voll Dankbarkeit bei dem Felſen an der Gränze des Landes zu einem Denkmahle auf, und ſprach und ſchrieb auf den Stein: „Bis hieher hat uns der Herr geholfen.“

6. Der erſte König des Volkes Iſrael.

Samuel war viele Jahre Richter des Volkes Iſrael; da er endlich wegen hohen Alters das Richteramt nicht mehr verwalten konnte, ſprach das Volk: „Setze einen König über uns! Wir wollen ſeyn wie alle Völker; unſer König ſoll uns richten, und vor uns herziehen, und unſere Kriege führen.“ Dieſe Reden der Iſraeliten mißfielen dem Samuel ſehr; nicht weil ſie ihn der richterlichen Gewalt entheben wollten, ſondern weil Gott ſelbſt bisher ihr König war, ihnen Geſetze gab, und in den Kriegen ſie zum Siege führte. Der Herr aber ſprach zu Samuel: „Gehorche ihrer Stimme, und ſetze einen König über ſie. Morgen um dieſe Stunde werde Ich einen Mann aus dem Lande Benjamin zu dir ſenden; den ſollſt du zum Fürſten Meines Volkes ſalben; er wird Mein Volk erretten aus der Hand der Philiſter.“

Da lebte nun zu Gabaa ein junger Landmann, Namens Saul; er war ſehr edel geſinnt und tapfer, und wohl der ſchönſte Mann in ganz Iſrael. Er verlegte ſich aber blos auf ſeinen Feldbau und auf ländliche Geſchäfte. Eben durchzog er mit einem Knechte das Gebirg; denn ſein Vater, Namens Cis, hatte ihm befohlen, einige Eſel zu ſuchen, die ſich von der Weide verlaufen hatten. Saul ſuchte ſie zwei Tage lang, und kam am dritten Tage bis in die Gegend der Stadt Ramatha. Da ſprach er zu ſeinem Diener: „Komm, und laß uns wieder zurückkehren; denn mein Vater möchte ſonſt der Eſel nicht mehr achten, ſondern um uns beſorgt werden.“ Der Knecht ſagte: „Sieh, in dieſer Stadt da iſt ein Diener Gottes, ein vortrefflicher Mann. Alles, was er ſagt, trifft richtig zu. Wir wollen zu ihm gehen! Vielleicht kann er uns Auskunft geben, damit wir den weiten Weg bis hieher nicht umſonſt gemacht haben.“ Saul ſprach; „Dein Rath iſt gut! So komm denn, und laß uns zu ihm gehen.“

Der Mann, zu dem ſie gehen wollten, war der Prophet Samuel, der zu Ramatha ein Haus hatte, aber ſich auch ſehr oft auf dem Lande aufhielt. Auf dem Wege hinauf zur Stadt, die an dem Abhange eines Berges lag, trafen ſie einige Mägdlein an, die herausgekommen waren, Waſſer zu holen. Saul ſprach zu ihnen: „Iſt der Prophet zu Hauſe?“ Sie antworteten: „Ja, er iſt hier! Er iſt heute in die Stadt gekommen, weil das Volk heute auf der Höhe des Berges eine Opfermahlzeit hält. Eilet aber, damit ihr ihn noch in der Stadt antreffet. Er wird bald auf den Berg gehen; denn die Gäſte ſetzen ſich nicht zu Tiſche, er habe denn zuvor die Mahlzeit geſegnet.“

Es darf uns nicht befremden, daß in der heiligen Schrift ſo unbedeutende Umſtände aufgezeichnet wurden, als der Verluſt von Eſeln, die Worte eines Knechtes oder die Reden einiger Mägde. Wir ſehen da, daß Gottes allwaltende Vorſehung ſich auf alle, auch die geringſten Dinge erſtrecke, und ſie zu Einem Ziele, dem Beſten der Menſchen, zu leiten wiſſe.

Saul dachte, als er das Gebirg durchwanderte, nicht daran, daß Gott ihn dem Propheten Samuel zuführe, damit dieſer ihm den Rathſchluß Gottes offenbare; noch viel weniger ahnete er, der Verluſt der Laſtthiere, worüber er bekümmert war, diene dazu, daß er zum Beſitze eines Königreiches gelange, das ihm von Gott beſtimmt war. Bei allen Begebenheiten des Lebens, die uns bekümmern, ſollen wir uns damit tröſten, daß ſie wozu gut ſeyen, und Gott ſie zu unſerm Beſten lenke.

Saul und ſein Diener eilten in die Stadt, und gingen zum Thore hinein. Samuel näherte ſich eben dem Thore, um auf den Berg zu gehen. Sobald er den Saul erblickte, ſagte eine Stimme vom Himmel dem Samuel gleichſam ins Ohr: „Sieh, dieſer iſt der Mann, von dem Ich dir geſagt habe: Dieſer ſoll herrſchen über Mein Volk.“ Saul, der den Samuel nicht von Angeſicht kannte, ſprach zu ihm: „Ich bitte dich, ſage mir, welches iſt das Haus des Propheten?“ Samuel ſprach: „Ich bin der Prophet. Komm mit mir auf den Berg; du mußt heute mit mir eſſen. Was aber die Eſel betrifft, die vorgeſtern verloren gingen und heute wieder gefunden worden, ſo bekümmere dich nicht mehr um ſo geringe Dinge. Denn Alles, auch das Beſte in Iſrael -- wem wird es von nun an zu Theil werden, als dir und dem Hauſe deines Vaters?“ Mit dieſen Worten wollte Samuel andeuten, Saul ſey zur königlichen Würde berufen, und werde königliche Beſitzthümer erlangen.

Der beſcheidene Saul ſprach: „Ich bin aus dem kleinſten Stamme Iſraels, und meine Verwandtſchaft iſt die geringſte in dem Stamme Benjamin; wie kannſt du mir ſo große Dinge verheißen?“ Samuel ſchwieg, nahm Saul und ſeinen Diener mit ſich auf den Berg, führte ſie in den Speiſeſaal, und ſetzte ſie zu oberſt an die Tafel, zu der ſich dreißig Gäſte eingefunden hatten. Nach der Mahlzeit nahm Samuel den Saul und deſſen Diener mit ſich in ſein Haus, und bereitete ihnen ein Nachtlager.

Als die Morgenröthe des folgenden Tages anbrach, und Saul und ſein Diener bereits aufgeſtanden waren, ſprach Samuel zu Saul: „Komm jetzt mit mir, ich werde dich begleiten.“ Draußen vor dem Thore, in einer einſamen Gegend unter freiem Himmel, ſprach Samuel zu Saul: „Laß deinen Diener ein wenig voraus gehen; du aber ſtehe hier ſtill, und vernimm, was der Herr über dich beſchloſſen hat.“ Samuel zog ein Fläſchlein köſtliches Oel hervor, goß es über Sauls Haupt aus, und ſprach zu ihm: „Sieh, der Herr hat dich geſalbet zum Fürſten über Sein Erbtheil; du wirſt Sein Volk aus der Hand aller Feinde, die rings umher ſind, befreien.“ Und Gott gab dem Saul ein anderes Herz — einen königlichen Sinn, Weisheit und Heldenmuth.

Sogleich an dem erſten Könige des Volkes Iſrael ſehen wir: Das Gott, der höchſte König Himmels und der Erde, der König aller Könige, die Königswürde auf Erden angeordnet habe; daß Er auf den Thron erhebe; daß Er die Könige ſalbe — ſie einweihe zu ihrem hohen Berufe, über andere Menſchen zu herrſchen; und daß nur Er ihnen Weisheit und Muth verleihen könne, ihr hohes Amt mit Würde zu verwalten. Die Menſchen ſollen alſo in ihren Königen die Geſalbten des Herrn ehren, und ihrer Macht, die ſie von Gott haben, ſich unterwerfen.

Zum Zeichen, daß Samuel wahr rede und Saul wirklich zum Könige Iſraels beſtimmt ſey, ſagte Samuel ihm nun noch Alles voraus, was auf dem Wege nach Hauſe ihm begegnen werde. „Bei dem Grabmahle Rachels, ſprach er, werden dir zwei Männer entgegen kommen und dir zurufen: „Die Eſel ſind gefunden.“ Bei der Eiche zu Thabor wirſt du drei Männer antreffen, die hinauf gehen nach Bethel, Gott ein Opfer zu entrichten. Einer davon trägt drei Ziegenböcklein, der Andere drei Brode, und der dritte ein Gefäß mit Wein. Sie werden dich grüßen, und dir zwei Brode geben, die dir auf der Reiſe ſehr gut kommen werden. Von der Anhöhe, die man den Hügel Gottes nennt, wird eine Schaar Propheten mit Harfen und Flöten, Zithern und Pauken herabkommen und prophetiſche Ausſprüche thun und heilige Lieder ſingen; und da wird auch über dich der Geiſt des Herrn kommen, und auch du wirſt Gott preiſen und prophetiſche Worte reden, und ein anderer Mann werden.“

Alles was Samuel ihm geſagt hatte traf richtig zu. Bei dem Grabmahle der Rachel begegneten ihm die zwei Männer, und brachten ihm die Nachricht, die Laſtthiere ſeyen gefunden; bei der großen Eiche traf er die drei Männer an, welche Opfergaben trugen und ihm zwei Brode davon gaben; von dem Hügel, auf dem mehrere Propheten des Herrn wohnten, und der deßhalb Hügel Gottes genannt wurde, zogen ihm dieſe mit Geſang und feierlicher Muſik entgegen und begrüßten voll Begeiſterung ihn als König — und Gottes Geiſt kam auch über ihn, und er trat mitten unter die Propheten und ſprach, wie Einer aus ihnen, hohe, göttliche Worte. Alle, die ihn früher kannten, ſagten erſtaunt: „Was iſt dem Sohne des Eis begegnet? Iſt auch Saul unter den Propheten?“

Alles, was dem Saul auf ſeiner Wanderung durch das Gebirg begegnet war, machte tiefen Eindruck auf ihn. Die Entfernung aus ſeinem väterlichen Hauſe und aus dem Kreiſe gewöhnlicher Menſchen; der Anblick und die Worte Samuels, dieſes wahrhaft großen heiligen Mannes; das Opfer auf dem Berge, dem Saul beiwohnte; die Salbung, die Samuel auf Gottes Befehl an ihm entrichtete; die Weiſſagungen Samuels, die ſogleich und ſo genau in Erfüllung gingen; die göttlichen Ausſprüche und heiligen Geſänge der Propheten; über Alles aber der Geiſt Gottes, der mit Seiner allmächtigen Gnade in ihm heilige Gedanken und Empfindungen erregte, erhoben Saul gleichſam über ſich ſelbſt. Jedermann, der ihn ſah, erſtaunte über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und ihn den Propheten ähnlich machte.

Die Weihe des Himmels, die dem gemeinen Landmanne zu ſeinem künftigen hohen Berufe nöthig war, iſt jedem Menſchen nöthig, der zu etwas Höherem beſtimmt iſt, ja jedem Menſchen, der ſeinen gewöhnlichen Beruf heiligen und treu erfüllen will. Möchten wir doch alle Antriebe zum Guten, die Gott uns von Außen und Innen zu Theil werden läßt, ſorgfältig benützen und den guten Empfindungen und Vorſätzen, die ſie in uns bewirken, getreu bleiben!

7. Saul wird als König anerkannt.

Samuel berief nun auf Gottes Befehl das Volk Iſrael, das einen König begehrt hatte, nach Maspha, einer Stadt, wo zu einer großen Verſammlung des Volkes Raum genug war. Hier wollte Gott durch das Loos zu erkennen geben, wer König werden ſolle. Samuel ordnete das Volk nach Stämmen und Verwandtſchaften. Das Loos traf zuerſt den Stamm Benjamin, dann die Verwandtſchaft Sauls, und zuletzt den Saul. Allein Saul war nicht zugegen. Man ſuchte ihn vergebens, und Jedermann fragte, ob er wohl noch kommen werde? Saul hatte aus Beſcheidenheit ſich in einem abgelegenen Hauſe verborgen, wo man das Gepäck und Reiſegeräth der Verſammlung aufbewahrte. Gott offenbarte dieſes durch den Propheten Samuel dem Volke. Sogleich holten ihn Mehrere der angeſehenſten Männer dort ab, und führten ihn in die Verſammlung. Er war von ſo hoher Geſtalt, daß ihm die größten Männer nur an die Schultern reichten.

Samuel ſprach nun: „Seht da den Mann, den der Herr erwählt hat; wahrlich, ſeines Gleichen iſt nicht im ganzen Volke!“ — und das Volk rief erfreut: „Es lebe der König!“ Einige Uebelgeſinnte aber verachteten ihn, als den Sohn eines Landmannes, und ſagten: „Was kann uns Dieſer helfen?“ Sie reichten ihm auch die Geſchenke nicht, die man damals den Königen zum Zeichen der Huldigung zu geben pflegte. Saul that aber ſehr weislich, als merke er es nicht. Er kehrte zurück in ſeine Wohnung zu Gabaa; nur Diejenigen aus dem Heere, deren Herz Gott gerührt hatte, begleiteten ihn und erkannten ihn als ihren König.

Nach einem Monate zogen die Ammoniter gegen die Iſraeliten zu Felde, und belagerten die Stadt Jabes. Die Bürger der Stadt ſprachen zum Könige der Ammoniter: „Nimm uns zu Bundesgenoſſen an, ſo wollen wir uns dir ergeben.“ Allein der König der Ammoniter antwortete trotzig: „Der Bund, den ich mit euch mache, ſoll darin beſtehen, daß ich euch das rechte Aug' ausſtechen laſſe, und euch zum Spotte von ganz Iſrael mache.“ Er wollte die Männer, die gute Bogenſchützen waren, durch Verluſt des rechten Auges zum Kriege untauglich machen; das linke Auge wollte er ihnen laſſen, damit ſie ihm noch zum Sklavendienſte tauglich wären.

Die beſtürzten Einwohner der Stadt ſchickten Boten nach Gabaa, um bei Saul, ihrem neuen Könige, Hülfe zu ſuchen. Die Boten kamen nach Gabaa, und erzählten von den grauſamen Drohungen des Feindes; alles Volk lief zuſammen, fing an zu weinen und jammerte laut. Die Leute hatten Mitleid mit der Stadt Jabes, und fürchteten ſich, ihrer eigenen Stadt ſtehe ein ähnlicher Jammer bevor. Doch ſieh, eben jetzt kam Saul vom Acker zurück, und trieb ſeine Ochſen, die den Pflug zogen, vor ſich her. Denn damals wurde der Ackerbau ſo in Ehren gehalten, daß ſelbſt Könige, ungeachtet ihrer hohen Würde, Hand an den Pflug legten. Als Saul den allgemeinen Jammer hörte, ſprach er: „Was iſt dem Volke, warum weint es?“ Man erzählte ihm, was für eine Botſchaft die Männer von Jabes gebracht hatten. Da ward Saul vom Geiſte des Herrn ergriffen, ſchickte nach allen Seiten Boten aus, ließ mit großem Nachdrucke alle ſtreitbaren Männer zum Kampfe aufbieten, brachte ein ſehr zahlreiches Heer zuſammen, überfiel am frühen Morgen das Lager der Ammoniter von drei Seiten, und ſchlug ſie und verfolgte ſie, bis die Sonne hoch am Himmel ſtand. Das feindliche Heer wurde ſo vollkommen geſchlagen und zerſtreut, daß von denen, die noch entrannen, nicht zwei Mann beiſammen blieben. Die Iſraeliten waren über dieſen Sieg und den Heldenmuth ihres neuen Königs hoch erfreut und riefen: „Welches ſind die Männer, die geſagt haben: Soll Saul über uns herrſchen? Bringt ſie hieher, wir wollen ſie tödten.“ Saul aber ſprach: „Nein, kein Menſch ſoll ſterben an dem heutigen Tage, an dem der Herr Heil verliehen hat in Iſrael.“

Dies war edel und großmüthig von Saul; es iſt königlich, den Menſchen Gutes thun und ihrer Läſterungen nicht achten. Das Volk aber freute ſich noch mehr über den Edelmuth des Königs, als über deſſen Tapferkeit.

Samuel forderte nun das Volk auf, dem Könige aufs Neue zu huldigen. Saul ward von Allen einmüthig als König anerkannt. Sie entrichteten dem Herrn ein Dankopfer, und König und Volk waren gleich erfreut.

8. Samuel übergiebt ſein Richteramt dem Könige.

Samuel, der ehrwürdige Greis, trat nun vor das verſammelte Volk Iſrael, um ſeine richterliche Gewalt in die Hände des Königs zu übergeben, und das Volk noch einmal recht treulich und väterlich zu allem Guten zu ermahnen, wie auch Moſes und Joſue vor ihrem Hinſcheiden gethan hatten.

„Seht, ſprach er, ich habe eurer Stimme gehorcht und einen König über euch geſetzt. Euer König wird nun vor euch herziehen; ich aber bin alt und grau, und begebe mich zur Ruhe. Noch ſtehe ich aber hier vor euch, und bin bereit, Rechenſchaft abzulegen, wie ich von meiner Jugend an bis auf dieſen Tag vor euch gewandelt habe. Redet nun vor dem Herrn und vor eurem Könige gegen mich: Ob ich Einem aus euch ſeinen Ochſen oder Eſel genommen? Ob ich Einem Gewalt oder Unrecht gethan? Ob ich von Jemand ein Geſchenk genommen, das mich im Gerichte verblendet hätte? Redet jetzt, ſo will ich es heute wieder zurückgeben.“ Das Volk ſprach: „Du haſt uns weder Unrecht noch Gewalt gethan, noch aus Jemandes Hand ein Geſchenk genommen.“ Samuel ſprach: „Der Herr iſt alſo Zeuge, und Zeuge iſt der König, daß ihr kein Unrecht an mir gefunden! Alle riefen: „Ja, der Herr und der König ſeyen Zeugen.“

Es iſt etwas Großes, wenn ein Mann am Ende ſeiner Amtsführung oder ſeines Lebenslaufes ſo ſprechen kann, und ihm alle ſeine Untergebene, oder Verwandte und Bekannte das Zeugniß geben müſſen, daß er ihnen nur Gutes, und kein Unrecht gethan habe. Eine ſolche Treue in Erfüllung der Berufspflichten macht den Abend des Lebens ruhig und heiter, und ſelbſt den Tod ſanft und leicht.

„Nun aber, ſprach Samuel, tretet her, und gebt auch ihr Rechenſchaft, wie ihr vor dem Herrn gewandelt habt, nach all den Erbarmungen, die Er an euch und euren Vätern gethan hat. Als Jakob nach Aegypten gezogen war, und ſeine Nachkommen in ihrem Elende zu dem Herrn um Hülfe riefen, ſandte Er Moſes und Aaron, und führte eure Väter heraus aus Aegypten, und gab ihnen dieſes Land in Beſitz. Sie vergaßen aber des Herrn, ihres Gottes, und Er gab ſie in die Gewalt ihrer Feinde. Als ſie wieder zum Herrn riefen und ſprachen: „Wir haben geſündigt, daß wir Dich, o Herr, verlaſſen haben; errette uns aus der Hand unſrer Feinde und wir wollen Dir dienen!“ — da ſandte Gott den Gedeon und Andere, und errettete euch aus der Hand eurer Feinde rings umher, und ihr wohntet wieder ruhig im Lande. Obwohl der Herr, euer Gott, über euch herrſchte, ſo ſprachet ihr dennoch: „Ein König ſoll über uns herrſchen.“ Und ſeht, der Herr hat euch einen König gegeben.“

„Werdet ihr nun den Herrn fürchten, und Ihm dienen, und Seiner Stimme gehorchen, und dem Worte des Herrn euch nicht widerſetzen, ſo wird der Herr an eurer Folgſamkeit Wohlgefallen haben und mit euch ſeyn. Wo ihr aber der Stimme des Herrn nicht gehorchet, ſondern Seinem Worte euch widerſetzt, ſo wird die Hand des Herrn wider euch ſeyn, wie ſie einſt gegen eure Väter war.“

Um dem Volke zu zeigen, daß er wahr rede, beſtätigte Samuel ſeine Worte durch ein Wunder. Es war eben die Jahreszeit, in welcher es in dieſem Lande nie regnet, und wirklich war der Himmel auch jetzt ganz hell und heiter. Samuel aber ſprach: „Schauet auf, was der Herr jetzt vor euren Augen Großes thun wird. Ich will jetzt zu dem Herrn rufen, und Er wird donnern und regnen laſſen.“ Samuel rief zu dem Herrn, und es fing an mächtig zu donnern und zu regnen. Alles Volk erſchrak, und fürchtete ſich vor dem Herrn, und ſprach zu Samuel: „Bete für uns zum Herrn, deinem Gott, damit wir nicht ſterben!“ Samuel ſprach: „Fürchtet euch nicht! Ihr habt zwar viel Böſes gethan; weichet aber von jetzt an nicht mehr ab von dem Herrn, ſondern dienet Ihm von ganzem Herzen. Hänget nicht eiteln Dingen und den Götzen an, die euch nichts nützen und euch nicht retten können; ſo wird der Herr um Seines großen Namens willen Sein Volk nicht verlaſſen. Fern ſey aber die Sünde von mir, daß ich je ablaſſe, für euch zu beten und euch den guten und rechten Weg zu lehren. Fürchtet nur den Herrn, und dienet Ihm in Wahrheit und von eurem ganzen Herzen. Wenn ihr aber in der Bosheit verharren wolltet, und auch euer König vom Guten abweichen würde, ſo würdet ihr und euer König mit einander zu Grunde gehen."

Was Samuel dem Volke Iſrael geſagt hat, gilt auch uns. Kein Volk auf Erden, kein Menſch, er ſey König oder Unterthan, kann glückſelig leben ohne von Herzen darnach zu trachten, Gott in Allem zu gehorchen und auf Ihn zu vertrauen. Dies iſt der einzige, ja königliche Weg zur Glückſeligkeit in dieſem und in jenem Leben.

Der König und das Volk verſprachen, die Geſetze des Reiches zu halten, die Samuel in ein Buch zuſammen geſchrieben hatte, ſie ihnen vorlas, und dann daß Buch in der Bundeslade aufbewahrte.

9. Sauls Kriege gegen die Philiſter.

Die Philiſter führten noch immer Krieg gegen die Iſraeliten, und drangen eben jetzt wieder mit einem ſehr zahlreichen Heere in das Land ein. König Saul konnte nur ein kleines Heer aufbringen, und ſtellte ſich damit in einer waldigen Gegend voll Felſen und Schluchten ihnen entgegen, um das Land zu vertheidigen.

Saul war, als er König wurde, ſchuldlos und willigen Herzens, wie ein Kind; allein die große Macht, zu der er gelangte, verleitete ihn auf Abwege. Er folgte Samuels guten Rathſchlägen nicht mehr, wurde ſtolz und hochmüthig und mißbrauchte ſeine Macht zu Gewaltthätigkeiten.

Samuel der Prophet, der dem Könige in Allem den Willen Gottes verkündete, hatte angeordnet, den Feldzug mit einem Opfer zu eröffnen, das er als Prieſter des Herrn entrichten wolle. Da Samuel, vielleicht um den Gehorſam des Königs zu prüfen, an dem beſtimmten Tage nicht zur Stunde, die dem Könige gefällig war, erſchien, rief Saul unwillig: „Bringt mir das Brandopfer her!“ und opferte ſelbſt, was nur dem Prieſter zukam. Mit dieſem Ungehorſam fing Saul an, den Geboten Gottes auch fernerhin nicht zu gehorchen.

Kaum war das Opfer entrichtet, ſo kam Samuel.

Saul ging ihm entgegen, und entſchuldigte ſich. Allein Samuel ſprach: „Du haſt thöricht gethan, und die Gebote des Herrn, deines Gottes, nicht beobachtet." Samuel weiſſagte ihm, bei einem ſolchen Ungehorſam werde Sauls Königreich nicht für immer beſtehen, und entfernte ſich.

Saul wagte nun nicht, die Philiſter anzugreifen. Jonathas aber, ein Sohn des Königs, ein edler Jüngling, dem Gott einen hohen Heldenmuth in das Herz gegeben hatte, ſah von einem Felſen aus, daß der nächſte Felſen, jenſeits einer Schlucht, von den Philiſtern beſetzt ſey. Da ſprach er zu dem tapfern Jünglinge, der ſein Waffenträger oder vielmehr Waffengefährte war: „Komm, laß uns hinüber gehen zum Lager dieſer Philiſter! Vielleicht wird uns der Herr beiſtehen, und Etwas durch uns ausführen; denn es iſt dem Herrn nicht ſchwer, durch Viele oder Wenige zu helfen." Der Waffenträger antwortete: „Thu', was dein Herz verlangt; ich werde dir folgen, wohin du immer gehen wirſt."

Jonathas ſprach voll Vertrauens auf Gott: „Wohlan denn! ſo wollen wir zu dieſen Männern hinüber gehen. Wenn ſie uns ſehen und uns zurufen: „Wartet, bis wir zu euch kommen", ſo wollen wir ſtehen bleiben und nicht zu ihnen hinauf ſteigen. Wenn ſie aber ſagen: „Steigt herauf zu uns", ſo ſoll uns das ein Zeichen ſeyn, daß der Herr ſie in unſre Hand geben wird, und wir wollen zu ihnen hinaufſteigen.“ Beide gingen zwiſchen den Felſen hinab in die Schlucht, und traten hervor. Als die Philiſter oben auf dem Felſen die beiden jungen Krieger in dem engen Thale erblickten, ſpotteten ſie und riefen: „Seht, die Iſraeliten kommen aus den Löchern hervor, worin ſie ſich verkrochen haben! Kommt nur einmal zu uns herauf, ſo wollen wir's euch zeigen.“ Jonathas kletterte mit Händen und Füßen an den ſteilen Felſen hinauf zu den Philiſtern, und ſein Waffenträger kletterte ihm nach. Die Philiſter widerſetzten ſich ihnen. Allein der Felſen war oben ſo ſchmal, daß nicht Viele zugleich gegen ſie ſtreiten konnten. Bei zwanzig Mann wurden von Jonathas und ſeinem Kriegsmitſtreiter erlegt; die übrigen entflohen hinab in ihr Lager. Alle im Lager erſchraken; ſie meinten, das ganze Heer der Iſraeliten habe die Felſen erſtiegen und dringe in ihr Lager ein. Es entſtand ein großes Getümmel. Die Rotten, die eben auf Raub auszogen, entſetzten ſich und kehrten eilig zurück in das Lager. Ueber Alle kam ein Schrecken von Gott.

König Saul ſaß in einer andern Gegend des Gebirges unter einem Granatapfelbaume nächſt einem Felſen. Die ausgeſtellten Wachen meldeten ihm die Flucht und Verwirrung der Philiſter. Er ließ nachforſchen, wer ſich vom Heere entfernt und den Feind angegriffen habe; man fand, daß nur Jonathas und ſein Waffenträger fehlten, und alſo den Angriff unternommen hatten. Der König rief eilig ſein ganzes Heer zuſammen, und das Heer erhob ein Freudengeſchrei, und machte ſich auf, den Feind zu verfolgen. Alle Iſraeliten im Gebirge Ephraim, die ſich bisher nicht in den Streit gewagt hatten, eilten von allen Seiten herbei. Saul, voll Begierde die Philiſter zu vertilgen, that den unüberlegten, frevelhaften Schwur: „Verflucht ſey der Mann, der vor Abends einen Biſſen genießt, bis ich Rache genommen habe an meinen Feinden.“

Das Heer kam in einen Wald, wo aus den hohlen Bäumen und Felſen Honig quoll. Obwohl die tapfern Krieger nach einer kleinen Erquickung ſchmachteten, ſo wagte es doch Keiner die Hand darnach auszuſtrecken; alle fürchteten den Schwur des Königs. Jonathas war ſo ermattet, daß es ihm dunkel vor den Augen ward. Da er von dem Befehle und dem Schwure des Königs nichts wußte, ſo tauchte er die Spitze des Stabes, den er in der Hand hielt, in Honig und erquickte ſich damit, und ſeine Augen wurden wieder hell. Das Kriegsvolk aber blieb nüchtern, und erſt am ſpäten Abende ſchlachtete man von den erbeuteten Rindern und Schafen, und ſtillte ſeinen Hunger.

Der König Saul ſprach hierauf: „Laßt uns die Philiſter noch in dieſer Nacht überfallen, und ſie ſchlagen, bis der Tag anbricht; ſo wird kein Mann von ihnen übrig bleiben.“ Das Heer ſprach: „Thu', was dir gefällt.“ Allein der Hoheprieſter Achias, der mit der Bundeslade zugegen war, fand das bedenklich und ſprach: „Laßt uns zuvor den Herrn fragen!“ Er trat in die Stiftshütte, erhielt aber keine Antwort. Saul ward darüber beſtürzt und dachte, ſein Eid ſey von Jemanden aus dem Heere gebrochen worden. Er ſprach daher: „Verſammelt das ganze Volk, und forſchet nach und ſehet wohl zu, wer dieſe Sünde begangen habe. So wahr der Herr lebt, wäre es auch mein Sohn Jonathas, er ſoll ohne Widerrede ſterben.“ Saul ließ das Loos werfen, und es fiel auf Jonathas. Jonathas bekannte freimüthig und ſagte: „Ich habe, mit der Spitze des Stabes da, ein wenig Honig gekoſtet; und ſieh — ich ſoll ſterben?“ Saul ſprach und betheuerte mit einem hohen Schwure: „Jonathas, du mußt des Todes ſterben!“ Allein das Kriegsheer nahm ſich des jungen Helden an und rief: „Wie? Jonathas ſollte ſterben, der dem Volke Iſrael ſo großes Heil bereitet hat? Das iſt Unrecht! So wahr der Herr lebt, es ſoll kein Haar von Jonathas Haupt zur Erde fallen; denn Gott hat heute durch ihn gewirkt.“ So errettete das

Volk den edlen Jonathas; Saul aber ſtand von weiterer Verfolgung der Philiſter ab.

Die vielen Fehler, die Saul hier machte, ſind für uns eben ſo viele Warnungen. Sein ganzes Betragen war gewaltthätig und unüberlegt; er befahl nur nach Willkühr und ſetzte auf Uebertretung ſeiner Befehle die Todesſtrafe. Saul wußte ſeine heftigen Leidenſchaften nicht zu beherrſchen, und ward ihr Sklave, indem er ein mächtiger König zu ſeyn dachte. Wer über andere herrſchen will, lerne erſt ſich ſelbſt beherrſchen. — Saul muthete ſeinem Heere zu, den ganzen Tag bis auf den Abend nichts zu eſſen, und die ganze Nacht hindurch, vom Abende bis an den lichten Morgen gegen den Feind zu kämpfen. Hüten wir uns, von Untergebenen mehr zu fordern, als ſie leiſten können. — Höchſt unvorſichtig, leichtſinnig und frevelhaft häufte Saul Schwur auf Schwur, und wäre, da er meinte, dieſe ſündigen, ungültigen Schwüre halten zu müſſen, bald der Mörder ſeines Sohnes geworden. Wir ſollen, ohne daß uns die Obrigkeit dazu auffordert, gar nicht ſchwören. Ja auch, bevor wir uns zu einer Sache mit einem Gelübde verbindlich machen, ſollen wir dieſes wohl überlegen; ſonſt können wir über uns und Andere großes Unheil bringen.

10. Sauls fernerer Ungehorſam gegen Gott.

Samuel verkündete dem Könige Saul den Befehl Gottes, die laſterhaften Amalechiten zu vertilgen, die ehemals in der Wüſte das ermüdete Volk Iſrael angefallen hatten, um es auf das grauſamſte zu vertilgen, und von denen auch jetzt noch den Iſraeliten die größten Gefahren der Verführung drohten. Jedoch wurde dem Könige und dem Volke ausdrücklich verboten, irgend eine Kriegsbeute zu machen. Dieſer Krieg war ein Strafgericht Gottes über die Amalechiten, und die Iſraeliten ſollten auch jeden Schein meiden, als hätten ſie den Krieg aus Raubſucht unternommen.

Saul beſiegte mit Gottes Beiſtand die Amalechiten vollkommen. Allein voll Stolzes auf dieſen Sieg errichtete er ſich ſelbſt einen Triumphbogen, überdies behielt er die beſten Rinder und Schafe für ſich, und geſtattete auch dem Volke davon zu nehmen. So hatte ihn die königliche Würde übermüthig und das Kriegsglück raubſüchtig gemacht. Er dachte nicht daran, daß die Ehre ſeines Sieges Gott allein gebühre. So hoch und erhaben er ſich indeß dünkte, ſo dachte er doch klein genug, ſich mit der Kriegsbeute zu bereichern. Er war nicht mehr der beſcheidene, genügſame

Mann, der er auf ſeinen ländlichen Fluren geweſen, er ließ ſich von Ehre und Glück verleiten, Gottes Befehle nicht mehr zu achten. Es iſt dieſes eine Warnung für Alle, die zu großen Ehren gelangen, und in ihren Unternehmungen glücklich ſind. Sie können nicht zu ſehr auf der Hut ſeyn, um nicht ſtolz und verdorben zu werden, wie Saul.

Nun kam aber Samuel, von Gott geſandt, am frühen Morgen zu ihm. Saul grüßte ihn freundlich und ſprach zu ihm: „Geſegnet ſeyſt du vom Herrn;. ich habe den Befehl des Herrn vollzogen.“ Allein Samuel ſprach: „Was iſt denn das für ein Blöcken der Schafe und ein Brüllen der Rinder, das ich höre?“ Saul fing an, ſich zu entſchuldigen. Samuel aber ſprach: „Laß dir ſagen, was der Herr in dieſer Nacht zu mir geredet hat: „Iſts nicht alſo, da du gering in deinen eigenen Augen, (demüthig und genügſam wareſt,) ſalbte dich der Herr zum Könige über Iſrael? Warum haſt du nun dem Worte des Herrn nicht gehorcht? Du haſt dich zum Raube gewendet und ein ſehr großes Uebel gethan vor den Augen des Herrn.“

Saul ſchob die Schuld auf das Volk und wollte der Uebelthat noch einen frommen Anſtrich geben. „Das Volk,“ ſagte er, „hat die Schafe und Rinder vom Raube genommen, um ſie Gott dem

Herrn zu opfern.“ Samuel ſprach: „Meinſt du denn, der Herr habe mehr Luſt an Brand- und Schlachtopfern, als daran, daß man Seiner Stimme gehorche? Gehorſam iſt beſſer als Opfer, und auf das Wort des Herrn merken, iſt mehr, als ihm das Fett der Widder darbringen. Gegen Gott ungehorſam ſeyn und ſich Ihm widerſetzen, iſt ein ſo großes Laſter, als Abgötterei und Götzendienſt!“

Saul ſprach: „Ich habe geſündigt, daß ich den Befehl des Herrn und deine Worte nicht befolgt habe; ich fürchtete das Volk und ſo gab ich denn ſeinem Verlangen nach. Ich bitte dich, verzeih mir nun meine Sünde; ehre mich vor den Aelteſten meines Volkes und vor dem Volke Iſrael, und komm mit mir, daß ich den Herrn, deinen Gott, anbete.“ Samuel ſprach: „Ich gehe nicht mit dir. Denn wie du das Wort des Herrn verworfen haſt, ſo hat der Herr auch dich verworfen. Du wirſt künftig nicht mehr König ſeyn über Iſrael.“ Samuel wandte ſich von ihm, um zu gehen. Allein Saul ergriff ihn am Saume ſeines Mantels, und hielt ihn mit ſolcher Gewalt zurück, daß ein Stück des Mantels abriß und dem Saul in den Händen blieb. Da ſprach Samuel zu ihm: „So hat der Herr heute das Königreich von dir geriſſen, und wird es einem Andern geben, der beſſer iſt als du. Der Herr, von Dem alle Siege kommen, und Der dir bisher Sieg verliehen hat, wird deiner nicht ſchonen; Er, der Wahrhaftige lügt nicht, und wird erfüllen, was Er über dich beſchloſſen hat."

Saul erhielt keine Verzeihung, weil er keine wahre Reue hatte. Er hatte ſeinen ſtolzen Sinn nicht geändert; es wahr ihm mehr darum zu thun, vor dem Volke bei Ehren zu bleiben, als von Gott Verzeihung zu erhalten. Es lag ihm mehr an der Ehre bei den Menſchen, als an dem Wohlgefallen Gottes. Der Stolz, mit dem er ſich ein Siegeszeichen errichtet hatte, anſtatt Gott einen Dankaltar zu errichten, ſteckte noch tief in ſeinem Herzen. Darum fand er keine Gnade vor Gott. Nur die wahrhaft Reumüthigen, die ihren böſen Sinn ganz ändern, nimmt Gott wieder zu Gnaden auf.

11. Der Hirtenknabe David.

Samuel hatte, wie alle heilige Männer Gottes, ein Herz voll Liebe. Er war von nun an immer ſehr traurig, daß Gott den König Saul verworfen hatte. Da ſprach Gott zu ihm: „Wie lange trauerſt du um Saul? Geh hin nach Bethlehem zu Iſai; einen von ſeinen Söhnen habe Ich Mir zum Könige auserwählt.

Iſai war ein Sohn Obeds, des Sohnes jenes ehrwürdigen Booz und der frommen Ruth. Samuel ging nach Bethlehem zu Iſai, ſagte ihm im Vertrauen, wozu einer ſeiner Söhne von Gott berufen werde, entrichtete dem Herrn ein Opfer, und lud den alten Vater Iſai und deſſen Söhne zur Opfermahlzeit ein.

Eliab, der älteſte Sohn Iſai's, ein ſchöner, anſehnlicher Mann, trat zuerſt herein. Samuel dachte: „Dieſer wird wohl der Geſalbte des Herrn ſeyn." Allein der Herr ſprach zu Samuel: „Sieh nicht auf ſeine Geſtalt und Größe, ihn habe Ich nicht erwählt. Denn Ich urtheile nicht nach dem äußerlichen Anſehen, wie die Menſchen. Ein Menſch ſieht nur, was vor Augen iſt; der Herr aber ſieht das Herz."

Da rief der Vater den Abinadab, und führte ihn dem Samuel vor. Samuel ſprach: „Dieſen hat der Herr auch nicht erwählt." Darauf führte ihm der Vater den Sama vor. Samuel ſprach: „Auch dieſen hat der Herr nicht erwählt." Der Vater ſtellte ihm nun ſeine ſieben Söhne auf einmal vor. Samuel ſagte: „Keinen von dieſen allen hat ſich der Herr auserwählt."

Dem alten Vater Iſai mußte das ſehr ſonderbar vorkommen; allein Samuel ſprach: „Sind dieſe aber auch alle deine Söhne?" Der Vater ſprach: „Der jüngſte iſt noch übrig, der David, der die Schafe hütet." Samuel ſprach: „Sogleich ſchick' hin, und laß ihn holen. Bevor er da iſt, dürfen wir uns nicht zu Tiſche ſetzen."

David war ein überaus frommer, hoffnungsvoller Knabe. Der Vater ließ ihn holen, und führte ihn herein — und ſieh! er war röthlich und ſchön von Angeſicht, und von einnehmender Geſtalt.

Gott, der in alle Herzen ſieht, und die edle, für alles Gute offene Seele des jungen Davids durchſchaute, ſprach zu Samuel: „Dieſer iſts; auf, und ſalbe ihn!" Und Samuel nahm ſein Oelhorn hervor, und ſalbte David mitten unter ſeinen Brüdern. Und der Geiſt des Herrn ergoß ſich von dieſem Tage an über David, und blieb mit ihm.

Davids Brüder ſahen die ganze Bedeutung dieſer feierlichen Handlung noch nicht ein. Sie erkannten wohl, daß Gott den David zu etwas Großem, vielleicht zu einem Propheten beſtimmt habe; allein daß David eben jetzt zum Könige in Iſrael geſalbt worden, blieb ihnen und dem Volke zur Zeit noch ein Geheimniß.

In dieſer lieblichen Geſchichte zeigt es uns der liebe Gott wieder recht ſchön und klar, wie ſehr Er die ſtille, beſcheidene Tugend ehre. Alles Aeuſſerliche — Schönheit, Ehre vor den Menſchen, Heldenruhm — iſt vor Ihm nichts. Nicht der Größte und Angeſehenſte, ſondern einzig nur der

Beſte iſt Ihm der Angenehmſte — und wäre er in den Augen der Menſchen auch der Kleinſte und Verachtetſte.

Auch jetzt noch kennt Gott den ärmſten Hirtenknaben auf dem Felde, den ſonſt kein Menſch achtet — und liebt und ehrt ihn, wofern er nur unſchuldig und gut iſt, mehr als den mächtigſten König, der Ihn nicht ehrt und Ihm nicht gehorcht, wie Saul. Und bleibt gleich ein ſo gutes Kind auf Erden manchmal ſein Leben lang verachtet, ſo iſt es doch in jener Welt zu einer Herrlichkeit beſtimmt, von der alle Herrlichkeit dieſer Welt nicht einmal ein Schatten iſt.

12. Davids ſchönſte Beſchäftigung bei dem Schafehüten.

Wie ſchön David, während er die Schafe hütete, ſeine Zeit zubrachte, zeigen noch ſeine heiligen Lieder, die man Pſalmen nennt. Er betrachtete, wenn er ſo einſam bei ſeinen Schafen daſaß, die Werke Gottes mit der herzlichſten Freude, ſang fromme Lieder zum Lobe Gottes, der Alles ſo ſchön und herrlich gemacht hat, und begleitete ſeinen Geſang mit der Harfe, die er aus eigenem Antriebe ſpielen gelernt hatte. Manches von den vielen ſchönen Liedern, die wir noch von ihm haben, hat er wohl zu dieſer Zeit gemacht. Allein auch in vielen derjenigen, die er ſpäterhin als König, ja noch in ſeinem hohen Alter verfaßte, ſchilderte er die ſeligen Empfindungen, die er als Hirtenknabe auf ſeinen väterlichen Fluren gehabt hat. Wir wollen davon jetzt nur zwei Beiſpiele hören, andere werden weiterhin folgen.

David mußte oft bei ſeiner Heerde die Nacht hindurch wachen. Da blickte er dann, wann er in der Stille der Nacht ſo in Mitte ſeiner Heerde, die um ihn her gelagert war, daſtand, voll Andacht zum Himmel auf, der von unzähligen Sternen funkelte und an dem der freundliche Mond leuchtete, und Bewunderung über Gottes Allmacht, und Anbetung Gottes erfüllten das ganze Herz des frommen Knaben.

„Herr, unſer Gott,“ ſang und ſprach er, „wie herrlich iſt Dein Name in aller Welt, da Deine Majeſtät am Himmel glänzt! Aus dem Munde der Kinder und der Säuglinge haſt Du Dir Lob bereitet! Denn ſchau' ich Deinen Himmel an, ihn, das Werk Deiner Finger — den Mond, die Sterne, die Du daran befeſtiget haſt — was iſt der Menſch, daß Du an ihn gedenkeſt, was ein Menſchenkind, daß Du Dich ſeiner annimmſt! Nur ein wenig haſt Du ihn den Engeln nachgeſetzt, haſt mit Ehre und Hoheit ihn gekrönet, haſt ihn zum Herrn Deiner Werke gemacht, haſt Alles ihm zu Füßen gelegt — die Heerden großer und kleiner Thiere, das Wild des Feldes, die Vögel des Himmels, und die Fiſche im Meere, und was die Bahn der Fluthen geht! Herr, unſer Gott! wie herrlich iſt Dein Name in aller Welt!“

Der treue Hirtenknabe ließ es ſich recht angelegen ſeyn, ſeine Heerde mit ſeinem Hirtenſtabe immer auf die beſte Weide zu leiten, und ſie vor wilden Thieren zu ſchützen. Während er aber ſeines irdiſchen Berufes wartete, war ſein Herz mit himmliſchen Gedanken beſchäftigt. Er erhob ſein Gemüth zu Gott und ſprach:

„Der Herr iſt mein Hirt; nichts fehlt mir je! Auf grüne Auen lagert er mich, zu ſtillen Bächen leitet Er mich — erquicket da mein Leben. Er führt auf ſanftem Pfade mich, der gute, treue Gott! Und muß ich dann auch wandern mitten durchs dunkle Todesthal, ſo fürchte ich doch kein Uebel. Denn Du biſt ja bei mir, mein Gott — Dein Hirtenſtab, Dein ſtarker Stab iſt Tröſtung mirund Ruh.“

So wußte er in dem Berufe, den ihm Gott angewieſen hatte, Gott näher kennen zu lernen; ſo lernte er ſogar von den Schafen und Lämmern, die ſich von ihm ſo willig leiten ließen, ſich in Allem der Leitung Gottes zu überlaſſen, und auf Gott zu vertrauen in Noth und Tod.

13. Der Hirtenknabe David am königlichen Hofe.

Der Geiſt Gottes wich nun ganz von dem Könige Saul, und es bemächtigte ſich ſeiner der Geiſt der Schwermuth. Von nun an war er immer ſehr traurig und niedergeſchlagen. Denn wer den Beifall Gottes verloren hat, kann nicht mehr fröhlich ſeyn, und wenn er noch einmal ſo reich, geehrt und mächtig wäre, als ein König.

Sauls Diener ſagten zu ihm: „Herr, befiehl nur, ſo wollen wir dir einen Mann aufſuchen, der die Harfe gut ſpielt. Vielleicht verſchafft dir dies Linderung.“ Denn die Muſik iſt wirklich eine herrliche Gabe Gottes. Recht gebraucht erheitert ſie den trüben Sinn der Menſchen, beſänftiget ihre heftigen Leidenſchaften, und erhebt ihren gebeugten Geiſt zum Himmel. Dieſes gilt vor Allem von ſchönen, geiſtvollen Liedern.

Saul ſprach: „So ſeht mir um einen Menſchen, der gut ſpielt, und bringt ihn mir her.“ Da ſagte einer der Diener: „Ich hörte einmal den Sohn Iſai's zu Bethlehem auf der Harfe ſpielen. Der ſpielt und ſingt recht vortrefflich. Ueberdies iſt er ungemein verſtändig und ſchön, und der Herr iſt mit ihm.“ Saul ſchickte ſogleich einen Boten zu Iſai, und ließ ihm ſagen: „Schicke mir deinen Sohn David, der die Schafe hütet.“

Der gute alte Vater Iſai war darüber ſehr erfreut. Er beeilte ſich einen Eſel mit Brod, Wein und einem Ziegenböcklein zu beladen, und ſchickte den David mit dieſem ländlichen Geſchenke zum Könige.

Es war damals Sitte im Lande, daß man dem Könige Geſchenke brachte. Der liebevolle Vater wollte aber auch ſeinem Sohne bei dem Könige eine recht gute Aufnahme verſchaffen. Auch deßwegen ſendete er von Allem, was ihm Kornfeld, Weinberg und Heerde einbrachten, dem Könige Etwas zum Geſchenk.

David wurde dem Könige vorgeſtellt und der König gewann ihn ſehr lieb, und ließ dem Vater ſagen: „Laß David bei mir bleiben, denn er hat Gnade gefunden vor meinen Augen.“ David blieb, und wann nun den König ſeine Schwermuth überſiel, nahm David ſeine Harfe und ſpielte darauf, und ſang erheiternde, tröſtende Lieder dazu. Der König wurde dadurch allemal aufgemuntert, und befand ſich wieder beſſer.

Auch in dieſer kleinen Geſchichte ſehen wir Gottes Vorſicht. Gott hatte den guten Hirtenknaben David zum Könige beſtimmt. Wie ſchön und natürlich bringt Er ihn nun, dem Throne näher, damit David ſich auf ſeinen künftigen Stand vorbereiten könne. Auch ſehen wir, wie ſchön und nützlich es iſt, wenn man Etwas lernt. David fand durch ſeine Geſchicklichkeit im Harfenſpielen Zutritt zum Könige. Auch eine natürliche Anlage, die Gott uns verliehen und die wir durch Fleiß und Uebung vervollkommnen, ziert, empfiehlt, erfreut — und Gott läßt ſie zu unſerm und Anderer Beſten nicht unbenützt.

14. Der Rieſe Goliath.

Die Philiſter ſammelten nach einiger Zeit ihr geſchlagenes Heer wieder, und zogen aufs Neue gegen Iſrael zu Feld. Saul mit ſeinem Heere zog ihnen entgegen. Die Philiſter ſchlugen ein Lager auf einem Berge jenſeits; die Iſraeliten auf einem Berge diesſeits. Zwiſchen ihnen lag das Thal.

Da trat aus dem Lager der Philiſter ein Rieſe hervor, der ſich Goliath nannte. Er war ſechs Ellen und eine Hand breit hoch, und hatte einen ehernen Helm auf ſeinem Haupte, und einen ſchuppichten Panzer und eherne Beinharniſche an; alles von ungeheurer Schwere. Auch trug er einen ehernen Schild auf ſeinen Schultern, und ſein Spieß war ſo dick wie ein Weberbaum. Das Eiſen daran wog allein ſchon gegen zwanzig Pfunde. Sein Waffenträger trat vor ihm her.

Dieſer Rieſe ſtand nun da, und ſchrie herüber zu den Iſraeliten: „Was ſeyd ihr ausgezogen, euch zur Schlacht zu rüſten? Ich bin ein freier

Philiſter, ihr aber ſeyd nur Sauls Knechte. Erwählt nun Einen aus euch, der mit mir ſtreite. Ueberwindet und erſchlägt er mich, ſo wollen wir eure Knechte ſeyn. Ueberwind' und erſchlag' ich ihn, ſo ſollt ihr unſere Knechte ſeyn, und uns dienen."

Da der König Saul und die Iſraeliten dieſe Rede des Philiſters hörten, erſchraken ſie und wurden ſehr beſtürzt. Sie fanden es gefährlich, die Entſcheidung des Krieges und das Schickſal Iſraels auf einen Zweikampf ankommen zu laſſen; auch hatten ſie keinen ſo ſtarken Mann, den ſie dieſem ungeheuren Rieſen hätten entgegen ſtellen können. Der Philiſter aber prahlte und ſprach: „Ich habe heute dem Heere Iſraels Hohn geſprochen und geſagt: Gebt mir einen, und laßt uns mit einander ſtreiten."

David hütete, weil der König Saul ihn noch nicht in den Krieg mitnehmen wollte, wieder die Schafe ſeines Vaters zu Bethlehem. Seine drei älteſten Brüder aber waren mit dem Könige zu Feld gezogen. Da ſprach der alte, liebevolle Vater zu David: „Nimm dieſe geröſtete Gerſte und dieſe zehn Brode, und geh damit zu deinen Brüdern ins Lager. Dieſe zehn friſche Käſe aber bring ihrem Hauptmanne, und erkundige dich, ob es ihnen wohl gehe." David, der ſeinem Vater in Allem gehorchte, und ſeine Brüder herzlich liebte, machte ſich in aller Frühe auf, empfahl die Schafe ſorgfältig dem Hirten, den ſein Vater hielt, und ging ſchwer beladen ins Lager, wie ihm der Vater befohlen hatte.

Als David in dem Lager ankam, waren eben beide Heere ausgerückt, ſtellten ſich in Schlachtordnung, und erhoben das Feldgeſchrei. David übergab Alles, was er trug, geſchwind der Wache in dem Lager, und lief zu dem Heere, und grüßte ſeine Brüder. Da er noch mit ihnen redete, trat der Rieſe wieder hervor aus dem Heere der Philiſter, und prahlte, wie vorhin. Aber alle Iſraeliten, die ihn ſahen, flohen vor ihm und wagten es nicht, mit ihm zu kämpfen. Allein David ſagte: „Wer iſt denn dieſer Philiſter da, daß er das Heer des einzig wahren Gottes höhnen darf? Was gibt man dem Manne, der dieſen Philiſter erſchlägt, und die Schande von Iſrael wendet?“

Da Eliab, der älteſte Bruder Davids, dieſe Rede hörte, ward er zornig über David, und ſprach zu ihm: „Was haſt denn du hier zu ſchaffen? Warum haſt du die wenigen Schafe in der Wüſte verlaſſen? O, ich kenne deine Vermeſſenheit und die Schalkheit deines Herzens wohl! Nicht wahr, du biſt hieher gekommen, die Schlacht zu ſehen?“ So rauh und grob war Eliab gegen ſeinen jüngſten Bruder — und dieſer war doch nur aus Gehorſam gegen den Vater, und aus Liebe zu ſeinen

Brüdern hergekommen, um ihnen Etwas zu bringen. Dieß rauhe, ſtolze Weſen hatte aber Gott ſchon lange in Eliabs Herzen bemerkt, und ihm daher den kleinen David vorgezogen. Denn es bleibt ewig wahr: „Dem Stolzen widerſteht Gott, allein an den Demüthigen hat Er Freude.

Die fremden Männer, die bei David ſtanden, waren viel freundlicher gegen ihn, als ſeine Brüder. Sie ſagten zu ihm: „Wer dieſen Rieſen überwindet, den wird der König ſehr reich machen. Sogar ſeine Tochter will er ihm zur Ehe geben, und ſeines Vaters Haus von allen Abgaben in Iſrael befreien.“ David, welcher Gott und Vaterland herzlich liebte, verrieth durch ſeine Reden, daß er wohl Luſt hätte, mit dem Rieſen zu kämpfen. Dieß kam vor den König, und der König ließ den David rufen.

15. Davids Kampf mit dem Rieſen.

David trat vor den König, und ſprach: „Es verliere kein Menſch das Herz wegen dieſes Philiſters; ich will hingehen und mit ihm ſtreiten.“

Der König ſprach: „Du kannſt mit dieſem Philiſter nicht ſtreiten, denn du biſt noch ein Knabe; er aber iſt ein Kriegsmann von ſeiner Jugend auf.“

David ſprach: „Ich hütete die Schafe meines Vaters. Da kam ein Löwe, und raubte ein Schaf mitten aus der Heerde. Ich aber lief ihm nach, und ſchlug ihn, und riß es ihm aus dem Rachen. Und da er mich anpacken wollte, ergriff ich ihn bei der Mähne, und erwürgte ihn. Eben ſo machte ich es mit einem Bären. Dieſem Philiſter da ſoll es nicht beſſer gehen. Denn was unterſteht er ſich, dem Heere des wahren Gottes Hohn zu ſprechen? Der Herr, der mich aus dem Rachen des Löwen und des Bären errettet hat, wird mich auch erretten aus der Hand dieſes Philiſters.“

Der König ſprach: „So gehe denn hin, und der Herr ſey mit dir!“ Der König ſelbſt rüſtete den David zum Streite — ſetzte ſeinen ehernen Helm ihm auf das Haupt, legte ihm ſeinen Panzer an, und umgürtete ihn mit dem Schwerte. David verſuchte nun zu gehen; allein er kam damit nicht zurecht und ſprach: „Ich kann ſo nicht gehen, denn ich bin es nicht gewohnt.“ Er legte die Rüſtung wieder ab, nahm ſeinen Hirtenſtab wieder, ſuchte ſich fünf glatte Kieſelſteine in dem Bache, ſchob ſie in ſeine Hirtentaſche, nahm ſeine Schleuder in die Hand, und ging ſo dem Rieſen entgegen.

Der Rieſe trat nun auch hervor aus ſeinem Heere, und ſein Waffenträger ging vor ihm her. Als er aber den David ſah, und ihn näher anblickte, verachtete er ihn. Denn David hatte gar kein kriegeriſches Ausſehen. Er war noch ein Jüngling, und zu zart und lieblich, um tapfer zu ſcheinen.

Der Philiſter ſprach: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommſt? Doch, komm nur her! Ich will dein Fleiſch den Vögeln des Himmels und den Thieren des Feldes zum Freſſen vorwerfen.“

David ſprach: „Du kommſt zu mir mit Spieß und Schwert und Schild! Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heerſchaaren, des Gottes Iſrael, den du gehöhnet haſt. An dem heutigen Tage wird dich der Herr in meine Hand geben. Der ganze Erdboden ſoll es inne werden, daß Er der Herr iſt. Dieſes große Volk hier herum ſoll es ſehen, daß der Herr nicht Spieß und Schwert braucht, um zu helfen. Sein iſt der Ausſchlag des Krieges; Er wird euch heute in unſere Hände geben.“

Da erhob ſich der Rieſe und ging auf David los. David eilte ihm auch entgegen, griff ſchnell in die Hirtentaſche, nahm einen Stein heraus, und ſchleuderte ihn auf den Philiſter. Der Stein traf ihn an die Stirne, daß er darin ſtecken blieb. Der Rieſe fiel zur Erde auf ſein Angeſicht hin, und David nahm ihm ſein Schwert, und hieb ihm damit den Kopf ab. Die Philiſter, da ſie ſahen, daß ihr Stärkſter todt ſey, nahmen die Flucht. Die Iſraeliten erhoben das Feldgeſchrei, und verfolgten ſie. Das ganze Lager fiel in ihre Hände.

Auch dieſe Begebenheit verherrlichet Gottes heilige, gerechte, immer gütige Vorſicht; auch da ſehen wir wieder: *Gott demüthigt die Stolzen.* Er leitete es ſo, daß der übermüthige Goliath, der auf ſeine Rieſenſtärke trotzte, und in der Welt keinen Helden ſeines Gleichen zu finden glaubte, durch einen zarten Jüngling, der faſt noch ein Knabe war, überwunden wurde.

Gott erhöht die Demüthigen. Er fügte es ſo, daß David, der nur auf Ihn vertraute, und Ihm allein alle Ehre zuſchrieb, mit Sieg und Ruhm gekrönt wurde.

Gott lenkt alle Schickſale der Menſchen. Er leitet uns wie an der Hand durch's Leben. Er führte den David durch den kleinen Umſtand, daß er eben zu rechter Zeit — in dem Augenblicke der Entſcheidung — ins Lager kam, dem Throne wieder um einen großen Schritt näher. Anfangs ſchien es ſchwer, und nicht wohl möglich, daß ein ſo geringer Hirtenknabe zur Krone gelange. Und was iſt nun einfacher und natürlicher, als daß der Erretter Iſraels auch Iſraels König werde?

Gott iſt der Retter in der Noth. Er weiß zur Zeit allgemeiner Bedrängniſſe wunderbar und ſo zu ſagen durch ein Kind zu helfen. Wer ſollte ſich bei allen widrigen Begebenheiten des Lebens nicht freuen, daß ſein Schickſal in einer ſo guten Hand ſteht!

16. David wird des Königs Schwiegerſohn.

Nachdem David den Goliath beſiegt hatte, wurde er wieder dem Könige vorgeſtellt. Der König redete überaus freundlich mit ihm. Jonathas aber, der Sohn des Königs, dieſer jugendliche Held, der eben ſo tapfer und gottvertrauend wie David war, gewann ihn ſo lieb, wie ſein eigenes Leben. Er machte einen Freundſchaftsbund mit ihm; zum Zeichen der Freundſchaft, und um den Hirtenjüngling königlich zu ſchmücken, gab er ihm das Oberkleid vom Leibe, und dazu noch ſeinen Mantel, ſein Schwert, ſeinen Bogen und ſeine Schärpe.

Der König zog nun wieder nach Hauſe, und nahm den David mit ſich. Aus allen Städten zogen ihnen Frauen und Jungfrauen entgegen mit Zimbeln, Pauken und Jubelgeſang. In dem Siegeslied, das ſie ſangen, kamen die Worte vor: „Saul hat tauſend erſchlagen — David aber zehn Tauſend.“ Dieſe übertriebene, ungeheure Schmeichelei mißfiel dem Könige ſehr — weil ſie ihm zu wenig ſchmeichelte. Voll Zorn und Unmuth ſprach er: „Dem David geben ſie zehn tauſend, mir aber nur Ein tauſend. Er wird zuletzt noch gar König.“ Von dieſem Tage an konnte der König den David nicht mehr gerade anſehen. Sogleich den Tag darauf überfiel ihn wieder ſeine alte Schwermuth. David ſuchte ihn zu erheitern und ſpielte auf der Harfe. Da ſchwang der König die Lanze, die er in der Hand hatte, und warf ſie nach ihm. Allein David wich aus, und entfloh.

Saul ließ, nachdem dieſer heftige Anfall von Schwermuth und wahnſinniger Eiferſucht vorüber war, den David wieder rufen, redete freundlich mit ihm, und ernannte ihn zum Oberſten über tauſend Mann. Allein er beförderte ihn blos, um ihn von ſich zu entfernen. Als bald hernach die Philiſter aufs Neue gegen die Iſraeliten zu Feld zogen, ſprach Saul zu David: „Sey tapfer, und führe dieſen Krieg gegen die Feinde des Herrn. Denn ſieh, ich werde dir dann meine älteſte Tochter zur Ehe geben.“ Saul hatte aber gar nicht im Sinne, ſie ihm zu geben; er wollte ihn blos zu kühnen Wagſtücken im Kriege verleiten, um ihn dem Tode zu überliefern.“ Ich will nicht Hand an ihn legen, dachte er, ſondern durch die Hände der Philiſter ſoll er umkommen.“ David aber kehrte ſiegreich aus dem Felde zurück; allein Saul hielt ihm nicht Wort, und gab die Prinzeſſin einem Andern.

Michol, die jüngere Tochter Sauls, fand an dem edlen, heldenmüthigen Jünglinge David großes Wohlgefallen, und wünſchte ſich ihn zum Gemahl. Sauls vertraute Diener berichteten Das dem Könige. „Das iſt gut,“ ſagte er, „ich will ſie ihm verſprechen, damit ſie ihm die Urſache ſeines Untergangs werde; nun ſoll er durch die Hände der Philiſter umkommen.“ Saul war indeß zu ſtolz, ungebeten ihm ſeine Tochter zur Braut anzutragen, und David war zu beſcheiden, um ſie anzuhalten. Daher ſprach Saul zu ſeinen Dienern: „Redet mit David, aber ſo, als wüßte ich nichts davon, und ſagt zu ihm: „Sieh, der König will dir wohl, und alle ſeine Diener lieben dich. Du wirſt, wenn du nur willſt, noch der Tochtermann des Königs.“ Sie ſprachen ſo zu David. Er aber ſagte: „Dünket euch dieß etwas Geringes, ſich um eine Königstochter zu bewerben? Ich bin ein armer geringer Mann; was kann ich dem Könige geben? Ich bin nicht im Stande, die Brautgabe aufzubringen.“ Denn damals war es nicht gebräuchlich, daß der Vater ſeiner Tochter einen Brautſchatz mitgab, ſondern der Bräutigam mußte dem Vater der Braut ein anſehnliches Geſchenk machen, die Brautgabe genannt. Die Diener berichteten dem Könige, was David geſagt hatte. Saul ließ dem David ſagen: Der König habe keine Brautgabe nöthig, er verlange blos, daß David im Kriege hundert Philiſter erlege. Denn Saul dachte, unter Hunderten werde doch einer ſeyn, der über David den Sieg davon trage und ihn des Lebens beraube. David ging die Bedingung des Königs gerne ein, und der Krieg mit den Philiſtern, der noch immer mit Heftigkeit geführt wurde, gab ihm Gelegenheit, die Bedingung zu erfüllen. In kurzer Zeit erlegte David nicht nur hundert, ſondern zwei hundert Philiſter. Der König mußte nun, ſo hart es ihm ankam, ſein Wort halten, und wider Willen dem David die Königstochter zur Ehe geben.

So hatte Gott die Anſchläge Sauls zu nichten gemacht; ja ſie hatten nur dazu gedient, daß David immer berühmter, und der Schwiegerſohn des Königs wurde. Gott zeigte auch hier wieder, daß ſogar unſre Feinde, unter Gottes Leitung, nur an unſerm Beſten arbeiten müſſen.

Da Saul ſah, daß ſeine Abſichten, David durch die Hand der Philiſter zu tödten, vereitelt waren, ja daß David mehr Kunde des Krieges und mehr Tapferkeit an den Tag lege, als alle Krieger Sauls, und daß ihn das ganze Heer liebe und Davids Name im ganzen Lande geprieſen werde, ſo haßte er ihn noch mehr als zuvor, fürchtete ſich vor ihm und wurde Davids Todfeind. In ſeinem Unwillen forderte er ſeinen Sohn und alle ſeine Diener auf, den David zu tödten. Jonathas berichtete dieß heimlich dem David, und ſprach zu ihm: „Mein Vater trachtet dir nach dem Leben. Sey daher, ich bitte dich, wohl auf deiner Hut! Morgen frühe geht er indeß auf ſein Landgut; ich will ihn begleiten, wegen deiner mit ihm ſprechen und ihn zu beſänftigen ſuchen. Halte dich dort in der Nähe verborgen; ich werde dir dann ſogleich Nachricht davon geben, ob er meinen Worten Gehör gab, und wie er gegen dich geſinnt iſt.“

Am folgenden Morgen begleitete Jonathas ſeinen Vater auf das Land, und lenkte das Geſpräch auf David. Saul hatte noch immer im Sinne, David umbringen zu laſſen. Allein Jonathas ſprach: „O König! verſündige dich doch nicht gegen deinen Diener David; denn David hat ſich auch gegen dich nicht verſündiget. Alles, was er thut, geſchieht ja zu deinem Beſten. Sieh! er hat ſein Leben für dich gewagt. Er hat den Rieſen überwunden. Der Herr hat durch ihn ganz Iſrael errettet. Du haſt es ſelbſt geſehen, und dich darüber gefreut. Warum willſt du nun unſchuldiges Blut vergießen? Warum David tödten, der dir kein Leid gethan hat?“ Der König ließ ſich durch dieſe Rede beſänftigen, und ſprach: „So wahr der Herr lebt, er ſoll nicht ſterben.“

Jonathas rief nun voll Freude dem David, brachte ihm dieſe gute Nachricht, und führte ihn zum Könige; der König nahm den David ſehr freundlich auf, verſicherte ihn ſeines Wohlwollens, und David blieb nun, als zu der königlichen Familie gehörend, wieder bei dem Könige.

17. Davids kluge und liebevolle Ehegattin.

Die Philiſter, dieſe hartnäckigen Feinde Iſraels, ſetzten trotz ihrer Niederlagen den Krieg mit der größten Erbitterung fort; ſie boten alle ihre Macht auf, und brachten ein ſo zahlreiches Heer zuſammen, daß ganz Iſrael mit Schrecken und bangen Beſorgniſſen erfüllt wurde. Allein David rückte ihnen mit ſeinen tapfern Kriegern muthig entgegen, lieferte ihnen eine große Schlacht, erkämpfte über ſie den vollkommenſten Sieg, und ſchlug ſie, wie man zu ſagen pflegt, auf das Haupt. In ganz Iſrael war Freude darüber; nur der König ward darüber ſehr traurig. Er beneidete Davids Ruhm, und verſank aufs Neue in tiefe Schwermuth. Er ſaß höchſt betrübt und voll bittern Grames in ſeinem Zimmer, mit dem Spieße in der Hand. David ſpielte auf der Harfe, da warf Saul plötzlich den Spieß nach ihm. David beugte aus — und der Spieß fuhr in die Wand, daß er ſtecken blieb.

David verließ eilig das Zimmer, begab ſich nach Hauſe, und erzählte ſeiner treuen Ehegattin, daß ihr Vater ihn habe umbringen wollen, und daß er mit genauer Noth dem Tode entronnen ſey. Die liebevolle Gattin war in großen Aengſten und fürchtete, der König werde in ſeinem grimmigen Zorn dem David Leute nachſenden, ihn zu tödten. So war es auch wirklich. Saul hatte einigen Männern von ſeiner Leibwache befohlen, den David noch in derſelben Nacht umzubringen. Die Männer wagten es aber nicht, in das Haus des tapfern Helden einzudringen; ſie bewachten jedoch die Thür, um ihn, wenn er Morgens heraus käme, zu überfallen und nieder zu ſtoßen. Die beſorgte Frau lauſchte an den Fenſtern, und bemerkte zu ihrem Schrecken, die bewaffneten Männer vor der Hausthür. Da berichtete ſie es eilig dem David, und ſprach zu ihm: „Wenn du dich nicht dieſe Nacht noch retteſt, ſo mußt du morgen ſterben.“ Sie ließ ihn auf der andern Seite des Hauſes, wo ſich keine Soldaten befanden, aus dem Fenſter herab; er entkam glücklich und flüchtete ſich nach Ramatha zu Samuel.

Die kluge Hausfrau war nun auf ein Mittel bedacht, damit Davids Flucht nicht ſogleich entdeckt werde, und damit man ihn nicht ſogleich einholen könne. In der Wohnung ſtanden einige Bildſäulen, welche denkwürdige Männer vorſtellten. Sie nahm eine derſelben, legte ſie in Davids Bett, deckte ſie mit der Bettdecke zu, und zog über deren Haupt eine Schlafmütze von Ziegenfell. Die beſtellten Mörder ſtanden indeß noch immer vor der Hausthür und lauerten auf David.

Saul wartete in ſeinem Pallaſte begierig auf die Nachricht von Davids Tod. Endlich verlor er die Geduld und ſchickte noch andere Bewaffnete hin, die ſogleich in das Haus eindringen ſollten, ſich Davids zu bemächtigen. Die Frau ſagte, David ſey krank. Die Männer wollten den Kranken nicht ſtören; ſie gingen, und erſtatteten dem Könige Bericht, daß David krank zu Bett liege. Saul ward ſehr zornig, und ſchickte noch mehrere Männer hin, und befahl ihnen: „Bringt ihn ſammt dem Bette hieher zu mir, damit er getödtet werde.“ Als nun die Männer zu Davids Bett kamen, und ihn ergreifen wollten, fanden ſie, anſtatt Davids, das Bild mit dem Ziegenfell um das Haupt. Da Saul dieß vernahm, ward er höchſt aufgebracht, ließ ſeine Tochter rufen und ſprach zu ihr: „Warum haſt du mich betrogen, und meinen Feind entfliehen laſſen?“ Sie antwortete: „Weil er zu mir geſagt hat: Laß mich fort, oder ich bringe dich um.“ Saul glaubte ihr und gab ſich zufrieden.

Es war ſchön und edel von Michol, daß ſie ihrem Manne das Leben rettete und ihren Vater verhinderte, eine Mordthat zu begehen. Daß ſie dabei ſich einer Liſt bediente und die Unwahrheit redete, kann man damit entſchuldigen, daß Saul in ſeiner Wuth als ein Wahnſinniger zu betrachten war, dem man die reine Wahrheit, ohne großes Unheil anzurichten, nicht ſagen darf.

18. Jonathas, der treue Freund Davids.

David war auch zu Ramatha nicht mehr des Lebens ſicher. Saul, der ſogar vor Samuel keine Ehrfurcht mehr hatte, ſandte Kriegsknechte hin, um den David in der Wohnung des Propheten mit Gewalt zu ergreifen. David nahm nun ſeine Zuflucht zu ſeinem Freunde Jonathas, der ihm ſchon ſo viele Beweiſe von Freundſchaft gegeben hatte. Jonathas wußte noch nicht, daß Saul ſein Wort und ſeinen Schwur nicht gehalten, und den David abermal habe tödten wollen. David erzählte es ihm, und ſagte: „Was habe ich gethan? Worin beſteht mein Unrecht? Welches Vergehen habe ich gegen deinen Vater begangen, daß er mich tödten will?“

Der edle Königsſohn ſprach: „Das ſey ferne; du ſollſt nicht ſterben! Sieh, mein Vater thut weder Großes noch Kleines, ohne daß er vorher mir davon ſage. Sollte er denn dies allein mir verheimlichen? Nein, das wird er nicht thun.“ David ſprach: „Dein Vater weiß gar gut, daß ich Gnade vor dir gefunden habe, und wird denken: „Jonathas darf nicht wiſſen, was ich vorhabe; er würde darüber beſtürzt ſeyn und mir nicht beiſtimmen.“ So wahr der Herr lebt, und ſo wahr du lebſt, es iſt, ſo zu ſagen, nur ein Schritt zwiſchen mir und dem Tod."

David und Jonathas überlegten nun, was zu thun ſey. Der folgende Tag war der erſte des Monats, und der Tag darauf war ein Sabbath. An ſolchen Tagen ſpeiste David ſonſt gewöhnlich bei dem Könige. Beide Freunde kamen indeß mit einander überein, David ſolle ſich aufs Land begeben, und nicht zur Tafel des Königs in die Stadt kommen; und wenn der König nach ihm frage, ſo ſoll Jonathas den David entſchuldigen, und ihn ausforſchen, ob er gegen David friedlich geſinnt ſey, oder Böſes über ihn beſchloſſen habe. Sie verabredeten denn auch, wie Jonathas dem David davon Nachricht geben könne. Nicht weit von der Stadt war ein großer, buſchiger Fels, in dem ſich einige Höhlen befanden. Dort wollte David vor Anbruch des dritten Tages ſich verbergen; Jonathas aber wollte zu ihm hinaus kommen, ihm Bericht zu erſtatten. Weil aber der König leicht hätte Verdacht ſchöpfen können, wenn Jonathas ohne Urſache ſo frühe zu jenem Felſen hinaus gegangen wäre, auch weil ſich auf dem Felde vielleicht Leute hätten befinden und den David dem Könige verrathen können, ſo ſagte Jonathas: „Ich werde in der Nähe des Felſen drei Pfeile abſchießen, als übte ich mich, nach dem Ziele zu ſchießen, und werde einen Knaben mitbringen, der mir die abgeſchoſſenen Pfeile wieder hole. Werde ich nun dem Knaben zurufen: Sieh, die Pfeile liegen herwärts! ſo komme ungeſcheut hervor, denn alsdann ſteht Alles gut, und du haſt nichts Böſes zu befürchten. Werde ich aber dem Knaben zurufen: Sieh, die Pfeile liegen hinwärts! ſo gehe hin im Frieden, denn der Herr will dann, daß du weiter zieheſt. Was aber ich und du mit einander verabredet haben, davon ſey der Herr Zeuge zwiſchen mir und dir; dabei bleibt es ewiglich.“

Am folgenden Tage ſetzte ſich der König mit Jonathas und den vornehmſten königlichen Dienern zur Tafel. Er bemerkte wohl Davids leeren Sitz, ſagte aber nichts. Als aber am andern Tage Davids Platz wieder leer war, ſprach er: „Warum kommt denn der Sohn Iſai's nicht zu Tiſche, weder geſtern noch heute?“ Jonathas fing an ihn zu entſchuldigen. Da ergrimmte der König und ſprach: „Ungehorſamer Böſewicht! Ich weiß wohl, daß du dir den Sohn Iſai's zum Freunde auserkoren haſt, dir und deiner Mutter zur Schande! Wiſſe, ſo lange der Sohn Iſai's auf Erden lebt, wirſt du und dein Königreich nicht beſtehen. Auf der Stelle ſende hin und laß ihn herbringen, denn er muß ſterben.“ Jonathas antwortete ſanft: „Warum ſoll er ſterben? Was hat er gethan?“ Da griff der König nach dem

Spieße, ihn zu erſtechen. Jonathas ſprang erſchrocken vom Tiſche auf, und aß denſelben ganzen Tag keinen Biſſen; denn er war ſehr bekümmert, daß ſein Vater gegen David ſo aufgebracht war, und ihn zum Tode verdammte.

Sobald die Morgenröthe des nächſten Tages angebrochen war, ging Jonathas hinaus in das Feld zu dem Felſen, wo David verborgen war, und nahm einen kleinen Knaben mit ſich. Er ſchoß einen Pfeil ab, und ſprach zu dem Knaben: „Geh hin, und hol' den Pfeil!“ Der Knabe lief hin, und als er den Pfeil aufhob, ſchoß Jonathas einen zweiten Pfeil über den Knaben hin, und rief mit lauter Stimme: „Der Pfeil liegt hinwärts!“ Als der Knabe auch dieſen aufhob, ſchoß Jonathas den dritten Pfeil über den Knaben hin, und rief noch lauter: „Der Pfeil liegt noch weiter hinwärts! Eile und ſtehe nicht ſtill.“ Der Knabe brachte die Pfeile ſeinem Herrn und merkte nicht das Geringſte von dem, was David und Jonathas mit einander verabredet hatten. Jonathas aber ſprach zu dem Knaben: „Geh jetzt, und trage Pfeile und Bogen in die Stadt.“

Nachdem der Knabe hinweg gegangen, und auch ſonſt Niemand in der Gegend zu ſehen war, näherte Jonathas ſich dem Felſen, und David kam von dem Orte, wo er ſich verborgen gehalten hatte, hervor. Beide umarmten einander, und weinten mit einande.. David aber am allermeiſten. Endlich ſagte Jonathas: „Geh hin im Frieden! Der Freundſchaftsbund, den wir beide vor Gott mit einander gemacht haben, ſteht ewig feſt. Davon ſey Gott Zeuge zwiſchen mir und dir, und zwiſchen meinen und deinen Kindern ewiglich.“ Nun trennten ſie ſich. Jonathas ging wieder nach Hauſe, und David ging fort in die Wüſte.

Der König verfolgte ihn aber bis in die Wüſte. Er bot ein ganzes Kriegsheer auf, ihn zu fangen. „Und ſollte er ſich auch in die Erde verkriechen, ſagte er, ſo müßte ich ihn doch noch auskundſchaften.“ David entwich daher in die wildeſten und abgelegenſten Gegenden der Wüſte. Aber auch da noch beſuchte ihn Jonathas, und tröſtete und ſtärkte ihn durch die Hoffnung auf Gott. „Fürchte dich nicht, ſprach er zu ihm; meines Vaters Hand wird dich nicht erreichen. Sieh! du wirſt noch König werden über das Volk Iſrael! Und dann will ich der Nächſte nach dir ſeyn.“

Jonathas iſt für alle kommenden Zeitalter das Bild der edelſten Freundſchaft. Seine Seele iſt rein von allem Stolz und Neid. Er iſt die lautere Liebe und Treue gegen ſeinen Freund. Er nimmt ſich ſeines Freundes an, und ſpricht auf das beredteſte für ihn. Er bleibt ihm auch im Unglücke treu, und beſucht und tröſtet ihn, und weint mit ihm. Er ſetzt ſein Leben für ihn in Gefahr. Sogar den königlichen Thron tritt er ihm ab.

Saul hingegen iſt ein trauriges Gegenbild eines feindſeligen Gemüthes. Er iſt ſtolz, neidig, eiferſüchtig. Finſter und voll Schwermuth ſitzt er zu Hauſe. Seine Seele iſt voll Mordgedanken. Sein Herz kocht von Zorn und Unmuth. Er haßt ſeinen Wohlthäter und vergilt ihm Gutes mit Böſem. Er kann vor Ingrimm ſeinen Namen nicht mehr ausſprechen. Ihn, der ſein Leben für ihn wagte — will er morden. Was Hunderttauſende mit Freude und Jubel erfüllt — macht ihn traurig.

Es bedarf keiner Frage, welchen von dieſen Beiden wir uns zum Vorbilde wählen ſollen.

Sauls Haß gegen David nahm immer mehr zu, ward zu einer Art von Wuth, und verleitete ihn zu den ſchrecklichſten Thaten. David kam auf ſeiner Flucht nach Nobe, einer kleinen Prieſterſtadt, wo gegenwärtig die Stiftshütte ſtand. David war ſehr hungrig und bat den Prieſter Achimelech um Brod. Es waren nur die Opferbrode vorhanden, von denen Niemand als die Prieſter eſſen durfte. Der menſchenfreundliche Prieſter gab ſie ihm dennoch, um ihn nicht hungrig weiter ziehen zu laſſen. David war auch unbewaffnet, und wünſchte ſich ein Schwert. Achimelech gab ihm das Schwert des Philiſters Goliath, das zum Andenken des

Sieges, den Gott durch David verliehen hatte, in der Stiftshütte aufbewahrt wurde. Doeg, ein Diener Sauls, war eben zugegen, und berichtete dieſes dem Könige. Saul gerieth in grimmigen Zorn, ließ den Prieſter und das ganze Haus ſeines Vaters herbeiführen, und befahl ſeiner Leibwache, Alle zu tödten. Allein keiner wollte die Hand ausſtrecken gegen die Prieſter des Herrn. Da befahl der König dem Doeg, der kein Iſraelit, ſondern ein Idumäer war: „Wende du dich gegen ſie, und falle über ſie her.“ Doeg fiel über ſie her und ermordete alle, fünf und achtzig Männer! Ueberdies befahl Saul, die Prieſterſtadt Nobe, mit der Schärfe des Schwertes zu vertilgen; Männer und Weiber, Kinder und Säuglinge wurden ermordet, auch Rinder, Eſel und Schafe umgebracht. Zu ſo ſchauerlichen Verbrechen können Herrſchſucht, Hochmuth und Haß einen Menſchen verleiten, wenn er dazu Macht hat. Wer ſollte vor ſolchen verderblichen Leidenſchaften nicht auf der Hut ſeyn!

19. Nabal und Abigail.

David hielt ſich lange Zeit in der Wüſte auf. Alle, die in Noth und eines bedrängten Herzens waren, nahmen ihre Zuflucht zu ihm. David wurde ihr Oberhaupt, und hatte ſo, nach und nach, über vierhundert Mann zu gebieten.

Zu Maon, einem kleinen Städtlein am Berge Karmel, zunächſt der Wüſte, lebte damals ein ſehr reicher Mann, Nabal mit Namen. Er hatte dreitauſend Schafe, und tauſend Ziegen, die er in der Wüſte weiden ließ. David vernahm, dieſer reiche Mann laſſe ſeine Schafe ſcheeren und deßhalb eine große Mahlzeit zurichten. Der arme David, der in der Wüſte wenig zu leben hatte und manchmal beinahe Hunger leiden mußte, ſchickte zehn Jünglinge zu Nabal, ihm zu dieſem Freudenfeſte Glück zu wünſchen. Sie kamen zu Nabal, und ſagten zu ihm, wie ihnen David befohlen hatte: „David grüßt dich auf's freundlichſte! Friede ſey mit dir! Friede mit deinem ganzen Hauſe! Friede mit allen deinen Hausgenoſſen, unſern Brüdern! Wir haben erfahren, daß deine Hirten, die bei uns in der Wüſte waren, ihre Heerden ſcheeren. Wir haben ihnen nie ein Leid gethan; nie hat ihnen das Geringſte von ihrer Heerde gefehlt. Frage ſie nur ſelbſt! Sie werden es dir bezeugen. Laß uns nun auch Gnade finden vor deinen Augen. Wir ſind an einem guten Tage gekommen. Laß alſo deinen Sohn David, und uns, deine Knechte, heute nicht ganz leer ausgehen!“

David war in dem ganzen Lande berühmt. Allein Nabal ſtellte ſich an, als wüßte er nichts von ihm. Er that es aber, wie faſt alle Lügner, auf eine ſo ungeſchickte Art, daß er ſogleich verrieth, nicht nur David, ſondern auch deſſen Vater, den die Jünglinge noch nicht genannt hatten, ſey ihm ganz wohl bekannt. „Wer iſt denn dieſer David, ſprach er, dieſer Sohn Iſai's! Es gibt heut zu Tage gar viele Knechte im Lande, die ihren Herren entlaufen ſind. Geht weiter! Nicht einmal Brod und Waſſer ſollt ihr bekommen, viel weniger von dem Fleiſche, das ich für meine Schafſcheerer geſchlachtet habe; das gebe ich keinen ſolchen hergelaufenen Leuten, von denen ich nicht einmal weiß, woher ſie ſind!“ — Davids Leute kehrten beſchämt wieder zurück.

Nabals Frau, die Abigail hieß, war überaus verſtändig, gut und zugleich ungemein ſchön von Angeſicht. Einer von den Hirten, der ein ſehr vernünftiger und treuherziger Mann geweſen ſeyn muß, ging zu ihr, und erzählte ihr Alles. „Sieh,“ ſprach er, „David hat Boten geſchickt aus der Wüſte, unſerm Herrn Glück zu wünſchen. Dein Mann begegnete ihnen aber grob. Und ſie ſind uns doch ſehr nützliche Leute geweſen. Die ganze Zeit, ſo lang wir in der Wüſte die Schafe hüteten, beſchützten ſie uns. Tag und Nacht waren ſie unſere Mauern (gegen Räuber und wilde Thiere). Bedenk' nun wohl, was jetzt zu thun iſt. Ich fürchte, ich fürchte, es ſteht deinem Manne und deinem ganzen Hauſe ein großes Unglück bevor.“

Die Frau nahm eilends zweihundert Brode, zwei Schläuche Wein, fünf gebratene Schafe, fünf Scheffel geröſtetes Mehl, hundert Bündlein Weinbeeren und zweihundert Bund Feigen, ließ alles auf Eſel laden, und ſchickte ihre Knechte damit zu David in die Wüſte, und ſagte zu ihnen: „Zieht damit voraus, ich komme ſogleich nach.“ Sie ſelbſt ſetzte ſich, wie es in jenem gebirgigen Lande gebräuchlich war, auf einen Eſel und eilte ihnen nach. Ihrem Manne aber, deſſen unfreundlichem Weſen ſie ſehr klug auszuweichen wußte, ſagte ſie für jetzt noch von Allem kein Wort.

Die zehn Jünglinge kamen indeß zu David zurück, und erzählten ihm, was Nabal geſagt hatte. David wurde ſehr zornig. „Wohlan!“ ſprach er, indem er ſein Schwert umgürtete, „ich habe ihm Alles, was er in der Wüſte hat, umſonſt behütet! Und er bezahlt mir nun Gutes mit Böſem. Gott mache es meinen Feinden ſo, wenn dieſem Menſchen bis an den lichten Morgen nur ein Hund übrig bleibt, von Allem, was er hat. Auf, und gürte jeder ſein Schwert um, wie ich!“ Er brach eilends auf mit vier hundert Gewaffneten. Abigail begegnete ihm unten an einem waldigen Berge.

Sobald ſie ihn ſah, ſtieg ſie eilends vom Eſel, fiel vor ihm auf ihr Angeſicht nieder, und ſprach: „Ach, mein Herr! Dies Verbrechen meines

Mannes will ich auf mich nehmen. Ich bitte dich, laß deine Magd nur ein Wort mit dir reden, und höre deine Dienerin gnädig an. Mein Herr und König! Achte doch nicht auf dieſen Narren — dieſen Nabal da! Denn er iſt unſinnig. Ich aber, deine Magd, habe die Leute, die du hergeſchickt haſt, gar nicht einmal geſehen. — Und nun, ſo wahr der Herr lebt, und ſo wahr du lebſt — der Herr will dich jetzt hindern, Blut zu vergießen. Er hält dir deine Hand inne! So nimm denn nun dieſes Geſchenk deiner Magd gütig an, und vertheile es unter deine Leute. Vergib mir die Schuld, die nun auf mir liegt. Ein Held wie du, der die Kriege für das Volk des Herrn führt, darf ſeinen Ruhm mit keiner ſolchen Gewaltthat gegen einen ſo armſeligen, verächtlichen Feind beflecken. Stellt dir vielleicht auch einmal Jemand nach deinem Leben, ſo wird auch dein Leben von Gott bewahrt werden, wie ein köſtliches Kleinod. Und biſt du einſt König über Iſrael — wie es dir der Herr verſprochen hat — ſo wird es dein Herz nicht beſchweren, unſchuldiges Blut vergoſſen zu haben. Der Herr wird dich dann ſegnen, und du wirſt an deine Magd gedenken.“

Da ſprach David: „Geprieſen ſey der Herr, der Gott Iſraels, der dich mir heute entgegen geſchickt hat. Geſegnet ſeyſt du, denn du haſt mich abgehalten, daß ich Blut vergoß.“ David nahm das Geſchenk an, und ſprach: „Zieh hin im Frieden in dein Haus. Sieh! ich habe deine Bitte erhört.“

Als Abigail nach Hauſe kam, ſaß Nabal eben bei der Mahlzeit; er war ſehr luſtig, ſchwelgte und praßte, während er Nothleidenden nicht einmal einen Trunk Waſſer gab, und hatte — was wohl recht abſcheulich war — einen Rauſch. Da ſagte ſie ihm, weil ſie zu verſtändig war, ſich mit einem Betrunkenen in einen Wortwechſel einzulaſſen, kein Wörtlein von Allem. Den andern Morgen aber, da Nabal den Rauſch ausgeſchlafen hatte, erzählte ſie ihm Alles. Da wurde er vor Schrecken ganz ſtarr, und ſtand da wie verſteinert. Zehn Tage darauf war er eine Leiche. Denn es iſt ein Geſetz der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes, daß böſe Thaten ſchon in dieſer Welt böſe Früchte hervorbringen. Der böſe Mann ſtarb an den Folgen der Unmäßigkeit und des Schreckens, den er ſich durch ſeinen Geiz und ſein rauhes Weſen zugezogen hatte. Abigail aber wurde in der Folge Davids Frau.

Von allen Perſonen, die in dieſer Begebenheit vorkommen, können wir lernen:

Nabal, dieſer geizige, undankbare, hartherzige, unmäßige Mann, der bei all ſeinem Reichthume ein elender Menſch war, die ſchönſten

Freuden, die der Reichthum gewähren kann, die Freuden der Wohlthätigkeit gar nicht kannte, ſeinen Ueberfluß durch Unmäßigkeit zu ſeinem eigenen Verderben mißbrauchte, und in ſeinen beſten Lebensjahren ſterben und ſeine Reichthümer zurück laſſen mußte — iſt ein warnendes Beiſpiel für Alle, die ihm gleichen.

Abigail, die verſtändige, kluge, freigebige, freundliche Hausfrau, die ihrem unfreundlichen Manne ſo klug zu begegnen wußte, die Fehler des rohen Mannes, der über ſein ganzes Haus das Verderben gebracht hätte, vergütete, den aufgebrachten David mit eben ſo vieler Weisheit als Güte beſänftigte und zuletzt noch Königin wurde — iſt für Alle ein nachahmenswerthes Beiſpiel.

David, der in ſeinem aufbrauſenden Zorne bald eine ſchreckliche Uebelthat begangen hätte, aber vernünftigen Reden Gehör gab und ſich ſogleich wieder beſänftigen ließ, iſt theils ein warnendes, theils ein nachahmenswerthes Beiſpiel.

Noch verdient Nabals Knecht, dieſer vernünftige, treuherzige Mann, der nicht ſeinen Herrn, an dem es vergebens geweſen wäre, ſondern die Hausfrau warnte, unſere Aufmerkſamkeit. Verſtändige, treue Dienſtboten können von dem Hauſe ihrer Herrſchaften vieles Unheil abwenden. Möchten es doch Alle thun!

20. Davids letzte Zuſammenkunft mit Saul.

König Saul durchzog mit einem zahlreichen Heere noch immer alle Gegenden der Wüſte, um David in ſeine Gewalt zu bekommen und ihn zu ermorden. Er forderte alle Bewohner der Wüſte auf, alle Höhlen und Schluchten im Gebirge zu durchſuchen, wo David ſich könnte verſteckt halten; ſeine Kriegsmänner mußten die ſteileſten Felſen erklimmen, die nur von Gemſen bewohnt waren. Allein all die raſtloſen Bemühungen Sauls, den David aufzufinden, waren bisher vergebens. Denn Gott, auf den David vertraute, beſchützte ihn.

Einmal hatte Saul den Berg, auf dem ſich David und ſeine Leute befanden, mit ſeinem Heere ganz umringt, und von allen Seiten eingeſchloſſen. David ſah keine Möglichkeit mehr zu entrinnen. Allein Gott rettete ihn. Plötzlich kam ein Bote zu Saul, und rief: „Eile und komm! denn die Philiſter ſind in das Land eingefallen.“ Saul ließ ſogleich ab, den David zu verfolgen, kehrte mit ſeinem Heere um, und zog den Philiſtern entgegen. So hatte Gott den David auch diesmal, gerade in dem Augenblick, da Alles verloren ſchien, gerettet. Wer ſollte nicht erkennen: Gott hilft zur rechten Zeit.

Saul kehrte, ſobald er die Philiſter vertrieben hatte, mit einem Kriegsheer von drei tauſend der auserleſenſten, kühnſten und tapferſten Jünglinge aufs Neue zurück, und ſchlug in der Wüſte ein Lager. David, der es durch ſeine Kundſchafter ſogleich vernahm, machte ſich heimlich auf, und kam mit Abiſai, ſeinem treueſten Kriegsgefährten, in der Nacht zu dem Lager. Das königliche Zelt ſtand in der Mitte. Abner, Sauls oberſter Feldherr, und das ganze Heer hatten ſich rings um daſſelbe gelagert. Alles ſchlief. Es war Mondſchein. David und Abiſai gingen in das Lager hinein, und kamen bis zu dem Zelte des Königs. Und ſieh! er ſchlief auch. Sein Spieß ſteckte neben ſeinem Haupte in der Erde; ſein Becher ſtand dabei.

Da ſagte Abiſai leiſe zu David: „Nun hat Gott deinen Feind in deine Hände kommen laſſen. Warte! ich will ihm einen Stoß verſetzen, daß er keinen zweiten mehr nöthig haben ſoll. Ich will ihn mit dem Spieße an die Erde hinbohren!“ David antwortete: „Thu' ihm nichts zu Leid'. Denn wer will die Hand an den Geſalbten des Herrn legen, und ungeſtraft bleiben? Nimm nur den Spieß hier und den Becher, und laß uns gehen.“ Sie nahmen Spieß und Becher, und gingen. Kein Menſch erwachte, kein Menſch merkte es; denn Gott ließ dieſen Schlaf über ſie kommen.

David ſtieg nun auf eine ſteile Felſenſpitze, und rief in der Nacht hinüber ins Lager: „Abner, wie? gib mir Antwort!“ Abner rief: „Wer biſt denn du, daß du ſo ſchreieſt, und den König in dem Schlafe ſtöreſt?“ David ſprach: „Du biſt mir ein wackerer Kriegsmann, dem in ganz Iſrael keiner gleich iſt. Du haſt deinen König trefflich bewacht. Sieh nur einmal nach, wo der Spieß und der Becher ſind, die neben dem Haupte des Königs waren.“

Da rief Saul: „David, mein Sohn! Iſt das nicht deine Stimme?“ David ſprach: „Es iſt meine Stimme, mein Herr und König! Warum verfolgſt du mich doch ſo, mein König? Was hab' ich gethan? Worin beſteht mein Verbrechen? Wollteſt du denn in Gottes Angeſicht unſchuldiges Blut vergießen? Und was kann es dem Könige für Ehre bringen — mich, der ich ohnehin wie ein armes Rebhühnlein in dem Gebirge herum irre, ſo zu verfolgen?“

Der König ſprach: „Ich habe geſündigt! Komm wieder zu mir, und bleib bei mir, mein Sohn David! Ich will dir nun kein Leid mehr thun, weil dir heute mein Leben ſo werth und theuer war. O! ich habe ſehr thöricht und unweiſe gehandelt.“

David ſagte: „Sieh! hier iſt der Spieß und der Becher! Laß einen von deinen Jünglingen herüber kommen, ſie zu holen. Der Herr aber vergelte einem jeden nach Seiner Gerechtigkeit und Treue. Wie heute dein Leben koſtbar war in meinen Augen, ſo wird es auch das meinige ſeyn in den Augen des Herrn. Er wird mich erretten aus aller Trübſal." Saul ſegnete nun den David, und beide ſchieden im Frieden auseinander.

So liebevoll handelte David gegen einen Feind, der ihm nach dem Leben trachtete. Er thut ihm nicht das geringſte zu Leid, ſondern wollte ihn nur überzeugen, daß er es redlich und gut mit ihm meine — um ihn dadurch zu beſſern. Bedarf wohl ein ſo ſchönes und liebenswürdiges Betragen, das ſelbſt den Todfeind innig rührte, noch einer weitern Empfehlung?

21. Des Königes Saul trauriges Ende.

Bald darauf zogen die Philiſter mit einem furchtbaren Heere wieder gegen die Iſraeliten zu Feld. Saul begab ſich mit ſeinem Heere auf die Berge bei Gelboe. Als er das weit verbreitete Lager der Philiſter überblickte, gerieth er in große Aengſten und ward ganz verzagt. David hätte ihm jetzt die beſten Dienſte leiſten können; allein dieſen hatte er verſtoßen und vertrieben. Wie gerne hätte er nun Samuel, dem er während deſſen Leben kein Gehör mehr gegeben hatte, um

Rath gefragt? Allein dieſer war todt. Gott, der Saul wegen deſſen Ungehorſam verlaſſen hatte, antwortete ihm weder durch Propheten noch Prieſter! Da kam Saul, der zu Anfang ſeiner Regierung befohlen hatte, die Zauberer und Wahrſager aus ſeinem Reiche auszurotten, auf den unſeligen Gedanken, nun ſelbſt ſeine Zuflucht zu ihnen zu nehmen. Er hörte, zu Endor, nicht ſehr weit von ſeinem Lager, wohne eine Zauberin, und er meinte in ſeinem verfinſterten, abergläubiſchen Sinne, ein ſolches Weib habe die Macht, mit ihren Zauberſprüchen einen ſo heiligen Mann, wie Samuel, aus jener Welt zurückzurufen. Er verkleidete ſich und begab ſich in dunkler Nacht von zwei vertrauten Kriegern begleitet nach Endor. „Wahrſage mir," ſprach er zu dem Weibe, „und rufe mir Den von den Todten zurück, den ich dir ſagen werde." Das Weib ſagte: „Du weißt, daß König Saul alle Wahrſager und Zauberer aus dem Lande ausgerottet hat; du willſt mich nur verſuchen, mich um das Leben zu bringen." Saul ſprach: „So wahr der Herr lebt, es ſoll dir kein Leid geſchehen." Das Weib ſagte: „Wenn ſoll ich dir auferwecken?" Saul ſprach: „Rufe mir Samuel." Ehe und bevor aber die Zauberin ihre trügeriſchen Künſte anfing, erſchien plötzlich und ihr ganz unerwartet — nicht auf der elenden Zauberin Beſchwörungen, zu denen ihr nicht Zeit gelaſſen wurde, ſondern von Gott geſendet — Samuel. Das Weib ſchrie, als ſie Samuels hohe, ehrwürdige Geſtalt erblickte, vor Schrecken laut auf, und ſagte zu Saul: „Warum haſt du mich betrogen? Du biſt Saul.“ Sie hatte den Samuel während ſeines Lebens wohl öfters geſehen; ſie wußte, daß Samuel den Saul zum Könige geſalbt und vielen Umgang mit ihm gehabt hatte; und ſie erkannte, nur wegen des Königs erſcheine Samuel. Saul neigte ſich vor Samuel ehrfurchtsvoll zur Erde. Samuel ſprach: „Was beunruhigeſt und fragſt du mich, da der Herr von dir gewichen iſt? Der Herr wird dir thun, wie Er durch mich geſprochen hat; Er wird das Reich dir aus der Hand reißen und dem David geben, weil du der Stimme des Herrn nicht gehorcht haſt. Der Herr wird auch Iſrael in die Hände der Philiſter geben. Morgen wirſt du mit deinen Söhnen ſo wie ich in jener Welt ſeyn.“ Saul erſchrak über Samuels Worte und ſtürzte ohnmächtig der Länge nach zur Erde. Das Weib eilte herbei, ihn aufzuheben. Da er, wie ſie vernahm, den ganzen Tag nichts gegeſſen hatte, ſo ſprach ſie: „Ich, deine Magd, will dir einen Biſſen Brod vorſetzen, damit du iſſeſt und zu Kräften kommeſt und deines Weges weiter gehen könneſt.“ Er aber weigerte ſich und ſprach: „Ich eſſe nicht.“ Auch ſeine zwei Diener drangen in ihn, etwas zu eſſen. Endlich gehorchte er ihnen, ſtand von der Erde auf, und ſetzte ſich auf ein Ruhebett. Das Weib ſchlachtete eilig ein gemäſtetes Kalb und knetete Teig zu Kuchen. Saul ſetzte ſich mit ſeinen Dienern zu Tiſche; ſie aßen und gingen dann noch in der Nacht zurück in das Lager.

Noch eine andere Stelle der heiligen Schrift bezeugt, daß Samuel nach ſeinem Tode dem Könige Saul wirklich erſchienen ſey und ihm geweiſſagt habe.

Sobald der Morgen anbrach, griffen die Philiſter das Iſraelitiſche Heer mit großer Heftigkeit an. Die Iſraeliten wichen zurück, flohen, und viele von ihnen wurden auf den Bergen Gelboe erſchlagen. Sauls drei Söhne, die über die drei Abtheilungen des Heeres zu befehlen hatten, Abinadab, Melchiſua, und der gute freundliche Jonathas, kamen um. Die ganze Gewalt des Streites wandte ſich nun gegen Saul. Von allen Seiten drangen die Feinde auf ihn ein. Schon erreichten ihn die Pfeile der Bogenſchützen. Da ſprach er zu ſeinem Waffenträger: „Zieh dein Schwert und erſtich mich; die Philiſter möchten ſonſt, ehe ſie mich tödten, ihren Spott mit mir treiben.“ Der Waffenträger entſetzte ſich, den König zu tödten und gehorchte ihm nicht. Da ſtürzte Saul ſich ſelbſt in ſein eigenes Schwert. Der treue Waffenträger wollte ſeinen Herrn nicht überleben. Er folgte dem Beiſpiele des Königs, und ſtürzte ſich auch in ſein Schwert.

Ein ſo ſchauerliches Ende nahm dieſer König, den Gott vor hundert Tauſenden auserwählt, mit Gaben des Leibes und der Seele ausgezeichnet und auf den Thron erhoben hatte.

Woher kam nun dieſer ſein tiefer Fall? — Voll Hochmuths auf die königliche Würde achtete er nicht darauf, daß Gott ſie ihm verliehen habe, gab Gott die gebührende Ehre nicht mehr, und ward undankbar und ungehorſam gegen Gott; und dieſe ſeine Abtrünnigkeit von Gott vermehrte ſeinen Hang zur Schwermuth bis zum Wahnſinn Aus Herrſchſucht mißbrauchte er ſeine Macht zu unüberlegten, ja ſchädlichen Befehlen, und ſetzte auf ihre Uebertretung die Todesſtrafe. Aus Ehrſucht beſchönigte er ſeine Fehler und ward falſch und unredlich gegen Samuel, voll Haß und Neid gegen David, und wollte ihn, ja ſogar den guten edlen Jonathas, ſeinen eigenen Sohn, weil er Davids Freund war, ermorden. Aus blinder Rachgier hatte er die ſchuldloſen Prieſter hinrichten laſſen. Aus Stolz ermordete er, um nicht von den Philiſtern verſpottet zu werden, endlich ſich ſelbſt. Er hätte der glücklichſte Mann in Iſrael ſeyn können, durch Stolz und Hochmuth aber bereitete er ſich ein trauriges Leben und einen unſeligen Tod. Seine Geſchichte ſoll uns zur Warnung dienen, vor Stolz und Hoffahrt, als der Wurzel aller Laſter, uns wohl zu hüten.

22. Davids Trauer um Saul und Jonathas.

Am andern Morgen nach der Schlacht kamen die Philiſter auf das Schlachtfeld, um die Erſchlagenen zu plündern. Da fanden ſie auf dem Gebirge Gelboe die Leichen Sauls und ſeiner drei Söhne. Sie enthaupteten den Leichnam Sauls und trugen das abgeſchlagene Haupt als ein Siegeszeichen in ihren vorzüglichſten Städten, Askalon, Gaza und Geth, und überall im Lande umher. Sauls Waffen bewahrten ſie in ihrem vornehmſten Götzentempel auf. Den enthaupteten Leichnam Sauls und die Leichname ſeiner Söhne hängten ſie zu Bethſan, der nächſten Stadt am Schlachtfelde, an der Stadtmauer auf.

Da die Einwohner von Jabes, denen Saul einſt in ihrer großen Bedrängniß zu Hülfe gekommen war, und ſie aus der Hand der Ammoniter errettet hatte, vernahmen, wie unwürdig die Philiſter an Saul und ſeinen Söhnen gehandelt hatten, machten ſich ſogleich alle tapfere Männer auf, gingen die ganze Nacht hindurch, nahmen die Leichen Sauls und ſeiner Söhne von der Mauer zu Bethſan ab, und beſtatteten ſie in einem Haine bei Jabes auf das ehrenvollſte zur Erde. Auch faſteten die Einwohner der Stadt, wie es damals bei der tiefſten Trauer gebräuchlich war, ſieben Tage lang.

Dieſe Dankbarkeit der Einwohner von Jabes gegen ihren unglücklichen Wohlthäter, die ſie auch nach ſeinem Tode noch an den Tag legten, iſt eben ſo lobenswerth, als das unmenſchliche Betragen der rohen Philiſter gegen einen überwundenen König zu verabſcheuen iſt.

Am dritten Tage kam ein junger Menſch aus dem Lager Sauls, mit zerriſſenem Kleide und das Haupt mit Aſche beſtreut, zu David, fiel vor ihm auf das Angeſicht nieder, um ihm die einem Könige ſchuldige Ehrerbietung zu bezeigen, und verkündete ihm die Nachricht: „Die Iſraeliten ſind geſchlagen, viele ſind im Streite gefallen, Saul und Jonathas ſind todt.“

Der fremde Jüngling, ein Amalechiter, war auf das Gebirg gekommen, um die Leichen zu plündern, und hatte, bevor die Philiſter Sauls Leiche fanden, deſſen Krone und Armgeſchmeide genommen; er dachte, wenn er ſie dem neuen Könige überbringe, zu hohen Gnaden und Ehren zu gelangen. Ja, um ſich noch mehr zu empfehlen, nahm er noch eine Lüge zu Hülfe. Er ſagte: „Ich bin von Ungefähr auf das Gebirg Gelboe gekommen. Saul lehnte ſich verwundet auf ſeinen

Spieß, und die Reiter und Wagen der Philiſter drangen zu ihm heran. Da er mich ſah, ſprach er zu mir: „Mache dich auf und tödte mich; denn ich bin ſehr in Aengſten, und meine Seele ſehnt ſich vergebens abzuſcheiden.“ Weil ich wohl ſah, daß ſeine Wunden und die Philiſter ihn nicht würden am Leben laſſen, ſo machte ich mich auf und tödtete ihn. Hierauf nahm ich die Krone von ſeinem Haupte, und die Geſchmeide von ſeinen Armen, und überreiche ſie hiemit dir, mein Herr und König!“

Da faßte David vor Entſetzen ſein Kleid an der Bruſt, zerriß es und rief: „Wie konnteſt du wagen, deine Hand auszuſtrecken, um den Geſalbten des Herrn zu tödten? Dein eigener Mund hat dein Todesurtheil geſprochen; denn du ſelbſt haſt bekannt, daß du den Geſalbten des Herrn getödtet haſt.“ David befahl einem ſeiner Krieger: „Tritt näher und tödte ihn.“ Der Krieger verſetzte ihm mit dem Schwerte einen Streich, daß er auf der Stelle ſtarb. Solcher Lohn ward ihm für ſeine Raubſucht, Lüge und Wohldienerei.

David aber und alle ſeine Männer trauerten und weinten um Saul und Jonathas, und um Alle, die durch das Schwert umgekommen waren; vor Betrübniß aßen ſie nichts, bis an den ſpäten Abend. David aber verfaßte zu ihrem Andenken folgendes Lied:

„Deine Zierde, Iſrael, iſt auf deinen Bergen gefallen; ach erſchlagen ſind deine Helden!“

„Sagt es nicht an zu Geth, verkündet es nicht auf den Straßen Askalons, daß ſich nicht freuen die Töchter der Philiſter, daß nicht vor Freude hüpfen der Ungläubigen Töchter!“

„Ihr Berge Gelboe, auf euch ſoll ferner weder Regen noch Thau fallen; von euch ſoll man keine Erſtlingsfrüchte mehr ſammeln! Denn auf euch ward der Schild der Helden zu Boden geſchlagen, des Königs Schild, als wäre er nicht mit Oele geſalbt.“

„Saul und Jonathas, lieb und hold einander im Leben, wurden auch im Tode nicht von einander getrennt; ſchneller als Adler, ſtärker als Löwen waren die Helden.“

„Weinet um Saul, Töchter Iſraels! er wird euch nun nicht mehr von der Kriegsbeute kleiden mit Purpurgewand, nicht mehr zieren mit goldenem Schmuck!“

„Ach die Helden ſind in der Schlacht gefallen! Jonathas, auch du wurdeſt auf jenen Höhen getödtet!“

„Leid iſts mir um dich, mein Bruder Jonathas, leid mir! Lieblich warſt du; ich liebte dich ſehr — mehr als der Jüngling die Braut, ſo ſehr wie die zärtlichſte Mutter den einzigen Sohn!“

„Ach, gefallen ſind die Helden, und ihre Waffen des Kriegs liegen zerſchlagen umher!“

Dieſer Klagegeſang voll Wehmuth zeigt von dem edelſten Gefühle! Mit keinem Worte, keinem Hauche gedenkt David des Böſen, das Saul ihm zugefügt. Er weiß Alles an ihm zu loben, was zu loben iſt — ſeine Vaterliebe zu Jonathas, ſeine Tapferkeit, ſeine Freigebigkeit in Austheilung der Kriegsbeute. Die Zärtlichkeit aber, mit der er ſeinen Schmerz über den Tod ſeines Freundes Jonathas ausdrückt, iſt höchſt wahr und rührend. Möchten wir gegen Freunde und Feinde auch ſo geſinnt ſeyn!

David ließ es aber nicht dabei bewenden, ſeinen umgekommenen Freund zu beklagen und durch ein Lied zu ehren. Sobald die Umſtände es erlaubten, erkundigte er ſich, wer von den Kindern des Jonathas noch am Leben ſey. Es war nur noch ein einziger Sohn übrig, Namens Miphiboſeth, der an beiden Füßen lahm war. Denn als er fünf Jahre alt geweſen, hatte ihn die unvorſichtige Kindsmagd fallen laſſen. David nahm ihn zu ſich in ſein Haus, ließ ihn täglich an der königlichen Tafel ſpeiſen, und gab ihm ſeine väterlichen Beſitzungen, die der Krone anheim gefallen waren, wieder zurück. So ſollen auch wir das Gute, das unſre verſtorbenen Freunde und Wohlthäter uns erwieſen haben, und das wir ihnen ſelbſt nicht mehr vergelten können, ihnen an ihren Kindern zu vergelten ſuchen.

23. König Davids Anſtalten zur öffentlichen Gottesverehrung.

Auf Gottes Befehl begab David, nach Sauls Tod, ſich nach Hebron. Hier verſammelten ſich die Fürſten des Stammes Juda, und in der Folge auch die Fürſten der übrigen Stämme, nebſt vielem Volke, und huldigten ihm als ihrem Könige. „Denn,“ ſprachen ſie, „du warſt ſchon, als Saul noch unſer König geweſen, der Führer Iſraels; zu dir hat der Herr geſagt: „Du ſollſt der Hirt Meines Volkes und der Fürſt über Iſrael ſeyn.“ David ſchloß einen Bund mit ihnen — er verſprach ihnen, ſie als König nach dem göttlichen Geſetze zu regieren, und ſie gelobten, ihm als ſeine Unterthanen zu gehorchen. Nach ſieben Jahren verlegte David ſeinen königlichen Thron nach Jeruſalem.

Davids wichtigſte Angelegenheit war nun, die öffentliche Gottesverehrung — die gemeinſchaftliche Anbetung Gottes — wieder herzuſtellen. Er wollte ſein Volk zu einem frommen, gottverehrenden, tugendhaften und glücklichen Volke machen. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß die Menſchen ohne Gottesfurcht nicht tugendhaft, ohne Tugend nicht wahrhaft glücklich werden können. Er hatte ſelbſt ein Herz voll Frömmigkeit — voll Liebe, Dankbarkeit, Vertrauen und Gehorſam gegen Gott. Dieſe ſchönen Empfindungen waren ihm die ſtärkſten Antriebe zu allem Guten; ſie machten ſein größtes Glück auf Erden aus. Deßwegen ſuchte er ſie auch allen Iſraeliten ins Herz zu pflanzen. Deßwegen machte er die herrlichſten Anſtalten zum öffentlichen Gottesdienſte.

Neben der Stadt Jeruſalem lag ein ſchöner Berg, der gleichſam die Krone des Landes war. Auf dieſem Berg ſtand die Burg Sion. Hier ließ nun David ein koſtbares Gezelt für die Bundeslade errichten. Alsdann ließ er die Bundeslade, die zu den Zeiten Sauls faſt ganz in Vergeſſenheit gekommen war, gleichſam im Triumphe dahin bringen. Es war ein feierlicher Zug. Beinahe ganz Iſrael verſammelte ſich. Die Fürſten Iſraels erſchienen in Purpur gekleidet, die Hohenprieſter in ihrem feſtlichen Schmucke. Der König ſelbſt hatte aus Ehrerbietigkeit gegen Gott den königlichen Schmuck abgelegt, und aus Demuth ſich, gleich einem gemeinen Prieſter, nur in weiße Leinwand gekleidet. Dreißig tauſend Bewaffnete und eine unzählige Menge Volkes begleiteten die Bundeslade. Triumphlieder erklangen, Trompeten und Pauken erſchollen; der Jubel war unbeſchreiblich.

David hatte für dieſe Feierlichkeit einen eigenen

Lobgeſang verfaßt, der von drei Chören der Sänger geſungen wurde. Sie ſangen abwechſelnd:

„Lobet den Herrn, preiſet Seinen Namen, verkündet allen Völkern Seine Thaten. Singet Ihm, ſtimmet Ihm Loblieder an, erzählet von all Seinen Wundern!“

„Lobet Seinen heiligen Namen; es freue ſich das Herz Aller, die den Herrn ſuchen. Suchet Ihn immer mehr kennen zu lernen, vertrauet auf Seine Macht, wandelt allzeit vor Seinem Angeſicht.“

„Ihr Kinder Abrahams, Seines Dieners, ihr Söhne Jakobs, Seine Auserwählten! Gedenket der Wunder und Zeichen, die der Herr gethan hat, und der Ausſprüche Seines Mundes.“

„Er iſt der Herr unſer Gott; Er herrſcht über die ganze Erde; gedenket immer Seines Bundes, den Er mit Abraham geſchloſſen hat, den Er Jakob und den Kindern Iſraels zum Geſetze gemacht hat.“

„Lobſinget dem Herrn alle Lande, und verkündet täglich Sein Heil; erzählet allen Völkern von Seiner Herrlichkeit, allen Nationen Seine Wunder.“

„Denn groß iſt der Herr, hoch erhaben über alles Lob, der höchſten Ehrfurcht würdig; die Götter der Völker ſind nur Götzen, (leblos und ohne Macht) der Herr aber hat die Himmel erſchaffen.“

„Ruhm und Herrlichkeit umgibt Ihn; Kraft zum Guten, Erquickung und Freude iſt, wo Er wohnt. Ehret den Herrn, ihr Völker — durch Unterwürfigkeit, huldiget Seiner Oberherrſchaft.“

„Gebet alle Ehre dem Herrn, verherrlicht Seinen Namen, bringt Ihm Opfer dar, tretet hin vor Sein Angeſicht, betet den Herrn an, heilig geſchmückt — mit guten Entſchlüſſen.“

„Alle Welt zittere aus Ehrfurcht vor Ihm, denn Er hat den Weltkreis feſt gegründet; der Himmel freue ſich, die Erde frohlocke, alle Völker ſollen rufen: „Es herrſchet der Herr!“

„Das Meer rauſche auf vor Freude mit all ſeinen Fluthen; es juble und lobſinge die Flur und Alles, was darauf iſt; alle Bäume des Waldes ſollen den Lobgeſang nachhallen.“

„Lobet den Herrn, denn Er iſt gut, und Seine Barmherzigkeit währet ewig.“

Nachdem der feierliche Triumphzug auf dem Berge Sion angekommen war und man das herrliche Lied geſungen hatte, brachte David dem Herrn eine Menge Dank- und Freudenopfer dar. Hierauf ſegnete er alles Volk, und ließ unter dasſelbe Brod, gebratenes Fleiſch und Wein austheilen. Auch der geringſte Iſraelit bekam ſeinen Antheil, damit ihm dieſer Tag nicht durch Noth verbittert wurde, und er ſich deſſelben von ganzem Herzen freuen könne.

Auch uns ſoll es die größte Freude ſeyn, Gott zu loben und zu preiſen, und den öffentlichen Feierlichkeiten zu Verherrlichung Gottes voll Andacht beizuwohnen. Auch wir wollen wie David, und zwar beſonders an hohen Feſten und Freudentagen, den Armen Gutes thun. Denn wer nicht mild, wohlthuend, freundlich gegen die Menſchen iſt, kann Gott nicht aufrichtig verehren. Wer ſeine Mitmenſchen Noth leiden ſieht, und ihnen nicht hilft, kann nicht von Herzen fröhlich ſeyn. Wohlthun ſey auch für uns die ſchönſte Feſtfeier!

24. Davids Sünde und Buße.

So lange David große Leiden und Widerwärtigkeiten zu erdulden hatte, von dem königlichen Hofe verſtoßen war, von dem Könige auf das grauſamſte verfolgt wurde, ſeine eigene Wohnung nicht mehr betreten durfte, unſtät in Mangel und Elend in der furchtbaren Wüſte umher irrte, nirgends des Lebens ſicher war und keine andere Zuflucht hatte als Gott allein — vertraute er von ganzem Herzen auf Gott, flehte ſtets zu Ihm, und war nur bemüht, in Allem Gottes Willen zu vollbringen. Nachdem aber für David die Zeit der Leiden vorbei war, und er ſich von einem armen Flüchtlinge zu einem mächtigen Könige erhoben ſah, und in Glanz, Reichthum und Ueberfluß lebte, hielt er ſich nicht mehr ſo feſt an Gott. Es zeigte ſich in ſeinem Betragen, daß dem menſchlichen Herzen die Leiden und Widerwärtigkeiten heilſamer ſeyen, als glückliche Tage, und daß Ehre, Reichthum und Vergnügungen dem Menſchen ſehr gefährlich werden, und auch den edelſten Mann auf Abwege verleiten können.

David wandelte zwar Anfangs ſtets auf Gottes Wegen, und war voll Ehrfurcht gegen Gott und voll Liebe zu den Menſchen. Er muthete ſeinen Unterthanen und Kriegern, die bereit waren, allen ſeinen Winken zu gehorchen, nicht das Geringſte zu, das nur ſeinen Nutzen und nicht das allgemeine Wohl betraf, und ihnen nachtheilig werden konnte.

Von dieſen ſeinen edlen, wahrhaft königlichen Geſinnungen finden wir ein ſehr ſchönes Beiſpiel aufgezeichnet. Eines Tages, als David mit ſeinem Heere gegen die Philiſter zu Felde lag, und großen Durſt litt, ſprach er: „O daß ich jetzt einen Trunk Waſſer hätte, aus dem Brunnen am Thore zu Bethlehem!“ Allein Bethlehem war jetzt von den Philiſtern beſetzt. Dennoch wagten, ohne ihm zuvor etwas davon zu ſagen, ſich drei ſeiner Helden durch das feindliche Lager, ſchöpften Waſſer aus dem Brunnen zu Bethlehem, und brachten es ihrem durſtigen Könige. David ward von ihrer Dienſtfertigkeit und Heldenthat ſo gerührt, daß er laut ausrief: „Das ſey ferne von mir, daß ich vor den Augen meines Gottes ſo handle, und gleichſam das Blut dieſer Männer trinke; denn mit Gefahr ihres Lebens haben ſie mir dieſes Waſſer gebracht!“ Er getraute ſich nicht, davon zu trinken, ſondern goß das Waſſer aus — als ein Trankopfer für den Herrn. So wußte David ſeine Begierden zu beherrſchen, ſo voll milder Schonung war er gegen ſeine Leute! Er wollte durch dieſe Handlung ſeine Krieger abhalten, ſich ferner einer Gefahr auszuſetzen, um ſeine Wünſche und Begierden zu befriedigen. Allein dennoch ließ David ſich einmal von einer unerlaubten Leidenſchaft hinreißen, ein großes Unrecht zu begehen.

Unter den Oberſten über Davids Kriegsheer befand ſich ein ſehr edler, tapferer Mann, Namens Urias, der eine überaus ſchöne Frau hatte, die Bethſabee hieß. David ſah ſie — und achtete nicht mehr auf das Gebot Gottes: „Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Hausfrau.“ Er ſchickte den Urias mit einem Briefe an Joab, den oberſten Feldherrn, der eben die Stadt Rabba belagerte. In dieſem Briefe befahl er dem Joab, den Urias im Streite dorthin zu ſtellen, wo es am allergefährlichſten ſey, damit er erſchlagen werde und umkomme. Der treue Diener Urias ahnete nichts Böſes, und überbrachte den Brief. Joab vollzog den Befehl, und Urias wurde erſchlagen. Die Nachricht von ſeinem Tode ſchickte

Joab durch einen eigenen Boten nach Jeruſalem — und David nahm die Bethſabee, ſobald ſie die Trauer um ihren verſtorbenen Mann abgelegt hatte, zu ſeiner Frau.

Ein ſo ſchreckliches Verbrechen beging David, der ſonſt ein ſo edler, frommer Mann war — weil er ſich von einer Leidenſchaft verblenden ließ. O was iſt es doch Schwaches und Gebrechliches um das menſchliche Herz! Wie ſehr haben wir Urſache darüber zu wachen, um es vor allen böſen Neigungen und Begierden rein zu bewahren! Immer ſollen wir Gottes heilige Gebote vor Augen haben, und wenn unrechte Begierden in uns erwachen, beſonders der Worte gedenken: „Du ſollſt nicht begehren!“ Unerlaubte Begierden verleiten zu den größten Verbrechen.

David ſah ſein Vergehen an Urias nicht für ſo groß an, als daſſelbe wirklich war. Er ſuchte ſein Gewiſſen wohl damit zu beruhigen, daß ja nicht er den Urias umgebracht habe, ſondern daß der tapfere Krieger in ſeinem Berufe durch die Hand der Philiſter umgekommen ſey. Allein vor Gott gelten ſolche Ausflüchten nicht. Gott hatte an Davids That ſehr großes Mißfallen und ſandte den Propheten Nathan zu David, ihm dieſes kund zu machen. Der Prophet trat vor David und trug ihm zuerſt eine ſinnreiche Parabel vor. Er ſprach: „In einer Stadt waren zwei Männer.

Der Eine war reich, der Andere arm. Der Reiche hatte ſehr viele Heerden von Schafen und Rindern; der Arme hatte nichts — als ein einziges Lämmlein. Dies hatte er gekauft und aufgezogen. Es wuchs bei ihm und ſeinen Kindern auf, aß von ſeinen Biſſen, und trank aus ſeinem Becher, und ſchlief in ſeinem Schooße, und er liebte es, wie eine Tochter. Nun kam ein Reiſender zu dem reichen Manne. Da war's dem Reichen zu viel, eines von ſeinen Schafen oder Rindern zu ſchlachten. Er wollte ſie ſchonen, und ging hin, und nahm das einzige Lämmlein des Armen, und ſchlachtete es für den fremden Mann.“

In dieſer ſchönen Parabel war Davids Betragen gegen Urias recht nach dem Leben geſchildert. Allein noch erkannte David ſein Bild nicht darin. Er meinte, dieſe Erzählung ſey eine Klage gegen einen reichen Unterdrücker der Armen. Er entbrannte vor Zorn und rief: „So wahr der Herr lebt! der Mann, der dies gethan hat, iſt ein Kind des Todes; (er verdient, daß man ihn hinrichte).“ Nathan ſprach: „Der Mann biſt du!“ Dieſe Worte waren ein Donnerſchlag für David. Er ſah jetzt in dieſer Parabel die ganze Schrecklichkeit ſeines Verbrechens. Er verſtummte. Nathan aber ſprach: „So ſpricht der Herr: Ich habe dich zum Könige über Iſrael geſalbt; Ich habe dich aus der Hand Sauls errettet; Ich habe das Haus dieſes Königs, deines Herrn, dir eingeräumt. Ich gab dir mehrere Frauen. Ich unterwarf dir nicht nur den Stamm Juda, ſondern alle zwölf Stämme des ganzen Iſraels, und wenn dir dies noch nicht genug geweſen wäre, ſo würde Ich noch mehr dazu gethan haben. Warum haſt du nun das Wort des Herrn verachtet, und vor Seinen Augen ein ſolches Uebel gethan? Den Urias haſt du durch das Schwert der Feinde ermordet, und ſeine Ehefrau haſt du zu deiner Frau genommen. Nun denn — ſo ſoll auch von deinem Hauſe das Schwert nicht mehr weichen und aus deinem eigenen Hauſe will Ich Unglück über dich erwecken.“

David ſprach zitternd und bebend: „Ich habe wider den Herrn geſündigt.“ Nathan ſprach: „Nun denn, ſo hat der Herr dir auch deine Sünde vergeben; du wirſt nicht ſterben — nicht durch das Schwert umkommen, wie du ſelbſt dir das Urtheil geſprochen haſt.“

Gott verzieh, wie wir aus den Worten ſeiner Propheten erſehen, dem David ſeine Sünde ſogleich. Allein König Saul hatte auch geſagt: „Ich habe geſündigt!“ und dennoch verzieh ihm Gott nicht. Wie kommt dieſes? Gott ſieht nämlich nicht auf die Worte, Er ſieht nur auf das Herz. Saul bereute ſeine Sünden nur mit dem Munde; allein Davids ganzes Herz war von der innigſten Reue durchdrungen. Aus dem Innerſten ſeines Herzens flehte er zu Gott:

„Erbarme Dich meiner, o Gott! nach Deiner großen Barmherzigkeit, und nach der Menge Deiner Erbarmungen tilge meine Miſſethat. Denn ich erkenne mein Verbrechen, und meine Sünde ſchwebt mir ſtets vor Augen. Vor Dir, Einziger! habe ich geſündigt — vor Dir — vor Deinen Augen Böſes gethan! O wende Dein Angeſicht von meinen Sünden weg, und tilge alle meine Miſſethaten!“

„O Gott! erſchaff in mir ein reines Herz, erneuere in mir den rechten Geiſt! Verwirf mich nicht vor Deinem Angeſicht, entzieh mir Deinen heiligen Geiſt nicht. Laß mich die Freude Deines Heils wieder empfinden, ſtärke mich wieder mit dem Geiſte der Stärke und Großmuth. Dann will ich Uebelthätern Deine Wege lehren, und Gottloſe ſollen ſich zu Dir bekehren.“

„Gott, Du mein Heil! errette mich von meiner Blutſchuld, und meine Zunge ſoll Deine Güte dankbar preiſen. Denn Opfer willſt Du nicht, ſonſt brächte ich ſie Dir. Allein an Brandopfern haſt Du kein Gefallen. Das Opfer, das Dir wohlgefällt, iſt ein zerknirſchter Geiſt; ein reumüthiges und gedemüthigtes Herz verſchmähſt Du nicht, o Gott!“

Obwohl David ſeine Sünde innigſt bereute und verabſcheute, und Gott ſie ihm verziehen und ihn wieder zu Gnaden aufgenommen hatte, ſo ließ Gott die angedrohten Leiden und Widerwärtigkeiten dennoch über ihn kommen. Gott zeigte dadurch, wie ſehr Ihm die Sünde und alles Böſe an jedem Menſchen, auch an einem Manne, der ſonſt, wie David, ganz nach Seinem Herzen wäre, mißfalle, und daß die Sünde, mit ſo heißen Thränen ſie auch beweint wird, dennoch nie ganz ohne traurige Folgen bleibe. Wir wollen uns daher vor allen Sünden auf das ſorgfältigſte hüten.

Gott, wenn er auch dem reumüthigen Sünder die Sünde vergeben und ihm die ewige Strafe erlaſſen hat, befreit ihn doch nicht von allen zeitlichen Strafen — um ihn in der Reue, im Abſcheu gegen die Sünde, im Verlangen nach Beſſerung zu erhalten, und alle, auch die verborgenſte Anhänglichkeit an die Sünde in ihm zu tilgen. Wir wollen daher jede Sünde aufrichtig bereuen, und die Leiden, die wir uns dadurch zugezogen haben, geduldig ertragen.

23. Abſaloms Empörung.

Die zwei merkwürdigſten Söhne Davids waren Abſalom und Salomon. Abſalom war der ſchönſte Mann in ganz Iſrael. Von ſeiner Fußſohle an bis zu ſeiner Scheitel war nicht Ein Fehler an ihm. Vorzüglich hatte er ſehr ſchöne und lange Haare. Er kleidete ſich auch ſehr zierlich und prächtig, und hielt ſich Wagen und Reiter, und fünfzig Mann zur Leibwache.

Morgens in aller Frühe trat er immer unter das Thor der Stadt. Wenn nun Jemand kam, der einen Rechtshandel hatte, und zu dem Könige wollte, ſo fragte Abſalom ihn nach Allem freundlich aus, und ſagte dann: „Sieh! deine Sache dünkt mich gut und recht. Es iſt aber vom Könige Niemand aufgeſtellt, der dich anhöre. O daß doch ich Richter im Lande wäre, ſo wollte ich jedem, der einen Rechtshandel hat, zu ſeinem Rechte helfen.“ Wollte nun Jemand ihm zu Füßen fallen, ſo ſtreckte er ſeine Arme aus, hielt ihn ab, und umarmte und küßte ihn. Auf dieſe Art machte er es mit jedem Iſraeliten, der zum Könige wollte, und nahm ſo aller Herzen für ſich ein.

Abſalom beſchloß hierauf, dem Herrn zu Hebron ein großes feierliches Opfer zu entrichten und eine Menge Leute dazu einzuladen. Er bat ſeinen Vater, den König hiezu um Erlaubniß, um ſich dadurch nicht nur als einen frommen Mann zu zeigen, ſondern auch als einen gehorſamen Sohn, der nichts ohne Wiſſen und Genehmigung ſeines Vaters thun wolle. Da überdies David zu Hebron zum Könige war erwählt worden, ſo legte Abſalom eine beſondere Vorliebe für dieſen Ort an den Tag. Der König erlaubte ihm daher ſehr gerne, das Opfer dort dem Herrn darzubringen und ſprach zu ihm: „Zieh hin im Frieden!“

Allein Abſalom hatte ſich blos ſo menſchenfreundlich, gehorſam und fromm geſtellt. Es lag ihm gar nichts an dem Wohle der Menſchen; er wollte nur über ſie herrſchen. Das Opfer entrichtete er blos, um ohne Verdacht zu erregen, eine große Anzahl Menſchen um ſich zu verſammeln, und eine Verſchwörung gegen den König zu machen. Die Erlaubniß ſeines Vaters hatte er ſich nur deßhalb ausgebeten, damit dieſer das ruchloſe Vorhaben, ihn, den König, vom Throne zu ſtoßen, nicht merken ſolle. Abſalom hatte ſchon zuvor in das ganze Land weit umher Kundſchafter und vertraute Boten ausgeſchickt, und ihnen befohlen: „Sobald ihr den Trompetenſchall hören werdet, ſo rufet: Abſalom iſt König geworden zu Hebron.“ Es geſchah ſo; die Verſchwörung kam zum Ausbruche und wurde ſehr furchtbar. Obwohl die zweihundert Männer, die mit Abſalom von Jeruſalem kamen, eines redlichen Herzens waren, und gar nicht wußten, was die Verſchwornen vorhatten, ſo ließen ſie ſich doch zum Aufruhre mit hinreißen. Auch das verblendete Volk lief von allen Seiten in großen Schaaren herbei. Abſalom bekam einen ſtarken Anhang, und wurde überall zum Könige ausgerufen.

Dieſer Abſalom war, bei all ſeiner anſcheinenden Liebenswürdigkeit, ein recht abſcheulicher Menſch. Denn weder Schönheit, noch Pracht, noch die Gabe, ſich den Menſchen gefällig zu machen, können dem Menſchen einen wahren Werth geben — ſondern allein ein redliches, wohlmeinendes, argloſes, frommes Herz. Wir wollen darnach trachten, daß unſere Freundlichkeit gegen die Menſchen, unſer Gehorſam gegen die Aeltern und Vorgeſetzte, unſere Andacht gegen Gott immer vom Herzen komme!

Auch wollen wir uns hüten, unſer Vertrauen einem Menſchen zu ſchenken, weil er ſchön ausſieht, wohl gekleidet iſt, und ſchön ſpricht, uns ſchmeichelt, und uns in Allem Recht gibt. Beſonders aber ſollen wir uns vor Menſchen in Acht nehmen, die wie Abſalom ihren König läſtern und uns überreden wollen, daß ſie beſſer regieren würden. Die Schlange liegt oft unter Blumen verborgen.

26. Davids Flucht.

Als David zu Jeruſalem Abſalom's Empörung vernahm, ſprach er zu ſeinen Leuten: „Auf, und laßt uns fliehen! Denn vor Abſalom wird ſonſt kein Entrinnen ſeyn. Eilt hinaus, daß er uns nicht überfalle, und in der Stadt einſchließe, und uns und alle Einwohner durch das Schwert vertilge!“ David wollte den Einwohnern die Schrecken und das Elend einer Belagerung erſparen, und entfloh ſogleich mit allen den Seinigen zu Fuß aus der Stadt. Auch vieles Volk begleitete ihn.

Nicht weit von Jeruſalem blieb er ſtehen. Da kamen ſeine Feldherren Joab, Abiſai, Ethai, und alle ſeine treuen Kriegsmänner, und auch die ſechs hundert Mann Leibwache zu ihm. Er ließ ſie vor ſich vorüberziehen. Als er Ethai, der erſt geſtern in ſeine Dienſte getreten war, unter ihnen ſah, wurde er innigſt gerührt, und ſprach: „Warum willſt auch du mit uns gehen? Kehre zurück! Du biſt noch fremd! Du kannſt dein Glück noch bei dem neuen Könige machen! Geſtern kamſt du hieher, und heute ſollteſt du ſchon mit uns fliehen? Ich muß nun wohl hingehen, wo ich hin kommen kann. Du aber kehre mit deinen Brüdern zurück. Der Herr wolle dir Barmherzigkeit und Treue widerfahren laſſen, weil auch du barmherzig und treu gegen mich warſt.“

Ethai ſprach: „So wahr der Herr lebt, und ſo wahr du, mein König, lebſt, wo immer du, mein Herr und König, ſeyn wirſt, da werde ich, dein Knecht, auch ſeyn — es gehe zum Leben oder zum Tod.“ David ſprach: „So komm denn, und zieh' mit mir.“

Davids tapfere Krieger wurden von der Anhänglichkeit dieſes treuen Dieners an den König, gegen den ſein eigener Sohn ſich empört hatte, bis zu Thränen gerührt. Auch alles Volk und auch die Kinder, die zugegen waren, fingen an, laut zu weinen. Und wen ſollte die Treue des edlen Ethai nicht auch rühren — eben ſo ſehr, als ihn Abſaloms Treuloſigkeit empören muß.

Der König ging nun mit ſeinen Leuten über den Bach Cedron. Da kamen der Hoheprieſter Sadok und alle übrige Prieſter zu ihm. Sie trugen die Lade des Bundes. Aber der König ſprach voll der herzlichſten Ergebenheit in den Willen Gottes zu Sadok: „Trage die Bundeslade wieder in die Stadt zurück. Werde ich Gnade finden vor Gott, ſo wird Er mich wieder zurückführen, und wird mich ſie an dem ihr beſtimmten Orte, der Stiftshütte, wieder ſehen laſſen. Spricht Er aber zu mir: „Ich habe nicht mehr Luſt an dir“ — (ſo ſpreche ich willig:) „Sieh, Herr! hier bin ich.“ Er mache es mit mir, wie es Ihm wohlgefällt. Ihr aber gehet zurück in die Stadt im Frieden.“ Sie gingen zurück in die Stadt.

David aber ging den Oelberg hinauf und weinte. Sein Haupt war, zum Zeichen der tiefſten Trauer, verhüllt, und er ging barfuß. Alles Volk, das mit ihm ging, verhüllte das Haupt, und weinte auch.

O wie ſchrecklich iſt es, wenn Kinder ihren Aeltern ſolche Thränen auspreſſen! Möchten keine Aeltern an ihren Kindern ein ſolches Herzenleid erleben! Möchten alle Kinder durch ihr Betragen ihren Aeltern niemals andere Thränen verurſachen, als Freudenthränen!

27. Simei und Berzellai.

Als David auf ſeiner Flucht die Höhe des Oelbergs erreicht hatte, blickte er noch einmal zurück auf die Stadt Jeruſalem, betete, und empfahl ſeine Sache Gott. Als er und ſein Kriegsvolk hierauf zur andern Seite des Oelbergs hinab und weiter zogen, kam ein Mann daher, der aus dem Geſchlechte Sauls war. Er hieß Simei und war der Sohn eines gewiſſen Jemini. Dieſer Simei warf den David und ſeine Diener mit Steinen, fluchte, und ſchrie: „Hinaus, hinaus mit dir aus dem Lande, du blutdürſtiger Mann! Du Böſewicht! Nun rächt der Herr das Blut Sauls und ſeiner Söhne an dir. Du haſt das Königreich zwar an dich geriſſen; der Herr aber hat es nun deinem Sohne gegeben. Jetzt drücken dich deine Uebelthaten; denn du biſt ein blutdürſtiger Mann!“

Abiſai, ein rauher, aber tapferer Krieger gerieth über dieſe unverſchämten Verläumdungen in Zorn und ſagte zu David: „Was unterſteht ſich dieſer todte Hund da über meinen Herrn, den König, zu fluchen! Ich will über ihn her, und ihm den Kopf abhauen."

Der König ſprach aber ſanft und ruhig: „Sieh! mein eigener Sohn ſtrebt mir nach dem Leben. Was ſollte ich nun ſo etwas dem Sohne des Jemini verübeln? Laß ihn fluchen. Der Herr läßt es nun einmal ſo geſchehen. Vielleicht ſieht der Herr mein Elend an, und verwandelt mir dieſen Fluch in Segen."

David gibt uns hier ein vorzüglich ſchönes Beiſpiel der Geduld und der Ergebung in den göttlichen Willen. Alles, was Simei gegen David vorgebracht hatte, war nichts als Lüge. David war an dem vergoſſenen Blute Sauls und ſeiner Söhne unſchuldig; allein daß er an dem vergoſſenen Blute des guten Urias ſchuldig war — dieſe Uebelthat lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Daran erinnerten ihn jetzt Simeis Läſterungen; daher kam ſein gegenwärtiges Elend, das Nathan ihm vorausgeſagt hatte. David betrachtete Abſaloms Empörung und Simeis Läſterungen als eine Zulaſſung Gottes; er nahm ſein Leiden, obgleich es zunächſt von böſen Menſchen herkam, aus der Hand Gottes an; er ſah darin die ſtrafende Gerechtigkeit Gottes, blickte zu Gott auf und demüthigte ſich vor Ihm. So wurden ihm dieſe Leiden, dieſe Verfolgungen und Flüche zum

Segen! Durch Geduld und Ergebung in Gottes Willen und Demüthigung vor Gott werden auch unſere Leiden uns zum Segen gereichen.

Der König ging gelaſſen und ſtillſchweigend weiter; Simei aber ging ſeitwärts auf der Höhe eines Berges einher, fluchte beſtändig über ihn, und warf noch lange mit Koth und Steinen nach ihm.

So ſchmerzlich und betrübend Simeis boshaftes Betragen für David ſeyn mußte, ſo erfreulich und tröſtend war für ihn auf ſeiner traurigen Flucht Berzellai's Mitleid und Wohlthätigkeit. Berzellai, ein ehrwürdiger Greis, kam mit zwei andern gutgeſinnten Männern zu dem Könige. Sie brachten ihm und ſeinen Leuten Lebensmittel aller Art: Weizen, Gerſten, geröſtetes Korn, Mehl, Bohnen, Linſen, Grütze, Honig, Butter, Schafe und fette Kälber. Auch ſchafften ſie von den nöthigſten Geräthſchaften ſo viel herbei, als ſie in der Eile nur immer auftreiben konnten: Geſchirre zum Waſſer ſchöpfen und zum Kochen, Betten und Bettdecken. Denn ſie dachten, das Volk werde wohl hungrig, durſtig und müde ſeyn in der Wüſte.

Wie verſchieden war Simei's und Berzellai's Betragen? O daß doch nie ein Menſch ſo ſchlecht und verworfen ſeyn möchte, wie der nichtswürdige Simei, der voll boshafter Schadenfreude nicht nur eines Unglücklichen ſpottete, ſondern ſogar ſeinen König, der vom Throne vertrieben war, mit Steinwürfen verfolgte, und Läſterungen und Verleumdungen gegen ihn ausſtieß, die ärger als Steinwürfe waren!

O daß doch alle Menſchen ſo edel und wohlwollend geſinnt wären, wie Berzellai und ſeine Freunde, die ſich der Unglücklichen liebreich annahmen, ihnen, ohne ſich erſt darum bitten zu laſſen, Alles mittheilten, was ſie nur im Vermögen hatten, und ſich gegen ihren König, wiewohl dieſer nicht mehr die Macht ihnen zu befehlen hatte, ſogar mit Gefahr ihres Lebens als die treueſten Unterthanen bewährten!

28. Achitophel und Chuſai.

Während David ſich auf der Flucht befand, zog Abſalom mit großer Pracht und einer Menge Volkes als neuer König zu Jeruſalem ein. Er hielt nun vor Allem Kriegsrath, wie er Davids Heer ſchlagen und ſeinen Vater in ſeine Gewalt bekommen könne.

Achitophel, der vorhin Davids erſter, erfahrenſter Rath geweſen, aber nunmehr der erſte unter den Verſchwornen war, ſprach zu Abſalom: „Ich will mir zwölf tauſend Mann auswählen, und mich ſogleich aufmachen und noch in dieſer Nacht dem David nachjagen und ihn überfallen.

Sein ganzes Heer, das müde und entkräftet iſt, wird in Schrecken gerathen und die Flucht ergreifen; ich aber werde dann den verlaſſenen König erſchlagen. Denn es iſt doch nur Ein Mann, mit dem du fertig zu werden ſucheſt; iſt dieſer nicht mehr am Leben, ſo wird alles Volk ruhig ſeyn und ſich dir unterwerfen.“ Dieſer ruchloſe Rath gefiel dem Abſalom und den vornehmſten Verſchwornen, die zugegen waren, ſehr wohl.

Chuſai, ein kluger, gutgeſinnter Mann aus Davids königlichen Räthen, der mit Davids Wiſſen in Abſaloms Dienſte trat, um vielleicht dem David nützlich zu werden, ſprach zu Abſalom: „Achitophels Rath iſt diesmal nicht gut. Du kenneſt deinen Vater und die Männer, die bei ihm ſind. Sie ſind ſehr tapfer und erbitterten Gemüthes; ſie gleichen einer grimmigen Bärin im Walde, der man ihre Jungen geraubt hat. Dein Vater, der ein trefflicher Kriegsmann iſt, hat ſicher nicht geſäumt, ſich mit ſeinem Heere irgendwo in den Höhlen und Schluchten des Gebirges zu verbergen, um von da plötzlich hervor zu brechen. Wenn nun von unſern Leuten gleich Anfangs auch nur einige umkommen würden, ſo würde dies ſogleich überall bekannt werden, und wer nur davon hörte, würde ſagen: „Abſaloms Heer hat eine Niederlage erlitten!“ Das würde Schrecken verbreiten, und auch der Tapferſte würde verzagen, wenn er auch ſonſt ein Herz hätte, wie ein Löwe. Mir ſcheint daher der beſte Rath dieſer: „Verſammle zuerſt von einer Gränze des Landes bis zur andern, von Dan bis Berſabee, ganz Iſrael um dich; das wird ein Heer werden, ſo zahlreich wie der Sand am Meere, und wenn Du ſelbſt dann in unſerer Mitte ſeyn wirſt, ſo wollen wir, wo immer wir deinen Vater und ſeine Leute finden, in ſolcher Menge über ſie herfallen, wie der Thau auf die Erde fällt, und ſie bedeckt. Von all ſeinen Männern ſoll auch nicht ein einziger übrig bleiben. Sollte er ſich aber in eine Stadt retten, ſo ſoll ganz Iſrael die Stadt mit Seilen umgeben, und ſie in den nächſten Bach reißen, damit auch nicht mehr ein Steinlein von ihr zu finden ſey.“

Abſalom und alle anweſende Verſchworene ſprachen: „Chuſai's Rath iſt beſſer, als Achitophels Rath!“ und damit ging die Rathsverſammlung für diesmal aus einander.

Chuſai hatte aber blos ſo gerathen, damit David nicht ſo ſchnell und unvermuthet überfallen werde. Er fürchtete indeß, Achitophels Rath, der dem Abſalom nützlicher war, möchte doch noch befolgt werden. Er ging daher zu den Hohenprieſtern Sadok und Abiathar, erzählte ihnen, wozu Achitophel, und wozu er gerathen habe, und ſprach dann: „Sendet nun eilig hin, und berichtet es

David, und laßt ihm ſagen: „Bleibe dieſe Nacht nicht in der Wüſte dieſſeits des Jordans, ſondern gehe unverzüglich hinüber, damit du ſammt all deinen Leuten nicht überfallen und vertilgt werdeſt.“

Achimaas, ein Sohn Sadoks, ſtand unterdeſſen mit einem Sohne Abiathars bei einem Brunnen außer der Stadt, ſchon bereit, dem David zu berichten, was ſie etwa Wichtiges hören würden. In der Stadt ſelbſt wollten ſie nicht warten, weil ſie fürchteten, die Wache möchte ſie beim Hinausgehen an dem Thore anhalten, ſie ausfragen und zurückweiſen. Sadok und Abiathar ſchickten eine vertraute Magd hinaus, als wollte ſie am Brunnen Waſſer holen, und dieſe berichtete den zwei Söhnen der Prieſter Alles getreulich.

Beide Söhne zogen ſogleich hin, um die Nachricht dem Könige David zu bringen. Allein ein Knecht hatte ſie geſehen, und ſie dem Abſalom als verdächtig angezeigt. Abſalom ſchickte ſogleich Leute ab, ſie einzuholen. Achimaas und ſein Gefährte wurden gewahr, daß man ihnen nachſetze, gingen nach Bachurim, einem Dorfe am Wege und begaben ſich eilig in das Haus eines Landmannes, der in ſeinem Hofe eine Ciſterne hatte, in der ſich eben kein Waſſer befand. Die zwei Jünglinge ſtiegen in dieſen Brunnen hinab, und die Hausfrau breitete über die Oeffnung, deren Einfaſſung nicht höher als der Erdboden war, ein Tuch aus, und beſtreute es mit Gerſtengrütze, als wollte ſie die Grütze an der Sonne trocknen. Wer es nicht wußte, merkte nichts davon, daß ſich ein Brunnen im Hofe befinde.

Abſaloms Diener kamen in das Haus und fragten nach Achimaas und ſeinen Begleiter. Das Weib ſagte: „Sie ſind dort über den Bach gegangen; ſie eilten ſehr und nahmen ſich kaum Zeit, ein wenig aus dem Bache zu trinken.“ Da Abſaloms Diener die Jünglinge, deren ſie ſich bemächtigen wollten, nirgends mehr finden konnten, kehrten ſie unverrichteter Sache wieder zurück nach Jeruſalem.

Nachdem ſie fort waren, ſtiegen Achimaas und der Sohn Ithamars wieder aus dem Brunnen herauf, zogen hin, kamen glücklich bei David an, und ſagten gemäß ihres Auftrages zu ihm: „Mache dich auf und gehe eilends über den Fluß Jordan!“ David machte ſich ſogleich auf, und ging mit Allen, die bei ihm waren, über den Jordan! ſo daß bei anbrechendem Morgen nicht Ein Mann mehr dieſſeits des Fluſſes war. David hatte alſo keinen plötzlichen Ueberfall mehr zu befürchten.

Achitophel aber, der ſehr ſtolz war und ſich eingebildet hatte, er werde künftig unter Abſaloms Regierung über ganz Iſrael herrſchen, war ſehr beſtürzt, daß ſein Rath verworfen worden und daß Abſalom mehr Vertrauen zu Chuſai als zu ihm hatte. Auch ſah er wohl voraus, die Empörung werde nun ein unglückliches Ende nehmen und David werde wieder auf den Thron kommen, und ihn als einen Verräther beſtrafen. Er ließ ſeinen Eſel ſatteln, reiste nach Hauſe — und erhenkte ſich. Er that ſich die Strafe, die er verdient hatte, ſelbſt an; denn einem Verräther gebührt der Strick.

Wie ſchön und lobenswerth iſt es, das Chuſai, die zwei Prieſter, ihre Söhne, die getreue Magd, jene wackern Landleute zu Bachurim aus Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem Könige ſo treulich und einmüthig ſich bemühten, ihn vor dem Untergange zu erretten! So hatte David in allen Ständen noch unzählige Herzen, die für ihn ſchlugen; ſo vereitelte Gott durch gute Menſchen die Rathſchläge der Böſen. Ein König, der Gott fürchtet, gerecht iſt und ſein Volk liebt, kann nicht ſo leicht vom Throne geſtürzt werden, als frevelnde Aufrührer ſich vorſpiegeln. Sein Thron ſteht unter Gottes Schutz, und iſt auf Gerechtigkeit und die Liebe ſeines Volkes gegründet.

29. Abſaloms trauriges Ende.

David war nunmehr zu Mahanaim, einer entfernten, feſten Stadt jenſeits des Jordans, angekommen. Sein kleines Heer hatte ſich ſehr verſtärkt; von allen Seiten hatte ſich eine Menge tapferer Krieger eingefunden, die ihrem Könige treu geblieben waren. Er muſterte nun das Heer, ordnete es in Schaaren zu Hunderten und zu Tauſenden, ſetzte Hauptleute und Oberſte darüber; zu Befehlshabern über die drei Abtheilungen des ganzen Heeres machte er Joab, Abiſai und Ethai. Er ſelbſt wollte den Oberbefehl übernehmen, und ſprach: „Ich will mit euch ziehen.“ Allein alles Volk, die Befehlshaber und die Soldaten, baten ihn zu bleiben, und ſprachen: „Zieh du nicht mit uns! Denn ſollten wir auch zurück geſchlagen werden und zur Hälfte umkommen, ſo werden die Feinde dies noch für keinen entſcheidenden Sieg halten. Auf dich kommt Alles an; dich rechnen ſie für mehr als zehn tauſend Mann. Es iſt daher beſſer, du hälſt die Stadt beſetzt, damit wir, wenn es unglücklich ginge, eine ſichere Zuflucht haben.“ David ſprach: „Da es euch ſo gut dünkt, ſo will ich es thun.“ Hierauf ſtellte er ſich unter das Thor, ließ das Heer in Schaaren zu Hunderten und Tauſenden vorbeiziehen, und gebot noch den drei Feldherrn und allen Befehlshabern: „Erhaltet mir den Jüngling Abſalom!“

Abſalom war mit einem großen Kriegsheere indeß über den Jordan gegangen, um ſeinen Vater zu verfolgen. In dem Walde Ephraim kam es zur Schlacht. Abſaloms Heer wurde geſchlagen und weit umher zerſtreut. Abſalom, der auf einem Maulthiere ritt, begegnete Davids Leuten, und nahm eilends die Flucht. Er ſprengte mit fliegenden Haaren unter einer großen äſtigen Eiche hindurch und blieb an der Eiche hängen, indem ſeine langen dichten Haarlocken ſich in den Aeſten verwickelten, und ſein Kopf zwiſchen zwei Aeſten ſtecken blieb. Das Maulthier lief unter ihm weg, und er ſchwebte nun zwiſchen Himmel und Erde. Ein Mann aus Davids Heere ſah es, und ſagte es dem Joab. Joab ſprach: „Das haſt du geſehen? Warum haſt du ihn nicht erſtochen? Sieh! ich hätte dir zehn Silberlinge und ein Wehrgehenk gegeben!“ Allein der gutherzige, ehrliche Krieger ſprach: „Und wenn du mir tauſend Silberlinge auf die Hand zählteſt, ſo möchte ich doch meine Hand nicht an den Sohn meines Königs legen. Denn der König gebot dir, und Abiſai und Ethai vor unſern Ohren: „Erhaltet mir meinen Sohn Abſalom.“

Joab nahm, voll Unwillens über einen ſo ungerathenen Sohn, drei Spieße, und lief hin, und ſtieß ſie dem Abſalom in ſein undankbares Herz. Da er aber dennoch an der Eiche noch lebte und zappelte, liefen zehn Jünglinge, Joabs Waffenträger, herbei, und ſchlugen ihn vollends todt. Abſaloms Leichnam warfen ſie aber in dem Walde in eine tiefe Grube und errichteten einen großen Steinhaufen darüber.

Und wer an dieſer gräßlichen Grabſtätte im Walde vorbei kam, konnte dieſen Steinhaufen wohl nicht ohne Schauder anſehen, und es mußten ihm die Worte einfallen: „Ehre Vater und Mutter, ſo wird es dir wohl gehen, und du wirſt lange leben auf Erden.“

Joab ließ in die Trompete ſtoßen, um das Heer zurück zu rufen vom Streit; denn er wollte das geſchlagene Volk Iſrael ſchonen. Dennoch kamen von den Aufrührern bei zwanzig tauſend Mann ums Leben. Unzählige davon verirrten ſich auf der eiligen Flucht im Walde, ſtürzten in Abgründe, verſanken in Sümpfen, oder verſchmachteten vor Hunger und Durſt in den wildverwachſenen Dickichten des Waldes, aus denen ſie ſich nicht mehr heraus zu finden wußten. Der Wald verſchlang ihrer mehrere, als durch das Schwert umkamen. Ein ſolches Ende nahm dieſe Verſchwörung; alle, die an dem Aufruhr Theil genommen hatten, bekamen ihren verdienten Lohn.

David ſaß indeß unter dem Thorgewölbe zu Machanaim, und wartete mit bangem Herzen auf Nachrichten von dem Ausgange der Schlacht. Da rief der Wächter, der oben auf dem Thurm ſtand, er ſehe einen Mann kommen. Der König ſprach: „Wenn er allein kommt, ſo bringt er gute Botſchaft. Denn wenn die Schlacht verloren gegangen wäre, ſo flüchteten mehrere der Stadt zu.“

Hierauf rief der Wächter: „Ich ſehe noch einen andern Mann laufen, der auch allein iſt.“ Der König ſprach: „Auch dieſer iſt ein guter Bote.“ Ueber eine Weile rief der Wächter: „Ich halte den erſten Boten für Achimaas, den Sohn Sadoks.“ Der König ſprach: „Dieſer iſt ein guter Mann, dieſer kommt gewiß nur, um gute Botſchaft zu bringen.“ Achimaas kam näher und rief: „Heil dir, o König; gelobt ſey der Herr, dein Gott, der deine Feinde in unſere Hand gegeben hat, die ihre Hände erhoben haben wider dich, mein Herr und König!“ Der König fragte: „Wie ging es Abſalom? Steht es gut mit ihm?“ Achimaas antwortete: „Als Joab, dein Diener, mich, deinen Diener, an dich abſendete, ſah ich ein großes Getümmel, ich weiß aber nicht was es war.“ Er wußte wohl, daß Abſalom todt ſey; er wollte es nur nicht ſagen, um den König nicht zu betrüben. Hierauf kam Chuſai, und rief: „Ich bringe gute Botſchaft, mein König! Der Herr hat dir heute Recht verſchafft gegen Alle, die ſich gegen dich aufgelehnt.“ Der König fragte bekümmert: „Wie ging es aber dem Jünglinge Abſalom?“ Chuſai ſprach: „So wie es ihm ging, ſoll es allen Feinden des Königs gehen, und Allen, die gegen ihren Herrn und König Böſes im Sinne haben und gegen ihn aufſtehen.“ David war über dieſe Nachricht von dem Tode ſeines

Sohnes mehr betrübt, als er ſich über den Sieg erfreute. Er wurde ſehr traurig und weinte und ging in den Saal ober dem Thore, und ſprach im Hingehen: „Mein Sohn Abſalom! Mein Sohn! Mein Sohn Abſalom! Wollte Gott, ich wäre für dich geſtorben! O Abſalom, mein Sohn! Mein Sohn Abſalom!“ —

Welchen tiefen Schmerz drücken dieſe Worte aus! Wie ſehr liebte David auch noch den ungerathenen Sohn! — Es iſt etwas Großes und Liebevolles um das Vaterherz. O es wäre ein großes Verbrechen, ein ſolches Herz zu betrüben!

30. Davids Zurückkehr nach Jeruſalem.

Joab und ſein ſiegreiches Heer näherten ſich indeß der Stadt Machanaim. Der König aber blieb auf dem Saale, verhüllte ſein Angeſicht, weinte, und wiederholte mit herzdurchdringender Stimme nur immer die Worte: „O mein Sohn Abſalom! O Abſalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Man berichtete dieſes dem Joab — da ward Joabs und des ganzen Heeres Siegesfreude in Trauer verwandelt. Das Heer wagte nicht mit Jubel und fröhlicher Kriegsmuſik in die Stadt einzuziehen; ſtillſchweigend, gleich einem geſchlagenen Heere, ſchlichen die treuherzigen Krieger in die Stadt, oder vermieden gar, ſie zu betreten. Sie ehrten den Schmerz ihres Königs, und wollten ihn in ſeiner Betrübniß nicht ſtören. Joab aber trat zu dem Könige in den Saal, und redete ihm zu, herab zu kommen, und ſeine treuen Diener zu begrüßen, wie ſie erwarteten und ihr Herz darnach verlangte. Der König ſtand auf und trat unter das Thor. Das Heer verſammelte ſich um ihn, und er bezeigte den tapferen Kriegern ſeine Zufriedenheit und ſeinen Dank.

Abſaloms geſchlagenes Heer hatte ſich gänzlich zerſtreut. Wer von den Aufrührern noch mit dem Leben davon gekommen war, floh bis in ſeine Heimath. Hier machte man ihnen überall Vorwürfe über ihre Abtrünnigkeit vom Könige; denn überall hatte der König noch unzählige getreue Unterthanen. In allen Stämmen Iſraels verſammelte ſich das Volk um die Aelteſten und ſprach: „David, der vor Abſalom fliehen mußte, hat uns viel Gutes erwieſen und uns aus der Hand der Philiſter und all unſrer Feinde errettet; Abſalom aber, der ſich zum Könige aufgeworfen, iſt in der Schlacht umgekommen. Wie lange wollet ihr nun noch ſäumen, den König zurück zu rufen?“ Man ſendete aus ganz Iſrael Abgeordnete an den König, ihm zu melden, das Volk ſey bereit, ihn zurück zu führen.

Die Einwohner Jeruſalems aber waren ſehr beſtürzt; ſie fürchteten, der König werde mit ſeinem

Heere kommen, Rache an ihnen nehmen und ſie als Aufrührer hart beſtrafen. Allein David war bereit, ihnen zu vergeben. Er ließ durch die Prieſter Sadock und Abiathar ihnen ſagen: „Ihr ſeyd meine Brüder, mein Gebein und Fleiſch, aus eben dem Stamme Iſraels, aus dem ich bin, dem Stamme Juda; warum ſeyd ihr aus allen Stämmen die letzten, den König zurück zu führen in ſein Haus?“ Von dieſen milden liebreichen Worten wurden Alle gerührt. Die Herzen aller Männer von Juda neigten ſich einmüthig zu ihm, wie das Herz eines einzigen Mannes. Sie ſchickten ſogleich Abgeordnete an den König und ließen ihm ſagen: „Komm zurück, du und alle deine Leute.“ Als David ſich dem Fluſſe Jordan näherte, kam ihm alles Volk aus ganz Judâ entgegen, ihn über den Jordan zu führen. Unter allen Stämmen Iſraels entſtand ein edler Wettſtreit, den König wie im Triumphe wieder zurück zu begleiten auf ſeinen Thron.

Simei, der den König ſo boshaft verſpottet und mit Steinen geworfen hatte, fürchtete ſich, für dieſes Verbrechen mit dem Tode beſtraft zu werden, wie er es verdiente. Seine Schadenfreude verwandelte ſich in Angſt und Schrecken. Er kam herbei, warf ſich vor dem Könige nieder und ſprach: „Mein Herr und König! Vergiß doch die Beleidigungen, die ich dir zufügte, an dem Tage, als du von Jeruſalem weggezogeſt. Nimm es nicht weiter zu Herzen; ich erkenne es ja, daß ich geſündigt habe.“ Abiſai rief: „Was, Simei ſollte am Leben bleiben, der dem Geſalbten des Herrn geflucht hat?“ David, deſſen edles Herz immer zum Verzeihen geneigt war, ſprach zu Abiſai: „Was geht das dich an? Warum willſt du mir zum Satan werden? Sollte heute auch Jemand ſterben in Iſrael? Meinſt du, ich wiſſe nicht, daß ich heute wieder König geworden bin über Iſrael?“ Der König wandte ſich voll Güte zu Simei, und ſprach: „Simei, ich werde dich nicht tödten.“

Berzellai, der den König auf deſſen Flucht ſo liebreich mit allem Nöthigen unterſtützt hatte, kam mit fröhlicherem Herzen als Simei, den König zu begleiten. Der König ſprach voll der herzlichſten Dankbarkeit zu ihm: „Komm du mit mir! Du ſollſt deine alten Tage bei mir in Ruhe zubringen.“ Berzellai antwortete: „Wie lange wird mein Leben noch währen, daß ich mit dem Könige nach Jeruſalem ziehen ſollte? Ich bin heute achtzig Jahre alt. Wie könnte ich noch Luſt an Speis und Trank haben? Wie ſollte ich noch ſchmecken, was ſüß oder bitter iſt? Wie möchte ich noch die Stimme der Sänger und Sängerinnen hören? Was ſollte ich dem Könige noch beſchwerlich fallen? Einer ſolchen Vergeltung bedarf ich nicht. Ich will dich noch ein wenig begleiten; dann aber, ich bitte dich, laß mich wieder zurückkehren, daß ich daheim ſterbe, und neben dem Grabe meines Vaters und meiner Mutter begraben werde.“

So uneigennützig war der liebenswürdige Greis bei all ſeiner Güte! So gut fühlte er es, daß Alles unter dem Monde eitel und vergänglich ſey, außer Gott lieben und Gutes thun. Berzellai begleitete den König noch eine Strecke Weges und nahm dann Abſchied von ihm. Der König umarmte und ſegnete ihn. Berzellai kehrte wieder zurück nach Hauſe; David aber zog nach Jeruſalem, wo er mit großem Jubel empfangen wurde, und war nun wieder, wie zuvor, König.

31. Davids letzte Anordnungen.

Als David bereits ein hohes Alter erreicht hatte, fühlte er, das Ende ſeines Lebens ſey nicht mehr fern. Wie er als ein guter König während ſeines Lebens immer auf die Verherrlichung Gottes und das Wohl der Menſchen bedacht geweſen, ſo wollte er vor ſeinem Tode noch dafür ſorgen, daß vor Allem die Religion erhalten und Gott auf eine würdige Weiſe angebetet werde, und daß dann auch die Regierung des Reiches wohl geordnet bleibe. Er war überzeugt, daß von Altar und Thron alle menſchliche Tugend und Glückſeligkeit ausgehen müſſe. Es war ihm daher die wichtigſte Angelegenheit, daß der große, herrliche Tempel, zu deſſen Erbauung er ſchon alle Anſtalten gemacht hatte, zu Stande komme, und daß die Thronfolge beſtimmt und ſein Sohn Salomon als König anerkannt werde. Deßwegen verſammelte er alle Fürſten und Großen des Reiches und das Volk von Jeruſalem um ſeinen Thron, und ſprach in dieſer großen Verſammlung: „Meine Brüder und mein Volk, höret mich! Ich wollte für die Bundeslade — den Fußſchemmel Gottes — ein Haus bauen. Ich hatte auch wirklich Alles zum Baue herbeigeſchafft. Gott ſprach aber zu mir: „Nein! du ſollſt Meinem Namen kein Haus bauen, weil du ein Kriegsmann biſt und Blut vergoſſen haſt. Dein Sohn Salomon aber ſoll Mein Haus und Meine Vorhöfe bauen. Denn ihn habe Ich Mir zum Sohne erwählet, und Ich will Mich ihm als Vater erweiſen. Ich werde, wenn er Meine Anordnungen und Gebote, wie jetzt, ſo auch in Zukunft beobachtet, ſein Reich auf immer befeſtigen.“ So ſprach Gott zu mir.“

„Vor unſerm Gott und vor der ganzen Gemeinde Iſraels ermahne ich euch nun: „Durchforſcht und beobachtet alle Geſetze des Herrn, unſers Gottes! So werdet ihr im Beſitze dieſes guten Landes bleiben, und es euren Nachkommen zum beſtändigen Erbtheile hinterlaſſen.“ — „Du aber mein Sohn Salomon! erkenne den Gott deines Vaters und diene Ihm mit vollkommnem Herzen und willigem Gemüthe! Denn der Herr durchgründet alle Herzen, und durchſchaut alle Gedanken der Seelen. Wenn du Ihn ſucheſt, ſo wirſt du Ihn finden; wenn du Ihn aber verläſſeſt, ſo wird Er auch dich verwerfen — auf ewig.“

David übergab hierauf ſeinem Sohne Salomon den Riß zum Tempel, und eine große Menge Gold und Silber. „Sieh,“ ſagte er zu ihm, „ſo arm ich war, ſo brachte ich dennoch für die Koſten des Tempelbaues einmal hundert tauſend Talente Goldes, und tauſendmal tauſend Talente Silber zuſammen. Das Erz und Eiſen kann wegen großer Menge nicht gewogen werden.“

Nach dieſem ſprach David zur ganzen Verſammlung, daß er außer dem Allem, was er nach ſeinem beſten Vermögen gegeben habe, noch drei tauſend Talente des feinſten Goldes und ſieben tauſend Talente des bewährteſten Silbers beitragen werde, und ſagte dann: „Wer unter euch nun willig iſt, und auch das Seinige beitragen will, der thue es heute, und opfere es dem Herrn.“

Das ſchöne Beiſpiel des Königs, mit dem er ſeinem Volke voran ging, wirkte noch mehr, als ſeine Worte. Die Fürſten und das Volk ahmten ſeinem Beiſpiele nach, und machten ſehr große

Beiträge von Edelſteinen, Gold und Silber, und auch von Erz und Eiſen.

Das Beiſpiel des Königs David, und ſeines Volkes ſoll auch an uns nicht verloren ſeyn; es iſt die Pflicht eines jeden Gottesverehrers, Alles, was in ſeinen Kräften ſteht, beizutragen, um der äußerlichen Gottesverehrung Würde und Anſtand zu geben.

Das Volk freute ſich ſehr über die Menge der Geſchenke, die ſo willig und von ganzem Herzen dem Herrn dargebracht wurden. Die Freude des Königs aber war ganz ungemein groß. Er lobte Gott laut, vor der ganzen Verſammlung und ſprach:

„Sey immer und ewig gelobt, Herr! Du Gott unſers Vaters Iſrael! — Herr! Größe, Macht, Herrlichkeit und Sieg ſind Dein Eigenthum. Dir gebühret das Lob! Alles im Himmel und auf Erden iſt Dein! Dein, o Herr! iſt das Reich! Du biſt über alle Fürſten erhaben! Reichthum und Ruhm ſind Dein! Du herrſcheſt über Alles; Kraft und Macht ſtehen in Deiner Hand! In Deiner Hand ſteht die Hoheit und die Oberherrſchaft über Alles! Dir alſo danken wir, o unſer Gott! und loben Deinen herrlichen Namen!“

„Und nun — was bin ich, und was iſt mein Volk, daß wir Dir dieſes Alles heiligen könnten? Es iſt ja Alles von Dir; wir geben Dir alſo nur wieder, was wir zuvor aus Deiner Hand empfangen haben. Denn wir ſind, wie es alle unſere Väter waren, nur Pilger und Fremdlinge vor Dir. Unſere Tage ſind wie der Schatten auf der Erde, und es iſt dahier für uns kein Bleiben.“

„Herr, unſer Gott! All der Vorrath, den wir zuſammengebracht haben, um Deinem heiligen Namen ein Haus zu bauen, kommt von Deiner Hand, und Alles iſt ſchon ohne dies Dein. Ich weiß aber, mein Gott! daß Du nur das Herz anſiehſt, und die Einfalt, Redlichkeit und Aufrichtigkeit liebeſt; darum habe ich Dir auch in der Einfalt meines Herzens freiwillig und freudig dies Alles geopfert; und auch Dein Volk, das ſich hier einfand, mit überaus großer Freude Dir Opfer bringen geſehen.“

„O Herr! Du Gott unſrer Väter Abrahams, Iſaaks und Iſraels! Befeſtige dieſe ihre Geſinnungen auf ewig. Stets ſeyen ſie ſo ehrfurchtsvoll gegen Dich geſinnt.“

„Gib auch meinem Sohne Salomon ein rechtſchaffenes Herz, daß er Deine Gebote, Deine Geſetze, Deine Anordnungen bewahre, und ſie alle erfülle, und dann auch das Haus, zu dem ich die Koſten geſammelt habe, zu Stande bringe.“

David ermunterte auch die Verſammlung, Gott zu loben; und Alle neigten ſich, und beteten Gott an. Eine große Menge Opfer — tauſend Ochſen, tauſend Widder und tauſend Lämmer — wurden geſchlachtet. Der König, die Fürſten und das Volk hielten eine große Freudenmahlzeit vor dem Herrn.

Salomon wurde zum Könige geſalbt. Alle Fürſten und alle Große des Reiches gaben ihm die Hand, und huldigten ihm; alle freuten ſich über ihn.

So brachte David vor ſeinem Tode die Angelegenheiten des Reiches in Ordnung, und übergab die Regierung ſeinem Sohne.

Auf ſeinem Sterbebette ſagte David noch einmal zu Salomon: „Ich gehe nun hin — den Weg aller Sterblichen. So ſey denn getroſt, und ſey ein Mann. Vertraue auf den Schutz des Herrn, deines Gottes! Wandle auf Seinen Wegen. Beobachte alle Gebote und Gebräuche, wie im Geſetze des Moſes geſchrieben ſteht. So wirſt du in Allem, was du thuſt und unternimmſt, weiſe ſeyn. Und der Herr wird alle Verheißungen an dir erfüllen, die Er mir gethan hat.“

Die göttliche Verheißung, Einer ſeiner Nachkommen, der künftige Erlöſer, werde ein Sohn Davids genannt werden, und dennoch ein ewiger König ſeyn, gewährte dem glaubensvollen David den größten Troſt im Tode. Er entſchlief — lebensſatt und ſatt der Reichthümer und des Ruhmes, und wurde auf der Burg Sion begraben.

32. Gebet des Königs Salomon.

Salomon befolgte die Ermahnungen ſeines Vaters und hatte den Herrn lieb. Bei dem Antritte ſeiner Regierung brachte er Ihm auf einmal tauſend Brandopfer dar. In der folgenden Nacht erſchien ihm der Herr im Traume und ſprach zu ihm: „Bitte, was du willſt; Ich will es dir geben.“ Salomon ſprach: „Du haſt meinem Vater, Deinem Diener, große Barmherzigkeit erzeigt, weil er treu und redlich und mit rechtſchaffenen Herzen vor Dir gewandelt hat. Du ſetzteſt dieſe Deine große Barmherzigkeit gegen ihn auch nach ſeinem Tode noch fort, indem Du ihm einen Sohn gabſt, der jetzt auf ſeinem Throne ſitzt. Nun mein Herr und mein Gott! Du haſt mich, Deinen Diener, ſtatt meines Vaters zum Könige gemacht. Ich bin aber noch wie ein junger Knabe, und weiß weder aus, noch ein. Gib mir, Deinem Diener, ein gelehriges Herz, daß ich Dein Volk recht richten, und daß ich erkennen möge, was gut und bös iſt. Denn wer möchte ſonſt Richter ſeyn über dieſes große, mächtige Volk!“

Dieſe Bitte gefiel dem Herrn ſehr wohl. Er ſprach zu ihm: „Weil du um Dieſes bitteſt, und nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um den Tod deiner Feinde — ſieh, ſo habe Ich dir gethan, was du verlangt haſt. Ich habe dir ein ſo weiſes und verſtändiges Herz gegeben, daß kein König deines Gleichen vor dir geweſen iſt, noch nach dir aufſtehen wird. Aber auch Das werde Ich dir geben, was du nicht verlangt haſt — Reichthum und Ehre. Unter allen Königen ſoll nie Einer gleich dir geweſen ſeyn. Wenn du nun auch auf Meinen Wegen wandeln, und Meine Geſetze und Gebote halten wirſt, wie dein Vater, ſo will Ich dir über dies Alles auch noch ein langes Leben geben." Da erwachte Salomon, und erkannte, dieſer Traum ſey von Gott. Er ging ſogleich hin, und trat vor die Bundeslade, und opferte Dank- und Friedensopfer, und hielt allen ſeinen Dienern eine große Freudenmahlzeit.

Salomons lieblicher Traum ſagt uns: Weisheit — helle Erkenntniß Gottes und unſerer Pflichten — iſt ein ohne Vergleich höheres Gut, als alle Güter der Erde. Nichts kommt ihr gleich, als die treue Erfüllung unſerer Pflichten gegen Gott und Menſchen — die Tugend. Weisheit und Tugend ſeyen der innigſte Wunſch unſers Herzens, ſo wie ſie die ſchönſten Gaben des Himmels ſind. Um Weisheit und Tugend wollen wir täglich zu Gott flehen, und dabei nie vergeſſen, daß ſie nur Denen zu Theil werden, die von Herzen und aus allen Kräften darnach ſtreben, und das Ihrige treu thun.

33. Salomons weiſer Urtheilsſpruch.

Zu dem Throne Salomons ſtand Jedermann der Weg offen. Da kamen zwei Mütter, und traten vor ihn. Die Eine davon ſprach: „Mein Herr! ich habe eine Bitte. Ich und dieſes Weib da wohnten in einem Hauſe beiſammen. Jede hatte ein Kind. Es war ſonſt keine Seele in dem Hauſe, als wir zwei. Dieſe Nacht ſtarb nun das Kind dieſes Weibes; denn ſie hat es im Schlafe erdrückt. Da ſtand ſie mitten in der Nacht auf, nahm mir, als ich ſchlief, mein Kind von der Seite weg, und legte mir dafür ihr todtes Kind in den Schooß. Gegen Tag erwachte ich und ſah, das Kind ſey todt. Allein, als der Tag anbrach, betrachtete ich das Kind näher — und ſieh! es war nicht mein Kind, ſondern das ihrige.“ Das andere Weib ſprach: „Es iſt nicht ſo, wie du ſagſt. Mein Kind lebt, und dein Kind iſt todt.“ „Nein,“ ſchrie die erſte, „du lügſt! Dein Kind iſt todt, und mein Kind lebt.“

Da ſie ſo mit einander ſtritten, ſprach der König: „Dieſe ſagt: Mein Kind lebt, und dein Kind iſt todt. Jene ſpricht: Nein! dein Kind iſt todt, und mein Kind lebt! — Bringt mir ein Schwert her!“ Man brachte das Schwert. Nun ſprach Salomon: „Zerſpaltet das lebendige

Kind in zwei Theile, und gebt dieſer eine Hälfte, und die andere Hälfte jener."

Da wurde das ganze Herz der rechten Mutter von innigſtem Mitleiden über ihr Kind durchdrungen. Sie rief laut aus: „Ach, mein Herr! Gib ihr lieber das lebendige Kind ganz; laß es nur nicht umbringen." Die andere aber ſprach: „Nein! es ſey weder mein noch dein; man zertheile es."

An der mütterlichen Liebe, welche ſich in dem Betragen des einen Weibes zeigte, welche aber dem andern Weibe gänzlich fehlte, erkannte Salomon, als an einem untrüglichen Kennzeichen, die rechte Mutter. Er ſprach, indem er auf das Weib zeigte, das ſo kläglich um das Leben des Kindes flehte: „Dieſer da gebt das lebendige Kind, und tödtet es nicht; ſie iſt die rechte Mutter."

Dieſer Urtheilsſpruch wurde im ganzen Lande bekannt, und alle hatten Ehrfurcht vor dem Könige. Denn ſie ſahen, daß ſeine Weisheit von Gott ſey.

Salomons weiſer Befehl mußte den Umſtehenden Anfangs ſehr unweiſe, ja wohl höchſt grauſam vorkommen; allein wie freudig mochten ſie erſtaunen, als ſie erkannten, warum Salomon einen ſolchen Befehl gegeben habe. So geht es uns Menſchen nicht ſelten mit der göttlichen Weisheit.

Gottes Wege ſind uns oft dunkel; es iſt uns oft unbegreiflich, warum Gott Dieſes oder Jenes geſchehen laſſe. Allein wir müſſen glauben — und warten können. Was uns Anfangs dunkel war, wird uns am Ende einleuchten, und wir werden noch in dieſem oder doch gewiß in jenem Leben erkennen, alle Seine Führungen ſeyen die lautere Weisheit und Güte.

31. Salomons Tempelbau.

Salomon machte nun Anſtalten, den großen prachtvollen Tempel zu bauen, wozu ihm ſein Vater den Auftrag gegeben hatte. Hunderttauſende von Händen kamen in Bewegung, große Felſenſteine aus dem Gebirge zu brechen, und Cedernbäume auf dem Berge Libanon zu fällen, und die Felſen zu Quaderſtücken und die Baumſtämme zu Balken zu behauen. Steine und Holz wurden ſo ſchön und richtig bearbeitet, daß bei Errichtung des Baues Alles genau in einander fügte, und kein Meiſel und Hammer mehr nöthig war, und kein Art und kein Beil mehr gehört wurde.

Der Tempel war ein wunderſamer Bau, der wegen ſeiner Bauart, Größe und Pracht unter die Weltwunder gezählt wurde. Er beſtand aus dem Allerheiligſten, das für die Bundeslade beſtimmt war; aus dem Heiligthume, wo der goldene Rauchaltar, der goldene Tiſch für die Opferbrode, und zehn große goldene Leuchter ſtanden, fünf zur Rechten und fünf zur Linken; aus dem Vorhofe der Prieſter, der mit bedeckten Säulengängen, und mit Hallen und Zellen zu Wohnungen für die Prieſter umgeben, und in deſſen Mitte der große eherne Altar für die Brandopfer errichtet war. Den Tempel und den Vorhof der Prieſter, umgab der große, weite Vorhof für das Volk Iſrael, um den an allen vier Seiten auch wieder bedeckte Gänge und geräumige Hallen ſich hinzogen; dieſen Vorhof umſchloß endlich noch der äußerſte und größte Vorhof, der allen Völkern der Erde offen ſtand und deßhalb der Vorhof der Völker genannt wurde.

Daß Innere des Tempels war kunſtreich mit Zedernholz ausgetäfelt, und mit goldenen Palmzweigen, Laubwerk und Blumenwerk von erhabener Arbeit verziert. Der Fußboden des Heiligthums war von Zedernholz und mit Gold eingelegt; der Boden des übrigen Tempels von farbigem Marmor. Der Vorhang, der das Allerheiligſte verhüllte, war von weißer und himmelblauer, purpurfarbener und ſcharlachrother Seide. Alle Geſchirre, die Rauchfäſſer, die Lampen und ſogar die Lichtputzſcheeren waren vom feinſten Golde. Die Nägel, mit denen man die Verzierungen befeſtigte, waren golden, und die Thüren des Tempels mit Gold überzogen.

Nachdem Alles vollendet war, verſammelte Salomon die Aelteſten von ganz Iſrael, die Fürſten der Stämme und die Familienhäupter nach Jeruſalem, um die Bundeslade in einem feierlichen Zuge aus dem Bundeszelt, oder wie man dieſes ſonſt auch nennt, aus der Stiftshütte nach dem Tempel zu bringen. Die Prieſter trugen ſie. Der König, und die Fürſten und Aelteſten und Familienväter gingen voraus; eine unzählige Menge Volkes begleitete ſie. Hundert und zwanzig Trompeten erſchollen, abwechſelnd mit Zimbeln, Zithern und Harfenſpiel. Heilige Lieder zum Lobe Gottes wurden geſungen. Auf dem ganzen Wege zum Tempel waren immer nach einigen Schritten Altäre errichtet, auf denen Opfer dargebracht wurden. Als die Prieſter die Bundeslade an der geheiligten Stätte, über welche die zwei großen goldenen Bildniſſe anbetender Cherubim die Flügel ausbreiteten, niedergeſtellt hatten und wieder aus dem Heiligthum traten, da erfüllte, zum Zeichen der Gegenwart Gottes, eine Wolke den ganzen Tempel, und die Prieſter konnten nicht mehr länger im Tempel verweilen.

Der König trat nun an den großen Opferaltar im Vorhofe der Prieſter, fiel vor der verſammelten Menge, deren Augen alle auf ihn gerichtet waren, auf die Knie nieder, ſtreckte die Arme zum Himmel aus, und betete;

„Herr, Du Gott Iſraels! Du biſt der einzige wahre Gott! Es iſt kein Gott außer Dir, weder im Himmel, noch auf Erden! Du hälſt Deinen Dienern, die von ganzem Herzen vor Dir wandeln, Treue und Barmherzigkeit. Du haſt meinem Vater David treu gehalten, was Du ihm verſprochen haſt: „Dein Sohn ſoll Mir ein Haus bauen.“

„Allein ſoll man's auch glauben, daß Gott wahrhaft auf Erden wohne? Sieh, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen Dich nicht umfaſſen; wie viel weniger dieſes Haus da, das ich gebaut habe! Dennoch, o mein Herr und mein Gott! ſieh gnädig auf das Bitten und Flehen Deines Dieners herab. Laß Deine Augen offen ſtehen über dieſem Hauſe Tag und Nacht. Erhöre das Gebet Deines Dieners und Deines Volkes; um was ſie Dich auch immer an dieſem Orte bitten werden — erhöre ſie oben in Deiner Wohnung, dem Himmel, und ſey ihnen gnädig.“

„Wird der Himmel verſchloſſen ſeyn, und wird es wegen ihrer Sünden nicht regnen; beten ſie aber dann an dieſem Orte, und thun ſie Buße, und bekehren ſie ſich von ihren Sünden, weil Du ſie bedrängſt: o! ſo erhöre Du ſie im Himmel, und vergib ihnen, Deinen Dienern und Deinem

Volke Jſrael, ihre Sünden; führe ſie wieder auf den rechten Weg, den ſie wandeln ſollen — und laß es dann auch wieder regnen auf das Land, das Du ihnen zum Eigenthum gegeben haſt.“

„Entſteht eine Hungersnoth im Lande, kommt die Peſt, iſt die Luft vergiftet, ergreift der Brand das Getreide, fallen Heuſchrecken oder Raupen ein, bedrängt ſie der Feind, und belagert ihre Städte, oder drückt ſie was immer für eine Plage oder Krankheit — o! wer immer aus Deinem ganzen Volke Jſrael dann zu Dir bittet und fleht, und es hart fühlt, was ihm das Herz beſchwert, wer immer ſeine Hände in dieſem Hauſe zu Dir ausſtreckt, den erhöre Du im Himmel, dem Orte Deiner Wohnung, und ſey ihm wieder gnädig; gib und thu' ihm, wie er's verdient, und wie Du, der Du allein das Herz aller Menſchenkinder erkenneſt, ſein Herz finden wirſt; damit ſie Dich allzeit fürchten, ſo lange ſie in dem Lande, das Du unſern Vätern gegeben haſt, wohnen werden.“

„Kommt ein Fremdling, der nicht von Deinem Volke Jſrael iſt, um Deines Namens willen aus fernem Lande hieher, und betet er an dieſem Orte — ſo erhöre Du im Himmel, dem Orte Deiner Wohnung, auch ihn, und thue Alles, um was Dich der Fremdling anruft, damit alle Völker auf Erden Deinen Namen erkennen, und Dich fürchten lernen, wie Dein Volk Jſrael.“

Jetzt ſtand Salomon auf, und ſegnete die ganze Gemeinde Iſrael, und ſprach: „Geprieſen ſey der Herr, der Seinem Volke, wie Er es verſprochen hat, Frieden gewährte, damit alles Dieſes geſchehen konnte. Von allen den guten Verheißungen, die Er uns durch Seinen Diener Moſes gethan hat, iſt auch nicht ein Wort unerfüllt geblieben! Der Herr, unſer Gott, ſey nun auch ferner mit uns, wie Er mit unſern Vätern geweſen iſt. Er verlaſſe uns nicht, und ziehe Seine Hand nicht von uns ab, und neige unſere Herzen zu Ihm, daß wir allenthalben auf Seinen Wegen wandeln, und alle Seine Gebote, Gebräuche und Anordnungen halten, die Er unſern Vätern gegeben hat. Der Herr, unſer Gott, laſſe das Gebet, mit dem ich zu Ihm gefleht habe, (ſo oft es wiederholt wird) ſtets vor ſich gelangen, und laſſe Seinem Diener und Seinem Volke Iſrael jederzeit Recht, Gnade und Heil angedeihen, damit alle Völker der Erde erkennen: Er, der Herr, ſey Gott — und außer Ihm keiner mehr! Unſer Herz bleibe denn vollkommen mit Ihm, dem Herrn, unſerm Gott, vereinigt, damit wir, wie es heute geſchieht, ſtets nach Seinem Geſetze leben, und Seine Gebote halten.“

Als Salomon dieſen Segenswunſch vollendet hatte, fiel vor den Augen des ganzen Volkes das Feuer vom Himmel, und verzehrte die Opfer.

Das ganze Volk fiel auf das Angeſicht nieder, und betete Gott an, und lobte Ihn und ſprach: „Er iſt gnädig, und Seine Güte währet ewig.“

Die Feierlichkeit, die Salomon zur Einweihung des Tempels angeordnet hatte, währte vierzehn Tage lang. Für die unermeßliche Menge Volkes, die bis von den äußerſten Gränzen des Landes nach Jeruſalem gekommen war, wurden zwei und zwanzig tauſend Ochſen, und hundert und zwanzig tauſend Schafe zu Opfern und Opfermahlzeiten geſchlachtet. Am letzten dieſer Tage entließ Salomon das Volk; und alles Volk ſegnete den König, und jeder zog hin zu ſeiner Hütte, fröhlich und freudigen Herzens über all das Gute, das der Herr Seinem Diener David, und Seinem Volke Iſrael erwieſen hatte.

Die Einweihung des erſten Tempels auf Erden, der dem einzig wahren Gott errichtet wurde, iſt höchſt merkwürdig — auch noch für uns, die wir in unſerm Wohnorte einen Tempel oder eine Kirche haben. Gott braucht freilich kein Haus auf Erden, aber wir brauchen es, damit wir darin Gott erkennen und Seinen Willen thun lernen, Ihn voll der tiefſten Ehrfurcht anbeten, loben und preiſen, Ihm für Seine Wohlthaten gemeinſchaftlich danken, und in allen unſern Angelegenheiten gemeinſchaftlich zu Ihm flehen. Wir wollen dieſe große Wohlthat Gottes erkennen, und zu unſerm

Heile benützen. Wir wollen das Haus Gottes fleißig und mit Andacht beſuchen, um immer frömmere, beſſere Menſchen zu werden — gehorſamer gegen Gott, dankbarer gegen Gott im Glücke, Gott vertrauender im Unglücke, liebevoller und friedfertiger gegen die Menſchen. Dann nur gereicht uns der fleißige Kirchenbeſuch zum Segen.

33. Salomons Herrlichkeit und Tod.

Salomon übertraf nicht nur an Weisheit, ſondern auch an Herrlichkeit und Reichthümern alle Könige Iſraels. Nebſt dem Tempel baute er auch für ſich einen Pallaſt von unbeſchreiblicher Pracht. Sein Thron war ganz von Elfenbein, und mit Gold eingelegt. An jeder Seite der ſechs Stufen, auf denen man zum Throne hinaufſtieg, ſtand ein großer, goldener Löwe, in Allem alſo zwölf Löwen; neben dem Throne ſelbſt ſtanden noch zwei größere Löwen von Gold. Salomon hatte auch lange Reihen herrlichgekleideter Staatsbeamten und Diener aller Art. Alles Tafelgeräth und alle Trinkgeſchirre waren vom feinſten Golde; das Silber achtete man kaum mehr. Er befeſtigte die Stadt Jeruſalem, und führte eine Menge öffentlicher Gebäude auf. Er legte viele neue Städte an. Alle Flecken im Lande umgab er mit Mauern. Nahe und ferne Könige und Völker bewunderten ihn, bezeigten ihm ihre Ehrfurcht, und brachten

Ihm Geſchenke. Der König von Aegypten gab ihm ſeine Tochter zur Ehe; der König von Tyrus errichtete einen Freundſchaftsbund mit ihm; die Königin von Saba kam bis von den Gränzen der bekannten Erde, ſeine Herrlichkeit zu ſehen, und ſeine Weisheit zu hören. Was aber all ſeine Herrlichkeit übertraf und ſeiner Weisheit die größte Ehre machte, ſo war es im ganzen Lande Friede, und jeder wohnte ruhig unter ſeinem Weinſtocke oder Feigenbaume.

Allein ſo herrlich der Anfang und die erſten Jahre von Salomons Regierung waren, ſo traurig war das Ende. Der Glanz ſeines Hofſtaates verblendete ihn; die ſinnlichen Vergnügungen machten ſein Herz weichlich, und wendeten es von Gott ab. Ueberdies nahm er — gegen das ausdrücklichſte Verbot Gottes — noch ausländiſche Weiber. An dieſen hing er mit ganzer Seele, und dieſe verderbten ſein Herz vollends. Als er älter wurde, verführten ſie ihn gar noch zur Abgötterei. Der ehemals ſo weiſe Salomon — wer hätte dieſes für möglich gehalten? — erbaute einen Götzentempel, und ſtreute den Götzenbildern Weihrauch. Er that dieſes wohl nur aus Gefälligkeit gegen die Weiber, und hielt in ſeinem Herzen die Götzen für nichts. Allein dieſe That war dennoch ein großes Vergehen, und Gott bezeigte ihm auch darüber ſein höchſtes Mißfallen. Er kündigte ihm die Strafe an: Das Reich werde ſeinen Nachkommen entriſſen werden; nur Ein Stamm werde ihnen noch bleiben, um der Verheißungen willen, die Gott dem David gethan hatte.

Von jetzt an neigte ſich Salomons Herrlichkeit zum Untergange. Aufruhr und Empörungen erhoben ſich überall in ſeinem Reiche und drohten ſeinen Thron zu erſchüttern. Das Wohlleben hatte ihn vor der Zeit alt gemacht, und er ſah nichts mehr vor ſich, als den nahen Tod. Um dieſe Zeit ſtellte er nun ernſthafte Betrachtungen über die Eitelkeit aller Erdenherrlichkeit an. In einem Buche, das er nicht lange vor ſeinem Tode geſchrieben hat, ſagt er: „Ich unternahm große Dinge; ich baute Häuſer und pflanzte Weinberge; ich machte mir Gärten und Luſtgärten; ich hatte Knechte und Mägde; ich beſaß mehr Rinder und Schafheerden, als alle, die vor mir zu Jeruſalem waren; ich ſammelte mir große Schätze von Gold und Silber, und brachte die Reichthümer aller Könige und ganzer Länder zuſammen; ich berief mir Sänger und Sängerinnen, und verſchaffte mir alle Arten von Vergnügungen, woran ſich die Menſchenkinder nur immer ergötzen können; Alles, was meine Augen nur immer verlangten, verſagte ich ihnen nicht, und wehrte meinem Herzer keine Freude — aber ſieh! da war es Alles eitel! Alles war nur Geiſtesplage, und ich fand nichts Bleibendes unter der Sonne!"

Und da Salomon in Allem, was dieſe Welt nur Herrliches hat, keine wahre Ruhe und keine bleibende Freude fand, wie ſollten wir es in dem Wenigen finden, das uns davon zu Theil ward?

Was Salomon mit Worten ſagte, das predigte bald darauf ſein Tod noch nachdrücklicher durch die That. Salomon ſtarb — und die Leiche des ehedem ſo großen Königs lag nun in Mitte aller ſeiner Herrlichkeit da — blaß und ſtumm, kalt und ſtarr! — — und ſeine Krone und ſein Thron, und all ſein Gold, und all ſeine Diener, und alle ſeine Pracht, kurz, alle Herrlichkeit der Welt — was half ſie ihm?

Und was wird ſie uns helfen, wenn wir einſt auch ſo blaß und ſtumm, kalt und ſtarr da liegen werden, wie Salomons Leiche?

Das beweinenswerthe Ende dieſes Königs gibt uns aber noch eine andere merkwürdige Lehre. Wenn wir ſo zurück denken, wie dieſer Salomon einſtens ſo gut war, ſo demüthig zu Gott um Weisheit flehte, ſo herrliche Ausſprüche that, in dem Tempel ſo herzlich betete, ſo weiſe regierte — — und wenn wir dann in Gedanken ſo an ſeine Leiche hintreten, und es bedenken, wie traurig er endete, in welche Thorheiten und Laſter er verſank — muß da nicht unſer ganzes Herz mit der innigſten Wehmuth erfüllt werden, und möchten wir da nicht mit Thränen in den Augen ausrufen: „O Gott, ſo ſind denn die Güter und die Vergnügungen der Erde nicht nur eitel und vergänglich — ſie ſind auch höchſt gefährlich, und können uns äußerſt elend machen! So kann denn — ſo bald wir unſer Herz an ſinnliche Vergnügungen hängen, Leidenſchaften in unſern Herzen aufkeimen laſſen, mit böſen Menſchen Freundſchaft machen — auch der größte Verſtand und die ausgebreiteſte Wiſſenſchaft uns nicht vor Thorheit und Sünde ſchützen! So iſt denn unſre Tugend und die Ruhe unſeres Herzens nie ſicher, als wenn unſer Herz von allen Leidenſchaften durchaus rein iſt, und ganz und ungetheilt Dir allein anhangt, o Gott!“

Wir können die Geſchichte Salomons nicht beſſer ſchließen, als mit den Worten, mit denen Salomon ſeine **Betrachtungen über die Eitelkeit aller Dinge geſchloſſen hat: „Laßt uns die Hauptſumme aller Weisheit hören: Fürchte Gott und halte Seine Gebote; denn dies gehört allen Menſchen zu, das macht erſt einen ganzen — einen vollkommenen Menſchen.** Alle Werke aber, auch die noch ſo heimlich geſchehen, ſie ſeyen nun gut oder böſe, wird Gott vor Sein Gericht bringen.“

II.

Geſchichte des Volkes Iſrael nach der Trennung des Reiches.

36. Roboam und Jeroboam.

Roboam, Salomons einziger Sohn, folgte ſeinem Vater auf dem Throne. Er begab ſich nach Sichem, wo ganz Iſrael ſich verſammelte, ihm zu huldigen. Allein noch vor der Huldigung ſchickte das Volk Abgeordnete an ihn, und bat ihn um Milderung der Abgaben. „Dein Vater, ſprachen ſie, hat uns ein ſehr ſchweres Joch aufgelegt; mache uns dieſes ſchwere Joch ein wenig leichter, ſo wollen wir uns dir unterwerfen.“ Roboam ſprach: „Geht hin, und kommt in drei Tagen wieder.“ Er wollte dieſes Anſuchen, das ihm ſehr unerwartet kam, zuvor überlegen.

Nachdem die Abgeordneten hinweg gegangen waren, berief er die Räthe ſeines Vaters Salomon und ſprach zu ihnen: „Was rathet ihr mir, daß ich dem Volke antworten ſoll?“ Dieſe alten, erfahrenen Männern ſprachen: „Wirſt du an dem heutigen Tage dem Volke Gehör geben, dich ihnen willfährig zeigen, ihre Bitte gewähren und ſanfte Worte zu ihnen reden, ſo werden ſie alle Tage ihres Lebens deine Unterthanen ſeyn.“

Roboam aber war ſo ſtolz und übermüthig, daß ihm der gute Rath dieſer ehrwürdigen alten Männer mißfiel. Er fragte die jungen Leute, die mit ihm aufgewachſen waren und in ſeinen Dienſten ſtanden: „Was rathet ihr mir, daß ich dem Volke antworten ſoll?“ Dieſe leichtſinnigen, jungen Männer ſchmeichelten dem Stolze ihres Gebieters, redeten nur, was er gern hörte, und ſprachen: „Sag' dieſem Volke: Mein Vater hat euch ein ſchweres Joch aufgelegt; ich aber werde es euch noch ſchwerer machen. Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt; ich aber werde euch mit Skorpionen peitſchen.“ Dieſer böſe, unverſtändige Rath gefiel dem übermüthigen Roboam ſehr wohl. Als am dritten Tage die Abgeordneten vor Roboam erſchienen, ſprach er zu ihnen, Wort für Wort genau ſo, wie ſeine Höflinge ihm gerathen hatten. Die Antwort des Königs wurde dem Volke, das zu Sichem in zahlloſer Menge verſammelt war und begierig auf einen gütigen Beſcheid wartete, ſogleich bekannt gemacht.

Da gerieth das Volk, das ſich in ſeiner Erwartung ſo ſchmählich betrogen ſah, in Aufruhr und rief: „Wir wollen weiter keinen Theil mehr an David und Iſai's Nachkommen haben. Mache dich auf, Iſrael, und kehre zurück in deine Hütten; das Haus Davids möge für ſich ſelbſt ſorgen.“ Zehn Stämme Iſraels fielen von Roboam ab; nur der Stamm Juda und der damit vereinigte kleine Stamm Benjamin hingen ihm noch an.

Roboam war ſehr betroffen, daß ſeine Drohungen, mit denen er das Volk in Schrecken zu ſetzen dachte, eine ſolche Unzufriedenheit und ſolchen Unwillen erregten. Er wünſchte, das Volk möchte wieder beſänftiget werden. Er ſelbſt wollte ſich jedoch nicht unter die aufgebrachte Menge wagen; er ſchickte einen der vornehmſten Staatsbeamten, Namens Aduran, den Aufruhr zu ſtillen. Allein das wüthende Volk warf ihn mit Steinen zu todt. Roboam ſtieg eilig auf ſeinen Wagen und entfloh nach Jeruſalem. Das verſammelte Volk der zehn Stämme Iſraels aber wählte zu ſeinem Könige den Jeroboam, der früherhin ein angeſehener Staatsdiener Salomons geweſen.

Ohne Zweifel bereute es Roboam nun, daß er ſeinen alten Räthen kein Gehör gegeben, ſondern nach dem Rathe leichtſinniger junger Leute ſeinem Volke übermüthig und hart geantwortet hatte. Allein jetzt war es zu ſpät. Denn Trotz und jugendlicher Uebermuth bleiben nie ungeſtraft, und Hartherzigkeit und Grauſamkeit haben noch Keinem Noſen gebracht. Die Jugend hat es noch allemal zu bereuen gehabt, den wohlmeinenden Rath ehrwürdiger alter Leute, die mehr Erfahrung und eine reifere Ueberlegung beſitzen, nicht befolgt zu haben.

Roboam rüſtete, ſobald er in Jeruſalem angekommen war, ſich unverzüglich zum Kriege; er verſammelte alle ſtreitbare Männer der ihm treu gebliebenen zwei Stämme Juda und Benjamin, und wollte eben hinziehen, um die anderen zehn Stämme, die von ihm abgefallen waren, durch die Gewalt der Waffen ſich zu unterwerfen und wieder an ſein Reich zu bringen. Allein der Prophet Semeia kam von Gott geſandt, und ſprach zum König Roboam und den ſtreitbaren Männern von Juda und Benjamin: „So ſpricht der Herr: Ihr ſollet nicht hinziehen, um gegen eure Brüder, die Söhne eures gemeinſchaftlichen Stammvaters Iſrael, zu ſtreiten; ein jeder kehre zurück in ſein Haus. Denn Ich habe das, was geſchah, ſo geſchehen laſſen.“ Sie gehorchten dem Worte des Herrn, und kehrten auf der Stelle wieder um, wie ihnen der Herr geboten hatte. Jeroboam aber blieb König über die zehn Stämme, und wählte Sichem zu ſeiner Reſidenz, und vergrößerte, verſchönerte und befeſtigte dieſe Stadt. Unter einem der folgenden Könige aber wurde die Stadt Samaria erbaut, und zur königlichen Reſidenz erhoben.

Von nun an war alſo das Volk Iſrael in zwei Reiche getheilt. Die zehn Stämme Iſraels nannte man das Reich Iſrael; die zwei Stämme Juda und Benjamin das Reich Juda. Die Einwohner des Reiches Iſrael behielten den Namen Iſraeliten; die Einwohner des Reiches Juda bekamen den bisher nicht gebräuchlichen Namen Juden. Wollte man das Volk beider Reiche, Iſraeliten und Juden, mit Einem Namen bezeichnen, ſo nannte man ſie Hebräer, weil ſchon Abraham, von dem alle abſtammten, ſo war genannt worden.

Die Trennung des Volkes in zwei Reiche hatte — beſonders für das Reich Iſrael — die traurigſten Folgen. Beide Reiche führten öfter ſchwere Kriege gegen einander, und vieles Blut wurde vergoſſen. Die Könige Iſraels beſuchten den Gottesdienſt zu Jeruſalem nicht mehr, und hielten auch das Volk davon ab. Die Anbetung des wahren Gottes kam daher in Verfall, das Volk verſank in Unwiſſenheit, Sünde und Laſter, die allgemeine Glückſeligkeit verſchwand. So bittere Früchte brachte es den Iſraeliten, daß ſie gegen einen — wiewohl offenbar harten, grauſamen König ſich empört hatten. Jede Empörung gegen den rechtmäßigen König bringt nichts als Elend und Jammer über das Volk.

I. Die Könige des Reiches Iſrael.

37. Jeroboams Abgötterei.

Jeroboam hatte ſchon als ein Jüngling die vortrefflichſten Anlagen gezeigt und war deßhalb von den Könige Salomon zu den wichtigſten Staatsämtern befördert worden. Wirklich war er auch ein ſehr gewandter, thätiger Geſchäftsmann. Der Prophet Achias, der ihm vorausgeſagt hatte, er werde König über Iſrael werden, hatte ihm auch geſagt: „So ſpricht der Herr, der Gott Iſraels: **Wenn du Mir in Allem, was Ich dir gebiete, gehorcheſt, und auf Meinen Wegen wandelſt, und vor Mir thueſt, was recht iſt, und Meine Gebote und Geſetze beobachteſt, wie Mein Knecht David gethan hat, ſo will Ich mit dir ſeyn, und dein Königreich befeſtigen, wie Ich das Reich Davids befeſtiget hatte.**“

Allein Jeroboam nahm dieſe Worte nicht zu Herzen. Er wurde der gute König nicht, der er vermöge ſeiner trefflichen Gaben hätte werden können. Der Stolz auf ſeine königliche Würde verleitete ihn auf Abwege. Er bedachte nicht, Gott allein, der ihn zum Könige gemacht, könne ihn auf dem Throne erhalten. Er dachte: „Wenn mein Volk an den Feſttagen hinauf ziehen wird nach Jeruſalem, dort in dem Tempel des Herrn zu opfern, ſo wird das Herz dieſes Volkes ſich wieder zu Roboam, dem Könige von Juda wenden; mich aber wird das Volk tödten.“ Er ließ daher, nach ſeiner übelverſtandenen Staatsklugheit, zwei goldene Kälber gießen, ließ ſie gegen beide Gränzen ſeines Reiches hin, das eine zu Bethel, und das andere zu Dan aufſtellen, ließ ihnen Tempel und Altäre errichten, und verführte das rohe, unwiſſende Volk, dieſe verabſcheuenswerthen Götzenbilder anzubeten. „Sieh, Iſrael, ſagte er, obwohl er ſelbſt dieſe Reden für Unſinn hielt, ſieh, dies ſind die Götter, die dich aus Aegypten geführt haben.“ Die Prieſter des Herrn aber weigerten ſich, dieſen Götzen zu dienen, und ſuchten auch das Volk davon abzuhalten. Da vertrieb ſie Jeroboam, und machte die Geringſten aus dem Volke zu Prieſtern. Auch ordnete er Feſttage an, und bemühte ſich, ſie jenen Feſten ähnlich zu machen, die zu Jeruſalem gefeiert wurden.

Als nun das erſte dieſer Feſte gefeiert werden ſollte, verſammelte ſich eine Menge Volkes zu Bethel; die abgöttiſchen Prieſter umgaben den Altar, das Rauchopfer darzubringen; der König Jeroboam ſelbſt trat an den Altar, um zuerſt Weihrauch in die Glut zu ſtreuen. Da kam, von dem Herrn geſandt, ein unbekannter Prophet aus Juda, ein ehrwürdiger Mann Gottes, und rief: „Altar! Altar! auf dir werden einſt die Gebeine der Götzenprieſter, die jetzt Weihrauch anzünden, von einem Sohne aus dem Hauſe Davids verbrannt werden. Und zum Zeichen, daß der Herr durch mich redet, wird der Altar in dieſem Augenblicke vor Aller Augen zerbrechen, und die Glut und Aſche, die darauf iſt, wird zerſtreut werden.“ Der König ſtreckte gegen den heiligen Mann ſeine Hand aus und rief: „Ergreift ihn!“ Allein augenblicklich verdorrte ſeine Hand, und er konnte ſie nicht mehr zurück ziehen. Der Altar ſtürzte um und zerbrach, und Kohlen und Aſche wurden weit umher zerſtreut. Der König entſetzte ſich und ſprach zu dem Manne Gottes: „Flehe zum Herrn, deinem Gotte und bitte für mich, daß meine Hand wieder hergeſtellt werde.“ Der Mann Gottes flehte zum Herrn, und die Hand des Königs ward wieder hergeſtellt, und er konnte ſie wieder bewegen, wie zuvor.

Allein dieſe nachdrückliche Warnung war an dem Könige vergebens; auch nach dieſem augenſcheinlichen Beweiſe wollte er nicht erkennen, daß der Menſch ohne Gott nichts ſey, und gegen den Willen Gottes nicht einmal eine Hand bewegen könne. Jeroboam ließ ſich von ſeiner Herrſchſucht ſo verblenden, daß er meinte, er könne ſeinen Thron, auf den ihn Gott erhoben hatte, nicht feſter begründen, als wenn er ſein Volk von der Anbetung des wahren Gottes abhalte und es zum Götzendienſt verleite. Er verharrte auf ſeinem böſen Wege.

Zu ſolchen Thorheiten und Verbrechen können Herrſchſucht und Ehrbegierde verleiten; ſo machen, wie wir ſchon an König Saul geſehen haben, Stolz und Hochmuth abtrünnig von Gott.

38. Abia, der Sohn Jeroboams wird krank.

Bald darauf wurde der Sohn des Königs Jeroboam, Namens Abia, der bereits ein blühender Jüngling war, gefährlich krank. Der bekümmerte Vater ſprach zur Königin: „Mache dich auf, verkleide dich, damit man dich nicht kenne, und gehe nach Silo, zu dem Propheten Achias. Nimm auch zehn Brode, einen Kuchen, und einen Topf voll Honig mit dir, und bring' es ihm zum Geſchenke. Dieſer Prophet, der mir vorausgeſagt hat, daß ich über dieſes Volk herrſchen werde, kann dir am beſten ſagen, was dieſe Krankheit für ein Ende nehmen werde.“

Die Verkleidung ſchien dem Jeroboam nothwendig, weil er ſeine Unterthanen in der Abgötterei erhalten, und ſie daher nicht merken laſſen wollte, daß er einen Propheten des wahren Gottes um Rath frage. Auch fürchtete er, wenn ſich die Königin zu erkennen gebe, ſo werde der Prophet, deſſen Ermahnungen Jeroboam nicht befolgt hatte, ihr kein Gehör geben, ſondern ſie mit Vorwürfen zurückweiſen.

Die Königin mochte es wohl etwas unſchicklich, ja gefährlich finden, verkleidet zu dem Propheten zu reiſen; aus mütterlicher Liebe aber war ſie dennoch dazu bereit. Sie kleidete ſich wie die Hausfrau eines gemeinen Landmannes, nahm die ländlichen Geſchenke zu ſich, und kam zu dem Hauſe des Propheten. Allein bevor ſie in das Haus trat, offenbarte ihm Gott, wer Diejenige ſey, die jetzt zu ihm komme, und was er ihr zu ſagen habe. Sobald nun der Prophet, deſſen Augen von hohem Alter dunkel und beinahe blind waren, ihre Fußtritte hörte, rief er: „Du Weib Jeroboams! Warum ſtelleſt du dich eine Andere zu ſeyn, als du biſt? Komm herein, ich habe dir eine harte Botſchaft zu verkünden. Sage dem Jeroboam: So ſpricht der Herr, der Gott Iſraels: Ich habe dich aus dem Volke erhoben, und dich zu einem Fürſten des Volkes Iſrael gemacht; du aber warſt nicht wie mein Diener David, der Meine Gebote gehalten hat, Mir von ganzem Herzen gehorchte und gethan hat, was Mir wohl gefiel! Du haſt dir Götzen und gegoſſene Bilder gemacht, und Mir den Rücken zugewendet! Sieh, darum will Ich Unglück bringen über das Haus Jeroboams und auch die letzten Nachkommen Jeroboams ausſegen, wie man den Unrath ausſegt, bis Alles rein iſt. Jeroboams Nachkommen, die in der Stadt ſterben, werden von den Hunden gefreſſen werden; die aber auf dem Felde ſterben, werden von den Vögeln des Himmels verzehrt werden.“

„Du aber, Jeroboams Weib, ſprach der Prophet zur Königin, kehre zurück nach Hauſe. Das Zeichen, daß ich dir Wahrheit geweiſſagt habe, ſoll dir dieſes ſeyn: Sobald deine Füße in das Thor der Stadt eintreten werden, wird dein Sohn ſterben. Laß dir indeß das zum Troſte ſeyn: Ganz Iſrael wird ihn beklagen und ihn ehrenvoll begraben. Er wird der Einzige ſeyn aus Jeroboams Nachkommen, der ehrlich begraben wird, weil er der Einzige iſt aus dem Hauſe Jeroboams, an dem der Herr, der Gott Iſraels, etwas Gutes gefunden.“

„Auch das Volk, ſprach der Prophet weiter, wird von der ſtrafenden Rechte des Herrn getroffen werden, daß es zittre und bebe, wie Schilfrohr, das vom Sturmwinde ergriffen wird; der Herr wird die Einwohner des Reiches Iſraels heraus reißen aus dieſem guten Lande, das Er ihren Vätern gegeben hat, und wird ſie zerſtreuen bis jenſeits des Fluſſes Euphrat, weil ſie von Jeroboam ſich zur Sünde verführen ließen und ſich der Verbrechen Jeroboams theilhaftig gemacht haben."

Die Königin ward über das, was ihr der Prophet von dem nahen Tode ihres geliebten Sohnes und von dem ſchrecklichen Schickſale ihres Hauſes und ihres Volkes vorausgeſagt hatte, höchſt beſtürzt. Die Worte des Propheten fingen auch ſogleich an in Erfüllung zu gehen. In dem Augenblicke, da die Königin in das Thor der Stadt trat, verſchied ihr geliebter Sohn; und der edle Jüngling wurde von ganz Iſrael beweint und feierlich begraben. Gott hatte ihn in der Blüthe zu ſich genommen, damit er den Jammer der kommenden Tage nicht erlebe. Jeroboams Nachkommen wurden, wie die weitere Geſchichte zeigt, von Gott geſtraft und auf eine ſchauerliche Weiſe von der Erde vertilgt, weil ſie ſo gottlos als Jeroboam waren, und durch ihre Abgötterei und Laſterhaftigkeit eine Peſt der Erde geworden wären. Ueber das ganze Volk kamen in der Folge die angekündeten Strafen Gottes, Jammer und

Elend, weil unter ihm Gottloſigkeit, Unzucht und alle Laſter über Hand nahmen. Gottvergeſſenheit und Sittenloſigkeit ſind auch jetzt noch der Sturz ganzer Familien und der Untergang ganzer Völker.

39. Der Prophet Elias.

Die nachfolgenden Könige Iſraels traten in Jeroboams Fußſtapfen ein; ſie waren der Abgötterei ergeben, und thaten viel Böſes vor dem Herrn. Der ſchlimmſte darunter war Achab. Es war ihm an Jeroboams goldenen Kälbern noch zu wenig; er betete auch noch den Baal, den Abgott der benachbarten Heiden an. Er baute ihm in der Stadt Samaria, wo jetzt die königliche Reſidenz war, einen Tempel, um den er einen Luſtwald von ſchattenreichen Bäumen pflanzte. Ueberdies nahm er Jezabel, die Tochter des Königs von Sidon, zur Gemahlin, die eine Götzendienerin war, und die Propheten des Herrn ermorden ließ.

Da trat der Prophet Elias vor den König Achab und ſprach zu ihm: „So wahr der Herr lebt, der Gott Iſraels, vor dem ich ſtehe: In dieſen Jahren ſoll weder Regen noch Thau kommen, bis ich es ſage.“ Achab ließ ſich durch dieſe Drohungen nicht beſſern; er trachtete vielmehr dem Elias heimlich nach dem Leben. Elias wußte dies nicht. Allein Gott, der über die Seinigen immer wacht, ſprach zu ihm: „Geh hinweg von hier, und verbirg dich am Bache Karith, der in den Jordan fließt. Trink da aus dem Bache Karith; den Raben habe Ich ſchon befohlen, dich zu ernähren.“ Elias gehorchte augenblicklich, ging hin, und hielt ſich am Bache Karith auf. Hier lebte er nun fern von allen Menſchen in der ſtillen, einſamen Wildniß nur für Gott, betete, betrachtete, und erwog in ſeinem Herzen beſtändig die Offenbarungen, Anordnungen und Geſetze Gottes. Die Raben brachten ihm alle Morgen und Abend Fleiſch und Brod, und ſeinen Trank ſchöpfte er ſich aus dem Bach.

Nach einer Zeit trocknete aber der Bach aus, weil es im ganzen Lande nicht mehr regnete. Elias ſaß nun da und hatte nichts mehr zu trinken. Da half ihm Gott wieder aus der Noth. „Steh auf, ſprach Er zu ihm, und geh nach Sarephta im Lande der Sidonier. Dort werde Ich einer Wittwe befehlen, dich zu ernähren.“ Elias gehorchte wieder, ſtand auf, und ging hin. Da er zum Thore der Stadt kam, erblickte er eine arme Wittwe, die Holz aufſammelte. Und ſieh — es war eben die Wittwe, zu der ihn Gott ſchickte. So ſchön weiß Gott Alles zu fügen und zu ordnen!

Elias war ſehr durſtig; er rief ihr daher ſogleich zu, und ſprach: „Ich möchte gerne trinken, hole mir doch ein wenig Waſſer in einem Kruge!“ Die Wittwe war ſehr gutmüthig und dienſtfertig. Sie ging den Augenblick. Da rief er ihr noch nach: „Ich bitte dich, bring mir doch auch einen Biſſen Brod mit.“ Sie ſprach: „So wahr der Herr, dein Gott lebt, ich habe kein Brod mehr, ſondern nur noch eine Hand voll Mehl im Mehlkaſten, und ein wenig Oel im Kruge Sieh! eben ſammle ich einige Stecklein Holz, dies Wenige für mich und meinen Sohn zu backen. Dies wollen wir noch eſſen, und dann ſterben.“ Und gewiß ſtanden ihr die Thränen in den Augen, als ſie dies ſagte.

So war auch ſie in der äußerſten Noth, und in Gefahr Hungers zu ſterben. Allein Gott ſchickte ihr zu rechter Zeit Hülfe. Elias ſprach: „Bekümmere dich nicht ſo! Geh du jetzt nur hin, und mache es, wie du geſagt haſt. Doch backe von dem wenigen Mehl zuerſt mir ein kleines Brod, und bringe mir's heraus; hernach backe für dich und deinen Sohn. Denn ſo ſpricht der Herr: „Das Mehl in dem Kaſten ſoll nicht abnehmen, und das Oel im Kruge ſoll nicht ausgehen bis auf den Tag, an dem der Herr wieder der Erde Regen geben wird.“ Sie ging hin, und bereitete im Vertrauen auf Gott, von dem wenigen Mehle zuerſt Brod für Elias und brachte es ihm. Hierauf bereitete ſie von dem Mehle, das nicht weniger geworden, Brod für ſich und ihren Sohn, und beide aßen voll des freudigſten Dankes gegen Gott. Und von dem Tage an nahm das Mehl in dem Kaſten nicht ab, und der Oelkrug wurde nicht leer, und Elias, die Wittwe und ihr Sohn lebten davon — nach dem Worte des Herrn, das er durch Elias geredet hatte.

Elias blieb in ihrem Hauſe. Nach einiger Zeit erkrankte ihr Sohn und ſtarb. Elias flehte inbrünſtig zu Gott dem Herrn, und der Herr erhörte das Gebet des Elias, und der Knabe ward wieder lebendig, und die Mutter ward von der Allmacht Gottes, und von Gottes Vaterliebe gegen Wittwen und Waiſen noch inniger überzeugt, und bekannte und rief: „Nun erkenne ich's, daß du ein Mann Gottes biſt, und daß Alles, was der Herr durch dich redet, die Wahrheit iſt.“

Auch da ſehen wir: Gott iſt immer Ebenderſelbe. Er iſt immer der **Allwiſſende**. Seine Vorſicht erſtreckt ſich über alle Menſchen. Er kennt jede Wittwe in ihrer Hütte, und weiß um jedes arme Waiſenkind. Er blickt in die Herzen aller Menſchen und ſieht ihre Geſinnungen. Er iſt der **Allgütige**. Er bekümmert ſich liebreich um alle unſre Angelegenheiten. Seinem Blicke entgeht es nicht, daß die Hand voll Mehl im Kaſten die letzte iſt und Seine Hülfe kommt zu rechter Zeit. Er iſt immer der Gerechte — immer ſtrenge gegen die Böſen, und mild und freundlich gegen die Guten. Während Er ein ganzes Volk, das Ihm ungehorſam iſt, mit der ſchrecklichſten Hungersnoth züchtigt — ernährt Er wunderbarer Weiſe eine arme Wittwe, die fromm, dienſtfertig, geduldig im Leiden iſt, und wiewohl ſie unter Götzendienern lebt, auf Ihn, den einzig wahren Gott vertraut. So kommen wir denn immer darauf zurück: „Thue Gutes, und vertraue auf den Herrn.“

40. Das Opfer des Elias.

Drei Jahre und ſechs Monate waren nun ſchon vorüber, ſeitdem ſich kein Wölklein mehr an dem Himmel ſehen ließ, kein Tröpflein Regen oder Thau mehr die Erde befeuchtete. Das Feld glich einer Wüſte, das ganze Land trauerte. Die Weinberge ſtanden ohne Blätter und Trauben da; Feigen- und Oelbäume waren ohne Saft; ganze Waldungen verdorrten. An eine Aernte war gar nicht mehr zu denken. Die Kornhäuſer ſtanden leer; die Scheuern fielen ein, weil man ſie nicht mehr brauchte. Das Hornvieh brüllte vergebens nach Futter und die Schafe verſchmachteten. Denn die ſonſt ſo ſchönen, grünen Auen waren wie von Feuer ausgebrannt, jeder Strauch wie von Flammen verſengt. Alle Waſſerquellen trockneten aus.

Mehrere Städte mußten Meilen weit zu Einer Stadt ziehen, um ihren Durſt zu ſtillen.

Ein ſo tauſendfaches Elend entſteht daraus, wenn Gott den Menſchen nur Eine Seiner Wohlthaten entzieht!

Den Iſraeliten gingen nun endlich die Augen einmal auf. Sie erkannten es, wer es ſey, der allein Thau und Regen und eine geſegnete Aernte gibt. Sie fragten wieder nach Gott. Da ſprach Gott zu Elias: „Geh hin, und zeige dich dem Achab; denn nun will Ich wieder regnen laſſen auf Erden.“ Elias ging hin, um ſich dem Könige Achab zu zeigen. Achab, der König ſelbſt, und ſein Hausmeiſter Abdias zogen eben, jeder auf einem beſondern Wege, im Lande umher, und ſuchten alle Quellen und Thäler auf, ob nicht etwa noch ſo viel Gras zu finden ſey, wenigſtens einige Pferde und Maulthiere des Königs zu retten, damit nicht gar alle umkämen. Elias begegnete dem Abdias, der ein ſehr frommer, gottesfürchtiger Mann war, und damals, als Jezabel die Propheten des Herrn ermorden ließ, hundert Propheten in zwei Höhlen verbarg, und ihnen, da er bei der großen Theurung nichts anders hatte, mit Brod und Waſſer das Leben erhielt. Als Abdias den Elias erblickte, fiel er vor ihm, als einem von Gott geſandten Propheten, auf ſein Angeſicht nieder, und rief erſtaunt: „Biſt du es wirklich, Elias?" Elias ſprach: „Ich bin's; gehe hin, und ſage deinem Herrn: „Elias iſt da." Abdias ſagte dem Elias, daß der König ihn zu ermorden trachte. „So wahr der Herr lebt, ſprach er, es iſt kein Volk noch Reich, wohin der König nicht Leute ausſandte, dich zu ſuchen; und wenn man überall antwortete: „Er iſt nicht da!" ſo forderte er von jedem Reiche und Volke einen Eid, daß man dich nicht gefunden habe." Elias ſprach: „So wahr der Herr der Heerſchaaren lebt, ich will heute vor Achab erſcheinen."

Abdias ging hin und ſagte es dem Könige, Elias komme. Achab eilte dem Elias entgegen und rief, ſobald er ihn erblickte: „Biſt du der Mann, der ſo viel Unglück über Iſrael bringt?" Elias ſprach: „Ich bringe Iſrael nicht in Unglück, ſondern du und deines Vaters Haus, weil ihr die Gebote des Herrn verlaßt, und dem Baal anhanget. Doch ſchick' nun Leute aus, und laß ganz Iſrael bei mir am Berge Karmel zuſammen kommen, und die vier hundert und fünfzig Propheten des Baals auch." Achab that's. Nun trat Elias zu allem Volke und ſprach: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Erkennet ihr den Herrn für den wahren Gott, ſo hanget Ihm allein an; haltet ihr aber den Baal dafür, ſo hanget dem Baal an." Das Volk konnte hierauf nichts antworten. Sie fühlten es vielleicht: Nur mit halben Herzen Gott anhangen ſey beinahe ſo ſchlimm, als Ihn ganz verlaſſen. Elias ſprach weiter: „Ich bin der einzige Prophet des Herrn, der noch übrig iſt; die Propheten Baals ſind aber vier hundert fünfzig. So gebt uns nun zwei Ochſen. Die Propheten Baals ſollen einen Ochſen nehmen, ihn in Stücke zerhauen, auf das Holz legen, aber kein Feuer darunter anzünden. Ich will den andern Ochſen nehmen, ihn auf's Holz legen, und auch kein Feuer darunter anzünden. Alsdann mögen ſie ihren Gott anrufen; ich aber will zu dem Herrn flehen. Welcher Gott nun mit Feuer vom Himmel antworten wird, der ſey unſer Gott.“ Da rief das ganze Volk zuſammen, und ſprach: „So iſt's recht; das iſt das Beſte.“

Elias ſprach hierauf zu den Propheten Baals: „Erwählt nun ihr zuerſt einen Ochſen, und ſchlachtet ihn, den eurer ſind Mehrere.“ Sie nahmen einen von den zwei Ochſen, und ſchlachteten ihn, und riefen den Baal an von früh Morgen bis Mittag, und ſchrien immer: „Baal, erhöre uns!“ Zugleich hüpften ſie unter vielen Kniebeugungen — ſo, daß es einem Tanze von Hinkenden ähnlich war — um den Altar herum. Aber da war weder Stimme noch Antwort.

Da es nun Mittag war, ſpottete Elias ihrer, und ſprach: „Schreiet noch lauter! Baal iſt ja nach eurer Meinung ein Gott. Vielleicht redet er mit Jemand, oder er iſt verreist, oder er ſchläft vielleicht, daß man ihn aufwecken muß.“ Dieſer Spott kam aber nicht aus böſem Herzen; Elias wollte dem Volke nur die Thorheit der Abgötterei recht handgreiflich machen, woran er auch recht that. Die Götzenprieſter ſchrien überlaut, und verwundeten ſich nach ihrem Gebrauche mit Meſſern und Pfriemen, daß das Blut über ſie herabrann, um den Baal zum Mitleid zu bewegen. Da aber der Mittag vorüber war, kamen ſie ganz außer ſich, und ſchrien fort bis gegen Abend. Allein da war weder Antwort, noch Erhörung.

Nun ſprach Elias zu allem Volke: „Kommt Alle her zu mir!“ Das Volk trat zu ihm, und er baute den Altar des Herrn, der eingefallen war, wieder auf. Er nahm dazu zwölf Steine — nach der Zahl der zwölf Stämme des ganzen Volkes Iſrael. Durch dieſes ſchöne Sinnbild wollte er andeuten, daß ſich nun wieder ganz Iſrael zur Verehrung des Einen wahren Gottes vereinigen ſolle. Um den Altar machte er einen breiten und tiefen Graben. Dann legte er das Holz auf den Altar, und zerſtückelte den Ochſen, und legte ihn auf das Holz. Hierauf ſprach er: „Holet vier große Geſchirre voll Waſſer, und gießet es auf das Brandopfer und das Holz.“ Sie thaten's. Er ſagte hierauf: „Thut es noch einmal.“ Sie thaten's noch einmal. Er ſprach: „Thut es zum dritten Male.“ Sie thaten es zum dritten Male, und das Waſſer lief um den Altar her, und der ganze Graben wurde voll Waſſer. Nun trat Elias zu dem Altar, und betete mit lauter Stimme: „Herr! Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs! Laß es heute kund werden, Du ſeyeſt Iſraels Gott — und daß ich, Dein Diener, dieſes Alles auf Deinen Befehl gethan habe. Erhöre mich, Herr! erhöre mich, damit dieſes Volk es inne werde, Du, o Herr! ſeyeſt allein Gott, und damit ſich ihre Herzen wieder zu Dir bekehren.“ Da fiel Feuer vom Himmel, und verzehrte das Brandopfer, und das Holz und die Steine und leckte ſogar das Waſſer in dem Graben auf. Als das Volk dieſes ſah, fiel es auf das Angeſicht nieder, und rief: „Der Herr iſt Gott! Der Herr iſt Gott!“

So kam das Volk zur Verehrung des wahren Gottes wieder zurück. Wie Moſes durch Wunder die wahre Erkenntniß und Verehruug Gottes unter dem Volke Iſrael gegründet hatte, ſo ſtellte Elias dieſelbe durch ein Wunder wieder her. Da die Menſchen die Wunder der Natur, die wir täglich vor Augen ſehen, nicht mehr achteten, ſo wollte Gott ſich ihnen durch außerordentliche

Wunder als den Herrn der Natur offenbaren. Wen ſollte dieſe Milde und Freundlichkeit Gottes, mit der Er ſich zu den ſchwachen Menſchen herabläßt, nicht innigſt rühren!

Elias befahl nun, die Baalspriester zu tödten — was dieſe elenden Betrüger, die das Volk zur Anbetung der Bilder verführt hatten, auch wohl verdienten. König Achab, der bei dem Opfer zugegen geweſen, widerſetzte ſich der Hinrichtung nicht. Er kümmerte ſich wenig um die Propheten Baals, ſondern ging auf den Berg Karmel, wohin er ſich eine Mahlzeit hatte bringen laſſen, und aß und trank. Elias aber ging noch weiter auf den Berg hinauf, und warf ſich auf die Knie nieder, und neigte ſich tief, und betete.

Nach ſeinem Gebete befahl er ſeinem Diener, auf die höchſte Spitze des Berges zu ſteigen, und gegen das Meer hin zu ſchauen, ob er keine Wolken aufſteigen ſehe. Der Diener ging hin, ſchaute, kam zurück und ſagte: „Ich ſehe nichts.“ Elias betete wieder, und ſchickte ſeinen Diener wieder auf die Bergſpitze, der wieder nichts bemerkte. So geſchah es ſieben Mal. Erſt das ſiebente Mal ſah der Diener ein kleines Wölklein, das nicht größer ſchien, als der Fußtritt eines Mannes, aus dem Meere empor ſteigen. Da ſchickte Elias den Diener ſogleich zu Achab, und ließ ihm ſagen: „Laß ſogleich deinen Wagen anſpannen, und fahre hinab, damit dich der Regen nicht überfalle.“ Achab gehorchte und fuhr eilig nach Jezrahel, wo er eine Sommerreſidenz hatte. Und ſieh, ehe man ſich's verſah, erhob ſich ein ſtarker Wind, der ganze Himmel wurde ſchwarz von Wolken und ein gewaltiger Regen rauſchte hernieder. So viel vermag das Gebet des Gerechten; ſo wurde das Gebet des Elias erhört.

O wie wird ſich da Alles gefreut, und gleichſam neu aufgelebt haben! Das dürre Land wurde erfriſcht, und bald wieder in einen blühenden Garten verwandelt! Möchten wir doch bei jedem erquickenden, fruchtbaren Regen daran denken, was für eine große Wohlthat Gottes er iſt!

Die ganze Begebenheit zeigt wieder, wie Gott auch jetzt noch mit den Sündern verfahre. Erſt erſchüttert Er ſie durch Elend, dann belehret Er ſie durch Worte und Thaten weiſer Menſchen, endlich erfreut Er ſie wieder mit Seinen Wohlthaten. O, wer ſollte Gottes väterliche Hand nicht küſſen, auch wenn ſie ſtraft!

41. Elias in ſeiner Betrübniß von Gott getröſtet.

Sobald König Achab zu Jezrahel angekommen war, erzählte er der Königin Jezabel Alles, was vorgegangen war — wie die Flamme vom Himmel das Opfer des Elias verzehrt habe, der erquickende Regen auf das Gebet des Elias erfolgt ſey, und wie Elias die Baalsprieſter habe hinrichten laſſen. Allein Jezabel achtete nicht auf die augenſcheinlichen Wunder, durch die Gott ſich als den einzig wahren Gott zu erkennen gegeben hatte. Das böſe, herrſchſüchtige Weib ergrimmte, und ſprach über Elias das Todesurtheil aus. Sie ließ es ihm ankünden und ihm ſagen: „Die Götter ſollen mich ſtrafen, wenn ich nicht morgen um dieſe Stunde dir das Leben nehmen laſſe, wie du den Propheten Baals das Leben genommen haſt.“ Achab, der ſich von der Königin beherrſchen ließ, war zu ſchwach, ſich ihr zu widerſetzen und ſo war der Tod des Elias beſchloſſen.

Elias fürchtete ſich, als er dieſes vernahm, und entfloh in die große ägyptiſche Wüſte. Nachdem er eine Tagreiſe weit in die Wüſte hineingegangen war, ſetzte er ſich ermüdet, hungrig und durſtig und ſehr betrübt unter einen Wachholderbaum und ſprach: „Nun habe ich genug gelebt! Nimm, o Herr! meine Seele hinweg; denn ich bin nicht beſſer als meine Väter.“

Auch wir haben manchmal unſre trüben, traurigen Stunden! Allein das darf uns nicht wundern, da ſogar Elias, der ſonſt einen ſo hohen Muth hatte, verzagt und kleinmüthig wurde. Wir ſollen da erkennen, daß aller Muth, alle Freudigkeit der Seele nur von Gott komme.

Elias war ſo betrübt, weil es ihm ſchien, Alles, was er zur Verherrlichung Gottes gethan habe, ſey vergebens; die wahren Anbeter Gottes würden nun doch den Götzendienern unterliegen müſſen, und Jezabel und ihr Anhang werde den Sieg davon tragen. Allein Gott tröſtete ihn. Elias legte ſich nieder und entſchlief in dem Schatten des Wachholderbaumes. Da kam ein Engel des Herrn, berührte ihn und ſprach zu ihm: „Stehe auf und iß.“ Elias erwachte, blickte um ſich, und ſah neben ſeinem Haupte ein geröſtetes Brod und ein Geſchirr mit Waſſer. Er aß und trank etwas Weniges, und ſchlief wieder ein. Der Engel des Herrn weckte ihn zum zweiten Male und ſprach: „Stehe auf und iß, denn der Weg, den du noch zu gehen haſt, iſt weit.“ Elias ſtand auf, und aß und trank, und ward von dieſer Speiſe ſo geſtärkt, daß er vierzig Tage und vierzig Nächte lang ohne eine andere Nahrung die Wüſte durchwandern konnte. Er kam an den Berg Horeb, und übernachtete in einer Höhle des Berges. Da vernahm er eine Stimme, die ihm befahl heraus zu kommen auf den Berg, denn der Herr werde ſich ihm nahen — nicht im Sturme, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, die vor Ihm hergehen werden; ſondern ein ſanftes Säuſeln der Luft werde Gottes Nähe andeuten. Sogleich erhob ſich ein mächtiger, furchtbarer

Sturm, der Berge zerriß und Felſen ſpaltete; nach dem Sturme kam ein Erdbeben; nach dem Erdbeben aufloderndes Feuer, und nach dem Feuer — gelindes, ſanftes Säuſeln der Luft. Da Elias dieſes hörte, verhüllte er aus Ehrfurcht vor Gott ſein Angeſicht mit ſeinem Mantel, trat unter die Oeffnung der Höhle und der Herr ſprach zu ihm: „Was machſt du hier, Elias?"

Elias ſprach: „Ich brannte von Eifer für den Herrn, den Gott der Heerſchaaren, weil die Söhne Iſraels Deinen Bund gebrochen, Deine Altäre zerſtört, und Deine Propheten mit dem Schwerte getödtet haben; ich allein bin noch übrig geblieben und auch mir trachten ſie nach dem Leben."

Der Herr ſprach: „Gehe hin, und kehre auf eben dem Wege, den du gekommen biſt, wieder zurück durch die Wüſte. — Ich habe Mir in Iſrael noch ſieben tauſend Mann bewahrt, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben." Auch erhielt Elias von Gott den Befehl: Hazael, einen Diener des Königs von Syrien, zum Könige von Syrien; Jehu, den Feldherrn des Königs von Iſrael, zum Könige von Iſrael; Eliſäus aber, einen gottesfürchtigen, rechtſchaffenen Landmann, zum Propheten zu ſalben. Zugleich ward ihm verheißen, die Abgötterei mit all ihren Anhängern werde von Hazael und Jehu vertilgt werden;

Eliſäus aber werde als Gehülfe und Nachfolger des Elias dazu mitwirken, daß die Anbetung des wahren Gottes wieder hergeſtellt werde.

Gott hatte ſich dem Elias nicht im Sturmwinde, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, ſondern im ſanften Säuſeln der Luft offenbaren wollen, damit Elias ſeinen zu heftigen Eifer mäßigen lerne. Auch wir ſollen da lernen, daß Gott, dem die ganze Natur gehorcht und Sturmwind, Erdbeben, Feuer und was es nur Furchtbares und Schreckliches gibt, zu Gebot ſtehen, davon nur gegen die verſtockteſten Sünder Gebrauch mache, viel lieber aber die Menſchen durch Milde und Sanftheit leite, und daß wir Ihm nachahmen und nicht begehren ſollen, die Welt gleichſam im Sturme zu beſſern. Dem Elias war es ein großer Troſt, daß Gott ſich ſo viele Tauſende bewahrt habe, die ihre Kniee niemals vor Baal gebogen haben. Auch wir können, wenn uns der Unglaube und das Verderbniß der Welt betrübt, uns ſicher damit tröſten, daß Gott noch viele Tauſende habe, die ihre Kniee vor den Götzen dieſer Welt — eitler Ehre, Sinnenluſt und den vergänglichen Gütern der Erde — nicht beugen, ſondern mit aufrichtigem, treuem Sinne Gott allein anhangen.

Elias kehrte durch die Wüſte zurück, und vollzog Alles, was Gott ihm befohlen hatte. Als er in die Gegend von Damaskus kam, pflügten Eliſäus und ſeine Leute eben das Feld mit zwölf Joch Ochſen. Elias trat zu Eliſäus, und warf ihm ſeinen Mantel um, zum Zeichen, daß er ihn zum Propheten einweihe. Eliſäus ſtellte ſogleich ſeine Feldarbeit ein, und ſprach zu Elias: „Ich bitte dich, laß mich nur noch von meinem Vater und meiner Mutter Abſchied nehmen!“ Elias geſtattete ihm das gern, und Eliſäus ging hin, von Vater und Mutter und all den Seinigen Abſchied zu nehmen. Zum Zeichen, daß er ſeinem bisherigen Berufe entſage, zerſchlug er ſeinen Pflug, ſchlachtete die zwei Ochſen, mit denen er gepflügt hatte, zündete mit dem Holze des Pfluges das Feuer an, bei dem er das Fleiſch der Ochſen zu einer Abſchiedsmahlzeit für ſeine Leute und für alles Volk kochte. Hierauf ſtand er auf, und ging hin, und wurde des Elias Jünger, und beſtändiger Gefährte und Diener.

42. Achabs und Jezabels Grauſamkeit.

Nahe an dem Pallaſte Achabs zu Jezrahel hatte Naboth, ein Bürger von Jezrahel, einen Weinberg. Da ſprach Achab zu Naboth: Gieb mir deinen Weinberg; ich will mir einen Garten daraus machen, weil er ſo nahe an meinem Hauſe liegt. Ich will dir einen andern Weinberg, oder, wenn es dir lieber iſt, ſo viel Geld dafür geben, als er werth iſt.“ Allein Naboth ſagte: „Davor behüte mich Gott, daß ich mein väterliches Erbtheil verkaufen ſollte.“ Denn damals war den Menſchen Alles, was ſie von ihren Aeltern geerbt hatten, ſo lieb und werth, wie ein Heiligthum. Sie hätten es für Sünde gehalten, ſo etwas zu verkaufen. Eine Sitte, die, als eine Frucht der kindlichen Ehrfurcht, gewiß nicht zu tadeln iſt!

Achab ging unwillig nach Samaria zurück. Er knirſchte mit den Zähnen, legte ſich auf das Bett hin, kehrte das Geſicht gegen die Wand, und mochte weder eſſen noch trinken. Alle ſeine Reichthümer freuten ihn nicht mehr, weil er den Weinberg nicht bekommen hatte. Die ganze Welt war ihm zuwider und ſein Leben verhaßt. Mit all ſeiner königlichen Hoheit war er ein elender Menſch — weil er ſich ſelbſt nicht beherrſchen konnte.

Jezabel, die Königin, ging zu ihm hinein, und ſagte: „Was iſt dir? Was fehlt dir? Warum iſſeſt du nicht?“ Achab erzählte ihr ſein Geſpräch mit Naboth. Da ſagte Jezabel: „Du wäreſt mir ein herrlicher König, wenn du ihm ſo nachgäbeſt. Steh auf und iß, und ſey gutes Muths. Ich will dir den Weinberg verſchaffen.“ Sie ſetzte ſich hin, und ſchrieb in dem Namen Achabs an die Aelteſten und Vorgeſetzten der

Stadt Jezrahel einen Brief und verſiegelte ihn mit dem Siegelringe des Königs. In dieſem Briefe ſtand: „Laßt einen Buß- und Trauertag ausrufen (wie man zu thun pflegt, wenn Jemand ein recht ſchreckliches Verbrechen begangen hat). Setzet den Naboth unter dem verſammelten Volke oben an. Beſtellt heimlich zwei Männer, Söhne Belials, (Leute, die ſich zu Meineid und Mord dingen laſſen,) die ſollen ein falſches Zeugniß wider ihn ablegen, und ausſagen: „Er hat Gott und den König geläſtert. Alsdann laßt ihn hinausführen, und zu todt ſteinigen.“ Sie machten es ſo. Der unſchuldige Naboth wurde geſteinigt — und die Hunde legten ſein Blut auf!

So grauſam kann die Habſucht, und jede andere unordentliche Leidenſchaft machen!

Sobald Jezabel Naboths Ermordung vernahm, ſagte ſie zu Achab: „Geh nun hin, und nimm den Weinberg Naboths, den er dir nicht für Geld geben wollte, umſonſt in Beſitz. Denn Naboth lebt nicht mehr, ſondern er iſt todt.“ Achab reiste ſogleich nach Jezrahel, und ging in den Weinberg. Elias aber kam, von Gott geſandt, zu Achab in den Weinberg, und ſagte zu ihm: „So ſpricht der Herr: Biſt du Mörder und Erbe zugleich? — Auf dem nämlichen Platze, wo die Hunde das Blut Naboths aufgeleckt haben, ſollen ſie auch dein Blut auflecken. Jezabel aber ſoll an den

Mauern Jezrahels von den Hunden aufgefreſſen werden.“

Was Gott vorausgeſagt hatte, geſchah. Nach etwa drei Jahren fing Achab mit dem Könige von Syrien Krieg an. Benadat, der König von Syrien, Hazaels Sohn, befahl vor der Schlacht den zwei und dreißig ſeiner tapferſten Helden, ihren Angriff einzig auf die Perſon des Königs Achab zu richten. Sie konnten ihn aber nirgends entdecken; denn Achab hatte, um ſicher zu ſeyn, die königliche Kleidung abgelegt, und ſich wie ein gemeiner Krieger gekleidet. Allein ein Bogenſchütz ſchoß aufs Ungewiſſe unter die Schaar der Iſraeliten, und der Pfeil traf nach Gottes geheimer Lenkung, den König Achab in die Bruſt. Man führte ihn, tödtlich verwundet, auf ſeinem Kriegswagen nach Hauſe. Das Blut aus der Wunde floß im Wagen herum. Abends ſtarb Achab. Als man den Wagen wuſch, leckten die Hunde ſein Blut auf — an eben dem Platze, wo Naboth war geſteinigt worden.

Jehu, den Gott zum Könige über Iſrael zu ſalben befohlen hatte, kam in der Folge nach Jezrahel. Als Jezabel von ſeiner Ankunft hörte, ſchminkte ſie ihr Angeſicht, zierte ihr Haupt, und ſah, da er auf das Schloßthor zufuhr, zum Fenſter heraus. Der König rief den Hofbedienten, die neben ihr ſtanden: „Werft ſie herunter.“

Sie warfen ſie herunter. Die Mauern des Pallaſtes wurden mit ihrem Blute beſpritzt, und die Hufe der Pferde zertraten ſie. Nach der Tafel befahl König Jehu, man ſoll nach ihr ſehen und ſie begraben. Allein man fand nichts mehr von ihr, als den Schädel, die Füße und die flachen Hände. Das Uebrige hatten die Hunde ſchon aufgefreſſen.

So gingen die Worte des Elias in Erfüllung; ſo ziehen gräßliche Verbrechen gräßliche Strafen nach ſich!

43. Eliſäus, der Nachfolger des Elias.

Nunmehr kam die Zeit, da Gott den Elias, wie einſt den Henoch, zu ſich nehmen wollte. Er that es auf eine wundervolle Weiſe, um dem Eliſäus und den übrigen Jüngern des Elias anzudeuten, das Abſcheiden des Gerechten von dieſer Welt ſey gleichſam nur eine Reiſe in ein beſſeres Land. Indem Elias und Eliſäus mit einander längs dem Jordan Fluſſe hin gingen, und Abſchied von einander nahmen, erſchienen zwiſchen ihnen plötzlich Pferde und Wagen von ſo feurigem Glanze, als beſtänden ſie ganz aus Feuer. Ein mächtiger Sturmwind erhob ſich. Elias fuhr im Sturme empor gegen den Himmel, und Eliſäus ſah nichts mehr von ihm. Nur den Mantel, der dem Elias entfallen war, fand er und nahm ihn zu ſich. Fünfzig Jünger des Elias, die jenſeits des Fluſſes ſtanden, hatten Alles mit angeſehen; ſie ſuchten Elias, ihren Lehrer und Freund, drei Tage lang auf Bergen und in Thälern, konnten aber nichts mehr von ihm finden!

Der Geiſt des Elias ruhte von nun an auf Eliſäus. Eliſäus machte von der Wundergabe, die Gott ihm verliehen, den wohlthätigſten Gebrauch. Einmal kam eine arme Wittwe zu Eliſäus, und ſagte zu ihm: „Mein Mann iſt geſtorben! Du weißt es ſelbſt, daß er Gott fürchtete. Und nun kommt der Schuldherr daher, und will mir meine zwei Söhne zu leibeigenen Knechten wegnehmen.“ Eliſäus ſprach: „Was willſt du, daß ich thun ſoll? Was haſt du noch im Hauſe?“ Sie antwortete: „Nichts mehr, als ein wenig Oel.“ „So geh; hin, ſprach Eliſäus, und entlehne von allen deinen Nachbarn leere Geſchirre, ſo viel du bekommen kannſt. Dann geh' mit deinen Söhnen in dein Haus und ſchließ die Thüre zu, und gieß Oel aus dem Kruge in die leeren Geſchirre — ſo werden ſie alle voll werden.“ Die Wittwe machte es ſo. Ihre zwei Söhne reichten ihr die Geſchirre hin, und ſie goß von dem Oele hinein. Als bereits, ohne daß ſie es bemerkte, alle Geſchirre voll waren, ſagte ſie zu dem einen Sohne: „Gib mir noch ein Geſchirr her!“ Er ſagte: „Es iſt keines mehr da!“ und augenblicklich ſtand das Oel. Sie erzählte es dem Propheten. Er ſprach: „Geh' nun hin, und verkaufe das Oel, und bezahle deine Schulden. Von dem Oele aber, das übrig bleibt, lebe mit deinen Söhnen.“

Aus dieſer kleinen Erzählung können wir lernen, daß wir gegen arme Wittwen und Waiſen nicht hart ſeyn ſollen, wie dieſer Schuldherr, ſondern mild und wohlthätig, wie der Prophet. Zugleich mögen wir auch lernen, daß es Pflicht ſey, Schulden ſobald möglich, zu bezahlen.

Nach einiger Zeit entſtand eine große Hungersnoth in dem Lande. Die Jünger der Propheten, die auch Mangel hatten, kamen zu Eliſäus. Der wohlthätige Mann Gottes ſagte zu ſeinem Diener: „Setze einen großen Topf zum Feuer, und koche Gemüſe für ſie.“ Einer der Jünger ging hinaus, Feldkräuter zu ſammeln. Er fand ein Gewächs, das wie ein Weinſtock ausſah. Er kannte es nicht. Dennoch ſammelte er, was eine große Unvorſichtigkeit war, einen ganzen Mantel voll Früchte davon, brachte ſie heim, und ſchnitt ſie in den Topf an das Gemüſe. Als man es nun anrichtete und ſie davon aßen, riefen ſie: „O Mann Gottes! Der Tod iſt in dem Topf. Es iſt Gift!“ Eliſäus ſprach: „Bringt mir Mehl her!“ Sie brachten es. Er that es in den Topf und ſagte:

„Jetzt richtet an.“ Und nun war nichts Schädliches mehr in dem Topfe.

Es gibt mancherlei giftige Kräuter, Beeren und Schwämme. Dieſe muß man kennen lernen, oder wenigſtens durchaus nichts von ſolchen Gewächſen genießen, die man nicht kennt. Es gibt auch viele natürliche Mittel, Menſchen, die durch Gift oder andere Zufälle in ſchnelle Lebensgefahr gerathen ſind, zu retten. Auch dieſe Mittel kennen zu lernen, iſt Pflicht, weil man dadurch manchem Unglücklichen eine eben ſo große Wohlthat erweiſen kann, als hier der Prophet ſeinen Jüngern.

Eliſäus erwies aber den Menſchen nicht blos leibliche, ſondern ganz vorzüglich geiſtliche Wohlthaten. Er hatte, nach dem Beiſpiele des Elias, viele Jünger, die er unterrichtete und zu Propheten bildete, damit ſie einſt dem Volke Iſrael den wahren Gott und Gottes heilige Gebote verkünden möchten. Die Zahl ſeiner Jünger wurde immer größer. Da ſagten ſie denn einmal zu ihm: „Sieh! der Raum, in dem wir beiſammen wohnen, iſt zu enge. Wir wollen an den Jordan hingehen, und Holz fällen, daß ſich jeder eine Hütte bauen kann.“ Der Prophet ging ſelbſt mit ihnen. Da ſie nun Holz fällten, fiel einem das Eiſen von dem Stiele der Axt in das Waſſer. Er ſchrie: „O weh, o weh, mein Herr! —

Dazu iſt die Axt noch entlehnt.“ Eliſäus ſprach: „Wo iſt das Eiſen hinein gefallen?“ Der Jünger zeigte ihm den Ort. Eliſäus hieb ein Holz ab, und ſtieß in das Waſſer — da ſchwamm das Eiſen auf dem Waſſer daher. Der Prophet ſprach nun: „Nimm es!“ Der Jünger ſtreckte die Hand aus, und nahm es. So beſorgt war der Jünger, ſo bemüht war der Prophet, damit ſie fremdes Eigenthum wieder zurück geben konnten.

Aus dieſer, ſo wie aus der vorigen Erzählung ſehen wir, daß Eliſäus und ſeine Jünger in großer Armuth lebten. Sie trachteten nur nach himmliſchen Gütern, und achteten die irdiſchen Güter gering. Sie begnügten ſich mit den einfachſten Nahrungsmitteln, mit Mehlſpeiſen und Gemüſen. Die armen, hölzernen Hütten, in denen ſie wohnten, waren von ihrer Hand erbaut. Sogar die Axt, die ſie dazu nöthig hatten, war entlehnt. Bei all ihrer Armuth war ihnen fremdes Eigenthum heilig. So ſollen auch wir von den Gütern dieſer Erde nicht mehr verlangen, als wir zum Leben nothwendig haben, und lieber an unſerm eigenen Gute Schaden leiden wollen, als Andern, auch ohne unſer Verſchulden, einen Schaden zufügen.

Ein ſo ehrwürdiger heiliger Mann Eliſäus war, der allen Menſchen wohl wollte, und keinem Menſchen ein Leid zufügte, ſo wurde er von den

Götzendienern im Lande dennoch gehaßt und verachtet. Als er einmal nach Bethel ging, da kamen aus dem Städtchen, das auf einem Berge lag, kleine Knaben heraus, verſpotteten ihn und ſchrien, wahrſcheinlich von ihren abgöttiſchen Aeltern dazu angeſtiftet: „Kahlkopf, komm herauf! Kahlkopf, komm herauf!“ Eliſäus ſah ſie an, und verkündigte ihnen, daß Gott ihren Muthwillen ſchrecklich beſtrafen werde. Sogleich kamen zwei Bären aus dem Walde heraus, und zerriſſen zwei und vierzig dieſer böſen Kinder.

Gott zeigte hier, wie ſehr es ihm mißfalle, wenn man die ehrwürdigen Diener Gottes und Lehrer der Religion verſpottet und verlacht. Solche Frevel läßt Gott auch an Kindern nicht ungeſtraft. Kinder, die im Unglauben an Gott und Verachtung ſeiner Diener aufwachſen, nimmt Er oft durch einen frühen und nicht ſelten ſchauerlichen Tod von der Erde hinweg, weil ſie doch nur böſe Menſchen werden und in der Welt nichts als Böſes ſtiften würden.

44. Eliſäus und Naaman.

Naaman, der oberſte Feldherr des Königs von Syrien, war ein trefflicher Mann und ſtand bei ſeinem Herrn in hohen Ehren. Denn durch ihn hatte Gott Syrien zur Zeit der Kriegsnoth errettet. Er war überaus tapfer und reich; dabei aber, — wie denn oft ein einziger Umſtand einem alle Erdenherrlichkeit verbittern kann — war er ausſätzig. Der Ausſatz iſt eine noch häßlichere Krankheit, als die Kinderblattern, und beinahe unheilbar.

Einmal fielen nun einige Kriegsleute aus Syrien in das Land Kanaan ein, und führten ein kleines Mädchen gefangen mit fort. Naamans Frau nahm das Mädchen in den Dienſt. Das gute Kind hatte mit Naaman großes Mitleiden. „Ach,“ ſagte es zu der Frau, „wenn mein Herr doch bei dem Propheten in Samaria wäre! der würde ihn gewiß von ſeinem Ausſatze befreien.“ Die Frau ſagte dies ihrem Herrn, und der Herr dem Könige.

Der König ſprach: „Reiſe hin, ich will dem Könige von Iſrael einen Brief ſchreiben.“ Naaman reiſte hin, und nahm ſechs tauſend Goldſtücke, zehn Talente Silber und zehn Feſtkleider mit ſich, und brachte den Brief dem Könige in Iſrael. Der Brief lautete ſo: „Wenn du dieſen Brief erhälſt, ſo wiſſe: Ich habe meinen Diener Naaman zu dir geſchickt, damit du ihn von ſeinem Ausſatze heileſt.“ Da der König in Iſrael dieſen Brief las, machte er vor Entſetzen und Unwillen einen Riß in ſein Kleid und ſprach: „Bin ich denn Gott, der tödten und lebendig machen kann, daß er zu mir ſchickt, ich ſoll dieſen Mann da von ſeinem Ausſatze befreien? Merket und ſehet, wie er Händel mit mir ſucht.“

Eliſäus aber ſchickte zu dem Könige und ließ ihm ſagen: „Warum zerriſſeſt du deine Kleider? Laß ihn zu mir kommen. Er ſoll inne werden, daß ein Prophet in Iſrael iſt.“ Naaman kam mit Roß und Wagen zu Eliſäus, und hielt vor ſeiner Hausthüre. Denn es war den Ausſätzigen verboten, ein fremdes Haus zu betreten. Eliſäus ſchickte ſeinen Diener zu ihm heraus, und ließ ihm ſagen: „Geh hin, und waſche dich ſiebenmal in dem Jordan, ſo wirſt du rein werden von deinem Ausſatze.“ Naaman wurde darüber ſehr zornig, und ſagte: „Ich hätte doch geglaubt, er ſollte zu mir heraus kommen, und den Namen des Herrn, ſeines Gottes, über mich anrufen, und den Ausſatz mit der Hand berühren, und mich ſo heilen. Sind denn Abanna und Pharphar, die Flüſſe in Syrien nicht beſſer, als alle Flüſſe in Iſrael, daß ich mich gerade in dieſen waſchen, und durch ſie rein werden ſoll?“ Er wandte ſich und zog unwillig weiter.

So gut Naaman war, ſo war er doch noch nicht ganz gut, weil er noch ſo leicht zu beleidigen und ſo empfindlich war. Dieſe Empfindlichkeit iſt ein großer Fehler; denn ſie kommt meiſtens vom geheimen Stolze her. Wir wollen trachten, ſie ſammt ihrer Wurzel, dem Stolze, aus unſerm Herzen auszurotten.

Naamans Diener, die ſehr vernünftige, aufrichtige Leute waren, und ihren Herrn herzlich lieb hatten, gingen zu ihm hin, und ſagten zu ihm: „Lieber Vater! Wenn dir der Prophet auch etwas Großes befohlen hätte, ſollteſt du es nicht thun? Wie vielmehr, da er blos ſagt: „Waſch' dich, ſo wirſt du rein.“ Ein gutes Wort findet, wie das alte Sprichwort ſagt, ein gutes Ort. Naaman ließ ſich ſogleich wieder beſänftigen. Er beſiegte ſeinen Stolz; und das war ſchön und edel von ihm, und es gereute ihn auch nicht. Dieſer ſo empfindliche Stolz, der ſo manches Unheil unter den Menſchen anrichtet, hätte auch ihn bald um einen großen Segen des Himmels gebracht. Die Beſiegung ſeines Stolzes aber brachte ihm, wie wir ſogleich hören werden, großes Heil.

Naaman ging an den Jordan hinab, und wuſch ſich ſiebenmal, und wurde von dem Ausſatze rein, und ſah wieder ſo friſch und geſund aus, wie ein junger Knabe. Da kehrte er hoch erfreut mit ſeinem ganzen Gefolge zum Propheten zurück, ging, da er nun von dem Ausſatze vollkommen gereiniget war, ſogleich zu ihm hinein in das Haus, und ſagte: „Nun ſehe ich wahrhaftig, daß es auf dem ganzen Erdboden keinen andern Gott gibt, als der Gott iſt, den die Iſraeliten anbeten.

Ich bitte dich, nimm jetzt auch von deinem Knechte dieſes Geſchenk an.“ Er wollte ihm Gold und Silber und prächtige Kleider geben.

Allein Eliſäus ſprach: „So wahr der Herr lebt, vor Dem ich hier ſtehe, ich nehme nichts an.“ Naaman wollte ihn mit aller Gewalt bereden, das Geſchenk zu nehmen. Er nahm es aber durchaus nicht an, und ſagte zu ihm: „Geh hin im Frieden!“

Naaman gibt uns hier ein ſchönes Beiſpiel der Dankbarkeit. Erſt gibt er Gott die Ehre, dann dankt er durch Wort und That demjenigen, durch den Gott ihm die Wohlthat erwieſen hat.

Eliſäus iſt uns ein eben ſo ſchönes Beiſpiel uneigennütziger Güte. Er hätte reich werden können, und lebte dennoch lieber mit Wenigem zufrieden, that viel Gutes und verlangte Nichts dafür.

Was aber in dieſer Geſchichte beſonders für euch, meine lieben Kinder! ſehr ſchön und rührend iſt, — das iſt das kleine Dienſtmädchen, welches darin vorkommt, und durch Vertrauen auf Gott und Mitleid gegen die Menſchen die erſte Urſache war, daß ein mächtiger Feldherr von ſeiner Krankheit befreit ward, und zum Glauben an Gott kam. So können auch ſchon Kinder, wenn ſie fromm und gut ſind, viel Gutes ſtiften!

43. Giezi, der Diener des Eliſäus.

Giezi, der Diener des Propheten, dachte nicht ſo edel, wie ſein Herr. „Was? ſagte er, als Naaman fort war, bei ſich ſelbſt; mein Herr hat dieſen Syrer da geſchont, und von Allem, was er ihm gebracht hat, nichts genommen? So wahr der Herr lebt, ich will ihm nachlaufen, und etwas von ihm annehmen.“ Er lief ihm eilends nach. Da Naaman ſah, daß der Diener des Propheten ihm nachlief, dachte er, es ſey vielleicht etwas Unangenehmes vorgefallen; er ſprang von dem Wagen herab, ging ihm entgegen und fragte: „Steht noch Alles wohl?“ „Recht wohl! antwortete Giezi. Mein Herr ſchickt mich blos her, und läßt dir ſagen: Gerade kamen zwei Jünglinge aus dem Gebirge zu mir, welche Jünger der Propheten ſind. Gib ihnen ein Talent Silber und zwei Feſtkleider.“ Naaman ſagte: „Es iſt beſſer, du nimmſt zwei Talente: „Er nöthigte ihn, ſie anzunehmen, und band das Silber in zwei Säcke, legte die Kleider dazu, und gab ihm zwei ſeiner Diener mit, die es ihm tragen mußten.

Da Giezi des Abends zu Hauſe ankam, nahm er von den zwei Männern das Geld und die Kleider, ſchickte die Männer zurück, und verſteckte Geld und Kleider in ſeinem Hauſe. Darauf ging er zu ſeinem Herrn hinein, und blieb ſo vor ihm ſtehen, um zu hören, ob er nichts zu befehlen habe. Eliſäus ſprach: „Wo kommſt du her, Giezi?“ Giezi ſagte: „Ich bin nirgends hingekommen.“ Da ſprach Eliſäus: „Meinſt du, ich ſey im Geiſte nicht gegenwärtig geweſen, als der Mann von dem Wagen ſtieg, und dir entgegen ging? War dies die Zeit, Kleider und Silber anzunehmen, um dir Oelgärten und Weinberge, Ochſen und Schafe, Knechte und Mägde dafür anzuſchaffen? Der Ausſatz Naamans wird über dich kommen, und dir anhängen — auf immer.“ Giezi ging hinaus, über und über von dem Ausſatze weiß, wie der Schnee.

Dieſe Strafe iſt eine nachdrückliche Warnung für Alle, die ſo niederträchtig und eigennützig, ſo lügenhaft und betrügeriſch ſind, wie Giezi.

46. Der Prophet Jonas.

Gott ſendete ſeine Propheten nicht nur an die Bewohner der Königreiche Iſrael und Juda, ſondern auch in andere Königreiche, damit ſie Ihn erkennen und ſeine Gebote befolgen möchten. Denn Er will alle Menſchen ſelig machen. Er ſprach zu dem Propheten Jonas: „Mache dich auf und gehe in die große Stadt Ninive, und predige dort. Denn ihre Bosheit iſt aufs höchſte geſtiegen; ſie reicht bis zum Himmel.“

Jonas ward ſehr beſtürzt und hielt ſich für zu gering, in Ninive, der Hauptſtadt des Königreiches Aſſyrien, einer der volkreichſten und prachtvollſten Städte der Welt, als Bußprediger aufzutreten. Es ward ihm ſehr angſt; in ſeiner Bangigkeit und Verwirrung machte er ſich auf, ging nach Joppe, einer Stadt am Meere, traf dort ein Schiff an, gab ſein Fahrgeld, ſtieg ein, und wollte über das Meer fahren — um Gott zu entfliehen. Allein wer könnte dieſes? Gott ließ einen großen Sturmwind kommen; es entſtand ein furchtbares Ungewitter auf dem Meere, und des Schiff ging beinahe in Trümmer. Die Schiffsleute erſchraken, und warfen alle Waaren und Geräthſchaften in's Meer, damit das Schiff leichter werde; und da Reiſende von verſchiedenen heidniſchen Völkern auf dem Schiffe waren, ſo ſchrie jeder zu ſeinem Gott. Alle beteten; denn auch der roheſte Menſch fühlt ſich gedrungen, in der Noth zu Gott um Hülfe zu flehen.

Jonas getraute ſich aber nicht zu beten, weil er ein böſes Gewiſſen hatte. Die Unruhe ſeines Gewiſſens machte ihm noch bänger, als das Toben des Meeres. Er war ſo zaghaft, wie ein Kind, das ſich vor dem Donnerwetter fürchtet; er ging zu unterſt in das Schiff hinunter und ſuchte da zu ſchlafen; der Schiffsherr kam aber zu ihm hinunter, und ſprach: „Was ſchläfſt du? Steh auf, und rufe deinen Gott an; vielleicht erbarmt Er ſich unſer, daß wir nicht zu Grunde gehen.“

Das Gefühl, daß Gott das Böſe ſtrafe, liegt in jedem Menſchenherzen. Die Schiffer dachten: Weil dieſer Sturm ſo äußerſt furchtbar ſey, und dem Schiffe der Untergang drohe, ſo müſſe ein großer Verbrecher unter ihnen ſeyn. Einer ſagte zum andern: „Kommt! laßt uns das Loos werfen, damit wir erfahren, wer Urſache an dem Unglücke ſey, das über uns kommt.“ Sie warfen — was hier wohl ſehr vermeſſen und abergläubiſch war — das Loos. Indeß lenkte Gott dennoch das Loos ſo, daß es den Jonas traf. Da ſagten ſie zu ihm: „Sag uns, warum widerfährt uns dieſes Unglück? Was iſt dein Gewerbe? Wo biſt du her? Wo willſt du hin? Und von welchem Volke biſt du?“ Er antwortete: „Ich bin ein Iſraelit! Ich bete den Herrn an, den Gott des Himmels, der das Meer und das Trockene gemacht hat.“ Auch erzählte er ihnen, was Gott ihm für einen Auftrag gegeben, und daß er Gott habe entfliehen wollen.

Die Leute auf dem Schiffe ſahen, obſchon ſie Heiden waren, gar wohl ein, daß es ſehr böſe ſey, Gott nicht zu gehorchen. Sie erſchraken ſehr, und ſagten zu ihm: „Warum haſt du das gethan? Und was ſollen wir nun mit dir anfangen, daß uns das Meer wieder ruhig werde?“ Jonas ſprach großmüthig und entſchloſſen: „Nehmt mich und werfet mich ins Meer, ſo wird es ruhig werden. Denn ich weiß, daß dieſes große Ungewitter wegen meiner entſtanden iſt.“

So ſtrafbar der Ungehorſam des Jonas war, ſo lobenswerth iſt ſeine Aufrichtigkeit, mit der er ſeinen Fehler erkennt und bekennt. Sehr edel und großmüthig war aber ſein Entſchluß, ſich dem Tode, den er als eine Strafe ſeines Ungehorſams anſehen mußte, zu unterwerfen, und ein Opfer für Alle zu werden.

Die Schiffer waren gut und menſchlich geſinnt. Sie wollten den Jonas nicht ins Meer werfen; ſie ruderten aus allen Kräften, das Geſtad zu erreichen, um den Jonas an das Land zu ſetzen. Allein es war ihnen unmöglich. Denn das Meer tobte ſo ungeſtüm, daß die Wellen hoch über dem Schiffe zuſammen ſchlugen.

Da ſie nun ſahen, daß alle Mühe vergebens ſey, beſchloſſen ſie, dem Rathe des Propheten zu gehorchen, und riefen zu Gott und ſprachen: „Ach Herr, wir bitten Dich! Laß uns doch dieſes Mannes wegen nicht zu Grunde gehen. Rechne uns ſeinen Tod nicht zur Sünde. Denn es iſt ja Dein Wille, daß es ſo geſchehe.“ Sie nahmen den Jonas, und warfen ihn ins Meer — und augenblicklich hörte das Meer auf, zu toben.

Die Schiffsleute empfanden aber eine tiefe Ehrfurcht gegen Gott. Sie glaubten an Ihn, und thaten Ihm Gelübde, nach vollbrachter Reiſe Ihm Opfer darzubringen.

47. Jonas und der große Meerfiſch.

Gott ließ einen ungeheuer großen Fiſch kommen, der mit weit aufgeſperrtem Rachen den Jonas verſchlang und mit ihm hinunter fuhr in den Abgrund des Meers. Gott, der Allmächtige aber, bei dem kein Ding unmöglich iſt, erhielt den Jonas im Bauche des Fiſches am Leben.

Jonas befand ſich nun in einer ſo ſchrecklichen Noth, daß wohl nie ein Menſch in eine größere gekommen iſt. Da er ſich ſeiner ſelbſt bewußt blieb, ſo war es ihm ganz unausſprechlich bange um das Herz, und er betete zu Gott:

„In meiner Angſt,“ ſprach er, „rufe ich zum Herrn, und der Herr erhört mich! Aus dem Bauche des Grabes ſchreie ich zu Dir, o Gott! und Du erhöreſt meine Stimme!“

„Du haſt mich hinunter geworfen — mitten in die Tiefe des Meers. Die Fluthen umringen mich; alle Deine Waſſerwirbel und Wellen gehen über mich hin! Verſtoßen bin ich jetzt von Deinem Angeſichte! Ach! dürfte ich doch Deinen Tempel nur noch einmal ſehen!“

„Das Waſſer dringt mir bis an die Seele — der Abgrund umgibt mich rings, wie eine hohe Mauer — Meerkräuter wachſen hoch über meinem Haupte — hinunter geſunken bin ich zu den Grundveſten der Berge — die Zugänge zum Lande ſind mir auf ewig verriegelt! Dennoch wirſt Du, o Herr, mein Gott! mein Leben vom Untergange retten.“

„Ja, jetzt, da meine Seele in mir verſchmachtet, gedenke ich an den Herrn, und mein Gebet kommt zu Dir — zu Dir hinauf in Deinen heiligen Tempel.“

„Wer ſich auf eitle, nichtswürdige Dinge verläßt, bringt ſich um die Hülfe (des Allmächtigen, der allein helfen kann). Ich aber werde Dir noch mit lauter Stimme danken, Dir die Opfer bringen, die ich Dir gelobte. Denn von Dir, o Herr! kommt alles Heil!“

Mit ſolcher Inbrunſt und Herzlichkeit flehte und betete Jonas im Bauche des Fiſches — und auf Gottes Befehl ſpie der Fiſch den Jonas am dritten Tage unverſehrt wieder an das Land.

So fürchterlich kann Gott Diejenigen züchtigen, die Ihm widerſtreben; ſo wunderbar kann Er Diejenigen erhalten und erretten, die ſich wieder beſſern. So lehrt die Noth beten; ſo erhört

Gott das Gebet, das aus einem gebeſſerten Herzen kommt.

48. Jonas zu Ninive.

Gott ſprach zum zweiten Male zu Jonas: „Geh hin in die große Stadt Ninive, und predige dort, was ich dir ſagen werde.“ Das Unglück, das Gott über Jonas hatte kommen laſſen, hatte Jonas weiſe, willig und folgſam gemacht. Er machte ſich den Augenblick auf den Weg nach Ninive. Er ging in die Stadt, die drei Tagreiſen im Umfange hatte, hinein und rief den ganzen Tag in allen Straßen und auf allen Hauptplätzen der Stadt unaufhörlich: „Es ſind noch vierzig Tage, ſo wird Ninive untergehen!“

Die Einwohner der Stadt, die an dem großen Fluſſe Tigris lag, hatten von den Reiſenden, die mit Jonas auf dem Schiffe geweſen und zu Waſſer hieher gekommen, und ihn jetzt wieder erkannten, die wundervolle Geſchichte des Propheten wohl ſchon vernommen. Alle glaubten an Gott, riefen eine Faſten aus, und zogen alle — vom Vornehmſten bis zum Geringſten — Bußkleider an. Sogar der König, dem Alles gemeldet wurde, ſtand von ſeinem Throne auf, legte ſeinen Purpur ab, und zog ein Bußkleid an; er erkannte, daß alle menſchliche Herrlichkeit vor Gott nur Staub und Aſche ſey, und ſetzte ſich voll Reue und

Demuth auf Aſche. Er ließ auch in ganz Ninive ausrufen: „Weder Menſchen noch Vieh, weder Ochſen noch Schafe, ſollen etwas genießen. Man ſoll das Vieh weder auf die Weide, noch zur Tränke treiben! Alle Menſchen ſollen aus allen Kräften zu Gott flehen und ein Jeder ſoll ſich bekehren von ſeinen böſen Wegen. Denn wer weiß, ob ſich Gott nicht noch beſänftigen laſſe, und uns verzeihe, daß wir nicht zu Grunde gehen."

Gott iſt immer bereit zum Vergeben. Als Er ſah, daß die Leute zu Ninive Buße thaten, und ſich wirklich beſſerten, erbarmte Er ſich ihrer und ließ das Uebel, das Er ihnen angedroht hatte, nicht über ſie kommen.

49. Jonas und die Kürbißſtaude.

Nachdem Jonas der Stadt Ninive den Untergang angekündet hatte, ging er hinaus auf eine Anhöhe, wo er die große, herrliche Stadt überſchauen konnte. Hier verweilte er, um zu ſehen, was ihr widerfahren werde. Die Sonne ſchien ſo heiß, daß er ganz matt wurde. Er machte ſich daher eine Laubhütte, und benützte dazu eine Kürbißſtaude, die dort mit ihren großen, breiten Blättern friſch und grün am Hügel emporrankte, und die der gütige Gott für ihn, ſo wie für jeden ermatteten Wanderer hatte aufwachſen laſſen. Jonas ſetzte ſich nun in den Schatten und wartete auf den Untergang der Stadt. Allein da die vierzig Tage vorbei waren, und der Stadt kein Leid geſchah, verdroß es ihn ſehr. Denn da er, leider! noch ſehr eitel und ehrbegierig war, ſo dachte er, man werde ihn von nun an für einen Lügenpropheten halten. Die Ehre vor den Menſchen war ihm noch lieber, als das Heil der Menſchen. Er wurde ſehr unwillig und mißmuthig; und betete zu Gott und ſprach: „Ach Herr! Das iſts eben, was ich fürchtete, da ich noch in meinem Vaterlande war! Dem wollte ich eben zuvorkommen und deßhalb vor Dir entfliehen. Denn ich weiß wohl, daß Du gnädig und barmherzig, langmüthig und von großer Güte biſt, und die Sünde gerne wieder verzeiheſt! Nun bitte ich Dich aber, Herr! nimm mein Leben hinweg; denn für mich iſts beſſer, ich ſterbe, als daß ich lebe!“

Allein Gott wies den Jonas, der gegen die Menſchen ſo hart und lieblos, und ſogar mit den liebreichſten Fügungen Gottes unzufrieden war, auf eine überaus milde, freundliche und einleuchtende Weiſe zurecht. Die Kürbißſtaude war wegen ihres angenehmen Schattens dem Jonas ungemein lieb und erfreulich. Des andern Tages aber, vor die Morgenröthe anbrach, ließ Gott einen Wurm kommen, der die Staude annagte, daß ſie verdorrte. Als die Sonne aufgegangen war, ließ Gott einen heißen, brennenden Wind wehen, und die Sonne ſtach den Jonas ſo ſehr auf den Kopf, daß er beinahe ohnmächtig wurde. Da wünſchte Jonas aufs Neue zu ſterben. „Mir iſts beſſer, ſagte er, daß ich ſterbe, als daß ich lebe.“

Nun ſprach Gott zu ihm: „Du biſt ſo zornig wegen der Kürbißſtaude; meinſt du, daß du wohl auch Recht habeſt.“ Jonas ſagte: „Ich möchte mich faſt zu todt grämen, und das mit Recht.“ „Sieh,“ ſprach nun Gott, „du betrübeſt dich ſo wegen einer Kürbißſtaude, die du weder gepflanzt, noch auferzogen haſt, die in der einen Nacht noch in ihrer Schönheit da ſtand, und in der andern wieder verdorrte — und Mir ſollte es nicht leid thun um Ninive, eine ſo große Stadt, in der mehr als hundert und zwanzig tauſend Menſchen ſind, die nicht wiſſen, was rechts und links iſt — und noch dazu ſo viele Thiere?“

Wem ſollte dieſe milde Belehrung nicht in das Herz dringen? Wer möchte da nicht innigſt gerührt ausrufen: Ach, daß doch alle Menſchen ſo liebevoll und menſchenfreundlich geſinnt wären, wie Gott! Daß es doch keine ſo verkehrten, eigennützigen Menſchen geben möchte, denen ein Gewächs oder ein Thier, das ihnen nützlich iſt, näher am Herzen liegt, als das Glück ihrer Mitmenſchen, oder die wohl gar über das Unglück eines

— wiewohl ſündigen — Menſchen, den ſie bemitleiden ſollten, eine Freude haben! O Du guter, milder Gott, mach uns mild und gut, wie Du!

Wenn wir aber die ganze Geſchichte des Jonas, in der ſich Gott uns ſo herrlich und freundlich offenbart, von Anfang bis zu Ende noch einmal überdenken, ſo müſſen wir auch da hell und klar erkennen: Gott iſt der Herr der Welt. Nichts geſchieht ohne Ihn in der ganzen Natur. Seine allwaltende Herrſchaft erſtreckt ſich über Alles, über die größten, ungeheuerſten Fiſche des Meeres, und über jeden Wurm auf Erden, über den Meeresſturm und den Schatten einer Staude. Seiner Macht kann Niemand entrinnen. Er iſt immer gerecht. Er züchtiget jeden, der Ihm nicht gehorcht, ſey es nun ein Heide oder Sein Prophet. Er iſt immer liebevoll. Er verzeiht dem wahrhaft reumüthigen Sünder willig und gern. Alle Menſchen, auch die Heiden, umfaßt Er mit Liebe. Er erbarmt ſich ſogar auch der Thiere. Er iſt ein Erretter ohne Seines Gleichen. Er erhört das Flehen der Geängſteten, und aus den ſchrecklichſten Nöthen, wo alle Menſchenhülfe aufhört, aus dem Abgrunde des Meeres, aus dem Bauche eines Ungeheuers, kann Er noch erretten.

50. Hinwegführung der Iſraeliten nach Aſſyrien.

Gott hatte den Propheten Jonas nicht blos zu den Einwohnern von Ninive, der Hauptſtadt Aſſyriens, geſandt. Jonas mußte auch den Bewohnern des Reiches Iſrael das Wort des Herrn verkünden. Der große Eifer, mit dem die Niniviten Buße gethan und ſich von ganzem Herzen zu Gott bekehrt hatten, blieb in Iſrael nicht unbekannt; allein die verſtockten Iſraeliten kehrten ſich nicht daran. Wie ſie von der Zeit an, da ſie von dem Hauſe Davids ſich losgeriſſen und den Jeroboam zu ihrem Könige gemacht hatten, Böſes thaten, ſo fuhren ſie fort Böſes zu thun, bis endlich unter Oſee, ihrem letzten Könige, ihre Bosheit aufs höchſte ſtieg.

Oſee, früherhin Unterthan und Diener des Königs Phacee, hatte gegen dieſen ſeinen König und Herrn, eine Verſchwörung gemacht, ihm heimlich nach dem Leben geſtellt, ihn erſchlagen, und ſich ſo durch einen Königsmord auf den Thron erſchwungen; das Volk aber ergab ſich gänzlich der Abgötterei und allen Sünden und Laſtern. Auf allen hohen Hügeln und unter jedem großen, ſchattigen Baume im ganzen Lande ſtellten die thörichten, von ihren böſen Begierden verblendeten Leute Götzenbilder auf, und errichteten davor, nach dem Gebrauche der Heiden, Altäre und zündeten Weihrauch darauf an. Sie thaten noch andere, ſehr böſe Dinge, die dem Herrn höchſt mißfielen, und dienten, was ihnen Gott doch ſo ſtrenge verboten hatte, dem Götzen der Unzucht.

Gott warnte ſie wiederholt durch alle ſeine Propheten, und ſprach zu ihnen: „Kehret zurück von euren böſen Wegen und haltet meine Gebote und Gebräuche nach dem ganzen Geſetze, das Ich euren Vätern durch Moſes gegeben habe, und das Ich euch durch die Propheten, die Ich zu euch ſandte, verkünden ließ.“ Sie gehorchten aber nicht; ſie verwarfen den Bund, den der Herr mit ihren Vätern geſchloſſen hatte, und übertraten alle Seine Gebote. Sie opferten den gegoſſenen Kälbern Jeroboams, und beteten alle Geſtirne des Himmels an. Sie verlegten ſich auf Wahrſagen und Zeichendeuten, und brachten dem gräulichſten aller Götzenbilder, dem Moloch, ſogar Kinder zum Brandopfer dar.

Da gab Gott ſie in die Gewalt der Aſſyrier, die beſſer waren, als ſie. Salmanaſar, der König von Ninive, zog herauf, überwand den König Oſee und machte ihn und das ganze Land Iſrael ſich unterwürfig. König Oſee wollte ſich von der Oberherrſchaft der Aſſyrier wieder losmachen, und ſchickte deßhalb Abgeordnete an den König von

Aegypten, um mit ihm gegen Salmanaſar ein Bündniß zu ſchließen. Allein König Salmanaſar vernahm dieſes, und machte ſich mit einem großen Kriegsheere ſogleich auf, belagerte und eroberte die Hauptſtadt Samaria und ließ die Einwohner der Stadt hinwegführen nach Aſſyrien; den König Oſee aber ließ er gebunden dahin bringen und dort ins Gefängniß legen. Auch die Einwohner des ganzen Landes wurden auf Befehl des Königs Salmanaſar hinweggeführt. Es war wohl ein großer Jammer, als Männer, Weiber und Kinder ihr geliebtes Vaterland — ihre Häuſer, Kornfelder, Weinberge und Oelgärten verlaſſen, und, von bewaffneten Kriegern begleitet, hinziehen mußten in ein fernes Land, das ſie nicht kannten. Allein ſie hatten es nicht beſſer verdient; es war die Strafe Gottes für ihre Abtrünnigkeit von Gott, für ihre Sünden und Laſter.

König Salmanaſar räumte die verlaſſenen Städte der Iſraeliten und das ſchöne reiche Land umher, andern Völkern ſeines weitläufigen Reiches ein, die ihm ergebener waren. Dieſe fremden Völker waren Heiden, glaubten an mehrere Götter, und meinten, jedes Land habe ſeinen beſondern Gott. Sie ſuchten daher den Gott Iſraels näher kennen zu lernen, und da während des Krieges und bis ſie in dem entvölkerten Lande ankamen, die Löwen ſich ſehr vermehrt hatten, und ihnen großen Schaden zufügten, ſo ließen ſie dem Könige von Aſſyrien ſagen: „Sieh, die Völker, die du hieher geführt haſt, kennen die Gebräuche nicht, womit dem Gotte dieſes Landes gedient wird; darum hat er Löwen unter ſie geſandt, ſie zu erwürgen.“ Der König ſchickte einige gefangene Prieſter, das Volk zu unterrichten, wie es dem Herrn dienen ſolle. So kamen auch dieſe Völker, die man ſpäterhin Samaritaner nannte, nach und nach zur Erkenntniß des wahren Gottes, entſagten in der Folge dem Götzendienſte, und die Verſetzung in dieſes Land gereichte ſo auch ihnen zum Heil.

II. Die Könige des Reiches Juda.

51. Joſaphat, Joram und Ochozias.

Davids und Salomons Nachkommen blieben von jener Zeit an, da die zehn Stämme Iſraels von Roboam abgefallen waren, Könige über das Reich Juda. Auch die Geſchichte dieſer Könige iſt ſehr merkwürdig und lehrreich. In ihrem Reiche folgte immer ein Sohn des vorhergehenden Königs ſeinem Vater auf dem Throne. Es waren unter ihnen freilich manche böſe, allein auch recht viele gute Könige.

Einer der beſten Könige war Joſaphat, ein Urenkel Roboams. Sogleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſchickte er von Jeruſalem aus Prieſter und Leviten in alle Städte des Reiches Juda, um mit dem Geſetzbuche des Herrn in der Hand das Volk zu unterrichten. Er gab ihnen die angeſehenſten Fürſten mit, um ſie mit deren Anſehen zu unterſtützen. Hierauf durchreiste er ſelbſt das Land, von einer Gränze bis zur andern, ermahnte das Volk, das Geſetz des Herrn, ihres Gottes, zu beobachten, und beſtellte überall Richter über Stadt und Land, und gebot ihnen: „Sehet wohl zu, was ihr thut; denn ihr habt nicht im Namen eines Menſchen Gerechtigkeit zu üben, ſondern im Namen des Herrn, und werdet alle eure Urtheilsſprüche vor Ihm zu verantworten haben. Verwaltet euer Amt in der Furcht des Herrn und verrichtet alle eure Geſchäfte mit Eifer; denn vor dem Herrn, unſerm Gott, beſtehet kein Unrecht, kein Anſehen der Perſon, und keine Begierde nach Geſchenken.“

Zu Jeruſalem ordnete er, ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Sachen, ein Obergericht an, das aus Prieſtern und Fürſten beſtand, und gebot ihnen: „Thut eure Pflicht in der Furcht des Herrn getreulich und mit vollkommenem Herzen.

Euer Hoheprieſter Amarias ſoll in den Angelegenheiten, die Gott und den Gottesdienſt betreffen, der Fürſt Zabadias in Sachen, die zum Amte des Königs gehören, den Vorſitz haben. Seyd denn ſtarkmüthig, ſeyd thätig und ämſig, und der Herr wird euch in allem Guten beiſtehen.“

Joſaphat regierte fünf und zwanzig Jahre, und that, was dem Herrn wohlgefällig und dem Volke zum Heile war. Vor ſeinem Tode übergab er das Reich ſeinem erſtgebornen Sohne Joram; ſeinen übrigen ſechs Söhnen gab er reichliche Geſchenke an Gold, Silber und jährlichen Einkünften, und jedem eine befeſtigte Stadt zum Wohnſitze.

König Joram hatte die Athalia, eine Enkelin Achabs, jenes böſen Königs von Iſrael, zur Gemahlin genommen, und dieſe verleitete ihn zu allem Böſen. Er fing ſeine Regierung damit an, daß er, nach dem gottloſen Rathe Athalia's, alle ſeine Brüder mit dem Schwerte tödten ließ, um ihre Schätze und Einkünfte an ſich zu bringen. Er ließ auch auf den Anhöhen des Landes Götzenbilder aufrichten, und verleitete vieles Volk zur Abgötterei. Allein er wurde von Gott dafür beſtraft. Die Philiſter und Araber drangen eines Tages plötzlich in das Land ein, überfielen das Hoflager des Königs, das ſich in einem königlichen Landhauſe befand, raubten alle vorhandenen

Schätze, und tödteten alle ſeine Söhne mit dem Schwerte; nur Ochozias, der jüngſte, wurde gerettet und blieb am Leben. Den König ſelbſt ſchlug Gott mit einer ſehr böſen, unheilbaren Krankheit. Zwei Jahre lang litt er große Schmerzen, zehrte ganz ab, und zuletzt gingen ſogar ſeine Eingeweide von ihm. So lange er lebte, hat es ihm nicht an Schmeichlern gefehlt; allein ſobald er geſtorben war, kam die wahre Meinung, die man von ihm hatte, an den Tag. Das Volk hielt ihm kein Leichenbegängniß, und er wurde nicht in der königlichen Begräbnißſtätte begraben.

Ochozias war nunmehr König; ſeine Mutter Athalia hatte ihm eine ſehr böſe Erziehung gegeben. Er ward deßhalb auch ein ſehr böſer Mann, hielt es mit den Nachkommen Achabs, und befolgte ihre Rathſchläge. Er ſtand ihnen bei, und zog, mit allen Söhnen ſeiner Brüder und vielen Fürſten aus Juda, gegen Jehu zu Feld, der gekommen war, das königliche Haus Achabs zu vertilgen. Allein die Schlacht fiel ſehr unglücklich aus. Die Söhne ſeiner Brüder kamen alle um, und er ſelbſt verſteckte ſich zu Jezrahel. Als aber Jehu ihn dort ſuchte, flüchtete Ochozias ſich durch den königlichen Garten, um über die nächſte Anhöhe zu entrinnen. Jehu's Diener ſetzten ihm nach, verwundeten ihn mit ihren Pfeilen, holten ihn ein, und führten ihn vor ihren Herrn;

und Jehu tödtete ihn mit dem Schwerte. Die Knechte des Ochozias legten ſeine Leiche auf ſeinen Streitwagen, führten ſie nach Jeruſalem und begruben ſie dort.

Als Athalia, die Mutter des Ochozias, vernahm, ihr Sohn, der König, und alle Söhne ſeiner Brüder ſeyen todt, faßte ſie einen Entſchluß, zudem nur gänzliche Gottloſigkeit und die äußerſte Herrſchſucht verleiten können. Um allein über das Reich Juda als Königin zu herrſchen, und damit kein Sohn des Ochozias unter einem Vormünder zum Könige beſtimmt werden könne, befahl ſie, alle Kinder des Königs zu ermorden und ſo das ganze königliche Geſchlecht des Stammes David zu vertilgen. Anſtatt ihren verwaiſten Enkeln eine ſorgfältige, liebevolle Pflegemutter zu ſeyn, ward ſie ihre Mörderin! Sie herrſchte nun ganz nach ihrem verderbten Sinne mit Macht. Sie erbaute zu Jeruſalem dem Baal einen Tempel, ſtellte darin das Götzenbild Baals auf, errichtete davor einen Altar, und berief Götzenprieſter, dieſem Götzen Opfer zu bringen. Sie beraubte den Tempel des Herrn ſeiner Zierde, um damit den Baalstempel auszuſchmücken; ſie nahm die Opfer, die das Volk darbrachte, den Tempel des Herrn und den Gottesdienſt zu unterhalten, und verwendete ſie zum Dienſte Baals. Der Tempel des Herrn fing an baufällig zu werden und bekam Riſſe; der feierliche Gottesdienſt gerieth in Verfall, die Anbetung des wahren Gottes ſchien von der Erde zu verſchwinden, der Stamm Davids ſchien erloſchen, und die Verheißung Gottes vereitelt.

Allein wann es in der Welt auch recht böſe ausſieht, und es uns vorkommt, Unglauben an Gottes heilige Offenbarung und Verachtung Seiner Gebote, unrechtmäßige Gewalt und Verderbniß der Sitten habe die Oberhand gewonnen, ſo ſollen wir doch nicht verzagen. Gott wacht und hat — wie wir ſogleich ein Beiſpiel hören werden — unzählige Mittel, Dem, was wahr, recht und gut iſt, wieder den Sieg zu verſchaffen.

52. König Joas.

Joſabeth, die Gemahlin des Hohenprieſters Jojada, eine Schweſter des Königs Ochozias, hatte das jüngſte Kind des Königs, ihres Bruders, ein Knäblein, das erſt ein Jahr alt war, heimlich gerettet. Sie verbarg es in der Wohnung des Hohenprieſters; zur Zeit blieb Alles ein Geheimniß, um das nur der Hoheprieſter und ſeine Gemahlin wußten. Da aber der hoffnungsvolle Knabe, Namens Joas, ſieben Jahre alt war, faßte Jojada, der Hoheprieſter den Muth, das Geheimniß den fünf Hauptleuten zu entdecken, deren jeder über hundert Mann der Tempelwache zu befehlen hatte. Er ſchloß mit dieſen fünf tapferen, rechtſchaffenen Männern ein Bündniß, dem rechtmäßigen Thronerben wieder zu ſeinem Rechte zu verhelfen, und der widerrechtlichen Gewalt und der verderblichen Abgötterei der angemaßten Königin ein Ende zu machen. Die Hauptleute zogen hin in alle Städte von Juda und vertrauten dieſe wichtige Angelegenheit den zuverläſſigſten Familienvätern und den Leviten, und alle traten mit Freuden dem Bündniſſe bei.

An einem der folgenden Feſttage, da vieles Volk nach Jeruſalem kam, beſetzten die Hauptleute alle Eingänge zum Vorhofe der Prieſter mit ſtarken Wachen, und ſtellten im Innern des Vorhofes, zu beiden Seiten, Reihen von Bewaffneten auf, um ihren künftigen König zu ſchützen. Der Hoheprieſter Jojada führte den jungen Königsſohn in den Vorhof vor den Altar, ſalbte ihn zum Könige, gab ihm das Geſetzbuch in die Hand, und ſetzte ihm die Krone auf, und Prieſter und Leviten und alle, die zugegen waren, riefen: „Es lebe der König!“

Der Hoheprieſter, dieſer ehrwürdige Greis, der bereits hundert Jahre alt war, führte hierauf das königliche Kind an der Hand in den Vorhof des Volkes, zu dem Throne, auf dem nach altem Gebrauche bei feierlichen Verſammlungen die Könige zu ſitzen pflegten. Alles Volk war hoch erfreut, in dieſem Kinde einen Abkömmling Davids zu erblicken, und klatſchte jubelnd in die Hände; die Prieſter ſtießen in die Trompeten, und Prieſter und Leviten ſangen unter Cymbelnklang und Saitenſpiel dem Herrn Loblieder, in die alles Volk mit einſtimmte.

Die Königin hörte den Trompetenſchall und den lauten Jubel bis in ihren Pallaſt, ſah das von allen Seiten zulaufende Volk, eilte in den Vorhof des Tempels, erblickte die bewaffneten Schaaren und den gekrönten Königsſohn auf dem Throne, zerriß ihre Kleider und ſchrie: „Verrätherei! Verrätherei!“ Der Hoheprieſter befahl den Hauptleuten: „Führt ſie hinaus, und wer ihr folgen und ihr anhangen will, den tödtet mit dem Schwert.“ Sie wurde hinaus geführt, und kein Menſch von ihren Anhängern folgte ihr.

Der Hoheprieſter Jojada ſchloß nun den Bund des Königs und des Volkes mit Gott, daß es das Volk des Herrn ſeyn wolle, und machte auch einen Bund zwiſchen dem Könige und dem Volke. Hierauf führte der Hoheprieſter, von den Bewaffneten und dem ganzen Volke begleitet, den jungen König in den königlichen Pallaſt und ſetzte ihn auf den Thron ſeiner Väter.

Nach dieſer Feierlichkeit lief alles Volk zu dem Tempel Baals, zerbrach das Götzenbild, tödtete den Prieſter Baals, der ſich zum Altare geflüchtet hatte, riß den Altar ein, und zerſtörte den Tempel. Athalia aber wurde — wegen des Mordes der königlichen Kinder und der Verführung des Volkes zur Abgötterei — als eine Miſſethäterin hinaus geführt vor ein Thor der Stadt und durch das Schwert hingerichtet. Was hatte ſie nun von ihrer Herrſchſucht und ihren blutigen Thaten!

53. Regierung des Königs Joas.

Der Hoheprieſter Jojada erzog den jungen König Joas, und übernahm einſtweilen die Verwaltung des Reiches. Als Joas das erforderliche Alter erreicht hatte, übergab Jojada ihm die Regierung. Joas that, was gut und recht war vor dem Herrn; unter Anderm befahl er den Prieſtern und Leviten: „Gehet hin in alle Städte von Juda und ſammelt von allem Volke die Gaben ein, die Jeder zu Unterhaltung des Tempels nach dem Geſetze des Moſes geben muß, und was Jeder noch überdies freiwillig geben will. Allein die Prieſter betrieben dieſes Geſchäft ſehr ſaumſelig, und der baufällige Tempel wurde nicht ausgebeſſert. Da unterredete ſich der König mit dem Hohenprieſter, und im Einverſtändniſſe mit ihm verbot er den Prieſtern, fernerhin das Geld einzunehmen, befahl ihnen das bereits eingenommene Geld wieder herauszugeben, ließ einen Opferkaſten, in dem oben eine Oeffnung war, zur Rechten des

Altares aufſtellen, und zu Jeruſalem und in dem ganzen Lande ausrufen, ein Jeglicher ſolle ſeine Gabe in den Opferkaſten legen. Alle Fürſten und das ganze Volk freuten ſich und warfen reichliche Gaben hinein. So oft der Opferkaſten voll war, kamen Abgeordnete des Königs und des Hohenprieſters, ſchütteten das Geld aus, zählten es und ſtellten die Opferlade wieder an ihren Ort. Dies geſchah alle Tage und man brachte faſt unzähliges Geld zuſammen. Der König und der Hoheprieſter beſtellten nun Baumeiſter und Handwerksleute, die ſehr fleißig arbeiteten, und der Tempel wurde in kurzer Zeit wieder vollkommen hergeſtellt. Es blieb noch viel Geld übrig; dieſes verwendete man zu dem Gottesdienſte, zu den Brandopfern, die täglich angezündet wurden, und zu allerlei goldenen und ſilbernen Gefäßen zum Gebrauche im Tempel.

Der Hoheprieſter Jojada ſtarb in einem Alter von hundert und dreißig Jahren. Weil er dem Volke Iſrael und dem königlichen Hauſe ſo viel Gutes gethan hatte, ſo wurde er in die Begräbniſſe der Könige mit großen Ehren begraben.

Nach ſeinem Tode drängten ſich einige Fürſten zu dem Könige Joas, heuchelten ihm tiefe Ehrfurcht und nahmen ihn durch ihre Schmeicheleien ſo ein, daß er ihnen erlaubte, in den Hainen wieder Götzenbilder aufzuſtellen. Sie beſuchten nun den Tempel des Herrn nicht mehr, ergaben ſich dem Götzendienſte und führten ein leichtfertiges, ausſchweifendes Leben. Denn vor den Götzen, die ſie ſelbſt gemacht hatten, hatten ſie keine Ehrfurcht, und ſcheuten ſich vor ihnen nicht, Böſes zu thun. Der Prieſter Zacharias, der Sohn des Hohenprieſters Jojada, redete, vom Geiſte Gottes erfüllt, ihnen zu, ſich wieder zum Herrn zu bekehren. Er trat auch vor das Volk, das anfing dem Beiſpiele der Fürſten zu folgen, und ſprach: „Warum wollet ihr die Gebote des Herrn übertreten? Was kann euch das nützen? Wenn ihr den Herrn verlaſſet, ſo wird auch Er euch verlaſſen!“ Allein ſie gaben dem heiligen Manne kein Gehör; die Fürſten aber verläumdeten ihn bei dem Könige, und brachten den König ſo gegen ihn auf, daß er, ohne ihn zu hören, befahl, ihn zu ſteinigen. Das Volk verſammelte ſich um ihn, und ſteinigte ihn in dem Vorhofe des Tempels. So hat König Joas, der dem Jojada Krone und Leben zu danken hatte, deſſen Sohn ermordet!

Der ſterbende Zacharias hatte, mit Blut und Wunden bedeckt, noch geſagt: „Der Herr ſieht es, und ſtraft es.“ Und der Herr ſah und ſtrafte dieſes Verbrechen. Er ließ zwar dem Könige, den Fürſten und dem Volke noch Zeit zur Buße. Allein nachdem ein Jahr vergebens verfloſſen war, brachen die Syrer in das Land ein. Obwohl die

Anzahl der Syrer nur gering war, ſo gab Gott doch eine Menge Volkes in ihre Hände, das den Herrn, den Gott ihrer Väter, verlaſſen hatte. Die Syrer kamen nach Jeruſalem, ermordeten alle jene abgöttiſchen und rachgierigen Fürſten, verhöhnten, verſpotteten und mißhandelten den König, und ſchleppten große Beute mit ſich fort. Der König war ſo übel zugerichtet, krank und elend, daß er das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Zwei ſeiner Knechte erhoben ſich gegen ihn, um das Blut des Zacharias zu rächen, und ermordeten den kranken König in ſeinem Bette. Sein Sohn Amaſias, der ihm auf dem Throne folgte, ließ die Mörder, wie ſie es verdient hatten, hinrichten; die Leiche des Königs Joas wurde aber nicht in die Gräber der Könige begraben.

So lange Joas von dem Hohenprieſter Jojada, der ihn als einen hülfloſen Waiſen ohne Vater und Mutter zu ſich genommen und erzogen hatte, guten Rath annahm, war er ein ſehr guter König; als er aber den Schmeichlern Gehör gab, ward er verdorben, und beging große Verbrechen gegen Gott und Menſchen. Wer anſtatt den Ermahnungen ſeiner Aeltern, Lehrer und Erzieher und dem Rathe weiſer Männer zu folgen, Schmeichlern und verführeriſchen Menſchen Gehör gibt, geräth in Sünde und Laſter, zieht ſich das Mißfallen Gottes und die Verachtung der Menſchen zu, und ſtürzt ſich in das Verderben.

51. Die Könige Amaſias, Ozias und Achaz.

Der König Amaſias war ſehr Kriegsluſtig. Er hat in ſeinem Reiche alle ſtreitbare Mannſchaft ausgehoben, und überdies noch eine Menge fremder Kriegsleute für hundert Talente Silber angeworben. Ein Prophet des Herrn aber rieth ihm, die fremden Krieger zu entlaſſen und ſprach: „Wenn du meineſt, bei dem Kriege komme Alles auf die Stärke des Heeres an, ſo wird Gott dich von den Feinden überwinden laſſen; denn Siegen oder Unterliegen ſteht bei Ihm.“ Der König ſprach: „Wenn ich die angeworbenen Soldaten entlaſſe, was ſoll dann aus den hundert Talenten Silbers werden, die ich ihnen bereits gegeben habe?“ Der Mann Gottes ſprach: „Der Herr iſt reich genug, dir noch viel mehr zu geben, als dieſes.“

Der König gehorchte dem Propheten, und beſiegte, ohne die Beihülfe fremder Kriegsvölker, die Edomiten. Auf dieſen Sieg wurde er ſehr ſtolz und forderte auch den König von Iſrael zum Kriege heraus und ließ ihm ſagen: „Komm und laß uns mit einander ſtreiten.“ Der König von

Iſrael, der über zehn Stämme Iſraels zu gebieten hatte, fand es thöricht, daß Amaſias, der nur über zwei Stämme König war, aus Uebermuth mit ihm Krieg anfangen wolle. Er gab ihm in einem Gleichniſſe zu verſtehen, daß er ihn verachte, und ließ ihm ſagen: „Die Diſtel ſprach zur Zeder auf Libanon: Gib deine Tochter meinem Sohne zum Weibe; da gingen die Thiere des Waldes Libanon vorüber und zertraten die Diſtel.“ Er ließ ihm noch weiter ſagen: „Du haſt die Edomiter geſchlagen und darum erhebt ſich dein Herz; laß dir an dieſem Ruhme genügen und bleib daheim; warum willſt du Unglück über dich bringen, daß du falleſt im Kriege und Juda mit dir?“ Allein König Amaſias fing voller Trotz und Uebermuth den Krieg an, wurde geſchlagen und ſein Heer zerſtreut. Der feindliche König nahm ihn gefangen, ließ eine Strecke der Mauer Jeruſalems einreißen, und führte den gefangenen König, um ihn zu verſpotten und recht tief zu demüthigen, durch die geöffnete Mauer wie im Triumphe in die Stadt; hierauf kehrte er mit reicher Beute an Gold und Silber zurück nach Samaria.

So brachte dem Amaſias ſeine Ehrbegierde große Schmach; ſo ärntet der Ehrſüchtige anſtatt der gehofften Ehre gar oft nichts als Schande ein.

Ozias, der Sohn des Amaſias, wurde nach dem Tode ſeines Vaters König. Er war erſt ſechzehn Jahre alt, da er auf den Thron kam; allein er regierte ſehr gut und glücklich; denn er befolgte in Allem den weiſen Rath des von Gott erleuchteten Propheten Zacharias, der ein Sohn jenes ehrwürdigen Zacharias war, der wegen ſeines Eifers für Wahrheit und Tugend geſteinigt worden. Ozias beſiegte alle ſeine Feinde, befeſtigte die Stadt Jeruſalem und hielt, um den Frieden zu ſichern, ein zahlreiches, wohlbewaffnetes Kriegsheer. Er beförderte den Ackerbau, legte viele Weinberge an, ſogar bis auf dem Berge Karmel, hatte große Heerden auf den Fluren und in der Wüſte, und ließ dort, weil es in der Wüſte an Waſſer mangelte und die herumziehenden Räuber ſie unſicher machten, viele Brunnen graben, und feſte Thürme bauen. Sein Name ward weit umher berühmt, weil der Herr ihm in Allem geholfen und ihn geſegnet hatte.

Allein Ehre und Reichthum machten ihn ſtolz und übermüthig; Stolz und Uebermuth aber verrücken dem Menſchen den Verſtand und verleiten ihn zu ſeltſamen Einfällen. König Ozias wollte mit der königlichen Hoheit auch die Würde eines Hohenprieſters vereinigen, und maßte ſich an, anſtatt der Prieſter in dem Heiligthume des Tempels das Weihrauchopfer auf dem goldenen Altare darzubringen. Allein der Hoheprieſter Azarias und achtzig Prieſter wehrten ihm und ſprachen: „König Ozias! Das Rauchopfer anzuzünden iſt nicht deines Amtes, ſondern der Prieſter, die zu dem Dienſte des Herrn geweiht ſind; gehe heraus aus dem Heiligthume und weigere dich nicht; denn das würde dir nicht zur Ehre gereichen vor Gott dem Herrn.“ Allein der König ward zornig, hielt das Rauchfaß feſt in den Händen und drohte den Prieſtern. Da wurde er plötzlich von dem Ausſatze befallen, erſchrak und entſetzte ſich, und entfloh aus dem Tempel. Er blieb ausſätzig, ſo lange er lebte, mußte in einem abgeſonderten Hauſe wohnen, und man begrub ihn, aus Furcht und Abſcheu vor dieſer ſchrecklichen Krankheit, nicht einmal in die königliche Gruft.

König Achaz, ein Enkel des Ozias, führte wieder alle Gräuel des Götzendienſtes ein und verleitete das Volk dazu. Da beſtrafte Gott ihn und das Volk durch Krieg. Die Könige von Syrien und von Iſrael ſchlugen ihn. Das Heer des Königs von Iſrael führte viele tauſend Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, nebſt unermeßlicher Beute in das Land Samaria ab. Da kam Oded, ein Prophet des Herrn, dem ſiegreichen Heere entgegen und ſprach: „Seht! Der Herr, der Gott eurer Väter, hat Juda beſtraft und in eure Hände gegeben. Ihr ſeyd aber mit ihnen ſehr grauſam verfahren, habt viele ermordet und eure Grauſamkeit reicht bis an den Himmel. Ueberdies wollt ihr nun noch die Kinder Judas und Jeruſalems als Sklaven euch unterwerfen? Das ſollt ihr nicht thun; das wäre eine große Sünde vor dem Herrn, eurem Gott. Folget vielmehr meinem Rath und führet die Gefangenen zurück, ſonſt wird der Herr große Strafgerichte über euch verhängen.“ Einige Fürſten aus dem Stamme Ephraim, die dabei ſtanden, ſprachen zu dem Heere: „Bringt die Gefangenen nicht weiter herein in unſer Land, damit wir nicht gegen den Herrn ſündigen! Haben wir nicht ſchon zu viel Böſes gethan, indem wir in dieſem Bürgerkriege Viele umbrachten, und wollt ihr, indem ihr dieſe hier zu Sklaven macht, auf die alten Miſſethaten noch neue häufen? Wegen eines ſolchen zweifachen Verbrechens, würde der Zorn des Herrn unverzüglich über euch hereinbrechen.“ Die Kriegsleute übergaben alle Gefangene und die ganze Beute den Fürſten und dem Volke, das herbei gekommen war. Die edlen Fürſten Azarias, Barachias, Ezechias, und Anaſa, deren Namen ſtets in geſegnetem Andenken bleiben werden, nahmen ſich nun der Gefangenen an und das Volk und die Krieger folgten ihrem Beiſpiele. Sie theilten den Gefangenen, die ſich im elendeſten Zuſtande befanden und von denen Viele halb nackt waren, aus der Kriegsbeute Kleider und Schuhe aus, und erquickten ſie mit Speis und Trank. Diejenigen, die ſehr ermüdet waren und wunde Füße hatten, ſalbten ſie mit Oel, und trugen in Allem Sorge für ſie. Sie ſetzten diejenigen, die gar nicht mehr gehen konnten, auf Laſtthiere, und brachten alle an die Gränzen des Landes nach Jericho zu ihren Brüdern, und kehrten dann mit dem frohen Bewußtſeyn, Gutes gethan zu haben, wieder heim nach Samaria.

Solche edle Handlungen der Menſchlichkeit, des Mitleids und der Erbarmung müſſen jedem Menſchen, der auch nur davon hört, recht im Innerſten des Herzens wohlthun. Gottlob gibt es auch jetzt noch Menſchen, die in allgemeinen Nöthen, im Kriege, bei Hungersnoth, herrſchenden Krankheiten, Feuersbrünſten, Ueberſchwemmungen, harter Winterszeit, ſich ihrer leidenden Mitmenſchen liebevoll annehmen, und das menſchliche Elend mildern, oder den Jammer gar in Troſt nnd Freude verwandeln. Das bringt ſolchen Menſchenfreunden wahre Ehre vor Gott und Menſchen; wenn ſie in Noth kommen, werden ſie auch Hülfe finden, und Gott wird ſie in Allem reichlich ſegnen.

33. König Ezechias.

Der beſte und frömmſte König des Reiches Juda, ſeit das Reich Iſrael davon getrennt worden, war Ezechias; er that, was dem Herrn wohl gefiel, und war fromm, wie ſein Stammvater David. Seine erſte Angelegenheit, als er die Regierung antrat, war die Wiederherſtellung des öffentlichen Gottesdienſtes. Er verſammelte die Prieſter und Leviten und ſprach zu ihnen: „Unſere Väter haben geſündiget und Böſes gethan vor den Augen des Herrn. Sie haben den Gottesdienſt aufgegeben, in dem Heiligthume die Lampen ausgelöſcht, keinen Weihrauch mehr angezündet, die Brandopfer unterlaſſen, und die Thüren des Tempels geſchloſſen. Deßwegen iſt die Strafe Gottes über Juda und Jeruſalem gekommen; Gott hat ſie dem Verderben, und dem Geſpötte der Völker preisgegeben. Unſere Väter ſind durch das Schwert gefallen; ihre Söhne und Töchter gefangen hinweggeführt worden. Ihr aber, meine Kinder! euch hat der Herr erwählt, vor Ihm zu ſtehen, Ihm zu dienen und Ihn zu verherrlichen; ſäumet nun nicht, heiliget euch dem Herrn, reiniget den Tempel, und bringet dem Herrn wieder Opfer dar.“

Die Thüren des Tempels wurden nun geöffnet und der Tempel gereinigt; der König ging, von allen Fürſten begleitet, in den Tempel, und die Prieſter entrichteten wieder das erſte feierliche Opfer. Zu dem nächſten Oſterfeſte aber ließ er ganz Juda und Iſrael einladen, und ſchenkte dem verſammelten Volke tauſend Ochſen und ſieben tauſend Schafe, damit es Freudenmahlzeiten halten könne vor dem Herrn; auch die Fürſten gaben dem Volke tauſend Ochſen und überdies zehntauſend Schafe, und alles Volk und die Prieſter und Leviten waren hoch erfreut. Seit den Zeiten Salomons war kein Oſterfeſt ſo feierlich begangen worden.

Hierauf ließ der König im ganzen Lande die Götzenbilder zerſtören und die Götzenhaine aushauen; ſogar die eherne Schlange, die Moſes gemacht hatte, ein ſo ehrwürdiges Alterthum ſie war, befahl er zu zertrümmern, weil das Volk eine abgöttiſche Verehrung vor ihr hatte und ihr Weihrauch anzündete.

Ein wohlgeordneter Staat kann nur auf Religion und Gottesfurcht gegründet werden. Ezechias ſtellte daher vor Allem die Verehrung und Anbetung Gottes wieder her, und alsdann erſt bemühte er ſich, die weltlichen Angelegenheiten des Reiches zu ordnen. Achaz, der Vater des Ezechias, hatte ſich dem Könige von Aſſyrien unterworfen und ihm zur großen Belaſtung des Volkes jährlich Tribut bezahlt. Ezechias machte ſich und ſein Volk von dieſem fremden Joche wieder unabhängig, und blieb vierzehn Jahre davon befreit. Allein nun kam Senacherib, ein ſehr grauſamer König auf den Thron von Aſſyrien. Dieſer zog mit großer Heeresmacht herauf in das Land Juda und fing an, die feſten Städte zu belagern. Der König Ezechias machte vor Allem Anſtalt, die Stadt Jeruſalem zu vertheidigen. Er hielt mit ſeinen Fürſten Rath, und da alle ihm einmüthig beiſtimmten, ſo berief er die ſtreitbaren Männer ein, befahl die Mauern auszubeſſern, eine zweite Mauer zu erbauen, Thürme mit allerlei Kriegsmaſchinen zu errichten, die feſte Burg der Stadt noch mehr zu befeſtigen und alle Brunnen um die Stadt zu verſchütten und den Bach Cedron abzuleiten, damit es dem feindlichen Heere am Waſſer fehle. Er ordnete ſein Heer, ernannte Feldherren, Oberſte und Hauptleute, verſammelte ſie nebſt dem ganzen Heere auf dem großen Platze vor einem der Stadtthore und ſprach zu ihnen: „Handelt als Männer und ſeyd tapfer! Fürchtet euch nicht vor dem Könige von Aſſyrien und ſeinem mächtigen Heere. Denn er vertraut auf Arme von Fleiſch; mit uns aber iſt der Herr, unſer Gott, und hilft uns und ſtreitet für uns.“ Dieſe Worte des Königs ſtärkten das Heer, und machten auch den tapferſten Männern noch mehr Muth.

Da aber der König Menſchenblut mehr ſchätzte als alles Gold, ſo machte er noch einen Verſuch, den Frieden zu erkaufen, ſandte Abgeordnete an den König von Aſſyrien, und ließ ihm ſagen: „Zieh ab von mir, ſo will ich dir ſo viel Silber und Gold geben, als du von mir forderſt.“ Senacherib forderte dreihundert Talente Silber und dreißig Talente Gold, was eine ſehr große Summe Geldes ausmachte. Ezechias nahm alles Silber, das ſich in dem königlichen Pallaſte befand, und das Gold, womit er den Tempel geziert hatte, und ſchickte es dem Könige Senacherib. Senacherib nahm das Gold und Silber, zog aber nicht ab, ſondern belagerte die Städte Juda's wie zuvor, und ließ ſeine drei Feldherren, Rabſazes, Tharthan und Rabſaris mit einem großen Kriegsheere vor Jeruſalem rücken. Das Iſraelitiſche Heer in Jeruſalem begab ſich auf die Mauern, und ſtand da, gerüſtet zur Vertheidigung der Stadt. Rabſazes verlangte, Ezechias ſolle heraus kommen, um ihre Aufträge zu vernehmen. König Ezechias ſchickte drei ſeiner erſten Staatsdiener, Eliazim, Sobna und Joache hinaus. Der Aſſyriſche Feldherr Rabſazes forderte, die Stadt ihm zu übergeben, prahlte ſehr, drohte und ſprach verächtlich von dem Gotte Iſraels. Da ſagte Eliazim: „Wir bitten, du wolleſt mit uns Syriſch reden und nicht Hebräiſch; wir verſtehen die Syriſche

Sprache ſehr gut; das Volk aber da droben auf der Mauer braucht nicht zu verſtehen, was wir mit einander reden.“ Allein Rabſazes antwortete: „Hat mich denn mein Herr nur an deinen Herrn und an dich geſandt? Meine Worte ſind eben ſo wohl an die Männer dort oben auf der Mauer gerichtet.“ Er trat näher zur Mauer, und rief in Häbräiſcher Sprache mit lauter Stimme: „Höret die Worte des großen Königs, des Königs von Aſſyrien! So ſpricht Senacherib, der König von Aſſyrien: „Laſſet euch nicht verführen von Ezechias; denn er kann euch nicht erretten aus meiner Hand. Glaubet ihm nicht, wenn er euch auf den Herrn vertröſtet und wenn er ſagt: Der Herr wird uns erretten und dieſe Stadt nicht in die Hände des Königs von Aſſyrien geben. Höret nicht auf Ezechias, ſondern auf den König der Aſſyrer, der da ſpricht: Uebergebt euch meiner Gnade und kommt heraus; ſo ſoll ein jeder aus euch im Frieden von ſeinem Weinſtocke und ſeinem Feigenbaume eſſen, bis ich komme und euch hinüber führe in ein Land, das eurem Lande gleicht — in ein fruchtbares Land, voll Korn und Wein, voll Weinberge und Oelbäume, voll Oel und Honig! So werdet ihr am Leben bleiben und nicht umkommen. Gebt dem Ezechias kein Gehör, der euch nur betrügen will, wenn er ſpricht: Der Herr wird uns erretten.“ Das Volk auf der Mauer aber ſchwieg und antwortete ihm nicht; denn der König Ezechias hatte ihnen befohlen, nicht zu antworten.

Die Abgeordneten gingen unverrichteter Sache auseinander. Der König von Aſſyrien aber ſchrieb dem Könige Ezechias einen Brief, der voll Läſterungen gegen den Herrn, den Gott Iſraels war, und mit den Worten ſchloß: „Gleich wie die Götter der übrigen Völker nicht im Stande waren, dieſe Völker aus meiner Hand zu erretten; ſo wird auch der Gott des Ezechias ſein Volk nicht erretten können aus dieſer meiner Hand.“

Der König Ezechias legte ein Bußkleid an, ſchickte Eliazim zu dem Propheten Iſaias, und ließ ihn auffordern, für das Volk zu beten, und ging hierauf ſelbſt in den Tempel, breitete Senacheribs Brief vor dem Herrn aus und betete: „Herr, Du Gott Iſraels, der Du Himmel und Erde erſchaffen haſt! Du allein haſt über alle Könige der Erde zu gebieten. Sieh und höre die Worte Senacheribs, womit er Dich, den lebendigen Gott geläſtert hat! Es iſt wohl wahr, o Herr, daß die Könige von Aſſyrien die Völker überwunden und ihre Götter in das Feuer geworfen haben; allein es waren keine Götter, ſondern nur das Werk von Menſchenhänden, aus Holz oder Stein gemacht. Du aber, o Herr, unſer Gott, errette uns aus Senacheribs Hand, damit alle Königreiche der Erde erkennen: „Du ſeyeſt der Herr und der einzige Gott.“

Der Prophet Iſaias, der eben ſo inbrünſtig gebetet hatte, ließ dem Könige Ezechias ſagen: „So ſpricht der Herr: Dein Gebet wegen Senacherib, des Königs von Aſſyrien, habe Ich erhört. Er wird nicht hinein kommen in dieſe Stadt, keinen Pfeil hinein ſchießen, keinen Schild gegen ſie erheben, und keinen Wall um ſie aufwerfen. Auf eben dem Wege, auf dem er gekommen, wird er wieder zurückkehren. Ich werde die Stadt beſchützen und ſie erretten, — zu meiner Verherrlichung, und um meine Treue zu beweiſen gegen meinen Diener David.“

Noch in derſelben Nacht kam der Engel des Herrn in das Lager der Aſſyrier, und tödtete hundert und fünf und achtzig tauſend Mann. Als Senacherib, der am Abende zuvor im Lager angekommen war, am folgenden Morgen aufſtand, und die unüberſehbare Menge von Leichen ſah, ergriff ihn Schrecken und Entſetzen. Er und die wenigen, die mit ihm gekommen und als Zeugen dieſer furchtbaren Niederlage übrig geblieben waren, nahmen eilends die Flucht und kehrten zurück nach Ninive.

Solcher ſchauerlichen Schickungen Gottes, daß ganze Kriegsheere durch die Peſt oder andere Unglücksfälle ſchnell vertilgt und die Unternehmungen ſtolzer Eroberer zu nichte wurden, findet man mehrere in der Weltgeſchichte. Gott zeigt dadurch: Er ſey der Herr der ganzen Welt, und — wie Er in der heiligen Schrift öfter genannt wird — auch der Herr der Kriegsheere. Er haucht nur, und ſie ſind nicht mehr. Er weiß dem Uebermuthe gefühlloſer Eroberer und Unterdrücker Gränzen zu ſetzen, und Sein Volk zu retten. Er demüthigt die Stolzen, die Seiner nicht achten, und hilft den Demüthigen, die ihr Vertrauen auf Ihn ſetzen.

36. Krankheit und Geneſung des Königs Ezechias.

Der König Ezechias wurde ſehr krank, und der Prophet Iſaias beſuchte ihn und ſagte zu ihm: „So ſpricht der Herr: Beſtelle dein Haus, denn du wirſt ſterben und nicht mehr länger leben.“ Ezechias kehrte ſein Angeſicht gegen die Wand, um ungeſtörter beten zu können und betete und weinte und ſprach: „Ich bitte Dich, o Herr, gedenke doch, wie getreulich und mit aufrichtigem Herzen ich vor Dir wandelte, und gethan habe, was Dir wohlgefällig iſt!“ Und ehe noch Iſaias, der weggegangen war, halb über den Vorhof des Pallaſtes kam, ſprach der Herr zu ihm: „Kehre zurück und ſage dem Ezechias: So ſpricht der Herr, der Gott Davids, deines Vaters: Ich habe dein Gebet gehört und deine Thränen geſehen; und ſieh, Ich will dich geſund machen, und in drei Tagen wirſt du hinauf gehen in den Tempel, Mir zu danken.“

Iſaias kehrte zurück und verkündete dem Könige dieſe Worte des Herrn. Ezechias, der ſich noch ſehr übel befand, ſagte: „Woran kann ich erkennen, daß der Herr mich geſund machen will, und daß ich am dritten Tage in dem Tempel Ihm dafür danken werde?“ Iſaias ſprach: „Willſt du, daß der Schatten des Zeigers dort an der Sonnenuhr um zehn Linien oder Grade vorwärts rücke, oder daß er um eben ſo viele Linien rückwärts gehe?“ Ezechias ſagte: „Es iſt leicht und geſchieht von ſelbſt, daß der Schatten um zehn Grade vorwärts gehe; ich wünſchte zu ſehen, daß er um eben ſo viele Grade zurückgehe.“ Iſaias betete und der Schatten an der Sonnenuhr ging um zehn Grade zurück. Der König ſah es, freute ſich, und ward in der Hoffnung geſtärkt, wieder geſund zu werden. Iſaias ließ Feigen bringen, ſie auf das Geſchwür des Königs legen, und der König wurde geſund, und konnte am dritten Tage in den Tempel gehen, für ſeine Geneſung Gott zu danken.

Gott hätte den König auch ohne Anwendung eines Heilmittels augenblicklich geſund machen können. Allein Er will, die Kranken ſollen bei allem

Vertrauen auf Ihn, die Arzneimittel, die er geſchaffen hat, nicht vernachläſſigen. Bei allem Gebrauche der Arzneien aber müſſen wir unſer Vertrauen auf Gott ſetzen. Denn Er iſt es, der den Arzt leitet, die rechten Mittel zu finden; und ohne Seinen Segen können die tauglichſten und kräftigſten Arzneien nichts wirken. Jede Heilung iſt eine Wohlthat Gottes, für die wir Ihm danken ſollen.

Die Nachricht von der ſchrecklichen Niederlage Senacheribs hatte ſich in alle Länder verbreitet; auch Berodach, der König von Babylon, der den König Senacherib, als ſeinen mächtigſten Feind fürchtete, hatte ſie mit Freuden vernommen. Ueberdies hatte er gehört, daß König Ezechias auf den Tod krank geweſen, aber wunderbarer Weiſe wieder geſund geworden. Er ſandte daher Abgeordnete mit Geſchenken an ihn, und wünſchte in einem Schreiben ihm Glück. Ezechias war darüber ſehr erfreut und erwies den Geſandten große Ehren; er zeigte ihnen alle ſeine Schätze, ſeine goldenen und ſilbernen Gefäße, alle Koſtbarkeiten und Edelſteine, ſeine großen Vorräthe von glänzenden Waffen, und die ganze prächtige Einrichtung des königlichen Pallaſtes. Allein der Prophet Iſaias kam und ſprach zu dem Könige: „Höre das Wort des Herrn: Sieh, es werden Tage kommen, da Alles, was in deinem Hauſe iſt und was du und deine Väter, bis auf den heutigen Tag geſammelt haben, hinweg geführt wird nach Babylon; ſogar deine Enkel werden den König zu Babylon in ſeinem Pallaſte bedienen müſſen.“ Ezechias ſprach: „Was der Herr beſchließt, iſt gut und recht; möchte der Frieden nur noch ſo lange dauern, als ich lebe!“

Die Eitelkeit, mit der Ezechias ſeine Schätze zeigte, und die Anhänglichkeit ſeines Herzens an dieſe vergänglichen Güter, mißfiel Gott ſehr. Deßwegen ließ Er ihm durch den Propheten vorausſagen, was künftig geſchehen werde. Die Weiſſagung des Propheten und ihre Erfüllung iſt auch für uns lehrreich. Was hilft es den Menſchen ſich große Schätze zu ſammeln? — Wir wollen unſer Herz nicht an die Güter dieſer Erde hängen, und uns nichts auf Schätze einbilden; die uns, wo nicht durch allerlei Unglücksfälle, doch gewiß von dem Tode geraubt werden. Die beſten Schätze, die uns nicht können genommen werden, ſind Frömmigkeit und Tugend; die Kinder gut und fromm erziehen, iſt das beſte Erbtheil, das Aeltern ihren Kindern hinterlaſſen können.

57. Hinwegführung der Juden nach Chaldäa in die Babyloniſche Gefangenſchaft.

So herrlich Gott ſeine furchtbare Macht an dem Aſſyriſchen Kriegsheere gezeigt, und ſo voll Erbarmen Er die Stadt Jeruſalem und das Land Juda von mächtigen Feinden befreit hatte; ſo wichen nach dem Tode des frommen Königs Ezechias die folgenden Könige und das Volk doch wieder von Gott ab.

Nur Joſias, der einzige gute König unter den Nachkommen des Ezechias hing von ganzer Seele und ganzem Herzen Gott an, und widerſetzte ſich, mit aller Kraft, der Abgötterei; er ſuchte den wahren Gottesdienſt wieder herzuſtellen und ließ dem Volke das Geſetz des Herrn aufs Neue verkünden. Allein das Volk verſank immer tiefer in Sünden und Laſter. Die Juden wurden noch laſterhafter als jene Heiden, die vormals dieſes Land bewohnt hatten, aber wegen ihrer Gottloſigkeit und böſen Werke von dem Herrn ſind vertilgt worden.

Gott ließ König und Volk beſtändig durch die Propheten ermahnen und warnen; und der Prophet Jeremias kündete ihnen die letzte und größte Strafe an. „Drei und zwanzig Jahre, ſprach er zu dem ſämmtlichen Volke, ſind es nun, ſeitdem ich mich immer vor Tagesanbruch aufmache, und euch das Wort des Herrn unaufhörlich, und mit aller Treue und allem Eifer vortrage — und ihr gebt mir kein Gehör!“

„Alle ſeine Diener, die Propheten, hat der Herr zu euch geſendet. Vor Anbruch des Tages ſchickte Er ſie euch immer; ihr wolltet ſie aber nicht hören, und gabt ihnen kein Gehör.“

„Er ſelbſt ließ es euch ſagen: Bekehret euch alle von eurem böſen Wege, und ſtehet ab von euren ruchloſen Anſchlägen, und ihr werdet in dem Lande, das der Herr euch und euren Vätern gegeben hat, auf immer zu verbleiben haben. Aber auch Mir, ſpricht der Herr, gehorchet ihr nicht.“

„Deßwegen, ſpricht Er nun, weil ihr Meinen Worten kein Gehör gebt — ſeht, ſo werde Ich alle die Völker von Mitternacht und Meinen Diener Nabuchodonoſor, den König von Babylon, ausſenden, und ſie kommen laſſen über dieſes Land und alle Einwohner desſelben und alle angränzende Völker. Verderben will Ich ſie — dem Hohn und Spott preisgeben, zerſtören und verwüſten. Wegnehmen will Ich jeden Laut des Frohlockens und der Freude, aufhören ſollen die Lieder des Bräutigams und der Braut, verſtummen jede Mühle, und jedes Licht erlöſchen, und alles Land zur Wüſte werden, zur Wohnung des Schreckens und Entſetzens. Siebenzig Jahre werden alle dieſe Völker dem Könige von Babylon dienen!“

Der König und das Volk achteten dieſe Drohungen nicht. Die angedrohte Strafe wurde daher vollzogen. Nabuchodonoſor, König von Babylon, erſchien mit einem großen Kriegsheere vor Jeruſalem, umringte damit die Stadt, und fing an, ſie zu belagern.

Jechonias, der König von Juda, wagte es nicht, dem mächtigen Heere Widerſtand zu leiſten und ergab ſich; er und ſeine Mutter, die königliche Familie, die Hofherren und die ganze Dienerſchaft, die Kriegsoberſten und das ganze Kriegsheer kamen heraus vor das Thor der Stadt; und Nabuchodonoſor ließ ſie, nebſt den vornehmſten Bürgern der Stadt, nach Babylon abführen; auch die angeſehenſten Beamten und die vermöglichſten Leute aus allen Städten des Landes, und viele Werkmeiſter und Handwerker aller Art ließ er dahin verſetzen. Alle Schätze des königlichen Pallaſtes, und die goldenen Gefäße des Tempels nahm er hinweg, um ſie nach Babylon zu bringen. Anſtatt des Jechonias wurde der Bruder ſeines Vaters von Nabuchodonoſor zum Könige über Juda geſetzt; dem neuen Könige, der Mathanias hieß, gab Nabuchodonoſor den Namen Sedezias, und ließ ſich von ihm vor Gott Treue und Gehorſam angeloben, und einen Eid ſchwören, den Königen von Babylon immer unterwürfig zu bleiben.

Sedezias war kein guter König und that viel Böſes vor dem Herrn, auch die Prieſter und das Volk ſündigten und entweihten den Tempel durch ihren heuchleriſchen Gottesdienſt. Der Herr, der Gott ihrer Väter, ſandte noch immer, wie früherhin, Propheten, ſie täglich zu ermahnen, weil Er Seines Volkes und des Tempels ſchonen wollte; allein ſie verſpotteten die Boten Gottes und verhöhnten die Propheten, und gaben ihren Worten kein Gehör.

Nachdem aber bereits zehn Jahre verfloſſen waren, und Sedezias ſich ſtark genug glaubte, dem Könige Nabuchodonoſor Widerſtand zu leiſten, brach er den Eid, den er ihm geſchworen hatte, und empörte ſich gegen ihn. Nabuchodonoſor kam mit ſeinem ganzen Kriegsheere, ſchloß die Stadt Jeruſalem von allen Seiten ein, umgab ſie mit Wällen und Verſchanzungen und belagerte ſie. Sedezias, der nichts Gutes zu erwarten hatte, vertheidigte ſie auf das äußerſte. Gegen zwei Jahre dauerte die Belagerung und es entſtand eine furchtbare Hungersnoth in der Stadt. Das gemeine Volk hatte kein Brod mehr; allein der König achtete nicht auf ihre Noth. Endlich ſtürzte in der Nacht eine Mauer ein, welche die Belagerer heimlich untergraben hatten, und die Feinde drangen unaufhaltbar in die Stadt. Der König

Sedezias und ſeine Krieger entwichen durch einen unterirdiſchen Gang, der aus dem Garten des Königs in das freie Feld führte; denn ſie hatten keinen andern Weg mehr, weil die Stadt ringsum von dem feindlichen Heere beſetzt war. Sie flohen der Wüſte zu; allein die Feinde jagten ihnen nach, holten in der Ebene von Jericho ſie ein, zerſtreuten das flüchtige Heer, ergriffen den König, der ſich von allen ſeinen Leuten verlaſſen ſah, und führten ihn vor Nabuchodonoſor.

Nabuchodonoſor hielt Gericht über ihn und ſeine Söhne, die nicht minder ſchuldig waren, als ihr Vater. Die Söhne wurden vor den Augen ihres Vaters hingerichtet. Hierauf wurde ihrem Vater, dem Könige Sedezias, wegen Aufruhrs und Eidbruches ſein Urtheil geſprochen. Gott hatte durch den Propheten Ezechiel die Strafe des Königs Sedezias vorhergeſagt: „Ich werde ihn nach Babylon im Lande der Chaldäer führen; und er wird dieſes Land nicht ſehen, und dort ſterben.“ Dieſe Weiſſagung, die einen Widerſpruch zu enthalten ſchien, und von der Nabuchodonoſor durchaus nichts wußte, ward durch ihn buchſtäblich erfüllt. Er befahl, dem Sedezias die Augen auszuſtechen, und ihn in Ketten nach Babylon zu führen. So kam er in dieſes Land, ohne es zu ſehen, und ſtarb auch dort.

Der König Nabuchodonoſor gab ſeinem oberſten

Feldherrn den Auftrag, die Stadt Jeruſalem zu zerſtören. Der Feldherr befahl, zuvor aus dem Tempel die prächtigen ehernen Säulen, alle Geräthſchaften von Erz und was man noch an goldenen und ſilbernen Geſchirren vorfand, heraus zu nehmen und nach Babylon fort zu ſchaffen. Hierauf ließ er den Tempel des Herrn, den Pallaſt des Königs und alle Häuſer der Stadt in Brand ſtecken; die Stadtmauer niederreißen und die noch übrigen Bürger der Stadt und alle wohlhabende Einwohner des Landes nach Chaldäa abführen.

Ueberhandnehmende Gottloſigkeit und Laſterhaftigkeit bringen jedem Lande, jeder Stadt den Untergang! Dies zeigt auch dieſe Geſchichte. Und wenn gleich der Untergang nicht ſo ſchnell und auffallend erfolgt, ſo bleibt es doch immer gewiß: Wie in einem Lande die fromme Ehrfurcht vor Gott und der Gehorſam gegen Ihn, die Liebe zu den Menſchen, Treu und Glauben, und die Reinigkeit der Sitten abnimmt, ſo nimmt das Elend zu. Das gilt auch von jedem einzelnen Menſchen. Die Geſchichte ganzer Völker und einzelner Menſchen lehrt uns: Wo keine wahre Gottesfurcht iſt, da iſt auch keine wahre Tugend, und wo keine wahre Tugend iſt, da iſt auch kein Glück und Segen, keine wahre Glückſeligkeit.

◆

Inhalt.

I. Geſchichte des Volkes Iſrael unter den Königen Saul, David und Salomon.

Seite
1. Der Knabe Samuel 3
2. Heli und ſeine Söhne 7
3. Samuels Gehorſam und Aufrichtigkeit . . 9
4. Strafe Heli's und ſeiner Söhne . . . 13
5. Samuels Opfer und Sieg 15
6. Der erſte König des Volkes Iſrael . . . 18
7. Saul wird als König anerkannt . . . 25
8. Samuel übergibt ſein Richteramt dem Könige . 29
9. Sauls Kriege gegen die Philiſter . . . 33
10. Sauls Ungehorſam gegen Gott . . . 39
11. Der Hirtenknabe David 42
12. Davids ſchönſte Beſchäftigung bei dem Schafehüten 45
13. Der Hirtenknabe David am königlichen Hofe . 48
14. Der Rieſe Goliath 50
15. Davids Kampf mit dem Rieſen . . . 53
16. David wird des Königs Schwiegerſohn . . 57
17. Davids kluge und liebevolle Ehegattin . . 62
18. Jonathas, der treue Freund Davids . . 65
19. Nabal und Abigail 71
20. Davids letzte Zuſammenkunft mit Saul . . 78
21. Des Königes Saul trauriges Ende . . . 81
22. Davids Trauer um Saul und Jonathas . . 86
23. König Davids Anſtalten zur öffentlichen Gottesverehrung 91
24. Davids Sünde und Buße 95
25. Abſaloms Empörung 102
26. Davids Flucht 105
27. Simei und Berzellai 108

Seite
28. Achitophel und Chuſai 111
29. Abſalons trauriges Ende 116
30. Davids Zurückkehr nach Jeruſalem . . . 121
31. Davids letzte Anordnungen 125
32. Gebet des Königs Salomon 131
33. Salomons weiſer Urtheilsſpruch . . . 133
34. Salomons Tempelbau 135
35. Salomons Herrlichkeit und Tod . . . 142

II. Geſchichte des Volkes Iſrael nach der Trennung des Reiches.

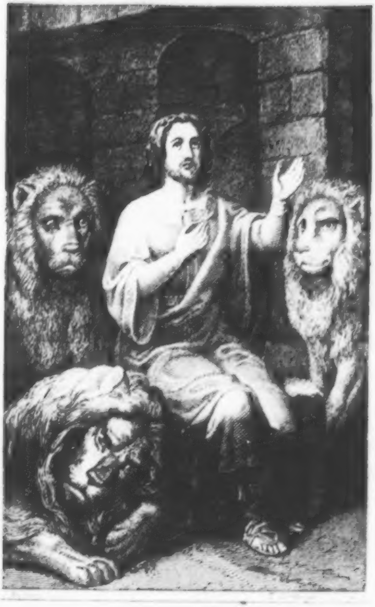
36. Roboam und Jeroboam 147

I. Die Könige des Reiches Iſrael.

37. Jeroboams Abgötterei 152
38. Abia, der Sohn Jeroboams wird krank . . 155
39. Der Prophet Elias 159
40. Das Opfer des Elias 163
41. Elias in ſeiner Betrübniß von Gott getröſtet . 170
42. Achabs und Jezabels Grauſamkeit . . . 175
43. Eliſäus, der Nachfolger des Elias . . . 179
44. Eliſäus und Naaman 184
45. Giezi, der Diener des Eliſäus . . . 189
46. Der Prophet Jonas 190
47. Jonas und der große Meerfiſch . . . 194
48. Jonas zu Ninive 196
49. Jonas und die Kürbißſtaude 197
50. Hinwegführung der Iſraeliten nach Aſſyrien . 201

II. Die Könige des Reiches Juda.

51. Joſaphat, Joram und Ochozias . . . 204
52. König Joas 209
53. Regierung des Königs Joas 212
54. Die Könige Amaſias, Ozias und Achaz . . 216
55. König Ezechias 222
56. Krankheit und Geneſung des Königs Ezechias . 229
57. Hinwegführung der Juden nach Chaldäa in die Babyloniſche Gefangenſchaft 233



DANIEL.

Bibliſche Geſchichte

für

Aeltern und Kinder,

von

Chriſtoph von Schmid.

Erſter Theil.

Das alte Teſtament.

Drittes Bändchen.

Aſſyriſche und Babyloniſche Gefangenſchaft.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1845.

I.

Geſchichte der Iſraeliten
in der
Aſſyriſchen Gefangenſchaft.

---

1. Wohlthätigkeit des alten Tobias.

Wie es den Iſraeliten, die gefangen nach Aſſyrien geführt wurden, dort ergangen ſey, ſehen wir am beſten aus der Geſchichte des Tobias. Tobias war ein überaus frommer und rechtſchaffener Mann. Er wurde mit ſeiner Frau und ſeinem einzigen Sohne, der damals noch ein Kind war, nach Ninive, in die Hauptſtadt von Aſſyrien, gebracht. Tobias blieb auch im fremden Lande Gott getreu, und hielt alle Seine Gebote. Weil er nun von ganzem Herzen Gott ergeben war, ſo ließ ihn Gott Gnade finden bei Salamanaſar, dem Könige in Aſſyrien. Der König erlaubte ihm, überall im ganzen Lande frei herum zu gehen. Tobias reiste überall umher, und gab den Gefangenen heilſame

Ermahnungen. Er beſuchte ſie, tröſtete ſie, und theilte ihnen von Allem mit, was er nur in ſeinem Vermögen hatte.

Der König ſchenkte ihm einmal zehn Talente Silber. Tobias ging damit in die Stadt Rages, um auch dort den Gefangenen Gutes zu thun. Da traf er unter der Menge von Gefangenen einen ſeiner Verwandten an, Namens Gabael, der ſehr fromm und ſehr arm war. Dieſem lehnte er alles dieſes Geld, ohne Zins, blos gegen eine Handſchrift.

Nach langer Zeit ſtarb der König Salamanaſar. Sennacherib, ſein Sohn, wurde König. Dieſer war viel härter gegen die Iſraeliten, als ſein Vater. Er haßte alle auf das äußerſte, und ihr Elend wurde nun erſt recht groß. Die meiſten hatten kein Stücklein Brod mehr, ihren Hunger zu ſtillen, und keine Kleider mehr, um ſich ehrbar zu bedecken. Er ließ ſogar viele von ihnen ermorden, und ihre Leichen über die Stadtmauern hinauswerfen, daß die Raubvögel und die wilden Thiere ſie auffraßen. Tobias ließ ſich durch die Furcht, dem Könige Sennacherib zu mißfallen, vom Gutesthun nicht abhalten. Die unmenſchliche Behandlung der Iſraeliten war ihm vielmehr ein neuer Antrieb zur Wohlthätigkeit. Er ſpeiste die Hungrigen, bekleidete die Nackten, und begrub die Todten und Ermordeten.

Als dieſes der König erfuhr, nahm er ihm ſein ganzes Vermögen, und befahl, ihn zu tödten. Tobias entfloh, arm und von Allem entblößt, und hielt ſich mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne heimlich bei guten Leuten auf. Denn Viele liebten ihn, und freuten ſich, einem ſo lieben und guten Manne wieder Liebes und Gutes erweiſen zu können. Es traf auch hier zu: Wie wir den Menſchen begegnen, ſo begegnen ſie gewöhnlich — auch uns.

Der grauſame König wurde nach einigen Wochen ermordet. Seine eigenen ruchloſen Söhne, die von ihm nichts als Gottloſigkeit und Unmenſchlichkeit gelernt hatten, begingen dieſe ſchauerliche That; denn eine böſe Erziehung bringt auch für die Aeltern böſe Früchte.

Tobias zog nun wieder in ſeine verlaſſene Wohnung, und erhielt ſein Vermögen zurück. Bald darauf fiel ein Feſttag des Herrn ein. Man bereitete deßhalb in dem Hauſe des Tobias eine beſſere Mahlzeit. Da ſprach er zu ſeinem Sohne: „Geh hin, und lade einige von unſern Brüdern, den gefangenen Iſraeliten, die fromm und gottesfürchtig ſind, dazu ein, daß ſie mit uns eſſen.“ Der Sohn ging, und als er wieder zurück kam, erzählte er dem Vater, daß ein ermordeter Iſraelit auf der Gaſſe liege. Tobias ſprang eilends von ſeinem Lehnſtuhle auf, verließ die Mahlzeit, ging nüchtern zu dem entſeelten Leichnam, trug ihn in ſein Haus, und verbarg ihn, um ihn nach Untergang der Sonne zu begraben. Darauf ſetzte er ſich, traurig und zitternd, wieder zu Tiſch. Seine Gäſte tadelten ihn und ſprachen: „Erſt neulich wollte man dich tödten, weil du die Todten begraben haſt. Du biſt kaum dem Tod entronnen, und nun begräbſt du die Todten ſchon wieder!“ Allein Tobias fürchtete Gott mehr, als den König. Er nahm beſtändig die Leichname der Erſchlagenen heimlich weg, trug ſie in ſein Haus, verbarg ſie da, und begrub ſie mitten in der Nacht.

Tobias iſt für uns ein ſchönes Beiſpiel der Wohlthätigkeit. Alles, was er nur hat, theilt er mit den Armen. Er reist überall umher, um in der allgemeinen Noth überall zu helfen. Er tröſtet, gibt, hilft alle Tage, und wo der Tag nicht zureicht, nimmt er noch die Nacht zu Hülfe. Er thut Allen alles erdenkliche Gute an Leib und Seele — gibt dem Hungrigen Brod, dem Nackten Kleider, dem Traurigen Troſt, dem Gottvergeſſenen Ermahnungen, und wo er nicht Allen Gutes thun kann, ſo thut er's doch denen, die ihn zunächſt angehen, ſeinen Anverwandten, und denen, die es vor allen Andern verdienen, den Gottesfürchtigen und Rechtſchaffenen. Seine Wohlthätigkeit erſtreckt ſich bis auf die Todten; er erweiſet ihnen noch die letzte Ehre. Er läßt ſich endlich durch nichts in der Welt, weder durch die Warnungen ſeiner Freunde, noch durch die Drohungen ſeiner Feinde, noch von der offenbaren Todesgefahr abhalten, Gutes zu thun. Wer muß einen ſolchen Mann nicht lieben! Wer möchte ihm nicht gleichen!

2. Des Tobias Geduld in der Trübſal.

Eines Tages kam Tobias ganz müde vom Begraben der Todten nach Hauſe. Er legte ſich neben einer Wand nieder, und ſchlief ein. Da fiel ihm aus einem Schwalbenneſte der warme Koth in die Augen. Davon wurde er blind. Dieſe Trübſal ließ Gott über ihn kommen, damit er im Guten noch mehr bewährt, und auch für die Nachwelt ein Beiſpiel der Geduld werde. Denn weil er, ſchon von Kindheit an, Gott aufrichtig verehrte, und Seine Gebote hielt, ſo beklagte er ſich nun nicht darüber, daß Gott ihn blind werden ließ. Er blieb unerſchütterlich in der Furcht Gottes, und dankte Gott noch für dieſes Leiden alle Tage ſeines Lebens.

Einige ſeiner Verwandten und Bekannten ſpotteten nun über ſein frommes Leben und ſprachen zu ihm: „Was haſt du jetzt davon, daß du ſo viel Almoſen gegeben, und ſo viele Todten begraben haſt?“ Tobias verwies ihnen aber dergleichen Reden, und ſagte: „Redet doch nicht ſo!

Wir ſind Kinder der Heiligen — Abrahams, Iſaaks und Jakobs Nachkommen — und erwarten ja noch ein anderes Leben, das Gott denen geben wird, die Ihm treu bleiben."

Tobias hatte, bei der allgemeinen Noth der Iſraeliten, ſein Vermögen zu ihrer Unterſtützung verwendet, und konnte als ein blinder Mann nichts mehr verdienen. Anna aber, ſeine Ehefrau, erwarb die tägliche Nahrung mit Spinnen, und arbeitete den ganzen Tag überaus fleißig. Da bekam ſie denn einmal wegen ihres beſondern Fleißes, noch über den Lohn, ein Ziegenböcklein geſchenkt und brachte es heim. Der blinde Tobias hörte es meckern. Er wußte wohl, daß ſie nicht ſo viel verdient habe, und ſagte daher: „Nehmt euch wohl in Acht, daß es nicht geſtohlen ſey. Gebt es ſeinem Herrn wieder zurück. Denn von Dem, was geſtohlen iſt, dürfen wir nichts eſſen. Wir ſollen es nicht einmal anrühren!" Allein Anna wurde ſehr zornig, daß er von ihr denken könne, ſie habe das Böcklein geſtohlen; ſie zankte mit ihm, und machte ihm allerlei bittere Vorwürfe.

Alle ihre Schmähworte übertrug Tobias mit Stillſchweigen. Er ſeufzte nur, und fing an zu weinen und zu beten. „Herr! ſprach er, Du biſt gerecht, und gerecht ſind alle Deine Urtheile. Alle Deine Wege ſind Erbarmung und Treue und Gerechtigkeit. Herr, erbarme Dich meiner, und ſtrafe mich nicht meiner Sünden wegen und gedenke nicht mehr an meine Miſſethaten! Denn weil wir Deine Gebote nicht gehalten haben, deßwegen haſt Du uns unſern Feinden übergeben, daß ſie uns ausrauben, gefangen halten und tödten. Allen Völkern, unter die Du uns zerſtreut haſt, ſind wir zum Geſpötte und Gelächter geworden. So ſchrecklich ſind Deine Strafen, o Herr! weil wir nicht nach Deinen Geboten gethan, und nicht redlich vor Dir gewandelt haben. Ach Herr! Erbarme Dich aber dennoch meiner, und nimm — wenn es anders Dein Wille iſt — meine Seele im Frieden dahin. Denn für mich iſt es doch beſſer, daß ich ſterbe, als daß ich noch länger lebe.“

Wie Tobias im Wohlſtande ein Bild der Wohlthätigkeit war, ſo iſt er im Leiden ein Vorbild der Geduld. Er blickt im Leiden zu Gott auf, und nimmt das Leiden, als eine Schickung Gottes zum Heile der Menſchen, als eine Wohlthat Gottes, willig und dankbar aus der Hand Gottes an. Er blickt in's beſſere Leben, und tröſtet ſich mit der Hoffnung des Himmels, auf den uns Gott durch das Leiden vorbereitet. Er blickt in ſein Herz und prüft ſich ſelbſt, und lernt die Sünde, durch die wir Gott gleichſam nöthigen, uns durch Leiden zu beſſern, noch mehr verabſcheuen. Er leidet endlich ſtillſchweigend, erwiedert

Spott nicht mit Spott, klagt ſein Leiden Niemanden als Gott, und will nicht anders, als nach Gottes Willen, davon befreit ſeyn!

Die Aeltern finden hier auch eine ſchöne Veranlaſſung, ihren Kindern zu ſagen: Liebe Kinder! Noch fühlt ihr nur Luſt und Freude, und wißt noch wenig, was Leiden und Kummer ſind. Doch, auch für euch werden die Stunden des Leidens nicht ausbleiben. O, ehret doch jetzt ſchon, in eurer Kindheit, Gott aufrichtig, und thut jetzt ſchon Seinen heiligen Willen, wie Tobias; ſo werdet ihr einſt im Alter auch ſo gelaſſen, gefaßt und zufrieden im Leiden ſeyn können, wie Tobias, und die Leiden werden euch nur zum Heile ſeyn.

3. Tobias Ermahnungen an ſeinen Sohn.

Tobias glaubte gewiß, ſein Gebet ſey erhört, und er werde ſterben. Er rief daher ſeinen Sohn zu ſich, und ſagte zu ihm:

„Mein Sohn! Höre die Worte aus dem Munde deines Vaters, und ſenke ſie, wie eine Grundfeſte, tief in dein Herz!“

„Wenn Gott meine Seele nun zu ſich nimmt, ſo begrabe meinen Leib.“

„Ehre deine Mutter, ſo lange ſie lebt, und denke daran, was ſie Alles wegen deiner ausgeſtanden hat. Wenn ſie aber dereinſt ſtirbt, ſo begrabe ſie neben mir."

„Habe dein Leben lang Gott im Herzen, und hüte dich, daß du nie in eine Sünde einwilligeſt, und etwas thueſt, das gegen die Gebote Gottes iſt."

„Gib Almoſen von deinem Vermögen, und wende dein Angeſicht von keinem Armen ab, ſo wird der Herr Sein Angeſicht auch von dir nicht abwenden."

„Hilf Allen, ſo gut du kannſt. Haſt du viel, ſo gib viel; haſt du wenig, ſo gib auch das Wenige mit gutwilligem Herzen. Denn ſo hinterlegſt du dir einen großen Schatz auf die Zeit der Noth."

„Wer gegen ſeinen Nächſten barmherzig iſt, der kann ein großes Vertrauen auf den Allerhöchſten haben, und hoffen, daß auch Gott gegen ihn barmherzig ſeyn werde."

„Hüte dich mein Sohn! vor aller Unkeuſchheit, und mache, daß du dir in dieſem Stücke nie etwas Unrechtes vorzuwerfen habeſt!"

„Die Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Reden herrſchen; denn ſie iſt der Anfang alles Verderbens."

„Wer dir arbeitet, den bezahle gleich, und halte deinem Taglöhner ſeinen verdienten Lohn niemals zurück."

„Was du nicht willſt, daß man dir thue, daß thue auch einem Andern nicht."

„Theile dein Brod mit den Hungrigen und Dürftigen, und kleide die Nackten mit deinen Kleidern."

„Frage (in jeder wichtigen Angelegenheit) allemal einen weiſen Mann um Rath."

„Lobe Gott zu jeder Zeit, und bitte Ihn, daß Er dein Thun und Laſſen leite, und laß alle deine Anſchläge auf Ihn gegründet ſeyn."

„Sey getroſt, mein Sohn! Wir führen zwar ein armes Leben; wir werden aber doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, alle Sünde meiden, und Gutes thun."

Der junge Tobias ſagte darauf mit gerührtem Herzen: „Vater! Alles was du mir geſagt haſt, das will ich thun." Und was er verſprach, hielt er auch treulich.

Möchten alle Söhne und Töchter den nämlichen ſchönen Entſchluß faſſen — ſich dieſe guten Lehren wohl merken, und ſie eben ſo treulich in Erfüllung bringen, wie der junge Tobias!

4. Der junge Tobias verreist.

Der alte Tobias ſprach noch ferner zu ſeinem Sohne: „Mein Sohn, ich muß dir auch noch ſagen, daß ich unſerm Anverwandten, dem Gabael zu Rages in Medien, als du noch ein kleines

Kind warſt, zehn Talente Silber geliehen habe. Hier habe ich ſeine Handſchrift. Wenn du ihm dieſe zeigen wirſt, ſo wird er dir das Geld ſogleich geben. Geh' nun hin, und ſuche dir einen getreuen Mann, der für Lohn mit dir gehe, damit du dieſes Geld, ſo lange ich noch lebe, zurück bekommeſt."

Der junge Tobias ging hinaus, einen ſolchen Mann aufzuſuchen, und ſah einen überaus ſchönen Jüngling, der umgürtet da ſtand, als hätte er eine große Reiſe vor. Dieſer Jüngling war — der Engel Raphael. Tobias wußte es aber nicht, grüßte ihn freundlich, und ſagte zu ihm: „Guter Jüngling! weißt du den Weg nach Medien?" Der Jüngling antwortete: „Ich weiß ihn, und habe dort bei unſerm Bruder Gabael zu Rages ſchon oft eingekehrt." Tobias ſagte: „Ich bitte dich, warte doch ein wenig, bis ich dieſes meinem Vater geſagt habe." Er ging hinein, und ſagte es ſeinem Vater. Der Vater wunderte ſich darüber und ſagte: „Bitt' ihn, daß er doch ein wenig hereinkomme." Der Jüngling kam herein, und grüßte den alten Vater, und ſprach zu ihm: „Gott gebe dir viele Freude." Der Vater ſagte: „Ach was für eine Freude kann ich noch haben? Ich ſitze hier in der Finſterniß, und ſehe nicht einmal das Tageslicht." Der Jüngling ſprach: „Sey gutes Muths! Gott wird dir bald helfen."

Der alte Tobias ſagte hierauf: „Möchteſt du wohl meinen Sohn zu Gabael nach Rages hinführen? Wenn du zurückkommeſt, ſo will ich dich dafür belohnen.“ Der Jüngling ſprach: „Ich will ihn hinführen, und von dort auch wieder zurück bringen.“ Tobias ſagte: „So reiſet denn glücklich! Gott ſey mit euch auf dem Wege, und ſein Engel begleite euch.“ Der gute alte Vater dachte nicht, der Begleiter ſeines Sohnes ſey ſelbſt ein Engel.

Der junge Tobias packte nun ein, nahm Abſchied von Vater und Mutter, und zog mit dem Jünglinge fort, und ſein Hündlein lief mit ihm. Am erſten Abende wollten ſie in einem Orte an dem Fluſſe Tigris übernacht bleiben. Tobias ging an das Waſſer hinaus, ſeine Füße zu waſchen. Und ſieh! — da fuhr ein ungeheuer großer Fiſch aus dem Waſſer empor, und wollte ihn verſchlingen. Tobias erſchrak und rief dem Engel, der ihn hinaus an das Waſſer begleitet hatte: „Ach Herr, er packt mich an!“ Der Engel ſprach: „Pack du ihn bei den Floſſen, und zieh ihn heraus.“ Tobias packte den Fiſch an, und zog ihn ans Land. Da zappelte der Fiſch zu ſeinen Füßen. Der Engel ſprach nun: „Weide den Fiſch aus; das Herz aber, die Galle und die Leber bewahre auf; denn ſie ſind gut zur Arzenei.“ Tobias machte es ſo. Einige Stücke bratete er ſogleich, die andern ſalzte er ein, damit ſie unterwegs Etwas zu eſſen hätten.

Wenn wir Muth und Entſchloſſenheit haben, ſo kann mancher Zufall, der uns Anfangs Tod und Verderben zu drohen ſchien, unter dem Beiſtande des Himmels uns am Ende nützlich und heilſam werden.

Von da aus reisten ſie weiter, und kamen zu der Stadt Ekbatana. Tobias ſagte zum Engel: „Wo wollen wir denn hier einkehren?“ Der Engel ſprach: „Es wohnt hier ein Mann, Namens Raguel, ein Anverwandter von dir. Er hat eine Tochter, Namens Sara. Sie iſt das einzige Kind, und erbt einmal das ganze Vermögen des Vaters. Halte bei dem Vater um ſie an, ſo wird er ſie dir zur Frau geben.“ Tobias ſagte: „Ich habe aber gehört, daß ſie ſchon mit ſieben Männern vermählt war, die alle todt ſind. Man ſagt noch dazu, ein böſer Geiſt habe dieſe Männer umgebracht. Ich fürchte, es möchte mir auch ſo gehen. Und da wär's mir nur um meine Aeltern leid. Ich bin ihr einziger Sohn, und würde ſie ſo in ihrem Alter durch Betrübniß ins Grab bringen.“

Der Engel ſprach: „Höre, ich will dir ſagen, wer die ſind, über die der böſe Geiſt eine Gewalt haben kann. Diejenigen ſind es, die Gott aus ihrem Herzen ausſchließen, und wie das unvernünftige Vieh, die Roſſe und Maulthiere, nur ihren Begierden folgen. Ueber ſolche hat der böſe Geiſt eine Gewalt.“

Aus den Worten des Engels können wir erſehen, daß wir im Grunde nichts von der Welt zu fürchten haben, als die Sünde. Sie iſt noch weit fürchterlicher, als die böſen Geiſter. Denn eben die Sünde machte dieſelben aus ſchönen Engeln zu ſo abſcheulichen Weſen. Wenn wir aber die Sünde fliehen, und Gott anhangen, ſo können ſelbſt die Geiſter der Hölle uns nicht das Geringſte ſchaden.

Was Tobias von Sara gehört hatte, war wirklich ſo. Ihre Aeltern hatten ſie ſchon ſiebenmal vermählen wollen, allein jedesmal war der Bräutigam von einem böſen Geiſte getödtet worden.

An jenem Tage nun, da der alte Tobias ſo herzlich gebetet hatte, flehte auch Sara eben ſo herzlich zu Gott. Sie hatte einer Magd wegen eines Fehlers einen Verweis gegeben; die Magd aber ſchalt ſie eine Mörderin und ſchrie: „Willſt du mich auch umbringen, wie du deine ſieben Männer umgebracht haſt?“ Ueber dieſe boshafte Rede ward Sara ſehr betrübt. Sie ging hinauf in ihre Kammer, und betete unter heißen Thränen: „Zu dir, o Herr, erhebe ich mein Angeſicht; zu Dir richte ich meine Augen empor! Ich bitte

Dich! erlöſe mich von dieſer Schmach, oder nimm mich hinweg von der Erde. Du weißt es, o Herr, daß ich nie einen Mann begehrt, und meine Seele vor aller Begierlichkeit rein bewahrt habe. Niemals habe ich mich unter muthwillige Geſellſchaften gemengt, und niemals mit Jenen, die einen leichtfertigen Lebenswandel führen, Gemeinſchaft gemacht. Nur in der Furcht Gottes, und nicht aus ſündiger Luſt habe ich eingewilligt, einen Mann zu nehmen. Allein entweder bin ich dieſer Männer, oder ſie ſind meiner nicht werth geweſen. Vielleicht haſt Du mich einem andern Manne aufbehalten. Doch Deine Rathſchlüſſe kann kein Menſch ergründen; aber dies hält jeder, der Dich aufrichtig verehrt, für gewiß, er werde nach der Prüfung gekrönt, aus der Trübſal erlöst, und nach der Züchtigung wieder bei Dir Barmherzigkeit finden. Du haſt keine Freude an unſerm Verderben! Nach dem Ungewitter ſchaffeſt Du wieder Stille, und nach Weinen und Wehklagen erfülleſt Du uns mit Freuden. Dein Name, o Gott Iſraels, ſey gebenedeit in Ewigkeit!“

Das Gebet der Sara, in dem ſie drei Tage verharrte, und das Gebet des alten Tobias ward zur nämlichen Stunde erhört. Gott hatte eben deßwegen den Engel Raphael geſendet, Beiden zu helfen.

5. Heirath des jungen Tobias.

Der Engel führte Tobias in Raguels Haus. Raguel nahm Beide mit Freuden auf. Er betrachtete Tobias und ſagte zu Anna, ſeiner Frau: „Sieh doch, wie dieſer Jüngling unſerm Vetter ſo gleich ſieht!“ Darauf ſagte er zu ihnen: „Wo kommt ihr denn her, meine lieben Jünglinge und Brüder?“ Sie antworteten: „Von den Gefangenen in Ninive!“ Raguel ſagte: „Kennet ihr da wohl auch meinen Vetter, den Tobias?“ Sie ſagten: „Ja, wir kennen ihn wohl.“ Als nun Raguel viel Gutes von ihm erzählte, ſprach der Engel: „Der Tobias, von dem du redeſt, iſt der Vater dieſes Jünglings hier.“ Da fiel Raguel dem Tobias um den Hals, und weinte vor Freuden, und ſprach unter Thränen: „O mein lieber Sohn! geſegnet ſeyſt du! Denn du biſt der Sohn eines recht guten, ja des beſten Vaters!“ Und Anna ſeine Frau, und Sara, ſeine Tochter, weinten auch vor Freuden.

Hierauf ließ Raguel einen Widder ſchlachten, und eine Mahlzeit bereiten. Als er ſeine zwei Gäſte nun bat, ſich zu Tiſche zu ſetzen, ſprach Tobias: „Ich will heute weder eſſen noch trinken, bis du mir zuvor eine Bitte gewähreſt, und mir verſprichſt, du wolleſt mir deine Tochter Sara zur Ehe geben.“ Raguel erſchrak, denn er wußte wohl, was den ſieben Männern widerfahren war, und er fürchtete, es möchte dieſem auch ſo gehen. Allein der Engel ſprach: „Trage kein Bedenken, ſie ihm zu geben. Er fürchtet Gott; ihm iſt ſie von Gott beſtimmt. Deßwegen konnte ſie auch kein Anderer haben.“ Da ſagte Raguel: „Ich zweifle nicht, daß Gott meine heißen Thränen und mein Gebet erhört habe. Ich glaube auch, Er habe euch deßwegen zu mir kommen laſſen. Zweifle nun auch du nicht mehr, ſprach er zu Tobias, ich will ſie dir geben.“ Er nahm die rechte Hand ſeiner Tochter, und legte ſie in die rechte Hand des Tobias, und ſprach: „Der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs ſey mit euch.“

Raguel und Anna waren indeß doch ſehr bekümmert, und fürchteten, es möchte dem Bräutigam ein Leid widerfahren. Allein er blieb unverſehrt, friſch und geſund. Da prieſen Vater und Mutter einmüthig Gott und ſprachen: „Herr, Du Gott Iſraels! Wir danken Dir, daß es nicht gegangen iſt, wie wir fürchteten! Du haſt uns Barmherzigkeit erwieſen, und den Feind, der uns nachſtellte, verjagt. Du haſt Dich dieſer zwei einzigen Kinder erbarmt. Und nun Herr! gib, daß ſie Dich immer vollkommner verehren, und nie aufhören, Dir das Opfer ihres Dankes zu bringen. Alle Völker ſollen erkennen, daß Du allein Gott biſt auf dem ganzen Erdboden.“

Raguel befahl nun ſeiner Hausfrau, ein großes Hochzeitmahl zu veranſtalten. Er ließ zwei fette Rinder und vier Widder ſchlachten. Alle ſeine Nachbarn und guten Freunde lud er zur Hochzeit ein. Den Tobias aber bat er auf das dringenſte, wenigſtens vierzehn Tage bei ihm zu bleiben. Tobias konnte ihm dieſe freundliche Bitte nicht abſchlagen. Um aber durch längeres Ausbleiben ſeine Aeltern nicht zu betrüben, erſuchte er den Engel, vollends zu Gabael zu reiſen, das Geld abzuholen, und ihn zur Hochzeit einzuladen. Der Engel, der von Gott zum Dienſte dieſer guten Menſchen geſandt war, übernahm willig auch dieſes Geſchäft.

Die Hochzeitgäſte hatten, an dem zur Mahlzeit beſtimmten Tage, ſich eben zu Tiſche geſetzt, als Gabael, von dem Engel begleitet, in den Speiſeſaal trat. Tobias ſprang auf, und grüßte Gabael auf das freundlichſte, und Gabael weinte vor Freuden und lobte Gott und ſprach: „Der Gott Iſraels ſegne dich! Denn du biſt der Sohn des beſten Vaters, eines Mannes, der Gott fürchtet, gerecht iſt, und den Armen viel Gutes thut. Geſegnet ſey auch deine Ehefrau, und Gott gebe, daß ihr Kinder und Kindeskinder ſehet! Geſegnet ſeyen eure Aeltern und eure Nachkommen von dem Gott Iſraels, der da herrſcht und regieret in Ewigkeit.“ Alle, die zugegen waren, ſagten: „Amen, es geſchehe!“ Darauf hielten ſie das Hochzeitmahl, und waren fröhlich, in der Furcht Gottes.

Die Furcht Gottes — oder mit einem andern Worte, die Ehrfurcht vor Gott — iſt alſo, wie ſich Manche einbilden, nichts Finſteres und Trauriges. Sie gewährt uns die ſchönſten und beſten Freuden; ſie veredelt die kleinen Freuden des irdiſchen Lebens und erhöht ſie zu himmliſchen Freuden; ſie bewahrt unſere Freuden rein und unſchuldig, und läßt ſie nicht in Unmäßigkeit und wilden Lärm ausarten. Die Gottesfürchtigen ſind die glückſeligſten Menſchen unter der Sonne. Wer ſieht dies nicht an dieſem Tiſche voll gottesfürchtiger Menſchen, die alle ſo redlich, gut, herzlich, freundlich, liebevoll gegen einander, und ſo ſelig in Gott ſind!

6. Heimreiſe des jungen Tobias.

Als die vierzehn Tage vorbei waren, ſagte Raguel zu Tobias: „Bleib noch eine Weile da! Ich will deinem Vater einen Boten ſchicken, und ihm ſagen laſſen, daß es dir wohlgehe.“ Tobias aber ſprach: „Ich weiß, daß mein Vater und meine Mutter ſchon jetzt alle Tage und Stunden zählen, und wegen meiner recht von Herzen bekümmert ſeyn werden.“ Raguel bat ihn noch mit vielen Worten. Die Liebe des Tobias zu ſeinen

Aeltern war aber ſo groß, daß er ſich durchaus nicht bereden ließ, länger zu bleiben. Da übergab ihm denn Raguel die Sara, und dazu den halben Theil ſeines Vermögens, Kameele, Kühe und anderes Vieh, und auch noch viel Geld; er überließ ihm auch mehrere Knechte und Mägde, und ſprach bei dem Abſchiede zu ihm: „Der heilige Engel des Herrn begleite dich, und bringe dich friſch und geſund nach Hauſe, und Gott gebe, daß du deine Aeltern geſund und vergnügt antreffeſt, und daß meine Augen eure Kinder noch ſehen mögen, ehe ich ſterbe.“ Und nun umarmten noch beide Aeltern ihre Tochter, und ermahnten ſie, daß ſie ihre Schwiegerältern ehren, ihren Mann lieben, den Dienſtboten wohl vorſtehen, die Haushaltung recht führen, und ſich ſelbſt in Allem untadelhaft betragen ſolle.

Es iſt eine ſchöne Anordnung Gottes, daß Er den Kindern, als ſchwachen hülfloſen Geſchöpfen die Aeltern gab, welche ſie verpflegen und ernähren. Allein es iſt Sein Wille, daß die Aeltern ihre Kinder nicht nur ernähren, ſondern ſie zu guten Menſchen erziehen, und ſie auch dann noch, wenn ſie ein reiferes Alter erreicht haben, zu Allem, was gut und recht, ſchön und löblich iſt, ermahnen. Wie es aber die Pflicht der Aeltern iſt, ihre Kinder zu ermahnen, zu warnen, zurecht zu weiſen, ſo iſt es auch die Pflicht der Kinder, den Ermahnungen, Warnungen und Zurechtweiſungen der Aeltern Gehör zu geben.

O ihr lieben Kinder! es wäre weit gefehlt, wenn ihr die Ermahnungen eurer Aeltern als eine Plage anſehen wolltet! O, dankt vielmehr dem lieben Gott, daß Er euch ſo gute Aeltern gegeben, die euch vom Böſen abhalten, und zum Guten anhalten; befolgt ihre guten Lehren mit Freuden, wie Tobias und Sara. Nur dann werdet ihr einſt auch gute und glückliche Menſchen werden, wie Tobias und Sara geweſen ſind.

Der alte Tobias fing indeß zu Hauſe an beſorgt zu werden, weil ſein Sohn länger ausblieb, als der Vater erwartete. Er ſprach zu Anna: „Warum, meineſt du, bleibt unſer Sohn ſo lange aus? Was mag ihn wohl aufhalten? Vielleicht iſt Gabael ſchon geſtorben, und nun will ihm Niemand mehr das Geld zurück geben!“ Als der Tag, an dem ſie ihn auf das ſpäteſte erwarteten, vorüber war, wurden beide Aeltern, Tobias und Anna, ſehr traurig und fingen an zu weinen. Die Mutter aber weinte gar ohne Aufhören, und ſprach nur immer: „Ach mein Sohn! mein Sohn! Warum haben wir dich fortgeſchickt in ein fremdes Land? Dich — du Luſt unſrer Augen, du Stütze unſers Alters, du Troſt unſers Lebens, du Hoffnung unſers Geſchlechtes! O, wir wären reich genug geweſen, wenn wir nur dich nicht fortgelaſſen hätten!“

Tobias wollte ſie tröſten, und ſprach zu ihr: „Sey doch ſtill, und betrübe dich nicht ſo! Unſerm Sohne geht es gewiß wohl. Sein Reiſegefährte, mit dem wir ihn fortgeſchickt haben, iſt treu und redlich genug.“ Sie wollte ſich aber nicht tröſten laſſen. Alle Tage lief ſie hinaus, und ſah überall herum, und ging auf alle Wege, wo er herkommen könnte, um ihn vielleicht von weitem kommen zu ſehen. Ja ſie ſtieg auf einen Berg am Wege, wo ſie recht weit umher ſehen konnte, und ſaß Tage lang dort und ſah ſeiner Ankunft entgegen. Endlich ſah ſie ihn in der Ferne kommen. Sie erkannte ihn den Augenblick am Gange, und lief eilends vom Berge herab, und rief ihrem Manne zu: „Dein Sohn kommt!“

Tobias, ihr Sohn, war mit dem Engel voraus gereiſt, um früher zu ſeinen Aeltern zu kommen. Sara, ſeine Ehefrau, zog mit dem Geſinde und den Heerden langſam nach. Der Engel ſagte nun zu ihm: „Sobald du nach Hauſe kommſt, ſo bete vor Allem den Herrn, deinen Gott an, und danke Ihm. Alsdann geh zu deinem Vater hin, und grüße ihn, und ſalbe ſeine Augen mit der Galle des Fiſches, die du bei dir haſt; ſo werden ſeine Augen von Stund an eröffnet werden. Dein Vater wird das Tageslicht wieder erblicken, und eine große Freude haben, dich wieder zu ſehen.“

Indeſſen lief der Hund, den der junge Tobias mitgenommen hatte, voraus, als wär' er der Bote, deſſen Ankunft zu melden, und wedelte mit dem Schweife, und that ungemein freundlich. Die Mutter eilte ihrem Sohne entgegen. Der blinde Vater ſtand auf, und wollte ihm auch entgegen laufen. Er ſtieß aber mit den Füßen überall an. Da gab er ſeinem Knechte die Hand, damit dieſer ihn führe, und eilte ſo ſeinem Sohne entgegen, und umarmte ihn. Das that auch die Mutter, und beide fingen an, vor Freuden zu weinen. Sie gingen nun mit ihm in das Haus, und alle dankten Gott und beteten Ihn an.

Als der Vater ſich wieder in ſeinen Lehnſeſſel geſetzt hatte, nahm der junge Tobias die Fiſchgalle und beſtrich damit die Augen ſeines Vaters. Da löste ſich das Fell von ſeinen Augen ab, wie das weiße Häutlein von einem Ei. Der Sohn nahm es, und zog es vollends von den Augen hinweg. Augenblicklich ſah der Vater. Alle prieſen Gott. Der alte Tobias aber rief voll Freuden! „O Herr! Du Gott Iſraels! Dir ſey Lob und Dank! Du haſt mich hart geprüft; Du haſt mich aber auch wieder geheilt. Denn ſeht, ich erblicke jetzt meinen Sohn Tobias wieder.“

Nach ſieben Tagen kam Sara, die Frau des jungen Tobias, mit ihren Knechten und Mägden, mit den Kameelen und dem Viehe glücklich an. Auch ihr Heirathgut an Geld, und das Geld, das

Gabael zurückbezahlt hatte, brachte ſie mit. Alle Freunde und Verwandte des Tobias kamen zuſammen und wünſchten ihm Glück. Sie hielten eine große Mahlzeit, und ihre Freude war unbeſchreiblich groß.

Wenn wir nun dieſe Geſchichte vom Anfange an bis hieher überdenken, ſo muß es uns einleuchten, daß Alles, was Gott über uns kommen läßt, kein anderes Ziel und Ende habe, als uns zu guten und glückſeligen Menſchen zu machen; daß aber auch wir die Schickungen Gottes getreulich benützen müſſen, damit ihr großes und ſchönes Ziel und Ende an uns erreicht werde.

Gott ließ eine ganze Reihe wichtiger und unwichtiger, fröhlicher und trauriger Begebenheiten zuſammen treffen, den Tobias ſo gut und ſo glückſelig zu machen. Die Wegführung eines großen Volkes in die Gefangenſchaft und das großmüthige Geſchenk eines mächtigen Königs, ein Schwalbenneſt an der Wand und ein Ziegenböcklein mußten dem Tobias Gelegenheit geben, ſich in der Tugend zu üben, und mußten dazu beitragen, daß ſeine Geſchichte einen ſo glücklichen Ausgang nahm. Wie wunderbar, weiſe und gütig weiß Gott die Schickſale der Menſchen zu lenken!

Und ſo lenkt Gott auch jetzt noch unſere Schickſale. Er leitet den Seinen Alles zum Beſten.

Das Geringſte geſchieht ſo wenig von Ungefähr, als das Allerwichtigſte. Keine glückliche Begebenheit hat eine blos augenblickliche Freude zur Abſicht, kein Leiden kommt über uns, uns blos zu quälen. Alles, Alles zielt dahin ab, uns immer vollkommner und ſeliger zu machen. O, daß wir doch auch über unſern eignen Lebenslauf nachdenken möchten — wie viele Spuren der göttlichen Vorſehung würden wir auch da erblicken? Wie ſchön und klar würde die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit Gottes ſich uns in unſerm eigenen Leben offenbaren!

Der alte Tobias that in jeder Lage des Lebens das Beſte, das er nur immer thun konnte. Er verwendete das Geſchenk des Königs auf das wohlthätigſte. Er nahm ſich der gefangenen Iſraeliten überaus liebreich und thätig an, und war in Begraben der Todten ſo unermüdet, daß er halb ohnmächtig vor Schlaf an die Wand hinſank. Er legte auf die bloße Vermuthung, das Ziegenböcklein könnte vielleicht unrechtes Gut ſeyn, ſeinen Abſcheu gegen alles Geſtohlene redlich an den Tag. Er war in ſeiner Blindheit und Traurigkeit voll Ergebung in den Willen Gottes, und betete voll Vertrauen zu Gott. Hätte er von dieſem Allem nur Eines oder das Andere unterlaſſen, ſo wäre er der tugendhafte Mann nicht geworden, und ſein Schickſal hätte den freudenvollen Ausgang nicht genommen. So aber brachten ihm ſeine Wohlthätigkeit, ſeine Geduld, ſeine Ergebung in den Willen Gottes, ſein Vertrauen auf Gott ſo herrliche Früchte.

So müſſen auch wir von den Gelegenheiten, die uns Gott täglich darbietet, uns im Guten zu üben, den beſten Gebrauch machen, wenn ſie zu unſerm Beſten gereichen ſollen. So iſt auch für uns jede Wohlthat, die wir einem Armen erweiſen, jedes Leiden, daß wir mit ſtiller Geduld übertragen, jede Erhebung des Geiſtes zu Gott — ein Samenkörnlein, das ſeiner Zeit die ſchönſten Früchte trägt. Denen, die Gott lieben — und alſo Seinen Willen thun — dient Alles zum Beſten. Sie werden dadurch beſſere, ſeligere Menſchen.

Wir wollen daher bei Allem, was uns begegnet, feſt glauben: „Gott fügte es ſo!“ Das wird unſre Leiden verſüßen, und unſre Freuden verdoppeln. Wir wollen bei jeder Gelegenheit, Gutes zu thun, denken: „Gott will es, daß wirs thun!“ Das wird uns Muth geben zum Guten! Laßt uns jeden Augenblick das Beſte thun — und dann auch getroſt von Gott immer das Beſte erwarten.

7. Der Engel gibt ſich zu erkennen.

Der alte Tobias rief ſeinen Sohn zu ſich, und ſprach zu ihm: „Was ſollen wir nun dieſem heiligen Manne, der dich begleitet hat, geben?“ Der Sohn antwortete: „Ach Vater! wie können wir ihn nach Verdienſt belohnen! Was können wir ihm geben, das für ſo große Wohlthaten genug wäre? Er hat mich geſund hin und her gebracht. Er hat mir das Leben gerettet, als mich der Fiſch verſchlingen wollte. Er hat mir zu dieſer frommen, guten Frau geholfen. Er hat aus ihrem Hauſe, den böſen Geiſt vertrieben, und dadurch ihren Aeltern die größte Freude gemacht. Dir hat er geholfen, daß du nun wieder ſiehſt. Er hat das Geld bei Gabael ſelbſt abgeholt. Er hat uns mit Wohlthaten und Gütern aller Art überhäuft, und uns unbeſchreiblich viel Gutes gethan. Wie können wir ihm dies Alles nach Würde vergelten? Mein Vater! ich bitte dich, erſuche ihn doch, er möchte ſich würdigen, von Allem, was wir mitgebracht haben, den halben Theil anzunehmen!“ Vater und Sohn nahmen ihn nun auf die Seite und boten ihm den halben Theil des mitgebrachten Vermögens an, mit der Bitte, dieſe geringe Gabe nicht zu verſchmähen!

Der Engel aber ſprach zu ihnen: „Preiſet Gott im Himmel, und danket Ihm vor allen

Menſchen! Er hat dieſe große Barmherzigkeit an euch gethan. Die Geheimniſſe eines Königs mag man immerhin verſchweigen — Gottes Werke aber ſoll man offenbaren und Ihn dafür preiſen. Beten, Faſten und Almoſen geben iſt beſſer, als Schätze von Gold zuſammen häufen. Almoſen errettet vom Verderben, tilgt die Sünde, und macht, daß man Barmherzigkeit und das ewige Leben finde. Wer aber ſündiget und Unrecht thut, der iſt ein Feind ſeiner eigenen Seele. — Nun aber will ich euch ein Geheimniß offenbaren, und euch die Wahrheit nicht länger mehr verbergen. Als du, ſagte er zu dem alten Tobias, mit Thränen beteteſt, und dein Mittagseſſen ſtehen ließeſt, und die Todten bei Tage in deinem Hauſe verbargeſt, und ſie zu Nacht begrubeſt — da brachte ich dein Gebet vor den Herrn. Und weil du Gott lieb warſt, ſo mußte eine Prüfung über dich kommen, damit du bewährt wurdeſt. Nun aber hat mich Gott geſandt, daß ich die Ehefrau deines Sohnes von dem böſen Feinde befreien und dich heilen ſollte. Denn ich bin Raphael — einer der Engel, die vor Gott ſtehen!"

Als ſie das hörten, erſchraken ſie, zitterten, und fielen aus Ehrfurcht vor ihm auf das Angeſicht nieder. Allein der Engel ſprach zu ihnen: „Friede ſey mit euch! Fürchtet euch nicht! Gott wollte es ſo, daß ich ſo lange bei euch war. Ihn preiſet! Ihm ſinget Lobgeſänge! Es ſchien euch zwar, ich eſſe und trinke mit euch. Allein meine Speiſe und mein Trank ſind unſichtbar, und kein Menſch kann ſie ſehen. Doch, nun iſt es Zeit, daß ich zu Demjenigen wieder zurückkehre, der mich geſandt hat. Ihr aber lobet Gott, und verkündiget (den Menſchen) alle dieſe Wunder."

Als er dies geſagt hatte, verſchwand er vor ihren Augen, und ſie ſahen nichts mehr von ihm. Da fielen ſie auf das Angeſicht nieder, und blieben drei Stunden lang anbetend liegen, und prieſen Gott und erzählten darauf überall die großen Wunderthaten Gottes.

Die Erſcheinung des Engels, die einen ſo tiefen Eindruck auf Tobias und ſeinen Sohn machte, verdient es, daß auch wir ſie wohl zu Herzen nehmen.

Dieſer heilige Engel Gottes, in der Geſtalt eines ſchönen Jünglings, iſt uns ein freundliches Bild von unſern Schutzengeln. Wie dieſer Engel den Tobias ſichtbar begleitete, beſchützte, und auf all ſein Thun und Laſſen Acht hatte: ſo ſind die Schutzengel die unſichtbaren Begleiter, Beſchützer und Aufſeher der Menſchen, beſonders der Kinder. O meine lieben Kinder, ehret ſie, und thut vor ihren heiligen Augen doch nie etwas Böſes.

Dieſer heilige Engel gab auch, während er auf Erden wandelte, den Menſchen, ein recht ſchönes

Beiſpiel. Er war die lautere Freundlichkeit, Wohlthätigkeit, Heiligkeit. All ſein Thun war tröſten, helfen, erfreuen, und Gott verherrlichen. Er war ganz ein Diener Gottes zum Beſten der Menſchen. Wir Menſchen, und auch ſchon die Kinder, ſollen ihm gleichen — freundlich, liebreich, heilig ſeyn, wie die heiligen Engel Gottes.

O meine lieben Kinder, wenn euch das Gute ſchwer ankommt, ſo denkt: „Wie würde ſich an meiner Stelle ein Engel betragen? Wie voll Andacht würde er im Tempel Gottes vor Gott knieen? Wie liebreich einem Fremden den Weg zeigen? Wie freundlich Leidende tröſten, Traurige erfreuen, Bedürftigen helfen?“ So denkt — und alsdann wird euch das Schwerſte leicht werden.

Wenn ihr etwas Böſes thun wollt, ſo denkt: „Würde das ein Engel auch thun? Würde er auch ſo zornig, unfreundlich und neidiſch ſeyn, wie ich? Würde er auch ſo unanſtändige Reden ausſtoßen? Würde er an ſchändlichen Dingen ein Vergnügen finden?“ O da wird euch die Luſt zum Böſen bald vergehen!

Es gibt doch wohl nichts Schöneres und Erfreulicheres, als den heiligen Engeln zu gleichen — den Willen Gottes auf Erden zu thun, wie die heiligen Engel im Himmel!

8. Des alten Tobias letzte Lebensjahre.

Tobias dankte Gott für alle die Wunder der Güte und der Erbarmung, die Gott ihm erwieſen hatte, in einem ſchönen Lobgeſang:

„Groß biſt Du, o Herr, ſprach er, ewig groß, und Dein Reich währet in Ewigkeit. Du züchtigeſt und tröſteſt wieder, führeſt in die Grube hinein und wieder heraus, und Niemand iſt, der Deiner Hand entrinne.“

„Preiſet den Herrn, ihr Kinder Iſraels, lobet Ihn im Angeſichte aller Völker, die Ihn nicht kennen — damit ihr ihnen Seine Wunder erzählt, und es ihnen verkündiget, daß kein anderer Gott ſey, als Er, der Allmächtige allein.“

„Wegen unſrer Sünden hat Er uns gezüchtiget; wegen Seiner Barmherzigkeit wird Er uns wieder erretten. Erkennet es doch einmal, was Er an uns gethan hat! Preiſet Ihn, mit zitternder Ehrfurcht! Ehret Ihn, der da ewig herrſcht, durch eure Thaten, preiſet Ihn durch einen heiligen Wandel!“

„Ich einmal will Ihn preiſen hier im Lande, worin ich gefangen bin, Ihn, der ſich ſo herrlich zeigt, an einem ſündigen, treuloſen Volke! O ihr Sünder! bekehrt euch doch zu Ihm! Thut vor Seinem Angeſichte, was gut und recht iſt, und glaubet, daß Er euch Barmherzigkeit erweiſen werde.“

„Von ganzer Seele will ich mich freuen in meinem Gott! Ihr, Seine Auserwählten alle, preiſet Ihn! Euer ganzes Leben ſey Ihm ein unaufhörliches Freudenfeſt — ein ſteter Lobgeſang!“

Der alte Tobias lebte, nachdem er wieder war ſehend geworden, noch zwei und vierzig Jahre. Sein ganzes Leben brachte er nunmehr in Freude dahin, und nahm noch immer in der Furcht Gottes zu. Vor ſeinem Tode ließ er ſeinen Sohn Tobias und die ſieben Söhne ſeines Sohnes vor ſein Sterbebett kommen. Gott hatte ihm den Geiſt der Weiſſagung verliehen, und ihm geoffenbart, wie es der Stadt Ninive und dem Volke Iſrael ergehen werde. Der ehrwürdige Greis blickte in die Tage der Zukunft, und ſprach zu ſeinem Sohne und ſeinen ſieben Enkeln: „Die Stadt Ninive iſt ihrem Untergange nahe; denn das Wort des Herrn bleibt nie unerfüllt. Unſere Brüder aber, die aus dem Lande Iſrael vertrieben ſind, werden wieder dahin zurück kehren. Unſer Vaterland, das jetzt wüſte iſt, wird wieder voll Menſchen ſeyn. Das Haus Gottes, das abgebrannt iſt, wird wieder aufgebaut werden. Alle, die Gott fürchten, werden wieder dahin zurück kommen. Die Heiden werden ihre Götzenbilder verlaſſen und nach Jeruſalem ziehen, und alle Könige der Erde werden den König Iſraels — den künftigen Erlöſer — anbeten."

„Meine Kinder, ſprach Tobias weiter, höret daher euren Vater! Dienet dem Herrn in der Wahrheit, und befleißt euch, Alles zu thun, was Ihm wohlgefällig iſt. Lehret eure Kinder, daß ſie rechtſchaffen handeln, Almoſen geben, immer an Gott denken, und Ihn jederzeit redlich und von ganzem Herzen verehren. Höret auch noch einen Rath, den ich euch geben muß. Bleibet nicht hier, meine lieben Kinder; ſobald ihr eure Mutter neben mich in das Grab gelegt habt, ſo macht euch auf, und zieht von hier weg. Denn ich ſehe voraus: Die Bosheit dieſer Stadt wird ihr Untergang ſeyn." Darauf entſchlief er im Frieden, im hundert und zweiten Jahre ſeines Alters.

Der junge Tobias erfüllte den letzten Willen ſeines Vaters genau. Gleich nach dem Tode ſeiner Mutter verließ er Ninive, und zog mit all den Seinigen zu Raguel und Anna, ſeinen Schwiegerältern. Er traf ſie geſund und in einem fröhlichen Alter an. Sie übergaben ihm ihr Haus und ihr ganzes Vermögen, und er verpflegte ſie in ihren alten Tagen auf das ſorgfältigſte, bis zu ihrem Tod.

Er ſelbſt lebte noch neun und zwanzig Jahre, und erlebte Kinder und Kindeskinder. Nachdem er nun in der Furcht des Herrn ſein neun und neunzigſtes Jahr zurück gelegt hatte, ſtarb er ſanft und ſelig, wie ſein Vater. Seine Söhne und Enkel begruben ihn voll freudiger Hoffnung des ewigen Lebens. Alle ſeine Nachkommen führten einen guten und heiligen Lebenswandel, und waren angenehm vor Gott und allen Menſchen im ganzen Lande.

II.

Die Geſchichte der Juden
in der
Babyloniſchen Gefangenſchaft.

9. Der Knabe Daniel.

Die Nachkommen Jakobs, die in die Babyloniſche Gefangenſchaft hinweg geführt worden, waren, wie wir oben bemerkten, aus dem Stamme und Reiche Juda, und wurden daher Juden genannt. Unter dieſen gefangenen Juden befanden ſich mehrere Knaben von königlicher und fürſtlicher Abkunft. Nabuchodonoſor, der König von Babylon, befahl, man ſolle die geſchickteſten, wohlgezogenſten und ſchönſten von ihnen zu ſeinem Dienſte auswählen, und ſie in allen Künſten und Wiſſenſchaften der Babylonier wohl unterrichten. Er verordnete auch, man ſolle ihnen täglich von ſeiner Tafel zu eſſen, und von dem Weine, den er ſelbſt trank, zu trinken geben.

Dieſe Knaben hatten über eine ſolche königliche Bedienung und Bewirthung große Freude. Allein einer unter dieſen Knaben, Namens Daniel, war eines ganz andern Sinnes. Dieſer ſah gutes Eſſen und Trinken für kein ſo großes Glück an. Er hatte, ſo jung er noch war, ſeine größte Freude an Gott, und Ihm zu gehorchen, war ſeine größte Luſt. Er dachte: „Auf die Tafel des Königs kommen allerlei Speiſen, die in unſerm Geſetze verboten ſind. Lieber will ich mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen, als bei einer königlichen Mahlzeit mich der Gefahr ausſetzen, das Geſetz auch nur im Geringſten zu übertreten.“ Er nahm ſich feſt vor, von den Speiſen des Königs nichts zu eſſen, und von ſeinem Weine nicht zu trinken.

Daniel ſtand indeß unter den Befehlen des oberſten königlichen Kämmerers; er durfte Das, was ihm das Beſte dünkte, nicht ſogleich thun. Er mußte — was er in billigen Sachen auch gerne that — gehorchen. Was ſollte er aber nun anfangen, da ihm Etwas befohlen wurde, daß er für unerlaubt hielt? Er ging zu dieſem vornehmen Herrn, ſagte ihm Alles aufrichtig, was ſein Gewiſſen beunruhigte, und bat ihn freundlich, er möchte ihm doch erlauben, von dieſen Speiſen nicht zu eſſen. Drei andere Knaben, Anania, Azaria und Miſael, die auch ſo gut geſinnt waren, wie Daniel, folgten ſeinem ſchönen Beiſpiele, und ſtimmten in ſeine Bitte mit ein.

Der königliche Kämmerer nahm ihre Bitte nicht ungnädig auf. Er hatte vielmehr eine große Freude an ſo guten, gewiſſenhaften Kindern. Er zeigte ſich auch ſehr geneigt, ihre Bitte zu erfüllen. „Allein, ſprach er, ich fürchte mich vor dem Könige, der befohlen hat, euch dieſe Speiſen und dieſen Trank zu reichen. Wenn er ſähe, daß eure Geſichter bläſſer und magerer wären, als bei den übrigen Knaben, ſo könnte mich dieſes meinen Kopf koſten.“

Daniel hätte nun denken können: „Ich habe das Meinige gethan, ich kann nun mit gutem Gewiſſen eſſen, was mir vorgeſetzt wird. Man gibt uns ja nichts Anderes! Meine Aengſtlichkeit könnte ſogar noch einen ehrlichen Mann ins Unglück bringen.“ Allein er hatte Gott zu lieb, als daß er ſich ſo leicht hätte zufrieden geben können. Er ſprach zum Aufſeher, den der königliche Kämmerer über dieſe vier Knaben geſetzt hatte: „Ich bitte dich! verſuch es doch nur einmal zehn Tage lang, und gib uns dieſe Zeit hindurch nichts, als Gemüſe zu eſſen, und nichts als Waſſer zu trinken, und ſieh dann genau nach, ob unſere Geſichter bläſſer und magerer ſeyn werden, als die Geſichter der übrigen Knaben, die von dem Tiſche des Königs eſſen, und thue dann mit uns, was du für gut finden wirſt.“ Der Aufſeher erfüllte Daniels Wunſch — und Daniel hatte durch ſein Beiſpiel gezeigt, daß man alle Schwierigkeiten, Gottes Willen zu vollbringen, beſiegen kann, wenn man nur ernſtlich will.

Während die übrigen Knaben nun allemal an einer prächtigen Tafel ſaßen, im Ueberfluſſe lebten, königliche Speiſen aßen und koſtbare Weine tranken, ſaßen Daniel und ſeine drei jungen Freunde zufrieden um ihre Schüſſel Gemüſe, und waren bei klarem Waſſer fröhlich und vergnügt. Und ſieh! als die zehn Tage vorbei waren, da waren dieſe vier Knaben von Angeſicht ſchöner, blühender und vollkommener, als alle andere Knaben, die von den Speiſen des Königs gegeſſen hatten. So ſehr hatte Gott ihre geringe Koſt geſegnet! Und von nun an bekamen ſie anſtatt der verordneten Speiſen und Getränke, zu ihrer größten Freude, nichts mehr als Gemüſe und Waſſer!

Wir ſehen da, wie ſchön und lobenswerth, gut und heilſam die Mäßigkeit ſey. Sie iſt allen Menſchen ſehr zu empfehlen, beſonders aber ſind die Kinder dazu anzuhalten. Ein Kind das zu viel ißt — zur Unzeit ißt — und Alles ohne Unterſchied, Reifes und Unreifes, gierig hinein ißt, iſt ein trauriger Anblick. Es ſieht auch meiſtens blaß und krank aus, und iſt zu allem Guten dumm und träge. Ein Kind, das hingegen ſeine Eßluſt mäßigen kann, iſt ein liebenswürdiges Kind. Gott und Menſchen haben Freude an ihm. Es kann auch bei Wenigem fröhlich und vergnügt ſeyn. Rothe Wangen und eine heitere Seele ſind auch jetzt noch der Lohn der Mäßigkeit.

Gott belohnte aber die guten Knaben noch auf eine herrlichere Art. Er wollte es recht klar zeigen, daß Er auch das Geringſte, das man ſich aus Liebe zu Ihm verſagt, mit edlern Gaben hundertfältig vergelte. Er gab ihnen Verſtand, nicht nur die Sprache und die Bücher der Babylonier, worin ſie unterrichtet wurden, leicht zu verſtehen; Er verlieh ihnen noch eine höhere Weisheit, als man aus Büchern erlernen kann. Als der König alle Knaben vor ſich kommen ließ, und ſie fragte und prüfte, ſo kam keiner von allen übrigen Knaben dieſen Vier gleich. Ja, ſie übertrafen an Einſicht ſogar die Gelehrten in jenem Lande. Sie mußten daher immer um den König bleiben, und ihn bedienen.

10. Suſanna.

Zu Babylon lebte ein Mann, der Joakim hieß; ſeine Frau hieß Suſanna. Die Frau war überaus ſchön, und — was noch ſchöner iſt! — ſehr gottesfürchtig. Denn ſie hatte fromme Aeltern, die ſie in allem Guten unterrichtet hatten. Ihr Mann war ſehr reich, und hatte einen ſchönen Baumgarten an ſeinem Hauſe. Bei ihm kamen immer die angeſehenſten Juden zuſammen, weil er der Vornehmſte unter allen war. Zwei Richter des Volkes, angeſehene, bereits ſchon alte Männer, kamen gar alle Tage dahin.

Einmal ging nun Suſanna mit ihren zwei Dienſtmädchen in den Baumgarten. Es war ſehr heiß; ſie ſagte daher zu ihnen: „Holt mir Seife und Balſam, ich möchte mich gerne waſchen.“ Die Mädchen brachten das Verlangte, entfernten ſich wieder, und verſchloſſen, auf Suſanna's Befehl, die Gartenthüre. Allein die zwei alten Männer hatten ſich in dem Garten heimlich verſteckt. Dieſe kamen nun eilends hervor, wollten Suſanna zur Sünde verführen, und ſagten zu ihr: „Sieh! die Gartenthür iſt zu; es ſieht uns kein Menſch. Thu' alſo, was wir wollen. Willſt du aber nicht, ſo wollen wir wider dich ein Zeugniß ablegen; du habeſt eine That begangen, worauf die Todesſtrafe geſetzt iſt; deßwegen habeſt du auch deine Mägde fortgeſchickt.“ Suſanna ſeufzte und ſprach: „Ach, wie bin ich in ſo großen Aengſten! Thu' ich, was ihr verlangt, ſo bin ich verloren; thu' ichs nicht, ſo entrinne ich nicht aus euren Händen! Doch will ich lieber unſchuldig in die Hände der Menſchen fallen, als im Angeſichte Gottes ſündigen!“

Das Beiſpiel, das Suſanna uns hier gibt, iſt für alle Menſchen höchſt wichtig. Es lehrt uns: „In der Verſuchung zu Gott aufblicken, und lieber vor der ganzen Welt unſchuldig in Schmach und Schande gerathen, als Ihm mißfallen wollen — das iſt aufrichtige, unverſtellte Frömmigkeit. Lieber ſich öffentlich, wie einen Verbrecher, der des Todes ſchuldig iſt, hinrichten laſſen, als etwas Unehrbares thun — das iſt reine Unſchuld, unbefleckte Tugend. O wer möchte nicht ſo edel und großmüthig geſinnt ſeyn! Wer möchte einem ſo ſchönen herrlichen Beiſpiele nicht nachahmen!

Suſanna fing nun an laut zu ſchreien; die zwei Alten ſchrien aber noch lauter. Einer lief hin und machte die Gartenthür' auf. Als die Bedienten im Hauſe das Geſchrei hörten, liefen alle zuſammen, um zu ſehen, was es denn in dem Garten gebe. Da ſagten die zwei Alten über Suſanna Dinge, daß die Bedienten darüber errötheten; denn ſo etwas hatten ſie noch nie von Suſanna gehört.

Sobald der andere Tag anbrach, wurde Suſanna vor Gericht gefordert. Sie kam, und ihre alten Aeltern, ihre Kinder und ihre ganze Freundſchaft begleiteten ſie. Alle, die ſie kannten, weinten um ſie. Sie aber ſtand da, und blickte mit weinenden Augen zum Himmel; denn ihr Herz vertraute auf Gott. Die zwei Alten brachten ihre falſche Anklage vor. Die Menge des verſammelten

Volkes glaubte ihnen. Suſanna wurde zum Tode verurtheilt. Da rief ſie mit lauter Stimme und ſprach: „Ewiger Gott! Du weißt die verborgenſte Dinge; Du weißt es, daß ſie ein falſches Zeugniß wider mich abgelegt haben. Und ſieh nun, ich ſterbe unſchuldig, und habe von Allem, was ſie über mich gelogen haben, nichts gethan.“

Wie gut iſt es, wenn man ſich ſo getroſt auf Gottes Allwiſſenheit berufen kann! Wenn wir vor Gott unſchuldig ſind, und uns die ganze Welt verdammt, was kann es uns ſchaden? Wir haben doch immer einen Troſt, den uns Niemand nehmen kann. Wenn uns hingegen unſer Gewiſſen innerlich verdammt, was kann es uns nützen, wenn uns die ganze Welt hoch ehrt? Wir haben doch keine wahre Ruhe — und nichts Gutes zu erwarten.

Gott, zu Dem noch nie ein Frommer umſonſt gebetet hat, erhörte Suſanna's Gebet. Als man ſie zum Tode führte, erweckte Er den Geiſt des jungen Daniel, und Daniel fing an laut zu rufen: „Ich will unſchuldig ſeyn an dieſem Blute.“ Alles Volk wandte ſich um, und fragte ihn: „Was meinſt du mit dieſer Rede?“ Daniel ſprach: „Kommt noch einmal vor Gericht! Sie haben ein falſches Zeugniß gegen ſie abgelegt.“ Das Volk kehrte eilends zurück. Die Richter erſchraken und ſagten zu Daniel: „Komm und berichte uns, was du weißt.“ Daniel ſprach: „Thut die zwei Alten von einander! Dann will ich jeden beſonders fragen.“ Man machte es ſo. Da ließ er den Einen herkommen und ſprach zu ihm: „Wenn du ſie im Garten geſehen haſt, Böſes thun, ſo ſag', unter was für einem Baum' iſt es geſchehen?“ Der Alte ſagte: „Unter einem Maſtirbaume.“ Daniel ließ ihn fortführen, und den Andern herbringen, und ſagte zu ihm: „Nun ſag du, unter was für einem Baume haſt du ſie ertappt, da ſie Böſes that?“ Dieſer antwortete: „Unter einem Pflaumenbaume.“ So hatte ſie Daniel in ihren eigenen Reden gefangen. Es war ſonnenklar, daß ſie gelogen hatten. Mit Scham und Schande bedeckt ſtanden ſie — zur Warnung aller, die gerne lügen! — als überwieſene Lügner da. Suſanna's Mann, ihre Freunde und alles Volk erhoben ein lautes Freudengeſchrei, und lobten Gott, der Diejenigen errettet, die auf Ihn vertrauen. Beſonders aber prieſen ihre Aeltern Gott, daß man nichts Unehrbares an ihrem Kinde gefunden hatte.

Die zwei Alten wurden, wegen ihrer ſchändlichen Lüge, als falſche Zeugen zum Tode hinausgeführt und geſteinigt. Es ging ihnen — wie es meiſtens geht! — gerade ſo, wie ſie es Andern machen wollten. Denn wie Gott die Guten errettet, ſo züchtiget Er auch die Böſen.

11. Die drei Jünglinge im Feuerofen.

Der König Nabuchodonoſor ließ ein großes Götzenbild von Gold machen, und es mitten auf einer weiten, ſchönen, grünen Ebene aufſtellen. Er ließ alle Vornehmen des Reiches zur Einweihung des Bildes zuſammen kommen. Ein Herold rief mit lauter Stimme: „Sobald ihr den Schall der Trompeten und Poſaunen, der Zithern, Harfen, Lauten und Saitenſpiele aller Art hören werdet, ſo fallt nieder und betet das Bild an. Wer nicht niederfällt und nicht anbetet, der ſoll augenblicklich in einen brennenden Feuerofen geworfen werden.“ Auf den Schall der Trompeten fielen nun Alle nieder und beteten an — ausgenommen Ananias, Miſael und Azarias. Daniel, wenn er zugegen geweſen wäre, würde es auch nicht gethan haben.

Die drei Jünglinge wurden nun bei dem Könige verklagt. Der König entbrannte vor Zorn, ließ ſie augenblicklich vor ſich kommen, und ſprach zu ihnen: „Iſt es wahr, wollt ihr das goldene Bild nicht anbeten? Jetzt gleich, ſobald ihr den Trompetenſchall hören werdet, fallet nieder und betet an! Wo nicht, ſo laſſe ich euch auf der Stelle in den brennenden Feuerofen werfen. Da wollen wir denn ſehen, wer der Gott iſt, der euch aus meiner Hand retten kann.“

Die drei Jünglinge ſprachen: „Da braucht's nicht viel Bedenkens. Es iſt kaum nöthig, daß wir hierauf antworten. Denn ſieh! unſer Gott, Den wir verehren, kann uns gar leicht aus dem brennenden Feuerofen, und aus deinen Händen, o König, erretten. Und wenn Er es auch nicht thun will — ſo ſollſt du dennoch wiſſen, daß wir deine Götzen nicht ehren, und auch dein goldenes Bild nicht anbeten werden.“

Sie wollten ſich lieber verbrennen laſſen, als Gottes Gebot übertreten. So ſollen auch wir lieber den ſchrecklichſten Tod wählen, als in eine Sünde willigen.

Der König wurde höchſt aufgebracht, und ſein Angeſicht ward von Zorn und Ingrimm ganz entſtellt. Er befahl, man ſolle den Ofen noch ſiebenmal ſtärker heizen, als ſonſt, und die ſtärkſten Männer aus dem Kriegsheere ſollen die drei Jünglinge binden, und ſie in den Ofen hinein werfen. Es geſchah. Das Feuer war entſetzlich, und ſchlug mächtig aus dem Ofen heraus. Sogar die Kriegsmänner, die ſie hinein warfen, wurden von der Flamme ſo beſchädigt, daß ſie davon ſtarben. Die drei Jünglinge aber fielen gebunden mitten in die Flammen hinein. Jedermann meinte, ſie würden ſogleich zu Aſche verbrennen. Allein ein Engel

Gottes kam herab in den brennenden Ofen, und ſchlug die Feuerflammen auseinander. Mitten im Ofen machte er es kühl, wie Abendluft, und erfriſchend wie Thau. Das Feuer rührte die Jünglinge nicht an; es that ihnen nicht weh, und ſie empfanden nicht einmal eine Hitze. Nur die Bande, womit man ſie gebunden hatte, wurden vom Feuer verzehrt. Alle drei fingen, wie aus Einem Munde, an zu ſingen, und Gott zu loben und zu preiſen, mitten in dem brennenden Ofen.

Als der König ſah, daß die drei Jünglinge nicht verbrannten, und als er überdies den Engel erblickte, entſetzte er ſich, ſprang auf, und ſagte zu ſeinen Hofherren: „Haben wir denn nicht blos drei Männer gebunden in das Feuer werfen laſſen? Und ſehet nun! — ich ſehe vier, frei und unverſehrt, mitten in den Flammen umher gehen, und der vierte ſieht aus, ſchön und herrlich, wie ein Engel des Himmels.“

Der König ging etwas näher zur Thüre des brennenden Ofens hin, und rief hinein: „Ihr Diener Gottes, des Allerhöchſten, gehet heraus, und kommet zu mir her!“ Sie kamen ſogleich heraus; kein Härlein an ihrem Haupte war verſenkt. Ihre Kleider waren unbeſchädigt, ja man konnte nicht einmal einen Brand daran riechen. Da rief der König laut aus: „Geprieſen ſey ihr Gott, Der Seinen Engel geſandt, und diejenigen, die auf Ihn vertrauten, gerettet hat. Wer immer unter allen meinen Völkern dieſen Gott läſtert, der ſey des Todes, und ſein Haus werde niedergeriſſen. Denn es gibt keinen andern Gott, der ſo retten kann, wie dieſer!“ Der König beförderte dieſe drei Jünglinge zu den erſten Ehrenſtellen im Lande.

Auch dieſe Geſchichte zeigt, daß Gott von Zeit zu Zeit ſich außerordentlicher Mittel bediente, die Menſchen dahin zu bringen, Ihn zu erkennen und zu verehren, und daß Er immer die weiſeſten und liebevollſten Abſichten dabei habe, wenn Er große Leiden über Diejenigen kommen läßt, die Ihm von Herzen anhängen. Die drei Jünglinge wurden dadurch für alle Menſchen ein hellleuchtendes Beiſpiel unerſchütterlicher Standhaftigkeit im Guten. Ihre recht eigentlich durchs Feuer bewährte Tugend erwarb ihnen allgemeine Hochachtung und Bewunderung. Nun konnten ſie erſt recht viel Gutes ſtiften.

Der König und das Volk, die ſich bisher immer vor todten Bildern auf die Knie niederwarfen, lernten den lebendigen Gott kennen und anbeten. Gott offenbarte ſich auch dieſem Volke — als den allmächtigen Herrn der Natur, der auch die Wuth des Feuers, des ſchrecklichſten aller Elemente, bezähmen kann — als den Allwiſſenden, der von Seinem Himmel herab das

Thun aller Menſchen bemerkt, und den Augenblick, wo Seine Hülfe nöthig iſt, nicht überſieht — als den liebevollen Freund und Erretter Aller, die Ihn aufrichtig verehren. Jede Trübſal hat die Verherrlichung Gottes und das Beſte der Menſchen zum Ziele.

12. Stolz des Königs Nabuchodonoſor.

Der König Nabuchodonoſor war auf ſeine hohe Macht und Herrlichkeit über die Maßen ſtolz. Da warnte Gott ihn durch einen Traum. Der König ſah im Traume einen großen, hohen Baum, der in Mitte des Landes ſtand. Der Gipfel reichte bis an den Himmel und die Aeſte breiteten ſich aus, bis an die Gränzen der Erde. Der Baum hatte ſehr ſchöne Blätter und trug reichliche Früchte. Die Vögel des Himmels wohnten unter ſeinen Zweigen, und die Thiere des Feldes lagerten ſich in ſeinen Schatten, und die Menſchen nährten ſich von ſeinen Früchten. Und ſieh, einer der heiligen Engel, die über die Erde wachen, kam vom Himmel und rief mit mächtiger Stimme: „Fället den Baum, hauet ſeine Aeſte ab, ſtreift die Blätter ab und zerſtreut ſeine Früchte, daß die Thiere unter ſeinem Schatten, und die Vögel auf ſeinen Aeſten entfliehen. Den Stock aber mit ſeinen Wurzeln laſſet in der Erde.“

Ueber dieſen Traum ward der König ſehr beſtürzt, und ſann bekümmert nach, was derſelbe wohl zu bedeuten habe. Er ließ alle Weiſen von Babylon vor ſich kommen, damit ſie ihm den Traum auslegten. Alle Wahrſager und Zeichendeuter erſchienen vor ihm; allein Keiner wußte ihm die Bedeutung des Traumes zu ſagen. Endlich ließ der König den Daniel rufen, und ſprach zu ihm: „Ich weiß, du haſt den Geiſt der heiligen Götter und kein Geheimniß iſt vor dir verborgen. Lege du mir meinen Traum aus, und ſage mir ſeine Bedeutung.“ Der König erzählte den Traum. Daniel erſchrak, ward ſehr betrübt, und ſchwieg lange. Der König ſah ſeine Beſtürzung und ſprach: „Laß dich den Traum und ſeine Bedeutung nicht ſchrecken; rede unbeſorgt.“

Da ſprach Daniel: „Der Baum, den du im Traum geſehen haſt, biſt du, o König, der du dich ſo groß und mächtig dünkeſt, daß du meineſt, deine Größe reiche bis an den Himmel, und deine Macht erſtrecke ſich bis an die Gränzen der Erde; allein der Urtheilsſpruch, den Gott über dich gefällt und dir im Traume angedeutet hat, iſt dieſer: „Du wirſt vom Throne geſtürzt und aus der menſchlichen Geſellſchaft verſtoßen werden, bis du erkennen wirſt, Gott, der Allerhöchſte, habe über alle Königreiche der Erde zu gebieten, und Er gebe ſie, wem Er will. Der Befehl aber, daß die Wurzeln des Baumes bleiben ſollen, deutet darauf hin, dein Reich werde dir aufbewahrt bleiben, und dir wieder gegeben werden, wann du erkannt haben wirſt, alle Gewalt der Könige komme vom Himmel. Laß dir daher, o König, meinen Rath gefallen! Mache dich los von deinen Sünden und Uebelthaten; übe Gerechtigkeit und ſey wohlthätig gegen die Armen; vielleicht wird Gott dann deine Sünden dir verzeihen.“

Der König befolgte Daniels Rath eine Zeit lang; allein nachdem ein Jahr verfloſſen war, ging er eines Tages in dem Saale des königlichen Pallaſtes auf und ab. Hier hatte man eine herrliche Ausſicht über die ganze Stadt Babylon, die der König mit prächtigen Tempeln, Palläſten und Gärten vergrößert und verſchönert hatte. Da regte ſich wieder der Stolz in ſeinem Herzen und er ſprach: „Iſt nicht Babylon eine herrliche Stadt? Ich habe ſie zum königlichen Wohnſitze gemacht, durch meine ſtarke Macht und zum Ruhme meiner Herrlichkeit.“ Allein indem er noch ſprach, kam plötzlich eine Stimme vom Himmel und rief: „König Nabuchodonoſor, laß dir ſagen: Dein Reich wird von dir genommen werden. Du wirſt von den Menſchen verſtoßen werden, und bei den unvernünftigen Thieren des Feldes und des Waldes wohnen; du wirſt Gras freſſen wie ein Ochs, und ſo werden die Jahreszeiten ſiebenmal über dir wechſeln, bis du endlich erkennen wirſt: Gott, der Allerhöchſte, herrſche über alle Königreiche und gebe ſie, wem Er will.“

Noch in der nämlichen Stunde ward der König ſeiner Vernunft beraubt und kam von Sinnen. Man mußte ihn aus der menſchlichen Geſellſchaft entfernen; er fraß gleich einem Ochſen auf dem Felde Gras, und ſein Leib wurde von dem Thaue des Himmels durchnäßt, ſeine Haare wuchſen wie Adlersfedern, und ſeine Nägel wie Klauen der Raubvögel.

Als nun die beſtimmte Zeit vollendet war, kam Nabuchedonoſor wieder zur Vernunft, erhob ſeine Augen zum Himmel, gab Gott die Ehre, und bekannte laut: „Ich lobe und preiſe den Allerhöchſten! Er iſt es, der da ewig lebt; Seine Macht iſt eine ewige Macht und Seine Herrſchaft währet von Geſchlecht zu Geſchlecht. Alle Bewohner der Erde ſind vor Ihm als Nichts zu achten; Er hat die höchſte Gewalt über alle Mächte des Himmels und der Erde, und thut mit ihnen, was Er will, und Niemand iſt, der Seiner Hand widerſtehen kann, oder Ihn fragen dürfte: Warum thuſt Du dies.“

Nabuchodonoſor, der nun wieder vollkommen zur Vernunft und zur Erkenntniß ſeines ſündigen Stolzes gekommen war, erhielt auch die menſchliche Geſtalt wieder zurück. Die Großen des Reiches, die davon hörten, ſuchten ihn auf, und ſetzten ihn wieder in ſein Reich ein, und ſeine Herrlichkeit wurde größer als ſie zuvor geweſen war. Der König ſelbſt machte dieſe wunderbare Begebenheit, die ſeinen Stolz gedemüthigt hatte, in einem königlichen Ausſchreiben allen ſeinen Völkern bekannt. Am Ende dieſes Ausſchreibens ſagte er: „Ich, Nabuchodonoſer, lobe, preiſe und verherrliche nun den König des Himmels; denn all Sein Thun iſt Wahrheit und alle Seine Wege ſind gerecht, und Er kann die Stolzen demüthigen.“

Dieſer König hat es erfahren, wie tief und ſchrecklich Gott die Stolzen demüthige. Möchten wir uns vor allem Stolze hüten, damit wir es nicht auch erfahren.

Macht, Reichthum und Wiſſenſchaft ſind Gaben Gottes. Manchem Mächtigen, der dieſes nicht erkennen wollte, wurde ſeine Macht und Herrlichkeit von Gott genommen; mancher ſtolze Reiche wurde zu einem Bettler; mancher eingebildete Weiſe, den ſeine Wiſſenſchaft ſtolz und übermüthig machte, wurde, wenn auch nicht zu einem unvernünftigen Thiere, doch zu einem Thoren und zum Spotte der Menſchen. Stolz verdunkelt den Verſtand des Menſchen, erſtickt alle edlere Empfindungen, und beraubt aller wahren Ehre; der Stolze wird abtrünnig von Gott, zieht ſich Gottes höchſtes Mißfallen zu, und ſtürzt ſich in zeitliches und ewiges Verderben.

13. König Baltaſſar.

König Baltaſſar, ein Sohn Nabuchodonoſors, hatte keine Gottesfurcht, und führte ein wollüſtiges Leben. Eines Tages gab er den Vornehmſten ſeines Reiches eine prächtige Mahlzeit. Tauſend Gäſte, ſowohl Herren als Frauen, waren dabei zugegen. Die Mahlzeit währte bis ſpät in die Nacht. Jeder trank, ſo viel er im Stande wär. Der König, der bereits vom Weine taumelte, befahl, man ſolle die goldenen und ſilbernen Gefäße, die ſein Vater aus dem Tempel zu Jeruſalem nach Babylon hinweggeführt hatte, herbei bringen. Der König trank daraus, und alle Herren und auch die Frauen mußten daraus trinken. Dabei lobten ſie ihre goldenen und ſilbernen, hölzernen und ſteinernen Götzenbilder, und verachteten den einzig wahren Gott.

Da erblickte der König auf einmal an der weißen Wand, die von einem Kronleuchter helle beleuchtet war, eine Hand. Dieſe ſchrieb mit dem Finger die drei Worte an die Wand: „Mane, Thekel, Phares.“ Der König erblaßte; er zitterte vor Schrecken an allen Gliedern, und ſeine Knie ſchlugen an einander. Der fröhliche Tumult hatte auf einmal ein Ende. Der König rief mit mächtiger Stimme, man ſolle alle Weiſen zu Babylon kommen laſſen, damit ſie ihm dieſe

Worte, die er nicht verſtand, erklären möchten. Die Wahrſager und Zeichendeuter kamen. Der König ſprach zu ihnen: „Wer aus euch dieſe Schrift erklären kann, der ſoll mit Purpur bekleidet, mit einer goldenen Halskette geziert, und zum dritten Manne nach mir in meinem Reiche erhöht werden.“ Allein ſie konnten dieſe Worte nicht auslegen. Der König wurde ſehr beſtürzt, und ſein Angeſicht ward von Kummer entſtellt. Alle ſeine Hofherren waren nicht minder betrübt; es war ein allgemeiner Jammer in dem Pallaſte.

Da trat die Königin, die gottesfürchtig war und an ſolchen unanſtändigen Gaſtmahlen und ſittenloſen Trinkgelagen keinen Theil nahm, in den Speiſeſaal, und ſprach zu dem König: „Lange lebe der König! Bekümmere dich nicht ſo, und dein Angeſicht ſey nicht ſo blaß und entſtellt. In deinem Reiche lebt ein Mann, der den Geiſt Gottes hat. Seine Weisheit und Wiſſenſchaft iſt ſchon zu den Zeiten deines Vaters bewährt erfunden worden. Dieſer Mann iſt Daniel; dieſen laß rufen, und er wird dir dieſe Worte erklären.

Daniel wurde gerufen und erſchien vor dem Könige. Der König ſprach zu ihm: „Du biſt alſo Daniel, den mein Vater aus dem Lande der Juden gefangen hieher geführt hat? Ich habe von dir gehört, daß du den göttlichen Geiſt habeſt, und mit Wiſſenſchaft, Weisheit und Erkenntniß begabt ſeyeſt. Meine Weiſen, die vor meinem Angeſichte erſchienen, konnten mir die Schrift dort an der Wand nicht auslegen. Von dir aber höre ich, du könneſt alles Dunkle klar machen, und alles Räthſelhafte auflöſen. Wenn du mir nun dieſe Schrift an der Wand auslegen kannſt, ſo ſollſt du mit Purpur bekleidet, mit einer goldenen Kette geziert, und zum dritten Manne nach mir in meinem Reiche erhoben werden.“

Daniel ſprach zu dem Könige: „Behalte deine Gaben für dich, mein König, und gib deine königlichen Geſchenke einem Andern. Dieſe Schrift will ich dir aber dennoch auslegen, und ihre Bedeutung dir zeigen. O mein König! Gott, der Allerhöchſte, hat deinem Vater Nabuchodonoſor das Königreich, Macht, Ruhm und Herrlichkeit verliehen; da aber ſein Herz ſich erhob und er ſtolz und hochmüthig geworden, wurde er vom königlichen Throne verſtoßen, ſeiner Herrlichkeit beraubt, und von den Menſchen verworfen; er wurde den unvernünftigen Thieren gleich, mußte ſich bei den Waldeſeln aufhalten, und gleich einem Ochſen Gras freſſen, bis er erkannte, Gott, der Allerhöchſte, habe die Gewalt über die Königreiche der Menſchen, und Er ſetze, wen Er immer wolle, darüber. Du Baltaſſar, Sohn des Nabuchodonoſor, haſt dieſes Alles gewußt, und dennoch dein Herz vor Gott nicht gedemüthigt, ſondern dich gegen den Herrn des Himmels empört. Du haſt die Gefäße ſeines Hauſes, des Tempels, bringen laſſen, und du und deine Hofleute haben daraus getrunken; du haſt die goldenen, ſilbernen, ehernen, eiſernen, hölzernen und ſteinernen Götzenbilder gelobt, die weder ſehen, noch hören, noch fühlen; den einzig wahren Gott aber, Der deinen Athem und alle deine Wege in Seiner Hand hat, haſt du nicht geehrt.“

„Deßhalb ließ Gott dir dieſe Hand erſcheinen, die das geſchrieben hat, was hier in die Wand eingegraben iſt. Die drei Worte: „Mane, Thekel, Phares“ haben aber dieſe Bedeutung: Mane bedeutet: Gott hat die Tage deiner Regierung gezählt und ſie geendet. Thekel ſagt dir: Du biſt auf der Wage gewogen und zu leicht befunden worden. Phares kündet dir an: Dein Königreich iſt getheilt und den Medern und Perſern gegeben worden.“

Der König befahl hierauf, den Daniel mit Purpur zu bekleiden und mit einer goldenen Halskette zu ſchmücken, und verlieh ihm die dritte Stelle im Reiche. Allein noch in derſelben Nacht drangen ganz unerwartet und plötzlich die Feinde in die Stadt; der König wurde umgebracht, und Darius, der König der Meder, bemächtigte ſich des Reiches.

Dieſe Geſchichte warnt uns ſehr nachdrücklich — vor Schwelgerei und Trunkenheit, die an ſich ſchon ſtrafbare Vergehen ſind, und zu noch ſchauerlicheren Verbrechen verleiten. Im Uebermuthe der Trunkenheit entweihte König Baltaſſar die geheiligten Gefäße des Tempels und läſterte ſogar den einzig wahren Gott!

Die Bedeutung der drei Worte, die dort an der Wand geſchrieben ſtanden, ſollen wir uns in unſer Herz ſchreiben. Auch unſere Tage ſind gezählt und wir wiſſen nicht, welcher der letzte ſeyn wird. Auch unſere Werke werden gewogen werden, ob ſie nicht zu leicht ſeyen. Und wenn ſie zu leicht erfunden werden ſollten, was wird dann unſer Schickſal ſeyn? —

14. Das Götzenbild Beel.

In dem vornehmſten Tempel der Babylonier ſtand ein ungeheuer großes Götzenbild, das ſie Beel nannten, und das von ihnen ſehr hoch verehrt wurde. Sie glaubten ſogar, es lebe und könne eſſen; ja ſie mußten es für ſehr heißhungrig halten, denn ſie opferten ihm täglich zwölf Malter feines, weißes Mehl, vierzig Schafe, und ſechs große Krüge voll Wein. Selbſt Darius, der König diente dieſem Abgotte, und kam täglich in ſeinen Tempel, ihn anzubeten. Daniel aber betete den wahren Gott allein an.

Da ſprach der König zu Daniel: „Warum beteſt denn du den Beel nicht an?“ Daniel antwortete:

„Weil ich keine Götzenbilder verehre, die von Menſchenhänden gemacht ſind. Ich bete nur den lebendigen Gott an, der Himmel und Erde erſchaffen hat, und ein Herr iſt über Alles, was da lebt.“ Der König ſprach: „Meinſt du denn, der Beel ſey kein lebendiger Gott? Siehſt du nicht, wie viel er alle Tage ißt und trinkt?“ Daniel ſprach lächelnd: „Lieber König! laß dich nicht betrügen. Dieſer Beel iſt nichts, als inwendig Lehm und auswendig Erz. Noch niemals hat er Etwas gegeſſen.“

Hierauf wurde der König ſehr zornig, und ließ alle Prieſter des Beel rufen. Sie waren, ohne Weiber und Kinder, ihrer ſiebenzig. Der König ſprach zu ihnen: „Wenn ihr mir nicht ſagt, wer täglich dieſes Opfer verzehrt, ſo müßt ihr ſterben. Wenn ihr mir aber beweiſet, daß es der Beel aufzehre, ſo muß Daniel ſterben. Denn er hat den Beel geläſtert.“ Daniel ſagte: „So iſts recht; es geſchehe, wie du geſagt haſt.“ Willig wagte er ſein Leben daran, die Menſchen von ihrer thörichten Bilderanbetung zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen.

Der König ging nun mit Daniel in den Tempel Beels. Die Götzenprieſter ſagten: „König, ſieh! wir wollen hinausgehen. Setze du ſelbſt dem Beel die Speiſen und den Wein vor, ſchließe du ſelbſt die Thüre zu und verſiegle ſie mit deinem

Ringe. Wenn du morgen frühe wieder kommſt, und Beel nicht Alles aufgegeſſen hat, ſo wollen wir gerne ſterben. Wenn du aber findeſt, daß Alles aufgezehrt iſt, ſo ſoll Daniel ſterben, der auf uns gelogen hat.“ Hiemit gingen ſie hinaus.

Der König ſtellte nun die Speiſen ſelbſt auf den Opfertiſch. Daniel aber befahl ſeinen Dienern, ſie ſollen Aſche holen. Dieſe ſtreute er vor den Augen des Königs durch ein Sieb in dem ganzen Tempel umher. Der König und Daniel verließen hierauf den Tempel, ſchloſſen die Thür', und verſiegelten ſie mit dem Ringe des Königs.

Den andern Morgen in aller Frühe kam der König mit Daniel wieder zum Tempel. Der König ſprach: „Daniel, ſind die Siegel unverletzt?“ Daniel antwortete: „Ja, mein König, ſie ſind unverletzt.“ Sobald nun die Thür' aufgethan war, ſah der König auf den Tiſch, und rief mit lauter Stimme: „O Beel, du biſt groß, und hinter dir iſt kein Betrug!“ Denn wirklich war von den Opfergaben nichts mehr zu ſehen.

Allein Daniel lächelte, hielt den König zurück, daß er nicht hinein ging, und ſagte: „Sieh doch nur ein wenig auf den Boden, und ſchau, was dies hier in der Aſche für Fußtritte ſind?“ Der König ſprach: „Ich ſehe Fußtritte von Männern, Weibern und Kindern.“ Dies waren die Fußſtapfen der Prieſter, und ihrer Weiber und Kinder.

Ihr Betrug war nun, ſo ſchlau er auch ausgedacht war, am Tage. Man ſuchte nach, und fand unter dem Altare ein geheimes Thürlein. Durch dieſes waren ſie alle Nacht hereingeſchlüpft, und hatten alles aufgezehrt oder fortgetragen, was auf dem Tiſche war. Der König ließ ſie — zur wohlverdienten Strafe einer ſo abſcheulichen Betrügerei — tödten. Den Beel aber übergab er dem Daniel. Dieſer zerſtörte ihn und ſeinen Tempel.

Was lehrt uns nun dieſe Geſchichte?

Daniel iſt uns ein ſchönes Beiſpiel des frommen Eifers, auch Andere zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen.

An den Prieſtern ſehen wir, daß auch der geheimſte Betrug zuletzt an den Tag kommt, und am Ende nichts beſteht, als Ehrlichkeit und Wahrheit.

An der groben Abgötterei des Königs und des Volkes können wir lernen, uns vor der feinern Abgötterei zu hüten. Wer Ehre, Reichthum und Wolluſt zu ſeinen Götzen macht, und ihnen Zeit, Geſundheit und Leben opfert, treibt im Grunde eine eben ſo verderbliche Abgötterei, als die Babylonier.

13. Daniel in der Löwengrube.

Ohne gründlichen Unterricht von Gott verfallen die Menſchen in den ſchrecklichſten Unſinn. Zu Babylon war ein großer Drache, ein furchtbares Ungeheuer, das uns nicht näher bekannt iſt. Auch dieſes wilde Thier beteten die Babylonier an. Der König ſprach zu Daniel: „Aber von dieſem kannſt du doch nicht ſagen, daß er ein Götze von Erz ſey. Sieh, der lebt doch wohl gewiß! Bete ihn alſo an.“ Daniel ſprach: „Ich bete den Herrn, meinen Gott, allein an. Denn Er allein iſt der wahre Gott. Gib mir aber nur Erlaubniß dazu, o König, ſo will ich dieſen Drachen umbringen — ohne ein Schwert; ja ich will nicht einmal einen Stecken dazu nehmen.“ Der König ſprach: „Es ſey dir erlaubt.“ Daniel nahm nun Pech, Fett und Haare, machte Kuchen daraus, und warf ſie dem Drachen vor. Der Drache fraß ſie, und borſt davon mitten entzwei. Und Daniel ſprach: „Da ſeht ihr, wen ihr angebetet habt!“

So unverſtändig und unglücklich, wie dieſe Babylonier, wären wir vielleicht auch, wenn ſich Gott uns nicht ſo mild und freundlich geoffenbaret hätte! Wir haben wohl Urſache, dem guten, lieben Gott zu danken, daß Er ſich uns näher zu erkennen gegeben hat. Unſre größte Luſt und

Freude ſey es, von Ihm zu hören, und Ihn immer mehr kennen zu lernen.

Als die Babylonier vernahmen, was Daniel mit Genehmigung des Königs gethan hatte, verdroß ſie es ſehr. Sie erregten einen Aufruhr, rotteten ſich zuſammen und ſprachen: „Der König iſt ein Jude geworden! Er hat den Beel zerſtört, den Drachen getödtet, und die Prieſter umgebracht.“ Sie traten vor den König und ſprachen zu ihm: „Gib uns den Daniel heraus, oder wir ermorden dich und alle die Deinigen!“ Der gute König, der wohl ſah, daß ſie Gewalt brauchen, und ihn zwingen würden, übergab ihnen mit ſchwerem Herzen den Daniel. Sie nahmen ihn, und warfen ihn in die Löwengrube. Es waren ſieben Löwen in der Grube. Dieſen gab man ſonſt alle Tage zwei Schafe und zwei Menſchenkörper. Nun gab man ihnen aber ſechs Tage lang gar nichts mehr, damit ſie den Daniel deſto gewiſſer freſſen möchten.

Dies iſt der Weltdank! So belohnten dieſe Leute Daniel dafür, daß er ſie zu Verehrern des wahren Gottes und zu glückſeligen Menſchen machen wollte. Er konnte einen ſolchen ſchlechten Lohn wohl voraus ſehen. Allein er verlangte, wie alle wahrhaft gute Menſchen, überhaupt keine Belohnung. Ja, er ſetzte ſich, um des Guten willen, gerne der Verfolgung aus. Gottes Ehre und das Heil der Menſchen war ihm lieber als ſein Leben.

Gott verließ aber den Daniel auch in der Löwengrube nicht. Die Löwen thaten, ſo hungrig ſie waren, ihm nichts zu Leid'; er ſelbſt aber fing an Hunger zu empfinden. Um eben dieſe Zeit wollte Habakuk, ein Prophet, ſeinen Schnittern ein Gemüſe, worein Brod gebrockt war, auf das Feld hinaus tragen. Da ſprach ein Engel des Herrn zu ihm: „Bring' dieſes Eſſen, das du da trägſt, dem Daniel, der zu Babylon in der Löwengrube iſt.“ Habakuk antwortete: „Herr! ich bin in meinem Leben nicht in Babylon geweſen, und ich weiß auch nicht, wo die Löwengrube iſt.“ Da ergriff ihn der Engel, und führte ihn, ſchnell und mächtig, wie ein Sturmwind, durch die Luft, und ließ ihn zu Babylon bei der Löwengrube nieder. Habakuk rief dem Daniel und ſprach: „Daniel, du Diener Gottes! nimm hier das Mittagsmahl, das Gott dir ſchickt.“ Daniel ſprach: „O Gott, ſo haſt Du meiner doch nicht vergeſſen! Ja, Du verläſſeſt die nicht, die Dich lieben.“ Er ſtand auf und aß, und der Engel brachte Habakuk wieder an ſeinen Ort.

Am ſiebenten Tage kam der König zur Löwengrube, dort um Daniel zu weinen. Denn er hatte ihn ſehr lieb, und glaubte, er ſey todt. Wie er nun in die Löwengrube hinein ſah, um vielleicht noch etwas von Daniels Gebeinen zu erblicken — ſieh, da ſaß Daniel unverſehrt mitten unter den Löwen, fröhlich und heiter, wie ein Hirtenknabe unter ſeinen Lämmern! Der König rief laut aus und ſprach: „O Herr, Du Gott Daniels! Du biſt groß, und es iſt ſonſt kein Gott, als Du!“ Der König ließ den Daniel ſogleich aus der Löwengrube befreien, und Diejenigen, die ihn hatten ums Leben bringen wollen, dafür hineinwerfen. Augenblicklich wurden ſie vor den Augen des Königs, noch ehe ſie den Boden erreicht hatten, von den Löwen ergriffen und aufgefreſſen. Alles Volk erſchrak und erkannte in der Erhaltung Daniels und dem Tode ſeiner Feinde die Gerechtigkeit Gottes. Der König aber ſprach: „Alle Einwohner des ganzen Landes ſollen den Gott Daniels fürchten. Denn Er iſt der Retter, und Er wirkt Wunder und Zeichen auf Erden. Er hat den Daniel aus der Löwengrube befreiet.“

Laßt uns hier wieder die göttliche Vorſehung anbeten. Ja, es waltet eine höhere Weisheit über uns Menſchen! Daniel legte durch eben ſo einfache als ſinnreiche Gedanken die Nichtigkeit der Babyloniſchen Götzen unwiderſprechlich dar. Allein dadurch wurde das Uebel nur noch ärger. Das Volk gerieth in Aufruhr! der König ſelbſt kam in Lebensgefahr. Was aber Daniel durch ſeine Weisheit und ſeinen ſchönen, lobenswürdigen Eifer nicht bewirken konnte, bewirkte Gott durch ganz widerſinnig ſcheinende Mittel. Er läßt den Daniel in die Löwengrube kommen, und Daniel iſt in den Augen der Menſchen unwiederbringlich verloren. Sekn königlicher Freund beweint ihn als todt; Unſinn und Bosheit triumphiren. Allein jetzt, da keine Hülfe mehr möglich ſcheint, kann ſich Gottes Hülfe erſt recht herrlich zeigen. Daniel geht unverletzt aus der Löwengrube hervor, die Urheber des Aufruhrs werden zernichtet, die Wuth des Volkes iſt geſtillt, der König erkennt den einzigen wahren Gott, belehrt das Volk, und ſeine belehrende Worte und Befehle finden nun Eingang; das ganze Reich kommt zur Erkenntniß des wahren Gottes. Die Leiden eines Einzigen werden ein Segen fur Millionen. So leitet Gott die menſchlichen Schickſale. So wacht Er über die Guten und über das Gute. Solche ſchöne Früchte bringen die Leiden um des Guten willen — unter Gottes Leitung. Laßt uns daher, wenn auch alle unſere redlichen Bemühungen für das Gute verloren ſcheinen, doch das Vertrauen auf Ihn nicht verlieren!

16. Vaſthi und Eſther.

Aſſuerus, einer der nachfolgenden Könige, hatte ſich die Stadt Suſan zur Reſidenz gewählt, und gab dort den Fürſten und hohen Staatsdienern ſeines großen Reiches ein herrliches Feſt. In dem prachtvollen Garten an dem königlichen Pallaſte waren viele gedeckte Tafeln aufgeſtellt. Sowohl die Tafeln als die Sitze waren reichlich mit Gold und Silber verziert. Der Grund, worauf ſie ſtanden, war mit Marmor von allerlei Farben eingelegt. An den marmornen Säulen, die umher ſtanden, waren himmelblaue, hochrothe und gelbe Teppiche ausgeſpannt, die Gäſte gegen die Sonne zu ſchützen. Man trank aus goldenen Geſchirren; was aber noch ſchöner war, als die goldenen Becher, ſo wurde Niemand genöthigt, über das Maaß zu trinken. Vaſthi, die Königin, gab in ihrem Pallaſte ein Gaſtmahl für die Frauen.

Das Feſt währte viele Tage, weil die große Anzahl der Gäſte aus dem weiten Reiche nur nach und nach konnte eingeladen werden. Nachdem dieſe feſtlichen Tage vorüber waren, bewirthete der menſchenfreundliche König noch ſieben Tage lang alle Einwohner der Stadt Suſan, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, in dem Luſtwalde, der den Garten umgab und mit vieler Kunſt gepflanzt war. Am ſiebenten Tage war der König beſonders fröhlich. Er wollte, auch die Königin ſollte in ihrem Schmucke bei ſeinem Gaſtmahle, in Mitte ſeines glücklichen Volkes erſcheinen. Er ſchickte ſieben Kammerherren, ſie abzuholen. Allein ſie ſchlug es ihm ab, denn ſie war zu ſtolz, zu kommen. Der Stolz eines Menſchen hat ſchon oft die allgemeine Freude geſtört. So ging es auch hier. Die Gäſte waren beſtürzt; der König aber wurde höchſt aufgebracht, und befragte ſeine Räthe, zu was für einer Strafe er die Königin wegen ihres Ungehorſames verurtheilen ſolle. Einer der Räthe ſprach: „Die Königin Vaſthi hat nicht nur den König, ſondern auch die Fürſten und das Volk beleidigt. Nach ihrem Beiſpiele werden alle Frauen im Reiche die Befehle ihrer Männer gering achten. Der Zorn des Königs iſt daher gerecht.“ Er wandte ſich hierauf zum Könige und ſagte: „Wenn es dir gefällt, ſo laß in allen Ländern deines großen Reiches bekannt machen, daß Vaſthi nicht mehr Königin ſey und ihre königliche Würde einer andern verliehen werde, die beſſer iſt, als ſie — damit alle Weiber, ſowohl der Großen als der Kleinen, ihre Männer in Ehren halten.“

Dem Könige gefiel dieſer Rath. Er verſtieß die Vaſthi, und war darauf bedacht, ſich eine andere Königin zu wählen. Viele Fürſtentöchter im Lande wünſchten ſich eine Krone zu erlangen. Allein da lebte zu Suſan eine arme Jungfrau, Namens Eſther. Sie hatte weder Vater noch Mutter mehr. Mardochäus, der Bruder ihres Vaters, hatte ſie an Kindesſtatt angenommen. Sie war ungemein ſchön und holdſelig und — was ſie noch ohne Vergleich liebenswürdiger machte — die lautere Unſchuld und Beſcheidenheit. Manches eitle Mädchen putzte ſich auf das ſchönſte und hoffte Königin zu werden. Eſther dachte nicht einmal an eine ſo große Ehre, und bekümmerte ſich nicht um Putz und Kleiderpracht. Dennoch fand ſie vor allen Andern Gnade vor dem Könige. Ihre Unſchuld und Demuth erhielten den Preis. Der König erwählte ſie anſtatt der Vaſthi zur Königin, und ſetzte ihr die königliche Krone auf.

So wurde auch hier der Stolz gedemüthiget und die Demuth erhöht.

Der König gab hierauf abermals allen ſeinen Fürſten ein großes Gaſtmahl, ließ allen ſeinen Ländern auf ein Jahr die Abgaben nach, und theilte mit königlicher Großmuth Geſchenke aus — Alles der neuen Königin zu Ehren. Alle dieſe Ehrenbezeigungen machten ſie — was ihr zu noch größerer Ehre gereichte — nicht ſtolz. Sie gehorchte als Königin ihrem Pflegevater, dem Mardochäus noch in allen Stücken ſo willig, wie zur Zeit, da ſie noch als ein kleines Mädchen in ſeinem Hauſe erzogen wurde. Mardochäus rieth ihr unter anderm, ſie ſolle nichts davon ſagen, daß ſie aus dem Volke der Juden ſey; und ſie entdeckte es daher auch keinem Menſchen am königlichen Hofe.

Eſther, die aus einem armen Waiſenmädchen die Königin eines mächtigen Reiches geworden, verdient hier in der That unſere Bewunderung. Manche Söhne und Töchter wollen, wenn ſie nur ein wenig größer geworden, ihren Aeltern, Großältern und Denjenigen, die Aelternſtelle an ihnen vertreten, ſchon nicht mehr gehorchen; manche, die in der Welt ihr Glück gemacht und Ehre und Anſehen erlangt haben, ſchämen ſich wohl gar ihrer Wohlthäter und Freunde, die von geringem Stande ſind und verachten ſie. O möchten ſolche undankbaren Kinder an dieſer liebenswürdigen Königin ſich ein Beiſpiel nehmen!

17. Mardochäus und Aman.

Mardochäus kam in die Dienſte des Königs, und begab ſich ſehr oft in den Vorhof des königlichen Pallaſtes, um inne zu werden, wie es ſeiner ehemaligen Pflegetochter, der Königin Eſther, gehe. Da hörte er einmal zwei königliche Kämmerer, wahrſcheinlich Anhänger der verſtoßenen Königin Vaſthi, ſich mit einander verabreden, den König zu ermorden. Mardochäus wollte dieſes, als ein treuer Unterthan, anzeigen. Er ſagte es der Königin, und die Königin ſagte es dem Könige. Man unterſuchte die Sache, und fand, daß es wirklich ſo ſey. Beide Kämmerer wurden — was ſie durch das bloße Vorhaben ſchon verdient hatten — an den Galgen aufgehänkt. Die ganze Begebenheit aber wurde in die königlichen Geſchichtsbücher eingetragen.

Der angeſehenſte Mann an dem königlichen Hofe war Aman. Der König erhob ihn über alle Fürſten ſeines Reiches, und befahl, alle königliche Diener ſollen die Knie vor ihm beugen. Mardochäus aber bog die Knie nicht vor ihm. Darüber bekam der ſtolze Aman einen grimmigen Zorn. Stolz und Rachgier verleiten zu den ſchrecklichſten Vergehen. Es war dem Aman nicht genug, ſich an dem Mardochäus zu rächen; er hatte gehört, Mardochäus ſey ein Jude, und daher wollte er alle Juden im ganzen Königreiche vertilgen. Er ging zum Könige und ſprach: „Es iſt da ein Volk, das durch alle Landſchaften deines Reiches zerſtreut wohnt, abgeſondert für ſich lebt, ſich fremder Geſetze und Religionsgebräuche bedient, und überdies deine Geſetze verachtet. Du weißt es ſelbſt am beſten, daß es deinem Reiche nicht zuträglich iſt, wenn ein ſolches Volk durch Nachſicht übermüthig wird. Gib daher, wenn es dir ſo gefällig iſt, den Befehl, dieſes Volk zu vertilgen und ſeine Güter einzuziehen; ich denke auf dieſe Art in die königliche Schatzkammer zehn tauſend Talente Silber einzuliefern.“

Der König gab dem Aman den königlichen Siegelring, um den Befehl damit zu ſiegeln, und ſprach: „Thue mit dieſem Volke, was dir gut dünkt! die zehn tauſend Talente Silber aber, die du mir verſprichſt, behalte für dich.“ Aman ließ voll boshafter Freude den Befehl ſogleich ausfertigen und allen königlichen Beamten bekannt machen; er hatte darin auch den Tag beſtimmt, an dem alle Juden ſollen ermordet werden.

Mardochäus erſchrak über dieſen Befehl, und wurde innigſt betrübt. Er flehte und betete zu Gott: „Herr, Herr, Du allmächtiger König! Alles ſtehet in Deiner Gewalt. Deinem Willen kann Niemand widerſtehen, wenn Du Iſrael retten willſt. Du erſchufſt Himmel und Erde und Alles, was im Umkreiſe des Himmels begriffen iſt. Du biſt der Herr aller Dinge, und Niemand iſt, der Deiner Herrlichkeit zu widerſtehen vermag. Du ſiehſt und weißt Alles! Du weißt es, daß es nicht aus Stolz geſchah, daß ich vor dem ſtolzen Aman die Knie nicht bog. Zur Wohlfahrt Iſraels hätte ich wohl ſeine Fußſtapfen geküßt! Ich fürchtete mich nur, die Ehre, die Dir, o Gott, allein gebühret, einem Menſchen zu erweiſen. Herr, Du Gott Abrahams! erbarme Dich doch jetzt Deines Volkes! Erhöre meine Bitte! Verwandle unſere Traurigkeit in Freude! Laß uns am Leben bleiben, und Deinen Namen preiſen. O Herr, verſchließ doch den Mund derer nicht, die Dir lobſingen!“

Mardochäus ſetzte ſein erſtes Vertrauen auf

Gott; indeß ließ er doch kein Mittel, daß in ſeiner Macht war, unverſucht, ſein Volk zu retten. Er ſchickte der Königin, durch einen ihrer vertrauten Diener, eine Abſchrift von dem Befehle des Königs, und ließ ſie ermahnen, zum Könige zu gehen und für ihr Volk zu bitten. Eſther ließ ihm ſagen: „Es iſt allen Dienern des Königs, und allen ſeinen Ländern wohl bekannt: Wer immer unberufen zu dem Könige hinein geht, ſey es nun, wer es will, Mann oder Weib, der wird auf der Stelle getödtet. Wie könnte ich nun zum Könige kommen, da er mich ſchon ſeit dreißig Tagen nicht mehr rufen ließ?"

Mardochäus ließ ihr zurück ſagen: „Glaube doch nicht, daß du allein mit dem Leben davon kommen werdeſt, weil du von dem ganzen Judenvolke die Einzige biſt, die in dem Hauſe des Königs iſt. Schweigeſt du jetzt, ſo werden die Juden auf eine andere Art gerettet werden; du aber und deines Vaters Haus werden zu Grund gehen. Und wer weiß, ob du nicht gerade deßwegen Königin wurdeſt, damit du auf dieſe Zeit uns zu helfen in Bereitſchaft wäreſt?"

Eſther wurde durch des Mardochäus Glauben an die göttliche Vorſehung innig gerührt. Sie ließ ihm wieder ſagen: „Geh hin und rufe alle Juden zuſammen, die in Suſan ſind. Betet dann für mich, und faſtet drei Tage und drei Nächte.

Ich will es mit meinen Dienſtmädchen auch thun; alsdann aber unberufen und gegen das Verbot zum Könige hinein gehen, und mein Leben für mein Volk daran wagen!“

Vertrauen auf Gott und Liebe zu den Menſchen ermuthigte die zarte, jugendliche Königin zu dieſem heldenmüthigen Entſchluß. Wer Gott vertraut und die Menſchen liebt, kann große Dinge und viel Gutes thun!

18. Eſther vor dem Könige.

Ein jedes wichtige Unternehmen ſollen wir mit Gebet anfangen. Eſther machte es auch ſo. Sie betete: „Herr, Du allein biſt unſer König! Ich bin verlaſſen; komm Du mir zu Hülfe. Außer Dir iſt Niemand, der helfen kann! Erbarme Dich Deines Volkes, o Herr, und zeige Dich uns zur Zeit der Noth. Gib Du mir Muth und lege Du mir ſchickliche Worte in den Mund, wann ich nun vor den König trete. Ich habe keine andere Hülfe, als Dich, o Herr! Du weißt es ja, o Allwiſſender, daß mir ſogar die königliche Krone, das Zeichen meiner Herrlichkeit, keine Freude macht, und daß ich ſeit der Zeit, da ich hieher gebracht wurde, bis auf den heutigen Tag, niemals eine Freude hatte, als an Dir, o Herr! — O Gott Abrahams, Du allmächtiger Gott! erhöre die Bitte derer, die keine andere Hoffnung haben, als Dich! Rette uns aus den Händen der Gottloſen, und erlöſe mich aus meinen Nöthen.“

Nach dieſem Gebete ging Eſther in ihrem ganzen königlichen Schmucke zum Könige. Zwei Kammerfrauen begleiteten ſie; auf die eine lehnte ſie ſich, nach der Sitte königlicher Frauen des Morgenlandes; die andere trug ihr die Schleppe des Kleides nach. Sie kam durch eine lange Reihe prächtiger Zimmer endlich zum Könige. Der König ſaß auf ſeinem Throne; ſeine Kleider ſchimmerten von Gold und Edelſteinen. Er erhob ſein Angeſicht, ſah Eſther an, und ſeine Augen funkelten von Zorn, daß ſie unberufen ſich ihm nahe. Sie erblaßte, und ſank ihrer Kammerfrau ohnmächtig in die Arme. Gott aber verwandelte den Zorn des Königs in Sanftmuth. Der König ſprang erſchrocken vom Throne herunter, faßte die Königin unter ihren Armen, und hielt ſie in ſeinen Armen und ſagte freundlich: „Eſther! Du ſollſt nicht ſterben. Dieſes Geſetz iſt zwar für Alle — nur nicht für dich!“ Als ſie ſich wieder erholt hatte, ſprach er: „Eſther! Königin! was verlangſt du? Wenn du mein halbes Königreich verlangſt, ſo will ich dir's geben.“

So hat Gott in dem Augenblicke, da Alles verloren ſchien, das Gebet der Königin erhört, und ſie Gnade finden laſſen vor dem Könige. Die Ohnmacht, die ſie nach Gottes Schickung eben im entſcheidenden Augenblicke befiel, verwandelte den aufwallenden Zorn des Königs in das zärtlichſte Mitleid.

So wie Eſther ſollen auch wir beten. Aber nur wer auf Gott vertraut, die Menſchen liebt, demüthig, reines Herzens, und ſo edel geſinnt iſt, wie Eſther, kann ſo aus dem Herzen zu Gott beten, wie Eſther. Und ein ſolches Gebet wird von Gott erhört, wie Er das Gebet der Eſther, ohne Wunder, wunderbar erhört hat. Gott lenkt die Herzen der Menſchen und läßt jeden Umſtand zu rechter Zeit eintreffen. Laßt uns auf Gott vertrauen, in der Noth zu ihm flehen, und unſer und aller Menſchen Schickſal getroſt Ihm anheimſtellen.

19. Erhöhung des Mardochäus.

Die Königin Eſther, die Alles wohl überlegte, hielt eine längere Unterredung für nöthig, um von dem Könige die Gewährung ihrer Bitte zu erlangen. Sie wollte auch den Einwendungen zuvor kommen, die Aman nachher heimlich machen könnte, um den König wieder auf andere Gedanken zu bringen. Sie bat daher den König, heute mit Aman bei ihr zu ſpeiſen; dann wolle ſie ihre Bitte eröffnen. Der König befahl ſeinen Dienern:

„Den Augenblick berufet Aman, damit der Wille der Königin erfüllt werde."

Der König und Aman kamen zur Tafel der Königin. Gegen das Ende der Mahlzeit ſprach der König zu ihr: „Sage nun, was willſt du und was begehreſt du? Wenn du auch die Hälfte meines Reiches begehreſt, ſo ſollſt du ſie haben." Die Königin bemerkte, der König habe etwas zu viel getrunken; ſie ſagte daher blos, er wolle die Gnade haben, morgen mit Aman nochmals bei ihr zu ſpeiſen; dann wolle ſie ihre Bitte vorbringen. Der König verſprach es, und Aman war höchſt vergnügt und erfreut über die hohen Ehren, die ihm die Königin erwieſen hatte. Allein die Freuden der Gottloſen ſind von kurzer Dauer. Mardochäus ſaß an dem Thore des königlichen Pallaſtes. Aman ſah im Vorbeigehen, daß er vor ihm nicht aufſtand, ja ſich nicht einmal von der Stelle bewegte. Da hatte es mit ſeiner Freude ſogleich wieder ein Ende. Voll Aerger und Verdruß ging er vollends nach Hauſe. Da erzählte er denn ſeiner Frau und ſeinen Freunden mit großer Ruhmredigkeit von der Menge ſeiner Reichthümer — und daß er bei dem Könige in gar ſo großen Gnaden ſtehe, und daß ihn der König über alle königliche Diener und ſogar über alle Fürſten des Königreichs erhoben habe, und daß die Königin Niemand als den König und ihn zur

Tafel eingeladen habe, und daß er morgen wieder die Ehre haben werde, mit dem Könige bei der Königin zu ſpeiſen. „Dieſes Alles habe ich nun, ſeufzte er, und doch iſts mir, als hätte ich gar nichts, ſo lange ich den Juden Mardochäus noch vor der Pforte des königlichen Pallaſtes ſitzen ſehe.“

Das Geſtändniß dieſes reichen, hochgeehrten Mannes beweiſt uns, daß weder Ehre noch Reichthum glücklich machen könne und daß der Stolz die Menſchen höchſt elend mache. Wahre Ruhe und Zufriedenheit ſind nirgends zu finden, als in einem frommen, demüthigen, genügſamen, liebevollen Herzen.

Amans Frau und ſeine Freunde ſagten zu ihm: „Laß einen Galgen aufrichten, fünfzig Ellen hoch, damit man ihn recht weit ſehe, und ſag' dann morgen dem Könige, er ſoll den Mardochäus daran aufhängen laſſen. So wirſt du mit dem Könige fröhlich zur Mahlzeit gehen.“ Dieſer böſe Rath gefiel dem Aman ſehr wohl. Er gab ſogleich den höchſt ungerechten grauſamen Befehl, in dem Hofe an ſeinem Pallaſte den Galgen zu errichten.

Der gute Mardochäus war alſo, ohne daß er es wußte, dem Tode nahe. Allein Gott, Dem nichts verborgen bleibt, wachte über ihn. Der König konnte die folgende Nacht nicht ſchlafen.

Durch dieſen unbedeutenden Umſtand rettete Gott — wer ſollte es für möglich halten! — dem Mardochäus das Leben. Aus langer Weile befahl der König, man ſolle ihm aus den Geſchichtsbüchern des Reiches vorleſen. Nun leitete es Gottes heilige Vorſehung ſo, daß der Mordanſchlag der zwei königlichen Kämmerer gegen das Leben des Königs geleſen wurde, welchen Mardochäus entdeckt hatte. Der König ſprach innig gerührt: „Was erhielt Mardochäus zur Belohnung für dieſe Treue?“ Die Diener antworteten: „Gar nichts.“ Der König wurde durch dieſe Antwort ſehr beſchämt; er beſchloß, den Mardochäus königlich zu belohnen.

So brachte Gott die edle Handlung des Mardochäus gerade zur rechten Zeit, da Mardochäus in Todesgefahr ſchwebte, wieder in Erinnerung. Wie Mardochäus dem Könige einſt das Leben gerettet hatte; ſo ſollte nun durch die nämliche edle Handlung auch das Leben des Mardochäus gerettet werden. So weiſe und gütig leitet Gott alle Dinge!

Der König ſagte, ſobald der Morgen anbrach: „Seht, wer im Vorzimmer iſt!“ Die Diener antworteten: „Aman ſteht draußen.“ Der König ſprach: „Laßt ihn hereinkommen.“ Aman kam herein; er war ſchon ſo frühe aufgeſtanden, dem Könige zu rathen, daß er den Mardochäus hängen laſſe. Der König fragte ihn: „Was ſoll man dem Manne thun, dem der König gern eine recht große Ehre erweiſen möchte?“ Der eitle, hochmüthige Aman dachte in ſeinem Herzen: „Wem Andern ſollte der König dieſe Ehre anthun wollen, als mir?“ Er antwortete daher: „Denjenigen, den der König ehren will, ſoll man mit dem königlichen Purpur bekleiden, ſein Haupt mit der königlichen Krone ſchmücken, und ihn auf das Staatspferd des Königs ſetzen. Der erſte unter den Fürſten am königlichen Hofe ſoll ihm das Pferd halten, ihn durch alle Gaſſen der Stadt führen, und ausrufen: „So wird Derjenige geehrt, den der König ehren will.“

Der König ſprach hierauf zu Aman: „So geh denn eilends hin und thu' das, was du geſagt haſt, dem Juden Mardochäus, der gewöhnlich unten an der Pforte des Pallaſtes ſitzt. Gib aber wohl Acht, und vergiß mir nichts von Allem, was du geſagt haſt.“ Aman ging voll heimlichen Ingrimms hin, kleidete den Mardochäus königlich, ſetzte ihn auf das Pferd des Königs, und führte ihn durch alle Gaſſen, und rief: „So wird Derjenige geehrt, den der König ehren will.“

Mardochäus ging hierauf wieder zum Thore des Pallaſtes, und ſaß dort ſo beſcheiden, wie zuvor. So wenig achtete er dieſe hohen Ehrenbezeigungen. Der ſtolze Aman aber eilte nach

Hauſe, ſo ſchnell er konnte, und verhüllte, damit ihn Niemand erkennen möge, ſein Angeſicht. So voll Aerger, Scham und Verdruß war er!

Alles dieſes ließ Gott über Aman kommen, ſeinen Uebermuth zu züchtigen. Und ſo züchtiget Gott auch jetzt noch ein jedes Laſter. Solche ſonderbare und doch zugleich ſo ganz natürliche Fügungen Gottes können wir in dem gewöhnlichen Leben gar oft bemerken. Ja, Gott ordnete überdies den allgemeinen Lauf der Natur ſchon ſo, daß jeder Laſterhafte gerade in dem Gegentheile, von dem, was er ſucht, nothwendig ſeine Strafe finde. Das ſehen wir an allen ſieben Haupt- und Todſünden. Der Stolze ſucht Ehre, und findet Verachtung; der Geizige lebt mitten unter ſeinen Reichthümern, wie in freiwilliger Armuth; der Unkeuſche ſucht Wolluſt, und findet Schmerz und Krankheit; der Neidige möchte gerne fremdes Glück ſtören, und vergiftet ſich eben dadurch jede Lebensfreude; der Unmäßige bringt ſich durch zerrüttete Geſundheits- und Vermögensumſtände um allen Genuß; der Zornige, der eine Unbild rächet, ziehet ſich neue Beleidigungen zu; der Träge macht ſich durch ſeine Unordnung immer doppelte Mühe, und wird am Ende vom eiſernen Mangel zu den härteſten Arbeiten gezwungen. So hat, um in einem Gleichniß zu reden, jedes ſittliche Gift ein Gegengift; ſo hat Gott die ganze Natur dazu eingerichtet, die Menſchen vom Böſen abzuſchrecken, und ſie edel und gut zu machen — oder wenn ſie ſich nicht beſſern laſſen, ſie doch für ihre Sünden zu ſtrafen.

20. Amans Untergang.

Aman klagte, ſobald er in ſein Haus trat, ſeiner Frau und ſeinen Freunden, was ihm begegnet war. Da kamen die königlichen Kämmerer und nöthigten ihn, eilends zum Gaſtmahle der Königin zu kommen. Er eilte zum Könige, und begleitete ihn in den Speiſeſaal der Königin. Der König, den der Wein ſehr heiter und fröhlich machte, ſprach bei Tiſche: „Eſther! ſag mir nun einmal deine Bitte, damit ich ſie dir gewähren kann. Was willſt du, daß ich thun ſoll?“ Er wiederholte die Verſicherung: „Wenn du auch mein halbes Königreich verlangeſt, ſo will ich dirs geben.“

Eſther antwortete: „Habe ich Gnade vor dir gefunden, o König! und iſt es dir ſo gefällig, ſo ſchenke mir doch — ich bitte dich darum — mein Leben, und verſchone mein Volk, für das ich bitte. Denn wir ſind verkauft, ich und mein Volk. Man will uns zertreten, erwürgen, vertilgen. Wollte Gott, wir würden doch wenigſtens als Knechte und Mägde in die Sklaverei verkauft, ſo wäre das Elend doch noch zu ertragen. Ich würde dann nur ſeufzen und ſchweigen. So aber haben wir einen Feind, deſſen Grauſamkeit ſelbſt auf den König zurück fällt.“

Der König ſprach: „Wer iſt der Mann? Wer unterſteht ſich, das zu thun?“ Eſther ſagte: „Aman hier iſt es, er iſt unſer ärgſter Feind und Gegner.“ Die Königin entdeckte erſt jetzt dem Könige, daß ſie ſelbſt dem Volke der Juden angehöre, die Aman vertilgen wollte. Aman erſchrak ſo ſehr, daß er das Angeſicht des Königs und der Königin nicht mehr ertragen konnte. Der König aber ſprang vor Zorn über Amans Bosheit von der Tafel auf, und ging in den Garten, um friſche Luft zu ſchöpfen und ſich von ſeiner Beſtürzung zu erholen. Aman fiel der Königin zu Füßen und bat um ſein Leben. Aus Verzweiflung vergaß er alle Ehrfurcht, und umfaßte ihre Knie. In eben dem Augenblicke kam der König wieder aus dem Garten zurück, ſah es, und rief ergrimmt: „Was? ſelbſt der Königin begegnet er frech und unehrerbietig — ſogar vor meinen Augen und in meinem Hauſe!“ Er winkte, und man verhüllte dem Aman, wie einem armen Sünder, den man hinrichtet, die Augen, und führte ihn hinaus.

Einer der königlichen Kämmerer, die den Aman zu dem Gaſtmahle berufen hatten, ſagte: „Es ſteht ein fünfzig Ellen hoher Galgen in Amans Hofe, den er für den Mardochäus, der dem Könige das Leben gerettet hat, errichten ließ.“ Der König ſprach: „So laßt nun den Aman daran aufhängen.“ Aman wurde durch Gottes gerechte Schickung an den nämlichen Galgen, den er für Mardochäus errichtet hatte, aufgehängt, und ihm wurde genau nach ſeinen Werken vergolten.

Mardochäus kam an Amans Stelle; der König übergab ihm den königlichen Siegelring, den er dem Aman hatte abnehmen laſſen, und nahm den grauſamen Befehl gegen die Juden zurück. Die Juden feierten ein großes Dank- und Freudenfeſt.

Die Geſchichte der Juden in der Babyloniſchen Gefangenſchaft, — von der Aufnahme des Knaben Daniel in den königlichen Pallaſt bis zu der Erhebung des Mardochäus — iſt gleichſam ein heller, klarer Spiegel der Herrlichkeit Gottes. Wir ſehen darin, ſo wie in der ganzen bibliſchen Geſchichte bis hieher: Gottes Allwiſſenheit erſtreckt ſich auf Alles; Seine Weisheit lenkt die verſchiedenſten Begebenheiten zu Einem Ziele; Seine Güte wählt immer das ſchönſte und wohlthätigſte Ziel. Er, der Allerheiligſte, zeigt überall das innigſte Wohlgefallen an allem Guten, und den augenſcheinlichſten Abſcheu gegen alles

Böſe. Er prüft Alle, die Ihn lieben, treibt ſie durch Noth zum Gebet, reißt ſie durch Wohlthaten zur Liebe hin, übt ſie durch Leiden im Vertrauen, gibt ihnen Gelegenheit Gutes zu thun, zieht ſie durch Alles immer näher zu ſich. Er iſt überall der Gerechte — ſtraft und züchtiget die Böſen, rettet und erfreut die Guten. Er iſt Alles in Allem! Laßt uns daher auf Ihn vertrauen, Gutes thun, und uns Seiner freuen — ewig!

III.

Wiederkehr des Volkes Iſrael aus der Babyloniſchen und Aſſyriſchen Gefangenſchaft.

21. Wiedererbauung des Tempels.

Gott hatte durch den Mund der Propheten vorausgeſagt, daß Er alle zwölf Stämme Iſraels wieder aus der Gefangenſchaft befreien werde. Die merkwürdigſte dieſer Weiſſagungen iſt die Weiſſagung des Propheten Iſaias: „So ſpricht der Herr zu Cyrus, Seinem Geſalbten, Ich bin es, Der zu der Stadt Jeruſalem ſagt: Werde erbaut — und zu dem Tempel: Werde gegründet! — und zu Cyrus: Du biſt der Hirt Meines Volkes, und wirſt Meinen Willen vollziehen! Dich habe Ich bei deiner Rechten ergriffen, dir die Völker zu unterwerfen, und den Königen das Schwert abzugürten. Vor dir will Ich herwandeln, vor dir eherne Thore zerſprengen, eiſerne Riegel zerbrechen, und die Großen der Erde vor dir demüthigen, damit du wiſſeſt: Ich ſey der Herr, Ich, der Gott Iſraels, Der dir beim Namen rief, ehe du mich kannteſt, ja, ehe du warſt. Dies habe Ich wegen Iſrael, Meines auserwählten Volkes, gethan. Ja, ihn, den Cyrus habe Ich aufgefordert, Gerechtigkeit zu üben! Er wird Meine Stadt bauen, und Meine Gefangenen loslaſſen, und dafür weder Löſegeld nehmen, noch ein Geſchenk. So ſpricht der Herr, der Gott der Heerſchaaren.“

Dieſe Weiſſagung, die mehr als hundert Jahre, bevor Cyrus zur Welt kam, in den heiligen Büchern des Volkes Iſraels aufgezeichnet worden, ging jetzt auf das herrlichſte in Erfüllung. Ganz unerwartet erſchien ein König aus Perſien, und eroberte das Babyloniſche und das Aſſyriſche Königreich, worin die Juden und die Iſraeliten gefangen waren. Dieſer König hieß wirklich Cyrus. Mit Erſtaunen vernahm er und überzeugte ſich, daß er ſchon in den alten, heiligen Büchern der Iſraeliten mit Namen genannt war. Er ließ daher ſogleich im erſten Jahre ſeiner Herrſchaft über das Babyloniſche und Aſſyriſche Reich überall den königlichen Befehl ſowohl mündlich als ſchriftlich kund machen: „So ſpricht Cyrus, der König von Perſien: Der Herr, der Gott des Himmels, der mir alle Königreiche unterworfen hat, hat mir befohlen, Ihm zu Jeruſalem einen Tempel zu bauen. Wer nun unter euch allen zu Seinem Volke gehört, der ziehe hinauf nach Jeruſalem, den Tempel des Herrn zu bauen, und der Herr ſey mit ihm! Diejenige Gefangenen aber, die zurück bleiben und nicht dahin reiſen wollen, ſollen, wo ſie immer wohnen mögen, den Heimkehrenden mit Gold und Silber, mit Geld und Gut, und den nöthigen Laſtthieren zu deren Reiſe behülflich ſeyn — ohne das Opfer, das jeder noch freiwillig zum Tempelbaue geben will.“

Die Oberhäupter, die Prieſter und eine Menge Volkes ſchickten ſich nun zur Reiſe an. Zorobabel war ihr vornehmſter Anführer. Sie bekamen, ohne die freiwilligen Opfer zu Erbauung des Tempels, noch Gold und Silber zum Reiſegeld, und allerlei zur Reiſe nöthige Geräthſchaften, nebſt vielen Laſtthieren. Cyrus ließ ihnen alle goldene und ſilberne Geſchirre, die Nabuchodonoſor aus dem Tempel geraubt hatten, zurück geben, und eine große Summe Geldes zum Tempelbau auszahlen. Die Anzahl Derjenigen, die auf dieſem erſten Zuge in ihr Vaterland zurück kehrten, waren über zwei und vierzig Tauſend Mann, nebſt mehr als ſieben Tauſend Knechten und Mägden. Sie hatten über ſieben hundert Pferde, vierhundert Kameele und gegen ſiebentauſend Eſel. So zogen ſie denn wieder nach Canaan, und kamen in ihre verlaſſenen Städte zurück. Darauf verſammelten ſich Alle zu Jeruſalem, als wären ſie Alle nur Ein Mann. Sie errichteten an der Stelle, wo ehemals der Altar der Brandopfer geſtanden, einen neuen Altar, und brachten dem Herrn Opfer dar. Hierauf machten ſie Anſtalt zum Tempelbau. Sie beſtellten Steinhauer, die Steine zu brechen und zu behauen; ſie tauſchten für Korn, Wein und Oel, woran ihr Land, daß ſie jetzt wieder fleißig anbauten, Ueberfluß hatte, von den Sydoniern und Tyriern Cedernholz vom Berge Libanon ein; ſie beſtellten Maurer und Zimmerleute. Im folgenden Jahre wurde der Grund zum Tempel mit großer Feierlichkeit gelegt. Alles Volk hatte ſich verſammelt und die Prieſter und Leviten, in feſtlicher Kleidung, ſangen unter Trompetenſchall und Cymbelnklang: „Lobet den Herrn, denn Er iſt freundlich, und Seine Güte währet ewig.“ Das ganze Volk jauchzte vor Freude, und das Freudengeſchrei erſcholl weit umher.

Auch in dieſer Begebenheit offenbart uns Gott Seine Allwiſſenheit, Seine heilige Vorſehung, Seine Güte und Freundlichkeit. Er weiß Alles — auch Das, was erſt nach Jahrhunderten geſchehen wird, und nennt jeden Menſchen, ehe er geboren wird, mit Namen. Er lenkt die Schickſale ganzer Völker, und weiſet jedem einzelnen Menſchen ſeine Laufbahn an. Er züchtiget ſogar die Sünder nur aus Liebe, und ſobald ſie von Herzen ſich bekehren, verwandelt Er ihre Thränen in Freude und Jubelgeſang.

Die Einwohner der Stadt und des Landes Samaria, welche an die Stelle der vertriebenen Iſraeliten gekommen waren, und ſeit ihrer Ankunft in dieſem Lande dem einzig wahren Gott Opfer darbrachten, dienten damals nebenbei noch immer den Götzen. Als ſie von dem Tempelbaue gehört, kamen ſie zu den Oberhäuptern der Iſraeliten und ſprachen zu ihnen: „Wir wollen mit euch bauen, denn auch wir ſuchen euren Gott, wie ihr ſelbſt.“ Die Iſraeliten aber, die wohl wußten, daß ſie dem Götzendienſte noch nicht ganz entſagt hatten, ſprachen zu ihnen: „Es geziemt ſich nicht, daß ihr mit uns bauet; wir wollen das Haus des Herrn allein bauen.“ Die Samariter wurden über dieſe abſchlägige Antwort ſehr erbittert, und ſuchten den Tempelbau zu vereiteln.

So lange Cyrus lebte, gelang ihnen das nicht; doch hinderten ſie den Bau, daß er langſamer von Statten ging. Nach dem Tode des Cyrus aber verklagten ſie die Juden bei ſeinem Nachfolger, dem Könige Artaxerxes, und brachten es wirklich dahin, daß dieſer den Tempelbau einzuſtellen befahl. Als nicht lange nachher dieſer König ſtarb, wandten ſich die Juden an den nachfolgenden König Darius, und beriefen ſich auf den Befehl des

Cyrus. Darius ließ die Urkunde dieſes Befehls im Archive nachſuchen, las ſie, und befahl dem königlichen Landpfleger in Judäa, die Koſten zu Vollendung des Tempels aus den königlichen Kaſſen zu beſtreiten, und auch die Lämmer und Widder, Getreide, Wein, Oel und Salz zu dem Opferdienſte herbei zu ſchaffen, damit die Prieſter und das Volk, Gott dem Allerhöchſten das tägliche Opfer darbringen und für das Leben des Königs und ſeiner Kinder beten möchten. So hatten die Samariter, die den Tempelbau hindern wollten, deſſen Vollendung befördert, wie denn oft die Feinde, die uns zu ſchaden gedenken, durch Gottes Leitung uns nützlich werden. Die Weiſſagung, Cyrus werde den Tempel wieder erbauen, die nicht ganz erfüllt ſchien, als Cyrus ſtarb, ging noch vollkommen in Erfüllung, indem nach ſeinem Tode, in Kraft ſeines Befehles, der Tempel vollends hergeſtellt und mit allem Nöthigen reichlich verſehen wurde.

Nachdem der Tempel vollendet daſtand, feierten die Fürſten und das Volk das Oſterfeſt mit unbeſchreiblicher Freude, und dankten Gott, daß Er das Herz des Königs gelenkt habe, ihnen zu Vollendung des Tempels zu helfen.

Wie Cyrus befohlen hatte, den Tempel zu bauen und unter dieſem weltberühmten Könige der Grund dazu gelegt wurde; wie Darius den

Bau fortſetzen und vollenden ließ: ſo war ihr Nachfolger Artaxerxes, der zweite dieſes Namens, darauf bedacht, den Tempel auf das herrlichſte auszuzieren, und er und alle ſeine Fürſten gaben dazu eine große Menge Silber und Gold. Er that aber noch mehr; er ſchickte den größten Schriftgelehrten jener Zeit, der das Geſetz des Herrn getreulich lehrte und vollbrachte, den Prieſter Esdras nach Jeruſalem, das Volk wohl zu unterrichten.

Es iſt ſchön und herrlich, Gott, dem Allerhöchſten, Tempel zu bauen und ſie würdig auszuzieren; allein die ſchönſte und herrlichſte Zierde eines Tempels iſt ein Volk, das ſich darin verſammelt, und Gott und Seinen heiligen Willen erkennt und Ihm dient und Ihn ehrt — durch ein heiliges Leben.

22. Wiedererbauung der Stadt Jeruſalem.

Nehemias, der Mundſchenk des Königs Artaxerxes, war ein ſehr frommer, redlicher Iſraelit. Hanani, ſein Bruder, der auch nach Jeruſalem gezogen war, kam eines Tages mit einigen Männern zu ihm nach Suſan, ihm zu berichten, wie es in Jeruſalem gehe. Ihre Nachrichten lauteten aber nicht gut. Die Mauern der Stadt lagen noch im Schutte, die Thore waren verbrannt, die Einwohner wurden von den umliegenden Völkern gehaßt, lebten in ſteten Sorgen und Aengſten vor feindlichem Ueberfalle, und waren des Lebens nicht ſicher.

Als Nehemias dieſes vernahm, fing er an zu weinen und zu trauern, zu faſten und zu beten. „Ach, Herr! ſprach er, Du Gott des Himmels! Großer, allmächtiger Gott! Du zeigſt Deine Treue und Barmherzigkeit an allen Denjenigen, die Dich lieben und Deine Gebote halten. Ich bitte Dich! höre nun das Gebet Deines Dieners, mit dem ich Tag und Nacht für Deine Diener, die Iſraeliten zu Dir flehe. Ich bekenne es ja, daß wir vor Dir geſündigt haben. Durch Eitelkeit verblendet haben wir Deine Gebote nicht gehalten, und deßhalb gingen an uns Deine Worte in Erfüllung: „Wenn ihr Meine Gebote übertreten werdet, ſo werde Ich euch unter die Völker zerſtreuen.“ Gedenke nun aber auch der Worte, die Du zu Moſes geredet haſt: „Wenn ihr euch wieder bekehrt und Meine Gebote haltet, ſo werde Ich euch wieder ſammeln und zurück führen in das Land, das Ich euren Vätern gegeben habe, und wäret ihr auch bis an die äußerſten Gränzen des Erdbodens verſtoßen.“ O, ich bitte Dich, Herr! erhöre nun das Gebet Deines Dieners und aller Deiner Diener, die noch Ehrfurcht vor

Deinem Namen haben — und leite mich, und laß mich heute vor dem Könige Barmherzigkeit finden!“

Bei der Mittagstafel reichte Nehemias, wie gewöhnlich, dem Könige den Wein, und blieb traurig und niedergeſchlagen vor ihm ſtehen. Der König ſagte: „Warum ſiehſt du ſo traurig aus? Was fehlt dir? Du biſt ja doch nicht krank? Was mag es nun wohl ſeyn, das dir auf dem Herzen liegt?“ Nehemias antwortete: „Ach, König! warum ſollte ich nicht traurig ſeyn, da die Stadt, wo meine Voraltern begraben liegen, verwüſtet iſt, und die Mauern eingeriſſen und die Thore durch das Feuer in Aſche gelegt ſind?“ Der König ſprach: „Was verlangſt du alſo von mir?“ Nehemias flehte innerlich zu Gott, und ſagte dann zum Könige: „Gefällt es dir ſo, o König! und habe ich, dein Diener, vor deinen Augen Gnade gefunden — ſo ſchicke mich nach Jeruſalem, daß ich die Mauern der Stadt wieder aufbaue.“ Der König, und die Königin, die nebem ihm ſaß, ſagten: „Wie lange wird deine Reiſe dauern, und wann gedenkſt du wieder zurück zu kommen?“ Nehemias beſtimmte eine Zeit, und der König entließ ihn ſehr gnädig, und gab ihm Vollmachtsbriefe an den königlichen Landpfleger mit, und Hauptleute mit einer zahlreichen Reiterei zur Bedeckung.

So lenkte Gott das Herz des Königs, und das Gebet des Nehemias ward erhört. Kein Gebet, das eine wahre Ergießung eines Herzens voll Liebe, Vertrauen und Demuth iſt, bleibt unerhört. Und wird es auch nicht immer ſo erhört, wie der Betende wünſcht, ſo wird Gott es noch auf eine beſſere, herrlichere Art erhören.

Nehemias kam nach Jeruſalem, und nahm die Mauern und Thore in Augenſchein. Vor dem ungeheuren Schutte war kaum durchzukommen. Er fing indeß, mit den Juden im Lande, muthig an zu bauen. Er ſelbſt legte Hand an, und hielt alle ſeine Knechte zu dieſer Arbeit an, und kaufte, damit ſie durch Feldarbeit nicht daran gehindert würden, keinen Acker, um Getreide für ſich anbauen zu laſſen. Allein die Samariter ſpotteten über dieſen Bau. Der Eine ſagte: „Was machen die ohnmächtigen Juden? Werden ſie wohl die Steine, die zu Staub verbrannt ſind, wieder ganz machen können?“ Der Andere ſprach: „Laßt ſie nur bauen! Wenn ein Fuchs daher kommt, ſo hüpft er über ihre ſteinerne Mauern.“ Die Juden kehrten ſich aber, wie man es immer machen ſoll, nicht an dieſen Spott, und bauten nur mit deſto größerem Eifer fort.

Als die Mauern bereits über halb fertig waren, faßten die umliegenden Völker den Entſchluß, die Juden plötzlich zu überfallen, und den Bau zu zerſtören. Allein einige fromme Juden, die unter dieſen Völkern wohnten, hielten es für Pflicht, Unheil und weitere Feindſeligkeiten zu verhüten, und entdeckten das feindliche Vorhaben den Juden zu Jeruſalem. Viele wurden nun zaghaft und kleinmüthig. Allein Nehemias ſagte zu ihnen: „Fürchtet euch nicht vor ihnen! Denkt an Gott, euren großen Erretter und an Seine furchtbare Macht. Streitet für eure Brüder, für eure Weiber, Söhne, Töchter und Häuſer.“ Sie beteten nun zu Gott, und ſtellten beſtändig, bei Tag und Nacht, Wächter auf die Mauern. Ein Theil der Mannſchaft baute unermüdet fort; der andere Theil ſtand unter den Waffen, mit Spieß, Pfeil und Bogen und im Harniſche, zum Streit gerüſtet da. Sogar die Arbeiter waren mit dem Schwerte umgürtet, und die Handlanger hielten in einer Hand den Spieß und mit der andern trugen ſie Laſten zu. So ging es von Anbruch der Morgenröthe, bis Abends die Sterne hervor kamen. Die Feinde der Juden hörten dieſes, und wagten keinen Angriff. Die Mauern und Thore kamen in zwei und fünfzig Tagen zu Stande.

Welch eine Luſt iſt es, wenn Menſchen ihrer Obrigkeit ſo willig gehorchen, und alle ihre Kräfte zum allgemeinen Beſten ſo einmüthig anſtrengen! Welche große Dinge können gemeinſchaftlicher Gehorſam und Fleiß ausrichten! Wenn daher die

Obrigkeit auch jetzt noch Etwas anordnet, das zum allgemeinen Beſten iſt, zum Beiſpiele den Bau einer Kirche oder Schule, ſo ſoll jeder mit Luſt und Freude dazu mithelfen, oder zu Beſtreitung der Koſten beitragen.

Nehemias hatte während der Zeit, in der an der Mauer gebaut wurde, täglich hundert fünfzig Perſonen von den Aufſehern über den Bau und von den Bauleuten an ſeinem Tiſche. Täglich ließ er einen Ochſen und ſechs auserleſene Widder ſchlachten, nebſt vielem Geflügel; auch Brod und Wein und was ſonſt nöthig war, ſchaffte er herbei — alles auf ſeine Koſten, damit das Volk, das ohnehin ſehr belaſtet war, erleichtert werde.

Viele reiche Bürger der Stadt ahmten aber dem ſchönen Beiſpiele des Nehemias nicht nach. Es kamen Klagen des Volkes vor ihn; die Armen, ſowohl Männer als Weiber, beſchwerten ſich gegen die Reichen. Einige Arme ſchrien: „Wir müſſen unſere Aecker, Weinberge und Häuſer verſetzen, um in unſerer Noth Getreide zu kaufen und unſern Hunger zu ſtillen.“ Andere riefen: „Wir müſſen, um die Abgaben zu bezahlen, das Geld entlehnen, und dafür unſere Aecker und Weinberge Andern überlaſſen.“ Nehemias ward über das Betragen der Reichen ſehr unwillig; er ließ die Vorgeſetzten und die reichen Bürger der Stadt vor ſich kommen, ſchalt ſie und ſprach zu ihnen: „Wie mögt ihr doch — ein Bruder gegen den andern — Wucher treiben?“ Sie wußten ſich nicht zu verantworten und ſchwiegen. Er verſammelte eine zahlreiche Gemeinde, die Sache näher zu unterſuchen, überführte ſie ihres Unrechtes, und ſprach dann zu ihnen: „Es iſt nicht gut, was ihr thut! Warum wandelt ihr nicht in der Furcht Gottes, und handelt nicht ſo, daß unſere Feinde, die benachbarten Völker, uns nichts vorwerfen können? — Wir wollen es nun ſo machen: Ich und meine Brüder haben auch ſehr viel Geld und Getreide ausgeliehen; wir wollen alle mit einander, ſowohl ich als ihr, es nicht mehr zurückfordern, ſondern die Schulden nachlaſſen, die man an uns zu bezahlen hat. Gebt den armen Leuten, von dem heutigen Tage an, ihre Aecker, Weinberge, Oelgärten und Häuſer, und auch den erhaltenen Wucherzins wieder zurück!“ Sie ſprachen: „Wir wollen ihnen Alles zurückgeben, und nichts von ihnen fordern.“ Nehemias rief die Prieſter, und ließ in ihrer Gegenwart die Wucherer einen Eid ablegen, daß ſie das thun wollten, was er geſagt hatte. Die Reichen thaten es, und die Armen waren hocherfreut, und alles Volk lobte Gott.

23. Erneuerung des Bundes.

Nachdem die Stadtmauern vollendet und die Thorflügel eingehängt waren, und eben die Aerntezeit anfing, kehrte das viele Volk, das ſich aus dem ganzen Lande zu dem Baue verſammelt hatte, wieder in ſeine Städte und Dörfer zurück. Als aber, nach vollbrachter Aernte, mehrere Feſttage des Herrn kamen, zog alles Volk wieder nach Jeruſalem. Alle Männer und Weiber verſammelten ſich auf einem freien Platze vor dem Thore, gegen den Bach Cedron hin. Esdras, der Prieſter und Schriftgelehrte, brachte das Geſetzbuch, und trat auf eine erhöhte Stätte, die er hatte errichten laſſen, damit ihn alles Volk ſehen und leichter hören konnte. Zu ſeiner Rechten und ſeiner Linken ſtanden mehrere Prieſter und Leviten. Als er das Buch öffnete, ſtand alles Volk auf, um ſeine Ehrfurcht gegen Gottes Wort zu bezeigen. Esdras lobte Gott und ſprach: „Lobet den Herrn, euren Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit; lobet und preiſet Seinen hohen herrlichen Namen! — Du, o Herr, Du allein haſt dieſen Himmel, und den Himmel aller Himmel, und all ihr Heer gemacht; Du haſt die Erde und was darauf iſt, das Meer und was darin iſt, geſchaffen! Du gibſt Allem, was da lebt, das Leben; und alle Heere des Himmels, alle Chöre der

Engel beten Dich an.“ Alles Volk antwortete: „Amen, Amen!“ Sie hoben ihre Hände auf, und neigten ihr Angeſicht zur Erde, und beteten Gott an.

Esdras las hierauf aus dem Buche vor, und Männer und Weiber hörten ihm von früh Morgens bis zum Mittag mit großer Aufmerkſamkeit zu. Wegen der großen Menge des Volkes hatten die Leviten das Volk in Schaaren geordnet, und laſen jeder Schaar beſonders vor, damit Alle Alles klar und deutlich verſtehen konnten. Alle wurden von allem Dem, was Gott ihren Vätern gethan und geſagt hatte, tief gerührt und weinten über deren Leiden, welche die Folgen und Strafen des Ungehorſams gegen Gott geweſen waren. Nehemias und Esdras aber ſprachen zu dem Volke: „Dieſer Tag iſt dem Herrn, unſerm Gott, geheiligt; ſeyd daher nicht traurig und weinet nicht. Gehet jetzt hin und haltet Freudenmahlzeiten, und gebt einen Theil davon Denjenigen, die nichts für ſich bereitet haben. So heiliget ihr dieſen Tag dem Herrn! Die Freude im Herrn iſt unſere Stärke. Die Freude an Gott gibt uns Kraft und Muth zu allem Guten.“ Und alles Volk ging hin und hielt eine Freudenmahlzeit, und die Reichen theilten den Armen davon reichlich mit, und die Freude Aller war ſehr groß.

Am folgenden Tage verſammelten ſich die

Familienhäupter des ganzen Volkes, die Prieſter und Leviten wieder bei Esdras, damit er ihnen das Geſetz auslege. Da hörten ſie denn, daß in dem Geſetze geſchrieben ſtehe, wie Gott durch Moſes den Kindern Iſraels befohlen habe, ſieben Tage hindurch, das Feſt der Laubhütten zu feiern, zum Andenken, daß ihre Vorältern ehemals in der Wüſte unter ſolchen Hütten gewohnt hatten. Und da dieſe Tage eben jetzt ihren Anfang nahmen, ſo ging das ganze Volk hinaus auf die Berge und holte Oelzweige, Myrthen- und Palmzweige, und Aeſte von allerlei ſchönen und laubreichen Bäumen. Sie machten davon Laubhütten in den Vorhöfen des Tempels, und in den Hofräumen ihrer Häuſer, und auf den freien Plätzen vor den Thoren der Stadt und wohnten in den Laubhütten. Seit den Tagen Joſues wurde das Laubhüttenfeſt nicht mehr ſo freudig gefeiert; die Freude des Volkes war ganz überaus groß.

Esdras aber und die Prieſter und Leviten laſen alle Tage des Feſtes, von dem erſten bis zum letzten Tage, aus dem Geſetze vor und das Volk hörte ihnen mit Freuden zu. Am letzten Tage der ganzen Feierlichkeit ſchloſſen ſie vor Gott einen Bund, gelobten und beſchwuren, daß ſie nach dem Geſetze, das Gott durch Moſes gegeben hat, wandeln, und daß ſie alle Gebote Gottes, und alle Seine Anordnungen und Gebräuche getreulich halten wollen.

Der König Artaxerxes machte den Nehemias zum Landpfleger über Judäa. Das Volk war verpflichtet, dem Landpfleger den täglichen Lebensunterhalt zu reichen. Die vorigen Landpfleger hatten das Volk ſehr beſchwert und außer den Lebensmitteln für die Tafel noch täglich zu Beſtreitung anderer Ausgaben eine bedeutende Summe Geldes gefordert; auch ihre Diener hatten das Volk hart bedrückt. Allein der gottesfürchtige Nehemias erließ dem Volke, ſo lange er Landpfleger war, zwölf Jahre hindurch, alle dieſe Abgaben. Ueberdies hatte er, wie damals als die Stadtmauern gebaut wurden, täglich eine Menge Leute, und dazu noch die Abgeordneten benachbarter Völker, auf ſeine eigenen Koſten zu Gaſt, um das Volk zu ſchonen.

Nehemias wurde einmal von dem Könige Artaxerxes in Geſchäften nach Babylon berufen. Bis er wieder nach Jeruſalem zurück kam, hatten da verſchiedene Unordnungen eingeriſſen. Unter Anderm ſah er, daß man am Sabbathe die Weinkelter trat, Garben einführte, wie auch Trauben und Feigen auf Eſel lud und in die Stadt brachte. Auch Tyrier kamen am Sabbathe mit Fiſchen und allerlei Waaren herein und die Einwohner der Stadt kauften ſie ihnen ab. Da ſchalt Nehemias die Vorgeſetzten der Stadt, daß ſie Dergleichen duldeten, und ſprach zu ihnen: „Was für ein großes Uebel thut ihr, daß ihr den Sabbath ſo entheiliget? Hat nicht Gott unſere Väter, die das gethan, dafür beſtraft, und viel Unglück über dieſe Stadt verhängt? Ihr vermehret die Strafgerichte Gottes über Iſrael, indem ihr den Sabbath entheiligt.“ Nehemias gebot, nur an den Wochentagen zu kaufen und zu verkaufen, an denen es erlaubt iſt, und ließ am Sabbathe die Thore Jeruſalems verſchließen, damit Niemand eine Laſt herein bringen könne. So hielt Nehemias ſtrenge darauf, daß die Gebote Gottes genau befolgt wurden, und überall in der Stadt gute Ordnung herrſchte.

Nehemias iſt das Muſter eines frommen und tugendhaften Mannes. Er war voll Ehrfurcht gegen Gott und voll Vertrauen zu ihm; er betete voll Inbrunſt, war nur immer darauf bedacht, die Gebote Gottes zu vollbringen, und drang darauf, daß auch Andere ſie befolgten. Er war voll Liebe zu den Menſchen, vergoß Thränen über das Elend ſeiner Mitbrüder, eilte ihnen zu Hülfe, verließ alle Bequemlichkeit und Vergnügungen eines königlichen Hofes, übertrug alle Beſchwerden einer weiten Reiſe, und theilte mit ihnen alle Mühſeligkeiten, die man bei Wiedererbauung der zerſtörten Stadt auszuſtehen hatte. Er nahm von dem Volke auch Das nicht, was er mit Recht hätte fordern können. Er gab täglich vielen Menſchen zu eſſen, lieh Geld und Getreid' aus, und ſchenkte es am Ende gar her. Er gab Alles, was er hatte, ſein ganzes großes Vermögen, um armen bedrängten Menſchen zu helfen. O wenn alle Menſchen ſo gut geſinnt wären — wie viel Elend wäre dann weniger in der Welt, wie viele Arme und Bedrängte würden es beſſer haben, wie würden auch die Reichen und Glücklich-Geachteten, im Bewußtſeyn Gutes zu thun, ſich erſt wahrhaft reich, glücklich und ſelig fühlen!

21. Eleazar.

Alexander, der Große genannt, König von Mazedonien, dem größten Theile Griechenlands, beſiegte den König von Perſien, Darius Condomanus, und eroberte Perſien, und alle dazu gehörenden Länder — das Aſſyriſche und Babyloniſche Reich und das Land der Juden. Nachdem Alexander viele Länder erobert, und ſie zu einem großen, unermeßlichen Reiche vereiniget hatte, und die ganze Welt vor ihm zitterte — ward er in der Blüthe ſeines Lebens von dem Tode hinwegerafft! Und was hatte er nun mit allen ſeinen furchtbaren Kriegen und dem vielen Blutvergießen gewonnen! Und was hat am Ende jeder Menſch davon, der mit Unrechtthun ſich Güter dieſer Erde erwirbt?

Alexanders Feldherren theilten unter einander ſeine Eroberungen, und es entſtanden mehrere neue Königreiche. Auch Syrien wurde wieder ein beſonderes Königreich, und viele Jahre hindurch, nebſt dem angränzenden Lande der Juden, von eigenen Königen beherrſcht. Der ſchlimmſte unter dieſen Königen, der unausſprechlich viel Elend über die Menſchen brachte, war Antiochus, mit dem Beinamen Epiphanes.

Die Juden hatten, ſeit der Zeit des Nehemias, Gott wieder aufrichtig verehrt, und ruhig und zufrieden in ihrem Lande gelebt. Allein nach und nach verfielen ſie abermals in Sünden und Laſter. Da gab ſie Gott wieder in die Gewalt ihrer Feinde. Antiochus, der König von Syrien, kam mit großer Macht und eroberte Jeruſalem im Sturme, ermordete die Männer und verkaufte Weiber und Kinder in die Sklaverei. Er plünderte den Tempel, und raubte den goldenen Altar und die goldenen Leuchter und Geſchirre des Tempels. Er ließ in dem Heiligthume des Tempels das Bild das Abgottes Jupiter aufſtellen, und demſelben im ganzen Lande Altäre errichten. Er verbot allem Volke, Gott, dem Herrn, Opfer darzubringen und den Sabbath und die Feſttage des Herrn zu feiern. Er befahl, das Geſetzbuch des Herrn zu zerreißen und zu verbrennen, und jedem, bei dem man die Schriften des Moſes und der Propheten finden würde, umzubringen. Er ließ die Leute mit Gewalt zwingen, den Götzen zu opfern, und von den Speiſen zu eſſen, die im Geſetze verboten waren, und die man noch überdies den Götzen geopfert hatte. Viele aus dem Volke gehorchten aus Furcht des Todes dem Könige Antiochus; aber auch recht viele beſchloſſen, lieber zu ſterben, als die göttlichen Gebote zu übertreten, und von der Religion ihrer Väter abzufallen.

Eleazar war einer der erſten Schriftgelehrten; er war ſchon ein ſehr alter Mann, mit ehrwürdigen grauen Haaren, aber noch blühend und ſchön von Angeſicht. Er weigerte ſich, Schweinfleiſch zu eſſen; ſie ſperrten ihm aber den Mund mit Gewalt auf, um ihn zu zwingen. Allein er wollte lieber ehrlich ſterben, als ſo ſchändlich leben, und ging freiwillig zur Folterbank hin. Die Umſtehenden, die ihn, ſo lange Zeit her, als einen edlen, guten Mann gekannt hatten, fühlten aus alter Freundſchaft das größte Mitleid mit ihm. Sie nahmen ihn auf die Seite und ſagten zu ihm, ſie wollten ihm Fleiſch bringen, das er wohl eſſen dürfe; er ſolle, damit er mit dem Leben davon komme, ſich nur ſo ſtellen, als eſſe er, dem Könige zu Lieb', Opferfleiſch.

Allein Eleazar bedachte ſich nicht lange, und ſagte gerade heraus: „Bringet mich nur immerhin unter die Erde in das Grab. Es ſteht meinem Alter nicht an, daß ich noch ſo heuchle. Da müßte die Jugend ja denken, der alte neunzigjährige Eleazar iſt ein Heide geworden. Dieſe Heuchelei, wegen einer ſo kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe, würde die Jugend zum Böſen verführen, und mein Alter entehren. Und was hätte ich auch davon, wenn ich jetzt den Strafen der Menſchen entginge — da ich doch der Hand des Allmächtigen, ich ſey todt oder lebendig, nie entfliehen könnte? Daher will ich als ein Mann in den Tod gehen, und mich meines hohen Alters würdig betragen, und der Jugend ein kräftiges Beiſpiel zurück laſſen, für Gottes herrliche, heilige Geſetze willig und muthig zu ſterben, wie ich.“

Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo wurde er auf die Folter geſpannt. Diejenigen, die ihn zum Tode führten, und zuvor Mitleid mit ihm gehabt hatten, ergrimmten jetzt auch über ihn; denn ſie meinten, er habe nur aus Stolz und Uebermuth ſo geredet. Als er nun bis auf den Tod geſchlagen wurde, ſeufzte er und ſprach: „Herr, Du Heiliger und Allwiſſender! Du weißt es, was für ſchreckliche Schmerzen, denen ich wohl hätte entgehen können, ich an meinem Leibe ausſtehe.

Aber der Seele nach leide ich ſie gern, aus Ehrfurcht vor Dir!“

Und ſo verſchied er, und hinterließ durch ſeinen Tod nicht nur der Jugend, ſondern allen Menſchen ein herrliches Denkmahl des Heldenmuthes und der unerſchütterlichen Standhaftigkeit im Guten. Denn der männliche Ernſt, mit dem ein ſo liebenswürdiger Greis, an einem auch nur blos äußerlichen Zeichen der Verehrung Gottes feſt hielt — iſt ja doch wohl ſchöner und rühmlicher, als der ſchmähliche Leichtſinn, mit dem mancher Jüngling, ohne auch nur einmal recht zu wiſſen, warum, über die äußerlichen Zeichen der Gottesverehrung ſpottet! Das Andenken an Eleazars hohen, edlen Sinn bewahre uns vor einem ſo beweinenswerthen Leichtſinn!

25. Die ſieben Machabäiſchen Brüder und ihre Mutter.

Der König Antiochus ließ auch eine Mutter mit ihren ſieben Söhnen, die Machabäer genannt, vor ſich bringen, und ließ ſie mit Geißeln und Ochſenſennen ſchlagen, um ſie zu zwingen, Schweinfleiſch zu eſſen.

Da ſagte der Aelteſte aus ihnen zu dem Könige: „Was willſt du uns ſo lange fragen und ausforſchen? Wir wollen lieber ſterben, als etwas gegen das göttliche Geſetz unſrer Väter thun.“ Der König ergrimmte, und ließ ihm, weil er zuerſt geredet hatte, die Zunge ausreißen, die Haut abziehen und Hände und Füße abhauen. Darauf befahl er, einen Roſt ganz glühend zu machen, und ihn lebendig darauf zu braten. Die andern Brüder und die Mutter mußten zuſehen. Während er nun unter großen Qualen noch lange athmete, ſprachen ſie einander Muth ein, ſtandhaft und unverzagt zu ſterben, wie er.

Nun führte man den Zweiten zur Marter. Sie ſtreiften ihm die Haut ſammt den Haaren von dem Haupte, und fragten ihn, ob er eſſen wolle, ehe er an allen Gliedern des ganzen Leibes gemartert würde? Er aber ſagte: „Ich will es nicht thun.“ Ja bereits in den letzten Zügen ſprach er zum Könige: „Grauſamer König! Du bringſt uns jetzt zwar um dieſes zeitliche Leben, aber der König Himmels und der Erde wird uns, die wir um Seines Geſetzes willen ſterben, wieder auferwecken zum ewigen Leben.“

Der Dritte bot ſeine Hände freiwillig dar, und ſprach voll Zuverſicht: „Dieſe Glieder ſind zwar eine Gabe des Himmels; allein aus Ehrfurcht gegen die Geſetze Gottes achte ich ſie geringe. Denn ich hoffe zuverſichtlich, Gott werde ſie mir für die ganze Ewigkeit wieder zurückgeben.“ Er achtete alle Martern für nichts, und ſtarb mit einem Muthe, daß ſelbſt der König, ſo wie alle ſeine Diener darüber erſtaunten.

Der Vierte, als er wie die vorigen gemartert wurde, ſagte noch im Augenblicke des Todes zum Könige: „Mitten unter den Peinen des Todes ſind wir noch beſſer daran, als du. Wir haben die Hoffnung, daß Gott uns wieder auferwecken werde zum beſſern Leben; dir aber wird die Auferſtehung nicht zum (beſſern, ewigſeligen) Leben ſeyn.“

Der Fünfte ſah unter der Marter den König an und ſprach: „Ob du gleich jetzt ſo mächtig biſt, und thueſt, was du willſt, ſo biſt du doch nur ein Menſch, und mußt auch einmal ſterben! Es wird nicht mehr lange anſtehen, ſo wirſt du es erfahren, daß Gott noch mächtiger ſey, als du, und dich und dein Geſchlecht ſtrafen werde.“

Der Sechste ſprach noch in ſeinen letzten Augenblicken: „Betrüge dich nicht, o König! Schreibe die Macht, uns zu tödten, nicht deiner Hoheit zu. Wir leiden dieſes Alles aus eigener Schuld. Weil wir gegen Gott geſündiget haben, ſo läßt er ſo ſchreckliche Dinge über uns kommen. Dir aber wird es nicht ungeſtraft hingehen, daß du es wagſt, ſo gegen Gott zu toben.

Nun war noch der Jüngſte übrig. Dieſen rief der König zu ſich hin, und redete überaus freundlich mit ihm, und betheuerte es ihm mit einem Eide, wenn er das Geſetz ſeiner Väter verlaſſe, ſo wolle er ihn reich und glücklich und zu einem großen Herrn machen, und ihn für ſeinen Freund halten, und es ihm an nichts fehlen laſſen. Allein der Knabe ließ ſich durchaus nicht dazu bewegen.

Da ließ der König die Mutter herbei kommen, und rieth ihr, ſie ſolle den Knaben dazu bereden, damit doch wenigſtens Einer von ihren Söhnen beim Leben bleibe. Die Mutter beugte ſich zu ihrem Sohne herab, und ſprach zu ihm: „Du, mein liebes Kind! das ich unter meinem Herzen getragen, ſo lange Zeit ernähret, und mit ſo großer Mühe bis zu dieſem Alter auferzogen habe, ich bitte dich, ſieh Himmel und Erde an, und Alles, was darin iſt! Sieh, mein Sohn, dieſes Alles, und das ganze Menſchengeſchlecht hat Gott aus nichts gemacht. Fürchte dich daher nicht vor dem Henker, ſondern zeige dich deiner Brüder würdig! Erbarme dich meiner, und ſtirb gern. So wird der barmherzige Gott dich ſammt deinen Brüdern mir wieder geben.“

Kaum hatte die Mutter ausgeredet, ſo ſprach der Knabe zu den Henkern: „Worauf wartet ihr noch? Denket nur nicht, daß ich dem Gebote des Königs gehorchen werde. Ich gehorche allein dem Gebote Gottes, das Er uns durch Moſes gegeben hat. Du aber, o König! der du den

Juden alles erdenkliche Böſe anthueſt, wirſt der Hand Gottes nicht entfliehen. Trotze nicht auf deine Gewalt, denn du biſt dem Gerichte Gottes, der allmächtig iſt und Alles weiß, noch nicht entronnen. Meine Brüder ſind nun, nachdem ſie dieſe kurzen Leiden überſtanden haben, der Verheißung des ewigen Lebens theilhaftig geworden. Du aber wirſt nach Gottes gerechtem Urtheile für deinen Uebermuth geſtraft werden. Ich will nach dem Beiſpiele meiner Brüder, Leib und Leben, um des Geſetzes meiner Väter willen, gern dahin geben. Gott wird, um was ich herzlich flehe, ſich Seines Volkes bald wieder erbarmen. Du aber wirſt unter großen Qualen und Peinen noch bekennen müſſen: Er allein ſey der wahre Gott.“

Da der König dieſes hörte, wurde er beinahe wüthend vor Zorn. Er ließ ihn noch ſchrecklicher martern als alle übrigen, und zuletzt auch noch die Mutter.

So ſchauerlich die unerhörten Grauſamkeiten dieſes Königs ſind, ſo bewundernswürdig iſt der Muth, und die unerſchütterliche Standhaftigkeit dieſer Mutter und ihrer ſieben Söhne.

Wer wahrhaft an Gott glaubt, Ihn liebt, und auf Ihn vertraut, der denkt, und zweifelt nicht daran: „Es iſt unendlich beſſer ſterben, als Gottes Willen übertreten; unendlich beſſer, ſein Leben als ſeine Pflichten aufgeben; unendlich beſſer, die ganze Welt verlieren, als Gottes Wohlgefallen!“ Wer auf den Himmel, auf das ewige Leben hofft, der überwindet alle verführeriſche Reize dieſes vergänglichen Lebens, hat in allen Leiden einen ſichern Troſt, und bleibt unverzagt bei allen Schrecken des furchtbarſten Todes.

Laßt uns an Gott glauben, Ihn lieben und ihm gehorchen, von Ihm das ewige Leben hoffen; ſo nur können wir gut, ja heilig leben und einſt getroſt und ſelig ſterben!

26. Mathathias und ſeine Söhne.

Der hohe Prieſter flüchtete ſich zur Zeit dieſer Verfolgung mit ſeinen Söhnen in eine kleine Stadt auf dem Berge Modin. Der König Antiochus ſchickte Abgeordnete an ihn, die zu ihm ſprachen: „Du biſt der Vornehmſte und Angeſehenſte in dieſer Stadt. Du haſt viele Söhne und Verwandte, die dir Ehre machen. Darum ſey du nun auch der Erſte dahier, der dem Befehle des Königs gehorcht, was bereits alle Völker und auch alle Einwohner von Jeruſalem gethan haben. So wird der König dich, und deine Söhne und deine Verwandte unter ſeine Freunde zählen, und euch mit Gold und Silber und Geſchenken überhäufen. Mathathias antwortete kühn und mit nachdrücklicher, kräftiger Stimme: „Und wenn gleich alle Völker dem Könige Antiochus gehorchten, und von ihrem väterlichen Geſetze abfielen; ſo wollen doch ich und meine Söhne und Verwandten dem Geſetze unſrer Väter getreu bleiben! Davor bewahre uns Gott, daß wir von Gottes Geſetzen und Anordnungen abfielen! Das wäre uns nicht gut!“

Mathathias rief hierauf laut durch die ganze Stadt: „Wer noch für das Geſetz Gottes eifert, und den Bund unſrer Väter halten will, der folge mir nach!“ Er und ſeine Söhne flohen in das Gebirg, und verließen Alles, was ſie in der Stadt hatten. Viele Fromme und Rechtſchaffene, denen das Geſetz noch lieb war, folgten ihnen nach, und hielten ſich mit Weibern und Kindern, und mit ihrem Vieh in den Wüſten des Gebirges auf, und nährten ſich mit Wurzeln und Kräutern. Die tapferſten Männer in ganz Iſrael, die alle bereit waren, für das Geſetz Blut und Leben daran zu geben, ſammelten ſich um Mathathias. Er brachte bald ein Kriegsheer zuſammen, mit dem er ſich dem Stolze des Königes widerſetzte, und das Geſetz wider alle Gewalt der Feinde aufrecht erhielt, ſo daß die Böſen die Ueberhand nicht bekamen.

So viel Gutes kann ein einziger Menſch thun, wenn er es redlich mit Gott hält, nichts will und nichts ſucht, als Gutes zu thun, und aus Liebe zum Guten allen eigenen Vortheil, ja die ganze Welt für nichts achtet.

Als die Zeit kam, da der ehrwürdige Greis Mathathias ſterben ſollte, ließ er ſeine Söhne vor ſein Sterbebett kommen, und ſprach zu ihnen: „Jetzt iſt die Zeit, wo die Stolzen mit Macht herrſchen, die Zeit des Elendes, der Zerſtörung und der grimmigen Verfolgung. Darum, meine Söhne! rüſtet euch mit Eifer für das Geſetz, und denkt an die Thaten eurer Väter, die ſie zu ihren Zeiten gethan haben, und wagt euer Leben für den Bund eurer Väter. Das wird euch wahre Ehre machen, und einen unſterblichen Namen. Wurde nicht auch Abraham geprüft? Er aber blieb feſt im Glauben und dies wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Joſeph hielt mitten unter allen Trübſalen und Verſuchungen die Gebote Gottes, und wurde ein Herr über ganz Aegypten. Joſue vollzog den Befehl des Herrn, und wurde der erſte Heerführer über ganz Iſrael. Kaleb gab vor allem Volke der Wahrheit ein Zeugniß, und erlangte ein beſonderes Erbtheil. David war ſanftmüthig und erbarmungsvoll, und erwarb dadurch den königlichen Thron für immer. Elias brannte vor Eifer für das Geſetz, und wurde in den Himmel aufgenommen. Anania, Azaria und Miſael vertrauten auf Gott, und wurden aus den Flammen errettet. Daniel wurde wegen ſeiner Einfalt (ſeiner einfachen Sitten, ſeiner aufrichtigen Frömmigkeit und ſeines redlichen Gemüthes) aus der Löwengrube befreit. Durchforſchet ſo die ganze Geſchichte von Geſchlecht zu Geſchlecht — überall werdet ihr finden: „Wer auf Gott vertraut wird nicht zu Schanden.“ Darum fürchtet euch vor den Drohungen der Gottloſen nicht. Denn die Herrlichkeit des Gottloſen iſt Staub und Würmer. Heute erhebt er ſich, und morgen findet man ihn nicht mehr; er kehrt zurück in den Staub, aus dem er kam, und alle ſeine Anſchläge ſind dahin. Seyd daher unerſchrocken, meine Söhne! faſſet Muth, und ſteht als Männer für das Geſetz. Dies allein iſt wahre Herrlichkeit. Und ſeht da — euer Bruder Simon iſt weiſe. Dieſem gehorchet in Allem; er wird euer Vater ſeyn. Judas, der Machabäer, iſt ein Held von Jugend auf; er ſey euer Anführer im Kriege. Sammelt Alle um euch, die das Geſetz halten; widerſetzt euch der Rache, die man an eurem Volke nehmen will, und handelt in Allem genau nach der Vorſchrift des Geſetzes.“

Wer kann dieſen ſterbenden Vater ſo reden hören, ohne den Vorſatz zu faſſen: „Nein! Nie — nie will ich ein böſer Menſch werden! Von ganzem Herzen will ich darnach trachten, auch unter die Zahl der guten, edlen, auserwählten

Seelen, von Abraham bis auf Mathathias, zu gehören!"

Hierauf ſegnete Mathathias ſeine Söhne, und verſchied im Frieden. Seine Söhne begruben ihn, und thaten treulich, was er ihnen geſagt hatte; ganz Iſrael trauerte und weinte ſchmerzlich um ihn.

So ſanft und ſelig ſtirbt der Gerechte, und ſein Andenken bleibt im Segen.

27. Tod des Königs Antiochus.

Der König Antiochus zog nach Perſien, die Hauptſtadt Perſepolis zu erobern und zu plündern, ließ aber in dem Lande der Juden mächtige Kriegsheere zurück. In Perſien wurde er geſchlagen, und mußte ſich mit Schande zurückziehen. In Judäa überwand Judas, der Machabäer, die Kriegsheere des Königs in mehreren großen Schlachten, eroberte Jeruſalem wieder, zertrümmerte die Götzenbilder, die Antiochus in dem Tempel aufgeſtellt hatte, und weihte den Tempel wieder dem wahren Gott ein.

Antiochus wurde über dieſes Alles wüthend vor Zorn. Er wollte die Schmach ſeiner Flucht aus Perſien an den Juden rächen. Er fuhr in ſeinem Reiſewagen Tag und Nacht, um recht bald nach Jeruſalem zu kommen, und die ganze Stadt in ein großes Grab für alle Juden zu verwandeln. Er befahl ohne Unterlaß, die Pferde anzutreiben, und ſo ſchnell es nur möglich war zu jagen. Allein mitten unter dieſem unſinnigen Rennen ſtürzte er vom Wagen, und fiel ſo hart auf, daß er den Fall in allen Gliedern empfand. Von dieſem Augenblicke an war ſeine Geſundheit ganz zerrüttet, und er ſah ſich außer Stande, den Verfall ſeiner Herrlichkeit zu hindern. Er, der vorhin aus unmenſchlichem Stolze ſich einbildete, er könne dem Meere gebieten, und die [illegible] aufeinander thürmen, wurde durch einen einzigen Fall bis zur Erde gedemüthiget. So wenig Urſache hat der Menſch ſtolz zu ſeyn!

Antiochus mußte ſich nun in einer Sänfte tragen laſſen. Vor Traurigkeit über ſeine mißlungenen Anſchläge wurde er ſehr krank. Er mußte ſich in das Bett legen. Man konnte ihn aus dem Gebirge, wo er erkrankte, nicht mehr weiter bringen. Seine Schwermuth wurde je länger, je größer. Er wurde ſo ſchwach, daß er wohl ſah, er werde ſterben müſſen. Er ließ daher alle ſeine Freunde zu ſich kommen, und ſprach zu ihnen: „Es kommt kein Schlaf mehr in meine Augen! Ich bin ganz muthlos und das Herz im Leibe zerſpringt mir faſt vor Betrübniß. Ich muß es bei mir ſelbſt bekennen: Mit mir hat es ſich ſehr geändert. O wie war ich einſt ſo fröhlich, und bei aller meiner Macht ſo geliebt! Aber jetzt umgeben mich Trübſal und Traurigkeit von allen

Seiten, wie Meeresfluthen. Immer liegt mir das Uebel im Sinne, das ich zu Jeruſalem anrichtete, und dort aus dem Tempel die goldenen und ſilbernen Geſchirre raubte, und ſo viel unſchuldiges Blut vergoß. Daher — o ich ſehe es wohl ein! — kommt nun all dieſes Unglück über mich. Seht, deßwegen muß ich nun in einem fremden Lande vor Uebermaß der Traurigkeit ſterben."

Seine Krankheit nahm nun immermehr überhand, und er empfand die ſchrecklichſten Schmerzen. Er, der noch vor Kurzem ſich ſo groß und erhaben dünkte, daß er ſich einbildete, er reiche bis an die Sterne des Himmels, fing an bei lebendigem Leibe zu verfaulen; es wuchſen Würmer an ihm, und vor Geſtank konnte Niemand mehr um ihn bleiben. Da nun der Uebelgeruch ihm ſelbſt unerträglich war, und die Schmerzen immer größer wurden, verging ihm ſein unſinniger Stolz, und er ſprach: „Es iſt wohl billig und recht, daß man ſich vor Gott demüthige, und daß ein ſterblicher Menſch nicht ſo vermeſſen ſey zu denken, er ſey Gott gleich." Er betete nun zu Gott, und verſprach, den Tempel, den er zuvor geplündert hatte, mit dem prächtigſten Schmucke zu zieren, die Geſchirre zu vermehren, alle Opfer von ſeinen Einkünften zu beſtreiten, ja ſogar ſelbſt ein Jude zu werden, und in allen Ländern die

Macht und Herrlichkeit Gottes zu preiſen und zu verkündigen. Allein dieſe Vorſätze kamen nicht aus einem gebeſſerten Herzen, das anfing Gott und die Menſchen zu lieben. Der böſe Mann wollte blos von ſeinem gegenwärtigen Elende befreit werden. Seine Gelübde waren deßhalb alle vergebens. Es ging ihm nun ſelbſt gerade ſo, wie er es Andern gemacht hatte. Wie er die Menſchen aus ihrem Vaterlande vertrieb, in die Wüſte verſcheuchte, auf das grauſamſte hinrichten ließ, ſo ſtarb auch er in einem fremden Lande — in einer Wildniß — und unter den ſchrecklichſten Schmerzen eines jämmerlichen Todes.

So furchtbar ſtraft Gott die Sünde; ſo ſchrecklich iſt der Tod des ungebeſſerten Sünders! Wenn der Fromme auch unter den entſetzlichſten Martern ſterben muß, ſo fehlt es ihm doch nicht an Troſt. Er kann mit Freude zu Gott aufblicken; das Bewußtſeyn, Gutes gethan zu haben, und die Gnade, die Gott ihm gibt, iſt ihm ein köſtlicher Balſam, der ihm von Innen heraus die Schmerzen lindert. Sein Geiſt hat auf Erden ſchon Vorgefühle des Himmels. Allein dem Gottloſen fehlt dieſes Alles. Er ſieht in Gott nur einen furchtbaren Richter. Das Andenken an ſeine Uebelthaten nagt gleich einer giftigen Natter an ſeinem Herzen. Die Angſt ſeines Gewiſſens peinigt ihn ſchrecklicher, als alle Schmerzen des

Leibes. Der Gedanke an die Ewigkeit liegt auf ihm, wie ein Gebirg. Er empfindet auf Erden ſchon Qualen der Hölle!

O laßt uns jetzt wahrhaft und von Herzen fromm und gut leben, damit wir dereinſt getroſt und ſelig ſterben, und nicht ohne Troſt und Hoffnung dahinfahren mögen!

Auch ſehen wir da recht, wie unſicher und gefährlich, wie verderblich und Unheil bringend es iſt, die Beſſerung auf das Sterbebett zu verſchieben. O des Thoren, der erſt dann, wann er ſterben ſoll, anfangen will, recht zu leben! Da iſt es zu ſpät! Auch die Gelübde und Vorſätze, die ihm blos die Todesangſt auspreßt, ſind eitel und vergebens. Denn wer das Gute nicht aus freier Wahl des Herzens wählt und liebt, ſtirbt als ein ungebeſſerter Sünder. Und vor einem ſolchen Tode bewahre uns Gott!

Die Machabäiſchen Brüder und ihre Nachkommen herrſchten noch eine Zeit im Lande Iſrael. Endlich bemächtigten ſich die Römer, die damals das größte und mächtigſte Volk der Erde waren, der Oberherrſchaft über das Jüdiſche Land. Sie ſetzten einen Landpfleger darüber. Ein Ausländer, mit Namen Herodes, führte mit ihrer Bewilligung nur noch den Namen eines Königs.

28. Die Geſchichte Job's.

Der fromme Job lebte ſchon zu den Zeiten des Moſes, in dem Lande Hus, einem Theile Arabiens. Er gehörte nicht zu dem Volke Iſrael; ſtammte aber dennoch von Abraham ab, und hatte den Glauben an den Einen wahren Gott in ſeinem Herzen treu bewahrt. Die Geſchichte Jobs wurde, da ſie nicht unter den Begebenheiten des Volkes Iſrael vorkommt, deßhalb in einem eigenen Buche der heiligen Schrift vorgetragen und wird deßhalb auch hier beſonders erzählt.

Job war ein Mann ohne allen Tadel, vollkommen und gerecht; er fürchtete Gott und mied das Böſe. Er hatte ſieben Söhne und drei Töchter. Als ein reicher Hirtenfürſt beſaß er ſieben tauſend Schafe, drei tauſend Kameele, fünf hundert Joch Ochſen, und fünf hundert Eſel, auch hielt er überaus viele Knechte und Mägde. Bei allen Bewohnern Morgenlands, die ihn kannten, ſtand er in großem Anſehen.

Job's Söhne pflegten jährlich ihr Geburtsfeſt mit einem Gaſtmahle zu feiern, jeder hielt dieſes Feſt in ſeinem Hauſe und lud dazu alle ſeine Brüder und auch ſeine drei Schweſtern ein. So oft dieſe Gaſtmahle vorüber waren, ließ Job allemal ſeine Söhne zu ſich rufen, und entrichtete am frühen Morgen für jeden ein Opfer. Denn er ſprach: „Meine Söhne möchten vielleicht geſündigt haben, und in ihrem Herzen von Gott abgewichen ſeyn.“

Job zeigte ſich hier als einen gewiſſenhaften Mann, als einen weiſen Vater. Auch bei unſchuldigen, erlaubten Luſtbarkeiten wird man leicht zerſtreut, und kann ſich in Gedanken oder Worten gegen Gott verſündigen. Es iſt daher gut und weiſe, ſein Gemüth wieder zu ſammeln, ſich zu Gott zu wenden, und wenn man ſich eines Fehlers bewußt iſt, ſich mit Gott wieder auszuſöhnen.

Eines Tages, da Job's Söhne wieder in dem Hauſe ihres älteſten Bruders zuſammen gekommen waren und ſeinen Geburtstag mit einem Gaſtmahle feierten, da kam ein Bote zu Job und rief: „Die Sabäer ſind in das Land eingefallen und raubten die Ochſen, die auf dem Felde pflügten und die Eſelinnen, die daneben weideten, und erſchlugen die Knechte mit dem Schwerte; ich allein entkam, es dir anzuſagen.“

Als dieſer Bote noch redete, kam ein anderer und ſprach: „Ein furchtbarer Blitz fiel vom Himmel, und traf die Schafe und die Hirten, und verzehrte ſie; ich allein bin entronnen, es dir zu berichten.“

Und als dieſer noch redete, kam ein dritter Bote und ſprach: „Die Chaldäer haben in drei Schaaren die Kameele überfallen, ſie geraubt und die Kameeltreiber mit dem Schwerte getödtet; ich allein bin entronnen, dir es zu verkünden.“

Noch redete dieſer, und ſieh, da trat ein vierter Bote herein und ſprach: „Als deine Söhne und Töchter bei einer fröhlichen Mahlzeit in dem Hauſe deines Erſtgebornen aßen und tranken, da erhob ſich plötzlich aus der Wüſte her ein mächtiger Sturmwind, und erſchütterte die vier Ecken des Hauſes, und das Haus fiel ein, und erſchlug alle deine Kinder; ich allein bin entronnen, dir dieſe Botſchaft zu bringen.“

Warum Gott über den frommen, tugendhaften Job ſo große, ſo viele, ſo ſchnell auf einander folgende Unglücksfälle hat kommen laſſen, wird uns in der heiligen Schrift — nach Art einer Parabel anſchaulich gemacht, uns zu zeigen, daß Gott auch gute Menſchen mit großen Leiden heimſuche, nicht um ſie zu ſtrafen, ſondern um ſie zu prüfen, das heißt, ſie im Vertrauen auf Gott, in der Demuth und Geduld zu üben und im Guten vollkommen zu machen. Die Parabel, durch welche die Geſchichte erläutert wird, lautet ſo:

„Die Engel verſammelten ſich um Gottes Thron, Gottes Befehle zu vernehmen. Da nahte ſich auch Satan. Der Herr ſprach: „Woher kommſt du?“ Satan antwortete: „Ich habe die Erde durchzogen und Alles ausgeſpähet.“ Der Herr ſprach zu Satan: „Haſt du nicht auf Meinen Diener Job Acht gehabt? — Seines Gleichen iſt nicht auf Erden. Er iſt redlich und aufrichtig, fürchtet Gott und meidet das Böſe.“ Satan ſprach: „Job fürchtet Gott nicht umſonſt, ſondern nur aus Eigennutz. Du haſt ſein Haus und ſeine Güter ringsum wie mit einem Zaune umgeben; Du haſt die Werke ſeiner Hände geſegnet, und ſeine Güter haben ſich weit ausgebreitet im Lande. Strecke nur einmal Deine Hand gegen ihn aus, und taſte ſein Vermögen an, und Alles, was er hat, ſo wird er ſogleich gegen Dich murren, und dir ohne Scheu den Gehorſam aufſagen.“ Der Herr ſprach zu Satan: „Sieh, Alles was er hat, ſey in deine Hand gegeben; nur an ihn ſelbſt lege deine Hand nicht.“

Da ging Satan hin, und richtete all das Unglück an, das, wie die Geſchichte erzählt, den Job betroffen hat, und die Boten ihm berichtet haben. Als Job es vernahm, ſtand er auf, zerriß zum Zeichen ſeiner großen Traurigkeit ſein Kleid, fiel, um Gott anzubeten, auf ſein Angeſicht nieder und ſprach: „Nackt bin ich auf die Erde gekommen, nackt werde ich wieder dahin zurückkehren. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn ſey gebenedeit!“ So tief ſeine Betrübniß war, ſo kam doch kein ſündiges Wort über ſeine Lippen, und er dachte nichts Thörichtes gegen Gott.

„Als die Engel wieder vor Gott ſtanden, fand auch Satan ſich wieder ein. Der Herr ſprach: „Woher kommſt du?“ Er antwortete und ſagte: „Ich habe die Erde durchwandert und durchforſchet.“ Der Herr ſprach zu ihm: „Haſt du da beobachtet, wie Mein Diener Job nicht ſeines Gleichen auf Erden hat, redlich und aufrichtig iſt, Gott fürchtet, ſich vom Böſen enthält und ſeine Unſchuld bewahrt?“ Satan antwortete und ſagte: „Ihm iſt es nur um ſeine Haut zu thun; er iſt mehr um ſich ſelbſt bekümmert, als um Anderer Leben. Lege einmal deine Hand an ihn ſelbſt, und Du wirſt ſehen, daß er ſich gegen Dich auflehne und Dich in das Angeſicht läſtere.“ Der Herr ſprach zu Satan: „Sieh, ich gebe ihn in deine Hand; nur ſchone ſeines Lebens!“ Satan ging hin und ſchlug Job von der Fußſohle bis zur Scheitel mit böſen Geſchwüren.“

Voll der tiefſten Traurigkeit ſetzte Job ſich nach morgenländiſchem Gebrauche in die Aſche. Er zehrte nach und nach ſo ab, daß ſeine Gebeine nur mehr mit Haut umgeben waren und ſeine Lippen kaum mehr ſeine Zähne bedeckten. Seine Brüder entfernten ſich von ihm; ſeine Anverwandten verließen ihn; ſeine Hausgenoſſen achteten nicht mehr auf ihn; ſeine Knechte und Mägde gehorchten ihm nicht mehr, und kamen nicht mehr, wenn er ihnen rief. Sogar ſein Weib verhöhnte ihn, daß er, bei all ſeiner Frömmigkeit gegen Gott, in ein ſolches Elend gekommen ſey. Allein Job ſprach: „Wir haben das Gute von der Hand Gottes empfangen, warum ſollten wir nicht auch das Böſe annehmen?“

Seine drei beſten Freunde beſuchten ihn, und zeigten großes Mitleid mit ihm. Allein anſtatt ihn zu tröſten, machten ſie ihm Vorwürfe. Sie wußten zwar nichts als Gutes von ihm; ſie meinten aber, Job müſſe in Geheim große Verbrechen begangen haben. Denn ſie hatten die irrige Meinung, es ſey unmöglich, daß Gott einen unſchuldigen, gerechten Mann leiden laſſe. So tief betrübt Job über die Reden ſeiner Freunde war, ſo blieb er doch geduldig. Bei all ſeinem großen Elende verlor er das Vertrauen auf Gott nicht.

Nachdem Job in allen den ſchweren Prüfungen, die Gott über ihn hatte kommen laſſen, bewährt erfunden, und ſo ein Beiſpiel der Geduld für alle Zeiten geworden war, machte Gott ihn wieder vollkommen geſund, und verſetzte ihn in ſeinen vorigen Wohlſtand. Da kamen alle Anverwandte und Bekannte Job's, die ihn verlaſſen hatten und bezeigten ihm ihre Theilnahme; und er nahm ſie alle liebreich auf, und bewirthete ſie.

Der Herr aber ſegnete Job noch mehr als zuvor, ſo daß er vierzehntauſend Schafe, ſechstauſend Kameele, tauſend Joch Ochſen und tauſend Eſel hatte. Job bekam auch wieder ſieben Söhne und drei Töchter, und lebte nach ſeinem großen Leiden, noch hundert und vierzig Jahre, und ſah Kinder und Kindeskinder bis ins vierte Geſchlecht, und ſtarb alt und lebensſatt.

Job wird ſchon ſeit Jahrtauſenden als ein Vorbild der Geduld betrachtet. Wie er bei dem Verluſte zeitlicher Güter geſagt hat, ſo ſollen auch wir ſagen: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Namen des Herrn ſey gebenedeit!“

Job's Geſchichte enthält aber auch ein Beiſpiel, wie leicht Gott das, was Er uns genommen, uns noch viel reichlicher wieder geben könne. Und wenn Er es auch während unſers Lebens auf Erden nicht thut, ſo ſollen wir, gleich den Machabäiſchen Brüdern, in jenes Leben blicken, wo uns Güter höherer Art hinterlegt ſind, und wo wir auch unſre geliebten Freunde und Verwandten, die Gott zu ſich genommen hat, wieder ſehen werden.

Die Leiden dieſer Zeit ſind für nichts zu achten gegen die ewige Herrlichkeit, die dort an uns wird offenbar werden. Doch dieſes werden wir in der Geſchichte des neuen Teſtamentes, zu der wir jetzt kommen, ausführlich hören.

29. Erwartung des Erlöſers.

Wir haben nun die bibliſche Geſchichte des Alten Teſtamentes vernommen. Laßt uns jetzt noch einen Blick auf dieſelbe zurückwerfen!

Der allmächtige, allwiſſende, allgütige, heilige und barmherzige Gott offenbart ſich uns in jeder dieſer einzelnen Begebenheiten; Seine liebevolle Vaterſorgfalt für alle Menſchen leuchtet aber noch viel herrlicher aus dem ganzen Zuſammenhange all dieſer Begebenheiten hervor. Gott hatte das Volk Iſrael vor allen andern Völkern der Erde auserwählt, um dieſes Volk zu einem Gott verehrenden, heiligen, glückſeligen Volke zu erziehen. Deßwegen berief Er Abraham, den heiligſten Mann, den damals die Erde trug, zum Stammvater dieſes Volkes. „Dich,“ ſprach Er zu ihm, „will Ich zum Stammvater eines großen Volkes machen.“ Dieſem Volke ſelbſt ſagte Er aber dort am Berge Sinai: „Wenn ihr Meiner Stimme gehorchet, ſo ſollt ihr vor allen Völkern Mein Eigenthum, und ein Mir geheiligtes Volk werden.“

Gott hatte ſich aber dieſes Volk auserwählt, nicht als hätte Er gerade gegen dieſes Volk eine beſondere Vorliebe, als wäre Er gegen die übrigen Völker der Erde nicht ebenſo liebreich und väterlich geſinnt, ſondern Er wollte durch dieſes Volk Erkenntniß Gottes, Heiligkeit und Glückſeligkeit über alle Völker der Erde verbreiten. „Durch dich,“ ſprach Er zu Abraham, „ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden.“

Was ein Prieſter, als eine Gottgeweihte, heilige Perſon, für das Volk, das ihm anvertraut iſt, ſeyn ſoll, das ſollte das Volk Iſrael für alle Völker der Erde werden. Dieſem Volke waren, gleich einem Prieſter, in den Offenbarungen, Geſetzen und Verheißungen Gottes die Kleinode der Menſchheit — Wahrheit, Tugend und Seligkeit — anvertraut. Dieſes Volk ſollte den ſchönen, prieſterlichen Beruf haben — Erkenntniß und Verehrung Gottes, Tugendliebe und Glückſeligkeit über die Erde zu verbreiten. „Ihr ſollt Mir,“ ſagte Gott dieſem Volke, „ein prieſterliches Königreich ſeyn.“

So hartnäckig dieſes Volk war, ſo oft es auch ſelbſt in Abgötterei, Sünde und Elend verfiel, ſo erreichte Gott ſeine ſchöne, große Abſicht dennoch. Nicht nur die alten Bewohner des Landes Kanaan und alle angränzenden Völkerſchaften — Madianiten und Moabiten, Philiſter und Syrer, Tyrier und Sidonier — auch die größten und mächtigſten Königreiche der alten Welt kamen durch die Iſraeliten zur Erkenntniß des wahren

Gottes. Die Lage des Landes Kanaan — in Mitte dreier Welttheile, gleich neben Tyrus und Sidon, den größten Handelsſtädten der Vorwelt, war recht dazu geeignet, daß die Offenbarungen Gottes ſich von hier aus über die Erde verbreiten konnten. Schon zu den Zeiten Salomons kam die Königin von Saba, von den fernſten, damals bekannten Gränzen der Erde, wegen des Namens des Herrn, nach Jeruſalem. Der erſte und größte Vorhof des Tempels zu Jeruſalem ſtand allen Völkern der Erde offen, und wurde deßhalb der Vorhof der Völker genannt. Gott führte das Volk Iſrael unter Aegypter, Aſſyrier und Chaldäer, damit auch dieſe Völker Ihn möchten kennen lernen; Er offenbarte und verherrlichte ſich durch Joſeph und Moſes in Aegypten, durch Jonas und Tobias in Ninive, durch Daniel und deſſen Gefährten in Babylon; Cyrus ſelbſt, der König der Perſer, der Stifter eines neuen großen Weltreiches, kam durch die Schriften der Propheten zur Erkenntniß des wahren Gottes. Die Spuren der älteſten Offenbarungen Gottes, die den Iſraeliten anvertraut waren, ſind auch in der Geſchichte aller alten Völker bemerkbar. In den letzten Zeiten kamen die Iſraeliten noch mit den allerberühmteſten Völkern der Welt — den Griechen und Römern — in Gemeinſchaft, und auch dieſe Völker, die der Abgötterei ergeben waren, fingen an, auf den Einen wahren Gott aufmerkſam zu werden, und wurden in der Folge der Zeit Seine eifrigſten Anbeter.

So herrlich gingen die Verheißungen Gottes in Erfüllung, ſo ſchön zeigte ſich es ſchon jetzt, daß Gott nach einem ewig feſten Rathſchluſſe voll Weisheit und Güte, die ganze Welt regiere, alle Begebenheiten leite, alle Schickſale der Völker beſtimme — und daß Er nicht blos ein Gott der Iſraeliten, ſondern ein Gott aller Völker ſey, und alle Menſchen mit Einer Liebe umfaſſe, wie der unermeßliche blaue Himmel die ganze Erde umgibt. Die Führung des Volkes Iſrael war eine Anſtalt Gottes zu Erleuchtung, Beſſerung und Beglückung aller Völker der Erde.

Allein die Geſchichte des Alten Teſtamentes iſt nur die Einleitung und Vorbereitung auf die Geſchichte des Neuen Teſtamentes. Das Volk Iſrael hatte noch herrlichere Verheißungen, noch größere Erwartungen, das Beſte und Schönſte ſollte erſt noch kommen. Wir wollen dieſe Verheißungen, die wir bisher nur einzeln gehört haben, hier zuſammen ſtellen.

Gott hat ſchon den erſten zwei Menſchen im Paradieſe, ſogleich nach dem Sündenfalle, einen Erlöſer verheißen. Er ſprach zur Schlange oder vielmehr zu dem böſen Geiſte, der aus einem Engel Gottes, durch die Sünde ein Teufel geworden, und unter der Geſtalt einer Schlange unſere erſten Aeltern verführte: „Einer von den Nachkommen des Weibes ſoll dir den Kopf zertreten — du aber wirſt Ihn in die Ferſe ſtechen."

Der Sinn dieſer Worte iſt dieſer: Ein Menſchenſohn werde einmal kommen, und die Macht des Satans, dieſes böſen, feindſeligen Weſens zernichten, dabei aber dennoch ſelbſt vieles zu leiden haben.

Gott ſagte dem Abraham: „Ich will deine Kinder vermehren, wie die Sterne des Himmels — und durch Einen deiner Nachkommen ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden."

Gott machte dieſe große Verheißung dem Jakob noch deutlicher und nannte ihm Denjenigen ſeiner zwölf Söhne, von dem der verheißene Erlöſer abſtammen ſolle, und die Zeit, in der Er zur Welt kommen werde. „Der Zepter," weiſſagte der ſterbende Jakob, „ſoll nicht von Juda genommen werden, noch der Heerführerſtab von ſeinen Nachkommen, bis Derjenige kommt, der geſandt werden ſoll; und auf Dieſen werden die Völker hoffen."

Gott wiederholte dieſe Verheißung dem ſämmtlichen Volke Iſrael durch Moſes. Einen Propheten wie mich, ſagte Moſes vor ſeinem Tode, wird euch der Herr, euer Gott, aus euern Brüdern erwecken; Dem ſollt ihr in Allem Gehör geben, was Er euch immer ſagen wird.“

Gott zeigte dieſe Verheißung dem Könige David in einem noch helleren Lichte. David erwartete unter ſeinen Nachkommen Einen, der ein Sohn Davids und dennoch ein ewiger König ſeyn werde. Er ſprach von Ihm mit der höchſten Begeiſterung — und nannte Ihn voll Ehrfurcht ſeinen Herrn.

Dieſen Einzigen verkündeten endlich alle Propheten vorher. Sie ſchilderten ſchon Jahrhunderte, bevor Er kam, Seine erhabene Perſon und nannten Ihn: „Den Wundervollen“; „Gott voll Kraft“; Emanuel, das heißt, „Gott mit uns“; den Sohn des Allerhöchſten, den Auserwählten Gottes, an dem Gott Sein Wohlgefallen hat; den Herrn, der uns zur Gerechtigkeit gegeben iſt; den Heiligen der Heiligen; den Geſalbten des Herrn; den Segen und Erlöſer des Menſchengeſchlechts; den Fürſten des Friedens, der den Menſchen ewigen Frieden bringen werde, den hohen König, der aus Davids Geſchlechte hervorgehen, deſſen Reich ſich über die ganze Erde verbreiten und in Ewigkeiten dauern ſollte — dem ſich noch alle Völker unterwerfen, dem alle Könige der Erde die Knie beugen werden.

Die Propheten haben alle merkwürdige Umſtände Seines Lebens, zum Beiſpiele die Zeit, wann, und den Ort, wo der Erlöſer werde geboren werden, genau vorausgeſagt. Nicht nur der ſterbende Patriarch Jakob hat ſeinen zwölf Söhnen vorausgeſagt, wann die Iſraeliten keinen irdiſchen König aus ihrem Volke mehr haben würden, werde der verheißene himmliſche König erſcheinen; der Prophet Daniel hat dieſe Zeit in beſtimmten Zahlen ausgeſprochen. Er hat geweiſſagt, in ſiebenzig Jahreswochen, nach Art und Weiſe der Iſraeliten auch die Jahre nach Wochen zu zählen, und eine ſolche Woche zu ſieben Jahren zu rechnen, alſo in 490 Jahren, von der Zeit an, da die Iſraeliten, nach ihrer Rückkehr aus der Gefangenſchaft, die Wiedererbauung der Stadt Jeruſalem würden vollendet haben, werde der Uebertretung gewehrt, die Sünde getilgt, die Miſſethat verſöhnt, die ewige Gerechtigkeit, Gnade und Erbarmung, auf die Erde gebracht, die Weiſſagungen erfüllt und der Allerheiligſte geſalbt werden. Er, der Allerheiligſte werde getödtet werden; die Schlachtopfer im Tempel, die Sinnbilder Seines Opfertodes, werden aufhören; Sein Volk, das Ihn verläugnet, werde nicht mehr Sein Volk ſeyn; ein fremdes Volk und deſſen Fürſt werde kommen, und die Stadt und das Heiligthum zerſtören und in dem Tempel werde der Gräuel der Verwüſtung ſeyn; Er aber, der Erlöſer, werde mit Vielen einen neuen Bund ſtiften und bekräftigen.

Den Ort, wo Chriſtus werde geboren werden, hat der Prophet Michäas geweiſſagt, indem er ſprach: „Du Bethlehem im Lande Juda, biſt keineswegs die geringſte von Judas fürſtlichen Städten, denn aus dir wird der Herrſcher hervortreten, der Mein Volk Iſrael regieren wird — Er, Deſſen Ausgang von Anbeginn iſt und von den Tagen der Ewigkeit her.“

Eben ſo ſind die merkwürdigſten, ja viele der kleinſten, aber deßhalb nicht minder merkwürdigen Umſtände Seiner Geburt, Seines Lebens, Seines Leidens, Seines Todes, Seiner Auferſtehung und der Sendung des heiligen Geiſtes in den Ausſprüchen der Propheten enthalten. Auch wurden ſie theils durch Perſonen vorgebildet, als durch Melchiſedech, der Brod und Wein opferte, durch Iſaak, der ſich willig zum Schlachtopfer wollte darbringen laſſen, durch Joſeph, der von ſeinen Brüdern für zwanzig Silberlinge verkauft worden, theils durch Begebenheiten, als: der Schlachtung des Oſterlammes, des Himmelbrodes in der Wüſte, der ehernen Schlange. Faſt alle dieſe Stellen werden in der Geſchichte des neuen Bundes von den heiligen Geſchichtſchreibern getreulich angeführt, ja Er, der da kommen ſollte und wirklich gekommen iſt, beruft ſich ſelbſt darauf, wie wir hören, und uns von Erfüllung derſelben überzeugen werden.

Die Zeit, in der dieſer Erlöſer des Menſchengeſchlechtes allgemein erwartet wurde, war endlich da. Der Zepter war dem Volke Iſrael entriſſen, es ſchmachtete unter fremder Oberherrſchaft. Nicht nur das Volk Iſrael, ſondern die Welt bedurfte, und zwar gerade jetzt mehr als jemals, eines Erlöſers von Irrthum, Sünde und Elend; nicht nur die Iſraeliten, auch viele andere Völker, denen durch die Iſraeliten Gottes Verheißungen bekannt wurden, ſehnten ſich nach Ihm.

Dieſe großen Verheißungen Gottes, dieſe hohen Erwartungen des Volkes Iſrael ſind auch für uns von der größten Wichtigkeit.

Wie groß und zutrauenswürdig muß uns Derjenige erſcheinen, den Gott von Erſchaffung der Welt her, ſo oft und ſo feierlich als den größten Segen der Welt verheißen hat; Derjenige, den alle große und heilige Männer des Volkes Iſrael — Abraham, Moſes, David — als das Heil der Welt erwartet hatten; Er, der das Ziel aller Verheißungen, aller Anſtalten Gottes, und die ſchönſte Hoffnung der edelſten, beſten Seelen war!

So herrlich uns Gott in der Geſchichte bisher Seine Freundlichkeit, Heiligkeit und Liebenswürdigkeit geoffenbart hat — ſo war dieſes Alles dennoch gleichſam nur der Schimmer der anbrechenden Morgenröthe; in Ihm, dem von Gott verheißenen und von den Völkern erwarteten Erlöſer erſcheint uns die Vaterliebe Gottes gegen alle Menſchen erſt in vollem Glanze — erfreuend und ſegensreich, gleich der aufgehenden Sonne, die Alles erleuchtet, erwärmt und belebt.

Und dieſen Angebeteten, den die Juden Meſſias nannten, nennen wir — mit heiliger Ehrfurcht laßt uns Seinen Namen in dieſer Geſchichte hier das erſtemal ausſprechen — **Jeſus Chriſtus.**

◆

Zeitrechnung

der

Bibliſchen Geſchichte.

Die Zahl der Jahre, in denen die erzählten Begebenheiten ſich zugetragen haben, iſt in dieſer bibliſchen Geſchichte nicht angegeben worden, indem folgende Zuſammenſtellung dieſer Jahrzahlen einen deutlichern Ueberblick der Zeitrechnung gewähren dürfte.

Wir wollen unſere Eintheilung der vier Jahrtauſende von Adam bis auf Chriſtus, in zehn Zeiträume, ſo wie deren Aufſchriften, beibehalten, und nur die Zahl der einzelnen merkwürdigen Begebenheiten beifügen.

I.

Die Geſchichte der erſten Welt.

Von Adam bis Noe, oder von Erſchaffung der Welt bis zur Sündfluth, vom Jahr 1 bis 1656.

130. Abels Tod und Seth's Geburt.
930. Adams Tod.
987. Enochs Aufnahme zu Gott.

1536 läßt Gott durch Noe die Sündfluth ankündigen,

1956 geht Noe in die Arche und die Sündfluth bricht herein.

1657 geht Noe aus der Arche und entrichtet ein Dankopfer.

Der Bau des Babyloniſchen Thurmes wurde nach einigen Jahrhunderten angefangen.

II.

Die Geſchichte der Patriarchen, Abraham, Iſaak und Jakob.

Von Abrahams Berufung bis zu Iſaaks Tod vom Jahre 2083 bis 2288.

2083 wurde Abraham berufen,

2094 Ismael geboren,

2107 Sodoma zerſtört.

2108 wurde Iſaak geboren,

2145 ſtirbt Sara,

1168 werden Jakob und Eſau geboren.

2183 ſtirbt Abraham.

2245 entflieht Jakob nach Haran.

2265 Rückkehr Jakobs und Ausſöhnung mit Eſau.

2288 ſtirbt Iſaak.

III.

Die Geſchichte Joſephs und ſeiner Brüder, der Söhne Jakobs.

Von Joſephs Verkauf nach Aegypten 2276, bis zu Joſephs Tod 2396.

2276 wird Joſeph nach Aegypten verkauft.

2287 Joſeph kommt in den Kerker.

2289 Joſephs Erhebung.

2297 Joſephs zehn Brüder reiſen nach Aegypten, Getreide zu kaufen.

2298 reist Benjamin mit ihnen; Joſeph gibt ſich ſeinen Brüdern zu erkennen;
Jakob begibt ſich nach Aegypten.

2315 ſtirbt Jakob.

2369 ſtirbt Joſeph.

IV.

Geſchichte des Volkes Iſrael unter Moſes.

Von Moſis Geburt 2433, bis zu deſſen Tode 2553.

2433 wird Moſes geboren;

2473 kommt Moſes zu Jethro;

2513 beruft Gott den Moſes; die Iſraeliten werden aus Aegypten befreit; ziehen durch das rothe Meer; Pharao und ſein Heer kommen im Meere um.
Die Geſetzgebung auf Sinai; die Bundeslade und die Stiftshütte.

2514 Die Kundſchafter werden nach Kanaan geſchickt; die Iſraeliten erregen einen Aufruhr und müſſen zur Strafe vierzig Jahre lang in der Wüſte umherwandern.

2553 Moſis Tod.

V.

Geſchichte des Volkes Iſraels unter Joſue und den Richtern.

Vom Jahre 2553 bis 2887.

2553 Joſue ſchickt Kundſchafter aus, führt die Iſraeliten über den Jordan, und erobert die Stadt Jericho.

2554 Joſue überwindet fünf verbündete Könige Kanaans.
2559 Joſue vertheilt in dieſem und den folgenden Jahren das Land Kanaan unter die Iſraeliten.
2570 Joſue's Tod.
2759 Gedeons Berufung und Sieg über die Madianiten.
2768 Achimelechs Brudermord, Regierung und Tod.
2849 Samſons Geburt,
2867 Samſons Kriege gegen die Philiſter,
2887 Samſons Tod.

VI.

Geſchichte des Volkes Iſrael unter den Königen Saul, David und Salomon.

Vom Jahre 2849 bis 3029.

2849 Samuels Geburt.
2888 Samuels Sieg über die Philiſter; Heli's und ſeiner Söhne Tod; Samuel übernimmt Helis Amt.
2909 Saul wird zum Könige geſalbt.
2912 Sauls Ungehorſam gegen Gott im Kriege gegen die Amalechiten.
David zum Könige geſalbt.
2930 David beſiegt Goliath.
2942 David von Saul gehaßt.
2944 Davids und Jonathas Freundſchaftsbund.
2947 Samuels Tod.
2949 Sauls Tod.
David wird zu Hebron von dem Stamme Juda als König anerkannt.
2956 David über alle zwölf Stämme zum Könige geſalbt.
2959 David errichtet die Stiftshütte, und ordnet den öffentlichen Gottesdienſt an.
2969 Davids Sünde und Buße.
2971 Salomons Geburt.

2984 Abſaloms Verſchwörung und Tod.
2988 Davids Vorbereitung zum Tempelbau.
2989 Salomon wird zum Könige geſalbt, und David gibt ihm den Auftrag, den Tempel zu bauen.
2990 Davids Tod.
2992 Salomons Tempelbau.
3001 Einweihung des Tempels.
3029 Salomons Tod.

VII.

Geſchichte des Volkes Iſrael nach Trennung des Reiches.

Vom Jahre 3030 bis 3447.

Die Könige des Reiches Iſrael.

3030 König Jeroboam.
3086 König Achab.
3092 Der Prophet Elias.
3096 Opfer des Elias.
3105 Achabs und Jezabels Grauſamkeit und Strafe.
3108 Elias in dem Himmel aufgenommen.
3109 Eliſäus.
3114 Eliſäus und Naaman.
3215 Jonas.
3283 Hinwegführung der Iſraeliten nach Aſſyrien.

Die Könige von Juda.

3030 König Roboam, Salomons Sohn.
3090 Joſaphat; 3115 Joram, Joſaphats Sohn; 3120 Ochozias.
3126 König Joas.
3165 Amaſias, 3194 Ozzias, 3262 Achaz.
3278 König Ezechias.

3398, 3405, und 3417 Hinwegführung der Juden in die Babyloniſche Gefangenſchaft.

VIII.

Geſchichte der Iſraeliten in der Aſſyriſchen Gefangenſchaft.

3283 Tobias wird gefangen nach Ninive geführt.

3317 Tobias wird blind; ſein Sohn reiſt nach Ekbatana und vermählt ſich mit Sara, Raguels Tochter.

3322 Tobias der Vater erhält ſein Geſicht wieder.

3363 Tod des alten Tobias.

3380 Tod des jungen Tobias.

IX.

Die Geſchichte der Juden in der Babyloniſchen Gefangenſchaft.

3398 Daniel kommt als Knabe gefangen nach Babylon.

3401 Geſchichte der Suſanna und der drei Jünglinge im Feuerofen.

3402 König Nabuchodonoſors beſtrafter Stolz.

3444 Baltaſſar wird König.

3447 entweiht die Geſchirre des Tempels, und kommt um das Leben.

3449 Darius aus Medien wird König;

3455 Daniel in der Löwengrube.

3486 König Aſſuerus und Königin Vaſthi.

3490 Eſther wird Königin.

3495 Aman will alle Juden vertilgt haben.

3496 Amans Untergang und des Mardochäus Erhebung.

X.

Wiederkehr der Juden und Iſraeliten aus der Aſſyriſchen und Babyloniſchen Gefangenſchaft.

3468 Cyrus, König der Perſer und Meder, erobert Babylon und Aſſyrien, fordert das Volk Iſrael auf, in ihr Vaterland zurückzukehren und den Tempel wieder zu erbauen. Zerobabel wird ihr Anführer.

3469 Wiedererbauung des Tempels.

3550 Die Mauern der Stadt werden von Nehemias wieder erbaut.

3551 Esdras legt das Geſetz aus.

3837 Antiochus Epiphanes ſtellt in dem Tempel Götzenbilder auf, verbietet den Gottesdienſt der Iſraeliten, und ſucht das Heidenthum einzuführen.

Eleazars Standhaftigkeit. Die ſieben Machabäiſchen Brüder und ihre Mutter.

Mathathias mit ſeinen ſieben Söhnen widerſetzt ſich dem Antiochus.

3838 Judas der Machabäer, der Sohn des Mathathias, beſiegt die Kriegsheere des Antiochus, nimmt Jeruſalem wieder ein und entfernt die Götzenbilder.

3840 Antiochus ſtirbt.

3993 Herodes der Große wird König und hält ſeinen Einzug zu Jeruſalem.

Im Jahre 4000 nach Erſchaffung der Welt wird Jeſus Chriſtus geboren.

Stellen
aus den
Lehrbüchern
der
# heiligen Schrift.

Dieſe Lehrſtücke aus der heiligen Schrift ſind in den frühern Ausgaben dieſes Buches ſogleich in die Geſchichte, auf welche ſie ſich beziehen, eingerückt worden; um aber die Erzählung nicht zu unterbrechen, werden ſie hier, wie in der heiligen Schrift ſelbſt, beſonders vorgetragen. Auch machen dieſe herrlichen Geſänge und Ausſprüche heiliger Männer, ohne Unterbrechung geleſen, einen tiefern Eindruck.

1.

Lobgeſang auf die Schöpfung.

Der 103, (nach dem Häbräiſchen 104) Pſalm.

Lobe, meine Seele, den Herrn!

Du, o Herr, mein Gott, biſt groß und hocherhaben, von Glanz und Herrlichkeit umgeben! Du kleideſt Dich in Licht, wie in ein Gewand; Du ſpanneſt den Himmel aus, wie ein Gezelt; Du wölbeſt ihn mit Waſſern. Die Wolken ſind Dein Wagen; die Flügel der Winde tragen ihn. Du machſt die Winde zu Deinen Boten; zu Deinen Dienern die flammenden Blitze.

Du haſt die Erde auf ihre Grundveſte gegründet; ſie wanket nun und nimmermehr. Du umhüllſt ſie mit Fluthen, wie mit einem Kleide. Ueber den Bergen ſtanden die Waſſer; vor Deinem Schelten flohen ſie, vor Deinem Allmachtsworte ſtürzten ſie hinab.

Da ſtiegen die Berge empor, da ließen Thäler ſich nieder — nieder an ihren Ort, den Du ihnen beſtimmt haſt. Du ſetzteſt den Fluthen Gränzen, ſie nicht zu überſchreiten, damit ſie nicht wiederkämen und überdeckten das Land.

Du ließeſt Brunnen in den Thälern quellen; zwiſchen den Bergen rinnen ſie hin. Sie tränken die Thiere des Feldes, und löſchen dem Wilde ſeinen Durſt. Ueber ihnen ſitzen die Vögel und ſingen unter den Zweigen hervor.

Die Berge wäſſerſt Du aus Deinen Wolkenhöhen; Frucht, die Du ſchaffeſt, ſättiget das Land. Du läſſeſt Gras wachſen für das Vieh, und Getreid' aufſproſſen zum Gebrauch' der Menſchen, damit ſie aus der Erde ſich ihre Nahrung erziehen; auch Wein ſich pflanzen, der des Menſchen Herz erfreut, und Oel, das des Menſchen Angeſicht erheitert, ſo wie das Brod das Herz des Menſchen ſtärkt.

Es ſaugen Gottes Bäume ſich voll Saft; die Zedern Libanons, die Er ſelbſt gepflanzt. Darauf niſtet der Vögel Schaar; die Geier bauen ihr Haus auf Tannen. Dem Steinbock ſchuf Er jene hohen Berge; unten in Felſenklüften finden die Kaninchen ihre Zuflucht.

Du ſchufſt den Mond zu Eintheilung der Zeiten; die Sonne kennet ihren Niedergang. Du ſchaffeſt Finſterniß; da wird es Nacht, da regen ſich des Waldes Thiere. Die jungen Löwen brüllen nach Raub; ſie fordern ihre Speiſe auch von Gott. Nun geht die Sonne auf, und ſie eilen fort; ſie lagern ſich wieder in ihren Höhlen. Dann geht der Menſch aus an ſein Tagewerk; er geht zum Ackerbau bis an den Abend.

Wie viel ſind Deiner Werke, Gott! und alle haſt mit Weisheit Du geordnet; die ganze Erde iſt Deines Reichthums voll.

Das große Meer, ſo weit, ſo breit! Da wimmelts; da iſt keine Zahl! Da iſt Lebendiges, klein und groß! Da gehen Schiffe; da ſcherzt der Wallfiſch, den Du erſchaffen haſt, damit er im Weltmeere ſpiele.

Alle warten auf Dich, daß Du ihnen Speiſe gebeſt zu rechter Zeit. Du gibſt; ſie ſammeln. Du öffneſt Deine Hand; ſie werden des Guten ſatt. Du wendeſt weg Dein Angeſicht — ſie erſchrecken. Du nimmſt den Lebensathem ihnen weg und ſie ſterben, und werden, was ſie waren, Staub. Du haucheſt Deinen Lebensathem aus, ſie werden neu geſchaffen; der Erde Angeſicht wird erneu't.

Ehre ſey ewig dem Herrn; in Seinen Werken freuet ſich der Herr. Er blickt die Erde an, und ſie bebt: Er rührt die Berg' an, und ſie rauchen.

Singen will ich mein Leben lang dem Herrn; lobpreiſen meinen Gott, ſo lang ich bin. O möchte Ihm mein Lobgeſang gefallen! Ich will im Herrn mich erfreuen! O möchten alle Sünder auf Erden verſchwinden, (ſich zu Ihm bekehren) daß es gar keine Gottloſe mehr gebe!

Lobe, meine Seele, den Herrn!

2.

Verſchiedene Geſetze Moſis.

Gott hat durch Moſes den Iſraeliten, die von dem Anbaue ihrer Aecker und Weinberge leben mußten, mehrere überaus ſchöne, milde Geſetze gegeben, damit ſie dieſe ihre gemeinen, irdiſchen Geſchäfte heiligen, das heißt, auf eine Gott verehrende und menſchenfreundliche Art verrichten möchten. Wir ſind zwar nicht verpflichtet, alle dieſe Geſetze buchſtäblich zu beobachten; allein den Geiſt und Sinn derſelben müſſen wir ganz gewiß erfüllen. Wir ſollen in den Früchten der Erde Gottes Gaben dankbar erkennen, den Armen gerne davon mittheilen, und gegen Menſchen und Thiere wohlwollend, ſanft und ſchonend geſinnt ſeyn. Folgende Beiſpiele werden für jeden Menſchen, der nicht ganz ohne Gefühl iſt, ſo lieblich als belehrend ſeyn.

„Die Erſtlingsgarbe der Aernte ſollt ihr dem Prieſter, und der Prieſter ſoll ſie dem Herrn darbringen, daß es dem Herrn wohlgefalle. Eher ſollt ihr kein neues Brod, weder Aehren noch Körnlein, verkoſten, bis an den Tag, da ihr dem Herrn davon geopfert hat.“

„Wenn du durch die Saatfelder deines Nachbars geheſt, ſo kannſt du Aehren mit der Hand abpflücken, aber die Sichel darfſt du nicht anſchlagen. Wenn du in den Weinberg deines Nachbars geheſt, ſo kannſt du nach Belieben Trauben abbrechen und dich ſatt eſſen, aber du darfſt keine in deinen Korb legen. Wer einen fremden Acker oder Weinberg beſchädiget, indem er ſein Vieh darin weiden läßt, der ſoll den Schaden von dem Beſten ſeines eigenen Ackers oder Weinbergs erſetzen.“

„Wenn ihr die Oelbäume (oder andere Fruchtbäume) geſchüttelt habt, ſollt ihr nachher die einzelnen Früchte von den Zweigen nicht ableſen; wenn ihr die Weinleſe gehalten habt, ſollt ihr keine Nachleſe mehr anſtellen, auch die einzelnen Beeren nicht aufleſen; ihr ſollt Das den Armen, den Waiſen und den Wittwen laſſen.“

„Wenn ihr euer Feld ärntet, ſollt ihr die äußerſten Aehren nicht mit abärnten, auch die einzelnen Aehren nicht aufheben; wenn ihr eine Garbe auf dem Acker vergeſſen habt, ſollt ihr nicht umkehren, und ſie nachholen; ihr ſollt Das den Fremdlingen, den Wittwen und Waiſen laſſen, ſo wird euch Gott ſegnen bei aller eurer Arbeit.“

„Wenn ihr die Früchte aller Art, die das Land hervorbringt, eingeſammelt habt, ſo ſollt ihr dem Herrn ein ſiebentägiges Feſt feiern. Am erſten Tage ſollt ihr Palmzweige und die Zweige von andern ſtarkbelaubten Bäumen und von Bachweiden nehmen (und Laubhütten daraus machen, und darunter wohnen) und ſieben Tage fröhlich ſeyn vor dem Herrn. So ſollen ſich eure Nachkommen erinnern, daß Ich die Kinder Iſraels unter ähnlichen Hütten wohnen ließ, als ich ſie aus Aegypten geführt habe."

„Den zehnten Theil aller Früchte von Aeckern, Weinbergen und Oelgärten, und die Erſtlinge von Rind- und Wollenvieh ſollſt du vor den Herrn bringen, und Freudenmahlzeiten vor Ihm halten — und auch die Armen daran Theil nehmen laſſen, damit du den Herrn fürchten lerneſt."

„Alle drei Jahre ſollt ihr noch einen beſondern Zehnten von allen Früchten der Erde und der Bäume ausſondern, und an einen beſtimmten Platz bringen, und die Armen im Lande, und die Wittwen, und die Waiſen und die Fremdlinge, die unter euch leben, ſollen kommen, und nehmen und eſſen, damit ſie auch ſatt werden, und der Herr, dein Gott, ſegne alle Werke deiner Hand."

„Die fruchttragenden Bäume darfſt du ſelbſt bei Belagerungen nicht beſchädigen, noch viel weniger ſie mit der Axt gar niederhauen. Warum ſollteſt du ſie auch ausrotte? Du kannſt ja von ihren Früchten eſſen. Und — iſt's doch nur Holz auf dem Felde, und kann dir nichts zu Leid' thun!"

„Sechs Tage ſollſt du arbeiten, am ſiebenten Tage aber ruhen, damit dein Ochs und Eſel auch

Ruhe haben. Du darfſt nicht Ochs und Eſel zugleich vor deinen Pflug ſpannen (damit dem ſchwächern Thiere nicht zu wehe geſchehe). Du darfſt dem Ochſen, welcher driſcht, keinen Maulkorb anlegen. Wer einen Brunnen gräbt, und ihn nicht ſorgfältig bedeckt hält, der muß, wenn ein Ochs oder Eſel hinein fällt, das Stück Vieh bezahlen, und kann es dann für ſich behalten.“

„Wenn du das Rind oder Schaf deines Bruders in der Irre ſieheſt, darfſt du deine Augen nicht wegwenden, ſondern du biſt ſchuldig, es ihm wieder zuzuführen. Iſt der Eigenthümer zu entfernt, oder weißt du ihn nicht, ſo nimm es zu dir, und behalte es bei dir, bis dein Bruder nachfragt, und gib es ihm ſodann wieder zurück.“

„Wenn der Ochs oder Eſel deines Feindes auf dem Felde irre geht, und dir begegnet, ſo ſollſt du ihm demſelben wieder zuführen. Wenn du den Eſel deines Feindes unter der Laſt erliegen ſiehſt, ſo ſollſt du nicht vorbeigehen, und ihn ſeinem Herrn nicht hülflos überlaſſen, ſondern du ſollſt ihm aufhelfen, und müßteſt du auch dein Eigenthum darüber verſäumen.“

„Wittwen und Waiſen ſollt ihr nicht drücken! Wenn ihr ihnen etwas zu Leide thut, und ſie klagen es Mir, ſo werde Ich ihre Klage hören, und euch im Kriege umkommen laſſen, ſo daß eure eigenen Weiber zu Wittwen, und eure Kinder zu Waiſen werden ſollen.“

„Ihr ſollt dem Blinden nichts in den Weg legen, darüber er falle, und den Tauben nicht ſchelten; denn ihr ſollt euch fürchten vor eurem Gott, vor Mir, dem Herrn! Vor einem grauen Haupte ſollſt du aufſtehen, und die Alten ehren aus Furcht des Herrn, deines Gottes.“

„Wenn du deinen Knecht oder deine Magd entlaſſeſt, ſo darfſt du ſie nicht leer fortgehen laſſen, ſondern du ſollſt ihnen geben von deiner Tenne, von deiner Kelter und von deinen Schafen, womit der Herr, dein Gott, dich geſegnet hat. Denn gedenke, daß du auch Knecht wareſt in Aegypten.“

„Der Lohn des Tagwerkers, er ſey einer deiner Brüder oder ein Fremdling, ſoll nicht bei dir bleiben bis an den nächſten Morgen. Du mußt ihm ſein Taglohn noch am nemlichen Tage ausbezahlen, ſo daß die Sonne nicht darüber untergehe. Denn er iſt arm, und muß davon ſein Leben erhalten, und wenn er über dich klagen müßte bei Mir, ſo würde es dir Sünde ſeyn.“

„Die Fremden ſollt ihr nicht drücken. Ihr wißt ſelbſt, wie es einem Fremden zu Herzen iſt, da ihr auch Fremdlinge geweſen ſeyd in Aegypten. Wenn ein Fremder (der doch gewöhnlich ein Heide war) in eurem Lande wohnet, ſo ſollt ihr ihn wie einen Einheimiſchen, wie einen aus eurer Mitte halten, und ihn lieben, wie euch ſelbſt.“

„Wenn dein Bruder neben dir verarmt, ſo ſollſt du dich ſeiner annehmen, daß er nach Verkauf der Grundſtücke doch noch als ein Fremdling und Anſäſſiger bei dir leben könne. Aus Gottesfurcht ſollſt du keine Art Zinſen von ihm nehmen, und ihm dein Geld nicht auf Zinſen, und Früchte nicht auf Wucher leihen.“

„Wenn ihr Jemanden Etwas, von welcher Art es immer ſey, geliehen habt, ſo dürft ihr nicht in ſein Haus gehen, um ein Pfand oder das Geliehene zu fordern; ſondern ihr müſſet draußen vor dem Hauſe ſtehen bleiben, und er ſoll das Pfand oder das Geliehene heraus bringen. (Denn darinnen im Hauſe möchten einige gegen den armen Mann ſich hart und gewaltthätig betragen.)“

„Wenn ihr den Mantel eines Armen zum Pfand genommen habt, ſo müßt ihr ihn vor Sonnenuntergang wieder zurückgeben. Es iſt vielleicht das Einzige, womit er ſich zu Nacht zudeckt. Worunter ſollte er ſchlafen? Wenn er es Mir klagte, ſo würde Ich ihn hören; denn Ich bin barmherzig! So aber wird er ſich darein wickeln, und dich ſegnen, und es wird dir ein gutes Werk ſeyn vor Mir, deinem Herrn.“

Auch in dieſen Geſetzen offenbart ſich uns die Liebe und Barmherzigkeit Gottes — und Sein

Wille, daß auch wir liebreich und barmherzig ſeyn ſollen. Alles rauhe und gewaltthätige Weſen ſoll ferne von uns ſeyn. Wir ſollen uns gegen keinen Menſchen karg und hart erzeigen, keinem ein Leid zufügen, allen, ſo viel in unſern Kräften ſteht, Gutes erweiſen. Wir ſollen uns auch der Thiere erbarmen. Nur an ſolchen Menſchen, die an Güte und Freundlichkeit Gott ähnlich zu werden trachten, hat Er Wohlgefallen, und Sein Segen ruht auf ihnen.

3.

Moſis Gebetlied von der Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens.

Der Pſalm 89 (90.)

Moſes mußte es mit anſehen, wie das große, zahlreiche Volk, daß er aus Aegypten geführt hatte, Hunderttauſende von Menſchen, wegen ihres Ungehorſames gegen Gott in der Wüſte dahin ſtarben. Er ſah ein ganzes Geſchlecht von Menſchen in den Staub zurückkehren, und in ihren Kindern wieder ein neues Geſchlecht aufblühen. Da betete er voll der tiefſten Empfindung zu Gott:

„Herr, unſere Zuflucht biſt nur Du von Geſchlecht zu Geſchlecht! Ehe die Berge entſtanden, ehe die Erde, ehe die Welt geſchaffen wurde — von Ewigkeit zu Ewigkeit biſt Du, o Gott!

Den Menſchen verwandelſt Du in Staub, und ſprichſt: „Kehre wieder, neues Geſchlecht der Menſchen!“ Tauſend Jahre ſind vor Deinen Augen, wie der vergangene, geſtrige Tag, wie eine Stunde der Nacht.

Das Leben der Menſchen verrauſchet wie ein Regenbach; es iſt ſo flüchtig wie ein Traum! Die Menſchen welken hin wie Gras; am morgen grünt und blühet es, am Abend wird es abgemähet und verdorrt!

So zehreſt Du uns auf mit Deinem Hauch; ſo rafft Dein Strafgericht uns hinweg. Du ſtelleſt unſere Miſſethaten hin vor Dich, unſere geheimſten Sünden ins Licht vor Deinem Angeſicht. Darum haben unſere Tage abgenommen durch Deinen Urtheilsſpruch. Unſere Lebensdauer iſt wie ein Spinngewebe, das bald zerreißt.

Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre, wenns hoch kommt, achtzig Jahre — und was darüber iſt, iſt Müh' und Schmerz! Schnell fährts dahin, als flögen wir davon!

Doch wer erkennt darin die Macht Deines Zornes, daß er Dich fürchte, der ſo furchtbar ſtraft? Ach, lehr' uns unſere Tage zählen, damit wir weiſe werden!

Herr! wende Dich wieder zu uns! Wie ſo lange zürneſt Du? Sey Deinen Dienern wieder gnädig! Erfülle uns jeden Morgen mit Deiner

Gnade, ſo jauchzen und frohlocken wir unſer Leben lang.

Ja! erfreu' uns wieder für die Tage, in denen Du uns betrübteſt, für die Jahre, in denen wir nur Unglück ſahen! Laß Deine Diener, o Herr, Deine hohen Thaten wieder ſehen, zeig' ihren Kindern Deine Herrlichkeit!

Die Freundlichkeit des Herrn, unſers Gottes, leuchte über uns! Herr! leite Du die Arbeit unſrer Hände, die Werke unſrer Hände ſegne Du!"

Wem ſollte dieſer Geſang Moſis nicht die große Wahrheit tief in das Herz einprägen: Die Hinfälligkeit des Menſchen, der Tod, und gar oft ein früherer Tod, iſt Folge der Sünde. Alles Irdiſche iſt eitel und vergänglich; nur was wir mit Gott vollbringen, hat Beſtand. Nur Gott, und wer ſich an Ihn hält, und Seinen Willen thut, bleibt in Ewigkeit.

4.

Stellen aus den Pſalmen David's.

David betrachtete ſchon als Hirtenknabe, wenn er ſo einſam bei ſeinen Schafen da ſaß, mit inniger Andacht die Werke Gottes, und ſang zum Lobe Gottes fromme Lieder, die er mit ſeinem Harfenſpiele begleitete. Sein ganzes Leben hindurch hatte er ſeine Freude an Gott, bewunderte in der Geſchichte ſeines Volkes, und in Allem, was ihm ſelbſt begegnete, die Allmacht, Weisheit, Güte und Treue Gottes, und lobte Gott in heiligen Geſängen. In allen ſeinen Leiden, beſonders als er von König Saul aufs grimmigſte verfolgt in der furchtbaren Wüſte umher irrte, ſtärkte und ermunterte er ſich durch Geſang und Harfenſpiel zum Vertrauen auf Gott. Auf den königlichen Thron erhoben, pries er Gott für alle Seine wunderbaren Führungen, in frohen Dankliedern, und verfaßte beſonders zur Verherrlichung Gottes heilige Geſänge, die bei dem öffentlichen Gottesdienſte von dem ganzen Volke geſungen wurden. Dieſe herrlichen Geſänge, Pſalmen genannt, ſind noch bis auf uns gekommen, und haben ſchon in unzähligen Menſchen die frommen Geſinnungen erweckt, von denen Davids Herz voll war. Einige ſchöne Stellen aus dieſen heiligen Liedern, erheiternd und erquickend wie liebliche Harfentöne, wollen wir jetzt vernehmen!

Die Herrlichkeit Gottes in den Werken Gottes.

Pſalm 18, 1—7.

Die Himmel erzählen Gottes Herrlichkeit, das Firmament zeugt von dem Werke Seiner Hand. Ein Tag ruft es dem andern zu, und eine Nacht thut es der andern kund. Es gibt keine Mundart, keine Sprache, worin man ihre Stimme nicht verſteht. Ihr Schall ertönt in allen Ländern, ihr Laut reicht hin bis an die Gränzen der Erde. — Der Sonne hat Er am Himmel ihr Gezelt erbaut. Aus dem geht ſie hervor, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer. Freudig, wie ein Held, durchlauft ſie ihre Bahn. Von einem Ende des Himmels geht ſie aus, geht hin bis zu dem andern Ende; und Niemand iſt, der ſich vor ihrer Glut verberge.

Die Freundlichkeit Gottes im Frühlinge.

Pſalm 64, 9—14.

Dir, o Herr! gebührt ein Lobgeſang! Du machſt Alles frohlocken vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergang. Du ſuchſt die Erde heim; Du tränkeſt ſie mit mildem Regen; Du ſchenkſt ihr reichen Ueberfluß. Gottes Waſſerleitungen — die Bäche — ſind immer voll! Du läſſeſt das Getreide wachſen; Du bereiteſt das Erdreich; Du befeuchteſt ſeine Furchen; Du erweicheſt das Land! Tröpfelnd von ſanftem Regen keimet freudig ſein Gewächs! Du kröneſt das Jahr mit Deiner Güte; Deine Fußſtapfen triefen von Segen; Du machſt die Wüſte reich und ſchön; die Hügel umgürteſt Du mit Fröhlichkeit; bekleideſt die Weiden mit Schafheerden;

hüllſt die Thäler mit Kornfrucht ein. Alles jauchzet — Alles ſingt!

Gottes Allmacht, Allwiſſenheit und Allgegenwart.

Pſalm 32, 6—9. 93, 9—11. 139, 1—16.

1. Die Himmel entſtanden durch des Herrn Wort, durch den Hauch Seines Mundes all' ihre Sternenheere. Den Herrn fürchte alle Welt; vor Ihm ſcheue ſich jeder Bewohner der Erde. Denn was Er ſpricht, geſchieht; was er gebeut, ſteht da.

2. Der das Auge gebildet hat, ſollte Der nicht ſehen? Der das Ohr gepflanzt hat, ſollte Der nicht hören? Er, Der dem Menſchen Einſicht gibt, weiß auch die Gedanken der Menſchen. Er weiß die Zahl der Sterne, und nennt ſie alle mit Namen.

3. Herr, Du erforſcheſt mich, und kenneſt mich! Ich ſitze, oder ich ſtehe auf, ſo weißt Du es; Du ſiehſt meine Gedanken weit von Ferne. Ich gehe oder liege, ſo biſt Du um mich; alle meine Wege liegen klar vor Dir. Bevor das Wort auf meine Zunge kommt, haſt Du es längſt gewußt. — Wo ſoll ich hingehen, Herr, vor Deinem Geiſte? Wo ſoll ich hinfliehen, Herr vor Deinem Angeſichte? Stieg' ich in den Himmel hinauf, ſo biſt Du da! Stieg' ich hinunter in den Abgrund, auch da biſt Du! Schwäng' ich

mich auf der Morgenröthe Flügel, und wohnte am Aeußerſten des Meeres, auch da würde Deine Hand mich finden — auch dort mich ergreifen Deine Rechte. Spräch' ich: Die Finſterniß ſoll mich bedecken, die Nacht mein Tag ſeyn bei meinen Lüſten. Was hälf's? Auch Finſterniß verbirgt mich nicht vor Dir; die Nacht iſt ſo hell Dir, wie der Tag, und Licht und Dunkel iſt Dir gleich. Aufgeſchrieben waren in Deinem Buche ſchon alle meine Lebenstage — als keiner noch derſelben war.

Gottes Barmherzigkeit und ewige Treue.

Pſalm 103, 11—17.

1. So hoch der Himmel iſt über der Erde, ſo feſt ſteht Seine Barmherzigkeit über Allen, die Ihn fürchten. So fern der Morgen iſt vom Abend, ſo weit entfernt Er unſere Schuld von uns. Wie ein Vater ſeiner Kinder ſich erbarmt, ſo erbarmt ſich der Herr derer, die Ihn fürchten.

2. Das Leben des Menſchen iſt wie Gras; er verblüht wie die Blume des Feldes. Haucht ſie ein Lüftchen an, ſo iſt ſie dahin; man kennt nicht einmal ihre Stätte mehr. Aber Gottes Barmherzigkeit iſt von Ewigkeit her, und bleibt in Ewigkeit über Allen, die Ihn fürchten.

Ermahnungen an Kinder und Erwachſene.

Pſalm 33, 12—20.

Kommt, Kinder, hört mir zu; ich lehre euch Gottesfurcht! — Wer iſt der Mann, der lang zu leben wünſcht, und gute Tage ſehen möchte? Er hör' mir zu. „Bewahr' vor Böſem deine Zunge, deine Lippen vor falſchen Reden! Laß das Böſe, thue Gutes, ſuche den Frieden, und jag' ihm nach! Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten, Seine Ohren auf ihr Gebet. Aber die Uebelthäter verabſcheut Sein Blick; Er vertilgt ihr Andenken von der Erde. Wenn die Gerechten zu Ihm rufen, ſo erhört ſie der Herr, und errettet ſie aus aller Noth. Der Herr iſt denen nahe, die eines bedrängten Herzens ſind; die Demüthigen im Geiſte errettet Er. Der Gerechte hat oft viele Leiden, aber aus Allen errettet ihn der Herr."

Ermunterung zum Vertrauen auf Gott.

Pſalm 45, 2—4. — —

Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke; eine Hülfe in Nöthen ſtark und treu erfunden. Drum fürchten wir uns nicht, und wankte gleich die Welt, und ſänken Berge in des Meeres Grund. Laß ſeine Fluthen brauſen, laß ſie toben, daß auch die Berge erbeben vor ihrem Ungeſtüm. Gott iſt mit uns — wir wanken nicht! Gott ſteht uns bei; Gott hilſt zu rechter Zeit.

Rath und Troſt für Leidende und Bedrängte.

Pſalm 36, 3—6, 25—26.

Vertraue auf den Herrn und thue Gutes; habe deine Luſt am Herrn, und Er wird dir geben, was dein Herz begehrt. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn, und Er wird's recht machen. Er wird dein Recht ſo klar machen, wie die Sonne, und deine Unſchuld wie den hellen Tag.

Ich war ein Jüngling, und ward ein Greis — aber nie ſah ich den Gerechten verlaſſen, noch ſeine Kinder um ihr Brod betteln. Er iſt immer mildthätig, und leihet gerne her, und dennoch haben ſeine Kinder reichen Segen.

Segen der Wohlthätigkeit.

Pſalm 40, 2—4.

Wohl dem, der für die Armen ſorgt! Der Herr errettet ihn zur Zeit der Noth. Der Herr erhält ihn, verleiht ihm langes Leben, und macht ihn auch ſchon auf Erden glücklich. Der Herr ſteht ihm in der Krankheit bei, und wendet ſein Krankenbett ihm um.

Bild des Gottesverehrers.

Pſalm 1, 1—4.

Wohl dem Manne, der dem Rathe der Gottloſen nicht folgt, den Weg der Sünder nicht betritt, noch ſich zu den Spöttern hält, ſondern ſeine Luſt an Gottes Geſetz hat, und Tag und Nacht darin forſcht. Er grünet wie der Baum am Bache. Er bringt Frucht zu rechter Zeit, und ſeine Blätter welken nie. Nicht ſo die Gottloſen, nicht ſo! Sie ſind wie Staub, den jeder Wind verweht.

Die rechten Anbeter vor dem Heiligthum auf dem Berge Sion.

Pſalm 23, 1—6.

Die Erde iſt des Herrn und Alles, was darin iſt, der Kreis der Erde, und was ſie bewohnt! Denn Er iſts, der ſie über Meere gegründet, ſie über Fluthen befeſtiget hat. Doch wer darf betreten den Berg des Herrn? Wer darf ſtehen an dieſem heiligen Orte? — Der ſchuldloſe Hände hat und ein reines Herz; der nicht nach eitlen Dingen trachtet, und tückiſch nie geſchworen, um den Nächſten zu betrügen, der empfängt Segen von dem Herrn, Erbarmung von Gott, ſeinem Heile! — So ſey das Volk, das Ihn verehrt, vor Seinem Angeſichte erſcheinen will — das Volk Iſrael.

Freudengeſang bei dem öffentlichen Gottesdienſte.

Pſalm 94. 1—9.

Kommet, laſſet uns frohlocken vor dem Herrn, jauchzen dem Felſen unſers Heils, treten vor Sein Angeſicht mit Danken, Jubellieder ſingen Ihm! Denn groß iſt unſer Gott, der Herr! In Seiner Hand ſind alle Schätze in den Tiefen der Erde; die Höhen der Berge ſind Sein! Sein iſt das Meer, das Er erſchuf, das Trockne, das Seine Hand gemacht. Kommet, laſſet uns anbeten, niederfallen, Freudenthränen weinen vor Ihm, der uns zum Volke gemacht! Denn Er, der Herr, iſt unſer Gott; wir Sein Volk; die Heerde, die Er weidet mit Hirtenhand. Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verſtocket nicht euer Herz, wie eure Väter einſtens in der Wüſte.

Der wahre Gottesdienſt.

Ein Pſalm Aſaphs.

Pſalm 49.

Die Iſraeliten verſammelten ſich an allen hohen Feſten auf dem Berge Sion. Hier brachten ſie Gott Dank- und Freudenopfer dar. Hier wurde ihnen das Geſetz verkündet.

Allein viele glaubten ſchon genug zu thun, wenn ſie Gott ihre Opfer nur äußerlich darbrachten. Ja, ſie bildeten ſich wohl gar ein, Gott habe einen Vortheil von ihren Opfern und Gaben

— und finde deßhalb, gleich eigennützigen Menſchen, ein Wohlgefallen daran.

Viele beſuchten den Gottesdienſt fleißig, legten ihre Opfer, nach der damaligen Einrichtung, auf den Altar, brachten Gott Böcke, ja ganze Ochſen dar, hatten Gottes Wort immer im Munde — und führten dabei ein ſchlechtes Leben. Zur Warnung für ſolche Menſchen diene folgender Geſang:

„Gott, der Herr, der Hocherhabene, der Allerhöchſte ſpricht! Er ruft die Erde herbei, vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenniedergang. Von Sion aus ſtrahlt der Schimmer Seiner Herrlichkeit. Er, unſer Gott, kommt und ſchweigt nicht mehr. Verzehrend Feuer gehet vor Ihm her, und rings um Ihn iſt Sturm und Hochgewitter. Er ruft den Himmel oben, ruft der Erden unten, zu richten jetzt ſein Volk.“

„Hör' an, mein Volk!“ ſpricht Er. „Ich rede, Ich zeuge gegen dich — Ich ſelbſt, dein Gott! Nicht klag' Ich deiner Opfer wegen dich an, nicht wegen des Rauches von Brandopfern, der immer zu Mir ſteigt. Doch ſind es nicht die Stiere, was ich will, die Böcke deiner Heerden ſind es nicht; denn alles Wild der Wälder iſt ja Mein; Mein ſind die Thiere auf den tauſend Bergen dort! Auch jeden Vogel kenn' Ich unterm Himmel; was ſich im Felde regt, iſt Mein. Hungerte Mich's, Ich dürfte dir's nicht ſagen; denn Mein iſt ja die volle Welt. Oder meinſt du wohl, daß Ich Stierfleiſch eſſe, und Blut der Böcke trinke? — Dank opfere Gott; was du dem Höchſten gelobt haſt, das erfülle. (Halte den Bund, den du mit Ihm gemacht haſt, und befolge Seine Gebote.) Dann ruf' Mich an am Tage der Trübſal, und Ich will dich erretten, und du wirſt Mich preiſen."

Zum Gottloſen aber, zum Heuchler, ſpricht der Herr: „Was ſchwätzeſt du von Meinen Geſetzen? Was führſt du Meinen Bund noch in dem Munde — da du doch alle Zucht haſſeſt und Meine Worte mit Füßen trittſt? Erſiehſt du einen Dieb, ſo läufſt du mit ihm, und hältſt es mit frechen ausgeſchämten Buben. Dein Mund fließt ganz von Bosheit über, und deine Zunge iſt dir ein Werkzeug des Betrugs. Du ſitzeſt da, und läſterſt deinen Nächſten — verläumdeſt deinen eigenen Bruder. Das thateſt du! Ich ſchwieg. Da meinteſt du in deinem argen Sinne: Ich ſey wie du. Drum klag' ich laut nun gegen dich, und ſtell' es dir vor Augen. Ihr Gottesvergeſſenen! nehmt dies wohl zu Herzen, damit Ich euch nicht ſchnell hinraffe — und Niemand ſey, der euch errette."

„Wer Dank Mir opfert, ehret Mich. Wer Acht auf ſeinen Wandel hat, und auf Meinen Wegen geht, den laß Ich ſehen Gottes Heil."

Davids Vertrauen auf Gott, als er in der Wüſte von Saul verfolgt wurde.

Pſalm 9, 1—16.

Wer unter dem Schutze des Höchſten wohnt, wer unter dem Schatten der Allmacht ruht, der ſpricht zum Herrn: „Meine Zuflucht und mein Gott biſt Du! Auf Dich vertraue ich!“

Er errettet dich von den Todesſchlingen — von allem, was nur ſchrecklich iſt. Er bedeckt dich wie ein Vogel ſeine Jungen mit den Flügeln; unter Seinen Flügeln biſt du ſicher; Seine Treue iſt dir Schutz und Schirm. Du darfſt nicht zittern vor den Gefahren der Nacht, nicht vor dem Pfeile, der am Tage fliegt, nicht vor der Peſt, die im Finſtern ſchleicht, nicht vor Gewalt, die am hellen Mittag droht. Und fielen Tauſend dir zur Linken hin, Zehntauſend zu deiner Rechten, an dich gelangt's nicht. Du ſchaueſt nur mit deinen Augen — die Strafe, die den Böſen trifft.

„Auf Dich, o Herr! vertraue ich!“ (ſo ſprich mit glaubensvollem Herzen).

So wohnſt du ſicher und hoch! Da reicht an dich kein Unfall. Da nahet keine Plage deiner Hütte. Denn deinetwegen gibt Er Seinen Engeln Befehl, auf allen deinen Wegen dich zu bewahren. Auf Händen werden ſie dich tragen, daß ja kein Stein deinen Fuß beſchädige. Auf Schlangen und Nattern trittſt du kühn, zertrittſt Löwen und Drachen unter dir.

(Ja, Gott ſpricht ſelbſt von dir:) Weil er auf Mich vertraut, errett' Ich ihn. Weil er Mich ehrt, helf' Ich ihm auf! Ruft er Mich an, ſo erhör' Ich ihn! Ich bin bei ihm in ſeiner Noth, reiße ihn heraus, bringe ihn zu Ehren. Ich ſättige ihn mit langem Leben, und laſſe Mein Heil ihn ſehen.

5.

Sprüche Salomons.

Salomon ſagt einmal: „Gold und Perlen haben hohen Werth, aber die Denkſprüche der Weiſen ſind noch köſtlicher.“ Dieſe Worte gelten von allen Sprüchen Salomons, von denen aber hier nur einige ausgewählt ſind. Wer ſie ſo ſorgfältig, wie man Gold und Perlen aufzubewahren pflegt, in ſeinem Herzen bewahrt und ſein Leben darnach einrichtet, dem werden ſie mehr nützen, als eben ſo viele goldene Kleinode und koſtbare Perlen.

„Wer ſein Ohr wegwendet, um das Geſetz nicht zu hören, deſſen Gebet iſt ein Gräuel.

Barmherzig ſeyn und Rechtthun, das gefällt dem Herrn mehr, als Opfergaben.

Wer ſein Ohr vor dem Geſchrei der Dürftigen verſtopft, der wird auch um Hülfe ſchreien, und nicht erhört werden.

Wer ſich der Armen erbarmt, ehret ſeinen Schöpfer. Wer den Armen unterdrückt, läſtert ſeinen Schöpfer — (er iſt ſo ſchlimm, ſo ſinn- und gefühllos, als ein Gottesläſterer).

Die Seele, die da reichlich ſegnet, wird reichlich geſegnet.

Wer den Armen gerne gibt, der wird nicht arm; wer aber ſeine Augen von einem Bittenden wegwendet, der wird Noth leiden.

Wer ſich des Armen erbarmt, leihet dem Herrn ſein Geld auf Zinſen; der Herr gibts mit Gewinn zurück.

Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Viehes; aber das Herz des Gottloſen iſt grauſam.

Ein weiſer Sohn iſt die Freude ſeines Vaters; ein thörichter Sohn aber iſt der Kummer und die Schande ſeiner Mutter.

Wer ſeinem Vater und ſeiner Mutter Böſes wünſcht, dem wird ſein Licht auslöſchen, wenn er gerade in der dickſten Finſterniß iſt. (In der größten Noth wird er ohne Hülfe ſeyn.)

Die Thorheit — Unverſtand und Leichtſinn — ſtecken tief in dem Herzen des Knaben; die Zuchtruthe aber treibt ſie heraus.

Was der Knabe lernt, das thut der Greis.

Wer ſeinen Aeltern etwas nimmt und ſpricht: „Es iſt nicht Sünde“ — der iſt ein Geſell der Straßenräuber.

Ruthe und Zucht machen weiſe Leute; aber ein Kind, das ſeinem eigenen Willen überlaſſen iſt, macht ſeiner Mutter Schande.

Thu', was recht iſt, dann wird deine Geſundheit feſt, deine Rede lieblich, dein Fußtritt ſicher, und dein Schlaf ſüß ſeyn. Denn der Herr iſt dir zur Seite und dein Hüter.

Erniedrigung kommt vor der Erhöhung, und Hochmuth vor dem Falle.

Ein Prahler, der ſein Verſprechen nicht hält, iſt den Winden und Wolken gleich, die keinen Regen bringen.

Wer ſich auf ſeinen Reichthum verläßt, der vergehet, (wie eine verſengte Grasblume;) wer aber auf Gerechtigkeit baut, der grünet wie ein hervorſproſſendes Blatt.

Mancher iſt arm bei ſeinem Reichthume; mancher iſt reich bei ſeiner Armuth.

Beſſer wenig mit Recht, als viel mit Unrecht; beſſer wenig mit Gottesfurcht, als große Schätze mit Unruhe; beſſer ein Schüſſelein Gemüſe mit Liebe, als ein Maſtochs mit Haß und Zwietracht.

Wer Unrecht ausſäet, der ärntet Jammer ein.

Ungerechtes Brod mag immerhin gut ſchmecken; allein am Ende hat man den Mund doch voll Kieſelſteine.

Ein gutes Herz iſt die Geſundheit des Leibes; Neid iſt Eiter in den Gebeinen.

Wo viele Worte ſind, da geht's ſelten ohne Sünde ab.

Wer mit Weiſen umgeht, wird weiſe; wer mit Thoren umgeht, wird ſelbſt einer aus ihnen.

Im ſchnellen Gehen ſtoßt man den Fuß leicht an, und Unachtſamkeit bringt nichts Gutes.

Zu viel Honig eſſen iſt ungeſund; (auch das unſchuldigſte Vergnügen, unmäßig genoſſen, kann verderblich werden).

Fauler! Geh zur Ameiſe in die Schule, und lerne Weisheit von ihr. Sie hat keinen Fürſten, keinen Lehrmeiſter, keinen Vogt. Dennoch trägt ſie im Sommer Speiſe ein, und ſammelt zur Zeit der Aernte, damit ſie im Winter zu leben habe.

Der Weg des Faulen geht durch Dornhecken; der Weg des Frommen iſt eine ebene, gepflaſterte Straße.

Den Müſſiggänger überfällt der Mangel, wie ein nacheilender Fußgänger, und die Armuth, wie ein Gewaffneter.

Wer den Feigenbaum hütet, der iſt von ſeinen Früchten. (Fleiß bringt ſüße Früchte.)

Wer ſeine Sünden verheimlicht, dem geht es nicht gut; wer ſie aber bekennt, und ablegt, der wird Barmherzigkeit finden.

Wie das Silber im Feuer, und das Gold im Schmelzofen geläutert wird, ſo wird das Herz des Menſchen in der Trübſal bewährt, (von allen Schlacken gereiniget).

Der Gottloſe iſt wie ein Wetter, das ſchnell vorüber zieht, und nicht mehr iſt; der Gerechte beſteht ewig, wie eine unerſchütterliche Grundfeſte.

Der Gottloſe flieht davon, wenn ihn auch Niemand jagt; der Gerechte iſt unerſchrocken und voll Muthes, wie ein junger Löwe.

Der Weg des Gerechten iſt wie das Licht der Morgenröthe, das immer zunimmt, und zum vollen Tage wird. Der Weg der Ungerechten iſt wie Nacht — ſie ſind nie ſicher vor dem Falle.

Der Gottloſe verliert im Leiden den Muth; der Gerechte bleibt auch im Tode getroſt.

Salomon ſagt auch: „Wie goldene Aepfel in ſilberner Schale, ſo ſind weiſe Worte zu rechter Zeit geredet.“ Es iſt kein Zweifel, daß die Sprüche Salomons mehr werth ſind, als Gold; damit ſie aber uns zu rechter Zeit geſagt ſeyen, hängt nur von uns ab! Wir dürfen uns nur zur rechten Zeit, wann wir verſucht werden, dagegen zu handeln, an ſie erinnern, und ſo werden ſie auch für uns goldene Aepfel in ſilberner Schale ſeyn.

6.

Denkſprüche des Sohnes Sirachs.

So ſchön, wie die Sprüche Salomons, ſind die Weisheitslehren des Sohnes Sirachs. „Schon als Jüngling,“ ſagte er von ſich ſelbſt, „habe ich mit offenem, vertrauensvollem Herzen Gott um Weisheit gebeten. Ich rang von Herzen nach ihr, und bemühte mich ernſtlich, ſie auszuüben. Mein Herz verlangte nach ihr, und ich fand in ihr einen großen Schatz. Eine kleine Zeit hatte ich Mühe und Arbeit; allein ich fand in ihr große Ruhe.“

Von ſeinen Sprüchen, aus denen hier einige der ſchönſten ausgewählt ſind, ſagte er: „Nehmt dieſe Lehren hin, wie einen großen Schatz Silber, und bewahrt ſie wie einen Haufen Gold.“ In der That ſind ſie mehr werth, als Gold und Silber. Wem ſollten ſie alſo nicht willkommen ſeyn? Wer ſollte ſie nicht gerne hören!

„Gott lieben iſt die allerſchönſte Weisheit.

Den Herrn fürchten, iſt Wurzel der Weisheit; ihre Zweige grünen ewig.

Das Waſſer löſchet ein aufloderndes Feuer; Almoſen tilgt die Sünde.

Sey barmherzig gegen die Waiſen, als wäreſt du ihr Vater, und gegen ihre Mutter, als wäreſt du ihr Ehegatte; dann biſt du ein Sohn des Allerhöchſten, und Er wird dich lieber haben, als dich deine Mutter.

Sage ja nicht: Ich habe geſündiget, und was iſt mir Uebels widerfahren? Gott iſt ein langmüthiger, aber treuer Vergelter.

Ein treuer Freund iſt eine ſtarke Schutzwehr; wer ihn gefunden hat, der hat einen großen Schatz gefunden. Gold und Silber ſind nichts gegen ihn.

Thue nichts Böſes, ſo widerfährt dir nichts Böſes.

Spotte eines Menſchen nicht, der in Bekümmerniß iſt; Gott, der Alles ſieht, iſt es ja, der erhöht und erniedriget.

Wenn dir dein Handwerk oder dein Ackerbau ſauer werden, ſo laß dich's doch nicht verdrießen; denn Gott hat es ja ſo geordnet.

Sey nicht zu bequem, die Kranken zu beſuchen.

Streite mit keinem Schwätzer, denn dieſes hieße Holz zum Feuer tragen.

Den, der ſich beſſert, verachte nicht, und rück' ihm ſeine Sünden nicht auf.

Bei Allem, was du thuſt, bedenke das Ende, ſo wirſt du nimmermehr ſündigen.

Ein neuer Freund, iſt ein neuer Wein; laß ihn alt werden, dann wird er dir vielleicht wohl bekommen.

Der Anfang der Hoffart iſt Abfall von Gott.

Lobe Niemand wegen ſeiner Schönheit, und verachte Niemand wegen ſeines geringen Ausſehens; denn die Biene iſt ein kleines Vögelein, und gibt doch die allerſüßeſte Frucht.

Antworte nicht, ehe du höreſt, und rede nicht darein, ehe der andere ausgeredet hat.

Ein Fünklein verurſacht ein großes Feuer; ein Wörtlein bringt einen Gottloſen oft bis zum Blutvergießen.

Thue den Frommen Gutes! Es wird dir reichlich vergolten werden, wo nicht von ihnen, doch gewiß vom Herrn.

Wer Pech anrühret, der wird davon ſchmutzig; wer mit Stolzen umgeht, wird ſtolz. (Wer mit Böſen umgeht, bös; immer bleibt etwas an ihm hängen.)

Mit Dem, der mächtiger und reicher iſt, als du, mache keine Bekanntſchaft. Was thut auch der irdene Topf bei dem ehernen Keſſel? Wenn ſie an einander ſtoßen, ſo bricht der Topf.

Wie wenn der Wolf mit dem Lamme Freundſchaft machen wollte, ſo iſt's, wenn der Gottloſe ſich zum Frommen geſellt.

Wie die grünen Blätter eines Baumes abfallen, und andere nachwachſen, ſo ſterben ganze Menſchengeſchlechter dahin, und andere kommen nach.

Gott bewahret das Almoſen wie mit Seinem Siegelringe verſiegelt, und die Werke der Barmherzigkeit, wie Seinen Augapfel.

Was ein Tröpflein Waſſer gegen das Meer und ein Sandkörnlein gegen den Sand am Meere iſt, das (und das nicht einmal!) ſind die Lebensjahre des Menſchen gegen die Ewigkeit.

Wie Thau die Hitze kühlt, ſo erquickt ein gutes Wort; ja ein gutes Wort geht über ein reiches Geſchenk; der Mann aber, der in Allem recht handelt, (wohlwollend und menſchenfreundlich iſt) gibt Beides.

Es kann vor Abends noch viel anders werden, als es am Morgen war. (Wenn du daher, zum Beiſpiele reich biſt, ſo denke, daß du arm werden kannſt. Dies wird dich vor Uebermuth und Leichtſinn bewahren.)

Wer ſich an ſchlechte Weibsperſonen hält, wird ein Böſewicht. Er bekommt Fäulniß und Würmer zum Lohne, und verdorrt zum Schrecken der Menſchen.

Haſt du etwas wider deinen Nächſten gehört, ſo laß es in dir abſterben. Du wirſt ſicherlich nicht davon berſten, (wenn du es bei dir behältſt.)

Lügen iſt ein häßlicher Schandfleck, an dem man einen ſchlechten, ſittenloſen Menſchen leicht erkennt.

Die Sünde iſt ein zweiſchneidiges Schwert;

ihre Wunden ſind unheilbar. (Sie tödten Leib und Seele, zeitlich und ewig.)

Wer ſein Haus mit fremdem Gute bauet, der ſammelt Steine zu ſeinem Grabe.

Rauch und Dampf kommen vor dem Feuer; ſo kommts von Schmähworten zu Schlägereien.

Alles, was köſtlich iſt, iſt nichts gegen eine keuſche Seele.

Wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf, und wer andern eine Grube gräbt, der fällt ſelbſt hinein.

Du wägeſt dein Gold, wäge vielmehr deine Worte auf einer Goldwage.

Der Arme hat nichts zum Leben, als ſein Stücklein Brod; wer ihn darum bringt, iſt ein Mörder.

Gottes Gebote halten, iſt das reichſte Opfer; die Sünde meiden, das heilſamſte Opfer; Barmherzigkeit erweiſen, das rechte Dankopfer; Aufhören Böſes zu thun, ein ſchönes Sühnopfer.

Ueberfülle dich nicht mit allerlei niedlichen Speiſen, und iß nicht zu gierig. Viele ſind wegen ihrer Unmäßigkeit geſtorben; wer aber mäßig lebt, der verlängert ſein Leben.

Der Allerhöchſte läßt die Arznei aus der Erde wachſen; der Vernünftige verachtet ſie deßhalb nicht.

Wer vor ſeinem Schöpfer ſündigt (allein und heimlich, wo ihn nur Gott ſieht, böſe und ſchändliche Dinge treibt) der fällt dem Arzte in die Hände.

Wer ſich mit ſeiner Arbeit nährt, und ſich mit Wenigem begnügen kann, der hat ein ſanftes, ruhiges Leben, einen Schatz über alle Schätze.

Bei der Furcht des Herrn leidet man keinen Mangel; wer ſie beſitzt, findet in ihr ein Paradies, das vom Herrn geſegnet iſt.

Zum Schluſſe nur noch einen Ausſpruch dieſes weiſen Mannes: „Heil dem, der dieſe guten Lehren ausübt! Wer ſie zu Herzen nimmt, wird weiſe; wer darnach thut, wird zu Allem tüchtig ſeyn. Denn das Licht des Herrn erleuchtet ſeinen Pfad.“

7.

Ausſprüche des Propheten Iſaias.

Die Propheten, dieſe von Gott erleuchteten Männer, haben das Volk Iſrael mit hoher Weisheit und großem Nachdrucke gelehrt, vor dem Böſen gewarnt, zum Guten ermahnt, auch künftige Dinge geweiſſagt, die göttlichen Strafen vorausgeſagt, und die Verheißungen Gottes verkündet. Die Ausſprüche der Propheten, von denen wir jetzt einige Beiſpiele hören wollen, ſind auch noch für uns lehrreich.

Wie Elias ſich durch große Thaten vor allen andern Propheten auszeichnete, ſo Iſaias durch hohe Lehren voll Würde und Nachdruck. Er redet auch noch zu uns. Wir wollen einige ſeiner herrlichen Ausſprüche vernehmen!

Die falſchen und die wahren Anbeter Gottes.

Höret, ihr Himmel! und horche du, o Erde! denn der Herr ſpricht: Kinder nährte Ich, und zog ſie groß, und ſie — empörten ſich gegen Mich. Kennet doch der Ochs ſeinen Herrn und der Eſel die Krippe ſeines Herrn; aber Iſrael kennt Mich nicht, und Mein Volk merkt nicht auf Mich. Sie verließen den Herrn, verachteten Ihn, den Heiligen, entfremdet wandten ſie Ihm den Rücken.

Was ſoll Mir eurer Opfer Menge? Satt bin Ich der Brandopfer von Widdern und des Fettes vom gemäſteten Vieh; das Blut der jungen Stiere, der Lämmer, der Böcke mag Ich nicht. Wenn ihr kommt, vor Mir zu erſcheinen, wer verlangt das von euern Händen? Betretet meine Vorhöfe nicht mehr, bringt nicht mehr unnütze Opfer. Euer Weihrauch iſt Mir abſcheulich; eure Sabbathe und Feierlichkeiten ertrag' Ich nicht mehr; nicht mehr eure laſterhaften Verſammlungen. All' eure Feſttage haßt Meine Seele; ſie ſind Mir zur Laſt; Ich bin's müde, ſie zu dulden. Wenn ihr auch mit weit ausgeſpannten Armen zum Himmel fleht, ſo wende Ich Meine Augen doch von euch ab; und wenn ihr noch ſo viel betet, ſo höre Ich euch doch nicht. Denn eure Hände ſind befleckt mit Blut, (oder ſonſt mit mancherlei Böſem). Waſchet, reiniget euch! Schaffet weg von Meinen Augen die Frevel eurer Thaten! Höret auf zu ſündigen, lernet Gutes thun, forſchet, was recht iſt. Helft dem Unterdrückten, ſchaffet den Waiſen Recht, ſchützet der Wittwe Sache! Dann kommt und laßt uns mit einander rechten.

Wären eure Sünden wie Scharlach, ſo ſollen ſie weiß werden wie Schnee. Wären ſie roth wie Purpur, ſo ſollen ſie weiß werden wie Wolle.

Das rechte Faſten.

Sollte das ein Faſten ſeyn, wie Ich es wünſche, ſpricht der Herr, daß der Menſch einen Tag ſich quäle, daß er gleich dem Schilfe ſein Haupt hänge, und ſich auf Sack und Aſche lagere? Das wollteſt du ein Faſten nennen, und einen Tag, der dem Herrn gefiele? Iſt nicht dies vielmehr ein Faſten, wie ich's wünſche: Mach dich los von den Ketten der Bosheit, nimm weg die belaſtenden Bürden, gib frei die Unterdrückten, und zertrümmere jedes Joch. Brich den Hungrigen dein Brod, und arme Wanderer fuhr in dein Haus. Siehſt du einen Nackten, ſo kleide ihn; und verachte den nicht, der dein Bruder iſt, — den Dürftigen. Dann wird ſtrahlen wie die Morgenröthe dein Licht, und deine Wunde ſchnell heilen, und vor dir herziehen deine Gerechtigkeit, und die Freundlichkeit des Herrn dich begleiten. Dann wirſt du rufen, und der Herr wird dir antworten; du wirſt ſchreien, und Er wird ſprechen: Sieh, hier bin ich! Ja wenn du bereit biſt, dein Leben für den Dürftigen dahin zu geben, und die ſchmachtende Seele ſättigeſt, ſo wird der Herr dich immer leiten, und deine Seele auch ſättigen in der Dürre, und deine Gebeine erquicken. Da wirſt du ſeyn wie ein gewäſſerter Garten, wie eine Quelle, der es an Waſſer nie gebricht.

Die Größe Gottes und die Nichtigkeit der Götzenbilder.

Wer mißt in hohler Hand die Waſſer des Meeres, wer mißt aus die Himmel mit einer Spanne, hebt auf mit drei Fingern die Laſt der Erde, wägt in einer Wage Gebirge, und Hügel in Wagſchalen — wer lenkt den Geiſt des Herrn, welcher Rathgeber unterweiſet Ihn? Seht, Völker ſind vor Ihm, wie der Tropfen am Eimer, und dem Staube in der Wagſchale gleich! Seht, Inſeln haucht Er wie ein Stäublein weg; der ganze Libanon reicht nicht für Ihn zum Opferfeuer hin, und all ſein Wild nicht zum Brandopfer. Alle Völker ſind wie nichts vor Ihm, eitel nichts; ja weniger als nichts ſind ſie gegen Ihn geachtet. Wem alſo wollt ihr Gott nachbilden, und welch ein Bild von Ihm entwerfen?

Wollt ihr's nicht erkennen, nicht hören? Ward's euch nicht kund von Anbeginn? Seht ihr's nicht ein ſeit Gründung der Erde? Er ſitzt über dem Kreis der Erde und ihre Bewohner ſind vor Ihm (ſo gering und unbedeutend) wie die Heuſchrecken. Er breitet aus, wie einen dünnen Teppich die Himmel, und ſpannt ſie aus wie ein Gezelt zum Wohnen. Er wandelt Fürſten in ein Nichts, vernichtet Könige der Erde, daß nichts von ihnen gepflanzt werde, noch geſäet, noch in der Erde wurzle ihr Stamm. Er haucht nur über ſie, und ſie verdorren — ein Wirbelwind rafft ſie wie Stoppeln weg. Wem denn wollt ihr Mich gleich machen, und wem ſollt Ich ähnlich ſeyn? ſpricht der Heilige. Hebt empor eure Augen und ſehet, wer ſchuf jene dort — die Sterne? Er führt hervor gezählt ihr Heer. Sie alle rufet Er mit Namen; vor Seiner großen Stärke und mächtigen Kraft bleibt keiner aus.

Da haut der Menſch nun Zedern ſich, nimmt Fichten und Eichen, und häuft ſich Vorrath von des Waldes Bäumen, und nimmt davon und wärmet ſich, und heizet ein und backet Brod, und was davon noch übrig iſt, macht er zum

Gott — zu ſeinem Götzenbilde, kniet davor nieder, und wirft ſich hin, und betet zu ihm, und ſpricht: „Rette mich; denn du biſt mein Gott!“ Könnte der Unſinn der Abgötterei und des Götzendienſtes nachdrücklicher geſchildert werden?

Das Gleichniß vom Weinberge.

Singen will ich Meinem Geliebten ein Lied von ſeinem Weinberge! Einen Weinberg hatte Mein Geliebter auf einem Hügel fetten Erdreichs. Den umzäunte er, ſäuberte ihn von Steinen, bepflanzte ihn mit edlen Reben, baute einen Thurm in ſeiner Mitte, machte eine Kelter darein, und wartete, daß er Trauben brächte; aber er brachte Giftbeeren.

Und nun ihr Bewohner Jeruſalems und ihr Männer von Juda! richtet ſelbſt zwiſchen Mir und Meinem Weinberge. Was ließ ſich ſonſt noch thun an Meinem Weinberge, das Ich nicht an ihm gethan habe? Warum, da Ich wartete, daß er Trauben trage, warum trug er Giftbeeren?

Doch, wohlan, Ich will euch kund machen, was Ich thun will mit Meinem Weinberge! Wegnehmen will Ich ſeinen Zaun, daß er abgeweidet, niederreißen ſeine Mauer, daß er zertreten werde. Und machen will Ich ihn zur Einöde; nicht beſchnitten ſoll er werden, und nicht behackt; Diſteln und Dornen ſollen in ihm aufwachſen, und den Wolken will Ich verbieten, Regen zu träufeln über ihn.

Und nun, dieſer Weinberg des Herrn iſt Iſraels Haus, und die Männer von Juda ſind die Pflanzung, von der Er Freude erwartete. Er hoffte auf Rechtthun, aber da war Unrecht; auf Gerechtigkeit, aber da war Geſchrei der Unterdrückten.

Noch einige Gleichniſſe des Propheten Iſaias.

So ſpricht der Herr, der Hohe und Erhabene, der ewig bleibt, und heilig heißt: Der Himmel iſt Mein Thron, die Erde Meiner Füße Schemmel. In der Höhe und im Heiligthume wohne Ich — aber auch bei Denen, die eines zerſchlagenen und gebeugten Geiſtes ſind, daß Ich belebe den Geiſt der Gebeugten, neu belebe das Herz der Zerſchlagenen.

Erfreuend iſt die Huld des Herrn, wie heitere Sonnenwärme nach dem Regen; erquickend gleich Thaugewölken am Aerntetag. Für Alles iſt der Herr uns Schutz und Schirm — gleich einer Schattenlaube bei ſchwüler Sommerhitze, gleich einem ſichern Zufluchtsort vor Sturm und Regen.

Erhebt zum Himmel eure Augen, und ſchaut auf die Erde drunten. Die Himmel werden wie Rauch vergehen, und die Erde wie ein Gewand veralten, und ihre Bewohner dahinſterben; aber Mein Heil ſoll ewig dauern, und Meine Gerechtigkeit nicht vergehen! ſpricht der Herr.

Die Berge mögen wohl weichen, und die Hügel wanken, aber Meine Gnade ſoll von dir nicht weichen, und Mein Friedensbund nicht wanken, ſpricht dein Erbarmer, Er, der Herr.

Ein ewiger Gott iſt der Herr, der die Gränzen der Erde ſchuf. Nicht matt wird Er, noch müde, und unerforſchlich iſt Sein Verſtand. Er gibt den Matten Kraft, und große Stärke den Ohnmächtigen. Matt und müde können Jünglinge werden, und erkohrene Jünglinge ſtraucheln und fallen; aber Die auf den Herrn harren, erhalten neue Kraft, gewinnen neues Gefieder gleich dem Adler, laufen und werden nicht müde, wandeln und werden nicht matt.

So ſpricht der Herr, der Dich ſchuf, der dich bildete: Sey nicht bange; denn Ich erlöſe dich. Ich rufe dich bei deinem Namen; denn du biſt Mein. So du durch Fluthen geheſt, bin Ich bei dir; die Ströme ſollen dich nicht erſäufen. So du im Feuer wandelſt, ſollſt du nicht verſengt werden, die Flamme ſoll dich nicht verſehren — weil du theuer biſt in Meinen Augen, werthgeachtet, und Ich dich liebe.

So ſpricht der Herr, dein Erlöſer, der Heilige Iſraels: Ich, der Herr, bin dein Gott, der dich lehrt, was dir nützlich iſt, und dich leitet auf dem Wege, den du gehen ſollſt! O, daß du doch gehorchen möchteſt Meinem Befehle! Dann würde ſeyn wie ein Strom dein Glück, und dein Heil wie die Fluthen des Meeres.

Ihr (Sünder) werdet gleich ſeyn der Eiche mit verſengtem Laube, dem Garten ohne Wäſſerung. Eure Stärke ſoll zum Werg' werden, und was ihr thut, zum Feuerfunken, und verbrennen ſollen beide mit einander, ſo daß Niemand löſche.

Weh' Denen, die da Böſes gut, und Gutes böſe nennen, die Finſterniß in Licht, und Licht in Finſterniß verkehren; weh' Denen, die ſich klug ſcheinen in ihren Augen, und nach eigenem Dünkel weiſe ſind; weh' den mächtigen Weinſäufern und den Helden in berauſchendem Getränke; weh' Denen, die freiſprechen den Frevler für ein Geſchenk, und das Recht dem Schuldloſen abſtreiten. Ihre Wurzel ſoll zu Aſche werden, und ihre Blüthe verwehen, gleich dem Staub.

Die Gottloſen ſind wie das ungeſtümme Meer! Ruhen kann es nicht, ſondern ſeine Wellen werfen Koth und Unflath aus. Keinen Frieden haben die Gottloſen, ſpricht mein Gott.

Hört mir zu, ihr, der Gerechtigkeit Vertraute, du Volk, das Meine Geſetze im Herzen trägt! Fürchtet euch nicht vor Menſchen-Schmähung, und vor ihren Läſterungen entſetzt euch nicht;

denn wie ein Gewand wird ſie die Motte freſſen, und wie Wolle ſie der Wurm verzehren, aber Meine Gerechtigkeit ſoll ewig dauern und Mein Heil auf kommende Geſchlechter.

Alles Fleiſch iſt Gras, und alle ſeine Pracht wie Blumen des Feldes. Es dorrt das Gras, es welkt die Blume — aber unſers Gottes Wort dauert ewig.

Frohlocket ihr Himmel; jauchze du, o Erde; brecht aus ihr Berge in Geſang! — denn ſo ſpricht Gott: „Kann auch vergeſſen eine Mutter ihres Kindes, daß ſie ſich nicht erbarmen ſollte ihres eigenen Sohnes? — Und könnte ſie auch ſeiner vergeſſen — ſo will doch Ich deiner nicht vergeſſen!“

Alle dieſe Worte des Propheten müſſen wir als Ausſprüche Gottes betrachten. Nun ſagt Gott durch Iſaias; „Wie herabfällt der Regen und der Schnee vom Himmel, und nicht wieder zurückkehrt, ſondern die Erde anfeuchtet und ſie fruchtbar macht und grünend, und Samen gibt zum Säen und Brod zum Eſſen, ſo ſoll auch ſeyn Mein Ausſpruch, der aus Meinem Munde kommt — nicht fruchtlos ſoll er heimkehren, ſondern ausrichten, was Mir gefällt, und ihm gelingen, wozu Ich ihn ſandte.“ Möchten dieſe Gottesausſprüche auch an uns ſchöne Früchte bringen!

8

Ausſprüche des Propheten Jeremias.

Der Prophet Jeremias hat auf Gottes Befehl ſein Volk auf das dringendſt und herzlichſte ermahnt, ſich zu beſſern. Aber leider vergebens! Die Strafen Gottes die er angekündet, ſind alle über das ſündige Volk gekommen. Seine Ermahnungen gelten auch noch jetzt jedem Menſchen, der ſich nicht von ganzem Herzen an Gott hält, ſondern noch der Sünde anhängt. O möchten folgende Ermahnungen an Keinem von uns vergebens ſeyn!

„Entſetzet euch, ihr Himmel, vergehet vor Schrecken und Betrübniß! ſpricht der Herr. Mich, die Quelle des lebendigen Waſſers, haben ſie verlaſſen, und haben ſich ſelbſt Waſſergruben gegraben — löcherichte Brunnen, die kein Waſſer halten.“ (So thöricht handelt jeder Menſch, der ſein Glück in Reichthum, Ehre, Wolluſt, und nicht in Gott ſucht.)

„Mein thörichtes Volk erkennt Mich nicht, ſpricht der Herr, unſinnige, verſtandloſe Kinder ſind ſie. Böſes zu thun, dazu ſind ſie verſtändig genug; aber Gutes zu thun, das wollen ſie nicht verſtehen.“ (Man ſoll daher auch kein böſes Kind damit entſchuldigen, daß es das Gute noch nicht verſtehe.)

Unglaube und Roheit iſt es, Gott für Seine Wohlthaten nicht danken. „Dieſes Volk hat ein ungläubiges, rohes Herz, ſpricht der Herr. Sie wenden ſich immer von Mir weg, und fallen immer von Mir ab. Sie denken nicht in ihrem Herzen: Laßt uns doch Ehrfurcht vor dem Herrn haben, der uns zu rechter Zeit Früh- und Spatregen ſchickt, und uns jährlich die Aernte treulich behütet. Eure Miſſethaten aber hindern es, und eure Sünden laſſen euch zu keinem ſo guten Gedanken kommen.“ (Wer Gott erkennen und Freude an Ihm haben will, muß ſein Herz vor Sünde rein bewahren.)

Kirchengehen allein macht die wahre Frömmigkeit noch nicht aus. „Beſſert euer Leben und euren Sinn! ſpricht der Herr. Verlaßt euch nicht auf Lügenworte! Sagt nicht immer: Hier iſt der Tempel des Herrn! Der Tempel des Herrn! Der Tempel des Herrn! Nur wenn ihr euer Leben und euren Sinn ganz beſſert, daß ihr recht handelt einer gegen den andern, Fremdlinge, Waiſen und Wittwen nicht unterdrückt — nur dann werde Ich euch in dem Lande, das Ich euren Vätern gegeben habe, auf immer vor Mir mohnen laſſen. Aber ſo verlaßt ihr euch auf Lügen, die euch nichts nützen werden. Ihr mordet, treibet

Unzucht, ſtehlet, ſchwöret falſch — darauf kommt ihr, tretet vor Mein Angeſicht in dieſem Hauſe, und ſagt: Wir haben einen Freiheitsbrief, alle dieſe Gräuel zu verüben. Haltet ihr denn dieſes Haus, das nach Meinem Namen genannt wird, für eine Mördergrube? ſpricht der Herr.“

„Wo fällt einer, der nicht gerne wieder aufſtände? Wer verirrt ſich, und kehrte nicht wieder gerne auf den rechten Weg zurück? Warum will alſo dieſes Volk auf ſeinem Irrwege ſo hartnäckig verharren? Da iſt keiner, dem ſeine Sünde leid wäre. Niemand ſagt: Was hab ich gethan? Alle rennen auf dem Wege (des Verderbens) fort, wie ein Roß in die Schlacht.“

„Der Storch unter dem Himmel weiß die Zeit ſeiner Ankunft; Turteltauben und Schwalben beobachten die Zeit ihres Hinwegziehens; aber Mein Volk will die Geſetze des Herrn nicht erkennen.“ (Sollten Menſchen unvernünftiger ſeyn, als vernunftloſe Thiere?)

„Warum hat Mein Volk, das Ich ſo innig liebte, ſo viele Laſter begangen? ſpricht der Herr. Und was hat es noch weiter in Meinem Hauſe zu ſchaffen? Meinſt du, die heiligen Opfer, auf die du trotzeſt, können deine Bosheit in dir austilgen? Sieh! der Herr gab dir den Namen: „Ein ſchöner, grüner, lieblicher Oelbaum von guter Frucht.“ Auf den Befehl des Herrn aber wird ihn wildes Feuer ergreifen, und alle ſeine Zweige werden verbrennen.“ (O, wer möchte nicht lieber dem grünen Oelbaume, als dem vom Feuer zerſtörten Baume gleichen!)

„So wenig ein Mohr ſeine ſchwarze Haut, und ein Tiger ſeine Flecken ändert, ſo wenig werdet ihr mehr Gutes thun können, wenn ihr euch ſo ſehr an das Böſe gewöhnt.“ (Und das gilt beſonders von dem Böſen, das man ſich in der Jugend angewöhnt.)

Vergebens verläßt ſich der Böſe auf die Fürbitte der Heiligen. „Ständen gleich Moſes und Samuel vor Mir da, ſpricht der Herr, ſo würde Ich doch keine Luſt mehr an dieſem Volke haben. Hinweg mit ihnen von Meinem Angeſichte, zu Hunger und Gefängniß, zu Schwert und Tod!“

„Weh dem Menſchen, der im Herzen von Gott abweicht, ſich auf Menſchen verläßt, auf einen ſterblichen Arm vertraut! Er wird ſeyn, wie ein Baum in der Wildniß, der keine gute Witterung zu ſehen bekommt. Im dürren, wilden Boden, auf ſalzigem, unfruchtbarem Grunde wird er verdorren. Heil dem Manne, der auf den Herrn vertraut, deſſen Zuverſicht der Herr iſt! Seyn wird er, wie ein Baum am Waſſer, der in feuchter Erde Wurzeln faßt. Es kommt die Sonnenhitze — er fürchtet ſich nicht, ja ſeine Blätter bleiben immer grün. Es kommt die Zeit der Dürre — er achtet ſie nicht, und bringen unaufhörlich Frucht.“

„Wer unreife Trauben ißt, dem werden die Zähne ſtumpf. (Wer Böſes thut, der wird die bittern Folgen davon bald empfinden.)

(Wenn der Sünder einmal mit Wahrheit ſagen kann): „Seitdem Du mich bekehrt haſt, o Gott! habe ich Reue! Seitdem Du mich zur Erkenntniß gebracht haſt, o Herr! ſchlag ich wehmuthsvoll an meine Bruſt! Beſchämt, ſchamroth bin ich über die Schändlichkeiten meiner Jugend. — (Dann ſpricht der Herr von ihm:) Mein theurer Sohn, mein zärtliches Kind klaget ſo! Obwohl Ich gegen ihn geredet habe, erinnere Ich Mich doch immer ſeiner! Mein Herz bricht Mir gegen ihn! Erbarmen will Ich Mich — erbarmen über ihn!“

Ein Brief des Propheten Jeremias.

Die Babylonier, unter denen die Juden als Gefangene leben mußten, beteten Bilder an. Der Prophet Jeremias ſchrieb daher den Juden einen Brief, in dem er ſie vor dieſer abgöttiſchen Bilderanbetung warnte.

„Ihr werdet zu Babylon ſehen, ſchrieb Jeremias, wie man da goldene und ſilberne, ſteinerne und hölzerne Götzenbilder auf den Schultern umher trägt, um den Heiden Ehrfurcht dagegen einzuflößen. Seyd daher auf Eurer Hut, daß ihr ihnen dieſes nicht nachthut, und den Heiden gleich werdet. Wenn ihr ſeht, wie das Volk, das voraus und hintendrein gehet, dieſe Bilder anbetet, ſo ſprecht in eurem Herzen: Herr! Dich ſoll man anbeten!“

„Die Bilder ſind mit Gold und Silber geſchmückt, wie ein eitles Mädchen, das den Putz liebt, und tragen goldene Kronen auf ihren Häuptern; allein die Prieſter entwenden ihnen Gold und Silber, und theilen es unter einander. Man zieht ihnen Kleider von Purpur an; allein vorher muß man ihnen den Staub vom Angeſicht abwiſchen, der häufig darauf liegt. Das Bild trägt auch einen Zepter in der Hand, als ob es ein Menſch ja wohl gar Richter im Lande wäre; allein es kann denjenigen, der es beleidiget, doch nicht beſtrafen. Man zündet ihnen eine Menge Lichter an; allein ſie ſehen dennoch keines davon, denn ſie ſind wie die Balken im Hauſe (ohne allen Sinn und ohne alle Empfindung). Ihr Angeſicht iſt ſchwarz vom Rauche; Nachteulen, Schwalben und andere Vögel ſetzen ſich ihnen auf den Kopf; auch Katzen laufen darüber. Daran ſeht ihr ja klar, daß ſie keine Götter ſeyn können; habt alſo auch keine Ehrfurcht vor ihnen.“

„Wenn ſie auf den Boden fallen, ſo können ſie von ſich ſelbſt nicht aufſtehen, wenn man ſie aufgerichtet hinſtellt, ſo bleiben ſie unbeweglich ſtehen und können ſich nicht regen. Wenn man ihnen Opfer bringt, ſo iſt es gerade, als wenn man einem Todten Speiſe vorſetzte. Die Prieſter verkaufen oder verzehren dieſe Opfer und laſſen nicht einmal den Kranken und Armen etwas davon zukommen. Man thue ihnen Gutes oder Böſes, ſo können ſie es nicht vergelten. Sie können Niemand reich machen, Niemanden ſeinen Schaden erſetzen — und wenn man ihnen etwas gelobt, und es nicht hält, ſo können ſie es nicht fordern. Alles, was man mit ihnen vornimmt, iſt lauter Betrug; ſie geben den Nachkommen nur Gelegenheit zu Lügen und ſchändlicher Aergerniß. Wenn Krieg oder ein anderes Unglück hereinbricht, ſo rathſchlagen die Prieſter mit einander, wo ſie ſich mit ihren Götzen am ſicherſten verbergen können. Wenn es in ihrem Hauſe brennt, ſo retten ſich die Prieſter durch die Flucht, ſie aber verbrennen, wie andere Balken. Sie können ſich vor Dieben und Räubern nicht ſchützen. Dieſe ſind ſtärker als ſie — nehmen ihnen Gold, Silber und Kleider weg, und gehen davon. Sie können ſich ſelbſt nicht helfen. Wie kann man alſo wohl glauben, daß ſie Götter ſind, da ſie doch ſich ſelbſt weder vor Krieg, noch vor einem andern Unglück ſchützen können?"

„Weil ihr alſo wißt, daß ſie keine Götter ſind, ſo habt keine Ehrfurcht vor ihnen und achtet ſie für Nichts.“

„Heil dem Gerechten, der Gott allein anbetet und keine Götzen hat. Er wird nicht zu Schanden werden. (Sein Vertrauen auf den einzig wahren Gott wird ihm Ehre und Segen bringen.)“

9.

Worte Ezechiel's und der übrigen Propheten.

Die Schriften der Propheten gleichen einem Garten voll lieblich duftender Blumen, unter denen ſich auch bittere, aber heilſame Arzneikräuter befinden. Aus dieſem Garten wollen wir gleichſam nur einige Blumen und Kräuter pflücken.

Wir wollen dieſe Propheten blos nennen, und jedem Namen einen oder den andern Spruch des Propheten beifügen:

Ezechiel.

Schön iſt das Bild, das er von dem Gerechten entwirft: „Gerecht iſt der Mann, der Recht und Gerechtigkeit ausübt (der ſich vor Allem, was ſündhaft und ſchändlich iſt, rein bewahrt) der Niemanden betrübt, Niemanden etwas mit Gewalt nimmt, der ſein Brod mit dem Hungrigen theilt und den Nackten kleidet; der nicht auf Wucher leiht, und Niemanden übernimmt, der ſeine Hand vor aller Ungerechtigkeit zurückzieht, der Meine Geſetze beobachtet, und nach Meinen Geboten wandelt, damit er redlich handle — der iſt ein gerechter Mann, und der wird leben, ſpricht der Herr.“

„So wahr Ich lebe, ſpricht der Herr, Ich will nicht den Tod des Gottloſen, ſondern daß der Gottloſe ſich bekehre von ſeinem böſen Wege — und lebe.“ (Welch ein großes, unvergeßliches Troſtwort für jeden wahrhaft reumüthigen Sünder!)

Baruch.

Von der wahren Weisheit ſagt er: „Wer iſt zum Himmel gefahren, und hat ſie da geholt, wer ſie herabgebracht aus den Wolken? Wer durchſchiffte das Meer und fand ſie und brachte ſie für auserleſenes Gold herbei? Niemand weiß die Wege und erforſchet die Pfade, die zu ihr führen. Nur Er, der Alles weiß, kennet ſie; Er, der die Erde gründete, und mit Allem erfüllte, was darauf iſt und lebt. Er ſendet aus das Licht, und es eilt fort; Er ruft's zurück, und zitternd gehorcht es. Mit Freuden leuchten die Sterne an den Stellen, die Er ihnen anwies. Er ruft ihnen, und ſie ſagen: Hier ſind wir! Sie leuchten und freuen ſich in Dem, der ſie erſchuf — und Dieſer iſt unſer Gott, und Niemand iſt Ihm gleich. Und Er hat alle Wege zur Weisheit gefunden, und Jakob, Seinem Diener, und Iſrael, Seinem Geliebten, gelehrt.“

Setzt euer Vertrauen nicht auf Geld und Gut. „Wo ſind die Fürſten und Völker, die Gold und Silber in Haufen zuſammenrafften, und des Zuſammenraffens kein Ende machten? Dahin ſind ſie, hinabgefahren in das Grab, und Andere ſind an ihrer Stelle.“

Oſea.

„An Barmherzigkeit hab' ich Luſt, und nicht an Opfern, an Erkenntniß Gottes noch vielmehr, als an Brandopfern, ſpricht der Herr.“

„Ephraim iſt wie eine verlockte Taube, die auf nichts mehr merken will.“ (Der Raubvogel überfällt und zerreißt ſie.) Ihr gleichen Kinder, junge Leute und auch Erwachſene, an denen alle Ermahnungen vergebens ſind. Von ihnen gelten auch die Worte: „Weh ihnen, daß ſie von Mir gewichen ſind; ſie werden zu Grunde gehen.“

Nicht jedes Gebet iſt das rechte. „Viele, ſpricht der Herr, rufen zu Mir, aber nicht von Herzen. Sie heulen von ihren Lagern zu Mir herauf; aber nur um Korn und Wein iſt ihnen zu thun. Wider Mich ſind ſie Empörer.“

„Wie die erſte Frucht des Feigenbaums, fand ich Iſrael, wie Weintrauben in Mitte einer dürren Wüſte.“ (So iſt die Jugend, wenn ſie frühe ſchon anfängt Gutes zu thun, und mitten unter den Böſen noch gut bleibt, für Gott und Menſchen ein lieblicher Anblick.)

„Die Herrlichkeit der Böſen wird vergehen, wie die Morgenwolke, (die von Gold und Purpur ſchimmert, aber bald in Regen zerfließt;) wie Thau am Morgen, (der zwar mit ſchönen Farben prangt, aber von der Glut der Sonne bald verdünſtet;) wie Rauch vom Rauchfange, (der ſich hoch zum Himmel erhebt, und verſchwindet).“

Mild und freundlich iſt Gott gegen den, der Ihm vertraut und Ihm gehorcht. „Ich will dir Thau ſeyn, ſpricht Er, und du ſollſt blühen, wie eine Lilie (oder Roſe).“

Joel.

„Wenn die Aernte reif iſt, ſo ſchlägt man die Sichel an.“ (Wenn der Menſch das Maaß ſeiner Sünden erfüllt hat, ſo iſt er reif zum Untergang.)

Amos.

„Suchet den Herrn, ſo werdet ihr leben! Suchet Ihn, der das Siebengeſtirn und den Orion (das ſchönſte aller Geſtirne) geſchaffen hat, der die Nacht in Morgenroth, den Tag in finſtere Nacht verwandelt, der den Gewäſſern des Meeres ruft und ſie ausgießt über das Land — (im wohlthätigen, Alles erquickenden Regen). Sein Name iſt „der Herr!“ (Auch die Betrachtung der Werke Gottes führt zur Erkenntniß Gottes.)

Ungerechtes Gut gedeihet nicht. „Weil ihr den Armen unterdrückt, und, was er noch Koſtbares hat, ihm vollends nehmt, dafür werdet ihr zwar Häuſer aus Quaderſteinen bauen, aber ſie nicht bewohnen, die ſchönſten Weinberge pflanzen, aber keinen Wein davon trinken.“

Vor Gott kann man ſich nirgends verbergen, Seine Hand erreicht uns überall. „Wenn ſie ſich zu oberſt auf dem Gipfel (des hohen, waldigen Berges) Karmel verſteckten, würde Ich ſie doch entdecken und hinwegraffen, und wenn ſie ſich im Grunde des Meeres verbergen könnten, ſo würde Ich dort den Waſſerſchlangen befehlen, ſie zu beißen, ſpricht der Herr.“

Abdias.

„Der Stolz deines Herzens verführt dich, o Iſrael! ſpricht der Herr, weil du die Felſen bewohneſt, und in hohen Gebirgen deine Zuflucht nimmſt, und da keinen Feind fürchteſt. Allein könnteſt du dich auch gleich dem Adler emporſchwingen, ja dir dein Neſt zwiſchen die Sterne bauen, ſo würde Ich dich doch von dort herabſtürzen.“ (So wird der Stolz allemal gedemüthiget, und das, worauf er trotzt, ihm nichts helfen.)

Michäas.

„Was ſoll ich dem Herrn opfern, das Seiner würdig wäre, frageſt du! Soll ich die Knie beugen vor dem großen Gott? Soll ich mit Brandopfern, mit jährigen Kälbern vor Ihm erſcheinen? — Meinſt du denn, Gott habe Wohlgefallen an tauſend Widdern, oder an viel tauſend fetten Böcken? Es iſt dir geſagt, o Menſch! was gut iſt! Liebe die Barmherzigkeit, und wandle in Demuth und wachſamer Treue vor deinem Gott.“

Nahum.

„Langmüthig iſt der Herr, doch auch von großer Macht; keinen Schuldigen läßt Er unbeſtraft. Er ſchilt das Meer, und es wird trocken, und alle Flüſſe verſchwinden; vor Ihm beben die Berge, und Hügel ſchmelzen hinweg; vor Ihm zittert die Erde, ja der Weltkreis mit allen ſeinen Bewohnern. Wer könnte vor Seiner Ungnade beſtehen!“

„Der Herr kennet Die, die auf Ihn vertrauen. Gnädig iſt Er gegen ſie am Tage ihrer Noth.“

Habakuk.

„Deine Augen, o Gott! ſind ſo rein, daß

Du das Böſe nicht ſehen und den Anblick des Unrechts nicht ertragen kannſt.“

„Sieh, wer ungläubig iſt, hat keine aufrichtige Seele in ſich; der Gerechte aber wird ſeines Glaubens leben.“

„Wie der Wein den Säufer betrügt, (thöricht und ſinnlos macht) ſo der Ehrgeiz den Stolzen; man ehrt ihn nicht. (Er wird zu Schanden.)

Gott ſey unſer Troſt und unſer Zuverſicht zur Zeit der Noth. „Wenn gleich der Feigenbaum nicht grünt, der Weinſtock ohne Frucht bleibt, die Hoffnung auf den Oelbaum trügt, der Acker keine Speiſe gibt, die Schafe aus der Heerde weggeriſſen werden, und kein Rind mehr an der Krippe iſt — dennoch will ich mich in dem Herrn erfreuen, und in Gott, meinem Heile, fröhlich ſeyn. Gott, der Herr iſt meine Stärke.“ (Er gibt Kraft, die Leiden zu ertragen; Er hilft zur Zeit der Noth.)

Sophonias.

Thöricht handeln Alle, die da glauben, der Reichthum mache glücklich, und die dem Guten nicht nachtrachten. „Ihr Gold und Silber wird ſie nicht retten können am Tage des Gerichtes; ſchnell wird's ein Ende mit ihnen nehmen.“

Aggäus.

„Der Himmel verſagte euch den Thau, die Erde ihre Gewächſe. Ich ſandte Dürre über Kornäcker und Weinberge, über Getreide, Wein und Oel, über Alles, was die Erde trägt, über Menſchen und Vieh. Ich züchtigte euch mit glühendem Wind und Sonnenbrand; was ihr immer mit Mühe gepflanzt habt, ließ Ich durch den Hagel verderben — und dennoch bekehrte ſich keiner von euch zu Mir! ſpricht der Herr.“ (Auch die natürlichen Uebel ſind, wie Alles in der Natur, zur Beſſerung der Menſchen da. Frage alſo bei ſolchen Ereigniſſen dich ſelbſt: Was hab ich an mir zu beſſern? — und beſſere es. Dadurch erfüllſt du die Abſicht des Schöpfers.)

Zacharias.

„Bekehret euch zu Mir, ſpricht der Herr, ſo werde Ich euch wieder gnädig ſeyn.“

Wie lieb hat Gott die Frommen! Nichts iſt dem Menſchen lieber, als das Auge, kein Glied bewahrt er ſorgfältiger; und nun ſpricht Gott: „Wer euch nur anrührt, greift Meinen Augapfel an.“

„Nicht durch ein Kriegsheer, nicht durch Menſchenkraft kann geholfen werden zur Zeit der Noth, ſondern durch Meinen Geiſt, ſpricht der Herr.“

Ein Troſt für Nothleidende und Trauernde:

„Liebet nur Wahrheit und Frieden, ſo werden ſich eure Faſt- und Trauertage in Tage der Freuden und des Frohlockens verwandeln.“

Malachias.

„Ein Sohn ehret ſeinen Vater und ein Knecht ſeinen Herrn. Bin ich nun der Vater, wo iſt Meine Ehre? Bin Ich der Herr, wo iſt die Furcht vor Mir? ſpricht der Herr der Heerſchaaren.“

„Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat nicht Ein Gott uns alle erſchaffen? Warum verachtet und betrügt denn nun jeder aus uns ſeinen Bruder, und entheiliget den Bund unſrer Väter?“

„Wendet euch wieder zu Mir, ſpricht der Herr, und Ich werde Mich wieder zu euch wenden, und ihr werdet es erfahren, was zwiſchen einem Gerechten und Ungerechten, zwiſchen einem, der Gott dient, und einem, der Ihm nicht dient, für ein Unterſchied ſey.“

Ein Blick aus jener alten Zeit in neue, ſelige Zeiten. „Von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang wird Mein Namen groß ſeyn unter den Völkern, und aller Orten wird Mir geopfert und Meinem Namen ein reines Opfer dargebracht werden, ſpricht Gott, der Herr der Heerſchaaren.“

Mit welcher hohen Begeiſterung, mit welcher tiefen Ehrfurcht die Propheten von dem künftigen

Erlöſer geweiſſagt haben, und wie Er ſelbſt, ſo wie Seine Jünger, die Evangeliſten und Apoſtel, ſich auf dieſe Weiſſagungen berufen haben, iſt ſchon oben angedeutet worden. Die Geſchichte des alten Bundes iſt eine Vorbereitung auf die Geſchichte des neuen Bundes. Dieſer Geſchichte nahen wir uns nunmehr; mit heiliger Ehrfurcht wollen wir ſie vornehmen. Moſes und die Propheten verkündeten vorher, der verheißene Erlöſer werde der Segen aller Völker ſeyn; Apoſtel und Evangeliſten bezeugten, durch Ihn, durch Jeſus Chriſtus, ſollen wir Menſchen heilig und ſelig werden, und in Ihm allein ſey Heil.

Inhalt.

I. Geſchichte der Iſraeliten in der Aſſyriſchen Gefangenſchaft.

Seite

1. Wohlthätigkeit des alten Tobias . . . 3
2. Des Tobias Geduld in der Trübſal . . . 7
3. Tobias Ermahnungen an ſeinen Sohn . . 10
4. Der junge Tobias verreiſt 12
5. Heirath des jungen Tobias 18
6. Heimreiſe des jungen Tobias 21
7. Der Engel gibt ſich zu erkennen . . . 29
8. Des alten Tobias letzte Lebensjahre . . . 33

II. Die Geſchichte der Juden in der Babyloniſchen Gefangenſchaft.

9. Der Knabe Daniel 37
10. Suſanna 41
11. Die drei Jünglinge im Feuerofen . . . 46
12. Stolz des Königs Nabuchodonoſor . . . 50
13. König Baltaſſar 55
14. Das Götzenbild Beel 59
15. Daniel in der Löwengrube 63
16. Vaſthi und Eſther 67
17. Mardochäus und Aman 71
18. Eſther vor dem Könige 75
19. Erhöhung des Mardochäus 77
20. Amans Untergang 83

III. Wiederkehr des Volkes Iſrael aus der Babyloniſchen und Aſſyriſchen Gefangenſchaft.

Seite
21. Wiedererbauung des Tempels 87
22. Wiedererbauung der Stadt Jeruſalem . . 93
23. Erneuerung des Bundes 100
24. Eleazar 105
25. Die ſieben Machabäiſchen Brüder und ihre Mutter 109
26. Mathathias und ſeine Söhne 114
27. Tod des Königs Antiochus 118
28. Die Geſchichte Job's 123
29. Erwartung des Erlöſers 130

Stellen aus den Lehrbüchern der heiligen Schrift.

1. Lobgeſang auf die Schöpfung 149
2. Verſchiedene Geſetze Moſis 152
3. Moſis Gebetlied von der Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens 158
4. Stellen aus den Pſalmen David's 160
5. Sprüche Salomons 172
6. Denkſprüche des Sohnes Sirachs 177
7. Ausſprüche des Propheten Iſaias 182
8. Ausſprüche des Propheten Jeremias . . . 192
9. Worte Ezechiel's und der übrigen Propheten . 199

Im Verlage der **J. Wolffiſchen Buchhandlung** in **Augsburg** ſind erſchienen und können durch alle ſoliden Buchhandlungen bezogen werden:

Blumen der Wüſte.

Erzählungen

aus dem Leben der erſten chriſtlichen Einſiedler,

von

Chriſtoph von Schmid.

Duodez-Format. Mit einem Stahlſtich und farbigem Umſchlag. Preis 27 kr. oder 7 ggr.

Dieſes geiſtreiche Büchlein iſt ganz geeignet, einen frommen chriſtlichen Sinn zu wecken, zu nähren, zu kräftigen. Wenn wir täglich nur eine dieſer kurzen Erzählungen durchleſen, werden wir reichen Stoff zum Nachdenken, zu heilſamen Betrachtungen und guten Vorſätzen daraus ſchöpfen, wie folgendes Beiſpiel erweislich macht:

Was iſt beſſer, Faſten oder Arbeiten?

„Faſten iſt doch ein recht gutes Werk!“ ſagte einer der Einſiedler.

„Ei,“ ſprach ein Anderer, „Arbeiten iſt noch ohne Vergleich beſſer.“

Ein Dritter ſagte: „Almoſengeben iſt das Beſte — wenn ihr, um es geben zu können, faſtet und arbeitet.“

Chriſtliche Geſänge

zur öffentlichen Gottesverehrung in katholiſchen Kirchen

von

Chriſtoph von Schmid.

Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Oktavformat. Preis 15 kr. od. 4 ggr.

Da dieſes Büchlein jetzt allmählig in allen Pfarrgemeinden eingeführt werden dürfte, ſo gewähren wir zur leichtern Anſchaffung deſſelben bei einer Abnahme von mehreren Exemplaren mit einander, und bei portofreier direkter Beſtellung bei uns ſelbſt, einen noch billigern Preis.

Geiſtliche

Vergißmeinnicht.

Eine Auswahl
der ſchönſten und geiſtreichſten Sinnreime
von **Angelus Sileſius,**
herausgegeben
von
Chriſtoph von Schmid.
(Ein Seitenſtück zu den Blumen der Wüſte.)
12. Mit einem Stahlſtich und farbigem Umſchlag.
Preis 15 kr. oder 4 ggr.

Das Paradies.

Das Paradies kann nur
in reinen Herzen ſeyn;
Trägſt du es nicht in dir.
ſo kommſt du nie hinein.

Der Adler.

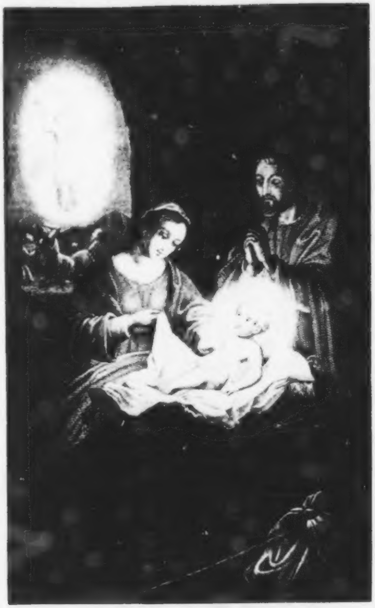
Der Adler blicket kühn
ins Sonnenlicht hinein,
Und du in Gottes Glanz,
wenn deine Augen rein.

Auch ein ſehr zweckmäßiges Büchlein für die Jugend, um durch Auswendiglernen dieſer ſinnreichen kleinen Verſe, das Gedächtniß zu ſchärfen, den Verſtand zu üben und dem Herzen gute Lehren einzuprägen.

Der

Wunderarzt.

Ein
Mährchen zum Oſtergeſchenke
von dem
Verfaſſer der Oſtereier,
Chriſtoph von Schmid.
Duodezformat mit farbigem Umſchlag. Preis 12 kr. od 3 ggr.



Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Zweiundzwanzigſtes Bändchen.

Bibliſche Geſchichte.

Neues Teſtament.

Erſtes Bändchen

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1846.

Bibliſche Geſchichte

für

Aeltern und Kinder,

von

Chriſtoph von Schmid.

Zweiter Theil.

Das neue Teſtament.

Erſtes Bändchen.

Von der Geburt Jeſu bis zum Tode Johannes des Täufers.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1846.

I.

Die Jugendgeſchichte Jeſu.

1. Zacharias und Eliſabeth.

Unter der Regierung des Königs Herodes lebte zu Hebron, einer Stadt in dem Gebirge von Juda, ein frommer Prieſter, Zacharias mit Namen; ſeine Frau hieß Eliſabeth. Beide waren gerecht vor Gott. Sie hielten alle Gebote Gottes, befolgten alle ſeine Anordnungen, und ihr Leben war daher ohne allen Tadel.

Sie hatten kein Kind und flehten oft und herzlich zu Gott, Er wolle Ihnen die Freude machen, und ihnen einen Sohn ſchenken. Allein all ihr Gebet ſchien vergebens. Beide waren bereits hoch bei Jahren. Sie nährten keine irdiſchen Hoffnungen mehr. Alles, was ſie — ſo wie alle edle, gute Menſchen jener Zeit — auf Erden noch zu erleben wünſchten, war die Geburt des verheißenen göttlichen Königs.

Jetzt kam die Ordnung wieder an den Zacharias, in dem Tempel zu dienen. Er reiſte daher nach Jeruſalem. Die Prieſter waren gewohnt, ihre Verrichtungen durch das Loos unter einander zu theilen. Gott lenkte es ſo, daß den Zacharias das Loos traf, in dem Heiligthume des Tempels das Rauchwerk zu opfern. Zacharias ging in prieſterlicher Kleidung mit dem goldenen Rauchfaſſe in der Hand in das Heiligthum, und trat zu dem Altare. Schon erhob ſich der Weihrauch in Wolken gegen den Himmel. Das Volk ſtand draußen, betete und ſprach: „Unſer Gebet ſteige zu Dir, o Herr, wie Weihrauch empor!“ Da erblickte Zacharias zur rechten Seite des Rauchaltars — einen Engel. Zacharias erſchrak und bebte vor Furcht. Der Engel aber ſprach freundlich zu ihm: „Fürchte dich nicht, Zacharias! Dein Gebet iſt erhört; deine Gemahlin Eliſabeth wird einen Sohn bekommen, und den ſollſt du Johannes — das heißt, Sohn der Gnade — nennen. Dieſer wird dir große Freude machen; ja viele werden über ſeine Geburt frohlocken. Denn er wird groß ſeyn vor dem Herrn. Wein und ſtarke Getränke wird er nicht trinken. Schon vor der Geburt wird er mit dem heiligen Geiſte erfüllt werden. Viele Iſraeliten wird er zu dem Herrn, ihrem Gott, bekehren. Ja, im Geiſte und mit der Kraft des Elias wird er vor dem Herrn (dem verheißenen Erlöſer) hergehen und in den Kindern Iſraels die Geſinnungen ihrer Väter — Abrahams! Iſaaks und Jakobs — erwecken. Die Ungläubigen wird er zur rechten Erkenntniß bringen, ſie Weisheit und Rechtſchaffenheit lehren, und dem Herrn ein heiliges Volk bereiten.“

Zacharias war vor Erſtaunen beinahe außer ſich; eine ſolche Freudenbotſchaft war über alle ſeine Erwartung. Er hatte die Hoffnung, einen Sohn zu bekommen, längſt aufgegeben; ja er hielt ihre Erfüllung ſogar für unmöglich. Daher ſprach er zu dem Engel: „Was ſoll mich hiervon überzeugen? Denn ich bin alt, und meine Ehefrau iſt ſchon hoch auf Jahren.“ Der Engel ſprach: „Ich bin Gabriel, der vor dem Throne Gottes ſteht. Ich bin von Gott geſandt, dir dieſe Freudennachricht zu bringen. Und ſieh nun — weil du meinen Worten, die zu ihrer Zeit gewiß erfüllt werden ſollen, nicht geglaubt haſt — ſo wirſt du ſtumm ſeyn, und nicht mehr reden können, bis auf den Tag, an dem ſie werden in Erfüllung gegangen ſeyn.“

Der Engel verſchwand; Zacharias aber blieb ſtumm. So wurde er für ſeinen Zweifel und ſeine voreilige Rede beſtraft — und bekam zugleich ein bleibendes Zeichen, daß wirklich ein Engel mit ihm geſprochen habe.

Zacharias brauchte lange, ſich von ſeinem Schrecken und Erſtaunen zu erholen. Das Volk wartete auf ihn, und konnte nicht begreifen, warum er ſo lange im Heiligthume bleibe. Endlich kam er heraus. Man ſah es ihm an, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet ſeyn müſſe. Er ſollte das Volk nun laut ſegnen. Allein er ſtand da, und konnte kein Wort hervorbringen. Darüber wunderte ſich das Volk noch mehr. Er ſegnete es indeß ſtillſchweigend, und gab — indem er zum Himmel deutete — zu verſtehen, daß er in dem Heiligthume eine himmliſche Erſcheinung gehabt habe. Sobald ſeine Amtstage vorbei waren, kehrte er voll Freude und Dank zurück nach Hauſe.

Mit dieſer himmliſchen Erſcheinung eröffnet ſich die Geſchichte des verheißenen Erlöſers.

Wie Gott dem Abraham, dem beſten Manne der Vorwelt, die Verheißung gegeben hat, der künftige Heiland der Welt werde von ihm abſtammen, ſo machte Er die nahe Erfüllung dieſer großen Verheißung zuerſt einem Manne bekannt, der wie Abraham geſinnt war.

Das Gebet des Zacharias wurde erſt nach vielen Jahren erhört, aber herrlicher, als er ſich vorſtellen konnte. Gott ſchenkte ihm nicht nur einen Sohn; dieſer Sohn ſollte der Vorbote des

Erlöſers ſeyn, und vor Ihm hergehen, wie der Morgenſtern vor der Sonne.

Das Volk Iſrael ſollte durch Johannes auf den Erlöſer vorbereitet werden — ſich zu Gott zu bekehren, und den Entſchluß faſſen, ein gutes, heiliges Volk zu werden.

Sogleich am Eingange der Geſchichte von Erlöſung des Menſchengeſchlechtes werden auch wir aufgefordert, von ganzem Herzen nach Beſſerung zu trachten; nur dann kann dieſe heilige Geſchichte uns tröſtlich und erfreulich ſeyn, und uns zum Heile und zur Seligkeit gereichen.

2. Maria.

Zu Nazareth, einer kleinen Stadt in Galiläa, lebte ſtill und unbemerkt eine Jungfrau, die noch von dem Könige David abſtammte. Sie war, obwohl ſie eine Königstochter war, arm an Gütern dieſer Erde, allein reich an Tugend; ſie war eine heilige Unſchuld und die lautere Demuth. Ihr Name hieß Maria.

Maria hoffte auch auf den erwarteten Erlöſer; ihr ganzes Herz ſehnte ſich nach Seiner Ankunft. Sie ſchätzte ſich glücklich, in dieſer Zeit zu leben, da Er ſollte geboren werden. Wahrſcheinlich dachte ſie eben jetzt dem großen Heile nach, daß durch Ihn ihrem Volke zu Theil werden ſollte, und kniete voll ſtiller Andacht in ihrer einſamen Kammer vor Gott. Da trat, von Gott geſandt, der Engel Gabriel zu ihr herein, und ſprach voll himmliſcher Freundlichkeit zu ihr: „Gegrüßt ſeyſt du, Maria, voll der Gnaden! Der Herr iſt mit dir. Du biſt die Geſegnetſte deines Geſchlechtes.“

Maria erſchrak über den Anblick des Engels, und noch mehr über dieſe Anrede. Sie dachte hin und her, was doch dieſer Gruß möchte zu bedeuten haben. Sie war ſo demüthig, daß ſie ſelbſt nicht wußte, wie gut, wie heilig, wie hoch geachtet ſie in den Augen Gottes ſey.

Der Engel aber ſagte zutraulich zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria! denn du haſt Gnade gefunden vor Gott. Du wirſt die Mutter eines Sohnes werden; Dem ſollſt du den Namen Jeſus geben. Dieſer wird groß — ja der Sohn des Allerhöchſten ſeyn. Gott der Herr wird Ihm den Thron Seines Vaters David geben. Er wird über das Haus Jakobs in Ewigkeit regieren. Sein Reich wird ohne Ende und ohne Gränzen ſeyn.“

Maria ſagte mit jungfräulichem Erröthen: „Wie ſollte das möglich ſeyn? Ich weiß von keinem Manne!“

Der Engel ſprach: „Der heilige Geiſt wird über dich herabkommen, und die Kraft des Allerhöchſten wird dich überſchatten. Darum wird auch dein heiliges Kind — Sohn Gottes genannt werden. Auch deine Baſe Eliſabeth, von der man doch glaubte, ſie werde nie Kinder bekommen, wird nun in ihren alten Tagen, und zwar ſchon in drei Monaten, einen Sohn erhalten. Denn bei Gott iſt kein Ding unmöglich."

Maria neigte ſich voll Anbetung, Dank und Freude, und ſagte: „Ich bin eine Magd des Herrn; mir geſchehe, wie du geſagt haſt." Und der Engel verließ ſie.

So erfüllte Gott die wundervolle Verheißung, die er dem Könige David gegeben hat: Der Erlöſer der Menſchen werde der Sohn des Allerhöchſten und dennoch ein Sohn Davids ſeyn. Denn Maria, die Gott zur Mutter Seines Sohnes auserkohren, war eine Jungfrau aus dem königlichen Geſchlechte Davids.

Der Sohn des Allerhöchſten, in Dem Gott Seine Freundlichkeit am herrlichſten offenbart, erhielt den ſchönen, bedeutungsvollen Namen Jeſus. Jeſus heißt in unſerer Sprache — Heiland, Erretter, Erlöſer. Und könnte Gott Seine Herrlichkeit würdiger offenbaren, als durch Hülfe, Heil und Segen, durch Erlöſen von Sünden, durch Erretten vom Elende? Schon der Namen Jeſus ſollte allen reuigen Sündern, allen Elenden Vertrauen zu Ihm einflößen.

Maria iſt für uns recht ein Bild der Unſchuld, der Demuth, des willigen Gehorſams gegen Gott; und an ihr zeigt es uns Gott auch recht ſchön, was für einen hohen Werth dieſe ſchönen Tugenden in Seinen Augen haben. Die höchſte Wohlthat Gottes für das ganze Menſchengeſchlecht — die Menſchwerdung des Sohnes Gottes — wurde zugleich die Belohnung der reinſten Jungfrau. Vor ihr, der demüthigen Königstochter, neigte ſich der Engel. Die gehorſame Magd des Herrn wurde die Mutter des Herrn. Ach möchten doch alle Menſchen ſo gehorſam gegen Gott, ſo von Herzen demüthig, ſo rein und unſchuldig in den Augen Gottes ſeyn, wie Maria!

3. Maria und Eliſabeth.

Maria hatte über die Botſchaft des Engels eine unbeſchreibliche Freude. Ihre Seligkeit in Gott war ſo groß, daß ſie dieſelbe nicht hätte in ihrem Herzen verſchließen können. Sie machte ſich unverzüglich auf die Reiſe, dieſe Freudennachricht ihrer Freundin Eliſabeth mitzutheilen, die ihr der Engel genannt hatte, und die von Gott auf eine ähnliche Art begnadigt worden. Eilend ging ſie über das Gebirg, und legte einen Weg von vielen Meilen zurück. Unvermuthet, wie ein Engel des Himmels, trat ſie in das Haus des Zacharias, und grüßte Eliſabeth.

In eben dem Augenblicke, da Eliſabeth den Gruß vernahm, ward ſie voll des heiligen Geiſtes, erkannte ſogleich, warum Maria komme, und rief ihr mit lauter, tiefbewegter Stimme entgegen: „O du Geſegnete über alle deines Geſchlechtes! Woher kommt mir doch die Freude, daß die Mutter meines Herrn mich heimſucht? O ſelig biſt du, daß du geglaubt haſt! Denn Alles, was der Herr dir verſprochen hat, wird erfüllt werden.“

Maria erſtaunte, daß Gott ihr Geheimniß ſchon der Eliſabeth geoffenbart habe. Sie ward innigſt gerührt, da ſie ſogleich bei ihrem Eintritte in das Haus ſich das erſte Mal als die Mutter des Herrn ſelig preiſen hörte. Voll der tiefſten Demuth und der höchſten Freude fing ſie an, Gott laut zu preiſen.

„Meine Seele preiſet den Herrn,“ rief ſie, „und mein Geiſt frohlockt in Gott, meinem Heil! Er hat herabgeſehen auf ſeine geringe Magd — und ſieh, von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter. Er hat große Dinge an mir gethan — Er, der Allmächtige! Sein Namen iſt der Heilige. Seine Barmherzigkeit erbet ſich fort bei denjenigen, die Ihn fürchten, von Geſchlecht zu Geſchlecht. Er thut mit Seinem Arme mächtige Thaten. Er zernichtet die Anſchläge derjenigen, die eines ſtolzen Herzens ſind. Er ſtürzt Hochmüthige vom Throne und erhebt die Demüthigen darauf. Er gibt den Hungrigen Ueberfluß und laßt die Reichen leer ausgehen. Er hat das Volk Iſrael, Seinen Diener, wieder aufgenommen, eingedenk der Barmherzigkeit, die Er unſern Vätern, dem Abraham und ſeinen Nachkommen, verheißen hat — auf ewig.“

O welche heilige Seele war Maria! Ihre ganze Seligkeit fand ſie in Gott. Sie freut ſich innigſt, daß Er, der Allmächtige, der Heilige — ſo barmherzig iſt! Alle Ehre gibt ſie Gott allein. Sie erkennt es! Er, der einſt ihren Urgroßvater David von der Schafheerde zum Thron berufen hatte, habe ſie ſo hoch erhoben, daß alle Geſchlechter ſie ſelig preiſen werden. Seine Gnade und Erbarmung iſt ihr das beſte Erbtheil, ein Schatz, der von Aeltern auf Kinder forterbt — bei Denen, die Ihn fürchten!

Möchten wir von ganzem Herzen in dieſen herrlichen Lobgeſang mit einſtimmen, der ſo oft in unſern Kirchen geſungen und das Magnifikat genannt wird! Möchten wir nie ſtolz ſeyn, und wäre es auf einen Königsthron; möchten wir nicht in Reichthum und eitler Erdenluſt unſere Seligkeit ſuchen! Die Freude an Gott iſt die höchſte Seligkeit; dieſe himmliſche Blume blüht aber nur aus dem Grunde eines demüthigen, reinen Herzens hervor.

Maria blieb drei Monate bei Eliſabeth, freute ſich mit ihr der Erbarmungen Gottes, und kehrte dann hocherfreut und ſelig in Gott zurück nach Nazareth.

4. Die Geburt des Johannes.

Eliſabeth ward, wie es Gott durch den Engel verheißen hatte, wirklich die Mutter eines Sohnes. Die Anverwandten und Nachbarn vernahmen, was Gott für eine große Barmherzigkeit an ihr gethan habe; ſie kamen und wünſchten ihr alle einmüthig Glück, und freuten ſich mit ihr. Denn wenn die Menſchen gegen einander gut und wohlwollend ſind, ſo iſt die Freude, die Einem zu Theil wird, immer eine Freude für Viele.

Da man nun dem Knaben einen Namen geben ſollte, wollten die Verwandten ihn Zacharias nennen, weil der Vater auch ſo hieß. Allein Eliſabeth rief: „Nein, nein, durchaus nicht; er ſoll Johannes heißen.“ Da ſagten ſie zu ihr: „In deiner ganzen Verwandtſchaft iſt ja kein Menſch, der ſo heißt!“ — und winkten dem Vater, wie er das Kind wolle nennen laſſen. Der Vater war noch immer ſtumm und konnte es ihnen nicht ſagen. Allein es iſt ſehr gut wenn man ſchreiben kann. Er nahm ein Schreibtäfelein, und ſchrieb darauf: „Johannes iſt ſein Name.“

Da verwunderten ſich alle; denn Eliſabeth war ſo demüthig, daß ſie ihnen von der Erſcheinung des Engels nichts ſagte; beide, Eliſabeth und Zacharias waren ſo gehorſam, daß ſie wider den Willen all ihrer Verwandten den Befehl des Engels befolgten. Demuth, und Gehorſam gegen Gott ſind das Wahrzeichen aller wahrhaft guten Menſchen.

In dem nämlichen Augenblicke, da der Name geſchrieben und Alles erfüllt und befolgt war, was der Engel geſagt hatte, konnte Zacharias wieder reden, ward voll des heiligen Geiſtes, und lobte und pries Gott mit lauter Stimme.

„Hochgelobt,“ ſprach er, „ſey der Herr, der Gott Iſraels, daß er Sein Volk heimgeſucht hat, unſre Erlöſung jetzt unternimmt, und uns in dem Hauſe Davids, Seines Dieners, eine mächtige Stütze des Heils errichtet! So hat Er es durch den Mund Seiner heiligen Propheten, die von Alters her waren, vorausgeſagt: Er wolle uns erretten von unſern Feinden, und aus der Hand Aller, die uns haſſen; Er wolle die Barmherzigkeit, die Er unſern Vätern erwies, an uns erneuern; Er wolle eingedenk ſeyn Seines heiligen Bundes, halten den Eid, den Er dem Abraham, unſerm Vater, geſchworen hat — und uns verleihen, daß wir, aus der Hand unſrer Feinde befreit, ohne Furcht Ihm dienen, und in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor Ihm wandeln alle Tage unſers Lebens.“

„Und du, mein Kind!“ — fuhr er fort, und wandte ſich zu dem kleinen Johannes — „du wirſt ein Prophet des Allerhöchſten genannt werden. Denn du wirſt hergehen vor dem Herrn, Ihm die

Wege bahnen, und Sein Volk zur Erkenntniß des Heils bringen, damit es Vergebung der Sünden erlange nach der innigſten Barmherzigkeit unſers Gottes, der jetzt eine neue himmliſche Morgenröthe über uns aufgehen läßt, diejenigen, die in Finſterniß und im Schatten des Todes ſitzen, zu erleuchten, und unſre Tritte auf die Wege des Friedens zu leiten."

In dieſem Lobgeſange dankt Zacharias mit innigſt gerührtem Herzen, daß Gott uns in Jeſus Alles geben wolle, was zu unſerm Heile uns nothwendig iſt. Wir Menſchen leben in einer Welt, wo Alles hinfällig iſt; wir ſind unwiſſend und wandeln gleichſam im Dunkeln; wir ſind überall von Gefahren unſrer Tugend und von Feinden unſrer Seele umgeben, hinfällig und dem Tode unterworfen. Allein Jeſus will uns eine feſte Stütze ſeyn; Er will uns erleuchten und auf den rechten Weg führen; durch Ihn erlangen wir Erkenntniß deſſen, was uns zum Heile iſt; Er iſt uns gegeben zur Erlöſung von Sünde; er gibt uns Gerechtigkeit, Heiligkeit und ewiges Leben. Wir ſollen Seiner Erſcheinung auf Erden uns freuen, gleich dem Wanderer, der ſich in der Nacht verirrt hat, an Abgründen wandelt — und nun das freundliche Morgenroth anbrechen ſieht.

Alle, die zugegen waren, überfiel eine heilige Ehrfurcht. Die Geſchichte wurde umher im Gebirge bekannt, und wer nur immer davon hörte, der ſagte: „Was wird wohl aus dieſem Kinde werden? Denn die Hand des Herrn iſt einmal recht ſichtbar mit ihm.“

Wenn fromme, gute Aeltern ein Kind gut erziehen, ſo läßt ſich von ihm nichts als Gutes erwarten; denn Gott läßt es denen, die auf Ihn vertrauen und Ihm gehorchen, an Seiner Gnade nie fehlen.

Der kleine Johannes wuchs, und ward ein ſehr hoffnungsvoller Knabe. Er hatte gar nichts Kindiſches an ſich; er war verſtändig, ſtill und ernſt, und zeigte bald einen männlichen Geiſt. Auch dem Leibe nach blühte er ſehr ſchön empor und war ſehr geſund. Dazu trug vorzüglich bei, daß ſeine Aeltern ihm nur einfache Speiſen, und durchaus nichts von ſtarken, hitzenden Getränken zu genießen gaben, was der Engel ausdrücklich verboten hatte.

5. Die Geburt Jeſu.

Maria war mit Joſeph, der überaus gottesfürchtig, ja ein heiliger Mann war, verlobt. Er wußte noch nicht, was ſich mit Maria zugetragen hatte. Allein Gott offenbarte nun auch ihm dieſes Geheimniß. Im Traume erſchien ihm der Engel des Herrn, und ſprach zu ihm: „Joſeph, du Sohn Davids! Nimm deine Gemahlin Maria ohne Bedenken zu dir. Sie iſt Mutter — des Sohnes Gottes. Und dieſen ihren Sohn ſollſt du Jeſus nennen; denn Er wird Sein Volk von Sünden erlöſen.“ Sobald Joſeph vom Schlafe erwachte, that er, was ihm der Engel befohlen hatte. Er nahm Maria zu ſich, und Beide lebten nun zu Nazareth — voll Dank gegen Gott, in Eintracht und Liebe, und unſchuldsvoll, wie die Engel des Himmels.

Joſeph und Maria waren jetzt alle Tage voll der freudigen Erwartung, daß Gottes Verheißung in Erfüllung gehen werde. Da wurde auf einmal ein Befehl des Kaiſers Auguſtus bekannt gemacht: Alle Unterthanen in allen Ländern des römiſchen Reiches ſollen aufgeſchrieben werden; Jedermann müſſe daher in die Stadt hingehen, wo ſein Geſchlecht herſtammte, um ſich da anzuſagen. Joſeph und Maria waren Beide aus dem königlichen Geſchlechte Davids. Sie ſollten alſo nach Bethlehem, der Geburtsſtadt Davids, reiſen. Eine ſo weite Reiſe zu dieſer Zeit fiel ihnen, beſonders der jungfräulichen Mutter, ſehr ſchwer. Allein ſie gehorchten dennoch Beide dem Kaiſer — und machten ſich unverzüglich auf den Weg nach Bethlehem.

Gott hatte ſchon Jahrhunderte zuvor verkündet, zu Bethlehem werde Sein Sohn geboren werden. Nun mußte ein mächtiger Kaiſer, der in einem andern Welttheile lebte und von dieſer Weiſſagung nichts wußte, durch ſeinen Befehl dazu beitragen, daß ſie erfüllt würde. So weiß der allwiſſende, allmächtige Gott Alles nach Seinem Willen zu lenken; Er regieret die ganze Welt.

Als Maria und Joſeph Abends ſpät in Bethlehem ankamen, war da ſchon eine Menge Leute zuſammen gekommen, die ſich alle wollten einſchreiben laſſen. Joſeph ſuchte für ſich und Maria eine Herberge, wo ſie über Nacht bleiben könnten. Allein weil ſie zu arm waren, ſo viel zu bezahlen, als man dafür forderte, wurden ſie von den hartherzigen, unfreundlichen Einwohnern des Städtchens überall abgewieſen. So hart und unfreundlich wollen wir gegen unſre armen Mitmenſchen uns nie betragen.

Joſeph und Maria waren nun wohl in einer recht traurigen Lage. Sie waren müde von der Reiſe, die Nacht brach ein — und alle Thüren waren ihnen verſchloſſen! Allein ſtill und zufrieden mit Allem, was Gott über ſie verhängte, ergaben ſie ſich darein. Am Ende des Städtleins war eine Höhle, die den Hirten der Gegend zum Aufenthalte, und zu einem Stalle für ihre Heerden diente. In dieſer Höhle nahmen ſie ihre Nachtherberge.

Und hier kam Jeſus Chriſtus — der Sohn Gottes zur Welt. Maria wickelte das Kind in

Windeln, und legte es, weil ſonſt kein beſſerer Platz vorhanden war, in die Krippe.

In ſo tiefer Armuth und Erniedrigung wurde Gottes Sohn geboren. Wir erblicken um das göttliche Kind nicht das Geringſte von Pracht und Glanz, von Gold und Purpur, womit die Könige der Erde die Geburt ihrer Kinder verherrlichen; es iſt da nichts, als die dunkle Höhle, die harte Krippe, arme Windeln, Heu und Stroh! Allein wie der Himmel höher iſt, als die Erde, ſo ſind die Gedanken Gottes höher, als die Gedanken der Menſchen. Viele Menſchen ſchätzen die Güter dieſer Erde und die Ehre bei den Menſchen höher, als Tugend und Rechtſchaffenheit. Jeſus kam, ſie auf beſſere Geſinnungen zu bringen. Daher ſollte gleich Sein Eintritt in die Welt es verkünden, daß alle Erdenherrlichkeit in den Augen Gottes nichts ſey, und daß in dem Reiche, das Jeſus ſtiften wollte, nichts gelten werde, als Tugend und Heiligkeit.

6. Die Hirten bei der Krippe.

Es war ſchon ſpät in der Nacht; Alles in Bethlehem ſchlief. Nur einige arme Hirten waren noch auf dem Felde, und hielten die Nachtwache bei ihren Heerden. Sie waren fromm und gut, wie der Hirtenknabe David, der einſt auf dieſen ſchönen grünen Fluren die Schafe geweidet hatte.

Wie ſie nun ſo in dunkler Nacht bei einander wachten — ſieh, da ſtand auf einmal, in aller Herrlichkeit des Himmels, ein Engel des Herrn vor ihnen. Himmliſche Klarheit, ein heller, blendender Glanz, vor dem Mond und Sterne verſchwanden, umleuchtete ſie. Furcht und Schrecken ergriff ſie. Aber der Engel ſprach mit himmliſcher Freundlichkeit: „Fürchtet euch nicht! Denn ſeht, ich verkündige euch eine große Freude, die dem ganzen Volke Iſrael zu Theil werden ſoll. Heute Nacht iſt euch in der Stadt Davids — der Heiland geboren worden, Chriſtus der Herr!“

Der Engel zeigte ihnen noch an, wo ſie den neugebornen Heiland finden, und woran ſie Ihn erkennen würden. Er deutete mit der Rechten nach dem Orte hin, wo das Kind war, und ſprach: „Das Zeichen ſoll euch dieſes ſeyn: Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln eingewickelt iſt, und in der Krippe liegt.“

Im Augenblicke, da der Engel dies geſagt hatte, erſchien noch eine unzählige Menge heiliger Engel. Alle prieſen Gott, und ſtimmten den heiligen Lobgeſang an: „Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind.“

Wie es den Hirten um das Herz ſeyn mußte, als die ganze Gegend vom himmliſchen Glanze leuchtete, und vom Geſange der Engel wiederhallte, läßt ſich nicht beſchreiben; die Freude, mit der ſie Gott dankten und Ihn anbeteten, war unbeſchreiblich.

Die Engel erhoben ſich wieder zum Himmel; Nacht und Stille kehrten zurück. Die Hirten aber ſprachen zu einander, ſobald ſie vor Erſtaunen und Freude wieder reden konnten: „O kommt, jetzt gleich laßt uns nach Bethlehem gehen, und ſehen, was da geſchehen iſt und der Herr uns verkünden ließ.“ Sie gingen eilends hin, kamen in die ihnen wohlbewußte Höhle, trafen da Joſeph und Maria an, und erblickten — etwa bei dem Schimmer eines kleinen Lichtes, das die Höhle erleuchtete — in der Krippe das Liebenswürdigſte aller Kinder. Mit herzlicher Freude fanden ſie alles genau ſo, wie es ihnen der Engel geſagt hatte. Mit heiliger Ehrfurcht näherten ſie ſich der Krippe, und betrachteten das holdſelige Kind mit dem innigſten Wohlgefallen.

Maria und Joſeph wunderten ſich, daß die Geburt des göttlichen Kindes dieſen fremden Männern ſchon bekannt ſey. Aber wie groß war erſt ihr Erſtaunen, ihre Freude, als die Hirten ihnen erzählten, daß ein Engel des Himmels ſie hieher gewieſen, und eine unzählige Schaar heiliger Engel über die Geburt dieſes Kindes frohlockt, und Gott gelobt und geprieſen habe. Maria, Joſeph und die frommen Hirten hatten in dem armen

Stalle eine ſo unausſprechliche Freude, dergleichen keine Pracht und kein Ueberfluß eines königlichen Pallaſtes verſchaffen kann. Freude an Gott machte ihnen die dunkle Höhle zum Himmel.

Die Hirten kehrten nun wieder zurück, und dankten und lobten Gott für Alles, was ſie gehört und geſehen hatten; ſie breiteten die Geſchichte weiter aus, und Jedermann, der ſie hörte, war voll Erſtaunen. Maria aber behielt jedes Wort, das die Hirten von den Engeln vernommen und ihr geſagt hatten, und erwog es in ihrem Herzen.

Erfreulicher und lieblicher kann nichts ſeyn als dieſe Geſchichte!

Wir wollen uns im Geiſte auch nach Bethlehem begeben — und uns ſeyn laſſen, als ſähen wir die jubelnden Engel, die anbetenden Hirten, den ehrwürdigen Joſeph, die heilige Mutter mit Augen — als erblickten wir das göttliche Kind in der Krippe! In Ihm iſt uns die Freundlichkeit Gottes erſchienen. Der Sohn Gottes iſt ein Menſchenkind geworden, damit wir Ihm uns ohne Furcht nahen mögen. Er iſt arm geworden, um uns reich zu machen. Er iſt vom Himmel herabgekommen, uns zum Himmel zu erheben! O wir können Ihm nicht genug danken — Ihn nicht genug anbeten und lieben!

Wir wollen, wie Maria, die Worte der Engel wohl zu Herzen nehmen. Jeſus kam in die Welt, Gott zu verherrlichen. Zwar verkünden Himmel und Erde — Sonne, Mond und Sterne, Blumen und Früchte, und was dieſe ſichtbare Welt nur immer Schönes und Gutes hat, uns die Herrlichkeit Gottes, Seine Liebe und Güte; aber das Schönſte und Beſte iſt, daß der Vater im Himmel ſogar Seinen innigſt geliebten Sohn uns geſchenkt hat!

Jeſus iſt gekommen, uns Freude — Friede und Seligkeit zu bringen. Der ſündige Menſch lebt in beſtändigem innerm Unfrieden mit Gott, mit den Menſchen und ſich ſelbſt. Dieſen traurigen Krieg will Jeſus enden; Er will dem Menſchen zu Hülfe kommen, damit er die Sünde und die Neigung zur Sünde beſiegen, und ſeines Gottes, ſeiner Mitmenſchen und ſeines eigenen Lebens wieder froh werden könne. Er will uns zu einer Seligkeit verhelfen, gegen die alle Freuden der Welt nicht einmal ein Schatten ſind.

Jeſus verlangt von uns nichts, als einen guten Willen — ein Herz, das ſich von den verführeriſchen Reizen der Welt, Ehre, Reichthum und Wolluſt nicht verführen und verderben läßt! O möchten wir den frommen redlichen Hirten gleichen, wir würden uns freuen können wie ſie. Ein Herz voll Hirteneinfalt würde über die Geburt Jeſu Hirtenfreuden, ein engelreines Herz Engelsfreuden empfinden!

7. Darſtellung Jeſu im Tempel.

Maria's erſter Gang nach der Geburt ihres Sohnes war in den Tempel. Mit gerührtem Herzen, voll Anbetung und Dank, brachte ſie dem Vater im Himmel Seinen Eingebornen auf ihren Armen dar. Zugleich entrichtete ſie nach dem Geſetze des Moſes das vorgeſchriebene Opfer. Die Reichen mußten ein Lamm, die Armen ein Paar Tauben opfern. Ein Lamm zu opfern, war Maria, wiewohl ſie von Königen abſtammte, zu arm. Sie entrichtete daher in ſtiller Demuth das Opfer der Armen, und opferte gleich den ärmſten Iſraelitinnen ein Paar junge Tauben.

Maria, die Mutter des Sohnes Gottes, wäre nicht verpflichtet geweſen, dieſes Geſetz zu beobachten, das nur für gewöhnliche Mütter und Kinder gegeben war. Allein ſie verſäumte keinen Anlaß, Gott öffentlich zu ehren. Sie gibt uns da ein Beiſpiel, auch wir ſollen gerne im Tempel des Herrn erſcheinen, und uns nicht zu vornehm dünken die angeordneten frommen Gebräuche zu befolgen.

Zu Jeruſalem lebte ein ehrwürdiger Greis, Namens Simeon. Er war überaus rechtſchaffen und gottesfürchtig, und wartete mit Sehnſucht auf den Troſt Iſraels — den Erlöſer der Menſchen. Der heilige Geiſt, der in ihm war, und ihn erleuchtete, hatte ihm auch die Verheißung gegeben, er werde den Tod nicht ſehen, bevor er Chriſtum, den Geſalbten des Herrn erblickt habe.

Dieſer fromme Greis kam jetzt auf Antrieb des heiligen Geiſtes in den Tempel, erkannte in dem Kinde Jeſus ſogleich den künftigen Erlöſer der Menſchen, nahm das Kind voll Freude auf die Arme, und rief mit einem dankbarem Blicke zum Himmel; „Nun Herr! läſſeſt Du Deinen Diener im Frieden dahin ſcheiden, wie Du es verheißen haſt. Denn jetzt habe ich es mit Augen geſehen — das Heil, das Du für alle Völker bereitet haſt, das Licht zur Erleuchtung der Heiden, und die Zierde Deines Volkes Iſrael.“

Wie viel ſagte da Simeon mit drei kurzen Worten: Licht — Heil — Zierde. Jeſus will auch unſer Licht ſeyn — uns erleuchten, durch Seine Lehre, Sein Beiſpiel, Seine Gnade; Er will auch uns zum Heile ſeyn — uns heilig und ſelig machen; Ihm ähnlich zu werden, iſt die höchſte Ehre und die ſchönſte Zierde, wozu wir gelangen können.

Maria und Joſeph erſtaunten, daß dieſer heilige Greis ihr göttliches Kind ſogleich erkannte, und ſo große Dinge von Ihm ſagte. Allein jetzt wandte er ſich auch zu ihnen, ſegnete Beide, und ſagte noch beſonders mit einem wehmüthigen, aber freundlichen Blicke zur jungfräulichen Mutter: „Sieh, dieſes Kind hier wird Vielen in Iſrael zum Falle, und Vielen zur Aufrichtung gereichen. Ein Ziel des Widerſpruches wird Es ſeyn. Deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen — und die Gedanken vieler Herzen werden an das Tageslicht kommen.“

Was Simeon im Geiſte voraus ſah, das zeigte ſich in der ganzen Geſchichte Jeſu als wahr. Alle gute Menſchen liebten Ihn und fanden ihre Seligkeit in Ihm; die Böſen haßten Ihn, und dieſer Haß gereichte Ihnen zum Verderben.

Jeſus mußte von den böſen Menſchen vieles leiden, und dieſes Sein Leiden war auch für Maria ein großes Leiden. Simeon ſagte ihr dieſes voraus, um ſie darauf vorzubereiten und im voraus zu tröſten. Auch die beſten Menſchen werden oft von großen Leiden heimgeſucht; allein der gütige Gott, der dieſes geſchehen läßt, und aus den weiſeſten Abſichten von Ewigkeit her es ſo beſchloſſen hat, bereitet ihnen auch Troſt und Stärke, das Leiden zu ertragen, wie Er uns an Maria zeigt.

Da Simeon noch redete kam Anna herbei. Sie war eine Wittwe von bereits vier und achtzig Jahren, die faſt gar nicht mehr aus dem Tempel kam, und Tag und Nacht ohne Unterlaß mit Beten und Faſten Gott diente. Auch ihr wollte Gott vor ihrem Tode, ſo wie dem Simeon, noch die Freude machen, den Erlöſer zu ſehen. Auch ſie fing, wie Simeon an, Gott laut zu preiſen. Allen, die auf den Erlöſer hofften, verkündete ſie die Freudennachricht von Ihm — und ruhig und getroſt wie Simeon ſah auch ſie ihrem Tode entgegen.

Wer wie Simeon und Anna von ganzem Herzen darnach trachtet, ſein Leben nach dem Willen Gottes einzurichten und in Jeſus Chriſtus den von Gott geſandten Erlöſer erkennt, nur der gelangt dazu, gut und heilig zu leben, und getroſt und ſelig zu ſterben. Getroſt und ſelig ſterben iſt auch jetzt noch die Krone eines frommen chriſtlichen Lebens.

8. Die Weiſen aus Morgenland.

Die Geburt Jeſu war bisher nur wenigen edlen Seelen bekannt worden, die ſich im Stillen darüber freuten. Allein der König im Lande, die Hohenprieſter und die große Menge des Volkes wußte davon noch kein Wort. Nun aber wollte Gott auch dieſen die Geburt Seines Sohnes auf eine wundervolle Art öffentlich und feierlich bekannt machen; jedoch das göttliche Kind zu ſehen, wurden ſie nicht würdig erfunden.

Ganz unerwartet kamen, aus einem entfernten Lande gegen Aufgang der Sonne, weiſe Männer nach Jeruſalem. Sie waren, einer alten

Sage zufolge, von königlichem Geſchlechte, und ihrer Drei an der Zahl, daher man ſie auch die heiligen drei Könige nennt. Ihre fremde Kleidung und die Würde und der Anſtand in ihrem Betragen machten, bei der hohen Meinung, die man von morgenländiſchen Weiſen hatte, großes Aufſehen. Allein die Urſache ihrer weiten Reiſe erregte noch größeres Erſtaunen. Denn ſobald ſie die Stadt betreten hatten, war ihre erſte Frage: „Wo iſt der neugeborne König der Juden? Wir haben Seinen Stern im Morgenlande geſehen, und ſind gekommen, Ihn anzubeten.“

Die alten Weiſſagungen von einem Könige der Juden, der alle Völker beglücken werde, waren im Morgenlande längſt bekannt, weil das Volk der Juden, ſiebenzig Jahre lang in jenen Gegenden gelebt hatte. In dieſen Weiſſagungen ſteht geſchrieben: „Ein Stern wird aus Jakob aufgehen, ein König aus Iſrael kommen.“ Der außerordentliche Stern am Himmel, und noch mehr ein himmliſches Licht in ihrem Innern hatte den Weiſen angedeutet, dieſe Weiſſagung ſey erfüllt.

Die Nachfrage der Weiſen nach dem neugebornen Könige verbreitete ſich ſogleich durch ganz Jeruſalem. Aber hier, in der Hauptſtadt des Landes, war keine ſolche Freude, wie dort bei den frommen Hirten auf den Fluren um Bethlehem, wie bei den guten edlen Menſchen im Tempel! Der König Herodes — erſchrak, und ganz Jeruſalem mit ihm. Denn der König war voll Stolz und Herrſchſucht, und befürchtete, ſeine Krone zu verlieren. Die Prieſter und das Volk aber hatten kein gutes Gewiſſen — und doch in ihrem Innerſten die Ahnung, daß in dem Reiche des erwarteten großen Königs nur Wahrheit und Tugend gelten werde. Daher kam ihr Schrecken. So bebt und zittert der Laſterhafte, wo der Tugendhafte ſich freut und frohlockt.

Herodes ließ eilends den hohen Rath, die Hohenprieſter und angeſehenſten Schriftgelehrten zuſammen kommen, und ihnen die Frage vorlegen: Wo Chriſtus ſollte geboren werden? Der hohe Rath gab zur Antwort: „Zu Bethlehem, im Lande Juda. Denn ſo ſteht es bei dem Propheten Michäas geſchrieben: Du Bethlehem im Lande Juda, biſt keineswegs die geringſte von Juda's fürſtlichen Städten; denn aus dir wird der Herrſcher hervortreten, der Mein Volk Iſrael regieren wird; Er, deſſen Ausgang von Anbeginn und von den Tagen der Ewigkeit her iſt."

Hierauf ließ Herodes die Weiſen heimlich zu ſich kommen, erkundigte ſich bei ihnen aufs freundlichſte, um welche Zeit ihnen der Stern erſchienen ſey, und wies ſie nach Bethlehem. „Geht hin," ſagte er zu ihnen, „und fraget fleißig nach dem

Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, ſo ſagt es mir wieder, damit auch ich hingehen, und es anbeten könne."

Die Weiſen machten ſich noch in der Nacht auf den Weg nach Bethlehem, das nur ein paar Stunden von Jeruſalem entfernt war. Es mußten in ihnen wohl allerlei finſtere Zweifel aufſteigen, weil man in der Hauptſtadt nichts von dem neugebornen Könige gewußt, und kein Menſch, weder König noch Prieſter, auch nur einen Tritt that, Ihn aufzuſuchen. Wie ſie das Haus finden und das Kind erkennen ſollten, wußten ſie auch nicht. Allein jetzt ſahen ſie mit einem Male wieder ihren Stern hell und ſchön am Himmel daſtehen. Ja das liebliche Himmelszeichen ſchien vor ihnen herzugehen, und über dem Hauſe, das Maria mit ihrem Kinde indeß bezogen hatte, ſtillzuſtehen — als wollte es ihnen freundlich ſagen: „Hier iſt Er!" Die Freude der Weiſen hierüber war unausſprechlich groß.

Sie gingen in das Haus und fanden das Kind, und Maria, Seine Mutter. Die unbeſchreibliche Würde und Anmuth der heiligen Jungfrau und die Liebenswürdigkeit des göttlichen Kindes überzeugte ſie ſogleich bei dem erſten Anblick, daß ſie den himmliſchen König gefunden, Deſſen Stern am Himmel glänzte. Sie ſanken vor dem Himmelsknaben auf die Knie nieder und beteten

Ihn an; hierauf öffneten ſie ihre Schätze, und machten Ihm Geſchenke, von dem Köſtlichſten, was ihr Land hervorbrachte — Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Es war im Morgenlande gebräuchlich, den Königen, denen man ſich nahte, Geſchenke zu bringen; allein die Geſchenke dieſer Weiſen hatten noch eine höhere Bedeutung. Weihrauch opferte man Gott, Gold verehrte man den Königen, und mit den Myrrhen wurden ruhmwürdige Verſtorbene einbalſamirt. Dieſe Opfergaben deuteten darauf hin: Dieſes Kind ſey der Sohn Gottes, der König der Menſchen, und werde einſt für die Menſchen Sein Leben dahin geben.

Auch in dieſer Geſchichte wurde Jeſus ſchon als Kind von Seinem Vater im Himmel verherrlicht.

Wie die Könige der Erde einen Stern an der Bruſt tragen, ſo hatte Jeſus, der himmliſche König, ſeinen Stern am Himmel; Gold und andere ſchätzbare Gaben der Erde wurden Ihm zu Füßen gelegt. Himmel und Erde wetteiferten gleichſam, Ihm, dem Sohne Gottes und dem Menſchenſohne, zu huldigen.

Weiſe Männer aus fürſtlichem Geſchlechte beugten gleich jenen armen, ungelehrten Hirten Ihm die Knie. Dadurch wurde angedeutet: Alle Menſchen, arme und reiche, unwiſſende und gelehrte, können ihr Heil nur in Ihm finden.

Sogleich bei dem Eintritte in dieſe Welt offenbarte Er ſich nicht nur frommen Iſraeliten, ſondern auch weiſen ehrwürdigen Männern aus den Völkern der Heiden; denn Er war gekommen, Beide, Juden und Heiden, zu Einem Volke zu vereinen und Alle ſelig zu machen.

Der König und die Prieſter des rechtgläubigen Volkes wurden, weil es ihnen an gutem Willen fehlte, nicht gewürdiget, Ihn als Kind kennen zu lernen. Denn weder eine Königskrone noch der Prieſterſchmuck erlangen Seine Huld, ſondern, wie die Engel bei Seiner Geburt verkündeten, einzig nur der gute Wille.

9. Die Flucht nach Aegypten.

Der König Herodes hatte den Weiſen aus Morgenland voll Freundlichkeit geſagt, er werde, ſobald das Kind gefunden ſey, auch hingehen, Es anzubeten. Allein ſeine freundlichen Mienen und frommen Worte waren nichts als Verſtellung und Heuchelei; in ſeinem Herzen hatte er den ſchrecklichen Anſchlag gefaßt, das Kind zu ermorden. Gott aber, der in alle Herzen blickt, ſah und vereitelte den geheimen Mordanſchlag, den Herodes noch keinem Menſchen entdeckt hatte.

Maria und Joſeph wußten nicht, welch ein

Jammer ihrer friedlichen Wohnung drohe. Sie dachten wohl nicht, daß ihr Kind — das bereits ſanft und ſüß ſchlummerte! — in Todesgefahr ſchwebe. Im Frieden, ohne Sorge, ohne Furcht gingen ſie auch zur Ruhe. Allein Gott wachte über ſie; Er, der immer treue Beſchützer der Unſchuld, beſchützte auch ſie. Im Traume erſchien dem Joſeph ein Engel und ſprach zu ihm: „Steh' auf! nimm das Kind und die Mutter und flieh nach Aegypten. Dort bleib', bis ich dich wieder rufe. Denn Herodes wird das Kind aufſuchen, um es zu tödten."

Joſeph ſtand ſogleich auf, nahm das Kind und die Mutter und entfloh nach Aegypten. Es war für Joſeph und Maria ſehr hart, ſo plötzlich, in finſterer Nacht, ohne von Freunden und Bekannten Abſchied nehmen zu können, Vaterland und Alles, was ſie hatten, zu verlaſſen! Der Weg nach Aegypten führte durch eine fürchterliche Wüſte. Aegypten ſelbſt war ein Land, an das ſie, weil ihre Vorältern dort ſo Vieles gelitten hatten, nicht ohne Bangigkeit denken konnten. Allein ihre Ergebung in Gottes Fügungen, und ihre Liebe zu dem göttlichen Kinde machte ihnen das Schwerſte leicht.

Gott warnte auch die Weiſen aus Morgenland im Schlafe, nicht mehr zu Herodes zurück zu kehren; ſie kehrten daher, von dieſem neuen Beweiſe Seiner Güte gerührt, voll Dank und Anbetung auf einem andern Wege heim in ihr Land.

Herodes wartete indeß mit Ungeduld auf ihre Zurückkunft. Endlich vernahm er, daß ſie ſchon lange wieder heim gereiſt ſeyen. Da wurde er faſt wüthend vor Zorn und gab den grauſamen Befehl, in Bethlehem und der umliegenden Gegend, plötzlich alle Knäblein, von dem zarteſten Alter bis zu dem Alter von zwei Jahren, zu ermorden. So, dachte er, werde das ihm verhaßte Kind ſeinem Schwerte gewiß nicht entrinnen.

Die Mörder kamen nach Bethlehem und drangen mit blitzenden Schwertern in alle Wohnungen. Die unſchuldigen Kinder wurden den Müttern aus den Armen und von der Bruſt hinweg geriſſen und ermordet. Ach wie da die armen Kleinen ſich in ihrem Blute wanden, und die todtbleichen Mütter jammerten, weinten und klagten, und ſich nicht mehr wollten tröſten laſſen!

Herrſchſucht, Stolz, Eigennutz und Zorn verleiteten dieſen König zu einem ſo ſchauerlichen Blutvergießen. Wer ſolche feindſelige Leidenſchaften, oder was immer für eine heftige Neigung in ſeinem Herzen nährt, und ſie nicht bekämpft und überwindet, kann leicht ſo weit kommen, daß er den ſchuldloſeſten Menſchen Thränen auspreſſe, oder gar ihr Blut vergieße.

Der König Herodes überlebte ſeine blutige That nicht lange. Auch für ihn kam die Stunde des Todes. Er ſtarb. Seine Krone mußte er zurücklaſſen — und in jener Welt wartete auf ihn, wegen jeder Thräne, die er den Menſchen verurſachte, wegen jedem Blutstropfen, den er vergoß, ein ſtrenges Gericht. Was hatte er nun von ſeinen böſen Thaten? Und was hat am Ende jeder böſe Menſch davon?

Sobald Herodes geſtorben war, ſieh, da erſchien der Engel des Herrn, wie er es verſprochen hatte, dem Joſeph wieder im Traume und ſprach zu ihm: „Mache dich auf, nimm das Kind und Seine Mutter, und kehre wieder zurück in das Land Iſrael; denn diejenigen, die dem Kinde nach dem Leben ſtrebten, ſind geſtorben.“ Joſeph machte ſich ſogleich auf, nahm das Kind und die Mutter, und kehrte wieder zurück in das Land Iſrael.

Mit Freude und Dank gegen Gott kamen Joſeph und Maria mit dem Kinde Jeſus auf den Armen, das bei ihrer Abreiſe von Nazareth noch nicht geboren war, in dieſer ihrer Vaterſtadt an, wo ſie nun in Ruhe und Frieden leben konnten, und das ihnen von Gott anvertraute Kind mit treuer Liebe und Sorgfalt erzogen.

So ſtehen gute Menſchen unter dem Schutze Gottes und Seiner heiligen Engel. Wie Gott das Kind Moſes im Binſenkörblein bewahrt hat, ſo bewahrte Er auch das Kind Jeſu in der Krippe. Gott, der für uns Alle ſorgt, hatte auch Vorſorge für die bedürftigen Aeltern getroffen, und Gold aus Morgenland herbei geſchafft, damit ſie eine ſolche weite Reiſe beſtreiten konnten. So hilft Gott in jeder Noth, und mit Gottes Hülfe nimmt jedes Leiden ein Ende, wie nach dem Ungewitter der liebliche Regenbogen erſcheint und nach Wolken und langem Regen endlich wieder die liebe Sonne an dem hellen blauen Himmel glänzt.

10. Der zwölfjährige Jeſus im Tempel.

Jeſus wuchs in der Wohnung Seiner Aeltern zu Nazareth auf. Er war ein Kind voll göttlicher Anmuth, und als ein Knabe ſchon voll himmliſcher Weisheit. Joſeph und Maria reiſten alle Jahre auf das Oſterfeſt nach Jeruſalem. Als Jeſus zwölf Jahre alt war, nahmen ſie Ihn auch mit dahin. So weit und beſchwerlich dieſe Reiſe war, ſo ging er doch voll Freude mit. Sein ganzes Herz ward innigſt gerührt, da er alle Straßen mit Schaaren von Menſchen aus allen Völkern bedeckt ſah, die alle zu Jeruſalem den Gott Iſraels anbeten wollten — da Er in blauer Ferne die heilige Stadt und den hohen Tempel erblickte; da Er den Tempel, in dem Er als ein Kind einſtens Gott dargebracht wurde, jetzt als ein aufblühender Jüngling, das erſte Mal betrat! Er war da ganz Andacht — ganz Anbetung, Freude und Dank!

Als die Tage des Feſtes vorüber waren, begaben ſich Seine Aeltern wieder auf die Heimreiſe. Jeſus aber blieb zu Jeruſalem, und hielt ſich — ſo viel dieſe herrliche Stadt auch Sehenswürdiges hatte — faſt immer in dem Tempel auf. Unterwegs bemerkten Joſeph und Maria erſt, daß Er nicht mehr bei ihnen ſey. Sie glaubten indeß, er werde bei ihren Reiſegefährten ſeyn, und legten ſo die erſte Tagreiſe zurück. Abends in der Herberge fragten ſie ſogleich bei allen ihren Anverwandten nach Ihm. Allein Niemand wußte etwas von Ihm. Das war ein großer Schrecken für ſie! Mit tiefer Herzensangſt kehrten ſie Beide die ganze Tagreiſe weit wieder zurück nach Jeruſalem. Ueberall ſuchten ſie Ihn da in den vielen Gaſſen der großen Stadt; überall fragten ſie nach Ihm unter dem Gedränge der vielen tauſend Menſchen. Schon war der dritte Tag angebrochen. Jeden Augenblick ſtieg ihre Angſt höher. Sie gingen in den Tempel, um Ihn auch da zu ſuchen, und Gott in dieſer Noth um Hülfe anzuflehen. Und da hatte nun Maria einen der ſeligſten Augenblicke ihres Lebens. In dem Tempel erblickte ſie den Knaben Jeſus — mitten unter den Lehrern. Er hörte ihnen zu, Er fragte ſie, und antwortete auch auf ihre Fragen. Eine Menge Menſchen waren um Ihn verſammelt. Aller Augen waren auf Ihn gerichtet. Alle horchten mit großer Aufmerkſamkeit auf jedes Seiner Worte. In jedem Angeſichte zeigte ſich Verwunderung. In allen Herzen regten ſich die freudigſten Hoffnungen. Ja Alle, die Ihn hörten, waren Ein Erſtaunen über die wunderbare Weisheit dieſes außerordentlichen Kindes. Selbſt Seine Aeltern erſtaunten bei dieſem Anblicke.

Seine Mutter, deren gefühlvolles Herz dieſe drei Tage hindurch ſo vieles gelitten hatte, konnte jedoch ihrer Angſt und ihres Kummers nicht ſogleich wieder vergeſſen. „O mein Kind! ſagte ſie zu Ihm, warum haſt du uns dieſes gethan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen geſucht!“ Der Knabe Jeſus antwortete ſanft und freundlich: „War es denn nöthig, mich ſo lange zu ſuchen? Wußtet ihr denn nicht, daß Ich in dem Hauſe Meines Vaters ſeyn muß?“

Er nannte in dieſem wichtigen Augenblicke, da die allgemeine Aufmerkſamkeit der Lehrer und des Volkes auf Ihn gerichtet war, den Tempel Gottes — das Haus Seines Vaters, um anzudeuten, Er ſey der Sohn Gottes.

Von Jeruſalem, wo Jeſus ſo viele Bewunderung erregt hatte, kehrte er mit Seinen Aeltern wieder zurück nach Nazareth, und war ihnen unterthan.

Die übrige Geſchichte der Jugend Jeſu wird in der heiligen Schrift in die wenigen Worte zuſammen gefaßt: „Er nahm zu, wie an Alter, ſo an Weisheit und an Gnade vor Gott und den Menſchen.“

Es ſind dies zwar nur wenige, aber inhaltreiche Worte; ſie lehren uns, wie Jeſus ſchon in Seiner Jugend allen Menſchen, und vorzüglich der Jugend ein Beiſpiel gegeben, das wir nachahmen ſollen.

Wir ſollen vor allem nach Weisheit trachten. Es gibt in dieſer Welt mancherlei Wiſſenſchaften und Künſte. Schon die Kinder in der Schule lernen das Leſen, Schreiben und ſonſt noch manches Gute und Schöne; hernach erlernen die meiſten den Ackerbau oder ein Handwerk; einige widmen ſich irgend einer Kunſt oder der Gelehrſamkeit. Alle dieſe Kenntniſſe, Künſte und Wiſſenſchaften ſind theils gut und nothwendig, theils ſchön und angenehm für dieſes Erdenleben. Allein die Weisheit, von der hier die Rede iſt, dieſe iſt etwas viel Höheres; ſie iſt etwas Himmliſches und Göttliches. Sie iſt die Erkenntniß des Allerbeſten und Allerſchönſten, was ein jeder Menſch wiſſen ſoll — ſie iſt die Erkenntniß Gottes und Seines heiligen Willens, unſrer Pflichten, unſrer Beſtimmung für eine andere, beſſere Welt. Dieſe Weisheit iſt das Allernothwendigſte für alle Menſchen, ſo wohl für den Landmann am Pfluge, als für den König auf dem Throne.

Wir ſollen trachten nach Gnade vor Gott, nach Gottes Wohlgefallen. Es iſt nicht genug, daß wir das Gute wiſſen, wir müſſen es auch thun; die Weisheit muß mit der Tugend vereinigt ſeyn. Wir müſſen Gott nicht nur erkennen, ſondern Ihn auch lieben und Seinen heiligen Willen vollbringen; wir müſſen uns beſtreben, einſt zu Ihm in den Himmel zu kommen. Dazu gibt Er uns Seine Gnade; nur an guten Menſchen hat Er Wohlgefallen, nur ſolche können einſt nach dieſem kurzen Erdenleben eingehen in die Herrlichkeit des Himmels.

Wir ſollen uns der Liebe und Achtung unſrer Mitmenſchen werth machen; allein dazu gelangen wir nur durch Weisheit und Tugend. Gute Menſchen lieben und ehren gute Menſchen; ſogar die Böſen ſtellen ſich, ſie zu ehren und ſuchen ſich ſelbſt den Schein der Tugend zu geben. Allein vergebens. Nur aufrichtiges, wohlwollendes Betragen, nur ein edler reiner Sinn, nur anſpruchloſe Beſcheidenheit verdient und erwirbt wahre Achtung; keine eitle Gefallſucht, keine angenommene Freundlichkeit in Reden und Mienen, kein Putz, keine zierliche Kleidung kann ſie uns erwerben. Weisheit und Tugend zieren mehr als Gold und Edelſteine, als Band und Ordensſtern.

Wir ſollen zunehmen an Weisheit und Gnade vor Gott und Menſchen, wie an Alter. Es iſt wohl recht wunderbar, daß wir als Kinder von Tag zu Tag unmerklich immer größer und größer werden, bis wir endlich ganz erwachſen ſind. So ſollen nicht nur Kinder, ſondern auch Erwachſene immer weiſer und beſſer werden. Wenn der Menſch vollkommen erwachſen iſt und eine Zeit in voller Kraft gelebt hat, ſo nimmt der Leib wieder ab; der Geiſt aber kann noch immer zunehmen an Weisheit und Tugend, immer vollkommner und Gott wohlgefälliger werden — bis der Leib in das Grab ſinkt, der Geiſt aber reif iſt für den Himmel, dieſe Erde verläßt und in Gottes Herrlichkeit eingeht.

Und dazu will Jeſus durch Sein Beiſpiel, Seine Lehre, Seinen Beiſtand uns helfen; dazu hat Er, der Sohn Gottes, Menſchengeſtalt angenommen, und voll Gnade und Wahrheit unter uns Menſchen gewohnt.

11. Die heilige Familie zu Nazareth.

Die heilige Familie zu Nazareth iſt vielfältig in ſchönen Gemälden dargeſtellt worden. Es wird nicht leicht Jemand ſeyn, der nicht ſolche Bilder, wenigſtens in ſchönen Kupferſtichen, geſehen hat.

Joſeph, der ehrwürdige Nährvater, wird da vorgeſtellt, wie er aus einem Buche, aus der heiligen Schrift, vorlieſt, und wie die heilige Mutter und der Knabe Jeſus andächtig zuhören; oder Joſeph arbeitet als Zimmermann, der göttliche Knabe hilft ihm dabei, und Maria iſt mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt; oder die kleine Mahlzeit, von dem arbeitſamen Nährvater und dem aufblühenden Knaben Jeſus erworben, und von der fleißigen Hausmutter bereitet, ſteht auf dem Tiſche und alle drei beten voll Andacht zu Tiſche. Die höchſte Reinlichkeit und Ordnung ſind der ſchönſte und einzige Schmuck der einfachen Wohnung.

Solche Bilder deuten ſehr ſchön an, durch *Beten* und *Arbeiten* habe die heiligſte Familie, die je auf Erden gelebt hat, ihr Leben Gott geheiligt. Dies zeigt auch die Geſchichte!

Joſeph und Maria, die heiligen Aeltern Jeſu, waren von ganzem Herzen fromm und gottſelig. Sie beſuchten an den dazu beſtimmten Tagen voll Andacht den Tempel; ſie machten aber auch durch Gebet ihre Wohnung, zu einem Tempel, zu einem Hauſe Gottes. Wie geiſtreich Maria aus dem Herzen beten konnte, zeigt ihr herrlicher Lobgeſang. Beide Aeltern waren nur immer darauf bedacht, den Willen Gottes zu vollbringen. Maria wollte nichts ſeyn, als die Magd des Herrn, die in Allem Seinen Willen thut; Joſeph befolgte augenblicklich jedes Wort Gottes, das er vom Engel vernommen hatte. Beide Aeltern Jeſu fanden ihre Seligkeit in Gott. Mein Geiſt frohlockt in Gott, meinem Heile, ſagte Maria; ſie ſah die Gottesfurcht als die beſte Erbſchaft, als den größten Familienſchatz an, und eben ſo war auch Joſeph geſinnt.

Joſeph war ein treuer, gehorſamer Unterthan, der die Befehle und Verordnungen ſeiner Obrigkeit, des Kaiſers, auch wenn es ihn hart ankam, willig vollzog; er war ein fleißiger Arbeiter, und ernährte die Seinen im Schweiße ſeines Angeſichts; er war ein guter Bürger, weil er gerecht war vor Gott, und auch gerecht gegen ſeine Mitbürger; er that Niemanden Unrecht, und wollte ſogar denjenigen, von denen er ſich hintergangen und betrogen glaubte, nicht das geringſte Leid zufügen.

Maria war die ſorgfältigſte Hausmutter und ſie verrichtete alle Hausgeſchäfte freudig, bereitwillig und mit der größten Genauigkeit; allein indem ſie ihre Hand bei der Arbeit hatte, erhob ſie ihr Herz zu Gott; ſie bewahrte und erwog, auch während der Arbeit das Wort Gottes in ihrem Herzen. Von ihr galten recht eigentlich die Worte: „Ihr Schmuck war nicht künſtliches Haargeflechte, nicht auswendig — nicht goldene Kleinode, nicht Kleiderpracht — ſondern inwendig, Güte und Unſchuld des Herzens und die ſanfte, ſtille Seele, die in den Augen Gottes ſo koſtbar iſt.

Beide lebten in der ſeligſten ehelichen Eintracht, die nie von einem feindſeligen Worte, nie von einem unfreundlichen Blicke geſtört wurde. Beide waren voll der liebreichſten Sorgfalt für das theure, ihnen von Gott anvertraute Kind. Ihre Wohnung war eine Wohnung des Friedens, die von Engeln beſucht wurde und auf der Gottes Wohlgefallen ruhte. Gott ſchickte ihnen zwar auch große häusliche Leiden. Wie ſchwer mußte es ihnen fallen, fern von ihrer freundlichen Wohnung in einem Stalle zu übernachten, in dunkler Nacht aus dem Lande zu entfliehen, den göttlichen Knaben, der verloren ſchien, drei angſtvolle Tage lang ſuchen zu müſſen! Gott gab ihnen aber auch ganz außerordentliche Freuden. Welche Freude war es für ſie, als die Hirten zur Krippe kamen, Simeon und Anna in dem göttlichen Kinde das Heil der Welt erblickten, die Weiſen aus Morgenland Ihm huldigten! Mit unbeſchreiblicher Freude bemerkten ſie, wie das Kind, gleichwie es an Alter zunahm, immer mehr Weisheit zeigte, immer liebenswürdiger wurde, und ſchon als Knabe in dem Tempel die Bewunderung der Schriftgelehrten und des Volks war!

Der Knabe Jeſus war am liebſten im Tempel und bei den Lehrern. Was die heilige Schrift von Seinem Betragen gegen Seine Aeltern ſagt, iſt in den wenigen Worten zuſammen gefaßt: „Er war ihnen unterthan.“ Gehorſam gegen die Aeltern iſt die ſchönſte, die eigentlichſte Pflicht der Kinder, und begreift in ſich alle andere Pflichten. Jeſus lernte das Handwerk Seines Pflegevaters, und arbeitete emſig und freudig mit ihm; dadurch hat Er den Handwerksſtand gleichſam geadelt und iſt ein Vorbild geworden für Lehrlinge und Geſellen. Jeſus blieb bei Seinen Aeltern und befolgte, ſie ehrend und liebend, alle ihre Winke, bis in Sein dreißigſtes Jahr, da Er, nach dem Willen Seines Vaters im Himmel, aus dem häuslichen Leben in das öffentliche Leben eintrat. Er gab ſo allen Kindern, der heranwachſenden und erwachſenen Jugend das ſchönſte Beiſpiel.

Wie die heilige Familie zu Nazareth, ſo ſollten alle Familien, alle Aeltern und Kinder beſchaffen ſeyn. Andacht und Gebet — frommes Andenken an Gott und ſtete Erwägung Seines Wortes — ſtete Beſchäftigung, in der guten Meinung, Gottes Willen zu erfüllen — Eintracht und Liebe — ſollen jede Wohnung zu einer Wohnung des Friedens, jedes Haus zu einem Hauſe Gottes machen.

II.

Vorbereitung auf das öffentliche Leben Jeſu.

12. Johannes in der Wüſte.

Johannes, der von Gott dazu berufen war, die Menſchen auf den Empfang des Erlöſers vorzubereiten, bereitete auf dieſen ſeinen hohen Beruf zuerſt ſich ſelbſt vor. Er begab ſich ſchon in ſeinen Jünglingsjahren in die Wüſte, und lebte da, fern vom Geräuſche und dem Verderben der Welt, in der tiefſten Einſamkeit. Er beſchäftigte ſich einzig mit Beten und Betrachten, und übte ſich, die Begierden zu beherrſchen, in denen gewöhnlich die Menſchen ihre Glückſeligkeit ſuchen. Nach Art der alten Propheten trug er ein rauhes Kleid von Kameelhaaren, das mit einem ledernen Gürtel um ſeinen Leib befeſtigt war. Er genoß nur ſolche Speiſen, die es in der Wüſte gab, vorzüglich Waldhonig und eine Art großer Heuſchrecken, die in jenem Lande eine gewöhnliche wiewohl geringe Speiſe ſind. Nie verkoſteten ſeine Lippen Wein oder ein anderes ſtarkes Getränk; er ſchöpfte ſich ſeinen Trank aus der Quelle. Etwa eine Felſenhöhle der Wüſte diente ihm zur Wohnung.

Warum wählte nun dieſer heilige Mann eine ſo ſtrenge Lebensart? Er entzog ſeinem Leibe alle überflüſſige Nahrung und mied die Zerſtreuung der Welt, weil der Geiſt dadurch gehindert wird, ſich zu himmliſchen Gedanken zu erheben. Er zeigte durch ſein Beiſpiel, daß der Menſch ſehr wenig nöthig habe, um geſund und vergnügt leben zu können. Auch mußten alle gutdenkende Menſchen einſehen, daß es ihm, der ſich mit ſo wenigem begnügte, bei ſeinem Predigtamte nicht um zeitlichen Vortheil zu thun ſey, ſondern um ihr ewiges Heil!

Auf göttlichen Befehl kam jetzt Johannes aus der Wüſte hervor in die Gegenden am Jordanfluſſe, und fing an zu predigen. „Thut Buße; das Himmelreich iſt nahe!“ Dies war der Inhalt ſeiner Predigten, wie es der Prophet Iſaias vorausgeſagt hatte: „Eine Stimme ruft in der Wüſte: Bereitet den Weg des Herrn, und machet Ihm einen ebenen Fußſteig. Alle Thäler ſollen ausgefüllt, und alle Berge und Hügel ſollen abgetragen werden. Die krummen Wege ſollen gerade, und die rauhen eine gebahnte Straße werden. Dann werden alle Menſchen Gottes Heil ſehen."

Dieſe Stimme aus der Wüſte ſchallt fort durch alle Jahrhunderte. Wir hören ſie in unſern Kirchen; auch wer dieſe Worte des Propheten hier liest, vernimmt dieſe Stimme. Sie lehrt uns in Gleichniſſen: Jeder Fehlerhafte ſoll das ihm Mangelnde zu ergänzen ſuchen, jeder Stolze ſoll ſich demüthigen, der Ungerechte ſoll gerecht, der Rauhe und Ungeſittete ſanft und mild werden. Nur wer ſich ernſtlich und wahrhaft beſſern will, kann an dem Himmelreiche einen Theil haben.

Unzählige Menſchen aus allen benachbarten Gegenden, auch aus Jeruſalem, ja aus ganz Judäa verſammelten ſich um Johannes, ſeine Predigten zu hören, und ſich von ihm taufen zu laſſen — zu Vergebung der Sünden. Das äußerliche Abwaſchen mit Waſſer war ein Sinnbild, daß ſie innerlich rein werden ſollen von Sünden.

Unter der Menge des Volkes erblickte nun Johannes auch viele Phariſäer und Saduzäer. Die Phariſäer waren abergläubige und ſcheinheilige — die Saduzäer ungläubige und leichtfertige Leute. Sie meinten, mit dem äußerlichen Abwaſchen mit Waſſer ſey Alles gethan. — Allein Johannes ſprach zu ihnen: „Ihr Schlangengezücht, wer hat euch gelehrt, auf dieſe Art, dem kommenden Strafgerichte zu entgehen? „Bringt würdige Früchte der Buße! — Und ſprecht nur nicht immer bei euch ſelbſt: Abraham iſt unſer Stammvater! denn ich ſage euch: Gott hat die Macht, hier aus dieſen Steinen Kinder Abrahams zu bilden! Die Axt iſt ſchon an die Wurzel der Bäume angeſchlagen. Der Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und in das Feuer geworfen.“

In dieſen Gleichniſſen von dem unfruchtbaren Baume, den Felſen und Schlangen der Wüſte, lehrt Johannes ſehr nachdrücklich: Heuchler und ſcheinheilige Leute gleichen den Schlangen, die unter einer ſchönen bunten Hülle tödtliches Gift verbergen; rohe, hartherzige Menſchen ohne Gefühl für alles Göttliche taugen ſo wenig ins Reich Gottes, als ein Felſenſtein; wer nichts Gutes thut, ſondern leer an guten Werken iſt, gleicht einem dürren Baume; wie Axt und Feuer dem unfruchtbaren Baume droht, ſo wartet auf ungebeſſerte Sünder nichts als Tod und Verdamniß. Nur in einer ſchleunigen, würdigen Buße — iſt Heil.

Sehr viele Menſchen gaben den Ermahnungen des Johannes Gehör, bekannten ihre Sünden, und fragten ihn: „Was ſollen wir nun thun?“

Ein Hauptſehler des Volkes und eine Wurzel vielen Elendes war Eigennutz und Liebloſigkeit. Der Reiche ſaß in Mitte aufgehäufter Schätze, die er unnütz verſchloß oder unmäßig verpraßte; der Arme war in ſchlechte Lumpen gehüllt, und mußte vor Hunger beinahe verſchmachten. Daher ſprach Johannes: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem einen, der keinen hat; wer mehr Lebensmittel hat, als er braucht, thue desgleichen.“

Hier denkt vielleicht Mancher, daß Johannes zu viel verlange. Allein was kann einfacher und billiger ſeyn, als daß Derjenige, der mehr hat, als er braucht, Demjenigen davon mittheile, der weniger hat, als er braucht? Gott theilte die Güter dieſer Erde ungleich aus, weil ſonſt die ſchönen Tugenden der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit nicht Statt haben könnten. Möchten daher alle Reiche wohlthätig, die Armen aber dankbar ſeyn!

Wie Johannes das ganze Volk ermahnte, die allgemeinen Fehler zu meiden, ſo ermahnte er jeden einzelnen Stand, ſeine beſondern Fehler zu verbeſſern. Die Zöllner, die von den Leuten oft zu viel forderten, kamen und fragten ihn: „Lehrer, was haben denn wir zu thun?“ Johannes antwortete: „Fordert nicht mehr als euch vorgeſchrieben iſt.“ Auch die Soldaten, die oft ſehr gewaltthätig waren, ſich über die Leute beklagten und mit nichts zufrieden ſeyn wollten, ſprachen zu ihm: „Was müſſen denn wir thun?“ Johannes ſagte zu ihnen: „Thut Niemanden Gewalt an, klagt Niemanden falſch an, und begnügt euch mit eurem Solde.“ Sehr viele Menſchen befolgten ſeine Lehren, und ſo verbreitete ſich aus dieſer Wüſte ein großer Segen über das ganze Land.

Wir können aus dieſen Lehren des Johannes auch leicht abnehmen, was er den Hochmüthigen, Geizigen, Unzüchtigen, Neidigen, Unmäßigen in Speiſe und Trank, den Zornmüthigen, den Müßiggängern würde geſagt haben. Zur wahren Buße iſt unumgänglich nöthig: Sich beſſern und vor Allem ſeinen Hauptfehler ablegen.

Die Zuhörer des Johannes, denen es Ernſt war ſich zu beſſern und von den Feſſeln ihrer Sünden los zu werden, erkannten bald, daß ihnen ein Erlöſer nothwendig ſey, und ſie ſehnten ſich nach Ihm. Ja ſie hatten eine ſo große Ehrfurcht gegen Johannes, daß viele in ihrem Herzen dachten, und auch laut ſagten, er könnte wohl gar Chriſtus ſeyn. Allein Johannes ſprach zu ihnen: „Er, der jetzt bald nach mir kommen wird, iſt mächtiger als ich; ja ich bin nicht einmal würdig, Ihm auch nur Seine Schuhe nachzutragen. Ich taufe nur ſo mit Waſſer, um euch zur Buße zu bereiten; Er hingegen wird euch mit Feuer und mit dem heiligen Geiſte taufen.“

Das Waſſer reinigt nur von äußerlichen Flecken. Mehr brachte Johannes durch ſeine Bußpredigten, ſo geiſtvoll ſie auch waren, nicht zu Stande. Das Feuer reinigt durch und durch, ſchmelzt, ſchafft neu — iſt das wirkſamſte aller irdiſchen Weſen. Noch mächtiger iſt die himmliſche Kraft zum Guten, die Chriſtus uns mittheilen will. Und wie ſehr bedürfen, um mit Johannes zu reden, die lauen, kalten Menſchen dieſes wohlthätigen Feuers vom Himmel!

Dieſe Gabe des Himmels, die göttliche Gnade, können aber nur wahrhaft Reumüthige erlangen, die ernſtlich nach Beſſerung trachten, auf den Erlöſer vertrauen, und ſich bemühen, Ihm in Allem zu gehorchen. Für unbußfertige Sünder iſt kein Heil. Deßwegen ſetzte Johannes noch bei: „Er hat die Wurfſchaufel in der Hand, und wird ſeine Tenne ſäubern. Den Weizen wird er in Seine Scheuern ſammeln, die Spreu aber verbrennen mit unauslöſchlichem Feuer.“

13. Die Taufe Jeſu.

Johannes kannte Jeſum noch nicht von Angeſicht. Gott aber, der den Johannes geſandt hatte, mit Waſſer zu taufen, und in den Herzen der Menſchen das Verlangen nach Beſſerung zu erwecken, hatte ihm auch geſagt: „Derjenige, über Den du den heiligen Geiſt herabkommen, und über Ihm wirſt bleiben ſehen — Der iſts, der mit dem heiligen Geiſte tauft.“ Er theilt den Menſchen die Kraft mit, auch wirklich beſſer, ja heilig und ſelig zu werden.

Während nun alles Volk ſich taufen ließ, da kam auch Jeſus zu Johannes an den Jordan, ſich von ihm taufen zu laſſen. Denn wie das Volk durch die Taufe des Johannes zur Buße über die Sünden, und zur Theilnahme an dem Reiche Gottes vorbereitet wurde, ſo ſollte auch Jeſus, als Menſch, getauft und zum Erlöſer der reuigen Sünder und zum Könige des göttlichen Reiches feierlich eingeweiht werden.

Jeſus war jetzt dreißig Jahre alt, und unbeſchreiblich lieblich und ſchön, voll himmliſcher Anmuth und göttlicher Würde. Sobald Johannes Ihn erblickte, fuhr ihm augenblicklich, wie ein leuchtender Blitz, der Gedanke durch die Seele, Dieſer und kein Anderer müſſe Chriſtus ſeyn. Johannes hielt daher, wie Jeſus in den Fluß ſteigen wollte, Ihn voll der tiefſten Ehrfurcht zurück, und ſagte zu Ihm: „Ich habe nöthig, von Dir getauft zu werden — und Du kommſt zu mir?“

Allein Jeſus antwortete: „Laß es für jetzt nur geſchehen; denn für uns geziemt es ſich, daß wir alle Gerechtigkeit erfüllen.“ Er wollte ſich jeder göttlichen Anordnung unterwerfen und keine Pflicht, die den Menſchen auferlegt iſt, unerfüllt laſſen. Da gab denn Johannes nach, und Jeſus wurde im Jordane von ihm getauft.

Sobald Jeſus getauft war, ſtieg Er aus dem Fluſſe und betete. Und ſieh — da öffnete ſich über Ihm der Himmel und der heilige Geiſt kam über Ihn herab, und blieb über Ihm. Die Geſtalt einer ſanft herab ſchwebenden Taube war das Zeichen davon. Zugleich erſcholl eine Stimme vom Himmel: „Dieſer iſt Mein geliebter Sohn, an dem Ich Mein Wohlgefallen habe!“ •

In dieſer Geſchichte der Taufe Jeſu iſt Alles herrlich und bedeutungsvoll.

Hier offenbart ſich uns der heilige dreieinige Gott. Der Vater im Himmel blickt voll des innigſten Wohlgefallens auf Jeſum herab; Jeſus wird feierlich für den Sohn Gottes erklärt; der heilige Geiſt kommt über Ihn, den Menſchenſohn, herab, Ihn zum Erlöſer der Menſchen einzuweihen!

Der offne Himmel deutet an, daß der Sohn Gottes vom Himmel herab gekommen ſey, den Himmel auf die Erde herab zu bringen, die Menſchen zu himmliſchen Geſinnungen zu erheben, und ihnen den Himmel, den ſie durch ihre Sünden ſich verſchloſſen hatten, wieder zu eröffnen.

Wie Könige und Hohepriester mit geweihtem Oele geſalbt wurden, ſo wurde Jeſus von dem heiligen Geiſte zum göttlichen Könige und ewigen

Hohenprieſter der Menſchen eingeweiht und gleichſam geſalbt; Er wird deshalb Chriſtus, das heißt, der Geſalbte des Herrn genannt.

Das Herabkommen des heiligen Geiſtes, den kein menſchliches Auge hätte ſehen können, ward durch das Herabſchweben einer Taubengeſtalt angedeutet. Rein, mild, ſanft, arglos, ohne Trug, ohne alle Anmaſſung, voll Unſchuld, voll edler Einfalt, voll Demuth, wie eine Taube ſoll jeder Menſch werden — durch Gottes Geiſt, den Jeſus uns allen mittheilen will.

Wie einſt dem Noe in der Arche jene Taube mit dem grünen Oelzweige ein erfreuliches Zeichen ſeiner Rettung war, ſo war auch dieſe Taube ein liebliches Sinnbild der Hoffnung, daß Gott auf eine noch herrlichere Art, als zu Noes Zeiten, die Menſchen von dem ſittlichen Untergange retten, und ein neues beſſeres Menſchengeſchlecht ſchaffen werde.

14. Jeſus wird verſucht.

Um das große und Schöne der wunderbaren Geſchichte, die jetzt folgt, recht zu faſſen, müſſen wir einen Blick zurückwerfen — in die Geſchichte des Paradieſes. Adam, der erſte Menſch, war, leider auch der erſte Sünder, und der Stammvater eines ganzen Geſchlechtes von Sündern. Alle ſeine Nachkommen ſündigten, wie er. Jeſus

Chriſtus ſollte der Wiederherſteller der ſündigen Menſchen — der Erſte eines beſſern Menſchengeſchlechtes werden. Wie nun der erſte Sünder Adam das Bild iſt, in dem wir uns alle erblicken, wie wir ſind — ſo ſollte Jeſus Chriſtus das Vorbild eines neuen, durchaus reinen, von Sünden unbefleckten, vollkommenen Menſchen werden, ein Bild, das uns zeigt, wie wir ſeyn ſollen.

Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, war auch ein wahrer Menſch. Menſchliche Tugend kann nur durch Verſuchungen geprüft, bewährt und vollendet werden. Wie daher Adam im Paradieſe zur Sünde verſucht wurde, ſo ſollte auch Jeſus Chriſtus während Seines ſterblichen Lebens als Menſch verſucht, und insbeſondere jetzt in der Wüſte verſucht werden. In der Verſuchungsgeſchichte unſrer erſten Aeltern ſahen wir, wie der Menſch zur Sünde verleitet werde; die Geſchichte der Verſuchung Jeſu zeigt uns, wie der Menſch zur Tugend gelange.

Nachdem Jeſus getauft und zu Seinem großen Berufe eingeweiht war, ging er, auf Antrieb des heiligen Geiſtes, von dem Jordan hinweg in die tiefſte Wüſte, die als ſehr wild und ſchauerlich beſchrieben wird. Rings umgaben Ihn da rauhe Felſen und kahle Gebirge. Kein Menſch kam dahin, nur wilde Thiere hielten ſich hier auf. In dieſer tiefen Einſamkeit brachte Jeſus nun vierzig

Tage und vierzig Nächte zu und betete hier, betrachtete und faſtete, um ſich auf Seinen hohen Beruf vorzubereiten.

Als Jeſus bald vierzig Tage und Nächte gefaſtet hatte, und es Ihn ſehr hungerte, kam der Satan zu Ihm in die Wüſte. Wie dieſer böſe Geiſt, gleich nach der Schöpfung, die erſten Menſchen in Sünde und Elend geſtürzt hatte, ſo wollte er es jetzt hintertreiben, daß die Menſchen von Sünde und Elend befreit würden. Die erſten Menſchen hatte er unter der Hülle einer Schlange verführt; jetzt nahm er wahrſcheinlich eine menſchliche Geſtalt an, und verſtellte ſich in einen friedlichen Waldbewohner oder verirrten Wanderer. In der Wüſte war nichts, das zur Sünde reizen konnte, wie in dem Paradieſe. Kein verbotener Baum blendete hier durch die Schönheit ſeiner Früchte das Auge. Allein der Satan nahm von den Steinen am Boden Gelegenheit zur Verſuchung. Mit heuchleriſcher Ehrfurcht trat er zu Jeſus und ſagte mit verſtelltem Mitleiden: „Wenn Du der Sohn Gottes biſt, ſo ſprich, daß dieſe Steine hier zu Brod werden.“

Jeſus hatte ſich, nach dem Willen Seines Vaters, in die Wüſte begeben. Er wollte ſich Seiner Macht, Wunder zu thun, nur bedienen, das menſchliche Elend wegzunehmen und den Vater im Himmel zu verherrlichen. Er traute es Gott zu, daß Er auch in dieſer nahrungsloſen Wüſte Ihn ohne Brod erhalten könne. Er berief ſich auf die heilige Schrift und ſprach: „Es ſteht geſchrieben: Der Menſch lebt nicht allein vom Brode, ſondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ So war dieſe erſte Verſuchung überwunden.

Der Satan wagte aber gleich darauf eine zweite Verſuchung. Da er ſah, daß Jeſus ſo feſt auf Gott vertraue, und ſich unerſchütterlich an die Worte der heiligen Schrift halte, ſo verſtellte er ſich in einen Engel des Lichts, entrückte Jeſum nach Jeruſalem zu höchſt auf die Zinne des Tempels, wo man weit unten, in ſchauerlicher Tiefe, die unermeßlich große volkreiche Stadt liegen ſah und ſprach zu Ihm: „Wenn du der Sohn Gottes biſt, ſo ſtürze Dich da hinunter; denn es ſteht geſchrieben: Er hat Seinen Engeln wegen deiner Befehl gegeben, dich auf allen deinen Wegen zu begleiten; ſie werden dich auf den Händen tragen, damit nicht etwa ein Stein deinen Fuß verletze.“ Er wollte Jeſum auf dieſe liſtige Art bereden, Jeſus könne ſo recht herrlich zeigen, Er ſey der Sohn Gottes, und der vom Himmel gekommene König Iſraels — wenn Er ſo, von Engeln getragen, wie aus den Wolken auf die Hauptſtadt des Reiches herab ſchwebe.

Allein Jeſus war nicht gekommen, Wunder zu thun, die blos das neugierige Volk beluſtigen oder in Erſtaunen ſetzen ſollten; alle Wunder, die Er in der Folge that, waren zugleich edle Handlungen der Menſchlichkeit und Wohlthätigkeit. Er verwarf dieſe frevelhafte Zumuthung und ſprach: „Es ſteht geſchrieben: „Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, nicht verſuchen.“ Nur in ſolchen Gefahren, in die wir ohne unſer Verſchulden gerathen, oder denen wir uns in Erfüllung unſrer Pflichten ausſetzen müſſen, können wir auf den Schutz Gottes und Seiner Engel hoffen; ſich aber ohne Noth in Lebensgefahr begeben und Gott gleichſam zur Hülfe herausfordern, wäre Vermeſſenheit. So war auch dieſe zweite Verſuchung überwunden.

Der Satan ruhte aber noch nicht; er faßte Alles, was die Menſchen blenden und verführen kann, in eine dritte Verſuchung zuſammen. Er bekleidete ſich mit dem Glanze eines der erſten Engel, ſpiegelte Jeſu alle Herrlichkeit, alle Reichthümer und Vergnügungen der Welt vor, führte Ihn auf einen ſehr hohen Berg, von dem man eine unermeßlich weite Ausſicht in mehrere Königreiche hatte, gab ſich für den Schutzgeiſt dieſer Länder aus, und ſagte zu Jeſus: „Sieh! Dieſes Alles will ich Dir geben; denn Alles iſt in meine Hand gelegt, und ich kann es geben, wem ich will. Alles ſoll Dein ſeyn, wenn Du mir huldigeſt — niederfällſt und mich anbeteſt.“ Dieſe Worte verriethen einen Geiſt aus dem Abgrunde. Jeſus ſprach: „Weiche von mir Satan!“ Denn es ſteht geſchrieben: „Du ſollſt den Herrn, deinen Gott anbeten und Ihm allein dienen.“ Dieſe Worte waren ein Donnerſchlag für Satan; er floh mit Entſetzen.

Das Beiſpiel Jeſu, der als Menſch verſucht worden, aber alle Verſuchungen zur Sünde überwunden hat, iſt für uns höchſt wichtig; wir müſſen es daher näher betrachten.

Wir ſehen an Jeſus erſtens, daß wir, um heilig zu werden, Verſuchungen zu überwinden haben.

Jeſus ſelbſt wurde verſucht. Wir dürfen alſo nicht traurig werden, wenn auch wir Verſuchungen haben. Verſucht werden, muß jeder Menſch; dies iſt der Wille Gottes, denn ohne Kampf iſt kein Sieg, ohne Verſuchung keine Tugend, ohne Tugend keine Seligkeit.

Jeſus wurde verſucht, nachdem Er kurz vorher in den offenen Himmel geblickt hatte. Wenn wir gleich hie und da himmliſche Augenblicke haben, voll Freude an Gott und allem Guten, ſo müſſen wir doch vor Verſuchungen noch immer auf der Hut ſeyn. Nie dürfen wir glauben, es im Guten ſo weit gebracht zu haben, daß es für uns keine Verſuchungen mehr gebe.

Jeſus wurde verſucht, nachdem Er mit dem heiligen Geiſte erfüllt worden. Gottes Beiſtand iſt uns nöthig zum Siege — allein den Kampf erſpart Er uns nicht. Auch wir müſſen das Unſrige thun.

Jeſus wurde in Kurzem dreimal nach einander verſucht. Wenn wir auch einmal und zweimal geſiegt haben, dürfen wir nicht glauben, ſchon aller Verſuchungen überhoben zu ſeyn. Das ganze Leben des Tugendhaften iſt eigentlich ein beſtändiger Kampf gegen das Böſe.

Wir ſehen zweitens, welche Verſuchungen wir vorzüglich zu überwinden haben.

Viele Menſchen haben ein zu geringes Vertrauen auf Gott. Dieſen werden die Nahrungsſorgen leicht zu Verſuchungen. Anſtatt in Gott, ſuchen ſie ihr Heil in Betrug, Diebſtahl, ſchändlichem Gewerbe; Redlichkeit, Rechtſchaffenheit, Unſchuld iſt ihnen für Brod feil.

Viele Menſchen haben ein vermeſſenes Vertrauen auf Gott. Sie ſtürzen ſich wohl ſelbſt in Verſuchungen, ſie meiden die Gelegenheit zur Sünde nicht, in der Hoffnung, Gott werde ſie nicht ſinken laſſen; oder ſie leben wohl gar ruhig in Sünden fort, und machen ſich doch Hoffnung auf die Seligkeit. Dieſe handeln eben ſo thöricht, als ein Menſch, der ſich muthwillig in einen Abgrund hinabſtürzen — und hoffen wollte, Gott werde ihn durch Seine Engel retten.

Die meiſten Menſchen fallen ganz von Gott ab, weil ſie ſich von der eitlen Ehre, den zeitlichen Gütern, den ſinnlichen Lüſten blenden laſſen. Sie ſchätzen dieſe Dinge höher als die Tugend, und ſuchen darin ihre Seligkeit, die doch nirgends zu finden iſt, als allein in Gott.

Wir ſehen drittens, wie wir die Verſuchungen am beſten überwinden können.

Wir müſſen dem wichtigſten Geſchäfte, der Uebung im Guten, eine beſtimmte Zeit widmen, wie Jeſus. Jeſus brachte vierzig Tage ganz allein in dem Umgange mit Gott zu. Auch wir müſſen, in den einſamen Stunden des Gebetes, Kraft ſammeln, um im Gewühle der Welt von der Fluth des Verderbens nicht fortgeriſſen zu werden. Wäre es zu viel, Gott des Tages wenigſtens zwei oder dreimal, Morgens, Mittags und Abends eine einſame Viertelſtunde zu weihen?

Jeſus entbehrte in der Wildniß nicht nur die Speiſe, ſondern aller Vergnügungen des menſchlichen Lebens. Sollten wir uns nicht hie und da ein erlaubtes Vergnügen verſagen, um über die Neigung zu unerlaubten Vergnügungen deſto leichter Herr zu werden?

Der Aufenthalt Jeſu an einem ſo ſchauerlichen Orte hatte große Beſchwerlichkeiten. Auch wir müſſen uns üben, Beſchwerlichkeiten zu übertragen — um uns zum Kampfe gegen das Böſe abzuhärten.

Jeſus hielt ſich in der Verſuchung an die heilige Schrift, die Er, während Seines langen Aufenthaltes in der Wüſte, überdacht hatte. Auch wir müſſen in ruhigen Stunden das Wort Gottes wohl erwägen, und die Stellen, die uns am meiſten rühren, wie einen Schatz in unſerm Herzen bewahren, um ſie im Augenblicke der Verſuchung ſogleich in Bereitſchaft zu haben, und uns daran halten zu können.

Wie Jeſus es gemacht hat, trotz aller Verſuchungen, das ſchönſte Vorbild der reinſten Tugend zu werden, gerade ſo müſſen auch wir es machen, dieſem herrlichen Vorbilde ähnlich zu werden.

Sobald der Satan Jeſum verlaſſen hatte — ſieh, da kamen die Engel herbei, und dienten Ihm. Sie verkündigten Ihm Gottes Wohlgefallen und die Theilnahme des Himmels. Sie bezeigten Ihm ihre Ehrfurcht und ihre Freude, und frohlockten über Seinen Sieg. Sie erquickten Ihn mit Speiſe — etwa, wie es in einigen ſchönen Gemälden abgebildet iſt — mit Früchten. Welche Seligkeit mußte Jeſus jetzt, da Er die Verſuchungen überwunden hatte, empfinden, wie ganz anders mußte Ihm zu Muthe ſeyn, als dem Adam, der in der Verſuchung unterlegen war. Die Sünde machte dem Adam das Paradies zur Hölle; die Ueberwindung der Verſuchung machte Jeſu die Wüſte zum Himmel.

Dieſe Geſchichte der Verſuchung Jeſu ſollen wir öfter überdenken, ſie unſerm Herzen tief einprägen, und in der Verſuchung daran denken. Der Augenblick der Verſuchung iſt ein entſcheidender Augenblick. Er iſt der Augenblick der großen Wahl zwiſchen Tugend und Laſter, Himmel und Hölle, Gott und dem Satan. Wer das Laſter wählt, der wird von Gott abtrünnig, und beugt gleichſam dem Satan die Kniee. Eine Hölle, — das böſe Gewiſſen — lodert in ſeinem Innern auf. Wer aber der Tugend getreu bleibt, an dem haben die heiligen Engel Gottes Freude; ſie haben, ob ſie gleich nicht ſichtbar kommen ihm zu dienen, Ehrfurcht vor ihm. Engelsfreude erfüllet ſein Herz. Er hat jetzt ſchon ein Vorgefühl des Himmels in ſeinem Innerſten. Wer wollte alle dieſe Seligkeit hingeben — für einen Augenblick vergänglicher Luſt? Wer wollte zwiſchen Gott und Satan, Himmel und Hölle noch einen Augenblick anſtehen, was er wählen ſoll.

13. Zeugniß des Johannes von Chriſtus.

Während Jeſus ſich in der entfernteſten Gegend der Wüſte aufhielt, waren aller Augen auf Johannes gerichtet. Im ganzen Lande redete man von ihm. Viele glaubten, wie ſchon geſagt, Er ſey Chriſtus; Andere meinten, Er ſey Elias, von dem es hieß, daß er noch kommen ſollte, bevor Chriſtus erſcheine; wieder Andere hielten ihn doch ſonſt für einen großen Propheten.

Die Hohenprieſter, die Schriftgelehrten und Aelteſten des Volkes waren ihm nicht geneigt; indeß fanden ſie es doch für gut, eine feierliche Geſandtſchaft zu ihm in die Wüſte abzuordnen, und ihn fragen zu laſſen, wer er ſey. Die Abgeordneten, mehrere Prieſter und Leviten, kamen zu Johannes an den Jordan. Eine Menge Volkes, daß durch die Ankunft einer ſo anſehnlichen Geſandtſchaft herbei gelockt worden, war zugegen. Die Prieſter legten ihm die Frage vor: „Wer biſt du?“ Johannes bekannte die Wahrheit und ſagte feſt und unverhohlen: „Ich bin nicht Chriſtus.“ Sie fragten weiter: „Wer biſt du denn? Biſt du Elias?“ Er antwortete: „Nein! ich bin es nicht.“ „Oder, fragten ſie, biſt du vielleicht ſonſt ein Prophet?“ Er antwortete: „Nein!“ Da ſagten ſie: „Wer biſt du denn? Wir müſſen denen, die uns geſandt haben, eine Antwort bringen. Was ſagſt du alſo von dir ſelbſt?" Er ſagte: „Ich bin nur eine Stimme in der Wüſte, die da ruft: Bereitet den Weg des Herrn! — wie es der Prophet Iſaias vorausgeſagt hat."

Die Abgeſandten waren Phariſäer, alſo ſchlaue Leute, und ſagten: „Da du weder Chriſtus, noch Elias, noch ein Prophet biſt — warum taufſt du denn?" Johannes ſprach voll der tiefſten Demuth und voll heiliger Ehrfurcht vor Chriſtus: „Ich taufe nur mit Waſſer; Er aber, Den ihr noch nicht kennet, iſt ſchon in eurer Mitte. Er, der längſt vor mir geweſen, wird ſogleich nach mir kommen. — Und ich bin nicht einmal würdig, Ihm auch nur Seine Schuhriemen aufzulöſen."

Es geſchah durch beſondere Leitung der göttlichen Vorſehung, daß der hohe Rath dieſe Geſandtſchaft an Johannes in die Wüſte abordnete. Wie die Geburt des Erlöſers, die nur wenigen edlen Seelen bekannt war, den hohen Prieſtern, dem verſammelten hohen Rathe und allem Volke durch die Weiſen aus Morgenland wunderbar bekannt gemacht wurde, eben ſo feierlich wurde ihnen jetzt auch die nahe öffentliche Ankunft des Erlöſers von Johannes verkündet. Beide Male wurden die hohen Prieſter und der hohe Rath in der Hand Gottes Werkzeuge, das Volk auf die Erfüllung der Weiſſagungen von dem verheißenen Erlöſer aufmerkſam zu machen.

Am folgenden Tage, da Johannes eben von einer Menge Volkes umgeben war, kam Jeſus wieder zurück an den Jordanfluß. Johannes rief, ſo bald er Ihn erblickte, mit heiligem Ernſte und mit ausgeſtrecktem Arme: „Sehet! Dieſer iſt das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinweg nimmt! Dieſer iſts, von dem ich immer ſagte: Nach mir kommt der Mann, der höher iſt als ich — (Er iſt der Sohn Gottes).“

In dem ſchönen Gleichniſſe von dem Lamme ſchildert Johannes die Gemüthsart, die Geſchichte und die Beſtimmung Jeſu auf Erden. Gleich einem Lamme war Jeſus das lautere Bild der Unſchuld, Sanftheit, Geduld. Alles ertragen, ſtille leiden, ſchweigend verbluten, war Seine Geſchichte. Gleich dem Lamme, das die Iſraeliten jährlich zum Andenken ihrer Befreiung aus der Gefangenſchaft Aegyptens ſchlachteten, ſollte Er aufgeopfert werden — damit, nicht nur die Iſraeliten, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht befreit werde aus der ſchrecklichſten aller Gefangenſchaften, aus der Sklaverei der Sünde. Der Sohn Gottes ward das Opfer zur Rettung einer ganzen, in Sünden verſunkenen Welt. Größeres und Herzerhebenderes können wir uns nichts denken!

Von dieſer Zeit an achtete das Volk Jeſum höher, als den Johannes. Einige Jünger des Johannes waren darüber bekümmert, denn ſie hatten gegen dieſen ihren geliebten Lehrer, der ſie treulich unterrichtete, ſie beten lehrte und auch zum Faſten ermahnte, große Ehrfurcht. Sie ſprachen zu Johannes: „Lehrer, ſieh! Derjenige, der zu dir gekommen iſt und Dem du Zeugniß gegeben haſt, tauft nun auch, und Alle kommen zu Ihm.“

Allein Johannes gab nun Jeſu ein viel herrlicheres Zeugniß, als zuvor, und ſprach: „Der Menſch kann ſich nichts nehmen, es ſey ihm denn vom Himmel gegeben. Ihr ſelbſt müſſet mir bezeugen, daß ich geſagt habe: Ich bin nicht Chriſtus, ſondern nur vor Ihm hergeſendet. Wer die Braut hat, der iſt der Bräutigam; der Freund des Bräutigams aber freuet ſich, ſobald er die Stimme des Bräutigams vernimmt. Dieſe meine Freude iſt nun erfüllt. Er muß wachſen, ich aber muß abnehmen. Wer von Oben herab kommt, iſt über Alle. Wer von der Erde iſt, der iſt von der Erde; wer aber vom Himmel kommt, iſt über Alle, und bezeuget, was Er dort geſehen und gehört hat. Er, den Gott geſendet hat, redet Worte Gottes; denn Gott gibt Ihm den Geiſt ohne Maß. Der Vater liebt den Sohn, und hat Alles in Seine Hand gegeben. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht ſehen, ſondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.“

16. Die erſten Jünger Jeſu.

Johannes ſtand am Jordan und zwei ſeiner Jünger ſtanden bei ihm. Da ging Jeſus vorüber, und Johannes wies ſie an Ihn, und ſprach abermal: „Sehet das göttliche Lamm!“ Voll Sehnſucht, Ihn näher kennen zu lernen, und mit klopfendem Herzen gingen ſie Ihm nach, getrauten ſich aber aus Ehrfurcht nicht, Ihn anzureden. Da wandte ſich Jeſus um, und ſagte freundlich: „Was wollt ihr? Sie ſagten: „Lehrer, wo wohnſt Du?“ So beſcheiden ließen ſie merken, daß ſie Ihn gerne beſuchen möchten. Jeſus ſagte gütig: „Kommet und ſehet!“ Voll Freude gingen ſie mit Ihm, und blieben denſelben ganzen Abend bei Ihm.

Einer dieſer zwei Jünger des Johannes hieß wie ſein Lehrer auch Johannes; der andere hieß Andreas. Andreas hatte einen Bruder, Namens Simon. Dieſem brachte er ſogleich die freudige Nachricht: „Wir haben Chriſtum gefunden!“ Simon brannte vor Verlangen, Ihn ſogleich zu ſehen, und Andreas führte ihn zu Jeſus. Jeſus blickte den Simon an, und ſprach zu ihm, ohne ihn je geſehen zu haben: „Du biſt Simon, der

Sohn des Jonas; aber von nun an ſollſt du Petrus heißen (der Mann wie ein Fels)!“ Jeſus deutete jetzt ſchon an, wozu Er in der Kirche, die Er ſtiften wollte, den Petrus beſtimmt habe, und Petrus blieb von nun an ein Jünger Jeſu.

Am folgenden Tage reiste Jeſus wieder nach Galiläa, und traf unterwegs den Philippus an. Jeſus ſah die Gedanken der Menſchen, wie wir jedes Steinlein im Grunde eines klaren Baches. Er ſah, daß Philippus es nicht unwerth ſey, Sein Jünger zu werden und ſprach zu ihm: „Folge mir nach.“ Die himmliſche Freundlichkeit Jeſu gewann Ihm ſogleich im erſten Augenblicke die Herzen aller guten Menſchen. Auch Philippus folgte Ihm ſogleich nach und wurde Sein Jünger.

Philippus eilte mit dieſer Freudennachricht zu ſeinem Freunde Nathanael, der auch Bartholomäus genannt wurde. Nathanael hatte an dieſem Tage einige Zeit unter einem Feigenbaume zugebracht. Dieſe Augenblicke mußten für ihn ſehr wichtig ſeyn. Ohne Zweifel hatte er da, einſam und nur von Gott bemerkt, in der lieblichen Morgenſtille gebetet, und ſein Verlangen nach dem Erlöſer war beſonders lebhaft geworden.

Sobald Nathanael den Feigenbaum verlaſſen hatte, begegnete ihm Philippus und rief ihm voll der größten Freude entgegen: „Wir haben Ihn gefunden, von dem Moſes und die Propheten geſchrieben haben. Es iſt — Jeſus von Nazareth!“ Nathanael kannte Nazareth als ein kleines, unberühmtes Städtlein, und ſagte treuherzig, aber zu voreilig: „Kann denn von Nazareth auch etwas Gutes kommen?“ Er hätte ſich von einem kleinen Nebenumſtande bald an der Hauptſache irre machen laſſen. Allein Philippus, deſſen Herz von himmliſcher Freude glühte, ſagte blos: „Komm und ſieh!“ Zuvor ſelbſt ſehen, bevor man urtheilt — iſt ein ſehr guter Rath. Nathanael befolgte dieſen Rath und ging mit Philippus.

Als Jeſus den Nathanael kommen ſah, ſprach Er: „Seht, dieſer iſt einmal ein wahrer Iſraelit, in dem kein Falſch iſt!“ Möchten auch wir einen ſolchen Lobſpruch aus dem Munde der Wahrheit verdienen. Eine redliche Seele ohne Falſch iſt eine Perle, an der Jeſus und alle guten Menſchen Freude haben.

Nathanael wußte, Jeſus habe ihn noch nie geſehen, und ſagte befremdet: „Woher kennſt Du mich denn?“ Allein Jeſus ſprach mit einem Blicke, der dem Nathanael in das Innerſte des Herzens drang: „Ehe dir Philippus gerufen hat, da du noch unter dem Feigenbaume warſt, habe Ich dich ſchon geſehen.“

Nathanael erſtaunte über dieſen Beweis von Allwiſſenheit. Es ging ihm in ſeiner Seele mit einem Male ein Licht auf, wer Derjenige ſey, vor Dem er ſtand. Innigſt gerührt und voll heiliger Ehrfurcht rief er: „O Lehrer! Du biſt der Sohn Gottes! Du biſt der König Iſraels!“

Jeſus ſprach: „Weil Ich dir ſagte, daß Ich dich unter dem Feigenbaume geſehen habe, glaubſt du ſchon. Du wirſt noch größere Dinge ſehen, als dieſes. Ja, Ich verſichere euch hoch und theuer! — von nun an werdet ihr den Himmel offen, und die Engel Gottes auf und nieder ſteigen ſehen über dem Menſchenſohne.“

Einen Menſchenſohn nannte ſich der Sohn Gottes am liebſten, weil Er aus Liebe zu uns Menſchen ein Menſch geworden. Er hat in Menſchengeſtalt unter Menſchen gewohnt, damit ſie Seine Herrlichkeit ſahen — eine Herrlichkeit, wie ſie nur der Eingeborne des Vaters hat, voll Gnade und Wahrheit.

17. Die Hochzeit zu Kana.

Drei Tage darauf war zu Kana, einem kleinen Städtchen in Galiläa, eine Hochzeit. Die Mutter Jeſu war auch auf der Hochzeit. Jeſus kam an eben dieſem Tage nach Kana. Sobald die Brautleute dieſes hörten, luden ſie auch Ihn und Seine Jünger zur Hochzeit ein. Und Er, der Freundliche, der keinem Menſchen ein Bitte abſchlagen konnte, nahm die Einladung an, und kam mit allen Seinen Jüngern.

Dieſe Brautleute mußten ſehr viele Liebe zu Jeſus haben, daß Er, und Alle, die mit Ihm kamen, ihnen ſo werth und willkommen waren. Ihre Freuden mußten ſehr rein und unſchuldig ſeyn, daß ſie Ihn, den Heiligſten, dazu einladen durften. Möchten auch alle unſere Freuden ſo beſchaffen ſeyn, daß Jeſus dabei gegenwärtig ſeyn dürfte!

Das Brautpaar war, wie es ſcheint, nicht reich. Wenigſtens machte die größere Geſellſchaft, auf die man ſich nicht vorgeſehen hatte, daß der Wein vor der Zeit ausging. Das war für die gutherzigen Leute keine geringe Verlegenheit. Die Mutter Jeſu, die mit hausmütterlicher Sorgſamkeit Acht hatte, damit nichts die Freuden der Mahlzeit ſtöre, merkte dieſes ſogleich, und ſagte leiſe und mit einem flehenden Blicke zu Jeſus: „Sie haben keinen Wein mehr!“

Wie voll Vertrauen war Maria zu Jeſus! Sie that nicht einmal eine ausdrückliche Bitte an Ihn. Denn ſie wußte ja, man dürfe Ihm die Noth nur nennen, ſo werde Er ſchon Rath ſchaffen. Wie voll Liebe war ſie gegen die Menſchen! Die kleinſte Noth Andrer erregte ihr Mitleid; und wo ſie ſelbſt nicht helfen konnte, da ſuchte ſie doch durch ihr liebevolles Fürwort Hülfe zu ſchaffen.

O, daß wir doch auch ſo vertrauensvoll gegen Jeſus, ſo liebreich gegen die Menſchen wären, wie Maria!

Jeſus, deſſen Gedanken auf höhere Dinge gerichtet waren, antwortete: „Frau! was kümmert das Mich und dich! Meine Stunde iſt noch nicht gekommen.“ Dies klang beinahe wie eine abſchlägige Antwort! Allein Jeſus blickte ſie, als Er dies ſagte, gewiß ſo freundlich und bedeutend an, daß ſie Ihn ſogleich verſtand. Sie ſagte zu den Aufwärtern: „Alles, was Er euch immer ſagen wird, das thut.“

Die Worte: „Alles, was Er euch ſagt, das thut!“ verdienten mit goldenen Buchſtaben geſchrieben zu werden. Wir ſollen ſie auch uns geſagt ſeyn laſſen. Maria war feſt überzeugt, daß Alles, was Jeſus befehle, weiſe, gut und recht ſey; ſie wünſcht, daß alle Menſchen in Allem Ihm gehorchen möchten. Wir können die Mutter Jeſu nicht beſſer ehren, als wenn wir thun, was ihr Sohn ſagt.

Jeſus hatte auf die Bitte Seiner Mutter nicht gleich geholfen, um deſto herrlicher zu helfen. Jetzt, da der Mangel des Weines allen Gäſten bemerkbar, ja auffallend geworden, war die Stunde gekommen, Seine wunderbare Macht zu offenbaren.

In dem Speiſezimmer ſtanden ſechs ſteinerne

Waſſerkrüge, von denen jeder zwei bis drei Maße hielt, denn die Juden befliſſen ſich bei ihren Mahlzeiten und in ihrer ganzen Hauseinrichtung der größten Reinlichkeit. Vor und nach Tiſche wuſchen ſie die Hände; Schüſſeln, Becher und alles Tiſchgeräthe, Zimmer und Küche mußten immer rein und glänzend ſeyn. Dieſer Gebrauch ziert ein Haus mehr, als Pracht und Aufwand.

Jeſus ſagte nun zu den Aufwärtern: „Füllet dieſe Krüge mit Waſſer.“ Das mochte ihnen wohl etwas ſonderbar vorkommen. Es fehlte an Wein — und Jeſus ließ noch mehr Waſſer bringen. Indeſſen gehorchten ſie ſogleich und füllten die Krüge bis oben an. Hierauf ſagte Jeſus zu ihnen: „Schöpfet nun, und bringet dem Speiſemeiſter davon.“ Das kam ihnen wohl noch ſeltſamer vor. Allein aus Ehrfurcht gegen Jeſus und Seine Mutter thaten ſie auch dieſes.

Der Speiſemeiſter koſtete das vermeinte Waſſer, und fand — köſtlichen Wein. Er wußte nicht, was vorgegangen war, und rief voll Verwunderung den Bräutigam her und ſagte — vielleicht um ihn auf eine feine, ſcherzende Art zu loben: „Jedermann ſtellt zuerſt den guten Wein auf, und erſt dann, wenn die Gäſte ſich ſatt getrunken haben, den geringern; aber du haſt den guten Wein bis zuletzt geſpart.“

Die Aufwärter, die wohl wußten, wo dieſer

Wein herkam, und der Speiſemeiſter und der Bräutigam, die es jetzt von ihnen vernahmen, waren voll Erſtaunen; alle Gäſte, die Jünger Jeſu, ſelbſt Maria wurden über dieſes erſte Wunder der Allmacht Jeſu mit heiliger Ehrfurcht und Freude erfüllt.

Das Betragen Jeſu bei dieſem Freudenmahle iſt ſo unbeſchreiblich milde — ſo voll himmliſcher Weisheit und Güte, daß wir es wohl nicht genug betrachten können.

Wie menſchenfreundlich iſt ſchon dieſes, daß Jeſus die Einladung der Brautleute annahm, und bei einer Freudenmahlzeit erſchien. O, Er war ein leutſeliger, freundlicher Lehrer. Die Religion, die Er lehrt, verbietet keine unſchuldige Freude. Seine Tugend hatte nichts Finſteres, nichts Zurückſchreckendes. Wer ſollte einen ſolchen Lehrer nicht gerne hören!

Wie voll uneigennütziger, wohlthätiger Liebe war Jeſus gegen die Menſchen! Um Seinen Hunger zu ſtillen, hatte Er Steine nicht in Brod verwandeln wollen — aber um Andere zu erfreuen, verwandelt Er Waſſer in Wein.

Wie demüthig und beſcheiden war Jeſus bei einer ſolchen großen Macht! Er ſagte blos: „Füllet die Krüge — ſchöpfet davon und bringts dem Speiſemeiſter!“ Er ſagte kein Wort von dem, was Er thun wolle, oder gethan habe. Er that das Größte — ſo einfach, ſo ohne Umſtände, wie wir das Alltägliche.

Wie reichlich vergalt Er den Brautleuten ihre freundliche Einladung! Er läßt ſich nichts umſonſt thun. Er gab ihnen nicht blos Wein; Er gab ihnen durch Seine wundervolle Güte zum Anfange ihrer Haushaltung die erfreuliche Wahrheit zu erkennen: „Wer ſo das Ueberflüſſige gibt, der wird auch das Nothwendige geben, und mit leichterem Herzen konnten ſie nun den künftigen häuslichen Sorgen und Nöthen entgegen ſehen.

Und welcher Troſt war dieſe wunderbare That endlich für Seine Mutter, auf deren Bitte Er ſie gethan hatte. Er mußte ſie jetzt verlaſſen, und Sein öffentliches Leben antreten. Er gab ihr daher, gleichſam zum Abſchiede, einen neuen Beweis, daß ihr dennoch Seine Hülfe und Sein allmächtiger Segen niemals fehlen werde.

Wenn Jeſus bei dieſem Hochzeitmahle nichts anders im Sinn gehabt hätte, als dem Mangel am Weine abzuhelfen, die Freude guter Menſchen durch ein Geſchenk zu vermehren und ſie über zeitliche Sorgen zu beruhigen, ſo könnten wir uns keine ſchönere, den Umſtänden angemeſſenere Handlung denken, als dieſes Wunder unter guten Freunden, mit dem Er Sein häusliches Leben beſchloß; allein dieſes erſte Wunder Jeſu hatte noch eine viel höhere Abſicht. Er wollte damit den Uebergang zu Seinem öffentlichen Leben machen.

Jeſus fing an, Seine göttliche Herrlichkeit zu offenbaren. Er zeigte, daß hier ein Größerer zugegen ſey, als Moſes und Elias, die größten Geſandten der Gottheit. Moſes hatte auf Befehl Gottes dem Volke Waſſer aus dem Felſen gegeben; Elias hatte durch ſiebenmal wiederholtes Gebet Regen vom Himmel erfleht. Beide hatten zur Zeit ſchrecklichen Durſtes, ſengender Dürre geholfen. Jeſus aber verwandelte Waſſer in Wein — mit einem Winke, aus reicher, überfließender Güte. Er gab ſich bei einer Freudenmahlzeit, wo fromme Menſchen Gott eben als den Schöpfer des Weines verehrten, als den Sohn Desjenigen zu erkennen, der jährlich in der Rebe aus Thau und Regen wunderbar Wein bereitet. Alle Gegenwärtige erkannten die Allmacht und Liebe Gottes und fühlten Seine Nähe.

Jeſus zeugte hier, daß Er in die Welt gekommen ſey, die Menſchen zu veredeln und zu beſeligen. Die Verwandlung des Waſſers in Wein deutete an, daß Er irdiſche Freuden in himmliſche verwandeln, die ſchwachen Menſchen ſtark, die geiſtloſen geiſtvoll, das Menſchliche göttlich machen wolle. Die Religion iſt es, die uns die ganze Schöpfung, Himmel und Erde, in einem ſchönern, in dem rechten Lichte zeigt, die Menſchen in Liebe vereinigt, und ſie zu Brüdern und Schweſtern, zu Kindern des Einen Vaters im Himmel macht. Jeſus wollte die Religion aus dem Tempel wieder in das menſchliche Leben, in die Wohnungen der Menſchen einführen. Schon hier wurde der Speiſeſaal zum Tempel der Anbetung Gottes.

Auch darin, daß Jeſus Sein erſtes Wunder bei einem Hochzeitmahle gethan hat, liegt eine beſondere Bedeutung. Wir werden ſehr ſchön an die Worte des Propheten Iſaias erinnert: „Wie ſich der Bräutigam freuet ſeiner Braut, ſo freuet ſich deiner dein Gott.“ Johannes der Täufer, der das Volk Iſrael zu Jeſus führte, nannte Jeſum den Bräutigam der von Ihm auserwählten Gemeinde. Chriſtus ſelbſt verglich ſich einem Bräutigame und ſagte von Seinen Jüngern: „Kennen wohl die Hochzeitgäſte trauern, ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt?“ Das Himmelreich ſelbſt verglich Er zu einem Hochzeitfeſte. Der Bund, den Braut und Bräutigam ſchließen, die heilige Ehe, iſt ein Sinnbild der Vereinigung Gottes mit den Menſchen, der Vereinigung — der innigen Freundſchaft und Liebe zwiſchen Chriſtus und der Kirche, die Er geſtiftet hat.

III.

Erſtes Jahr des öffentlichen Lebens Jeſu.

18. Jeſus im Tempel.

Das Oſterfeſt, das Hauptfeſt der Juden, nahte heran. Hunderttauſende von Menſchen, die Juden aus dem ganzen Lande, und zahlreiche fromme Schaaren aus nahen und fernen Ländern der Heiden reisten nach Jeruſalem, Gott in dem Tempel anzubeten. Der erſte und größte der drei Vorhöfe, die den prächtigen Tempel umgaben, ſtand allen Völkern der Erde offen. Allein dieſer Sammelplatz der Anbeter Gottes aus allen Völkern wurde jetzt zu einem Marktplatze erniedrigt. Man hatte dort Opferthiere aller Art, Ochſen, Schafe und Tauben feil, auch hatten viele Geldwechsler dort ihre Tiſche aufgeſtellt. Die Prieſter hatten dieſe Entweihung des Tempels den Viehhändlern und Geldwechslern gegen Entrichtung einer Abgabe geſtattet.

Jeſus kam auf das Feſt nach Jeruſalem, trat in den erſten Vorhof des Tempels und ſah das Gewühl von vielen tauſend Menſchen und Thieren, hörte den Lärm der Käufer und Verkäufer, und das Brüllen und Blöcken der Ochſen und Schafe. Es ſchmerzte Ihn tief, daß die guten Heiden, die aus Andacht ſo weit hergekommen waren, nun nicht einmal ein ſtilles Plätzchen fanden, wo ſie Gott im Frieden anbeten konnten. Es entflammte Seinen Eifer, Gottes Tempel aus Gewinnſucht ſo entheiligt zu ſehen. Da ergriff Er von einem der nächſten Krämerſtände einen Bund Stricke, flocht daraus eine Geißel, und fing an, die Viehhändler, ſammt ihren Ochſen und Schafen zum Tempel hinaus zu treiben, warf die Wechſeltiſche um, daß das Geld auf dem Boden herum rollte, ſagte den Taubenhändlern: „Hinweg mit dem Allen!“ und rief mit lauter, ernſter Stimme: „Macht das Haus Meines Vaters nicht zu einem Kaufhauſe!“

Was Jeſus hier that, hätte wohl kein Menſch wagen dürfen, ohne eine Schaar von Bewaffneten zu ſeiner Bedeckung zu haben. Er würde ſich den größten Mißhandlungen, ja wohl gar einer offenbaren Lebensgefahr ausgeſetzt haben. Die

Viehhändler und Geldwechsler, die das Recht hier zu handeln bezahlt hatten und unter denen ſich gewiß viele rohe, gewinnſüchtige Menſchen befanden, würden in Wuth und Aufruhr gerathen ſeyn. Allein Jeſus hatte in Seiner Geſtalt und in Seinem Betragen eine ſo königliche Würde, eine ſo göttliche Majeſtät, daß ſich Ihm kein Menſch widerſetzte. Furcht und Schrecken überfiel alle; ein Schauder von Ehrfurcht durchdrang ſie. In wenigen Augenblicken war der ganze große Platz geräumt, und es herrſchte da wieder heilige Stille.

Jeſus zeigte hier ſogleich durch dieſe erſte öffentliche Handlung, daß Er der Sohn Gottes ſey. Er, der von Johannes, als der Sohn Gottes angekündet und dem Volke vorgeſtellt worden, waltete in dem Tempel wie in Seinem Eigenthume und nannte den Tempel das Haus Seines Vaters.

Jeſus zeigte, daß Er gekommen ſey, dem tiefen Verderben der Menſchen zu wehren, und ſie wieder zur reinen Verehrung Gottes zurück zu führen. Er, von dem Johannes voraus geſagt hatte, Er werde Seine Tenne reinigen, reinigte den Tempel von Entheiligung und ſtellte ſchon jetzt ein Beiſpiel auf, wie Er alles Böſe verabſcheue, und alle Böſe aus Seinem Reiche verbannen werde?

Zugleich wollte Jeſus andeuten, daß Er gekommen ſey, den Vater im Himmel unter allen

Völkern zu verherrlichen. Er vollbrachte die erſte Seiner öffentlichen Thaten nicht in dem Tempel ſelbſt, den nur die Iſraeliten betreten durften, ſondern in dem Vorhofe, des Tempels, den die Iſraeliten mit allen Völkern der Erde gemein hatten. Durch Jeſus ſollten Juden und Heiden zu Einem Volke Gottes vereiniget werden.

Nachdem Jeſus die Käuſer und Verkäuſer aus dem Tempel vertrieben hatte, traten die Prieſter und vornehmen Juden zu Ihm. Sie konnten die einleuchtende Wahrheit nicht läugnen: „Das Haus Gottes ſoll kein Kaufhaus ſeyn!“ Nur wollten ſie Ihm das Recht nicht zugeſtehen, die Entheiligung des Tempels abzuſtellen. Daher fragten ſie Ihn: „Durch was für ein Zeichen beweiſeſt Du uns, daß Du Vollmacht habeſt, dieſes zu thun?“ So klug die Prieſter ſich dünkten, ſo thöricht war dieſe Frage. Jeſus hatte ja eben durch dieſe That bewieſen, daß Er von Gott Macht habe, Dinge zu thun, die jedem Andern unmöglich geweſen waren. Sie ſelbſt waren gewiß nicht wenig erſtaunt, daß Ihm ſo etwas gelungen war. Allein Jeſus würdigte ſie dennoch einer Antwort. Er ſprach zu ihnen, indem Er mit der Hand auf Seine Bruſt deutete, die denkwürdigen Worte: „Zerſtöret dieſen Tempel, und in drei Tagen werde Ich ihn wieder aufbauen.“

Allein dieſe Worte verſtanden ſie jetzt noch nicht. Sie meinten, Er rede von dem ſteinernen Tempel und ſagten mit höhniſchen Mienen: „Sechs und vierzig Jahre wurde an dieſem Tempel gebaut, und Du wollteſt ihn in drei Tagen zu Stande bringen?“

Allein Jeſus hatte Seinen Leib einen Tempel — eine Wohnung Gottes genannt, um anzudeuten, daß Er der Sohn Gottes ſey und daß Er alſo Macht habe, über die Menſchen zu gebieten. Was Er aber von dem Abbrechen dieſes Tempels und dem Wiederaufbauen desſelben in drei Tagen ſagte, das deutete auf Seinen Tod und Seine Auferſtehung vom Tode. Seine Auferſtehung war das Zeichen Seiner Vollmacht vom Vater und der Hauptbeweis Seiner göttlichen Sendung.

Seine Jünger erinnerten ſich auch nach Seiner Auferſtehung an Seine Worte, und erkannten, daß Er ſchon vor drei Jahren Seinen Tod vorausgeſagt habe, um zu zeigen, daß Er freiwillig in den Tod gehe; und ſie wurden aufs neue im Glauben an Seine Wahrhaftigkeit, an Seine Allwiſſenheit und Liebe mächtig geſtärkt.

Dieſe Geſchichte enthält aber noch eine wichtige Lehre für uns. Der furchtbare Ernſt, womit Jeſus, der ſonſt immer ſo voll unausſprechlicher Milde und Sanftmuth war, die Entweihung des Tempels beſtrafte, zeigt uns, daß wir uns in dem Hauſe Gottes immer ehrerbietig betragen ſollen.

Wir wollen daher den Allerheiligſten in Seinem Heiligthume durch ein heiliges Betragen ehren. O es wäre ſehr traurig, wenn wir durch Unehrerbietigkeit im Hauſe Gottes uns das Mißfallen Jeſu zuziehen und Ihn gleichſam nöthigen wollten, mit der Hand, die uns hier ſo gerne ſegnen möchte, die Geißel zu ergreifen.

19. Jeſus und Nikodemus.

Jeſus blieb in Jeruſalem, ſo lange die Tage des Feſtes währten. Er beſuchte täglich den Tempel, und that auch mehrere Wunder. Da war nun zu Jeruſalem ein ſehr angeſehener Mann aus dem hohen Rathe, Namens Nikodemus. Dieſer kam, aus Furcht vor den Phariſäern, bei Nacht zu Jeſus, und ſprach zu Ihm: „Lehrer, wir wiſſen, daß Du von Gott gekommen biſt; denn Niemand kann die Zeichen thun, die Du thuſt, wenn Gott nicht mit ihm iſt.“ Hierauf bat Nikodemus um näheren Unterricht, wer an dem Reiche Gottes Theil haben könne.

Jeſus ſprach zu ihm: „Wahrlich, wahrlich ſag' Ich dir: Wer nicht wiedergeboren iſt aus dem Waſſer und dem heiligen Geiſte, kann nicht eingehen in das Reich Gottes. Was vom Fleiſche geboren wird, das iſt Fleiſch; was aber von dem Geiſte geboren iſt, das iſt Geiſt.“ Der ſinnliche

Menſch taugt nicht zum Reiche Gottes; er muß von dem Geiſte Gottes geiſtig neu geſchaffen werden.

Nikodemus begriff zwar, was Jeſus von dem Waſſer ſagte. Er ſah wohl ein, wer in das Reich Gottes eingehen wolle, müſſe zuvor Buße thun, von welcher die Taufe des Johannes ein Sinnbild war. Was aber Jeſus von dem Geiſte ſagte, verſtand Nikodemus nicht.

Jeſus ſprach daher: „Verwundere dich nicht, daß Ich dir geſagt habe: Ihr müſſet von neuem geboren werden. Der Wind weht, wo er will, und du höreſt ſeine Stimme; Du weißt aber nicht, woher er komme, oder wohin er gehe; ſo iſt es mit einem Jeden, der aus dem Geiſte geboren iſt.“

In dieſem Gleichniſſe von dem Winde, erklärt Jeſus dem Nikodemus, daß der Geiſt Gottes, obwohl wir Ihn nicht ſehen, große Dinge in uns wirken könne. Der Wind, der zwar auch unſichtbar, aber doch nur ein irdiſches Weſen iſt, beugt die ſtärkſten Bäume und facht die Glut zur Flamme an; die Luft erhält mit jedem Athemzuge das Leben des Menſchen. Der Geiſt Gottes kann den härteſten Sinn beugen und kalte Herzen entzünden; Er nur ſchafft und erhält in uns das Leben des Geiſtes.

Nikodemus, der nichts glauben wollte, als was er ganz einfach, ſagte: „Wie kann dieſes geſchehen?“

Jeſus ſprach: „Biſt du ein Meiſter in Iſrael, und weißt dieſes nicht? Wahrlich, wahrlich ſage Ich dir: Wir reden, was wir wiſſen, und bezeugen, was wir geſehen haben. Wenn ihr irdiſche Dinge, die Ich euch geſagt habe, nicht glaubet, wie werdet ihr denn glauben, wenn Ich euch himmliſche Dinge ſage? Niemand iſt in den Himmel hinauf geſtiegen; der Menſchenſohn aber, der vom Himmel herab geſtiegen iſt, Der iſt im Himmel zu Hauſe.“

Es gibt viele irdiſche Dinge, die wirklich ſind, obwohl wir nicht einſehen wie ſie möglich ſind. So zweifeln wir nicht, daß die Luft unſer Leben erhalte, obwohl wir nicht begreifen, wie das eigentlich zugehe. Wie ſollten wir nun himmliſche Dinge nicht für wahr halten, weil wir nicht begreifen, wie ſie möglich ſind? Der Grund, warum wir Das, was Jeſus uns ſagt, für unbezweifelt wahr halten, iſt dieſer, daß Jeſus von Gott geſandt iſt, uns zu lehren, und daß Er die lautere Wahrheit iſt.

Jeſus bezeugte aber noch weiter, daß Er nicht blos der Lehrer, ſondern auch der Erlöſer der Menſchen ſey. Er deutete in einem Gleichniſſe aus der alten Geſchichte des Volkes Iſrael an, daß Er den ſchmachvollen Tod am Kreuze ſterben werde, um die Menſchen vom ewigen Tode zu erretten. Er ſprach zu Nikodemus: „Gleichwie Moſes die Schlange in der Wüſte erhöht hat, ſo muß der Menſchenſohn erhöht werden, damit ein Jeder, der an Ihn glaubt, nicht zu Grunde gehe, ſondern das ewige Leben habe. Denn ſo hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn dahingab, damit ein Jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, ſondern das ewige Leben habe.“

Die Iſraeliten in der Wüſte wurden, wie wir aus ihrer Geſchichte wiſſen, von giftigen Schlangen gebiſſen, und die Gebiſſenen hatten nichts zu erwarten, als den unvermeidlichen Tod; allein Gott erbarmte ſich ihrer und befahl dem Moſes, in dem Lager eine Schlange von Erz als ein Zeichen zu errichten; und wer im Vertrauen zu Gott darauf hinblickte, wurde vom Tode errettet. Wir Menſchen alle ſind vom Gifte der Sünde angeſteckt, das weit verderblicher iſt, als das ſchrecklichſte Schlangengift; wir hätten den ewigen Tod, die ewige Verdammniß zu erwarten. Gott aber hat aus unendlicher Liebe zu uns Seinen geliebten Sohn in die Welt geſchickt, und Dieſer ließ aus Liebe zu uns, als wäre Er ſelbſt ein Sünder und Uebelthäter, ſich am Kreuze erhöhen, um Alle, die an Ihn glauben und auf Ihn vertrauen, von der Sünde und der Verdammniß zu erretten.

Wem ſollte dieſe Liebe Gottes nicht das Innerſte des Herzens durchdringen? Wer ſollte nicht dieſes einzige Rettungsmittel von Sünde und ewiger Verdammniß mit gläubigem Herzen freudig und dankbar ergreifen?

20. Jeſus und die Samariterin am Jakobsbrunnen.

Jeſus reiste von Jeruſalem nach Nazareth zurück. Der Weg führte Ihn durch das Land Samaria, das ehemals das Königreich Iſrael ausmachte, und nun den Namen der alten Hauptſtadt Samaria führte. Er kam zu der Stadt Sichar, die vor Alters Sichem hieß, und in der Geſchichte der Iſraeliten ſo bekannt iſt. Nahe dabei ſah man noch das Landgut, das Jakob ſeinem Sohne Joſeph gegeben hatte. Hier war auch ein Brunnen, den Jakob einſt hatte graben laſſen, und den man deßhalb den Jakobsbrunnen nannte. Bei ſolchen Brunnen waren damals gewöhnlich ſchattige Bäume gepflanzt, und bequeme Sitze angebracht. Es war jetzt Mittag. Jeſus war müde von der Reiſe; Er ſetzte ſich daher bei dem Brunnen nieder. Seine Jünger aber gingen in die Stadt hinein, Speiſen zu kaufen.

Wie Jeſus ſo einſam an dem Brunnen da ſaß, kam ein Weib aus der Stadt heraus, Waſſer zu ſchöpfen. Die Juden hatten einen alten, eingewurzelten Haß gegen die Samariter. Sie würdigten ſich nicht einmal, einen Samariter auch nur zu grüßen. Mit ihm aus einer Schüſſel zu eſſen, oder aus einem Kruge zu trinken, hätten ſie für ein Verbrechen gehalten. Jeſus billigte — wiewohl die Samariter wirklich manche irrige Meinung hatten — dieſen Haß nicht. Er haßte nur Irrthum und Sünde, nie aber den Menſchen. Er ſagte voll Freundlichkeit zu dem Weibe: „Gib mir zu trinken!“

Die Frau war über dieſe freundliche Anrede erſtaunt. Sie konnte ihre Verwunderung nicht verbergen. „Wie kommts doch, ſagte ſie, daß Du von mir zu trinken verlangſt? Du biſt ja ein Jude, und ich eine Samariterin!“

Jeſus leitete das Geſpräch ſogleich auf etwas Höheres. Er ließ keine Gelegenheit vorbei, die Menſchen zu unterrichten. Von dem Waſſer, welches das Weib eben ſchöpfte, nahm Er Anlaß, es in einem ſchönen Gleichniſſe zu thun. Er ſprach: „Wüßteſt du, was Gott dir jetzt für ein Heil widerfahren läßt, und wer Derjenige iſt, der dir jetzt ſagt: Gib mir zu trinken! — du würdeſt wohl Ihn darum bitten, und Er gäbe dir lebendiges Waſſer.“

Die Frau verſtand noch nicht, wo das hinaus wollte. Sie ſagte befremdet: „Du haſt ja nichts, womit Du ſchöpfen könnteſt, und der Brunnen iſt doch tief. Woher wollteſt Du denn das lebendige

Waſſer nehmen? Biſt Du größer, als unſer Stammvater Jakob, der uns dieſen Brunnen hinterlaſſen hat, und der ſelbſt mit ſeinen Kindern und Heerden daraus getrunken hat!"

Jeſus fuhr in dem Gleichniſſe fort: „Wer von dieſem Waſſer da trinkt, den dürſtet es wieder. Wer aber von dem Waſſer trinkt, das Ich ihm geben will, den wird es ewig nicht mehr dürſten. Das Waſſer, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die ins ewige Leben fortfließt."

Dieſe Worte Jeſu ſind ſo zu verſtehen: „Wie der Durſtende nach friſchem Waſſer verlangt, ſo hat jeder Menſch, der nicht alles menſchliche Gefühl verloren hat, ein Verlangen in ſich, weiſe, gut und ſelig zu werden. Was friſches Quellwaſſer dem vor Durſt Lechzenden in der heißen Mittagsſtunde iſt, das iſt die Lehre und der Geiſt Jeſu für alle Unwiſſende, Reumüthige, Troſtloſe. Jeſus will uns in unſerm eigenen Herzen eine ewig unerſchöpfliche Quelle der Wahrheit, Heiligkeit und Seligkeit öffnen. Und was könnten wir uns Beſſeres wünſchen?

Allein die Samariterin meinte noch immer, es ſey von einem wirklichen, obgleich ſehr wunderbaren Waſſer die Rede. „Herr, ſagte ſie, gib mir von dieſem Waſſer, daß ich meinen Durſt auf immer ſtille! So darf ich doch nicht immer da heraus gehen, Waſſer zu ſchöpfen."

Jetzt ſagte ihr Jeſus die Geheimniſſe ihres Herzens und Lebens. Sie hatte ſich von Gott, der einzigen Quelle wahrer Seligkeit verirrt, aus dem giftigen Becher böſer Luſt getrunken und Ruhe und Freude des Herzens verloren. Um ſie in ihr Innerſtes und zur rechten Freudenquelle zurück zu führen, hielt Jeſus ihre Sünden ihr vor. Sie erſchrak und war wie vom Blitze getroffen, daß dieſer fremde Lehrer die Geſchichte ihres Lebens und ihrer geheimen Fehltritte wiſſe. Es war ihr, als ſtehe ſie vor dem Gerichte des Allwiſſenden. Erröthend, voll Scham und Reue ſprach ſie: „Herr, ich ſehe, daß Du ein Prophet biſt — ein heiliger Mann und ein Vertrauter Gottes." So bezeugte ſie Jeſu ihre Ehrfurcht, und geſtand zugleich, daß Er Recht habe, und daß ſie eine Sünderin ſey.

Jeſus blickte in ihr Herz. Er ſah ihre Reue, ihre Beſchämung, ihr Verlangen ſich zu beſſern — und ſagte ihr auch nicht ein einziges beſtrafendes Wort. Denn gegen reumüthige Sünder iſt Er die lautere Liebe und Schonung. Er zeigte überall, daß Er gekommen ſey, nicht die Sünder zu richten, ſondern ſie ſelig zu machen.

Die reuige Samariterin verlangte Gott näher kennen zu lernen, und Ihm aufrichtig zu dienen. Sie deutete mit der Hand auf die Trümmer eines Tempels, den die Samariter auf einem Berge bei Sichar erbaut, die Juden aber wieder zerſtört hatten, und ſagte zu Jeſus: „Unſere Väter haben Gott da auf dieſem Berge angebetet. Ihr Juden aber ſagt, Jeruſalem ſey der Ort, wo man Gott anbeten müſſe.“ (Wer hat nun wohl recht?)

Jeſus ſprach: „Weib, glaube Mir! Es kommt die Zeit, da ihr den Vater weder auf dieſem Berge, noch zu Jeruſalem anbeten werdet. Ihr wißt nicht, wen ihr anbetet; wir aber wiſſen, wen wir anbeten. Denn das Heil — der Heiland der Welt — kommt aus den Juden. Und dieſe Zeit, wo die wahren Anbeter Gottes den Vater im Geiſte und in der Wahrheit anbeten werden, kommt jetzt, ja ſie iſt ſchon da. Und ſolche Anbeter will auch der Vater. Denn Gott iſt ein Geiſt; und Diejenigen, die Ihn anbeten, müſſen Ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten.“

Dieſe Worte Jeſu lehren uns: Der Geiſt des Menſchen iſt der rechte Tempel der Gottheit. Hier, in unſerm Innerſten ſollen wir Gott, den Allgegenwärtigen, anbeten. Und dieſe Anbetung Gottes muß Wahrheit ſeyn. Der Verſtand muß erkennen, das Herz empfinden, die That es bezeugen, was der Mund ſpricht. Wer Gott ſeinen

Vater nennt — und Ihn nicht ehrt, Ihn nicht liebt, Ihm nicht vertraut, Ihm nicht gehorcht, wie ein gutes Kind dem beſten Vater, der betet Ihn nicht in der Wahrheit an. Seine Anbetung iſt Irrthum, oder gar Lüge und Heuchelei.

Die Samariterin horchte aufmerkſam auf jedes Wort Jeſu. Sie dachte jetzt mit Rührung an die ſelige Zeit, da Chriſtus kommen, und die wahre Verehrung Gottes ausbreiten würde. „Ich weiß es, ſprach ſie, daß der Meſſias bald kommen wird. Wenn nun Er einmal da iſt, ſo wird Er uns über Alles unterrichten.“ Sie wußte nicht, wie nahe ſie dieſem großen Heile war, auf das ſie hoffte!

Jeſus ſprach zu ihr: „Ich bin es, der mit dir ſpricht.“

Da hatte ſie eine größere Freude, als hätte ſie den größten Schatz von Gold und Silber gefunden. Sie fand keine Worte, ihre Ehrfurcht und ihr Erſtaunen auszudrücken. Ihr Herz brannte vor Verlangen, dieſe Freudennachricht ſogleich ihren Landsleuten zu bringen. Sie ließ ihren Krug an dem Brunnen ſtehen, eilte voll der höchſten Freude in die Stadt, und ſagte den Leuten: „Kommt doch, und ſehet einen Mann, der mir Alles ſagte, was ich gethan habe; ſehet ſelbſt, ob er nicht der Meſſias ſey.“

So klar und geradezu hatte Jeſus bisher noch keinem Menſchen geſagt, daß Er der Meſſias ſey, wie dieſem armen geringen Weibe, wiewohl ſie eine Irrgläubige und eine Sünderin war. Allein ſie verlangte bei all ihrer Unwiſſenheit doch nach beſſerm Unterrichte. So fehlerhaft ſie war, ſo erkannte ſie ihre Fehler, geſtand ſie ein, und trachtete nach Beſſerung. Sie war redlich, aufrichtig, ohne Falſch, ohne Verſtellung. Sie liebte ihre Mitbürger. Sie hoffte und freute ſich darauf, daß Chriſtus jetzt kommen werde. Die rechte Anbetung Gottes war ihr eine Herzensangelegenheit. Sie hatte Sinn und Gefühl für Wahrheit; daher gab Chriſtus ſich ihr zu erkennen. Die Hohenprieſter hingegen, die Gelehrten, die Vornehmen im Lande hielten ſich ſchon für weiſe und heilig genug. Ihr Stolz verhärtete ihr Herz gegen alle Belehrung und Beſſerung. Daher konnte Chriſtus ſich ihnen nicht naher offenbaren.

So geſchieht es auch jetzt noch, daß manche ſehr angeſehene Leute Ihn gering achten, und die Wahrheit aus Seinem Munde nicht hören mögen — während nicht ſo Angeſehene, aber beſſere Menſchen von Herzen an Ihn glauben, und ihr Heil in Ihm finden. Wir wollen den Beſſern gleichen — beſcheiden, redlich, lernbegierig ſeyn, und aufrichtig nach Beſſerung trachten. Ein ſtiller Sinn, ein guter Wille führt am ſicherſten zur Erkenntniß der Wahrheit.

21. Jeſus und die Samariter.

Während Jeſus noch mit der Samariterin ſprach, kamen Seine Jünger mit den gekauften Speiſen aus der Stadt zurück. Sie wunderten ſich, daß Er mit einem Samaritiſchen Weibe rede. Denn ſo gute Männer ſie waren, ſo hatte die allgemeine Abneigung der Iſraeliten ſie doch auch ein wenig angeſteckt. Sie waren ſehr neugierig zu hören, was Er wohl mit ihr geredet habe? Allein ihre Ehrfurcht vor Jeſus war ſo groß, daß ſich keiner getraute, Ihn zu fragen. Sie legten Ihm ſchweigend zu eſſen vor.

Jeſus hatte nie eine größere Freude, als wenn Er ein Herz fand, das die Wahrheit willig aufnahm. Er ſah auch voraus, was Sein Geſpräch mit der Samariterin für ſelige Folgen haben werde. Die Verherrlichung Seines Vaters und das Heil ſo vieler Menſchen erfüllte Sein ganzes Herz. Es war Ihm jetzt gar nicht um das Eſſen zu thun; Er war ſchon ſatt von himmliſchen Empfindungen.

Die Jünger wußten nicht, was vorgefallen war, und was in dem Herzen Jeſu vorging. Sie ſprachen Ihm daher zu: „Lehrer, iß doch!“ Jeſus ſagte: „Ich habe eine Speiſe zu eſſen, von der ihr nichts wißt.“ Den Jüngern ging es, wie vorhin der Samariterin. Sie verſtanden Ihn nicht. Sie ſagten unter einander: „Hat Ihm denn Jemand zu eſſen gebracht?“

Jetzt ſagte Jeſus ihnen erſt deutlich: „Meine Speiſe iſt, daß Ich den Willen Desjenigen thue, der Mich geſandt, und daß Ich das Werk vollende, wozu Er Mich geſandt hat.“ Dieſe unvermuthete Erklärung verſetzte ſie in ein angenehmes Erſtaunen. Sie ſahen es nun mit Freuden ein: „Der Wille Gottes gehe Jeſu über Eſſen und Trinken; Erfüllung Seines großen Berufes ſey Ihm tägliche Nahrung und ſtündlicher Genuß.

Dieſes Gleichniß Jeſu iſt ſo klar, daß jedes Kind es verſtehen kann! Jede Mutter kann davon eine Anwendung für ihre Kinder machen, und ihnen etwa ſagen: Nicht wahr, meine lieben Kinder! Eſſen und Trinken vergeßt ihr nie? Eben ſo wenig ſollet ihr vergeſſen, den Willen Gottes zu thun. Wenn ihr recht hungrig ſeyd, und man endlich zum Eſſen ruft, ſo iſt euch das keine kleine Freude? So willkommen nun dem Hungrigen die Speiſe iſt, ſo lieb ſoll euch der Wille Gottes ſeyn. Auch wißt ihr wohl, daß Speis und Trank dem Menſchen wohl bekommt und ihn ſtärkt und erquickt. Eben ſo iſt es auch uns, wenn wir den Willen Gottes gethan haben, herzlich wohl, und wir erhalten dadurch innere neue Stärke zum Guten. Brod, iſt eines eurer Sprichwörter, macht die Wangen roth. Allein das Vollbringen des

Willen Gottes gibt unſrer Seele gleichſam erſt die rechte Geſtalt.

Jetzt erblickte Jeſus die Samariter, die auf die Ausſage der Frau aus der Stadt herauskamen, Ihn zu ſehen. Er wollte Seine Jünger, die noch ſehr für das Irdiſche beſorgt waren, ermuntern, in Seinem himmliſchen Berufe mitzuarbeiten, und die Samariter freundlich aufzunehmen. Die reichen Felder der umliegenden Gegend gaben Ihm Gelegenheit, es auch hier wieder auf eine ſinnbildliche Art zu thun. „Ihr ſagt, ſprach Er, es ſind noch vier Monate, ſo kommt die Aernte? Ich aber ſage euch: Sehet, erhebet eure Augen, und ſchauet dieſe Felder an! — und hier zeigte Er auf die kommenden Samariter — Ich ſage euch, ſie ſind ſchon weiß zur Aernte. Und wer in dieſer Aernte arbeitet, der bekommt auch ſeinen Lohn. Er ſammelt Früchte ein zum ewigen Leben, und der Säemann und der Schnitter werden ſich mit einander freuen!“

Jeſus vergleicht hier den großen, ſchönen Beruf, die Menſchen weiſe, gut und ſelig zu machen, mit dem Anbau' eines Feldes. Es koſtet wohl viele Mühe und Arbeit, ein ungebautes Stück Land voll Dornen und Diſteln, zu bearbeiten; allein es iſt auch um einen wohlangebauten, geſegneten Acker, auf dem man kein Unkräutlein, ſondern nichts als unzählige, körnerreiche Aehren ſieht, ein ſchöner, erfreulicher Anblick. So ſollte durch die Bemühungen Jeſu und Seiner Jünger, und die fortwährende Arbeit unzähliger frommer Männer, die in ihre Fußſtapfen eintraten, die weite Erde gleichſam ein Feld werden, auf dem nur Gutes blühe und der Ewigkeit entgegen reife. Möchten dieſe Bemühungen auch an uns für jenen großen Tag der Aernte reiche Früchte der Tugend und Seligkeit bringen!

Die Samariter kamen nun bei Jeſus an, und verſammelten ſich voll Ehrfurcht um Ihn. Seine himmliſche Anmuth und Leutſeligkeit neigten Ihm Aller Herzen zu. Sie baten Ihn, bei ihnen einzukehren. Jeſus, der zu gut war, einen Bittenden abzuweiſen, blieb zwei Tage bei ihnen. Er lehrte ſie. Seine Lehre machte den tiefſten Eindruck auf ihre Herzen. Die verächtliche Art, mit der die Juden ihnen bisher begegnet waren, hatte ſie in ihren Irrthümern beſtärkt; die Leutſeligkeit Jeſu brachte ſie zur rechten Erkenntniß. Es glaubten ſehr viele an Ihn. Auch die Jünger und die Samariter wurden nach und nach zutraulicher gegen einander. Das ſcheue, ſteife, unfreundliche Weſen, womit Juden und Samariter einander ſonſt begegneten, verſchwand. Der Glaube an Jeſus vereinigte die entzweiten Herzen.

So zeigte Jeſus ſogleich hier am Anfange Seines Lehramtes, daß Er gekommen ſey, die guten Menſchen aus allen Völkern zu ſammeln, den Glaubenshaß nicht zu entzünden, ſondern zu tilgen. Wer möchte in ſeinem Betragen gegen Andersglaubende nicht lieber dem göttlichen, liebevollen Menſchenfreunde, als den hochmüthigen, liebloſen Juden gleichen!

Am Ende legten die Samariter noch ein ſehr ſchönes Bekenntniß von Jeſus ab. Sie ſagten zu dem Weibe, das ihnen die erſte Nachricht von Jeſus gebracht hatte: „Nun glauben wir nicht mehr deiner Ausſage wegen; denn jetzt haben wir Ihn ſelbſt gehört, und ſehen es nun ſelbſt ein: Dieſer ſey wahrhaft der Heiland der Welt.“

Dieſe Worte zeigen uns recht ſchön den Weg, auf dem wir mit Gottes allmächtiger Gnade, zum wahren lebendigen Glauben an Chriſtus kommen. Anfangs als Kinder glauben wir an Jeſus, weil gute, redliche Menſchen, Aeltern, Geiſtliche und Lehrer uns bezeugen, daß ſie ihr Heil in Jeſus gefunden haben. Dieſes iſt ein Anfang des Glaubens. Laſſen wir nun durch ſolche Zeugniſſe uns bewegen, daß wir Ihn näher kennen zu lernen ſuchen, Seine Lehre aufmerkſam hören und leſen, ſo werden wir eine immer größere Ehrfurcht gegen Ihn empfinden. Dies iſt ſchon ein großer Fortſchritt im Glauben. Wenn wir nun aber Seine Lehre zur Vorſchrift unſers Lebens machen, und ſie treulich befolgen, ſo wird ſich das Wort Jeſu an uns bewähren: „Meine Lehre iſt nicht Meine, ſondern Desjenigen, der Mich geſandt hat; wenn Jemand den Willen Desſelben thun will, der wird erkennen, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob Ich aus Mir ſelbſt rede.“ Wir werden erfahren, daß Seine Lehre die lautere Wahrheit, und daß Er der Erlöſer der Menſchen ſey; wir werden aus innigſter Ueberzeugung an Ihn glauben, und in Ihm unſere Gerechtigkeit, Heiligung und Seligkeit finden. Und dieſes iſt dann die Krone und Vollendung des Glaubens.

22. Jeſus und ein königlicher Beamter.

Nach zwei Tagen verließ Jeſus Sichar und erreichte endlich Galiläa. Die Galiläer nahmen Ihn mit Freuden auf. Denn ſie waren auch auf dem Feſte zu Jeruſalem geweſen, und hatten die Thaten, die Er dort verrichtete, geſehen. Der Ruf von Seiner Ankunft verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Gegend.

Nun lebte damals zu Kapharnaum, der größten und volkreichſten Stadt in Galiläa, ein königlicher Beamter. Dieſer ſtand in ſehr großem Anſehen. Man gab ihm, weil er Statthalter oder Unterkönig war, ſogar den Titel eines Königs. Allein ein glänzender Titel kann uns nicht vor Leiden ſchützen. Sein Sohn lag gefährlich krank, und man wartete ſchon jeden Augenblick auf ſein Ende.

Jetzt vernahm der bekümmerte Vater, Jeſus ſey aus Judäa wieder in Galiläa angekommen, und befinde ſich zu Kana, wo Er das Waſſer in Wein verwandelt hatte. Kana war eine Tagreiſe von Kapharnaum. Der Vater eilte deßhalb ſogleich dahin. Eine Stunde nach Mittag kam er dort an, und bat Jeſum auf das dringendſte, Er möchte doch mit ihm nach Kapharnaum gehen, und ſeinen Sohn geſund machen, denn er liege beinahe ſchon in den letzten Zügen.

Alle Gegenwärtige ſahen nun auf Jeſus, was Er thun werde. Einige dachten wohl: Ja, wenn Er da noch helfen könnte, dann wollten wir Ihn für etwas Großes halten. Andere hielten es für ausgemacht, daß Er da nicht mehr helfen könne. Der Vater des kranken Sohnes meinte ſelbſt, es ſey geradezu nothwendig, daß Jeſus nach Kapharnaum komme, um zu helfen. Ja, der vornehme, angeſehene Mann wäre wohl auch nicht zu Jeſus gekommen, wenn ihn die Noth nicht gleichſam dazu gezwungen hätte; denn um Jeſus zu hören, hätte er ſchwerlich dieſe Reiſe gemacht. Jeſus ſprach daher: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſeht, ſo glaubt ihr nicht!“

Der geängſtete, kummervolle Vater hörte den ſanften Verweis Jeſu kaum. Der Gedanke an ſeinen Sohn, den er auf dem Sterbebette verlaſſen hatte, und der Wunſch, ihn noch am Rande des Grabes gerettet zu ſehen, erfüllte ſeine ganze Seele. Er wiederholte blos ſeine Bitte und ſprach: „O Herr! komm doch, ehe mein Sohn ſtirbt!"

Jeſus ſprach ruhig und liebevoll: „Geh hin! dein Sohn lebt." Dieſes Wort, mit göttlicher Hoheit, Huld und Zuverſicht ausgeſprochen, war dem Vater wie eine Stimme vom Himmel. Er glaubte dem Worte Jeſu, eilte voll der freudigſten Hoffnung nach Hauſe — und ſchon unterwegs kamen ihm ſeine Bedienten entgegen, und riefen ſchon von weitem voll Freude: „Dein Sohn lebt; er iſt geſund!"

Der Vater fragte ſogleich nach der Stunde, in der es ſich mit ihm beſſerte. Sie ſagten: „Geſtern eine Stunde nach Mittag verließ ihn das Fieber! In einem Augenblicke war es wie weggenommen." Mit freudigem Erſtaunen erkannte der Vater, daß es gerade die Stunde, ja der Augenblick war, in dem Jeſus geſagt hatte: „Dein Sohn lebt!" Mit einem eben ſo großem Erſtaunen vernahmen alle im Hauſe: Jeſus ſey Derjenige, von dem dieſe unerwartete, wunderbare Hülfe gekommen ſey. Und er und ſein ganzes Haus glaubten an Ihn.

Glauben will hier zuerſt ſo viel ſagen: Nun waren ſie überzeugt und hielten es für unbezweifelt wahr: Jeſus iſt allmächtig! Er darf, wie Gott bei der Schöpfung, blos ein Wort ſagen, und es geſchieht. Nun war es ihnen klar: Jeſus iſt allgegenwärtig! Sein Blick ſieht auch, was nicht gegenwärtig iſt; Seine belebende Kraft iſt auch in weiter Entfernung wirkſam. Nun erkannten ſie es: Jeſus iſt der liebreichſte, mitleidsvollſte Helfer, voll himmliſcher Milde und Schonung; Ihn rührt der Schmerz eines gebeugten Vaters, und Er ſtößt auch den Schwachgläubigen nicht zurück.

Und ſollten nicht auch wir in Ihm das vollkommenſte Ebenbild des Allmächtigen, Allgegenwärtigen und Allgütigen erblicken!

Glauben will hier aber noch mehr ſagen: Nun wurde in dieſem Hauſe Vieles ganz anders. Vorhin ſprach man nur ſo bei der Tafel zur Unterhaltung von Jeſus, der zu Jeruſalem ſo große Dinge gethan habe; jetzt aber faßten Alle den Entſchluß, Ihn näher kennen zu lernen, Ihn zu hören, Seine Lehre zu befolgen. Nun redete man wohl mehr von göttlichen Dingen, benützte die Zeit beſſer, war wohlthätiger gegen die Armen. Nun wurde in dieſem reichen, großen Hauſe wohl jeder herrſchende Fehler, zum Beiſpiele, die vornehme Verachtung der Geringern, der zu große Aufwand, manche zu freie Sitte, abgeſtellt. Sie hielten Jeſus nicht blos für einen bevollmächtigten

Gottes; ſie ehrten auch alle Seine Worte als Ausſprüche Gottes — und unterwarfen ſich denſelben.

So ſollen auch wir nicht nur mit Worten, ſondern in der That an Jeſus glauben; denn ohne die Werke iſt der Glaube todt.

23. Jeſu erſte Predigt zu Nazareth.

Jeſus kam von Seiner Reiſe nach Jeruſalem endlich wieder in Seine Vaterſtadt Nazareth zurück. Sogleich an dem nächſten Sabbath ging Er, Seiner Gewohnheit gemäß, in die Synagoge, wo die Juden am Sabbathe zuſammen kamen, zu beten und die heilige Schrift leſen zu hören. Da Alles verſammelt war, ſtand Er auf — zum Zeichen, daß Er vorleſen wolle. Der Ruhm Seiner Thaten hatte ſich bis Nazareth verbreitet. Daher überreichte man Ihm ſogleich das Buch, aus dem eben geleſen wurde. Es war der Prophet Iſaias.

Jeſus öffnete das Buch; es traf nach der Ordnung, in der geleſen wurde, aber vielmehr durch Gottes beſondere Fügung, eine ſo merkwürdige Stelle, daß Er Sein öffentliches Lehramt mit keiner ſchönern und angemeſſenern hätte anfangen können. Er las ſie mit Seiner lieblichen Stimme laut und vernehmlich vor: „Der Geiſt des Herrn iſt über Mir. Er hat Mich geſalbt und geſandt, daß Ich den Armen frohe Botſchaft bringe, die verwundeten Herzen heile, den Gefangenen Erlöſung und den Blinden Herſtellung des Geſichts ankünde, die Unterdrückten frei mache, und ein gnadenvolles Jahr des Herrn ausrufe.“

Hierauf machte Jeſus das Buch zu, gab es dem Diener und ſetzte ſich. Aller Augen in der ganzen Verſammlung waren auf Ihn gerichtet. Jetzt fing Er an: „Heute geht dieſe Schriftſtelle, die ihr eben gehört habt, in Erfüllung!“ Er zeigte nun in einer ausführlichen Rede, daß Er von Gott dazu eingeweihet und geſandt ſey, die Menſchen, die am Verſtande blind, unwiſſend und thöricht ſind, zu erleuchten, ſie von den Ketten der Sünden, den böſen Neigungen und Gewohnheiten, zu befreien; die Gebrechen ihrer Seele und die Wunden ihres Gewiſſens zu heilen — ihnen Vergebung, Gnade und Heil zu bringen.

Alle, die Ihm zuhörten, gaben Ihm Beifall, und konnten ſich nicht genug wundern über die lieblichen, holdſeligen Worte, die aus Seinem Munde kamen. Aber dies währte kaum ſo lange, als Er redete. Bald regte ſich der Neid in ihren Herzen und ſie konnten deßhalb keinen rechten Glauben an Ihn haben. Sie dachten: „Wir haben freilich viel Redens von Seinen Thaten gehört; aber wenn dies Alles ſo wäre, ſo würde Er wohl auch hier etwas deßgleichen thun. Er iſt doch nur der Sohn Joſephs, des Zimmermanns.“

Jeſus ſah ihre Gedanken, und belehrte ſie, daß Er wegen ihres Unglaubens unter ihnen keine ſolche Thaten thun könne, wie anderwärts. „Ich verſichere euch, ſprach Er, kein Prophet iſt angenehm in ſeinem Vaterlande. Denn in der Wahrheit ſage Ich es euch, zu den Zeiten des Elias, wo der Himmel drei Jahre und ſechs Monate verſchloſſen und eine große Hungersnoth in dem ganzen Lande war, gab es viele Wittwen in Iſrael, und dennoch wurde Elias zu keiner von ihnen geſandt, ſondern nur zu einer Wittwe in Sarepta, dem Lande der Sidonier. Und zu den Zeiten des Eliſäus gab es viele Ausſätzige in Iſrael, und dennoch wurde keiner von ihnen geheilt, ſondern nur Naaman, der Syrer.“

Als ſie das hörten, geriethen alle, die in der Verſammlung waren, in Wuth. „Was? dachten ſie, Er will ſich mit Elias und Eliſäus vergleichen, uns rechtgläubige Iſraeliten aber unter die Heiden, die Sidonier und Syrer, herabſetzen?“ — Sie ließen Ihn nicht weiter reden. Religionseifer mußte ihrem Stolz und Neid den Anſtrich von Rechtmäßigkeit geben. Alle in der Synagoge ſtanden mit wildem Getümmel gegen Ihn auf, ſtießen, und trieben Ihn zu ihrer Synagoge und ihrer Stadt hinaus, und führten Ihn auf die ſteile Spitze des Berges, an dem ihre Stadt gebaut war. Hier wollten ſie Ihn hinabſtürzen! Jeſus ſtand ſchon am äußerſten Rande deß Abgrundes; da wandte Er ſich aber, und ging mit einer Würde und Ruhe, daß ſie wider Willen voll Ehrfurcht und Erſtaunen wie verſteinert da ſtanden — mitten durch ſie hindurch, und verließ ihre Stadt für immer.

Wir ſehen hier wieder ein recht auffallendes Beiſpiel, wie ſehr die Leidenſchaften den Verſtand der Menſchen verblenden! Dieſe Nichtswürdigen, die den Liebenswürdigſten der Menſchen morden wollten, bildeten ſich ein, ſie ſeyen beſſer und Gott gefälliger, als die Wittwe von Sarepta und Naaman der Syrer, weil dieſe aus den Völkern der Heiden — ſie aber rechtgläubige Juden waren. Gott bewahre uns vor einer ähnlichen Verblendung.

Aller Religionseifer, der auf Haß, Verfolgung, Lärm, Aufruhr, Mordgier hinausläuft, iſt nicht aus Gott, ſondern im Grunde blos Stolz, Starrſinn, ja die ſchrecklichſte Heuchelei — wie bei dem unwiſſenden und bösartigen Pöbel von Nazareth.

Auch ſehen wir hier, wie der böſe Menſch immer ſich ſelbſt am meiſten ſchade. Jeſus hätte ſo gerne das Heil, das Er ganz Iſrael, ja der Welt bringen wollte, Seinen Mitbürgern in Nazareth, die Ihm am nächſten waren, zuerſt gegönnt. Allein die Nazareer brachten ſich durch ihre eigene Schuld um dieſes große Heil. Sie fügten —

indem ſie Jeſu ſchaden wollten — Niemanden einen größern Schaden zu, als ſich ſelbſt.

21. Der reiche Fiſchfang.

Jeſus reiste von Nazareth weiter, und kam an den See Geneſareth, der ungemein groß und ringsumher von blühenden, fruchtbaren Geſtaden und volkreichen Städten und Flecken umgeben war. Da fanden ſich denn bald ganze Schaaren von Menſchen bei Jeſus ein, und es entſtand ein großes Gedränge um Ihn. Alle waren voll des ſchönen, nachahmenswerthen Verlangens — das Wort Gottes zu hören.

Jeſus that Alles mit Anſtand und Würde. Am Geſtade des See's ſtanden zwei Schifflein. Eines gehörte dem Petrus und ſeinem Bruder Andreas; das andere dem Johannes und ſeinem Bruder Jakobus. Sie waren Fiſcher, und eben ausgeſtiegen, und reinigten ihre Netze. Jeſus trat in das Schifflein des Petrus, und bat ihn freundlich, ein wenig von dem Lande zu fahren. Petrus that es, obwohl er eben beſchäftigt war, mit der bereitwilligſten Gefälligkeit. Jeſus ſetzte ſich. Das Volk lagerte ſich am Geſtade. Jetzt ward, ſo groß auch vorher das Gedränge geweſen, überall Stille und Ordnung. So ſchön und einfach wußte Jeſus Alles anzuordnen!

Jeſus lehrte nun von dem Schifflein aus das

Volk, und nachdem Er aufgehört hatte zu reden, ſagte Er zu Petrus und Andreas: „Fahret nun hinaus gegen die Tiefe des See's, und werfet euer Netz zum Fange aus!" Petrus antwortete:

„Ach, Lehrer! die ganze Nacht haben wir gearbeitet, und nichts gefangen; aber auf Dein Wort hin will ich das Netz doch noch einmal auswerfen."

Zwei Dinge müſſen uns hier an Petrus vorzüglich gefallen.

Petrus war unermüdet fleißig bei ſeinen Arbeiten. Er mußte, um ſein Brod zu verdienen, ganze Nächte hindurch arbeiten, des ſüßen Schlafes entbehren, Froſt und Näſſe ausſtehen, ſich den Waſſergefahren ausſetzen, und manchmal, wie eben jetzt, dieſes alles vergebens. Das war wohl hart! Dennoch that er's unverdroſſen.

Petrus hatte ein unbegränztes Zutrauen zu Jeſus. Er wußte zwar, als ein geſchickter Fiſcher, daß die dunkle Nacht dem Fiſchfange günſtiger ſey, als der Tag; ſeiner Einſicht nach war alſo jetzt bei hellem Tage noch weniger zu hoffen, als bei Nacht. Dennoch gehorchte er auf das Wort Jeſu hin. Wir wollen in Beidem — der Arbeitſamkeit in unſerm Berufe und dem folgſamen Vertrauen auf Jeſus — dem Petrus gleichen!

Petrus fuhr mit ſeinem Bruder hinaus in den See, und warf das Netz aus. Da bekamen ſie eine ſolche Menge von Fiſchen, daß ihr Netz anfing zu zerreißen. Sie winkten daher dem Johannes und Jakobus, die in dem andern Schifflein waren. Dieſe kamen eilends ihnen zu helfen. Beide Schiffe wurden voll — bis zum Verſinken. Da Petrus dieſes ſah, fühlte er es, wie noch nie: Derjenige, dem Gott eine ſolche Macht gegeben hat, müſſe mehr ſeyn, als ein Menſch. Ein ehrerbietiger Schauer durchdrang ihn. Er fiel Jeſu zu Füßen, und rief: „Herr! Geh von mir hinaus, denn ich bin ein ſündiger Menſch!“

Wen ſollte dieſe Demuth des Petrus nicht innig rühren! Sein erſter Gedanke bei dem Anblicke dieſes wunderbaren Segens war, er ſey es nicht werth, daß Jeſus ſo freundlich mit ihm umgehe und ihn ſo reichlich ſegne. So ſollte auch uns jede Wohlthat Gottes eine Aufforderung zur Beſſerung ſeyn. Jeder reiche Segen Gottes — der Acker voll goldener Aehren, die Wieſe voll Gras und Blumen, der Baum, der ſich unter der Laſt der Früchte beugt — ſagt uns gleichſam: „Menſch! Gott iſt ſo gütig gegen dich; mach’ dich Seiner Güte durch Sünde nicht unwerth!“

Jeſus ſagte zu Petrus: „Fürchte dich nicht! Von nun an wirſt du Menſchen fangen — Schaaren von Menſchen in das Reich Gottes ſammeln!“ Auch zu Andreas, zu Johannes und Jakobus, ſprach Jeſus freundlich: „Folget mir nach! Ich will euch — zu Fiſchern edlerer Art — zu Menſchenfiſchern machen!“ Sie brachten ihre Schiffe ſogleich an das Land, verließen ihre Netze und Alles, was ſie hatten, und folgten Ihm nach — um als Seine Jünger beſtändig bei Ihm zu bleiben.

Wie anbetungs- und liebenswürdig zeigt ſich Jeſus auch in dieſer Begebenheit! Wie machtvoll erfreut Er die mühevollen, geplagten Menſchen! Wie herrlich belohnt Er die kleinſte Mühe und Verſäumniß um Seiner willen! Wie freundlich tröſtet und beruhiget Er den Reuigen! Wie hoch ehret Er die Demuth, und berufet den, der ſich des Geringern nicht werth hielt, zu etwas noch viel Höherem! Mit welcher ſtillen Größe und Erhabenheit handelt Er! Er ſagt auch hier kein Wort von dem wohlthätigen Wunder, das Er thut. Er wirkt Gutes, wie Gott in der Natur, der Seine unſichtbare Herrlichkeit nur durch Wohlthaten offenbart.

Allein Jeſus hatte bei dieſem wunderbaren Segen noch eine höhere Abſicht, als armen Fiſchern blos eine zeitliche Wohlthat zu erweiſen. Alle Seine Thaten hatten nur Ein Ziel — die Gründung eines Reiches Gottes auf Erden. Er wollte jetzt einen Kreis von Jüngern um ſich ſammeln, die immer um Ihn ſeyn, Seine Lehren ſtets hören, Sein Beiſpiel ſtets ſehen, und davon erleuchtet und belebt, Mitarbeiter in Seinem großen Berufe werden ſollten. Dazu war es nun vor allem nothwendig, daß dieſe Fiſcher ihr Gewerbe ganz aufgaben. Eine ſolche Forderung wäre ihnen wohl jetzt noch zu ſchwer vorgekommen. Jeſus machte ihnen aber die Erfüllung derſelben leicht. Er zeigte ihnen, um ſie über alle irdiſche Sorgen zu erheben, daß Er mächtig genug ſey, ſie zu ernähren; und Er wählte dazu ein Wunder in ihrer eigenen Kunſt, das auf Fiſcher einen deſto größern Eindruck machen mußte. Ja, Er deutete ihnen durch den über alle Erwartung reichen Fiſchfang ſinnbildlich an, daß ihre Arbeiten für das Reich Gottes ähnliche ſegensreiche Folgen haben würden. Wie weiſe und mächtig wußte Jeſus auf die Menſchen zu wirken! Wie menſchlich und göttlich iſt Alles, was Er thut!

23. Jeſus zu Kapharnaum.

Jeſus kam in die Stadt Kapharnaum, die an dem See Geneſareth lag, und in der Petrus und Andreas zu Hauſe waren. Auch hier begab Er ſich ſogleich in die Synagoge, und lehrte da. Er legte voll Kraft und Nachdruck Seinen Zuhörern die Worte an das Herz: „Thut Buße — das Himmelreich iſt nahe!“

Buße iſt das Erſte, was Jeſus, eben ſo wie Sein Vorläufer Johannes, von den Menſchen forderte. Er drückte ſo den Worten des Johannes gleichſam das Siegel der Wahrheit auf, und bezeugte ſo, daß alles Heil der Menſchen von wahrer, aufrichtiger Beſſerung des Herzens den Anfang nehmen müſſe.

Das Himmelreich — ein Reich, in dem alle Menſchen den Willen Gottes thun ſollen, wie die heiligen Engel Gottes im Himmel, iſt die Kirche, die Jeſus hier auf Erden ſtiftete; in jener Welt, iſt das Himmelreich aber der Himmel ſelbſt, in den Diejenigen, die an Jeſus glauben, und Ihm als ihrem Herrn und Könige gehorchen, einſt eingehen werden.

Aus der Synagoge ging Jeſus in das Haus des Petrus und Andreas; Johannes und Jakobus begleiteten Ihn. Die Schwiegermutter des Petrus lag eben an einem heftigen Fieber krank. Sobald Jeſus in das Haus kam, baten Petrus und Andreas Ihn, Er möchte ihr doch helfen. Jeſus ging zu ihr hin, nahm ſie liebreich bei der Hand, gebot dem Fieber — und das Fieber verließ ſie auf der Stelle. Sie ſtand ſogleich auf, und bediente Jeſum und Seine Jünger bei Tiſche.

Dieſe kleine Begebenheit in dem Hauſe des Petrus enthält für uns viel Großes, Schönes und Rührendes. Jeſus zeigte auch hier Seine große Macht und Liebe; mit Ihm kam Freude und Heil, wo Er nur immer hintrat. Petrus und Andreas geben uns ein ſchönes Beiſpiel der kindlichen Liebe gegen die alte Hausmutter und des Zutrauens zu Jeſus. Die alte Schwiegermutter ſelbſt, die bei Tiſche voll Freundlichkeit, Fröhlichkeit und Munterkeit aufwartete, iſt ein rührendes Beiſpiel der Dankbarkeit!

Allein Jeſus hatte auch bei dieſer Wohlthat noch eine höhere Abſicht. Wie der wunderbare Fiſchfang den Petrus bewog, ein ſteter Begleiter Jeſu zu werden, ſo machte dieſe wunderbare Heilung auch die Schwiegermutter und ihre Tochter bereitwillig, den Petrus gerne zu entlaſſen. So ſollen alle zeitliche Wohlthaten Gottes zu unſerm ewigen Heile dienen.

Die Nachricht, daß Jeſus die todtkranke Schwiegermutter des Petrus ſo augenblicklich geſund gemacht habe, erregte großes Aufſehen. Abends, ſobald die Sonne untergegangen war, brachte Jedermann ſeine Kranken zu Jeſus; denn früher hielt man es am Sabbathe nicht für erlaubt, ein ſolches Geſchäft vorzunehmen. Die ganze Stadt kam vor der Hausthüre des Petrus zuſammen. Jeſus legte jedem Kranken die Hand auf, und jeder wurde — er mochte auch was immer für eine Krankheit haben — augenblicklich geſund. Wie ein edler Mann ſich eine Freude daraus macht, mit eigener Hand Geſchenke unter die Armen auszutheilen, ſo leicht theilte die Hand Jeſu Geſundheit und Leben aus.

Es gäbe ein ſchönes, großes Gemälde, wie Jeſus, noch bei dem Glanze der Abendröthe von Schaaren leidender Menſchen umgeben, Allen hilft — und wie ſie hoch erfreut Gott loben und preiſen und Jeſu danken. Er ward gar nicht müde, Gutes zu thun. Seine wohlthätige Liebe glich der Sonne, die den ganzen Tag ohne Aufhören den Menſchen wohlthut; ja, er fuhr noch fort, Gutes zu thun, nachdem die Sonne ſchon lange untergegangen war. Wer ſollte auf Seine Macht und Liebe nicht vertrauen! Wer möchte nicht an unermüdeter Thätigkeit zum Beſten der Menſchen — Ihm gleichen!

26. Die Reiſe Jeſu durch Galiläa.

Am folgenden Morgen, da noch kaum die erſten Strahlen der Morgenröthe hervor brachen, verließ Jeſus die Stadt, ſuchte einen ſtillen, einſamen Ort, und betete. Er weihte die erſten Stunden Seiner geſchäftvollen Tage immer Gott.

Am Morgen gleichet die Natur einem Tempel der Gottheit. Die Blumendüfte ſteigen wie Weihrauch empor; der Morgenſtern ſtrahlt wie eine Lampe vor dem Heiligthume. Ueberall herrſcht feierliche Stille.

Auch wir ſollten die Erſtlinge des Tages, die goldenen Morgenſtunden, Gott weihen! Gebet und heilige Betrachtung am Morgen gibt Kraft zu den Geſchäften des ganzen Tages. Es wäre ein großer Verluſt für uns, wenn wir gerade die ſchönſten Stunden des Tages, die wir zu den ſeligſten unſers Lebens machen könnten, verſchlafen wollten!

Indeß wurden die Einwohner der Stadt heute auch früher wach. Die großen Thaten Jeſu beſchäftigten alle Gemüther; die ganze Stadt kam in Bewegung und wiederhallte von Seinem Lobe. Denn ſo große, ſo viele, ſo wohlthätige Wunder hatte noch kein Prophet gethan. Alle ſuchten Jeſum auf; jeder wollte Ihn ſehen und Ihn bewundern. Aber eben dieſe Bewunderung floh Jeſus; auch deßhalb verließ Er die Stadt ſo frühe. Denn Ihm war es nicht um den Beifall der Menſchen zu thun, ſondern um ihr Heil. O daß wir doch auch, ſo demüthig, ſo einzig auf das Gute bedacht ſeyn möchten, wie Jeſus!

Petrus, und eine Schaar Volkes mit ihm, fanden Ihn endlich. Sie riefen Ihm ſogleich zu: „Alles ſucht Dich!“ Alle drangen in Ihn, Er möchte doch wieder in ihre Stadt zurückkehren. Er aber, der alle Menſchen mit gleicher Liebe umfaßte und alle ſelig machen wollte, ſprach: „Ich muß auch andern Städten die frohe Nachricht vom Reiche Gottes verkünden; denn dazu bin Ich geſandt.“

Dieſe wohlthätige Reiſe, ja die wohlthätigſte, die, ſeit die Welt ſteht, gemacht worden, trat Jeſus jetzt an. Er reiste von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken. Was Er in Kapharnaum gethan hatte, that Er überall. Er lehrte überall in den Synagogen, und verkündigte die frohe Botſchaft von dem göttlichen Reiche. Er heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen aller Elenden unter dem Volke. Die himmliſche Weisheit, die aus Seinem Munde kam, die göttliche Liebe, mit der Er alle Elenden aufnahm, die unbegrenzte Macht, mit der Er half, zeigten offenbar, daß Er von Gott geſandt ſey. Ueberall begleiteten Ihn zahlreiche Schaaren Volkes — aus Galiläa, aus Judäa, aus der Landſchaft jenſeits des Jordans, und aus Jeruſalem. Sein Ruf verbreitete ſich durch ganz Syrien und alle angrenzenden Länder.

Alle Kranke, alle mit Schmerzen und Gebrechen belaſtete — Blinde, Taube, Stumme, Lahme, Beſeſſene, Mondſüchtige, Gichtbrüchige brachte man ringsumher von allen Gegenden zu Ihm — und Er machte ſie alle geſund. Leben und Geſundheit ſtrömten von Ihm aus. Wo Er nur hintrat, flohen Jammer und Elend. Ueberall verbreitete Er Troſt und Freude. Seine Fußtritte träufelten gleichſam von Segen. Unzähligen Kindern wurde ihr kranker Vater, oder ihre kranke Mutter wieder geſchenkt; unzählige Aeltern ſahen ihre von Krankheit hinwelkenden Kinder neu aufleben, und wohl in unzähligen Augen ſchimmerten Thränen der innigſten Freude, des heißeſten Dankes.

Wenn wir uns die Gottheit in Menſchengeſtalt auf Erden wandelnd denken wollten — wo iſt der Menſch, der ſagen kann, wie das auf eine gotteswürdigere und menſchenfreundlichere Art geſchehen könnte, als Gott ſich uns in Jeſus Chriſtus geoffenbart hat!

27. Jeſus lehrt auf einem Berge.

Einmal, da eine ganz ungemein große Menge Volkes ſich um Jeſus verſammelt hatte, ging Er auf eine Anhöhe. Hier ſetzte Er ſich. Seine Jünger traten auf beiden Seiten neben Ihn hin. Etwas weiter unten ſtanden die Volksſchaaren. Alle blickten nun auf Ihn. Es herrſchte eine große Stille — und jetzt fing Er an zu lehren. Himmel und Erde waren gleichſam ein großer, eines ſolchen Lehrers würdiger Tempel.

Zuerſt trug Jeſus einige ſinnvolle Denkſprüche vor, die gleich den Perlen ohne prangenden Schimmer, aber von unſchätzbarem innern Werthe ſind, und die wir, noch mehr als die koſtbarſten Perlen ſchätzen und bewahren ſollen. Er ſprach:

„Selig ſind die Armen im Geiſte, denn ihrer iſt das Himmelreich.“

„Selig ſind die Trauernden; denn ſie werden getröſtet werden.“

„Selig ſind die Sanftmüthigen; denn ſie werden das Erdreich beſitzen.“

„Selig ſind die nach Gerechtigkeit hungern und dürſten; denn ſie ſollen geſättiget werden.“

„Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“

„Selig ſind die ein reines Herz haben; denn ſie werden Gott ſchauen.“

„Selig ſind die Friedfertigen; denn ſie werden Kinder Gottes genannt werden.“

„Selig ſind die, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer iſt das Himmelreich.“

„Selig ſeyd ihr, fügte Er noch bei, wenn euch die Menſchen wegen Meiner läſtern, euch verfolgen, und alles Böſe fälſchlich gegen euch ausſagen! Freuet euch und frohlocket! denn euer Lohn in dem Himmel iſt groß.“

Dieſe Ausſprüche Jeſu, die uns von Kindheit an ausführlich erklärt werden, ſollen wir zur täglichen Vorſchrift unſers Betragens machen, und unſer ganzes Leben darnach einrichten.

Jeſus Chriſtüs lehret da, nach welchen Tugenden Seine Jünger und Nachfolger, die Chriſten, trachten ſollen. Ein wahrer Jünger Jeſu iſt arm im Geiſte — er trachtet mehr nach himmliſchen als irdiſchen Gütern, und iſt von

Herzen demüthig; er überträgt die Leiden mit Geduld und trauert mehr über ſeine Sünden, als über alle Uebel, die er in dieſer Welt zu dulden hat; er iſt ſanftmüthig und mild gegen alle Menſchen, auch gegen Feinde und verzeiht ihnen; Gerechtigkeit, Rechtſchaffenheit und Tugend, geht ihm über Speis und Trank; voll Erbarmens und thätigen Mitleids nimmt er ſich ſeiner bedrängten Mitmenſchen an; ſein Herz iſt rein von jeder unlautern Begierde; er ſucht mit allen Menſchen im Frieden zu leben und überall Frieden zu ſtiften; er iſt bereit, um des Guten willen alles Uebel zu dulden, und läßt ſich durch keine Verfolgung davon abwendig machen.

Jeſus lehrt aber auch, welche Seligkeit ſolche tugendhafte Menſchen zu erwarten haben. Ein ſolcher treuer Jünger Jeſu, ſo arm er auch an irdiſchen Gütern ſeyn möge, iſt reich an himmliſchen Gütern, ja das Himmelreich iſt ſeyn; in allen Leiden hat er einen ſichern Troſt; er lebt ruhiger und ungeſtörter auf Erden als ein Welteroberer; er kommt in der Tugend täglich weiter, und wird dadurch mehr erquickt, als der Hungrige und Durſtige durch Speis und Trank; wenn er in Noth gerathet, findet er bei Gott und Menſchen Erbarmen; er kommt auf Erden ſchon zu immer hellerer Erkenntniß Gottes; er wird mit Recht ein Kind Gottes genannt, der ein Gott des Friedens iſt; er kann ſich auf Erden ſchon der Krone freuen, die ſeiner im Himmel wartet, wo er Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen wird.

An dieſe Ausſprüche Jeſu, die wir alle auswendig wiſſen, müſſen wir uns nun zu rechter Zeit erinnern, um ſie in Ausübung zu bringen. Wenn ſich zum Beiſpiele Stolz oder Habſucht in uns regt, ſollen wir voll Demuth und Geringachtung zeitlicher Güter denken: „Selig ſind die Armen im Geiſte!“ Wenn wir zum Zorne gereizt werden, ſollen wir denken: Selig ſind die Sanftmüthigen! Wem es hart ankommt, den Armen zu helfen, der denke: Selig die Barmherzigen! Wem unlautere Gedanken einfallen, denke: Selig die ein reines Herz haben! So werden wir Jeſu, dem Heiligſten und Reinſten, der uns in allen Tugenden das ſchönſte Beiſpiel gegeben, ſchon hier auf Erden immer ähnlicher werden und Er wird uns einſt an ſeiner Seligkeit im Himmel Theil nehmen laſſen.

28. Auslegung der Gebote Gottes.

Wir müſſen uns hier erinnern, wie Gott den Iſraeliten, dort in der Wüſte auf dem Berge Sinai, die zehn Gebote gegeben hat. Durch eine Reihe hoher, zum Theil ſehr ſchauervoller Wunderthaten, hatte Er ſie auf dieſen wichtigen Augenblick vorbereitet. Unter den furchtbarſten Natur=

begebenheiten, unter Blitz, Donner und Erdbeben, was allein fähig war, auf ſo rohe Gemüther, wie jene Iſraeliten geweſen, einen tiefen Eindruck zu machen, wurden ihnen die Gebote verkündet.

Eben dieſe Gebote erklärte nun der Sohn Gottes den Beſſern aus den Nachkommen jener alten Iſraeliten, hier auf einem andern Berge in den ſchönen, blühenden Gegenden des gelobten Landes. Unzählige, eben ſo wohlthätige als wundervolle Handlungen hatten ihre Herzen mit Liebe und Zutrauen zu Ihm erfüllt, und ſie bereitwillig gemacht, dieſe Gebote nach ihrem ganzen Sinne zu erfüllen. Nichts Schreckendes erblicken wir um Ihn; Jeſus iſt ganz Liebe, Gnade und Erbarmen.

Da die Phariſäer und Schriftgelehrten jener Zeit Ihm vorwarfen, Er wolle die alten, heiligen Gebote Gottes abbringen, ſo ſprach Er zuerſt: „Glaubet nicht, Ich ſey gekommen, das Geſetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, ſie aufzuheben, ſondern ſie zu ihrer Vollkommenheit zu bringen. Ja, Ich verſichere euch hoch und theuer, eher werden Himmel und Erde vergehen, als nur der geringſte Buchſtabe oder auch nur das kleinſte Tüpflein des Geſetzes wegkommen oder unerfüllt bleiben ſollte. Wer daher nur Eines der allergeringſten Geſetze aufhebt, und die Leute anders lehrt, der wird für den Geringſten im Himmelreiche gehalten werden; wer ſie aber lehrt und thut, der wird groß geachtet werden im Himmelreiche. Denn ich ſage euch, wenn ihr an Gerechtigkeit die Phariſäer und Schriftgelehrten nicht weit übertreffet, ſo werdet ihr nicht eingehen in das Himmelreich."

Jeſus zeigte nun, daß die Gebote Gottes nichts anders von uns fordern, als Liebe, wie gegen Gott, unſern Vater im Himmel, ſo auch gegen die Menſchen, unſre Brüder und Schweſtern auf Erden.

„Ihr habt gehört, ſprach Jeſus, daß den Alten geſagt wurde: Du ſollſt nicht tödten; wer aber tödtet, der fällt dem Gerichte anheim. Ich aber ſage euch: wer über ſeinen Bruder auch nur unbillig zürnet, der verdient ſchon als des Todes ſchuldig vor Gericht gefordet zu werden; wer aber ſeinen Bruder einen Nichtswürdigen nennt, der iſt es werth vom hohen Rathe (zur geſchärfteren Todesſtrafe der Steinigung) verurtheilt zu werden; wer aber ſeinen Bruder einen Thoren, das iſt, einen Gottloſen nennt, der macht ſich des hölliſchen Feuers ſchuldig."

„Willſt du nun dein Opfer ſchon wirklich auf den Altar legen, und es kommt dir etwa da erſt zu Sinne, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, ſo laß dein Opfer dort vor dem Altare liegen, und geh hin, und ſöhne dich zuvor mit deinem Bruder aus, und dann erſt komm und opfere deine Gabe.“

Verſöhne dich mit deinem Widerſacher unverzüglich und ſo lange du noch mit ihm auf dem Wege biſt; denn ſonſt möchte er dich dem Richter überliefern, und der Richter dich dem Gerichtsdiener übergeben, und dieſer dich in das Gefängniß werfen. Ich verſichere dich, da kommſt du nicht heraus, bis du den letzten Heller bezahlt haſt.“ (Wie ein Menſch, der mit einem andern in Streit gerathen und mit ihm ſchon auf dem Weg zum Richter iſt, klug handelt, wenn er ſich mit ihm noch auf dem Wege ausſöhnt; ſo befindet ſich jeder Menſch, der mit ſeinem Nächſten in Feindſchaft lebt auf dem Wege zum ewigen Richter. Er kann nichts Beſſeres thun, als daß er ſich noch hier auf Erden mit ihm ausſöhne, ſonſt würde in jener Welt Gott ihn verurtheilen, jedes, auch das kleinſte Unrecht, das er ſeinem Nächſten zugefügt hat, dort noch abzubüßen.)

„Widerſetzt euch Denjenigen nicht, die euch Unrecht thun — rächet euch nicht, zanket, ſtreitet nicht — ſondern wenn dich Jemand auf die rechte Wange ſchlägt, ſo reich ihm lieber auch die linke dar; und wenn Jemand um deinen Rock mit dir ſtreiten will, ſo laß ihm auch noch den Mantel; und will dich einer zwingen, eine Meile weit mit ihm zu gehen, ſo gehe lieber zwei Meilen weit mit ihm.“

„Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut denen Gutes, die euch haſſen, und betet für eure Beleidiger und Verfolger; dann ſeyd ihr wahre Kinder eures Vaters im Himmel, der Seine Sonne aufgehen läßt über Böſe und Gute, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.“

„Denn wenn ihr nur die liebet, die euch lieben, was für ein Verdienſt ſolltet ihr davon haben? Thun das nicht auch die Publikanen (die verrufenſten Sünder?) Und wenn ihr nur gegen eure Brüder (eure nächſten Blutsverwandten) liebreich und freundlich ſeyd, was thut ihr da Beſonders? Thun das nicht auch die Heiden? So ſeyd denn vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt!“

Wir wollen dieſe göttlich=ſchönen Lehren Jeſu näher betrachten und ſie recht zu Herzen nehmen!

Jeſus lehrt uns da, was zur rechten Menſchenliebe gehöre. Nicht nur der ſchrecklichſte Ausbruch des Haſſes, das größte Verbrechen gegen die Liebe — der Mord iſt verboten. In Gottes Augen iſt ſchon die feindſelige Geſinnung eben ſo ſtrafbar, die am Ende zu ſolchen Thaten führt, und die es eigentlich iſt, was den Mörder zum Mörder macht. Streit und Wortwechſel mit kleinen, zornmüthigen Seelen ſollen wir für eine größere Schmach an=

ſehen, als einen Schlag ins Angeſicht. Edelmuth ſoll uns näher am Herzen liegen, als der Rock am Leibe. Wir ſollen den Menſchen mehr Gutes erweiſen, als ſich der unbilligſte zu fordern getraute. Aus reicher, überfließender Güte ſollen wir bereit ſeyn, nicht nur einige Schritte, ſondern — wo Andern ein weſentlicher Dienſt damit geſchieht, oder Streit und Zank dadurch verhütet wird — Meilen weit mit ihnen zu gehen.

Jeſus ſtellt uns die höchſte Liebe, die Liebe Gottes zu den Menſchen, zum Vorbild auf, und lehrt uns dieſe Liebe überall in der ganzen Natur — von der ſtrahlenden Sonne bis zum Thautropfen — erblicken. Jeder Sonnenſtrahl, an dem Korn und Baumfrüchte reifen, jeder Thau- und Regentropfen an Blüthen und Blumen ſoll uns die Freundlichkeit Gottes verkünden, und uns eine Aufforderung zur Liebe ſeyn. Mild, wohlthuend, erfreuend gleich der Sonne, ſegensreich und erquickend gleich einem milden Frühlingsregen ſoll all unſer Thun, unſer ganzes Weſen ſeyn. Wir ſollen — wohl der größte Gedanke, der je in ein Menſchenherz kam! — vollkommen ſeyn wie Gott.

Jeſus lehrt, daß uns dieſe Liebe gegen alle Menſchen, auch gegen Feinde, erſt zu wahren Anbetern Gottes macht. Durch gottähnliche Geſinnungen wird Gott heiliger verehrt, als durch die reichſten Opfergaben. Wem dieſe milden, gottgefälligen Geſinnungen fehlen, der bemüht ſich umſonſt, durch Opfer und Gaben, Gottes Wohlgefallen zu verdienen. Der äußerliche Gottesdienſt, ohne ein Herz voll Liebe gegen alle Menſchen, denen Gottes Sonne ſcheint, kann Gott nicht gefallen. Auf Gottes Altare ſoll keine Opfergabe Platz finden, die aus einem unverſöhnten Herzen kommt. Gottes Tempel ſoll das Haus des Friedens ſeyn, wo die Menſchen, die ſich im Gewühle des Lebens ſo leicht entzweien, ſich am Altare vor Gottes Angeſicht in Liebe wieder vereinigen.

In eben dem Sinne, wie dieſes Gebot, hat Jeſus alle Gebote erklärt. Ja, was Er von dieſem Gebote ſagte, gilt auch von den übrigen Geboten. Er verbietet nicht nur die böſe That, Er will, unſer Innerſtes ſoll rein ſeyn von jedem böſen Gedanken; Er fordert heilige Geſinnungen.

Es iſt nach der ausdrücklichen Lehre Jeſu nicht genug, nicht Unkeuſchheit treiben. Jeſus verbietet auch den unverſchämten Blick, auch die unlautere Begierde des Herzens ſo ſtrenge, als die ſchändliche That.

Es iſt nicht genug, daß wir nicht ſtehlen, Andere nicht um das Ihrige bringen; wir ſollen ihnen lieber von dem Unſrigen mittheilen. Jeſus ſprach ausdrücklich: „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem ab, der von dir entlehnen will.“ —

„Alles, was ihr wollet, daß euch die Menſchen thun ſollen, das ſollet ihr ihnen auch thun.“

Es nicht genug, daß wir vor Gericht nie ein falſches Zeugniß, oder gar — was das ſchrecklichſte Vergehen gegen Treu und Glauben, Gott und Menſchen wäre — einen falſchen Eid ablegen. Jeſus ſprach: „Ihr ſollet gar nicht ſchwören, weder bei dem Himmel, den Er iſt Gottes Thron, noch bei der Erde, denn ſie iſt Sein Fußſchemmel. Eure Rede ſey „Ja, ja! Nein, nein.“ Alles was darüber iſt, das iſt vom Böſen.“ Jedes Wort, das aus unſerm Munde kommt, ſoll die lautere Wahrheit ſeyn. Wenn das Herz ja ſagen muß, ſoll auch der Mund ja ſagen; wenn es in unſerm Herzen nein heißt, ſoll auch der Mund nein ſagen. Herz und Mund ſollen durchaus übereinſtimmen; unſre Redlichkeit ſoll ſo unerſchütterlich ſeyn, daß unſer Ja oder Nein ſtatt eines Eidſchwures gelte.

Ach, daß doch alle Menſchen dieſe göttlichſchönen und heilbringenden Lehren zu ſchätzen wüßten und ſie genau befolgen möchten! Welche goldene Zeit würde da für die Welt anbrechen? Friede und Einigkeit würden in jeder Hütte wohnen; jene unſeligen Menſchen, die ſich jetzt das Leben durch feindſelige Geſinnungen verbittern, würden einer neuen, ihnen bisher unbekannten Seligkeit genießen; die ganze weite Erde würde einem Hauſe gleichen, das nur von guten Kindern des beſten Vaters bewohnt iſt — des Vaters im Himmel. Die holde, unverdorbene Farbe der Unſchuld würde das Angeſicht aller Jünglinge und Jungfrauen ſchmücken, und es würde keine glühende Thräne mehr über Verführer geweint werden; Eintracht, Liebe und Treue würde jede Ehe beglücken. Der friedliche Wanderer würde, ſicher vor Räubern, ruhig und fröhlich ſeinen Weg fortſetzen, und die Obrigkeit ſich nicht mehr genöthigt ſehen, zu Schwert und Strang zu greifen. Die alte Treue und Redlichkeit, die einſt vorzüglich der Ruhm unſers deutſchen Vaterlandes war, würde das Glück und die Zierde aller Völker der Erde ſeyn. Daß es doch ſo wäre!

29. Drei der ſchönſten Tugendübungen.

Beten, Faſten und Almoſengeben wurden von jeher als ſchöne Uebungen in Erfüllung unſerer drei Hauptpflichten gegen Gott, die Menſchen und uns ſelbſt betrachtet. Sie ſind es auch in der That. Almoſengeben erhält unſer Herz in ſteter wohlwollender Geſinnung gegen die leidenden Menſchen; Faſten entzieht den ſinnlichen Neigungen die Nahrung und tödtet die böſen Begierden; Gebet — ſtetes Andenken an den Heiligſten, ſteter Umgang mit Gott — heiliget uns und belebt in uns den himmliſchen Sinn. Jeſus empfahl daher dieſe

Uebungen nachdrücklichſt; nur warnte Er, keine ehrbegierigen Abſichten dabei zu haben, die dem Guten allen Werth benehmen.

„Hütet euch, ſprach Er, eure guten Werke vor den Menſchen zu thun, damit ihr von ihnen geſehen werdet; denn ſonſt habt ihr von eurem himmliſchen Vater keine Vergeltung zu hoffen.“

„Wenn du Almoſen gibſt, ſo laß es nicht in den Synagogen und auf der Straße vor dir her ausposaunen, wie es die Heuchler machen, damit ſie von den Menſchen gelobt werden. Wahrhaftig, Ich ſage euch, das iſt auch Alles, was ſie davon haben. Wenn du Almoſen geben willſt, ſo laß nicht einmal deine linke Hand wiſſen, was die rechte gibt, damit ſo dein Almoſengeben verborgen bleibe; und dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird es dir dann einmal öffentlich vergelten.“

So in Geheim ſollen wir Andern Gutes erweiſen, daß ſelbſt unſre linke Hand, die doch gleichſam die vertrauteſte Gefährtin der Rechten iſt, nichts davon merken könnte, und wenn ſie auch Augen und Ohren hätte. So im Stillen Gutes thun bewahrt unſre Liebe rein von Eitelkeit, und erſpart Andern eine Beſchämung. Ja dieſe beſcheidene Art zu geben muß beſonders den ehrliebenden Hausarmen noch mehr wohlthun, als die Gabe ſelbſt. Ein Menſch, der mit ſeinen

Gaben prahlt, ſie den Leidenden vorrückt, von ihnen lange Dankſagungen fordert, iſt weit entfernt von dem milden, beſcheidenen Sinne Jeſu.

„Wenn ihr faſtet, ſprach Jeſus weiter, ſo ſehet nicht ſo traurig darein, wie die Heuchler, die ihr Angeſicht verunſtalten, damit ihnen die Menſchen ihr Faſten anſehen ſollen. Wahrhaftig, Ich ſage euch, das iſt auch ihr ganzer Lohn. Du aber, wenn du faſten willſt, ſo waſche dein Angeſicht, (damit du heiter und fröhlich ausſeheſt und) die Menſchen es nicht merken, daß du faſteſt, ſondern nur dein Vater, der im Verborgenen zugegen iſt; und dein Vater, der in's Verborgene ſieht, wird dir's dann öffentlich vergelten.“

Auch aus dieſen Worten ſehen wir, daß Jeſus eine heitere, fröhliche Frömmigkeit und Tugend will. Wer glauben wollte, um fromm und tugendhaft zu ſeyn, müſſe man traurig einher gehen, den Kopf hängen, ſein Aeußerliches vernachläßigen, allen Wohlſtand verletzen — würde ſehr irren. Jeſus ſelbſt nennt die Menſchen, die dieſes thun, Heuchler. Er verabſcheut alle verkünſtelte Traurigkeit, alle verdrießliche Mienen, alles widerliche, angenommene Betragen. Er empfiehlt wohlanſtändige Sitte, Reinlichkeit, ein fröhliches Angeſicht, — das aber der Wiederſchein eines reinen, wohlgeordneten Herzens ſeyn muß.

„Wenn ihr betet, ſprach Jeſus ferner, ſo machet es nicht wie die Heuchler, die gerne zuvorderſt in den Synagogen und an die Ecken der Gaſſen hinſtehen, und da beten, damit ſie von den Leuten recht geſehen werden. Wahrhaftig, Ich ſage euch, dieſes iſt auch ihr ganzer Lohn. Wenn du beten willſt, ſo geh' in deine Kammer, und ſchließ die Thüre zu, und bete da zu deinem Vater, der im Verborgenen zugegen iſt, und dein Vater, der in's Verborgene ſieht, wird es dir öffentlich vergelten.“

Jeſus zeigt uns da einen ſichern Zufluchtsort, wohin wir aus den Stürmen des Lebens uns retten ſollen — die ſtille, verſchwiegene Kammer, das Alleinſeyn mit Gott. O möchten wir doch recht oft aus den Zerſtreuungen der Welt uns da wieder ſammeln; in Aengſten und Nöthen vor Ihm unſer Herz ausgießen; uns in Verſuchungen aufs neue zum Vollbringen des Guten und zum Kampfe gegen das Böſe ſtärken! — Welch einen großen Segen würde das uns bringen? Welch ein erfreulicher Anblick wäre ein Menſch, der ſo im Stillen betet, für die Engel und für den Vater im Himmel!

Diejenigen aber, die anſtatt des Guten in Geheim Böſes thun, ſollen bedenken: Wie Gott Alles, was in der ſtillen Kammer Gutes geſchieht, einſt öffentlich belohnen wird, ſo wird Er einſt auch das Böſe, das da geſchieht, öffentlich beſtrafen.

30. Das ſchönſte Gebet.

Jeſus lehrte auch, wie und um was wir beten ſollen, Er ſprach: „Wenn ihr betet, ſo machet nicht ſo viele Worte, wie die Heiden, die da meinen, der vielen Worte wegen würden ſie erhört werden. Machet ihnen das nicht nach! Denn euer Vater weiß ja ſchon, was ihr nöthig habt, ehe ihr Ihn darum bittet.“

„Ihr ſollet aber ſo beten: Vater unſer, der Du biſt in dem Himmel! Geheiliget werde Dein Name! Zukomme uns Dein Reich! Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden! Gib uns heute unſer tägliches Brod! Und vergib uns unſre Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern! Und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Uebel! Amen.“ — (Es geſchehe!)

„Wenn ihr nämlich, fügte Jeſus noch bei, den Menſchen ihre Fehler vergebt, ſo wird euer himmliſcher Vater euch eure Fehler auch vergeben. Wenn ihr aber den Menſchen ihre Fehler nicht vergebt, ſo wird euer Vater im Himmel euch eure Sünden auch nicht verzeihen.“

Dieſes himmliſch-ſchöne Gebet, in dem Jeſus Chriſtus uns Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, unſern Vater nennen lehrt, wird von Millionen und Millionen der Menſchen täglich gebetet.

Jeſus wollte durch dieſes Gebet in den Herzen aller Menſchen täglich das ſchöne Verlangen erregen, heilig zu werden. Ehrbegierde, herrſchende Leidenſchaften, der zum Böſen geneigte Wille hindern uns aber, heilig — fromm und gut — zu leben. Daher lehrte uns Jeſus täglich recht aus dem Herzen beten: Dein Name, o Gott, werde heilig verehrt, Dir allein ſey die Ehre! Dein Reich komme, Du, o Gott, regiere uns; Dir ſollen alle unſre Neigungen gehorchen, wie gute Unterthanen ihrem Könige! Dein Wille nur, der Wille der höchſten Weisheit und Güte geſchehe!"

Jeſus wollte durch dieſes Gebet täglich die ſchöne Hoffnung, ſelig zu werden, in aller Menſchen Herzen beleben. Nahrungsſorgen, Gewiſſensangſt über begangene Sünden, ſteter Kampf mit Verſuchungen, die mancherlei Leiden der Erde hindern uns, zufrieden und ruhig zu leben. Daher lehrte Jeſus: Wir ſollen nicht um Reichthum, um Vorrath auf viele Jahre bekümmert ſeyn, ſondern uns mit dem täglichen Brode begnügen, aber dieſes auch vertrauensvoll von dem Vater im Himmel erwarten. Wir ſollen täglich reuevoll um Vergebung der Sünden flehen, aber auch täglich Allen, die uns beleidigten, von Herzen verzeihen. Wir ſollen getroſt hoffen, daß wir durch Gottes Beiſtand alle Verſuchungen gewiß überwinden werden, wenn wir anders ernſtlich wollen. Auch von allen Leiden der Erde, allem Jammer und Elend, dürfen wir — wo nicht immer hier auf Erden, doch gewiß jenſeits des Grabes — im Himmel Erlöſung hoffen.

Wenn wir dieſes Gebet, wie Jeſus will, immer im Geiſte und in der Wahrheit beten wollten, ſo würden wir bald den heiligen Engeln Gottes im Himmel gleichen und, ungeachtet aller Leiden und Widerwärtigkeit, ſchon auf Erden ein Vorgefühl des Himmels haben. Wir würden auf Erden heilig und einſt im Himmel ſelig werden.

31. Die einzige menſchenwürdige Sorge.

Die Gegenden, in denen Jeſus lehrte, waren überaus ſchön und blühend. Ueberall erblickte man eine Fülle von Gottes Segen. Jeder Hügel und jede Anhöhe war von grünenden Bäumen beſchattet, auf deren laubreichen Zweigen Schaaren fröhlicher Vögel ſangen. Die prächtige Lilie, die eine Zierde unſrer Gärten iſt, blühte dort als eine gemeine Feldblume in ſolcher Menge, daß man ſich der Stengel zum Einheizen bediente. Und dennoch mußte Jeſus in dieſem reichen, ſchönen Lande viele unzufriedene Menſchen um ſich her ſehen, die auf all dieſe Schönheit der Werke Gottes nicht merkten, ſondern von Brodſorgen entſtellt waren, oder doch keine größere Angelegenheit hatten, als ſich Schätze von Gold zu ſammeln, die ihnen im Grunde zu nichts nütze waren, und die ihnen am Ende der Tod doch wieder abnahm. Was aber das Schlimmſte war, ſo hinderte die Begierde nach Reichthum ſie, ihr Leben nach dem Willen Gottes einzurichten, und wahrhaft gute — vor Gott gerechte und Ihm wohlgefällige Menſchen zu werden.

Jeſus ſprach daher: „Sammelt euch keine Schätze für die Erde, wo Roſt und Motten ſie verzehren, wo die Diebe einbrechen und ſie ſtehlen. Sammelt euch vielmehr einen Schatz für den Himmel, wo weder Roſt und Motten ihn zerſtören, noch die Diebe ihn ausgraben und ſtehlen können.“

„Denn wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz. (Wer ſein Heil nur in den Gütern dieſer Erde ſucht, der kriecht gleichſam mit ſeinen Gedanken im Staube der Erde und wird ganz irdiſch geſinnt. Wer aber ſein Heil in Gott ſucht, der erhebt ſich über die Sterne zu Gott im Himmel und wird himmliſch und göttlich geſinnt!“)

„Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen haſſen und den Andern lieben, oder doch dem Einen mehr anhangen und den Andern vernachläßigen. Gott und dem Götzen des Reichthumes könnet ihr nicht zugleich dienen.“

„Ich ſage euch daher: Sorget nicht (ängſtlich) für euer Leben, was ihr eſſen und trinken, noch für euren Leib, wie ihr ihn kleiden wollet. Iſt denn nicht das Leben mehr als die Speiſe, und der Leib mehr als die Kleidung? (Und wenn euch Gott nun das Größere gegeben hat, ſollte Er euch das Geringere verſagen?“)

„Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie ſäen nicht aus, ſie ärndten nicht ein, ſie ſammeln nichts in die Scheuern; und dennoch ernährt ſie euer Vater im Himmel! Und ſeyd ihr denn nicht viel vortrefflicher als ſie?“

„Betrachtet die Lilien des Feldes! Sie arbeiten nicht und ſpinnen nicht; und dennoch ſage Ich euch: Auch Salomon in aller ſeiner Pracht war nicht ſo ſchön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, das heute ſteht, und morgen in den Ofen geworfen wird, ſo ſchön kleidet — ſollte Er das nicht vielmehr euch thun, ihr Kleingläubigen!“

„Sorget daher nicht ſo ängſtlich, und fraget nicht immer: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Das Alles iſt nur das einzige Trachten der Heiden. Euer himmliſcher Vater weiß ja, daß ihr dieſes Alles nöthig habt. (Und das ſey euch genug!“)

„Oder kann wohl einer aus euch mit allem ſeinem ängſtlichen Nachſinnen der Größe ſeines Leibes auch nur eine Spanne beiſetzen? Wenn ihr nun nicht einmal das Geringſte vermöget — nicht einmal ein Haar eures Hauptes weiß oder ſchwarz machen könnet — was möcht ihr euch doch um das Größere ſo ängſtlich kümmern?"

„Kümmert euch auch nicht auf morgen! Der morgige Tag wird ſchon für ſich ſelbſt ſorgen. Jeder Tag hat genug an ſeiner Plage."

„Trachtet vor allem Andern nach dem Reiche Gottes und Seiner Gerechtigkeit, ſo wird euch alles Uebrige beigelegt werden."

Alle dieſe ſchönen troſtreichen Lehren ſind ſo klar, daß uns die große Wahrheit einleuchten muß: Tugendhaft zu werden, iſt die einzige menſchenwürdige Sorge; alle übrige ängſtliche Sorgen um blos irdiſche Dinge ſind unnütz, quälend, der Tugend gefährlich, des Menſchen unwürdig.

Außer dieſer einzigen wichtigen Wahrheit lehrt Jeſus uns aber hier noch: Wie wir die Werke Gottes betrachten, und was wir daraus alles Großes und Schönes lernen ſollen.

Die Werke Gottes ſollen uns ein Spiegel der Erkenntniß Gottes ſeyn. Nicht nur der prachtvolle, mit Sternen geſchmückte Bau des Himmels über uns — ſchon das geringſte Blümlein oder Gräslein zu unſern Füßen; nicht nur das unüberſehbare Heer lebender Geſchöpfe —

ſchon das kleinſte Vögelein iſt ein Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes, womit auch das größte Meiſterſtück menſchlicher Kunſt in keine Vergleichung kommen kann. In der ganzen Einrichtung der Natur erblicken wir überall die Spuren der freundlichſten Güte. Jedes Vögelein findet ſein Körnlein, jedes Blümlein ſein Thautröpflein. Gott vergißt auch nicht das geringſte Seiner Geſchöpfe. Mit jeder ſteigenden Lerche, ſoll ſich daher unſer Herz voll Anbetung, Dank und Vertrauen zum Himmel emporſchwingen! Jedes, auch das geringſte Blümchen ſollte uns gleichſam ein Vergißmeinnicht ſeyn, das uns an die Freundlichkeit des Schöpfers erinnert!

Die Werke Gottes ſollen uns eine Schule der Tugend ſeyn. Sie lehren uns, was es Großes um einen Menſchen ſey; ſie zeigen uns die Würde des Menſchen. So ſchön und mannigfaltig an Geſtalt und Farben auch die Blumen ſind und ſo angenehme Gerüche ſie aushauchen; ſo bewundernswürdige Geſchicklichkeiten ſich zu nähren, zu ſchützen, ihre Neſter zu bauen, die Vögel mit zur Welt bringen, und ſo reich ihre Kehle an lieblichen Geſängen iſt; ſo übertrifft doch der Menſch ſie und alle lebende Geſchöpfe der Erde an Schönheit ſeiner zum Himmel aufgerichteten Geſtalt, noch mehr aber durch die Gaben des Geiſtes, durch die Vernunft, durch ſein Gefühl für Alles, was groß, ſchön und gut iſt, durch ſeine Fähigkeit den Schöpfer zu erkennen. Wer ſollte ſich nicht freuen, nicht Gott von ganzem Herzen danken, daß Er ihm das ſchöne menſchliche Angeſicht, menſchliche Vernunft und Empfindung gab! Und wie traurig wäre es, wenn ein Menſch, mit allen ſeinen herrlichen Geiſteskräften, blos dem Thiere gleichen wollte, das auf dieſer Erde keine beſſere Angelegenheit weiß, als ſich Futter zu ſuchen? Wie traurig wäre es, wenn Menſchen all ihr Sinnen und Trachten nur darauf richten wollten, ſich prächtig zu kleiden, worin ſie doch von den Blumen des Feldes unendlich weit übertroffen werden?

Die Werke Gottes ſollen uns ein Quelle ſchuldloſen Vergnügens ſeyn. Die niedere, ländliche Hütte des Armen iſt von ſo ſchönen herrlichen Werken Gottes umgeben, daß die Palläſte der Könige nichts dergleichen aufzuweiſen haben. Wie ſchön iſt eine Wieſe voll Gras und Blumen, ein blühender Roſenſtrauch, oder ein Apfelbaum in voller Blüthe oder voll goldener und purpurner Früchte? Was der Reiche zur Zierde ſeiner Kleidung und Wohnung mit ſchwerem Gelde erkauft — die herrlichſten Stickereien und Gemälde — ſind nur Abbildungen von dem, was der Aermſte viel ſchöner und herrlicher täglich aus Gottes Hand haben kann. Allein nur ein aufmerkſames Auge bemerkt dieſe Schönheiten; nur ein reines Herz kann ſich ihrer und ihres Schöpfers freuen. Wer aber dieſes hat, genießt mehrere, reinere und edlere Freuden auf Erden, als Käſten voll Goldes ihm verſchaffen könnten.

32. Ermunterung, die Lehre Jeſu zu befolgen.

Einige andere ſchöne Lehren, die Jeſus bei verſchiedenen Gelegenheiten, zum Theile noch ausführlicher, wiederholte, werden wir in der Folge vernehmen. Jetzt wollen wir nur noch hören, wie ſchön und nachdrücklich Jeſus am Schluſſe ſeiner Rede uns ermuntert, alle Seine Lehren treulich zu befolgen.

Vor Allem warnte Jeſus vor böſen Beiſpielen, durch die beſonders jugendliche Gemüther ſich gerne zum Leichtſinne und zur Sünde verführen laſſen, und dabei denken: Andere machen es ja auch ſo. Er ſprach: „Bemühet euch, durch die enge Pforte einzugehen. Denn weit iſt das Thor und breit die Straße, die zum Verderben führt, und derer, die darauf wandeln, ſind viele; eng iſt die Pforte, und ſchmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige finden ihn.“

Jeſus warnte eben ſo ſehr vor Heuchlern, vor Menſchen, die unter dem Scheine der Weisheit und Frömmigkeit falſche Lehren — Unglauben und

Aberglauben — ausbreiten, und Diejenigen, die ihnen Gehör geben, um Unſchuld und Tugend, Freude und Seligkeit bringen. „Hütet euch, ſprach Er, vor den falſchen Propheten, die in Schafkleidern zu euch kommen, inwendig aber raubgierige Wölfe ſind. An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen.“ Vor Menſchen alſo, die gut ſprechen und ſchlecht leben, vor Lehren, die ſchön klingen, aber böſe Früchte bringen, können wir nicht zu ſehr auf der Hut ſeyn.

Mit dem größten Nachdrucke warnte uns Jeſus, wir ſollen uns nicht ſelbſt betrügen, und nicht meinen, fromme Reden und ein Glauben ohne die Werke ſey ſchon genug zur Seligkeit. Er ſprach: „Nicht ein jeder, der zu Mir ſagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, ſondern nur der, der den Willen Meines Vaters im Himmel thut. Viele werden an jenem Tage — dem Tage des Gerichts — zu Mir ſagen: Herr, Herr! Haben wir denn nicht in Deinem Namen geweiſſagt, in Deinem Namen Teufel ausgetrieben, in Deinem Namen große Wunderthaten verrichtet? Ich aber werde ihnen bezeugen: Ich habe euch nie (für Meine Jünger) anerkannt. Hinweg von Mir alle, die ihr Böſes gethan habt.“

Ein gutes Leben allein iſt alſo das ſicherſte Kennzeichen eines guten Menſchen. Ein Gott wohlgefälliges Leben iſt das einzige Größte —

mehr als Alles, was Menſchenmacht ſonſt zu Stande bringen kann; ja mehr als Weiſſagen, Teufelaustreiben und Wunderthun.

Zum Beſchluſſe Seiner Rede ſprach Jeſus noch: „Einen jeden nun, der dieſe Meine Worte hört, und ſie befolgt, werde Ich mit dem verſtändigen Manne vergleichen, der ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat. Platzregen ſtürzten auf dieſes Haus nieder, Waſſerſtröme ſchwollen dagegen an, Sturmwinde ſtürmten darauf los — allein es fiel nicht ein; denn es war auf Felſen gegründet. Einen jeden aber, der dieſe Meine Lehre hört und ſie nicht befolgt, den werde Ich mit dem thörichten Manne vergleichen, der ſein Haus auf Sand gebaut hat. Der Platzregen fiel hernieder, die Waſſergüſſe brachen ein, die Winde blieſen und ſtürmten auf dieſes Haus — da fiel es ein, und ſchrecklich war ſein Fall!“ Befolgung der Lehre Jeſu iſt alſo der einzige, unerſchütterliche Felſengrund, auf dem wir gleichſam das Gebäude unſrer Heiligkeit und Seligkeit aufführen können.

Ueber dieſe Rede Jeſu waren nun alle Seine Zuhörer voll Verwunderung. So etwas hatten ſie von ihren Schriftgelehrten nie gehört. Eben ſo ſehr erſtaunten ſie über die Art — die hohe Würde und Zuverſicht, womit Er Seine Lehre vortrug. Wie die vielen großen Thaten, die ſie mit angeſehen hatten, von einer übermenſchlichen

Macht zeugten, eben ſo zeugten Seine Worte von einer höhern, göttlichen Weisheit. Sie erkannten, daß Er die Vollmacht zu lehren von Gott empfangen habe. Seine nachdrucksvollen Worte: „Ich befehle euch — Ich werde euch am Gerichtstage ſagen!“ überzeugten ſie, daß Er von Gott nicht nur zum Lehrer, ſondern auch zum Geſetzgeber und künftigen Richter der Menſchen bevollmächtigt ſey.

Jeſus wird am Tage des Gerichts auch uns zur Rechenſchaft ziehen, wie wir Seine Lehren befolgt haben? Nur wenn wir Seine Gebote halten, werden wir vor Seinem Richterſtuhle beſtehen.

33. Jeſus und der Hauptmann von Kapharnaum.

Jeſus näherte ſich, nachdem Seine erſte Reiſe durch Galiläa vollendet war, wieder der Stadt Kapharnaum. In dieſer Stadt befand ſich ein Römiſcher Hauptmann in Beſatzung, deſſen Knecht, den er überaus lieb und werth hielt, todt krank war. Als der Hauptmann vernahm, daß Jeſus wieder in der Gegend ſey, ſchickte er einige Vorſteher der Stadt zu Jeſus, mit der Bitte, den kranken Knecht geſund zu machen. Die Abgeordneten kamen bei Jeſus an, baten Ihn auf das Angelegentlichſte, und gaben dem Hauptmanne das gute Zeugniß: „Er iſt es werth, daß Du ihm dieſe Wohlthat erzeigeſt. Denn er liebt unſer Volk, und hat uns auf ſeine eigenen Koſten eine Synagoge bauen laſſen.“ Jeſus ging ſogleich mit ihnen.

Sobald der Hauptmann hörte, Jeſus komme ſelbſt, ſchickte er einige ſeiner Freunde zu Jeſus und ließ Ihm ſagen: „Herr, mache Dir keine Mühe! Ich bin es nicht werth, daß Du in mein Haus kommeſt; ja, ich hielt mich für unwerth vor Dir zu erſcheinen. Indeß kannſt Du mit einem einzigen Worte meinen Knecht geſund machen.“ Jeſus ließ ſich aber nicht abhalten.

Als der Hauptmann vernahm, Jeſus komme dennoch, eilte er Ihm ſogleich entgegen, trat vor Ihn hin und ſagte: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du unter mein Dach eingeheſt; ſondern ſprich Du nur Ein Wort, ſo wird mein Knecht geſund. Denn ſelbſt ich, ob ich gleich nur ein Mann bin, der unter Befehl ſteht, habe doch Soldaten unter mir. Sage ich zu dieſem: Geh! ſo geht er; und zu dem Andern: Komm! ſo kommt er; und zu meinem Knechte: Thu das! ſo thut ers.“ (So kannſt Du dem ganzen Heere der Krankheiten gebieten, wie Du willſt, und ſie gehorchen Dir.)

Als Jeſus dieſes hörte, verwunderte Er ſich, und wandte ſich um, und ſagte zu den Volksſchaaren, die Ihn begleiteten: „Wahrhaftig, einen ſo großen Glauben habe Ich in Iſrael nicht gefunden! Ich ſage euch aber auch: Viele werden vom Aufgange und Niedergange der Sonne (aus den Ländern der Heiden) kommen, und bei Abraham, Iſaak und Jakob im Himmelreiche Platz nehmen. Allein die Kinder des Reiches werden hinausgeworfen werden in die äußerſte Finſterniß. Dort wird Heulen und Zähneknirſchen ſeyn.“

Zu dem Hauptmanne aber ſagte Jeſus: „Geh hin; dir geſchehe, wie du geglaubt haſt!“ — und der kranke Knecht ward in derſelben Stunde, ja in eben demſelben Augenblicke, geſund. Die Freunde, die der Hauptmann zu Jeſus geſandt hatte, zweifelten wohl noch, ob dem ſo ſey. Sie gingen mit dem Hauptmanne voll Neugierde in ſein Haus — und fanden denn auch den Knecht von ſeiner Krankheit vollkommen befreit.

Jeſus ſtellte hier den rechtgläubigen Iſraeliten einen Mann, den ſie für einen Ungläubigen hielten, als ein Vorbild des Glaubens vor. Dies mußte ſie nicht wenig befremden. Allein dieſer Hauptmann war, ob er gleich zu einem heidniſchen Volke gehörte, doch wirklich ein ſehr edler, würdiger Mann.

Er war voll herzlicher Verehrung gegen Gott. Sobald er die heilige Religion der Iſraeliten nur etwas näher kennen gelernt hatte, ward er von ihrer Göttlichkeit ſo gerührt, daß er auf ſeine Koſten eine Synagoge bauen ließ, in der man ſie lehren könne. Die Thaten Jeſu machten einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Herz, das er Ihn für den Bevollmächtigten Gottes hält, in Seine Allmacht und Allgegenwart das vollſte Zutrauen ſetzt, und Ihm die tiefſte Ehrfurcht bezeugt.

Er war voll der innigſten Liebe gegen die Menſchen! Er hätte ſich in einem eroberten Lande leicht auf Koſten der Einwohner bereichern können; allein mit edler Großmuth verwendete er vielmehr große Summen Geldes zu ihrem Beſten. Er, der reiche, angeſehene Römer, that für einen armen, unbrauchbar gewordenen Knecht, um ihm wieder zur Geſundheit zu verhelfen, ſo Vieles, daß ein Vater für ſeinen eigenen Sohn nicht mehr hätte thun können.

Daraus ſehen wir nun, daß es um den Glauben etwas viel Größeres und Höheres iſt, als viele dafür halten. Alles, was Gott geoffenbaret hat, für wahr halten, iſt allerdings das Erſte und Nothwendigſte zum Glauben; allein es iſt noch nicht genug. O, wer recht glaubt, der iſt göttlich geſinnt; ſein ganzes Herz iſt auf Gott und göttliche Dinge gerichtet; er iſt voll der tiefſten Ehrfurcht, voll des freudigſten Vertrauens, voll des willigſten Gehorſams gegen Gott. Wer recht glaubt, iſt voll Treue in Erfüllung ſeiner Berufspflichten, voll Liebe, Großmuth und Erbarmung gegen alle Menſchen, auch gegen Fremde und Untergebene, den Allergeringſten nicht ausgenommen. Der Sinn für das Göttliche durchdringt und belebt ſein ganzes Weſen, und macht ihn tüchtig und thätig zu allem Guten. Dieſe Grundgeſinnung des Herzens iſt eigentlich der Kern des rechten Glaubens. Wer blos Worte auswendig weiß, blos mit dem Munde Ja dazu ſagt, allein nicht darüber nachdenkt, ſie nicht beherzigt, ſich in dem täglichem Leben nichts darum bekümmert — hat nur die Schale des Glaubens, und was nützt die Schale ohne den Kern?

31. Jeſus und der Gichtbrüchige.

Jeſus kam wieder nach Kapharnaum, welche Stadt Er, nachdem Er aus Nazareth vertrieben worden, gleichſam zu Seiner zweiten Vaterſtadt gewählt hatte. Sobald es bekannt wurde, daß Er zu Hauſe ſey, kam ſogleich eine Menge Leute zuſammen. Das ganze Haus wurde voll. Ja, ſie fanden auch draußen vor der Hausthüre nicht mehr Platz; die Gaſſe war zu enge, alle zu faſſen.

Jeſus lehrte in dem Hauſe und heilte die Kranken, die man zu Ihm herein gebracht hatte, mit göttlicher Kraft. Es waren auch viele Phariſäer und Schriftgelehrte zugegen. Aus allen Flecken in ganz Galiläa und Judäa; ja ſelbſt bis von Jeruſalem waren ſie zuſammen gekommen, Ihn zu beobachten — ob ſie nichts Fehlerhaftes an Ihm finden, und Ihn dann bei dem Volke um Sein Anſehen bringen könnten. Dieſe ſaßen nun da und hatten ein ſcharfes Auge auf Ihn. Jeſus aber kehrte ſich nicht daran, ſondern fuhr mächtig fort, zu lehren und zu heilen.

Jetzt näherten ſich dem Hauſe, in dem Jeſus war, vier Männer, die einen Gichtbrüchigen auf ſeinem Bette trugen; denn er war ſo elend, daß man ihn auf keine andere Art weiter bringen konnte. Sie verſuchten durch die Menge des Volkes hindurch in das Haus zu kommen, um ihn zu Jeſus hinein zu tragen. Allein vergebens! Das Gedränge war zu groß.

Da kamen ſie denn auf einen ganz eigenen Gedanken. Die Häuſer in Judäa waren anders gebaut, als die unſrigen. Das Dach derſelben war ganz eben, ſo, daß man darauf herumgehen konnte, wie auf dem Boden eines Zimmers. Ein ſolches Dach war auch ſo eingerichtet, daß man es an mehreren Stellen leicht und bequem aufdecken konnte, und ſich dann unten im Hauſe unter freiem Himmel befand. Das Dach war überdies mit einem Geländer eingefaßt und außen am Hauſe ging eine Stiege hinauf. Die vier Männer trugen daher den Kranken auf das Dach, deckten es gerade da, wo Jeſus unten war, auf, und ließen den Kranken mit ſeinem Bette an vier Seilen hinunter — ſo daß er mitten in die Verſammlung zu den Füßen Jeſu zu liegen kam.

Jeſus nahm dieſe Zudringlichkeit des Kranken und der Männer, die ihn trugen, gar nicht übel auf. Er wurde vielmehr durch ihr Zutrauen ſehr gerührt. Die Phariſäer und Schriftgelehrten hingegen empfanden nicht das geringſte Mitleid mit dem Kranken. Sie hielten jede Krankheit für eine Strafe Gottes. Der Kranke, dem ſie doch nicht in das Herz blicken, und es alſo nicht wiſſen konnten, ob er ſich ſein Elend ſelbſt zugezogen habe, war ihnen ein ausgemachter Sünder. Sie ſchoſſen verächtliche, unwillige Blicke auf ihn.

So vermeſſen indeß das Urtheil der Phariſäer war, ſo traf es doch hier zu. Dieſer Kranke hatte wirklich durch ſeine Ausſchweifungen ſich ſo elend gemacht. Seine Sünden fielen ihm jetzt, da er vor Jeſus, dem Heiligſten, ſo da lag, doppelt ſchwer auf das Herz. Sie waren ihm ein größeres Leiden, als ſeine ſchmerzliche Krankheit. Jeſus aber, der in ſein Herz blickte, und ſeinen Glauben und ſeine Reue ſah, ſagte liebreich zu ihm: „Sey getroſt, mein Sohn! Deine Sünden ſind dir vergeben.“

Da dachten einige Schriftgelehrten und Phariſäer in ihrem Herzeu, und ſprachen bei ſich ſelbſt:

„Wer iſt doch Dieſer, der Gott ſo läſtert? Wer kann Sünden vergeben, als Gott allein?“ Jeſus ſah ihre Gedanken, und ſprach zu ihnen: „Warum denkt ihr Böſes in euren Herzen? Was iſt leichter — zu dieſem Gichtbrüchigen hier ſagen: Deine Sünden ſind dir vergeben! — oder zu ihm ſagen: Steh auf und geh!“

Die Schriftgelehrten und Phariſäer konnten es nicht läugnen, daß zu einem wie zum andern, eine göttliche Macht gehöre. Dieſe Krankheit war, nach ihrer eigenen Meinung und auch in der That, eine Folge, alſo eine Strafe der Sünden. Wem nun Gott die Macht gegeben hatte, dieſe Strafe zu erlaſſen, dem müßte Er ja auch die Macht gegeben haben, die Sünde zu verzeihen. Wo die Strafe erlaſſen wird, muß ja die Sünde zuvor ſchon vergeben ſeyn. Jeſus wollte ihnen nun durch die That zeigen, Er könne Beides.

„Damit ihr aber wiſſet, daß der Menſchenſohn die Gewalt auf Erden habe, Sünden zu vergeben, ſprach Er, und wandte ſich zum Gichtbrüchigen, ſo ſag ich dir: Steh auf, nimm dein Bett, und geh nach Hauſe!“ Augenblicklich ſtand er vor aller Augen auf, nahm ſein Bett, und ging nach Hauſe — und lobte Gott.

Erſtaunen ergriff alles Volk; ein Schauder von Ehrfurcht erfüllte alle. „Das iſt doch etwas Unerhörtes, ſagten ſie; ſo etwas haben wir in unſerm

Leben noch nie geſehen!" Beſonders lobten ſie Gott deßhalb, daß Er den Menſchen eine ſolche Macht verliehen habe, Sünden zu verzeihen und die Strafe derſelben zu erlaſſen.

In dieſem Gichtbrüchigen, der ſich durch ſeine Sünden elend gemacht hat, ſehen wir ein rechtes **Bild des Sünders.** Die Schuld ſeiner Sünden drückt ihn gleich einer ungeheuren Felſenlaſt; das Andenken ſeiner begangenen Miſſethaten nagt an ſeinem Herzen gleich giftigen Nattern. So ſtellt das Gewiſſen jedem Sünder ſeine Schuld vor Augen, und ſpricht über ihn das Urtheil der Verdammung aus.

Schrecklich empfindet dieſer Kranke die Strafe der Sünde. Die Schmerzen, die alle ſeine Glieder foltern, ſind noch das Wenigſte. Er liegt da — ganz gelähmt zu jeder guten Handlung. Er kann keine Hand mehr bewegen, keinen Schritt mehr thun. So kann kein Sünder alle Folgen ſeiner Sünden für Zeit und Ewigkeit vergüten. Die glühendſte Reue, die heißeſten Thränen können die verlorne Zeit, die verſchwendeten Kräfte, den durch böſe Beiſpiele angerichteten Schaden nicht mehr erſetzen. Und da kein Menſch von Sünden rein iſt — da die Sünde, dieſes Schrecklichſte aller Uebel, das Hauptgebrechen aller Menſchen iſt — ſo erblicken wir in dieſem Gichtbrüchigen auch unſer Bild und ein Bild der ganzen Menſchheit.

Jeſus zeigt ſich in dieſer Begebenheit als den *Erlöſer von Sünden*, welchem Gott die Macht gab, Sünden zu verzeihen und die Folgen der Sünden zu vergüten. Er, der Erlöſer, der voll erbarmender Liebe jenen Sünder, der troſtlos zu ſeinen Füßen lag, das troſtreiche Wort hören ließ, das ſeiner Seele mehr wohlthun mußte, als kühlender Balſam einer brennenden Wunde, hat die Vollmacht auch uns zu ſagen: „Sey getroſt, mein Sohn, meine Tochter! deine Sünden ſind dir vergeben." Er, der mit neuſchaffender Allmacht den durch die Sünde zerrütteten Körper dieſes Elenden mit dem Machtworte: „Steh auf — geh hin!" aufs neue belebte — kann auch die Folgen unſrer Sünden tilgen. Was das Wort des Engels ſchon vor der Geburt Jeſu von Ihm vorher verkündete, bewies Jeſus hier durch die That.

Wer, der dieſes zu Herzen nimmt, möchte noch in der Sünde, die ihn an Leib und Seele elend macht, ſein Heil ſuchen! Wer ſollte ſich nicht, gleich dem Gichtbrüchigen, mit einem Herzen voll Reue und Vertrauen zu Jeſus wenden? Wer möchte gleich den Phariſäern durch Uebermuth und Verſtocktheit ein ſo großes Heil von ſich ſtoßen? Wer ſollte nicht mit dem guten Volke Gott loben, daß Er uns in Jeſus einen ſo mächtigen Retter geſchenkt hat? —

33. Die Tochter des Jairus und die kranke Frau.

Jeſus verließ die Stadt Kapharnaum bald wieder, und unternahm eine neue Reiſe zum Heile der Menſchen. Da kam Er an ein Zollhaus. Der Zolleinnehmer, Namens Mathäus, ſaß an der Zollbank. Die Zöllner jener Zeit waren größtentheils eigennützige, ungerechte Leute, und ſtanden deßhalb in einem ſehr übeln Rufe. Allein in jedem, auch noch ſo verachteten Stande, gibt es auch gute Menſchen. Mathäus war ein ſehr edler Mann. Jeſus durchſchaute ſein Herz und ſprach zu ihm: „Folge mir nach!“ und Mathäus wurde auf der Stelle ein Jünger Jeſu.

Als Jeſus in dem Hauſe des Mathäus, der Ihn zum Eſſen eingeladen hatte, zu Tiſche ſaß, da kam der oberſte Vorſteher einer Synagoge, Namens Jairus, herein, fiel Jeſu zu Füßen und ſprach flehentlich: „Meine Tochter ſtirbt! O komm doch in mein Haus, und leg ihr die Hände auf, ſo wird ſie am Leben bleiben.“ Jeſus ſtand ſogleich auf, und ging mit ihm. Seine Jünger und eine Menge Volkes begleiteten Ihn. Das Gedränge um Ihn war ſehr groß.

Unter dem Volke befand ſich eine Frau, die ſchon zwölf Jahre kränklich war. Sie hatte unter den Händen vieler Aerzte Vieles ausgeſtanden und ſogar ihr ganzes Vermögen zugeſetzt, und doch hatte alles — nichts geholfen. Es war vielmehr mit ihr noch ſchlimmer geworden. Als ſie aber gehört hatte, Jeſus ſey in der Gegend, regte ſich in ihrem Herzen der Wunſch, daß Er ihr doch helfen möchte! Voll des herzlichſten Vertrauens zu Jeſus dachte ſie: „Wenn ich nur den Saum Seines Kleides berühre, ſo werde ich gewiß geſund!“ Sie eilte Jeſu nach, drängte ſich durch das Volk hindurch, näherte ſich Ihm von hinten, berührte mit dem Finger ganz leiſe Sein Kleid — und fühlte ſich augenblicklich geſund.

Sie glaubte, dies ganz heimlich gethan zu haben, und wollte ſchon wieder davon eilen. Allein wie hätte vor Jeſus etwas verborgen bleiben können? Er war es ja, der die Geſinnungen ihres Herzens kannte, und ihr geholfen hatte. Er wandte ſich um und ſagte zu dem Volke: „Wer hat Mein Kleid berührt?“ Niemand wollte es gethan haben; Niemand hatte bemerkt, was geſchehen war. Petrus und die andern Jünger ſagten: „Lehrer! Du ſiehſt, wie Dich das Volk von allen Seiten drängt und drückt, und Du fragſt noch, wer hat Mich berührt?“ Allein Jeſus ſprach: „Es hat Mich doch Jemand berührt; denn Ich weiß, daß eine heilende Kraft von Mir ausging.“ Zugleich ſchaute Er umher, Diejenige zu erblicken, die es gethan hatte, und die Ihm wohl bekannt war.

Als das Weib ſah, daß hier nichts zu verhehlen ſey, trat ſie hervor und fiel Ihm zu Füßen. Sie war ſo erſchrocken, daß ſie zitterte. Allein die Freundlichkeit Jeſu machte ihr Muth, und nahm ihr alle Angſt vom Herzen hinweg. Sie geſtand alles aufrichtig. Sie erzählte vor allem Volke, warum ſie den Saum Seines Kleides berührt habe, und wie ſie augenblicklich geſund geworden.

Eine ſo gute Seele, die ſo voll edler Einfalt und Herzlichkeit war, konnte Jeſus nicht ohne einen freundlichen Blick, ohne ein tröſtendes Wort entlaſſen. Er blickte ſie liebreich an, und ſagte zu ihr: „Sey getroſt, meine Tochter! dein Glaube hat dir geholfen. Geh hin im Frieden und ſey von nun an frei von deiner Plage.“ Dieſer Blick, dieſe Worte Jeſu waren ihr noch mehr, als die Wohlthat ſelbſt. Hocherfreut und vollkommen geſund ging ſie nach Hauſe.

Da Jeſus noch redete, kamen einige Diener des Obervorſtehers durch das Gedränge herbei und ſagten zu ihm: „Deine Tochter iſt eben geſtorben! Mache alſo dem Lehrer keine Mühe mehr.“ Der Vater erſchrak heftig, und ſtand wie betäubt da. Allein Jeſus ſprach zu ihm: „Fürchte dich nicht! Glaube nur, ſo wird ſie gerettet.“

Jeſus kam zum Hauſe des Vorſtehers. Er ließ aber Niemand mit ſich hinein, als Petrus, Jakobus und Johannes, und den Vater des Kindes. Im Hauſe war Alles in Unruhe und Verwirrung. Eine Menge Leute waren zuſammen gekommen; alle weinten und jammerten um das Kind. Auch wurden, nach damaliger Sitte, ſchon die Trauerflöten geblaſen, und die Klagefrauen ſangen ihre Todtenlieder. Als Jeſus das viele Weinen ſah, und die Trauerflöten und das Jammern hörte, ſagte Er: „Was macht ihr doch für ein Getöſe? Hört auf zu weinen und geht auseinander. Das Kind iſt nicht geſtorben; es ſchläft nur.“ Da lachten die Leute, denn ſie wußten nur zu gut, das Kind ſey todt; daß aber Jeſus den Tod der Unſchuld einen ſanften Schlaf nenne, faßten ſie nicht. Allein Jeſus gebot dieſen rohen, gefühlloſen Menſchen, die in dem Hauſe, worin eine Leiche lag, lachen konnten — ſich zu entfernen.

Nachdem alle fort waren, ging Jeſus in die ſtille Todtenkammer, wo der Leichnam des Mädchens lag, das erſt zwölf Jahre alt geweſen, und vor Kurzem noch geblüht hatte, wie eine Roſe. Nur den Vater und die Mutter des Kindes, und die drei Jünger nahm Er mit ſich hinein.

Jeſus trat zu dem Leichname des Kindes, der nun bleich und blaß, ſtumm und ſtarr da lag. Der trauernde Vater und die Mutter mit jammerbleichem Angeſicht und rothgeweinten Augen ſtanden dabei. Furcht und Hoffnung ſtritten in ihren

Herzen. Auch die Jünger waren voll banger Erwartung, und ſahen bald auf Jeſus, bald auf den Leichnam. Jetzt nahm Jeſus die Hand des verſtorbenen Kindes und ſagte ſanft und freundlich, als wollte er es vom Schlummer aufwecken: „Mädchen! Ich ſage dir, ſteh auf!“ — und augenblicklich ſtand das Kind auf, und ging umher.

Wer könnte die Freude der Aeltern beſchreiben, als ihr erblaßtes Kind wieder blühender als je vor ihnen ſtand — als das Kind mit den klaren, hellen Augen, die vor wenig Augenblicken noch ſtarr und erloſchen waren, ſie freundlich anblickte — als es mit den friſchen, rothen Lippen, die auf immer verſtummt geſchienen, die theuren Namen Vater! Mutter! ausrief — und, neu ins Leben zurückgekehrt, ſie freudig begrüßte! Dieſe Freude, dieſes Entzücken der Aeltern war unbeſchreiblich. Nur eine Mutter, die mit bangem, ängſtlichen Herzen ſchon einmal an dem Sterbebette ihres geliebten Kindes ſtand — bei jedem ſchweren Athemzuge des kleinen Lieblings ihres Herzens eine unſäglichere Angſt empfand — bis endlich der letzte, letzte ſchwere Athemzug kam — nur eine ſolche Mutter kann etwas von der Freude dieſer Aeltern empfinden, wenn ſie ſich an deren Stelle denkt.

Eben ſo groß als die Freude der Aeltern, war ihr Erſtaunen über die Macht Jeſu, der ſogar die Todten erwecken konnte. Allein Jeſus ſagte, als wäre gar nichts Außerordentliches vorgefallen, man ſolle dem Kinde, das lange nichts genoſſen hatte, und, da es jetzt vollkommen geſund war, wohl ſehr hungrig ſeyn mochte, doch etwas zu eſſen geben. Auch gebot Er ihnen noch ſehr nachdrücklich, nicht weiter bekannt zu machen, was hier geſchehen ſey. Allein der Ruf von dieſer hohen That verbreitete ſich dennoch bald rings umher im ganzen Lande.

1. Wie groß und anbetungswürdig erſcheint Jeſus hier in Seiner göttlichen Hoheit!

Er iſt ganz *Allmacht*. Er nimmt das todte Kind bei der Hand — und es lebt! Er iſt ganz *Liebe*. Er thut, um den großen Jammer der Aeltern in Freude zu verwandeln, ein Wunder, und um dem kleinen Leiden des Kindes abzuhelfen, befiehlt Er, man ſolle dem hungrigen Kinde zu eſſen geben. Er iſt die lautere *Heiligkeit*. Er bediente ſich Seiner Allmacht, den Menſchen nicht blos irdiſche Wohlthaten zu erweiſen; Er wollte ſie zu himmliſchen Geſinnungen erheben, und in ihnen Glauben an Seine göttliche Sendung, Vertrauen auf Seine allmächtige und erbarmende Liebe wecken und ſie dadurch zur Heiligkeit führen.

2. Mit Seiner göttlichen Hoheit ver-

einiget Jeſus die liebenswürdigſten menſchlichen Tugenden.

Voll aufopfernder Liebe verläßt Er auf die Bitte des bedrängten Vaters augenblicklich die Mahlzeit. Aufſtehen, hineilen, helfen iſt Seine Antwort. Auch uns ſoll nie ein Vergnügen abhalten, andern Gutes zu thun. Nie komme uns ein Hülfsbedürftiger ungelegen. Wohlthun ſey uns eine größere Freude, als die prächtigſte Mahlzeit. — Er iſt die lautere Demuth. Wie macht Er aus der größten That ſo gar nichts? Das Kind ſchläft nur, ſagt Er — und ruft dann: „Mädchen, ſteh auf!“ als ob es wirklich nur ſchliefe, und verbietet, weiter davon zu reden, und redet ſelbſt ſogleich von etwas Anderm. Auch wir wollen unſre edle Handlungen nicht zur Schau tragen, ſondern lobenswürdig handeln, ohne Menſchenlob zu ſuchen, und im Stillen Gutes thun.

3. Ganz vorzüglich lehrte uns aber noch Jeſus durch das ſinnvölle Wort: „Das Kind ſchläft nur!“ und durch die wundervolle Erweckung des holden Kindes. Wir ſollen den Tod nur als einen ſanften Schlaf, und Jeſus als Denjenigen betrachten, der uns von dieſem Schlafe wieder auferwecken werde.

Der Schlaf ſoll uns ein liebliches Sinnbild des Todes ſeyn. Kein Müder fürchtet ſich vor dem Schlafe. Er freut ſich darauf. Das Einſchlafen iſt ihm ſüß und erwünſcht. So ſüß iſt einem guten Menſchen der Tod. — Der Schlafende iſt wie todt. Er ſieht nicht, hört nicht, weiß nichts mehr um ſich und die ganze Welt; er hört eine Zeit gleichſam auf zu leben — um neu zu leben. So führt auch der tiefere Schlaf, der Tod, zu einem höheren Leben. — Wie freudig iſt ſchon das Erwachen von einem erquickenden Schlafe! Wie fühlt man ſich da wie neugeboren! So, ja noch unendlich fröhlicher werden wir einſtens, von Jeſus erweckt, von dem Schlafe des Todes auferſtehen. — O wie verliert der Tod für den, der an Jeſus glaubt, alles Furchtbare und Schreckliche! Wir ſollen daher vor unſerm künftigen Tode nicht zittern; wir ſollen bei dem Tode geliebter Freunde nicht zu ſehr trauern. Ohne Schrecken, ohne Furcht, mit einem Herzen voll freudiger Hoffnungen, dürfen wir die ſtille blaſſe Todesgeſtalt geliebter Verſtorbenen betrachten. Denn wie Jeſus dieſes Kind erweckt hat, ſo wird Er einſt alle Menſchen erwecken! Wie Er dieſen trauernden Vater, dieſe weinende Mutter erfreute, ſo wird Er einſt alle Aeltern erfreuen, die über den Tod geliebter Kinder weinen, und alle Kinder tröſten, die am Grabe geliebter Aeltern heiße Thränen vergießen.

IV.

Zweites Jahr des öffentlichen Lebens Jeſu.

36. Jeſus und der acht und dreißigjährige Kranke.

Wir kommen zu dem zweiten Oſterfeſte nach der Taufe Jeſu. Wie gewöhnlich verſammelte ſich eine unzählige Menge von Menſchen zu Jeruſalem; und wie es bei großen Feierlichkeiten und bei dem Zuſammenſtrömen vieler Menſchen zu gehen pflegt, ſo ging es wohl auch hier. Die Zeit, die man nicht in dem Tempel zubrachte, eilte man den Vergnügungen nach. Viele waren gar nicht aus Andacht, ſondern nur des Vergnügens wegen dahin gekommen. Die Stadt wiederhallte von dem Getöſe rauſchender Luſtbarkeiten aller Art.

Jeſus, der auch auf das Feſt gekommen war, machte ſich edlere Freuden. Wir finden Ihn da, wo man nur den liebevollſten aller Menſchenfreunde ſuchen muß — in den Wohnungen des menſchlichen Elends. Statt vieler Beiſpiele hat uns die Geſchichte nur eines aufbehalten, aus dem wir mit Freuden ſehen müſſen, wie auch der unglücklichſte, verlaſſenſte Menſch, der bei der allgemeinen Freude mit ſeinem Schmerz allein, und von aller Welt aufgegeben war, an Ihm dem einzigen Freund und Tröſter fand.

Bei einem Thore der Stadt Jeruſalem ergoß ſich eine Geſundquelle, und ſammelte ſich da in den Teich Siloe. Das Waſſer dieſes Teiches fing zu Zeiten an aufzuwallen, und wer nun ſogleich in das Waſſer hinabſtieg, der wurde geſund, was immer für eine Krankheit er hatte. Und weil denn dieſes Waſſer ſo ganz außerordentlich heilſam war, ſo glaubten alle fromme Iſraeliten, es komme von Zeit zu Zeit ein Engel Gottes unſichtbar herab, bewege das Waſſer und theile ihm die wunderbaren Heilkräfte mit — und der heilige Evangeliſt Johannes verſichert, daß es wirklich ſo war. Der Teich war mit einem großen Gebäude umgeben, das aus fünf hohen, gewölbten Hallen beſtand, und Bethesda, das Haus der Barmherzigkeit, genannt wurde, weil Gott hier den Menſchen ſo große Barmherzigkeit erwies, und wohl auch, weil barmherzige Menſchen es hatten bauen laſſen. In dieſem Gebäude lag eine große Menge von

Blinden, Lahmen, Auszehrenden und anderen Kranken, die alle auf die Bewegung des Waſſers warteten.

Unter dieſen Breſthaften und Kranken befand ſich nun auch ein Menſch, der ſchon acht und dreißig Jahre krank war. Jeſus wußte, daß er ſchon ſo lange Zeit krank ſey, trat zu ihm und ſagte liebreich: „Du möchteſt wohl gerne geſund werden?“ Der Kranke antwortete ihm: „Ach Herr! ich habe keinen Menſchen, der mir in den Teich hinab hilft, wenn das Waſſer bewegt wird; und bis ich ſo allein hinkomme, ſind immer ſchon Andere vor mir hinabgeſtiegen.“ Jeſus ſprach: „Steh auf, nimm dein Bett, und geh!“ und augenblicklich fühlte der Menſch ſich geſund. Er ſtand auf, nahm ſein Bett und ging — voll Freude und Dank!

Wie nachdrücklich bewies Jeſus hier wieder Seine Allmacht! Nichts kam ihr gleich, als Seine Liebe. Er half nicht nur Allen, die Ihn um Hülfe anflehten; Er ſuchte die Leidenden noch auf, und half ihnen ungebeten. Sollten wir — und wenn auch alle Menſchen ſo hart gegen uns wären, wie gegen dieſen Gichtbrüchigen — uns nicht freuen, daß doch Einer iſt, der voll Macht und Liebe ſich Aller erbarmt! Sollen aber nicht auch wir den Unglücklichen gerne helfen, ja ihnen zu Hülfe eilen, ehe ſie uns darum bitten? O nie ſoll ein Leidender, deſſen wir uns nicht erbarmen, ſolche Seufzer über uns zum Himmel ſchicken, wie dieſer Gichtbrüchige über ſeine hartherzigen Mitmenſchen.

Der Tag, an dem Jeſus den Kranken geſund gemacht hatte, war ein Sabbath. Als die Leute nun den Menſchen ſo friſch und geſund mit ſeinem Bette daherkommen ſahen, wurden ſie ſehr aufgebracht und riefen: „Es iſt heute Sabbath; es iſt dir nicht erlaubt dein Bett zu tragen!“ Er vertheidigte ſich aber kurz und nachdrücklich: „Derjenige, ſprach er, der mich geſund gemacht hat, ſagte mir: „Nimm dein Bett und geh!“ Es war leicht einzuſehen: Wer die Macht hatte, einem acht und dreißig Jahre krank danieder liegenden Menſchen zu ſagen: „Steh auf!“ der werde doch wohl die Macht haben, ihm zu befehlen: „Nimm dein Bett und geh!“ Sie fragten hierauf voll Neugierde: „Was iſt denn dies für ein Menſch, der dieſes zu dir ſagte?“ Der Mann wußte ihn nicht zu nennen, denn Jeſus hatte wegen des Volkes, das von allen Seiten herbeieilte, ſich ſo ſchnell entfernt, daß der Geſundgewordene ſich nicht einmal nach dem Namen ſeines Wohlthäters hatte erkundigen können. Jeſus traf ihn aber ſogleich nachher in dem Tempel an, und ſprach zu ihm: „Sieh! du biſt geſund geworden, ſündige nun nicht mehr, damit dir nicht noch etwas Aergeres widerfahre.“

Dieſer Kranke hatte ſich alſo — wie noch viele Andere, die in dieſem Spitale krank lagen — ſein langes Leiden durch ſeine Jugendſünden zugezogen. Acht und dreißig lange Jahre voll Jammer und Elend waren der Lohn für wenige Stunden unerlaubter ſündiger Vergnügungen. O möchten diejenigen jungen Leute, die für die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Unſchuld und Tugend kein Gefühl haben, doch wenigſtens durch ſolche traurige Beiſpiele ſich warnen laſſen! Möchte eine freundliche Hand ſie in ein ähnliches Krankenhaus hinführen, damit ſie es mit Augen ſähen, welche ſchreckliche Verwüſtungen das Laſter unter den Menſchen anrichte — und damit ſie wenigſtens in den gräßlichen Folgen des Laſters die Häßlichkeit und Abſcheulichkeit des Laſters ſehen möchten!

Sobald der Mann Jeſum kennen gelernt hatte, ging er ſogleich hin und ſagte den Juden, Jeſus ſey derjenige, der ihn geſund gemacht habe. Dieſes that er vermuthlich ſehr wohlmeinend. Er dachte: Alle würden Gott für dieſes Wunder Seiner Erbarmung, das Er in ihrer Mitte geſchehen ließ, danken, und ſich freuen, daß ein Menſch, der ſo lange krank war, vollkommen geſund vor ihnen da ſtand. Allein ihr Herz war ohne alle Gottesfurcht und Menſchenliebe. Voll Aerger und Rachgierde verfolgten ſie Jeſum, und trachteten

Ihm ſogar nach dem Leben, unter dem Vorwande, daß Er am Sabbathe einen Kranken geſund gemacht habe. Jeſus, der dieſes wohl wußte, ſagte ihnen das denkwürdige Wort: „Mein Vater wirkt bisher in Einem fort, und ſo wirke auch Ich!"

Ohne Unterlaß ſeit Erſchaffung der Welt iſt Gott thätig zum Beſten der Menſchen. An Sonntagen wie an Werktagen leuchten Sonne, Mond und Sternen; es fallen Regen und Thau, rinnen die Quellen, grünen die Gewächſe, blühen die Blumen und reifen die Früchte. Ohne Unterlaß, früh und ſpät, that Jeſus der Sohn Gottes, das ſichtbare und vollkommenſte Ebenbild des Vaters, Gutes. Ohne Unterlaß ſollen auch wir Gutes thun. Und da Menſchen der Erholung bedürfen, ſo ſollen auch unſere Erholungen nur Vorbereitung zur neuen, nützlichen Thätigkeit ſeyn! Beſonders aber ſollen wir, wenn wir an den Werktagen nicht Zeit finden, den Sonntag, ſtatt unerlaubten Vergnügungen nachzulaufen, auch dazu verwenden, unſre kranken, oder ſonſt bedrängten Mitmenſchen zu beſuchen, und ihnen Gutes zu erweiſen. Denn eben dieſes — die Wittwen und Waiſen und andere Leidende in ihrer Trübſal beſuchen und ſich von dem Verderben der Welt rein bewahren — iſt ein reiner, unbefleckter Gottesdienſt vor dem Vater im Himmel.

37. Verſchiedene kleine lehrreiche Begebenheiten.

1. Jede, auch die kleinſte Begebenheit wußte Jeſus durch eine ſchöne Bemerkung höchſt lehrreich und denkwürdig zu machen. Er reiste von Jeruſalem wieder zurück nach Galiläa. Unterwegs kam Er durch ein Kornfeld. Seine Jünger waren hungrig. Sie pflückten deßhalb, was nach dem Geſetze Moſis erlaubt war, Aehren ab, zerrieben ſie zwiſchen den Händen, und aßen die Körnlein. Einige Phariſäer ſahen dieſes. Es war eben Sabbath. Gott hatte am Sabbathe jede ſchwere Arbeit, wie zum Beiſpiele das Dreſchen des Getreides verboten. Allein die Phariſäer wollten noch weiſer und heiliger ſeyn als Gott, und erklärten, ſchon das Zerreiben einer Aehre mit der Hand ſey am Sabbathe unerlaubt. Sie ſagten daher zu den Jüngern: „Warum unterſteht ihr euch Das zu thun, was am Sabbathe nicht erlaubt iſt?“ Allein Jeſus ſprach: „Wenn ihr doch wüßtet, was das heiße: An Barmherzigkeit habe Ich Wohlgefallen und nicht an Opfern, ſo würdet ihr die Unſchuldigen nicht verdammen! Der Sabbath aber, fügte Er noch bei, iſt um des Menſchen willen da, und nicht der Menſch um des Sabbaths willen.“

Der Sabbath, der von Gott angeordnete Tag der Ruhe, bei uns der Sonntag, iſt eine ſchöne, milde Anſtalt Gottes zum Beſten der Menſchen. Der Menſch ſoll ſich da von der ſechs Tage langen, harten Arbeit erholen, und Zeit gewinnen, ſich ganz nur mit himmliſchen Dingen zu beſchäftigen. Wer da meinte, Nichtsthun heiße den Sonntag feiern, würde ſehr irren. Wir müſſen nie vergeſſen, wozu der Sonntag angeordnet und wozu der Menſch geſchaffen ſey. Wie wir nicht leben, um zu eſſen, ſondern eſſen um zu leben — ſo gab uns Gott das Leben nicht, damit wir blos Gebräuche beobachten, ohne uns um ihr Ziel und Ende zu bekümmern, ſondern wir ſollen gute Gebräuche beobachten, um fromm und gut zu leben.

2. Ein Phariſäer lud Jeſum zum Mittagseſſen ein. Die Phariſäer pflegten nicht nur Schüſſeln und Becher ſehr reinlich zu halten, ſondern jedesmal vor dem Eſſen die Hände zu waſchen; auch wann die Hände ſchon rein waren und das Waſchen gar nicht nöthig hatten, wuſchen ſie dieſelben dennoch. Der Phariſäer, der Jeſum eingeladen hatte, wuſch daher, bevor er ſich zu Tiſche ſetzte, die Hände. Jeſus aber unterließ es. Da gedachte der Phariſäer, der dieſen Gebrauch für etwas ſehr Heiliges hielt, mit Befremden: „Warum waſcht ſich doch Dieſer vor der Mahlzeit nicht?“ Jeſus aber, der ſeine Gedanken ſah, ſprach zu ihm: „Ihr Phariſäer reiniget das Aeußere an den Bechern und Schüſſeln; euer Inneres aber iſt voll

Raubſucht und Bosheit. Ihr Thoren! hat denn Derjenige, der das Aeußere ſchuf, nicht auch das Innere geſchaffen? Und wenn ihr alſo aus Ehrfurcht gegen Ihn das Aeußerliche ſo rein haltet, ſolltet ihr denn nicht vielmehr darauf ſehen, daß auch euer Innerliches rein ſey? Gebt doch lieber von dem, was in den Schüſſeln iſt, etwas den Armen — und ſeht: Alles wird euch dann rein ſeyn. Dadurch werdet ihr eure Mahlzeiten mehr heiligen, als durch euer Händewaſchen.“

Es gibt viele Menſchen, die ihr Angeſicht und ihre Hände, ihr Zimmer und ihre Hauseinrichtung gern rein und glänzend haben — allein ihr Innerſtes vernachläßigen. So ſehr das Eine zu loben iſt, ſo iſt das Andere doch noch vielmehr zu tadeln. Böſes thun befleckt die Hände mehr, als Staub und Koth. Wir ſollen mehr darnach trachten, ein reines Herz als ein reines Angeſicht zu haben.

3. Pilatus, der Römiſche Landpfleger, ließ einige Galiläer, eben da ſie ein Opferfeſt feierten, mit dem Schwerdte tödten, vermuthlich weil er glaubte, ſie ſeyen in aufrühreriſchen Abſichten zuſammen gekommen. Ihr Blut floß mit dem Blute der Opferthiere zuſammen. Einige, die eine geheime Schadenfreude an dem Unglücke derſelben hatten, erzählten dieſe Begebenheit Jeſu. Kurz zuvor war zu Jeruſalem, nahe bei dem

Teiche Siloe, ein Thurm eingeſtürzt und hatte achtzehn Menſchen erſchlagen. Auch von dieſen Unglücklichen dachten die Leute ſehr böſe. Jeſus ſprach daher zu ihnen: „Meint ihr, daß die Galiläer, denen dieſes widerfuhr, größere Sünder waren, als alle übrigen Galiläer? Ich ſag' euch: Nein! — ſondern wenn ihr euch nicht beſſert, ſo werdet ihr noch alle auf eine ähnliche Art umkommen. Oder meint ihr, jene achtzehn Menſchen, auf die der Thurm zu Siloe fiel und ſie erſchlug, ſeyen größere Verbrecher geweſen, als alle übrigen Einwohner von Jeruſalem? Ich ſag' euch: Nein! — Denn wenn ihr nicht Buße thut, ſo werdet ihr noch alle eben ſo zu Grunde gehen.“

Ein jeder ſolcher Unglücksfall ſoll uns eine nachdrückliche Aufforderung zur Beſſerung ſeyn, anſtatt daß wir davon Anlaß zu allerlei liebloſen Urtheilen nehmen. Jeder frage ſich ſelbſt: Wenn ich ſo unvermuthet von dem Tode hinweggerafft würde — wie würde es mir in jener Welt ergehen? Welche Sünden und Fehler würde ich vor dem Richterſtuhle Gottes am ſchwerſten verantworten können? Jeder ſchlage voll Reue an ſeine Bruſt, und faſſe den ernſtlichen Vorſatz, dieſe Sünden und Fehler nicht mehr zu begehen. So könnte ſelbſt das Unglück einiger Menſchen ein Glück, ja das größte Heil für Viele werden.

38. Jeſus und der Mann mit der lahmen Hand.

Jeſus kam auf Seiner weitern Reiſe abermal an einem Sabbathe in eine Synagoge, und lehrte daſelbſt. Unter den Zuhören ſaß ein Mann, deſſen rechte Hand ganz verdorret und eingeſchrumpft war.

Die Schriftgelehrten und Phariſäer, die eben zugegen waren, lauerten auf Jeſus, ob Er den Mann am Sabbathe heilen würde; denn ſie hätten gern eine Urſache gefunden, Ihn einer Handlung zu beſchuldigen, die ihrer Meinung nach am Sabbathe unerlaubt und ſtrafwürdig war. Ja, um Ihn wenigſtens zu einer ſolchen Behauptung zu verleiten, ſtellten ſie ſich ſehr wißbegierig an, und legten Ihm die Frage vor: „Iſt es erlaubt, am Sabbathe Jemand geſund zu machen?“

Jeſus durchſchaute ihre Gedanken. Er ſprach zu dem Manne mit der lahmen Hand: „Steh auf, und tritt hieher in die Mitte!“ Der Mann ſtand auf und ſtellte ſich mitten in die Verſammlung. Und jeder gute Menſch mußte mit dem armen Manne, dem ſeine rechte Hand, und hiemit ſein tägliches Brod fehlte, Mitleiden haben!

Hierauf wandte ſich Jeſus zu den Schriftgelehrten und Phariſäern und ſprach: „Nun will

Ich euch auch etwas fragen! Iſt es am Sabbathe erlaubt, Gutes oder Böſes zu thun — das Leben eines Menſchen zu retten, oder es zu Grunde gehen zu laſſen?" Sie konnten nicht läugnen: Einem Menſchen das Leben retten, ſey etwas Gutes, einen Menſchen in ſeinem Elende umkommen laſſen, etwas Böſes. Allein in ihrem verſtockten Sinne wollten ſie auch die offenbarſten Wahrheiten nicht zugeben. Sie ſchwiegen.

Jeſus fragte weiter: „Iſt Einer unter euch, der ein einziges Schaf hat und der es, wenn es ihm am Sabbathe in eine Grube fiele, nicht ergriffe und herauszöge? Und um wie viel beſſer iſt doch ein Menſch als ein Schaf?" — Auch dagegen konnten ſie nichts einwenden. Sie ſchwiegen wieder.

„Alſo, ſprach Jeſus, iſt es erlaubt, am Sabbathe Gutes zu thun?" und ſah ſie Alle, einen nach dem Andern, mit einem fragenden Blicke voll Ernſt und Wehmuth ringsumher an. Sie ſaßen aber alle wie ſtumm da; denn ſo ſehr ſie fühlten, daß Er Recht habe, ſo ließ es doch ihr Stolz nicht zu, es einzubekennen.

Betrübt über die Verſtocktheit ihres Herzens, wandte ſich Jeſus zu dem Menſchen mit der lahmen Hand, die derſelbe nicht bewegen konnte, und ſagte zu ihm: „Strecke deine Hand aus!" Augenblicklich ſtreckte er ſie aus — und ſie war vollkommen hergeſtellt, und ſo geſund, wie die andere.

So bewährte ſich Jeſus auch hier als die lichthelle Weisheit, die reinſte Liebe, die göttliche Allmacht.

Die Schriftgelehrten und Phariſäer, die Jeſum in böſen Ruf bringen wollten und nun ſich ſelbſt vor dem Volke ſo beſchämt ſahen, kamen vor Wuth ganz außer ſich. Sie verließen die Synagoge, und hielten auf der Stelle Rath, wie ſie Ihn, — der einem bemitleidswerthen Menſchen eine ſo große Wohlthat erwieſen, und ihnen nicht einmal ein beſtrafendes Wort geſagt hatte — um das Leben bringen könnten. Jeſus aber, dem ihre Anſchläge wohl bekannt waren, entwich und begab ſich mit Seinen Jüngern an das Galiläiſche Meer.

Das Betragen der Phariſäer war ſehr böſe, und wir verabſcheuen es mit Recht. Allein laßt uns, zu unſrer Warnung und Belehrung, einige Fragen an uns ſelbſt thun. Lauern wir Andern nie auf, blos um die elende Freude zu haben, ſie verklagen zu können? Suchen wir nie Andere, um ſie lächerlich und verächtlich zu machen, zu Thorheiten und Fehlern zu verleiten? Sind wir nicht gegen unglückliche, gebrechliche, oder mißgewachſene Menſchen manchmal ohne Mitleid und ſpotten wir nicht wohl gar über ſie? Haſſen wir Andere nie wegen ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer

Tugend, ihrer höhern Gaben? — Wer ſo geſinnt wäre, ſuche ſolche Geſinnungen mit der Hülfe Gottes aus ſeinem Herzen auszurotten, denn ſie ſind ſehr böſe und, wie wir an den Phariſäern ſehen, die Wurzeln der verabſcheuungswürdigſten Laſter.

Beſonders aber ſoll die Jugend ſich dieſe Phariſäer ein warnendes Beiſpiel ſeyn laſſen. Wer Aeltern, Lehrer oder Vorgeſetzte, die ihn liebreich warnen und ihm ſeine Fehler vorhalten, durch Verſtocktheit und trotziges Stillſchweigen betrübt, ja wohl gar einen Groll in ſeinem Herzen gegen ſie trägt, iſt auf dem Wege ein ſo ſchlechter, verworfener Menſch zu werden, wie dieſe Phariſäer. Jeſus würde nicht anders als mit einem Blicke des Mißfallens und der Wehmuth auf ihn herabſehen können.

39. Wahl und Ausſendung der Apoſtel.

Nachdem Jeſus wieder in Galiläa angekommen war, ſammelten ſich ſogleich wieder unüberſehbare Volksſchaaren aus dem ganzen Lande um Ihn. Ja Sein Ruf hatte ſich bis Tyrus und Sidon, an die Ufer des mittelländiſchen Meeres verbreitet; und auch daher kamen unzählige Menſchen. Das Gedränge um Ihn ward immer größer und größer. Alle Kranke ſuchten Ihn zu berühren, damit ſie geſund würden. Und Er heilte Alle — ſo viele ſchwachgläubige und ſündige Menſchen auch unter ihnen ſeyn mochten! Da traf nun wohl das Wort des Propheten recht ſchön zu: „Er wird das beſchädigte Rohr nicht zerbrechen und den rauchenden Docht nicht auslöſchen.“

Wer ſeine Schwachheit erkennt und ſeiner Sünden wegen traurig iſt, vertraue auf Jeſus. Nur Jeſus kann uns ſchwachen Menſchen eine feſte Stütze ſeyn, nur Er kann das Fünklein des Guten in uns, zur hellen Flamme anfachen, daß wir auf dem Wege zum Himmel ſicher und muthig vorwärts ſchreiten mögen.

Als Jeſus die Volksſchaaren, die ſich weit umher gelagert hatten, und wegen ihrer großen Menge Seinen Unterricht nicht vernehmen konnten, ſo anſah, empfand Er das innigſte Mitleid mit ihnen, daß ſie ſo hülflos und zerſtreut waren, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Er ſagte zu Seinen Jüngern: „Die Aernte iſt groß, aber der Arbeiter ſind wenige. Bittet alſo den Herrn der Aernte, daß Er Arbeiter in Seine Aernte ſende.“ Er beſchloß, das Lehramt auch Seinen Jüngern zu übertragen, und ging am Abende dieſes mühevollen Tages auf einen Berg — und durchwachte da die ganze Nacht im Gebete zu Gott.

Jeſus fand alſo nach vollbrachtem Tagwerke

Seine ſüßeſte Erholung im Gebete; Er fing jedes Unternehmen, wie hier die Ausſendung der Apoſtel, mit Gebet an; Er brachte ganze Nächte im Gebete zu; Er forderte auch Seine Jünger zum Gebete auf. Wer nichts von dem Gebete wiſſen wollte und keine Freude daran hätte, wäre kein treuer Nachfolger, kein treuer Jünger Jeſu.

Als der Morgen anbrach, wählte Jeſus aus Seinen vielen Jüngern Zwölfe aus, mit denen Er vorzüglich zufrieden war. Ihre Namen ſind dieſe: Simon Petrus und ſein Bruder Andreas; Jakobus und ſein Bruder Johannes; Philippus und Bartholomäus; Mathäus und Thomas; Jakobus, der Jüngere dieſes Namens und Judas Thaddäus; Simon von Kana und Judas Iſchariot. Dieſe Zwölf berief Er beſonders zu ſich, um ſie je zu zwei und zwei auszuſenden — mit der Vollmacht, ſelbſt öffentlich zu lehren, und die Kranken zu heilen. Er nannte ſie deßhalb Apoſtel, das iſt, Geſandte Gottes und Jeſu Chriſti an die Menſchen.

„Gehet hin, ſprach Er, allein (für jetzt noch) nicht zu den Heiden, auch nicht in die Städte der Samariter, ſondern vielmehr zu den verlornen Schafen des Hauſes Iſrael. Auf eurer Reiſe prediget überall Buße, und verkündet, das himmliſche Reich ſey nahe. Heilet die Kranken, machet die Ausſätzigen rein, erwecket die Todten, vertreibt die Teufel. Umſonſt habt ihr es empfangen, umſonſt gebt es auch.“

„Nehmet nichts auf den Weg mit, als nur einen Stab! Traget weder Gold noch Silber, noch anderes Geld in euern Gürteln. Führet auch weder Reiſetaſche und Brod, noch doppelte Kleider und Schuhe bei euch. Denn der Arbeiter iſt ſeines Unterhaltes werth.“

„In was immer für eine Stadt oder in was für ein Dorf ihr kommet, ſo fraget nach, wer es da werth ſey, daß ihr bei ihm einkehret; und bei dieſem bleibet, bis ihr wieder von da wegziehet. Wenn ihr in das Haus tretet, ſo ſprechet: Friede ſey mit dieſem Hauſe! Iſt das Haus dieſes Segens werth, ſo wird er auch über dasſelbe kommen. Iſt es desſelben nicht werth, ſo wird euer Segen auf euch zurück kehren!“

„Wo immer man aber euch nicht aufnehmen, noch eurer Predigt Gehör geben wird, da gehet zu einer ſolchen Stadt oder einem ſolchen Hauſe hinaus, und ſchüttelt auch den Staub von euren Füßen — zu einem Zeugniſſe wider ſie (daß ihr die beſchwerliche Reiſe um ihres Heiles willen vergebens gemacht habet, und mit einem ſolchen unheiligen Orte nicht die geringſte Gemeinſchaft mehr haben wollet). Wahrlich, Ich ſage euch: Dem Lande Sodoma und Gomorrha wird es am Tage des Gerichts erträglicher ergehen, als einer ſolchen Stadt!“

„Sehet, Ich ſende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Seyd daher klug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben.“ — (Denn wer nur zum eigenen Vortheile und zum fremden Nachtheile klug ſeyn wollte, gliche blos einer giftigen Schlange. Wer arglos wäre wie eine Taube, aber dabei unklug, würde dennoch ſich und Andere vielen Schaden zufügen. Wer wahrhaft weiſe und gut iſt, vereinigt die gewandteſte, ſcharfſinnigſte Klugheit mit der redlichſten, lauterſten Abſicht.)

„Hütet euch vor den Menſchen! Ihr werdet um Meines Namens willen von ſehr vielen gehaßt werden. Indeß iſt ja der Jünger nicht über ſeinen Meiſter und der Knecht nicht über ſeinen Herrn. Der Jünger ſey damit zufrieden, wenn er's hat, wie ſein Meiſter, und der Knecht, wenn er's hat, wie ſein Herr. Haben ſie den Hausherrn geläſtert, wie vielmehr werden ſie es ſeinen Hausgenoſſen thun!“

„Fürchtet euch aber nicht vor Denjenigen, die zwar den Leib tödten, der Seele aber nichts anhaben können! Habet vielmehr Ehrfurcht vor Demjenigen, der Leib und Seele in die Hölle werfen kann.“

„Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen

Pfennig? Und dennoch fällt nicht einer aus ihnen ohne Wiſſen und Willen eures Vaters zur Erde. Fürchtet euch alſo nicht! Ihr ſeyd mehr werth als alle Sperlinge zuſammen, ſo viel auch ihrer ſind. Sogar die Haare eures Hauptes ſind alle gezählt!"

„Wer immer ſich vor den Menſchen zu Mir bekennen wird, den werde auch Ich vor Meinem himmliſchen Vater als den Meinigen anerkennen. Wer Mich aber vor den Menſchen verläugnen, und ſich Meiner und Meiner Lehre ſchämen wird, deſſen werde Ich Mich auch vor Meinem Vater im Himmel ſchämen und ihn nicht für den Meinigen anerkennen."

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt als Mich, iſt Meiner nicht werth. Wer Sohn und Tochter mehr liebt als Mich, iſt Meiner nicht werth. Wer ſein Kreuz nicht auf ſich nimmt, (nicht bereit iſt, um Meiner willen Schmach und Tod zu leiden) und Mir nicht nachfolgt, iſt Meiner nicht werth."

„Wer euch aufnimmt, nimmt Mich auf, und wer Mich aufnimmt, nimmt Denjenigen auf, der Mich geſandt hat. Wer einen Propheten als Propheten aufnimmt, der wird den Lohn eines Propheten empfangen. Wer einen Gerechten, als Gerechten aufnimmt, der wird den Lohn eines Gerechten erhalten. Wer immer Einem der Mindeſten, die an Mich glauben, einen Trunk kalten

Waſſers reicht, weil er Mein Jünger iſt — wahrlich, Ich ſage euch — es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.“

Nachdem Jeſus dieſe Lehren den zwölf Jüngern vorgetragen hatte, gingen ſie paarweiſe hin, predigten in allen Städten und Flecken, ermahnten die Menſchen zur Buße, kündigten das nahe Himmelreich an, und machten die Kranken geſund. Jeſus aber ging mit Seinen übrigen Jüngern von hier weg, und fuhr unermüdet fort, in allen Städten zu lehren, und Gutes zu thun.

40. Der Jüngling zu Naim.

Jeſus nahte ſich einem Städtlein, das Naim hieß. Viele Seiner Jünger und eine große Menge Volkes begleiteten Ihn. Als Er bei dem Stadtthore ankam, trug man eben die Leiche eines Jünglings heraus. Dieſer Jüngling war der einzige Sohn ſeiner Mutter, und dieſe war noch dazu eine Wittwe. Die troſtloſe, verlaſſene Mutter ging weinend und jammernd hinter der Todtenbahre her. Eine Menge Leute aus der Stadt, die an ihrem Schmerz Theil nahmen, gingen mit ihr.

Als Jeſus die weinende Mutter ſah, ward Er vom Mitleid gegen ſie innigſt bewegt, und ſagte liebreich und freundlich zu ihr: „Weine nicht!“ Hierauf ging Er zu der Todtenbahre hin, und berührte ſtillſchweigend, ohne ein Wort zu ſagen, die Bahre — zum Zeichen, daß die Träger ſtill ſtehen ſollten. Sie verſtanden das Zeichen, blieben ſtehen, und ließen die Bahre nieder. Bei den Iſraeliten wurde der Sarg nicht verſchloſſen. Jedermann ſah alſo den Verſtorbenen, der nur in Leichentücher eingehüllt war, auf der Bahre da liegen. Jeſus ſprach zu dem Leichname: „Jüngling! Ich ſage dir, ſteh auf!“ Der Todte richtete ſich ſogleich auf — lebte — und fing an zu reden. Und Jeſus führte ihn ſeiner Mutter zu.

Alle, die zugegen waren, kam eine große Furcht an. Sie lobten Gott laut und ſprachen: „Es iſt ein großer Prophet unter uns aufgeſtanden, und Gott hat Sein Volk heimgeſucht!“ Der Ruf von dieſer That Jeſu verbreitete ſich durch ganz Judäa und alle umliegenden Länder.

Dieſe Begebenheit iſt ſo rührend, lehrreich und herzerhebend, daß wir gern einige Augenblicke dabei verweilen werden, um ſie näher zu betrachten.

Der Jüngling auf der Todtenbahre iſt ein ſehr rührender, allein auch ein ſehr ernſter Anblick, beſonders für das jugendliche Alter. Eine ſolche Leiche ruft — ſo ſtumm ſie iſt — der Jugend gleichſam laut zu: „Kein Alter iſt vor dem Tode ſicher. Auch Jünglinge können ſterben. Der Tod ſieht nicht auf die rothen Wangen, oder auf die grauen Haare. Wie der Mann mit der

Senſe, halb und ganz aufgeblühte Blumen ohne Unterſchied niedermäht, ſo ſammelt der Tod Junge und Alte ohne Unterſchied in das Grab. Benütze alſo das Leben weislich, ehe es entflieht. — Die blühendſte jugendliche Geſtalt muß einmal in Staub zerfallen. Sie gleicht der Blume des Feldes; ein rauhes Lüftchen weht — und dahin iſt ſie! Sey alſo nicht ſtolz auf Jugend und Schönheit; deine Zierde ſey Unſchuld und Tugend, die der Tod dir nicht rauben kann.“

Die Mutter, die um den einzigen Sohn, die Freude ihres Lebens und die Stütze ihres Alters heiße Thränen vergoß, iſt auch ein ſehr rührender Anblick. Ach Gott, wer in der Welt hat nicht auch ſchon ähnliche Thränen geweint! Und wer weiß, wie viele ſolche Thränen er noch vergießen werde! Wer kann ſich alle, alle die Thränen, die hier auf Erden an Sterbebetten, bei den Leichnamen theurer Freunde und an geliebten Gräbern geweint werden, auch nur denken — ohne zum Himmel aufzublicken, und ſich mit der ganzen Kraft ſeines Herzens nach Troſt von Oben zu ſehnen! Wer kann bei einer Leiche verweilen oder unter Gräber wandeln, ohne daß der Wunſch nach einem beſſern Leben und einem Wiederſehen in jener Welt ſein ganzes Herz erfülle!

Jeſus Chriſtus ſtellt ſich als Denjenigen dar, durch den Gott alle dieſe Thränen trocknen, allen Schmerz in Freude, den Tod ſelbſt in Leben verwandeln wird. Er, der dieſe Mutter ſo liebevoll tröſtete, ruft auch dir, der du um theure Geliebten weineſt, freundlich zu: „Weine nicht!“ Er, auf Deſſen allmächtigen Ruf, dieſer Sohn der Wittwe auferſtand, wird einſt allen Todten das Allmachtswort zurufen: „Stehet auf!“ Er, der ſo voll unausſprechlicher Huld der Mutter den Sohn wieder zuführte, wird auch dir einſt Diejenigen, um die du jetzt heiße Thränen vergießeſt, lebend wieder zurück geben. Dieſe hohe That Jeſu iſt eine feierliche Verſicherung an das ganze Menſchengeſchlecht von dem Wiederaufleben der Todten.

Laßt uns mit dem Volke, das dieſe That mit Erſtaunen angeſehen hat, Gott loben und preiſen, daß Er uns in Jeſus Chriſtus einen ſo mächtigen und liebevollen Erretter aus Noth und Tod geſchenkt hat.

11. Geſandtſchaft Johannes des Täufers an Jeſus.

Herodes, ein Sohn jenes Herodes, der die Kinder zu Bethlehem hatte ermorden laſſen, berief Johannes den Täufer an ſeinen Hof; da aber Johannes ihm die Wahrheit ſagte, und ihm ſeine Fehler vorhielt, ließ er ihn in das Gefängniß werfen. Die Jünger des Johannes beſuchten dieſen ihren geliebten Lehrer im Gefängniſſe und brachten ihm von Allem, was Jeſus that, Nachricht. Allein, warum Jeſus, der Erlöſer der Menſchen, Seinen erſten Verehrer und Freund in unverdienten Ketten ſchmachten laſſe, konnten ſie nicht begreifen. Sie wurden ganz irre an Jeſus. Johannes ſuchte ſie zu beruhigen, und ſchickte zwei von ihnen zu Jeſus, Ihn zu fragen, ob Er Derjenige ſey, der nach den Verheißungen Gottes in die Welt kommen ſolle, oder ob das Volk Iſrael einen Andern erwarten ſolle. Es iſt möglich, daß Johannes ſelbſt — wie denn auch zuweilen die Heiligen eine trübe Stunde haben — in ſeinem Gefängniſſe von bangen Zweifeln beunruhigt wurde. Wahrſcheinlicher aber war es ihm nur darum zu thun, ſeine Jünger zu beruhigen, und er überließ es Jeſu, ihnen eine überzeugende Antwort zu geben.

Jeſus war, als die Jünger des Johannes bei Ihm ankamen, eben von einer großen Schaar kranker und breſthafter Menſchen aller Art umringt. Und es mußte ein großer und ſchöner Anblick ſeyn, wie Er — das Bild des Lebens und der Anmuth, voll göttlicher Hoheit und himmliſcher Freundlichkeit ſo da ſtand — und von allen Seiten Menſchen, blaß und abgezehrt von Jammer und Krankheit, ſich zu Ihm drängten, oder zu Seinen Füßen lagen, und alle vertrauensvoll auf Ihn, ihren gemeinſchaftlichen Freund und Retter, blickten, und von Ihm ſichere Hülfe erwarteten.

Die Abgeordneten ſprachen zu Jeſus: „Johannes der Täufer ſendet uns zu Dir, Dich zu fragen: Biſt Du Derjenige, der da kommen ſoll, oder ſollen wir einen Andern erwarten?“

Jeſus antwortete ihnen nicht ſogleich; Er ließ ſich in dem göttlichen Geſchäfte, dem menſchlichen Elende abzuhelfen, nicht ſtören. Da ſtand zum Beiſpiele ein Blinder vor Ihm; Jeſus blickte ihn nur an — und der Blinde ſah. Hier war ein Gehörloſer; Jeſus ſprach nur ein Wort — und der Gehörloſe hörte. Zu den Füßen Jeſu ſaß etwa ein Lahmer; Jeſus winkte — und der Lahme ſprang auf. Dort in einiger Entfernung ſtand ein Ausſätziger; Jeſus ſtreckte die Hand aus — und der Ausſätzige war rein, und ſchön und blühend von Angeſicht, wie der Geſündeſte. Erſt kurz vorher hatte Jeſus einen Todten erweckt. Der ganzen Schaar der Armen und Elenden verkündete Er die frohe Nachricht von dem Reiche Gottes.

Jetzt erſt, da Alle belehrt, geheilt und getröſtet waren, wandte ſich Jeſus zu den zwei Abgeordneten des Johannes, und ſprach zu ihnen: „Gehet nun hin, und berichtet dem Johannes, was ihr hier geſehen und gehört habt: Die Blinden ſehen, die Tauben hören, die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, die Todten ſtehen auf, und den Armen wird die frohe Nachricht von dem Reiche Gottes verkündet. Und ſelig iſt der, der ſich an Mir nicht ärgert.“

Dieſes war die ſchönſte und würdigſte Antwort, die Jeſus den Jüngern des Johannes nur immer hätte geben können! Er antwortete auf ihre Frage nicht mit Worten; Er ließ Seine Thaten es ſagen: Wer Er ſey und wozu Er gekommen ſey. Er ſagte nicht blos: Ich bin gekommen, die Unwiſſenden zu lehren — ſondern Er lehrte ſie mit himmliſcher Weisheit. Er ſagte zu den Jüngern des Johannes nicht: Ich bin gekommen, die Menſchen von ihrem Elende zu befreien — Er befreite ſie wirklich, und ſtellte ſich ſo als den Erlöſer von allem menſchlichen Elende dar. O möchten wir doch Jeſu nachahmen, und, wie Er durch die That bewies, daß Er Chriſtus ſey, auch ſo, nicht blos mit Worten, ſondern durch Thaten — durch thätige Liebe zu Gott und den Menſchen, durch Demuth, Sanftmuth, Geduld und jede ſchöne Tugend — zeigen, daß wir Chriſten ſeyen.

Dieſe Handlungen Jeſu haben aber noch eine höhere Bedeutung. Durch dieſe Wunder der Allmacht und Liebe wollte Jeſus nicht blos zeigen, daß Er allen leiblichen Gebrechen der Menſchen abhelfen könne — Er deutete dadurch auf eine ſinnbildliche Art zugleich an, was Er dem Geiſte des Menſchen ſeyn wolle. Das Sichtbare iſt ein Bild des Unſichtbaren; auch die Seele hat Gebrechen, die denen des Leibes gleichen. Wir ſagen ſchon in dem gemeinen Leben von einem Menſchen, der dem Geiſte nach nichts taugt: Er iſt blind und taub für die Wahrheit, unrein und mit Laſtern befleckt, lahm und todt für alles Gute. Dieſe Geiſtigblinden nun, die Gottes Freundlichkeit in der Natur, die himmliſche Schönheit der Tugend, und den Abgrund des Verderbens, in den ſie ſich ſtürzen, nicht ſehen, will Jeſus erleuchten. Den Geiſtigtauben, die Gottes Stimme in ihrem Herzen und in dem geoffenbarten Worte Gottes, das uns die Kirche verkündet, nicht hören, will Er den Sinn für Wahrheit öffnen. Er will denen, die nicht dem Leibe, ſondern dem Geiſte nach, lahm ſind zu edlen Handlungen, Kraft geben, das Gute zu thun und die Wege des Heils zu wandeln. In der Seele, die durch Sünde mehr entſtellt und verunreiniget wird, als der Leib durch den Ausſatz, will Er das reine Ebenbild Gottes wieder herſtellen. Alle, die in Sünde und Uebertretung, in Freudenloſigkeit und Elend erſtorben ſind — ſollen durch Ihn neu belebt werden. Und dieſe vollkommene Wiederherſtellung des ganzen Menſchen an Leib und Seele iſt das letzte ſchöne große Ziel, wozu der Vater im Himmel Jeſum in die Welt geſandt hat.

42. Zeugniß Jeſu von Johannes.

Nachdem die zwei Jünger des Johannes hinweggegangen waren, wandte ſich Jeſus an die Schaaren des Volkes, die Ihn umgaben. Alle waren bei Johannes in der Wüſte geweſen; allein ſie waren mit ſehr verſchiedenen Erwartungen dahin gekommen. Einige hatten gemeint, dort einen Lehrer zu finden, der ſich nach ihren Meinungen richten und ſo reden werde, wie jeder es gerne hörte. Andere waren befremdet, daß Johannes, der Herold des verheißenen Königs von Iſrael, nur in rauher Kleidung und ohne allen äußern Glanz erſcheine. Die meiſten hielten ihn jedoch für einen Propheten. Daher ſprach Jeſus zu dem Volke: „Was ſeyd ihr in die Wüſte hinausgegangen, zu ſehen? **Ein Schilfrohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder einen Menſchen in weichlichen Kleidern? Seht, die weichliche Kleider tragen, ſind in den Häuſern der Könige. Was ſeyd ihr alſo hinaus gegangen, zu ſehen? Einen Propheten? Ja, wahrlich, Ich ſage euch, er iſt noch mehr als ein Prophet. Denn er iſt es, von dem geſchrieben ſteht: Sieh, Ich ſende Meinen Engel vor Deinem Angeſichte her, der Deinen Weg vor dir bereiten wird!“**

Johannes war ein Mann von feſtem Glauben, von unerſchütterlicher Tugend, der ſich lieber in den Kerker werfen ließ, als daß er Gott, ſeinem Berufe, der Wahrheit und Tugend untreu geworden wäre. So ſollen auch wir keinem Moosrohre gleichen und nicht von jedem Lüftchen nichtiger Meinungen und jedem verführeriſchen Reize zur Sünde, uns im Guten wankend machen laſſen. Johannes verſchmähte weichliche Kleider; Heiligkeit war gleichſam ſein Ehrenkleid; er bedurfte keines äußerlichen Schmuckes. So ſollen auch wir unſere Ehre nicht in Kleiderpracht und eitlem Glanze ſuchen, ſondern in Tugend und Rechtſchaffenheit. Johannes war ein Prophet, der den künftigen Erlöſer angekündet hatte; er war ein Engel Gottes, der die Menſchen zur Buße und zum Glauben an Jeſus aufforderte. Wir ſollen dieſen einzigen Weg, der zum Himmel führt gehen, als käme jetzt noch wirklich ein Engel vom Himmel, der uns darauf hinwieſe.

Unter den Volksſchaaren, die Jeſu zuhörten, waren Viele, die weder durch die Predigten des Johannes, noch durch die Lehren und Thaten Jeſu ſich zur Buße bewegen ließen. Dieſe Leute waren meiſtens aus den reichen Städten Korozain, Bethſaida und Kapharnaum, in denen Jeſus bisher die meiſten Wunder gethan hatte. Deßhalb ſprach Jeſus: „Wehe dir Korozain, wehe dir, Bethſaida! Denn wenn zu Tyrus und Sidon die Wunder geſchehen wären, die bei euch geſchehen ſind, ſo hätten ſie im härenen Kleide und in der Aſche Buße gethan. Ich ſage euch aber, es wird den Einwohnern von Tyrus und Sidon am Tage des Gerichts erträglicher ergehen, als euch! Und du Kapharnaum, du meinſt dich bis zum Himmel zu erheben; du wirſt aber bis in die Hölle geſtürzt werden. Denn wenn zu Sodoma dieſe Wunderzeichen geſchehen wären, die in dir geſchehen ſind, ſo würde dieſe Stadt noch bis auf dieſen Tag ſtehen. Ich ſage euch aber, es wird den Einwohnern von Sodoma am Tage des Gerichts erträglicher gehen, als dir."

Wenn wir in dem heiligen Evangelium leſen, ſo hören wir die Bußpredigten des Johannes in der Wüſte. Wir vernehmen die Worte Jeſu, die aus Seinem heiligen Munde gekommen ſind. Wir ſehen die Wunderthaten Jeſu gleichſam mit Augen. Allein wenn wir uns dennoch nicht daran kehren, uns nicht beſſern, uns nicht des Himmelreichs werth machen wollten — wie ſtrafbar wären wir dann! Wir glichen jenen Städten, denen Jeſus Chriſtus ſo furchtbare Strafen androhte.

Es waren unter den Zuhörern Jeſu aber auch Viele, die Seine Lehren zu Herzen nahmen, Freude daran hatten, und ihr Leben darnach einzurichten trachteten. An dieſen guten Menſchen, die meiſtens arme, geringe, unſtudirte Leute waren, hatte Jeſus große Freude. Er ward innigſt gerührt, daß ſie die Lehre vom Himmelreiche annahmen, und ſprach mit zum Himmel erhobenen Augen: „Ich preiſe Dich Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du Dieſes den Weiſen und Klugen verborgen, und es den Kleinen geoffenbart haſt. Ja, Vater, ſo war es Dir wohlgefällig. — Alle Dinge ſind Mir von Meinem Vater übergeben, und Niemand kennet den Sohn, als der Vater; Niemand kennt auch den Vater, als der Sohn, und wem es der Vater offenbaren will.“

„Kommet Alle zu Mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd; Ich will euch erquicken! Nehmet Mein Joch auf euch, und lernet von Mir, denn Ich bin ſanftmüthig und demüthig von Herzen! So werdet ihr Ruhe für eure Seele finden; denn Mein Joch iſt ſanft und Meine Bürde iſt leicht.“

Wer möchte nicht mit innigſt gerührtem Herzen ausrufen: O Du unausſprechlich liebevoller Menſchenfreund! Deiner unendlichen Liebe kommt nichts gleich als Deine Macht; Deine Einladung geht uns Alle an. Wer ſollte nicht verlangen, Dich und durch Dich den Vater im Himmel näher kennen zu lernen! Wer wollte noch durch Hochmuth und Anhänglichkeit an irdiſche Dinge ſich untauglich machen, Dich und Deine heilige Lehre recht zu erkennen! Wer, der ſich elend fühlt, ſollte nicht Dir vertrauen! Wer, der bisher das eiſerne Joch der Sünde trug, ſollte nicht lieber das ſanfte Joch Deiner Gebote willig auf ſich nehmen und Dir gehorchen! — Wer ſollte nicht, o Du ſanftmüthigſter und demüthigſter! Deinem ſchönen Beiſpiele folgen, und mit Freuden die Bahn betreten, auf der Du uns ſelbſt vorangehſt, und die allein zur Ruhe und Erquickung führt!

13. Das Gleichniß Jeſu von dem Säemanne.

Jeſus kam wieder an den See Geneſareth. Sogleich eilte eine große Menge Volks aus allen Städten herbei, und ſammelte ſich um Ihn. Er ſtieg in ein Schifflein, und ſetzte ſich. Die Volksſchaaren ſtanden längs dem See hin an dem Geſtade. Und da ſprach Er nun zu ihnen: „Höret zu!“ und trug ihnen Seine himmliſche Lehre in lauter Gleichniſſen vor.

Dieſe lieblichen Gleichniſſe aus dem ländlichen und häuslichen Leben ſind für uns höchſt lehrreich; denn die ganze Schöpfung, ja Alles, was uns umgibt, iſt gleichſam ein großes, aufgeſchlagenes Buch, voll ſchöner Bilder, in das Gott die wichtigſten Lehren für uns hineingeſchrieben hat, und in dem Jeſus uns leſen lehrt.

„Ein Säemann, fing Jeſus an, ging zum Säen hinaus. Indem er nun ſäete, fielen einige

Körnlein auf den Weg. Dieſe wurden zertreten; auch kamen die Vögel, und fraßen ſie auf. Einige fielen auf Felſen, wo ſie nur wenig Erdreich, und keinen tiefen Grund fanden. Dieſe ſchoſſen bald in die Höhe; allein da die Sonne anfing heiß zu ſcheinen, verdorrten ſie, weil ſie nicht tief gewurzelt waren. Einige fielen unter die Dornen. Die Dornen wuchſen mit empor, und erſtickten ſie, daß ſie auch keine Frucht brachten. Einige aber fielen in ein gutes Erdreich. Dieſe gingen auf, und wuchſen empor, und vermehrten ſich, und brachten dreißig=, ſechzig= ja hundertfältige Früchte."

Von dieſem ſchönen Gleichniſſe haben wir die beſte Erklärung; denn Jeſus erklärte es ſelbſt. „Sehet, ſprach Er, der Samen bedeutet das Wort Gottes."

„Diejenigen, bei denen die Samenkörnlein auf den Weg fallen, ſind ſolche, die das Wort vom göttlichen Reiche hören, aber nicht verſtehen. Da kommt denn ſogleich der böſe Feind, und nimmt alles, was in ihr Herz ausgeſäet worden, wieder hinweg, damit ſie nicht glauben, und nicht zum Heile gelangen."

„Mit den Samenkörnlein, die auf Felſengrund fielen, ſind Diejenigen gemeint, die das Wort hören und ſogleich mit Freuden annehmen, aber in ſich nicht einwurzeln laſſen. Dieſe ſind wankelmüthig, und glauben nur eine Zeit lang; ſobald eine Trübſal über ſie kommt, oder ſich eine Verfolgung der göttlichen Lehre wegen erhebt, laſſen ſie ſich verführen — und fallen zur Zeit einer ſolchen Prüfung wieder ab.“

„Die Samenkörnlein, die unter die Dornen fallen, deuten auf Diejenigen, die das Wort zwar anhören, allein zeitliche Sorgen und Kümmerniſſe, die betrügliche Begierde nach Reichthum, Wolluſt und andere irdiſche Lüſte in ihrem Herzen mit aufkommen und das Wort erſticken laſſen, daß es keine Frucht bringt.“

„Diejenigen endlich, bei denen das Samenkorn eine gute Erde findet, ſind ſolche, die das Wort Gottes hören, es verſtehen, mit einem guten, ja dem beſten Herzen aufnehmen, es bewahren, und mit Beharrlichkeit Frucht bringen laſſen — der Eine dreißig-, der Andere ſechzig-, und wieder ein Anderer hundertfältig.“

Aus dieſem ſchönen Gleichniſſe und der Erklärung desſelben ſehen wir: Alles komme darauf an, daß die göttliche Lehre Jeſu an uns Frucht bringe. Laßt ſie uns daher immer aufmerkſam hören! Fern von uns ſeyen alle leichtſinnige Gedanken, die uns zerſtreuen und hindern, die Lehre Jeſu recht zu verſtehen, und jedes heilſame Wort ſogleich wieder von unſerm Herzen hinwegnehmen, wie bunte Vögel die Samenkörnlein. Laßt uns die Lehre Jeſu tief in unſer Innerſtes aufnehmen! Fern ſey aller Eigenwille, der gleich den Steinen, die unter der Erde verborgen ſtecken, nichts Gutes in unſern Herzen wurzeln läßt. Wir wollen die Lehre Jeſu bewahren in einem reinen Herzen, und wollen Sorgen, Weltluſt, Anhänglichkeit an das Irdiſche aus unſerm Herzen ſorgfältig ausrotten, wie der Ackersmann die Dornen auf ſeinem Acker. Dann wird dieſe göttliche Lehre auch an uns hundertfältige Früchte guter Geſinnungen und edler Handlungen bringen. Und wie ſchön wäre das!

41. Das Gleichniß von der Aernte.

In dem einfachen, ländlichen Gleichniſſe von der Aernte zeigt Jeſus uns die Geſchichte des göttlichen Reiches auf Erden.

In dem Himmelreiche, ſprach Er, geht es, wie bei dem Manne, der guten Samen auf ſeinen Acker ausgeſäet hatte. Indem ſeine Leute ſchliefen, kam ſein Feind, ſäete Unkraut unter den Weizen, und ging davon. Als die Saat nun aufging, und in Aehren ſchoß — da kam auch das Unkraut zum Vorſchein. Die Knechte gingen zum Hausvater, und ſagten zu ihm: „Herr! haſt du denn nicht guten Samen auf deinen Acker ausgeſäet? Woher kommt denn nun das Unkraut?“ Der Hausvater ſprach: „Das hat ein feindſeliger Menſch gethan.“ Die Knechte aber ſagten: „Willſt du, daß wir hingehen und es ausrotten?“ „Nein, ſprach er, ihr möchtet ſonſt mit dem Unkraute auch den Weizen ausraufen. Laßt beides mit einander wachſen bis zur Aernte. Wann es dann Zeit zur Aernte ſeyn wird, werde ich den Schnittern ſagen: Sammelt zuerſt das Unkraut und bindet es in Büſchel, damit man es verbrenne; den Weizen aber ſammelt in meine Scheure.“

Auch dieſes Gleichniß erklärte Jeſus ſelbſt. „Der Säemann, ſprach Er, der den guten Samen ausſtreut, iſt der Menſchenſohn; der Acker iſt dieſe Welt; der gute Weizen ſind die Kinder des Himmelreichs; das Unkraut die Kinder der Bosheit. Der Feind, der Unkraut ſäet, iſt der Teufel, die Schnitter ſind die Engel; die Aernte iſt das Ende der Welt. Wie man nun das Unkraut ſammelt, und es ins Feuer wirft, daß es verbrenne, ſo wird es auch am Ende der Welt gehen. Der Menſchenſohn wird Seine Engel ausſenden, und dieſe werden aus Seinem Reiche alle diejenige, die Aergerniß anrichten und Böſes thun, zuſammen bringen, und ſie in den Feuerofen werfen. Da wird Heulen und Zähneknirſchen ſeyn. Die Gerechten hingegen werden im Reiche des Vaters glänzen — gleich der Sonne.“

Wir wollen das Lehrreiche dieſes Gleichniſſes auf uns anwenden!

Wir ſehen da zuerſt: Woher das Gute

und Böſe urſprünglich komme. Alles Gute iſt von Gott. Laßt es uns daher als etwas Göttliches ehren! Alles Böſe kommt urſprünglich vom Teufel. Laßt es uns als etwas Teufliſches fürchten und verabſcheuen.

Wir ſehen ferner: **Wozu Gott neben den guten Menſchen ſo viele Böſe dulde?** Es würde den Guten viel ſchaden, wenn alle Böſe ausgerottet würden. Manche der ſchönſten Tugenden — Feindesliebe, Geduld, Sanftmuth, Verſöhnlichkeit — können wir nur gegen die Böſen beweiſen. Jede Tugend, die trotz ſo vieler böſen Beiſpiele ausgeübt wird, erhält dadurch einen doppelten Werth. Laßt uns daher die böſen Menſchen nicht haſſen, allein immer wohl auf unſrer Hut ſeyn, daß wir von ihnen nicht zum Böſen verführt werden.

Wir ſehen endlich — das erfreuliche Schickſal der Guten, und das ſchreckliche Schickſal der Böſen — Himmel und Hölle. Laßt uns daher, das Wort Jeſu, daß Er dieſem Gleichniſſe beifügte, wohl bedenken: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Wir wollen die Lehre Jeſu aufmerkſam hören, und unſer Leben darnach einrichten!

43. Gleichniſſe vom Senfkörnlein, Sauerteige, Schatze im Acker, der Perle und dem Fiſchnetze

„Womit, ſprach Jeſus, ſoll Ich das Reich Gottes noch vergleichen, und unter welchem Bilde ſoll Ich es euch noch vorſtellen?“

1. Das Himmelreich gleicht einem Senfkörnlein, das ein Menſch nimmt, und in ſeinen Garten ſäet. Es iſt zwar eines der kleinſten Samenkörnlein, die es auf Erden gibt. Iſt es aber einmal geſäet — ſo wächst es, und ſchießt empor, und wird größer als alle übrige Gartenkräuter, und treibt ſtarke Aeſte, und wird ſo groß, wie ein Baum, ſo, daß die Vögel des Himmels kommen, und unter ſeinem Schatten wohnen.“

Auch in dieſem Gleichniſſe vom Senfkörnlein, aus dem in jenen warmen Ländern ein großer, einem Baume ähnlicher Strauch erwächst, zeigt Jeſus uns die Geſchichte des göttlichen Reiches auf Erden, oder was Eines iſt, die Geſchichte der Kirche, die Er gegründet hat. Klein war der Anfang des Chriſtenthums; unüberſehbar groß ſind ſeine Folgen. Wie wenige freuten ſich des Kindes Jeſu in der Krippe und wie viele Millionen Anbeter hat nun Jeſus unter allen Völkern der Erde? Auch dieſe Aehnlichkeit des Reiches Jeſu mit den Werken Gottes in der Natur zeigt, daß es ein Werk Gottes und göttlichen Urſprungs ſey.

Dieſes Gleichniß läßt ſich aber auch auf jeden einzelnen Menſchen, und vorzüglich auf die Jugend anwenden. Alles Gute im Menſchen fängt vom Kleinen an, und wird erſt nach und nach eine große, vollendete Tugend; allein auch das Böſe ſcheint anfangs nur ein geringer, unbedeutender Fehler, und wird erſt nach und nach ein großes Laſter. Laßt uns daher nicht das geringſte Gute vernachläßigen und uns auch vor dem geringſten Böſen aufs Sorgfältigſte hüten?

2. Um eben dieſe Wahrheit auch dem Einfältigſten recht faßlich zu machen, trug Jeſus noch ein anderes Gleichniß vor. „Das Himmelreich, ſprach Er, gleicht einem Sauerteige, den eine Hausfrau nimmt, und ihn mit drei Theilen Mehl vermengt, damit nach und nach das Ganze durchſäuert werde.“

Wie ein wenig Sauerteig eine Menge Mehl ſtill und unmerklich, aber ſo ganz und durchaus durchdringt, daß ein kräftiges, ſchmackhaftes Brod daraus wird, und die angenehme Säure in jedem Brodſämlein merklich iſt; ſo ſoll der himmliſche Sinn Jeſu unſer ganzes Weſen durchdringen; jedes unſrer Worte und Werke ſoll etwas Himmliſches an ſich haben. Was aber vom Guten gilt, das gilt auch vom Böſen; auch das Böſe durchdringt, ſobald ihm der Menſch in ſeinem Herzen Raum läßt, nach und nach das ganze Weſen des Menſchen, bis der ganze Menſch bös und verdorben iſt. Wie lehrreich, ermunternd und warnend, macht Jeſus die gewöhnlichſte, häusliche Beſchäftigung — das Brodbacken für uns!

3. „Das Himmelreich, ſprach Jeſus ferner, gleicht einem Schatze, der in einem Acker verborgen liegt. Der Menſch, der ihn findet, deckt ihn wieder zu, und geht vor Freude darüber hin, und verkauft Alles, was Er hat, und kauft den Acker — um ſo den Schatz zu erheben.“

Dieſes Gleichniß lehrt uns: Das Chriſtenthum iſt das Herrlichſte und Koſtbarſte, daß wir uns denken können — ein wahrer Schatz. Wer es kennen gelernt, hat eine größere Freude daran, als an ganzen Haufen Goldes und Silbers. Das Chriſtenthum iſt ein verborgener Schatz. Hundert unachtſame Menſchen treten den Schatz im Acker mit Füßen; ſo geht es unaufmerkſamen und leichtſinnigen Menſchen mit der Erkenntniß chriſtlicher Wahrheit. Das Chriſtenthum iſt ein Schatz im Acker, den wir erſt erkaufen müſſen. Wer nicht bereit iſt, Alles — alle unerlaubte Vergnügungen, alle Anhänglichkeiten an das Irdiſche, alle Bequemlichkeiten des Lebens — aufzuopfern, und daran zu geben, der kommt nie zum Beſitze dieſes Schatzes.

4. Dieſe Wahrheit machte Jeſus noch in einem andern Gleichniſſe anſchaulich. „Es iſt, ſprach Er, mit dem himmliſchen Reiche, wie mit einem Kaufmanne, der gute Perlen ſucht. Wenn er Eine, (ja die einzigſte, koſtbarſte) Perle findet, ſo geht er hin, und verkauft Alles, was er hat, und kauft dieſe Perle.“

Dieſe einzige koſtbare Perle iſt das Heil, das Jeſus allen Menſchen anbietet. Wer ſelig werden will, muß jedes vergängliche Gut, das ihn daran hindert, willig dahin geben. Hätte der Kaufmann auch nur ein Stück von ſeinem Hausgeräthe zurück behalten wollen, ſo würde er die erforderliche Summe nicht zuſammen gebracht und alſo dieſe Perle nicht erlangt haben.

Dieſes Gleichniß gibt uns aber noch die ſehr einfache allgemeine Lehre: „Schätze das Edlere immer höher als das Geringere!“ Es iſt dies eine Lehre, in der viele vortreffliche Lehren enthalten ſind. Zum Beiſpiele: Unſchuld und Tugend ſey dir für keine Schätze der Erde feil! Gib die ſtille Ruhe des Gewiſſens für kein flüchtiges Vergnügen hin! Verſäume über blos artigen und unterhaltenden Beſchäftigungen nie dein Hauptgeſchäft! — —

5. Endlich ſprach Jeſus: „Das Himmelreich gleicht einem Netze, das man ins Meer auswirft; darin kommen dann Fiſche aller Art zuſammen.

Wenn es aber voll iſt, ſo zieht man es heraus, ſetzt ſich an das Geſtad hin, und ſammelt die guten Fiſche in Geſchirre; die ſchlechten aber wirft man weg. So wird es auch am Ende der Welt gehen. Die Engel werden ausgehen, und die Böſen aus der Mitte der Guten abſondern und ſie in den Feuerofen werfen. Da wird Heulen und Zähneknirſchen ſeyn!"

Leider finden ſich unter Denjenigen, die ſich Chriſten nennen, auch jetzt manche böſe Menſchen. Jeſus erinnert aber oft und nachdrücklich an das ſchreckliche Ende derſelben. O möchten auch wir unter die Guten gehören! Möchten wir, um nicht von dem guten Wege abzuweichen, die furchtbare Strafe der Böſen, an die Jeſus ſo oft erinnert, recht bedenken.

Gedenk, o Menſch, an Tod, Gericht, Himmel und Hölle, ſo wirſt du gewiß nicht ſo leicht ſündigen.

46. Verſchiedene kleine Gleichniſſe Jeſu.

Jeſus hat bei verſchiedenen Gelegenheiten noch viele ſchöne Gleichniſſe vorgetragen. Wenn wir auch nur die kleinern dieſer Gleichniſſe aufmerkſam der Reihe nach durchgehen, ſo iſt es uns, als wandelten wir in einem Garten voll der herrlichſten Blumen und Früchte. Dieſe Freude wollen wir uns jetzt machen und an dieſen Gleichniſſen unſer Herz wie an lieblichen Blumen und Früchten erquicken.

1. „Einen jeden Baum, ſprach Jeſus, erkennt man an ſeiner Frucht; oder kann man wohl auch von den Dornen Weintrauben, und von den Diſteln Feigen einſammeln? So bringt ein jeder gute Baum gute Früchte, ein ſchlechter Baum aber bringt ſchlechte Früchte. Ein guter Baum kann keine böſen, ein böſer Baum keine guten Früchte bringen. Jeder Baum aber, der keine gute Früchte bringt, wird umgehauen und in das Feuer geworfen.“

Da können wir lernen, wie wir uns ſelbſt prüfen ſollen. Wie die leeren Blätter, ſo ſchön grün ſie auch ſeyn mögen, noch keinen guten Baum ausmachen, ſo machen fromme Worte noch keinen guten Menſchen aus. Wie ſchöne Blüthen, die keine Frucht anſetzen, noch von keinem guten Baume zeigen, ſo iſt der Menſch noch nicht gut, der zwar voll guter Vorſätze iſt, ſie aber nie erfüllt. Nur der Baum, der unter der Fülle guter Früchte ſich beugt, iſt ein guter Baum, — und ein unbeſchreiblich ſchöner Anblick! Wer einem ſolchen guten Baume nicht gleichen wollte, bedenke, was Jeſus von dem böſen Baume ſagt!

2. „Ein ſehr liebliches Gleichniß Jeſu iſt das von dem verlornen Schafe. Welcher Menſch

unter euch, ſprach Jeſus, der hundert Schafe hat, und Eines verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüſte auf der Weide zurück, und geht dem Verlornen nach, bis er es finde? Und wenn er es gefunden hat, ſo nimmt er es voll Freuden auf ſeine Schultern, und trägt es nach Hauſe, und ruft ſeine Freunde und Nachbarn zuſammen und ſagt zu ihnen: Freuet euch doch mit mir! denn ich habe mein Schaf, das verloren war, wieder gefunden. So, ſage Ich euch, wird Freude ſeyn bei den Engeln Gottes — über einen Sünder, der Buße thut.“

Eben ſo, wie der gute Hirt das verlorne Lamm aufſucht, ſucht Jeſus die Sünder auf. Eben ſo, wie ſich der Hirt über das gefundene Lamm freut und ſeine Nachbarn ſich mit ihm freuen, freut Jeſus ſich, wenn ein Sünder Buße thut, und die heiligen Engel im Himmel freuen ſich mit Ihm. Wer wollte Jeſu und Seinen Engeln dieſe Freude nicht machen? Wer, der bisher einem verirrten Lämmchen glich, möchte nicht dem wiedergefundenen Lamme auf den Schultern des guten Hirten gleichen!

3. Von dem kleinſten Umſtande, von einem verlornen Groſchen — eigentlich einer Drachme, einer kleinen Silbermünze, wußte Jeſus ein lehrreiches Gleichniß herzunehmen. „Welches Weib, ſprach Er, die zehn Drachmen hat, wenn ſie eine

davon verliert, zündet nicht ein Licht an, und kehrt das Haus aus, und ſucht genau nach, bis ſie dieſelbe findet? Und wenn ſie dieſelbe gefunden hat, ruft ſie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zuſammen und ſpricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme, die ich verloren hatte, wieder gefunden!"

Dieſes Gleichniß gibt zu mancherlei lehrreichen Gedanken Anlaß. Wie viele Mühe, wie viele ſchwere harte Arbeiten nimmt mancher Menſch auf ſich, um nur einige Geldſtücke zu verdienen — und wie wenig Mühe geben ſich manche Menſchen, frömmer, weiſer und tugendhafter zu werden? Wie viel thut man des Geldes wegen, und wie wenig um den Himmel? Wie bekümmert iſt ein armer Menſch, wenn er von ſeiner geringen Baarſchaft ein kleines Stück Geld verliert und wie ſorgfältig ſucht er es wieder zu finden — und wie viele Menſchen kümmern ſich wenig darum, an ihrer Seele Schaden zu leiden, und ihre ewige Seligkeit zu verlieren? Sollte uns an unſerm Seelenheile nicht unendlich mehr gelegen ſeyn, als an allen Schätzen der Welt?

Das Erfreulichſte aber iſt das, was Jeſus Chriſtus über die Freude des armen Weibes und ihrer Nachbarinnen, daß der verlorne Groſchen wieder gefunden worden, wiederholt ſagt: „Eben ſo, ſage Ich euch, wird Freude bei den Engeln

Gottes ſeyn über einen einzigen Sünder, welcher Buße thut.“

O, wer du auch ſeyeſt, der du dich noch nicht aufrichtig gebeſſert und Buße gethan haſt — mache doch dem Himmel dieſe Freude!

4. „Das Auge iſt das Licht des Leibes. Iſt dein Auge geſund, ſo hat dein ganzer Leib Licht; iſt aber dein Auge krank, ſo iſt auch dein ganzer Leib verfinſtert. Wenn nun das, was in dir Licht ſeyn ſollte, finſter iſt, wie groß muß da die Finſterniß ſeyn!“

Die Vernunft iſt gleichſam das Auge der Seele. Wie nun nichts leichter verletzt und verderbt wird, als ein Auge, ſo iſt es auch mit der Vernunft. Die Eingebungen eines böſen Herzens verfinſtern die Vernunft des Menſchen, daß er nicht mehr erkennt, was gut und wahr und ihm zum Heile iſt. Wie das Auge ohne Licht ſo wenig ſehen kann, als wäre es blind, ſo wenig kann auch die Vernunft, ohne daß ſie von der Lehre und Gnade Jeſu erleuchtet wird, die Wahrheiten der Religion erkennen. Wir müſſen uns alſo vor böſen Begierden hüten, die Lehre Jeſu aufmerkſam und andächtig hören, und Ihn um Seinen Beiſtand bitten, damit wir ſie recht verſtehen und treulich befolgen.

5. „Man zündet kein Licht an, um es unter ein Kornmaaß zu ſetzen. Nein! ſondern man

ſtellet es auf den Leuchter, damit es Allen leuchte, die im Hauſe ſind. Eben ſo laſſet auch ihr euer Licht vor den Menſchen leuchten, damit ſie eure guten Werke ſehen, und euren Vater preiſen, der im Himmel iſt."

Durch gute edle Handlungen und ein Leben ohne Tadel, wird Gott am meiſten verherrlichet. Ein gutes Beiſpiel trägt zur Beſſerung und Veredlung unſrer Mitmenſchen mehr bei, als die erbaulichſten Worte.

6. „Werfet eure Perlen nicht vor die Schweine; ſie möchten dieſelben mit den Füßen zertreten, und euch anfallen und zerreißen!"

Wir ſollen die Erkenntniß göttlicher Wahrheit und unſre heiligen Empfindungen nicht jedem unheiligen Menſchen mittheilen. Wir ſollen aber auch ſelbſt, durch niedrigen, irdiſchen Sinn nie jenen Thieren gleich werden, deren Auge immer auf die Erde geheftet iſt, und die nur immer im Kothe der Erde wühlen! Möchten wir nach dem edlen Sinne ſtreben, der heilige Erkenntniſſe und Empfindungen mehr als Perlen ſchätzt!

7. „Warum ſiehſt du doch den Splitter in dem Auge deines Bruders, und des Balkens in deinem eigenen Auge wirſt du nicht gewahr? Wie magſt du zu deinem Bruder ſagen: Halt! laß mich den Splitter aus deinem Auge heraus nehmen! — da du doch ſelbſt einen Balken in

deinem Auge haſt? Du Heuchler! zieh' erſt den Balken aus deinem Auge heraus, und dann erſt magſt du ſehen, wie du den Splitter aus dem Auge deines Bruders herausbringen mögeſt!“

Jeſus weiſet hier ſehr nachdrücklich jene heuchleriſchen Menſchen zurecht, die immer nur Andere, auch wegen der kleinſten Fehler tadeln, aber ſelbſt noch hundert-, ja tauſendmal größere Fehler begehen. Ihre Tadelſucht kommt nicht aus einem frommen Eifer, ſondern aus Hochmuth und einem liebloſen Herzen. Solche Scheinheiligkeit ſey ferne von uns. Erſt müſſen wir uns ſelbſt beſſern, alsdann können wir erſt zur Beſſerung Anderer beitragen.

8. „Niemand, der ſich wohlanſtändig kleiden will, flickt ein Stück neues Tuch auf ein altes Kleid. Er zerſtückelt ja ſonſt das neue Tuch nur vergebens, und das neue Stück ſchickt ſich nicht einmal zu dem alten Kleid. Es hält auch nicht lange daran, und am Ende wird der Riß nur noch größer.“

Die wahre Tugend iſt ein ſchönes Ganzes. Das ganze Betragen des Menſchen muß ſchön und gut ſeyn, gleich einem neuen Kleide, das aus Einem Stücke Tuch gemacht iſt. Wer ſich ſchon für gut hält, weil er einiges Gute thut, wer zum Beiſpiele jetzt betet und dann wieder flucht, heut gewiſſenhaft faſtet und morgen ſich betrinkt — deſſen Tugend iſt nur ein elendes Flickwerk.

9. „Mit eben dem Maaße, mit dem ihr ausmeſſet, wird auch euch wieder eingemeſſen werden. Richtet nicht, ſo werdet auch ihr nicht gerichtet werden (urtheilet nicht hart über Andere, ſo werdet auch ihr nicht hart beurtheilet werden); verdammet nicht, ſo werdet auch ihr nicht verdammt werden; vergebet, ſo wird auch euch vergeben werden; gebet, und auch euch wird gegeben werden. Ein gutes, eingedrücktes, vollgerütteltes, aufgehäuftes Maaß wird in euren Schooß geſchüttet werden.“

Alles Gute, das wir Andern erweiſen, wird uns einſt reichlich belohnt — eben ſo wird aber auch alles Böſe, daß wir ihnen zufügen, uns vergolten werden. Dies ſollen Diejenigen erwägen, die gegen ihre Mitmenſchen hart ſind, und ihnen anſtatt des Guten nur Böſes erzeigen.

10. „Wenn einer von euch einen Knecht hat, der ihm ſeinen Acker baut, oder ſein Vieh hütet, und wenn dieſer nun vom Felde heimkommt — wird er vielleicht dem Knechte danken, weil er das gethan hat, was ihm befohlen war? Ich denke, nein. So ſollt auch ihr, wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen war, dennoch ſagen: Wir ſind Knechte, die wenig taugen. Wir thaten ja weiter nichts, als was wir ſchuldig waren.“

Dieſes Gleichniß lehrt uns, daß wir gar keine Urſache zum Stolze haben, und daher demüthig und beſcheiden ſeyn ſollen. Beſonders aber ſollen wir da lernen, daß wir nicht blos das Gute, das ſtreng und buchſtäblich geboten iſt, ſondern alles Gute, von dem wir uns nur immer denken können, daß es Gott wohlgefällig iſt, mit Freude vollbringen ſollen. Ein gutes Kind thut nicht nur, was ihm von den Aeltern ernſt und nachdrücklich geboten wird; es thut aus herzlicher, kindlicher Liebe Alles, was ihnen nur immer Freude machen kann. Wie ein ſolches Kind ſollen wir gegen unſern himmliſchen Vater geſinnt ſeyn.

11. „Ein Knecht, der den Willen ſeines Herrn weiß, aber nicht darnach thut, wird mit vielen Streichen dafür beſtraft werden. Derjenige Knecht aber, der den Willen ſeines Herrn nicht gewußt und etwas Strafbares begangen hat, wird mit einer geringern Strafe davon kommen. Denn von einem jeden, dem viel übergeben wurde, wird auch viel gefordert werden, und je mehr man Einem anvertraut hat, deſto mehr wird man auch von ihm verlangen.“

Uns Chriſten wurde vor manchen andern Völkern die Gnade zu Theil, Jeſum und Seine göttliche Lehre näher kennen zu lernen, wir müſſen aber nun auch unſer Leben darnach einrichten. Wenn wir Andere blos an Einſicht übertreffen, aber nicht auch an Tugend, ſo ſind wir viel ſtrafbarer, als die unwiſſenden Heiden.

12. „Wer unter euch, der einen Thurm bauen will, ſetzt ſich nicht vorher hin, und überrechnet vorher die Koſten des Baues, ob er mit ſeinem Vermögen auch hinausreiche; denn nachher, wenn der Grund ſchon gelegt wäre, und wenn er nun nicht ausbauen könnte, würden Alle, die es ſähen, ſeiner ſpotten und ſagen: Dieſer Menſch da fing an zu bauen, und kann es nun nicht hinausführen.“

Wer ein wahrer Jünger Jeſu, das heißt, unter Seiner Anleitung und mit Seiner Gnade ein wahrhaft guter Menſch werden will, unternimmt etwas viel Größeres, als die Aufführung eines großen Baues. Es wird dazu ein großer Entſchluß, viel Nachdenken und Anſtrengung, Standhaftigkeit und Selbſtverläugnung erfordert. Deßhalb ſollen wir die Worte, die Jeſus dieſem Gleichniſſe beifügte, wohl zu Herzen nehmen: „So kann nun keiner von euch, der ſich nicht von Allem, was er hat, losmacht, mein Jünger werden.“

47. Drei ſchöne Gleichniſſe vom Gebete.

Jeſus ermahnte Seine Jünger öfter, daß ſie mit Ernſt und Eifer beten ſollen. „Bittet, ſprach Er, ſo wird man euch geben; ſuchet, ſo werdet ihr finden; klopfet an, ſo wird euch aufgethan werden. Denn wer bittet, der bekommt; wer ſuchet, der findet; wer anklopfet, dem wird aufgethan.“ Dieſe drei ſinnvollen Sprüche erklärte Jeſus durch drei Gleichniſſe — von dem Kinde, das den Vater um Brod bittet, von dem Manne, der zu Nacht an der Thüre ſeines Freundes klopft, und von der unterdrückten Wittwe, die ihr Recht ſucht.

„Wo iſt wohl unter euch, ſprach Jeſus, ein Vater, der ſeinem Sohne, der ihn um Brod bittet — einen Stein, oder wenn er ihn um einen Fiſch bittet — eine Schlange, oder wenn er ihn um ein Ei bittet — einen Skorpion geben könnte? Wenn nun ihr, die ihr doch noch böſe ſeyd, euren Kindern dennoch gute Gaben zu geben wißt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten, den guten Geiſt geben!“

„Geſetzt, ſprach Jeſus, Einer aus euch hätte einen Freund, und ginge um Mitternacht zu ihm, und ſagte zu ihm: „Freund! leihe mir doch drei Brode. Ein guter Bekannter von mir kehrte auf ſeiner Reiſe eben bei mir ein, und ich habe nichts, das ich ihm vorſetzen könnte.“ Nun, der drinnen antwortete ihm etwa: „Sey mir doch nicht mehr überläſtig! Ich habe die Hausthüre bereits verſchloſſen, und meine Kinder in der Kammer da ſchlafen ſchon. Ich kann nicht wohl mehr aufſtehen, und dir geben,“ Allein wenn jener draußen nicht aufhörte zu klopfen, ſo ſag' Ich euch: Stände dieſer auch nicht aus Freundſchaft für ihn auf und gäbe ihm, ſo würde er doch wegen ſeines Ungeſtüms aufſtehen, und ihm Alles geben, was er immer nöthig hat.“

„In einer Stadt, ſagte Jeſus weiter, war ein Richter, der weder Gott fürchtete, noch nach irgend einem Menſchen etwas fragte. In eben derſelben Stadt war eine Wittwe, die ihm beſtändig anlag, er möchte ihr doch Recht ſchaffen gegen ihren Unterdrücker. Der Richter wollte lange Zeit nicht daran. Endlich aber ſprach er bei ſich ſelbſt: Ob ich gleich Gott nicht fürchte, und die Menſchen nicht achte, ſo will ich dieſer Wittwe doch zu ihrem Rechte helfen, weil ſie mir gar ſo überläſtig iſt. Sonſt möchte ſie mich am Ende gar noch taub machen.“ — „Hört ihr, ſprach Jeſus hier, was dieſer ungerechte Richter da ſagte? Wie ſollte nun Gott ſeine Auserwählten, die Tag und Nacht zu Ihm rufen, nicht erretten? Wie könnte Er immer geduldig, ohne ihnen zu helfen, zuſehen? Ich ſage euch: Er wird ihnen in Kurzem Hülfe ſchaffen.“

Auch das Menſchenherz iſt ein Spiegel der Freundlichkeit Gottes. Alles Gute darin findet ſich noch unendlich herrlicher in Gott. Das Vaterherz eines Menſchen kann dem Kinde keine billige

Bitte abſchlagen; allein das Vaterherz Gottes iſt noch unendlich liebevoller und erbarmungsreicher. Ein Freund, der noch in der Freundſchaft ſchwach iſt, und dem das Geben Mühe macht, kann dennoch den anhaltenden Bitten ſeines Freundes nicht widerſtehen; wie ſollte Gott, der beſte, größte Menſchenfreund, dem das Geben Seligkeit iſt, eine billige Bitte abweiſen können? Kann auch das roheſte Menſchenherz, das wie jener Richter ohne Gottesfurcht und Menſchenliebe iſt, doch nie ſo hart werden, daß es die Macht einer dringenden Bitte nicht mehr fühlen ſollte — wie ſollte Gott, der die lautere Liebe iſt, von der vertrauensvollen Bitte um das, was wahrhaft gut und uns nöthig iſt, nicht gerührt werden?

48. Magdalena, die reumüthige Sünderin.

Ein Phariſäer, Namens Simon, bat Jeſum, bei ihm zu ſpeiſen. Jeſus kam und ſetzte ſich zu Tiſche. In eben derſelben Stadt lebte auch eine Frau, die als eine Sünderin in einem ſehr üblen Rufe ſtand. Nachdem ſie aber Jeſum kennen gelernt hatte, war ihr ganzes Herz voll Ehrfurcht und Liebe gegen Ihn, voll Reue über ihre Vergehungen. Sobald ſie vernahm, daß Jeſus in dem Hauſe des Phariſäers ſpeiſe, eilte ſie ſogleich dahin.

Sie kam während der Mahlzeit in den Speiſeſaal, und fiel Ihm zu Füßen. Sie benetzte die Füße Jeſu mit Thränen, trocknete ſie mit ihren Haarlocken wieder ab, und küßte ſie. Sie hatte in einem Gefäße von Alabaſter einen ſehr koſtbaren Balſam mitgebracht. Sie getraute ſich aber nicht, nach Landesſitte, das Haupt Jeſu damit zu ſalben; ſie begoß damit Seine Füße.

Der Phariſäer, der Jeſum bewirthete, ſah ſtillſchweigend zu. Er hielt es für ausgemacht, daß man ſolchen Menſchen, die einen Fehltritt begangen haben, nicht anders, als mit Verachtung und Abſcheu begegnen dürfe. Er dachte daher bei ſich ſelbſt: „Wenn dieſer ein Prophet wäre, ſo müßte er doch wohl wiſſen, was das für ein Weib iſt, die Ihn berührt; — denn ſie iſt ja eine Sünderin!“ Er fing an, ſehr geringe von Jeſus zu denken.

Jeſus ſah ſeine Gedanken, und ſprach zu ihm: „Simon, Ich habe dir etwas zu ſagen!“ Simon antwortete: „Lehrer, laß einmal hören!“ Jeſus ſprach: „Ein Schuldherr hatte zwei Schuldner. Der Eine war ihm fünfzig, der Andere fünfhundert Silberſtücke ſchuldig. Da ihn aber keiner bezahlen konnte, und er ihnen nun hätte Hab' und Gut verkaufen, oder ſie in den Schuldthurm werfen können, ſo ſchenkte er es dennoch Beiden. Was meinſt du nun: Welcher von Beiden wird ihn wohl mehr lieben?" Simon antwortete: „Ich denke Derjenige, dem er mehr nachgelaſſen hat." Jeſus ſprach: „Du haſt recht geurtheilt."

Der Phariſäer wußte noch nicht, was Jeſus mit dieſem Gleichniſſe ſagen wolle. Nun wandte ſich Jeſus aber zu dem Weibe, und ſprach weiter zu Simon: „Siehſt du dieſes Weib hier? — Ich bin in dein Haus gekommen, und du haſt Mir nicht einmal ein Fußwaſſer gegeben: ſie aber hat Meine Füße mit ihren Thränen benetzt, und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du begrüßteſt Mich mit keinem Kuſſe; ſie aber hat von dem Augenblicke an, da ſie herein kam, gar nicht aufgehört, Meine Füße zu küſſen. Du haſt Mein Haupt nicht einmal mit Oele geſalbt; ſie aber hat Meine Füße mit köſtlicher Salbe begoſſen. Ich verſichere dich daher: Ihr ſind viele Sünden vergeben, weil ſie auch ſo viele Liebe hat. Wem hingegen weniger vergeben wird, der liebt auch weniger."

Zu dem Weibe aber ſprach Jeſus: „Deine Sünden ſind dir vergeben." Da fingen Diejenigen, die mit Jeſus zu Tiſche ſaßen, an, bei ſich ſelbſt zu ſagen: „Wer iſt denn Dieſer, daß Er ſogar Sünden vergibt?" Jeſus kehrte ſich aber nicht an dieſe Reden, ſondern ſagte zu dem Weibe: „Dein Glaube hat dir geholfen; geh hin im Frieden!"

1. Jeſus zeigt ſich hier, als der Freund reumüthiger Sünder, der denen, die an Ihn glauben, die Sünden vergibt. So verrufen und verachtet dieſe Sünderin war, ſo verſtieß Er ſie doch nicht. Nicht ein einziges hartes Wort gibt Er ihr wegen ihrer Sünden. Er blickt nur auf ihre gegenwärtige Reue; Er rühmt ihren Glauben, ihr Vertrauen, ihre Liebe. Voll göttlicher Huld verzeiht Er ihr die Sünden, und ſchenkt ihr den Frieden der Seele, und die Ruhe des Gewiſſens wieder. So voll Liebe iſt Jeſus auch gegen uns! Wen ſollte dieſe Liebe nicht rühren! Wer möchte nicht im Geiſte ſich Ihm auch zu Füßen werfen, und Vergebung ſuchen — bei Ihm, in dem ſich Gottes erbarmende Liebe gegen Sünder ſo unausſprechlich mild und freundlich offenbart.

2. Magdalena iſt ein Beiſpiel wahrer, aufrichtiger Buße. Voll Glauben und Vertrauen kommt ſie zu Jeſus. Sie zerfließt in Thränen der innigſten Reue, und getraut ſich voll glühender Scham nicht einmal zu Jeſus aufzublicken. Ihr ganzes Herz iſt umgeändert. Vorher ſchätzte und liebte ſie nur eitle Dinge und ſündhafte Lüſte, jetzt iſt ſie ganz Ehrfurcht und Liebe gegen Jeſus, den Heiligſten. Sie zeigt ihre Sinnesänderung durch die That. Mit den Haaren, die ſie vorher vielleicht mit Perlen ſchmückte, trocknet ſie Jeſu die Füße ab; die wohlriechenden

Salben, von denen vorhin ihr Haupt duftete, braucht ſie nun, die Füße Jeſu damit zu ſalben, um Jeſu ihre Verehrung zu bezeigen. Sie macht das Aergerniß, das ſie gab, ſo viel ſie kann, wieder gut. Oeffentlich hatte ſie ein ſündiges Leben geführt; öffentlich thut ſie nun Buße. Sie hatte viel Liebe zu Jeſus, deßhalb ward ihr viel vergeben; und weil ihr viel vergeben worden, hatte ſie noch viel mehr Liebe. Ihre Beſſerung endlich war dauerhaft, keine blos augenblickliche Anwandlung von Reue. Sie blieb von nun an die treueſte Jüngerin Jeſu, und ward aus einer Sünderin wirklich eine Heilige. Und ſo können und ſollen alle Sünder — Heilige werden!

3. An dem Phariſäer, der die Sünderin verachtete und am Ende zu ſeiner Beſchämung überwieſen wurde, daß er noch lange nicht ſo gut ſey wie ſie, mögen wir lernen, daß wir unſere fehlenden Mitmenſchen nie verachten ſollen. Sonſt möchten wir, wo nicht ſchon hier auf Erden, doch gewiß an jenem Tage, an dem Alles offenbar wird, noch mehr beſchämt werden, als dieſer Phariſäer von Jeſus beſchämt worden.

49. Stillung des Sturmes.

Eines Tages, da es ſchon gegen Abend ging, und Jeſu das Gedränge des Volkes zu groß wurde, ſprach Er zu Seinen Jüngern: „Laßt uns auf die andere Seite des See's hinüber fahren.“ Sie entließen alſo das Volk. Jeſus ſtieg mit ihnen in das Schiff, und ſie fuhren vom Lande. Noch einige andere kleine Schifflein begleiteten Ihn.

Jeſus war den Tag hindurch ſehr müde geworden; auf der andern Seite des See's warteten neue Arbeiten auf Ihn. Er ſetzte ſich deßhalb hinten in dem Schiffe nieder, um auf einem Hauptkiſſen ein wenig auszuruhen.“

So weislich benützte Er jeden Augenblick des Lebens; auch wir ſollen nur ruhen, um neue Kräfte zum Gutesthun zu ſammeln.

Nun erhob ſich auf dem See, der ſo groß war, daß man ihn das galiläiſche Meer nannte, plötzlich ein mächtiger Sturmwind. Die Waſſerwellen ſchlugen über dem Schifflein zuſammen; es wurde von Wellen bedeckt, war bereits voll Waſſer und ſtand in großer Gefahr zu ſinken. Er aber ſchlief!

Jeſus, der in einem zerbrechlichen Fahrzeuge, mitten unter dem furchtbaren Sturme ſchläft, iſt uns ein ſchönes Bild von der hohen Seelenruhe, deren ſich der Tugendhafte, der auf Gott vertraut, zu erfreuen hat.

Die Jünger waren voll Furcht und Schrecken. Sie eilten zu Jeſus hin, und weckten Ihn, und riefen: „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Kümmerts Dich nicht, daß wir umkommen?“

Die Jünger verdienten Tadel, daß ſie gar ſo ängſtlich und furchtſam waren. Daß ſie aber doch, ſo klein auch ihr Vertrauen war, ihre Zuflucht zu Jeſus nahmen, verdient Lob und — Nachahmung.

Jeſus ſagte ſanft und ruhig: „Was ſeyd ihr doch ſo furchtſam, ihr Kleingläubigen? Wo bleibt euer Glaube?" Habt ihr denn gar kein Zutrauen?

Auch dieſe Worte lehren uns: Mangel an Vertrauen macht ängſtlich, bekümmert, voll Unruhe und Sorge; Glaube an Gott und Jeſus macht ruhig und heiter, mitten in Gefahren. Und ſo will uns Jeſus haben!

Jeſus ſtand auf und gebot dem Sturmwinde: „Schweig!" und ſagte dem tobenden Meere: „Sey ruhig!" und der Wind ſchwieg, und auf dem Meere entſtand eine große Stille. Kein Blättchen am Ufer regte ſich mehr; der See war wie ein heller Spiegel.

Was Jeſus eben mit Worten gelehrt hatte, lehrt Er hier durch die That — Glauben und Vertrauen. Er, dem Wind und Meere gehorchen, kann in jeder Gefahr helfen; Er hat noch eben dieſelbe Macht. Er hört auch jetzt noch unſer Flehen, wie das der Jünger; Er hat noch eben dieſelbe Liebe. Wer Ihm vertraut, der hat nichts zu fürchten.

Als die Leute in den andern Schiffen, die zugleich gerettet wurden, dieſe That Jeſu ſahen, waren ſie voll Erſtaunen. Eine tiefe Ehrfurcht durchdrang ſie. Wer muß doch Dieſer ſeyn, ſagte einer zum andern, daß Er ſogar dem Winde und dem Meere befiehlt, und Wind und Meer Ihm gehorchen?"

Die Antwort auf dieſe Frage gibt ſich von ſelbſt.

30. Denkwürdige Ausſprüche Jeſu bei verſchiedenen Anläſſen.

1. Ein Lehrer des Geſetzes trat zu Jeſus und fragte Ihn: „Lehrmeiſter, welches iſt das größte Gebot in dem Geſetze, und das Erſte von allen?" Jeſus antwortete ihm: „Du ſollſt Gott, deinen Herrn lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, von deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften. Dieſes iſt das größte und erſte Gebot. Das zweite aber iſt dieſem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. Ein größeres Gebot, als dieſe zwei, gibt es nicht. In dieſen zwei Geboten iſt das ganze Geſetz ſammt den Propheten enthalten."

Dieſer Ausſpruch Jeſu iſt für uns von der größten Wichtigkeit. Die Liebe iſt der Hauptinhalt des Geſetzes, die Summe aller Gebote. Wer Gott über Alles liebt, und den Nächſten wie ſich ſelbſt, der thut Alles mit Freuden, was Gott ihm befiehlt und was die Menſchen nur immer billiger Weiſe von ihm fordern können. Die Liebe treibt ihn dazu und macht ihm auch das Schwerſte leicht. Er findet in Erfüllung der Gebote Gottes ſeine Seligkeit; die Liebe iſt das lebendige Geſetz, das ihm in das Herz geſchrieben iſt und all ſein Thun belebt. Er erfüllt Alles, was Moſes und die Propheten, Chriſtus und die Apoſtel geboten haben.

2. Einer ſagte zu Jeſus: „Herr! ich will Dir nachfolgen; allein erlaube mir, daß ich vorher nach Hauſe gehe, und von den Meinigen Abſchied nehme.“ Jeſus, der wohl ſah, daß es ihm nur halber Ernſt ſey, und daß die Seinigen ihn wieder abwendig machen würden, ſagte: „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und noch zurück ſieht, taugt zum Reiche Gottes.“

Wer auch nur ein zeitliches Geſchäft nicht mit friſchem Muthe vornimmt, und vorher ſich noch lange umſieht, wird nicht viel ausrichten. So iſt es auch mit dem allerwichtigſten Geſchäfte des Menſchen, gut und heilig zu werden. Wer ſich da noch lange beſinnt, zuvor noch allerlei irdiſche Geſchäfte abthun will, bringt es nicht ſo weit, in das Himmelreich einzugehen.

3. Unterwegs kam einmal ein Schriftgelehrter zu Jeſus, und ſagte zu Ihm: „Lehrer! ich will Dir nachfolgen, wo Du auch immer hingehſt.“ Denn er dachte in ſeinem Herzen, Jeſus werde

ein irdiſches Königreich ſtiften, und ihn dann zu einem reichen Manne machen. Jeſus durchſchaute das Innerſte dieſes Mannes und antwortete daher ſeinen Gedanken: „Die Füchſe haben ihre Höhlen, und die Vögel ihre Neſter; aber der Menſchenſohn hat nicht ſo viel Eigenes, worauf er auch nur Sein Haupt hinlegen könnte.“

So gering achtete Jeſus die zeitlichen Güter. Er will, auch wir ſollen unſer Herz nicht daran hängen. Wer das Gute aus Eigennutz wählt, wer es nicht höher ſchätzt, als alle Schätze der Welt, wer um der Tugend willen, wenn es ſeyn müßte, nicht auch Mangel und Armuth ertragen könnte, taugt nicht zum Jünger Jeſu.“

4. Einer aus dem Volke ſagte zu Jeſus: „Lehrer! ſag doch meinem Bruder da, daß er die Erbſchaft mit mir theile.“ Jeſus, der nicht gekommen war, ſich mit Geldſachen und ähnlichen irdiſchen Geſchäften abzugeben, antwortete ihm: „Menſch! wer hat Mich (in ſolchen Dingen) zum Richter oder Schiedsmann über euch beſtellt?“ — Zu Beiden aber ſagte er: „Hütet euch doch auf das ſorgfältigſte vor allem Geize, denn Niemand lebt ja von dem, daß er viele Güter hat.“

Dieſes Wort Jeſu muß jedem Menſchen, der nur ein wenig nachdenkt, als wahr einleuchten, und könnte uns viele unnöthige Sorgen und manchen Kummer erſparen. Ein Menſch kann ſehr reich und dabei ſehr thöricht, böſe und elend ſeyn; er kann aber auch ſehr arm und doch ſehr weiſe, gut, zufrieden und ſelig in Gott ſeyn. Und gerade dieſes macht das eigentliche rechte Leben des Menſchen aus. Wer ſo lebt, kann des Reichthumes leicht entbehren.

5. Noch ein Anderer ſagte zu Jeſus: „Nicht wahr, Herr! es werden wohl einmal wenige Menſchen ſelig werden?“ Jeſus ſagte zu ihm und den Umſtehenden: „Laſſet es nur euch einen rechten Ernſt ſeyn, durch die enge Thüre hindurch zu kommen. Denn Ich ſage euch: Viele werden ſich wünſchen, hinein zu kommen, und es dennoch nicht dahin bringen.“

So wies Jeſus eitle, unnütze, blos vorwitzige Fragen zurück. Er wies die Menſchen immer nur auf die Hauptſache hin — auf das Handeln, das Vollbringen des Guten!

6. Einſt trat Petrus zu Jeſus und fragte Ihn: „Herr, wie oft ſoll ich denn meinem Bruder vergeben, wenn er mich beleidiget? Etwa ſiebenmal?“ Petrus glaubte, dies wäre wohl ſchon eine unerhörte Großmuth. Allein Jeſus antwortete: „Ich ſage dir: Nicht nur ſiebenmal, ſondern ſiebenzigmal ſiebenmal!“

Da ſehen wir, daß wir nie unverſöhnlich ſeyn dürfen. So oft einer unſrer Mitmenſchen uns auch noch ſo empfindlich beleidiget — und vier hundert neunzig Mal würde es ja doch kaum geſchehen! — ſo oft ſollen wir ihm auch aufrichtig wieder verzeihen. Welche edle großmüthige Herzen will Jeſus bilden! Wer ſollte nicht trachten, ein ſolches Herz zu haben!

7. Jeſus ſaß einmal im Hauſe des Mathäus mit mehreren Zöllnern zu Tiſche, um ſie durch dieſe herablaſſende Güte zu beſſern. Da murrten die Phariſäer über Ihn, und ſagten zu Seinen Jüngern: „Wie mögt ihr und euer Lehrer doch mit Zöllnern eſſen und trinken?“ Jeſus hörte dieſes und ſprach: „Die Geſunden haben keinen Arzt nöthig, wohl aber die Kranken. Ich bin gekommen, nicht die (eingebildeten) Gerechten — ſondern die Sünder zur Buße zu berufen.“

Jeſus ſagt uns da zwei Wahrheiten, die für uns ſo heilſam als tröſtlich ſind. Die Sünden ſind Krankheiten der Seele. Was uns zu einer Sünde verleiten kann, ſollen wir fliehen, gleich einer Speiſe, die uns krank macht. Wie ſich der Kranke nach Geſundheit ſehnt, ſo ſollen wir nach Beſſerung trachten. — Jeſus iſt der liebevolle und hülfreiche Arzt; Er nur kann die Krankheiten unſrer Seele heilen. Was können wir Beſſeres thun, als Ihm vertrauen, und Ihm in Allem gehorchen? Denn der Kranke, der die Vorſchriften des Arztes nicht befolgt — wird nicht geſund.

8. Ein Weib, das Jeſum lehren hörte, ward ſo bewegt, daß ſie mitten unter dem Volke anfing laut zu rufen, und die Mutter eines ſolchen Sohnes ſelig zu preiſen. Jeſus ſagte hierauf: „Selig ſind vielmehr Diejenigen, die das Wort Gottes hören, und daſſelbe beobachten.“

Maria verdient alſo vielmehr deßwegen verehrt und ſelig geprieſen zu werden, weil ihr das Wort Gottes über Alles ging, als weil ſie die Mutter des Sohnes Gottes war. Denn nur deßwegen, weil ſie Gottes Wort ſo gern hörte und ſo treu befolgte, wurde ſie ja zur allerhöchſten Mutterwürde erhoben. Das Hören und Befolgen des Wortes Gottes iſt das Allerehrenvollſte, das wir uns nur immer denken können, und führt allein zur wahren Seligkeit.

9. Einſt lehrte Jeſus, und das Volk ſaß um Ihn herum und hörte Ihm beſonders aufmerkſam zu. Da ſagte Ihm Jemand: „Sieh! deine Mutter und (wie man damals auch die Nächſten Anverwandten zu nennen pflegte) deine Brüder ſind draußen und wollen mit Dir reden.“ Jeſus aber antwortete ihm: „Wer iſt Meine Mutter und wer ſind Meine Brüder?“ — — Und hierauf blickte Er Seine Zuhörer ringsumher freundlich an, ſtreckte die Hand über ſie aus, und ſagte: „Sieh da! Dieſe da ſind Meine Mutter und Meine Brüder. Denn wer immer den Willen

Meines Vaters im Himmel thut, der iſt Mir Bruder und Schweſter und Mutter."

Es gibt kaum eine zärtlichere Liebe, als die Liebe gegen eine Mutter, eine Schweſter, einen Bruder. So zärtlich, ja unendlich zärtlicher liebt Jeſus Alle, die den Willen Gottes thun. Dieſe ſind Ihm, Dem Gottes Wille über alles heilig war, dem Geiſte nach verwandt. Und eine nähere und edlere Verwandtſchaft, als dieſe, läßt ſich gar nicht denken.

10. Jeſus ſaß einmal dem Opferkaſten gegenüber, und ſah zu, wie die Leute Geld hineinlegten. Viele Reiche warfen Vieles hinein; eine arme Wittwe aber kam, und opferte zwei Schärflein, die zuſammen einen Heller ausmachten. Da rief Jeſus Seine Jünger zuſammen, und ſagte zu ihnen: „Ich verſichere euch, dieſe arme Wittwe hat mehr gegeben, als alle Uebrige, die in den Schatzkaſten gelegt haben. Denn alle haben nur von dem, was ihnen übrig war, Gott ein Opfer gebracht; dieſe hingegen hat Alles hergegeben, was ſie bei ihrer Armuth hatte — all ihr Vermögen, ihren ganzen Lebensunterhalt."

Wie ſchön iſt dieſes, daß Jeſus von dem frommen Sinne der armen Wittwe ſo gerührt wurde! Wie erfreulich iſts, daß Er auch nicht das geringſte Gute unbemerkt läßt, und nicht auf die Gabe, ſondern nur auf das Herz des Gebers ſieht. Der gute Wille — Demuth, Vertrauen, Liebe — womit ein halber Heller gegeben wird, gilt vor Gott mehr, als die reichſten goldenen Gaben, die nur aus Eitelkeit, Lobſucht und einem liebeleeren Herzen gegeben werden. Wie troſtreich iſt dieſes für Arme, wie warnend für Reiche, wie ermunternd für Alle!

11. Einige Phariſäer ſagten einmal zu Jeſus: „Wann kommt denn einmal das Reich Gottes?“ Jeſus antwortete ihnen: „Das Reich Gottes kommt nicht ſo mit äußerlichem Glanze, daß es viel in die Augen falle. Man wird auch nicht ſagen können: Sieh, hier iſts!“ oder: „Sieh, dort iſts!“ Denn ſehet: Das Reich Gottes muß inwendig in euch ſeyn.“

Die Bedeutung, in der Jeſus das Wort „Reich Gottes“ hier nimmt, iſt die wichtigſte für jeden einzelnen Menſchen. Das Herz eines ungebeſſerten Menſchen gleicht einem Königreiche, das in Aufruhr iſt, wo bald dieſe, bald jene Neigung, immer aber nur Verwirrung, Unordnung und Unfriede herrſchen. In dem Herzen des Guten ſind alle Gedanken und Neigungen Gott unterthan; Gott regiert es — und Ordnung und Friede und Freude blühen unter Seinem ſanften Zepter auf. Wer ein ſolches Gottes-Reich in ſich trägt, iſt glücklicher und ſeliger, als hätte er alle Königreiche der Welt.

12. Obwohl Jeſus den armen, bedrängten Menſchen im ganzen Lande unzählige wunderbare Wohlthaten erwieſen und ſie von Krankheiten und Gebrechen aller Art, die es nur immer auf Erden geben kann, befreit hatte, wollten die Schriftgelehrten und Phariſäer dennoch nicht glauben, Er ſey Chriſtus. Sie verlangten, Er ſolle ſie ein Wunderzeichen am Himmel ſehen laſſen, dann wollen ſie an Ihn glauben.

Jeſus ſprach: „Dieſes Geſchlecht iſt ein böſes Geſchlecht; es verlangt ein Zeichen am Himmel; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden, als das Zeichen des Propheten Jonas. Denn gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte in dem Bauche des Fiſches geweſen, ſo wird auch der Menſchenſohn drei Tage im Herzen der Erde ſeyn.“

Hierauf warnte ſie Jeſus ſehr ernſtlich und nachdrücklich, nicht ſo verſtockt und ungläubig zu ſeyn und ſprach: „Die Männer von Ninive werden am Tage des Gerichts gegen dieſes Geſchlecht auftreten und es verurtheilen; denn ſie haben auf die Predigt des Jonas Buße gethan, und ſieh — hier iſt mehr als Jonas.“

„Die Königin vom Mittage wird am Gerichtstage gegen dieſes Geſchlecht auftreten und es verdammen, denn ſie kam von den Gränzen der Erde, um die Weisheit Salomons zu hören, und ſieh — hier iſt mehr als Salomon!“

Dieſe nachdrückliche Aufforderung zur Buße geht alle Menſchen und auch uns an. Die Bußpredigt des Jonas, der durch ſeine wunderbare Rettung aus dem Abgrunde des Meeres und aus dem Bauche des Fiſches den Einwohnern von Ninive ſich als einen Propheten bewährt hatte, fand bei ihnen Gehör. Sollten wir den Bußpredigten Jeſu, der aus dem Grabe auferſtanden, ſollten wir ſeinen Apoſteln, die Seine Auferſtehung mit ihrem Blute und Leben bezeugt haben, kein Gehör geben? — Die Aufforderung Jeſu und Seiner Apoſtel zur Buße ergeht noch immer an uns Alle. Wir haben ſie in dem heiligen Evangelium in Handen, wir hören ſie von der Kanzel verleſen: ſollten wir dieſer Aufforderung kein Gehör geben und verſtockt bleiben!

Die Königin von Mittag machte eine weite Reiſe, um Salomon zu hören. Wir können die unendlich höhere Weisheit Jeſu alle Tage aus dem Evangelium vernehmen, und ſie an jedem Sonn- und Feſttage von der Kanzel vorleſen und auslegen hören. Sollten wir ſie nicht leſen, nicht hören wollen?

Wir wollen recht oft an den Tag des Gerichts denken, wo die Einwohner Ninives, jene Königin, alle Menſchen und auch wir dereinſt erſcheinen müſſen. Wir wollen Buße thun, aufrichtig darnach trachten, uns zu beſſern; wir wollen Jeſum

Chriſtum hören, und Seine weiſen, heiligen, göttlichen Lehren befolgen! Dann wird jener ſchreckliche Tag für uns ein Tag der Freude ſeyn! Wir werden nicht verurtheilt werden, ſondern eingehen in das ewige Leben.

51. Tod Johannes des Täufers.

Jener König Herodes, der grauſame Kindermörder, war längſt todt; allein noch lebten zwei Söhne von ihm. Der Eine hieß auch Herodes, der Andere Philippus. Sie waren, weil jeder nur mehr einen Theil ſeines väterlichen Reiches beſaß, jetzt nur mehr Fürſten. Philippus war Fürſt von Ituräa, Herodes Fürſt von Galiläa; jedoch wurden ſie von ihren Höflingen und Schmeichlern noch Könige genannt.

Dieſer Herodes hatte, wie ſchon oben bemerkt worden, Johannes den Täufer, der ihm als ein außerordentlicher Mann gerühmt wurde und in dem ganzen Lande ſo großes Aufſehen machte, an ſeinen Hof rufen laſſen. Johannes erſchien, hielt ihm ſeine viele Vergehungen vor, und ermahnte ihn, ſich zu beſſern. Herodes nahm dieſes nicht ungnädig auf, hörte ihm gerne zu und gehorchte ihm ſogar in vielen Stücken.

Nun machte aber Herodes die Gemahlin ſeines Bruders Philippus von dieſem ihrem Gemahle abwendig, und nahm ſie zur Ehe. Johannes verwies ihm dieſes Verbrechen. Er ſagte ihm mit großem Ernſte und Nachdrucke: „Es iſt dir nicht erlaubt, ſie zu haben!“ Allein hierin gehorchte ihm Herodes nicht, und behielt ſie dennoch. Herodias aber, das treuloſe Weib, trachtete, von dieſem Augenblicke an, dem Johannes, dem Prediger der Wahrheit, nach dem Leben.

Sie ſuchte den Herodes zu bewegen, daß er ihn ermorden laſſe. Allein dazu ließ ſich der Fürſt nicht bereden. Denn er hatte wirklich Ehrfurcht vor Johannes und war überzeugt, Johannes ſey ein gerechter, heiliger Mann. Ja, als Herodes in der Folge den Schmeicheleien und Bitten des böſen Weibes nachgab, und geneigt war, ihre Wünſche zu erfüllen, ſo getraute er ſich dennoch nicht, ihn zu tödten — aus Furcht vor dem Volke, das den Johannes für einen Propheten hielt. Indeß ließ er ihn ergreifen, in Ketten legen, und in das Gefängniß werfen.

Herodias ſtand aber von ihrem böſen Vorhaben nicht ab, und lauerte nur auf eine Gelegenheit, es durchzuſetzen. Herodes feierte bald darauf ſeinen Geburtstag, und gab an dieſem Tage große Tafel. Alle ſeine Hofleute, alle Kriegsoberſten und die Vornehmſten aus Galiläa hatte er dazu eingeladen. Während der Mahlzeit trat die Tocher der Herodias herein, tanzte in dem Speiſeſaale, und gefiel allen Anweſenden. Herodes aber war vor Entzücken faſt außer ſich. Sobald der Tanz geendet war, rief er das Mädchen zu ſich her, und ſagte zu ihr: „Bitte dir eine Gnade von mir aus, welche du nur immer willſt, und ich will ſie dir gewähren.“ Ja er fügte noch bei: „Alles, was du verlangſt, ſollſt du haben — und wäre es auch die Hälfte meines Reiches!“ Dieſes Verſprechen bekräftigte er noch dazu mit einem Eidſchwur.

Das Mädchen fragte draußen die Mutter: „Was ſoll ich begehren?“ Das böſe, rachgierige Weib ſagte: „Das Haupt Johannes des Täufers!“ Die Mutter gab ihr ſogleich eine Schüſſel in die Hand, unterrichtete ſie noch weiter, was ſie damit zu thun habe, und das Mädchen kam eilfertig wieder herein und ſagte zu Herodes: „Ich bitte dich, gib mir auf der Stelle in dieſer Schüſſel hier — das Haupt Johannes des Täufers.“

Herodes erſchrak, und ward herzlich betrübt. Allein wegen des Eides, den er geſchworen hatte, wegen der Gäſte, vor denen er ſein königliches Wort nicht brechen wollte, und wegen des Mädchens, das er zu betrüben fürchtete, gewährte er dieſe Bitte. Er ſandte ſogleich den Scharfrichter hin in das Gefängniß — mit dem Befehle, das

Haupt des Johannes zu bringen. Der Scharfrichter ging hin, enthauptete den Johannes im Kerker, brachte in der Schüſſel das blutende Haupt, und gab es dem Mädchen, und das Mädchen überreichte es ihrer Mutter.

Dieſe ſchreckliche Geſchichte wurde zu unſrer Warnung und Belehrung in der heiligen Schrift aufgezeichnet; von jeder der Perſonen, die darin vorkommen, können wir lernen.

Das Betragen des Herodes macht uns die Wahrheit und Wichtigkeit folgender drei Lehren anſchaulich:

1. Weihe dein ganzes Herz der Tugend und laſſe durchaus keine unerlaubte Neigung darin aufkeimen. Herodes war nicht ohne Gefühl für das Gute. Er hatte Achtung für den Lehrer der Wahrheit, hörte ihn gerne, und gehorchte ihm in vielen Stücken. Allein er gehorchte ihm nicht in allen Stücken und ergab ſich der Tugend nicht von ganzem Herzen. Er überließ ſich ſo unbeſorgt dem Hange zu ſinnlichen Vergnügungen, daß ihn die Freude an einem Tanze außer aller Faſſung bringen konnte. Er war ſo voll eitler, thörichter Ehrbegierde, daß er ſein kleines Fürſtenthum ein Königreich nannte. Und dieſe armſeligen Leidenſchaften ſtürzten ihn ins Verderben. — So verſenkt eine einzige kleine,

nicht verwahrte Spalte ein ganzes Schiff in den Abgrund.

2. **Hüte dich vor dem erſten Schritte zum Laſter, und fliehe böſe Bekanntſchaften.** Herodes hätte, als er das böſe Weib zuerſt kennen lernte, wohl ſelbſt nicht geglaubt, dieſe Bekanntſchaft werde ihn ſo weit bringen, an eben dem Tage, an dem ihm Gott das Leben gab, den größten unter Gottes Propheten zu tödten. — Der Weg zur Tugend gleicht einem ſchmalen Pfade über ſteile Felſen. Wer einen freiwilligen Fehltritt thut, kann nicht vorher beſtimmen: „So weit will ich fallen, und nicht weiter.“

3. **Suche den Ausſprüchen deines Gewiſſens nicht durch Ausflüchte zu entgehen.** Das Gewiſſen des Herodes regte ſich mächtig, und ihn ſchauderte vor dem bloſſen Gedanken an eine ſo blutige That. Allein er ſuchte ſich zu überreden, aus Gewiſſenhaftigkeit dürfe er ſeinen Eid nicht brechen, obwohl es ausgemacht iſt, daß ein Verſprechen unerlaubter Dinge ungültig und ſündhaft, und die Erfüllung desſelben ein neues Verbrechen ſey. Er wollte nicht ſo unartig ſeyn, ein verblendetes, von einer gottloſen Mutter verführtes Kind durch ein abſchlägiges Wort zu betrüben — allein welche himmelſchreiende

Ungerechtigkeit es ſey, einen ſchuldloſen, heiligen Mann durch das Schwert hinrichten zu laſſen, und viele tauſend Menſchen durch dieſen Mord in die tiefſte Betrübniß zu verſetzen, davor verſchloß er ſeine Augen. Er hielt es für ſchändlich, ſein königliches Wort vor ſo vielen Gäſten zurück zu nehmen; aber er bedachte nicht, daß es noch eine unendlich größere Schmach ſey, ſeinen königlichen Purpur mit Blut zu beflecken, und in den Augen der Welt und Nachwelt als ein Mörder zu erſcheinen. — So künſtlich weiß die Eigenliebe dem ſchwärzeſten Verbrechen wohl gar noch den betrüglichen Anſtrich einer gottesfürchtigen, menſchenfreundlichen, ehrenvollen Handlung zu geben. Laßt uns alſo vor der Eigenliebe, dieſer Feindin in unſerm Innerſten, auf der Hut ſeyn, wie vor einer ſchmeichleriſchen, aber giftigen Schlange.

An Herodias, dem treuloſen Weibe und der nichtswürdigen Mutter, ſehen wir, wie das Laſter die Wahrheit — und den Prediger der Wahrheit haſſe. Das blutige Haupt eines frommen, gerechten Mannes, der nie die Abſicht hatte, ſie zu beleidigen, ſondern nur ihr Heil wollte — in einer Schüſſel zu ſehen, iſt ihr ein angenehmeres Geſchenk, als ein halbes Königreich. Können wir uns etwas Gräßlicheres denken? Allein wer anfängt, gegen den edlen Mann, der ihm die

Wahrheit ſagt, Abneigung zu empfinden — iſt auf dem Wege die größten Verbrechen zu begehen.

Die Tochter der Herodias that recht, daß ſie Zutrauen zu ihrer Mutter hatte, und ſie um Rath fragte. Allein daß ſie den offenbar böſen Rath ihrer Mutter befolgte und ihr gehorchte, daran that ſie ſehr unrecht. Wenn Aeltern — was Gott verhüte! — ſo gottlos ſeyn könnten, ihren Kindern etwas Unrechtes, einen Diebſtahl, eine Lüge, oder ſonſt etwas Schändliches, zu befehlen, ſo trifft das Wort zu: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.“

Johannes iſt das Bild eines wahrhaft großen, heiligen Mannes. Der Wille Gottes geht ihm über Alles. Alles, was ein fürſtlicher Hof Glänzendes haben kann — die Gunſt des Fürſten beſitzen, an ſeiner Tafel ſpeiſen, in ſeinem Pallaſte wohnen, prächtige Kleider tragen, hohe Ehrenſtellen begleiten, alle erdenkliche Freuden der Sinne genießen — iſt ihm dagegen nichts. Lieber bietet er ſeine Hand der Kette und ſeinen Hals dem Schwerte dar, als daß er ſeiner Pflicht nur im Geringſten untreu würde. Iſt dieſer große, edle Sinn nicht unſrer ganzen Bewunderung — und Nacheiferung würdig?

Wenn wir dieſe ganze Begebenheit recht überdenken, ſo muß es uns ſehr auffallen, ja uns durch das Herz ſchneiden, daß hier die nichtswürdigſte Verbrecherin über die Unſchuld ſiegt, daß ein edler, großer Mann einer Tänzerin aufgeopfert wird; daß ein Böſewicht eine Krone trägt, und das Haupt eines Heiligen unter dem Beile fällt! Allein dergleichen ſchauerliche Begebenheiten in dieſem Erdeleben zeigen uns die große Wahrheit im hellſten Lichte: Es muß noch ein anderes, beſſeres Leben geben, wo dem Laſter ſeine Strafe, und der Tugend ihre Krone wird; denn Gott iſt gerecht!

Inhalt.

I. Die Jugendgeſchichte Jeſu.

Seite
1. Zacharias und Eliſabeth 3
2. Maria 7
3. Maria und Eliſabeth 10
4. Die Geburt des Johannes 13
5. Die Geburt Jeſu 16
6. Die Hirten bei der Krippe 19
7. Darſtellung Jeſu im Tempel 24
8. Die Weiſen aus Morgenland 27
9. Die Flucht nach Aegypten 32
10. Der zwölfjährige Jeſus im Tempel 36
11. Die heilige Familie zu Nazareth 41

II. Vorbereitung auf das öffentliche Leben Jeſu.

12. Johannes in der Wüſte 46
13. Die Taufe Jeſu 52
14. Jeſus wird verſucht 55
15. Zeugniß des Johannes von Chriſtus 65
16. Die erſten Jünger Jeſu 69
17. Die Hochzeit zu Kana 72

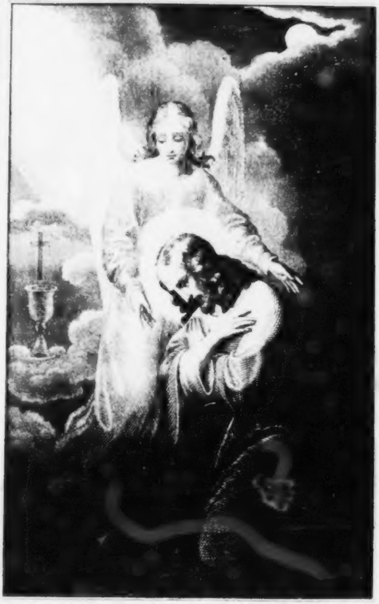
III. Erſtes Jahr des öffentlichen Lebens Jeſu.

18. Jeſus im Tempel 80
19. Jeſus und Nikodemus 85
20. Jeſus und die Samariterin am Jakobsbrunnen . 89
21. Jeſus und die Samariter 96
22. Jeſus und ein königlicher Beamter 101
23. Jeſu erſte Predigt zu Nazareth 105
24. Der reiche Fiſchfang 109

Seite
25. Jeſus zu Kapharnaum 113
26. Die Reiſe Jeſu durch Galiläa . . . 116
27. Jeſus lehrt auf einem Berge 119
28. Auslegung der Gebote Gottes 122
29. Drei der ſchönſten Tugendübungen . . . 130
30. Das ſchönſte Gebet 134
31. Die einzige menſchenwürdige Sorge . . . 136
32. Ermunterung, die Lehre Jeſu zu befolgen . . 142
33. Jeſus und der Hauptmann von Kapharnaum . 145
34. Jeſus und der Gichtbrüchige 149
35. Die Tochter des Jairus und die kranke Frau . 155

IV. Zweites Jahr des öffentlichen Lebens Jeſu.

36. Jeſus und der achtunddreißigjährige Kranke . 163
37. Verſchiedene kleine lehrreiche Begebenheiten . 169
38. Jeſus und der Mann mit der lahmen Hand . 173
39. Wahl und Ausſendung der Apoſtel . . . 176
40. Der Jüngling zu Naim 182
41. Geſandtſchaft Johannes des Täufers an Jeſus . 185
42. Zeugniß Jeſu von Johannes 190
43. Das Gleichniß Jeſu von dem Säemanne . . 194
44. Das Gleichniß von der Aernte 197
45. Gleichniſſe vom Senfkörnlein, Sauerteige, Schatze im Acker, der Perle und dem Fiſchnetze . . 200
46. Verſchiedene kleine Gleichniſſe Jeſu . . . 204
47. Drei ſchöne Gleichniſſe vom Gebete . . . 213
48. Magdalena, die reumüthige Sünderin . . 216
49. Stillung des Sturmes 220
50. Denkwürdige Ausſprüche Jeſu bei verſchiedenen Anläſſen 223
51. Tod Johannes des Täufers 233



JESUS AM OELBERGE.

Bibliſche Geſchichte

für

Aeltern und Kinder,

von

Chriſtoph von Schmid.

Zweiter Theil.

Das neue Teſtament.

Zweites Bändchen.

Letztes Lebensjahr, Leiden und Tod Jeſu.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1846.

I.

Letztes Jahr des öffentlichen Lebens Jeſu.

1. Jeſus ſpeiſet mit wenigen Broden mehrere tauſend Menſchen.

Das dritte Oſterfeſt nach der Taufe Jeſu nahte heran. Viele Tauſende von Menſchen waren ſchon auf der Reiſe nach Jeruſalem. Große Schaaren davon drängten ſich um Jeſus. Auch die zwölf Jünger, die Er ausgeſandt hatte, kamen wieder zurück und verſammelten ſich um Ihn. Da nun das Gedränge um Jeſus ſo gar groß wurde, und immer ſo viele ab und zu gingen, daß Ihm und Seinen Jüngern nicht einmal Zeit zum Eſſen übrig blieb, ſo ſprach Er zu den Jüngern: „Kommt mit Mir an einen einſamen Ort in der Wüſte, und ruhet da ein wenig aus.“ Er ſtieg mit ihnen in ein Schifflein, und fuhr auf dem Galiläiſchen

See der Wüſte zu, die nicht weit von der Stadt Bethſaida lag.

Die Leute ſahen ihn aber einſteigen, und merkten wohl, wohin Er zu fahren gedenke. Sie eilten Ihm daher längs dem Geſtade hin zu Fuße nach; aus allen Städten weit umher im Lande geſellten ſich noch ſehr viele Leute dazu, die Seine Wunderthaten an den Kranken geſehen hatten. Obwohl ſie Ihm nun auch hier keine Ruhe ließen, ſo erbarmte Er ſich dennoch ihrer. Er nahm ſie voll Liebe und Freundlichkeit auf, beſtieg, damit Ihn alle ſehen und hören konnten, eine Anhöhe, ſetzte ſich da mit Seinen Jüngern nieder, trug dem Volke zuerſt viele ſchöne Lehren von dem göttlichen Reiche vor, machte dann die Kranken, die man hieher gebracht hatte, geſund, und half Allen, die der Hülfe bedurften.

Indeß neigte ſich die Sonne zum Untergange; die zwölf Jünger traten zu Jeſus, und ſagten zu Ihm: „Es iſt hier ein wüſter Ort, und es iſt bereits über die Zeit! Entlaß nun die Schaaren des Volkes, damit ſie in die nächſten Flecken und Dörfer hingehen, und ſich dort eine Nachtherberge ſuchen, und Speiſe kaufen. Denn hier in der Wüſte haben ſie ja nicht einmal etwas zu eſſen.“

Jeſus ſprach: „Es iſt nicht nöthig, daß ſie hingehen, Speiſe zu kaufen; gebt ihr ihnen zu eſſen!“ Allein den Jüngern ſchien dieſes unmöglich;

ſie riefen verwundert: „Wie vermöchten doch wir es, für ſo viele Menſchen Brod zu kaufen!“

Jeſus erhob Seine Augen, überſchaute die große Menge Volkes, und ſprach zu Philippus: „Woher wollen wir denn Brod nehmen, daß ſie zu eſſen bekommen?“ Dieſes ſagte Jeſus aber nur, ihn zu prüfen, ob er nicht ſo viel gelernt habe, von der Macht Jeſu Hülfe zu erwarten. Denn Jeſus ſelbſt wußte wohl, was Er zu thun habe. Philippus antwortete: „Für zwei hundert Zehner Brod reicht nicht zu, wenn man Jedem von ihnen auch nur ein kleines Stücklein geben wollte.“

Jeſus fragte: „Wie viel Brod iſt denn vorhanden? Gehet hin, und ſehet nach!“ Nachdem ſie ſich erkundigt hatten, kam Andreas zurück, und ſagte: „Es iſt ein Knabe hier; der hat fünf Gerſtenbrode und zwei Fiſche feil. Aber was ſoll Das ſeyn für ſo Viele!“

Jeſus ſprach zu den Jüngern: „Bringt mir das hieher!“ Hierauf befahl Er ihnen, ſie ſollten die Leute alle reihenweis niederſitzen laſſen in das Gras. Denn es war dort eine große, ſchöne Wieſe. Die Jünger thaten es, und die Leute ſetzten ſich ſogleich alle in langen Reihen nieder — immer hundert und hundert oder fünfzig und fünfzig neben einander. Jetzt konnte man ſie leicht zählen. Es waren bei fünf tauſend Mann; Weiber und Kinder nicht einmal mitgerechnet.

Jeſus nahm die fünf Brode und die zwei Fiſche, blickte zum Himmel, dankte, und ſegnete ſie. Dann brach Er die Brode und gab ſie den Jüngern, und die Jünger vertheilten ſie unter die Volksſchaaren. Eben ſo ließ Er Allen von den Fiſchen austheilen, ſo viel ein jeder eſſen mochte. Alle die Tauſende von Menſchen aßen, und Alle wurden ſatt.

Nachdem ſie nun alle genug gegeſſen hatten, ſprach Jeſus zu den Jüngern: „Sammelt die übergebliebenen Stücklein, damit ſie nicht zu Grunde gehen.“ Die Jünger fingen ſogleich an, ſie zu ſammeln, und füllten mit den Bröcklein, welche die vielen tauſend Männer, Weiber und Kinder von fünf Gerſtenbroden und zwei Fiſchen übrig gelaſſen hatten, noch — zwölf Körbe voll an.

Als die Leute nun dieſes Wunder geſehen hatten, da ſagten ſie: „Dieſer iſt gewiß und wahrhaftig derjenige Prophet, der da in die Welt kommen ſoll — der Meſſias.“ Ja, in ihren Herzen regte ſich ſchon der Entſchluß, mit Gewalt auf Ihn einzudringen, Ihn mit ſich nach Jeruſalem zu führen, und zu ihrem Könige zu machen. Allein Jeſus, dem ihre Gedanken wohl bekannt waren, entfernte ſich unbemerkt, und ging ganz allein auf einen Berg, um da zu beten.

Es war ſehr natürlich, daß ſich in den Herzen der Leute ſolche Gedanken regten, da ſie ſahen, daß die Jünger von dem Brode immer abbrachen, ohne das es weniger wurde; da ſie ſelbſt immer von dem kleinen Stücklein, das ſie empfingen, herab aßen, und es doch immer gleich groß blieb, und da ein Jeder, als ſie endlich alle ſatt waren, das Bröcklein noch in der Hand hielt, wie er es bekommen hatte. Auch wir müſſen über dieſe wunderbare That Jeſu erſtaunen; wir wollen aber auch darüber nachdenken.

1. *Jeſus that da ein ähnliches Wunder, wie Gott alle Jahre es ſich in der Natur ereignen läßt.*

Alle Jahre werden aus einem Getreidkörnlein dreißig, vierzig, fünfzig und noch mehrere Körnlein. Handvollweis werden die Körnlein ausgeſäet; armvollweis werden die Garben geſammelt. Was der Säemann auf der Schulter hinausträgt, wird auf ſchwergeladenen Wagen wieder herein geführt. Alle Jahre vermehrt ſich das wenige Getreide, das ausgeſäet wird, ſo ſehr, daß Millionen Menſchen das ganze Jahr hindurch davon eſſen, und doch noch immer ſo viel übrig bleibt, als man ausſäete, und man wieder zur neuen Ausſaat nöthig hat. Wie ſchön iſt dieſe Anordnung Gottes! Welch ein Wunder Seiner Allmacht und Liebe! — Und wie ſchön zeigte ſich daher Jeſus durch ein ähnliches Wunder als den Sohn und das wahrhafte Ebenbild Desjenigen, von dem es heißt: „Aller

Augen warten auf Dich, und Du gibſt ihnen Speiſe zur rechten Zeit. Allgütig öffneſt Du Deine Hand und ſättigeſt, was da lebt, mit Deinen Wohlthaten.“

2. Die Art, wie Jeſus dieſes Wunder that, iſt eben ſo troſt- und lehrreich für uns.

Er erbarmte ſich des Volkes. Nachdem Er, ſo müde Er auch ſchon von vielen Arbeiten war, das Volk gelehrt hatte, ſo wollte Er es auch noch mit Speiſe ſättigen. Er gab Allen, gab Allen reichlich, gab zu dem Brode noch Fiſche. Er half Allen an Leib und Seele. Vertraut daher auf Ihn, den mächtigen, liebevollen Menſchenfreund! Ahmet Ihm nach, ſeyd gütig, liebreich, erbarmungsvoll, unermüdet im Gutesthun, wie Er!

Er dankte dem Vater im Himmel für das Brod, bevor Er es anbrach. Laßt uns Seinen frommen Blick zum Himmel nicht vergeſſen; auch für die geringſte Gabe, und hätten wir nichts als trockenes Brod, wollen wir Gott danken, wie Jeſus. Oder wären diejenigen wohl auch treue Nachfolger Jeſu, die ſich ſchämten, vor dem Tiſche zu Dem aufzublicken, Der ihnen Speis und Trank gibt?

Jeſus ſegnete das Brod, und von dem Brode, das ein Knabe tragen konnte, wurden mehrere tauſend Männer, Weiber und Kinder ſatt, und als ein ſicheres Zeichen, daß alle ſich ſatt gegeſſen hatten, blieben noch viele Körbe voll übrig. Er ſättigte Tauſende ſo zu ſagen mit Nichts. Wie ſchön und kräftig hat Er die Sorgen der Jünger widerlegt, wie augenſcheinlich gezeigt: „An Gottes Segen iſt alles gelegen.“ Wenn wir daher auch nur ein kleines Einkommen haben ſollten, ſo wollen wir dennoch zufrieden ſeyn. Wir wollen uns von dem Mangel zu keiner Unredlichkeit verleiten laſſen, damit Sein Segen nicht von uns weiche. Er kann machen, daß wir auch mit Wenigem weit reichen.

Er befahl, die Bröcklein zu ſammeln, damit ſie nicht unnütz verloren gingen. Wenn uns Gott auch mit dem reichſten Ueberfluſſe ſegnet, ſo wollen wir doch kein Broſämlein unnütz zu Grunde gehen laſſen. Was wir nicht mehr genießen mögen, um Das iſt vielleicht ein Armer froh. Die wahre vernünftige Sparſamkeit beſteht darin, daß wir auf Alles, was uns oder unſern Mitmenſchen nützlich ſeyn kann, wohl Acht haben; auch nicht das Geringſte ſoll zum Beſten der Menſchen unbenützt bleiben. Laßt uns ſparen — nicht an den Armen, ſondern für die Armen.

3. Das Volk, das Jeſu ſo eifrig zuhörte, iſt für uns ein Beiſpiel, das wir wohl zu Herzen nehmen ſollen. Den guten Leuten war keine Mühe zu groß, kein Ort zu entfernt, und keine

Zeit zu lang, das Wort Gottes anzuhören. Sollte uns der kurze Weg zur Kirche oder eine Stunde des chriſtlichen Unterrichtes ſchon zu viel ſeyn? — Sie vergaßen über dem Anhören des göttlichen Wortes das Eſſen, und doch wurde ihnen am Ende dieſes auch noch zu Theil. Wenn man daher von dieſer ſchönen Geſchichte ein Gemälde verfertigen wollte, ſo ſollte man mit goldenen Buchſtaben den Ausſpruch Jeſu darunter ſchreiben: „Suchet zuerſt das Reich Gottes, alles Uebrige wird euch dann obendrein gegeben werden.“

Eben ſo wie hier, hat Jeſus ein anderes Mal mit ſieben Broden und wenigen Fiſchlein vier tauſend Mann geſättiget.

2. Jeſus der göttliche Kinderfreund.

Eine der allerſchönſten und allerlieblichſten Erzählungen für Aeltern, beſonders aber für euch, ihr lieben Kinder, iſt die folgende Geſchichte. O laßt euch ſeyn, um ſie euch recht lebendig vorzuſtellen, als wäret ihr dabei zugegen.

Jeſus hatte, wie gewöhnlich, den ganzen Tag in einem großen Gedränge von Menſchen zugebracht. Unermüdet hatte Er gelehrt, und die Kranken geſund gemacht. Da er nun eben weiter reiſen wollte, kamen noch einige fromme Mütter und brachten ihre Kinder herbei, damit Er ſie ſegne — ihnen die Hände auflege und über ſie bete. Und das war gewiß recht ſchön anzuſehen, wie die guten Mütter mit einem Angeſicht voll der zärtlichſten Mutterliebe die kleinern Kinder auf den Armen ſo herbeitrugen, und die größern an der Hand herbeiführten, und ſich voll Andacht und des herzlichſten, freudigſten Zutrauens Jeſu nahten!

Da aber die Jünger dieſes ſahen, zankten ſie mit ihnen, und wieſen ſie zurück. Sie wollten ihren müden Lehrer ſchonen, und nicht zugeben, daß man Ihm nun noch eine neue Mühe mache.

Allein Jeſus, der die Kinder herzlich lieb hatte, und dieſes unfreundliche Betragen Seiner Jünger ſah, war damit gar nicht zufrieden. Er rief die Kinder voll himmliſcher Freundlichkeit zu ſich her, und ſagte zu den Jüngern: „Laſſet die Kleinen zu Mir kommen, und wehret es ihnen nicht! denn ſolcher iſt das Himmelreich! — Und ich verſichere euch hoch und theuer: Wer immer das Reich Gottes nicht annimmt, wie ein Kind, der wird nicht hinein kommen.“ Und hierauf ſchloß Jeſus die Kinder in Seine Arme, und legte ihnen die Hände auf, und ſegnete ſie.

Ihr könnet euch leicht denken, meine Lieben! daß dieſe Kinder, die Jeſus als ein Beiſpiel für Erwachſene vorſtellte, gewiß recht gute Kinder waren — voll Unſchuld, beſcheiden, folgſam und ohne Eigenſinn. Suchet ihnen immer ähnlich zu bleiben, oder, wenn ihr es, leider! nicht mehr ſeyn ſolltet, ihnen doch wieder ähnlich zu werden. Gewiß wird euch Jeſus dann eben ſo lieb haben, und auch euch Heil und Segen geben.

Bei dieſem Anlaſſe ſagte nun Jeſus auch den Erwachſenen einige denkwürdige, herzerſchütternde Worte. Der Anblick der holden, unſchuldsvollen Kleinen, die wie junge Roſenknospen freudig aufblühten, deren Angeſicht noch mit dem ſchönen Roth der Unſchuld geſchmückt, noch von keiner Leidenſchaft verwüſtet war, rührte Sein menſchenfreundliches Herz. Er dachte mit Wehmuth daran, wie leicht ſie durch böſe Menſchen verführt, um ihre Unſchuld und um den ſüßen Frieden eines unbefleckten Gewiſſens gebracht werden könnten. Daher ſprach Er ſehr ernſt und nachdrücklich zu den Umſtehenden:

„**Wer immer Eines von dieſen Kleinen in Meinem Namen aufnimmt, (einem Kinde um Meiner Willen Gutes thut) der nimmt Mich auf. Und wer immer Mich aufnimmt, der nimmt nicht ſo faſt Mich auf, als Denjenigen, der Mich geſandt hat.**“ „**Wer hingegen Eines von dieſen Kleinen ärgert, (es durch Reden oder Thaten zum Böſen verleitet) dem wäre es beſſer, daß man ihm einen Mühlſtein an den Hals binde, und ihn in den Abgrund des Meeres verſenke.**“

„**Wehe der Welt wegen der Aergerniſſe! Es** kann (da nun einmal die Menſchen ſo verdorben ſind) zwar nicht anders ſeyn — es müſſen Aergerniſſe entſtehen. Weh' aber demjenigen Menſchen, durch den ein Aergerniß kommt."

Jeſus ſagte daher gleichnißweiſe: „Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, (dich zum Böſen verführen will) ſo reiß es aus, und wirf es weg. Denn es iſt dir ja beſſer, daß du mit Einem Auge in das Reich Gottes eingeheſt, als zwei Augen habeſt, und in die Hölle geworfen werdeſt, wo ihr Wurm nicht ſtirbt, und ihr Feuer nicht erliſcht."

„Und wenn dich deine rechte Hand ärgert, ſo haue ſie ab, und wirf ſie weg! Denn es iſt dir beſſer, daß du mit Einer Hand zum Leben eingeheſt, als daß du zwei Hände habeſt, und in die Hölle kommeſt, wo ihr Wurm nicht ſtirbt und ihr Feuer nicht erliſcht."

„Und wenn dich dein Fuß ärgert, ſo hau' ihn ab. Denn es iſt dir beſſer, daß du mit Einem Fuße in das Leben eingeheſt, als daß du zwei Füße habeſt, und in das ewige Feuer geworfen werdeſt, wo ihr Wurm nicht ſtirbt, und ihr Feuer nicht erliſcht."

„Seht daher wohl zu, daß ihr nie Eines von dieſen Kleinen geringe achtet. Denn ich ſage euch: Ihre Engel im Himmel ſehen beſtändig das Angeſicht Meines Vaters, der im Himmel iſt."

Noch wendete Jeſus das ſchöne Gleichniß von dem Lamme, das der gute Hirt nicht will verloren gehen laſſen, auf die Kinder an. Er wiederholte es, und fügte dann noch bei: „So will auch Euer Vater im Himmel nicht, daß Eines von dieſen Kleinen verloren gehe! Und auch der Menſchenſohn kam ja in die Welt, zu retten, was verloren war.“

Wie herzlich liebt Jeſus die Kinder! Wer könnte ſich einen liebevolleren zärtlicheren Kinderfreund denken! Er ruft ſie zu ſich, hat Freude an ihnen, nimmt ſie auf Seinen Schooß und in Seine Arme. Er will alles Gute, was man ihnen thut, ſo anſehen, als hätte man es Ihm ſelbſt gethan — um alle Menſchen zu ermuntern, den Kindern nur recht viel Gutes und nie ein Leid zu thun. Ihr lieben Kinder! Liebt daher Ihn, euern beſten und göttlichen Freund, auch recht herzlich und habt doch ein recht kindliches, freudiges Zutrauen zu Ihm!

Wie beſorgt iſt Jeſus für das edelſte Gut des aufblühenden Alters — die Unſchuld! Alle Erwachſene ſollen Ehrfurcht dafür haben. Selbſt die Engel Gottes im Himmel machen ſich eine Angelegenheit daraus, darüber zu wachen. Wie traurig wäre es nun, wenn ihr ſelbſt dieſe koſtbare Perle gering achten, oder ſie gar muthwillig in den Koth werfen wolltet!

Wie nachdrücklich warnte Jeſus vor Verführung! Wer ſollte ſich nicht davor entſetzen, Andere zu verführen? Wer ſollte nicht vor jeder Gefahr zittern, ſelbſt verführt zu werden? Wie der Arzt ſogar eines der edelſten Glieder wegſchneidet, um den übrigen Leib zu retten, ſo wollen wir jede Luſt, und wäre ſie uns ſo lieb, wie unſer Aug'; jeden Freund, und wäre er gleichſam unſere rechte Hand; jedes Gut, und ſchien es uns auch ſo unentbehrlich, wie der Fuß zum Gehen, willig dahin geben, ſobald ſie uns ärgern, das heißt, uns zur Sünde verführen wollen.

Was Jeſus Chriſtus von den Engeln ſagte, iſt für euch, ihr lieben Kinder, beſonders merkwürdig. Er ſagte, da Er von den Kindern redete, daß ihre Engel immer das Angeſicht des Vaters im Himmel ſehen. Ihr habt alſo eure eigenen Engel, die auf euch Acht haben — die heiligen Schutzengel. O gewiß haben ſie euch ſchon vor vielen Gefahren bewahrt! Habt doch dieſe eure unſichtbaren Freunde ſtets in Ehren. Denn wiewohl ihr ſie nicht ſehet, ſo ſehen ſie doch euch. Thut daher vor ihren reinen, heiligen Augen nie etwas, das ſie betrüben könnte. Sie reden nicht ſo mit euch, wie ein Menſch; ſie reden mit einer geheimen Stimme zu euren Herzen. Gebt ihren Warnungen doch ſtets Gehör!

3. Bitte einer Mutter für ihre Kinder.

Johannes und Jakobus kamen einmal zu Jeſus, und ihre Mutter kam mit ihnen. Die zwei Jünger ſagten zu ihm: „Wir wünſchten, daß Du uns Alles gewähreſt, um was wir immer bitten werden.“ Jeſus ſprach: „Was wollt ihr denn, daß ich euch thun ſoll?“ Die Mutter fiel Jeſu zu Füßen, nahm das Wort für ihre zwei Söhne, und bat Ihn flehentlich: „Laß dieſe meine beiden Söhne in Deinem Reiche ſogleich neben Dir ſitzen, den Einen zu Deiner Rechten, und den Andern zu Deiner Linken.“ Jeſus antwortete den beiden Jüngern: „Ihr wiſſet nicht, um was ihr bittet. Könnet ihr den Kelch trinken, den Ich trinken werde?“ —

Wie wir ſehen, machten dieſe Mutter und ihre beiden Söhne ſich von dem himmliſchen Reiche noch ſehr irdiſche Gedanken. Sie betrachteten es als ein Weltreich, worin man durch Empfehlungen und Fürbitten zu hohen Ehrenſtellen gelangen könne. Auch glaubte die gute Mutter, wenn ihre Kinder nur reich und vornehm wären, dann wären ſie ſchon glückſelig. Jeſus lehrte aber anders. Nach Seinem Ausſpruche tragen Leiden und Widerwärtigkeiten zur wahren Glückſeligkeit des Menſchen mehr bei, als Reichthum und hohe Ehren. Nur wer um des Guten willen Mühe und Leiden auf ſich nehmen kann, der wird verherrlicht. Nur wer dieſen bittern Kelch ſtandhaft trinkt, der empfängt im Himmel die Krone.

Da die übrigen zehn Jünger hörten, um was Johannes und Jakobus gebeten hatten, wurden ſie über dieſe zwei Jünger ſehr unwillig! Jeſus ließ ſie aber alle vor ſich kommen und ſagte zu ihnen: „Die Fürſten der Völker ſind, wie ihr wißt, gebietende Herren; und die Großen des Reiches üben über ihre Untergebenen Gewalt aus. Unter euch aber ſoll es nicht ſo ſeyn. Jeder, der unter euch einen Vorzug haben will, ſey euer Diener, und wer immer der Erſte unter euch ſeyn will, der ſey euer Knecht. Denn auch der Menſchenſohn iſt nicht dazu in die Welt gekommen, daß er ſich bedienen laſſe, ſondern daß Er Andern diene, und Sein Leben hingebe zur Erlöſung für Viele.“

Wem ſollte dieſe Demuth Jeſu, dieſe Liebe, aus der Er ſogar das Leben für die Menſchen — und auch für uns! — dahingab, nicht zu Herzen gehen? Wen ſollte nicht ſchon der bloße Gedanke an ein Reich hocherfreuen, in dem ſich keine Spur von Herrſchſucht, Stolz und Gewalt findet, in dem nur Liebe und Demuth den Zepter führen? Wer ſollte ſich nicht bemühen, ſich dieſe Liebe und Demuth Jeſu eigen zu machen, um auch ein Genoſſe dieſes Reiches zu werden, das Jeſus gegründet hat?

4. Ein Kind als Vorbild für Erwachſene.

Stolz und Eitelkeit ſind leider in den Herzen der meiſten Menſchen ſehr tief eingewurzelt. Den Jüngern Jeſu kam einmal der Gedanke zu Sinn: „Welcher wohl der Vornehmſte aus ihnen wäre.“ Und hierüber ſtritten ſie mit einander unterwegs.

Jeſus, dem die Gedanken ihres Herzens wohl bekannt waren, fragte ſie, ſobald ſie nach Hauſe kamen: „Was hattet ihr denn unterwegs für einen Streit?“ Allein ſie ſchwiegen ſtille. Da ſetzte ſich Jeſus, und berief alle zwölf Jünger zuſammen und ſagte zu ihnen: „Wer unter euch ſich für den Geringſten hält, der iſt der Größte.“

Die eiteln Jünger wollten mit dieſer Antwort noch nicht zufrieden ſeyn. Einige gingen noch näher zu Ihm hin und fragten vertraulich: „Ja, welchen aus uns hälſt Du denn für den Größten im Himmelreiche?“

Da rief Jeſus ein Knäblein herbei, nahm es zuerſt in Seine Arme, und ſtellte es dann mitten unter ſie hin, und ſprach: „Ich verſichere euch hoch und theuer! Es ſey denn, daß ihr euch ganz umändert, und wie die Kinder werdet, ſo werdet ihr gar nicht in das Himmelreich kommen. Wer aber ſo demüthig iſt, wie dieſes Kind hier, der iſt der Größte im Reiche Gottes."

Lieblicher hätte es uns Jeſus wohl nicht zeigen können, was es Schönes um die Demuth ſey, als an einem holden, liebenswürdigen Kinde, das noch gar nichts vom Stolze weiß! Wie ein Kind es nicht einmal weiß, daß es ſchön oder reich oder vornehm iſt, ſo ſollen auch wir von unſern Vorzügen nichts wiſſen wollen. Und wie wahrhaft demüthig — und wahrhaft liebenswürdig wären wir dann?

3. Jeſus und der reiche Jüngling.

Einmal begegnete ein vornehmer, reicher Jüngling Jeſu auf dem Wege, eilte ſogleich herbei, ließ ſich vor Jeſus auf ein Knie nieder, und ſagte zu Ihm: „Guter Lehrer! Was muß ich thun, damit ich das ewige Leben erlange?"

Jeſus, der in das Herz des Jünglings blickte, und wohl wußte, er halte Ihn blos für einen Menſchen, antwortete: „Was nenneſt du Mich gut? Niemand iſt gut, als Gott allein. — Wenn du aber zum Leben eingehen willſt, ſo halte die Gebote."

Der Jüngling fragte: „Welche denn?" Jeſus antwortete: „Die Gebote ſind dir bekannt! Du ſollſt nicht tödten, nicht Unkeuſchheit treiben, nicht ſtehlen. Du ſollſt kein falſches Zeugniß geben.

Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren. Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt."

Der Jüngling antwortete: „Lehrer! Alles dieſes habe ich von Kindheit an beobachtet. Was geht mir aber nun noch ab?"

Jeſus ſah ihn liebevoll an, und ſprach: „Eines geht dir noch ab! Wenn du vollkommen ſeyn willſt, ſo gehe hin, und verkaufe Alles, was du immer haſt, und gib es den Armen; ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben. Dann komm, und folge Mir nach."

Als der Jüngling dieſe Rede vernahm, ward er ſehr traurig, und ging betrübt davon. Denn er war ſehr reich, und hatte viele Güter.

Jeſus blickte, als er ihn ſo betrübt fortgehen ſah, Seine Jünger rings umher an, und ſagte zu ihnen: „Ich verſichere euch hoch und theuer: Es hält ſehr ſchwer, daß ein Reicher in das Himmelreich komme." Die Jünger verwunderten ſich über dieſe Worte Jeſu nicht wenig.

Allein Jeſus wiederholte ſie noch nachdrücklicher. „Ich ſage es euch noch einmal, ſprach Er; es iſt ſehr ſchwer, daß Diejenigen, die ihr Vertrauen auf das Geld ſetzen, in das Reich Gottes eingehen. Leichter wird ein Kameel, durch ein Nadelöhr hindurch gehen, als ein ſolcher Reicher in das Reich Gottes eingeht." (Damals gab man auch den Schiffſeilen, die aus Kameelhaaren gemacht waren, den Namen Kameel. Auch dieſe Bedeutung des Namens iſt der Parabel gemäß; es iſt ebenfalls unmöglich, daß man ein Schiffſeil durch ein Nadelöhr bringe.)

Die Jünger erſtaunten hierüber noch mehr und ſagten zu einander: „Wer kann aber da noch ſelig werden?“ Jeſus blickte ſie an, und ſagte zu ihnen: „Den Menſchen iſt dieſes unmöglich. Allein bei Gott iſt alles möglich.“

Dieſer Jüngling verdient unſere Achtung und erregt unſer Mitleid. Von Kindheit an befließ er ſich, Gottes Willen zu thun. In den Jahren des Leichtſinns liegt ihm die allerwichtigſte Frage am Herzen: „Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“ Er wendet ſich mit ſeiner Frage an Denjenigen, der ihm die beſte Antwort darauf geben kann. Wer ſollte ihn nicht ſchätzen?“

Allein daß er nun doch den Beſitz zeitlicher Güter für ein größeres Glück anſieht, als das Anerbieten Jeſu, ihn zu Seinem beſtändigen Begleiter zu wählen; daß ihm ein Haufen Gold doch noch lieber iſt, als ein Schatz im Himmel; daß er nicht edel genug iſt, den Rath Jeſu zu befolgen und nach der höchſten Stufe der Vollkommenheit zu trachten — wer muß ihn da nicht bedauern?

Drei Worte Jeſu haben wir hier vorzüglich zu erwägen.

„Gott allein iſt gut.“ Der reiche Jüngling hielt Jeſus nur für einen Menſchen, und wollte Ihm vielleicht nach vornehmer Sitte blos etwas Artiges ſagen. Dieſes verwies ihm Jeſus. Auch wies Jeſus die Ehre, die der Jüngling Ihm anthat, auf Gott zurück. Laßt uns nie einem Menſchen ſchmeicheln, und wenn Andere uns loben, die Ehre Dem geben, dem ſie allein gebührt — Gott.

„Bei Gott allein iſt Alles möglich.“ Wie Er der Allgütige iſt, ſo iſt Er auch der Allmächtige. Er will und kann alle Menſchen heilig und ſelig machen. Welch ein Troſt, wenn wir das tiefe Verderben der Welt anſehen, und da keinen Menſchen wiſſen, der helfen kann! Welche Ermunterung, wenn es uns oft zu ſchwer ſcheint, ganz gut zu werden, und wir deßhalb kleinmüthig und niedergeſchlagen ſind! Welche feſte Stütze auch in zeitlichen Nöthen, wenn tauſend Menſchen die uns helfen könnten, nicht wollen, und die wenigen, die gerne helfen wollten, nicht können! Allein Gott kann und will helfen. Das iſt uns der beſte Troſt, die ſicherſte Zuflucht!

„Halte die Gebote, wenn du zum Leben eingehen willſt.“ Einen andern Weg zum Himmel gibt es alſo nicht. Es gibt keine andere guten Werke, als die Gebote Gottes halten', ſo, wie Jeſus Chriſtus ſie uns erklärt hat. Alles Uebrige, was wohlmeinende Menſchen ſonſt noch anordneten, alle beſondere Gebräuche und Andachten ſind nur dann Gott gefällig, wenn ſie uns eifriger und gewiſſenhafter machen — in Erfüllung der Gebote Gottes.

6. Die gute Mutter einer kranken Tochter.

Jeſus kam auf Seinen wohlthätigen Reiſen bis an die Grenzen von Tyrus und Sidon. Dieſe zwei Handelsſtädte waren damals die größten Seeſtädte der Welt und hatten auch zu Land noch ein anſehnliches Gebiet.

Da kam ein heidniſches Weib, eine Kananäerin, die ſchon von Ihm und Seinen göttlichen Thaten ſehr vieles gehört hatte, über die Grenze herüber, ſchrie Ihm nach, und rief: „Herr! Du Sohn Davids! Erbarme Dich meiner! Meine Tochter wird von einem böſen Geiſte ſchrecklich geplagt.“

Jeſus, der in ihr Herz blickte, wollte ihren Glauben, den nur Er ſah, an das Licht hervorziehen, und die Iſraeliten dadurch beſchämen. Daher ſtellte Er ſie auf eine harte Probe. Er antwortete ihr anfangs keine Silbe.

Sie hörte aber nicht auf zu rufen, und Ihm nachzueilen. Auch die Jünger gingen näher zu Ihm hin, baten Ihn und ſprachen: „Entlaß ſie doch! Sie ſchreit uns ja ſonſt immer nach.“ Er antwortete: „Ich bin (für jetzt) nur zu den verlornen Schafen des Hauſes Iſrael geſandt.“

Allein das Weib hatte Ihn indeß eingeholt, fiel Ihm zu Füßen, betete Ihn an, und ſprach flehend: „Herr, hilf mir!“

Die Iſraeliten waren ſo hart, die Heiden gewöhnlich nur Hunde zu nennen. Jeſus bediente ſich — wie wir bald hören werden, aus den weiſeſten und liebevollſten Abſichten — eines ähnlichen, wiewohl ſehr gemilderten Ausdruckes. Er ſprach zu ihr, ohne Zweifel mit einem freundlichen, liebevollen Blicke: „Laß zuvor die Kinder ſatt werden! Es iſt nicht billig, daß man den Kindern das Brod nehme, und es den Hündlein vorwerfe.“

Das Weib antwortete: „Freilich wohl, Herr! Allein die Hündlein unter dem Tiſche bekommen doch auch etwas von den Broſamen, die von dem Tiſche ihrer Herren fallen!“

Nun erſt rief Jeſus aus: „O Weib! Dein Glaube iſt groß. Um dieſes Wortes willen geſchehe dir, was du verlangſt. Geh hin! Der böſe Geiſt iſt ſchon von deiner Tochter gewichen!“

Von dieſem Augenblicke an war ihre Tochter geſund. Als die Mutter nach Hauſe kam, fand ſie das Mädchen von ihrer Plage befreit, ſanft und ruhig auf dem Bette liegen.

An dieſer guten Mutter und ihrer ſinnreichen

Antwort hat gewiß jeder Menſch, der chriſtlich geſinnt iſt, eine herzliche Freude. Und wirklich iſt dieſe heidniſche Frau recht ein Bild des herzlichen Vertrauens zu Jeſus, der zärtlichen Liebe zu ihrer Tochter, der lautern Demuth. Wer ſollte ſich nicht freuen, daß es unter den Heiden ſolche edle Seelen gibt? Wer könnte nach einer ſolchen Geſchichte noch roh und lieblos genug ſeyn, die Heiden ohne Weiters zu verdammen!

Wer ſollte aber nicht auch hier neues Zutrauen zu Jeſus Chriſtus faſſen, da Gott ſich auch bei dieſer Begebenheit in Jeſus ſo freundlich offenbarte. O, Er kann nie von Herzen hart ſeyn! Auch Seine abſchlägigen Antworten ſind Wohlthaten. Da ein Herr ſeinen Hündlein die Broſamen von ſeinem Tiſche nicht entzieht, wie könnte Er Seinen Kindern je etwas verſagen — was ihnen wahrhaft gut iſt!

7. Jeſus und Petrus.

Nachdem Jeſus bereits das ganze Land bis an die äußerſten Grenzen durchreiſt, überall die Freudenbotſchaft von dem Himmelreiche verkündet, und den Menſchen unzählige Wohlthaten erwieſen hatte, begab Er ſich an einen einſamen Ort, und betete da ganz allein. Als Seine Jünger wieder zu Ihm kamen, legte Er ihnen die Frage vor: „Was ſagen die Leute von dem Menſchenſohne?“ (Für wen halten ſie Mich?)

Jeſus wußte zwar wohl, daß Ihn die Volksſchaaren noch nicht für den verheißenen Erlöſer, für den Sohn Gottes hielten. Sie waren noch zu irdiſch geſinnt; ſie erwarteten einen Erlöſer, der als ein weltlicher König mit großer Pracht erſcheinen, ſie von der Herrſchaft der Römer befreien, und ihnen alle andere Völker der Erde unterwerfen werde. Allein Jeſus wollte jetzt nur den Glauben Seiner Jünger prüfen.

Die Jünger antworteten auf die Frage Jeſu: „Einige meinen, Du ſeyeſt Johannes der Täufer, der vom Tode auferſtanden ſey; Andere, Du ſeyeſt Elias; wieder Andere, Du ſeyeſt ſonſt einer aus den Propheten.“

Jeſus fragte weiter: „Ihr aber, für wen haltet ihr Mich?“

Petrus antwortete voll des freudigſten Glaubens: „Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Da ſprach Jeſus: „Selig biſt du, Simon Petrus, Sohn des Jonas; denn Fleiſch und Blut hat dir dieſes nicht geoffenbaret, ſondern Mein Vater, der im Himmel iſt.“

„Ich ſage dir: „Du biſt Petrus (der Fels) und auf dieſen Felſen werde ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“ (Alle Mächte der Hölle können ſie nicht überwinden.)

„Dir werde Ich die Schlüſſel des Himmelreiches geben. Was du auf Erden binden wirſt, das ſoll auch im Himmel gebunden ſeyn; und was du auf Erden löſen wirſt, das ſoll auch im Himmel gelöſet ſeyn.“

Jeſus befahl hierauf den Jüngern, ſie ſollten es jetzt Niemanden ſagen, daß Er Chriſtus ſey. „Denn, ſprach Er, der Menſchenſohn muß noch Vieles leiden, und von den Aelteſten, von den hohen Prieſtern und Schriftgelehrten verworfen und getödtet werden; am dritten Tage aber wieder auferſtehen.“

Dieſe Begebenheit iſt für uns katholiſche Chriſten höchſt merkwürdig. Jeſus Chriſtus redete hier das erſte Mal von der Kirche, die Er ſtiften wollte. Die Zeit, da Er dieſe Welt verlaſſen ſollte, nahte heran. Er wollte zwar auch dann, wann Ihn die Menſchen nicht mehr mit Augen ſehen würden, noch immer das Oberhaupt Seiner Kirche bleiben. Er wollte aber, bevor Er in den Himmel aufgenommen wurde, Seiner ſichtbaren Kirche auf Erden ein ſichtbares Oberhaupt geben.

Wie Jeſus damals, bevor Er aus allen Seinen Jüngern die zwölf Apoſtel ausgewählt, die ganze Nacht im Gebete zugebracht hatte, ſo betete Er auch jetzt, bevor Er aus den zwölf Apoſteln

Denjenigen auswählte, den Er zum Oberhaupte Seiner Kirche auf Erden beſtimmen wollte.

Der Glaube: Jeſus ſey Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes, iſt das erſte Erforderniß jedes Chriſten; und um ſo mehr des Oberhaupts der chriſtlichen Kirche. Wegen dieſes Glaubens, zu dem wir nnr durch die Gnade Gottes, durch die Erleuchtung von Oben gelangen können, pries Jeſus den Petrus ſelig.

Jeſus nannte den Petrus den Felſen; auf den Er Seine Kirche gründete. Einheit und Einigkeit kann ſchon in einem irdiſchen Reiche nicht beſtehen, ohne Einen, an den ſich Alle halten; ſo iſt es auch in dem himmliſchen Reiche, der Kirche Jeſu, auf Erden.

Was Jeſus Chriſtus von den Schlüſſeln des Himmelreiches ſagte, deutet auf die Gewalt, die Er in Seiner Kirche dem Petrus verlieh. Auch in einem weltlichen Reiche iſt noch heut zu Tage die Uebergabe der Schlüſſel ein Sinnbild, daß eine Stadt die Obergewalt eines Königes anerkenne oder daß ein König dieſe Gewalt ſeinem Statthalter übertrage. Die Gewalt und Vollmacht des Petrus ging auf deſſen Nachfolger — den oberſten Biſchof zu Rom über, ſo wie die Gewalt der übrigen Apoſtel auf die Biſchöfe.

Die Kirche Jeſu, die katholiſche Kirche, iſt gleichſam ein großes Gebäude, das, auf Felſengrund aufgeführt, vor unſern Augen daſteht, troß aller feindlichen Mächte ſchon bald zwei Jahrtauſende beſtanden hat, und nach der Verheißung Jeſu beſtehen wird bis an das Ende der Welt.

8. Die Verklärung Jeſu.

Jeſus nahm Seine drei liebſten Jünger, Petrus, Jakobus und Johannes, mit ſich, und führte ſie auf einen ſehr hohen Berg. Als ſie den Berg erſtiegen hatten, betete Jeſus. Da wurde Er vor ihren Augen verklärt; Er erſchien vor ihnen in Seiner Herrlichkeit. Sein Angeſicht leuchtete, wie die Sonne; Seine Kleider wurden weiß und hell, wie der Schnee. Und ſieh! Zwei Männer erſchienen in verherrlichter Geſtalt und in himmliſcher Klarheit. Dieſe waren Moſes und Elias. Und ſie redeten mit Jeſus von dem Ausgange, den es in Jeruſalem mit Ihm nehmen ſollte.

Als Petrus und die andern zwei Jünger Jeſum in Seiner Herrlichkeit erblickten, durchdrang ſie eine heilige Ehrfurcht. Sie waren voll Erſtaunen und Entzücken. Petrus aber, als er ſah, daß die zwei Männer Jeſum nun wieder verlaſſen wollten, ſagte zu Jeſus: „Herr! Hier iſt es gut ſeyn! Wenn Du willſt, ſo wollen wir hier drei Hütten bauen; Dir eine, dem Moſes eine, und dem Elias eine!“

Indem Petrus noch redete, kam eine helle Wolke, die aber gegen die Herrlichkeit Jeſu nur dunkel ſchien, und überſchattete ſie. Moſes und Elias verſchwanden in die Wolke, und aus der Wolke rief eine Stimme: „Dieſer iſt Mein geliebter Sohn, an Dem Ich Mein Wohlgefallen habe! Dieſen ſollt ihr hören.“ Als die Jünger dieſe Stimme hörten, erſchraken ſie, und fielen anbetend auf ihr Angeſicht nieder.

Jeſus ging aber zu ihnen hin, rührte ſie an, und ſprach freundlich zu ihnen: „Steht auf, und fürchtet euch nicht!“ Sie ſchlugen die Augen auf, und blickten ſchnell überall umher. Allein ſie ſahen Niemand mehr, als nur Jeſum allein in Seiner gewöhnlichen Geſtalt.

Im Heruntergehen vom Berge ſprach Jeſus zu ihnen: „Saget von dieſer Erſcheinung Niemanden etwas, bis der Menſchenſohn vom Tode auferſtanden ſeyn wird.“ Sie ſchwiegen auch ſtille dazu, und ſagten zur Zeit noch Niemanden etwas von dem, was ſie geſehen hatten. Nur unter einander beſprachen ſie ſich darüber, was Er doch mit den Worten ſagen wolle, „vom Tode auferſtehen.“ Jeſus erinnerte ſie aber daran, es ſtehe geſchrieben: „Der Menſchenſohn werde Vieles leiden müſſen, und von Seinem Volke verſchmäht und verworfen werden, und nur durch Leiden in Seine Herrlichkeit eingehen.“

Laßt uns dieſe herrliche, höchſt denkwürdige und lehrreiche Geſchichte näher betrachten!

1. Jeſus gab hier Seinen Jüngern einen ſehr einfachen Beweis, daß Er der Sohn Gottes ſey.

Er ließ ſich vor ihnen in einer Herrlichkeit ſehen, wie ſie dem Eingebornen des Vaters geziemte, voll unausſprechlicher Klarheit und Anmuth. Moſes und Elias, in deren Mitte Jeſus erſchien, ſtanden neben Ihm als Zeugen: Er ſey Derjenige, den das Geſetz und die Propheten vorher verkündet hatten. Die Stimme vom Himmel nannte Ihn den Sohn, in Dem der himmliſche Vater ſich wohl gefällt, in Dem Er das ganze Bild Seiner Vollkommenheit, wie in dem reinſten Spiegel, mit Freude erblickt. Der Vater ſelbſt weiſet die Jünger — und auch uns — an Ihn: „Ihn ſollt ihr hören!“ Und ſollten wir einer ſolchen Anweiſung nicht folgen?

Dieſe himmliſche Erſcheinung rührte auch die Jünger mehr, als ſelbſt die größten Wunder, die Jeſus gethan hatte. Hier ſahen ſie mit ihren eigenen Augen, was ſie aus den Wundern Jeſu nur abnahmen. Deßwegen ſagte auch Petrus nach langen Jahren, noch kurz vor ſeinem Tode, in einem ſeiner Briefe: „Wir haben uns nicht mit künſtlichen Erdichtungen abgegeben, da wir euch die Ankunſt und Macht unſers Herrn Jeſus Chriſtus verkündeten. Nein! Als Augenzeugen Seiner göttlichen Majeſtät haben wir geredet. Wir haben die Stimme vom Himmel: „Dieſer iſt Mein geliebter Sohn!“ ſelbſt gehört, als wir bei Ihm auf dem heiligen Berge waren. Und dadurch ſind uns ſelbſt jene älteren prophetiſche Ausſprüche noch gewiſſer und zuverläßiger geworden.“ Und Johannes, der Evangeliſt, betheuert in ſeinem heiligen Evangelium: „Wir haben Seine Herrlichkeit geſehen — die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“ Sollte dieſe treue, redliche Verſicherung dieſer zwei ſo würdigen Jünger Jeſu den Glauben an Jeſus in uns nicht noch mehr befeſtigen und beleben!

2. Jeſus läßt hier Seine Jünger gleichſam einen Blick in den Himmel thun.

Wir möchten doch alle gerne mehr von dem Himmel wiſſen! Hier werden wir Einiges inne.

Die Seligkeit des Himmels muß etwas unausſprechlich Großes ſeyn. Die Jünger, die ſo zu ſagen nur einen Tropfen davon verkoſteten, waren vor Entzücken außer ſich. Sie hatten keinen andern Gedanken und Wunſch mehr, als: „Hier iſt gut ſeyn; daß es doch immer ſo wäre!“ Dort wird es alſo recht gut zu wohnen ſeyn; dort werden wir uns erſt recht zu Hauſe fühlen.

Erfreuend wird dort der Umgang mit Jeſus und ſo vielen guten Menſchen ſeyn. Moſes und

Elias, die längſt von der Erde hinweggenommen waren, erſchienen in ſichtbarer kenntlicher Geſtalt. So werden wir einſt, wenn wir fromm und gut ſind, im Himmel alle die unzähligen guten, edlen Menſchen, die je auf Erden gelebt haben, ſehen und auch alle die guten, edlen Menſchen, die uns der Tod raubte, wiederſehen. Ja, Jeſum ſelbſt werden wir in Seiner Herrlichkeit von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen. Welche Freude werden wir alſo dort haben!

Alle die Auserwählten werden verklärt ſeyn — voll himmliſcher unbeſchreiblicher Schönheit. Wie ſchön mußte Jeſus in Seiner Verklärung ſeyn! Auch die Frommen werden leuchten wie die Sterne, und in ihrer Mitte Jeſus gleich der Sonne. Alter und Krankheit werden ihre himmliſche Schönheit nicht mehr antaſten können.

Und alles dieſes wird ewig dauern. Dort nur werden Freude, Frieden und Seligkeit eine bleibende Wohnung haben. Dort wird keine Thräne und kein Seufzer, keine Trennung und kein Tod mehr ſeyn!

3. Durch einen Blick in jene Herrlichkeit ſtärkſte Jeſus die Jünger im Guten — und beſonders auf die kommenden Leiden.

Auch wir wollen, wenn wir in dieſer Welt hart geplagt werden, arm, krank, mit Arbeit beladen, von böſen Menſchen verfolgt, von Schwermuth niedergebeugt ſind und mit tauſend Widerwärtigkeiten und Verſuchungen zu kämpfen haben, die Blicke freudig zum Himmel erheben! Die Leiden dieſer Erde währen nur kurze Zeit, und ſind, ſo groß ſie auch ſeyn ſollten, nicht der Herrlichkeit werth, die dort auf uns wartet.

9. Der verlorne Sohn.

Jeſus trug Seine göttliche Lehre vielfältig in ſchönen Erzählungen vor, die aus dem menſchlichen Leben genommen ſind. Dieſe Erzählungen ſind eigentlich Gleichnißreden oder, wie man ſie gewöhnlich nennt, Parabeln, und enthalten für uns einen Schatz der wichtigſten Wahrheiten. Zugleich ſind ſie ſo lieblich erzählt, daß jede derſelben gleichſam ein ſchönes Gemälde von Meiſterhand iſt. Solche Gleichnißreden ſind die folgenden Erzählungen:

1. Ein Mann hatte zwei Söhne. Der Jüngere aus ihnen ſprach zu ihm: „Vater, gib mir den Theil der Erbſchaft heraus, der mich trifft!" Der Vater theilte das Vermögen unter ſie. Wenige Tage nachher packte der jüngere Sohn Alles zuſammen, reiste weit fort in ein fernes Land und verſchwendete dort ſein väterliches Erbgut durch ein wollüſtiges Leben. Nachdem er nun Alles durchgebracht hatte, entſtand in jenem Lande

eine große Hungersnoth. Auch er fing an Mangel zu leiden. Er ging daher zu einem Bürger jenes Landes, und trug ſeine Dienſte ihm an. Dieſer ſchickte ihn auf ſein Landgut hinaus, damit er dort die Schweine hüte. Hier hätte er nun ſeinen Hunger gerne mit den Träbern geſtillt, womit man die Schweine fütterte. Allein Niemand gab ſie ihm! Da ging er denn endlich in ſich, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Wie viele Taglöhner meines Vaters haben Brod im Ueberfluß, und ich ſterbe hier noch vor Hunger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater zurückkehren, und zu ihm ſagen: „Vater! ich habe geſündiget gegen den Himmel und gegen dich! Ich bin es nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen. Halte mich nur wie einen deiner Taglöhner!“ Er machte ſich auf den Weg, und kehrte zu ſeinem Vater zurück. Der Vater ſah ihn ſchon von Weitem, und empfand das innigſte Mitleid gegen ihn, und eilte ihm entgegen, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der Sohn fing nun an: „Vater, ich habe geſündiget vor dem Himmel und vor dir. Ich bins nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße!“ Allein der Vater ſagte zu ſeinen Dienern: „Bringet eilends das ſchönſte Kleid her, und ziehet es ihm an; gebt ihm einen Ring an ſeine Hand, und Schuhe an ſeine Füße; holet das Maſtkalb, und ſchlachtet es; wir wollen eine Freudenmahlzeit anſtellen.

Denn dieſer mein Sohn war todt, und lebt nun wieder! Er war verloren, und iſt nun wieder gefunden!“

Noch unendlich liebevoller und barmherziger, als dieſer Vater, iſt Gott, der Vater im Himmel, gegen jeden wahrhaft reumüthigen Sünder. Er nimmt ihn voll Erbarmen wieder in Seine Vaterarme auf, verzeiht ihm und überhäuft ihn mit Wohlthaten. Das neue Kleid deutet an, daß Gott Alles, was durch die Sünde verloren ging, wieder erſetzen, und den Sünder in den erſten Stand der Unſchuld wieder herſtellen wolle. Der koſtbare Ring iſt ein Sinnbild der Freundſchaft und Liebe, ein Sinnbild der göttlichen Gnade, die Gott dem bekehrten Sünder aufs Neue ſchenken will. Die Freudenmahlzeit, die dem zurückgekehrten Sohne zu Liebe angeſtellt wird, zeigt an, wie Gott und die Engel Gottes im Himmel ſich freuen über einen Sünder, der Buße thut.

Der verlorne Sohn, der ſeinem Vater entlaufen war, ſein Vermögen verſchwendet hatte, und dann in Lumpen gehüllt vor Hunger ſchmachtete, iſt recht ein Bild, wie elend die Sünde den Sünder mache. Der wiedergefundene Sohn, der ſeine Sünden erkennt, bereut, bekennt, ſich aufmacht, zu ſeinem Vater zurückkehrt, iſt ein Beiſpiel der Buße, in der allein der Sünder Heil, Herzensruhe und wahre Freude finden kann. Wer, der dem verlornen Sohne gleicht, ſollte ſich nicht von ganzer Seele bemühen, dem wiedergefundenen Sohne zu gleichen!“

2. Jeſus erzählte noch weiter: „Der ältere Sohn war, als ſein Bruder ankam, ſo eben auf dem Felde. Als er nun von da zurückkehrte, und ſich dem Hauſe näherte, hörte er die Muſik und den Geſang, (die der Vater angeordnet hatte, um die Mahlzeit noch fröhlicher zu machen). Da rief er einem der Diener zu ſich her, und fragte ihn, was denn dieſes wäre? Dieſer antwortete: „Dein Bruder iſt wieder gekommen, und dein Vater hat das gemäſtete Kalb ſchlachten laſſen, weil er ihn wieder geſund zurück bekam.“ Dies verdroß nun den ältern Bruder ſehr, und er wollte nicht hineingehen. Allein der Vater kam ſelbſt heraus, und fing an, ihn freundlich zu bitten. Der Sohn aber antwortete ſeinem Vater: „Sieh! ich diene dir nun ſchon ſo viele Jahre, und habe dein Gebot noch nie übertreten, und du haſt mir noch nie auch nur ein Böcklein geſchenkt, daß ich mit meinen Freunden hätte eine Freudenmahlzeit halten können. Nachdem aber dieſer dein Sohn, der ſein Erbgut mit liederlichen Weibsperſonen durchgebracht hat, zurück kommt, läſſeſt du für ihn ſogar das Maſtkalb ſchlachten.“ Allein der Vater ſprach zu ihm: „Sohn! du biſt ja immer bei mir, und Alles, was mein iſt, iſt dein. Es

war doch billig, eine Mahlzeit zu halten, und ſich zu freuen, da dein Bruder, den wir für todt hielten, noch lebt, und da er, der verloren war, nun wieder gefunden iſt!"

Der Bruder des verlornen Sohnes, der die Gebote ſeines Vaters nie übertreten, iſt deßhalb ſehr zu loben. Möchten auch wir die Gebote des Vaters im Himmel nie übertreten haben! Daß aber dieſer ältere Bruder gegen ſeinen jüngern Bruder, der ſeine Vergehen bereute, ſo lieblos war, iſt ſehr zu tadeln! Möchten wir, die wir der Verzeihung ſo ſehr bedürfen, gegen unſre fehlenden Mitmenſchen doch nie hart und unfreundlich ſeyn! O laßt uns mild und barmherzig ſeyn, wie der Vater des verlornen Sohnes, ja noch mehr — wie der Vater im Himmel!

10. Der barmherzige Samaritan.

Ein Schriftgelehrter kam zu Jeſus, und fragte Ihn: „Lehrer! was muß ich thun, damit ich das ewige Leben erlange?" Jeſus antwortete: „Was ſteht im Geſetze geſchrieben? Was lieſeſt du da?" Jener antwortete: „Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und aus deinem ganzen Gemüthe; deinen Nächſten aber wie dich ſelbſt." Jeſus ſprach: „Du haſt recht geantwortet. Thu das, ſo wirſt du leben."

Der Schriftgelehrte fragte weiter: „Und wer iſt denn mein Nächſter?“ Jeſus, um ihn zu belehren, fing an zu erzählen: „Ein Mann reiſte von Jeruſalem nach Jericho. Unterwegs viel er unter die Straßenräuber. Dieſe plünderten ihn aus, verwundeten ihn, ließen ihn halb todt liegen, und machten ſich davon. Nun traf ſichs, daß ein Prieſter den nämlichen Weg kam. Dieſer ſah ihn, und ging vorbei. Ein Levit, der an den Ort kam, und den Menſchen ſah, ging auch vorbei. Ein Samariter aber, der auf ſeiner Reiſe dahin kam, und ihn liegen ſah, hatte das herzlichſte Mitleid mit ihm. Er ging zu ihm hin, goß Wein und Oel in ſeine Wunden, und verband ſie, und nahm ihn auf ſein Laſtthier, und brachte ihn in die Herberge, und verpflegte ihn. Am andern Tage, als er weiter reiſen mußte, zog er zwei Zehner hervor, und gab ſie dem Wirthe, und ſagte: „Trag' Sorge für ihn! Was darüber aufgehen ſollte, das werd' ich dir bezahlen, wenn ich zurück komme.“

„Welcher von dieſen dreien, fragte nun Jeſus, hat den Menſchen, der unter die Räuber gerathen war, als ſeinen Nächſten behandelt?“ Der Schriftgelehrte antwortete: „Derjenige, der ihm Barmherzigkeit erwieſen hat.“ Jeſus ſprach hierauf: „So geh hin und thue desgleichen!“

1. In dieſer Erzählung lehrt Jeſus ſehr ſchön:

Was wahre Nächſtenliebe ſey. Dieſer Samariter hatte das wohlwollendſte, mitleidigſte Herz, auch gegen einen ganz fremden Menſchen, der von einem andern Volke und von einer andern Religion war. Er ließ es aber nicht bei dem bloßen Mitleiden bewenden; er zeigte ſein Mitleid durch die That. Er opferte Zeit und Bequemlichkeit auf, ſparte weder Mühe noch Koſten, einem Unglücklichen zu helfen. Ja er wagte ſelbſt das Leben; denn an einem Orte, wo ſich Räuber aufhielten, zu verweilen, war höchſt gefährlich. Er that Alles an ihm, was er thun konnte, ſorgte auch auf die Zukunft für ihn, half ihm ganz. Wem nun das Wohl ſeiner Mitmenſchen lieber iſt, als Bequemlichkeit, Geld, Gut und Leben, und wer dieſes an denjenigen Menſchen, die zunächſt ſeiner Hülfe bedürfen — und gingen ſie ihn ſonſt auch gar nicht näher an — durch die That beweiſet, der hat wahre Nächſtenliebe.

2. Jeſus zeigt zugleich in dieſer Erzählung ſehr klar und anſchaulich: **Was es um die wahre Nächſtenliebe Schönes und Liebenswürdiges ſey.** Wer muß dieſen barmherzigen Samariter, obwohl er einem irrgläubigen Volke angehörte, nicht höher achten und mehr lieben, als ſogar einen Prieſter des rechtgläubigen Volkes, der ohne Liebe und Barmherzigkeit iſt. Religion iſt Glaube, thätig in Liebe. Ohne

Liebe wäre der Glaube ein Baum ohne Früchte; ohne Glaube aber die Liebe ein Baum ohne Wurzel. Das Ziel und Ende der Gebote iſt Liebe aus reinem Herzen, gutem Gewiſſen, und unverſtelltem Glauben.

3. Wie ganz und gar lieblos jene Menſchen ſeyen, die ihren Mitmenſchen nicht nur nichts Gutes erweiſen, ſondern alles Böſe zufügen, ſie um das Ihrige zu bringen und ihnen an Leib und Leben zu ſchaden ſuchen, bedarf keiner Erklärung. Solche unbarmherzige, böſe Menſchen gleichen den grauſamen, verabſcheuungswerthen Räubern in dieſer lehrreichen Parabel.

11. Der unbarmherzige Diener des barmherzigen Königs.

„In dem Himmelreiche, ſprach Jeſus, geht es, wie bei dem Könige, der mit ſeinen Knechten Abrechnung hielt. Als er anfing abzurechnen, wurde ihm Einer gebracht, der ihm zehntauſend Talente ſchuldig war. Da dieſer nun nicht ſo viel, als die Schuld betrug, im Vermögen hatte, ſo befahl der Herr, ihn, und ſein Weib und ſeine Kinder, und Alles, was er hatte, zu verkaufen, und ſich ſo bezahlt zu machen. Allein der Knecht fiel dem Herrn zu Füßen, und ſprach flehend: „Habe doch Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen!“

Der Herr erbarmte ſich über den Knecht, ließ ihn los, und ſchenkte ihm die ganze Schuld."

„Als dieſer Knecht hinausgegangen war, traf er einen ſeiner Mitknechte an, der ihm hundert Zehnerſtücke ſchuldig war. Dieſen ergriff er ſogleich bei der Kehle, hielt ihn feſt, und ſprach: „Bezahle, was du mir ſchuldig biſt!" Sein Mitknecht fiel ihm zu Füßen, und ſprach flehend: „Habe Geduld mit mir; ich will dir Alles bezahlen!" Allein jener wollte nicht, ſondern er ging hin, und ließ ihn in das Gefängniß werfen, bis er die Schuld würde bezahlt haben."

„Da die übrigen Knechte dieſes ſahen, wurden ſie darüber ſehr betrübt. Sie gingen zu ihrem Herrn, dem Könige, und erzählten ihm Alles, was geſchehen war. Der Herr ließ den unbarmherzigen Knecht ſogleich vor ſich kommen, und ſprach zu ihm: „Du boshafter Knecht! Deine ganze Schuld habe ich auf deine Bitte dir nachgelaſſen. Hätteſt du nicht auch ſo viel Billigkeit haben ſollen, dich deines Mitknechtes zu erbarmen, wie ich mich deiner erbarmt habe?" Der König kam ſo in Eifer, daß er ihn den Gerichtsdienern übergab, bis er die ganze große Schuld würde abbezahlt haben."

Wer muß nicht die wahrhaft königliche Großmuth dieſes guten Königs bewundern, der dem Knechte, der nur um Aufſchub der Bezahlung flehte, ſogleich die ganze ungeheure Summe ſchenkte, — eine Summe von vielen Millionen Thalern! Dieſem großmüthigen Könige gleicht der barmherzige Gott, der bereit iſt, unſre eben ſo zahlreichen Sünden und Fehler, in Gedanken, Worten und Werken, uns zu vergeben, wenn wir uns wahrhaft beſſern. Denn: „So wahr ich lebe, ſpricht der Herr, Ich habe kein Wohlgefallen am Tode des Gottloſen, ſondern Ich will, daß der Gottloſe ſich bekehre von ſeinem böſen Wege und lebe.“

Wer muß nicht bekennen, daß dem unbarmherzigen Knechte, der für die Barmherzigkeit, die ihm ſein König erwies, ſogar kein Gefühl hatte und ſeinen Mitknecht ſo grauſam behandelte — Recht geſchehen! Laßt uns daher den Ausſpruch Jeſu, den Er dieſer Erzählung beifügte, wohl zu Herzen nehmen!

„So wird es Mein himmliſcher Vater mit einem jeden aus euch machen, wenn er nicht ſeinem Bruder von Herzen vergibt.“

12. Der Phariſäer und der Zöllner.

Jeſus erzählte Denjenigen, die ſich einbildeten, ſie wären gerecht, und daher die übrigen Menſchen verachteten, das folgende Gleichniß.

„Es gingen einmal Zwei in den Tempel hinauf, dort zu beten. Der Eine war ein Phariſäer, der Andere ein Zöllner. Der Phariſäer ſtand zuvorderſt in den Tempel hin, und betete bei ſich ſelbſt ſo: „Gott! ich danke Dir, daß ich nicht auch ſo bin, wie andere Leute, wie die Räuber, Betrüger, Ehebrecher — oder auch wie dieſer Zöllner dort. Ich faſte zweimal in der Woche, und gebe den Zehnten von Allem, was ich habe.“ Der Zöllner hingegen blieb in der Ferne ſtehen, und getraute ſich nicht einmal die Augen zum Himmel zu erheben, ſondern er ſchlug an ſeine Bruſt, und ſagte: „O Gott, ſey mir Sünder gnädig!“

„Ich ſage euch, ſprach Jeſus, dieſer ging gerechtfertiget nach Hauſe, jener aber nicht. Denn wer ſich ſelbſt erhöht, der wird gedemüthiget, und wer ſich ſelbſt demüthiget, der wird erhöhet werden.“

In dieſer Erzählung hält uns Jeſus gleichſam zwei Spiegel vor.

Der **ſtolze Phariſäer** dünkt ſich der einzige Gute aus den Menſchen, weil er nicht gerade die größten Verbrechen beging, und hie und da etwas Gutes that. Er erkennt ſeinen ungeheuren Hochmuth, ſeine frevelhafte Verdammung Anderer, ſeine freche Verachtung der Beſſeren gar nicht. Er bedenkt gar nicht, wie viel Gutes er unterlaſſe, und wie er zum Beiſpiele den Armen nie die geringſte Wohlthat erweiſe, was er ſonſt ſicherlich angerühmt hätte. Er rechnet ſein weniges

Gute dem lieben Gott ſehr hoch an, und betrachtet Ihn gleichſam als ſeinen Schuldner. Wen empört nicht dieſer Stolz?

Der demüthige Zöllner hingegen hält ſich für den Geringſten aus allen Menſchen, und für unwerth den Tempel zu betreten. Er ſieht nicht auf fremde Fehler, ſondern nur auf ſeine eigenen. Er erwähnt des Guten, das er gewiß hatte, mit keinem Worte, ſondern denkt nur an jenes Gute, das ihm noch fehlt. Sein ganzes Herz iſt voll Reue, voll Vertrauen zu Gott. Er macht gar keine Anſprüche auf Belohnung, ſondern fleht nur um Erbarmung. Wen rühret nicht dieſe Demuth?

Und in welchem von dieſen beiden Spiegeln erblicken wir unſer Bild?

13. Der reiche Mann und die vollen Scheuern; die zwei Söhne; der Feigenbaum.

1. „Ein reicher Mann ärntete von ſeinem Felde eine Menge Früchte. Da ſprach er bei ſich ſelbſt: „Was ſoll ich doch anfangen? Ich habe ja nicht mehr Platz genug, mein Getreide unterzubringen. Doch ich werde es ſo machen! Ich will meine Scheuern niederreißen und größere bauen, und Alles, was mir gewachſen iſt, und was ich ſchon vorhin hatte, dort aufhäufen. Dann will ich aber auch zu meiner Seele ſagen: Nun,

meine Seele haſt du vielen Vorrath bis auf die ſpäteſten Jahre. Ruhe nun, iß, trink und laß dirs wohl ſeyn.“ Allein Gott ſagte zu ihm: „Du Thor! In dieſer Nacht noch wird deine Seele abgefordert werden; und Das, was du geſammelt haſt — weſſen wird es ſeyn?“

Dieſem Gleichniſſe ſetzte Jeſus nur die wenigen, nachdrücklichen Worte bei. „So gehts, wenn man nur Schätze für ſich ſammelt, und nicht vor Gott reich iſt.“

2. „Ein Mann hatte zwei Söhne. Er ging zu dem einen, und ſprach zu ihm: „Sohn! gehe heute in meinen Weinberg hin, und arbeite dort.“ Allein dieſer antwortete: „Ich mag nicht.“ Nachher reute es ihn aber, und er ging doch noch hin. Der Vater ging auch zu dem andern Sohne und ſagte ihm eben dasſelbe. Dieſer antwortete: „Ich gehe ſogleich;“ ging aber doch nicht. Welcher von beiden, fragſe nun Jeſus, hat den Willen des Vaters gethan?“ Seine Zuhörer antworteten: „Der Erſte,“ und bekannten ſo, daß dieſer dennoch der beſſere Sohn war.

Alles kommt darauf an, daß wir den Willen Gottes thun. Wer den Willen Gottes früher nicht achtete, bereue es jetzt und thue ihn jetzt. Wer alle Tage blos ſagt: „Herr, dein Wille geſchehe!“ ihn aber nicht thut, der heuchelt nur. Ein reumüthiger Sünder aber wird eher in das Reich

Gottes eingehen, als ein ſolcher unbußfertige Heuchler.

3. „Es hatte Jemand in ſeinem Weingarten einen Feigenbaum gepflanzt, und ſuchte Früchte daran, und fand keine. Da ſprach er zu dem Weingärtner: „Sieh! ſchon drei Jahre komme ich und ſuche Früchte an dieſem Baume da, und finde immer nichts. Haue ihn alſo um! Wozu ſollte er den Platz einnehmen?“ Der Weingärtner antwortete ihm: „Herr! laß ihn nur dieſes Jahr noch ſtehen. Ich will um ihn herum graben, und ihn düngen. Vielleicht bringt er doch noch Frucht. Bringt er aber bis dahin keine — nun, dann magſt du ihn umhauen laſſen!“

Der Herr des Weinberges iſt der Vater im Himmel; der Weingärtner der Sohn Gottes; der Feigenbaum der Menſch. Gott ſetzte uns in dieſe Welt, damit wir Früchte bringen. Chriſtus iſt unſer Fürbitter beim Vater, und wendet Alles an, damit wir reich an jeder ſchönen Tugend würden. Wäre aber Alles an uns vergebens, dann ſtimmt Jeſus Chriſtus ſelbſt mit ein, daß uns das Schickſal des unfruchtbaren Feigenbaums treffe. Allein dieſes traurige Schickſal wollen wir durch Verſäumung der Zeit, die uns von Gott zur Beſſerung eingeräumt wird, uns nicht bereiten!

14. Die Talente.

Ein Edler reiste in ein fernes Land, dort ein Reich in Beſitz zu nehmen. Da ließ er denn vor ſeiner Abreiſe noch alle ſeine Diener zuſammen kommen, und übergab ihnen ſeine Güter; dem einen fünf Talente, dem andern zwei, wieder einem andern Eines — einem jeden nach ſeiner Fähigkeit. „Handelt damit!“ ſprach er, und gleich darauf reiste er ab.

Derjenige, der fünf Talente erhalten hatte, ging nun hin, handelte damit, und gewann noch fünf andere dazu. So gewann auch der, der zwei Talente empfangen hatte, noch zwei dazu. Der aber, der nur Eines bekommen hatte, ging hin, und vergrub es in die Erde.

Indeſſen hatte der Herr das Reich in Beſitz genommen, und kam nach langer Zeit wieder zurück. Sogleich befahl er, die Diener, denen er ſein Geld anvertraut hatte, zu rufen, um zu ſehen, wie viel ein jeder damit gewonnen habe.

Da kam denn zuerſt Derjenige, der fünf Talente erhalten hatte, brachte ſie nebſt fünf andern und ſagte: „Herr! Fünf Talente haſt du mir anvertraut; ſieh, da habe ich noch fünf andere darüber gewonnen.“ Der Herr ſagte zu ihm: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht! Weil du in dem Wenigen getreu warſt, ſo will ich dich über Vieles ſetzen. Du ſollſt nun Theil haben an der Freude deines Herrn, und dort in meinem Reiche Herr ſeyn über zehn Städte.“

„Hierauf kam Derjenige, der zwei Talente erhalten hatte, und ſprach: „Herr! mir haſt du zwei Talente übergeben; ſieh! ich habe noch zwei andere dazu gewonnen.“ Der Herr ſprach zu ihm: „Wohl! Auch du biſt ein guter und getreuer Knecht. Weil du in dem Wenigen getreu warſt, ſo will ich auch dich über Vieles ſetzen. Auch du ſollſt an der Freude deines Herrn Theil nehmen und über fünf Städte zu befehlen haben.“

Endlich kam auch Derjenige, der Ein Talent erhalten hatte. „Herr! ſprach dieſer, da haſt du dein Talent wieder. Ich habe es da in mein Schweißtuch eingewickelt. Ich weiß, daß du ein harter Mann biſt. Du willſt ärnten, wo du nicht geſäet, und einſammeln, wo du nicht ausgeſtreut haſt. Deswegen fürchtete ich mich vor dir, und ging hin, und vergrub dein Talent in die Erde. Sieh! hier haſt du nun wieder was dein iſt.“

Sein Herr ſprach zu ihm: „Du böſer und träger Knecht! Aus deinem eigenen Munde verurtheile ich dich. Wenn du dir je einbildeteſt, daß ich ein harter Mann ſey, und ärnten wolle, wo ich nicht ſäete, und einſammeln, wo ich nicht ausſtreute; ſo hätteſt du ja eben darum mein Geld bei den Wechslern auf Zins ausleihen ſollen, damit ich bei meiner Ankunft das Meinige mit Gewinn wieder zurück erhalten hätte." Er befahl den Umſtehenden: „Nehmet ihm das Talent, und gebt es demjenigen, der zehn Talente hat." „Denn, ſagte er, einem jeden, der etwas vor ſich gebracht hat, wird noch mehr gegeben werden, ſo daß er Ueberfluß habe. Demjenigen aber, der nichts vor ſich bringt, wird auch dasjenige, was ihm anvertraut war, genommen werden." „Den nichtswürdigen Knecht aber, fuhr der Herr fort, werft hinaus in den äußerſten, finſterſten Winkel des Gefängniſſes, wo er dann heulen und mit den Zähnen knirrſchen mag."

Die Bedeutung dieſes Gleichniſſes iſt dieſe: Der Edle, der ein fernes Reich in Beſitz nahm, iſt Chriſtus, der dieſe Erde verließ und in die Herrlichkeit des Himmels einging; die Diener ſind diejenigen, die an Ihn glauben; die Talente ſind alle Kräfte der Seele und des Leibes, Anſehen, Vermögen, Zeit — beſonders aber die Erkenntniß der Wahrheit und die Geiſtesgaben, die Chriſtus einem Jeden, der an Ihn glaubt, mittheilt; die Wiederkunft des Herrn und die Abrechnung mit den Knechten iſt die zweite Ankunft Jeſu auf Erden und der Tag des Gerichts; Belohnung und Strafe ſind Himmel und Hölle. Dieſes Gleichniß bildet uns alſo ſehr ſchön den ganzen Beruf des Chriſten ab: „Durch treue Anwendung der vom Herrn empfangenen Gaben ſich würdig zu machen, einſt an der Herrlichkeit des Herrn Theil nehmen zu können.“

Die guten Lehren, die wir aus dieſem Gleichniſſe ziehen ſollen, um unſer Leben darnach einzurichten, ſind folgende drei:

1. **Betrachte alle deine Talente als Gaben des Herrn.** Haſt du viele Gaben, ſo werde nicht übermüthig, und verachte diejenigen nicht, die weniger empfangen haben. Haſt du weniger Gaben, ſo werde nicht kleinmüthig, und beneide diejenigen nicht, die mehr empfangen haben. Viele Talente haben, macht dir noch keine Ehre; wenig Talente haben, keine Schande. Alle Talente ſind des Herrn; Ihm gebührt alſo alle Ehre. Die gute oder ſchlechte Anwendung der Talente iſt deine Sache, und dieſe allein bringt dir Ehre oder Schande.

2. **Wende deine Talente treu an!** Der Knecht, der fünf Talente empfangen hatte, gewann damit fünf andere; der zwei erhalten hatte, gewann damit zwei. Jeder erhielt das gleiche Lob eines guten und treuen Dieners. So müſſen die anvertrauten Gaben und das damit geſtiftete Gute einander gleich ſeyn. Hätte der Knecht, der fünf Talente erhielt, nur vier, derjenige hingegen,

der Eines erhielt, auch nur Eines damit gewonnen, welcher hätte dann ein größeres Lob vom Herrn erhalten? Ganz gewiß der letztere. — Haſt du viele und große Gaben, ſo iſt deine Pflicht, vieles und großes Gutes damit zu ſtiften. Haſt du wenig, o ſo ſtifte damit doch ſo viel Gutes, als du kannſt — ſey es dann auch nur wenig, du wirſt in den Augen des Herrn dennoch ſo angeſehen ſeyn, als der reichbegabte Knecht.

3. Gedenke der letzten Rechenſchaft! Das wird dich vor Unfleiß und Untreue bewahren und dich zu Fleiß und Treue ermuntern. Wir alle müſſen einſt Rechenſchaft ablegen und der Tag der Abrechnung, ob er gleich lange ausbleibt, kommt doch gewiß. Fleiß und Treue werden herrlich belohnt. Der fünf Talente gewann, ward über zehn, der zwei gewann, über fünf Städte geſetzt. Der Lohn iſt herrlich und überſchwänglich groß, ſteht aber dennoch im Verhältniſſe zu dem geſtifteten Guten. Untreue und Unfleiß, Trägheit, Müßiggang, Nichtsthun werden ſtrenge beſtraft. Jammer und Elend ſind ihre Früchte. Die Entſchuldigung: „Ich habe ja nur ſo wenige Talente erhalten!“ würde uns einmal nichts helfen. Der Herr theilte Alles mit Weisheit aus und gab jedem ſo viel, als ihm gut war. Die Strafe des faulen Knechtes, der aus Verdruß, daß er nicht ſo viel wie Andere gewinnen konnte, gar nichts

gewann und über den Herrn murrte, war hart, aber gerecht.

15. Die Arbeiter im Weinberge.

Die Iſraeliten waren ſehr ſtolz darauf, daß Gott ſie ſchon von den älteſten Zeiten her zu Seiner Erkenntniß und Verehrung berufen, und ihnen den Erlöſer verheißen hatte. Sie waren daher ſehr unwillig darüber, daß ſpäterhin die übrigen Völker eben ſo berufen, und eben derſelben großen Verheißung theilhaft werden ſollten. In dem folgenden ſchönen Gleichniſſe ſtellte es Jeſus ihnen nun recht klar vor Augen: Wie ungerecht und lieblos ihr Betragen ſey, und wie Gott hingegen auch hier als die lauterſte Güte und als die vollkommenſte Gerechtigkeit handle.

„Ein Hausvater, ſprach Jeſus, ging in der Morgendämmerung aus, Arbeiter in ſeinen Weinberg zu beſtellen. Nachdem er mit denſelben Eins geworden, ihnen des Tags einen Zehner zu geben, ſchickte er ſie in ſeinen Weinberg hin. Drei Stunden nachher ging er wieder aus, ſah noch Andere auf dem Markte müßig ſtehen, und ſagte zu ihnen: „Geht auch ihr in meinen Weinberg hin. Ich will euch dann geben, was recht iſt.“ Auch dieſe gingen hin. Um die Mittagsſtunde, und um die dritte Stunde Nachmittags, ging er wieder aus und machte es eben ſo. Endlich eine Stunde vor Sonnenuntergang, kam er noch einmal, traf noch Einige an, und ſagte zu ihnen: „Wie möcht ihr doch den ganzen Tag müßig daſtehen?“ Sie antworteten: „Es hat uns Niemand beſtellt.“ Er ſagte: „Nun denn, ſo geht auch ihr noch in meinen Weinberg hin!“

Als die Nacht anbrach, ſprach der Herr des Weinbergs zu ſeinem Haushälter: „Rufe jetzt die Arbeiter und gib ihnen ihren Lohn! Bei den Letzten fange an, und ſo fahre in der Ordnung fort bis an den Erſten. Diejenigen, die eine Stunde vor Abend zur Arbeit gegangen waren, kamen alſo zuerſt, und jeder erhielt einen Zehner. Als nun die Reihe an die Erſten kam, dachten ſie: „Wir werden gewiß mehr bekommen.“ Allein ein jeder von ihnen bekam ſeinen Zehner. Da ſie ihn nun hinnahmen, murrten ſie wider den Hausvater und einer aus ihnen ſagte zu ihm: „Dieſe Letzten hier haben nur eine Stunde gearbeitet, und dennoch hälſt du ſie uns gleich, die wir doch die Laſt und Hitze des Tages getragen haben!“ Allein der Hausvater ſprach: „Freund! Ich thue dir nicht unrecht. Biſt du nicht auf einen Zehner mit mir Eins geworden? Nimm, was dein iſt und gehe deinen Weg. Ich will nun einmal auch dieſen Letzten ſo viel geben, als dir. Oder iſt es mir nicht erlaubt, mit dem Meinigen zu thun, was ich will? Mußt du denn deßhalb ſo böſe ſeyn, weil ich ſo gut bin.“

Obgleich dieſe Erzählung zunächſt die Iſraeliten anging, ſo iſt ſie doch für uns nicht minder lehrreich.

Wie ein guter Hausvater Arbeiter in ſeinen Weinberg beſtellt, ſo berufet Gott uns zu dem ſchönſten und wichtigſten Geſchäfte, an unſrer und Anderer Beſſerung zu arbeiten. Denn wir ſind nun einmal nicht hier auf Erden, ganze Tage müßig da zu ſtehen. Gottes wiederholter freundlicher Ruf ergehet an uns durch Gottes Wohlthaten in der Natur, durch die mancherlei Begebenheiten des Lebens, durch die Verkündigung des Evangeliums, durch Gottes heilige Stimme in unſerm Innerſten — die Stimme des Gewiſſens. O meine Lieben! Auch ihr, die ihr dieſes leſet, vernehmt jetzt dieſen Ruf. Gebt ihm Gehör! Denn die Entſchuldigung: „Niemand hat uns gerufen!“ würde euch dereinſt nicht zu Statten kommen.

Unter dem Weinberge kann man die Gemeinde aller Derjenigen verſtehen, die wahrhaft an Jeſus glauben — die Kirche Jeſu. Wie ein wohlgebauter Weinberg reich an edlen Trauben iſt, ſo ſoll ſie reich an edlen Früchten des Guten ſeyn. Daß ſich ein Menſch blos darin befinde, gibt ihm noch keine Hoffnung der Seligkeit. Oder wenn einer der Männer, die der Hausvater berief, zwar mit in dem Weinberge geweſen wäre, aber da nicht gearbeitet hätte, würde er wohl eine Belohnung erhalten haben?

Die verſchiedenen Tagzeiten, an denen der Hausvater Arbeiter berief, ſind ein Bild der menſchlichen Lebensalter. Der liebliche Morgen iſt ein Bild der Kindheit und Jugend, der Mittag des reifen Alters, der Abend des abnehmenden Greiſenalters. Ihr Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, hört den Ruf Gottes, und benützt den Morgen eures Lebens wohl; ihr wißt nicht, ob ihr ihn überlebt. Wer in dem Mittage des Lebens ſteht, thue jetzt, in ſeiner vollen Kraft, Gutes ſo viel er kann, und verſchiebe es nicht auf den Abend des Lebens. Denn wie leicht könnte er in ſeiner vollen Lebenskraft von der Nacht des Todes überfallen werden, und müßte dann, ohne etwas Gutes gethan zu haben, von dieſer Welt ſcheiden! Wer ſchon an dem Abende des Lebens ſteht, auch den ruft Gott noch. Wohl ihm, wenn er dieſem Rufe Gehör gibt und jetzt noch thut, ſo viel er kann — ehe die Nacht des Todes hereinbricht!

Der Feierabend iſt für jeden das Ende des Lebens. Wie freut ſich der müde Tagwerker, der die ſchwüle Hitze und die Laſt des Tages getragen hat, wenn nun der Abendſtern am Himmel ſtrahlt, und die Abendkühle kommt, und er ſeinen Lohn einnehmen und ausruhen kann! So froh iſt der Menſch, der ſein Leben in unausgeſetzter, edler Thätigkeit zugebracht hat, wenn das Ende desſelben herannaht. Möchten wir den Tag des Lebens auch ſo gut hinbringen! Gewiß würde dann der Abend unſers Lebens für uns auch ſo erfreulich ſeyn.

16. Die treuloſen Weingärtner.

Gott hatte dem Volke Iſrael den Moſes, den Elias und die übrigen Propheten, ja zuletzt gar noch Seinen geliebten Sohn geſandt, es auf den rechten Weg zu bringen. Allein dieſes rohe, gefühlloſe Volk wollte dieſe Wohlthaten nicht erkennen, und war dagegen höchſt undankbar. Jeſus ſchilderte dieſe Gefühlloſigkeit, dieſen Undank in folgendem Gleichniſſe:

„Höret noch ein anderes Gleichniß!“ ſprach Jeſus: „Ein Hausvater pflanzte einen Weinberg, und umgab ihn mit einem Zaune, und grub darin eine Kelter, und erbaute darin einen Wachtthurm. Hierauf beſtellte er Weingärtner darüber, reiste in ein fernes Land, und war lange Zeit abweſend. Als die Zeit der Weinleſe herannahte, ſchickte er den Weingärtnern einen Knecht, den Ertrag des Weinbergs abzuholen. Allein ſie ergriffen ihn, ſchlugen ihn, und ſchickten ihn leer zurück. Er ſchickte einen andern Knecht an ſie ab. Allein auch dieſen ſchlugen ſie, warfen ihm mit Steinen den Kopf wund, und ſchickten ihn, nachdem ſie ihm alle Unbilden angethan hatten, leer wieder fort. Er ſandte über dieſes Alles noch einen dritten Knecht. Dieſen warfen ſie zu dem Weinberge hinaus, verwundeten ihn, und brachten ihn gar noch um. Er ſchickte noch andere und mehrere Knechte, als zuvor. Allein auch dieſen machten ſie es eben ſo. Sie ſchlugen Einige, Andere ermordeten ſie. Da ſprach der Herr des Weinbergs: „Was ſoll ich nun thun? Ich will meinen geliebten Sohn zu ihnen ſenden. Vor meinem Sohne werden ſie ja doch wohl Ehrfurcht haben!“ Er ſandte wirklich zuletzt noch ſeinen Sohn zu ihnen. Sobald aber die Weingärtner ſeinen Sohn erblickten, ſprachen ſie zu einander: „Dieſer iſt der Erbe!“ Kommt und laßt uns ihn umbringen! ſo wird das Erbgut unſer. „Sie ergriffen ihn, ſchleppten ihn zum Weinberge hinaus, und ermordeten ihn.“

„Wenn nun der Herr des Weinbergs kommen wird, fragte Jeſus, was wird er dieſen Weingärtnern thun?“ Die Phariſäer und Schriftgelehrten antworteten: „Er wird dieſe Uebelthäter ein übles Ende nehmen laſſen, und ſeinen Weinberg andern Weingärtnern anvertrauen, die ihm zur rechten Zeit die Früchte davon geben.“ Jeſus blickte ſie ernſthaft und wehmüthig an und ſprach: „Ich ſage euch daher: Das Reich Gottes wird von euch genommen, und einem Volke gegeben werden, an dem es Früchte bringt.“ Die Prieſter und Schriftgelehrten, denen dieſe Worte tief in das Herz griffen, ſagten: „Das ſey ferne!“ Das Schickſal dieſer Weingärtner zu haben, fürchteten ſie ſich; aber ſich vor dem Betragen derſelben zu hüten, das kam ihnen nicht in den Sinn.

Wen muß die Güte und Langmuth Gottes, der unter dem Bilde des Hausvaters ſo lieblich vorgeſtellt iſt, nicht innigſt rühren! Wen muß die Roheit und Verſtocktheit der Iſraeliten, die in dem Betragen der Weingärtner ſo treu abgebildet iſt, nicht herzlich betrüben! Das traurige Schickſal, das Jeſus ihnen vorherſagte, traf aber auch genau ein.

Wir gehören zu dem Volke, dem das Reich Gottes jetzt anvertraut iſt. Aber wie? Sollte die Güte Gottes, der Alles, was Er thun konnte, an uns gethan und auch an uns Seine Diener geſandt hat, auch uns nicht zum Guten bewegen können? Sollten auch wir nicht einmal vor Seinem Sohne Ehrfurcht haben, und ſollte die göttliche Lehre Jeſu auch an uns keine Frucht bringen? „Das ſey ferne!“ wollen wir nicht blos mit Worten ſagen, ſondern ein ſo unwürdiges, undankbares Betragen in der That von uns entfernt halten — dann wird auch das traurige Schickſal des Volkes Iſrael ferne von uns bleiben.

17. Das königliche Hochzeitmahl.

Jeſus nahm mehrere Gleichniſſe von einem Königreiche auf Erden her, um Seine Lehre von dem Himmelreiche recht anſchaulich zu machen. Seinen Zuhörern ſchien ein königliches Hochzeitfeſt wohl das Herrlichſte und Erfreulichſte von der Welt. Solche Feſte wurden im Morgenlande mit großer Pracht gefeiert. Es wurden große Vorbereitungen dazu gemacht. Schon lange Zeit vorher wurden aus den Städten des Reiches Gäſte eingeladen. Der König ließ ſogar jedem Gaſte ein prächtiges Hochzeitkleid reichen, in dem er mit Anſtand und Würde bei dem Hochzeitmahle erſcheinen konnte. Von ſolchen Feſten nahm Jeſus Anlaß zu folgendem Gleichniſſe:

„In dem himmliſchen Reiche geht es wie bei dem Könige, der das Hochzeitfeſt ſeines Sohnes feierte. Er ſandte ſeine Diener aus, die eingeladenen Gäſte zum Hochzeitmahle zu rufen. Allein ſie wollten nicht kommen. Der König ſchickte andere Diener, und ſprach zu ihnen: „Sagt den Eingeladenen in meinem Namen: Seht, mein Mittagsmahl iſt zubereitet, meine Ochſen und die übrigen Maſtthiere ſind geſchlachtet, und Alles ſteht in Bereitſchaft. Kommt alſo zum Hochzeit-

mahle.“ Allein ſie achteten nicht auf die Einladung, ſondern gingen anderswohin, der Eine auf ſein Landgut, der Andere zu ſeinen Geſchäften Die Uebrigen hielten ſeine Knechte an, beſchimpften und tödteten ſie. Da der König dieſes hörte, ward er ſehr zornig, ſchickte ſeine Kriegsheere gegen ſie aus, ließ die Mörder hinrichten, und ihre Stadt in Aſche legen.“

„Hierauf ſprach der König zu ſeinen Dienern: „Das Hochzeitmahl iſt zwar bereitet, allein die Eingeladenen waren deſſen nicht werth. Geht alſo hinaus auf alle Straßen und ladet einen Jeden, den ihr nur immer antreffet, zu dem Hochzeitmahle ein.“ Die Diener gingen hinaus auf die Straßen, und brachten alle, die ſie antrafen, zuſammen, und die hochzeitliche Tafel wurde voll.“

„Als der König hereintrat, ſeine Gäſte zu ſehen, erblickte er unter ihnen einen Menſchen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Er ſprach daher zu ihm: „Freund! wie biſt du da hereingekommen, ohne ein hochzeitliches Kleid zu haben?“ Dieſer verſtummte. Da befahl der König ſeinen Dienern: „Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in den finſterſten Kerker. Da mag er denn heulen und mit den Zähnen knirſchen.“

Auch in dieſem Gleichniſſe warnte Jeſus die Iſraeliten, das Reich Gottes, das von andern

Völkern in der Folge mit Freuden angenommen wurde, nicht zu verwerfen; wir aber ſollen aus dieſem Gleichniſſe lernen und erkennen:

Erſtens: Die Freundlichkeit Gottes. Das war wohl ein guter König, der ſo große Anſtalten traf, ſeinen Unterthanen Freude zu machen, und der ſie, wie ein Vater ſeine Kinder, bei ſich an ſeinem Tiſche haben wollte. Noch unendlich freundlicher zeigt ſich Gott in Allem, was Er zu Verherrlichung Seines Sohnes und zu unſerm Heile veranſtaltet hat.

Zweitens: Die Liebenswürdigkeit des Sohnes Gottes. Er wird unter dem ſchönen, milden Bilde des Königsſohnes, der Bräutigam war, vorgeſtellt. Wie der Bräutigam ſeine Braut liebt, liebt Er die Menſchen. Wer ſollte Ihn nicht wieder lieben!

Drittens: Was es Herrliches um den Himmel ſeyn müſſe! Sinnliche Menſchen können ſich wohl keine größere Ehre und Freude denken, als bei einem königlichen Hochzeitmahle erſcheinen zu dürfen. Jeſus läßt ſich zu der Schwachheit der Menſchen herab. Er deutet ihnen freundlich an, jene Herrlichkeit und Seligkeit ſey das Ehrenvollſte und Erfreulichſte.

Viertens: Den Leichtſinn und den Undank der Menſchen. Wer, der zu einem königlichen Hochzeitmahle geladen würde, betrüge ſich wohl ſo, wie die eingeladenen Gäſte in dieſer Erzählung, die nicht erſchienen ſind? Und doch machten es die Iſraeliten den Propheten und Apoſteln um nichts beſſer. Allein gibt es nicht auch jetzt noch Menſchen, die Gottes Einladung gering achten, oder gar noch Seine Diener beſchimpfen?

Fünftens: Die Gerechtigkeit Gottes. Wie es denjenigen ging, die das Hochzeitmahl verſchmähten, und die königlichen Geſandten ermordeten, ſo ging es am Ende auch den Iſraeliten. Sie fanden unter dem Schutte ihrer brennenden Stadt den Tod. Wer ſollte nicht zittern, dieſen Menſchen zu gleichen!

Noch beſonders lehrreich iſt endlich ſechstens die Beſtrafung des Menſchen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Wir gehören zwar unter diejenigen, die Gottes Einladung annahmen. Allein nie ſollen wir vergeſſen: Nur wahre Heiligkeit macht uns geſchickt, auch wirklich an jener Seligkeit Theil zu haben. Heiligkeit kleidet die Seele beſſer, als das ſchönſte Feſtkleid den Leib. Wer in Alltagskleidern auch nur bei einem bürgerlichen Hochzeitmahle erſchiene, dem würde man es ſehr übel nehmen, und ihn zurückweiſen. Wer ohne Heiligkeit an dem Himmel Theil nehmen wollte, würde da eben ſo wenig geduldet werden, als ein Bettler, in Lumpen gehüllt, an der Hochzeittafel eines Königſohnes.

18. Die klugen und die thörichten Jungfrauen.

Alles wußte Jeſus den Menſchen lehrreich zu machen. Die Iſraeliten hatten bei den Hochzeiten den Gebrauch, daß die Geſpielinnen der Braut dem Bräutigam, der erſt am ſpäten Abend in dem Hauſe der Braut ankam, mit brennenden Ampeln entgegen gingen. Von dieſer zierlichen Sitte iſt das folgende liebliche Gleichniß hergenommen:

„In dem himmliſchen Reiche wird es einſt gehen, wie mit den zehn Jungfrauen, die ihre Ampeln nahmen, um dem Bräutigam damit entgegen zu gehen. Fünf davon waren thöricht, und fünf waren klug. Die Thörichten nahmen nun wohl ihre Ampeln, brachten aber kein Oel mit. Die Klugen hingegen nahmen, nebſt ihren Ampeln, auch Oel in ihren Geſchirren mit ſich. Da nun der Bräutigam ſehr lange ausblieb, wurden alle ſchläfrig, und ſchliefen ein. Um Mitternacht aber weckte ſie plötzlich das Geſchrei: „Der Bräutigam kommt! Auf und geht ihm entgegen!“ Die Jungfrauen ſtanden ſogleich alle auf, und bereiteten ihre Ampeln. Da ſagten denn die Thörichten zu den Klugen: „Gebt uns doch von eurem Oele; denn ſeht, unſre Ampeln erlöſchen.“ Allein die Klugen ſagten: „Nein! nein! ſonſt möchte das Oel für uns und euch nicht hinreichen. Geht nur zu den Krämern hin und kaufet es dort.“ Während ſie aber hingingen, kam der Bräutigam an. Diejenigen, die bereitet waren, gingen mit ihm zum Hochzeitfeſte hinein, und die Thüre wurde verſchloſſen. Endlich kamen nun wohl die übrigen Jungfrauen auch noch, und riefen: „Herr! Herr! mache uns doch auf!“ Allein der Bräutigam ſprach: „Wahrlich, ich ſage euch: Euch kenne ich nicht!“

Jeſus lehrt uns in dieſem Gleichniſſe erſtens: Was unſer Hauptgeſchäft auf Erden ſeyn ſoll.

Das Geſchäft dieſer Jungfrauen war jetzt ſich auf das Hochzeitfeſt und auf den würdigen Empfang des Bräutigams vorzubereiten. Unſer Geſchäft auf dieſer Welt ſoll ſeyn: Uns vorzubereiten auf das künftige Leben und auf die Ankunft Jeſu, der einſt auf dieſe Erde zurückkommen und alle gute Menſchen feierlich in ſein Reich einführen wird.

Jeſus lehrt zweitens: Wie thöricht ſo viele Menſchen in dieſem ihrem allerwichtigſten Geſchäfte ſich benehmen.

Die thörichten Jungfrauen hatten Ampeln, aber kein Oel darin; ſie verſchoben das Anſchaffen des Oels bis auf den letzten Augenblick; ſie wollten es von den weiſen Jungfrauen geſchenkt haben. So begnügen ſich viele Menſchen mit äußerlichen Gebräuchen, während ihr Inneres von tugendhaften Geſinnungen leer iſt. Allein die blos äußere Religion ohne die innere iſt eine ſchöne Ampel — ohne Oel. Viele Menſchen verſchieben ihre Beſſerung, die Erwerbung der Tugend, bis an das Ende des Lebens. Allein dort iſt es zu ſpät! Manche verlaſſen ſich auf die Heiligen und hoffen, die erforderlichen Eigenſchaften zur Seligkeit geſchenkt zu bekommen. Allein die Tugend muß gleichſam erkauft werden; und ohne eigene Mühe und Anſtrengung kann man ſie nicht erlangen.

Jeſus lehrt drittens: Was für ein trauriges Schickſal jene Menſchen treffen werde, die ihr Hauptgeſchäft auf Erden vernachläſſigen.

Die bedauernswerthen Jungfrauen hätten es für eine große Ehre und Freude gehalten, gleich den klugen Jungfrauen mit feſtlichen Kleidern und Blumenkränzen geſchmückt, auf dem Hochzeitfeſte zu erſcheinen! Allein wie wehe mußte es ihnen thun, als ſie an der verſchloſſenen Thüre abgewieſen wurden; und wie beſchämt und traurig werden ſie, während drinnen Alles in Freude und Jubel war, in dunkler Nacht davon gegangen ſeyn! Eine noch unendlich ſchmerzlichere Empfindung würde es für uns ſeyn, wenn wir einſt das Thor der Seligkeit verſchloſſen ſehen, und von dem

Herrn das herzdurchſchneidende Wort hören müßten: „Ich kenne euch nicht.“

19. Der Reiche und der Arme.

„Es war einmal, erzählte Jeſus, ein ſehr reicher Mann. Dieſer kleidete ſich in Purpur und in die feinſte Leinwand, und hielt täglich eine prächtige Mahlzeit. Da war denn auch ein Armer, Namens Lazarus. Dieſer lag vor der Thüre des Reichen, und war voller Geſchwüre. Er hätte gerne mit den Broſamen, die von dem Tiſche des Reichen fielen, ſeinen Hunger geſtillt. Allein Niemand gab ſie ihm! Nur die Hunde kamen herbei, und legten ſeine Geſchwüre.“

„Nun geſchah es, daß der Arme ſtarb. Dieſen brachten die Engel in Abrahams Schooß. Der Reiche ſtarb auch — und wurde in die Hölle hinuntergeſtürzt. Als er nun hier ſehr große Qualen litt, da blickte er in die Höhe, und ſah in einer weiten Entfernung Abraham und in ſeinem Schooße den Lazarus. Er ſchrie ſogleich laut auf und rief: „O Vater Abraham! Erbarme dich meiner! Schicke mir doch den Lazarus herüber, daß er nur die Fingerſpitze in das Waſſer tauche, und meine Zunge abkühle. Denn ich werde in dieſen Flammen hier ſchrecklich gepeinigt!“

„Allein Abraham antwortete: „Mein Sohn! bedenke, daß du dein Gutes ſchon in deinem Leben empfangen haſt, und daß dem Lazarus eben ſo viel Uebels widerfuhr. Nun aber wird er getröſtet, und du wirſt gepeiniget. Und über dieſes Alles iſt zwiſchen uns und euch eine große Kluft befeſtiget, daß wir, wenn wir auch wollten, eben ſo wenig zu euch hinüber kommen könnten, als ihr zu uns herüber.“

„Der Reiche ſagte hierauf: „So bitte ich dich, Vater, ſchick' ihn in mein väterliches Haus hin, wo ich noch fünf Brüder habe, damit er es ihnen bezeuge, (wie es in der andern Welt geht) und damit ſie nicht einmal auch hieher kommen in dieſen Ort der Qual.“ Abraham ſprach zu ihm: „Sie haben Moſes und die Propheten. Dieſe ſollen ſie hören!“ Jener ſagte: „Ach, Vater Abraham! das thun ſie nicht. Wenn aber Einer von den Todten zu ihnen käme, ſo würden ſie gewiß Buße thun.“ Abraham beſchloß das Geſpräch mit den Worten: „Geben ſie Moſes und den Propheten kein Gehör, ſo würden ſie auch nicht glauben, wenn gleich Einer von den Todten auferſtände!“

In dieſem Gleichniſſe zieht Jeſus gleichſam den Vorhang hinweg, der uns die künftige Welt bedeckt; Er läßt uns einen Blick in die Hölle und in den Himmel thun.

1. Wie ſchrecklich wird der hartherzige, übermüthige, wollüſtige Reiche beſtraft!

Er war in dieſer Welt auf nichts als Wohlleben bedacht; nun hat er in jener Welt nichts als Elend. Er genoß täglich die koſtbarſten Speiſen und Getränke; nun muß er in dem äußerſten Mangel ſchmachten. Er ließ dem Armen nicht einmal ein Broſämlein von ſeinem Tiſche zukommen; nun bekommt er zur Linderung ſeines Durſtes auch nicht einmal ein Waſſertröpflein. Er verwendete bei allem ſeinem großen Reichthume auch nicht einen Heller darauf, die brennenden Geſchwüre des Armen heilen zu laſſen; nun wird er ſelber an dem ganzen Leibe von brennenden Feuerflammen gepeinigt. Er mochte aus Uebermuth den Armen kaum anblicken; nun muß er ſelbſt demüthig um die Hülfe des Armen flehen. Er ließ den Armen ſeine Herrlichkeit nur von weitem ſo mit anſehen, und ließ ihn nicht über ſeine Schwelle kommen; und nun darf er die Seligkeit des Armen auch nur von weitem anſehen, und zwiſchen ihm und jener Seligkeit iſt eine große Kluft befeſtigt. Welche ſchauervolle Warnung iſt dies für Menſchen, die ihren Reichthum blos dazu verwenden, ſich prächtig zu kleiden und herrlich zu ſpeiſen, allein ihre arme Mitmenſchen in Hunger und Blöſſe, Armuth und Krankheit dahin ſchmachten laſſen!

2. Wie herrlich wird der beſcheidene, genügſame, geduldige Arme belohnt,

der den Reichen um ſeine koſtbare Mahlzeit nicht beneidete, mit den Broſamen davon zufrieden geweſen wäre, und aus deſſen Munde keine Klage kam! Vorhin hatte er keinen Menſchen, der ſich ſeiner annahm, nur die Hunde leckten ſeine Geſchwüre; jetzt wird er mit Einem Mal in die Geſellſchaft der Engel verſetzt! Das harte Steinpflaſter vor dem Pallaſte des Reichen war ſein Krankenlager; jetzt darf er bei Abraham, der ihn wie einen lieben Sohn in ſeine Arme und auf ſeinen Schooß nimmt, von ſeinen Leiden ausruhen! Vorhin war er verachtet; jetzt ehren Abraham und die Patriarchen, die verehrteſten Männer des Volkes Iſrael, ihn als ihren Freund und Bruder! Seine von Geſchwüren verwüſtete Geſtalt erſcheint nun verklärt, voll Glanz und Herrlichkeit. Welche troſtvolle Ermunterung für alle Leidende, die dieſem Armen an Elend gleichen, aber auch — an Geduld und Ergebung.

Wer möchte in dieſer Welt nicht lieber der arme Lazarus, als der reiche Praſſer geweſen ſeyn!

20. Verſchiedene wunderbare und wohlthätige Handlungen Jeſu.

1. Jeſus kam in die Gegend der Stadt Jericho. Da ſaß ein Blinder am Wege, und bettelte. Als dieſer die Menge Volkes vorbeiziehen hörte, fragte er, was es denn gebe? Die Leute

ſagten zu ihm: „Jeſus von Nazareth reiſet vorbei.“ Da fing er ſogleich an zu rufen: „Jeſu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Diejenigen, die voran gingen, ſchalten ihn und hießen ihn ſchweigen. Er aber ſchrie noch viel lauter: „O du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Jeſus ſtand ſtill, befahl ihn herbei zu führen, und ſprach zu ihm: „Was willſt du, daß ich dir thun ſoll?“ „Herr, mich ſehend machen!“ antwortete der Blinde. „So ſey denn ſehend, ſprach Jeſus, dein Glaube hat dir geholfen.“ Augenblicklich ſah er, und folgte Jeſu nach, und pries Gott; und alles Volk, das es mit anſah, lobte Gott.

Wie traurig war vorhin das Schickſal dieſes Menſchen! Er ſah nichts von all den herrlichen Werken Gottes — nicht den ſchönen blauen Himmel und die leuchtende Sonne, nicht die grünen Wieſen voll Blumen, nicht das liebliche Angeſicht des Menſchen; er war beſtändig von der ſchwärzeſten Finſterniß umgeben. Es darf uns alſo nicht wundern, daß er, ſobald er ſehend geworden, Gott laut gelobt und geprieſen, und Jeſu aus Dankbarkeit nachfolgte. Eben dieſelbe Wohlthat Gottes, die dieſem Blinden hier zu Theil wurde, genießen wir ſchon von Kindheit an. Haben wir aber auch ſchon einmal Gott ſo herzlich dafür gedankt, wie dieſer ſehendgewordene Blinde?

3. Ein anderes Mal brachten Einige einen

Taubſtummen, einen Menſchen, der ſtumm und taub war, herbei, und baten Jeſum, daß er ihm die Hand auflege. Jeſus führte ihn etwas von dem Volke hinweg auf die Seite, legte ihm die Finger in die Ohren, berührte deſſen Zunge, ſah zum Himmel auf, ſeufzte und ſprach: „Oeffne dich!“ Und alsbald öffneten ſich ſeine Ohren, und das Band ſeiner Zunge ward gelöſet, und er redete, wie ſichs gehört. Alle waren darüber höchſt erſtaunt. Jeſus verbot ihnen, es Jemanden zu ſagen. Allein je mehr Er es ihnen wehrte, deſto mehr rühmten ſie ihn und ſagten: „Er hat doch Alles wohl gemacht; die Gehörloſen machte er hören, und die Stummen reden.“

Auch dieſe zweifache Wohlthat Gottes, die dieſem Taubſtummen zu Theil ward, genießen wir ſchon von jeher. Wir hören und können reden. Wie bedauernswerth iſt ein Gehörloſer, der nie ein freundliches Wort aus Menſchenmund vernimmt, und ohne Unterricht, ohne Troſt ſo dahin leben muß! Wie unglücklich wären wir, wenn wir ſtumm wären, und nie ein Wort hervorbringen könnten? Es iſt eine wohlthätige Einrichtung Gottes, daß wir einander unſre Gedanken und Empfindungen mittheilen können! Wir wollen für dieſe zweifache Wohlthat Gott ſtets dankbar ſeyn, und ſie immer nur zu unſerm und Anderer Beſten anwenden!

3. Als Jeſus einmal in einen Flecken gehen wollte, begegneten ihm zehn ausſätzige Männer. Weil dieſe Krankheit ſehr anſteckend iſt, ſo mußten ſie außerhalb des Fleckens in einem abgelegenen Hauſe wohnen und durften ſich keinem Menſchen nähern. Sie blieben daher in der Ferne ſtehen, und riefen ſo laut ſie konnten: „Jeſu, Du Gebieter! erbarme dich über uns!“ Da Jeſus ſie ſah, ſprach Er: „Gehet hin, und zeiget euch den Prieſtern!“ Denn nach dem Geſetze mußten die Prieſter den Ausſpruch thun, ob ein Ausſätziger geheilt ſey, und ohne Gefahr, Andere anzuſtecken, wieder in die menſchliche Geſellſchaft eintreten dürfe. Während ſie nun hingingen, wurden ſie alle rein von dem Ausſatze. Einer von ihnen aber, da er ſich von ſeiner Krankheit befreit, und vollkommen hergeſtellt ſah, kehrte wieder um, und lobte Gott mit lauter Stimme, und fiel Jeſu zu Füßen, und neigte ſein Angeſicht bis zur Erde, und dankte Ihm. Und dieſer war ein Samariter — ein Mann, den die liebloſen Juden als einen Irrgläubigen zur Hölle verdammten! Jeſus ſprach: „Es ſind ja ihrer zehn rein geworden! Wo ſind denn die übrigen neun? So hat ſich denn ſonſt keiner gefunden, der wieder zurück gekommen wäre, und Gott die Ehre gegeben hätte, als dieſer Fremde hier!“ Zu dem Manne aber ſagte Jeſus: „Stehe auf, und gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.“

So ſchön und rührend die Dankbarkeit dieſes Einen iſt, ſo abſcheulich iſt die Undankbarkeit der neun übrigen! Jeſus hatte ſie von einer ſehr ſchmerzhaften Krankheit befreit, die überdies das menſchliche Angeſicht furchtbar verunſtaltete und beinahe unheilbar war — und ſie dankten nicht einmal dafür. Es iſt traurig, daß auch jetzt noch unter zehn Menſchen ſich nicht ſelten kaum ein wahrhaft Dankbarer befindet! Wir wollen die kleinere Zahl vermehren — beſonders aber, wenn wir geſund ſind, auch für dieſe Wohlthat Gott täglich danken.

Durch dieſe Wunderthaten an dem Blinden, dem Taubſtummen und den Ausſätzigen zeigte ſich Jeſus wieder als den Sohn Desjenigen, der Alles wohl macht, Aller Augen erleuchtet, jedes Ohr öffnet, das Band aller Zungen löſt, allen Menſchen Leben, Geſundheit und den Gebrauch aller ihrer Glieder gibt, und mit einem Wink aus jeder Noth erretten, ja nicht nur alle Gebrechen des Leibes, ſondern auch der Seele heilen kann. Wir wollen daher in Jeſus das treueſte und vollkommenſte Ebenbild Gottes des Allmächtigen und Allgütigen, erkennen, Ihn anbeten, und auf Ihn von ganzem Herzen vertrauen.

4. Jeſus hatte einmal den ganzen Tag in einem großen Gedränge zugebracht, indem Er beſtändig lehrte und die Kranken heilte, die zu Ihm

gebracht worden. Am ſpäten Abende entließ Er das Volk, und befahl den Jüngern in das Schiff zu ſteigen und auf die andere Seite des See's nach Kapharnaum zu fahren. Er aber begab ſich auf einen Berg, um da allein zu ſeyn und zu beten. Als die Jünger mitten auf dem See waren, wurde das Schiff von den Wellen hin und her getrieben. Der Wind war ihnen entgegen und ſie bemühten ſich vergebens mit Rudern, das Land zu erreichen. Mitternacht war ſchon lange vorbei — da ſahen ſie, nicht weit von dem Schiffe, Jemand auf dem See wandeln. Sie entſetzten ſich und ſprachen zu einander: „Es iſt ein Geſpenſt!“ und ſchrien vor Furcht. Allein es war Jeſus, der auf dem Waſſer, wie auf dem Trockenen, einherging, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Er rief ihnen zu: „Seyd getroſt! Ich bins. Fürchtet euch nicht!“ Da verwandelte ſich ihr Schrecken in freudiges Erſtaunen. Petrus glaubte, mit dem Beiſtande Desjenigen, vor dem ſich die ſtürmiſchen Meereswellen ebneten und zur feſten Straße wurden, ſey ihm nichts unmöglich. Er rief: „Herr! wenn Du es biſt, ſo befiehl, daß ich auf dem Waſſer zu Dir komme!“ Jeſus ſprach: „Komm!“ Petrus ſtieg aus dem Schiffe, und ging auf dem Waſſer, um zu Jeſus zu kommen. Allein da er den heftigen Wind fühlte und die aufbrauſenden Meereswellen ſah, fürchtete er ſich, und fing an zu ſinken, und rief: „Herr, hilf mir!“ Jeſus ſtreckte die Hand aus, ergriff ihn, und ſprach: „Du Kleingläubiger, warum haſt du gezweifelt?“ Jeſus ſtieg mit ihm in das Schiff; der Wind legte ſich. Alle im Schiffe fielen anbetend vor Jeſus nieder und ſprachen: „Wahrlich, Du biſt der Sohn Gottes!“

Jeſus wollte hier dem Petrus, auf den Er Seine Kirche gründen wollte, augenſcheinlich zeigen, nur im Glauben an Jeſus könne er unerſchütterlich feſt ſtehen, wie ein Fels. Petrus mußte nun feſt überzeugt ſeyn: So lange er glaube und auf Jeſus vertraue, habe er nichts zu fürchten; ja mit dem Beiſtande Jeſu ſey ihm Alles möglich; ſobald er aber im Glauben wanke, werde er kleinmüthig werden, ſich fürchten, und den Gefahren unterliegen. Auch die übrigen Jünger ſollten — ſo wie wir Alle — erkennen: Alles können wir mit Jeſus; ohne Ihn aber nichts.

5. Jeſus bewies durch Seine Thaten, daß Er über dieſe ſichtbare Welt zu gebieten habe; Er zeigt aber, daß Ihm auch über das, was unſichtbar iſt, ſogar über die böſen Geiſter Gewalt gegeben ſey. Einmal als Er eben mit Petrus, Johannes und Jakobus von dem Berge, auf dem Er verklärt ward, herab kam, fand Er eine Menge Volkes verſammelt, und ein Mann aus dem Volke trat vor Ihn, fiel vor Ihm auf die Knie

und ſprach zu Ihm: „Herr, erbarme dich meines Sohnes. Er iſt mein Einziger, und wird von einem böſen Geiſte geplagt, der ihn taub und ſtumm macht, ihn oft zu Boden wirft, daß er ſchäumt und mit den Zähnen knirſcht, ja daß er ſogar ſchon oft in das Feuer und oft in das Waſſer gefallen iſt. Ich habe ihn zu Deinen Jüngern gebracht, allein ſie konnten ihm nicht helfen!“ Da ſprach Jeſus zu ihnen: „O du ungläubiges und verkehrtes Geſchlecht! Wie lange ſoll Ich noch Geduld mit euch haben? Bringt ihn hieher zu Mir.“ Als man ihn brachte, ward der Kranke von dem böſen Geiſte ergriffen, zu Boden geworfen und wälzte ſich ſchäumend auf der Erde. Jeſus fragte den Vater: „Wie lange iſt es ſchon, daß ihm dieſes widerfährt?“ Der Vater ſagte: „Von Kindheit an. Kannſt Du ihm nun helfen, ſo erbarme Dich unſer!“ Jeſus ſprach: „Wenn du glauben kannſt, (ſo wird es geſchehen). Dem, der da glaubt, iſt Alles möglich!“ Der Vater des Knaben rief weinend: „Herr, ich glaube; hilf meinem Kleinglauben!“ und das Volk drängte ſich von allen Seiten herbei, um zu ſehen, was geſchehen werde. Jeſus aber bedrohte den böſen Geiſt und ſprach zu ihm: „Du tauber und ſtummer Geiſt, Ich gebiete dir, fahr aus von ihm, und kehre nie mehr zurück.“ Und der Geiſt rüttelte den Knaben noch einmal heftig und fuhr mit großem Geſchrei aus, und der Knabe blieb wie todt auf der Erde liegen, ſo daß Viele ſagten: „Er iſt geſtorben.“ Jeſus aber nahm ihn bei der Hand, richtete ihn auf, und gab ihn, vollkommen geheilt und wieder hergeſtellt, dem erfreuten Vater in die Arme, und Alle erſtaunten und lobten Gott.

Nachdem Jeſus mit Seinen Jüngern nach Hauſe gekommen war, fragten ſie Ihn: „Warum haben wir ihn nicht austreiben können?“ Jeſus ſprach: „Wegen eures Unglaubens. Dieſe Gattung von Geiſtern kann aber nicht anders ausgetrieben werden, als durch Beten und Faſten.“

Durch dieſe und viele ähnliche Thaten ſtellte Jeſus ſich als den Erlöſer von der Gewalt des Satans dar. — Als die erſten Menſchen, durch die Liſt des Satans unter der Geſtalt der Schlange verführt, und von Gott abtrünnig gemacht worden, ward ihnen vorausgeſagt: Der künftige Erlöſer werde der Schlange den Kopf zertreten, das heißt, dem Satan alle ſeine Macht benehmen. Als der Verheißene wirklich erſchien, regte ſich auch die Macht des Satans heftiger, ſuchte das große Werk der Erlöſung zu hintertreiben, und wagte es, ſelbſt den Sohn Gottes zu verſuchen, ward aber von Ihm zurückgewieſen und beſiegt. Viele Menſchen wurden von dem böſen Geiſte damals verſucht, und Jeſus verſicherte, auch Seinen

Jüngern werde der Satan nachſtellen, um ſie zu verführen. Auch wurden zu jener Zeit viele Menſchen von dem Satan und ſeinem Anhange hart gequält; alle aber, die von ihm überwältigt waren, wurden, wie der Apoſtel Petrus ausdrücklich verſichert, von Jeſus geheilt. Der Evangeliſt Johannes ſchreibt: „Der Sohn Gottes iſt dazu erſchienen, daß er die Werke des Teufels zerſtöre.“ Jeſus Chriſtus ſelbſt ſagte bei einer ähnlichen Veranlaſſung den Phariſäern, eben daraus ſollen ſie erkennen, Er ſey der verheißene Erlöſer, und das Reich Gottes ſey gekommen.

Wenn wir daher an Jeſus, der dem Satane alle Gewalt genommen hat, glauben; wenn wir beten, das Gemüth zu Gott erheben und mit Ihm vereinigt bleiben; und wenn wir faſten, den ſinnlichen Begierden die Nahrung entziehen, ſo haben wir von den Nachſtellungen das Satans nichts zu fürchten.

21. Jeſus und Zachäus.

Jeſus näherte ſich der Stadt Jericho. In dieſer Stadt lebte ein Mann, Namens Zachäus. Er war oberſter Aufſeher über die Zolleinnehmer und ſehr reich. Dieſer hätte nun auch gerne Jeſum von Angeſicht kennen gelernt. Allein, weil Zachäus klein von Perſon war, ſo konnte er Ihn wegen der Menge des Volkes nicht ſehen. Da lief er denn geſchwind voraus und ſtieg auf einen hohen Feigenbaum am Wege, damit er Ihn hier wenigſtens vorbeigehen ſehe. Als Jeſus zu dem Feigenbaume hinkam, ſah Er hinauf, blickte den Zachäus freundlich an, und ſprach zu ihm: „Zachäus! eilends ſteig herab; denn heute muß Ich in deinem Hauſe einkehren.“

Es iſt ſehr ſchön, daß Zachäus ein ſo großes Verlangen hatte, Jeſum kennen zu lernen. Er achtete gar nicht darauf, daß die Leute, wenn ſie einen ſo angeſehenen Mann auf einem Baume erblickten, darüber ſpotten könnten. Allein wie ſchön wurde Zachäus für die Mühe, die er ſich gab, Jeſum zu ſehen, belohnt? Jeſus läßt keinen Schritt, den man Ihm zu lieb thut, unbelohnt.

Zachäus ſtieg eilends von dem Baume herab, und führte Jeſum voll Freude in ſein Haus. Allein Alle, die das ſahen, murrten über Jeſus, und ſagten: „Wie mag Er doch bei einem Menſchen einkehren, der als ein Sünder ſo verrufen iſt!“ Als Zachäus das Murren der Leute hörte, trat er vor Jeſus hin, und ſprach zu Ihm: „Herr, ſieh! mein halbes Vermögen theile ich nun unter die Armen aus, und wenn ich Jemanden betrogen habe, ſo geb' ich es ihm vierfach wieder zurück.“

Wer Jeſus näher kennen lernt, muß Ihn von Herzen lieben, und die wahre, aufrichtige Liebe zu Jeſus bringt immer die ſeligſten Früchte. Zachäus, in deſſen Haus Jeſus, der Heiligſte gekommen war, wurde von dieſem Augenblicke an, ein beſſerer Menſch. Er verabſcheute alles Böſe und war bereit, alles Unrecht, das er gethan hatte, reichlich zu vergüten. Er hatte keinen andern Sinn und kein anderes Verlangen mehr, als Gutes zu thun, und wurde ein großer Wohlthäter der Armen. Liebe zu Jeſus, wahre Frömmigkeit bewirkt ein heiliges Leben.

Jeſus antwortete dem Zachäus und ſprach: „Heute iſt nun auch dieſem Hauſe Heil widerfahren! Denn jetzt iſt auch dieſer ein Sohn Abrahams — wie denn auch der Menſchenſohn dazu gekommen iſt, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren war!“

Zachäus ſchätzte ſich glücklich, daß Jeſus in ſein Haus gekommen. Allein erſt dadurch, daß Zachäus ſich beſſerte, gereichte dieſes Glück ihm zum Heile; er wurde dadurch heilig und ſelig. Bisher war Zachäus nur dem Namen nach ein Sohn Abrahams, weil ihm Abrahams Glaube und Gerechtigkeit fehlte; erſt jetzt war er in der That ein Sohn Abrahams, weil er wie Abraham geſinnt war. So muß ein wahrer Chriſt, wie Chriſtus geſinnt — heilig und gerecht ſeyn; die übrigen ſind nur dem Namen nach Chriſten. Solche Namenchriſten ſind es, um deren willen das Chriſtenthum von vielen Nichtchriſten geläſtert wird. Sie ſind verlorne Schafe; ſie ſind nicht auf dem Wege ſelig zu werden. O möchten ſie von Jeſus ſich nicht vergebens ſuchen laſſen; möchten auch ſie durch Jeſus, der alle Menſchen heilig und ſelig machen will, zur Seligkeit gelangen! Möchten alle Chriſten ein ſo heiliges Leben führen, daß alle Menſchen, die es ſehen, die Göttlichkeit der chriſtlichen Religion erkennen, und Jeſum Chriſtum und den Vater im Himmel, der Ihn geſandt hat, loben und preiſen müſſen.

22. Jeſus und der Blindgeborne.

Jeſus ſah im Vorbeigehen einen Jüngling der von Geburt an blind war, und am Wege ſaß und bettelte. Die Jünger, ſo wie die meiſten Iſraeliten, meinten, ein jedes große Unglück ſey die Strafe einer großen Sünde. Allein da dieſer Menſch ſchon blind zur Welt gekommen war, ſo wußten ſie das mit ihrer Meinung nicht zuſammen zu reimen. Sie ſagten daher zu Jeſus: „Lehrer! wer hat denn wohl hier geſündiget, er ſelbſt oder ſeine Aeltern, daß er blind geboren wurde?“ Jeſus antwortete: „Weder er, noch ſeine Aeltern haben es verſchuldet; es geſchah, damit die Werke Gottes an ihm offenbar würden.“

Alle Leiden, die Gott über die Menſchen ſendet, ſollen dazu dienen, damit die Böſen gut, die Guten beſſer werden. Die Leiden böſer Menſchen nennt man Strafen; die der Guten Prüfungen. Ob das Leiden, das einen Menſchen trifft, Strafe oder Prüfung ſey? können Andere, ohne freventlich zu urtheilen, nicht ſagen; nur der Leidende ſelbſt kann es von ſeinem eigenen Gewiſſen ſich ſagen laſſen. Für alle Leidende ſind die Leiden Wohlthaten Gottes, da Gott nur zu unſerm Heile ſie über uns kommen läßt. Durch alle Leiden wird Gott verherrlicht, wenn die Böſen ſich dadurch beſſern laſſen, und wenn die Guten dadurch auch von den kleinſten Flecken der Sünde gereinigt, und im Vertrauen auf Gott und in der Geduld geübt werden.

Jeſus hätte den Blinden mit einem Winke ſehend machen können; ja Sein bloßer Wille wäre ſchon genug geweſen. Allein wie Gott, als Er den Leib des erſten Menſchen geſchaffen, feuchte Erde dazu genommen, ſo befeuchtete Jeſus ein wenig Erde mit Speichel und beſtrich damit die Augen des Blindgebornen, um ſie, auf eine ähnliche Art, wie der erſte Menſch geſchaffen wurde, gleichſam neu zu ſchaffen; — und ſprach zu ihm: „Gehe hin, und waſche dich in dem Teiche Siloe!“ Er ging hin, wuſch ſich — und kam ſehend zurück!

O wie mußte es ihm ſeyn, als die dichte Finſterniß, die ihn bisher wie eine ſchwarze Wolke umgeben hatte, plötzlich zerriß, und er mit Einem

Male Himmel und Erde, und all die herrlichen Werke Gottes, die ganze weite Schöpfung erblickte, von deren Schönheit er ſchon ſo viel gehört und nichts verſtanden hatte. So, ja noch unendlich mehr, erſtaunt und entzückt werden wir ſeyn, wenn wir einmal in den Himmel, von deſſen Herrlichkeit wir jetzt auch noch nichts begreifen können, eintreten, und alle unſre Erwartungen unendlich übertroffen ſehen werden.

Die Nachbarn und Alle, die ihn zuvor als den blinden Bettler am Wege wohl gekannt hatten, und ihn ſo frei und ungehindert einhergehen ſahen, riefen erſtaunt: „Iſt denn dies nicht der Menſch, der dort am Wege ſaß, und bettelte?“ Einige ſprachen: „Ja, er iſts!“ Andere ſagten: „Nein, er ſieht ihm nur gleich.“ Er ſelbſt aber ſprach: „Ja, ich bin es!“

Da verſammelten ſich Alle um ihn her, und Alle fragten: „Wie biſt du doch ſehend geworden?“ Er antwortete: „Der Mann, der wohl mit Recht Jeſus, der Erretter, heißt, vermengte ſeinen Speichel mit Erde, beſtrich damit meine Augen, und ſprach: Geh hin zum Teiche Siloe, und waſche dich. Ich ging hin, wuſch mich, und — ſah!“

Hierauf führten ſie ihn zu den Phariſäern. Auch die Phariſäer fragten ihn ſogleich, wie er ſehend geworden. Er antwortete: „Jeſus legte mir ein wenig feuchte Erde auf die Augen; ich wuſch mich — und ſehe nun.“ Es war aber, da Jeſus dieſes gethan hatte, eben Sabbath. Einige aus den Phariſäern ſagten daher: „Dieſer Menſch iſt nicht aus Gott, weil er den Sabbath nicht hält!“ Andere ſprachen aber: „Wie könnte ein ſündiger Menſch ſolche Wunder thun!“ Da ſie nun mit einander nicht Eins werden konnten, wandten ſie ſich endlich wieder an den Blindgeweſenen, und fragten ihn: „Was ſagſt denn du von Demjenigen, der dir die Augen geöffnet hat?“ Dieſer antwortete: „Er iſt ein Prophet!“

Nun wollten es die Phariſäer gar nicht glauben, daß er blind geweſen und ſehend geworden ſey. Sie ließen daher ſeine Aeltern kommen, und fragten ſie: „Iſt dies da euer Sohn, von dem ihr ſagt, er ſey blind geboren? Und wie kommts denn, daß er nun ſieht?“ Die Aeltern antworteten: „Daß er unſer Sohn iſt, und daß er blind geboren wurde, das wiſſen wir wohl. Wie er aber ſehend geworden ſey, oder wer ihm die Augen geöffnet habe, das wiſſen wir nicht. Fragt ihn ſelbſt! Er iſt bereits alt genug; er kann ſelbſt für ſich Red' und Antwort geben.“ Dies ſagten aber ſeine Aeltern nur darum, weil ſie ſich vor den Phariſäern fürchteten. Denn die Phariſäer hatten ſchon einmüthig beſchloſſen, jedem, der Jeſum für den Meſſias anerkennen würde, in den

Bann zu thun, das heißt, aus ihren Verſammlungen und der Zahl rechtgläubiger Iſraeliten auszuſtoßen.

Die Phariſäer ließen nun den Blindgeweſenen noch einmal kommen, und um ihn ſogleich zum Voraus zu übertäuben und gegen Jeſus einzunehmen, ſprachen ſie feierlich und mit der zuverſichtlichſten Miene zu ihm: „Gieb Gott die Ehre! Wir wiſſen, daß dieſer Menſch ein Sünder iſt!“ Er aber ließ ſie ihre Läſterungen nicht vollenden und antwortete: „Ob Er ein Sünder iſt, das weiß ich nicht. Ich weiß nur Eines — daß ich blind war, und nun ſehe.“

Die Phariſäer, die hierauf nichts zu ſagen wußten, wiederholten in der Verlegenheit ihre vorige Frage: „Was hat Er dir denn gethan? Wie hat Er dir die Augen geöffnet?“ Er antwortete: „Ich hab es euch ja ſchon geſagt, und ihr habt es ja ſchon gehört. Was wollet ihr's denn nochmal hören? Wollet etwa auch ihr Seine Jünger werden?“ Da fluchten ſie ihm und ſprachen: „Sey du immerhin Sein Jünger! Wir ſind des Moſes Jünger. Denn, daß Gott mit Moſes geſprochen habe, wiſſen wir. Wo aber Der her iſt, wiſſen wir nicht.“

Der Menſch antwortete und ſprach: „Das iſt doch wunderlich, daß ihr nicht wißt, woher Er iſt — und Er hat doch meine Augen geöffnet!

Wir wiſſen ja, daß Gott die Sünder nicht höre. Wer aber Gott verehrt und Seinen Willen thut, den hört Er. So lange die Welt ſteht, iſts nicht erhört worden, daß Jemand einem Blindgebornen die Augen geöffnet hat. Wäre dieſer nicht von Gott geſandt, Er könnte nichts dergleichen thun.“

Die Phariſäer kamen hierüber ſo in Wuth, daß ſie ihm ſeine angeborne Blindheit als eine Strafe Gottes vorwarfen, und zu ihm ſagten: „Du biſt ganz in Sünden geboren, und willſt uns lehren?“ — und hiemit ſtießen ſie ihn aus ihrer Verſammlung aus, und thaten ihn in den Kirchenbann.

Jeſus vernahm, daß ſie ihn in den Bann gethan hatten. Da Er ihn nun antraf, ſprach Er zu Ihm: „Glaubſt du an den Sohn Gottes?“ Er antwortete: „Herr! wer iſt es? Gerne will ich an Ihn glauben.“ Jeſus ſprach zu ihm: „Du haſt Ihn ſchon geſehen! Derjenige iſt es — der mit dir ſpricht.“ „Herr, rief der Sehendgewordene freudig aus, ich glaube!“ und fiel vor Ihm nieder, und betete Ihn an.

So belohnte ihn Jeſus für ſein freimüthiges Bekenntniß; ſo reichlich entſchädigte Er ihn für die Schmach, die ihm die Phariſäer angethan hatten! Und welche Freude mußte er empfinden, den Sohn Gottes — den Heiland der Menſchen zu ſehen! O dieſe Wohlthat Jeſu, daß Er ſich ihm ganz zu erkennen gab, war noch größer, als daß Er ihn ſehend gemacht hatte. Dieſer Augenblick war gewiß für ihn noch ſeliger, als ſelbſt der Augenblick, in dem er das erſte Mal Gottes herrliche Schöpfung erblickte.

Dieſe Geſchichte des Blindgeweſenen zeigt auch ſehr ſchön, wie ein armer, ungelehrter aber edelgeſinnter Jüngling, ohngeachtet aller Bemühungen der Phariſäer, ihn irre zu machen, zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen; wie hingegen dieſe eingebildeten, übelgeſinnten Gelehrten, ſo ſehr ſie durch ſeine natürlichen, ungekünſtelten Antworten ſich beſiegt fühlen mußten, ſich immer weiter von der Wahrheit entfernten. Jeſus ſprach daher die ſinnvollen Worte: „Ich bin zum Gerichte — zur Auseinanderſcheidung der Guten und Böſen — in dieſe Welt gekommen; die Blinden werden durch Mich ſehend, und die Sehenden blind.“

23. Verſchiedene lehrreiche Begebenheiten.

1. Einmal, da Jeſus mit Seinen Jüngern wieder zu Kapharnaum war, kamen die Männer, welche die Tempelſteuer, das Geld zur Unterhaltung des Tempels, einſammelten, zu Petrus, und ſagten zu ihm: **„Wie iſts? Bezahlt euer Lehrmeiſter wohl auch die Beiſteuer?“ Petrus**

ſprach: „Ja!“ und ging ſogleich hin, es Jeſu zu melden. Jeſus, der Allwiſſende, wußte aber ſchon, was vorgegangen war. Als Petrus in das Haus trat, und die Sache bei Jeſus anbringen wollte, kam Jeſus ihm zuvor, und ſagte zu ihm: „Was meineſt du Simon? Von wem nehmen die Könige der Erde Steuer und Abgaben — von ihren Söhnen oder von andern Leuten?“ Petrus antwortete: „Von andern Leuten.“ Jeſus ſprach: „Die Söhne ſind alſo frei! Damit wir ſie aber nicht ärgern, ſo gehe hin an den See, und wirf den Angel aus. Den erſten Fiſch, der heraus kommt, ergreife und öffne ihm den Mund. Da wirſt du eine Silbermünze finden, die das doppelte Zinsgeld beträgt. Dieſe nimm, und gib ſie ihnen für Mich und für dich.“ Petrus machte es ſo, und fand zu ſeinem Erſtaunen in dem Munde des Fiſches das Geld, und trug es zu den Steuereinnehmern hin.

Jeſus zeigte hier, indem Er einen zweifachen Beweis Seiner Allwiſſenheit gab, recht ſchön, daß Er der Sohn Desjenigen ſey, dem der Tempel geheiligt iſt, und daß Er alſo gar nicht verbunden wäre, die Tempelſteuer zu bezahlen. Durch Seine Bereitwilligkeit aber, mit der Er das geforderte Geld bezahlte, belehrt Er uns eben ſo ſchön, daß man ſich in die Anordnungen der Obrigkeit willig fügen, zu Unterhaltung öffentlicher Anſtalten und

Gebäude gern beitragen, und lieber mehr thun ſoll, als man ſtrenge genommen ſchuldig wäre, um Andern ein ermunterndes Beiſpiel zu geben. Durch einen auch nur anſcheinenden Ungehorſam könnten Andere ſich zum wirklichen Ungehorſam gegen die Obrigkeit verleiten laſſen.

2. Da Jeſus einmal nach Jeruſalem reiſen wollte, ſchickte Er Boten voraus, die Ihm in einem Samaritiſchen Flecken eine Nachtherberge beſtellen ſollten. Allein die Samariter nahmen Ihn nicht auf, weil ſie merkten, daß Er nach Jeruſalem reiſe, und weil ſie es nicht leiden konnten, daß man Gott dort anbete. Da Jakobus und Johannes dies vernahmen, ſprachen ſie zu Ihm: „Herr! willſt Du, daß wir Feuer vom Himmel herabrufen, damit es ſie verzehre?“ Allein Jeſus verwies ihnen Das ſehr ernſtlich und ſprach zu ihnen: „Ihr wißt nicht, aus welchem Geiſte ihr ſeyd! Der Menſchenſohn iſt nicht gekommen, den Menſchen das Leben zu nehmen, ſondern ſie zu retten.“

Jeder Eifer, welcher Andern zu ſchaden trachtet, iſt nicht aus Gott, ſondern rührt aus dem Böſen her. Der rechte wahre Eifer iſt, auch wo er ſtrafen muß, mild und ſanft, und will durchaus nichts anders, als das Beſte der Menſchen. Diejenigen haben nicht den rechten Geiſt, die ſich ſelbſt ſo gerne für fromm und gut, Andere aber, beſonders Irrgläubige, ſo gerne für gottlos und bös halten, ihnen Unglück wünſchen, oder das Unglück, das ſie trifft, ihnen mit liebloſer Freude wohl vergönnen! Wir ſollen vielmehr bereit ſeyn, für unſere irrenden und fehlende Mitmenſchen, um ſie zu beſſern, das Leben zu geben.

3. Auf Seinen Reiſen nach Jeruſalem kam Jeſus in den Flecken Bethania. Zwei Schweſtern, Maria und Martha, nahmen Ihn in ihr Haus auf. Maria ſetzte ſich zu den Füßen Jeſu, und hörte Ihm aufmerkſam zu; Martha hingegen machte ſich eine große Angelegenheit daraus, Ihn wohl zu bewirthen. Da trat ſie denn zu Jeſus hin, und ſagte zu Ihm: „Herr! achteſt Du es nicht, daß meine Schweſter alle Arbeit mir allein überläßt? Sage ihr doch, daß ſie mir helfe!“ Jeſus aber antwortete: „Martha! Martha! du biſt um viele Dinge beſorgt und bekümmert. Nur Eines iſt nothwendig! Maria hat den beſten Theil erwählt, der ihr auch nicht ſoll genommen werden!“

Auch wir martern und plagen uns oft mit tauſend Dingen, die uns jetzt als ſehr wichtig vorkommen, allein zu unſrer wahren Vollkommenheit und Seligkeit nichts beitragen können, und dereinſt wie bunte Seifenblaſen verſchwinden werden. Wollen wir daher unſer Hauptgeſchäft auf Erden nicht aus dem Auge verlieren, uns eine

Menge unnöthiger Sorgen erſparen, ruhig und zufrieden leben, und einſt des Heiles theilhaft werden, das allein ewig beſteht: ſo müſſen wir die drei goldenen Worte Jeſu, die ſich mit drei Sylben ausdrücken laſſen, zu unſerm täglichen Wahlſpruch machen: „Eins iſt Noth!“ — das Wort Gottes hören und befolgen.

21. Die Auferweckung des Lazarus.

Mit heiliger Ehrfurcht, mit einer Andacht, womit wir vor Gottes Angeſicht treten würden, laßt uns die folgende Geſchichte vernehmen! Zwar kann wohl nur Derjenige, der am Sterbebette oder am Grabe des liebſten Freundes ſteht, oder den der Gedanke an ſeinen eigenen nahen Tod tief erſchüttert, ihren hohen Inhalt ganz fühlen. Indeß muß ſie doch auf jedes Menſchenherz, dem die Sterblichkeit und Unſterblichkeit des Menſchen nicht ganz gleichgültig ſind, einen tiefen Eindruck machen.

Lazarus, der bei ſeinen zwei Schweſtern Maria und Martha zu Bethania wohnte, wurde krank. Jeſus war damals eben mehrere Meilen weit entfernt, jenſeits des Jordans. Die zwei Schweſtern ſchickten Ihm daher einen Boten und ließen Ihm ſagen: „Herr, ſieh! Der, den Du lieb haſt, iſt krank.“ Als Jeſus dies hörte, ließ Er ihnen durch den Boten zurückſagen: „Dieſe Krankheit iſt nicht zum Tode, ſondern zur Ehre Gottes — damit der Sohn Gottes verherrlichet werde.“

Jeſus hatte wirklich den Lazarus und ſeine Schweſtern Maria und Martha, ſehr lieb; dennoch blieb Er auf die Nachricht, Lazarus ſey krank, noch zwei Tage an dem Orte, wo Er ſich befand. Die Krankheit des Lazarus nahm indeſſen immer mehr zu; der Kranke kam mit jedem Augenblicke ſichtbar dem Tode näher. Wir können uns denken, wie ſehnlich die zwei Schweſtern auf Jeſus warteten, wie oft ſie werden hinaus geblickt haben, ob Er denn noch nicht komme! Sie hatten das innigſte Vertrauen auf Jeſus; ſie hatten geglaubt, ſie dürften Ihm die Noth nur nennen, und Er werde ſogleich helfen! Er hatte ja ſo vielen geholfen; Er hatte Keinem eine Bitte abgeſchlagen! Allein Er ſchien ihrer Bitte nicht zu achten! Er ließ nichts von ſich hören noch ſehen! Lazarus ſtarb. So tief ſie der Tod des geliebten Bruders betrübte, ſo war es ihnen wohl noch ſchmerzlicher, daß Jeſus, der ſo leicht hätte helfen können, ihn hülflos dahin ſterben ließ. Allein Jeſus hatte — wie Er jetzt noch thut — nicht ſogleich helfen wollen, um deſto herrlicher zu helfen.

Nachdem Lazarus verſchieden war, ſprach Jeſus zu Seinen Jüngern: „Lazarus, unſer Freund ſchläft; Ich gehe aber nun hin, ihn von dem Schlafe aufzuwecken.“ Die Jünger ſagten: „Herr!

wenn er ſchläft, ſo wird es beſſer mit ihm.“ Denn ſie meinten, Jeſus rede von dem wirklichen Schlafe. Allein Er meinte damit einen ganz andern Schlaf — den Tod. Er ſagte es ihnen deßhalb nun deutlich und ohne Gleichniß: „Lazarus iſt geſtorben; und Ich freue Mich um eurer willen, daß Ich nicht dort war, damit ihr einmal glaubet.“

Als Jeſus ſich Bethanien näherte, lag der Leichnam des Lazarus bereits ſeit vier Tagen im Grabe. Maria und Martha waren in der tiefſten Trauer. Auch waren, da Bethania nur drei Viertelſtunden von Jeruſalem entfernt war, viele ihrer Bekannten und guten Freunde aus der Stadt heraus gekommen, ſie über den Tod ihres Bruders zu tröſten. Sobald Martha vernahm, daß Jeſus komme, ging ſie Ihm eilends entgegen, und rief, ſobald ſie Ihn erblickte: „O Herr! wenn Du hier geweſen wäreſt, ſo wäre mein Bruder nicht geſtorben. Doch weiß ich, um was immer Du Gott auch jetzt noch bitten wirſt, das wird Dir Gott geben!“ Jeſus ſprach: „Dein Bruder wird auferſtehen!“ Martha antwortete: „Ich weiß es! Am jüngſten Tage, bei der Auferſtehung der Todten, wird auch er auferſtehen.“

Jeſus ſprach: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er auch gleich geſtorben wäre. Und ein jeder,

der da lebt und an Mich glaubt, wird ewig nicht ſterben. Glaubſt du Das?“

Martha antwortete: „Ja, Herr! ich glaube, daß Du Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes biſt, der in dieſe Welt gekommen iſt.“

Nachdem Martha dieſes geſagt hatte, ging ſie wieder hinein, und ſagte ihrer Schweſter Maria leiſe in's Ohr: „Der Lehrer iſt da, und läßt Dich rufen.“ Sobald Maria das hörte, ſtand ſie ſogleich auf und ging eilends zu Ihm. Da Diejenigen, die in ihrem Hauſe waren, ſie zu tröſten, ſie ſo ſchnell aufſtehen und hinausgehen ſahen, gingen ſie ihr nach und ſagten zu einander: „Sie geht zum Grabe, um dort zu weinen!“

Jeſus war noch nicht in den Flecken herein gekommen, ſondern befand ſich noch an eben dem Orte, wo Ihm Martha begegnet war. Da nun Maria dorthin kam, und Ihn erblickte, fiel ſie Ihm zu Füßen und ſprach: „Herr! wäreſt Du hier geweſen, ſo wäre mein Bruder nicht geſtorben!“ Und ſie fing an ſchmerzlich zu weinen, und die mit ihr gekommen waren, weinten auch.

Als Jeſus alle weinen ſah, ging es Ihm durch die Seele. Er ward innigſt bewegt und ſprach: „Wo habt ihr ihn hingelegt?“ Sie ſagten: „Herr! komm und ſieh!“ Und Jeſus weinte.

Da ſprachen Einige: „Seht doch, wie Er ihn ſo lieb hatte!“ Andere aber ſagten: „Hätte denn Der, der dem Blindgebornen die Augen aufthat, nicht machen können, daß dieſer nicht geſtorben wäre?"

Mit noch innigerer Seelenbetrübniß, über die Hartherzigkeit dieſer Letztern, und über die menſchliche Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit, kam Jeſus zum Grabe. Es war eine Felſengruft, die mit einem Steine verſchloſſen war. Jeſus ſprach: „Hebet den Stein hinweg!" Da ſagte Martha: „O Herr! er riecht ſchon übel; denn er iſt ſchon vier Tage todt." Jeſus ſprach: „Habe Ich dir nicht geſagt, wenn du glaubeſt, ſo wirſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen?" Der Stein wurde alſo hinweg gehoben und die Umſtehenden blickten wohl nicht ohne Schaudern in das dunkle Todtengewölbe hinein, in dem ſie den Leichnam, in weiße Leichentücher eingehüllt, liegen ſahen.

Jetzt erhob Jeſus Seine Augen zum Himmel, und ſprach: „Vater! Ich danke Dir, daß Du Mich erhört haſt. Ich wußte zwar wohl, daß Du Mich allzeit erhöreſt. Allein wegen des Volkes, das umherſteht, ſage Ich dieſes, damit ſie glauben, daß Du Mich geſandt haſt."

Nachdem Jeſus ſo gebetet hatte, rief Er mit mächtiger Stimme: „Lazarus, komm heraus!" **Augenblicklich kam der Verſtorbene heraus. Seine Hände und Füße waren mit Leichentüchern um-**

wickelt, und ſein Angeſicht mit einem Schweißtuche umhüllt.

Alle Umſtehenden bebten wohl vor Schrecken zurück. Ein Freudenſchrecken durchſchauerte die Schweſtern. Niemand wagte es ſogleich, ſich ihm zu nähern. Jeſus aber ſagte, ſo ruhig, als wäre gar nichts Außerordentliches vorgefallen: „Machet ihn los, damit er gehen könne.“ Sie machten ihn von den Leichentüchern los, und Lazarus ſtand nun wie neu geſchaffen, mit heiterem Angeſicht, nicht mehr vom Tode bleich und entſtellt, ſondern ſchön und blühend, wie das Leben, in ihrer Mitte.

Durch dieſe erſtaunenswürdige That bewies Jeſus noch herrlicher, als durch alle vorige Wunder, daß der Vater im Himmel Ihn geſandt habe und daß Er wahrhaft der Sohn Gottes ſey. Er offenbarte ſich Seinen Jüngern als den Allwiſſenden. Wiewohl viele Meilen weit von dem Sterbebette des Lazarus entfernt, war Er im Geiſte dabei zugegen und wußte den Augenblick, da Lazarus verſchied. Er iſt die lautere Liebe. Er nannte den Lazarus ſeinen Freund; Er weinte mit den Weinenden und vergoß am Grabe des Lazarus Thränen des zärtlichſten Mitleids; Er trocknete die Thränen der Schweſtern. Auch das war nur Liebe, daß Er ihre Bitte nicht ſogleich erhörte; Er ließ ſie eine kleine Weile in Traurigkeit, um ihnen eine deſto größere Freude zu bereiten, und ſich ihnen deſto herrlicher als den Sohn Gottes zu offenbaren. Er iſt der Allmächtige. Auf Sein Allmachtswort durchdrang den Todten, der in dem Grabe moderte, neues Leben, und er ging neulebendig aus dem Grabe hervor. Er iſt der Sohn Gottes und ſteht mit dem Vater in der innigſten Gemeinſchaft; Er wußte, daß der Vater Ihn allzeit höre, ja daß die Allmacht des Vaters in Ihm ſey. Er iſt der Heiligſte; Er hat Freude an den Guten, an ſolchen, die Sein Wort ſo gerne hören, wie Maria, und an ſolchen, die in ihrem Berufe ſo thätig aber auch ſo gläubig ſind, wie Martha; die wie Lazarus ſtille und geduldig leiden; die gleich dieſen drei Geſchwiſtern in Liebe, Frieden und Eintracht miteinander leben. Er hatte Mitleid mit denen, die noch nicht an Ihn glaubten; Er flehte für ſie und alle Umſtehende zum Vater; Er that dieſes Wunder nicht blos, die betrübten Schweſtern wieder zu erfreuen, ſondern damit ſie im Glauben an Ihn geſtärkt würden, und damit alle Umſtehende, und alle die von dieſer That hören, an Ihn glauben, und in Wahrheit ſagen möchten: „Ja, Herr, ich glaube, daß Du Chriſtus biſt, der Sohn des lebendigen Gottes.“

O möchten auch wir in Ihm den uns von Gott geſandten Erlöſer erkennen, in Dem allein Heil und ewiges Leben zu finden iſt! Möchten wir beſonders jene Worte Jeſu, die Er durch dieſe That augenſcheinlich als die lauterſte Wahrheit erwieſen hat, recht zu Herzen nehmen — die Worte Jeſu:

„Wie der Vater die Todten erwecket und neu belebet, ſo macht auch der Sohn lebendig, welche Er will. Denn gleichwie der Vater die Quelle alles Lebens in ſich hat, ſo hat Er auch dem Sohne gegeben, dieſelbe in ſich zu haben.“

„Auch das Gericht hält der Vater über Niemand, ſondern hat das Gericht ganz dem Sohne übergeben — damit alle den Sohn ehren mögen, wie ſie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehrt, ehrt auch den Vater nicht, der Ihn geſandt hat.“

„Ich verſichere euch hoch und theuer: Wer Meinen Worten Gehör gibt, und an Denjenigen glaubt, der Mich geſandt hat, der hat ewiges Leben, und wird nicht verurtheilt, ſondern er iſt vom Tode ſchon zum Leben hindurch gedrungen. Ja! es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern ſind, die Stimme des Menſchenſohnes hören, und hervorgehen werden — die Gutes gethan haben, zum Leben, und die Böſes gethan haben, zur Verdammniß.“

25. Jeſus von Maria geſalbt.

Viele, die zu Maria und Martha gekommen waren, und die Auferweckung des Lazarus geſehen hatten, glaubten an Jeſus. Einige aber gingen zu den Phariſäern hin, und hinterbrachten ihnen, was Jeſus gethan habe. Dieſe ließen ſogleich großen Rath anſagen und faßten den Entſchluß, Jeſum zu ermorden. Jeſus entfernte ſich daher von Bethania bis an die Grenze des Landes Iſrael, und hielt ſich dort in der Stadt Ephrem, nahe an der Wüſte auf. Sechs Tage vor dem Oſterfeſte kam Er aber wieder nach Bethania zurück.

Die drei guten Geſchwiſter und einige Andere, die an Ihn glaubten, boten nun Alles auf, Ihm ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Sie bereiteten Ihm und Seinen Jüngern eine freundſchaftliche Abendmahlzeit. Lazarus ſaß mit zu Tiſche; Martha diente bei Tiſche; Maria brachte in einem Gefäße von Alabaſter ein ganzes Pfund des koſtbarſten, reinſten Nardenöls, und ſalbte, während Jeſus zu Tiſche ſaß, Seine Füße damit, und trocknete ſie mit ihren Haaren wieder ab; hierauf goß ſie alles übrige balſamiſche Oel bis auf den letzten Tropfen über Sein Haupt aus. Der Wohlgeruch davon erfüllte das ganze Haus.

Einer aber von den Jüngern, Judas Iſcharieth, ſprach: „Warum verkaufte man dieſe Salbe nicht lieber für dreihundert Zehner, und gab dann das Geld den Armen?“ Einige von den Jüngern gaben ihm Recht und ſagten: „Es iſt wahr! Was nützt dieſe Verſchwendung eines ſo koſtbaren Balſams? Man hätte wohl mehr als dreihundert Zehner daraus löſen, und das Geld dann unter die Armen austheilen können.“

Allein Judas verbarg unter dem Scheine der Menſchenfreundlichkeit ein unedles, eigennütziges Herz. Er ſtellte ſich nur ſo, als ſey ihm an den Armen Vieles gelegen, und ſprach für ſie — weil er ein Dieb war. Er führte nämlich den Geldbeutel, woraus Jeſus Almoſen unter die Armen austheilen ließ, und da hätte er dann von einem ſo reichen Almoſen — auch einen Theil für ſich genommen.

Wir dürfen daher nicht ſogleich Jedem trauen, der ſchön ſpricht. Judas, der verworfenſte Menſch, der Jeſum verrathen, war der Erſte, der einen Aufwand tadelte, den eine edle Seele aus Ehrfurcht und Liebe gegen Jeſu gemacht hatte. Der Aufwand, den fromme Menſchen der Vorzeit zur Verherrlichung Jeſu, zur Ehre Gottes, und für die Zierde chriſtlicher Kirchen und die Würde des öffentlichen Gottesdienſtes gemacht haben, iſt nicht zu tadeln, ſondern verdient vielmehr alles Lob. Nur der Geiz, der von nichts Höherem weiß, kann fragen: „Wozu dieſe Verſchwendung? Was nützt das? Was bringt es ein?“ Wir wollen lieber der edlen frommen Maria gleichen, als dem Verräther Judas.

Jeſus, der in das Herz des Judas und aller übrigen Jünger blickte, vertheidigte die dankbare Liebe der Maria und ſprach zu den Jüngern. „Wie mögt ihr ſie doch ſo plagen? Laßt ſie in Ruhe! Sie hat ein gutes Werk an Mir gethan, und Alles, was ſie hatte, daran gewandt, es zu vollbringen. Die Armen habt ihr ja immer um euch, und könnet ihnen, ſo oft ihr wollet, Gutes thun. Mich aber habt ihr nicht immer bei euch. Sie wollte dieſe Salbung erſt an Meinem Begräbnißtage vornehmen: allein ſie konnte ſo lange nicht warten. Darum ſalbet ſie ſchon jetzt Meinen Leib, ehe man ihn noch begräbt. Ich verſichere euch, in der ganzen Welt, wo immer das Evangelium wird verkündet werden, da wird man auch Dieſes, was ſie jetzt an mir gethan hat, ihr zum ſteten Andenken nachrühmen.“

Dieſes Wort Jeſu geht auch jetzt, in dem Augenblicke, da ihr dieſes leſet, in Erfüllung. Das Andenken dieſer Verehrerin Jeſu blieb bis auf dieſen Tag in Ehren. Und das mit Recht! Denn wer den Verehrenswürdigſten aufrichtig verehrt, wird dadurch ſelbſt ehrwürdig. Wer hingegen den Verehrenswürdigſten nicht achtet, verdient Verachtung.

Sobald es bekannt wurde, daß Jeſus in Bethania ſey, kamen ganze Schaaren von Menſchen dahin, nicht nur um Jeſu willen, ſondern auch um den Lazarus zu ſehen, den Jeſus von dem Tode erweckt hatte. Die Hohenprieſter trachteten daher, nicht nur Jeſum, ſondern auch den Lazarus umzubringen, weil viele Iſraeliten, die wegen Lazarus hinausgegangen waren, dann an Jeſus glaubten.

Zu ſo furchtbaren Mordanſchlägen ließen ſich dieſe Prieſter von ihren böſen Leidenſchaften hinreißen! Was iſt es doch Schreckliches um Stolz, Haß und Neid! Je klärer einem hochmüthigen, rachgierigen, neidvollen Menſchen die Wahrheit dargeſtellt wird, deſto wüthender wird er dagegen aufgebracht. Das von Leidenſchaften verdorbene Herz gleicht einem vergifteten Geſchirre; Alles, auch das Köſtlichſte, das man hineingießt, wird darinnen verdorben — und zu Gift.

26. Einige Worte über die Wunder Jeſu.

Wenn je etwas unſerer Aufmerkſamkeit werth iſt, ſo verdienen die wunder- und liebevollen Thaten Jeſu, daß wir ſie noch näher betrachten. Laßt uns daher noch einen Blick auf alle zurück werfen! Sie haben vorzüglich eine dreifache Abſicht.

1. Gott, unſer himmliſcher Vater,

den nie ein menſchliches Auge erblickte, wollte uns in Seinem lieben Sohne Jeſus Chriſtus, Sein treueſtes, vollkommenſtes Ebenbild vor Augen ſtellen.

Die höchſte Weisheit, die heiligſte Güte, die wirkſamſte Macht ſind die Haupteigenſchaften Gottes. Dieſe Weisheit, Güte und Macht leuchtet aus allen Werken Gottes hervor. Die Himmel verkünden Seine Herrlichkeit; Seine Freundlichkeit glänzt in der Sonne, dem Monde, den Sternen; die ganze Erde iſt voll Seines Ruhmes. Von dieſer Weisheit, Güte und Macht zeugen eine Reihe hoher Thaten Gottes, durch die ſich Gott von Erſchaffung der Welt an — in dem Paradieſe, in den Hütten der Patriarchen, in der ganzen wunderbaren Führung des Volkes Iſrael unter Moſes, den Richtern, Königen und Propheten verherrlichte. Allein der Himmel über uns in all ſeiner Pracht, mit der herrlich leuchtenden Sonne, dem ſanft leuchtenden Mond und den funkelnden Sternen, oder mit goldenen und purpurnen Wolken und dem Regenbogen geziert, iſt doch nur gleichſam der Thron Gottes; die Erde in aller Schönheit des Frühlings, mit dem mannigfaltigſten Grün, mit Blüthen und Blumen geſchmückt, iſt nur der Schemel Seiner Füße. Alle die hohen Thaten Gottes unter dem Volke Iſrael, zeigen gleichſam den Finger Gottes. In Jeſus Chriſtus, dem Sohne Gottes, offenbart ſich die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes herrlicher, als in der ganzen Natur, als in der ganzen vorhergehenden Geſchichte Iſraels. Jedes Wort Jeſu iſt göttliche Weisheit, jeder Blick göttliche Huld und Liebe, jeder Wink Allmacht. In Ihm iſt Gott den Menſchen nahe und wandelte in Menſchengeſtalt unter Menſchen; in Ihm blicken wir Gott gleichſam in das Angeſicht.

Hätte eine dieſer Eigenſchaften gefehlt — wäre zum Beiſpiele die Macht, mit der Jeſus handelte, nicht Seiner Güte und Weisheit gleich gekommen; hätte Er blos mit himmliſcher Weisheit geſprochen, die Elenden mit göttlicher Huld angeblickt, aber ſie hülflos liegen laſſen, ſo würde ein Hauptzug in dem ſchönen Bilde fehlen. So aber konnte Jeſus ſagen: „Wie der Vater wirkt, ſo wirke auch Ich!“ So ruft uns jede der Thaten Jeſu zu: So freundlich, ſo herablaſſend, ſo unausſprechlich gütig, ſo des innigſten, herzlichſten Zutrauens würdig iſt der Vater im Himmel, und Der, den Er geſandt hat.

2. Gott wollte Seinem Sohne ein Zeugniß mitgeben, wodurch es allen Menſchen, ohne Unterſchied einleuchtend werden ſollte: Jeſus Chriſtus ſey wirklich von Gott, dem Vater im Himmel, an die Menſchen geſandt.

Den weiſen, erleuchteten Menſchen war die hohe göttliche Weisheit Jeſu, die alle Weisheit der Menſchen übertrifft, ein hinreichender Beweis Seiner göttlichen Sendung. Den reinen, heiligen Seelen war vorzüglich der Anblick Seiner fleckenloſen, mehr als menſchlichen Heiligkeit der rührendſte Beweis, daß Er von Gott geſandt ſey. Den irdiſch geſinnten Menſchen, die für Seine himmliſche Weisheit und Heiligkeit noch nicht Sinn genug hatten, und alſo wohl dem größten Theile des Menſchengeſchlechtes, war Seine hohe Macht gleichſam ein Brief mit großen Buchſtaben und großem Siegel, daß Er der Bevollmächtigte Gottes ſey.

Hätten dieſe Thaten gefehlt, ſo würden wohl unzählige Menſchen nichts Außerordentliches, nichts Bewundernswürdiges an Ihm gefunden haben. Sie würden Seinen weiſen Lehren wenig Gehör, Seinem heiligen Wandel wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt haben. So aber wurden auch die roheſten Menſchen, wenn ſie dieſe Thaten ſahen, von einem heiligen Schauer der Ehrfurcht durchdrungen. Nun erwachten ſie gleichſam aus dem Schlafe, aus der Gefühlloſigkeit für Wahrheit und Tugend. Nun horchten ganze Schaaren aufmerkſam auf jedes Seiner Worte, und nahmen jedes derſelben als ein Wort Gottes an. Nun ſahen ſie erſt auf Seinen Wandel und wurden zur Nachahmung erweckt. Die wunderbaren Wohlthaten, die Er ihnen erwies, bahnten Seiner Lehre, Seinem Beiſpiele erſt den Weg zu ihrem Herzen. Und ließe ſich auch ein ſchöneres, der leidenden Menſchheit angemeſſeneres Mittel denken, die Herzen der Menſchen zu gewinnen, als Freude verbreiten, ihnen Wohlthaten erweiſen? Das freudige dankvolle Herz iſt jedem Guten offener, als dasjenige, das in ſeinem Elende hülflos dahin ſchmachtet.

3. Noch ſollten aber dieſe hohen Thaten Jeſu, nicht nur den Iſraeliten, ſondern dem ganzen in Elend verſunkenen Menſchengeſchlechte eine feierliche Ankündigung der Erlöſung ſeyn.

Die ganze Erde iſt allerdings ein herrlicher Schauplatz der Freundlichkeit Gottes. Allein wir ſehen da doch auch Vieles, das uns die Freundlichkeit Gottes verhüllt; wie finſtere Wolken die Sonne. Es iſt viel Elend hier auf Erden! Die Leiden der Menſchen ſind zahllos wie der Sand am Meere. Wer zählt zum Beiſpiele nur das unüberſehbare Heer von Krankheiten und leiblichen Gebrechen, deren bloßer Anblick uns oft ſchon mit Eckel und Entſetzen erfüllt! Die Einrichtung der Natur, ſo ſehr wir die Weisheit und Güte Gottes darin bewundern müſſen, ſcheint hie und da, beſonders aber in dem edelſten Geſchöpfe auf Erden, dem Menſchen, zerrüttet und nicht ſo, wie ſie ſeyn ſollte. Es kommen Menſchen zur Welt mit Augen, die nicht ſehen, mit Ohren, die nicht hören, mit Zungen, die nicht ſprechen, mit Händen und Füßen, die ſie nicht bewegen können. Schrecklich iſt der Tod ſchon an ſich, und überdies müſſen oft graue Aeltern ihren blühenden Kindern ins Grab nachſehen, oder die liebende, zärtliche Mutter wird in der ſchönſten Blüthe des Lebens ihren zarten Kindern entriſſen. Dieſe Leiden, dieſe Abweichungen von dem ſonſt ſo liebevoll, ſo weiſe geordneten Laufe der Natur konnten die Menſchen, bevor Jeſus erſchien, nie recht mit der ewigen Liebe und Weisheit Gottes zuſammen reimen. Die Erſcheinung des Sohnes Gottes auf Erden aber, die himmliſche Liebe und Erbarmung, womit Er ſegnete, wohlthat, erfreute; die Leichtigkeit, mit der Er machtvoll alle Leiden weghob, und den Lauf der Natur nicht ſtörte, ſondern den geſtörten Lauf der Natur in das rechte Geleiſe brachte, läßt uns die lieblichſte aller Wahrheiten, gleich der ſtrahlenden Sonne, nach zerſtreuten Wolken, in reinem, ungetrübtem Lichte ſehen!

Wir erkennen: Gott iſt die ewige Liebe. Er will nur ſegnen und erfreuen; von Ihm kommt nur Gutes. Die Uebel der Welt kommen urſprünglich nicht von Ihm. Die Sünde iſt der Urſprung alles Uebels, durch ſie wurden die Leiden der Welt erſt nothwendig; ſelbſt der Tod iſt die Folge der Sünde. Dennoch wollte Gott, der Allbarmherzige, die Menſchen ihrem unabſehbaren Elende nicht hülflos überlaſſen. Er trat in das Mittel; Er ſendete ihnen, durchdrungen von inniger Erbarmung, Seinen Eingebornen, und die unzähligen Thaten Jeſu ſind nur die Erſtlinge der großen Errettung, nur der Anfang des Heiles, das Gott in Ihm allen Menſchen bereitete, und es wird — o der ſeligen Hoffnung! — noch der Tag anbrechen, an dem das große Werk der Erlöſung vollendet ſeyn, alles Elend ein Ende haben, jede Thräne des Schmerzens in eine Freudenthräne, jeder Seufzer in lauten Jubel, und aller Jammer in Dank und Anbetung verwandelt wird!

II.

Die letzten Tage vor dem Leiden Jeſu.

27. Feierlicher Einzug Jeſu in Jeruſalem.

Jeſus reiſte am Morgen nach der freundſchaftlichen Abendmahlzeit, die ihm Maria und Martha zu Bethania bereitet hatten, mit Seinen Jüngern nach Jeruſalem. Nicht weit vom Wege, unten an dem Oelberge, lag der Flecken Bethphage. Da ſagte Jeſus zu zwei von Seinen Jüngern: „Geht in dieſen Flecken, der gerade vor euch liegt, hinein. Sobald ihr hinein kommt, ſo werdet ihr eine Eſelin angebunden ſehen, und daneben ihr Füllen, auf dem noch kein Menſch geritten iſt. Dieſes machet los, und führt es Mir hieher. Und wenn euch Jemand fragen wird: Was macht ihr da? Warum machet ihr es los? ſo antwortet ihm nur: Der Herr bedarf es! und da wird man es euch ſogleich laſſen.“

Die Jünger gingen, wie es ihnen Jeſus befohlen hatte, hin, und fanden mit freudigem Erſtaunen Alles gerade ſo, wie Er es ihnen vorhergeſagt hatte. Sobald ſie in den Ort hinein kamen, erblickten ſie die Eſelin und das Füllen, die beide außen neben einer Thüre am Scheideweg, angebunden waren. Sie banden das Füllen los. Diejenigen aus den Umſtehenden, denen es gehörte, ſagten zu ihnen: „Was macht ihr da? Warum machet ihr das Füllen los?“ Die Jünger antworteten: „Weil es der Herr bedarf?“ Da überließen die guten Leute es ihnen, und die Jünger führten das Füllen zu Jeſus.

In jenem Lande war es, ſelbſt unter Königen und Fürſten, die allgemeine Gewohnheit, beſonders zur Zeit des Friedens, auf Eſeln zu reiten; auch bedienten Könige, wenn ſie das erſte Mal feierlich in eine Stadt einzogen, ſich gern derjenigen Thiere, auf denen noch Niemand geritten war. Die Jünger breiteten von ihren Mänteln über den jungen Eſel, und ſetzten Jeſum darauf. Der Weg führte über den Oelberg. Indem nun Jeſus ſo fortritt, und die Höhe des Berges erreichte, wo man die Stadt Jeruſalem vor Augen ſah, da fing bei dem Anblicke der Stadt die ganze Menge Seiner Jünger, und alles Volk, das voranging und nachfolgte, an, vor Freuden laut zu rufen, und Gott wegen aller der Wunderthaten, die Jeſus gethan hatte, zu loben. „Heil dem Sohne Davids!“ riefen ſie. Hochgelobt ſey Er, der jetzt kommt im Namen des Herrn, als unſer König. Hochwillkommen ſey uns das Reich unſers Vaters David, das jetzt herannaht. Heil und Friede vom Himmel herab! Lob und Preis bis zu dem Himmel hinauf! Ehre dem Allerhöchſten!“

Allein Jeſus hatte bei dem Anblicke der Stadt keine ſolche Freude. Er ſah voraus, wie es dieſer Stadt gehen werde, und der künftige Jammer Seiner Feinde durchdrang Ihm das Herz. Da Er die Stadt anſah, weinte Er über ſie. „Ach!“ ſprach Er, daß du es doch erkennen möchteſt, wenigſtens an dieſem deinem Tage, was dir zum Heile iſt! So aber iſt es vor deinen Augen verborgen. Daher werden die Tage über dich hereinbrechen, da deine Feinde einen Wall um dich her aufwerfen, und dich von allen Seiten einſchließen und ängſtigen, und deine Kinder zu Boden treten, und dich bis auf den Grund ſchleifen, und auch nicht einen Stein mehr auf dem andern laſſen werden! Und dies Alles darum, weil du die Tage deiner Heimſuchung — die Tage der angebotenen Gnade — nicht erkennen wollteſt!“

Auch folgende Worte Jeſu drücken Seine gegenwärtige Empfindung ſo ſchön als rührend aus: „O Jeruſalem, Jeruſalem, Stadt, die du Propheten ſteinigeſt, und diejenigen, die Gott zu dir ſendet, ermordeſt! Wie oft habe Ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen unter ihren Flügeln verſammelt — und du haſt nicht gewollt! Sehet, eure Wohnung wird daher auf immer zu einer Wüſte werden!“

Wie elend machen ſich doch die Sünder! Er, der Allmächtige ſelbſt, mit Thränen der Liebe im Auge, kann ſie nicht retten, ſo gern Er wollte, weil ſie ſelbſt nicht wollen! Wie ſchmerzt Jeſum die Sünde! Nicht über Sein bevorſtehendes Leiden, nicht über Seinen nahen, blutigen Tod weinte Er; nur über die Sünde der Menſchen vergießt Er heiße Thränen. O möchte doch unſer Betragen Ihm, der in Aller Herzen blickt und geſtern und heute und ewig Ebenderſelbe iſt, nicht ähnliche ſchmerzhafte Empfindungen verurſachen!

Zu Jeruſalem waren, wegen des Oſterfeſtes ſchon unzählige Menſchen angekommen. Das Volk, welches damals, als Jeſus den Lazarus vom Tode erweckt hatte, zugegen geweſen, hatte dieſe That überall in Jeruſalem bezeugt. Als nun die Leute hörten, Jeſus nähere ſich der Stadt, ſo nahmen ſie grüne Palmzweige in die Hand und zogen Ihm in großer Menge entgegen, auch riefen ſie alle: „Heil Ihm! Hochgelobt ſey Er, der da kommt, im Namen des Herrn, der König Iſraels!" Sehr viele breiteten ihre Oberkleider über den Weg aus; andere aber hauten grünende Zweige von den Bäumen, und beſtreuten die Straße damit, wie es damals bei dem Einzuge geliebter Fürſten der Brauch war.

Da nun Jeſus, von dieſer Menge Volkes begleitet, Jeruſalem erreichte, und durch das Thor einzog, kam die ganze Stadt in Bewegung. Jedermann fragte: „Wer iſts denn, der jetzt kommt?" Die Volksſchaaren, die vorausgingen, antworteten: „Jeſus iſt es, der Prophet von Nazareth in Galiläa!" Die Phariſäer aber ſagten voll Aerger und Verdruß zu einander: „Da ſeht ihr's nun, daß ihr nichts ausrichtet! Seht nur, alle Welt lauft Ihm ja nach."

Jeſus ging geradezu in den Tempel, und fing da ſogleich an, alle Käufer und Verkäufer, die ſich, ſeitdem Er ſie das erſte Mal vertrieb, bereits wieder zahlreich eingefunden hatten, abermals aus dem Tempel zu vertreiben. „Es ſteht geſchrieben, ſprach Er zu ihnen: Mein Haus ſoll ein Bethaus für alle Völker ſeyn; ihr habt aber eine Räuberhöhle daraus gemacht."

Die Blinden und Lahmen, die ſich gewöhnlich in Menge vor den Pforten des Tempels aufhielten, um die Vorübergehenden um Almoſen zu bitten, kamen zu Ihm in den Tempel, und Er heilte ſie alle. Das Volk war darüber hoch erfreut, und der Tempel wiederhallte von Jubel und Lobpreiſung Gottes. Sogar die Kinder, die Jeſum herzlich liebten, und ſich der geretteten Menſchen freuten, frohlockten und riefen: „Heil dem Sohne Davids!“

Da nun die Hohenprieſter und Schriftgelehrten dieſe Wunderthaten mit Augen ſahen, und dieſe Lobpreiſungen hörten, wurden ſie ſehr aufgebracht. Denn ſtolze Menſchen kränkt nichts ſo ſehr, als wenn ſie andere müſſen loben hören. Einige ſprachen daher zu Ihm, indem ſie auf die Kinder zeigten: „Hörſt Du, was dieſe hier ſagen?“ Jeſus, der an der unſchuldigen Freude der Kinder herzliches Wohlgefallen hatte, antwortete: „Ich höre es wohl!“ Habt ihr aber nie in der Schrift geleſen, was hier wohl recht zutrifft: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge haſt Du Dir Lob bereitet.“ Andere ſagten zu Jeſus: „Meiſter! wehre doch Deinen Jüngern ab!“ Jeſus aber ſprach zu ihnen: „Ich verſichere euch, wenn auch dieſe ſchweigen, ſo würden die Steine rufen!“

Dieſe Geſchichte iſt beſonders wichtig und lehrreich für uns. Jeſus mußte nach dem Willen des Vaters im Himmel, und nach der Vorherverkündigung der Propheten ſich der Stadt Jeruſalem einmal öffentlich und feierlich, als den Meſſias, den König Iſraels, zu erkennen geben. Und wie beſcheiden hat Er nun dieſes gethan!

Wir erblicken an Ihm ein Bild der Demuth und jeder ſchönen, menſchlichen Tugend. Obgleich Sein Einritt in die Stadt dem triumphirenden Einzuge eines Königes gleichet, ſo ſehen wir an Ihm doch nichts von irdiſcher Pracht, ja vielmehr Dürftigkeit und Armuth. Anſtatt eines kriegeriſchen Roſſes, erblicken wir ein friedliches Laſtthier, und anſtatt blitzender Schwerter — grüne Palmzweige. Sanftheit und Milde, Demuth und Liebe kleideten Ihn herrlicher, als der königliche Purpur Ihn geſchmückt hätte. Anſtatt der Edelſteine und Perlen ſchimmern die Thränen des zärtlichſten Mitleids in Seinen Augen. Sein Lob erſchallt aus dem Munde des armen Volkes, deſſen Elend Er gehoben hat, und Sein Ruhm ertönt von den Lippen ſchuldloſer Kinder.

Mit dieſen menſchlichen Tugenden vereint Er göttliche Würde. Sein allſehender Blick umfaßt das Größte und Kleinſte, ſieht die Geſinnungen entfernter Menſchen, das Thier, das dort an eine Thüre gebunden iſt, und den künftigen Untergang und den ganzen ungeheuren Schutt der großen Königsſtadt. Er gebietet mit einer Allmacht, daß auch die roheſten Menſchen, die durch Kaufen und Verkaufen den Tempel entweihten, wider ihren Willen Seinen Worten gehorchen müſſen, und daß auf Seinen Wink die Augen der Blinden ſich öffnen, und Lahme aufſpringen. Sein Innerſtes bewegt ſich von unendlicher Liebe. Nicht Gold und Silber — Licht und Kraft ſind die königlichen Geſchenke, die Er bei Seinem Einzuge austheilt.

Das Volk, das Ihn unaufgefordert und frohlockend zum König ausrief; die Kinder, die in dieſen Jubel mit einſtimmten; die Jünger, die Ihm das Laſtthier, welches Ihm die Vorſehung an den Weg hingeſtellt hatte, herbeiführten, halfen, ohne es zu wiſſen, alle zuſammen, das alte ehrwürdige Wort des Propheten bis auf den kleinſten Umſtand zu erfüllen: „Fürchte dich nicht, du Tochter Sion! Frohlocke und juble, du Tochter Jeruſalem! denn ſieh, dein König kommt zu dir voll Sanftmuth. — Er, der Gerechte, und der Erlöſer! Sieh! Er iſt arm und reitet auf dem Füllen einer Eſelin, dem Jungen des Laſtthieres. Er wird den Völkern Heil verkünden, und Seine Macht wird von einem Meere bis zum andern reichen, (ſich über alle Länder, die das Meer umſchließt, ausbreiten).“

28. Stimme vom Himmel zur Verherrlichung Jeſu.

Die prophetiſchen Worte, durch Jeſus werde allen Völkern Heil widerfahren und ſeine Herrſchaft werde von allen Ländern der Erde anerkannt werden, fingen jetzt ſchon an in Erfüllung zu gehen. Eben jetzt, da Schaaren aus dem Volke der Juden Ihn frohlockend zum Könige ausriefen, verlangten auch einige Anbeter Gottes aus den Völkern der Heiden, die auf das Feſt gekommen waren, um im Vorhofe des Tempels anzubeten, Jeſum von Angeſicht zu ſehen und Ihn näher kennen zu lernen.

Sie waren Griechen, traten zu Philippus, baten ihn und ſprachen: „Herr, wir möchten Jeſum ſehen.“ Philippus ſagte es dem Andreas, und Beide ſagten es Jeſu. Jeſus wußte, daß Er nach wenigen Tagen am Kreuze ſterben werde, um Juden und Heiden ſelig zu machen, und daß Er durch Seinen Tod in Seine Herrlichkeit eingehen werde; daher ſprach Er: „Die Stunde iſt gekommen, daß der Menſchenſohn verherrlicht werde. Wahrlich, wahrlich ſag' Ich euch, wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und ſtirbt, ſo bleibt es allein; wenn es aber ſtirbt, ſo bringt es viele Frucht.“

„Meine Seele iſt betrübt, ſprach Er, indem Er Seiner bevorſtehenden Leiden und Seines nahen Todes dachte. Vater, errette mich aus dieſer Stunde. Doch dazu (zu Deiner Verherrlichung und dem Heile der Menſchen) bin ich in dieſe Stunde gekommen! Vater! Verherrliche Deinen Namen!“

Da kam eine Stimme vom Himmel und rief: „Ich habe ihn verherrlichet und werde ihn ferner verherrlichen.“

Wie bei der Geburt Jeſu ſich die frommen Hirten und die Weiſen aus Morgenland — Juden und Heiden — einfanden, ſo bezeigten Ihm vor Seinem nahen Tode Juden und Heiden ihre Ehrfurcht. Wie Jeſus damals, als Er durch die Taufe zu dem Berufe Seines Lebens auf Erden eingeweihet worden, eine Stimme vom Himmel gekommen, ſo ließ dieſe Stimme Gottes jetzt, da Sein Leiden anfing, ſich wieder vernehmen. Seine vertrautern Jünger, die Ihn auf dem Berge in Seiner Verklärung geſehen hatten, kannten dieſe Stimme wohl. Andere ſprachen: Ein Engel hat mit Ihm geredet. Noch Andere, die für dieſe Stimme vom Himmel keinen Sinn hatten, ſie nicht verſtanden oder nicht verſtehen wollten, ſagten, es habe gedonnert.

Jeſus aber ſprach zu Seinen Jüngern, und zu den gutgeſinnten Iſraeliten und Griechen: „Dieſe Stimme iſt nicht um Meiner, ſondern um eurer Willen gekommen. Jetzt ergeht das Gericht über die Welt; jetzt wird der Fürſt dieſer Welt hinausgeſtoßen werden.“ (Jetzt, da mein Tod naht, werden die Menſchen erlöst und dem Satan wird alle Macht über ſie genommen werden.) „Ich aber werde, wenn Ich erhöht bin, Alle

(Juden und Heiden) zu Mir ziehen.“ Dies ſagte Jeſus von Seiner Erhöhung am Kreuze — und auch zur Rechten des Vaters. Schon damals glaubten viele Iſraeliten, ſogar viele von den Oberſten des Volkes, obwohl dieſe, aus Furcht vor den Phariſäern es nicht öffentlich bekannten, an Ihn. Wie viele Griechen, Römer und andere Heiden in der Folge an Ihn gläubig wurden, werden wir weiterhin hören.

Die Worte, die Jeſus in dieſen heiligen Augenblicken noch ferner geſagt hat, ſind für uns höchſt denkwürdig. Nicht nur gilt das Gleichniß von dem Weizenkörnlein auch von uns, von unſerm Tode und unſerm Wiederaufleben. Jeſus ſprach noch ausdrücklich: „Wer ſeine Seele liebt, der wird ſie verlieren.“ (Wer ſein zeitliches Leben zu ſehr liebt, wird an dem ewigen Leben keinen Theil haben.) „Wer aber ſeine Seele in dieſer Welt haſſet, der wird ſie zum ewigen Leben bewahren.“ (Wer ſein irdiſches Leben im Vergleich mit dem ewigen Leben gering achtet, der nur wird zum ewig ſeligen Leben gelangen.)

„Wenn Mir Jemand dienen will, der folge Mir nach; und wo Ich bin, wird auch mein Diener ſeyn. Wer Mir dienet, den wird mein Vater ehren.“

Wenn wir Jünger Jeſu ſeyn, und Ihm nachfolgen wollen, ſo müſſen wir bereit ſeyn, auf

Erden zu leiden und zu ſterben wie Er; nur dann werden wir an Seiner Verherrlichung im Himmel Theil haben.

29. Drei der denkwürdigſten Gleichniſſe Jeſu.

1. Jeſus lehrte Morgens in dem Tempel, in den eben die aufgehende Sonne hereinſchien und die geſchliffenen Marmorſteine und goldenen Verzierungen desſelben beleuchtete. Da ſprach Jeſus: „Ich bin das Licht der Welt. Wer Mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finſtern, ſondern er wird das Licht des Lebens haben. Ich bin gekommen in die Welt als das Licht, damit, wer an Mich glaubt, nicht in der Finſterniß bleibe. Glaubet an das Licht, damit ihr Kinder des Lichtes ſeyd.“

Was die Sonne der Welt iſt, das iſt Chriſtus dem Menſchengeſchlechte. Die Sonne bringt mit ihrem freundlichen Lichte tauſendfältigen Segen über die Erde — erhellt, erwärmt, belebt Alles. Ohne Sonne würde die Welt in Nacht, Kälte und Tod verſinken. Chriſtus iſt durch Seine Lehre, die uns erleuchtet, durch Sein Beiſpiel, das zu allem Guten erwärmt, durch Seinen heiligen Geiſt, der zu jeder ſchönen That belebt, die Sonne der Menſchheit. Ohne Chriſtus wäre unſer Innerſtes — eine Welt ohne Sonne.

2. Die Iſraeliten waren meiſtens Hirten; ſie trieben ganze Heerden Schafe und Lämmer nach Jeruſalem und opferten ſie in dem Tempel. Jeſus trug ihnen daher während des Feſtes das ſchöne Gleichniß vor: „Ich bin der gute Hirt, ſprach Er: Ich kenne Meine Schafe und ſie kennen Mich. Meine Schafe hören Meine Stimme und folgen Mir nach. Ein guter Hirt läßt ſein Leben für ſeine Schafe. Ein Miethling aber, der nicht Hirt iſt, und dem die Schafe nicht eigen ſind, ſieht den Wolf kommen, und verläßt die Schafe, und entflieht, und der Wolf ergreift die Schafe und zerſtreut ſie. Ich gebe Mein Leben für Meine Schafe. Ich gebe ihnen das ewige Leben. Sie werden ewig nicht verloren gehen. Niemand wird ſie Meiner Hand entreißen. Auch habe Ich noch andere Schafe, die nicht aus dieſem Schafſtalle ſind. Und auch dieſe werde Ich noch herbeiführen, und ſie werden Meine Stimme hören, und es wird Eine Heerde und Ein Hirt werden.“

Ein guter Hirt iſt den Schafen Alles. Er kennet alle und nennt ſie mit Namen; er ruft ihnen mit freundlicher Stimme; er leitet ſie mit ſanftem Hirtenſtabe, führt ſie auf ſchöne grüne Weiden und an friſche Quellen; er wacht über alle, ſucht die verlornen auf, beſchützt alle vor wilden Thieren, und gibt ſelbſt das Leben für ſie.

Was ein guter Hirt ſeiner Heerde iſt, das will Jeſus der ganzen Menſchheit ſeyn. Möchten nur alle Menſchen Seine Stimme hören — damit ſo, wie nur Ein Hirt iſt, auch nur Eine Heerde werde!

Ein Lamm braucht nur zu folgen; dann ſorgt ſchon der Hirt für Alles. Und wirklich iſt es auch das ſanfteſte, leitſamſte Geſchöpf. Ob es gleich nur ein Thier iſt, ſo kennet es doch ſeinen Hirten, hört nicht auf fremde, ſondern nur auf ſeine Stimme, folgt ihm nach und läßt ſich von ihm leiten, wohin er nur will. So ſollen auch wir uns ganz an Jeſus hingeben. Der Menſch, der ſich von Ihm trennt, gleicht dem armen, wehrloſen Lämmchen, das ohne Hirten in einer ſchauerlichen Wildniß voll Wölfe irrt. Es iſt keinen Augenblick ſicher ein Raub des Verderbens zu werden.

3. Noch ein Gleichniß trug Jeſus ſchon früher am Feſte der Laubhütten vor. Dieſes Feſt wurde in dem Tempel beſonders herrlich gefeiert. Zum dankbaren Andenken, daß einſt das Volk Iſrael in Hütten von laubreichen Baumäſten gewohnt hatte, und daß Gott ihm in der Wüſte aus dem dürren Felſen eine Quelle entſpringen ließ, waren alle Pforten und Säulen des Tempels mit grünem Laubwerke verziert, und alles Volk ſchöpfte Waſſer aus der Quelle zu Siloe, goß einen Theil davon als ein Dankopfer am Altare aus, und

trank den andern Theil, unter dem freudigen Ausrufe der Worte des Propheten: „Wer dürſtet, der wird erquickt aus der Quelle des Heils.“

Da trat Jeſus an einen Ort, wo alles verſammelte Volk Ihn ſehen konnte, und rief mit lauter Stimme: „Wer da dürſtet, der komme zu Mir, und trinke. Wer an Mich glaubt, an dem wird erfüllt werden, was die Schrift ſagt: „Ströme lebendigen Waſſers werden ſich aus ſeinem Innerſten ergießen.“

Durch dieſes Gleichniß von einer lebendigen Quelle wollte uns Jeſus begreiflich machen: Was der Geiſt, den Er Allen, die wahrhaft an Ihn glauben, mittheilen will, für eine große Wohlthat ſey. Wer eine lebendige, immerfließende Quelle bei ſeiner Wohnung hat, der darf nie Durſt leiden und auch zur Zeit der Dürre wird dennoch Alles ringsumher grünen und blühen, und reichliche Früchte bringen. Wer den Geiſt Jeſu hat, der hat die Quelle des Heils in ſich, die ewig unerſchöpflich iſt, die ſeinen Durſt nach Heiligkeit und Seligkeit ſtillt, und es ihm — wenn auch die Welt rings um ihn her einer dürren traurigen Wüſte gleicht — doch nicht an innerem Troſte fehlen läßt.

30. Jeſus Chriſtus, das Brod des Lebens.

Wie Jeſus in der Wüſte wenige Brode ſo vermehrt hat, daß viele tauſend Menſchen ſich davon ſatt eſſen konnten, haben wir bereits oben gehört. Als Jeſus damals, ſogleich am folgenden Tage, ſich in der Synagoge zu Kapharnaum befand, ſammelte ſich bald wieder eine Menge Leute aus der ganzen Gegend, die Ihn überall geſucht hatten, um Ihn. Jeſus, der in ihre Herzen blickte, ſprach zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, Ich ſage euch, ihr ſuchet Mich nicht, weil ihr dieſes Wunder geſehen, ſondern weil ihr von dem Brode gegeſſen habt, und ſatt geworden ſeyd. Bemühet euch doch nicht ſo um vergängliche Speiſe, ſondern vielmehr um die Speiſe, welche bleibt zum ewigen Leben und welche der Menſchenſohn euch geben wird; den Dieſen hat der Vater mit Seinem Siegel dazu beglaubiget.“ Die Wunder Jeſu waren gleichſam Siegel und Brief, daß Er vom Vater geſandt ſey.

Da ſagten ſie zu Ihm: „Was ſollen wir denn thun, daß wir Werke Gottes vollbringen?“

Jeſus antwortete und ſprach: „Das iſt das Werk Gottes, daß ihr an Den glaubet, Den der Vater geſandt hat.“

Sie ſagten zu Ihm: „Was für ein Zeichen thuſt Du, an dem wir erkennen und Dir glauben, Du ſeyeſt von Gott geſandt? Unſere Väter haben in der Wüſte das Manna gegeſſen, wie geſchrieben ſteht: Er hat ihnen Brod vom Himmel zu eſſen gegeben. Was wirkeſt nun Du?"

Da ſprach Jeſus zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, ſag' Ich euch, nicht Moſes hat euch das rechte Brod vom Himmel gegeben, ſondern Mein Vater gibt euch das wahre Himmelbrod, das Brod Gottes, welches vom Himmel herab gekommen iſt und der Welt das Leben gibt."

Sie meinten, Jeſus rede doch nur von einem Brode, das, wiewohl auf wunderbare Weiſe, zur Nahrung des Leibes diene, und ſagten zu Ihm: „Herr! gib uns für immer ſolches Brod."

Nun ſprach Jeſus zu ihnen: „Ich bin das Brod des Lebens. Wer zu Mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an Mich glaubt, den wird nimmermehr dürſten. Ich bin vom Himmel herabgekommen, damit Ich den Willen Desjenigen vollbringe, der Mich geſandt hat. Das iſt aber der Wille Meines Vaters, der Mich geſandt hat, daß jeder, welcher den Sohn ſieht und an Ihn glaubt, das ewige Leben habe, und Ich ihn auferwecke am jüngſten Tage."

Da murrten die Juden darüber, daß Er geſagt hatte: „Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen iſt.“

Jeſus aber wiederholte die Worte: „Wahrlich, wahrlich, Ich ſage euch: Ich bin das Brod des Lebens. Wer an Mich glaubt, hat das ewige Leben. Eure Väter in der Wüſte haben das Manna gegeſſen, und ſind geſtorben. Dieſes Brod aber iſt vom Himmel herabgekommen, damit, wer davon iſſet, nicht ſterbe.“ „Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel herabgekommen iſt, damit, wer davon iſſet, nicht ſterbe. Wer von dieſem Brode iſſet, wird ewig leben. Das Brod aber, das Ich für das Leben der Welt hingeben werde, — iſt Mein Fleiſch.“

Jeſus redete hier erſtens von Seiner Menſchwerdung und von Seinem Tod am Kreuze, und zweitens von dem heiligen Geheimniſſe Seines Fleiſches und Blutes, das Er am letzten Abendmahle einzuſetzen im Sinne hatte.

Was Jeſus unter dem Ausdrucke: „Mein Fleiſch“ verſtehe, ſagt uns der heilige Evangeliſt Johannes ſogleich im Eingange ſeines Evangeliums: „Und das Wort iſt Fleiſch geworden, und hat unter uns gewohnet; und wir haben Seine Herrlichkeit geſehen, die Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“

Johannes nennt den Sohn Gottes das Wort, das „im Anfange war, und bei Gott war, und Gott war.“ Wie das Wort eines Menſchen, geſchrieben oder geſprochen, den Gedanken des Menſchen ſichtbar oder hörbar darſtellt, ſo hat Gott ſich in Seinem Sohne geoffenbart.

Johannes nennt die menſchliche Natur Fleiſch — ein Ausdruck, der in der heiligen Schrift öfter vorkommt, zum Beiſpiele: „Alles Fleiſch wird das Heil Gottes ſehen.“ Das heißt: Allen Menſchen wird von Gott Heil widerfahren. Jeſus ſelbſt nannte die menſchliche Natur Fleiſch und Blut, indem Er zu Petrus, der Ihn zuerſt als den Sohn Gottes anerkannte und bekannte, geſagt hatte: „Fleiſch und Blut haben dir dies nicht geoffenbart, ſondern Mein Vater, der im Himmel iſt.“

Indem alſo Johannes ſagte: „Das Wort iſt Fleiſch geworden“ wollte er nichts anders ſagen, **als der Sohn Gottes iſt Menſch geworden: Er hat die menſchliche Natur angenommen, um den Menſchen Seine und Seines Vaters Herrlichkeit zu offenbaren.**

Der Sohn Gottes wandelte in Menſchengeſtalt unter Menſchen, um zu den Menſchen von Angeſicht zu Angeſicht zu reden; um ihnen den Willen des Vaters zu offenbaren und ſie göttliche Wahrheit zu lehren; um ihnen in Seinem reinen heiligen Lebenswandel ein Vorbild der Heiligkeit,

und in Seinen wundervollen Thaten die Gnade und Erbarmungen Gottes ſichtbar vor Augen zu ſtellen, um aus Liebe zu den Menſchen zu leiden und zu ſterben, Seinen Leib an das Kreuz heften zu laſſen und Sein Blut zu vergießen.

Schon Seine Erſcheinung auf Erden brachte neues Leben unter die Menſchen — Freude, Troſt, Verlangen heilig zu leben. Alle Gute freuten ſich Seiner. Schon bei Seiner Geburt kündeten die Engel den Erlöſer an, als eine große Freude, die da werden ſolle allem Volke. Wie freuten ſich darüber die Hirten, die Weiſen aus Morgenland, der fromme Greis Simeon, der nun gerne ſterben wollte, da er dieſes göttliche Kind noch erblickt hatte. Immer war Jeſus von Schaaren der Menſchen umgeben, und Alle an Leib und Seele Bedrängte fanden Hülfe und Troſt bei Ihm. Kranke wurden geſund, ja ſogar Todte wurden wieder lebendig. Mit welchem heiligen Entzücken erblickten die drei Jünger Ihn in Seiner Verklärung auf dem Berge, und dünkten ſich ſchon in den Himmel verſetzt! Alle, die Jeſum kennen lernten und an Ihn glaubten, lebten neu auf. Ja die Menſchwerdung des Sohnes Gottes gab der in Abgötterei und Laſterhaftigkeit erſtorbenen Menſchheit, in allen Welttheilen, ſchon ſeit Jahrhunderten her, neues Leben; Millionen von Menſchen kamen zu hellerer Erkenntniß Gottes und zu edleren Geſinnungen, und fingen ein neues, Gottgefälliges Leben an. Schon in dieſem Sinne war Jeſus, der die Menſchen leiblich und geiſtig neubelebte, das Brod des Lebens, Himmelbrod, göttliches Brod.

Doch ſo weit konnten die Juden noch nicht ſehen; ja ſie begriffen ſogar von Dem, was ſie bereits mit Augen geſehen hatten, und wohl hätten begreifen können, zur Zeit noch nichts. Sie ſtritten unter einander über die Worte Jeſu: „Das Brod, das Ich für das Leben der Welt hingeben werde, iſt mein Fleiſch.“

„Wie kann uns dieſer Sein Fleiſch zu eſſen geben?“ ſagten ſie. Sie meinten, in ihrem rohen Sinne, Er wolle ihnen Sein Fleiſch ſo zu eſſen geben, wie man jedes andere gewöhnliche Fleiſch ißt. Sie verſtanden nicht, Er rede davon, daß Er, der von Ewigkeit bei dem Vater war, Fleiſch und Blut angenommen habe, um den Menſchen ewiges Leben zu geben.

Jeſus aber ſprach in dieſem höhern Sinne noch nachdrücklicher zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, ſage Ich euch, wenn ihr das Fleiſch des Menſchenſohnes nicht eſſen, und ſein Blut nicht trinken werdet, ſo werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer Mein Fleiſch ißt, und Mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und Ich werde ihn am jüngſten Tage auferwecken. Denn Mein

Fleiſch iſt wahrhaft eine Speiſe und Mein Blut iſt wahrhaft ein Trank. Wer Mein Fleiſch ißt, und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm. Gleichwie der Vater, der Mich geſandt hat, lebt und Ich durch den Vater lebe, ſo wird der, welcher Mich ißt, durch Mich leben.“

Und dieſe *innigſte Vereinigung mit Ihm*, der um uns das Leben zu geben, Fleiſch und Blut angenommen hat, und Seinen Leib an das Kreuz heften ließ und Sein Blut vergoß zu Vergebung der Sünden, geſchieht in dem *heiligſten Sakramente des Altars*. Es iſt nicht genug, um das ewige Leben zu erlangen, daß wir von dem Leben, Leiden und Tode Jeſus, von Seiner Auferſtehung und Erhebung in den Himmel hören und reden und daran glauben; wir müſſen noch in nähere Gemeinſchaft mit Ihm kommen, und, wie Er ſelbſt ſagt, in Ihm bleiben und Er in uns. Wie das Brod dieſer Erde unſern Leib nicht ernähren und am Leben erhalten kann, wenn wir blos davon hören und reden, ſo müſſen wir auch das Himmelbrod genießen, damit in unſerer Seele das rechte geiſtige Leben genährt werde. Deßhalb ſprach der Menſchgewordene Sohn Gottes von ſich ſelbſt, auf das heiligſte Sakrament des Altars hindeutend: „Dieß iſt das Brod, welches vom Himmel herab gekommen iſt; wer dieſes Brod ißt, wird ewig leben.“

Viele von Seinen Jüngern ſprachen bei ſich ſelbſt: „Dieſe Rede iſt hart, und wer kann ſie hören?“ Jeſus aber, der ihre Gedanken wußte, ſprach: „Der Geiſt iſt es, der lebendig macht; das Fleiſch nützet nichts. Die Worte, die Ich zu euch geredet habe, ſind Geiſt und Leben.“

Die heiligen Kirchenlehrer Chryſoſtomus, Theophylus und Auguſtinus legen dieſe Worte ſo aus, Jeſus habe damit ſagen wollen: „Meine Worte ſind nicht in fleiſchlichem, ſondern in geiſtigem Sinne zu verſtehen. Das Fleiſch ohne den Geiſt könnte nicht beleben; der Geiſt macht lebendig. Ich ſelbſt werde auf eine geheimnißvolle, wiewohl wirkliche, wahrhaftige Weiſe (unter den Geſtalten Brodes und Weines) von euch genoſſen, eurer Seele das rechte Leben geben. Ein Geheimniß werde Ich euch geben, das im wahren Sinne genommen, euch geiſtiges Leben geben wird. Obwohl es ſichtbar gefeiert werden muß, darf es nur als ein Unſichtbares verſtanden werden.“

Von dieſer Zeit an verließen Ihn viele Seiner Jünger und wandelten nicht mehr mit Ihm. Da ſprach Jeſus zu den Zwölfen: „Wollet auch ihr weggehen!“ Petrus, der den Sinn der Worte Jeſu tiefer erfaßt hatte, antwortete im Namen der übrigen: „Herr, zu wem ſollten wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens. Wir haben erkannt und geglaubt, daß Du Chriſtus der Sohn Gottes biſt.“

31. Der Zinsgroſchen.

Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende lehrte Jeſus in dem Tempel. Die Hohenprieſter und Schriftgelehrten lauerten Ihm auf jedes Wort, und waren nur immer auf eine Gelegenheit bedacht, wie ſie Ihn heimlich, etwa zu Nacht, um das Leben bringen könnten. Denn es öffentlich zu thun, fürchteten ſie ſich, weil das ganze Volk Ihn ſehr gern hörte und Viele Ihn für den Meſſias hielten. Allein ſobald es Abend wurde, verließ Jeſus mit Seinen zwölf Jüngern die Stadt, und ging nach Bethanien, oder an den Oelberg hinaus und übernachtete dort an einem Orte, wo die Hohenprieſter Ihn nicht zu finden wußten.

Da gingen ſie nun hin, und hielten Rath, wie ſie Ihn wenigſtens in der Rede fangen könnten. Nachdem ſie Alles wohl überlegt hatten, ſchickten ſie die ſchlaueſten und verſchlagenſten aus ihren Jüngern, die ſich recht fromm ſtellen konnten, mit einer Fangfrage an Ihn ab. Denn ſelbſt zu gehen, hielten ſie nicht für rathſam, weil ſie wußten, daß Jeſus ſie ſchon kenne, und ihnen alſo nicht mehr trauen werde. Die Anhänger des Herodes mußten mitgehen, damit, wenn die Sache vor den Landpfleger gebracht würde, dann bei dem Verhöre ſogleich Zeugen bei der Hand wären.

Die Jünger der Phariſäer kamen alſo zu Jeſus, thaten, als hätten ſie eine große Gewiſſensſache auf dem Herzen, und ſagten mit anſcheinender Lernbegierde und verſtellter Treuherzigkeit zu Ihm: „Lehrer! wir wiſſen, daß Du wahrhaft biſt, recht urtheileſt und nach Niemanden etwas frageſt. Denn Du achteſt das Anſehen der Perſon nicht, und lehreſt den Weg Gottes nach der Wahrheit. Darum ſage uns doch Du, was dünkt Dich: Iſt's recht, dem Kaiſer den Zins zu geben — oder ſollen wir ihn nicht geben?“

Die Frage war wirklich ſehr ſchlau. „Denn, dachten die Phariſäer, Er mag nun Ja oder Nein antworten, ſo haben alle Mal wir gewonnen. Sagt Er Ja — ſo wird das Volk Ihn nicht mehr für den Meſſias halten, weil es dem Kaiſer den Zins nur mit Unwillen bezahlt, und von dem Meſſias Erlöſung von jedem fremden Joche erwartet. Sagt Er aber Nein — ſo wird der Landpfleger Ihn als einen Volksaufwiegler ergreifen, und mit dem Tode beſtrafen. Es kann alſo unmöglich fehlen; denn Ja oder Nein muß Er doch ſagen.“ Die Volksmenge wartete mit geſpannter Aufmerkſamkeit, was Jeſus antworten werde.

Allein ein freundliches Geſicht und eine ſcheinheilige Miene kann Jeſum nicht betrügen. Er merkte ihre Bosheit, Liſt und Verſtellung, und gab ihnen ſogleich einen Beweis, daß Er aufrichtig die Wahrheit ſage und die Perſon nicht achte. Er ſprach zu ihnen: „Ihr Heuchler, was verſucht ihr Mich! — Doch, zeiget Mir die Zinsmünze. Ich will ſie ſehen.“ Sie reichten Ihm einen Groſchen hin. Nun hielt Er ihnen die Münze vor die Augen, und ſprach zu ihnen: „Weſſen iſt das Bild und die Umſchrift?“ Sie antworteten: „Des Kaiſers.“ Da ſprach Jeſus: „Nun denn! So gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt — und Gott, was Gottes iſt.“

Es iſt gerade ſoviel, als wenn Jeſus geſagt hätte: Wie kann man doch noch fragen, ob der Zinsgroſchen dem Kaiſer gebühre, da doch ſein Bild darauf ſteht, und die Umſchrift es ſchon ſagt? Ihr habt den Kaiſer, indem ihr ihm das landesherrliche Recht, Geld zu ſchlagen, zugeſtanden habt, und bald kein anderes Geld mehr führt, als das ſeinige, für euren Landesherrn anerkannt. Erfüllt alſo gegen ihn die Pflichten eines Unterthans. Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt — Ehrfurcht, Gehorſam, Abgaben.

Wie nun aber der Kaiſer auf dieſe Silbermünze ſein Bild prägte, und ſeine Umſchrift darauf ſetzte, und ſie alſo dem Kaiſer angehört, ſo iſt der Menſch nach Gottes Bild geſchaffen, und Gottes Geſetz iſt ihm in das Herz geſchrieben; er iſt daher Gottes Eigenthum. Der Menſch ſoll alſo ſich als Gottes Angehörigen betrachten, ſeines Gottes nicht vergeſſen, Gott geben, was Gottes iſt – Anbetung, Unterwürfigkeit, Vertrauen.“

Welch eine Antwort voll göttlicher Weisheit und Liebe! Die Hohenprieſter und Phariſäer, dieſe eingebildeten Heiligen, fragten Ihn, den göttlichen Lehrer über Geldſachen, und wollten Ihn dadurch in Unglück bringen; Er aber will nichts, als ſie ſelig machen, und zeigt ihnen liebevoll den einzigen Weg zu ihrem wahren Glücke.

An dieſer unübertrefflich ſchönen Antwort, die ihnen durchaus unerwartet kam, wußten ſie nun vor dem Volke nichts auszuſetzen. Vielmehr waren ſie darüber erſtaunt und verſtummten.

32. Die Sünderin, die man ſteinigen wollte.

Die Schriftgelehrten und Phariſäer hatten einmal noch einen andern Verſuch gemacht, Jeſum zu einem Ausſpruche zu verleiten, durch den Er ſich bei dem Volke der Juden um Sein Anſehen bringen, oder gar ſich dem Römiſchen Landpfleger als ein Aufrührer zeigen müſſe. Wir ſehen daraus, wie aus der Geſchichte vom Zinsgroſchen, daß dieſe feindſeligen, böſen Menſchen alle erſinnliche Liſt aufboten, Ihn ins Verderben zu ſtürzen.

Jeſus war ſchon mit Anbruch der Morgenröthe in den Tempel gekommen. Eine große Menge Volkes war um Ihn verſammelt. Er hatte ſich eben niedergeſetzt und angefangen zu lehren — da entſtand plötzlich ein großer Lärm. Die Schriftgelehrten und Phariſäer brachten ein Eheweib, das die eheliche Treue gebrochen hatte, ſtellten es mitten in die Verſammlung, und ſprachen zu Jeſus: „Lehrer! Moſes hat uns in dem Geſetze geboten, eine ſolche Sünderin zu ſteinigen. Was ſagſt nun Du dazu?“

Sie hatten dieſes Weib aufgegriffen, und dieſe ſchlaue Frage an Ihn geſtellt, weil ſie, wie bei der Frage vom Zinsgroſchen, dachten: Was Er auch antworten wird — Ja oder nein! — ſo können wir Ihm aus Seiner Antwort jedes Mal ein Verbrechen machen. Sagt Er: „Ja, ſteinigt ſie!“ — ſo verklagen wir Ihn bei dem Landpfleger, der allein in dem Lande die höchſte Gewalt über Leben und Tod im Namen des Kaiſers ausübt, und jeden Eingriff in die Rechte des Kaiſers ſtreng beſtraft. Sagt Er aber: „Nein, ſteiniget ſie nicht!“ ſo klagen wir Ihn bei dem Volke als einen Verächter des Moſes und Uebertreter des Geſetzes an, und bringen das Volk wohl gar dahin, Ihn zu ſteinigen.

Alles Volk wartete begierig auf die Entſcheidung, und viele waren wohl ſchon bereit, auf den Ausſpruch Jeſu hin, ſogleich zu den Steinen zu greifen. Jeſus ſchwieg, bückte ſich nieder, und fing an mit dem Finger auf die Erde zu ſchreiben. Die Schriftgelehrten und Phariſäer aber drangen mit Fragen immer heftiger in Ihn. Da richtete ſich Jeſus wieder auf, ſah ſie mit einem Blicke an, der ihnen in das Herz drang, und ſprach zu ihnen: „Wer aus euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie!“

Darauf bückte Er ſich wieder, und fuhr fort zu ſchreiben. Was Jeſus da eigentlich ſchrieb, iſt nicht aufgezeichnet. Allein wahrſcheinlich ſchrieb Jeſus, der in den Herzen las, wie wir in Büchern, ſolche Worte auf den Boden, die jeden der Ankläger an ſeine geheime Vergehungen erinnerten, und ihm zugleich zeigten, daß Jeſus alle wohl kenne und durchſchaue.

Als ſie nun das, was Er ſagte, gehört, und das, was Er ſchrieb, geleſen hatten, da ſchlichen alle, die das Weib angeklagt hatten, einer nach dem andern, von den Aelteſten angefangen bis auf den Jüngſten, davon — ſo daß nur mehr Jeſus, Seine Jünger und das Volk da waren — und das Weib, das noch immer an der nämlichen Stelle ſtand.

Jetzt richtete ſich Jeſus wieder auf, und ſprach zu ihr: „Weib! wo ſind diejenigen, die dich anklagten? Hat dich Niemand verurtheilt?“ Das

Weib antwortete zitternd und bebend: „Herr! Niemand.“ „Nun,“ ſprach Jeſus, der in ihr Herz blickte und ihre Beſchämung, ihre Reue, ihren Abſcheu vor der Sünde ſah — „ſo will auch Ich dich nicht verurtheilen. Geh hin, und ſündige von nun an nicht mehr.“

Die Ankläger dieſes Weibes waren doch recht freche Sünder. Sie fordern den Tod einer Sünderin — und haben durch ihre Sünden wohl ſelbſt den Tod verdient! Allein wie viele Menſchen gibt es noch jetzt, die jene Unglücklichen, deren Vergehungen öffentlich bekannt wurden, auf das bitterſte beurtheilen — und heimlich ſelbſt ähnliche Verbrechen begehen? Sollten wir je in Geſellſchaft ſolcher übelredender Menſchen kommen, ſo wollen wir ſie, oder wenigſtens uns an das Wort Jeſu erinnern: „Wer aus euch ohne Schuld iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie.“

Das Weib hätte wohl vor Schrecken und Angſt umſinken, und vor Scham ſich in die Erde verkriechen mögen — als ihr geheimes Vergehen offenbar ward, als ſie in Mitte unzähliger Menſchen ſo daſtand, aller Augen auf ſie gerichtet waren — und ſie aus dem Munde Jeſu die Entſcheidung über Leben und Tod erwartete! Auch unſere geheimſten Fehler werden einſt am Tage des Weltgerichtes vor dem ganzem Menſchengeſchlecht offenbar werden — auch wir werden im

Angeſichte aller Völker der Erde und aller Engel des Himmels, vor Jeſus, unſerm Richter, ſo daſtehen — und die Entſcheidung über Leben und Tod, Seligkeit oder Verdammniß aus Seinem Munde vernehmen müſſen. Sollte uns der bloße Gedanke an jene Beſchämung nicht abhalten, Böſes zu thun, auch wo es jetzt kein menſchliches Auge ſieht?

Jeſus, der die reuige Sünderin aus der Hand ihrer unbarmherzigen Ankläger errettet, und ſie dem Tode entreißt, zeigt auch in dieſer Geſchichte, daß Er, wie Er öfter betheuerte, nicht gekommen ſey, Seelen zu verderben, ſondern ſie zu retten, und zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren iſt. Er offenbart ſich auch hier als den Sohn Desjenigen, der da ſagte: „Ich will nicht den Tod des Sünders, ſondern, daß er ſich bekehre und lebe.“

„Geh hin und ſündige von nun an nicht mehr!“ hat Jeſus dieſer Sünderin geſagt. Dieſes Wort gilt allen Sündern, die durch ihre Sünden ſich in Schmach und Schande und allerlei traurige Umſtände gebracht oder auf Erden ſich Strafen der Obrigkeit zugezogen haben, aber ihre Sünden bereuen. Fallen ſie aber dennoch in die alten Sünden zurück und hören ſie nicht auf zu ſündigen, ſo warten ihrer in jener Welt noch ohne Vergleich ſchrecklichere Strafen. Jeſus, der einſt als

Richter kommt, wird ſie verdammen zur ewigen Pein.

33. Der unfruchtbare Feigenbaum.

Eines Morgens ging Jeſus, wie gewöhnlich ſehr frühe und ohne etwas zu genießen, von Bethanien nach Jeruſalem. Es hungerte Ihn unterwegs. In einiger Entfernung ſah Er einen Feigenbaum am Wege. Er ging zu ihm hin, um Früchte daran zu ſuchen. Allein Er fand nichts, als Blätter. Da ſprach Er: „Von nun an ſoll ewig keine Frucht mehr an dir wachſen.“ Kaum hatten die Jünger dieſe Worte vernommen, ſo ſenkte der Baum ſeine Zweige, die Blätter entfärbten ſich, und er fing an zu verdorren.

Dieſen Baum ſtellte Jeſus zum warnenden Sinnbilde an den Weg hin, für alle Menſchen, die nichts Gutes thun. Jeder ungebeſſerte Menſch, jeder unbußfertige Sünder, der daran vorbeiging, konnte hier ſein eigenes künftiges Verderben erblicken. Die nämliche Warnung gibt uns auch jetzt noch jeder unfruchtbare, verdorrte Baum in unſern Gärten, der zu nichts mehr, als zum Umhauen und Verbrennen taugt. Er ſagt uns gleichſam: „Thue Gutes, o Menſch, oder Verderben iſt dein Loos!“

Des andern Morgens ging Jeſus mit Seinen Jüngern wieder an dem Feigenbaume vorbei. Da war er ſchon ganz, bis auf die Wurzel hinab, verdorrt. Die Jünger wunderten ſich ſehr, als ſie dies ſahen. „Wie er nur ſo ſchnell verdorren konnte!“ ſprachen ſie zu einander. Petrus aber ſprach zu Jeſus: „Lehrer! ſieh doch nur! Der Feigenbaum, dem Du das Verderben ankündigteſt, iſt ſchon ganz verdorrt.“ Als nun Alle voll Erſtaunens über die Macht der Worte Jeſu um den Baum herumſtanden, machte Jeſus noch eine andere Anwendung von dieſer Begebenheit und ſprach zu ihnen: „Habet nur ein rechtes Vertrauen zu Gott. Denn wahrlich ſage Ich euch: Wenn ihr glaubet und nicht zweifelt, ſo werdet ihr nicht nur an einem ſolchen Feigenbaume etwas dergleichen thun können, ſondern wer immer auch nur einen Glauben hat, wie ein Senfkörnlein, der mag zu dieſem Berge dort ſprechen: „Hebe dich hinweg, und ſtürze dich ins Meer! — und er wird ihm gehorchen. Und Alles, um was ihr immer in eurem Gebete mit feſtem Vertrauen bitten werdet, das werdet ihr erhalten, und es wird geſchehen.“

In dieſem Gleichniſſe ſchilderte uns Jeſus die Kraft des lebendigen Glaubens. Von einem Gebete um eitle Dinge, die zu unſrer Seligkeit nichts beitragen können, iſt hier gar nicht die Rede; Jeſus lehrte uns ja nur um ſolche Güter zu bitten, die zu unſerm ewigen Heile nothwendig ſind.

Wer lebendig glaubt, auf Gott wahrhaft vertraut, um Seinen Beiſtand recht betet, der kann jede böſe Leidenſchaft oder Gewohnheit aus ſeinem Herzen ausrotten, und wäre ſie darin auch ſo feſt gewurzelt, wie ein Baum — der kann jedes Hinderniß der Tugend überwältigen, und ſchien es ihm auch ſo ungeheuer groß, wie ein Berg.

31. Weiſſagung Jeſu von Zerſtörung der Stadt Jeruſalem.

Da Jeſus eines Abends aus dem Tempel herausging, traten die Jünger zu Ihm, und wollten Ihm die Pracht des Tempels zeigen. Der Tempel mit ſeinen prächtigen Pforten und Säulen, aus weißem Marmor aufgeführt und innen reichlich mit Golde geziert, war auch wirklich ein bewundernswürdiges Gebäude. Man konnte kaum etwas Herrlicheres ſehen. „Lehrer, ſagten die Jünger, ſieh doch nur! Welche Steine, welch ein Bau!“ Allein Jeſus ſprach wehmüthig: „Seht ihr dieſen ganzen großen Bau? Ich verſichere euch hoch und theuer: Es werden Tage kommen, da Alles, was ihr hier ſehet, ſo von Grund aus zerſtört wird, daß auch nicht ein Stein auf dem andern bleibe!“

Als Jeſus auf dem Oelberge angekommen war, und ſich dort niedergeſetzt hatte, von wo aus man den prachtvollen Tempel, und die große Stadt

Jeruſalem in dem Glanze der untergehenden Sonne gerade vor ſich liegen ſah, gingen Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes beſonders zu Ihm und fragten Ihn im Vertrauen: „Lehrer! ſag' uns doch, wann wird dieſes Alles geſchehen, und an welchem Zeichen ſollen wir's erkennen, daß Deine Wiederkunft und das Ende der Welt herannahe?“ Denn die Jünger glaubten, die Zerſtörung der Stadt und des Tempels, und das Ende der Welt nebſt der Wiederkunft Jeſu würden auf Einen Tag zuſammen treffen. Sie fragten alſo zwei Dinge auf einmal. Wir wollen Deutlichkeit halber eine Antwort Jeſu nach der andern vornehmen.

Jeſus ſprach, indem Er die Zerſtörung der Stadt und des Tempels vorherſagte: „Sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe. Denn es werden Viele unter Meinem Namen kommen und ſie werden Viele verführen. Ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten, von Schlachten und Empörungen hören; laßt euch aber das nicht ängſtigen, und erſchrecket nicht. Denn dieſes Alles muß zuvor geſchehen; doch das iſt noch nicht ſogleich das Ende.“

„Ein Volk wird ſich gegen das andere Volk erheben, und ein Reich gegen das andere Reich aufſtehen. An verſchiedenen Orten werden große Erdbeben, Peſt und Hunger ſeyn, und an dem

Himmel werden ſich ſchauervolle Schreckzeichen ereignen. Aber dieſes alles iſt nur der Anfang des Jammers.“

„Bevor dieſes Alles geſchieht, werden ſie noch Hand an euch legen. Sie werden euch verfolgen, und euch in ihren Verſammlungen geißeln und euch in die Gefängniſſe ausliefern. Vor Königen und Fürſten werdet ihr um Meinerwillen ſtehen müſſen. Das wird ſich aber (nach Gottes Fügung) zutragen, damit ihr Gelegenheit habt, vor ihnen ein Zeugniß von Mir abzulegen.“

„Und wenn ſie euch nun hinführen und ausliefern werden, ſo nehmet euch nur das feſt im Herzen vor, nicht erſt viel zu denken und zu ſinnen, was ihr reden und antworten ſollet. Redet nur Das, was euch in jener Stunde eingegeben wird. Nicht ihr werdet es dann ſeyn, wer da redet, ſondern der heilige Geiſt. Ich ſelbſt werde euch eine Beredſamkeit und eine Weisheit geben, der alle eure Widerſacher nicht ſollen widerſprechen können.“

„Ihr werdet um Meiner willen bei allen Völkern und faſt bei allen Menſchen verhaßt ſeyn. Auch werden in jener Zeit Viele abfallen und einander verrathen und haſſen. Der Bruder wird ſeinen Bruder, und der Vater ſein Kind zum Tode ausliefern; die Kinder werden ſich gegen ihre Aeltern empören, und ihnen das Leben nehmen.

Auch ihr werdet ſelbſt von Aeltern und Brüdern, von Verwandten und Freunden verrathen, und einige von euch um das Leben gebracht werden. Doch ſoll gegen den Willen eures Vaters im Himmel nicht einmal ein Haar von eurem Haupte verloren gehen.“

„Es werden auch viele falſche Propheten aufſtehen, und Viele verführen. Und weil die Bosheit über Hand nehmen wird, ſo wird bei Vielen die Liebe erkalten. Wer aber ſtandhaft iſt und bis zum Ende ausharret, der wird ſelig werden. Durch Geduld werdet ihr eure Seele retten.“

„Dann werden auch Viele Meinen Namen mißbrauchen und ſagen: „Ich bin Chriſtus; die Zeit iſt herangenaht!“ und werden Viele verführen. Ihr aber nehmet euch wohl in Acht! Denn ſehet, Ich habe es euch ja alles vorausgeſagt. Wenn man euch alſo ſagen wird: Seht, draußen in der Wüſte iſt Er! ſo geht nicht hinaus. Oder wenn man euch ſagen wird: Seht, drinnen, in dem Innerſten eines Hauſes iſt Er! ſo glaubet es nicht. Denn wie ein Blitz von Sonnenaufgang ausgeht, und leuchtet bis zum Untergang der Sonne, ſo wird die zweite Ankunſt des Menſchenſohnes ſeyn.“

„Wenn ihr dann endlich ſehen werdet, das die Stadt Jeruſalem von Kriegsheeren eingeſchloſſen wird, dann wiſſet, daß ihre Zerſtörung nahe iſt.

Und wenn ihr den Greuel der Verwüſtung — wie der Prophet Daniel voraus geſagt hat — auch in dem heiligen Orte, (in dem Tempel) ſehen werdet, dann fliehe, wer in Judäa iſt, dem Gebirge zu. Wer mitten in der Stadt iſt, der eile hinaus, und wer draußen auf dem Felde iſt, der gehe nicht mehr hinein, um auch nur ſein Oberkleid zu holen. Denn das ſind dann die Tage der ſtrafenden Gerechtigkeit, in denen Alles, was von ihnen geſchrieben iſt, erfüllt werden ſoll.“

„Wehe dann in jenen Tagen Denjenigen, die bald Mütter werden ſollen, oder noch ganz kleine Kinder haben. Denn die Bedrängniß dieſes Landes, und das Strafgericht dieſes Volkes wird groß ſeyn. Ja, es wird eine ſolche Trübſal ſeyn, daß vom Anfange an, da Gott die Welt erſchaffen hat, bis zu dieſer Zeit, nie eine ſolche geweſen iſt, noch jemals mehr ſeyn wird. Und wenn Gott jene Tage nicht abkürzen würde, ſo würde kein Menſch mehr von allen Einwohnern Jeruſalems davon kommen. Doch wegen der Guten, die Gott ſich auserwählte, wird Er jene Tage abkürzen. Die Einwohner der Stadt aber werden durch die Schärfe des Schwertes fallen, oder gefangen unter alle Völker hingeführt werden, und Jeruſalem wird von den Heiden zertreten werden, bis die Zeiten der Völker abgelaufen ſind.“

Was Jeſus hier voraus ſagte, iſt Alles genau und buchſtäblich in Erfüllung gegangen. Nur Diejenigen, die an Ihn glaubten, ſich von Ihm warnen ließen, und Seiner Warnung zufolge noch zu rechter Zeit die Stadt verließen, wurden gerettet. Die übrigen kamen um, oder wurden gefangen hinweggeführt. Die Zerſtörung der herrlichen Stadt Jeruſalem und der unermeßliche Jammer, der über ihre Einwohner gekommen iſt, bleibt für alle Zeiten ein ewig denkwürdiges Strafgericht Gottes. Alle Ermahnungen Jeſu, alles Zureden, Seine Thränen, all' die wunder- und liebevollen Thaten, die Er vor ihren Augen gethan hatte, waren an ihnen verloren. Wie nun ſie Jeſum verworfen, ſo wurden ſie von Gott verworfen. So ſtraft Gott Unbußfertigkeit und Verſtocktheit, nicht nur an einzelnen Menſchen, ſondern an ganzen Völkern.

Die Zerſtörung der großen, volkreichen Stadt Jeruſalem, die Jeſus geweiſſagt hat, und die, wiewohl es damals Wenige glaubten, ſo richtig eingetroffen, iſt uns zugleich ein ſicherer Beweis, daß auch Alles, was Jeſus, wie wir ſogleich hören werden, von dem Ende der Welt vorausgeſagt hat, genau eintreffen werde.

33. Weiſſagung von dem Ende der Welt und der Wiederkunft Jeſu.

Nachdem Jeſus vorausgeſagt hatte, die Stadt Jeruſalem werde zerſtört und das Volk Iſrael unter alle Völker zerſtreut werden, Jeruſalem aber in der Gewalt der Heiden bleiben, bis die Zeiten der Völker abgelaufen ſind, ſprach Er, vor Dem tauſend Jahre ſind wie ein Tag: „Bald nach den Tagen jener Trübſal, und nachdem das Evangelium von dem Reiche Gottes in allen Theilen der Welt geprediget, und allen Völkern der Erde verkündet worden, wird das Ende kommen. Und es werden Zeichen geſchehen an der Sonne, dem Monde und den Sternen. Die Sonne wird verfinſtert werden; der Mond wird kein Licht mehr von ſich geben; die Sterne werden aus ihren Kreiſen weichen, und die Grundfeſten des Himmels werden erſchüttert werden.“

„Auf Erden aber wird Angſt und Bangigkeit alle Völker ergreifen. Schrecklich werden die Wellen des Meeres brauſen. Die Menſchen werden beinahe vergehen vor Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen über den ganzen Erdkreis.“

„Dann wird das Zeichen des Menſchenſohnes — nach der Meinung mehrerer Kirchenlehrer ein hell glänzendes Kreuz — am Himmel erſcheinen, und dann werden alle Geſchlechter der Erde laut wehklagen, und den Menſchenſohn kommen ſehen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Gewalt, in Majeſtät und Herrlichkeit. Und dann wird Er Seine Engel mit mächtig tönenden Poſaunen ausſenden, und dieſe werden Seine Auserwählten ſammeln von allen vier Weltgegenden und allen Himmelsſtrichen von einem Ende der Erde bis zum andern, und von einer äußerſten Gränze des Himmels bis zur andern.“

„Wenn nun dieſes Alles anfängt in Erfüllung zu gehen, dann erhebt eure Häupter, und blicket auf; denn alsdann iſt eure Erlöſung herangenaht. Ihr möget da von dem Feigenbaume ein Gleichniß nehmen. Wenn ſeine Zweige zart werden, und ſeine Blätter hervorkeimen, ſo wißt ihr, daß der Frühling nahe iſt. Eben ſo, wenn ihr alles dieſes geſchehen ſeht, ſollt ihr wiſſen, daß das Reich Gottes nahe iſt, und in ſeiner Herrlichkeit erſcheinen wird.“

„Wahrlich, wahrlich ſage ich euch, dieſes Geſchlecht (das Volk Iſrael) wird nicht vergehen, bis dieſes alles geſchehen iſt. Himmel und Erde werden vergehen, Meine Worte aber werden nicht vergehen.“

„Wann nun aber jener Tag und jene Stunde kommen wird, das weiß kein Menſch auf Erden, auch die Engel im Himmel nicht, ſondern allein der Vater. Seht euch alſo wohl vor, und wachet und betet. Denn wann dieſe Zeit kommen wird, das wißt ihr nun einmal nicht.“

„Habt daher wohl Acht, daß eure Seelen nicht mit Rauſch und Trunkenheit und den Sorgen dieſes Lebens beſchwert werden, und jener Tag euch nicht plötzlich überfalle. Denn er wird kommen wie ein Fallſtrick über alle Bewohner der ganzen Erde.“

„Wie es nun in den Tagen Noe's und Loth's ging, ſo wird es auch in den Tagen vor der Ankunft des Menſchenſohnes gehen. Denn wie ſie in den Tagen vor der Sündfluth aßen und tranken, zur Ehe nahmen und zur Ehe gaben, bis auf den Tag, da Noe in die Arche ging, und wie ſie nichts merkten, bis die Sündfluth hereinbrach, und alle mit ſich fort riß; gerade ſo wird es auch in den Tagen vor der Ankunft des Menſchenſohnes ſeyn. Und wie ſie damals vor dem Untergange Sodomas aßen und tranken, kauften und verkauften, pflanzten und bauten, bis an den Tag, da Loth aus Sodoma wegging, und es Feuer und Schwefel regnete, und Alle zu Grunde gingen; eben ſo wird es in den Tagen gehen, bevor der Menſchenſohn ſich offenbaren wird.“

Hierauf ſagte Jeſus, wie alsdann der Unterſchied zwiſchen Guten und Böſen, der eben nicht immer ſehr in die Augen fällt, an den Tag kommen, und ihr Schickſal, ſo ähnlich ſich auch Viele ihrem Stande und ihrer Beſchäftigung nach ſind, ſo verſchieden ſeyn werde. „Da, ſprach Er, werden bei Nacht zwei in Einem Bette liegen; der Eine wird aufgenommen, der Andere verworfen werden. Dort werden zwei auf dem Acker ſeyn; der Eine wird angenommen, der Andere verſtoßen werden. Dort werden zwei Mägde in einer Mühle mahlen; die eine wird aufgenommen, die Andere dem kommenden Verderben überlaſſen werden. Wachet daher und betet immer, täglich und ſtündlich, damit ihr würdig erfunden werdet, allem Dem, was da über die Böſen kommen ſoll, zu entgehen, und mit Zuverſicht vor dem Menſchenſohne zu erſcheinen. Denn ihr wißt nicht, an welchem Tage und zu welcher Stunde Er kommen wird.“

„Deßwegen ſollt ihr gleichſam eure Lenden beſtändig umgürtet und brennende Lampen in der Hand haben, wie die Diener, die zu Nacht auf ihren Herrn warten, bis er von der Hochzeit zurück kommt, damit ſie ihm, ſobald er kommt und anklopfet, ſogleich aufmachen können. O wohl den Knechten, die ihr Herr, wann er kommt, ſo wachſam finden wird!“

„Bedenket auch dieß: Wenn der Hausvater

es vorher wüßte, zu welcher Stunde der Dieb kommen werde, ſo würde er gewiß wachen, und in ſein Haus nicht einbrechen laſſen. So ſeyd denn auch ihr beſtändig bereit; denn zur Stunde, da ihr's am wenigſten vermuthet, wird der Menſchenſohn kommen."

Jeſus, der dieſe Welt bald verlaſſen wollte, aber am jüngſten Tage wieder kommen wird, ſprach noch weiter: „Merkt euch auch noch dieſes Gleichniß: Es iſt da wie bei dem Manne, der über Land reiſet, ſein Hausweſen ſeinen Dienern überläßt, jedem Knechte ſein Geſchäft anweiſet, und dem Thürhüter befiehlt, zu wachen. Und wer unter euch gleicht da wohl dem treuen und klugen Knechte, den der Herr für werth hielt, ihn ſeinem Hausgeſinde vorzuſetzen, daß er ihnen zur rechten Zeit Speiſe gebe, und ihnen zur Zeit der Aernte das Getreide treulich vormeſſe? Wohl dem Knechte, den ſein Herr, wann er kommt, bei ſolchen Geſchäften findet. Wahrlich, Ich ſag' euch, er wird ihm noch alle ſeine Güter anvertrauen. Wenn aber jener Knecht in ſeinem Herzen ſagen würde: „Mein Herr kommt noch lange nicht!" und wenn er anfinge, die Knechte und Mägde zu ſchlagen, zu eſſen, zu trinken und ſich zu berauſchen — da würde denn der Herr dieſes Knechtes, an einem Tage, an dem er ihn nicht verhoffte und zu einer Stunde, da er ſich's am wenigſten verſah, kommen, ihn aus der Zahl ſeiner Knechte ausſtoßen, und ihm den Lohn geben, der den ungetreuen, heuchleriſchen Knechten gebührt, und ihn dahin bringen laſſen, wo Heulen und Zähneknirſchen ſeyn wird.“

„So wachet alſo! Denn auch ihr wißt nicht, wann der Herr des Hauſes kommen werde — des Abends — um Mitternacht — bei dem Hahnenruf — oder mit Anbruch des Tages. Wachet, damit Er euch, wenn Er unverſehens kommt, nicht ſchlafend finde. Was Ich aber euch ſage, das ſage Ich Allen: Wachet!“

Die Ermunterung Jeſu zur Wachſamkeit — zur ſteten Achtſamkeit, Genauigkeit und Treue in Erfüllung aller Pflichten — geht alſo uns eben ſo gut an, wie die Apoſtel. Zwar wäre es ganz gegen den Sinn Jeſu, wenn wir einem Menſchen, der uns den jüngſten Tag beſtimmt vorherſagte, glauben wollten. Allein dennoch bleibt ſo viel gewiß, daß kein Menſch ganz zuverläſſig und beſtimmt vorherſagen könne, dieſer Tag werde noch lange ausbleiben. Das einzige Gewiſſe iſt, daß die Zeit ungewiß iſt — und Jeſus ließ uns in dieſer Ungewißheit, damit die Menſchen aller Zeiten in Erfüllung ihrer Pflichten deſto wachſamer ſeyn möchten.

Da es indeß leicht möglich iſt, daß dieſer Tag, obgleich kein Jahrhundert davor ſicher iſt, doch noch Jahrhunderte ausbleibe, und dieſe Möglichkeit ſchon Viele einſchläfern könnte, ſo laßt uns nur noch dieſes bedenken:

Was das Ende der Welt für das ganze Menſchengeſchlecht iſt, das iſt das Ende des Lebens für jeden einzelnen Menſchen. Kein Menſch iſt auch nur eine Stunde vor dem Tode ſicher. Auch der Tod kommt unverſehens — wie der Herr, der von einer Reiſe, oder von einer Hochzeit heimkommt, und wie der Dieb in der Nacht. Wir wollen uns deßhalb auch in dieſer Hinſicht das Wort Jeſu geſagt ſeyn laſſen: „Wachet — und ſeyd allzeit bereit!“

36. Das letzte Gericht.

Von dem letzten Gerichte ſprach Jeſus Chriſtus: „Wann nun der Menſchenſohn kommen wird in Seiner Herrlichkeit und alle heilige Engel mit Ihm, dann wird Er auf Seinem Majeſtät-vollen Throne ſitzen. Alle Völker der Erde werden vor Ihm verſammelt werden, und Er wird ſie auseinander ſcheiden wie ein Hirt die Schafe von den Böcken abſondert. Die Schafe wird Er zu Seiner Rechten und die Böcke zu Seiner Linken ſtellen.“

„Dann wird der König Denjenigen, die zu Seiner Rechten ſtehen, ſagen: „Kommet her, ihr Geſegnete Meines Vaters! Nehmet das Reich in Beſitz, das vor Grundlegung der Welt für euch bereitet war. Denn Ich war hungrig, und ihr gabt Mir zu eſſen! Ich war durſtig, und ihr gabt Mir zu trinken! Ich war fremd, und ihr habt Mich aufgenommen! Ich war nackt, und ihr habt Mich gekleidet! Ich war krank, und ihr habt Mich beſucht! Ich war im Gefängniſſe, und ihr ſeyd da zu Mir gekommen.“ Da werden Ihm die Gerechten antworten: Wann haben wir Dich denn einmal hungrig geſehen, und Dich geſpeiſet? Oder wann ſahen wir Dich durſtig, und haben Dich getränkt? Wann ſahen wir doch je Dich als einen Fremdling und nahmen Dich auf, oder wann ſahen wir Dich nackt, und bekleideten Dich? Wann haben wir Dich krank oder im Gefängniſſe gewußt, und Dich da beſucht? Der König aber wird ihnen antworten: „Wahrlich, Ich ſage euch: Was ihr immer Einem von dieſen Meinen geringſten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan.“

„Dann wird ſich der König zu Jenen wenden, die zu Seiner Linken ſtehen, und wird ihnen ſagen: „Weichet von Mir, ihr Verfluchten, hin in das ewige Feuer, das für den Teufel und ſeinen Anhang bereitet worden! Denn Ich war hungrig, und ihr habt Mir nichts zu eſſen gegeben. Ich war durſtig, und ihr habt Mich nicht getränkt. Ich war fremd, und ihr habt Mich nicht beherberget. Ich war nackt, und ihr habt

Mich nicht bekleidet. Ich war krank und gefangen, und ihr habt Mich nicht beſucht.“ Da werden Ihm dieſe antworten: Herr! Wo haben wir Dich doch je hungrig, oder durſtig, oder fremd, oder nackt, oder krank, oder gefangen geſehen — und Dir nicht geholfen!“ Er aber wird ihnen antworten: „Wahrlich! Ich ſage euch: Was ihr immer Einem von dieſen Allergeringſten nicht gethan habt, das habt ihr auch Mir nicht gethan.“

„Und ſo werden dann dieſe hingehen in die ewige Pein; die Gerechten aber werden eingehen in das ewige Leben.“

Wenn wir dieſe Worte Jeſu recht zu Herzen nehmen wollten, da müßten wir ganz andere Menſchen werden!

Wer wünſchte nicht unter der Zahl jener Geſegneten zu ſeyn, und wer ſollte daher ſein Brod, und wäre es auch das letzte Stücklein, nicht gern mit dem Hungrigen theilen, oder entkräfteten alten Leuten und andern Dürftigen, nicht nur einen Trunk Waſſer, ſondern, wenn er's hat, auch gerne Wein oder Milch reichen; oder armen Wittwen und Waiſen willig von ſeinen Kleidern mittheilen, oder, wenn er's kann, ſelbſt Kleider für ſie verfertigen?

Wer, und hätte er auch ein Herz, ſo hart wie ein Stein, daß ihn ſonſt nichts zur Wohlthätigkeit bewegen könnte, ſollte bei dem Gedanken an jene Verfluchten nicht zittern, einen armen Fremden vor ſeiner Thüre abzuweiſen, Kranke ohne Hülfe dahin ſchmachten zu laſſen, armen gefangenen Kriegern oder auch ſelbſt Uebelthätern durch harte Begegnung ihr hartes Loos noch härter zu machen!

Jeſus zeigte hier nur an dem Beiſpiele unbarmherziger Menſchen, was ihnen an jenem Tage bevorſtehe. Allein wenn jene Menſchen, die ihren Mitmenſchen nichts zu Lieb', aber auch kein Leid gethan haben, ſchon ein ſo ſchreckliches Gericht treffen wird, wie wird es erſt Denjenigen gehen, die Andern alles erdenkliche Herzenleid zufügen, ihnen das Leben verbittern, ſie verfolgen, betrügen, beſtehlen, verachten, ſie läſtern, verläumden, ſich im Zorne an ihnen vergreifen, ſie ſchlagen, verſpotten, die Unſchuld verführen, ja ſogar den Aeltern die bitterſten Thränen auspreſſen, und ihnen wohl gar den Tod wünſchen? Jeſus ſchweigt von ſolchen Menſchen — und wir wollen es auch!

III.

Das Leiden und der Tod Jeſu.

37. Anſtalten zum letzten Abendmahle.

Zwei Tage vor Oſtern, da jeder gute Iſraelit ſich auf die würdige Feier des Feſtes vorbereitete, verſammelten ſich die Hohenprieſter, die Schriftgelehrten und die Aelteſten des Volkes in dem Pallaſte des oberſten Hohenprieſters Kaiphas, und hielten Rath, wie ſie Jeſum mit Liſt in ihre Gewalt bekommen, und Ihn dann tödten könnten. Alle wurden darüber einig. „Nur, ſagten ſie zu einander, nicht auf das Feſt! Es möchte ſonſt unter dem Volke ein Aufruhr entſtehen.“ So fürchteten ſie die Menſchen mehr, als Gott.

Jeſus, der Allwiſſende, blickte in ihre Verſammlung und in ihre Herzen. Er wußte beſſer, was ſie thun würden, als ſie ſelbſt. Schon auf Seiner letzten Reiſe nach Jeruſalem hatte Er den zwölf Jüngern geſagt: „Sehet, wir gehen jetzt hinauf nach Jeruſalem, und da wird dann Alles, was die Propheten von dem Menſchenſohne geſchrieben haben, in Erfüllung gehen. Der Menſchenſohn wird den Hohenprieſtern, Schriftgelehrten und Aelteſten des Volkes verrathen werden. Dieſe werden Ihn zum Tode verurtheilen, und den Heiden ausliefern. Er wird verſpottet, verſpieen, gegeißelt, gekreuziget und getödtet werden. Am dritten Tage aber wird Er wieder auferſtehen.“ Auch jetzt wiederholte er ihnen dieſes und beſtimmte auch noch genau die Zeit, wann es geſchehen werde. „Nach zwei Tagen, ſprach Er, wird man Oſtern feiern, und den Menſchenſohn ausliefern — zur Kreuzigung.“

Einer aber von den zwölf Jüngern, Judas Iſchariot, ging hin, und verabredete ſich mit den Hohenprieſtern und Vorſtehern, wie er Jeſum in ihre Hände überliefern wollte. „Was wollt ihr mir geben! ſagte er, und ich will Ihn euch ausliefern?“ Da ſie das hörten, freuten ſie ſich ſehr, und verſprachen ihm dreißig Silberlinge. Er ſagte zu, und lauerte von dem Augenblicke an auf eine Gelegenheit, ihnen Jeſum, heimlich und ohne Wiſſen des Volkes, zu überliefern.

Als nun der erſte Tag des Feſtes, an dem man das Oſterlamm zu ſchlachten pflegte, anbrach, traten die Jünger zu Jeſus, und ſagten zu Ihm: „Wohin ſollen wir gehen, um Dir das Oſterlamm zu bereiten?“ Denn Jeſus hatte keine eigene Wohnung. Jeſus ſprach zu Petrus und Johannes: „Geht hinein in die Stadt. Sobald ihr hinein kommen werdet, ſeht da wird euch ein Menſch begegnen, der einen irdenen Krug mit Waſſer trägt. Dieſem gehet nach, bis in das Haus, in das er hineingehen wird. Dort ſagt dem Hausherrn: Der Lehrmeiſter laßt dir ſagen! Meine Zeit (die Zeit Meines Todes) naht heran. Bei dir will Ich mit Meinen Jüngern Oſtern halten. Wo iſt der Saal, in dem Ich mit ihnen das Oſterlamm eſſen kann? Da wird er euch einen großen, gepflaſterten, wohleingerichteten Speiſeſaal zeigen. Dort macht für uns Anſtalt zur Mahlzeit.“

Die zwei Jünger gingen hin, kamen in die Stadt, fanden alles genau ſo, wie es Jeſus ihnen vorhergeſagt hatte und bereiteten das Oſterlamm.

Auch hier gibt Jeſus Seinen Jüngern einen ſchönen klaren Beweis Seiner Allwiſſenheit, um ſie für die kommenden Leiden im Glauben zu ſtärken. Wie Er dort vor Seinem Einzuge in Jeruſalem den Mann die zwei Laſtthiere an die Hausthüre anbinden ſah, und deſſen Herzensgeſinnungen kannte, ſo ſieht Sein allſehender Blick auch hier, was in der entfernten Stadt vorgeht — ſieht den Diener der Waſſer holt; das Haus, in das er gehen wird; den Speiſeſaal des Hauſes und die Bereitwilligkeit des Hausherrn, Ihn aufzunehmen. Und ſo ſieht Jeſus auch jetzt noch jeden Knecht, der mit ſeinen Pferden beſchäftiget iſt, und jede Magd, die am Brunnen Waſſer holt. Er iſt der unſichtbare Zeuge von allen unſern häuslichen Verrichtungen. Er blickt in alle Wohnungen und in alle Herzen der Menſchen. Denket daher ſtets daran: „Sein heiliges Auge ſieht mich!“ ſo werdet ihr euer Tagwerk gern und treu verrichten — und euch ſcheuen, vor Seinem heiligen Angeſichte Böſes zu thun.

38. Jeſus wäſcht Seinen Jüngern die Füße.

Als der Abend angebrochen war, kam Jeſus in den erleuchteten Speiſeſaal, und ſetzte ſich mit den zwölf Jüngern zu Tiſche, um mit ihnen das bereitete Oſterlamm zu genießen. Er wußte, daß die Stunde, aus dieſer Welt zum Vater heimzugehen, jetzt für Ihn gekommen ſey. Daher wollte Er Seinen Jüngern, ſo wie Er ſie allzeit geliebt hatte, vor Seinem Tode noch die letzte Liebe erweiſen. Er wollte ſie noch zum letzten Male auf das freundlichſte und liebreichſte bewirthen.

„Sehnlichſt, ſprach Er voll Wehmuth und

himmliſcher Freundlichkeit, ſehnlichſt habe Ich darnach verlangt, mit euch dieſe Oſtermahlzeit noch zu halten, bevor Ich leide. Denn Ich ſage euch: Von nun an werde Ich keine mehr mit euch genießen, bis alles erfüllt ſeyn wird (was das geſchlachtete Oſterlamm im Reiche Gottes vorbildet).“

Nach der Landesſitte pflegte man den Gäſten, wie wir wiſſen, vor der Mahlzeit die Füße zu waſchen. Dieſes Geſchäft wurde gewöhnlich von den geringſten Dienern verrichtet. Jeſus wußte nun wohl, daß der Vater alle Dinge in Seine Hand übergeben hatte, und daß Er von Gott ausgegangen ſey, und nun wieder zu Gott heimkehren werde. Dennoch ſtand Er vom Tiſche auf, legte Sein Oberkleid ab, umgürtete ſich mit einem Leinentuche, goß Waſſer in ein Becken, und fing an den Jüngern die Füße zu waſchen, und mit dem Leinentuche, das Er um ſich hatte, ſie wieder abzutrocknen.

Da Er nun zu Petrus kam, wollte dieſer, aus Ehrfurcht gegen Jeſus, es nicht zu geben, und ſagte: „Herr! Was? Du wollteſt mir die Füße waſchen?“ Jeſus ſprach: „Was Ich da thue, ſiehſt du jetzt noch nicht ein; du wirſt es aber hernach verſtehen.“ Petrus antwortete: „Herr! in Ewigkeit ſollſt Du mir die Füße nicht waſchen.“ Jeſus ſprach: „Wenn du dich von Mir nicht waſchen läſſeſt, ſo wirſt du keinen Theil an Mir haben.“ Da ſagte Petrus, dem die Freundſchaft Jeſu über Alles ging: „Herr! wenn es ſo iſt, nicht nur die Füße, ſondern auch die Hände und den Kopf!“

Nachdem Jeſus allen Jüngern die Füße gewaſchen hatte, legte Er Sein Oberkleid wieder an, und ſetzte ſich wieder zu Tiſche. „Wißt ihr auch, ſprach Er zu ihnen, was Ich euch gethan habe? Ihr nennt Mich Meiſter und Herr; und ihr ſagt mit Recht ſo, denn Ich bin es. Da nun Ich, euer Herr und Meiſter, euch die Füße gewaſchen habe, ſo ſollt auch ihr einander die Füße waſchen. Ich habe euch ein Beiſpiel gegeben, damit ihr einander auch ſo thun ſollt, wie Ich euch gethan habe. Bedenket die Wahrheit: Der Knecht iſt nicht mehr, als ſein Herr, noch der Abgeſandte mehr, als Derjenige, der ihn geſandt hat. Da ihr dieſes nun wißt — ſelig ſeyd ihr, wenn ihr es auch thut.“

Laßt uns hier von Jeſus Demuth und Liebe lernen. Er, der Herr Himmels und der Erde, verrichtet hier die Geſchäfte eines Dieners — alſo wollen auch wir uns nicht zu vornehm dünken, Andern, wo es die Liebe fodert, ſolche Dienſte zu erweiſen, die man ſonſt nur den Dienſtboten überläßt. Er wäſcht in Demuth und Liebe ſogar Seinem Verräther die Füße — alſo wollen auch wir nie zu ſtolz ſeyn, dem Beleidiger zuerſt die Hand

zum Frieden zu bieten. Wir erblicken den Eingebornen des Vaters mit einem Schurztuche umgürtet in Knechtsgeſtalt zu den Füßen Seiner Jünger — fern ſey daher von uns die thörichte, kleinlichte Eitelkeit, nur immer den Herrn oder die Frau zu ſpielen, nie einen Finger zu benetzen, keine gemeine Handarbeit vorzunehmen, oder irgend ein Geſchirr zu berühren, und uns der geringern Kleidung, die manche Arbeit fordert, zu ſchämen. Nichts kleidet ſchöner als Demuth und Liebe. Sie ſind gleichſam der Stern und das Ordensband des Chriſten!

39. Jeſus und Sein Verräther.

Nach der Fußwaſchung ſaß Jeſus in Mitte Seiner lieben Jünger wieder bei Tiſche. Er blickte in Aller Herz. Alle waren voll Liebe gegen Ihn. Nur Judas ſaß mit verſtellter Freundlichkeit und heuchleriſcher Miene da. Jeſus ſprach daher: „Ihr ſeyd nun wohl rein — aber nicht alle. Denn Ich kenne Diejenigen wohl, die Ich erwählt habe. Allein die Worte der Schrift müſſen erfüllt werden: „Der von Einem Brode mit Mir ißt, wird den Fuß gegen Mich aufheben.“ Seht, Ich ſage es euch jetzt, bevor es geſchieht, damit ihr, wenn es geſchehen iſt, glaubet: Ich ſey es, den der Vater im Himmel geſandt hat.“

Indem Jeſus dieſes ſagte, wurde Er innigſt in der Seele bewegt. Nicht Zorn, ſondern das innigſte Mitleid empfand Er gegen Seinen Verräther. Er wollte ihn liebreich warnen. Daher ſagte Er es noch deutlicher, und ſah dabei alle, die mit Ihm zu Tiſche ſaßen, rings umher an. „Wahrlich, Ich ſage euch, ſprach Er, Einer aus euch, der hier mit Mir zu Tiſche ſitzt, wird Mich verrathen.“

Die Jünger erſchraken über dieſe Rede, und wurden ſehr traurig. Sie ſahen einander an, und konnten es ſich gar nicht vorſtellen, wen er doch meine. Einer fragte den andern, welcher aus ihnen doch Der ſey, der eine ſolche ſchreckliche That begehen könnte. Einer nach dem andern fragte Jeſum: „Herr, bin's etwa ich, den Du meinſt?“ Judas allein ſchwieg und blieb unbewegt.

Jeſus, der Seinen Verräther nicht nennen, ſondern blos warnen wollte, wiederholte daher noch nachdrücklicher: „Einer von euch Zwölfen, der mit ſeiner Hand in Eine Schüſſel mit Mir tunkt — dieſer wird Mich verrathen. Der Menſchenſohn geht zwar hin, wie es von Ihm geſchrieben ſteht. Wehe aber Demjenigen, der Ihn verrathen wird. Es wäre dieſem Menſchen beſſer, wenn er gar nicht geboren wäre!“

Die Jünger wurden nun noch bekümmerter. Der liebenswürdige, unſchuldsvolle Johannes, den

Jeſus beſonders lieb hatte, ſaß Ihm zunächſt an der Seite. Petrus winkte ihm daher, er möchte Jeſum fragen, wen Er doch meine. Johannes neigte ſich näher an die Bruſt Jeſu hin, und ſagte leiſe: „Herr! wer iſts?“ Jeſus tunkte eben einen Biſſen Brod in die Schüſſel, um ihn dem Judas zu geben, und antwortete mit leiſer Stimme: „Derjenige, dem Ich das eingetunkte Brod hier geben werde, der iſt es.“

Dieſe Liebe, daß Jeſus ſo zu ſagen den Biſſen vom Munde mit ihm theilte, hätte den Judas doch bewegen ſollen, einen ſo liebevollen Freund und Wohlthäter nicht zu verrathen. Allein Judas ſtellte ſich, indem er den Biſſen hinnahm, ſo unſchuldig an, als es die übrigen in der That waren; er ſuchte die nämliche bekümmerte Stimme zu erkünſteln, und fragte, wie die übrigen: „Herr! bin ichs?“

Jeſus ſprach, um ihn noch zum letzten Male und auf das nachdrücklichſte zu warnen, gerade heraus zu ihm, jedoch ohne daß es die übrigen Jünger hörten: „Ja, du!“

Judas ſah nun, daß alle ſeine Verſtellung ihm nichts helfe, und daß er ganz entdeckt ſey. Allein auch das bewegte ihn nicht zur Reue und zum Geſtändniß ſeines böſen Vorhabens. Er ſah aus, wie ein Verſtockter, und ſtarrte in ſeinem böſen Sinne ſo vor ſich hin. „Nun denn, ſagte Jeſus endlich, da alle Seine Warnungen verloren waren, ſo verweile nicht mehr länger hier und thue, was du vorhaſt.“ Denn Gott zwingt den Menſchen nicht mit Gewalt zum Guten. Er legt ihm Leben und Tod vor — und läßt ihm dann die freie Wahl. Jeder Menſch trägt ſein Leben gleichſam in ſeiner Hand, und muß es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn er verloren geht.

Keiner von allen, die am Tiſche waren, den Johannes ausgenommen, wußte indeß, warum Jeſus dieß zu ihm ſage. Einige meinten, weil Judas das Geld unter ſich hatte, ſo erinnere Jeſus ihn blos, er ſolle Das einkaufen, was ihnen noch für das Feſt nöthig wäre, oder er ſolle — was Jeſus und die Jünger immer mit zur ſchönen, würdigen Feier des Feſtes rechneten, ein Almoſen unter die Armen austheilen.

Wen muß es nicht innigſt rühren, wie ſo gar herzlich und vertraulich Jeſus mit Seinen lieben Jüngern umging, und wen muß es nicht tief in der Seele ſchmerzen, mitten in dieſem liebevollen, vertraulichen Kreiſe den heuchleriſchen, verſtockten Verräther zu ſehen!

Allein, wie Judas ſich verſtellte, ſo verſtellt ſich leider jetzt noch mancher Menſch. Mancher Menſch iſt gegen Andere blos zum Scheine freundlich, und trägt tief im Herzen Groll und Abneigung gegen ſie. Mancher thut Andern unter das

Angeſicht ſchön, und ſucht ihnen hinterrücks zu ſchaden. Mancher heuchelt Unſchuld, und begeht heimlich die abſcheulichſten Verbrechen.

Wie Judas gegen die Warnungen Jeſu verſtockt war, ſo hat noch mancher Menſch gegen die Warnungen ſeiner Aeltern, Lehrer, Beichtväter — ſogar gegen die Stimme ſeines eigenen Gewiſſens ein verſtocktes Herz. Ach, das Gewiſſen warnt ihn ſo treu, und ſagt es ihm ſo laut, daß dieß, was er vorhat, nicht recht ſey — er zittert — ein kalter Schauder überläuft ihn, und doch geht er hin und vollbringt die böſe That!

Wer dieſes liest, prüfe ſich doch recht ernſtlich, ob er ſich hier nicht getroffen fühle? Wer ſo verſtellt und verſtockt handeln könnte, gliche dem Judas. Allein wir wollen lieber dem unſchuldigen, gefühlvollen Johannes an der Bruſt Jeſu gleichen!

40. Jeſus und Sein Verläugner.

Da die Stunde des Leidens für Jeſus immer näher rückte, ſprach Er: „Nun wird der Menſchenſohn verherrlichet. Und wenn Gott durch Ihn verherrlichet ſeyn wird: ſo wird Gott auch Ihn verherrlichen, und wird Ihn von Stund' an verherrlichen!“

„O meine lieben Kindlein! Nur noch eine kleine Weile bin Ich bei euch. Ihr werdet Mich ſuchen — allein was Ich den Juden ſagte, das ſage Ich jetzt auch euch: Wo Ich hingehe, da könnet ihr jetzt nicht hinkommen."

„Ich gebe euch daher von neuem das Gebot: Liebet einander! Wie Ich euch geliebet habe, ſo ſollet auch ihr einander lieben! Daran, wenn ihr Liebe gegen einander habt, ſoll Jedermann erkennen, daß ihr Meine Jünger ſeyd."

Die Jünger meinten noch immer nicht, daß Jeſus von Seinem Tode rede. Petrus ſprach: „Herr! wo gehſt Du denn hin?"

Jeſus antwortete: „Wo Ich hingehe, kannſt du Mir jetzt noch nicht folgen. Du wirſt Mir aber hernach folgen."

Petrus ſprach: „Herr! warum ſollte ich Dir jetzt nicht folgen können? Sieh, ich laſſe mein Leben für Dich!"

Jeſus ſprach: „Du wollteſt dein Leben für Mich laſſen? O Petrus! Wahrlich, wahrlich, Ich ſage dir: Ehe der Hahn zweimal kräht, wirſt du Mich ſchon dreimal verläugnet haben."

„Ja, ihr alle, ſprach Jeſus zu den übrigen Jüngern, werdet in dieſer Nacht euch an Mir ärgern, (an Mir irre werden und in euren Glauben wanken). Denn die Worte der Schrift werden in Erfüllung gehen: „Ich werde den Hirten ſchlagen, und die Schaafheerde wird ſich zerſtreuen." Nachdem Ich aber auferſtanden ſeyn werde, ſo werde Ich (euch wie zerſtreute Schafe alle wieder um Mich verſammeln, und gleich dem Hirten) in Galiläa vor euch hergehen.“

Petrus ſprach: „Und wenn ſich auch Alle an Dir ärgern werden, ſo werde doch Ich es nicht thun. Ich werde mich an Dir ewig nicht ärgern.“

Jeſus wiederholte, weil Petrus Ihm durchaus nicht glauben wollte, noch nachdrücklicher und deutlicher: „Wahrlich, Ich ſage dir: Heute noch — noch in dieſer Nacht — ehe der Hahn zum zweiten Male kräht, wirſt du Mich dreimal verläugnen. O Simon, Simon! ſieh, der Satan ſucht euch wie den Weitzen zu ſieben. Ich habe aber für dich gebetet, daß dein Glaube nicht gar erlöſche. Wirſt du dich nun aber wieder bekehrt haben, ſo ſtärke auch du deine Brüder.“

Petrus hielt es noch immer für unmöglich, daß er ſeinen beſten, ſeinen göttlichen Freund verläugnen könne. Er blieb feſt auf ſeiner Behauptung. „Herr! ſprach er nochmal, und wenn ich auch mit Dir ſterben müßte, ſo würde ich Dich doch nicht verläugnen. Ich bin bereit, mit Dir in's Gefängniß und in den Tod zu gehen.“ Eben ſo ſagten auch die übrigen Jünger.

Was Petrus ſagte, kam alles aus dem redlichſten, aufrichtigſten Herzen. Er fühlte in dem gegenwärtigen Augenblicke wirklich den Muth in ſich, mit Jeſus zu ſterben — und dennoch unterlag er wenige Stunden nachher der Verſuchung, und ſchwur darauf, daß er Jeſum nicht kenne. Denn Petrus traute zuviel auf ſich ſelbſt. Er hielt ſich für beſſer, als alle übrigen Jünger, und achtete daher nicht auf die Warnung Jeſu. So dünken ſich jetzt noch mancher Sohn, manche Tochter viel verſtändiger und tugendhafter, als alle ihres Gleichen; ſie glauben, wenn ſie ſehen, daß Andere große Fehler begehen, es wäre unmöglich, daß ſie ſelbſt je ſo tief fallen könnten; ſie halten die treuen Warnungen ihrer Aeltern und Freunde für überflüſſig; ſie meinen, über ihre Unſchuld und Tugend könne keine Verſuchung mehr ſiegen — und ſtürzen ſo in Sünde, Schande und Elend. Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir wollen demüthig ſeyn, uns warnen laſſen, auf Gott vertrauen, und Gott um Seinen Beiſtand bitten.

Da Jeſus es nothwendig fand, ſelbſt für einen Petrus, den Mann gleich einem Felſen, um dieſen Beiſtand zu beten — wie ſollten wir des Gebetes um höhere Hülfe entbehren können? Nur das vertrauensvolle, kindliche Gebet, das beſtändige Anhangen des Herzens an Gott, den Allmächtigen, von Dem alle Kraft und Stärke kommt und ohne Den wir Alle ſchwach und gebrechlich ſind, kann uns ſtark genug machen, rings von Verſuchungen umgeben — aufrecht zu ſtehen. Ohne Gebet gleichen wir dem ſchwachen Bäumlein ohne Stütze, das der erſte Windſtoß niederwirft.

41. Jeſus ſtiftet das heilige Gedächtnißmahl Seines Todes.

Jeſus hatte mit Seinen Jüngern das Oſterlamm gegeſſen, und ſo das Andenken der Erlöſung des Volkes Iſrael aus Aegypten, und der Stiftung des alten Bundes gefeiert.

Jetzt wollte Er hingehen, das Werk einer größern Erlöſung, die Erlöſung des ganzen Menſchengeſchlechtes von Sünde, Elend und Tod, zu vollenden, und den neuen Bund der Liebe und des Friedens zwiſchen Himmel und Erde zu ſtiften.

Nicht blos ein Lamm ſollte geſchlachtet werden, wie damals in Aegypten; Jeſus ſelbſt wollte das Opfer ſeyn. Er ſelbſt wollte verbluten, wie ein Opferlamm.

Wie nun Moſes nach dem Willen Gottes eine Mahlzeit zum Andenken der Erlöſung des Volkes Iſrael aus Aegypten anordnete, ſo wollte auch Jeſus nach dem Willen des Vaters ein heiliges Gedächtnißmahl zur beſtändigen Erinnerung an die Erlöſung des Menſchengeſchlechtes ſtiften.

Jeſus ſah Sein ganzes Leiden im Geiſte vorher. Die letzten Augenblicke, die Er vor Seinem Tode noch in Mitte Seiner lieben Jünger zubringen konnte, waren da. Es war die Nacht vor Seinem Tode, die Stunde, bevor Sein Leiden am Oelberge anfing. Morgen ſchon ſollte Sein Leib an das Kreuz geheftet, Sein Blut vergoſſen werden.

In dieſer heiligen Stunde, in dieſen rührendſten Augenblicken Seines Lebens, nahm nun Jeſus das Brod in Seine ehrwürdigen Hände — erhob Seine Augen zum Himmel — dankte — ſegnete es — brach es — und gab es den Jüngern und ſprach: „Nehmet hin und eſſet! Das iſt Mein Leib, der für euch wird dahin gegeben werden. Thut das zu Meinem Andenken.“

Eben ſo nahm Er auch den Kelch — dankte wieder — gab ihn den Jüngern und ſprach: „Das iſt Mein Blut des neuen Bundes, das für euch und für Viele wird vergoſſen werden zur Vergebung der Sünden. Dieß thut, ſo oft ihr davon trinket, zu Meinem Andenken.“

So hat Chriſtus bei dem letzten Abendmahle das heiligſte Sakrament des Altars eingeſetzt.

Nach der wunderbaren Vermehrung der Brode in der Wüſte hatte Er geſagt: „Das Brod, das Ich für das Leben der Welt geben werde, iſt Mein Fleiſch.“ Jetzt bei dem letzten Abendmahle nahm Er Brod, ſegnete es, gab es den Jüngern und ſprach: „Das iſt Mein Leib.“ Was Er dort verheißen hatte, das hat Er hier auf eine geheimnißvolle Weiſe erfüllt.

Es iſt das, was Jeſus hier that und Seinen

Jüngern zu thun befahl, ein *Sakrament*, das heißt, ein heiliges Geheimniß, weil das, was wir dabei ſehen, nur die ſichtbaren Zeichen ſind, die unſichtbare Gnade aber, das große Heil, das wir dadurch erlangen, vor unſern Augen verborgen iſt.

Das *Sakrament des Altars* nennen wir dieſes heilige Geheimniß, weil es als die beſtändige Erinnerung an das Opfer, das Jeſus am Kreuze dargebracht hat, auf dem Altare gefeiert wird; weil jenes blutige Opfer am Kreuze uns dadurch vergegenwärtiget, ja, unblutiger Weiſe, erneuert wird. Jeſus, der Ewiglebende iſt und bleibt unausgeſetzt das Opfer für unſere Sünden. Wie denn auch Paulus ſagt: „Wir haben einen Altar, von dem jene, die noch der Stiftshütte dienen, die Iſraeliten, nicht eſſen dürfen.“ Ein Altar ohne ein Opfer läßt ſich aber nicht denken.

Wir nennen dieſes Sakrament ferner die *heilige Kommunion*, das heißt, die Gemeinſchaft. Wir ſollen dadurch mit Jeſus Chriſtus auf das Innigſte vereinigt, gleichſam Ein Herz und Eine Seele mit Ihm werden. Jeſus Chriſtus ſelbſt hat geſagt: „Ich bin das Brod des Lebens; wer Mein Fleiſch ißt, und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm.“ Sein Fleiſch und Blut würde uns aber nichts helfen ohne Ihn ſelbſt. Er ſelbſt, der aus Liebe zu uns Fleiſch und Blut angenommen hat, kommt in der heiligen

Kommunion zu uns, um uns das rechte Leben der Seele zu geben.

Auch wird dieſes heilige Sakrament noch deßhalb Kommunion und das Sakrament der Liebe und des Friedens genannt, weil Alle, die davon genießen, in Friede und Liebe mit einander vereinigt werden ſollen. Deßhalb betete Jeſus Chriſtus, nach dem die Apoſtel dieſes heilige Geheimniß empfangen hatten, für ſie und auch für uns zum Vater: „Nicht nur für ſie bitte Ich, ſondern auch für Diejenigen, die durch ihr Wort an Mich glauben werden — damit Alle Eins ſeyen, wie Du, Vater, in Mir und Ich in Dir." Auch der Apoſtel Paulus ſagt: „Wie wir Alle von Einem Brode eſſen, ſollen wir Alle gleichſam Ein Leib ſeyn."

Was hier von der Brodsgeſtalt geſagt wurde, gilt auch von dem Kelche. Auf dem Altare bringt der Prieſter dieſes heilige Opfer unter den Geſtalten des Brodes und Weines dar, um durch beide ſichtbare Zeichen feierlich daran zu erinnern, daß der Leib Jeſu an das Kreuz geheftet, Sein Blut am Kreuze vergoſſen wurde, wie denn auch Paulus ſagt: „So oft ihr dieſes Brod eſſen und aus dieſem Kelche trinken werdet, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis Er wieder kommt." Den Gläubigen aber, welche die heilige Kommunion empfangen, wird nach weiſer Anordnung der

Kirche dieſes heilige Sakrament nur unter der Geſtalt des Brodes gereicht. Sie empfangen aber dennoch ganz und vollkommen Denjenigen, der geſagt hat: „Ich bin das Brod des Lebens.“

Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Andacht, mit welchen heiligen Geſinnungen wir dieſem heiligen Opfer anwohnen und die heilige Kommunion empfangen ſollen, wird in dem Religionsunterrichte ausführlich gelehrt, auch iſt es zwar kurz aber ſehr ſchön, in dem Kirchengebete ausgedrückt:

O Herr und Gott, Du haſt uns in dieſem wundervollen Sakramente das Andenken Deines Leidens zurück gelaſſen; wir bitten Dich, verleihe uns, die heiligen Geheimniſſe Deines Leibes und Blutes immer ſo zu verehren, daß wir die Früchte Deiner Erlöſung an uns beſtändig erfahren.

42. Jeſus nimmt von Seinen Jüngern Abſchied.

Das letzte Abendmahl war nun vorbei — das heilige Andenken des Todes Jeſu geſtiftet — der Augenblick des Scheidens gekommen! Jetzt ſollte Jeſus hingehen, zu ſterben. Morgen um dieſe Zeit ſollte Sein Leichnam ſchon im Grabe ruhen. In trauriger Stille waren die Jünger am Tiſche um Ihn verſammelt; nur Judas hatte ſich in dunkler Nacht entfernt. Der nahe Abſchied ging ihnen tief zu Herzen. Jeſus tröſtete ſie daher auf das liebreichſte. „Euer Herz, ſprach Er, betrübe ſich nicht! Glaubet ihr an Gott, ſo glaubet auch an Mich. In dem Hauſe Meines Vaters ſind viele Wohnungen. Wäre es anders, ſo würde Ich es euch ja ſagen. Nun aber gehe Ich hin, euch dort eine Stätte zu bereiten. Und wann Ich hingegangen ſeyn werde, und euch die Stätte werde bereitet haben, ſo werde Ich wieder kommen und euch zu Mir nehmen, damit auch ihr ſeyd, wo Ich bin. Nun wißt ihr alſo, wo Ich hingehe, und den Weg dahin wißt ihr auch?"

Thomas, der Jeſum noch nicht vollkommen verſtanden hatte, und immer zu zweifeln geneigt war, ſprach: „Herr! wir wiſſen noch nicht einmal, wo Du hingeheſt; wie könnten wir den Weg dahin wiſſen?"

Jeſus ſprach: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, außer durch Mich. Wenn ihr Mich recht erkannt hättet, ſo würdet ihr auch Meinen Vater kennen. Doch ihr werdet Ihn nun bald kennen lernen, ja, ihr habt Ihn ſchon geſehen."

Philippus ſagte zu Jeſus: „Herr! zeige uns den Vater, ſo iſt es uns genug!"

Jeſus ſprach: „Schon ſo lange Zeit bin Ich bei euch, und ihr kennet Mich noch nicht? Philippus! wer Mich ſieht, der ſieht den Vater? Glaubt ihr denn nicht, daß Ich in dem Vater bin, und der Vater in Mir iſt? — Die Worte, die Ich zu euch rede, rede Ich nicht aus Mir ſelbſt. Auch die Werke thut der Vater, der in Mir wohnt. Wenn ihr Meinen Worten nicht glauben wollet, daß Ich in dem Vater bin, und der Vater in Mir iſt — ſo glaubet es doch um der Werke ſelbſt willen."

„Ich ſage es euch in der Wahrheit! Wer an Mich glaubt, der wird auch ſolche Werke thun, die Ich thue, ja er wird wohl noch größere thun. Denn Ich gehe nun zum Vater, und um was ihr dann den Vater, wann Ich bei Ihm verherrlichet ſeyn werde, in Meinem Namen bitten werdet, das werde Ich euch gewähren, damit der Vater mit dem Sohne verherrlicht werde. Um was ihr immer in Meinem Namen bitten werdet, das werde Ich thun."

„Wenn ihr Mich lieb habt, ſo haltet Meine Gebote, und Ich werde den Vater bitten, und Er wird euch einen andern Tröſter geben, der immer bei euch bleiben wird — den Geiſt der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil ſie Ihn nicht ſieht und nicht kennt. Ihr aber werdet Ihn kennen, denn bei euch wird Er bleiben und in euch wohnen."

„Ich laſſe euch nicht als Waiſen zurück. Ich komme wieder zu euch. Es iſt noch eine kleine Weile, ſo ſieht Mich die Welt nicht mehr. Ihr aber werdet Mich wieder ſehen; denn Ich werde leben, und ihr werdet auch leben. An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß Ich in dem Vater ſey, und ihr in Mir, und Ich in euch."

„Wer Meine Gebote hat und ſie hält, der liebt Mich. Wer Mich hingegen nicht liebt, der hält auch Meine Worte nicht, obgleich die Worte die ihr von Mir gehört habt, nicht Mein, ſondern des Vaters ſind, der Mich geſandt hat. Denjenigen aber, der Mich liebt, wird auch Mein Vater lieben, und Ich werde Ihn lieben, und Mich ſelbſt ihm offenbaren. Wer Mich liebt, der wird ſich an Mein Wort halten, und Mein Vater wird ihn lieben, und Wir werden zu ihm kommen, und Unſre Wohnung bei ihm nehmen."

Was Jeſus hier ſagte, verſtanden die Jünger noch nicht. Sie blickten Jeſum verwundert an. Jeſus erklärte ihnen dieſes Geheimniß auch nicht, ſondern ſagte nur noch dieſes: „Soviel habe Ich euch noch ſagen wollen, da Ich noch bei euch bin. Der Tröſter aber, der heilige Geiſt, den der Vater in Meinem Namen ſenden wird, der wird euch alles Uebrige lehren, und euch an Alles wieder erinnern, was Ich euch immer geſagt habe."

Und nun ſegnete Jeſus Seine Jünger noch zum Abſchiede. „Ich hinterlaſſe euch den Frieden, ſprach Er. Meinen Frieden gebe Ich euch. Nicht wie die Welt ihn gibt, gebe Ich ihn euch."

(Die Welt gibt keinen wahren Frieden. Nur in Gott iſt wahrer Friede, Ruhe und Seligkeit. Und dieſer göttliche Friede übertrifft alles Glück und alle Schätze der Welt.)

Die Jünger wurden nun, da es zum Abſchied nehmen kam, aufs neue traurig und muthlos. Jeſus ſagte daher: „Werdet doch nicht ſo betrübt in eurem Herzen und verzaget nicht. Ihr habt ja gehört, daß Ich euch geſagt habe, Ich gehe zwar hin — allein Ich komme wieder zu euch. Wenn ihr Mich lieb hättet, ſo ſolltet ihr euch ja darüber freuen, daß Ich ſagte: Ich gehe zum Vater. Denn der Vater iſt größer als Ich, (und dort bei Ihm werde Ich es beſſer haben, und verherrlichet werden).“

„Doch, Ich kann nun nicht mehr viel mit euch reden. Die Macht dieſer Welt nahet heran, ob ſie gleich nichts an Mir zu ſuchen hat (und Ich unſchuldig ſterbe). Allein damit die Welt es erkenne, daß Ich den Vater liebe, und ſo handle, wie es Mir der Vater befohlen hat — ſo ſteht auf, und laſſet uns weiter gehen von hier.“

Jeſus ſtand auf, und nachdem ſie, wie es nach Tiſche gebräuchlich war, die Dankpſalmen geſungen hatten, ging Er dem Oelberge zu, Seinem Tode entgegen, und Seine Jünger begleiteten Ihn.

13. Jeſus, der wahre Weinſtock.

Nachdem Jeſus mit Seinen Jüngern, die Ihn in trauriger Stille begleiteten, die Stadt Jeruſalem verlaſſen hatte, und aus dem Stadtthore heraus in das Freie getreten war, fing Er wieder an, ſie zu ermahnen und zu tröſten. Die Weingärten, durch die der Weg führte, und die jetzt der Vollmond erhellte, gaben Ihm Anlaß zu einem lieblichen Gleichniſſe.

„Ich bin der wahre Weinſtock, ſprach Er, und Mein Vater iſt der Weingärtner. Jeden Rebzweig an Mir, der keine Frucht bringt, wird Er hinweg nehmen. Jeden Rebzweig aber, der Frucht bringt, wird Er reinigen, damit er noch mehr Frucht bringe.“

„Bleibet in Mir, ſo bleibe Ich in euch. Wie der Rebzweig aus ſich ſelbſt keine Frucht bringen kann, er bleibe denn am Weinſtocke, ſo könnet auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in Mir bleibet.“

„Ich bin der Weinſtock, und ihr ſeyd die Rebzweige. Wer in Mir bleibt, und Ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne Mich könnet ihr nichts thun. Wer nicht in Mir bleibt, wird hinweg geworfen, wie ein verdorrter Rebzweig.

Man nimmt ihn, und wirft ihn in's Feuer, und verbrennt ihn."

„Wenn ihr in Mir bleibet, und Meine Worte in euch bleiben, ſo möget ihr bitten, um was ihr nur immer wollet, und es wird euch widerfahren. Und dadurch wird Mein Vater verherrlichet, daß ihr recht viele Frucht bringet, und Meine (wahren) Jünger werdet."

Sehr einfach und kinderklar zeigt uns hier Jeſus, worin das wahre Chriſtenthum beſtehe.

Innerlich ſollen wir Eins mit Chriſtus ſeyn — voll Glauben und Vertrauen uns feſt an Ihn halten; voll Liebe Ihm anhangen; am liebſten an Ihn denken; unſre größte Freude an Ihm haben; innerlich mit Ihm, dem Allgegenwärtigen, gern umgehen; Ein Sinn, Ein Herz, gleichſam Eine Seele mit Ihm ſeyn — und dann erhalten wir durch Ihn Kraft zu allem Guten. Sein Geiſt durchdringet uns, wie der Saft des Weinſtockes die Reben.

Aeußerlich ſollen wir reich ſeyn an ſchönen Früchten guter Werke — barmherzig, wohlthätig, friedfertig, mild, ſanft, keuſch, rein, mäßig, redlich, aufrichtig, gerecht — in allen Worten, Geberden, Werken, mit Seiner Gnade, Ihm gleich, wie alle gute Reben eines edlen Weinſtockes nur ſolche Trauben bringen, die der Natur dieſes Weinſtockes gemäß ſind.

Laßt uns daher Eins ſeyn mit Jeſus, und uns hüten, von Ihm getrennt zu werden, gleich einem abgeriſſenen Rebzweige. Laßt uns aber nie glauben, Eins mit Chriſtus zu ſeyn, ſo lange wir keine guten Werke an uns wahrnehmen. Wir wollen ſo viel Gutes thun, als wir kennen; denn das iſt das Größte, was wir zur Verherrlichung Gottes thun können. Dem Weingärtner macht ja nur das die größte Ehre, wenn alle Reben des Weingartens reich an ſchönen Trauben ſind.

14. Die Reden Jeſu auf Seinem Gange zum Oelberg.

Auf dem ganzen Wege zum Oelberge ſetzte Jeſus Seine Ermahnungen fort, und hörte nicht auf, Seinen Jüngern Sein liebevolles Herz auszugießen. „Wie Mich der Vater liebt, ſo liebe Ich euch, ſprach Er. Bleibet in Meiner Liebe. Wenn ihr Meine Gebote haltet, ſo bleibet ihr in Meiner Liebe, wie auch Ich die Gebote Meines Vaters halte, und in Seiner Liebe bleibe. Dieſes ſage Ich euch, damit Meine Freude in euch ſey, und eure Freude vollkommen werde.“

„Nochmal, dieſes iſt mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie Ich euch geliebt habe. Eine größere Liebe hat doch Niemand, als daß Er ſein Leben für ſeine Freunde gebe. Ihr ſeyd Meine

Freunde — wenn ihr das thun werdet, was Ich euch gebiete.“

„Ich nenne euch von nun an nicht mehr Knechte; denn ein Knecht weiß nicht, was ſein Herr zu thun im Sinne hat. Euch nenne Ich Freunde, denn euch habe Ich Alles, was Ich von Meinem Vater gehört habe, offenbar gemacht.“

„Ihr habt Mich nicht erwählt, ſondern Ich habe euch erwählt, und euch dazu beſtimmt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eine Frucht, die da bleibet; und daß der Vater Alles, um was immer ihr Ihn in Meinem Namen bitten werdet, euch gebe.“

„Das iſt und bleibet Mein Gebot, daß ihr einander liebet!“

„Wenn euch die Welt haßt, ſo bedenkt, daß ſie Mich ſchon früher als euch gehaßt hat. Wenn ihr noch zur Welt gehörtet, ſo würde euch die Welt als die ihrigen lieb haben. Weil ihr's nun aber nicht mit der Welt hattet, und Ich euch von der Welt ausgeſondert habe, deßwegen haßt euch die Welt.“

„Erinnert euch des Wortes, das Ich euch geſagt habe: Der Knecht iſt nicht größer, als ſein Herr. Wie ſie Mich verfolgt haben, ſo werden ſie auch euch verfolgen. Dieſes Alles aber werden ſie euch thun, um Meines Namens willen, weil ſie Denjenigen nicht kennen, der Mich geſandt hat.“

„Wenn Ich nicht gekommen wäre, und nicht zu ihnen geredet hätte, ſo hätten ſie keine Sünde. Nun aber haben ſie für ihre Sünde keine Entſchuldigung. Wer Mich haßt, der haßt auch Meinen Vater. Wenn Ich die Werke unter ihnen nicht gethan hätte, die kein Anderer gethan hat, ſo hätten ſie auch keine (ſo große) Sünde. Nun aber haben ſie dieſelben geſehen, und haſſen dennoch Mich und Meinen Vater. Allein ſo mußte das Wort in Erfüllung gehen, das in ihrem Geſetzbuche geſchrieben iſt: Sie haben Mich ohne Urſache gehaßt.“

„Wenn nun aber der Tröſter kommen wird, den Ich euch vom Vater herabſenden werde, der Geiſt der Wahrheit, der von dem Vater ausgeht, ſo wird Er Zeugniß von Mir ablegen. Und auch ihr werdet Zeugniß von Mir geben, weil ihr vom Anfange an bei Mir geweſen ſeyd, (alle Meine Worte gehört, Meine Thaten geſehen, und bei Mir bis an's Ende ausgeharret habt).“

„Seht, Ich ſage euch dieſes, damit ihr dereinſt nicht Anſtoß nehmet. Sie werden euch aus ihren Verſammlungen verſtoßen. Ja, es wird die Stunde kommen, da jeder, der euch um das Leben bringt, glauben wird, er erweiſe dadurch Gott einen Dienſt. Und das werden ſie euch thun, weil ſie weder den Vater kennen, noch Mich."

„Allein noch einmal: Ich ſage euch Das vorher, damit ihr, wenn einmal die Stunde jener Verfolgung kommt, euch daran erinnert, daß Ich es euch vorhergeſagt habe. Anfangs wollte Ich es euch nicht ſagen, weil Ich ſelbſt noch bei euch war; nun aber muß Ich es euch ſagen, denn nun gehe Ich zu Demjenigen zurück, der Mich geſandt hat."

„Weil Ich euch nun dieſes geſagt habe, ſo iſt euer Herz voll Traurigkeit. Allein Ich ſage euch die Wahrheit: Es iſt gut, daß Ich hingehe. Denn wenn Ich nicht hinginge, ſo würde auch der Tröſter nicht zu euch kommen. Wenn Ich aber werde hingegangen ſeyn, ſo werde Ich Ihn euch ſenden."

„Ich hätte euch noch Vieles zu ſagen. Allein jetzt könnet ihr es noch nicht tragen. Wenn aber Er kommen wird, der Geiſt der Wahrheit, ſo wird Er euch alle Wahrheit lehren. Denn Er wird nicht aus ſich ſelbſt reden, ſondern nur Das, was Er von dem Vater und Mir hört. Auch künftige Dinge wird Er euch offenbaren. Er wird Mich verherrlichen; denn von dem Meinigen wird Er's nehmen, und es euch kund thun. Denn Alles, was der Vater hat, iſt Mein. Deswegen ſagte Ich: Von dem Meinigen wird Er's nehmen, und es euch kund machen."

„Nun, ſprach Jeſus, da Er mit Seinen Jüngern dem Oelberge ſchon ganz nahe gekommen war, nun iſt's noch eine kleine Weile, und ihr werdet Mich nicht mehr ſehen. Allein abermal eine kleine Weile, und ihr werdet Mich wieder ſehen. Denn Ich gehe zum Vater.“

Die Jünger ſagten leiſe zu einander: „Was iſt doch Das, was Er da ſagt: Eine kleine Weile? — Wir verſtehen nicht, was Er damit meint.“

Jeſus merkte, daß ſie ihn gern gefragt hätten, und kam ihnen zuvor und ſprach: „Ueber das befragt ihr euch unter einander, daß Ich ſagte: Eine kleine Weile, und ihr werdet Mich nicht mehr ſehen, und abermal eine kleine Weile, und ihr werdet Mich wieder ſehen? Wahrlich, wahrlich, Ich ſage euch: (Die Zeit iſt da, daß Ich ſcheide). Ihr werdet weinen und jammern; die Welt aber wird frohlocken. Allein ſo ſehr ihr auch trauern werdet, eure Traurigkeit wird dennoch in Freude verwandelt werden. Ich werde euch wiederſehen, und euer Herz wird ſich freuen, und Niemand wird euch eure Freude mehr nehmen können.“

„Wahrlich, wahrlich, ſage Ich euch noch einmal: Was ihr immer den Vater in Meinem Namen bitten werdet (im Vertrauen auf Mich, nach Meinem Sinne, und ſo wie Ich ſelbſt bitten würde), das wird Er euch geben. Bisher habt ihr noch nie um etwas in Meinem Namen gebeten. Bittet doch, und ihr werdet empfangen, ſo daß eure Freude vollkommen ſeyn wird."

„Was Ich euch bisher geſagt habe, habe Ich in Gleichniſſen mit euch geredet. Es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichniſſen mit euch reden, ſondern euch den Vater deutlich offenbaren werde. Und an jenem Tage werdet ihr dann in Meinem Namen beten, und Ich werde nicht mehr nöthig haben, den Vater für euch zu bitten. Denn Er, der Vater, liebt euch, weil ihr Mich liebet, und weil ihr glaubet, daß Ich von Gott ausgegangen bin."

„Ja, Ich bin von dem Vater ausgegangen, und in dieſe Welt gekommen; und nun verlaſſe Ich dieſe Welt wieder, und kehre zum Vater zurück."

Da ſprachen die Jünger: „Siehe! nun redeſt Du geradezu, und ohne Gleichniß. Nun wiſſen wir auch, daß Du Alles weißt, und nicht nöthig haſt, daß man Dich erſt frage. Darum glauben wir es, daß Du von Gott ausgegangen biſt."

Jeſus antwortete: „Jetzt glaubt ihr's? Seht, die Stunde wird kommen, ja ſie iſt ſchon gekommen, da ihr euch alle zerſtreuen, jeder zu den Seinigen heimkehren, und Mich allein laſſen werdet. Doch, Ich bin deßhalb nicht allein, da der

Vater bei Mir iſt. Dieſes ſage Ich, damit ihr Frieden in Mir habet.“

„In der Welt werdet ihr Bedrängniß haben. Allein ſeyd getroſt; Ich habe die Welt überwunden.“

13. Letztes feierliches Gebet Jeſu.

Nachdem Jeſus am Bache Zedron, wenige Schritte vom Oelberge, angekommen war, blieb Er in Mitte Seiner Jünger ſtehen, erhob die Augen zum Himmel, und fing in der feierlichen Stille der Nacht an, zu beten:

„Vater! Nun iſt die Stunde (des Leidens) gekommen! Verherrliche Deinen Sohn, damit Dein Sohn auch Dich verherrliche, und gemäß der Macht, die Du Ihm über alle Menſchen verliehen haſt, Allen, die Du Ihm gabſt, das ewige Leben gebe.“

„Das aber iſt ewiges Leben: Daß ſie Dich erkennen, den einzig wahren Gott, und Ihn, den Du geſandt haſt, (Deinen Sohn) Jeſus Chriſtus.“

„Ich habe Dich auf Erden verherrlichet. Das Werk, das Du Mir zu thun aufgetragen haſt, hab' Ich vollbracht. Und nun, Vater, verherrliche Du Mich auch (droben im Himmel) bei Dir mit derjenigen Herrlichkeit, die Ich dort bei Dir hatte, bevor die Welt war!“

„Ich habe denen, die Du Mir aus der Welt geſchenkt haſt, Deinen Namen bekannt gemacht.

Sie waren Dein, und Du haſt ſie Mir gegeben, und ſie haben Deine Worte bewahret. Sie erkennen es jetzt, daß Alles, was Du Mir gegeben haſt, von Dir iſt; weil Ich die Worte, die Du Mir gegeben haſt, ihnen mitgetheilt habe. Sie haben dieſelben angenommen, und ſie erkennen es nun wahrhaft, daß Ich von Dir ausgegangen bin, und ſie glauben es, daß Du Mich geſandt haſt.“

„Ich bitte für ſie, die Du Mir gegeben haſt; denn ſie ſind Dein, ſo wie Alles, was Mein iſt, Dein iſt, und was Dein iſt, Mein iſt. Durch ſie werde Ich verherrlichet. Ich bleibe nun nicht mehr in der Welt; dieſe aber ſind in der Welt, und Ich komme zu Dir! Vater, Du Heiliger! Erhalte Du ſie in Deinem Namen, die Du Mir gegeben haſt, daß ſie Eins ſeyen, wie Wir. So lange Ich bei ihnen war, erhielt Ich ſie in Deinem Namen. Ich habe ſie bewahrt, die Du Mir gegeben haſt, und keiner aus ihnen ging verloren, als nur allein das Kind des Verderbens, wodurch die Schrift erfüllt wurde.“

„Nun aber komme Ich zu Dir, und rede dies noch auf Erden, damit Meine Freude vollkommen die ihrige werde. Ich habe ihnen Dein Wort verkündet; und nun haßt ſie die Welt, weil ſie nicht von der Welt ſind, wie auch Ich nicht von der Welt bin. Ich bitte nicht, daß Du ſie von der

Welt hinwegnehmeſt, ſondern daß Du ſie vor dem Böſen bewahreſt. Sie halten es nicht mit der Welt, wie Ich es nicht mit der Welt halte. Heilige ſie durch die Wahrheit! Dein Wort iſt Wahrheit. Wie Du Mich in die Welt geſandt haſt, ſo ſende Ich auch ſie in die Welt, und heilige (weihe und opfere) Mich ſelbſt für ſie, damit auch ſie in Wahrheit geheiliget (Gott und dem Heile der Menſchen geweihet und gewidmet ſeyen)."

„Allein nicht nur für ſie bitte Ich, ſondern auch für Diejenigen, die durch ihr Wort an Mich glauben werden — damit Alle Eins ſeyen, wie Du Vater in Mir biſt, und wie Ich in Dir bin — damit ſie ganz Eins ſeyen in Uns, und die Welt es glaube, Du habeſt Mich geſandt. Ich gebe ihnen die Herrlichkeit, die Du Mir gegeben haſt, damit ſie ſo Eins ſeyen, wie auch Wir Eins ſind — Ich in ihnen, und Du in Mir, und ſie alſo ganz und vollkommen Eins ſeyen, und die Welt es auch an ihnen erkennen müſſe, daß Du Mich geſandt haſt, und daß Du ſie liebeſt, wie Du Mich liebeſt."

„Vater! Mein Verlangen iſt, daß Diejenigen, die Du Mir gegeben haſt, auch mit Mir da ſeyen, wo Ich bin, damit ſie Meine Herrlichkeit ſehen, die Du Mir gegeben haſt, weil Du Mich geliebt haſt, bevor die Welt gegründet war. Vater! Du Gerechter! Die Welt kennet Dich nicht. Ich aber kenne Dich, und dieſe erkennen es, daß Du Mich geſandt haſt. Ich habe ihnen Deinen Namen bekannt gemacht, und will ihnen denſelben ferner bekannt machen, damit die Liebe, mit der Du Mich liebſt, in ihnen ſey — und Ich in ihnen."

Nachdem Jeſus ſo gebetet hatte, ging Er über den Bach Zedron hinüber, dem Oelberge zu.

46. Jeſus am Oelberge.

Ueber dem Bache Zedron, unten an dem Oelberge, lag ein Meierhof, der Gethſemane hieß, und mit einem Garten von Oelbäumen umgeben war. In dieſen Garten ging nun Jeſus mit Seinen Jüngern hinein. Sobald Er hineingetreten war, ſagte Er zu den Jüngern: „Setzt euch hier, indeß Ich dort hingehe und bete. Betet auch ihr, daß ihr nicht in Verſuchung gerathet!" Denn bei dem Anblicke des Leidens, das Ihm jetzt bevorſtand, konnten ſie leicht verſucht werden, nicht mehr an Ihn zu glauben. Nur den Petrus, Jakobus und Johannes nahm Er mit ſich, und ging mit ihnen tiefer in den Oelgarten hinein. Dieſe drei nur, die Ihn in Seiner Verklärung auf jenem Berge geſehen hatten, ſollten jetzt auch Zeugen Seiner großen Angſt am Oelberge ſeyn.

Hier überfiel Ihn nun eine tiefe Traurigkeit und Schwermuth. Es ſchauderte Ihm vor Angſt und Bangigkeit. „Ach," ſagte Er, „Meine Seele iſt betrübt bis zum Sterben! Bleibet doch hier, und wachet mit Mir und betet!“ Er entfernte ſich, ging etwa eines Steinwurfs weit von ihnen hinweg, fiel da auf die Knie nieder, und betete, daß, wenn es möglich wäre, dieſe Leidensſtunde doch vorübergehen möchte.“ „Vater!“ ſprach Er, wenn es Dein Wille iſt, ſo nimm dieſen Kelch von Mir hinweg! Doch geſchehe nicht Mein Wille, ſondern der Deine.“

Als Er von dieſem Gebete aufgeſtanden und zu den drei Jüngern zurück gekommen war, fand Er ſie alle drei eingeſchlafen. „Simon! ſprach Er, und auch du ſchläfſt? So konntet ihr nicht einmal eine Stunde mit Mir wachen? O wachet doch und betet, damit ihr der Verſuchung nicht unterlieget. Denn der Geiſt iſt zwar willig, allein das Fleiſch iſt ſchwach.“

Hierauf ging Er wieder hin, fiel auf Seine Knie nieder, neigte Sein Angeſicht bis zur Erde, und betete zum zweiten Male und noch inniger: „Vater, Liebſter Vater! Wenn's möglich iſt — und Dir iſt ja alles möglich! — ſo nimm dieſen Kelch von Mir! Allein nicht wie Ich will, ſondern wie Du willſt.“

Er kehrte hierauf wieder zu den Jüngern zurück, und fand ſie wieder im tiefen Schlafe. „Wie möget ihr doch jetzt ſchlafen? ſprach Er. Stehet auf! Betet, wachet, damit ihr der Verſuchung entgeht.“ Allein die Augen waren ihnen von Schlaf und Traurigkeit ſo ſchwer, daß ſie ſelbſt nicht wußten, was ſie Ihm antworteten.

Er verließ ſie wieder, ging nochmal hin, zum dritten Male noch inbrünſtiger zu beten. Es überfiel Ihn eine wahre Todesangſt. Sein Schweiß war wie Blutstropfen, die auf die Erde herabrannen. Er aber betete: „Mein Vater! Wenn dieſer Kelch nicht vor Mir vorübergehen kann, ohne daß Ich ihn trinke, ſo geſchehe denn Dein Wille!“

Da erſchien Ihm ein Engel vom Himmel, und ſtärkte Ihn.

Wenn wir bedenken, wie unausſprechlich viel Jeſus ſchon hier am Oelberge aus Liebe zu uns litt! ſo muß unſer ganzes Herz mit Anbetung, Liebe und Dank gegen Ihn erfüllt werden. Jeſus in Seinem Leiden iſt überdies das ſchönſte Vorbild für uns. Wie Er uns dort bei Seiner dreimaligen Verſuchung in der Wüſte die verführeriſchen Freuden der Welt heldenmüthig verſchmähen lehrte: ſo lehrt Er uns hier in Seiner dreimaligen Angſt am Oelberge, alle, auch die ſchrecklichſten Leiden der Welt voll Ergebenheit in den Willen des Vaters ertragen. Laßt uns alſo von Ihm lernen, wie wir leiden ſollen.

Jeſus betete, ſobald die Stunde des Leidens über Ihn hereinbrach. Er ſuchte einen einſamen

Ort, um von Niemanden geſtört zu werden; Er warf ſich auf Seine Knie nieder, und demüthigte ſich in den Staub unter die allmächtige Hand Gottes; Er betete dreimal, voll heißer Inbrunſt, voll kindlichen Vertrauens zu Gott, voll der herzlichſten Ergebung in den Willen des Vaters. So einſam und wiederholt, ſo innig und kindlich wollen auch wir beten, wann Leiden und Kummer uns das Herz ſchwer machen. Nach einem ſolchen Gebete werden wir gewiß immer getröſtet aufſtehen.

Jeſus nahm das Leiden ganz aus der Hand des Vaters. Er lehrt uns, in dem ſinnvollen Bilde von einem *Kelche* voll heilbringender Arznei, wie wir das Leiden von Gott annehmen ſollen. Ein Kelch voll Arznei iſt zwar den Lippen bitter; er enthält aber dennoch Geſundheit und Leben. Jedes Leiden ſey uns daher ein Kelch voll wohlthätiger Arznei aus der liebevollen Vaterhand Gottes!

Jeſus blieb auch in der Stunde des ſchrecklichſten Leidens voll thätiger *Liebe gegen Seine Jünger*. Er beſucht ſie, tröſtet ſie, ermuntert ſie, entſchuldigt ihre geringe Theilnahme, und erſpart den Schwächern aus ihnen den Anblick Seiner Leiden gar. Schwache Seelen glauben ſich bei der geringſten Unpäßlichkeit von allen Pflichten losgeſprochen, werden mürriſch und verdroſſen, begegnen allen Menſchen, die mit ihnen umgehen, hart, und ihr ganzes Ausſehen wird finſter und unfreundlich, wie das Eiſen, bei ſchlechter Witterung von Roſt überzogen wird. Edle Seelen bleiben auch mitten im Leiden liebreich und freundlich, wie reines Gold auch bei der ſchlimmſten Witterung unverändert, hell und glänzend bleibt.

Wenn wir ſo im Leiden auf Gott vertrauen, das Leiden als den Willen des himmliſchen Vaters willig annehmen, und gegen unſere Mitmenſchen ſanft und liebreich bleiben: ſo wird Gott entweder das Leiden bald von uns nehmen, oder — was noch eine größere Wohlthat iſt! — uns Kraft und Muth in das Herz geben, es getroſt und muthig zu tragen. Und dieſer himmliſche Troſt wird uns ſo mild und freundlich erquicken, wie der Engel Jeſum am Oelberge.

47. Gefangennehmung Jeſu.

Heiter, getroſt und voll freudigen Muthes zu ſterben, kam Jeſus zu Seinen Jüngern zurück. „So ſchlaft und ruht ihr denn noch? ſprach Er freundlich. Laßt es jetzt genug ſeyn! Die Stunde iſt nun gekommen, da der Menſchenſohn in die Hände der Sünder überliefert wird. Steht auf, und laßt uns gehen! Seht, Mein Verräther iſt nahe.“ Jeſus hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo trat Judas zur Gartenthür herein. Eine große Schaar Soldaten und Diener der Hohenprieſter, mit Laternen und Fackeln, mit Schwertern und Prügeln, folgte ihm. Der ganze Garten leuchtete vom Glanze der Fackeln, und wiederhallte vom Geräuſche der Waffen.

Dieſe Soldaten und Diener der Prieſter hatten ſich, wie es rohe Menſchen auch jetzt noch machen, nie darum bekümmert, Jeſum kennen zu lernen. Deßhalb hatte Judas mit ihnen ein Zeichen verabredet. „Den ich küſſen werde, ſprach er, der iſts! Den ergreift, und geht ja recht vorſichtig mit Ihm um!“ So mißbrauchte er, ſelbſt das Zeichen der zärtlichſten Freundſchaft — zum Zeichen des Verraths.

Sobald nun Judas in dem Garten, dem ſtillen Heiligthume, in dem Jeſus ſo manche Nacht im Gebete zugebracht hatte, angekommen war, eilte er der Schaar voraus, ging gerade auf Jeſus zu, und ſagte zu Ihm: „Lehrer, ſey gegrüßt!“ und küßte Ihn — wie auch jetzt noch der Verführer die Unſchuld, die er zu Verderben gedenkt, freundlich küßt.

Jeſus ſprach mit einem Blicke voll Wehmuth und warnender Liebe zu ihm: „Freund! wozu biſt du gekommen? O Juda, mit einem Kuſſe verräthſt du den Menſchenſohn?“

Wenn Judas je noch zu beſſern geweſen wäre, ſo hätte es durch dieſe himmliſche Sanftmuth und

Liebe geſchehen müſſen. Allein wer für die unausſprechliche Liebe, mit der Jeſus jeden, auch den verruchteſten Sünder retten will, kein Gefühl mehr hat, der iſt verloren!

Jeſus, der Alles vorher wußte, was über Ihn kommen ſollte, ging hierauf den Bewaffneten entgegen, und ſprach zu ihnen: „Wen ſucht ihr?“ Sie antworteten Ihm: „Jeſum von Nazareth.“ Jeſus ſprach mit göttlicher Hoheit und Ruhe: „Ich bin es!“ Auf dieſes Wort hin bebten ſie zurück, und ſtürzten, wie vom Blitze getroffen, zu Boden.

Durch dieſes Allmachtswort zeigte Jeſus offenbar, daß ſie Ihn gegen Seinen Willen nicht hätten gefangen nehmen können, und daß Er in den Tod ging, weil Er ſelbſt wollte.

Die Soldaten und Diener der Prieſter erholten ſich indeß wieder von dem Schrecken, und rafften ſich vom Boden auf. Da fragte ſie Jeſus noch einmal: „Wen ſucht ihr?“ Sie antworteten wieder: „Jeſum von Nazareth.“ Jeſus ſprach, jedoch ohne ſie Seine höhere Macht weiter fühlen zu laſſen: „Es iſt, wie Ich euch geſagt habe. „Ich bin es!“ — „Wenn ihr daher Mich ſuchet, ſetzte Er voll ſorgſamer Liebe für Seine Jünger noch bei, ſo laßt dieſe hier gehen!“

Die Soldaten und Knechte gingen nun auf Jeſus zu und legten Hand an Ihn, um Ihn gefangen zu nehmen. Da die Jünger das ſahen, merkten ſie erſt, wo das hinaus wollte. „Herr! ſagten ſie, ſollen wir da nicht mit dem Schwerte darein ſchlagen?" Sie hatten aus Furcht vor den Juden ein Paar Schwerter mitgenommen. Allein Petrus fragte nicht erſt lange. Er zog ſein Schwert, führte einen Hieb, und haute einem Knechte des Hohenprieſters, der Malchus hieß, das rechte Ohr ab.

Petrus that dieſes aus Liebe zu Jeſus, um Ihn zu vertheidigen. Allein Jeſus verlangt von uns andere Beweiſe von Liebe zu Ihm, als Gewaltthätigkeit gegen Seine Feinde. Die Liebe zu Ihm ſoll uns mild und ſanft machen, auch gegen Todfeinde. Jeſus wehrte daher den Jüngern ab. „Laßt es gut ſeyn!" ſprach Er. „Und du, Petrus, ſtecke dein Schwert in die Scheide! Denn ein jeder, der das Schwert gegen Andere zieht, verdient durch das Schwert umzukommen. Oder meinſt du nicht, daß Ich auch jetzt noch Meinen Vater bitten könnte, und daß Er Mir mehr als zwölf Legionen Engel zu Hülfe ſchicken würde? Wie würden aber da die Weiſſagungen, die verkünden, daß es ſo gehen werde, erfüllt? Und ſollte Ich den Kelch nicht trinken, den Mir Mein Vater darreicht?" Jeſus berührte das Ohr des Knechtes — und augenblicklich war es geheilt. Und hierauf bot Er Seine Hand freiwillig hin, daß ſie gebunden würde.

So ſah Jeſus gar nicht auf die böſen Menſchen, von denen zunächſt Sein Leiden herkam, ſondern nur auf Seinen Vater, der es über Ihn verhängt hatte. So that Jeſus bis zum letzten Augenblicke, da Ihm die Hände gebunden wurden, den Menſchen Gutes. So wollte Er nicht, daß um Seiner willen irgend einem Menſchen ein Leid geſchehe. Die Einführung Seiner heiligen Religion ſollte Seinen Feinden auch nicht Einen Tropfen Blut koſten.

Indeß waren auch einige Hoheprieſter, Tempelvorſteher und Aelteſte des Volkes in dem Garten angekommen. Denn ſie konnten vor Haß nicht ſo lange warten, bis Jeſus zu ihnen geführt wurde. Zu dieſen ſprach Jeſus: „Ihr ſeyd, um Mich gefangen zu nehmen, mit Schwertern und Prügeln ausgezogen, wie gegen einen Räuber. Und Ich ſaß ja doch täglich bei euch in dem Tempel, und lehrte da öffentlich; dort aber ſtrecktet ihr eure Hand nicht gegen Mich aus, und ergriffet Mich nicht. Doch, das iſt eure Stunde, und die Gewalt der Finſterniß.“ Nur im Dunkeln der Nacht waren ſie ſo kühn, ihr böſes Vorhaben auszuführen.

Wie hier die ſchreckliche That der Gefangennehmung Jeſu bei dunkler Nacht vollbracht wurde, ſo ſuchten die verruchteſten Verbrecher — Diebe, Räuber, Unzüchtige, Meuchelmörder, Aufrührer, Verräther — von jeher zu ihren böſen Thaten das Dunkel der Nacht. Die abſcheulichſten Verbrechen nennt man daher auch — Thaten, ſchwarz wie Nacht, Werke der Finſterniß. Von Menſchen, beſonders von jungen Leuten, die des Abends nicht zu rechter Zeit nach Hauſe kommen und am liebſten bei Nacht herumſchwärmen, läßt ſich deßhalb nichts Gutes erwarten. Wer Böſes thut, ſcheuet das Licht.

Als nun Jeſus, unter Begleitung ſo vieler Bewaffneten, gebunden fortgeführt wurde, da verließen Ihn alle Seine Jünger, und flohen davon. So wenig können auch wir zur Zeit der Widerwärtigkeiten uns auf die Menſchen verlaſſen, ſondern nur auf Gott allein. Wohl dem, der geſinnt iſt wie Jeſus, und wie Jeſus ſagen kann: „Und wenn Mich auch alle verlaſſen, ſo bin Ich deßhalb doch nicht allein, denn der Vater iſt mit Mir.“

18. Jeſus vor dem hohen Rathe.

Der Hauptmann, unter deſſen Befehle die Soldaten und Diener der Prieſter ſtanden, führte Jeſum vorerſt zu Annas, dem vormaligen Hohenprieſter und Schwiegervater des wirklichen Hohenprieſters Kaiphas. Annas war ſchon ein ſehr betagter Greis, der aber bei dem Volke noch in großem Anſehen ſtand. Dieſer befragte nun Jeſum über Seine Jünger und Seine Lehre.

Jeſus antwortete ihm: „Ich ſprach öffentlich vor aller Welt. Ich lehrte immer in den Synagogen und in dem Tempel, wo alle Juden zuſammen kamen, und nie in Geheim. Was fragſt du alſo Mich? Frage vielmehr Meine Zuhörer, was Ich ihnen ſagte. Siehe, dieſe wiſſen es, was Ich gelehrt habe.“

Da Jeſus dies geſagt hatte, gab Ihm einer der Diener, der neben Ihm ſtand, mit der Fauſt einen Streich in Sein Angeſicht, und ſagte zu Ihm: „So antworteſt Du dem Hohenprieſter?“ Mancher Menſch wäre über eine ſolche ungerechte Mißhandlung vor Zorn ganz in Flammen gerathen. Jeſus aber ſprach ſanft und ruhig: „Wenn Ich etwas Unrechtes geſagt habe, ſo zeige das Unrecht. Wenn Ich aber recht geredet habe, warum ſchlägſt du Mich?“ Und hierauf wußte der Knecht nichts zu antworten; denn er hatte Jeſum blos geſchlagen, um ſich bei dem Hohenprieſter wohl daran zu machen.

Wer einem ſchuldloſen Menſchen, um ſich bei deſſen mächtigen Feinden einzuſchmeicheln, wehethun kann, gleicht dieſem elenden Wohldiener. Wer auch die niederträchtigſte Mißhandlung ſanft und ruhig übertragen und ſich mit Weisheit und Würde verantworten kann, iſt Jeſu, dem Liebens- und Verehrenswürdigſten der Menſchen ähnlich.

Annas ließ Jeſum zu Kaiphas abführen. Kaiphas, der oberſte Hoheprieſter, hatte in ſeinem Pallaſte bereits alle übrigen Hohenprieſter, und die Schriftgelehrten und Aelteſten des Volkes verſammelt. Er und die ganze Rathsverſammlung hatten auch ſchon mehrere falſche Zeugen, die ſich für Geld angeworben hatten, in Bereitſchaft, damit ſie ja gewiß eine Urſache finden möchten, Jeſum zum Tode zu verurtheilen.

Da nun Jeſus vor dem hohen Rathe ſtand, traten dieſe falſchen Zeugen, die wohl noch ruchloſer, als offenbare Räuber und Mörder waren, einer nach dem andern hervor, und legten ihre falſchen Zeugniſſe gegen Jeſus ab. Allein dieſe Zeugniſſe ſtimmten — wie es bei den Lügen faſt immer geht! — nicht mit einander überein. Zuletzt kamen noch zwei falſche Zeugen, und traten gegen Jeſus auf. Der Eine bezeugte: „Wir haben Ihn ſagen gehört: Ich kann den Tempel Gottes niederreißen, und denſelben nach drei Tagen wieder aufbauen.“ Der Andere ſprach: „Dieſer da hat geſagt: Ich werde den Tempel, der von Menſchenhänden gemacht iſt, zerſtören, und nach drei Tagen wieder einen andern aufführen, der nicht von Menſchenhänden gemacht iſt.“ Allein auch dieſe zwei Zeugniſſe kamen, wie wir ſehen, nicht ganz mit einander überein, und noch viel weniger mit Dem, was Jeſus einſt ſagen wollte, und waren zu einem Todesurtheile ſchon gar nicht hinreichend. Jeſus aber ſchwieg.

Da ſtand der oberſte Hoheprieſter auf, trat in die Mitte hervor, und ſprach zu Jeſus: „Antworteſt Du nichts auf das Alles, was dieſe hier gegen Dich bezeugen?“ Allein Jeſus blieb bei Seinem Stillſchweigen, und ſagte auch nicht ein Wort darauf. Denn auf handgreifliche Lügen und Läſterungen, und auf die Fragen ſolcher Menſchen, die nicht die Wahrheit, ſondern nur Gelegenheit zum Läſtern und zum Verdammen ſuchen, iſt Stillſchweigen die beſte Antwort.

Der Hoheprieſter, der Jeſum durchaus zum Tode verurtheilen wollte, aber keine Urſache dazu finden konnte, fragte Ihn nun, um die Sache auf einmal zu entſcheiden, mit lauter feierlicher Stimme: „Ich beſchwöre Dich bei dem lebendigen Gott, ſag' uns die Wahrheit: Biſt Du Chriſtus, der Sohn Gottes, des Hochgelobten?“

Jeſus antwortete: „Es iſt, wie du ſagſt. Ich bin es! Und Ich verſichere euch: Es iſt nicht mehr lange, ſo wird der Menſchenſohn zur Rechten des allmächtigen Gottes ſitzen, und auch ihr werdet Ihn dereinſt kommen ſehen auf den Wolken des Himmels.“

Da machte der Hoheprieſter einen Riß in ſein Kleid und rief: „Er hat Gott geläſtert; was brauchen wir noch Zeugen? Seht, jetzt habt ihr die Gotteslästerung alle ſelbſt gehört. Was iſt nun eure Meinung?“ Alle verurtheilten Jeſum einſtimmig, und riefen wie aus Einem Munde zuſammen: „Er hat den Tod verdient.“

Jeſus hatte es vorausgeſehen, daß Sein freimüthiges Bekenntniß Ihm den Tod bringen würde. Dennoch ſtand Er keinen Augenblick an, die Wahrheit zu ſagen. Auch wir wollen es immer mit der Wahrheit halten, und ſie allzeit freimüthig und ſtandhaft bekennen, wenn wir rechtmäßig dazu aufgefordert werden, und hätten wir dafür auch nichts, als Spott und Verachtung, zeitlichen Schaden, ja ſelbſt den Tod zu erwarten. Beſonders ſey uns die Wahrheit über Alles heilig, die Jeſus, im Namen Gottes dazu aufgefordert, bekannte und ſie mit Seinem Blute verſiegelte — die große Wahrheit: „Er ſey wahrhaftig Chriſtus, der Sohn Gottes, der jetzt auf Gottes Thron erhoben iſt, und Den auch wir auf den Wolken des Himmels werden kommen ſehen.“

Die Soldaten und Diener führten hierauf Jeſum hinunter in den Vorhof des Pallaſtes, um Ihn den übrigen Theil der Nacht hindurch zu bewachen. Und da trieben ſie nun ihr Geſpött mit Ihm. Einige ſpieen Ihm in das Angeſicht, und gaben Ihm Backenſtreiche. Andere verhüllten Ihm die Augen, ſchlugen Ihn, und ſagten: „Du biſt ja der Meſſias, der große Prophet. Weiſſage uns daher, wer iſt's, der Dich geſchlagen hat?" Und noch viele andere Gottesläſterungen ſtießen ſie gegen Ihn aus.

Dieſes Verfahren der Soldaten und Diener zeigt von der ſchlechteſten Gemüthsart. Denn nur den Menſchen aus dem niedrigſten Pöbel iſt Das eigen, öffentlich Angeklagte ſchon für ſchuldig zu halten, und jeden Unglücklichen, der bisher über ſie erhöht war, in ſeinem Unglücke zu verhöhnen. Wer eines Leidenden ſpotten kann, gehört auch unter dieſe Nichtswürdigen; er begeht ein ähnliches Verbrechen, wie dieſe verworfenen Sünder. Ja er wird einſt auch eben ſo beſtraft werden, als hätte er damals mit ihnen Jeſum ſelbſt verſpottet. Denn auch hier gilt das Wort Jeſu: „Was ihr einem der geringſten Menſchen gethan habt, das habt ihr Mir gethan."

19. Petrus verläugnet Jeſum.

Während Jeſus in des Hohenprieſters Pallaſte verhört wurde, ereignete ſich in dem Vorhofe desſelben eine andere Begebenheit. Petrus und Johannes waren Jeſu von fern bis an den Vorhof des Hohenprieſters gefolgt. Johannes war in dem Hauſe des Hohenprieſters bekannt. Er ging daher in den Vorhof hinein. Petrus aber blieb draußen vor der Thüre ſtehen. Johannes bat indeß die Pförtnerin um die Erlaubniß, daß Petrus auch herein kommen dürfe. Sie erlaubte es, und Johannes ging ſogleich wieder hinaus, und führte den Petrus herein.

Die Nacht war kalt. Die Knechte der Prieſter und die Gerichtsdiener holten daher glühende Kohlen, machten mitten in dem Hofe ein Feuer auf, ſtellten und ſetzten ſich rings um das Feuer und wärmten ſich. Petrus, den es auch fror, ging zu ihnen an das Feuer, ſetzte ſich unter ſie hin, und wollte abwarten, was es mit Jeſus für einen Ausgang nehmen werde.

Da kam eine Magd des Hohenprieſters, eben die Pförtnerin, zum Feuer her, und rief, ſobald ſie den Petrus am Glanze des Feuers erblickte: „Der da hielt es auch mit jenem Galiläer!“ Sie ging näher zu ihm hin, betrachtete ihn genauer, und ſagte zu ihm: „Ja, ja, es iſt ſo. Du warſt auch ein Jünger dieſes Jeſus von Nazareth.“

Petrus erſchrak, und läugnete es. „Nein! ſagte er, ich bin keiner! Ich kenne Ihn gar nicht. Ich weiß und begreife auch gar nicht, wie du ſo etwas nur ſagen magſt?“ Mit dieſen Worten ſtand er auf, und ſchlich ſich zum Vorhofe hinaus. Indeß krähte der Hahn — ohne daß der beſtürzte Petrus eben darauf merkte, zum erſten Male.

Petrus, dem die Liebe zu Jeſus und die Begierde, deſſen Schickſal zu erfahren, keine Ruhe ließ, kehrte indeß bald wieder in den Vorhof zurück. Da erblickte ihn eine andere Magd. Auch dieſe fing ſogleich wieder an, und ſagte zu den umſtehenden Knechten: „Seht! der da hielt es auch mit Jeſus von Nazareth. Er iſt auch einer von Seinen Anhängern.“ „Ja, ſagte einer der Knechte zu Petrus, auch du biſt einer aus ihnen.“

Petrus läugnete es nun zum zweiten Male. „Ich bin keiner von ihnen, ſprach er, und ich kenne den Mann gar nicht.“

Nach einer Weile wurde es im Vorhofe bekannt, daß Jeſus zum Tode verurtheilt ſey, und Jedermann läſterte nun über Jeſus und Seine Jünger; und einer der Knechte rief, indem er auf Petrus zeigte: „Wahrhaftig, dieſer da iſt auch ein Anhänger von ihm!“ Petrus, noch mehr erſchrocken, als zuvor, ſagte: „Menſch, ich weiß gar nicht, von wem du redeſt.“ Die übrigen Knechte umringten ihn nun, betrachteten ihn und ſprachen zu ihm: „Ja wahrhaftig, es iſt ſo! Du biſt einer von ihnen. Denn du biſt ja ein Galiläer! Deine Ausſprache verräth dich.“ Petrus ſagte ganz furchtſam und kleinmüthig: „Nein, nein, ich bin keiner von ihnen.“ Jetzt kam gar noch der Vetter des Malchus, dem eben erſt Petrus das Ohr abgehauen hatte, dazu. Dieſer Anverwandte, der auch ein Knecht des Hohenprieſters war, ging ſogleich auf Petrus los, und ſchrie:

„Was! Hab' ich dich nicht im Garten bei Ihm geſehen?"

Da verlor der arme Petrus den Muth ganz. Er fing an, mit Schwüren und Betheurungen zu verſichern: „Ich kenne den Menſchen gar nicht, von dem ihr redet."

Allein kaum hatte Petrus dieſes geſagt und Jeſum das dritte Mal verläugnet, ſo krähte der Hahn zum zweiten Male. In dem nämlichen Augenblicke wandte Jeſus, den man aus dem Saale der Rathsverſammlung in den Vorhof herunter gebracht hatte, ſich um, und blickte den Petrus wehmüthig und verweiſend an. Petrus erinnerte ſich der Worte Jeſu: „Ehe der Hahn zweimal kräht, wirſt du Mich dreimal verläugnen." Und er ging hinaus, und fing an bitterlich zu weinen.

Petrus hat wirklich arg gefehlt, daß er ſeinen göttlichen Freund aus Furcht vor einigen Knechten und Mägden ſo unedel verläugnete.

Allein auch jetzt noch wird Jeſus oft aus Menſchenfurcht mit Worten verläugnen. Mancher Jüngling zum Beiſpiele ſchämt ſich aus Furcht vor Spott, den leichtſinnigen Reden über Religion zu widerſprechen. Manche Jungfrau belacht, aus Furcht zu Mißfallen, Scherze, die ihr Herz verdammt. Ja wohl mancher Mann ſcheut ſich unter Nichtchriſten zu bekennen, daß er Chriſtus als ſeinen Herrn erkenne und aufrichtig verehre. O

Gott, verleihe Du uns den hohen, edlen Muth, ohne den die Tugend nicht beſtehen kann.

Noch öfter wird Jeſus durch Thaten verläugnet. Jeder Menſch, der ſich einen Chriſten nennt, und gegen die heiligen Gebote Jeſu handelt, ſagt durch ſeine That gleichſam aller Welt laut: „Ich frage nichts nach Chriſtus, und achte Seine Gebote für nichts.“ Das ſchlechte Leben eines unwürdigen Jüngers Jeſu iſt eine beſtändige Verläugnung Jeſu.

Wir wollen Jeſus Chriſtus nie und auf keine Weiſe, weder durch Worte noch Thaten verläugnen! Und wenn wir je ſo unglücklich ſeyn ſollten, zu fehlen, wie Petrus, ſo wollen wir unſern Fehler auch ſo ſchnell und ſo innig bereuen, und — was die Feuerprobe einer wahren Reue iſt — uns ſo vollkommen beſſern, wie Petrus.

30. Judas verzweifelt.

Als Judas ſah, daß Jeſus, den er verrathen hatte, zum Tod verurtheilt worden, da reute es ihn, Jeſum den Hohenprieſtern ausgeliefert zu haben. Von Reue und Schmerz ganz außer ſich, machte er ſich auf, Jeſum, wo möglich, noch zu retten. Er trug die dreißig Silberlinge den Hohenprieſtern wieder hin in den Tempel, wo immer einige Hoheprieſter zugegen waren, bezeugte die Unſchuld Jeſu, und rief mit lauter, herzdurchdringender Stimme: „Ich habe geſündigt! Ich habe unſchuldiges Blut verrathen!“

So böſe Judas war, ſo hatte er doch noch viel Gutes. Mancher verabſcheut ihn, und iſt vielleicht noch ſchlimmer, als er. Denn wer ſeine Sünden nicht einbekennt, das ungerechte Gut nicht bis auf den letzten Heller heimſtellt, der verläumdeten Unſchuld die geraubte Ehre nicht wieder zurück gibt, iſt in dieſer Hinſicht offenbar ſchlimmer als Judas.

Die Hohenprieſter antworteten auf das reumüthige Bekenntniß des Judas hartherzig und ohne Erbarmen: „Was geht das uns an! Da ſieh du zu!“ Auf dieſe Worte warf Judas, blaß und zitternd vor Entſetzen, das Geld hin in den Tempel, und lief wüthend und verwildert fort, und nahm einen Strick, und erhenkte ſich.

So ſtürzte den armen Judas ſelbſt ſeine aufrichtige Reue in das Verderben, weil er kein Vertrauen zu Jeſus, dem göttlichen Sünderfreunde hatte. **Die Sünde gleicht einer ſchmerzlichen Wunde. Reue allein iſt freſſender Eſſig auf dieſe Wunde; Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit iſt linderndes Oel. Dem Sünder, welcher Reue ohne Vertrauen hat, bleibt nichts übrig, als Verzweiflung, ſo wie hingegen Vertrauen ohne Reue eine eben ſo verderbliche Vermeſſenheit wäre.**

Die Hohenprieſter ſammelten die Silberlinge auf, und ſagten zu einander: „In den Opferkaſten, aus dem ſie genommen ſind, dürfen wir ſie nicht mehr legen. Denn ſie ſind Blutgeld.“ Sie ſelbſt konnten dieſes Geld nicht ohne Schauder anſehen — und dennoch hatten ſie ſelbſt es aus dem Opferkaſten genommen, und den Judas damit zu ſeiner Verrätherei verleitet!

Die Eigenliebe verblendet uns nämlich ſo ſehr, daß uns das Laſter an Andern immer ohne Vergleich abſcheulicher erſcheint, als an uns ſelbſt. Es iſt daher ein wahres Wort: „Im Zweifel, ob dieſe oder jene Handlung recht ſey, frage dich nur ſelbſt: Wenn ein Anderer Das verübte, was ich thue — was würde ich dazu ſagen?“ Und du wirſt ſogleich, wie in einem Spiegel, die eigenthümliche, häßliche Geſtalt deines Fehlers erblicken.

Nachdem die Hohenprieſter ſich darüber unterredet hatten, was mit dem Gelde anzufangen ſey, beſchloſſen ſie, dafür den Acker eines Hafners, der jetzt eben feil war zu kaufen, zu einem Begräbnißplatze für Fremdlinge. Und von dieſem Tage an nannte das Volk dieſen Acker, weil er für Blutgeld gekauft worden — den Blutacker.

Dieſer kleine Umſtand iſt deßhalb nicht unbedeutend, weil dadurch das alte prophetiſche Wort erfüllt ward: „Sie werden die dreißig Silberlinge — den elenden Preis, deſſen die Kinder Iſraels Mich werth ſchätzten — nehmen, und damit den Acker eines Töpfers kaufen, wie es der Herr gefügt hat.“

31. Jeſus vor Pilatus.

Mit Anbruch des Tages kamen alle Mitglieder des hohen Rathes, die Hohenprieſter, Volksälteſten und Schriftgelehrten, eilends wieder zuſammen, um Jeſum dem Tode zu überliefern. Sie ließen Ihn hereinführen in die Rathsverſammlung und legten Ihm noch einmal die Frage vor: „Sag' uns an, biſt Du Chriſtus?“

Jeſus antwortete: „Wenn Ich es euch gleich ſage, ſo werdet ihr Mir es doch nicht glauben. Wenn Ich aber euch fragen wollte, ſo würdet ihr Mir weder antworten, noch Mich loslaſſen. Indeß wird der Menſchenſohn von nun an ſitzen — zur Rechten des Allmächtigen Gottes.“

Da riefen Alle: „So biſt Du denn der Sohn Gottes?“ Jeſus ſprach: „Es iſt ſo, wie ihr ſagt. Ich bin es.“ Nun ſchrien ſie Alle: „Wozu ſuchen wir noch ein Zeugniß wider Ihn? Jetzt haben wir es ja ſelbſt aus Seinem eigenen Munde gehört.“ Alle, ſo viel ihrer waren, ſtanden auf, ließen Jeſum binden, und führten Ihn zum Palaſte der Römer hin, um Ihn dem Landpfleger Pontius Pilatus zu übergeben.

Nach dem Geſetze durften die Iſraeliten während des Oſterfeſtes nicht einmal das Richthaus betreten. Wer nur einen Fuß hineinſetzte, wurde für unwerth gehalten, etwas von der Oſtermahlzeit zu verkoſten. So ſtrenge waren ihnen, während dieſer heiligen Zeit, die ganz allein Gott gewidmet ſeyn ſollte, alle gerichtlichen Klagen verboten. Dieſe Heuchler wußten ſich aber zu helfen. Sie gingen zwar nicht in das Richthaus hinein — ließen aber den Pilatus bitten, zu ihnen heraus zu kommen. So gaben ſie, was auch jetzt noch heuchleriſche Menſchen thun, ſich den Anſchein, als erfüllten ſie das Geſetz genau und buchſtäblich, eben da ſie dem Geiſte desſelben aufs ſchändlichſte entgegen handelten.

Vor dem Pallaſte, in dem ſonſt Gericht gehalten wurde, war ein großer erhöhter Platz, zu dem mehrere Stufen hinaufführten. Er war prächtig aus Marmor erbaut, und hieß Gabatha. Hier blieben ſie mit Jeſus ſtehen, und warteten auf Pilatus.

Pilatus trat heraus, und ſprach, nicht ohne Befremden, ſchon ſo frühe den ganzen hohen Rath vor ſeinem Pallaſte verſammelt zu ſehen: „Was für eine Klage habt ihr gegen dieſen Mann vorzubringen?“

Sie hätten gerne gehabt, Pilatus ſollte Jeſum, den ſie ſchon verurtheilt hatten, ohne weiters mit dem Tode beſtrafen, und antworteten daher: „Wenn Er kein Uebelthäter wäre, ſo würden wir Ihn dir nicht überliefern!“

Pilatus, der ſich nicht darauf einlaſſen wollte, blos ihr Urtheil zu vollziehen, ſprach ernſt: „So nehmt ihr Ihn hin, und richtet Ihn nach eurem Geſetze.“

Sie ſprachen: „Es iſt uns nicht erlaubt, Jemand hinzurichten!“ — und nun, da ſie ſahen, daß ſich die Sache nicht ſo ſchnell, als ſie wünſchten, abthun laſſe, fingen ſie erſt an, Jeſum zu verklagen. Sie beſchuldigten Ihn, aber fälſchlich und mit überlegter Bosheit, lauter ſolcher Dinge, die in den Augen des Landpflegers gerade die allergrößten Vergehungen waren. „Wir haben an dieſem Menſchen gefunden, ſprachen ſie, daß Er unſer Volk verführe, dem Kaiſer den Tribut zu bezahlen verbiete, und ſich für Chriſtus, den König Iſraels, ausgebe.“

Pilatus wandte ſich zu Jeſus, und fragte Ihn: „Biſt Du der König der Juden?“

Jeſus antwortete: „Ja, Ich bin es.“ Auf die vielen Klagen aber, welche die Hohenprieſter und Aelteſten gegen Ihn vorbrachten, gab Er keine Antwort.

Pilatus ſagte daher: „Hörſt Du nicht, was dieſe Alles wider Dich ausſagen? Antworteſt Du nicht darauf?“

Jeſus ſchwieg, und ſagte auch nicht Ein Wort, ſo daß Pilatus ſich ſehr darüber verwunderte.

Pilatus merkte indeß wohl, daß die Hohenprieſter Jeſum ihm nur aus Neid überlieferten. Er ging daher wieder in den Pallaſt hinein, und winkte Jeſu, ihm zu folgen, damit Jeſus Gelegenheit hätte, ſich ohne Beiſeyn der erbitterten Prieſter zu verantworten.

Da nun Jeſus in dem Verhörſaale vor dem Landpfleger ſtand, fragte Ihn dieſer nochmal vertraulich: „Hälſt Du Dich denn wirklich für den König der Juden?“

Jeſus ſprach: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Wäre es ein weltliches Reich, ſo müßte Ich ja Diener haben, die für Mich geſtritten hätten, damit Ich nicht in die Gewalt der Juden gekommen wäre. So aber iſt Mein Reich nicht von hier!“ —

Pilatus ſprach: „So biſt Du alſo doch ein König?“

Jeſus antwortete: „Es iſt, wie Du ſagſt. Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß Ich von der Wahrheit ein Zeugniß ablege. Und wer immer es mit der Wahrheit hält, gehorcht Meiner Stimme (wie die Unterthanen den Befehlen ihres Königs).“

Pilatus ſprach, unwillig über die Prieſter, die eine ſolche Sache vor ſeinen Richterſtuhl bringen konnten, die gar nicht dahin gehörte: „Ach, was iſt Wahrheit?“ Und mit dieſen Worten ging er wieder hinaus, und ſagte den Prieſtern: „Ich finde keine Schuld an Ihm.“

Jeſus lehrt uns durch Sein Beiſpiel, hier vor dem Richterſtuhle des Landpflegers, wie dort vor dem Richterſtuhle des Hohenprieſters — die große Kunſt, zu rechter Zeit zu reden und zu ſchweigen.

Wenn uns die geiſtliche oder weltliche Obrigkeit dazu auffordert, wenn das Bekenntniß der Wahrheit zur Verherrlichung Gottes und zum Beſten der Menſchen dient — da ſollen wir muthig reden.

Wenn wir hingegen von leidenſchaftlichen Menſchen geläſtert werden, wenn das Reden unſre Feinde nur noch mehr erbittern, und ihnen zu neuen Läſterungen Anlaß geben würde — da ſollen wir geduldig ſchweigen.

Und dieſe Weisheit im Reden und Schweigen — wie edel iſt ſie in ſich? Wie viel Gutes könnte ſie ſtiften? Wie viel Böſes würde ſie verhindern?

32. Jeſus vor Herodes.

Da Pilatus Jeſum für unſchuldig erklärt hatte, ſtürmten die Hohenprieſter noch heftiger mit Klagen gegen Jeſus auf Pilatus ein. „Er bringt noch das Volk in Aufruhr, ſagten ſie, und erfüllt ganz Judäa mit ſeiner Lehre, von Galiläa an bis hieher nach Jeruſalem.“

Als Pilatus Galiläa nennen hörte, fragte er, ob Jeſus aus Galiläa wäre. Sie ſagten hierauf, daß er aus dem Gebiete des Herodes ſey. Da ſchickte Pilatus Jeſum zu Herodes, der wegen des Feſtes eben zu Jeruſalem war.

Pilatus war ein Weltmann. Einen Unſchuldidigen geradehin zu verurtheilen, hatte er zu viel Ehrgefühl. Allein durch die Rettung desſelben wollte er doch auch nicht den Prieſtern mißfallen. Er ergriff daher den erſten Anlaß, die ganze Sache von ſich zu ſchieben, und dem Fürſten Herodes dadurch noch obendrein eine Höflichkeit zu erweiſen. Dies war nun wohl klug, aber nicht edel gehandelt. Denn ein edler Menſch thut das Gute — und kümmert ſich nicht darum, was die Böſen dazu ſagen werden.

Herodes war ſehr erfreut, als er vernahm, daß Jeſus vor ſeinen Richterſtuhl gebracht werde. Denn weil er immer ſo viel von Ihm reden hörte, ſo war er ſehr neugierig, Ihn kennen zu lernen und ein Wunder von Ihm zu ſehen. Er ſetzte ſich ſogleich auf ſeinen Fürſtenthron, und verſammelte ſeinen ganzen Hofſtaat um ſich. Da nun Jeſus vor ihm ſtand, war Herodes — aus Eitelkeit, einen ſolchen Mann in ſeiner Gewalt zu haben, und in der Hoffnung, etwas Unterhaltendes zu ſehen und zu hören — ganz ungemein redſelig. Er legte Ihm eine Menge Fragen vor. Allein

Jeſus ſchwieg, und erwiederte ihm auch nicht ein Wort.

So gern und liebreich Jeſus auch dem geringſten Menſchen, dem es um ſein Heil zu thun war, antwortete, ſo verlor Er doch nie ein unnützes Wort an einem Thoren. Für den eitlen, vorwitzigen Thoren iſt auch jetzt noch alle Weisheit Jeſu umſonſt da, und Jeſus iſt für ihn wie ſtumm.

Die Hohenprieſter und Schriftgelehrten ſtanden indeß da, und klagten unaufhörlich und heftig gegen Jeſus. Allein die Anklage, daß Jeſus ſich für einen König ausgebe, kam dem Herodes — ſo, wie er es verſtand — lächerlich vor, und das Stillſchweigen Jeſu beleidigte ihn. Die Hofleute konnten gar nicht begreifen, warum Jeſus ſich den Fürſten nicht zum Freunde zu machen ſuche, und nicht um Begnadigung bitte. Herodes und ſein ganzer Hofſtaat behandelten daher Jeſum verächtlich, und verſpotteten Ihn. Um ſich über ſeine Königswürde luſtig zu machen, ließ Ihm Herodes ein weißes Kleid anziehen, wie es damals diejenigen trugen, die ſich um hohe Ehrenſtellen bewarben, und ſchickte Ihn ſo zu Pilatus zurück.

So unwürdig wurde der Würdigſte aller Menſchen von dieſen Thoren behandelt. So wird auch jetzt noch das Ehrwürdigſte von leichtſinnigen und muthwilligen Menſchen, die es nicht beſſer verſtehen, verſpottet. Die Kunſt zu ſpotten iſt die elendeſte aus allen — weil wir ſie immer bei den elendeſten Menſchen antreffen.

Herodes und Pilatus, die bisher in Feindſchaft gelebt hatten, wurden von dieſem Tage an Freunde, wie vornehme Weltleute der Art Freunde werden können. Denn obgleich Pilatus Jeſum blos deßhalb zu Herodes geſchickt hatte, um eines Geſchäftes, das ihm unangenehm war, los zu werden; ſo nahm es der eitle Herodes doch ſo auf, als hätte Pilatus dadurch blos ihm eine Ehre erweiſen, und ſeine fürſtliche Oberherrlichkeit anerkennen wollen.

So ſtiften Ehrbegierde, Eigennutz und Vergnügungsſucht auch jetzt manchmal noch Freundſchaften, die aber des ſchönen Namens nicht werth ſind. Nur ein Herz, das von Eigenliebe, Eigennutz und niederer Luſt ganz rein iſt, kann wahre Freundſchaft fühlen.

53. Jeſus und Barrabas.

Die Iſraeliten hatten die Gewohnheit, zum Andenken an ihre Befreiung aus Aegypten, an dem Oſterfeſte allemal einen Gefangenen loszulaſſen. Dieſe Gewohnheit war ſchön und menſchlich, wenn man jedesmal denjenigen auswählte, der es am meiſten verdiente, begnadigt zu werden. Indeß pflegte auch der Römiſche Landpfleger, um dem Volke eine Freude zu machen, den Gefangenen, um den es bat, auf das Feſt los zu geben. Wirklich hatte ſich auch diesmal ſchon eine Menge Volkes vor ſeinem Pallaſte verſammelt und erhob ein großes Geſchrei, Pilatus möchte nach dem alten Herkommen ihrem Verlangen willfahren.

Dieſen neuen Anlaß ſuchte Pilatus, da Herodes Jeſum wieder zurück geſchickt hatte, ſogleich zur Rettung Jeſu zu benützen. Er hatte unter den Gefangenen eben einen, Namens Barrabas, der vor allen andern berüchtigt war, und wegen Aufruhrs und Mordes in dem Gefängniſſe lag. Auf Befehl des Pilatus wurde dieſer Unmenſch, von verwildertem Ausſehen und mit dem ſcheuen Mörderblicke, in ſeinen Ketten gebracht, und Jeſu, dem Schönſten der Menſchen voll himmliſcher Anmuth und Würde, zur Seite geſtellt.

Hierauf wandte ſich Pilatus zu den verſammelten Hohenprieſtern und zu dem Volke, und ſprach, indem er auf Jeſus zeigte: „Ihr habt mir dieſen Mann hier überliefert, als verführe Er das Volk. Allein ich hab' Ihn in eurer Gegenwart verhört, und von allen den Vergehen, deren ihr Ihn beſchuldigt, keines an Ihm gefunden. So fand auch Herodes keine Schuld an Ihm; und es wurde nichts auf Ihn gebracht, das den Tod verdiente. Da es nun die Gewohnheit mit ſich bringt, daß ich euch auf das Oſterfeſt einen

Gefangenen loslaſſe, ſo ſagt, welchen ich euch losgeben ſoll, den Barrabas, der ein Aufrührer und Mörder iſt, oder Jeſum, der Chriſtus genannt wird?"

Hier wurde Pilatus unterbrochen. Seine Gemahlin ließ ihm durch einen Diener, der ihn auf die Seite rief, in Geheim ſagen: „Nimm du an der Verurtheilung dieſes Gerechten keinen Theil! Denn ich habe wegen Seiner heute Nacht im Traume Vieles ausgeſtanden."

Es iſt ſehr ſchön, daß die Gemahlin des Pilatus an dem Schickſale Jeſu ſo viel Antheil nahm, vor dem Unrecht, das man Ihm anthun wollte, zitterte, und ihren Mann treulich davor warnte. Ach, daß doch Pilatus den Sinn dieſer Warnung gefaßt hätte! Denn Gott hat ja tauſend Wege, die Menſchen zu warnen — und jede Warnung vor böſen Thaten, die wir wachend oder träumend haben, kommt im Grunde von Ihm. Wer das Böſe aufrichtig haßt, zittert ſchon davor, wenn es ihm auch nur im Traume vorkommt.

Die wenigen Augenblicke in denen Pilatus mit dem Diener ſprach, machten ſich die Hohenprieſter und Aelteſten ſogleich zu Nutzen. Sie hetzten das Volk auf, und überredeten es, den Barrabas loszubitten, und den Tod Jeſu zu fordern.

Als nun Pilatus ſich wieder zu ihnen wandte, und ſeine vorige Frage, die ſie noch nicht beantwortet hatten, wiederholte: „Welchen von beiden ſoll ich euch loslaſſen, Barrabas oder Jeſus?“ da ſchrie mit Einem Male der ganze Haufen zuſammen: „Nicht dieſen! Hinweg mit Ihm. Den Barrabas laß los!“

Pilatus, der ſo gerne Jeſum losgelaſſen hätte, erſtaunte, und rief zum zweiten Male: „Was ſoll ich denn aber mit Jeſus anfangen, der Chriſtus genannt wird?“ Da ſchrien ſie abermal alle zuſammen: „Kreuzige Ihn! Kreuzige Ihn!“

Pilatus ſprach zum dritten Male: „Was hat Er denn Böſes gethan? Ich finde keine Schuld an Ihm, die den Tod verdiente. Geißeln will ich Ihn jedoch laſſen — aber hernach Ihm die Freiheit geben.“ Allein ſie erhoben ein furchtbares Geſchrei, und wiederholten immer nur den Ausruf: „Ans Kreuz mit Ihm! Ans Kreuz!“

Da gab Pilatus endlich ihrem Ungeſtümm nach. Er ließ den Barrabas los, Jeſum aber hinführen zur Geißlung. Und Barrabas war ein Mörder!

So zog alſo dieſes rohe, verblendete Volk den Verruchteſten unter den Böſewichtern — dem Edelſten und Beſten der Menſchen; einen Uebelthäter und Feind des menſchlichen Geſchlechtes — dem größten Wohlthäter der Menſchheit; einen Mörder — dem Erwecker der Todten vor. Eine ſolche unſinnige Wahl iſt im Grunde jede Sünde. Jeder Sünder zieht das Laſter — der Tugend, die

Schuld — der Unſchuld, das Verderben — dem Heil, einen Augenblick — der Ewigkeit, die Hölle — dem Himmel vor. Ja, was das Schrecklichſte iſt, das wir uns denken können! — er verwirft Gott und Jeſus, und huldiget dem Satan!

34. Jeſus wird gegeißelt, mit Dornen gekrönt und zur Kreuzigung ausgeliefert.

Die Soldaten des Landpflegers führten Jeſum in das Richthaus. Einen Menſchen zu mißhandeln war dieſen Unmenſchen ein Freudenfeſt. Sie riefen daher eilends den übrigen Soldaten, und die ganze Rotte verſammelte ſich um Jeſus. Nun zogen ſie Ihn aus, banden Ihn an eine Säule, und geißelten Ihn. Hierauf fingen ſie an, Ihn darüber zu verſpotten, daß Er ſich einen König genannt habe. Sie legten Ihm, weil ſich damals die Könige in Purpur kleideten, einen rothen Mantel an, drückten Ihm eine Krone, die ſie aus Dornen geflochten hatten, auf das Haupt, und gaben Ihm anſtatt des Zepters ein Rohr in die rechte Hand. Dann traten ſie, einer nach dem andern, zu Ihm, verſpotteten Ihn, beugten die Knie vor Ihm, und riefen: „Sey gegrüßt, Du König der Juden!“ Hierauf ſpieen ſie Ihn an, gaben Ihm Backenſtreiche, riſſen Ihm das Rohr aus der Hand, und ſchlugen Ihn damit über das Haupt, daß die

Dörner noch tiefer in Stirn und Schläfe eindrangen. So wurde der König der Wahrheit als ein Lügenkönig verhöhnt!

Jeſus, der alle dieſe grauſamen Mißhandlungen ſtillſchweigend und ohne Klage ertrug, iſt hier recht das Bild himmliſcher Geduld und Sanftmuth. O, wenn wir Ihn, den Eingebornen des Vaters, in der Dornenkrone erblicken — können wir da noch verlangen, daß Gott uns ohne alles Leiden, gleichſam auf einem mit Roſen beſtreuten Wege, zum Himmel führe? Wenn wir uns Sein blaſſes, mildes Angeſicht, Seinen Gott ergebenen, zum Himmel gerichteten Blick denken — müſſen wir nicht erröthen, daß uns oft ſchon ein einziges unüberlegtes Wort unſerer Mitmenſchen in Zorn bringt?

Pilatus kam endlich dazu, und machte dieſen Mißhandlungen, die wider ſeinen Willen verübt wurden, ein Ende. Der Anblick Jeſu rührte ihn. Er hoffte, auch die Juden würden Ihn nicht ohne Mitleid anſehen können. Deshalb ging er, indem er den Soldaten befahl, ihm mit Jeſus zu folgen, wieder vor den Pallaſt hinaus, und ſprach zu den Hohenprieſtern: „Seht, ich laſſe Ihn euch noch einmal herausführen, und erkläre euch noch einmal, daß ich keine Schuld an Ihm finde.“

Jeſus kam heraus — mit Blut beſpritzt, von den Mißhandlungen entſtellt, das Angeſicht blaß von Schmerzen, die Dornenkrone auf dem Haupte, und den Purpurmantel um die Schultern. Pilatus dachte, ſie würden doch nicht gar ohne alles menſchliche Gefühl ſeyn, und rief mit bewegter Stimme: „Seht ein Menſch!“ — als wollte er ſagen: „Er iſt ja doch ein Menſch! ſeyd daher nicht ſo unmenſchlich gegen Ihn. Achtet doch wenigſtens die leidende Menſchheit in Ihm.“ Allein die Hohenprieſter und ihre Diener ſchrien, ſobald ſie Ihn erblickten, alle zuſammen: „Kreuzige, kreuzige Ihn!“

Dieſe unmenſchliche Gefühlloſigkeit mußte Jeſum noch mehr ſchmerzen, als Dornenkrone und Geiſelſtreiche. Denn Menſchlichkeit — Achtung und Gefühl für Alles, was Menſch iſt, und beſonders Mitleid mit jedem Leidenden — iſt jedem Menſchen, der dieſes ſchönen Namens werth iſt, weſentlich eigen. Ein Menſch, in dem dieſe ſanfte Empfindungen, die Gott in das menſchliche Herz pflanzte, durch wilde Leidenſchaften erſtickt werden, iſt kein Menſch mehr, und wird daher mit Recht ein Unmenſch genannt. Er iſt ein wildes reißendes Thier in Menſchengeſtalt.

Pilatus ſagte mit Unwillen: „So nehmt denn ihr Ihn hin, und kreuziget Ihn, wenn Ihr es nach eurem Geſetze thun könnet! Denn ich finde keine Schuld an Ihm.“

Da riefen die Hohenprieſter: „Wir haben ein Geſetz, und nach dieſem Geſetze muß Er ſterben;

denn Er hat ſich für den Sohn Gottes ausgegeben!"

Jeſus hatte in Seiner Geſtalt und in Seinem Betragen etwas unausſprechlich Hohes und Himmliſches, das den Pilatus immer ſchon mit geheimer Ehrfurcht erfüllte. Als daher Pilatus dieſe Rede hörte, fürchtete er ſich noch mehr. Er führte Jeſum noch einmal in den Pallaſt hinein, und ſprach zu Ihm: „Woher biſt Du?" Jeſus ſchwieg. Da ſprach Pilatus: „Wie? Mir, antworteſt Du nicht? Weißt Du nicht, daß ich die Macht habe, Dich zu kreuzigen, und auch die Macht, Dich loszulaſſen?"

Jeſus antwortete: „Du hätteſt keine Macht über Mich, wenn ſie dir nicht von Oben herab gegeben wäre. Doch haben Diejenigen, die Mich dir überlieferten, eine größere Sünde."

Von dieſem Augenblicke an trachtete Pilatus noch mehr, Ihn los zu laſſen. Mit dieſem Entſchluſſe trat er auch aus dem Pallaſte. Allein die Prieſter, die es ihm ſogleich anmerkten, was er im Sinne habe, ſchrien ihm alle entgegen: „Wenn du Dieſen loslaſſeſt, ſo biſt du kein Freund des Kaiſers mehr. Denn ein jeder, der ſich zum Könige aufwirft, empört ſich gegen den Kaiſer." Dies ſagten die ſchlauen Prieſter, weil ſie wußten, daß ihm die Gunſt des Kaiſers über Alles gehe. Wirklich wurde es auch dem Pilatus ſehr bange, und ſein Vorſatz, gerecht zu handeln, fing an zu wanken.

Denn wer Das, was recht und gut, ſchön und edel iſt, nicht über Alles liebt, deſſen Tugend kann nicht jede Prüfung beſtehen. Sie gleicht dem falſchen Golde, das zwar manche, allein, die rechte — die Feuerprobe nicht aushält.

Pilatus gab indeß ſeine Bemühung, Jeſum zu retten, noch nicht auf. Er ließ ihn wieder herausführen und ſprach: „Seht da euren König!" Der bloße Anblick des demüthigen, ſanften, geduldigleidenden Jeſus widerlegte ſchon die Anklage, Jeſus wolle ein irdiſches Reich ſtiften, und dem mächtigen Römiſchen Kaiſer die Herrſchaft der Welt ſtreitig machen. Allein ſie ſchrien noch wüthender: „Hinweg mit Ihm! Hinweg, ans Kreuz! Wir wiſſen von keinem Könige, als von dem Kaiſer!" Und das Geſchrei der Hohenprieſter und des Volkes nahm ſo überhand, daß Pilatus überſchrien wurde, und kein vernehmliches Wort mehr vorbringen konnte.

Da Pilatus ſah, daß er nichts ausrichte, ſondern daß vielmehr noch gar ein Aufruhr entſtehen würde, ſo ſetzte er ſich auf ſeinen Richterſtuhl, befahl ein Geſchirr mit Waſſer zu bringen, und wuſch ſich vor den Augen des ganzen Volkes die Hände. Da wurde das Volk etwas ſtiller, und ſah hinauf, was doch dieſes zu bedeuten habe. Nun ſprach Pilatus: „Ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten! Das mögt ihr verantworten!" Das ganze

Volk rief: „Sein Blut komme über uns und unſere Kinder!“

Mit dieſen ſchauerlichen Worten trotzten ſie gleichſam der Gerechtigkeit des Himmels, und forderten Gott zur Rache heraus. Deßhalb werden auch ſolche vorſätzliche Verbrechen, wie dieſer Mord — himmelſchreiende Sünden genannt.

Pilatus überließ ihnen nun Jeſum, den er eben öffentlich und feierlich vor einem ganzen Volke für unſchuldig erklärt hatte, zur Kreuzigung — und ſo wurde denn Gottes Rathſchluß und die Vorherſagung der Propheten: Jeſus werde unſchuldig hingerichtet werden, aufs vollkommenſte erfüllt.

Es gereicht zwar dem Pilatus zur Ehre, daß er ſo vieles that, Jeſum zu retten. Bei dem Allen iſt er ein trauriges Beiſpiel eines großen Verbrechers aus Menſchenfurcht und allzunachgebender Schwachheit. Er ſuchte, um die Prieſter und das Volk nicht aufzubringen, immer nur durch Umwege Jeſum zu befreien, und getraute ſich nicht, Ihn geradezu freizuſprechen. Deßhalb richtete er nichts aus! Unſer Wahlſpruch ſey daher: „Thue recht, und fürchte Niemand.“

So wie Pilatus, um die Wuth der Prieſter und des Volkes zu ſtillen, nur in etwas nachgab, und Jeſum geißeln ließ, um Ihn vom Tode zu erretten — hatte er ſchon alles verloren. Volk und Prieſter ſahen, daß ſeine Gerechtigkeitsliebe nicht durchaus unbeugſam ſey, und wurden nur immer kühner. Reich' du daher dem Laſter nie einen Finger, ſonſt bemächtiget es ſich leicht der ganzen Hand.

Pilatus bildete ſich ein, rein zu bleiben von dem unſchuldig vergoſſenen Blute, weil Prieſter und Volk ihm zuriefen, das ſie es auf ihr Gewiſſen nehmen wollen. Allein das iſt die Sprache der böſen, gewiſſenloſen Menſchen aller Zeiten. Trau' du daher nie einem Menſchen, der dir Böſes zumuthet, und dabei ſagt, er wolle es verantworten. Denn wer das Verbrechen theilt, wird einſt auch die Strafe theilen.

33. Jeſus wird gekreuziget.

Die Soldaten ergriffen jetzt Jeſum, nahmen Ihm den Purpurmantel ab, zogen Ihm wieder Seine eigenen Kleider an, und führten Ihn hinaus zur Kreuzigung. Das Kreuz, an dem er ſterben ſollte, mußte Er ſelbſt tragen — und ſo ging Er, der Schuldloſeſte, gleich einem Uebelthäter, den man zur Hinrichtung führt, von unzähligen Menſchen begleitet, durch die Stadt Jeruſalem hin, der Richtſtätte zu. Die Richtſtätte war auf dem ſogenannten Schädelberge, den die Römer Kalvaria, die Iſraeliten aber Golgatha nannten. Zwei Uebelthäter wurden mit Ihm zu gleicher Zeit zur Hinrichtung hinausgeführt.

Indem nun die Soldaten mit Jeſus eine Strecke vor die Stadt hinaus gekommen waren, und Er eben unter der Laſt des Kreuzes, das aus ſchweren Balken gezimmert war, hätte erliegen müſſen, begegnete ihnen ein Mann, der Simon hieß, von Cyrene gebürtig war, und gerade vom Felde kam. Er wollte vorbeigehen. Allein die Soldaten hielten ihn an, legten ihm das Kreuz auf die Schulter, und zwängen ihn, es Jeſu nachzutragen. Jeſus, der ſo vielen geholfen hatte, fand jetzt keinen Menſchen, der ſich Seiner freiwillig angenommen hätte!

So hart gegen Leidende wollen wir nie ſeyn, ſondern ihnen freiwillig zu Hülfe eilen, ohne uns erſt darum bitten, oder gar dazu zwingen zu laſſen. Wenn wir einem Leidenden ſeine Laſt erleichtern, ſo nimmt Jeſus es ſo auf, als hätten wir Ihm ſein Kreuz tragen helfen!

Unter der Menge Volkes, die Ihn begleitete, waren auch viele Frauensperſonen. Dieſe weinten und jammerten laut um Ihn. Da wandte ſich Jeſus um, und ſprach zu ihnen: „Ihr Töchter Jeruſalems! Was weinet ihr über Mich? Weinet vielmehr über euch ſelbſt, und über eure Kinder! Denn ſeht, es werden Tage hereinbrechen, da man diejenigen glücklich preiſen wird, die keine Kinder haben. In jener Zeit werden ſie den Bergen zurufen: Fallt über uns her! Und den Hügeln: Bedeckt uns! Denn wenn das am grünen Holze geſchieht, wie wird es dem dürren ergehen?"

Das Mitleiden mit der leidenden Unſchuld iſt gewiß eine ſchöne, lobenswerthe Empfindung. Allein es iſt doch nicht eigentlich die Empfindung, die das Leiden Jeſu in uns erregen ſoll. Nicht unſer Mitleid will Jeſus, ſondern unſer Heil. Der Anblick Seiner Leiden ſoll uns mit Schauder und Abſcheu gegen die Sünde erfüllen. Denn wenn Er, der Schuldloſe, der Heilige, der Eingeborne des Vaters, um das Unheil, das die Sünde anrichte, zu vergüten, ſo ſchreckliche Leiden auf ſich nehmen mußte, welch ein namenloſer Jammer wird über Diejenigen kommen, die in ihren Sünden verharren, und alſo an dem Heile, das Jeſus allen Sündern bereitet, keinen Antheil nehmen wollen?

Als die Soldaten mit Jeſus auf dem Kalvarienberge angekommen waren, reichten ſie Ihm Wein zu trinken, der mit Myrrhen und Galle vermiſcht war. Mit dieſem Getränke pflegte man diejenigen, die gekreuziget wurden, vorher zu betäuben und gegen die Todesſchmerzen gefühllos zu machen. Jeſus verkoſtete davon, trank es aber nicht, und gab es zurück. Er wollte mit klarem Bewußtſein leiden und ſterben, um noch bis zum letzten Augenblicke Gutes zu thun.

So wie Jeſus ſollen auch wir geſinnt ſeyn. Ein wahrer Jünger Jeſu achtet keine Mühe und keinen Schmerz, um bis zum letzten Athemzuge Gott zu verherrlichen, und das Beſte der Menſchen zu befördern.

Und nun — o laßt uns anbeten die Liebe, die ſo Vieles für uns litt! — kreuzigten ſie Ihn.

Die zwei Uebelthäter wurden hierauf auch gekreuziget, der Eine zu Seiner Rechten, und der Andere zu Seiner Linken, ſo, daß Jeſus in die Mitte kam, als wäre Er der Aergſte aus ihnen. Dieſe tiefe Erniedrigung, dieſe entſetzliche Ungerechtigkeit war alſo der Dank für das unausſprechlich viele Gute, das Jeſus dieſem Volke erwieſen hatte! Allein mitten unter dieſen ſchauerlichen Schmerzen, in dieſer äußerſten Schmach, ſprach Jeſus mit einem ſanften, liebevollen Blicke zum Himmel: „Vater, verzeih ihnen! Sie wiſſen nicht, was ſie thun!“

Wenn wir es je erfahren haben, wie wehe Undank, Verläumdung, ungerechte Mißhandlung thun — ſo muß dieſe unausſprechliche Liebe Jeſu, ſogar gegen Seine Mörder, uns gewiß bis zu Thränen rühren. Wir müſſen es fühlen, daß es mehr als menſchliche Güte war, die uns zuerſt lehrte, unſre Feinde zu lieben. — Ja, wenn wir uns denken, daß Jeſus, wie für alle, ſo auch ſelbſt für dieſe Menſchen, die Ihn mordeten, das Leben hingab, möchten wir da nicht voll des tiefſten Erſtaunens über eine ſolche Liebe auf die Knie ſinken, und voll

Dank und Anbetung zu Ihm emporblicken, und Ihm angeloben, mit der Gnade Gottes, ſo liebevoll und ſanftmüthig zu werden, wie Er!

Wenn uns eine Beleidigung das Herz zerreißt, und uns zur Rache entflammt — o ſo wollen wir uns dieſe himmliſche Sanftmuth, dieſe göttlich verzeihende Liebe Jeſu vorſtellen. Dieſer Anblick wird unſern verfinſterten Sinn erheitern, und uns Kraft geben, alle Bitterkeit zu bekämpfen, bis wir himmliſch-ſanft und göttlich-liebevoll verzeihen können — wie Er.

Ueber dem Haupte jedes Gekreuzigten wurde nach dem Römiſchen Geſetze allemal eine Tafel befeſtiget, worauf die Urſache der Verurtheilung geſchrieben war. Pilatus, der bei Jeſus kein Verbrechen anzugeben wußte, ſchrieb darauf: „Dieſer iſt Jeſus von Nazareth, der König der Juden.“ Dieſe Aufſchrift, die in Hebräiſcher, Griechiſcher und Lateiniſcher Sprache geſchrieben war, laſen nun viele Juden. Die Hohenprieſter nahmen dieſe Worte für Spott, gingen zu Pilatus, machten ihm Vorſtellungen, und ſprachen zu ihm: „Du hätteſt nicht ſchreiben ſollen: Dieſer iſt der König der Juden, ſondern: Dieſer iſt's, der ſich für den König der Juden ausgegeben hat.“ Allein Pilatus ſprach: „Was ich geſchrieben habe, das bleibt geſchrieben.“

Pilatus, der Römer, weigerte ſich wohl nur aus Stolz, was er einmal geſchrieben hatte, auf das Begehren der Juden wieder abzuändern. Allein ohne es zu wiſſen, hatte er, indem er ſo geſchrieben, die Abſicht Gottes erfüllt. Jeſus ſollte auch in Seiner tiefſten Erniedrigung für den König der Juden — den verheißenen Meſſias erklärt werden. Was Pilatus in den drei Sprachen der drei merkwürdigſten Völker der Erde, der Juden, Griechen und Römer damals geſchrieben hat, ſollte für alle Völker und alle Zeiten geſchrieben bleiben. Alle Menſchen ſollten noch erkennen: Jeſus von Nazareth ſey der den Juden verheißene König, den Gott auf Seinen Thron erhöht und Ihm alle Gewalt übergeben habe im Himmel und auf Erden.

Die Soldaten, die Jeſum gekreuziget hatten, nahmen nun Seine Kleider, ſie mit einander zu theilen. Sie machten vier Theile daraus, für jeden Soldaten einen Theil. Da ſie aber zum Oberkleide kamen, das nicht genäht, ſondern durchaus gewirkt war, ſagten ſie zu einander: „Das wollen wir nicht zerſchneiden, ſondern das Loos darüber werfen, wem es gehören ſoll.“

Durch dieſen kleinen Umſtand ward die Weiſſagung der Schrift erfüllt: „Sie haben Meine Kleider unter ſich getheilt, — und über Mein Oberkleid haben ſie das Loos geworfen.“

Nachdem die Soldaten die Kleider getheilt hatten, ſetzten ſie ſich unter dem Kreuze nieder, und bewachten Ihn.

36. Jeſus am Kreuze.

Jeſus hing nun mit der blutbeſpritzten Dornenkrone und mit todtblaſſem Angeſichte, unter unnennbaren Schmerzen hoch am Kreuze. Mit jedem Augenblicke wurden die Nägelwunden größer und ſchmerzender, und Sein Blut rann zur Erde herab. Eine große Menge Volkes ſtand um das Kreuz, und ſah zu.

Die Hohenprieſter, Schriftgelehrten und Volks-Aelteſten aber traten triumphirend unter das Kreuz hin, und verſpotteten und verlachten Ihn. „Andern,“ ſagten ſie, „hat Er geholfen; ſich ſelbſt kann Er aber nicht helfen. Wenn Er Chriſtus, der Auserwählte Gottes und der König Iſraels iſt, ſo ſteige Er jetzt vor unſern Augen herunter vom Kreuze, und wir wollen an Ihn glauben. Er hat immer auf Gott vertraut, der mag Ihn nun retten, wenn Er Ihn ſo lieb hat! Denn Er ſagte ja ſo oft: „Ich bin der Sohn Gottes!“

Viele andere Juden, die vorübergingen, läſterten Ihn eben ſo, ſchüttelten ihre Köpfe, und riefen zu Ihm hinauf: „Ei, ei! Der Du den Tempel Gottes zerſtöreſt, und in drei Tagen wieder aufbaueſt! Hilf Dir nun ſelbſt, und ſteig herunter vom Kreuze, wenn Du der Sohn Gottes biſt!“

Auch die Soldaten ſtimmten in den Spott mit ein, kamen herbei, boten ihm Eſſig hinauf, und rieſen: „Wenn Du der König und Retter der Juden biſt, ſo rette Dich ſelbſt.“

Einen Unſchuldigen, ja den größten Wohlthäter der Menſchheit nicht nur morden, ſondern in ſeiner Todesangſt auch noch verſpotten, und dem Sterbenden in das Angeſicht lachen — iſt wohl die äußerſte Unmenſchlichkeit, die wir uns denken können. Wie weit kann doch der Menſch im Böſen kommen, wenn er die Stimme des Gewiſſens und die edleren menſchlichen Empfindungen unterdrückt, und dem Stolze, Haſſe, Neid und allen böſen Leidenſchaften in ſeinem Herzen freien Raum läßt! Er, der ein Engel an Güte ſeyn könnte, wird dann ein Satan an Bosheit! Wenn wir die ſchreckliche Verderbtheit ſo vieler Menſchen bedenken, ſo darf es uns nicht mehr wundern, daß etwas ſo Außerordentliches, wie die Menſchwerdung, das Leiden und der Tod des Sohnes Gottes nothwendig war, ſie zu retten!

Sogar einer von den zwei Mördern, die mit Jeſus gekreuziget wurden, wahrſcheinlich ein alter, in Sünden grau gewordener Verbrecher, ſpottete und läſterte noch über Ihn. „Wenn Du Chriſtus biſt,“ ſagte er unter anderm mit höhniſchem Spotte, „ſo hilf Dir ſelbſt — und uns!“

Der andere aber, vermuthlich ein Jüngling, der in der Blüthe des Lebens verführt wurde, wehrte ihm ab, und ſagte zu ihm: „So haſt denn auch du gar keine Gottesfurcht mehr, da du doch die nämliche Strafe leideſt? Uns zwar geſchieht es recht; denn wir bekommen nur den Lohn, den wir durch unſere Thaten verdient haben. Dieſer aber hat nichts Böſes gethan.“ Und hierauf ſagte er zu Jeſus: „Herr! wenn Du in Dein Reich kommeſt, ſo gedenke meiner.“

Jeſus zeigte ſich bis zum letzten Augenblicke des Lebens als den göttlichen Freund reuiger Sünder, und ſprach zu ihm: „Wahrlich, Ich ſage Dir! Heute noch wirſt du bei Mir in dem Paradieſe ſeyn.“ Mit dieſen Worten verzieh ihm Jeſus die Sünde, und gab ihm die tröſtliche Verſicherung, er ſolle wieder in jenen Zuſtand der Unſchuld und Seligkeit verſetzt werden, der, leider! für uns Menſchen durch die Sünde mit dem Paradieſe verloren gegangen iſt.

Es iſt eine beſondere Fügung Gottes, daß dieſe zwei Uebelthäter mit Jeſus gekreuziget wurden. Wir ſehen da die ſterbende Unſchuld — zwiſchen einem unbußfertigen und einem reumüthigen Sünder — alſo die drei möglichen Todesarten. Ohne alle Schuld ſterben können wir nicht mehr; in unſern Sünden ſterben wollen wir gewiß nicht; es bleibt uns alſo nichts übrig — als die Sünde zu bereuen und uns zu beſſern. Laßt uns aber die Buße nicht bis auf den letzten Augenblick unſers Lebens verſchieben. Denn wir haben an dem begnadigten Uebelthäter am Kreuze nur ein einziges zuverläſſiges Beiſpiel von einem Menſchen, der in der Todesſtunde durch Reue und durch Vertrauen zu Jeſus noch gerettet wurde. Es wurde dieſes Beiſpiel aufgezeichnet, damit der reumüthige Sünder in der Stunde des Todes nicht verzage; aber nur dieſes einzige Beiſpiel ward uns aufgeſtellt, damit die Menſchen während ihres Lebens nicht vermeſſen würden. Laßt uns nicht glauben, es ſey alles gut, wenn nur noch ein Prieſter zu unſerm Ende gerufen werde. Denn neben dem reuigen Sterbenden ſehen wir ſogleich ein anderes Beiſpiel von einem Menſchen, der, wie es faſt immer geht, ſo ſtarb wie er lebte — obgleich bei ſeinen letzten Augenblicken Jeſus ſelbſt zugegen war.

37. Maria und Johannes unter dem Kreuze.

Maria, die Mutter Jeſu, Maria, ihre Schweſter, Maria Magdalena und von allen Jüngern der einzige, liebevolle Johannes ließen ſich von keiner Schmach und von keiner Gefahr eines ähnlichen Todes abhalten, Jeſu bis zur Richtſtätte zu folgen, und ihre Anhänglichkeit an Ihn öffentlich an den Tag zu legen. Denn treue Liebe zu Jeſus ſcheut keine Schmach und keine Gefahr; ſie iſt ſtärker als der Tod. Dieſe liebevollen treuen Seelen ſtanden nun — recht als Bilder des Jammers! —

ſo bei dem Kreuze da, und mit welchem innigen Mitleiden ſie Jeſum in dieſer tiefen Erniedrigung, in dieſer ſchrecklichen Qual erblicken mußten, läßt ſich wohl nicht ausſprechen! Beſonders war es Seiner Mutter, als dringe ihr ein zweiſchneidiges Schwert durch das Herz, wie Simeon ihr geweiſſagt hatte. Jeſus ſah ſie und Johannes ſo bei eineinander ſtehen. Er blickte voll des innigſten Mitleidens, voll der zärtlichſten kindlichen Liebe zuerſt Seine Mutter an, und ſprach, indem Er mit den Augen auf Johannes winkte: „Sieh da deinen Sohn!“ Hierauf ſah Er den Johannes liebreich an, und ſprach, indem Er auf Maria winkte: „Sieh da deine Mutter!“ Und Johannes — o was iſt es doch um einen treuen Freund, auf den wir uns im Leben und Tode verlaſſen können! — nahm von dem Augenblicke an Maria zu ſich in ſein Haus, und ſorgte für ſie, als wäre ſie ſeine eigene Mutter.

Jeſus iſt hier in ſeinen letzten Augenblicken für uns alle recht ein Vorbild der kindlichen Liebe. Er ehrte und liebte Seine Mutter nicht nur in Seinem Leben, und war ſtets für ſie beſorgt. Er ehrt und liebt ſie auch noch bis in den Tod — und ſorgt noch dafür, daß ihr auch nach Seinem Tode nichts abgehe!

Lieber Sohn! Liebe Tochter! Ehre und liebe du deine Mutter und, was ſich von ſelbſt verſteht, deinen Vater, auch ſo bis in den Tod. Und da gewöhnlich die Aeltern vor den Kindern ſterben, ſo thue ihnen Gutes in ihren alten Tagen und in ihrer letzten Krankheit, bis der Tod ihre Augen ſchließt. Jeſus, der alles Gute vergilt, und nicht aus der Welt ſcheiden wollte, ohne vor Seinem Hinſcheiden noch Seiner Mutter einen Beweis — und uns ein Beiſpiel der kindlichen Liebe zu geben, wird Alles ſo aufnehmen, als hätteſt du es Seiner eigenen Mutter gethan, wie Johannes. Er wird auch dich ehren und lieben, und dir alles herrlich vergelten, wie Er es gewiß Seinem lieben, treuen Freunde Johannes vergolten hat.

58. Der Tod Jeſu.

Drei Stunden hatte Jeſus ſchon am Kreuze gehangen. Jetzt war es bereits Mittag. Da verdunkelte ſich auf einmal die Sonne, und eine furchtbare Finſterniß brach herein, und bedeckte das ganze Land. Himmel und Erde verhüllten ſich in nächtliches Dunkel. Alle, die Jeſum bisher verſpottet hatten, erſchraken und verſtummten. Bang und erwartungsvoll, wie vor einem ſchweren Gewitter, ſtand das Volk da. Auch Jeſus ſchwieg. Das war für alle eine bange ſchauerliche Stille! Das waren für Jeſus ſchreckliche, qualvolle Stunden! Jeſus litt dieſe ganze Zeit hindurch unausſprechlich. Eine unnennbare Angſt, heftiger als die am Oelberge, bemächtigte ſich Seiner. Auch jener innere Troſt, der allein bei ſchrecklichen äußern Leiden uns aufrecht zu halten vermag, und den kein Menſch ſich ſelbſt, ſondern den nur Gott uns geben kann, ward Ihm entzogen. Denn kein Leiden, das je über einen Menſchen kommen kann, ſollte von Jeſus, nach Gottes weiſeſten Abſichten, unverſucht bleiben. Um die dritte Stunde Nachmittags aber, da Sein Leiden nun auf das höchſte geſtiegen war, rief Jeſus voll des kindlichſten, zärtlichſten Vertrauens zum Vater: „Mein Gott! Mein Gott! warum haſt du Mich verlaſſen!“ — und in dem nämlichen Augenblicke fing die Finſterniß an zu verſchwinden, zum freundlichen Zeichen, daß Gott Ihn erhöre.

Die Worte: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen!“ ſind die erſten Worte des ein und zwanzigſten Pſalmes, in dem die Leiden des ſterbenden Erlöſers, im prophetiſchen Geiſte, vorausgeſagt wurden. Alle Leiden des Gekreuzigten, ſo wie die Bosheit ſeiner Kreuziger ſind in dieſem Pſalme auf das deutlichſte geſchildert. Es wurde da Alles genau vorausgeſagt, wie es jetzt geſchah. Der Erlöſer konnte mit den Worten aus dieſen Pſalmen von ſich ſagen: „Ich bin ein Spott der Menſchen und werde für den Auswurf des Volkes gehalten. Alle, die Mich ſehen, ſpotten über Mich, verziehen die Lippen, ſchütteln den Kopf und ſagen, Er hat auf Gott gehofft, der rette Ihn nun. Sie haben Meine Hände und Füße durchbohrt; Meine Kleider haben ſie unter ſich getheilt und über Mein Gewand das Loos geworfen.“

Wie dieſer Pſalm die Verlaſſenheit des Erlöſers ſchildert, ſo herrlich redet er von Seinem Vertrauen auf Gott, von dem Siege über Seine Feinde, und verkündet die Früchte der Erlöſung in den Worten: „Du, o Herr, entferneſt Deine Hülfe nicht von Mir; Ich werde Deinen Namen Meinen Brüdern verkündigen, und Dich preiſen in Mitte einer großen Gemeinde. Er, Gott, der Herr, hat nicht verachtet noch verſchmäht das Flehen des Armen, noch weggewendet Sein Angeſicht von Mir, ſondern Mich erhört, da Ich zu Ihm gerufen habe; es werden nun eſſen die Armen und ſatt werden, und die Ihn fürchten, werden Ihn loben und ihre Herzen werden ewig leben. Zu dem Herrn werden zurückkehren alle Enden der Erde und vor Seinem Angeſichte anbeten alle Völker der Heiden. Nach Ihm, dem Herrn wird das künftige Geſchlecht genannt werden, und die da vom Himmel geſendet kommen, werden Seine Gerechtigkeit erzählen dem Volke, das noch wird geboren werden.“

Dieſer Weiſſagung von den Leiden des Erlöſers und von den Früchten Seiner Erlöſung gedachte Jeſus jetzt. Die erſten Worte dieſes Pſalmes rief Jeſus mit lauter Stimme aus, wie man in dem Tempel die erſten Worte eines Pſalmes, den man beten oder ſingen wollte, laut anzuſtimmen pflegte. Jeſus machte Seine Jünger — und auch uns! – aufmerkſam, daß Alles, was in dieſem Pſalme vorausgeſagt worden, erfüllt wurde.

Kaum hatte ſich auf das Flehen Jeſu zu Seinem Vater, der Himmel aufgeheitert, ſo fingen die ruchloſen Feinde Jeſu auch wieder an zu läſtern und zu ſpotten, wie auch jetzt noch mancher Böſewicht nach einem Gewitter, das ihn zittern machte, ſogleich wieder der alte, laſterhafte Menſch iſt.

Die Worte: „Mein Gott! Mein Gott!“ hießen in der damaligen Sprache der Iſraeliten: Eli! Eli! Einige der Umſtehenden ſagten daher, indem ſie dieſe Worte aus Unwiſſenheit nicht recht verſtanden oder aus Bosheit mißdeuteten: „Horcht nur! Er ruft dem Elias.“ Die Andern ſpotteten und ſagten: „Wartet! wir wollen jetzt doch einmal ſehen, ob Elias komme, und Ihm herunter helfe?“ So ſuchten ſie dieſen Jammerausruf Jeſu, der von dem tiefſten Seelenleiden zeugte, und der jedem guten Menſchen Mark und Bein durchdringen mußte, lächerlich zu machen! Denn die Gottloſen ſind ohne alles Gefühl, und einem Spötter iſt nichts heilig.

Jeſus, der wohl wußte, daß nun Alles, was von Seinem Leiden und Tod vorausgeſagt war, bis an eine einzige Schriftſtelle erfüllt ſey, rief hierauf: „Mich dürſtet!“ Nicht weit vom Kreuze ſtand ein Geſchirr voll Eſſig. Einer der Soldaten lief hin, nahm einen Schwamm, ſteckte ihn, nachdem er ihn mit Eſſig gefüllt, auf ein Rohr, und hielt Ihm den Schwamm voll Eſſig an den Mund, damit Er trinken könne. Das war eine elende Erquickung in Seinem brennenden Durſte! Nicht einmal ein Trunk friſchen Waſſers ward Ihm zu Theil. Indeß ging dadurch auch noch die Schriftſtelle in Erfüllung: „Sie haben Mich in Meinem Durſte mit Eſſig getränkt.“

Nachdem Jeſus den Eſſig genommen hatte, rief Er mit lauter, mächtiger Stimme: „Es iſt vollbracht! — Vater! In Deine Hände empfehle Ich Meinen Geiſt!“ Und mit dieſen Worten neigte Er Sein Haupt, und verſchied.

Und ſieh, in dem nämlichen Augenblicke bebte die Erde, die Felſen zerſprangen, Gräber thaten ſich auf, und der Vorhang, der im Tempel vor dem Allerheiligſten hing, riß, von oben am Gewölbe bis herab zum Boden, plötzlich entzwei.

Der Hauptmann, der Jeſu gegenüber ſtand, und Alles mit anſah, beſonders aber, daß Jeſus gegen den gewöhnlichen Lauf der Natur, mit einem ſolchen lauten Rufen zu Gott verſchied, und alſo von Gott augenblicklich erhört wurde — gab Gott die Ehre und ſagte laut und öffentlich:

„Wahrhaftig! dieſer Menſch war ein Gerechter! Er war Gottes Sohn!“

Auch die Soldaten, die mit dem Hauptmanne Jeſum bewachten, und Alles, beſonders aber das Wanken der Erde unter ihnen, und die mit ſchrecklichem Gekrach einſtürzenden Felſen umher wahrnahmen, kam eine große Furcht an. Sie ſtimmten dem Hauptmanne bei, und ſagten erſchrocken: „Ja wahrhaftig! Er war Gottes Sohn!“ Und alles Volk, das zuſammen gekommen war, bei der Kreuzigung zuzuſchauen, und nun ſah, was vorging, ſchlug zitternd an die Bruſt — und ging ſtillſchweigend auseinander. — —

39. Hohe Wichtigkeit des Todes Jeſu.

Unter allen Begebenheiten der Geſchichte Jeſu iſt der Tod Jeſu die allerwichtigſte. Himmel und Erde entſetzten ſich gleichſam darüber; der Himmel legt ein Trauergewand an, die Erde wankt und bebt; die Sonne verhüllt ihr Angeſicht; durch die ganze Natur geht ein allgemeiner Schauder. Ein Schrecken vom Allmächtigen erſchütterte auch die roheſten Menſchenherzen — und wie ein Vater bei dem Tode ſeines Sohnes damals die Kleider zerriß, ſo that hier Gott etwas Aehnliches, indem der Vorhang vor dem Allerheiligſten des Tempels, wo Gott als gegenwärtig angebetet wurde, entzwei riß. Alle dieſe Wunder fordern uns auf, bei dieſer wichtigſten aller Begebenheiten anbetend und nachdenkend zu verweilen.

Der Tod Jeſu iſt erſtens der größte Beweis der Vaterliebe Gottes gegen uns. „So hat Gott die Welt geliebt, ſagte Jeſus Chriſtus von dem Vater im Himmel, daß Er Seinen eingebornen Sohn dahin gab, damit alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, ſondern das ewige Leben haben.“ Wenn jetzt, in dieſem Augenblicke zu dir, der du dieſes lieſeſt, ein Engel vom Himmel hereinträte, und dir die Verſicherung vom Himmel brächte: „Gott liebt dich!“ — ſo wäre dieſes noch nichts gegen den Beweis von Liebe, daß Gott auch für dich Seinen Eingebornen in den Tod hingab. „So hat Gott die Welt geliebt!“ ſollte man unter jedes Bildniß des Gekreuzigten mit goldenen Buchſtaben ſchreiben. „So hat Gott auch mich geliebt!“ bleibe ewig wie mit feurigen Buchſtaben in unſer Herz geſchrieben. Unſere ganze Seele ſey voll der tiefſten Anbetung, des höchſten Vertrauens, des willigſten Gehorſams, des heißeſten Dankes, der innigſten Liebe gegen Gott, der die lautere Liebe iſt!

Der Tod Jeſu iſt uns zweitens der größte Beweis, daß Jeſus Chriſtus uns liebe. „Niemand,“ ſpricht Jeſus, „hat eine größere Liebe, als dieſe, daß er ſein Leben für ſeine Freunde gebe.“ Und Er gab Sein Leben ſogar für Seine Feinde! Denn die Sünde iſt eine Feindſchaft gegen Gott, und jeder Sünder iſt Gottes Feind. — O, wenn wir uns Jeſus Chriſtus in Seiner Herrlichkeit denken, die Er von Anbeginn der Welt bei Seinem Vater hatte, und in der Er, dort auf dem Berge Tabor, voll Glanz und überirdiſcher Schönheit zwiſchen Moſes und Elias erſchien; und wenn wir Ihn nun hier auf Golgatha in der tiefſten Schmach und Erniedrigung zwiſchen zwei Mördern am Kreuze erblicken; Sein Haupt von Dornen umwunden, Sein reines Angeſicht von Blut und Speichel entſtellt, Seine wohlthätigen Hände und Füße mit Nägeln durchbohrt, Seinen ganzen Leib voll Blut und Wunden; und wenn wir bedenken, daß Er dieſes Alles aus Liebe zu uns gelitten, um uns zu retten — ſollte uns dieſe Liebe nicht rühren, ſollten wir Ihn nicht wieder lieben, der uns ſo geliebt hat, bis in den Tod; ſollten wir Dem nicht gehorchen, der es ſo gut mit uns meint, und nichts will und ſucht als unſer Heil?

Der Tod Jeſu zeigt uns drittens, was es Schreckliches um die Sünde ſey. Zwar ſagt uns ſchon unſer Gewiſſen, daß die Sünde etwas recht Böſes ſey. Wir erröthen ſchon über einen kleinen Fehler, erblaſſen bei der bloſſen Erzählung eines großen Verbrechens, und die Unruhe und Qual, die der Sünder in dem Herzen trägt, iſt von allen Erdenqualen die ſchrecklichſte. Wir ſehen es täglich in der Welt um uns her — in den Thränen verführter Unſchuld, in dem Unfrieden in Häuſern, in der Armuth des Verſchwenders, in dem verwilderten Blick des Zornmüthigen, in dem blaßgelben Ausſehen des Neidigen, in dem frühen Grabe des Unmäßigen, in dem zum lebendigen Gerippe gewordenen Unzüchtigen, wie die Sünde nichts als Jammer und Elend anrichtet. Die ganze Geſchichte — der Verluſt des Paradieſes, die große Fluth, die eine ganze Welt verſenkte, das Feuer vom Himmel, das mehrere Städte verzehrte, der Untergang ganzer Reiche, und noch unzählige andere ſchreckliche Begebenheiten ſind lauter Denkmahle von der Schrecklichkeit der Sünde. Ja die Sünde iſt ſchrecklicher als Tod und Hölle. Denn durch die Sünde kam der Tod in die Welt, und ſie baute die Hölle. Aber was iſt das Alles, wenn wir uns denken: So böſe iſt die Sünde, daß der Allmächtige und Allwiſſende ſelbſt kein anderes Mittel fand, ihre ſchrecklichen Folgen zu tilgen — als den Tod Seines Eingebornen. O, die Sünde muß alſo doch ein recht fürchterliches, ja das allerfürchterlichſte Uebel ſeyn, das wir mehr ſcheuen ſollten, als alle andere Uebel der Welt! Und wie muß es dereinſt in jenem Leben einem Menſchen gehen, den ſelbſt der Tod Jeſu, dieſes Wunder der Liebe, nicht rührt, der dennoch die Sünde mehr liebt, als Gott und Jeſum, der anſtatt die alten Sünden zu bereuen, immer neue Sünden auf

Sünden häuft? Was kann ihn noch retten, da ſelbſt das Größte, was Gott thun konnte, an ihm vergebens iſt? Er iſt ohne Rettung verloren — und der Abgrund von Elend, in den er ſich ſtürzt, iſt unermeßlich.

Der Tod Jeſu zeigt uns viertens, was es um unſere Heiligkeit und Seligkeit — oder mit Einem Worte — um das Heil unſrer Seele Großes ſeyn müſſe. Ach, die meiſten Menſchen ſind zu verblendet, dieſe Perle genug zu ſchätzen! Es geht ihnen, wie einem Manne, der das allerkoſtbarſte Kleinod findet, und es für einen leichten Preis weggibt, oder gar wegwirft, weil er es nicht kennt. Wenn nun aber dieſer Mann hörte, daß ein Fürſt eine Million dafür gäbe, und der Mann den ungeheuren Haufen Gold und Silber vor ſich liegen ſähe — da würde er über den Werth des verachteten Kleinods vor Erſtaunen wohl ganz ſprachlos daſtehen. Allein wir ſind nicht erlöst worden für vergängliches Gold und Silber von unſerm ſündhaften Wandel; unſer Heil ward erkauft mit dem theuren Blute des unſchuldigen und unbefleckten Lammes, Jeſu Chriſti, der vor Grundlegung der Welt bei dem Vater war, und um unſer willen in Menſchengeſtalt auf Erden erſchien! Wer dies bedenkt, den muß über die Herrlichkeit, zu der wir beſtimmt ſind, heiliges Erſtaunen ergreifen. Er ſollte ja keinen andern Gedanken mehr haben, als nun auch das Seinige zu thun, wirklich heilig und ſelig zu werden. Er ſollte mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte darnach ringen, dieſes Kleinod — das ewige Heil zu erlangen. Denn Gott, der uns ohne unſer Zuthun erſchaffen hat, kann ohne unſere Mitwirkung uns nicht erlöſen.

Jeſus in Seinem Tode iſt uns fünftens, als Menſch betrachtet, das Vorbild aller Tugenden, der vollendeten Heiligkeit. Wie hielt Er, der Anfänger und Vollender unſers Glaubens, ſich Sein ganzes Leiden hindurch ſo unerſchütterlich feſt an den Vater. Mit Gebet zu Seinem Vater: „Nicht Mein Wille, ſondern der Deine!“ fängt Er Sein Leiden an, und das letzte Wort des Sterbenden iſt das Gebet zum Vater: „In Deine Hände empfehle Ich Meinen Geiſt.“ Welche Ergebung! Er hat gar keinen eigenen Willen mehr. Er will nur, was der Vater will. Der Wille des Vaters iſt Sein Wille. Welch ein Gehorſam! Mit dem Worte: „Damit die Welt es ſehe, daß Ich den Vater liebe, und Ihm gehorche, ſo laßt uns gehen!“ geht Er Seinem Leiden und Tode entgegen — und thut und leidet Alles, bis Er rufen kann: „Es iſt vollbracht!“ Welch eine Geduld! Die allerſchrecklichſten Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten erträgt Er ſchweigend; Sein mildes Angeſicht entſtellt kein Zorn, und aus Seinem Munde kommt keine Klage. Welche Sanftmuth! Sogar für Seine blutdürſtigen Mörder hat Er noch ein Herz voll Liebe, und betet mit erblaſſenden Lippen um Vergebung für ſie. Welche Demuth! Er verläugnet alle Ehre vor den Menſchen, duldet die tiefſte Schmach, läßt ſich unter die Uebelthäter zählen, ja für das Haupt derſelben halten. Alle Ehre vor den Menſchen iſt Ihm nichts, da es darauf ankommt, die Menſchen zu retten. Welche kindliche Liebe, mit der Er noch im Tode ſich Seiner Mutter annimmt; welche freundſchaftliche Liebe, mit der Er für ſeinen Freund Johannes ſorgt: welche erbarmende Liebe, mit der Er ſich noch des mit Ihm gekreuzigten Sünders erbarmt! Welche allgemeine, Alles aufopfernde Liebe, gegen alle Menſchen! Alle Ehre, alle Freude, Blut und Leben gibt Er für ſie dahin; Er duldet Dornſpitzen, Geißelſtreiche, Nägelwunden, alle Qualen des ſchrecklichſten Todes — um des Heiles Anderer willen. Er iſt die lauterſte Liebe gegen Gott und Menſchen! Was Jeſus uns in Seinem ganzen Leben iſt, das iſt Er uns vorzüglich in Seinem Tode — gleichſam ein kryſtallheller Spiegel, in dem wir unſre Geſtalt erblicken, wie wir ſeyn ſollten. O, daß wir doch früh und ſpät hineinſehen, das Bild, das Er uns vorhält, zu unſerm beſtändigen Vorbilde wählen, und deſſen treue Ebenbilder werden möchten!

Wie Jeſus endlich ſechstens als Menſch durch

Leiden und Tod in Seine Herrlichkeit einging, und uns zugleich ein Vorbild ward, daß Leiden und Tod für uns Menſchen der einzige Weg zur Verherrlichung ſey, werden wir bei der Geſchichte Seiner Auferſtehung ausführlicher hören. Erinnern wir uns alſo hier nur noch an das Wort Jeſu, das Er ſelbſt von Seinem Tod' am Kreuze und von Seiner Verherrlichung geſagt hat: „Wahrlich, wahrlich, Ich ſage euch: Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und ſtirbt, ſo bleibt es allein; wenn es aber ſtirbt, ſo bringt es viele Früchte. — Wenn Ich von der Erde erhöht ſeyn werde, ſo werde Ich Alle zu mir ziehen.“

Auch die Worte des Apoſtels Paulus ſind hier wohl zu Herzen zu nehmen: „Jeſus Chriſtus — obwohl Er von Gottes Weſen das vollkommenſte Bild iſt, und Gott die Ehre nicht dadurch zu rauben glaubte, daß Er ſich Gott gleich ſetzte — legte dennoch dieſe Herrlichkeit ab, nahm die Geſtalt eines Knechtes an, ward ein Menſch wie wir, erſchien in Menſchengeſtalt unter uns, und demüthigte ſich ſelbſt und war gehorſam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Deßhalb hat Ihn aber auch Gott erhöht über alle Höhen, und Ihm einen Namen gegeben über alle Namen, ſo daß ſich vor dem Namen Jeſu beugen ſollen alle Knie im Himmel, auf Erde und unter der Erde, und daß alle Zungen zu Verherrlichung des

Vaters bekennen ſollen: „Jeſus Chriſtus ſey der Herr!“

So iſt uns das Bildniß des Gekreuzigten ein Buch, das uns alles lehrt, was wir zu wiſſen brauchen — eine heilige Bibel, in der wir Gottes Wort leſen können. Es iſt daher eine ehrwürdige alte Sitte, das Bildniß des Gekreuzigten an dem vorzüglichſten Platze chriſtlicher Wohnungen aufzuſtellen, es dem Sterbenden in die Hand zu geben, ja noch auf dem Grabe des Chriſten ein Kreuz aufzurichten. Ein frommer Blick darauf kann uns — zum Guten ermuntern, vom Böſen abhalten, im Leiden tröſten, uns im Tode Muth geben, und uns ſelbſt den Anblick des Grabes noch tröſtlich und erfreulich machen!

60. Begräbniß Jeſu.

Der Tag, an dem Jeſus und die zwei Uebelthäter gekreuziget wurden, war der Vorbereitungstag auf den Oſterſabbath, den Hauptfeſttag der ganzen Feierlichkeit, und den eigentlichen Oſtertag der Iſraeliten. Damit nun die Leichname nicht über dieſes Feſt am Kreuze hangen bleiben möchten, hielten die Juden bei Pilatus an: Er möchte die Gekreuzigten durch Zerſchlagung der Gebeine tödten, und ſie dann vom Kreuze abnehmen laſſen. Pilatus gab den Soldaten hiezu Befehl.

Jeſus wäre nun, nebſt den zwei Uebelthätern, ſogleich auf dem Richtplatze begraben worden, und hätte ſo nicht einmal ein ehrliches Begräbniß erhalten. Allein da lebte nun zu Jeruſalem ein reicher Mann, Joſeph von Arimathäa. Er war ein ſehr angeſehener Rathsherr, der aber in den Rath und die That der Uebrigen nicht mit eingeſtimmt hatte. Denn er war, wiewohl aus Furcht der Juden nur in Geheim, ein Jünger Jeſu, und ein gottesfürchtiger, ſehr rechtſchaffener Mann, der auch auf das Reich Gottes hoffte. Dieſer nahm ſich den Muth, ging zu Pilatus hinein, und bat ihn um den Leichnam Jeſu. Pilatus wunderte ſich, daß Jeſus ſchon geſtorben ſeyn ſollte. Er ließ den Hauptmann rufen, und fragte ihn: Ob Er denn wirklich ſchon todt ſey? Da nun der Hauptmann es ihm verſicherte, ſo gewährte er dem Joſeph ſeine Bitte, und gab ſogleich Befehl, ihm den Leichnam zu überlaſſen.

Die Soldaten, die Pilatus vorhin abgeſchickt hatte, waren indeß auf der Richtſtätte angekommen. Sie zerſchlugen zuerſt dem Einen, und hernach auch dem Andern, die mit Jeſus gekreuziget worden, die Gebeine. Da ſie aber zu Jeſus kamen, ſahen ſie ſogleich, daß Er ſchon verſchieden ſey. Sie zerbrachen Ihm deßhalb kein Bein. Nur einer der Soldaten durchſtach Ihm mit einem Speere die Seite, und ſogleich floß — zum ſicherſten Zeichen, daß Er ſchon todt ſey — Blut und Waſſer heraus.

Auch dadurch — wie denn das Leiden Jeſu bis auf die kleinſten Umſtände voraus geſagt war — gingen zwei Schriftſtellen in Erfüllung. Die eine Schriftſtelle gebot von dem Oſterlamme, dem Sinnbilde Jeſu: „Ihr ſollet ihm kein Bein zerbrechen!“ Die andere Schriftſtelle ſagt: „Sie werden es noch einſehen, wen ſie durchſtochen haben.“

Indeß, da ſchon bereits der Abend anbrach, kam Joſeph zur Richtſtätte heraus, und brachte die allerfeinſte und koſtbarſte Leinwand mit, die er zur Beerdigung Jeſu gekauft hatte. Nikodemus, der ſchon vor drei Jahren einmal Jeſum bei Nacht beſucht, und dem ſchon damals Jeſus Seinen Tod vorher geſagt hatte, kam auch dazu, und brachte gegen hundert Pfund Myrrhen und Aloe. Dieſe zwei redlichen Männer nahmen nun, mit Hülfe ihrer Diener, den Leichnam Jeſu ſanft vom Kreuze herab, und hüllten ihn, nebſt dem koſtbaren Gewürzwerke, in die reine Leinwand, wie es damals bei dem Begräbniſſe vornehmer Perſonen gebräuchlich war.

Nahe bei dem Orte, wo Jeſus gekreuziget wurde, hatte Joſeph einen ſchönen, großen Baumgarten. In dieſem Garten war ein prächtiges Grabmahl, in das man noch nie eine Leiche gelegt hatte. Es war eine ſchöne geräumige Felſengruft, in die man aufrecht, wie in ein Zimmer, hinein gehen konnte. Die Stätte für den Leichnam war ſo in die Felſen hinein gehauen, daß er darin lag, als ſchliefe er in ſeiner Ruheſtätte. Joſeph hatte dieſes Grabmahl ganz neu in Felſen aushauen laſſen, und wollte einmal ſelbſt darin begraben werden. Weil es nun ſo nahe war, und die Sabbathfeier bald ihren Anfang nahm, ſo legte Joſeph mit Hülfe des Nikodemus den Leichnam Jeſu dahin. Hierauf wälzten ſie einen großen Stein, der zur Thüre beſtimmt war, vor den Eingang des Grabes, und gingen dann betrübt nach Hauſe.

Maria Magdalena und einige andere fromme Frauensperſonen hatten den Leichnam Jeſu — wohl unter tauſend heißen Thränen! — bis zum Grabe begleitet. Müde von Schmerz und Traurigkeit ſetzten ſie ſich in dem Garten, dem Grabe gegenüber, nieder, und ſahen es ſo mit an, wie Er begraben wurde. Sie hätten gern auch das Ihrige beigetragen, Ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Deßhalb nahmen ſie ſich vor, noch mehr koſtbare Gewürze einzukaufen, und ſobald der Sabbath vorbei wäre, den Leichnam Jeſu auf eine noch viel herrlichere Art, als es wegen Kürze der Zeit eben jetzt geſchehen konnte, einzubalſamiren. Mit dieſem Vorſatze kehrten auch ſie voll Traurigkeit heim.

Die Hohenprieſter und Phariſäer aber verſammelten ſich, und gingen zum Pilatus, und ſagten zu ihm: „Herr! Noch Eines fiel uns erſt jetzt ein. Da dieſer Betrüger noch lebte, ſagte er: „In drei

Tagen werde Ich wieder auferſtehen!“ Gieb daher Befehl, damit das Grab bis an den dritten Tag bewacht werde. Sonſt möchten etwa Seine Jünger kommen, Seinen Leichnam ſtehlen, und dem Volke ſagen: „Er iſt von dem Tode auferſtanden!“ und ſo würde dieſer letzte Betrug ärger ſeyn, als der erſte.“ Pilatus ſprach: „Die Wache ſteht euch zu Dienſten. Geht nur ſelbſt hin, und laßt das Grab verwahren, ſo gut ihr immer könnet.“ Sie gingen ſogleich hin, und verſicherten ſich des Grabes, indem ſie es mit Soldaten beſetzten, und — damit ja ohne ihr Wiſſen nichts verrückt werden könne — überdies noch den Stein verſiegelten.

Wir können die Leidensgeſchichte Jeſu wohl nicht ſchöner beſchließen, als mit einer denkwürdigen Stelle des Propheten Iſaias, in der er nicht nur das Leiden, den Tod und die Begräbniß Jeſu ſchon Jahrhunderte zuvor prophezeite, ſondern auch noch die Urſachen, warum Jeſus dieſe großen Leiden auf ſich nahm, überaus klar und ſchön angibt. Jeſaias ſagt:

„Er ward aufgeopfert, weil Er ſelbſt wollte — für meines Volkes Sünde ward Er getödtet. Wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird, ſo ließ Er ſich ſtillſchweigend zum Tode führen, und wie ein Schaf vor ſeinem Scherer verſtummt, ſo öffnete Er Seinen Mund nicht. Weil Er ſich ſelbſt ſo demüthigte, ſo ward dadurch die Schmach Seiner Hinrichtung getilgt. Nachdem Er hinweggeriſſen ward aus dem Lande der Lebendigen — wer kann nun Seine Nachkommenſchaft (die Menge Seiner Bekenner und Nachfolger aus allen Völkern und Geſchlechtern) ausſprechen? Man beſtimmte Ihm bei den Miſſethätern Seine Gruft, — allein bei dem Reichen war Sein Grabmahl!"

„Wahrlich! Unſere Krankheiten trug Er, und unſere Schmerzen lud Er auf ſich. Wir hielten Ihn für einen Geſtraften, einen von Gott Geſchlagenen und Gemarterten. Aber Er ward verwundet wegen unſerer Sünden, gemartert wegen unſerer Miſſethaten. Strafe, die uns Friede bringt, kam über Ihn, und durch Seine Wunden ſind wir geheilt."

„Wir alle gingen in der Irre, wie Schafe; jeder wandelte ſeinen eigenen Pfad. Aber der Herr warf auf Ihn unſer aller Sünde. Wiewohl Er kein Unrecht gethan hatte, und kein Betrug in Seinem Munde geweſen war, gefiel es doch dem Herrn, durch Jammer Ihn zu zerſchlagen!"

„Allein, wenn Er nun dargebracht hat Sein Leben zum Schuldopfer — wird Er Kinder ſehen, die lange leben, und des Herrn Wille wird durch Ihn ausgeführt werden. Vom Jammer Seiner Seele wird Er Früchte ſehen und daran ſich weiden. Durch Seine Lehre wird Er, der Gerechte, Viele gerecht machen, und die Strafen ihrer Sünden wird Er tragen.“

„Viele,“ ſpricht der Herr, „werde Ich Ihm zum Erbtheile geben, mächtige Völker wird Er als Beute hinnehmen, weil Er hingab Sein Leben in den Tod, und zu den Uebelthätern gezählt ward, die Sünden vieler trug — und für die Uebelthäter betete!“

Inhalt.

I. Letztes Jahr des Lebens Jeſu.

Seite

1. Jeſus ſpeiſet mit wenigen Broden viele tauſend Menſchen 3
2. Jeſus der göttliche Kinderfreund . . . 10
3. Bitte einer Mutter für ihre Kinder . . 16
4. Ein Kind als Vorbild für Erwachſene . . 18
5. Jeſus und der reiche Jüngling . . . 19
6. Die gute Mutter einer kranken Tochter . . 23
7. Jeſus und Petrus 25
8. Die Verklärung Jeſu 29
9. Der verlorne Sohn 34
10. Der barmherzige Samaritan 38
11. Der unbarmherzige Diener des barmherzigen Königs 41
12. Der Phariſäer und der Zöllner . . . 43
13. Der reiche Mann und die vollen Scheuern; die zwei Söhne; der Feigenbaum 45
14. Die Talente 48
15. Die Arbeiter im Weinberge 53
16. Die treuloſen Weingärtner 57
17. Das königliche Hochzeitmahl 60
18. Die klugen und die thörichten Jungfrauen . . 64

Seite
19. Der Reiche und der Arme 67
20. Verſchiedene wunderbare und wohlthätige Handlungen Jeſu 70
21. Jeſus und Zachäus 76
22. Jeſus und der Blindgeborne 82
23. Verſchiedene lehrreiche Begebenheiten . . 88
24. Die Auferweckung des Lazarus . . . 92
25. Jeſus von Maria geſalbt 100
26. Einige Worte über die Wunder Jeſu . . 103

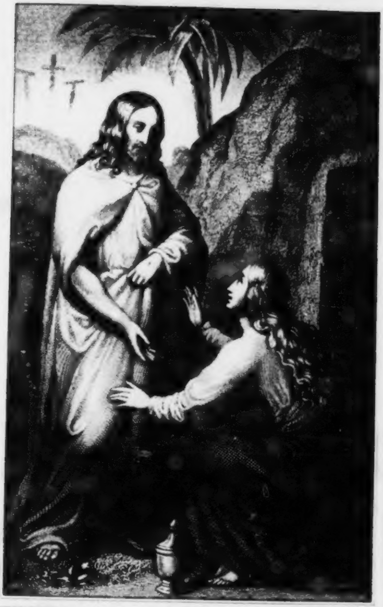
II. Die letzten Tage vor dem Leiden Jeſu.

27. Feierlicher Einzug Jeſu zu Jeruſalem . . 110
28. Stimme vom Himmel zur Verherrlichung Jeſu 117
29. Drei der denkwürdigſten Gleichniſſe Jeſu . . 121
30. Jeſus das Brod des Lebens 125
31. Der Zinsgroſchen 133
32. Die Sünderin, die man ſteinigen wollte . . 136
33. Der unfruchtbare Feigenbaum 141
34. Weiſſagung Jeſu von Zerſtörung der Stadt Jeruſalem 143
35. Weiſſagung von dem Ende der Welt und der Wiederkunft Jeſu 149
36. Das letzte Gericht 155

III. Das Leiden und der Tod Jeſu.

37. Anſtalten zum letzten Abendmahle . . . 159
38. Jeſus wäſcht Seinen Jüngern die Füße . . 162
39. Jeſus und Sein Verräther 165
40. Jeſus und Sein Verläugner 169
41. Jeſus ſtiftet das heilige Gedächtnißmahl Seines Todes 173

Seite
42. Jeſus nimmt von Seinen Jüngern Abſchied . 177
43. Jeſus der wahre Weinſtock 182
44. Die Reden Jeſu auf Seinem Gange zum Oelberg 184
45. Letztes feierliches Gebet Jeſu 190
46. Jeſus am Oelberge 193
47. Gefangennehmung Jeſu 197
48. Jeſus vor dem hohen Rathe 202
49. Petrus verläugnet Jeſum 207
50. Judas verzweifelt 211
51. Jeſus vor Pilatus 214
52. Jeſus vor Herodes 218
53. Jeſus und Barrabas 221
54. Jeſus wird gegeißelt, mit Dornen gekrönt und zur Kreuzigung ausgeliefert 225
55. Jeſus wird gekreuziget 231
56. Jeſus am Kreuze 237
57. Maria und Johannes unter dem Kreuze . . 240
58. Der Tod Jeſu 242
59. Hohe Wichtigkeit des Todes Jeſu 247
60. Begräbniß Jeſu 255



JESUS, DER AUFERSTANDENE.

Bibliſche Geſchichte

für

Aeltern und Kinder,

von

Chriſtoph von Schmid.

Zweiter Theil.

Das neue Teſtament.

Drittes Bändchen.

Auferſtehung und Himmelfahrt Jeſu, Sendung des
heiligen Geiſtes und Geſchichte der Apoſtel.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1846.

I.

Auferſtehung und Himmelfahrt Jeſu, Sendung des heiligen Geiſtes.

1. Die heiligen Engel und die frommen Frauen an dem Grabe des Erſtandenen.

Die Morgendämmerung des dritten Tages brach — wohl ſo ſchön und herrlich als der Schöpfungsmorgen! — endlich an. Und ſieh! da enſtand mit einem Male ein großes Erdbeben. Ein Engel des Herrn kam vom Himmel hernieder, trat an das Grab hin, wälzte den Stein davon hinweg, und ſetzte ſich darauf. Sein Anblick blendete gleich dem Blitze, und ſeine Kleider waren weißer als der Schnee. Die Wächter erſtarrten vor Schrecken, ſtürzten wie Tod zur Erde, und ergriffen nachher die Flucht. Jeſus aber ging nun lebendig und verherrlicht aus dem Grabe hervor.

Die guten Frauen, dieſe treuen Jüngerinnen Jeſu, die nicht von Ihm gewichen waren, bis Sein Leichnam zur Erde beſtattet war, hatten ſchon wieder mit den erſten Strahlen der Morgenröthe die Stadt verlaſſen, Sein Grab zu beſuchen. Die Geſchirre mit den koſtbaren Gewürzen und Salben, die ſie gekauft hatten, um den Leichnam Jeſu damit einzubalſamiren, trugen ſie in den Armen. Voll Traurigkeit und Betrübniß redeten ſie unterwegs mit einander. „Ach,“ ſagten ſie unter Andern, „wer wird uns doch den Stein von dem Eingange des Grabes hinwegwälzen!“ Denn der Stein war ungemein groß.

Allein ſobald ſie in den Garten traten, ſahen ſie bei dem erſten Blicke mit Erſtaunen, daß der Stein ſchon hinweg gewälzt war. Mit bebendem Herzen gingen ſie in das Grab hinein. Da ſie nun den Leichnam Jeſu nicht mehr erblickten, und darüber aufs Neue recht von Herzen betrübt wurden — da ſahen ſie auf einmal, rechts in der Grabhöhle, einen ſchönen Jüngling ſitzen, der ein langes, ſchneeweißes Gewand anhatte. Dieſer war ein Engel. Sie ſahen ihn — obwohl ſie das noch nicht wußten — erſchrocken an, und ſieh! da ſtanden plötzlich neben ihm noch zwei andere Engel, deren Gewand gleich dem Blitze glänzte, und die ganze dunkle Gruft mit himmliſcher Klarheit erleuchtete. Da erſchraken ſie noch mehr, bebten zurück, und ſchlugen, vom Glanze geblendet, die Augen zur Erde nieder.

Allein der erſte Engel ſagte ſanft und freundlich: „Fürchtet euch nicht, ihr Lieben! Ich weiß es, ihr ſuchet Jeſum von Nazareth, der gekreuziget wurde. Allein was ſuchet ihr den Lebenden unter den Todten? Er iſt nicht hier; Er iſt auferſtanden, wie Er es vorher geſagt hat. Kommt her, und ſeht hier den leeren Ort, wo ſie den Leichnam des Herrn hingelegt haben, und denket doch daran, wie Er, da Er noch bei Euch in Galiläa war, es euch ja immer ſelbſt voraus geſagt hat: Der Menſchenſohn müſſe in die Hände der Sünder überliefert und gekreuziget werden; am dritten Tag aber werde Er wieder auferſtehen. Geht nun eilends hin und verkündet es den Jüngern und dem Petrus: Er iſt erſtanden! Ihr werdet Ihn ſehen, wie Er es euch verſprochen hat. Seht, ihr werdet gewiß erfahren, daß es ſo iſt, wie ich euch ſage.“

Die Frauen eilten, ſo freundlich auch der Engel mit ihnen geredet hatte, dennoch zitternd und bebend aus dem Grabmahle heraus, und entflohen. Denn es kam ſie eine große Furcht an; was dem Menſchen bei dem Anblicke ſolcher Erſcheinungen aus einer höhern Welt ſo natürlich iſt. Indeß erholten ſie ſich nach und nach wieder von ihrem Schrecken, gedachten der Worte Jeſu, und ihre

Freude wurde bald ſo groß, als vorhin ihre Furcht war.

Gott hat, wie wir ſehen, die Auferſtehung Jeſu ſo herrlich gemacht, als es ſich für Seinen Eingebornen geziemte. Von dem hellleuchtenden Morgenhimmel ſtiegen, umſtrahlt von Gottes Klarheit, wie bei Seiner Geburt, frohlockende Engel nieder; die Erde, mit dem Feierkleide des Frühlings geſchmückt, bebte, als fühlte ſie ehrfurchtsvoll die Nähe Gottes; und alle Pracht Himmels und der Erde am ſchönſten Frühlingsmorgen war wohl kaum ein Schatten von der Schönheit und Herrlichkeit des Auferſtandenen.

Die Auferſtehung Jeſu iſt aber auch der Hauptbeweis der göttlichen Sendung Jeſu, auf den Er, da Er das erſte Mal im Tempel als der Gottgeſendete auftrat, ſich ſelbſt berief: „Brecht dieſen Tempel ab,“ ſprach Er, „und innerhalb drei Tagen werde Ich ihn wieder aufbauen.“ Seine Feinde tödteten Ihn, und brachten Ihn ins Grab, weil Er ſich den Sohn Gottes nannte. Nun ruft Gott Ihn aus dem Grabe lebendig hervor, und rechtfertigt Ihn ſo als den Wahrhaftigen, und bewährt Ihn als Seinen Eingebornen, als den Sohn des Ewiglebenden. Herrlicher hätte Gott die gerechte Sache Jeſu nicht hinausführen — einen ſchöneren Triumph ihm nicht bereiten können. Die Auferſtehung Jeſu iſt der Triumph der Unſchuld und Wahrheit über Lüge und Bosheit.

Jeſus gab durch Seine Auferſtehung den ſchönſten, einfachſten Beweis von unſerm Leben nach dem Tode. Er ging nach dem Tode lebend wieder aus dem Grabe hervor, und zeigte ſich als den Ueberwinder des Todes, und den Urheber eines neuen beſſern Lebens. Wie das Wort Jeſu erfüllt ward: „Ich werde auferſtehen" — ſo wird auch das Wort erfüllt werden: „Ihr werdet auferſtehen!" Wie der Tod die Frucht der Sünde iſt, ſo iſt die Frucht der Erlöſung ewiges Leben.

Die Auferſtehung Jeſu iſt zugleich ein ſchönes Vorbild unſerer Auferſtehung. Wie Jeſus verherrlichet, mit verklärtem Leibe, leicht und ſchwebend, aus dem Grabe hervorging, und nun nicht mehr ſtirbt; ſo werden auch die Gerechten mit verklärtem Leibe, der von Schmerz und Tod nicht mehr berührt werden kann, auferſtehen. Auch an ihren Gräbern werden ſich Engel einfinden, ſich der Auferſtandenen freuen, und ſie als ihre nun ganz unſterblichen Brüder begrüßen.

Bemerkenswerth iſt es noch, daß die lieblichen Umſtände, unter denen Jeſus auferſtand — der anbrechende Morgen, der erwachende Frühling, der neu aufblühende Garten — zugleich die ſchönſten Sinnbilder der Auferſtehung ſind.

Jeder Morgen erweckt die in Nacht und Schlaf begrabene Welt zum neuen Leben. So wird einmal der rechte Morgen anbrechen, wo Alle, die in den Gräbern ſchlafen, die Stimme hören werden: „Erwachet!“ — Wer die Sonne das erſte Mal untergehen ſähe, würde kaum glauben, daß ſie wieder aufgehen werde. Und ſieh! dennoch ſteigt ſie mit erneutem Glanze ſchön und herrlich wieder am Himmel empor. So werden auch die Guten, die in den Gräbern ruhen, auferſtehen und leuchten gleich der Sonne.

Jeder Frühling iſt gleichſam eine neue Schöpfung. Das Angeſicht der Erde wird erneuert, die dürren abgeſtorbenen Bäume ſtehen in erneuter Kraft, voll Laub und Blüthen da, und tauſenderlei kleine, niedliche Geſchöpfe, die den Winter über erſtarrt in der Erde wie in ihren Gräbern lagen, kommen lebend hervor. Die ganze Natur feiert ein allgemeines Auferſtehungsfeſt, und bildet uns jene herrliche Auferſtehung vor.

Sogar der Garten vor deiner Thüre, jeder Acker und jede Wieſe — iſt gleichſam ein Buch, in dem jedes Blättchen von Auferſtehung aus dem Grabe und von neuem Leben ſpricht. Wie die Samenkörnlein in die Gartenbeete, oder die Getreidkörnlein in die Ackerfurchen ausgeſtreut werden, ſo werden Menſchen gleichſam in die Gräber ausgeſäet. Wie die Körnlein auf dem Gartenbeete und auf den Ackerfurchen in der Erde lebendig werden, ihre Todtenhülle abſtreifen, und herrlich, als eine ſchöne Blume oder Aehre, aus der Erde emporſteigen: ſo werden einſt die Menſchen auf dem Kirchhofe, dieſem Garten und Acker Gottes, wieder auferſtehen.

Wer erinnert ſich da nicht der Worte Jeſu: „Es ſey denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ſterbe, ſo bringt es keine Frucht; wenn es aber erſtorben iſt, dann bringt es viele Frucht!“ So ſprach Jeſus Chriſtus von Seiner — und unſerer Auferſtehung.

Jede Kornähre auf dem Acker, jede Blume in dem Garten, jedes Gräslein auf der Wieſe ſpricht: „Ich bin erſtanden! So erſtand Chriſtus! So wirſt auch du, o Menſch, auferſtehen!“

So ſchön ſtimmen Natur und Evangelium, dieſe zwei Bücher Gottes, mit einander überein! Und deßhalb iſt es beſonders ſchön, daß eben zu der Jahreszeit, wo die erſten purpurnen und goldenen Frühlingsblumen die nahe Auferſtehung der Natur verkündigen, auch das Oſterfeſt der Chriſten, das Feſt der Auferſtehung und Unſterblichkeit gefeiert wird.

2. Jeſus erſcheint der Maria Magdalena, hernach den übrigen Frauen.

Maria Magdalena, die treueſte und liebevollſte unter den Jüngerinnen Jeſu, war mit den übrigen

Frauen zu dem Grabe Jeſu hinausgegangen. Sobald ſie aber geſehen, daß der Stein weg und das Grab leer war, kehrte ſie ſogleich erſchrocken wieder um, dieſe Nachricht eilends dem Petrus und Johannes zu bringen. „Sie haben den Herrn aus dem Grabe hinweggenommen, und wer weiß wohin getragen!“ rief ſie ihnen voll des höchſten Schmerzens zu, und kehrte dann wieder zu dem Grabe zurück. Die andern Frauen waren, als ſie dort ankam, ſchon wieder fort. Magdalena aber blieb einſam und tief betrübt außen vor dem leeren Grabmahle ſtehen, und weinte, daß eine Zähre die andere ſchlug.

Indem ſie nun ſo ſchmerzlich weinte, neigte ſie ſich einmal etwas vorwärts, und ſchaute furchtſam in das Grab hinein. Da erblickte ſie zwei von den Engeln. Sie waren weiß gekleidet, und der Eine ſaß dort, wo das Haupt, der andere da, wo die Füße Jeſu gelegen hatten.

Die Engel ſagten freundlich zu ihr: „Frau, warum weineſt du?“

Magdalena war ſo in Traurigkeit vertieft, daß die Erſcheinung der Engel keinen beſondern Eindruck auf ſie machte. Ihre ganze Seele war voll von Jeſus. „Ach,“ antwortete ſie, „ſie haben meinen Herrn hinweggenommen, und ich weiß nicht, wo ſie Ihn hingebracht haben!“

Da ſie dieſes geſagt hatte, wandte ſie ſich voll

Schmerzens und mit einem neuen Strom von Thränen wieder vom Grabe hinweg, und ſah Jeſum, jedoch ohne Ihn noch zu erkennen — vor ſich ſtehen.

Jeſus ſprach zu ihr: „Frau! warum weineſt du? Wen ſuchſt du?“

Maria meinte, weil Jeſus ihr unter einer fremden Geſtalt erſchien, Er ſey vielleicht der Gärtner und antwortete ihm: „Ach Herr! wenn Du Ihn weggenommen haſt, ſo ſag es mir doch, wo Du Ihn hingethan haſt, daß ich Ihn wieder an Seinen Ort bringen kann.“

Jeſus ſprach mit Seiner ihr wohlbekannten, liebevollen Stimme: „Maria!“

In dieſem Augenblicke erkannte ſie Ihn. Vor Entzücken außer ſich rief ſie: „O mein Lehrer!“ und eilte auf Ihn zu, und ſank vor Ihm zur Erde, und umfaßte Seine Knie, als fürchtete ſie, Er möchte ihr aufs Neue entriſſen werden.

Jeſus ſprach zu ihr: „Halte Mich nicht ſo, denn Ich fahre noch nicht ſo bald zu Meinem Vater auf.“

Indeß wollte Jeſus ſie dennoch mit dem Gedanken vertraut machen, daß Seine ſichtbare Gegenwart ihr nur auf eine kurze Zeit wieder geſchenkt ſey, und daß Er, obwohl Er wirklich lebe, dennoch nicht mehr dieſem Erdenleben angehöre, und bald ganz in den Himmel verſetzt ſeyn werde. Deßwegen ſagte Er noch weiter: „Geh nun hin zu

Meinen Brüdern" — ſo nannte Er Seine lieben Jünger — „und ſag' ihnen in Meinem Namen: Bald erhebe Ich Mich zu Meinem Vater und eurem Vater, zu Meinem Gott und zu eurem Gott!" Und hiemit verſchwand Jeſus vor ihren Augen, und ihre Traurigkeit war nun auf einmal in eine ſo große Freude verwandelt, daß keine menſchliche Zunge ſie ausſprechen kann! Sie ſtand in dem von der Morgenſonne und dem Thaue funkelnden Garten mit einem Gefühle da, als wäre ſie in das Paradies verſetzt.

Einige von den Frauen, denen die drei Engel am Grabe erſchienen waren, hatten ſich, ohne unter Wegs auch nur einen Augenblick zu verweilen, erſchrocken in die Stadt geflüchtet. Die Anderen gingen etwas langſamer der Stadt zu. Wie dieſe nun durch die heitere, von der Morgenſonne erleuchtete Frühlingsgegend ſo hinwanderten, und ſich der Worte des Engels freuten — ſieh, da begegneten ihnen Jeſus ſelbſt, und ſprach voll himmliſcher Freundlichkeit zu ihnen: „Seyd gegrüßt!" Es läßt ſich denken, wie ſie da vor Freude erſchraken. Sie eilten auf Ihn zu, fielen vor Ihm auf die Knie nieder, und umfaßten voll Anbetung und zitternd vor Ehrfurcht Seine Füße. Jeſus ſagte aber liebreich: „Fürchtet euch nicht, und gehet jetzt hin, und erzählet es Meinen Brüdern, damit ſie ſich nach Galiläa begeben. Dort werden ſie

Mich noch öfter ſehen.“ Und mit dieſen Worten verſchwand Jeſus.

Jeſus Chriſtus, der Auferſtandene, offenbart ſich ſogleich wieder — als die lauterſte, zärtlichſte, heiligſte Liebe. Sobald Er nur das Grab verlaſſen hat, fängt Er Sein menſchenfreundliches Geſchäft wieder an, trauernde Herzen zu tröſten, Thränen zu trocknen, die Menſchen zu erfreuen. Voll der zärtlichſten Schonung, um die zarte, gefühlvolle Seele der Magdalena durch eine plötzliche Erſcheinung nicht zu erſchrecken, läßt Er ihr zuvor Engel erſcheinen, gibt ſich ihr nach und nach zu erkennen, und nennt ſie vertraulich mit Namen. Voll verzeihender Liebe nennt Er auch die Jünger, die Ihn verlaſſen hatten, Seine Brüder — erſcheint aber dennoch den liebevollen Seelen, die Ihm treu waren bis ans Grab, zuerſt und tröſtet ſie. Der Auferſtandene zeigte ſich als Ebenderſelbe, der Er während Seines Erdenlebens geweſen; und auch jetzt noch, in der Herrlichkeit des Himmels, iſt Er Ebenderſelbe. Auch jetzt noch belohnt Er Treue und Liebe; auch jetzt noch iſt Er denen nahe, die eines zerſchlagenen Herzens ſind; auch jetzt noch offenbart Er ſich — nicht den ſinnlichen Augen, ſondern den Herzen derjenigen, die Ihm mit treuer Liebe anhangen. O wie erfreulich iſt dieſes, daß wir es uns bei dieſer Geſchichte ſo lebhaft vorſtellen können, wie Jeſus in der Herrlichkeit Seines

Vaters ſo unausſprechlich liebreich gegen uns geſinnt iſt.

Die ganze rührende Begebenheit iſt uns überdies ein liebliches Bild des Wiederſehens nach dem Tode. Maria und ihre Freundinnen ſahen Jeſum mit ihren Augen ſterben, ſahen Blut und Waſſer aus Seiner Seite fließen, ſahen Seinen entſeelten Leichnam in das Grab legen; und als Jeſus vom Tode auferſtanden und verklärt war, erkannten ſie Sein freundliches Angeſicht, Seine liebliche Stimme wieder, und empfanden eine Freude, die kein Mund nennen, die ihnen nur ein fühlendes Herz in etwas nachempfinden kann. So werden auch wir unſere theuren Geliebten, deren freundliches Angeſicht wir vom Tod entſtellt ſahen, und deren Leichnam wir zu Grabe begleiteten, verklärt wiederſehen, ihre wohlbekannten Züge wieder erkennen, und die gewohnte Stimme wieder vernehmen.

O lieber Sohn, liebe Tochter, die ihr an dem Grabe eures Vaters oder eurer Mutter weinet! Denkt an dieſe Freude, und trocknet eure Thränen! Seht, die Trennung, die der Tod anrichtet, währt ja nur kurze Zeit; dem Wiederſehen nach dem Tode aber folgt keine Trennung mehr! Seyd aber auch von Herzen fromm und gut, damit dieſes Wiederſehen von keiner Scham und Reue getrübt, euch die reinſte Freude gewähren möge!

3. Die Auferſtehung Jeſu wird den Jüngern und den Hohenprieſtern verkündet.

Die erſte Nachricht, das Grab ſey offen und leer, hatte, wie wir hörten, Magdalena dem Petrus und Johannes gebracht. Auf dieſe unerwartete, ihnen ſo wichtige Nachricht eilten Beide hinaus zum Grabe. Johannes war indeß ſchneller, kam dem Petrus zuvor, und erreichte das Grab zuerſt. Er neigte ſich vorwärts, um recht hineinzuſehen, und ſah die weißen Leintücher in dem leeren Grabe liegen. Allein es kam ihn eine Furcht und ein ſo ehrerbietiger Schauder an, daß er ſich nicht getraute, hineinzugehen. Indeß kam Petrus nach, und dieſer ging ſogleich geradezu hinein. Johannes ging nun auch hinein, um Alles näher anzuſehen. Die Grabtücher waren ſo ſchön und ſorgſam zuſammengelegt, und das Schweißtuch, mit dem das Angeſicht Jeſu verhüllt geweſen, lag ſo ordentlich zuſammengewickelt an einem beſondern Orte, wie etwa ein Menſch, der die Wohlanſtändigkeit liebt, beim Aufſtehen vom Schlafe ſeine Nachtkleider nicht hinwirft, ſondern an einen beſtimmten Ort ſorgfältig zuſammenlegt, ja wie ſie wohl Jeſus ſelbſt zuſammen zu legen pflegte. Da ging dem Johannes zuerſt ein Licht auf, Jeſus könnte wohl, ſo wie von einem ſanften Schlafe, vom Tode auferſtanden ſeyn. Er ſah und glaubte.

Petrus und Johannes gingen nun wieder nach Hauſe. Die übrigen Jünger verſammelten ſich bei ihnen. Die Nachricht von dem leeren Grabe hatte ihren Schmerz erneuert. Alle waren ſehr traurig und betrübt. Sie weinten und jammerten laut! Da kamen mit einem Male diejenigen von den Frauen, die blos die Engel am Grabe geſehen hatten, und ohne ſich aufzuhalten, zur Stadt entflohen waren, herein und erzählten von den glänzenden Engeln am leeren Grabe, und verkündeten den Jüngern die Worte des Engels: „Er iſt erſtanden, und ihr werdet Ihn ſehen, wie Er es euch verſprochen hat.“ Allein die Jünger glaubten ihnen nicht.

Hierauf kam Magdalena, und rief ſogleich im Hereingehen voll der höchſten Freude: „Ich habe den Herrn geſehen!“ und erzählte ihnen dann Alles ausführlich, und ſagte ihnen jedes Wort, das Jeſus zu ihr geſprochen hatte. Allein ſo ſehr Magdalena es auch den Jüngern betheuerte, Jeſus lebe, und ſie habe Ihn ſelbſt wahrhaft mit Augen geſehen, ſo glaubten ſie es doch nicht.

Endlich kamen auch noch die übrigen Frauen, und bezeugten alle einmüthig und hoch erfreut, daß ihnen nicht nur am Grabe Engel erſchienen ſeyen, ſondern daß ſie Jeſum ſelbſt geſehen, mit Ihm geſprochen, und Seine Füße umfaßt hätten. Allein alle dieſe Reden kamen den Jüngern wie Traumreden vor — und ſie glaubten dieſelben nicht.

Wir dürfen alſo den Jüngern den Vorwurf, daß ſie zu leichtgläubig waren, gewiß nicht machen. Es brauchte ſehr viel, bis ſie glaubten. Allein ihr Unglaube kam nicht aus einem böſen, verſtockten Herzen her. Ach die Freude: Jeſus lebe! war wohl den meiſten aus ihnen zu groß, als daß ſie dieſe Nachricht ſogleich hätten glauben können. Ihr Unglaube dient indeß dazu — uns im Glauben zu befeſtigen. Sie, die in der Folge darauf ſtarben: Jeſus lebe! ließen ſich nicht täuſchen. Ihr Glaube war, wie wir ſogleich hören werden, erſt die Frucht der alleraugenſcheinlichſten, handgreiflichſten Beweiſe.

Den Hohenprieſtern wurde die Auferſtehung Jeſu durch Gottes Fügung nun auch, und zwar auf eine amtliche Art angezeigt. Die Soldaten, die das Grab Jeſu auf obrigkeitlichen Befehl bewachen mußten, hatten ſich von ihrem Schrecken wieder aufgerafft, und waren in die Stadt gekommen. Noch todtenbleich und mit allen Zeichen des Schreckens und der Furcht erzählten ſie den Hohenprieſtern Alles, was geſchehen war. Alle Hohenprieſter und die Aelteſten verſammelten ſich ſogleich, und rathſchlagten mit einander, was nun zu machen ſey. Nachdem ſie einig geworden, gaben ſie den

Soldaten ſehr viel Geld, und ſprachen zu ihnen: „Saget zu den Leuten, Seine Jünger ſeyen zu Nacht gekommen, und hätten den Leichnam, da ihr eben ſchliefet, geſtohlen." Den Soldaten wollte dieſer Vorſchlag nicht gefallen. Sie fürchteten, wenn ſie vorgäben, ihre Pflicht nicht gethan zu haben, nach dem Kriegsrechte geſtraft zu werden. Allein die Hohenprieſter ſprachen: „Macht euch da keine Sorge. Wenn es auch der Landpfleger inne werden ſollte, ſo wollen wir dann bei ihm ſchon machen, daß ihr nicht beſtraft werdet." Nun nahmen die Soldaten das Geld, und ſagten das, was ihnen die Prieſter vorgeſagt hatten, überall nach.

Dies war wohl eine recht elende Lüge, die aber das Zeichen der Unwahrheit ſchon an der Stirne trug. Denn wie kann ein Menſch das bezeugen, was da geſchehen iſt, während er ſchlief? Und wie hätten die Jünger einen ſo großen Stein hinwegwälzen können, ohne daß die Soldaten, wenn ſie auch davor geſchlafen hätten, etwas davon gemerkt haben ſollten? Indeß faßten Leute, die Jeſu abgeneigt waren, dieſe Lüge dennoch begierig auf, und breiteten ſie überall weiter aus, ſo daß ſie unter den ungläubigen Juden eine allgemeine Sage wurde.

So iſt es bis auf den heutigen Tag immer das Schickſal derjenigen, die ungläubig an die Wahrheit ſind, leichtgläubig an die Lüge zu werden.

4. Jeſus erſcheint den zwei Jüngern, die nach Emaus gehen.

An eben dem Tage, da Jeſus von dem Tode auferſtanden war, gingen zwei von den Jüngern nach Emaus, einem Flecken, der ungefähr dritthalb Stunden von der Stadt Jeruſalem entfernt war. Beide waren über den Tod Jeſu tief betrübt. Der Aufenthalt in einer Stadt, die den Beſten der Menſchen morden konnte, und in der ſie kein herzliches Wort mehr von Jeſus reden durften, war ihnen, wie leicht zu denken, höchſt traurig. Sie ſuchten durch den Anblick der herrlichen Werke Gottes im Frühlinge, und durch vertrauliche Geſpräche ſich ein wenig zu erheitern. Allein umſonſt! Der ſchöne heitere Frühlingshimmel ſchien ihnen verfinſtert, und die ganze blühende Gegend, in der — ach vor Kurzem noch! — Jeſus gewandelt hatte, ſchien ihnen zu trauern.

Indem ſie nun ſo traurig ihren Weg hingingen, und unter Wegs von nichts als von Jeſus und von Allem dem, was ſich mit Jeſus zugetragen hatte, redeten, einander vertraulich ihre Leiden und Zweifel klagten, einander freundſchaftlich zu tröſten und zu beruhigen ſuchten — ſieh! da trat auf einmal, jedoch unter einer fremden Geſtalt, Jeſus in ihre Mitte, und ging mit ihnen. Sie betrachteten die edle, erhabene Geſtalt des unbekannten Wanderers, für den ſie Jeſum anſahen, mit Bewunderung und grüßten Ihn voll Ehrfurcht.

Er aber, deſſen liebevolles Herz ſich unter der fremden Geſtalt nicht verhüllen konnte, ſprach ſogleich voll Freundlichkeit und Mitleid zu ihnen: „Was ſind denn dies für Reden, die ihr da mit einander führt? Und warum ſeyd ihr ſo traurig?“

Einer von den zwei Jüngern, Kleophas mit Namen, antwortete: „Biſt du denn der einzige Fremdling in Jeruſalem, daß du nicht weißt, was in dieſen Tagen dort geſchehen iſt?“

Jeſus ſprach zu ihnen: „Nun, was denn?“

„Ach,“ ſagten ſie, „Das, was ſich mit Jeſus von Nazareth zugetragen hat, der ein prophetiſcher Mann war, mächtig in Thaten und Worten, vor Gott und allem Volke — wie Ihn unſre Hohenprieſter und Vorgeſetzten zum Tode verurtheilten, und Ihn kreuzigen ließen! Wir aber hatten gehofft, Er ſey der Mann, der Iſrael erlöſen würde. Und was uns noch über Alles geht — ſo iſt's nun heute ſchon der dritte Tag, daß dieſes geſchah.“

„Zwar,“ ſetzten ſie noch hinzu, „haben einige Frauen, die auch Jüngerinnen von Ihm waren, uns nicht wenig erſchreckt und in Erſtaunen geſetzt. Dieſe ſind ſchon in aller Frühe draußen bei dem Grabe geweſen, und haben Seinen Leichnam nicht mehr gefunden. Und da kamen ſie nun, und erzählten, es ſeyen ihnen Engel erſchienen und dieſe hätten zu ihnen geſagt: Er lebe! Einige von uns gingen ſogleich hinaus zu dem Grabe, und fanden es, ſo wie die Frauen geſagt hatten, wirklich leer. Allein Ihn ſelbſt ſahen ſie doch nicht!“ Was die zwei Jünger hier erzählten, war Alles, was ſie wußten. Denn ſie hatten Jeruſalem verlaſſen, ehe ſie vernommen, daß Magdalena und die andern Frauen Jeſum geſehen haben.

Jeſus aber ſprach zu ihnen: „O ihr Unverſtändigen, wie ſchwer kommt es doch eurem Herzen an, Alles das zu glauben, was die Propheten geweiſſagt haben! Mußte denn nicht Chriſtus dieſes Alles leiden, und ſo in Seine Herrlichkeit eingehen?“ Und nun fing Er von Moſes an, und ging alle Propheten durch, und erklärte ihnen alle Schriftſtellen, die von Ihm handelten.

Indeſſen hatten ſie den Flecken, wohin ſie wollten, erreicht und gingen hinein. Jeſus aber wollte weiter gehen. Allein beide baten Ihn auf das freundlichſte und dringendſte: „Ach, bleib doch bei uns! Denn ſieh, es will ſchon Abend werden, und der Tag hat ſich geneigt.“ Da kehrte Er bei ihnen ein.

Er ſetzte ſich zu Tiſche, und die zwei Jünger ſetzten ſich Ihm gegenüber. O wie getroſt waren ſie nun nach ſo vielen Leiden! Welch ein froher Abend nach dieſen Tagen des Jammers war das für ſie! Ihr Herz war nun heiter, wie der Frühling, ruhig wie die Abendſtille. Ihr Glaube an Jeſus war nun feſter als je, da ſie wußten, Er lebe wieder. Ihre Liebe zu Jeſus war nun noch glühender, da ſie es einſahen, Er ſey aus Liebe zu uns Menſchen geſtorben. Das Glück, den Auferſtandenen zu ſehen, getrauten ſie ſich kaum zu denken. Allein der Augenblick der höchſten Freude wartete ihrer noch. Wie ſie ſo zuſammen bei Tiſche ſaßen, nahm Jeſus das Brod, ſegnete es, brach es, und reichte es ihnen hin. In dem nämlichen Augenblicke gingen ihnen die Augen auf — und ſie erkannten Ihn. Hell und klar ſahen ſie Sein liebevolles, freundliches Angeſicht, und es war ihnen wohl nicht anders, als ſähen ſie den Himmel offen. Allein in eben dem Augenblicke verſchwand Jeſus wieder aus ihren Augen.

Da ſagten ſie, ſobald ſie vor Erſtaunen und Freude wieder reden konnten, zu einander: „Hat uns nicht das Herz gebrannt, da Er unter Wegs mit uns redete, und uns die Schrift auslegte?“ — und ſie ſtanden augenblicklich vom Tiſche auf, und eilten, ſo ſpät es auch ſchon war, voll treuer Liebe nach Jeruſalem zurück, um dieſe Freudennachricht den Jüngern zu bringen.

Sie trafen die Apoſtel und viele von den Jüngern beiſammen an. Auch dieſe hatten indeß eine neue Nachricht von der Auferſtehung Jeſu erhalten. Jeſus, der liebevolle Freund reuiger Sünder, war indeß dem trauernden Petrus, den ſeine Untreue an Jeſus innigſt ſchmerzte, erſchienen, um ihn liebreich zu tröſten. Die Apoſtel und Alle, die bei ihnen waren, riefen daher den zwei Jüngern ſogleich voll Freude entgegen: „Der Herr iſt wahrhaft auferſtanden, und dem Simon erſchienen!“ Und nun erzählten auch die Zwei, wie Jeſus unter Wegs zu ihnen gekommen ſey, und wie ſie Ihn an dem Brodbrechen erkannt hätten.

Auch in dieſer lieblichen Begebenheit zeigte Jeſus Chriſtus, der Auferſtandene, was Er auch jetzt noch, in der Herrlichkeit des Himmels, den Menſchen auf Erden ſeyn wolle. Er, der Allwiſſende, der dieſe zwei Wanderer auf dem Wege nach Emaus, bevor Er zu ihnen kam, ſah, ihre Geſpräche hörte, in ihr trauriges Herz blickte — ſieht auch uns, wo auch immer wir auf unſerm Lebenswege wandeln, hört unſere Geſpräche, und weiß unſere geheimſten Gedanken. Er, der ihnen nahe war, ohne daß ſie Ihn kannten, iſt auch uns immer nahe, ohne daß wir Ihn ſehen. Er hat ſelbſt geſagt: „Wo Zwei in Meinem Namen verſammelt ſind, bin Ich in ihrer Mitte.“ Er, der Allliebende, der ſich dieſer zwei Jünger, die voll Liebe zu Ihm waren, ſo freundlich erbarmte, ihre Wohnung beſuchte, um ſie zu tröſten und zu erfreuen — liebt auch uns und hat auch jetzt noch keine größere Freude als uns zu erfreuen und trauernde Herzen zu tröſten. Der leiſeſte Seufzer rührt Ihn, und jede Thräne fällt Ihm gleichſam auf das Herz. Er, der Allwirkſame, der dieſen zwei guten Männern, die ſich nach dem Erlöſer ſehnten und auf Ihn hofften, den Sinn der Schrift aufſchloß und ihre Herzen entflammte — ſpricht durch Seinen Geiſt jetzt noch an unſer Herz, und offenbaret jedem die Wahrheit, der ſie redlich ſucht. Er, der Allvergelter, der ihre Gaſtfreundlichkeit, welche ſie einem Fremdlinge zu erweiſen glaubten, mit einer ſo unausſprechlichen Freude belohnte — lohnt auch jetzt noch, hier auf Erden ſchon, gute Menſchen mit himmliſchen Freuden. Er ſieht auch jetzt noch Alles, was wir einem Fremdlinge oder einem Dürftigen thun, ſo an, als hätten wir es Ihm ſelbſt gethan, und wird es hier oder dort mit unerwarteten Freuden vergelten. Jeſus Chriſtus iſt jetzt und immer Ebenderſelbe. Was Er in Seiner Erniedrigung auf Erde, und in den Tagen, die Er nach Seiner Auferſtehung noch auf Erden verweilte, nur für einige Wenige war, das will Er jetzt in Seiner Verherrlichung für uns Alle ſeyn.

Noch ganz vorzüglich zeigte Jeſus den zwei Jüngern das ſchöne, große Ziel und Ende aller Leiden. Er ſelbſt ſtellte ſich uns zum Vorbilde auf, daß wir durch Leiden in die Herrlichkeit des Himmels eingehen müſſen. Er legte den zwei Jüngern und in der Folge allen Apoſteln, und durch dieſe auch uns die Schriften des alten Bundes aus. Laßt uns hier nur einen Blick in dieſelben thun. Abraham wurde durch die ſchwerſte Prüfung ſeinen innigſt geliebten Sohn zu einem Brandopfer darzubringen, der Vater eines ganzen gläubigen Volkes. Joſeph ward von Gott durch Ziſterne und Kerker auf den Thron erhoben, und der Wohlthäter aller der Seinigen und eines ganzen Volkes. Moſes mußte alle Herrlichkeiten und Vergnügungen eines königlichen Hofes daran geben, und als ein armer Flüchtling herumirren, um zu dem erſten Heerführer und Geſetzgeber Iſraels gebildet zu werden. David mußte Jahre lang in ſchrecklichen Wildniſſen zubringen, und war keine Stunde vor dem Tode ſicher, um der große König und heilige Sänger zu werden. Daniel ward in die Löwengrube, ſeine drei Freunde wurden in den Feuerofen hinunter geſtürzt, um als mächtige Verkünder des wahren Gottes daraus hervorzugehen. Jonas ward ſogar von dem Rachen des Meerungeheuers verſchlungen und darin drei Tage wie lebendig begraben, um eine große Königsſtadt zur Buße und zum Heile zu führen. Alle dieſe und noch unzählige große, edle Menſchen wurden durch Leiden vollendet, und das Leiden eines jeden wurde ein Segen für viele Andere. Tiefer als Alle, bis zum Kreuztode, bis in das Grab ward Jeſus Chriſtus erniedrigt, um als Menſch durch Leiden vollendet, um über Alle erhöht, um der Retter einer ganzen Welt von Sünde, Elend und Tod zu werden. Laßt uns Ihm ewig dankbar ſeyn, daß Er dieſe Leiden auf ſich nahm, um unſer Heil zu werden. Laßt uns aber auch leiden mit Ihm; laßt uns, wie Er, die Leiden, die Gott uns auflegt, geduldig tragen, den Weg, den Jeſus ging, muthig gehen, denn dieſer Weg allein führt zu jener Herrlichkeit.

3. Jeſus erſcheint den Apoſteln.

Am Abende eben desſelben Sonntages, an dem Jeſus vom Tode auferſtand, offenbarte Er ſich nun noch den Apoſteln. Es war ſchon ſpät. Aus Furcht vor den Juden hatten ſie alle Thüren des Hauſes, worin ſie verſammelt waren, ſorgfältig verſchloſſen und verriegelt. Sie ſaßen noch bei Tiſche, und redeten noch mit einander über alle die Nachricht, die ſie den Tag hindurch von der Auferſtehung Jeſu erhalten hatten. Einige der Jünger konnten ſie immer noch nicht glauben — da ſtand Jeſus auf einmal bei ihnen mitten in dem Saale, und ſprach zu ihnen: „Friede ſey mit euch!“

Sie erſchraken ſehr, und waren vor Furcht faſt außer ſich. Ja, ſie kamen ſogar auf den Gedanken, es könnte wohl gar Sein abgeſchiedener Geiſt ſeyn. Denn wir können uns ja denken, wie es uns ſeyn würde, wenn wir den liebſten Freund durch den Tod verloren hätten, und dann ſo des Abends um den Tiſch, an dem er oft mit uns ſaß, verſammelt wären — und wenn nun der geliebte Verſtorbene, um den wir heiße Thränen vergoſſen, mit einem Male wieder lebend zu uns hereinträte!

Allein Jeſus ſagte freundlich und vertraulich, mit der Ihm eigenen, lieblichen Stimme: „Was erſchreckt ihr denn ſo, ihr Lieben! und wie könnet ihr doch ſolche Gedanken in euren Herzen aufſteigen laſſen? Fürchtet euch doch nicht. Ich bin es — Ich, Jeſus, der für euch gekreuziget wurde. Seht da Meine Hände und Füße an. An dieſen Wundmahlen müßt ihr es ja erkennen, daß Ich es bin.“ Er zeigte ihnen Seine Hände und Füße, und auch Seine Seite, und ſagte: „Fühlet und ſehet ſie doch nur recht an. Ein Geiſt hat ja kein Fleiſch und Bein, wie Ihr ſeht, daß Ich es habe.“

Allein die Jünger konnten es vor lauter Freude noch immer kaum glauben, daß Er es wirklich ſey, und konnten ſich von ihrem Erſtaunen nicht erholen. Da ſie nun gar ſo ſcheu und fremd gegen Ihn thaten, ſagte Jeſus zu ihnen: „Habt ihr nichts zu eſſen hier?“ Sie ſetzten Ihm ein Stückchen gebratenen Fiſch und Honigſeim vor. Er nahm es, aß davon vor ihren Augen, und gab das Uebrige ihnen zurück. Durch dieſe Vertraulichkeit, da ſie Ihn wie ehemals in ihrer Mitte wieder eſſen ſahen, verſchwand endlich alle Furcht, und ſie freuten ſich unbeſchreiblich, ihren Herrn wieder lebend zu ſehen.

Allein nun verwies Er ihnen ihren Unglauben und ihre Hartherzigkeit, daß ſie Denjenigen, die Ihn nach Seiner Auferſtehung geſehen, nicht hatten glauben wollen. Er öffnete ihnen den Sinn, die Schrift zu verſtehen, und ſprach dann weiter zu ihnen: „Das iſt es eben, was Ich euch immer ſagte, da Ich noch bei euch war; denn Alles, was in den Büchern des Moſes und der Propheten und in den Pſalmen von Mir geſchrieben ſteht, mußte erfüllt werden. So iſt es geſchrieben, und ſo mußte Chriſtus leiden, und am dritten Tage von den Todten auferſtehen. Und nun muß in Seinem Namen, zuerſt den Einwohnern Jeruſalems, und dann allen Völkern der Erde angekündet werden, daß ſie ihren Sinn ändern, und Vergebung der Sünden erlangen ſollen."

Bevor Er von ihnen ſchied, ſagte Er noch einmal zu ihnen: „Friede ſey mit euch! Wie Mich der Vater geſandt hat, ſo ſende Ich euch." Und nachdem Er dies zu ihnen geſagt hatte, hauchte Er ſie an, und ſprach zu ihnen: „Nehmet hin den heiligen Geiſt! Welchen ihr die Sünden vergeben werdet, denen ſind ſie vergeben; welchen ihr ſie aber behalten werdet, denen ſind ſie behalten." Und hierauf verſchwand Er aus ihren Augen.

Jeſus Chriſtus deutete hier, indem Er Seine

Jünger anhauchte, ſinnbildlich an, was Er, der Auferſtandene, uns Menſchen ſeyn wolle. Gott ſchuf den erſten Menſchen nach Seinem Ebenbilde und hauchte ihm Seinen Geiſt ein; dieſes Ebenbild wurde aber durch die Sünde in dem Menſchen entſtellt; Gottes Geiſt wich von ihm; der Menſch wurde ein Raub des Todes und der Verdammniß. Jeſus Chriſtus will nun den ganzen Menſchen neu ſchaffen. Er will durch Tilgung der Sünde das reine Ebenbild Gottes in ihm wieder herſtellen, ihm Seinen Geiſt mittheilen, und ihm ſo ewiges Leben und ewige Seligkeit bereiten. Die Auferſtehung Jeſu war der ſichtbare Anfang dieſer zweiten Schöpfung. Wie nun Gott bei der erſten Schöpfung den Menſchen, zum Zeichen, daß er von Gottes Geiſt belebt ſeyn ſollte, anhauchte: ſo hauchte Jeſus Seine Jünger an, um ihnen anzudeuten, daß ſie gleichſam müßten ganz neu geſchaffen werden; daß nichts mehr, was nicht nach Seinem Sinne wäre, in ihnen athmen und kein Hauch der Sünde ſich mehr in ihnen regen dürfe; daß ſie ganz von Seinem Geiſte belebt — mit Ihm Ein Athem und Ein Leben ſeyn ſollten.

Jeſus Chriſtus ſagte hier ausdrücklich, daß Er eine bleibende Anſtalt ſtiften wolle, durch die alle Menſchen von Sünden rein, zu Gottes Ebenbild erneut, und des ewigen Lebens theilhaft werden ſollten. Buße, Aenderung des verderbten Sinnes —

iſt und bleibt der Anfang des Heiles, der Erneuerung zu Gottes Ebenbild, und des neuen ewigen Lebens. So lange Jeſus auf Erde lebte, war es daher Sein beſtändiges Geſchäft, die Sünder zur Buße aufzufordern, und den reumüthigen Sündern die Sünden zu vergeben. Mit dem Ausrufe: Thut Buße! fing Er Sein Lehramt an, und mit der Begnadigung eines reumüthigen Sünders neigte Er Sein Haupt. Nach Seiner Auferſtehung, da Er dieſe Erde bald verlaſſen will, überträgt Er nunmehr dieſen großen Beruf Seinen Jüngern. Sie ſollten, als Seine Geſandten, die Menſchen zur Buße auffordern. Sie ſollten als Seine Bevollmächtigten, in Seinem Namen, die Sünden vergeben. Sie ſollten aber ganz als Seine Stellvertreter an dem Menſchengeſchlechte handeln, und keinem, der in ſeinen Sünden verharret, und dieſe große Anſtalt Gottes zum Heile des ſündigen Menſchengeſchlechts gering achtet, die Vergebung der Sünden ertheilen. Denn die Sünden ſolcher Menſchen bleiben aufbehalten auf den Tag des Gerichtes.

6. Jeſus und Thomas.

Einer der Apoſtel war nicht dabei, als Jeſus ſich ihnen geoffenbaret hatte. Dieſer war Thomas. Die übrigen Apoſtel riefen ihm, ſobald er wieder zu ihnen kam, voll Freuden zu: „Wir haben den Herrn geſehen!“ und ſie erzählten ihm Alles ausführlich. Allein Thomas wollte dieſes nicht glauben. Er ſagte ihnen gerade heraus: „Wenn ich nicht die Wundmahle der Nägel in Seinen Händen ſehe, und meinen Finger nicht in das Mahl der Nägel, und meine Hand nicht in Seine Seitenwunde hineinlege — ſo glaube ichs nicht.“

Acht Tage darauf waren die Jünger wieder in dem Hauſe, wo ſie gewöhnlich zuſammen kamen, verſammelt. Thomas war bei ihnen. Da kam, obgleich die Thüren verſchloſſen waren, Jeſus plötzlich herein, ſtand mitten unter ihnen, und ſagte: „Friede ſey mit euch.“

Hierauf wandte ſich Jeſus zu Thomas, und ſprach zu ihm: „Thomas! ſieh da Meine Hände, und lege deinen Finger darein! Reiche deine Hand her, und lege ſie in Meine Seite; und ſey nicht ungläubig, ſondern gläubig.“

Thomas ſank voll des höchſten Erſtaunens anbetend Jeſu zu Füßen, und konnte nichts hervorbringen als die Worte: „Mein Herr und mein Gott!“

Jeſus aber ſprach zu ihm: „Weil du Mich geſehen haſt, Thomas, ſo glaubeſt du! Selig ſind Diejenigen, die nicht ſehen und dennoch glauben.“

Dieſe ſchöne Anmerkung, die Jeſus über dieſe Geſchichte ſelbſt machte, hat Er uns zu lieb gemacht. Freilich ſollte man denken, wenn wir das Glück, das dem Thomas hier zu Theil ward, nur einige Augenblicke genießen könnten, ſo hätten wir für das ganze Leben genug daran. Wir wären für immer gegen alle Zweifel geſchützt, zu allem Guten geſtärkt, gegen alles Böſe verwahrt, in allen Leiden getroſt. Allein da wir nun einmal hier auf Erden Jeſum ſelbſt nicht ſehen, ſo bleibt uns nichts übrig, als denen zu glauben, die Ihn geſehen haben. Ja ſie haben Seine Hände und Füße angefühlt, und Thomas hat ſogar — was doch gewiß Alles iſt, was man fordern kann — den Finger in die Wundmahle der Nägel und die Hand in die Seitenwunde gelegt. Dieſes bezeugten die Apoſtel ihr ganzes Leben hindurch vor aller Welt, obwohl ſie auf Erden nichts davon hatten, als die ſchrecklichſten Verfolgungen und den grauſamſten Tod! Sie verdienen alſo gewiß Glauben. Und dieſer Glaube, wenn er anders lebendig iſt, macht uns auf Erden ſchon ſo ſelig, als es Thomas war, da er dem Auferſtandenen in Sein verklärtes Angeſicht blickte. Ja auch wir erblicken dann wie Thomas in Jeſus — unſern Herrn und Gott.

7. Jeſus erſcheint den Jüngern an dem See Geneſareth.

Die eilf Jünger reisten von Jeruſalem nach Galiläa zurück, und befanden ſich wieder zu Hauſe. Einmal des Abends waren nun Petrus, Johannes, Jakobus, Thomas, Nathanael und noch zwei andere Jünger beiſammen. Da ſagte Petrus zu ihnen: „Ich gehe auf das Fiſchen." Die Andern ſagten: „Wir gehen auch mit." Sie gingen an den See hinaus, ſtiegen in ein Schifflein, fingen aber die ganze Nacht hindurch — nichts.

Als die Morgenröthe anbrach, und ſich freundlich in dem See ſpiegelte — ſtand Jeſus am Geſtade. Allein die Jünger erkannten Ihn noch nicht. Sie ſahen Ihn für irgend einen fremden Wanderer an. Jeſus rief ihnen zu: „Kinder, kann man bei euch nicht etwas zu eſſen haben?" Sie antworteten Ihm, nein, ſie hätten nichts gefangen. Jeſus ſprach: „Werfet das Netz zur rechten Seite des Schiffes aus, ſo werdet ihr finden." Sie warfen das Netz aus, und konnten es vor Menge der Fiſche nicht mehr herauf ziehen.

Da ſprach Johannes, der für die Art Jeſu mit ihnen umzugehen den feinſten Sinn hatte, voll Freude zu Petrus: „Es iſt der Herr!" Kaum hatte Petrus das Wort: „Es iſt der Herr!" vernommen, ſo gürtete er — weil er halb entkleidet war — eilends ſeinen Rock über, ſprang in das Waſſer, und ſchwamm dem Geſtade zu, um ſogleich bei Jeſus zu ſeyn. Die übrigen Jünger fuhren ihm langſam in dem Schifflein nach, und zogen das ſchwere Netz hinter ſich her.

Als ſie an das Land geſtiegen waren, erblickten ſie da ſchon glühende Kohlen bereitet. Ein Fiſch lag darauf, und Brod daneben. Jeſus ſagte zu den Jüngern: „Bringet von den Fiſchen, die ihr eben gefangen habt.“ Petrus ſtieg in das Schifflein, und half das Netz vollends an das Land ziehen. Hundert drei und fünfzig große Fiſche waren darinnen. Obgleich die vielen, großen Fiſche in dem Netze kaum Raum hatten, ſo zerriß es dennoch nicht — was bei dieſem wunderbaren Fiſchzug den kundigen Fiſchern als ein neues Wunder vorkommen mußte.

Da gedachten Petrus, Johannes und Jakobus wohl jenes erſten reichlich geſegneten Fiſchzuges, bei dem Jeſus dem Petrus geſagt hatte: „Von nun an wirſt du Menſchen fangen — Schaaren von Menſchen in das Reich Gottes ſammeln.“ Wie jener reiche Fang, ſo ſollte ihnen noch mehr dieſer, bei dem das Netz nicht mehr zu reißen anfing, ein ermunterndes Sinnbild ſeyn, wie ſie ihren neuen Beruf auf Sein Gebot und im Vertrauen auf Ihn antreten ſollten, und wie reichlich Er ihre Bemühungen für das Reich Gottes ſegnen werde.

Nachdem die Fiſche aus dem Netze heraus genommen, und einige davon gebraten waren, ſagte Jeſus: „Kommet nun und eſſet!“ Sie ſetzten ſich um die Glut. Jeſus trat näher herbei, nahm, wie Er es in Seinem Leben ſo oft gethan hatte, zuerſt das Brod, und theilte es ihnen aus, und hernach auch die Fiſche. Alle erkannten nunmehr, daß es

Jeſus ſey, und ſaßen voll ſtiller Freude bei dieſer vertraulichen Mahlzeit.

Nachdem ſie gegeſſen, ſprach Jeſus zu Simon Petrus: „Simon, Sohn des Jonas, liebſt du Mich mehr, als dieſe hier?“ Petrus getraute ſich nicht mehr, dieſes zu behaupten, und antwortete blos: „O Herr! Du weißt es ja, daß ich Dich liebe!“ Jeſus ſprach hierauf: „So weide Meine Lämmer.“

Jeſus ſprach zum zweiten Male: „Simon, Sohn des Jonas, haſt du Mich lieb?“ Petrus antwortete wie vorhin: „Ja, Herr! Du weißt es, daß ich Dich liebe.“ Jeſus ſagte hierauf wieder: „So weide Meine Lämmer.“

Jeſus fragte den Petrus zum dritten Male: „Simon, Sohn des Jonas, liebſt du Mich?“ Da wurde Petrus traurig, daß Jeſus ihn zum dritten Male frage, und ſagte: „Herr! Du weißt alle Dinge, Du mußt ja auch das wiſſen, daß ich Dich liebe.“ Da ſprach Jeſus: „So weide Meine Schafe!“ — „Wahrlich, wahrlich, Ich ſage dir, da du jünger warſt, umgürteteſt du dich ſelbſt, und gingeſt, wohin du wollteſt. Wenn du aber alt ſeyn wirſt, ſo wirſt du deine Hände ausſtrecken müſſen, und ein Anderer wird dich umgürten, und dich hinführen, wo du nicht hinwillſt.“ Dieſes ſagte Jeſus, um anzudeuten, durch welche Todesart Petrus einſt Gott verherrlichen werde.

In dieſer ſchönen Erzählung zeigt Jeſus wieder, daß er auch nach Seiner Auferſtehung — und noch jetzt in der Herrlichkeit Seines Vaters immer ebenderſelbe zärtliche, liebevolle Freund wahrhaft reumüthiger Sünder ſey.

Jeſus iſt die lautere Liebe gegen reuige Sünder. Voll Huld und Freundlichkeit vergibt er dem reumüthigen Petrus, der Ihn dreimal verläugnet hatte, ſeine Sünde. Er macht ihm nicht den geringſten Vorwurf. Er erinnert ihn durch die dreimal wiederholte Frage ſo mild, ſo ſchonend an ſein Vergehen, daß Er deſſelben auch nicht einmal mit Einem Worte erwähnt. Er fordert aber dennoch, daß Petrus, der Ihn dreimal verläugnet hatte, Ihn nunmehr dreimal bekenne.

Jeſus fordert von dem Sünder nichts als Liebe. Die vollkommene Liebe zu Gott und Jeſus bewirkt vollkommene Reue, ändert die Geſinnung des Sünders, und macht ihn ſtark genug, das Leben zu beſſern, um Jeſu willen Alles zu dulden, ja ſelbſt alle Schrecken des Todes zu überwinden. Petrus, der Jeſum vormals aus Furcht verläugnet hatte, bekannte und predigte Jeſum von nun an mit hohem Muthe ſein ganzes Leben hindurch öffentlich vor aller Welt, und ließ ſich, ſo ſchwer es ſeiner ſinnlichen Natur ankam, willig binden, und zum Tode führen, und ſtreckte ſeine

Arme aus, um ſich aus Liebe zu Jeſus kreuzigen zu laſſen.

Noch ganz vorzüglich ſehen wir aus dieſer Geſchichte, daß Jeſus Seiner ganzen Heerde, Lämmern und Schafen, den Petrus zum Hirten gegeben habe. Wie Jeſus ſterbend Seine Mutter dem Johannes empfohlen hat, ſo vertraute Er, bevor Er dieſe Erde verließ, Seine Kirche dem Petrus an. Petrus war hier auf Erden das ſichtbare Oberhaupt der Kirche; Jeſus Chriſtus aber iſt, nachdem Er in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen und wir Ihn nicht mehr ſehen, das unſichtbare Oberhaupt Seiner Kirche; und Petrus nannte Jeſum deßhalb auch den oberſten Hirten und Biſchof unſerer Seelen.

8. Jeſus zeigt ſich fünf hundert Jüngern auf einmal.

Jeſus Chriſtus hatte den eilf Apoſteln und den übrigen Jüngern den Befehl gegeben, ſich auf einem Berge in Galiläa zu verſammeln, damit Er an dieſem entlegenen Orte deſto ungeſtörter mit ihnen reden, und Alle von der Wahrheit Seiner Auferſtehung überzeugen könne. Die eilf Apoſtel gingen alſo dahin, und mehr als fünf hundert Jünger verſammelten ſich dort, und warteten auf Jeſus. Jeſus kam. Da ſie Ihn erblickten, fielen ſie auf ihr Angeſicht nieder, und beteten Ihn an.

Einige aber unter der Menge zweifelten doch noch. Da ging Jeſus näher zu dieſen hin, und redete mit ihnen, und ſie glaubten auch.

Und hierauf, da Er ſich durch Seine Auferſtehung Allen als den Sohn Gottes bewährt hatte, und Alle über Seine Auferſtehung voll Anbetung und Freude waren, trat Jeſus wieder in die Mitte der Verſammlung. Aller Augen waren auf Ihn gerichtet. Die Meiſten ſahen Sein Angeſicht hier auf Erden zum letzten Male. Der Tag, an dem Er ſich zum Himmel erheben wollte, war nahe. Da gab Er nun, als Bevollmächtigter Gottes, den Apoſteln noch feierlich den Befehl, die Menſchen an Seiner Statt zu lehren, verſicherte ſie auf immer Seines treuen Beiſtandes, und gründete ſo eine göttliche Anſtalt zum Unterrichte und Heile aller Menſchen — die Kirche, die da dauern werde bis an das Ende der Welt.

„Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erde!“ ſprach Er. „Gehet nun hin in alle Theile der Welt, und prediget das Evangelium allen Menſchen. Lehret alle Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes — und weiſet ſie an, Alles zu halten, was Ich Euch immer geboten habe.“

„Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig werden. Wer aber nicht glaubet, der wird verloren gehen. Und ſeht, Ich bin bei euch alle Tage, bis an das Ende der Welt.“

So faßte Jeſus den ganzen großen Inhalt Seiner Lehre ſo zu ſagen in drei Worte zuſammen. Dieſer Hauptinhalt iſt der **Glaube an den dreieinigen Gott — an den Vater, der Alles, was da iſt, erſchaffen, und ſich in Chriſtus als die unendliche Liebe geoffenbaret hat — an den Sohn, der die Menſchen erlöst, und Dem** der Vater die Herrſchaft Himmels und der Erde übergeben hat — an den heiligen Geiſt, der alle Menſchen erleuchtet, belebt und heiliget.

Durch die Taufe ſollen alle Menſchen, die dieſe Freudenbotſchaft, oder was Eines iſt, dieſes Evangelium, glauben, eingeweihet werden — zu Kindern Gottes, des Einen Vaters im Himmel, zu Angehörigen des Einen Herrn Jeſus Chriſtus, zu Tempeln des heiligen Geiſtes, der in allen reinen Seelen wohnen will. Ja, alle Völker der Erde, alle Menſchen aller Zeitalter und Welttheile, ſollen nach dem Willen Gottes Ein Reich Gottes, Eine Familie Gottes, Eine Vereinigung der Auserwählten, Eine Kirche werden.

Zu dieſer von Jeſus geſtifteten Kirche gehören auch wir, die wir glauben und getauft ſind; allein nur dann, wenn wir Alles halten, was immer Jeſus uns gelehrt hat, ſind wir würdige Mitglieder der Einen heiligen, katholiſchen Kirche.

9. Himmelfahrt Jeſu.

Nachdem Jeſus, der Auferſtandene, vierzig Tage hindurch vielmal den Apoſteln erſchienen war und mit ihnen von dem Reiche Gottes geredet hatte, nahte endlich das Pfingſtfeſt heran, und die Apoſtel verſammelten ſich zu Jeruſalem. Da erſchien Jeſus das letzte Mal in ihrer Mitte, und gab ihnen den Befehl, die Stadt Jeruſalem nicht zu verlaſſen, ſondern da zu warten, bis Seine Verheißung, daß Er ihnen den heiligen Geiſt ſenden wolle, in Erfüllung gegangen ſeyn werde.

„Seht,“ ſprach Er, „Ich werde euch die vom Vater verheißene Gabe herabſenden. Bleibt daher in der Stadt, bis ihr mit Kraft von Oben werdet ausgerüſtet ſeyn. Johannes taufte blos mit Waſſer; ihr aber werdet in wenigen Tagen mit dem heiligen Geiſte getauft werden. Und wenn nun der heilige Geiſt über euch kommen wird, ſo werdet ihr die Kraft empfangen, Meine Zeugen zu ſeyn — in Jeruſalem, in ganz Judäa und Samaria, und bis an die äußerſten Gränzen der Erde.“

Nachdem Jeſus dieſes geſagt hatte, nahm Er ſie mit hinaus nach Bethanien, und ging mit ihnen auf den Oelberg. Hier blickte Er, in ihrer Mitte ſtehend, ſie noch einmal unausſprechlich liebevoll an, ſtreckte Seine Hände über ſie aus, und gab ihnen Seinen Segen. Und indem Er ſie ſegnete, ward Er ſichtbar vor Aller Augen zu dem Himmel emporgehoben. Immer höher und höher ſchwebte Er hinauf. Endlich kam eine hellleuchtende Wolke — das ſichtbare Zeichen und die Hülle der Herrlichkeit Gottes — und verbarg Ihn vor ihren Blicken. Er ward in den Himmel aufgenommen, und ſetzte ſich zur Rechten Gottes. Gott theilte gleichſam Seinen Thron mit Ihm, und übergab Ihm die Herrſchaft Himmels und der Erde.

Da Ihm nun die Jünger gar ſo ſehnlich nachſahen und noch immer zum Himmel hinauf blickten — ſieh! da ſtanden auf einmal zwei Engel in weißen Kleidern bei ihnen, und ſprachen zu ihnen: „Ihr Männer aus Galiläa! Was ſtehet ihr da, und ſchauet ſo in den Himmel hinauf? Eben der Jeſus, der jetzt von euch hinweg und in den Himmel aufgenommen wurde, wird dereinſt eben ſo wieder herabkommen, wie ihr Ihn in den Himmel habt hinauffahren geſehen.“ Da fielen ſie auf ihr Angeſicht nieder, und beteten an. Hierauf kehrten ſie hocherfreut von dem Oelberg wieder in die Stadt Jeruſalem zurück, gingen täglich in den Tempel, und lobten und prieſen Gott.

So ſchön vollendete Jeſus, deſſen ganzes Hierſeyn ein lauteres Wohlthun war, Sein Werk auf Erden! So unbeſchreiblich lieblich und mild — ſegnend, wie es der Gottheit geziemt — ſchied Er von Seinen Jüngern.

Die Himmelfahrt Jeſu iſt uns ein lieblicher, anſchaulicher Beweis, daß es einen Himmel gebe. Die freundliche Art, wie Jeſus ſichtbar vor den Augen der Jünger in den Himmel aufgenommen wurde, zeigt es uns recht augenſcheinlich, daß unſer Vaterland dort Oben ſey; daß Jeſus jetzt eben ſo freundlich, huldreich, ſegnend wie Er das letzte Mal in der Mitte Seiner Jünger ſtand, für uns in dem Himmel lebe; daß wir, wie das die Engel bei Seiner Himmelfahrt verkündeten, Ihn wieder vom Himmel werden herab kommen ſehen; daß Alle, die hier auf Erden, wie Er, Gutes thun und Uebels dulden, einſt auch wie Er in den Himmel aufgenommen und dort verherrlichet werden. Laßt uns daher mit unſern Gedanken nicht immer ſo an der Erde hängen, ſondern unſre Blicke zum Himmel erheben; denn dort oben iſt unſre Heimath! Laßt uns hier auf Erden ſo leben, daß die Wiederkunft Jeſu vom Himmel am Tage der allgemeinen Auferſtehung uns Freude machen möge!

10. Mathias wird zum Apoſtel gewählt.

Die Apoſtel hielten ſich, nebſt vielen andern Jüngern, zu Jeruſalem in einem großen Saale auf. Die Namen der eilf Apoſtel ſind folgende: Petrus und Johannes, Jakobus und Andreas, Philippus und Thomas, Bartholomäus und Mathäus, Jakobus, Sohn des Alphäus, Simon und Judas Thaddäus. Auch Maria, die Mutter Jeſu, und die frommen Frauen, die Jeſum immer begleitet hatten, kamen dorthin. Die ganze Verſammlung beſtand aus hundert und zwanzig Jüngern und Jüngerinnen. Alle verharrten einmüthig im Gebete.

In denſelben Tagen erhob ſich nun Petrus und ſprach in der Verſammlung: „Ihr Männer und Brüder! Es mußte erfüllt werden, was der heilige Geiſt durch den Mund Davids voraus geſagt hat. Judas, der zu uns gezählt wurde und zu dem nämlichen Amte berufen war, iſt der Anführer derjenigen geworden, die Jeſum gefangen nahmen. Für den Lohn ſeiner Miſſethat ward ein Acker erworben; er aber hat ſich erhenkt, iſt mitten entzwei geborſten, und alle ſeine Eingeweide wurden ausgeſchüttet. Dies iſt allen Einwohnern Jeruſalems bekannt, und ſie nennen den Acker deßhalb (weil er mit Blutgeld erkauft worden) den Blutacker. Daher ſteht auch im Buche der Pſalmen geſchrieben: „Seine Wohnſtätte ſoll wüſte werden, und Niemand darin wohnen, und ſein Biſchofsamt ſoll ein Anderer empfangen.“ Nun aber muß aus den Männern hier, welche die ganze Zeit, da Jeſus unter uns wandelte, von der Taufe des Johannes an bis zu dem Tage, da Er in den Himmel aufgenommen ward, bei uns geweſen — Einer mit uns Zeuge Seiner Auferſtehung werden.“

Petrus und die Apoſtel ſtellten nun der Verſammlung zwei Jünger vor, den Joſeph Barſabas, mit dem Zunamen der Gerechte, und den Mathias. Da die Apoſtel aber Beide für gleich würdig hielten und durchaus nicht wußten, welchen ſie wählen ſollten, ſo beteten ſie: „Herr, der Du Aller Herzen kenneſt, zeige Du uns, welchen aus dieſen Beiden Du erwählet haſt, damit er in die Stelle dieſes Dienſtes und Apoſtelamtes trete, davon Judas abgefallen und hingegangen iſt an ſeinen Ort.“

Hierauf warfen ſie das Loos über Beide, und das Loos fiel auf Mathias; er wurde alſo den Apoſteln beigezählt, und die Zahl der Zwölf Apoſtel war wieder vollſtändig.

Petrus tritt hier das erſte Mal nach der Himmelfahrt Jeſu in Mitte der Apoſtel als Derjenige auf, dem Jeſus Seine Heerde auf Erden anvertraut hatte; er führt vermög ſeines Amtes das Wort, zeigt, mit großer Weisheit ſich auf die heiligen Schriften berufend, die Nothwendigkeit einen Apoſtel zu wählen, und er ordnet in Uebereinſtimmung mit den übrigen Apoſteln, die Wahl an, die auch ſogleich und noch vor der Sendung des heiligen Geiſtes vollzogen wird, damit der neuerwählte Apoſtel zugleich mit ihnen von dem heiligen Geiſt erfüllt werde. Auch ſehen wir, welche große Angelegenheit es dem Petrus und den Apoſteln war, zu dieſem Amte den würdigſten zu erwählen, der als Augenzeuge Alles, was Jeſus gethan hat, bezeugen konnte. Was ſie entſcheiden konnten, das entſchieden ſie; was ſie aber aus Gewiſſenhaftigkeit ſich nicht zu entſcheiden getrauten, weil ſie den Menſchen nicht in das Herz ſehen konnten, das überließen ſie Gott, der das Innerſte aller Menſchen durchſchaut. Und Gott erhörte ihr Gebet und leitete das Loos auf Mathias; Er verlieh ihm in der Folge, ſo wie den übrigen, den heiligen Geiſt.

11. Sendung des heiligen Geiſtes.

Indeß war der Tag des Pfingſtfeſtes, das zum Andenken der Geſetzgebung auf Sinai gefeiert wurde, angebrochen. Die Apoſtel und viele der übrigen Jünger und Jüngerinnen Jeſu waren in dem obern Saale des Hauſes einmüthig im Gebete verſammelt. Es war die dritte Morgenſtunde, oder wie wir die Stunden zählen, Morgens neun Uhr. Da erhob ſich plötzlich hoch vom Himmel ein Getöſe, gleich dem Brauſen eines mächtigen Sturmwindes, und erfüllte das ganze Haus, in dem ſie verſammelt waren. Feuerflammen, die wie Zungen geſtaltet waren, erſchienen in dem Saale, zertheilten ſich über ſie, und ließen ſich nieder über eines Jeden Haupt. Alle wurden voll des heiligen Geiſtes, und fingen an, je nachdem es einem Jeden der Geiſt eingab, in verſchiedenen Sprachen zu reden, und Gottes große Thaten mit lauter Stimme zu preiſen.

Zu Jeruſalem hielten ſich wegen des Pfingſtfeſtes eben ſehr viele fromme Iſraeliten, faſt aus allen damals bekannten Völkern der Erde auf. Als nun dieſe jenes mächtige Brauſen hörten, das von dem Hauſe der Apoſtel durch die ganze Stadt hin erſcholl, kamen ſie und eine Menge von den Einwohnern Jeruſalems, ganz erſchrocken vor dem Hauſe der Apoſtel zuſammen. Da aber noch überdies ein Jeder, der gekommen war, die Apoſtel in ſeiner eigenen Landesſprache reden hörte, erſtaunten und erſchraken ſie noch mehr. „Was iſt doch das?“ ſagte einer zu dem andern. Seht, alle dieſe, die da reden, ſind ja aus Galiläa. Wie kommts denn nun, daß ein Jeder aus uns ſeine Mutterſprache vernimmt? Wir Alle hören ſie in unſerer eigenen Sprache die großen Thaten Gottes preiſen!“ Indeß waren aber doch unter der Menge Einige, die für dieſe Lobpreiſungen Gottes keinen Sinn hatten, darüber ſpotteten und ſagten: „Sie haben nur zu viel ſüßen Wein getrunken.“

Jetzt trat Petrus mit den Apoſteln aus dem Hauſe hervor, und ſprach, von einem erhabenen Orte des Hauſes, wo er die ganze Menge des Volkes überſehen konnte, mit lauter Stimme: „Ihr

Männer aus dem Volke Juda, und ihr Alle, die ihr Jeruſalem bewohnt! Laßt euch kund thun, was hier geſchah, und nehmt meine Worte wohl zu Herzen! Dieſe hier ſind nicht betrunken — wie ihr meint — zumal es erſt Morgens um die dritte Stunde iſt, ſondern es iſt hier in Erfüllung gegangen, was der Prophet Joel geweiſſagt hat: „In den letzten Tagen, ſpricht der Herr, werde Ich ausgießen von Meinem Geiſte über alles Fleiſch. Eure Söhne und Töchter werden göttliche Ausſprüche thun, eure Jünglinge göttliche Erſcheinungen ſehen, und eure Aelteſten prophetiſche Träume haben. Ja, über Meine Knechte und über Meine Mägde werde Ich in jenen Tagen von Meinem Geiſte ausgießen, und ſie werden prophezeien (von Gott erleuchtet ſeyn und von göttlichen Dingen reden, gleich den Propheten.) Und einem Jeden, wer immer den Namen des Herrn anruft (Gott aufrichtig verehrt) wird Heil widerfahren.“

„Ihr Männer von Iſrael! hört nun, was ich euch noch weiter zu ſagen habe. Ihr wiſſet es ſelbſt, daß Jeſus von Nazareth, von Gott durch mächtige Thaten, Wunder und Zeichen, die Gott durch Ihn in eurer Mitte gethan hat, euch als der Mann bewährt wurde, der von Ihm bevollmächtigt und an euch geſandt war. Dieſen Jeſus, der nach Gottes feſtem Rathſchluſſe und ewiger Vorſehung in eure Macht gegeben wurde, habt ihr ergriffen, durch die Hände ungerechter Menſchen ans Kreuz geheftet, und Ihn getödtet. Gott aber hat Ihn wieder erweckt, und der Gewalt des Todes entriſſen, indem es ja unmöglich war, daß Ihn der Tod in ſeiner Macht hätte behalten können."

Deßwegen führte David Ihn ſelbſt redend ein mit den Worten: „Ich ſehe den Ewigen immer vor Augen. Er ſteht mir zur Rechten, daß Ich nicht wanke. Darum iſt Mein Herz hocherfreut und Meine Zunge ruft frohlockend, auch Mein Leib wird in der Hoffnung ruhen, Du werdeſt Mich nicht im Grabe laſſen, noch zugeben, daß der Dir Geheiligte die Verweſung ſehe. Du zeigeſt Mir einen neuen Weg znm Leben und der Anblick Deines Angeſichtes wird Mich wieder mit Freude erfüllen."

„Ihr Männer und Brüder! Laßt mich über dieſe Worte mit aller Freimüthigkeit zu euch reden. Der Erzvater David iſt geſtorben, und begraben worden, und ſein Grab iſt noch unter uns bis auf dieſen Tag. Sich ſelbſt kann er alſo mit jenen Worten nicht gemeint haben. Allein da er ein Prophet war, und wohl wußte, daß Chriſtus, wie ihm Gott das eidlich zugeſichert hatte, von ihm abſtammen und auf Seinen Thron ſollte erhoben werden: ſo ſah er es im Geiſte voraus, und ſagte es auch vorher, Chriſtus werde auferſtehen, und nicht im Grabe bleiben, und Sein Leib werde die

Verweſung nicht ſehen. Dieſen Jeſus hat nun Gott auferweckt! Davon ſind wir alle Zeugen.“

„Da Er nun durch Gottes Allmacht zum Himmel erhoben worden, und von dem Vater den verheißenen heiligen Geiſt empfangen hat, ſo hat Er Dieſen über uns ausgegoſſen, wie ihr das ſelbſt ſehet und höret.“

„So konnte auch David, der nie auf eine ſolche Art zum Himmel erhoben wurde, nur von der Erhöhung und Verherrlichung Jeſu ſprechen, indem er ſagte: „Der Herr ſprach zu Meinem Herrn: „Setze Dich zu Meiner Rechten, bis ich Deine Feinde als einen Schemmel Dir unter die Füße lege.“

„Kund und unbezweifelt gewiß ſey es daher dem ganzen Hauſe Iſrael, daß Gott eben dieſen Jeſus, den ihr gekreuziget habt, zum Herrn und Chriſtus gemacht habe.“

Da ſie das hörten, ging es ihnen durch das Herz. Sie ſagten zu Petrus, und zu den übrigen Apoſteln: „Ihr Männer, liebe Brüder! Was ſollen wir thun?“

Petrus ſprach: „Thut Buße, und Jeder von euch laſſe ſich taufen im Namen Jeſu zur Vergebung der Sünden, ſo werdet ihr die Gabe des heiligen Geiſtes empfangen. Denn dieſe Verheißung iſt ja euer und eurer Kinder, und all Derjenigen, die jetzt zwar noch ferne von Gott ſind, die aber der Herr, unſer Gott, auch noch herbei rufen wird."

Petrus bekräftigte das feierliche Zeugniß, das er hier von Jeſus Chriſtus abgelegt hatte, noch durch ſehr viele andere Beweisgründe, und ermahnte ſie dringend, daß ſie ſich doch aus dieſem ausgearteten Geſchlechte, dem Volke Iſrael, das wegen ſeiner Sünden ſchon bald zum Verderben reif war, ſollten retten laſſen.

Die Predigt des Petrus macht auf das Volk einen erſtaunenswürdigen Eindruck. Eine große Menge gab ſeinen Worten Gehör, und ließ ſich taufen, ſo daß noch an demſelben Tage bei dreitauſend Seelen ſich bekehrten und Jünger Jeſu wurden. Allein noch täglich vermehrte der Herr die Gemeinde mit ſolchen, die im Glauben an Jeſus Heil und Rettung fanden.

In ganz Jeruſalem machte dieſe Begebenheit das größte Aufſehen. Da war in der ganzen Stadt keine Menſchenſeele, die nicht mit Furcht erfüllt wurde. Und da überdies noch durch die Apoſtel viele Wunder und Zeichen geſchahen, ſo ward das allgemeine Erſtaunen ſehr groß. Die Einwohner Jeruſalems hatten jene ſchauerliche Empfindung, die den Menſchen immer ergreift, wenn er Gottes Thaten vor Augen ſieht, und ſagen muß: Hier iſt Gottes Finger!

Diejenigen aber, die an Jeſus gläubig wurden, wohnten unausgeſetzt den Predigten der Apoſtel, den Gebeten, und — wie damals die heilige Kommunion genannt wurde — dem gemeinſchaftlichen Brodbrechen bei. Alle waren unter einander Eines Sinnes, und hatten Alles unter einander gemein. Die Vermöglichern unter ihnen verkauften ihre liegenden Güter und andere Habſchaften, und theilten, was ſie daraus gelöst hatten, unter die Armen aus, ſo viel ein jeder derſelben nöthig hatte. Täglich verſammelten ſich auch alle, frei und ohne Furcht, öffentlich in dem Tempel; brachen bald in dieſem, bald in jenem Hauſe das Brod; genoſſen ihre Speiſen mit Freuden und in Einfalt des Herzens; lobten alle mit einander Gott, und wurden lieb und werth gehalten von dem ganzen Volke.

So verherrlichte der Vater im Himmel Seinen Eingebornen, ſo treu erfüllte Jeſus Sein Wort, ſo mächtig zeugte der heilige Geiſt von Ihm. Nun erkannten ſchon Tauſende die Sünde, nicht an Jeſus geglaubt und Ihn verworfen zu haben. Der Sieg der gerechten Sache Jeſu wurde öffentlich und feierlich zu Jeruſalem bekannt. Seine Mörder, die Ihn ungerecht gerichtet hatten, mußten nun erkennen, daß noch ein Anderer richte, und fühlten wohl jetzt ſchon die Schrecken des künftigen Gerichts.

In dieſer Geſchichte gibt ſich uns nun vorzüglich der heilige Geiſt zu erkennen.

Gottes Geiſt offenbart ſich uns hier erſtens durch Zeichen für die vornehmſten Sinne des Menſchen — für das Aug' und das Ohr. Denn Gottes heiligen Geiſt ſelbſt kann kein ſterbliches Auge ſehen, kein ſterbliches Ohr hören. Deßhalb bezeichnete Er Seine Herunterkunft durch die Erſcheinung von Feuerflammen, und durch ein mächtiges Brauſen der Luft. Wie das Feuer unſer Aug' erleuchtet und unſere erſtarrten Glieder erwärmt, ſo will Gottes Geiſt unſere Vernunft erleuchten und unſer Herz zu allem Guten erwärmen. Wie die erfriſchende Luft uns am ſchwülen Tage erquickt, und wie der Athemzug unſer Leben jeden Augenblick erneuert, ſo will Gottes Geiſt uns in der Stunde des Leidens erquicken, und jeden Augenblick das rechte Leben des Geiſtes in uns erneuern. Ja, wie die Feuerflammen mächtig um ſich greifen, Alles entzünden und durchglühen, Unedles verzehren, Edles reinigen, ſchmelzen und umſchaffen: ſo ſollte durch die mächtigen Wirkungen des göttlichen heiligen Geiſtes das ganze Menſchengeſchlecht gleichſam neu geſchaffen werden. Wie die Sturmwinde den Luftkreis von giftigen Dünſten reinigen, und die Meere vom Grunde aufwühlen, damit nicht Alles in träge Ruhe und Fäulniß übergehe, und Seuchen und Krankheiten Alles, was da lebt, anſtecken, ſo kann nur durch Gottes Geiſt dem Laſter, dieſer Peſt im Reiche der Geiſter, gewehrt werden. — Daß die

Feuerflammen die Geſtalt der Zungen hatten und die Apoſtel die Sprachen verſchiedener Völker redeten, hatte noch beſonders die ſchöne Bedeutung, daß durch ihr Wort alle Völker erleuchtet und zur Liebe Gottes und der Menſchen und alles Guten entflammt werden ſollten.

Gottes Geiſt offenbart ſich uns hier zweitens durch die wunderbaren Wirkungen, die Er an den Apoſteln hervorbrachte. Vorhin waren ſie unwiſſend, thaten hundert thörichte Fragen, verſtanden das Klärſte nicht. Nun ſpricht Petrus mit einer Weisheit und einem Nachdrucke, daß ſein Wort wie ein zweiſchneidiges Schwert die Herzen durchdringt. Vorhin waren ſie im Guten ſchwach. Sogar der ſanfte Johannes wollte über eine Stadt, die Jeſu die Thore nicht öffnete, Feuer vom Himmel herabflehen, — und jetzt ſagen ſie ſogar zu den Mördern Jeſu: „Liebe Brüder, thut Buße!" Vorhin waren ſie kleinmüthig und verzagt, bebten furchtſam vor jeder Gefahr, waren troſtlos im Leiden. Sogar der muthige Petrus zitterte vor einer Magd. Sie verſchloſſen alle Thüren aus Furcht der Juden. Jetzt aber treten ſie mit feſtem Muthe auf, und bekennen ſich öffentlich und feierlich vor ganz Jeruſalem als Jünger Jeſu. Sie ſchätzten ſich, wie wir noch hören werden, glücklich, um Jeſu willen Schmach und Schläge zu leiden, und gingen aus Liebe zu Ihm mit Freuden in den

Tod. Welch ein anderer Geiſt belebte ſie jetzt! Welch eine große Veränderung war mit ihnen vorgegangen!

Die Apoſtel erhielten hier ganz außerordentliche Kräfte und Gaben, die ihnen zur Erfüllung ihres hohen Berufes nothwendig waren. Allein eine ähnliche Veränderung muß mit jedem Menſchen vorgehen. Was der Menſch kann, das muß er thun — Buße. Schon bei der Taufe des Johannes war das Waſſer ein Sinnbild der Reinigung von Sünden, die ohne Buße nicht möglich iſt. Was der Menſch nicht kann, das thut dann Gottes Geiſt. Wer ſich im Glauben an Jeſus taufen läßt, wird nicht blos äußerlich abgewaſchen; er wird vom heiligen Geiſte geweiht und geheiliget. In der Taufe Jeſu ſind Waſſer und Geiſt vereinigt. Durch Buße thun und durch Gottes Geiſt zugleich werden wir alſo beſſere, ja ganz neue, göttliche Menſchen.

Und ſo werden wir nun auch die denkwürdigen Worte Jeſu verſtehen: „Wer nicht wiedergeboren iſt aus dem Waſſer und dem heiligen Geiſte, der kann nicht eingehen in das Reich Gottes.“

II.

Die Geſchichte der Apoſtel.

12. Petrus, Johannes und der Lahmgeborne.

Während der Tage des Pfingſtfeſtes, an welchem die Gaben des heiligen Geiſtes über die Apoſtel ausgegoſſen worden, gingen Petrus und Johannes Abends, da die gewöhnliche Betſtunde gehalten wurde, hinauf in den Tempel. An hohen Feſttagen war dieſe Abendandacht beſonders feierlich. Auch dieſes Mal ſtrömte ganz Jeruſalem dem Tempel zu.

An einer der Hauptpforten des Tempels, die ſchöner als alle übrigen war, und die man deßwegen die ſchöne Tempelpforte nannte, ſaß ein armer Mann, der von Geburt an lahm war. Dieſer ließ ſich alle Tage hertragen, und flehte die

Leute, die in den Tempel gingen, um Almoſen an. Denn er wußte wohl, daß die Andacht gegen Gott auch gegen die Menſchen milder und wohlwollender mache.

Wie nun Petrus und Johannes in den Tempel hineingehen wollten, da erblickte ſie der Mann, und bat auch ſie um ein Almoſen. Petrus und Johannes ſtanden ſtill, betrachteten ihn, und Petrus ſagte zu ihm: „Sieh uns an!“ Der Mann blickte freudig zu ihnen auf. Solche liebreiche, freundliche Geſichter hatte er wohl noch nie geſehen. Er dachte daher, von ihnen werde er gewiß ein recht großes Almoſen bekommen.

Allein Petrus ſprach zu ihm: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das geb' ich dir. Im Namen Jeſu Chriſti von Nazareth ſteh auf und wandle!“ Zugleich ſtreckte Petrus, der ſeiner Sache vollkommen gewiß war, den Arm aus, und ergriff den Mann bei der rechten Hand, ihn aufzurichten. In dem nämlichen Augenblicke kam Kraft und Feſtigkeit in die Schenkel und Fußſohlen des Lahmen — und er ſtand auf, und konnte gehen, und ging mit ihnen in den Tempel, und wandelte immer umher, und ſprang vor Freude hoch auf, und lobte Gott mit ſo lauter Stimme, daß ſie in dem ganzen Tempel wiederhallte.

Alles Volk, das bereits in dem Tempel verſammelt war, und dieſe lauten Lobpreiſungen hörte, ſchaute auf, und ſah den Mann ſo umherwandeln und aufſpringen. Da ihn nun Alle ſogleich erkannten, daß er der lahme Mann ſey, der ſchon ſeit vielen Jahren an der ſchönen Tempelpforte ſaß und bettelte, ſo waren ſie Alle voll Verwunderung und Erſtaunen. Auch waren Alle begierig, inne zu werden, was doch wohl mit ihm vorgegangen ſeyn müſſe, daß er nun mit Einem Male vollkommen gehen könne. Der Lahmgeborne erzählte, wie er geheilt worden, und wich dem Petrus und Johannes, voll der herzlichſten Dankbarkeit, nicht mehr von der Seite. Alles Volk lief daher ihnen zu. Als nun Petrus die unzählige Menge Volkes um ſich her verſammelt ſah, ſprach er: „Ihr Männer von Iſrael! Was ſteht ihr ſo erſtaunt da, und was ſchaut ihr uns ſo an, als hätten wir durch unſere eigene Kraft und Macht dieſen Lahmen hier gehen gemacht? — (Das iſt nicht ſo, ſondern wiſſet!) Der Gott Abrahams, der Gott Iſaaks, der Gott Jakobs, der Gott unſerer Väter hat Seinen Sohn Jeſum, den Ihr ausgeliefert und vor Pilatus verläugnet habt, verherrlichet. Pilatus wollte Ihn zwar frei ſprechen — ihr aber habt den Heiligen und Gerechten verworfen. Ihr habt begehrt, euch den Mörder loszugeben — den Urheber des Lebens aber habt ihr gemordet. Allein eben Dieſen hat nun Gott wieder von den Todten auferweckt. Davon ſind wir die Zeugen. Und in Seinem Namen und durch Seine Macht iſt es nun geſchehen, daß dieſer Menſch hier, den ihr da ſehet und wohl kennet, feſt und aufrecht vor euch da ſteht. Der Glaube an Jeſus gab dieſem hier vor eurer Aller Augen die vollkommene Geſundheit.“

„Und nun, meine Brüder! Ich weiß es wohl, daß ihr, ſo wie auch eure Vorgeſetzten, Das, was an Jeſu geſchah, aus Unwiſſenheit gethan habt. Gott aber wollte auf dieſe Art in Erfüllung gehen laſſen, was Er durch den Mund aller Seiner Propheten vorausgeſagt hat: Jeſus Chriſtus müſſe leiden.“

„O ſo thut denn nun Buße und bekehret euch, damit eure Sünden getilgt werden, und damit ihr vor dem Angeſichte Gottes Troſt und Erquickung findet zu jener Zeit, da Er Jeſum Chriſtum, den wir euch jetzt verkündigen, wieder ſenden wird. Denn Ihn muß nun der Himmel behalten, bis an den Tag, da alle Dinge wieder hergeſtellt werden, wie das Gott durch den Mund aller Seiner heiligen Propheten von Anbeginn der Welt her verkündiget hat.“

„Denn ſehet! ſchon Moſes ſagte zu euren Vätern: Einen Propheten, wie mich, wird euch der Herr, euer Gott, aus euren Brüdern erwecken. Dem ſollt ihr in Allem Gehör geben, was Er euch immer ſagen wird. Wer aber Ihn nicht hören wird, der ſoll aus dem Volke ausgerottet werden. So haben auch alle Propheten, die von Samuel an, bis jetzt geweiſſagt haben, dieſe Tage vorher verkündiget.“

„Ihr ſeyd die Kinder der Propheten und des Bundes, den Gott mit euren Vätern gemacht hat, da Er zu Abraham ſprach: „Durch einen deiner Nachkommen ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden.“ Deßwegen hat Gott Seinen Sohn Jeſum, den Er vom Tode erweckte, zu allererſt zu euch geſandt, damit ein Jeder aus euch ſich bekehre von ſeiner Bosheit.“ — —

Da Petrus und Johannes noch redeten, kamen plötzlich die hohen Prieſter, die Saduzäer und der Hauptmann der Tempelwache daher. Alle waren voll Aerger und Unwillen, daß die Apoſtel das Volk lehrten, und beſonders verdroß es die Saduzäer, daß in Jeſus die Auferſtehung von den Todten geprediget wurde. Sie ergriffen die zwei Apoſtel und führten ſie in's Gefängniß, um ſie dort aufzubewahren auf den folgenden Tag. Denn es war ſchon ſpäter Abend. Von denjenigen aber, die ihrer Predigt zugehört hatten, wurden ſo viele gläubig, daß blos die Anzahl der Männer bei fünf Tauſend betrug.

So wurde Jeſus Chriſtus, nachdem Er in den Himmel aufgenommen war, auch hier auf Erden verherrlichet. Er, der in den Tagen des Oſterfeſtes öffentlich als ein Miſſethäter gekreuziget worden, wurde jetzt in den Tagen des Pfingſtfeſtes dem ganzen Volke öffentlich im Tempel durch Wort und That als der Sohn des Höchſten und der Erlöſer der Menſchen verkündiget. So nachdrücklich zeigte Jeſus Chriſtus, Er ſey wahrhaft vom Tode auferſtanden, und lebe jetzt in Seiner Verherrlichung im Himmel zum Heile der Menſchen auf Erden. Denn gerade ſo liebreich und machtvoll, wie damals, als Er noch ſichtbar auf Erden umherwandelte, errettete Er, obwohl die Menſchen Ihn ſelbſt nicht mehr ſahen, dort am Eingange des Tempels vor Aller Augen einen armen, unglücklichen Menſchen von ſeinem Jammer. Er gab Seinen Apoſteln köſtlichere Gaben als Gold und Silber, und machte ſie, ſo arm ſie von außen waren, reich in ſich und zu Wohlthätern der Menſchheit. Obwohl ſie verfolgt und in Ketten und Bande geſchlagen wurden, ſo waren ſie dennoch in Ihm die ſeligſten Menſchen. So ſelig in Ihm können auch wir werden, wenn wir von Herzen an Ihn glauben.

Einen ſo herrlichen Anfang nahm die Verkündigung des Evangeliums durch den Mund der Apoſtel. Während des Erdelebens Jeſu glaubten nur wenige an Ihn. Allein ſogleich nachdem Er, am Kreuze und im Himmel, erhöht worden, glaubten ſchon mehrere Tauſende aufrichtig und von ganzen Herzen an Ihn; und wer zählt die Hunderttauſende, die ſeitdem, bis auf den heutigen Tag, zum Glauben an Ihn gekommen ſind? Schön und herrlich ging Sein Wort in Erfüllung: „Seht, wenn Ich erhöht ſeyn werde, werde Ich Alles zu Mir ziehen.“

Eben der Jeſus, der dort in dem Tempel zu Jeruſalem verkündiget wurde, wird auch jetzt noch in unſern Tempeln und Kirchen geprediget. Auch an dem heutigen Tage iſt Er noch Ebenderſelbe. Möchte daher dieſes Sein Wort, das bereits an Millionen in Erfüllung ging, auch an uns erfüllt werden!

13. Petrus und Johannes vor dem hohen Rathe.

Am folgenden Morgen verſammelten ſich alle Mitglieder des hohen Rathes, die Hohenprieſter Annas und Kaiphas, die Aelteſten des Volkes und die Schriftgelehrten. Sie ließen Petrus und Johannes in die Mitte ihrer Verſammlung, wo noch vor Kurzem Jeſus geſtanden, hinſtellen, und legten ihnen die Frage vor: „Aus welcher Macht und in weſſen Namen habt ihr dieſes gethan?“

Petrus antwortete voll des heiligen Geiſtes: „Ihr Oberſten des Volkes und ihr Aelteſten von Iſrael! Da wir heute wegen einer Wohlthat gegen einen krüppelhaften Menſchen, durch die derſelbe geheilt wurde — vor Gericht gefordert werden, ſo ſey es euch und dem ganzen Volke Iſrael kund und zu wiſſen gethan: Im Namen Jeſu Chriſti von Nazareth, den ihr gekreuziget habt, den aber Gott wieder von den Todten auferweckt hat, ſteht dieſer Menſch hier (er zeigte auf den Lahmgebornen, der neben ihm ſtand) geſund und aufrecht vor euren Augen. Dieſer Jeſus iſt der Stein, den ihr Bauleute verworfen habt, der aber nun dennoch der Grundſtein geworden iſt. Und es iſt in keinem Andern Heil! Denn kein anderer Name unter dem weiten Himmel iſt uns Menſchen gegeben, durch den wir ſelig werden ſollen."

So weiſe und wunderbar fügte es Gott, daß Jeſus in eben dem Saale, vor eben den Richtern und an eben der Stelle, wo Er zum Tode verurtheilt worden, nun als der von Gott wieder von den Todten auferweckte und verherrlichte Erlöſer, als der Grundſtein aller Heiligkeit und Seligkeit, und als das einzige Heil der Menſchen, durch Wort und That erwieſen wurde.

Als die Hohenprieſter ſahen, daß Petrus und Johannes ſo freudig und unerſchrocken waren, erſtaunten ſie; denn ſie wußten gar wohl, daß ſie blos unſtudirte Leute aus dem gemeinen Volke waren, und kannten ſie auch ſogleich, daß ſie immer um Jeſus geweſen ſeyen. Da ſie noch überdies den Menſchen, der geſund geworden war, neben ihnen ſtehen ſahen — ſo wußten ſie ihnen gar nicht zu antworten. Sie befahlen ihnen daher, ein wenig aus der Verſammlung hinauszugehen und hielten dann Rath und ſagten zu einander: „Was ſollen wir doch mit dieſen Leuten anfangen? Das Wunderzeichen, das durch ſie geſchah, iſt bereits allen Einwohnern von ganz Jeruſalem bekannt. Es iſt augenſcheinlich und wir können es nicht mehr läugnen. Damit es aber nicht noch weiter unter dem Volke herumkomme, ſo wollen wir ihnen auf das ſchärfſte verbieten, mit irgend einem Menſchen noch ein Wort von Jeſus zu reden.“

Hierauf ließen ſie die zwei Apoſtel wieder hereinkommen, und geboten ihnen nachdrücklich, durchaus nicht mehr im Namen Jeſu zu reden und zu lehren. Allein Petrus und Johannes antworteten: „Urtheilt ſelbſt, ob Das vor den Augen Gottes recht wäre, wenn wir euch mehr gehorchen wollten, als Gott? Wir können es nicht laſſen, von Dem zu reden, was wir gehört und geſehen haben.“ Die Hohenprieſter drohten ihnen nun noch fürchterlicher, und entließen ſie endlich; weil ſie aus Furcht vor dem Volke ſich nicht getrauten, ihnen ein Leid zu thun. Denn alles Volk lobte Gott wegen der wunderbaren Heilung, die an dem Lahmgebornen geſchehen war. Die Wunderthat machte auch beſonders deßwegen ein ſo großes Aufſehen, weil der Mann, an dem ſie geſchah, ſchon weit über vierzig Jahre alt, und da er immer an einer der vorzüglichſten Tempelpforten ſaß, dem ganzen Volke von langer Zeit her wohl bekannt war.

Sobald Petrus und Johannes wieder frei waren, kehrten ſie ſogleich zu den übrigen Apoſteln und Jüngern des Herrn zurück, und erzählten es, wie ſehr ihnen die Hohenprieſter und die Aelteſten des Volkes gedroht hatten. Da die übrigen Apoſtel und Jünger das hörten, erhoben ſie einmüthig ihre Stimme zu Gott, und beteten laut: „O Herr, unſer Gott, der Du den Himmel und die Erde und das Meer, und Alles was darinnen iſt, gemacht haſt! Der Du durch den Mund Deines Dieners David geſagt haſt: „Warum empören ſich die Heiden, und warum ſinnen die Völker auf eitle Rathſchläge? Die Könige der Erde treten zuſammen und die Fürſten der Völker vereinigen ſich wider den Herrn und wider Seinen Geſalbten.“ Ja, wahrhaftig! In dieſer Stadt haben ſich Alle, Herodes und Pilatus, die Heiden und die Iſraeliten, gegen Deinen heiligen Sohn Jeſus, den Du zum Herrn und Heiland geſalbt haſt, vereiniget — Dasjenige zu vollziehen, was Dein allmächtiger Rathſchluß vorher beſtimmt hat, daß es geſchehen ſoll. Und nun, o Herr! ſo blicke denn herunter auf ihre Drohungen, und verleihe Deinen Dienern mit aller Freudigkeit und vollkommener Zuverſicht Dein

Wort zu verkünden! Strecke Deine Hand aus, damit die Kranken geſund werden, und Zeichen und Wunder geſchehen — im Namen Deines heiligen Sohnes Jeſus.“

Da ſie ſo gebetet hatten, bewegte ſich die Stätte, wo ſie verſammelt waren; ſie wurden alle aufs Neue voll des heiligen Geiſtes, und verkündeten das Wort Gottes freudig und unerſchrocken. Mit großer Kraft und mächtigem Nachdrucke legten die Apoſtel ihr Zeugniß von der Auferſtehung unſers Herrn Jeſu Chriſti ab, und die Gnade in ihnen allen war ſehr groß.

Wir ſehen da einen neuen Beweis, daß Gott um Jeſu willen Gebete erhöre; daß Jeſus auch in Seiner Herrlichkeit noch mit den Seinen auf Erden ſey; daß Er ihnen, wie Er es verhieß, Seinen Geiſt mittheile, und daß Er in allen Gefahren und Verfolgungen ihr mächtiger Schutz und Beiſtand ſey.

Laßt uns gleich den Apoſteln, von ganzem Herzen an Gott und an Jeſum glauben, vertrauensvoll um Gottes Geiſt flehen, voll Eintracht und Liebe gegen einander ſeyn — ſo werden wir dieſes alles, zwar nicht in äußerlichen Wunderzeichen, ſondern durch innerliche Mittheilung der Gnade auch jetzt noch erfahren, wie es einſt die Apoſteln erfahren haben.

14. Ananias und Saphira.

Die ganze große Menge aller Derjenigen, die an Jeſum Chriſtum glaubten, war Ein Herz und Eine Seele. Es war auch nicht Einer unter ihnen, der die zeitlichen Güter, die er beſaß, noch ſein genannt hätte, ſondern ſie hatten Alles mit einander gemein. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel gelitten hätte, denn alle Reichern, ſo viel auch ihrer waren, verkauften ihre Häuſer und Aecker, brachten das erlöste Geld und legten es den Apoſteln zu Füßen, und dieſe gaben dann einem Jeden ſo viel davon, als er nöthig hatte.

Dieſe erſten Jünger Jeſu verkauften ihre Häuſer und Aecker zwar auch deßhalb, weil ſie voraus ſahen, daß ſie Jeruſalem bald würden verlaſſen müſſen. Allein, daß ſie alles erlöste Geld mit ihren armen Mitchriſten theilten, war lautere Liebe. Jene Umſtände haben ſich geändert, dieſe Liebe muß bleiben. Es iſt dir nicht geboten, dein Haus zu verkaufen — aber du ſollſt es, ſo viel du kannſt, zu einer ſichern Zufluchtsſtätte aller Bedrängten machen, und es nicht mit überflüſſiger Pracht ausſchmücken, ſo lange noch nothleidende Menſchen um dich ſind. Eben ſo iſt es kein Gebot, deinen Acker zu verkaufen — aber die Früchte desſelben ſollſt du nicht aus Wucher aufhäufen, ſie dir nicht zu theuer bezahlen laſſen, und davon gern den Hungrigen mittheilen. Die Liebe der erſten Chriſten gegen einander ſoll das Vorbild aller künftigen Chriſten, und alſo auch unſer Vorbild ſeyn.

Unter den Reichern dieſer erſten chriſtlichen Gemeinde war ein Mann, Namens Ananias, ſein Weib hieß Saphira. Dieſer Mann verkaufte ſeinen Acker auch, that aber mit Wiſſen ſeines Weibes etwas von dem Gelde heimlich auf die Seite. Das übrige brachte er, und legte es zu den Füßen der Apoſtel nieder.

Allein Petrus ſprach zu ihm: „Ananias! warum haſt du dein Herz von dem Satan verleiten laſſen, gegen den heiligen Geiſt zu lügen, und von dem Gelde, das du aus dem Acker erlöſeteſt, heimlich etwas zu entwenden? Hätteſt du deinen Acker nicht behalten können, und blieb, nachdem du ihn verkauft hatteſt, nicht auch da noch das Geld in deiner Gewalt? Wie konnteſt du dich alſo in deinem Herzen vorſätzlich zu einer ſolchen That entſchließen? Sieh, du haſt nicht gegen die Menſchen, ſondern gegen Gott gelogen.“

Da Ananias dieſe Worte hörte, fiel er zu Boden, und war auf der Stelle todt. Alle, die in der Verſammlung waren, kam eine große Furcht an. Einige Jünglinge aber, die mit zugegen waren, ſtanden auf, nahmen den Leichnam, trugen ihn hinaus und begruben ihn.

Nach etwa drei Stunden kam Saphira, das

Weib des Ananias herein. Sie wußte noch nichts von dem, was geſchehen war. Allein Petrus ſprach zu ihr: „Frau, ſage mir, habt ihr den Acker ſo und ſo theuer verkauft?“ Er nannte die Summe, die Ananias angegeben hatte. Saphira antwortete: „Ja, gerade ſo theuer.“ Da ſprach Petrus zu ihr: „Warum habt ihr es mit einander verabredet, den Geiſt des Herrn zu verſuchen? Sieh, Diejenigen, die deinen Mann begruben, ſind ſchon vor der Thür', und werden auch dich hinaustragen.“ Augenblicklich fiel auch ſie vor ſeinen Füßen nieder, und gab den Geiſt auf. Die Jünglinge kamen herein, erblickten den entſeelten Leichnam und trugen ihn hinaus und begruben ihn neben dem Leichname ihres Mannes. Eine große Furcht, Schauder und Entſetzen, verbreitete ſich über die ganze Gemeinde der Gläubigen, und über alle übrigen Menſchen, die auch nur davon hörten.

Dieſe Begebenheit iſt allerdings ſehr ſchauerlich. Jeſus that während Seines ganzen Lebens auf Erden keinem Menſchen wehe, ſondern verbreitete überall Geſundheit und Leben. Wie kommt es nun, daß hier zwei Menſchen mit dem plötzlichen Tode beſtraft werden? Laßt uns zu unſrer Warnung erwägen, warum Gott eine ſo furchtbare Strafe über ſie verhängt habe!

Ananias und Saphira machten ſich erſtens einer höchſt ſtrafbaren Heuchelei und Lüge ſchuldig.

Sie gaben ſich den Schein, als wären ſie fromm, voll Glauben an Jeſus, voll Ehrfurcht gegen Seine Diener, wohlthätig gegen die Armen; allein ſie waren von dem allen das geradeſte Widerſpiel. Sie logen einem Apoſtel, mitten in der Verſammlung ſo vieler ehrwürdiger Jünger und Jüngerinnen Jeſu frech in das Geſicht; ſie thaten das nicht aus Uebereilung, ſondern mit Vorbedacht, nachdem ſie es vorher mit einander verabredet hatten.

Sie begingen zweitens, nicht etwa von der äußerſten Noth verleitet, ſondern aus häßlichem Geize einen Diebſtahl, und zwar noch dazu an den Armen, denen ſie das Allmoſen gleichſam vor dem Munde wegſtehlen wollten. Sie ſtellten ſich ſo an, als gäben ſie ihr ganzes Vermögen her — um dann lebenslänglich von dem Armengute ernährt zu werden.

Sie handelten drittens gegen die klar erkannte Wahrheit und die deutlichen Einſprechungen des heiligen Geiſtes, den ſie gleich den übrigen Gläubigen empfangen hatten. In Mitte einer Verſammlung guter, heiliger Seelen waren ſie die einzigen böſen, unheiligen Menſchen. Wo aber mächtigere Antriebe zur Tugend, eine hellere Einſicht der Wahrheit und ſchönere Beiſpiele des Guten ſind, da iſt das Böſe, das man thut, allemal um ſo ſtrafwürdiger; der Gnade des heiligen Geiſtes aber vorſätzlich widerſtreben, iſt das ſtrafbarſte Verbrechen.

Wer ſich gegen die Lehrer des Evangeliums verſtellt und ſie belügt, ſich an den Gütern, die zum Wohle der chriſtlichen Gemeine beſtimmt ſind, gewiſſenlos vergreift, gegen äußere und innere Antriebe zum Guten ſein Herz verhärtet, Chriſtum im Munde und das Verderben im Herzen führt, ſollte ein ſolcher Menſch noch ein wahrer Chriſt ſeyn? Nein, ſolche falſche Chriſten ſind Urſache daran, daß ſogar das Chriſtenthum ſelbſt geläſtert wird. Gott wollte daher ſogleich bei der Gründung der Kirche Jeſu ein Beiſpiel für alle künftige Zeiten aufſtellen, wie ſehr Er ſolche Verbrechen verabſcheue. Diejenigen, die ſie begehen, ſind ſo ſtrafwürdig, als Ananias und Saphira. Und wenn Gott ſie auch nicht während des kurzen Lebens auf Erden ſo beſtraft, ſo haben ſie doch in der Ewigkeit eine noch ſchrecklichere Strafe zu erwarten.

13. Die zwölf Apoſtel im Gefängniſſe.

Die große Menge der Männer und Weiber, die bereits an Jeſum Chriſtum glaubten, wurde mit jedem Tage größer. Die Wunderzeichen, die durch die Hände der Apoſtel geſchahen, waren ohne Zahl. Man trug die Kranken ſogar in ihren Betten an den Weg hin, damit, wenn Petrus vorbei ging, auch nur ſein Schatten auf ſie fallen möchte, und ſie ſo von ihrer Krankheit befreit würden. Ja aus allen umliegenden Städten kamen ganze Schaaren Volkes, und brachten ihre Kranken nach Jeruſalem, und alle wurden geſund.

So bewies Jeſus, nachdem Er in den Himmel aufgenommen war, Seine Macht und Liebe ſogar noch nachdrücklicher, als während Seines Lebens auf Erden. Ja, die ganze Geſchichte der Apoſtel iſt eine Reihe hoher Thaten, durch die Jeſus verherrlichet und als der Erlöſer der Menſchen dargeſtellt wurde.

Allein der oberſte Hoheprieſter mit ſeinem Anhange wurde darüber höchſt aufgebracht und ließ die Apoſtel eines Abends alle zwölf ergreifen, und ſie gleich Miſſethätern in das öffentliche Stadtgefängniß werfen, in dem ſonſt nur Räuber und Mörder verwahrt wurden. Allein in der Nacht kam der Engel des Herrn, machte die Thüren des Gefängniſſes auf, führte ſie heraus und ſprach ihnen Muth ein, das Evangelium freudig zu predigen. „Geht hin in den Tempel," ſagte er, „und ſtellt euch muthig dem Volke dar, und verkündiget ihm alle dieſe Worte des Lebens." Sie gehorchten dem Befehle des Engels, und gingen bei Anbruch des Tages in den Tempel hin, und lehrten das Volk.

Indeß hatte der oberſte Hoheprieſter den ganzen hohen Rath zuſammen berufen. Da alle verſammelt waren, befahl er, die Apoſtel aus dem Gefängniſſe herbei zu führen. Die Gerichtsdiener gingen hin, ſchloſſen die Thüren des Gefängniſſes auf, und ſahen mit Erſtaunen, daß die Apoſtel nicht mehr darin waren. Da gingen ſie eilends zurück, und ſtatteten den Bericht ab: „Wir fanden das Gefängniß ſorgfältig verſchloſſen; auch die Wächter ſtanden, wie ſich's gehört, vor den Thüren; allein als wir nun aufmachten — da war Niemand mehr darin.“

Als die Hohenprieſter das hörten, da war ihnen bei dieſer Sache gar nicht mehr wohl zu Muthe. Indem ſie nun hin und her ſannen, was doch da vorgegangen ſeyn müſſe, und was aus dem Allen noch werden möge, da kam ein Diener herein, und brachte ihnen die Nachricht: „Seht, die Männer, die ihr in das Gefängniß werfen ließet, ſtehen in dem Tempel und lehren das Volk.“ Der Tempelhauptmann und die Gerichtsdiener gingen hin, ſie zu holen, jedoch nicht mit Gewalt, denn ſie fürchteten ſich, von dem Volke geſteiniget zu werden.

Nachdem die Apoſtel hereingeführt und dem hohen Rathe vorgeſtellt worden, erhob ſich der oberſte Hoheprieſter und ſprach zu ihnen: „Haben wir euch nicht mit allem Ernſte geboten, in dieſem Namen nicht mehr zu lehren? Und ſeht, ihr habt dennoch ganz Jeruſalem mit eurer Lehre erfüllt, und wollet es wohl gar noch dahin bringen, daß das Blut dieſes Menſchen an uns gerächt werde.“

Petrus aber verantwortete ſich in ſeinem und der übrigen Apoſtel Namen alſo: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Der Gott unſrer Väter hat Jeſum, den ihr getödtet habt, auferweckt von den Todten. Ihn, den ihr an das Holz des Kreuzes geſchlagen habt, hat Gott mit Seiner allmächtigen Rechte erhöht — zum Fürſten und Erlöſer der Menſchen, damit das Volk Iſrael durch Ihn zur Buße erweckt werde und Vergebung der Sünden erhalte. Und daß dem alſo ſey, davon ſind wir die Zeugen — und der heilige Geiſt, den Gott allen denjenigen gibt, die Ihm gehorchen.“

Als ſie das hörten, ging es ihnen durchs Herz. Ja, ſie geriethen ſo in Wuth, daß ſie in ihren Berathſchlagungen darauf antrugen, die Apoſtel umzubringen. Allein nun ſtand Gamaliel auf, der zwar auch ein Schriftgelehrter und ein Phariſäer, aber dennoch ein ſehr weiſer und tugendhafter Mann war, und von dem ganzen Volke hoch geſchätzt wurde. Denn kein Stand auf Erden iſt ſo durchaus verderbt, daß ſich nicht noch einige edle Seelen in demſelben befinden ſollten; und es wäre alſo ſehr unrecht, einen Menſchen ſeines Standes wegen zu verachten.

Gamaliel hieß die Apoſtel ein wenig hinausgehen, und ſprach dann zur Verſammlung: „Ihr

Männer von Iſrael, nehmt euch in Acht, und bedenkt das wohl, was ihr mit dieſen Leuten zu thun vorhabt! Ihr wiſſet, vor einiger Zeit ſtand Theodas auf, und gab ſich für etwas Großes aus, und ſammelte ſich einen Anhang von beinahe vierhundert Mann; allein er kam um. Alle, die ihm anhingen, wurden zerſtreut, und das ganze Unternehmen wurde zu nichts. Nach dieſem, da die allgemeine Beſteuerung ausgeſchrieben wurde, warf ſich Judas der Galiläer auf, und verleitete eine Menge Volkes ihm anzuhangen; allein auch dieſer ging zu Grunde, und alle ſeine Anhänger, ſo viel ihrer auch waren, wurden zerſtreut. Ich rathe euch daher: Hört auf, dieſe Leute zu verfolgen, und laßt ſie gehen. Denn ſeht! iſt ihr Unternehmen blos ein Menſchenwerk, ſo wird es von ſich ſelbſt zerfallen. Iſt es aber aus Gott, ſo könnet ihr es nicht zerſtören — und am Ende könntet ihr gar noch als Leute befunden werden, die ſich erkühnten wider Gott zu ſtreiten."

Dieſes Wort Gamaliel's iſt ein ſehr weiſes Wort. Es iſt bald zwei Jahrtauſende, daß er es ausſprach, und dennoch beſteht das Chriſtenthum trotz aller Verfolgungen noch. Auch das iſt ein Beweis ſeiner Göttlichkeit.

Die Hohenprieſter konnten, ſo arg ſie waren, dem Gamaliel nicht widerſprechen. Sie gaben ihm Gehör, und ſtanden von ihrem böſen Vorhaben, die Apoſtel zu tödten, ab. Indeß waren ſie zu erbittert und ergrimmt, ſie ganz ungeſtraft zu entlaſſen. Sie befahlen, alle mit einander hereinzuführen, ließen ſie geißeln, geboten ihnen dann noch einmal auf das ſtrengſte, nicht mehr in dem Namen Jeſu zu lehren, und ließen ſie endlich gehen. Die Apoſtel aber gingen aus der Rathsverſammlung hinweg — voll Freude, daß ſie würdig geachtet wurden, um des Namens Jeſu willen Schmach zu leiden, und ſie hörten nicht auf, alle Tage im Tempel und in den Häuſern zu lehren und die Freudenbotſchaft von Jeſus Chriſtus zu verkünden.

Wir ſehen da, wie die Religion Jeſu unter Verfolgungen gegründet wurde; wie freudig die Apoſtel dieſe Verfolgungen übertrugen; wie aber auch Jeſus Seine treuen Verehrer bald durch einen Engel und bald durch einen guten Menſchen vom Gefängniſſe und Tod zu retten wußte. Auch jetzt noch werden die wahren Verehrer Jeſu gar oft verſpottet und verfolgt; auch jetzt noch ſollen wir es uns zur Freude und Ehre rechnen, um der beſten Sache willen verfolgt zu werden; auch jetzt noch weiß Jeſus die Seinen zu ſchützen und ſie für äußere Leiden durch innere Freuden reichlich zu entſchädigen. Und ſendet Er, was Er auch nicht nöthig hat, gleich keine Engel mehr, ſie zu retten, ſo kann Er das auf tauſenderlei Wegen — zum Beiſpiele durch das Wort irgend eines geachteten

Mannes, der ſolche Verfolgungen als unvernünftig und ungerecht mißbilligt, und ihnen zu wehren ſucht, wie Gamaliel.

16. Stephanus.

Da die Zahl der Gläubigen bereits ſehr groß war, entſtanden einmal Klagen unter ihnen, es ſeyen einige Wittwen bei der täglichen Armenpflege überſehen worden. Die zwölf Apoſtel verſammelten daher alle Jünger Jeſu und ſprachen zu ihnen: „Es iſt nicht recht, daß wir die Verkündigung des göttlichen Wortes verſäumen, und uns mit Beſorgung des Tiſches abgeben. Darum, ihr Brüder, wählet aus eurer Mitte ſieben Männer aus, die nach dem Zeugniſſe von euch allen bewährt, und voll heiligen Geiſtes und voll Weisheit ſind. Dieſen wollen wir dann dieſes Geſchäft anvertrauen. Wir aber wollen einzig dem Gebete und dem Predigtamte obliegen.“

Dieſe Rede gefiel der ganzen Verſammlung ſehr wohl. Sie erwählten aus ihrer Mitte den Stephanus, den Philippus, der, wie wir ſehen, mit einem der Apoſtel den gleichen Namen hatte, und noch fünf andere Jünger, und ſtellten ſie den Apoſteln vor; und die Apoſtel beteten über ſie und legten ihnen die Hände auf. Dieſe ſieben Männer übernahmen nun die Armenpflege, die Apoſtel aber widmeten ſich einzig dem Lehramte, und von nun an breitete ſich das Wort Gottes noch immer mehr aus, und die Zahl der Gläubigen zu Jeruſalem vermehrte ſich ganz ungemein. Sogar eine große Menge von Prieſtern unterwarf ſich dem Glauben an Jeſus.

So wurde unter Gebet und Segen von Oben die erſte chriſtliche Anſtalt zum Beſten der Armen gegründet. Dieſer Segen verbreitete ſich über die Erde; dieſe chriſtliche Armenanſtalt hatte tauſendfache ähnliche Anſtalten zur Folge. Wer zählt die tauſend und tauſend Armenhäuſer, Krankenhäuſer und milden Stiftungen aller Art, die man unter allen chriſtlichen Völkern findet? Wer zählt die Millionen von Hülfsbedürftigen, die dadurch erquickt worden? Wie viele Arme und Kranke wären ohne dieſe milden Anſtalten umgekommen? Das Chriſtenthum wurde auch im Zeitlichen eine unausſprechlich große Wohltbat für die leidende Menſchheit.

Stephanus, der Mann voll Glaubens und voll heiligen Geiſtes, zeichnete ſich vor Allen aus, die zu Armenpflegern gewählt wurden, und that große Wunder und Zeichen unter dem Volke. Da ſtanden einige Männer aus verſchiedenen gelehrten Schulen, die damals ſehr berühmt ſeyn mochten, nun aber nur mehr dem Namen nach bekannt ſind, gegen ihn auf, und ſuchten ihn zu widerlegen. Allein vor der Weisheit und dem Geiſte, aus dem

Stephanus ſprach, konnten ſie nicht beſtehen. Beſchämt und voll Wuth gingen ſie deßhalb hin, und ſtifteten heimlich einige ſchlechte Männer an, gegen ihn das Zeugniß abzulegen: „Wir hörten ihn Läſterworte reden gegen Moſes und gegen Gott.“ Dann brachten ſie das Volk und die Aelteſten und Schriftgelehrten gegen Stephanus in Aufruhr, und überfielen ihn und riſſen ihn mit ſich fort und führten ihn vor den hohen Rath. Hierauf brachten ſie die falſchen Zeugen herein, und dieſe bezeugten nun: „Dieſer Menſch da hört nicht auf, Läſterworte gegen die heilige Stätte des Tempels auszuſtoßen. Denn wir hörten ihn ſagen: „Jeſus von Nazareth wird dieſe Stätte zerſtören und ſtatt der Gebräuche, die uns Moſes hinterlaſſen hat, andere einführen.“ Alle, die im Rathe ſaßen, ſchauten ſcharf und unverwandt auf Stephanus. Er aber ſtand da mit himmliſcher Würde und Erhabenheit, und ſein Angeſicht glänzte von Heiterkeit und Freundlichkeit gleich dem Angeſichte eines Engels.

Der oberſte Hoheprieſter erhob ſich und fragte: „Iſt dem alſo, wie dieſe ſagen?“ Stephanus antwortete: „Ihr Männer, Brüder und Väter hört mich an!“ Er durchging nun die ganze heilige Geſchichte — zeigte dadurch ſeine Ehrfurcht gegen Gott und Moſes, Tempel und Geſetz — zeigte aber zugleich, daß gerade dieſe Ehrfurcht zu jeder

Zeit den meiſten Iſraeliten gefehlt habe. Er hielt ihnen mit nachdrücklichen Worten vor, daß ſie Jeſum Chriſtum verworfen haben, und beſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Ihr Halsſtarrigen und Ungeweihten an Herz und Ohren! Ihr widerſetzt euch doch immer dem heiligen Geiſte. Wie eure Väter es gemacht haben, ſo machet's auch ihr. Welchen aus den Propheten haben ſie nicht verfolgt? Eure Väter tödteten diejenigen, welche die Ankunft dieſes Gerechten vorher verkündigten, und ihr ſeyd ſeine Verräther und Mörder geworden. Ihr habt das Geſetz durch den Dienſt der Engel empfangen, allein es nicht gehalten.“

Als ſie das hörten, ſchnitt es ihnen durchs Herz, und ſie knirſchten vor Wuth mit den Zähnen. Stephanus aber blickte voll des heiligen Geiſtes zum Himmel auf — und ſah die Herrlichkeit Gottes und Jeſum ſtehen zur Rechten Gottes. Er rief daher laut aus: „Wahrhaftig, ich ſehe den Himmel offen und den Menſchenſohn zur Rechten Gottes ſtehen.“ Allein ſie fingen alle an, wüthend zu ſchreien, und hielten ſich die Ohren zu, und ſtürmten alle einmüthig auf ihn los und ſchleppten ihn zur Stadt hinaus, um ihn zu ſteinigen. Auf dem Richtplatze zogen die Steiniger ihre Kleider aus und legten ſie zu den Füßen eines Jünglings nieder, der Saulus hieß und auch in die Hinrichtung des Stephanus eingewilligt hatte.

Stephanus aber flehte und rief, indem er geſteinigt wurde: „Herr Jeſu, nimm meinen Geiſt auf!“ Hierauf fiel er auf die Knie, rief mit lauter Stimme: „Herr, rechne ihnen dieſes nicht zur Sünde!“ und nach dieſen Worten entſchlief er im Herrn. Fromme Männer aber beſtatteten ſeinen Leichnam zur Erde, und die Trauer um ihn war ſehr groß.

An Stephanus ſehen wir das ſchöne, vollendete Bild eines wahren Jüngers Jeſu — das treue Ebenbild Jeſu. Er iſt ganz durchdrungen von dem Geiſte Jeſu. Die lichthelle Weisheit Jeſu erleuchtet ſeinen Verſtand. Die wohlwollenden Geſinnungen Jeſu erfüllen ſein Herz. Die Unſchuld und Ruhe des Himmels glänzen in ſeinem Engelsangeſichte. Er iſt von der ganzen Gemeine als der liebevollſte, thätigſte Freund der Armen anerkannt, und ſelbſt ſeine Feinde erſtaunen über ſeine himmliſche Freundlichkeit, Sanftmuth und Milde. Voll ſchöner, edler Thaten iſt ſein Leben, und voll Zuverſicht und freudigen Vertrauens ſein Leiden und Tod. Er ſcheut ſich nicht für die Wahrheit ſein Blut zu vergießen, und er verſcheidet mit einem Gebete voll Glaube und Liebe. Ja, wer ihn ſah, der mußte bekennen: Er denket, empfindet, gibt, vergibt, betet, leidet, ſtirbt — wie Jeſus; wenn man ihn ſieht, ſo iſt es einem nicht anders, als ſehe man Jeſus ſelbſt.

Wir wollen darnach trachten, daß man das ſchöne, vollendete Bild Jeſu auch an uns erblicke! Selig wie die Engel Gottes werden wir dann unter einander leben, und voll Engelsheiterkeit ſterben.

17. Philippus und der königliche Kämmerer aus Mohrenland.

Nach dem Tode des Stephanus wurden auch die übrigen Jünger Jeſu zu Jeruſalem auf das ſchrecklichſte verfolgt. Beſonders trachtete Saulus, die Kirche Jeſu zu zerſtören, drang in alle Häuſer ein, in denen Jünger Jeſu wohnten, riß Männer und Weiber heraus und lieferte ſie ins Gefängniß. Die Jünger flüchteten daher von Jeruſalem hinweg, und zerſtreuten ſich durch ganz Judäa und Samaria. Ueberall, wohin ſie auf ihrer Flucht kamen, verkündigten ſie die Freudenbotſchaft von Jeſus Chriſtus.

So ward auch dieſe Verfolgung — wie es am Ende mit jeder Verfolgung geht — der Kirche Gottes zum Segen.

Philippus, der mit Stephanus zum Armenpfleger erwählt worden, kam in die Stadt Samaria, predigte da Jeſum Chriſtum, und machte viele Gichtbrüchige, Lahme und andere Kranke geſund. Die Einwohner hörten das, was Philippus ſagte, mit der größten Aufmerkſamkeit an, ſahen die Wunder, die er that, und alle glaubten einmüthig an Jeſum Chriſtum, und in der ganzen Stadt war große Freude.

So glich das Evangelium Jeſu auch hier der milden Frühlingszeit, die von Thau und Segen träufelt, und Freude neues Leben verbreitet.

Da die Apoſtel, die während der Verfolgung zu Jeruſalem geblieben waren, hörten, daß auch Samaria das Wort Gottes angenommen habe, ſchickten ſie den Petrus und Johannes dahin. Dieſe kamen in der Stadt an, verſammelten die Einwohner um ſich, die bereits getauft waren und beteten, damit ſie den heiligen Geiſt empfangen möchten. Dann legten ſie ihnen die Hände auf, und ſie empfingen den heiligen Geiſt.

Wie der heilige Geiſt am Pfingſtfeſte über die Apoſtel ausgegoſſen ward, ſo kam Er auch hier über dieſe Jünger herab. Wie das ſichtbare Zeichen Seiner Herabkunft dort die Feuerflammen waren, ſo war hier die Auflegung der Hände das ſichtbare Zeichen Seiner Mittheilung. Wie die Apoſtel dort beteten, ſo beteten ſie auch hier, und alle Jünger beteten mit ihnen; denn ohne inniges Gebet können wir Gottes heiligen Geiſt, durch den wir heilig und ſelig werden, nicht empfangen.

Nachdem die zwei Apoſtel die Lehre des Philippus beſtätiget, und das Volk in dem Worte des Herrn noch weiter unterrichtet hatten, kehrten ſie, indem ſie unter Weges überall das Evangelium predigten, zurück nach Jeruſalem. Dem Philippus aber erſchien ein Engel des Herrn und ſprach zu ihm: „Mache dich auf und gehe hin gegen Mittag an die Straße, die von Jeruſalem nach der verwüſteten Stadt Gaza führt!“ Philippus machte ſich auf und ging hin; und ſieh! da kam in einem prächtigen Reiſewagen ein vornehmer Mohr gefahren. Dieſer war der oberſte Kämmerer der Königin Kandazes von Mohrenland, der über alle ihre Schatzkammern geſetzt war. Er war in Jeruſalem geweſen, Gott dort anzubeten, reiste nun wieder nach Hauſe, und las — indem er ſo durch die wüſten einſamen Gegenden hinfuhr — den Propheten Jſaias.

Das Leſen iſt in mancher Stunde, beſonders da, wo wir kein anderes Geſchäft vornehmen können, und uns jede andere Unterhaltung fehlt, zugleich die angenehmſte und lehrreichſte Beſchäftigung. Die weiſen und edlen Männer entfernter Zeiten und Länder ſprechen da in ihren Schriften mit uns, und werden gleichſam unſere Geſellſchafter auf unſerm einſamen Zimmer und unſre Begleiter auf Reiſen. Nur müſſen wir in der Wahl unſrer Bücher auch ſo weiſe ſeyn, wie dieſer edle Mann aus Mohrenland.

Sobald Philippus den Reiſewagen erblickte, ſprach der Geiſt Gottes zu ihm: „Gehe hin und halte dich zu dieſem Wagen.“ Philippus ging eilends hin, und hörte, daß der Mann mit lauter Stimme eben die Worte des Propheten Iſaias las:

„Er ward aufgeopfert, weil Er ſelbſt wollte; für meines Volkes Sünde ward Er getödtet. Wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird, ſo ließ Er ſich ſtillſchweigend zum Tode führen, und wie das Schaf vor ſeinem Scheerer verſtummt, ſo öffnete Er Seinen Mund nicht. Weil Er ſich aber ſelbſt ſo demüthigte, ſo ward dadurch die Schmach Seiner Hinrichtung getilgt. Nachdem Er hinweggeriſſen worden aus dem Lande der Lebendigen — wer kann nun Seine Nachkommenſchaft (die Menge Seiner Bekenner und Nachfolger aus allen Völkern und Geſchlechtern) ausſprechen?“

Der Kämmerer verſtand dieſe Stelle nicht, und hatte ſie wohl auch deßhalb mit lauter Stimme geleſen, wie man zu thun pflegt, wenn man mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit jedes Wort überlegen will. Philippus redete ihn an und fragte ihn freundlich: „Verſtehſt du Das auch, was du hier lieſeſt?“ Der Kämmerer blickte aus dem Buche heraus, erſtaunte über den ehrwürdigen Mann, der ſo unvermuthet an ſeinem Wagen ſtand, und antwortete: „Ach, wie kann ich es verſtehen, da ich Niemand habe, der es mir auslegt!“ Zugleich bat er den Philippus, einzuſteigen und ſich neben ihn zu ſetzen. Da nun Philippus neben ihm ſaß, ſprach der Kämmerer: „Ich bitte dich, ſage mir doch, von wem redet denn der Prophet da? Von ſich ſelbſt oder von jemand Anderem?“

Jetzt, da Gottes heilige Vorſicht alles ſo ſchön vorbereitet hatte, öffnete Philippus den Mund, und fing ſogleich von dieſer Stelle an, und verkündigte ihm die frohe Botſchaft von Jeſus Chriſtus. Der Kämmerer hörte ihm aufmerkſam zu, und rief, da ſie unter Weges eben an einen Fluß kamen, voll Freude aus: „Sieh, da iſt Waſſer! Hindert mich noch etwas, daß ich mich taufen laſſe?“ Philippus ſprach: „Wenn du von ganzem Herzen glaubeſt, ſo darf es geſchehen.“

Denn der Glaube, das freudige Annehmen der uns geoffenbarten göttlichen Wahrheiten iſt die Wurzel alles Guten. Ohne dieſen innern, lebendigen Glauben ſind alle, auch die heiligſten, äußern Gebräuche für uns todt, unnütz und unerlaubt.

Der Kämmerer ſagte: „Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes iſt!“ und ließ den Wagen ſogleich halten. Beide ſtiegen aus, gingen an das Waſſer, und Philippus taufte den Kämmerer. Sobald der Kämmerer getauft war, führte der Geiſt des Herrn den Philippus plötzlich hinweg, und der Kämmerer ſah nichts mehr von ihm. Augenblicklich, gleich dem Leuchten eines Blitzes, war Philippus verſchwunden. Dieſes Wunder war dem edlen Mohren ein augenſcheinlicher Beweiß, daß Gott ihm den Philippus zugeſchickt habe, und voll Freude reiſte er weiter.

Denn wo wahrer Glaube an Jeſus Chriſtus iſt, da iſt Freude, und Alles was nur immer das menſchliche Herz wahrhaft beglücken kann. Freude an den Erbarmungen Gottes, Beruhigung wegen begangener Sünden, Troſt in allen Leiden, frohe Zuverſicht im Leben und Tod, ſind immer die ſchönen Früchte, die der Glaube hervorbringt.

Dieſer königliche Kämmerer iſt der erſte Mohr, der zur Erkenntniß Jeſu kam, und es auch verdiente, Ihn kennen zu lernen. Er ſuchte mit redlichem, aufrichtigem Herzen Gott näher kennen zu lernen. Obwohl er mitten unter einem heidniſchen Volke lebte, ſo machte er dennoch die weite Reiſe nach Jeruſalem, ſeine Ehrfurcht gegen den einzig wahren Gott öffentlich an den Tag zu legen, und in dem einzigen Tempel, der Ihm damals auf Erden geweiht war, herzlich zu Ihm zu flehen. Gottes Wort war ſeine größte Luſt. Er hatte die heilige Schrift immer bei der Hand und nahm ſie ſogar mit ſich auf die Reiſe. Ein ſolcher Ernſt im Guten — frommes Flehen zu Gott und aufmerkſames Hören Seines Wortes — bringt ſtets gute Früchte. Mit Wohlgefallen blickt Gott auf ſolche edle Seelen nieder, und Ihm bleibt keine derſelben unbemerkt und unbelohnt. Er gibt ſich ihnen zu erkennen — und müßte Er deßhalb auch einen

Engel vom Himmel ſenden. Auf die Farbe des Geſichtes kommt es da gar nicht an; das Herz allein macht den Werth des Menſchen aus. Alle wahrhaft gute Menſchen, ſie ſeyen nun ſo weiß, als wären ſie aus Elfenbein, oder ſo ſchwarz, als wären ſie aus Ebenholz gebildet — ſind gleich edle Ebenbilder Gottes.

Philippus fand ſich übrigens nach Azot verſetzt, einer Stadt am mittelländiſchen Meere, und fuhr fort, von dort aus in allen Städten weit umher, das Evangelium zu predigen, bis er endlich nach Cäſarea kam, wo er ſich längere Zeit aufhielt.

18. Aeneas und Tabitha.

Auch die übrigen Jünger, die während der Verfolgung ſich durch Judäa und Samaria zerſtreut und in allen Städten das Evangelium verkündet hatten, bekehrten überall eine Menge Menſchen zum Glauben an Jeſus. Petrus reiste deßhalb, ſobald die Verfolgung nachgelaſſen hatte, überall umher, und beſuchte alle. Da kam er denn nach Lydda, einer Stadt, die in dem ſchönen, blühenden Thale Saron lag. Hier traf er in einem Hauſe einen Mann an, Aeneas mit Namen, der gichtbrüchig war, und ſchon ſeit acht Jahren nicht mehr aus dem Bette konnte. Er lag ſo unbeweglich da, daß man ihn heben und legen mußte, um ihm ſeine Kiſſen zurecht zu machen. In dieſer langen

Zeit mochte er wohl recht oft nach Erlöſung von ſeinen Leiden geſeufzet haben! Allein nun trat Petrus zu ihm herein, und ſprach liebreich und freundlich zu ihm: „Aeneas! Jeſus Chriſtus macht dich geſund. Steh auf, und mache dein Bett von nun ſelbſt zurecht!“ Augenblicklich ſtand er auf, machte ſich ſein Bett zurecht, ging dann ſogleich aus, und konnte wohl nicht aufhören, zu frohlocken und Jeſum Chriſtum zu preiſen. Alle Einwohner der Stadt Lydda und des Thales Saron ſahen ihn ſo friſch und geſund umhergehen, und glaubten an den Herrn.

Auch wir wollen von ganzem Herzen an Ihn glauben! Kein Menſch auf Erden, er ſey auch noch ſo geſund und blühend, iſt vor ſolchen Leiden ſicher, wie ſie den Aeneas trafen; ja mancher vielleicht, der dieſes Blatt liest, oder leſen hört, ſeufzet in einem ähnlichen Elende. Allein, lieber Leidender, ſo lange dein Leiden auch ſchon währen mag, ſey getroſt! Jeſus Chriſtus, der dem Aeneas half, lebt noch und verwandelt jedes, und — freue dich, gute Seele! — auch dein Leiden, es ſey nun entweder hier oder dort, in lauter Freude. Vertraue daher nur feſt auf Ihn; denn dies allein gibt wahren Troſt.

Nicht weit von Lydda lag die Stadt Joppe. In dieſer Stadt lebte eine Jüngerin, Namens Tabitha. Dieſe war die größte Wohlthäterin der

Armen, und that ihnen unbeſchreiblich viel Gutes. Allein um eben dieſe Zeit wurde ſie krank und ſtarb. Als nun der Leichnam bereits eingekleidet, und in den obern Saal des Hauſes gelegt war, hörten die Jünger Jeſu zu Joppe, daß Petrus in Lydda ſey. Da ſchickten ſie ſogleich zwei Männer zu ihm, und ließen ihn bitten, er möchte keinen Augenblick ſäumen, zu ihnen zu kommen. Petrus machte ſich unverzüglich auf den Weg, und ging mit ihnen. Als er in dem Hauſe ankam, führten die Jünger ihn ſogleich hinauf in den obern Saal, wo der Leichnam lag. Wie nun Petrus vor dem erblaßten Leichnam ſo da ſtand, da ereignete ſich ein ungemein rührender Auftritt. Alle arme Wittwen aus der Stadt umringten den Petrus, und weinten alle und zeigten ihm die Kleidungsſtücke, die Tabitha ihnen, da ſie noch am Leben war, mit eigenen Händen gemacht hatte.

Wir ſehen da: Diejenigen aus den chriſtlichen Frauen jener Zeit, die nicht nöthig hatten, ihr Brod mit Handarbeit zu verdienen, machten ſich — anſtatt die Zeit blos auf ihren Putz zu verwenden — ein Geſchäft daraus, Kleider für Arme zu verfertigen. Eine ſo ſchöne Sitte ſollte nicht untergehen! Von aller bunten Kleiderpracht bleibt uns doch einmal nichts, als ein Leichentuch! Eine einzige dankbare Thräne aber, die ein erquickter Arme — bei unſerer Bahre weint, ehrt uns mehr und hat auch für die Ewigkeit mehr Werth, als alle Perlen und Edelſteine der Welt.

Petrus hieß Alle hinausgehen, kniete nieder, und betete. Hierauf wandte er ſich zu dem Leichname und ſprach: „Tabitha, ſteh auf!“ Da öffnete ſie die Augen — ſah den Petrus an — und ſetzte ſich auf. Petrus aber reichte ihr die Hand, richtete ſie vollends auf, rief den Jüngern und den Wittwen herein, und führte ihnen die verſtorbene Tabitha wieder lebendig entgegen, und alle hatten eine ganz unbeſchreibliche Freude. Auch in ganz Joppe machte dieſe That großes Aufſehen, und Viele glaubten an den Herrn.

Auch dieſe wundervolle That geſchah, die Menſchen zum Glauben an Jeſus Chriſtus zu bewegen. Jeſus Chriſtus erweckte durch Petrus die Tabitha vom Tode, zum augenſcheinlichen Beweiſe, daß Er ſelbſt vom Tode auferſtanden ſey, daß Er in dem Himmel lebe, und daß Er einſt alle Todten erwecken werde. O ihr Alle, die ihr um eine geliebte Leiche weinet, glaubet daher an Ihn. Der frohe Glaube: Jeſus Chriſtus iſt die Auferſtehung und das Leben! iſt der beſte Troſt am Grabe.

Petrus blieb mehrere Tage zu Joppe, und wohnte da bei einem Gerber, der Simon hieß.

19. Cornelius.

Zu Cäſarea, einer großen, anſehnlichen Stadt am Meere, wohnte ein ſehr edler Mann, Namens Cornelius. Er war Römiſcher Hauptmann von der Kriegsſchaar, die man die Italieniſche nannte, und lebte ſammt ſeinem Hauſe fromm und gottesfürchtig, gab dem Volke ſehr viel Almoſen, und betete ohne Unterlaß zu Gott.

Als er nun einmal wieder recht herzlich betete, da ſah er Nachmittags um drei Uhr, klar und deutlich, einen Engel zu ſich hereintreten. Der Engel ſprach zu ihm: „Cornelius!“ Cornelius ſah ihn ſtarr und erſchrocken an, und ſagte: „Herr, was willſt du?“ Der Engel antwortete: „Dein Gebet iſt hinauf gekommen vor das Angeſicht Gottes, und deiner Allmoſen iſt vor Ihm gedacht worden. Darum ſchicke nun Männer nach Joppe, und laß Simon, mit dem Zunamen Petrus, zu dir kommen. Er wohnt bei Simon, einem Gerber, deſſen Haus an dem Meere liegt. Dieſer Petrus wird dir ſagen, was du thun ſollſt!“

Nachdem der Engel dieſes geſagt hatte, verſchwand er. Cornelius rief aber ſogleich zwei von ſeinen Dienern und einen frommen Soldaten, der unter ihm diente, erzählte ihnen, was der Engel geſagt hatte, und ſchickte ſie nach Joppe. Noch an demſelben Abend reisten ſie ab.

Des andern Tages zur Mittagsſtunde ging Petrus, um im Stillen zu beten, hinauf auf das Haus, das nach der Bauart jenes Landes, wie wir wiſſen, oben ganz eben und mit einem Geländer eingefaßt war. Die drei Männer näherten ſich bereits der Stadt. Petrus war eben hungrig, und hätte gern zu Mittag gegeſſen. Während man ihm nun unten im Hauſe ein Mittagseſſen bereitete, ward er im Geiſte entzückt, und Gott nahm von ſeinem Hunger Anlaß, ihn durch eine wunderbare Erſcheinung vorzubereiten, den Männern, die zu ihm kommen würden, ohne Bedenken zu folgen.

Den Iſraeliten waren gewiſſe Speiſen, die bei den Heiden ſehr gewöhnlich waren, verboten — vorzüglich auch deßhalb, damit ſie von dem Umgange mit den Heiden und von heidniſchen Mahlzeiten abgehalten, und vor Verführung zur Abgötterei und andern heidniſchen Laſtern bewahrt würden. Jetzt ſollte dieſer Unterſchied der Speiſen aufgehoben, und der Umgang mit Heiden geſtattet werden, damit die Heiden durch den Umgang mit gläubigen Iſraeliten zum Glauben an Jeſus Chriſtus kommen möchten. Weil nun eifrige Iſraeliten ſolche Speiſen für einen Gräuel anſahen und ſie unrein und gemein nannten, ja mancher nicht nur die Speiſen der Heiden, ſondern die Heiden ſelbſt als gemein und unrein verabſcheute, ſo wollte Gott den Petrus hierüber eines Beſſern belehren.

Petrus ſah in der Entzückung, ſo lebhaft, als geſchähe es wirklich, den Himmel offen und etwas, wie ein großes Leinentuch an den vier Enden, vom Himmel zur Erde bis zu ihm herablaſſen. Petrus ſah begierig hinein, und erblickte in dem Tuche allerlei vierfüßige Thiere, allerlei Vögel und verſchiedene andere Thiere, die zu eſſen den Iſraeliten im Geſetze verboten war. Eine Stimme aber erſcholl vom Himmel herab und rief: „Petrus! ſteh auf, ſchlachte und iß.“ Petrus antwortete mit Entſetzen: „O Herr! das ſey fern von mir. In meinem Leben iſt nichts Gemeines und Unreines in meinen Mund gekommen.“ Allein die Stimme rief: „Was Gott gereiniget hat, das ſollſt du nicht gemein nennen.“ Dieß geſchah zu drei Malen. Hierauf wurde das Tuch mit den Thieren wieder in den Himmel hinauf gezogen.

Als Petrus erwachte und hin und her dachte, was doch dieſes wunderbare Traumgeſicht bedeuten ſolle, ſieh! da ſtanden die drei Männer, die von Cornelius geſchickt waren, und das Haus des Gerbers erfragt hatten, bereits unten vor der Hausthür und erkundigten ſich, ob Simon, mit dem Zunamen Petrus, ſich hier aufhalte. In dem nämlichen Augenblicke ſprach der Geiſt Gottes zu Petrus, der noch voll tiefer Gedanken über die Erſcheinung da ſaß: „Sieh, drei Männer fragen nach dir! Steh daher auf, geh hinab und reiſe ohne Bedenken mit ihnen. Denn Ich habe ſie geſandt.“ Petrus ſtand ſogleich auf, ging zu den Männern hinab, und ſprach zu ihnen: „Seht, ich bin Derjenige, den ihr ſucht. Was iſt die Urſache, warum ihr gekommen ſeyd?“

Die Männer ſagten: „Cornelius, der Hauptmann, der, wie es das ganze Volk bezeugen muß, ein frommer, gottesfürchtiger Mann iſt, hat von einem heiligen Engel den Befehl erhalten, dich in ſein Haus kommen zu laſſen, und dann das Weitere von dir zu hören.“ Da führte Petrus ſie ſogleich herein, bewirthete ſie freundlich und behielt ſie über Nacht. Sobald aber der Morgen anbrach, ſtand er auf und ging mit ihnen, und ſechs Jünger von Joppe begleiteten ihn. Den Tag darauf kam er gegen Abend zu Cäſarea an.

Cornelius hatte indeſſen alle ſeine Verwandten und vertrauten Freunde zuſammen berufen und wartete mit Sehnſucht auf Petrus. Da nun Petrus in's Haus trat, eilte Cornelius ihm ſogleich entgegen, und fiel ihm zu Füßen, ihm ſeine tiefe Ehrfurcht zu bezeigen. Allein Petrus ſprach, indem er ihn aufrichtete: „Steh auf! denn ich bin nur ein Menſch, wie du.“ Cornelius führte ihn hierauf in das Wohnzimmer. Da Petrus hinein trat und die zahlreiche Verſammlung ſah, ſprach er: „Ihr wißt, wie ſehr ein jüdiſcher Mann es verabſcheue, mit Fremdlingen Gemeinſchaft zu machen, oder auch nur das Haus derſelben zu betreten. Allein Gott hat mir gezeigt, keinen Menſchen gemein und unrein zu nennen. Daher habe ich auch, als ihr nach mir geſchickt habt, mich nicht geweigert, ſogleich hieher zu kommen. Nun möchte ich aber auch wiſſen, aus was für einer Urſache ihr mich berufen habt?“

Cornelius ſprach: „Heute vor vier Tagen hatte ich bis Abends drei Uhr gefaſtet, und um die dritte Stunde betete ich in meinem Hauſe. Und ſieh! da ſtand mit einem Male ein Mann in einem hellen, weißen Kleide vor mir und ſprach: „Cornelius, dein Gebet iſt erhört, und deiner Almoſen iſt vor Gott gedacht worden. Schicke nach Joppe, und laß Simon, mit dem Zunamen Petrus rufen, der in dem Hauſe Simon's, des Gerbers, am Meere wohnt. Wenn der kommt, ſo wird er dir ſagen, was du zu thun haſt.“ Ich ſandte von Stund' an zu dir, und du haſt wohl gethan, daß du gekommen biſt. Und nun ſind wir alle hier vor Gottes Angeſicht verſammelt, Alles zu hören, was Gott dir uns zu ſagen geboten hat.

Da öffnete Petrus den Mund und ſprach: „Jetzt erfahre ich es in Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſieht, ſondern in jedem Volke, wer

Ihn fürchtet und recht thut, der iſt Ihm angenehm.“

„Gott hat den Kindern Iſraels durch Jeſum Chriſtum, der da iſt ein Herr über alle Dinge, Heil und Gnade ankünden laſſen. Ihr wißt es ſelbſt, was nach der Taufe und Predigt des Johannes, zuerſt in Galiläa und dann in dem ganzen jüdiſchen Lande geſchehen iſt, wie Jeſus von Nazareth von Gott mit dem heiligen Geiſte und mit Kraft geſalbt wurde, und wie Er umher ging und wohlthat, und Alle, die vom Teufel überwältigt waren, geſund machte, weil Gott mit Ihm war. Und von dem Allem, was Er im Lande Iſrael und zu Jeruſalem gethan hat, ſind wir die Augenzeugen. Nachdem ſie nun dieſen Jeſum an das Kreuzholz geheftet und getödtet hatten, hat Gott Ihn am dritten Tage von den Todten auferweckt, und Ihn wieder lebendig und ſichtbar dargeſtellt — nicht allem Volke, ſondern uns, den von Gott dazu erwählten Zeugen, die wir nach ſeiner Auferſtehung von den Todten den vertrauteſten Umgang mit Ihm gehabt, und mit Ihm gegeſſen und getrunken haben. Er hat uns geboten, dem Volke zu predigen und zu bezeugen: Er ſey der von Gott verordnete Richter der Lebendigen und der Todten. Ihm geben alle Propheten das Zeugniß: Er ſey es, durch Den ein Jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden erlange.“

Petrus ſprach noch — da kam der heilige Geiſt über Alle, die ſein Wort anhörten. Sie fingen an, gleich den Apoſteln am Pfingſtfeſte, fremde Sprachen zu reden, und in hohen Lobgeſängen die großen Thaten Gottes zu preiſen. Die gläubigen Iſraeliten, die den Petrus begleitet hatten, waren voll Erſtaunen, daß die Gaben des heiligen Geiſtes auch über die Heiden ausgegoſſen wurden. Petrus aber ſprach: „Könnte wohl auch noch Jemand dieſen die Taufe wehren, und ihnen das Waſſer verſagen, da ſie doch den heiligen Geiſt bereits ſo eben empfangen haben, wie wir?“ Er befahl daher, ſie im Namen des Herrn Jeſu Chriſti zu taufen. Nach der Taufe baten ſie ihn, daß er einige Tage bei ihnen bleiben möchte, was denn Petrus auch ſehr gerne that.

Die Apoſtel und die übrigen Jünger zu Jeruſalem hörten indeß, daß auch die Heiden das Wort Gottes angenommen hatten. Da nun Petrus nach Jeruſalem kam, machten ihm Diejenigen aus den Gläubigen, die zuvor Iſraeliten geweſen und ſich hatten taufen laſſen, Vorwürfe, und ſprachen zu ihm: „Du biſt zu den Heiden hineingegangen, und haſt ſogar mit ihnen gegeſſen.“ Petrus fing nun an, ihnen alles, was wir eben gehört haben, der Ordnung nach zu erzählen, von der himmliſchen Erſcheinung an, die er zu Joppe gehabt, bis auf den Augenblick, da Cornelius mit allen den Seinigen den heiligen Geiſt empfing. Am Ende ſeiner Erzählung ſagte Petrus noch: „Bei dieſer Geſchichte dachte ich denn an das Wort des Herrn, das Er uns ſelbſt ſagte, und das auch hier in Erfüllung ging: „Johannes hat mit Waſſer getauft; ihr aber ſollt mit dem heiligen Geiſte getauft werden.“ Und da nun Gott, fuhr Petrus fort, an ihnen dieſe Worte erfüllte, und ihnen eben dieſelbe Gnade, wie uns, die wir an Jeſum Chriſtum glauben, geben wollte — wer bin ich, daß ich Gott dieſes hätte wehren können?“

Als ſie das hörten, ſagten ſie kein Wort mehr dagegen, ſondern lobten vielmehr Gott, daß Er auch die Heiden durch Buße zum Leben führen wolle.

Wir wollen den Hauptmann Cornelius, der ſchon als Heide ein ſo edler Mann war, näher betrachten. Seine Sinnesart und ſein ganzes Betragen iſt ein lehrreiches Beiſpiel für uns Chriſten. Welch ein heiliger Ernſt, mit dem er Gott ſucht! Gott und Seinen Willen zu erkennen, iſt ihm die größte Angelegenheit ſeines Lebens. Welcher Eifer im Gebet! Er wird gar nicht müde, zu Gott zu beten, und iſt in der verſchwiegenen Kammer ſo gern mit Gott allein. Welche Liebe zu den Menſchen! Er gibt nicht nur dieſem oder jenem Armen, ſondern, ſo weit ſein Vermögen reicht, allen unter dem ganzen Volke reichliches Almoſen. Welche

Selbſtüberwindung! Er faſtet bis Abends; er iſt kein Sklave ſinnlicher Lüſte, und das Eſſen iſt ihm die geringſte Angelegenheit. Welche gute Hausordnung! Sein ganzes Haus iſt fromm und gottesfürchtig wie er, und er wählt auch nur ſolche Diener aus, die ihm an frommen und gottesfürchtigen Geſinnungen gleichen. Welche Achtung hat er für gute Menſchen! Auch den gemeinen Mann, der Gott verehrt, ehrt er, der Hauptmann, als ſeinen Freund und Bruder. Welche Liebe und Eintracht, in der er mit ſeinen Verwandten lebt! Alle beruft er zu ſich; alle ſollen des Heiles, das ihm angekündigt iſt, theilhaftig werden. Welche Demuth, mit der er ſich dem Petrus zu Füßen wirft! Welcher lebendige Glaube an Gottes Allgegenwart! Wie vor Gottes Angeſicht iſt er mit all den Seinigen verſammelt. Welcher Eifer, Gottes Wort zu hören! Er will es nur hören, um es zu vollbringen. Allein deßhalb belohnte ihn Gott auch auf das herrlichſte. Ein Engel wird vom Himmel geſandt, ihm Gottes Wohlgefallen zu bezeugen. Der erſte der Apoſtel kommt iu ſein Haus, ihm Heil und Gnade und Vergebung der Sünden in Jeſu Chriſto zu verkünden. Gottes Geiſt erfüllt ihn und die Seinigen, bevor ſie noch getauft ſind.

Dieſer Eifer eines Heiden — beſchämt er nicht viele Chriſten? Es braucht kein Engel vom Himmel zu kommen, damit er uns ſage, wer uns Gottes

Wort verkünden ſoll. Jeden Sonntag erſchallt es in unſern Tempeln und Kirchen. Wir dürfen nur das Evangelium öffnen, ſo ſprechen Chriſtus und die Apoſtel zu uns. Ja ſelbſt eben jetzt, da ihr dieſes geleſen habt, ſprach Petrus zu euch, wie zu Cornelius. Warum machen aber dieſe Worte auf uns keinen ſolchen Eindruck wie auf Cornelius? Woher kommt es? — Es kommt daher, weil wir keinen ſolchen Ernſt haben wahrhaft gut zu werden. Wir bereiten unſer Herz nicht durch Andacht, Nüchternheit und Wohlthätigkeit die drei ſchönen Uebungen: Beten, Faſten und Almoſengeben, gehörig vor, das Wort Gottes zu hören, und da findet dieſes edle Samenkorn dann in uns kein gutes Erdreich, und kann keine guten Früchte bringen. Wir thun das Gute nicht, das wir thun können, meiden das Böſe nicht, das wir meiden können, wird ſind im Kleinen nicht getreu, wie ſollte uns Gott das Größere geben? Wir ſind oft voll Haß und Stolz und ſinnlicher Neigungen; daher findet Gottes Geiſt keinen Platz in unſerm Herzen. Ja, wie wir hier in Cornelius einen Heiden antreffen, der den heiligen Geiſt empfing, bevor er getauft war, ſo gibt es, leider, Viele, die getauft ſind, und den heiligen Geiſt nicht mehr haben. O laßt uns daher Gott ſuchen, wie Cornelius, und wir werden Gott — und in Ihm und in Jeſus und in Seinem Geiſte – volle Seligkeit finden, wie Cornelius.

20. Petrus von dem Engel aus dem Gefängniſſe befreit.

Auch der König Herodes fing an, die Kirche Jeſu zu verfolgen. Er ließ den Jakobus, den Bruder des Johannes, durch das Schwert hinrichten. Da er ſah, daß dieſes den Juden gefiel, befahl er, auch den Petrus zu ergreifen, und, weil es eben Oſtern war, ihn einſtweilen in das Gefängniß zu werfen. Sogleich nach dem Feſte wollte er ihn dem Volke vorführen, und hinrichten laſſen. Eine vierfache Wache, jede zu vier Mann, wovon die Hälfte abwechſelnd immer unter Gewehr ſtand, mußte ihn im Gefängniſſe bewachen.

Während Petrus im Gefängniſſe lag, betete die Gemeinde ohne Unterlaß für ihn zu Gott. Schon war die letzte Nacht vor dem fürchterlichen Tage, der zu ſeiner Hinrichtung beſtimmt war, angebrochen. Petrus aber ſchlief ruhig im Gefängniſſe, zwiſchen zwei Soldaten, an die er, damit er ja nicht entkommen möge, mit zwei Ketten angeſchloſſen war. Die übrigen Soldaten, die eben die Wache hatten, ſtanden draußen vor den drei Thüren, durch die man ins Gefängniß kam, ſo, daß jede Thüre von zwei Mann beſetzt war.

Und ſieh! — plötzlich ſtand der Engel des Herrn bei Petrus. Ein heller Glanz erleuchtete das dunkle Gefängniß. Der Engel ſtieß den Petrus ſanft in die Seite, weckte ihn und ſprach zu ihm: „Eilends ſteh auf!“ Petrus ſtand, noch ganz voll Schlaf, auf, und beide Ketten fielen augenblicklich von ſeinen Händen. Nun ſprach der Engel zu ihm: „Umgürte dich und zieh' deine Schuhe an.“ Petrus that es. „Jetzt,“ ſprach der Engel, „wirf deinen Mantel um, und folge mir.“ Petrus warf den Mantel um und folgte ihm, wußte aber immer noch nicht, daß ihn wirklich ein Engel rette. Es kam ihm Alles nur wie ein Traum oder eine bloße Erſcheinung vor.

Sie gingen indeß durch die Wachen der erſten und zweiten Thüre, und kamen nun an das eiſerne Thor, das aus dem Gefängniſſe in die Stadt führte. Das Thor that ſich ihnen von ſelbſt auf, und beide gingen hindurch. Der Engel begleitete den Petrus noch eine Gaſſe weit und verſchwand dann plötzlich aus ſeinen Augen. Jetzt kam Petrus erſt ganz zu ſich ſelbſt, und ſprach: „Nun weiß ich es in Wahrheit, daß der Herr mir Seinen Engel geſandt, und mich der Gewalt des Herodes und aller Erwartung des jüdiſchen Volkes entriſſen hat.“

Voll von dieſem Gedanken, voll Dank und Anbetung ging er nun dem Hauſe zu, in dem die Apoſtel und Jünger des Herrn ſich gewöhnlich verſammelten. So ſpät es auch ſchon in der Nacht war, ſo waren doch noch alle bei einander auf und beteten alle einmüthig für Petrus. Da hörten ſie ihn auf einmal draußen an der Hausthüre klopfen. Ein Dienſtmädchen, Namens Rhode, ging hinaus, um zu hören, wer denn ſo ſpät in der Nacht noch kommen möge, und erkannte den Petrus ſogleich an der Stimme. Da vergaß ſie vor lauter Freude, die Thür' aufzumachen, und ſprang wieder hinein und rief: „Petrus ſteht vor der Hausthür!“ Allein die verſammelten Jünger im Saale ſagten: „Was fällt Dir ein? Du biſt nicht recht bei Sinnen!“ Sie aber ließ ſich's nicht nehmen, Petrus ſey es wirklich. Da ſagten ſie: „Ah, vielleicht iſt es ſein Engel!“ Petrus klopfte indeß immer ſtärker. Da gingen mehrere hinaus, machten die Thür' auf und waren vor Erſtaunen ganz außer ſich, als Petrus wirklich vor ihnen da ſtand. Sie führten Ihn mit lautem Jubel herein, und Alle umringten ihn, und vor Freude und Verwunderung rief der Eine dies, der Andere das aus, und ſie konnten gar nicht aufhören, ſich laut zu wundern und zu freuen. Da nun Petrus nicht zu Wort kommen konnte, winkte er ihnen mit der Hand zu ſchweigen, erzählte ihnen, wie ihn der Herr ſo wunderbar aus dem Gefängniſſe befreit habe, trug ihnen auf, es auch den übrigen Jüngern zu erzählen, und ging dann ſogleich wieder weiter und begab ſich an einen ſichern Ort.

Als nun der Tag anbrach, an dem Petrus ſollte hingerichtet werden, und wohl ſchon alle

Straßen Jeruſalems von großen Schaaren neugierigen Volkes wimmelten, da war die Verwirrung und Beſtürzung unter den Soldaten ganz unbeſchreiblich. Sie konnten gar nicht begreifen, wo doch Petrus hingekommen ſey. Denn von Allem, was mit ihm vorgegangen war, hatten ſie nichts gemerkt. Herodes wollte hierauf den Petrus zur Hinrichtung abholen laſſen; da man ihn aber nicht fand, ward er grimmig böſe, ließ die Soldaten ſehr ſcharf verhören, und ſie, obwohl ſie unſchuldig waren, ſehr ſtrenge beſtrafen.

Bald hernach reiste Herodes von Jeruſalem nach Cäſarea, und hielt ſich einige Zeit dort auf. Da er nun eben über die Einwohner von Tyrus und Sidon erzürnt war, ſo ſchickten beide Städte einmüthig Geſandte an ihn ab. Dieſe brachten den königlichen Kämmerer Blaſtus auf ihre Seite, und flehten durch ihn bei dem Könige um Gnade. Denn weil ſie die Nahrungsmittel aus dem Lande des Königs bezogen, ſo war ihnen an ſeiner Gunſt ſehr viel gelegen. Herodes beſtimmte ihnen einen Tag, an dem ſie vorkommen dürften, und erſchien dann in aller ſeiner königlichen Pracht und hielt öffentlich vom Throne eine Rede an ſie. Da rieſen alle: „So ſpricht kein Menſch, ſondern nur Gott.“ Dieſe grobe Schmeichelei, die er als eine Gotteslästerung hätte verabſcheuen ſollen, gefiel dem Herodes ſehr wohl. Allein plötzlich ſchlug ihn, weil er die Ehre nicht Gott gab, der Engel des Herrn. Würmer fingen an ihn zu verzehren, und ſo gab er unter ſchrecklichen Schmerzen den Geiſt auf.

Freundlicher und erfreulicher als uns, mitten in einer ſchauerlichen Wildniß voll Dornen und giftiger Kräuter, der liebliche Anblick eines Baumes voll erquickender Früchte ſeyn würde, muß es uns ſeyn, in dieſer Geſchichte mitten unter dem Verderbniſſe der Welt die erſte chriſtliche Gemeinde aufblühen zu ſehen.

Dieſe Geſchichte ſtellt uns zuerſt ein Bild der Welt vor Augen, wie ſie vielfältig beſchaffen iſt. Wir ſehen da in den Iſraeliten ein verworfenes Volk, dem es das größte Vergnügen iſt, die Unſchuld in Ketten zu erblicken, und das den Tag kaum abwarten kann, an dem ihr Blut unter dem Schwerte fließen wird. Wir ſehen in den Geſandten der zwei größten Handelsſtädte Männer, die ſich vor Herodes, den ſie im Herzen verachten, zu den elendeſten Schmeicheleien erniedrigen, um wohlfeileres Brod zu bekommen. Wir ſehen in dem Könige Herodes bei all ſeiner Pracht und ſeiner Beredſamkeit einen Mann, der mit Menſchenleben ſpielt, das Schwert, das ihm Gott zur Handhabung der Gerechtigkeit anvertraute, zum Morden mißbraucht, deſſen Herz ohne Aufhören, bald gegen die ſchuldloſen Jünger Jeſu, bald gegen ſeine eigenen Diener, bald gegen benachbarte Städte von Zorn und Unwille kocht, und der bei allen ſeinen Laſtern noch ſo unermeßlich ſtolz iſt, daß er ſich als einen Gott verehren läßt! Welch ein gräßliches Gemälde von Liebloſigkeit, Gewaltthätigkeit, Ungerechtigkeit, Haß, Zorn, blinder Wuth, Betrug, Schmeichelei, Stolz, niedrigem Eigennutz!

Dieſe Geſchichte läßt uns aber auch einen Blick in das Innere der erſten chriſtlichen Gemeinde thun — und da ſehen wir gleichſam den Himmel auf Erden. Alle Jünger und Jüngerinnen Jeſu ſind durch die Bande des Glaubens und der Liebe an den Himmel geknüpft. Auch bei den ſchrecklichſten Verfolgungen, die ſie von böſen Menſchen zu leiden haben, verläßt ſie der Muth nicht. Petrus ſchläft ſo ruhig in Ketten, wie ein Kind an der Mutterbruſt. Tag und Nacht ſteigt das einmüthige Flehen der Gemeinde für ihn zum Himmel, und der Engel des Herrn ſteigt hernieder und hilft, gerade in dem Augenblicke, wo die Noth am höchſten iſt und bald alle Hülfe verloren ſcheint. Gott rettet ihn durch den Engel mit einer Macht, welcher weder Ketten noch eiſerne Thüren noch bewaffnete Männer widerſtehen können. Alle ſind mit dem Bande der zärtlichſten Geſchwiſterliebe unter einander vereinigt, von dem erſten Apoſtel des Herrn bis herab auf das geringſte Dienſtmädchen. Wie bei dem Leiden eines Einzigen alle voll des zärtlichſten Mitleidens ſind, ſo erfüllt auch die Freude des Einen alle Andern mit Freude und Jubel. Ach, da alle Menſchen dieſen Himmel auf Erden durch Glaube und Liebe haben könnten, warum machen ſich doch ſo viele dieſe Erde durch Gottvergeſſenheit und Liebloſigkeit zur Hölle?

An Herodes ſehen wir überdies noch ein ſchauerliches Beiſpiel des beſtraften Stolzes. Wie ſchnell wurde es mit ihm anders! Alle ſeine Pracht und Herrlichkeit wird augenblicklich in einen Anblick des Schreckens und Entſetzens verwandelt, und ſeine ruhmredige Zunge kann nur mehr klagen und jammern! Wenn gleich auf keine ſo außerordentliche, ſo wird doch auf eine ähnliche Art am Ende jeder Stolze gedemüthiget. Der Tod wird ſeiner Ruhmredigkeit ein Ende machen; anſtatt der prächtigen Kleider werden Staub und Moder ſeinen Leichnam bedecken; anſtatt der goldenen Ringe ſich Würmer um ſeine Finger ſchlingen. Der Gedanke an den Tod iſt daher auch ein treffliches Mittel, den Stolz niederzuſchlagen.

III.

Der Apoſtel Paulus.

21. Die Bekehrung des Apoſtels Paulus.

Paulus, der vormals Saulus hieß, glühte vor ſeiner Bekehrung vor Rache gegen die Jünger Jeſu, und lechzte nach ihrem Blute. Nachdem er die Gemeinde Jeſu zu Jeruſalem zerſtört hatte, ging er zu dem oberſten Hohenprieſter und begehrte von ihm Vollmachtsbriefe an die Synagoge zu Damaskus, um alle, die dieſer Lehre anhingen, Männer und Weiber, gebunden nach Jeruſalem zu führen. Der Hohepprieſter gab ihm die Briefe gern, und mehrere Männer begleiteten ihn.

Als nun Paulus ſich auf dem Wege befand, und dieſer Stadt ſchon ganz nahe war, da umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel. Geblendet von himmliſchem Glanze und wie vom Blitze getroffen, ſtürzte er zu Boden, und eine Stimme erſcholl vom Himmel herab und rief ihm laut zu: „Saulus! Saulus! warum verfolgeſt du Mich?“ Er ſprach: „Herr, wer biſt du?“ Der Herr ſprach: „Ich bin Jeſus, den du verfolgſt!“ Höchſt erſchrocken, zitternd und bebend rief Saulus: „Herr! was willſt Du, daß ich thun ſoll?“ Der Herr ſprach: „Steh auf, und geh in die Stadt. Dort wirſt du hören, was du thun ſollſt.“

Die Männer, die mit Paulus reisten, ſtanden ſtarr vor Erſtaunen umher. Sie hatten den Lichtglanz auch geſehen, hörten auch wohl, daß Paulus mit Jemand rede, ſahen aber Niemand. Paulus richtete ſich indeß von der Erde auf. Da er aber die Augen öffnete, ſah er nicht mehr. Denn der heftige Glanz dieſes himmliſchen Lichtes hatte ihn blind gemacht. Seine Reiſegefährten nahmen ihn daher bei der Hand, und führten ihn hinein nach Damaskus, in das Haus eines Mannes, der Juda hieß. Hier verweilte er drei Tage, und ſah nicht, und aß und trank nicht, und betete beſtändig.

Zu Damaskus lebte ein Jünger Jeſu, ein ſehr gottesfürchtiger, frommer und gerechter Mann, Ananias mit Namen. Zu dieſem ſprach der Herr nach drei Tagen, zu Nacht in einem Traumgeſichte: „Ananias!“ Er antwortete: „Herr, hier bin ich!“ Der Herr ſprach zu ihm: „Steh auf, und geh hin in die Straße, die man die gerade nennt, und frage in dem Hauſe des Juda nach einem Manne von Tarſus, der Saulus heißt. Denn ſieh, er betet!"

Ananias rief erſtaunt: „O Herr! von dieſem Manne haben mir Viele erzählt, wie viel Böſes er Deinen Heiligen in Jeruſalem zugefügt habe! Auch hieher kam er mit Vollmachten von den Hohenprieſtern, Alle, die Deinen Namen verehren, einzufangen." Allein der Herr ſprach: „Geh hin, denn eben Dieſer iſt Mir ein auserwähltes Werkzeug, Meinen Namen den Völkern und Königen, und auch den Kindern Iſraels zu verkünden. Ich will ihm zeigen, wie viel er ſelbſt noch um Meines Namens willen werde leiden müſſen."

Zu gleicher Zeit, da Ananias dieſe Erſcheinung hatte, ſah der blinde Saulus in einem Traumgeſichte eine ähnliche Erſcheinung. Er ſah eben dieſen ehrwürdigen Mann Ananias zu ſich herein treten, und ihm die Hände auflegen, damit er wieder ſehend werde. Durch dieſe Erſcheinung wollte ihn der Herr vorbereiten, den Ananias, wenn er nun wirklich kommen würde, als Seinen Geſandten anzuſehen und ihm zu gehorchen.

Ananias ging mit Anbruch des Tages hin, kam in das Haus, trat zu Saulus hin, legte ihm die Hände auf, und ſprach zu ihm: „Lieber Bruder Saulus, ſieh mich an! Der Herr, der dir auf dem Wege hieher erſchienen iſt, ſendet mich zu dir, damit du wieder ſehend und mit dem heiligen Geiſte erfüllt werdeſt.“ Augenblicklich fiel es dem Saulus wie Schuppen von den Augen. Er ſah wieder und erkannte den Ananias, deſſen Angeſicht er im Traume geſehen hatte.

Ananias ſprach weiter: „Der Gott unſrer Väter hat dich längſt auserwählt, daß du Seinen Willen erkennen, Jeſum, den Gerechten ſehen, und Deſſen Stimme aus Seinem eigenen Munde hören ſollteſt. Denn du wirſt vor allen Menſchen Sein Zeuge ſeyn, und Das, was Du geſehen und gehört haſt, überall verkündigen. Und nun, was ſäumeſt du? Steh auf, und laß dich taufen, und waſche ſo deine Sünden ab und bekenne Jeſum öffentlich als deinen Herrn.“ Und Saulus gehorchte, ſtand auf, und ließ ſich taufen.

Saulus, oder wie er nunmehr genannt wurde, Paulus nahm Speiſe, kam wieder zu Kräften, beſuchte die Jünger Jeſu zu Damaskus, und hielt ſich täglich bei ihnen auf. Sogleich an dem nächſten Sabbath aber ging er in die Synagoge und predigte da öffentlich: „Jeſus der Gekreuzigte ſey wahrhaft der Sohn Gottes.“ Alle, die das hörten, waren voll des höchſten Erſtaunens und ſagten zu einander: „Iſt denn dieſer nicht derjenige, der zu Jeruſalem Alle, die dieſen Namen verehren, auszurotten ſuchte, und nur darum hieher gekommen iſt, ſie gebunden den Hohenprieſtern zu überliefern?“

Paulus aber ward immer ſtärker im Geiſte, und bewies es den Juden zu Damaskus ſo klar, Jeſus ſey wirklich der erwartete Meſſias, daß ſie ihm gar nichts mehr darauf zu antworten wußten, und ganz aus der Faſſung kamen. Da gingen ſie hinaus, und hielten Rath, und beſchloſſen, ihn umzubringen. Damit er ihnen aber nicht entrinnen möchte, ließen ſie an allen Thoren der Stadt Tag und Nacht auf ihn Acht geben. Allein Paulus erfuhr dieſes, und die Jünger ließen ihn deßhalb zu Nacht in einem Korbe durch das Fenſter eines Hauſes, das an die Stadtmauer angebaut war, über die Mauer hinunter, und ſo entkam er.

Eine Zeit nachher reiste Paulus nach Jeruſalem, und wollte mit den Jüngern Jeſu Gemeinſchaft machen. Allein alle erſchraken und fürchteten ſich vor ihm; denn ſie glaubten es nicht, daß er auch ein Jünger Jeſu ſey. Barnabas aber, der ihn zu Damaskus kennen gelernt hatte, nahm ihn zu ſich, führte ihn zu den Apoſteln, erzählte ihnen, wie der Herr ihm unter Weges erſchienen ſey, und wie Paulus ſich zu Damaskus als einen wahren Jünger Jeſu bewährt und Jeſum öffentlich und freimüthig geprediget habe; und nun nahmen die Apoſtel ihn voll Freude als einen Jünger Jeſu unter ſich auf. Durch ganz Judäa, Galiläa und Samaria aber genoß die Kirche Jeſu wieder Ruhe und Frieden, vermehrte ſich noch immer, und alle Gläubigen wandelten in der Furcht des Herrn und waren voll von dem Troſte des heiligen Geiſtes.

In dieſer Geſchichte zeigte Jeſus Chriſtus auf das alleraugenſcheinlichſte, daß Er in der Herrlichkeit des Himmels Sein großes Werk auf Erden, die Menſchen von Sünden zu erlöſen, noch immer fortſetze und nicht aufhöre, ſie heilig und ſelig zu machen. Aus lauter Gnade und Erbarmung hat Er ſich dem Paulus zu erkennen gegeben, und ihn zur Buße und zum Apoſtelamte berufen, und eben dadurch hat Er ſich auch all der unzähligen Menſchen erbarmt, die durch die Predigten des Apoſtels Paulus zur Erkenntniß Jeſu gekommen und zum Heile gelangt ſind.

Paulus iſt ein Beiſpiel wahrer Buße und Beſſerung. Er hatte nach ſeiner Bekehrung kein anderes Verlangen mehr, als den Willen Gottes zu thun: „Herr, was willſt Du, daß ich thun ſoll?“ rief er, und that es wirklich. Sein ganzes folgendes Leben war eine beſtändige Befolgung des Willens Jeſu, des Willens Gottes. Er betete die drei Tage, bis Ananias zu ihm kam, beſtändig. „Sieh, er betet!“ ſprach Jeſus ſelbſt von ihm. Ohne dieſes herzliche, anhaltende Gebet, hätte ihm ſelbſt die himmliſche Erſcheinung nicht zum Heile gereichen können; die Gnade und Erbarmung Gottes wäre an ihm verloren geweſen. Paulus wurde ganz das Gegentheil von dem, was er vorhin geweſen. Wie er vorhin von Haß gegen die Chriſten glühte, ſo war er jetzt von der innigſten Liebe gegen ſie entflammt. Wie er vorhin Jeſum läſterte und auch Andere zwingen wollte, Ihn zu läſtern, ſo bekannte und verkündete er jetzt Ihn überall als den Sohn Gottes, den Herrn und Heiland der Menſchen, und achtete alle Schätze der Welt für nichts gegen die herrliche Erkenntniß Jeſu Chriſti. Wie er vorhin die Chriſten verfolgt hatte, ſo übertrug er ſelbſt nun um Jeſu willen, die ſchrecklichſten Verfolgungen, mit unermüdbarer Geduld, ja mit Freuden. Die ganze jetzt folgende Geſchichte des Paulus iſt ein ſteter Beweis, was die Gnade Gottes an dem Menſchen vermöge, wenn er derſelben mitwirkt. Paulus ſteht für alle Zeiten da als ein Denkmahl des Glaubens, thätig in Liebe.

Paulus war in der That ein auserwähltes Werkzeug, den Namen Jeſu den Völkern zu verkünden. Er war ein Mann von großen, natürlichen Geiſtesgaben; er war ein Schüler Gamaliels, der zu jener Zeit für den weiſeſten Lehrer in Iſrael gehalten wurde; er hatte ſich eine große Gelehrſamkeit und eine genaue Kenntniß des Geſetzes erworben; er ſtand bei den Hohenprieſtern und dem ganzen jüdiſchen Volke in großem Anſehen, und beſonders waren die Phariſäer ſtolz auf ihn; ſein Anſehen wurde durch ſeinen allbekannten Eifer gegen die Jünger Jeſu, in den Augen der Juden, noch ſehr vermehrt. Schon ſeine ſchnelle Bekehrung mußte daher allen Menſchen ein Beweis ſeyn, daß wirklich etwas ganz Außerordentliches mit ihm vorgegangen ſeyn müſſe. Wer nicht ganz verblendet war, mußte ihm glauben, daß er die lautere Wahrheit ſage, und daß Jeſus Chriſtus ſich ihm wirklich geoffenbart habe. Denn was für einen Gewinn hätte er davon gehabt, dies blos vorzugeben? Er verlor dadurch ſein Anſehen bei den Hohenprieſtern; alle ſeine Ausſichten auf hohe Ehrenſtellen und Reichthümer gab er hiemit auf; er lud den Haß des ganzen Judenvolkes, ja auch der Heiden auf ſich; er hatte von dem armen verfolgten Häuflein der Chriſten nichts zu erwarten, als mit ihnen verfolgt zu werden, wie er denn auch ſein übriges ganzes Leben unter beſtändigen Leiden und Todesgefahren zugebracht und von den Chriſten nicht einmal den nöthigen Lebensunterhalt genommen, ſondern alles, was er brauchte, durch die Arbeit ſeiner Hände verdient hat, und davon noch den armen Chriſten mittheilte. Noch mehr aber als dieſes Alles wirkte die Kraft des heiligen Geiſtes, mit der er ſprach, und die Jeſus Chriſtus ihm verliehen hatte. Jedem Menſchen, der ein redliches Gemüth hatte, mußte es einleuchten, daß

Jeſus dem Paulus wirklich erſchienen ſey, und ihn zum Lehrer der Völker berufen habe. Die Verheißung Jeſu ging an Paulus über alle Erwartung in Erfüllung. Dies zeigt die ganze Geſchichte des Apoſtel Paulus und die ganze Chriſtenheit nennt ihn deßhalb bis auf dieſen Tag mit Recht den Lehrer der Völker.

Die Verfolger des Paulus, denen er ſo nachdrücklich aus ihren heiligen Schriften bewies, Jeſus ſey wirklich der von Gott verheißene Erlöſer der Menſchen, daß ſie gar nichts mehr dagegen einwenden konnten und deßhalb ihn zu ermorden trachteten, ſind ein warnendes Beiſpiel, wie weit der Menſch, der ſich von ſeinen böſen Leidenſchaften beherrſchen läßt, im Böſen kommen könne. Hochmuth, Eigendünkel, Anhänglichkeit an die eiteln Güter und Lüſte der Welt können den Verſtand ſo verfinſtern, daß er die klarſte Wahrheit nicht mehr ſieht; ſie können das Herz ſo verkehren, daß es ſelbſt das Gute, ja das Beſte haßt. Wir müſſen daher vor Allem darauf bedacht ſeyn, unſer Herz von ſolchen verderblichen Leidenſchaften rein zu bewahren und uns vor Sünden und Laſtern zu hüten, um die chriſtliche Wahrheit recht zu erkennen und dadurch ſelig zu werden.

22. Paulus zu Antiochia.

Zur Zeit jener Verfolgung, die mit Ermordung des Stephanus angefangen hatte, flüchteten mehrere Jünger ſich aus Judäa nach Antiochia, der Hauptſtadt von Syrien, und predigten dort den Juden und Griechen das Evangelium. Der Herr war mit ihnen, und eine große Anzahl ward gläubig und bekehrte ſich zum Herrn. Da die Gemeinde Jeſu zu Jeruſalem dieſes vernahm, ſchickte ſie den Barnabas dahin, als einen ſehr frommen Mann, der voll des heiligen Geiſtes und voll Glaubens war. Als er zu Antiochia ankam, und ſah, was die Gnade Gottes da gewirkt hatte, ward er hoch erfreut, und ermahnte alle und jede, dem Herrn von ganzem Herzen unveränderlich treu zu bleiben. Auf ſeine Predigten wurde neuerdings eine große Menge von Seelen dem Herrn gewonnen.

Hierauf reiſte Barnabas nach Tarſus, ſuchte dort den Paulus auf, und führte ihn, nachdem er ihn gefunden hatte, nach Antiochia. Hier blieben ſie nun Beide ein ganzes Jahr, lehrten die Menge Volkes gemeinſchaftlich, und ſtifteten eine ſo wahrhaft chriſtliche Gemeinde, daß die Jünger hier zuerſt den ſchönen Namen Chriſten erhielten — das heißt, ſolcher Menſchen, die nicht nur Chriſtum, den Geſalbten, als ihren Herrn und Heiland erkennen und Ihm nachfolgen, ſondern ſelbſt heilig und von Gottes Geiſte geſalbt ſind.

Die Chriſten zu Antiochia bewährten ihren Glauben an Jeſus Chriſtus ſehr ſchön durch Liebe. Eines Tages kamen einige Jünger Jeſu von Jeruſalem nach Antiochia, welche die Gabe der Weiſſagung hatten. Einer aus ihnen, Namens Agabus, ſtand in der Verſammlung auf, und ſagte durch Eingebung des heiligen Geiſtes voraus, über den ganzen Erdboden, beſonders über Jeruſalem und im Lande umher, werde eine große Hungersnoth kommen. Da faßten die Jünger zu Antiochia ſogleich alle den Entſchluß, daß jeder ihren Brüdern, den Jüngern zu Jeruſalem und im Lande der Juden Etwas zur Unterſtützung ſchicken wolle. Dieſes thaten ſie auch unverzüglich. Ein Jeder gab, ſo viel er konnte. Das zuſammen gelegte Geld überſchickten ſie, durch Paulus und Barnabas, den Aelteſten zu Jeruſalem. Die Theuerung traf auch, ſo wie Agabus ſie voraus geſagt hatte, wirklich ein, und das überſendete Geld war für die Jünger zu Jeruſalem und in Judäa eine große Wohlthat.

So liebreich nahmen ſich die erſten Chriſten ihrer bedrängten Mitbrüder an; ſo werden auch noch heut zu Tage Sammlungen angeſtellt, ſowohl nahe als entfernte Nothleidende zu unterſtützen.

Wer ein chriſtliches Gemüth hat, trägt, ſo viel es ſeine Umſtände geſtatten, mit Freuden dazu bei.

23. Paulus und der Lahmgeborne zu Lyſtra.

Zu Antiochia lebten mehrere Lehrer, die voll des heiligen Geiſtes waren. Als ſie nun einmal längere Zeit gebetet und gefaſtet hatten und eben im Gottesdienſte verſammelt waren, da ſprach der heilige Geiſt zu ihnen: „Sondert Mir Paulus und Barnabas aus, zu dem Werke, zu dem Ich ſie berufen habe.“ Sie beteten und faſteten Alle aufs Neue, legten ihnen dann die Hände auf, und entließen ſie unter Segen und Gebet. Paulus durchreiste nun mit Barnabas mehrere der vorzüglichſten Städte Aſiens. Ueberall fanden ſie Herzen, die Gottes Wort mit Freuden aufnahmen. Ueberall trafen ſie aber auch Menſchen an, von denen ſie aufs grimmigſte verfolgt wurden.

Wir wollen von dieſer erſten Reiſe des Apoſtels Paulus unter die Völker nur ein Beiſpiel hören, wie mächtig in Worten und Thaten er das Evangelium predigte; mit welchen Mühen und Beſchwerden aber auch dieſe apoſtoliſchen Reiſen verbunden waren.

Paulus kam mit Barnabas in die heidniſche Stadt Lyſtra. Die Einwohner dieſer Stadt glaubten, wie alle Heiden, an mehrere falſche Götter.

Paulus predigte ihnen nun auf einem freien Platze vor dem Stadtthore den wahren Gott und das Evangelium Jeſu. Eine große Menge Volkes verſammelte ſich, ihn zu hören.

Unter dem Volke ſaß ein Mann, der von Geburt an lahm war, und in ſeinem Leben nie auf einem Fuße hatte ſtehen, noch viel weniger gehen können. Dieſer hörte dem Paulus beſonders aufmerkſam zu. Paulus erblickte ihn, ſah, daß er den Glauben habe, ihm könnte geholfen werden, und rief mit lauter Stimme: „Steh aufrecht auf deine Füße!" Der Mann ſprang auf, und wandelte voll Freuden umher. Da die Leute dieſes ſahen, riefen alle erſtaunt: „Die Götter ſind den Menſchen gleich geworden, und zu uns hernieder gekommen." Den Barnabas, der ein ſchöner, anſehnlicher Mann war, hielten ſie für den Jupiter, ihren höchſten Gott; den Paulus, weil er ſehr beredt das Wort führte, für den Merkurius, den Gott der Beredſamkeit. Der Prieſter des Jupiters aber, deſſen Tempel nahe bei der Stadt war, brachte Ochſen und Blumenkränze herbei, und wollte, ſammt dem Volke, den Apoſteln ein Opfer entrichten.

Da Paulus und Barnabas das ſahen, zerriſſen ſie, vor Abſcheu und Entſetzen über eine ſolche gräuliche Abgötterei ihre Kleider, ſprangen unter das Volk und riefen, ſo laut ſie konnten: „Ihr Männer, was habt ihr vor? Wir ſind ſterbliche

Menſchen wie ihr. Wir verkünden euch ja eben, daß ihr euch von dieſen eiteln Göttern bekehren ſollet — zu dem lebendigen Gott, der den Himmel und die Erde, und das Meer und Alles, was darin iſt, gemacht hat. Denn ob Er es gleich zuließ, daß in den vergangenen Zeiten alle Völker ihre eigene Wege gingen, ſo hat Er ſich doch nicht unbezeugt gelaſſen. Denn Er that uns ja vom Himmel herab wohl, und gab uns Regen und fruchtbare Zeiten und reichliche Nahrung, und Alles, was das Herz des Menſchen erfreuen kann.“ Allein mit allem Zureden konnten ſie das Volk kaum dahin bringen, daß es das Opfer unterließ.

Kaum war das Volk beruhiget, und Paulus in die Stadt zurück gekehrt, ſo kamen einige Juden aus jenen Städten, denen Paulus bereits das Evangelium verkündet hatte, nach Lyſtra, und hetzten das Volk ſo ſehr gegen Paulus auf, daß es ihn, dem es ein Opfer hatte darbringen wollen, ſteinigte.

So unbeſtändig ſind die Menſchen, ſo wenig kann man ſich auf Menſchenlob verlaſſen. Diejenigen, die dir heute Blumenkränze reichen, können dich morgen mit Steinwürfen verfolgen und dich ſelbſt zum Opfer ihrer Wuth machen.

Paulus ſank unter den Steinwürfen zur Erde, lag ohne Zeichen des Lebens da, und die Leute ſchleppten ihn für todt zur Stadt hinaus. Da nun die Jünger, die in der Stadt an Jeſus gläubig geworden waren, ihn traurig und tief betrübt umringten, ſtand Paulus mit einem Male wieder auf, und ging mit ihnen in die Stadt zurück. Denn er hatte dieſe neuen Jünger Jeſu zu lieb, als daß er ſie hätte ſogleich verlaſſen können. Sie aber waren höchſt erfreut und erſtaunt, wie wunderbar Gott die Seinigen aus den augenſcheinlichſten Todesgefahren zu erretten wiſſe.

Des andern Tags in aller Frühe reiſte Paulus mit Barnabas ab, um andern Städten das Evangelium zu verkünden. Nach einer Zeit kehrten ſie aber wieder nach Lyſtra zurück, um da ihr angefangenes Werk zu vollenden. Denn ſie achteten keine Gefahr, wie es großen Seelen, noch mehr aber wahren Chriſten geziemt, die ihr Vertrauen auf Gott ſetzen. Sie ſtärkten die Gemüther der Jünger, ermahnten ſie dem Glauben treu zu bleiben und legten ihnen beſonders das Wort an das Herz, daß wir durch viele Trübſale in das Reich Gottes eingehen müſſen. Hierauf weiheten ſie einige der Aelteſten zu Vorſtehern, oder wie wir ſie jetzt nennen, zu Prieſtern der neuen Gemeinde ein, indem ſie faſteten, beteten und ihnen die Hände auflegten. Sie empfahlen noch alle, in einem herzlichen Gebete, dem Herrn, an Den ſie nun glaubten, zogen weiter und gründeten auf eben dieſe Art auch in den übrigen Städten chriſtliche Gemeinden.

Endlich kamen ſie glücklich wieder in Antiochia an, von wo ſie ausgegangen waren, und wo ihnen das Geſchäft, daß ſie jetzt vollendet hatten, im Vertrauen auf Gottes Gnade war übertragen worden. Sobald ſie da angekommen waren, verſammelten ſie ſogleich die ganze Gemeinde, und erzählten, was Gott Alles durch ſie gethan, und wie Er auch den Heiden das Thor des Glaubens geöffnet habe; und Alle freuten ſich, und lobten und prieſen Gott.

27. Die erſte Kirchenverſammlung.

Die Chriſten zu Antiochia, die aus den Juden und Griechen ſich zum Glauben an Chriſtus bekehrt hatten, lebten mit einander in der vollkommenſten Eintracht, und waren nur ein Herz und eine Seele. Allein da kamen einige aus dem Judenlande, die an Chriſtus gläubig geworden waren, nach Antiochia, und behaupteten, auch die Griechen müßten alle Gebräuche halten, die Moſes angeordnet hatte; ſie müßten zuvor Juden, und erſt alsdann Chriſten werden; ſonſt könnten ſie nicht ſelig werden. Paulus und Barnabas widerſprachen ihnen, und es entſtand eine Spaltung. Da beſchloß die Gemeinde zu Antiochia, den Paulus und Barnabas und noch einige Andere nach Jeruſalem zu ſchicken, dieſe Streitfrage den Apoſteln und Aelteſten zur Entſcheidung vorzulegen. Sie machten ſich ſogleich auf den Weg, und Viele aus der Gemeinde begleiteten ſie eine Strecke weit. Sie zogen durch Phönizien und Samarien, und erzählten den Chriſten, zu denen ſie auf ihrer Reiſe kamen, von der Bekehrung der Heiden, und Alle hatten große Freude und lobten Gott.

Als ſie zu Jeruſalem ankamen, wurden ſie von der Kirche, von den Apoſteln und Aelteſten ſehr gut aufgenommen, und erſtatteten ihnen Bericht, wie viel Gott durch ſie an den Heiden gethan habe; wie aber einige von den Juden, die den Glauben angenommen hatten, auftraten und ſprachen, man müſſe den Heiden befehlen, ſich beſchneiden zu laſſen und in Allem das Geſetz Moſis zu halten.

Die Apoſtel und Aelteſten verſammelten ſich hierauf, die Sache zu überlegen. Nachdem ſie Alles lange mit großem Ernſte gemeinſchaftlich unterſucht hatten, erhob ſich Petrus und ſprach: „Ihr Männer und Brüder! Ihr wiſſet, wie Gott ſchon vor langer Zeit mich unter uns erwählt hat, daß die Heiden (der Hauptmann Cornelius und ſeine Angehörigen) durch meinen Mund das Wort des Evangeliums hören und glauben ſollten. Und Gott, der die Herzen kennt, hat das Zeugniß gegeben — daß Er auch die Heiden zur Seligkeit berufe — indem Er ihnen, wie uns, den heiligen Geiſt mitgetheilt hat. Er hat zwiſchen uns und ihnen keinen Unterſchied gemacht, indem Er ihre

Herzen durch den Glauben gereiniget hat. Was verſucht ihr nun, euch Gott zu widerſetzen, und den Jüngern ein Joch auf den Hals zu legen, das weder unſere Väter noch wir haben tragen können? Wir glauben, daß wir, ſo wie ſie, nur durch die Gnade des Herrn Jeſus Chriſtus ſelig werden.“

Alle in der Verſammlung hatten ihm ſtillſchweigend zugehört, und Paulus und Barnabas erzählten nun ausführlich, was für große Zeichen und Wunder Gott durch ſie unter den Heiden gethan habe.

Nachdem ſie ihre Erzählung geendet hatten, ſprach Jakobus (der jüngere), zur Verſammlung: „Ihr Männer und Brüder, höret mich! Simon Petrus hat erzählt, wie Gott die Heiden das erſte Mal heimgeſucht habe, um ſich aus ihnen ein Volk zu erwählen. Hiemit ſtimmen die Worte der Propheten überein, wie geſchrieben ſteht: „Ich werde wieder kommen und die zerfallene Hütte Davids wieder aufbauen, und was an ihr zerſtört iſt, wieder herſtellen, und ſie aufrichten, damit auch alle übrige Menſchen und alle Heiden, die nach Meinem Namen genannt werden, den Herrn ſuchen, ſpricht der Herr, der dieſes thut.“ Das iſt alſo das Werk, das der Herr von Ewigkeit her beſchloſſen hat. Darum erachte ich, daß man Diejenigen aus den Heiden, die ſich zu Gott bekehren, nicht beunruhigen, ſondern ihnen blos ſchreiben ſolle, daß ſie ſich nicht mit Götzenopfern verunreinigen, ſich von aller Unkeuſchheit hüten und nichts von erſtickten Thieren oder deren Blut genießen ſollen.“

Dieſe Rede des Jakobus gefiel den Apoſteln und Aelteſten, und der ganzen Verſammlung ſehr wohl; ſie beſchloſſen daher, aus ihrer Mitte Männer, die unter die vorzüglichſten gehörten, mit Barnabas und Paulus nach Antiochia zu ſchicken. Sie wählten dazu Judas, mit dem Zunamen Barſabas, und Silas, als die würdigſten zu dieſem Geſchäfte und gaben ihnen ein Schreiben mit, das ſo lautete:

„Die Apoſtel und Aelteſten der Brüder zu Jeruſalem entbieten den Brüdern aus den Heiden, die zu Antiochia, in Syrien und Cilicien ſind, ihren Gruß!“

„Nachdem wir vernommen, daß Einige, die von uns ausgegangen ſind, zu euch gekommen, und ohne einen Auftrag von uns zu haben, euch mit ihren Reden beunruhigt und eure Seelen erſchüttert hatten; ſo haben wir uns deßhalb verſammelt und einmüthig für gut angeſehen, eigens hiezu erwählte Männer an euch abzuſenden, zugleich mit unſern vielgeliebten Brüdern Barnabas und Paulus, welche Beide, um des Namens unſers Herrn Jeſu Chriſti willen, ſelbſt ihr Leben in Gefahr geſetzt haben.“

„Judas und Silas, die wir an euch abgeſendet, werden euch mündlich eben dasſelbe ausführlicher ſagen, was wir euch hiemit ſchriftlich zu wiſſen machen:

„Der heilige Geiſt und wir haben für gut gefunden, euch weiter keine Laſt aufzulegen, als folgende nöthige Stücke: Daß ihr euch von den Speiſen, die den Götzen geopfert worden, von dem Blute, von Erſticktem, und von der Unkeuſchheit enthalten ſollet. Wenn ihr euch davon hütet, ſo werdet ihr recht thun. Lebet wohl!“

Als Paulus und Barnabas, Judas und Silas zu Antiochia angekommen waren, verſammelten ſie die ganze Gemeinde und übergaben das Schreiben. Da die Gläubigen es geleſen hatten, waren alle ſehr erfreut und getröſtet. Judas und Silas aber, die ſelbſt erleuchtete Lehrer voll des heiligen Geiſtes waren, ermahnten die Brüder in ausführlichen Reden und ſtärkten ſie im Glauben. Nach einiger Zeit kehrte Judas Barſabas zurück nach Jeruſalem, Silas aber blieb in Antiochia.

Dieſe erſte Kirchenverſammlung ward das Vorbild aller folgenden. Wir ſehen hier, was eine Kirchenverſammlung ſey, wozu ſie zuſammen berufen und wie ſie gehalten werden ſolle.

Als unter den Gläubigen zu Antiochia, einer der einzelnen Kirchen, über die Lehre eine Verſchiedenheit der Meinungen entſtand, legten ſie die Sache dem Petrus und den Apoſteln vor, die ſich zu Jeruſalem befanden. Petrus führte, als Haupt der Kirche, das Wort; Jakobus, der damals Biſchof zu Jeruſalem war, ſprach nach ihm, jeder der verſammelten Lehrer durfte ſeine Meinung vortragen, und die Gründe dafür und dawider wurden wohl erwogen. Die Apoſtel urtheilten nicht nach Willkühr, ſondern hielten ſich genau, ſowohl an das ungeſchriebene als an das geſchriebene Wort Gottes. Petrus berief ſich auf die Geſchichte des Cornelius, die damals noch nicht aufgeſchrieben war, und erinnerte daran, daß er von Gott zu Cornelius geſchickt worden und daß dieſer die Gabe des heiligen Geiſtes empfangen habe, ohne daß Gott die Beobachtung der moſaiſchen Gebräuche von ihm forderte. Jakobus brachte aus der heiligen Schrift die Weiſſagung der Propheten vor, daß auch die Heiden Gott erkennen, und ohne ſich zuvor den jüdiſchen Gebräuchen zu unterwerfen, zum Heil gelangen würden. Der Beſchluß der Verſammlung wurde nach gemeinſamer Berathung einſtimmig gefaßt, und den Gläubigen ſchriftlich mitgetheilt, und als eine Vorſchrift für künftige Zeiten aufbewahrt, wie denn der Beſchluß dieſer erſten Kirchenverſammlung bis auf unſere Zeiten gekommen. Die Apoſtel waren der feſten und ſichern Ueberzeugung, daß bei ihrem Ausſpruche ſie der heilige Geiſt geleitet habe, und dieſes haben ſie in ihrem Schreiben an die Chriſten zu Antiochia deutlich ausgedrückt. Die Gläubigen unterwarfen ſich mit Freuden der Entſcheidung dieſer erſten Kirchenverſammlung und die Einigkeit wurde wieder hergeſtellt.

In den folgenden Jahrhunderten entſtanden noch öfter über Glaubens- und Sittenlehren entgegen geſetzte Meinungen. Die Nachfolger der Apoſtel, die **Biſchöfe**, verſammelten ſich dann um den Nachfolger des Petrus, den oberſten **Biſchof**, den wir Pabſt nennen, und hielten ganz nach der Weiſe der Apoſtel und im Vertrauen auf den verheißenen heiligen Geiſt gemeinſchaftlich Rath, um zu entſcheiden, welches die wahre Lehre ſey. Die Entſcheidungen ſolcher allgemeinen Kirchenverſammlungen wurden allemal ſchriftlich ausgefertiget und alle katholiſche Chriſten unterwarfen ſich ihnen. So iſt die katholiſche Glaubens- und Sittenlehre von den Zeiten der Apoſtel bis auf unſere Zeiten immer unverändert dieſelbe geblieben, und die katholiſche Kirche iſt deßhalb, wie ſie ſchon Paulus genannt hat, eine Säule und Grundfeſte der Wahrheit.

23. Paulus und Silas im Gefängniſſe.

Nachdem Paulus ſich wieder einige Zeit zu Antiochia aufgehalten, und dort das Wort des Herrn geprediget hatte, beſchloß er, noch einmal alle die Städte, denen er bereits das Evangelium verkündet hatte, zu durchreiſen, die Brüder zu beſuchen und nachzuforſchen, wie es um ſie ſtehe. Er wählte diesmal zu ſeinen Reiſegefährten den Silas, den Lukas und einen ſehr edlen Jüngling, Namens Timotheus, und ſo reisten ſie denn, von der ganzen Gemeinde herzlich der Gnade Gottes empfohlen, ab. Da Paulus die chriſtlichen Gemeinden in allen jenen Städten beſucht, ſie im Glauben geſtärkt und ihnen den Gehorſam gegen die Vorſchriften der Apoſtel und Aelteſten empfohlen hatte, war er unſchlüſſig, wohin er jetzt weiter reiſen ſollte, das Evangelium zu predigen. Da zeigte es ihm Gott in einem Traumgeſichte. Ein Mann in mazedoniſcher Kleidung ſtand vor ihm, und ſprach flehend zu ihm: „Komm nach Mazedonien und hilf uns!“ Nach dieſer Erſcheinung ſuchten Paulus und ſeine Reiſegefährten ſogleich eine Gelegenheit, nach Mazedonien, einem mächtigen Königreiche in Griechenland, hinüber zu ſchiffen. Denn alle waren nun feſt überzeugt, der Herr habe ſie berufen, den Griechen in Mazedonien das Evangelium zu verkünden. Freudig beſtiegen ſie mit einander das Schiff, und kamen geraden Weges und glücklich zu Philippi, der Hauptſtadt Mazedoniens an.

In dieſer großen Stadt, in der ſie keine Seele kannten, hielten ſie ſich zuerſt einige Tage ſtill, und beſchäftigten ſich blos unter einander mit gemeinſchaftlichen Gebeten und Betrachtungen. Am erſten Sabbath aber gingen ſie vor das Thor hinaus an den Fluß. Denn ſie hatten gehört, dort ſey der Ort, an dem man öffentlich zu beten pflege. Hier ſetzten ſie ſich und Paulus redete zu den Frauen, die bereits verſammelt waren. Eine unter ihnen, eine angeſehene, vermögliche Frau, die Lydia hieß und mit Purpur handelte, war beſonders gottesfürchtig. Dieſe hörte auch zu, und Gott öffnete ihr das Herz, daß ſie auf Das, was Paulus ſprach, Acht hatte, und ſich mit ihrem ganzen Hauſe taufen ließ. Sie bewährte ihren Glauben an Jeſum Chriſtum auch auf der Stelle durch chriſtliche Liebe. Denn ſogleich nach der Taufe bat ſie den Paulus und ſeine Gefährten inſtändig und ſprach zu ihnen: „Wenn ihr mich je für eine treue Jüngerin des Herrn haltet, ſo kommet in mein Haus und wohnet da!“ Und ſie ließ nicht nach mit Bitten, bis ſie in ihr Haus zogen.

Als Paulus und Silas wieder einmal zum Gebete hinaus gingen, begegnete ihnen eine Sklavin, die einen Wahrſagergeiſt hatte, und ihren Herren durch ihr Wahrſagen großen Gewinn brachte. Dieſe lief dem Paulus und Silas nach, und rief beſtändig: „Dieſe Männer ſind Diener Gottes, des Allerhöchſten, und verkünden euch den Weg des Heils!“ So rief ſie täglich. Paulus, dem es um ſie leid that, wandte ſich um und ſprach zu dem Geiſte: „Im Namen Jeſu Chriſti gebiete ich dir, daß du ſie verlaſſeſt!“ und er verließ ſie zur Stunde.

Da nun ihre Herren ſahen, daß die Hoffnung ihres Gewinnes für immer dahin ſey, ergriffen ſie den Paulus und Silas, ſchleppten ſie auf den Hauptplatz der Stadt, wo man Gericht zu halten pflegte, führten ſie dem oberſten Vorſteher der Stadt vor und ſprachen: „Dieſe Menſchen bringen unſere Stadt in Verwirrung. Sie ſind Juden, und wollen uns ſolche Sitten lehren, die wir nicht annehmen und beobachten dürfen, da wir Römer ſind.“ Das ganze Volk, das von allen Seiten zuſammen gelaufen war, kam gegen ſie in Aufruhr. Die Stadtvorſteher ließen ihnen die Kleider abreißen, ſie geißeln und ſie dann mit Blut und Wunden bedeckt in das Gefängniß führen. Dem Kerkermeiſter aber geboten ſie, ſie wohl zu bewahren. Dieſer warf ſie daher in den tiefſten Kerker, und legte ihre Füße in den Stock.

Um Mitternacht aber beteten Paulus und Silas — und ihr Gebet ward erhört. Ungeachtet ihrer Wunden und Schmerzen, ihrer Ketten und Bande ward es ihnen unbeſchreiblich wohl um das Herz. Sie konnten ſich vor Freude nicht mehr halten, und fingen an, das Lob Gottes mit ſo lauter Stimme zu ſingen, daß es alle Gefangene hörten. Und ſieh! plötzlich entſtand ein ſo großes

Erdbeben, daß die Grundfeſten des Gefängniſſes erſchüttert wurden; alle Thüren ſprangen mit einem Male auf, und alle Ketten wurden los. Der Kerkermeiſter fuhr erſchrocken aus dem Schlafe empor, ſah die Thüren des Gefängniſſes weit aufgethan, und zog ſein Schwert aus, und wollte aus Beſtürzung ſich ſelbſt umbringen. Denn er meinte, die Gefangenen ſeyen entflohen, und er werde deßhalb zur Verantwortung gezogen und beſtraft werden.

Allein Paulus rief mit lauter Stimme: „Thu' dir kein Leid an; denn wir ſind noch alle hier!" Der Kerkermeiſter erſtaunte, daß dieſe Männer, die wohl hätten entfliehen können, dennoch im Gefängniſſe geblieben. Dieſes war ihm der ſchönſte Beweis ihrer Unſchuld; das Erdbeben ſelbſt aber ein Beweis, daß Gott ſich ihrer annehme. Er ließ Licht bringen, eilte dann zu Paulus und Silas hinein, fiel ihnen zitternd zu Füßen, und ſprach: „Liebe Herren! was muß ich thun, daß ich ſelig werde?" Sie ſprachen: „Glaube an Jeſum Chriſtum, den Herrn, ſo wirſt du und dein Haus ſelig." Er führte ſie hierauf aus dem engen Gefängniſſe heraus, und ſie verkündigten ihm und allen den Seinigen, die indeß herbei geeilet waren, das Wort des Herrn. Noch in derſelben Stunde der Nacht führte er ſie in ſeine Wohnung, und er ſelbſt wuſch ihnen voll Mitleids die Striemen ab, und ließ ſich dann mit all den Seinigen taufen, und bereitete ihnen eine Mahlzeit, und in ſeinem ganzen Hauſe war eine große Freude, daß nun ſie alle an Gott glaubten.

Das nächtliche Erdbeben hatte die ganze Stadt in Schrecken geſetzt. Sobald der Tag anbrach, ſchickten die Stadtvorſteher die Gerichtsdiener, und ließen dem Kerkermeiſter ſagen: „Laß dieſe Männer ſogleich los!“ Der Kerkermeiſter eilte mit dieſer Nachricht hoch erfreut zu Paulus, und ſagte ihm: „Die Stadtvorſteher haben mir Befehl gegeben, euch zu entlaſſen. So ſeyd denn hiemit frei, und ziehet hin im Frieden.“

Allein Paulus, der um Jeſu willen gern Schmach litt, als Chriſt und Lehrer des Evangeliums aber nicht einmal den Schein auf ſich wollte kommen laſſen, als litte er wegen böſer Thaten, ſprach: „Sie haben uns, die wir doch Römiſche Bürger ſind, ohne Verhör und Urtheil öffentlich gegeißelt, und in den Kerker geworfen — und nun wollen ſie uns heimlich aus der Stadt ſchaffen? Nein, nicht alſo, ſondern ſie ſollen ſelbſt hieher kommen, und uns, zum Zeugniß unſerer Unſchuld, ſelbſt aus dem Gefängniſſe führen.“ Die Gerichtsdiener brachten dieſe Antwort den Stadtvorſtehern. Als dieſe hörten, die Männer ſeyen Römer, erſchraken ſie ſehr. Denn die Römer, die damals beinahe die ganze Welt beherrſchten, ſahen die Mißhandlung eines Römiſchen Bürgers als eine Beleidigung des ganzen Römiſchen Volkes an, und hatten ſchon manche Stadt wegen eines ſolchen Vergehens hart gezüchtigt. Die Stadtvorſteher kamen daher auf der Stelle ſelbſt, baten Paulus und Silas um Verzeihung, führten ſie aus dem Gefängniſſe, erſuchten ſie aber, ihre Stadt zu verlaſſen.

Sie aber gingen von dem Gefängniſſe hinweg geradezu in das Haus der Lydia, um ſie, und Alle, die in der Stadt an Jeſum glaubten, vorher noch einmal zu ſehen. Wirklich kamen auch Alle dort zuſammen, und freuten ſich Alle, daß Paulus und Silas ſo wunderbar von Gott befreit und von der Obrigkeit ſo ehrenvoll für unſchuldig erklärt worden. Allein nun nahmen Paulus und Silas Abſchied, tröſteten und ermahnten Alle, dem Herrn treu zu bleiben, und reisten dann weiter nach Theſalonika und Beröa, und gründeten auch da, unter ähnlichen Verfolgungen, chriſtliche Gemeinden.

Von Jeder der Perſonen, die in dieſer Geſchichte vorkommen, können wir etwas lernen.

Paulus und Silas beteten in dem großen Leiden, das über ſie gekommen war, und ihr Gebet wurde erhört. Ihre Herzen wurden mit wunderbarem Troſte erfüllt und Gott errettete ſie durch eine außerordentliche Naturerſcheinung aus dem Gefängniſſe. In allen Leiden ſollen auch wir unſere Zuflucht zum Gebete nehmen!

Lydia, die Purpurhändlerin, war fromm und gottesfürchtig, beſuchte den öffentlichen Gottesdienſt, hörte der Predigt des Paulus aufmerkſam zu, und deßwegen war auch Gott mit ihr, und rührte ihr Herz, daß ſie dem Evangelium glaubte und es befolgte — ſich taufen ließ, und ſich durch Wohlthätigkeit als eine treue Jüngerin des Herrn erwies. Laßt uns das Wort Gottes mit Andacht hören, und Gott bitten, daß es auch an uns Frucht bringe.

Die Herren der armen Sklavin waren nur auf zeitlichen Gewinn bedacht. Sie hatten keine Freude daran, daß die Unglückliche von ihrem traurigen Gemüthszuſtande befreit wurde, ſondern erregten gegen deren Wohlthäter unter dem leichtgläubigen Volke einen Aufruhr. Hüten wir uns vor einem ſolchen Eigennutz, der alles Gefühl für das Gute in dem menſchlichen Herzen erſtickt!

Der Kerkermeiſter gerieth, bevor er Jeſum Chriſtum kennen gelernt und an Ihn glaubte, über ein Unglück, das ihm zu drohen ſchien, in Verzweiflung und hätte beinahe ſich ſelbſt ermordet; ſobald er aber Jeſum Chriſtum kennen lernte und an Ihn glaubte, wurde er ein beſſerer Menſch, hocherfreut in Gott, voll Liebe zu den Menſchen. Wo der Glaube an Gott und Jeſus Chriſtus fehlt, da wiſſen die Menſchen weder im Glück noch im Unglück ſich zu faſſen; Selbſtmord und andere ſchauerliche Verbrechen nehmen über Hand. Wo wahrer Glaube iſt, da fehlen auch ſeine ſchönen Früchte nicht, Freude an Gott, ein ruhiges Gemüth und Liebe zu den Menſchen.

Wie leicht ließen die Bürger der heidniſchen Stadt Philippi ſich zum Aufruhre, ſo wie ihre Vorgeſetzten zur Ungerechtigkeit verleiten! Die Vorgeſetzten der Stadt bereuten zwar ihr ungerechtes, grauſames Verfahren — aber nur aus Menſchenfurcht, aus Furcht vor dem Römiſchen Volke; Bürger und Vorgeſetzte hatten gar kein Verlangen, Gott näher kennen zu lernen und von Paulus zu erfahren, was ihnen zum Heile ſey. Nur wo wahre Gottesfurcht iſt, da iſt das Volk ruhig und die Obrigkeit gerecht; wo die Gottesfurcht fehlt, da fehlt den Menſchen Alles, was ihnen zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile gereichen kann.

26. Paulus zu Athen.

Paulus kam auf ſeiner apoſtoliſchen Reiſe bis Athen, der Hauptſtadt von ganz Griechenland. Die Griechen waren das gebildetſte Volk der Erde. Ihre Hauptſtadt war wohl die ſchönſte Stadt in einer der ſchönſten Gegenden der Welt. Sie prangte mit prächtigen Gebäuden, herrlichen Tempeln und Bildſäulen. Künſte und Wiſſenſchaften blühten hier, wie ſonſt nirgends. Dennoch waren die Einwohner bei allen ihren Künſten und Wiſſenſchaften in der Kenntniß der Religion ſo weit zurück, daß ſie den Bildern, die aus Gold, Silber oder Marmorſteinen verfertiget waren, göttliche Verehrung erwieſen.

Als nun Paulus in der Stadt umher ging, und ihre Tempel betrachtete und ihren Gottesdienſt mit anſah, that es ihm ſehr weh, und er ward tief in der Seele betrübt, daß die Stadt gar ſo abgöttiſch war. Er redete daher nicht nur in der Synagoge, die in Athen war, zu den Juden, ſondern auch an den öffentlichen Verſammlungsorten der Stadt zu den Griechen, die ſich da einfanden, ſuchte ſie von den eitlen Götzen zum wahren Gott zu bekehren, und verkündete ihnen Jeſum und die Auferſtehung der Todten.

Da kamen denn auch einige von den gelehrten Leuten, die man Philoſophen oder Weltweiſe nennt, herbei, ſich mit ihm in einen gelehrten Streit einzulaſſen. Sie führten ihn auf den Areopag, den Hauptplatz der Stadt, wo man öffentlich Gericht zu halten pflegte. Hier ſprachen ſie zu ihm: „Können wir nun wohl auch erfahren, was das für eine neue Lehre ſey, die du verkündeſt? Denn du bringſt uns in der That ganz neue Dinge zu Ohren, und daher möchten wir gar zu gerne wiſſen, was denn eigentlich daran ſey.“ Die Verſammlung, die ſich bei dieſer Gelegenheit eingefunden hatte, war ungemein zahlreich. Denn nicht nur alle Einwohner von Athen, ſondern auch die Fremden, die ſich da aufhielten, verlegten ſich auf nichts Anders, als immer etwas Neues zu erzählen oder zu hören.

Paulus trat nun in die Mitte des Verſammlungsplatzes und ſprach: „Ihr Männer von Athen! Ich ſehe aus Allem, daß ihr nur gar zu vielerlei Gottesdienſt habet. Doch, da ich in eurer Stadt umherging, und eure Tempel und Altäre beſah, fand ich auch einen Altar, an dem geſchrieben ſteht: „Dem unbekannten Gott.“ Denjenigen nun, Den ihr verehret, ohne Ihn zu kennen, verkündige ich euch. Der Gott, der die Welt, und was darinnen iſt, geſchaffen hat, wohnt nicht in Tempeln, die von Menſchenhänden gemacht ſind; denn Er iſt ja der Herr des Himmels und der Erde. Er kann auch nicht von Menſchenhänden bedient werden, als hätte Er irgend etwas nöthig; da vielmehr Er ſelbſt Allen Leben, Odem und Alles giebt. Er ließ das Geſchlecht aller Menſchen von Einem abſtammen, und ſich über die ganze Erde verbreiten, und hat von Ewigkeit her die Zeiten und die Orte ihres irdiſchen Aufenthaltes beſtimmt, damit ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie Ihn wohl finden, ja mit Händen greifen möchten, da Er ja von keinem aus uns fern iſt. Denn in Ihm leben, weben und ſind wir — wie das auch einige eurer Dichter geſagt haben: „Wir ſind Seines Geſchlechtes.“ Da wir denn göttlichen Geſchlechtes und Ebenbilder Gottes ſind, ſo müſſen wir nicht glauben, die Gottheit ſey dem Golde, dem Silber, oder den Steinen ähnlich, die durch menſchliche Kunſt oder Erfindung zu einem Bilde geſtaltet wurden. Gott hat zwar die Zeiten dieſer Unwiſſenheit nachgeſehen; nun aber fordert Er alle Menſchen an allen Orten auf, ſich zu beſſern. Denn Er hat einen Tag feſtgeſetzt, an dem Er den ganzen Erdkreis richten wird, durch Einen Mann, den Er dazu beſtimmt und allen Menſchen als glaubwürdig dargeſtellt hat, indem Er Ihn vom Tode erweckte.“

Bis hieher hatten alle dem Paulus aufmerkſam zugehört, und Das, was er ſagte, gebilligt. Allein da ſie ihn von der Auferſtehung der Todten reden hörten, fingen Einige an darüber zu ſpotten, Andere aber ſprachen: „Wir wollen dich darüber weiter hören.“ Und ſomit verließ Paulus die Verſammlung. Einige Wenige folgten ihm indeß ſogleich nach, und wurden gläubig. Dieſe waren Dionyſius, ein vornehmer Rathsherr von Athen, und eine angeſehene Frau, Namens Damaris.

Wir erblicken hier dreierlei Arten von Menſchen, die das göttliche Wort von Gott, Chriſtus, Buße, Auferſtehung, Gericht und ewigem Leben hören. Leichtſinnige Menſchen voll Eigendünkels, die keines ernſten Gedankens fähig ſind, nehmen es gar nicht in Ueberlegung und ſpotten über Das, was ſie nicht verſtehen. Bequeme, träge, ſinnliche Menſchen wollen es zwar nicht ungeprüſt verwerfen, verſchieben aber die nähere Ueberlegung und die Befolgung desſelben auf eine bequemere Zeit, die ſie ſich aber nie nehmen mögen. Die wenigen Edlen nehmen es mit Freuden an, glauben und befolgen es. Mit welchen von dieſen dreierlei Hörern des göttlichen Wortes wir es halten ſollen, darf man wohl nicht erſt fragen.

27. Paulus zu Corinth und Ephesus.

Von Athen reiste Paulus nach Korinth, einer andern der größten Städte Griechenlands. Hier fand er einen Iſraeliten, der Aquila hieß und ein Teppichmacher war. Die Ehefrau desſelben hieß Priscilla. Da nun Paulus von eben demſelben Handwerke war, nahm er Arbeit bei ihnen, und zog zu ihnen in das Haus. So verdiente er ſich die Woche hindurch ſein Brod. Jeden Sabbath ging er in die Synagoge, lehrte da, und verkündigte den Juden und auch den Griechen, die dahin kamen, Jeſum Chriſtum mit großem Nachdrucke und großer Geiſteskraft. Aquila und Priscilla waren unter den erſten, die an Jeſum Chriſtum glaubten. Außer noch einigen andern Israeliten nahmen aber ſehr viele Griechen den Glauben an und ließen ſich taufen. Paulus blieb daher lange Zeit zu Korinth und gründete da eine ſehr zahlreiche Gemeinde.

Nachdem Paulus, von Korinth aus, zu Waſſer und zu Land, weit umher gereiſt war, kam er nach Epheſus, einer der berühmteſten Handelsſtädte in Kleinaſien. Zu ſeiner großen Freude traf er auch hier ſchon zwölf Jünger an. Er lehrte hier drei Monate in der Synagoge, und da die meiſten Juden, wie gewöhnlich, verſtockt blieben, zwei Jahre lang in dem Hörſaale eines angeſehenen Griechen, der Tyrannus hieß, ſo daß die Lehre Jeſu allen Einwohnern von Aſien, Juden und Heiden, bekannt ward. Auch wirkte Gott durch die Hände des Paulus keine geringen Wunder. Man legte ſogar ſeine Schweißtücher den Kranken auf, und die Kranken wurden geſund. Ganz Epheſus ward mit Erſtaunen und Ehrfurcht erfüllt, und der Name Jeſu ward ſehr verherrlicht. Viele, die nun glaubten, bekannten, was ſie Böſes gethan hatten. Viele, die ſich auf abergläubiſche Künſte verlegt hatten, brachten ihre Bücher und verbrannten ſie vor Aller Augen, wiewohl der Geldwerth derſelben auf fünfzigtauſend Silberſtücke geſchätzt wurde.

Den Verluſt dieſer abergläubiſchen Bücher wird in unſern Tagen wohl Niemand bedauern. Der Aberglaube legt ein Samenkorn in das menſchliche Herz, aus dem viel Unheil aufkeimt. Allein auch die Bücher, die Unglauben predigen, verdienten wohl kein beſſeres Schickſal. Unglaube reißt die Wurzeln alles Edlen und Guten, Großen und Schönen gar aus dem Herzen des Menſchen heraus. Nicht minder ſchlimm und verderblich als abergläubiſche und ungläubige Bücher, ſind diejenigen, die nicht blos nach und nach auf die Wege des Laſters ableiten, ſondern dem Laſter geradezu das Wort reden. Solche Bücher, wenn ſie mit großer Kunſt geſchrieben ſind, gleichen einem goldenen Becher, der mit Roſen bekränzt, aber voll tödtlichen Giftes iſt. Wir müſſen daher bei der Wahl der Bücher, die wir leſen wollen, vorſichtig ſeyn. Beſonders ſollen junge Leute ihre Aeltern, Lehrer, und entſchieden weiſe und gute Männer um Rath fragen, welche Bücher für ſie lehrreich, nützlich und angenehm ſeyn können.

Indeß entſtand zu Epheſus wegen der Lehre Jeſu kein kleiner Aufruhr. Die Heiden glaubten nicht nur mehrere Götter, ſondern auch mehrere Göttinnen. Die Einwohner von Epheſus verehrten beſonders die Göttin Diana, und der Tempel, den ſie ihr zu Ehren erbaut hatten, gehörte unter die prächtigſten Gebäude der Welt. Da war nun ein Silberarbeiter zu Epheſus, Namens Demetrius, der von dem Tempel der Diana kleine Abbildungen, in denen das Bild der Diana zu ſehen war, aus Silber verfertigte, und dabei auch den übrigen Silberarbeitern nicht wenig zu verdienen gab.

Dieſer ließ das ganze Handwerk, Meiſter und Geſellen, und alle, die bei dieſem Handel etwas zu gewinnen hatten, zuſammen kommen, und ſprach zu ihnen: „Männer! ihr wiſſet, daß uns dieſe Arbeit wohl was einträgt. Ihr ſehet und höret auch, daß dieſer Paulus nicht nur dahier zu Epheſus, ſondern faſt in ganz Aſia die Leute beredet, und ihnen ſagt, die Bilder, die von Menſchenhänden verfertigt werden, ſeyen keine Götter, und daß er uns ſo eine Menge Kunden abwendig macht. Es ſteht aber nicht nur unſer Handel in Gefahr, ins Stocken zu gerathen, ſondern man wird den Tempel der großen Göttin ſelbſt bald für nichts mehr achten, und ihre Majeſtät, die doch in ganz Aſia, ja in dem Weltkreiſe verehrt wird, verſchmähen.“

Da ſie das hörten, wurden ſie voll Zorn, und ſchrien alle zuſammen: „Groß iſt die Diana der Epheſer!“ Ja die ganze Stadt wurde voll Lärmen. Alles, was laufen konnte, lief wie raſend dem Schauplatze zu, wo ſich das Volk in öffentlichen Angelegenheiten zu verſammeln pflegte. Sie ergriffen den Cajus und den Ariſtarchus, zwei Gefährten des Paulus, und ſchleppten dieſelben auch dahin. Paulus wollte ſogleich unter das Volk, den Aufruhr zu ſtillen und ſeine Gefährten aus den Händen der Aufrührer zu erretten. Allein die Jünger ließen es ihm nicht zu. Auch einige von den oberſten Vorſtehern Aſiens, die ſeine Freunde waren, ſchickten zu ihm und ließen ihn bitten, ſich doch nicht auf den Schauplatz zu wagen. Denn die Verwirrung und das Getöſe an dieſem Orte war furchtbar. Die Einen ſchrien das, die Andern jenes, und der größte Theil wußte nicht einmal, warum ſie zuſammen gekommen waren. Jetzt ſuchten die Juden den Alexander hervorzudrängen. Man half ihm endlich aus dem Gedränge des Volkes heraus, und ſtellte ihn an einen erhabenen Platz, von wo aus er zu dem Volke reden konnte. Er gab mit der Hand ein Zeichen, ſtille zu ſeyn, und fing an zu reden; ſobald ſie aber merkten, daß er ein Jude ſey, der alſo nicht an ihre Göttin glaubte, fingen plötzlich alle wieder an zu ſchreien: „Groß iſt die Diana der Epheſer!“ Und ſo ſchrieen ſie zwei Stunden lang in Einem fort.

Endlich kam der Stadtſchreiber, ein ſehr vernünftiger, erfahrener und geachteter Mann, gebot Stillſchweigen, und ſprach dann: „Ihr Männer von Epheſus! Wo iſt denn wohl auch ein Menſch, der nicht wiſſe, daß die Stadt Epheſus eine große Verehrerin der Göttin Diana ſey? Da nun dieſes unwiderſprechlich iſt, ſo braucht es keinen ſolchen Lärmen, und ihr ſollet euch vielmehr zur Ruhe geben, und nicht unbeſonnen handeln. Dieſe Männer, die ihr daher führtet, haben weder eure Tempel beraubt, noch eure Göttin geläſtert. Wenn aber Demetrius und die ſeines Handwerkes ſind, gegen Jemand eine Klage haben, ſo hält man ja von Zeit zu Zeit öffentlich Gericht, und die Statthalter ſind dazu da; dort mögen ſie ihre Klagen anbringen. Habt ihr aber ſonſt noch eine andere Angelegenheit, ſo mag dieſe in einer geſetzmäßig zuſammen berufenen Verſammlung ausgemacht werden. Wir ſtehen wirklich in Gefahr, wegen der heutigen Empörung verklagt zu werden, und da könnten wir dann nicht einmal eine Urſache angeben, warum dieſer Aufruhr entſtanden ſey."

Nachdem er dieſes geſagt hatte, hieß er das Volk auseinander gehen. Und ſomit hatte der Aufruhr ein Ende — und es wäre zu wünſchen, es gäbe jetzt keine ſolche unvernünftigen Menſchen mehr, die ſich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, warum, ſo in Aufruhr bringen ließen, oder es fände ſich doch wenigſtens allezeit ein ſo vernünftiger, ruhiger Mann, wie der Stadtſchreiber zu Ephesus, der die Leute auf eine ſo kluge, ſanfte Art wieder zur Ruhe zu bringen wußte.

Dieſe Erzählung enthält unter Anderm viel Lehrreiches für Handwerker, und auch für die übrigen Menſchen, die ohne die geſchickten, fleißigen Handwerker nicht beſtehen könnten.

Paulus, dieſer Lehrer der Völker und wahrhaft großer Mann, trieb ein Handwerk, und verdiente damit ſein tägliches Brod. Es wäre alſo thöricht, wenn Jemand ſich ſchämen wollte, ein

Handwerk zu erlernen. Die Handwerke werden mit Recht ehrſam genannt, und das Sprichwort trifft immer zu: Ein Handwerk hat einen goldenen Boden und ſchafft ein ſicheres Brod. Wer auch den höhern Ständen angehört, ſoll dennoch die Handwerker ehren. Dem Fleiße ihrer Hände danken wir ja jedes Stück Kleidung, das wir tragen, viele Speiſen und Getränke, die wir genießen, die Geräthſchaften in unſern Wohnungen, ja unſere Wohnungen ſelbſt, und noch tauſenderlei Bequemlichkeiten des Lebens.

Obgleich Paulus ein meiſterhafter Teppichmacher geweſen, ſo war dieſes dennoch ſein geringſter Vorzug. Er hatte nicht nur eine geſchickte Hand zu Arbeiten für dieſe Welt, ſondern auch einen erleuchteten Verſtand und ein Herz voll edler Geſinnungen; ſein Geiſt beſchäftigte ſich mit himmliſchen Dingen. So ſollen auch wir nicht nur brauchbare Menſchen für dieſe Welt ſeyn, ſondern uns noch viel mehr beſtreben, gute, edle Menſchen zu werden. Gott und unſere Beſtimmung für jene Welt recht kennen lernen und ſo immer edler und beſſer werden, macht erſt einen ganzen, einen vollkommenen Menſchen.

Aquilla und Priscilla gaben dem Paulus mit Freuden Arbeit, nicht nur weil er ein geſchickter Arbeiter, ſondern noch vielmehr, weil er ein edler Menſch war, und Paulus war ein großer

Segen für ihr Haus. So ſollen chriſtliche Meiſter darauf bedacht ſeyn, nicht nur geſchickte Geſellen, ſondern auch gute, rechtſchaffene Leute in ihre Dienſte zu nehmen. Jünglinge, die als Geſellen ihre Wanderjahre antreten, ſollen ſich beſtreben, ſo wie an Fleiß und Geſchicklichkeit, auch an edlen Geſinnungen dem Teppichmacher Paulus ähnlich zu ſeyn, ſo werden die beſten Meiſter ſie gerne in ihr Haus aufnehmen, und auch ſie können für manches Haus ein großer Segen werden.

Die Silberarbeiter zu Epheſus haben aus Gewinnſucht die ſündige Abgötterei befördert und ſich der Wahrheit und der Erkenntniß des einzig wahren Gottes widerſetzt. Es iſt ſehr böſe, wenn Künſtler und Handwerker ihr Gewerbe aus Gewinnſucht zu Beförderung von Sünde und Laſter mißbrauchen. Ein ſolcher Gewinn bringt keinen Segen.

Das Zuſammenhalten der Handwerker durch die ganze geſittete Welt hat viel Gutes und iſt für die Meiſter und die wandernde Geſellen eine große Wohlthat. Wo aber Handwerker ſich, wie in Epheſus zuſammenrotten, um Aufruhr anzurichten, da ſollen ehrliche Meiſter und Geſellen nicht mithalten.

28. Paulus zu Trojas.

Nachdem Paulus die Jünger von Epheſus verſammelt, ſie ermahnt, ſie getröſtet, und von ihnen Abſchied genommen hatte, durchreiste er Mazedonien und einen Theil Griechenlands. Da kam er nach Trojas, einem kleinen Städtchen in der Gegend, wo ehemals die berühmte Stadt Troja gelegen war. Hier hielt er ſich eine Woche lang auf. Am Sonntage verſammelten ſich alle Jünger von Trojas in einem großen Saale, das heilige Abendmahl zu halten, oder wie man damals ſagte, das Brod zu brechen. Der Saal war mit einer Menge Lampen erleuchtet. Paulus hielt an die verſammelten Jünger eine Rede, und da er am folgenden Tage abreiſen wollte, ſprach er aus der Fülle ſeines Herzens zu ihnen bis Mitternacht, ohne daß er müde wurde zu reden, und die Verſammlung ihm zuzuhören.

Wenn wir uns im Geiſte in jene Verſammlung verſetzen, ſollte ſich nicht auch in uns der Wunſch regen, das Wort Gottes mit ſolchem Eifer anzuhören, und die heilige Kommunion mit ſolcher Andacht zu empfangen? Es liegt nur an uns, daß dieſer Wunſch mit der Hülfe Gottes in Erfüllung gehe.

Ein Jüngling, Namens Eutychus, ſetzte ſich an ein offenes Fenſter, ſchlief während des ungewöhnlich langen Vortrags des Paulus feſt ein und ſtürzte, vom Schlaf überwältigt, drei Stockwerke tief hinunter. Alle erſchraken heftig. Mehrere eilten hinunter, und fanden den Jüngling todt.

Paulus ging auch hinab, neigte ſich über den Jüngling, nahm ihn ſanft in ſeine Arme, und ſprach zu den Umſtehenden: „Seyd außer Sorgen — er lebt.“ Wirklich lebte er wieder auf, und ſie führten ihn lebend und unverſehrt in die Verſammlung herein, und alle empfanden darüber den herzlichſten Troſt. Der unermüdet, raſtlos thätige Paulus fuhr aber fort, mit ihnen zu reden, bis der Morgen anbrach, aß dann noch etwas Weniges und reiste hierauf weiter.

Der Jüngling Eutychus, der ſorglos und unbekümmert an einem Abgrunde ſchlief, iſt ein rechtes Bild der Unvorſichtigkeit des jugendlichen Alters. Laß dich warnen, liebe Jugend, und hüte dich vor allen Gefahren des Leibes und der Seele, die ſchon manchem jungen Menſchen das Leben koſteten, ja ihn wohl der Seele nach in noch größeres Elend ſtürzten, und viele Menſchen in Schrecken und Trauer verſetzten. Denn nicht immer iſt ein Paulus bei der Hand, der die Unvorſichtigkeit wieder gut macht, und den allgemeinen Jammer und Schrecken wieder in Troſt und Freude verwandelt.

29. Abſchied des Paulus von den Aelteſten zu Ephesus.

Auf ſeinen weitern Reiſen kam Paulus nach Miletus, einer Stadt, die nicht ſehr weit von Epheſus entfernt war. Er hätte die chriſtliche Gemeinde zu Ephesus, die er ſehr lieb hatte, gern noch einmal beſucht. Da er aber eilen mußte, weil er das Pfingſtfeſt in Jeruſalem feiern wollte, ſo erlaubte es ihm die Zeit nicht mehr. Allein er ſchickte dahin und ließ die Aelteſten der Gemeinde zu ſich nach Miletus rufen. Als dieſe ehrwürdigen Männer angekommen waren, und um ihn herſtanden, ſprach er zu ihnen:

„Ihr wiſſet, wie ich von dem erſten Tage an, da ich nach Aſia gekommen bin, die ganze Zeit hindurch mich unter euch betragen habe; wie ich in aller Demuth, unter Thränen und Widerwärtigkeiten, die mir die Nachſtellungen der Juden verurſachten, im Dienſte des Herrn gearbeitet habe, wie ich euch nichts vorenthielt, ſondern euch Alles verkündigte, was nur immer zu eurem Beſten dienen konnte; wie ich euch Alle, öffentlich in der Verſammlung, und Jeden beſonders von Haus zu Haus, treulich lehrte — indem ich den Juden und Griechen einſchärfte, ſich zu Gott zu bekehren, und an Jeſum Chriſtum, unſern Herrn, zu glauben.“

„Nun aber werde ich von dem Geiſte, wie gefeſſelt, nach Jeruſalem geführt, und weiß nicht, was mir da begegnen werde, außer daß mir der heilige Geiſt in allen Städten ankündigte, daß Ketten und Drangſale in Jeruſalem auf mich warten. Allein ich achte dieſes Alles für nichts, und ſchätze ſelbſt mein Leben für nicht zu theuer, wenn ich nur meinen Lauf mit Freuden vollenden, meinem Amte, das ich von Jeſus, dem Herrn, empfing, Genüge thun, und die frohe Botſchaft von der Gnade Gottes verkünden kann."

„Und nun ſeht! Ich weiß es, daß von euch Allen, denen ich auf meinen Reiſen das Wort Gottes verkündigt habe, keiner je mehr mein Angeſicht ſehen werde. Darum bezeuge ich an dem heutigen Tage, daß ich keine Schuld daran habe, wenn einer von euch verloren gehen ſollte. Denn ich habe keine Mühe geſpart, euch Gottes ganzen Rathſchluß bekannt zu machen. Habt daher Acht auf euch ſelbſt und auf die ganze Heerde, über die euch der heilige Geiſt zu Biſchöfen geſetzt hat, ſie zu weiden als eine Gottesgemeinde, die Er ſich durch Sein eigenes Blut erworben hat."

„Ich ſehe es gar wohl voraus, daß nach meiner Abreiſe grimmige Wölfe unter euch kommen und die Heerde nicht verſchonen werden. Ja ſelbſt aus eurer Mitte werden Männer hervortreten, die da verkehrte Lehren vortragen, die Jünger abwendig machen, und an ſich ziehen werden. Daher ſeyd wachſam und denket daran, daß ich drei Jahre lang, Tag und Nacht, nicht abgelaſſen habe, einen Jeden aus euch mit Thränen zu ermahnen."

„Und nun, liebe Brüder, empfehle ich euch Gott und dem Worte Seiner Gnade; denn Er allein iſt mächtig genug, den angefangenen Bau zu vollenden, und euch zu dem Einen Erbtheil zu verhelfen, das da Allen, die geheiliget werden, hinterlegt iſt. Ich habe von keinem aus euch Gold oder Silber, oder Kleider begehrt. Ihr wißt es ja ſelbſt, daß ich Alles, was ich und meine Gefährten nöthig hatten, mit dieſen meinen Händen erarbeitet habe. Ich habe euch, wie in Allem, ſo auch in dieſem ein Beiſpiel geben wollen, daß man alſo arbeiten, und ſich der Dürftigen annehmen, und der Worte des Herrn gedenken müſſe, die Er ſelbſt geſagt hat: „Seliger iſt geben, als empfangen."

Nachdem Paulus dieſes geſagt hatte, kniete er nieder, und betete noch mit allen. Alle zerfloſſen in Thränen, und fielen dem Paulus um den Hals, und küßten ihn, indem ſie alle ſehr betrübt waren, am allermeiſten aber darüber, daß er ſagte, ſie würden ſein Angeſicht nicht mehr ſehen! Und nun begleiteten ſie ihn Alle noch bis in das Schiff.

Wir wollen beten, daß Gott allen chriſtlichen Gemeinden ſolche treue, liebevolle, uneigennützige Lehrer geben wolle, wie Paulus es war, und daß auch jede chriſtliche Gemeinde, ſo zutrauensvoll, folgſam und dankbar gegen ihre Lehrer ſeyn möge, wie die Aelteſten der Gemeinde von Epheſus gegen Paulus.

30. Aufruhr gegen Paulus zu Jeruſalem.

Von Miletus begab Paulus ſich mit Lukas und ſeinen übrigen Begleitern zu Schiffe nach Tyrus. Auch in dieſer weltberühmten Handelsſtadt fand Paulus zu ſeiner großen Freude ſchon mehrere Jünger Jeſu. Er beſchloß daher, eine ganze Woche bei ihnen zu bleiben. Sie erzeigten ihm alle erdenkliche Liebe, und da ſie im Geiſte wohl vorausſahen, was ihm zu Jeruſalem bevorſtehe, ſo redeten ſie ihm zu, nicht dahin zu gehen. Allein Paulus ließ ſich nicht von ſeinem Vorſatze abbringen. Als die Woche herum war, und Paulus abreiſte, da begleiteten ihn Alle, auch die Weiber und Kinder, hinaus zum Thore der Stadt, bis an das Meer. Am Geſtade des Meeres kniete Paulus noch mit Allen nieder, und betete mit ihnen. Hierauf nahm er noch von Allen, von einem nach dem andern Abſchied, und ſegnete Alle, und beſtieg das Schiff. Sie aber kehrten zurück nach Hauſe, mit einem Herzen voll Wehmuth, aber auch voll des Troſtes.

Von Tyrus fuhr Paulus nach Ptolomais. Die

Lehre Jeſu war nun ſchon ſo weit ausgebreitet, daß Paulus, zu ſeiner großen Freude, wo er nur hinkam, Jünger Jeſu antraf. Er beſuchte dieſelben auch hier, und blieb einen Tag bei ihnen.

Den folgenden Morgen aber reiste er von Ptolomais zu Land nach Cäſarea. Hier ging er ſogleich zu Philippus, der einſt den Kämmerer aus Mohrenland getauft hatte, und noch immer das Evangelium predigte. Philippus hatte mit ſeinen vier Töchtern, heiligen, gotterleuchteten Jungfrauen, hier eine eigene Wohnung, und nahm den Paulus, und deſſen Gefährten voll Freude in ſein Haus auf.

Paulus blieb hier mehrere Tage. Einſt waren Alle, die in Cäſarea an Jeſum glaubten, um ihn verſammelt; da kam auch der Prophet Agabus dahin. Als dieſer den Paulus ſah, ward er vom prophetiſchen Geiſte ergriffen, nahm den Gürtel des Paulus, band ſich damit Hände und Füße und rief: „So ſpricht der heilige Geiſt: Den Mann, dem dieſer Gürtel gehört, werden die Juden in Jeruſalem ſo binden, und in die Hände der Heiden überliefern.“ Alle, die dies hörten, erſchraken und baten den Paulus mit Thränen, er möchte doch nicht nach Jeruſalem hinauf gehen. Paulus aber ſprach: „Was weint ihr und warum macht ihr mir das Herz ſchwer? Ich bin bereit, mich nicht nur zu Jeruſalem binden zu laſſen, ſondern um Jeſu willen auch dort zu ſterben.“ Da ſie ihn nun nicht überreden konnten, gaben ſie nach und ſagten: „Der Wille des Herrn geſchehe.“

Paulus und ſeine Gefährten packten hierauf ein, und reisten ab. Mehrere Jünger aus Cäſarea gaben ihm das Geleit bis Jeruſalem. Den Mnaſon aber, einen der erſten und treueſten Jünger Jeſu, der zu Jeruſalem ein eigenes Haus hatte, gaben ſie ihm noch beſonders deßhalb mit, damit Paulus und ſeine Gefährten dort ſogleich eine Herberge finden möchten. So liebevoll waren ſie für Alles beſorgt.

Als Paulus zu Jeruſalem ankam, waren alle Jünger Jeſu hoch erfreut. Sogleich an dem andern Morgen ging Paulus mit denjenigen, die ihn begleiteten, zu Jakobus, der eben jetzt nur allein von allen Apoſteln ſich zu Jeruſalem befand. Alle Aelteſten der Gemeinde verſammelten ſich. Nachdem ſie nun einander auf das freundlichſte und liebreichſte gegrüßt hatten, erzählte ihnen Paulus Alles ausführlich, was Gott durch ihn unter den Heiden gethan habe, und alle, die ihm zuhörten, lobten einmüthig den Herrn.

Paulus ging nun öffentlich in den Tempel. Mehrere Juden aber, aus jenen Städten in Aſien, in denen Paulus den Heiden das Evangelium verkündigt hatte, waren auch nach Jeruſalem gekommen. Sobald dieſe den Paulus erblickten, ergriffen ſie ihn ſogleich im Tempel und ſchrien, ſo laut ſie nur konnten: „Ihr Männer von Jeruſalem, helft! Dies iſt der Mann, der unter allen Menſchen und an allen Orten wider unſer Volk, wider das Geſetz und dieſen heiligen Ort verderbliche Lehren ausbreitet.“ Das Volk, das im Tempel zugegen war, gerieth gegen Paulus in Wuth. Der Aufruhr verbreitete ſich durch die ganze Stadt. Von allen Seiten liefen Schaaren Volkes herbei. Alle drangen auf Paulus ein, ſchleppten ihn zum Tempel hinaus, ſchloſſen die Thüren ſogleich hinter ihm zu, mißhandelten und ſchlugen ihn, und wollten ihn ſogleich bei der Pforte des Tempels ermorden.

Der Oberſte des Römiſchen Kriegsheeres, das auf der Feſtung in Beſatzung lag, hatte indeſſen ſchon den Bericht erhalten, ganz Jeruſalem ſey in Aufruhr. Er brach daher augenblicklich mit allen Hauptleuten und Soldaten auf, und eilte herbei. Als die Aufrührer den Oberſten und die Soldaten kommen ſahen, da hörten ſie ſogleich auf, den Paulus zu ſchlagen. So ſtillten die Römiſchen Soldaten den Aufruhr und retteten dem Apoſtel Paulus das Leben.

Der Soldatenſtand vertheidigt uns nicht nur gegen äußere Feinde, ſondern erhält auch im Innern des Landes Ruhe und Ordnung, und ſchützt das Eigenthum und Leben des friedlichen Bürgers. Deßhalb iſt er doppelt ſchätzenswerth.

Der Oberſte trat herbei, nahm den Paulus gefangen, ließ ihn mit zwei Ketten ſchließen, und fragte ihn dann, wer er ſey und was er begangen habe. Da ſchrien alle Juden ſo durch einander, daß der Oberſte vor lauter Lärmen und Getöſe gar nichts mehr davon verſtand. Er befahl daher, den Paulus einſtweilen auf die Feſtung zu bringen.

Die Feſtung war auf einer Anhöhe neben dem Tempel. Eine breite ſteinerne Treppe von vielen Staffeln führte dazu hinauf. Oben an der Treppe, vor dem Eingange, war ein ebener Platz. Als nun die Soldaten mit Paulus an die Treppe kamen, ſo mußten ſie ihn, wegen des entſetzlichen Gedränges hinauf tragen. Noch eine ungeheure Menge Volkes drängte ſich nach, und ſchrie beſtändig: „Hinweg mit ihm — zum Tod.“

Als ſich Paulus oben am Eingange der Feſtung befand, und man ihn eben hineinführen wollte, ſagte er in griechiſcher Sprache zu dem Oberſten: „Iſt es mir erlaubt, ein Wort mit dir zu reden?“ Der Oberſte ſprach: „Wie, verſtehſt Du Griechiſch? Biſt du denn nicht der Aegypter, der vor einigen Tagen einen Aufruhr erregt, und die viertauſend Meuchelmörder in der Wüſte um ſich her verſammelt hat?“ Paulus antwortete: „Nein, ich bin ein Iſraelit, ein Bürger von Tarſus, einer namhaften Stadt in Cilicien. Ich bitte dich aber, erlaube mir zu dem Volke zu reden.“ Der Oberſte erlaubte es, und

Paulus trat oben an die Treppe, von wo aus er das ganze Volk überſehen konnte, winkte dem Volke mit der Hand zu ſchweigen, und es entſtand eine große Stille.

Nun ſprach er zu ihnen in hebräiſcher Sprache: „Ihr Männer, liebe Väter und Brüder! Hört jetzt, was ich zu meiner Verantwortung vorzubringen habe.“ Als ſie hörten, daß er in ihrer Mutterſprache zu ihnen rede, da wurden ſie noch ſtiller.

Paulus, der ſein Volk, ſo verblendet es war, dennoch liebte und es gern zum Glauben an Jeſum und zur Seligkeit gebracht hätte, berief ſich vor Allem auf das Zeugniß ihrer eigenen Hohenprieſter, daß er ſelbſt einſt Jeſum und Seine Jünger auf das grimmigſte verfolgt habe; er erzählte ihnen dann die wunderbare Geſchichte ſeiner Bekehrung ſo, wie wir ſie bereits gehört haben. Dann fügte er, um ſich darüber zu rechtfertigen, daß er den Heiden das Evangelium predige, noch bei, daß er zwar den Iſraeliten zu Jeruſalem zuerſt habe das Evangelium verkündigen wollen, daß aber der Herr ſelbſt in einer Erſcheinung ihm den Befehl gegeben habe: „Geh hin, denn Ich will dich weit hin unter die Völker der Heiden ſenden.“ Alle hatten ihm ruhig zugehört, bis zu dieſen Worten. Allein nun erwachte plötzlich ihr alter Haß gegen die Heiden. Alle erhoben mit einem Male ein furchtbares Geſchrei: „Hinweg mit einem ſolchen von der Erde,“ riefen ſie; „denn er iſt nicht werth, daß er lebe!“ Ja, vor Wuth zerriſſen ſie ihre Kleider, und tobten und ſtampften, daß der Staub zum Himmel emporſtieg.

Der Oberſte, der noch immer nicht wußte, woran er ſey, ließ Paulus in die Feſtung führen, und befahl, ihn zu geißeln, um ſo durch dieſe Art von Folter aus ihm herauszubringen, warum das Volk gar ſo ſchrecklich gegen ihn aufgebracht ſey. Als nun Paulus bereits mit Riemen an die Säule feſtgebunden war, ſprach er zu dem Hauptmanne, der dabei ſtand: „Iſt das bei euch erlaubt, einen Römiſchen Bürger, bevor er verurtheilt wurde, zu geißeln?“ Da der Hauptmann das hörte, ging er eilends zum Oberſten, und ſprach zu ihm: „Ueberlege wohl, was du da thun willſt! Der Mann iſt ein Römer.“ Der Oberſte kam ſogleich ſelbſt und ſprach zu Paulus: „Sage mir, biſt du ein Römiſcher Bürger?“ Paulus antwortete: „Ja!“ Der Oberſte ſprach: „Ich habe mir dieſes Bürgerrecht mit einer ſchweren Summe Geldes erkauft.“ Paulus ſagte: „Ich habe es von Geburt.“ Diejenigen, die ihn geißeln wollten, ließen nun den Augenblick von ihm ab, und gingen erſchrocken davon. Auch dem Oberſten war es auf die Nachricht, Paulus ſey ein Römiſcher Bürger, ſchon ſehr bange, daß er ihn hatte binden laſſen.

Allein wer den geringſten Menſchen beleidiget, dem ſollte es billig noch viel mehr bange ſeyn, indem er ſich ja vor Gott eine noch viel größere Verantwortung zuzieht, als derjenige, der einen Römer mißhandelte, bei den Menſchen zu fürchten hatte. Denn für etwas ſo Großes ein Römiſcher Bürger auch damals angeſehen wurde, ſo iſt ein jeder Menſch, als Bürger in dem großen Staate Gottes und als künftiger Bürger des Himmels, doch noch etwas viel Größeres.

31. Paulus vor dem hohen Rathe.

Am folgenden Tage berief der Oberſte des Kriegsheeres, der Claudius Lyſias hieß, die Hohenprieſter und den ganzen hohen Rath zuſammen, ließ den Paulus aus dem Gefängniſſe herbeiführen, und ſtellte ihn ihrer Verſammlung vor, um es auf das genaueſte unterſuchen zu laſſen, was denn die Juden eigentlich für eine Klage gegen ihn hätten.

Als nun Paulus in Mitte ihrer Verſammlung ſtand, blickte er ihnen, ſeiner Unſchuld bewußt, voll des freudigſten Muthes in ihr Angeſicht, und fing ſeine Vertheidigung mit den Worten an: „Ihr Männer, liebe Brüder! Ich habe in Allem mit gutem Gewiſſen vor Gott gewandelt, bis auf dieſen Tag!“ Allein der oberſte Hoheprieſter Ananias befahl denen, die neben Paulus ſtanden, ihn auf den Mund zu ſchlagen. Da ſprach Paulus zu ihm: „Gott wird dich ſchlagen, du übertünchte Wand! Du ſitzeſt hier, mich nach dem Geſetze zu richten — warum läßt du mich nun gegen das Geſetz ſchlagen?“ Die Umſtehenden ſprachen: „Wie! den oberſten Hohenprieſter Gottes ſchiltſt du?“ Paulus antwortete: „Liebe Brüder! Ich wußte es nicht, daß er der Hoheprieſter iſt; ſonſt hätte ich es nicht gethan. Denn es ſteht ja geſchrieben: Den Vorgeſetzten deines Volkes ſollſt du nicht ſchelten.“

Dieſe Worte ſollten ſich beſonders diejenigen merken, die ſich nicht das Geringſte daraus machen, ihre geiſtlichen oder weltlichen Vorgeſetzten zu läſtern. Könnte man in ihnen auch die Perſon nicht achten, ſo ſollte man doch ihre Würde nicht außer Acht laſſen.

Paulus ſah nun wohl, daß von dieſem Gerichte keine Gerechtigkeit zu erwarten ſey. So willig er um Jeſu willen Unrecht litt, ſo wollte er dennoch kein erlaubtes Mittel unverſucht laſſen, ſich zu retten. Ein Umſtand ſchien ihm hierzu ſehr günſtig zu ſeyn. Die eine Hälfte der Verſammlung beſtand aus Saduzäern, die andere Hälfte aber aus Phariſäern. Die Saduzäer behaupteten, es gebe weder eine Auferſtehung, noch Engel und Geiſter; die Phariſäer aber glaubten beides, und hatten alſo in dieſem Stücke Recht. Paulus, der von Jugend auf zu den Füßen Gamaliel's nach der

Lehre der Phariſäer im väterlichen Geſetze unterrichtet worden, rief daher: „Männer und Brüder! Ich bin ein Phariſäer und der Sohn eines Phariſäers! Die Hoffnung des ewigen Lebens und der Auferſtehung von den Todten iſt es, warum ich hier vor Gericht ſtehe.“ Da erhoben ſich mit Einem Male alle Phariſäer, ſtritten für Paulus und riefen: „Wir finden an dieſem Menſchen nichts Böſes. Hat aber ein Engel oder ſonſt ein ſeliger Geiſt mit ihm geredet, ſo können wir Das Gott nicht wehren.“ Allein die Saduzäer erhoben ſich nun auch, und widerſprachen den Phariſäern. Es entſtand ein heftiger Streit und ein ſchreckliches Geſchrei. Der Lärm und das Getümmel nahm ſo überhand, daß der Oberſte wirklich fürchtete, ſie möchten den Paulus zerreißen. Er ließ daher die Soldaten hereinkommen, ihn mit Gewalt aus der Mitte der Verſammlung hinwegführen und wieder auf die Feſtung bringen.

Paulus befand ſich nunmehr in dem Gefängniſſe in einer ſehr traurigen Lage. Es war nicht einmal zu wünſchen, daß er von dem Oberſten Lyſias losgelaſſen werde, weil die Juden ihn dann gewiß umgebracht hätten. Beſonders aber mußte es ihn innig ſchmerzen, daß ſein Volk, das er ſo innig liebte, und deſſen Heil er ſo aufrichtig ſuchte, ihm kein Gehör gab, und gegen ihn ſo ſchrecklich aufgebracht war. Allein in der Nacht tröſtete ihn

Jeſus Chriſtus durch eine liebliche Erſcheinung. Er ſtand, in all Seiner Freundlichkeit und Milde, in dem dunkeln Gefängniſſe neben ihm und ſprach liebreich zu ihm: „Sey getroſt, Paulus! Wie du zu Jeruſalem von Mir gezeugt haſt, ſo wirſt du auch zu Rom von Mir zeugen.“

Wir mögen aus dieſer Erzählung lernen, daß wir in Bedrängniſſen und Verfolgungen zwar jeden erlaubten Ausweg, den uns die Klugheit anräth, verſuchen dürfen; daß wir aber unſer erſtes Vertrauen immer auf Gott und Jeſus Chriſtus ſetzen ſollen. Wo keine menſchliche Klugheit mehr ausreicht und jeder menſchliche Troſt verſagt iſt, da kommt Troſt und Hülfe von Oben.

Zugleich ſehen wir, wie Jeſus Chriſtus das große Werk, durch Seine Religion alle Völker der Erde zu beglücken, immer weiter fortführte. Was in dem kleinen unbekannten Nazareth ſtille angefangen, wurde zu Jeruſalem und Rom, damals den beiden Hauptſtädten der Welt, und den Hauptſitzen des Judenthums und des Heidenthums öffentlich und feierlich verkündigt.

32. Der Schweſterſohn des Paulus.

Was Jeſus dem Paulus verſprochen hatte, hielt Er treu, und brachte es auf die einfachſte, natürlichſte Art in Erfüllung.

Sogleich mit Anbruch des folgenden Tages traten mehrere Juden zuſammen, und verbanden ſich mit einem Eidſchwure, weder zu eſſen noch zu trinken, bis ſie den Paulus umgebracht hätten. Es waren über vierzig Mann, die dieſe Verſchwörung gemacht hatten. Einige davon gingen hierauf zu den Hohenprieſtern und ſprachen zu ihnen: „Wir haben uns mit einem furchtbaren Eide verſchworen, keinen Biſſen mehr zu eſſen, bis wir den Paulus würden umgebracht haben. Laßt daher auf morgen hohen Rath anſagen, und bittet den Oberſten, euch den Paulus noch einmal vorzuführen, als wollet ihr ſeinen Handel noch beſſer unterſuchen. Wir aber werden dann ſchon bereit ſtehen, und ihn niedermachen, bevor er zu euch kommt.“ Dieſer ruchloſe Anſchlag gefiel den Hohenprieſtern ſehr wohl, und ſie beſchloſſen, es ſo zu machen.

Die Schweſter des Paulus hatte einen Sohn, und der hörte von dieſem Mordanſchlag. Da ging er ſogleich in die Feſtung hinauf, und gab dem Paulus davon Nachricht. Paulus rief einen von den Hauptleuten herbei und ſprach zu ihm: „Ich bitte dich, führe dieſen Jüngling zu dem Oberſten; denn er hat ihm etwas zu ſagen.“ Der Hauptmann nahm ihn ſogleich mit ſich, führte ihn zum Oberſten und ſprach: „Der gefangene Paulus hat mich gebeten, dieſen Jüngling zu dir, dem Oberſten zu führen, weil er etwas mit dir zu reden hat.“

Der Oberſte nahm den Jüngling freundlich bei der Hand, führte ihn in ein anderes Zimmer und fragte ihn: „Was iſt es, das du mir zu ſagen haſt?“ Der Jüngling ſprach: „Die Juden haben es mit einander verabredet, dich zu bitten, daß du den Paulus morgen noch einmal dem hohen Rathe vorführen laſſeſt, als wollten ſie ihn noch beſſer verhören. Allein traue du ihnen nicht! denn mehr als vierzig Mann ſtellen ihm nach dem Leben, und haben ſich verſchworen, weder zu eſſen noch zu trinken, bis ſie ihn umgebracht hätten; ſie halten ſich ſchon alle bereit, und warten nur noch auf deine Zuſage.“ Der Oberſte entließ den Jüngling mit dem ernſtlichen Verbote, ja keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, daß er ihm dieſes entdeckt habe, und der Jüngling ſagte es auch wirklich keinem Menſchen.

Hierauf ließ der Oberſte zwei Hauptmänner rufen, und gab ihnen den Befehl: „Laßt zweihundert Mann Fußvolk, ſiebenzig Reiter und überdies noch zweihundert Lanzenträger ſich zum Aufbruche bereit halten. Heute Nacht um drei Uhr müſſen ſie nach Cäſarea ziehen. Sorgt auch dafür, daß die Laſtthiere ſogleich bei der Hand ſeyen, damit man den Paulus darauf ſetze, und ihn wohlbehalten und unverletzt zu dem Landpfleger Felix bringe.

Der Oberſte ſchrieb nun auch einen Brief an den Landpfleger, der ſo lautete: „Claudius Lyſias entbietet dem vortrefflichen Landpfleger Felix ſeinen Gruß zuvor! Dieſen Mann, den ich dir hier ſende, hatten die Juden ergriffen und wollten ihn tödten. Ich kam aber mit der Kriegsſchaar noch dazu, errettete ihn aus ihren Händen, und erfuhr, daß er ein Römer ſey. Um inne zu werden, was für eine Klage ſie gegen ihn hatten, ſtellte ich ihn ihrer Rathsverſammlung vor. Da fand ich aber, daß er blos wegen einiger Streitfragen, die ihr Geſetz betreffen, angeklagt wurde; allein wegen keines Verbrechens, das den Tod oder die Bande verdiente. Da mir nun weiter angezeigt wurde, daß einige Juden ihm nach dem Leben ſtellen, ſo ſandte ich ihn dir zu, und beſchied auch ſeine Kläger, dasjenige, was ſie gegen ihn zu klagen hätten, bei dir anzubringen. Lebe wohl!

Die Hauptleute vollzogen den Befehl auf das genaueſte. Die Soldaten nahmen den Paulus in die Mitte, brachen zur beſtimmten Stunde auf, und kamen noch in der Nacht bis Antipatris. Dort verließ ihn das Fußvolk, und kehrte zurück in die Feſtung. Die Reiterei aber begleitete ihn bis Cäſarea, übergab dort dem Landpfleger den Brief und ſtellte ihm den Paulus vor. Da der Landpfleger den Brief geleſen hatte, fragte er, aus welchem Lande Paulus ſey. Nachdem er vernommen hatte, er ſey aus Cilicien, ſprach er zu Paulus: „Nun wohl! Verhören werde ich dich, ſobald deine Ankläger auch da ſind.“ Und hierauf gab er Befehl, den Paulus indeſſen in dem ehemaligen Pallaſte Herodes des Großen, wo jetzt der Landpfleger wohnte und der Gerichtshof ſich befand, zu bewahren.

Der edle Jüngling, durch den Gott dem Paulus das Leben rettete, muß uns wegen ſeiner Liebe zu dem Bruder ſeiner Mutter, und wegen ſeiner Verſchwiegenheit ganz vorzüglich gefallen. Wir wollen aber auch trachten, ihm zu gleichen. Durch eine liebevolle, treue, redliche Seele kann Gott im Stillen viel Gutes ſtiften, das ein Segen für Jahrhunderte wird.

33. Paulus vor dem Landpfleger Felix.

Nach fünf Tagen begab ſich der oberſte Hoheprieſter ſelbſt nach Cäſarea. Mehrere der Aelteſten begleiteten ihn. Den Redner Tertullus hatten ſie auch mitgenommen, damit er das Wort führe. Sie erſchienen vor Felix, ihre Klage gegen Paulus anzubringen. Paulus ward vorgeführt, und der Landpfleger beſtieg den Richterſtuhl.

Da trat Tertullus hervor und ſprach: „In welchem hohen Frieden wir unter dir leben, und wie viel herrliche Verbeſſerungen zum Wohle unſers Volkes durch deine Vorſichtigkeit gemacht worden, — das, o allervortrefflichſter Felix! erkennen wir allezeit und überall mit aller erdenklichen Dankbarkeit." Nachdem er durch dieſe Schmeicheleien den Landpfleger für ſich einzunehmen geſucht hatte, fuhr er fort: „Damit ich dich aber nicht zu lange aufhalte, ſo bitte ich dich, Das, was ich jetzt vorbringen werde, mit deiner gewohnten Güte und Gelindigkeit anzuhören. Wir haben gefunden, daß dieſer Mann hier (er zeigte auf Paulus) eine wahre Peſt der Erde ſey, überall auf dem ganzen Erdboden gegen die Juden Unruhen anſtifte, und die aufrühreriſche Sekte der Nazarener einführe, ja ſich ſogar unterfing, den Tempel zu entweihen. Wir ergriffen ihn daher, und wollten ihn nach unſerm Geſetze richten. Allein da kam der Oberſte Lyſias dazu, entriß ihn mit großer Gewalt unſern Händen, und wies uns an, ihn vor dir zu verklagen. Nun magſt du, wenn du die Sache anders mit richterlicher Strenge unterſuchen willſt, die Wahrheit unſerer Beſchuldigungen von ihm ſelbſt erfahren." Der oberſte Hoheprieſter und die Aelteſten ſtimmten ihm bei, und verſicherten hoch und theuer, daß dem wirklich ſo ſey.

Der Landpfleger winkte hierauf dem Paulus, zu reden. Paulus blickte den Felix an und vertheidigte ſich kurz und einfach ſo: „Da ich weiß, daß du ſchon viele Jahre der Richter dieſes Volkes biſt, ſo werde ich mich um ſo getroſter vor dir verantworten. Du kannſt es ſogleich dahier in Cäſarea ſicher inne werden, daß es nicht mehr als zwölf Tage ſind, ſeitdem ich von hier nach Jeruſalem hinauf reiste, Gott dort anzubeten. Sie ſahen mich in dem Tempel nicht einmal mit einem Menſchen reden, noch viel weniger dort einen Aufruhr unter dem Volke anrichten. Eben ſo wenig geſchah dieſes in einer der Synagogen, noch ſonſt irgendwo in der Stadt. Von all Dem, deſſen ſie mich beſchuldigen, können ſie nichts beweiſen. Das aber bekenne ich gern und mit aller Freimüthigkeit vor dir, daß ich nach der Lehre, die ſie eine Ketzerei nennen, dem Gott meiner Väter diene; daß ich eben deßwegen Alles glaube, was in dem Geſetze und in den Propheten geſchrieben ſteht; daß ich die Hoffnung zu Gott habe, deren Erfüllung ſie auch erwarten, es werde eine Auferſtehung der Todten, der Gerechten ſowohl als der Ungerechten ſeyn, und daß ich mich deßhalb ernſtlich befleiße, allzeit gegen Gott und die Menſchen ein gutes, untadelhaftes Gewiſſen zu haben. Nach einer Abweſenheit von vielen Jahren kam ich nach Jeruſalem zurück, meinem Volke ein Almoſen zu bringen, und in dem Tempel ein Opfer zu entrichten. Als ich dieſes ſtill und ohne Geräuſch darbrachte, da ergriffen mich einige Juden aus Aſia, und erregten einen Aufruhr gegen mich. Jene Juden ſollten nun nothwendig gegenwärtig ſeyn, und wenn ſie anders können, mich hier vor dir anklagen. Doch, auch dieſe, die hier ſind, mögen es ſelbſt ſagen, ob ſie denn, als ich vor ihrem hohen Rathe ſtand, etwas Unrechtes an mir gefunden haben — es müßte nur die einzige Rede ſeyn, die ich in Mitte ihrer Verſammlung freimüthig und mit lauter Stimme vorgebracht habe: „Wegen der Auferſtehung der Todten werde ich heute von euch angeklagt.“

Felix ſah nun wohl ein, daß Paulus nur aus Haß und blindem Eifer angeklagt werde. Dennoch verſchob er den Urtheilsſpruch und ſagte blos: „Wenn der Oberſte Lyſias herabkommt, ſo will ich euch wieder vernehmen.“ Indeß gab er einem Hauptmanne Befehl, den Paulus einſtweilen zu bewahren, ihn jedoch mild und ſchonend zu behandeln, es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen zu laſſen, und keinem der Seinigen zu wehren, zu ihm zu kommen, und ihn zu dienen.

Nach einigen Tagen kam Felix mit ſeiner Gemahlin Druſilla, die eine Iſraelitin war, in den Verhörſaal, und ließ den Paulus vor ſich rufen, um ihn von dem Glauben an Chriſtum reden zu hören. Allein da Paulus von der Gerechtigkeit, von der Keuſchheit und von dem künftigen Gerichte ſprach, erſchrak Felix und ſprach zu ihm: „Geh für dieſes Mal nur hin, wenn ich einmal gelegene Zeit habe, werde ich dich wieder rufen laſſen.“ Wirklich ließ er ihn noch öfter rufen, und unterredete ſich mit ihm — aber blos weil er hoffte, Paulus werde ihm Geld geben, damit er ihn los laſſe.

Geiz und Ungerechtigkeit machten alſo, daß Felix nicht gern von der Religion Jeſu reden hörte. Es gereicht aber dieſer Religion zur Ehre, daß der Laſterhafte kein Wohlgefallen daran finden kann.

So verfloßen zwei Jahre. Endlich wurde dem Felix ſein Amt, das er ſo ſchlecht verwaltete, abgenommen und einem Andern übergeben. Denn diejenigen, die vor Gott nicht recht handeln, kommen am Ende meiſtens auch um Ehre und Anſehen bei den Menſchen. Felix hinterließ indeß, um den Juden noch eine Gefälligkeit zu erweiſen, den Paulus im Gefängniſſe.

31. Paulus vor dem Landpfleger Portius Feſtus und dem Könige Agrippa.

Als der neue Landpfleger, der Portius Feſtus hieß, angelangt war, ſtatteten ihm der König Agrippa und deſſen Schweſter Berenice ihren Beſuch ab, ihn zu bewillkommen, und hielten ſich mehrere Tage zu Cäſarea bei ihm auf. Die Hohenprieſter, deren Haß niemals ruhte, hatten den Feſtus ſogleich bei ſeiner Ankunft mit Klagen gegen Paulus beſtürmt. Feſtus legte daher den Handel des Paulus dem Könige Agrippa vor.

„Der Landpfleger Felix,“ ſprach er, „hinterließ dahier einen Mann gefangen, wegen deſſen die

Hohenprieſter und Aelteſten, ſobald ich zu Jeruſalem ankam, vor mir erſchienen, und mich baten, ich ſollte die Gnade für ſie haben, und ihn — hinrichten laſſen.“ Allein ich ſprach: „Das iſt nicht der Römer Sitte, einen Menſchen, der verklagt wird, zu verurtheilen, bevor ihm ſeine Kläger vor Augen geſtellt, und ihm Zeit und Raum verſchafft werde, ſich gegen die Anklage zu vertheidigen. Sie kamen darauf hieher, und ich machte nicht den geringſten Aufſchub, ſaß ſogleich des andern Tages zu Gericht, und befahl, den Mann vorzuführen. Allein da nun die Kläger gegen ihn auftraten, brachten ſie nicht eine einzige Beſchuldigung vor, wie ich ſie erwartete. Sie hatten blos einige Streitfragen von ihrem Aberglauben, und von einem verſtorbenen Jeſus, von dem Paulus ſagte, er lebe. Da ich mich nun auf die Sache nicht verſtand, fragte ich ihn, ob er nicht nach Jeruſalem reiſen, und ſich dort wolle richten laſſen? Allein Paulus antwortete: „Ich ſtehe hier vor dem Richterſtuhle des Kaiſers, und von dieſem Richterſtuhle muß ich gerichtet werden. Den Juden hab' ich kein Leid gethan, wie du ſelbſt am Beſten weißt. Habe ich ein Unrecht gethan, oder irgend etwas begangen, das den Tod verdient, ſo weigere ich mich nicht zu ſterben. Iſt aber nichts an dem Allem, deſſen ſie mich beſchuldigen, ſo kann Niemand mich ihnen ausliefern. Ich appellire an den Kaiſer.“

So ſprach Paulus. Nachdem ich mich nun über dieſe Antwort des Paulus mit meinen Räthen unterredet hatte, gab ich ihm den Beſcheid: „Auf den Kaiſer haſt du dich berufen — dem Kaiſer werd' ich dich ſenden.“ Uebrigens befahl ich, ihn noch weiter zu bewahren, bis ich eine Gelegenheit finden würde, ihn dahin zu ſchicken.

Der König Agrippa ſprach zu Feſtus: „Ich möchte den Mann doch auch gern hören!“ Feſtus antwortete: „Morgen ſollſt du ihn hören.“

Am folgenden Tage kamen der König Agrippa und Berenice mit großer Pracht und von den Kriegsoberſten und vornehmſten Herren der Stadt begleitet, in den großen Verhörſaal, und Feſtus befahl, den Paulus vorzuführen, und ſprach zur Verſammlung:

„König Agrippa und ihr Männer alle, die ihr hier verſammelt ſeyd! Hier ſeht ihr den Mann, wegen deſſen mich die ganze Menge der Juden beſtürmte, und mir einmüthig und mit wildem Geſchrei zurief: Er ſey nicht werth, daß er länger lebe. Allein ich fand, daß er nichts begangen habe, das den Tod verdiente. Da er ſich indeß ſelbſt auf den Kaiſer berief, ſo beſchloß ich, ihn dahin zu ſenden. Nun weiß ich aber immer nichts Gewiſſes, was ich dem Herrn ſchreiben ſoll. Deßhalb ließ ich ihn euch, vor Allen aber dir, König Agrippa, vorführen, damit ich nach wiederholter

Unterſuchung vielleicht auf etwas komme, das ich ſchreiben könne. Denn das ſchiene mir gegen alle Vernunft, einen Gefangenen einzuliefern, und keine Klage gegen ihn vorzubringen."

Der König Agrippa ſprach hierauf zu Paulus: „Es iſt dir erlaubt, für dich zu reden."

Paulus ſtreckte ſeine Hand aus, und ſprach: „Ich ſchätze mich glücklich, lieber König Agrippa, mich heute vor dir über Alles das, deſſen ich von den Juden beſchuldiget werde, verantworten zu können — vorzüglich, weil dir alle Gebräuche und Streitfragen der Juden bekannt ſind. Darum bitte ich dich, du wolleſt mich geduldig hören!"

„Was meinen Lebenswandel von Anfang her betrifft, ſo iſt dieſer, da ich von Jugend auf unter meinem Volke zu Jeruſalem lebte, allen Juden bekannt. Sie wiſſen es — wenn ſie es nur auch bezeugen wollten! daß ich nach der ſtrengſten Sekte unſerer Religion, als Phariſäer lebte. Und nun muß ich hier vor Gericht ſtehen — wegen meiner Hoffnung auf jene Verheißung, die Gott unſern Vätern gethan hat, und zu der ja alle zwölf Stämme unſers Volkes zu gelangen hoffen, und eben deßhalb Tag und Nacht unausgeſetzt dem Gottesdienſte abwarten. Wegen dieſer Hoffnung Iſraels, lieber König Agrippa, werde ich von Iſraeliten gerichtlich angeklagt. Iſt es möglich, auch ihr Iſraeliten ſolltet Das für unglaublich halten, daß Gott die Todten erwecke?"

„Ich dachte zwar auch bei mir ſelbſt, mich dem Namen Jeſu aus allen Kräften widerſetzen zu müſſen, und habe das auch wirklich gethan. Ich warf zu Jeruſalem, nachdem ich von den Hohenprieſtern dazu Vollmacht erhalten hatte, viele der Heiligen in die Gefängniſſe, und ſuchte ſie oftmals und in allen Synagogen, ſogar durch Foltern, zu zwingen, Jeſum zu läſtern, und wann ihr Todesurtheil geſprochen wurde, ſo gab ich meine Stimme auch dazu. Ja, meine Wuth ging ſo weit, daß ich ſie ſogar bis in die fremden Städte verfolgte."

„Als ich nun in dieſer Abſicht, mit Vollmachten und Befehlen von den Hohenprieſtern verſehen, auch nach Damaskus reiſte — da ſah ich unter Weges, am hellen Mittage, lieber König, ein Licht am Himmel, weit heller, als der Glanz der Sonne, mich und meine Reiſegefährten umleuchten. Wir fielen alle zur Erde nieder, und ich hörte eine Stimme, die mir in hebräiſcher Sprache zurief: „Saulus, Saulus! Warum verfolgſt du mich?" Ich fragte: „Herr! wer biſt Du?" Der Herr antwortete: „Ich bin Jeſus, den du verfolgſt! Aber richte dich jetzt wieder auf, und ſtehe feſt auf deine Füße! Denn Ich bin dir nur dazu erſchienen, daß Ich dich zu Meinem Diener und zum Zeugen Deſſen verordne, was du geſehen haſt, und wegen Deſſen Ich dir noch ferner erſcheinen werde. Denn dich habe Ich aus Meinem Volke und aus allen Völkern, zu denen Ich dich jetzt ſende, dazu auserwählt, ihnen die Augen zu öffnen, daß ſie ſich von der Finſterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehren, und durch den Glauben an Mich Vergebung der Sünden und Theil an der Seligkeit erlangen, die den Heiligen als ein Erbtheil hinterlegt iſt.“

„Auf dieſe himmliſche Erſcheinung hin, lieber König Agrippa, war ich nun nicht mehr ungläubig, ſondern verkündete ſogleich den Einwohnern von Damaskus und Jeruſalem, und dann in allen Gegenden des jüdiſchen Landes und auch den Heiden, ſie ſollten ihren Sinn ändern, ſich zu Gott bekehren und würdige Früchte der Buße bringen. Und das iſt nun die ganze Urſache, warum die Juden mich im Tempel anfielen und mich tödten wollten. Allein durch die Hülfe Gottes, der mir beiſtand, ſtehe ich bis auf den heutigen Tag unerſchüttert da, und lege dieſes mein Zeugniß vor Hohen und Niedern ab, und ſage durchaus nichts anders, als was Moſes und die Propheten als künftig vorher geſagt haben: Chriſtus werde leiden, und der Erſte ſeyn aus der Auferſtehung der Todten, und in Ihm werde dem Volke Iſrael und allen Völkern der Erde ein Licht aufgehen.“

Da Paulus ſich ſo verantwortet hatte, rief

Feſtus, der als ein Römer die heiligen Schriften der Iſraeliten und die Geſchichte Jeſu nicht kannte, mit lauter Stimme: „Paulus, du biſt nicht recht bei Sinnen! Deine große Gelehrſamkeit hat dich um den Verſtand gebracht.“

Allein Paulus ſprach: „O mein theuerſter Feſtus! Ich bin nicht unſinnig, ſondern ich rede wahre und vernünftige Worte. Der König hier, zu dem ich deßhalb mit ſo vieler Freimüthigkeit rede, weiß dieſes wohl. Denn ich denke, ihm ſey nichts von dieſen Dingen verborgen, da ſich ja keines derſelben in einem Winkel zugetragen hat. Glaubeſt du den Propheten, König Agrippa? — Ich weiß es, daß du glaubeſt!“

Agrippa ſprach zu Paulus: „Es fehlet nicht viel, ſo überredeſt du mich, daß ich ein Chriſt werde.“

Paulus antwortete: „Ich wünſche vor Gott — es fehle viel oder wenig! — daß nicht allein du, ſondern Alle, die mich heute hören, ſolche würden, wie ich bin, nur dieſe Ketten hier ausgenommen.“

Und da Paulus dieſes geſagt hatte, ſtanden der König, der Landpfleger, Berenice und die ganze Verſammlung auf, gingen ein wenig auf die Seite, unterredeten ſich mit einander über Paulus, und ſprachen alle einſtimmig: „Dieſer Menſch hat nichts gethan, das den Tod oder die Bande verdiente.“ Agrippa aber ſagte noch beſonders zu Feſtus: „Dieſer Mann hätte können losgegeben werden, wenn er ſich nicht auf den Kaiſer berufen hätte.“

33. Des Paulus gefahrvolle Schifffahrt.

Da es nun beſchloſſen war, den Paulus nach Rom zu dem Kaiſer zu ſchicken, ward er nebſt andern Gefangenen einem Hauptmanne von der kaiſerlichen Kriegsſchaar übergeben, der Julius hieß. Paulus beſtieg mit Lukas und Ariſtarchus, die ihn auf dieſer weiten und gefährlichen Reiſe aus brüderlicher Liebe begleiten wollten, ein Schiff, und das Schiff verließ ohne Verzug das Geſtad' und fuhr hinaus in das große, weite Meer. Sogleich am andern Tage kamen ſie glücklich bei der berühmten Handelsſtadt Sidon an. Auch in dieſer Stadt befanden ſich ſchon mehrere Chriſten. Julius behandelte den Paulus ſehr menſchenfreundlich, und erlaubte ihm daher, dieſe ſeine Freunde zu beſuchen. Sie nahmen ihn mit Freuden auf, verpflegten ihn auf das liebreichſte, und verſahen ihn noch mit Allem, was er zur Reiſe nöthig hatte. So beſtreut die chriſtliche Liebe die rauhen Wege durch's menſchliche Leben überall gleichſam mit Blumen.

Paulus verließ nun mit ſeinen Reiſegefährten Sidon wieder und fuhr weiter. Weil ihnen aber der Wind nicht günſtig war, mußten ſie einen großen Umweg machen und die Inſel Zypern umſchiffen. Indeß kamen ſie doch glücklich nach Lycien. Hier fand der Hauptmann ein Schiff aus Alexandria, das mit Getreide beladen war und eben nach Italien abfahren wollte. Er begab ſich daher mit den Gefangenen ſogleich auf dieſes Schiff, um mitzufahren. Wegen der widrigen Winde hatten ſie viele Tage hindurch eine ſehr beſchwerliche Fahrt. Nur mit vieler Mühe erreichten ſie endlich die Inſel Kreta, und landeten nicht weit von der Stadt Thalaſſa.

Weil es nun ſchon ſehr ſpät im Herbſte war, und die Stürme die Schifffahrt ſehr unſicher machten, ſo gab Paulus ihnen den guten Rath, und ſprach zu ihnen: „Liebe Männer! Ich ſehe, daß die Schifffahrt anfängt ſehr beſchwerlich zu werden, und daß wir nicht nur das Schiff und die Ladung, ſondern ſelbſt unſer Leben der größten Gefahr ausſetzen. Ich rathe alſo, den Winter über hier zu bleiben.“ Allein der Schiffsherr und der Steuermann riethen: Weil der Ort zum Ueberwintern unbequem wäre, ſo könnte man wohl nach einer andern Seeſtadt fahren, und den Winter dort zubringen. Der Hauptmann glaubte dieſen zwei Männern mehr, als dem Paulus; und auch die meiſten auf dem Schiffe waren ihrer Meinung. Sie machten es, wie viele Menſchen es auch jetzt noch machen; ſie ſuchten einem gegenwärtigen kleinen Uebel zu entrinnen, ohne zu bedenken, daß ſie ſich dadurch einem viel größern ausſetzten.

Da ſich nun eben ein günſtiger Wind erhob, dachten ſie, ihr Vorhaben ſey ſchon ſo viel als gelungen, fuhren vom Lande ab und ſegelten längs dem Geſtade der Inſel Kreta hin. Allein ſchon am erſten Tage erhob ſich ein mächtiger Sturm, ergriff das Schiff, und riß es mit ſolcher Gewalt fort, daß alle Anſtrengung der Schiffsleute, es aufzuhalten, vergebens war. Sie wurden aber auf eine kleine Inſel zugetrieben, die Cauda hieß. Hier mußte man alle erdenkliche Hülfsmittel anwenden, damit das Schiff nicht auf eine Sandbank gerieth. Am andern Tage wüthete der Sturm noch fürchterlicher, und das Schiff wankte ſo heftig hin und her, daß man, um es zu erleichtern, einen Theil der Ladung in's Meer werfen mußte. Am dritten Tage tobte der Sturm, wo möglich, noch ſchrecklicher. Alles, was Hände hatte, mußte zugreifen, und man warf ſogar die Geräthſchaften des Schiffes hinaus. Mehrere Tage dauerte das furchtbare Unwetter fort. Der ganze Himmel war mit finſtern Wolken bedeckt, und man ſah weder Sonne noch Sterne. Alle gaben die Hoffnung auf, mit dem Leben davon zu kommen, und vor Angſt und

Schrecken mochte kein Menſch auf dem Schiffe mehr einen Biſſen eſſen.

Da trat Paulus, der in dieſer Noth herzlich zu Gott gebetet hatte, und deſſen Gebet nicht unerhört geblieben, in ihre Mitte und ſprach zu ihnen: „O ihr lieben Männer! Ihr hättet meinem Rathe Gehör geben, und nicht von Kreta wegfahren ſollen; ſo hättet ihr euch dieſes Ungemach und dieſen Verluſt erſpart. Allein laßt euch wenigſtens jetzt noch rathen und ſeyd gutes Muthes. Denn keiner von uns allen wird um das Leben kommen; nur das Schiff allein wird zu Grunde gehen. Denn in dieſer Nacht erſchien mir ein Engel Gottes, des Allerhöchſten, dem ich angehöre und dem ich diene, und ſprach zu mir: „Fürchte dich nicht, Paulus! Du mußt noch dem Kaiſer vorgeſtellt werden, und ſieh! Gott hat dir das Leben Aller, die mit dir in dem Schiffe ſind, geſchenkt.“ Darum, liebe Männer, ſeyd unverzagt! Denn ich traue es Gott zu, Er werde es ſo geſchehen laſſen, wie Er es mir verheißen hat. Wir müſſen aber an eine Inſel geworfen werden.“

Indeß brach die vierzehnte Nacht ſeit ihrer Abreiſe an, und noch immer wurden ſie auf dem ſtürmiſchen Meere umher getrieben. Allein um Mitternacht kam es den Schiffern vor, als zeige ſich Land. Sie ließen daher das Senkblei an der

Schnur hinab in das Meer, und fanden es nur zwanzig Klafter tief. Als ſie ein wenig weiter gekommen waren, ſenkten ſie das Blei wieder hinab, und fanden das Meer nur mehr fünfzehn Klafter tief. Das war allen das ſicherſte Zeichen, daß ſie ſchon ſehr nahe am Lande waren. Alle freuten ſich herzlich, fürchteten aber zugleich, das Schiff möchte auf Felſen ſtoßen, und zerſchmettert werden. Daher warfen ſie hinten vom Schiffe vier Anker aus, um das Schiff feſtzuhalten, und das Schiff ſtand ſtill. Alle ſehnten ſich nach dem Morgen, und konnten es kaum erwarten, bis es Tag wurde. Einige Schiffer ſuchten ſogar heimlich aus dem Schiffe zu entfliehen. Sie ließen das Boot (ein kleines Schiffchen, das den großen Schiffen zu mancherlei Gebrauche dient) in das Meer hinab, und gaben vor, ſie wollten auch vorne am Schiffe Anker auswerfen, daß es noch feſter halte. Allein Paulus, der ſogleich merkte, was ſie im Sinne hatten, ſprach zu dem Hauptmanne und zu den Soldaten: „Wenn dieſe nicht im Schiffe bleiben, ſo könnet ihr nicht gerettet werden!“ Da hieben die Soldaten geſchwind die Stricke ab, an denen das Boot hing und das Boot fiel in das Meer hinab, und wurde von den Wellen fortgeriſſen.

Gegen Morgen, da es anfing heller zu werden, verſammelte Paulus Alle, die auf dem Schiffe waren, zweihundert ſechs und ſiebenzig Seelen an der Zahl, trat in ihre Mitte und ſprach zu ihnen: „Es iſt heute ſchon der vierzehnte Tag, daß ihr ohne Speiſe aushaltet und faſt keinen Biſſen genoſſen habt. Ich bitte und ermahne euch daher, ſtärkt euch mit Speiſe; denn dies iſt zu eurer Rettung nothwendig. Wenn ihr mir gehorcht, ſo wird keinem von euch auch nur ein Haar von ſeinem Haupte verloren gehen.“ Da Paulus dies geſagt hatte, nahm er das Brod, dankte vor aller Augen Gott, brach davon herab und fing an zu eſſen. Als ſie das ſahen, wurden ſie alle gutes Muthes, und aßen auch. Denn das Beiſpiel wirkt immer mehr, als bloße Worte. Nachdem ſie alle ſatt waren, warfen ſie, um das Schiff noch mehr zu erleichtern, die übrigen Lebensmittel in das Meer.

Indeſſen war es Tag geworden, und das Land lag hell und klar vor ihren Augen da. Es war ihnen aber ganz fremd und unbekannt. Jedoch ſahen ſie einen Meerbuſen, einen Ort, wo das Meer eine Strecke in das Land hineinging, und der noch überdies an beiden Seiten von Felſen gegen die Winde geſichert war. Dahin dachten ſie, wenn es anders möglich wäre, das Schiff zu lenken. Sie zogen daher die Anker herauf, ſpannten die Segel aus, griffen zu den Rudern, und ſtrebten nach dem Geſtade. Allein plötzlich geriethen ſie auf eine Stelle, wo Felſen unter dem Waſſer verborgen waren. Das Schiff ſtieß auf den Grund und brach mit ſchrecklichem Gekrache mitten entzwei. Der Vordertheil des Schiffes blieb unbeweglich ſtehen, als wäre er feſt gemauert; der übrige Theil des Schiffes wurde von der Gewalt der Wellen zertrümmert.

Die Soldaten aber zogen ihre Schwerter, und wollten alle Gefangenen ermorden, damit nicht einer oder der andere an das Land ſchwimmen und entfliehen möchte. Allein der Hauptmann, der beſonders den Paulus am Leben erhalten wollte, wehrte ihnen ab, und befahl: Diejenigen, die ſchwimmen könnten, ſollten ſich zuerſt in das Meer ſtürzen, und ſich durch Schwimmen an das Land retten. Dann aber ſollten ſie beihelfen, auch die übrigen auf Brettern und Trümmern des Schiffes an das Land zu bringen. Sie thaten es, und ſo erreichten Alle das Land; nicht ein Einziger kam um's Leben oder wurde ſonſt im Geringſten verletzt, wie Paulus voraus geſagt hatte.

Wir ſehen hier an Paulus nicht nur einen weiſen und frommen Mann, der in den ewigen Angelegenheiten des Menſchen wohl erfahren iſt. Er iſt auch in den zeitlichen Angelegenheiten der Mann, der ſelbſt in den ſchrecklichſten Nöthen, wo die Verſtändigſten keinen Rath mehr wiſſen und Helden den Muth ſinken laſſen, unerſchrocken bleibt und ruhig daſteht; der überall den weiſeſten Rath zu geben, und den Verzagten Muth einzuflößen weiß; und dem Alle, die mit ihm in gleicher Gefahr ſind, ihre Rettung zu danken haben. Er beſtätigte ſehr ſchön durch ſein Beiſpiel, was er einſt mit Worten gelehrt hat: „Die Gottſeligkeit iſt zu Allem nütze, und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.“

36. Paulus zu Malta und zu Rom.

Als Paulus und Alle, die ihm ihre Rettung aus dem Schiffbruche zu danken hatten, an das Land gekommen waren, hörten ſie erſt, das Land ſey die Inſel Malta, damals Melita genannt. Alle tröpfelten noch von Meerwaſſer und zitterten vor Froſt. Ueberdies regnete es ſehr ſtark, und es wehte ein kalter Wind. Die Bewohner der Inſel waren Heiden, und dennoch begegneten ſie ihnen ungemein menſchenfreundlich. Vor Allem führten ſie die Geretteten an einen Ort, wo man vor Wind und Regen ſicher war, trugen eine Menge Holz zuſammen und zündeten ein großes Feuer an. Paulus half auch mit, Holz zutragen. Er raffte einen Haufen Reisholz zuſammen und legte es in das Feuer. Allein in den Reiſern ſteckte, ohne daß Paulus es bemerkt hatte, eine giftige Natter verborgen. Dieſe fuhr, ſobald ſie die Hitze empfand, wüthend heraus und wickelte ſich ihm um die Hand. Da die Bewohner der Inſel die Natter an ſeiner Hand hängen ſahen, ſagten ſie unter einander: „Dieſer Menſch muß ein Mörder ſeyn, den die Rache des Himmels nicht leben läßt. Denn kaum iſt er dem Meere entgangen, ſo kommt er durch Gift um.“ Allein Paulus ſchleuderte das Thier in das Feuer, und ihm geſchah kein Leid. Die Leute meinten, er werde nun ſogleich vom Gifte aufſchwellen und auf der Stelle todt niederfallen. Als ſie aber lang gewartet hatten, und ſahen, daß ihm nicht das geringſte Uebel widerfuhr, da kamen ſie, als Heiden, die an mehrere Götter glaubten, auf den Gedanken: Er ſey ein Gott.

Die Leute auf dieſer Inſel urtheilten, indem ſie den Paulus zuerſt für einen Mörder und dann für einen Gott hielten, zweimal unrichtig. Indeß kamen dieſe unrichtigen Urtheile von ſehr richtigen Gefühlen her. Denn jedem Menſchenherzen iſt es ſchon von Natur eingeprägt, daß Gott außerordentliche Frevelthaten auch außerordentlich ſtrafe. In jedem Menſchenherzen regt ſich bei dem Anblicke außerordentlicher Errettungen aus Gefahren, ein heiliger Schauer und ein Gefühl der Nähe Gottes. Wohl dem, in deſſen Herzen dieſe Gefühle nicht erſtorben ſind! Heil ihm, wenn er ſich vor Gottes allesbeſtrafender Gerechtigkeit ſcheut, Böſes zu thun, und zur Zeit der Noth auf Gottes allerbarmende Liebe getroſt vertraut.

Publius, der Statthalter dieſer Inſel, hatte in der Gegend ein Landgut. Er war ſo liebreich, und lud die ganze Schiffsgeſellſchaft dahin ein, und bewirthete ſie drei Tage lang auf das freundlichſte, und traf indeß Anſtalten, ſie auf der Inſel unterzubringen. Da fügte es ſich nun, daß der Vater des Publius eben ſehr krank darnieder lag. Der alte Mann hatte das Fieber und die Ruhr, und es war an ſein Aufkommen nicht mehr zu gedenken. Paulus beſuchte ihn, betete über ihn, legte ihm die Hände auf — und augenblicklich wurde er geſund. Da dieſes bekannt wurde, brachten die Leute alle Kranken von allen Seiten der Inſel herbei, und Paulus machte alle geſund, und auf der ganzen Inſel war große Freude, und die Leute thaten dem Paulus und ſeinen Gefährten alle erdenkliche Ehren an. Paulus blieb drei Monate auf der Inſel, und wie viel Gutes er da ſtiftete, läßt ſich denken. Da endlich die Zeit der Abreiſe kam, beluden die Leute das Schiff noch mit Allem, was dem Paulus und allen ſeinen Gefährten nur immer zur Reiſe dienlich ſeyn konnte. Dieſe aber beſtiegen ein Schiff, das von Alexandria gekommen war, und auf der Inſel überwintert hatte, und fuhren ab.

An dieſen Inſelbewohnern bemerken wir hier vorzüglich zwei liebenswürdige Eigenſchaften. Sie waren wohlthätig gegen Hülfsbedürftige, und dankbar gegen ihre Wohlthäter. Wo dieſe zwei Tugenden, Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, fehlen, da iſt die Welt ein rechtes Jammerthal. Wo ſie hingegen herrſchen, da benehmen ſie jedem Leiden ſeine Bitterkeit, ja machen ſelbſt das Leiden zur reichlichen Quelle der reinſten menſchlichen Freuden.

Paulus und ſeine Reiſegefährten kamen auf ihrer weitern Fahrt zuerſt nach Syrakus in Sicilien und blieben dort drei Tage. Von da aus kamen ſie nach Regium, einer Stadt in Kalabrien. Da ſich Tags darauf ein günſtiger Wind erhob, benützten ſie dieſen ſogleich und kamen in zwei Tagen glücklich zu Puteoli in Italien an; und hiemit hatte ihre Schifffahrt ein Ende. Denn die übrige Reiſe nach Rom dachten ſie zu Fuß zu machen.

Zu Puteoli traf Paulus mehrere Chriſten an, deren es überall in Italien ſchon ſehr viele gab. Sie hatten eine große Freude ihn zu ſehen, und baten ihn, eine Woche bei ihnen zu bleiben. Paulus war dazu ſehr geneigt, und der edle Julius erlaubte es ihm ſehr gern. Paulus blieb alſo eine Woche da.

Indeß hatten es auch die Chriſten zu Rom gehört, daß Paulus nach Rom kommen werde. Ihre Verehrung und Liebe gegen ihn, und die Begierde ihn zu ſehen, war ſo groß, daß viele ihm über zwanzig Stunden weit von Rom aus entgegen gingen, bis zum Platze des Appius, eines edlen Römers, der die Landſtraße dahin angelegt, und dem das Römiſche Volk hier ein Denkmahl errichtet hatte. Die übrigen Chriſten, die nicht ſo weit gehen konnten, kamen dem Paulus doch über zwölf Stunden weit, bis zu einem Orte, die drei Hütten genannt, entgegen. Da Paulus ſich von ſo vielen Chriſten umgeben ſah, die ihn auf das freundlichſte und liebevollſte begrüßten, war es ihm ein großer Troſt, und er dankte Gott und ſchöpfte neuen Muth.

In ihrer Begleitung erreichte er endlich Rom, die damalige Hauptſtadt der Welt. Der Hauptmann übergab nun die Gefangenen dem oberſten Feldherrn, und auch dieſer war ſo menſchenfreundlich gegen Paulus, daß er ihn nicht in das Gefängniß werfen ließ, ſondern ihm erlaubte, ſich in der Stadt nach Gefallen eine Wohnung zu wählen. Nur wurde ihm ein Soldat beigegeben, der ihn bewachen mußte.

Die drei erſten Tage zu Rom brachte Paulus in Gebet und Betrachtung zu, um ſich ſo auf die Verkündigung des Evangeliums in dieſer großen

Stadt vorzubereiten. Hierauf ließ er die Vornehmſten aus den Juden erſuchen, zu ihm zu kommen. Sie kamen alle, und erſtaunten nicht wenig, an ſeiner Hand die Kette, und ihm zur Seite den Soldaten zu ſehen, der ihn bewachte. Daher ſprach Paulus zu ihnen: „Liebe Männer und Brüder! Ich habe nichts gethan wider unſer Volk, noch wider die Sitten unſerer Väter, und dennoch wurde ich zu Jeruſalem gebunden in die Hände der Römer übergeben. Dieſe unterſuchten meine Sache, fanden aber nichts an mir, das den Tod verdiente, und wollten mich ſogleich wieder loslaſſen. Da aber die Juden dieſes nicht zugaben, ſo berief ich mich auf den Kaiſer; allein nicht als wollte ich mein Volk bei ihm verklagen, ſondern weil ich ja dazu gezwungen war und keinen andern Ausweg wußte. Und ſo habe ich euch denn hieher gebeten, euch zu ſehen und in dieſer Angelegenheit mit euch zu ſprechen. Denn blos wegen der Hoffnung Iſraels, die ja auch eure Hoffnung iſt, trag' ich dieſe Ketten."

Sie antworteten ihm: „Wir haben weder Briefe deiner wegen aus Judäa erhalten, noch hat uns irgend ein Bruder, der hieher kam, etwas Uebles von dir berichtet. Jedoch möchten wir recht gerne von dir hören, was du denn eigentlich lehreſt. Denn ſo viel iſt uns von dieſer neuen Lehre wohl bekannt, daß ihr an allen Enden widerſprochen wird.“ Und hierauf beſtimmten ſie einen Tag, an dem ſie ihn hören wollten.

An dem beſtimmten Tage kamen ſie wirklich ſchon des Morgens zu ihm in ſeine Wohnung. Paulus legte ihnen nun die ganze Lehre vom Reiche Gottes aus, trug ihnen alle Zeugniſſe des Moſes und der Propheten vor, und redete zu ihnen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Einige glaubten ſeinen Worten, Andere, und wohl die meiſten aus ihnen, blieben ungläubig. Indem nun dieſe aufſtanden, um zu gehen, ſagte Paulus ihnen nur noch das einzige Wort: „Wahr und treffend hat der heilige Geiſt durch den Propheten Iſaias zu unſern Vätern geſprochen: Geh hin zu dieſem Volke und ſprich zu ihnen: „Mit euren Ohren werdet ihr hören, und doch nicht verſtehen, mit euren Augen ſehen und doch nicht erkennen. Denn das Herz dieſes Volkes iſt verſtockt, und ſie verſtopfen ihre Ohren und drücken ihre Augen zu, damit ja nicht dermaleinſt ihre Augen ſehen und ihre Ohren hören, und ihr Herz zur Erkenntniß komme, und ſie ſich bekehren, und Ich ſie zum Heile führe.“ Daher ſey es denn euch kund gethan, daß dieſes Heil Gottes auch den Heiden beſtimmt iſt, und dieſe ihm Gehör geben werden.“ Als er dieſes geſagt hatte, gingen die Juden, indem ſie noch beſtändig unter einander ſtritten und zankten, hinweg.

Paulus aber blieb noch zwei Jahre in der Wohnung, die er gemiethet hatte, und nahm Alle, die zu ihm kamen, auf das freundlichſte auf, und verkündigte ihnen das Reich Gottes und predigte mit aller Freudigkeit, und ohne daß es ihm Jemand wehrte, Jeſum Chriſtum, den Herrn.

So weit erzählt der Reiſegefährte des heiligen Paulus, der heilige Lukas, der die Geſchichte der Apoſtel und beſonders des Apoſtels Paulus geſchrieben hat. Aus den Briefen des heiligen Paulus erſehen wir, daß er diesmal aus der Gefangenſchaft befreit worden und weit umher gereist war, das Evangelium zu verkünden; dann wieder nach Rom und zum zweiten Male in das Gefängniß kam. Allein obwohl Paulus gefeſſelt war, ſo war, wie er ſich ausdrückte, doch das Wort Gottes nicht gebunden. Ja ſelbſt ſeine Ketten, die er um des Evangeliums willen trug, rührten die menſchlichen Herzen, und wirkten ſo zur Ausbreitung der göttlichen Lehre mit. Sogar an dem kaiſerlichen Hofe glaubten Viele an Chriſtus. Paulus ward endlich dem Kaiſer vorgeſtellt, und legte vor ihm ſein Zeugniß von Jeſus Chriſtus mit einer Kraft und einer Fülle des Herzens ab, daß es dem ganzen Römiſchen Volke bekannt wurde.

Paulus ſchrieb aus ſeiner Gefangenſchaft zu Rom an mehrere chriſtliche Gemeinden, zum Beiſpiele an die Gläubigen zu Epheſus und Philippi, troſtreiche Briefe. Noch kurz vor ſeinem Tode, der ihm wegen ſeines Glaubens an Jeſus und wegen Verkündigung des Evangeliums bevorſtand, ermahnte er ſeinen lieben Timotheus, den er faſt noch als einen Jüngling zum Biſchofe erwählt hatte, aufs väterlichſte. In dieſem eben ſo lehrreichen als rührenden Briefe, ſind folgende Worte, beſonders merkwürdig und herzergreifend: „Sey in Allem wachſam und weiſe, arbeite und dulde, bleib ein treuer Diener des Evangeliums und erfülle deinen Beruf ganz. (Verſchmähe dieſe meine letzte Bitte nicht!) Denn ich werde ſchon zum Schlachtopfer bereitet und die Zeit meines Hinſcheidens iſt nahe. (Allein) ich habe einen guten Kampf gekämpfet, meinen Lauf vollendet, den Glauben bewahret. Nun wartet nur noch die Krone der Gerechtigkeit auf mich, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird — aber nicht nur mir, ſondern Allen, die ſich auf ſeine Erſcheinung freuen.“

Auch der Apoſtel Petrus kam nach Rom; auch er, den Jeſus Chriſtus ſelbſt zum Oberhaupte der Kirche ernannt hat, erließ von Rom aus zwei Sendſchreiben an die Gläubigen, die in verſchiedenen Ländern Aſiens zerſtreut wohnten. In dem erſten ſuchte er dieſe Chriſten im Glauben zu befeſtigen, und ermahnte ſie zur Geduld in Leiden, zur Standhaftigkeit bei Verfolgungen, und zur Heiligung des Lebens. In dem zweiten Schreiben, voll ähnlicher, dringender Ermahnungen, redet er von ſeinem nahen Tode, indem er ſagt: „Ich weiß gewiß, daß ich die Hütte meines Leibes bald verlaſſen werde, wie es mir der Herr, Jeſus Chriſtus geoffenbart hat; deßwegen bin ich ſorgfältig bemüht, daß ihr nach meinem Hinſcheiden an alles dieſes euch recht oft erinnern möget.“ Am Ende des Briefes fordert er ſie auf, jenes Tages zu gedenken, da Chriſtus der Herr wieder kommen wird und dieſer ſichtbare Himmel und die Erde mit Allem, was darauf iſt, im Feuer zerſchmelzen werden, und ſchließt dann mit den Worten: „Da nun, Geliebteſte, dieſe Welt vergehen wird, mit welchem Eifer ſollet ihr euch deßhalb eines heiligen Wandels und gottſeliger Werke befleißen! Gebt euch alle Mühe, daß ihr dann vor Ihm unbefleckt und unſträflich, und im Frieden erfunden werdet. Hütet euch, damit ihr nicht durch thörichte, unverſtändige Menſchen zu Irrthümern verleitet, eure Standhaftigkeit verliert und im Guten wankelmüthig werdet. Suchet vielmehr in der Gnade und der Erkenntniß unſers Herrn und Heilandes Jeſus Chriſtus zu wachſen! Ihm ſey Ehre jetzt und in alle Ewigkeit, Amen!“

Beide heiligen Apoſtel Petrus und Paulus wurden endlich zu Rom wegen ihres ſtandhaften Zeugniſſes von Jeſus Chriſtus, hingerichtet und verherrlichten Gott durch ihren Martyrtod. Petrus wurde, wie der Herr es ihm vorausgeſagt hatte, gekreuziget; Paulus enthauptet. Ihre Gebeine ruhen zu Rom und werden ſchon ſeit Jahrhunderten von unzähligen Menſchen beſucht, die hier Gott loben und preiſen, der dieſe zwei Apoſtel in ihrem Leben und Tode ſo hoch begnadigt hat!

Verbreitung des Chriſtenthums über die Erde.

Nachdem Petrus und Paulus in Rom, der Hauptſtadt der Heiden und der ganzen damals bekannten Welt, vor dem Römer-Volke ihr Zeugniß von Jeſus Chriſtus abgelegt hatten, und in Rom, mit welcher Stadt faſt alle Völker der alten Welt in Verbindung ſtanden, eine ſehr zahlreiche chriſtliche Gemeinde entſtanden war — nachdem ferner Jeruſalem, die Hauptſtadt der Juden bald darauf von den Römiſchen Kriegsheeren, genau ſo, wie Jeſus es bis auf die kleinſten Umſtände vorausgeſagt hat, zerſtört worden, der ganze jüdiſche Staat ſein Ende erreicht hatte, und auch diejenigen Iſraeliten, die an Chriſtum glaubten, genöthigt waren, ſich in alle Welt zu zerſtreuen; ſo hatte auf dieſe Art die göttliche Vorſehung der Verbreitung des Chriſtenthumes unter alle Völker der

Erde den Weg gebahnt, und das Licht des Evangeliums fing an, gleich einer aufgehenden Sonne, die alte Nacht des Heidenthums zu verſcheuchen und alle Völker zu erleuchten.

Die ganze heidniſche Welt widerſetzte ſich zwar Anfangs, ſo wie ehemals die Iſraeliten, der Einführung des Chriſtenthums. Dreihundert Jahre lang wurden die Chriſten auf das grauſamſte verfolgt. Tauſende vergoſſen ihr Blut unter dem Schwerte des Scharfrichters, wurden den wilden Thieren vorgeworfen, ſtarben in den Flammen der Scheiterhaufen oder unter noch ſchrecklichern Todesqualen. Allein wie Petrus und Paulus und die übrigen Apoſtel die Wahrheit des Evangeliums, von deſſen Verkündigung ſie in ihrem Leben durchaus keinen zeitlichen Gewinn hatten, am Ende noch mit ihrem Blute verſiegelten, ſo gingen auch die übrigen Bekenner Jeſu freudig in den Tod, und ſtarben darauf, daß ſie die Wahrheit des Chriſtenthums an ihren Herzen erfahren hatten. Die Wahrheit ſiegte endlich und das Chriſtenthum ging aus allen Verfolgungen verklärt und triumphirend hervor.

Die Chriſten durften nun ihren Glauben an Jeſus Chriſtus frei und ohne verfolgt zu werden bekennen, und zu ihrem Gottesdienſte ſich öffentlich verſammeln. Anſtatt des Tempels zu Jeruſalem, des einzigen Tempels der Vorwelt, in dem der wahre lebendige Gott angebetet wurde, erhoben ſich nach und nach in allen Theilen der Erde unzählige Tempel und Kirchen, die der Anbetung Gottes und der Verkündigung Seines heiligen Wortes gewidmet waren. Dazu ſind auch noch jetzt alle chriſtlichen Kirchen beſtimmt, und jeder Kirchthurm in Städten und Dörfern iſt gleichſam ein aufgeſtreckter Finger, der zum Himmel zeigt — ein Zeichen, daß da Menſchen wohnen, deren Sinn himmelwärts gerichtet ſeyn ſoll.

Das Evangelium wurde in allen Sprachen geprediget, in alle Sprachen überſetzt, und von keinem Buch in der Welt wurden ſo viele Abſchriften gemacht, ſo viele Auflagen, von den koſtbarſten Ausgaben bis herab auf die allerwohlfeilſten Abdrücke veranſtaltet, als von der heiligen Schrift.

Das Kreuz, vorhin das Zeichen der größten Schmach, wie bei uns das Hochgericht, wurde nun ein Ehrenzeichen, und es prangte hoch auf den Thürmen der chriſtlichen Kirchen. Fürſten trugen es von Gold und mit Edelſteinen geziert über dem fürſtlichen Purpur und es ſchmückte die Kronen der Könige.

Das Chriſtenthum breitete ſich nach und nach über die ganze Erde aus. Es iſt nun kein Welttheil, in dem ſich nicht unzählige Chriſten befinden. Europa, das ehemals mit lauter Heiden bevölkert war, iſt nun beinahe von lauter Chriſten bewohnt. Ueberall, durch die verſchiedenen Reiche des großen, weiten Welttheils Aſia ſind Chriſten zerſtreut. Ganze Länder von Amerika bekennen ſich zur chriſtlichen Religion, und der arme Negerſclave findet dort in ihr den einzigen Troſt. Auch unter dem glühenden Himmelsſtriche Afrika's erſchallt der Name Jeſu; ja ſelbſt in dem entfernteſten Norden, der vom ewigen Eiſe ſtarrt, gedeiht die ſchöne himmliſche Pflanze der Religion Jeſu. Und bis auf den heutigen Tag ſind edle Männer, was bisher kein Weiſer dieſer Erde zur Ausbreitung ſeiner von ihm erdachten Lehren verſuchte, unter tauſend Widerwärtigkeiten und Lebensgefahren bemüht, den noch übrigen rohen, wilden Völkern der entlegenſten Weltgegenden das Evangelium zu verkünden, und ſie dieſer großen Wohlthat des Himmels theilhaftig zu machen.

Auch unſer Deutſches Vaterland war, wie die meiſten Länder Europas, vor Einführung des Chriſtenthums, ein wildes Land, und unſere Voraltern, die alten Deutſchen, waren ein unwiſſendes, rohes Volk. Unermeßliche Wälder bedeckten den vaterländiſchen Boden. Nirgends war da noch eine Kirche, nirgends erſcholl da eine Glocke. Rauh und wild, wie der ungebaute Boden, waren auch die Gemüther der Menſchen. Sie hatten nur eine ſehr mangelhafte, unrichtige Kenntniß von Gott, Sie lebten nur von der Jagd, von Raub und Krieg. An ihren Altären floß ſogar Menſchenblut; ſie glaubten durch Menſchenopfer Gott zu ehren. Da kamen jene fromme, gotterleuchtete Männer, die wir dankbar die Apoſtel Deutſchlands nennen, aus weiter Ferne, zogen arm und verfolgt in dieſen unfreundlichen Gegenden umher, und predigten den Menſchen das Evangelium, um ihren finſtern Sinn zu erleuchten und ihre rauhen Sitten zu mildern, was ihnen nach unendlichen Schwierigkeiten auch gelang.

Mit der Verbreitung des Chriſtenthums verbreiteten ſich nun, wie über alle Länder, die es annahmen — ſo auch über Deutſchland ein unausſprechlich großer Segen und eine Fülle von Wohlthaten aller Art.

Durch das Chriſtenthum wurden die Menſchen wahrhaft aufgeklärt über ihre wichtigſten Angelegenheiten — über ihre Blindheit und Verderbtheit, über ihren Abfall von Gott und über den einzigen Weg wieder zu Ihm zurückzukehren. Durch das Chriſtenthum ward eine Lehranſtalt für die ganze Menſchheit gegründet. Jede Gemeinde hat nun einen eigenen Lehrer, der das heilige Evangelium predigt; in jeder Pfarrkirche iſt eine öffentliche Lehranſtalt, von der wenigſtens die Woche einmal die Stimme der Wahrheit erſchallt. Was Jeſus und die Apoſtel lehrten — der Inbegriff aller heilbringenden Kenntniſſe — wird da laut verkündigt, und alle Menſchen, der ärmſte Knecht und die geringſte Magd, können daran Theil nehmen. In jedem chriſtlichen Hauſe iſt ein Evangelium — das Buch, das mehr Wahrheit enthält, als ganze Bibliotheken. Ein Kind, das in dem Chriſtenthume wohl unterrichtet iſt, hat jetzt richtigere und klärere Begriffe von Gott, von der wahren Tugend, von der Beſtimmung des Menſchen, als ehemals die größten und geprieſenſten Weiſen des Heidenthums.

Die Religion Jeſu veredelte die Menſchheit und machte die Menſthen, die nach ihr lebten, wahrhaft tugendhaft. Sie ſchaffte die heidniſchen Gräuel von Unzucht und Grauſamkeit ab. Sie wandelte die Herzen um, und die guten Sitten folgten von ſelbſt, wie der gute Baum von ſelbſt gute Früchte hervorbringt. Das Chriſtenthum bildete Menſchen, die ewig die Bewunderung der Welt ſeyn werden, und ſelbſt von den Gegnern des Chriſtenthums als edel, gut und groß geprieſen werden. Daß dieſe Veredlung der Menſchen nur vom Chriſtenthume herrühre, zeigt die Erfahrung; denn wo in den vergangenen Zeiten die Menſchen, anſtatt die Lehre Jeſu zu befolgen, anfingen darüber zu ſtreiten, zwar den Buchſtaben derſelben noch ehrten, aber den Geiſt derſelben nicht mehr kannten — da ſanken ſie in ihre alte Wildheit zurück und verübten, ſelbſt unter dem Scheine der ſanften Religion Jeſu, die größten Grauſamkeiten. Wo auch jetzt noch in den gegenwärtigen Zeiten die Menſchen gegen das Chriſtenthum kalt und gleichgültig ſind, und ſich dem Unglauben hingeben, da werden auch ſogleich die Sitten wilder. Gerechtigkeit, Menſchenliebe, Treue und Glauben, Mäßigkeit, Zucht und Ehrbarkeit verſchwinden, und Ungerechtigkeit, Liebloſigkeit, Lug und Trug, Verſchwendung, Unzucht und Ehebruch, Selbſtmord und die ſchwärzeſten Laſter nehmen überhand.

Die Religion Jeſu brachte etwas Höheres, etwas Himmliſches in das gemeine, alltägliche Leben der Menſchen und heiligte alle menſchlichen Verhältniſſe. Die Religion Jeſu gab den Kronen der Könige erſt den ſchönſten Glanz, und unterwarf ihnen die Herzen der Unterthanen als Stellvertretern Gottes. Die Religion Jeſu befeſtiget und heiliget das Band der Ehe, und knüpft Aeltern und Kinder durch Liebe und Ehrfurcht aneinander. Sie wacht über die Unſchuld und ſorgt für den Unterricht der Kinder. Sogleich nach der Geburt wird das Kind in der Taufe Gott geweiht; und die Aeltern und die Taufpathen, die zu Stellvertretern der Aeltern beſtimmt ſind, im Falle dieſe früher ſterben ſollten, werden verpflichtet, Sorge zu tragen, damit das Kind gut erzogen werde. Die Religion Jeſu ſorgt für die Armen, für die Kranken und Sterbenden, indem ſie durch ihre Lehren die Herzen mit der Flamme thätiger Liebe gegen die Leidenden entzündet, und ihre Diener als Boten des Troſtes und des Friedens an die Kranken- und Sterbebette ſendet. Die großen, reichen, wohlthätigen Unterrichts-, Armen- und Kranken-Anſtalten durch ganz Europa ſind chriſtlichen Urſprungs. Und nachdem die Religion dem Leidenden und Sterbenden ſein Schickſal mannigfaltig erleichtert hat, ſo ſorgt ſie noch für das ehrende Begräbniß der Verſtorbenen, und trocknet durch die Hoffnung des Wiederſehens im Himmel die Thränen der Hinterlaſſenen. Ja ſie, die Religion Jeſu, gewährt den einzig feſten Troſt in Noth und Tod.

Die Geſchichte ſtellt uns durch achtzehn Jahrhunderte, ſeitdem Chriſtus geboren ward, eine lange Reihe von großen Männern, von Königen, Helden und Gelehrten auf, ſo wie von frommen, heiligen Frauen, die alle bekennen, im Chriſtenthume allein Wahrheit, Kraft zur Tugend, Ruhe und Seligkeit gefunden zu haben. Mit dem Jahre der Geburt Jeſu fingen die Menſchen eine neue Zeitrechnung an. Jede Jahrzahl, die wir leſen oder ſchreiben, erinnert uns an das große Heil, das mit dem Erlöſer in die Welt gekommen und bis auf unſere Zeiten fortwährt. Jeder unſerer Vornamen iſt der Namen irgend eines Helden oder einer Heldin des Chriſtenthums, die — und wären ſie auch aus dem geringſten Stande geweſen — der Glaube an Jeſum Chriſtum gleichſam geadelt, über den großen Haufen gemeiner, irdiſch geſinnter Menſchen erhoben, ſie zu himmliſchen Weſen umgeſchaffen und ſie der Verehrung der ganzen Menſchheit würdig gemacht — und werth, daß wir ihnen ähnlich zu werden und in ihre Fußſtapfen einzutreten trachten.

Und mit dieſem Segen für die Ewigkeit, den das Chriſtenthum über die ganze Menſchheit brachte, waren auch unzählige zeitliche Wohlthaten verbunden.

Die erſten Verkünder des Evangeliums in Deutſchland führten durch dieſe Lehre vom Himmel nicht nur mildere Sitten unter den Menſchen ein — ſogar der rauhe Boden wurde durch ihren Fleiß milder. Sie brachten den Ackerbau in Aufnahme. Ihre unermüdet arbeitſame Hand lichtete die finſtern, dicht verwachſenen Wälder und öffnete ſie dem Sonnenſtrahle. Die edleren Getreidearten, Fruchtbäume und Gewächſe, deren Namen man vorhin in dieſen Gegenden nicht einmal kannte, verſchönerten das Land und verbeſſerten den zeitlichen Wohlſtand der Bewohner. Die alten Deutſchen gaben ihr wüſtes, unſtetes Leben auf, bauten das Feld und nährten ſich von dem Fleiße ihrer Hände. So bezwang das Evangelium die wilden Völker, und ſchuf Wüſteneien in Paradieſe um.

Auch Wiſſenſchaften und Künſte wurden durch die Religion Jeſu geweckt, und erhielten durch ſie einen neuen Schwung, ſo wie ſie dann auch wieder dazu beitrugen, die Religion den Herzen der Menſchen näher zu bringen. Ihr danken wir die größten Meiſterwerke der Baukunſt und Malerei. Mit einem heiligen Schauer tritt man in die alten, ehrwürdigen Tempel unſers Vaterlandes, dieſe bleibenden Denkmahle von dem frommen Sinne unſerer Voraltern. Die Hauptkirche zu Rom, die Peterskirche, iſt gleichſam ein zweites Gewölbe des Himmels, das ſich unter dem Himmel erhebt; und jedes Dörflein hat ein Kirchlein, in dem der Landmann nicht nur Nahrung und Troſt für ſeinen Geiſt findet, ſondern auch aus ſeiner niedrigen, dumpfen Hütte ſich in eine leichtere, reinere Wohnung verſetzt ſieht, die ihm ein Vorbild und Muſter der Reinlichkeit und Heiterkeit für ſeine eigene Wohnung ſeyn ſoll. Hell und rein wie ein Kirchlein muß ein Haus ſeyn, ſagen die Landleute im

Sprichworte. Die größten Maler der Welt ſtellten die Geſchichte Jeſu, zum Beiſpiele, die Geburt, die Verklärung, das letzte Abendmahl Jeſu, in Gemälden voll himmliſcher Hoheit und Schönheit, Würde und Anmuth dar, dergleichen vorhin die Welt noch nichts geſehen hatte, und die ſchon Jahrhunderte her von unzähligen Augen mit Bewunderung und Entzücken betrachtet werden. Und in vielen ländlichen Kirchen ſieht man noch manches Bild, das als Nachahmung dieſer Meiſterſtücke nicht ohne Anmuth iſt, Andacht erregt, und die Gedanken auf himmliſche Dinge leitet. Auch die Tonkunſt und ihre Schweſter die Dichtkunſt wurden von der Religion Jeſu begeiſtert, und beeiferten ſich, ſie zu verherrlichen. Eine neue Art geiſtvoller Geſänge, in lieblichen, wohlklingenden Tönen, wiederhallte in den Gewölben der Kirchen und Tempel — der Kirchengeſang. Das herrliche Geläute der Glocken, das in der Sonntagsfrühe oder am ſtillen Abende, an hohen Feſttagen und bei Leichenbegängniſſen uns ſo wunderbar rührt und ergreift, und die tauſendſtimmige Orgel, die mit ſanften Flötentönen die Seele erweicht, mit Poſaunenſchall das Herz des Sünders erſchüttert, und mit vereinter Stimmenkraft die verſammelte chriſtliche Gemeinde zum Himmel erhebt, ſind Erfindungen, die ganz der chriſtlichen Religion angehören.

So hat die chriſtliche Religion die Geſtalt der Erde verändert, eine neue Welt geſchaffen, und auf mannigfaltige Art dazu beigetragen, das Menſchengeſchlecht wahrhaft zu bilden — und es iſt merkwürdig, daß die geſittete Welt gerade ſo weit reicht, als die Gränzen der chriſtlichen Welt, und daß darüber hinaus nur rohe, unwiſſende und ungebildete Völker, Wilde und Barbaren wohnen.

Wenn wir nun bedenken, wie Jeſus Chriſtus, der in der tiefſten Erniedrigung geboren ward, auf dieſer Welt nichts hatte, wohin Er Sein Haupt lege, und an einem Kreuze ſtarb, dieſe große, bleibende Anſtalt zum Heile der ganzen Menſchheit zu Stande brachte, wie Er ohne alle irdiſche Hülfsmittel, ohne Reichthum, ohne irdiſche Gewalt und Hoheit einen ſo großen Segen, ſo unzählige Wohlthaten über alle Jahrhunderte und alle Länder verbreitete — muß uns nicht dieſes allein ſchon ein vollgültiger Beweis von der Göttlichkeit des Chriſtenthums ſeyn, und müßte ein Menſch, der ein ſo großes Heil geringachten oder gar läſtern könnte, nicht von Sinnen ſeyn?

Wir wollen das Glück, von chriſtlichen Aeltern und in einem chriſtlichen Lande geboren zu ſeyn, erkennen; wir wollen den großen Segen des Himmels, der uns durch Jeſum Chriſtum ward, und der ſich bis auf die Tage, in denen wir leben, bis in die

Stadt oder das Dorf, wo wir wohnen, erſtreckt, uns recht zu Nutzen machen; wir wollen das große Heil, das Gott durch Jeſum Chriſtum allen Menſchen bereitete, durch Unverſtand und Leichtſinn nicht ſelbſt von uns ſtoßen!

Ihr beſonders, ihr lieben Kinder, ihr Jünglinge und Jungfrauen, die ihr den Weg durch dieſes Erdeleben erſt angetreten habt und in dieſer Welt ſo vielen Gefahren der Verführung und ihrer ſchrecklichen Folgen ausgeſetzt ſeyd, laßt euch zum Schluſſe nur noch das Wort geſagt ſeyn: Haltet euch an Jeſus Chriſtus!

Haltet euch an Jeſus Chriſtus, den Sohn Gottes, in dem ſich uns die Liebe Gottes am freundlichſten geoffenbart hat — denkt gern an Ihn, höret gern von Ihm, ſchaut ſtets auf Sein Beiſpiel, tragt Ihn ſtets im Sinn und Herzen, thut alles wie vor Seinen Augen. Beſucht den öffentlichen Gottesdienſt gern, und leſet, auch wenn ihr die Schule ſchon längſt verlaſſen habt, noch öfter in der bibliſchen Geſchichte oder, wenn euer Seelſorger euch hiezu für hinreichend unterrichtet und vorbereitet erkennt, in dem neuen Teſtamente ſelbſt.

Haltet euch an Jeſum Chriſtum — liebet Ihn und beweiſet eure Liebe durch treue Befolgung Seiner Lehre. Denn je treuer ihr die Lehre Jeſu befolgt, deſto mehr werdet ihr überzeugt werden, daß nur in Ihm allein Heil zu finden ſey.

Um aber euer Heil und die ewige Seligkeit in Jeſus Chriſtus ſicher zu finden, ſo haltet euch an Seine Kirche, die Er auf den Felſen Petrus gegründet, und ihr verheißen hat, daß alle Mächte der Hölle ſie nicht überwältigen werden, wie ſie denn auch, unerachtet der ſchrecklichſten Verfolgungen und aller ihr widerſtrebenden Irrlehren, der Verheißung Jeſu gemäß, achtzehnhundert Jahre hindurch bis auf unſre Zeiten beſtanden hat. In ihr, der heiligen katholiſchen, das heißt, allgemeinen Kirche, wie wir in dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe ſie nennen, iſt uns die göttliche Wahrheit, die Lehre Jeſu, als ein theures anvertrautes Gut aufbewahrt worden; in ihr werden die von Ihm eingeſetzten heiligen Geheimniſſe, die heiligen Sakramente, beſtändig ausgeſpendet; ſie iſt die ſtete Fortſetzung des großen Werkes unſerer Erlöſung.

Nur dann, wenn ihr euch an dieſe Kirche haltet und ungetrennt mit ihr vereinigt bleibt, das Wort Gottes fleißig höret und leſet, und die Heilsmittel, die heiligen Sakramente, zu eurem Heile benützt, werdet ihr vor dem Verderben der Welt bewahrt bleiben, in jedem Leiden eine feſte Stütze haben, und Jeſus Chriſtus wird euch einſt eure

Augen ſanft ſchließen, und euch zu ſich hinauf nehmen in Sein Reich, wo ihr es beſſer haben werdet, als hier auf Erden.

Lebet wohl, und die Gnade unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti ſey mit euch!

* * *

Stellen

aus den

Briefen der Apoſtel.

14 *

Dieſe Stellen aus den Briefen der Apoſtel, die bei den ältern Ausgaben dieſes Buches in die Geſchichte eingerückt ſind, wurden hier, wie das in dieſer neuen Ausgabe auch bei den Lehrſtücken aus den Pſalmen und den Schriften der Propheten geſchehen, beſonders abgedruckt, um die Erzählung nicht zu unterbrechen, und auch dieſe Auswahl apoſtoliſcher Ausſprüche ohne Unterbrechung leſen zu können.

Die heiligen Apoſtel haben das Evangelium nicht nur überall, wohin ſie auf ihren weiten Reiſen gekommen ſind, mündlich verkündigt; ſondern ſie haben jene Gemeinden, die durch ihr Wort an Jeſus Chriſtus gläubig geworden, auch noch ſchriftlich zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnt. So erließ zum Beiſpiele der Apoſtel Petrus zwei Sendſchreiben an die Chriſten in Aſien; der Apoſtel Paulus ſchrieb an die chriſtlichen Gemeinden zu Rom, zu Corinth, zu Epheſus, zu Philippi und in andern Orten, ja auch an einzelne Chriſten. Durch Gottes Verſehung ſind dieſe Briefe in den heiligen Schriften des neuen Teſtamentes bis auf unſere Zeiten aufbewahrt worden.

Dieſe apoſtoliſchen Briefe ſind zwar an die Chriſten jener Zeit geſchrieben, die ſehr bedrängt und verfolgt waren, in einer ſehr verderbten Welt lebten und mit vielen Verſuchungen zu kämpfen hatten. Allein an Leiden und Trübſalen fehlt es auch jetzt nicht, der böſen Beiſpiele gibt es noch heut zu Tage nicht wenige, und ohne Verſuchungen von dem guten Wege abzuweichen, kommt wohl kein Menſch durch die Welt. Auch wir haben täglich Troſt im Leiden, Warnung vor dem Böſen, und Ermunterung zum Guten nothwendig.

Wir ſollen alſo dieſe lehrreichen und troſtvollen Briefe, die durch Gottes Güte uns dargeboten werden, ſo betrachten, als ſeyen ſie eigens an uns geſchrieben. Denn auch jetzt noch würden die heiligen Apoſtel nicht anders als damals an uns ſchreiben. Auch dieſe ihre Worte ſind für uns Worte Gottes. Denn Jeſus Chriſtus, von dem der Vater im Himmel geſagt hat: „Ihn ſollet ihr hören!“ hat ſeinen Apoſteln geſagt: „Wer euch höret, der höret Mich.“

Wir wollen daher dieſe Worte der Apoſtel mit Ehrfurcht und Andacht öfter leſen, beſonders aber wenn wir Troſt im Leiden bedürfen, zum Böſen verſucht werden, oder im Glauben uns lau und träg fühlen.

Noch wird bemerkt, daß hier nur ſolche Stellen ausgewählt ſind, die für Alle, welche die bibliſche Geſchichte aufmerkſam geleſen haben, nicht nur für die Erwachſenen, ſondern auch für die Jugend, ſo klar und verſtändlich als herzerhebend ſind.

I.

Aus den Briefen des heiligen Apoſtels Petrus.

„Petrus, der Apoſtel Jeſu Chriſti, wünſcht allen denjenigen, die nach der Verſehung Gottes des Vaters, durch den Gehorſam und die Beſprengung mit dem Blute Jeſu Chriſti, zur Heiligung des Geiſtes auserwählt ſind — ſtetes Wachsthum der Gnade und des Friedens.

Hochgelobt ſey Gott, der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der uns nach Seiner großen Barmherzigkeit, durch die Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten, neugeſchaffen hat — zur Hoffnung des (ewigen) Lebens und jenes unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbtheiles, das uns im Himmel hinterlegt iſt.

Da nun dieſes große Heil, das uns zwar ſchon bereitet iſt, aber erſt am Ende der Tage ſich offenbaren wird, auf uns wartet, ſo freuet euch innigſt darauf, ungeachtet der mancherlei Prüfungen, die ihr ja nur deßhalb noch eine kleine Weile zu dulden habt, damit euer Glaube bewährt und köſtlicher erfunden werde, als das Gold, das im Feuer geläutert wurde. Dieß wird euch Lob, Ruhm und Ehre bringen, wann Jeſus Chriſtus — Er, den ihr nicht geſehen habt und dennoch liebt, an den ihr glaubet, ohne Ihn zu erblicken — erſcheinen wird. Ja, dieſer Glaube wird euch eine unausſprechliche und herrliche Freude bringen, wenn ihr einſt das Ziel und Ende des Glaubens, die Seligkeit eurer Seelen, erreicht haben werdet.

Laßt es euch daher ſo zu Gemüthe ſeyn, wie es ſolchen Menſchen iſt, die ihre Lenden ſchon zur Reiſe umgürtet haben — ſeyd wachſam und nüchtern, und ſetzt eure volle Hoffnung auf die Gnade, die euch durch die Offenbarung Jeſu Chriſti angeboten wird. Seyd folgſame Kinder, und lebt nicht mehr nach jenen Lüſten, die über euch herrſchten, da ihr noch unwiſſend waret. Werdet vielmehr in eurem ganzen Betragen heilig, wie Derjenige heilig iſt, der euch berufen hat. Denn ſo ſteht es geſchrieben: *Ihr ſollt heilig ſeyn; denn Ich bin heilig.* Und da ihr Denjenigen euren Vater nennt, der einen Jeden ohne Anſehen der Perſon nach Thaten richten wird, ſo bringet die Tage eurer Pilgrimſchaft auf Erden in heiliger Ehrfurcht vor Ihm zu.

Vergeßt nie, daß ihr nicht mit vergänglichem Geld und Silber von eurer alten Lebensweiſe erlöst werden, ſondern mit dem koſtbaren Blute Jeſu Chriſti, der als ein unſchuldiges und tadelloſes Lamm ſchon vor Grundlegung der Welt zu eurem Heile auserſehen war, aber erſt in der Fülle der Zeiten erſchienen iſt. Er iſt es, durch den ihr an Gott glaubet, der Ihn ja eben deßhalb von den Todten auferwecket und Ihn zur Herrlichkeit erhoben hat, damit euer Glaube und eure Hoffnung zu Gott feſt und unerſchütterlich ſey.

Heiliget alſo eure Seelen durch den Gehorſam der Liebe, durch ungeheuchelte Bruderliebe, und liebet einander innig und aus aufrichtigem Herzen. Leget daher ab alles böſe

Weſen, allen Betrug, alle Verſtellung, allen Neid und alle üble Nachreden — und ſeyd, gleich den neugebornen Kindern, voll Begierde nach der geiſtigen Milch, die durchaus lauter und unverfälſcht iſt (nach dem Worte Gottes), damit ihr dadurch zu eurem Heile heranwachſet — wenn ihr anders verkoſtet habt, wie ſüß der Herr iſt.

Ihr ſeyd das auserwählte Geſchlecht, das königliche Prieſterthum, das heilige Volk, ein Volk, das der Herr ſich dazu erworben hat, damit es die Vollkommenheit Desjenigen verkünde, der euch berufen hat von der Finſterniß zu Seinem wunderbaren Lichte.

O Geliebteſte! Ich bitte euch inſtändig, enthaltet euch, als Fremdlinge und Pilgrime auf Erden, von den fleiſchlichen Lüſten, die gegen den Geiſt ſtreiten! Führt einen guten Wandel mitten unter den Ungläubigen, damit ſie, die euch jetzt als Uebelthäter läſtern, eure guten Werke ſehen, und Gott preiſen. —

Unterwerfet euch um des Herrn Willen, jeder menſchlichen Obrigkeit — es ſey nun dem Könige, der über alle geſetzt iſt, oder ſeinen Stellvertretern, die er zur Beſtrafung der Uebelthäter und zur Belohnung der Guten bevollmächtiget hat. Erweiſet Jedem die gebührende Achtung — liebet die Brüder — fürchtet Gott — ehret den König.

Ihr Diener (und Untergebenen aller Art) ſeyd euren Herren mit aller Ehrerbietigkeit unterthan, und zwar nicht allein den gütigen und gelinden, ſondern auch den ſchlimmen und rauhen. Denn das bringt Gnade (vor dem Herrn), wenn ihr, euer Gewiſſen vor Gott rein zu bewahren, Trübſale ertragt und Unrecht geduldig leidet. Oder könntet ihr da auch eine Ehre davon haben, wenn ihr um der Vergehungen willen Strafe leiden mußtet? (Nein, ſondern) wenn ihr Gutes thut, und dafür Uebels geduldig leidet, das iſt ein Verdienſt vor Gott. Und gerade das iſt auch euer Beruf.

Denn ſeht! Jeſus Chriſtus ſelbſt hat ja für uns gelitten, und euch ein Vorbild hinterlaſſen, damit ihr in ſeine Fußſtapfen eintretet. Er hat keine Sünde gethan, und in Seinem Munde iſt kein Betrug gefunden worden. Er ließ ſich läſtern und läſterte nicht wieder; Er ward gemißhandelt und drohte nicht — Er ſtellte Seine Sache Demjenigen heim, der da recht richtet. Er hat, da Er Seinen Leib an das Kreuzholz heften ließ, unſere Sünden auf ſich genommen, damit wir der Sünde abſterben und der Gerechtigkeit leben möchten. Durch Seine Wunden ſind wir geheilet. Ihr waret den verirrten Schafen gleich, jetzt aber ſeyd ihr zu dem Hirten und Biſchofe eurer Seelen zurückgebracht.

Ihr Männer geht mit euren Weibern, als dem ſchwächeren Geſchlechte, vernünftig (nachſichtig und ſchonend) um, und haltet ſie in Ehren, weil auch ſie Miterben der Gnade des ewigen Lebens ſind. So wird euer Gebet (das gemeinſchaftlich ſeyn ſoll, durch Zwietracht und Uneinigkeit) nicht geſtört werden.

Die Weiber ſollen ihren Männern unterthänig ſeyn, auch denjenigen, welche dem Worte nicht glauben, damit ſie ohne das Wort gewonnen werden, wenn ſie deren keuſchen, gottesfürchtigen Wandel ſehen. Der Schmuck des weiblichen Geſchlechts ſey nicht auswendig, nicht künſtliches Haargeflechte, nicht goldene Kleinode, nicht prächtige Kleider — ſondern inwendig, Güte und Unſchuld des Herzens, und die ſanfte, ſtille Seele, die in den Augen Gottes ſo koſtbar iſt.

Endlich ſeyd Alle — Eines Sinnes, mitleidig, voll brüderlicher Liebe, voll Erbarmen, beſcheiden, demüthig. Vergeltet nicht Böſes mit Böſem, nicht Scheltworte mit Scheltworten — ſondern vielmehr mit Segen; denn der Beruf eines Chriſten fordert das von euch, und nur auf dieſe Art werdet ihr ſelbſt den Segen Gottes als ein bleibendes Erbtheil beſitzen.

Wer iſt der, der euch ſchaden könnte, wenn ihr euch mit Eifer beſtrebt, nur Gutes zu thun? Denn müßtet ihr auch um der Gerechtigkeit willen etwas leiden — ſo ſeyd ihr ja eben deßwegen glücklich zu preiſen. Fürchtet euch nur nicht vor den Drohungen der Widerſacher, und laßt euch den Muth nicht entfallen, ſondern lobet und preiſet von ganzem Herzen Chriſtum den Herrn.

Seyd auch immer bereit, einem Jeden, der euch um der Hoffnung willen, die ihr nährt, zur Rechenſchaft zieht, eine genugthuende Antwort zu geben. Thut es aber mit Sanftmuth und Beſcheidenheit; vor Allem aber trachtet immer darnach, ein gutes Gewiſſen zu haben. So werden diejenigen, die euch läſtern, durch euern ſchönen chriſtlichen Wandel beſchämt (und am beſten widerlegt werden).

Und da es nun Gott einmal will, daß ihr auch etwas zu leiden haben ſollet — ſo iſt es ja beſſer, daß ihr wegen guter Handlungen, als wegen böſer Thaten leidet. Denn ſo hat auch Chriſtus, wegen unſerer Sünden den Tod gelitten — der Unſchuldige für die Schuldigen! damit Er uns zu Gott zurückführe.

Da auf dieſer Welt doch alles bald ein Ende nimmt — ſo ſeyd mäßig, wachſam, und eifrig im Gebete. Vor allem aber habt eine recht innige Liebe gegen einander; denn die Liebe bedeckt (vergütet und verhindert) eine Menge der Sünden. Seyd gaſtfrei gegen einander — ohne alles Murren. Ein Jeder diene dem Andern mit der Gabe, die er vom Herrn umſonſt empfangen hat, damit ihr ſo alle als treue Haushälter der mannigfaltigen Gaben Gottes erfunden werdet.

O Geliebteſte! Laßt es euch doch nicht als etwas Seltenes und Außerordentliches befremden, daß ihr durch das Feuer der Trübſale geläutert und bewährt werden müſſet. Freuet euch vielmehr, daß ihr auf dieſe Art an den Leiden Chriſti des Herrn Theil nehmen könnet — denn das iſt euch ein ſicheres Pfand, daß auch einſt eure Freude, wenn Er in Seiner Herrlichkeit erſcheinen wird, unausſprechlich groß ſeyn werde. Ja, ſelig ſeyd ihr, wenn ihr wegen unſers Glaubens an Chriſtus geläſtert werdet; denn Gottes Geiſt, der ein Geiſt der Herrlichkeit und der Kraft iſt, ruhet auf euch.

Nur leide Niemand aus euch je als ein Mörder, Dieb, Läſterer oder Störer der öffentlichen Ordnung. Leidet er aber als Chriſt, ſo brauchet er darüber nicht zu erröthen. Er dulde ſein Leiden zur Verherrlichung Gottes.

Ihr Jüngere (heranblühenden Chriſten, Jünglinge und Jungfrauen,) ſeyd folgſam gegen diejenigen, die ihr Alter bereits ehrwürdig macht. Ueberhaupt ſeyd aber alle gegen einander beſcheiden und nachgiebig. Denn Gott widerſteht den Hochmüthigen, den Demüthigen aber gibt Er Gnade.

Demüthiget euch als unter die allmächtige Hand Gottes, ſo wird Er euch zu ſeiner Zeit erhöhen. Alle eure Sorge werfet auf Ihn; denn Er ſorgt ja für euch.

Gott aber, der Gott der Gnaden und Erbarmungen, der uns durch Jeſum Chriſtum zu Seiner ewigen Herrlichkeit berufen hat, der wolle euch, die ihr ja doch nur noch eine kleine Weile hier zu leiden habt, Muth und Kraft und Standhaftigkeit verleihen, und euch (durch Leiden) vollenden. Ihm ſey Ehre und Herrlichkeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen. Der Friede ſey mit euch allen, die ihr in Jeſu Chriſto ſeyd. Amen.“

II.

Aus dem erſten Briefe des heiligen Apoſtels Johannes.

Dieſen Brief ſchrieb Johannes als ein liebenswürdiger Greis, der ſchon über hundert Jahre alt war. Er redet darin ganz als Vater, nennt die Chriſten, an die er ſchreibt, ſeine lieben Kindlein, warnet ſie vor dem Böſen, ermahnet ſie zum Guten. Der zärtlichſte Vater kann nicht zärtlicher und einfacher mit ſeinen Kindern reden. Mit dieſem Briefe begleitete Johannes ſein Evangelium, das er ihnen geſendet hat.

Er ſchrieb daher: „Was wir geſehen und gehört haben, verkündigen wir euch, damit auch ihr Gemeinſchaft habet mit uns, und unſere Gemeinſchaft mit dem Vater und mit Seinem Sohne Jeſus Chriſtus ſey. Und dieß ſchreiben wir euch, damit ihr euch freuet und eure Freude vollkommen ſey. Das iſt aber die Verkündigung, die wir von Ihm ſelbſt gehört haben und euch verkündigen: Gott iſt Licht und in Ihm iſt keine Finſterniß.

Wenn wir ſagen, daß wir Gemeinſchaft mit Ihm haben, und doch in der Finſterniß wandeln, ſo lügen wir und handeln nicht nach der Wahrheit. Wenn wir aber im Lichte wandeln, wie auch Er im Lichte iſt, ſo haben wir Gemeinſchaft mit Gott und mit einander, und das Blut Jeſu Chriſti, Seines Sohnes, reiniget uns von aller Sünde.

Wenn wir ſagen, daß wir keine Sünde begangen haben, ſo verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns. Wenn wir aber unſere Sünden bekennen, ſo iſt Er treu und gerecht, daß Er uns unſere Sünden vergibt und uns von aller Ungerechtigkeit reiniget.

Meine Kindlein! Dieß ſchreibe ich euch, damit ihr nicht ſündiget. Wenn aber Jemand geſündiget hat, ſo haben wir einen Fürſprecher bei dem Vater, Jeſum Chriſtum, den Gerechten. Denn dieſer iſt die Verſöhnung für unſere Sünden; doch nicht allein für die unſrigen, ſondern auch für die Sünden der ganzen Welt.

Liebet die Welt nicht, noch das, was in der Welt iſt. Wer die Welt liebet, in dem iſt die Liebe des Vaters nicht. Denn alles, was in der Welt iſt, das iſt Fleiſchesluſt, Augenluſt und Hoffahrt des Lebens, und das iſt nicht vom Vater, ſondern von der Welt. Die Welt aber vergeht mit ihrer Luſt; wer hingegen den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

O Geliebteſte! Seht doch, welch' eine Liebe uns der Vater erzeiget hat, daß wir Kinder Gottes heißen und ſeyn ſollen. Ja, Geliebteſte! ſchon jetzt ſind wir Gottes Kinder; ob es gleich noch nicht offenbar iſt, was wir ſeyn werden. So viel wiſſen wir aber: Wenn Er erſcheinen wird, ſo werden wir Ihm ähnlich ſeyn, und Ihn alsdann ſehen, wie Er iſt. Und ein Jeder, der ſeine Hoffnung auf Ihn ſetzt, befleißt ſich heilig zu werden, wie Er heilig iſt.

Kindlein! laſſet euch von Niemand verführen. Nur wer recht thut, der iſt gerecht, gleichwie Er gerecht iſt. Wer ſündiget, der iſt aus dem Teufel, der vom Anfange her ſündigte.

Daran wird's offenbar, welche die Kinder Gottes und welche die Kinder des Teufels ſeyen. Wer nicht recht thut und wer ſeinen Bruder nicht lieb hat, iſt nicht aus Gott. Denn daß wir einander lieben ſollen, iſt ja das Gebot, das ihr vom Anfange her gehört habt.

Wenn wir die Brüder lieben, ſo wiſſen wir, daß wir aus dem Tode in's Leben gekommen ſind. Wer ſie nicht lieb hat, bleibt im Tode. Ja, ein Jeder, der ſeinen Bruder haſſet, iſt ein Mörder; ihr wiſſet aber, daß ein Mörder das ewige Leben nicht in ſich haben kann.

Was aber die Liebe ſey — erkennen wir daraus, daß Er Sein Leben für uns gelaſſen hat. Und ſo müſſen auch wir das Leben für die Brüder laſſen. Wenn alſo Jemand Güter dieſer Erde hat, und ſeinen Bruder Noth leiden ſieht, und ſein Herz vor ihm verſchließt, wie kann in dieſem die Liebe Gottes ſeyn? O meine Kindlein! Wir wollen nicht blos mit Worten und mit der Zunge lieben — ſondern in der That und Wahrheit.

Daran (an dieſer Liebe) erkennen wir, daß wir aus der

Wahrheit ſind, und können unſer Herz vor Ihm beruhigen. Verurtheilt uns aber ſchon unſer Herz, ſo iſt Gott noch größer, als unſer Herz, und weiß alle Dinge. Wirft uns aber unſer Herz nichts vor, o dann, ihr Geliebteſten! haben wir Freudigkeit vor Gott — und um was wir dann immer bitten, werden wir von Ihm erhalten, eben weil wir ſo Seine Gebote beobachten und thun, was Ihm wohlgefällig iſt.

Das iſt aber Sein Gebot: Daß wir an Seinen Sohn Jeſum Chriſtum glauben, und einander lieben, wie Er es uns geboten hat. Wer dieſes Sein Gebot hält, der bleibt in Ihm, und Er bleibt in demſelben.

Nochmal, ihr Geliebten! Laßt uns doch einander lieben, denn die Liebe iſt aus Gott. Wer liebt, der iſt aus Gott geboren, und kennet Gott! Wer nicht liebt, der kennt Gott gar nicht; denn Gott iſt die Liebe. Und eben dadurch hat ſich Gottes Liebe gegen uns geoffenbart, daß Gott Seinen Eingebornen in die Welt geſandt hat, damit wir durch Ihn zum Leben kommen ſollen.

Und darin zeigt ſich eben dieſe Liebe recht, daß Gott, den wir vorhin nicht liebten, uns zuvor geliebt, und Seinen Sohn zur Verſöhnung für unſere Sünden geſandt hat. Geliebte, da uns nun Gott alſo geliebt hat, ſo ſollen wir einander auch lieben. Es hat zwar noch Niemand Gott je geſehen, allein wenn wir einander lieben, ſo wohnet Gott in uns, und ſeine Liebe erfüllt uns ganz.

Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm.

Und wenn wir ſchon in dieſer Welt ſo ſind, wie Er iſt, dann iſt die Liebe vollkommen in uns — und wir haben Freudigkeit auf den Tag des Gerichts. Bei der Liebe iſt keine Furcht mehr; denn die vollkommene Liebe verjagt alle Furcht. Die Furcht macht ängſtlich vor der Strafe; wer ſich aber noch vor der Strafe fürchten muß, der iſt noch nicht vollkommen in der Liebe. Wir alſo, wir wollen Gott lieben, denn Er hat uns ja zuerſt geliebt.

Wer da ſagt, ich liebe Gott, und dabei ſeinen Bruder haſſet, der iſt ein Lügner. Denn wenn er ſeinen Bruder nicht liebt, den er doch ſieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſieht? Und dieß iſt ja eben Sein Gebot: daß, wer Gott liebet, auch ſeinen Bruder lieben müſſe.

Daran, daß wir die Kinder Gottes lieben, erkennen wir, daß wir Gott lieben und Seine Gebote halten. Denn die Liebe Gottes beſteht darin, daß wir Seine Gebote halten. Und Seine Gebote ſind nicht ſchwer; denn wer immer aus Gott geboren iſt, der überwindet die Welt; ja der Sieg, welcher ſich die Welt unterwirft — iſt unſer Glaube.

Denn wer kann die Welt überwinden, als derjenige, der da glaubt, Jeſus Chriſtus ſey der Sohn Gottes!

Wir ſind es gewiß, daß der Sohn Gottes gekommen iſt, und uns Sinn gegeben hat, den wahren Gott zu erkennen und in Seinem wahren Sohne zu ſeyn. Dieſer iſt der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Amen.“

III.

Aus dem Briefe des heiligen Jakobus.

„Liebe Brüder! achtet es für lauter Freude, wenn mancherlei Anfechtungen über euch kommen. Denn wiſſet, daß die Prüfung eures Glaubens Geduld wirket; die Geduld aber, wenn ſie vollkommen iſt, vollendet euch ganz, ſo daß euch nichts mehr abgehe.

Wenn es Jemanden aus euch an Weisheit fehlt, ſo bitte er Gott darum, der Allen reichlich gibt und Seine Gaben Niemanden verrücket, und ſie wird ihm gegeben werden. Er bitte aber im Glauben, und zweiſle nicht; denn wer zweifelt, gleicht einer Meereswelle, die von jedem Winde bewegt und umhergetrieben wird.

Selig der Mann, der in der Prüfung aushält; denn nachdem er bewährt geſunden werden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott denjenigen verheißen hat, die Ihn lieben.

Alle gute Gabe, und jedes vollkommene Gnadengeſchenk kommt von Oben herab, vom Vater des Lichtes, bei dem keine Veränderung und kein Schatten des Wechſels iſt.

Jeder aus euch, meine lieben Brüder! ſey ſchnell zum Hören und langſam zum Reden — beſonders aber langſam zum Zorne; denn der Zorn des Menſchen thut nicht, was vor Gott recht iſt.

Leget alle Unlauterkeit, und alles, was nur irgend böſe ſeyn kann, ab, und nehmt das Wort, das euch eingepflanzt wird, und eure Seele retten kann, mit Sanftmuth auf.

Seyd aber Thäter des Wortes, und nicht blos Hörer, ſonſt betrügt ihr euch ſelbſt. Denn ſo Jemand das Wort nur hört, es aber nicht thut, der gleicht dem Manne, der ſein natürliches Angeſicht in dem Spiegel beſchauet hat, fortgeht und ſogleich wieder vergißt, wie er ausſah. Wer aber in das vollkommene Geſetz der Freiheit recht hinein ſieht und ſich ſtandhaft daran hält, und kein vergeßlicher Hörer, ſondern ein wirklicher Thäter desſelben iſt, derſelbe wird durch ſeine Thaten ſelig werden.

Wer unter euch ſich einbildet, er diene Gott — allein ſeine Zunge nicht im Zaume hält, der verführt ſein eigenes Herz, und ſein Gottesdienſt iſt eitel.

Der reine und unbefleckte Gottesdienſt vor Gott, dem Vater, iſt dieſer: die Wittwen und Waiſen in ihrer Trübſal beſuchen, und ſich von der Welt unbefleckt bewahren.

Meine Brüder! Unſer Glaube an Jeſum Chriſtum, den Herrn der Herrlichkeit, geſtattet kein Anſehen der Perſon.

Wenn in eure Verſammlung ein Mann hereinträte mit einem goldenen Ring am Finger und in einer prächtigen Kleidung; es käme aber auch ein Armer in einem ſchlechſten Kleide — und ihr ſehet ſogleich auf den Mann im ſchönen Kleide und ſprächet zu ihm: Setze dich hieher an den erſten Platz! zu dem Armen aber ſprächet ihr: Du ſtehe dorthin, oder ſetze dich hieher auf meinen Fußſchemmel! — da würdet ihr eigenmächtig einen ſehr parteiiſchen Unterſchied machen, und ſehr unrichtig urtheilen. Denn, hört einmal, liebe Brüder! hat denn Gott nicht die Armen dieſer Welt, die reich an Glauben ſind, zu Erben dieſes Reiches erwählt, das Er denen verheißen hat, die Ihn lieben? Und ihr — wolltet die Armen verachten? Nur wenn ihr das königliche Geſetz: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt! genau nach der Vorſchrift vollbringt, ſo ſeyd ihr auf dem rechten Wege. Wenn ihr aber die Perſon anſehet, ſo begeht ihr eine Sünde, und das Geſetz verurtheilt euch als Uebertreter. Ein Gericht ohne Erbarmen wird über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit übt; die Barmherzigkeit aber frohlocket vor Gericht.

Was hilft das, meine geliebten Brüder, wenn Jemand ſagt, er habe den Glauben, allein ſich im Werke nicht nach dem Glauben richtet? Kann ihn wohl ein ſolcher Glaube ſelig machen? Seht, das iſt gerade ſo, als wenn es einem Bruder oder einer Schweſter aus euch an der nothwendigen Kleidung und Nahrung fehlte, und Einer unter Euch ſpräche dann zu ihnen: Geht in Gottes Namen hin, und ſchauet, wie ihr euch erwärmen und ſättigen möget! ihr gäbet ihnen aber nichts von dem, was ſie zum Lebensunterhalte nöthig haben — hälfe ihnen dieß etwas? So iſt auch der Glaube, wenn er keine Werke hervorbringt, in ſich ſelbſt todt. Du glaubeſt, zum Beiſpiele, daß nur Ein Gott ſey. Du thuſt wohl daran. Allein die Teufel glauben das auch — und zittern.

Die Zunge iſt ein kleines Glied; allein ſie bewirkt große Dinge. Seht, ein Funke Feuer — welch einen großen Wald er in Brand ſtecken kann. So iſt auch die Zunge ein Feuer, eine ganze Welt voll Ungerechtigkeit. Sie wird von der Hölle entflammt, und ſetzt alle Kräfte unſeres Lebens in Flammen. Jede Art der Landthiere und Vögel, der Schlangen und Meerungeheuer kann gebändiget werden, und ward ſchon von Menſchen gebändigt — allein die Zunge kann (beinah') kein Menſch bändigen: ſie iſt (gleich einer Schlange, die ſich nicht feſthalten läßt) immer in Bewegung und voll tödtlichen Giftes. Mit ihr loben wir Gott, den Vater, und fluchen den Menſchen, die nach dem Bilde Gottes geſchaffen ſind: aus einem Munde kommt ſo Lob und Fluch! So, meine Brüder, ſolle es nicht ſeyn. Quillt denn auch einmal aus einer Quelle ſüßes und ſaures Waſſer, oder kann ein Feigenſtock Trauben, und ein Weinſtock Feigen bringen?

Wer unter euch ſich für weiſe und verſtändig hält, der zeige es in ſeinem Betragen und in ſeinen Werken, und ſeine Weisheit ſey beſcheiden und ſanftmüthig. Wenn ihr aber noch bittern Neid und Zankſucht in euren Herzen habt, ſo rühmet euch nicht der Weisheit und lüget nicht ſo gegen die Wahrheit. Denn das iſt nicht die Weisheit, die von Oben kommt; ſondern vielmehr eine irdiſche, ſinnliche, ja teufliſche Weisheit. Denn wo Neid und Zank iſt, da iſt Unruhe und alles Unheil. Jene Weisheit aber, die von oben herabkommt, iſt zuerſt rein — und hernach friedlich, billig, belehrlich, dem Guten beiſtimmend, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, nicht rechthaberiſch und abſprechend, und fern von aller Heuchelei. So wird die Frucht der Gerechtigkeit unter denen, die Frieden halten, in Friede geſäet.

Redet einander doch nicht übel nach, ihr Brüder! Wer ſeinen Bruder läſtert und ſeinen Bruder lieblos verurtheilt, der läſtert das Geſetz und ſetzt ſich in ſeinem Urtheile über das Geſetz hinweg. Thuſt du aber dieſes, ſo biſt du nicht mehr ein Thäter des Geſetzes, ſondern wirfſt dich zum Richter desſelben auf. Allein nur Einer iſt Geſetzgeber und Richter, der losſprechen und verdammen kann. Wer biſt du, der du deinen Nächſten verurtheilen willſt?

Ihr, die ihr immer ſprecht: Heute oder morgen wollen wir in dieſe oder jene Stadt reiſen, wollen dort ein Jahr zubringen, Handelſchaft treiben und großen Gewinn machen! — ihr wißt ja nicht einmal, was morgen geſchehen wird. Denn was iſt euer Leben? Ein Rauch, der kaum erſcheint und ſogleich wieder verſchwunden iſt. Saget daher lieber: Wenn es der Herr will und wir das Leben haben, ſo wollen wir dieſes oder jenes thun. So aber prahlt ihr mit euren ſtolzen Entwürfen. All dieſes Prahlen iſt aus dem Böſen.

Wer Gutes zu thun weiß, und es nicht thut, dem iſt es Sünde.

Ihr unbarmherzigen Reichen, weinet und heulet über das Elend, das euch bevorſteht. Seht, der Lohn der Tagwerker, den ihr ihnen entzogen habt, ſchreit gegen euch zum Himmel; und das Rufen der Schnitter, die eure Felder eingeärntet haben, iſt hinaufgekommen vor die Ohren des Herrn der Heerſcharen. Ihr habt es euch auf Erden wohl ſeyn laſſen, gepraßt, und eure Herzen in Ueppigkeit gleichſam gemäſtet — auf den Tag der Abſchlachtung. Eure Reichthümer werden vermodern, eure Kleider von den Motten gefreſſen, euer Gold und Silber vom Roſte verzehrt werden, und ihr Roſt wird gegen euch zeugen und euch ſelbſt verzehren, wie ein Feuer. Ihr habt euch mit euern Schätzen nur Zorn geſammelt auf die Tage des Gerichts.

Ihr aber, liebe Brüder (die ihr in der Welt ſo vieles zu leiden habet)! ſeyd geduldig und wartet mit Langmuth bis zur Ankunft des Herrn. Sieh, der Ackersmann wartet ja auch geduldig, bis die köſtliche Frucht der Erde Früh- und

Spätregen empfängt. So harret auch ihr mit Langmuth aus und ſtärket eure Herzen; die Wiederkunft des Herrn iſt nahe. Klaget nicht über einander, ihr Brüder, damit ihr nicht verurtheilt werdet. Seht, der Richter iſt vor der Thür.

Iſt Jemand unter euch traurig, der bete; iſt Jemand guten Muthes, der ſinge Loblieder; iſt Jemand unter euch krank, der rufe die Prieſter der Gemeinde zu ſich, damit ſie über ihn beten und ihn im Namen des Herrn mit Oele ſalben, und das glaubensvolle Gebet wird dem Kranken zum Heile ſeyn, und der Herr wird es ihm leichter machen, und wenn er Sünden auf ſich hat, ſo werden ſie ihm verziehen werden.

Bekennet einander eure Sünden, und betet für einander, damit ihr das Heil erlanget; denn das eifrige und anhaltende Gebet des Gerechten vermag viel. Elias war ein gebrechlicher Menſch, wie wir; er betete aber mit Inbrunſt, daß es auf Erden nicht mehr regnen ſollte, und es regnete nicht mehr drei Jahre und ſechs Monate; er betete noch einmal, und der Himmel gab wieder Regen, und die Erde brachte ihre Früchte.

Liebe Brüder! Wenn Jemand ſich von dem Wege der Wahrheit verirrt, und ein anderer bringt ihn wieder zurück, ſo darf er verſichert ſeyn: Wer einen Sünder von ſeinem Irrwege zurückführt, der errettet eine Seele vom Tode, und tilgt ſo eine Menge von Sünden."

IV.

Aus den Briefen des heiligen Apoſtels Paulus.

1. Lehren von dem dreieinigen Gott — dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte.

„Was man von Gott wiſſen muß, iſt den Menſchen geoffenbaret; Gott ſelbſt hat es ihnen hell und klar vor Augen gelegt. Denn obgleich wir Ihn ſelbſt nicht ſehen, ſo zeigt ſich Seine ewige Macht und Gottheit dennoch augenſcheinlich an jedem Geſchöpfe der Welt, das Er hervorgebracht hat, ſo daß diejenigen, die Ihn nicht erkennen wollen, keine Entſchuldigung haben. Ein jedes Haus hat ja ſeinen Baumeiſter, der es aufführet; Gott aber iſt es, der Alles erſchaffen hat.

Gott hat von den älteſten Zeiten her vielfältig und auf mancherlei Weiſe durch die Propheten zu unſern Vätern geredet; zuletzt aber redete Er zu uns durch Seinen Sohn, den Er zum Erbherrn aller Dinge eingeſetzt und durch den Er auch die Welt erſchaffen hat. Dieſer Sein Sohn iſt der Abglanz Seiner Herrlichkeit und der ſichtbare Ausdruck Seines Weſens, der durch das Wort Seiner Allmacht alles trägt und uns von den Sünden reiniget, und der jetzt im Himmel zur Rechten der Herrlichkeit Gottes ſitzt — ſo weit über die Engel erhaben, als der Name, den Er empfing, höher als alle Engelnamen iſt. Denn zu welchem Engel ſprach Gott einmal: Mein Sohn biſt du!

Er ward zwar eine kurze Zeit unter die Engel erniedriget, und erduldete den Tod; aber dann wurde Er mit Ruhm und Herrlichkeit gekrönt, weil er nach Gottes gnadevollem Rathſchluſſe ſich für alle in den Tod dahingegeben hat. Denn es geziemte ſich, daß Derjenige, um Deſſen willen alle Dinge und durch welchen alle Dinge ſind, da Er viele Kinder zur Herrlichkeit einführen wollte, den Urheber ihres Heiles durch Leiden vollkommen machte. Er wurde in allem Seinen Brüdern ähnlich, um ein barmherziger und treuer Hoherprieſter für ſie vor Gott zu werden, und die Sünden des Volkes wieder auszuſöhnen. Denn darin, worin Er ſelbſt litt und geprüft wurde, kann Er auch denen, die verſucht werden, Hülfe leiſten.

Da wir nun an Jeſus Chriſtus, dem Sohne Gottes! einen ſo großen Hohenprieſter haben, der die Himmel durchdrungen hat, ſo laſſet uns an dieſem Bekenntniſſe feſthalten, denn wir haben keinen ſolchen Hohenprieſter, der bei unſern Schwachheiten ohne Mitleid ſeyn könnte, ſondern Der in Allem gleich uns, jedoch ohne Sünde, verſucht worden. So wollen wir uns denn mit Zuverſicht ſeinem Gnadenthrone nahen, damit wir Barmherzigkeit erlangen und aus Gnade die erwünſchte Rettung finden.

Er (Jeſus Chriſtus) iſt das Ebenbild des unſichtbaren Gottes, und der Erſtgeborne vor allem Erſchaffenen. Denn durch Ihn iſt alles erſchaffen im Himmel und auf Erden, Sichtbares und Unſichtbares, Thronen und Herrſchaften, Fürſten und Mächte des Himmels; Alles iſt durch Ihn und für Ihn geſchaffen: Er aber iſt vor Allem, und Alles beſteht in Ihm. Er iſt das Haupt ſeines Leibes, der Kirche; Er der Urſprung der Auferſtehung und der Erſtgeborne aus den Todten, damit Er ſo in Allem den Vorzug habe, weil es Gott gefallen hat, daß in Ihm alle Vollkommenheiten wohnen, daß durch Ihn alles mit Gott ausgeſöhnt, und Er durch Sein am Kreuze vergoſſenes Blut den Frieden zwiſchen Himmel und Erde wieder herſtellen ſollte.

Eben dadurch zeigt ſich die Liebe Gottes, daß Chriſtus für uns geſtorben iſt, da wir noch Sünder waren. Denn man wird ja kaum einen Menſchen finden, der für einen Gerechten ſterben möchte. Wenn wir nun mit Gott, da wir noch Seine Feinde waren, durch den Tod Seines Sohnes ausgeſöhnt wurden; ſo werden wir ja um ſo viel mehr, als ſchon ausgeſöhnt (und ſeine Freunde) durch Sein Leben heilig werden. Wenn Gott für uns iſt, wer mag wider uns ſeyn? Da Er Seines eigenen Sohnes nicht geſchonet, ſondern Ihn für uns alle dahin gegeben hat, wie ſollte Er nun mit Ihm uns nicht alles geſchenkt haben? Jeſus Chriſtus iſt uns von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlöſung geworden. In Ihm liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen.

Wenn ihr nun Jeſum Chriſtum, den Herrn, angenommen habt, ſo lebet und wandelt auch in Ihm. Faſſet Wurzel in Ihm, bauet auf Ihn, als auf einen ſichern Grund, bleibet feſt im Glauben, in dem man euch unterrichtet hat — und euer Herz überfließe ſtets von Dank. Nehmet euch in Acht, daß euch Niemand mit irdiſcher Weisheit und eitlem Trugwerke nach Art der Menſchenſatzungen und den Grundſätzen der Welt verführe, wo man Chriſtum nicht gelten läßt — da doch in Ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaft wohnet.

Die Gnade Gottes, unſers Heilandes, iſt allen Menſchen erſchienen, uns in Zucht zu nehmen, damit wir dem gottloſen Weſen und den weltlichen Begierden entſagen, und auf dieſer Welt eingezogen, gerecht und gottſelig leben, in Erwartung und ſeliger Hoffnung der herrlichen Wiederkunft des großen Gottes und unſers Heilandes, Jeſu Chriſti, der ſich ſelbſt für uns dahin gegeben hat, um uns von allem Böſen los zu machen und ſich ein reines, wohlgefälliges Volk zu heiligen, das voll Eifers wäre zu allen guten Werken.

Es iſt ein bewährtes Wort, das ja wohl verdient, von Jedermann angenommen zu werden: Daß Jeſus Chriſtus auf dieſe Welt gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen. Wie durch die Sünde eines Einzigen über alle Menſchen das Todesurtheil kam, ſo kommt durch die Gerechtigkeit eines Einzigen auf alle Menſchen Gerechtigkeit und Leben. Durch den Ungehorſam eines einzigen Menſchen ſind viele Menſchen Sünder geworden; aber eben ſo werden viele durch den Gehorſam eines Einzigen wieder als Gerechte hergeſtellt werden. Wie alſo die Sünde herrſchte, um zu tödten, ſo ſoll die Gnade herrſchen, uns gerecht zu machen, und auf ewig zu beleben durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn.

Chriſtus iſt als Erſtling der Entſchlafenen von den Todten auferſtanden. Gleichwie der Tod durch Einen Menſchen in die Welt hereingekommen iſt, ſo kommt auch die Auferſtehung durch Einen Menſchen. Und gleichwie um Adam's willen alle ſterben müſſen, ſo werden auch um Chriſti willen alle in's Leben zurückgebracht werden. Wie Jeſus Chriſtus geſtorben, und doch wieder auferſtanden iſt; ſo wird Gott auch diejenigen, die in Jeſu entſchlafen ſind, wieder hervorführen. Ja, wie Chriſtus durch die herrliche Macht des Vaters von den Todten auferſtanden iſt, ſo müſſen wir auch jetzt ſchon im erneuerten Leben wandeln. Wenn ihr daher (auf dieſe Art) mit Chriſto zugleich auferſtanden ſeyd, ſo ſuchet, was droben iſt, wo Chriſtus zur Rechten Gottes ſitzet. Laſſet euch nur das, was droben iſt, nicht, was auf Erden iſt, im Sinne und am Herzen liegen.

Ich ſchäme mich des Evangeliums nicht; denn es iſt Gottes Kraft darin, alle ſelig zu machen, die daran glauben. Was ich vormals für Gewinn hielt, das achte ich jetzt, da ich Chriſtum erkenne, für Verluſt. Ja, alles erkenne ich als lauter Verluſt, weil die Erkenntniß Jeſu Chriſti, meines Herrn, alles weit übertrifft. Um Seinetwillen habe ich alles Andere für Nachtheil angeſehen, und habe es wie Auskehricht verachtet, damit ich Chriſtum gewinnen und jener Gerechtigkeit theilhaftig werden möchte, die aus dem Glauben an Jeſum Chriſtum, ja durch den Glauben an Gott ſelbſt kommt. (Mein einziges Heil iſt nun) Ihn zu erkennen, die Kraft Seiner Auferſtehung an mir zu erfahren, Seines Leidens theilhaftig und Ihm ſelbſt in Seinem Tode ähnlich zu werden, und dann — auch wie Er zur Auferſtehung von den Todten zu gelangen. Chriſtus iſt mein Leben, und Sterben iſt mein Gewinn.

Da die Güte und Menſchenfreundlichkeit Gottes, unſers Heilandes, ſich an uns offenbaret, ſo hat Er, nicht etwa wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir vollbracht hätten, ſondern aus lauter Barmherzigkeit uns durch die Taufe der Wiedergeburt und durch die erneuerte Mittheilung ſeines heiligen Geiſtes errettet, den Er im Uebermaße durch Jeſum Chriſtum, unſern Heiland über uns ausgegoſſen hat, damit wir durch Seine Gnade gerecht — und unſrer Hoffnung gemäß Erben des ewigen Lebens werden möchten.

Wiſſet ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes ſeyd, und Gottes Geiſt in euch wohnet? Wer nun Gottes Tempel entheiliget, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes, der ihr ſelber ſeyd, ſoll heilig ſeyn. Ja, ihr ſeyd Tempel des lebendigen Gottes, wie Gott ſelbſt ſagt: „Innerlich in ihnen will ich wohnen; wandeln will Ich unter ihnen, ihr Gott will Ich ſeyn, und ſie ſollen Mein Volk ſeyn.“ Da wir nun, Geliebteſte, ſo große Verheißungen haben: ſo wollen wir uns von aller Befleckung des Leibes und des Geiſtes reinigen, und in der Furcht Gottes unſre Heiligung vollenden.

Wandelt nach dem Geiſte, ſo werdet ihr die Gelüſte des Fleiſches nicht vollbringen. Denn die Begierden des Fleiſches empören ſich gegen den Geiſt; der aber widerſetzt ſich dem Fleiſche, weil beide einander ganz entgegen ſind. Was aber die Werke des Fleiſches ſeyen, iſt Jedermann klar: Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Wolluſt, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Streitigkeiten, Eiferſucht, Zornmüthigkeit, Zänkereien, Zwietracht, Entzweiung, Neid, Mordſucht, Trunkenheit, Schwelgerei und dergleichen. Darüber ſage ich euch, was ich euch ſchon oft geſagt habe: Die ſolche Dinge ſich zu Schulden kommen laſſen, werden keinen Antheil am Reiche Gottes haben. Die Früchte des Geiſtes hingegen ſind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Wohlwollen, Langmuth, Milde, Treue, Beſcheidenheit, Enthaltſamkeit, Keuſchheit. Die nun Chriſto angehören, die haben ihr Fleiſch mit allen ſeinen böſen Begierden und Gelüſten an das Kreuz geheftet. So wir denn im Geiſte leben; ſo laßt uns auch nach dem Geiſte wandeln.

Diejenigen, die dem Fleiſche nach leben (den ſinnlichen

Lüſten gehorchen), ſind fleiſchlich (ſinnlich, irdiſch) geſinnt; die aber dem Geiſte nach leben (den Eingebungen des Geiſtes Gehör geben), ſind geiſtlich geſinnt. Fleiſchlich geſinnt ſeyn, bringt den Tod; geiſtlich geſinnt ſeyn, iſt Leben und Friede. Fleiſchlicher Sinn iſt Gottes Feind, denn er unterwirft ſich dem Geſetze Gottes nicht und kann es nicht, indem es ja unmöglich iſt, daß diejenigen, die ihren fleiſchlichen Sinn behalten, Gott gefällig handeln. Ihr aber ſollet nicht nach dem Fleiſche, ſondern nach dem Geiſte leben, wenn anders Gottes Geiſt in euch wohnt. Wer den Geiſt Chriſti nicht hat, gehört Ihm gar nicht an, und nur diejenigen, die ſich von dem Geiſte Gottes regieren laſſen, ſind Kinder Gottes. (Gottes Geiſt iſt uns auch ein Unterpfand der Unſterblichkeit und der künftigen Auferſtehung). Denn iſt Chriſtus in euch, ſo mag der Leib der Sünde wegen immerhin ſterben, der Geiſt wird der Rechtfertigung wegen leben. Ja, wohnet der Geiſt Desjenigen in euch, der Jeſum von den Todten auferwecket hat; ſo wird eben der, der Jeſum Chriſtum von den Todten auferwecket hat, durch Seinen Geiſt, der in euch wohnt, auch eure ſterblichen Leiber wieder zum neuen Leben erwecken.“

2. Glaube, Hoffnung und Liebe.

Glaube, Hoffnung und Liebe machen das Reich Gottes im Innerſten des Menſchen und alſo das Weſen des Chriſtenthums aus. Welche herrlichen und erfreulichen Anſichten Paulus von dieſen drei Haupttugenden hatte, zeigen folgende Stellen:

„Der **Glaube** iſt die Vergegenwärtigung deſſen, was wir zu hoffen haben, die Ueberzeugung von dem, was unſichtbar iſt. Ohne den Glauben kann man Gott unmöglich gefallen; denn wer ſich zu Gott nahen will, muß ja überzeugt ſeyn, daß Er ſey, und daß Er die, die Ihn ſuchen, belohne. Und eben durch den Glauben haben die Urväter ihren Ruhm erlangt.

Im Glauben erkennen wir, daß durch Gottes Allmachtswort die Welten geſchaffen und aus dem Unſichtbaren ſichtbare Dinge hervorgebracht wurden. Im Glauben brachte Abel Gott ein reichliches Opfer, und erlangte dadurch das Zeugniß, er ſey gerecht, das Gott ſelbſt ihm bei ſeinem Opfer ertheilte, und um dieſes Glaubens willen ward er auch nach ſeinem Tode noch ein redendes Beiſpiel für die Menſchen. Im Glauben nahm Noe die göttliche Offenbarung von dem, was er noch nicht ſehen konnte, in Ehrfurcht an, und bauete die Arche zur Rettung ſeiner Familie, wodurch er zugleich das Verdammungsurtheil über die Welt kund machte, für ſich aber des Erbtheiles jener Gerechtigkeit, die durch den Glauben erlangt wird, theilhaftig wurde. Im Glauben gehorchte Abraham dem göttlichen Rufe, und reis'te fort in das Land, das ihm als Erbtheil verheißen war, und zog aus, ohne nur zu wiſſen, wo er hinkommen werde. Im Glauben hielt er ſich in dieſem verheißenen Lande als ein Fremdling auf, und wohnte darin, wie Iſaak und Jakob, die Miterben dieſer Verheißung, unter Hirtenzelten: denn er wartete auf die unerſchütterlich feſtgegründete Stadt, deren Werkmeiſter und Erbauer Gott ſelbſt iſt. Im Glauben hat Abraham, als er geprüft wurde, den Iſaak als Opfer dargebracht und dieſen ſeinen Eingebornen dahin gegeben, auf dem doch die erhaltenen Verheißungen beruhten, denn es war ihm geſagt: In Iſaak wird deine Nachkommenſchaft ſeyn. Er aber dachte, Gott iſt mächtig genug, ihn auch von den Todten wieder zu erwecken — wie er ihn dann auch gleichſam wieder aus dem Grabe erhalten hat. Im Glauben und für die Zukunft ſegnete Iſaak den Jakob und Eſau; im Glauben ſegnete der ſterbende Jakob jeden der Söhne Joſeph's insbeſondere; ſo wie auch der ſterbende Joſeph, im

Glauben des Auszuges der Kinder Iſraels aus Aegypten gedachte, und Befehle gab, daß ſie ſeine Gebeine mitnehmen ſollten. Alle dieſe ſind im Glauben an die göttliche Verheißung geſtorben, ohne das Verheißene ſelbſt zu erlangen; ſie erblickten es nur von fern, begrüßten es gleichſam nur aus der Ferne, und nannten ſich Gäſte und Fremdlinge auf Erden. Die aber ſo reden, zeigen an, daß ſie ihr Vaterland erſt ſuchen. Sie ſehnten ſich nach einem beſſern — dem himmliſchen Vaterlande. Und darum rechnete ſelbſt Gott, der ihnen dieſe Vaterſtadt gebaut hat, es ſich nicht zur Unehre, ihr Gott zu heißen.

Glaube war es, was die Aeltern des neugebornen Moſes, als ſie das ſchöne, holdſelige Kind ſo anſahen, bewog, es drei Monate lang zu verheimlichen, und der Verordnung des Königs nicht zu achten. Im Glauben wollte Moſes, da er ſchon erwachſen war, kein Sohn der Tochter Pharao's heißen, und lieber mit dem Volke Gottes geplagt werden, als die zeitlichen Vortheile der Sünde genießen. Denn die Schmach, die er wegen ſeines Glaubens an den verheißenen Erlöſer leiden mußte, hatte bei ihm einen weit höhern Werth, als alle Schätze Aegyptens, weil er auf die Vergeltung hinaus ſah. Im Glauben entwich er aus Aegypten, ohne über den Zorn des Königs bange zu werden; denn er hielt ſich an den Unſichtbaren, als ſähe er Ihn mit Augen. Im Glauben ließ Moſes das Oſterlamm ſchlachten und die Wohnungen der Iſraeliten mit dem Blute beſprengen, damit ſie der nicht berühren möchte, der die Erſtgebornen würgte. Im Glauben gingen die Iſraeliten durch's rothe Meer, wie über trockenen Boden; da hingegen die Aegypter, die das auch wagten, von dem Meere verſchlungen wurden. Der Glaube ſtürzte die Mauern von Jericho ein, nachdem man ſieben Tage um ſie herum gegangen war. Und was ſoll ich noch weiter ſagen? Es würde mir an Zeit fehlen, wenn ich noch von Gedeon, David, Samuel und den Propheten ausführlich reden wollte. Dieſe haben im Glauben ganze Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit geübt, das Verheißene errungen, den Rachen der Löwen verſtopfet, die Gewalt des Feuers gedämpfet, ſich der Schärfe des Schwertes entriſſen, tödtliche Krankheiten überſtanden, ſich im Kriege als Helden bewieſen und ganze Lager der Feinde zerſtört. Mütter erhielten ihre todten Kinder wieder lebendig zurück. Einige aus ihnen ließen um des Glaubens willen ſich auf das grauſamſte martern, und wollten die angebotene Befreiung von der Marter nicht annehmen, damit ſie zu der beſſern Auferſtehung gelangen möchten. Andere wurden verſpottet, gegeißelt, in Eiſen und Bande geworfen, geſteinigt, zerſägt, gefoltert, mit dem Schwerte hingerichtet. Sie gingen in Schaf- und Ziegenfellen, in Mangel, Angſt und mancherlei Trübſal umher, und Wüſteneien, Gebirge, Höhlen und Klüfte der Erde waren ihr unſteter Aufenthalt — und die Welt war ihrer nicht werth!

Da wir nun von einer ſolchen Wolke (einer ſo großen Menge) von Zeugen umgeben ſind; ſo laßt uns jede Laſt, die unſern Lauf hindern könnte, wegwerfen! Laßt uns die Sünde, die uns ſo leicht anklebt und uns aufhält, ablegen; laßt uns auf der Laufbahn, die uns angewieſen iſt, mit ausdauernder Geduld forteilen. Laßt uns vor allem unſern Blick auf den Stifter und Vollender des Glaubens, auf Jeſum Chriſtum richten, der anſtatt der Freude, die Er hätte haben können, ſich doch lieber kreuzigen ließ und die Schmach für nichts achtete; jetzt aber zur Rechten auf dem Throne Gottes ſitzet. Ja, ſehet auf Ihn, der von Sündern einen ſolchen Widerſtand gegen ſich ſelbſt aushielt, damit auch ihr nicht erlieget und den Muth nicht ſinken laſſet. Denn ihr habt ja doch im Kampfe gegen die Sünde (gegen die Verführungen zum Abfalle) noch nicht bis auf's Blut widerſtanden.

Laß dich, (o Menſch)! nicht vom Glauben abbringen, und nicht vom guten Gewiſſen. Diejenigen, die zuerſt das gute Gewiſſen von ſich ſtießen, haben auch am Glauben Schiffbruch gelitten.“

„Wenn wir durch den Glauben gerechtfertiget ſind, ſo haben wir Friede mit Gott — und wir können in der **Hoffnung**, die Herrlichkeit der Kinder Gottes zu erlangen, frohlocken. Ja, wir frohlocken ſelbſt in den Trübſalen, weil wir wiſſen, Trübſal bringt Geduld, Geduld aber bewährten Sinn, bewährter Sinn Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dieſe Hoffnung iſt uns ein ſicherer und feſter Anker unſers Lebens, und ſie dringt durch den Vorhang (der uns jetzt jene Welt noch verhüllt) bis in das Allerheiligſte (des Himmels) hinein, wohin unſer Vorgänger Jeſus Chriſtus, der ewige Hoheprieſter, für uns bereits eingegangen iſt.

Wir wünſchen herzlich, daß ein Jeder aus euch auch fernerhin den nämlichen Eifer zeige bis an's Ende, und ſo ſeine Hoffnung in Erfüllung gehe; daß ihr nicht ſaumſelig werdet, ſondern denen nachfolget, die durch Glauben und Geduld das Erbgut der Verheißung bereits erlangt haben; damit wir, da ja Gott unmöglich lügen kann, einen recht feſten Troſt haben mögen, indem wir mit feſter Hoffnung uns an Das halten, was auch uns verheißen iſt.

(Wenn ihr in den Widerwärtigkeiten die Hoffnung ſinken laſſet), ſo vergeſſet ihr des Troſtes, der euch als Kindern geſagt iſt: „Mein Kind, ſieh die Züchtigung des Herrn für nichts Geringes an, und verzage nicht, wenn Er dich beſtraft. Denn wen der Herr lieb hat, den züchtiget Er; und jedes Seiner Kinder, das Er annimmt, hält Er unter der Ruthe.“ Haltet daher in ſeiner Zucht aus, denn eben dadurch behandelt uns Gott als Seine Kinder. Es nahmen uns ja auch unſere leiblichen Väter in die Zucht, und wir hatten Ehrfurcht vor ihnen; ſollten wir uns denn nicht noch viel lieber dem Vater der Geiſter unterwerfen und nach Seinem Willen leben? Jene haben uns blos nach ihrer Willkühr eine kurze Zeit in Zucht gehalten; dieſer aber nur zu unſerm Beſten, damit wir zu Seiner Heiligung gelangen. Jede Züchtigung ſcheint freilich, ſo lange ſie währt, gar nichts Erfreuliches, ſondern lauter Traurigkeit zu ſeyn; nachher aber bringt ſie denen, die durch ſie geübet worden ſind, die Frucht der Gerechtigkeit, die lauter Ruhe und Friede iſt.

(Blicket, wenn es euch ſchwer wird, das Gute zu thun und das Böſe zu meiden, hinaus auf die künftige Vergeltung.) Er wird einmal einem Jeden nach ſeinen Werken vergelten: Ehre, Ruhm und Unſterblichkeit denen, die mit Geduld und Gutesthun nach dem ewigen Leben trachten: Ungnade und Strafe aber denen, die ſtreitſüchtig ſind, und ſich der Wahrheit nicht unterwerfen, ſondern lieber dem gottloſen Weſen ergeben bleiben. Trübſal und Angſt über jede Menſchenſeele, die Böſes thut; Ehre aber, und Ruhm und Friede über jeden, der Gutes thut.

Laſſet euch nicht irre führen; Gott läßt Seiner nicht ſpotten. Was der Menſch ſäet, das wird er auch ärnten. Wer für ſein Fleiſch ſäet, der wird vom Fleiſche auch das Verderben ärnten. Wer aber für den Geiſt ſäet, der wird vom Geiſte ewiges Leben ärnten. Laſſet uns daher Gutes thun und nicht müde werden; dann werden wir zu ſeiner Zeit auch ohne Aufhören ärnten. So lange wir alſo noch Zeit haben, wollen wir Jedermann Gutes thun, vorzüglich aber denen, die im Glauben unſre Hausgenoſſen ſind.

Wiſſet ihr's nicht: Diejenigen, die auf der Rennbahn laufen, laufen zwar alle, aber Einer nur bekommt den Preis. Laufet auch ihr ſo, daß ihr ihn erlangen möget. Alle aber, die auf dem Schauplatze kämpfen wollen, ſind in allem enthaltſam — und das, um eine verwelkliche Krone zu erhalten, bei uns aber gilt es eine unverwelkliche.

Unſer äußerlicher Menſch mag immerhin dahin ſchwinden; ſo erneuert ſich doch der innerliche von Tag zu Tag. Denn unſer jetziges und geringes Leiden, das ja doch nur ein Augenblick iſt, verſchafft uns dort in der Höhe eine ewige, übergroße Herrlichkeit ohne alles Maß. Wir heften alſo unſere Blicke nicht auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare — denn was ſichtbar iſt, währt nur eine Zeit; das Unſichtbare aber bleibt ewig. Wir wiſſen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen; denn Er hat ſie ſchon von Anbeginn dazu auserſehen und beſtimmt, dem Bilde Seines Sohnes gleichförmig zu werden, daß alſo dieſer unter vielen Brüdern der Erſtgeborne ſey. Sind wir nun, was Gottes Geiſt unſerm Geiſte bezeugt, Kinder Gottes, ſo ſind wir auch Erben Gottes und Miterben Chriſti, wenn wir anders leiden, wie Er, damit wir auch verherrlicht werden können, wie Er. Und da halte ich dafür, daß alle Leiden der Zeit in keinen Vergleich kommen dürfen mit der zukünftigen Herrlichkeit, die ſich an uns offenbaren wird. Kein Auge hat es geſehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menſchen Herz iſt es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben.

(Selbſt dem Tode und dem Grabe benimmt die Hoffnung der Auferſtehung alles Schreckliche.) Man ſäet da Verwesliches, und Unverwesliches wird auferſtehen; man ſäet einen thierähnlichen Leib und ein geiſtähnlicher Leib wird auferſtehen. Wie der erſte Menſch von der Erde irdiſch; ſo iſt der zweite Menſch vom Himmel himmliſch. — Und wie wir jetzt Aehnlichkeit mit dem irdiſchen Stammvater, mit Adam, haben; ſo werden wir auch Aehnlichkeit mit Jeſu Chriſto erlangen. Anders iſt (übrigens) das Licht der Sonne, anders das Licht des Mondes, anders der Schimmer der Sterne —

und auch ein Stern unterſcheidet ſich noch von dem andern durch ſeinen eigenen Glanz. So wird es auch mit der Auferſtehung der Todten beſchaffen ſeyn.

Das Ziel und Ende des Geſetzes iſt — **Liebe** aus reinem Herzen, aus gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben. Das ganze Geſetz iſt erfüllt, wenn das Eine Wort gehalten wird: Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt. Nur wer ſeinen Nächſten liebet, erfüllet das Geſetz. Die Gebote: Du ſollſt nicht ehebrechen, nicht tödten, nicht ſtehlen, nicht falſches Zeugniß geben, nicht lüſtern ſeyn, und wie ſie weiter heißen — das alles iſt in dem Worte zuſammengefaßt: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. Denn die Liebe des Nächſten thut ihm nichts Böſes. Die Liebe iſt alſo die vollkommene Erfüllung des Geſetzes. (So iſt auch Liebe die rechte Wiſſenſchaft.) Das Wiſſen blähet auf, die Liebe aber beſſert. Wenn Einer ſich auf ſein Wiſſen noch etwas einbildet, ſo weiß er noch nicht einmal, wie man wiſſen muß. Der aber Gott liebet, dem hat Gott die rechte Erkenntniß gegeben.

Könnte ich alle Sprachen der Menſchen, ja mit Engelzungen reden, hätte aber die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts weiter, als ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Hätte ich göttliche Eingebungen, und wüßte ich alle Geheimniſſe, und beſäße die tiefſten Kenntniſſe, und hätte ich den ſtärkſten Glauben, ſo daß ich auch Berge verſetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, ſo wäre ich doch nichts. Und theilte ich mein ganzes Vermögen unter die Armen aus, und gäbe ich ſelbſt meinen Leib dahin und ließe mich lebendig verbrennen, hätte aber die Liebe nicht, ſo würde mir dieß alles nichts nützen. Die Liebe iſt langmüthig und wohlthätig; die Liebe iſt nicht ehrſüchtig, ſie ſucht nie eigenen Nutzen, läßt ſich nicht erbitten, denkt nichts Arges, hat keine Freude am Unrecht, wohl aber freut ſie ſich über Recht und Wahrheit; ſie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles. Die Liebe hört nimmermehr auf: die Gabe, göttliche Ausſprüche vorzutragen, wird ein Ende nehmen, die verſchiedenen Sprachen werden aufhören, und die Wiſſenſchaften vergehen; denn unſer Wiſſen iſt nur Stückwerk, und auch unſere Weiſſagungen ſind nur Stückwerk. Wenn aber das Vollkommene eintritt, wird das Stückwerk verdrängt werden.

Bei all dem bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe drei große Gaben, die größte aber darunter iſt die **Liebe**.“

3. Ermahnungen zur Erfüllung einzelner Tugendpflichten, Warnung vor Sünden und Laſtern.

Wer die Liebe hat, die durch den Glauben lebendig und in Hoffnung ſelig iſt, hat das Weſen des Chriſtenthums. Allein wie der Eine Sonnenſtrahl ſich in dem Regenbogen in mancherlei ſchöne Farben zertheilt, und jede dieſer Farben im Grunde doch Licht iſt; ſo erſcheint die Eine Liebe in den mancherlei menſchlichen Verhältniſſen bald als dieſe, bald als jene Tugend, die aber im Grunde doch immer Liebe — ſo wie das Laſter Mangel an Liebe iſt. Zu jenen Tugenden ermahnt, vor dieſen Laſtern warnt uns Paulus ſo dringend und herzlich, daß ihr die folgenden Stellen gewiß nicht ohne Rührung, und ohne neue Luſt zu allem Guten zu fühlen, leſen werdet.

„Das ſage und bezeuge ich euch als den unmittelbaren Befehl des Herrn, daß ihr doch nicht ferner wandelt, wie da die Heiden in Eitelkeit ihres Sinnes dahin wandeln, deren Verſtand durch Finſterniſſe verdunkelt iſt; die fern ſind von dem Leben aus Gott wegen der innerlichen Unwiſſenheit und Blindheit ihres Herzens; die aus Verzweiflung ſich ganz der Wolluſt hingeben, und mit unerſättlicher Begierde aller Art Unzucht treiben. So habt ihr Chriſtum nicht kennen gelernt, wenn ihr anders von Ihm gehört und Ihn kennen gelernt habt. Denn das iſt das eigentliche Gebot Jeſu: Daß ihr, was euren vorigen Lebenswandel betrifft, nicht mehr die alten Menſchen ſeyn ſollet, die im Herumirren nach ihren Lüſten zu Grunde gehen; daß ihr hingegen durch den Geiſt in eurem Gemüthe ganz erneuert und neue Menſchen werden ſollet, die nach Gottes Ebenbild neugeſchaffen ſind zur Gerechtigkeit und ungeheuchelten Heiligkeit.

Ihr waret ehemals auch lauter Finſterniß, jetzt aber ſeyd ihr im Herrn Licht geworden. Wandelt nun auch als Kinder des Lichtes. Die Früchte des Lichtes zeigen ſich aber in lauterer Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit. Prüfet daher genau, was Gott gefällig ſeyn kann, und nehmet keinen Antheil an den unfruchtbaren Werken der Finſterniß; vielmehr beſtrafet dieſelben mit Nachdruck. Denn, was ſie im Finſtern thun, darf man, ohne zu erröthen, nicht einmal ſagen.

Liebe Brüder! Ich bitte euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, daß ihr euch ſelbſt als ein lebendiges, heiliges, Gott gefälliges Opfer ganz Gott weihet, und ſo euer Gottesdienſt vernünftig ſey. Richtet euch nicht nach der Sitte der Welt, ſondern nehmet durch Erneuerung eures Sinnes eine ganz andere Geſtalt an, damit ihr es durch eigene Erfahrung inne werden möget, wie gut und ſchön und vollkommen Allen das ſey, was Gott will.

So lange ihr Sklaven der Sünde waret, ſtandet ihr freilich nicht unter der Herrſchaft der Gerechtigkeit. Was hattet ihr aber damals für eine Frucht von dem, worüber ihr euch jetzt ſchämen müſſet? Das Ende davon iſt der Tod. Jetzt hingegen ſeyd ihr von dem Joche der Sünde befreit, ſeyd aber Gottes Knechte geworden — und da iſt eure Frucht die Heiligung, und das Ende hievon ewiges Leben. Denn der Sold, den die Sünde ausbezahlt, iſt der Tod; Gottes Gnade aber iſt ewiges Leben in Jeſu Chriſto, unſerm Herrn.

O ihr, meine Geliebten! Wenn je eine Ermahnung im Namen des Herrn, wenn je ein ermunterndes Wort der Liebe, wenn je die innigſte Zärtlichkeit noch etwas bei euch vermag; ſo machet mir die größte aller Freuden, und ſeyd Eines Sinnes unter einander, liebet einander mit Einer Liebe, werdet Ein Herz und Eine Seele. Ahmet Gott nach, als Seine geliebteſten Kinder, und wandelt in der Liebe, ſo wie auch Chriſtus uns geliebet, und ſich ſelbſt für uns zur Gabe, und zu einem Gott wohlgefälligen Opfer dargegeben hat. Als Auserwählte, als Heilige und Geliebte Gottes machet euch Seinen Sinn eigen. Euer Innerſtes bewege ſich im Erbarmen; ſeyd gütig, demüthig, eingezogen, geduldig. Eure Liebe ſey ohne Heuchelei; liebet einander mit kindlicher Herzlichkeit; kommet einander mit Ehrenbezeigungen bevor; ſeyd in der Sorgfalt für Andere unverdroſſen. Alles, was ihr thut, geſchehe in der Liebe. (Nochmal!) vor allem habet Liebe gegen einander; denn die Liebe iſt das vollkommenſte Band, das die Menſchen verbindet.

Vergeſſet der Wohlthätigkeit und der wechſelſeitigen Hülfleiſtungen nicht; denn an ſolchen Opfern hat Gott Wohlgefallen. Nehmet euch eurer Mitchriſten in ihren Nöthen getreulich an. Befleißet euch der Gaſtfreundlichkeit. Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden. Jeder, der Almoſen gibt, gebe es aus gutem Willen und mit Herzlichkeit, nicht mit Mißmuth oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Und Gott iſt ja mächtig genug, euch jede Gabe, die ihr Andern mittheilt, reichlich und im Uebermaße zu vergelten, ſo daß ihr immer in allem genug habt, und wohl noch vom Ueberfluße Gutes aller Art thun könnet. Wie denn auch geſchrieben ſteht; „Er theilet überall umher reichlich aus und gibt den Armen, und ſeine Gutthätigkeit erſchöpft ſich dennoch ewig nicht.“ Wer ſparſam ſäet, wird auch ſparſam ärnten; wer aber reichlich ſäet, wird von ſeiner reichlichen Ausſaat auch reichlich ärnten. So wolle denn Gott, der dem Säemanne das Samenkorn in die Hand legt, und das Brod zur Nahrung verſchaffet, euch eine reichliche Ausbeute beſcheren, und von eurer Mildthätigkeit viele Früchte hervor wachſen laſſen, daß ihr zu den reichlichſten Wohlthaten Ueberfluß haben möget, und ſo durch uns die Herzen zur Dankbarkeit gegen Gott erweckt werden. Denn das Almoſengeben hat nicht nur das Gute, daß es dem Mangel armer Chriſten abhilft, ſondern es veranlaſſet auch überdieß noch vielfältige Dankſagungen gegen Gott, indem ſie bei dem Genuſſe dieſer Wohlthaten Gott preiſen, daß ihr euren Glauben an das Evangelium Jeſu Chriſti ſo ſchön durch die That bezeugt, und ihnen und allen Dürftigen in Einfalt des Herzens Gutes thut. Auch werden ſie, voll herzlicher Liebe gegen euch, bei Gott für euch bitten, da Gott euch ſo wohlwollende Geſinnungen in das Herz gelegt hat.

Trachtet ſo viel möglich und ſo viel an euch iſt, mit Jedermann im Frieden zu leben, und euch ſelbſt zu heiligen; denn ohne dieß kann Niemand Gott ſchauen. Einer übertrage den Andern, Einer vergebe dem Andern, wenn er etwa gegen ihn zu klagen hat; wie der Herr euch vergeben hat, ſo ſollet auch ihr einander vergeben. Vergeltet Keinem Böſes mit Böſem; ſegnet die, welche euch verfolgen — ja ſegnet ſie und ſprechet nie ein Fluchwort über ſie aus. Fern von euch ſey alle Streitſucht, alle eitle Ehrbegierde. Jeder halte in Demuth jeden Andern für achtungswürdiger, als ſich. Jeder ſehe nicht auf ſeinen eigenen Vortheil, ſondern auf den Vortheil des Andern; denn in euch ſoll Eine und dieſelbe Geſinnung ſeyn, die in Chriſto Jeſu war.

Betet ohne Unterlaß! Haltet an im Gebete, und ſeyd wachſam zum Gebete und zur Dankbarkeit gegen Gott. Ihr möget eſſen oder trinken oder ſonſt etwas thun, ſo thut alles zur Ehre Gottes. Was ihr immer thut in Worten oder Werken, das thut alles im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti, mit Dankſagung gegen Gott, unſern Vater, durch Ihn. Danket Gott in allem; denn das iſt der Wille Gottes, den Er euch allen durch Jeſum Chriſtum geoffenbaret hat. Bekümmert euch wegen nichts, ſondern traget eure Angelegenheiten in jedem Gebete mit Flehen und Danken Gott redlich vor.

Das Wort Chriſti ſey mit aller ſeiner Weisheit recht unter euch zu Hauſe, und bringe reichliche Früchte. Lehret und ſtärket einander durch Pſalmen, Lobgeſänge und geiſtliche Lieder, und ſinget mit von der Gnade gerührtem Herzen das Lob Gottes. Seyd eifrig im Geiſte; laßt euch den Dienſt des Herrn angelegen ſeyn; betrübet Gottes heiligen Geiſt nicht, mit dem ihr auf den Tag der Erlöſung verſiegelt ſeyd! Sehet zu, daß Keiner der Gnade Gottes ungehorſam ſey; daß keine Giftwurzel (unter euch) aufſchieße, Unheil anrichte und viele dadurch angeſteckt werden. Und der Friede Chriſti erfülle eure Herzen mit Jubel, zu welchem Frieden ihr in Einem Leibe berufen ſeyd, und dafür ihr auch dankbar ſeyn ſollet. Ja, der Friede Gottes, der höher iſt, als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in (der Treue gegen) Jeſum Chriſtum.

Uebrigens, liebe Brüder! ſeyd frohen Muthes; werdet vollkommen; eifert euch einander ſelbſt an; ſeyd einerlei Sinnes; habt Frieden unter einander — und der Gott des Friedens und der Liebe wird mit euch ſeyn. Seyd immer fröhlich! freuet euch in dem Herrn allzeit. Noch einmal wiederhole ich es: Freuet euch.

Seyd wachſam; ſeyd ſtandhaft im Glauben; handelt mannhaft und werdet immer noch ſtärker. Seyd fröhlich in der Hoffnung; geduldig im Leiden; beharrlich im Gebete. Alles, was wahr, was ehrbar, was gerecht, was rein, was liebenswürdig, was lobenswerth, jede Tugend, jede gute Sitte — alles dieſes ſey euer Beſtreben.

Haſſet das Böſe, haltet euch an das Gute; befleißet euch des Guten, nicht allein vor Gott, ſondern auch vor den Menſchen; werdet nicht müde, Gutes zu thun. Prüfet alles, das Gute behaltet. Meidet alles, was auch nur den Schein des Böſen hat. Ich wünſche, daß ihr weiſe im Guten, und unbekannt mit dem Böſen ſeyn möget.

Dünket euch ſelbſt nicht klug; denket von euch ſelbſt nicht hoch, ſondern nehmet die Geſinnungen der Demuth an. Wenn Einer ſich ſelbſt für etwas hält, da er doch nichts iſt, ſo betriegt er ſich ſelbſt. Jeder prüfe nur ſein eigenes Werk, dann mag er in ſich ſelbſt Ehre haben: er ſuche ſie aber nie bei einem Andern. Eure Eingezogenheit müſſe Jedermann in die Augen fallen.

Geliebteſte! Rächet euch nicht ſelbſt; gehet vielmehr dem Zorne des Andern aus dem Wege; denn es ſteht geſchrieben: „Mein iſt die Rache; ich will's vergelten, ſpricht der Herr.“ Vielmehr, wenn es deinen Feind hungert, ſo ſpeiſe ihn; wenn es ihn dürſtet, ſo gib ihm zu trinken. Laß dich vom Böſen nicht überwinden, ſondern überwinde du das Böſe mit Gutem.

(Hütet euch vor Rechtsſtreiten und Proceſſen.) Schon das beweiſet euer Verderben, wenn Rechtshändel unter euch ſind. Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum laſſet ihr euch nicht lieber übervortheilen? Aber da thut ihr ſelbſt Unrecht, und betrieget ſelbſt — und zwar eure Brüder! Wiſſet ihr denn nicht, daß die Ungerechten keinen Antheil an dem Reiche Gottes haben werden.

Wenn euch der Eifer ergreift, ſo ſündiget nicht; laſſet über eurem Zorn die Sonne nicht untergehen, und gebt dem Satan nicht Raum in eurem Herzen. Alle Bitterkeit, aller Widerwillen, alles Schreien, alles Läſtern, ſammt allem böſen Willen muß von euch weit entfernt ſeyn. Dagegen müßt ihr gegen einander freundlich und barmherzig ſeyn, und einander gern vergeben, wie auch Gott in Chriſto euch vergeben hat.

(Verdammet und verachtet Andere nicht.) Denn wer biſt du, daß du dir heraus nimmſt, einen fremden Knecht zu richten? Er ſteht oder fällt ja nur ſeinem eigenen Herrn. Und er mag ja wohl wieder aufgerichtet werden; denn Gott iſt ja mächtig genug, ihn feſt zu ſtellen. Und wie ſollteſt du deinen Bruder richten, oder warum ſollteſt du deinen Bruder verachten dürfen? Wir müſſen ja alle vor dem Richterſtuhle Chriſti erſcheinen. Jeder aus uns wird für ſich ſelbſt Gott Rechenſchaft geben müſſen; daher wollen wir einander nicht mehr richten; vielmehr ſollet ihr allein darauf bedacht ſeyn, daß ihr keinem Bruder Anſtoß oder Gelegenheit zum Falle gebet. Urtheilet auch nie vor der Zeit, ſondern wartet, bis der Herr wieder kommt; Er wird dann, was jetzt noch im Finſtern verborgen iſt, an das Licht bringen, und die geheimſten Abſichten des Herzens offenbaren, und dann wird einem Jeden, (der's verdient) von Gott Lob zu Theil werden.

(Ein Jeder ernähre ſich ehrlich und redlich.) Keiner übervortheile oder betriege ſeinen Bruder im Handel. Wer geſtohlen hat, ſtehle nicht mehr; er arbeite vielmehr und ſchaffe mit ſeinen Händen irgend etwas Gutes, damit er im Stande ſey, auch noch den Nothleidenden mitzutheilen. Denjenigen (die nicht arbeiten wollen, ſich unruhig betragen und in allerlei Händel einmengen) gebieten wir und ermahnen ſie im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti, daß ſie doch in Ruhe arbeiten und ihr eigenes Brod eſſen ſollen. Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen.

Seyd in eurem Betragen fern von allem Geize, der im Grunde ein Götzendienſt iſt, und begnüget euch mit dem, was ihr habt; denn der Herr hat ja verheißen: „Ich will dich gewiß nicht verlaſſen, und deiner gewiß nicht vergeſſen.“ Wir dürfen alſo getroſt und mit frohem Muthe ſagen: Mein Helfer iſt der Herr; ich fürchte mich nicht, was auch der Menſch wider mich thun mag.

Es iſt ein großer Gewinn, gottſelig — und dabei genügſam ſeyn. Wir haben nichts in dieſe Welt mit herein gebracht, und werden zuverläſſig auch nichts mit hinaus nehmen. Haben wir alſo Nahrung und Kleidung, ſo ſollen wir damit zufrieden ſeyn. Diejenigen, die reich werden wollen, fallen in Verſuchung und in die Schlingen des Teufels, in allerlei unnütze und ſchädliche Begierden, welche die Menſchen in den Untergang und in das Verderben ſtürzen. Denn der Geldgeiz iſt eine Wurzel alles Böſen. Die Gottſeligkeit hingegen iſt zu allem gut, und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens. Das iſt ein wahres Wort, und wohl werth, von Jedermann angenommen zu werden.

Laſſet euch nicht verführen! Böſe Geſpräche verderben gute Sitten. Leget ab alles lügenhafte Weſen und Jeder rede mit ſeinem Nächſten nichts als die Wahrheit, weil wir alle unter einander als Glieder verbunden ſind. Aus eurem Munde ſoll kein böſes Wort kommen, ſondern lauter Gutes zur Belehrung und Beſſerung, damit denen, die es hören, Gnade zufließe. Eure Rede ſey allzeit voll Anmuth und gleichſam gewürzet, ſo, daß ihr Jedermann, wie es ſich geziemt, Red' und Antwort zu geben wiſſet.

Berauſchet euch nicht mit Wein, denn das reizt zur Wolluſt und allem unordentlichen Weſen; ſondern werdet vielmehr voll des heiligen Geiſtes, und ſinget und jubelt dem Herrn in euerm Herzen und danket immerfort für alles euerm Gott und Vater im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti.

Hurerei und alles unreine Weſen ſoll, wie es ſich für Chriſten geziemt, unter euch etwas Unerhörtes ſeyn; eben ſo ſoll man unter euch nichts von Leichtfertigkeit, thörichtem

Geſchwätze und unanſtändigen Poſſen hören. Denn das müſſet ihr wohl wiſſen, daß kein Hurer, kein Unzüchtiger, (eben ſo wenig als die Götzendiener, die Diebe, die Geizigen, die Volltrinker, die Läſterer, Flucher, Räuber) ein Erbtheil am Reiche Gottes und Jeſu Chriſti haben werden. Laſſet euch doch von Niemanden durch eitle Worte verführen: denn wegen ſolcher Laſter bricht Gottes Zorn über die Kinder des Unglaubens herein. Machet euch alſo ihrer nicht theilhaftig.

Sehet wohl zu, liebe Brüder, daß nicht etwa einer aus euch ein *böſes, ungläubiges Herz* habe, und ſich von dem lebendigen Gott abwende. Ermuntert euch vielmehr alle Tage, ſo lange das Heute noch währet, ſelbſt unter einander, daß ſich doch keiner aus euch durch die falſche Luſt der Sünde verhärten laſſe. Denn nur in ſo fern wir den Anfangs gefaßten Entſchluß (Ihm zu glauben, zu vertrauen und zu gehorſamen) bis an's Ende feſt halten, haben wir Antheil an Chriſto.

Sollten wir uns je wieder muthwillig der Sünde ergeben, nachdem wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt ſind, ſo iſt uns weiter kein Opfer für die Sünde mehr übrig; ſondern wir haben vielmehr ein ſchreckliches Gericht und Gottes Feuereifer zu erwarten, der Seine Widerſacher aufzehren wird. Schon wer das Geſetz Moſes übertrat, verlor auf die Ausſage von zwei oder drei Zeugen ohne Erbarmen das Leben. Da bedenkt nun ſelbſt, ob nicht der noch ein ſchwereres Strafgericht verdiene, der Gottes Sohn mit Füßen tritt, das Blut des Bundes, durch das er doch geheiligt wurde, für unheilig achtet, und dem Geiſte der Gnade Schmach anthut. Wir kennen ja Jenen, der den Ausſpruch gethan hat: „Mein iſt die Rache: Ich ſelbſt will vergelten.“ Und wieder: „Der Herr ſelbſt will über Sein Volk Gericht halten.“ O, es iſt ſchrecklich, ſo in die Hände des lebendigen Gottes fallen.

Darum, meine Geliebteſten! ſo wie ihr mir jederzeit gehorſam waret, nicht nur, da ich noch bei euch war, ſondern noch vielmehr, ſeitdem ich nicht mehr bei euch bin, ſo wirket denn mit Furcht und Zittern euer Heil. Denn Gott iſt es, der nach Seinem guten Willen euch ſowohl zum Wollen als zum Vollbringen Kraft gibt. Thut aber alles Gute ohne Murren und ohne Bedenklichkeit — daß an euch nichts auszuſetzen ſey; ſeyd aufrichtige, argloſe Kinder Gottes, denen nichts zu Schulden kommt, mitten unter dem böſen verkehrten Geſchlechte, in welchem ihr leuchtet wie Lichter der Welt.

Liebe Brüder! Seyd meine Nachfolger, und nehmet euch auch jene zum Muſter, die ſo wandeln, wie wir unter euch das Beiſpiel gegeben haben. Denn viele, wie ich euch oft geſagt habe, und es jetzt mit Thränen ſage, wandeln noch als Feinde des Kreuzes Chriſti. Ihr Ende iſt Verderben; ihr Gott iſt der Bauch, und ihre Herrlichkeit lauter Schande, weil ihr Sinn nur auf das Irdiſche geht. Unſer Wandel aber iſt im Himmel, von woher wir auch den Heiland, unſern Herrn Jeſum Chriſtum erwarten, der unſerm hinfälligen Leibe eine andere Geſtalt geben und ihn Seinem verherrlichten Leibe gleich machen wird, durch jene Kraft, mit der Er ſich alle Dinge unterwerfen kann.“

4. Wechſelſeitige Pflichten der verſchiedenen Stände.

Schön zeigt Paulus in einem Gleichniſſe die Nothwendigkeit der verſchiedenen Stände in der Welt und der mannigfaltigen Gaben und Aemter in der Chriſtenheit, und leitet dann die verſchiedenen Pflichten dieſer Stände daraus ab.

„Wie wir, ſchreibt er, in einem Leibe viele Glieder haben, nicht aber allen Gliedern die nämliche Verrichtung obliegt, ſo ſind wir, ſo viel unſerer ſind, in Chriſto Ein Leib; einzeln aber ſind wir, Einer für die Andern, Glieder.

Da haben wir nun, aus Gnade je, nachdem ſie uns geworden iſt, verſchiedene Gaben. — Wer nun ein Amt hat, der verwalte ſein Amt; wer lehret, bleibe beim Lehren: wer ermahnet, ermahne, wie er ſoll; wer Liebesgaben austheilt, theile ſie in Einfalt aus; wer Andern verſieht, ſtehe ihnen mit Sorgfalt vor; wer Barmherzigkeit ausübt, der thue es mit Freudigkeit.

Jedermann ſey der Obrigkeit unterthan, die über ihn geſetzt iſt; denn keine Obrigkeit iſt anders woher als von Gott und die beſtehenden Obrigkeiten ſind alle von Gott verordnet. Wer alſo ſich wider die Obrigkeit auflehnt, der lehnt ſich wider Gottes Anordnung auf, und die Widerſpänſtigen ziehen ſich ſelbſt ein ſchweres Gericht zu. Die Fürſten ſind nicht denen, die Gutes, ſondern denen, die Böſes thun, fürchterlich. Willſt du dir nun von der Obrigkeit nichts zu fürchten haben, ſo thu', was recht iſt, und du wirſt ihren Beifall haben. Denn ſie iſt Gottes Dienerin zu deinem Beſten. Thuſt du aber Unrecht, ſo haſt du Urſache, dich zu fürchten; denn ſie führt das Schwert nicht umſonſt, ſondern als Gottes Dienerin muß ſie an dem, der Böſes thut, ſtrenge Rache nehmen. Es iſt euch alſo unumgänglich nothwendig, unterthan zu ſeyn, und zwar nicht bloß aus Furcht der Strafe, ſondern ſchon aus Antrieb des Gewiſſens. Eben darum müſſet ihr auch Abgaben entrichten; denn die obrigkeitlichen Perſonen ſind Gottes Diener, die ſich eben darum ganz dieſem Dienſte zu widmen haben. Gebet alſo jedem, was ihr ihm ſchuldig ſeyd: Abgabe, wem Abgabe; Zoll, wem Zoll; Ehrfurcht, wem Ehrfurcht; Ehrenbezeigungen, wem Ehrenbezeigung gebührt. — Vor allem bitte und ermahne ich euch dringend, daß flehentliche Bitten und Gebete, Fürbitten und Dankſagungen für alle Menſchen angeordnet werden, beſonders für die Könige, und für alle, die in einem obrigkeitlichen Amte ſtehen, damit wir unter ihrem Schutze ſtille und ruhig in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit dahin leben mögen. Denn das iſt vor Gott, unſerm Heilande, ſchön und Ihm wohlgefällig, deſſen Wille es ja iſt, daß alle Menſchen gerettet werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen.

Die Aelteſten (oder wie wir jetzt ſagen, die Prieſter), welche der Gemeine wohl vorſtehen, ſollen doppelter Ehre werth gehalten werden; beſonders die, welche ſich mit Lehren und Predigen ſo mühſam abgeben, und euch das Wort Gottes vortragen. Wir bitten euch daher, liebe Brüder! achtet und ehret ſie, die an euch arbeiten, euch an des Herrn ſtatt vorſtehen, und Ermahnungen geben. Habet um deſſen willen, was ſie an euch thun, eine vorzügliche Liebe gegen ſie, und lebet in Frieden mit ihnen. Gehorchet ihnen und ſeyd ihnen unterthänig, als euren Vorgeſetzten, die über eure Seelen ſorgfältig wachen, und dereinſt davon werden Rechenſchaft geben müſſen. Machet, daß ſie ihre Pflicht mit Freudigkeit thun mögen, und über euch nicht ſeufzen müſſen; denn das würde euch keinen Segen bringen. — Auch ſagt einmal die Schrift: Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth! und in dem Geſetze des Moſes ſteht geſchrieben: Du ſollſt dem dreſchenden Ochſen das Maul nicht verkörben. Wie, trägt denn Gott etwa nur für die Ochſen Sorge, oder ſagt Er das nicht vielmehr wegen uns Menſchen? Gewiß iſt dieſes auch unſer wegen geſchrieben. Der Knecht, der da ackert oder driſcht, darf es doch wohl in der Hoffnung thun, die Früchte mit zu genießen? Da wir nun für euch Geiſtiges angepflanzt haben, iſt es denn etwas ſo Großes, daß wir euer Leibliches mit einärnten? Wißt ihr denn nicht: Die dem Altare dienen, ſollen auch vom Altare ihren Unterhalt bekommen, und die das Evangelium predigen, ſollen auch von dem Evangelium leben.

Ich will, daß die Männer, wenn ſie beten, überall reine Hände zum Himmel empor heben, und ſich vor Zorn und Zank hüten.

Eben ſo auch das weibliche Geſchlecht; es ſoll ehrbar gekleidet und mit Schamhaftigkeit und Demuth geſchmückt ſeyn; nicht aber mit künſtlich geflochtenen Haaren oder mit Gold und Edelſteinen und koſtbaren Gewändern; ſondern, wie es Frauensperſonen, die ſich der Gottſeligkeit widmen, geziemt — mit guten Werken.

Ihr Ehemänner, liebt eure Weiber, ſo wie Chriſtus die Kirche geliebt und ſich ſelbſt für ſie zum Opfer dargegeben hat. Ein Jeder aus euch habe ſein Weib ſo lieb, wie ſich ſelbſt, und ſey nicht hart und bitter gegen ſie.

Die Ehefrauen ſollen ihren Männern unterthan ſeyn, wie dem Herrn; denn der Mann iſt das Haupt des Weibes, wie Chriſtus das Haupt der Kirche iſt. Wie nun die Kirche Chriſto unterthan iſt, ſo ſollen es auch die Weiber in allem ihren Männern ſeyn. Das Weib habe Ehrfurcht gegen den Mann.

Ihr Väter (und Mütter), reizet eure Kinder nicht zum Unwillen, damit ſie nicht etwa gar kleinmüthig werden: ſondern erziehet ſie, indem ihr ſie nach dem Willen des Herrn in Zucht nehmet, unterweiſet, ermahnet und beſtraft.

Ihr Kinder, ſeyd euren Aeltern gehorſam im Herrn; denn das iſt billig und recht, und dem Herrn wohlgefällig. Ehre Vater und Mutter! das iſt das erſte unter den Geboten (der zweiten Geſetztafel,) dem die Verheißung beigefügt iſt: ſo wird es dir wohl gehen, und du wirſt lange leben auf Erden.

Die ältern Männer ſollen nüchtern, ehrwürdig, verſtändig ſeyn — und untadelich im Glauben, in der Liebe, in der Geduld.

Eben ſo ſollen die alten Frauen einen heiligen Wandel führen, nicht läſtern, ſich nicht dem Trinken ergeben, und ihre Geſpräche ſollen lehrreich ſeyn.

Sie ſollen (beſonders) die jüngern Frauen zu guten

Sitten anleiten, daß ſie ihre Männer und Kinder lieben, verſtändig, keuſch, züchtig, gütig, ſorgfältige Haushälterinnen, und ihren Männern unterthänig ſeyn mögen.

Auf eine ähnliche Weiſe ſollen ſich auch die jungen Männer betragen, und ſich vorzüglich der Beſcheidenheit befleißen.

Eine wahre Wittwe, die troſtlos und verlaſſen iſt, ſoll (von Jedermann) in Ehren gehalten werden. Sie ſelbſt aber ſoll ihr Vertrauen auf Gott ſetzen, und Tag und Nacht im Flehen und Beten verharren. Hat ſie Kinder oder Enkel, ſo lerne ſie vor allem ihr Haus wohl in Ordnung halten, und vergelte auch ihren Aeltern ihre Liebe mit Gegenliebe. Denn das iſt dem Herrn wohlgefällig. Eine Wittwe hingegen, die dem Wohlleben nachſtrebt, iſt lebendig todt. Solche ſind nicht nur müßig und faul und laufen von einem Hauſe in's andere, ſondern auch plauderhaft und wollen alles wiſſen, und reden Dinge heraus, die ſich nicht geziemen. Dieſe ſollen zu einem untadelichen Betragen angehalten werden.

Ihr Herren (und Frauen), gebt euren Knechten (und Mägden), was recht und billig iſt; fern ſeyen von euch harte Worte, und wiſſet, daß euer und ihr gemeinſchaftlicher Herr im Himmel iſt, und daß bei Ihm kein Anſehen der Perſon gilt.

Wenn Jemand (ein Hausvater oder eine Hausmutter) keine Sorge für die Seinigen, beſonders für ſeine Hausgenoſſen hat, ſo hat er den Glauben verläugnet und iſt ärger als ein Heide.

Ihr Knechte (und Mägde), gehorchet euren zeitlichen Herren in allem, und dienet ihnen nicht blos unter den Augen, um euch bei den Menſchen wohl daran zu machen, ſondern in Einfalt des Herzens, aus Furcht Gottes. Und was ihr immer thut, das thut von Herzen gern, als thätet ihr es dem Herrn ſelbſt, und nicht den Menſchen, denn ihr wiſſet es ja, jedem wird jedes Gute, das er thut, vom Herrn vergolten; der Herr ſelbſt wird euch zur Vergeltung jenes Erbtheil im Himmel geben. Dienet alſo auf dieſe Art Chriſto, als eurem Herrn. Nochmal! (Knechte und Mägde) müſſen ihren Herren unterthänig und ihnen in allem (was recht iſt) gefällig ſeyn; müſſen ihnen nicht widerſprechen, ſie nicht beſtehlen, ſondern in Allem Treue und Redlichkeit beweiſen, damit ſie der Lehre Gottes, unſers Heilandes, in allen Stücken Ehre machen. Wer Unrecht thut, der wird den Lohn ſeines Unrechts erhalten, er ſey Herr oder Knecht; denn Gott ſieht nicht auf die Perſon.

Die Reichen dieſer Welt ſollen nicht ſtolz ſeyn und ihr Vertrauen nicht auf den unſichern Reichthum, ſondern auf den lebendigen Gott ſetzen, der allein wahrhaft reich iſt, und uns alles, was uns zur Freude und zum Segen ſeyn kann, reichlich gibt. Sie ſollen Gutes thun, gern geben, gern mittheilen, reich werden an guten Werken, und ſich ſo ein recht großes Capital für die Zukunft hinterlegen, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden.

Wenn Jemand von einem Fehler übereilet wird, ſo müſſet ihr, die ihr im Geiſte wandelt, ihn im Geiſte der Sanftmuth zurechtweiſen, und jeder laſſe es ſich zur Warnung ſeyn, damit er nicht auch in Verſuchung gerathe. Einer trage des Andern Bürde, denn ſo erfüllet ihr das Geſetz Chriſti. Wir Stärkern müſſen die Gebrechlichkeit der Schwächern in Geduld tragen, ohne ein eitles Wohlgefallen an uns ſelbſt zu haben, denn auch Chriſtus hat kein Wohlgefallen an ſich ſelbſt gehabt. Ein jeder aus euch ſoll ſeinem Nächſten im Guten, zu deſſen Erbauung, wohlgefällig ſeyn.

Verſäumet es nicht, wenn ihr Fremdlinge bewirthen könnet; denn ſo haben einige ſelbſt Engel, ohne ſie zu kennen, aufgenommen.

Erinnert euch der Gefangenen, als läget ihr mit ihnen in Banden, und der Bedrängten, als den gleichen Trübſalen ausgeſetzt, da ihr ja doch auch Menſchen ſeyd und noch im Leibe wallet.

(Endlich) bitten wir euch, liebe Brüder! weiſet die **Unruhigen** zurecht; tröſtet die **Kleinmüthigen**; nehmet euch der **Schwachen** an, und ſeyd langmüthig gegen **Alle**.“

5. Ein Brief des Apoſtels Paulus an Timotheus.

Bisher, meine Lieben, habt ihr nur einzelne Stellen aus den Briefen des Apoſtels Paulus gehört. Höret nun zum Beſchluſſe noch einen ganzen Brief, aus dem nur einiges Weniges, was für euch nicht ganz klar ſeyn würde, weggelaſſen iſt. Dieſen Brief ſchrieb Paulus aus ſeinem Gefängniſſe zu Rom, kurz vor ſeinem Tode an ſeinen lieben Timotheus, einen edlen Jüngling und heiligen Biſchof. Obwohl nun hie und da ein Wort, das aber deßhalb für euch nicht minder lehrreich iſt, nur den Biſchof angeht, ſo kann doch jeder Jüngling den Brief ſo anſehen, als wäre er beinahe ganz an ihn geſchrieben; ja die Jugend überhaupt kann ihn leicht auf ſich anwenden. Leſet dieſen Brief alſo mit beſonderer Aufmerkſamkeit!

„Paulus, nach dem Willen Gottes ein Apoſtel Jeſu Chriſti zur Verkündigung des verheißenen ewigen Lebens, das wir durch Ihn erlangen — wünſcht ſeinem geliebteſten Sohne Timotheus Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott, dem Vater, und von Jeſu Chriſto, unſerm Herrn.

Ich danke dem Gott meiner Väter, den ich nach ihrem Beiſpiele mit reinem Gewiſſen verehre, daß ich deiner in meinem Gebete ohne Unterlaß bei Tag und Nacht gedenken kann. Wenn ich mich deiner Abſchiedsthränen erinnere, ſo empfinde ich ein ſehnendes Verlangen, dich zu ſehen, um bei dir eine vollkommene Freude zu genießen, und mein Gemüth wieder einmal an deinem unverſtellten Glauben zu erquicken, der ſich von deiner Großmutter Lois und deiner Mutter Eunice, wie ich gewiß weiß, auch auf dich fortgeerbt hat.

Ich ermahne dich daher (bei der gegenwärtigen Verfolgung) die Gnade Gottes, die dir durch Auflegung meiner Hände mitgetheilt wurde, wieder zu erwecken. Denn Gott hat uns ja nicht einen Geiſt der Furchtſamkeit, ſondern den Geiſt der Kraft, der Liebe und der Nüchternheit und Frömmigkeit gegeben. Schäme du dich deßhalb des Evangeliums unſers Herrn nicht — und auch meiner nicht, der ich um Seiner willen in Ketten liege, ſondern nimm vielmehr an der Trübſal, die um des Evangeliums willen über uns kommt, Theil — nach aller der Kraft, die dir Gott dazu verleiht.

Denn ſieh, Er iſt es ja, der uns von der Sünde errettete, und uns zur Heiligkeit berief — nicht wegen unſerer Verdienſte, ſondern nach Seinem gnadenvollen Rathſchluſſe, den Er ſchon von Ewigkeit her in Jeſu Chriſto über uns gefaßt, und jetzt durch die Erſcheinung dieſes unſers Erretters, der den Tod beſiegte, und das Leben und die Unſterblichkeit an das Licht brachte, geoffenbaret hat. Dieſe Freudenbotſchaft zu verkündigen, bin ich zum Apoſtel und Lehrer der Völker geordnet. Und das iſt nun die Urſache, warum ich dieſes alles leide. Aber ich werde gewiß nicht zu Schanden. Denn ich weiß, an wen ich glaube, und bin es verſichert, daß Er mächtig genug iſt, das, was Er mir anvertraute, zu bewahren, bis auf dieſen Tag.

Präge dir daher, mein Sohn, die heilbringende Lehre — Glaube und Liebe zu Jeſu Chriſto, als ein Vorbild deines Lebens, tief ein. Bewahre dieſen koſtbaren, uns anvertrauten Schatz durch den heiligen Geiſt, der in uns wohnt. Werde ſtark in der Gnade, die uns Jeſus Chriſtus gibt. Achte als ein tapferer Streiter Jeſu Chriſti keiner Mühen und Beſchwerlichkeiten. Keiner, der für Gott und ſein Reich kämpft, verwickelt ſich in weltliche Geſchäfte; er ſucht nur Dem zu gefallen, der ihn erwählt hat.

Und wenn einer auch gleich kämpft, ſo erhält er den Lorbeerkranz doch nicht, er kämpfe denn recht. So muß auch der Ackersmann zuvor das Feld bauen, bevor er die Früchte desſelben genießen kann. Du verſtehſt ſchon, was ich dir ſagen will; denn der Herr wird dir in allem die rechte Einſicht geben.

Behalte beſonders die Wahrheit ſtets in friſchem Andenken, daß Jeſus Chriſtus, dieſer Sohn David's, von den Todten auferſtanden iſt. Es iſt dieß ja die Freudennachricht, um deren willen ich mich, gleich einem Uebelthäter, bis zu Ketten und Banden verfolgen laſſe. Ich leide dieſes alles gern, um der Auserwählten willen, damit auch ſie durch Jeſum Chriſtum Heil und ewige Herrlichkeit erlangen. Denn das bleibt ja doch gewißlich wahr: Wenn wir mit Ihm ſterben, ſo werden wir mit Ihm leben; wenn wir mit Ihm leiden, ſo werden wir mit Ihm herrſchen; wenn wir aber Ihn verläugnen, ſo wird Er auch uns verläugnen — obgleich Er, ungeachtet unſerer Untreue, dennoch treu bleibt und ſich ſelbſt nicht verläugnen kann. (Denn indem Er die treuloſen Verläugner verwirft, erfüllt Er ja ſein gegebenes Wort getreu.)

Fliehe die Lüſte der Jugend! Trachte vielmehr nach Gerechtigkeit, nach Glauben, nach Liebe, und nach Eintracht mit allen, die den Herrn mit reinem Herzen verehren. Halte dich aufrichtig an das Wort der Wahrheit, und meide geiſtloſes und eitles Geſchwätz. Solche Reden führen von Gott ab, und freſſen gleich dem Krebſe um ſich. Auch die thörichten und abgeſchmackten Streitfragen (über Religion) meide. Du weißt ja, daß ſie nur Zank anrichten. Ein Diener des Herrn aber ſoll nicht zanken, ſondern gegen Jedermann ſanft, leicht belehrlich und duldſam ſeyn, und diejenigen, die der Wahrheit widerſtehen, mit Beſcheidenheit zurecht weiſen —

in der Hoffnung, Gott werde ſie noch zur Buße führen, daß ſie die Wahrheit erkennen, und den Schlingen des Satans, in welche ſie verwickelt ſind, noch einmal entgehen.

Noch mußt du wiſſen, daß in den letzten Tagen gefährliche Zeiten kommen werden. Denn es wird dann viele Menſchen geben, die nur ſich ſelbſt lieben, geldgierig, prahleriſch, hochmüthig, ſchmähſüchtig, den Aeltern ungehorſam, undankbar, ruchlos und verleumderiſch, ohne alles Gefühl, ohne Treue und Glauben, ohne Mäßigung, ohne Milde, ohne Gutherzigkeit; voll Verrätherei, Frechheit, Uebermuth und mehr Freunde der Wolluſt als Gottes ſind — und die, wenn ſie je noch einen Schein der Frömmigkeit beibehalten, jedoch ihr Weſen verläugnen. Solche Menſchen fliehe du. Denn ſie ſind Menſchen eines verderbten Sinnes und untüchtig zum Glauben. Sie werden es aber nicht in die Länge treiben — denn ihr Unſinn wird am Ende Jedermann offenbar werden.

Du kennſt ja meine Lehre, mein Betragen, meine Abſicht, meinen Glauben, meine Langmuth, meine Liebe und meine Geduld in Verfolgungen und Trübſalen — wie ich ſie (zum Beiſpiele) in Antiochia und Lyſtra erlitten habe. Doch dieſe Verfolgungen ſind nun überſtanden, und aus allen hat mich der Herr errettet. Und ſo müſſen alle, die fromm und gottſelig in Jeſu Chriſto leben wollen, Verfolgung leiden. Böſe und verführeriſche Menſchen hingegen kommen in dem Böſen immer weiter, indem ſie ſich ſelbſt betriegen und auch andere zum Irrthume verleiten.

Bleib du daher dem getreu, was du gelernt haſt, und dir anvertraut wurde; denn du weißt ja, von wem du es gelernt haſt. Und da du von deiner Kindheit an die heilige Schrift kenneſt, ſo kann dich dieſelbe durch den Glauben an Jeſum Chriſtum zur Seligkeit führen. Denn alles, was darin geſchrieben ſteht, iſt von Gottes Geiſt eingegeben und dient zum Unterrichte, zur Zurechtweiſung, zur Beſſerung, zur Anleitung in der Gerechtigkeit, ſo daß durch ſie ein Menſch, der ſich Gott ernſtlich widmet, vollkommen und zu jeder guten That geſchickt wird.

Ich bitte und beſchwöre dich vor Gott und vor Jeſu Chriſto, der einſt die Lebendigen und die Todten richten wird — predige das Wort (Gottes), dringe damit ein, du magſt gelegen oder ungelegen kommen, drohe, bitte, verweiſe mit aller Geduld und Lehrweisheit. Denn es wird eine Zeit kommen, da man die heilbringende Lehre nicht mehr ertragen, ſondern ſich mit Lehren überhäufen wird, die jedem nach ſeinen Gelüſten die Ohren kitzeln. Und ſo wird man denn der Wahrheit kein Gehör mehr geben und ſich zu den Mährchen wenden. Du aber ſey in allem wachſam und weiſe, arbeite und dulde, bleib ein treuer Lehrer des Evangeliums und erfülle deinen Beruf ganz. (Verſchmähe dieſe meine letzte Bitte nicht!) Denn ich werde ſchon zum Schlachtopfer bereitet und die Zeit meines Hinſcheidens iſt nahe. (Allein) ich habe einen guten Kampf gekämpfet, meinen Lauf vollendet, den Glauben bewahret. Nun wartet nur noch die Krone der Gerechtigkeit auf mich, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird — aber nicht nur mir, ſondern allen, die ſich auf ſeine Erſcheinung freuen.

Eile doch, bald zu mir zu kommen! Denn Demas hat mich aus Liebe zu dieſer Welt verlaſſen, und iſt nach Theſſalonik gezogen. Lukas iſt allein bei mir. Daß mich alle Freunde aus Aſia verlaſſen haben — weißt du. Aber dem Hauſe des Oneſiphorus erweiſe Gott Barmherzigkeit. Er hat mich oft recht erquickt und ſich meiner Ketten nicht geſchämt. Sobald er in Rom ankam, ſuchte er mich überall ſorgfältig auf, bis er mich fand. Wie viel Gutes er mir zu Epheſus erwieſen hat, weißt du ſelbſt am beſten. Der Herr laſſe ihn dafür am Tage des Gerichts vor Gott Barmherzigkeit finden.

Bei meiner Verantwortung (vor dem Kaiſer Nero) ſtand mir auch nicht-Einer bei; ſie haben mich — was ihnen Gott aber nicht anrechnen wolle! — alle verlaſſen. Allein der Herr ſtand mir bei und ſtärkte mich, daß ich mein Zeugniß von Jeſu Chriſto recht aus der Fülle des Herzens ablegte und das ganze (Römiſche) Volk es vernahm. Und ſo wurde ich dann aus dem Rachen des Löwen errettet. Und ſo wird mich der Herr von allem Böſen erretten und mich unverletzt in ſein himmliſches Reich hinüber führen. Ihm ſey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Grüße Priska, Aquila und das Haus des Oneſiphorus. Es grüßen dich alle Brüder. Mache doch, daß du noch vor dem Winter kommeſt.

Jeſus Chriſtus, der Herr, ſey mit deinem Geiſte! Die Gnade ſey mit euch allen! Amen.“

Inhalt.

I. Auferſtehung und Himmelfahrt Jeſu, Sendung des heiligen Geiſtes.

Seite
1. Die heiligen Engel und die frommen Frauen am Grabe des Erſtandenen 3
2. Jeſus erſcheint der Maria Magdalena, hernach den übrigen Frauen 9
3. Die Auferſtehung Jeſu wird den Jüngern und den Hohenprieſtern verkündet 15
4. Jeſus erſcheint den zwei Jüngern, die nach Emaus gehen 19
5. Jeſus erſcheint den Apoſteln 26
6. Jeſus und Thomas 30
7. Jeſus erſcheint den Jüngern an dem See Geneſareth 32
8. Jeſus zeigt ſich fünf hundert Jüngern auf einmal 37
9. Himmelfahrt Jeſu 40
10. Mathias wird zum Apoſtel gewählt 42
11. Sendung des heiligen Geiſtes 45

II. Die Geſchichte der Apoſtel.

12. Petrus, Johannes und der Lahmgeborne . . 55
13. Petrus und Johannes vor dem hohen Rathe . 61
14. Ananias und Saphira 66
15. Die zwölf Apoſtel im Gefängniſſe . . . 70
16. Stephanus 76

Seite
17. Philippus und der königliche Kämmerer aus Mohrenland 81
18. Aeneas und Tabitha 87
19. Cornelius 91
20. Petrus von dem Engel aus dem Gefängniſſe befreit 101

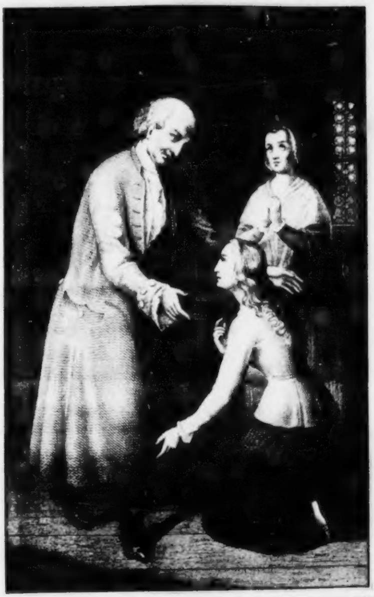
III. Der Apoſtel Paulus.

21. Die Bekehrung des Apoſtels Paulus . . 108
22. Paulus zu Antiochia 117
23. Paulus und der Lahmgeborne zu Lyſtra . . 119
24. Die erſte Kirchenverſammlung 123
25. Paulus und Silas im Gefängniſſe . . . 129
26. Paulus zu Athen 137
27. Paulus zu Corinth und Epheſus . . . 141
28. Paulus zu Trojas 149
29. Abſchied des Paulus von den Aelteſten zu Epheſus 151
30. Aufruhr gegen Paulus zu Jeruſalem . . 154
31. Paulus vor dem hohen Rathe 161
32. Der Schweſterſohn des Paulus 164
33. Paulus vor dem Landpfleger Felix 168
34. Paulus vor dem Landpfleger Porcius und dem Könige Agrippa 172
35. Des Paulus gefahrvolle Schifffahrt 179
36. Paulus zu Malta und zu Rom 186
• Verbreitung des Chriſtenthums über die Erde . 196

Zugabe.

Stellen aus den Briefen der heiligen Apoſtel:

Petrus 214
Johannes 219
Jakobus 223
Paulus 228



ADELHEID VON THALHEIM

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Supplemente:

Erſtes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1856.

BIBLIOTHECA

Vorwort.

Da es für die Beſitzer der „Geſammelten Schriften des Verfaſſers der Oſtereier, Chriſtoph von Schmid, Original-Ausgabe von letzter Hand,“ wünſchenswerth iſt, auch jene Schriften des verewigten Verfaſſers zu beſitzen, welche derſelbe noch nach der von ihm ſelbſt beſorgten Herausgabe ſeiner geſammelten Schriften verfaßte und in einzelnen davon abgeſonderten Bändchen erſcheinen ließ; ſo hält es der Unterzeichnete für zweckmäßig, letztere Schriften gleichfalls zu ſammeln und in einzelnen Supplementbändchen, die in Druck, Papier und Format mit der Ausgabe „der Geſammelten Schriften" vollſtändig übereinſtimmen, herauszugeben. Auf dieſe Weiſe erhalten die Beſitzer „der Geſammelten Schriften des Verfaſſers der Oſtereier" deſſen ſämmtliche Werke in Einer gleichförmigen Ausgabe.

Albert Werfer.

Adelheid von Thalheim.

Erſtes Kapitel.

Das väterliche Haus.

Adelheid war die einzige Tochter ſehr verehrungswerther Aeltern, die in großem Anſehen ſtanden, und von jedem guten, edlen Menſchen, der ſie näher kannte, innig verehrt wurden. Der Vater, ein ganz ausgezeichneter Beamte, war ein Mann von großem Verſtande, unverbrüchlicher Rechtſchaffenheit, ſtrenger Gerechtigkeitsliebe und ungeheuchelter Religion. In allen den vielen Ortſchaften ſeines großen Amtsbezirkes hatten die Amtsangehörigen Ordnung, ſittliches Betragen, Fleiß und Arbeitſamkeit, Friede und Eintracht, ihren Wohlſtand und ihr ruhiges, zufriedenes Leben vorzüglich ſeinen unermüdeten, redlichen, auf Alles aufmerkſamen Bemühungen zu danken.

Seine Ehegattin war eines ſolchen Mannes vollkommen würdig. Was er in ſeinem großen, umfaſſenden Wirkungskreiſe war, das war ſie in ihrem kleinern, beſchränkten, häuslichen Kreiſe — eine treffliche Hausmutter, klug und unermüdet thätig. Die Aufſicht über ihre ländliche Hauswirthſchaft gab ihr, Jahr aus, Jahr ein, eine ſehr angenehme Beſchäftigung. Wohlthätigkeit gegen die Armen und Bedürftigen lag ihr ſehr am Herzen: dabei war ſie aber ſo weiſe als freigebig. Selten gab ſie Geld, am liebſten Arbeit, die ſie aber ſehr reichlich belohnte.

Beide Aeltern machten es ſich zur größten Herzensangelegenheit, ihrer Tochter eine gute Erziehung zu geben. Ihre einzige Tochter war auch ihre einzige Freude auf Erden.

Adelheid war ſchon als ein zartes Mädchen ein liebliches Bild der Unſchuld. Man konnte von ihr ſagen, was von der Unſchuld ſelbſt, um ſie kurz und treffend zu ſchildern, geſagt wird: „Sie iſt das engelſchöne Kind, das nicht weiß, daß es ſchön iſt.“ Sie wurde, wie die übrigen Kinder der Stadt, in die allgemeine deutſche Schule geſchickt, und ging ſehr gerne dahin. Das Leſen lernte ſie ſehr bald. Während die Kinder in der Schule noch in den erſten Blättern des Leſebüchleins leſen lernten, hatte ſie aus Wißbegierde ſchon das ganze Büchlein durchgeleſen. Auch mit dem Schreiben und Rechnen ging es ſehr gut, wozu freilich ihr Vater nicht weniger als der Schullehrer beigetragen hatte.

Der Vater gab ihr, unerachtet ſeiner vielen Geſchäfte, täglich eine oder zwei Stunden beſondern Unterricht, vorzüglich in der franzöſiſchen Sprache.

Er hatte früherhin auf ſeinen Reiſen einige Zeit in Frankreich zugebracht, und dort viele gute und ſchöngeſchriebene Bücher kennen gelernt, an derengleichen man damals in Deutſchland noch keinen Ueberfluß, ſondern vielmehr Mangel hatte. Da Adelheid ſehr leicht faßte, und für alles Gute und Schöne das lebhafteſte Gefühl hatte, ſo las er mit ihr den Telemach. Dieſe Stunden gewährten dem Vater die angenehmſte Erholung.

Eben ſo eifrig, wie die öffentliche Schule, beſuchte Adelheid die chriſtliche Lehre in der Kirche. Als der Tochter des erſten Beamten der Stadt, wurde ihr in dem forderſten Kirchenſtuhle der erſte Platz angewieſen. Dieſe Stelle verdiente ſie aber noch mehr wegen ihrer Aufmerkſamkeit und ihres genauen Auffaſſens des Unterrichtes. Wenn auch manche bereits Erwachſene eine Frage nicht zu beantworten wußten, ſo wandte der Stadtpfarrer ſich an ſie, und ſie gab, mit wenigen Worten, kurz und deutlich, immer die treffendſte Antwort. Der Pfarrer betheuerte ihren Aeltern öfter, ein ſo ſeltenes Kind, ſo ausgezeichnet an Verſtand und Herz, ſey ihm während ſeiner langen Amtsführung noch nicht vorgekommen.

Als Adelheid das erſte Mal zum Tiſche des Herrn ging, trat ſie in ihrem einfachen weißen Kleide und einen Blumenkranz in dem Haare, mit einer ſolchen Andacht und Innigkeit, einer ſo tiefen

Demuth in ihrem anmuthigen Geſichtchen, ſo ſittſam und langſam, mit niedergeſchlagenen Augen und ihre zarten Hände erhebend, hinzu, daß ſie nicht nur allen Kindern das ſchönſte Beiſpiel war, ſondern daß auch alle Aeltern bis zu Thränen gerührt wurden.

Sie lernte auch das Singen; ſie hatte eine ſehr helle, reine, ganz ungemein liebliche Stimme. Auf die Bitte des Chorregenten ſang ſie auf dem Muſikchore der Kirche an Feſttagen eine Arie. Als das heilige Weihnachtsfeſt wieder herannahte, erſuchte ſie der Chorregent, bei dem Gottesdienſte, der zu Mitternacht gehalten wurde, das herkömmliche Weihnachtslied zu ſingen. Sie verſprach es, indem ihre Aeltern es gewiß erlauben würden. Allein die Nacht war ſo finſter und ſtürmiſch, es ſchneite und regnete ſo heftig, daß Alle auf dem Chore dachten, das Fräulein werde wohl nicht kommen. Aber zur allgemeinen Freude kam ſie dennoch; ihre Aeltern, die den Gottesdienſt auch beſuchen wollten und dahin fuhren, hatten ſie zu ſich in die Kutſche genommen. Sie ſang das Lied ſo deutlich, ſo andächtig und herzlich, daß Jedermann jedes Wort verſtand und die ganze Gemeinde innig davon gerührt wurde. Beſonders gingen den Leuten die Worte zu Herzen:

Willkommen in dem Jammerthal,
O ſey willkommen tauſendmal,

Sey tauſendmal geſegnet,
Du theures, liebes, holdes Kind!
Es weht bei uns ein kalter Wind,
Und ſchneiet hier und regnet.
Wir gingen troſtlos und verzagt,
Im fremden Lande vielgeplagt,
Gefangen alle auf den Tod;
Da kamſt du zu uns in der Noth,
Zu bringen uns — wir ſinds nicht werth! —
Heim zu des Vaters Haus und Herd,
Zu machen uns im Himmelreich
Den lieben heil'gen Engeln gleich.

Die Leute ſagten nach dem Gottesdienſte zu einander: „Das alte Lied kam uns ganz neu vor, es iſt uns, als hätten wir es das erſte Mal gehört. Es paßt nicht nur auf die heutige, kalte ſtürmiſche Nacht, ſondern auf alle Umſtände unſers Lebens. Ach, Viele von uns ſind in dieſer Welt hart geplagt, und auf Alle wartet der Tod! Wir haben keinen beſſern Troſt, als den Himmel. Und wer anders kann uns dahin bringen, als Chriſtus der Herr, an deſſen Geburt wir heute Nacht erinnert werden?“

Was Adelheid von ihren Aeltern, in der Schule und Kirche gehört, und in Verſtand und Herz aufgenommen hatte, brachte ſie aber auch in Ausübung. Hannchen, ein armes Mädchen, die Tochter eines Taglöhners, wurde krank. „Johanne,“ ſagte Adelheid öfter, „iſt meine liebſte Mitſchülerin. Gott gab ihr ganz außerordentliche Talente. Wenn meine lieben Aeltern mich zu Hauſe nicht beſtändig belehrt, und ich in dem Umgange mit ihnen nicht ſo viel Gutes gelernt hätte, ſo wäre ſie die erſte in der Schule und ich müßte ihr weit nachſtehen.“

Adelheid hatte mit ihrer kranken Mitſchülerin das herzlichſte Mitleid, und bat ihre Aeltern, den Arzt rufen zu laſſen; ſie brachte ihr ſolche Speiſen, die der Arzt verordnet hatte, die man aber in der Hütte eines Taglöhners nicht gut zu bereiten wußte; ſie erſparte ſich von dem, was ihr bei Tiſche vorgelegt wurde, das Beſte am Munde, um es ihrer kranken Freundin zu bringen, ein Flügelchen von einem eingemachten Hühnchen, einen Teller voll Auflauf von Reis oder dergleichen. Sie brachte ihr aber nicht nur gute Speiſen, den Leib zu erquicken; ſie ſagte ihr jedesmal irgend ein erbauendes Wort, oder erinnerte ſie vielmehr daran, um ihre bekümmerte Seele zu tröſten, als zum Beiſpiele: „Denen, die Gott lieben, dient Alles zum Beſten. Auch dieſe Krankheit iſt nicht zum Tode, ſondern zur Verherrlichung Gottes. Jedes Leiden iſt eine verkleidete Wohlthat Gottes.“

Als die Kranke wieder geſund war und wieder ausgehen konnte, war ihr erſter Gang in die Kirche, um Gott ihren Dank darzubringen, und dann zu ihrer Wohlthäterin, um auch dieſer zu danken.

Die arme Johanne hatte ihre beſten Kleider angezogen, die aber ſehr dürftig waren. Adelheid war darauf bedacht, ihr für den Winter eine wärmende Kleidung zu verſchaffen. „Komm mit mir zu meiner Mutter,“ ſagte ſie, „der du doch auch danken willſt.“

Beide gingen. „Liebſte Mutter,“ fing Adelheid an, „die Tante, die gütige Schweſter des Vaters, hat mir zu meinem Geburtstage, nebſt andern Geſchenken, ein Goldſtück geſchickt, für das ich mir einen beliebigen Putz anſchaffen ſolle. Aber dem armen Hannchen hier wäre eine gute warme Winterkleidung viel nöthiger, als mir ein Pelzkragen — blos zur eitlen Pracht. Darf ich das Goldſtück nicht zu einem Kleide für Hannchen verwenden?“

Die Mutter war über die mildthätigen Geſinnungen ihrer Tochter erfreut. „Wohl, mein liebes Kind,“ ſagte ſie, „das thu'. Und was fehlt, werde ich dazu legen.“ Hannchen bekam, für Sonn- und Werktage, alle nöthigen dauerhaften ländlichen Kleidungsſtücke.

Eines Morgens war Adelheid in der Gartenlaube mit Weißſticken in Muſſelin beſchäftigt. Hannchen kam auf Beſuch, und ſah ihr mit freudigem Wohlgefallen und mit Bewunderung zu.

„Mir kommt da ein Einfall,“ ſagte Adelheid, „möchteſt du dieſe Arbeit nicht auch lernen? Du biſt, wie ich gewiß weiß, dazu geſchickt genug, und könnteſt dein Brod damit verdienen. Denn zu ländlichen Arbeiten im Felde, in Scheuer und Stall, womit deine Aeltern und die meiſten Leute unſers Städtchens ſich ernähren, haſt du doch nicht hinreichende Kräfte."

Hannchen war über dieſen Vorſchlag entzückt. Fräulein Adelheid wurde des armen Hannchens Lehrerin, und bald übertraf die Schülerin beinahe die treffliche Meiſterin. Adelheid ſchickte Hannchens gelungenſte Stickereien ihrer Tante, von der ſie die Muſter und den Muſſelin mit angedeuteten Zeichnungen erhalten hatte, und fragte ſie, ob das arme Mädchen nicht mehr dergleichen Arbeiten erhalten könnte. Bald kam ein Pack mit Muſtern und vielem Muſſelin, worauf die Stickereien vorgezeichnet waren. Hannchen bekam viele Beſtellungen, die gut bezahlt wurden. Mehrere Mädchen in dem Städtchen und in den benachbarten Dörfern lernten das Sticken, und fanden, beſonders im Winter, wann die Feldarbeiten ruhten, einen neuen, ergiebigen Nahrungszweig. Adelheid wurde ſo, faſt noch als Kind, die Wohlthäterin vieler armen Leute, und verſchaffte ihnen Arbeit und guten Verdienſt.

Die Wohnung des Amtmanns, ehemals ein gräfliches Schloß, auf einer breiten Anhöhe zunächſt der Stadt gelegen, war von fruchtbaren Getreidefeldern, dem ehemaligen Schloßgute umgeben, die jetzt den anſehnlichſten Theil von dem Dienſteinkommen des Amtmanns ausmachten. Jener Mann, der den Anbau derſelben beſorgte, der Baumeiſter genannt, wohnte mit ſeiner Familie und einigen Knechten und Mägden unten im Schloſſe. Die Taglöhner, die für Lohn ihre hülfreichen Hände boten, wohnten in kleinern Häuſern und Häuschen zu beiden Seiten des Schloſſes.

Eines Morgens begleitete Adelheid ihre Mutter hinaus in das Feld. Sie wollten ſehen, ob das Getreide zur Aernte reif ſey. „O welch ein reicher Segen Gottes,“ ſprach die Mutter, zum Himmel blickend und die Hände faltend! „Wie viele hunderttauſend Aehren, und alle ſchwer von Körnern! Wir können dem lieben Gott nicht genug danken. Ich möchte ſogleich hier unter freiem Himmel auf die Knie niederfallen und Ihm meinen Dank darbringen!“

Gegen Abend aber brach ein furchtbares Gewitter über die ganze Gegend herein. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel: heftige Blitze blendeten die Augen, und das Krachen des Donners war erſchütternd. Hagelſteine, faſt ſo groß als Hühnereier, ſtürzten in ungeheurer Menge raſſelnd nieder. Alle Einwohner des Schloſſes und der ländlichen Hütten umher zitterten und bebten; erſchrocken und todtenblaß, jammerten ſie laut und beteten. Sobald das Wetter nachließ, eilten der Baumeiſter, Knechte und Mägde hinaus in das Feld, um zu ſehen, welchen Schaden der Hagel angerichtet habe. Alle kamen troſtlos zurück und riefen: „Keine Aehre ſteht mehr aufrecht; alle Früchte ſind in den Grund und Boden hineingeſchlagen! Man ſieht kaum mehr, welche Früchte auf einem Acker geſtanden ſind.“

Adelheids Vater war in Geſchäften ausgeritten; die Mutter ſaß bitterlich weinend in ihrem Armſtuhle. Der größte Theil ihres Einkommens war dahin! „Ach,“ ſagte ſie, „es iſt ein großes Unglück! Wovon ſollen wir nun leben! Und wie bedauere ich die armen Landleute, denen wir nun auch in ihrer großen Noth nicht beiſpringen können!“

„Ja,“ ſagte der alte Baumeiſter, „es iſt hart! Die Leute in Städten begreifen gar nicht, was für ein großer Jammer das iſt, wenn der Landmann ſo vor ſeinem Acker ſteht, den er im Schweiße ſeines Angeſichts gebaut hat, und nun alle ſeine ſchönen Hoffnungen ſo ganz und gar vernichtet ſieht.“

Adelheid kam mit Thränen in den Augen aus dem Garten zurück. Auch da waren alle Gewächſe übel zugerichtet; die noch unreifen Aepfel und Birnen herabgeſchlagen, und die Blumen, die Adelheid mit ſo großer Sorgfalt gezogen, und ſo viele Freude daran gehabt, waren alle vernichtet. Allein ſie vergaß ihres kleinen Leides, als ſie die Leute ſah, die ſo beſtürzt und bekümmert umher ſtanden und den gänzlichen Verluſt der reichlichen Aerndte laut beklagten. Sie erblickte auch ihre Mutter in Thränen. Sie eilte auf die geliebte Mutter zu.

„Ach, Adelheid,“ ſprach die Mutter, „wer hätte, als du heute Morgens die unzähligen goldenen Aehren bewunderteſt, das gedacht, daß es noch heute Abends ſo kommen würde! Es iſt für uns und die guten Landleute, vielleicht weit umher in der Gegend, ein Verluſt von vielen tauſend Gulden!“

Die liebevolle Tochter fing nun an, die Mutter zu tröſten. Die Liebe zu ihrer Mutter machte ſie beredt. Jedes Wort kam aus einem frommen, kindlichen Herzen, und ging wieder zu Herzen. Die bekannten troſtreichen Lehren bekamen von den Lippen eines Kindes ausgeſprochen — denn Adelheid war damals kaum zwölf Jahre alt — eine beſondere Kraft. Am meiſten wurde die Mutter, ſo wie alle Umſtehende, von den Worten gerührt: „Es iſt ja doch nur ein zeitlicher Verluſt, der uns Allen zum Segen gereichen kann für die Ewigkeit. — Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Namen des Herrn ſey gebenedeit. Er kann, Er wird es wieder geben.“

Die Mutter ſtimmte ihr bei, und die Leute gingen getröſtet auseinander. Der alte Baumeiſter ſprach: „Der ganze Zuſpruch, aus dem Munde eines ſo zarten Fräuleins, iſt ein wahres Meiſterſtück. Glücklich die Mutter, die eine ſolche Tochter hat, ſelig die Aeltern, die ein ſolches Kind haben;

was ſie in dieſer Welt auch für Verluſt haben mögen, es bleibt ihnen doch der beſte Gewinn."

Zweites Kapitel.

Die Tante.

Jahre verfloſſen; Adelheid hatte ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, und war ausnehmend ſchön. Doch das war ihr geringſter Vorzug. Jungfräuliche Sittſamkeit und Beſcheidenheit waren ihre ſchönſte Zierde. Sie war unermüdet thätig, und dabei immer heiter und fröhlich. Die Mutter übertrug ihr einen Theil des Hausweſens, und konnte ſich darauf verlaſſen, daß Alles auf's Beſte beſorgt werde. „Adelheid," ſagte die Mutter manchmal, „dieſes oder jenes ſollte auch geſchehen," und Adelheid konnte mit heiterem Angeſichte antworten: „O, daran habe ich ſchon gedacht; es iſt ſchon längſt gethan."

Nie ſah man ſie müßig, keine Arbeit war ihr zu viel. Alle junge Pflänzchen im Garten wurden von ihrer Hand geſetzt und begoſſen. Es war ihr nicht zu viel, bei der großen Wäſche mitzuhelfen, und ihre rege Thätigkeit brachte aller Hände in ſchnellere Bewegung; ihre Fröhlichkeit und Heiterkeit machte Allen die Arbeit leicht und wie zu einem Spiele.

Dem Vater wußte ſie ihre kindliche Liebe auf alle erdenkliche Weiſe zu bezeigen. Immer war ſie darauf bedacht, ſolche Gemüſe zu pflanzen, die er gerne aß, oder die erſten von ihr gezogenen jungen Hühner auf den Tiſch zu bringen; auch gelang es ihr, ſo oft es nur möglich war, ſeine Lieblingsgerichte, Forellen oder Krebſe, aufzutreiben. Wenn der Vater an einem düſtern Regentage beſtändig am Schreibtiſche geſeſſen, und Abends nicht mehr ausgehen wollte, wußte ſie ihn am beſten zu erheitern. Sie erzählte ihm eine angenehme Neuigkeit und wußte mit ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Witze das alltäglichſte Geſchichtchen ſo vorzubringen, daß der ernſte Vater darüber lächelte, und manchmal laut lachte. Hie und da ſang ſie ein artiges neues Liedchen, das ihn ſehr ergötzte.

Gar oft trat ſie bei dem Vater oder der Mutter als Fürbitterin für Arme und Bedrängte auf, und nichts war für ſie erfreulicher, als wenn ſie denſelben die Gewährung der Bitte verkünden, oder gar die erbetene Gabe überbringen konnte. Beſonders liebte ſie die Kinder und beſchenkte ſie mit Obſt oder Blumen. Sie ſtrickte Strümpfe für arme Kinder, und ließ von ihrem Taſchengelde, anſtatt es auf Putz und Näſchereien zu verwenden, Schuhe machen, damit die Kinder die Schule beſuchen konnten. Im ganzen Städtchen und ſämmtlichen Ortſchaften, die in den Amtsbezirk ihres Vaters gehörten, war Fräulein Adelheid allgemein geehrt und geliebt.

Was in einem ſchönen, alten Liede von einem frommen Landmädchen geſagt wird, konnte man auch von ihr ſagen: „Sie war der Aeltern Freude und des Dorfes Zierde:“ — nur mußte man anſtatt des Dorfes ſagen, des Städtchens und der ganzen Gegend.

Eines Abends wollte der Vater eben auf die Jagd gehen, weil er dieſe Bewegung im Freien bei ſeinem faſt beſtändigen Sitzen am Schreibtiſche zu ſeiner Geſundheit unumgänglich nothwendig fand. Da kam eine prächtige, dunkelgrün und ſpiegelhell lackirte Kutſche in donnerndem Galoppe vor dem Amthauſe angefahren. Die vorgeſpannten vier Braunen wurden von einem bärtigen Kutſcher, mit goldbordirtem Hute und Mantelkragen, gelenkt.

„Du biſt es, Schweſter!“ rief der Amtmann freudig: „ich meinte in der That, fürſtlichen Beſuch zu erhalten.“ — „Nun, nun,“ ſetzte er bei, „es freut mich von Herzen, Dich wieder einmal zu ſehen!“ Er gab ſein Jagdgewehr einem Diener, half ihr ausſteigen, bot ihr den Arm und führte ſie die Treppe hinauf.

Die Schweſter des Amtmanns war eine reiche Wittwe. Sie hatte vor zwanzig Jahren den Major von Hochberg geheirathet, der als General ſtarb, und ihr ein großes Vermögen, aber keine Kinder hinterließ. Sie war eine ſehr anſehnliche Frau, und auch bei Hofe wohl gelitten; nur liebte ſie den Glanz und die große Welt zu ſehr.

Die Frau des Amtmanns ſtand oben an der Treppe, und begrüßte die geliebte Schwägerin mit offenen Armen und Freudenthränen in den Augen, begleitete ſie in das Zimmer, und nahm ihr den ſeidenen Mantel ab, und den Hut, auf dem eine weiße Straußenfeder nickte.

Die Generalin, Frau von Hochberg, trat an den Spiegel, um zu ſehen, ob ihre Haube von den feinſten Brüßlerſpitzen in Ordnung ſey. „Aber um des Himmels willen,“ fing ſie an, „iſt das auch ein Spiegel? Zwar der Spiegel iſt ächt, hell und rein; aber der ſchwarze Rahmen iſt doch gar zu altfränkiſch.“

Der Amtmann ſagte: „Da der Spiegel ächt und gut iſt, ſo mag auch der Rahmen gut genug ſeyn. Ich pflege vor Allem auf die Hauptſache zu ſehen: iſt dieſe gut und in Ordnung, ſo bekümmere ich mich um die Nebenſache wenig.“

Die Generalin ſah auf die Wanduhr und ſagte: „Mein Kutſcher hat gut gefahren; aber habt ihr dieſe Uhr mit dem hohen langthürigen Kaſten noch immer? Ich habe euch ja ſchon vor drei Jahren vorgepredigt, dieſe Uhr mit dem alten Uhrkaſten bei Seite zu ſchaffen, und dorthin auf die Kommode eine Stockuhr mit prächtig vergoldetem Gehäuſe zu ſtellen.“

Der Amtmann ſprach: „Das wäre ein ſchlechter Tauſch. Dieſe Uhr da mit dem langen Perpendikel und den bleiernen Gewichten geht ſehr richtig auf die Minute. Man kann ſich auf Stockuhren nicht ſo ſicher verlaſſen. Ich fände es unvernünftig, bloß wegen äußerlichem Glanze das Beſſere mit dem Schlechtern zu vertauſchen.“

Die Generalin trat zum Kanapee, ſich zu ſetzen. „Dieſes alte Kanapee,“ ſagte ſie, „mit dem aus Rohr oder Stroh geflochtenen Sitze iſt leider auch noch da! Da müſſen, wie ich euch ſchon öfter geſagt habe, elaſtiſche Polſter her, mit Atlaß überzogen. Eure Wohnung iſt in der That ein großartiges Gebaude: allein es ſieht da Alles ſo bürgerlich aus. Ich ſollte hier zu befehlen haben! Da müßte mir Alles gräflich, ja fürſtlich werden. Ich begreiſe gar nicht, wie ihr ſo leben könnet. Ihr ſeyd doch wohlhabend genug, euch elegant und geſchmackvoller einzurichten. Warum doch thut ihr es nicht?“

„Liebſte Schweſter,“ ſprach der Amtmann, „wir leben hier in unſerer — ich muß es geſtehen — etwas altfränkiſchen Stube vollkommen zufrieden und vergnügt, und ich bin feſt überzeugt, prächtige Möbel könnten uns nicht glücklicher machen. Wozu alſo ſo viel Geld ausgeben für Nichts?“

Jetzt trat Adelheid herein, die in dem Garten, zur Mittagsmahlzeit auf morgen, Bohnen gepflückt hatte. „Himmel, meine liebſte Nichte,“ rief die Tante, und ſchlug die Hände zuſammen, „biſt du es, oder biſt du es nicht? Was iſt ſeit drei Jahren aus dir geworden! Wie groß und ſchön biſt du! Welches liebliche Geſicht! Welche Roſenwangen! Welche ſchlanke Geſtalt!“

„Adelheid,“ ſagte die Mutter, „geh', und mache das grüne Zimmer zurecht; deine Tante wird ſich wohl umkleiden wollen. Und dann begieb dich in die Küche, um eine gute Abendmahlzeit zu beſorgen.“

Der Amtmann war ſehr zufrieden, daß die Mutter es der Tochter erſparen wollte, ein ſolches Lob anzuhören, und bezeigte ihr mit einem freundlichen Lächeln ſeine Zufriedenheit; ſagte aber dann laut: „Mir iſt von der Welt nichts ſo zuwider, als wenn man junge Mädchen wegen ihrer Geſtalt, auf die ſie ohnehin nur zu eitel ſind, ſo übertrieben lobt.“

Die Generalin ſprach: „Ich ſage ja nichts, als was wahr iſt! Wie glänzten ihre dunkelblauen Augen von Freude, als ſie mich erblickte! Ihre Blicke ſtrahlten gleich einem Diamanten voll Feuers.“

„Ei was,“ ſagte der Amtmann, „bei dieſem Feuer könnte ich nicht einmal meine Tabakspfeife anzünden.“

Die Generalin ſprach, ohne ſich unterbrechen zu laſſen: „Und welche Fülle von goldenen Locken, dergleichen ich noch nie geſehen habe.“ — Der Amtmann ſagte: „Dieſe Locken ſind aber doch kein ächtes Gold! Man könnte daraus keine Dukaten prägen.“

„So biſt du immer,“ ſagte die Generalin; „immer kommſt du mir mit deinem ſpöttiſchen Witze in die Quere und hemmeſt den Schwung, den meine Reden nehmen wollen. Es bleibt ausgemacht, Adelheid iſt eine vollendete Schönheit."

„Nun wohl," ſprach der Amtmann, „ich mag dir nicht immer widerſprechen. Auch muß ich geſtehen, Schönheit iſt eine Gabe Gottes, aber ein gefährliches Geſchenk, das ſchon manchem braven Mädchen zum Falle gereichte. Gott wolle meine Tochter in ſeinen heiligen Schutz nehmen, und ſie davor bewahren. Ich halte es mit Salomo: „Betrüglich iſt die Anmuth und eitel iſt die Schönheit: ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben."

Er ſtand auf, um nachzuſehen, ob die ſchönen Pferde der Generalin gut verſorgt würden, und um Haber herausgeben zu laſſen.

Beide Frauen ſetzten ſich auf das Kanapee, und ihre Geſpräche waren etwas ſonderbar. Die vornehme Staatsdame ſprach von dem neueſten Schnitte der Kleider; die treffliche Hausfrau erzählte von dem reichlichen Schnitte, den ſie von ihren Kornfeldern ſich verſpreche. Die Dame redete von dem neueſten Kopfputze; die häusliche Frau verſicherte, daß ihre Kohlköpfe im Krautgarten ſehr ſchön ſtehen. „Ich gedenke," ſagte ſie, „nicht nur meine Haushaltung für den Winter gut zu verſorgen, ſondern noch einige hundert Köpfe zu verkaufen."

Jetzt trat der Amtmann wieder herein, nahm einen Seſſel, und ſetzte ſich zu den Frauen.

„Nun, mein lieber Bruder und meine liebe Frau Schwägerin,“ fing die Frau von Hochberg an, „muß ich euch doch ſagen, warum ich eigentlich hieher komme. Allerdings zwar, um nach drei Jahren wieder einmal die Freude zu genießen, euch zu ſehen. Ich habe aber noch eine andere wichtige Urſache. Schon ſeit meinem letzten Hierſeyn habe ich euch in jedem Briefe dringend gebeten, mit Adelheid mich zu beſuchen, um ſie auf eine Zeit mir anzuvertrauen. Es iſt unumgänglich nothwendig, daß ſie wenigſtens ein Jahr in einer großen Stadt zubringe. Es fehlt ihr noch ſehr an der erforderlichen Bildung.“

Der Amtmann ſprach: „Ich wüßte doch nicht, was ihr noch fehlen ſollte. Sie iſt ein ſittſames, beſcheidenes Mädchen, in allen häuslichen Geſchäften wohl geübt, gewandt und ſehr geſchickt, ihren Aeltern gehorſam und von Herzen fromm. Was kann man mehr fordern? Sie gibt einmal eine ehrenwerthe Hausfrau eines braven Beamten auf dem Lande oder in einem kleinen Städtchen ab. Eine Hofdame kann und ſoll ſie nun einmal nicht werden. Nichts iſt toller, als wenn Beamten ſich dem Adel, und Adelige ſich den Fürſten gleichſtellen wollen. Dieſer Hochmuth hat ſchon viel Unheil in die Welt gebracht.“

Die Mutter winkte dem Vater mit den Augen und ſagte: „Ich bin Gottlob mit meiner Tochter ſehr zufrieden, und kann ſie nicht genug loben.

Sie hat uns bisher nur Freude, und nie einen Verdruß gemacht. Ich habe an ihr in meinem beſchwerlichen Hausweſen eine große Stütze, und würde ſie hart vermiſſen. Allein es iſt ſehr erfreulich für uns, daß die gnädige Tante für ihre Nichte ſo wohlwollend geſinnt iſt. Dieſe Gnade dürfen wir nicht gering achten. Es iſt ein großes Glück für Adelheid, daß ſie unter einer ſo vortrefflichen Anleitung und Aufſicht alles Erforderliche, alles Gute und Schöne, was ihr noch abgeht, erlernen kann.“

„Je nun,“ ſagte der Amtmann, „ich kann dir da nicht widerſprechen. Indeß iſt es eine Sache von großer Wichtigkeit, ob unſere Tochter in die Stadt ſoll. Wir wollen darüber ſchlafen, und morgen weiter darüber ſprechen.“

Jetzt, da es bereits dunkel wurde, kam Adelheid herein, und ſagte, das Abendeſſen ſey bereit. Der Amtmann bot ſeiner Schweſter den Arm, und führte ſie in das hellerleuchtete Speiſezimmer. Sie warf einen ſchnellen Blick über die kleine Tafel, und ſprach: „Schön, ſehr ſchön! Adelheid hat Alles über meine Erwartung trefflich angeordnet. Das Tafeltuch gleicht dem neugefallenen Schnee, und die reinen Gläſer, die glänzenden, ſilbernen Leuchter, der große, herrliche Blumenſtrauß zwiſchen zwei Fruchtkörbchen in Mitte der kleinen Tafel nehmen ſich auf dem weißen Grunde ſehr maleriſch aus.“ Sie ſetzte ſich ſehr vergnügt zu Tiſche, und lobte bei jedem Gerichte, das aufgetragen wurde, Adelheids Kochkunſt.

Gegen Ende der Mahlzeit ſprach Frau von Hochberg: „Dort an der Wand ſehe ich eine Laute: wie wäre es, wenn Adelheid uns eine kleine Tafelmuſik zum Beſten gäbe?“

Adelheid ſang und ſpielte. „Bravo!“ rief die Tante. „Meine Nichte hat eine unvergleichlich ſchöne Stimme, ganz ungemein hell und rein, und ſie weiß die Laute ſehr zierlich zu halten. Aber das Inſtrument, auf dem ſie ſpielt, taugt ganz und gar nichts. Welche garſtige ſchnarrende Töne! Ich möchte ihrem Muſiklehrer, dem alten Schulmeiſter, die Augen auskratzen!“

„Bei den Ohren ſollſt du ihn nehmen,“ ſprach der Amtmann, „denn an feinerem muſikaliſchen Gehör ſcheint es ihm in der That ein wenig zu fehlen.“

Die Frau Schweſter ſagte lachend: „Dir fehlt es doch nie an Witz: wie wäreſt du ſonſt mein Bruder!“

So verſchieden Bruder und Schweſter in manchen ihrer Anſichten waren, ſo kam es, da beide ſich herzlich liebten, doch nie zu einem Streit. Nach einem fröhlichen Abende begaben ſich Alle vergnügt zur Ruhe.

Die Mutter redete aber mit dem Vater, als beide allein waren, noch lange, ob ihre Tochter in die Stadt ſolle, oder nicht. „Sey es,“ ſprach die Mutter, „daß deine Schweſter etwas zu prachtliebend ſey. Sie iſt aber doch eine vortreffliche Frau, voll Verſtand und von durchaus tadelloſem Betragen. Sie iſt eine große Wohlthäterin der Armen: ſie wird in der Stadt und bei Hofe allgemein hochgeachtet. Bei ihr kann unſere Tochter nichts Schlimmes lernen, ſondern vielmehr Alles, was ihr an feiner Lebensart noch abgeht. Und dann iſt noch Eines zu bedenken. Deine Schweſter hat unſere Tochter ſchon von deren zarten Kindheit an lieb gewonnen. Sie hat, wie ich gewiß weiß, im Sinne, ihr ganzes großes Vermögen unſerer Tochter zu vermachen. Sollten wir dieſes für gering achten? Wie viel Gutes ließe ſich damit ſtiften! Ein für alle Mal, mit deiner Schweſter dürfen wir es nicht verderben.“

„Je nun,“ ſprach der Amtmann, „wenn meine Schweſter darauf beſteht, unſere Tochter mit ſich in die Stadt zu nehmen, ſo mag es geſchehen, — aber nur unter der Bedingung, daß beide im künftigen Frühling zurückkommen, um ſich des angenehmen Landlebens zu erfreuen — und damit wir ihres erwünſchten Umganges genießen können.“ Ueber dieſe Entſcheidung war die Frau höchſt vergnügt.

Am folgenden Tage begab ſich die Frau von Hochberg, von Bruder und Schwägerin begleitet, in das Beſuchszimmer, wo das Frühſtück bereit ſtand. Sie trat ſogleich an eines der offenen Fenſter, und ſagte: „Ich muß es bekennen, die Ausſicht von hier iſt ſehr hübſch. Das reich angebaute Thal im Sonnenglanze — alle die Aecker und Wieſen, unten am Berge das hübſche Städtchen mit der alten, gothiſchen Kirche, weiterhin die vielen Dörfchen, Weiler und einzelne Bauernhöfe, hinter denen ſich ein ſchattiger Wald erhebt — Alles das zuſammen bildet ein recht artiges Landſchäftchen! Aber auf eurem Berge hier finde ich es doch gar zu einſam. Man ſieht hier doch gar nichts, als dort eine Magd, die einen Bund Gras auf dem Kopfe trägt, und dort einen Knecht, der ſeine Pferde zur Tränke führt. Wenn ich hier wohnen ſollte, wäre es mir bis zum Sterben langweilig.“

„O, nein,“ ſagte die fleißige Hausfrau, „ich habe nie Langeweile; ich finde vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mehr als genug zu thun.“

„Und mir,“ ſagte der Amtmann, „wird bei meinen vielen Geſchäften die Zeit nur immer zu kurz.“

„Aber wie iſt es mit Adelheid?“ ſagte die Frau von Hochberg; „ſie hat ja gar keine Unterhaltung, die ihrer Jugend angemeſſen wäre, keine Freundin ihres Alters und Standes, nichts als ihre Hühner und Tauben. Was aber das Schlimmſte iſt, ſo kommt ſie nie in eine größere Geſellſchaft, und einzig in dieſer, einzig in der großen Welt kann ſie den ihr geziemenden Anſtand erlernen, die Sicherheit und Leichtigkeit, und den richtigen Takt, mit

Menſchen umzugehen. Ich verſichere euch, wenn ich ſie heute, auch im zierlichſten Anzuge, in eine gebildete Geſellſchaft einführen wollte, man würde ſie für nichts halten, als für ein verkleidetes Bauernmädchen. Kurz, es bleibt dabei, Adelheid muß mit mir in die Stadt.“

Der Tag, der zur Abreiſe beſtimmt war, brach an. Die Aeltern beriefen ihre Tochter zu ſich in das Zimmer. Sie trat mit Augen voll Thränen herein. „Liebſte Adelheid,“ ſprach der Vater, „ſo zieh' denn hin! Vergiß in den Zerſtreuungen der Welt nie deiner Aeltern! Vergiß nie Gottes! Bewahre die guten Lehren, die wir dir von deiner Kindheit an gegeben haben, in deinem Herzen. Bedenke, daß unſer Leben auf Erden kein bloßer Zeitvertreib ſeyn ſoll, ſondern daß wir für ein ewiges, beſſeres Leben, für den Himmel beſtimmt ſind. Ohne himmliſch geſinnt zu ſeyn, ohne ſtetes Andenken an Gott, ohne Andacht iſt der Menſch nichts. Nach jedem zerſtreuenden Tage ſammle dein Gemüth, ehe du dich ſchlafen legſt, wieder vor Gott.“

„Ja, liebe Adelheid, das thue,“ ſagte die Mutter. „Es hat mich recht gefreut, daß du deine Andachtsbücher ſo ſorgfältig eingepackt haſt. Lies doch an jedem Morgen und jedem Abende ein Gebet. Behalte die ſchönen Sprüche der heiligen Schrift, von denen für jeden Tag des Monats einer oder der andere darin ſteht, den Tag über im Sinne. Ehre deine Tante, als deine zweite Mutter; ſie meint es ſehr gut mit dir. Bete täglich für deine Aeltern; wir werden auch für dich beten. Und nun lebe wohl. Mache, daß unſer Wiederſehen in Freude ſey. Und Gott ſey mit dir.“

„Ja,“ wiederholte der Vater mit Nachdruck. „Gott — Gott ſey mit dir!“

Die Aeltern begleiteten ihre Tochter auf das Zimmer der Tante. „Lieber Himmel,“ rief dieſe, als Adelheid in Reiſekleidern hereintrat, „was haſt du da für einen Hut? Der iſt ja ſchon ſeit mehr als einem Jahre aus der Mode. Mit dieſem dürfteſt du nicht ausgehen, ohne dich dem allgemeinen Gelächter auszuſetzen. Und dein Reiſemantel da — wie, laß ihn einmal näher betrachten! Er iſt zwar von ſehr gutem, aſchengrauem Atlaß und mit roſenfarbenem Taffet gefüttert! Aber man ſieht es ihm nur zu ſehr an, daß er nicht erſt aus dem Laden kommt. Auch die Farbe trägt man jetzt nicht mehr. Ich wollte wetten, der Mantel iſt noch ein Erbſtück von deiner Großmutter. Aber warte nur, ich werde deine Garderobe muſtern, ich werde dich zu kleiden wiſſen. Ich will dich zuſchnitzeln! Deine Aeltern ſollen dich, wenn du zurückkommſt, gar nicht mehr kennen.“

„Das wolle Gott verhüten,“ ſprach der Vater, „daß deine Aeltern in dir, liebe Adelheid, ihre Tochter nicht mehr erkennen ſollten. Bleibe du ein frommes, tugendhaftes Mädchen. Das iſt die Hauptſache. Bilde dir ja nicht ein, du ſeyeſt vornehmer, wenn du dich vornehmer gekleidet ſehen wirſt. Durch all' den Flitterſtaat kann man an wahrem Menſchenwerthe nicht gewinnen, ſondern vielmehr verlieren. Dergleichen Pracht gleicht dem Bande da auf deinem Hute. Es trägt nichts dazu bei, gegen Sonnenſchein oder Regen zu ſchützen.“

Beide Aeltern boten ihrer Tochter, die weinend und ſchluchzend zu der Tante in den Wagen ſtieg, noch einmal mit Thränen in den Augen die Hände, und riefen: „Gott ſey mit dir!“

Drittes Kapitel.

Die große Stadt.

Adelheid befand ſich nun in dem Hauſe der Tante, das einem Pallaſte glich. Das einfache Landmädchen erſtaunte über die Pracht der Zimmer, über die großen Spiegel in goldenen Rahmen, über die mit Gold verzierten Spieluhren auf den Kommoden, über die mit Blumen von allen Farben geſtickten Fußteppiche, und über die mit wunderſchönen Stickereien prangenden Sofa's und Seſſel.

Die erſten Tage behielt die Tante Adelheid zu Hauſe, bis die Putzmacherinnen, die vollauf zu thun bekamen, mit ihrer Arbeit fertig waren. Hierauf lud die Tante einige adelige Fräulein, die von ſehr artigen und feinen Sitten waren, zum Thee ein, um ihre Nichte vorerſt mit dieſen bekannt zu machen. Adelheid war Anfangs etwas ſchüchtern, kam aber bald mit ihnen in das Geſpräch. Da ſie einen lebhaften Verſtand und einen ſchnellen Witz hatte, ſo wußte ſie die Fräulein ſehr gut zu unterhalten. Sie fand ſich bald ſo gut in die Art, mit ihnen umzugehen, als wäre ſie mit ihnen erzogen worden.

Die Frau von Hochberg ſetzte ihren Stolz darein, Alles, was von Bildung und feiner Lebensart war, zwei- oder dreimal des Monats in ihrem Hauſe verſammelt zu ſehen. Sie ſtellte ihre Nichte der Geſellſchaft vor. Alle Damen und Herren erſtaunten über Adelheids Schönheit; auch ihr anſpruchloſes, ungekünſteltes Betragen fand großen Beifall. Sie ſprach zwar nur wenig, aber Alles, was ſie ſagte, war treffend und zeigte von Verſtand. Die Tante nahm ſie in andere Geſellſchaften mit, und ihre Erſcheinung erregte allgemeines Aufſehen. Ueberall in der Stadt redete man mit Bewunderung von der liebenswürdigen Nichte der Frau von Hochberg. Wenn man ein Frauenzimmer als ſehr ſchön preiſen wollte, ſo ſagte man: „Beinahe ſo ſchön, als Fräulein Adelheid.“

Es iſt nicht zu verwundern, daß bald Mehrere die ſchöne Nichte und vermuthliche einzige Erbin der reichen Frau von Hochberg ſich zur Gemahlin wünſchten, und ſich um ihre Hand bewarben. Die zwei vorzüglichſten Bewerber waren der königliche Kriegsrath von Kleenau und ein Baron von Clermont.

Der Kriegsrath war in jeder Hinſicht ein vortrefflicher Mann, von ausgezeichneten Verdienſten und allgemein hochgeachtet. Dieſem gab die Tante den Vorzug. „Es wäre,“ ſprach ſie, „ein großes Glück für dich, liebe Adelheid, ſeine Gemahlin zu werden. Er iſt zwar nicht mehr ſehr jung, jedoch in ſeinen beſten Jahren, kaum acht und vierzig. Er ſcheint aber zehn Jahre jünger, ſo gut ſieht er aus. Sein ganzes Betragen iſt voll Anſtand und Würde. Er iſt auch ſehr reich, und hat ſchöne Güter. Was aber noch ſchätzenswerther iſt, ſo erhielteſt du durch dieſe Heirath adelige Vorrechte, würdeſt eine gnädige Frau, und dürfteſt — bedenke, was das iſt! — ſogar bei Hof erſcheinen.“

Der Baron von Clermont, in Frankreich geboren und erzogen, war ein überaus artiger Mann, von ganz ungemeiner Anmuth im Umgange. Er ſprach die deutſche und franzöſiſche Sprache mit gleicher Fertigkeit, war unerſchöpflich an witzigen Einfällen, und wußte Jedermann, am meiſten aber Adelheiden, etwas Angenehmes zu ſagen. Er gefiel ihr ſehr wohl, was aber der Tante höchſt mißfiel, obwohl ſie bisher ſeiner nie ohne große Lobeserhebungen erwähnt hatte.

Die Tante ließ es nicht lange anſtehen, ſondern ſprach eines Morgens: „Höre einmal, Adelheid, ich habe mit dir zu reden. Geſtern hat mich der Baron um Erlaubniß gebeten, dich morgen auf den Ball führen zu dürfen; ich habe es ihm abgeſchlagen, wiewohl — wie es ſich von ſelbſt verſteht — mit aller geziemenden Art. Da er von ſeinen Hoffnungen ſprach, dich als ſeine Braut an den Altar zu führen, ſo ſagte ich ihm unverhohlen, auf deine Hand dürfe er ſich keine Hoffnung machen. Deine Aeltern würden, wie ich gewiß wiſſe, dieſe Heirath mit einem Ausländer nie zugeben; und auch ich könne, ſo hoch ich den Herrn Baron ſchätze, den Aeltern nicht Unrecht geben. Er ſchien beſtürzt und ſagte, in wenigen Tagen, vielleicht ſchon heute oder morgen, werde er in ſein Vaterland zurückkehren. Daran wird er ſehr wohl thun. Laß ihn ziehen: er iſt einmal nicht für dich. Er iſt zwar, was ich nicht läugnen kann, ein recht hübſcher, feingebildeter Mann, ein trefflicher Geſellſchafter, der eine ganze Geſellſchaft zu beleben weiß. Allein er iſt noch zu jung, — wohl zwanzig Jahre jünger als der Kriegsrath — und zufolge ſeiner Jugend noch zu leichtſinnig, zu flatterhaft. Das iſt ein großer Fehler. Kurz, wir kennen ihn noch nicht genug. Auch wiſſen wir nicht, was ſeine Aeltern zu einer ſolchen Heirath ſagen würden. Sicher würdeſt du in dem fremden Lande, fern von deinen geliebten Aeltern, nicht glücklich ſeyn. Gewöhne dich daran, den Kriegsrath als deinen Bräutigam anzuſehen. Ich habe ihm mein Wort gegeben; ich habe es in einer zahlreichen Geſellſchaft öffentlich ausgeſprochen. Mache mich nicht zur Lügnerin. Du wirſt Frau von Kleenau. Daran geſchieht mein gnädiger Wille!“

Adelheid widerſprach ihr nicht; ſie ſagte blos, ſie ſey immer bemüht geweſen, der geliebten Tante ehrerbietig zu gehorchen; allein zu der gnädig vorgeſchlagenen Heirath „Ja“ zu ſagen, ſey ihr, wiewohl ſie gegen den würdigen Mann immer eine kindliche Ehrfurcht gehegt habe, in dieſem Augenblicke nicht möglich. Der Tante war dieſes für jetzt genug.

Am folgenden Tage klagte Adelheid über heftige Kopfſchmerzen, und blieb den Tag über in ihrem Zimmer. Als die Tante Abends Anſtalt machte, auf den Ball zu fahren, kam Adelheid zu ihr in das Zimmer und ſagte, den Kopf mit der Hand haltend, es wäre ihr unmöglich mitzufahren — und wünſchte der Tante gute Unterhaltung. Sie gedenke, ſagte ſie, ihr Kopfweh auszuſchlafen. „Und wohl auch das Herzweh wegen des Barons,“ dachte die Tante, und wünſchte ihr gute Nacht.

Als am andern Morgen die Tante, bereits um zehn Uhr, ſich zum Frühſtücke niederſetzte, ſprach ſie zur Kammerjungfer: „Wo bleibt Fräulein Adelheid? Geh ſie, und wecke ſie die Siebenſchläferin!“

Die Jungfer ging, kam aber erſt nach einer guten Weile wieder und ſagte: „Ich kann ſie nicht wecken! Sie hat den Schlüſſel zu ſich hinein genommen. Auf alles Klopfen und Rufen gab ſie keine Antwort. Ich fürchte, es ſteht nicht gut mit dem Fräulein!“

Die Tante war betroffen. Sie nahm den Hauptſchlüſſel aus der Kommode, ging die Treppe hinauf und öffnete die Thüre. Allein das Zimmer war leer; das Bett war noch ganz ſo, wie die Kammerjungfer es geſtern Abends zurecht gemacht hatte. Die Tante ſtand, wie vom Donner gerührt. „Was ſoll das ſeyn!“ rief ſie: „doch wohl nicht entlaufen? Sollte der Baron es gewagt haben, ſie zu entführen? Ach, das wäre zu ſchrecklich, und ich wäre des Todes!“

Sie unterſuchte das ganze Zimmer, Kaſten und Kommoden. Die Kleider, die ſie für Adelheid hatte machen laſſen, ſowie das Schmuckkäſtchen, das ſie ihr geſchenkt hatte, waren da. Nur der alte Reiſemantel, den Adelheid mitgebracht hatte, der Hut, ihr alltägliches Hauskleid, und einiges Weißzeug fehlten. „Alſo doch davon gelaufen!“ ſprach die Tante. „Doch, doch wird ſie ſich nach Hauſe begeben haben. Das Trotzköpfchen wird der lieben Mama klagen wollen, wie ſchnurſtracks die Tante ihrer Neigung entgegen geweſen ſey.“

Sie befahl, unverzüglich anzuſpannen, aber nicht den prächtigen Reiſewagen mit vier ſtattlichen Pferden, ſondern nur ein leichtes Kütſchchen mit zwei Pferden, um eilends zu ihrem Bruder zu fahren. Sie fühlte unterwegs keine geringe Angſt. Als ſie das Amthaus von ferne ſah, klopfte ihr das Herz noch mehr. „Ach,“ ſeufzte ſie, „wenn es denn doch ſo wäre, wenn Adelheid mit dem Glücksritter wirklich durchgegangen wäre — wie würde der Vater toben, wie würde die Mutter jammern! Gott ſey mir gnädig! Ich würde an Allem Schuld haben müſſen.“

Sie ließ langſamer fahren; ſie ſtieg an dem großen Baumgarten, der zu dem Amthauſe gehörte, aus. Sie ſchlich durch die Hinterthüre in das Haus und trat in die Stube. Der Amtmann und ſeine Frau ſaßen bei der Abendmahlzeit. „Um des Himmelswillen,“ rief ſie, „iſt Adelheid nicht da!“ und rang die Hände.

Die Aeltern erblaßten. Es kam zu Erklärungen. Sie erzählte die traurige Geſchichte, daß Baron von Clermont, ein dem Anſcheine nach edler Mann, ſie heimlich nach Frankreich entführt habe, und daß Adelheid, wie aus Allem hervorgehe, eingewilligt habe, ſich entführen zu laſſen.

Der Jammer der Aeltern war unbeſchreiblich. Der Vater hielt ſtreng auf Ehre, Tugend und Rechtſchaffenheit und tadelloſes Betragen. „Alſo,“ ſagte er, „eine — das Wort erſtirbt mir auf der Zunge; ich kann es nicht ausſprechen! Aber das ſind die Früchte eurer galanten Erziehung. Wäre

Adelheid bei uns geblieben, hätte ſie, anſtatt der eiteln Putzkünſte, in der Haushaltung, in der Küche und im Garten geholfen, ſo wäre ſie jetzt noch ein gutes, ſchuldloſes Mädchen, und wir hätten die Schmach nicht an ihr erlebt. O es iſt ſchrecklich, ein geliebtes Kind auf dem Wege des Verderbens zu wiſſen! Dieſer Jammer bringt mich in's Grab.“

Die Mutter weinte ſchmerzlich. „Du gutes Kind!“ ſprach ſie, „du kanntest die Welt noch nicht. Du wurdeſt bloß hintergangen. Ach, welchem Jammer gehſt du entgegen! Wie wird es dich reuen! Mit welchem zerriſſenen Herzen wirſt du an das väterliche Haus denken! O wenn du in deiner ſchönſten Jugend geſtorben wäreſt, ſo hätte ich an deinem Grabe wohl heiße Thränen geweint! Aber wie du jetzt lebſt, das iſt ſchrecklicher als der Tod! Ach, könnte ich das Geſchehene ungeſchehen machen, wie gerne wollte ich ſterben!“

Adelheids Entweichung richtete in der ganzen Familie Trauer an, und verdarb einem Jeden ſeine Lebensfreude. Die Tante beſchloß, nicht mehr in der Reſidenz zu bleiben. „Ach,“ ſagte ſie, „das Ziſchen und Flüſtern der Frauen und Fräuleins, die Adelheids Schönheit beneideten, wäre mir unerträglich! Es iſt mir leid, daß ich noch einmal dahin muß, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich werde aber weder Beſuche machen, noch annehmen. Ich werde mich, ſo lange es nöthig iſt, nur heimlich dort aufhalten.“ Sie zog ſich auf ihre Güter zurück, und führte da ein ſtilles, oft ſehr betrübtes Leben. Sie machte ſich Vorwürfe, Adelheids Unglück veranlaſſet zu haben.

Adelheids Mutter, die in der ganzen Gegend die angeſehenſte Frau war, und im Städtchen überall, wo ſie hinkam, die erſte Stelle einnahm, ſcheute ſich auszugehen. Es war ihr, als machte ihr jeder Pflaſterſtein Vorwürfe über Adelheids Verirrung.

Der treffliche Amtmann legte ſein Amt nieder. „Wie könnte ich,“ ſprach er, „ohne zu erröthen, gefallene Töchter beſtrafen, da meine Tochter, das erſte Mädchen im Umkreiſe meines Amtes, ihnen ein ſo trauriges Beiſpiel gab! Und die böſen, ſittenloſen Menſchen, wie werden dieſe ſich freuen — wie die Teufel ſich eines gefallenen Engels freuen.“

Der Amtmann kaufte ſich ein ehemaliges Förſterhaus tief im Walde, um dort den traurigen Reſt ſeines Lebens zuzubringen.

Viertes Kapitel.

Die Entführung.

Kein Menſch konnte begreifen, wie die edle Adelheid, die in einer ſo guten Familie aufgewachſen war, und Gefühl für Tugend und Ehre gleichſam mit dem erſten Lebenshauche eingeathmet hatte, ſich ſo weit vergeſſen konnte. Man konnte nur ſtaunen, daß ſie, ſie, die überall recht für das Vorbild eines ſittſamen, wohlgeſitteten und durchaus tadelloſen Frauenzimmers galt, daß ſie, die allgemein Hochgeachtete, ſo tief geſunken, mit einem fremden jungen Manne zu entfliehen!

Allein Viele ſuchten, zwar keineswegs ſie zu rechtfertigen, jedoch zu entſchuldigen. „Man bedenkt nicht,“ ſagten ſie, „daß die gute Adelheid, die als ein unerfahrenes Landmädchen in die Reſidenz gekommen, von dieſem plötzlichen Wechſel wie betäubt wurde. In ihrem väterlichen Hauſe geboten ihr, von ihrer Kindheit an, die Aeltern mit Ernſt. Niemand ſagte ihr, daß ſie ſchön ſey, oder man lobte ſie wenigſtens deßhalb nicht. Unter ſteten, angenehm abwechſelnden Geſchäften verfloſſen ihr Tage und Jahre. Jetzt aber traten an die Stelle häuslicher Beſchäftigungen Concerte, Theater und Ball. Die Tante hielt ihr einen Muſiklehrer und Tanzmeiſter. Alles, was ſie ſonſt noch lernen mußte, war nur Zeitvertreib, Tändelei und die Kunſt zu glänzen. Da ſie auf Koſten der Tante gleich einem adeligen Fräulein prächtig gekleidet war, ſo hielt ſie ſich für nicht viel geringer, als ein adeliges Fräulein. Ueberdieß ſah ſie ſich von Schmeichlern und Anbetern umgeben. Ein Vergnügen jagte das andere. Die ewigen Zerſtreuungen ließen die arme Adelheid faſt nie mehr recht zur Beſinnung kommen.“

Der Baron von Clermont galt übrigens für den gebildetſten Mann in der Reſidenz. Er beobachtete in ſeinem ganzen Betragen den höchſten Anſtand. Nie kam ein ungeziemendes, zweideutiges Wort aus ſeinen Lippen. Er ſprach mit Adelheid ſehr viel von Tugend, und wußte ihr, ohne den geringſten Anſchein von Ruhmredigkeit, manche edle Handlung, beſonders manche Wohlthat gegen arme, bedrängte Familien von ſich zu erzählen. Er wußte ihr auf die feinſte Art zu ſchmeicheln, beſonders in franzöſiſcher Sprache, in der ſolche Schmeicheleien noch feiner und lieblicher klangen. Aber nie ſprach er ausdrücklich von Liebe, noch von der Abſicht, ſie zu heirathen. So gelang es ihm, Adelheids Zuneigung zu gewinnen. Da ſie ein ſehr gutes Mädchen war, ſo nahm dieſe Neigung eine geiſtige Richtung. Sie hielt den Baron für den edelſten, tugendhafteſten, vollkommenſten Mann, den ſie ſich denken konnte. Der Gedanke, daß ſie ihn, oder er ſie, heirathen wolle, war nie in ihr Herz gekommen. Ueberhaupt dachte ſie noch an keine Heirath, am allerwenigſten mit irgend einem Herrn von Adel. Sie vergaß nicht, ſie ſey doch kein adeliges Fräulein, und ihr Vater, obwohl er ſich „von Thalheim“ ſchrieb, ſey weder Baron noch Graf. Erſt aus dem Munde der Tante hatte ſie vernommen, daß der Baron ſich Hoffnung auf ihre Hand mache, daß aber die Tante ſeine Bewerbung für immer beſtimmt abgewieſen habe.

Adelheid merkte erſt jetzt, da ſie vernommen hatte, der Baron werde nach einigen Tagen abreiſen, und nie mehr zurückkommen, wie ſtark dieſe ihre geheime Neigung zu dem Baron ſey.

Der Baron ſah wohl ein, er werde Adelheid nie überreden können, mit ihm nach Frankreich zu entfliehen, ſondern ſie würde vielmehr über dergleichen Anträge ſich entſetzen, und ihr Herz auf immer von ihm abwenden. Er hoffte jedoch, durch Ueberraſchung könne es ihm gelingen. „Wenn ich ihr nur eine Stunde, ja nur einige Minuten Zeit zur Ueberlegung laſſe," dachte er, „ſo wird ſie meinen Vorſchlag und wohl auch mich verabſcheuen." Er wußte Zeit und Umſtände ſehr gut zu benützen.

Die Tante hatte, um die prächtigen Zimmer des mittlern Stockes immer frei zu haben und in glänzender Pracht zu erhalten, ihrer Nichte in dem oberſten Stocke ein kleines Zimmer angewieſen. Hier nahm dieſe nie Beſuch an. Selbſt die Tante kam nie hinauf, noch viel weniger der Baron, ſondern nur, ſo viel es nothwendig war, die Kammerjungfer. Adelheid hatte ſich hier, wie in dem väterlichen Hauſe, eingerichtet. Sie zog am ſpäten Abende gewöhnlich das Hauskleid an, das ſie mit hieher gebracht hatte. Sie pflegte oft noch ſpät in der Nacht zu leſen. Wann es ihr zu kühl wurde, ſo bediente ſie ſich des Mantels, den ſie auf ihrer Reiſe hieher angehabt hatte, und in dem ſie doch nicht ausgehen durfte, als eines Schlafrockes. Den Hut benützte ſie zu einem Lichtſchirme.

Auch jetzt, nachdem die Tante auf den Ball gefahren war, ſaß ſie traurig und betrübt auf ihrem kleinen Zimmer und ſtützte den Kopf auf die Hand. Sie hatte die vergangene Nacht kein Auge geſchloſſen; auch am heutigen Tage hatte ſie nicht bloß vorgeblich, ſondern wirklich Kopfſchmerzen. Die entſchiedene und beſtimmte Erklärung der Tante: „Du biſt die Braut des Kriegsrathes; der Baron iſt für immer abgewieſen,“ hatte ſie ſo angegriffen, daß ſie faſt ganz außer Faſſung gekommen war. Es lag wohl ein offenes Buch vor ihr. Sie konnte aber nicht leſen, ſie konnte nichts als weinen.

Da wurde leiſe an ihrer Zimmerthüre geklopft. Sie wunderte ſich, wer, zumal noch ſo ſpät, komme, und rief herein. Aber wie erſchrack ſie, als der Baron, der ihr Zimmer noch nie betreten hatte, herein trat. Sie bebte und zitterte.

Der Baron ſprach, ſie höchſt wehmüthig anblickend: „Verzeihen Sie, daß ich Sie erſchreckte. Es war mir aber unmöglich, noch in dieſer Stunde von hier abzureiſen, ohne Ihnen — ach auf immer! — Lebewohl zu ſagen.“

Adelheid ſtarrte ihn mit ihren großen blauen Augen an. Eine ſo plötzliche Abreiſe des Barons war ihr ganz und gar unerwartet.

„Sie ſind erſtaunt,“ ſprach er; „allein es iſt nicht anders. Ich habe Briefe erhalten, die mich zu einer ſo plötzlichen Abreiſe nöthigen. Ich gedenke nie mehr hieher zurückzukommen. Was ſollte ich auch noch hier, da Ihre verehrte Tante mir alle und jede Hoffnung benommen hat? Ich würde nur mir, und vielleicht auch Ihnen! unbeſchreibliche Leiden verurſachen. Und das will ich nicht, wenigſtens Ihnen nicht; denn um mich wäre es mir einerlei."

Er hielt mit einer Hand ſein weißes Tuch vor die Augen, bot ihr die andere Hand, und ſagte ſchluchzend: „So leben Sie denn wohl, geliebtes, innigſt verehrtes Fräulein! Leben Sie wohl auf immer! Wir müſſen uns trennen auf ewig."

Adelheid, die bisher nur horchte und ſtaunte, vergoß reichlichere Thränen, faßte ſeine Hand und rief: „Trennen! auf ewig! Nein, das wäre mir unmöglich. Gäbe es denn keinen andern Ausweg mehr!"

„Wir haben nur zwei Wege," ſagte er, „entweder ewige Trennung, oder ewige Vereinigung."

Adelheid blickte ungläubig und kummervoll zu ihm auf. Ihr Blick ſchien um Erklärung zu flehen.

Er wiederholte: „Es iſt kein Ausweg, als ewige Trennung oder ewige Vereinigung."

„Ewige Vereinigung," ſagte ſie leiſe, „wie wäre das möglich?"

„Sie gehen mit mir," ſagte er, „jetzt, ſogleich, und ſo kommt Alles in's Reine."

„Wie?“ rief Adelheid, höchſt erſchrocken, und ward bleich wie eine Wand.

„Verzeihen Sie,“ ſprach er; „der Schmerz machte mich zu viel ſagen. Indeß bin ich Ihnen eine nähere Erklärung ſchuldig; bloß um mich zu vertheidigen, keineswegs, um Ihnen einen ſolchen Vorſchlag zu machen. Doch, was mir da ſo dunkel vorſchwebte“ — ſagte er, und faßte mit der Hand ſeine Stirne — „wird mir in dieſem Augenblicke plötzlich klar. Ja, liebſte Adelheid, reiſen Sie mit mir; ich ſchwöre es Ihnen vor dem Angeſichte des Himmels, auf der ganzen Reiſe werde ich Ihnen nicht anders begegnen, als einer geliebten Schweſter, und auf meinem Landgute in der Schweiz, wo ich ganz mein eigener Herr bin, ſoll dann der Prieſter unſere Hände ineinander legen — und wir ſind glücklich.“

„Und meine Aeltern?“ fragte Adelheid wehmüthig.

„Ihre geliebteſten Aeltern,“ ſagte er, „werden allerdings einige trübe Augenblicke haben. Allein am Ende werden ſie glücklich ſeyn, wie wir. Die verehrungswürdigen Aeltern werden es gewiß billigen, daß wir der Tante zuvorgekommen, die Sie, ohne die Aeltern auch nur zu fragen, und gegen Ihre Neigung, an einen alten, wiewohl ſehr ehrenwerthen Mann, ſo ganz eigenmächtig verheirathen will. Wir eilen zu ihnen, fallen ihnen Beide zu Füßen, bitten um Verzeihung, und ſie — die liebenden

Aeltern — geben uns unter Thränen ihren theuren Segen. Ich bin überzeugt, ſie würden dieſes in dieſem Augenblicke thun, wenn ſie es nicht mit der Tante zu verderben fürchteten. Sie möchten das Vermögen der Tante nicht gerne verlieren. Allein um dieſes iſt es mir gar nicht. Ich habe, wovon wir beide — ja wovon ſogar eine fürſtliche Familie leben könnte. Ich wünſche und begehre nichts als Sie — einzig nur Sie — ohne alle Mitgabe — ſo wie Sie ſtehen und gehen. Ihre Aeltern werden ſich in der Stille freuen, uns glücklich zu ſehen, ohne es mit der Tante verdorben zu haben. Kommen Sie alſo, mein geliebteſtes Leben! mit mir. Mein Reiſewagen ſteht bereit; in einigen Stunden ſind wir über der Gränze, und der Eingang in's Paradies thut ſich uns auf."

„Ach," ſeufzte Adelheid, „da wäre noch Vieles zu bedenken!"

„Vieles zu bedenken?" rief der Baron, wie aus einem Traume erwachend, und ſchrecklich um ſich blickend. „Allerdings! Möchten Sie doch bedenken, daß ich dieſe Trennung, von Allem, was mir auf Erden lieb und theuer iſt, nicht ertragen werde, daß ich verzweifeln werde, daß — ach, vergieb mir, guter Gott! — eine Kugel mein elendes Leben enden werde."

„Ach," ſprach er weiter, „ehemals gab es wohl eine großmüthigere Liebe, die ſelbſt das Leben für den geliebten Gegenſtand opferte; aber jetzt — doch nein, es iſt nicht möglich, daß Adelheidens Liebe ſo verzagt, ſo kleinſtädtiſch und kleinmüthig ſey. Nein, nein, ich habe mich nicht geirrt! Du willſt meinen Untergang nicht; du biſt eine hohe, entſchloſſene Seele. Komm alſo — vertraue dich mir, ich will nichts, als dein Glück. Du haſt keine Wahl — entweder mich als Leiche, und den alten Kriegsrath als deinen Bräutigam zu ſehen, oder meine Braut, meine Gemahlin zu werden.“

Adelheid zitterte und bebte. Sie blickte um ſich. „Wie könnte ich ſogleich reiſen?“ ſagte ſie, „da brauchte es noch viele Anſtalten. Ich habe nur mein altes, ziemlich abgetragenes Hauskleid an. Es iſt nichts gepackt.“

„Anſtalten machen?“ rief er, „ſich umkleiden? packen? — Nichts von all’ dem! Wirf dich in deine Reiſekleider, die du mit hieher brachteſt. Schmuck und Alles, was dir die Tante gab, laß da. Wir brauchen, wir wollen nichts von ihr. In zwei Tagen ſind wir an Ort und Stelle; dort ſollſt du Alles köſtlicher erhalten. — Himmel, es ſchlägt neun Uhr. Nun komm, ehe die Thore der Stadt geſchloſſen werden. Komm mit, oder lebe ewig wohl! — Aber nicht wahr, du läſſeſt mich die Reiſe nicht allein machen? Du verſtoßeſt mich nicht! Dort an der Wand hängen ein Mantel und ein Hut. So unſcheinbar ſie beide ſind, mehr brauchſt du nicht.“

Er warf ihr den Mantel um, ſetzte ihr den Hut auf, und ſprach dann: „Stürze durch überflüſſige Bedenklichkeiten nicht dich und mich in's Verderben; denn dieſe Trennung würde doch keines von uns beiden lange überleben.“

Er führte ſie durch eine Seitentreppe des Hauſes hinab in den großen Garten, an das eiſerne Gitterthor, vor dem ſein Reiſewagen hielt. Sie ging mit ihm, halb ſich weigernd, halb bewußtlos. Der Wagen fuhr ab, ließ das Stadtthor hinter ſich zurück, und rollte zwiſchen den hohen Pappeln zu beiden Seiten der Straße in furchtbarer Eile dahin.

Adelheid war noch immer wie träumend. Sie klagte mehrere Male ſchmerzlich aufſeufzend, ſie habe ſich übereilt; ſie habe eine Unbeſonnenheit begangen. Sie bat, umkehren zu laſſen; ſie wollte ausſteigen. Er aber bot alles Erdenkliche auf, ſie zu beruhigen.

Auf der ganzen Reiſe behandelte er ſie mit einer Art von Ehrerbietigkeit. Sie erreichten die Schweiz, und kamen endlich auf einem ſchönen Landgute am Zürcherſee an. Es war bereits Mittag. Er hob ſie aus dem Reiſewagen. Der Kammerdiener, der zugleich Hausmeiſter war, eine Kammerjungfer und noch andere Dienſtboten eilten unter die Hausthüre herab, und bewillkommten mit tiefen Verbeugungen ihren gnädigen Herrn, und, nachdem er ihnen geſagt, wer das Frauenzimmer ſey, das er mitbringe, ſo begrüßten Alle, ſich ehrfurchtsvoll verneigend, Adelheid, als ihre künftige gnädige Frau.

Der Baron führte Adelheid in den obern Stock; die Zimmer waren ſchöner als jene der Tante, wiewohl nicht ſo prächtig. Sanftrothe Tapeten mit dunkelgrüner Einfaſſung, große Spiegel mit reichen, goldenen Rahmen und einige Meiſterſtücke von Gemälden zierten die Wände; Tiſche und Fußböden waren mit farbenreichen Teppichen belegt; Seſſel und Sopha glänzten von polirtem, braunem Holze, und die Kiſſen darauf waren mit grünem Damaſte überzogen. Durch die hellen, klaren Spiegelfenſter hatte man eine Ausſicht auf den See und die Berge, die entzückend ſchön war.

In einem kleinen Zimmer, das ſchöner war, als alle übrige, blieb der Baron ſtehen, und ſprach: „Geliebteſte Braut! Dieſes Zimmerchen habe ich, obwohl Ihnen alle zu Gebote ſtehen, Ihnen zur Wohnung beſtimmt.“

Der Baron ſetzte ſich hierauf mit Adelheid zu der ſehr niedlich bereiteten Mahlzeit. Nach Tiſche ſprach er: „Ich gehe jetzt, und beſuche einen meiner adeligen Freunde in der Nachbarſchaft, um mit deſſen Beihülfe Anſtalten zur Trauung zu machen.“

Die Anſtalten waren aber, theils von dieſem ſeinem vertrauten Freunde, dem er ſein Vorhaben geſchrieben, theils von ſeinem Kammerdiener, auf ſeine hieher geſchickten Befehle, ſchon bereits faſt alle gemacht, indem er ſicher darauf gerechnet hatte, ſein Anſchlag, Adelheid zu entführen, werde nicht mißlingen.

„Morgen Abends,“ ſprach er zu ihr, „ſehe ich Sie wieder, und werde meinen Freund mitbringen. So ſchmerzlich dieſe kurze Trennung iſt, ſo nothwendig iſt ſie, damit wir ganz glücklich werden. Leben Sie indeſſen wohl.“

Adelheid ſah ſich nun allein, und brach in reichliche Thränen aus, die ſie bisher mit Mühe zurückgehalten hatte, jetzt aber ihnen freien Lauf ließ. „O Gott,“ ſeufzte ſie, „was habe ich gethan! Mit einem fremden Manne, ſo edel und gut er auch iſt, zu entweichen, mich ohne Wiſſen der Aeltern zu verheirathen — es iſt ſchrecklich! — Ich begreiſe ſelbſt nicht, wie ich mich konnte zu dieſer Unbeſonnenheit verleiten laſſen.“

Es wäre auch unmöglich geweſen, wenn ihr befangenes Herz ihren ſonſt ſo hellen Verſtand nicht getrübt hätte. Sie brachte alle die Zeit, während der Baron ausblieb, mit Weinen und Bethen zu. Sie trat bald an dieſes, bald an jenes Fenſter. „Ach, mein Gott,“ ſprach ſie, „der Himmel ſo hell und rein, und mein Gemüth von ſo ſchweren Wolken verdunkelt! Der See ſo ſtill und ruhig, und mein Herz ſo voll Unruhe!“

Dann fiel ſie wieder auf die Knie nieder, und flehte zum Himmel aufblickend: „O Gott, verzeih —

verzeih! Mache Du, was ich ſchlimm gemacht habe, wieder gut. Nur Du, barmherziger Gott! kannſt Alles — Alles — auch unſre Fehler, die wir bereuen, uns zum Beſten leiten."

Gegen Abend kam der Baron mit ſeinem Freunde an. Beide bemühten ſich, Adelheid zu erheitern, und aßen mit ihr zu Nacht. Am Morgen darauf trat die Kammerjungfer zu Adelheid in das Zimmer, bat ſich die Gnade aus, die gnädige Braut bräutlich ankleiden zu dürfen, und öffnete eine Tapetenthüre. Adelheid trat in ein Ankleidezimmer, wo die prächtigſten Kleider, nebſt Perlen und Edelſteinen, ſo ausgebreitet lagen, wie ſie, vom Glanze der Morgenſonne beleuchtet, am ſchönſten in's Aug' fielen. Alle Kleider waren ihr wie angemeſſen. Als Braut gekleidet und einen Blumenkranz im Haare, trat ſie bald wieder in ihr Zimmer, und erſtaunte ſelbſt über ihr ſchönes Bild in dem großen Spiegel. Der Bräutigam war ſo prächtig gekleidet, daß er mit Ehren neben einer ſo ſchön geputzten Braut ſtehen konnte. Ein Geiſtlicher ſollte jeden Augenblick erſcheinen; endlich kam er, ein ältlicher Mann mit bereits grauen Haaren, und ſegnete das Brautpaar ein. Der adelige Freund des Bräutigams und der Kammerdiener waren die Zeugen, wünſchten nach der Einſegnung der Braut Glück, und verſicherten, ein ſchöneres Paar habe die Sonne noch nie beſchienen.

Das Hochzeitmahl, an dem freilich nur wenige Perſonen Theil nahmen, war koſtbar und auserleſen. Zu Ende des Mahles wurde Champagner gebracht, und vor Allen auf das Wohl der liebenswürdigen Braut und deren theure, hochverehrte Aeltern getrunken. Adelheid äußerte mit Thränen in den Augen den Wunſch, daß der Bräutigam, ſeinem Verſprechen gemäß, ſogleich morgen mit Anbruch des Tages mit ihr zu ihren geliebten Aeltern reiſen werde. „O ganz gewiß!“ ſprach er, und gab ſogleich ſeinem Hausmeiſter Befehle, Anſtalten zur Reiſe zu machen.

Am folgenden Morgen aber trat der Hausmeiſter mit verlegenen Mienen herein, und ſagte, daß der Reiſewagen, der bei der letzten ſchnellen Fahrt bedeutenden Schaden genommen, erſt reparirt werden müſſe, und daß Wagner und Schmid ihn vor zwei Tagen nicht wieder in brauchbaren Stand ſetzen könnten. Als er endlich — nach acht Tagen — fertig geworden, waren keine Pferde aufzutreiben. Hierauf trat äußerſt ſtürmiſche Witterung ein, und es regnete in Strömen. Als das Wetter wieder ſchön war, kam zahlreicher Beſuch, und man ergötzte ſich mit Luſtfahrten auf dem See. Als die vornehmen Gäſte fort waren, klagte der Baron über eine Verkältung, die er ſich auf der Waſſerfahrt zugezogen habe. Und ſo kam auch in der Folge ein Hinderniß nach dem andern.

Der Baron bot inzwiſchen Alles auf, damit Adelheid doch einmal vollkommen heiter werde, und trug die junge Frau gleichſam auf den Händen. Allein bei all dieſem Glanze, bei allem Ueberfluſſe, allen Schmeichelcien und Vergnügungen, fühlte ſich Adelheid nie ganz glücklich. Immer lagen ihre geliebten Aeltern ihr im Sinne. „Ach, Du lieber Gott,“ ſeufzte ſie jeden Morgen, „wann wird der Tag anbrechen, da ich ſie wieder ſehe, ihre Verzeihung erflehen kann, und ganz glücklich werde!“

Fünftes Kapitel.

Ein unerwarteter Beſuch.

Eines Abends ſaß die junge Frau auf dem Kanapee und der Baron neben ihr. Sie ſang ein Lied, das er mit der Laute begleitete. Da wurde raſch an der Thüre geklopft — und ehe man herein rief, trat ein ihr gänzlich unbekannter, betagter, ſehr wohlgekleideter Herr, der ein rothes Ordensbändchen am Knopfloche ſeines dunkelblauen Ueberrockes trug, mit feſtem Tritte in das Zimmer.

Der Baron ſprang mit einem Schrei des Entſetzens auf, und die Laute entfiel ſeinen Händen. „Himmel, Sie!“ rief er, „Sie?! Wie kommen Sie hieher?“

Der Fremde nahm einen Brief aus ſeinem

Taſchenbuche, und ſagte ganz trocken: „Erſt lies dieſen Brief; dann wollen wir uns weiter ſprechen.“

Der Baron blickte auf die Adreſſe, und ward todtenblaß. „Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer,“ ſprach er, „dort, hoffe ich, ſollen wir uns über Alles verſtändigen.“

Er war ſo betroffen, ſo verlegen und außer Faſſung, daß auch Adelheid darüber erſchrack und zitterte. Er vermied es, ſie anzuſehen. Der Fremde aber warf ihr, bevor er zur Thüre hinaus ging, noch einen ſo verachtenden Blick zu, daß er ihr durch die Seele ging.

Die zwei Männer blieben über eine Stunde auf des Barons Zimmer. Oefter hörte ſie den Fremden ſehr laut und heftig reden. Es lagen aber zwei andere Zimmer zwiſchen dieſem und jenem. Adelheid verſtand daher nicht, was geſprochen wurde, und hinzuſchleichen und zu horchen, hätte ſie für niedrig und ihrer unwürdig gehalten.

Endlich trat der Baron ſehr haſtig in Reiſekleidern in ihr Zimmer und ſagte: „Adelheid! ich muß in dringenden Familienangelegenheiten auf einige Tage verreiſen. Es ſoll dir indeſſen nichts abgehen. Lebe wohl!“

Er hörte den ihm fürchterlichen Mann kommen, und eilte aus dem Zimmer. Er ging mit ihm die Treppe hinab, und zur Hausthüre hinaus. Adelheid ſah ihnen durch ein Fenſter nach. Sie gingen auf einen großen Reiſewagen zu, der nebſt zwei Reitern etwa hundert Schritte vom Hauſe hielt. Der Fremde ſtieg mit dem Baron ein, und der Wagen fuhr, von den Reitern begleitet, die mit Säbeln bewaffnet waren, eilig ab.

Adelheid wußte nicht, was ſie aus dem Allem machen ſolle. Indeß ahnete ihr, der ſie erſchütternde Beſuch betreffe ihre ſchnelle, übereilte Heirath. Das Aeußere des Fremden zeigte, daß er ein angeſehener Mann ſey. Daß der Baron ihm unterwürfig, oder wie immer von ihm abhängig ſeyn müſſe, ſchloß ſie aus des Barons ehrerbietigem Benehmen.

„Vielleicht iſt er ſein Onkel,“ ſagte ſie, „von dem er einige Male ſprach. Ja, ja, er nannte ihn einen Ludwigs-Ritter; ſicher iſt's der Onkel. Gewiß mißbilligt dieſer unſere Heirath. Wie hätte er mich ſonſt ſo verächtlich anblicken können! Wie hätte er ſonſt abreiſen können, ohne mir, der Frau des Hauſes, ein Wort zu ſagen; ohne mich, die Gemahlin ſeines Neffen, ſich vorſtellen zu laſſen? Ach, er will ganz und gar nichts von mir wiſſen! Er will mich nicht anerkennen. Ich habe ſehr thöricht gehandelt, in eine Familie zu heirathen, von der ich Niemand kenne, von der ich nicht weiß, ob ich ihr angenehm ſeyn würde. Sie nimmt mich nicht auf, und die meinige habe ich verlaſſen. Ich bin ſehr, ſehr unglücklich! Ich bin ſehr elend daran. Ohne Aeltern, Verwandte, Gemahl, in einem fremden

Lande! Es iſt ſchrecklich. Aber es geſchieht mir recht; ich habe es nicht beſſer verdient. Ohne Einwilligung der Aeltern, ja ohne dieſe nur einmal zu fragen, den wichtigſten Schritt zu thun, der über das Glück des ganzen Lebens entſcheidet, iſt höchſt unbeſonnen, höchſt ſtrafbar. Das kann keine Roſen bringen. Das fühle ich jetzt — leider zu ſpät, aber nur zu ſchmerzlich."

Es bemächtigte ſich ihrer eine große Angſt. Es war ihr unbeſchreiblich bange. Sie fand nirgends Ruhe. Sie ging von einem Zimmer in das andere. Sie kam in das Ankleidezimmer ihres Mannes. Alles lag ſehr unordentlich umher. Sie ſah aus dieſer Unordnung, die ihm ſonſt zuwider war, daß er ſich ſehr eilend reiſefertig gemacht habe. Sie wollte ein wenig aufräumen. Sie nahm das ſeidene Hauskleid des Barons, das über einen Seſſel geworfen war, und wollte es in den Kleiderkaſten hängen. Indem ſie es nahm, rauſchte ein Papier in der Schubtaſche, wo er gewöhnlich Briefe von Wichtigkeit, bis ſie beantwortet waren, über der Bruſt zu verwahren pflegte. Sie nahm das Papier heraus. Es war der Brief, den der Fremde gebracht und der Baron ſchnell in dieſe Taſche geſteckt hatte. Zitternd öffnete ſie den Brief und las mit Entſetzen:

„Liebſter Gemahl!" Das einzige Wort Gemahl traf ſie wie ein Donnerſchlag. Sie ſank faſt ohnmächtig in einen Armſeſſel. Sie erholte ſich etwas. Sie ſah nach der Unterſchrift und las: „Deine getreue Gemahlin Charlotte Clermont, geborne von Dürant.“

Die beſtürzte Adelheid war faſt des Todes. Sie durchlas den Brief öfter; ſie faßte nur einzelne Sätze, als:

„Was ich von Dir hören muß, iſt zu ſchrecklich, als daß ich es glauben könnte. Indeß vernahm ich zuverläſſig, Du habeſt Dich, während ich, Deine rechtmäßige Gemahlin, noch lebe, zum zweiten Mal verheirathet.“

„Ich kann es nicht glauben! Allein, daß Du mit einer — wie ſoll ich ſagen — Freundin, das Wort iſt zu gut, und ein anderes ſchäme ich mich zu gebrauchen — alſo daß Du mit einer Andern lebeſt, iſt eine ausgemachte Sache.“

„Oft war ich in Verſuchung, ſie in die unterſte Hölle zu verfluchen. Ich that es aber nicht; ich hielt mich noch zurück. Ja, wenn ſie mein Verhältniß, die heiligen Bande, die uns knüpfen, wüßte, dann wäre ſie allerdings verfluchenswerth. Aber wenn ſie Dich für frei hält, wenn ſie Dein Herz und Deine Hand hofft, oder zu beſitzen glaubt, dann iſt ſie höchſt, höchſt bedauernswerth, höchſt unglücklich. Ich bedauere die Unglückliche, die betrogen iſt, wie ich.“

„Ich weiß zwar wohl, ich bin Dir nicht mehr,

„was ich Dir vor drei Jahren geweſen. Zwei
„Wochenbette haben die Roſen meiner Wangen abgepflückt;
„allein gedenke Deiner zwei Kinder, die
„Dich Vater nennen. Könnteſt Du ſie einer fremden,
„unerlaubten Leidenſchaft aufopfern?“

„Ach Gott! die großen Summen Geldes, die
„von Dir im Auslande verſchwendet werden, entzieheſt
„Du Deinen Kindern. — Es iſt mir das
„Geringſte, daß ich bereits nicht mehr ſtandesgemäß
„leben kann; aber unſere Kinder jammern
„mich, daß ihnen Mangel und Armuth droht.
„Denn die Schulden, die Du gemacht haſt, überſteigen
„bereits den Werth unſerer Güter.“

„Dein Onkel, der Dir dieſe Zeilen überreicht,
„wird Dich, hoffe ich, in meine Arme zurückführen.
„Ich bat den rechtſchaffenen, aber ſehr hitzigen Mann,
„Dir wenigſtens kein Leid zuzufügen. Alles ſey
„vergeben und vergeſſen, wenn Du nur von Deiner
„Verirrung zurückkommſt, und wieder der Meinige
„wirſt.“

Dieſe und ähnliche Stellen erſchütterten die arme Adelheid. Jedes Wort war ihr gleichſam ein Dolchſtich. Es war ihr, als wankten die Grundfeſten der Berge umher. Sie ging mit matten Schritten zurück in ihr Zimmer. Sie warf ſich in einen Lehnſeſſel, den ſie mit Mühe erreichte, und ſaß lange wie leblos, unfähig zu denken, ſo da.

Es war Nacht geworden. Sie öffnete ein Fenſter, um friſche Luft zu ſchöpfen. Der Mond ſchien hell und freundlich, ſpiegelte ſich in dem ruhigen See und beleuchtete die Gebirge. Allein in ihrem Herzen tobte ein fürchterlicher Sturm. In ihr war alles Gefühl für die Schönheiten der Natur vernichtet. Die helle, ſtille Mondnacht war für ſie eine fürchterliche Schreckensnacht. Sie dachte nicht daran, ſich zur Ruhe zu begeben. — „Ach,“ ſeufzte ſie, „für mich iſt keine Ruhe mehr in der Welt.“

Endlich brach der Tag an: die Gipfel der Berge färbten ſich im Glanze der Morgenröthe, und ſtrahlten aus dem See zurück. Allein Adelheid ſeufzte: „O wenn es nur nicht mehr Tag würde! O möchten jene Berge über mich herfallen und mich und meine Schuld bedecken, möchten alle Wellen des See's über mich hingehen!“

Ihr Zuſtand war fürchterlich, unbeſchreiblich jammervoll. Sie ſank faſt ohnmächtig auf das Kanapee. Sie fühlte ſich ſo ſchwach, daß ſie ſtärkende Tropfen nehmen wollte. Sie ſchellte zwei-, dreimal vergebens. Weder die Kammerjungfer, noch ſonſt ein Menſch, kam. Sie fiel wirklich in Ohnmacht, und blieb, auf das Kanapee zurückgeſunken, ohne mehr etwas von ſich ſelbſt zu wiſſen, ſo liegen.

Sechstes Kapitel.

Eine Freundin in der Noth.

Nachdem Adelheid ſich aus ihrer Ohnmacht etwas erholt hatte, ſchellte ſie noch einmal, ſo ſtark ſie konnte. Da trat eine nach Schweizerart ländlich gekleidete Frau herein. Adelheid mußte jetzt mit Erſtaunen vernehmen: Das ſchöne Landgut gehöre keineswegs dem Herrn Baron, ſondern ſo, wie die ganze Hauseinrichtung — wie alle die ſchönen Gemälde, Spiegel, Uhren, auch Betten und Küchengeſchirre, kurz Alles — einem reichen Kaufmanne, der nur zu Zeiten hieher komme: der Baron habe hier, in dem obern Stocke nur zur Miethe gewohnt; ſie, die Frau und ihr Mann, die den untern Stock bewohnen, ſeyen bloß die Pachtleute des Landgutes, der Weinberge, Obſtgärten, Aecker und Wieſen umher: der Herr Baron habe ihnen ſtreng verboten, weder die obern Zimmer zu betreten, noch mit ſeinen Leuten Gemeinſchaft zu machen. Der vornehme Herr, der den Baron gleich einem Gefangenen fortgeführt, habe den Kammerdiener, die Köchin und Magd, auch die Kammerjungfer abgedankt, ausbezahlt und fortgejagt; ſeinen eigenen zwei Bedienten aber befohlen, die Kleider des Barons in deſſen Koffer zu packen und mitzunehmen. Einer der zwei Bedienten habe ihr die Schlüſſel zu den obern Zimmern übergeben.

Die ehrliche Schweizerin fing an zu weinen. „Ach, meine gute, liebe gnädige Frau,“ ſprach ſie, „ich habe wegen Ihnen heute Nacht und dieſen Morgen ſchon viele Zähren vergoſſen! O Du lieber Gott, ſo ſchön, ſo jung, und ſo unglücklich! Ach, es war doch grauſam, Sie ſo allein, ſo einſam, und ohne alle Bedienung in einem fremden Hauſe ſitzen zu laſſen. Ihr Herr Gemahl muß freilich irgend eine nicht kleine Uebelthat begangen haben; aber Sie — man ſieht es an ihrem frommen, unſchuldigen, redlichen Geſichte — wiſſen nicht einmal davon! Gott wolle ſich Ihrer erbarmen! Was aber ich für Sie thun kann, dazu bin ich von Herzen bereit. Sie haben vorher geſchellt. Was ſteht zu Ihrem Befehl?“

Adelheid ſprach: „Ich möchte — aber erſt hernach — bloß ein wenig Suppe. Für jetzt habe ich eine wichtigere Angelegenheit. Ich muß nothwendig mit dem geiſtlichen Herrn ſprechen, der meine Ehe eingeſegnet hat. Ich weiß leider ſeinen Namen nicht zu nennen. Euch wird er aber wohl bekannt ſeyn. Schickt doch zu ihm, und laßt ihm ſagen, daß ich ihn dringend bitte, mich auf eine Stunde zu beſuchen, indem ich mich bei ihm Raths erholen wolle.“

Die Schweizerin ſagte: „Ich und mein Mann haben den geiſtlichen Herrn, als er in ſeiner Kutſche daher gefahren kam, wohl geſehen. Der Kammerdiener, der herab kam, um ihn hinauf zu führen zum gnädigen Herrn, nannte ihn Herr Pfarrer; wie aber er und ſeine Pfarrei heißen, iſt uns gänzlich unbekannt.“

„Nun,“ ſprach Adelheid, „der Herr Marquis, der nur ein paar Stunden von hier wohnt, und bei meiner Vermählung Zeuge geweſen, weiß dieſes gewiß. Laßt euch bei ihm erkundigen.“

„Wohl,“ ſagte die Schweizerin, „mein Mann wird dieſes gerne thun.“ Sie ging, kam aber bald wieder, und brachte die Suppe. „Mein Mann,“ ſagte ſie, „iſt ſchon fort, und es wird nicht lange anſtehen, bis er mit ſichern Nachrichten zurück kommt, oder noch beſſer, den geiſtlichen Herrn mitbringt. Steht Ihnen ſonſt noch etwas zu Dienſten?“

Adelheid ſprach: „Ihr habt gewiß ein gutes Gebetbuch?“

„O ja,“ ſagte die Frau, „ein recht ſchönes: für alle Nöthen und Bedrängniſſe ſtehen gar anmuthige Gebete darin. Ich habe mich daran oft recht erquickt.“

„Nun,“ ſprach Adelheid, „ſo ſeyd ſo gut, und bringt es mir! Wegen meiner übereilten Reiſe hieher konnte ich meine Bücher nicht mitnehmen.“

Die Schweizerin brachte das Buch, und ſo oft ſie wieder herein kam, um zu ſehen, was die gnädige Frau mache, las dieſe mit naſſen Augen in dem Buche. Die Schweizerin bot ihr, ſo oft ſie wieder kam, allerlei gute Speiſen an. Adelheid wollte aber von Allem nichts. „Ich kann jetzt unmöglich eſſen,“ ſprach ſie. „Ach, wenn nur euer Mann bald zurück käme!“

Endlich kam der biedere Schweizer. „Nun,“ rief Adelheid, „was ſagte der hochwürdige Herr?“

„Der nichtswürdige Schurke!“ ſchrie der Schweizer höchſt aufgebracht, in ſeiner derben Art zu ſprechen; „Gott verdamme ihn in die unterſte Hölle. Er wird dem Galgen, oder wenigſtens dem Zuchthauſe ſicher nicht entrinnen. Doch ich will Alles der Ordnung nach erzählen. Ich kam an die Schloßpforte und trat in den Schloßhof. Ein Hausknecht ſagte mir, die gnädige Herrſchaft ſey eilig abgereiſt: von dem geiſtlichen Herrn, nach dem ich fragte, wußte er aber ganz und gar nichts. Ich ſah den Gärtner in dem Garten arbeiten, und dachte, der wird es mir beſſer ſagen können. Ich ging zu ihm hinein. Aber wir beide glotzten einander an, wie zwei Ochſen. Er ließ aus Schrecken die Schaufel fallen, und ich hatte gute Luſt, ihn bei den Haaren zu packen, und ihn mit meinem Knotenſtock tüchtig durchzuprügeln. Er war es, der ſich in einen Geiſtlichen verkleidet und für einen Herrn Pfarrer ausgegeben hatte. Ich ging in das Wirthshaus, und ließ mir einen Schoppen Wein einſchenken. Ich kenne den Wirth ſehr gut, und er hat mir ſchon manches Faß Wein, ſchon manchen Zentner Käſe und ſchon manches ſchöne Stück Schlachtvieh abgekauft. Ich fragte ihn vertraulich, was denn der Gärtner da drüben für ein Mann ſey.“

„Ein liederlicher Menſch,“ ſagte der Wirth, „und mich wundert nur, wie ſein gnädiger Herr in ſeinem Dienſte einen ſolchen Kerl dulden mag. In ſeiner Jugend hat er das Gärtnerhandwerk erlernt, das er wirklich ſehr gut verſteht. Er wußte ſich aber einen Meßnerdienſt zu erſchleichen, und machte alle Verrichtungen zur allgemeinen Zufriedenheit. Allein wegen Betrugs und Veruntreuungen wurde er mit Schmach davon gejagt. Jetzt dient er wieder als Gärtner. Er iſt ein Böſewicht, und zu jedem ſchlechten Streiche bietet er willig die Hände. So ſprach der Wirth,“ ſagte der Schweizer und ſchloß ſeine Erzählung mit den Worten: „Nur ein ſo gottloſer Spitzbube konnte ſich unterſtehen, ſich in einen Geiſtlichen zu verkleiden und frevelhafter Weiſe eine ſolche heilige Handlung vorzunehmen. Doch ſind die zwei gnädigen Herren, die ihn dazu verleiteten, noch viel ſtrafbarer, als er.“

Adelheid hatte ihm ſtillſchweigend und todtenblaß zugehört. „Ach,“ ſprach ſie, „ich bitte euch, verlaßt mich jetzt. Ich will, ich muß jetzt allein ſeyn. Nachher wollen wir mehr miteinander reden.“ Der Schweizer und die Schweizerin gingen.

Adelheid ſprach nach einer langen, furchtbaren Stille: „O welch ein Abgrund von Falſchheit und

Betrug! Ich bin betrogen — ſchrecklich — entſetzlich — ungeheuer — mehr als es die Sprache ausdrücken kann. Ich bin höchſt unglücklich. Doch, ſey's um mich. Aber du, meine liebe Mutter, und du, mein guter Vater, ach, daß ich Elende über euch beide einen ſolchen Jammer, eine ſolche Schmach bringe — das iſt mir noch das Schmerzlichſte! Ihr habt es um mich nicht verdient. O daß ich mich an euch, an die mich Gott und die Natur angewieſen haben, gehalten, und nicht, von Liebe verblendet, der Schlange geglaubt hätte! Denn das iſt der Mann, den ich für einen edlen Mann gehalten, und ihm ein größeres Vertrauen, als noch je einem Menſchen, geſchenkt habe. Nun iſt das Paradies für mich auf immer verloren — jenes Paradies der Unſchuld und Seligkeit, in dem ich im Hauſe meiner Aeltern und unter den Bäumen, die es umgeben, aufgewachſen bin! — Ach, verlaſſen, verrathen, verſtoßen von der ganzen Welt, weiß ich nicht mehr, was ich anfangen ſoll!"

Ueber eine Weile kam die gutherzige Schweizerin wieder herein. „Das Mitleid mit Ihnen läßt mir keine Ruhe," ſagte ſie. „Ich muß ſehen, wie es Ihnen gehe! Auch muß ich Ihnen doch ſagen, was mir einfiel. Sie haben wohl ſchon von dem berühmten, uralten Gotteshauſe Maria Einſiedeln gehört. Da Sie über Ihre Heirath in Ihrem Gewiſſen doch unruhig ſind — wie wäre es, wenn

Sie dahin gingen? Es gibt dort recht gute, recht fromme, einſichtsvolle Beichtväter. Ich rathe Ihnen, dahin zu gehen, und es wird Sie gewiß nicht reuen, meinen Rath befolgt zu haben. Viele Menſchen, die ein unruhiges Gewiſſen oder ſonſt ein ſchweres Seelenleiden hatten, — haben dort Troſt und die Ruhe des Herzens gefunden. Man ſagt, daß dort ſchon viele Gebete erhört wurden, viele Wunder geſchehen ſeyen. Die größten Wunder, die dort geſchehen, ſind aber die innerlichen Wunder der Bekehrung, der Beſſerung, der Beruhigung, welche in dem Herzen manches Sünders, manches Bedrängten vorgegangen ſind."

„Der Rath iſt gut!" ſprach Adelheid, „aber wie komme ich dahin? Ich habe mich ohne Begleitung nicht über eine Viertelſtunde weit vom väterlichen Hauſe entfernt; auch ſo lange ich bei meiner Tante wohnte, bin ich nie allein ausgegangen."

„Ich würde Sie begleiten," ſagte die Frau; „allein ich darf meine Kinder nicht ſo lange ohne Aufſicht laſſen. Freilich ſcheint es mir unklug, ein ſo ſchönes Fräulein ſo allein über Feld gehen zu laſſen; wenn Sie aber einen Pilgerſtab, den ich Ihnen geben kann, in die Hand nehmen, ſo wird Jedermann Ihnen, als einer Wallfahrterin, mit frommer Achtung begegnen. Auch werden Sie von hier nach Einſiedeln nicht mehr als zwei bis drei Stunden zu gehen haben."

„Nicht weiter?“ ſprach Adelheid, „ſo will ich auf der Stelle gehen. Mein Herz ſchmachtet nach Troſt.“

„Nun wohl,“ ſagte die Frau, „das freut mich! Aber Mittag iſt bereits vorbei. Sie haben heute noch nichts genoſſen, als ein Paar Löffel voll Suppe. Ich will, ehe Sie gehen, Ihnen noch etwas zu eſſen bereiten: Sie möchten ſonſt auf dem Wege erliegen. Ach Du mein Gott! Sie ſehen ja von Schrecken, Angſt und Kummer ſo blaß aus, als wären Sie erſt von einer ſchweren Krankheit aufgeſtanden. Sie müſſen ſich nothwendig mit etwas Speiſe ſtärken. Haben Sie nur eine kleine Geduld; ich bin gleich wieder da.“

Adelheid ſprach: „Um Euch Mühe zu erſparen, will ich drunten eſſen. Geht nur einſtweilen hinab; ich werde euch gleich folgen.“

Die Schweizerin ging. Adelheid wollte von Allem, was ihr der Baron geſchenkt hatte, nichts behalten. Sie legte das ſchöne Kleid, das ſie anhatte, ab, und zog ihr altes Hauskleid an, in dem ſie hieher gekommen war, nahm ihren alten Mantel um, hängte den Hut an den Arm, ging hinab und trat in die ländliche, nach Schweizerart ſehr reinliche, wohl und bequem eingerichtete Stube.

Es freute ſie, wieder einmal Gemälde aus der heiligen Geſchichte zu erblicken, die ſie mit Andacht betrachtete, wiewohl ſie nicht ſonderlich gut gemalt und nur in braune hölzerne Rahmen gefaßt waren. Sie ſetzte ſich an das Tiſchchen, das für ſie allein ſehr reinlich gedeckt war.

An der Wand, ihr gegenüber, hingen zwei alte Gemälde aus der Schweizergeſchichte, und unter jedem ſtand ein Reim.

Auf dem einen Bilde war Wilhelm Tell abgebildet, der ſeinem kleinen Sohne auf den Befehl des grauſamen Landvogts den Apfel vom Kopfe ſchoß, und ſo die Veranlaſſung gab, daß die Schweiz von den ungerechten Bedrückungen der Landvögte und von unverſchuldetem Elend befreit wurde. Unter dem Bilde ſtand der Reim:

Ein Apfel hat die Welt
um's Paradies gebracht,
Ein Apfel hat die Schweiz
zum Paradies gemacht.

„O ja wohl," ſeufzte Adelheid, „wie durch den Ungehorſam der erſten Menſchen das Paradies verloren ging, ſo habe auch ich das Paradies der Unſchuld, das in meinem väterlichen Hauſe mich erfreute, verloren. — Das ſchöne Schweizerland mag wohl ein Paradies ſeyn, aber nur für ſchuldloſe Herzen."

Auf dem andern Bilde war der fromme Einſiedler Niklas von der Flüe abgebildet, der die entzweiten Schweizer zur Eintracht ermahnte und ſie glücklich wieder vereinigte. Unter dieſem Bilde ſtand der Reim:

Des frommen Niklas Wort
half mehr als Tellen's Pfeil:
„Seyd, liebe Schweizer, Eins —
ſonſt iſt für euch kein Heil.“

„Ja,“ ſprach Adelheid, „Eins zu ſeyn mit Gott, gegen Den ich geſündigt habe, Eins zu ſeyn mit meinen geliebten Aeltern, von denen ich mich getrennt habe, das wünſcht mein Herz, darnach verlang' ich. O barmherziger Gott, vereinige mich wieder mit Dir! Laß mich mit meinen geliebten Aeltern wieder vereinigt werden!“

Die Schweizerin brachte jetzt Suppe, Eierſpeiſen, Butter und Brod, auch etwas Käſe, und ſchenkte ein Gläschen Wein ein. „Nun eſſen Sie, trinken Sie,“ ſprach ſie: „denn Sie brauchen Stärkung.“

Zwei Kinderchen der Schweizerin waren mit ihrer Mutter in die Stube gekommen. „Sey nicht ſo traurig,“ ſagte der Knabe zu Adelheid, „du biſt ja eine gnädige Frau!“ Das Mädchen ſagte: „Sey luſtig, du kriegſt ja jetzt genug zu eſſen.“

Adelheid ſprach: „O wie unſchuldig dieſe Kinder ausſehen! Wie fröhlich ſie ſind! Gott wolle ſie bewahren; Er wolle geben, daß ſie nicht einmal in einen ſolchen Jammer gerathen, wie ich!“

„Ja,“ ſagte die Mutter mit Thränen in den Augen, „das gebe Gott! um das will ich Ihn täglich bitten!“

Während Adelheid, ſchon jetzt etwas ruhiger und getroſter, aß und trank, beſchrieb die gute Frau ihr genau den Weg nach Einſiedeln, damit ſie ihn ja nicht verfehlen könne. Mit einer Art von Begeiſterung erzählte die fromme Schweizerin von dem großen, prachtvollen Gotteshauſe, dieſem bewundernswerthen Tempel zu Einſiedeln, und von der kleinen Kapelle, die ſich darin befinde, und in der noch das Marienbild aufbewahrt und verehrt werde, das ſchon der heilige Einſiedler Meinrad, dem die ganze Abtei ihr Entſtehen danke, in ſeiner Zelle gehabt habe.

„Nun merken Sie weiter,“ ſagte ſie; „aus der großen Kirche kommt man ſeitwärts in eine kleinere, jedoch ziemlich große Kirche mit vielen Beichtſtühlen. Da nicht nur aus der Schweiz und aus Deutſchland, ſondern auch aus Frankreich und Italien viele Andächtige nach Einſiedeln kommen, ſo ſteht an jedem Beichtſtuhle geſchrieben, in welcher Sprache da Beicht gehört werde. — Es wird aber ſpät werden, bis Sie ihre Andacht entrichtet haben, und Sie müſſen daher in dem anſehnlichen Marktflecken Einſiedeln übernachten. In jedem Hauſe werden jedoch dort Pilger und Wallfahrter beherbergt, und faſt jedes Haus hat deßhalb einen Schild. In einem Hauſe aber, das faſt von allen der Kirche am nächſten liegt — ſie nannte deſſen Schild — werden Sie am beſten aufgehoben ſeyn. Die Hausfrau iſt meine Jugendfreundin, eine ſehr fromme, rechtſchaffene Frau: ſie wird ſich freuen, wenn Sie ihr einen Gruß von mir, ihrer Freundin Verene, bringen. Und dann noch Eins! Es verſteht ſich, daß Sie morgen wieder hieher zu mir zurückkommen. Da Ihre Aeltern, ſo viel ich aus Ihrem Geſpräche abnahm, wohl fünfzig Meilen weit von hier wohnen, ſo wiſſen Sie doch nicht gleich wohin. Ich habe ein recht hübſches Stübchen; das will ich Ihnen einräumen. Da können Sie bleiben, ſo lang Sie wollen, je länger, je lieber. Und nun gehen Sie mit Gott.“

Die zwei Kinderchen der Schweizerin ſagten: „Du, gnädige Frau, bring uns fein von Einſiedlen etwas Schönes und Gutes mit.“

Adelheid warf ihren grauen Atlaßmantel wieder um, ſetzte ihren Sammethut mit dem verblichenen Bande auf, nahm den Pilgerſtab und Roſenkranz in die Hand, und ein kleines Bündelein, in das ſie Gebetbuch, etwas friſches Leinenzeug und einige Kleinigkeiten gepackt hatte, unter den Arm, und machte ſich auf den Weg. Die Frau begleitete ſie eine Strecke weit, und ſagte ihr mehrmal Lebewohl. „Beten Sie auch für mich!“ rief ſie ihr noch nach, und die Kinder riefen wiederholt: „Bring uns fein etwas mit!“

Siebentes Kapitel.

Die Wallfahrt.

Adelheit hatte auf dem ganzen Wege ihr Gemüth zu Gott erhoben. „O Du barmherziger Gott!“ betete ſie, „zu Dir nehme ich meine Zuflucht! Laß mich Vergebung meiner großen Sünde finden. Und Du, Sohn Gottes, mein göttlicher Heiland, Du ewig guter Hirt! nimm mich, Dein armes verlornes Schäflein wieder zu Gnaden auf. Laß mich aus dem Munde Deines Dieners die Worte hören: Tochter, deine Sünden ſind dir vergeben; geh' hin im Frieden.“

Sie war ganz in Andacht vertieft; ſie achtete nicht darauf, daß ihre dünnen, ſeidenen Schuhe von den ſcharfen Kieſeln der rauhen Wege faſt zerriſſen, und ihre Füße wund wurden. Auf dem ganzen Wege begegnete ihr Niemand, als hie und da ein kleiner Zug Wallfahrter, die laut beteten. Sie wurde von Allen, da ſie in ihr auch eine Wallfahrterin erkannten, freundlich gegrüßt, und grüßte ſie wieder.

Auf einmal hörte ſie, ehe ſie noch die Kirche ſah, den tiefen, mächtigen Ton einer großen Glocke, dergleichen ſie in der Reſidenz nicht gehört hatte. Sie ging eiliger. Jetzt erblickte ſie die zwei hohen Kirchthürme. Sie kam in den Flecken und wollte ſich, ehe ſie in die Kirche ging, eine Nachtherberge ſichern. Sie trat in das bezeichnete Haus. Die Hausfrau grüßte ſie, als ſie den Gruß von Verene vernahm, höchſt freundlich und zeigte ihr ein kleines, artiges Stübchen, wo ſie übernachten könne. Adelheid eilte aber ſo ſehr in die Kirche, daß ſie vergaß, ihren Reiſeſtab und ihr Bündelein abzulegen.

Als ſie der Kirche ſich näherte, vernahm ſie feierliche Orgeltöne und einen herzerhebenden Choral; denn es wurde eben die Veſper geſungen. Mit heiliger Ehrfurcht trat ſie in den herrlichen Tempel; das hohe Gewölbe, die ſchönen Gemälde, die vielen Altäre, die Säulen, Gold und Marmor übertrafen alle ihre Erwartung. Es war ihr aber jetzt nicht darum zu thun, dieſes Alles näher zu betrachten. Auch bei der kleinen Kapelle mit dem Marienbilde, die ſich in der großen Kirche befindet, und um die eben jetzt viele Betende verſammelt waren, hielt ſie ſich nicht auf. Sie begab ſich unverzüglich in die Nebenkirche, die für Beichtende beſtimmt iſt.

Hier wurde Adelheidens Herz auf eine andere Art ergriffen. In dem Altarblatte erblickte ſie die reuige Magdalena, mit einer ſolchen Kunſt und Wahrheit gemalt, daß es Adelheiden war, als ſchwebe ihr die Heilige ſelbſt vor Augen. Sie betrachtete die edle kniende Geſtalt, die rothgeweinten Augen, die gefalteten Hände, den Ausdruck von Schmerz, Reue und Vertrauen in den zum Himmel gerichteten Augen, und ihr ſelbſt drangen die Thränen in die Augen; ſie faltete die Hände, fiel auf ihre Knie nieder und ſagte bei ſich ſelbſt: „O göttlicher Heiland, bei Dir hat Magdalena Verzeihung ihrer vielen Sünden gefunden. O welch ein Troſt, daß Du die Sünder aufnimmſt! Ich habe geſündigt, wie Magdalena. Wie ſie komme ich zu Dir! Wie ſie möchte ich meine Sünden bereuen! Und wie ſie aus einer Sünderin eine Heilige werden. O hilf mir Du dazu!“

Sie beichtete hierauf; ſie fand großen Troſt und große Beruhigung. Sie kniete auf's Neue vor dem Altare nieder; ſie blieb, da faſt alle andächtige Pilger ſich nach und nach entfernten, auf dem Steinpflaſter knien. „O Gott!“ betete ſie, „ich glaube nun, mit Dir ausgeſöhnt zu ſeyn. Ja, Du haſt mir, ich zweifle nicht, meine Sünden verziehen. Gieb nun, daß meine Aeltern mir auch verzeihen, und mich als eine reuige Tochter wieder aufnehmen mögen.“

Während Adelheid mit ihrer Andacht beſchäftigt war, kamen ihre Aeltern, ohne etwas von ihr zu wiſſen, auf einer Schweizerreiſe nach Einſiedeln. Nachdem beide den großen herrlichen Tempel bewundert und dort gebetet hatten, wollten ſie nun die kleinere, daran gebaute Kirche auch noch ſehen; ſie gingen hinein und blieben einige Schritte vom Eingange ſtehen.

„Gott im Himmel,“ ſprach die Mutter leiſe zum Vater, „ſieh, dort kniet unſere Adelheid.“

„Was fällt dir ein!“ ſprach der Vater, „die mütterliche Liebe macht, daß du dir dieſes nur ſo einbildeſt. Unſere unglückliche Tochter iſt ja leider nach Frankreich entflohen!“

„Nein, nein,“ ſagte die Mutter, „ſie iſt es wirklich. Ich kenne ja den braunen Hut, mit dem verblichenen grünen Bande, und den aſchgrauen Mantel. Sieh nur, der Mantel, den ſie ein wenig zurückgeſchlagen hat, iſt es gewiß: er iſt mit dem mir wohlbekannten blaßrothen Taffet gefüttert. Ach Gott, es muß ihr recht hart gehen: ſie hat nicht einmal ganze Schuhe. Und ſieh, ein Stab und ein kleines Bündelchen liegen neben ihr. — Doch, ich will mich vollkommen überzeugen, daß ſie es ſey.“

Sie ging, als wollte ſie nur die Altäre beſehen, näher zu ihr hin, und blieb ſeitwärts, in einer kleinen Entfernung von ihr ſtehen. Sie konnte ihr, wegen des Hutes, nicht in das Geſicht ſehen, hörte ſie aber ſeufzen, und ſah, daß ſie weinte, indem ihre Thränen auf das Steinpflaſter, auf dem ſie kniete, herabtröpfelten und es benetzten.

Adelheid war ſo in Andacht und Wehmuth verſunken, daß ſie gar nichts davon merkte, ſie werde beobachtet. Jetzt ſah ſie auf einmal ſchmerzlich ſeufzend zum Himmel. Dieſer Blick drang der Mutter in's Herz, ſie brach über das bleiche, mit Thränen benetzte Angeſicht der noch immer geliebten Tochter auch in Thränen aus. Sie ging wieder zum Vater hin und ſagte: „Sie iſt's! Komm, wir wollen zu ihr hingehen, ihr verzeihen und ſie mit uns nach Hauſe nehmen.“

Der Vater ſprach: „Ich bin in dieſem Augenblicke zu erſchüttert, als daß ich ruhig mit ihr reden könnte. Sie hat eine zu große Schmach über uns gebracht, als daß ich ihr ſo leicht verzeihen könnte. Ich will ſichere, unwiderlegbare Beweiſe ſehen, daß ſie ihren Fehler aufrichtig bereue, ihren Sinn geändert und ſich wahrhaft gebeſſert habe.“

„Ach,“ ſagte die Mutter, „wenn du ihren Blick zum Himmel, ihr bleiches, mit Thränen benetztes Angeſicht geſehen hätteſt, du könnteſt an der Aufrichtigkeit ihrer Reue unmöglich zweifeln.“

„Nun wohl,“ ſprach der Vater, „ſo gehe zu ihr hin, rede mit ihr, und nimm ſie mit dir auf unſer Zimmer im Gaſthauſe. Dort will ich ſie erwarten.“

Achtes Kapitel.

Die Mutter.

Die Mutter trat wieder zu der Tochter hin. Die arme Adelheid ſeufzte eben: „O Gott, jetzt will ich mich aufmachen, und zu meinen geliebten Aeltern zurückkehren. O gieb Du, daß ſie mich nicht verſtoßen.“

Indem ſie ſo betete, wurde ſie von einer zarten, weißen Hand, die mit einem einfachen goldenen Ringe geziert war, ſanft beim Arme gefaßt, und eine leiſe Stimme ſagte: „Adelheid!“

Sie blickte auf, rief „Mutter!“ ſtreckte beide Arme nach ihr aus, und wäre umgeſunken, wenn die Mutter ſie nicht umfaßt und in den mütterlichen Armen gehalten hätte. Adelheid blieb lange ohnmächtig; endlich kam ſie wieder zu ſich. Sie ſah ihrer Mutter in's Geſicht, das von der innigſten Liebe zeigte, ſah ihre Thränen und vernahm ihre liebevollen Worte: „Liebes Kind, ſey getroſt. Du biſt ja in den Armen deiner Mutter; nun ſoll uns nichts mehr trennen.“

„O Mutter, liebſte Mutter,“ ſprach Adelheid, „o wie gut, — wie gut ſind Sie! O ich möchte vor Reue jetzt gleich in Ihren Armen ſterben! O wie ſchrecklich habe ich geſündigt, ein ſolches Mutterherz zu betrüben. Können Sie mir verzeihen?“

„Liebſte Adelheid,“ ſprach die Mutter, „hier vor dem Altare, vor Gottes Angeſicht bezeuge ich dir, daß ich dir von ganzem Herzen verzeihe. Gott verzeiht ja auch, wie ſollten wir Menſchen einander nicht verzeihen! Er hat der reumüthigen Magdalena ihre großen Sünden vergeben, wie ſollte ich meiner reuigen, ſchrecklich betrogenen Tochter nicht vergeben?“

Adelheid ſprach: „Es iſt eine wunderbare Fügung Gottes, daß Sie hieher gekommen. Er hat Sie, gerade jetzt in meinem größten Jammer, mir zu

Hülfe geſchickt. Aber was macht mein Vater? Wird er mir je verzeihen!“

„Ich hoffe,“ ſprach die Mutter, „er werde dir verzeihen, wie ich dir verziehen habe. Er iſt auch hier. Komm, ich führe dich jetzt zu ihm.“

Adelheid erſchrack heftig, daß ſie vor dem Angeſichte des ernſten Vaters erſcheinen ſollte; ſie zitterte und bebte ſichtbar, und wäre wieder umgeſunken, wenn die Mutter ſie nicht aufrecht erhalten hätte.

Einige Leute kamen herbei, und fragten: „Iſt es dem Fräulein wieder übel geworden? Können wir womit helfen?“

„Es iſt ſchon wieder beſſer,“ ſagte die Mutter. „Ich danke euch für euren guten Willen. Aber laßt uns nur gehen. Ich will ſie jetzt aus der Kirche in die friſche Luft führen.“

Als beide aus der Kirche heraus traten, ſah die Mutter wohl, daß Adelheid das Gehen nicht vermöge. Die Schrecken des vorigen Abends, die ſchlafloſe, angſtvolle Nacht, der Kummer und die tiefe Betrübniß des heutigen Tages, die ihr ungewohnte Fußreiſe hieher, der plötzliche, ihr ganz unerwartete Anblick ihrer Mutter hatten ſie ganz erſchöpft. Dazu kam noch der Gedanke, jetzt vor ihrem ſo ſchrecklich beleidigten Vater erſcheinen zu müſſen.

Die Mutter ſprach: „Zu dem Gaſthofe iſt es ziemlich weit. Du vermagſt nicht dahin zu gehen. Was fangen wir doch an?“

Adelheid ſagte: „Ich habe mir dort in dem kleinen Hauſe, wohin es gar nicht weit iſt, eine Wohnung beſtellt.“

„Das iſt ſehr gut,“ ſagte die Mutter, „dahin wollen wir gehen, und da bleiben, bis du dich erholt haſt.“

Sie traten in das kleine Stübchen. Die Wände und die Stubendecke waren, ſowie der Stubenboden, von Tannenholz: ebenſo der kleine Tiſch und die zwei Stühle. Alles, beſonders das niedrige Bett, das beinahe die Hälfte der engen Wohnung einnahm, war höchſt reinlich. An den Wänden erblickte man nichts, als das Bildniß des Gekreuzigten, und einen kleinen Spiegel, den man mit der flachen Hand hätte bedecken können.

Die Mutter führte Adelheid auf einen der zwei Stühle, und ſetzte ſich auf den andern. Nachdem Adelheid ſich etwas erholt hatte, erzählte ſie aufrichtig die Geſchichte ihrer Entführung.

„Ach, erſt jetzt,“ ſagte ſie, „ſehe ich ein, was für heilloſe Künſte der falſche Mann angewendet hat, mich zu betrügen; früherhin war ich wie blind! Das Schrecklichſte aber für mich war, zu vernehmen, daß der Baron ſchon verheirathet iſt, und die Vermählung mit mir nichts, als Trug und Täuſchung war. Ach, dieſer Mann, in den ich ein ſo unbegränztes Vertrauen geſetzt habe, hat mich unausſprechlich unglücklich gemacht! So groß meine Liebe zu ihm geweſen, ſo groß wurde mein Haß. Doch, Gott wolle ihm vergeben; ich kann es noch nicht von ganzem Herzen! — O Mutter, liebſte Mutter! Ach, daß Sie damals, als ich die erſte Neigung zu dieſem Manne empfand, der unter einem ſo angenehmen Aeußern ein ſo ſchwarzes Herz verbirgt, bei mir geweſen wären! O gewiß! ich hätte Ihnen dieſe entſtehende Neigung mit kindlichem Vertrauen entdeckt. Denn ich wußte ja, daß Sie mich liebten, und nie etwas Anderes wollten, als mein Glück. Sie hätten mich gewarnt, und ſo wäre ich vor dieſem Unglücke, dem ſchrecklichſten, das mir begegnen konnte, bewahrt geblieben! Meine Unerfahrenheit, meine thörichte Neigung, die auch meinen Verſtand blind machte, hatte ſo traurige Folgen für mich!“

„So iſt es,“ ſprach die Mutter: „die Leidenſchaft trügt und macht unglücklich. Ein junges, unerfahrenes Herz bedarf guten Rath, ſonſt muß es die unüberlegte Wahl der verblendeten Augen ſchrecklich büßen. Es iſt daher höchſt nothwendig, daß junge Leute, die ſich verheirathen wollen, bevor ſie ſich in eine Bekanntſchaft einlaſſen, ihre Aeltern oder auch andere einſichtsvolle, gutgeſinnte Leute um Rath fragen.“

Adelheid hätte nun doch gerne gewußt, wie es möglich war, daß gerade in der Stunde, als ſie dort vor dem Altare kniete, die Mutter, die wohl fünfzig Meilen weit von ihr entfernt wohnte, hieher kam, und ſo ganz und gar unerwartet zu ihr trat, um ſie ſo liebevoll zu tröſten.

Die Mutter erzählte, daß der Vater aus Betrübniß über das Unglück ſeiner geliebten Tochter krank geworden; daß die Krankheit wegen ſeines beſtändig nagenden Kummers, den keine Arznei lindern konnte, langwierig wurde; daß der Arzt endlich verſicherte, die Krankheit ſey zwar gehoben, allein zur gänzlichen Erholung und Wiederherſtellung des theuern Kranken wiſſe er kein beſſeres Mittel — als eine Reiſe.

„Der Vater,“ erzählte die Mutter weiter, „immer noch traurig und niedergeſchlagen, zeigte wenig Luſt dazu. Ich drang aber in ihn, den guten Rath des weiſen Arztes zu befolgen. Der Vater hatte ſchon in ſeiner Jugend eine Reiſe in die Schweiz gemacht, und, wie du weißt, uns oft von den herrlichen Bergen und Thälern, von ſo manchem ſchönen See, und von dem biedern Schweizervolke erzählt. Ich redete ihm zu, dieſe Reiſe zu wiederholen, und erbot mich, ihn zu begleiten. Denn wie hätte ich ihn können allein reiſen laſſen! Auch ich freute mich darauf, zu meiner eigenen Erheiterung, deren auch ich ſehr bedurfte, die geprieſenen Berge und Thäler der Schweiz zu ſehen; noch mehr aber verlangte mich, den berühmten Wallfahrtsort, von dem ich ſchon ſo viel Rühmliches gehört hatte, und den ich ſchon längſt gerne geſehen hätte, zu beſuchen. Und ſo geſchah es denn, daß ich und der Vater nach Einſiedeln kamen, und daß ich — glücklicher Weiſe, oder vielmehr durch Gottes Fügung — eben da du die mütterliche Hülfe am nöthigſten hatteſt, dort vor dem Altare dich wieder gefunden habe.“

Neuntes Kapitel.

Der Vater.

„Doch, jetzt komm,“ ſprach die Mutter, „der Vater wartet auf uns.“

Adelheid ſtand auf, und ſeufzte: „Ach, wie iſt es mir ſo bange, vor den ehrwürdigen Vater zu treten, über den ich einen ſo unermeßlichen Jammer gebracht habe! Mir iſt es, wie einer Uebelthäterin — die vor ihren erzürnten Richter treten ſoll.“

„Komm, komm,“ ſprach die Mutter, „und faſſe Muth. Ich verſichere dich, der Vater liebt dich ſo innig, als ich dich liebe. Er hat ſich zwar immer ernſt gegen dich betragen, ſtreng auf Gehorſam gehalten, und die zärtliche Liebe, die er für dich hatte, nie ganz geäußert. Er hatte den Grundſatz: „Man muß es die Kinder nicht merken laſſen, wie ſehr man ſie liebe.“ — „Furcht,“ ſagte er, „iſt den Kindern Anfangs, und bevor ſie aus dem Rohen gearbeitet ſind, unumgänglich nothwendig;

die Liebe zu den Aeltern bleibt dann nicht aus. Ich habe auch immer gefunden, daß Kinder, die in ſteter Ehrfurcht gegen die Aeltern erzogen worden, ihre Aeltern mehr liebten, als jene Kinder, die man mit zu großer Zärtlichkeit behandelte, ihnen in Allem nachgab, und jeden ihrer kindiſchen Wünſche erfüllte. Alſo zuerſt Furcht, und erſt alsdann Liebe. Gott macht es mit uns Menſchen ja auch ſo. Furcht Gottes — Ehrfurcht vor Gott — iſt der Anfang der Weisheit; ihre Krone aber iſt die Liebe.“ — So ſprach der Vater. Nochmal, ich verſichere dich, du wirſt einen liebevollen Vater an ihm finden.“

Als beide zur Thüre hinaus gehen wollten, trat der Vater herein. Es war ihm zu lange geworden, auf Mutter und Tochter zu warten. Er hatte ſie aufgeſucht, und wurde in dieſes Haus gewieſen. Adelheid fiel ihm zu Füßen, umfaßte ſeine Knie, und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Vater, ich habe geſündigt vor dem Himmel und vor dir: ich bin nicht mehr werth, deine Tochter zu heißen!“

Der Vater hob ſie liebreich auf, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſprach: „Ich bin von deiner Reue überzeugt! Ich kann nun auch ſagen: Dieſe meine Tochter war für mich todt, und lebt nun wieder; ſie war verloren, und iſt nun wieder gefunden.“

Beide Aeltern begaben ſich nun mit ihrer wiedergefundenen Tochter aus dem zu engen Stübchen in das geräumige Zimmer, das ſie in dem Gaſthofe gemiethet hatten. Hier erzählte die Mutter dem Vater ausführlich, was ſie eben jetzt aus dem Munde der Tochter vernommen hatte: wie liſtig das arme Kind von ihrem Verführer überraſcht und zu dem unglücklichen, beklagenswerthen Schritte, mit ihm zu entfliehen, verleitet worden.

Der Vater ſagte am Ende der Erzählung: „Nun wollen wir die Geſchichte beſchließen, wie es in dem Evangelium heißt, und für ein neues Kleid, neue Schuhe, und einen Ring an den Finger ſorgen.“ Denn er ſah, daß ſie nur ein abgetragenes, all tägliches Hauskleid anhatte, daß ihre Schuhe zerriſſen waren, und daß ſie den angeblichen Brautring, der nur traurige Erinnerungen in ihr erweckt hätte, weggelegt habe.

„Auch eine Freudenmahlzeit wollen wir veranſtalten,“ ſprach der Vater. Es ſpeisten dabei zwar nur Vater, Mutter und Tochter auf dem Zimmer, das ſie im Gaſthofe bewohnten. Adelheid aber fühlte ſich unausſprechlich ſelig, nun mit Gott und ihren geliebten Aeltern ausgeſöhnt zu ſeyn. „O,“ ſagte ſie, „was liegt doch bei allem Schmerz für eine Seligkeit in der Reue!“

„Und im Verzeihen,“ ſprach der Vater. „Gott iſt wohl auch deßhalb der Seligſte, weil Er ſo viel verzeiht.“ —

Am folgenden Morgen, als die Glocken zur Kirche riefen, begaben Vater und Mutter, ihre Tochter in ihrer Mitte, ſich in den majeſtätiſchen Tempel, dem barmherzigen Gott für Seine gnädige Leitung zu danken. Die Aeltern dankten während des Hochamtes — es wurde eben das Feſt Mariä Himmelfahrt gefeiert — daß Gott ſie die verlorne Tochter wieder habe finden laſſen. Adelheid zerfloß in Thränen des Dankes, daß Gott ihr eine ſo große Barmherzigkeit erzeigt habe.

Nach dem Gottesdienſte kehrten die Aeltern mit der geliebten Tochter in den Gaſthof zurück, nahmen ein Frühſtück, und beſchloſſen während deſſelben, hier noch einige Tage zu bleiben, bis Adelheid ſich von ihren Leiden erholt hätte, auch eine beſſere Kleidung für ſie verfertigt werden konnte.

„Ach, welcher ſeligen Tage erfreue ich mich hier!“ ſprach Adelheid mehrmal. „Im Hauſe der Tante hatte ich, bei allen den geräuſchvollen Ergötzungen, bei allen den prächtigen Mahlzeiten, bei Muſik und Tanz nie eine ſo innig frohe Stunde; und in dem Hauſe des Barons, ſo ſehr er ſich bemühte, mit Schmeicheleien, Luſtbarkeiten, Luſtfahrten auf dem See, mich zu unterhalten, lag mir immer ein ſchwerer Stein auf dem Herzen.“

Adelheid erholte ſich ſichtbar; ihre Blicke waren wieder heiter, und auf ihren blaſſen Wangen zeigte ſich wieder ein ſanftes Roth. Auch beide Aeltern lebten neu auf. Da ſprach der Vater: „So viel Schönes und Erfreuliches die Schweiz hat, ſo kann ich doch nirgends mehr eine größere Freude finden, als mir bereits zu Theil geworden, indem ich meine geliebte Tochter wieder gefunden habe. Wir wollen wieder nach Hauſe.“

„O nicht mehr nach Hauſe,“ ſagte Adelheid: „den Spott, der meiner dort wartet, könnte ich, wiewohl ich ihn verdient habe, nicht ertragen; auch das Mitleid mancher guten Menſchen würde mir wehe thun. O nicht nach Hauſe!“

Die Mutter ſprach: „Ja ſo, du weißt es noch nicht, daß wir nicht mehr in unſerm angenehmen Schloſſe wohnen. Wir haben uns in ein abgelegenes, aber ſehr hübſches Haus im Walde zurückgezogen. Wir leben da ſehr einſam, machen keine Beſuche, und erhalten auch wenige. Es wird dir aber da gewiß gefallen.“

Ehe Adelheid mit ihren Aeltern nach Deutſchland zurück reiſte, ſprach ſie zu ihrer Mutter: „Ich habe noch eine kleine Angelegenheit zu beſorgen. Ich empfinde gegen jene brave Schweizerin, die mir den Rath gegeben, nach Einſiedeln zu gehen, den innigſten Dank! Ihr habe ich es, nächſt Gott, zu danken, daß meine lieben Aeltern mich hier wieder gefunden haben. Sie hat, als ich mich von aller Welt verlaſſen ſah, ſich meiner voll des herzlichſten Mitleids angenommen. Sie hat mich nicht nur mit Speis und Trank erquickt; ſie wußte mich auch auf das liebreichſte zu tröſten. Eine Mutter hätte nicht zärtlicher für mich beſorgt ſeyn können. O, ich habe es da recht erfahren, wie wohl es thut, wenn man im äußerſten Elende und unter lauter fremden Menſchen ein ſo liebevolles Herz findet! Ich habe ihr verſprochen, wieder zu ihr zu kommen, und ſo lange, bis ich zu meinen Aeltern zurückkehren könne, bei ihr zu wohnen. Ich würde gern noch einmal ſie beſuchen, aber ich entſetze mich davor, jenes Haus des Unglücks noch einmal zu betreten. Ich werde ihr daher ſchreiben, und ihr aus Dankbarkeit einige Geſchenke ſchicken."

Sie ging mit ihrer Mutter in einen Kaufladen, und kaufte für die menſchenfreundliche Schweizerin und deren Kinder ſchöne und dauerhafte Zeuge zu Kleidern: auch vergaß ſie nicht, noch beſonders für die Kinder allerlei Spielſachen und einige Zuckerwaaren einzukaufen. In dem Briefchen ſagte ſie, vor Allem müſſe ſie ihrer Wohlthäterin, die an ihrem Schickſale ſo vielen Antheil nehme, die Freudennachricht melden, daß ſie hier in Einſiedeln ihre geliebten und liebevollen Aeltern gefunden habe; dieſen Zeilen lege ſie einen kleinen Beweis ihrer Erkenntlichkeit bei. Sie packte Alles zuſammen, trug den Pack in das Haus, in dem ſie zuerſt Herberge genommen hatte, und bat die Hausfrau, ſie wolle den Brief nebſt beiliegendem Packete ihrer Freundin

Verena überſchicken. Die Frau hatte eine große Freude, und verſicherte, ſogleich morgen in aller Frühe wolle ſie ihrer geliebten Freundin Alles ſelbſt überbringen. Auch dieſer Frau machte Adelheid noch ein anſehnliches Geſchenk.

Nachdem dieſe kleinen Geſchäfte beſorgt waren, ſetzten Vater und Mutter ſich mit ihrer wiedergefundenen Tochter in ihren bequemen Reiſewagen, und fuhren geraden Wegs nach Deutſchland.

Zehntes Kapitel.

Das Kloſter.

Adelheid kam mit ihren Aeltern glücklich in deren Wohnung an, die in einem grünen Thale zwiſchen Wald und Felſen lag. Der Vater hatte das ehemalige, etwas verfallene Förſterhaus recht gut und ſchön wiederherſtellen laſſen; die Mutter hatte die innere Einrichtung beſorgt. Adelheid freute ſich, die gewohnten Möbel, die Gemälde, den Spiegel mit dem breiten, ſchwarzen Rahmen, die Wanduhr mit dem langen, ſchön polirten Kaſten, Kommoden, Kanapee und Seſſel hier wieder anzutreffen. Sie lebte hier, voll der kindlichſten Liebe gegen ihre Aeltern, ſelige Tage; auch die Aeltern waren gegen ſie lauter Güte und Wohlwollen, und freuten ſich, ſie wieder bei ſich zu haben.

Eines Tages kam ganz unerwartet die Tante an: aber nicht mehr mit ſolcher Pracht, wie ehemals, ſondern in einem ſehr beſcheidenen Anzuge. Der Vater hatte ihr geſchrieben, Adelheid ſey wieder gefunden. Die Tante hatte ſich augenblicklich aufgemacht, und war hieher gefahren, ihre Nichte wieder zu ſehen. Adelheid eilte mit Augen voll Thränen auf ſie zu, und bat ſie um Verzeihung wegen des Kummers, den ſie auch ihr verurſacht habe.

„Ach," ſprach die Tante, „ich habe vielmehr Urſache, dich um Vergebung zu bitten! Es war ſehr unweiſe von mir, daß ich dich gegen deine Neigung zu einer Heirath nöthigen wollte: es war thöricht von mir, daß ich den gefährlichen Menſchen, den Baron, den ich freilich für beſſer hielt, als er war, oft ſehr lobte, ihm freien Zutritt in mein Haus geſtattete, und es gern ſah, wenn er ſich mit dir in franzöſiſcher Sprache unterhielt: freilich hatte ich dabei keine andere Abſicht, als daß du von ihm lernen möchteſt, dieſe Sprache recht zierlich und rein zu ſprechen. Die ganze Bildung, die ich dir geben wollte, war verfehlt. Ich war die Veranlaſſung zu deiner Entweichung. Ich bitte, du und deine geliebten Aeltern wollen mir dieſe meine Thorheit vergeben." Sie blieb einige Tage, und verſprach bei dem Abſchiede, öfter wieder zu kommen.

Adelheid nahm ſich, um ihre Mutter zu erleichtern, ſehr thätig um die kleine Haushaltung an.

und beſorgte alle Geſchäfte. Mit beſonderer Luſt wartete ſie des großen, ſchönen Gartens am Hauſe, der, um ihn gegen Wildſchaden zu ſichern, mit einer Mauer umgeben war. Sie pflanzte hier, wie ehemals, da ſie noch in dem väterlichen Hauſe lebte, Gemüſe und Blumen. Auch junge Hühner zog ſie, und ſchaffte Tauben an, um den Tiſch der Aeltern gut zu beſtellen.

Dem Vater, deſſen Augen bereits ſchwach wurden, las ſie, theils aus franzöſiſchen, theils aus deutſchen Büchern vor. Hie und da ſang ſie ein ſchönes, am liebſten ein geiſtliches Lied, das ſie mit der Laute begleitete, die ihr die Tante geſchickt hatte. An heitern Tagen gingen Aeltern und Tochter in den ſchönen Waldungen voll Eichen, Buchen und Birken, auch Tannen und Fichten ſpazieren.

Das Haus, in dem Adelheid und ihre Aeltern wohnten, gehörte in ein kleines Dorf, das etwa eine halbe Stunde entfernt war, in die Pfarrei. Aeltern und Tochter gingen an jedem Sonntage dahin in den Gottesdienſt. Adelheid, auch die Mutter, wenn ſie konnte, hörten dort wöchentlich zwei- oder dreimal die Meſſe.

Der Pfarrer, Namens Konrad Steiner, war in vieler Hinſicht ein ganz vortrefflicher Mann, und der beſte Seelſorger, den man ſich denken konnte. Adelheids Vater hatte ſchon in ſeinen Studirjahren vor allen ſeinen Mitſchülern ihm das größte Vertrauen geſchenkt. Mit ihm konnte er über Alles offenherzig reden, und fand bei ihm Rath und Troſt. Vorzüglich, um in die Nachbarſchaft dieſes ſeines edlen Jugendfreundes zu kommen, hatte der Vater das alte Förſterhaus gekauft. Der Pfarrer war für ſeinen Beruf wiſſenſchaftlich gebildet, wiewohl ſonſt kein eigentlicher Gelehrter; allein bei ſeiner ruhigen Gemüthsart, ſeiner Frömmigkeit gegen Gott, und ſeinem Wohlwollen gegen alle Menſchen, ſeiner Erfahrung und Klugheit war er in allen Angelegenheiten des täglichen Lebens ein ſehr weiſer Mann, ein wahrer Vater ſeiner Gemeinde. Er beſuchte ſeinen alten Jugendfreund, den Amtmann, jede Woche einmal, an einem beſtimmten Tage: auch der Amtmann mit Frau und Tochter beſuchten ihn ſehr oft. Der Umgang mit dieſem edlen Manne machte ihnen ihren einſamen Aufenthalt höchſt angenehm, belehrend und erbauend.

Nunmehr wurde aber Adelheids Mutter kränklich, und konnte bald gar nicht mehr aufſtehen. Adelheid, gleich einem dienſtbaren Engel, wich nicht von ihrem Krankenbette, und erwies ihr mit der liebreichſten Bereitwilligkeit alle erdenkliche Dienſte. Endlich ſtarb die fromme Mutter, unter dem Beiſtande des würdigen Pfarrers, getroſt und voll der Hoffnung eines beſſern Lebens.

Nach dem Tode der Mutter ſprach der Vater: „Liebſte Tochter! auch ich fühle die Laſt meiner Jahre;

ich werde nicht mehr lange leben, wie wir denn hier auf Erden nur Pilger ſind. Haſt du auch ſchon daran gedacht, was du nach meinem Tode anfangen willſt? Denn hier in dieſem Walde wäre es dann für dich nichts mehr."

Adelheid, die liebevolle Tochter, ſagte: „Ich hatte bisher aus kindlicher Liebe und Pflicht keinen andern Gedanken, als meinen geliebteſten Aeltern noch die Augen zuzudrücken, dann aber den Schleier zu nehmen, in ein Kloſter zu gehen."

„Nun wohl," ſprach der Vater, „es iſt ſehr gut, daß es ſolche Inſtitute gibt, in denen die Töchter, die hiezu Neigung, oder wie man zu ſagen pflegt — einen Beruf haben, und ſich den Gefahren der Welt entziehen wollen, oder die das Eitle und Betrügeriſche der Welt zu ihrem Schaden aus Erfahrung kennen gelernt haben, eine ſichere Zuflucht finden. Sie ſind da an Leib und Seele am beſten verſorgt."

Er redete darüber mit ſeinem Freunde, dem Pfarrer. Auch dieſer ſprach: „Nicht Alle können in dieſem Stande vergnügt und zufrieden leben. Als einſt die Jünger Jeſu ſagten, es ſey nicht gut, ſich zu verehelichen, ſo ſprach Jeſus Chriſtus ſelbſt: „Nicht Alle faſſen dieſes Wort, ſondern nur Jene, denen es gegeben iſt." — Ich habe mich deßhalb immer gehütet, Jemand zu überreden, dieſen Stand zu wählen. Adelheid aber ſcheint mir dazu ganz geeignet; ihr könnte ich nicht davon abrathen."

Der Vater ſprach daher zu ihr: „Thu’ nach meinem Tode, was du vorhaſt.“

Ehe ein Jahr verfloß, wurde der Vater plötzlich ſehr krank. Er ſtarb in den Armen ſeines geliebten Freundes, den Adelheid rufen ließ, und unter ihren heißen Thränen ſehr ſchnell.

Adelheid berichtete den Tod des geliebten Vaters durch einen eigenen Boten der Tante. Dieſe kam eilig, und wohnte, reichliche Thränen vergießend, dem Leichenbegängniſſe bei.

„Nun aber,“ ſprach ſie zu Adelheid, „was haſt du, meine geliebte Nichte, jetzt vor? Hier in dieſem Hauſe kannſt du, ſo einſam und verlaſſen, nicht mehr bleiben! Komm mit mir, verkaufe dieſes Haus, und bleibe für immer bei mir. Drücke auch mir die Augen zu!“

Adelheid ſagte, daß ſie dieſes gerne thun würde, allein daß ſie feſt entſchloſſen ſey, in ein Kloſter zu gehen, daß auch ihr ſeliger Vater dieſen Entſchluß gut geheißen habe, und daß ſie die Ausführung desſelben nicht mehr länger aufſchieben könne, indem der würdige Pfarrer deßhalb ſchon an den geiſtlichen Vorſteher und die Frau Oberin eines Kloſters geſchrieben habe, und täglich einer Antwort entgegenſehe.

„Nun, es ſey,“ ſprach die Tante, „wiewohl ich dich ſehr gern bei mir gehabt hätte. Doch ich ſehe nunmehr die Welt mit andern Augen an, als ehemals. Meine grauen Haare lehren mich, daß Alles in dieſer Welt eitel und vergänglich iſt. Erſt vor einigen Tagen beſuchten mich zwei meiner Jugendfreundinnen, deren Schönheit ehemals bewundert wurde. Sie wohnen wohl zehn Meilen von mir entfernt, und ich hatte ſie ſeit dreißig Jahren nicht mehr geſehen. Allein ich erſchrack, als ich ſie erblickte. Sie ſahen aus, nicht nur wie verwelkte, ſondern wie zuſammengeſchrumpfte, verdorrte Blumen. So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Ich fragte ſie nach verſchiedenen ehemaligen Freundinnen, Freunden und Bekannten. Allein da hieß es faſt immer: „Todt! — todt! — ſchon längſt todt!“ Ach, wir Menſchen gehen nur wie Schatten vorüber. „Gedenk, o Menſch, daß du Staub biſt!“ Dieſe Worte durchſchauerten mich beſonders, als die Leiche meines ſeligen Bruders, deines Vaters, in das Grab verſenkt wurde. — Auch aus deinen Büchern, die du bei mir zurückgelaſſen haſt, habe ich in der Einſamkeit auf meinem Landgute Vieles gelernt. Sie lehrten mich, nach etwas Beſſerem trachten, als dieſe Welt uns geben kann. So gehe denn in Gottes Namen in ein Kloſter; ich habe nichts dagegen.“

„Aber,“ ſagte Adelheid, „ich bin es nicht werth, in einen heiligen Orden aufgenommen zu werden! Meine frühere Geſchichte, die der Herr Pfarrer nicht verhehlen durfte, iſt, wie ich denke, ein unüberſteigliches Hinderniß. Ich fürchte, es werde keine günſtige Antwort kommen!“

„O,“ ſprach die Tante, „das haſt du nicht zu fürchten. Ich kann dir da ein Beiſpiel erzählen, das dich beruhigen wird. Die berühmte Herzogin Valerie hat, nicht bloß unwiſſentlich wie du, fruher hin auch in unerlaubten Verhältniſſen gelebt: ſie hat aber ihren Fehler bereut, dem Hofe und der Welt entſagt, und ſich entſchloſſen, in das Kloſter der Karmelitinnen zu Paris zu gehen, wo ſie ohne Bedenklichkeit und mit Freuden aufgenommen wurde. Sie lebte da ſehr fromm, und ſtarb im Rufe der Heiligkeit. Sie war ſehr geiſtreich, und hat ein Büchlein geſchrieben, „Betrachtungen über die Barmherzigkeit Gottes,“ das gedruckt wurde, und ſehr geſchätzt wird. Man hat noch ein Porträt von ihr. Einer der größten Maler hat ſie, als die reumüthige Magdalena, die ihre Sünden beweint, abgebildet. Das prächtige Gemälde iſt in der Magdalenenkirche zu Paris aufgeſtellt. Viele wurden durch den Anblick des rührenden Bildes ſchon zur Reue, zur Buße erweckt. Ich zweifle daher nicht, man werde dich gern aufnehmen, und du werdeſt dem Orden Ehre machen.“

Adelheid ward in das Kloſter aufgenommen, um vorerſt das weislich angeordnete Probejahr zu beſtehen. Ihre unglückliche Heirath war nur der Oberin genauer bekannt; die übrigen Frauen wußten bloß, ſie ſey ehemals verheirathet geweſen. Alle begrüßten ſie auf's freundlichſte, und begegneten ihr mit Achtung. Ihre Demuth, ihre Sanftheit, ihr edles Betragen gewannen ihr Aller Herzen.

Schon die äußerliche Einrichtung der ganzen klöſterlichen Anſtalt gefiel ihr ausnehmend wohl. Die Kirche war höchſt freundlich und zur Andacht einladend. Die Altäre waren ſchön geziert. Die Gemälde ſtellten Begebenheiten aus der Geſchichte Jeſu, Mariens und der Ordensheiligen vor; die goldenen Verzierungen der Altäre und die ſilbernen Leuchter waren ſo hell und glänzend, als wären ſie erſt aus der Hand des Künſtlers gekommen.

So wie die Kirche, war auch das ganze Kloſter — der Speiſeſaal, das Sprachzimmer, alle Gänge und Zellen — ſo reinlich, daß man nirgends ein Stäubchen erblickte. Ueberall herrſchte eine andächtige Stille, ja zu vorgeſchriebenen Stunden mußte man gänzliches Stillſchweigen beobachten, und es durfte gar nicht geſprochen werden, was beſonders in Frauenklöſtern keine unnöthige Anordnung iſt. Die Zeit war ſehr gut und weiſe eingetheilt, und jedem Geſchäfte eine beſtimmte Stunde angewieſen. Genau auf den Schlag der Uhr gab die Hausglocke Morgens das Zeichen zum Aufſtehen, Mittags und Abends zu Tiſche zu gehen, und Nachts ſich zur Ruhe zu begeben. Ebenſo rief das helle Kirchenglöcklein zum Chore, zur Betrachtung, zur heiligen Meſſe. Auch der Kirchengeſang während eines feierlichen Hochamtes war ſehr erhebend, und nirgends hörte man reinere und lieblichere Stimmen.

Das Hauptgeſchäft dieſer Gott geweihten Frauen läßt ſich in die wenigen Worte zuſammenfaſſen: „Lerne Gott immer mehr kennen, Ihn immer mehr lieben, dein ganzes Leben, all dein Thun und Laſſen ganz nach ſeinem heiligen Willen einrichten.“

Außer dieſem Geſchäfte, das auch das wichtigſte Geſchäft aller Menſchen auf Erden ſeyn ſollte — hatte jede der Frauen noch ihr beſonderes Amt, als zum Beiſpiele: Die Aufſicht über Kirchenſchmuck und die Sakriſtei; die Bewahrung und Erhaltung alles Weißzeuges für Kirche und Kloſter: die Führung der Hausrechnung: die Leitung und den Unterricht der Novizinnen; die Verwaltung und die Beſorgung der Küche und des großen Gartens am Kloſter.

Ganz vorzüglich aber widmeten Mehrere ſich dem Lehramte in den Schulen für die weibliche Jugend, und brachten ihre Schülerinnen in allen nothwendigen und nützlichen Kenntniſſen, auch in weiblichen Arbeiten ſehr weit; beſonders pflanzten ſie den zarten, jugendlichen Herzen Frömmigkeit und Sinn für jungfräuliches, ſittſames Betragen ein. Die Schülerinnen ehrten und liebten ſie als ihre Mütter, und behielten lebenslang die zärtlichſte Anhänglichkeit gegen ſie.

Einige Frauen beſchäftigten ſich mit kunſtreichen Stickereien in Gold und Seide, und brachten Meiſterwerke zu Stand, die ſogar als Zierden mancher Kathedralkirche bewundert wurden.

Als Adelheit in das Arbeitszimmer geführt wurde, begrüßte die erſte Arbeitslehrerin, die geſchickteſte

Stickerin im Kloſter, ſie als ihre Lehrmeiſterin mit ganz ausnehmender Freundlichkeit und mit Freudenthränen, und nannte ſich ihre Schülerin. Adelheid wußte ſich ihrer nicht zu erinnern. Dieſe Kloſterfrau war — Hannchen, jenes arme Mädchen, deſſen Adelheid ſich ſo liebreich angenommen, und es im Muſſelinſticken unterrichtet hatte. Adelheids Mutter hatte, während die Tochter ſich in der Stadt bei der Tante befand, dem armen Kinde, das noch dazu eine Waiſe geworden, in das Kloſter verholfen.

Adelheid war in dem Kloſter ſehr vergnügt und zufrieden, ja ſie fühlte ſich ſelig in Gott. Es war ganz ihrer Sinnesart gemäß, der manchmal ſehr drückenden häuslichen Sorgen überhoben, und fern von allen Zerſtreuungen der Welt, ſich ganz Gott widmen und mit ihren geiſtigen Angelegenheiten beſchäftigen zu können, dabei aber auch ihren Mitmenſchen nützlich zu werden. O wie oft, wenn ſie ſo allein in den ſchattigen Gängen des Kloſtergartens auf und ab wandelte, wo man nichts hörte, als das Flüſtern der Luft in den Blättern der Bäume, und das Plätſchern des Springbrunnens im Garten, dankte ſie Gott, daß Er ihr nach ſo heftigen Stürmen des Lebens einen ſo ſtillen, ruhigen und ſichern Aufenthalt, und nach dem Tode ihrer Aeltern eine neue Heimath verſchafft habe.

Als das Probejahr vorbei war, wurde der Tag beſtimmt, an dem ſie die feierlichen Gelübde ablegen werde. Sie ſchrieb an ihre Tante einen recht herzlichen

Brief, und meldete ihr, daß die Oberin und alle Frauen des Kloſters die gnädige Frau von Hochberg freundlich und ehrerbietig zu dieſer Feierlichkeit einladen laſſen.

Die Tante ſäumte nicht, am Abende vor dem feſtlichen Tage einzutreffen. Die Oberin, Adelheid und einige Frauen bewillkommten ſie unter der Kloſterpforte. Das beſte Gaſtzimmer des Kloſters war für ſie bereitet. Alle Frauen wurden ihr vorgeſtellt, und freuten ſich, Adelheids ſo nahe Anverwandte kennen zu lernen. Sie war noch nie in ein Frauenkloſter gekommen, und wunderte ſich nicht wenig, daß gegen und über ihre Erwartung alle Kloſterfrauen ſo heiter und blühend ausſahen.

Als ſie am folgenden Morgen in die Kirche trat, blieb ſie einige Augenblicke ganz entzückt ſtehen. Sie hatte wohl ſchon große, prachtvolle Domkirchen geſehen; aber ein ſo helles, heiteres, vertrauliches Kirchlein hatte ſie noch nie betreten. Der Altar war mit einem purpurnen Baldachin geziert, ſo wie die Wände zu beiden Seiten des Altars mit Tapeten von gleicher Farbe; viele Kerzen leuchteten; blühende Gewächſe und einige Lorbeerbäume in großen Geſchirren waren in der Kirche aufgeſtellt. Die Oberin führte die Frau von Hochberg zu einem für ſie bereiteten, mit rothem Damaſte bedeckten Betſtuhl. Während Adelheid ihre Gelübde ablegte, vergoß die Tante viele Thränen. „Ach,“ dachte ſie, „das hätte ich nicht geglaubt, daß ich an meiner Nichte noch ſo viele Freude und Ehre erleben würde! Ich meinte, ihr ein glänzenderes Loos zu bereiten; allein Dir, gütiger Gott, ſey Dank! Du haſt meine Thorheit und ihren Fehler ihr zum Beſten geleitet.“

Nach dem Gottesdienſte ging man zur Tafel. Auch hier wurden der Frau von Hochberg und ihrer Nichte **Adelheid, nunmehr Thereſia genannt,** die erſten Stellen angewieſen. Alle Anweſende waren ſehr fröhlich. Gegen Ende der Mahlzeit wurde von den Kloſter-Sängerinnen ein auf dieſe Feierlichkeit verfaßtes Lied mit einem Chore geſungen, in dem auch der gnädigen Frau von Hochberg erwähnt wurde, und dann griff die Frau Oberin nach ihrem Weingläschen, ſtand auf, und trank auf das Wohl der Hauptperſon des Feſtes und deren hochverehrten Tante, wobei Alle an der Tafel aufgeſtanden, von dem Weine nippten, und in den Glückwunſch miteinſtimmten.

Die Tante ſprach ſehr gerührt: „So fröhlich und vergnügt bin ich ſeit vielen Jahren nicht geweſen. Meine Nichte hat den beſten Theil erwählt. Wenn ich nicht ſo alt wäre, und meine gewohnte Bedienung und Hausordnung entbehren könnte, ſo würde ich auch noch in das Kloſter gehen. Indeß bitte ich um Erlaubniß, des Jahres zwei oder dreimal hieher kommen zu dürfen, um auf einige Tage an den geiſtlichen Uebungen Theil zu nehmen!“ Ueber dieſes Vorhaben waren die Oberin und alle Frauen ſehr erfreut.

Am folgenden Morgen trat die Frau von Hochberg, ihre Nichte an der Hand führend, in das Zimmer der Oberin, und ſprach: „Meine geliebte Nichte hier brachte nur wenig in das Kloſter. Das Heirathgut, das mein ſeliger Bruder, ihr Vater, für ſie beſtimmt hatte, ging durch einen Kaufmann, bei dem es angelegt geweſen, der aber in ſeinen Geſchäften unglücklich war, beinahe ganz verloren; es blieb ihr nur die von ihrer ſeligen Mutter bereitete Ausfertigung. — Ich weiß, daß dieſes Ihr Kloſter nicht reich iſt, und daß Sie bei Aufnahme der Candidatinnen, zu deren lebenslänglichen Verpflegung Sie ſich verbindlich machen, auf eine Mitgabe ſehen müſſen. Ich habe daher dieſe Urkunde hier mitgebracht! Sie enthält eine Schenkung an das Kloſter, die ich als ein kleines Opfer auf den Altar legen werde.“ Es war eine Stiftung, die eine ſehr große, bedeutende Summe betrug. —

Thereſia wurde von allen Kloſterfrauen ſo hoch verehrt und ſo innig geliebt, daß ſie nach dem Tode der Oberin einſtimmig zu dieſer Würde erwählt wurde. Aus Demuth hat ſie aber dieſes Amt nicht übernommen; allein in allen Angelegenheiten des Kloſters ſtand ſie der neuen Oberin immer als die beſte Rathgeberin zur Seite. Sie erreichte ein hohes Alter, und blieb, noch immer geiſteskräftig und unermüdet thätig, lange Zeit die ehrwürdige und geliebte Seniorin, die Aelteſte des Kloſters, bis an ihr ſeliges Ende.

Mathilde und Wilhelmine,

die

ungleichen Schweſtern.

Erſtes Kapitel.

Der Vater.

Herr von Reinhard war geheimer Rath des Fürſten und in der Reſidenz und dem ganzen Lande allgemein verehrt. Er verlor ſeine Gemahlin, eine überaus verſtändige, gute, ſanfte Frau, ſehr bald. Sein einziges Kind, Mathilde, war bei dem Tode der Mutter kaum drei Jahre alt. Die erſte Erziehung des Kindes, die dem Vater eine große Herzensangelegenheit war, vertraute er der Mutter ſeiner ſeligen Frau an. Alle freien Stunden, die er bei ſeinen überhäuften Geſchäften erübrigen konnte, widmete er dem lieben Kinde. Doch fand er oft erſt am ſpäten Abende einige Augenblicke, ſich mit der holden Kleinen zu unterhalten.

Er wohnte in der Vorſtadt und hatte an ſeinem Hauſe einen ſchönen großen Garten. Er ging Abends, oft erſt kurz vor Sonnenuntergang, in den Garten, um ſeine Augen, die den ganzen Tag über nur Schwarz auf Weiß ſahen, an dem ſanften Grün der Raſenplätze und Bäume zu erquicken, und, nachdem er den ganzen Tag nur Aktenſtaub eingeſchluckt hatte, wieder friſche Luft zu athmen. Gewöhnlich nahm er die kleine Mathilde mit ſich, und ergötzte ſich an den kindlichen Fragen und Einfällen des zarten Mädchens.

Als einmal die Sonne beſonders ſchön unterging, und die Wolken, die Gipfel der hohen Pappelbäume, die Thurmſpitzen und die Kirchenfenſter im Abendgolde glänzten, ſagte die kleine Mathilde in ihrer kindlichen Einfalt: „Ei, wo nimmt doch der liebe Gott das viele, viele Gold her, Alles ſo ſchön zu vergolden! Er muß ſehr reich ſeyn.“ „Das iſt Er,“ ſprach der Vater, „und uns zu lieb hat Er Alles ſo ſchön gemacht. Alles, was wir am Himmel und auf Erden nur immer erblicken, kommt von Ihm.“ „O, da iſt Er doch recht gut und hat uns lieb,“ ſagte das Kind. „Ich habe Ihn aber auch recht lieb.“

Eines Abends nach einem heißen Sommertage, da ſich die Luft abgekühlt hatte, und es ſehr angenehm war, hielt ſich der Vater mit Mathilde etwas länger im Garten auf. Der Vollmond leuchtete ganz unvergleichlich ſchön. Die Kleine betrachtete ihn mit großem Wohlgefallen. „Der Mond iſt wohl ganz von Silber?“ ſagte ſie. „Mein neues ſilbernes Trinkbecherlein, das ich von der Großmutter bekam, glänzt lange nicht ſo ſchön. O, wie hell er ſcheint, ſo hell, daß die Bäume einen deutlichen

Schatten werfen. Gott iſt doch recht freundlich, daß Er uns bei Nacht den Mond ſo ſchön und freundlich ſcheinen läßt.“ „Wohl, mein Kind,“ ſprach der Vater, „danke aber auch dem lieben Gott, daß Er uns bei Nacht den Mond, und bei Tage die Sonne leuchten läßt.“

Als der Vater nach mehreren Regentagen mit Mathilde wieder in den Garten ging, lief Mathilde freudig voraus, kehrte aber ſogleich wieder erſchrocken um, und rief: „O Vater! es iſt ein Unglück geſchehen; der Mond iſt zerbrochen. Sieh doch einmal, er iſt nur mehr halb.“ Der Vater lächelte und ſagte: „Der Mond zerbricht nicht. Er iſt immer ganz und vollkommen rund.“ Der Vater ſuchte dem Kinde begreiflich zu machen, daß der Mond ſeinen Glanz von der Sonne habe, und daß wir immer nur ſo viel von ihm ſehen können, als von der Sonne beleuchtet wird. „Warte nur,“ ſagte der Vater, „ſein Licht wird jetzt wieder beſtändig zunehmen, bis er wieder ganz rund iſt.“ Mathilde gab nun alle Abende fleißig Acht, wie der Mond immer zunehme, bis er endlich wieder voll und rund am Himmel ſtand. „Das iſt ſchön,“ ſagte Mathilde, „daß der Mond bald halb, bald ganz iſt! Wir haben ſo noch viel mehr Freude daran, als wenn er immer voll wäre.“ Der Vater ſagte dem Kinde, wie richtig der Mond ab- und zunehme, und daß man ſchon auf viele Jahre hinein genau die Stunde und Minute berechnen könne, wann er voll und wann er im erſten oder letzten Viertel ſeyn werde. „So richtig,“ ſprach der Vater, „hat der liebe Gott den Lauf des Mondes, ſowie auch der Sonne angeordnet.“ „Nun, nun,“ ſagte Mathilde, „ich ſehe ſchon, der liebe Gott hat Alles ſehr gut eingerichtet. Er iſt ſo weiſe als gütig.“

An einem ſchönen heitern Abende, an dem ſich der Mond gar nicht am Himmel befand, und Mathilde ſich überall nach ihm umſah, ſagte ſie zum Vater: „Je, wo iſt er denn hingekommen? Er wird doch nicht davon gelaufen ſeyn?“ „Er wird ſchon wieder kommen,“ ſprach der Vater: „betrachte einſtweilen die Sterne.“ Er führte Mathilde an eine Stelle im Garten, wo man den Abendſtern ſehen konnte. „O wie ſchön!“ rief Mathilde entzückt. „Einen ſchönern Stern habe ich noch nie geſehen.“ Sie konnte ihn kaum genug betrachten. Jetzt bemerkte ſie aber, daß nach und nach an dem Himmel noch andere Sterne zum Vorſchein kamen. Sie hatte darüber eine kindliche Freude, und bat den Vater, den Garten doch noch nicht zu verlaſſen, indem ja noch immer neue Sterne ſich ſehen ließen. Der Vater blieb aus väterlicher Liebe zu dem Kinde, bis der ganze Himmel weit und breit von unzähligen Sternen funkelte. „Aber,“ rief die Kleine, „wer zündet denn alle dieſe vielen, vielen Lichtlein an?“ — „Wie kannſt du noch fragen!" ſprach der Vater. „Wer ſonſt, als der liebe Gott, obwohl wir Ihn nicht ſehen." „Ei," ſagte das Kind, „da muß Er aber doch einen langen Arm haben." „In einem gewiſſen Sinne," ſprach der Vater, „haſt du wohl Recht, mein liebes Kind! Gottes Allmacht und Güte reichet weiter, als die Himmel ſich erſtrecken, und ſeine Barmherzigkeit geht über alle ſeine Werke."

Eine Zeit her hatte der Vater ſo viele Arbeit, daß er erſt ſpät in den Garten kommen konnte. Mathilde bat daher die Großmutter, früher mit ihr dahin zu gehen. Wann endlich der lang erwartete Vater kam, ſprang ſie allemal ihm mit einem Blumenſtrauße entgegen, den ſie für ihn gepflückt hatte. „Nur Schade," ſagte ſie, „daß man die ſchönen Farben nicht mehr recht ſehen kann. Es iſt ſchon zu dunkel! Du glaubſt nicht, lieber Vater, wie ſchön ſie ſind." „Ich weiß es," ſprach der Vater. „In den Blumen zeigt Gott ſich ſo weiſe, freundlich und gütig, als in den Sternen. Alle Geſchöpfe ſagen uns: Der Herr iſt freundlich und gütig, und ſeine Güte währet ewig."

Mathilde ſtellte im nächſten Frühlinge dem geliebten Vater alle Tage einen Blumenſtrauß auf ſeinen Schreibtiſch, von den erſten Veilchen an, bis die Roſen in ihrer vollen Pracht blühten. „Der Vater," ſagte ſie, „hat ja nicht Zeit, die ſchönen Blumen in dem Garten zu betrachten:

ſo ſieht er aber doch wenigſtens ein Müſterlein davon.“

Wie der Vater an der Lernbegierde und den Fragen und Bemerkungen ſeines Kindes große Freude hatte, ſo machten die weiſen Lehren des geliebten Vaters, die er in lieblichen, klaren, dem kindlichen Alter angemeſſenen Worten vorzubringen wußte, auf die kleine Mathilde tiefen Eindruck. Sie blieben ihr unvergeßlich für's ganze Leben.

Die Großmutter, die ſchon ſeit der Geburt ihres Enkelchens in dem Hauſe wohnte, hatte eine ganz unbeſchreibliche Freude an dem lieben Kinde. Die fromme Frau behandelte das Kind mit der äußerſten Liebe und Zärtlichkeit, redete am liebſten mit ihm von Gott, von dem göttlichen Erlöſer, von der heiligen Jungfrau, von den Engeln und Heiligen, und lehrte es kurze, ſchöne Reimgebete.

Wenn die kleine Mathilde ein ſolches Gebetchen gelernt hatte, eilte ſie allemal zum Vater, und ſagte es ihm mit gefalteten Händchen auf. „Schön, ſehr ſchön,“ ſagte dann der Vater; „daß du dieſe ſchönen Gebete ſo andächtig beten kannſt, freut mich noch mehr, als alle die Veilchen und Roſen, die du mir je gebracht haſt, mich gefreut haben.“

Zweites Kapitel.

Die Nachbarin.

Eine reiche, angeſehene Kaufmannswittwe, Frau Fein, zog in das nächſte Haus, das ſehr ſchön und groß war. Der Garten des Herrn von Reinhard lag zwiſchen den zwei Häuſern. Sie kam herüber, der Frau Großmama einen Beſuch zu machen, und ſich in die neue Nachbarſchaft zu empfehlen. Sie ſagte unter Anderm, mit großem Vergnügen bemerke ſie faſt täglich die hochverehrte Frau Nachbarin mit deren liebenswürdigem Enkelchen in dem Garten; ſie habe ein Töchterchen von eben dem Alter, und bitte ſehr höflich, mit dieſem Kinde zu Zeiten in den Garten kommen zu dürfen, nicht ſo faſt, weil ſie ſelbſt keinen Garten habe, ſondern ganz vorzüglich, weil ſie und ihr liebes Kind nirgends eine beſſere Geſellſchaft finden könnten. Die alte Frau erlaubte dieß mit tauſend Freuden. Die beiden zarten Mädchen gewannen ſich bald lieb, und ſpielten ſehr vergnügt miteinander. Die zwei Frauen ſetzten ſich indeſſen auf eine Bank unter einem ſchattigen Baume, und wurden auch bald ſehr vertraut. Die Großmutter fand in der Frau Nachbarin eine ſehr verſtändige Frau von vieler Lebensart, die das Alter zu ehren wiſſe und ſehr edle Geſinnungen habe.

Frau Fein kam nun mit ihrer kleinen Wilhelmine, ſo oft ſie die Großmutter und Mathilden in dem

Garten erblickte, unverzüglich herüber. Immer brachte ſie der kleinen Mathilde irgend ein kleines Geſchenk, ein Spielzeug oder Zuckerwerk mit. Mathilde ſprang ihr allemal ſchon von Weitem entgegen. Frau Fein nahm das Kind auf die Arme und küßte es. Sie ſelbſt ſpielte mit den Kindern und gab ihnen allerlei Spiele an. Sie brach ihnen, mit Erlaubniß der Großmama, Früchte von den Bäumen, gab aber Mathilden immer zuerſt davon. Mathilde ſchien zu ihr faſt mehr Zuneigung zu zeigen, als zur Großmutter, worüber dieſe faſt ein wenig eiferſüchtig wurde.

Selbſt der geheime Rath bemerkte mit Vergnügen, wie freundlich die Frau Nachbarin gegen ſein Töchterchen ſey. Er hörte einmal, da er wie gewöhnlich an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, das Kind in dem Garten heftig ſchreien. Er trat an das Fenſter. Das Kind war gefallen, und Frau Fein ſprang eilig herbei, hob das Kind auf, und wußte mit der zärtlichſten, mütterlichen Liebe und Sorgſamkeit das Kind zu beruhigen, daß es wieder lächelte und mit ſeiner kleinen Geſpielin freudig umher ſprang.

Er bezeigte der Großmutter ſeine Zufriedenheit darüber. „Auch ich,“ ſagte die Großmama, „bin ſehr erfreut, daß ich an der Frau Nachbarin eine ſo gute Freundin, und daß Mathilde an Wilhelmine eine ſo artige Geſpielin gefunden hat. Die artigen

Kinderchen ſind ein ſo hübſches Pärchen, daß ſie wirklich Zwillinge ſeyn könnten. Sie ſind in einem Jahre, einem Monate, ja beinahe an eben demſelben Monatstage geboren. Ich habe ſchon öfters gedacht — die zwei lieblichen Mädchen ſollen noch zwei Schweſterchen werden. Ueberlegen Sie das einmal, Herr Sohn! Die Frau iſt kaum ſeit einem Jahre Wittwe und noch in ihrem ſchönſten Alter: meine ſelige Tochter, wenn ſie noch lebte, würde jetzt eben ſo alt ſeyn. Die Frau Fein iſt in der That auch eine ſehr vernünftige Frau, und von ſo guter Lebensart, daß Sie dieſelbe in jeder Geſellſchaft aufführen können. Dazu war ihr Mann ein angeſehener Kaufherr, und ſie beſitzt ein großes Vermögen. Sie, beſter Herr Sohn, müſſen jetzt, da ſeit dem Tode Ihrer ſeligen Frau, meiner lieben Tochter, bereits über zwei Jahre verfloſſen ſind, doch einmal darauf denken, ſich wieder zu vermählen. Ihr beſchwerliches Hausweſen braucht eine beſtändige, ſorgſame Aufſicht: ich aber bin bereits zu alt, die mancherlei Geſchäfte zu leiten, und die Hausrechnung zu führen. Auch bedarf Mathilde einer Mutter; denn ich werde dem lebhaften Kinde bald nicht mehr Meiſter. Kurz, Frau Fein wäre für Sie die angenehmſte Frau, und für Mathilde die trefflichſte Mutter! Ich bin überzeugt, wenn Sie ihr Anträge machen, ſo bekommen Sie keinen Korb."

Der geheime Rath ward nachdenkend und ſagte: „Nun, von der Sache läßt ſich noch einmal weiter reden; ſie braucht Ueberlegung.“ Er kam nach einem Paar Tagen in den Garten, als eben die Großmutter und Frau Fein beiſammen auf der grünen Bank am Springbrunnen ſaßen. Er hatte die Schwiegermutter über eine Hausangelegenheit zu fragen; vielleicht wollte er auch die Frau Fein ſprechen und näher kennen lernen. Er ward ſehr für ſie eingenommen, kam noch ein paarmal in den Garten und ſagte dann zu ſeiner Schwiegermutter: „Ich habe nun die Sache überlegt — und meine Wahl iſt getroffen.“ Die Heirath kam zu Stand, und die Hochzeit wurde, nach dem Wunſche der reichen Braut, mit großer Pracht gefeiert.

Drittes Kapitel.

Die Stiefmutter.

Der geheime Rath hatte mit Recht bemerkt, eine vorhabende Heirath brauche Ueberlegung. Allein ein ſo verſtändiger Mann er ſonſt war, ſo hatte er die Sache doch nicht genug überlegt. Die Frau Fein, nunmehr Frau geheime Räthin von Reinhard, war wohl ſehr artig und weltklug, allein ein ſehr eitles, herrſchſüchtiges, jähzorniges Weib, ohne edleres Gefühl. Es war blos der Rang des geheimen

Rathes, das Wörtchen von, und ihr Wunſch, in Geſellſchaften zu glänzen, was ſie auf den Gedanken brachte, eine Heirath mit dem Herrn von Reinhard einzuleiten. In dieſer Abſicht hatte ſie das benachbarte Haus gemiethet, die Bekanntſchaft der Großmutter geſucht, ſich ihr mit ſo großer Ehrerbietung genähert, und auch der kleinen Mathilde geſchmeichelt. Als Frau vom Hauſe wußte ſie bald, ſich der Herrſchaft zu bemächtigen. Sie ließ alle Zimmer neu tapeziren, ſchaffte prächtigere Möbel, Spiegel, Uhren, Gemälde, Wolkenvorhänge an, hielt Kutſche und Pferde, gab große Tafeln, und jede Woche einmal fand ſich eine zahlreiche Abendgeſellſchaft ein; ſie veranſtaltete Concerte, die meiſtens mit einem Tanze beſchloſſen wurden.

Im Garten wurde auch Alles geändert; ſie ließ die ſchönſten fruchtbaren Bäume umhauen und an derſelben Stelle ausländiſches wildes Gebüſch pflanzen; auch ließ ſie eine Einſiedelei bauen, in der ſie nicht ſelten, die Woche zwei- bis dreimal, ein Dutzend Damen mit Thee und Kaffee bewirthete. Der geheime Rath, der einmal hinein kam, weil die Frau Präſidentin die Geſellſchaft mit einem Beſuche beehrte, fand es etwas ſeltſam, in der Ecke der ſehr geräumigen Zelle einen angekleideten Klausner von Holz zu ſehen, der auf einem kleinen Tiſchchen Wurzeln und Kräuter und einen irdenen Waſſerkrug vor ſich ſtehen hatte — und gleich dabei die große Tafel zu erblicken, die mit Kuchen und Torten, ſilbernen Kaffeekannen und vergoldeten Porzellantaſſen, Burgunderflaſchen und geſchliffenen Gläſern beladen war.

Dem guten Herrn von Reinhard wollte dieſes Alles gar nicht gefallen; er machte ſeiner Frau Gemahlin ſehr beſcheidene Vorſtellungen dagegen. Allein ſie ſagte: „Laß mich gewähren, liebſter Mann; ich bin ja reich und habe das Geld dazu. Was nützt das Geld im Kaſten, wenn man keinen Gebrauch davon machte!“ Herr von Reinhard äußerte freilich, man könne von dem Gelde einen beſſern Gebrauch machen. Allein um des Friedens willen ließ er es gut ſeyn. Oft, wenn ſie auf ſein Studirzimmer kam, und wieder irgend eine Luſtbarkeit oder verſchwenderiſche Ausgabe in Vorſchlag brachte, gab er, nachdem er alle Einwendungen vergebens erſchöpft hatte, endlich nach und ſagte, nur um ihrer los und in ſeiner Arbeit nicht unterbrochen zu werden: „So ſey's denn! Thue, was du willſt.“

Die alte Großmama zog ſich in das abgelegene kleine Zimmerchen zurück, das die junge Frau ihr noch gelaſſen hatte. Sie ſagte oft mit bittern Thränen: „So, wie in dieſer liſtigen Betrügerin, habe ich mich noch in keinem Menſchen geirrt. Ach, daß ich ihr die Gartenthüre nie geöffnet hätte! Wie glücklich lebten wir früherhin! Ich bin Schuld, daß die Schlange ſich in das Paradies einſchlich.

Ja, ja, es iſt um das Heirathſtiften eine gefährliche Sache; wer klug iſt, beſaßt ſich nicht damit.“

Die gute Frau Großmutter wurde kränklich, war oft ſehr leidend und kam ſelten mehr aus ihrem Zimmer. Sie ſaß, ſehr reinlich gekleidet, faſt immer an ihrem Arbeitstiſchchen, nähte und ſtickte, oder las in einem Andachtsbuche. Sie hatte von dem Fenſter aus eine ſehr ſchöne Ausſicht in den Garten. Da ſie nicht mehr hinunter gehen konnte, ſo brachte Mathilde ihr die ſchönſten Blumen und die beſten Früchte herauf. Immer ſtand ein Geſchirr mit Blumen oder ein Körbchen voll Früchte auf ihrem Tiſchchen. Sie lebte äußerſt mäßig und aß nur ſehr wenig. Mathilde ließ es ſich nicht wehren, ihr das kleine Mittagsmahl und Abendeſſen auf das Zimmer zu bringen. So oft Mathilde eine freie Stunde hatte, eilte ſie auf das Zimmerchen der lieben Großmama, und brachte dann auch ihr Geſtrick oder ihre Näherei mit ſich. Die Großmama erzählte ihr dann, was ſie eben geleſen hatte, oder ließ ſich von ihr vorleſen. Wilhelmine und ihre Mutter kamen aber faſt nie, oder nur auf einige Augenblicke dahin. Der geheime Rath, deſſen Zeit immer den Geſchäften angehörte, beſuchte ſie die Woche wenigſtens zwei- oder dreimal auf eine halbe Stunde. Wenn Wilhelmine und ihre Mutter nicht zu Hauſe waren, ſo ließ er ſein Abendeſſen auf das Zimmer der ihm werthen Schwiegermutter bringen, um mit ihr und Mathilde da zu ſpeiſen. Alle drei waren da ohne Vergleich vergnügter, als Wilhelmine und ihre Mutter in den lärmenden Geſellſchaften waren, in denen ſie ſich herumtrieben.

Die fromme Großmutter ſtarb ſehr ſchnell und unerwartet. Mathilde vergoß heiße Thränen. Dem geheimen Rathe, ſo wenig er ſprach, ſah man wohl an, daß er über den Verluſt der ehrwürdigen Frau tief betrübt war. Wilhelmine und ihre Mutter machten ſich aber wenig daraus. Die Mutter gab bei dieſer Veranlaſſung einen auffallenden Beweis von ihrem liebloſen Herzen und Wilhelmine von ihrem ſchwachen Verſtande, den aber die Mutter immer als ſehr durchdringend lobte. Die Mutter ſagte zu Wilhelmine: „Es iſt gut, daß ſie ſtarb. Wir ſind dadurch einer großen Laſt losgeworden. Ihre weiſen Bemerkungen und frommen Ermahnungen fingen an, mir läſtig zu werden.“ Wilhelmine fragte die Mutter: „Warum iſt ſie denn geſtorben?“ „Weil ſie ſo alt war,“ ſprach die Mutter. „O dann,“ ſagte Wilhelmine, „iſt es ihr ſchon recht geſchehen. Warum iſt ſie ſo alt geworden!“

Wilhelminens Mutter beſtand darauf, die Leiche am dunkeln Abende in aller Stille und ohne alle Begleitung zu begraben. Allein Mathilde beſuchte das Grab ſehr oft, und pflanzte einen Rosmarinſtrauch, den ſie mit ihren Thränen benetzte, auf das Grab.

Mathilde bekam es nach dem Tode der Großmutter, bei der ſie immer Troſt und Ermunterung gefunden, und die ſie immer in Schutz nahm, viel härter. Die Stiefmutter hatte bisher ſich gegen Mathilden ziemlich artig betragen, und war ihr nie beſonders unfreundlich begegnet — nicht aus Achtung gegen die Großmutter, ſondern aus Furcht, die alte Frau möchte ſonſt den vornehmen Damen, von denen ſie zu Zeiten Beſuch erhielt, davon erzählen. Allein von nun an ließ ſie ihre geheime Abneigung gegen die gute Mathilde immer mehr blicken.

Wilhelmine und Mathilde, die beiden Schweſtern, lebten bisher in ſchweſterlicher Eintracht. Obwohl Wilhelmine, weil die Mutter ihr Alles geſtattete, ſehr eigenſinnig und auffahrend war, ſo machte doch Mathildens Sanftmuth und ruhiges Betragen, daß der Friede nicht geſtört wurde. Mathildens liebevolles Wohlwollen erwarb und erhielt ihr die Gegenliebe der Schweſter. Allein auch dieſes währte nicht mehr lange. Beide Kinder wurden gemeinſchaftlich in der franzöſiſchen Sprache und in der Muſik unterrichtet. Als die zwei Mädchen das vierzehnte Jahr erreicht hatten, da machte die Mutter zwiſchen ihren zwei Töchtern einen immer auffallenderen Unterſchied. Sie zeigte gegen ihre eigene Tochter eine blinde Zärtlichkeit, und behandelte Mathilde mit ſtiefmütterlicher Härte. Auch Wilhelmine blickte auf Mathilde mit neidiſchen Augen, und fing an, ihr ſehr feindſelig zu begegnen; denn Mathilde übertraf Wilhelmine an Talent und Liebenswürdigkeit weit. Obwohl Wilhelmine eine friſchere Geſichtsfarbe und röthere Wangen hatte, ſo gaben dennoch Beſcheidenheit und ſanftes Betragen ihrer Schweſter eine unbeſchreibliche Anmuth.

Einmal ſpielten beide Abends im Concerte auf dem Klavier, und jede ſang eine Arie. Wilhelmine wurde zwar gelobt und beklatſcht, aber, wie man wohl merken konnte, ziemlich kalt und blos aus Höflichkeit. Mathildens Geſang aber fand großen Beifall, und ihr Klavierſpiel erregte Bewunderung. Am folgenden Morgen ſagte die Mutter: „Du, Mathilde, du haſt nun von dieſen feinen Künſten mehr als genug gelernt. Du biſt ein armes Mädchen ohne Vermögen. Deine verſtorbene Mutter hatte kein Heirathgut eingebracht, und du haſt alſo kein mütterliches Erbtheil zu erwarten; das Einkommen deines Vaters geht jährlich auf, und es bleibt nichts davon übrig. Deine Schweſter aber iſt reich; ſie hat glänzende Ausſichten. Du ſiehſt nichts vor dir, als dich einmal an einen Landbeamten oder ehrlichen Bürgersmann zu verheirathen oder gar dein Leben lang zu dienen. Es iſt deßhalb nothwendig, daß du die Küche fleißig beſucheſt, bei der Wäſche mithilfſt und den Garten beſorgeſt; auch wird es nöthig ſeyn, daß du, wenn die Mägde etwa anderwärts beſchäftigt ſind, die Zimmerböden und die Stiege aufwaſcheſt. Der Waſchkübel ſchickt ſich für ein Mädchen, wie du, beſſer, als das Klavier."

Die gnädige Frau Mama hielt nun Mathilde um nichts beſſer, als eine Magd, und kleidete ſie auch um nicht viel beſſer. Ihr eitles Töchterlein Wilhelmine putzte ſie hingegen auf das prächtigſte heraus, ſchaffte ihr immer neue koſtbare Kleider an, und nahm ſie in alle Geſellſchaften mit, auch in das Theater, ſogar auf Bälle. Wenn die ſtolze Frau große Tafel gab, und Wilhelmine im höchſten Staate neben der Mutter auf dem Sopha ſaß, und beide ſich den Gäſten, die nach und nach an kamen, in ihrer Herrlichkeit zeigten, ſtand Mathilde am flammenden Herde, und vergoß manchen Schweißtropfen. Es geſchah nicht ſelten, daß ein Fremder vom Lande in die Küche kam, und zu ihr ſagte: „Jungfer Köchin, ſey ſie ſo gut, und reinige ſie mir meine ſchmutzigen Stiefel da ein wenig, bevor ich dem Herrn geheimen Rath, der gnädigen Frau und ihren Fräulein Töchtern meine Aufwartung mache." Die beſcheidene Mathilde ließ ſich dieſe Demüthigung gefallen, ſchickte ſich in ihr Loos, brachte es aber in allen häuslichen Arbeiten ſo weit, und erwarb ſich in allen Theilen der Haushaltung ſolche Einſichten, daß ſie eine ganz vortreffliche Wirthſchafterin wurde.

Wenn Mathilde nun für alle ihre Mühe und

Arbeit von der Mutter nicht einmal einen Dank hatte, ſondern vielmehr oft ungerecht und ſehr bitter getadelt wurde, ſo wußte der Vater ſie wieder zu tröſten. „Es iſt wahr, liebe Tochter, du haſt es in dieſem Hauſe ſehr hart, und ich bedaure dich. Allein die Art, wie deine Mutter dich behandelt, wird wider ihren Willen dir Segen bringen: die Erziehung aber, die ſie ihrer Tochter gibt, kann dieſer nur zum Verderben gereichen. Ein Mädchen muß zu einer guten Haushälterin erzogen werden. Kochen, Waſchen, Nähen, Spinnen, Stricken und Alles, was man in das Haus braucht, ſind für ſie unumgänglich nöthige Dinge: Muſik und dergleichen dienen aber nur zur Zierde, ſowie man zum Kaffee etwas Zucker nimmt, oder einen Kuchen mit Blumen beſteckt. Du wirſt einmal eine gute Hausfrau werden: deine Schweſter aber kann ihren künftigen Mann nur unglücklich machen. Habe alſo Geduld; überhaupt iſt es dem Menſchen gut, wenn er von Jugend auf das Joch getragen hat.“

Viertes Kapitel.

Der Tod des Vaters.

Der Vater fing indeß nach einiger Zeit an zu kränkeln; die zu große Anſtrengung in ſeinen Amtsgeſchäften und wohl auch der geheime Verdruß über ſeine unglückliche Heirath waren Urſache daran. Auf ſein Verlangen wurde er der meiſten Arbeiten überhoben. Mathilde war darüber ſehr froh, und ſchätzte ſich glücklich, daß ſie nun des Umganges mit ihrem lieben Vater mehr genießen konnte. Dieſe Stunden, die ſie Abends nach vollbrachter Tagesarbeit in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, waren die ſeligſten ihres Lebens. Ihre Mutter und Schweſter befanden ſich zu dieſer Zeit meiſtens in Geſellſchaft oder im Theater. Mathilde ſpeiste dann mit ihrem Vater im Garten oder an dem kleinen Tiſchchen in ſeinem Arbeitszimmer zu Nacht, und beide blieben dann noch eine oder zwei Stunden in vertraulichen Geſprächen beiſammen, die für Mathilde ſo lehrreich als angenehm waren. Der Vater begab ſich hierauf zur Ruhe; Mathilde mußte noch, bis die Mutter kam, aufbleiben, um ihr auf ihr Zimmer zu leuchten, ſie zu bedienen, ihr Limonade oder Thee zu machen, oder, was ſie ſonſt noch eſſen wollte, zu bereiten.

Die Mutter und ihre Fräulein Tochter kamen des Abends ſelten vor neun Uhr, oft erſt gegen zwölf Uhr nach Hauſe. Mathilde las dann, aber nur ſolche Schriften, die ihr der Vater anrieth, und die geeignet waren, Verſtand und Herz zu bilden, oder aus denen ſie ſich Kenntniſſe erwerben konnte, die einem gebildeten Frauenzimmer nöthig oder nützlich ſind.

Die Frau von Reinhard hatte den größten Klaviermeiſter in der Stadt ausgewählt, um ihrer Fräulein Tochter Wilhelmine Stunden zu geben. Allein der treffliche Meiſter kam gar oft, und fand weder Mutter noch Fräulein Wilhelmine zu Hauſe. Da ſagte er denn zu Mathilde: „Kommen Sie, mein Fräulein, ich will die Stunde Ihnen geben. Ich werde von der zu großmüthigen Frau Mama doch dafür bezahlt, ohne daß Fräulein Wilhelmine davon Gebrauch macht. Unverdient mag ich aber das Geld nicht einnehmen. Auch iſt meine Mühe an Ihrer Fräulein Schweſter ohnehin verloren. Sie hat weder Luſt noch Talent zur Muſik; ſie wird mir wenig Ehre machen. Allein Sie, mein Fräulein, haben eine große Anlage zur Kunſt.“ Mathilde ſetzte ſich mit Freuden an das Klavier. Die Mutter hatte die vortrefflichſten Muſikalien, von denen ſie hörte, und mitunter ſehr ſchwere Stücke, angeſchafft. Wilhelmine hatte ſich vor den vielen, drei- und vierfach unterſtrichenen Noten entſetzt. Allein Mathilde konnte die Stücke, nachdem der Meiſter ſie ihr nur einmal vorgeſpielt hatte, bald nachſpielen. Ja, ſie wußte bald ohne Beihülfe des Meiſters die ſchwerſten Stücke aufzufaſſen und trefflich vorzutragen. Sie ſaß von nun an manche Stunde des Abends oder der Nacht an dem Flügel, und brachte es bei ihrem ganz vorzüglichen Talent zur Muſik zu einer großen Fertigkeit und einer hohen Vollkommenheit.

Die Mutter hatte auch eine Kammerjungfer, die eine geborne Franzöſin war, und das Franzöſiſche ſehr rein und gut ſprach, in Dienſte genommen, damit Wilhelmine Gelegenheit finde, ſich in der franzöſiſchen Sprache zu üben. Mamſell Louiſe war ein ſehr gutes Mädchen; ſie wurde ſehr gut bezahlt, mußte ſich aber von der gnädigen Frau und Fräulein Wilhelmine manche harte Begegnung gefallen laſſen. Louiſe hielt ſich deßhalb an die ſanfte, beſcheidene Mathilde. Beide Mädchen wurden ſehr gute Freundinnen. Sie brachten viele Stunden des Tages, in denen die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, gemeinſchaftlich am Nähtiſche oder der Stickrahme zu. Sie redeten immer franzöſiſch, und Mathilde ſprach nach einiger Zeit ſo gut, als wäre auch ſie in Frankreich geboren und erzogen worden.

Der Vater, der ſchon ſeit einem Jahre ſehr leidend geweſen, wurde nun bedeutend krank. Mathilde verpflegte ihn mit der kindlichſten Zärtlichkeit. Während die Mutter und Wilhelmine ſich alle Tage außer Haus in Geſellſchaften oder bis ſpät in die Nacht auf Bällen erluſtigten, ſaß Mathilde voll der zärtlichſten Theilnahme an ſeinem Bette, reichte ihm Arznei, legte ihm die Kiſſen zurecht und las ihm vor. Der Vater ſagte während ſeiner Krankheit mehrmal zu ihr: „Liebſte Tochter! Du erfüllſt das vierte Gebot treulich an mir; denke an mich, es wird dir noch wohl gehen.“

Der edle Mann ſtarb — ſeine Frau begab ſich unverzüglich zu einer Freundin, der Frau von Schlingen, auf das Land, indem ſie ſagte, der Schmerz würde ſie zu ſehr angreifen. Sie nahm ihre Fräulein Tochter Wilhelmine mit ſich, weil dieſe bei ihrem empfindſamen Herzen durch zu vieles Weinen ihre ſchönen Augen verderben würde. Sie befahl jedoch Mathilden, das Leichenbegängniß mit aller erdenklichen Pracht zu beſorgen. Mathilde veranſtaltete es unter tauſend Thränen, ohne übermäßige Pracht, aber doch ſehr würdig, und bewährte ſich auch da als die liebevollſte Tochter. Die Thränen, die Mathilde und unzählige Menſchen vergoſſen, gereichten dem edlen Manne mehr zur Ehre, als aller erdenkliche Prunk.

Nach acht Tagen kam die gnädige Frau Mama mit ihrer Fräulein Tochter zurück, und zwar beide, zu Mathildens Erſtaunen, im größten Vergnügen. „Du, Mathilde," ſagte die Frau, „deine Schweſter Wilhelmine iſt jetzt Braut; ſie wird die Gemahlin Seiner hochfreiherrlichen Gnaden, des Herrn Baron von Hainburg. Du mußt doch einmal den herrlichen Schmuck ſehen, den er ihr verehrt hat."

Wilhelmine holte das Schmuckkäſtchen herbei und öffnete es. „Sieh," ſprach die Mutter mit hoher Miene zu Mathilden, „die Steine ſind alle ächt; dieſe Heirath freut mich unendlich. Allein, was haſt du jetzt vor? Denn bei der Hochzeit deiner Schweſter, die nunmehr eine hochadelige Dame wird, wirſt du wohl nicht gerne zugegen ſeyn. Auch müßte ich dich neu kleiden laſſen, und dir doch wenigſtens einigen Schmuck anſchaffen, und das würde mich jetzt, da ich ſo große Ausgaben habe, zu viel koſten. Ueberdieß würde es dir auf dem Schloſſe meines hochfreiherrlichen Herrn Schwiegerſohnes, wohin ich und meine Tochter jetzt ziehen, wie ich fürchte, nicht gefallen. Sage alſo, wohin willſt du dich verfügen?“

„Ich werde mich zu der Schweſter meiner ſeligen Mutter begeben,“ ſagte Mathilde. „Wer iſt dieſe und wo lebt ſie?“ fragte die Mutter, die ſich nie um die blos bürgerlichen Anverwandten ihres Herrn Gemahls, des Herrn von Reinhard, bekümmert hatte. Mathilde ſagte: „Ihr Mann iſt ein Goldarbeiter in Frankfurt.“ „Nun wohl,“ ſprach die ſtolze Frau: „in die Haushaltung eines ehrſamen Bürgers ſchickſt du dich gut, und wirſt da treffliche Dienſte leiſten. Doch, geh’ jetzt an deine Geſchäfte.“

Die Verlaſſenſchaft des ſeligen Herrn von Reinhard, von der man bei der verſchwenderiſchen Lebensart ſeiner Frau nicht viel erwartete, fiel über alle Erwartung gering aus. Bei dem Leben ſeiner erſten Frau hatte er von ſeiner anſehnlichen Beſoldung, wiewohl er vielen Menſchen große Wohlthaten erwies, und überall gab und half, jährlich immer wohl etwas zurückgelegt; allein die zweite Frau hatte nicht nur die ganze Beſoldung immer verbraucht, ſondern noch bedeutende Schulden gemacht. Die Verſchwenderin hatte auch ihr eigenes Vermögen zugeſetzt, und ſie würde auch noch das Vermögen ihrer Tochter, das ſehr bedeutend war, verſchwendet haben, wenn ſie es hätte angreifen dürfen, und eine bei dem Stadtgerichte hinterlegte Urkunde ihr das nicht auf das beſtimmteſte und nachdrücklichſte unterſagt hätte. Das Haus, der Garten und die ganze Hauseinrichtung des ſeligen geheimen Raths mußten nun verkauft werden, um die Schulden zu tilgen.

Ein alter Freund des verſtorbenen geheimen Raths ſagte zu Mathilden, ſie ſolle das nicht zugeben. Ihr ſeliger Vater ſey, wie aller Welt bekannt, ein ſparſamer Herr und kein Schuldenmacher geweſen; die Stiefmutter, dieſe ſchlechte Haushälterin, habe dieſe Schulden ohne Wiſſen ihres Mannes gemacht. Man könne ſeiner Tochter nicht aufbürden, dieſe Schulden zu bezahlen. „Ueberlaſſen Sie die Sache mir,“ ſagte er, „ich getraue mir, es durchzuſetzen, daß die wenigſten dieſer Schulden auf Ihre Rechnung bezahlt werden.“ Allein Mathilde wollte dieſes nicht. „Da würden die meiſten Gläubiger leer ausgehen,“ ſagte ſie, „Wilhelminens Mutter hat nichts mehr; ſie verſchwendete Alles, was ſie hatte. An das väterliche Erbtheil ihrer Tochter aber hat ſie keine Anſprüche zu machen. Ich kann meinem Vater im Grabe die Schmach nicht anthun, daß Schulden, die wenigſtens unter ſeinem Namen und auf ſein Anſehen hin gemacht wurden, unbezahlt bleiben ſollten. So viel von mir abhängt, ſoll Alles bis zum letzten Heller bezahlt werden. Es bleiben mir, wie ich denke, doch meine Kleider und mein Weißzeug noch übrig, und damit bin ich ſchon zufrieden.“

Da der ſelige geheime Rath ein Menſchenfreund geweſen, und vielen Menſchen Gutes erwieſen hatte, ſo wurden die meiſten Stücke der Hauseinrichtung bei der Verſteigerung ſehr hoch getrieben, und nachdem Alles berichtigt war, blieben der guten Tochter noch einige Hundert Gulden an Geld. Der Hausfreund, der das Geld auf ihre Bitte ſogleich ſicher angelegt hatte, brachte ihr die Obligationen. „Je nun,“ ſagte er, „bei den wenigen hundert Gulden wird mehr Segen ſeyn, als wären es ſo viele Tauſende.“ Mathilde, die eben mit Einpacken beſchäftigt war, legte das Papier, ohne es zu öffnen, in ihren Koffer, dankte dem freundlichen Manne, und ſagte ihm weinend Lebewohl.

Fünftes Kapitel.

Eine Wanderung.

Mathilde ging am Tage vor ihrer Abreiſe in der Abenddämmerung noch auf den Gottesacker, weinte da am Grabe ihres geliebten Vaters und ihrer Großmutter ſchmerzliche Thränen, betete lange, und empfahl ſich als eine arme Waiſe in den Schutz Gottes. Am andern Morgen begab ſie ſich, um wohlfeiler zu reiſen, auf den Poſtwagen.

Die Reiſegeſellſchaft beſtand zu ihrem großen Troſte aus lauter recht ordentlichen Leuten, einigen Kaufherren, die auf die nahe Frankfurter Meſſe reiſen wollten. Auf einer der letzten Poſtſtationen vor Frankfurt ſaß noch eine Bürgersfrau ein, die ſehr ordentlich gekleidet war, aber ein ſehr blaſſes, kränkliches Ausſehen hatte. Man war noch keine Stunde gefahren, ſo wurde es der Frau übel. Sie ſagte, ſie könne das Fahren unmöglich länger ertragen, ſie müſſe ausſteigen. Mathilde ſtieg mit ihr aus, und führte ſie unter einen Baum, der an der Straße ſtand. Die Frau ſetzte ſich halb ohnmächtig unter dem Baume nieder, und ſah ſo blaß aus, wie eine Leiche. Der Poſtwagen hielt eine Weile; endlich erklärte die übrige Reiſegeſellſchaft einmüthig, ſie könne nicht mehr länger zuwarten, das junge Frauenzimmer ſolle wieder einſteigen, man müſſe machen, daß man weiter komme. Mathilde ſagte, ſie wolle bei der kranken Frau bleiben; ſie erſuchte den Conducteur, ihren Verwandten, dem Goldarbeiter Burkhard und deſſen Frau, die ſie Abends erwarteten, zu ſagen, warum ſie ſpäter kommen werde. Er verſprach es, und der Poſtwagen fuhr weiter.

Es war ein trüber Herbſtabend, und man war keinen Augenblick ſicher, daß es regnen werde. Die Gegend umher war öde und einſam. Zu beiden Seiten der Straße befanden ſich düſtere Fichtenwälder. Auf der ganzen Straße war kein Menſch zu ſehen oder zu hören. Nur die Raben krächzten auf den Bäumen. Mathilde blickte zwar von Zeit zu Zeit umher, ob ihr nicht Jemand zu Hülfe komme: ſie ſah aber noch mehr auf die kranke Frau, und horchte ängſtlich auf ihr ſchweres Athmen. Sie kniete neben ſie hin, hatte einen Arm um ſie geſchlungen, trocknete ihr mit ihrem weißen Tuche den Schweiß ab, und bedauerte, daß ſie ihr ſonſt keine Hülfe leiſten konnte.

Während Mathilde ſo mit der ohnmächtigen Frau beſchäftigt war, kam auf der ſandigen Landſtraße eine Kutſche langſam daher gefahren. Ein ältlicher Herr ſaß darin, in eine Ecke der Kutſche gelehnt, und las in einem Buche. Der Poſtillion wandte ſich um gegen den Herrn, deutete mit der Peitſche auf den Baum, und ſagte: „Der Frau dort iſt es, glaub' ich, übel geworden.“ Der Herr nahm ſein kleines Taſchenperſpektiv, und ſchaute hin. „Lieber Gott,“ ſprach er, „das Angeſicht der armen Frau, die unter dem Baume liegt, gleicht dem Angeſichte einer Sterbenden; das liebliche junge Frauenzimmer, das in einen ſchwarzen ſeidenen Mantel gehüllt neben ihr kniet, und ſeinen gelben Strohhut neben ſich liegen hat, ſcheint höchſt beſtürzt und betrübt!“

Der Herr ließ, als er näher gekommen war, den Poſtillion halten, ſtieg aus, und ging hin, ohne daß Mathilde in ihrer Angſt ihn ſogleich bemerkte. Er grüßte Mathilde und ſagte: „Die gute Frau befindet ſich in der That ſehr übel; ich will verſuchen, ob ich ihr nicht einige Dienſte leiſten kann. Ich habe eine kleine Reiſeapotheke bei mir und hoffe, einige ſtärkende Tropfen ſollen ihr gut thun.“ Er eilte zu ſeinem Reiſewagen, brachte ein kleines Arzneiglas und ein ſilbernes Löffelchen, und gab von den Tropfen der kranken Frau ein. Es ſchien ihr beſſer zu werden; ſie blickte auf, ſchloß aber ſogleich wieder die Augen.

Der fremde Herr ſagte zu Mathilde: „Die Frau iſt wohl Ihre Mutter, oder doch ſonſt Ihnen nahe verwandt?“

„Nicht näher,“ ſagte Mathilde, „als wir Menſchen alle einander verwandt ſind.“ „Wie fanden Sie aber ſich hier ſo zuſammen?“ fragte der Herr. Mathilde erzählte es mit wenig Worten. „Das iſt ſehr ſchön von Ihnen,“ ſagte der Herr; „das iſt ſehr edel.“ „Edel nun eben nicht,“ ſagte Mathilde, „ſondern blos menſchlich. Es wäre ja unmenſchlich, ja grauſam, eine Kranke ſo ganz allein auf der Straße auszuſetzen, und ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen.“

„Wohl wahr,“ ſagte der Herr, „aber Sie ſelbſt hätten ſo in große Verlegenheit kommen können.“ „Das fiel mir wohl ein,“ ſagte Mathilde; „allein ich dachte: Was jetzt offenbar das Nothwendigſte iſt, muß man jetzt thun, und die Bedenklichkeiten über das, was kommen könnte, ſich aus dem Sinne ſchlagen. Ich hoffte, Gott werde uns ſchon Jemand zu Hülfe ſchicken, damit wir nicht im Walde übernachten müßten.“

„Nun,“ ſagte der Herr, „das hat Gott auch gethan. Ich hoffe, Sie und die kranke Frau in meinem bequemen Reiſewagen glücklich nach Frankfurt zu bringen.“

Die Kranke hatte ſich indeß merklich erholt. „Nun glaube ich,“ ſagte der Herr, „unſere Kranke dürfte wohl ein Gläschen Wein genießen.“ Er holte eine Flaſche alten Rheinwein und weißes Brod aus ſeinem Wagen. Die Frau aß und trank, und erholte ſich beinahe ganz. Der Herr führte mit Hülfe Mathildens ſie zu dem Wagen, und beide halfen ihr einſteigen. „Nicht wahr,“ ſagte der Herr, als ſie eine Weile gefahren waren, „in meinem

Reiſewagen, der in Stahlfedern hängt und ſich nach Belieben der friſchen Luft öffnen läßt, iſt es beſſer, als in dem Poſtwagen? Ich weiß wohl, wenn der Poſtwagen ſehr beſetzt iſt, ſo iſt man da ſehr enge gepackt. Die Luft iſt dort ſehr dumpfig, und das heftige Stoßen thut auch nicht wohl.“ Mathilde und die Frau dankten ihm herzlich für ſeine freundliche Güte, und ſagten mehrmal, Gott wolle es ihm vergelten. Unterwegs fragte der Herr, wiewohl ſehr beſcheiden, wer Mathilde ſey, woher ſie komme und wohin ſie reiſe. Sie ſagte es, und er ſagte, er nenne ſich Fink, und reiſe auf die Frankfurter Meſſe.

Es war bereits finſtere Nacht, als der Wagen an dem Thore zu Frankfurt ankam. Beide Frauenzimmer wollten nun ausſteigen. „Nicht doch,“ ſagte Herr Fink, „ich bin es gewohnt, nichts halb zu thun. Ich werde Sie beide in Ihre Wohnung bringen. Sagen Sie, wohin wir zu fahren haben.“ Das Haus, wohin Mathilde ſich begeben wollte, war keine hundert Schritte innerhalb des nächſten Thors; die fremde Frau wohnte vor dem entgegengeſetzten Thore der Stadt. Herr Fink ſagte zu Mathilde: „Zuerſt will ich Sie in Ihre Herberge bringen; dann werde ich mit der Frau hier zu deren Wohnung fahren.“ Die Frau ſagte, ſie fühle ſich jetzt ſchon wieder ſo kräftig, daß ſie ohne Beſchwerde nach Hauſe gehen könne. Allein Herr Fink ſprach: „Was ich angefangen, mache ich gerne aus. Fahren Sie mit mir!“ Man fuhr zuerſt vor das Haus des Goldarbeiters. Er und ſeine Frau kamen mit einem Lichte vor die Hausthüre. „Kommſt du doch einmal, liebſte Mathilde!“ riefen ſie. „O wir waren ſehr um dich beſorgt. Eben erſt hatte der Poſtillion deinen Koffer gebracht und geſagt, du ſeyeſt bei einer kranken Frau draußen im Walde allein zurück geblieben. Wir hielten eben Rath, was zu thun ſey, und beſchloſſen, einen Wagen zu beſtellen und dir entgegen zu fahren. Nun Gottlob, daß du da biſt.“

Mathilde erzählte, wie gütig der fremde Herr ſie und ihre Reiſegefährtin aufgenommen habe. Der Goldarbeiter drückte ihm voll des innigſten Dankes die Hand, und ſeine Frau ſagte freundlich, ob der Herr nicht hereinkommen und bei ihnen übernachten wolle. Herr Fink ſagte, er begebe ſich zu einem guten Freunde, bei dem er zur Meßzeit allemal wohne; er werde aber während ſeines Aufenthaltes in der Stadt ſie gewiß beſuchen. Für jetzt müſſe er die Frau in ſeinem Wagen an Ort und Stelle bringen. Er zog ſeine Schreibtafel heraus, und ſchrieb die Hausnummer hinein. Die Frau neigte ſich aus der Kutſche, um Mathilden noch einmal zu danken, und verſicherte ſie ihrer heißeſten Segenswünſche.

Als die Kutſche des Herrn Fink vor dem Hauſe der Frau hielt, kamen ihr Mann und ihre Kinder eilig heraus. Sie waren ſehr in Sorgen geweſen, weil ſie zur verſprochenen Zeit nicht heim gekommen war. Alle begrüßten ſie mit frohem Jubel. Sie konnten nicht Worte genug finden, dem fremden Herrn ihren Dank auszudrücken. Herr Fink dachte: „Mit welcher kleinen Mühe kann man gar oft den Menſchen eine große Freude machen!“

Sechstes Kapitel.

Onkel und Tante.

Am andern Morgen erzählte die Tante, daß ihr Mann wegen einer Geldſache ſich in großer Verlegenheit befinde, und mit Schmach und Gefängniß bedroht ſey. Er hatte von einem anſehnlichen auswärtigen Handelshauſe Beſtellungen von Gold- und Silberwaaren erhalten, die an Werth bei dreitauſend Gulden betrugen. Die Hälfte der Waaren hatte er bereits vor einigen Wochen abgeſendet — da erhielt er plötzlich die Nachricht, dieſes Handelshaus habe wegen ſchlechter Geſchäftsführung und verſchwenderiſcher Lebensart ſeine Zahlungen einſtellen müſſen, und die Waaren ſeyen ſo gut als verloren. Die übrigen der beſtellten Waaren, die indeß fertig geworden, aber zum Glücke noch nicht abgeſendet waren, lagen nun da, und Herr Burkhard wußte dazu keinen Käufer zu finden. Er trug ſie verſchiedenen Kaufleuten an. Allein der Eine verſicherte auf Ehre, er ſey bis zum Ueberfluſſe mit Waaren der Art verſehen; der Andere bot einen Preis, mit dem Gold und Silber nicht bezahlt, und der erwartete, mehrjährige Arbeitslohn verloren geweſen wäre; ein Dritter ſagte, daß der Geſchmack ſich bereits geändert habe, und dieſe Arbeiten, ſo ſchön ſie auch ſeyen, wahrſcheinlich keinen Abnehmer finden würden. Was aber bei der Sache erſt das Schlimmſte war, ſo hatte Herr Burkhard einem Wechſelherrn, der ihm das zu verarbeitende Gold und Silber geliefert, einen Wechſel auf tauſend Reichsthaler ausgeſtellt, der ſchon vor acht Tagen verfallen war. Der Wechſelherr hatte ihm zwar eine Friſt von acht Tagen, gerade bis heute Abends bewilligt, allein dabei gedroht, wenn Herr Burkhard nach Verlauf dieſer acht Tage nicht bezahle, ihn unausweichlich arretiren zu laſſen.

„Wenn mein lieber Mann,“ ſagte die Tante, „nicht heute noch bezahlt, ſo wandert er morgen — o Gott! ich kann das Wort kaum ausſprechen, — in das Gefängniß.“ Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie ſchwieg eine Weile, und ſagte dann ſchmerzlich weinend: „Wir wiſſen uns in der That nicht mehr zu helfen. Mein guter Mann iſt ſchon heute frühe ausgegangen, um noch einen Verſuch zu machen, die Waaren zu verkaufen, mit deren Erlös er den Wechſel bezahlen könnte. Ich werde jetzt auch gehen, um zu ſehen, ob eine gute Freundin, die ſehr reich iſt, mir nicht etwa, wenn der letzte Verſuch meines Mannes nicht gelingen ſollte, das Geld vorſtrecken könne. Allein ich fürchte, weder ich, noch mein Mann werden etwas ausrichten. O Gott,“ — ſagte ſie noch und faltete die Hände — „wende Du die Schmach, die uns bevorſteht, von uns ab!“ Mathilde hatte, während die Tante erzählte, viele Thränen vergoſſen. „Ach, liebſte, beſte Tante!“ ſagte ſie, „wenn ich Ihnen nur helfen könnte! Wenn ich nur die fünfhundert Gulden bei Handen hätte, die mir aus der Verlaſſenſchaft meines ſeligen Vaters geblieben ſind. Mit tauſend Freuden wollte ich ſie Ihnen geben. Aber da Sie das Geld heute noch nöthig haben, ſo weiß ich nicht, wie da zu helfen iſt. Doch, wir wollen auf Gott vertrauen, und recht herzlich zu Ihm flehen!“ „Ja,“ ſagte die Tante, „Er wolle uns gnädig und barmherzig ſeyn. Indeß wollen wir auch das Unſrige thun, und bei Bekannten und Freunden Hülfe ſuchen. Vielleicht will Er uns doch durch gute Menſchen helfen.“

Die Tante ging. Mathilde ſetzte ſich höchſt betrübt auf einen Seſſel. „Ach,“ dachte ſie, „wie vielen Jammer richten doch Leichtſinn und Verſchwendung an! Wie viel Unrecht wird dadurch den Nebenmenſchen zugefügt! Ach, wenn meine

Stiefmutter das Vermögen meines ſeligen Vaters nicht ſo elend verſchwendet hätte, ſo wäre ich jetzt nicht ſo arm, ſondern wohl ſo reich, daß ich den Meinigen und vielen Menſchen davon manches Gute erweiſen könnte. Wie ſchmerzlich muß es für meinen guten Onkel ſeyn, durch einen verſchwenderiſchen Menſchen nicht nur den Lohn ſeiner Arbeit, ſondern noch überdieß beinahe ſein ganzes Vermögen zu verlieren!“

Sie weinte auf's Neue ſchmerzlich, und blickte wehmüthig zum Himmel. Jetzt fiel ihr ein, ihre gerichtliche Obligation zu fünfhundert Gulden könnte wohl die Dienſte des baaren Geldes thun. „Wenn der Onkel,“ dachte ſie, „bei ſeinen Waaren blos den Werth des Goldes und Silbers in Anſchlag bringt, und wenn ich die Obligation dazu lege, ſo wäre dieß zuſammen doch ganz gewiß ein Unterpfand, darauf man die Summe von fünfzehnhundert Gulden ohne Bedenken vorſtrecken würde. O wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich dazu beitragen könnte, die liebe Tante und den würdigen Herrn Onkel ſo aus ihrer gegenwärtigen Noth zu reißen!“

Siebentes Kapitel.

Herr Fink.

Mathilde öffnete den Koffer, legte einige Kleidungsſtücke und feine Wäſche auf Tiſch und Stühle umher, und nahm die Obligation, die weiter unten im Koffer lag, heraus. Als ſie das Papier, das ſie noch nicht einmal geleſen hatte, entfaltete, fiel ihr ſogleich der Name ihres ſeligen Vaters in die Augen, und ſie mußte noch mehr weinen.

In dieſem Augenblicke trat ihr Reiſegefährte von geſtern, Herr Fink, herein. „Ich komme nur auf einige Augenblicke!“ ſagte er. „Mein Weg in meinen Geſchäften führte mich durch die Straße, und da wollte ich an Ihrem Hauſe nicht vorbeigehen, ohne Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen, und Sie zu fragen, wie Sie auf die etwas müheſelige Reiſe geſchlafen haben? Aber was iſt Ihnen? Sie haben, wie ich ſehe, geweint. Haben Sie bei Ihren Verwandten nicht die gute Aufnahme gefunden, die Sie erwarteten, oder befinden dieſelben ſich nicht in ſo glücklichen Umſtänden, als Sie wünſchen, oder iſt vielleicht das Papier, das Sie da in der Hand halten, die Urſache Ihrer Thränen? Ich frage nicht aus Neugierde, ſondern aus der aufrichtigſten Theilnahme an Ihrem Kummer. Vielleicht kann ich helfen oder doch wenigſtens guten Rath ertheilen.“

„Ihnen darf ich meinen Kummer wohl vertrauen!“ ſagte Mathilde; „die Güte, mit der Sie geſtern die kranke Frau und mich in Ihren Wagen aufnahmen, bewährt Sie mir als einen Mann, der Zutrauen verdient.“ Sie erzählte, was ihr die Tante eben jetzt erzählt hatte, und fügte noch bei, was ihr eben erſt eingefallen, und was ſie mit der Obligation vorhabe.

„Sie ſind wohl ſehr reich,“ ſagte Herr Fink, „daß Sie das Papier da Ihren Verwandten abtreten wollen?“

„O nein,“ ſagte Mathilde, „dieſe wenigen hundert Gulden, und die Kleider, die da umherliegen, ſind Alles, was ich habe.“

„Gutes Kind,“ rief Herr Fink, „und dieſes kleine Kapital wollen Sie hingeben, Ihren Verwandten aus der Noth zu helfen? Behalten Sie Ihr Weniges, und ſeyen Sie ruhig. Es ſoll dennoch geholfen werden. Sie haben ſich der fremden Frau im Walde ſo liebreich angenommen — wie ſollte ich mich Ihrer und der Ihrigen nicht annehmen?“

Jetzt kam der bekümmerte Goldarbeiter zurück. Herr Fink bemerkte auf den erſten Blick, daß der gute Mann einen Fehlgang gemacht habe — und ſprach: „Fräulein Reinhard, Ihre liebe Nichte, hat mir ſoeben erzählt, daß Sie einen Vorrath von Waaren an Gold und Silber haben, den Sie gern verkaufen möchten. Laſſen Sie einmal ſehen!“ Herr

Burkhard führte ihn in ein reinliches Zimmer, wo die fertigen Waaren in einem Glaskaſten in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt waren. Herr Burkhard zeigte ein Stück nach dem andern, und ſagte dabei die Preiſe, über die er mit dem Kaufmanne, der ſie beſtellt hatte, übereingekommen war.

„Nun wohl,“ ſagte Herr Fink, „die Arbeit iſt ganz vortrefflich. Ich weiß ſchon, wohin damit. Hier zu Lande iſt zwar die neuere Faſſon beliebter, allein in andern Gegenden gibt man mit Recht der ältern, kunſtreichern den Vorzug. In der That, Sie ſind ein Künſtler. Ich habe nur Eine Ausſtellung zu machen: der verunglückte Kaufmann hat Ihnen die Preiſe zu niedrig geſtellt. Bei ſolcher Knauſerei iſt doch kein Segen! Es thut mir in der Seele wehe, wenn reiche, vornehme Handelsherren auf Koſten ihrer fleißigen und manchmal wohl auch armen Arbeiter noch reicher werden wollen. Leben und leben laſſen, iſt mein Wahlſpruch. Ich kaufe die Waaren alle, wie ſie da ſind, Ihnen ab, und gebe Ihnen noch zweihundert Gulden — über die genannten Preiſe. Noch heute Abends ſollen Sie das Geld erhalten.“

Da erheiterte ſich das Angeſicht des guten Burkhard gleich der Sonne, wenn der Nebel weicht, der ſie verdunkelte. Mathilde, die dabei ſtand, blickte mit der innigſten Dankbarkeit und der Freundlichkeit eines Engels auf Herrn Fink. Die Tante, die eben von ihrem Gange unverrichteter Sache zurück kam und nun hörte, was vorgegangen ſey, brach in Freudenthränen aus, dankte Gott und bat Herrn Fink, bei dem Mittageſſen zu bleiben.

Herr Fink ſagte: „Für heute Mittag bin ich ſchon verſagt; doch bis Abend — Schlag vier Uhr — komme ich auf eine Schale Thee, bringe das Geld und laſſe dann die Waaren abholen. Jetzt rufen mich meine Geſchäfte.“ Er entfernte ſich eilends.

Die Hausfrau ſagte: „O Mathilde, mit dir iſt Glück und Segen in unſer Haus gekommen. Ohne dich befänden wir uns in einer ſehr traurigen Lage. Wir können dir nicht genug danken.“ „Laſſen Sie uns Gott danken,“ ſagte Mathilde, „der Alles ſo gut gefügt hat!“

Herr Fink kam Abends genau zur beſtimmten Stunde. Ein Handlungsdiener mit einem ſchweren Packe Geld auf der Schulter folgte ihm. Das Geſchäft, die Durchſicht des Waarenverzeichniſſes, das Zählen der Geldrollen, die Ausſtellung der Quittung ward ſogleich abgethan. Der edle Kaufmann brachte mit dem wackern Burkhard, deſſen Frau und Nichte an dem Theetiſche eine ſehr vergnügte Stunde zu. Jetzt ſah er aber auf die Uhr und ſagte: „Nun habe ich noch einige Geſchäfte abzumachen; und Sie, Herr Burkhard, werden wohl auch nicht ſäumen, ihren Gläubiger zu befriedigen.

Ihre ſchönen Gold- und Silberwaaren werde ich morgen früh abholen laſſen. Uebrigens war ich heute Ihr Gaſt; nun müſſen auch Sie alle drei mit einem Abendeſſen bei mir vorlieb nehmen. Ich wohne dahier — bei einem alten Freunde, bei dem ich wie zu Hauſe bin. Den Tag werde ich Ihnen noch beſtimmen und Sie dann dahin abholen.“

Am Tage vor ſeiner Abreiſe hielt Herr Fink ſein Wort. Er kam, ſeine Gäſte abzuholen, und führte ſie in das Haus ſeines Freundes. Sie trafen da eine kleine, aber auserleſene Geſellſchaft an. Vor Tiſche wurde Muſik gemacht, Klavier geſpielt und geſungen. Der Onkel ſagte zu Mathilde: „Wenn ich nicht irre, haſt du ehemals auch das Klavierſpielen gelernt. Willſt du es nicht wagen, dich auch ein wenig hören zu laſſen?“ „Ach ja,“ ſagte Herr Fink, „ich bitte Sie darum. Nur darf meine Bitte Ihnen nicht ungelegen kommen.“ Mathilde ſetzte ſich an das Klavier, und ſpielte ſo vortrefflich, daß Alle ſie als eine Meiſterin bewunderten. Ebenſo gut ſang ſie. Ein Kaufmann aus Frankreich, der zugegen war, bezeigte ihr in franzöſiſcher Sprache ſeinen Beifall, und ſie antwortete ihm in franzöſiſcher Sprache ſehr geläufig, und wußte ein Geſpräch über franzöſiſche und deutſche Muſik, das er anfing, ſo gut mit ihm zu führen, daß er fragte, ob ſie in Frankreich geboren ſey, oder wie viele Jahre ſie ſich da aufgehalten habe.

Herr Fink ſagte: „Ich entdecke immer neue Vorzüge an Ihnen. Sie haben ſich nicht nur jene Eigenſchaften erworben, die eigentlich den Werth des Menſchen ausmachen, Kenntniſſe und edle Geſinnungen, ſondern auch das, was zur Zierde gereicht und das Leben angenehm macht.

Nach einem ſehr angenehmen Abende ſtand Herr Fink mit dem Schlage zehn Uhr auf, ſagte, daß er wegen ſeiner morgigen Abreiſe heute noch Einiges zu berichtigen habe, verſprach aber, ſo oft er künftig nach Frankfurt kommen werde, wolle er Herrn Burkhard, deſſen Frau und Nichte allemal beſuchen. Alle drei dankten ihm noch einmal herzlich, und fuhren in der Kutſche, die Herr Fink beſtellt hatte, ſehr vergnügt nach Hauſe.

Achtes Kapitel.

Eine Hochzeit.

In jener Abendgeſellſchaft, in der Mathilde ſo trefflich geſungen und Klavier geſpielt hatte, war auch Eduard, der Sohn des Herrn Fink, zugegen geweſen, der ſich eben damals in einem berühmten Handelshauſe zu Frankfurt aufhielt, um ſich noch mehr in Handlungsgeſchäften zu vervollkommnen. Er bewunderte Mathilde als das vollkommenſte Frauenzimmer, das er je geſehen; er nährte in der

Stille den feurigſten Wunſch, ſie einmal zu ſeiner Gattin zu wählen. Er kam auch die Woche einmal auf einen kurzen Beſuch von einer halben Stunde in Herrn Burkhards Haus. Gewöhnlich beſtellte er eine oder die andere Arbeit von Gold oder Silber, und brachte dem Fräulein einige von den vortrefflichſten Muſikalien, die eben erſchienen waren. Allein er nahm ſich ſehr in Acht, gegen Mathilde nicht das Geringſte von ſeinem Wunſche merken zu laſſen. Er fürchtete, ſein Vater werde, als ein reicher Mann, es nicht zugeben, daß ſein Sohn ein armes Mädchen heirathe.

Mathildens Tante merkte es aber dennoch; ſie bemerkte auch, daß Mathilde ſich glücklich ſchätzen würde, wenn er ihr Gatte werden wollte. Die Tante warnte aber Mathilde. „Liebſte Mathilde,“ ſagte ſie, „ſey wohl auf deiner Hut, daß keine ſolche Neigung in deinem Herzen aufkomme. Sie könnte dich um alle Ruhe des Herzens bringen. Bei deiner Armuth kannſt du keine ſolche Anſprüche machen. Anſtatt der fröhlichen Ausſichten, mit denen du dir vielleicht ſchmeichelſt, könnteſt du dir jahrelangen Kummer und namenloſen Jammer bereiten. Was nicht ſeyn kann, ſollen wir auch nicht wünſchen.“

„Liebſte Tante,“ ſagte Mathilde, „ich habe mir dieſes Alles ſchon ſehr oft ſelbſt geſagt; ich bin immer bemüht, mir dergleichen Wünſche aus dem

Sinne zu ſchlagen. In der That, ich denke nicht, daß mir ein ſolches Glück beſchert ſey.“

Eduard, deſſen Wunſch immer lebhafter wurde, und der ſich überzeugt hatte, daß Mathilde ſeinen Wunſch theile, nahm ſich vor, mit ſeinem Vater darüber zu ſprechen, und ihn um die Erfüllung dieſer Wünſche zu bitten. Der Vater hatte geſchrieben, er wolle den künftigen Frühling nach Frankfurt kommen, um Eduard mit ſich nach Hauſe zu nehmen, und ihm einen Theil ſeiner Handlung abzutreten. Mit großer Bangigkeit, unter Furcht und Hoffnung, erwartete Eduard die Ankunft des Vaters.

Eines Abends kam der Vater, und ſogleich am folgenden Morgen trug Eduard ſeinen Wunſch, der, wie er hoffe, auch Mathildens Wunſch ſey, freimüthig vor. „Indeß,“ ſagte er, „haben Beide ſich noch nicht gegen einander erklärt; ich ſtelle die Entſcheidung vertrauensvoll dem geliebten Vater anheim.“ Eduard erwartete ernſtliche Einwendungen, und hatte ſich vorbereitet, darauf zu antworten. Allein wie groß war ſein Erſtaunen, ſeine Freude, als der Vater ihn freudig umarmte und ſagte: „Lieber Sohn! dein und Mathildens Wunſch iſt auch der meinige. Ich wünſche dir Glück zu deiner Wahl. Es freuet mich, daß du die Tugend höher ſchätzeſt, als Geld und Gut. Zwar haben viele Menſchen hier unter dem Monde nothwendig auf das leidige Geld zu ſehen, und ein Mann würde ſehr thöricht handeln, wenn er ſich verheirathen wollte, ohne zu wiſſen, wie er Frau und Kinder ernähren könne. Allein uns hat Gott — Ihm ſey Dank, — ſo viel beſchert, daß wir aller Nahrungsſorgen überhoben ſind, und daß du frei nach deinem Herzen wählen kannſt. Auch mir wünſche ich, ſo wie dir, Glück zu dieſer Wahl. Mathilde, die ſich ſo liebreich gegen eine fremde Kranke bezeigte, und ihren alternden Anverwandten ein ſo großes Opfer zu bringen bereit war, wird ſich, wenn ich alt und krank werde, auch gegen mich als eine gute Tochter erweiſen. Ich ſelbſt werde dein Brautwerber ſeyn; komm' jetzt nur ſogleich mit mir. Da der Morgen ſo ſchön iſt, wollen wir nicht durch die Stadt, ſondern durch die ſchöne Lindenallee vor der Stadt gehen, ſo kommen wir zu dem nächſten Thore, bei dem Mathilde wohnt.“

Unterwegs ſprach der Vater: „Liebſter Eduard! ich habe damals, als du Mathilden das erſtemal geſehen haſt, wohl bemerkt, was für einen Eindruck ihr freundliches, beſcheidenes Betragen, ihr Geſang und Klavierſpiel auf dich gemacht hat. Allein da ich oft geſehen habe, daß Singen und Spielen und ein freundlicher Blick nicht dafür ſchadlos halten können, wenn die Frau keine genießbare Suppe zu kochen weiß, oder der Mann, wenn er ausgehen will, keinen ganzen Strumpf vorfindet, ſo forſchte ich zuvor genau nach, wie Mathilde ſich in allen ihren bisherigen Verhältniſſen benommen habe. Ich begab mich an ihren Geburtsort, und vernahm da, wie bei dem Leichtſinn und der Nachläſſigkeit ihrer Stiefmutter die ganze Laſt des Hausweſens auf ihr lag; wie ſie von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend arbeitete, kochte, wuſch, kehrte und fegte; wie die Schulden, die ihre Stiefmutter dem Vater zuzog, wohl nicht wären bezahlt worden, wenn Mathilde das zerfallene Hausweſen durch Fleiß und Sparſamkeit nicht noch ſo viel möglich zuſammengehalten hätte. Mit beſonderer Rührung vernahm ich, wie ſie die Hartherzigkeit ihrer Stiefmutter und den Uebermuth ihrer Stiefſchweſter mit Geduld und Sanftmuth übertragen, wie herzlich ſie ihre Großmutter geliebt und ſie unermüdet bedient, und wie ſie ihren Vater als eine treue Tochter bis zu ſeinem Tode auf das liebreichſte und zärtlichſte verpflegt hat.“

Unter ſolchen Reden des Vaters, die den Sohn hoch erfreuten, kamen Beide in Mathildens Haus. Aber wer könnte das Erſtaunen, die Freude Mathildens, ihrer guten Tante und des würdigen Onkels ausſprechen, — als der alte Herr Fink ihnen ſeinen Sohn vorſtellte, ſeinen Antrag vorbrachte, Mathilden fragte, ob ſie ſeine Tochter, die Frau ſeines Sohnes werden wolle, und dann Beider Hände in einander legte, und mit gerührtem Vaterherzen ſagte: „Gott der Allmächtige ſegne euch, meine liebſten Kinder!“ und dann mit Thränen in den Augen beide umarmte. Mathilde war dieß Alles wie ein Traum: die Tante faltete freudeweinend die Hände: der Onkel blickte gerührt zum Himmel! Die Rührung Aller war unbeſchreiblich.

„Doch,“ ſagte der Vater, „jetzt muß ich wieder an meine Geſchäfte. Ich bleibe aber noch einige Tage hier, und werde dann, vorerſt nur mit Eduard, nach Hauſe reiſen, um Anſtalten zur Hochzeit zu machen. An einem Tage, den wir in der Folge noch beiderſeits beſtimmen wollen, wird Eduard wieder hieher kommen, um ſeine Braut abzuholen: und Onkel und Tante müſſen ſie begleiten. Die Hochzeit ſoll ein großes Freudenfeſt werden für uns alle und noch für viele gute Menſchen.“ Und ſo geſchah es denn auch.

Eduard kam an dem beſtimmten Tage in einem neuen prächtigen Reiſewagen. Als er am folgenden Morgen wieder abreiſen wollte, und mit Mathilde, ihrem Onkel und ihrer Tante aus der Hausthüre trat, um einzuſteigen, verwunderten ſich Alle nicht wenig. Zu ihrer nicht geringen Freude war die Kutſche reichlich mit Blumenkränzen geziert. Denn die Gärtnersfrau, deren ſich die Braut und der Vater des Bräutigams ſo liebreich angenommen hatten, wollte ſo ihre Dankbarkeit ihnen zu erkennen geben.

Neuntes Kapitel.

Die Frau von Almen.

Eduard und Mathilde lebten in der glücklichſten Ehe, und trugen ihren Vater gleichſam auf den Händen. Eduard betrieb ſein Handelsgeſchäft mit Einſicht, Fleiß und Pünktlichkeit, und genoß wegen ſeiner Redlichkeit allgemeines Zutrauen. Was er durch Fleiß erwarb, hielt Mathilde durch weiſe Häuslichkeit zuſammen. Nach wenigen Jahren hatte ſich ſein Vermögen beinahe verdoppelt. Er kaufte ſich nun in einer angenehmen Gegend das ſchöne Landgut Almen, das ein wahrer Edelſitz war. Das Schloß war von herrlichen Gärten umgeben; viele Aecker, Wieſen und Waldungen gehörten dazu; die Einwohner des freundlichen Dörfleins hatten an die Gutsherrſchaft nur wenige Abgaben an Geld und Getreide zu entrichten.

Eduard reiſte im Frühlinge mit ſeiner Frau und ſeinen drei Kindern dahin, und wurde mit großem Jubel aufgenommen. Man nannte ihn dahier nicht anders, als den Herrn von Almen und Mathilde die gnädige Frau. Er hatte im Sinne gehabt, den guten Landleuten ein ländliches Feſt zu geben. Allein als er vernahm, daß die Aerndte hier und in der Gegend umher äußerſt ſchlecht ausgefallen ſey, und man eine Hungersnoth befürchtete, ſo ließ er anſtatt des Feſtes von dem vorräthigen Getreide auf dem herrſchaftlichen Kaſten den Vermöglichern zu billigen Preiſen, den Armen aber unentgeltlich, ſo viel ſie nöthig hatten, austheilen. Alles im Dörflein freute ſich, einen ſo wohlthätigen Gutsherrn zu haben, und bezeigte ihm den herzlichſten Dank.

Eduard reiste mit ſeinen zwei Söhnen wieder zurück in die Stadt, weil die zwei lebhaften, hoffnungsvollen Knaben dort die Schulen beſuchten; Mathilde wollte mit Julie, die jetzt etwa neun Jahre alt war, noch einige Zeit bleiben. Sie hatte in dem Schloſſe mehrere Einrichtungen zu machen, und wollte zugleich auch der friſchen Landluft und der ſchönen Jahreszeit genießen. Sie erinnerte ſich in den ſchönen Gärten recht lebhaft der ſeligen Abende, die ſie ehemals mit ihrem Vater in dem Garten an ihrem väterlichen Hauſe zugebracht hatte, erzählte ihrer Tochter davon, und machte ſie auf jede Schönheit der Natur, oder wie ſie lieber ſagte, auf die Freundlichkeit Gottes in ſeinen Werken aufmerkſam.

Einmal hatte Mathilde mit Julie den ganzen Nachmittag in einem Gartenhauſe zugebracht, das eine herrliche Ausſicht gegen Morgen hatte. Beide nähten aber, faſt ohne aufzublicken, an Vorhängen von feinem Muſſelin, die für die Fenſter in dem Zimmer des Vaters beſtimmt waren. Sie wollten ihn, wenn er hieher käme, ſie wieder in die Stadt abzuholen, damit überraſchen. Als Julie wieder mit einem Vorhange, an dem ſie die ſchönen Franzen anzunähen hatte, fertig war, trat ſie an das offene Fenſter. Es war der ſchönſte Frühlingsabend. Bäume und Hecken ſtanden in voller Blüthe. Die Sonne ging eben unter, und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen das ganze Thal, den fernen Wald und die nahen Bauernhütten. Da ſprach Julie auf einmal: „O ſieh' doch, liebſte Mutter, da drüben an der Wand des nächſten Hauſes das artige Schattenſpiel! Sieh', dort an der ſonnigen Wand das Schattenbild eines kleinen Mädchens, das ſehr emſig ſpinnt. O ſieh', wie geſchäftig das fleißige Kind die Arme bewegt, wie zierlich es den Faden benetzt, und wie ſchnell und hurtig das Mädchen ſich umdreht!“ —

Die kleine Spinnerin ſelbſt konnte man von hier aus nicht ſehen. Ein dichtes Hagedorngeſträuch verbarg ſie. Allein die untergehende Sonne, die mit roſenröthlichem Glanze die Wand des gegenüberſtehenden Hauſes erhellte, malte den Schatten des Mädchens daran ab.

„Das iſt in der That ſehr artig,“ ſprach die Mutter. „Das Kind gibt uns, ohne es zu wiſſen, ein ſehr hübſches Schauſpiel zum Beſten! Aber ſieh', jetzt ſteht das Schattenbild des Mädchens auf, und trocknet mit der Schürze ſich die Augen. Jetzt ringt das Kind die Hände, fällt auf die Knie nieder, und ſtreckt die ausgebreiteten Arme zum Himmel aus. Dem armen Kinde, ſo klein es noch iſt, muß ein großer Kummer auf dem Herzen liegen.“

„Soll ich nicht hinüber laufen,“ ſagte Julie, „und fragen, was dem Kinde fehle?“ und kaum hatte die Mutter freundlich genickt, ſo hatte Julie ſich ſchon auf den Weg gemacht. Als das Kind die Fußtritte hörte, ſetzte es ſich eilends wieder an das Spinnrädchen, und ſpann ſo emſig, wie zuvor.

Julie fragte: „Warum biſt du ſo traurig, liebes Kind, und warum weineſt du?“

„Ach,“ ſagte das Kind ſchluchzend, „ich bin ſo hungrig. Ich habe ſeit heute Morgens nichts gegeſſen, als ein winzig kleines Stücklein Brod.“

„O ſo komm' mit mir,“ ſagte Julie, „wir wollen dir zu eſſen geben.“ Sie nahm das Mädchen bei der Hand, und eilte mit ihm in den kleinen Gartenſaal. Die Mutter ſchnitt von dem Kuchen, der auf einem Seitentiſchchen ſtand, ein großes Stuck ab, und gab es dem Kinde. Das Kind aß begierig.

Mathilde ließ ſich mit dem Kinde in ein Geſpräch ein. „Wie heißeſt du?“ fragte ſie. „Eulalia,“ ſagte das Kind. „Das wundert mich,“ ſagte Mathilde, „ſo heißt wohl kein Mädchen dahier weit umher. Der Name iſt unter den Landleuten nicht gebräuchlich: er ſcheint aus einem Schauſpiele genommen zu ſeyn. Aber wer ſind denn deine Aeltern? Wie heißt dein Vater?“

„Ach,“ ſagte das Kind in der rheinländiſchen Ausſprache, die hier fremde war, „mein Vater iſt ſchon lange geſtorben.“ „Wo haſt du denn früher gewohnt?“ fragte Mathilde. „O weit, weit von hier!“ antwortete das Kind. „Als der Vater ſtarb, da kam ein Herr mit goldenem Kragen und einem Degen an der Seite zu uns, und brachte noch andere dergleichen Herren mit, die jedoch keine goldgeſtickten Kleider hatten. Er befahl ihnen, alle Thüren und Kaſten zu verpetſchieren, wie man die Briefe petſchiert. Die Mutter aber und die Großmutter zogen hieher.“

„Wie heißt denn deine Mutter?“ fragte Mathilde. „Sie heißt Wilhelmine,“ ſagte das Kind.

Dieſer Name traf Mathilden wie ein Blitzſtrahl. Sie glaubte, in dem Geſichte des Kindes eine Aehnlichkeit mit den Geſichtszügen ihrer Schweſter Wilhelmine zu bemerken. „Wie heißeſt du mit deinem Zunamen?“ fragte Mathilde.

„Ich heiße Eulalia Müller,“ ſagte das Kind.

„Nein,“ dachte Mathilde, „das trifft nicht zu.“ Indeß ſtiegen dennoch tauſenderlei Gedanken in ihr auf. Sie ſchwieg aber, gab dem Kinde den Reſt des Kuchens, ſchenkte ihm einen Dukaten, und befahl ihm, die Mutter zu grüßen.

Das Kind lief voll Freude nach Hauſe. Die Mutter war bei dem Anblicke des Goldſtückes erſtaunt, und aß ſogleich von dem Kuchen. „Die neue Gutsherrſchaft,“ ſagte ſie, „iſt doch in der That ſehr wohlthätig! Nicht nur ihren Gutsangehörigen, ſondern auch Fremden, die ſich hier aufhalten, erweiſet ſie Gutes. Ich hoffe, die gnädige Frau werde in unſrer großen Noth unſere fernere Wohlthäterin ſeyn. Ich kann mir gar keine liebreichere Frau denken, als dieſe vortreffliche Frau von Almen.“

Zehntes Kapitel.

Die Frau von Hainburg.

„Sollte die Mutter dieſes armen Kindes die Frau von Hainburg ſeyn!“ dachte Mathilde wiederholt. „Denn der Mann, der meine Schweſter Wilhelmine zur Ehe genommen hat, war ein Herr von Hainburg.“ Sie konnte faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen. Der Name ihrer Schweſter Wilhelmine und die Aehnlichkeit des Kindes mit Wilhelmine lagen ihr immer im Sinne. Sie konnte aber doch kaum glauben, dieſe arme fremde Frau ſey ihre Schweſter Wilhelmine, von der ſie ſeit vielen Jahren nichts mehr gehört, noch viel weniger ſie geſehen hatte.

Als Mathilde am folgenden Morgen mit Julie am Frühſtücke ſaß, ließ Madame Müller, die Mutter des Kindes, das von der gnädigen Frau geſtern ſo reichlich beſchenkt worden, ſich melden, um für das großmüthige Geſchenk zu danken. Mathilde ſagte: „Die Frau ſolle herein kommen."

Es war Wilhelmine. Sie ſah aber ſehr blaß und abgemagert aus. Mathilde würde ſie nicht mehr gekannt haben, wenn das Kind ſie nicht zuvor aufmerkſam gemacht hätte. Wilhelmine dachte aber nichts weniger, als daß die gnädige Frau, die, wie es einer adeligen Dame geziemt, fein und zierlich gekleidet, in dem prächtigen Zimmer auf dem Sopha ſaß und auch von ſehr jugendlichem, blühendem Ausſehen war, ihre Schweſter Mathilde ſey, der ſie ehemals mit ſolchem Uebermuthe und ſo großer Verachtung begegnet war, dergleichen ſich keine Magd hätte gefallen laſſen. Auch war damals Mathilde wegen der vielen Arbeiten und ſchlechten Behandlung immer etwas bleich von Angeſicht.

Wilhelmine ſagte, daß ſie durch die gegenwärtige Theuerung der Lebensmittel in große Noth verſetzt worden, daß ihre Mutter gefährlich krank ſey, und daß ſie ſich außer Stand ſehe, den Arzt aus der Stadt rufen zu laſſen, ja, daß ſie der kranken Mutter nicht einmal die für eine Kranke dienlichen Speiſen anſchaffen könne.

Mathilde war zu bewegt, als daß ſie ihrer Schweſter ſich ſogleich hätte zu erkennen geben können. Auch wollte ſie Wilhelminen, die ſich unter fremdem Namen im Dorfe aufhielt, ſchonen. Sie hieß ſie neben ſich ſitzen, und ſchenkte ihr Kaffee ein. Sie befahl, der Kutſcher ſolle auf der Stelle anſpannen und in die Stadt fahren, den Arzt abzuholen. Sie verſicherte, ſie werde der Kranken alle Speiſen, die der Arzt für angemeſſen erachten würde, aus der Schloßküche abgeben laſſen.

Wilhelmine ſtand auf, dankte mit einer tiefen Verneigung für das unverdiente hohe Wohlwollen der gnädigen Frau, und empfahl ſich, weil ſie ihre kranke Mutter nicht länger allein laſſen könne.

Als es bereits Mittag war, kam der Doktor in dem Schloſſe an, und brachte ſeine Frau mit. Die Doktorin ſagte: „Der herrliche Frühlingstag und der leere Platz in der ſchönen Kutſche waren zu reizend und einladend für mich, als daß ich dieſe angenehme Spazierfahrt hätte unterlaſſen können. Ohne Vergleich wichtiger aber war mir, eine ſo ausgezeichnete Dame, als welche die Frau von Almen mir gerühmt worden, perſönlich kennen zu lernen. Dabei rechnete ich darauf, die gnädige Frau werde bei ihrer bekannten Güte dieſe meine Freiheit nicht ungnädig aufnehmen.“ Mathilde verſicherte, beide, ſowohl der Herr Doktor als die Frau Doktorin, ſeyen ihr gleich willkommene Gäſte.

Der Doktor wollte nun ſogleich ſeinen Krankenbeſuch vornehmen. Frau von Almen ſagte: „Ich werde Sie den nächſten Weg führen, und, bis Sie zurückkommen, die Frau Doktorin zu unterhalten ſuchen.“ Bei dem Gartenhauſe blieb ſie ſtehen, wies dem Doktor die Wohnung der Kranken, und ging, bis er zurückkomme, mit der Doktorin in dem großen, prachtvollen Garten, der im vollen Schmucke des Frühlings prangte, ſpazieren.

Nachdem der Doktor zurückgekommen war, ſetzte man ſich zu Tiſche. Der Doktor ſagte: „Die alte Frau von Reinhard befindet ſich ſehr ſchlecht; ſie wird von dieſem Krankenbette nicht mehr aufſtehen.“

„Wie?“ ſprach Mathilde, „kennen Sie dieſe Frau?“

„O ja wohl, ſehr gut!“ ſagte der Doktor: „nicht nur ſie, ſondern auch ihre Tochter, die Freifrau von Hainburg. Ich wohnte damals, bevor ich meine gegenwärtige Anſtellung erhielt, als praktiſcher Arzt in einer entfernten Gegend, und war der Hausarzt dieſer adeligen Familie. Ich habe den ſeligen Herrn Baron in ſeiner letzten Krankheit täglich beſucht.“

Der Doktor und die Doktorin dachten nichts weniger, als daß dieſe verarmten Leute mit der Frau von Almen ſo nahe verwandt ſeyen, ſie ſagten alſo Alles, was ſie von denſelben wußten, unverholen. Die unglückliche Familie war das einzige Geſpräch bei Tiſche.

„Aber ſagen Sie doch, lieber Herr Doktor,“ ſprach die Frau von Almen, „wie war es doch möglich, daß die Leute von einem ſo großen Reichthume zu einer ſo tiefen Armuth herabgekommen ſind?“

„Das iſt ſehr möglich,“ ſprach der Doktor, „wenn man verſchwenderiſch lebt, ſich kein Vergnügen verſagt, und nicht an die Zukunft denkt. Der ſelige Herr Baron war ein herzensguter Mann, allein ſeine Finanzen waren ſchlecht. Er ſuchte deßhalb eine reiche Frau zu bekommen. Sonſt hätte er wohl nicht außer dem Adel geheirathet. Indeß muß man es ihm zur Ehre nachſagen, daß er mit dem angeheiratheten Vermögen alle ſeine damaligen Schulden bei Pfennig und Heller richtig bezahlte.“

„Freilich wohl,“ ſagte die Doktorin; „auch der reiche Schmuck, den er ſeiner Braut zum Präſent machte, wurde von ihrem Vermögen bezahlt.“

Der Doktor ſprach weiter: „Die eitle verſchwenderiſche Schwiegermutter und ihre noch leichtſinnigere Frau Tochter beherrſchten den ſchwachen gutmüthigen Mann ganz. Es ging ſogleich nach der Hochzeit ein ſehr luſtiges Leben an. Sie beſuchten zur Zeit des Karnevals die Reſidenz, begaben ſich im Sommer in die Bäder und im Herbſte an den Rhein, um an den Vergnügungen der Weinleſe Theil zu nehmen. Die beiden Weiber drängten ſich in alle, auch die gebildetſten Geſellſchaften, und der gute Mann ging hinten darein. Die junge Frau hielt ſich für ein Frauenzimmer von Bildung, weil ſie in Romanen und Schauſpielen ziemlich bewandert war. Allein ſie legte in manchen Dingen, die heut zu Tage wohl jeder Bürgersfrau bekannt ſind, eine ſo grobe

Unwiſſenheit an den Tag, daß ihr Herr Gemahl oft feuerroth wurde, und in große Verlegenheit kam.“

„Davon,“ ſagte die Doktorin mit ſehr geläufiger Zunge, „erzählte man ſich in der Stadt manches luſtige Geſchichtchen, das von Mund zu Mund ging. Die neugebackene gnädige Frau wurde ſehr ärgerlich und verdrießlich, wenn man ſie daran erinnerte, daß ſie doch nur eine Bürgerstochter ſey, und daß ihr Vater, Herr Fein, bloß ein Kaufmann geweſen. „Leider war er das!“ ſagte ſie dann mit einem Seufzer; fügte aber, die Naſe hoch erhebend, noch bei: „Er war jedoch ein ſehr großer, reicher Kaufmann, ein Millionär, der bei zweimal hundert tauſend Gulden im Vermögen hatte.“ Sie hatte gehört, ein Frauenzimmer vom Stande müſſe in der Geſchichte, Naturgeſchichte, Naturkunde und Erdbeſchreibung bewandert ſeyn, und wollte in dergleichen Kenntniſſen doch auch nicht unwiſſend erſcheinen. Allein ſie kannte die Geſchichte nur aus Schauſpielen und Opern. Einmal ſah ſie in einem benachbarten Schloſſe ein herrliches Gemälde, das die Königin Eſther vor dem Throne des Königs Aſſuerus vorſtellt. Da rief die Frau von Hainburg ganz entzückt: „Das iſt ein vortreffliches Stück; es iſt aus der berühmten Oper: die Entführung aus dem Serail.“ Wieder einmal ſprach ſie von der Oper: die Veſtalin, ſagte aber anſtatt veſtaliſche immer weſtphaliſche Jungfrauen, und wunderte ſich, daß in Weſtphalen die Jungfrauen ſo ſeltſam gekleidet ſeyn ſollen. Als man in einer Geſellſchaft von den fremden Thieren redete, die eben in der Stadt angekommen waren, und für Geld zu ſehen ſeyen, unter denen ſich ein großer Adler befinde — ſagte ſie: „Nun, den muß ich auch ſehen; der muß mit ſeinen zwei Köpfen eine ſeltſame Figur machen.“ Als einmal an einer großen Tafel, zu Ende der Mahlzeit, Krebſe aufgetragen wurden, erwähnte ſie, daß die Krebſe nur in den Monaten, in deren Namen ſich kein R befindet, gut zu eſſen ſeyen. „Es iſt doch etwas Schönes um die Naturkunde,“ ſagte ſie: ich habe mich ſchon viel mit ihr beſchäftigt, und unter Anderem gar oft nachgeſonnen, wie es doch komme, daß der Buchſtabe R im Kalender auf die Krebſe im Bache einen ſo großen Einfluß habe. Allein ich konnte den Grund nicht finden. Die Gelehrten aber werden dieſer wichtigen Sache wohl noch weiter nachforſchen.“ Ein andermal war von den beſten Landkarten die Rede. „O,“ ſagte ſie, „mein Vater hatte ein ganzes großes Buch voll der allerkoſtbarſten Landkarten; ich habe ſie zwar nie angeſehen, ſie waren aber, ſo viel ich weiß, alle auf Atlaß gedruckt; denn mein Vater nannte ſie nur immer ſeinen Atlaß.“

„Damit,“ ſprach der Doktor, „machte die Frau von Hainburg ſich allerdings lächerlich; allein ohne dieſe und ähnliche Kenntniſſe, die ihr fehlten, hätte ſie dennoch eine recht gute Frau und treffliche Hausmutter ſeyn können. Es fehlte ihr aber gerade die Hauptſache. Sie hatte keine gründliche Erkenntniß unſrer heiligen Religion und weder Ehrfurcht vor Gott, noch Liebe zu den Menſchen. Sie beſuchte die Kirche an Sonntagen und beſonders an hohen Feſttagen nur, um ſich in einem neuen prächtigen Anzuge ſehen zu laſſen, und unter der Predigt ſann ſie blos nach, wohin ſie Nachmittags ausfahren wolle, und an welchem der vielen Vergnügungsorte es wohl am glänzendſten und luſtigſten zugehen werde. Die ſchönen weiblichen Tugenden, Sittſamkeit, Beſcheidenheit, ſanftes Betragen fehlten ihr ganz: ſie war ſehr hochmüthig, auffahrend, tadelſüchtig und ohne alles Wohlwollen gegen ihre Mitmenſchen. Sie konnte einen dürftigen Greis, oder eine arme verwittibte Mutter vieler Kinder, die ſie um eine Gnade anſprachen, mit einem rothen Kreuzer oder gar mit Vorwürfen und Schimpfworten abfertigen, und gleich darauf für überflüſſigen Putz ein Paar Goldſtücke hingeben, oder gar auf den Abend deren ein Dutzend mit lachendem Munde am Spieltiſche verlieren, voll Stolzes auf ihren Reichthum, und um zu zeigen, daß ſie das Geld nicht zu achten brauche.“

„Von der Haushaltung,“ ſprach die redſelige Doktorin, „verſtand ſie nun vollends gar nichts. Auch davon weiß ich eine Menge lächerlicher Hiſtörchen zu erzählen. Eines Tages kam der Herr Baron mit einem andern adeligen Herrn ganz unerwartet von der Jagd zurück. Beide waren ſehr hungrig, und der Herr Baron ſagte zu ſeiner Frau: „Mache doch, daß wir ſogleich etwas zu eſſen bekommen.“ Sie kam in große Verlegenheit, und ſagte, daß die Köchin eben ausgegangen ſey, ſie wiſſe nicht, wohin. Er aber ſprach: „Wir wollen mit Allem vorlieb nehmen. Sey ſo gütig, dich ſelbſt zu bemühen, und uns wenigſtens einen Eierkuchen oder gebackene Eier zu machen.“ Die gnädige Frau ging in die Küche, ſchlug Eier in eine Pfanne, und brachte ſie über das Feuer — wußte aber nicht, daß man zuvor Schmalz oder Butter in die Pfanne thun müſſe. Die Eier brannten an, und der brenzliche Geruch verbreitete ſich durch das ganze Haus.“

„Die Dienſtboten bemerkten bald, daß die gnädige Frau von der Haushaltung ganz und gar nichts verſtehe, hatten ſie zum Beſten, und betrogen ſie auf mancherlei Weiſe. Die Frau kam einmal von Ungefähr in die Küche. Die Köchin hatte eben eine große Pfanne voll Schmalz auf dem Feuer, um für die Leute im Hauſe kleine Kuchen oder ſogenannte Küchlein zu backen. „Wie,“ ſagte die Frau unwillig, „eine ſo ungeheure Pfanne voll Schmalz wollt ihr zu einer Speiſe für die Domeſtiken verwenden?“ „Seyen Sie ruhig,“ flüſterte die Köchin ihr leiſe zu, „und ſagen Sie den Leuten im Hauſe nichts davon. Es iſt nur oben ein wenig Schmalz, unten iſt nichts als lauter Waſſer." „Ah," ſagte die Frau, „dann laß ich es gelten" — und die Köchin konnte kaum das Lachen zurückhalten. Das war nur eine kleine Täuſchung. Allein, da die Frau weder den Preis der Eßwaaren, noch wie viel man davon zu einer Mahlzeit brauche, zu beurtheilen wußte, ſo ward ihr gar oft das Zweifache oder gar das Vierfache in Rechnung gebracht."

„Nun genug," ſagte der Doktor: „durch die ſchlechte Wirthſchaft im Hauſe und den großen Aufwand außer dem Hauſe ward das ſchöne, große Vermögen, das die Frau ihrem Manne zugebracht, und von deſſen Hälfte er ſeine frühern Schulden bezahlt hatte, in dem Laufe einiger Jahre rein aufgebraucht. Die heilloſen Weiber ſtürzten den guten Baron auf's Neue in faſt ſo große Schulden, als er zuvor gehabt hatte. Der Mann war nunmehr ſo arm, als vor ſeiner Heirath. Er wurde vor Kummer krank und ſtarb. Nach ſeinem Tode wurde das Schloßgut, nebſt ſämmtlichen Mobilien gerichtlich verkauft. Der Frau blieb nichts, als ihre Kleidung, nebſt einigen wenigen Koſtbarkeiten. Sie gerieth in große Verachtung. Der Adel, der ſie als eine Eingedrungene betrachtete, und dem ſie auch ſonſt wenig Ehre gemacht hatte, brach allen Umgang mit ihr ab, und die Bürgerlichen, denen ſie immer ſtolz und verächtlich begegnet hatte, wollten nichts mehr von ihr wiſſen. Der Aufenthalt in der Stadt war ihr unerträglich: ſie zog hieher auf das Land. Aber auch hier wußte ſie nicht zu ſparen. Sie verkaufte Kleider und Schmuck, und gerieth zuletzt in die äußerſte Armuth und Noth.“

„So hatte noch ein jeder Mann, der nur um des Geldes Willen eine Frau nahm, es in der Folge zu bereuen: ſo nahm es mit eiteln, vergnügungsluſtigen Weibern noch immer ein trauriges Ende.“

„Doch,“ ſagte der Doktor, „obwohl es ſich nicht läugnen läßt, daß die zwei Damen eine ſehr leichtſinnige Lebensart geführt haben, ſo wollen wir dennoch über das Vergangene den Vorhang ziehen. Ihre gegenwärtige Lage erregt Mitleid. Ich werde für meine Krankenbeſuche nichts anrechnen. Laſſen Eure Gnaden die zwei bemitleidenswerthen Frauen, beſonders aber das hülfsbedürftige Kind, Ihrer fernern Huld und Gnade empfohlen ſeyn.“

Frau von Almen verſprach, es zu thun, und der Doktor ſtand, da es jetzt abgeſpeist war, unverzüglich auf, indem er ſagte, daß er noch andere Kranke zu beſuchen habe.

Elftes Kapitel.

Die Kranke.

Während der Doktor und die Doktorin an der Tafel der Frau von Almen in dem ſchönen heitern Speiſeſaale ſehr vergnügte Stunden zubrachten, waren die Kranke und ihre Tochter Wilhelmine ſehr traurig und betrübt. Schon das war für Beide, Mutter und Tochter, kein geringer Schrecken, als ihr ehemaliger Hausarzt, der ſie noch in ihrem vorigen Glanze und ihrer ganzen Herrlichkeit geſehen hatte, in ihr düſteres, ärmliches Stübchen hereintrat, wo ſie ganz unbekannt, und wenigſtens vor Spott und verdienter Verachtung geſichert zu leben glaubten. Der Arzt benahm ſich gegen Beide ſehr liebreich und freundlich. Die Kranke erkannte jedoch ſogleich an ſeinen bedenklichen Mienen, als er ihr den Puls fühlte, daß es mit ihr ſehr ſchlimm ſtehe. Wilhelmine begleitete ihn hinaus vor die Hausthüre, und fragte: „Nun, mein liebſter Herr Doktor, wie finden Sie meine Mutter?“ „Sie iſt höchſt gefährlich krank,“ ſagte der Arzt, „ſie lebt kaum mehr acht, ja vielleicht nur mehr drei Tage. Und ich halte es als Arzt für meine Pflicht, Ihnen das unverholen zu ſagen. Laſſen Sie einen Geiſtlichen rufen. Die beklagenswerthe Kranke hat in der That Vieles zu bereuen. Sie hat, wenn es noch nicht geſchehen ſeyn ſollte, ſehr nöthig, ſich mit Gott auszuſöhnen. Ich war, wie Sie ſich erinnern werden, der Arzt des ſeligen Herrn von Hainburg. Ich darf ſagen, er war mein Freund, und klagte mir oft ſeine Noth. Der nagende Gram über die übermäßige Verſchwendung, die wider ſeinen Willen in ſeinem Hauſe herrſchte, und wie er wohl vorausſah, ihn an den Rand eines Abgrunds bringen werde, war die Haupturſache ſeiner Krankheit und ſeines frühen Todes. Einen großen Theil der Schuld daran hat die Kranke zu verantworten. Bringen Sie ihr bei, daß ſie in wenigen Tagen unvermeidlich ſterben werde. Reden Sie ihr zu, daß ſie ſich auf ihren nahen Tod vorbereite. Sie werden ihr da nichts ganz Unerwartetes ſagen. Ganz gewiß fühlt ſie, daß ihr Tod nicht mehr ferne ſey. So nahe denkt ſie ihn aber doch nicht. Sie wird über die Nachricht allerdings erſchrecken. Allein, was iſt ein bald vorübergehender Schrecken gegen eine unſelige Ewigkeit! Es iſt nichts Geringes, vor dem Gerichte Gottes zu erſcheinen! — Fürchten Sie auch nicht, daß Sie ſo die Krankheit Ihrer geliebten Mutter verſchlimmern werden. Man könnte wohl ſagen, es ſey da nichts mehr zu verderben. Allein ich denke, die Kranke werde vielmehr, wenn ſie ihre Zuflucht zu Gott nimmt, in Ihm Troſt finden, ruhiger werden, und da ſie nun einmal nicht mehr länger leben kann, wenigſtens ſelig ſterben. Der Herr Pfarrer dahier iſt ein ſehr würdiger Geiſtlicher, mit dem ich ſchon an manchem Krankenbette zuſammengetroffen habe. Der erleuchtete, gottſelige Mann weiß den Sterbenden die Hoffnung des ewigen Lebens ſo in das Herz zu bringen, daß ſie die Schrecken des Todes für nichts achten.“

Wilhelmine hatte zitternd und bebend den Arzt ſo reden hören. Sie fühlte, der größte Theil der Schuld, daß ihre Mutter in ſolchem Elende, in ſo tiefer Armuth ſterben müſſe, liege auf ihr ſelbſt, wiewohl der Arzt es nicht deutlich geſagt hatte. Indeß hatte ſie gar nicht daran gedacht, daß ihre Mutter an dieſer Krankheit ſterben werde. Sie hatte vielmehr geglaubt, die beſſere Nahrung aus der Schloßküche werde der armen Kranken wieder aufhelfen.

Es war ihr unmöglich, ſogleich zum Krankenbette der von ihr noch immer geliebten Mutter hineinzugehen. Sie blieb lange mit feſtgefalteten Händen und ſchmerzlich zum Himmel erhobenen Augen vor der Hausthüre ſtehen. „Es iſt ſchrecklich,“ ſeufzte ſie, „daß ich, ſo zu reden, meiner Mutter das Leben abſagen ſoll, wie man einem armen Sünder das Leben abzuſagen pflegt, er müſſe in drei Tagen ſterben. Doch, ich ſehe wohl, es muß ſeyn. Ich kann dem Arzte nicht Unrecht geben.“ Sie flehte zu Gott um die Gnade, die Schreckensnachricht der kranken Mutter auf die ſchonendſte Weiſe beibringen zu können.

Mit betrübtem Angeſichte, denn ſie bemühte ſich vergebens, ihre Betrübniß ganz zu verhehlen, trat ſie an das Krankenbett. Die Kranke ſprach: „Liebſte Tochter! ich weiß ſchon, was du mir ſagen willſt. Du haſt zwar, als du unter der Hausthüre mit dem Arzte redeteſt, der kleinen Eulalia befohlen, hinein zu gehen. Sie hat aber noch die Worte des Arztes gehört, in drei Tagen werde ich ſterben müſſen. Weinend und ſchluchzend kam ſie herein, fiel mir um den Hals, und erzählte mir, was der Arzt geſagt hatte.“

„Je nun,“ ſeufzte die Kranke, „der Wille Gottes geſchehe! Ich habe in dieſer Welt nichts zu verlieren. Ich entgehe da vielem Jammer und Elende, das ich bisher erdulden mußte, und das mir noch fernerhin bevorſtünde. Allein wie es mir in jener Welt ergehen werde, das iſt mein tiefſter Kummer.“

„Doch, ſeyd nun ſtill,“ ſprach ſie zu Wilhelmine und Eulalia, „und redet kein Wort mehr: ich muß nun nachdenken — und beten. Stört mich nicht.“

Sie ſchwieg und lag mit gefalteten Händen und verſchloſſenen Augen lange ſo da. Nur ſeufzte ſie von Zeit zu Zeit, und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen.

Frau von Almen hatte zu Mittag ſehr gut bereitete Speiſen geſchickt und auf beſonderes Anrathen des Arztes eine Flaſche köſtlichen Wein. Die Kranke genoß von Allem blos ein Paar Löffel voll

Suppe. Wilhelmine und Eulalia erquickten ſich aber nach langem Hunger an den guten Speiſen gar ſehr. Gegen Abend trank die Kranke auf Wilhelminens Zureden ein Gläschen von dem Weine. Sie fühlte ſich davon geſtärkt. Als es bereits dunkel war, brachte der Kutſcher, der den Doktor in die Stadt zurück geführt hatte, die Arznei. Die Kranke nahm nach Vorſchrift davon, und fühlte ihre Kräfte noch mehr gehoben.

„Liebe Wilhelmine,“ ſprach ſie, „bringe nun Eulalia zur Ruhe.“ Wilhelmine führte das Kind die Treppe hinauf in ein Dachkämmerlein, zündete dann ein kleines Nachtlicht an, wovon das düſtere Stübchen nur ſehr ſparſam erleuchtet wurde, und ſetzte ſich an das Krankenbett ihrer Mutter, um bei ihr zu wachen.

Nachdem die Kranke eine Weile geſchwiegen hatte, ſprach ſie: „Liebſte Wilhelmine! ich habe Vieles mit dir zu reden. Ich habe unſern bisherigen Lebenswandel überdacht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ich ſo unausſprechlich leichtſinnig dahin leben konnte. Ehrbegierde, Vergnügungsſucht und das thörichte Vertrauen auf den vergänglichen Reichthum haben mich verblendet, ja ganz blind gemacht. Ohne Vergleich ſchmerzhafter aber, als alle unſere gegenwärtige Armuth, als unſer äußerſter Mangel, iſt mir das Gefühl, dieſes unſer Elend ſelbſt verſchuldet zu haben. Ach, es iſt etwas

Schmerzliches um die Reue. Die Sünde iſt das größte Uebel in der Welt; ſie macht uns peinliche Gewiſſensunruhe, die ein beſtändig nagender Wurm iſt. Man ſollte ſich ſchon deßhalb vor der Sünde hüten, um ſich die Reue zu erſparen.“

„Vor Allem muß ich dich, liebſte Tochter, um Vergebung bitten, daß ich dich nicht beſſer erzogen habe. Ich hätte dich ſtrenger anhalten ſollen, etwas Rechtes zu lernen: ich hätte dich von deiner Kindheit an zu Fleiß und Ordnung und beſonders zum ſchnellen Gehorſam gewöhnen ſollen. Allein ich war zu nachſichtig gegen dich. Ich glaubte in meinem Unverſtande, es geſchehe aus Liebe: allein es war im Grunde wahre Grauſamkeit. Ich habe dich ſehr unglücklich gemacht.“ Sie nahm Wilhelmine bei der Hand und ſprach mit Thränen in den Augen: „Verzeih mir!“

„O liebſte, liebſte Mutter!“ rief Wilhelmine, und brach in einen Strom von Thränen aus, „Sie ſind zu gütig gegen mich! Ich bin ſchon, ſo lange ich denke, ein recht eigenſinniges, widerſpänſtiges Kind gegen Sie geweſen. Wie oft habe ich das, was Sie mir befohlen, ja, um was Sie mit liebreichen Worten mich gebeten haben, nicht gethan, wie oft trotzig geſagt: Ich mag nicht! Wie oft habe ich meinen Willen durch Weinen und Heulen durchzuſetzen gewußt? Als ich aber in den vollen Beſitz meines Vermögens kam, und nun ſelbſt die gebietende Frau des Hauſes zu ſeyn glaubte, wie ſtolz und übermüthig habe ich mich gegen Sie betragen! Sie haben mich damals mütterlich ermahnt, zu ſparen; Sie haben mir vorausgeſagt, wie es mir ergehen werde. Damals wäre es noch nicht zu ſpät geweſen, mich zu warnen. Ich ließ mich aber nicht warnen. Ich gab Ihnen vielmehr ſehr harte Reden, und warf Ihnen wohl gar vor, daß Sie früherhin ebenſo gehandelt haben. Ich habe das vierte Gebot ſchlecht befolgt; darum geht es mir nun ſo übel. Gegen die übrigen Gebote aber: Du ſollſt nicht tödten, und wie ſie weiter heißen, glaube ich mich nicht verfehlt zu haben. Mein einziger Fehler war, daß ich nicht ſparen konnte.“

„O Wilhelmine, wie irrſt du dich!“ ſprach die Mutter. „Du haſt freilich keinen Menſchen lebensgefährlich verletzt; aber du haſt durch deinen Stolz auf dein großes eingebrachtes Vermögen, durch deine verderbliche Verſchwendung deinem guten ſeligen Manne großen Kummer gemacht, und ihn in ein frühes Grab gebracht. Du haſt ihm die eheliche Treue nie gebrochen; allein, anſtatt ihm eine getreue Lebensgefährtin zu ſeyn, warſt du ſeine Quälerin und die größte Plage, die er auf Erden gehabt hat. Du haſt freilich nicht geſtohlen; allein du haſt Schulden gemacht, von denen du voraus ſehen mußteſt, daß ſie nicht bezahlt werden konnten! Wie viele Kaufleute, Handwerker, bedürftige Familienväter haben an dir das Ihrige verloren. Das war auch geſtohlen! Mancher Dieb ſtarb am Galgen, der ſeinen Mitmenſchen nicht den zehnten Theil eines ſolchen Sündengeldes entwendet hat. Doch genug! Ich habe freilich alle dieſe ſchweren Sünden auch begangen. Ich bereue dieſe meine Sünden mit bittern Thränen. Bereue du die deinen auch! Gedenke, daß wir dieſes Alles vor dem Richterſtuhle Gottes werden verantworten müſſen.“

Wilhelmine, die ſonſt ihrer Mutter gar oft heftig widerſprochen hatte, gab ihr Recht. Das Elend hatte ſie mürbe gemacht. Sie fing an zu weinen. Beide vergoſſen heiße Thränen, und redeten lange kein Wort mehr. Endlich fing die Mutter wieder an: „Liebe Wilhelmine! ich weiß, daß du, trotz meiner und deiner Fehler, mich dennoch liebſt. Du wollteſt mich nicht verlaſſen, bevor du mir die Augen zugedrückt hätteſt. Allein was willſt du nach meinem Tode anfangen?“

Wilhelmine ſagte: „Ich habe ſchon oft daran gedacht. Sogleich, nachdem wir aus dem Schloſſe Hainburg ausgewieſen worden, nahm ich mir vor, in dem Klavierſpielen oder in der franzöſiſchen Sprache Unterricht zu geben. Denn ich ward ja, als wir noch große Tafeln geben konnten, als eine Meiſterin auf dem Klavier von den Gäſten oft bewundert. Auch wegen meiner guten franzöſiſchen Ausſprache ward ich oft gelobt. Ich ſprach deßhalb mit dem

Muſikdirektor, deſſen Concerte wir ſehr fleißig beſucht hatten. Allein ich bemerkte, daß er ſich Mühe gab, das Lachen zurückzuhalten. „Sie hätten vorerſt ſelbſt noch Vieles zu lernen, bevor Sie Andere unterrichten könnten,“ ſprach er. „Sie haben kaum ein halbes Dutzend Stücke erträglich klimpern gelernt. Vom Blatt weg wiſſen Sie nicht das leichteſte Stückchen zu ſpielen. Zur Muſiklehrerin taugen Sie ganz und gar nicht.“ Ich wendete mich hierauf an meinen ehemaligen franzöſiſchen Sprachmeiſter. Auch dieſer ſagte: „Das geht nicht! Sie würden ſich einer ſtrengen Prüfung unterziehen müſſen; ich verſichere Sie aber, Sie würden darin nicht beſtehen.“ Nun dachte ich, Beſchließerin in dem Hauſe irgend einer hohen Herrſchaft zu werden, wäre immer auch noch Etwas! Ich ſprach darüber mit der Frau Kronenwirthin, in deren prächtigem Gaſthofe öfter des Jahrs großer Ball geweſen, auf dem wir uns allemal richtig eingefunden haben. Sie war früherhin Beſchließerin in einem gräflichen Hauſe, dachte ich: ſie war immer ſehr höflich gegen mich, und wird mir die beſte Auskunft geben. Allein ſie legte mir eine Menge Fragen vor über die Führung eines großen Hausweſens, über die Beſorgung des Weißzeuges und der Betten, über den Einkauf, die Güte und den Preis von mancherlei Waaren und von hundert in einem ſolchen Hauſe erforderlichen Dingen. Ich wußte auf dieſe Fragen nicht zu antworten. Ich ſah wohl ein, auch damit ſey es nichts. Es fiel mir nun ein, Köchin zu werden; allein ich gedachte an jenen verbrannten Eierkuchen, und verwarf auch dieſen Gedanken. Das Einzige, dachte ich, was mir noch übrig bliebe, wäre, wenn auch nur in einem bürgerlichen Hauſe, als Magd zu dienen. Allein nie habe ich eine Hand naß gemacht, nie einen Beſen berührt. Wie könnte ich waſchen, oder ein Haus, Stubenboden und Treppen rein halten? Ich wäre, da ich meine Kräfte nie geübt habe, wahrlich nicht im Stande, einen Waſſerkübel oder einen Arm voll Holz die Stiegen hinaufzutragen. Ach, was ſoll ich anfangen?“

Die Mutter ſagte: „Gott wolle ſich deiner erbarmen! Ich weiß dir nicht zu rathen. Zu Ihm flehe ich. Vertrau' auch du auf Ihn. Er kann, was ich nicht kann. Er iſt der allgemeine Helfer in aller Noth!“ Beide ſchwiegen lange, tief betrübt und heiße Thränen vergießend.

Jetzt erloſch das kleine Nachtlicht, und ſie ſahen ſich plötzlich in tiefe Finſterniß verſetzt. Wilhelmine hatte das Oel bei dem Krämer auf Borg genommen. Da aber das letzte noch nicht bezahlt war, ſo hatte er ihr, ungeachtet ihres dringenden Bittens, nur ſehr wenig gegeben. Die Glocke auf dem Kirchthurme ſchlug zwölf Uhr. Wilhelmine ſollte der Kranken Arznei reichen. Allein ſie mußte im Dunkeln lange ſuchen, das Arzneiglas und den blechernen Löffel zu finden. Sie mußte ſehr Acht haben, die Arznei nicht zu verſchütten: ſie hatte Mühe, der Kranken den Löffel in die Hand zu geben. „Ach,“ ſeufzte Wilhelmine, „wie elend müſſen ſich doch arme Leute behelfen! Erſt, als wir ſo gar arm wurden, fiel es mir ein, wie wehe es thue, arm zu ſeyn, wie hart es ſey, des täglichen Brodes, der nöthigen Kleidungsſtücke, des Holzes im rauhen Winter, des Lichtes bei dunkler Nacht entbehren zu müſſen! O, wie oft, wie oft habe ich an dem grünen Tiſche in den Bädern ſo viel Geld verloren, womit ich Tauſende von Armen hätte erquicken können! Wie bequem und gemächlich hätten wir Monate, wohl Jahre lang von dem Gelde leben können, das ich in Geſellſchaften nicht ſelten auf eine Karte geſetzt und verloren habe. Es iſt unverzeihlich! Ach, ich ſelbſt bin Schuld, daß wir ſo arm ſind! Es iſt eine Strafe Gottes. Schon oft hatte ich gewünſcht, zu ſterben — wenn die kleine Eulalia nicht wäre! So oft ich ſie anſehe, geht mir ein Stich durch das Herz. Sie iſt ein ſehr gutes Kind, fromm, lernbegierig und folgſam. Wie oft erfreute ſie mich, wenn ſie mir mit kindlicher Lebhaftigkeit und Herzlichkeit erzählte, was ſie in der chriſtlichen Lehre und in der Schule vernommen hatte, und was ich, ihre Mutter, bisher ſelbſt nicht gewußt habe. Allein, was ſoll aus ihr werden? Sie in ein Erziehungsinſtitut zu bringen, wäre wohl das Beſte. Aber wie könnten wir die Koſten beſtreiten? Wir können ihr ja kaum das trockene Brod reichen! O, wie ſinnlos habe ich gehandelt, mein großes Vermögen ſo leichtſinnig zu verſchwenden! Es brächte mich, wenn ich nicht auf Gottes Barmherzigkeit vertraute, zur Verzweiflung!“

Die Nacht wurde der Kranken und der Krankenwärterin ſehr lang, indem ſie gar nichts ſahen. Sie hörten auch nichts, als den Glockenſchlag der Thurmuhr und den Ruf des Nachtwächters.

Endlich merkte Wilhelmine, daß die kranke Mutter eingeſchlafen ſey, und, indem ſie nur leiſe athmete, ſehr ruhig ſchlafe. Auch ſie entſchlief. Da träumte ihr von Mathilde. Die verſtoßene Schweſter ſtand hell und deutlich vor ihr. Ihr Angeſicht war lieblich und freundlich, aber doch wehmüthig. In einer Hand hielt ſie einen geſiegelten Brief; mit dem Zeigefinger der andern Hand deutete ſie darauf. Wilhelmine erwachte. Es iſt ſehr begreiflich, daß ihr von Mathilde träumte. Als ſie in dem Schloſſe zu Almen ihre Schweſter Mathilde, ohne ſie zu erkennen, geſehen hatte, bemerkte ſie in deren Angeſichte doch etwas, das ſie an Mathilde erinnerte. Warum ihr der Brief im Traume vorgekommen, konnte ſie, ſo lange ſie träumte, nicht begreifen. Allein ſobald ſie erwachte, fiel ihr ein, Mathilde habe, nicht lange nach ihrer Abreiſe, aus Frankfurt an die Mutter geſchrieben. Die Mutter hatte aber, dachte Wilhelmine, von einem reiſenden Kaufmanne, von dem ſie viele Waaren kaufte, vernommen, der Goldſchmid, zu dem Mathilde ſich begeben hatte, werde wegen Schulden in das Gefängniß kommen. „Aha," ſagte die Mutter, „ſie wird von uns Geld verlangen; daraus wird nichts." Sie warf den Brief uneröffnet in das Kaminfeuer, an dem wir eben ſaßen. Etwa nach einem halben Jahre ſchrieb Mathilde an mich. Ich habe den Brief ebenſo, ohne ihn zu leſen, vertilgt. Wir hätten das nicht thun ſollen! Wir hätten die Briefe doch wenigſtens leſen ſollen! Seit dieſer Zeit haben wir nichts mehr von ihr gehört. Ach, die gute Mathilde! O ſie war immer ſo beſcheiden, ſo arbeitſam, ſo geduldig! Wir hätten nicht ſo grauſam gegen ſie ſeyn ſollen. Wie geht es ihr wohl jetzt? Lebt ſie wohl noch — und wo? Ach, wo ich nur hinblicke, an was ich nur denke, begegnen mir Vorwürfe.

Endlich nach einer traurigen Nacht brach die Morgenröthe an, und ſchien durch das ſchmale, trübe Fenſter in die kleine Stube. Die Mutter erwachte auch. „Liebe Wilhelmine," ſprach ſie, „nimm dein Gebetbuch, und lies mir, da es nunmehr Tag iſt, ein Gebet für Kranke und Sterbende vor." Wilhelmine las mit zerknirſchtem und reumüthigem Herzen, und mit einem ebenſolchen Herzen hörte die Mutter zu. Die Worte: „Ein reumüthiges und zerknirſchtes Herz verſchmäht Gott nicht!“ waren Beiden ſehr tröſtlich. Wilhelmine las weiter: „Wir Menſchen alle ſind Sünder! wir Alle haben Vieles gethan, was gegen Gottes heilige Gebote iſt: wir Alle haben Vieles unterlaſſen, was Gott von uns fordert. Es iſt aber ein theures, koſtbares Wort, daß Jeſus Chriſtus in dieſe Welt gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen.“

„Das iſt es,“ ſprach die Mutter: „dieſes Wort iſt unſer beſter Troſt. Ich will mich nun noch mehr vorbereiten, mich mit Gott auszuſöhnen, und dann rufe mir den Herrn Pfarrer.“

Zwölftes Kapitel.

Das Wiedererkennen.

Schon am frühen Morgen beſuchte Frau Mathilde von Almen ihre alte, kranke Mutter, wiewohl dieſelbe wegen ihrer ſtiefmütterlichen Hartherzigkeit des ſchönen Mutternamens nicht werth war. Mit bangem Herzen trat ſie in das enge, niedrige Stübchen. Mathilde erſchrack über das knöcherne, todtenbleiche Geſicht, das ehemals ſo voll und blühend geweſen. Sie war innigbetrübt, die alte kranke Frau, die vorher in Glanz und Ueberfluß ſo leichtſinnig gelebt hatte, die aber doch ihre Mutter war, nun in dem äußerſten Mangel und

Elende zu ſehen. Die Kranke lag in einem ſehr armſeligen Bette. Mathilde ſetzte ſich mit Thränen in den Augen an das Krankenbett. Die Kranke ward von der Gnade, daß die gnädige Frau ſie beſuche, und ihr ſo viele Theilnahme erweiſe, bis zu Thränen gerührt; ſie hatte nicht die geringſte Ahnung, dieſe Frau, gegen die ſie ſo große Ehrfurcht empfand, ſey ihre Tochter. Mathilde fragte ſehr liebreich nach ihrem Befinden, tröſtete ſie freundlich, ſprach ihr Muth ein und verſprach ihr, ſie auf alle erdenkliche Weiſe zu unterſtützen. Wilhelmine ſtand indeß mit gefalteten Händen unten am Bette. Die kleine Eulalia hatte ſich an die freundliche Frau, die ihr vorgeſtern Kuchen gegeben hatte, zutraulich angeſchmiegt, und blickte lächelnd zu ihr auf; ihre Mutter und Großmutter aber nannten die Frau von Almen, die jetzt aufſtand zu gehen, einen Engel des Himmels, den ihnen Gott zugeſendet habe, ſie aus dem tiefſten Elende zu erretten.

Mathilde beſuchte ihre kranke Mutter am folgenden Morgen wieder, und ſchickte ſo viele Speiſen, daß auch Wilhelmine und Eulalia ſich daran ſatt eſſen konnten. Ja ſie brachte, da ſie aus ihrem Garten nur wenige Schritte hinüber hätte, der Kranken manche der auserleſenſten Speiſen ſelbſt. Der Doktor kam nach zwei Tagen wieder, und fand die Krankheit im Zunehmen und höchſt gefährlich. Am dritten Tage, als Mathilde an das Krankenbett trat, fühlte die alte kranke Frau ſich ihrem Tode nahe, ſtreckte ihr die abgezehrte Hand entgegen und ſagte: „Beſte gnädige Frau! Sie haben unausſprechlich viel Güte für mich gehabt. Gott wolle es Ihnen vergelten: denn Er kann es allein! O, ich bitte Sie, laſſen Sie meine arme verlaſſene Tochter und meine Enkelin, dieſes liebenswürdige, aber bedauernswerthe Kind, Ihrer fernern Güte genießen.“

„Aber dann,“ fing ſie an, „liegt mir noch eine andere Bitte, wie ein ſchwerer Stein auf dem Herzen.“ Sie raffte alle ihre Kräfte zuſammen, richtete ſich in dem Bette auf, und ſprach: „O, verſprechen Sie mir, dieſe Bitte einer Sterbenden zu erfüllen: ſonſt kann ich nicht ruhig ſterben. Ich habe noch eine zweite Tochter, die zwar nur meine Stieftochter, aber eine ſehr gute Tochter iſt. Dieſe habe ich durch meine Verſchwendung beinahe um ihr ganzes väterliches Erbtheil gebracht. Ich habe ſie, ſo lange ſie bei mir war, ſehr hart behandelt, und am Ende ſie grauſam verſtoßen. Sie kam zu einem Anverwandten, einem bürgerlichen Goldarbeiter in Frankfurt, bei dem ſie, wie ich denke, Magddienſte leiſtete. Ich war ſo thöricht, mich deßhalb ihrer zu ſchämen, und bekümmerte mich weiter nicht mehr um ſie. Wirklich weiß ich gar nichts mehr von ihr, nicht, ob ſie noch lebe, oder wo ſie lebe. Vielleicht iſt ſie durch meine Schuld ſehr arm, verlaſſen und unglücklich, zumal ihr Anverwandter, der Goldſchmid, wie man mir ſagte, ſich in ſehr mißlichen

Vermögensumſtänden befand. Ach, ich denke, mein gegenwärtiges Elend iſt eine Strafe Gottes für die Hartherzigkeit, mit der ich dieſer guten Tochter begegnete. O, ſie war, was ich damals nicht erkennen wollte, aber nun wohl einſehe, ſo gut, ſo willig, ſo dienſtfertig, ſo unermüdet fleißig, und hat meinen Uebermuth mit einer ſolchen Sanftmuth und himmliſchen Geduld übertragen, daß ich ohne Thränen nicht daran denken kann. Ich kann es nicht ausſprechen, wie meine damalige Gefühlloſigkeit mich jetzt reue! O, laſſen Sie, ich bitte Sie Eines Bittens, ihr nachforſchen. In Frankfurt iſt ſie wahrſcheinlich noch zu erfragen. Und wenn ſie Hülfe bedürfen ſollte, ſo wenden Sie die unverdiente Güte, die Sie mir Unwürdigen erzeigten, ihr zu, die es mehr verdient. O, verſprechen Sie mir dieſes, und ich ſterbe ruhig."

Nun konnte Frau von Almen ſich nicht mehr halten. Sie ſprach, in Thränen ausbrechend: „Seyen Sie ruhig: Mathilde iſt glücklich. Gott hat für ſie geſorgt: Er hat ihr Alles zum Beſten gelenkt." „Ach Gott!" rief die Kranke, „ſo wiſſen Sie von ihr? O, erzählen Sie, ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, was Sie von ihr wiſſen!" Frau v. Almen ſprach: „Ich bin jene Mathilde, für die Sie nunmehr ſo viele Liebe empfinden!"

Die Sterbende ſank, wie von einem Blitze getroffen, zurück auf ihr Bett. Mathilde ſuchte ſie zu beruhigen. „Ich habe," ſagte ſie, „meine liebe Schweſter Wilhelmine, als ſie das erſte Mal über meine Schwelle trat, ſogleich wieder erkannt. Was ſie mir von Ihnen, liebſte Mutter, erzählte, ging mir tief zu Herzen, und ich habe mich deßhalb Ihrer thätiger, als anderer Bedrängten, angenommen.“

Sie umarmte weinend ihre todtkranke Mutter. Die Mutter war vor Erſtaunen noch immer außer ſich. Sie vermochte nicht zu reden, ſie konnte nur weinen. Sie fühlte es im Innerſten des Herzens, daß es göttlich ſchön ſey, Beleidigungen zu vergeben und Böſes mit Gutem zu vergelten.

Wilhelmine, die dabei ſtand, war wie vernichtet. Alle Unbilden, die ſie ihrer guten Schweſter angethan hatte, kamen ihr zu Sinne. Sie fiel vor ihrer Schweſter auf die Kniee nieder, ſtreckte beide Arme gegen ſie aus, und flehte mit heißen Thränen um Vergebung. „Ach,“ rief ſie, „erbarmen Sie ſich meiner und verzeihen Sie mir!“

Mathilde hob ſie auf, und ſchloß, weinend und ſchluchzend, ſie in ihre Arme. Es war ein herzerſchütternder Auftritt, voll unausſprechlicher Wehmuth und unbeſchreiblicher Seligkeit. Beſonders fühlte Mathilde es im Innerſten ihres Herzens: „So ſelig es iſt, zu geben, ſo iſt Vergeben doch noch viel ſeliger.“

Nachdem Alle etwas ruhiger geworden, ſetzte Mathilde ſich wieder an das Krankenbett, und erzählte, wie der Schatten des betenden Kindes, der kleinen Eulalia, ihr die erſte Veranlaſſung gab, deren Mutter und Großmutter zu entdecken. „Das hat Gott ſo gefügt,“ ſagte ſie. „Ihm ſey ewiger Dank! Er hat das Gebet des frommen Kindes erhört. Er hat unzählige Mittel, denen zu helfen, die in der Noth Ihn anrufen. Ihm muß das Geringſte dazu dienen — ſogar der Schatten an der Wand.“

„Ich will mich nun auch mit Gott ausſöhnen,“ ſprach die Todtkranke. Sie ließ noch an demſelben Abende den Pfarrer rufen, und empfing am andern Morgen mit großer Andacht die heilige Kommunion, wobei Mathilde und Wilhelmine, Julie und Eulalia knieend und betend zugegen waren. Die Nacht darauf ſtarb ſie. Ihre zwei Töchter, in ſchwarzen Flor gehüllt, begleiteten die Leiche zu Grabe; ihre beiden Enkel gingen, ſchwarz gekleidet und mit weißen Tüchern in der Hand, vor ihnen her.

Einige Tage nach dem Leichenbegängniſſe kam Eduard mit ſeinem Vater, der noch immer ſehr geſund und rüſtig war, Abends in dem Schloſſe an, um hier einige Tage zuzubringen. Mathilde erzählte, wie ſie ihre Mutter und Schweſter wieder gefunden habe, daß die Mutter aber ſogleich darauf geſtorben ſey. Sie ſagte, daß ſie wünſche, ihre Schweſter zu ſich zu nehmen, und deren Tochter Eulalia mit ihrer Tochter Julie zu erziehen. Sie habe aber nichts beſchließen wollen, ohne vorher die Meinung ihres Mannes zu hören. Eduard war ſogleich bereit, das Kind anzunehmen; allein die Schwägerin in ſein Haus aufzunehmen, hatte er nicht geringe Bedenklichkeiten.

Der alte Herr aber ſprach mit ſehr ernſter Miene: „Mit Leuten, die in Nichtsthun und Vergnügungsſucht, in Leichtſinn und Verſchwendung aufgewachſen ſind, iſt nicht viel anzufangen: ſie beſſern ſich ſelten. Wilhelmine ſcheint zwar durch ihr Elend zu beſſern Geſinnungen gekommen zu ſeyn; ich zweifle aber, ob ſie ihren Sinn ernſtlich geändert hat. Sie würde ſich ſchwerlich an Fleiß und Ordnung gewöhnen. Ja, wenn ſie unſern Wohlſtand erblickte, würden die alten Neigungen wieder in ihr erwachen. Sie würde bei uns nicht vergnügt ſeyn. Es würde ihr da nicht gefallen: ſie würde vielleicht bald allerlei Verſuche machen, in unſerm Hauſe eine andere Ordnung einzuführen oder vielmehr Unordnungen anzurichten. Ich weiß zur Stunde wahrhaftig nicht, was wir mit ihr anfangen ſollen."

Jetzt wurde Mathilde hinausgerufen, erſt nach einer Stunde kam ſie wieder herein. „Nun," ſagte ſie, „tritt, wie ich denke, der liebe Gott in das Mittel. Eben vorhin kam die kleine Eulalia mit weinenden Augen, und ſagte, ihre Mutter ſey plötzlich ſehr krank geworden. Ich ging unverzüglich zu ihr, und fand die Krankheit gefährlich. Ich befahl, morgen vor Anbruch des Tages den Arzt zu rufen. Wir wollen hören, was er ſagt. Soviel iſt indeß gewiß: In die Stadt können wir ſie für jetzt nicht mitnehmen, ja ſie kaum hieher in das Schloß bringen."

Der Arzt kam, ſah ſie, und ſagte, als er in das Schloß zurück kam: „Sie lebt keine drei Wochen mehr."

„Ach,“ rief Mathilde, „ſo jung ſoll ſie ſchon ſterben! Aber wie kann es anders ſeyn, da ſie ſchon Jahre her ſo Vieles auszuſtehen hatte!“

„Das, was ſie ausſtand, iſt das Wenigſte,“ ſprach der Arzt; „ſondern ihre unordentliche Lebensart, die Treibjagd nach Vergnügungen, ihre Tanzwuth, mit der ſie auf Bällen manche Nacht durchraste, zerrütteten ihre Geſundheit. Sie litt ſchon vor einigen Jahren an einem trockenen Huſten, der mir gar nicht gefiel. Sie hatte eine Anlage zur Auszehrung. Hunger und Kummer, Mangel an erforderlicher Verpflegung, die große Anſtrengung bei der Krankheit ihrer Mutter, der Schmerz über deren Tod haben freilich das Zunehmen des Uebels beſchleunigt. Indeß trifft jetzt zu, was ich ihr ſchon damals, als ſie noch geſund war, über ihre übertriebene Tanzluſt geſagt habe: Dieſe Galoppaden ziehen den Tänzern und Tänzerinnen die galoppirende Schwindſucht zu.“

Wilhelmine wurde mit jedem Tage zuſehends ſchwächer. Sie bat Mathilde, die ihr eine liebevolle Krankenwärterin war, mehrmal mit heißen Thränen um Verzeihung, empfahl ihr die troſtloſe Eulalia, und ſtarb, ehe vierzehn Tage vergingen. Ihre Leiche wurde auf dem Gottesacker des Dorfes neben dem Grabe ihrer Mutter zur Erde beſtattet.

Eduards Vater war es gewohnt, über Alles, was ihm im Leben vorkam, ſeine Betrachtungen zu machen. Er ſagte zu ſeinem Sohne, als beide von dem Leichen begängniſſe zurückkamen: „Ich hätte an Wilhelminens Grabe, als ich Mathilde ſo ſchmerzlich weinend an dem friſch aufgeworfenen Grabhügel ſtehen ſah, eine kurze Leichenrede halten mögen. Ich würde ungefähr geſagt haben: „In der Geſchichte dieſer zwei Schweſtern ſehen wir, wie in einem Spiegel, die Folgen einer ſchlechten, wie einer guten Erziehung. Wilhelmine, die von ihrer Mutter ſchlecht erzogen wurde, ward ein eitler Zieraffe: jeder vernünftige Menſch hatte Mißfallen an ihr: ſie machte ihren Mann unglücklich und ſich ſelbſt höchſt elend. Von ſolcher verderblicher Erziehungsweiſe rührt der meiſte Jammer her, der ſo viele Familien zerrüttet. Mathilde hat ihre erſte Erziehung ihrer frommen Großmutter und dann ihrem guten Vater zu danken: was ihre Stiefmutter dazu beitrug — indem ſie Mathilden zu ſtrengen Arbeiten und Hausgeſchäften anhielt — war auch gut, wiewohl die Stiefmutter es eben nicht gut mit ihr meinte. Mathilde genießt nun der allgemeinen Achtung, beglückt ihren Mann und ihre Kinder, iſt der Troſt meiner alten Tage, und bei Allem, was ſie thut, iſt Segen. Die Erziehung muß beſſer werden. Frömmigkeit, Fleiß, Arbeitſamkeit, Beſcheidenheit, Genügſamkeit, brauchbare Kenntniſſe anſtatt eiteln Prunkens mit nutzloſem Wiſſen und eitlem Flitterſtaat muß wieder an die Tagesordnung kommen, wenn es wieder beſſer werden ſoll in der Welt. Gott gebe, daß es ſo werde!"

Der Brautring.

1.

In einem anſehnlichen Dorfe, mehrere Meilen von der Stadt Luxemburg, lebte eine ſehr ehrwürdige Wittwe, Anna Wilkes genannt. Sie wurde wegen ihrer Frömmigkeit, ihrer Wohlthätigkeit, ihrer Einſicht und Erfahrung allgemein geachtet. Sie war aus Brüſſel gebürtig, hatte ſich aber mit einem wohlhabenden Kaufmanne, der mit feiner Leinwand, Stickereien und vorzüglich mit Spitzen handelte, verehelicht und hier anſäſſig gemacht. Sie war ehemals eine große Meiſterin in feinen Spitzenarbeiten; auch jetzt noch in ihrem Alter wurde ſie nur von Wenigen in dieſer Kunſt übertroffen. Ihre Kleidung war immer noch ganz ſo, wie man ſie vor fünfzig, ja wohl gar vor hundert Jahren getragen hatte; allein immer höchſt reinlich und zierlich, und an hohen Feſttagen von ſchwarzem Sammet. Beſonders hielt ſie ſehr viel auf reine weiße Leinwand und auf eine mit feinen Spitzen gezierte Haube und Halskrauſe. Wie ihre Kleidung, ganz nach alter Art, aber nett und wohlgeordnet, ſo war auch ihre Wohnung. Ihr Haus hatte von außen und innen ein ſehr alterthümliches Ausſehen. Wer hineintrat, glaubte ſich um ein Jahrhundert in die Vorzeit zurückverſetzt; allein auch hier herrſchte durchaus die höchſte Reinlichkeit, und in Allem erblickte man den zufriedenen, genügſamen Sinn der Bewohnerin.

Einmal ſpät in der Nacht ſaß nun die treffliche Anna in ihrem untern Stübchen: denn ihre junge Baſe, die ihr ſeit mehreren Jahren die Haushaltung führen half, hatte ſich erſt kürzlich anderwärts verheirathet. Anna hatte ihre alte Magd, die ſich nicht wohl befand, ſchon lange zu Bette geſchickt. Sie war daher in dem Hauſe ganz allein noch auf. Eine helle Nachtlampe beleuchtete das getäfelte Stübchen, glänzte in dem blinkenden Zinne der Schüſſelrahme wieder, erhellte das Fenſterblei und ſpiegelte ſich, ſowie das ganze Stübchen, in den blanken Fenſterſcheiben, die, da es draußen vollkommen dunkel war, ſchwarzem, geſchliffenen Marmor glichen.

Anna las noch in ihrem Gebetbuche ſehr andächtig ihr Nachtgebet. Eine angefangene Spitzenarbeit auf dem Tiſche hatte ſie etwas zurückgeſchoben. Neben ihrem Armſtuhle ſtand ein Spinnrädlein; denn Niemand ſonſt in der Gegend konnte ihr die Fäden zu ihren Spitzen fein genug ſpinnen. In dem traulichen Stübchen war es ſehr lieblich und heimlich. Nur der abgemeſſene Perpendikelſchlag der großen alten Wanduhr unterbrach die Stille. Der irdene, glänzendbraune Ofen verbreitete angenehme Wärme. Draußen aber wehte ein kalter Herbſtwind, und von Zeit zu Zeit ſchlugen große Regentropfen an die klirrenden Fenſter.

„Mein Gott,“ ſagte die gute Anna, „wer in dieſer finſtern, ſtürmiſchen Nacht ſich noch draußen unter freiem Himmel befindet, iſt wohl recht übel daran! Gott helfe doch Jedem unter Dach!“ Sie war indeß nicht ohne Bangigkeit. Ihre Wohnung lag ein Paar hundert Schritte von den übrigen Häuſern des Dorfes entfernt, und vor wenigen Tagen hatten Diebe zu Nacht im Dorfe eingebrochen. „Dieſe ſtürmiſche Nacht,“ ſagte Anna, „iſt den Räubern beſonders günſtig. Doch Du, lieber Gott, wirſt mich in Gnaden bewahren; im Vertrauen auf Deinen Schutz will ich ruhig und getroſt ſeyn!“

Da klopfte man an dem Fenſter. Anna erſchrack und dachte: „Mein Gott, wer kann das wohl noch ſeyn, ſo ſpät in der Nacht! Denn meine Wanduhr hat eben eilf Uhr geſchlagen.“ Man klopfte noch einmal. Anna rief: „Nun, was gibt's noch ſo ſpät?“

„Ach,“ ſprach eine ihr unbekannte, leiſe Stimme, „ich bitte Euch, macht mir doch auf und behaltet mich über Nacht!“ Anna ging mit der Oellampe ſchüchtern an das Fenſter, um bei dem Lampenſchein zu entdecken, wem dieſe Stimme gehöre. Sie erblickte eine ſchlanke weibliche Geſtalt in einem dunkelblauen Kleide, einen ſchwarzen Taffethut auf dem Kopfe und mit einem Bündelein unter dem Arme. Ihre Kleidung war übrigens ganz ſo, wie ſie damals nur vornehme Frauenzimmer trugen. „Ach, laßt mich doch hinein,“ flehte die Fremde, „ſonſt komme ich in Froſt und Näſſe noch um. Um Gottes und Jeſu willen erbarmt Euch meiner.“ Dieſe Worte drangen der gutmüthigen Wittwe an das Herz. Sie ſetzte jedoch, immer noch etwas ſchüchtern und mißtrauiſch, ihre abgenommene Brille wieder auf und öffnete das Fenſter, das von außen mit einem ſtarken Gitter verſehen war. Als ſie jetzt der fremden Geſtalt in das Angeſicht blickte, war alle ihre Furcht mit einemmal verſchwunden; denn noch nie hatte ſie ein ſanfteres, lieblicheres Angeſicht geſehen, wiewohl es ſehr blaß war, und die dichten Haare, von dem heftigen Platzregen durchnetzt, ihr naß und ſchwer in die Stirne und auf die Schultern hingen. Die Fremde glich einer Lilie, die vom Regen tröpfelt und vom Sturmwinde bebt.

„Guter Gott!“ rief Anna, „mein liebes Fräulein, wie dauert Ihr mich! Habt nur einen Augenblick Geduld. Ich komme ſogleich und laſſe Euch herein.“ Anna ging mit der Oellampe, langſam und bedächtig, um das Oel nicht zu verſchütten, zur Hausthüre. „Ach, das arme Fräulein,“ ſagte ſie für ſich ſelbſt im Gehen, „ſie ſcheint kaum achtzehn Jahre alt; der liebe Gott weiß, wie ſich das gute Kind hieher verirrte.“

Anna ſchob den Thürriegel zurück, hielt, als der Sturmwind durch die geöffnete Thüre heftig eindrang, ſorgfältig die Hand vor das wehende Licht, damit es nicht auslöſche, und rief: „So, kommt jetzt herein.“ Die Fremde trat herein, blickte der ehrwürdigen Anna in das faltige Angeſicht, das vom röthlichen Lampenſcheine erhellt war, und ſagte: „Gott ſey Dank, daß Er mich hieher führte. Gott grüß Euch, liebe Mutter; denn ſo nenne ich Euch, ohne Euch zu kennen. Ich bitte um nichts, als um eine Nachtherberge. Gewährt ſie mir und Gott wird Euch Eure Barmherzigkeit vergelten.“

„Nun, ſeyd auch mir gegrüßt, liebe Tochter, und kommt mit mir,“ ſprach Anna mit herzlicher Freundlichkeit. Sie riegelte ſorgfältig die Thüre wieder zu, und ging dann mit der Lampe voran. „Mein Gott,“ ſagte ſie jetzt in der Stube, „Ihr ſeyd ja ganz durchnäßt und zittert vor Froſt. Auch Euer Bündelein,“ ſprach ſie, indem ſie es ihr abnahm, „iſt durch und durch naß und ſchwer wie Blei. Ich wette, es iſt kein trockener Faden mehr darin. Euer Taffethut tröpfelt auch vom Regen. Legt ihn doch ab, und ſetzt Euch da in den Lehnſeſſel an den wärmenden Ofen." Indem die Fremde die ſeidenen Bänder, womit der Hut unter dem Kinn feſtgeknüpft war, losmachte, bemerkte Anna an deren Finger einen goldenen Ring mit einem funkelnden Diamant. „Himmel," dachte Anna, „das gute Kind iſt wohl gar ein gnädiges Fräulein!" So neugierig ſie indeß war, inne zu werden, wer das junge Frauenzimmer ſey und wie ſie hieher gekommen, ſo war das Mitleid in ihrem Herzen doch noch ſtärker. Sie dachte jetzt nur darauf, dem zitternden Fräulein Hülfe zu leiſten.

Sie zündete an der Lampe, die ſie auf den Tiſch geſtellt hatte, einen Wachsſtock an und ging damit zur Thüre hinaus. Sie kam bald wieder und brachte ſehr hübſche Kleidungsſtücke, weiße leinene Strümpfe und ein Paar zierliche rothe Pantöffelchen. „Kleidet Euch doch jetzt ſogleich um," ſagte ſie: „indeſſen will ich in die Küche gehen und Euch eine warme Suppe kochen. Ihr dürft dieſe Kleider ohne Bedenken anziehen. Sie ſind zwar nur bürgerlich; aber, wie Ihr ſeht, ganz neu und noch niemals getragen. Ach, ich habe ſie für meine Enkelin machen laſſen, die vor einem halben Jahre als Braut geſtorben iſt und auf dem Gottesacker in dieſem Dorfe begraben liegt."

„Als Braut!" rief die Fremde innig gerührt und die hellen Thränen glänzten in ihren Augen. Die trauernde Großmutter aber ſagte, mit naſſen

Blicken zum Himmel ſchauend: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan; ſie hat es nun beſſer, als wir.“ Und nachdem ſie dieſes geſagt hatte, ging ſie mit wehmüthigem Angeſichte ſtillſchweigend zur Thüre hinaus.

Ueber eine Weile kam Anna zurück und brachte in einer weißen, blaugeblümten Deckelſchüſſel von Porzellan die Suppe. Das junge Frauenzimmer ſaß nunmehr, ganz umgekleidet, in dem Seſſel am Ofen, ſtand aber aus Achtung gegen ihre ehrwürdige Hauswirthin auf. Allein Anna ſagte: „Bleibt an dem warmen Ofen ſitzen; Ihr zittert ja noch immer vor Froſt. Ich will das Tiſchchen dort herbeirücken. So, jetzt eßt! Es iſt Euch von Herzen gegönnt, und Gott wolle es Euch ſegnen.“

Die Fremde betete andächtig zu Tiſche, aß, und ſagte unter dem Eſſen: „O, wie erquickt mich dieſe warme Suppe; wie thut mir die liebliche Wärme in dieſem traulichen Stübchen ſo wohl. Allein noch erquickender und wohlthuender iſt mir die freundliche Güte, mit der Ihr mich als landfremd in Euer Haus aufnehmet und mich ſo gut bewirthet. Gott wolle es Euch vergelten! Ach, ich kann Ihm in meinem Leben nicht genug danken, daß Er durch den Schein des Lichtes, das aus Eurem Fenſter leuchtete, meine Tritte hieher lenkte. Ich fürchtete ſchon, in dieſer ſchauerlichen Nacht dort in dem fürchterlichen Walde umzukommen. Allein Gott, zu dem ich inſtändig um Hülfe flehte, half mir aus dieſer Noth."

„Nun wohl," ſagte Anna, „Ihr ſeht da, daß man nie verzagen ſoll. Wo die Noth am höchſten, iſt Gottes Hülfe am nächſten. Dieß trifft immer zu. — Allein Froſt und Näſſe haben Euch ſehr angegriffen: Ihr ſchaudert noch von Zeit zu Zeit zuſammen. Es wird das Beſte ſeyn, Ihr begebt Euch ſogleich zur Ruhe. Ruhe und Bettwärme wird Euch wieder zurechtbringen. Kommt mit mir! In dem obern Zimmer iſt ein gutes, friſch überzogenes Bett für Euch bereitet." Die Fremde ſtand auf und wollte aus inniger Dankbarkeit und der ihr eigenen feinen Lebensart Annen die Hand küſſen. Anna ward von ihrer Dankbarkeit ſehr gerührt; ſie zog aber die Hand zurück und ſagte: „Das wäre zu viel! Laßt das, mein gnädiges Fräulein!"

„Das bin ich nicht," ſagte die Fremde; „nennt mich nur, wie vorhin, Eure Tochter. Das höre ich am liebſten."

„Nun, ſo will ich denn Euch meine Tochter nennen," ſagte Anna und ſchloß ſie in die Arme. „Ihr mahnet mich, zumal in dieſen Kleidern, in der That ſehr an meine ſelige Enkelin. Auch Ihr habt ſchon in Eurer frühen Jugend, wie ich mir denken kann, Vieles zu leiden. Doch ich will für heute von Eurer Geſchichte noch nichts wiſſen. Sagt mir nur Euren Namen, damit ich Euch doch auch nennen kann."

„Ich heiße Eliſe!“ ſagte die Fremde.

„Mein Gott,“ rief Anna, „das heißt wohl ſo viel als Eliſabeth. So hieß auch meine Enkelin. Seyd mir denn doppelt willkommen, meine liebe Eliſe! Doch — nun folgt mir.“ Die ſorgſame Hausmutter nahm ein Kopfkiſſen, das ſie vorhin mit den Kleidern gebracht hatte, um es an dem Ofen zu erwärmen, unter den Arm, mit der andern die Lampe und leuchtete Eliſen die reinlichen Treppen hinauf in das zierliche Zimmerchen. Hier ſtellte ſie die Lampe auf das Tiſchchen, legte das Kopfkiſſen zurecht, nahm eine zinnerne Bettflaſche, mit der ſie das Bett erwärmt hatte, heraus und ſprach: „Nun macht, daß Ihr doch ſogleich in das Bett kommt: ſonſt werdet Ihr gar noch krank. Die Ampel werde ich nachher ſchon holen. So, ſchlaft wohl, und Gott gebe Euch eine gute Nacht.“

Als Anna über eine Weile die Lampe wieder holte, war Eliſe ſchon eingeſchlafen. Anna freute ſich, daß ſie ſchon ſchlief, betrachtete einige Augenblicke beim Scheine der Lampe das Angeſicht der Schlafenden und dachte: „Sie iſt in der That ſo ſchön wie ein Engel Gottes und wohl recht ein Bild der Unſchuld; Gott gebe ihr auch den ſanften Schlaf der Unſchuld!“ Sie ſegnete ſie noch und ging leiſe zur Thüre hinaus.

2.

Am nächſten Morgen ſtand Anna, die emſige Hausmutter, nach ihrer Gewohnheit ſehr frühe auf. Sie hatte noch in der Nacht Eliſens Kleider, die von dem Regen und den kothigen Wegen übel zugerichtet waren, gereinigt und ſie zum Trocknen an den Ofen gehängt. Jetzt bügelte ſie dieſelben aus und brachte ſie wieder ganz zurecht. Sie trug hierauf, mit leiſen Schritten auf den Socken gehend, die Kleider hinauf in Eliſens Zimmerchen, legte ſie in zierlicher Ordnung auf das Tiſchchen und auf die zwei Strohſeſſel. Eliſe ſchlief noch ſehr ſanft. „Gottlob,“ dachte Anna, „dieſer geſunde Schlaf wird ſie wieder herſtellen.“ Sie ſchlich leiſe hinaus, drunten in der Küche einſtweilen das Frühſtück zu bereiten. Hierauf ſetzte ſie ſich an ihre Spitzenarbeit.

Nachdem Anna eine Weile Spitzen geklöppelt hatte, trat Eliſe in ihrem reinen kornblumenblauen Kleide zur Thüre herein. Sie hatte ein ſehr heiteres Ausſehen; ihre Wangen waren nun wieder blühend, und ihre ſchönen braunen Haare wallten in zierlichen Locken auf die Schultern. Sie dankte Annen mit Innigkeit für die Aufmerkſamkeit und mütterliche Sorgfalt, mit der die gütige Frau die beſchädigten Kleider wieder ſo ſchön hergeſtellt hatte. Anna war ſehr erfreut, daß Eliſe ſo gut geſchlafen und ſich wieder beſſer befand. Sie ging, brachte nach Landesſitte Thee und Milch, gebähtes weißes Brod und auf einem grünen Rebblatte und einem weißen Porzellanteller goldgelbe Butter. Sie ſchenkte Eliſen in eine weiße Porzellanſchale zuerſt ein, und ſprach ihr zu, es ſich wohl ſchmecken zu laſſen.

Unter dem Theetrinken ſagte Anna: „Wenn Ihr gleich kein adeliges Fräulein ſeyd, ſo ſeyd Ihr doch gewiß vornehmer und vermöglicher Leute Kind. Wenn Eure Geſchichte, die wohl traurig ſeyn muß, kein Geheimniß iſt, ſo erzählt ſie mir.“

„Recht gern,“ ſagte Eliſe: „vor Euch habe ich kein Geheimniß, ſowie überhaupt vor keinem guten Menſchen in der Welt.“

Sie fing an zu erzählen: „Mein ſeliger Vater war Verwalter auf dem adeligen Gute Rothenfels. Er war ein ſehr gottesfürchtiger, rechtſchaffener Mann: meine Mutter eine ſehr fromme, chriſtliche Frau. Ich war ihr einziges Kind. Als ich kaum zehn Jahre alt war, ſtarb mein guter Vater und bald darauf meine gute Mutter. Die Gutsherrſchaft erbarmte ſich meiner und nahm mich zu ſich. Ich durfte an dem Unterrichte der zwei Fräulein, die ungefähr in meinem Alter waren, theilnehmen: nebenbei hatte ich ſie zu bedienen und allerlei kleine Hausgeſchäfte zu beſorgen. So verfloſſen mir einige Jahre ſehr glücklich. Der Verwalter, der meinem Vater im Amte folgte, war ein ſchon etwas betagter Mann; ſein Sohn Wilhelm wurde ihm als

Gehülfe beigegeben mit dem Verſprechen, einmal den Dienſt zu erhalten. Seine Mutter war nicht mehr am Leben. Der junge Verwalter, wie man ihn bereits nannte, ein ſehr edler, vortrefflicher junger Mann, faßte eine Neigung zu mir und wünſchte, mich zu heirathen. Sein Vater, der mich ſehr ſchätzte, war darüber erfreut: die Herrſchaft war damit wohl zufrieden; ich galt bereits für Wilhelms Braut.“

„Allein nun änderte ſich in einigen Monaten ſehr Vieles. Der alte Baron, bei dem Wilhelm ſehr in Gnaden geſtanden, ſtarb: die zwei Fräulein verheiratheten ſich in ein fernes Land: der junge Baron kam von Reiſen zurück und übernahm die Güter. Der junge Herr war ſehr hübſch, gewandt, beredt und unerſchöpflich in witzigen Einfällen — allein ein verderbter, leichtfertiger Menſch. Er verfolgte mich überall mit ſeinen Schmeicheleien, und wollte mir bald goldene Ohrenringe, bald ein ſeidenes Halstuch, bald Muſſelin zu einem Kleide zum Geſchenke machen. Mit Einem Wort, er ſuchte mich zu verführen. Ich wies ſeine Geſchenke mit Abſcheu zurück und begegnete ihm mit großem Ernſt. „Gnädiger Herr,“ ſagte ich ihm unter Anderm, „ich bin ein armes Mädchen. Ich habe nichts, als meine Unſchuld und Ehre. Es iſt grauſam von Ihnen, daß Sie mir dieſe Perlen, die jede ehrliebende Jungfrau höher, als alle Erdengüter ſchätzen muß, rauben und mich auf Lebenslang ehrlos und unglücklich machen wollen. Vergeſſen Sie Ihres Adels nicht und nöthigen Sie mich nicht, Sie zu verabſcheuen.“ Allein er lachte nur und nannte mich eine alberne Närrin. Ich aber floh ihn, wie eine giftige Schlange.“

„Indeſſen war der Krieg ausgebrochen. Eine große Anzahl von Jünglingen ſollte zu Soldaten ausgehoben werden. Da Wilhelm noch keine eigentliche Anſtellung hatte, ſo wurde er aufgefordert, an dem beſtimmten Tage auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, wo das Loos entſcheiden ſollte, wer Soldat werden müſſe. Wilhelms Vater eilte zu dem Baron und bat ihn flehentlich, Wilhelms Anſtellungsdekret, das ſchon lange ausgefertigt war, zu unterzeichnen. Auch die Mutter des Barons machte ihm ſehr dringende Vorſtellungen. Allein unter allerlei unbedeutenden Vorwänden zögerte der Baron immer.“

„Der Morgen des entſcheidenden Tages, der für mich ſo fürchterlich war, brach an. Es war noch gut, daß ich eben viele Arbeit hatte, die mich ein wenig zerſtreute. Ich hatte eben in der Küche einen Stahl zum Bügeln glühend gemacht und wollte damit die Stiege hinauf in das Arbeitszimmer. Da ſtand der Baron unten an der Stiege. Er hielt mir das unterzeichnete Dekret, in dem Wilhelm zum Verwalter ernannt war, offen vor die Augen und ſagte: „Eliſe, in deine Hand lege ich

Wilhelms Schickſal. Wenn du gefälliger gegen mich ſeyn wirſt, ſo iſt Wilhelm von dem Soldatenſtande frei, und du wirſt Frau Verwalterin.“ Ich verwarf ſeine ſtrafbare Zumuthung mit Unwillen. „Gott bewahre mich,“ ſagte ich, „daß ich je ſo tief ſinke, meine Tugend zeitlichen Vortheilen aufzuopfern: ich würde es nicht thun, wenn man mir eine königliche Krone anböte!“

„Wilhelm ſtellte ſich zur Ziehung. Mir war ganz unausſprechlich bange: ich wußte vor Angſt nirgends zu bleiben. Ich ging zu Wilhelms Vater, der unten im Schloſſe wohnte. Ich werde es in meinem Leben nicht vergeſſen, wie der gute alte Mann mit den dünnen, weißen Haaren an ſeinem Schreibtiſche voll Akten ſaß, ſeine Mütze in den Händen hielt und betete. Als er meine rothgeweinten Augen ſah, konnte auch er die Thränen nicht mehr zurückhalten. Wir weinten und beteten Beide zuſammen.“

„Da trat Wilhelm herein. Das Loos hatte ihn getroffen: er war Soldat. Der alte Vater erblaßte: ich aber erſchrack, daß ich faſt umſank. Allein Wilhelm war frohen Muthes und tröſtete uns Beide. „Liebſter Vater,“ ſprach er, „Sie ſelbſt haben mir ja öfter geſagt: Die rechte Kunſt, auch bei den widrigſten Schickſalen, immer ruhig und zufrieden zu ſeyn, beſteht darin, daß wir Alles, was uns begegnet, von Gott annehmen und glauben, Er werde am Ende Alles recht machen. Von dieſer Kunſt, oder vielmehr von dieſem einfachen, ungekünſtelten Glauben, müſſen wir jetzt Gebrauch machen.“

„Ja, liebſter Sohn,“ ſagte der Vater, „an dieſem tröſtlichen Glauben wollen wir alle Drei uns feſthalten. Wer auf Gott vertraut, der hat auf feſten Grund gebaut.“

„Wilhelm ſprach hierauf: „Hier in dem Schloſſe, wo Eliſens Tugend von beſtändiger Gefahr bedroht wird, kann ſie von nun an nicht mehr bleiben. Ach, daß Sie, liebſter Vater, anderwärts wohnten! So könnte Eliſe, die Ihnen eine liebe Tochter iſt, einſtweilen Ihre Haushaltung führen. Aber hier im Schloſſe können Sie ihre Unſchuld nicht ſchützen. Der Baron würde Sie in Geſchäften bald da bald dorthin ſchicken, und das arme ſchuldloſe Lamm wäre ohne Hirten, und keinen Augenblick vor den Klauen und Zähnen des Wolfes ſicher. Mich in das feindliche Kanonenfeuer wagen, will ich gern: allein Eliſe hier zu wiſſen, iſt mir viel ſchrecklicher. Eliſe muß fort. Aber wo ſie hin ſoll — das weiß ich freilich nicht.“

„Der alte Vater ſagte: „Ich habe ja noch eine Schweſter, die drei Stunden von hier am Hammerbache wohnt, wo ihr Mann eine nicht unbedeutende Hammerſchmiede beſitzt. Wenn Eliſe dorthin gehen möchte, ſo wäre ſie in Sicherheit. Dort würde der Baron ihren Aufenthalt nicht leicht auskundſchaften.

Er bekümmerte ſich nie um mich und meine Verwandtſchaft. Er weiß es nicht, daß ich eine Schweſter habe. Es fällt ihm ſicher nicht ein, Eliſen dort aufzuſuchen. Allein die guten Leute leben dort in ihrem hölzernen Hauſe ſehr einfach: Eliſe würde die herrſchaftlichen Zimmer und den freiherrlichen Tiſch hart vermiſſen.“ Allein ich ſagte: „Ich bin bereit, in einer unterirdiſchen Höhle von Wurzeln und Kräutern zu leben, wenn ich nur vor jenem vornehmen Verführer ſicher bin.“

„Wilhelm war über dieſe Worte ſehr erfreut. „Nun wohl,“ ſagte er, „nun ziehe ich getroſt in den Krieg.“ Er zog dieſen goldenen Diamantring hervor. „Eliſe,“ ſagte er, „dieſen Ring hat vor mehr als dreißig Jahren mein Vater meiner Mutter zum Brautringe gegeben, und der Ring knüpfte das glücklichſte Eheband. Mein Vater und ich haben dir dieſen Ring zum Brautringe beſtimmt. Allein der Himmel weiß, ob je die Ehe uns vereinigen wird. Nimm denn dieſen Ring als ein Andenken von mir. Gedenke, ſo oft du ihn anſiehſt: Tugend iſt köſtlicher als Gold, und Unſchuld iſt der herrlichſte Edelſtein.“

„Am folgenden Tage ſagte ich meiner gnädigen Frau, daß ich ſie nunmehr verlaſſen müſſe. Sie war darüber ſehr betroffen; allein als ich ihr die Urſache ſagte, war ſie noch mehr beſtürzt. Sie ſchwieg lange. Endlich ſagte ſie: „Du haſt Recht, Eliſe; Entfernung iſt das Beſte, ſowohl für dich, als auch für Karl, deſſen unglückliche Leidenſchaft ſonſt mit jedem Tage heftiger würde.“ Sie umarmte mich unter vielen Thränen und ſagte: „Bleibe immer ein gutes Mädchen, vertrau' auf Gott, bewahre deine Unſchuld und jungfräuliche Ehre, und es wird dir noch wohl gehen.“

„Ach, die gute Frau! Sie war mir nie eine ſtrenge Gebieterin, ſondern vielmehr eine zärtliche Mutter geweſen. Allein jetzt wußte ſie mir nicht zu helfen. Es ging ihr ſelbſt ſehr hart. Sie ſprach zwar nie eine Sylbe davon, allein ich kannte ihre Lage wohl. Sie ſelbſt hatte von ihrem Sohne Vieles zu leiden; er machte ihr durch leichtſinniges Betragen vielen Verdruß. Sie war vielleicht eine zu nachſichtige Mutter gegen ihn geweſen. Sie hat große Summen an ihn verwendet und ſeine Fehler als jugendlichen Leichtſinn entſchuldigt. Allein jetzt, als er Herr war, vergalt er ihr's ſehr ſchlecht. Er ließ mit ungeheurer Prachtliebe Alles in dem alten Schloſſe neu einrichten. Sie mußte ſich auf ein Paar Zimmer beſchränken. Der reichliche Wittwengehalt, der ihr beſtimmt war, wurde ihr ſehr unrichtig ausbezahlt. Sie hatte oft kaum ein Paar Gulden verräthig. Sie ſuchte indeß ein altes Goldſtück hervor, gab es mir, umarmte mich noch einmal und ſagte: „Sollte ich noch einmal mehr für dich thun können, ſo rechne auf mich.“

„Ach,“ ſprach jetzt Eliſe, „wie konnte ich Euch den dreifachen ſchmerzlichen Abſchied — von der herrlichen Frau, von dem edlen Greiſe und von dem trefflichen Wilhelm beſchreiben? Ach, ich vermag es nicht: mein Herz ward davon dreifach zerriſſen. Es blutet noch!“ Sie konnte nicht mehr weiter reden, verhüllte, in Thränen ausbrechend, das Angeſicht in ihr weißes Tuch, und weinte und ſchluchzte ſchmerzlich.

Anna, wiewohl ſie ſelbſt Thränen in den Augen hatte, tröſtete ſie liebreich. Indeß wollte ſie ihr Zeit laſſen, ſich zu erholen. Sie nahm das Theegeſchirr vom Tiſche, trug es in die Küche, und machte dort einige Vorbereitungen zum Mittageſſen.

3.

Als Anna wieder in die Stube trat, hatte Eliſe ſich wieder gefaßt und ihre Thränen getrocknet. Anna nahm ihre Spitzenarbeit zur Hand, und Eliſe erzählte weiter:

„Am folgenden Morgen, da ſich kaum die Tageshelle zeigte und in dem Schloſſe noch Alles ſchlief, machte ich mich in aller Stille auf den Weg zur Hammerſchmiede. Ich folgte einem wenig betretenen Fußpfade, der durch waldige Berge führte; zum Glücke begegnete mir unterwegs kein Menſch. Endlich hörte ich das Getöſe der Hämmer. Das Haus, ganz von Holz erbaut, von Alter dunkelbraun und mit mancherlei Schnitzwerk verziert, liegt in einem ſehr ſchmalen Thale, an einem mächtig rauſchenden Bache. Einige hundert Schritte davon ſteht ein altes ſteinernes Gebäude, worin ſich das Hammerwerk befindet. Zu beiden Seiten des Thals erheben ſich ungeheure Felſenmaſſen, an denen nur Dornengeſträuch wuchs und hie und da ein Tannenbaum. Eine kleine Viertelſtunde Wegs von der Hammerſchmiede hinabwärts am Bache ſtand eine Walkmühle. Die ganze Gegend hatte etwas Schauerliches."

„Ich trat in das Haus des Hammerſchmieds und übergab den Brief, den mir Wilhelms Vater mitgegeben hatte. Der Hammerſchmied iſt ein alter, biederer, deutſcher Mann, etwas derb und geradezu, aber ehrlich und gut: ſeine Hausfrau iſt ſehr fromm und hat das beſte Herz von der Welt. Nachdem er ihr den Brief vorgeleſen hatte, nahmen Beide mich ganz ungemein freundlich und gütig auf. Der Hammerſchmied ſchmähte indeß in ſehr kräftigen Ausdrücken über den Baron: die gute Hausmutter aber weinte um Wilhelm, auf den ſie ſehr Vieles hielt, heiße Thränen."

„Es kam mich etwas hart an, mich aus dem hellen, heitern Schloſſe in die engen, düſtern Stuben dieſes Hauſes verſetzt zu ſehen, das ein himmelhoher, überhangender Felſen noch mehr verdunkelte. Indeß gewöhnte ich mich daran, ſowie an das beſtändige Rauſchen des Waſſers und das Geklapper der Hämmer. Ich half der guten Mutter, die, ſowie ihr Mann, bereits ſehr betagt iſt, mit Freuden die Haushaltung führen, und beide alten Leute gewannen mich ſo lieb, als wäre ich ihre Tochter. Ich lebte hier ſehr zufrieden, und was meine Zufriedenheit ſehr vermehrte, war ein erfreulicher Brief von Wilhelm. Er ſchrieb mir, daß es ihm ſehr wohl gehe, daß er bei der Artillerie angeſtellt worden und wegen ſeiner Kenntniſſe ſehr ausgezeichnet werde: unter Anderem komme es ihm ſehr gut, daß er das Feldmeſſen und die damit verwandten Wiſſenſchaften aus dem Grunde verſtehe, wie er denn auch dem alten Baron alle ſeine Güter ausgemeſſen und Riſſe darüber verfertigt hatte. Sein Brief war voll Vertrauens auf Gott und, was dann nie fehlen kann, voll guten Muthes. Ich war dadurch ſehr getröſtet und voll froher Hoffnungen. Ich antwortete ihm ſogleich. Allein nun hörte ich gar lange Zeit nichts mehr von ihm. Ich ward beſorgt, und manchmal recht von Herzen traurig.“

„Da kam eines Morgens, da der Hammerſchmied eben beſchäftigt war, in dem Bache eine Forelle zu fangen und ich und die Hausmutter ihm zuſahen, Wilhelms Vater das Thal herabgeritten. Er grüßte uns freundlich; allein ich ſah ihm ſogleich an, daß er nicht ſo heiter war, als ſonſt, und etwas Schweres auf dem Herzen habe. Wir begleiteten ihn in die

Stube. Er antwortete mir, da ich mich ſehr angelegentlich nach Wilhelm erkundigte, ſehr verlegen, und geſtand nach und nach, Wilhelm ſey ſchwer verwundet: endlich brachte er mir, was ich bereits ahnte, mit ſehr vieler Schonung bei: Wilhelm ſey todt. Es war ein Brief mit Wilhelms Todtenſchein an das Amt gekommen. Mir war es, als hätte man mir ſelbſt das Leben abgeſprochen. Ich ſank beinahe in Ohnmacht, und es brauchte ſehr lange, bis ich mich ein wenig erholt hatte. Ich war noch immer wie betäubt, und Alles kam mir wie ein Traum vor. In meinem tiefen Kummer wunderte ich mich, daß die Sonne noch ſcheine und ſo unbekümmert ihren Weg gehe, daß der Bach, wie zuvor, am Hauſe munter und luſtig vorbeifließe und kein Blättchen am Baume ſich wegen Wilhelms rege. Wilhelms tiefbetrübter Vater ſuchte mich zu tröſten: aber ich merkte es wohl, daß er des Troſtes ſo ſehr bedürfe, als ich. Gegend Abend eilte er wieder nach Hauſe. Wir Alle, er, ich, ſeine Schweſter und ſein Schwager, weinten beim Abſchiede zuſammen, wie Kinder. Ich aber wurde gefährlich krank, und auch nachdem die Krankheit vorüber war, ſah ich noch immer ſo blaß aus, daß man für mein Leben ſehr beſorgt war.“

„Der Arzt verordnete mir, ich ſolle des Tags ein paarmal einen kleinen Spaziergang machen. Ich ging daher an jedem ſchönen Morgen und Abend aufwärts an dem Bache bis zu einem mit Moos und allerlei Geſträuchen bewachſenen Felſen, in den eine Niſche, eine rundliche Vertiefung, wie man ſie hie und da in Kirchen ſieht, eingehauen war. Ein Heiligenbild ſtand darinnen — Maria, die heiligſte Jungfrau, eine Lilie in der Hand, mit dem Fuße auf den Kopf einer Schlange tretend, und das Haupt mit Sternen umgeben. Ich betrachtete dieſes Bild allemal mit herzlicher Andacht. So, dachte ich, will ich meine Unſchuld ſtets lilienrein bewahren: ich will der Schlange der Verſuchung mit dem Fuße auf den Kopf treten: bei allen Leiden auf Erden ſoll es mein Troſt ſeyn, daß dann hoch über den Sternen in dem Himmel die herrlichſte Krone auf mich warte.“

1.

Anna hörte mit der herzlichſten Theilnahme zu, belobte Eliſens gute Vorſätze, ſtand aber plötzlich auf, um nach der kranken Magd zu ſehen und ihr Suppe zu bringen. Mit erheitertem Geſichte kam ſie zurück und ſagte: „Sie befindet ſich viel beſſer und wird bald wieder aufſtehen können.“

Eliſe fuhr in ihrer Erzählung fort: „Eines Tages, als ich auf einem geländerten Stege über den Bach gegangen und um eine Felſenecke gekommen war, da ſtand plötzlich und ganz unerwartet, grün mit Gold gekleidet und mit einem Gewehr über dem Rücken und einem Hirſchfänger an der Seite, der Baron vor mir. Ich that vor Schrecken einen lauten Schrei. Er hatte ſich einige Monate bei Hofe aufgehalten, und ich hatte gar nicht mehr an ihn gedacht. Er ſchien über meinen Schrecken ſehr beſtürzt und begegnete mir mit einer Art von Ehrerbietigkeit. Er nannte mich nicht mehr Du, ſondern Sie, und brachte keinen von ſeinen gewöhnlichen Scherzen vor. Er ſagte, daß er bloß hieher gekommen ſey, an dem Bache wilde Enten zu ſchießen, und daß er ſich glücklich ſchätze, mich ſo unerwartet zu treffen: denn er habe gar nicht gewußt, wo ich mich befände. Er verſicherte mich, daß ihm meine Betrübniß über den Verluſt meines Bräutigams ſehr zu Herzen gehe, und daß er ſelbſt den Tod des edlen, jungen Mannes aufrichtig bedaure — wiewohl durch deſſen Tod einem gewiſſen Manne, der mich liebe, ein neuer Hoffnungsſtern aufgehe. Er betheuerte mir nun, daß er mich ſogar am Hofe nicht habe vergeſſen können, daß er meine Jugend eben ſo ſehr, als meine Schönheit bewundere, daß er ſehr geirrt habe, mich für ein gewöhnliches Mädchen zu halten, daß ein Frauenzimmer, wie ich, verdiene, geadelt zu werden, und daß er feſt entſchloſſen ſey, mich zu heirathen, und was dergleichen ſchöne Sachen mehr waren. Ich ſagte bloß, daß Wilhelms Tod mich zu ſehr erſchüttert habe, als daß ich ſolchen Reden Gehör geben könnte, und ich machte mich, ſo ſchnell als möglich, von ihm los und eilte nach Hauſe.“

„Ich erzählte meinen alten Leuten, was vorgegangen war. Der alte Mann ſagte kopfſchüttelnd: „Glaube das nicht, daß er dich heirathen wolle.“ Die alte Mutter ſagte aber: „Und warum denn nicht? Es haben ſich wohl ſchon ſeltſamere Dinge zugetragen: es wäre ein großes Glück, wenn Eliſe eine gnädige Frau würde. Sie taugt mit ihren zarten Händen eher in ein Schloß, als in unſere niedrige Hütte.“ Ich war überzeugt, ſprach Eliſe, der Baron habe ein ſchlechtes Herz, und ſagte daher: Wo Gottesfurcht und Tugend fehlen, fehlt Alles: ohne dieſe können Glanz, Pracht, Reichthum und Ueberfluß eine Ehe unmöglich glücklich machen. — Indem ich den Reden des Barons weiter nachſann, ward es mir ganz klar, daß er mich betrügen wolle. Er hatte mich verſichert, daß er gar nicht gewußt habe, wo ich mich befinde. Allein dieſes war ſicher ganz falſch. Sein Bedienter, der Jäger Tiburz, der ihn auf ſeinen Reiſen begleitet und ihm ſchon zu vielen ſchlechten Streichen geholfen hat, ſtrich einmal mit ſeinem Gewehr am Bache auf und ab, als wolle er wilde Enten ſchießen. Er that zwar, als ſähe er mich nicht, ſtellte ſich, als erblickte er dieſen Augenblick eine Ente, legte ſein Gewehr an, zielte nach der Ente, die nicht da war, ſchoß, ſchüttelte den Kopf und entwich hinter einen Felſen. Zuverläſſig wollte er bloß meinen Aufenthalt ausforſchen und ihn dem Baron verrathen."

„Da haben wir's," ſprach der Hammerſchmied, als ich ihm dieſes erzählte; „ein Heuchler mag ſich auch noch ſo ſchlau verſtellen, etwas überſieht er immer. Es iſt doch ein wahres Sprichwort: So geſchickt ſich der böſe Feind in einen Jäger zu verkleiden weiß, ein Pferdefuß oder Geisfuß ſchaut immer heraus."

„Der Baron ſchien von nun an auf die Entenjagd äußerſt erpicht. Sogleich am andern Morgen begegnete er mir wieder, zeigte mir eine geſchoſſene Ente, wies ihre prächtigen Farben, die an der Morgenſonne herrlich goldgrün und ſtahlblau ſpielten, und ſagte, daß er die Ente für mich geſchoſſen habe. Ich ſagte ihm, daß es mir um das ſchöne Thier leid thue, und daß mir das Geſchenk keine Freude machen würde — und entfloh ihm."

„Am Abend des folgenden Tages kam er ſchon wieder; ich aber blieb von nun an zu Hauſe. Nun ſchickte er dem alten Hammerſchmied eine Menge Arbeiten, ſo, daß der alte Mann darüber erſchrack. Nach einigen Tagen kam der Baron ſelbſt, nachzufragen, ob die Arbeiten bald fertig ſeyen. Als der Baron wieder fort war, ſagte der Hammerſchmied: „Der Menſch iſt raſend! Ja wohl, fertig!

Vor drei Wochen kann dieſes nicht ſeyn. Doch gib nur Acht, Eliſe, nun werden wir ihn alle Tage auf dem Halſe haben. Allein mich betrügt er nicht. Er gibt mir bloß ſo viele Arbeit, um mich zu gewinnen und um einen Vorwand zu haben, recht oft hieher zu kommen: aber er grüßt nach dem Sprichworte den Zaun nur um des Gartens willen.“

„Der Baron kam nun auch wirklich alle Tage, den alten Mann zur Arbeit anzutreiben. Da ich wohl wußte, daß die Beſuche mir galten, ſo war ich ſehr auf meiner Hut, und wenn ich ihn in ſeinem grünen Kleide und mit dem Gewehre über dem Rücken am Bache herabkommen ſah, entfloh ich geſchwind in ein Dachkämmerlein oder durch die Hinterthüre in das Haus des Walkmüllers, in dem ſich viele Leute befanden. So bekam er mich nie zu ſehen.“

„Eines Abends, ſpät in der Dämmerung, kam nun ganz unvermuthet der ehemalige herrſchaftliche Jäger, der ein Freund meines ſeligen Vaters geweſen, ein ſehr redlicher alter Mann, und ſagte heimlich und mit bedenklichen Mienen: „Ich muß euch ein Geheimniß offenbaren. Allein verrathet mich nicht, ſonſt verlier’ ich mein Gnadenbrod, das mir ohnehin von dem jungen gnädigen Herrn ſehr geſchmälert worden. Der junge Herr hat den Anſchlag, Eliſen auf eines ſeiner entfernten Jagdſchlöſſer entführen zu laſſen. Noch in dieſer Nacht ſoll der gottloſe Raub vollbracht werden.“ Ich und die Hausmutter erſchracken, daß uns alle Glieder zitterten. Der Hammerſchmied aber ſagte: „Ihr bebt ja wie Eſpenlaub! Allein fürchtet euch nicht; ich will meine größte eiſerne Zange glühend machen, und den Erſten, der den Kopf zur Thüre hereinſtreckt, bei der Naſe packen. Ich wette, ſo wird ihm und ſeinen Spießgeſellen die Luſt vergehen, mich in meinem Hauſe zu beunruhigen.“ Allein der alte Jäger Aegidius ſprach: „Das iſt nichts: der Baron ſchickt gewiß ſo viele Leute, daß Ihr ihrer nicht Herr werdet und am Ende gar eine Kugel vor den Kopf bekommen könntet. Eliſe hat keine andere Wahl, als eiligſt zu entfliehen. Da habe ich einige Zeilen an einen alten Bekannten in einer entfernten Stadt. Er iſt ein ſehr redlicher Handelsmann, bei dem ich ſonſt immer mein Schießpulver und manches Andere gekauft habe. Der wird ſich dort für Eliſe nach einem Dienſt umſehen.“

„Ich fragte ſehr beſtürzt und bekümmert: Lieber Herr Förſter, habt Ihr über dieſe Sache nicht mit dem edlen Herrn Verwalter geſprochen? „Nein,“ ſagte der Förſter, „wißt Ihr denn nicht, daß er vor einigen Tagen ſehr krank geworden, und kaum mehr ein Wort hervorbringen kann? Es traf ihn, wie man glaubt, eine Art von Schlag. Der Kummer um ſeinen Sohn mag Urſache davon ſeyn. Der gute, brave Mann kann euch nicht mehr rathen;

er wird vielleicht keine drei Tage mehr leben.“ Der getreue Forſtmann, der mich, als ich noch ein Kind war, öfter auf den Armen getragen hatte und mich öfter Du nannte, ſagte: „Eile, Eliſe, ſonſt biſt du verloren. Packe das Nöthigſte eilfertig zuſammen; deinen Koffer kann man dir gelegentlich, aber mit Vorſicht, nachſenden. Ich will dich auch in dieſer Nacht auf geheimen Wegen durch lauter Waldungen begleiten, bis du den rechten Weg nicht mehr verfehlen kannſt. Aber eile, eile!“ Ich packte augenblicklich das Nöthigſte zuſammen, vergaß jedoch in der Eile Manches, nur nicht den Ring, der für mich freilich einen größern Werth, als alles Uebrige hatte, nahm unter Thränen von den guten alten Leuten Abſchied und machte mich auf den Weg. Der alte Förſter folgte mir und ſagte öfter: „Du fliehſt ja wie ein verſcheuchtes Reh; eile nicht gar ſo ſehr; ich kann dir ja nicht nachkommen.“ Als der Tag anbrach, ſchrieb er mir die Orte, durch die ich kommen mußte, mit Bleiſtift auf ein Blatt, empfahl mich dem Schutze Gottes und verließ mich.“

„Ich kam den erſten Tag richtig von Ort zu Ort, wie der alte Jäger es mir aufgeſchrieben hatte, und blieb in dem Wirthshauſe eines kleinen Dorfes, das er mir bezeichnet hatte, bei ſehr chriſtlichen Leuten über Nacht. Allein geſtern, am zweiten Tage, da bereits die Nacht einbrach, und ich, wie man mir ſagte, kaum mehr zwei Stunden von der Stadt entfernt war, verirrte ich mich, entfernte mich immer weiter von der Stadt und kam endlich doch noch glücklicherweiſe hieher."

Eliſe ſchwieg eine Weile, ſchlug die Augen voll Thränen zum Himmel auf und ſagte noch: „Und nun ſoll ich denn hin zu ganz fremden Menſchen, wo vielleicht neue Leiden auf mich warten und meiner Jugend neue Gefahren drohen. Indeß bleibt mir nichts übrig, als zu dienen. Ach, ich wollte, ich wäre bei Wilhelm in dem Himmel. Er meinte es wahrhaft gut mit mir, und muthete mir nie etwas Unrechtes zu. Gewiß hätte ich mit ihm ſehr glücklich gelebt. Allein Gott wollte es anders, und ſo geſchehe denn ſein heiliger Wille."

Anna hatte mit vieler Theilnahme und nicht ohne Thränen zugehört. Sie nahm ihre Brille ab, um ihre Augen zu trocknen, und ſagte: „Du gute Eliſe! Wie Vieles haſt du ſchon in deiner Jugend gelitten! Wie bedaure ich dich! Indeß wundert es mich nicht. Schönheit iſt allerdings ein Geſchenk des Himmels. Selbſt in der heiligen Schrift wird ihrer öfter in Ehren erwähnt. Indeß bleibt ſie immer ein gefährliches Geſchenk, und man ſollte ſich dieſelbe kaum wünſchen. Sey indeß getroſt, meine Tochter! Du biſt fromm und wandelſt auf Gottes Wegen, und ſo wird Er dich bewahren. Er wird dich nicht verlaſſen und im Himmel wirſt du deinen Wilhelm wieder ſehen."

Eliſe redete nun vom Weitergehen. „Ei, warum nicht gar!“ ſagte die alte Anna lebhaft. „Da ſieh' nur einmal zum Fenſter hinaus, wie es regnet, als göße man es mit Eimern herab. Vor Regen ſieht man nicht einmal die nächſten Berge. Sieh', wie der Wind das Laub von den Bäumen herabwirbelt! Horch, wie der Sturmwind brauſt, wie der Regen rauſcht! Bleib' alſo; du biſt an einem guten Orte; wenigſtens meine ich es herzlich gut mit dir.“ Eliſe blieb ſehr gerne und redete den Tag über von ihren Begebenheiten noch ſehr Vieles.

3.

Am folgenden Morgen hatte ſich das Wetter aufgeheitert; rein und klar blickte der blaue Himmel durch die hellen Fenſterſcheiben in das freundliche Stübchen. Die benachbarten Berge, von dem Herbſte bunt gefärbt, waren von der aufgehenden Sonne beleuchtet; das ſchattige Wieſenthal aber, das ſich zwiſchen den Bergen hinzog, war mit einem ſtarken Reife bedeckt. Auch in dem Garten vor dem Fenſter waren die wenigen grünen Gewächſe und die letzten Herbſtblumen, die Aſtern, zum Theile ſchimmernd weiß angeduftet.

Eliſe trat an das Fenſter und ſagte zu Anna: „Der Morgen iſt zwar etwas kalt; allein er verſpricht einen ſchönen Herbſttag. Ich will Euch nun nicht mehr länger zur Laſt fallen, und meine Reiſe in die Stadt antreten.“ Allein die verſtändige Anna ſagte: „Höre einmal, liebe Tochter, ich habe heute Nacht der Sache weiter nachgedacht. Ich hörte dich heute Nacht öſter huſten. Du haſt dir vorgeſtern durch die Erkältung einen Catarrh zugezogen, der nun erſt anfängt, aber noch ſehr ſtark werden kann. Da iſt es denn nicht rathſam, zu reiſen. Auch würde eine Frau, wenn du ſogleich bei dem Eintritte in das Haus ſo heftig huſteteſt, dich vielleicht für kränker halten, als du biſt, und Bedenken tragen, dich in Dienſt zu nehmen. Zudem würdeſt du nicht ſo bald einen guten Dienſt finden, als du denkſt. Wenn ein ſolcher Dienſt in der Stadt erledigt iſt, bewerben ſich immer zehn Mädchen darum. Bleibe alſo bei mir, bis du wieder vollkommen geſund biſt. Dann laſſe ich den nächſten Nachbar im Dorfe ſein Wägelein anſpannen und fahre mit dir in die Stadt. Der alte Pulverhändler, an den dir der ehrliche Jäger einen Brief mitgab, mag immerhin ein ſehr wackerer Mann ſeyn; allein er dürfte doch in guten Häuſern ſchwerlich ſo bekannt ſeyn und alle Verhältniſſe ſo wiſſen, daß er dich gut unterbringen könnte. Ich kenne aber dort eine Kaufmannsfrau, für die ich ſchon mehrere Jahre arbeite. Mit ihrer Vermittlung hoffe ich, dir einen recht guten Dienſt zu verſchaffen. Hier bei mir biſt du indeß vor deinem Verfolger ſicher; unſer Dorf iſt von ſeinem Schloſſe ſo weit entfernt, daß er deinen Aufenthalt ſchwerlich auskundſchaften wird. Auch kannſt du, damit deine vornehme Tracht kein Aufſehen errege, die Kleider von meiner ſeligen Enkelin anziehen. Die Leute werden dich dann für meine jüngere Baſe halten, von der ſie wiſſen, daß ich ſie erwarte, die aber, wie ſie mir vor ein paar Tagen ſchrieb, nun nicht ſobald, ja, wohl gar nicht kommt, weil ſie, wie ihre ältere Schweſter, vielleicht bald ſich verheirathen wird. Bleibe alſo bei mir, liebes Kind! Gewiß, du machſt mir eine Freude, wenn du bleibſt und mir ſo meine Einſamkeit erheiterſt. Nur mußt du bei mir mit Wenigem vorlieb nehmen. Was ich aber habe, theile ich mit tauſend Freuden mit dir."

Eliſe nahm dieſes Anerbieten der gutmüthigen Anna mit innigem Danke an. „Nur," ſagte ſie, „möchte ich nicht ſo müßig daſitzen und die Hände in den Schooß legen; ich möchte gerne mein Brod bei Euch verdienen." — „Nun," ſagte Anna, „an Arbeit ſoll es dir nicht fehlen. In einer Haushaltung, ſo klein ſie auch iſt, gibt es immer etwas zu thun, wenn man ſie gut in Ordnung halten will." Sie ſetzte nun ihre Brille auf und nahm ihre Spitzenarbeit zur Hand. „Aber das muß doch wahr ſeyn," ſagte Eliſe; „Ihr macht ganz unvergleichliche Arbeit. Dieſe Spitzen ſind ausnehmend ſchön; je mehr ich ſie betrachte, je beſſer gefallen ſie mir."

„Ach," ſagte Anna, „dieſe Spitzen da heißen nicht viel. Ja, wie ich noch jünger war und noch beſſere Augen hatte, da war ich nicht die Schlechteſte in dieſer Kunſt." Sie ging hinaus und brachte ein Buch, das wie ein Notenbuch ausſah und in grünen Saffian gebunden war. „Ich muß dir doch einige Muſter von den Spitzen zeigen, die ich ehemals machte," ſagte ſie, und ſchlug das Buch auf, in dem verſchiedene Spitzen auf roſenrothen oder himmelblauen Taffet aufgezogen waren. Eliſe erſtaunte: ſie konnte die Richtigkeit der Zeichnung und die Zartheit der Ausführung nicht genug bewundern. Da waren zuerſt einfache Blumen und Zweige mit Blättern, dann gefüllte Blumen, als Roſen, Nelken und Sternblumen, dann ganze Sträuße und Kränze von Blumen, Alles mit großer Kunſt gearbeitet. „Man ſollte es kaum für möglich halten," ſagte Eliſe, „daß man aus dem Flachſe dort am Spinnrocken ſolche zarte Blumen und feingerippte Blätter zu Stande bringen könne."

„Ja, ja," ſagte Anna, „ich habe Gott ſchon oft gelobt und geprieſen, daß Er das liebliche Kräutchen des Flachſes wachſen läßt und dem Menſchen Verſtand gab, es ſo kunſtreich zu benützen. Nicht nur kleidet dieſes nützliche Kräutlein uns Alle von der Wiege bis zum Grabe; es verſchafft auch unzähligen Menſchen Brod; man kann durch dieſe Kunſt einem Pfunde Flachs den Werth von mehreren Pfunden Goldes geben."

Eliſe glühte von Verlangen, dieſe ſchöne Kunſt auch zu lernen. „Je nun,“ ſagte Anna, „verſuch' es einmal; ich will ſie dir lehren.“ Eliſe war unermüdet fleißig, und die Schülerin machte ihrer Meiſterin Ehre. Beide lebten zuſammen ſehr vergnügt und gewannen einander täglich lieber. Sie beteten und arbeiteten mit einander. Obwohl der Spitzenhandel wegen des Krieges in's Stocken gerathen war, und ihre ſchönen Arbeiten nicht nach Verdienſt bezahlt wurden, ſo erwarben Beide doch ſo viel, daß ſie anſtändig leben konnten. Eliſe dachte nicht mehr an das Weitergehen: ſie dankte täglich Gott, der ſie einen ſo freundlichen Zufluchtsort hatte finden laſſen.

So verfloſſen ihr ein Paar Jahre ſehr vergnügt. Allein nun wurde zu Anfang des Herbſtes, da bereits das Laub abfiel, die gute alte Mutter plötzlich ſehr krank. Eliſe verpflegte ſie mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit. Die Krankheit wurde langwierig. Arzt und Apotheke koſteten viel. Anna hatte auch vieles Geld darauf verwendet, ihre junge Baſe auszuſtatten. Auch der jüngern Schweſter derſelben, die Anna hatte zu ſich nehmen wollen, die aber Gelegenheit fand, ſich gut zu verheirathen, hatte ſie eine anſehnliche Summe Geldes zum Heirathgute geſchenkt. Ueberdieß ging ein Kapital, deſſen Zinſen ihr bisher ſehr wohl kamen, verloren. Der Kaufmann, bei dem es angelegt war, machte Bankerott.

Der kleine Geldvorrath, den ſie für Nothfälle in ihrem Kaſten aufbewahrte, ging zu Ende. Eliſe hatte mit Verpflegung der guten Kranken immer ſo viel zu thun, daß ſie mit Spitzenmachen wenig mehr verdienen konnte. Anna kam in große Geldverlegenheiten. Beſonders wollte der Apotheker in der Stadt, der zum neuen Jahre ſeinen Conto geſchickt hatte, keine Arzneien mehr hergeben, bis die bereits abgereichten bezahlt wären. Eliſe ſann nach, wie da zu helfen ſey. Da war es ihr, als ſagte man ihr in's Ohr: „Verkaufe deinen Diamantring, und es iſt geholfen.“ „Allein,“ ſeufzte ſie, „das Andenken meines geliebten Bräutigams zu verkaufen, ſiele mir doch recht ſchwer! Ich dachte, den Ring mit in mein Grab zu nehmen. Doch — meiner geliebten Pflegemutter ihre Liebe zu mir zu vergelten, ſoll er mir nicht zu theuer ſeyn. Es iſt doch beſſer, daß der Ring meiner Pflegemutter das Leben rette, als daß er, wenn ich todt bin, mit meiner Leiche in das Grab verſenkt werde.“ Sie ſetzte ſich hin, ſchrieb einige Zeilen an die Kaufmannsfrau in der Stadt, ihr den Ring zum Verkauf anzubieten. Eliſe war ſehr gerührt und konnte ſich nicht enthalten, in dem Brieſchen zu bemerken, daß nur der äußerſte Geldmangel ſie nöthige, dieſen ihren Brautring zu verkaufen. Am liebſten würde es ihr ſeyn, wenn die Frau Geld darauf leihen wollte. Sie betrachtete den Ring, ehe ſie ihn in den Brief einſchloß, noch einmal mit Thränen in den Augen. „Ach, Wilhelm,“ ſagte ſie, „verzeih' mir! Allein ich weiß, wenn du noch zu mir reden könnteſt, du ſelbſt würdeſt mir rathen, mit dem Ringe die Noth meiner guten Mutter zu erleichtern. Denn deine Seele war immer rein und lauter, wie dieſer Edelſtein, und deine Liebe zu allen Menſchen ächt und treu, wie Gold.“ Sie verſiegelte den Brief und trug ihn, ohne ihrer Pflegemutter etwas davon zu ſagen, heimlich zum Boten, der gewöhnlich die fertigen Spitzenarbeiten an die Kaufmannsfrau in die Stadt überlieferte.

Die Kaufmannsfrau liebte Putz und Schmuck, und fand an dem ſchönen Ringe großes Wohlgefallen. Sie war zwar nicht ſo edel, der guten Eliſe, ohne ihr den Ring abzunehmen, Geld vorzuſtrecken: indeß war ſie doch rechtlich genug, ihr den Ring nach ſeinem vollen Werthe zu bezahlen. Sie ſchickte Eliſen fünfzig Thaler. Eliſe ſchätzte ſich ſehr glücklich, der lieben Kranken wieder Arznei und alles Nöthige verſchaffen zu können. Wirklich beſſerte es ſich mit dieſer auch täglich und ſie konnte des Tages ſchon wieder ein Paar Stündchen außer dem Bette zubringen. „Ach, Eliſe,“ ſagte ſie öfter, „wie vielen Dank bin ich dir ſchuldig! Wenn du nicht geweſen wäreſt, ſo läge ich jetzt in dem Grabe.“

„Und wenn Ihr mich nicht ſo gütig aufgenommen hättet,“ ſprach Eliſe, „wo wäre wohl jetzt ich und wie ſtünde es mit mir? Wir wollen Beide Gott danken, daß Er uns zuſammenführte. Ja, Ihm ſey Dank, Lob und Preis!“

6.

Bald darauf, an einem ſchönen Frühlingsmorgen, ſaß Anna in ihrem Lehnſeſſel am Fenſter und blickte vergnügt hinaus in das wieder auflebende Gärtchen. Sie bemerkte mit Vergnügen, daß Eliſe alle Beete ſo ſchön und fleißig angebaut habe, wie früherhin Anna es ſelbſt zu thun gewohnt war. Sie wunderte ſich, daß die jungen grünen Pflänzchen und die emporrankenden Zuckererbſen ſchon ſo weit vorgerückt waren und lobte Eliſens Fleiß. „Ach, Eliſe,“ ſagte ſie über eine Weile, „ich dachte, die Aſtern, dieſer letzte Schmuck des Gartens, ſeyen die letzten Blumen, die ich ſehen würde. Allein ſieh', nun läßt mich Gott wieder Aurikeln und Primeln in dem Garten erblicken. Ihm ſey Dank! — Indeß bin ich doch nicht ohne Sorgen. Wie werden wir die Schulden bezahlen, die du wegen meiner Krankheit machen mußteſt?“

„Wir haben keine Schulden,“ ſagte Eliſe; „es iſt Alles berichtigt. Ja, es iſt noch einiges Geld übrig.“

„Wie iſt das möglich?“ ſprach Anna, ſich beſinnend. „Zeige mir einmal deinen Brautring; ich fürchte, du haſt ihn heimlich verkauft, um mir aus der Noth zu helfen.“ Eliſen traten Thränen in die Augen: ſie ſchwieg und beugte ſich auf ihre Spitzenarbeit, um ein kleines Verſehen auszubeſſern. Sie that dieſes aber nur, um ihre Thränen zu verbergen. „Nun,“ ſagte Anna, „da du, ohne mir etwas davon zu ſagen, deinen Ring für mich dahin gegeben haſt, ſo will ich dir jetzt bekennen, daß ich in meiner Krankheit, um nicht undankbar zu ſeyn, auch etwas für dich gethan habe. Ich habe dir dieſes Haus und dieſes Gärtlein vermacht. Dabei bleibt es. Du haſt nun hier eine beſtändige Wohnung, und kannſt dich von deinen Spitzenarbeiten ernähren.“ Eliſe brach in Thränen aus und vermochte ihren Dank nicht auszuſprechen.

Allein Anna fing ein anderes Geſpräch an. „Wie doch die Berge mit ſo friſchem, hellem Grün prangen!“ ſagte ſie: „beſonders da, wo es von der Sonne erleuchtet iſt! Und wie das Thal ſo ſchön grün und bereits bunt von Blumen iſt!“ Doch plötzlich rief ſie erſchrocken: „Was ſoll das ſeyn? Da kommen einige Reiter in das Thal geſprengt. Ihr Anführer hält und redet mit einem Bauersmanne, der eben die Wieſen wäſſert. Der Bauer nickt öfter mit dem Kopfe und zeigt auf unſer Haus. Der fremde Herr, in einem ſchönen, dunkelgrünen Ueberrocke, ſteigt ab und kommt das Thal herauf, gerade auf unſer Haus zu. Wer mag er wohl ſeyn?“ Eliſe ſprang auf und rief: „Ach, wer anders kann es ſeyn, als der Baron! Wo verberg' ich mich?“ Sie eilte in das Dachkämmerlein hinauf, wo Flachsbüſcheln und allerlei Geräthſchaften aufbewahrt wurden, und verſchloß und verſteckte ſich dort.

Der fremde Herr trat in das niedere Stübchen, grüßte Anna freundlich und fragte nach Eliſen. Die alte Mutter geſtand ihm nicht, daß Eliſe ſich in dem Hauſe befinde, ſondern fragte ihn: „Wer ſind Sie denn, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

„Eliſens Bräutigam,“ ſagte der Fremde, „Wilhelm Werner.“

Die alte Mutter ſchüttelte ungläubig den Kopf und ſprach: „Das iſt nicht ſo! Eliſens Bräutigam iſt todt.“

„Wer ſagt das?“ rief der fremde Herr erſtaunt. Die alte Anna verſicherte, Eliſe habe den Todtenſchein mit eigenen Augen geleſen. „Der Todtenſchein war falſch!“ rief der Fremde mit Hitze. Allein Anna blieb bei ihrem ungläubigen Kopfſchütteln und ſagte: „Ich muß Ihnen nur gerade heraus ſagen, was ich denke. Sie geben ſich nur für Eliſens Bräutigam aus, um mich treuherzig zu machen. Sie ſind Baron Carl von Rothenfels.“

„Carl von Rothenfels?“ rief der Fremde. „Dieſer Böſewicht war es, der es dahin zu bringen wußte, daß ich Soldat werden mußte. Den falſchen Todten ſchein hat ſicher er geſchmiedet, um Eliſen deſto leichter zu berücken. — O, nun geht mir ein Licht auf! Ich zweifle nun nicht mehr, daß er es war, der meine und Eliſens Briefe zu unterſchlagen wußte: denn auf viele Briefe erhielt ich von ihr nie eine Antwort. Es verbreitete ſich das Gerücht, Eliſe ſey geſtorben: auch dieſe Nachricht, von deren Grundloſigkeit ich mich erſt dieſen Morgen durch einen glücklichen Zufall überzeugte, mag von ihm herrühren. Doch — liebe, gute alte Mutter, ſagt mir geſchwind, wo iſt Eliſe, damit ich zu ihr eile, und ſie aus ihrem Irrthum reiße." Die gute Alte war unentſchloſſen, ob ſie ihm glauben ſollte oder nicht? „Ihr zweifelt noch, gute Mutter?" rief der Fremde. Glücklicher Weiſe kann ich Euch überzeugen, daß ich wirklich der todtgeglaubte Wilhelm ſey." Er zog eine Brieftaſche hervor, nahm ein Pergament heraus und legte es ihr vor. Anna ſetzte ihre Brille auf und las, Wilhelm Werner ſey wegen ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Entſchloſſenheit und ſeiner treuen Dienſte an dem und dem Tage zum Hauptmanne der Artillerie ernannt worden. Er öffnete ſeinen Ueberrock, und zeigte ihr den Orden, den er trug. „Solche Betrügereien," ſprach er, „würde der Baron, ſo ſchlimm er iſt, ſich doch nicht erlauben. Er würde ſich der Gefahr ausſetzen, verhaftet und für ehrlos erklärt zu werden. Glaubet mir alſo — oder ſoll ich noch meine Leute rufen, damit ſie die Wahrheit meiner Ausſage bezeugen?“

„Es iſt genug!“ ſprach die hocherfreute Anna und brach in einen Strom von Thränen aus. „Ich glaube Ihnen, Herr Hauptmann. Gott ſey gelobt, der Sie am Leben erhielt und hieher führte! Eliſe iſt hier im Hauſe; allein ſo unvorbereitet darf das gute Kind Sie nicht ſehen. Sie iſt über Ihren vermeinten Tod noch immer tief betrübt. Dieſes plötzliche Wiederſehen könnte ihr das Leben koſten. Ich muß Eliſen darauf vorbereiten. Gehen Sie mit Ihren Leuten indeß in den Gaſthof des Dorfes. Ich werde Ihnen zu wiſſen thun, wann Sie, ohne Eliſens Leben in Gefahr zu ſetzen, ſich ihr zeigen dürfen.“

„Nun wohl,“ ſagte der Hauptmann, „Ihr habt Recht: nur macht mit Euern Vorbereitungen nicht gar zu lange.“ Und nachdem er dieſes geſagt hatte, ging er eilig zur Thüre hinaus.

7.

Anna eilte, ſo ſchnell ſie konnte, hinauf in das Dachkämmerlein und rief: „Eliſe, liebe Tochter! Komm' hervor hinter den Flachsbüſcheln. Der fremde Herr iſt nicht der Baron, ſondern ein Offizier, der deinen Wilhelm ſehr gut kannte, von dir hörte und dich ſehen und ſprechen möchte. „Ach,“ ſagte

Eliſe, indem ſie blaß und zitternd hervorkam, „vielleicht kann er mir von Wilhelms Tod das Nähere berichten, das ich ſchon längſt gern gewußt hätte. Ich muß ihn ſehen.“ Sie wollte eilig die Stiege hinunter. Allein Anna ſagte: „Halt, halt! Der Herr iſt nicht mehr drunten. Dergleichen Herren reiten nicht ſo für die Langeweile im Lande herum; ſie haben mehr zu thun. Doch verſprach er, wieder zu kommen. Hilf mir fein hübſch langſam die gefährliche Stiege hinunter; dann will ich dir drunten — wenn ich wieder zu Athem gekommen bin — Alles, was ich weiß, nach der Ordnung erzählen.“

Eliſe führte die erſchöpfte Anna hinunter. Anna ſetzte ſich wieder in den Lehnſeſſel und holte lange ſehr ſchwer Athem. Endlich fing ſie an zu reden und brachte, mit der dem Alter eigenen Vorſicht und Klugheit, Eliſen bei, daß Wilhelms Tod nach der Ausſage des Offiziers noch nicht ſo ausgemacht gewiß ſey — daß es ſogar möglich wäre, Wilhelm ſey, wiewohl ſchwer verwundet, doch mit dem Leben davon gekommen — ja, daß wirklich gegründete Hoffnung vorhanden, er lebe noch. Nach manchen Vorbereitungen ſagte ſie, daß er wirklich noch lebe — und endlich, daß er ſich hier, in dem Gaſthofe des Dorfes, befinde.

„Er lebt! Er iſt hier!“ rief Eliſe aufſpringend und wie außer ſich vor Freude; ſie wollte augenblicklich in den Gaſthof. „Halt, halt!“ rief Anna wieder und hielt ſie bei dem Kleide. „Dort unter ſeinen Soldaten und andern Gäſten euch als Bräutigam und Braut zu begrüßen, wäre nicht ſchicklich. Auch ſind deine Haare ganz zerzaust und Flachsangeln hängen darinnen. Bleibe alſo und bringe deine Haarlocken wieder in Ordnung. Bleibe, und laß mir die Freude, dir, ſo ſchwach ich auch bin, deinen Bräutigam zuzuführen.“ Sie ging. Eliſe aber warf ſich auf die Knice und dankte Gott mit heißen Thränen, daß er ihren Bräutigam am Leben erhalten habe. Hierauf ſtand ſie auf, trat vor den kleinen Spiegel mit dem großen, breiten, ſchwarzen Rahmen, aus dem ihr Bild ihr unbeſchreiblich lieblich entgegen lächelte. Sie ordnete ihre reichen Locken. Dann nahm ſie ihr blaues Kleid aus dem Kaſten, in dem es ſo lange Zeit unbenützt hing, und zog es an. „Nun fehlt nichts mehr,“ ſagte ſie, noch einmal in den Spiegel blickend, „als der Ring. Wilhelm dürfte vielleicht doch nicht ſo ganz mit mir zufrieden ſeyn, daß ich dieſes ſein Andenken weggegeben habe.“

Sie ſchaute nun mit Sehnſucht in banger Erwartung und mit klopfendem Herzen durch das Fenſter, ob Wilhelm noch nicht komme. Allein plötzlich öffnete ſich die Stubenthüre und Wilhelm trat, die ermüdete, gute alte Pflegemutter vorſichtig und langſam am Arme führend, in die Stube.

Anna hatte einen kürzern Weg gewählt und war mit Wilhelm durch die Gartenthüre in das Haus gekommen. Eliſe ſtürzte ihm mit dem Ausrufe: „O Wilhelm! du lebſt! Gott ſey gelobt!“ halb ohnmächtig in die Arme. Ihre Kniee bebten; ſie ſank, von Wilhelm geführt, auf einen Seſſel.

Nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, erzählte ihr Wilhelm, wie es ihm indeſſen gegangen, wie er zwar ſchwer verwundet, aber bald wieder vollkommen hergeſtellt worden, wie er immer weiter vorgerückt ſey und es endlich bis zum Hauptmanne der Artillerie gebracht habe. „Der Baron,“ ſprach er, „dachte, mich zu verderben: allein eben dadurch beförderte er mich, gegen ſeinen Willen, zum Hauptmanne. Er dachte, es böſe mit mir zu machen; allein Gott hat es gut gemacht. Da die Güter des Barons in Feindes Hand fielen, ſo hätte ich dort, wie ich ſicher weiß, nicht Verwalter bleiben können, wenn ich es auch geworden wäre. Nun aber iſt für uns Beide beſſer geſorgt. So weiß Gott Alles zu unſerm Beſten zu lenken. Sein Name ſey geprieſen!“

Eliſe erzählte nun auch ihre Geſchichte, beſonders aber, wie ſie in jener ſtürmiſchen Nacht ſich auf ihrer Flucht verirrt habe, von Anna ſo menſchenfreundlich aufgenommen worden und bei ihr ſeit dieſer Zeit ſo zufrieden und vergnügt gelebt habe. „So,“ ſagte ſie, „haben die Nachſtellungen des Barons dazu beigetragen, mir den glücklichſten Aufenthalt, den ich nur immer wünſchen konnte, zu verſchaffen, und mich dir wieder in die Arme zu führen. — Aber ſag' doch, liebſter Wilhelm, wie haſt du dieſen meinen geheimen Aufenthalt entdeckt?“ Wilhelm zog den Ring hervor und ſprach: „Sieh', liebe Eliſe, dieſer Ring riß mich aus meiner Ungewißheit und brachte mich auf die glückliche Entdeckung, du ſeyeſt noch am Leben und befindeſt dich in dieſem ländlichen Aufenthalte. Der Krieg führte mich in die nahe Stadt: ich ward in dem Hauſe eines Kaufmanns einquartirt. Ich bemerkte an der Hand der Hausfrau den mir wohlbekannten Ring, erſtaunte und fragte, wie ſie dazu gekommen ſey. Sie erzählte es und zeigte mir dein Briefchen, das ſie aus Achtung deiner dankbaren Liebe gegen deine Pflegemutter aufbewahrt habe. Ich erkannte ſogleich deine Hand, und ich freute mich unausſprechlich, als ich aus den lieben Zeilen erſah, daß du noch am Leben und mir noch getreu ſeyeſt. Ich kaufte ihr den Ring ab, eilte hieher — und fand dich wieder. So ſegnete Gott deine dankbare Liebe gegen deine Pflegemutter. Mit dieſem Ringe vermähle ich dich mir auf's Neue.“ Er ſteckte ihr den Ring an den Finger.

„Allein nun,“ ſprach er, „muß ich ſogleich wieder fort. Indeß iſt der Friede ſeinem Abſchluſſe nahe; ich hoffe, bald wieder zu kommen. Bleibe indeß hier: hier biſt du am beſten aufgehoben. Ich werde dir bei der Handelsfrau in der Stadt eine Summe Geldes anweiſen, von der du einſtweilen leben und Vorbereitungen zur Hochzeit machen kannſt.“ Nachdem er Eliſen umarmt und Annen die Hand geküßt hatte, die über eine ſolche ungewohnte Ehre ungemein erfreut war, ſchwang er ſich auf ſein Pferd, das vor der Hausthüre bereit ſtand, rief noch einmal: „Auf baldiges Wiederſehen!“ und ſprengte mit ſeinen Begleitern davon.

Der Friede kam zu Stande: allein Wilhelm ließ lange Zeit nichts von ſich hören und ſehen. Eines Abends aber kam eine Kutſche vor dem Hauſe angefahren. Wilhelm, in prächtiger Uniform, ſprang aus dem Wagen und half mit Beihülfe ſeines Bedienten einem wohlgekleideten alten Manne mit ſchneeweißen Haaren ausſteigen. Eliſe und Anna eilten zur Thüre hinaus. Der ehrwürdige Greis war Wilhelms Vater, der ſich von ſeiner Krankheit wieder erholt hatte. Eliſens Freude, den edlen Greis und ihren geliebten Bräutigam wieder zu ſehen, war unausſprechlich. Wilhelm und Eliſe führten den hocherfreuten Vater in die Stube.

Nachdem die erſten freudigen Begrüßungen vorbei waren, ſetzte der alte Vater ſich in den Lehnſeſſel, blickte voll himmliſchen Entzückens und mit hellen Thränen in den Augen bald Wilhelm und bald Eliſen an, die zu ſeinen beiden Seiten ſtanden, und ſagte: „O, meine liebſten Kinder! So hat uns denn Gott wieder zuſammengeführt! Dich, liebſte Tochter, hielt ich, da ich ſeit deiner Flucht nichts mehr von dir hörte, für verloren, und dich, liebſter Sohn, durch eine falſche Urkunde getäuſcht, für todt. Der Krieg machte es unmöglich, etwas Weiteres von euch zu erfahren. Aber wie groß iſt nun mein Entzücken, euch wieder zu haben! Gott ſey gelobt, der mir altem Manne noch eine ſo große Freude aufbewahrte, die mich faſt verjüngt. — Aber nicht wahr? Ich hatte Recht, als ich euch beim Abſchiede ſagte: Gott macht am Ende Alles recht. Wer auf Gott vertraut, der hat auf feſten Grund gebaut.“

Wilhelm erzählte hierauf, wie es zu Rothenfels ſtehe, und was ſich indeſſen dort zugetragen habe. Sobald der Friede abgeſchloſſen war, nahm er Urlaub und eilte zu ſeinem Vater. Die Freude des alten Vaters glich der Freude des Vaters Jakob, als dieſer hörte, ſein Sohn Joſeph lebe noch. Der Baron machte ſich, ſobald er Wilhelms Ankunft vernahm, eilends aus dem Staube. Denn er hatte wirklich Wilhelms und Eliſens Briefe unterſchlagen und den falſchen Todtenſchein ausfertigen laſſen, und fürchtete nun, der Artilleriehauptmann möchte ihn herausfordern. Es ging dem ſchlechten Menſchen und dem undankbaren Sohne übrigens ſo, wie er es um ſeine Mutter, um Eliſen und Wilhelm verdient hatte. Er kam wegen ſeiner Schulden unter Vormundſchaft und mußte nunmehr kümmerlich leben; ſeiner Mutter aber wurde ihr voller Wittwengehalt ausbezahlt. Der Baron war auch mit einer ſehr reichen jungen Gräfin verlobt geweſen; allein da ſie vernahm, wie er an Eliſen gehandelt, wies ſie ihn mit Abſcheu ab. Ueberall war er verachtet. — Der alte Hammerſchmied und ſeine Hausfrau lebten auch noch und hatten eine große Freude über Wilhelms Zurückkunft und die guten Nachrichten, die er ihnen von Eliſen gebracht hatte. „Nun wird ſie doch noch eine gnädige Frau!“ ſagte die Hammerſchmiedin mit Freudenthränen; der Hammerſchmied aber ſprach: „Ich denke, eine gute Frau; das iſt noch viel mehr. Gut ſeyn, das iſt ächtes Geld; adelig oder gnädig genannt werden, nur eine Vergoldung.“ Der alte Jäger war etwas verdrießlich, daß Eliſe den alten Pulverhändler, der freilich bald darauf geſtorben, nicht ſogleich aufgeſucht hatte, weil der ihm dann Nachricht von ihrem Aufenthalt hätte geben können. Uebrigens war ſeine Freude größer als ſein Verdruß. Die größte Freude hatte Frau von Rothenfels. „Grüßen Sie mir Ihre liebe Braut,“ ſprach ſie zu Wilhelm, „und ſagen Sie ihr, ſie habe meinen guten Rath: „Bleibe immer ein gutes Mädchen, vertrau' auf Gott, bewahre deine Unſchuld und jungfräuliche Ehre,“ treulich befolgt; und es freue mich, daß Gott nun auch meine

Vorherſagung: „Es wird dir wohl gehen,“ gnädig erfüllt habe.“ So erzählte Wilhelm.

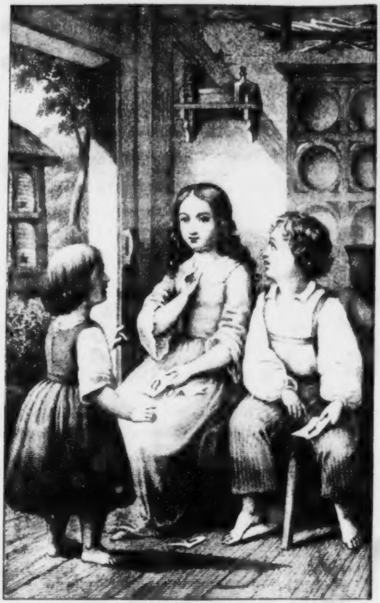
Nach einigen Tagen begleitete der gute alte Vater und die erfreute Anna Wilhelm und Eliſen zum Altare. Das Hochzeitmahl wurde in Anna's Wohnung gehalten. Der alte Vater blickte Wilhelm und Eliſen mit dem Ausdrucke der innigſten väterlichen Zärtlichkeit an, ſchenkte gegen das Ende der Mahlzeit von dem köſtlichen Rheinwein, den Wilhelm mitgebracht hatte, ein und rief: „Es lebe Braut und Bräutigam!“ und auch Anna ſtieß freudig mit an, daß die Gläſer klingelten. Hierauf blickte der alte Vater erſt Annen und dann Eliſen an und rief ebenſo herzlich: „Es lebe Wohlthätigkeit und Dankbarkeit!“

◆

Inhalt.

Adelheid von Thalheim 1
Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schweſtern . 99
Der Brautring 185

* * *



PAULINE.

Geſammelte

Schriften

des

Verfaſſers der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Supplemente:

Zweites Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1856.

Pauline,

die

Stifterin einer Kleinkinderſchule.

Erſtes Kapitel.

Eine edle Kinderfreundin.

Sophie von Grünthal war die Wittwe eines Oberſten, der in dem letzten Kriege mit Frankreich den rühmlichen Tod für das Vaterland geſtorben war. Sie lebte in einer ehemaligen deutſchen Reichsſtadt, ihrer Geburtsſtadt, wo ſie in dem Hauſe eines vermöglichen Kaufmanns ſich eine ſchöne, geräumige Wohnung gemiethet hatte.

Die edle Frau war eine große Kinderfreundin, und auch ihre einzige Tochter Pauline, faſt ſelbſt noch Kind, hatte an den holden unſchuldigen Geſchöpfen herzliche Freude. Der Kaufmann war der Vater mehrerer Kinder, deren älteſtes noch nicht ſechs Jahre alt war. Er war oft Monate lang in Geſchäften abweſend: die Mutter mußte halbe Tage lang in dem Kaufladen ſtehen. Die guten Aeltern konnten ihren Kindern, die ſehr liebenswürdig und hoffnungsvoll waren, nicht die gehörige Aufmerkſamkeit ſchenken. Frau von Grünthal bemerkte dieſes, und nahm ſich der guten Kleinen an. Sie ſchickte Pauline hinab, und ließ die Kinder einladen; Pauline kam erſt nach einer kleinen Weile zurück, und führte an jeder Hand eines der Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die beide ſchön geputzt und voll Freude waren. Sie wurden mit Obſt, Milch und Kuchen bewirthet. Die freundliche Frau wußte die Kinder ſehr angenehm zu unterhalten, noch mehr aber war ſie darauf bedacht, daß ſie gut erzogen würden.

Sie war überzeugt, daß ſich auch ſchon in den zarten Herzen der Kinder kindliche Gefühle gegen Gott erregen laſſen. „Die Lehre Jeſu,“ ſagte ſie öfter, „iſt für uns Menſchen höchſt erfreulich und wohlthätig. Allein eine der größten Wohlthaten iſt, daß Er uns den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde — unſern Vater nennen lehrte. Schon zarte Kinder, die einen guten Vater auf Erden haben, verſtehen dieſen ſüßen Namen ſehr gut, und hören gerne von unſerm Vater im Himmel reden.“ Sie redete aber auch bei jeder Gelegenheit von Ihm.

Eines Tages kamen der muntere Fritz und das freundliche Lottchen geſprungen; jedes hatte ein kleines Bilderbuch in der Hand, in dem Gegenſtände aus der Naturgeſchichte abgebildet waren. „O ſieh doch,“ rief Fritz, „was uns der Vater Schönes geſchickt hat! Sieh da die ſchönen Pferde! Und die netten Schäflein! Und hier, ſieh! iſt ein prächtiger Hirſch, und da gar ein Elephant!“

„In meinem Buche da," ſagte Lottchen, „ſind allerlei ſchöne Blumen und Früchte, Kräuter und Bäume! Sieh da die ſchönen Roſen! Die andern Blumen kenne ich nicht. Da iſt ein Stäudlein mit ſchönen, rothen Erdbeeren; da ſind ſchöne, rothe Aepfel, da Birnen und Pflaumen, und da herrliche Trauben!"

Die Frau ſprach: „Nun Kinder, euer Vater hat euch eine große Freude gemacht! Es iſt recht ſchön, daß er im fernen Lande ſo an euch gedacht hat. Er hat euch recht lieb, und iſt recht gut gegen euch." „O ja," ſagte Lotte: „er iſt ein lieber, guter Vater, daß er uns ſo ſchöne Sachen ſchickt."

„Habt ihr ihm aber auch dafür gedankt?" fragte die Frau.

„Je," rief Fritz, „er iſt ja verreist. Wenn wir gleich ſagen: Wir danken dir, lieber Vater! ſo hört er es ja nicht."

Lotte ſagte: „Wenn er nach Hauſe kommt, ſo wollen wir zu ihm ſagen: Liebſter Vater! wir danken dir für die ſchönen Bücher."

„Sehr wohl!" ſprach die Frau. „Nun hört aber einmal, liebe Kinder! Ihr wißt, daß wir Alle einen Vater im Himmel haben. Und da iſt es nun, wie mit euerm Vater auf Erden. Euer Vater auf Erden iſt jetzt von euch entfernt, ihr ſeht ihn nicht. Aber dennoch denkt er an euch, liebt euch, und ſchickt euch ſchöne Geſchenke. So ſeht ihr zwar auch euern Vater im Himmel nicht, aber Er denkt doch an euch, und gibt euch allerlei Schönes und Gutes. Er läßt die Roſen blühen und die Trauben reifen. Er läßt alle vier Jahreszeiten kommen. Euer Vater auf Erden ſieht euch jetzt nicht — er hört es jetzt nicht, wenn ihr ihm danket. Aber der Vater im Himmel ſieht euch überall: Er ſieht euch in das Herz. Er hört jedes Wort, das ihr redet! ja, Er weiß eure Gedanken! Euer Vater auf Erden iſt wohl ein verſtändiger Mann: er iſt recht geſchickt. Aber wirkliche Roſen und Trauben könnte er doch nicht machen — viel weniger den ganzen Frühling mit allen ſeinen Blumen in Gärten und auf Wieſen, oder den Herbſt mit allen Aepfeln und Birnen, Pflaumen und Trauben. Ihr freut euch, daß euer Vater auf Erden gut gegen euch iſt, und euch ſo viele ſchöne Sachen ſchickt: noch mehr ſollet ihr euch aber freuen, daß der Vater im Himmel ſo gut gegen euch iſt. Gar alles Gute ſchenkt Er uns; täglich gibt Er euch Brod und noch viel Gutes dazu — allerlei ſüße Früchte, von den Erdbeeren im Frühlinge bis zu den Trauben im Herbſte. Ihr könnet euerm Vater auf Erden jetzt nicht Dank ſagen: ihr müſſet warten, bis er kommt: aber euer Vater im Himmel hört es, wenn ihr Ihm dankt, ja, Er ſieht den Dank, den ihr im Herzen habt. Deßhalb dankt Ihm gleich jetzt, daß Er euch ſo viel Gutes gegeben hat. Auch die

Geſchenke, die euer Vater auf Erden euch ſchickte, habt ihr dem Vater im Himmel zu danken. Er gab euerm Vater die Liebe zu euch in das Herz, daß es ihm Freude macht, euch ſo ſchöne Sachen zu ſchenken; Er gab ihm ſo viel Vermögen, daß er ſie kaufen konnte." — „Und nun noch Eins! Wie könnet ihr euerm Vater ſchon jetzt am beſten dafür danken, daß er euch eine ſo große Freude gemacht hat?"

Fritz ſagte: „Wenn wir ihm auch Freude machen."

„Wie könnet ihr aber das?" fragte die Frau.

„O," ſagte Lotte, „wenn wir recht gut und artig ſind."

„Nun wohl," ſprach die Frau; „ebenſo müſſet ihr auch dem Vater im Himmel danken. Er hat nur Freude am Guten; ſeyd daher recht gute Kinder."

Die Kinder baten die Frau, ſo oft ſie kamen, ihnen etwas Schönes zu erzählen. Sie that es ſehr gerne, indem ſie dabei die ſchönſte Gelegenheit hatte, den Kindern recht viel Lehrreiches zu ſagen. Sie nahm ihre Erzählungen am liebſten von dem her, was die Kinder eben vor Augen hatten.

An einem Feſttage hatte die Frau einen goldenen Ring mit Edelſteinen an den Finger geſteckt. Die Kinder ſahen den funkelnden Ring das erſte Mal und bewunderten ihn. Die Frau ſagte den Kindern, warum Gold und Edelſteine ſchätzbar ſeyen; daß man ſie aber nicht zu hoch ſchätzen ſolle, und daß edle Handlungen ohne Vergleich ſchätzbarer ſeyen, als Geld und Edelſteine. Sie erzählte hierauf:

„Es war einmal ein Vater, der ſich durch Fleiß und Rechtſchaffenheit, und mit Gottes Segen großen Reichthum erworben hatte. Als er nun bereits ſehr alt war, theilte er ſein Vermögen unter ſeine drei Söhne. Noch hatte er aber einen goldenen Ring mit koſtbaren Edelſteinen. Jeder der drei Söhne hätte den Ring gerne gehabt.“ – – „Ihr ſeyd mir alle gleich lieb,“ ſprach der Vater: „den Ring kann aber nur Einer beſitzen. Wir wollen es daher ſo machen: Jeder von euch erzähle mir, aber ganz der Wahrheit gemäß, eine gute That, die er für die beſte ſeines Lebens hält. Der, deſſen That ich für die edelſte erkenne, ſoll dann den Ring haben.“

„Adelbert, der älteſte Sohn, erzählte: „Als ich in der Fremde und noch ſehr jung war, fand ich auf der Landſtraſſe ein kleines Päckchen, das nebſt einigem Silbergeld zwanzig Goldſtücke enthielt. Ich war damals in großer Geldnoth; weit und breit war kein Menſch zu ſehen. Ich hätte das gefundene Geld für mich behalten können, und mir wäre aus aller Noth geholfen geweſen. Allein ich verabſcheute dieſen Gedanken, forſchte fleißig nach, wer das Päckchen verloren habe, und ruhte nicht, bis ich ihn — einen wackern Handlungsdiener — ausfindig gemacht hatte. Ich gab ihm das Geld zurück, ohne auch nur ein Geſchenk von ihm anzunehmen.“

„Der Vater ſprach: „Du, Adelbert, haſt ehrlich und redlich gehandelt: wer gefundenes Gut unterſchlagen wollte, wäre ehrlos und nicht beſſer, als ein Dieb. Die Handlung iſt recht, aber noch nicht edel zu nennen. Du haſt nicht mehr gethan, als du vor jedem Richter auf Erden ſchuldig warſt.“

„Benedikt erzählte: „Ich ging an einem See ſpazieren. Einige Kinder ſuchten am Ufer Schneckenhäuschen und Muſchelſchalen, deren es da wunderſchöne gab. Ein Knäblein fiel in das Waſſer, und alle Kinder erhoben ein Jammergeſchrei. Die Mutter ſprang todtenbleich herbei, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief zum Himmel um Hülfe. Ich ſprang augenblicklich in das Waſſer, zog mit eigener Lebensgefahr das Kind heraus, und gab es der Mutter. Sie fiel vor mir auf die Knie, und dankte mir mit tauſend Thränen. Alle Kinder hatten große Freude.“

„Der Vater ſprach: „Du, Benedikt, haſt deine chriſtliche Liebe ſehr ſchön bewährt. Es iſt eine ſüße und heilige Chriſtenpflicht, unſern Mitchriſten in der Noth beizuſpringen.“

„Chriſtian erzählte: „Ein Gartendieb ſtahl mir immer das ſchönſte Obſt, Aepfel und Birnen, Aprikoſen und Pfirſiche. Sogar einige friſchgeſetzte junge Bäumchen, die ich theuer gekauft und daran ich große Freude hatte, hob er aus, und trug ſie fort, um ſie anderwärts zu verkaufen. Er war ſehr ſchlau, und ich bemühte mich vergebens, ihn zu ertappen. Einmal aber in einer ſtürmiſchen Regennacht, da ſchwere Wolken den Mond bedeckten, und es faſt ganz dunkel war, ſtieg er mit einem angehängten Sack auf den großen Apfelbaum, um meine ſchönen, großen Rubinäpfel zu ſtehlen. Allein er fiel herab, und brach den Fuß. Es war ihm unmöglich über die Gartenmauer zu entrinnen. Ich fand ihn, als ich Morgens in den Garten kam, in dem Graſe liegend, den leeren Sack neben ihm. Der Knabe, etwa dreizehn Jahre alt, war der Sohn eines Taglöhners. Ich ließ ihn nach Hauſe tragen. Die Aeltern waren zu arm, die Kur zu bezahlen. Ich ließ auf meine Koſten den Wundarzt rufen. Als der Fuß vollkommen geheilt war, kam der Knabe zu mir, um mir zu danken und mir wegen der begangenen Diebſtähle abzubitten. Die Aeltern, die um ſeine Diebereien wußten, kamen mit. Ich ermahnte den Knaben und die Aeltern, und da ſie nicht im Stande waren, ihn ein Handwerk lehren zu laſſen, erbot ich mich, ihn einem geſchickten Schreiner in die Lehre zu geben. Es geſchah, der Knabe beſſerte ſich, und iſt nun ein ehrlicher Mann, ein geſchickter Meiſter und ein wohlhabender Bürger.“

„Du, lieber Chriſtian,“ ſprach der Vater, „du haſt wahrhaft edelmüthig, ja großmüthig gehandelt. Die Liebe zu allen unſern Mitmenſchen iſt die Haupttugend der Chriſten, ja der Inbegriff aller

Tugenden; aber dem Beleidiger zu verzeihen, Böſes mit Gutem zu vergelten — dieſe ſchwere Pflicht iſt die Krone der chriſtlichen Liebe. Du biſt ein ſehr edler Menſch; dir gebührt der Ring!"

Die kleine Kindergeſellſchaft wurde nach und nach immer zahlreicher. Die zwei kleinern Kinder des Hausherrn, ein Knabe und ein Mädchen, kamen nun auch herauf.

Ein Buchbinder, der in der Nachbarſchaft wohnte, brachte einige ſehr ſchön gebundene Bücher, welche ihm die Frau in Arbeit gegeben hatte. Er ſah die Frau und Pauline in dem Kreiſe fröhlicher Kinder. Seine Ehegattin war ſchon lange krank, er aber mußte den ganzen Tag in der Werkſtätte arbeiten. Er bat daher, ſeine zwei Knäblein unter die Zahl dieſer glücklichen Kinder aufzunehmen. Die Frau gab es gerne zu.

Dem Hauſe gegenüber wohnte ein trefflicher Maler. Seine Ehegattin war in dem ſchönſten Blüthenalter des Lebens geſtorben, und hatte ihm zwei Kinder, zwei liebliche Mädchen, zurückgelaſſen. Seine Mutter beſorgte ihm das Hausweſen, das ihr ſo viel zu thun gab, daß ſie ihren Enkeln die gehörige Aufmerkſamkeit nicht ſchenken konnte: auch war ſie dazu bereits zu alt. Ueberdieß ſollte der Maler eine entfernte Kirche ausmalen, von wo er nur am Sonntage nach Hauſe kommen konnte. Eines Tages kam Frau von Grünthal zu ihm herüber, ein Gemälde zu ſehen, das er eben vollendet hatte. Sie bewunderte ſeine Kunſt, und unterhielt ſich noch einige Zeit mit ſeinen zwei artigen Kindern. Der Maler bat, die edle Kinderfreundin wolle gütig erlauben, daß er ſeine zwei Mädchen auf eine oder zwei Stündchen des Tags hinüberſchicken dürfe. „Nicht nur das,“ ſagte die Frau, „ſie können alle Morgen kommen und erſt am Abende wieder zurückkehren.“

Noch von andern Aeltern wurden ähnliche Bitten an ſie geſtellt, und alle wurden gewährt.

So kam denn in dem geräumigen Zimmer ein hübſches Häuſchen von mehr als einem Dutzend Kinderchen zuſammen. Die Frau ſann Anfangs bloß darauf, die Kinder angenehm zu unterhalten. Die gewöhnlichen Kinderſpiele, wobei die Kinder um einen Tiſch ſitzen konnten, wurden gemacht. Es wurden Kartenhäuſer gebaut, oder die etwas gebogenen Karten in Reihen geſtellt, ſo daß, wenn man die erſte anſtieß, alle um den ganzen Tiſch herum umſtürzten. Die Frau brachte ein Körbchen voll farbiger Bohnen. Die Kinder legten auf dem Tiſche die Bohnen in Zeilen oder Kreiſe und bildeten allerlei Figuren — Dreiecke, Vierecke, einen Stern, ein Herz, ein Kreuz und dergleichen. Dann wurde wieder ein Spiel gemacht, bei dem mehr Bewegung war — außer den bekannten Spielen, blinde Maus oder dem Ortwechſeln, machte ihnen beſonders das Suchen der Stecknadel viel Vergnügen. Ein Kind mußte hinausgehen vor die Thüre: dann wurde eine Stecknadel irgendwo verſteckt. Pauline ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte — und das Kind mußte nun die Nadel ſuchen. Wenn das Kind dem Orte, wo die Nadel ſteckte, näher kam, ſpielte Pauline ſtärker; wenn es ſich davon entfernte, ſpielte ſie wieder ſchwächer, bis die Nadel zur großen Freude aller Kinder gefunden war.

Die Frau ſchaffte mehrere Spielwaaren für Kinder an: für die Knaben kleine Häuſer und eine Menge Bauſtücke, Säulen und andere Zierathen zu Kirchen und Paläſten, Alles zierlich von Holz geſchnitten und hübſch bemalt: auch einige Bäume mit kleinen Geſtellen, auf denen man ſie aufrecht hinſtellen konnte. Für die Mädchen kaufte ſie alle Arten winzig kleiner Küchengeſchirre und alle Geräthſchaften, die man in der Küche nothwendig hat, nebſt kleinen Tellern und Schüſſeln von Zinn und Taſſen von Steingut. Die Knaben ſetzten ſich an einen Tiſch nächſt dem Fenſter, und es wurden Häuſer, ja ganze Städte gebaut, und von grünen Bäumen umgeben.

Die Mädchen ſtellten an der andern Seite des Zimmers eine Küche auf. Pauline gab ihnen gelbe und geſottene rothe Rüben. Die Kinder zerſchnitten ſie in Scheibchen. Das weiße Semmelbrod rieben ſie an den kleinen Reibeiſen, ſtießen in dem kleinen

Mörſer etwas Zucker, vermiſchten Reibmehl und Zucker, feuchteten es etwas an, und drückten es in die kleinen Tortenmödel. Alle die zarten Händchen waren emſig beſchäftigt, und die kleinen Mäulchen ſtanden dabei keinen Augenblick ſtill.

Nachdem die Knaben ihre Stadt fertig hatten, riefen ſie den Mädchen, die ſogleich kamen, die Bauwerke lobten, und dann die geſchickten Bauleute zur Tafel einluden, die ſich's auch wohl ſchmecken ließen, und die Kunſt der Köchinnen bewunderten.

„Dieſe Spiele,“ ſprach die Frau, „ſind für Kinder ſo wichtig, als ernſte Geſchäfte für Erwachſene: ja ſie ſind Vorübungen darauf.“

Nun wurden kleine Arbeiten vorgenommen: Pauline lehrte die Kinder aus farbigen Papierſtreifchen allerlei artige bunte Geflechte machen: dieſe Arbeiten gelangen ſehr ſchön, und man mußte ſich wundern, daß Kinder ſo etwas zu Stande bringen konnten. Hierauf, nachdem Aug' und Hand der Kinder mehr geübt waren, lehrte Pauline die Mädchen das Stricken, und die Mutter die Knaben aus farbigen Fäden bunte Schnüre klöppeln.

Pauline ſpielte auf dem Klaviere, und ſang dazu. „Lehre auch die Kinder ein oder das andere artige Kinderliedchen!“ ſagte die Mutter. Pauline ſang ihnen mehrmal eines vor, und einige der Kinder lernten bald, es recht hübſch nachſingen. Dieſe fröhlichen Liedchen machten die Kinder noch fröhlicher.

Pauline ließ die Kinder auch kleine Denkreime auswendig lernen. Es gehörten immer nur zwei Zeilen zuſammen, und jede Zeile hatte nur wenig Worte. Pauline ſtellte die Kinder in einen Kreis. Die Kinder mußten, im Kreiſe umher ſtehend, zuerſt nur ein Wort, dann zwei Worte, und zuletzt eine Zeile, und dann auch die andere nachſagen. So lernten die Kinder nach und nach mit leichter Mühe ein Dutzend ſchöne Sprüche.

Paulinens Mutter hielt ſehr auf Reinlichkeit, Ordnung und Gehorſam. Die Fehler wurden beſtraft: die Kinder mußten in einen Winkel ſtehen, oder ſich auf einige Zeit entfernen: die größte Strafe war ſchon die Drohung, ſie dürften gar nicht mehr kommen. Die fleißigen und folgſamen Kinder bekamen jedesmal einen Apfel, oder eine Birne, oder einige Pflaumen und Brod oder Kuchen dazu. Die Kinder wurden ſo ordentlich, folgſam, reinlich, fleißig und verſtändig, daß Jedermann Freude daran hatte.

Die meiſten Kinder hatten nunmehr das ſechste Jahr zurückgelegt, und wurden in die öffentliche Schule aufgenommen. Alle kamen, Paulinen und ihrer Mutter zu danken. Die Kinder des Kaufmanns brachten Paulinen ſehr ſchönen weißen Atlaß zu einem Kleide; die zwei Knäblein des Buchbinders ein Gebetbuch in rothen Saffian gebunden und mit Gold geziert; die zwei Mädchen des Malers ein ſchönes Gemälde in goldenem Rahmen — Jeſus, den göttlichen Kinderfreund, von Kindern umgeben. Alle Kinder hatten Thränen in den Augen. Nur die Verſicherung der Frau, daß ſie alle Tage nach der Schule auf Beſuch kommen dürften, war ihnen ein großer Troſt und ſie nahmen, noch Thränen in den Augen, lächelnd Abſchied.

Zweites Kapitel.

Ein unverhoffter erfreuender und betrübender Beſuch.

Eines Morgens, an einem Sonntage nach dem Gottesdienſte, ſaß Pauline bei ihrer Mutter auf dem Kanapee, und las ihr aus einem Andachtsbuche vor. Beide trugen ſchwarze Trauerkleider, weil ſeit dem Tode des geliebten Vaters noch kein Jahr verfloſſen war.

Da kam eilig die Magd herein und ſagte: „Es iſt eine vornehme Frau draußen, die Eure Gnaden ſprechen möchte; doch da iſt ſie ſchon!“ Frau von Grünthal ſtand auf, und rief voll Erſtaunen: „Je, liebſte Freundin Amalia! Du biſt es! O welche Freude!“

Sie fing aber ſogleich an, ſchmerzlich zu weinen. „Nicht wahr,“ ſagte ſie, „ich habe, ſeit wir uns das letzte Mal ſahen, einen großen Jammer erlebt!

Ach mein Gemahl, der Oberſt! — Du weißt es ja, was für einen unerſetzlichen Verluſt ich erlitten habe.“ Sie ſank ihrer Freundin in die Arme und ſagte: „O welch ein Troſt iſt es für mich, meinen Schmerz an dem Herzen einer treuen Freundin ausweinen zu können!“

Die treue Freundin Amalia von Eichburg brach in Thränen aus und ſprach: „Mich führt ein ähnlicher Jammer hieher. Mein lieber Mann, der Rittmeiſter, iſt in dieſem unſeligen Kriege auch ſchwer verwundet worden. Seine Wunden ſind zwar in ſo fern geheilt, daß er, wiewohl mit vielen Beſchwerden, in einem wohl verwahrten Wagen die Reiſe hieher machen konnte. Geſtern Abends ſehr ſpät ſind wir in dem Gaſthofe zur Sonne angekommen. Mein Mann hat zu dem Stadtarzte dahier, den er ſchon ſeit vielen Jahren kennt, ein ganz vorzügliches Vertrauen, und will ſich von ihm kuriren laſſen. Ich reiste um ſo lieber, und mit großem Troſte hieher, weil du dich hier befindeſt! Wir wollen das Kreuz, das Gott Jeder von uns Beiden aufgelegt hat, einander tragen helfen.“

Frau von Grünthal bezeigte ihrer geliebten Freundin ihre Theilnahme, und begleitete ſie in den Gaſthof. Der Rittmeiſter lag im Bette, und der Arzt ſaß bei ihm. „Nun, was ſagen Sie, liebſter Herr Doktor!“ ſprach Frau von Eichburg, „dürfen wir hoffen?“

„Alles Gute,“ ſagte der Arzt; „nur wird es Zeit brauchen!“

„O, wenn mein lieber Mann nur wieder hergeſtellt wird,“ ſprach ſie, „dann bin ich ſchon getroſt, und werde mein Leben lang Gott dafür danken. Thun Sie Ihr Beſtes, und Gott wolle Seinen Segen dazu geben!“

Der Arzt empfahl ſich, und die zwei Frauen ſetzten ſich an's Bett und beriethen mit dem Rittmeiſter, wie er in der Stadt am Beſten könne untergebracht werden.

Frau von Grünthal ſagte, daß in dem Hauſe, in dem ſie zur Miethe wohne, noch drei ſehr ſchöne, bequeme Zimmer des nämlichen Stockes zu vermiethen ſeyen. „O, das fügt ſich ja über alle Erwartung gut,“ ſprach Frau von Eichburg. „Ich ziehe ſogleich dahin. Wir wohnen dann zuſammen, und wenn es dir ſo recht iſt, ſo ſpeiſen wir, wie in unſern frühern glücklichen Zeiten, auch zuſammen an Einem Tiſche.“

Sogleich am folgenden Tage wurde der Rittmeiſter dahin gebracht, und er und ſeine Gemahlin waren ſehr erfreut, daß die vollſtändig eingerichteten und mit Allem, was zur Bequemlichkeit diente, wohl verſehenen Zimmer an die Zimmer der Frau von Grünthal ſtießen, und damit nur Eine Wohnung ausmachten. Auch die beiden Freundinnen waren Ein Herz und Eine Seele.

Frau von Eichburg und ihr Gemahl, die keine Kinder hatten, gewannen Pauline ſo lieb, als wäre ſie deren eigene Tochter. Das gute Kind verdiente es aber auch; ſie war ſo fromm, ſo fleißig, ſo dienſtfertig, ſo beſcheiden und dabei ſo verſtändig und lebhaft, daß Jedermann Freude an ihr hatte, und ihrer Mutter zu der hoffnungsvollen Tochter Glück wünſchte.

Pauline hatte beſonders mit dem Rittmeiſter, der oft von großen Schmerzen gequält wurde, das zärtlichſte Mitleid. Sie erwies ihm unzählige kleine Dienſte. Sie brachte ihm jeden Morgen den Kaffee vor das Bett, ſchenkte ihm ein, und las ihm, während er trank, aus der Zeitung vor. Wann gute Nachrichten darin ſtanden, die den Rittmeiſter freuten, und beſonders, wann ſein Regiment gerühmt wurde, ſo ſetzte ſie ſich an das Klavier und ſpielte ſeinen Leibmarſch.

Der Rittmeiſter hatte Anfangs beſtändig das Bett hüten müſſen. Nach und nach ging es aber beſſer mit ihm; er konnte bereits mehrere Stunden des Tags auf ſeyn, und an einer Krücke in den Zimmern umhergehen. Der Arzt rieth ihm, eine entfernte Heilquelle zu gebrauchen, und verſicherte, dieſes heilſame Waſſer werde ſeine Heilung vollenden. Seine Frau machte Anſtalten, dahin zu reiſen. Paulinens Mutter war darüber ſehr betrübt, ſo gute Freunde auf eine Zeit zu verlieren; indeß rieth ſie ſelbſt dringend zur Reiſe, weil ſie nichts ſehnlicher wünſchte, als den edlen Rittmeiſter bald wieder hergeſtellt zu ſehen.

Am Abende vor der Reiſe redeten Alle bei dem Abſchiedsmahle noch recht vertraulich mit einander, und machten allerlei Entwürfe und Lebenspläne für die Zukunft. Der Rittmeiſter war voll der freudigſten Hoffnung, bald wieder zu Pferde ſitzen, und für ſein Vaterland kämpfen zu können. Er brachte ſeine gewöhnliche Geſundheit aus: „Alle tapfern Krieger ſollen leben!“

Frau von Grünthal ſagte, ſie ſey geſonnen, ihre Tochter in eine Anſtalt zu bringen, in der die Erziehung zur Religion und Tugend mit dem Unterrichte in nützlichen Kenntniſſen und allen weiblichen Arbeiten auf das Schönſte vereinigt ſind. „Weil dieſe Inſtitute aus England herſtammen,“ ſagte ſie, „ſo nennt man die Lehrerinnen, wie bekannt, Engliſche Fräulein.“ Frau von Eichburg ſprach: „Und ich werde, ſobald ich von dem Geſundbrunnen zurück komme, mich auf unſer Schloß Eichburg begeben. Ich finde es ſehr nöthig, mich dort wieder einmal ſelbſt nach unſ'rer weitläufigen Landwirthſchaft umzuſehen. Dort iſt es auch wohlfeiler zu leben; was wir hier theuer bezahlen müſſen, Wohnung, Holz und mancherlei Lebensmittel, haben wir dort beinahe umſonſt. Auch ſehne ich mich ſehr darnach, die guten Landleute, die uns von Herzen ergeben ſind, wieder zu ſehen, und ihnen, wie das unſre Pflicht iſt, manches Gute zu erweiſen."

„Wir," ſagte Frau von Grünthal, „haben keine Güter. Ich werde, wenn du und dein Mann und Pauline fort ſind, dahier ein ſehr einſames, trauriges Leben führen."

„Ei, was fällt dir ein!" rief ihre Freundin Amalia; „du mußt mit nach Eichburg ziehen. Dort wollen wir recht vergnügt zuſammenleben, bis mein Mann aus dem Kriege, und deine Tochter aus dem Kloſter zurück kommt — und wir dann, will's Gott, alle vier, die wir hier am Tiſche ſitzen, wieder vereiniget werden. Darauf mußt du mir deine Hand geben!"

Frau von Grünthal bot, von dieſer treuen Freundſchaft tief gerührt, ihr mit Thränen in den Augen die Hand.

Am andern Morgen nahmen Alle den zärtlichſten Abſchied von einander. Die beiden Frauen und das Fräulein vergoſſen reichliche Zähren; auch dem Rittmeiſter ſtanden Thränen in den Augen, die er aber zu verbergen ſuchte. „Kinderchen, ſeyd guten Muthes," ſagte er, bevor er in den Wagen ſtieg, „ich denke, der liebe Gott wird uns bald wieder fröhlich zuſammenführen." Seine Gemahlin bot ihrer Freundin noch aus dem Wagen die Hand, und ſprach: „Es bleibt bei unſerer Abrede."

Allein Alles kam nun ganz anders, als es Alle ſich gedacht hatten, und Frau von Grünthal ſagte in der Folge deßhalb öfter: „Der Menſch denkt's, Gott lenkts.“

Der Krieg, der bisher nur entfernte Gegenden verheert hatte, nahm plötzlich eine andere Wendung. Man vernahm die ſichere Nachricht, der Feind nähere ſich der Stadt. Einige Tage darnach hörte man ſchon den Donner der Kanonen. Frau von Grünthal fürchtete ſich ſehr vor dem Feinde, dem ihr Gemahl ſich tapfer widerſetzt hatte. Sie raffte eilig ihr baares Geld, ihre Koſtbarkeiten und die nöthigſten Kleider zuſammen, übergab alles Uebrige ihrem ehrlichen Hausherrn und deſſen trefflicher Hausfrau, und ließ eine Kutſche beſtellen, um mit ihrer Tochter die Flucht zu ergreifen. Pauline war ſehr beſtürzt, nahm von ihren Lehrern in der Religion, Muſik und franzöſiſchen Sprache, von ihren Mitſchülerinnen und ihren eigenen kleinen Schülerinnen und von ihren guten Hausleuten Abſchied, und weinte ſich die Augen roth.

Pauline war mit ihrer Mutter bereits eine Meile weit gefahren, und noch immer war ſie ſehr traurig. Allein nach und nach wurde ſie wieder heiter. Sie war ſonſt wenig vor das Thor der Stadt gekommen. Jetzt kam ſie durch ſo angenehme Gegenden, dergleichen ſie gar noch nie geſehen hatte. Eine war immer ſchöner als die andere. Es war ein herrlicher Herbſttag. Die Sonne ſchien ungemein lieblich und mild. Bald rechts, bald links an der Straße lagen freundliche Dörflein, von grünen Wieſen umgeben, von denen das Grummet bereits heimgebracht war, auf denen aber nun Heerden von Kühen weideten. In den ſchönen großen Baumgärten nahmen die Landleute die purpurrothen Aepfel von den Bäumen oder ſchüttelten die zahlloſen gelben Birnen und blauen Pflaumen herab; andere brachten aus ihren Feldgärten allerlei Gemüſe herein. Weiterhin erblickte Pauline, das erſte Mal in ihrem Leben, Weinberge, in denen die Trauben bereits reiften; in den entfernteren waldigen Bergen prangten viele Bäume noch mit ſchönem grünem Laub, andere aber hatte der Herbſt bereits bunt gefärbt. Pauline war ganz entzückt; wohl hundertmal wiederholte ſie den Reim:

„O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſeyn:
Ich will, ſo lang ich leben werde,
Mich Gottes ſchöner Erde freu'n.“

Drittes Kapitel.

Ein Ueberfall von Räubern.

Am vierten Tag führte die Straße durch einen großen Wald, der wegen Räubern, die ſich darin aufhielten, ſehr verrufen war. Frau von Grünthal ſchloß ſich an eine Reihe von Kutſchen an, worin ſich lauter Flüchtende befanden, die bewaffnet waren. Sie hatte alſo Nichts zu fürchten. Allein unglücklicher Weiſe brach auf dem rauhen, holperigen Wege die Achſe der Kutſche. Mit Mühe erreichte der Kutſcher ein kleines Dorf an der Straße, in dem ſich ein Wagner und ein Schmied befanden. Die übrigen Reiſenden wollten nicht ſo lange warten, bis eine neue Achſe eingefügt würde; ſie fuhren weiter. In der That brauchte es ſehr lange, bis die Kutſche, die ſonſt noch Schaden gelitten, ausgebeſſert war. Frau von Grünthal ging vor der Schmiede auf und ab, und überlegte, ob ſie nicht in dem Dorfe übernachten ſollte. Da kam plötzlich ein fremder Mann mit einem vollgepackten Sacke auf dem Rücken in das Dorf gelaufen und rief: „Die Feinde folgen mir auf dem Fuße nach. Sie ſind ſehr grauſam und habſüchtig; ſie nehmen den Leuten Alles. Ich rettete von meinen Habſeligkeiten, was ſich in der Eile retten ließ. Gnade Gott dem, der unter ihre Hände fällt — beſonders den Frauenzimmern.“

Frau von Grünthal befahl, ſogleich anzuſpannen. Der Kutſcher hoffte, bevor es ganz Nacht würde, das nächſte Städtchen noch zu erreichen. Allein die Straße wurde immer ſchlechter, der Wald immer düſterer und dunkler. Die Sonne neigte ſich zum

Untergange; die hohen Tannen warfen bereits tiefe, ſchwarze Schatten über die Straße. Der Frau von Grünthal war es nicht mehr wohl zu Muth.

Als ſie abermal einen waldigen Berg hinauf fahren wollte, ſah ſie mit einem Male einen Menſchen mit ſchwarzgelbem Geſichte am Wege ſtehen, der einem Zigeuner glich, und ihr ſehr verdächtig vorkam. Der Menſch näherte ſich der Kutſche, und ſchaute mit ſpähenden Blicken hinein. „Was wollt Ihr von uns?“ ſprach Frau von Grünthal beſtürzt.

„Nichts,“ ſagte der Kerl mit rauher Stimme; „ich will Eurer Gnaden blos einen guten Abend wünſchen, und unterthänigſt anfragen, ob Sie keinen Bedienten brauchen.“

Frau von Grünthal lehnte das unerwartete Anerbieten ſehr höflich ab, und er entfernte ſich. Allein ſogleich darauf hörte man aus dem Gebüſche, in das er ſich begeben hatte, ein gellendes, durchdringendes Pfeifen.

„Das iſt gefährlich,“ ſagte der Kutſcher, „er gibt ſeinen Spießgeſellen ein Zeichen. Gebe Gott, daß wir ihnen entrinnen.“

Er trieb ſeine Pferde an, und fuhr ſo ſchnell, als es bergauf nur immer möglich war. Allein ehe ſie die Höhe des Berges ganz erreichten, rief plötzlich eine furchtbare Stimme: „Halt!“ Zwei Räuber in Bauernkitteln mit berußten Geſichtern, und mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet, kamen aus dem Walde hervor. Frau von Grünthal rang die Hände und rief: „Gott ſey uns gnädig!“ Pauline fing an zu ſchreien und zu weinen, und ſchmiegte ſich zitternd und bebend an ihre Mutter. Der Kutſcher hieb aus allen Kräften auf die Pferde, um den Räubern zu entkommen. Die Straße wandte ſich oben um eine Ecke des Waldes, wo es wieder ſtark bergab ging. Ein Schuß traf den Kutſcher in den Arm, mit dem er die Geißel ſchwang. Die Pferde wurden ſcheu, und ſprangen im geſtreckten Galopp den Berg hinab. In einer Seite der Straße war ein Abhang. Die Kutſche ſtürzte hinunter, daß die Räder nach oben gekehrt waren: die Pferde ſtanden plötzlich ſtill. Frau von Grünthal war ſehr hart aufgefallen, blutete am Kopfe und gab faſt kein Zeichen des Lebens von ſich. Pauline war unverſehrt geblieben, aber von Schrecken außer ſich. Der Kutſcher nahm, als er die Räuber mit geſchwungenen Säbeln den Hügel herabſpringen ſah, die Flucht. Die Räuber ſchnitten den Koffer ab, nahmen, was ſie ſonſt in der Kutſche fanden, und machten ſich, ohne auf das jammernde Kind und die unglückliche Mutter im geringſten zu achten, aus dem Staube.

Pauline kniete bei ihrer Mutter nieder, wiſchte ihr unter heißen Thränen das Blut von der Stirne, und rief ſchmerzlich: „Mutter, liebſte Mutter! Ach, ſo rede doch! Hörſt du mich denn nicht mehr?

O, ſie iſt todt! Iſt denn keine Hülfe mehr? Ach, vielleicht wäre ſie doch noch zu retten! Ach, wenn doch nur Jemand käme! Aber weit und breit iſt kein Menſch zu ſehen!“

Sie erblickte in der Ferne einen Kirchthurm, deſſen rothes Ziegeldach, von der Abendſonne erhellt, aus einem waldigen Berge voll dunkler Tannen hervorragte. Sie eilte aus allen Kräften dahin, um Leute zu Hülfe zu rufen. Sie glaubte, das Dorf ſey kaum eine halbe Stunde weit entfernt. Allein es war beinahe noch einmal ſo weit dahin. Gebüſche hinderten ſie, umherzuſehen: ſie verirrte ſich in dem dicken, unwegſamen Walde. Sie wollte nun wieder zu ihrer Mutter zurückkehren. Allein ſie fand keinen Ausweg mehr. Ihr Rufen um Hülfe war vergebens. Indeß wurde es in dem Walde immer dunkler. Es fing an zu regnen. Sie war vor Schrecken über den Raubanfall und den Umſturz der Kutſche, von Jammer um ihre Mutter, von Froſt und Furcht wegen der einbrechenden Nacht ganz erſchöpft. Sie ſank in dem dornigen Gebüſche zur Erde, und konnte kaum mehr die Worte hervorbringen: „O Gott, wenn ich auch hier umkommen ſollte, ſo erbarme Dich doch meiner Mutter!“

Viertes Kapitel.

Gebet und Erhörung.

Nachdem Pauline ſich ein klein wenig erholt hatte, raffte ſie ſich wieder auf, um weiter zu gehen, obwohl ſie nicht wußte, wohin. Sie fand jedoch einen ſchmalen, wenig betretenen Fußweg. Das dichte, wild verwachſene Gebüſch wurde lichter. Sie kam in ein enges Waldthal, in das der glühend rothe Abendhimmel hell herein ſtrahlte. Allein ſchwere, ſchwarze Regenwolken hingen über ihr. Ein heftiger Platzregen rauſchte nieder. Sie erblickte in einiger Entfernung einen großen, alten Eichbaum; ſie begab ſich unter den Baum, nicht ſo faſt, um unterzuſtehen, als weil ſie doch nicht mehr weiter zu gehen vermochte. Zitternd vor Näſſe und Froſt kniete ſie unter dem Baume nieder, erhob ihre Hände zum Himmel, und betete mit ſchwacher, leiſer Stimme, und mehr im Herzen als mit den Lippen unter tauſend Thränen: „O lieber, lieber Vater im Himmel! Du haſt doch alle Menſchen ſo lieb! Du ſiehſt und höreſt uns überall. Du ſieheſt und höreſt auch mich hier in dieſem einſamen, fürchterlichen Walde, wo ich von aller Welt verlaſſen zu Dir flehe. Ach erhöre mein Flehen! Ich weiß meine Mutter nicht mehr zu finden. Ich verließ ſie in Todesgefahr. Wenn ſie noch lebt, ſo mache Du ſie wieder geſund! Ach —

wenn ſie todt ſeyn ſollte — ach, dann habe ich Niemanden mehr, als Dich!“

Sie ſchwieg eine Weile, und weinte und ſchluchzte bitterlich. Dann rief ſie wieder mit einem tiefen Seufzer laut aus: „Ach, erbarme Dich meiner, und hilf mir doch, lieber, guter Gott!“

Da hörte ſie eine Stimme von Oben, die ihr zurief: „Sey getroſt, liebes Kind! Dir ſoll geholfen werden!“

Pauline blickte empor — ſie ſah aber Niemanden. Da fiel ſie vor Erſtaunen und Schrecken auf ihr Angeſicht nieder, denn ſie meinte, die Stimme komme vom Himmel.

Allein jetzt ſtieg ein Mann in ländlicher Kleidung vom Baume herab. Pauline erſchrack aufs Neue; allein der Mann ſagte zu ihr: „Fürchte dich nicht, liebes Kind! am wenigſten vor mir. Auch iſt es nicht ſo, wie es dir vielleicht vorkam. Die Stimme, die du hörteſt, kam nicht vom Himmel. Indeß iſt es doch eine Schickung Gottes, daß ich mich gerade auf dem Baume befand, unter dem du beteteſt. Ich bin zwar nur ein armer, geringer Mann; aber ich denke dennoch, der liebe Gott will dir durch mich helfen. Und was immer in meinen Kräften ſteht, will ich getreulich für dich thun.“

Der Mann hieß Stephan, und war aus dem nächſten Dörflein. Er war ein Strohflechter, und flocht Bienenkörbe und allerlei Decken, beſonders aber wußte er recht dichte, feſte Strohdächer zu machen, mit dergleichen die meiſten Häuſer der Gegend gedeckt waren. Nebenbei ſammelte er auf Eichen und Birken Baumſchwämme, woraus er ſehr guten Zunder zu bereiten wußte. Eben heute hatte er, nebſt einem Sack voll abgefallener Eicheln, viele Baumſchwämme geſammelt. Auf dem Eichbaume, von dem er eben herabgeſtiegen war, hatte er ſchon vor einigen Tagen mehrere Schwämme bemerkt, die aber erſt jetzt vollkommen reif und brauchbar waren; und er hatte ſie, bevor es vollends Nacht wurde, noch mitnehmen wollen.

Stephan betrachtete das arme Kind mit dem größten Mitleid. Ihr feines, weißes Kleidchen war vom Regen ganz durchnäßt; ihr leichtes, grünes Taffethütchen tröpfelte vom Regen, und ihre Haare hingen ganz durchnäßt auf die Schultern herab. Ihre weißen, ſeidenen Schühlein waren von Dornen und ſcharfen Steinen zerriſſen, und mit Blutstropfen beſpritzt, denn ihre Füße waren auf den rauhen Wegen wund geworden, was ſie in ihrer Angſt ſelbſt noch nicht bemerkt hatte.

Dem guten Manne kamen die Zähren in die Augen, und er jammerte ſehr. Er fragte, durch welchen Unfall Pauline ſich im Walde verirrt habe.

Sie erzählte das Unglück, das ihr und ihrer Mutter begegnet war. „Ach,“ rief ſie, aufs Neue ſchmerzlich weinend, „kommt doch meiner armen

Mutter zu Hülfe! Führt mich aus dieſem Walde hinaus auf die Landſtraße; ſehet, ob meine liebe Mutter nicht zu retten iſt! Ach, ich bitte Euch mit aufgehobenen Händen.“

Der Mann ſah die Todesangſt des guten Kindes, und ſprach gerührt: „Ja, liebes Kind! Ich will augenblicklich dahin eilen.“ Er fragte, an welcher Stelle der Straße das Unglück ſich zugetragen habe. Sie beſchrieb die Gegend, und ſagte unter Anderm, daß unten an einem waldigen Berge eine kleine ſteinerne Brücke ſey, auf der die Bildſäule eines Heiligen ſtehe.

„Nun weiß ich den Platz genau,“ ſprach der Mann: „allein bis dahin iſt ſehr weit. Du kannſt mit deinen wunden Füßlein unmöglich mehr ſo weit gehen. Was iſt doch zu machen?“ Er blickte umher. Nicht weit von ihm ſtand ſein großer Tragkorb, dergleichen die Landleute auf dem Rücken zu tragen pflegen. In dem Korbe befanden ſich die geſammelten Baumſchwämme. Der Mann ſagte: „Man muß ſich helfen, wie man kann. In dieſem Korbe iſt Raum genug für dich; ich will dich darin auf meinem Rücken weiter tragen.“

Pauline nahm Anſtand, ſich in den Korb ſetzen zu laſſen. Aber der Mann rief: „Ei was! Noth bricht Eiſen. Sogar der heilige Apoſtel Paulus ließ ſich in einem Korbe vor ſeinen Feinden flüchten. Du wirſt nicht beſſer ſeyn wollen, als er.“ Als

Pauline noch immer zögerte, und unentſchloſſen daſtand, ſagte der Mann: „Du biſt ganz durchnäßt und halb erfroren. Dergleichen ſcheineſt du nicht gewohnt. Es könnte dir das Leben koſten! Du mußt dich erſt bei mir zu Hauſe trocknen und wärmen; dann wollen wir weiter ſehen.“

„O nein, nein,“ rief Pauline, „bringt mich ſogleich geraden Wegs zu meiner Mutter!“

„Nun, nun,“ ſagte der Mann, „der Weg führt faſt an meiner Hausthüre vorbei. Wir müſſen dort ein wenig einkehren, und eine Laterne mitnehmen. Denn bis wir auf die Landſtraße kommen, wird es ſtockfinſtere Nacht, und da könnten wir ohne Licht deiner Mutter wenig Hülfe leiſten.“

Pauline gab ſich zufrieden. Der Mann leerte den Korb voll Schwämme in dem nahen Gebüſche aus, um ſie dort zu verbergen. Ebenſo machte er es mit einem Sacke voll Eicheln, der neben dem Korbe lag. Unter dem Sacke hatte er einen alten, wollenen Mantel verwahrt, damit er nicht naß werde. In dieſen Mantel wickelte er nun das Fräulein, und hob ſie in den Korb. Den leeren Sack breitete er oben über den Korb, damit es nicht hineinregne. Hierauf lud er den Korb auf ſeinen Rücken, nahm ſeinen Knotenſtock in die Fauſt, und ging in großen Schritten ſeiner Heimath zu.

Fünftes Kapitel.

Mitleidige Landleute.

Stephans Wohnort war ein kleines Dorf im Gebirge; die wenigen Häuſer waren alle mit Stroh bedeckt. Von dem großen Eichbaume war noch etwa eine halbe Stunde dahin. Der Weg kam aber Paulinen viel länger vor, als eine Stunde; ſie ſehnte ſich ſehr, recht bald dort anzulangen. Da der dichte, wollene Mantel ſie erwärmte, und ſie ſich etwas beſſer fühlte, ſo richtete ſie ſich in dem Tragkorbe öfter auf, und ſchaute ängſtlich vorwärts, ob die Wohnung des guten Mannes noch nicht bald komme. Es war nicht mehr gar weit, allein bereits ſo dunkel, daß Pauline von den niedrigen Hütten im Walde nichts mehr ſehen konnte. Indeß ſchimmerte ihr aus den Fenſtern hie und da ein Lichtlein entgegen, worüber ſie getröſteter ward.

Stephan erreichte endlich ſein Haus, und trat mit dem Korbe auf dem Rücken in die Stube, die von einem kleinen Oellichte ſparſam erhellt war. Seine zwei Kinder, Jakob und Marie, ſprangen auf und ihm entgegen. „Vater,“ riefen ſie, „haſt du uns keine Haſelnüſſe oder Dornſchlehen aus dem Walde mitgebracht?“

„Ich bringe euch,“ ſprach er, „da in meinem Korbe ein armes verirrtes Lämmlein, das ich im Walde gefunden habe.“

Die Kinder waren ſehr neugierig, das Lämmchen zu ſehen. Der Vater ſtellte den Tragkorb auf den Boden. Anna, die Mutter, ſchürte die kleine Lampe, und leuchtete ihm. Alle waren höchſt erſtaunt, als er, anſtatt eines Lämmchens, das zarte liebliche Fräulein aus dem Korbe hob.

„Ach, das liebe, holdſelige Kind!“ rief die Mutter, „wo haſt du es gefunden, mein lieber Stephan?“

Die kleine Marie betrachtete die Kleidung des Fräuleins, dergleichen ſie in dem abgelegenen Dörflein noch nie geſehen hatte. Der kleine Jakob aber ſagte: „Das iſt wohl gar eine von den bezauberten Prinzeſſinnen, von denen uns die Nachbarin erzählt hat?“

Der Vater erzählte die Geſchichte des unglücklichen Fräuleins und ihrer Mutter. Jakob ſchmähte über die Räuber, Marie weinte, daß eine Zähre die andere ſchlug. Die mitleidige Hausfrau rang die Hände und jammerte. Der Vater aber ſagte: „Winſeln taugt zu nichts, helfen iſt beſſer. Gib dem guten Kinde eine warme Suppe; dann zünde die Laterne an, damit ich der armen Frau zu Hülfe eile.“ „Wenn es nicht ſchon zu ſpät iſt!“ wollte er noch hinzuſetzen, er verſchwieg es aber, um das Fräulein nicht noch mehr zu betrüben.

Die Hausfrau ſagte: „Ich will eilig Feuer anſchüren, und eine recht gute Suppe kochen.“

Allein Pauline ſprach: „Ich danke Euch für Eure Güte, ich kann jetzt unmöglich eſſen. Ich bitte Euch, zündet ſogleich die Laterne an. Und Ihr, lieber Stephan, hebt mich doch wieder in den Korb und eilet — eilet zu meiner Mutter.“

Die Hausfrau aber ſagte zu Stephan: „Mit dem Korbe auf dem Rücken kannſt du, wenn du anders den nächſten Weg nehmen willſt, kaum durch den Wald kommen. Du würdeſt in dem dicken, dornigen Geſträuch mit dem großen Korbe überall anſtoßen, oder gar ſtecken bleiben. Laß das liebe Kind da, und ſorge zuerſt für die Mutter: bringe ſie dann in das nächſte Dorf Hohenwald, und ſchicke uns dann Botſchaft. Dann führe oder trage ich das Fräulein zu ihrer Mutter.“

Pauline konnte gegen dieſen Vorſchlag nichts einwenden. „Nun,“ ſagte ſie mit einem Seufzer, „ſo will ich denn bleiben. Aber eilet doch, lieber Stephan, eilet, ſo ſehr Ihr könnet.“

Die Hausfrau ſagte zu dem Knaben: „Du, Jakob, hole den Nachbar Michel! Der muß mitgehen. Du allein, mein guter Stephan, könnteſt der armen Frau wenig helfen. Ein Mann iſt kein Mann.“ Der Knabe ſprang fort; der Nachbar kam. Er war aber nicht ſo mitleidig, wie Stephan und Anna; er ſagte: „Das iſt ein gefährliches Geſchäft, da könnten wir leicht den Räubern in die Hände fallen.“

Stephan ſprach: „Wenn die Umſtände nicht ſo traurig wären, ſo müßte ich wohl von Herzen lachen. Wir armen Leute brauchen uns nicht vor Straßenräubern zu fürchten. Dieß haben wir vor den reichen Leuten zum Beſten. Auch haben wir nicht zu fürchten, daß die Räuber in unſ're Wohnung einbrechen. Armuth und Mangel halten da ſichere Wache.“

Nachbar Michel kratzte hinter den Ohren, und ſagte: „Es gibt ſchon noch andere Leute, die ſich der unglücklichen Frau annehmen werden: warum ſollten gerade wir uns bemühen?“

Allein Stephan ſprach: „So wie du, mochten jener Prieſter und Levit gedacht haben, die bei dem armen Manne, der unter die Räuber gefallen war, vorüber gingen. Laß uns vielmehr thun, wie der barmherzige Samariter gethan hatte. Denn Jeſus Chriſtus der Herr ſagt ja: Geh hin, und thue desgleichen.“

Dieß leuchtete dem Nachbarn ein; er war bereit, mitzugehen. Beide Männer machten ſich auf den Weg.

Pauline ſetzte ſich auf die Bank am Ofen, weinte und betete. Anna, die Hausfrau, kochte indeß eine Suppe, und brachte ſie. Allein Pauline aß auf vieles Zureden kaum einige Löffel voll davon. Anna machte ihr auf der Bank am Ofen ein Bett zurecht, und bat ſie, ſich ein wenig niederzulegen. Pauline aber ſagte, ſie könne jetzt unmöglich ſchlafen. Ehe noch eine Stunde verfloſſen war, horchte ſie ſchon, ob die zwei Männer noch nicht zurück kämen. Sie kniete auf die Bank am Fenſter, und ſchaute beſtändig, ob ſie, aus weiter Ferne her, die Laterne nicht kommen ſehe, und ihr die zwei Männer nicht wenigſtens gute Nachrichten von ihrer Mutter bringen würden. Sie ſeufzte wohl hundertmal: „O Gott, gib Du, daß ſie meine Mutter finden und retten!“

Sie brachte die ganze Nacht an dem Fenſter zu, indem ſie — weinte und betete. Erſt gegen Morgen legte ſie, von Schlaf und Müdigkeit überwältigt, ſich angekleidet auf das bereitete Bett. Sie ſchlief aber ſehr unruhig, weinte im Traume, und rief mehrmalen: „O Mutter, liebſte Mutter! — Ihr Räuber, ihr Mörder, hinweg, o hinweg mit euch! O hilf, hilf, lieber Gott!“

Sechstes Kapitel.

Der ehrliche Kutſcher.

Die zwei Männer, Stephan und Michel, hatten indeſſen die Straße erreicht. „Da iſt der Platz!“ ſagte Stephan zu ſeinem Gefährten. „Siehſt du, da iſt einiges Heu umhergeſtreut, und da ſind einige leere Papiere.“ Er zündete mit der Laterne umher. „Da,“ ſagte er, „liegt ein Splitter von der gelblackirten Kutſche! Da liegen eine Menge Glasſcherben, von dem zerbrochenen Kutſchenfenſter! Und hier — ach Du mein Gott! — iſt das Gras mit Blutstropfen benetzt! Gott erbarme ſich der unglücklichen Frau! Doch, da wir ſie nicht mehr hier finden, ſo haben — wills Gott! mitleidige Menſchen ſich ihrer angenommen, und ſie in Sicherheit gebracht!“

„Ei ſieh!“ rief Nachbar Michel, „da liegt eine Tabakspfeiſe. Die will ich zu mir ſtecken: ſo habe ich den Gang nicht ganz umſonſt gemacht!“

Stephan ſprach: „Die Pfeiſe hat ſicher der Kutſcher verloren. Gib ſie her: ich werde ſie ihm wieder zurückſtellen.“

„Meinethalben,“ ſagte Michel: „da haſt du ſie. Da aber hier für uns nun nichts mehr zu finden iſt, ſo wollen wir uns auf den Weg nach Hauſe machen.“

Stephan ſprach: „Man muß nichts halb thun: was man angefangen hat, muß man ausmachen. An den Kutſchengeleiſen hier auf dem Boden ſiehſt du, daß die umgeſtürzte Kutſche wieder aufgerichtet, und in die Stadt geführt wurde. Wahrſcheinlich iſt der Kutſcher, den die Räuber verſcheucht hatten, zurückgekommen, hat die unglückliche Frau wieder aufgeladen, und ſie in die Stadt gefahren. Wir müſſen uns in der Stadt näher nach ihr erkundigen, um der Mutter Nachricht von ihrer Tochter, und dann der Tochter von ihrer Mutter zu bringen. Wahrſcheinlich finden wir die Mutter dort.“

Nachbar Michel zeigte wenig Luſt, mitzugehen. Er beſann ſich eine Weile. Auf einmal ſagte er aber: „Nun wohl, ich gehe mit. Für die guten Nachrichten, die wir der Frau von ihrer Fräulein Tochter bringen, bekommen wir gewiß ein gutes Trinkgeld, wenn die Räuber ihr je noch ſo viel Geld gelaſſen haben!“

Stephan ſagte: „Wenn ſie auch keinen Heller mehr hätte, ſo würde ich den Gang doch machen! Es iſt Chriſtenpflicht, Bedrängte in ihrer Betrübniß zu tröſten, und ihnen zu helfen, ſo gut man kann.“

Die beiden Männer kamen in der Stadt, oder vielmehr in dem kleinen, aber ſehr artigen Landſtädtchen, in dunkler Nacht an. Stephan wollte ſich zuerſt in dem Gaſthofe zur goldenen Roſe, wo die meiſten Reiſenden einkehrten, nach dem verunglückten Kutſcher erkundigen. Alle Fenſter waren beleuchtet. Als er in das Haus trat, erblickte er unten an der Stiege den Wirth, der eine Serviette vorgeſteckt hatte, und in der einen Hand eine flache Schüſſel mit einem Braten, und in der andern ein Paar Weinflaſchen trug.

Stephan fragte nach dem Kutſcher. „Der iſt allerdings mit blutendem Arme hier angekommen,“ ſagte der Wirth. „Allein zu meinem großen Leidweſen konnte ich ihn nicht aufnehmen, wiewohl er ſonſt immer bei mir einſtellt. Mein ganzer Gaſthof iſt voller Gäſte, die ſich vor dem Feinde geflüchtet haben. Jedes Dachkämmerlein iſt beſetzt. So iſt es heute Nacht in allen Wirthshäuſern. Indeß habe ich den braven Lohnkutſcher bei einem Nachbarn untergebracht.“

Der Wirth rief nun aus allen Kräften: „He! Hausknecht! Hausknecht!“ Der Hausknecht kam. „Führe dieſe Männer,“ ſagte der Wirth, „hinüber zu dem Bäckermeiſter, wo wir den verwundeten Kutſcher einquartirt haben.“ Zu den zwei Männern ſagte er: „Dort werdet ihr das Weitere erfahren. Wie ihr ſeht, habe ich jetzt alle Hände voll zu thun.“ Der Wirth eilte die Stiege hinauf. Stephan und Michel aber gingen mit dem Hausknechte.

Der Bäckermeiſter ſtand eben am Backtroge, und knetete Teig; die Bäckerin ſaß an einem Tiſche, und formte Teig zu Wecken. Beide fragten, als Stephan von der traurigen Geſchichte anfing, mit Einem Munde: „Bringt Ihr uns Nachricht von der gnädigen Frau und von ihrer Fräulein Tochter.“

Stephan erzählte, was er wußte. Der Bäcker ſagte: „Ich ſpannte, ſobald ich von dem Unglücke hörte, ſogleich meinen Leiterwagen an, um nur recht ſchnell draußen zu ſeyn, und um die Frau recht ſchnell hereinzubringen. Auch dachte ich, die umgeworfene Kutſche könnte beſchädigt, und nicht mehr zu brauchen ſeyn. Meine Hausfrau legte mehrere Betten auf den Wagen, um die verwundete Frau leichter hieher zu bringen. Ich nahm meinen Knecht und noch einen Nachbar zu mir, und der Herr Oberamtmann gab uns, damit wir vor den Räubern ſicher ſeyen, ein Paar Polizeiſoldaten mit. Allein, als wir auf dem Platze ankamen, fanden wir wohl Kutſche und Pferde — allein die Frau war nicht mehr da.“

„Gottlob,“ ſagte die Bäckerin, „daß doch das Fräulein gerettet iſt; die gnädige Frau wird ſich auch wieder finden. Allein, ihr braven Männer, kommt jetzt mit mir zum Kutſcher. Er iſt ein recht ehrlicher Mann, und um die verunglückten Reiſenden recht bekümmert. Er wird ſich recht freuen, daß ſich doch wenigſtens das Fräulein an einem ſichern Orte befindet.“

Die Bäckerin nahm ein Kerzenlicht, und führte die zwei Männer die Stiege hinauf in eine ſehr hübſche reinliche Stube. Der Kutſcher lag im Bette, und ſah ſehr blaß aus. Der Wundarzt hatte ihn bereits verbunden, und die Wunde für ſehr bedeutend, jedoch nicht für lebensgefährlich erklärt.

Stephan erzählte. Als ſeine Erzählung zu Ende war, ſagte der Kutſcher: „Ich war recht froh, daß ich zu ſo guten Leuten gekommen bin, und daß auch meine Pferde und die Kutſche hier gut untergebracht worden. Es freut mich aber doch noch mehr, das Fräulein gerettet zu wiſſen, und ich denke, die Wunde der gnädigen Frau werde nicht ſo gefährlich ſeyn, als das Fräulein meinte. Die gute Frau war wohl nur in Ohnmacht gefallen, und wird ſich bald wieder erholt haben. Und da machte ſie ſich gewiß ſogleich auf, ihr Kind zu ſuchen. Sie konnte vermuthen, das Fräulein werde in das nächſte Ort, von dem es den Kirchthurm ſah, geeilt ſeyn, um Leute herbei zu holen. Dorthin hat ſich die Mutter gewiß auch begeben: dort, zu Hohenwald, werdet ihr ſie ganz gewiß finden."

Der Kutſcher richtete ſich nun in dem Bette auf, und zeigte mit dem linken Arme auf einen Stuhl neben ſeinem Bette. „Da", ſagte er, „liegt ein kleiner grüner Reiſeſack. In dem ſind Kleider des Fräuleins. Ich habe, weil es regnete, den Sack unter dem Futter verborgen, das ich für die Pferde mitgenommen hatte. Da haben ihn die Spitzbuben nicht gefunden. Nehmt den Reiſeſack zu euch, und bringt ihn dem Fräulein."

Stephan gab dem Kutſcher die Tabakspfeiſe. Der Kutſcher ſagte: „Sie gehört nicht mein; ich rauche nicht."

„Nun, rief Michel freudig, ſo bleibt ſie mir!"

Stephan ſprach: „Wir müſſen erſt nachfragen, ob ſie nicht einer der Männer verloren habe, als ſie die Kutſche aufrichteten."

Die Bäckerin ſagte: „Vermuthlich verlor ſie unſer Knecht, der faſt den ganzen Tag die Pfeiſe im Munde hat. Da ſie Euch aber ſo freut," ſprach ſie zu Michel, „ſo behaltet die Pfeife. Mein Mann ſchenkt dann dem Knechte eine andere." Michel ſteckte die Pfeife höchſt vergnügt in die Taſche.

Stephan nahm nun den grünen Reiſeſack unter den Arm, verſicherte, er werde ihn richtig überliefern, und wünſchte dem Kutſcher eine baldige Geneſung.

„Grüßt mir das Fräulein," ſprach der Kutſcher, „und ſagt ihr, ſie ſolle getroſt ſeyn. Der liebe Gott, der ſie zu guten Leuten gebracht hat, werde auch für ihre Frau Mutter, die eine recht gute Frau iſt, geſorgt haben."

Die Bäckerin aber ſagte zu den zwei Männern: „Es geht bereits gegen Tag. Ihr habt weit heim. Ich will Euch noch ein kleines Frühſtück bereiten." Sie führte die Männer hinab in die untere Stube, ging in die Küche, und brachte nach einer kleinen Weile einen Eierkuchen und friſch gebackene Semmeln; auch brachte ſie ein gläſernes Fläſchchen mit Branntwein, ſchenkte jedem der Männer ein Gläschen ein, und ſtellte das Fläſchchen auf den Tiſch und ſagte, ſie müßten es austrinken.

„Nun, das iſt ſchön," ſagte Michel: „das gilt für das Trinkgeld, das ich von der gnädigen Frau erwartet habe." Er ließ es ſich ſehr wohl ſchmecken, und wäre gerne noch länger geblieben: aber Stephan ermahnte ihn, zu eilen.

Beide begaben ſich endlich auf den Heimweg.

Wiewohl es noch Nacht war, begegneten ihnen auf der Straße ſchon viele hochgepackte Wagen mit geflüchteten Leuten, ſowohl aus Städten als Dörfern: auch viele Soldaten, zu Fuß und zu Pferd, kamen nach, die ſich vor dem Feinde zurückzogen. Die Landſtraße war nicht breit genug, alle zu faſſen; es war ein großes Gedräng. Stephan war ſehr froh, daß er mit ſeinem Gefährten jetzt den Fußweg durch den Wald einſchlagen konnte, auf dem er bald nach Sonnenaufgang glücklich nach Hauſe kam.

Siebentes Kapitel.

Die vermißte Mutter.

Als Stephan in die Stube trat, ſchlief Pauline noch, und zwar ſehr ſanft. Anna, die Hausfrau, winkte ihm, leiſe zu gehen, und ſtill zu reden, um das Fräulein nicht zu wecken. Stephan berichtete getreulich, was er vom Kutſcher erfahren hatte. „Ach,“ ſagte Anna mit einem Seufzer, „es iſt betrübt, daß du die Mutter des guten Fräuleins nicht angetroffen haſt.“

„Je nun,“ ſagte Stephan, „ich werde ſie zu Hohenwald antreffen. Denn wäre ſie ſchwer verwundet geweſen, ſo wäre ſie wohl an dem Platze, wo die Kutſche umfiel, liegen geblieben, und der ehrliche Bäcker hätte ſie dort gefunden. Wo anders aber hätte ſie hingehen ſollen, als in den Ort, den ſie vor Augen ſah?“

Jetzt erwachte Pauline, und blickte verwundert in der Stube umher. Sie mußte ſich beſinnen, wo ſie war. Sobald ſie Stephan erblickte, rief ſie: „O, ſeyd Ihr endlich da; wo iſt meine Mutter?“

Was Stephan für höchſt wahrſcheinlich hielt, ſagte er für gewiß. „Seyd getroſt, liebes Fräulein,“ ſprach er; „Eure Mutter iſt außer Gefahr und in Sicherheit! Ihre Wunde iſt nicht gefährlich.“

„Nun Gottlob!“ ſagte Pauline. „Aber warum kommt ſie denn nicht hieher? Wo iſt ſie denn?“

„Sie iſt zu Hohenwald, einem der benachbarten Orte,“ ſagte Stephan, „von dem Ihr den Thurm geſehen habt.“

„O, ſo führt mich doch ſogleich zu ihr!“ rief Pauline. Sie ſprang, da ſie völlig angekleidet war, vom Bette, nahm Stephan bei der Hand, und ſagte: „O ich bitte Euch, kommt mit mir!“

Stephan kam in Verlegenheit; er wußte denn doch nicht ganz gewiß, ob, und in welchem Zuſtande er die gute Frau finden werde.

Allein Anna ſagte zu Pauline: „Laßt meinen guten Mann doch ein wenig ausruhen! Er iſt ja dieſe Nacht in kein Bett gekommen, ſondern draußen in Sturm und Regen auf der Straße geweſen. Er kann kaum mehr auf einem Fuße ſtehen, und muß ſich, wenn er nicht krank werden ſoll, vorerſt ein wenig niederlegen.“

Pauline ſah dieſes ein. Sie bat ihn, ſogleich zu Bette zu gehen; indeß konnte ſie doch ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie weinte und ſchluchzte ſchmerzlich.

Stephan ging hinaus; Anna holte, um das Fräulein ein wenig zu zerſtreuen, und auf andere Gedanken zu bringen, den grünen Reiſeſack herbei und ſagte: „Da ſeht, da iſt Euer Reiſebündel mit Eueren Kleidern! Wie der Sack zum Vorſchein gekommen, ſo werdet Ihr auch Eure liebe Mutter wieder ſehen.“

Da wurde Pauline ein klein wenig heiterer, trocknete ihre Thränen, und lächelte wieder. Sie öffnete den Sack, um nachzuſehen, ob die Kleider noch alle darin wären, packte die Kleider aus, und legte ſie, nebſt einigen Büchern, die zu den Kleidern gepackt waren, auf den Tiſch. Jetzt kamen Stephans Kinder in die Stube. Sie waren heute ſpäter aufgeſtanden, weil ſie geſtern ſpäter zu Bette gekommen waren. Der Vater theilte ihnen von den Semmeln aus, die ihm die Bäckerin geſchenkt hatte, und die Kinder fuhren ſogleich damit dem Munde zu.

Indeß erblickte die kleine Marie die Kleider des Fräuleins und rief: „Ei, das ſind prächtige Kleider!“ Pauline ſagte: „Das ſind nur meine Kleider auf alle Tage; du ſollteſt erſt meine Sonntagskleider ſehen! Die ſind noch ohne Vergleich ſchöner. Sie waren in den Reiſekoffer gepackt, den die Räuber uns geraubt haben. Indeß bin ich aber recht froh um dieſe hier! Die habe ich, nebſt dem weißen Leinenzeuge hier, jetzt am nöthigſten.“

Mutter Anna betrachtete die Bücher mit Verwunderung. „Lerneſt du denn ſchon in allen dieſen Büchern?“ fragte ſie.

„O,“ ſagte Pauline, „dieſe Bücher habe ich ſchon mehrmal ausgeleſen. In dem Koffer aber waren noch einige andere.“

Anna ſagte: „Da in dem kleinen, rothen Futteral mit goldenen Zierathen muß noch ein recht ſchönes Büchlein ſtecken!“

„Nein,“ ſagte Pauline, und die Thränen kamen ihr in die Augen, „in dem Futterälchen iſt das Bildniß meines ſeligen Vaters, der ſchon ſeit zwei Jahren todt iſt.“ Sie nahm das Bildniß heraus, und zeigte es.

„Ei,“ ſagte Anna, „das war ein ſchöner, freundlicher Herr! Gott habe ihn ſelig!“

„Wie“, rief der kleine Jakob, „laß mir ihn auch ſehen.“ Pauline zeigte ihm das Bild. „Ei,“ ſagte Jakob, „der war ja gar ein Soldat! Aber ſo klein kann er doch nicht geweſen ſeyn.“ Der gute Knabe hatte noch keine Gemälde geſehen, als die in der Kirche, auf denen die Perſonen in Lebensgröße abgebildet waren.

Die kleine Marie wollte das Bild auch ſehen. „Ei,“ rief ſie, „er hat ein recht ſchönes, rothes Kleid von Gold an; und da an der Seite hat er ein goldenes Kreuzlein. So iſt's aber nicht der Brauch. Ich würde das Kreuzlein an dem Halſe tragen.“

Pauline lächelte über die Einfalt der Kinder, küßte das Porträt und ſagte: „O Gott, der Du mir den Vater genommen haſt, gib mir doch meine liebe Mutter wieder!“

Sie verſchloß das Bild wieder in das Futteral, und ſagte zu Anna: „Führt mich doch in eine andere Stube! Ich muß mich nothwendig umkleiden; denn die Kleider, die ich anhabe, wurden geſtern übel zugerichtet.“

Anna führte ſie hinauf in eine Kammer, und trug ihr die Kleider nach.

Stephan hatte ſich wohl ein wenig niedergelegt; allein er konnte nicht ſchlafen. Er ſtand heimlich, ohne daß Pauline es wußte, wieder auf und ging nach Hohenwald. Er dachte: Paulinens Mutter müſſe wohl noch mehr, als ihre Tochter, bekümmert ſeyn; er hoffte ſie in Hohenwald ſicher zu treffen, und ſie mit guten Nachrichten von ihrer Tochter zu erfreuen. Allein zu ſeiner großen Betrübniß wußte hier kein Menſch ein Wort von ihr. Stephan ging in alle benachbarten Orte; allein vergebens. Niemand hatte von der fremden Frau etwas geſehen oder gehört.

Als er gegen Abend in die Stube trat, rief Pauline: „Ach, Ihr habt doch gar zu lange geſchlafen! Wann werde ich doch meine Mutter wieder ſehen!“

Am andern Morgen ergriff Stephan wieder ſeinen Reiſeſtab. Er durchforſchte alle entfernteren Dörfer, Weiler, einzelnen Mühlen und Bauernhöfe. Allein umſonſt. Als er gegen Abend nach Hauſe kam, ſuchte er die gute Pauline damit zu beruhigen, daß es wegen der vielen Soldaten im Lande nicht überall durchzukommen ſey, und ermahnte ſie zur Geduld.

Anna ſagte: „Die Soldaten werden ja nicht immer dableiben. Vielleicht ziehen ſie morgen ſchon weiter. Auch ich weiß indeß kein beſſeres Mittel, als die Geduld!“

Stephan ſetzte ſeine Nachforſchungen auch in den folgenden Tagen fort, machte manchen Gang, und hoffte jeden Tag den Aufenthalt von Paulinens Mutter zu entdecken. Allein nirgends konnte er das Geringſte von ihr erfahren.

„Das iſt doch ſonderbar!“ ſagte er, als er eines Abends ermüdet wieder nach Hauſe kam, zu Anna. „Die Frau iſt wie verſchwunden. Leben muß ſie indeß noch; daran zweifle ich nicht. Wenn ſie von dem unglücklichen Falle todt geblieben wäre, ſo müßte man doch die Leiche gefunden haben. Wäre ſie ſchwer verwundet worden, ſo hätte man ſie höchſtens nur in ein benachbartes Ort bringen können.“

„Was aber, liebes Fräulein, Euch betrifft,“ ſagte er zu Pauline, „ſo habt Ihr für jetzt keine andere Wahl, als bei uns zu bleiben; ich und meine Anna wollen Euch Vater und Mutter ſeyn.“

Pauline brach in Thränen aus und ſagte: „Ach, die liebe Mutter! Wahrſcheinlich hat ſie ſich nach ihrem Falle bald wieder erholt, und ſich aufgemacht, mich zu ſuchen. Ach, wenn ſie in dem unwegſamen, gebirgigen Walde ſich nur nicht verirrt hat, und in einen Abgrund gefallen, oder in der rauhen, ſtürmiſchen Nacht vor Froſt und Näſſe umgekommen iſt, wie es auch mir gegangen wäre, wenn Vater Stephan ſich meiner nicht erbarmt hätte.“

Eine ganz unausſprechliche Bangigkeit überfiel Paulinen; ſie empfand eine wahre Todesangſt. Es ward ihr in der Stube zu enge, in der mehrere Leute zuſammen gekommen waren, um zu hören, was für Nachrichten Stephan bringe.

„Ich will in die Kirche gehen,“ ſagte ſie, „und dort beten.“ In dem kleinen Dorfe Tiefenbach, das nach Hohenwald in die Pfarrei gehörte, war aber keine Kirche. Nur einige hundert Schritte davon ſtand auf einem Felſen eine uralte kleine Kapelle, in der aber kein Gottesdienſt gehalten wurde, wo jedoch einige Leute aus dem Dorfe zu Zeiten beteten. „Laßt mich allein dahin gehen,“ ſagte Pauline: „ich kann dann andächtiger beten.“

Sie machte ſich auf den Weg. Die Sonne neigte ſich zum Untergange. Es war nach einem trüben, ſtürmiſchen Tage ein ungemein ſtiller, heiterer Abend. Sie dachte an die Worte ihrer Mutter: „Nach Wolken und Regen kommt Sonnenſchein; nach Trübſal wieder glückliche Zeit.“ Beſonders aber dachte ſie daran, was ihre Mutter bei dem Tode ihres Vaters geſagt hatte: „Wir können in Angſt und Trübſal nicht anders Ruhe finden, als wenn wir uns ganz in den Willen Gottes ergeben. Wir müſſen Alles, was uns begegnet, von Gott annehmen, gegen deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt. Wir müſſen feſt glauben, denen, die Gott lieben, dient Alles, auch das Schrecklichſte, zum Beſten. In dieſem Glauben allein finden wir in jeder, auch der traurigſten Lage des Lebens, in die Gott uns verſetzt hat, Troſt und Beruhigung.“

Pauline ſtieg die Staffeln, die in den Felſen eingehauen waren, hinauf zur Kapelle, und ging hinein. Auf dem Altare befand ſich ein altes, aber ſehr anmuthiges Bild, Jeſus am Oelberge und der tröſtende Engel mit dem Leidenskelche. Sogleich fielen Pauline die Worte Jeſu ein: „Vater, wenn's möglich iſt, ſo gehe dieſer Kelch vorüber; aber nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Deine!“ Sie kniete auf dem ſteinernen Pflaſter nieder, und betete: „O liebſter himmliſcher Vater, lege dieſe Ergebung in Deinen heiligen Willen auch mir in das Herz! Sende auch mir Troſt vom Himmel!“

Sie betete lange und unter vielen Thränen für ihre Mutter. Da wurde es auf einmal in ihrem trüben Sinne hell. Sie empfand einen unbeſchreiblichen Troſt. Es war ihr nicht anders, als ſage ihr eine Stimme in ihrem Innerſten: „Sey getroſt und habe Geduld; für deine Mutter iſt geſorgt, und du wirſt ſie wieder finden.“

Alle Traurigkeit, alle Sorgen waren ihr vom Herzen genommen. Sie ſtand hocherfreut, ja ſelig vom Boden auf; ſie fiel noch einmal auf die Knie, um Gott zu danken für dieſen himmliſchen Troſt. Mit einem Herzen voll Dank, voll Freude kehrte ſie zurück in das Haus.

Stephan und Anna erſtaunten, ſie ſo heiter, ſo fröhlich zu ſehen. „Ja, ja,“ ſagte Stephan, „das Beten hilft: es iſt das beſte Mittel in Nöthen und Widerwärtigkeiten, ſowie gegen Kummer und Sorgen. Das habt Ihr erfahren, da Euch auf Euer Gebet unter dem Eichbaume äußerlich geholfen worden, und erfuhret es jetzt, da Euch auf Euer Gebet in der Kapelle innerlicher Troſt zu Theil wurde. Deßhalb ſagt der heilige Jakobus: Wer aus euch traurig iſt, der bete!“

Achtes Kapitel.

Kinder, welche der Bewahrung bedürfen.

Am folgenden Morgen ſtanden Stephan und Anna ſehr früh auf, und die Mutter weckte die Kinder. Alle beteten knieend mit einander das Morgengebet, und ſetzten ſich dann um den Tiſch und aßen das Frühſtück. Nachdem ſie ihre Milchſuppe gegeſſen hatten, ſprach Stephan: „Heute geht's wieder zur Arbeit! Es gibt auf dem Felde noch viel zu thun. Man muß noch das Grummet mähen, die Erdäpfel ausgraben und den Kohl hereinbringen. Dann fängt das Dreſchen an. Wir helfen dabei dem reichen Bauer auf dem großen Hofe jenſeits des Berges, dem Riedenbauer, für Lohn. Erſt am Abende kommen wir zurück. Das geſchieht die ganze Woche hindurch alle Tage: nur den Sonntag bringen wir zu Hauſe und in der Kirche zu."

Pauline fragte: „Was macht Ihr dann mit Euern Kindern, die noch ziemlich klein ſind?" „Die ſperren wir hier in der Stube ein," ſagte Stephan. Pauline fand das ſehr hart, ja grauſam.

Stephan ſprach: „Wie könnten wir es anders machen? Wir müſſen nun einmal unſer tägliches Brod mit der Arbeit unſ'rer Hände auswärts verdienen. Nur zu Mittag kommt die Mutter auf eine halbe Stunde nach Hauſe, und gibt den Kindern zu eſſen. So iſt es hier zu Lande faſt bei allen Taglöhnern, ja bei vielen Bauern der Brauch."

„Leider iſt es ſo!" ſagte Anna mit einem Seufzer und mit Thränen in den Augen. „Die armen Kinder haben mich immer recht gedauert!"

Pauline ſagte: „Während Ihr fort ſeyd, will ich die Aufſicht über die Kinder übernehmen, und auch für ſie und für mich kochen." „Nun," ſagte Anna, „gehe ich heute, Gott ſey Lob und Dank, mit leichterem Herzen an meine Arbeit."

Da Pauline eine große Liebe zu den Kindern hatte, und mit ihnen gut umzugehen und ſie lehrreich und angenehm zu unterhalten wußte, ſo gewannen die Kleinen ſie bald herzlich lieb. Pauline begnügte ſich nicht damit, blos Acht zu haben, damit ſie nicht fallen oder gar Arm und Bein brechen. Sie redete mit ihnen vor Allem, ſo wie ſie es ihrer Mutter abgelernt hatte, von unſerm lieben Vater im Himmel. Sie ſagte ihnen, daß der liebe, gute Gott die Aepfel und Birnen wachſen laſſe, und daß Er ihnen Milch und Brod gebe. Pauline bemerkte zu ihrer großen Freude, daß die Kinder Alles wohl zu Herzen nahmen. Als Pauline Nachmittags um drei Uhr den Kindern Brod in Milch gebrockt hatte, rief Jakob, indem er ſein leeres Schüſſelchen zurückſchob: „Der liebe Gott iſt doch recht brav!" Und Marie ſagte: „Lieber Vater im Himmel, ich danke Dir für Milch und Brod."

Pauline ſprach den Kindern kleine Gebetreime ſo oft vor, bis die Kinder ſie auswendig wußten, und ſie dann, auf Paulinens Ermahnung, Morgens und Abends, vor und nach Tiſche, und öfter unter Tags beteten. Dieſe Reime, welche Pauline ſelbſt gemacht hatte, und die mehr wegen ihres frommen Sinnes, als wegen der Kunſt zu ſchätzen ſind, waren ungefähr folgende:

Kinderreime.

O Himmelsvater, ſteh mir bei,
Daß Dein gehorſam Kind ich ſey!

*

Du liebſter Jeſus, liebeſt mich:
Von Herzen liebe ich auch Dich!

*

Maria mit dem Himmelskind,
Bitt', daß wir gute Kinder ſind.

*

O Engel Gottes, o bewahr'
Vor Sünden uns und vor Gefahr.

*

Dir, lieber Gott, ſey Dank gebracht,
Daß Du heut' Nacht mich treu bewacht.

*

Gib, lieber guter Gott, o gib,
Daß ich Dich heute nicht betrüb'.

*

Du, Vater, gibſt mir Speis und Trank,
Dafür ſag' ich Dir Lob und Dank.

*

Was ich nur habe, kommt von Dir,
Gib dazu Deinen Segen mir.

*

Gib, lieber Himmelsvater, Du,
Heut' Nacht mir eine ſüße Ruh!

* * *

Am liebſten hörten die Kinder erzählen. Pauline nahm, wie ihre Mutter gethan hatte, die Erzählungen gewöhnlich von einem Gegenſtande her, welchen die Kinder vor Augen hatten, oder der ihnen ſonſt merkwürdig war. Einmal zerſchnitt und ſchälte ſie Aepfel und erzählte ihnen dabei:

„Ein Vater hatte ſechs Kinder, drei Knaben und drei Mädchen. Er gab jedem Knaben einen Apfel, und ſagte zu ihm: „Theile ihn mit deiner Schweſter.“ Karl zertheilte den Apfel in zwei ganz gleiche Theile, und ließ der Schweſter die Wahl, welchen ſie wolle. Fritz machte zwei ungleiche Theile, gab der Schweſter den kleinern, und behielt den größern für ſich. Bruder Auguſt machte auch zwei ungleiche Theile, begnügte ſich aber mit dem kleinern, und gab den größern der Schweſter.“

Pauline fragte hierauf: „Welcher der drei Knaben gefällt euch am wenigſten?“ Jakob rief: „Der Fritz, der war ein rechter Geizhals; ich möchte ihm Ohrfeigen geben.“

„Was hältſt du aber von Karl?“ fragte Pauline. Jakob ſagte: „Er that nicht unrecht, er that recht. Ich kann ihn nicht tadeln, doch auch nicht beſonders loben.“

„Und wie gefällt euch denn Auguſt? ſag' du es, Marie!“ Marie ſagte: „Der Auguſt war der Beſte! Der war recht gutherzig.“

Pauline ſprach: „Nun ſeht da, meine Kinder! Karl war gerecht: Fritz ungerecht und geizig: Auguſt aber wohlwollend, uneigennützig und großmüthig. Ungerecht dürfen wir nie ſeyn, gerecht müſſen wir immer ſeyn: wohlthätig und freigebig aber, ſo oft wir können und Gelegenheit dazu haben.“

Pauline blieb mit den Kindern nicht immer in der Stube; ſie ging mit ihnen öfters hinaus vor das Haus und in den Garten. Als ſie einmal aus der Thüre trat, flogen die Tauben von dem Dache herab, und pickten die Körner auf, die ſie ihnen gewöhnlich hinſtreute. Im Garten zeigten die Kinder ihr die Bienenkörbe, und erzählten ihr, als wüßte Pauline, ihre Lehrerin, es noch nicht: „Da drinnen wohnen die Bienen. Sie ſind nicht viel größer als Fliegen, aber ſo künſtlich, daß ſie den ſüßen Honig machen.“ Pauline erzählte ihnen nun die ſchöne Fabel von der Taube und von der Biene.

„Ein Täublein ſaß auf einem Baume, unter dem ein Brünnlein war. Eine Biene kam geflogen, trank und fiel hinein. Sie zappelte ängſtlich und fürchtete zu ertrinken. Das Täublein brach ein Zweiglein ab, und warf es der armen Biene zu. Die Biene ergriff es, ſchwang ſich darauf und entrann dem Tode. Bald darauf ſaß das Täublein wieder auf dem Baume. Ein Jäger zielte mit der Flinte nach ihm, und wollte es herabſchießen. Da flog die Biene eilig herbei, und ſtach ihn in die Hand. Der Jäger erſchrack, zuckte und ſchoß fehl — und das Täubchen kam mit dem Leben davon.“

Nun fragte Pauline: „Was können wir von dem Täublein und was von der Biene lernen?“ Die Kinder trafen die richtige Antwort: „Wir ſollen mitleidig ſeyn, und gerne helfen, wie dieſes Täublein: wir ſollen dankbar ſeyn und Wohlthaten vergelten, wie die Biene.“

Bei andern Veranlaſſungen erzählte Pauline den Kindern ähnliche Fabeln. Zum Beiſpiel: von dem Froſche, der ſo groß ſeyn wollte, als ein Ochs, ſich aufblähte — und zerplatzte: von dem Hunde, der ein Stück Fleiſch im Maule trug, ſich und das Fleiſch im Bache ſah, begierig darnach ſchnappte, ſein Stück Fleiſch in das Waſſer fallen ließ, und nun gar nichts hatte; von der Maus, die der Löwe gegen die Katze beſchützte, und dem, was unmöglich ſcheint, auch die Maus das Leben rettete, indem ſie die Stricke des Netzes, in das er gefallen war, zernagte. Die Kinder hatten an ſolchen Erzählungen große Freude; Pauline unterließ aber nicht, ihnen zu ſagen, was ſie daraus lernen ſollten.

Nun hatte ſich der Winter eingeſtellt, und es lag tiefer Schnee. Die Kinder konnten nicht vor die Hausthüre. Pauline ſuchte daher ſie in der Stube zu unterhalten. An einem kalten, aber ſchönen Wintertage ſchien die Sonne ungemein hell und lieblich zu dem Fenſter herein; draußen waren Bäume und Hecken glänzend weiß vom Reiſe.

Pauline brachte ein Schälchen mit Waſſer, in das ſie ein wenig Seife geſchabt hatte. Sie ſetzte ſich an das Fenſter, tauchte einen Strohhalm in das Schälchen, und machte eine Seifenblaſe. Die Kinder verwunderten ſich über die glänzende, durchſichtige Kugel, die immer größer wurde, und über die prächtigen Farben. „Welche wunderſchönen Farben!“ riefen ſie. „Wie ſchön roth und blau, und grün und gelb! Man kann nichts Schöneres ſehen.“

„Aber,“ ſagte Jakob, „wo kommen denn all' die ſchönen Farben her? Man ſieht ja in dem Schüſſelchen voll Waſſer nicht das Geringſte von einer Farbe.“ Und Maria ſagte, als die Seifenblaſe zerſprang: „Auch in den Waſſertropfen da ſieht man keine Farben. Wo kamen ſie denn hin?“

Pauline ſprach: „Das hat der liebe Gott ſo eingerichtet, daß in dem Waſſer ſo ſchöne Farben entſtehen, wenn die Sonne darauf ſcheint. Solche Farben ſehen wir in jedem Thautröpflein, in den Regentropfen, die von dem Dache fallen oder an den Blättern der Bäume glänzen; ja ſelbſt der Regenbogen mit ſeinen ſieben Farben beſteht aus lauter Waſſertropfen, die von der Sonne beleuchtet werden. — Wir können an dem Waſſer viel Schönes und Wunderbares bemerken. Der Reif, von dem jetzt Bäume und Hecken ſo ſchön weiß ſind, auch der viele Schnee, der jetzt die Dächer der Häuſer, und Berg und Thal bedeckt, iſt nichts, als Waſſer. Auch iſt das Waſſer eine große Wohlthat Gottes. Denn ſagt nur ſelbſt: Wenn es nicht mehr regnete, wie ſähe es da auf Wieſen und Feldern aus? Wenn es keine Quellen und Bäche gäbe, wie ginge es Menſchen und Thieren? Wie ſtünde es ohne Waſſer in der Haushaltung?“

Jakob erzählte: „Als es in dem letzten heißen Sommer ſo gar lange nicht mehr regnete, waren die Wieſen wie ausgedorrt, und man ſah da weder Gras noch Blumen. Und als mich der Vater einmal mit über Feld nahm, und die Sonne brennend heiß ſchien, und wir lange keine Quelle antrafen, verſchmachtete ich faſt vor Durſt.“

Marie ſagte: „Wenn man kein Waſſer hätte, ſo könnte man nicht kochen und nicht waſchen. An dem Röhrbrunnen vor unſerm Hauſe blieb einmal das Waſſer aus, und die Mutter hat recht gejammert: als das Waſſer aber wieder kam, haben wir Alle uns recht gefreut!"

Pauline ſprach: „Ihr ſeht da, welch' eine große Wohlthat Gottes das Waſſer iſt! Kommt, laßt uns Gott recht vom Herzen dafür danken." Sie betete ihnen vor. Die Kinder ſprachen ihr andächtig jedes Wort nach; wollten aber nun ſelbſt Seifenblaſen machen. Pauline geſtattete es, gab jedem einen Strohhalm, und die Kinder waren über ihre Kunſt ganz entzückt. Auch in der Folge haben ſie manches halbe Stündchen recht vergnügt damit zugebracht.

Eines Abends kamen Vater und Mutter von dem Riedhofe lange nicht nach Hauſe. Pauline ſaß mit den Kindern am Ofen, den man auch in der Stube heizen konnte. Sie öffnete das Thürchen, und ergötzte ſich an der ſchönen Glut, noch mehr aber an den fröhlichen Geſichtchen der Kinder. Sie legte dürres Reis auf die Glut, das bald in helle Flammen aufloderte, und ging hinaus, einen Topf mit Erdäpfeln zu holen und an das Feuer zu ſetzen. Als ſie wieder herein kam, hatte Jakob ein angebranntes Zweiglein ergriffen, das an einem Ende noch glühte, bewegte es ſchnell im Kreiſe umher und rief: „Sieh einmal, das iſt ein ſchönes, feuriges Rädlein!" Marie hatte einen noch ſtärkern glühenden Zweig in der Hand, fuhr damit ſchnell hin und her und ſagte zu Paulinen: „Sieh! das iſt ein ſchönes rothes Band; nur Schade, daß man es nicht anrühren kann, ohne ſich zu brennen, und daß es nicht bleibt und gleich wieder vergeht.“

Allein Pauline rief: „So darf man euch doch keinen Augenblick ohne Aufſicht laſſen; ſogleich unternehmt ihr etwas Gefährliches.“ Sie wehrte ihnen ernſtlich ab, und ſagte ihnen ſehr nachdrücklich, daß Kinder durchaus nicht mit dem Feuer ſpielen dürfen. Man hat viele Beiſpiele von Kindern, ſagte ſie, die ohne Aufſicht waren, mit dem Feuer unvorſichtig umgingen und elend verbrannten.

„Ich muß euch da,“ ſprach ſie, „doch eine kleine Geſchichte erzählen, die ich ſelbſt erlebt habe. Ein leichtſinniges Mädchen kam ſpät nach Hauſe, und nähte ein abgeriſſenes Band an ihrer Schürze wieder an. Da ſie die Scheere nicht ſogleich fand, brannte ſie an dem Oellichte den Faden vom Knäuel ab; warf den Knäuel in den Korb, der voll Garn und Leinwand war, und ging in ihre Schlafkammer. Das winzig kleine Fünklein am Faden glimmte fort, entzündete nach und nach den Knäuel, der brennende Knäuel das Garn und die Leinwand im Korbe, die Flammen des Korbes die Kleider, das nahe Bett. Die Stube, das Haus, die Nachbarhäuſer — ja das ganze Dorf wurden in Aſche gelegt, und ſogar einige Menſchen kamen um das Leben. Ein ſo großes Unglück kann ein kleines Fünklein anrichten. Ein noch viel gefährlicheres Fünklein aber iſt auch das kleinſte Böſe im menſchlichen Herzen. Die kleinſte böſe Neigung in unſerm Herzen nimmt, wenn wir ſie nicht unterdrücken, über Hand, und ſtürzt uns in zeitliches und ewiges Verderben.“

„So großen Schaden aber das Feuer anrichten kann, ſo bringt es doch noch viel größern Nutzen. Doch ſagt einmal nur ſelbſt: Wozu nützt uns das Feuer?“

„O,“ ſagte Jakob, „wenn wir kein Feuer hätten, ſo wäre die Stube hier kalt, und wir müßten im Finſtern ſitzen!“ Maria ſagte: „Wenn das Feuer nicht wäre, ſo könnte die Mutter keine Milchſuppe kochen, kein Brod backen, keine Erdäpfel ſieden, und nicht einmal für uns einen Apfel braten. Sie wüßte keinen glühenden Stahl zu bekommen, und könnte ihre Haube und mein Halstüchlein nicht bügeln.“

Die Kinder wären mit ihren Antworten zu Ende geweſen; Pauline half ihnen aber mit Fragen nach. „Sagt einmal,“ ſprach ſie, „wie würde es dem Schmiede, dem Hafner, dem Ziegelbrenner gehen, wenn es kein Feuer gäbe? Was könnten die Zimmerleute, der Schreiner, der Ackersmann, der Holzhacker anfangen, wenn ſie die eiſernen Werkzeuge nicht hätten, die man ohne Feuer nicht zu Stande bringen kann? So iſt es mit Nadel und Scheere. Wie Vieles würde uns, ohne das Feuer, zu einem Hauſe, in der Haushaltung und zum Feldbaue fehlen?“

Die Kinder wetteiferten mit Antworten. Am Ende faßte Pauline Alles zuſammen, und ſprach: „Seht, eine ſo große Wohlthat Gottes iſt das Feuer! So großen Nutzen bringt es uns.“

Da Jakob bald über ſieben, und das Mädchen bereits ſechs Jahre alt war, ſo hätten ſie nunmehr in die Schule gehen ſollen. Allein nach Hohenwald, wo ſich die Schule befand, war es eine ſtarke Stunde, und der Weg führte durch tiefe Schluchten voll Schnee und über einen hohen waldigen Berg. Die Kinder hätten unmöglich durchkommen können. Pauline wollte ſie einſtweilen doch wenigſtens die Buchſtaben kennen lehren. Sie zeichnete, da ſie kein A-B-C-Täfelchen bei Handen hatte, viele einzelne Buchſtaben, ſo wie ſie in gedruckten Büchern enthalten ſind, aber viel größer, mit Tinte auf Streifchen von ſteifem Papier. Die Kinder lernten ſie bald nennen. Sie ſetzte aus den einzelnen Buchſtaben hierauf Sylben zuſammen. Auch dieſe lernten die Kinder ausſprechen. Hierauf ließ Pauline in einem ihrer Bücher die Kinder zuerſt die Buchſtaben, die ſie kannten, aufſuchen, zeigte ihnen dann einſylbige Wörtchen von zwei, drei oder vier Buchſtaben, und auch dieſe konnten die Kinder bald leſen. Alles ging über Paulinens Erwartung, und zur großen Freude der Kinder ſehr gut.

Die Mutter brachte einmal von dem Wochenmarkte im Städtchen drei irdene Teller mit. Auf jedem Teller ſtand ein Reim. Das kleine Mariechen las mit ihrem hellen, angenehmen Stimmchen ſogleich den Reim: „Gott, Dir ſey Dank — für Speis und Trank.“ Jakob las den andern: „Iß nicht zu viel — halt Maaß und Ziel.“ Mariechen bat, den dritten Reim leſen zu dürfen, und las laut und deutlich: „Theil, was du haſt — gern' mit dem Gaſt'.“

Die Mutter war darüber ſo erſtaunt und erfreut, daß ihr Thränen in die Augen kamen. Pauline aber ſagte: „Die drei Reime geben uns drei ſchöne Lehren, wie wir uns in Hinſicht auf Speis und Trank zu benehmen haben. Wir ſollen Gott dafür dankbar ſeyn, ſie mit Mäßigkeit genießen, und unſern Mitmenſchen gern davon mittheilen.“

Am folgenden Morgen kam die Mutter in die Stube mit einem Körbchen voll Flachs in einer Hand, und mit einer Kunkel in der andern, und ſagte zu ihren Kindern: „In dieſer und der nächſten Woche gibt's für mich keine Arbeit auf dem Riedhofe. Nun ſoll's an ein Spinnen gehen.“

„Wie iſt das möglich?“ rief Pauline; „Ihr habt ja kein Spinnrädchen im Hauſe!“

„Das ſollt Ihr gleich ſehen, wie man ohne

Rädlein ſpinnen kann,“ ſagte die Mutter. Sie legte Flachs an den Spinnrocken, und ſpann an der Spindel. Auch die zwei Kinder holten ihre kleinen Kunkeln. Pauline hatte wohl ſchon an dem Rädchen geſponnen; allein das Spinnen an der Spindel war ihr etwas Neues. Sie war nicht wenig verwundert, als Mutter und Kinder ſich ſetzten, und die ſchnurrenden Spindeln drehten, daß es eine Luſt war. Pauline wollte nun auch das Spinnen an der Spindel lernen, und ſie hatte eine große Freude, daß es ihr bald ganz vortrefflich gelang.

Die Mutter, eine ſo treffliche Spinnerin ſie war, konnte aber nicht ſtricken. Pauline lehrte es die Kinder, und dieſe begriffen es ſehr leicht. Es kamen mehrere, auch größere Mädchen aus den benachbarten Häuſern, um das Stricken zu lernen. Pauline gab alle Tage zu beſtimmten Stunden Unterricht, und es entſtand eine recht artige Strickſchule. Sogar die kleine Marie brachte ein Paar kleine Strümpfchen, ſo groß ſie dieſelben nöthig hatte, zu Stande. Die Mutter und viele Aeltern im Dorfe erklärten das Stricken für eine ſehr leichte und ſehr nützliche Kunſt. „Wir brauchen nun kein Geld mehr für Strümpfe auszugeben,“ ſagten ſie; „ja ſogar Kinder können mit Stricken ein Stücklein Geld verdienen.“

Während die Kinder im Kreiſe umherſaßen, und ſtrickten, erzählte Pauline ihnen anmuthige Geſchichten, beſonders aus der heiligen Schrift.

Auch ſang ſie ihnen hie und da ein Liedchen vor, das ſie bald mitſingen lernten.

So verfloß der Winter: es wurde Frühling. Die Sonne ſchien wieder hell und warm in das Waldthal. Eis und Schnee ſchmolzen, und der Bach floß wieder hell wie Silber zwiſchen den neubegrünten Ufern hin. Die zarten gelblich grünen Blättchen der Birken am Hügel drangen hervor, und der Thalgrund wurde mit jedem Tage grüner. Der Dornſtrauch prangte mit weißen Blüthen, und die ſchönen gelben Schlüſſelblumen fingen an, zu blühen. Finken und Emmerlinge ſchlugen, und Alles fühlte neues Leben, und die Kinder ſangen und ſprangen vor Freude.

Die dankbaren Schülerinnen brachten Paulinen ein Sträußchen von den erſten Veilchen, und Pauline lehrte ſie einige Frühlingsliedchen und ein Liedchen auf die Veilchen.

Drei Frühlingsliedchen für Kinder.

1.

Der Wald iſt grün,
Der Himmel blau:
Die Blumen blüh'n
Auf bunter Au.
Gott, Deine Macht
Hat Alles hier
Hervorgebracht —
Wir danken Dir!

2.

Die Bäume blühen weiß und roth,
Dieß Alles macht der liebe Gott!
Er gibt uns Milch und Brod
Und macht uns friſch und roth!
Drum wollen wir uns freu'n
Und gut, wie Er, auch ſeyn!

3.

Wie iſt es doch ſo ſchön
Zur Frühlingszeit,
Wo Alles, was wir ſeh'n,
Uns neu erfreut!
Wie ſchön ſind Berg und Thal
Im Sonnenſchein!
Wie ſchön muß es einmal
Im Himmel ſeyn!

Veilchenlied für Kinder.

1.

Die Veilchen blüh'n
So lieblich blau,
Im friſchen Grün,
Voll Silberthau.

2.

Ein jedes füllt,
Von Laub umhüllt,
Ringsum die Luft
Mit ſüßem Duft.

3.

Wer Demuth liebt,
Und Gutes übt,
Iſt anmuthreich —
Den Veilchen gleich.

Neuntes Kapitel.

Ein großer Jammer.

Der Frühling, der Alles erfreut, brachte Paulinens guten Hausleuten keine Freude, ſondern vielmehr ſehr traurige Tage. Denn nicht nur drückte der Krieg das Land ſehr hart darnieder — zu den Kriegskoſten kam noch eine andere Landplage. Eine Viehſeuche richtete große Verheerungen an. Auch die guten Landleute, die Paulinen ſo freundlich aufgenommen hatten, kamen um ihre einzige Kuh. Der Jammer der Kinder und Aeltern war ſehr groß. „Ach,“ ſagten ſie, „wir ſind um unſern ganzen Reichthum gekommen.“ Auch Pauline bedauerte das arme Thier, dem ſie öfter von ihrem Abendbrode die Hälfte, mit Salz beſtreut, gereicht hatte; allein das gute Fräulein, in der Stadt erzogen, konnte nicht begreifen, warum dieſer Verluſt gar ſo hoch angeſchlagen werde. Da aber die armen Leute ſich außer Stand ſahen, eine andere Kuh zu kaufen, ſo erfuhr Pauline es nur zu bald. Die Kinder bekamen ſonſt am Morgen zum Frühſtücke eine Milchſuppe, auch des Nachmittags ein Schüſſelchen friſcher, ſüßer Milch, in die ſie Brod einbrockten; allein nunmehr mußten ſie Morgens und Abends mit einer Waſſerſuppe vorlieb nehmen. Auch bei dem Mittageſſen wollten Suppe, Mehlſpeiſen und Gemüſe ihnen wenig ſchmecken, weil das Schmalz daran fehlte. Abends bekamen ſie kein Butterbrod mehr. Die Kinder beklagten ſich darüber. Allein die Mutter ſagte: „Seht ihr nun, was für eine große Wohlthat Gottes Milch und Butter ſeyen! Vielleicht habt ihr Ihm für dieſe Gaben bisher zu wenig gedankt. Dankt Ihm indeß, daß wir noch Brod haben. Ich fürchte, ich werde euch bald dieſes kaum mehr geben können. Nachdem wir unſere Kuh verloren haben, kann unſer kleines Ackerfeld nicht mehr gedüngt werden, und da wird wenig Korn darauf wachſen, und die Aernte mager ausfallen. Wir werden ſo bald keine Kuh zu kaufen vermögen: denn eine gute Milchkuh koſtet bereits ſiebenzig bis achtzig Gulden. Gott erbarme ſich über uns arme Leute!“

Allein der Verluſt der Kuh war noch nicht das einzige Unglück; es folgte bald noch ein anderer Jammer. Stephan war einem Bauern zu Hohenwald hundert Gulden ſchuldig. Der Bauer war auch beinahe um all ſein Vieh gekommen, und kündete nun dem Stephan dieſes Kapital auf. Stephan hatte kein Geld und bat den Bauern, noch einige

Zeit Geduld zu haben. Der Bauer bewilligte ihm eine Friſt von vier Wochen, Stephan ſuchte bei reichen Leuten Geld zu entlehnen, und machte manchen harten Gang. Allein vergeblich; er wurde oft ſehr rauh abgewieſen. Auf ſein dringendes Bitten ſah der Bauer noch eine Woche zu. Allein Stephan wußte kein Geld aufzutreiben. Endlich verklagte ihn der Bauer bei dem Amtmanne zu Hohenwald, und der Amtsdiener forderte den Stephan auf, vor Gericht zu erſcheinen. Stephan erſchien und flehte auf's Neue um Nachſicht. „Bedenkt doch meine Noth, an der ich wahrhaftig nicht ſchuldig bin!“ ſagte er zu dem Bauern. „Ich habe immer fleißig gearbeitet und keinen Kreuzer unnütz ausgegeben. Laßt mir Zeit, und ich werde euch gewiß bei Pfennig und Heller bezahlen.“

Der Bauer aber beſtand darauf, er wolle ſein Geld. Der Richter redete ihm zu, noch einige Zeit zuzuwarten. „Es hat ja,“ ſagte er, „bei dem fleißigen und ſparſamen Manne keine Gefahr, das Geld zu verlieren. Ihr könnet das Geld immer leichter aufbringen, als der arme Mann. Thut ein Werk der Barmherzigkeit und wartet zu!“

Der Bauer ſchüttelte den Kopf, und ſagte trocken: „Ich muß Kühe kaufen, und dazu brauche ich das Geld.“

„Je nun,“ ſagte der Amtmann, „wenn Ihr darauf beſteht, ſo kommt der ehrliche Stephan um ſeine Hütte. Aber bei dem Gelde, das Ihr ſo hartherzig fordert, wird kein Segen ſeyn. Wenn Ihr vielleicht auch einmal von Euerm Hauſe vertrieben werdet, ſo denket an meine Worte."

Der Bauer wäre wohl nicht ſo hartherzig geweſen. Allein der Amtsdiener, dort zu Lande gewöhnlich nur Amtsknecht genannt, hatte heimlich den Bauer aufgehetzt. „Beſtehe auf deiner Forderung," hatte er zu ihm geſagt: „jetzt kannſt du noch zu deinem Gelde kommen; allein wenn du nur noch vier Wochen zuwarteſt, ſo iſt Alles verloren. Ich weiß, was ich weiß."

Er hatte das ohne allen Grund geſagt; es war durchaus falſch. Er wußte Nichts. Allein der Amtsdiener war ein bösartiger Menſch, nahm ſich ſehr viel heraus und war nur immer darauf bedacht, den Leuten Geld oder Geldeswerth abzudringen. Er war ein ſtarker Tabakraucher, und forderte von Stephan, ihm allen Schwamm zum Tabakanzünden umſonſt zu geben. Stephan verſah ihn lange Zeit damit unentgeltlich. Allein da der Amtsdiener auch ſeinen Rauchbrüdern immer davon mittheilte, und zuletzt ſelbſt einen kleinen Handel mit dem geſchenkten Tabakszunder anfing, ſo wurde dieß dem guten Stephan am Ende doch zu viel. Er forderte Bezahlung. Der Amtsdiener ward darüber ſehr aufgebracht. „Warte nur," ſagte er, „ich will dir ſchon einmal einen Stein in den Garten werfen!" Dieß war vor mehr als einem Jahre geſchehen. Allein der feindſelige Menſch hatte ſeinen Zorn im Herzen behalten, bis er jetzt Gelegenheit gefunden, ihn auszulaſſen.

Die Rede des Amtmannes: „Wenn Ihr vielleicht auch einmal von Euerm Hauſe vertrieben werdet, ſo denket an meine Worte,“ war dem Bauern gemeint; ſie trafen aber noch mehr den Amtsknecht, der heimlich den Bauern falſch berichtet hatte. Allein der rachgierige, eigennützige Böſewicht, der ſie wohl mitangehört hatte, nahm ſie nicht zu Herzen. Er forderte von dem Bauern noch ein gutes Trinkgeld, weil er ihm ſo gut gerathen habe. Der gutmüthige Bauer gab ihm einen Gulden, und der Amtsknecht, dem die Worte des Amtmanns doch ein wenig im Kopfe herumgingen, begab ſich in das Wirthshaus, ſuchte durch Trunk und Kartenſpiel, Poſſenlieder und Gelächter die ernſten Gedanken zu verſcheuchen, und blieb dort mit zwei ſeiner Trunkbrüder bis ſpät in die Nacht.

Der gute Stephan hatte ſich ſogleich aus der Gerichtsſtube auf den Heimweg gemacht. Er war ſehr niedergeſchlagen, und mit langſamen, matten Schritten wanderte er durch den Wald hin. Er blieb unterwegs öfter ſtehen, ja, bei einem großen Kreuze im Walde kniete er nieder, und betete mit feſtgefalteten Händen, Gott wolle ihm und ſeinen Kindern ihre Heimath erhalten. Mit betrübtem

Geſichte und naſſen Augen näherte er ſich ſeinem Hauſe.

Anna ſtand unter der Hausthüre und rief ihm ſchon von weitem zu: „Nun, wie ſtehts?"

„O Du mein Gott," ſprach Stephan, „nicht gut! Wir kommen um das Haus."

Anna ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und weinte und jammerte laut. Sie gingen in die Stube. Alle Kinder fingen an zu weinen, und es entſtand ein großer Jammer.

Stephan ſetzte ſich blaß und traurig auf die Ofenbank und ſchwieg; mit Thränen in den Augen blickte er mehrmal auf ſeine Kinder, und ſeufzend zum Himmel. Die Mutter ſtand, ſich an die Wand lehnend, nicht weit von ihm, hielt die Hand vor die Augen, und weinte ſo heftig, daß die Zähren auf den Stubenboden herabtröpfelten.

Die kleine Marie ſuchte den Vater zu tröſten. „Denkt an Eure eigenen Worte, lieber Vater" ſagte ſie: „Gott verläßt keinen, der auf Ihn vertraut."

Jakob, der Knabe, ſagte zur Mutter: „Weinet doch nicht gar ſo; Ihr thut ja, als wenn der liebe Gott nicht mehr lebte. Haltet Euch vielmehr an Paulinens Sprüchlein: „In Noth bedenke dieß, Gott lebt und hilft gewiß."

Fräulein Pauline ſaß in einer Ecke und betete. Sie weinte auch ſchmerzlich, trocknete aber auf einmal ihre Thränen und rief: „Ja, Gott lebt und hilft!

Er hat einſt mir geholfen, Er wird jetzt auch Euch helfen. Ihr werdet ſogleich ſehen, wie!“ Sie ging eilig zur Thüre hinaus.

Vater und Mutter verwunderten ſich. Die Mutter ſagte: „Was fällt dem Kinde ein!“ Der Vater ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ach, da iſt nicht zu helfen!“

Das Fräulein war in ihre Kammer unter dem Dache hinauf geeilt, kam aber ſogleich wieder die Stiege herab, und trat in die Stube. Sie hatte das kleine Bildniß ihres verſtorbenen Vaters in der Hand. Es war unter Kryſtallglas verwahrt, in Gold gefaßt, und mit Edelſteinen umgeben.

Pauline betrachtete das liebliche Bild, druckte es an ihre Bruſt, küßte es — und ſprach dann: „Dieſes kleine Bild iſt das einzige Andenken, das ich von meinem ſeligen Vater habe. Da er ſo frühe geſtorben iſt, und meine Mutter mir entriſſen worden, ſo iſt es mir zweimal theuer! Um keinen Preis, nicht um goldene Berge wäre es mir feil. Doch, um Euch, Ihr lieben Leute, aus Eurer großen Noth zu retten, iſt es mir nicht zu koſtbar.“

Hierauf blickte ſie mit Augen voll Thränen zum Himmel und ſprach: „Seliger Geiſt meines Vaters, du zürneſt gewiß nicht — o, du verzeiheſt mir gewiß, daß ich dein Bild verſchenke, um dieſe meine Wohlthäter hier aus dieſer ihrer großen Noth zu erretten! — Auch meine Mutter,“ fuhr ſie fort, „wird, wenn ich ſie auch erſt im Himmel wieder ſehen ſollte, nicht unzufrieden mit mir ſeyn. Sie billigt es gewiß, daß ich mich Eurer, Ihr guten Leute, erbarme, da Ihr Euch meiner ſo liebreich erbarmt habt. Ja, der liebe Gott ſelbſt — o mir ſagt es mein Herz! — iſt mit mir zufrieden. Er will es, daß ich ſo handle; ich glaube, Er ſelbſt hat mir das eingegeben.“

Sie ſagte hierauf zu Stephan: „Geht zu einem Goldarbeiter in der Stadt, und verkauft ihm dieſes Kleinod. Wenn der Mann redlich iſt, ſo gibt er Euch gewiß ſo viel dafür, daß Ihr dem unbarmherzigen Bauern Eure Schuld bezahlen und überdieß noch eine Kuh kaufen könnet. Ich hörte meine Mutter mehrmal ſagen, das kleine Porträt habe zwei bis dreihundert Gulden gekoſtet.“

Stephan und Anna konnten dieß kaum glauben. Stephan aber ſagte: „Wenn das kleine Ding ſo viel werth ſeyn ſoll, ſo kann ich es ſchon gar nicht nehmen. Kinder dürfen ohne Wiſſen ihrer Aeltern Nichts verſchenken; am wenigſten etwas ſo Koſtbares.“

„Da habt Ihr vollkommen recht,“ ſagte Pauline, „allein die Umſtände ſind hier ganz beſonders. Eure Noth iſt ſo groß, daß Euch auf der Stelle geholfen werden muß. Ich kenne das gute Herz meiner Mutter. Das Bild iſt ihr zwar ſehr lieb, denn mein ſeliger Vater hat es ihr einſt zum Brautgeſchenke gegeben. Allein da es wirklich kein anderes Mittel gibt, Euch zu helfen, ſo würde ſie ſelbſt willig das koſtbare Kleinod hergeben, Euch aus Eurer großen Noth zu erretten. Nehmt es daher ohne Bedenken und verkauft es, damit Ihr von dem hartherzigen Bauern los werdet — und wieder zu einer Kuh kommet."

Stephan nahm das Bild und betrachtete es ſehr aufmerkſam. „Ich verſtehe mich zwar nichts auf dergleichen Koſtbarkeiten," ſagte er; „ich fürchte aber, man werde mich auslachen, wenn ich für das Bildlein ſo viel Geld verlange."

„Das kleine Miniatur-Bild, die Malerei, iſt eigentlich nicht ſo viel werth," ſagte Pauline: „das Malen koſtete, ſo viel ich weiß, nur vier bis ſechs Dukaten; aber das Gold und die Diamanten haben einen ſo großen Geldwerth. Doch, laßt mich das geliebte Bild noch einmal ſehen, bevor ich mich auf immer davon trenne."

Sie benetzte es mit Thränen; Thränen und Diamanten glänzten untereinander. Die Thränen der kindlichen Liebe aber waren köſtlicher in Gottes Augen, als die Diamanten.

Stephan ſagte: „Wie ich ſehe, iſt Euch das Bild unendlich lieber, als das Gold und die Edelſteine. Wenn das iſt, ſo iſt da leicht zu helfen. Ich laſſe das Bild herausnehmen, und bringe es Euch wieder, und verkaufe nur das Gold und die glänzenden Steinlein."

Das Fräulein war über dieſen Gedanken höchſt entzückt. „Ich bin doch ein recht einfältiges Mädchen," ſagte ſie, „daß mir das nicht ſelbſt einfiel. O, jetzt iſt mir ein ſchwerer Stein vom Herzen; denn an Gold und Diamanten iſt mir und meiner Mutter wenig gelegen. Euch aus der Noth zu helfen, iſt mir lieber als Gold und alle Edelſteine der Welt.“

Zehntes Kapitel.

Eine andere traurige Begebenheit.

Am folgenden Morgen war Stephan ſchon ſehr früh aufgeſtanden, um in die Stadt zu gehen. Anna kochte ihm zum Frühſtücke eine ungeſchmalzene Waſſerſuppe, und ſchob ihm zu ſeinem Mittageſſen ein großes Stück ſchwarzes Brod in die Taſche. Da es heute in der Stadt eben Wochenmarkt war, ſo gab ſie ihm einen Bündel feingeſponnenes Leinengarn mit, es auf dem Markte zu verkaufen.

Sobald er in der Stadt ankam, ging er ſogleich in das Haus des Goldarbeiters und traf ihn in ſeiner Werkſtätte, wo er eben mit dem Blasbalge die Glut anfachte, auf der ein Schmelztiegel ſtand.

Stephan zog höflich ſeine Mütze ab, langte das Porträt aus ſeiner Taſche hervor, und ſagte: „Herr Goldſchmied, da habe ich etwas Wunderſchönes. Sagt mir einmal ehrlich und redlich, was es werth ſey. Wenn wir des Handels Eins werden können, ſo will ich Euch das Gold und die Edelſteine verkaufen. Das Bild aber müßt Ihr mir zuvor herausnehmen, und mir zurückgeben. Denn dieſes iſt nicht feil.“

Dem Goldſchmiede fuhr ſogleich der Gedanke durch den Sinn, das Porträt ſey geſtohlen. Er betrachtete es ſehr aufmerkſam und dachte: „Wie kommt eine ſolche Koſtbarkeit in die Hände eines armen Mannes! Erſt geſtern wurde mir von der Obrigkeit in Geheim ein Verzeichniß geraubter Koſtbarkeiten vorgeleſen, mit der Weiſung, wenn mir eine oder die andere davon zum Verkaufe angeboten werden ſollte, es ſogleich anzuzeigen. Das trifft nun recht gut zuſammen. Es war auch ausdrücklich eines ſolchen Porträtes erwähnt. Dieß vortrefflich gemalte Miniaturgemälde mit der köſtlichen Einfaſſung iſt es gewiß. Ich werde große Ehre einlegen.“

Der Goldarbeiter ließ ſich aber von ſeinem Verdachte gegen Stephan nichts merken. Er ſagte bloß: „Wie Ihr ſeht, habe ich da eben Silber in der Glut, und kann nicht davon gehen. Auch habe ich einige Zeit nöthig, das Bild herauszunehmen, das Gold zu wägen und die Steine zu prüfen, die allerdings ſehr ſchön ſind. Kommt in einer halben Stunde wieder — da werdet Ihr nähere Auskunft erhalten, was es mit dieſem Kleinode für eine Beſchaffenheit habe.“

„Gut, gut," ſagte der ehrliche Stephan. „Ich will einſtweilen mein Garn verkaufen, und dann bei dem Bärenwirthe zu dem Stücke Brod, das ich in der Taſche habe, ein Krüglein Bier trinken." Er ging ſehr zufrieden, ohne etwas Arges zu denken.

Der Goldſchmied wuſch ſogleich ſeine rußigen Hände und ſein Geſicht, zog ſeinen Sonntagsrock an, eilte mit dem Porträt zu dem Herrn Oberamtmann, und machte die Anzeige, daß ein armer Mann ihm dieſes Porträt zum Verkaufe angeboten habe. Es wurden ſogleich zwei Gerichtsdiener abgeſendet, ſich des verdächtigen Mannes zu bemächtigen. Sie begaben ſich in dem Hauſe des Goldſchmieds in eine Nebenkammer und lauerten auf Stephan.

Stephan kam, trat guten Muthes in die Stube des Goldſchmieds und fragte: „Nun, wie ſteht's mit unſerm Handel?"

„Das ſollt Ihr ſogleich hören," ſagte der Goldſchmied, und öffnete die Kammerthüre. Die Gerichtsdiener traten heraus, ergriffen den guten Stephan, und führten ihn, ſo ſehr er auch ſeine Unſchuld betheuerte, vor Gericht. Stephan fing an, zu erzählen, wie er zu dem Porträt gekommen. Allein der Oberamtmann, der eben mit Geſchäften überladen, und ein ſehr hitziger Mann war, ſagte ganz kurz: „Dieß zu unterſuchen, iſt gar nicht meine Sache. Bei dem Kreisgerichte liegt eine

Bande Spitzbuben gefangen; unter den Koſtbarkeiten, die ſie geraubt haben, ward auch dieſes Porträt ſehr genau beſchrieben. Dorthin muß ich Euch abführen laſſen — dort werdet Ihr verhört werden, wie das Porträt in Eure Hände gekommen. Könnet Ihr dort beweiſen, daß Ihr weder ein Dieb, noch Diebshehler ſeyd, ſo ſoll es mir lieb ſeyn; allein ich fürchte, es werde Euch nicht gut gehen.“

Der unſchuldige Stephan wurde auf einen Wagen geſetzt; zwei Soldaten mit geladenen Flinten ſetzten ſich zu ihm, um ihn in die Kreisſtadt abzuführen. Der ganze Wochenmarkt kam in eine Bewegung, die einem Aufruhre glich. Viele aus der Menge riefen: „Seht, dieſer iſt auch einer von der berüchtigten Spitzbubenbande: er wird dem Galgen gewiß nicht entgehen.“

Mehrere Landleute aber, die auf den Markt gekommen waren, und Stephan kannten, jammerten ſehr. „Ach, der arme Mann!“ ſagten ſie. „Was für ein Jammer wird das für ſein Weib und ſeine Kinder ſeyn? Gott gebe, daß er unſchuldig ſey, und ſeine Unſchuld an den Tag komme!“

Stephan kam mit ſeinen zwei Begleitern am Abende des folgenden Tages in der Kreisſtadt an. Der Leiterwagen hielt vor einem großen Hauſe, in dem ſich das Kreisgericht befand. Einer der Soldaten ſtieg ab, das amtliche Schreiben, das man ihm mitgegeben, zu überreichen; der andere Soldat bewachte indeß Stephan. Auch hier liefen viele Leute zuſammen, und gafften den betrübten Stephan neugierig an; einige mit Unwillen und Abſcheu als einen Uebelthäter; andere mit Bedauern, und dem Wunſche, er möchte unſchuldig befunden werden.

Endlich kam der Befehl, den Gefangenen einſtweilen in die Frohnfeſte abzuführen. Stephan wurde in ein enges Gefängniß gebracht. Es war bereits Nacht. Nach einer Stunde kam der Knecht des Kerkermeiſters mit einer Laterne, brachte eine Schüſſel voll Suppe, Brod, und einen Krug mit Waſſer, ſtellte Alles auf den kleinen ſteinernen Tiſch, und wünſchte dem Gefangenen gute Nacht, nahm das Licht wieder mit ſich, und ließ den armen Stephan in dem finſtern Kerker allein.

Der troſtloſe Stephan fiel in dem Gefängniſſe auf die Knie nieder und betete mit zu dem Himmel emporgeſtreckten Armen: „O Du barmherziger Gott, erbarme Du Dich meiner! Ach, Du allein ſiehſt mich hier in dieſer Finſterniß. Du hörſt meine Seufzer und zählſt meine Thränen. Ich habe keine andere Zuflucht, als Dich allein! Dir vertraue ich! Du biſt auch hier zugegen. Mauern und eiſerne Riegel können Dir nicht wehren, mir zu helfen. O, laß mein inbrünſtiges Flehen nicht unerhört, und hilf mir!“

„Erbarme Dich, Du lieber barmherziger Gott, über mein Weib und meine Kinder! Ach, wie traurig und betrübt werden ſie ſeyn, daß ihnen der Vater genommen worden, daß ich ſo viele Meilen weit von ihnen im Gefängniß liege! O, wie arm ſind ſie! Schon ſeit langer Zeit haben ſie kein Löffelein Milch mehr bekommen, die ihnen die liebſte Nahrung war; nun wird es ihnen auch bald an Brod fehlen, weil mein Arm ihnen keines mehr verdienen kann. Ja, ſogar aus dem Hauſe will man ſie auf die Gaſſe hinausſtoßen: man will ihre Heimath verkaufen. O Du mein Gott! wo werden ſie dann, arm, verlaſſen und ohne Hülfe, in der weiten Welt umherirren, während ich hier gefangen liege, und nichts mehr für ſie thun, nicht einmal ihnen ein Wort des Troſtes ſagen, oder ihnen einen guten Rath geben kann?“

„O, ich bitte Dich, liebſter, beſter Vater im Himmel! Erbarme Du Dich ihrer! Erhöre mein Gebet, mit dem ich unter heißen Thränen für ſie flehe. Ich weiß es gewiß, auch ſie beten weinend und jammernd für mich! Erhöre, erhöre ihr und mein Gebet! Auch Pauline, das gute Kind, betet gewiß für uns Alle. O, erhöre unſer Aller gemeinſchaftliches Gebet!“

„Ach, die gute, liebevolle Pauline!“ ſprach er weiter; „ſie war, ſo ſchwer es ſie ankam, bereit, jenes koſtbare Kleinod, das einzige, was ſie noch von ihren Aeltern hatte, herzugeben, um uns zu helfen — Du, guter Gott, biſt unendlich liebevoller! Dich koſtet es nichts, uns zu helfen. O, ſo hilf uns denn! Errette, errette uns aus unſ'rer großen Noth!"

„Du, o Gott, weißt es, daß ich unſchuldig in dieſe Diebsgeſchichte verwickelt worden. Auch eine gerechte Obrigkeit wird, wie ich nicht zweifle, am Ende meine Unſchuld anerkennen! Aber da, wie ich höre, ſo viele Räuber und Diebe zu unterſuchen ſind, ſo können die Unterſuchungen Jahre lang währen. Und wie wird es inzwiſchen meinen armen Kindern und ihrer Mutter ergehen! O Gott, eile, eile mir zu helfen! Du nur kannſt dieſer traurigen Geſchichte ſchnell ein Ende machen! Oeffne mir denn dieſe Kerkerthüre recht bald, führe Aeltern und Kinder wieder zuſammen — und auf den Knieen wollen wir Dir danken, und Dir, ſo lang wir leben, unſern Dank durch ein frommes Leben bezeigen."

Auf dieſes Gebet fühlte Stephan ſein Herz viel leichter. Er ſtand getroſt auf und ſprach: „Es bleibt doch wahr, und ich erfahre es auf's Neue: Kummer und Sorgen treiben zum Gebete, und das Gebet vertreibt Kummer und Sorgen — es macht uns vertrauter mit Gott. Und das iſt doch das Beſte, daß wir uns recht an Gott halten, und uns Ihm ganz übergeben. Gegen dieſe Gemeinſchaft mit Gott ſind alle Schätze und Freuden der Welt nichts. Deßhalb, um uns näher zu ſich zu ziehen, läßt Gott auch, denke ich, ſo vielerlei Leiden über uns Menſchen kommen.“

So ſprach er, und legte ſich auf ſein ärmliches Lager.

Elftes Kapitel.

Eine höchſt ſeltene Erſcheinung in einem Gefängniſſe.

Der gute Stephan konnte, obwohl er viel ruhiger war, in dem Gefängniſſe faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen. Er dachte mit weinenden Augen an Weib und Kinder. Doch tröſtete er ſich mit ſeiner Unſchuld: noch mehr tröſtete ihn ſein Vertrauen auf Gott. Erſt gegen Tag ſchlief er ein Paar Stunden. Als er aufwachte, blickte er in dem engen Kerker mit Schrecken um ſich. Das kleine Fenſter war mit Eiſen vergittert, die eichene Thüre mit Eiſen beſchlagen, und der Boden mit Ziegelſteinen gepflaſtert. Der Morgen kam ihm ſehr lange vor.

Als endlich die Mittagsſonne durch das Eiſengitter hereinſchien, und der rothe Glanz auf dem Steinpflaſter auch die Mauern des Gefängniſſes mit röthlichem Lichte erhellte, kam der Knecht des Kerkermeiſters mit dem Mittagseſſen. Stephan fragte, ob man nicht bald ſein Verhör vornehmen werde. „Heute noch nicht,“ ſagte der Mann. In ein weiteres Geſpräch ließ er ſich aber nicht ein. Ebenſo ging es bei dem Abendeſſen. Es fiel dem guten Stephan ſehr ſchwer, die zweite Nacht in dem Gefängniſſe zubringen zu müſſen. Er legte ſich angekleidet auf das dürftige Lager, das nur aus Stroh, einem Kopfkiſſen und einer wollenen Decke beſtand. Er hörte in der tiefen Stille der Nacht die Uhr, von einem entfernten Thurme her, ſchlagen, und zählte jede Stunde.

Es hatte eben elf Uhr geſchlagen — da hörte er draußen auf dem Gange, der zu ſeinem Gefängniſſe führte, Tritte. Ein Bund Schlüſſel klirrte, die Thüre des Gefängniſſes ging auf. Er ſah den Kerkermeiſter, nicht wie bisher nur den Knecht, draußen vor der Thüre, mit einer Laterne in der einen Hand, und mit abgezogener Mütze in der andern ſtehen. Ein Bedienter in ſcharlachrother Livre mit goldenen Borden trat mit zwei brennenden Kerzen auf glänzenden Leuchtern herein, und ſtellte ſie auf den kleinen Tiſch des Gefängniſſes. Zwei anſehnliche Frauen mit Hüten von ſchwarzem Sammet und in ſchwarzen ſeidenen Mänteln folgten ihm. Ein vornehmer Herr in goldgeſtickter Uniform, mit einem Degen an der Seite und dem Hute in der Hand, begleitete ſie. Ein anderer Bediente brachte ein Paar Seſſel.

Stephan ſtand auf, nahm die Mütze ab, und verbeugte ſich vor den unerwarteten Gäſten, ſo tief er konnte. Alle betrachteten ihn eine Weile ſtillſchweigend.

„Lieber Freund,“ ſagte endlich die Frau, die zuerſt hereingekommen war, „ich habe Mehreres mit Euch zu ſprechen. Setzt Euch auf Euer Bett,“ ſprach ſie, indem ſie ſelbſt und ihre Begleiterin auf den zwei Seſſeln Platz nahmen.

Sie ſprach nun weiter: „Ich hoffe, mein guter Stephan, Ihr werdet in Euerm Verhöre vor dem Oberamte die Wahrheit geſagt haben; ja, Ihr werdet mich davon vollkommen überzeugen, wenn Ihr über Das, was ich Euch jetzt fragen werde, mir richtige Antworten geben könnet.“

Die Frau legte nun dem Stephan eine Menge Fragen vor: Ob er das kleine Bild, das ſie ihm zeigte, wirklich aus der Hand eines adeligen Fräuleins erhalten habe; wie das Fräulein heiße, wie alt es ſey und wie groß; was dieſer Pauline Augen und Haare für eine Farbe haben; was für Kleider ſie angehabt: wann, wo und wie Stephan ſie angetroffen: wo ſie ſeit jenem Raubanfalle ſich aufgehalten: ob ſie ihm nicht den Namen ihres Vaters und ihrer Mutter geſagt habe; was ſie ihm ſonſt von ihren Aeltern erzählt habe; wie es komme, daß Stephan das theure Eigenthum Paulinens verkaufen wollte.

Dieſe und noch viele andere Fragen beantwortete

Stephan mit freudiger Zuverſicht und zur vollkommenſten Zufriedenheit der Frau. Sie brach in reichliche Thränen aus und rief: „Ja, ſie iſt es! Sie iſt meine Tochter, die ich für verloren hielt! O, wie dank ich Dir, Vater im Himmel, daß Du ſie mich wiederfinden läſſeſt! — Auch Euch, guter, ehrlicher Stephan und Eurer guten Hausfrau bin ich vielen Dank ſchuldig. Iſt aber meine Tochter gewiß noch in Euerm Hauſe?“

„Ganz gewiß,“ ſagte Stephan: „ich ließ ſie dort. Schicken Sie hin, und Sie werden es erfahren. Ich gehe gewiß nicht mit Ränken und Schwänken um.“

„Nun wohl,“ ſprach die Frau höchſt erfreut, und wandte ſich zu dem Herrn in der goldgeſtickten Uniform. „Was halten Sie von der Geſchichte, Herr Präſident?“ ſagte ſie. „Könnte der ehrliche Mann nicht auf der Stelle aus dem Gefängniſſe entlaſſen werden? Ich denke, ihn mit mir nach Hauſe zu nehmen, und morgen vor Anbruch des Tages mit ihm zu meiner Tochter zu reiſen. Was ſagen Sie dazu?“

Der Präſident, der den Stephan mit durchdringenden Blicken betrachtet und aufmerkſam auf jedes ſeiner Worte gehorcht hatte, ſagte: „Ich bin von der Unſchuld des Mannes überzeugt. Er mag mit Ihnen gehen. Allein ihn aus der Stadt zu entlaſſen, geht nicht ſo ſchnell. Er muß erſt noch über die Begebenheit und über Alles, was über die Räuber einigen Aufſchluß geben könnte, ausführlich zu Protokoll vernommen werden.“

„Nun wohl,“ ſagte die Frau von Grünthal und ſtand auf, „ſo kommt denn mit uns, lieber Stephan!“

Beide Frauen verließen das Gefängniß, und der Präſident begleitete ſie. Stephan, der über ſeine ehrenvolle Befreiung Freudenthränen vergoß, folgte ihnen. Unten am Eingange zur Frohnfeſte ſtand eine prächtige Kutſche. Der Präſident half den zwei Frauen in die Kutſche einſteigen, und ſetzte ſich zu ihnen.

Stephan bat den Kutſcher und ſagte zu ihm: „Ei wie, laßt mich zu Euch auf den Bock ſitzen! Ich komme ſonſt der Kutſche nicht nach, und möchte dann mich in der finſtern Stadt verirren, und das Haus nicht finden.“

Allein Frau von Grünthal rief aus der Kutſche heraus: „Ihr müßt zu uns herein ſitzen, lieber Stephan!“

„O das thue ich recht gern,“ ſagte Stephan, „wenn Sie es mir nicht zu einer Grobheit anrechnen wollen, daß ich ſo frei bin.“

Er ſtieg eilends ein, und die Kutſche fuhr vor das Haus, in dem beide Frauen wohnten. Beide gingen mit Stephan in das Haus. Als ſie in das Zimmer traten, ſchlug die Uhr, die auf einem marmornen Wandtiſche ſtand, eben zwölf Uhr. „Es iſt ſchon ſpät,“ ſagte Frau von Grünthal; „darum gute Nacht für heute, mein lieber Stephan! Morgen haben wir noch Vieles mit einander zu reden. Schlaft recht wohl — auf die ausgeſtandenen Schrecken.“

Stephan wurde von einem Bedienten in ein ſo prächtiges Schlafzimmer geführt, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht geſehen hatte. Der Bediente ſtellte den ſilbernen Leuchter mit dem hellbrennenden Wachslichte auf den Tiſch, der mit einem farbenreichen Teppich bedeckt war, wünſchte dem Stephan ganz überaus freundlich gute Nacht, und entfernte ſich.

Dem guten Stephan aber war es, als träumte ihm, da er ſich aus dem traurigen Gefängniſſe in ein ſo freundliches Zimmer verſetzt ſah. Um ſich zu überzeugen, daß er wirklich wache, zwickte er ſich in das Ohrläppchen. „Ja, ja,“ ſagte er freudig, „es iſt nicht anders. Es iſt kein Traum, ich wache! Gott ſey tauſendmal Lob und Dank!“

Er fiel auf die Knie nieder und betete: „Guter, lieber Gott, wie danke ich Dir, daß Du mein Gebet ſogleich erhört, meine Unſchuld an den Tag gebracht, mich aus dem Gefängniſſe erlöst, und dem guten Fräulein Pauline und ihrer Frau Mutter ſo große Freude bereitet haſt.“

Zwölftes Kapitel.

Geſchichte der vermißten Mutter.

Als Stephan am folgenden Morgen erwachte, war die Sonne bereits aufgegangen, und ſchien durch die hohen Fenſter hell und freundlich in das lieblich ausgemalte Zimmer. Stephan eilte ſich anzukleiden, und betrachtete die Gemälde in goldenen Rahmen mit neuer Verwunderung, denn geſtern hatte er ſich nicht Zeit genommen, ſie näher zu betrachten. Es waren lauter Porträte von Herren und Frauen in Lebensgröße.

„Die Bilder müſſen viel Geld gekoſtet haben!“ dachte er; „da jenes kleine Miniatur-Bild ſchon bei ſechs Dukaten koſtete, ſo mag ein ſo großes Miniatur-Bild wohl eben ſo viele hundert Gulden koſten. Und dann erſt die großen Rahmen, die, wie ich ſehe, ganz von Gold ſind! — In denen ſteckt ein ſchweres Geld. Es iſt aber doch nicht recht, daß man das Gold ſo an den Wänden herumhängt. Wie vielen armen Leuten könnte man damit aus der Noth helfen!“ Er wußte nicht, daß man mit einem Dukaten eine Menge Holz ſo ſchön vergolden könne, als wäre es lauter Gold.

Jetzt kam der Bediente, wünſchte ihm freundlich wohl geruht zu haben, und rief ihn zum Frühſtücke. Beide Frauen ſaßen an einem Tiſchchen und tranken Schokolade. Frau von Grünthal nahm die Taſſe, die für Stephan bereitſtand, ſchenkte ein, und reichte ſie ihm. Stephan verkoſtete das braune Getränk, machte ein krauſes Geſicht und ſagte: „Das iſt ein kurioſer Kaffee; das Zeug da kommt mir vor, als ſchmecke es nach der Apotheke. Wenn ich ſo grob ſeyn dürfte, wollte ich mir lieber eine tüchtige Zwiebelſuppe ausgebeten haben, und ein Gläslein Schnapps dazu.“

Die Frauen lächelten, und Frau von Grünthal befahl dem Bedienten, Stephans Wunſch zu erfüllen. Der Bediente brachte die Suppe und ein Kelchgläschen voll Pomeranzengeiſt. Stephan ließ ſich die Suppe wohl ſchmecken und trank dann das Gläschen faſt auf Einen Zug aus. „Ah!“ ſagte er, „das iſt ein guter Branntwein; einen ſolchen hab’ ich noch nie über die Zunge gebracht.“

Stephan mußte hierauf den zwei Frauen Paulinens ganze Geſchichte, von dem Augenblicke an, da er ſie im Walde gefunden, bis zur Stunde, da ſie ihm das Porträt übergab, ausführlich und der Ordnung nach erzählen. Er that es mit tauſend Freuden, und beide Frauen hörten ihm ſehr aufmerkſam zu. Paulinens Mutter wurde mehrmals innigſt gerührt — beſonders, als Stephan erzählte, wie lieb Pauline ihre Mutter und ihren ſeligen Vater habe, wie ſie ſo fromm und fleißig ſey, wie ſie ſeine Kinder unterrichtete, wie dankbar ſie gegen ihn und ſeine Hausfrau geweſen, wie ſie ſeiner

Noth ſich erbarmt habe, wie es ſie aber ſo hart angekommen, das Bild wegzugeben.

„Ja, ja," ſagte er, „das Mitleid mit mir und meinen Kindern, und die Liebe zu ihrem ſeligen Vater haben in ihrem Herzen recht geſtritten. Ach, wie ſchmerzlich hat ſie geweint, als ſie meinte, ſich von dem Bilde des ſeligen Vaters auf immer trennen zu müſſen! Sie hat das Bild mehrmal geküßt und mit Thränen benetzt!" Auch Frau von Grünthal fing an herzlich zu weinen.

Stephan ſagte hierauf: „Aber nun, gnädige Frau, iſt es an Ihnen, auch mir zu erzählen. Wie um alle Welt konnten Sie denn ſo plötzlich verſchwinden, als habe ſie Habakuks Engel davongeführt? Warum ließen Sie denn gar nichts von ſich hören, und erkundigten ſich nicht nach Ihrem Kinde, da Sie doch, wie ich ſehe, eine ſo gute Mutter ſind? Wo haben Sie derweilen geſteckt, und wie ging es zu, daß Sie ſo auf einmal um Mitternacht zu mir in das Gefängniß kamen und mich aus dem ſchauerlichen Kerker erlöſten? Ich bin gar zu begierig, dieſes Alles recht genau inne zu werden!"

Die Frau von Grünthal erzählte ihm Alles ausführlich; die Geſchichte war aber kurz dieſe:

Nachdem Frau von Grünthal dort im Walde an der Landſtraße, ohne ein Zeichen des Lebens zu geben, liegen geblieben, der Kutſcher entflohen und Pauline, um Hülfe zu ſuchen, dem nächſten Dorfe zugeeilt war — kam bald darauf eine andere Kutſche auf der Landſtraße dahergefahren. Herr von Eichburg und ſeine Gemahlin, die ſich auch vor dem Feinde flüchteten, befanden ſich darin. Sobald ſie die umgeſtürzte Kutſche und die hülfloſe Frau nächſt der Straße erblickten, ließen ſie ſogleich halten, und ſtiegen aus, um der unglücklichen Frau, die verlaſſen und blutend am Wege lag, zu Hülfe zu kommen.

Als Frau von Eichburg näher kam, ſchlug ſie voll des höchſten Schreckens die Hände zuſammen und rief: „Ach Gott, es iſt die Frau von Grünthal, meine liebſte, beſte Freundin!“ Sie kniete neben ihr nieder, richtete ſie etwas auf, ſchloß ſie in ihre Arme, nannte ſie freundlich beim Namen, und fragte unter reichlichen Thränen mehrmal: „Sophie, liebſte Freundin, hörſt du mich denn nicht mehr? Kennſt du meine Stimme nicht mehr? Ich bin es, deine treue Freundin Amalia! Ach, blicke mich nur an! Drücke mir nur die Hand, zum Zeichen, daß du mich höreſt.“

Allein die unglückliche Frau athmete zwar noch, hatte aber die Augen geſchloſſen, und ſchien auch nicht mehr zu hören und nichts mehr um ſich zu wiſſen.

„Ach Gott,“ ſagte die bekümmerte Freundin, „ich fürchte, ſie verſcheide mir in den Armen! Was fangen wir doch an?“

Herr von Eichburg, ihr Gemahl, der voll ſtummen Schmerzens mit gefalteten Händen dabeiſtand, ſprach: „Alles, was wir jetzt thun können, iſt, daß wir ſie in unſern Wagen bringen. Ihre Kutſche ſcheint nur eine Miethkutſche zu ſeyn; ſie iſt ſehr beſchädigt und kaum mehr zu gebrauchen, und der Kutſcher iſt ja entlaufen. Allem nach iſt die gute Frau unter die Räuber gerathen, weil ihr Koffer abgeſchnitten und die Kutſche ausgeplündert iſt.“

Frau von Eichburg nahm nun ihr weißes, feingeſticktes Tuch vom Halſe, und verband ſorgſam und voll des innigſten Mitleidens die blutende Wunde ihrer Freundin. Sie brachte mit Hülfe ihres Gemahles, der Kammerjungfer und des Bedienten, die geliebte Freundin in ihren Reiſewagen, und Herr von Eichburg befahl dem Kutſcher, eilig weiter zu fahren. Er hatte im Sinne, ſich auf ſein Schloß Eichburg zu flüchten, das einſam in einer waldigen Gegend lag, wo er ſich und ſeine Gemahlin vorerſt vor dem Feinde ſicher zu ſeyn glaubte.

Allein ſeine Gemahlin ſagte: „Ich halte es nicht für rathſam, noch heute nach Eichburg zu fahren. Wir haben noch ſechs Stunden dahin; die bedauernswerthe Verwundete aber hat eiligſte Hülfe nöthig. Wir wollen uns in die Stadt begeben, wohin es nur mehr eine Stunde iſt. Es wird dort nicht an einem geſchickten Arzte fehlen, dem wir unſ're liebe Freundin anvertrauen können, und der ihr ſo bald als möglich Hülfe leiſte.“

Herr von Eichburg bedachte ſich lange ſtillſchweigend und ſagte endlich: „Es wird doch beſſer ſeyn, wir fahren ohne allen Aufenthalt geradezu auf unſer Schloß. Die Stadt iſt, wie ich hörte, theils mit Militär, theils mit geflüchteten Menſchen ſo überfüllt, daß wir kaum ein Unterkommen finden, und der kranken Freundin wenig Bequemlichkeit verſchaffen können. Und dann wäre dort unſers Bleibens doch nicht. Denn ich bin überzeugt, daß die Feinde, die uns auf dem Fuße folgen, vielleicht ſchon morgen Vormittag dort einrücken werden. Zu Eichburg hingegen ſind wir zu Hauſe und in unſerm Eigenthume: und die Feinde werden uns nicht daraus vertreiben. Die feindliche Armee nimmt ihren Zug gewiß nicht nach jenen Wäldern, ſondern bleibt auf der Heerſtraße, und von kleinen Streifzügen haben wir in dem ziemlich feſten Schloſſe nichts zu fürchten. In zwei bis drei Stunden können wir mit unſern guten Pferden dahin gelangen. Dort können wir unſ're kranke Freundin auf's Beſte verpflegen. Eine kleine Stunde davon, zu Buchenthal, dem Marktflecken, durch den wir kommen, befindet ſich ein Wundarzt, deſſen Geſchicklichkeit bekannt iſt. Dieſen nehmen wir ſogleich mit uns nach Eichburg. Dort können wir dann bleiben, ſo lange wir es für nöthig erachten werden.“

Seine Gemahlin ſtimmte ihm bei. Sie verließen daher, eine halbe Reiſeſtunde von der Stadt, die Landſtraße und ſchlugen den Weg nach Eichburg ein. Sie kamen glücklich dort an, wo der Schloßverwalter und Jäger, die dort wohnten, hoch erfreut waren, ihre Herrſchaft nach langer Abweſenheit wieder zu ſehen.

Der Arzt fand die Kopfwunde der guten Frau zwar ſehr gefährlich, gab jedoch nicht alle Hoffnung auf, ſie zu retten. Es beſſerte ſich auch mit ihr, aber ſehr langſam. Wohl drei Wochen lag ſie in einer Betäubung. Endlich an einem heitern Morgen erwachte ſie wie aus einem ſchweren Schlafe, und kam zur vollkommenen Beſinnung. Sie blickte in dem fremden, alterthümlichen Zimmer lange verwundert umher; ſie wußte nicht, wie ſie hieher gekommen, und was Alles mit ihr vorgegangen ſey. Sobald ſie aber die Frau von Eichburg erblickte, ſtreckte ſie beide Arme nach ihr aus, und rief: „Gott grüße dich, liebſte Amalie! Wo iſt meine Tochter Pauline?“

Frau von Eichburg hatte auch ſchon öfters an das gute Kind gedacht; ſie wußte indeß nicht, daß die Mutter ihre Tochter auf der Reiſe bei ſich gehabt habe; ſie meinte, Pauline befinde ſich in der Erziehungs-Anſtalt, wohin ſie zu ſchicken die Mutter im Sinne hatte. Sie war ſehr darüber erſchrocken, daß man durchaus nicht wiſſen konnte, wo das

Fräulein ſich befinde, ja ob es noch am Leben ſey. Die Mutter bemerkte die Verlegenheit ihrer Freundin, und ward, als dieſe ihr nichts Gewiſſes von der geliebten Pauline ſagen konnte, ſo erſchüttert, daß ihr Geſundheitszuſtand ſich auf's Neue ſehr verſchlimmerte. Zu großer Betrübniß beider Frauen war es gegenwärtig unmöglich, ſich nach dem Fräulein zu erkundigen; denn jene ganze Gegend, wo die Kutſche von Räubern angefallen worden, war jetzt von dem Feinde beſetzt.

Das Schloß Eichburg wurde, da es ſehr geräumig war, von dem Feinde, der immer weiter vordrang, nach einiger Zeit zu einem Militärſpitale beſtimmt. Herr von Eichburg begab ſich deßhalb mit den zwei Frauen in die Kreisſtadt. Dort machte er bei dem Kreisgerichte die Anzeige, von dem an Frau von Grünthal begangenen Raube. Von einer berüchtigten Räuberbande lagen bereits mehrere in der Kreisſtadt gefangen, die beinahe lauter Zigeuner waren. Da nun Frau von Grünthal überzeugt war, jener ſchwarzbraune Räuber, der ihr dort im Walde einen guten Abend gewünſcht, ſey ein Zigeuner geweſen, ſo zweifelte man nicht, Pauline ſey von Zigeunern geraubt worden. Man hatte ja ſchon mehrere Beiſpiele, daß ſie Kinder geraubt hatten. Die inliegenden Zigeuner wurden ſehr ſtrenge darüber vernommen, aber keiner wollte von einem ſolchen Kinde etwas wiſſen, und die Unterſuchung zog ſich ſehr in die

Länge. Auch läugneten alle durchaus, daß ſie ein Porträt, wie das beſchriebene, geſehen hätten, obwohl ſie viele Diebſtähle anderer Dinge von Werth willig eingeſtanden hatten. Da der Poſtenlauf, der wegen des Krieges längere Zeit unterbrochen war, erſt ſeit wenigen Tagen wieder eröffnet worden, ſo wurden einſtweilen die Amtsgerichte aufgefordert, den geſtohlenen Sachen und namentlich dieſem Porträte nachzuforſchen, um vielleicht noch andern Dieben auf die Spur zu kommen.

Herr von Eichburg, der ſich vollkommen hergeſtellt fühlte, war zu ſeinem Regimente abgereiſt, bei dem er Rittmeiſter war. Die beiden Frauen waren in der Stadt geblieben, und wollten Nachts um zehn Uhr ſich zur Ruhe begeben, da fuhr noch ein Staatswagen vor das Haus. Der Präſident des Kreisgerichtes kam eilig die Stiege herauf, und ſagte zur Frau von Grünthal: „Nun endlich haben wir eine Spur von Fräulein Pauline. Da ſehen Sie einmal, kennen Sie dieſes Bild?“

„Ach,“ rief ſie erſchüttert, „das iſt das Bild meines ſeligen Gemahles, das mir auf meiner unglücklichen Reiſe geraubt wurde. Allein was wiſſen Sie von Pauline?“

Der Präſident las ihr den Bericht vor, der ihm, nebſt dem Porträte, unter andern Packeten, erſt dieſen Abend vorgelegt worden. Frau von Grünthal wünſchte, den Mann augenblicklich ſelbſt zu ſprechen.

Der menſchenfreundliche Präſident erbot ſich, in ſeinem Wagen mit ihr zu ihm zu fahren, obwohl der Mann ſich in einem Gefängniſſe befand.

„Und ſo,“ ſchloß Frau von Grünthal ihre Erzählung, „iſt es gekommen, daß wir Euch, mein guter Stephan, noch ſo ſpät in der Nacht einen Beſuch gemacht haben.“

„Nun, nun,“ ſagte Stephan am Ende der Erzählung: „jetzt begreife ich ſehr wohl, daß ich die gnädige Frau nirgends aufſtöbern konnte. Ich habe Sie nur immer in der Nachbarſchaft geſucht. Daß Sie ſo weit gereiſt ſeyn könnten, ohne irgendwo einzukehren, fiel mir gar nicht ein. Wenn ich aber auch Ihren Aufenthalt gewußt hätte, ſo hätte ich doch nicht dahin kommen können. Die Feinde, die unſern Amtsbezirk beſetzt hielten, ließen Niemanden über ihre Vorpoſten hinaus. Indeß ſehe ich aus der ganzen Geſchichte, daß der liebe Gott recht liebreich für die gnädige Frau geſorgt hat. Er ſchickte ihr in ihrer Noth die beſten Freunde zu. Engel vom Himmel hätten ſich ihrer nicht ſorgfältiger annehmen, und ſie nicht beſſer verpflegen können. Auch das liebe Fräulein hat Gott zu Leuten geführt, die zwar nicht viel mit ihr zu theilen hatten, aber es doch ſo von Herzen gut mit ihr meinten, daß ſie das Herz aus dem Leibe mit ihr getheilt hätten.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Unſchuld eines ehrlichen Mannes anerkannt.

Ein Gerichtsdiener meldete nun, Stephan habe vor Gericht zu erſcheinen. Frau von Grünthal ſagte, er werde ſogleich kommen; es ſey nicht nöthig, daß der Gerichtsdiener warte, um ihn dahin zu führen, ſie werde dieſen ihren guten Freund durch ihren Bedienten dahin begleiten laſſen.

Der Rath des Kreisgerichtes, der Stephan aus Auftrag des Präſidenten zu verhören hatte, war eben nicht unfreundlich gegen Stephan, aber ſehr ernſthaft: er hieß ihn niederſitzen und legte ihm eine Menge Fragen vor. Stephan beantwortete ſie zur vollkommenſten Zufriedenheit des Rathes. Der Aktuar brachte alle Antworten Stephans zu Papier. Am Ende des Verhörs, das bei zwei Stunden währte, fragte der Rath noch, ob Stephan nicht noch ſonſt etwas wiſſe, was auf die Spur der Räuber führen könnte: ob man in jener Gegend Niemanden in Verdacht habe, oder ob ihm ſonſt nicht ein kleiner Umſtand bekannt ſey, aus dem man Verdacht ſchöpfen könnte?

„Hum,“ ſagte Stephan, „eben fällt mir wieder ein ſolcher Verdacht ein, den ich ſchon einmal hatte; ich denke aber, es wird wohl nichts daran ſeyn. Als ich in jener Nacht mit meinem Nachbar Michel auf dem Platze im Walde, wo die Kutſche umgeworfen worden, angekommen war, und mit der

Laterne umherzündete, ſahen wir auf dem Boden eine Tabakspfeiſe liegen. „Die wird dem Kutſcher gehören,“ dachte ich, „denn die zwei Frauenzimmer werden wohl nicht Tabak rauchen.“ Wir wollten die Pfeiſe dem Kutſcher übergeben: allein der Kutſcher ſagte, er kenne die Pfeiſe nicht, ſie gehöre nicht ihm. Die Bäckerin vermuthete, ſie werde ihrem Knechte gehören; ſagte aber, Michel ſolle ſie behalten, ſie werde dem Knechte eine andere verſchaffen. Eine Zeit nachher ſaß Michel in dem Wirthshauſe zu Hohenwald, und rauchte aus der Pfeiſe. Da rief der Amtsknecht, Namens Schroff, unwillig und trotzig: „Kerl, wie kommſt du zu meiner Tabakspfeiſe?“ Michel ſagte: „Ich habe ſie auf dem Platze gefunden, wo die Spitzbuben jene Frau geplündert haben.“ „Nun,“ ſagte Schroff, „ſo haben die Spitzbuben mir die Pfeiſe geſtohlen, und ſie dort verloren. — Aber wie, laß mich die Pfeiſe einmal näher betrachten!“ Michel gab ſie ihm. „Nein,“ ſagte der Amtsknecht, „es iſt nicht meine Pfeiſe, ſie ſieht ihr nur gleich. Da haſt du ſie wieder.“ Michel ſagte mir von dieſem Geſpräche. Allein ich dachte, der Amtsknecht, der in einem öffentlichen Amte ſteht, könne ja unmöglich eine ſolche Uebelthat begehen; er werde vielmehr ſich geirrt haben, als er die Pfeiſe für die ſeinige anſah. Ich ließ es gut ſeyn. Ich fürchtete, da Schroff ſeit einem Jahre feindſelig gegen mich geſinnt war, ſo könne mein Verdacht vielleicht auch aus einem feindſeligen Herzen herrühren. Jetzt aber, von der Obrigkeit aufgefordert, muß ich ja reden.“

Der Rath befahl dem Aktuar, auch dieſen Umſtand zu Protokoll zu nehmen. Das Protokoll wurde nun geſchloſſen, und dem Stephan vorgeleſen. Er fand es ganz richtig, und ſollte es nun unterzeichnen.

Stephan ſeufzte und ſagte: „Das wird mich Schwitzen koſten; ich habe, ſeit ich in die Schule ging, faſt keinen Buchſtaben mehr geſchrieben. Indeß will ich es einmal wagen.“ Er brauchte ſehr lange, ſeinen Namen zu ſchreiben. Es gelang ihm jedoch ſo ziemlich. Wer den Namen ſchon zuvor wußte, konnte ihn mit einiger Mühe herausbringen.

Der Rath ſagte nun zu Stephan: „Eure Rechtfertigung genügt. Ihr ſeyd hiemit von hier entlaſſen. Uebrigens wird man Euch ein Schreiben an Euer Amtsgericht mitgeben, das Ihr ſogleich zu übergeben habt. Dort werden Euch noch einige Fragen vorgelegt werden.“

Stephan kam hocherfreut zu Frau von Grünthal zurück, und erzählte, daß es ihm gut gegangen ſey. „Allein das Verhör,“ ſagte er, „das Sie, gnädige Frau, mit mir vorgenommen haben, gefiel mir doch beſſer.“

„Nun wohl,“ ſagte Frau von Grünthal, „jetzt eſſen wir noch etwas Weniges zu Mittag und reiſen dann unverzüglich nach Tiefenbach. Alle Anſtalten zur Reiſe ſind bereits gemacht, und der Wagen iſt gepackt. Meine Freundin, Frau von Eichburg, iſt ſo gütig, mich zu begleiten."

Stephan mußte mit den zwei Frauen zu Mittag eſſen. Bevor ſie noch ganz abgeſpeiſt hatten, meldete ein Bedienter, der Reiſewagen ſey vorgefahren. Die Frauen ſtanden augenblicklich auf, ſagten aber zu Stephan, er ſolle ſeinen Braten vollends verzehren. Er beeilte ſich, ſo gut er konnte. Nachdem er fertig war, und ſein Glas Wein ausgetrunken hatte, ſchenkte ihm Frau von Grünthal noch einen Mantel von blauem Tuche, der zwar ſchon etwas getragen, aber noch wie neu war. „Die Morgen und Abende ſind ziemlich kalt," ſagte ſie: „Ihr habt meine Tochter in Euern warmen Mantel gehüllt: es iſt alſo billig, daß ich Euch auch wieder mit einem Mantel bekleide."

Stephan dankte und ſagte: „In dem ſchönen Mantel, ſowie in dem feinen, neuen Hute, den mir die gnädige Frau geſchenkt hat, ſehe ich doch Etwas gleich: in meinem Kittel und meiner alten Pelzmütze wäre es nicht ſchicklich geweſen, mit ſo vornehmen Frauen zu fahren. Nun aber wird man mich faſt für einen gnädigen Herrn halten."

Die zwei Frauen gingen nun hinab zur Kutſche, die vor der Pforte hielt, und ſtiegen ein; Stephan mußte wieder bei ihnen in der Kutſche Platz nehmen: was er denn, nicht ohne ein wenig ſtolz um ſich zu blicken, auch gethan hat.

Vierzehntes Kapitel.

Die Räuber entdeckt und beſtraft.

Die beiden Frauen kamen am folgenden Tage gegen Abend in der Oberamtsſtadt an, und ſtiegen bei dem Gaſthofe zur goldenen Roſe ab. Stephan eilte ſogleich, ohne das Gaſthaus mit einem Fuße zu betreten, in das Amthaus, und übergab das Schreiben. Der Oberamtmann las es, begab ſich in die Kanzlei, ließ den Roſenwirth, den Bäckermeiſter und Bäckerknecht rufen. Ihre und Stephans Ausſagen ſtimmten genau überein. Der Oberamtmann wurde von Stephans Unſchuld noch mehr überzeugt, glaubte aber, jene Tabakspfeife, die Stephan im Walde gefunden, könne auf die Entdeckung der Schuldigen führen. Er fertigte an den Amtmann zu Hohenwald, der in ſein Oberamt gehörte, auf der Stelle einen Gerichtsdiener mit einem Schreiben ab, und gab ihm noch zwei bewaffnete Polizeiſoldaten mit. Sie kamen ſpät in der Nacht zu Hohenwald an und ließen den Amtmann wecken. Der Amtmann las das Schreiben mit Erſtaunen, und ließ ſeinen Amtsknecht Schroff kommen. Er kam und brachte ſogleich Ketten mit. „Soll' ich etwa einen Uebelthäter ſchließen?“ rief er voll Schadenfreude; „da bin ich immer gleich bei der Hand.“

Der Amtmann ſagte: „Ich fürchte, ich werde von den Ketten einen Gebrauch machen müſſen, der dir nicht lieb ſeyn wird. Man beſchuldigt dich des Straßenraubes.“

„Mich! mich!“ rief Schroff auffahrend, „wer kann das? Den will ich ſehen.“ Er betheuerte ſeine Unſchuld mit vielen Schwüren.

Der Amtmannn hatte noch in der Nacht einen der zwei Soldaten nach Tiefenbach abgefertigt, den Michel Schaal dort abzuholen, und deſſen Tabakspfeife mitzubringen, hielt ſie nun dem Amtsdiener vor und ſprach: „Kennſt du dieſe Tabakspfeife hier?“

Schroff lächelte, und ſagte: „Dieſe Pfeife ſieht der meinigen, die ich verloren habe, allerdings gleich. Ich geſtehe es, ich ſelbſt habe ſie einmal dafür angeſehen. Sie iſt es aber nicht, ſie war nie mein.“

Der Amtmann ſprach: „Sieh, auf dem Deckel der Pfeife ſtehen die zwei Anfangsbuchſtaben deines Namens: M. S., Mathäus Schroff.“

Der Amtsdiener rief: „Das wäre doch unerhört, auf zwei Buchſtaben, die wohl nur mit einem Nagel eingekritzelt ſind, und die ebenſowohl Michel Schaal, als Matthias Schroff bedeuten können, die Anklage eines rechtſchaffenen, in beſchwornen Pflichten ſtehenden Mannes gründen zu wollen. Ein ſolcher Rechtsgrund wäre lächerlich.“

Der Amtmann ſagte: „Dieſe Pfeife iſt auf eben dem Platze gefunden worden, wo Straßenräuber die Kutſche der Frau von Grünthal angefallen und geplündert haben. Was ſagſt du dazu?“

Der Amtsdiener ſagte: „Die falſche Anklage kommt von dem armſeligen Strohflechter Stephan her. Dieſer Strohkopf, ein Kerl, der in Gant verfallen, und den man wegen Diebshehlerei zum Kreisgerichte abgeführt hat, kann nicht als Zeuge gegen mich auftreten. Ueberdieß hat er einmal wegen elenden Tabakszunders mit mir einen Streit angefangen. Er verlangte, ich ſollte den Zunder, den er mir geſchenkt hat, ihm bezahlen. Ich that es nicht, und ſeit der Zeit iſt er mir feind. Meinen Feind aber kann kein Gericht als Zeugen gegen mich gelten laſſen. — Und geſetzt auch, was nicht iſt, geſetzt, die Pfeife ſey wirklich einmal mein geweſen; geſetzt, was ebenſo verlogen iſt, geſetzt, die Pfeife ſey wirklich auf dem Platze, wo der Raub geſchehen, gefunden worden — wäre dieß ſchon ein hinreichender Rechtsgrund, mich zu verurtheilen? Könnten nicht die Spitzbuben mir die Pfeife geſtohlen und ſie dort verloren haben? — Doch, die Pfeife war nie mein, das habe ich ſchon damals geſagt, als ich ſie in Michels Hand erblickte. Dieß behaupte ich noch; dabei bleibe ich. Ich ſehe alſo die falſche Anklage als abgethan an, und den ganzen Handel als beendigt.“

Der Amtmann ſprach: „Du haſt dir's aus den gerichtlichen Verhandlungen recht wohl gemerkt, wie Böſewichte die Anklagen gegen ſie zu vereiteln und zu vernichten ſuchen. Allein mich betrügeſt du nicht. Ich bin überzeugt, du habeſt das Verbrechen begangen. Bekenne alſo! Durch Läugnen verſchlimmerſt du nur deine Sache!“

Allein der Amtsknecht läugnete hartnäckig, und ſchimpfte auf Stephan, als auf den ſchändlichſten Verläumder. Er erbot ſich, einen Eid darauf abzulegen, daß er unſchuldig ſey. Er rief mit lauter Stimme: „Wenn ich nicht die Wahrheit rede, ſo ſoll Gott mich auf der Stelle der Lügen ſtrafen!“ Da öffnete ſich die Thüre und die zwei Polizeiſoldaten brachten den der Frau von Grünthal geraubten Koffer herein. Schroff ward blaß, wie eine Leiche und verſtummte.

Der Amtmann hatte den zwei Soldaten heimlich den Befehl gegeben, während er den Amtsknecht verhöre, deſſen Haus von oben bis unten zu durchſuchen, ob ſich nichts Geſtohlenes darin vorfinde. Da fanden ſie auf dem Heuboden den Koffer unter dem Heu verſteckt.

Man öffnete den Koffer. Die Kleider der beraubten Frau und ihrer Tochter befanden ſich darin, und wurden Stück für Stück genau für eben dieſelben erkannt, wie ſie in dem Ausſchreiben an die Gerichtsſtellen bezeichnet waren. Ueberdieß fanden ſich mehrere Bücher vor, worin die Mutter oder Tochter ihre Namen eigenhändig eingeſchrieben hatten.

Der Amtmann ſprach zu Schroff: „Du haſt äußerſt ſchlecht und gottlos gehandelt. Du haſt gegen alles Recht, gegen göttliche und menſchliche Geſetze einen Straßenraub begangen; du haſt als ein Diener der

Gerechtigkeit deinen Dienſteid gebrochen und überdieß dich noch erboten, einen falſchen Eid zu ſchwören.“

„Du meinteſt zwar, ſchlau genug zu ſeyn, ungeſtraft zu rauben. Allein ein kleiner, unbedeutender Umſtand hat dich verrathen, wie es ſchon Vielen ergangen iſt. Zwar wäre die Tabakspfeiſe da kein ſtrengrechtlicher Beweis geweſen, dich als einen Verbrecher zu verurtheilen; allein ſie half uns doch auf die Spur, den geraubten Koffer, den unumſtößlichen Beweis deiner Schuld, zu entdecken. Du bildeteſt dir ein, auf dich, einen Diener des Gerichtes, werde man am wenigſten rathen, du ſeyeſt der Räuber. Du rechneteſt ſicher darauf, man werde dein Verbrechen auf die Räuberbande ſchieben, die vor einiger Zeit den nahen Wald unſicher gemacht hat. Du haſt die geraubten Gegenſtände, weil du wußteſt, daß alle Gerichte aufgefordert werden, darnach zu forſchen, ob nichts davon verkauft werde, verheimlicht und tief verſteckt, wo das Auge des Gerichtes ohne beſondere Veranlaſſung ſie nie entdeckt hätte. Allein vor Gottes allſehendem Auge konnteſt du das geraubte Gut nicht verbergen. Gott hat dein Verbrechen an das Licht gebracht. Gottes ſtrafende Gerechtigkeit hat dich ergriffen, und auch der Arm menſchlicher Gerichte wird dich nicht ungeſtraft laſſen. — Auf,“ rief er, „legt ihm die Ketten an, die er mitgebracht hat!“

Schroff wurde gefeſſelt und mußte nun ſeine Mitſchuldigen angeben. Er fand nicht rathſam, noch länger zu läugnen und nannte ſie alle. Jener Mann, der damals in das Dorf, wo die Frau von Grünthal zu übernachten dachte, gekommen war und ausrief, der Feind folge ihm auf dem Fuße, um ſie zu bewegen, noch in der Nacht weiter zu reiſen, war ehemals ein vermöglicher Tuchhändler; er ergab ſich aber dem Trunke und Spiele, und handelte nur mehr mit alten Kleidern, und wohl auch mit Lumpen, und man nannte ihn ſpottweiſe nur den Lumpenmann. Jener ſchwarzgelbe Kerl, der an jenem Abende an die Kutſche der Frau kam und ſich ihr als Bedienten angeboten, und den ſie für einen Zigeuner angeſehen, war die Veranlaſſung, daß jener Straßenraub anfänglich jener berüchtigten Zigeunerbande auf die Rechnung geſchrieben wurde; er war ein Keſſelflicker. Der dritte, der auf den Kutſcher geſchoſſen und ihn verwundet hat, war ein verdorbener Kornwucherer. „Dieſe drei,“ ſagte Schroff, „ſind alle meine Spießgeſellen.“

„Eine ſaubere Geſellſchaft,“ ſagte der Amtmann, „indeß gehören ſie nicht in meinen Amtsbezirk; ich werde ſogleich bei dem Oberamte Anzeige machen, und ſie werden, ſo wie du, Schroff, als ihr Rädelsführer, der verdienten Strafe nicht entgehen.“

Schroff wurde in ſeinen Ketten auf einen Leiterwagen geſetzt, und die zwei Soldaten ſetzten ſich zu ihm, um ihn, ſo wie den gefundenen Koffer, dem Oberamtsgerichte zu überliefern.

Fünfzehntes Kapitel.

Alte und neue Bekannten.

Frau von Grünthal und ihre Freundin, denen man die ſchönſten Zimmer des Gaſthofes eingeräumt hatte, ſtanden Morgens ſehr frühe auf. „Ach, wie ſehne ich mich, meine geliebte Tochter wieder zu ſehen,“ ſprach Paulinens Mutter; „allein da mich der Oberamtmann dahier zuvor noch ſprechen will, ſo muß ich ſchon noch eine Weile Geduld haben.“

Ihre Freundin ſagte: „Eben höre ich das Meßglöcklein läuten. Gehen wir einſtweilen in die Kirche. Beſſeres können wir eben jetzt nichts thun.“ Beide gingen. Stephan in ſeinem blauen Mantel und mit dem runden Hute trat ihnen nach, als wäre er ihr Bedienter. Alle drei beteten gleich andächtig, und dankten Gott innig, daß Er ihnen ſo große Barmherzigkeit erwieſen habe.

Auf dem Rückwege zum Gaſthofe ſprach Stephan, indem er auf ein Haus zeigte: „Hier wohnt der dienſtfertige Bäcker, der in der ſtürmiſchen Nacht, da Ihre Kutſche umgeworfen worden, herausgefahren iſt, Eurer Gnaden zu helfen.“

„Den braven Mann muß ich kennen lernen und ihm danken,“ ſagte die Frau. Sie ging mit ihrer Freundin hinein. Der Bäcker war nicht wenig erſtaunt, ſo frühe am Morgen, zwei ſo vornehme Frauen in ſeine Stube herein kommen zu ſehen. Frau von

Grünthal ſagte, wer ſie ſey, warum ſie komme, und wofür ſie ihm danken wolle.

„Ach, Du mein Gott,“ ſagte der Bäcker, „ich hatte bloß den guten Willen, Eurer Gnaden zu helfen; ich konnte aber ſonſt nichts mehr thun.“

„Der gute Wille iſt genug,“ ſagte die Frau, „er gefällt auch Gott eben ſo, als die gute That. Ich bin Euch dafür ſo vielen Dank ſchuldig, daß Ihr mir, einer Euch unbekannten Unglücklichen helfen wolltet, als hättet Ihr mir die Hülfe wirklich geleiſtet.“

Die Bäckerin ſagte mit Thränen in den Augen und mit gefalteten Händen: „O wie danke ich Gott, der Sie aus einer ſo großen Gefahr gerettet hat: wie freue ich mich, Sie, liebe gnädige Frau, die ich längſt für umgekommen hielt, ſo wohl und geſund in meinem Hauſe zu ſehen.“

Da der Bäcker ein reicher Mann war, und die Frau von Grünthal ihre Erkenntlichkeit ihm nicht durch ein Geſchenk an Geld bezeigen konnte, fragte ſie nach dem Bäckerknecht, ließ ihn rufen und ſchenkte ihm, als dem Sohne einer armen Wittwe, ein Goldſtück.

Etwa eine Stunde, nachdem beide Frauen auf ihr Zimmer im Gaſthofe zurück gekommen waren, meldete der Wirth den Herrn Oberamtmann. Er trat auch ſogleich in das Zimmer und ſprach, er komme, vor Allem der Mutter einer ſo vortrefflichen Tochter, des hoffnungsvollen Fräuleins Pauline, ſeine Verehrung zu bezeigen, und dann ſich einer Pflicht ſeines Amtes zu entledigen.

„Wie,“ fragte die Mutter, „kennen Sie denn meine Tochter?“

„O ja wohl,“ ſagte der Oberamtmann; „zu meiner großen Freude habe ich das liebenswürdige Kind kennen gelernt. Fräulein Pauline kam, von ihrer Pflegemutter begleitet, ſogleich am Morgen nach jenem Abende, wo der ehrliche Strohflechter Stephan zum Kreisgerichte abgeführt worden, zu mir in mein Haus, um deſſen Unſchuld zu bezeugen. Sie erzählte die ganze Geſchichte, wie Stephan ſie im Walde gefunden, wie liebreich er und ſein Weib ſich ihrer angenommen, wie die armen Leute ſelbſt in große Noth kamen, und in dringender Gefahr ſtanden, ihre Hütte zu verlieren. Der Jammer der armen Familie, das Weinen und Schluchzen der Aeltern und Kinder ſey herzzerreißend geweſen. Sie habe es daher für eine Pflicht der Dankbarkeit gehalten, dem Manne das kleine Porträt zu übergeben, damit er Gold und Edelſteine verkaufe, und ſeinen ungeſtümen, hartherzigen Gläubiger befriedigen könne. Dieſes Alles erzählte ſie mit ſo viel Verſtand und Gefühl, und mit ſolcher natürlichen, einfachen und ergreifenden Beredtſamkeit, daß ich von der Unſchuld des ehrlichen Mannes vollkommen überzeugt war. Es ſchien mir zwar ſogleich Anfangs, als ich ihn vorläufig verhörte, er ſey unſchuldig: allein ich hatte gemeſſene Befehle, nach den geraubten Gegenſtänden forſchen zu laſſen, und ſie, nebſt Dieb oder Diebshehler, bei dem man ſie fände, unverzüglich dem Kreisgerichte einzuliefern, wo mehrere von der Diebsbande, die wahrſcheinlich auch dieſen Raub begangen, in Unterſuchung ſeyen. Ich habe Paulinens ſchönes Zeugniß für die Unſchuld des Mannes, das ganz mit deſſen Ausſage übereinſtimmte, auf der Stelle an das Kreisgericht nachträglich berichtet. Allein bevor dieſer mein Bericht dort eintreffen konnte, hat Gottes heilige Vorſehung, wie ich mit Vergnügen vernahm, die Sache auf kürzerem Wege und auf die erfreulichſte Art entſchieden — wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünſche."

„Nun habe ich Ihnen noch Ihr geraubtes Eigenthum zu übergeben," ſprach der Oberamtmann, ging an die Thüre, öffnete ſie, und ein Gerichtsdiener brachte den Koffer herein. „Sie werden," ſagte der würdige Beamte, „außer dem Gelde alle die Gegenſtände, die auf dem Blatte hier verzeichnet ſind, darin finden, und ich bitte die Beſcheinigung darüber, die ich meiner höhern Behörde vorlegen muß, nachdem Sie Alles durchgeſehen haben, nach Ihrer Bequemlichkeit zu unterzeichnen. Doch, nun will ich Sie nicht mehr länger abhalten, die geliebte Tochter an das Mutterherz zu drücken. In der That, Sie ſind glücklich, eine ſolche Tochter zu haben. Es bleibt mir unvergeßlich, welche innige Liebe zu ihrem ſeligen Vater und zu ihrer Mutter, von der ſie nicht wußte, wo in der weiten Welt ſie ſich befinde, ihr kindliches Herz erfüllte. Obwohl es ihr jetzt nur darum zu thun war, ihre guten, gaſtfreundlichen Landleute zu vertheidigen, ſo drangen ihr, als ſie im Laufe der Rede von ihren Aeltern ſprechen mußte, dennoch reichliche Thränen in die Augen, und die Sprache verſagte ihr beinahe. Noch einmal, Sie ſind eine ſehr glückliche Mutter!“ Er war ſehr gerührt und empfahl ſich auf Wiederſehen bis Abend.

Als er ſich entfernt hatte, kam der Wirth herein und ſagte: „Wie ich höre, wollen Eure Gnaden nach Tiefenbach fahren, und heute Abends wieder hieher zurückkehren. Allein in Ihrem ſchönen großen Reiſewagen, mit weiten Leiſen, könnten Sie in den ſehr ſchlechten Hohlwegen des Waldes unmöglich durchkommen. Ich rathe daher, eine Miethkutſche zu nehmen. Es iſt ein Mann dahier, der eine ſolche Kutſche hat, die zwar etwas unanſehnlich, aber doch ſehr bequem, feſt und ganz für dieſe Wege gemacht iſt. Wenn Euer Gnaden befehlen, ſo will ich ihn rufen laſſen.“

Die Frau dankte ihm für ſeine Aufmerkſamkeit und wünſchte den Mann zu ſprechen, um von ihm ſelbſt zu hören, ob er ſich getraue, ſie ſicher dahin zu bringen, und ob er auf der Stelle anſpannen könne.

Als der Kutſcher hereintrat, ſchlug er die Hände zuſammen, fing an laut zu weinen und rief: „O liebwertheſte gnädige Frau! Sie, Sie ſind es! Man hatte mir nur geſagt, ich ſolle zwei Damen führen, ohne mir die Namen zu nennen. O, ich kann Gott nicht genug danken, Sie noch einmal zu ſehen! O Gottlob, Gottlob, daß Sie ſo geſund und wohl ſind! Ach, ich habe wegen Ihrer tauſend Aengſten ausgeſtanden! Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht! Ich habe oft gedacht, ich ſey aus Feigherzigkeit davongelaufen! Allein es war mir mehr daran gelegen, Ihnen aus der Stadt ſchnelle Hülfe zu verſchaffen, als meine Wunde verbinden zu laſſen. Denn was hätte ich Ihnen mit meinem blutenden, ſchwer verwundeten Arm helfen können? Nun, nun, Gott ſey Dank! Er hat Ihnen beſſer zu helfen gewußt, als ich elender Menſch es vermocht hätte.“

Die Frau grüßte ihn auf das freundlichſte, dankte Gott, daß, wie ſie ſehe, ſeine Wunde geheilt ſey, und erkundigte ſich angelegentlich, wie es ihm gehe. Sie erſah aus ſeinen Reden, daß ſeine Ueberſiedlung hieher, wo er allerdings mehr, als an ſeinem vorigen Wohnorte, verdienen könne, ihm viele Koſten verurſacht habe, und daß er die Schulden für die Reparatur der umgeworfenen, übel zugerichteten Kutſche, die faſt unbrauchbar geworden, noch nicht ganz habe bezahlen können, und daß er auch dem Wundarzte und in der Apotheke noch

Einiges ſchuldig ſey. Die Frau übernahm es, dieſe Schulden zu tilgen, und erſuchte ihn, ſobald als möglich mit den Pferden zu kommen. Er eilte höchſt erfreut und Gott dankend fort, um ſogleich anzuſpannen.

Jetzt ließ der Offizier, der in dem Gaſthofe einquartirt war, um die Erlaubniß bitten, den zwei Damen aufwarten zu dürfen. Er gehörte zwar der feindlichen Armee an, war aber ein ſehr freundlicher Mann. Er trat mit einer höflichen Verbeugung in das Zimmer, grüßte Beide dann in franzöſiſcher Sprache, verſicherte die Frau von Grünthal, daß er das Mißgeſchick, das ihr in dem Walde begegnet ſey, ſehr bedauere, und bezeigte ihr ſeine Freude, daß ſie ſo glücklich ſey, ihre Tochter wieder zu finden.

Frau von Grünthal ſagte unter Anderm, ſie habe Angſt, ſich noch einmal in den fürchterlichen Wald hinein zu wagen.

Der Offizier ſagte: „Das dachte ich mir! Allein von Räubern haben Sie gegenwärtig nichts zu fürchten. Jedoch iſt es zur Zeit des Krieges immerhin gut, außer den unſichtbaren Schutzengeln, noch ein Paar ſichtbare mit Schnurbärten zu Begleitern zu haben. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo werde ich zwei Reiter aufſitzen laſſen, Sie zu begleiten. Ich bin vorzüglich in der Abſicht gekommen, Ihnen dieſes Anerbieten zu machen.“

Frau von Grünthal nahm es mit Dank an.

Der Offizier begleitete nun beide Frauen an die Kutſche, wünſchte ihnen eine glückliche Reiſe, und äußerte die Hoffnung, bei ihrer Zurückkunft auch das Fräulein Tochter kennen zu lernen, und im beſten Wohlſeyn zu erblicken.

Die Frauen ſtiegen nebſt Stephan ein, die zwei Reiter, die ſchon bereit ſtanden, ſchwangen ſich auf ihre Pferde, und die Kutſche fuhr ab.

Sechzehntes Kapitel.

Die Mutter findet ihre Tochter wieder.

Der gütige Leſer wolle der beglückten Mutter in Gedanken vorauseilen, um zu vernehmen, wie es indeſſen in Stephans Hauſe gegangen.

Die kleine Familie war ſeit dem Tage, da der Vater gefangen genommen wurde, tief betrübt, und die Mutter verging faſt vor Jammer. Pauline war ihm an dem Abende jenes Tages eine Strecke weit entgegen gegangen; denn ſie war begierig zu erfahren, ob er das kleine Gemälde auch unbeſchädigt zurückbringe, und wie theuer er die goldene Einfaſſung und die Edelſteine verkauft habe.

Die zwei Kinder begleiteten ſie. Da begegneten ihnen einige Landleute, die in der Stadt auf dem Wochenmarkte geweſen waren, und erzählten den Kindern, man habe ihren Vater als einen Dieb und Räuber eingefangen. Die Kinder liefen erſchrocken nach Hauſe, und ſagten es der Mutter. Allein die Mutter wollte es nicht glauben. Die Nachbarin aber, Michels Weib, kam in die Stube, und erzählte Alles ausführlich. „Glaubt mir," ſagte ſie zu Anna, „ich habe es mit eigenen Augen geſehen, wie Euer Mann auf einem Leiterwagen ſaß, und zwei Soldaten mit Ober- und Untergewehr neben ihm, und wie er ſo zur Stadt hinausgeführt worden."

Anna erſchrack, daß ihr die Knie brachen, und ſank todtenbleich auf einen Stuhl. Die Kinder drängten ſich um ſie, und fingen an, laut zu weinen. Pauline, die wie ein Kind im Hauſe war, weinte auch mit. „Ach," ſagte ſie mehrmal, die Hände ringend, „ich hatte es ſo gut gemeint, indem ich ihm das Porträt gab, wie hätte ich denken können, daß die Sache ſo übel ausfallen werde! Aber morgen, mit Anbruch des Tages, will ich zu dem Herrn Oberamtmann gehen, und Vater Stephans Unſchuld bezeugen. — Seyd getroſt! Der unſchuldige Jüngling Joſeph kam auch in das Gefängniß; aber ſeine Unſchuld kam an den Tag und er kam von dieſer Schmach zu großen Ehren. So wird auch die Unſchuld Euers guten Mannes an den Tag kommen. O gewiß, Gott leitet denen, die Ihn lieben, Alles zum Beſten; Gott wird auch dieſes große Leiden uns Allen zum Beſten gereichen laſſen."

Es war nun, ſeit der Vater in Verhaft genommen und in die Kreisſtadt abgeführt worden, bereits der ſechste Morgen angebrochen. Seit dieſer Zeit hatten Mutter und Kinder nichts mehr von ihm gehört. Die Mutter hatte ſeither jeden neuen Morgen mit Thränen begrüßt, und auf ihren Knieen mit den Kindern für den Vater gebetet. Auch heute beteten Mutter und Kinder recht mit Inbrunſt für ihn. Hierauf gab die Mutter den Kindern das Frühſtück — eine Waſſerſuppe.

Der Morgen war ſehr ſchön, die Sonne ſchien hell und warm. Die Bäume im Garten am Hauſe waren die Nacht über viel grüner geworden und fingen an zu blühen, und zwei Finken ſchlugen darauf wechſelweiſe ſehr fröhlich. Pauline ging hinaus und ſetzte ſich mit ihrem Geſtricke auf die ländliche Bank, die Vater Stephan auf ihre Bitte unter dem großen Birnbaume errichtet hatte. Die kleine Marie ſetzte ſich zu ihr und fing an, ſehr fleißig zu ſtricken. Auch einige kleine Mädchen kamen. Jede brachte Paulinen ein Sträußchen von friſchgepflückten Veilchen oder Schlüſſelblumen, und alle Mädchen ſtrickten nun in die Wette.

Ueber eine Weile kam die Nachbarin, Michels Weib, mit rothgeweinten Augen in den Garten, und fragte: „Wo iſt eure Mutter?“ Die Mutter hörte es und kam aus dem Hauſe heraus, um zu vernehmen, was ſie wolle. „Ach Du mein Gott,“ ſagte die Nachbarin, „ſo wißt Ihr's denn noch nicht? Ich habe mir dieſen Morgen ſchon faſt die Augen ausgeweint. Heute Nacht iſt ein Polizeidiener gekommen, und hat meinen Mann aus dem Bette geholt und ihn nach Hohenwald abgeführt.“

Anna erſchrack ſehr; ſie dachte an die Gefangenſchaft ihres eigenen Mannes, und fing an zu weinen.

Auf einmal aber kam der kleine Jakob, der die Gänſe hütete, geſprungen und rief: „Seht! dort kommen rothe Huſaren!“ Wirklich kamen die zwei Reiter auf ihren muthigen Roſſen angeſprengt. Die Kutſche, die etwas veraltet ausſah, folgte.

„Seht,“ ſagte die Nachbarin, „da ſchaut Einer in einem blauen Mantel aus der Kutſche heraus, und winkt mit einem runden Hute in der Hand. Der wird wohl der Herr Einfänger ſeyn. Nun werden ſie noch gar uns Alle abholen, auch das Fräulein. Wegen ihrer wird man die Kutſche ſchicken: denn mit uns macht man nicht ſo viel Umſtände.“

Die Kutſche und die zwei Reiter hielten an Stephans Hauſe. „Je,“ riefen jetzt die Kinder, „der Herr in dem ſchönen Mantel, der aus der Kutſche herausguckt, iſt ja der Vater!“

Er ſprang heraus. Sein fröhliches Geſicht verkündete ſogleich, daß Alles gut ſtehe. Mutter und Kinder liefen auf ihn zu. „Haben ſie deine Unſchuld erkannt?“ ſprach die Mutter hocherfreut.

„Nicht nur das,“ ſprach der Vater, „ich bringe euch noch größere Freuden. Da ſeht nur!“

Die Frau von Grünthal ſtieg aus der Kutſche. „Mutter, Mutter, liebſte Mutter!“ rief Pauline und eilte in ihre Arme. Die Mutter umfaßte ihre Tochter und weinte vor Freude, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Pauline, liebſte Pauline! So habe ich dich denn wieder! — O Gott, in meinem Leben werde ich Dir nicht genug danken können!“

Pauline erblickte erſt jetzt die Frau von Eichburg, die über das Wiederſehen der Mutter und Tochter voll der innigſten Theilnahme Freudenthränen vergoß. „O gnädige Frau,“ rief Pauline, „auch Sie ſind hier! O welche Freude!“ Beide begrüßten einander auf das freundlichſte. Alle drei, die edle Frau, Pauline und ihre Mutter konnten ihre Rührung, ihre unausſprechliche Freude mehr mit Thränen, als mit Worten ausdrücken. Auch Stephan, ſein Weib und ſeine Kinder, und auch der Kutſcher weinten vor Freude. Sogar in die Augen der zwei Soldaten traten Thränen, die auf ihre Schnurbärte herab tröpfelten.

Frau von Grünthal ſetzte ſich erſchöpft auf die Bank. Die Freude, ihre Tochter wieder gefunden zu haben, hemmte ihr den Athem und machte ihr die Knie beben. Sie betrachtete Paulinens blühendes Ausſehen, und ihren reinlichen Anzug mit Freude. Sie ſchloß ſie noch einmal in die Arme, und benetzte ihre Wangen mit Freudenthränen. Sie zog das kleine Porträt aus der Taſche und ſprach: „Dein guter Pflegevater hat mir erzählt, wie du ihm unter vielen Thränen dieſes Bild geſchenkt haſt, ihm aus der Noth zu helfen. Gott hat deine wohlwollenden Geſinnungen geſegnet; deine Wohlthätigkeit machte, unter Gottes Leitung, daß wir einander wieder fanden. O, daß dein edler Vater, der uns hier im Bilde ſo freundlich anblickt, noch lebte! Er, der gegen die Menſchen ſo freundlich geſinnt und ſo wohlthätig war, würde mit ſeiner Tochter zufrieden ſeyn. Doch, ſein Segen ruht auf dir, und wolle ferner auf dir ruhen!“

„O Mutter, liebſte Mutter,“ rief Pauline mehrmal, „ich kann es gar nicht ausſprechen, wie ich mich freue, dich wieder zu ſehen.“ „Auch ich,“ ſprach die Mutter, „freue mich unausſprechlich, daß ich dich wieder habe! O noch unausſprechlich größer wird unſ're Freude im Himmel ſeyn, wenn wir deinen Vater, meinen ſeligen Gemahl, dort wieder ſehen werden.“

Siebenzehntes Kapitel.

Die dankbare Mutter.

Frau von Grünthal wandte ſich hierauf zu Anna, bot ihr die Hand, und ſagte: „Liebe Anna, gute Pflegemutter meiner geliebten Tochter, ich danke Euch, daß Ihr Euch meiner Tochter ſo liebreich angenommen, und ſie ſo gut verpflegt habt. O, ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mein Kind zu ſo guten Leuten geführt hat."

„O mein Gott," ſagte Anna, „wir haben Gott zu danken, daß Er uns ein ſo liebes Kind anvertraut hat. Pauline hat uns viele Freude gemacht; ſie iſt ſo gut, ſo freundlich und ſo geſchickt, daß unſ're Kinder Vieles von ihr gelernt haben. Wir verlieren ſie ſehr hart: doch freuen wir uns, daß ſie ihre Mutter wieder gefunden hat. Es iſt ein großer Troſt für uns, daß wir ihr einige kleine Gefälligkeiten erweiſen konnten."

Frau von Grünthal ſagte: „Ihr habt ſehr viel, und für Eure dürftigen Umſtände außerordentlich viel an meinem Kinde gethan: ihr ſollt wenigſtens keine undankbare Mutter an mir finden."

Sie blickte um ſich, bemerkte, daß viele Leute zuſammengelaufen waren, ſagte ihrer Freundin einige franzöſiſche Worte und ſprach dann zu Anna: „Nun muß ich Eure Stube doch auch ein wenig beſehen!" Sie ging, Anna bei der Hand führend, in das Haus, und Stephan und ſeine Kinder folgten ihr. Ihre Freundin aber, die Frau von Eichburg, ging mit Pauline zur Kutſche, nahm drei Rollen Geld heraus, gab ſie Paulinen, die ſie in ihre Schürze legte, und beide kamen nun auch in die Stube.

„Meine lieben Leute,“ ſagte nun Paulinens Mutter zu Stephan und Anna, „das Allernöthigſte iſt, daß Ihr Euern ungeſtümen Gläubiger befriedigt. In dieſer Rolle hier ſind hundert Gulden; erlegt ſie vor Amt, und laßt Euch darüber einen Empfangſchein ausſtellen. Dann habt Ihr ferner für Euer Hausweſen eine Kuh unumgänglich nothwendig. Nehmt dieſe Rolle mit hundert Gulden und kauft Euch eine der beſten Kühe. Was noch davon übrig bleibt, verwendet für Euer Hausweſen. Dieſe dritte Rolle, in der ebenfalls hundert Gulden ſind, legt als ein kleines Kapital für Eure Kinder auf Zins.“

Anna weinte vor Freude. „O Du barmherziger Gott,“ rief ſie mit aufgehobenen Händen, „aus welcher großen Noth haſt Du uns errettet!“ Sie wollte der großmüthigen Frau das Kleid küſſen, was dieſe aber nicht zugab.

Stephan ſagte: „O beſte gnädige Frau! Sie thun zu viel an uns armen Leuten. Ich getraue mir wahrlich nicht, ſo viele und ſo große Wohlthaten anzunehmen. Eine Rolle will ich behalten, damit man mir meine Hütte nicht verkaufe; aber die zwei andern Rollen hier gebe ich Ihnen hiemit wieder zurück. Wir ſehen es als eine große Barmherzigkeit Gottes an, daß Er uns durch Sie aus der höchſten Noth errettet, und uns unſere Heimath erhält.“

„Nehmt, nehmt,“ ſagte die Frau, „und macht keine Umſtände. Ich gebe Euch nur, was ich wohl entbehren kann; ich werde aber noch weiter für Euch und Eure Kinder ſorgen. Es muß auch an Euch wahr bleiben, was unſer göttlicher Erlöſer ſprach: „Seyd barmherzig, ſo werdet ihr Barmherzigkeit erfahren!“

Pauline hätte nun gern gewußt, wie es ihrer Mutter indeß ergangen, und warum ſie ſo lange nichts von ſich habe hören laſſen. Die Mutter erzählte ihre Geſchichte, und Stephan erzählte hierauf die ſeinige, und was für eine Freude er gehabt hatte, als die gnädige Frau zu ihm in das Gefängniß gekommen.

Unter dieſen theils traurigen, theils erfreulichen Geſprächen wurde es Mittag. In dem kleinen Weiler war kein Gaſthof. Anna bedauerte unendlich, daß ſie nichts im Hauſe habe, ſolche Gäſte zu bewirthen, als, außer Brod und Mehl, nur einige Eier.

„Das iſt genug,“ ſagte Frau von Grünthal. „Siedet die Eier, ſie ſollen für die Suppe gelten. In meinem Reiſewagen habe ich kalten Braten, Schinken und einen großen Kuchen. Tragt den Tiſch da hinaus unter den großen Birnbaum in Euerm Garten. Dort wollen wir zu Mittag ſpeiſen.“

Der Tiſch und noch ein Paar Bänke wurden hinausgetragen. Der Bediente deckte ein reines, weißes Tuch über den Tiſch, und trug auf. Man mußte ſich freilich mit irdenen und hölzernen Tellern begnügen, die man zum Theil aus andern Häuſern entlehnte. Frau von Grünthal aber ſagte: „Wenn man hungrig iſt, ſchmeckt es auf Tellern von Holz oder Erde ſo gut, als auf Tellern von Silber oder Gold.“

Alle, Stephan, Anna und die Kinder mußten miteſſen. Die Kinder ließen ſich beſonders den Kuchen ſehr gut ſchmecken, und in wenigen Minuten war er wie verſchwunden.

Der Bediente hatte auch ein Paar Flaſchen Wein nebſt einem Paar Gläſern mitgebracht. In dem Hauſe fanden ſich noch zwei andere kleine Gläschen und ein etwas größeres Glas. Frau von Grünthal ſchenkte von dem Weine ein, und ſagte: „Nun, Paulinens Pflegeältern ſollen leben!“ „Vor Allen die gnädige Frau!“ rief Stephan, und that einen ziemlichen Zug. Anna benetzte die Lippen nur ein wenig und ſagte: „Ja, Sie und Pauline ſollen leben!“ Die zwei Kinder, Jakob und Marie, holten ihre kleinen Becherlein von Blech, und baten, auch ihnen einzuſchenken, damit ſie auch auf Paulinens und deren Frau Mutter Geſundheit trinken könnten.

Während der Mahlzeit hatten ſich nach und nach alle Einwohner des kleinen Weilers verſammelt. Denn die Ankunft der Kutſche hatte großes Aufſehen erregt; noch mehr die Nachricht, Paulinens Mutter, und noch eine andere Frau ſeyen angekommen; Beide ſeyen ſo vornehm, daß man dergleichen dahier noch nie geſehen habe. Die Leute ſchauten über den Zaun, um die fremden Frauen zu ſehen. Die kleinen Mädchen aber, die von Pauline das Stricken gelernt hatten, kamen ungeſcheut in den Garten und umringten Pauline.

Stephan näherte ſich dem Zaune und grüßte die Leute auf's freundlichſte. Alle waren von Herzen erfreut. „Nun, Stephan," ſagten ſie, „das iſt gut abgelaufen: wir haben es aber nicht anders erwartet. Der liebe Gott führt wohl manchmal in die Grube, aber wieder heraus. Er macht am Ende Alles recht."

Nachbar Michel kam auch in den Garten, verbeugte ſich vor Paulinens Mutter, und brachte in Erinnerung, wie viel er dazu beigetragen habe, daß Pauline den grünen Reiſeſack und das kleine Porträt wieder bekommen, und daß auch die gnädige Frau ihren Koffer wieder erhalten habe. „Dabei," ſagte er, „iſt nicht zu vergeſſen, daß ich um meine Tabakspfeife, die mir die Bäckerin geſchenkt hat, gekommen bin, und dafür auch einen kleinen Erſatz verdiene. Denn bei Amte haben ſie die Pfeife behalten, und werden ſie mir ſchwerlich mehr zurückgeben."

Frau von Grünthal beſchenkte ihn, und er war mit dem reichlichen Geſchenke ſo zufrieden, daß er ſich vor ihr faſt bis zur Erde verneigte. Als er aber ſpäterhin erfuhr, wie viel beiläufig Stephan bekommen habe, ward er ſehr unwillig, und nannte die Frau von Grünthal eine Knickerin.

Frau von Grünthal ſtand nun auf, um weiter zu reiſen. Die zwei Reiter, die nach Hohenwald geritten waren, um dort im Wirthshauſe Mittag zu halten, kamen eben jetzt zurück. Die Frau befahl, den Reiſewagen anzuſpannen. Da fingen Stephans Kinder und alle Strickſchülerinnen Paulinens an zu weinen. Die kleinen Mädchen wollten ſie gar nicht fortlaſſen. Sie riefen in Einem fort: „Du mußt da bleiben.“

„Ich will verſuchen, euch zu tröſten!“ ſprach Frau von Grünthal. Sie hatte vor ihrer Abreiſe aus der Stadt vorzüglich für Stephans Kinder, und dann auch für Paulinens Strickſchülerinnen, deren Anzahl ihr Stephan hatte angeben müſſen, allerlei ſchöne buntfarbige Zeuge zu Kleidern eingekauft, die aber alle ſehr dauerhaft und ganz ſo waren, wie ſie für Kinder auf dem Lande am ſchicklichſten ſind; überdieß brachte ſie Strickgarn, Stricknadeln und zierliche Strickkörbchen mit. Sie befahl dem Bedienten, die Päcke und Schachteln aus der Kutſche zu holen, und theilte nun die Geſchenke aus. So groß der Jammer geweſen, ſo groß wurde nun der Jubel. Alle Traurigkeit der Kinder war verſchwunden, man ſah nur fröhliche Geſichter. Die größern Mädchen freuten ſich noch mehr, als die kleinern. Sie bedauerten nur, daß die Kleider nicht ſchon zum Anziehen fertig waren.

Sie wickelten die Zeuge um den Arm und fragten einander, wie die ſchönen Zeuge ihnen ſtehen würden. Auch das feine Garn lobten ſie ſehr. „Aus dem ſtricken wir nur Handſchuhe, und keine Strümpfe!“ ſagten ſie. Die Kinder hätten in ihrer Freude bald vergeſſen, der freigebigen Frau zu danken, wenn Anna ſie nicht daran erinnert hätte.

Als aber Frau von Grünthal mit ihrer Freundin und mit Pauline in den Reiſewagen ſteigen wollten, weinten und ſchluchzten die Kinder auf's Neue. Pauline zerfloß in Thränen. Anna weinte eben ſo ſehr und auch Stephan hatte Thränen in den Augen. Frau von Grünthal bot, indem ſie mit ihrem weißen Tuche ſich die Augen trocknete, dem Stephan und ſeiner Hausfrau, bevor ſie in den Wagen ſtieg, noch einmal die Hand. Pauline rief mit einer Stimme, die von Weinen faſt erſtickt war, noch mehrmalen aus dem Wagen: „Dank! Dank! Gott vergelte Euch Alles, was Ihr an mir gethan habt. Ich werde Euch nie vergeſſen! Wir ſehen uns nicht das letzte Mal!“

„Ganz gewiß nicht das letzte Mal,“ ſagte Frau von Grünthal. „Chriſten ſehen ſich, nach einem alten Sprichworte, nie zum letzten Male; wenn nicht hier auf Erden, ſo ſehen ſie ſich doch im Himmel wieder!“

Der Wagen rollte fort. Stephan trocknete ſich die Augen und ſagte: „Es bleibt doch wahr: Der alte Gott lebt noch, und ſeine Güte iſt immer neu!“

Achtzehntes Kapitel.

Ein großes Freudenfeſt.

Frau von Grünthal war mit ihrer wiedergefundenen Tochter und mit ihrer geliebten Freundin Amalia glücklich in deren Wohnung angekommen, wo ſie wie zu Hauſe war. Pauline fühlte ſich ſelig, wieder bei ihrer Mutter zu ſeyn, und bei deren edlen Freundin, die gegen Pauline ſo liebevoll war, wie es eine Mutter nur immer ſeyn kann. Auch war Pauline ſehr erfreut, in der großen Stadt Alles lernen zu können, was ihr, als einem Fräulein vom Stande, zu ihrer weitern Ausbildung in Muſik und Sprachen und mancherlei weiblichen Arbeiten, noch nöthig war. So brachte ſie hier einige Jahre ſehr vergnügt und zufrieden zu. Ihre Mutter hatte, ſo wie Amalia, an ihrem guten Betragen, ihrer Frömmigkeit, ihren Kenntniſſen, ihrer Geſchicklichkeit, ihrer Beſcheidenheit und Herzensgüte, und ihrem Heranblühen große Freude. Alle drei waren nur Ein Herz und Eine Seele, und hatten ein ſo ſeliges Leben, als man es hier auf Erden nur immer haben kann.

Nur war Frau von Eichburg immer ſehr in Sorgen, wie es ihrem Gemahle, dem Rittmeiſter, der noch immer zu Felde war, gehe, beſonders wenn ſie längere Zeit keine Briefe von ihm erhielt, oder wenn ſie Nachrichten von furchtbaren Schlachten in den Zeitungen las. Auch that es ihr ſehr leid, daß ſie den Frühling und Sommer, wie ſie es gewohnt war, nicht auf dem Lande, in ihrem Schloſſe Eichburg, zubringen konnte.

Da es aber wieder Frühling wurde, kam der Schloßverwalter von Eichburg, und meldete, das Militärſpital ſey aufgehoben und die fremden Gäſte, die meiſtens geheilt worden, oder ſich auf dem Wege der Geneſung befinden, ſeyen eben damit beſchäftigt, abzuziehen. Das Schloß ſey aber ſo übel zugerichtet, daß die Herrſchaft unmöglich da wohnen könnte. Frau von Eichburg gab dem Verwalter die nöthigen Befehle, Alles zu thun, um das Schloß wieder in bewohnbaren Stand zu ſetzen. Sie reiste einige Male ſelbſt dahin, um nachzuſehen, ob Alles geſchehen, was ſie angeordnet hatte, und um weitere Anordnungen zu treffen. Sie ließ neue Böden legen, die Fenſter erneuern, und die Zimmer tapezieren. Auch ließ ſie alle zur zierlichen und bequemen Einrichtung erforderlichen Möbel neu anſchaffen und dahin bringen.

Zu Anfang des Sommers zog ſie nun ſelbſt dahin, mit ihrer Freundin Sophie, und mit ihrer Freundin Pauline, wie ſie auch dieſe jetzt nannte, die nunmehr erwachſen, und ein ſehr edles, gebildetes Frauenzimmer war. Mutter und Tochter fanden das Schloß unvergleichlich ſchön eingerichtet; Pauline war beſonders über die herrliche Ausſicht erfreut, die man von den Fenſtern des Schloſſes aus in eine ſehr ſchöne, reiche Landſchaft hatte, und über die großen prächtigen Gärten, von denen das Schloß umgeben war. Alle drei ſchätzten ſich glücklich, ſo viel Angenehmes auch die Stadt hat, nunmehr wieder des Landlebens, das deren Sinnesart viel mehr zuſagte, genießen zu können, ja ſie dünkten ſich gleichſam in ein neues Leben verſetzt.

Was aber ihre Freude noch erhöhte, war die frohe Nachricht: Es ſey Friede! Der Beamte von Buchenthal, der Schloßverwalter, der Gärtner, der Förſter und viele andere herrſchaftliche Diener kamen Morgens in freudiger Eile in das Zimmer und brachten dieſe Freudenbotſchaft. Gegen Abend ſaßen Frau von Eichburg, ihre Freundinnen Sophie und Pauline auf einer Bank im Garten, die von blühenden Roſenſträuchen umgeben war. Alle drei waren voll der ſüßen Hoffnung, der Gemahl der Frau von Eichburg werde nun bald aus dem Felde zurückkehren. Da kamen drei, wie es ſchien, fremde Herren durch die Allee herbei.

Der erſte aus ihnen, ein Offizier mit mehreren Orden geziert, eilte auf die Frau von Eichburg zu, ſie auf das Freundlichſte begrüßend. Er war ihr Gemahl, nunmehr Oberſt. Die Freude des Wiederſehens war unbeſchreiblich. Er bezeigte hierauf der Frau von Grünthal ſeine Verehrung und Freude, ſie wiederzuſehen. Er fragte, auf Paulinen deutend, wer dieſes Frauenzimmer ſey. Die Mutter ſagte es. „Mein Gott,“ rief er, „Sie ſind es! Sie, meine freundliche, ſorgſame Krankenpflegerin, als ich bei Ihnen wohnend an meinen Wunden auf dem Krankenbette lag? O, ſeyen Sie mir tauſendmal willkommen! Ich hätte Sie wahrhaftig nicht mehr gekannt. Ei, wie groß und ſchön ſind Sie indeß geworden! Doch dieß bei Seite; ich bin Ihnen vielen, vielen Dank ſchuldig!“

Jetzt trat der andere Herr näher, der Bruder des Oberſt, ein ſehr geachteter Staatsrath. Er begrüßte ehrerbietig die Gemahlin ſeines Bruders, die ihm von längern Zeiten her bekannt war, und die zwei andern Frauenzimmer. Der dritte der drei Herrn, Baron Wilhelm, der Sohn des Staatsrathes, begrüßte eben ſo ſeine Tante, hierauf Frau von Grünthal, die er ſchon als Knabe kennen gelernt hatte, und äußerte ſeine Freude, Paulinen kennen zu lernen. Alle, die drei Herren und die drei Damen, waren höchſt erfreut.

Frau von Eichburg führte hierauf ihre verehrten und geliebten Gäſte in das Schloß, damit ſie einige Erfriſchungen genießen möchten. Sie zeigte ihnen hierauf die neueingerichteten Zimmer des Schloſſes, die dem Oberſt ſehr wohl gefielen. Er bezeigte ſeiner Gemahlin ſeine vollkommene Zufriedenheit, und konnte ſie nicht genug loben. Nachdem er, ſein Bruder und deſſen Sohn das Schloß beſehen hatten, durchwanderten ſie die Gärten. Der Oberſt führte Frau von Grünthal am Arme, der Staatsrath ſeine Schwägerin und Wilhelm Paulinen.

Herr von Eichburg, ſeine Gemahlin und Frau von Grünthal bemerkten, daß Pauline und Wilhelm ſich einander ſehr wohl gefielen und eine große Neigung zu einander gefaßt hatten. Dieſes war ihnen ſehr erwünſcht. Denn da Herr und Frau von Eichburg keine Kinder hatten, ſo war Wilhelm der Erbe ihrer Güter. Auch Frau von Grünthal war ſehr erfreut, daß ihre Tochter ſo gut verſorgt werden könne. Die Verlobung des edlen Wilhelm und der vortrefflichen Pauline kam bald zu Stande; die Vermählung ſelbſt fand in der Pfarrkirche zu Buchenthal feierlich ſtatt.

Das Kleid der Braut war aus jenem ſchönen weißen Atlaß verfertigt, den Pauline, faſt noch als Kind, durch ihre Liebe und Sorgfalt für kleinere Kinder, erworben und den ihre Mutter ſchon damals zu einem Brautkleide für ſie beſtimmt hatte. Jenes in Gold und Saffian prächtig gebundene Gebetbuch, das ihr auch damals wegen Bewahrung kleiner Kinder von dankbaren Aeltern verehrt worden, und in dem ſehr ſchöne Gebete für eine Braut ſtanden, nahm Pauline an dieſem ihrem Ehrentage mit in die Kirche.

Sowohl der Atlaß, als das Buch, hatten ſich in jenem Koffer vorgefunden, der ihnen geraubt, aber wieder zurückgegeben worden. Alle Angehörigen der Herrſchaft zeigten große Freude an dieſer

Vermählung, weil ſie Wilhelm, ihren künftigen Gutsherrn, als einen überaus edlen Mann preiſen hörten, und weil Pauline durch ihre Güte, Freundlichkeit und Beſcheidenheit Aller Herzen gewonnen hatte. Es wurden auf dem Wege zur Kirche Blumen geſtreut und Ehrenpforten errichtet.

Neunzehntes Kapitel.

Die Stiftung einer Kleinkinderſchule.

Einige Tage nach dem Hochzeitsfeſte, als Pauline und ihre Mutter, Wilhelm und Herr und Frau von Eichburg Abends bei Tiſche ſaßen, ſprach Pauline: „Ich bin ſchon lange mit dem Gedanken umgegangen, dahier eine Anſtalt zur Bewahrung kleiner Kinder zu errichten. Ich weiß es aus Erfahrung, wie nützlich, ja nothwendig ſolche Anſtalten ſeyen. Freilich wohl ſollten die Mütter die erſten und auch die beſten Erzieherinnen ihrer Kinder ſeyn. Allein dieſes iſt leider nicht allemal möglich. Das habe ich nicht nur in der Stadt, wo ich mit meiner Mutter ehemals gelebt habe, erfahren, ſondern noch vielmehr auf dem Lande. Auch in der Stadt kommen vermögliche Aeltern manchmal in Umſtände, wo ſie ihren Kindern nicht die nöthige Wart und Aufſicht widmen können; auf dem Lande aber kommt dieſer Fall öfter, ja faſt allgemein vor. So iſt es auch hier. Um das Schloß herum wohnen mehrere Familien, in denen Vater und Mutter theils mit dem Feldbaue des großen herrſchaftlichen Witthums, theils mit dem Anbaue ihrer eigenen Felder beſchäftigt ſind. Die Kinder ſind indeſſen allein zu Hauſe eingeſperrt. Wenn auch die etwas größeren Kinder auf die kleinern Acht geben ſollten, ſo iſt wenig damit geholfen. Die goldenen Jahre der Kindheit, der anbrechende Morgen, die erſten erfreulichen Frühlingstage des Lebens, in denen, wie ein großer Dichter ſagt, „das Leben vorwärts hüpft mit einem Lächeln,“ wird ihnen zu traurigen Tagen des Weinens und freudenloſer Langeweile. Ihr Verſtand wird nicht geweckt, ihr ſittliches Gefühl nicht angeregt. Sie verwildern; wenn ſie auch ſpäterhin in die öffentliche Schule kommen, können ſie kaum reden. Dieſe Vernachläſſigung hängt ihnen ihr ganzes Leben hindurch an. Es iſt mit ihnen, wie mit zarten jungen Pflänzchen, die vor Reifen und rauher Witterung ſorgfältig zu bewahren ſind, damit ſie nicht dahinwelken oder für immer verkrüppelt werden. Ich wünſche daher ſehr, daß dahier eine Anſtalt zu Bewahrung und der erſten Erziehung für ſolche bedauernswerthe Kinder errichtet werde. Ja, es wäre dahier nicht nur eine Anſtalt zur Bewahrung kleiner Kinder, von drei bis ſechs Jahren, nöthig, ſondern es wäre mit ihr noch eine Vorbereitungsklaſſe der Kinder von ſechs bis ſieben Jahren, für die öffentlichen Schulen zu vereinigen, weil die Schule zu Buchenthal zu weit entfernt, und der Schloßberg zu hoch und zu ſteil iſt, als daß die Kinder vor zurückgelegtem ſiebenten Jahre, zu jeder Jahreszeit und Witterung, dieſe Schule beſuchen könnten."

„Ich habe mir," ſprach ſie weiter, „die Sache ſo ausgemacht! Neben den herrſchaftlichen Gärten liegt ein ziemlich großer ländlicher Garten, der mit Gras bewachſen und mit einigen Bäumen beſetzt iſt, und bisher von uns nur wenig geachtet wurde. Hier ließe ſich ein ſolches Haus errichten: der übrige Raum könnte zum Spielplatze für die Kinder dienen. Der Gehalt für den Lehrer und die Wartfrau wäre bei unſern Einnahmen keine zu große Ausgabe."

Alle am Tiſche gaben ihr Beifall. Es wurde beſchloſſen, ein ſolches Haus zu erbauen, mit einem großen Schulzimmer und zwei kleinen Nebenzimmern im untern Stocke für die Kinder, und dann im obern Stocke mit einer Wohnung für den Lehrer, und eben ſo für die Wartfrau. Das Haus wurde erbaut; es hatte von Außen ein ſehr freundliches Ausſehen, und war auch von Innen ſehr heiter, indem es ganz frei ſtand, und alle Fenſter in den Garten gingen. Zum Lehrer berief Wilhelm einen jungen Mann, den er perſönlich kannte, und der in einer adeligen Familie Hauslehrer geweſen, eine ganz vorzügliche Gabe, mit Kindern umzugehen, hatte, und gegenwärtig ein ausgezeichneter Schullehrer in einer anſehnlichen Stadt war, wo er die erſte Klaſſe zu verſehen hatte. Zur Wartfrau ſchlug Pauline die Wittwe des vorigen Schloßverwalters vor, die ihre eigenen Kinder, die jetzt alle verſorgt waren, ſehr gut erzogen hatte, und als eine ſehr fromme, verſtändige, heitere und wohlgeſittete Frau allgemein geachtet war.

Der Lehrer, dem eine nicht zu geringe Beſoldung ausgeworfen wurde, nahm die Stelle mit Vergnügen an, und die ehemalige Schloßverwalterin war ſehr erfreut, nicht ſo faſt, weil ihr zu ihrem Wittwengehalte noch eine anſehnliche Zulage zugeſichert wurde, und ſie alſo ein beſſeres Einkommen erhielt, ſondern noch vielmehr, weil ſie eine große Liebe zu den Kindern hatte, und in ihren alten Tagen noch ihren Mitmenſchen nützlich werden wollte.

Als der treffliche Lehrer ankam, wurde zuerſt das Zimmer zur Bewahrung kleinerer Kinder, ſo, wie er es für dienlich hielt, eingerichtet, und alle nöthige Geräthſchaft, Alles ganz neu, verfertigt. Außer den ſehr niedrigen Tiſchen und Bänken für die Kinder wurde noch ein beſonderer Tiſch mit grünem Wachstuche überzogen, und mit feinem weißen Sande beſtreut, damit die Kinder mit einem Zeigefinger Allerlei in dem Sande abzeichnen könnten. Eine ſchwarze Wandtafel diente dem Lehrer dazu, Allerlei darauf vorzuzeichnen. Um in der Folge die Kinder mit den erſten Kenntniſſen der Buchſtaben bekannt zu machen, wurden große gedruckte Buchſtaben auf dünne, einen Finger lange und zwei Finger breite Brettchen aufgezogen; auch waren an der blau angeſtrichenen Rückſeite der Wandtafel einige Stäbe quer befeſtigt, damit man die Buchſtaben aufſtellen und zu Sylben und Wörter zuſammenſetzen könne. Auch wurden kleine Schiefertafeln angeſchafft.

Der Garten am Schulhauſe wurde zu einem Spielplatze für Kinder eingerichtet. Mitten hindurch wurde ein langer, breiter Gang angelegt und mit Sand beſtreut, damit die Kinder ſich hier bewegen, ſpringen, ja in die Wette laufen könnten. Zu beiden Seiten des Ganges wurden zwei runde, mit Kies beſtreute Plätze hergeſtellt, und mit niedern Bänken und kleinen Tiſchen für Kinder verſehen. Rings um die runden Plätze und zu beiden Seiten des langen Ganges wurden Sträuche gepflanzt, von denen im Frühlinge und Sommer immer einige blühten. An der Hecke zu allen vier Seiten innerhalb des Gartens befanden ſich ſchmale mit Sand beſtreute Nebenwege. An zwei Stellen des Gartens waren an den Bäumen Schaukeln befeſtigt; auch waren Kinderwägelchen vorhanden, worin die kleinern Kinder von den etwas größern in dem langen Gange auf und ab und in den Nebenwegen umhergeführt werden konnten.

Nachdem Alles fertig und bereitet war, wurde die Schule mit einer kleinen Feierlichkeit eröffnet. Die Kinder verſammelten ſich reinlich und feſtlich gekleidet in der Schule. Pauline und Wilhelm und die übrigen gnädigen Herrſchaften und viele Aeltern fanden ſich ein. Der Lehrer hielt eine kurze Anrede, in der er die Aeltern und Kinder ermahnte, für dieſe wohlthätige Anſtalt Gott und der Gutsherrſchaft zu danken.

Pauline, nunmehr gnädige Frau, ging bei allen Kindern umher, redete mit jedem freundlich, fragte es nach ſeinem Namen, ſeinen Aeltern und wußte jedem etwas Erfreuliches zu ſagen. Dieß thaten auch die übrigen Herrſchaften, und ließen dann allen Kindern Obſt und weißes Brod austheilen. Der Lehrer ſagte den Kindern noch, wann ſie Nachmittags wieder in die Schule kommen ſollten und entließ ſie.

Pauline kam mit ihrer Mutter ſehr oft in die Schule; Wilhelm, der junge gnädige Herr, kam zu Zeiten; der alte Herr Oberſt von Eichburg aber hatte ſich, von ſeiner Gemahlin begleitet, in die Garniſon ſeines Regiments begeben.

So oft Pauline kam, war große Freude bei den Kindern. Sie begrüßte alle ſehr freundlich, ſah und hörte dem Unterrichte zu, ſtellte ſelbſt Fragen an die Kinder und belobte diejenigen, die gut antworteten. Sie kam auch, was die Kinder am meiſten erfreute, nie leer. Eine Dienerin folgte ihr mit einem Korbe voll Obſt, das Pauline den Kindern austheilte. Auch brachte ſie manchmal einige Spielſachen mit, welche den Kindern große Freude machten, und mit denen ſie von Zeit zu Zeit ſpielen durften, die aber ſonſt in einem beſondern Kaſten aufbewahrt wurden.

Am Weihnachtsabende kam ſie allemal, ſobald es dunkel war, und verſammelte in einem der Nebenzimmer die Kinder um ſich. Der Lehrer und die Wartfrau hatten in dem großen Schulzimmer grüne Tannenbäumchen aufgeſtellt, und mit ſchönen rothen und gelben Aepfeln und vergoldeten Nüſſen geziert. Auch waren auf den Bäumchen kleine Wachskerzen angebracht, und als alle angezündet waren, öffnete der Lehrer die Thüre des hellerleuchteten Zimmers, und rief die Kinder herein. Sie waren vor Freude und Erſtaunen faſt außer ſich. Die Kinder ſangen hierauf ein kleines Weihnachtsliedchen, und die gnädige Frau theilte ihnen eine Menge kleiner Geſchenke aus.

Zu Oſtern beſchenkte Pauline die Kinder, die ein fröhliches Oſterliedchen ſangen, mit rothen, blauen und gelben Oſtereiern und mit kleinen Oſterkuchen.

Dabei ſagte Pauline den Kindern, warum Weihnachten und Oſtern für uns Menſchen ſo große Freudentage ſeyen, und die Kinder küßten ihr für die Geſchenke dankbar die Hand, und liefen voll Freude nach Hauſe.

Pauline bewunderte die treffliche Lehrgabe, die Freundlichkeit und Fröhlichkeit des Lehrers, und konnte ihn nicht genug loben. Auch mit der Wartfrau, mit ihrer Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, ihrer Geduld und ſchonenden, ſanften Behandlung der Kinder war ſie höchſt zufrieden, und bezeigte mehrmals ihre Zufriedenheit. „Ach,“ ſagte ſie, „es iſt freilich nicht möglich, daß in jedem Dörflein oder Weiler eine ſolche Kleinkinderſchule errichtet werde; aber wenigſtens eine Kleinkinderbewahranſtalt könnte doch zu Stande kommen. Man würde gewiß, gegen einige Belohnung, eine verſtändige, fromme Wittwe auffinden, die Aufſicht über die kleinen Kinder zu übernehmen.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein kleines Kinderfeſt.

Als der Oberſt von Eichburg und ſeine Frau Gemahlin wieder in dem Schloſſe angekommen waren, wollte Pauline zeigen, wie weit ihre Anſtalt für kleine Kinder indeß gediehen ſey. Sie ließ die Schulſtube feſtlich ausſchmücken. An allen Fenſtern ſtanden Blumen in zierlichen Töpfen. An der beſten Stelle des Schulzimmers, der Thüre gegenüber, befand ſich in goldenem Rahmen das ſchöne Gemälde, das ſie ſchon in früher Jugend, zugleich mit jenem Atlaſſe zu einem Kleide und mit jenem Gebetbuche geſchenkt bekommen hatte. Sie hatte das Bild, das ſie ihrem ehemaligen Hausherrn, jenem Kaufmanne, in Verwahrung gegeben, ſich ſchicken laſſen. Der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen zu ſich ruft und ſie ſegnet, war ganz unvergleichlich ſchön darauf abgebildet.

Nebſt den Aeltern der Kinder kamen, freundlich eingeladen, der Pfarrer und der Beamte von Buchenthal. Die verſammelten Kinder und deren Aeltern waren alle ſonntäglich gekleidet. Der Lehrer ſprach einige Worte über das ſchöne Bild und wie Alles, was Jeſus geſagt und gethan hat, ſo göttlich und menſchlich ſchön ſey. Er ſagte den Kindern, daß Jeſus der beſte Kinderfreund ſey, und daß ſie es nur Ihm zu danken haben, ſich auch jetzt noch ſo vieler liebreicher und wohlthätiger Kinderfreunde zu erfreuen. Hierauf ſangen die Kinder ein kleines, für dieſe Feierlichkeit verfaßtes Lied. Es wurden ihnen Fragen aus der Religion vorgelegt, die ihrem zarten Alter angemeſſen waren, und die ſie alle verſtändig und mit Herzlichkeit beantworteten. Hierauf ſagte jedes einen Denkreim auf. Der Lehrer zeigte ihnen einzelne Buchſtaben, deren Namen ſie nannten, und deren Laut ſie nachmachten. Mit Hülfe ihrer Finger zählten ſie von eins bis zehn, und innerhalb der Zahlen eins bis zehn wurden alle vier Rechnungsarten im Kleinen vorgenommen.

Die Ziffer von eins bis zehn wurden vom Lehrer vorgezeigt, und die Kinder nannten die Zahl, und zeigten an den Fingern, wie viel jedes dieſer Zeichen bedeute. Auch Begriffe von Zehnern hatten ſie ſchon. Ein Kind hob alle zehn Finger auf: „Das iſt alſo ein Zehner,“ ſagte der Lehrer; ein zweites hob alle zehn Finger auf: „Das ſind alſo zwei Zehner,“ ſprach der Lehrer, und ſo ging es fort, bis auf zehn Zehner oder hundert. Noch freudiger, als an den Fingern und den Strichen an der Tafel, zeigten die Kinder an vorgelegten Haſelnüſſen, wie gut ſie das Zählen, das Zuſammenziehen, Abziehen, Vervielfachen und Theilen verſtanden. Dieſe Uebung gefiel ihnen auch deßhalb ſehr wohl, weil ſie am Ende alle Nüſſe einſchieben durften. Zur Vorübung im Schreiben machte ihnen der Lehrer auf der ſchwarzen Tafel ein Ringlein, Sternlein, Kreuzchen, ein Dreieck oder Viereck, ja wohl ein Haus, einen Tannenbaum vor, und die Kinder bildeten Alles auf dem Sandtiſche nach. Der Lehrer legte ihnen noch verſchiedene Fragen vor, zum Beiſpiele: Wozu nützt das Holz, das Eiſen, das Stroh, wozu das Waſſer, das Feuer? Oder auch andere Fragen: Wie müſſen Kinder ſeyn gegen Gott? Antwort: fromm. Wie gegen Aeltern? folgſam. Wie gegen andere Kinder? freundlich. Wie beim Lernen und bei der Arbeit? fleißig. Wie heißen alſo die vier

Worte, die alle mit einem F. anfangen, ja die ſchönſten vier F., die ſich Kinder wohl merken müſſen?“ Die Kinder wiederholten die Worte: fromm, folgſam, freundlich, fleißig. Der Pfarrer fügte noch ein fünftes F. bei: fröhlich.

Die Kinder laſen nun in ihrem kleinen Büchlein „Erſter Unterricht von Gott,“ das ſie das Gottbüchlein nannten, laut und deutlich. Die Kinder, die noch nicht ſechs Jahre alt waren, laſen die erſte Abtheilung von Gott, die aus lauter einſylbigen Wörtchen beſteht; die Kinder, die bereits ſechs Jahre oder etwas darüber alt waren, die zweite Abtheilung von Jeſus Chriſtus, die aus zweiſylbigen, in Sylben abgetheilten Wörtern beſteht. Dann wurde die dritte Abtheilung, von dem heiligen Geiſte, mit mehrſylbigen, nicht getheilten Wörtern geleſen. Die Kinder wußten alle Fragen, die von den anweſenden Gäſten über das Geleſene an ſie geſtellt wurden, richtig und fertig zu beantworten, oder es auch mit ihren eigenen Worten zu erzählen. Sie waren auf dieſe Art auch recht gut vorgeübt, künftighin längere Sätze, die im Katechismus als Antworten vorkommen und über die ein guter Katechet zehn und mehrere Fragen zu ſtellen weiß, gut zu beantworten.

Noch wurden die Arbeiten der Kinder, als geſponnenes Garn, geſtrickte Kinderſtrümpfchen, geflochtene Schnüre von allerlei Farben, und Geflechte von buntem Stroh vorgelegt. Am Ende ſangen die Kinder mit ihren ſanften Stimmchen und mit Andacht ein kleines Danklied gegen Gott.

Was allen Anweſenden noch beſonders wohl gefiel, war, daß alle Kinder ſehr reinlich gekleidet waren, ſo friſch und geſund ausſahen, und ihre Geſichtchen von Fröhlichkeit und Freundlichkeit gleichſam ſtrahlten.

Pauline theilte nun unter die Kinder Obſt aus, gab jedem einen gebackenen Kranz von mürbem Teig, den die Kinder ſogleich an den Arm hängten. Ueberdieß beſchenkte ſie die Kinder noch mit mancherlei Kleidungsſtücken, die von den Aeltern dankbar in Empfang genommen wurden.

Zum Schluſſe der Feierlichkeit ſagte der Herr Pfarrer noch einige treffende Worte. „Es iſt ſehr erfreulich,“ ſprach er unter Anderm, „daß edle Kinderfreunde ſo liebreich für die guten Kleinen ſorgen. Ach, viele Aeltern, die ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichts, mit Feldbau oder im Taglohne auswärts verdienen müſſen, können ihre Kinder nicht beſtändig unter ihren Augen und der nöthigen Aufſicht behalten; viele Kinder ſind nicht nur Stunden, ſondern halbe, ja faſt ganze Tage lang verlaſſen und wie verwaist. Eine Anſtalt aber, in der die Kinder bewahrt, und angenehm und nützlich beſchäftigt werden, iſt eine große Wohlthat für Aeltern und Kinder. Die Aeltern werden vieler Sorgen überhoben, den Kindern wird die goldene Zeit der Kindheit zur ſeligſten und heilbringendſten ihres Lebens. Manches Gute wird in ihr zartes Herz gepflanzt, das für ihr ganzes Leben, ja für die ganze Ewigkeit nicht ohne gute Früchte bleibt. Möchten alle Menſchen, die es im Stande ſind, zu Errichtung und Beförderung ſolcher Anſtalten beitragen!“

„Jeſus Chriſtus ſelbſt gab uns einen rührenden Beweis ſeiner Liebe zu den Kindern. Als fromme Mütter noch am ſpäten Abende Ihm ihre Kinder darbringen wollten, damit Er ſie ſegne, die Jünger aber ihnen es wehren wollten, Ihm ſo ſpät noch beſchwerlich zu fallen, da ſprach Er: „Laſſet die Kindlein zu Mir kommen, und wehret es ihnen nicht!“ Und Er ſchloß ſie in ſeine Arme und legte ihnen die Hände auf und ſegnete ſie. Seine Liebe zu den Kindern ſey uns ein Beiſpiel, das wir nachahmen ſollen. — Ja, Er forderte uns zwar nur mit wenigen, aber höchſt eindringenden, herzergreifenden Worten dazu auf, uns der Kinder liebreich anzunehmen, indem Er ſprach: „Wer ein ſolches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“

* * *

Paul Arnold.

I.

„So haben wir denn wieder den heiligen Weihnachtsabend erlebt!“ ſagte die Frau des Doktors Ehrenberg, die ſich eben in den Lehnſeſſel am warmen Ofen geſetzt hatte. „Im vorigen Jahre,“ ſprach ſie, „war es hier nicht ſo ſtill! Unſer lieber Ferdinand lebte noch. Dort ſtand das Weihnachtsbäumchen, von vielen Lichtern glänzend. Auf dem Tiſchchen davor lagen die mancherlei ſchönen Geſchenke. Welchen Jubel hatte der holde Kleine! Aber nun iſt er ſchon ſeit acht Tagen im Grabe!“

„Nicht im Grabe!“ ſagte der Doktor, der am Fenſter ſtand, eine entfernte Feuersbrunſt beobachtete und ſich jetzt umwendete. „Der gute Knabe iſt nun im Himmel. Er konnte ſich in ſeiner Einfalt den göttlichen Erlöſer nur als das liebe Chriſtkindlein denken! Jetzt ſieht er Chriſtus in der Herrlichkeit des Himmels. Ferdinand iſt nun ein ſchöner, glänzender Engel. Warum ſollen wir alſo trauern? Wir wollen uns vielmehr freuen, ihn dort wiederzuſehen.“

Der Doktor ſchaute wieder durch's Fenſter und ſagte: „Das Feuer, das ich ſchon vor zwei Stunden ausbrechen ſah, ſchien zu erlöſchen. Jetzt aber ſchlagen die Flammen auf's Neue hoch empor! Die Wolken ſtrahlen gluthroth, und die ganze nächtliche Gegend iſt, ſo wie der Marktflecken, von dem Feuerglanze furchtbar erleuchtet. Gott ſey den armen Leuten gnädig! Zu der Quartierlaſt trifft ſie nun auch das Brandunglück, das wahrſcheinlich durch Unvorſichtigkeit entſtanden iſt."

„Ach," ſagte die Doktorin weinend, „es iſt doch viel Elend in der Welt! Dort Schrecken und lautes Jammern — und hier ſtille, aber ſchmerzliche Thränen."

„Was Gott über uns kommen läßt," ſprach der Doktor, „müſſen wir willig annehmen. Was Gott thut, iſt wohlgethan. Er weiß Alles, Leid und Freud', uns zum Beſten zu lenken. Die Leiden ſind eine bittere, aber heilbringende Arznei."

Jetzt wurde an der Hausthüre heftig geſchellt. Die Magd öffnete. Ein Soldat, mit einem Kinde auf dem Arme, trat in das Zimmer und rief: „Um Gotteswillen, erbarmen Sie ſich dieſes Kindes!"

Das Kind, um das er ſeinen Mantel geſchlagen hatte, war vier bis fünf Jahre alt.

Der Mann erzählte: „In dem großen Gaſthofe, den Sie von hier aus brennen ſehen, iſt das Kind zurückgeblieben. Man ſah es am Fenſter, und hörte es ſchreien. Die Mutter, die Wittwe eines Kaufmanns, die in dem Gaſthauſe übernachtete und die Flucht ergriff, hat es in der Verwirrung nicht mit ſich genommen. Niemand wagte ſich in das brennende Haus. Die Mutter aber ſtürzte ſich hinein und kam darinnen um. Man trug ſie als Leiche heraus. Ich wußte im Garten am Hauſe eine Hinterthüre, eilte die enge Treppe hinauf, und es gelang mir, das Kind zu retten. Ich bitte noch einmal! Ach, nehmen Sie das arme Waislein doch auf!"

Der Doktor und ſeine Frau waren dazu herzlich geneigt. Allein die Sache brauchte doch Ueberlegung. Der geſchickte, menſchenfreundliche Arzt genoß zwar das Zutrauen vieler Kranken, beſuchte ſie mit unermüdlichem Eifer, und hatte bisher ein reichliches Einkommen. Allein der Krieg hatte die Leute in ſeinem Bezirk arm gemacht; ſie konnten nicht mehr bezahlen. Seine Einnahme war daher jezt ſehr geringe, ja ganz unſicher geworden. Er überlegte alſo, ob er auch im Stande ſeyn würde, das verwaiste Kind, wenn er es annehme, zu erziehen und gehörig zu verſorgen.

Er ſprach zu dem Soldaten: „Aber warum habt Ihr Euch nicht lieber an Jemand in dem großen, reichen Marktflecken gewendet, in dem ſich das Unglück der Feuersbrunſt ereignet hat? Wie konnte es Euch einfallen, das Kind faſt zwei

Stunden weit hierher zu mir, in dieſes verarmte Dorf zu tragen?“

„Ach!“ ſagte der wackere Krieger, „dort in dem Flecken iſt jetzt wegen des Brandes Alles höchſt beſtürzt und in der größten Verwirrung. Alle ſind mit Löſchen oder mit Flüchten ihrer Habſeligkeiten beſchäftigt. Niemand hätte ſich Zeit genommen, mich anzuhören. Auch ſind die Leute dort nicht ſo wohlthätig, als reich. Viele Reiche ſind durch den Krieg reicher, aber liebloſer und unbarmherziger geworden. Allein Sie, Herr Doktor! fielen mir ſogleich ein. Ich kenne Sie als einen überaus guten, liebreichen Herrn. Sie aber werden ſich meiner nicht erinnern. Ich war vor einem Jahre bei einem armen Schuhmacher ihres Dorfes, unten am Berge, im Quartier. Der Mann wurde gefährlich krank, und konnte lange Zeit nichts mehr verdienen. Sie beſuchten ihn alle Tage. Als Sie ihn außer Gefahr erklärten, weinten Mutter und Kinder vor Freuden.“

„Die Mutter bat Sie, wegen der Bezahlung Ihrer Mühe Geduld zu haben. Sie aber ſagten, daß Sie nichts dafür verlangen.“

„Des Schuhmachers Töchterlein kam eben jetzt herein in die Stube, und ſagte: „Der Bäcker will kein Brod mehr hergeben, bevor wir das bezahlt hätten, das ich ſeit drei Tagen geholt habe.“ Die hungrigen Kinder fingen an laut zu jammern und zu ſchreien.“

„Sie aber, lieber Herr Doktor! gaben den armen Leuten das Geld für's geborgte Brod, und legten ſo viel dazu, daß ſie für eine Woche Brod kaufen konnten. Vater und Mutter weinten aus Dankbarkeit, und die Kinder weinten nun vor Freude, und küßten Ihnen die Hände. Auch mir kamen Thränen in die Augen.“

„Sehen Sie, mein beſter Herr Doktor! Deßwegen brachte ich das Kind zu Ihnen. Sollten Sie es auch nicht für immer annehmen können, ſo werden Sie es doch leichter, als ich, irgendwo gut unterzubringen wiſſen. Ich kann weiter nichts mehr für das liebe Kind thun! Morgen vor Tag, ja noch in der Nacht, muß ich mit meiner Kompagnie aufbrechen und weiterziehen. Heute Abends erhielten wir den Befehl, der ſehr weiſe iſt: denn es iſt ſehr begreiflich, daß wir in den abgebrannten Häuſern nicht mehr wohnen könnten, und daß die Familien, die nun ohne Obdach ſind, in den noch übrigen Häuſern einquartiert werden. Ich habe noch Allerlei zu beſorgen, und werde Mühe haben, noch zu rechter Zeit bei unſern Leuten einzutreffen. Ich bitte Sie daher, das Kind wenigſtens auf eine Zeit zu behalten.“

„Ja,“ ſagte die Frau des Doktors, „wir wollen es behalten — für immer! Wir können das Weihnachtsfeſt nicht ſchöner feiern. Ich denke, der liebe Gott hat uns dieſes Kind anſtatt unſers kleinen ſeligen Ferdinand zugeſchickt.“

Sie blickte den Doktor fragend an. Er ſprach auch: „Ja, wir wollen das Kind behalten! Derjenige, der vor achtzehnhundert Jahren in dieſer Nacht geboren worden, hat ja geſagt: „Wer ein ſolches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf!“

Die Dokterin nahm das Kind auf den Schooß und fragte es freundlich: „Wie heißt du denn, mein liebes Kind?“

„Paul!“ ſagte der Kleine. „Ich will zu meiner Mutter!“

„Ich will nun deine Mutter ſeyn!“ ſagte die Frau.

Und der Soldat ſagte, mit einem Blicke zum Himmel: „Gottlob! Ihm ſey Dank — und auch Ihnen, lieber Herr Dokter und gütige Frau Dokterin!“

Er griff nach ſeinem Kasquet, und ging zur Thüre. Die Frau erbot ſich, ihm einen Biſſen Brod und einen Trunk vorzuſetzen.

Allein er ſagte: „O nein! ich darf mich keinen Augenblick länger aufhalten. Ich bin Korporal, und es wäre ſchlimm, wenn ich vermißt würde!“

Und ehe der Doktor ihn als Korporal begrüßen konnte, war er zur Thüre hinaus.

Der kleine Paul wurde ſehr ſchläfrig: vor Schlaf fielen ihm die Augen zu.

„Ach, das arme Kind!“ ſagte die Dokterin. „Es wurde ſo unſanft aus dem Schlafe geweckt, wurde bei dunkler Nacht von einem fremden Manne ſo weit getragen, und weinte und ſchrie unaufhörlich. Kein Wunder, daß es ganz erſchöpft iſt.“

Sie legte das Kind in Ferdinands Bettchen, das noch vorhanden war.

Das Kind ſchlief ſogleich ein, und ſchlief noch, als die Sonne bereits aufgegangen war.

II.

Die Dokterin hatte, bevor Paul erwachte, die Weihnachtsgeſchenke, die für den kleinen Ferdinand beſtimmt geweſen, hervorgeſucht und auf einem Seitentiſchchen ausgelegt. Auch eine Abbildung der Krippe Jeſu hatte ſie aufgeſtellt. Der Dokter hatte ſie für Ferdinand gekauft. Das Jeſuskindlein war ſehr ſchön aus Wachs gebildet; Maria, Joſeph und die Hirten, deren Köpfe und Hände von einem geſchickten Bildhauer gemacht waren, hatte die Dokterin ſehr zierlich gekleidet. Paul war über die mancherlei Geſchenke und die Weihnachtskrippe hoch erfreut. Die Frau zog ihm nun Ferdinands Feſtkleider an, die ihm vollkommen anpaßten. Auch darüber freute ſich der Kleine, fragte aber noch immer kläglich nach ſeiner Mutter. Man verſchwieg ihm, daß ſie nicht mehr lebe, und vertröſtete ihn mit dem Wiederſehen, ohne ihm zu ſagen, dieſe Freude werde ihm erſt im Himmel zu Theil werden.

Bei der ungemeinen Güte und Freundlichkeit der Frau gewöhnte er endlich ganz an. Die Frau und ihr Mann hatten große Freude an ihm. Denn der kleine Paul war ein ſehr ſchönes Kind, mit goldenen Locken und Roſenwangen — und, was noch ohne Vergleich mehr iſt, — er war recht ein Bild der Unſchuld, von der geſagt wird: „Sie iſt das ſchöne Kind, das nicht weiß, daß es ſchön iſt, oder die Demuth eine Tugend ſey.“ Er war immer freundlich und fröhlich, gefällig und dienſtfertig, redlich, aufrichtig und ohne alles Falſch.

Nun kam das Feſt der heiligen drei Könige. Die Doktorin hatte, bis Paul erwachte, die Krippe dem Feſttage gemäß geziert. Die heiligen drei Könige erſchienen mit ihrem Gefolge in der größten Pracht. Paul hatte große Freude daran, bewunderte aber die zwei Kameele und einen Elephanten faſt noch mehr, als die Könige. „Der Schwarze da gefällt mir aber gar nicht,“ ſagte er, „obwohl er mit Gold und Perlen ſchöner, als die andern, geziert iſt.“

Der wißbegierige Knabe fragte beſtändig. Die Doktorin hatte Freude an ſeinen unſchuldigen Fragen; ſie ſetzte ſich mit ihm zur Krippe, und ward nicht müde, ihm zu antworten.

Einen tiefen Eindruck auf ihn machten die Worte: „Ein grauſamer König, Herodes genannt, wollte das göttliche Kind, das du hier auf dem Schooße der heiligen Mutter vorgeſtellt ſieheſt, ermorden.

Allein der liebe Gott ſchickte einen Engel, der es rettete. So biſt auch du, lieber Paul, in Gefahr geweſen, in dem Feuer deinen Tod zu finden. Allein auch dir hat der gütige Gott einen rettenden Engel zur Hülfe geſchickt. Dieſer Engel war der brave Soldat, der dich aus dem brennenden Hauſe hieher geflüchtet hat."

Jetzt öffnete ſich die Thüre des Zimmers, und eine Frau, ſehr blaß von Angeſicht und in ſchwarzen Kleidern, trat herein. Der kleine Paul ſprang auf, eilte mit ausgeſtreckten Armen auf ſie zu, und rief, ſo laut er konnte: „Mutter! Mutter!" Die Mutter umfaßte ihn, vergoß reichliche Freudenthränen und rief mehrmal: „Gott ſey Dank, daß ich dich wieder habe! O Gott Lob, daß du noch lebſt, mein liebſter Paul!"

Die Doktorin aber ſtand höchſt erſtaunt da. Sie hatte nach dem Berichte des Soldaten geglaubt, die Frau ſey todt, und hatte ſeit der Zeit nichts mehr von ihr gehört. Es war ihr in den erſten Augenblicken, als ſehe ſie eine Erſcheinung aus der andern Welt.

Nachdem die heftige Freude Pauls und ſeiner Mutter ſich etwas gelegt hatte, und auch die Doktorin ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatte, grüßten beide Frauen erſt einander. Sie ſetzten ſich zuſammen und Pauls Mutter erzählte:

„In jener ſchrecklichen Nacht wurde ich von der

Sturmglocke, den Trommeln, und dem Feuerrufe: „Es brennt! Es brennt!“ geweckt. Die benachbarten Häuſer, vom rothen Feuerglanze erleuchtet, ſchienen durch die Fenſter in mein Zimmer. Oben, in einer Ecke des Zimmers, brachen bereits die Flammen herein. Noch ſchlaftrunken und von Schrecken betäubt, kam ich nicht recht zur Beſinnung; doch warf ich ſchnell meinen Mantel um, und eilte aus dem Zimmer und aus dem Hauſe. Erſt auf der Straße kam mir zu Sinne, daß mein Kind in dem brennenden Hauſe zurückgeblieben. Ich drang, wiewohl mich die Leute mit Gewalt zurückhalten wollten, in das Haus. Ich flog die Stiege hinauf. Allein die Feuerflammen ſchlugen mir ſo mächtig entgegen, und der ſchwarze, dicke Rauch war ſo erſtickend, daß ich augenblicklich umkehren mußte. Ich trat fehl, fiel die hohe Treppe hinab, und ſchlug auf dem Steinpflaſter des Hauſes den Kopf ſo hart auf, daß ich wie todt dalag. Die Leute hielten mich, da ich kein Lebenszeichen mehr gab, wirklich für eine Leiche, und trugen mich hinaus.

Der Gerichtsarzt des Marktfleckens kam herbei, fühlte mir den Puls, verſicherte, ich lebe noch, und ließ mich in das nächſte Wirthshaus tragen. Ich wurde in die obere Stube gebracht. Ich lag da mehrere Tage ohne Bewußtſeyn. Der Arzt verſuchte viele Mittel: aber lange Zeit immer vergebens.

Endlich erwachte ich, wie aus einem ſchweren

Traume. Allein mein Erwachen war ſehr traurig. Meine erſte Frage war nach meinem Kinde. Der Wirth ſagte ganz trocken: „Das iſt verbrannt.“ Denken Sie ſich meinen Schrecken, meinen Jammer! Ich kann nicht beſchreiben, was ich empfand! Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mein Kind nicht mit mir genommen und gerettet habe! Der Zuſtand meiner Krankheit verſchlimmerte ſich.“

„Ueberdies iſt meine gegenwärtige Lage ſehr unangenehm, und ich befinde mich in großer Verlegenheit. Mein Koffer, mit allen meinen Papieren und Allem, was ich bei mir hatte, iſt verbrannt. Ich kann mich über nichts ausweiſen, und bin ohne einen Heller Geld; ſogar das Kleid, das ich anhabe, iſt entlehnt. Ich bin hier zu Lande ganz fremd. Ich hätte nie gedacht, daß ich ſo arm werden könnte. Ich ſchrieb, ſobald ich es im Stande war, nach Hauſe um Geld. Ich verſicherte, der Wirth werde für Alles richtig bezahlt werden. Allein er ſcheint meinen Verſicherungen nicht zu glauben. Er begegnet mir ziemlich unfreundlich, und auch die Bedienung in dieſem Hauſe iſt nicht gut. O, wie froh bin ich wieder ein ſo freundliches Geſicht zu erblicken, und mich in ein ſo ſchönes, wohnliches Zimmer verſetzt zu ſehen!“

„Heute Morgens,“ erzählte ſie weiter, „kam der Wirth herein und ſagte, drunten in der Trinkſtube ſey ein Landmann, der ſage aus, der Knabe, den man für verbrannt halte, befinde ſich bei dem Herrn Doktor in Heinberg. Mir kam das ſehr wunderbar und faſt unglaublich vor. Jedoch bat ich den Wirth dringend, einen Schlitten anſpannen und mich hierher führen zu laſſen. Und ſo hat mich denn der gütige Gott hierher geführt, zu Ihnen, liebſte Frau Doktorin.“

Die Doktorin ſah, die Dame ſey unerachtet ihrer unanſehnlichen Kleider, vom Stande. Sie hieß Amalia Arnold. Ihre Geſichtsbildung war zart und edel, ihre Sprache rein, ihr ganzes Betragen zeigte von Bildung, und was noch über Alles ging, ihre Geſinnungen waren ſehr gut und ganz chriſtlich. Die Doktorin fühlte große Hochachtung vor ihr.

Der kleine Paul war indeſſen am Knie ſeiner Mutter geſtanden, blickte unverwandt zu ihr hinauf und horchte aufmerkſam auf alle ihre Worte. Auch die Mutter blickte mehrmal mit Wohlgefallen auf ihn. Sein liebliches Geſichtchen ſah ſehr geſund und blühend aus, ſeine gelben Locken waren ſchön gekämmt und geordnet, und ſein Anzug — er hatte heute Ferdinands Feſtkleider an — hätte nicht netter und zierlicher ſeyn können. Der Kleine bat die Mutter, ſeine herrliche Weihnachtskrippe anzuſehen, und zog ſie am Kleide hin. „Sieh doch, liebe Mutter,“ ſagte er, „da die Kameele, den Elephanten, die heiligen drei Könige, und da oben den glänzenden Stern.“

„Ja, liebſter Paul,“ ſprach die Mutter, „auch mir hat der gütige Gott an dem heutigen Feſttage einen hellen, erfreuenden Stern aufgehen laſſen, der mich dich finden ließ, und mich in dieſes freundliche Haus führte! Danke doch auch Gott, lieber Paul!“

Die Frau wurde ſehr nachdenkend, und ſprach endlich: „Der letzte Weihnachtsabend war für mich freilich ſehr traurig, ja ſchrecklich. Allein, ging es der heiligen Jungfrau, der Mutter Jeſu beſſer? Wie ſchwer mußte es ſie ankommen, in einem Stalle übernachten zu müſſen und für ihr göttliches Kind kein beſſeres Plätzchen zu finden, als die Krippe des Stalles. Allein die Nachrichten der Hirten von dem Geſange der Engel verwandelte ihre Betrübniß in Freude. So war es auch für mich ein großes Leiden, dich, liebes Kind, für verloren zu halten: aber auch mein Leiden wurde Freude. Es war für Maria ein großer Schmerz, daß man ihr göttliches Kind umbringen wollte. Allein, welch ein Troſt war es für ſie, daß ein Engel kam, und nach ſeiner Weiſung das Kind gerettet wurde. So hat auch dir, lieber Paul, der gütige Gott einen Menſchen als Schutzengel geſendet, der dir das Leben rettete. So wechſeln in dieſem Erdenleben immer Leid und Freude. Wir dürfen darauf rechnen, daß der gute, liebevolle Gott uns Alles zum Beſten lenke, und uns nach dem Leiden wieder Freude bereite.“

Jetzt kam der Doktor von ſeinen Krankenbeſuchen zurück. Seine Frau ſagte ihm, wer die fremde Dame ſey, und erzählte ihm Alles, was ſie eben aus deren Munde vernommen hatte. Der Doktor ſchlug hocherfreut die Hände zuſammen, und rief ſo erſtaunt als entzückt: „Gott ſey Dank, Lob und Preis, daß Sie noch leben! Seyen Sie mir, als die Mutter eines ſo holden Kindes tauſendmal willkommen! Nun müſſen Sie aber bei uns bleiben. Das Wirthshaus zum Häring — ich kenne es! — iſt kein Aufenthalt für Sie. Auch können Sie jetzt, zur rauheſten Jahreszeit, nicht reiſen. Die Reiſe wäre Ihrer Geſundheit höchſt nachtheilig. Sie müſſen erſt vollſtändig hergeſtellt ſeyn. Es iſt grimmig kalt; warten Sie zu bis milde Frühlingslüftchen wehen.“

„Ja, bleiben Sie da,“ ſagte die Doktorin, „bis die weißen Schneefelder wieder grünen und die Bäume blühen. Eher laſſen wir Sie nicht fort.“

„Ja, Mutter,“ ſagte der kleine Paul, „wir wollen bleiben. Hier iſt es recht gut ſeyn.“

Die Mutter ſagte, ſie nehme das freundliche Anerbieten an, jedoch unter der Bedingung, daß ſie den Aufwand, den ſie verurſache, berichtigen dürfe.

III.

Beide Frauen, die Doktorin und Frau Arnold, wurden vertraute Freundinnen. Beide waren nun unausgeſetzt beſchäftigt, die Frau Arnold wieder ihrem Stande gemäß zu kleiden. Dieſe war ſehr erfreut, die Trauerkleider für Paul bald ablegen zu können. Das Werk ging ſehr gut von Statten. Die Doktorin war in dieſer Art von Arbeiten eine vorzügliche Meiſterin.

Nach ungefähr vierzehn Tagen kam Geld von Frankfurt. „Nun muß ich vor Allem den unfreundlichen, ſauern Häringswirth bezahlen,“ ſagte Frau Arnold, „und dem gütigen, in meiner Krankheit ſo liebevoll für mich beſorgten Arzte meine Erkenntlichkeit bezeigen.“

Der Doktor ließ ſeinen Schlitten einſpannen, und die Doktorin begleitete ſie.

Die Rechnung des Wirthes war bei Weitem zu hoch. Denn die Kranke konnte die meiſte Zeit gar nichts, und, auch als es mit ihr beſſer wurde, nur Weniges genießen. Sie bezahlte aber ohne Widerrede und legte noch ein anſehnliches Trinkgeld für die Leute im Hauſe auf den Tiſch. Der Wirth wurde auf einmal unendlich freundlich, nannte ſie Eure Gnaden, und bückte ſich mehrmals faſt bis zur Erde.

Der Bürgersfrau, die ihr das ſchwarze Kleid geliehen hatte, kaufte ſie einen ſchönen, farbigen Zeug zu einem Kleide. Dem menſchenfreundlichen Arzte, Herrn Treu, der ihr ärztliche Hülfe geleiſtet hatte, gab die Frau mehrere Goldſtücke, denen die herzliche Dankbarkeit noch einen größern Werth gab.

Als die zwei Frauen wieder nach Hauſe gekommen waren, ſtand der Doktor von ſeinem Schreibtiſche auf und begrüßte ſie.

„Nun,“ ſagte Frau Arnold, „habe ich noch eine größere Schuld abzutragen — an den edlen Mann, der mit Gefahr ſeines Lebens meinen Sohn dem ſchauerlichen Tode in den Flammen entriſſen hat. Wie heißt er, und woher iſt er?“

Der Doktor geſtand mit Beſchämung, daß er es nicht wiſſe. „Es war ungeſchickt von mir,“ ſagte er, „daß ich ihn nicht einmal um ſeinen Namen gefragt habe. Der Mann eilte aber ſo ſehr, daß ich nicht Zeit dazu fand. Indeß hoffe ich ſogleich inne zu werden, wie er heißt, und wo er zu Hauſe iſt.“

Er nahm Hut und Stock und ging hinab in den untern Theil des Dorfes zu dem Schuhmacher, um ſich bei ihm zu erkundigen. Der Schuhmacher, der eben Leder zuſchnitt, ließ Alles liegen, verneigte ſich freundlich und antwortete: „Der Soldat, der damals, als ich krank darnieder lag, bei mir einquartirt war — der iſt der beſte Mann von der Welt. Wenigſtens gibt es in der ganzen Armee keinen beſſern. Er iſt ein recht geſchickter Schreinergeſelle und arbeitete dahier bei dem Schreinermeiſter ſehr fleißig, und bloß für die Koſt, ohne Lohn, damit er mir keine Unkoſten mache. Sein Kommisbrod gab er alles meinen Kindern, was für ſo viele

Kinder freilich nicht gereicht hätte, wenn Sie, lieber Herr Doktor, nicht geholfen hätten. Der Mann heißt Helm und iſt von Regensburg.“

Mit dieſer Nachricht kam der Doktor vergnügt zurück. „Für jetzt,“ ſagte er, „wiſſen wir genug. Ich habe in Regensburg einen Freund, der kann uns nähere Auskunft geben. Ich ſchreibe heute noch an ihn.“

Die Antwort kam ſogleich und hätte nicht günſtiger lauten können. „Korporal Anton Helm,“ hieß es unter Anderm in dem Briefe, „iſt ein ganz vortrefflicher junger Mann. Er iſt unermüdet fleißig, ein trefflicher Arbeiter, chriſtlich geſinnt, in ſeiner Aufführung ohne allen Tadel, und gegen ſeine alten Aeltern der beſte Sohn. Er diente dem Meiſter, bei dem er das Handwerk gelernt hatte, als Geſelle. Der Meiſter hätte ihn gern zum Schwiegerſohne gehabt. Die Tochter und Helm wünſchten dieſes auch. Allein Helm iſt zu arm, Haus und Werkſtätte zu übernehmen, indem er den andern Kindern des Meiſters ihren Antheil an dem väterlichen Erbe herausbezahlen müßte. Mit einigen hundert Gulden wäre ihm geholfen, allein die hat er leider nun einmal nicht. Bei Anfang des Krieges traf ihn das Loos Soldat zu werden. Da er viel Verſtand, Muth und Entſchloſſenheit hat, und gut leſen und ſchreiben kann, ſo wurde er bald Korporal.“ In dem Briefe nannte der Freund auch Helm's Regiment.

In ſeiner Nachſchrift ſagte er noch: „In dieſem Augenblicke erfahre ich, daß es Friede iſt. Die ganze Stadt iſt voll Freude und Jubel! Sie werden ſich auch freuen und Gott danken.“

Die Nachricht, es ſey Friede, machte Allen große Freude. Auch über den Inhalt des Briefes waren ſie, und beſonders Frau Arnold, ſehr erfreut.

Sie ſprach: „Edle Handlungen können nicht mit Geld bezahlt werden. Ich habe aber dennoch dem Retter meines Sohnes ein Röllchen Geld zugedacht. Wie Sie wiſſen, muß ich zufolge der Briefe, die ich geſtern erhalten habe, übermorgen unumgänglich nothwendig abreiſen. Ich werde daher dieſes Geld Ihnen anvertrauen, mein verehrter Herr Doktor! Da ich über hundert Meilen von hier entfernt lebe, und den edlen Mann, ſo ſehr ich es wünſchte, wohl in meinem Leben nicht ſehen werde, ſo bitte ich Sie, es ihm zu überliefern, nebſt Bezeigung meines innigſten, herzlichſten Dankes. Durch Ihren Freund in Regensburg kann das am ſicherſten geſchehen. Ich denke, mit dem Gelde wird ihm, der meinem Sohne aus ſo großer Noth geholfen hat, auch geholfen ſeyn. Das Geld wird mehr als hinreichend ſeyn, ſeine alten Aeltern zu unterſtützen, und ſeine und ſeines Meiſters Wünſche zu erfüllen.“

Der Doktor und die Doktorin waren erſtaunt, daß die Frau ſo reich, noch mehr aber, daß ſie ſo dankbar und ſo überaus großmüthig ſey.

IV.

Am folgenden Abende hatte ſich die kleine Familie eben zu Tiſche geſetzt — da trat der Korporal Anton Helm herein, in ſeiner ſchönen Uniform mit einem goldenen Ehrenzeichen an der Bruſt.

Der Doktor rief: „Sie, Sie ſind es, Herr Helm!“

Alle ſprangen vom Tiſche auf und begrüßten ihn mit unausſprechlicher Freude. Helm war höchſt erſtaunt und erfreut, daß Pauls Mutter noch lebe, und daß ſie hier und ſo wohl und geſund ſey. Pauls Mutter aber konnte vor Weinen und Schluchzen ihren Dank nicht ausſprechen. Der kleine Paul, der ſeinen Erretter nicht mehr kannte, mußte ihm die Hand küſſen, und Helm nahm ihn auf den Arm, und bezeigte ihm ſeine Liebe und Freude.

Die Doktorin ließ noch ein Gedeck bringen. Helm mußte obenan ſitzen, neben dem kleinen Paul und zwiſchen den zwei Frauen. Der Doktor ſaß ihm gegenüber. Eine fröhlichere, ſeelenvergnügtere Geſellſchaft wäre wohl nicht leicht beiſammen zu finden.

Helm erzählte: „Man ſprach ſchon lange her vom nahen Frieden. Ich bat daher vorläufig, ſo bald es Friede ſeyn werde, mir meinen Abſchied zu ertheilen. Deßhalb erhielt ich ihn, in Rückſicht meiner armen, alten Aeltern, ſo ſchnell.“

Er zeigte die Urkunde vor, die in den rühmlichſten Ausdrücken abgefaßt war, und erzählte dann weiter, er habe auf ſeiner Heimreiſe den kleinen Umweg gemacht, um den lieben Paul zu ſehen, und um dem Herrn Doktor und ſeiner Frau, die den guten Kleinen ſo gütig aufgenommen hatten, ſeine Verehrung zu bezeigen.

Der Doktor verſicherte, daß es ihn herzlich freue, den edlen Mann, der an dem Kinde ohne Vergleich mehr gethan habe, noch einmal zu ſehen, und in ſeinem Hauſe zu verehren.

„Wenn ich Champagnier hätte,“ ſagte er, „ſo würde ich ihn bringen laſſen. Ich habe aber guten alten Rheinwein, den ich nicht für mich, ſondern für meine Kranken angeſchafft habe. Den wollen wir heute nicht ſparen.“

Die Doktorin holte eine Flaſche und Gläſer. Es wurde auf das Wohl aller Anweſenden und noch vieler Andern angeſtoßen und getrunken. Der Doktor brachte am Ende den Spruch vor: „Alle gute Menſchen, die Gott und ihre Mitmenſchen lieben, ſollen leben! Hoch, hoch! Ohne dieſe himmliſche Liebe wären wir doch nichts, gar nichts, als elende Erdengeſchöpfe.“

Am Morgen, bevor Frau Arnold abreiste, übergab ſie dem Doktor ein großes naturhiſtoriſches Werk von vielen Bänden, in einer prächtigen Ausgabe und prachtvoll gebunden. Der Doktor hatte eines Abends in der Zeitung die Anzeige davon geleſen und geſagt: „Dieſes Werk möchte ich gerne haben, allein es iſt mir zu theuer.“ Frau Arnold hatte ſich dieſes gemerkt, und das Werk durch ihren Geſchäftsführer kaufen und binden laſſen.

Auch hatte ſie ihm aufgetragen, was er von ihren Koſtbarkeiten, die er in Verwahrung hatte, ihr ſenden ſolle. Davon gab ſie der Frau des Doktors eine goldene Halskette — und zwei Diamanten von großem Werthe, die in zwei goldenen Ohrenringen prangten.

Sie hatte gedacht: „Geld kann ich dieſer meiner Freundin doch nicht wohl geben, um ihr meinen Dank zu bezeigen. Sie nähme es auch nicht an. Freilich wird die beſcheidene Frau dieſen Schmuck nicht tragen wollen, aber die Diamanten ſind auch Geld, ja ein Kapital, das ihr vielleicht einmal zu Gut kommen kann. Ihr lieber Mann muß ſich bei den anſteckenden Krankheiten, die der Krieg in das Land gebracht hat, täglich großen Lebensgefahren ausſetzen. Er könnte — was Gott verhüten wolle! — einmal ſchnell weggerafft werden. Bei ſeiner Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit würde er ihr nur wenig zurücklaſſen. Sie könnte leicht in Noth gerathen, aber dann kann ſie dieſe Steine in Brod verwandeln.“

Der Doktor und die Doktorin waren überraſcht und über ein ſo großes Geſchenk erſtaunt.

Beide betheuerten, ſie könnten es unmöglich annehmen.

Allein die edle Frau ſagte: „Nehmen Sie doch! Dieſe Steine hat meine ſelige Mutter mir zum Brautſchmucke gegeben. Als Wittwe will ich die Steine nicht tragen, und eben ſo wenig ein theures Andenken verkaufen. Ich weiß keinen beſſeren Gebrauch davon zu machen, als daß ich dieſen Schmuck Ihnen gebe, innig geliebte und verehrte Freundin! als einen kleinen Beweis meiner Liebe und Verehrung.“

Frau Arnold begab ſich auf ihr Zimmer, kam aber nach einer Weile wieder mit dem kleinen Paul herein. Der holde Knabe hatte eine Rolle Gold in den Händchen, näherte ſich dem lieben, edlen Herrn Helm, um ihm ſeinen Dank zu bringen. Die Mutter hatte dem Knaben recht lebhaft vorgeſtellt, in welcher ſchauerlichen Todesgefahr er geſchwebt habe, und welchen Dank er dem Retter ſeines Lebens ſchuldig ſey. Sie unterrichtete ihn, was er zu ihm ſagen ſolle.

Der Kleine fing an: „Lieber Herr! Sie haben mir das Leben gerettet. Wenn Sie nicht geweſen wären, ſo wäre ich zu Staub und Aſche verbrannt. Meine liebe Mutter hätte mein Angeſicht nicht mehr geſehen“ . . .

Der gute Knabe konnte vor Weinen nicht mehr weiter reden. Seine Mutter und die Doktorin brachen auch in Thränen aus. Auch der Doktor hatte Thränen in den Augen.

Helm aber konnte ſich nicht enthalten, über dieſe große Dankbarkeit und das übergroße Geſchenk — der Werth des Goldes ſtand auf der Rolle — laut zu weinen und zu ſchluchzen. Er vermochte die Worte kaum hervorzubringen: „So vieler Güte bin ich nicht werth — eine ſo reiche Vergeltung habe ich nicht verdient.“ — —

Doch jetzt ſtieß der Poſtillon, der mit ſeinen Pferden ſchon lange vor der Hausthüre ungeduldig gewartet hatte, abermal in ſein Horn. Alle begleiteten die verehrte Frau und den lieben Knaben — unter vielen Thränen und den herzlichſten Segenswünſchen — an den Reiſewagen, und halfen ihnen einſteigen. Die Frau winkte, als der Wagen fortfuhr, mit ihrem weißen Tuche noch einmal heraus, und der kleine Paul hörte nicht auf, mit ſeinem blauen, ſilbergeſtickten Käppchen zu winken und zu rufen: „Dank! Dank! Leben Sie wohl!“ — bis der Wagen ſich um die Ecke der Straße wandte, und aus den thränenvollen Augen der Nachſehenden verſchwunden war.

V.

Der Doktor, die Doktorin und Helm redeten noch lange von der edlen, großmüthigen Frau, und dem hoffnungsvollen kleinen Paul.

„Doch jetzt," ſagte Helm, „muß ich meinen Stab auch weiterſetzen!"

Doktor und Doktorin baten ihn, wenigſtens heute noch zu bleiben. Allein er ſagte: „Ich brenne vor Verlangen, meine lieben Aeltern zu ſehen. Nach den letzten Nachrichten iſt mein Vater bedenklich krank. Es würde mir unendlich leid thun, wenn ich ihn nicht mehr lebend antreffen ſollte. Ich darf es nicht wagen, auch nur eine Stunde länger zu verweilen. Nur den Schuhmacher unten im Dorfe, bei dem ich vor einem Jahre einige Wochen im Quartiere gelegen bin, will ich noch auf einen Augenblick beſuchen. Wie geht es dem guten Mann?"

„Er iſt geſund und wohl," ſagte der Doktor, „und arbeitet unermüdet. Nur wird es ihm ſchwer, ſeine vielen Kinder zu ernähren."

„Nun, Gottlob," ſagte Helm, „daß ich jetzt reich genug bin, die armen Leute ein wenig zu unterſtützen."

Er dankte dem Doktor und deſſen Frau noch einmal, ſagte ihnen Lebewohl und eilte den Berg hinab.

Der Schuhmacher, ſein Weib und ſeine Kinder hatten eine große Freude, ihn zu ſehen. Alle umringten ihn und dankten Gott, der ihn unverſehrt und mit geraden Gliedern aus dem Kriege zurückgeführt habe.

Helm gab jedem der Kinder ein kleines, und den Aeltern ein nicht kleines Geſchenk, und ließ ihnen nicht Zeit, ihm zu danken. Ehe ſie zu Worten kommen konnten, war er ſchon zur Thüre hinaus. Doch riefen Alle mit Augen voll Thränen ihm noch mehrmalen nach: „Dank! Dank! und vergelts Gott!“

Nach einigen Tagen kam ein Brief von Helm an den Doktor. Er ſchrieb:

„Ich würde mich vergebens bemühen, Ihnen die unbeſchreibliche Freude meiner guten, alten Aeltern zu beſchreiben.“

„Mein Vater, der wieder geſund iſt, ſprach: „O Gott ſey Lob und Dank, daß Er dich unverſehrt und ſo geehrt aus dem Kriege zurückgeführt hat. Gott hat deine kindliche Liebe zu deinen Aeltern belohnt. Er hat Seine Verheißung an dir erfüllt: Ehre Vater und Mutter, ſo wird es dir wohl geben.“

„Meine Mutter ſagte mit gefalteten Händen: „Arm biſt du von mir weggezogen, und reich kehreſt du wieder zurück. O, wie gut iſt doch Gott, daß Er dich ſo geſegnet hat! Wir haben aber auch alle Morgen und Abende einmüthig und inbrünſtig für dich gebetet. Er hat unſer Gebet erhört. Er hat dich aus dem Feuer ſo vieler Schlachten errettet, ohne daß du verwundet wurdeſt, weil du jenes Kind aus der Feuersbrunſt errettet haſt. Er läßt nichts Gutes unbelohnt! Wir können Ihm nicht genug danken!“

„So ſprachen meine beiden Aeltern. Ich aber fühle mich ſelig, daß Gott mich in den Stand geſetzt hat, meinen lieben Aeltern ein fröhliches Alter zu bereiten. Es war aber auch dazu die höchſte Zeit. Meine Aeltern ſind arme Taglöhnersleute; ſie konnten aber wegen ihres hohen Alters nichts mehr verdienen. Sie mußten von ihrem wenigen Erſparten leben. Sie mußten eben, zu ihrem großen Leidweſen, den letzten noch übrigen Gulden wechſeln laſſen. Der gütige Gott hat aber eben zu rechter Zeit geholfen. Es bleibt doch wahr: Wenn die Noth am höchſten, iſt Gottes Hülfe am nächſten. Wer ſich auf Ihn verläßt, den verläßt Er nicht.“

„Mein lieber Meiſter, der immer väterlich gegen mich geſinnt geweſen, hatte keine geringere Freude, als meine lieben Aeltern. Auch er ſprach: „Gott ſey Dank, daß Er meinen herzlichſten Wunſch erfüllt hat. Du kannſt nun mein Haus und meine Werkſtätte übernehmen, und ich kann dir meine Tochter zur Ehe geben und dich meinen Sohn nennen.“

„Die Tochter, eine ſehr verſtändige, fromme, tugendhafte, ſittſame, unermüdet fleißige und auch ſehr ſchöne Jungfrau iſt nun meine Braut. Bei meiner Armuth hätte ich es für unmöglich gehalten, je ſo glücklich zu werden, und ich hatte längſt alle Hoffnung aufgegeben. Allein Gott verhalf mir zu einer wohleingerichteten Werkſtätte, einem ſchönen Hauſe, und der trefflichſten Hausfrau. In meinem ganzen Leben kann ich Ihm nicht genug danken!“

„Aber auch Ihnen, liebſter, beſter Herr Doktor! werde ich, ſo lang ich lebe, dankbar ſeyn. Wie viele Menſchen haben Sie durch Ihre Güte und Menſchenfreundlichkeit glücklich gemacht!“

„Wenn Sie gegen jenen armen, kranken Schuhmacher, bei dem ich in Quartier gelegen, ſich nicht ſo liebreich und barmherzig erzeigt hätten, ſo hätte ich kein ſo großes Zutrauen zu Ihnen gefaßt, und den geretteten Knaben nicht zu Ihnen gebracht — und Alles wäre anders, und nicht ſo gut gegangen. Und wenn Sie, Herr Doktor! nicht ſo bereitwillig geweſen wären, den lieben, kleinen Paul anzunehmen, ſo wäre uns dahier das große Glück auch nicht zu Theil geworden, deſſen wir jetzt uns erfreuen. So bringt jede gute Handlung gute Folgen.“

Dem Briefe waren noch ehrerbietige Grüße an die Frau Doktorin beigefügt, nebſt wiederholtem herzlichſten Danke.

Der Doktor las den Brief ſeiner Frau vor, und ſprach dann: „Wir haben es für ein großes Unglück angeſehen, daß jene Feuersbrunſt den ſchönen, großen Gaſthof, und noch viele andere Häuſer in die Aſche gelegt hat. Allein wie hätten wir damals denken können, daß dieſes Unglück vielen guten Menſchen, die weit von hier leben, zum Glücke gereichen werde! Dem trefflichen Helm hat der Brand Gelegenheit zu einer edelmüthigen That gegeben, deren der beſcheidene Mann in ſeinem

Briefe kaum erwähnt, die aber ihm, ſeinen Aeltern, ſeinem Meiſter und deſſen Tochter Glück und Segen brachte.“

„Aber auch den Einwohnern des Fleckens diente das Unglück der Feuersbrunſt zum Glücke, zu Heil und Segen. Diejenigen, die von dem Feuer verſchont geblieben, fanden Gelegenheit, ſich der unglücklichen Abgebrannten zu erbarmen, ſie zu unterſtützen, ihnen Lebensmittel und Kleider zu reichen, und ihnen wieder unter Dach zu helfen, was ſie auch redlich gethan haben und noch thun. Auch für die Verunglückten ſelbſt bleibt ihr Verluſt gewiß nicht ohne Segen. Alle riefen in der Feuersgefahr zu Gott um Hülfe, und Manche unter ihnen, die vielleicht wenig mehr an Ihn gedacht haben, lernten nun ihre Zuflucht zu Ihm nehmen, beten und auf Ihn vertrauen. Manche, die ſich dem Wohlleben und der Verſchwendung ergaben, ſehen ſich nun genöthigt zu arbeiten und zu ſparen. Auch der Beſitzer des großen Gaſthofes, der — wie er ſelbſt mir geſagt hat — zu ſehr darauf bedacht war, Schätze für dieſe Erde zu ſammeln, was ihm bis dahin auch ſehr wohl gelungen war, erkennt nun, daß es beſſere Schätze gebe, als ſolche, die der Roſt, die Motten — und das Feuer verzehren können. So leitet der weiſe, gütige Gott den Menſchen auch das Unglück zu ihrem Beſten. Sonſt wäre es gewiß nicht da. Ich ſtimme daher von Herzen in den Weihnachtsgeſang der Engel mit ein: Ehre ſey Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind. Wer Gott aufrichtig verehrt, Ihm vertraut, Ihm gehorcht, und ſeine Gebote zu halten ſich bemüht, und alſo eines guten Willens iſt, der nur findet wahren Frieden des Herzens; Glück und Segen, und jenes Heil, das allein ewig beſteht.“

VI.

Viele Jahre waren verfloſſen; der Weihnachtsabend war wieder gekommen. Der Doktor und ſeine Frau ſaßen in dem wohlerwärmten Zimmer. Ein glühendes Abendroth leuchtete zu den hellen Fenſtern herein.

„Heute vor mehr als zwanzig Jahren,“ ſagte die Doktorin, „ſahen wir von hier aus die furchtbare Feuersbrunſt. Es war damals ein trauriger Weihnachtsabend. Unſer lieber Ferdinand hatte ihn nicht mehr erlebt, und war gerade acht Tage vorher geſtorben. Die große Feuersbrunſt hatte uns ſehr in Schrecken geſetzt, und wir waren um die unglücklichen Leute, die davon betroffen wurden, ſehr bekümmert! Und doch erinnern wir uns jenes Abends noch immer mit Freuden. Der kleine, liebe Paul ward damals zu uns gebracht.“

„Wir haben ſeit jener Zeit,“ ſagte der Doktor,

„viele fröhliche Weihnachtsabende erlebt. Wir ſind indeſſen freilich alt geworden, können aber Gott nicht genug danken, daß Er uns ein ſo ruhiges Alter bereitet hat. Ich kann, Gottlob! die Kranken, die nicht gar zu weit von hier entfernt ſind, noch immer beſuchen, und du biſt noch immer ſo rüſtig, daß du unſer Hausweſen auf's Beſte beſorgen kannſt.“

„Auch Pauls Mutter, meine theure Freundin Amalie, befindet ſich, Gottlob, noch ſehr wohl,“ ſagte die Doktorin, wiewohl ſie auch nicht mehr jung iſt. Wir erhalten immer die beſten Nachrichten von ihr: ſie ſchreibt uns ſehr oft. Nach ſo langer Zeit hat ſie uns nicht vergeſſen. Ich bin überzeugt, heute Abends, vielleicht zu eben dieſer Stunde, denken ſie und ihr Sohn, der gute Paul, auch an uns!“

„Gewiß,“ ſprach der Doktor. Paul iſt indeſſen ein trefflicher Mann geworden. Er hat die große Handlung ſeines ſeligen Vaters übernommen, und iſt nun ein ganz ausgezeichneter Kaufherr. Nicht nur aus den Briefen ſeiner Mutter, ſondern von allen Seiten her vernehme ich, daß er wegen ſeiner Geſchäftskunde, ſeiner Pünktlichkeit, ſeiner Redlichkeit als der zuverläſſigſte Handelsfreund allgemein geachtet wird, und in großem Anſehen ſteht.“

Die Doktorin ſtand jetzt auf und zündete zwei

Wachskerzen an. Der Doktor holte ein Paar Bücher herbei, um, wie er es an dieſem Abende von jeher gewohnt war, eine Weihnachtsbetrachtung vorzuleſen. Er hatte kaum angefangen zu leſen — — da öffnete ſich die Thüre und ein Herr in einer Wildſchur und eine Frau in einem mit koſtbarem Pelzwerke verbrämten Mantel von Atlaß traten herein.

„Liebſter Herr Doktor,“ ſagte der Herr, „kennen Sie mich nicht mehr?“

„Nein,“ ſagte der Doktor, „ich kann mich nicht erinnern, Sie jemals geſehen zu haben.“

„Aber des kleinen Paul erinnern Sie ſich noch?“ ſagte der Herr.

„Gott im Himmel!“ rief die Doktorin, freudig die Hände zuſammenſchlagend, „Sie, Sie ſind es! Welch' ein ſtattlicher, anſehnlicher Herr iſt aus dem kleinen, artigen Knäblein geworden! Und wen bringen Sie denn da mit? Vermuthlich Ihre junge Frau Gemahlin, mit der, wie Ihre Mutter uns ſchrieb, Sie erſt ſeit kurzer Zeit ſich vermählt haben?“

„Ja,“ ſagte Paul, „ich gebe mir die Ehre, meine Gemahlin Eliſe Ihnen vorzuſtellen.“

Alle begrüßten nun einander auf das freundlichſte und freudigſte.

Der Doktor nahm nun dem Herrn Paul Arnold die Wildſchur ab. Die Doktorin hüllte die junge, liebe Frau aus dem Pelzanzuge und bat, mit ihrem Herrn Gemahl auf dem Kanapee Platz zu nehmen.

Als Paul und Eliſe ſich auf das Kanapee, und der Doktor und die Doktorin ſich auf die zwei herbeigebrachten Seſſel zu ihnen geſetzt hatten, fing der Doktor an: „Vor Allem ſagen Sie mir doch, wie um des Himmels willen kommen Sie doch aus ſo weiter Ferne und gerade am heiligen Weihnachtsabende hierher? Dieſe freudige Ueberraſchung kommt mir beinahe wie ein Traum vor.“

Herr Arnold erzählte: „Ich hatte als Kaufmann eine weite Geſchäftsreiſe zu machen, und meine liebe Eliſe beſtand darauf, mich zu begleiten, und bei dieſer Veranlaſſung ihre geliebten Aeltern zu beſuchen.“

„Ich bin aus Regensburg,“ ſagte Eliſe, „und Sie können denken, daß meine lieben Aeltern, die dort ihr Handlungshaus haben, und die, Gottlob, beide noch geſund und wohl ſind, eine große Freude hatten, mich — auch ſehr unerwartet! — zu ſehen.“

„Meine und deine Freude, liebe Eliſe! war eben ſo groß,“ ſagte Herr Arnold. „Mein Weg hatte mich durch Regensburg geführt. Ich blieb da, wie ſich's verſteht, länger, als meine Geſchäfte es nöthig machten. Da kam mir der langgenährte Gedanke, Sie, lieber Herr Doktor! zu beſuchen. Ich dachte, ſechs Meilen ſind bei der trefflichen

Schlittenbahn und mit raſchen Pferden in wenigen Stunden zurückgelegt.“

„Und ich,“ ſagte Eliſe, „konnte mir die Freude nicht verſagen, Sie, verehrte Frau Doktorin! Sie, die theuerſte, geliebteſte Freundin der Mutter meines lieben Paul von Angeſicht kennen zu lernen. Mutter Amalia, dieſe ganz vortreffliche Frau, genießt eines ſehr fröhlichen Alters. Wenn ſie gewußt hätte, daß ich das Glück haben werde, Sie, ihre beſte Freundin zu ſehen, ſo würde ſie mir gewiß viele tauſend der herzlichſten Grüße aufgegeben haben. — O, wie oft hat ſie mir erzählt, wie gütig, wie liebreich Sie, verehrte Frau Doktorin! ſich der guten Frau, die in ſo große Noth gerathen war, angenommen haben, wie ſie hier bis zu ihrer vollkommenen Wiedergeneſung den glücklichſten Frühling ihres Lebens zugebracht habe.“

„Auch ich,“ ſprach Herr Arnold, „erinnere mich noch lebhaft jener ſeligen Tage.“

Er blickte in dem Zimmer umher. „Dort,“ ſagte er, „ſtand die Weihnachtskrippe. Es iſt mir, als ſehe ich die heiligen drei Könige, auch den ſchwarzen unter ihnen, die Kameele, den Elephanten und den glänzenden Stern noch mit Augen. Es iſt ſehr ſchön, den Kindern die heilige Geſchichte ſo anſchaulich zu machen. Ich erinnere mich noch gar wohl, wie Sie, Frau Doktorin! und meine Mutter, ein altes gemüthliches Weihnachtslied geſungen haben, und wie ich mich bemüht habe, mitzuſingen. Es iſt Schade, daß man dieſe ſchönen chriſtlichen Feſte nicht mehr überall ſo fromm und gemüthlich feiert. Die Chriſtgeſchenke ſind zwar nicht abgekommen, aber an Chriſtus den Herrn wird dabei, von Manchen, eben nicht ſehr viel gedacht."

„Die heiligen drei Könige," ſagte die Doktorin, „haben, nach eintauſend, achthundert und zwanzig Jahren, mir und dem braven Helm auch Gold gebracht!"

Der Doktor ſprach: „Ich wollte ſchon lange fragen, wie es dem trefflichen Helm gehe. Sie kommen ja von Regensburg, wo er lebt. Wiſſen Sie mir nichts von ihm zu ſagen?"

„Ach," rief Herr Arnold, „das wäre ſchlecht von mir geweſen, mehrere Tage in Regensburg zu verweilen, ohne ihn zu beſuchen. Ich und Eliſe gingen zu ihm. Als wir in ſeine Werkſtätte traten, polirte er eben, mit aufgeſtülpten Hemdärmeln, ſehr emſig an einem Schreibtiſche von Mahagoniholz. Er kannte mich nicht mehr und meinte, wir kämen, da er ein wahrer Kunſtſchreiner iſt, um einen ſchönen Tiſch oder Schrank zu beſtellen. Da ich ihm aber ſagte, wer wir ſeyen, war er vor Erſtaunen und Entzücken faſt außer ſich. Er rief ſeine Hausfrau und ſeine drei Kinder, die bereits erwachſen ſind, einen Sohn und zwei Töchter, und ſtellte ſie uns vor. Seine Aeltern waren indeß geſtorben.“

„Sein alter Meiſter aber kam, auf einen Krückenſtock geſtützt, herbei. Helm, der indeſſen ſeinen Sonntagsrock angezogen hatte, führte den ehrwürdigen Greis. Ich kann unmöglich beſchreiben, welche ſeligen Augenblicke wir da genoſſen haben.“

Während dieſer Geſpräche hatte Arnolds Bedienter das Gepäcke in das Haus gebracht. Auch einige Lebensmittel hatte Eliſe beigepackt. Sie wußte, daß deren Mangel bei unerwarteten Beſuchen auf dem Lande leicht in Verlegenheit bringt. Die Doktorin ſtand auf, um alles Nöthige zu beſorgen. Die Abendmahlzeit war ſehr vergnügt und ſelig. Alle blieben lange auf, und hatten ſich noch Vieles zu erzählen.

„Morgen früh,“ ſagte Arnold, „werden Eliſe und ich den Gottesdienſt in Ihrer Pfarrkirche beſuchen.“

Alle wohnten ihm ſehr andächtig bei. Nach der Predigt und dem Hochamte ſagte Arnold: „Die Predigt war ſehr einfach, aber rührend und erbauend. Was die Muſik betrifft, hätten wir freilich in der Domkirche zu Regensburg eine kunſtreichere, aber vielleicht nicht ſo gemüthliche, andächtige hören können.“

„Freilich wohl,“ ſagte Eliſe, „die ländlichen, einfachen Weihnachtsgeſänge gingen mir ſehr zu

Herzen. Ich empfand dabei eine innige Andacht, mehr, als bei der bewunderten Muſik, die ich nicht verſtehe."

Eliſe hatte die Doktorin gebeten, das Mittagseſſen etwas früher bereiten zu laſſen. Sogleich nach Tiſche ſetzten ſich Paul und Eliſe in ihren Schlitten. Die Doktorin gab ihnen wiederholt die herzlichſten Grüße an ihre Freundin Amalie auf. So auch der Doktor. Unter tauſend gegenſeitigen Segenswünſchen fuhren ſie ab.

„Dieſes Weihnachtsfeſt war eines der ſeligſten, die ich in meinem Leben gehabt habe," ſagte der Doktor.

„Auch mir iſt es ſo um das Herz," ſagte die Doktorin; „nur in dem Himmel feiern wir, wie ich hoffe, dereinſt ein fröhlicheres Weihnachtsfeſt."

◆

Die Himbeeren.

1.

Katharina, die Wittwe des Förſters Grünewald, war eine ſehr verſtändige und überaus gute Frau. Nach dem Tode ihres Mannes wurde ſein Dienſt nicht mehr beſetzt, ſondern einem benachbarten Förſter beigegeben. Das Förſterhaus, einſam in einem waldigen Thale am Gebirge gelegen, wurde ihr auf die Zeit ihres Lebens überlaſſen. Man verlieh ihr ein kleines Gnadengehalt an Korn, Holz und einigem Gelde. Was zu ihrem Lebensunterhalte daran fehlte, ergänzte ſie durch fleißiges Spinnen, worin ſie eine ausgezeichnete Meiſterin war.

Eines Tages, als ſie ihr geſponnenes Garn in die Stadt getragen hatte und ſich auf dem Heimwege befand, erblickte ſie ein vornehmes Fräulein, das auf einem umgeſtürzten Baume im Walde ſaß, ſehr zierlich gekleidet, von zartem, lieblichem aber blaſſem Angeſichte war, den Kopf auf die Hand ſtützte und ſchmerzlich weinte.

„O mein liebſtes Fräulein," ſagte Katharina voll Mitleid, „wie um des Himmels willen kommt

Ihr hieher, in dieſes einſame, faſt unbewohnte Waldthal? Und warum ſeyd Ihr ſo traurig? Eure Augen ſind ja ganz roth geweint!“

„Ach,“ ſagte Luiſe, ein Fräulein von etwa ſechzehn Jahren, „ich komme aus Frankreich, meinem unglücklichen Vaterlande. Meine Aeltern wohnten etliche Jahre in Straßburg, weil ich dort mehr Gelegenheit fand, als auf dem Lande, Alles, was heilſam, nützlich und angenehm iſt, zu erlernen. Als die Revolution ausbrach, zogen wir uns zurück auf unſer Schloß im Elſaß, an der Gränze von Deutſchland. Hier lebten wir ſtille und ruhig, und entfernt von all den verworrenen Welthändeln. Da kam plötzlich eine Rotte wüthender Aufrührer in unſer friedliches Dorf: ſie drangen in das Schloß ein, plünderten es, und nahmen es in Beſitz. Meinen Vater führten ſie unter ſchrecklichem Fluchen gefangen hinweg und behaupteten mit vielen Schwüren, er werde von dem Revolutionsgerichte ſicher zum Tode verurtheilt werden. Die Rebellen konnten ihm nichts zum Vorwurfe machen, als ſeine Treue und Anhänglichkeit an den König. Auch meine Mutter ſchleppten ſie als Gefangene mit fort.“

„Die erſchrockenen Bedienten entflohen. Nur der Kammerdiener, ein gar ehrlicher, nicht mehr junger Mann, rieth mir, ich ſolle mich, weil ich hier zu vielen Gefahren ausgeſetzt ſey, auch flüchten, und zwar, ſagte er, nach Deutſchland, zu ſeiner wohlhabenden und wohlgeſinnten Schweſter, die ich kenne. Er würde mich, verſicherte er, gerne zu ihr begleiten, allein er ſelbſt habe für Weib und Kinder zu ſorgen, die in Todesangſt ſeyn würden, wenn er zu dieſer ſchrecklichen Zeit ſo lange ausbliebe. Er wolle jedoch mit mir gehen, um mir den Weg durchs Gebirge zu zeigen. Er ging mit mir und trug mir das kleine Bündelein, das hier neben mir liegt. An dem großen Gränzſtein, wo es wieder bergab geht, blieb er ſtehen, und ſagte mir nun Lebewohl — und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen. Er zog ſein kleines Geldbeutelchen von grüner Seide heraus, worin ſich zwei große Thaler nebſt kleiner Münze befanden. „Sie haben Reiſegeld nöthig," ſagte er, „denn es iſt einige Meilen weit dahin. Durch Nachfragen werden Sie aber den Weg dahin leicht finden." Ich fing an heftig zu weinen. Er aber blickte zum Himmel und ſprach: „Gott ſey mit Ihnen! Vertrauen Sie auf Ihn. Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht!"

„Ich fand mich glücklich zwiſchen den Bergen hindurch und kam in die Ebene."

„Von aller Welt verlaſſen ging ich mit ſchwerem Herzen weiter. Bei einem großen Kreuze am Wege kniete ich nieder und betete mit Inbrunſt, Gott wolle meine Tritte leiten. Ich wanderte immer vorwärts und merkte endlich, daß ich mich verirrt habe. Anſtatt der Dörfer, durch die ich hätte kommen ſollen, erblickte ich nur einzelne Bauernhöfe. Ich genoß heute noch nichts, als etwas Milch und Brod, das ich mir an einem Bauernhauſe für Bezahlung geben ließ. Die Leute konnten mir nicht ſagen, welchen Weg ich nehmen ſolle. Sie hatten den Namen des Ortes, wohin ich wollte, noch nie gehört. Endlich kam ich in dieſe Gegend, die mir wie eine öde Wildniß vorkömmt, und ſitze nun hier im Walde und weiß nicht mehr wohin.“

Katharina, die ſich zu Luiſe auf den Baumſtamm geſetzt hatte, hörte ihr mit inniger Theilnahme zu und vergoß reichliche Thränen; trocknete dann die Augen und ſagte: „Was iſt nun zu thun? Die Sonne geht bereits unter. Heute könnt Ihr nicht mehr weiter reiſen; Ihr ſeyd zu müde! Zu meinem Hauſe aber haben wir nur mehr etliche hundert Schritte zu gehen. Da will ich Euch zu eſſen und ein gutes Bett geben. Kommt alſo mit mir! Morgen früh begleite ich Euch in die nächſte Stadt. Dort werde ich Euch einen Wegweiſer verſchaffen, damit Ihr das Ziel Eurer Reiſe glücklich erreicht.“

Luiſe fühlte zu der ehrlichen, gutmeinenden Förſterswittwe das herzlichſte Zutrauen, und ging mit ihr. Die gute Frau trug ihr zum Abendeſſen Milchſuppe, Eierſpeiſe und weißes Brod auf, das ſie in der Stadt gekauft hatte, und bedauerte, daß ſie ihr nichts Beſſeres vorſetzen könne. „All mein Reichthum," ſagte ſie, „iſt, außer einem kleinen Gnadengehalte, eine Kuh, ein halbes Dutzend Hennen und das Spinnrädlein dort!"

Während Luiſe, die ſehr hungrig war, aß und ſich recht erquickte, ging die Hausmutter, ihr ein Bett zu bereiten, führte ſie dann in die obere Stube, zündete ein Nachtlichtlein an, und wünſchte ihr gute Nacht.

Luiſe kniete, ehe ſie ſich zur Ruhe begab, nieder und betete: „O Du lieber, guter Gott! Du haſt mein inbrünſtiges Gebet bei jenem Kreuze und dort auf dem Baumſtamme im Walde erhört. Ich danke Dir ebenſo herzlich. Erhöre nun auch mein Gebet, mit dem ich dort zu Dir flehte, und auch jetzt Dich anrufe! Wie Du mich errettet haſt, ſo errette auch meine geliebten Aeltern von dem blutigen Tode, den man ihnen angedroht hat! Ach ja, liebſter Vater im Himmel, erhöre dieſes mein kindliches Gebet."

Sie legte ſich nieder. Der Schrecken bei dem feindlichen Ueberfalle des Schloſſes hatte ſie erſchüttert; ihr Kummer über das fernere Schickſal ihrer Aeltern zerriß ihr das Herz. Auch die mühſame, ungewohnte Tagreiſe hatte ſie ſehr erſchöpft. Sie ſchlief bald ein. Ihr Schlaf war aber höchſt unruhig; das ſchauerliche Blutgerüſte, auf dem ihre Aeltern ſterben ſollten, ſchwebte ihr im Traume immer vor Augen.

Als Katharina am folgenden Morgen an Luiſens Bett trat, ſagte ſie: „O mein Gott! Ihr ſeyd ja krank, mein liebes Fräulein! Ihr habt ein Fieber. Aus unſerer Reiſe in die Stadt wird vor der Hand nichts. Ihr müßt Euch ſchon darein ergeben, einige Tage bei mir zu bleiben.“

Katharina war der lieben Kranken die liebevollſte Wärterin. Luiſens Mutter konnte ſie nicht beſſer verpflegen. Auch Luiſe ſagte ſehr oft: „Gott hat mein Gebet erhört; Er hätte mich an keinen beſſern Ort führen können! Er wird auch Euch, meiner zweiten Mutter, Eure Liebe zu mir vergelten!“

Luiſens Krankheit währte längere Zeit. Sie mochte nichts eſſen: Katharina reichte ihr bloß geronnene Milch, von der ſie den Rahm abgenommen hatte. „Wir Landleute,“ ſagte ſie, „wiſſen bei ſolchen Krankheiten kein beſſeres Hausmittel, die Hitze zu mildern, als ſolche ſäuerliche Milch; wir halten ſie für beſſer, als alle Arzneien aus der Apotheke. Ich ſagte dies einmal einem Arzte, und er gab mir Recht.“

In der That diente die geſtockte Milch Luiſen nicht nur zur Kühlung, ſondern auch zur hinreichenden Nahrung. Endlich verließ das Fieber Luiſen, es wurde beſſer mit ihr. An einem ſchönen Sommertage wagte ſie es das erſte Mal auszugehen. Sie ging, von ihrer treuen Pflegemutter begleitet, am Rande des Waldes hin, und bemerkte eine Menge

Himbeerſträuche und rief erfreut: „Wie viele tauſend Himbeeren! Viele ſind ſchon ſchön roth und vollkommen reif, noch mehrere werden bald reif werden.“

Sie pflückte von den größten und ſchönſten. „Im Walde, friſch von dem Strauche gepflückt,“ ſagte ſie zu Katharina, „ſind ſie ohne Vergleich duftiger und wohlſchmeckender, als wenn man ſie auf dem Markte kauft. Wenn Ihr dieſe Beeren ſammelt und in der Stadt feilbietet, ſo könnt Ihr wohl Etwas daran gewinnen.“

„Es iſt zu weit in die Stadt,“ ſagte Katharina; „der Gang dahin würde mir nicht bezahlt. Auch werden die Hohlbeeren — ſo nannte ſie die Himbeeren — bald morſch und unanſehnlich und nicht wohl verkäuflich. Es iſt Schade, daß man ſie gar nicht lange aufbewahren kann.“

„Aber der Saft,“ ſagte Luiſe, „läßt ſich Jahre lang aufbewahren. Meine Mutter machte aus dem Safte und aus Zucker vortreffliches Konfekt, welches ſie Himbeerzeltchen nannte, und welche die Gäſte, denen ſie zum Nachtiſche davon vorſetzte, nicht genug loben konnten. Ich habe der Mutter bei dieſem Geſchäfte allemal geholfen, und verſtehe mich ſehr gut darauf. Ich will Euch dieſe Kunſt auch lehren. Ihr könnt damit neben dem Spinnen noch Vieles verdienen.“

Als Beide nach Hauſe kamen, gab Luiſe ihr alles Geld, das ſie hatte, um dafür in der Stadt

Zucker zu kaufen, und was ſonſt an Gefäßen noch dazu nöthig war, zu beſtellen. Beide gingen hierauf hinaus zum Walde, und Jede pflückte ein Körbchen voll der ſchönſten Himbeeren. Luiſe machte ſich an die Arbeit. Die Himbeerzeltchen fielen unvergleichlich gut aus. Sie waren ungefähr ſo groß, als ein Guldenſtück, aber zwei- oder dreimal dicker, ſchön dunkelroth, etwas durchſichtig, und ſchmeckten wohl noch beſſer, als friſche Himbeeren.

Katharina ging mit einer Schachtel voll in den erſten Gaſthof der Stadt, und bot ſie der Wirthin zum Kaufe an. Die Gaſtwirthin, eine ſehr redliche Frau, koſtete davon und ſagte: „Dieſes Zuckerwerk iſt ungemein gut und hier zu Land noch ganz unbekannt. Wie ſeyd Ihr dazu gekommen?“ Katharina erzählte es. Die Wirthin bezahlte ſie über Erwartung reichlich und ſagte: „Bringt mir noch mehr ſolche Himbeerplätzchen. So viel Ihr nur machen könnt, kauf' ich Euch ab.“ Katharina kam mit dem erlösten Gelde voll Freude zurück.

Luiſe arbeitete mit neuer Luſt unermüdet. Es freute ſie, daß ſie Etwas verdienen und ſich gegen ihre Wohlthäterin dankbar erweiſen konnte. Katharina ſammelte beſtändig Himbeeren. Sie hätte dazu gern' mehr Hände gehabt.

Da kamen zur Mittagszeit zwei Kinder vor's Fenſter und bettelten. Luiſe ſagte: „Wir wollen dieſen Kindern Etwas zu verdienen geben! Das iſt ein doppeltes Almoſen.“ Katharina nahm die Kinder mit in den Wald, und wies ſie an, Beeren zu pflücken, bezahlte ſie für ihre Mühe, und gab ihnen überdies noch Brod in Milch gebrockt.

Luiſe ſagte: „Wer Alles zu benützen weiß, wozu ſich Gelegenheit darbietet, kann nicht nur für ſich mehr erwerben und wohlhabender werden, er kann auch noch Andern lohnende Arbeit verſchaffen.“

Die zwei Kinder kamen nun alle Tage. Katharina gab jedem ein neues Körbchen. Sie mußten allemal, ehe ſie in dem Walde Beeren pflückten, ihre Hände waſchen, und durften nur vollkommen reife bringen. Katharina war froh, daß ſie nun Zeit fand, Luiſen bei der Arbeit zu helfen. Das kleine Geſchäft wurde in's Große getrieben, und brachte nicht unbedeutenden Gewinn.

2.

Nach einigen Wochen ſaßen Luiſe und Katharina bei ihrer kleinen Abendmahlzeit von Milch und Butterbrod. Da trat eine ſchöne, anſehnliche Frau in ſchwarzem ſeidenen Kleide in die Stube. Luiſe ſprang auf und rief: „Gott im Himmel! Du, du biſt es, liebſte Mutter!“ und ſtürzte ihr faſt ohnmächtig in die Arme. Beide, Mutter und Tochter, konnten, freudige und ſchmerzliche Thränen vergießend, lange nicht reden.

Endlich ſagte Luiſe: „Welche Freude, welche Seligkeit, dich, liebſte Mutter, wieder zu ſehen! O wie dank' ich Gott! Aber ſag' doch, wie biſt du denn frei geworden? Wie ging's dem Vater? Und wie war es möglich, daß du mich in dieſer einſamen, von aller Welt abgeſchiedenen Wohnung aufgefunden haſt?“

„Ich werde dir Alles der Ordnung nach erzählen,“ ſagte die Mutter, grüßte die Förſterin auf das Freundlichſte, ſetzte ſich und bat, ſie ſolle ſich ihr zur Seite ſetzen. Luiſe ſetzte ſich zur andern Seite der Mutter.

„Du weißt, liebe Luiſe, nur zu gut,“ fing die Mutter an, „wie dein Vater und ich von herumziehenden Banden der Aufrührer, denen ſich einige Nationalgarden beigeſellt hatten, gefangen hinweggeführt wurden. Ach, alle Einwohner unſeres Dorfes, alt und jung, Greiſe und Jünglinge, jammerten und weinten laut. Sie achteten nicht darauf, daß es die Feinde des Thrones und des Adels ſchon für ein Vergehen anſahen, für ungerecht gefangene oder verurtheilte Adelige nur eine Thräne zu vergießen.“

„Unſer Kammermädchen Klara wollte mich begleiten und mit mir in das Gefängniß gehen. Die Soldaten wollten es aber nicht geſtatten. Vergebens bat ſie fußfällig und mit heißen Thränen. Dennoch folgte ſie mir eine Stunde weit. Die aufgebrachten Soldaten verboten ihr mit gezogenen Säbeln, auch nur ein Wort mit mir zu reden. Endlich ſtießen und trieben ſie die gute Klara ganz zurück. Nur mit ſchmerzlichen Blicken voll Thränen konnte ſie mir noch das letzte Lebewohl zuwinken.“

„Als wir in der Stadt ankamen, wo ſich das Revolutionsgericht befand, führte man den Vater in das allgemeine Gefängniß für Staatsverbrecher ab. Man hatte eine Kirche dazu eingerichtet. Die würdigſten Männer, Grafen und Barone, Gelehrte und ſehr angeſehene, gebildete Kaufleute wurden da, um ſie herabzuwürdigen und zu beſchimpfen, mit gemeinen Dieben, Räubern und Mördern zuſammen eingekerkert, um nach und nach vor Gericht geſtellt zu werden.“

„Mich behandelte man mit mehr Schonung, indem die Neufranken bei aller Verwilderung noch einige Achtung und Artigkeit gegen die Frauen beibehielten. Man führte mich in ein ehemaliges Nonnenkloſter am Ende der Vorſtadt. Hier wurden die Frauen, die in Unterſuchung kamen, jede in eine beſondere Zelle eingeſperrt. In eine ſolche Zelle wurde auch ich verſchloſſen.“

„Ich konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge ſchließen. Was deinem Vater, was mir bevorſtehe, und wo du dich befindeſt und wie es dir gehe, ängſtigte mich zu ſehr. Es war mir, als wolle mir das Herz zerſpringen. Ich flehte mit Inbrunſt, mit gefalteten Händen und knieend zu Gott, Er wolle ſich unſer aller, des Vaters, meiner und deiner erbarmen.“

„Den Tag über ſah ich keinen Menſchen. Nur ein alter, invalider Soldat brachte mir Mittags und Abends Etwas zu eſſen und einen Krug Waſſer. Der Mann war nicht unfreundlich: er blickte mich wehmüthig und mitleidig an, war aber wie ſtumm. Auf alle meine Fragen gab er keine Antwort, ſondern legte nur den Finger auf den Mund. Es war ihm befohlen zu ſchweigen.“

„In der folgenden Nacht konnte ich auch nicht ſchlafen. Ich ſaß in der dunklen Kloſterzelle — denn man gab mir kein Licht — auf meinem Bette, und konnte nichts als weinen und beten. Gegen Mitternacht hörte ich, daß die Thüre mit einem Schlüſſel leiſe geöffnet wurde. Ich merkte wohl, nicht ohne Schrecken, daß eine dunkle Geſtalt hereinſchlich. Auf einmal aber wurde es helle. Und wen ſah ich nun? Es war mein treues Kammermädchen Klara. Sie zog ein kleines Laternchen, das ſie mit der Schürze bedeckt hatte, hervor, und grüßte mich mit halblauter Stimme auf das Freundlichſte.“

„Ich konnte nicht begreifen, wie ſie hieher kam. Allein ihr Vater war ehemals Bedienter bei uns geweſen. Dein lieber, guter Vater hatte ihn ſchon einige Zeit, ehe die Revolution ausbrach, auf einen einträglichen Dienſt in der Stadt empfohlen. Bei den vielen Veränderungen, die man zu dieſer Zeit vorgenommen, hatte man ihm, was ich nicht wußte, eine Wohnung in dem aufgehobenen Kloſter angewieſen und ihm die Oberaufſicht über die Gefangenen und deren Verpflegung übergeben.“

„Klara ſagte zu mir: „Liebſte, gnädige Frau! Ich komme, Sie mit Gottes Hülfe zu befreien. Als die Soldaten,“ erzählte ſie, „mich ſo grauſam von Ihnen getrennt und mich zurückgewieſen hatten, war es mein erſter Gedanke, Fräulein Luiſe aufzuſuchen. Allein aus dem Schloſſe hatte man alle unſere Leute verjagt. Auch in dem Dorfe konnte mir — an dieſem Tage des Schreckens und der Verwirrung — kein Menſch ſagen, wohin Luiſe gekommen ſey. Sie war wie verſchwunden.“

„Hierauf rückte Klara das Tiſchchen, das ſich in der Zelle befand, näher zum Bette, nahm das kleine Oellämpchen aus der Laterne, ſtellte es auf den Tiſch, ſetzte ſich auf den einzigen Seſſel, der da war, und zog nun aus ihren Taſchen hervor: eine goldene Halskette, eine Schnur guter Perlen, brillantene Ohrenringe, einen Ring mit einem großen Diamant und noch Anderes, nebſt einigen Geldſtücken, Alles ſorgfältig in weißes Papier eingewickelt, und legte es auf den Tiſch. Ich fragte ſie: Wie war es dir möglich, dieſe Koſtbarkeiten zu retten?“

„Mir fiel ein,“ ſagte Klara, „die Räuber könnten das geheime Schublädchen in der Wand Ihres Kabinets, wo dieſer Schmuck verborgen war, bei der Plünderung überſehen haben. Ich faßte Muth und ging in das Schloß. In der untern Stube, wo ſich ſonſt unter Tags die Bedienten aufhielten, ſaßen vier Soldaten, rauchten aus ihren kurzen Tabakspfeifen, tranken von dem beſten Weine, den ſie aus dem Keller geraubt hatten, und ſpielten in den Karten. Ich bat ſie höflich um die Erlaubniß, meine Kleider, die ich im erſten Schrecken mitzunehmen vergaß, holen zu dürfen. Die Soldaten lachten und ſagten: „Geh’ nur hinauf, durchſuche alle Zimmer und nimm Alles, was du findeſt.“ Sie wußten, das ganze Schloß ſey rein ausgeplündert. Ich ging in das Kabinet und fand glücklich den verborgenen Schatz.“

„Aber nun,“ ſagte das getreue Mädchen, „hören Sie weiter, wie meine Mutter und ich es miteinander ausgedacht haben, Sie zu befreien. Meinem Vater haben wir nichts davon geſagt, damit er, wenn er zur Rede geſtellt wird, mit gutem Gewiſſen ſagen und beſchwören kann, er wiſſe von der ganzen Geſchichte nichts. Morgen früh, zwei Stunden ehe der Tag anbricht, will ich wieder kommen; Sie müſſen dann über Ihr feines Kleid von Atlaß eine rauhe wollene Kontuſche und einen alten abgetragenen Frauenmantel anziehen, um kein

Aufſehen zu erregen. Ich werde Beides mitbringen. Wir wallfahrten dann zu der alten Marienkapelle, jenſeits der Gränze, wohin immer viele fromme Leute aus dem Elſaß eine Wallfahrt entrichten. Als Wallfahrter wird man uns nirgends anhalten. Wenn wir die Gnadenkapelle, die auf deutſchem Boden ſteht, glücklich erreichen, ſind Sie aus dem ſogenannten Lande der Freiheit befreit, und können ungehindert hinreiſen, wohin Sie wollen. Und nun gute Nacht! Schlafen Sie wohl, und Gott gebe zu unſerm Vorhaben ſeinen Segen!“

„Klara kam zur beſtimmten Stunde. Ich zog die Oberkleidung, die ſie mitbrachte, an. „Nun aber,“ ſagte ſie, „müſſen Sie, ſo wie ich, einen breiten, flachen, ſchwarzen Strohhut aufſetzen, in die eine Hand einen Pilgerſtab und in die andere einen großen Roſenkranz nehmen, damit wir Wallfahrtern ähnlich ſehen. Der alte Soldat, der Ihnen bisher das Eſſen brachte, iſt geſtern — was für ihn freilich nicht gut, aber für uns ſehr gut iſt — erkrankt. Meine Mutter hat es daher übernommen, den Gefangenen die Speiſen zu reichen. So werden Sie nicht ſo bald vermißt werden. Zu der Kloſterpforte können wir nicht hinauskommen. Es ſteht dort eine Wache. Ich weiß aber einen andern ſichern Weg. Kommen Sie getroſt mit mir!“ Sie führte mich durch einen ſehr langen dunkeln Gang und eine enge ſteile Stiege hinab in den ehemaligen

Kloſtergarten, der mit hohen Mauern umgeben iſt. Wir kamen an ein ſchmales Thürchen, zu dem ſie den Schlüſſel hatte. Wir gingen hinaus und wanderten den Bergen zu. Noch war es ſo finſtere Nacht, daß wir nur mit Mühe den Weg finden konnten. Doch bald ging der Mond auf.“

„Ich dachte unter Wegs öfters und ſagte es auch zu Klara: Es iſt freilich nicht mein erſtes und einziges Ziel, zu wallfahrten, doch iſt es mir lieb, eine Wallfahrt zu machen. Ich habe wohl Urſache zu beten. Ich bin auch überzeugt, daß vielleicht wenige Wallfahrter herzlicher gebetet und Gott um Erbarmen angefleht haben, als ich.“

„Wir kamen glücklich durch das Gebirge und zur Kapelle. Ich warf mich ſogleich auf die Knie nieder: eben ſo innig, wie ich Gott um ſeinen Beiſtand gebeten hatte, dankte ich Ihm, daß Er mir aus der Gefangenſchaft geholfen habe, und bat Ihn, mich ferner in ſeinen heiligen Schutz zu nehmen.“

„Klara wollte nun als mein Dienſtmädchen mit mir gehen. Ich ſagte aber: Nein, ſo lieb und erwünſcht es mir wäre. Man könnte, wenn du vermißt würdeſt, vermuthen, du habeſt mir mit Wiſſen deiner Aeltern zur Flucht verholfen, und ſeyeſt mit mir entflohen. Das könnte ihnen großen Verdruß zuziehen und ſie wohl gar in Lebensgefahr bringen. Kehre alſo um.“

„Klara brach in Thränen aus. Auch ich weinte, ſagte aber: Sey getroſt, du liebe, getreue Klara! Ich begebe mich zu einer alten Jugendfreundin, und hoffe zu Gott, Er werde, da wir uns jetzt trennen müſſen, unter glücklichern Umſtänden uns wieder zuſammenführen. Wir ſchieden Beide, ſchmerzlich weinend, aber in der Hoffnung des Wiederſehens getroſt von einander.“

Luiſe ſprach mit Thränen in den Augen: „Klara iſt doch eine recht treue, dankbare Seele. Du haſt ihr aber in ihrer Krankheit auch viel Gutes erwieſen. Auch ich habe ſie öfters beſucht, und immer großes Zutrauen zu ihr gehabt. Gott wird ihre Liebe zu dir ihr vergelten, und es ihr immer wohlergehen laſſen!“

Die Mutter erzählte weiter: „Ich wanderte zu Fuß dem nächſten Marktflecken zu. Ich dachte, da mich die treue Klara mit Geld verſehen, und mir die Goldſtücke, die bei meinem Schmucke gelegen, getreulich übergeben hatte, die Poſt zu nehmen. An dem Wege ſtand ein altes, ſehr armſelig gekleidetes Mütterchen, und bat mich um ein Almoſen. Ich ſchenkte der armen Greiſin meine verhüllenden Ueberkleider. Sie war vor Freude faſt außer ſich, und dankte mir auf den Knieen.“

„Meine Freundin, Gräfin Natalia, die du kennſt, wohnte auf dem Lande. Ihre prächtige Wohnung glich einem Palaſte. Ich ließ mich melden. Da ich als eine Geflüchtete, von meinem Schloſſe vertrieben und aller Beſitzungen beraubt, zu ihr kam, ſo fürchtete ich, ſie werde mich minder gütig aufnehmen. Allein ſie kam mir mit offenen Armen entgegen, und begrüßte mich mit unbeſchreiblicher Liebe. „Du mußt nun bei mir bleiben,“ ſagte ſie, „das wird mir ein großer Troſt ſeyn, da mein Gemahl ſich als Oberſt im Felde befindet. Du mußt meine Kinder — die ſie mir vorſtellte — erziehen helfen.“

„Ich hätte da recht glückliche Tage erleben können, wenn mein Kummer, wie es dir gehe, und wie es deinem Vater gehen werde, dieſes Glück nicht getrübt hätte. Nun, Gott ſey Dank, daß ich doch dich, liebe Tochter, wieder habe!“

Luiſe fragte: „Was weißt du denn von dem Vater? Werden wir ihn nicht wieder ſehen?“

„Ja,“ ſagte die Mutter, ſie mit Augen voll Thränen bei der Hand nehmend, „wie ich dich, liebe Luiſe! wieder geſehen habe auf Erden, ſo werden wir im Himmel den Vater wieder ſehen. — Ein Kaufmann, der aus Frankreich kam, mit Seidenwaaren handelt, und der Gräfin ſchöne, koſtbare Stoffe zum Kaufen anbot, erzählte, wie ſchrecklich es in dieſem Lande zugeht, nannte mehrere Männer, die hingerichtet worden, und unter dieſen auch den Namen des Vaters, Baron von Felsegg. Ich war wie von dem Donner getroffen. Der Kaufmann hatte nicht gewußt, ich ſey deſſen Gemahlin.“

„Ach Gott!“ rief Luiſe, ſchlug die Hände zuſammen, wurde todtenbleich und ſank in Ohnmacht. Die Mutter fing ſie auf, und ſchloß ſie in die Arme. Als die Tochter wieder ſich etwas erholt hatte, ſprach die Mutter: „Was Gott thut, iſt immer gut. Alles, was geſchieht, läßt Er aus den weiſeſten Abſichten geſchehen. Das müſſen wir glauben, obwohl wir es nicht begreifen.“

„Wir ſind auf Erden nur Pilger, und unſers Bleibens iſt hier nicht. Der ſelige Vater hat nun ſeine Pilgerſchaft vollendet. Ueber eine kleine Weile wird auch die unſrige zu Ende gehen. Wir wollen ſo leben, daß wir den Vater dort im Himmel wieder ſehen mögen.“

„Eines Morgens,“ erzählte die Mutter weiter, „kam die Gräfin, blaß vor Schrecken, in mein Zimmer und rief: „Die Feinde, die über den Rhein gegangen, ziehen in großen Schaaren geradezu hieher. In einer Stunde können ſie hier ſeyn. Dieſen Augenblick erhielt ich ſichere Nachricht. Wir ſind hier auf dem Lande nicht mehr ſicher. Wir wollen unverzüglich aufbrechen, und uns mit meinen Kindern in mein Haus zu Mainz begeben.“

„Auf dieſer Reiſe ſpeisten wir in dem nahen Städtchen in dem Gaſthofe zur goldenen Roſe, wo die Poſt iſt, zu Mittag. Unter dem Konfekte des Nachtiſches befanden ſich Himbeerzeltchen. Die Gräfin verkoſtete eines, fand es vortrefflich, und fragte die

Gaſtwirthin: „Woher haben Sie dieſe Zuckerplätzchen? Dergleichen gibt es hier zu Lande nicht; dieſe da ſind viel größer und ſaftreicher.“ Die Wirthin erzählte es. Ihre Erzählung ließ mich vermuthen, daß du, liebſte Luiſe, dich hier befindeſt. Die Gräfin befahl ſogleich, mich mit Extrapoſt hieher zu führen. Und ſo hat der liebe Gott, wie Er oft thut, durch einen kleinen Umſtand Großes zu Stande gebracht. Er machte uns die Freude, daß wir uns wieder fanden. So lange wir leben, wollen wir Ihm dafür danken. Es iſt dieſes uns kein geringer Troſt über den Verluſt des Vaters. Heute bleibe ich hier über Nacht und überlege, was weiter zu thun ſey.“ Sie ſagte dem Poſtillon, was er der Frau Gräfin zu melden habe, und blieb.

Die Förſterin bereitete für ſie, ſo gut es ſich thun ließ, in Luiſens Zimmer ein Bett. Die gute Tochter aber war von der höchſten Freude, die liebe Mutter ſo unerwartet wieder zu ſehen, und von der tiefſten Traurigkeit über die erſchütternde Nachricht von dem ſchauerlichen Tode des Vaters noch immer, wie außer ſich. Sie wußte ſelbſt nicht, wie es ihr war. Sie hätte jetzt unmöglich ſchlafen können. Die Mutter redete mit ihr bis tief in die Nacht, um ſie zu beruhigen. Erſt gegen Tag ſchliefen Beide kaum ein Paar Stunden.

Als die Mutter bei anbrechendem Morgen mit Luiſen an das Fenſter trat, blickte ſie lange betend zum Himmel und dann hinaus in das Gebirge und ſprach: „Liebſte Luiſe! Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dir in deiner Verlaſſenheit einen ſo ſichern und angenehmen Zufluchtsort in dieſem ſtillen, einſamen Thale bereitet hat. Du hielteſt es für ein Unglück, daß du auf deiner Reiſe dich verirrt haſt; es war aber dein Glück; denn der Ort, wohin du wollteſt, wurde bald darauf von dem feindlichen Kriegsheere beſetzt. Gott hat dich hieher geführt, zu einer ſo guten Frau. Ich muß dieſe vortreffliche Förſterswittwe in der That bewundern. Sie hat das beſte Herz, ein wahrhaft frommes, chriſtliches Gemüth! Sie bewährte dieſes dadurch, daß ſie dich, als ganz fremd, ſo liebevoll aufnahm, und dich in deiner Krankheit ſo zärtlich verpflegte. Sie iſt auch, wie ich aus allen ihren Reden wahrnehme, eine recht verſtändige Frau. Ihr ganzes Haus iſt höchſt reinlich und in der ſchönſten Ordnung. Ebenſo iſt der Garten da drunten vor dem Fenſter ſehr ſchön und ſorgfältig angebaut, mit nützlichem Gemüſe bepflanzt und mit Blumen geziert. Wie gerne bliebe ich längere Zeit hier! Aber ich kann meine Freundin, die Gräfin, die fünf Kinder bei ſich hat, nicht verlaſſen. Sie hat meine Beihülfe ſehr nöthig. Dich, liebe Tochter, möchte ich freilich jetzt ſogleich mit mir nehmen! Aber du fändeſt in dem Reiſewagen nicht mehr Platz. Die Gräfin konnte bei ihrer eiligen Flucht aus Mangel des Raumes nicht einmal ihre Kammerjungfer oder ein Kindermädchen mitnehmen, ſondern läßt ſie nachkommen. Höre aber, was ich mir ausgedacht habe und zu thun geſinnt bin. Ich begleite die Gräfin und ihre Kinder an Ort und Stelle und kehre dann hieher zurück, um vielleicht für immer hier zu wohnen. Daß dieſes deiner Pflegemutter in ihrer Einſamkeit erfreulich ſeyn und zu großem Troſte gereichen würde, davon habe ich mich überzeugt.“

„Meine theure Freundin, die Gräfin, iſt eine vortreffliche Dame: dennoch könnte ich mich nicht entſchließen, für immer bei ihr zu bleiben, ſo ſehr ſie es wünſcht. Ich würde wieder in das Leben der großen Welt hineingezogen. Allein in meinem traurigen Wittwenſtande tauge ich nicht mehr in fröhliche Geſellſchaften. Auch das beſtändige aufgeregte und aufregende Geſpräch von den ſchrecklichen Ereigniſſen in Frankreich, vom Kriege und blutigen Schlachten, kann ich nicht mehr anhören. Hier aber, liebe Luiſe, in dieſem abgeſchiedenen Thale, wo man von all' dieſem nichts vernimmt, können wir ganz allein Gott und uns ſelbſt leben. Ich werde alſo recht bald wieder hier ſeyn.“

Sie nahm nur ein kleines Frühſtück, und eilte — da kein Wagen zu haben war — zu Fuß wieder zurück zu ihrer Freundin und zu deren Kindern. Luiſe und die Förſterin begleiteten ſie bis zu Ende des Waldes, wo man das Städtchen und den Weg, der dahin führte, vor Augen ſah. Sie ſagten ſich auf baldiges Wiederſehen Lebewohl.

3.

Luiſe ging, von der Förſterin begleitet, an dem Abende, an dem ihre Mutter zurückzukommen verſprochen hatte, ihr entgegen. Da begegnete ihnen ein Bote mit einem Briefe, nebſt einem ziemlich großen, in Wachstuch wohlverwahrten Packe an Luiſe. Der Poſtmeiſter hatte einen eigenen Boten damit abgeſchickt. Die Mutter ſchrieb: Sie ſey mit der Gräfin und deren Kindern zwar glücklich in dem gräflichen Palaſte angekommen. Allein zwei Kinder, die ſich ſchon auf der Reiſe übel befunden, ſeyen ſogleich bei der Ankunft gefährlich krank geworden. Sie könne ihre Freundin jetzt unmöglich verlaſſen. Sie ſchickte Luiſen einſtweilen die ihr nöthigen Kleider, feines Leinenzeug und einige Bücher. Luiſen hatte der Verluſt ihrer Bücher, um die ſie bei der Plünderung gekommen war, weit mehr geſchmerzt, als Kleider und Schmuck. Sie hatte auch jetzt eine größere Freude über die Bücher, als über alles Andere, was die Mutter ihr geſchickt hatte, ſo ſehr ſie auch dieſes freute.

Luiſe ſtand immer ſehr früh auf und entrichtete, ehe ſie ihr Frühſtück nahm und eine Arbeit anfing, ihr Morgengebet. Sogleich am folgenden Tage, da die Sonne unvergleichlich ſchön und prachtvoll aufgegangen, der Himmel ſchön helle und blau war und liebliche Lüftchen wehten, begab Luiſe ſich mit einem Buche in der Hand in die Gartenlaube, um eine Morgenbetrachtung und einige andere Gebete zu leſen. Eben, als ſie faſt nach einer Stunde das Buch zumachte, kam ein artiges, wohlgekleidetes Landmädchen, ein Töchterchen des Schullehrers zu Eſchenthal, dem nächſten Pfarrdorfe, mit einem Körbchen voll Himbeeren herbei. Das Mädchen war ſchon vor einer Viertelſtunde gekommen, hatte aber Luiſen nicht ſtören wollen; jetzt erſt grüßte ſie dieſelbe freundlich und ſagte: Der Herr Pfarrer laſſe um Himbeerſaft bitten; ein verwundeter franzöſiſcher Offizier liege im Pfarrhauſe krank darnieder und verlange nach ſolchem Safte, den er an Waſſer gießen wolle, um mit dieſem kühlenden Getränke ſeinen Durſt, den ihm das Wundfieber verurſache, zu ſtillen. „Da ich wußte," ſagte das Mädchen weiter, „daß ich an einer Stelle des Waldes vorbeikommen werde, wo es ſehr viele, beſonders ſchöne Beeren gibt, ſo habe ich ein Körbchen mit mir genommen, und dieſe hier für Sie gepflückt."

Luiſe ſprach: Gegenwärtig habe ſie keinen Himbeerſaft vorräthig, wolle aber ſogleich einen bereiten. Da es morgen Sonntag ſey, und ſie ohnedies nach Eſchenthal in die Kirche gehe, ſo wolle ſie dann dem Herrn Pfarrer den Saft mitbringen.

Als Luiſe ſich dem Dorfe nahte, läutete man in den Gottesdienſt. Sie ging alſo in die Kirche. Der Pfarrer hielt während der Meſſe nach dem Evangelium am Altare eine kurze, ſehr einfache, dem Landvolke verſtändliche und rührende Anrede. Nach der heiligen Meſſe betete Luiſe noch eine Weile für ihren ſeligen Vater, bat Gott, Er wolle ihre Mutter bald und glücklich zurückführen, und ging dann in den Pfarrhof, um dem Herrn Pfarrer das gläſerne Fläſchchen voll Himbeerſaft zu überreichen. Er ſaß eben beim Frühſtücke, bot ihr einen Seſſel, holte noch eine feine Porzellantaſſe, und ſchenkte ihr Kaffee ein.

Luiſe äußerte gegen den Herrn Pfarrer den Wunſch, den kranken Offizier zu ſehen, indem ſie von ihm vielleicht einige Nachrichten aus ihrem Vaterlande erfahren könne. Auch dachte ſie, da ſie ſo gut franzöſiſch als deutſch ſprach, dem franzöſiſchen Herrn als Dollmetſcherin einige Dienſte leiſten zu können. Der Pfarrer führte ſie zu ihm und ſprach: „Da bringt das Fräulein, von dem ich Ihnen geſagt habe, den Himbeerſaft.“

Der Offizier lag in einem violetblauen Schlafrocke, den ihm der Pfarrer geliehen hatte, auf dem Kanapee. Den rechten Arm trug er in einer Schlinge, auch ſonſt noch war er ſtark verwundet.

Sein Angeſicht war ſehr bleich und ſein ſchwarzer Backenbart ſehr dicht. Er blickte ſie mit großen Augen ſtarr an, fuhr heftig auf und rief: „Luiſe! Du, du biſt es! Wie kommſt du hieher?“ Luiſe bebte erſchrocken zurück. Sie meinte, der Mann rede in der Fieberhitze. Er ſagte aber nun ganz ruhig und mit herzlicher Rührung: „Liebe Luiſe! in Wahrheit, ich bin dein Vater, und du biſt meine Tochter. Was macht die Mutter? Lebt ſie noch?“ Luiſe zweifelte noch immer, denn ſein Angeſicht war von Kriegsbeſchwerden und von Krankheit ſehr verändert. Er erinnerte ſie aber an ſo viele kleine Umſtände aus der Geſchichte ihrer Jugend, daß alle ihre Zweifel verſchwanden. Sie brach in einen Strom von Thränen aus, kniete nieder und rief: „O Gott! wie danke ich Dir, daß ich den Vater, den ich für todt gehalten, wieder lebend finde!“ Sie umfaßte ſeine Kniee und ſagte: „Aber wie muß ich dich wiederfinden?“

Er ſprach: „Mein Zuſtand iſt nicht ſo gefährlich, als er ſcheint. Ich hoffe von meinen Wunden bald wieder hergeſtellt zu ſeyn. Aber vor Allem beantworte meine Frage und ſage, was du von der Mutter weißt. Wo iſt ſie, wenn ſie noch lebt? Wie iſt es ihr bisher ergangen, und wie geht es ihr jetzt?“

Luiſe ſagte: „Sie lebt und iſt wohl und geſund. Freilich iſt ſie weit entfernt von hier. Es geht ihr aber ſehr gut, und ſie wird bald hieher kommen.“

„Erzähle mir Alles von ihr, was du weißt,“ ſprach der Vater; „komm', ſetze dich neben mir hier auf das Kanapee und erzähle.“

Luiſe ſetzte ſich und erzählte ſehr ausführlich. Der Vater hörte mit großer Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu. Er hatte ſich öfter die Augen gewiſcht. „Nun Gottlob!“ ſagte er am Ende der Erzählung, „ſo viel böſe Menſchen es in der Welt gibt, ſo gibt es doch ſehr viele gute, die Gott fürchten und ihre Mitmenſchen lieben. Aus der ganzen Geſchichte erhellet, wie Gott für Diejenigen ſorgt, die auf Ihn vertrauen; und wie wunderbar Er ſie aus allen Gefahren zu erretten weiß.“

„Doch, lieber Vater!“ ſagte Luiſe, „erzähle auch du, wie du aus dem Gefängniſſe und vom Blutgerüſte errettet wurdeſt?“

„Das will ich mit innigem Danke gegen Gott!“ ſprach der Vater. „Höre alſo meine Geſchichte.“

Der Pfarrer, der die Erzählung ſchon gehört hatte, entfernte ſich, um einen Kranken zu beſuchen.

Der Vater erzählte: „Nachdem ich und die Mutter von unſerm Schloſſe fortgeführt werden, hat man mich in das allgemeine Gefängniß für Staatsverbrecher geworfen. Ach, wie viele würdige, edle, treffliche, auch einige mir wohlbekannte Männer traf ich da, die faſt alle ſo unſchuldig waren, wie ich. Faſt an jedem Tage wurde einer oder der andere abgeholt und vor Gericht geführt. Nun kam die Reihe an mich. Ein Gerichtsnotar las meinen Namen. Ich nahm von meinen Freunden unter den Gefangenen Abſchied. Zwei Soldaten begleiteten mich vor Gericht. Die drei Richter ſaßen an einem langen, ſchmalen, mit blutrothem Tuche bedeckten Tiſche. Die zwölf Geſchwornen zu beiden Seiten auf Bänken. Ich trat, mit dem Hute in der Hand, vor meine Richter. Der Oberrichter, der Präſident, ſchaute eben in die Akten, die vor ihm lagen, ſprach, indem er aufblickte, mit ernſter Stimme: „Bedecke dich, Bürger, und ſetze dich!“

„Er ſah mich genauer an, als wollte er ſeinen Augen nicht trauen, bot mir die Hand über den Tiſch herüber und rief: „Freund! Du, der Retter meines Lebens, wirſt auf den Tod angeklagt? O, ihr alle, die ihr hier ſitzet, hört es! Dieſer, mein Freund, iſt einer der edelſten Männer in Frankreich; es gibt keinen beſſern. Die Klage gegen ihn kann, wie ich zum Voraus ſehe, nicht gegründet ſeyn; ſie kann nur von einem Böſewicht herrühren.“

„Ich will euch,“ ſprach der Präſident weiter, „nur eine ſeiner edlen Thaten erzählen, die unſere Freundſchaft gründete. Ich wanderte auf einer Fußreiſe ruhig meine Wege hin. Zwei bewaffnete Raubmörder, die vermuthlich wußten, daß ich einige Rollen anvertrautes Gold bei mir trage, griffen mich an. Ich war auch bewaffnet, ſetzte mich zur Wehre und verwundete einen. Darüber höchſt aufgebracht, drangen ſie beide wüthend auf mich ein. Mein Freund hier, der mich aber damals noch nicht kannte, kam zu Pferd auf der Straße eben des Weges, ſah von fern den ungleichen Kampf, ſprengte augenblicklich herbei und ſprang vom Pferde. Ich war bereits, beſonders am rechten Arme, ſchwer verwundet und unfähig, mich zu vertheidigen. Sie ſchwangen ſchon die Säbel, mich niederzuhauen. Er warf ſich dazwiſchen, mich zu beſchützen. Die Kerle fochten nicht ſchlecht. Es entſtand ein heftiges Gefecht. Zwei gegen Einen! Er aber verſetzte einem der Räuber einen ſolchen tüchtigen Hieb, daß er zu Boden ſtürzte; der andere flüchtete ſich in ein nahes Gebüſch.“

„Wenn mein Erretter nicht gekommen wäre, ſo hätten ſie mich in Stücke gehauen. Er hob mich auf ſein Pferd, führte es am Zügel, brachte mich in einen Gaſthof des nächſten Fleckens, ließ eilends den Wundarzt rufen und wachte bei mir die ganze Nacht. Er beſuchte mich faſt alle Tage, bis ich ganz hergeſtellt war. Iſt das nicht brav? Er iſt nicht nur ein tapferer Mann, ſondern auch ein wahrer Menſchenfreund.“

„So erzählte und ſagte der Präſident. Er ſprach noch weiter zu ſeinen Kollegen und den Geſchwornen: „Ich denke, wir könnten ihn für jetzt frei laſſen. Ich hafte mit meinem Kopfe dafür, wenn wir ihn wieder vorfordern ſollten, ſo wird er gewiß ſich freiwillig ſtellen. Ueber ſeinen Ankläger werde ich noch nähere Erkundigungen vornehmen; dieſer wird nicht ſo gut wegkommen, denke ich. Wenn Sie alle mit mir einverſtanden ſind, ſo hebe ich hiermit die Sitzung auf“ — und Alle gaben ihm Recht.“

„Er führte mich am Arme aus dem Gerichtshauſe, lud mich zum Mittagsmahle ein, bat mich, — da ich doch keine eigene Wohnung mehr habe und meines ganzen Vermögens beraubt ſey — bei ihm, wenn ich wolle, auf immer zu wohnen. Ich blieb alſo.“

„Nach einigen Tagen kam er zu mir auf mein Zimmer und ſagte: „Ihr Ankläger iſt ein ausgemachter Schurke. Er wollte zugleich Ihr Mörder und Ihr Erbe ſeyn. Er hat Ihr Schloß und Ihre Güter gekauft, aber noch nicht bezahlt. Er ließ die Kaufſumme als Hypothek darauf ſtehen, und gedenkt, ſie unbezahlt darauf ſtehen zu laſſen. Noch viele ſchlechte Streiche von ihm habe ich in ſichere Erfahrung gebracht. Er wird ſeiner Strafe nicht entgehen, Sie aber werden, wie ich ſicher hoffe, Ihre Güter wieder zurück bekommen.“

„Allein was ſoll ich einſtweilen anfangen?“ ſagte ich. „Sie müſſen immer Ihren Geſchäften nachgehen, mit denen Sie überladen ſind, indeß ich müßig und allein hier ſitze. Das Leben iſt langweilig, ja eine Laſt, wenn man keinen beſtimmten Beruf, keine tägliche Beſchäftigung hat.“

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen," ſagte er. „Sie waren in jüngern Jahren Offizier und haben einige Feldzüge rühmlich mitgemacht. Nehmen Sie wieder Dienſte. Sie würden auch den Kummer über das unerklärbare Verſchwinden Ihrer Gemahlin und Tochter leichter vergeſſen." Ich meldete mich um eine Offiziersſtelle und wurde in Rückſicht auf meine früher geleiſteten Dienſte Kapitän."

„Von Kriegsbegebenheiten, an denen ich theilnahm, erzähle ich nichts. Man muß zu dieſer Zeit täglich nur zu viel davon hören. Ich erwähne nur des letzten Feldzuges, der für die Armee ruhmvoll ausfiel, für mich aber ſehr unglücklich. Ich hatte mit etwa zwanzig Mann die Stellung des Feindes auszukundſchaften. Wir ſtießen ganz unerwartet auf eine weit überlegene feindliche Macht, die aus dem Walde hervorbrach und uns mit Flintenſchüſſen begrüßte. Wir nahmen, weil wir keine andere Wahl hatten, eilig die Flucht. Ich aber blieb verwundet auf der Erde liegen. Zwei Kugeln hatten mich getroffen. Als das kurze Gefecht, gleich einer ſchnell vorüberziehenden Gewitterwolke, ſich entfernt hatte, ſammelten ſich einige Hirten und Bauern um mich. Obwohl ſie an meiner Uniform mich als ihren Feind erkannten, hatten ſie dennoch großes Mitleid mit mir. Sie wußten aber nicht, wie ſie mir helfen oder mich weiter bringen könnten. Sie getrauten ſich nicht, mich, da ich ſchwer verwundet war und ſtark blutete, von der Erde aufzuheben, aus Furcht, mir wehe zu thun. Ich würde auch in ihren armen Hütten eine ſchlechte Verpflegung gefunden haben.“

Indem der Kapitän dieſes ſagte, kam der Pfarrer von ſeinem Krankenbeſuche zurück und trat in das Zimmer.

„Sie kommen eben recht,“ ſagte der Kapitän. „Ich will eben jetzt von dem barmherzigen Samaritan erzählen, den Sie an mir gemacht haben. Doch, ſagen Sie, wie Sie damals ſich in jener Gegend befinden konnten, die wohl über zwei Meilen weit von hier entfernt iſt. Ich weiß nicht, wie das kam, und es fällt mir erſt jetzt ein, Sie darüber zu fragen. Gott hat Sie mir gerade im rechten Augenblicke zu Hülfe geſchickt.“

„Ich bin,“ ſagte der Pfarrer, „wie Sie wiſſen, ein Freund der Botanik, der Pflanzenkunde. Ich habe mich dorthin begeben, um einige ſeltene Pflanzen, die dort im Walde wachſen, aufzuſuchen. Da hörte ich auf einmal heftig ſchießen. Ich erſchrack; erſt, als es wieder ſtille war und ich keinen Schuß mehr vernahm, wagte ich aus dem Walde hervorzukommen und weiter zu gehen; da erblickte ich die jammernden Bauern und Hirten, die Sie umgaben. Ich bin ehemals Feldprediger und oft dabei geweſen, wenn man Wunden verband, habe wohl auch ſelbſt mitgeholfen. Ich beeilte mich, mit meinem

Taſchentuche und meiner Halsbinde Sie zu verbinden, um vorerſt das Blut zu ſtillen. Ich erſuchte die Bauern — da keine Kutſche zu haben war — ein Wägelein zu beſtellen, und ich brachte Sie hieher. Das Uebrige wiſſen Sie, auch geziemt es mir nicht, davon zu reden.“

Luiſens Vater ſprach: „Sie, lieber Herr Pfarrer! haben mir unbeſchreibliche Liebe und unendlich viel Gutes erwieſen. In meinem ganzen Leben werde ich Ihnen nicht genug dafür danken können.“

Luiſe dankte mit Augen voll Thränen dem Pfarrer, küßte dem ehrwürdigen Geiſtlichen die Hand und bat ihn, hier bleiben und ihrem Vater abwarten zu dürfen. Er erlaubte es recht gerne und mit Freuden.

4.

Luiſe beeilte ſich nun, der Förſterin zu berichten, der Vater ſey wieder gefunden und ſagte ihr, ſie werde von nun an auf einige Zeit in dem Pfarrhofe bleiben. Sie ſchrieb unverzüglich an ihre Mutter und verkündete ihr die große Freudennachricht: „Der Vater lebt noch!“ Damit die Mutter von dieſer unerwarteten Freude nicht zu ſehr überraſcht und erſchüttert werde, adreſſirte ſie dieſen Brief an die Gräfin, mit der Bitte, die Nachricht der Mutter auf gute Art beizubringen. Sie fügte noch bei, der Vater würde anſtatt dieſes Briefes ſelbſt gekommen ſeyn, wenn ſeine Wunden, die übrigens nicht mehr die geringſte Beſorgniß erregten und beinahe ganz geheilt ſeyen, es ihm geſtattet hätten.

Nach einigen Tagen ſaß Luiſe neben dem Vater auf dem Kanapee und las ihm vor. Da trat, von der Förſterin begleitet, Luiſens Mutter in das Zimmer. Die Freude des Vaters und der Mutter nach ſo langer trauriger Trennung läßt ſich nicht beſchreiben. Ebenſo unbeſchreiblich freute ſich Luiſe über die Freude ihrer Aeltern. Alle drei dankten Gott.

„Ja," ſagte der Pfarrer, „Sie haben wohl Urſache, Gott zu danken! Das ſind wunderbare und augenſcheinliche Fügungen Gottes! Die Tochter findet ihren Vater wieder, von dem ſie glaubte, man habe ihn enthauptet. Der Vater ſieht ſeine Tochter wieder, von der er nichts mehr wußte und ſie für verloren hielt. Gott führt die Mutter, die wie von der Welt verſchwunden war, und von der man auch glaubte, ſie ſey geſtorben, dem Vater wieder lebend zu, und auch ſie hat die Freude, ihren Gemahl, den ſie als todt beweinte, am Leben zu ſehen! Böſe Menſchen haben Vater, Mutter und Tochter von einander getrennt: aber der liebe, gute Gott wußte ſie wieder zu vereinigen. Wahrlich, da iſt Gottes Finger! Morgen werde ich, Gott zum Danke, das heiligſte Opfer am Altare darbringen" — und Vater, Mutter und Luiſe verſicherten, voll Dank und Anbetung werden ſie dabei zugegen ſeyn.

Nach einem Paar Tagen hielten Luiſens Aeltern Rath, was ſie nun anfangen ſollten. Die Mutter ſagte: „Der edle Herr Pfarrer hat dir, lieber Vater, eine ganz ungemeine, außerordentliche Güte erwieſen. Er hat dich lange Zeit verpflegt. Er hat den Wundarzt bezahlt, obgleich er nicht daran denken konnte, du werdeſt es ihm je erſetzen können. Luiſe lebte auch ſchon einige Tage auf ſeine Koſten. Nun komme ich noch dazu. Drei Perſonen ſind einmal zu viel für ſein kleines Haus und für ſein eben nicht großes Einkommen. Höre aber, wie ich denke, daß da zu helfen ſey. Wir ziehen in das Förſterhaus. Die Förſterin wohnt bloß im untern Stocke. Oben ſind zwei ordentliche Zimmer und eine Kammer; die ſtanden immer leer und wurden faſt gar nicht benützt. Da iſt Raum genug für uns. Wir wohnen bei ihr in der Miethe; ja, ſie wird gleichſam ein Mitglied unſerer Familie; ich habe ihr davon geſagt, und ſie war darüber hocherfreut.“

„Das wäre wohl gut,“ ſprach der Vater, „aber wovon wollen wir leben?“

„Da ſey außer Sorgen,“ ſagte die Mutter. „Ich habe meine goldene Halskette und meine brillantenen Ohrenringe verkauft. Von dem Erlöſe können wir, bei allerdings erforderlicher Sparſamkeit, ein, vielleicht zwei Jahre leben. Meine Perlen und der große Diamant in meinem Ringe, den ich nur bei großen Feierlichkeiten am Finger trug, ſind noch ohne Vergleich mehr werth. Es iſt alſo für mehrere Jahre geſorgt.“

„Ja,“ ſprach der Vater, „ſo wird es gehen. Du biſt doch eine verſtändige, liebe Frau.“

Eben jetzt kam der Pfarrer herein, ſeinen Gäſten einen guten Morgen zu wünſchen. Sie ſagten ihm, was ſie vorhatten. Er fand das Vorhaben ſehr vernünftig. „Nur Eines,“ ſprach er, „muß ich mir ausbitten. Sie werden doch alle Sonntage hieher in den Gottesdienſt kommen. Da müſſen Sie allemal bei mir zu Mittag ſpeiſen.“ Sie verſprachen, von ſeiner Güte Gebrauch zu machen.

Die edle Familie lebte in dem einſamen Förſterhauſe einige Jahre ſehr zufrieden und vergnügt. Da kamen von dem Präſidenten folgende Zeilen: „Liebſter Freund! Freuen Sie ſich! Die heftigſten Stürme haben ſich gelegt. Gott Lob! daß Sie, wie Sie mir ſchrieben, von Ihren Wunden wieder hergeſtellt ſind, zwar keine Kriegsdienſte mehr leiſten, aber ohne Beſchwerde reiſen können. Kehren Sie alſo unverzüglich zurück in unſer liebes Vaterland, nach Frankreich und in das ſchöne Elſaß. Ihr Ankläger und Feind hat, was nur bei der damaligen Verwirrung möglich war, Ihr Schloß und Ihre Güter bloß zum Scheine gekauft, aber noch keinen

Heller daran bezahlt. Der Kauf iſt alſo null und nichtig. Doch davon mündlich mehr. Ich werde Ihnen entgegen reiſen bis Straßburg.“

Der Kapitän eilte mit dieſem Briefe zum Pfarrer. Dieſer ſprach: „Ich wünſche Ihnen Glück; für mich aber iſt es ein Unglück. Ich werde des Umgangs mit meinem geliebteſten Freunde nicht mehr genießen können. Doch, ich bin es gewöhnt, Glück und Unglück freudig und getroſt von Gott anzunehmen. Und ſo werde ich denn Ihnen, Ihrer Frau und Fräulein Tochter ein kleines Abſchiedsmahl in meinem Hauſe bereiten. Auch die Förſterin darf dabei nicht fehlen.“

Dieſe Mahlzeit war ſehr heiter, doch nicht ohne ernſte Augenblicke. Zum Nachtiſche wurden in einem zierlichen Körbchen von Porzellain Himbeeren aufgetragen, die viel ſchöner und größer waren, als die man im Walde pflückt.

Alle Gäſte bewunderten ſie. Der Pfarrer ſprach: „Ich habe Himbeerſträuche, weil ich ſie ſeit einer Zeit ſehr lieb gewonnen, in meinen Garten verſetzt. Unter meiner Pflege trugen ſie ſo ſchöne Früchte.“

„Aber auch die Himbeerſträuche, die, von Gottes Hand gepflanzt, ohne Menſchenpflege im Walde wachſen, ſind wunderbare Werke Gottes. Wenn wir eine einzelne Himbeere betrachten, ſo erkennen wir daran Gottes Weisheit und Allmacht. Jede Himbeere beſteht aus mehreren rothen, ſaftvollen

Beerchen, die wie Perlein aneinander gereiht ſind: jede iſt ein Träubchen, deſſen Beerchen zuſammengewachſen ſind. Jedes dieſer Beerchen enthält ein flaches, rundliches Samenkörnchen. Aus jedem Samenkörnlein entſteht, wenn es in die Erde geſäet wird, ein Himbeerſtrauch mit dunkelgrünen, unten weißlichen Blättern, der Hunderte, ja Tauſende von Himbeeren trägt. Kein menſchlicher Verſtand kann ergründen, wie aus einem ſolchen Samenkörnlein ein Himbeerſtrauch erwachſen kann, wie das Körnlein eingerichtet iſt, daß die Beeren, die der Strauch trägt, die ſchöne rothe Farbe, den ſanften Geruch, den lieblichſüßen, mildſäuerlichen Geſchmack bekommen. Wer da nicht Wunder und Geheimniſſe ſähe, deſſen Geiſtesaugen müßten ſehr getrübt ſeyn. Wer muß in einer ſolchen Beere nicht den höchſten, über alle Menſchenweisheit unendlich erhabenen Verſtand des Schöpfers anbetend bewundern?“

„Wie die Himbeeren uns Gottes Weisheit und Allmacht zu erkennen geben, ſo ſind ſie uns auch erfreuliche und wohlthätige Beweiſe der Güte Gottes.“

„Nicht nur dienen die Himbeeren zu allerlei ſüßen Speiſen und heilſamen kühlenden Getränken, und erhöhen ſogar den Werth des Eſſigs. Sie bringen noch größern Nutzen. Wie mancher Wanderer hat, ſo wie ich beim Pflanzenſuchen, ſich an den Himbeeren ſchon gelabt und ſeinen Durſt gelöſcht! Den Hunger zu ſtillen, ſind ſie freilich nicht hinreichend, und dennoch ernähren ſie viele dürftige, arme Kinder oder arme, alte Leute, die noch nicht oder nicht mehr arbeiten können. Sie verdienen, wenn ſie ſich die leichte Mühe geben, Himbeeren zu pflücken, Monate hindurch ihr tägliches Brod.“

Luiſe ſagte: „Sie haben vollkommen recht, theuerſter Herr Pfarrer! Ich aber ſehe die lieblichen Beeren immer mit zweifacher Freude — einmal, weil der gütige Gott ſie geſchaffen, und dann, weil Er mir und meinen Aeltern durch ſie ganz beſondere Wohlthaten erwieſen hat.“

„Ja,“ ſprach der Pfarrer, „der große, allmächtige Gott, der unſere Haare zählt, iſt groß auch im Kleinſten. Durch geringe Mittel bringt Er die wichtigſten Begebenheiten zu Stande. Durch Himbeeren hat Er — wer hätte es denken können! — Sie und Ihre lieben Aeltern aus großen Leiden wunderbar erlöst!“

„Warum aber der gütige Gott ſolche Leiden über gute Menſchen kommen läßt, das iſt eine andere Frage. Er thut es, damit ſie noch beſſer werden. Die Leiden kommen von Gott und führen zu Gott. Im Letzten, in Noth, Angſt und Trübſal nehmen wir unſere Zuflucht zu Gott und ſuchen Troſt und Hülfe, die wir ſonſt nirgends finden können, bei Ihm. Wir erheben unſer Gemüth zu Ihm. Wir nahen uns Ihm im Gebete, und je näher wir Ihm im Geiſte ſind, deſto beſſer ſind wir.

Aengſten und Sorgen treiben zum Gebete, und das Gebet vertreibt Angſt und Sorgen. Das Gebet bringt uns zuerſt Troſt und zuletzt Hülfe. Gott läßt es nicht unerhört. Das hat Luiſe erfahren, als ſie dort im Walde einſam und verlaſſen betete: ebenſo Luiſens Mutter, als ſie ſich im Gefängniſſe auf die Kniee und Gott in die Arme geworfen. Dieß erfuhr der Vater, als er von allen ſeinen Streitgenoſſen verlaſſen, blutend auf der Erde lag und um Hülfe und Errettung zu Gott flehte. Sie alle Drei ſehen nun ein, daß dieſe Leiden Ihnen heilſam waren. Sie danken Gott, daß Er Sie errettet. Er hat an Ihnen ſein Wort erfüllt: Rufe mich an in der Noth, und ich werde dich erretten und du wirſt meinen Namen preiſen.“

„Ueber dieſe Ihre Familiengeſchichte, über die ich öfter nachgedacht habe, muß ich Ihnen doch meine weitern Gedanken mittheilen.“

„Wenn Sie alle gegen Ihre Dienerſchaft und gegen Ihre Unterthanen keine ſo gute, liebreiche Herrſchaft geweſen wären, ſo hätten dieſe Ihnen auch keine ſolche Treue und Anhänglichkeit bewieſen. So aber hat jener alte treue Kammerdiener Fräulein Luiſe über die Gränze gerettet und ihr, was mich ſehr rührt, ſein ganzes Geldbeutelchen ſammt Allem, was darin war, mit auf die Reiſe gegeben. Die gute Kammerjungfer Klara hat die gnädige Frau aus dem Gefängniſſe befreit. Andere Herrſchaften, die gegen ihre Untergebenen hart und grauſam geweſen, haben, als in Frankreich das Blatt ſich gewendet hatte, unter veränderten Umſtänden ihre Hartherzigkeit hart büßen müſſen.“

„Der gnädige Herr hat ſich auch gegen ganz Fremde höchſt gnädig und großmüthig bezeigt. Er hat den Präſidenten, der damals noch kein ſo bedeutender Mann geweſen, von einem blutigen Tode errettet und ſich an ihm einen wahren Freund und mächtigen Beſchützer erworben. Ja, der barmherzige Gott hat, als der Herr Kapitän von feindlichen Kugeln verwundet und blutend auf der Straße lag, wunderbar mich ihm zur Hülfe herbeigeführt. Gott ſteht zu ſeinem Worte: „Seyd barmherzig, und Ihr werdet Barmherzigkeit finden.“

„Auch das kleinſte Gute, das wir Andern erwieſen, läßt der gute Gott nicht unbelohnt. Fräulein Luiſe hat ihrer Wohlthäterin, ja zweiten Mutter, ſich dankbar zu bezeigen, die Kunſt gelehrt, die Himbeeren vortheilhaft zu benützen, und dies war ihr die Veranlaſſung, Mutter und Vater wieder zu finden.“

„Ebenſo gereichte es der guten trefflichen Förſterin zum Segen, daß ſie Fräulein Luiſe liebreich in ihr Haus aufgenommen hat: ſie ſelbſt wurde dadurch in viel beſſere Umſtände verſetzt, und von der edlen Familie nicht bloß als Dienerin, ſondern als Freundin behandelt. Ja, Gott wird der Frau

Förſterin ihre Gutherzigkeit, wie ich denke und ich ihr beweiſen werde, noch zu fernerem Segen gereichen laſſen.“

3.

Am folgenden Morgen, als Vater, Mutter und Tochter vor ihrer Abreiſe noch ein kleines Frühſtück genommen hatten und eben vom Tiſche aufſtanden, kam der Pfarrer in die Förſterwohnung, um ihnen noch einmal Lebewohl zu ſagen. Alle Drei baten ihn um ſeinen Segen, den er ihnen dann auch aus ſeinem frommen Herzen mit großer Andacht und Rührung ertheilte.

Der Pfarrer begleitete ſie zum Reiſewagen, der ſchon geſtern auf der Poſt beſtellt worden und jetzt wohlgepackt vor der Hausthüre hielt.

Die Förſterin half Luiſen und deren Mutter einſteigen. Sie weinte heiße Thränen. Es war ihr höchſt ſchmerzlich, daß ſie, nachdem ſie in der Geſellſchaft ſo vortrefflicher Hausgenoſſen die ſeligſten Tage ihres Lebens zugebracht hatte, nun wieder in ihrem einſamen Hauſe allein zurückbleiben mußte. Der Pfarrer tröſtete ſie. Er ſagte, daß ſeine Schweſter, die ihm bisher die Haushaltung geführt, ſich eheſtens verehelichen werde, und bereits verlobt ſey, und daß er dann die Frau Förſterin zur Haushälterin nehmen werde. Das war der guten Frau ein großer Troſt. Sie ſagte, daß ſie dieſe Stelle mit Freude annehme und ſo viel in ihren Kräften ſtehe, auf's Beſte verſehen werde.

Als die kleine Reiſegeſellſchaft vor dem Poſthauſe zu Straßburg ankam, trat der edle Präſident an den Reiſewagen, begrüßte ſie auf das Freundlichſte, half den Damen ausſteigen, umarmte ſeinen Freund, und führte ihn, Gemahlin und Tochter in das beſtellte Zimmer. Nachdem er mit ſeinem Freunde über das Nöthigſte, das er ihm zu ſagen hatte, geredet, ſprach er: „Ich werde Sie, gnädige Frau, Fräulein Tochter und meinen Freund in Ihr Schloß begleiten.“

„Ach,“ ſagte die Frau, „da werden wir Sie ſchlecht bewirthen können: das ganze Schloß iſt ja ausgeplündert.“ „Seyen Sie unbeſorgt,“ ſprach der Präſident, „das Schloß könnte gar nicht prächtiger eingerichtet ſeyn. Klau, der es widerrechtlich und räuberiſcher Weiſe an ſich geriſſen und es als ſein Eigenthum betrachtet, hat Nichts geſpart, es mit Allem, was zur Bequemlichkeit und Zierde dient, zu verſehen, ja, mit verſchwenderiſcher Pracht auszuſtatten. Dieſe ganze Einrichtung gehört nun Ihnen, zur Entſchädigung für den großen Nutzen, den Klau bisher aus Ihren anſehnlichen Gütern bezogen hat.“

Unſere Reiſenden waren noch über eine Meile weit vom Schloſſe entfernt — da ſahen ſie auf der Straße eine Schaar Reiter kommen. Es waren die Männer und rüſtigſten Jünglinge, die ihre Gutsherrſchaft begrüßen wollten. Alle waren feſtlich gekleidet: auch ihre Pferde waren die auserleſenſten und zierlich ausgeſchmückt. Alle, alte und junge Männer ſchwangen die Hüte und Mützen; alle riefen: „O liebſter, gnädiger Herr! O beſte, gnädige Frau! O theuerſtes Fräulein! Wie freuen wir uns, wie danken wir Gott, Sie wieder zu ſehen!“ Sie hatten auch wohl Urſache, Gott zu danken.

Wie bei dem Hinwegführen der geliebten Herrſchaft ſchmerzvolle Thränen vergoſſen wurden, ſo floſſen bei ihrem Wiederkehren unzählige Freudenthränen. Ueberall war lauter Jubel. Ihr voriger eingedrungener Herr war ihnen ein höchſt ungnädiger Herr geweſen. Obwohl er ganz von ihnen lebte, ſo ließ er ihnen, auch bei Unglücksfällen, von den Abgaben nicht das Geringſte nach. Nie war er darauf bedacht, ihnen eine Wohlthat zu erweiſen. Den armen Arbeitern brach er an dem hart verdienten Lohne immer einige Kreuzer ab, bezahlte ſie erſt nach langer Zeit oder gar nicht. Aber wie viel anders hatte ſich ihre alte, rechtmäßige Herrſchaft bezeigt! Der Baron war ihnen ein liebevoller Vater geweſen — höchſt wohlthätig, immer nur auf ihr Beſtes bedacht. Er machte viele, ihnen ſehr nützliche Anordnungen. Die gnädige Frau war ihnen eine wahre Mutter. Sie unterſtützte alle Dürftige, nahm ſich kranker Mütter an, beſuchte ſie und verſchaffte ihnen alles Nothwendige. Beſonders war ſie auch eine Kinderfreundin. Deßwegen hatten auch alle Einwohner der Gutsherrſchaft die kindlichſte Ehrfurcht und Liebe gegen ſie. Sie liebten ſie ſo ſehr, als ihnen der hartherzige Gutsbeſitzer verhaßt war.

Der Baron, der ſich als Kapitän eine neue Gala-Uniform angeſchafft hatte, und ſein Freund in Staatskleidung ſetzten ſich nun auch zu Pferde, und ſämmtliche Reiter fühlten ſich geehrt, daß ihr gnädiger Herr und ſein Begleiter in ihrer Mitte ritten.

Vom Eingange des Dorfes bis zur Anhöhe, auf der ſich das Schloß erhob, waren drei Ehrenpforten aus grünen, laubreichen Baumzweigen errichtet. Auf der erſten Ehrenpforte las man die Aufſchrift: „Gott grüße Sie!“ Auf der zweiten: „Gott ſegne Sie!“ Auf der dritten: „Gott ſey Lob und Dank!“

Zwiſchen der erſten und zweiten Ehrenpforte ſah man zu beiden Seiten des Weges die Schulkinder in ihren Sonntagskleidern aufgeſtellt, und ſie ſangen ein Liedchen. Zwiſchen der zweiten und dritten Pforte ſtanden rechts die heranblühenden Junglinge feſtlich gekleidet, und links die weißgekleideten Jungfrauen. Jünglinge und Jungfrauen ſangen theils mit einzelnen Stimmen, theils alle zuſammen ein Bewillkommnungslied.

Der gnädige Herr und deſſen Freund ſtiegen von den Pferden und die gnädige Frau und Fräulein Luiſe aus der Kutſche, und gingen zwiſchen Kindern und Jugend hindurch langſam zu Fuß, um ihnen näher zu ſeyn und ſie deſto leichter grüßen zu können.

Vorn an der Reihe der Jungfrauen ſtand Klara, die einſt ihre gnädige Frau aus dem Gefängniſſe befreit hatte. Aus der Reihe der Jünglinge trat jetzt der Sohn des Kammerdieners hervor, der Luiſe über die Gränze begleitete, und ſie mit Reiſegeld verſehen hatte, und überreichte dem Gutsherrn eine Lorbeerkrone. Klara übergab deſſen Gemahlin einen Blumenkranz: ein ganz kleines Mädchen, faſt noch Kind, ein Töchterchen des Präſidenten, reichte Luiſen mit emporgeſtrecktem Aermchen einen großen Strauß von Roſen: die Stengel waren mit einem blauen Bande umwunden, auf dem mit goldenen Buchſtaben die Worte geſtickt waren: „Erſt Dornen, dann Roſen.“

Auf dem freien, um etliche Staffeln erhöhten Platze vor dem Portale des Schloſſes ſtanden zwei Offiziere in prächtiger Uniform, ein Oberſt und ein Rittmeiſter, und boten ihrem ehemaligen Streitgenoſſen, der, wie ſie, ehrenvolle Wunden aus dem Felde heimgebracht hatte und nicht mehr dienen konnte, die biedere Rechte; auch mehrere adelige Herren und Frauen hatten ſich verſammelt und begrüßten die Zurückgekommenen.

Jetzt trat der Amtmann, ein anſehnlicher Greis mit ſchneeweißen Haaren und von Alter etwas gebückt, aus der Schloßpforte. Er zählte über achtzig Jahre und diente bereits fünfundzwanzig Jahre. „Nun,“ ſprach er, „da ich die Freude erlebe, meine gnädige Herrſchaft wieder zu ſehen, will ich gern ſterben. Ich wäre Ihnen entgegengeritten; allein ich konnte ſchon längere Zeit nicht mehr ausgehen; nur die Freude belebte mich auf's Neue ſo ſehr, daß ich wenigſtens hieher gehen konnte. Ich werde mich nun auch in die Kirche begeben. Denn ich und alle meine Amtsangehörigen haben es Gott gelobt, ſobald die Herrſchaft wieder hier ankomme, Gott gemeinſchaftlich zu danken.“ Der gnädige Herr ſagte: „Ich, und wie ich denke, alle hier Anweſenden, werden mitgehen!“ Der Amtmann gab mit der Hand ein Zeichen und alle Glocken fingen an zu läuten.

Der Pfarrer, faſt ſo alt als der Amtmann, ſtand unter der Kirchenthüre und begrüßte, Weihwaſſer bietend, die Herrſchaften. Die ganze Kirche war ſchon gedrängt voll Menſchen. Alle freuten ſich, ihren gnädigen Herrn, die gnädige Frau und das Fräulein, wie ehemals, in deren gewöhnlichen Betſtühlen zu ſehen.

Der Pfarrer richtete nur wenige Worte an die Verſammlung. „Viele aus uns hier Verſammelten,“ ſprach er, „Hohe und Niedere, ſind wegen unſerer

Treue und Anhänglichkeit an den König und wegen unſers Glaubens an die chriſtliche Religion verfolgt worden, und haben von böſen Menſchen Vieles leiden müſſen. Allein: Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. Mußte nicht Chriſtus ſelbſt leiden, und ſo in ſeine Herrlichkeit eingehen? Die Leiden dieſer Zeit ſind gar nichts im Vergleiche mit der Herrlichkeit, die künftig an uns offenbar werden wird: denen, die Gott lieben, dient Alles zum Beſten — alſo auch die Leiden. Die Leiden ſind daher wahre Wohlthaten Gottes. Gott läßt ſie nur zu unſerm Beſten über uns kommen. Sie führen uns zur Seligkeit, ſie bahnen uns den Weg zur Herrlichkeit des Himmels, wenn wir ſie anders im Vertrauen auf Gott mit Geduld übertragen. Wir haben alſo wohl Urſache, für alle die Leiden, die wir ſeit einer Zeit her mit Gottes Beiſtand überſtanden haben, Gott zu danken, und das wollen wir jetzt von ganzem Herzen."

Er ſtimmte mit lauter Stimme und inniger Rührung das Te Deum an. Die Orgel ertönte, und alles Volk ſang mit großer Andacht den herrlichen Lobgeſang:

Großer Gott, Dich loben wir!

Um die fremden, vornehmen Gäſte nicht zu lange aufzuhalten, ſang man nur die erſte und letzte Strophe. Zwei Zeilen jeder Strophe wurden mit beſonderer Rührung geſungen:

Ehre, Lob und Dank ſey Dir,
Vater von uns Allen hier!...
Gott, Du unſ're Zuverſicht,
Du verläßt uns ewig nicht!

Aus der Kirche ging man in das Schloß zur Tafel. Der Präſident hatte die ganze Feierlichkeit angeordnet. Der Speiſeſaal war prächtig mit Blumenkränzen ausgeziert. Zu oberſt an der Tafel ſaß Luiſe in Mitte ihrer Aeltern. Oben an der Wand hing über ihnen ein großer Kranz aus grünem Himbeerlaube: die vielen Himbeeren darauf nahmen ſich wie rothe Perlen aus. In dem Kranze waren mit großen goldenen Buchſtaben die Worte zu leſen:

Des großen Schöpfers Ruhm und Ehre
Verkündet jede Frucht und Beere.

* * *

Inhalt.

Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderſchule 1
Paul Arnold 149
Die Himbeeren 187

* * *